Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

Fünfter Jahrgang.

1842.

Leipzig:

Verlag von Otto Wigand.

Inhaltsverzeichniß

der

Deutschen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst.

Jahrgang 1842.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 1. 3. Januar. 1842.

Die Zeit und die Zeitschrift

zur Einleitung.

Wir eröffnen hiemit den fünften Jahrgang. Das Problem also, eine Zeitschrift, wie die Jahrbücher, ohne Unterstützung der Staatsregierung durch ihr eignes Interesse und darum in vollster Unabhängigkeit zu begründen, ist gelöst. Die Thatsache ist unerbittlich. Unsere Gegner haben, vergessend, daß uns auch in unserm eignen Gebiete dennoch eine vormundschaftliche Hand die Feder führt, dies unabhängige Institut gefährlich gefunden, sie haben gefragt: wie sollen wir bestehen, wenn ihr uns kritisirt, dem Gelächter der Welt preisgebt? oder gar, um die Ironie recht deutlich und doch die Gefahr recht augenscheinlich zu machen: welche Religion und welchen Staat wollt ihr nun gründen?

Wir dürfen nach dem Bisherigen wohl ein anderes und besseres Interesse für die Theorie und Kritik, die hier sich geltend machte, in Anspruch nehmen, als jene eroteren Fragen der religiösen und politischen Praxis ausdrücken. Die praktischen Fragen werden praktisch beantwortet werden von einer schon geltenden Bildung und Freiheit, während die Theorie, die wirklich auf der Höhe der Zeit steht, zunächst nur Gehör und Prüfung verlangt, um eine weitere Bildung herbeizuführen.

Das Interesse, welches die Welt an der Theorie nimmt, brauchte also ein solches Geschrei der Praxis nicht zu erwecken — werden doch die Herren, die sich jetzt so viel mit der Gottlosigkeit der Philosophie zu thun machen, längst begraben sein, wenn die Zeit der neuen Theorie, mit andern Worten, der neuen Generation, kommt. — Der Widerstand wie der Sieg, den die Wissenschaft will, ist zunächst ein rein geistiger, sie will durch ihre Wahrheit gelten und nur durch ihre Unwahrheit widerlegt sein. Dies ist nicht nur ihr zufälliges Privilegium, es ist ihre Natur, ihr ist nicht anders beizukommen; und weder durch das Gewissen des Religiosen, noch durch das Gesetz des Politikers, sondern nur durch Vernunft und Verstand läßt sich eine neue Philosophie zurückweisen. Ein Gewissen, und wäre es das Gewissen des Papstes oder des guten Professors Neander, ein Gesetz, und wäre es die lex regia selber, welches die Vernunft und ihre Theorie nicht aushält, welches Copernicus und Galilei, Spinoza und Hegel nicht widerlegen kann, ist zu reformiren, nicht umgekehrt die Theorie dem Gewissen und dem Gesetze aufzuopfern.

Das wahre Interesse an der theoretischen Bewegung ist also nicht die Leidenschaft der bornirten Praxis (obgleich sie von jeher mit ihrem: „steiniget!" Chorus gemacht hat, wenn ein theoretischer Ruck geschah), sondern der heitere Blick, den die Völker in ihre Zukunft thun, die Freude an der Bereicherung ihres Geistes und Lebens durch Veredlung und Vertiefung des Inhaltes, den Gewissen und Gesetz oder das praktische Verhalten in Staat und Sittlichkeit haben. In den neuen Theorieen schauen die gebildeten Völker den Geist ihrer nachwachsenden Jugend an; und hierin haben sie die Bürgschaft für die Verwirklichung dessen, was ihrem Zeitalter nur als goldene Hoffnung vor der Seele steht. Aber sind wir denn dieses gebildete, dieses freie Volk? sind wir der theoretischen Ehre, die man uns im Auslande zuspricht, werth, wir, die wir uns nicht einmal theoretisch zu verhalten wissen? Es ist eine Rohheit, die ihres Gleichen sucht, wissenschaftliche Theorieen für gefahrdrohend zu erklären; und es wäre nicht so, wie es ist, wenn sich nicht geflissentlich die Rohheit ans Ruder der Wissenschaft setzte und zur Mutter aller weiteren Geschichte zu machen suchte. Zu verwundern ist es aber nicht. Die romantische Generation, die der neuen Zeit vorauf geht, ist die **rohe**, wofür man sie auch schon einmal officiell erklärt hat, damals, als der selige, jetzt unselige Hegel sie zu cultiviren berufen wurde. Bekanntlich hat dies gewirkt und die Rohheit wird damit endigen, daß Cultur aus ihr hervorgeht.

Die Theorie ist nun im Verhältniß zu der romantischen Rohheit Extrem, die **Philosophie** ist durch eine ungeheure Kluft von dem „süßen und sauren Pöbel" getrennt; man schreit daher mit Psalmen- und Posaunenton über das Extrem. Aber wie roh! Kann es denn der Theorie zum Vorwurf gemacht werden, extrem zu sein? Ist nicht extrem zu sein ihr Dasein? muß sie nicht die letzte sein, um zu sein? — Eben so wenig ist es der Theorie ein Vorwurf, revolutionär zu sein: nur umwälzende Gedanken sind Gedanken. Alles Leben und aller Geist ist auf ewige Neuerung gestellt; der Leib verfault, wenn ihn das Leben, der Geist geht aus, wenn ihn die innere schöpferische Unruhe verläßt, **der Staat** — könnte man hinzufügen — geht zu Grunde,

der die Ruhe und die Faulheit des Friedens zu seinem Götzen macht, denn der Staat ist die praktische Geistesbewegung. Doch wir reden hier von der theoretischen Geistesbewegung.

Unsre Zeitschrift hat es mit einer solchen zu thun. Wer gegen sie polemisiren und in der Entpuppung ein Verlassen ihrer selbst nachweisen wollte, der hätte es leicht; denn es ist eine Schuppe nach der andern gefallen, und jeder Ring würde, mit berühmten Namen bezeichnet, das Monument einer ehrenvollen Vergangenheit sein, für die Polemik aber sogleich die andere Bedeutung gewinnen, daß die Besten sich von uns abgewendet. Die Besten sind die Todten; doch wir sind nicht undankbar,

Göttern kann man nicht vergelten,
Schön ist's, ihnen gleich zu sein.

Auch unsere Stunde wird kommen; jetzt aber geht uns das Pantheon noch nichts an, und wir haben sogar den Humor, überhaupt weder selig noch unsterblich, dagegen aber vor der Hand lebendig bleiben zu wollen. Sehr natürlich — die Zeitschrift hat auf Ewigkeit keinen Anspruch; so lange sie leben und ihre Bestimmung erfüllen will, muß sie der Dialektik des Geistes — der theoretischen Revolution —, die unsere Zeit hervorbringt, folgen, und wo sie es vermag, ihr vorangehen.

Dies Letztere ist indessen immer vorzugsweise die Aufgabe der Einzelnen, während das Zusammenwirken in einem Journal den Proceß mehr darstellen, als machen wird. Wer Epoche macht, bringt den Verlauf zu einer Sammlung, zu einem Halt, zu einer Bestimmtheit, die hervorragt und einen längeren Kampf zu ihrer Ueberwindung ins Leben ruft. Männer, die epochemachende Werke schreiben, kommen daher in die Lage, sowohl den bisherigen Proceß stutzig zu machen und zur Besinnung zu bringen, als auch selbst wieder von seinen Wogen verschlungen und hinweggerissen zu werden. Die Einzelnen sind immer nur Eine Stufe; die Zeitschrift dagegen kann begreiflicher Weise, ohne ihrer Richtung untreu zu werden, verschiedene Stufen, die sich aufheben, zugleich darstellen, vornehmlich zu der Zeit, wo sie noch mit einander kämpfen. Es kommt bei ihr nur darauf an, die Berechtigung des Neuen und die noch dauernde Kampffähigkeit des Alten zu erkennen, um das Interesse der Entwicklung zu behaupten. Die epochemachenden Werke sind aber darum nicht für ephemer erklärt; überwunden dürfen sie erst genannt werden, wenn sie vollkommen verdaut sind, und wenn wir das Nächste nennen wollen, wie lange wird es noch währen, bis die Werke von Strauß, Bauer und Feuerbach dahin gelangen? Und erst dann, wenn dies geschieht, wenn sie, wie jetzt Hegel, ins Blut zu gehen anfangen, beginnt ihr rechtes Leben. Soll dabei von Ehre und Verdienst die Rede sein, so versteht es sich von selbst, daß der nicht gezählt wird, der nicht hervorragt, und so schwer es ist, historische Thaten zu thun und Epoche zu machen, so leicht ist es, der Historie zu folgen. Bewundert Napoleon, aber hört auf, über Talleyrand außer euch zu sein, obgleich man immer zugeben wird, daß er ein großer Dialektiker war.

Mitzugehen also ist im Ganzen nicht schwer. Wer geistig lebt, dessen Lage ist zugleich die Lage der Welt. Nichts Menschliches ist ihm fremd; die Schlachten, die das Schicksal der Menschheit entscheiden, werden in seinem Herzen noch einmal geschlagen, entscheiden auch sein Schicksal. Große Thaten geschehen nicht nur vor unsern Augen, sie werden auch in unserm Namen vollbracht, jeder Edle macht sie zu seinem Eigenthum und fühlt in ihrer Ehre sich mitgeehrt; schlechte Thaten, die Gemeinheiten der Tyrannei und ihres Egoismus werden nicht bloß gegen die Candioten, die Spanier, die Franzosen, die Irländer und so weiter, nicht bloß gegen die einzelnen Opfer, sie werden gegen die ganze Menschheit verübt, sie treffen und verwunden jedes Herz, sie sind unmittelbar gegen uns selbst gerichtet. Wer wäre da nicht entschieden? Die Geschichte der Welt ist die Geschichte unsers Herzens, sie ist der Kampf unsers Geistes, unser Himmel, unsre Hölle, unser Tod und unser Leben, unser Triumph und unser Gericht — unser eigenes Schicksal; — und alles dies ist sie jetzt mehr, als sonst. Die Geschichte ist ausgebreiteter, sie umfaßt immer mehr alle Theile der bewohnten Erde, aber zugleich ist sie concentrirter durch die erstaunliche Vervollkommnung der Mittel des gemeinsamen Lebens; und nie lebte der Mensch so mit ganzer Seele in ihr, als jetzt, wo das Hausen vor den Thoren der Welt in den gespenstischen Regionen eines erträumten Jenseits von Tag zu Tage mehr außer Credit kommt und der Trost auf den Himmel gerade denen am wenigsten zusagt, die in Masse auf die Erde resigniren mußten, um sie den schlauen Tröstern allein zu überlassen.

Daher das Gewicht, welches man jetzt von allen Seiten, wenn auch in sehr verschiedenem Sinne, auf die Geschichte legt: man fürchtet von ihr — im Regiment, man hofft von ihr — im Geist, man hängt an ihr mit allen seinen Interessen — im Leben. Und mit Recht. Die Aufklärung hat gesagt: „das Christenthum rollte das irdische Leben zusammen und machte daraus eine Stufe für den Himmel;" gegenwärtig wird die ganze Vergangenheit der christlichen Welt zusammengerollt und zur Stufe für den Himmel der neuen Zeit gemacht; die Umwälzung der Gedankenwelt ist bereits erfolgt, die Vertreibung der Völker aus ihrer warmen irdischen Heimath in den kalten christlichen Himmel wird schwerlich noch einmal gelingen; auch ihre Vertreibung aus dem politischen Paradiese hat also wohl die längste Zeit gedauert. Was haben daher die Egoisten zu hoffen, was der Geist zu fürchten, was nicht das Leben zu erwarten?

Ungeduldige wollen nun die Geschichte machen, Geduldige wollen sie unschädlich machen. Ohne Zweifel wird sie gemacht; aber wo ist ihre Werkstatt, wo steht der Webstuhl der Zeit? Wo liegt das Ei, in dem das gefährliche Junge steckt? Wollt ihr es nicht suchen und die Brut vernichten? Warum wartet ihr jedesmal, bis die jungen Enten zu Wasser gehen, um dann erst, wie das erstaunte Huhn, das sie ausgebrütet, verzweifelt am Ufer umherzulaufen? Hühnernatur! Das Ei ist wohl zu finden, ihr brütet es auch selber aus, aber ihr wißt nicht, was ihr brütet. „Es war die Philosophie, werdet ihr sagen, es ist einmal geschehen, es soll nicht wieder vorkommen." Gut, die Dragonaden Ludwig's XIV. sind keine Philosophie, und sie haben die Bourbonen aus Frankreich vertrieben. Die Stuart's sind keine Philosophenfreunde und ihr Dogma von der Verantwortlichkeit nur vor Gott ist keine Philosophie, und die Stuart's? „O die dummen Stuart's und die dummen Bourbonen! Es ist tädiös, immer von alten Geschichten zu reden." Gewiß, aber sie kannten das Ei nicht, das sie ausbrüteten; und Louis Philipp, „der kluge und gute," wie geht es ihm mit Spanien? Eine Verschwörung gegen die spanische Freiheit, die nur ihren Triumph bewirkt! Eines Schattens Traum sind Fürsten. Sie können nicht, was sie w o l l e n, sondern nur, was sie m ü s s e n, sagt Platon. Der Geist, die menschliche Vernunft, ist souverän, ist der Ocean, der sich selbst regiert, ist die Werkstatt der Geschichte und der Webstuhl der Zeit, ist das Element, in dessen allmächtigem Wogen nur seine eigne Natur gebietet. Wem gehört diese Welt, wenn nicht ihr selber? Wer ist ihr Pächter und wer ihr Besitzer? Wer regiert sie und wer führt sie? Das Leben dieser Welt ist vielfach bedingt, ihr Wind und Wetter liegt im Schooße ihrer ganzen Vergangenheit. Sie ist das Ei, welches nicht zu zertrümmern, die Brut, welche nicht zu vertilgen ist.

Unsere Zeit ist nun vorzugsweise kritisch, und die Krisis, die so viel Bedenken erregt, nichts Geringeres, als das oben bezeichnete Bestreben, welches sich aller Orten zeigt, die Schaale der ganzen Vergangenheit zu durchbrechen und abzuwerfen, ein Zeichen, daß sich bereits ein neuer Inhalt gebildet hat. Dieser Zustand der Zeit ist unser Zustand. Alle Richtungen stellen ihn dar, alle sind gleichmäßig genöthigt, ihm zu seinen Consequenzen zu verhelfen, bona oder mala fide, gleichviel.

Die Vertilger z. B. dieses Durchbruchs, welcher die ganze christliche Weltansicht theoretisch und praktisch aufzuheben und ihren Dualismus zu einer wahren Versöhnung zu bringen unternimmt, müßten sie nicht sich selbst vertilgen, wenn sie d i e s e n Weltzustand vertilgen wollten? Denn reflectiren wir einen Augenblick auf sie, weil sie doch, wie die Zahnbrecher, auf allen Märkten ihr Remedium ausschreien, was sind sie selbst, bei Lichte besehen, Anderes, als auch in ihrer Art die Henne, das Küchlein und das Ei in Einem? „Lächerlich, werden sie ausrufen, wir sind ganz Ei, und ihr sollt eure Noth mit uns haben, aus unserer ächten Christlichkeit einen Basilisken auszubrüten." — In der That? Aber wie leicht ist ihnen Allen nach der Reihe zu beweisen, daß sie längst aus dem Ei heraus sind und nur mit der Schaale auf dem Kopfe umhertaumeln, um sich an jeder Ecke die liebe Hülse abzustoßen und dann mühsam wieder aufzukleben! Und wenn sie nicht Henne sein wollen; so würde es doch wahrlich keine Opposition geben, wenn sie sie nicht gebrütet hätten; so würde uns keine Revolution über den Hals kommen, wenn sie sie nicht einrührten.

Auch hört man dies leicht an den Stichwörtern aller Farben. Die Erhalter und Nutritoren lamentiren: das Christenthum geht zu Grunde! die Philosophen sagen, es ist im Princip und historisch bereits überwunden; die Absolutisten jammern: der Staat geht unter! der Historiker sagt: euer Staat ist bereits untergegangen, sein jüngstes Gericht war die Revolution und gegen historische Urtel giebt es keine Appellation; die Reaction schreit: Revolution! die Progressisten antworten: ihr seid sie selbst und ihr macht sie; — Alles Ein Weltuntergangsbewußtsein, immer dieselbe Sache, nur von verschiedenen Seiten angesehen.

Diesen Weltuntergang aufzuhalten machen sich die Einen, ihn zu zeitigen die Andern zum Geschäft, wer ihn aber am meisten beförderte, — das wird die Zukunft lehren, für jetzt ist es wenigstens sehr zweifelhaft, ob die directen oder die indirecten Beförderer den größten Eclat haben werden. Wir erinnern noch einmal an die französischen Ludwige. Wer hätte diesen Männern das Riesenwerk zugetraut, das auf ihrem Miste gezeitigt wurde?

Sind wir Deutsche nun in der Theorie ohne Widerrede am weitesten, das entschiedene Extrem der geistigen Freiheit, so spielen wir freilich praktisch überall eine desto schimpflichere Rolle — vor der Hand, versteht sich. Ja, die schlechteste von allen untergehenden Welten, die des Don Carlos und seiner schmuzigen Gesellschaft, haben sich nicht Deutsche herbeigelassen, sie zu vertheidigen, zuerst nicht mit dem Degen Daun's, den der Papst geweiht hatte, sondern mit protestantischem Degen, und alsdann neuerdings in carlistischen Schriften mit deutscher Feder verfaßt? Und Louis Philipp, diesen einzigen „Guten" unter all den „schlechten Franzosen," wer redet ihm so warm das Wort, als die Deutschen? Die Engländer thun es doch nur, wenn sie ihn brauchen; sobald sie ihn ausgebraucht haben, enthüllen sie rücksichtslos seinen Egoismus und seine Unfähigkeit, etwas Anderes, als diesen Egoismus, etwa den Staat zu begreifen. Von unserer eignen Praxis zu reden, ist noch zu früh.

Je näher nun aber nach der Natur der Sache auch bei

uns die Praxis der Staatsfreiheit herankommt, desto verfänglicher wird die Theorie. Dieser Umstand selbst ist ein erfreulicher; weit entfernt also, darüber zu klagen, wollen wir uns Glück dazu wünschen; und aus dem Zetergeschrei der Männer mit der geistigen (ich sage nicht mit der wirklichen) Tonsur uns nur dies entnehmen, zunächst daß sie es Ursach haben, denn sie sind, so lange sie auch sind, am Versinken, sodann daß die Theorie unsrerseits, eben um dieser Weltlage willen, des Pathos sich möglichst zu entschlagen habe. Pathos und Leidenschaft gehört der Praxis an; wo sie eintritt, da wird ihr das Pathos nicht fehlen; die Theorie aber hat noch keine Ursach, gereizt zu sein, mit ihren Erfolgen unzufrieden und bei ihrer eigenthümlichen Arbeit lässig zu werden: ihre Praxis liegt im Kopf, nicht im Herzen.

Vom Herzen gehen die Reformen nicht aus, obgleich Herz dazu gehört, sie vorzunehmen, und wie überall der Theoretiker die Ruhe voraus hat, so auch wir. Dürfen wir doch eben um der Höhe unserer Theorie willen, die wahrlich keine Nationaleitelkeit, sondern eine sehr einleuchtende Thatsache ist, die Hoffnung hegen, einer großen politischen Wiedergeburt zu ihrer Zeit desto reifer und sicherer zu genießen. Müssen wir dagegen jetzt mit Schaam auf unsre Nachbarn blicken, die offenbar in praktischer Freiheit und Humanität unendlich vorangeeilt sind, so ist doch zu bedenken: indem bei ihnen der politische Umschwung möglich war, zeigte sich allerdings, daß der geistige bereits wirklich sein mußte; indem aber der politische Erwerb wieder in Frage gestellt werden konnte, oder vielmehr seine volle Wirklichkeit nicht erreichte, zeigte sich zugleich, wie weit die Masse der Nation noch zurück, wie weit mithin jene großen Männer der Aufklärung, die Lehrer der Franzosen, voraus waren. Dürfen wir nun allerdings hoffen, durch die intensivere Geistesbildung, die im Protestantismus und namentlich in unserer Philosophie liegt, den gegenwärtig praktisch freieren Völkern den Vorsprung wieder abzugewinnen: so ist doch der Bruch, den dort (in Frankreich und nicht minder in England) der Katholicismus in den Staat bringt, bei uns keineswegs beseitigt: ja dieser Bruch wird gehegt und gepflegt, die katholischen Tendenzen sind auch bei denen zu finden, die sich bloß Christen nennen, und es ist sehr rasch damit gegangen, diesen sonst unverfänglichen Namen zu einem Parteinamen, zum Schiboleth des Obscurantismus und der Reaction zu erheben.

Obgleich es nun ein großer Vortheil ist, so einen hübschen allgemeinen, von den Gesetzen in besonderen Schutz genommenen Namen zu führen; so ist doch ein sehr verdrießlicher Umstand dabei, daß nämlich Jedermann die Wölfe in den Schafskleidern wittert; und ein noch verdrießlicherer, daß an diese Weltlage sich eine Untersuchung des alten Kleides anknüpft, die seinen Preis unendlich herunterbringen muß. Nichts ist ewig und dieses Kleid schon sehr abgetragen; mag es also noch so sehr versichert und wiederhergestellt werden, die Menschen werden doch nach dem neuen Kleide der politischen Freiheit greifen. Dies sind die Controversen der Zeit, die überall bei den avancirten Nationen discutirt, nirgends aber so gründlich begriffen werden, als bei den Deutschen.

Möge es uns gelingen, in diesem Jahr, außer der spinösen Aufgabe, mit ungebildeten Vorurtheilen zu streiten, auch viele heitere und unverfänglichere Thaten der Kritik ans Licht zu fördern. Die Zeit aber drängt sich auf, ihre Stichwörter, auch die widerwärtigen und dolos gemeinten, sind nicht zu vermeiden, sondern vielmehr zu verdauen, und so werden denn die Jahrbücher sich in Zukunft mit der Theologie und mit der christlichen Weltansicht, die sich immer von Neuem in den Vordergrund drängt, allerdings noch beschäftigen, wenn gleich beide für den philosophisch orientirten Beobachter nur noch ein historisches Interesse haben können, und alle Versuche der actuellen Versöhnung von Immanenz und Transcendenz, von Monismus und Dualismus, von Philosophie und Christenthum, von Freiheit und christlicher Weltansicht, nothwendig scheitern müssen. Nimmt man die ganze bisherige Geschichte als den Begriff, so ist das griechische Alterthum ein Standpunkt des unmittelbar in sich befriedigten Geistes, das ganze christliche Weltalter die Sphäre der Differenz und des unglücklichen Bewußtseins, die dritte Stufe der Lösung dieses Dualismus sodann zwar in der Philosophie schon vorhanden, ihre Durchbildung in der Wirklichkeit erfordert aber noch eine unabsehbare Kette von Kämpfen, — der Geist der Hellenen sei mit uns! Die capricirte Restauration des Christenthums, welche die Praxis versucht, und die nothwendig daraus folgenden katholischen Sympathieen einer bekannten Partei sind ein politisches Instrument, dessen Wirksamkeit aber in unserer Zeit nur durch demokratische Vorspiegelungen, wie in der Schweiz, momentan gesichert werden könnte, denn es wird unmöglich sein, gesetzlich zu verhindern, daß der „kirchlichen" sich eine „unkirchliche" Richtung, die aus Princip von dem Cultus abstrahirt, wie sie es jetzt schon de facto thut, entgegensetzt. Das Kirchenthum wird dadurch nicht gefährdet, daß die es verlassen, die ihm ohnehin nichts nützen können, die Uebrigen werden dann desto eifriger sein und vielleicht zum Katholicismus, vielleicht sogar noch einen Schritt weiter zurückzuschrauben sein, — vielleicht aber auch nicht. Denn wer steht dafür, daß aus diesem christlichen Ei nicht ein politisches Küchlein auskriecht? Hätte das allerchristlichste und das katholische System die Freiheit verhüten können, wie ganz anders müßten Frankreich und Spanien jetzt aussehen! Dragoner müßten auf die Reformirten und Feuerbrände auf die Ketzer geworfen werden, während sie jetzt Freiheitslieder singen und sich nur um den besten Staat, sehr wenig um das ewige Leben kümmern.

Discite justitiam, moniti, nec temnere divos!

Das determinirte Princip des Glaubens rief bei uns den Fortschritt des Wissens hervor, daß dieses den ganzen Standpunkt des Glaubens als den ungebildeten und historisch überwundenen begriff und ihm in der Sphäre der theoretischen Geistesbildung keine Stätte mehr übrig ließ.

Die Zeitschrift wird auch hierin der Zeit folgen, den frommen Nutritoren aber kann es nur lieb sein, daß so immer mehr die Böcke sich von den Schafen sondern.

Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 2. 4. Januar. 1842.

Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserthums. Von F. C. Schlosser.

Das 18. Jahrhundert hat gegenwärtig für uns ein doppeltes Interesse: erstens als unsere nächste Vergangenheit, zweitens als unsere — wenigstens projectirte — Zukunft. Es ist zugleich unser Perfectum und postulirtes Futurum, unser Gewesen und Sollen, unser Woher und Wohin. Es ist das Land der Herkunft und wiederum der Verheißung, das Aegyptenland mit seinen Fleischtöpfen und goldenen Kälbern und zugleich das gelobte Land, wo Milch und Honig fließt und wonach gewissen Leuten schon der Mund wässert, — kurz es ist die gute alte Zeit, die wieder jung werden und gleich dem Phönix aus der Revolutionsasche sich neu erheben soll. Ach! es war eine schöne Zeit, als es noch keine gute alte Zeit gab!

Das ist eine schändliche Insinuation, eine schmähliche Uebertreibung! werden hier jene Herren mit dem wässerigen Munde ausrufen. Indeß, — fahren sie fort, — wir kennen ja die beliebte Redensart. Es ist die abgedroschenste aller Revolutionsfloskeln, das alte, neue Lied von der Reaction, das ewige, unaufhörliche, wohlbekannte Geschrei der Jacobiner und Rationalisten und Jesuitenriecher und anderer „Gespensterseher", ein längst ausgefegter und verschimmelter „Aufkläricht", der jetzt mit dem neuen Besen absoluter Wissenschaft wieder in die Höhe gekehrt wird. Elendes Geschwätz! Unwürdige Beschuldigungen! Leere Befürchtungen! Schämt Euch! Sperrt die Augen auf und seht keine Gespenster! Vertraut Euren Fürsten, Euren Regierungen und Diplomaten! Wer will denn zurück in das 18. Jahrhundert oder gar noch weiter hinaus? Wer die Mißbräuche der guten alten Zeit sammt und sonders wieder ins Leben rufen? Wer die alte Willkür und Unsittlichkeit, die Verschwendung und das Maitressenthum, die Leibeigenschaft und die Folter, die Intoleranz und den Jesuitenorden zurückführen? Wer den regensburger Reichstag restituiren oder gar die Republik Polen restauriren? Wer, — wenn man Euch und Euresgleichen ausnimmt, — zu Montesquieu's und Rousseau's unpraktischen Theorieen und zu Voltaire's und Diderot's Gottlosigkeit zurückkehren? Und diese gehören doch auch zum 18. Jahrhunderte. Nein, keine Rückschritte! Wir sind fortgeschritten, schreiten fort und werden fortschreiten. Ja, wir erkennen selbst das Gute, was Gottes Zorn uns durch die Revolution gebracht hat, und verdammen und bekämpfen nur deren verderbliche und fluchwürdige Seiten. Nous ne voulons pas la contre-révolution (Gott bewahre!), mais le contraire de la révolution (So ist es!).

Wir wollen aufrichtig gegen einander sein, meine Herren! Was könnt' es auch jetzt noch helfen, hinter dem Berge zu halten? Auf das Wer? brauchen wir uns indeß vor der Hand nicht einzulassen, sondern nur auf das Was? Ist dieses gehörig constatirt, so ergiebt sich ja alles Andere von selbst.

Demnach, meine Herren, hoffen, glauben und wissen wir, daß Niemand in der Welt daran denkt, sofort eine völlig unveränderte Auflage der guten alten Zeit zu veranstalten. Einerseits würde die strengste aller Censurbehörden, die öffentliche Meinung, eine solche schwerlich durchlassen, andrerseits will man natürlich so viele herbe Erfahrungen nicht umsonst gemacht haben, und folglich Manches aus diesen hinzufügen, ergänzen, berichtigen, kurz die neue Auflage zugleich zu einer verbesserten machen. Wir hoffen also, daß man nirgends die Absicht hegt, die Folter sogleich wieder in Activität zu setzen, zumal da ja bei unserem inquisitorischen Verfahren, wie Welcker kürzlich gezeigt hat, dem Untersuchungsrichter immer noch eine hinlängliche Anzahl von Taschenfolterchen und Miniaturtorturen zu Gebote steht; wir glauben, daß nur einzelne doctrinäre Ehrenmänner, wie z. B. Ernst Moritz Arndt oder Heinrich Leo für den Adel, die Leibeigenschaft und deren Rehabilitation schwärmerisch begeistert sind, obgleich es seine Richtigkeit hat, daß Adel und Leibeigenschaft ebenso innig zusammengehören, wie Hierarchie und Dummheit; wir glauben ferner, daß man die Restitution des regensburger Reichstages oder gar des Reichkammergerichts nicht wünscht, da es sich in Frankfurt besser lebt als in Regensburg, und das Reichskammergericht sich doch nicht in allen wichtigen Angelegenheiten für incompetent erklärte; wir wissen endlich, daß man an die Wiederherstellung Polens nicht denkt, und Voltaire und die Seinen, die allerdings auch zum 18. Jahrhunderte gehören, ärger haßt als den bösen Feind. Aber mit dem Allen ist die Sache noch nicht

abgethan. Es handelt sich hier nicht um ein Mehr oder Weniger, nicht um Dies und Das und Jenes, nicht um einzelne Zufälligkeiten und Beziehungen und Verhältnisse, die Euch gerade anstehen oder nicht anstehen, sondern um das Ganze, d. h. um das Princip und dessen nothwendige Consequenzen.

Die Revolution hat zwischen dem 18. und 19. Jahrhundert einen Grenzfluß gezogen, der breiter und tiefer ist als der Rhein, an dessen Ufer ganz andere Bäume gepflanzt worden sind als Weinreben, und über welchen ein andres Rheinlied herüberschallt als das Becker'sche. Diese Grenze wollt Ihr vernichten, diesen Rhein wollt Ihr haben. Nicht? — Wenn Ihr zugebt, daß die Revolution den Anfang und die Begründung des 19. Jahrhunderts bildet — und das könnt Ihr ja doch nicht läugnen —, wenn Ihr andrerseits aus Girtanner und Buchholz oder aus Mignet und Thiers gelernt habt, daß dieselbe nicht bloß im Emigriren, Kopfabhacken und Assignatenpressen besteht; so ist es nicht schwer, Euch das zu beweisen.

Die Revolution hat — um mit Friedrich Wilhelm I. zu reden — die Volkssouverainetät stabilirt wie einen „rocher de bronce," und Ihr wollt mit lauwarmer Sentimentalität diesen Erzfelsen in patriarchalischen Brei umschmelzen; die Revolution hat das constitutionelle Princip geboren, und Ihr tractirt dasselbe als Mißgeburt; die Revolution hat die Geschwornengerichte wieder hergestellt, und Ihr eifert für die Cabinetsjustiz; die Revolution hat den Adel natürlich abgeschafft, und Ihr wollt ihn künstlich wieder anschaffen; die Revolution hat die Presse befreit, und Ihr schnürt derselben die Kehle zu u. s. w. u. s. w.

Ihr könnt und wollt das Alles nicht läugnen. Aber, — meint Ihr, — damit ist noch gar nicht gesagt, daß man in das 18. Jahrhundert oder gar in das Mittelalter zurückkehren will. Eins schickt sich nicht für Alle. Die Franzosen sind Franzosen und wir sind Deutsche. Laßt jene, — wie schon Ranke gesagt hat, — sein, wie sie sind und sein können; laßt sie mit ihrer Constitution und Preßfreiheit glücklich werden, wenn das anders möglich ist; für uns paßt das nicht. Oder sollen wir Franzosen-Affen sein? Sollen wir nicht vielmehr auf eignen Füßen stehen? Sollen wir uns nicht auf eigenthümliche Weise entwickeln, und auf eigner, historischer, angewachsener Basis fortschreiten? „Die Natur hat nicht zwei Halme, zwei Blätter sich völlig gleich gebildet — noch weniger zwei menschliche Gemüther. Und die Staaten, diese aus den widersprechendsten Bestandtheilen zusammengesetzten, so wunderbar in sich verwickelten Individuen, sollten nur nach **einer** Weise bestehen, nur auf einem Wege ihr Ziel erreichen können?" sagt **Streckfuß**, und ist — gewiß ein ehrenwerther Mann.

Ohne Zweifel! Aber sagt mir, Ihr Herren, warum hat man früher, d. h. vor 1789 die Franzosen so unmäßig geliebt und bewundert, so eifrig ihnen nachgestrebt? Warum sind sie bis dahin für Europa das Mustervolk gewesen, namentlich für die gute Gesellschaft, für Fürsten, Adel und Diplomaten? Warum haben sich damals die guten Deutschen von ihnen nicht bloß Tanzmeister und Gouvernanten, Perücken und bons-mots, Höflichkeit und Lüderlichkeit, sondern, was mehr ist als das Alles, auch den Absolutismus geholt, der freilich bei jenen seit fünf Jahrhunderten vorbereitet und begründet war, bei uns dagegen, wie die Geschichte lehrt, der historischen Grundlage und beliebten „**Naturwüchsigkeit**" fast gänzlich ermangelte, und in und seit dem dreißigjährigen Kriege zum Theil aus frischer Faust, und selbst vom großen Kurfürsten mit schlagender Gewalt producirt werden mußte? Warum haben damals die kleinen deutschen Fürsten ohne Ausnahme Ludwig den Großen sich zum Vorbilde genommen, ohne an das alte Sprüchwort zu denken: Quod licet Jovi, non licet bovi? Und warum sollen nun auf einmal die einst so vielgepriesenen Franzosen der Abschaum Europa's geworden sein? Etwa weil sie nicht mehr ein so elendes, entwürdigtes, niederträchtiges Volk sind als unter Ludwig XV., und noch jetzt gilt, was ein Römer sagt: Regibus boni quam mali suspectiores sunt? Doch keine Lobrede der Franzosen! Wenn indeß wirklich constitutionelle Freiheit und Autonomie und Volkssouverainetät nebst Allem, was damit zusammenhängt, ausschließliches Eigenthum derselben sein und bleiben sollte; so müßten sie in der That das auserwählte Volk Gottes sein, und das sind ja doch einmal die Juden. Aber so gewiß wir im 19. Jahrhundert leben, so gewiß ist das constitutionelle Princip nicht bloß für die Franzosen in die Welt gekommen, sondern für alle Völker, die dem 19. Jahrhundert angehören und nicht der Zeit des Kronos, in welchem ein Tanz den andern frißt. Für Baschkiren und Kalmücken, Kroaten und Slavaken, Tunesen und Maroccaner giebt es freilich kein 19. Jahrhundert; aber die Deutschen nennt Ihr ja selbst immerdar das gebildetste und gescheuteste Volk Europa's, sintemal sie alle die zehn Gebote auswendig wissen und ihren Namen mit einem großen Anfangsbuchstaben schreiben können. Eines schickt sich nicht für Alle, meint Ihr, und doch hat sich das Lehnswesen, die alte reichsständische Verfassung und das absolute Königthum, ingleichen die Hierarchie und das Pfaffenthum gleichzeitig für alle germanischen und romanischen Völker geschickt. **Ein** Princip hat immer die Welt beherrscht, so verschieden es sich in den verschiedenen Völkern gestalten mochte. Der Absolutismus hat von Versailles aus seine Reise um die Welt gemacht; die Constitution wird von Paris aus die ihrige machen. Wir wollen und brauchen deshalb keine Franzosen-Affen zu sein; im Gegentheil, wir werden mit der Constitution viel bessere Deutsche werden, als wir jetzt ohne dieselbe sind. Wir wollen das fran-

zösische Princip nicht als französisches, sondern als Princip des Jahrhunderts, als Forderung der Vernunft, der Geschichte, der Gerechtigkeit, in deutscher Form und deutscher Gründlichkeit und Solidität. Wir wollen keine französischen Kammern, sondern deutsche, keinen französischen Liberalismus, sondern unendlich radicalere deutsche Freisinnigkeit und Freiheit.

Dazu sind wir noch nicht reif? — Das glaub' ich! Mit Eurer Erlaubniß möchten wir es auch schwerlich jemals werden. Ueberhaupt wird man für gewisse Leute erst reif, wenn man auf der Bahre liegt. Doch kein Wort mehr mit Euch; denn Ihr seid trotz Eurer Religiosität durch und durch Sophisten, welche die Wahrheit nach jeder Façon zurecht machen, wie sie gerade Mode ist und gesucht wird. Ihr bestreitet, verdammt und verschreit die einfachsten, an und für sich gewissen, einleuchtendsten Grundsätze, bloß weil sie in Euren Kram nicht passen. Ihr behauptet also, das constitutionelle Princip sei für uns Deutsche nicht vorhanden, Ihr wollt keine Emancipation, keine Autonomie, keine Selbstbestimmung, Ihr wollt vielmehr das Beharren im alten System, in der kirchlichen und politischen und polizeilichen Bevormundung und patria potestas, — und damit ist ja Alles gesagt, damit ist ja bewiesen, daß Ihr uns gern in schönere Zeiten und zunächst in das 18. Jahrhundert zurückführen möchtet. Ihr wollt nicht das neue Princip, folglich wollt Ihr rückwärts; denn einen Stillstand giebt es nicht. Oder meint Ihr, man könne den neuen weltbeherrschenden Gedanken gegenüber ruhig bei den alten verbleiben und etwa innerhalb derselben auf seine Art fortschreiten und auf seine Art aufgeklärt und freisinnig sein? Als ob nicht jeder angebliche Fortschritt der Art ein wirklicher Rückschritt sein müßte; oder als ob man überhaupt auch nur angebliche, scheinbare Fortschritte machte, wenn man mit zusammengebundenen Beinen und verbundenen Augen auf einer und derselben Stelle umhertrippelt.

Also kurz und gut, — wer den Grundgedanken und die weltgeschichtliche Aufgabe des 19. Jahrhunderts verwirft, wer dieselben als Verirrung, als Sünde und Gottlosigkeit bezeichnet, — und das thut Ihr in Zeitungen, Broschüren und Universalgeschichten und außerdem recht handgreiflich in der Praxis, — der strebt zurück in die gesegnete alte Zeit des Feudalismus und zunächst des Absolutismus, und so kehren auch wir denn zurück zu unserm ersten Satze: Das 18. Jahrhundert hat gegenwärtig für uns ein doppeltes Interesse, erstens als unsere nächste Vergangenheit, zweitens als unsere — wenigstens projectirte — Zukunft.

Eine andere Frage ist freilich, ob es zuletzt nicht auch von diesem Projecte heißen wird, wie von manchem andern: Der Mensch denkt, Gott lenkt!

Die Bedeutung des 18. Jahrhunderts beruht aber darin, daß in ihm ein mehr als tausendjähriger Zeitraum der Geschichte, ein Lebensalter der Menschheit, eine Weltperiode abschließt. Das Mittelalter geht unter, die neue Zeit hebt an.

Doch woher haben wir unseren historischen Compendien gegenüber ein Recht, das Mittelalter zwei bis drei Jahrhunderte über die officielle Zeit hin auszudehnen? Wo bleibt da die Erfindung des Schießpulvers, die Entdeckung Amerika's, die Reformation u. s. w.? Was heißt überhaupt Mittelalter? — denn erst aus dem Begriff desselben ergiebt sich der Begriff des 18. Jahrhunderts.

Es läßt sich mit einem Wort das Mittelalter bestimmen als die christliche Zeit, im Gegensatz der neuen als der selbstbewußt-vernünftigen. Was nun freilich christlich sei, darüber sind die Meinungen so verschieden, daß dies wohl einer nähern Entwicklung bedarf.

(Fortsetzung folgt.)

Nachtrag zu der in Nr. 139—145 vom vor. J. befindlichen Recension von Wolff's Geschichte des Romans.

Der Unterzeichnete hatte oben angedeutet, er wolle sich bei der Beurtheilung des genannten Buches nur auf die ältere Romanlitteratur beschränken, und wie er nur im Bezug auf diese Herrn Wolff leider alle zu dergleichen Arbeiten nothwendigen Kenntnisse und Urtheilsfähigkeit hatte absprechen müssen, so hatte er doch recht gern angenommen, daß Herr Wolff wenigstens hinsichtlich der neuern schönen Litteratur auf eignen Füßen stehe, und was er gegeben, wenigstens aus eigner Anschauung und Ueberzeugung habe liefern können. Darum glaubte er denn auch, die einzelnen Auszüge aus diesem oder jenem Romane seien sein Werk, wenn es ihn auch hin und wieder Wunder nahm, warum Herr Wolff ohne besondere Gründe aus dem einen Buche einen Auszug gebe, bei dem andern aber dieses wieder unterlasse. Indessen ist dem Recensenten mittlerweile ein Licht aufgegangen, was es für eine Bewandtniß mit Herrn Wolff's Kenntniß der neuern ausländischen Romanlitteratur hat, da ihm so eben von der Arnoldschen Buchhandlung die „Revue des Romans. Recueil d'analyses raisonnées des productions remarquables des plus célèbres romanciers français et étrangers p. Eusèbe G******. Paris, Didot. II Voll. 8." zugesandt wurde, ein Buch, welches in alphabetischer Folge die bedeutendsten modernen Romantiker mit Analysen ihrer Werke bespricht und Herrn Wolff bekannt war, da er es zweimal S. 145 und 351 anführt, leider aber nicht sagt, daß er an vielen Stellen dasselbe wörtlich ins Deutsche und zwar nicht etwa in einem besondern Buche, sondern in seiner Geschichte des Romans übersetzt hat. Diese Entdeckung eines so niedrigen Plagiats veranlaßt mich, noch zu meiner obigen Recension diesen Nachtrag zu geben, um somit Herrn Wolff noch das letzte Restchen von Eigenthumsrecht an seinem so pomphaft angekündigten Buche zu rauben.

Unter vielen Stellen mögen folgende genügen:

Wolff S. 478 f. spricht von der Frau v. Genlis Roman Les chevaliers du Cygne etc. auf folgende Weise:

„Er spielt Anfangs am Hofe Carl's des Großen. Zwei französische Ritter, Olivier und Isambart, sind vertraute Freunde; auf ihren Schilden tragen sie einen Schwan mit der Inschrift: Candeur et Loyauté; daher erhalten sie die Benennung, die dem Ganzen zum Titel dient" rc.

In der Revue des Romans Tom II. p. 266 heißt es wörtlich so:

„La scène se passe d'abord à la cour de Charlemagne. Deux chevaliers français, Olivier et Isambard, sont intimes amis; ils portent sur leurs boucliers un cygne avec la légende: Candeur et Loyauté, ce qui leur a fait donner le nom de chevaliers du Cygne" etc.

Bei Wolff S. 423 wird der Inhalt von Lewis Monk so angegeben:

„Ambrosio, Prior der Dominicaner zu Madrid, wird um seiner tiefen Frömmigkeit und seiner glänzenden Eigenschaften willen dermaßen verehrt, daß das Volk wähnt, weil ein geheimnißvolles Dunkel seinen Ursprung verhüllt, er sei unmittelbar vom Himmel gekommen; seine Sittenstrenge und seine Glaubensstärke haben ihm den Ruf eines Heiligen erworben. Unerbittlich richtend über die Schwächen und Fehler Anderer" rc.

In der Revue des Romans T. II. p. 52 heißt es so:

„Ambrosio, prieur des dominicains de Madrid, est l'objet de la vénération publique; comme il a été trouvé dans son enfance à la porte d'un couvent et qu'une mystérieuse obscurité cache sa naissance, le peuple croit qu'il est tombé directement du ciel; enfin sa piété et l'austérité de ses moeurs lui ont acquis la réputation d'un saint. Inflexible et cruel pour les faiblesses des autres" etc.

So geht es übereinstimmend bis S. 425 fort, wo Hr. Wolff so schließt:

„Endlich am siebenten Tage erhebt sich ein Sturm, der Bergstrom schwillt an, tritt über, erreicht den Ort, wo er liegt, und die Fluthen reißen den Leichnam des unglücklichen Mönches mit sich in das Weltmeer hinab."

Die Revue des Romans schließt S. 53 so:

„Le septième, il s'éleva une tempête, la rivière grossie surpassa ses rives, les flots gagnèrent le lieu où était le moine et leur cours en traîna vers l'Océan le cadavre du malheureux Ambrosio."

Ebenso gutes Deutsch zeichnet Herrn Wolff's Uebersetzung des Auszugs von Mathurin's Roman „Die Familie Montorio" S. 425 f. aus der Revue des Romans T. II. p. 84 sq. aus: dasselbe Uebersetzertalent müssen wir bei seiner Uebertragung des Inhalts der Chateaubriandschen Romane (also auch diese hat Herr Wolff nicht einmal gelesen, sondern schreibt auch hier ab: pfui! Herr Professor der neuern Litteratur, das ist doch gar nicht fein!) bewundern.

Wolff S. 483 f.

„Ein amerikanischer Wilder, aus dem Stamme der Natches, hat sein Vaterland verlassen und ist nach Frankreich gegangen. Nach Amerika zurückgekehrt setzt er sein voriges Leben wieder fort und erreicht ruhig ein hohes Alter. Der Zufall führt einen Europäer René, der sich dort niederlassen will, zu ihm, diesem erzählt er seine Geschichte" rc.

Revue des rom. T. I. p. 130 sq.

„Un sauvage Américain, de la nation des Natchez, a quitté son pays pour venir en France. De retour en Amérique il reprend ses anciennes habitudes et vieillit tranquille. Le hasard lui fait rencontrer René l'Européen qui vient s'établir chez les sauvages, et il lui raconte son histoire" etc.

So geht das Uebersetzen bis S. 488 fort, nur daß er zuweilen geflissentlich einige Sätze ausläßt, damit sein Buch nicht zu dick wird oder damit man ihm nicht so leicht auf die Sprünge kommen könne, wie es auf den Schulen wohl die Quartaner und Quintaner zu machen pflegen, die, wenn sie von einander abschreiben, auch zuweilen für nam, enim schreiben und es so recht klug zu machen denken, dabei aber immer die gröbsten Fehler stehen lassen und somit für das Pflügen mit fremdem Kalbe die gebührende Züchtigung mit dem Haselstöckchen oder dem Cariren in Empfang nehmen. Dergleichen Strafen kann man nun freilich Herrn Wolff nicht dictiren, allein wenn ich der große Dante wäre und könnte noch ein zweites Inferno schreiben, in welchem doch alle Sünder dasjenige, was sie im Leben erstrebten oder am meisten liebten, in überreichem Maße empfangen, wie die Geizigen z. B. in Mänteln von Metall einhergehen und von ihnen zu Boden gedrückt werden, da würde ich auch unter andern Plagiariern Herrn Wolff mit anzubringen wissen und er müßte mir aus einem See von kochendem Wasser, in welches sich seine seichten Bücher aufgelöst haben, die einzelnen Worte, Gedanken und Sylben, die er Anderen abgestohlen hat und in demselben obenauf schwimmen, mit bloßen Fingern herausfischen: ei wie würde er sich da die Fingerchen verbrennen und welche Ewigkeiten würde es dauern, ehe er fertig würde. Oder ich verwandelte alle diese Worte in Steine und ließe ihm dieselben von ihren Eigenthümern an den Kopf werfen, ei welche Unzahl von Jahren müßte diese Steinigung währen.

Ich könnte Herrn Wolff noch viele andere Stellen nachweisen, wo er ebenso frech abgeschrieben oder abübersetzt hat, allein es ist nicht der Mühe werth; das Publicum wird sich gewiß aus dem Gesagten sein Urtheil gebildet haben und es soll mich freuen, einem Wolf sein Schafskleid (es giebt noch einen Vergleich mit dem Esel und der Löwenhaut oder der Krähe mit den Pfaufedern, den anzuwenden mir der Respect verbietet) abgezogen zu haben, und bin immer erbötig, wenn er oder ein Anderer seines Gleichen sich auf meinem Felde, der Litteraturgeschichte und Romantik der guten alten Zeit blicken läßt ohne dazu Beruf und Fleiß zu haben, ihn zwar nicht, wie es die Bauern in der Fabel thaten, mit einer Prügelsuppe, aber mit den ihm zukommenden Ehrenerweisungen und gebührendem Pomp heimzuleuchten. — Ich benutze diese Gelegenheit, um einige Druckfehler, die in meiner obigen Recension stehen geblieben sind und in meiner Entfernung vom Druckorte, vielleicht auch in der Unleserlichkeit meines Manuscripts eine Entschuldigung finden, zu verbessern, damit mir nicht Herr Wolff, um doch in etwas sich rächen zu können, in meiner Beurtheilung selbst Fehler vorwerfen kann. Man lese also S. 559 b. oben statt „pädamitischen" präadamitischen und unten statt „Gaulnim" Gaulmin, S. 563 b. oben statt „Gulrin" Guerin, S. 564 a. oben statt „Sydrach des Franziscus Colanus" Sydrach, des Franziskus Colonna, ebendaselbst statt „Caudry" Chandry, ebendaselbst in der Mitte statt „Gerpies" Herpins, statt „Pfaffe Anis" Pfaffe Amis und einige Zeilen weiter statt „Pfeffer Anis" Pfaffen Amis, ebendas. S. 564 b. statt „Weihen" Weisen. Es werden vielleicht noch in einigen angeführten Büchertiteln ein oder der andere Fehler stehen geblieben sein, allein leicht kann sich Jeder dieselben selbst verbessern.

Dr. Gräße.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 3. 5. Januar. 1842.

Schlosser „Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserthums.“

(Fortsetzung.)

Alle Religion beruht auf der Entfremdung des Geistes, in welcher dieser nicht sich selbst, sondern ein Anderes, ihm Gegenüberstehendes, Aeußeres als das Göttliche, als das Wesen und die Wahrheit seiner und der Dinge weiß. In der Religion fühlt sich, wie Schleiermacher ganz richtig sagt, der Mensch abhängig; er ist außer sich, unfrei, unterworfen einer Autorität, hingegeben einer Macht, welche ausdrücklich als nicht seine eigene, sondern als übernatürlich und übermenschlich gesetzt wird. Die älteren Religionen konnten indeß diesen Gegensatz des Göttlichen und Menschlichen nie zum Extrem ausbilden, schon deshalb nicht, weil sie bloß nationale und volksthümliche waren; namentlich treibt in der griechischen der Geist mit den Göttern doch fast nur ein heiteres Spiel, und wirft sie von der einen Seite aus sich heraus, um sie von der andern wieder aufzufangen, so daß er nie ganz das Bewußtsein verliert, er selbst sei eigentlich alle jene Götter und sie nicht seine, sondern er ihre Macht, wie ja das selbst in der hellenischen Bibel, dem Homer oft auf die naivste Weise hervortritt. Durch das Christenthum dagegen ward die Entfremdung und der Bruch des Geistes mit sich und seiner Wirklichkeit vollendet. Denn es ist grundfalsch, und wie die Geschichte der christlichen Jahrhunderte bis zum Ueberdruß beweist, ganz unhistorisch, wenn man lehrt und immer wieder lehrt, daß durch die Idee und Erscheinung Christi als des Gottmenschen der frühere Zwiespalt zwischen Gottheit und Menschheit, Himmel und Erde aufgehoben worden sei; im Gegentheil gerade dadurch wurden beide erst schnurstracks einander gegenübergestellt, und ihre Einheit ausdrücklich nur in ihm, sonst nirgends, anerkannt. Das ganze Reich der Wirklichkeit, die Familie, der Staat, die Sitte, die Kunst und Wissenschaft, Alles war damit entgöttert und gottlos geworden. Da indeß, wie gesagt, alle Religion in dem Gegensatz des Göttlichen und Menschlichen wurzelt; so ist die christliche allerdings eben dadurch die Religion par excellence, daß sie denselben auf die Spitze getrieben hat.

Durch das Christenthum, „dessen Reich nicht von dieser Welt ist,“ wird also die Wirklichkeit gesetzt als sich entfremdet, als eine solche, die ihr Wesen und ihre Wahrheit, ihren Gott nicht in sich, sondern jenseits ihrer selbst hat. Es entsteht mithin ein doppeltes Reich: einerseits die wirkliche Welt als das Diesseits, als das Reich der Endlichkeit, der Zeitlichkeit, der Sünde, andrerseits die unwirkliche Welt, d. h. die Welt des Glaubens als das Jenseits, als das Reich der Unendlichkeit, der Ewigkeit, der Heiligkeit, beide außer einander und die eine schlechthin das Gegentheil der andern. Nichts ist daher an und für sich, nichts hat in und durch sich selbst Wahrheit und Geltung, nichts „einen in ihm selbst gegründeten und inwohnenden Geist, sondern ist außer sich in einem fremden.“ Damit wird aber zugleich Alles wesentlich verkehrt und auf den Kopf gestellt; denn nur indem es außer sich, indem es sich jenseitig und das Gegentheil seiner selbst ist, hat es Wahrheit. So kommt es zu einer verkehrten Welt, in welcher das Wirkliche als unwesentlich und unwirklich und das Unwirkliche als das Wesentliche und Wirkliche gilt, und diese verkehrte Welt ist eben das Mittelalter, das nur von diesem Standpunkte vollständig begriffen und consequent dargestellt werden kann. In ihr also erscheint z. B. das Natürliche als unnatürlich, als Sünde, und die Sünde wiederum als der natürliche, eingeborne, angeerbte Zustand; die Sittlichkeit ist unsittlich oder in der Sprache des Mittelalters unheilig und deshalb, wie der heilige Augustin sagt, nichts mehr zu wünschen, als daß die Ehe und die Fortpflanzung einmal ganz aufhörten, denn dann wäre das Himmelreich gleich da; die Gesundheit ist die gefährlichste Krankheit, leibliche und geistige Krankheit und Auszehrung dagegen die wahre Gesundheit; Schönheit ist unschön, ist ein Werk des Teufels, und nur wenn sie zerfetzt und beschmuzt und entstellt wird, ist sie schön; Verstand und Weisheit sind vor Gott Unverstand und Thorheit, aber Unverstand und Einfalt die wahre Weisheit; das Leben ist der Tod, erst mit dem Tod beginnt das eigentliche Leben; das Diesseits ist jenseitig, ist die Fremde, in welcher der Geist sich nicht heimisch weiß, und nur das Jenseits ist das wahre Diesseits, die Heimath und das Vaterhaus u. s. w. Es mußte zu dieser gänzlichen Entfremdung, zu dieser völligen Umkehrung der Dinge kommen, damit dem Bewußtsein nichts Festes und Unmittelbares, nichts Dunkles, keine Schranke, kein Schicksal zurückbleibe, sondern der Geist

alles Jenseits als sich und seine eigne That erfahre, und aus demselben zu sich selbst, aller Wahrheit und Wirklichkeit gewiß, als der absolut freie und selbstbewußte zurückkehre.

Wenn nun aber in der christlichen Anschauung überhaupt Ewigkeit und Zeitlichkeit, Himmel und Erde, Geist und Fleisch in zwei entgegengesetzte Welten auseinandergehen; so tritt dieser Zwiespalt seinerseits auch an dem Diesseits, an der zeitlichen, wirklichen Welt selbst hervor. Auch sie zerfällt mithin in zwei gesonderte, sich gegenüberstehende und ausschließende Welten: in Kirche und Staat. Oder mit anderen Worten: da das Jenseits als das Wesen des Diesseits gesetzt ist, so muß sich dies an ihm offenbaren, es muß, um nicht bloßer Schein, sondern Macht des Diesseits zu sein, selbst diesseitig werden, und so wird denn die jenseitige Wirklichkeit zu einem wirklichen, in die Erscheinung tretenden, sichtbaren Jenseits, d. h. zur Kirche. Oder noch einfacher gesagt: es muß eine Vermittlung statt finden zwischen dieser und jener Welt, denn ohne dieselbe würde das Jenseits sogleich aufhören Jenseits zu sein, und diese Vermittlung, noch als ganz äußerlich, als ein eignes, apartes Institut, ist eben die Kirche. In ihr existirt das Ewige und Himmlische, abgesondert und für sich, in der Welt und Zeitlichkeit, und eben darum hört es nicht auf ein Jenseitiges zu sein. Sie ist folglich nicht die geistige, sondern nur die geistliche Macht, die ihren Gegensatz einerseits am Jenseits hat, andrerseits an der weltlichen Macht, d. h. am Staate, zwischen welchen beiden sie in der Mitte steht.

So treten Kirche und Staat einander gegenüber als geistliches und weltliches Reich, und dies ist in Wahrheit die specifisch-christliche Gestaltung der Wirklichkeit. Man hat das Verhältniß beider schon im Mittelalter als Verhältniß von Seele und Körper aufgefaßt. Die Kirche, sagt Dante in seinem Buche de monarchia, sorgt für die Seele des Menschen und deren ewiges Heil, der Staat für den Leib und die leibliche Wohlfahrt. Wie aber der Körper ohne Seele ein Cadaver, und die Seele für sich, dem Körper gegenüber, nicht einmal ein Schatten ist; so geht natürlich das Streben von Kirche und Staat dahin, sich gegenseitig aufzuheben, damit die Seele einen Leib und der Leib eine Seele gewinne. Das eben ist der Kampf des Mittelalters.

Das Princip des Staates ist das Recht und die Freiheit. Da aber im Mittelalter jede Sphäre des Daseins ihr Wesen und somit auch ihre Wirklichkeit jenseits ihrer selbst hat; so ist der christlich-mittelalterische Staat vielmehr der absolut rechtslose und unfreie. Das Recht existirt für ihn nur im Himmel, nicht auf Erden; nur bei Gott, aber nicht bei den Menschen. Am jüngsten Gericht soll Jeder zu seinem Rechte kommen; bis dahin aber soll er gläubig und demüthig alles Unrecht ertragen. Zwar spricht Gott auch schon hier auf Erden Recht, er fällt Gottesurtheile; aber dieses Recht ist ja, gerade weil es Gott spricht, das höchste Unrecht. Die Freiheit ferner existirt nur als Privilegium, als besondere Freiheit, und diese besondere Freiheit ist wiederum nur die allgemeine Unfreiheit. Vor Gott sind Alle frei, sind Alle gleich; deshalb sind sie auf Erden unfrei und ungleich. Der christlich-mittelalterische Staat erstarrt daher gleich den ältesten orientalischen zu Kasten, zu einer Kaste der Leibeigenen, der Gewerbtreibenden und der Krieger. Nur eine erbliche Priesterkaste giebt es nicht; das verhinderte die Kirche, um nicht im Staate zu sein, durch das Cölibat. Auch die Freiheit des Eigenthums fehlt; denn in der eigentlichen Blüthezeit des Mittelalters verschwindet das Alod so gut wie ganz, und Alles wird Lehen, wird für den Besitzer Eigenthum eines Andern, von dem Leibeigenen an durch alle Stufen des Vasallenthums bis hinauf zum höchsten weltlichen Lehnsherrn, der seinerseits durch die Vermittlung der Kirche Gottes Lehnsträger ist.

So hat der Staat sein Selbst, seine Wahrheit und Wirklichkeit außer sich, und diese Selbstlosigkeit, Unwahrheit und Unwirklichkeit desselben äußerlich gesetzt, und außer und neben ihm als eigenes, selbständiges Dasein existirend, ist die Kirche. Ihre Wahrheit ist die Unwahrheit des Staats, und sie hat mithin Wahrheit und Wirklichkeit so lange nur, als dieser keine hat. Sie ist die Abstraction des Staates von sich selbst, die aus ihm heraustritt als ein besonderer Staat, welcher kein Staat ist, die Abstraction von allem Weltlichen und Zeitlichen, aber als existirend im Weltlichen und Zeitlichen. Sie ist jene Welt als jene Welt in dieser Welt, das Jenseits als Jenseits gesetzt im Diesseits. So ist sie, wie gesagt, das Geistliche, d. h. nicht das Geistige, sondern nur das geistig sein Sollende.

Als für sich und außerhalb des Weltlichen bestehend, wird dasselbe nothwendig zu einem eigenen Staate, zum Staate Gottes, zum Klerus, gegenüber dem weltlichen Staate, dem Laienthum. Da nun aber das Jenseits als das allein Wahrhafte gilt, so ist auch das diesseitige Jenseits, die Kirche allein im Besitz aller Wahrheit. Demnach hat sie die Aufgabe, durch diese Wahrheit alles Weltliche zu heiligen, und da das ewige Heil die letzte Bestimmung desselben ist, es in letzter Instanz zu lenken und zu regieren. So wird sie zur Hierarchie und ihr Oberhaupt zum Statthalter Gottes auf Erden. Er ist unfehlbar; ihm ist gegeben alle Macht im Himmel und auf Erden, zu lösen und zu binden, die Sünden zu vergeben und zu behalten, selig zu sprechen und in die Hölle zu stoßen. Die Kirche allein macht daher alle Vermittlung mit Gott, mit dem Jenseits, und außer ihr giebt es keinen Weg zu demselben, keine Wahrheit, kein Heil, keine Seligkeit. Weder theoretisch noch praktisch, weder erkennend noch handelnd kann der Laie für sich und durch sich zu Gott kommen; all sein Suchen und

Streben, insofern es sich nicht der Autorität der Kirche unterwirft und deren Weihe empfängt, ist vielmehr Irrthum, Eitelkeit und Sünde: nur der Priester hat kraft seines Amtes die Schlüssel des Himmels. Und wie der einzelne Laie, so auch das ganze Laienthum, d. h. der Staat. Auch er wird nur durch die Geistlichkeit mit dem Jenseits als seiner Wahrheit verknüpft, und der König, der früher durch des Volkes Wahl und die Schilderhebung König war, bedarf nun der geistlichen Salbung und Krönung als der Bestätigung Gottes. Indem aber solchergestalt die Kirche alle Vermittlung zwischen Diesseits und Jenseits auf sich nimmt und als ihr Privilegium behandelt, allen eigenen, unmittelbaren Verkehr mit Gott untersagend, hebt sie in der That jegliche Ueberzeugung, jede Gewißheit der Wahrheit, alle Selbständigkeit des Bewußtseins auf.

Es ergiebt sich hieraus von selbst, in welchem Widerspruche die Kirche befangen ist und endlich zu Grunde geht. Sie ist nämlich jene Welt in dieser Welt, das Unweltliche im Weltlichen, mit der Bestimmung, das letztere zu verwesen und zugleich von ihm zu abstrahiren. Sie soll also das Ewige schlechthin sein, und doch nicht als Allgemeines und Ideales, sondern als ein besonderes, äußeres, sichtbares Institut, als eine Corporation Wirklichkeit haben; sie soll allem Zeitlichen und Irdischen entsagen und doch dasselbe beherrschen; sie soll es durchdringen und doch nicht von ihm inficirt werden; kurz, sie soll jenseitig bleiben, indem sie diesseitig ist. Es giebt aber keinen härteren Widerspruch, keine größere Prätension, als daß das Unendliche und Göttliche, getrennt vom Endlichen und Menschlichen, für sich körperlich existiren will, und diese unendliche Prätension des Geistes ist die Geistlichkeit, ist die sichtbare Kirche.

Dieser Widerspruch tritt denn auch in der historischen Entwicklung der letzteren nach allen Seiten hervor. Mit einem Worte: die Kirche *verweltlicht* und geht im Weltlichen zu Grunde, eben weil es ihr Begriff ist, dem Weltlichen zu entsagen. Dies zeigt sich schon, wenn wir sie rein innerhalb ihrer selbst betrachten, noch abgesehen von ihrem Verhältnisse zum Staate und ihren Kämpfen mit demselben. Ihr Princip, die Heiligkeit, die Abstraction von dem sogenannten Irdischen ist am bestimmtesten und deutlichsten ausgesprochen in den Mönchsgelübden: des *Gehorsams*, der *Armuth* und der *Keuschheit*. Der Mönch und mit gewissen Beschränkungen der Geistliche überhaupt, leistet Verzicht auf den eigenen Willen, auf die individuelle, persönliche Freiheit, auf das Eigenthum, auf die Wollust und den sinnlichen Genuß schlechthin. Wenn aber der Spieler von Profession das Gelübde ablegt, nicht mehr zu spielen, der Trinker, nicht mehr zu trinken, — und nur ein Solcher thut ein solches *Gelübde* —; so erkennt er eben dadurch die bestimmte Leidenschaft und das Laster, welches er verschwört, als seine Macht an, die ihm drohend und feindlich gegenübersteht und vor der er sich nur durch Flucht zu retten vermag, der er freilich entgehen kann, weil sie nur *eine* ist. Wer dagegen *allem* Natürlichen, *allem* Weltlichen entsagt, dessen Macht wird das Weltliche und der verfällt demselben unbedingt. Wenn demnach im Mönchthum und im Pfaffenthum überhaupt auf irdische Güter und irdischen Genuß, ja auf alle rechtlichen und sittlichen Verhältnisse feierlich und gänzlich resignirt wird; so erweisen sich gerade diese, die Mächte desselben zu sein, aber nicht mehr in ihrer wahren, natürlichen, sittlichen, sondern unwahren, unnatürlichen, rein fleischlichen Gestalt. Vergebens kämpft es gegen sie an, es muß ihnen doch zuletzt unterliegen; denn die Natur kehrt immer zurück, und wenn man sie mit Heugabeln heraustreibt. Jene Gelübde der Armuth, des Gehorsams und der Keuschheit stellen sich daher, wie die Kirchengeschichte lehrt, vielmehr als die Gelübde der *Habsucht*, *Herrschsucht* und *Wollust* heraus. Diese und alle anderen Laster in ihrem Gefolge wurden im Verlauf der Zeiten nicht bloß ein zufälliges accessit einzelner Geistlichen, sondern die altera natura des gesammten Klerus, von der die Ausnahme als Zufall gelten muß; sie bestiegen kurz vor der Reformation in Alexander VI. den päpstlichen Stuhl. Die Heiligkeit, welche naiver und unbefangener Weise als Begriff der Kirche erscheint, beweist sich somit in ihrer Durchführung und Verwirklichung vielmehr als die Unsittlichkeit selbst. Die katholische Kirche konnte alle fremden Sünden vergeben, aber sie mußte in ihren eigenen zu Grunde gehen.

Dieselbe Verweltlichung tritt nach und nach auch in ihren Beziehungen zum Staat hervor. Denn nicht bloß zeigt sie das Bestreben, so viel als möglich in und von demselben weltlichen Besitz zu erlangen, sondern auch, einerseits sich der Staatsgewalt ganz zu entziehen, wie durch die Exemtion von der weltlichen Gerichtsbarkeit, der Besteuerung, den Lehnspflichten, der Investitur u. s. w., andrerseits dieselbe von sich abhängig zu machen, sie zu unterwerfen, die politischen Verhältnisse gleich den geistlichen zu beherrschen, kurz, die Staaten zu Momenten der Kirche herabzusetzen. Zwar hat es erst Bonifacius VIII. unverhüllt ausgesprochen, daß ihn Gott gesetzt habe über Könige und Königreiche, daß der Statthalter Christi auf Erden auch über das Weltliche alle Gewalt habe, daß er berechtigt sei, Könige ein- und abzusetzen; wenn indeß schon die früheren Päpste längst gewohnt waren, Kaiser und Könige in den Bann zu thun und die Unterthanen des Gehorsams zu entbinden, so handelten sie in der That nach demselben Grundsatze, nur ohne ihn direct und schneidend auszusprechen. Ueberdies hatte sich, und nicht erst durch Innocenz III., die Tendenz entwickelt, die abendländischen Reiche dem päpstlichen Stuhle lehnspflichtig zu machen, und die Ansicht, daß selbst der Kaiser nicht bloß Schirmvogt, sondern auch Lehnsmann

der Kirche sei. Was ist denn der Kaiser Anderes als des Papstes Lehnsträger? sagte ja schon Alexander III. als Cardinal Friedrich I. ins Gesicht.

Während solchergestalt die Kirche danach trachtet, den Staat und alles Weltliche zu vergeistlichen, dadurch aber nothwendig selbst verweltlicht; bewegt sich der Staat natürlich in der entgegengesetzten Richtung. Da er, zwar nicht seiner mittelalterischen Erscheinung, wohl aber seinem Begriffe nach, alle Wirklichkeit ist, so kann er keine sein sollende Wirklichkeit außer und neben sich, keinen Staat Gottes über und im Staate dulden. Er will daher nicht bloß das Uebergreifen der geistlichen Macht zurückweisen, sondern er will auch seinerseits das Geistliche in das Weltliche, die Kirche in den Staat aufnehmen, er will die sichtbare Kirche, und eben damit seine eigene Unwahrheit, — denn sie ist ja seine gesetzte, äußerlich herausgetretene Unwahrheit, — in ihrer Selbständigkeit aufheben und dadurch zu eigener Selbständigkeit gelangen. Im Großen und Ganzen und im Resultat ist natürlich das scheinbar entgegengesetzte Streben von Kirche und Staat ein und dasselbe, das Streben, Geistliches und Weltliches ineinander zu bilden, und hierdurch den christlichen Gegensatz von Ewigem und Zeitlichem, Jenseits und Diesseits, Geist und Fleisch in seinem äußerlichen Bestehen aufzuheben.

Diese Aufhebung erfolgte theils in der Etablirung und Abschließung der verschiedenen Landeskirchen, theils vollständig in der Reformation. Durch jene wurde die sichtbare Kirche innerhalb der betreffenden Staaten innerhalb gewisser Grenzen der Staatsgewalt unterworfen, durch diese die sichtbare in eine unsichtbare Kirche aufgelöst. Indem die Reformation die Vermittlung mit Gott und dem Jenseits ganz in das Subject und dessen Innerlichkeit verlegte, hob sie den Unterschied zwischen Klerus und Laienthum auf, vernichtete dadurch das diesseitige Jenseits und constituirte Kirche und Staat als Einheit. Dadurch wurde einerseits der Geistliche weltlich, zum Unterthan des Staats, von dem er die Investitur empfing, und des Cölibats entbunden, andrerseits erhielt der Laie, indem er sich im Glauben unmittelbar mit Gott versöhnte, die priesterliche Weihe und Würde. Damit wurde zugleich, trotz aller Reclamationen, der Landesfürst in der That Oberhaupt der Kirche, und zwar nicht bloß in England, sondern durch die Consistorialverfassung auch in Deutschland. War also die Kirche verweltlicht, so hatten sich die Staaten gewissermaßen vergeistlicht; war der Papst für viele Fürsten zu einem bloßen Landesfürsten, so waren dagegen die Landesfürsten innerhalb ihres Gebiets zu Päpsten geworden.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung vom Verfasser des „Hippokrates in der Pfaffenkutte".

Ein nicht nennenswerther, vom Gifte der Theologie inficirter Mediciner hat unlängst in einer „Gegensätze in der Medicin" ꝛc. betitelten Schrift sich erdreistet, meine bereits auch vom römisch-katholischen Weihrauchdampf Görresschen Bilderschwulstes angenebelte Kritik der modernen after-christlichen Medicin in dem ganz gemeinen, rohen Tone ordinärer Recensentenbosheit anzufallen. Ich halte es aber gänzlich unter der Würde meines Geistes, meines Charakters und meines von der Geschichte und Natur, den höchsten Behörden der Welt, mir angewiesenen Berufes, eine solche Stimme, wie diese und so manche andere, die sich ex infima plebe litteratorum auf Veranlassung meiner, insbesondere antitheologischen, Schriften gegen mich erhoben, zu beachten oder gar zu beantworten. Diese meine aus einem wohlbegründeten Selbstgefühl entspringende Geringschätzung und Gleichgültigkeit gegen die Angriffe und Urtheile solcher Leute, welche meinen Geist nicht einmal von seiner formellen Seite zu fassen, geschweige zu beurtheilen fähig sind, habe ich von jeher durch die rücksichtslose Tendenz wie meines Lebens, so meiner Schriften deutlich genug bewiesen. Um mich jedoch endlich auch einmal ad captum vulgi, der nichts versteht, was ihm nicht ausdrücklich durch das Sprachrohr eingetrichtert wird, zu accommodiren, übersetzte ich hiemit die stillschweigende That in das laute, Jedermann faßliche Wort. Was nun aber noch insbesondere jene Kritik betrifft, so ist sie ohnedem viel zu guten Humors und viel zu wahr und viel zu gewappnet, als daß sie noch einer nachträglichen Unterstützung bedürfen, nicht für sich selbst allein im Stande sein sollte, den selbst der nothwendigsten Unterscheidungen, der nothwendigsten Folgerungen unfähigen, den uncultivirten, plumpen, pöbelsinnigen Recensenten in sein Nichts zurück zu werfen. Warum verschwieg ich aber meinen Namen? Aus demselben Grunde, aus welchem ich bisher keine Veranlassung und Lust hatte, meine seit vielen Jahren in glücklicher Muße gesammelten naturwissenschaftlichen Anschauungen und Kenntnisse, die mich aber gerade, in Verbindung mit meinen theologischen und philosophischen Kenntnissen, zur Kritik der gläubigen Medicin berechtigten, vor dem Publicum auszukramen. Wenn ich aber hier abermals mich nicht nenne, so geschieht es nur deswegen, weil ich meinen vulkanischen Ursprung und Namen viel zu hoch halte, als daß ich diesen in einem solchen Vis-à-vis, als ich mich gegenwärtig befinde, aussprechen möchte.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 4. **6. Januar.** **1842.**

Schlosser „Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserthums."

(Fortsetzung.)

Dies letztere stellt sich auch noch von einer andern Seite dar. Indem nämlich der Staat sein unmittelbares Jenseits, seine existirende Selbstlosigkeit, d. h. die sichtbare Kirche aufhob, so wurde er eben dadurch seinerseits diesseitig und selbständig, wenigstens insofern, als er nunmehr direct und unmittelbar an das absolute Jenseits, an Gott anknüpfte; indem er die Kirche, deren Princip die Heiligkeit ist, aber als unsichtbare, in sich absorbirte, wurde er selbst heilig. Wenn daher nach der eigentlich christlich-mittelalterischen, obwohl von den weltlichen Fürsten nie vollständig anerkannten Theorie, Kaiser und Könige seit Pipin's Zeiten nur mittelbar, durch Vermittlung der Kirche, durch deren Anerkennung und Salbung und Krönung als von Gott eingesetzt und legitimirt galten; so ward von nun an allgemein der Grundsatz aufgestellt und durchgeführt, daß die königliche Würde unmittelbar von Gott stamme, wie das schon Philipp der Schöne und ein Menschenalter später die deutschen Kurfürsten zu Frankfurt ausgesprochen hatten. Ist aber der König unmittelbar von Gott eingesetzt, so ist er auch in seinem Staate Statthalter Gottes auf Erden.

Dadurch erhielt zugleich der Staat natürlich eine ganz andere Bedeutung und Gestaltung. Denn wie die sichtbare Kirche wesentlich zu Grunde gegangen war und nur noch als Ruine der Vorzeit existirte; so war gleichzeitig und gleichmäßig auch der sich selbst jenseitige Staat, der Staat des Kastenwesens, des Feudalismus und Vasallenthums untergegangen und hatte diese Unterschiede und Bestimmungen ebenfalls nur noch als Schutt und Trümmer in sich bewahrt. Vor der Autorität des unmittelbar von Gott eingesetzten Königs verschwanden die bisherigen privilegirten Besonderheiten der Stände und Standschaften, welche die Kirche vordem in ihrem eigenen Interesse geschützt und aufrecht erhalten hatte. Der Staat schloß sich somit in sich ab und ward zur Einheit, was früher schon deshalb unmöglich gewesen war, weil der Klerus einen Staat im Staate gebildet und consequent aller Concentration widerstrebt hatte. Diese Einheit, dieses Selbstbewußtsein des Staats existirt nun unmittelbar in der Person des Monarchen, und die Feudalaristokratie und Hierarchie sind im Absolutismus zu Grunde gegangen.

Der absolutistische Staat ist aber keineswegs schon der absolute, d. h. der seinem Begriff entsprechende und an und für sich vernünftige. Dies erhellt schon daraus, daß er immer noch in der Relativität bleibt, daß er das christliche Jenseits zwar nicht mehr sichtbarlich in der Kirche, aber doch noch unsichtbarer Weise im Glauben sich gegenüber hat und seine Wahrheit und Berechtigung aus ihm ableitet. Er weiß sich also noch nicht als absoluter Zweck, als die wahre Wirklichkeit, sondern verlegt diese außer sich in das absolute Jenseits.

Dasselbe hat indeß jetzt eine ganz andere Bedeutung als zu Anfang des Mittelalters; denn sonst müßte es sich abermals zur Kirche constituiren und der eben abgethane Kampf würde von vorn anfangen. In diesem aber hat sich bereits erwiesen, was das Jenseits als Jenseits der wirklichen Welt gegenüber ist, oder, was ganz dasselbe heißt, es hat sich bereits wesentlich in das Diesseits hineingearbeitet. In der Geschichte und dem endlichen Schicksal der sichtbaren Kirche ist nämlich dem Bewußtsein die Erfahrung geworden, daß das Jenseits, daß das Ewige und Göttliche für sich und losgetrennt von der Welt zum Gegentheil seiner selbst, daß das Geistliche zum rein Weltlichen und Fleischlichen wird, dadurch sich aufhebt und als unsichtbares Jenseits zugleich in den Staat und in sich selbst zurückkehrt.

Somit ist zwar das Bewußtsein in den Anfang, in das erste urchristliche Jenseits, in den reinen Glauben zurückgeworfen, aber es weiß nunmehr, daß dieses als Jenseits in der Wirklichkeit nichts ist und nicht einmal die Kraft hat, sich dem Diesseits gegenüber zu erhalten und für sich zu existiren, daß es auf Erden vielmehr nur in diesem und in ungetrennter Einheit mit ihm seine Wahrheit hat. Obwohl also der Bruch des Geistes nach Aufhebung der sichtbaren Kirche größer scheint als zuvor; so ist er an sich schon gehoben und in Wahrheit nur noch scheinbar vorhanden. Denn das Jenseits ist in das Diesseits eingegangen und folglich, insofern es sich noch als bloßes, überweltliches, abstractes Jenseits erhalten will, nur noch eine Abstraction, ein Postulat, ein Schatten. Es ist geworden, was es an

sich war, nämlich das Wesen des Diesseits, aber jetzt nicht mehr außer, sondern im Diesseits; das reine Jenseits mithin herabgesetzt zum Schein. Doch ist, wie gesagt, der Schein etwas sehr Wesentliches.

Das spricht sich auf dem religiösen und kirchlichen Gebiet im Princip der Reformation aus. Ihr Princip ist der Glaube, nicht mehr als blinde, passive Unterwerfung unter die Priestersatzung, sondern als innere, lebendige Ueberzeugung. Indem es aber die letztere ist, durch welche allein die Vermittlung mit Gott geschieht, so bleibt dieser in der That nur noch scheinbar ein jenseitiger. Unumstößliche Norm des Glaubens soll zwar die Autorität der Schrift sein, doch diese Autorität wird sogleich wieder aufgehoben durch die eben so unumstößliche Bedingung der freien Forschung in der Schrift, der eigenen Auslegung, der Kritik, welche die Reformation nicht bloß zugestand, sondern von welcher sie ausging und in der sie beruht. So setzt sie zwar überall das Jenseits, hebt es aber an sich, d. h. im Princip zugleich wieder auf, was freilich sie selbst nicht sah und nicht sehen konnte. Du sollst und mußt glauben, ja du sollst und mußt glauben, was keine Vernunft begreift, was vielmehr, wie Luther selbst sagt, aller Vernunft widerspricht, aber du sollst und mußt zugleich innerlich davon überzeugt sein, diesen vollkommnen Widerspruch, in welchem das Jenseits eben so unerbittlich vernichtet als gefordert wird, löst zwar die Reformation als solche nicht, sondern beseitigt ihn durch die Gnadenwahl, treibt aber ganz von selbst zur Auflösung desselben und damit ihrer selbst. Wenn daher Luther es ausspricht, daß er mit dem Glauben die Vernunft erwürgt habe, so hatte er selbst dafür gesorgt, daß die Zeit kommen mußte, in welcher der Glaube durch die Vernunft erwürgt würde. Es hat freilich Jahrhunderte gedauert, ehe das Bewußtsein das von dem Reformator postulirte Jenseits durchbrechen konnte, und selbst jetzt ist es ja erst in der Wissenschaft, doch noch nicht im Leben und im Staate überwunden.

Auch an dem Staate, wie er nach und zum Theil vermöge der Reformation geworden, erweist es sich, daß das christliche Jenseits nur noch ein Postulat, ein Schein, ja häufig nur eine Prätension, eine Heuchelei ist. Es wäre überflüssig, dies hier speciell weiter durchzuführen; es wird sich später bis ins Einzelne und Kleinste darthun. Im Allgemeinen erhellt es schon aus dem Begriff der absoluten Monarchie.

Wir haben gesehen, wie der Staat, indem er die Kirche in sich aufgehoben, sich mit sich selbst zusammengeschlossen hat: dadurch ist er Einheit, sich selbst Zweck und Fürsichsein, dadurch ist er Staat geworden. Denn der Feudalstaat ist eigentlich kein Staat, eben weil er, wie wir gesehen, das Gegentheil seiner selbst, weil sein Zweck außer ihm gesetzt ist, und er folglich aller Einheit entbehrt. In der absoluten Monarchie ist nun das Fürsichsein, das Selbst vorhanden, aber noch nicht an ihr herausgetreten als die allgemeine Selbstheit und Freiheit; sie ist vielmehr der bloß formelle Staat, der sich mit seinem Inhalt erst zu erfüllen und diesen also eben so sehr noch außer sich als in sich hat. Eben deshalb, kann man sagen, ist sie noch die christliche. Der Begriff des Staats existirt bereits in ihr, aber er hat noch nicht die ganze Wirklichkeit durchdrungen; die Freiheit ist schon gesetzt, aber noch nicht objectiv als die Freiheit Aller, sondern erst subjectiv als die Freiheit eines Einzelnen, nicht als Selbstheit schlechthin, sondern als ein einzelnes Selbst. Mit andern Worten: der Staat ist nur erst als empirisches Ich, als König, als Monarch. Der König ist der Staat, nur er ist frei, ist berechtigt, ist ein Selbst; alle Andern, das sogenannte Volk, die Menge sind unfrei, unberechtigt und selbstlos. Somit ist der Staat in seinen ersten Anfang, in die orientalische Form, in den Despotismus zurückgekehrt, nur mit dem Unterschiede, daß der Monarch nicht selbst Gott, nicht divus, nicht „Sohn des Himmels" ist, sondern sein Jenseits, wenigstens als Postulat, sich gegenüber hat.

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Illusionen.

1. v. Schelling's religionsgeschichtliche Ansicht rc. Berlin 1841. Rücker und Püchler.
2. Augsburger Allgemeine Zeitung vom 26. October. Preußen.
3. Leipziger Allgem. Zeitung, über B. Bauer's Suspendirung.

„Bei der am 16. October stattgefundenen Versammlung des wissenschaftlichen Kunstvereins, sagt die Allg. Zeitung, wurde Schelling als Ehrengast von dem Generalsecretär des Vereins, Dr. F. Förster, begrüßt, der bei dieser Gelegenheit die Verdienste des berühmten Philosophen um die wahrhafte Erkenntniß der Kunst und des Kunstwerks hervorhob. Das Bemerkenswertheste dabei ist, daß Dr. Förster, der die vielbesprochene Parentation an Hegel's Grab hielt, auch wieder der erste war, der es in Berlin öffentlich aussprach, daß Schelling berufen sei, auf dem philosophischen Thron Hegel's die Huldigungen seiner Schüler zu empfangen." Dadurch wäre, wenn es wörtlich genommen würde, jener Mißgriff, der Gabler zum Nachfolger Hegel's machte, corrigirt: statt des orthodoxen Althegelianers ohne Namen und Macht, noch einen Schritt zurück, und nun den berühmten Philosophen des vorigen Jahrhunderts! — „Gut geleuchtet, Mondschein!" Aber F. Förster, dieser Talleyrand in bunter Jacke, hat das so nicht gemeint, es ist nichts als eine persönliche Ar=

rigkeit gegen den Stern der Weisen aus Syrien, der über dem neuen Bethlehem still steht. Die alten Hegelianer, zu denen F. Förster gehört, sind so dumm nicht, daß sie nicht wissen sollten, wie die Geschichte verlaufen wird: F. Förster vor Allen hat dies längst schwarz auf weiß. Dennoch werden die alten Hegelianer dem Unglück Schelling's eben so zusehen, wie sie dem Unglück des Obscurantismus zusehen, sei es in Spanien oder in Preußen, daß es passirt; und wenn „der Weltgeist" mit starker Lunge endlich alle die Kartenhäuser eines geist- und charakterlosen Geschlechts eingeblasen hat, dann wird Friedrich Förster ein Gedicht auf den wirklichen Nachfolger Hegel's machen, dessen Name sich jetzt noch mit einem St! oder F! (Umph! sagt Walter Scott) anfängt.

Die Allgemeine Zeitung fährt fort: „eine zweite öffentliche Begrüßung Schelling's fand gestern bei einem Feste statt, das die Lehrer der Universität und die Mitglieder der Akademie dem Neuangekommenen — — veranstaltet hatten und zu welchem auch der Minister des öffentlichen Unterrichts, Herr Eichhorn, eingeladen war, der sich bei dieser Gelegenheit in würdiger Weise, namentlich auch über die Freiheit der wissenschaftlichen Forschung aussprach." — Die Augsburger Zeitung hat im Ganzen „eine würdige Weise," sich auszudrücken, die Leipziger dagegen sehr oft eine „unwürdige," so eine zufahrende Häschersprache, wie sie denn auch ohne Scheu berichtet, dem „freien Forscher" Bruno Bauer sei das Lesen, ich glaube vorläufig, von dem Minister untersagt worden, ohne Zweifel wegen seiner Untersuchungen über die Synoptiker, an welches Buch sich demnach die erste entschiedene Beschränkung der Lehrfreiheit und also das neukatholische Princip anknüpfen würde. Wenn es wahr ist!! Glauben sollen wir der einen oder der andern dieser Zeitungen? oh! wer wollte glauben, wo er wissen kann? Wir glauben gar nichts. So erzählte uns neulich ein Gelehrter, der von Rom kam, „Seine Heiligkeit hätten den in Florenz Versammelten seine Theilnahme ausgedrückt und sich für die Fortschritte der Wissenschaften und für die freie Forschung ausgesprochen;" und als ich ihn corrigirte und mit dem augsburger Correspondenten, sei es nun Varnhagen oder Friedrich Förster selbst, ausrief: „über! über! wie es die Würde Sr. Heiligkeit mit sich bringt! wollten Sie sagen;" wurde er ungeduldig und nannte mich sehr bitter einen verblendeten Opponenten aus Opposition. Ich blieb verstockt und läugnete in meinem Herzen, obgleich ich äußerlich zur Ruhe gebracht war. So sind die Zeitungen, so ist die Welt, beide liegen im Argen, und der Topf schilt den Kessel.

Ich bin seitdem in mich gegangen und glaube, o ja, ich glaube an ganz Berlin nicht: Alles ist Illusion, sowohl das berliner Christenthum, als der berliner Liberalismus und leider auch die berliner Philosophie. Die Berliner müssen einen solchen Unglauben natürlich sehr übel nehmen; aber es wird Viele unter ihnen geben, die in ihren Busen greifen und meinen Unglauben zu ihrem Glauben machen. Wären die berliner Christen wirkliche Christen, so würden sie alle ihre Erinnerungen aus ihrem Herzen reißen, das Buch ihrer Geschichte mit dem Hammer des jüngsten Gerichts auf ewig zunageln und vor allen Dingen alle Philosophen, die alten Hegelianer, die Hegelschen Schriften, Friedrich Förster und selbst „die Philosophie der Offenbarung" mit Feuer verbrennen; und wären die berliner Liberalen wirklich liberal, so würden sie Spaniens Wiedergeburt in Tivoli feiern und O'Donnell und der Königin Christine, nicht dem philosophischen Gott oder der Freiheit ein Pereat bringen. Diese Illusionen der zurückgetretenen Christlichkeit und des verhaltenen Liberalismus, die Jeder kennt, wird gar bald auch Jeder anerkennen; denn es ist doch sehr leicht zu begreifen, daß bereits conträrer Wind gegen die conservirten übeln Dünste bläst. Spanien liegt schon in der Sonne und die Wolkenschatten über dem nach der Times so gottlosen Frankreich werden sich aufheben und davon ziehen, — darum werden sie dies thun, weil der freie Inhalt schon da ist. Wer wollte so gottlos sein und der Times, dieser Betschwester der evangelischen Kirchenzeitung, oder der Staatszeitung, dieser Salzsäule des alten ehrwürdigen preußischen Zopfes, zuwider auch von Deutschland behaupten, daß seine Sonne seinen Dunst überwältigen werde? Wer wollte es sein, wenn wir es nicht schon längst gewesen wären und wahrlich jeder Mensch, der auf seine aufrechte Gestalt und auf seine beiden gesunden Augen noch etwas giebt, es nicht auch wäre oder werden müßte?

Glaubet nichts, so werdet ihr selig werden. Glaubet Alles, so werdet ihr nichts werden.

Mit der neuen berliner Philosophie hat es dieselbe Bewandtniß. Sie ist jetzt noch eine Illusion und wird gar bald keine mehr sein. Wir wollen hier gar nicht von den Althegelianern und ihren christlichen und Frömmigkeitsillusionen weder bei Gabler, noch bei Vatke, noch bei Göschel oder gar bei B. Bauer, als er noch Saul war, reden. Denken wir nur an das, was jetzt in Berlin vorgeht. Das ist die Restauration Schelling's. Schelling selbst wünscht, man möge nicht prophezeihen, sondern ihn selbst den Schleier lüften lassen, er hat den verhängnißvollen Finger angelegt: er wird „Philosophie der Offenbarung" lesen, und nun ist also schon dies Eine „offenbar," daß er endlich sich selbst „offenbaren," also die bisherigen Illusionen mit eigner Hand zerstören wird, dies hat er selbst bekannt machen lassen, dies ist also nicht mehr prophezeiht. Es war billig, daß man dies erwartete, obgleich nicht eben unbillig, daß man seine Vorurtheile hatte, denn man kennt ja die Art und

Weise, wie ein neues Princip sich „offenbart," es ist eben nicht zu bändigen in seinem dunkeln Kerker, es bricht weltstürmerisch und kerkersprengend ans Licht, und wie der Blitz mit Gewalt und mit lauter Stimme. Wenn es nun „den neuen Schellingschen Principien," die in München gelesen und verkündigt worden sind, umgekehrt ergangen ist, wenn sie trotz dem, daß sie ausgesprochen wurden, nicht bekannt, trotz dem, daß sie ans Licht getreten, nicht leuchtend, blitzend und donnernd in die Welt gefahren sind, so ist das allerdings neu an diesen „neuen Principien." Das Vorurtheil, welches man daraus über sie fassen muß, ist ein Urtheil. Aber es ist kein definitives und eben so wenig ein gründliches, nur daß Schelling nichts dawider haben kann, wenn es gefaßt wird.

Dagegen ist zuzugeben, daß die vorlaute Bekämpfung eines Nochnichtseienden und das Geschrei: „wir werden kämpfen!" eben eine solche Tölpelei ist, nur auf einem andern Gebiete, als das unglückliche: „Sie sollen ihn nicht haben!" von dem neulich ein feiner Mann die Bemerkung machte: „es wäre nicht anders, als wenn zwei Buben sich vermäßen, einem Manne seine Frau zu verunehren, und dieser träte nun hin vor seine Hausthür und riefe mit Kampfesgebehrden in die Welt hinaus: Sie sollen sie nicht haben!" — Ist das die Art und Weise, wie ein sichres und freies Bewußtsein sich ausdrückt? ist es nicht im Gegentheil das schimpflichste Selbstgefühl, welches es giebt, wenn man eine Sache, wie die Tapferkeit, die Vertheidigung des Eigenthums, der Ehre und der Wahrheit, mit überflüssigen lauten Versicherungen in die Welt schreit? Das thun nur die Unsichern, die Poltrons. „Wir werden kämpfen?" Wogegen? Wofür? Wer sind diese wir? Es fragt sich doch erst, ob denn der Gegner wirklich ein Gegner ist, ob er die Wahrheit antastet, und wenn er es thut, ob er des Kampfes auch werth ist? Es fragt sich dann weiter, ob die Wahrheit überhaupt ein bestimmter Inhalt ist, den man schon kennt, oder ob sie nicht vielmehr die geistige Bewegung und ihre Abklärung selbst ist? Wofür also wollen „Wir" kämpfen? und sodann, welche „Wir?" In der Philosophie ist Alles oder auch Keiner „Wir." Wer die Wahrheit sagt, der heiße, wie er wolle, er ist unser. Ganz etwas Anderes ist die politische Intention der Restauration, sowohl der vergangenen Philosophie, als durch sie der Christlichkeit. Dies ist ein fait accompli und lohnt sich der Mühe in Betracht zu ziehen.

Eben so verfehlt, wie die „blasse Renommage," ist die Schrift von R. gegen Schelling (No. 1). Sie ist nicht ohne Reflexion auf einen wesentlichen Punkt, das unglückliche Gedankeneigenthum, ja Monopol, aber sie ist sehr voreilig: sie hat darum das Material, welches sie giebt, ganz am unrichtigen Ort verwendet und ohne alles Geschick unordentlich zusammengestellt. Das Material erscheint lediglich als Nachdruck und Vordruck, — als Nachdruck die alte Polemik gegen Hegel und Rapp, als Vordruck die apokryphischen Vorlesungen, die mitgetheilt werden. Beides hat den Makel an sich: „man merkt die Absicht, und —." Es hätte sich wohl geschickt, daß in dieser Angelegenheit Form und eine elegante zusammenhängende Schreibart gezeigt worden wäre, man weiß, wie viel die alten Herren darauf halten, man zahle ihnen mit ihrer Münze, — noch mehr aber hätte sich's geschickt, das Material zu sammeln und die Batterieen zu verstecken für den Fall, daß ähnliche und wirkliche Angriffe, wie die bloßgestellten, auf principielle Personen an die frühere Polemik und daß wirkliche neuere Vorlesungen an die münchener bereits gehaltenen erinnert hätten. Denn treffen die berliner Vorlesungen mit den münchenern zusammen, so sind auch sie wieder nicht neu, „offenbaren" also im Grunde nichts Neues und also nicht — den, der da kommen soll. Auch diese Voreiligkeiten des Hrn. R., der übrigens nicht ohne Talent ist, sind eine berliner Illusion. Aber so gefährlich die christliche, die liberale und die philosophische Täuschung und Selbsttäuschung ist; eben so gefährlich ist es, sich an das Experiment der neuen berliner Philosophie und an ihr Schicksal als ostensibler Verehrer anzuschließen. Wo aber die Person auch das Princip ausdrückt, da ist auch die persönliche Huldigung eine principielle. Sie waren nicht für Napoleon, Herr Hofrath, als er nach Rußland ging, weil Napoleon wider den Zeitgeist war; haben Sie auch bedacht, was Sie gegenwärtig thun? Ich fürchte den berliner Frost; und das Jahr 1842 scheint mir dem Jahr 1812 nicht unähnlich. Auch ist ja, wiederum nach der Augsburger Zeitung, schon ein kleiner Komet niedergefallen, — — womit ich nicht sagen will, daß der Philosoph nicht größer sei, als der Kaiser.

Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

// Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 5. 7. Januar. 1842.

Schlosser „Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserthums."

(Fortsetzung.)

Der König ist der Staat und nur in jenem hat dieser seine Einheit, seinen Begriff. Princip der absoluten Monarchie ist demnach der Wille des Herrschers, nicht als allgemeiner, substantieller Wille, d. h. als Recht und Gesetz, sondern als vereinzelter subjectiver Wille, d. h. als Willkür, Laune und Belieben. Sic volo, sic jubeo, car tel est notre plaisir ist die letzte Instanz, die absolute Norm, die unwiderstehliche Macht. Nur Gott ist der König Rechenschaft schuldig, ihm allein verdankt er die Krone, er ist dessen Stellvertreter und vollbringt nur dessen Befehle. Hier erweist sich nun aber, was es noch mit dem christlichen Jenseits auf sich hat. Denn Gottes angeblicher Wille ist in der That vielmehr nur der eigene Wille und Gott also ein bloßer Name, ein Schein, ein Vorwand, mit welchem alle Einfälle, Willkürlichkeiten und Gewaltthätigkeiten zugedeckt werden. Aeußerlich erscheint zwar der christliche König devot und giebt Gott, was Gottes ist; er beugt sein Haupt vor dem Herrn aller Herren, er besucht regelmäßig die Messe, er vollbringt zum Zeichen christlicher Demuth die Fußwaschungen; Jesuiten, Pfaffen und Beichtväter spielen bei ihm eine große Rolle und er heißt deshalb die katholische, allergetreuste, allerchristlichste Majestät, er beweist seine Rechtgläubigkeit und Christlichkeit durch Ketzerverbrennungen, Bluthochzeiten, Dragonaden, Verfolgungen u. s. w.; in Wahrheit aber dient Gott und die Religion nur seinen weltlichen, beliebigen Absichten und Zwecken, seiner Laune, seiner Herrschsucht, seinen Familienangelegenheiten. Indem sich also die absolute Monarchie für die christliche, unendliche, göttliche ausgiebt, in welcher allein der Wille, die Ordnung und das Recht Gottes herrsche; ist sie gerade die rein endliche und beschränkte, die mit bloß äußeren und endlichen Mitteln, als Geld, Polizei, Militärgewalt eben so äußerliche und endliche Zwecke und Interessen, d. h. bloß persönliche und subjective Interessen durchsetzt, welche letzteren freilich mit dem allgemeinen Interesse übereinstimmen, eben so gut aber auch nicht übereinstimmen können. So ist sie einerseits der mechanische, andrerseits der machiavellistische Staat.

Gegenüber dem Herrscher steht nun das Volk da als die todte, selbstlose Masse, als ein verworrenes Gemisch, ein wüstes Chaos von Individuen und Ständen und Verhältnissen. Es ist der Feudalstaat selbst, aber nur als Erinnerung der Vergangenheit, als Ruine der Vorzeit, als aufgehoben in der Person des Monarchen. Die früheren festen Unterschiede und Privilegien und Besonderheiten sind zwar durch die Autorität und Macht des letzteren niedergedrückt, aber noch nicht von dem Feuer allgemeiner Freiheit und Gleichheit verzehrt worden. Sie bestehen also noch, freilich dem absoluten Herrn gegenüber als nichtig, doch im Uebrigen mit den alten Ansprüchen und Prätensionen. Daher denn jenes Gewühl und Gerüll von sogenannten positiven und historischen Existenzen, Hergebrachtheiten, Bevorrechtigungen, ständischen, provinziellen, städtischen Privilegien, hohem und niederem Adel, bevorrechteten Städten u. s. w., wie gesagt, lauter Scheinexistenzen und Schattengebilde ohne eigenes Leben, die nur so viel sind, als sie der Monarch sein lassen will, die sich aber etwas zu sein dünken und sich gegen einander mit Anmaßung brüsten.

Die weitere Entwicklung der absoluten Monarchie ist nun aber kurz diese. Da sie, wie wir gesehen, allein in der Person, der Subjectivität und Willkür des Alleinherrschers ihr Bestehen hat; so wird nothwendig Alles in ihr persönlich, subjectiv, willkürlich, Alles ein Werk des Gemüths, des Beliebens, des Vergnügens. Der unmittelbarste Ausdruck desselben ist der Hof, in welchem sich die Individualität und Subjectivität des regierenden Herrn am klarsten und wahrsten spiegelt und realisirt, der Hof mit seiner Etiquette und Devotion, seiner Ueppigkeit und Verschwendung, seinen Beichtvätern und Höflingen, Günstlingen und Maitressen, Generalen und Junkern. Sie sind gleichsam nur die Erweiterung der Person und Familie des Monarchen, sie nehmen Theil an seinen Leiden und Freuden, Launen und Genüssen, sie sind deshalb die einflußreichsten und bedeutendsten, sie bestimmen und beherrschen nach Umständen dessen Willen, ihnen steht der Staat und was er hat zu Gebote. Von dem Hof herunter geht es weiter in die Verwaltung, Rechtspflege, Politik. Auch sie werden ein Werk der Willkür und des Wohlgefallens.

Es wird subjectiv die **Administration**, d. h. einerseits werden die Verwaltungsmaßregeln nach Gutdünken von oben herab vorgeschrieben, andrerseits die Beamtenstellen nach Gunst, Protection und Familienrücksichten besetzt. Der König, die Höflinge, Beichtväter und Maitressen machen ihre Freunde und Günstlinge und Verwandten zu Ministern und Staatsräthen, diese bringen wiederum ihre Freunde, Günstlinge und Verwandten in die untergeordneten Stellen und Aemter und so fort ins Unendliche. Alle Beamtete sind mithin Creaturen, sind Bediente; Jeder thut, was sein Vorgesetzter will. Es wird subjectiv die **Finanzwirthschaft**, d. h. es kommt nur darauf an, recht viel Geld herbeizuschaffen für den Hof, für die Minister und für sich selbst. Jedes Mittel dazu ist gleich; je mehr Steuern und Schulden, desto besser. Es wird subjectiv die **Justizpflege**: es handelt sich nicht mehr darum, ob man Recht oder Unrecht, sondern ob man Geld und mächtige Freunde und Fürsprecher hat, ob man es versteht, seine Sache bei Hofe durchzusetzen und allenfalls einen arrêt de justice oder lettre de cachet auszuwirken; denn in letzter Instanz ist ja alle Justiz noch Cabinetsjustiz. Es wird subjectiv die **Politik**, d. h. sie dient nur der Herrschsucht, der Kriegslust, den Familienrücksichten, und die Diplomatie artet dadurch in reine Verschmitztheit, Betrug und Intrigue aus. — Das Alles bedarf hier keiner weiteren Ausführung, denn Beispiele und sonstige Beweise dafür werden sich im Folgenden bis zum Ueberdruß ergeben.

Es ist nun leicht zu sehen, wie die auf die Spitze getriebene Subjectivität zuletzt umschlägt in die Objectivität, wie die schrankenlose Willkür, sich selbst vernichtend, zum Gegentheil ihrer selbst wird, mit einem Worte, wie der Begriff des Staates, welcher bis dahin bloß in der Person des Monarchen existirt, sich als allgemeines Selbst, als die Freiheit Aller Wirklichkeit giebt, obwohl sich dieser Umschwung nach Zeit und Umständen sehr verschieden gestaltet. So versuchten wenigstens Friedrich II. und Joseph II. den Uebergang positiver Weise dadurch zu machen, daß sie sich der Idee des Staats unterwarfen und, so viel an ihnen war, in dieselbe aufgingen, dadurch alle christliche Jenseitigkeit aufhoben und ihre Berechtigung nicht mehr von Gott, sondern aus der Idee des Staats ableiteten, sich folglich nicht mehr als von Gottes Gnaden, sondern als erste Diener und Repräsentanten des Staates betrachteten. Sie wollten demnach nicht gelten als einzelnes Ich, sondern nur als Ichheit des Volks, ihr Wille nicht mehr als subjectiver Wille, als Willkür, als plaisir, sondern als allgemeiner Wille, als Recht und Gesetz. Sie **versuchten**, sag' ich, den Uebergang so positiv zu machen. In Frankreich dagegen trieb es bekanntlich die Willkür der Bourbonen bis zur völligen Selbstvernichtung; der Staat ward durch sie umgekehrt und constituirte sich als absolutes Selbst, indem er das Selbst des Herrschers hinrichtete.

Ehe es aber dahin kommt, ehe sich der Begriff des Staats als die allgemeine Freiheit und Gleichheit verwirklicht, erscheint dieselbe als Wissen, als absolutes Selbstbewußtsein, das seiner selbst als aller Wahrheit gewiß ist, und mithin alle Gegenständlichkeit und Jenseitigkeit aufhebt. Dieses Wissen ist allerdings kein christliches mehr, eben weil es von vornherein darauf ausgeht, alles Jenseits zu tilgen, und dasselbe gleich Anfangs in einen mathematischen Punkt, in das „**höchste Wesen**“ oder die „**Materie**“ zusammendrängt. Mit ihm hebt vielmehr eine neue Weltperiode an: der Geist, welcher zur Zeit der römischen Imperatoren aus der Wirklichkeit geflohen und während des ganzen Mittelalters in zwei Welten gespalten war, ist endlich unter den modernen Imperatoren wenigstens theoretisch in sich zurückgekehrt. Wie zur Zeit des Augustus Christus geboren wurde, so zur Zeit des modernen Augustus, Ludwig's XIV., die **Aufklärung**, um unter seinen Nachfolgern Apostel auszusenden in alle Welt. Sie ist nichts Anderes, als die Philosophie selbst, aber als populäre, als volksthümliche, als Volksbewußtsein, ja als Weltbewußtsein.

Noch aber hat sie sich erst zu verwirklichen, denn noch steht ihr als Positives die alte Monarchie und die Kirche gegenüber, deren postulirtes Jenseits sie erst zu durchbrechen hat. Sie ist demselben schnurstracks entgegengesetzt, und wenn es auch Anfangs aussieht, als spiele sie nur an ihm herum und wolle mit ihm dingen und handeln, nur dies oder jenes abziehen und verändern, es übrigens wesentlich bestehen lassen; so liegt es dennoch in ihrem Princip, dasselbe völlig aufzuheben, denn als reine Einsicht kann sie nichts bestehen lassen und als wirklich anerkennen, worin sie sich nicht gegenständlich weiß. Die Entfremdung ist also erst theoretisch, aber noch nicht praktisch gehoben, und wie im eigentlichen Mittelalter Kirche und Staat einander gegenüber treten und sich bekämpfen, so stehen jetzt Staat und Kirche mit dem ganzen Gerüste mittelalterischer Formen und Hergebrachtheiten und Scheinexistenzen auf der einen und das Selbstbewußtsein auf der andern Seite. Das ist der Kampf der Aufklärung, in welchem das Mittelalter zu Grunde geht und die neue Zeit anhebt, ein Kampf, der freilich unbewußt längst durch die Reformation und den Absolutismus, und bewußt durch die Anfänge der neueren Philosophie vorbereitet war, der aber als praktisch, als Weltzustand fast ganz dem achtzehnten Jahrhunderte angehört. Die erste positive Anerkennung der Aufklärung ist die Thronbesteigung Friedrich's des Großen, ihr erster wirklicher und entscheidender Sieg die französische Revolution. In dieser tritt die neue Zeit und deren Princip bestimmt und positiv heraus; mit ihr beginnt das neunzehnte Jahrhundert.

Wir sind hiermit zu dem zurückgekehrt, wovon wir

ausgegangen, nämlich zum achtzehnten Jahrhundert als der Scheide zweier Weltperioden, das nicht bloß ein wissenschaftliches, historisches, sondern ein unmittelbares, praktisches Interesse für uns hat, da wir noch selbst ganz und gar in dessen Kampf befangen sind und man denselben, der an sich, d. h. im Princip durch die französische Revolution und deren Folgen entschieden ist, künstlich immer wieder in die Höhe zu treiben sucht.

Es ist daher von der höchsten Wichtigkeit, daß dasselbe nach allen Seiten hin erkannt, gewürdigt und dargestellt werde. Das Meiste haben in dieser Hinsicht bisher ohne Zweifel die Franzosen geleistet, theils durch die Sammlung und Herausgabe von Memoiren, officiellen Actenstücken und anderen Quellen, theils durch selbständige Bearbeitungen, da sie das Bedürfniß fühlten, ihre Revolution historisch zu begründen und zu rechtfertigen. Nach ihnen sind es die Deutschen, von welchen die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts am fleißigsten bearbeitet worden ist, obgleich erst Wenige gewagt haben, dieselbe in ihrem ganzen Verlaufe in eine Darstellung zusammenzufassen. Die beiden neuesten Werke, und — wenn wir die rein compendiarischen Uebersichten ausnehmen — in mancher Beziehung auch die ersten, in welchen ein Versuch der Art gemacht worden ist, sind von Leo (4. Band der „Universalgeschichte") und von Schlosser.

Es müßte nicht uninteressant sein, vergleichungsweise den durchgehenden Gegensatz aufzuzeigen, in welchem beide Darstellungen hinsichts der Grundansicht und deren Durchführung sich bewegen, wenn es sich überhaupt noch der Mühe verlohnte, umständlich von Leo zu reden. Wissenschaftlichen Werth hat ja sein Buch überdies weder hinsichts der Forschung, noch der Behandlung und Entwicklung des Stoffes, sondern scheint nur für orthodoxe und pietistische Schulmeister geschrieben zu sein, um diesen etwas Dickleibiges in die Hand zu geben, was sie vorher durchlesen können, ehe sie nach dem kleineren, vom Setzer selbständig bearbeiteten „Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte" die letztere für die lernbegierige Jugend zurecht machen.

Außerdem hat er ja schon selbst in seinem Motto die Verdammniß über sich ausgesprochen, laut Jesaias V, 20, allwo es heißt: „Wehe denen, die Böses gut und Gutes böse heißen, die aus Finsterniß Licht und aus Licht Finsterniß machen, die aus Sauer Süß und aus Süß Sauer machen." Denn da er ganz auf dem Standpunkte des Mittelalters, d. h. der umgekehrten Vernunft steht; so offenbart sich dieses „Wehe" an ihm bei jedem Schritt und Tritt, ja er hat es in dem Χάρισμα, Alles verkehrt zu sehen und aus Licht Finsterniß, aus Finsterniß Licht u. s. w. zu machen, bis zu einer Virtuosität gebracht, die man sonst nur bei den „Geschornen" anzutreffen gewohnt ist. Was er demnach allein im 18. Jahrhundert anerkennt, ist das gänzlich Verfaulte und Verrottete, nämlich die Ueberreste des Feudalismus und der Hierarchie. Den Absolutismus der guten alten Zeit haßt er, aber aus entgegengesetzten Gründen, als aus welchen derselbe jetzt einem vernünftigen Menschen zuwider ist. Das Große endlich jener Zeit, die tragende und bewegende Vernunft derselben ist ihm ein Gräuel, und deren kühne Vertreter heißen ihm „Colosse der Verderbtheit," „Gefäße aller Unsauberkeit," „die verruchtesten der Menschen," ingleichen „Rotten," „Brut" u. s. w. Man könnte versucht werden, das ganze Buch für eine plumpe Satyre zu halten, wenn nicht der Verfasser selbst eine der plumpsten Satyren wäre, welche die Zeit auf sich gemacht hat.

Schlosser dagegen gehört zu jenem muskelkräftigen Schlage der alten Rationalisten, die schon immer seltener werden und deren Zeit freilich vorüber ist, die aber die Sache der Vernunft, wenigstens in Deutschland, wesentlich gefördert haben, und auch jetzt im Kampfe gegen das neu zu fabricirende Mittelalter immer noch mit zu gebrauchen sind. Hinsichts seiner gedrungenen niederdeutschen Natur, entschlossenen Haltung, breiten Schultern und derben Gesichtszügen kann man ihn mit seinem Freunde, dem alten Voß, vergleichen, doch übertrifft er diesen vermöge seiner umfassenden historischen Gelehrsamkeit nicht bloß an Masse und Vielseitigkeit des Wissens, sondern auch an Reichthum, Klarheit und Gediegenheit der Gedanken. Er ist, ohne ihm an Kraft und Entschiedenheit nachzustehen, weniger starr und einseitig, sondern beweglicher, mannigfaltiger, beziehungsreicher als Voß; wie könnte er auch sonst in der alten, mittleren und neueren Geschichte gleichmäßig heimisch sein? Vollkommen durchgreifend und consequent und objectiv ist nun einmal kein alter Rationalist, aber Schlosser und der von jenem Stamme ebenfalls noch übrige Paulus sind vielleicht die beiden classischen Exemplare, an denen sich vollständig nachweisen läßt, wie weit es der Rationalismus bringen kann und wo seine unfehlbare Grenze ist.

Es folgt hieraus, was wir von Schlosser zu erwarten und worauf wir ein- für allemal bei ihm Verzicht zu leisten haben. Eigentlich philosophische Einsicht und Bildung dürfen wir ihm nicht vindiciren, auch wenn wir dieselbe nicht im Sinne einer bestimmten Schule nehmen, so gern wir ihm zugestehen, „daß etwas von Philosophie," wie er sich ausdrückt, „in seinen Schriften versteckt sei." Er selbst polemisirt häufig, nicht ohne gelehrten Hochmuth, gegen die Anmaßung der Philosophen, was man ihm gern verzeihen möchte, wenn nicht der Mangel philosophischer Anschauung in so allgemeinen historischen Werken, wie er sie geschrieben hat, wirklich ein sehr großer Uebelstand wäre. Es fehlt diesen in Folge dessen, wie ihm das so häufig vorgeworfen ist, nicht bloß an Objectivität der Auffassung und Haltung, sondern auch an strenger, stetiger Entwicklung

und die Masse des Stoffes durchdringender und belebender Einheit des Gedankens. Es fehlt ferner — was zum Theil hiermit zusammenhängt, zum Theil aus dem Mangel an Schönheitssinn bei den alten Nationalisten sich erklärt — durchaus an der künstlerischen Form. In der Vernachlässigung derselben geht er bekanntlich über alles Maß hinaus: seine Darstellung ist im Ganzen roh, häufig verworren, immer schwerfällig und unbeholfen, so daß selbst Raumer sagt, Schlosser's Bücher müßten, um genießbar zu sein, erst von Jemand ins Deutsche übersetzt werden. Charakteristisch ist ihm dabei eine gewisse pedantische Manier, den Ausdruck umständlich, schleppend, form- und farblos zu machen. Er spricht nämlich unaufhörlich über die Darstellung, bevorwortet und bevorredet jedes Factum, das er erzählen, jeden Gedanken, den er aussprechen will, und schreibt somit gleichsam immer ein Buch über sein eigenes Buch. Ueberall heißt es bei ihm: „Wir wollen nicht weiter in das Einzelne eingehen, sondern begnügen uns zu sagen, daß u. s. w.; wäre hier der Ort, die Verhältnisse genauer zu erörtern, so würden wir davon ausgehen, daß u. s. w.; wir verweisen die umständliche Erzählung in die Note und bemerken nur u. s. w.; wir halten uns bei diesem Punkt nicht auf, sondern erwähnen bloß" u. dgl. Diese Art und Weise einer meist überflüssigen und störenden Bevorredung ist ihm so zur andern Natur geworden, daß er selten eine Seite schreibt, ohne dieselbe anzubringen. Dem rein raisonnirenden Style mag man so etwas zu Gute halten, aber nicht dem historischen; denn wie unlebendig und ausdruckslos muß nicht eine Erzählung ausfallen, in welcher die Hauptsache, die Thatsache fast regelmäßig in den Nebensatz verwiesen wird, während nichtssagende und unnütze Vorbemerkungen sich in den Hauptsätzen breit machen! Es ist diese Manier der Darstellung bekanntlich d i e der eigentlichen Büchergelehrsamkeit überhaupt, doch tritt sie bei wenigen Schriftstellern so breit und ungenirt hervor als bei Schlosser. Wir sehen ihn studiren, notiren, excerpiren, auswählen, vergleichen, zusammenstellen; wir sehen, wie er unter einem Haufen von Büchern und Handschriften sitzt und in ihnen umherwühlt, aus der einen Quelle dieses, aus der andern jenes entnimmt, wie er hier gern mehr abschriebe, wenn der Raum es gestattete, dort ein Excerpt verkürzen möchte, wenn der Inhalt nicht gar zu wichtig wäre u. s. w., — und dieses Vorstudium, diese Arbeit des Lesens und Sammelns und Kritisirens und Combinirens geht ihm geradeswegs mit in die Darstellung über, ja wird ihm eigentlich zur Darstellung selbst, und wir müssen sie mitlesen und mitbezahlen.

Seine Schriften sind daher ohne Ausnahme nichts weniger als historische Kunstwerke, und er selbst giebt oft genug zu verstehen, er wolle nur als g e l e h r t e r Historiker, d. h. als F o r s c h e r und K r i t i k e r genommen sein. Daß er um die „Durchrüttlung der Geschichtsmaterialien" Verdienst habe, gestehen auch seine erbittertsten Gegner zu, und in der That ist seine Gelehrsamkeit wie sein Fleiß wahrhaft staunenswerth und gemahnt uns eher an das 16. und 17., als an das 18. und 19. Jahrhundert. Keiner unserer jetzigen Geschichtsforscher kann in dieser Hinsicht mit ihm verglichen werden; keiner besitzt eine so vielseitige und umfassende Kenntniß der historischen Litteratur aller Zeiten und Völker; keiner ist mit einem Worte so universell. Lesen wir seine „U n i v e r s a l h i s t o r i s c h e U e b e r s i c h t d e r G e s c h i c h t e d e r a l t e n W e l t u n d i h r e r C u l t u r," die erste, ja die einzige Geschichte des gesammten Alterthums, welche diesen Namen verdient; so werden wir unwillkürlich zu glauben versucht, er habe sich ausschließlich mit den Alten beschäftigt und sein ganzes Leben nichts gethan, als die griechischen und römischen Classiker studirt. Denn welche Belesenheit! welche ausgebreitete, ja vollständige Kunde der Quellen! und nicht bloß der eigentlichen Historiker von Herodot bis zu den schlechtesten, spätesten Biographen der römischen Kaiserzeit, sondern auch der Dichter, Philosophen und Redner, welche alle er in einem Umfange und mit einer Umsicht, wie noch kein Deutscher vor und nach ihm, für die politische und Cultur-Geschichte zu benutzen verstanden hat. Und doch ist er, wie gesagt, im Mittelalter nicht weniger zu Haus und in der byzantinischen und abendländischen Litteratur der mittleren Jahrhunderte nicht weniger bewandert als in der classischen, wie das seine „G e s c h i c h t e d e r b i l d e r s t ü r m e n d e n K a i s e r" und namentlich seine „W e l t g e s c h i c h t e i n z u s a m m e n h ä n g e n d e r E r z ä h l u n g" beurkunden. Die letztere hat für die Geschichte des Mittelalters und deren compendiarische Behandlung geradezu Epoche gemacht, und man darf die betreffenden Abschnitte derselben nur mit dem ungefähr gleichzeitigen Handbuche von Rühs vergleichen, um Schlosser's Verdienste anzuerkennen und zu würdigen. Daß er endlich in der neueren und neuesten Geschichte vom Zeitalter der Reformation bis zur Revolution und Kaiserzeit hinab eben so gründliche Forschungen angestellt hat, beweist einerseits sein „L e b e n B e z a's," andrerseits das zu besprechende Werk nebst einer Reihe von Abhandlungen in dem von ihm und Bercht herausgegebenen „Archiv."

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 6. 8. Januar. 1842.

Schlosser „Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserthums."

(Schluß.)

Man hat ihm hin und wieder Mangel an Kritik, ja „Leichtsinn und Fahrigkeit" und ein gewisses burschikoses Absprechen und Rechthaben vorgeworfen; was man ihm indeß in dieser Rücksicht wirklich nachgewiesen, sind nur Irrthümer und Versehen in Kleinigkeiten und vereinzelten Facten, die bei so umfassenden Untersuchungen und Darstellungen fast unvermeidlich sind. Wenn z. B. Varnhagen v. Ense wiederholentlich ein großes Geschrei darüber erhebt, Schlosser habe einen Feldherrn eine Schlacht gewinnen lassen, welche derselbe verloren, so ist das wahrhaft lächerlich und quintanermäßig, und wenn er ihm vollends „die Gewissenhaftigkeit wünscht, mit welcher er selbst (Varnhagen) in seinen Arbeiten verfahre," so scheint derselbe vergessen zu haben, daß es etwas Andres ist, die Geschichte des 18. Jahrhunderts zu schreiben, als etwa die „Denkwürdigkeiten des Grafen von Schulemburg" herauszugeben oder sonstige biographische Denkmale zu setzen. Was übrigens Schlosser hinsichts der Kritik zu leisten vermag, davon hat er unter Anderen in seinem berühmten Aufsatze über die Quellen zur Geschichte Napoleon's glänzende Beweise gegeben, obwohl er gerade hier vermöge der Natur des Gegenstandes den meisten Widerspruch finden mußte.

Begründeter scheint uns daher ein anderer Vorwurf, daß er nämlich überall an die historischen Individuen und deren Thaten den moralischen Maßstab lege und demnach den Hofmeister und Sittenrichter der Weltgeschichte spiele, daß er es liebe, wie Gans sich ausdrückt, „an den Erscheinungen auch außerhalb des historischen Fortschritts zu kauen, zu verdauen und herumzumiauen". Wir wollen ihn deshalb nicht durchaus rechtfertigen: es ist wahr, er stellt sich gern auf den Standpunkt der Moral und wird durch das ungehörige Predigen derselben oft langweilig. Wir können es ihm verzeihen, wenn er Talleyrand einen Schuft nennt, aber wir erröthen für und über ihn, wenn er z. B. auch Alexander dem Großen gute Lehren und Zurechtweisungen giebt. Eine andere Frage ist freilich, ob denn die seit einiger Zeit so in Mißcredit gekommene Moralität, wenn man sie nicht gerade im Sinne eines Spießbürgers, oder Pfaffen, oder einer alten Jungfer, sondern als die Gewißheit seiner selbst nimmt, so absolut unverträglich mit dem historischen Urtheil, ob sie nicht vielmehr ein wesentliches Moment zu demselben sei. Lassen wir sie ganz fallen, so ist jede Willkür, Schändlichkeit und Gemeinheit, jeder Machiavellismus, jede Tyrannei, wenn sie nur kräftig und sieghaft auftritt, historisch gerechtfertigt: Tiberius und Ludwig XI. erscheinen dann als große, tiefblickende, bewunderungswürdige Herrscher, Heinrich VIII. und Philipp II. als Heroen der Religion und Kirche; Brutus aber wird zu einem Narren und die Märtyrer aller Zeiten zu müßigen Phantasten und Schwärmern, wie denn früher einzelne eraltirte Althegelianer die Sache wirklich so darzustellen pflegten. Was heißt es alsdann noch: die Weltgeschichte ist das Weltgericht? Nichts Andres, als daß, wo die Gewalt, selbst im allerrohesten Sinne, eben da auch das absolute Recht und die historische Berechtigung sei, und daß andrerseits Alles in der Welt einmal zu Grunde gehe.

Ganz specielle Bedeutung und Geltung hat nun aber vollends der moralische Standpunkt bei der Behandlung der Geschichte des 18. Jahrhunderts. Hier liegt er in der Sache selbst, denn das ganze Jahrhundert arbeitet auf ihn hin und hat in ihm seinen Ausgang und Untergang; hier ist er der objective Standpunkt, auf welchem nicht der Geschichtschreiber, sondern der Geist der Geschichte selbst steht. Wie unbefangen, wie naiv, wie unmittelbar jener also auch sein mag, er wird sich dennoch überall auf denselben zurückgeführt sehen. Er braucht gar nicht zu moralisiren, zu predigen, zu geißeln, er braucht nur einfach und unverhüllt darzustellen, zu erzählen, zu schildern: und überall wird sich ganz von selbst die Moralität als die positive oder negative Macht der Charaktere, Zustände und Verhältnisse erweisen. Kann man z. B., ohne auch nur ein unnützes Wort dazwischen zu reden, ohne im geringsten über die Thatsachen zu reflectiren, kann man, sage ich, den Herzog von Orleans, Ludwig XV. und den ganzen tonangebenden französischen Hof anders darstellen, als rein durchgeführte, sich auf die Spitze treibende Immoralitäten? Und haben, wenn dies geschieht, gewisse Leute ein Recht, sich darüber zu ereifern und auszurufen: Ihr bringt die Moral in die Geschichte hinein; sie

aber hat in dieser nichts zu suchen! Freilich, wenn z. B. Varnhagen die Geschichte des 18. Jahrhunderts schriebe, er würde sie etwa im Styl seines großen Vorbildes und Geistesgenossen, des Dr. Faßmann, behandeln, er würde es gleich diesem verstehen, selbst in der baaren, blanken, splitternackten Gemeinheit, Ehrlosigkeit und Büberei der kleinen deutschen Fürsten und Höfe jener Zeit noch, Gott weiß welche! Großheit und Bedeutsamkeit zu sehen; er, welcher laut Schlosser I, 126 (ich habe Schulemburg's „Denkwürdigkeiten" nicht gleich zur Hand) sich nicht scheut, auf die „Ideologen" zu schimpfen, welche des glorwürdigen Friedrich August's Menschenhandel und Seelenverkäuferei mit ihrem rechten Namen benennen, und voll Selbstgefühl hinzufügt, „daß praktische Menschen diese Frage anders betrachten." Allerdings mögen sich, wenn die bekannte, von ihm erfundene Eintheilung der Litteratur auch auf die Geschichtschreibung Anwendung erleidet, manche Partieen des 18. Jahrhunderts von dem Standpunkte der vornehmen, patricischen Historiographie anders ausnehmen als aus der Perspective des gemeinen, bürgerlichen Historikers. Dieser letztere kann indeß für die Darstellung jener Zeit unmöglich ein besseres und entsprechenderes Muster wählen als Tacitus' Annalen. Oder macht man es auch dem Römer zum Vorwurf, daß er das Scheußliche rücksichtslos als scheußlich darstellt, daß er die Wollüste, Grausamkeiten und Gräuel der Kaiser, die Feilheit und Feigheit der Beamteten und vorzüglich des Senates als das eigentlich Charakteristische der Zeit besonders hervorhebt, daß er hinsichts der saubern Verhandlungen und hündischen Kriechereien des letzteren es sich zum Princip macht: Exsequi sententias haud institui, nisi insignes per honestum, aut notabili dedecore; quod praecipuum annalium munus reor, ne virtutes sileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate et infamia metus sit? — Wir werden sehen, daß Schlosser's Tendenz keine andere ist.

Laut der Vorrede ist das vorliegende Werk dazu bestimmt, die Stelle einer zweiten Auflage der im Jahr 1823 herausgegebenen gedrängten „Uebersicht der Geschichte des 18. Jahrhunderts" zu vertreten; doch giebt es sich in Anlage, Anordnung und Umfang als ein ganz neues zu erkennen. Plan und Eintheilung sind wesentlich verändert, und neue Forschungen haben den Stoff beträchtlich vermehrt, — namentlich hat der Verf. im Jahre 1834 die pariser Archive ausgebeutet, — so daß es nach seiner Vollendung mindestens doppelt so stark sein wird als jene „Uebersicht."

Ueber die Aufgabe, Methode und äußere Einrichtung desselben spricht sich Schlosser in der Einleitung folgendermaßen aus: „Der Hauptzweck bei der Abfassung war, den Zusammenhang der politischen Begebenheiten mit dem häuslichen und bürgerlichen Leben und seinen Erscheinungen nachzuweisen, also die ganze Gestaltung des Aeußeren der civilisirten Gesellschaft unserer Zeiten, nebst dem Gange der innern Bildung und den Hauptveränderungen des Theils der Litteratur, welcher nicht ausschließend die Gelehrten allein angeht, zu entwickeln. Dieser Zweck wäre am besten erreicht worden, wenn in drei verschiedenen Abtheilungen politische Begebenheiten, Erscheinungen des Lebens und die Geschichte des Theils der Litteratur und ihres Einflusses, der hier allein zu berücksichtigen war, neben einander wären gegeben worden; es hatten sich aber bei dieser Methode dem Verf. in der alten Geschichte, wo er sie befolgte, Schwierigkeiten gezeigt, die er hier zu vermeiden wünschte. Es waren nämlich entweder Wiederholungen nicht zu vermeiden, oder es mußten Dunkelheiten an einem oder an dem andern Orte übrig bleiben. Es war außerdem oft unbequem, die Winke über Sitten, Systeme der Verwaltung, Erscheinungen des Privatlebens von der Erzählung der Begebenheiten ganz zu trennen. Diese werden daher in dieser Geschichte des 18. Jahrhunderts in einem und demselben Abschnitt verbunden werden und nur die Litteratur wird in einem besondern Abschnitt behandelt."

Hierin scheint mir nun ein Hauptmangel der Anordnung und Ausführung zu liegen, darin nämlich, daß die Schilderung des Lebens, der Sitten, der Verwaltung und Verfassung, — wenn man anders in Staaten, in welchen eine rein türkische Willkür herrscht, von Verfassung reden kann, — keinen dritten selbständigen Hauptthеil ausmacht, sondern beiläufig in die Geschichte der Thatsachen mit verflochten wird. Eine Menge von Uebelständen, größer als die vom Verf. befürchteten Wiederholungen, sind dadurch veranlaßt worden. Zuvörderst wird der Lauf der Begebenheiten und deren Erzählung oft auf ungehörige und störende Weise unterbrochen; andrerseits haben sich diese selbst zu einer ungebührlichen Länge und Breite ausgedehnt, während die Hauptsache, nämlich die Darstellung der öffentlichen Verhältnisse und Zustände, nur so nebenher geht. Und was heißt denn überhaupt Begebenheiten? Kriege und wieder Kriege und nichts als Kriege; dazwischen diplomatische Verhandlungen, Intriguen, Bündnisse, Friedensschlüsse. Sie sind der Mechanismus der Geschichte, das Moment der äußeren, sichtbaren Bewegung, das versteht sich, aber sie sind nicht die Weltgeschichte selbst, und daß sie, namentlich die Kriege, mit so gründlicher Umständlichkeit hererzählt werden, ist ein Fehler, welchen sich die meisten unserer Historiker zu Schulden kommen lassen, in welchen auch Schlosser verfallen ist. Denn Werth und Interesse hat eine ausführliche Kriegsgeschichte nur, entweder wenn sie wirklich künstlerisch, d. h. episch gehalten ist, wie z. B. Segur's „Geschichte der großen Armee," oder wenn sie rein militärisch behandelt wird, so daß sie eine bis ins Einzelne klare Einsicht gewährt in den Zusammenhang der taktischen und strategischen Verhältnisse und Combinationen. Allgemeinere historische Werke, wie

das vorliegende, haben weder die eine, noch die andere Aufgabe zu lösen, sondern die betreffenden Kriege nur in ihrer politischen und weltgeschichtlichen Bedeutung darzulegen. Hierzu aber bedarf es keiner so entsetzlichen Weitschweifigkeit, keiner endlos langweiligen Aufzählung und Beschreibung der Truppentheile, Märsche, Belagerungen, Gefechte, Schlachten, durch welches Alles zuletzt doch nichts weniger gewonnen wird als ein deutliches Bild von dem Gang und Zusammenhang der Operationen. Hier hätte also Schlosser viel Zeit und Raum sparen können, um die jedesmaligen öffentlichen Zustände desto gründlicher und ausführlicher zu behandeln, und dies würde geschehen sein, wenn er dieselbe Anordnung und Eintheilung, wie in seiner alten Geschichte, beibehalten hätte. In dieser sind die Abschnitte, welche er „Leben und Staat" überschreibt, und in welchen er nicht bloß Sitte und Verfassung, sondern auch die industriellen und commerciellen Verhältnisse darstellt, gerade die ausgezeichnetsten und interessantesten. Ueberdies ist es ihm nicht einmal gelungen, wie Jeder leicht denken kann, „die Winke über Sitten, Systeme der Verwaltung, Erscheinungen des Privatlebens" — und warum bloße Winke? — überall „mit der Erzählung der Begebenheiten zu verknüpfen," so daß er dennoch dann und wann seine herkömmliche, in der Einleitung verworfene Methode wieder hervorsuchen und ganze Paragraphen mit Sittenschilderungen und ähnlichen Excursen ausfüllen muß. So wird denn der ursprüngliche Plan keineswegs rein durchgeführt und das Ganze der Darstellung schwankend und verworren.

Was die weitere chronologische Eintheilung betrifft, so unterscheidet Schlosser ganz sachgemäß vier Perioden: die erste bis zur Thronbesteigung Friedrich's des Großen, die zweite bis zum hubertsburger Frieden, die dritte bis zum Ausbruch der Revolution, die vierte bis zum Sturze des Kaiserreichs. Demnach ist das ganze Werk auf vier Bände berechnet, wovon die beiden ersteren vorliegen. Jeder derselben zerfällt nach dem Obigen wieder in zwei ziemlich gleiche Hälften, nämlich in einen politischen und litterarhistorischen Theil, die jedoch keineswegs in streng synchronistischer Beziehung und Gleichmäßigkeit zu einander stehen, da beidemal die Geschichte der Litteratur unverhältnißmäßig weiter hinaufgeführt wird als die politische. So schließt im ersten Bande der eine Abschnitt schon mit dem belgrader Frieden, der andre erst etwa mit dem Jahre 1760, in Deutschland z. B. mit den „Litteraturbriefen".

In demselben beginnt nach einer einleitenden Uebersicht „über die politischen Verhältnisse der verschiedenen Staaten Europa's und den Zustand der Litteratur in England und Frankreich am Ende des 17. Jahrhunderts" die eigentliche Darstellung mit der Geschichte des österreichischen Successionskrieges und des nordischen Krieges. Beide sind, wie gesagt, sehr ausführlich behandelt worden, so daß sie zusammen gegen 200 Seiten füllen. Die Geschichte der Intriguen und Verträge, welche dem erstern vorangehen, ingleichen der geheimen Unterhandlungen Ludwig's mit den Holländern vor und nach der Schlacht bei Malplaquet und der spätern mit den englischen Torys ist fast ganz aus archivalischen Quellen geschöpft, und enthält daher manche neue Züge und Wendungen und Berichtigungen früherer Angaben, die freilich, so weit sie nicht für den Geist der Zeit und der handelnden Personen charakteristisch sind, fast nur das Interesse der Neugier haben. Dahin gehört z. B. der S. 33 mitgetheilte officielle Bericht über die Berathschlagungen im französischen Cabinet wegen der Annahme von Carl's II. Testament, der von dem, was die meisten Memoiren darüber enthalten, bedeutend abweicht: wir erfahren ganz genau, welche Minister für und welche gegen die Annahme stimmten, daß Ludwig nebst dem Dauphin entschieden für dieselbe war und Madame Maintenon dem Conseil nicht beiwohnte. Dahin gehört ferner die geheimnißvolle Audienz, welche Menager nach Abschluß der Präliminarien in St. Johns' Gegenwart bei der Königin Anna hatte, „und die, wie die Worte der letztern selbst, auf eine Verschwörung mit Frankreich gegen ihre bisherigen Verbündeten und gegen die hannöversche Erbfolge zu deuten ist, obgleich Ludwig zum Schein war verpflichtet worden, den Bruder der Königin nach Lothringen zu verbannen." Im Uebrigen würden wir kaum im Stande sein, die zähe Trokkenheit und Gedehntheit, mit welcher die bekannten Ereignisse erzählt werden, glücklich zu verdauen, wenn wir nicht bisweilen durch Abschweifungen von dem geraden, sandigen Wege etwas erquickt würden, wobei sich Schlosser's oben besprochene Methode von ihrer vortheilhaften Seite zeigt. Lassen wir daher den Kriegsbegebenheiten ihren Lauf und halten uns an die eingelegten Schilderungen der öffentlichen Verhältnisse, aus denen wir am besten Styl und Tendenz des Werks wie den Geist jener Zeit kennen lernen. Treten wir ein in das Paradies der guten alten Zeit, wie es dastand zu Anfang des Jahrhunderts in seiner ganzen Glorie und Naivetät, noch ehe die Völker angefangen vom Baume der Aufklärung zu essen! Schlosser möge uns durch dasselbe geleiten, wie Virgil den Dante durch die Hölle.

Der innere Zustand Frankreichs und der westlichen Staaten überhaupt wird erst später, d. h. nach dem Tode Ludwig's XIV. ausführlich dargestellt; beginnen wir also mit Deutschland und den nordischen Reichen, deren Verwaltung, Leben und Sitten bei Gelegenheit und zu Ende des nordischen Krieges umständlich und fast im Zusammenhange charakterisirt werden!

Komödie und Lustspiel.

Lustspiele von Dr. Carl Töpfer. Vierter Band, enthaltend: Preußens 15. October. Lustspiel mit Gesang. — Gebrüder Foster. Charaktergemälde. — Ein Stündchen in Pyrmont. Nach dem Französischen. — Ein Pagenstückchen. Anecdotenposse. — Zurücksetzung. Lustspiel. Berlin 1841. Duncker und Humblot.

Hätte sich bei uns Deutschen Humor genug durch alle Lebensverhältnisse hindurchgelegt, um darin die subjective Berechtigung des Einzelnen und zugleich seine Abhängigkeit von natürlicher und vernünftiger Nothwendigkeit zu voller Harmonie aufgehen zu lassen, so könnte weder das Kleine und der Mangel durch Geistlosigkeit zur Misère ausschlagen, noch das Hohe und Große durch denselben Defect drückend werden; im Gegentheil würde in diesem Humor alle Opposition des Subjects nach oben und unten und namentlich alle Oppositionspoesie in göttlicher Seligkeit, in gutmüthigster Schalkhaftigkeit dem conservativen Princip der Prosa entgegentreten, um den dichterischen Schöpfungsdrang thätig werden und sich ungehemmt entfalten zu lassen.

Dazu sind wir aber noch viel zu unverständig und apathisch, mindestens viel zu unbehilflich in unseren Leidenschaften. Und so lange diese noch in Einseitigkeit und Egoismus verharren, wird auch die poetische Negation einseitig in Satyre, Persiflage, Ironie zerfallen und die Komik nicht allein dem Tragischen, sondern überhaupt jeder Weltanschauung negirend entgegenstehen, welche das Ideegemäße in seiner weltlichen Realität, wie es sich gleich fern von Schicksal und Zufall in wahrhaft menschlicher Handlung herausleben möchte, noch nicht trifft und explicirt.

Nach dem Letztern hat das Komische nicht eigentlich im Ernst, der auf dem klaren Bewußtsein der Ideegemäßheit beruht, seinen Gegensatz und Halt zugleich, sondern im Ernsthaften, das ein Irgend-Etwas zu seinem Ziele genommen hat und vom höhern Standpunkte aus als mit Beigeschmack behaftet, von der absoluten Wahrheit abweichend erscheint. Sehen wir aber diese befangene Ernsthaftigkeit und Ehrbarkeit als den Stoff des Komischen an, der dem vorurtheilsfreien Blick als das Lächerliche erscheint: so wären wir in Deutschland in der That schon ernsthaft und ehrbar genug, um der Komödie einen fruchtbaren Boden zu gewähren. Wir sind so ernsthaft, daß wir über die Dinge meist erst zu lachen anfangen, wenn andere Nationen schon aufgehört haben. Wir fragen sogar der Vorsicht wegen erst bei der Polizei an, ob wir Etwas scherzhaft und lächerlich finden dürfen, und ehe die Resolution erfolgt, hat der Witz, der seine Kraft in der Schnelligkeit findet, die Pointe schon abgestoßen. Als deutsche Individuen, Familienglieder, Patrioten und Spießbürger bemühen wir uns übrigens mit solcher Würde und verzweifelter Grandezza aufzutreten, suchen nicht allein in eigner Eigenthümlichkeit, sondern auch in fremder so gewichtige Mienen zu zeigen, daß es bei uns sowohl in den Moschusregionen als im Bereich jeder Bintenschenke unmöglich an dem erforderlichen Mangel an Umsicht, an Scharfsinn und Elasticität der geistigen Bewegung liegt, wenn uns die Komödie dennoch nicht gelingen will. Wir können uns zwar nicht mit dem Spanier an Stolz und glücklicher Schroffheit messen, die der Komus so gern zum Gegenstande seiner Laune macht — wir halten es mit rauschloser und in den Rückenwirbeln besonders geschmeidiger Demuth — wohl aber haben wir so gut wie der Engländer unsern Eigensinn, veraltete Sitten und Einrichtungen, Nebel und Melancholie in Menge, um das Erhabene recht unmittelbar mit dem Lächerlichen grenzen zu lassen. Woran liegt es also, daß die Komödie bei uns nicht gedeihen will?

Soll das Drama gedeihen, so muß die Nation wenigstens, wenn auch noch so einseitig, eine Meinung haben. Sie muß energische Lebensluft, Lust an der Production des Gedankens, an der That haben. Dann mag äußerer Druck die Praxis verhindern (wie es in Spanien lange genug der Fall war), die Energie wirft sich nur um so mehr auf das Ideal und auf die Breter, welche die Welt bedeuten. In Deutschland ist aber die Komödie, wie die Tragödie durch die Nation selbst plombirt. Kann der Dichter nicht als der Sprecher seines Volks auftreten, so bleibt seine Stellung immer eine in ihrer Isolation beengte und beschränkte und er kommt in die Verlegenheit, der Nation aufzudrängen, was sie nicht versteht, wenn sie ihm nicht giebt, was der poetischen Bearbeitung würdig ist. — Nicht daß uns die Freiheit fehlt, lähmt die komische Dichtung; sie würde dadurch gereizt und gestachelt werden, wenn wir nur frei sein wollten. Aber daß wir auf das Freisein verzichten, gar nichts wollen und wünschen in dieser Beziehung, das entzieht namentlich dem komischen Dichter den Boden zum Stehen. Die Komödie verlangt compacte, rüstige Selbständigkeit des Subjects und diese ist nur da, wo Begehren und Streben Statt findet, nicht ärmliches Behelfen und kümmerliche Resignation. Es gehört — mit Jean Paul — mit zu dem Wesen der Komödie, daß der Zuschauer den handelnden Personen **seine** Gedanken leiht. Aber irrig würde es dennoch sein, meinte man, die komische Figur brauche nur von diesem Leihen und Borgen zu leben, ohne selbst auch auszutheilen. Je mehr Wahrheiten der komische Charakter den Zuschauern sagt, desto besser. Er muß diese rütteln und schütteln; seine Einfälle müssen sogleich Ausfälle werden und diese müssen zünden, wie Funken, die in den Flachs fallen. Damit der Dichter aber seine Charaktere ausstatten könne, muß er sich, wenn nicht im Reichthum einer in Gedanken schwelgenden Volksbreite, doch wenigstens ohne Fesseln fühlen; er muß sich ungenirt in seiner Beobachtung, wie Darstellung wissen; er muß aussprechen dürfen, was er gesehen und gehört hat und was er über das Gesehene und Gehörte denkt. Wenn man weiß, daß die Menschen die Wahrheit nicht hören mögen, daß sie davon schleichen, wo ein körniges und muthiges und schneidendes Wort vorfällt, da läßt sich am wenigsten eine Komödie schreiben.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 7. 10. Januar. 1842.

Zwei Vota über das Zerwürfniß zwischen Kirche und Wissenschaft.

I.

Ueber die Anstellungsfähigkeit der neuesten Kritiker: Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer.

Die Kritik ist eine wesenhafte Form des Geistes, ja nicht bloß des Geistes, sondern schon der organisch lebendigen Natur, und nähme man daher dem Geiste die Kritik, so würdigte man ihn nicht bloß unter das Thier, sondern sogar unter die Pflanze herab. Widerlegt nicht der Stengel die Wurzel, das Blatt den Stengel, die Blüte das Blatt, die Frucht die Blüte? Verfährt nicht eben so das thierische und menschliche Individuum in dem Verlaufe seiner Entwicklung kritisch gegen sich? Widerlegt nicht der Knabe das Kind, der Jüngling den Knaben, der Mann den Jüngling? — Wie nun? Soll etwa der Knabe, wenn die Zeit des Jünglingsalters in ihm anbricht, sich gegen den in ihm regenden Jüngling empören, weil dieser das kindische Knabenleben umstoßen, oder soll der Jüngling gegen den in ihm sich regenden Mann empören, weil dieser das Unstete und Phantastische des Jünglingslebens abschaffen will? — Wäre diese Empörung einer niederen Stufe gegen die höhere nicht ein Böses, weil Naturwidriges? Freilich, das historische Recht hat die niedrigere Stufe für sich, sie existirt, sie ist das Herkömmliche, Gewohnte, Factische — das läßt sich nicht läugnen —: aber wie steht es um ihr Naturrecht? Ist nicht die Geschichte das ewig Wechselnde, die Natur allein das ewig Bleibende? Was ist es denn, was durch die verschiedenen geschichtlichen Phasen hindurchschreitet, was anders, als die Natur der Sache? — Nun, ist es etwa mit der Geschichte des Menschengeistes anders, als mit dem Lebenslauf eines einzelnen menschlichen Individuums? Das werdet ihr doch gewiß nicht behaupten wollen, denn ihr sehet ein, daß die Menschheit im Großen und Ganzen eben so gut ihr Kindheits-, Jünglings- und Mannesalter hat, wie das einzelne Individuum. Ihr sehet ein, daß eben so gut, wie dieses, auch die Menschheit zu sich sagen muß: „Da ich ein Kind war, da redete ich wie ein Kind, und war klug wie ein Kind, und hatte kindische Anschläge; da ich aber ein Mann ward, that ich ab, was kindisch war.“

Gesteht ihr nun aber, wie ihr nicht anders könnt, der Menschheit gleiche Rechte zu, als dem Individuum, ja als dem Thiere und der Pflanze, so habt ihr eben damit die Kritik anerkannt. Nichts ist klarer, verständlicher, faßlicher, als dieses, und doch muß es den kritiklosen Verketzerern der Kritik immer wieder von Neuem eingeschärft werden: Ohne Kritik keine Entwicklung, ohne Entwicklung kein Leben. Was sich nicht widerlegen will, will sich nicht entwickeln; was sich nicht entwickeln will, will nicht leben; was nicht leben will — stirbt. Ergo: die kritikhassende Theologie muß sterben, weil sie nicht leben will.

Werfet euch doch nur einmal die Frage vor: Woher ist denn die Kritik? Die geistige Kritik stammt aus dem Geist. Woher stammt denn nun aber der kritische Geist? Der kritische Geist ist eine wesentliche Form des Menschengeistes. Was hasset ihr also, indem ihr die Kritik hasset? — Ihr hasset den Menschengeist.

Sehr wahr sagt ein neuerer kritischer Denker: „Die geschworenen Feinde der Emancipation des Geistes, die die Menschheit gern wieder auf den schwachen Fuß der frühern, bereits überwundenen Unselbständigkeit zurückbringen möchten, sollten doch vor allen Dingen in die unterste Schule der Logik gehen, um sich über Sein und Nichts zu belehren und zu erfahren, daß, so wenig ein Seiendes — notabene ein wirklich und wahrhaft Seiendes — zunichte werden kann, eben so wenig ein bereits zunichte Gewordenes, Abgestorbenes, sich wieder ins frühere Leben zurückrufen läßt. Die Geisteskuechtschaft, die blinde Unterwerfung unter Autorität und Glauben ist unwiederbringlich verloren, die geistige Freiheit läßt sich wohl noch eine Weile hemmen und zurückdrängen, aber gänzlich verschwinden kann sie, nachdem sie einmal eingetreten ist, nicht wieder. So etwas läßt sich nicht umstoßen; es steht fester, als Felsen und Gebirge. Die frühere Unmündigkeit existirt nur noch als ein Schatten in dem Schachte der Erinnerung.“ (Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie von Dr. J. Frauenstädt, S. XIV. Berlin 1840.) In der That, ein Seiendes, Wesenhaftes — die Kritik ist aber ein Solches — läßt sich nicht vernichten. Verbrennen könnt ihr wohl die Kritiker — aber nicht die Kritik. Dies haben die großen kritischen Geister, die auf dem Scheiterhaufen

ihr Leben aushauchten, wohl schon zur Genüge bewiesen. Wäre mit ihnen zugleich die Kritik verbrannt worden, so wäre nach ihnen kein Strauß, kein Feuerbach, kein Bruno Bauer mehr auferstanden. So viel läßt sich also, nicht bloß a priori, sondern sogar a posteriori mit Gewißheit voraussagen: Verfahret gegen die jetztlebenden Kritiker, wie ihr wollt, verbrennet sie oder laßt sie den Hungertod sterben, — die Kritik wird all eurer Bemühungen spotten; siegreich wird sie über eure Häupter hinwegschreiten und den Geist zu dem ihm vorgesteckten Ziele führen. Es hat mich immer Wunder genommen, wie doch die schriftbewanderten Theologen so ganz und gar den weisen Spruch Gamaliel's: „Ist der Rath oder das Werk aus den Menschen, so wird es untergehen; ist es aber aus Gott, so könnet ihr es nicht dämpfen, auf daß ihr nicht erfunden werdet, als die wider Gott streiten wollen" (Apostelgesch. 5, 38. 39.), vergessen konnten. Sie lassen sich in der That von einem Pharisäer beschämen.

Doch wozu, könnet ihr mich fragen, diese Diatribe? Es handele sich ja nicht um die Berechtigung der Kritik auf dem wissenschaftlichen Gebiete — diese werde anerkannt, da selbst orthodoxe Theologen, wie Neander z. B. das Straußsche Werk nicht anders, als mit wissenschaftlichen Waffen bekämpft wissen wollten —: es handele sich vielmehr, was weit schwieriger zu entscheiden sei, um die Anstellungsfähigkeit der modernen Hegelschen und hyperhegelschen Kritiker auf Universitäten, auf Anstalten, wo die Jugend für Staat und Kirche gebildet werden soll. Allerdings scheint diese Frage auf den ersten Blick schwieriger, als die Berechtigung der Kritik an und für sich, zu entscheiden. Doch dem unbefangenen Denker, der Alles auf seine einfachen durchgreifenden Grundprincipien zurückzuführen weiß, wird sie sich eben so leicht lösen, als jene. Es handelt sich um das Verhältniß der Theorie zur Praxis.

Es läßt sich nicht läugnen, daß aller menschlichen Praxis die Theorie zu Grunde liegt, die Theorie umbildend und neugestaltend auf das Leben einwirkt. Warum würden denn sonst auch Staat und Kirche neue Theorieen fürchten, wenn sie nicht die Macht der Theorie überhaupt auf das Leben anerkenneten? Nun ist aber eben so klar und unläugbar, daß die Bestimmung des menschlichen Lebens das Wahre, Gute und Schöne ist. Erkenntniß der Wahrheit, Ausübung des Guten, Genuß des Schönen — was anders ist der Zweck des menschlichen Lebens, als dieses? — Erwägt man nun den Einfluß der Theorie auf das Leben, so ist unbestreitbar, daß jede neue Theorie, welche die Erreichung der Bestimmung des menschlichen Lebens in Erkenntniß der Wahrheit, Bethätigung des Guten, Anschauung des Schönen hemmt, statt sie zu fördern, ohne Weiteres von allem Einfluß auf das Leben so viel wie möglich abzuhalten und unschädlich zu machen ist. Der Kampf gegen Irrthum, Sünde und Häßlichkeit ist Pflicht der Menschheit, eine negative Pflicht, ohne welche sie ihre positiven Pflichten nicht erfüllen kann.

Lassen sich es nun die Kritiker sauer werden, zu beweisen, daß ihre Theorie die wahre, dem Fortschritt des Menschengeistes entsprechende und dagegen die bisher bestehende die unwahre, den Fortschritt hemmende sei, so haben die Regierungen, sowohl die weltlichen als geistlichen, nicht das Recht, jene Kritiker mit ihren neuen Theorieen ohne Weiteres von allem Einfluß auf das Leben abzuhalten; sondern sie haben vielmehr vor allen Dingen die Pflicht, ihrerseits den Gegenbeweis zu liefern, daß nämlich jene neuen Theorieen die Erreichung der menschlichen Bestimmung, statt zu fördern, nur hemmen, dagegen die alte herkömmliche Theorie sie, statt zu hemmen, wie jene Kritiker behaupten, nur fördert. Dieser Beweis ist aber bis jetzt noch nicht geliefert. Wenn z. B. Strauß oder Bruno Bauer eine Professur fordern, so müssen die Behörden beweisen, daß ihre Theorieen dem Fortschritt der Menschheit in Erreichung ihrer Bestimmung hinderlich und nachtheilig sind. Können sie diesen Beweis liefern, so sind sie mit dem Versagen der Anstellung jener Männer gerechtfertigt. Wo nicht, so sind sie zur Anstellung derselben verpflichtet. Mit Machtsprüchen ist es also hier überall nicht gethan. Die Gerechtigkeit fordert für den Beweis der Kritiker den Gegenbeweis der Regierungen. Wäre die jüdische Behörde zu Christi Zeiten gerecht gewesen, so hätte sie nicht ohne Weiteres die Kreuzigung Christi gefordert, sondern hätte bewiesen, daß die neue Lehre der menschlichen Bestimmung gefährlich, und dann hätte sie mit Recht den Einfluß derselben auf das Leben paralysiren dürfen. Aber jenen Beweis hat sie nicht geliefert, darum hat sie eine himmelschreiende Ungerechtigkeit begangen. Wollen sich die gegenwärtigen Regierungen ebenfalls solcher Ungerechtigkeit schuldig machen? Es ist nicht gerade erforderlich, daß Strauß, Feuerbach und Bauer gekreuzigt werden, um sich derselben schuldig zu machen. Die Ungerechtigkeit bleibt dieselbe, wenn ihnen auch nur die Anstellung versagt wird, ehe man ihnen bewiesen hat, daß ihre Lehren der menschlichen Bestimmung gefährlich.

Ob nun die Regierungen diesen Beweis führen werden, führen werden wollen? — das bleibt der nächsten Zukunft anheimgestellt. Ob sie ihn aber, falls sie ihn führen wollten, werden führen können — darüber läßt sich wohl schon jetzt entscheiden. Sie werden ihn eben so wenig führen können, als der hohe Rath zu Jerusalem den Beweis von der Gefährlichkeit der christlichen Lehre für die menschliche Bestimmung hätte führen können, wenn er gewollt hätte. Wenn Strauß zum Schlusse seiner Dogmatik sagt, daß das Jenseits in allen Gestalten der Eine, in seiner

Gestalt als zukünftiges aber der letzte Feind ist, welchen die speculative Kritik zu bekämpfen hat, und wenn Feuerbach und Bruno Bauer im Wesentlichen diese Richtung mit Strauß theilen, das aus der Menschheit hinaus in ein dunkles, unbekanntes, bezweifelbares Jenseits verlegte Wahre vom Himmel zurückzurufen in den Menschengeist und die Menschenbrust, von wo es ausgegangen, das Transcendente also umzuwandeln in ein Immanentes, das Theologische aufzulösen in ein Anthropologisches —: so wird kein Scharfsinn noch Tiefsinn im Himmel und auf Erden im Stande sein, diese Tendenz, dieses Verinnerlichen, Vergeistigen des wahren Inhalts der Religion als der Erreichung der menschlichen Bestimmung gefährlich nachzuweisen. Denn gerade das ist ja die Bestimmung des Menschen, das Wahre und Gute, das ihm in dem Stande seiner Unmittelbarkeit, Natürlichkeit, Unwiedergeborenheit noch als ein Aeußeres, Fremdes, Jenseitiges, als Offenbarung und Gnade erscheint, als sein eigenstes Inneres zu erkennen und also nicht von Außen in sich aufzunehmen, sondern von Innen aus sich heraus zu gestalten. Und eben so leicht, wie der Beweis für die Wahrheit dieser neuen Richtung, läßt sich umgekehrt der Beweis für die Unwahrheit der alten führen. Denn was kann der menschlichen Bestimmung gefährlicher, was die fortschreitende Thätigkeit, die Selbständigkeit und Mündigkeit hemmender sein, als immerfort die Wahrheit und das Gute nur wie ein von Außen kommendes Geschenk zu betrachten, sich also alles eigenen Gehaltes zu entleeren und aller eigenen Thätigkeit zu enthalten? —

(Fortsetzung folgt.)

Komödie und Lustspiel.

(Schluß.)

Halten sie aber zu ihrem Dichter und sind sie bereit, für ihn einzustehen, wo er traf, so ist es ein Irrthum, wenn man meint, daß nur die unteren Schichten der Gesellschaft für die Komik als Zielscheibe passen. Alle sind ihr unterworfen. Ohne Witz existirt keine Komödie. Der Witz aber macht alle Stände gleich. Er kennt keine Gründe, warum die ersten Logen des Theaters nur über die Galleriemenschen lachen sollten und nicht auch diese über jene. Es wäre ja auch eine Bevorrechtung der niederen Stände, wenn sie allein die Ehre, ausgelacht zu werden, genießen sollten, und sie sind keineswegs so eifersüchtig auf diesen Vorzug, daß sie ihn nicht gern selbst mit den Königen theilten. Nur keine kosmopolitische Thorheiten und rein menschliche; sondern französische, deutsche, österreichsche, bairische, hannöversche, ministerielle, gelehrte, zinngießerische! So lange wir die aber nicht statuiren wollen, so lange wir nicht auch eine recht herzhafte, laute, um sich fassende Narrheit neben aller Weisheit gelten lassen wollen; so lange wir überhaupt nur das stille Reich des Königs René als das goldene Zeitalter bewundern und die Regierung seiner Majestät von Yvetot für die segensreichste halten, um mit ihm ohne Witz und Lust früh zu Bett zu gehen und spät aus den Federn zu kriechen, und das Denken den Geheimenräthen und das Reden einem Einzigen und das Handeln der Nachwelt überlassen, so kann die Komödie so wenig wie die Tragödie gedeihen. Es ist nicht abzusehen, wie der komische Dichter, der nur aussprechen soll, was aller Welt auf die Zunge schwebt, sich zum Reden veranlaßt sehen soll, wenn Niemand etwas zu sagen hat, und wie er sich zum Sprecher einer lustigen Opposition aufwerfen soll, wenn alle Welt, die Trödler kaum ausgenommen, wünscht, daß Alles beim Alten bleibe und die alte Livree, der alte Gallarock nicht gewechselt werde.

Die Tragödie drängt sich vielleicht noch mit knapper Noth im Dienste der höhern Idee durch, wo die Oper und gedankenlose Beschaulichkeit und Ballett und Sinnlichkeit noch ein wenig Raum gelassen, indem sie, die Tragödie, ihr Pathos auf eine vergangene Zeit anwendet, ihre wärmsten Regungen idealisirt und abstract erscheinen läßt. Aber die Komödie kommt unter dem Druck des Indifferentismus nicht empor. Sie kann nicht in der Vergangenheit ihren Stoff suchen; sie muß ihn in der unmittelbarsten Gegenwart finden. Da es uns aber gleichgültig ist, worüber wir lachen; da wir recht im Allgemeinen und am liebsten lachen, wo es spielend, tändelnd, leicht, ohne Nachdruck, ohne Nachhall geschehen kann, ohne vaterländische Reminiscenz, ohne bürgerliche Anspielung, an die wir loyalen Menschen nicht denken dürfen: so ist es allerdings am zweckmäßigsten, daß wir den deutschen, einst so würzigen deutschen Witz bei Seite legen und das Lustspiel mit der gehörigen Vorsicht einrichten. Ein neues Genre dieses Lustspiel, eine behende, bequeme Aushilfe, die derbe Komödie entbehrlich zu machen. Dieses Lustspiel, nur zu mäßiger Lust und mäßiger Heiterkeit geschaffen, macht keine Ansprüche an den Zuhörer, zwingt keinen Staatsdiener das Theater zu verlassen, unterhält ganz gelinde und ist, sobald der Vorhang gefallen, vergessen. Es zahlt in einer Münze, die recht hübsch durch die Finger läuft, weil ihr Gepräge gänzlich verwischt ist, und wuchert so recht in der Gegenwart. Solches Lustspiel verursacht keine schlaflosen Nächte, hinterläßt kein Bonmot bei den Zuschauern, das, außer dem Theater wiederholt, Unheil anrichten könnte. Daß es klug macht, davon ist nicht weiter die Rede und das Sprüchlein Cato's des Censors hat man vergessen, daß die Weisen von den Thoren stets weit mehr gelernt haben, als diese von jenen. Man will weiter nichts, als der peinlichen Verlegenheit entrissen werden, vielleicht aus Langerweile selbst einen Gedanken fassen zu müssen, und bieten diese Stücke noch mehr gemüthliche Vortheile, so ist das mehr, als man erwartete. Wir wollen nicht sagen, daß sie Schlaf machen; aber wenn geschmackvolles, modernes Kostüm, gute Beleuchtung und erträglicher Dialekt der Schauspieler und besonders der Schauspielerinnen hinzukommt, so hat man sogar das Vergnügen, das Blut in jene sanfte Wallung zu bringen, die jene Menschen so lieblich finden, die früh genug alt geworden sind, um aus innerem Feuer in keinen die Nerven belebenden Affect zu gerathen. Es sind Seelen desselben specifischen Gewichts, welche sich in der Kirche erbauen und im Theater amüsiren wollen. Für sie werden diese Lustspiele geschrieben, und da ihre Zahl sehr bedeutend

ist, so bringen Fabrikarbeiter, die sich auf diese Erzeugnisse legen, ihre Waare recht gut unter.

Zu diesen Fabrikanten gehört auch Herr Töpfer. Wenn man seine Stücke liest, so sollte man meinen, es gäbe in der Welt keine andern Bestrebungen, als Heirathsbestrebungen. Ueberall ist es Töpfer's erstes Geschäft, ein Pärchen oder zwei in Einverständniß zu bringen. Alles Uebrige ist dann Nebensache und giebt sich so ziemlich von selbst. Gewöhnliche Hindernisse, gewöhnliche Seufzer, herkömmlicher Trost. Endlich dürfen die Brautkleider angemessen werden und der glückliche Ausgang der Geschichte recommandirt den Anzettler zu ferneren geneigten Aufträgen.

Preußens 15. October soll in dem vorliegenden Bande neben dem Lustspiel auch Festspiel sein und wird allerdings jedem officiellen Preußen große officielle Freude machen. Es herrscht eine rechte Invalidenstimmung darin und der hier vorgebrachte Patriotismus verdient wirklich recht bald pensionirt zu werden. Der Invalide Tobias, der Amtmann, der Pfarrer recht brave, hausbackne Leute, aber unendlich vernagelte Köpfe; besonders der Amtmann, der sich von Frau und Kind losgesagt hat, weil kein ächtes Preußenweib, kein ächtes Preußenkind so handeln kann, wie sie, und ihr Verbrechen darin besteht, daß die Tochter einen Bildhauer liebt und die Mutter die Liebe begünstigt, während der Vater den Künstler für einen Kosmopoliten hält, der wohl gar nach München oder Rom denkt. Man sieht, des alten Herrn Ideeenkreis ist sehr durch seinen Dienstrock bedingt. Er hat sich aber in dem Bildhauer Werning gänzlich geirrt, in dessen Brust ein ächt brandenburgisches Herz schlägt. Schon bei seinem ersten Auftreten philosophirt er recht wacker über die Farben Schwarz und Weiß, in denen er eine seltsam belebende Kraft findet, und wir bedauern, daß er Fichte's Definition der preußischen Nationalkokarde nicht gekannt hat, die hier mit Effect hätte angebracht werden können. Indeß haben er und seine Freunde an dem Lieblingsplatze des Amtmanns einen Tempel aus Latten, also eine Bude aufgeführt, Alles schwarz und weiß umwickelt und die Büste des Königs aufgestellt. Der Amtmann wird ungemein überrascht; gerührt erkennt er in dem Anordner einen wahren Freund des Vaterlandes; der Bildhauer Werning, Emilie, die Amtmännin sind bei der Hand, den herzerhebenden Anblick zu benutzen, und Alles endet mit preußischen Hochgefühlen.

Gebrüder Foster, oder das Glück mit seinen Launen, nach einem englischen Plane gearbeitet, ist nicht ohne Gewandtheit im Dialog. Doch fehlt es nicht an gemeinen Ausdrücken und die Charaktere sind steif und unbehilflich. Im Ganzen wird die Handlung durch Misère und unmotivirtes Glück auf der andern Seite in Bewegung gesetzt. Geld und etwas Neffentreue und das nur auf ein Minimum von Reue wartende Wohlwollen eines durch reiche Heirath gebesserten Spielers gegen seine früher reichen und hartherzigen Brüder bilden die Pointen. Schließlich allgemeine Versöhnung, Zufriedenheit, Heirath. Jedenfalls ist das Stück in seinen fünf Acten zu lang für die Kurzweil.

Das Stündchen in Pyrmont, ein Lustspiel in einem Act nach Scribe, entspricht unstreitig in seiner leichten, luftigen Fassung am meisten dem Bedürfnisse des heutigen Theaterpublicums, das zu Nichts Zeit hat, Alles im Fluge erfahren, genießen und vergessen will. Das Charakteristische unserer Badereisenden, namentlich zartnerviger Damen und die Geschicklichkeit des Badearztes ist rasch skizzirt. Doch sind die Carricaturen widerlich hohl und Alles ist in der Randzeichnung stecken geblieben, ohne prägnante Individualität, constanten Gehalt und eindringende Wahrheit. Nachdem eine von der Mutter begünstigte Liebe auch väterlicher Seits ratificirt ist, ist alle Krankheit verschwunden und man tritt die Rückreise nach Berlin ungesäumt an.

Das Pagenstückchen ist aus Anekdoten, die um Friedrich II. herumspielen, zusammengeleimt. Man hört dieselben in jeder Bedientenstube. Herr Töpfer hat freilich nur eine Posse liefern wollen; aber wenn eine solche nicht recht originell, launig und vorzüglich kurz, so sollten die Poeten die Welt mit dergleichen verschonen. Die Zeit haben wir wenigstens überstanden, wo alles Denken in Anekdoten aufgelöst war: es gilt uns gegenwärtig wenigstens das dünnste Gründchen mehr als alle Beweise durch die Anekdote.

In der Zurücksetzung ist wieder häusliches Mißgeschick das Sujet, welches erst am Schluß zum Lustspiel zugeschwänzt wird. Mathilde wird von ihrer Mutter vor ihrer Schwester Marie bevorzugt. Marie ist auf diese mütterliche Liebe nicht eben eifersüchtig, sondern wird schwermüthig. Diese Schwermuth ist aber der Grund, warum Frau von Lobeck immer mehr Abneigung gegen die Tochter fühlt. Oheim Lobeck, eine abgehärtete Natur, die über nichts zorniger wird, als über Thränen, nimmt sich natürlich der verlassenen Nichte an. Sehr bald schürzt sich ein Kreuzknoten der Liebe; er löst sich, nachdem mancherlei Mißverständnisse weggeschafft sind, und abermals, wie wir es gewohnt sind, lauter heitere Gesichter.

A. Bock.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 8. 11. Januar. 1842.

Zwei Vota über das Zerwürfniß zwischen Kirche und Wissenschaft.

(Fortsetzung.)

Freilich, wäre das Diesseits, welches die modernen Kritiker an die Stelle des alten Jenseits setzen wollen, das schlechte, niedrige, gemeine, böse und verderbte Diesseits, so hättet ihr vollkommen Recht, sie zu verdammen: aber sie wollen euch vielmehr für euer schlechtes, eingebildetes, bezweifelbares Jenseits, über dem ihr das wahre Diesseits aus den Augen verlieret, eben dieses wahre Diesseits zurückgeben, euch aus eingebildeten Himmelsbürgern zu wahren Erdenbürgern machen — und das ist so gottlos? — Das Christenthum selbst giebt das Kriterium an die Hand, woran ihr erkennen könnet, ob eine neue religiöse Theorie der Menschheit gefährlich oder heilbringend sei. Wiedergeburt durch den Geist — ist die Kategorie, die in keiner wahren, das Heil der Menschheit fördernden, religiösen Doctrin fehlen darf. Wäre das Diesseits, auf welches die modernen Kritiker dringen, das empirische, die Huldigung des crassen Materialismus, dann würde auch ich mit euch ein Anathema über sie ausrufen: aber es ist das durch den Geist wiedergeborne Diesseits, was sie anerkannt wissen wollen; — ihre Tendenz ist also gerade die ächt christliche.*)

Sagen denn die modernen Kritiker: Es ist kein Gott, es ist keine Tugend und keine Unsterblichkeit? — Nein, sie sagen nur: Gott ist nicht draußen, wer weiß wo, sondern ist allgegenwärtig innerhalb der Welt; die Tugend ist kein Gnadengeschenk, sondern freie sittliche Thätigkeit des Menschen; die Unsterblichkeit ist keine jenseitige, sondern gegenwärtige Qualität. Wie nun? Sind diese Lehren, die nur eine Läugnung der Aeußerlichkeit und Fremdheit des wahren Inhalts, nicht eine Läugnung dieses Inhalts selbst sind, der Menschheit so gefährlich? Ist nicht vielmehr das theologische Austreiben des wahren Inhalts aus Welt und Menschheit in ein bezweifelbares Jenseits, das Verlegen der Gegenwart in eine ungewisse Zukunft, allein der Menschheit in Erreichung ihrer Bestimmung hinderlich? —

Lasset also immerhin die modernen Kritiker auf Universitäten der Jugend sagen: Was unsere Vorväter, was die ganze bisherige Kirche für ein Aeußeres, Fremdes, Jenseitiges, Zukünftiges, Ueberweltliches, Uebernatürliches und Uebermenschliches gehalten, ist seiner Wahrheit nach ein Inneres, Eigenes, Diesseitiges, Gegenwärtiges, Innerweltliches, Natürliches und Menschliches; ihr habt nicht zu warten, bis es euch von Außen eingegossen, bis die Wahrheit euch geoffenbart und die Sittlichkeit als Gnadengeschenk eingeflößt werden wird; vielmehr habet ihr in euch zu gehen, in die eigene Menschenbrust zu greifen, in Vernunft und Gewissen das Göttliche zu ergreifen und von Innen heraus zu gestalten —: fürwahr, wenn diese Ansicht allgemein wird, dann wird erst ein neues, freudiges, thatkräftiges Leben sich regen, und der Mensch wird über dem Himmel nicht die Erde, über der Zukunft nicht die Gegenwart verlieren, sondern das Himmelreich wird Gewalt leiden, es wird auf die Erde herabgezogen und eben damit die Erde zum Himmel erhoben werden; die Seligkeit wird gegenwärtiger Genuß werden.

Von der Jugend und gerade nur von der Jugend wird die Neugestaltung des Lebens ausgehen müssen; sie allein ist der empfängliche Boden, auf welchem die neue hoffnungsvolle Saat aufgeht. Aber, fraget ihr, wird dann nicht ein unheilvoller Bruch zwischen den auf Universitäten Gebildeten und der Masse des Volks, ein Unterschied zwischen esoterischem und exoterischem Wissen, zwischen Klerikern und Laien eintreten und die Menschheit, wie ehedem, in zwei Hälften spalten? — In der That, diese Consequenz scheint bedenklich. Doch erwägt man, daß die Erziehung und Bildung des Volks von den auf Universitäten Erzogenen und Gebildeten ausgeht, so haben letztere es in ihrer Macht, dem Volke den neuen Geist mitzutheilen. Der Bruch und die Spaltung würde ja nur entstehen, wenn die neue Weltanschauung nicht allgemein würde, sondern die Gelehrten und Geistlichen ihr Wissen für sich behielten. Er-

*) Interessant und lesenswerth in Rücksicht des eben angegebenen Kriteriums der Wahrheit einer religiösen Doctrin ist die so eben erschienene Schrift gegen den Pietismus: „Glaubensbekenntniß eines Pietisten in zwei Briefen an einen Rationalisten, nebst kritischen Anmerkungen eines modernen Philosophen" (Berlin 1841). In der ersten der drei, gegen die Grundirrthümer des pietistischen Glaubensbekenntnisses gerichteten, kritischen Anmerkungen weist der Verf. nach, daß Wiedergeburt das Thema aller wahren Religionen und Philosophieen, auch der heidnischen, so wie der modernen, ist und war.

wägt man, daß die Gemeinde von den Geistlichen herangebildet wird, so brauchen ja diese nur den *Religionsunterricht* und die *Predigt* von der Art einzurichten, daß das Volk dadurch zum neuen Wissen erhoben wird. Sollte etwa das Volk dessen nicht fähig sein? Sollte es der einfachste, schlichteste Mensch, der Bürger und Bauer, ja die schon das Kind, nicht verstehen, wenn man sie, statt sie von Teufeln und Hölle, von Wundern und mancherlei dogmatischem, die Vernunft erstickendem Wust zu belehren, einfach auf allgegenwärtige Macht der Vernunft im Universum, auf das Gewissen als die Stimme Gottes in der Menschenbrust, auf die Liebe als höchsten Zweck des Lebens hinwiese und die abergläubische Furcht, die sich in ungebildeten Gemüthern nur zu leicht mit dem dogmatischen Glauben verbindet, in heilige Scheu und Ehrfurcht vor jenen Mächten der *Vernunft*, des *Gewissens* und der *Liebe* umwandelte? Würde wahre Tugend und Sittlichkeit nicht erst da hervorgehen, wo auf die Seligkeit, die *gegenwärtig* aus der Hingabe an jene Mächte, und dagegen auf die Unseligkeit, die Pein und Strafe, die aus ihrer Verhöhnung folgt, in lebendiger Schilderung hingewiesen würde? — Ueberhaupt würde nicht Natur und Menschheit, würde nicht das Wahre, Gute und Schöne, das sich in beiden in so reichem Maße findet, weit mehr respectirt werden, wenn der dunkle Respect, den man dem jenseitigen, überweltlichen Wesen zollt, in das Diesseits herabgeholt würde, wenn die Menschen angeleitet würden, *hier* den Gott zu finden? —

Was aber die Hauptsache ist, es würden keine *Zweifler* und folglich auch keine *Heuchler* mehr gebildet werden. Es ist wahr: auf Zweifel reimt nur Teufel. Unsere sämmtliche Jugend muß, wenn sie in das Alter des erwachenden Denkens eintritt, durch die Krisis des Zweifels hindurch, und bei wie Vielen schlägt nicht der Zweifel in *Verzweiflung* aus, das Nichtglauben an *diesen* Gott in ein Nichtglauben an Göttliches überhaupt! — Die Jugend, des Glaubens an die *immanenten* sittlichen und vernünftigen Mächte, an den *gegenwärtigen*, *innerweltlichen* Gott beraubt, nur den dogmatischen, jenseitigen, außerweltlichen Gott zu fürchten gewöhnt, verliert mit dem Glauben an diesen allen sittlichen Halt, stürzt sich, wie Faust, in die Sinnlichkeit, und geräth wie dieser in Gefahr, vom Teufel geholt zu werden, wenn nicht noch zu rechter Zeit eine rettende Helena oder sonst eine rettende *innerweltliche* Macht, sei es die Wissenschaft oder eine geordnete praktische Thätigkeit, erscheint. Wer trägt die Schuld davon? — Der *dogmatische Religionsunterricht der Geistlichen*. Gebet der Jugend keinen *bezweifelbaren* Gott, und sie wird der Gefahr des Zweifels bei erwachendem Denken nicht ausgesetzt werden. Gebet ihr keinen *vernunftwidrigen* Glauben, und sie wird nicht im Alter der sich mächtig regenden Sinnlichkeit in völligen Unglauben und Indifferentismus versinken. So wichtig wie die *Diesterweg*sche Universitätsfrage und die *Lorinser*sche Schulfrage, eben so wichtig und noch unendlich wichtiger ist die hier aufgestellte *Religionsunterrichts-Frage*. Natürlich, wenn man der Jugend ein *an sich* Bezweifelbares, wie der ganze Kram des dogmatischen Jenseits ist, für Wahrheit giebt, so *muß* sie ja bei erwachendem Denken zweifeln, ihr *nöthigt* sie zum Zweifeln, ihr habt also auch alle verderblichen Folgen des Zweifels zu verantworten. Denn das erwachende Denken ist noch nicht stark genug, an die Stelle eures jenseitigen Scheingottes den immanenten wahren Gott zu setzen; das jugendliche Denken ist wohl stark genug im *Negiren* der Widersprüche des dogmatischen Glaubens, besitzt aber noch nicht *positive* Stärke genug, den wahren, vernünftigen Glauben aus eignen Mitteln zu finden. Die Scheingötter stürzen wie Kartenblätter zusammen und die öde Stelle bezeichnet noch kein neues Gebäude.

Drum gebet lieber der Jugend bald ein an sich Unbezweifelbares, durch Vernunft und Erfahrung Bestätigtes für Wahrheit; weiset sie auf einen Gott an, den sie nicht einstens bei erwachendem Denken läugnen und bezweifeln können; flößet ihnen einen festen, gewissen Glauben ein, einen Glauben, in dem sie mit allen vernünftigen, gebildeten Menschen bei erwachendem Bewußtsein übereinstimmen — und sie werden nicht dem Zweifel und eben damit dem Teufel zum Raube werden.

Von diesem Gesichtspunkt wird die Reform der Kirche ausgehen müssen. Von Unten muß angefangen werden, nicht von Oben. Soll die Menschheit nicht wieder in eine esoterische und exoterische Hälfte zerfallen, wie sie bei dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft, wenn das Volk noch länger von der Aneignung der neuesten geistigen Errungenschaft ausgeschlossen wird, allerdings zu zerfallen droht —: dann, ihr Fürsten, versucht es, — machet Anstalten, *die positiven Resultate der modernen Wissenschaft in das Leben einzuführen*.

Auch ein Berliner.

II.

Christenthum und Antichristenthum.

Auch der kleinste Schritt, welcher dem Ziele näher bringt, ist von Bedeutung, und zwar von um so größerer, je schwieriger dieser Schritt zu sein scheint. Was aber wohl am meisten dazu dienen kann, ihn zu beschleunigen und zu erleichtern, dürfte der Nachweis seiner Unvermeidlichkeit sein, wozu hier der Versuch gemacht werden soll. *Hat die Religion absolute Geltung oder nicht?* mit andern Worten: hat die Religion eine wahrhaft wissenschaftliche Repräsentation, d. h. *giebt es eine Theo*

logie oder nicht? ist die große Frage, auf welche die Antwort nicht etwa erst gegeben werden soll, sondern jetzt gegeben ist, und deren Entscheidung nicht bloß die Schule, die Wissenschaft angeht, sondern ebenso die Kirche und den Staat. Zunächst freilich ist nur die Wissenschaft bei der gegebenen Antwort betheiligt, aber schon macht sich ihr Einfluß in der Kirche, bald muß er auch im Staate, im öffentlichen Leben überhaupt sich fühlbar machen. So möge denn auch uns zunächst die wissenschaftliche Seite der Sache, hernach auch ihre übrigen beschäftigen.

Die Theologie ist endlich aus der wissenschaftlichen Encyclopädie gestrichen, und ihr Object, die Religion, theils der Philosophie, theils der Geschichte zugetheilt worden. Sie steht den übrigen Wissenschaften nicht mehr als selbständige Wissenschaft gegenüber, sondern hat sich mit denselben, die heilige mit den profanen, vermischt. Die theologische Facultät ist nichts mehr als eine unnatürliche Verbindung von philosophischer Facultät und Predigerseminar, welche es unmöglich lange bei einander aushalten können, deren Trennung aber zugleich die Auflösung der theologischen Facultät sein wird. Dies Resultat ist es, zu welchem die ganze Geschichte des Verhältnisses zwischen Wissenschaft und Religion, von der Zeit, da sich beide gegenüberstehen, also, da die Religion der Wissenschaft vorangeht, von dem ersten Aufleben des wissenschaftlichen Geistes an hingedrängt hat. Die Entwicklung jenes Verhältnisses in der neuesten Zeit kann als Recapitulation der Haupt-Phasen, welche jenes Verhältniß bis dahin durchlaufen hat, betrachtet werden. Nur daß sich die verschiedenen Parteien, welche früher meistens als philosophische und nichtphilosophische einander gegenüberstanden, jetzt auf den gemeinschaftlichen Boden der Philosophie begeben haben. Ja nicht nur bloß im Allgemeinen ist der Standpunkt, auf den sie sich gestellt, ein philosophischer, sondern bestimmter der Standpunkt Eines und desselben philosophischen Systems, in der allerneuesten sogar der Standpunkt Einer bestimmten Seite dieses Systems, derjenigen, welche man als linke zu bezeichnen pflegt. Denn offenbar bewegt sich jetzt das Hauptinteresse des Streits um die Differenz von Strauß und Feuerbach. In immer engerm Kreise also begegnen sich die Parteien, und eben hierin liegt die Bürgschaft dafür, daß wir das Ende des Streites erlebt haben. Die Theologie hat der Philosophie, die orthodoxe Philosophie der ungläubigen Philosophie, wenn nicht durch offenes Bekenntniß, doch durch Stillschweigen und factisch das Feld geräumt, und es bleibt nichts zu thun mehr übrig, als die gewöhnlichen, den Siegern obliegenden Pflichten zu erfüllen, nämlich die Gefallenen zu begraben, die Kranken und Halbgesunden entweder sterben oder genesen zu lassen, mit Einem Wort und ohne Bild gesprochen: die Scheidung der Gegensätze zu vollenden und sich vollenden zu lassen. Nicht abstracte, erst noch der Vermittlung bedürftige Gegensätze haben wir vor uns, nein! was vermittelt werden kann und soll, das ist vermittelt, die Vermittlung selbst ist jetzt zum Gegensatze geworden, zum Gegensatze der Unmittelbarkeit und Gedankenlosigkeit. Zwischen dem Denken und der Gedankenlosigkeit aber soll doch wohl nicht wieder vermittelt werden! Die Einen unserer religiösen Philosophen und speculativen Frommen also werden sich zurück zum lieben religiösen Ich wenden, die Anderen vorwärts in das Denken stürzen. Beide, Wissenschaft und Religion, sind endlich des Kalfakterns müde, und wollen ganze Leute. Zu einer von beiden — ein Drittes, vermittelndes oder verbindendes, giebt es nicht mehr — werden sich bald auch, wenn sie es anders nicht mit Gott und Welt verderben wollen, unsere Theologen, wird namentlich auch Strauß sich entschiedener, als bis jetzt geschehen ist, halten müssen. Zwar hat Strauß die Befürchtungen, welche er in Beziehung auf Veränderung des Anfangs eingenommenen Standpunktes eine Zeit lang hatte aufkommen lassen, durch die vierte Auflage seiner kritischen Bearbeitung des Lebens Jesu, so wie durch seine Darstellung der christlichen Glaubenslehre im Kampfe mit der modernen Wissenschaft nicht bloß niedergeschlagen, sondern sogar in die Hoffnung umgewandelt, daß er noch weiter gehen und als die Wahrheit seiner Ansicht die jetzt noch bekämpfte Feuerbachsche anerkennen werde. Rückwärts oder vorwärts! Stehen bleiben kann er jetzt, nachdem er so weit gegangen, nicht mehr. Die Widersprüche, in welche er sich in seiner Polemik gegen Feuerbach verwickelt, kann er nicht lange unbemerkt lassen. Die Unterscheidung zwischen Form und Inhalt hält er nicht mehr für zureichend zu dem Beweise, daß, wenn die Religion gleich von der Philosophie sich unterscheide, nämlich in Beziehung auf die Form, sie gleichwohl mit der letztern im Wesentlichen, d. h. in Beziehung auf den Inhalt, als Bewußtsein des Absoluten unter Einen Gesichtspunkt zu stellen sei. Eine solche abstracte Trennung ist dem Geiste der neuern Philosophie zuwider, und Hegel's Religionsphilosophie im Widerspruche mit seiner Logik. Denn nach dieser letztern ist „der Inhalt nicht die rohe, sondern die formirte Materie; in der höhern Sphäre des speculativen Denkens erkennt sich die Unwahrheit des Unterschiedes von Form und Inhalt, und daß es die reine Form selbst ist, welche zum Inhalt wird; so daß der Inhalt nichts ist als das Umschlagen der Form in Inhalt, und die Form nichts als Umschlagen des Inhalts in Form." Nur die äußere, oberflächlichste Seite der Form sei dem Inhalte gleichgültig, welcher bei einer totalen Verwandlung der Form nicht derselbe bleiben könne.

„Wenn daher Hegel," fährt Strauß weiter fort, „die Form der Vorstellung, in welcher ihm zufolge die Religion den absoluten Inhalt hat, ungescheut als eine untergeord-

nete, inadäquate bezeichnet: so fragt sich, ob in einer endlichen Form der Inhalt als absoluter vorhanden sein kann, und nicht vielmehr mit dieser Form selbst ein endlicher, der Idee unangemessener wird? Macht ja doch Hegel selbst den Unterschied geltend, ob die Vernunft in einer Religion explicirt, oder ob sie nur dunkel und als Grundlage darin vorhanden sei — — aber nicht explicirte, nur im Grunde liegende Vernunft, meint er weiterhin selbst, ist noch keine wirkliche, und ein in unangemessenen Formen verborgener speculativer und sittlicher Inhalt ist eben auch noch nicht als speculativer und sittlicher vorhanden." Die Anwendung, welche sich von diesen Sätzen für das Christenthum ergiebt, ist klar und von Strauß selbst gegen Hegel geltend gemacht, es fragt sich jetzt nur, ob diese Anerkennung ihn nicht noch einen Schritt weiter hätte führen sollen, ob er nicht auf halbem Wege stehen geblieben sei. „Daß nun, fürs Erste," bemerkt Strauß in Beziehung auf die von ihm dargelegte Feuerbachsche Ansicht, „das Gemüth der Boden sei, dem die Religion unmittelbar entsprieße; daß, fürs Zweite, dieser Boden unter Anderem auch mit den sinnlichen, endlichen, rein subjectiven Wünschen und Bedürftigkeiten des Menschen geschwängert sei, ist nicht zu läugnen: aber wer kann andrerseits, ohne die Einheit des menschlichen Lebens zu zerreißen, in Abrede stellen, daß nicht auch die Vernunft, die objective Thätigkeit der Intelligenz, ihren Samen in diesen Boden streue, daß mithin die aus demselben aufkeimende Religion an beiden Seiten Antheil habe?" Allerdings, ist hierauf zu erwiedern, darf das religiöse Bewußtsein nicht in dem Sinne ein unvernünftiges genannt werden, als ob nie und nimmer Vernunft aus ihm werden könnte, denn in diesem Falle wäre es vom thierischen Gefühle nicht zu trennen, aber daran ist festzuhalten, daß, sobald der auch im religiösen Bewußtsein niedergelegte vernünftige Samen aufhört bloß im Grunde und verborgen zu liegen, sobald er anfängt aufzukeimen, eo ipso auch das religiöse Bewußtsein aufhört religiös zu sein und in einen Widerspruch mit sich tritt, welcher nur dadurch gelöst werden kann, daß entweder das religiöse Bewußtsein in seine alte Würde wieder eingesetzt, d. h. die Vernunft unterdrückt wird, oder aber das vernünftige Princip zum herrschenden, also das religiöse zum besiegten gemacht wird. Was hilft es, sich zum Beweise der Vernünftigkeit des religiösen Bewußtseins auf den in dasselbe gestreuten vernünftigen Samen zu berufen, wenn doch kurz vorher zugegeben worden ist, daß „nicht explicirte, nur im Grunde liegende Vernunft," d. h. eben der vernünftige Samen, noch keine wirkliche Vernunft ist. Nur explicirte, entwickelte Vernunft ist wirkliche Vernunft. Eine Stufe des Bewußtseins, in welcher die Vernunft nur erst verborgen liegt, noch nicht heraus ist, ist auch keine vernünftige zu nennen; nur was sie wirklich, in explicirter Weise ist, darf als ihr Wesen betrachtet werden. Ja es muß gesagt werden, daß ohne das strengste Festhalten an diesem Grundsatze weder philosophische noch historische, kurz keine wissenschaftliche Betrachtung der Dinge möglich ist. Denn wenn es doch, wie anerkannt, die Aufgabe der Wissenschaft ist, die Dinge in einer Stufenreihe und als Momente in der Entwicklung der Einen Idee zu begreifen, so ist vor Allem diejenige Betrachtungsweise eine unwissenschaftliche zu nennen, welche in einer bestimmten Stufe der Natur oder des Geistes nicht sowohl sie selbst, um deren Begreifen es sich handelt, als vielmehr eine höhere, überhaupt eine andere Stufe zu erkennen sucht. Wie von diesem Standpunkt aus eine befriedigende, sei es nun philosophische oder historische Anschauung der Welt möglich sei, ist nicht abzusehen. Allerdings gehen beide, Wissenschaft und Religion, aus demselben Bewußtsein hervor, welches sich von allen vorangehenden Arten des Insichseins durch das Merkmal der Vernünftigkeit unterscheidet, und in diesem Sinne läßt sich die Identität von Philosophie und Religion nicht läugnen, ja diese Identität ist schon oft mit Unrecht nicht gehörig bedacht worden. Aber den religiösen Menschen als solchen, als der er doch nur an sich vernünftig ist, vernünftig, d. h. wirklich vernünftig zu heißen ist eben so verkehrt, als wenn man den ABC-Schüler für einen Philosophen ansehen wollte. Denn das Ansich des denkenden Mannes ist der Knabe so gut, als das religiöse Bewußtsein das Ansich der Vernunft ist. So lange man der Religion wirkliche Vernunft zuschreibt, so lange läßt sich die absolute Vernünftigkeit der Vernunft selbst nicht festhalten. Im Grunde und verborgen liegende Vernunft, eine entfernte Ahnung der Vernunft kann man der Religion schon zugestehen, aber keine wirkliche, d. h. eigentlich allein diesen Namen verdienende Vernunft. Sonst nimmt die Egoistin, welcher man nur einen Finger bieten wollte, gleich die ganze Hand. Darum rein ab, rein ab, bis auf den Boden!

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 9. **12. Januar.** **1842.**

Zwei Vota über das Zerwürfniß zwischen Kirche und Wissenschaft.

(Schluß.)

Zur Widerlegung des Feuerbachschen Wunderbegriffs liest man Glaubenslehre I. S. 20 u. f.: „Jesus, wie er den Seesturm bedroht und mit einem Worte stillt — soll die Seele dieser Wundergeschichte nur der eitle Wunsch des Menschenherzens sein, aus ähnlicher Gefahr sich ebenso leicht ziehen zu können, und nicht vielmehr das Bewußtsein des Geistes von seiner Erhabenheit über die Mächte der Natur? Dieses freilich in doppelter Hinsicht nicht in reiner, hüllenloser Gestalt: nämlich einmal der Geist nicht als reinmenschlicher, sondern als übermenschliches Wesen; und fürs Andre sein Uebergreifen über die Natur nicht als moralisches oder durch Kunstfertigkeit vermitteltes, sondern als magisches vorgestellt: aber wer fühlt nicht dennoch die Ahnung dieses Bewußtseins durch, und wen könnte jene niedrige Erklärung befriedigen?" Diese Schlußfrage scheint mir in der That würdiger der Bearbeitung des Philalethus, als des Originales. Um den eignen Einfall, daß nicht, wie man erwarten sollte, die Macht des Geistes über die Natur, sondern erst das Bewußtsein dieser Macht als Object der dem Wunderglauben zugeschriebenen Ahnung dargestellt wird, nicht weiter zu verfolgen, so beantwortet sich die aufgeworfene Frage kurz und einfach so: wer nicht fühlt, auch keine Ahnung fühlt, das ist der wissenschaftliche Betrachter, welcher sich den Vorwurf niedriger Erklärung insofern schon gefallen lassen kann, als ihm darin das Zeugniß ausgestellt wird, daß er den Gegenstand erklärt hat, wie er ist, ihn nicht zu etwas Höherem gemacht hat, als er selbst sein will. Was ist doch das für eine Macht des Geistes über die Natur, welcher das religiöse Bewußtsein als Wunderglaube sich bewußt wird, wenn weder die Vorstellung, welche sich der Wundergläubige vom Geiste, noch die, welche er sich von der Art seiner Wirksamkeit macht, die richtige ist! Eine Sache, welche man sich nicht richtig, oder gar, wie hier offenbar geschieht, als ihr Gegentheil (den menschlichen Geist als übermenschlichen, seine Thätigkeit als unmittelbare) vorstellt, wird nicht vorgestellt wie sie ist, sie kann also gar nicht Gegenstand der in Frage stehenden Vorstellung genannt werden. Oder man sehe einmal zu, welche Consequenzen mit einer solchen Art, die Dinge aufzufassen, verbunden sind. Wenn der Wundergläubige eine Ahnung hat von der Macht des Geistes über die Natur, dann, sage ich und glaube mit denselben Gründen beweisen zu können, daß der Hund, der die ihm vorgeworfene Speise verschlingt, die Identität des Objectiven und Subjectiven ahnt und zu realisiren strebt. Man sieht leicht, auch diesen Behauptungen läßt sich eine wahre Seite abgewinnen, aber sie sind selbst nicht wahr, ja würden, im Ernste vorgetragen, für baaren Unsinn gelten. Aber in theologicis nimmt man das nicht so genau. Nachdem somit der philosophisch-dogmatische Theil der Straußschen Einwendungen gegen Feuerbach in seiner Unhaltbarkeit nachgewiesen ist, möge kurz noch die von Strauß nur im Vorübergehen gemachte, aber auch sonst oft gehörte Einwendung gegen die Vereinbarkeit jener Ansicht mit der Geschichte berücksichtigt werden. Dogm. I. S. 22 sagt Strauß: „Wie von diesem Standpunkt aus (wonach nämlich die Wahrheit nur bei den Philosophen zu finden wäre) eine befriedigende philosophische Gesichtsanschauung möglich sei, ist nicht abzusehen." Wir könnten uns hier einfach darauf berufen, daß die „philosophisch bewiesene Wahrheit durch die Geschichte unwiderlegbar sei." Allein es ist billig, daß wir den gemachten Einwurf auf sein eignes Gebiet verfolgen, obgleich er in der Weise, wie er bis jetzt aufgetreten ist, nämlich als unbewiesene Behauptung und Voraussetzung, auf wissenschaftliche Berücksichtigung eigentlich keinen Anspruch machen könnte. Einige kurze Gegenbemerkungen jedoch werden schon erlaubt sein. Worauf auch hier Alles ankommt, ist, daß man an die Stelle allgemeiner Phrasen bestimmte Sätze setze. Daß das Christenthum in der Geschichte die Quelle der größten und wohlthätigsten Begebenheiten war, wird Niemand ernstlich läugnen wollen, aber diese Behauptung ist eben einer doppelten Auslegung fähig. Es fragt sich nämlich, ob das Christenthum als positives, oder als negatives Moment in der Entwicklung des modernen Geistes diese Bedeutung habe. Von rein negativer Bedeutung freilich war das Christenthum nicht, aber seine positive Bedeutung fällt einzig in die ersten Jahrhunderte seines Bestehens, in diejenige Zeit, in welcher es auch allein lebendig und productiv war. Mit der römischen Herrschaft aber, im Gegensatz gegen welche es

entstanden war und seine positive Bedeutung hatte, fiel auch es selbst zusammen. Als es zu den Germanen, welche der Weltgeist für die neue Aera zu seinen hauptsächlichsten Organen auserkoren hatte, kam, war es nichts mehr als ein fertiger und todter Inbegriff von Dogmen und Satzungen. Seine Bedeutung bestand nun in nichts Anderm, als darin, die frische, aber ungebändigte Kraft des neuen Geistes so lange im Zaum zu halten und in seinen Dienst zu nehmen, bis dieselbe in sich selbst erstarkt, die Gefahr, sich zu zersplittern und zu vergeuden, überstanden hatte und der Geist seiner Autonomie bewußt wurde. Der Anfang hiezu geschah in der Reformation, die seitherige Geschichte aber als immer vollkommnere Emancipation des Geistes zu begreifen, dürfte keine Schwierigkeit mehr bieten. Der Einwurf, daß doch gerade die christlichen Völker die Träger der modernen Bildung seien, dies aber nur in der hohen Bedeutung des Christenthums seine Erklärung finde, setzt voraus, was wohl Niemand beweisen wird, daß nämlich unsere sogenannten christlichen Völker christlich wirklich *sind* und nicht bloß *heißen*. Dagegen wird wohl ohne Beweis zugegeben werden müssen, daß, je höher die europäische Bildung steigt, desto mehr das Christenthum in seinen wahren Verehrern zum Bewußtsein kommt, daß es sich in andere Welttheile flüchten müsse, wo es eine Masse von Individuen, aber nicht den Weltgeist zurück in seine Fesseln bannen wird.

Resultat der nunmehrigen Stellung der Wissenschaft zur Religion für das wissenschaftliche Gebiet ist sonach kurz folgendes: Ausschließung der Religion aus der Sphäre des absoluten Geistes und Versetzung derselben, was die philosophische Betrachtung betrifft, in die Anthropologie, wo sie als sich selbst genügendes subjectives Bewußtsein ihr Plätzchen einzunehmen hat, was die historische Betrachtung betrifft, in die allgemeine Weltgeschichte, wo sie sich theils d. h. in Beziehung auf eine bestimmte Zeit als positives, theils und zwar hauptsächlich in Beziehung auf die neuere Zeit als negatives Moment in der Entwicklung der Menschheit begreifen lassen wird.

Nun gilt es noch, auf die wichtigen Consequenzen aufmerksam zu machen, welche das angeführte, zunächst rein wissenschaftliche Resultat in Beziehung auf *Kirche* und *Staat* und das Verhältniß beider in sich schließt. Die Kirche als eine, ein bestimmtes Glaubensbekenntniß besitzende und allen einzelnen ihrer Mitglieder auferlegende Gesellschaft und die Forderung des Staates, daß jeder Einzelne sich zu einer bestimmten Religionsgemeinschaft halten müsse, auf der einen Seite, und die Forderung der modernen Wissenschaft, daß über die Religion hinausgegangen werden müsse, auf der andern Seite, die Forderung also, Verzicht zu leisten auf das Denken und sich an bestimmte religiöse Voraussetzungen zu binden, und die Forderung, das Denken zu seinem Gott zu machen und alle bestimmten, namentlich religiösen Voraussetzungen aufzugeben, sind die Gegensätze, welche man vergeblich vermitteln zu können glaubt. Deswegen nämlich ist jeder Vermittlungsversuch zwischen ihnen ein eitles Unterfangen, *weil der eine dieser Gegensätze die schon geschehene Vermittlung, der andere aber das Verharren in der Unmittelbarkeit ist.* Wie der in der Unmittelbarkeit stehende Fromme mit vollem Rechte gegen jeden Versuch, ihn in den Vermittlungsproceß hineinziehen zu wollen, protestirt, so mit noch größerm Rechte der Denker gegen alle Versuche, ihn zur Unmittelbarkeit und Gedankenlosigkeit zurückzuführen. Der Fromme will nicht am gleichen Joche ziehen mit dem Ungläubigen, und dieser seinerseits will von dem orthodoxen „Joch" nichts hören. Der Gegensatz zwischen uns und der Kirche ist ein unversöhnlicher, wie dies von den Consequenten aller Parteien anerkannt und ausgesprochen ist. Jetzt ist die Scheidung der Böcke von den Schafen, um welche die Frommen aller Zeiten gebetet haben, aber ohne erhört zu werden, nicht mehr bloß ein frommer, unerhörter Wunsch, sondern auch die Ungläubigen stimmen jetzt in das Gebet mit ein und das *Gebet der Ungläubigen*, das Wollen des Weltgeistes, ist mächtiger als das Gebet der Frommen, ihm folgt die Erhörung auf dem Fuße nach. So lange die Denker den Kirchendruck noch erträglich fanden, hatte ihre Ausschließung aus der Kirche, welche im Bewußtsein der Gläubigen längst vollzogen worden ist, wenig zu bedeuten, denn nur Eine Partei und zwar die, wenn schon nicht an Zahl, doch an Macht schwächere, hatte auf Scheidung angetragen. Jetzt aber willigt auch die andre mit ein und betreibt die Sache sogar mehr als Manchen lieb ist. Ist aber nur der Entschluß selbst nicht übereilt worden — und ein Paar Tausend Jahre hat der Weltgeist Zeit gehabt ihn zu bedenken — so kann er auch nicht schnell genug ausgeführt werden. **Periculum in mora.** Darum wollen wenigstens wir, die wir entschieden sind, nicht zögern und — *unsern Austritt aus der Kirche erklären.* Sonst würden wir den Vorwurf der Heuchelei nicht länger von uns abwehren können. Auf unsrer Seite wird nicht nur das Recht, die Sittlichkeit, die Wissenschaft sein, sondern unsern Schritt kann auch die Kirche nur willkommen heißen. Aber der *Staat*, — was wird der Staat dazu sagen? wird er da, wo er die Sache der Kirche zu seiner eignen macht, da, wo er die Kirche nicht als eine Gesellschaft neben anderen ebenso berechtigten Gesellschaften, sondern als sein alter ego ansieht, diejenigen, welche sich von der Kirche lossagen, nicht zugleich als abtrünnig vom Staate behandeln? Ja, das wird, das muß er thun, *oder* er muß andrerseits die Kirche zur bloßen Gesellschaft herabsetzen, d. h. übrigens nur, sie für das erklären, was sie bereits ist. Einen Ausweg giebt es hier nicht. Was aber wir hiebei zu thun haben, kann keinem

Zweifel unterworfen sein. Wir müssen thun, was die absolute Pflicht, der Wissenschaft und Sittlichkeit zu folgen, uns vorschreibt, und dann zuwarten, was der Staat mit der neuen, aber vollkommen zu rechtfertigenden Form anfängt. Entweder wird der Staat dem protestantischen Grundsatze der Glaubens- und Gewissensfreiheit treu von seinen Bürgern kein bestimmtes Glaubensbekenntniß, keinen Taufschein und dergleichen mehr verlangen, und dann werden wir Bürger bleiben, ohne Bekenner einer Religion zu sein, oder aber glaubt der Staat die Existenz der Kirche mit seiner eignen identificiren zu müssen, und dann ist Verbannung unser Loos. Im letztern Falle könnte es Diesem oder Jenem gerathener scheinen, sich zur Kirchenlehre, wenn auch in speculativ-allegorischer Gestalt, zurückzuwenden, aber einem Solchen ruft die Wissenschaft das Wort Christi zu: Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist mein nicht werth.

Hiemit ist, wie diese Jahrbücher neulich gewünscht haben, das Verhältniß der „Hegelschen und hyperhegelschen Theologen" zu Staat und Kirche, zwar nicht mit der gewünschten Ausführlichkeit, aber so bestimmt und klar als möglich dargelegt. Was durch sich selbst einleuchtet, kann durch viele Worte nicht deutlicher gemacht werden. Worte haben wir genug gehört, und wer noch nicht genug gehört hat, will nicht hören. Ein Philosoph.

Die Pietisten. Ein Roman aus dem Leben der neuesten Zeit von Heribert Rau. 2 Bände. Stuttgart 1841. Castsche Buchhandlung.

Wegen seines Atheismus, berichtete uns vor Kurzem die Zeitung, sei dieser Roman in Würtemberg confiscirt worden. So weit hat es aber der Verf. in der Negation der bisherigen Religion keineswegs gebracht, er setzt dem Pietismus nur „eine aufgeklärte Vernunftreligion," dies ist sein eigner Ausdruck, entgegen, und würde, wenn er wirklich mit einer Confiscation bestraft oder beehrt worden wäre, dies lediglich den Nuditäten der Muckerei, denn diese Form des Pietismus oder der accentuirten dualistischen Religiosität wird hier dargestellt, zu danken haben. Die Nuditäten und Naivetäten der Muckerei — schickt es sich und verlohnt sich's der Mühe sie darzustellen? — Man wird von vornherein Scheu vor der Sache haben, denn sie vereinigt eine Corruption der Liebe, der Ehe und der Religion, also gerade der Gebiete des Geistes, die vorzugsweise der Schatz des reinen Herzens sind. Das Hauptbedenken gegen eine Darstellung dieser Corruption ist aber nicht die geistige Verderbniß schlechthin, denn wie sollte irgend eine Poesie ohne Laster und geistige Verwahrlosung das Wahre zur Anschauung bringen? es ist vielmehr die Verwicklung dieser Ausschweifungen mit den christlichen Mythen, was den Anstoß erregt, und es gilt von vornherein für ausgemacht, der Glaube an diese Dichtungen sei sehr ernst zu nehmen und man dürfe ihm, obgleich er längst schon sehr gelitten hat, keinen Abbruch thun; dies gäbe Aergerniß, führe zum Atheismus und der Atheismus zur Ruchlosigkeit. Die Muckerei ist nun aber selbst ein Aergerniß und in einigen Individuen vielleicht eine Ruchlosigkeit gewesen; ist sie eine Folge des Unglaubens oder des Aberglaubens? Die Kinder der Aufklärung, der Philosophie und des Unglaubens, diese ächten Nachkommen der Philosophen des 18. Jahrhunderts huldigen vielmehr dem Humanismus; was dieser Aergerliches hat, dazu bekennen sie sich gern; was dagegen in unserer Zeit ruchlos, roh, grausam denkt und handelt, sind vielmehr die Kinder des Mittelalters, die fanatisirten Romantiker, von denen die Mucker eine Abart sind. Das Verhältniß und die Verwandtschaft von Grausamkeit, Wollust und Religion hat schon Novalis angedeutet (wir werden unten darauf zurückkommen), und die Ausschweifungen der Wöllnerschen Periode sind so sehr in Jedermanns Gedächtniß, daß es überflüssig ist, hier daran zu erinnern. Die Phantasie in unmittelbarer Form ist ja das Excessive selbst. Will man daher die Menschen wirklich menschlich haben, so lege man sich nicht auf die Erziehung durch Märchen weder im großen noch im verjüngten Maßstabe, man wirke viel mehr auf ihre Intelligenz, als auf ihre Phantasie, und bilde sich nicht ein, daß die Phantasie, der Glaube, der Aberglaube an die mythische Vorstellungsform bürgerliche Tugenden entwickele: im Gegentheil, die Phantasie ist transcendent, und das Gemüth, welches auf ihren Fittigen in das Jenseits hinüberfliegt, thut seine bürgerlichen Pflichten nur wider seine Neigung, nur weil es muß, und bei aller Ueberschwenglichkeit dem kategorischen Imperativ seines irdischen Theiles nicht ausweichen kann: was aber die Poesie betrifft, um die sich die Freunde der alten Phantastik so viel Sorge machen, so ist ja gerade sie die in der Wirklichkeit gebildete und umgekehrt in die Wirklichkeit eingebildete, nicht also die rohe und darum ins leere Jenseits verflatternde Phantasie. Mit der rohen Phantasie käme uns also schwerlich etwas Gutes abhanden; es ist Bildung, sie abzuthun, in welchem Gebiet sie sich immer findet; es hat aber auch gar keine Noth, daß die süße Rohheit des Vorstellens und Denkens sobald aussterben sollte: wenn irgend etwas, so ist sie unsterblich.

Die Tendenz des vorliegenden Romans also gegen eine bestimmte Ausschweifung religiöser Phantastik ist zum wenigsten sehr im Interesse der bürgerlichen Gesellschaft und des humanen Lebens; und wenn sich jetzt auch wirklich alle Welt dem officiellen Aberglauben ergäbe, daß man den Aberglauben und die Köhlernaivetät aus Politik beschützen müsse, so folgte daraus nichts gegen die Sittlichkeit jener Tendenz. Es wäre daher immerhin pikant, zu wissen, was es mit der Richtigkeit jener Zeitungsnachricht auf sich hat.

Eine ganz andere Frage wäre die, ob diese Tendenz poetisch und ob ihr Gegenstand ein glücklicher ist. Hat die Poesie ihre Tendenz in sich, ist ihre Anschauung und ihr ganzer geistiger Proceß Selbstzweck, nun so ist es freilich unpoetisch, einen Zweck außer ihr mit der Poesie zu verfolgen. Dies trifft unsern Verfasser. Ein Anderes ist es mit dem Gegenstande, der Muckerei; dieser eignet sich so sehr zur Darstellung, wie nur irgend einer. Knüpft der Roman an die Familie und an den Eintritt in dieselbe durch die Liebe und Ehe an; so nimmt die Muckerei das ganze Geschlechtsverhältniß unmittelbar in den Dienst ihrer Religion, nicht in negativer, sondern in positiver, wenngleich abstracter Ausübung. Das Muckerthum wirft sich, mit seiner Metaphysik, der Sitte in den Weg, verschließt ihre ganze Naturbasis und dreht das Bewußtsein darüber völlig herum. Diese gänzliche und zwar praktische Auflösung des gemeinen Bewußtseins mitten im gemeinen Leben selbst giebt einen tiefen, rein von der Innerlichkeit ausgehenden Conflict und Riß, der an poetischen, vornehmlich tragischen Motiven für den Roman begreiflicher Weise so ungemein reich ist, daß man sich in der That wundern muß, warum die Acten dieser Erscheinung nicht längst ihren Schatzgräber gefunden und zu Poesieen benutzt worden sind. Es wird Niemand sagen, man solle die Orgien der Muckermysterien auf die Bühne bringen, so nah sind wir der Maskenfreiheit athenienſischer Dionysien noch nicht, eben darum noch nicht, weil Verstand und Aufklärung, wie sie das bürgerliche Leben durchdringen, die Muckerreligion nicht allgemein werden läßt; aber darstellen heißt auch hier nichts Anderes, als was es bei den Fehltritten und Excessen in der Poesie überhaupt heißt. Die Bühnendarstellung ist darin natürlich beschränkter, als die übrigen Kunstformen, weil sie das unmittelbare Leben selbst giebt und sich darum nicht gegen die Sitte auflehnen darf, während die übrigen Künste kein andres Maß, als die Schönheit anerkennen, wie denn z. E. die Production des Nackten unter Umständen schön, aber unsern nordischen Sitten überall zuwider ist.

Der Verf. des vorliegenden Romans hat daher zum wenigsten in der Wahl des Stoffs einen glücklichen Griff gethan: er hat so viel gesehen, daß in der Form der Muckerei mit dem Phantasiespiel der Religiosität Ernst gemacht und das Betheiligte reell afficirt und inficirt werde. Er gewinnt dadurch einen wirklich excentrischen Kreis des Lebens, der sich

nun nicht nur wegen seiner Theorie, wie die gewöhnliche Pietisterei und Mystik, sondern auch wegen seiner Praxis excludirt und objective, reelle Gründe der Unverträglichkeit mit Familie und Staat zum Vorschein bringt. Dies Verhältniß beutet nun auch der Verf. auf seine Weise aus. Seltsam jedoch, daß der Riß, den die Muckerei macht, nicht ein wirkliches, sondern nur ein von den beiderseitigen Aeltern projectirtes Liebesverhältniß trifft, und eben so seltsam, daß gerade im Act der Einweihung und in seinem ganzen Cultus das Wesen der Muckerei völlig mißverstanden ist. Der Baron Oscar und die Gräfin Gabriele sind für einander bestimmt. Die junge schöne Dame wird nun durch eine Geißelung in die Mysterien eingeweiht und dadurch zugleich in den Augen ihres Zukünftigen, der dies im Verborgenen mit ansieht, entweiht. Schon diese Form der Einweihung beweist, daß der Verf. das Phänomen der **Muckerei** nicht gehörig kennt. Eine so unfruchtbare Askese, wie die ohnehin katholische Geißelung, ist dieser Richtung völlig fremd. Eben so, wie bei der Einweihung, deren verschiedene Grade als praktische Abhärtungen gegen die Concupiscenz, in Berührungen, Küssen und endlich dem berühmten Seraphinenkuß doch schon durchs Gerücht bekannt geworden und recht dazu geeignet sind, einen Liebhaber kopfscheu zu machen, die also gewiß aus bloßer Unkunde durch die Geißelung verdrängt worden sind — eben so sehr verirrt sich der Verf. bei der Zeugung des Messias, die er seltsamer Weise nicht als Uebung der Eingeweihten, als die große asketische Aufgabe der neuen Gemeinde der Heiligen behandelt, sondern von einem Nichteingeweihten, der sich für den Engel Gabriel ausgiebt und auch dafür anerkannt wird, vollziehen läßt. Dies verräth eine gründliche Unbekanntschaft sowohl mit dem Wesen der **Muckerei**, als mit der christlichen Mythologie, auf welcher sie fußt. Nicht die Engel, sondern die geheiligten und darum der Concupiscenz entäußerten Menschen sollen den Messias zeugen. Das Mysterium der Zeugung und die Heiligung dieser sinnlichen That, so daß aus dem Sündlichen das Unsündliche hervorgehen könne, die Schwierigkeit dieser Aufgabe und darum die Anstrengung der ganzen Gemeinde für diesen Zweck — das ist der Widerspruch, den die **Muckerei** sich vorstellte und an dessen praktischer Lösung sie mit extremer Verachtung der bürgerlichen Sittlichkeit arbeitete. Theoretisch ist bekanntlich dieser Widerspruch nicht von ihrer Erfindung, er ist vielmehr ein Product der ungebildeten Reflexion des christlichen Geistes der ersten Jahrhunderte und schreibt sich her aus der phantastischen Auffassung, welche die Geburt eines neuen Geistes nicht im Geist und in der Bewegung der historischen Vernunft, sondern in der natürlichen Geburt anschauen will. Die natürliche, sinnliche Zeugung soll daher beim Messias keine Sache der Natur und der Sinnlichkeit, sondern des Geistes und des Uebersinnlichen noch in anderer Art, als dies der empirische Mensch darstellt, sein. Es ist bekannt, wie dieser Widerspruch in den ersten Jahrhunderten dichterisch formirt wurde, und zu welchen ferneren Inconvenienzen jene erste trübe Phantasie führte, weil man sie für baaren, bittern, prosaischen Ernst, d. h. für eine metaphysische Enthüllung nahm. Die Vernunft, die Wissenschaft und der ganze Zeitgeist läßt die Sache jetzt fallen; die **Muckerei** dagegen ließ Wissenschaft und Vernunft fallen, nahm die Incarnationsdichtung beim Wort, folgerte aus ihr, modificirte sie und machte den Anspruch, die Vorstellung nun auch wirklich darzustellen, die Anschauung ins Leben, die Theorie in die Praxis zu übersetzen und jenes Jenseits der Phantasie, was nur irgend einmal geschehen sein soll, zur Wirklichkeit des Diesseits zu erheben. Was sollten dabei und was könnten dabei die Engel thun? Zumal da die Engel geschlechtlos und eben darum so langweilig sind, wie sie sind. Es ist deswegen auch diesen luftigen Abstractionen überall nur das Zusehen, das Dreinschauen aus dem blauen Himmel, die tönende Botschaft, der Chor bei den Vorfällen und also höchstens das Singen und Musiciren vorbehalten worden, und wenn sie kriegerisch gedacht werden mit Flammenschwertern, wie der Blitz, so bleibt es doch auch in dieser Beziehung meist bei der bloßen Möglichkeit. Die **Mucker** änderten zwar an den Mythen; aber eben aus ihrem praktischen Princip heraus, aus dem sie den Schatten des heiligen Geistes nicht brauchen konnten, war es ihnen unmöglich, an die Engel zu denken, und wäre es gewesen selbst in dem Fall, daß deren Natur es erlaubt hätte, ihnen die Zeugung des neuen Messias zuzumuthen. Das würde ihren ganzen Cultus überflüssig gemacht, alle ihre Voraussetzungen aufgehoben und mit einem Schlage die ganze Frage nach der fortgeführten Welterlösung wieder vom Boden der Praxis in die Phantasie und ihr jenseitiges unfruchtbares Gebiet zurückversetzt haben. Der Verf. „der Pietisten" also hat sich nicht genug unterrichtet weder über die christlichen Mythen und Dogmen, noch über diese bestimmte Extravaganz des Christenthums, die **Muckerei**. Er mußte sich in die Mitte des Phänomens stellen und von dort aus den Bruch mit Familie, Staat, Sitte und Gesetz herbeiführen. Statt dessen betrachtet er nur die Sache, wie er sie sehr von Ferne sieht, und wenn er nun, was bei der jetzigen Ueberfluthung der Litteratur durch die hohle Manier des Pietismus nicht fehlen kann, manche Züge des Bildes richtig trifft, so hat er doch einem etwanigen Nachfolger, der gründlicher unterrichtet an die Arbeit geht, gewiß nichts vorweg genommen. Ein Zeichen seiner tendentiösen und äußerlichen Auffassung ist die Ueberschrift des letzten Capitels — fast sollte man's für einen Scherz halten — „Folgen des Pietismus." Freilich ist jede Auflösung der substantiellen Mächte des sittlichen Geistes und vor Allem eine so fundamentale, wie sie aus den religiösen Extravaganzen hervorgeht, eine sehr ernsthafte Sache, ein Zustand der Qual, aus dem sich nur mühsam die Harmonie wieder herstellt, oft nur durch den Untergang der Betheiligten, die in diese Auflösung verwickelt wurden; aber solche Auflösungen, gleichviel ob pietistische oder nichtpietistische Ausschweifungen, sind von dem Dichter nicht als Folgen und Warnungen zu fassen, sie sind die Sache selbst und ihre Entwicklung im Bewußtsein ist eben so tragisch, als ihr Ausgang. Es kommt nur auf die Darstellung der Conflicte an.

Wie aber die Philosophie gegen solche Phänomene nicht predigend und warnend auftritt — was sicherlich umsonst wäre, — sondern sie zu begreifen und aus ihrem wahren Grunde abzuleiten sucht; so richtet sich eine wohlverstandene Dichtung auch nicht **gegen** die geistigen Extravaganzen, die sie darstellt und ausbeutet, im Gegentheil, sie sucht sie in ihrem Kerne zu ergreifen und läßt sie nach ihrer Natur wirken, aus keiner andern Absicht, als um die innerste Wahrheit zur evidentesten Anschauung zu bringen — man denke an die Liebe in Romeo und Julie, an die Eifersucht im Othello. Die Moral zieht, wer Lust hat, der Poet aber hat keine Lust und keinen Beruf dazu.

So unreif nach allem bisher Bemerkten der Roman, von dem wir hier ausgingen, nun auch immer ist, so könnte es doch wohl sein, daß er schon wegen des Gegenstandes viel gelesen würde, und die Pietisten, die gerne im Trüben fischen, und solche Consequenzen, wie die Muckerei, verläugnen, bitter ärgerte, und wer sollte das nicht wünschen? Ist es doch billig, daß sie zu den Süßigkeiten ihrer jetzigen hohen Gage auch einigen Wermuth genießen. Bitterer würde die Dosis freilich werden, wenn die Ritter des Tages in allen ihren Nüancen gefaßt und besser getroffen wären; und es wäre wohl möglich, dahin zu wirken, daß dies in Zukunft geschieht, theils durch historische und actenmäßige Auskunft, theils durch Aufklärung über den Begriff. Der Zusammenhang des Pietismus, der Mystik und der Muckerei ist übrigens auch außerdem, daß er an den Subjecten als Entwicklung beobachtet werden kann, theoretisch höchst interessant.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 10. 13. Januar. 1842.

Ueber den Mariencultus.

Die Glorie der heiligen Jungfrau Maria. Legenden und Gedichte nach spanischen, italienischen, lateinischen und deutschen Relationen und Originalpoesien durch Eusebius Emmeran.

Eine Sammlung von marianischen Gedichten und Legenden in der lieblichsten, vollendetsten poetischen Form. Aber was ist ihre Tendenz? Eine phanero= oder kryptokatholische? Oder eine fromme, eine christliche überhaupt? Nein, eine rein ästhetische, eine rein poetische Tendenz. Aber läßt sich nicht mit der poetischen Tendenz unbeschadet ihrer Freiheit und Selbstgenugsamkeit dennoch ein didaktischer oder praktischer Zweck verknüpfen? Warum nicht? wenn nur anders dieser Zweck nicht besonders für sich hervortritt, wenn er unmittelbar mit der freien poetischen Tendenz in Eins zusammenfällt. Was will nun aber Eusebius Emmeran mit diesem schönen Blumenstrauß seiner marianischen Gedichte und Legenden uns sagen? Nichts Anderes und Geringeres, als daß die heilige Jungfrau Maria, die Mutter Gottes, die einzig göttliche und positive, d. h. die einzig verehrungs= und liebenswürdige, die einzig poetische Gestalt des Christenthums ist; denn Maria ist die Göttin der Schönheit, die Göttin der Liebe, die Göttin der Menschlichkeit, die Göttin der Natur, die Göttin der Freiheit von Dogmen.

Die Göttin der Schönheit.

> Was suchet ihr? Wofern
> Ein Haupt von weichem Golde reich umlockt,
> Ein lichtgeborner, schöner Augenstern
> Euch also sehr verleitet und verlockt,
> Wo strahlen auch dergleichen Herrlichkeiten
> In so vollkommen göttlich ächter Schau,
> Wie bei der hohen Frau,
> Der himmlischen, der hochgebenedeiten.
>
> (Spanisch.) S. 78.

> Wie bist du reich an Liebreiz,
> Ganz Seligkeit, ganz Schöne,
> Ganz Himmel und ganz Licht!
> Ein nie gefühltes Feuer
> Durchströmt Gebein und Ader. S. 50.

So spricht ein Maure, den keine Belehrung, keine Drohung der Clerisei, den nur die Schönheit der Maria seinem Glauben abspenstig machte. In der marianischen Legendensammlung von Rho und Bovius (II. Abth. 5. B. 31 Er.) heißt Maria daher ausdrücklich „die Mutter der Schönheit.“ Und die Kirche bezog die Lobsprüche, die im hohen Liede Salomonis der Bräutigam seiner Braut ertheilt, auf die heilige Jungfrau, so z. B. den Vers: Du bist allerdings schöne, meine Freundin, und ist kein Flecken an Dir. Tota pulchra es, amica mea, formosa mea, columba mea. Nun ist aber ein wesentliches Attribut der weiblichen Schönheit, wie männiglich bekannt, ein „schneeweißer Busen“. „Wie schön sind deine Brüste, meine Schwester, liebe Braut!“ heißt es im Hohenlied Cap. 4, V. 10. Kein Wunder also, wenn auch im Cultus Mariä der Busen eine besonders hervortretende Rolle spielt. So heißt es in Ranbeck's Calendarium annale Benedict. übersetzt von Vierholz 3. Th. S. 1731 wörtlich vom heiligen Bernhard: „In Verehrung der allerseligsten jungfräulichen Mutter hat er es, wenigstens zu seiner Zeit, Allen bevor gethan. Es ist aber der Gegengunst Mariä nicht klein gewesen, indem sie ihm zum öftern ihre mütterliche Gnadenbrust gezeigt und von dero jungfräulichen Milch hat kosten lassen.“ Dasselbe süße Glück widerfuhr dem heiligen Fulbert. Ecce repente coelo spectabilis Virgo dulcissimum uber digito premit atque morbo fatiscentem Fulbertum rorante arcuatim lactis nectare suavissime recreat. (Glorie, Anm. S. 154.) E. Emeran hat diese Legende in Verse gesetzt S. 100. Siehe auch Nr. IX, wo Maria einem kranken Canonicus „den himmelreinen Busenschnee“ darreicht. In Italien bildete sich sogar im Jahr 1742 eine eigne zahlreiche Secte von Mammillaren, Busengeistern auf Veranlassung einer Tatti mammillari betitelten Schrift des Jesuiten Benzi. (S. Bucher Allerneuester Jesuit. Eulenspiegel S. 480.)

Vor Allem gehört aber auch zur weiblichen Schönheit ein schönes Haar. Natürlich konnte also dieses der Maria, als dem Ideale weiblicher Schönheit, nicht fehlen. Und so war denn auch wirklich das schöne Haar Mariä ein Gegenstand der religiösen Verehrung. So hatten die Jesuiten in München eine besondere Andacht zu den heiligen Haaren Mariä*) und besangen sie in folgenden er=

*) Wir haben uns hier nur auf einige und zwar exoterische Schönheiten des weiblichen Körpers beschränkt; natürlich kamen aber auch die esoterischen im Mariencultus zur

baulichen und geschmackvollen Versen, die uns glücklicher Weise die Geschichte aufbewahrt:

> Doch Maria deine Locken
> Mich zu deiner Lieb anlocken,
> Schönste Jungfrau deine Strehnen
> Pfleg ich allzeit anzuflehnen.
>
> Steh uns bei in all Gefahren,
> Deck' uns zu mit deinen Haaren,
> Führe uns an deinen Locken
> In die Stadt, wo all frohlocken.

(Bucher. Die Jesuiten in Baiern. I. B. S. 88.)

Man erlaube mir bei dieser Gelegenheit eine höchst interessante Conjectur. Der Pater J. Pemble, weiland Präses der lateinischen Congregation zu München, nennt in seiner Anno 1760 herausgegebenen Pietas quotidiana die Maria die Kellnerin der ganzen heiligen Dreifaltigkeit: Maria est cellaria totius Trinitatis. Warum eine Kellnerin? Offenbar, wenigstens nach meiner Vermuthung, nur wegen ihrer körperlichen Schönheit, denn bekanntlich zeichnen sich die baierischen, besonders münchner Kellnerinnen durch ihre Schönheit aus. Mache man deswegen dem Pater Pemble nicht den Vorwurf der Gemeinheit und Frivolität. Wenn ein Raphael seine Geliebte zum Vorbilde seiner Madonna wählte, so kann man es gewiß einem baierischen Jesuiten nicht verargen, wenn er in einer münchner Kellnerin das Modell der Jungfrau Maria erblickt und verehrt.

Maria ist die Göttin der Liebe — eine nothwendige Folge ihrer Schönheit, denn beide sind unzertrennlich.

> Ich habe mir erlesen
> Ein Lieb so zart, ein Lieb so fein;
> Hochadelig von Wesen,
> Hochfürstlich ist die Traute mein;
> Von allem Harm ist meine Brust genesen
> Seit ich belacht von ihrer Hulden Schein.
>
> O Gott wie kann sie grüßen
> Aus minniglichem Rosenmund!
> Wie kann sie Blicke schießen
> Bis in der Seele tiefsten Grund!
> Wie sollte dem noch eine Thräne fließen,
> Dem diese Grüße, diese Blicke kund.

(Altdeutsch.) S. 148.

Zwar soll die Schönheit der himmlischen Jungfrau keine unkeuschen, d. h. verliebten Gedanken erwecken. Pulchritudo B. Virginis, sagt z. B. der h. Thomas, intuentes ad castitatem excitabat. Ein französischer Carthenser schrieb ihr darum eine Chasteté pénétrative zu, d. h. wie es ein loser Vogel exponirt, eine nicht nur immanente, sondern auch transeunte, gleichsam ansteckende Keuschheit. Aber gleichwohl ist sie doch der Gegenstand einer förmlichen Liebschaft. Der eben genannte Pater Joseph Pemble — weiland, sagte ich, ich muß mich aber corrigiren, auch jetzt noch der wenigstens unsichtbare Apollo und Präses der marianischen Congregatio Litteratorum zu München — der Pater Pemble giebt verschiedene Arten an, wie man der heiligen Jungfrau die Cour machen soll. Darunter kommen z. B. folgende vor: 1) „Den Namen Mariä küssen, so oft er im Lesen auffällt." O wie verliebt! 2) „Der Jungfrau Maria sagen, daß man geneigt wäre, ihr seinen Platz im Himmel einzuräumen, wenn sie nicht schon einen eignen hätte." O wie galant! 3) „Oefters gegen den Himmel blicken, um Maria zu sehen, ja deswegen früher oder auf der Stelle zu sterben wünschen." O wie schmachtend! 4) „Keinen Apfel essen, weil Maria von der Schuld des Apfelessens frei geblieben." O wie abgeschmackt! Aber Amare et Sapere vix Deo competit. O Pemble! O Pemble! Wie hat dich die Maria um dein Bischen Verstand gebracht! Doch Pemble bei Seite! — zwischen der religiösen und wirklichen Weiberliebe läßt sich kein reeller Unterschied aufzeigen. Die himmlische Jungfrau hat natürlich zwar schönere Augen und Haare als die irdischen Jungfrauen; aber ihre Augen sind doch immerhin jungfräuliche Augen, ihre Haare immerhin Haare. Es ist daher durchaus nicht einzusehen, warum die schönen Augen der Jungfrau Maria einen andern, wenigstens einen wesentlich andern Eindruck auf uns machen sollten, als die schönen Augen einer irdischen Jungfrau. Und wenn wir auch allenfalls den Liebesblicken der Maria noch besondere Prärogative zugestehen wollen, so müssen wir doch dies schlechterdings verneinen von den heißen Küssen, die sie ihren Liebhabern auf Stirn und Lippen drückt. S. z. Nr. XII und XXI. Kuß ist Kuß. Der Kuß von irdischen Lippen ist ein himmlischer, aber der Kuß von himmlischen Lippen ein irdischer Genuß. Die Blicke sind die immateriellsten, subtilsten, unbestimmtesten Liebeserklärungen; sie lassen uns in der Pein des Zweifels stecken, ob wirkliche Liebe oder nur eine fallacia optica vorhanden ist; aber unter dem Drucke der Lippen, ach! da hört alles Räsonniren, Distinguiren und Platonisiren auf, da entzündet sich das Feuer des indiscreten Sensualismus. Der Blick ist die durch die Censur des Anstandes, des Zweifels, der Rücksicht gebundene oder beschränkte Liebe; aber der Kuß ist die Preßfreiheit der Liebe, die erst die Wahrheit ungeschmälert ans Licht bringt. Also, wenn die h. Jungfrau sich einmal so weit herabläßt, daß sie küßt, so kann sie nicht mehr

Sprache. Die miraculöse Empfängniß und Geburt — Materien, worin die Maria wenigstens für den Verstand keineswegs die rosa sine spina war — gaben hiezu die Initiative. Auch gab es, wie an die einzelnen Körpertheile Christi, so an die einzelnen Körpertheile der Maria gerichtete Gebete.

läugnen, daß sie liebt, wirklich liebt, liebt wie ein irdisches Weib.

Maria ist die Göttin der Dogmenfreiheit — eine nothwendige Folge der Preßfreiheit. Um selig zu werden, braucht man nichts weiter zu wissen und zu sagen — so liberal ist Maria — als nur das Ave oder Salve Maria. Ein Gruß also, dem holden Weibe dargebracht, hat für alle Zeit und Ewigkeit mehr oder doch eben so viel Gewicht und Kraft, als die gesammte christliche Dogmatik. So war einmal in Spanien ein Clericus, dem weiter gar nichts in den Kopf einging, als:

> Das Salva sancta parens,
> Das sang er unbeschwert,
> Nur in Mariens Preise
> Stark, munter und gelehrt.

Der orthodoxe Episcopus fordert darob erzürnt den einfältigen Priester vor sein Gericht. Aber dieser wendet sich in seiner Noth an Maria — und Maria, stets dienstfertig und hilfreich gegen die Ihrigen, tritt allsogleich vor den Episcopus hin und hält ihm eine derbe Strafpredigt:

> Ihr haltet es für arge
> Strafwerthe Ketzerei,
> Daß man in Kirchen singe
> Nur meine Melodei?
> Sogleich von aller Sorge
> Macht den Erschreckten frei. S. 56.

Ja es ist nicht einmal nöthig, die heilige Dreifaltigkeit zu kennen und verehren. Wer nur Sie, die Einzige, ja nur ihren Namen kennt, weiß genug, weiß Alles, was zu seiner Seligkeit noth thut. S. z. B. Nr. VI. *)

Maria ist die Göttin der Natur. — Unter ihren Tritten sprossen Blumen hervor (Nr. XXXIII.), Thiere knieen vor ihrem Bilde und beten es an, Bäume und Stauden tragen es wie ihre eigne Frucht auf ihren Zweigen, Teiche spiegeln es in ihren Fluthen ab, Fische tragen es aus dem Meere empor, geflügelte Ameisen kommen alljährlich über das Meer, um auf ihrem Altar zu sterben (Nr. I.). Was aber aufs Schönste die nicht theo-, sondern geologische Natur und Sinnesart der Maria darstellt und beweist, das ist — wahrlich ein herrlicher Zug — ihre Vorliebe für Berge und Anhöhen. Oft brachte man von den Bergen herab daselbst gefundene wunderbare Marienbilder ins platte Land und in Städte, um ihr hier Kirchen zu erbauen; aber plötzlich waren sie verschwunden und man fand sie wieder auf den alten Plätzen: nur wo die Freiheit wohnt, nur auf Bergen, nur in der frischen freien Natur, gedeiht die Blume der holden Jungfrau. Fugite ad montes Luc. 21, schreibt ein Benedictiner. Cur ad montes? quia in montanis habitat Maria, Mater gratiae, Mater misericordiae, nubes rore plena, pluviis gravida. Maria erscheint also hier — auch in mehreren Sagen — als eine wahre Regenmutter — als eine Maria pluvia, ähnlich dem Jupiter pluvius des Heidenthums.

Maria ist die Göttin der Menschlichkeit — der liebenswürdigsten Menschlichkeit, der Alles ohne Unterschied, ohne Bedenken, ohne Vermittlung vergebenden Nachsicht und Milde, — die allgemeine, die allbarmherzige Mutter.

> O haltet an Marien fest!
> Arm ist allein, wer sie verläßt;
> Und was ihr auch für Schuld verübt,
> Und wie ihr auch den Herrn betrübt,
> Sein noch so dräuend Strafgericht,
> Schirmt jene nur, es schmettert nicht. (Nr. VI.)

> O Rose du alleine
> Die ohne Dorn,
> Licht ohne Gluth,
> In dessen hellem Scheine
> Wir unsre Geister wohlgemuth
> Und ohne Bange sonnen
> Du aller Huld ein Bronnen,
> Du alles Heils ein Born! (Nr. XXXIX.)

Maria ist zwar für sich selbst die Keusche; aber wunderleicht vergiebt sie doch Andern die Sünden gegen die Keuschheit. Unter den Geboten, die sie einer ihrer Dienerinnen, die sich um ihre Gunst besonders bewerben wollte, giebt, findet sich kein Keuschheitsgebot. Nur Mildthätigkeit, Demuth, Versöhnlichkeit gebietet sie (Nr. XV.). Ja für eine Klosterküsterin, die aus Weltlust ihrem Kloster entsprungen, functionirte die gutmüthige Maria selbst so lange, bis die Verirrte das Leben im „sündentrunkenen Weltgebiet" herzlich satt hatte und nun, weil geistig und leiblich aufs Erbärmlichste heruntergekommen, wieder fähig und bereit war, in den Stand einer Betschwester einzutreten.

> So handelt' unsre Königin
> An einer armen Sünderin;
> Solch eine Langmuth und Geduld
> Erprobte sie an dieser Schuld;
> Solch eine Demuth übte sie
> Und kein Verzug betrübte sie,
> Mit solch erhabner Liebe Thau
> Labt einzig unsre liebe Frau. S. 26.

Maria ist mit einem Worte das Bild der Weiblichkeit — der Cultus der Jungfrau Maria der Cultus des Weibes, der Cultus der Frauenliebe.

> „Das ewig Weibliche
> Zieht uns hinan." Goethe.

*) Und selbst der Name Maria darf bis auf den Anfangsbuchstaben dahin fahren. Das bloße M schon besiegt die Pforten der Hölle. „Eine Pfarrköchin schwört Jesum und die Maria ab. Doch behält sie vom Namen Maria das M, und der Teufel, mit dem sie etliche Jahre in der Welt herum hurte, konnte nicht über sie Meister werden." (Bucher II. Bd. S. 495.)

Wollte nur der Himmel, daß sich mit diesem Bilde keine andern Eindrücke verknüpften, als die schönen, welche die Maria des S. Emmeran auf uns macht! Wer sollte sich nicht erfreuen an einem reinen, vollendeten Bilde der Weiblichkeit, finde er es auch wo er es wolle? Aber leider! hat hier unter dem wechselnden Monde Alles seine Licht- und Schattenseite. Und S. Emmeran hat uns in seiner poetischen Begeisterung nur einseitig die Maria dargestellt. Die Gerechtigkeit und Wahrheit erfordern, auch ihre Schattenseite zu zeigen. Maria ist nämlich keineswegs, wie uns der Verf., freilich nur indirect, insinuiren will, eine christliche Venus, wenn sie gleich, namentlich im Volksglauben, Manches mit der heidnischen Venus gemein haben mag, wie z. B. dies, daß sie aus dem Meere heraufsteigt, daß unter ihren Tritten Blumen emporsprossen — Maria ist wesentlich eine negative, naturwidrige Gestalt, nichts Anderes als die naturwidrige katholische Castität als eine Person. Sie heißt darum ausdrücklich die Magistra Virginitatis oder Castitatis, und der Maria dienen, sich weihen, sich vermählen, heißt nichts Anderes als sich, zwar nicht leiblich, was die Kirche streng verbot, aber geistig castriren, sich entmannen. Aber zwischen der geistigen und leiblichen Castration ist kein wesentlicher Unterschied. Die physiologische Function ist die Seele eines Organs. Jene nehmen, heißt diese nehmen. Wenn es also erlaubt, ja löblich, christlich ist, einem Organe seine Function, seine Seele zu nehmen, so soll es nicht erlaubt sein, dieses Organes Leichnam, eine Existenz, die keine Existenz mehr ist, zu nehmen. O ihr Hypokriten! Aber so war es von jeher, so ist es noch heute. Die Seele dir oder Andern zur Ehre Gottes foltern und zu Tode martern, das hat nichts auf sich, denn es fällt nicht in die Sinne, es scheint nicht so zu sein, wie es wirklich ist; aber nur kein Blut darf fließen; denn da hat der Schein ein Ende; die blutige That spricht zu laut, als daß der Hypokrit sie läugnen könnte. Mit dem Gedanken an die Maria ist daher unzertrennlich verbunden der Gedanke oder die Erinnerung an alle jene widernatürlichen, widerwärtigen, abscheulichen und zugleich abgeschmackten Mittel der Selbstentmannung, welche die Priester und Diener derselben anwandten, um ihrem himmlischen Vorbilde nachzukommen. „In London hat sich Ursus mit seinen Nägeln das Gesicht zerrissen, damit sich seine schöne Gestalt verlieren und er Niemand zur Liebe reizen möchte." „In Ingolstadt hat Cajus seine Hand so lange auf Kohlen gebraten, bis die unkeusche Brunst in seinem Herzen nachließ." „Nichts ist nützlicher, sagt der Pater Lechner, als die Mortification an den Augen, um die Keuschheit zu erhalten." „Innerhalb neun Jahren lebte ein Sodalis in einer Stadt und er kannte seine zwei Basen nicht einmal von Angesicht." „Titus hat einen Bund mit seinen Augen gemacht und verlobt, dieselben gar nimmer zu eröffnen. Nun geschah es öfter, daß er in eine Lache fiel oder da und dort anstieß, wie denn der Teufel selbst Manchen an ihn anrennen ließ, daß er über und über purzelte und eine Beule am Kopfe davon trug. Aber alle diese Schmerzen hat er seiner Braut Maria aufgeopfert." (Die Jesuiten in Baiern vor und nach ihrer Aufhebung, von Bucher I. B. S. 111—118.) Wahrlich man braucht nur an die Jesuiten und marianischen Congregationen Baierns zu denken, um von aller poetischen Begeisterung für den Mariencultus für immer radicaliter curirt zu werden. Oder sollten die unfläthigen, obscönen und zugleich lächerlichen Mortificationsmittel des baierischen Jesuitismus nicht der Mutter Gottes selbst Schuld gegeben werden können? — Qualis rex, talis grex. Ein ästhetischer Cultus hat nothwendig eine ästhetische, ein unästhetischer nothwendig eine unästhetische Gestalt zur Voraussetzung. Das widernatürliche Dogma, daß die Abstinenz von einer nothwendigen physiologischen Function eine Tugend, ja eine exquisite, wahrhaft himmlische Tugend sei, hat nothwendig eine widernatürliche, d. h. abgeschmackte, unästhetische Praxis im Gefolge, die Abstinenz von nothwendigen, in den tiefsten Tiefen der Natur begründeten Bedürfnissen ist per se eine Albernheit. Die Folgen eines albernen Princips — was können sie anders als alberne sein? Wer die Natur, giebt die Vernunft auf. Daß du die Natur tödtest, ist Gesetz, ist nothwendig; wie du sie tödtest, das ist deine Sache, das ist gleichgültig — gleichgültig, ob du dich mit bloßem Körper im Schnee wälzest, oder einen aus Brennnesseln und Rosendörnern geflochtenen Bußgürtel anhast, oder gar wie die heilige Mutter Passidea von Siena wie eine Fledermaus im Schornsteine dich aufhängst, um durch diesen verkehrten asketischen Hang dich ins himmlische Jenseits hinüberzuschwingen.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 11. 14. Januar. 1842.

Ueber den Marienultus.

(Schlu .)

Und wenn einmal ein nothwendiger, wesentlicher Naturtrieb negirt wird, so ist durchaus kein Grund vorhanden, warum nicht auch andere Bedürfnisse und Triebe auf eine eben so widersinnige und widernatürliche Weise beschränkt und unterdrückt werden sollen. Wenn daher Mönche, um den natürlichen Abscheu des Menschen vor allem Ekelhaften und Häßlichen zu bezwingen, sogar todte Mäuse und Ratten verzehrten, wenn marianische Brüder aus Mortification den Spülicht in der Küche auffraßen, wie Hunde und Schweine, und die Theile ableckten, welche der Aussatz angesteckt hatte (Die Jesuiten in Baiern. Bucher, I. B. S. 117.): so waren alle diese und ähnliche heroische Thaten der geschmackwidrigsten Naturverläugnung keine „Uebertreibungen," keine „Verirrungen," sondern ächte, wahre, nothwendige Consequenzen des an und für sich selber natur- und geschmackwidrigen Princips der Abstinenz. Oder ist etwa die in Nonnenklöstern in Folge einer widernatürlichen Abstinenz so häufig vorkommende Krankheit des Mutterkrebses*) auch nur eine zufällige Verirrung, die dem Principe selbst nicht zur Unehre und zum Fluche gereicht? Aber eben weil mit dem Gedanken an die Jungfrau Maria sich wesentlich verknüpft der Gedanke an die Uebel, welche dieses Muster der perpetuirlichen und immaculirten Jungferschaft den unglücklichen Nonnen zuzog, eben deswegen ist die Maria ungeachtet alles poetischen Scheines, der sie äußerlich umgiebt, eine im Grunde und Wesen unästhetische, unpoetische Gestalt. Auch die Heiden verehrten eine ewige Jungfrau als Göttin. Aber sie war nicht die einzige, die ausschließliche Göttergestalt, die verehrt wurde; neben ihr standen die Götter und Göttinnen der Liebe; sie war nur der künstlerisch fixirte, für die Anschauung befestigte Moment jungfräulicher Schöne und Reinheit, ohne alle naturfeindliche Tendenz, was schon daraus hervorgeht, daß die ihr geweihten Priesterinnen, die Vestalinnen, nach beendigter Dienstzeit sich ehelich verbinden durften, wenn gleich dies für ein böses Anzeichen galt. Ueberdem vergesse man doch ja nicht, daß die Vesta die Conservation ihrer Jungferschaft nur einem Esel verdankt. Die keusche Jungfrau war, des süßen Weines voll, eingeschlummert; diesen günstigen Augenblick wollte Priap benutzen, um sie ihres jungfräulichen Schmuckes zu berauben; aber in demselben Moment fing unglücklicher Weise der vorlaute Esel Silen's furchtbar zu schreien an — und Vesta erwachte. Welch ein Unterschied also zwischen der heidnischen und christlichen Jungfrau! Die Vesta konnte doch ihre Jungfräulichkeit verlieren und hätte sie auch wirklich beinahe verloren; aber die Maria konnte sie nicht verlieren und verlor sie selbst nicht durch die Mutterschaft. Perfecta Virginitas excludit omnem aperturam et dilatationem claustri foeminei juxta illud Ezechielis cap. 4: Porta haec clausa erit et non aperietur. . . . Quod non stat cum perfecta virginali integritate Mariae, hoc non potest admitti. (Bucher II. B. S. 500.) Aber nur die verlierbare, die in Gefahr schwebende, die, wenigstens der Möglichkeit nach, vergängliche Jungfräulichkeit hat einen poetischen Reiz.

Allerdings ist Maria wieder ein sinnliches Wesen — die christliche Liebesgöttin. Aber dieses Feuer der Sinnlichkeit, dieses gleichsam verliebte Temperament, welches Eusebius Emmeran so rühmend, so begeistert an der Maria hervorhebt, hat keineswegs primitive, sondern nur secundäre Bedeutung. Weil ihr ursprüngliches Wesen die Negation der Sinnlichkeit ist, gerade deswegen ist es eine nothwendige Folge, daß sie hernach wieder die Position der Sinnlichkeit ist. Was das religiöse Bewußtsein im Leben, in der Wirklichkeit verneint, das gerade bejaht es in der Religion. Was es hier auf Erden, d. h. im wirklichen Leben aufopfert, das bekommt es im Himmel der Religion hundertfältig wieder. „Je mehr das Sinnliche negirt wird, sagt L. Feuerbach im Wesen des Christenthums, desto sinnlicher ist der Gott, dem das Sinnliche geopfert wird." Maria ist die volle und zugleich sinnfällige Bestätigung dieser Wahrheit. Maria ist das religiöse Opfer des Fleisches, das feierliche Gelübde der Keuschheit, die aufgegebene irdische Liebe, aber dafür ist sie selbst wieder der Gegenstand irdischer Liebe. Was sie dem Menschen mit der einen Hand nimmt, das giebt sie ihm mit der andern wieder zurück. Der Verlust der menschlichen Schönheit hat zur Folge den Gewinn der himmlischen oder gött-

*) Elias von Siebold Handb. der Frauenzimmerkrankheiten. 2. Aufl. I. B. S. 653 654.

lichen Schönheit, die aber selbst gar nichts Andres ist, als die verlorne menschliche, durch die Phantasie wiederhergestellte Schönheit. So sagt der unvergeßliche, nicht oft genug zu nennende Pater Jos. Pemble in seinem Quodlibet von schönen Verehrungen der heiligen Jungfrau, man solle: „die Augen an ein schönes Marienbild heften, das Ansehen und Wohlgefallen irdischer Frauenzimmer zu hemmen," d. h. auf deutsch: man solle über den schönen Augen und Brüsten der himmlischen Jungfrau die schönen Augen und Brüste der irdischen Jungfrauen vergessen und verschmerzen. An einer andern Stelle ruft derselbe Pater geradezu entzückt aus: „Welche Seligkeit, die jungfräulichen Brüste zu schauen!" Aber, müssen wir abermals fragen, was ist für ein Unterschied zwischen himmlischen und irdischen Brüsten? Ach lieber Pater Pemble! Wo die Tatti mammillari anfangen, da hört der Unterschied zwischen Himmel und Erde auf. — Also: Maria ist nur positiv, weil sie negativ ist. Und das Negative ist ihr Wesen, das Positive nur Schein. Sie besticht unsere Augen, unsre Phantasie durch das Gold ihrer blonden Locken und den blendendweißen „Busenschnee". Aber wenn wir über diese doch immer nur äußerlichen, nur oberflächlichen Reize hinausgehen und tiefer in ihr Wesen eindringen, so kommen wir zuletzt zu unsrer größten Bestürzung und Entrüstung auf die obgedachten Uebel der Abstinenz. Zwar ist die Maria keine strenge Sittenrichterin; sie vergiebt vielmehr, wie wir wissen, außerordentlich leicht Sünden, besonders die Sexualsünden; allein sie bleibt doch immer die heikle, naturscheue, immaculirte Jungfer, die allein schon durch den Anblick einer „nackten Wade oder Zehe" aufs Tiefste verletzt wird. (S. Pater Pemble's Quodlibet.) Was sie Anderen erlaubt oder doch vergiebt, verdammt sie an sich selber. Ihr Liberalismus in Beziehung auf Andere widerspricht dem, was sie in Beziehung auf sich selbst ist.

Damit soll jedoch keineswegs geläugnet werden, daß die Maria, inwiefern sie das Weib überhaupt repräsentirt — also abgesehen von der, dem weiblichen Wesen widersprechenden, perpetuirlichen Jungferschaft — im Gegensatz zur Beschränktheit des protestantischen Orthodoxismus und Pietismus, und im Gegensatz zu dem moralischen Despotismus blutbefleckter „naturfeindlicher männlicher Gottheiten" eine erfreuliche, wohlthätige und selbst zweckmäßige Erscheinung ist. Demuth, Milde, Güte, Geduld, Liebe, Barmherzigkeit — alle diese Tugenden sind generis feminini. Als Eigenschaften männlicher oder abstracter Gottheiten machen sie keinen harmonischen und haltbaren Eindruck; sie stehen mit dem sonstigen Wesen dieser Gottheiten in Widerspruch oder doch nicht in einem innigen nothwendigen Zusammenhang. Erst in eine weibliche Gestalt eingekehrt, sind sie auf ihrem eignen Grund und Boden, haben sie eine mit ihrem Wesen übereinstimmende Existenz. Die Liebe männlicher Gottheiten ist nur eine vorgestellte, nur ausgesagte; es mangelt ihr eine objective, reelle Basis; wir können daher keine unbedingte Zuneigung, kein ungetheiltes, zweifelloses Vertrauen zu ihr fassen. Nur was selbst die reine, selbstlose Hingebung ist, erweckt auch wieder unbedingte Hingebung. Aber mit einem männlichen Gotte verbindet sich nothwendig die abstoßende Vorstellung des Egoismus, der Herrsch= und Ehrbegierde, des Ingrimms, des Zornes. Nur eine weibliche Gestalt verbürgt ein weibliches Herz und nur das weibliche Herz ist das Centralorgan, das Hirn der Liebe. Die männliche Gottheit sucht nur sich, die weibliche Anderes, jene setzt ihr Höchstes in die Ehre, den Ruhm, diese in die Liebe. Kein Wunder daher, daß die Menschen durch das weibliche Herz der Maria die Gewalt der männlichen Gottheiten bezwungen oder doch besänftigt sich vorstellten:

> . . . . in jener lichten Höhe,
> Wo um Marieen und den Mächtigen,
> Der zartbewältigt ihr im Schooße ruht
> Und alle seine Macht an sie entäußert,
> Ein myriadenfältig Ave schallt." (Glorie S. 111.)

Kein Wunder, daß das weibliche Herz der Maria die Herzen der Völker für sich gewann und der Zufluchtsort der Schuldbeladenen, der Bedrängten, der Nothleidenden ward.

> Mutter, zu dir, zu dir
> Sämmtliche seufzen wir,
> Düster umrungen von Jammer und Noth,
> Trösterin magst allein,
> Freundliche, du uns sein.
> Schrecket uns Arme der grimmige Tod,
> Fasset sein Weh' uns,
> Liebend erfleh' uns
> Gnad' und Erbarmen vom himmlischen Thron,
> Schirmend erweiche den göttlichen Sohn! (Glorie S. 144.)

Kein Wunder, sage ich, denn die Liebe in einer weiblichen Gestalt ist allein die deutliche, die allgemein faßliche, die populäre Liebe. Das weibliche Herz ist der Kehlkopf der Liebe, durch den sie die Stimme ihrer verborgenen Weisheit zur Volksstimme macht. Aber wenn irgendwo die Allgemeinfaßlichkeit ein Zeichen der Wahrheit ist, so ist es hier. Liebe ohne ein weibliches Wesen oder Princip ist — wenn nämlich zugleich diese castrirte Liebe doch wieder als ein Wesen vorgestellt wird — nichts Anderes, als eine hirnlose Chimäre.

Aber ungeachtet aller der Würden und Ehrentitel, welche der Maria als der Mutter der Gnädigkeit und Barmherzigkeit, als der Göttin der Liebe gegeben werden — als da sind z. B. die, daß sie ist die Domina Mundi, die Imperatrix Universi, die Janua Coeli, die Mediatrix hominum, die Porta Paradisi — Ehrentitel, die ihr allerdings von Rechts wegen zukommen, übrigens auch, freilich nur mit

Lucrezischer Frivolität, recht gut auf eine heidnische Venus übertragen werden könnten — ungeachtet aller dieser herrlichen Prädicate müssen wir dennoch dem E. Emmeran offenherzig eingestehen, daß die Maria, als eine einseitige und folglich negative Gestalt, uns nicht genügt, und zwar weder in physiologischer, noch intellectueller Beziehung. Nicht in physiologischer, weil die Maria, inwiefern sie das himmlische Complement und Surrogat der, sei es nun freiwillig oder unfreiwillig verlornen, irdischen Liebe ist und sein soll, als ein nur weibliches Wesen diesen Posten offenbar nicht ausfüllt. Die männliche Kraft ist das Salz der Liebe; darum begehrt die Liebe der Kraft; Liebe ohne Kraft ist ein Fehler. Die Maria befriedigt nun wohl im Manne das Bedürfniß der Liebe; aber sie befriedigt es nicht im Weibe. Der Mann hat seinen Himmel in einem weiblichen, aber das Weib in einem männlichen Princip. Wie daher Maria, und zwar hauptsächlich für die Männer, so war Christus, und zwar hauptsächlich für die Weiber — gleichgiltig ob als Mann oder Kindlein —, der Gegenstand einer förmlichen, sinnlichen Liebe. „So ließ sich die heilige Kapuzinerin Veronika Juliani mit dem göttlichen Lämmlein vermählen, es an ihren jungfräulichen Brüsten trinken, küssete und halsete es und gab auch wirklich einige Tropfen Milch von sich. Und als sie endlich die Blatterrose in der Stirne bekam, träumte es ihr, Christus habe ihr seine Dornenkrone aufgesetzt." Noch weit rührender aber ist, was der Kreuzordensnonne Agnes Blanbeckin passirte. Von ihr heißt es: Eam aliquando scire desiderasse cum *lacrymis et moerore maximo*, *ubinam esset praeputium Christi.* Ecce vero in instanti sensisse eam illud et dulcissimi quidem saporis in ore, super lingua vel centies versatum, quod totidem vicibus deglutiverit, donec tandem, cum pelliculam hanc tentaret digito attingere, ea sponte in guttur descenderit. Köstlich ist auch folgendes im alten würtembergischen Gesangbuch stehende Lied:

> Ich suchte dich in meinem Bette,
> Holdseligster Immanuel,
> O daß ich dich gefunden hätte,
> So freute sich mein Leib und Seel',
> Komm, kehre willig bei mir ein,
> Mein Herz soll deine Kammer sein.
> Kannst du dein Haupt sonst nirgends legen,
> So leg' es hier auf meine Brust,
> So kann ich süßer Wohllust pflegen.*)

Bemerken müssen wir noch, daß selbst auch den Jesuiten ungeachtet ihrer servilen Devotion für die Maria die „jungfräuliche Milch" für sich allein nicht ganz zusagte und daß sie deswegen dieselbe mit dem Blute des Heilands vermischten. So sagt der ehrwürdige Pater Pemble in seinem Quodlibet, man solle „sich zwischen die Wunden Christi und die Brüste Mariä legen und so viele Gnaden daraus saugen, als möglich ist." Freilich war den Jesuiten auch hinwiederum das Blut für sich allein nicht schmackhaft und wirksam genug. Darum singt oder schreit vielmehr ein anderer Jesuit:

> Nach Gott sollst du o Jungfrau rein
> Zu lieben mir die nächste sein,
> Durch deine Brust beweg' dein Sohn,
> Daß er alldorten mir verschon';
> Vermisch' dein Milch mit seinem Blut,
> Das ist für mich das beste Gut. (Bucher II. Bd. S. 507.)

Aber noch weniger thut uns die Maria in intellectueller Beziehung Genüge. Die höchsten, allumfassenden, principiellen und von einander unzertrennlichen Principien der Philosophie oder Metaphysik sind Leben oder Lieben — denn das eigentliche Leben ist die Liebe — und Denken. Und die Individualisationen, die Existenzen dieser Principien sind Mann und Weib. Im Weibe concentrirt sich das Princip des Lebens oder Liebens, im Manne das des Denkens. Das Denken ist die männlichste Kraft und Thätigkeit. Wahrheit und Vollkommenheit ist daher nur da, wo beide Principien verbunden werden. Das Weiberregiment taugt nirgends etwas. Der ausschließliche, der unbeschränkte Cultus des Weibes, der *Cultus Hyperduliae*, wie von der katholischen Theologie die der Maria gebührende Verehrung bezeichnet wird, schwächt die Willens-, Denk- und Urtheilskraft; denn der Cultus des Weibes erfordert keine besondere Kopfarbeit; eine Kraft aber schwindet, wenn sie nicht durch einen ihr entsprechenden Stoff in Uebung, in Thätigkeit versetzt wird. Je mehr aber der Kopf zurücktritt, desto gewaltsamer tritt die Brutalität im Menschen hervor. Mit dem kopflosen Cultus der Jungfrau Maria ist daher immer zuletzt die Brutalität des religiösen Fanatismus verbunden. Zwar ist mit dem Cultus jeder ausschließlichen Persönlichkeit Fanatismus, d. h. die Wuth, Alles, was diese Persönlichkeit nicht anerkennt, zu verdammen, zu vernichten, verbunden. Aber wenn nun gar diese Persönlichkeit eine weibliche ist, und zwar eine Jungfrau, und noch dazu eine keusche, reine Jungfrau, so steigert sich der religiöse Fanatismus bis zum Furor der sinnlichen Liebe. Wer ihre jungfräuliche Ehre antastet, wer da läugnet oder nur zweifelt, daß sie noch eine keusche Jungfrau ist — und wie leicht ist daran zu zweifeln! — der ist ohne Weiteres ein des Todes würdiges Subject. So kam einst der heilige Ignaz von Loyola, der Don Quixote des Katholicismus, über einen Mauren, welcher die Jungferschaft der Maria nach ihrer Geburt läugnete, so in heilige Wuth, daß er den frivolen Heiden ohne Weiteres erdolcht haben würde, wenn ihn nicht ein glück-

*) Osiander über die Entwicklungskrankheiten in den Blüthenjahren des weiblichen Geschlechts I. Th. 1820.

licher Zufall, d. h. sein **Maulesel** zur Raison gebracht hätte. (S. *Maffei de Vita et Moribus Ignatii L.* I. I. c. III.) Und seine würdigen Nachfolger, die Jesuiten, nahmen sich leider! nicht diesen räsonnabeln Maulesel, sondern nur den wuthentbrannten Ignaz zum Beispiel und Vorbild. Die baierischen Jesuiten namentlich liefern die glänzendsten Belege, daß mit dem scheinbar so liberalen, so milden, so menschenfreundlichen Cultus der Maria ein wahrhaft bestialischer, ja hundswüthiger Fanatismus verbunden ist. Ich sage ein hundswüthiger Fanatismus. Hier die Rechtfertigung dieses bezeichnenden Beiworts. Der Pater Xaver Gruber, Prediger in der Maltheserkirche zu München, sagt in einer noch im Jahre 1781 gehaltenen Predigt: „Auch wir Prediger und Seelsorger... sollen **gute Haushunde, gute Kirchenhunde** sein, wenn die falschen Propheten und Irrlehrer die Kirchenzucht angreifen wollen. Da sollen wir uns tapfer wehren und so lange **bellen**, bis wir die gottlose Räuberbande verjagen. Da ist es eine heilige Pflicht zu zörnen, darein zu schlagen mit dem furchtbaren Arm unserer geistlichen Macht, **zu beißen mit den Zähnen** des festen Glaubens" (Bucher II. Bd. S. 94). Sind hier nicht alle Symptome der Hundswuth vorhanden?

Endlich ist die Maria nicht einmal ein veritables Weib. Sie ist vielmehr, wie gezeigt, als die religiöse Feier und Verherrlichung der trocknen, immaculirten, perpetuirlich stirirten Jungferschaft eine dem hingebenden Wesen des Weibes, überhaupt der Natur, der Vernunft, dem guten Geschmacke zuwidere, kurz eine unästhetische Gestalt. Nothwendig hat daher auch ihr Cultus die geschmacklosesten, naturwidrigsten und unvernünftigsten Vorstellungen, Gesinnungen und Handlungen zur Folge. Wer sich hierüber ausführlicher belehren will, lese nur die Schriften von A. v. Bucher und er wird staunen über die unsägliche Fülle von Unflath und Unsinn, von Dummheit und Albernheit, welche der Jesuitismus mit seinem Marienculuts über Baiern ausgeschüttet hat. Indeß, wer auch nur den Pater Pemble kennt, auch nur nach dem Wenigen, was hier von diesem Akephalos angeführt ward, kennt hinlänglich den Geist des Jesuitismus, den Geist der marianischen Congregationen. Ex uno disce omnes. Pemble ist ein wahres Original. Und Pemble ist nicht gestorben — Pemble lebt heute noch.

Anti-Pemble.

Die Göttinger.

Was man vor vier Jahren für unmöglich hielt, daß noch lebende Professoren mit Ruhe sich würden besprechen lassen, dies halten die Göttinger noch heute für unmöglich, und doch sind die Professoren öffentliche Charaktere, und doch verrathen sie unaufhörlich ihre Geheimnisse und werden von Allen, die Lust haben, sie zu hören, auswendig gewußt, und doch sind Halle, Kiel, Leipzig, Berlin, Heidelberg, Tübingen, Freiburg, Jena — ja sogar die Georgia Augusta selbst jetzt wirklich schon öffentlich charakterisirt worden. Einige haben sich nobel und frei benommen, keine hat in corpore die Kritik für eine Verletzung erklärt; dieser Mißgriff war Göttingen allein vorbehatten, ein sicheres Zeichen, wie übel berathen die Herren nach so vielen herben Verlusten jetzt sind. Halle ging bekanntlich voran und obgleich nicht Alle zufrieden waren, ja während die Meisten über die Auffassung im Einzelnen und über die Anmaßung im Ganzen diejenigen Bedenken hegten, welche sich unter dem Staub der Perücken gewöhnlich erzeugen, daß es nämlich viel leichter sei, die ganze Geschichte und ihr Geisterreich von den eleusinischen Geheimnissen bis auf die Chronique scandaleuse des versailler Hofes und die Intentionen der heiligen Allianz, als einen einzigen lebenden Professor publicus ordinarius zu begreifen, so waren doch die Universität und ihre Würdenträger weit entfernt, irgend etwas gegen die Kritik zu unternehmen oder zu veröffentlichen, und wenn Einzelne in ihrem Verhalten nicht zeigten, daß sie aus der Schule der Griechen stammten, vielmehr nur, daß sie an der pietistischen Leber oder an irgend einer sonstigen Bildungsabnormität litten, so hatte diese die Universität als solche nicht auf ihrem Gewissen. **Oeffentlich** klagten auch **Einzelne** nicht an. Auch Leipzig zeigte keinen Unmuth, im Gegentheil, viele Gelehrte, mit denen die Redaction in Verkehr gekommen, erinnerten später, daß es wohl nützlich sein könnte, aus anderen Gesichtspunkten noch einmal auf die Universität zurückzublicken und der verstorbene Cultusminister, der bekanntlich nicht zu den Hegelianern gehörte, sprach mir persönlich auf eine sehr freundliche Weise sein Interesse aus, womit er die Darstellung Leipzigs gelesen. Berlin sodann hat die Besprechung der drei Facultäten, die bis jetzt erschienen sind, vollkommen objectiv und ganz, wie es einer großen, öffentlichen, im Bewußtsein ihres Gehaltes beruhenden Anstalt geziemt, aufgenommen, nirgends eine Klage, nirgends eine Incrimination, vielmehr wiederholte Mahnungen um die noch fehlende philosophische Facultät besonders jetzt, wo dieselbe durch den neuesten Gegensatz aus München ein erhöhtes Interesse gewonnen hat. Berlin hat keinen Augenblick seine durchaus gebildete, freie Haltung aufgegeben. Aus den kleinen Universitäten, Heidelberg, Freiburg, Tübingen und Jena tauchten einzelne dissonirende Stimmen in Zeitungsartikeln auf; die ganzen Anstalten und ihre Behörden dachten entweder an keine **Maßregeln**, welche denn doch litterarische hätten sein müssen, oder fanden, wie in Jena der illüstre Senat, in ihrem Schooße selbst den vindex libertatis. Eine hohe Person endlich, welcher die Darstellung Jena's mitgetheilt wurde, soll geäußert haben: il est très-méchant, mais il est bien vrai; zu deutsch: „die Wahrheit ist nicht allzeit gut, weil sie den Leuten wehe thut." Aber muß denn die Wahrheit den „Leuten" wehe thun? „Leute" sind Leute des Herrn, unfreie Menschen; aber die Gebildeten sind frei. Und Göttingen hat die Humaniora so ganz vergessen? Göttingen allein ist es aufbehalten gewesen, nicht nur die Kritik, die seinen Heroen alter und jüngster Zeit gleichmäßig alle mögliche Ehre erweist und nur den Dis minorum gentium unter dem Myrrhen auch Essig opfert, durch einen Einzelnen als „Pasquill" ausrufen zu lassen — O Praeco! die Quiriten haben's ja vor Augen; und sie werden alle nein sagen, denn du bist ein Bauchredner! — Göttingen hat es auch, so halb und halb in corpore, zu einer **Maßregel** gebracht. Ein Mitarbeiter an den Jahrbüchern, der „im Verdacht steht", der Redaction zu diesem allgemein mit großem Interesse aufgenommenen Artikel behilflich gewesen zu sein, theilt uns mit, daß einige Theologen den Vorstand des „**litterarischen** Museums" vermocht, eine Generalversammlung zur Ausschließung des „Verdächtigen" anzuberaumen, und daß in dem Ovile dieser Volksversammlung die Professoren bei weitem die Mehrzahl ausmachen würden, das Resultat also nicht zweifelhaft sein könne. „Ist die **Maßregel** nicht eine **litterarische**?" — werden sie sagen. — Aber Göttingen? — hast du Niemand übrig behalten, der auf das Beispiel deiner Schwestern hinwies, wenn du selbst dich nicht zu fassen vermochtest? — So viel hat Göttingen verloren, daß es mit offnen Augen vergebens in den hellen Tag stiert und einer Eroberung der Publicität sich widersetzt, die schon zehnfache Thatsachen für sich hat und deren Negation durch verletzte Eitelkeit schwerlich das Publicum zu seiner Sache machen wird. Wie nothwendig war es, die Eximirten nicht zu eximiren! Sie hätten sonst gedacht, sie wären im Monde.

Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 12. **15. Januar.** **1842.**

Der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrhunderts von Dr. F. C. A. Schwegler. VIII. 319. Tübingen 1841. Fues. *)

Erster Artikel.

Die nebelhafte Dämmerung, von welcher bis auf die neueste Zeit herab die Anfänge und ersten festen Gestaltungen des Christenthums umzogen waren, die Dunkelheit, welche sich noch immer über die christliche Geschichte in der anderen Hälfte des ersten Jahrhunderts bis gegen Ende des zweiten verbreitet hat ihren Grund vorzugsweise in den bewußten oder unbewußten Täuschungen einer Frömmigkeit, welche über dem Drang und Bedürfniß das Ideal, in welchem sie schwelgt und schwärmt, als geschichtliche Gestalt verwirklicht zu besitzen, für das wirkliche Zeugniß der Geschichte Hören und Sehen verloren hat. Seufzend über die Unvollkommenheit der immer mehr sich verschlechternden Gegenwart wendet man sich zurück zu den kahlen Räumen der christlichen Urzeit und weiß dieselben sofort mit Bildern und Gemälden auszuschmücken, welche, genau besehen, nur der Widerschein der Gefühle sind, welche die dabei thätige Einbildungskraft beherrschen. Der neuesten Entwicklungsperiode der Theologie gebührt das Verdienst, diese Dünste und Nebel zerstreut, das Selbstbewußtsein im Allgemeinen emancipirt, und sofort eine vorurtheilsfreie und rücksichtslose Bearbeitung der Urgeschichte des Christenthums möglich gemacht zu haben. Eine solche stellt sich auch nach allen Seiten hin als ein unabweisbares Bedürfniß heraus. Denn nicht nur hat sich die Geschichtschreibung im Allgemeinen auf einen Standpunkt erhoben, von welchem aus die Continuität der geschichtlichen Entwicklung ein historisches Axiom und ihr erstes Problem das ist, dieses Axiom vor Allem an den demselben noch widerstrebenden Partieen der Geschichte zu bethätigen und durch unbefangene Combination der gegebenen Thatsachen den Fluß des geschichtlichen Lebens herzustellen, sondern jene Periode der urchristlichen Geschichte ist gerade der Schauplatz, auf welchem ein großer Theil der durch die neuesten Bewegungen in der theologischen Welt in Anregung gebrachten Fragen allein zur Erledigung, und zwar zu der allein genügenden, nämlich geschichtlichen Erledigung kommen kann.

Dunkle Abschnitte der Geschichte, aus denen unmittelbar keine sichern schriftlichen Denkmale mehr vorhanden sind, während die Betrachtung der Verhältnisse und Veränderungen der Dinge während derselben durch eine Unzahl unächter, von dem frommen Betrug fälschlich dahin zurückverlegter Urkunden noch verwirrt wird, können nur dadurch aufgehellt werden, daß die geschichtliche Kritik ihren Standpunkt in der Mitte einer historisch bestimmten, scharf ausgeprägten, in den Fäden ihres Verlaufs möglichst mit dem Gesammtleben der Zeit verschlungenen Erscheinung nimmt, dieselbe in ihren gegensätzlichen, wie in ihren verwandten Beziehungen auffaßt und so durch Verbindung und Gruppirung des zerstreuten Materials ein geschlossenes Ganzes zu gewinnen sucht. Solche Erscheinungen sind immer als Resultate einer Reihe von Entwicklungen anzusehen; und wenn die Geschichte von dem Verlauf dieser Entwicklungen schweigt, so bietet das Resultat doch jedenfalls in seinen negativen Momenten solche Seiten dar, durch welche es mit denselben zusammenhängt, und sie gewissermaßen in sich selbst aufgenommen hat, so daß, wenn es gelingt, diese Seiten herauszufinden, auch über den eigenthümlichen Charakter jener Entwicklung Licht gewonnen werden kann. Die dadurch gewonnene Einsicht wird an Evidenz noch weiter dadurch zunehmen, daß die Erscheinung, von welcher aus geschlossen wird, mit den geschichtlich bedeutenden Thatsachen einer schon abgelaufenen Periode in Beziehung gesetzt wird, indem die Vergleichung des Gemeinsamen und Unterschiedlichen an beiden von selbst die Erkenntniß des zwischen beide fallenden Fortschritts und somit den rothen Faden ergiebt, der sich durch die zwischen den zwei Grenzpunkten unverbunden und zerstreut liegenden Momente verfolgen läßt.

Einen solchen Centralpunkt, der für die Aufklärung des Dunkels, das auf der Geschichte der christlichen Kirche im zweiten Jahrhundert verbreitet liegt, von unberechenbarer Bedeutung ist, bildet der Montanismus, dessen Darstellung der eben so gelehrte, als talentvolle Verfasser zum Gegenstand einer ausgeführten Untersuchung gemacht hat. Man muß der theologischen Facultät der tübinger Hoch-

*) Wenn die Kritik dieses Buchs die Grenzen einer Kritik überschreitet, so möge den Referenten die Wichtigkeit der darin so interessant behandelten Materien entschuldigen, die ihn veranlaßten, sie nicht nur kritisch, sondern auch positiv zu besprechen.

schule Glück dazu wünschen, daß sie für die von ihr mit so zweckvoller Umsicht gewählte Preisaufgabe einen so tüchtigen Bearbeiter gefunden hat. Als einen treuen Schüler besonders des für die Kirchengeschichte unermüdlichen Baur bewährt er sich, wenn er an die von diesem gegebenen Winke und Andeutungen überall sich anschließend, seinen Gegenstand in der bezeichneten umfassenden Weise zu Beleuchtung der ursprünglichen Zustände der christlichen Kirche verwendet und hiezu der von seinem Meister so fruchtbar ausgebildeten historischen Combination sich bedient.

Der Montanismus wird in den früheren Lehrbüchern der Kirchengeschichte insgemein nur aus dem Gesichtspunkte der Häresie aufgefaßt, und wie alle häretischen Parteien, nur als eine zufällige abnorme Erscheinung behandelt. Soll derselbe zur Beleuchtung der Geschichte der Kirche jener Zeit verwendet werden, so ist jener eben so unwahre als ungerechte Begriff von Häresie schlechthin aufzugeben. Die Häresie hat ihre Wurzeln und Grundlagen durchaus in der kirchlichen Entwicklung; und beide verhalten sich zu einander nur wie die verschiedenen Lösungen Eines Problems, deren Gegensatz ursprünglich auf dem ungleichen Verhalten der verschiedenen Grundformen und Richtungen des Geisteslebens überhaupt zur christlichen Substanz beruht. Wird diese einseitig durch das Organ des Denkens, der verständigen Reflexion, oder aber einseitig im Lichte des Gemüthslebens, des frommen Gefühls, der Begeisterung aufgefaßt und entwickelt, so entsteht die Häresie, während die Kirche sich als Macht der richtigen Mitte beurkundet und der überwiegenden Schwere der einen Geistesrichtung gegenüber das Gewicht der entgegengesetzten in die Wagschale wirft, damit die Wage schwebend erhalten wird. So sind die Häresieen die Gewichte, welche das Uhrwerk der kirchlichen Entwicklung im Gehen erhalten. Geschichtlich ist hiebei eine zweifache Entstehungsart der Häresie zu bemerken, je nachdem entweder die bisher unangefochten geltende kirchliche Geistesform in Folge des unvermerkten Fortschritts der Entwicklung nicht mehr genügt, überschritten und unkirchlich geworden ist; oder aber der Fortschritt, in welchem die Kirche begriffen ist, nach einer Richtung hin übertrieben und überspannt wird, so daß das Ergebniß dieses beschleunigten Entwicklungsprocesses auf das allgemeine Leben der Kirche repulsiv wirkt, seinen ruhigen Gang gefährdet und als Extrem ausgesondert wird. Beispiele der ersten Art sind diejenigen Häresieen, die, wie der Ebionitismus, Arianismus, ihrer Zeit die allgemeinen Formen des kirchlichen Bewußtseins gewesen sind, und unter der weiterschreitenden Entwicklung des kirchlichen Glaubens oder Lebens veralteten. Die Kirche ist über sie hinausgegangen und verläugnet die Gemeinschaft mit ihnen. Beispiele der zweiten Art sind diejenigen Entwicklungen des kirchlichen Denkens und Lebens, welche, wie der Gnosticismus, Montanismus, von kirchlichen, der Entwicklung bedürftigen Elementen ausgehen, diese Entwicklung aber nach einer einseitigen und extremen Richtung hin forciren und so den kirchlichen Boden verlieren. Die Kirche bricht die Gemeinschaft mit ihnen ab, doch nicht ohne die dem Zeitbedürfniß angemessenen Concessionen zu machen und auf die von demselben angeregte Entwicklung in den Grenzen ihrer eignen Stellung einzugehen. So ist die Berührung zwischen der Kirche und Häresie eine sehr durchgreifende; beide können in ihrer Geschichte nur durch gegenseitige Beziehung auf einander verstanden werden.

Der Verf. beginnt seine Untersuchung mit einer Darstellung „des Charakters des Montanismus", und läßt im zweiten Buch die Abhandlung über „die geschichtliche Stellung des Montanismus", im dritten „die Geschichte des Montanismus" selbst folgen. Warum der Verf. diese Anordnung getroffen, ist nicht recht klar. Gerade „die Natur des zu besprechenden Gegenstandes" hätte ihn veranlassen sollen, die geschichtliche Genesis des Montanismus, die Beleuchtung der Momente, die ihm als ursächliche Motive vorangehen, auch voranzuschicken. Es wäre dieses um so zweckmäßiger gewesen, weil die ganze Auffassung desselben nach Princip und Ausführung von der Ansicht wesentlich bedingt ist, welche sich der Geschichtschreiber über sein Verhältniß zu der Kirche und anderen früheren Zeiterscheinungen bildet. Zumal eine Erscheinung, die, wie der Montanismus, nach so vielen Seiten hin mit dem allgemeinen Bewußtsein der Kirche zusammentraf, ist in ihrem eigenthümlichen Wesen nur aus ihrem geschichtlichen Werden zu verstehen, und nur eine allseitige Erörterung der Bezüge, in welchen sie mit der Kirche und den schon ausgebildeten Häresieen stand, kann den allgemeinen Gesichtspunkt angeben, unter dem dieselbe in ihren aus Kirchlichem und Nichtkirchlichem gemischten Bestandtheilen als ein übereinstimmendes Ganzes erscheint. Der Verf. stellt den Montanismus als ein fertiges Bild voraus; der Leser weiß nicht, warum er ihn gerade so zeichnet, und ist genöthigt, wenn er im zweiten Buch in die Stellung des Verf. eingetreten ist, zur Probe, ob dieselbe auch die richtige Perspective gebe, das erste nochmals zu lesen. Freilich hätte der Inhalt des zweiten Buchs, so zum ersten gemacht, zugleich eine strenger historische, minder räsonnirende Haltung angenommen, und soweit er die Rückwirkungen des Montanismus auf die Entwicklungen der Zeit betrifft, sich von selbst in Vielem in das dritte Buch, der Inhalt des dritten sich aber auch hin und wieder in jenes vertheilt; das Ganze aber wäre weniger zerflossen, auch manche Wiederholungen besprochener Gegenstände umgangen worden.

Die Erörterung der äußern Geschichte des Montanismus, der der Verf. das zweite Buch widmet, hatte mit der Darstellung der dem Montanismus mit der Kirche und dem allgemeinen Bewußtsein der Zeit gemeinsamen Grundlagen

zu beginnen, und sofort dasjenige Moment scharf hervorzuheben, das mit ausschließlich vorherrschender Stärke von den Montanisten aufgefaßt, die ganze Erscheinung über die Grenzen des kirchlichen Zeitbewußtseins hinaustrieb, und rückwirkend auch den übrigen untergeordneten Momenten eine eigenthümliche, neue Färbung gab. Der Verf. hat den ersten Theil dieser Aufgabe ausschließlich ins Auge gefaßt, indem er der Nachweisung der Verwandtschaft oder vielmehr Identität des montanistischen Bewußtseins mit dem allgemeinen kirchlichen den weiten Raum von S. 83—151 widmet. Er zeigt hier in umfassender und gründlicher Untersuchung, „daß der Montanismus in seiner Theorie der prophetischen Ekstase nur verallgemeinert (! oder vielmehr, wenn man an den Unterschied, den der Montanismus zwischen Psychikern und Pneumatikern setzt, denkt, particularisirt), geschärft und auf die Spitze gestellt hat, was, wenn gleich in mehr sporadischen Erscheinungen hervortretend, dem allgemeinen Zeitbewußtsein angehörte." (S. 94.) „In seiner Theorie der prophetischen Ekstase," — warum nicht ebenso in seiner Askese und — Trinitätslehre? Aber freilich diese letztere muß dem Verf. „ein räthselhafter Bestandtheil des montanistischen Systems" (S. 152) sein, weil er überall nur auf das Gemeinsame und Identische des Montanismus dringt, das Princip aber, durch welches derselbe in eine Entwicklung jenes Gemeinsamen über das bisher kirchliche Bewußtsein hinaus einging, gänzlich unbeachtet läßt. Doch davon später!

Bevor der Verf. das Verhältniß des Montanismus zur Kirche bespricht, äußert er sich über die Versuche, in der Erscheinung desselben Beziehungen zu dem Heidenthum, insbesondere der phrygischen Naturreligion zu finden. Die Berührungspunkte liegen offen zu Tage in dem schwärmerischen Charakter beider religiösen Formen, in einzelnen Nachrichten über das Persönliche des Montanus, sie sind schon von den Vätern bemerkt und hervorgehoben worden (vergl. S. 80 ff.). Wenn der Verf. dennoch die Ableitung des Charakteristischen im Montanismus aus dieser Quelle abweist (S. 82), so ist ihm darin Recht zu geben, daß die Principien beider Erscheinungen durchaus verschieden sind, das des Montanismus aber wesentlich im Christenthum wurzelt. Dennoch ist die Verwandtschaft der äußern Erscheinung beider Principien nicht zufällig, sondern auf Einen gemeinsamen Grund zurückzuführen, auf die das religiöse Leben so sehr bedingende Eigenthümlichkeit des Schauplatzes und der Nationalität, auf dem dieselben hervortreten. Wenn in dem orgiastischen und asketischen Treiben der alten Naturreligion sich der Charakter des Lebens der kleinasiatischen Völker ausspricht, „die im Ringen und Streben, im Drängen wilder Kräfte sich nicht aus der Sinnenlust, dem Sinnenrausche geistig im Siege erheben konnten, und eben deshalb von der einen Seite in wilden schwärmenden Festfeiern sich ergingen, von der andern Seite aber durch ihre Religionseinrichtungen an strenge Bewältigung ihrer Lüste in Buße gewiesen waren" (Stuhr, die Rel. Syst. der Hell. S. 126): so erkennen wir in dem schwärmerischen Treiben der Montanisten ganz denselben Charakter, dasselbe Ringen und Drängen des religiösen Lebens nach einer Darstellung in sinnlichen Formen, nur daß derselbe seine Befriedigung nicht in der durch Sinnentaumel und Askese angestrebten Bewältigung der dunkeln Mächte des unmittelbaren Naturlebens, sondern in den chiliastischen Träumen von dem nächst bevorstehenden Ende der Dinge und den Freuden des himmlischen Jerusalems suchte, zu dessen Pforten die Askese der Schlüssel sein sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Der Traumdeuter. Ein Roman von Ernst Willkomm. Stuttgart 1840. Hoffmannscher Verlag.

Böhmen ist für ein gewisses Genre von Poesie traditionell das Land phantastischer Zigeuner und Alchymisten, märchenhaften Zaubers und schauerlichen Aberglaubens, und kaum erinnert man sich, daß auch Böhmen sich einst zu einer schönen Geistesgröße erhob, die freilich in Huß' Scheiterhaufen blutroth niederbrannte. Wie weit jenes Bild der Phantasie mit der Wirklichkeit übereinstimmt, oder wie wenig es davon abweicht, mag dahingestellt bleiben: charakteristisch ist es für Willkomm's Roman, daß er auf der Grenze Böhmens liegt, dem auch in der poetischen Tradition helleren Sachsen zu, so zu sagen, zwischen Tag und Nacht, wo die mystische Pracht böhmischer Romantik nur matt herüberschimmert, der Himmel der Astrologen nur noch spärliche Wunder zeigt und die Träume der Menschen vom beängstigenden Alpdruck unaufgeklärter Physiologie und Psychologie schon beträchtlich eingebüßt haben. Von allen diesen Herrlichkeiten ist hier nur ein dünnes Restchen geblieben, das einigen unbedeutenden Menschen in einem vor dem Kanonendonner, dem Siegesjauchzen und Kriegselend der Jahre 1811 und 1812 geschützten Thale eine nur mäßig interessante Lebensverwicklung bringt.

Wir können freilich nicht sagen, daß unsere Zeit nach allen Seiten und Winkeln hin aufgeklärt genug sei, um den Traum nicht mehr als ein wunderbares Geheimniß unseres Seelenlebens erscheinen zu lassen. Wie unsere Seele selbst trotz Herbart in ihrer ganzen Wesenheit noch immer ein Räthsel ist, so bleibt auch der Traum trotz der reichen Erfahrung über seine Phänomene, trotz der ausgebreiteten Kunde über den Zusammenhang des Gangliensystems und Gehirns noch immer als die Poesie des Schlafs unentziffert. So sicher wir über die Verbindung der Vorstellungen des Wachens und des Schlafs, über den Connex der äußeren Naturkräfte und unsers Organismus, so unsicher sind wir über die Gesetze dieser Erscheinungen. Wir würden es nie verschmähen, wollte uns die Poesie neue Aufschlüsse darüber geben. Nur über die Traumdeuterei im herkömmlichen Sinne, als die Kunst, dem gehabten Traume eine weitverzweigte, wohl gar übernatürliche, mindestens für das wachende Subject unwillkürliche, moralische Wirkung aufzufinden, sind wir längst hinweg. Ein Geisterseher hat allerdings noch immer mehr poetische Bedeu-

tung, als Geistererscheinungen, aber deshalb der Traumdeuter doch weit weniger als der Träumer. Selbst der Träumer hat kaum noch einige; einen glücklichen werden wir nicht mehr beneiden, einen unglücklichen nur auslachen. Schaut Jemand träumend die Zukunft, die ferne, und hält das Bild des Schlafs auch im Wachen vor dem Nachdenken Stich, so gilt uns der so gekommene Gedanke gleich jedem andern, der uns vernünftig dünkt, ohne daß wir sein Woher? angeben können. Alles Uebrige, namentlich das Eintreffen des Traums überlassen wir der Zukunft. Und haben zwei Menschen desselben Romans dieselbe Traumerscheinung, so ist das zwar sehr leicht zu erklären, auch ohne daß man dem Romane hinter die Coulissen sieht; man würde sich in der Wirklichkeit aber vielleicht vergebens nach treffenden Analogieen umschauen. Höchstens würde die Traumdeuterei — wenn sie nicht lieber komisch werden soll — von den Dichtern noch als Mittel angewendet werden dürfen, unselbständige Menschen, die wachend sich kein Urtheil bilden, keinen Entschluß fassen können, durch die Auslegung ihrer unwillkürlich ins Bewußtsein tretenden Gedanken auf eine bestimmte Ideeenkette, auf eine bestimmte Handlungsweise hinzuleiten. Doch sind wir wohl zu der Forderung berechtigt, daß hier mehr auf Verstand, als Glück gerechnet werde, da unser Volk selbst den Träumen, wie seine Sprichwörter beweisen, stets mehr Unglauben als Glauben geschenkt hat. Das zu verkennen sollten sich doch die Liebhaber dieser „Nachtseite des Lebens" keine zu große Mühe geben. Auch im Roman würde das Nichtzutreffen einer Traumdeutung weit leichter zur Illusion gelangen, als das Zutreffen, und jedenfalls behält der Umstand, worauf im vorliegenden Roman alle Pointe beruht, daß zwei Mal zwei Menschen in ihren Träumen haarklein übereinstimmen, dadurch ausschließlich den Roman in Bewegung setzen und ihre Träume nachher so verhängnißvoll werden, eine Unwahrscheinlichkeit, die zu erweisen wir unbedenklich für überflüssig halten. Man kann sich für einen glücklich überstandenen und hier nur in seiner Oberflächlichkeit wieder aufgenommenen Wahn nicht sonderlich mehr interessiren, und es scheint uns, als wenn diese Ueberzeugung auch unsern Verfasser in der Liebe zu seinem Stoff und seiner poetischen Begeistrung beträchtlich herabgestimmt habe. Er erscheint hier als Nachzügler. Die Darstellung selbst ist nicht ohne Leben und die Scenen aus dem Volke sind nicht ohne pikanten Volkswitz. Aber alle übrigen vornehmen Charaktere haben so viel Schwächliches, Befangenes, geradezu Bornirtes, daß, wenn etwas bewiesen sein soll, dies darauf hinausläuft, daß aus dem an sich Unbedeutenden nie etwas Bedeutendes zu machen ist. Man kann dem Roman durchaus kein zu concentrirtes, scharfsinniges Arrangement zum Vorwurf machen, keine zu kühne Verwicklung, keine zu drastische Bewegung, zu originelle Lösung und von einer festen und bestimmten Position zur Zeit kann hier nicht die Rede sein. Das Buch ist leicht und flüssig geschrieben und liest sich, wenn man sich's einmal vorgenommen hat, in einem Zuge durch. Was aber unerläßliche Voraussetzung geworden ist, ein guter Styl kann nicht mehr als Verdienst hervorgehoben werden. Im Uebrigen herrscht eine solche Sparsamkeit an poetischem Gehalt, daß keine Gefahr vorhanden, daß wir an einem Korallenriff kühner, uns fassender, fangender Gedanken hängen blieben oder ein Sturm der Ereignisse und Leidenschaften das bange Herz begrübe. Am Ende der Geschichte fallen zwar zwei Schüsse, Mord und Selbstmord, und ein Baron nimmt sich das Leben, weil er geträumt und sein Traum eingetroffen ist und der Traumdeuter wird nicht, was wir billig erwarten durften, in dieser Eigenschaft erschossen, sondern weil er als katholischer Geistlicher eine Sinecure besitzt, die einem Andern gefällt. Uebrigens verläuft Alles glücklich, denn die Geschichte endet mit einer Hochzeit und wir wetten, der Leser weiß nun auch was der Baron träumte, um sich zu erschießen. Bleibt auch etwas Melancholie als Bodensatz zurück, weil die Pistolen in das Hochzeitsfest hineinknallen und die Leiche des verlassenen Liebhabers die Braut etwas erschüttert, so kann dergleichen den Leser jedoch nicht mehr aus der Fassung bringen, der auf solche Dinge schon hinlänglich vorbereitet, ja dagegen abgehärtet ist.

Nein, mit einer leichten, angenehmen Darstellungsweise ist es wahrlich nicht abgethan. Wir verlangen durchaus nicht nach so starker Kost, wie Jules Janin neulich den Franzosen vorwarf, weder im Leben, noch in der Poesie, daß wir mit Verbrechen und Greuelthaten aller Art unterhalten sein wollten, wenn dieselben nur nicht an der Heerstraße mit verrosteter Klinge, sondern in Palästen mit damascirtem Dolche geschehen und der Helden Hand von Blut und Eau de Cologne und ihr Kleid von Patchouli und Blut duften. Dergleichen hat im abgekühlten, zum Theil mattgeschliffenen Deutschland schon längst keine Gefahr mehr. Aber wir möchten in der Poesie eben so wenig diese ewig indifferenten Begebenheiten, wo die Männer, geschweige etwas Anderes, nicht einmal wagen, der Geliebten ins Auge zu blicken und ihr zu sagen, was sie vergangene Nacht geträumt haben. Sind das noch Männer, die sich jede ehrliche Leidenschaft vom Leibe schafften, jeden Ehrgeiz und jede Thatenlust aufgaben, um aus Langerweile und um von der Angebeteten ein schwächliches Lächeln zu gewinnen mit abgeschmackten Gartenanlagen die Zeit hinbringen? Solche blöde Weltanschauung ist zum Ueberdruß dagewesen. Willkomm selbst hat in seinem Lord Byron schon Besseres geleistet. Und die hier als einziges Ziel gesuchte Formvollendung muß, nicht um ihrer eignen Harmlosigkeit, wohl aber deshalb entschieden negirt werden, weil sie gerade daran Schuld ist, daß das Zeitalter den Paßgang eines steifen Gauls so sehr liebt, daß aus der Welt der Muth, die Schönheit und Wahrheit mit Macht zu ergreifen, verschwunden ist und Alles aus Abspannung und Verzicht und hinwieder aus feiger Genußsucht und stiller Verderbtheit in einer Litteratur sich ergeht, die nicht warm, nicht kalt, nicht gehauen, nicht gestochen, nicht Fisch noch Fleisch, die nichts als elegant ist. Eleganz als solche ist die Politur des Tisches ohne den Tisch. —

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 13. 17. Januar. 1842.

Schwegler „Der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrhunderts."

(Fortsetzung.)

Der Gegenstand der Schwärmerei, die Begriffe, in denen sie sich erging, waren andere, als in dem alten phrygischen Cybeledienst; begreiflich, weil die Zeit der Entstehung des Montanismus zugleich die der Ueberwindung des unmittelbaren Naturdienstes überhaupt war. Wenn aber darum ein schlechthinniger Gegensatz des Christlichen und Heidnischen jener Zeit behauptet werden will, so wird damit gänzlich übersehen, daß das Heidnische in der Periode des Weltreichs nach allen seinen Richtungen selbst in die Ueberwindung des unmittelbaren Naturdienstes eingegangen war, wofür wir für den Schauplatz unsres Gegenstandes an manchen orphischen Dichtungen und sibyllinischen Orakeln bezeichnende Belege haben. Diese Metamorphose des Heidnischen, die sich am offensten in der dualistischen Umgestaltung der Philosophie ausspricht, kann nur eine Geschichtsbetrachtung verkennen, welche die streitenden Erscheinungsformen des Geistes Einer Zeit nicht als dynamische, in einander wirkende Mächte, sondern als atomistisch getrennte, spröde Gegensätze auffaßt. Der Verf. hat diesen historischen Standpunkt bei Betrachtung des Verhältnisses zwischen der katholischen Lehre und der Häresie überwunden (S. 2, 3); wenn er im Montanismus ausschließlich nur jüdisch-christliche Bestandtheile erkennt, macht er sich desselben in anderer Form wieder schuldig. Oder richtiger gesagt, während er sich hier eine unangemessene Trennung des Heidnischen und Judenchristlichen, und einseitige Ausschließung der Einflüsse ersterer Art erlaubt, geht er dort bis zu einer ungehörigen Vermischung verwandter, aber doch dabei gegensätzlicher Elemente.

Dieses geschieht, wenn der Verf. den Montanismus als Ebionitismus zu charakterisiren sucht. Was will er damit? Etwa einen historischen Zusammenhang behaupten zwischen der ebionitischen Häresie und den Montanisten in Phrygien? Man könnte Dieses meinen, wenn er an das Zeugniß des Epiphanius erinnert, daß der Ebionitismus auch in Klein-Asien verbreitet gewesen sei. (S. 91.) Man könnte meinen, er sehe im Montanismus nur den häretischen Sprößling einer Häresie. Allein nach den oben bezeichneten Ansichten, die er sich über das Wesen der Häresie gebildet, ist dies nicht denkbar. Er kann unter Ebionitismus nicht die in den Lehrbüchern der Kirchen- und Dogmengeschichte laufende Häresie verstehen, da ja der für ihn mit Ebionitismus identische Montanismus nur der geschärfte und auf die Spitze gestellte Ausdruck des allgemeinen Zeitbewußtseins (S. 94) ist, „da derselbe vielmehr den Stand des allgemeinen dogmatischen Bewußtseins für die Mitte des zweiten Jahrhunderts repräsentirt." (S. 222.) Ja von einer Häresie in jener Zeit kann er überhaupt nicht reden, weil es für ihn in derselben „so wenig eine katholische Kirchenlehre, als eine Secte der Kataphryger" gab. (S. 222.) Vielmehr ist aus diesen Sätzen der Schluß leicht zu ziehen, daß Ebionitismus dem Verf. nichts Anderes ist, als eine Bezeichnung des allgemeinen dogmatischen Bewußtseins der Kirche in den zwei ersten Jahrhunderten. Aber wozu dieser Name dann, an den sich, wo er irgend gebraucht wird, bei allen Vätern der Begriff des Häretischen anhängt? Wozu überhaupt ein der bezeichneten Sache so unangemessener, dem Verf. ohnehin (S. 91) mißfälliger Sectenname? Und was ist nun das eigentlich charakteristische Merkmal dieses Ebionitismus? „Ebionitismus," sagt der Verf. (S. 89), „natürlich nicht in jenem engern Sinne gefaßt, in welchem das Wesen dieser ganzen Denkweise auf die Beobachtung des mosaischen Ceremonial-Gesetzes, auf das feindselige Verhältniß zu dem Apostel Paulus, und namentlich auf die specifisch sogenannte ebionitische Christologie beschränkt wird, sondern in jenem weitern, nach welchem insbesondere die Ebioniten des Epiphanius (!) und die pseudoclementinischen Homilieen als seine Repräsentanten betrachtet werden müssen." Also der späte, in seinen Nachrichten Alles bunt durch einander wirrende Epiphanius soll die ächte Quelle für Kenntniß des Ebionitischen sein? Wird nicht mit dieser Berufung auf Epiphanius der ganzen Erscheinung das Moment des Häretischen gerade aufgedrückt? Aber freilich setzt der Verf. selbst auch wieder Ebionitismus und Kirchenlehre, alten und spätern Ebionitismus einander entgegen. (S. 120, 132.) Und was ist denn nun das Weitere, eigentlich Charakteristische, das Epiphanius und die Clementinen außer jenen drei Hauptmerkmalen zur Vervollständigung des Bildes beibringen? Die Ebioniten des Epiphanius sind kein reines Bild, sondern Früheres und Späteres ist, wie es demselben zur

Hand war, durch einander gemischt. Daß in den Clementinen kein ächter Ebionitismus mehr zu finden, sieht man an dem einzigen Umstand, daß die Beschneidung darin nicht gefordert ist. Denn die einzige, dahin zielende unbestimmte Stelle in der *διαμαρτυρια* vor den Homilieen §. 1 kann Nichts dagegen beweisen.

Es wäre gewiß billig gewesen, der Verf. hätte sich, um seiner Auffassung des Montanismus eine klare Anschauung zu Grunde zu legen, bündig über das Wesen dessen, was er Ebionitismus nennt, und dessen, was er als Gegensatz desselben faßt, ausgesprochen. Mit Recht knüpft er die erste Geschichte des Christlichen an den von Baur zuerst stark hervorgehobenen*) Gegensatz des Petrinismus und Paulinismus an (S. 3). Der Kampf dieser Gegensätze ist in der ersten Epoche der Kirchengeschichte eine Thatsache; sein Resultat war der Sieg des Paulinischen Geistes, die Entwicklung des christlichen Princips zu Selbständigkeit und historischer Geltung. Mit diesem Ergebniß hat das christliche Gemeinbewußtsein die Schranken des Judenthums überschritten; die ursprüngliche jüdisch-christliche Denkweise ist als Ebionitismus über die Grenzen des Kirchlichen, als Häresie zurückgefallen. Dieser Erfolg aber gehört ganz dem ersten Jahrhundert, der unmittelbaren Wirksamkeit Pauli selbst an. Er besteht in dem Grundsatz der Aufhebung des Ritualgesetzes, besonders der Beschneidung, und der Anerkennung Jesu als Messias. Dieses Princip in jener negativen und dieser positiven Form bildet nun für die weitere Entwicklung die gemeinsame Voraussetzung, und wird in keiner Weise weiter in Frage gestellt. Es handelt sich vielmehr jetzt nur um die Entwicklung und Ausdehnung desselben in seinen Consequenzen, die sich nach den hervortretenden Gegensätzen verschieden bestimmt, je nachdem sie sich vorherrschend anschließt entweder an die freien, geistigen Gedanken der Paulinischen Denkweise, oder aber an die auch dieser Richtung noch beigemischten sinnlichen Lebenselemente. Indem der Gnosticismus, besonders Marcion die Paulinische Geistesrichtung bis zur Zerreißung der Continuität der menschlichen Substanz, bis zum Doketismus treibt, so daß sie, deren Schwerpunkt der religiöse Universalismus ist, selbst wieder in religiösen Particularismus umschlägt, zieht sich das kirchliche Gemeinbewußtsein von ihr zurück, nicht ohne dem in jener Bewegung sich aussprechenden Bedürfniß einer weitern freien Entwicklung durch entschiednere Aneignung und Ausbildung der Paulinischen Christologie nachzugeben. Als daher die sinnlichen Elemente des Zeitbewußtseins, wie sie in der Form des Chiliasmus sich als die modificirten Reste und Nachklänge der alt-jüdischen Messiasidee erhielten, zu einer ähnlichen extremen Gährung und Aufregung im Montanismus kamen, konnte das Ergebniß nicht zweifelhaft sein. Es bestand in einem weitern Ausstoß jüdischer Elemente, in einer Fixirung der ruhigen Haltung des Kirchlichen, und seiner historischen Selbständigkeit, wie sie besonders durch den Passahstreit stattfand. Diese zweite Phase der kirchlichen Entwicklung nun ebenfalls mit dem Namen Petrus und Paulus zu bezeichnen, halten wir für unrichtig. Das Petrinische Element, wenn man darunter den strengen Judaismus versteht, war bereits besiegt; die Paulinische Denkweise erfüllt diese ganze Epoche, deren Geschichte nur der Streit über die richtige und der gegen einseitige extreme Entwicklung derselben ist. Der Paulinische Universalismus tritt überall als Gegenstand des Streits in den Vordergrund, im Kampf gegen Gnosis, Montanismus, gegen die Ansicht der Afrikaner über die Ketzertaufe, im Streit über die Passahfeier; aber es ist nicht ein Streit zwischen Judenthum und Paulinischem Christenthum, sondern zwischen freierer oder engherzigerer Auffassung des letztern. Beide streitenden Momente haben in der Denkweise Pauli selbst ihre Basis, und hängen in dem Princip derselben zusammen. Die Paulinische Lehre von dem nächst bevorstehenden Ende der Dinge steht selbst mit dem Chiliasmus in nächster Verwandtschaft. Verräth sich in der Reaction gegen die freiere Richtung eine persönliche Feindseligkeit*) gegen den Heidenapostel, so beruht diese auf dem natürlichen Instinct, einer unbewußten Tradition, die in ihm den Quellpunkt der siegenden Richtung ahnen ließ, deren äußerste Consequenzen seinem Bewußtsein selber fremde waren; und der ihm gegenübertretende Petrus in den Clementinen ist selbst ganz paulinisirt (vergl. Baur, d. Ap. Petr. in Rom, Tüb. Zeitschr. 1831. IV. S. 174 ff.); ja sogar der Paulus der Acta Pauli et Theclae (S. 265) verläugnet bei aller sonstigen Entstellung Paulinische Grundsätze (*πιστις* und *ἀγαπη*) nicht.

So stellt sich uns die Geschichte des zweiten Jahrhunderts, gegen die vorangehende Periode gehalten, als ein stetiges Fortschreiten dar. Wenn man in derselben häufig eine dem Judenthum zugerichtete rückgängige Bewegung findet, so liegt der Fehler theils darin, daß die Denkweise des Apostels Paulus nicht nur in ihrem Princip, sondern auch in allen ihren einzelnen subjectiven Momenten als Gesammteigenthum des kirchlichen Bewußtseins im ersten Jahrhundert aufgefaßt wird, theils darin, daß man den Standpunkt des Heidenapostels selbst über seine historische Umge-

*) Tüb. Zeitschr. 1831. H. 4.

*) Eine von Baur (a. a. O. S. 171) hiefür geltend gemachte Stelle des Hegesippus bei Photius (Bibl. cod. 232), worin jener in starken Ausdrücken gegen 1. Cor. 2, 9 polemisirt, gegen die Person Pauli gerichtet zu nehmen, möchte doch zu Viel sein, da die von Paulus gebrauchten Worte, nach dem Zeugniß des Origenes (Comm. ad Matth. 117) u. A., nur ein Citat aus der apokryphischen Offenbarung des Elias sind, die Hegesippus wohl vor sich hatte, und vor der auch sonst gewarnt wird. Cf. Constit. Apost. VI, 16.

bung absolut hinausrückt, so daß spätere Erscheinungen, wie der Montanismus, dagegen allerdings als Rückschritte sich darstellen. Der Verf. erkennt theilweise diesen Charakter der fraglichen Periode selbst an, wenn er „die zweite Hälfte des zweiten Jahrhunderts als Periode der Vermittlungen" (S. 287) zwischen dem Gnosticismus und dem bisher kirchlichen Glauben bezeichnet; denn Vermittlung ist immer Fortschritt. Aber gewiß thut er Unrecht, ein Zeitbewußtsein, das der Ausgangspunkt einer Erscheinung, wie der Gnosticismus war, als Ebionitismus zu bezeichnen.

Bei der Nachweisung der ebionitischen Elemente des montanistischen Systems geht der Verf. von den korinthischen Irrlehrern aus. Er zeigt eine genaue Aehnlichkeit der von Paulus an diesen beschriebenen und der montanistischen Zustände in neun Punkten, die streng genommen auf zwei zurückkommen, das pneumatische im Zungenreden und der Prophetie sich äußernde Charisma, und der Nachdruck, den beide auf den historischen Zusammenhang mit Christus legen. Einzelne Vergleichungspunkte sind überraschend, besonders die Analogie der Ausdrücke ξενοφωνιαι, ἀλλοτριοτροπως λαλειν verglichen mit ἑτεραι γλωσσαι, καιναι γλ., ἑτερογλωσσοι im neuen Testamente (S. 84). Aehnliche Bezeichnungen für ähnliche Erscheinungen! Der Verf. erkennt in diesen die natürlichen Wirkungen der gewaltsamen Spannung, welche die vor sich gehende Umwälzung der Dinge erzeugte, außerordentliche Erscheinungen des innern Seelenlebens, die unter ähnlichen Verhältnissen sich in der Geschichte immer wiederholten (S. 97 f.). Er zeigt, wie dieses pneumatische Charisma keineswegs ein dem Montanismus eigens zugehöriger Zug ist, sondern nicht minder als Eigenthum der Kirche im Ganzen angesprochen wird. Aber warum soll nun dieser Zug gerade ein ebionitisches Merkmal sein? Wie kommen die Ebioniten, bei deren Zeichnung man sich überall unwillkürlich von einer schweren, dumpfen Atmosphäre gedrückt fühlt, auf einmal zu diesen ekstatischen, visionären Zuständen? Man kann mit dem Verf. sagen, die Ekstase, das Zurücktreten des Ich als des Nichtigen bei seinem Zusammentreffen mit dem Göttlichen, sei jüdisch, weil das Judenthum gerade „das Göttliche als die absolute Macht, das Endliche als das absolut Nichtige" anschaut (S. 99). Allein abgesehen von dem Ungenauen dieser Auffassung des jüdischen Lebensprincips, so folgt aus derselben gerade umgekehrt die Unmöglichkeit für das Göttliche, im Menschlichen sich zu offenbaren, für das Menschliche, in eine reale Beziehung zum Göttlichen als Organ desselben zu treten; sondern vielmehr wird das Menschliche, eben vom Absoluten zu Boden gedrückt, in seiner Nichtigkeit und absoluten Untüchtigkeit verkümmern. Ein Zug dieser Gedrücktheit geht auch wirklich unverkennbar durch das ganze Judenthum; aber dieselbe findet auch wieder ein Gegengewicht an dem specifischen Verhältniß, worin die Gottheit zu dem Volke Israel steht. Dieses Verhältniß stellt sich als ein rein verständig und praktisch geordnetes dar, die Auffassung der Gottheit als der absoluten Macht erscheint in demselben selbst nur so sehr als verständige Abstraction, das von Gott gegebene Gesetz grenzt die Sphäre des Menschen und Gottes so streng gegen einander ab, daß zwar wohl von Wirkungen Gottes auf die Welt, dagegen von einer substantiellen und realen Wesensmittheilung Gottes an den Menschen ebenso wenig auf jüdischem Standpunkt die Rede sein kann, als von einer überschwenglichen, ekstatischen Aufregung der religiösen Einbildungskraft des Menschen, die überhaupt nur da auftreten kann, wo das religiöse Bewußtsein in eine neue, ungewohnte Beziehung zum Absoluten tritt. Jenes verständige, besonnene Element ist selbst bei den Propheten der Juden nirgends zu verkennen; ihre bewußte Grundrichtung ist rein conservativ; das Moment des freieren Fortschritts, das in ihr involvirt ist, ist die Wirkung der fortschreitenden Geschichte. Sie knüpfen überall an die ideale Vergangenheit an und suchen diese in der idealen Zukunft, während die religiöse Schwärmerei den Zusammenhang mit Vergangenheit und Gegenwart abbricht und der Zukunft, dem Jenseits als der einzigen Wirklichkeit sich entgegendrängt. Wenn aber der Verf., um den jüdischen Charakter der montanistischen Ekstase und der damit verbundenen Bewußtlosigkeit des ekstatischen Subjects (die er sonderbar genug als zwei verschiedene Momente überall auseinander hält (S. 24, 84, 99), da sie doch auch nicht einmal für die Betrachtung getrennt werden können) zu erhärten, an die Sage über die Entstehung der LXX, an Philo und die Essäer (S. 99, 100) erinnert, so hat er dabei die gänzliche Metamorphose des jüdischen Geistes in diesen durchaus unter griechisch-philosophischen Einflüssen stehenden Erscheinungen unverzeihlicher Weise vergessen. Wir haben an einem anderen Orte*) ausführlich gezeigt, wie der Charakter jener Erscheinungen überhaupt nur aus dem allgemeinen Charakter der Zeit, der sie angehören, richtig gefaßt und verstanden werden kann. Es war die Zeit der Mischung und des Durcheinandergährens der verschiedenen Volksgeister, deren Eigenthümliches sich in den Gegensatz der griechischen und orientalischen Weltanschauung gruppirt. Wie nun bei den griechischen Phänomenen jener Zeit diejenigen Züge, die als fremdartige, dem griechischen Princip widersprechende Elemente erscheinen, mit Sicherheit auf orientalische Einflüsse zurückzuleiten sind, so enthalten die dem Boden des Orients entsprungenen, der Periode des Weltreichs angehörigen Geistesformen nicht minder viele Bestandtheile, die dem orientalischen Princip fremd, den Stempel griechischer Abstammung an sich tragen. Wir rechnen hieher jene

*) Illgen's Zeitschr. 1839, S. 40 ff.

ekstatischen Zustände, die hin und wieder bei den korinthischen Christen, den Montanisten u. A. m. vorkommen. Und wo möchte denn der Verf. einen jüdischen Erklärungsgrund dieser Symptome angeben können, der auch nur entfernt demjenigen gleich käme, der sich in dem alle Adern jener Zeit durchdringenden Geiste Plato's darbietet? Der Verf. selbst zweifelt, ob die hieher gehörenden Ansichten der ältesten Apologeten nicht vielmehr auf ihren Platonismus, als den Judaismus zurückzuführen seien (S. 202). Die griechische Philosophie, wie sie Plato erschaffen, wie sie in ihren Grundprincipien Eigenthum des religiösen Bewußtseins der Zeit geworden war, hatte das Göttliche als die dunkle, im Hintergrund der mannigfaltigen und zerstreuten Erscheinung webende allgemeine Macht fixirt, die in keinem stetigen, durch bestimmte Vermittlungsglieder geordneten, regelmäßigen Verkehr mit dem Menschlichen und Weltlichen steht, sondern nur in momentanen Einwirkungen sich kund giebt. Aber wie diese Bestimmung des Göttlichen dem ganzen Leben des Hellenen einen divinatorischen Charakter, eine gewisse höhere Weihe verlieh, wie ihm eben daher jener geschärfte Sinn erwuchs, überall den Gott zu belauschen, und seiner in allen ungewöhnlichen und aufregenden Erlebnissen inne zu werden, so wurden denn solche Kundgebungen des Göttlichen auch mit besonderer Lebendigkeit aufgefaßt, und das Momentane und Unmittelbare derselben ließ nicht sowohl Wirkungen, als eine wirkliche Wesensmittheilung des Gottes in denselben erkennen, wobei das menschliche Selbst vor dem des Gottes zurücktrat. Diese „reale Berührung mit dem göttlichen Wesen" ist bei Plato, dem Typus des griechischen Geistes, gleichsam als Atmosphäre über das ganze griechische Geistesleben verbreitet. Nicht ein Uebel schlechthin sei der Wahnsinn, belehrt uns Sokrates im Phädrus, sondern die größten der Güter im besondern und öffentlichen Leben kamen durch ihn, der eine Gottesgabe, über Hellas (Phaedr. 244). Reden wir besonders von den subjectiven Zuständen, so ist die *θεια μανια* des Phädrus in ihren vier Formen der *μαντικη ἐπιπνοια*, der *τελεστικη, ποιητικη* und *ἐρωτικη μανια*, was sowohl das positive, darin sich kundgebende Element, den Gott, als das negative, die *ἐξαλλαγη των εἰωθοτων νομιμων* betrifft, ganz hieher gehörig (Phaedr. 265). Der Zustand des Philosophen heißt *φιλοσοφου μανια τε και βακχεια* (Symp. 218), wie er ganz unter der Gewalt des mächtigen Eros steht, dessen allesdurchgreifende Herrschaft Diotima so wunderbar zeichnet; und was den Poeten betrifft, so erinnern wir an den Eingang des Jon, wo er ein leichtes, geflügeltes, geweihtes Wesen heißt und das Nichts zu wirken vermag, *πριν ἀν ἐνθεος τε γενηται, και ἐκφρων και ὁ νους μηκετι ἐν αὐτῳ ἐνῃ* (Jon. 534), wo auch die Ansteckungskraft der Ekstase an dem Gleichniß vom Magnet und den Ringen treffend veranschaulicht wird. Von der Mantik oder Weissagekunst aber sagt Sokrates, daß sie vielmehr *μανικη* (Weihsagekunst) heiße und durch die Mania Vieles und Herrliches wirke, *σωφρονουσα δε βραχεα ἠ οὐδεν* (Phaedr. 244). Um aber unserem Gegenstande wieder näher zu treten, und der Beziehung der montanistischen *ξενοφωνιαι* und der von dem Verf. damit verbundenen interpretatio derselben auf die korinthische Glossolalia und *ἑρμηνεια γλωσσων* eine noch weiter gehende Rückbeziehung anzuknüpfen, so erinnern wir an das, was in dem auf den Geist jener Zeit so einflußreichen Timäus von den Zuständen der Weissagenden vorkommt, wo es vorerst ein *ἱκανον σημειον* heißt, *ὡς μαντικην ἀφροσυνῃ* (d. h. dem in der Leber wohnenden unvernünftigen Theil der Seele, wo die den Körper bildenden Dämonen das Manteion anbrachten) *θεος ἀνθρωπινῃ δεδωκεν*. Denn, fährt er fort, nicht als Verständiger wird der Mensch der gottbegeisterten und wahrhaftigen Weissagekunst theilhaftig, sondern wenn er entweder im Schlaf des Gebrauchs der Vernunft beraubt, oder durch Krankheit, oder irgend durch Begeisterung seiner nicht mächtig ist. Sodann, wie Plato dem poetisch Begeisterten den Rhapsoden als *ἑρμηνεα του ποιητου της διανοιας* (Jon. 530) beigiebt, so von der Auslegung der ekstatischen Reden der Mantiker heißt es weiter: *ἀλλα ξυννοησαι μεν ἐμφρονος τα τε ῥηθεντα ἀναμνησθεντα ὀναρ ἠ ὑπαρ ὑπο της μαντικης τε και ἐνθουσιαστικης φυσεως, και ὁσα ἀν φασματα ὀφθῃ, παντα λογισμῳ διελεσθαι. — του δε μανεντος, ἐκ τε ἐν τουτῳ μενοντος, οὐκ ἐργον τα φανεντα ἠ φωνηθεντα ὑφ' ἑαυτου κρινειν. — ὁθεν δη και το των προφητων γενος ἐπι ταις ἐνθεοις μαντειαις κριτας ἐπικαθιστανναι νομος· οὑς μαντεις ὀνομαζουσι τινες, το παν ἠγνοηκοτες ὁτι της δι' αἰνιγμων οὑτοι φημης και φαντασεως ὑποκριται, και οὐτοι μαντεις· προφηται δε μαντευομενων δικαιοτατα ὀνομαζοιντ' ἀν* (Tim. 71, 72). Wer könnte sich enthalten, bei dieser Schilderung Plato's von Weissagenden und Propheten an die Zungenredner und die Propheten des Korinthierbriefs zu denken? und selbst wörtliche Aehnlichkeit konnte man finden, wenn man bei dem *κρινειν*, den *κριτας ἐνθεοις μαντειαις* an die *διακρισεις πνευματων* (1. Cor. 12, 10) und das *και οἱ ἀλλοι διακρινετωσαν* (ib. 14, 29) denken wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 14. 18. Januar. 1842.

Schwegler „Der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrhunderts."

(Fortsetzung.)

Nicht als ob wir in diesen Stellen eine directe Beziehung auf den Timäus fänden, sondern nur so viel soll diese Hinweisung auf Plato beweisen, wozu wir noch auf Aehnliches in dem Neuplatonismus, auf die durch und durch divinatorische Natur der Therapeuten, Plotin's u. A., die beide selbst im Schlaf mit dem Göttlichen verkehrten (Plot. I, 4, 9. Phil. cont. vit. 893), hindeuten könnten, daß die Erscheinungen, die dort und hier auftreten, gleichartig, daß die Art und Form, wie sich die pneumatische Ekstase in Korinth und bei den Montanisten äußerte, von den Einflüssen des griechischen Geistes und Lebens abzuleiten sei, um so mehr, als sich im reinen Judaismus ein jene Zustände erklärendes Moment nicht darbietet. Diese Behauptung wird nicht wenig bestärkt durch die in Korinth, wie im Montanismus auffallende Erscheinung weiblicher, prophetisch begeisterter Personen (S. 88). Denn wie sich diese Erscheinung aus dem Judenthum jener Zeit nicht wohl begreifen läßt, so ist die weibliche Prophetie dagegen ein durch die ganze heidnische, besonders griechische Religion durchgehender Zug. Die begeisterten Priesterinnen der Proserpina und Ceres, Thysiaden, Hierophantiden, Prophantiden, auch Begeisterte schlechtweg genannt, die Thyaden des Bacchus, die Sibyllen, die Pythien und Priesterinnen zu Dodona (Herod. 2, 53. Plat. Phaedr. 244), die *θεοφορητοι* (Männer und Frauen) zu Komana geben überflüssige Belege dafür, wie die heidnische Religionsanschauung die dem weiblichen Gemüth zukommende religiöse Empfänglichkeit anerkennend, dasselbe als ein besonders geeignetes Offenbarungsorgan des Göttlichen auffaßte. Die Therapeutinnen bei Philo (vit. cont. 899 sqq.) stellen sich von selbst in die Mitte zwischen diesen Erscheinungen und ähnlicher auf dem Gebiet des Christlichen. Wenn wir aber hienach in den ekstatischen Zuständen der Korinthier und Montanisten u. A. m. ein vorherrschend heidnisches Element finden, so betrifft unsere Behauptung doch mehr die Form als den Inhalt derselben. Das erregende Prius derselben war ein aus dem christlichen Ideeenkreis genommener Gedanke, der aber nun mit der dem Dienst der Naturreligion eignen Lebendigkeit ergriffen, sich in jenen heidnischen Formen religiöser Schwärmerei äußerte. Welches dieser Gedanke, der dem Montanismus in seiner der kirchlichen Religiosität gegenüberstehenden Eigenthümlichkeit zu Grunde liegt, sei, kann der Verf., da er einen solchen Unterschied des Montanistischen und Kirchlichen nicht, im Montanismus nur das Kirchliche seiner Zeit selbst anerkennt, natürlich nicht hervortreten lassen. Wir kommen später darauf zurück.

Eng zusammen mit der Frage über den heidnischen oder jüdischen Charakter der Prophetie des Montanismus hängt die andere, ob derselbe wirklich als ein Glied der von dem Verf. angenommenen Reihe antipaulinischer Tendenzen zu betrachten sei. — An jener Beziehung der montanistischen Ekstase auf heidnische Einflüsse könnten wir etwa wankend werden durch die Berufung auf die korinthischen Irrlehrer (S. 83), wenn mit Sicherheit nachzuweisen wäre, daß die Ekstase, die sich bei diesen findet, wirklich ein unterscheidendes Merkmal der Petrinischen, jüdisch gesinnten Partei im Gegensatz von der Paulinischen sei. Hiefür aber mangelt nun nicht nur jeder Beweisgrund, sondern wenn die Petrinische, oder, die Identität beider zugegeben, die christinische Partei den Apostel doch wohl besonders von der Seite anfeindete, daß ihm der ihrem Haupte zu gut kommende Vorzug persönlicher Verbindung mit Christus mangle, so wird schon dadurch mehr als wahrscheinlich, daß jene visionären Zustände gerade den Paulinern eigneten, die in der Ekstase einen Ersatz für jenen Mangel fanden, und daß Paulus in den Zungenrednern nur seine eignen Anhänger wegen der Uebertreibung einer Geistesrichtung tadle, die ihm übrigens selbst von wesentlicher Bedeutung war (1. Cor. 14, 5. 6. 18.). Und ganz damit überein kommt es, nicht nur, daß er auch sonst seinen Tadel vorzugsweise gegen die Pauliner richtet (ib. 1, 13. 3, 5. 6.), sondern daß er sich selbst ja gerade in einem das Visionäre ganz und gar nicht abweisenden Sinne (ib. 2, 9.) als *πνευματικος*, *τελειος* (ib. 2, 6. 14. 15.) bezeichnet. Daß von dem Urtheil über den Werth visionärer Zustände das ganze apostolische Ansehen Pauli abhing, braucht keiner weitern Erörterung.

Ist aber der Nachdruck, der auf solche visionäre Zustände gelegt wurde, nun gerade ein Merkmal der Paulini-

schen Geistesrichtung, so mag der Verf. zusehen, wie er den ebionitischen und somit antipaulinischen Charakter des Montanismus aufrecht halte. Allein dem Montanismus, und nicht nur diesem, sondern auch allen Repräsentanten des kirchlichen Standpunkts kommt nun auch das entgegengesetzte Merkmal zu, das den Petrinern in Korinth eigne Dringen „auf die unmittelbare Verbindung mit Christus als Hauptmerkmal des apostolischen Ansehens" (S. 87). Für uns liegt hierin kein Widerspruch, sofern wir der Ansicht sind, daß dieses Hervorheben des persönlichen Zusammenhangs mit Christus von einer gegen Paulus feindseligen Absicht nur so lange begleitet war, als es den Kampf für und gegen die Giltigkeit des particularistischen Ritualgesetzes galt. Nachdem jener Kampf einmal ausgekämpft und im Sinne des Heidenapostels entschieden war, fiel jene polemische Tendenz weg, und das, was während jenes Kampfes gegensätzliche Argumente und Merkmale der streitenden Parteien gewesen, wurde nun unbefangen gemeinsames Merkmal aller auf dem durch den Kampf gewonnenen Boden stehenden Richtungen, während die antipaulinische Tendenz im Ebionitismus über den Umkreis der Kirche hinausfiel. Mag diese daher auch noch in einem Papias (S. 87?), Hegesippus (S. 108?), in den Clementinen (S. 87, 108?) auftreten, so können wir darin nur die sich allmälig vollends verlierenden Zuckungen jener Richtung, nicht aber ein kräftiges Zeitbewußtsein erkennen. Vielmehr sehen wir, wie jetzt selbst die hyperpaulinischen Gnostiker sich ebenso auf die apostolische Ableitung ihrer Ansichten berufen (Clem. Strom. 7, 17), als hinwiederum die sogenannten ebionitischen Kirchenlehrer des Verf. das pneumatische Charisma haben (S. 95 ff.). Und ganz in der Natur der Sache liegt es, daß beide früher gegensätzlichen Momente sich jetzt sogar in Eines verschmelzen, wenn nämlich die apostolische Tradition als eine realistische Uebertragung des Geistes von Glied zu Glied, ein *διαδεχεσθαι το προφητικον χαρισμα* bei den Montanisten (S. 88, 163) erscheint, eine Form der Vorstellung, wofür sich an jenen heiligen Geschlechtern der Griechen, in denen die prophetische Gabe erblich ist (vgl. das des Melampus Herod. 7, 221, der Jamiden 9, 33 u. A. m.), heidnische Analogieen darbieten. Wollte man noch im zweiten Jahrhundert den in den Briefen an die Galater und Korinthier offen daliegenden Gegensatz zwischen Paulinismus und Judenchristenthum unverändert finden, so müßten die Parteien gerade daran erkennbar sein, daß die eine sich ebenso auf die Unmittelbarkeit ihrer Offenbarungen und Visionen stützte, als die andere ihr diese Stütze durch Berufung auf die unmittelbare Verbindung mit Christus zu nehmen suchte.

Es liegt daher auf der Hand, in welche Widersprüche der Verf. von seiner Ansicht aus dadurch mit sich selbst geräth, daß er einerseits das pneumatische Charisma, die visionäre Ekstase, andrerseits wieder den auf die persönliche Verbindung mit Christus, die traditionelle Succession gelegten Nachdruck als Merkmal der Petriner, des Ebionitismus, des Antipaulinismus im zweiten Jahrhundert auffaßt. Indem der Montanismus unter diesen Gesichtspunkt gestellt wird, kann man sich freilich nicht genug wundern, daß der antipaulinische Ebionitismus in dieser Erscheinungsform nun gerade die Paulinischen *όπτασιαι, άποκαλυψεις* als wesentlichste Merkmale an sich trägt, daß Tertullian statt auf Schrift und Tradition sich auf Offenbarungen des Paraklets (S. 105, 64. A., 177), auf eigne Eingebungen und zwar ganz im Einverständniß mit allen übrigen ebionitischen, antipaulinischen Kirchenlehrern (S. 95, 96) beruft, daß dieser Tertullian eine der Paulinischen Prädestinationslehre aufs Haar gleichende Ansicht von der Willensfreiheit hat (S. 110 ff.), daß Montanismus und Marcionitismus eben sowohl zusammentreffen, als sich entgegenstehen (S. 218, 122 u. öft.); und was muß man umgekehrt denken, wenn nun die auf der Spitze des Ebionitismus und strengsten Antipaulinismus (S. 143, 264) stehenden Clementinen ebenfalls den Paulus, Marcion und Montanismus zusammennehmen (S. 143), und zumal die Paulinischen und montanistischen *όπτασιαι* und *άποκαλυψεις*, überhaupt alle visionären Zustände als dämonische Wirkungen bekämpfen? (S. 143 f.) Und betrachtet man die Sache genauer, so ist auch die Quelle der Wahrheit sogar bei den Clementinen nicht eine äußere, von Hand zu Hand gehende Tradition, sondern der Prophet *μη μαθων έπισταται* (Hom. 2, 10), die Erkenntniß quillt ihm von Innen heraus, *το άδιδακτως άνευ όπτασιας και όνειρων μαθειν άποκαλυψις έστιν* (ib. 17, 18) und die dem Petrus (Matth. 16, 16) ganz unmittelbar gewordene Offenbarung ist der Typus alles ächten Erkennens der Wahrheit.*) Kann man hierin etwas Antipaulinisches erkennen? gewiß so wenig, als in dem um die Altäre taumelnden, in Opferrauch sich berauschenden, in abrupten mysteriösen Orakelsprüchen sich äußernden, von den Clementinen verworfenen schwärmerischen Wahnsinn (Hom. 3, 12 sqq. S. 142 ff.) eine Schilderung der Paulinischen Visionen!

So will es überall nicht angehen, die montanistische Ekstase weder für jüdischen Ursprungs, noch für ebionitisch antipaulinisch zu halten. Vielmehr, da die fraglichen Erscheinungen Merkmale enthalten, gegen welche dieser Gesichtspunkt sich als reiner Widerspruch verhält, so ist derselbe selbst aufzugeben und ein Gesichtspunkt zu suchen, von welchem aus jene Merkmale sich friedlich vertragen. Darum aber hat man auch aufzuhören, den Prophetismus und

*) Beide Arten des Erkennens sind darin sich ähnlich, daß sie Wirkungen eines übernatürlichen Einflusses sind. Wie die Dämonischen *ένεργουμενοι* sind, so hat Petrus seine Einsicht dem *ένεργειν* Gottes zu danken.

Legalismus der Montanisten, wie der Verf. thut, so geradezu mit dem alttestamentlichen Standpunkte in eine Classe zu werfen, wofür es am Ende keine andere Instanz giebt, als den Gebrauch der Namen prophetia und lex (vgl. S. 30, 32, 133 u. öft.). Der Verf. verfehlt nicht, dem aufmerksamen Leser unabsichtlich jedesmal selbst die Gesichtspunkte in diesen Stellen nahe zu legen, von welchen aus der Unterschied des alttestamentlichen und montanistischen Standpunkts ins Auge fällt. Er ist jedenfalls nicht geringer, als der zwischen dem alten Testament und Paulus. „Die Idee eines stufenmäßigen Fortschritts und einer endlichen Vollendung der Kirche" ist der Mittelpunkt des Montanismus (S. 15). Das ist doch nicht alttestamentlich! Der christliche Glaube, die regula fidei bleibt dem Montanismus unangefochten (S. 21 ff.), und hieran hat er ja doch eine Basis, die ihn weit über die Grenzen des Jüdischen hinaushebt. Seine Bedeutung ist nicht eine „reformatorische," wie der Verf. sagt (S. 21), sondern es handelt sich um „neue Anordnungen und Lehrbestimmungen" (S. 21), und er will durch und durch als Fortschritt betrachtet sein. Diese Auffassung der religiösen Entwicklung als Proceß ist rein Paulinisch; und daß Tertullian den Antinomismus Marcion's als Umsturz des Glaubensfundaments abweist, kann dagegen Nichts besagen (S. 134). Marcionitismus ist auch Paulinismus, aber in excentrischer Consequenz, die Paulus nie sich angeeignet hätte. Erubesce, Marcion! abominatur Apostolus (Rom. 7, 7) criminationem legis (Tert. adv. Marc. 13). Marcion steht durchaus außerhalb der Schranken des Kirchlichen, wie dieses das Paulinische Element in sich aufgenommen hat; und aus subjectiver Vorliebe dem Marcion den, seiner Grenze wohlbewußten Standpunkt des Apostels zu vindiciren, ist eine eben so starke historische Paradoxie, als dem Apostel den grenzenlosen, in sein Gegentheil sich überschlagenden Liberalismus Marcion's anzusinnen (S. 92, 197, 219 u. öft.). Unbefangen aufgefaßt, bildet die Paulinische Ansicht von dem Verhältniß beider Oekonomieen und der Continuität derselben überall die Basis des Tertullianischen Standpunkts, und wenn der Verf. de pudic. 6 die gesetzliche, imperatorische Form des alten Bundes auf den neuen übergetragen findet (S. 32), so erinnert die Stelle ganz an Gal. 5, 22. 23., was den Inhalt, wie den gesetzlichen Charakter der Vorschriften betrifft; in dem Citat aus der (wenigstens bis zum 45. Capitel gewiß ächt Tertullianischen) Schrift de praescr. haeret. 13 aber vermögen wir einmal, was den Gedanken betrifft, durchaus nichts Unpaulinisches zu finden (S. 32). Wenn hier die Bezeichnung der Lehre Christi als praedicatio novae legis ein Merkmal alttestamentlichen Standpunktes ist, dann ist freilich Paulus mit seinem νομος της πιστεως, νομος του πνευματος, νομος δικαιοσυνης, νομος του Χριστου noch ganz und gar in demselben befangen. Ist denn durch das Prädicat novus nicht ein sehr bestimmter Unterschied zwischen den Oekonomieen festgestellt? und wie kann dieser Unterschied stärker ausgesprochen werden, als wenn es de orat. 1 heißt: Jesus Christus Dominus noster, nobis discipulis novi Testamenti novam orationis formam determinavit. Oportebat enim in hac quoque specie novum vinum novis utribus recondi, et novam plagulam novo adsui vestimento. Ceterum quidquid retro fuerat, aut demutatum est, ut circumcisio, aut suppletum, ut reliqua lex, aut impletum, ut prophetia, aut perfectum, ut fides ipsa. *Omnia de carnalibus in spiritalia renovavit nova Dei gratia*, Worte, in denen der Verf. das Evangelium nur als Ergänzung des Gesetzes bezeichnet findet!! Daraus aber, daß die Apostel über die Auferstehung des Fleisches nach der Meinung Tertullian's nichts Neues und Anderes, als die Propheten vortrugen, folgt doch noch nicht, daß das Evangelium nur eine „Neuversiegelung und Bestätigung des Mosaischen Gesetzes" war, sondern abgesehen davon, daß auch hier gerade Paulus die Meinung Tertullian's theilte (Act. 13, 32. 34. 17, 2. 26, 22 ff.), wie dieser sich denn auch auf jenen beruft, — in den Worten: Apostolis nullum aliud negotium fuit, quam veteris Testamenti resignandi et novi consignandi; ita et de resurr. nihil novi intulerunt, nisi quod et ipsam in gloriam Christi annuntiabant, liegt allerdings ein Gegensatz zwischen der apostolischen Predigt und dem alten Bunde ausgesprochen — (denn resignare heißt als Gegenglied von consignare nicht wohl neuversiegeln*)), — nur daß dieser Gegensatz sich in der Frage über die Auferstehung darauf beschränkt, daß die Apostel derselben eine Wendung in Christi gloriam gegeben haben. Und welche Satzungen und Ritualien des Gesetzes (denn diese meint man ja doch wohl, wenn von antipaulinischem Gesetzesstandpunkt die Rede ist) hätte denn Tertullian noch als verbindlich angesehen? Der Verf. weist Nichts der Art nach; wohl aber erklärt sich Tertullian zur Genüge darüber, daß er ganz wie Paulus von der Beschneidung, dem jüdischen Sabbath u. dergl. denke (adv. Jud. 2. 3 sqq.). Worin aber besteht dann noch das Gesetzliche, Alttestamentliche an dem Standpunkt Tertullian's? Der Verf. versteht darunter die montanistische Askese.

In der Askese findet er „den gesetzlichen Standpunkt des Montanismus" besonders stark ausgedrückt. (S. 112.) Eine Nachweisung des jüdischen Charakters der montanistischen Askese sucht man vergebens. Man denkt an die Verordnungen des Pentateuchs über Speisenverbote, über die

---

*) Vgl. den sonstigen Sprachgebrauch Tertullian's: de virg. vel. 5: virginitatem resignare; de poenit. 5: poenitentiam nunquam posthac iteratione delicti resignare oportere u. öft.

nasiräische Enthaltsamkeit und dergleichen. Aber können diese theils ganz äußerlichen, theils rein politischen für den nationalen Particularismus der Juden verständig berechneten Satzungen mit der von einer überreizten, religiösen Einbildungskraft ausgebornen montanistischen Askese auch nur verglichen werden? können sie wirklich einen historischen Erklärungsgrund für diese abgeben? ja kann auf rein jüdischem, alttestamentlichem Standpunkt überhaupt von einer Askese die Rede sein? Gewiß nicht; und genau genommen ist der Verf. damit einverstanden. Denn wenn er die Askese als das beharrliche Kriterium dualistischer Frömmigkeit bezeichnet, wenn er sie als Verneinung und Abtödtung der creatürlichen Seite des Menschen charakterisirt (S. 112): so ist er gewiß weit entfernt, in diesem Dualismus das Princip der alt-jüdisch-gesetzlichen Weltanschauung zu finden. Sieht man aber einmal auf das Princip, so wird man auch nicht in den Fall kommen, einen Zusammenhang etwa zwischen den pharisäischen, das Gesetz verunreinigenden Traditionen und der montanistischen Askese anzunehmen. So reicht denn auch hier keine Beziehung auf den Judaismus aus, und wir haben uns nach anderen Erklärungsmomenten umzusehen. Der Dualismus ist das gemeinsame Princip aller Erscheinungsformen des Christlichen, der kirchlichen Denkweise, des Ebionitismus, Gnosticismus, Montanismus, aber nicht bloß des Christlichen, sondern ebenso des Essäismus, der neuplatonischen Philosophie. (Vergl. meine Abh. über die versch. Auffass. der alexandr. Rel.-Phil. in Illgen's Zeitschr. 1839, S. 44 ff.) Die Askese ist all diesen Erscheinungen nicht minder gemein. Es liegt ihr der Gedanke zu Grund, daß die Enthaltung von sinnlichen Genüssen eine erhöhte Receptivität für die Eindrücke des jenseitigen Göttlichen verleihe, die Lossagung von der Materie dem Göttlichen näher bringe. Diese Gestaltung des allgemeinen Princips der Zeit ist wesentlich durch heidnische, theils griechische, theils orientalische Einflüsse zu erklären. Man könnte auf Pythagoras, diesen ersten Typus der Mischung griechischer und orientalischer Anschauungen, und seine Askese, das Verbot des Fleischessens und dergleichen hinweisen, wenn noch ein reines Bild dieser geheimnißvollen Persönlichkeit möglich wäre. Von großem Einfluß auf die spätere Zeit waren Aeußerungen Plato's, in denen er die Beherrschung des Sinnlichen und Thierischen im Menschen zum Hauptmerkmal des Philosophen macht, entsprungen aus dem von ihm entwickelten Dualismus zwischen Leib und Seele, Geist und Materie. Plato leiht der Theosophie und Askese Philo's, der Essäer und Therapeuten seine Sprache, diese Sprache philosophischer Begeisterung, die in ihrem Munde zur Sprache orientalischer Verzückung wird. Wir haben in ihnen den ersten entschiedenen Ausdruck des spätern, strengern Dualismus, wie er aus der Mischung orientalischer und griechischer Denkweise hervorgegangen ist. Daß diese Erscheinungen durch und durch, besonders was ihre Ansichten über das Verhältniß zwischen Gott und Welt betrifft, platonisirt sind, bedarf keines Beweises. Wenn daher diese Juden eine strenge, der montanistischen ganz ähnliche Askese haben, so folgt nicht, daß die Askese jüdisch, alttestamentlich ist, sondern daß diese jüdischen Secten sich ethnisirt haben. Selbst durch die ganze griechische Philosophie jener Zeit zieht sich ebenfalls ein asketischer Hang, strenger oder milder, je nachdem der Dualismus zwischen Gott und Materie mehr oder minder scharf gefaßt wird. Plotin genoß kein Fleisch. (Porph. vit. Pl. 1. 5.) Die *ἀποχη των ἐμψυχων* ist nach Porphyrius Hauptforderung an den Philosophen (Porph. de abstin. ab esu animal. IV. §. 30). Ebenso ist ihm der geschlechtliche Genuß zuwider; *τα ἀφροδισια μιαινει* (ib. IV. §. 20). Warum sollen wir nun in der freiwilligen Keuschheit der Therapeuten und Therapeutinnen (Phil. vit. cont. 899: *συνεστιωνται και γυναικες, ὡς πλεισται γηραιαι, παρθενοι την ἁγνειαν οὐκ ἀναγκῃ διαφυλαξασαι*), in ihrer Enthaltung von Wein und Fleisch (ib. 900: *τραπεζα καθαρα των ἐναιμων* und *οἶνος ἀφροσυνης φαρμακον*), warum in der gleichen Lebensweise der Ebioniten (S. 117 ff.) und Montanisten einen jüdisch gesetzlichen Standpunkt erkennen? Wenn Paulus selbst in dieser Hinsicht freier und unbefangener denkt, so ist dieses nur ein Beweis, daß auch in dieser Hinsicht, wie in allen anderen, eine gewisse Freiheit der subjectiven Ansicht stattfand. Daß man gerade hierin nicht ein Merkmal und eine besondere Probe seines Antinomismus finden darf, beweist zur Genüge der Umstand, daß die den Antinomismus auf die Spitze treibende Richtung, der Marcionitismus, auch die Askese so sehr übertrieb (S. 116, 218, 122), daß selbst Tertullian gegen dieselbe eifert, oder also, nach den Prämissen des Verf. zu reden, Paulinischer ist, als Marcion. Es giebt kaum eine Instanz, von welcher aus die Unhaltbarkeit der Hypothese von dem judaisirenden Charakter des Montanismus so entschieden einleuchtet, wenn man nicht etwa die Verwandtschaft desselben mit dem Manichäismus hieher rechnen will, die nicht selten die kirchliche Polemik veranlaßte, beide zusammen zu nehmen. (S. 117.)

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 15. **19. Januar.** **1842.**

Schwegler „Der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrhunderts."

(Schluß.)

Gehen wir auf das Einzelne ein, so findet der Verf. in den die Ehelosigkeit fordernden korinthischen Christen consequenter Weise wieder die judenchristliche Partei. (S. 127.) „Allen Familien des Ebionitismus ist eine Geringschätzung der Ehe, eine hohe Achtung der Virginität gemein." Ja, aber auch den Marcioniten und anderen Gnostikern. (S. 122.) „Jakobus, der Bruder des Herrn, ist auch hier mit seinem Beispiel vorangegangen: die Uebrigen folgten ihm nach." (S. 127.) Diese „Uebrigen" sollen doch nicht die Apostel sein? Der Verf. hält doch wohl die *ἀδελφας γυναικας*, welche Kephas und *οἱ ἀδελφοι του κυριου* mit sich führten, nicht für bloße Haushälterinnen? (1. Cor. 9, 5. Coll. Clem. Strom. III, 6. §. 52. p. 192.) Wir sehen hier die natürliche Folge davon, daß der Verf. seine Kenntniß der Ebioniten vorzugsweise aus Epiphanius schöpft. Unbefangen vergleichend hätte er in Betreff des Jakobus, des *ἀδελφος του κυριου*, eine Gradation der Sage gesehen, deren letzte, ausgebildetste Form insgemein dem historischen Thatbestand am fernsten steht. Nach 1. Cor. 9, 5 waren die *ἀδελφοι του κυριου*, deren Einer Jakobus war, verheurathet. Nach Hegesippus bei Eus. 2, 23 war er ein Asket, der geistige Getränke mied, kein Fleisch aß, das Haar wachsen ließ, Oel nicht berührte (vergl. Jos. B. J. 2, 8. §. 3. *κηλιδα ὑπολαμβανουσι το ἐλαιον*), nicht badete, nichts Wollenes trug. Von seiner *παρθενια* wird hier noch Nichts gesagt. Epiphanius holt es nach; seine Ebioniten *παρθενιαν ἐσεμνυνοντο δια τον Ἰακωβον, τον ἀδελφον του κυριου*. Waren aber nun die Apostel, auf welche sich die jüdisch Gesinnten der korinthischen Christen beriefen, nämlich *οἱ ἀδελφοι του κυριου και Κηφας* (1. Cor. 9, 5), verheurathet, so ist nicht wohl anzunehmen, daß jene Verächter der Ehe dieser Partei angehörten, sondern wie auch sonst, so eifert Paulus auch hier nur gegen die Uebertreibung seiner eignen Denkweise, die sich die Pauliner zu Schulden kommen ließen. Denn gerade Paulus räth zu ehelosem Leben, und bezeichnet es (1. Cor. 7, 34) als Gott geweiht; und die Wittwe, die nicht wieder heurathet, ist seliger zu preisen (ib. 40). Paulus aber ist doch wohl kein antipaulinischer Ebionit? Wie sich denn auch Tertullian in der vom Verf. angeführten Stelle bei Forderung der Ehelosigkeit zwar auf Christus, aber ebenso auf Paulus beruft. (de Monog. 3. vergl. S. 129.) Wenn aber diese Thatsachen der Hypothese des Verf. widersprechen, so widerspricht umgekehrt der Verf. auf merkwürdige Weise sich auch wieder selbst. Denn wenn er in den Ansichten des Ebionitismus, Montanismus und der Clementinen über die Ehe eine Entwicklung, von dem Grundsatz der Strenge zu dem der Milde fortgehend (S. 132), erkennt, so fällt es nicht wenig auf, daß der Ebionitismus in seinen Entwicklungsformen immer mehr von seinem Princip abfällt, oder nach dem Sinne des Verf. immer Paulinischer wird, und diese Richtung sich bei Tertullian und in den Clementinen, in denen man insgemein den ausgeprägtesten Ebionitismus finden will, bis zu der Auffassung der Ehe als Symbol des Verhältnisses zwischen dem Menschen und Christus treibt; und man sieht nicht mehr recht, wie der Verf. bei seinem Begriff von Paulinischem und Antipaulinischem jenen beiden Erscheinungen diesen Charakter vindiciren kann. Das Richtige vielmehr ist, daß der ursprüngliche Gegensatz zwischen Paulinismus und Antipaulinismus, gesetzlich alttestamentlichem Standpunkt und Antinomismus mit den asketischen Ansichten über die Ehe gar Nichts zu thun hatte. Der ganze Charakter des Zeitgeistes ließ die Berührung mit dem Sinnlichen, wie sie in dem ehelichen Verhältniß stattfand, als eine Hemmung und Trübung des geistigen Lebens erscheinen, und die Keuschheit wurde daher als besonderer Vorzug aufgefaßt. Wie aber hiebei der Subjectivität freier Spielraum gelassen war, sehen wir schon daraus, daß die Ehelosigkeit bei den Essäern keineswegs allgemein war (vergl. Jos. B. Jud. 2, 8, 13), noch mehr aber daraus, daß die sonst ganz entgegengesetzten Richtungen in ihrem Urtheil hierüber zusammentreffen. Vielmehr zeigt sich überall auch in dieser Hinsicht die Ansicht des Apostel Paulus als Grundlage aller Richtungen, die dem zweiten Jahrhundert angehören, indem die strenge Verwerfung der Ehe sich nicht minder auf ihn berufen konnte als die mildere Ansicht von derselben. Daß aber die religiös symbolische Beziehung der Ehe auf das Verhältniß zwischen Christus und

dem Menschen rein Paulinisch sei, bedarf keiner Erwähnung. Die Ansichten des Montanismus über die Ehe können daher nicht als bezeichnendes Merkmal seines eigenthümlichen Wesens gebraucht werden. Dieses ist auch hier in demjenigen Elemente zu suchen, das demselben bestimmend und motivirend zu Grunde lag, das aber dem Verf., der einen ursprünglichen Unterschied des Montanismus von dem Kirchlichen nicht anerkennt, natürlich entgehen mußte.

In Bezug auf das, was der Verf. von dem Fasten der Montanisten sagt, läßt sich, so weit er es als Merkmal eines gesetzlichen jüdischen Standpunktes betrachtet, Aehnliches bemerken. Auch hier findet er, und zwar im Verhältniß der Ebioniten, der Montanisten und Katholiker einen Fortschritt von der Strenge zur Milde. Also auch hier die Montanisten, und noch mehr die Katholiker, die sonst dem Verf. ebenfalls Ebioniten sind, paulinisirt! Die Clementinen aber scheinen dieses Mal auf der Stufe der Ebioniten stehen zu bleiben. Der Verf. hat es sehr überzeugend nachgewiesen, daß in ihnen der Fleischgenuß als verwerflich bezeichnet ist. (S. 118, 119.) Seiner Ansicht, daß die Fastengesetzgebung antipaulinischen Charakters sei, kommen in diesem Falle die Aeußerungen des Apostels über das Essen des Opferfleisches scheinbar sehr zu statten. Denn es ist unläugbar, daß den Bedenken der korinthischen Christen religiöse Engherzigkeit zu Grunde lag. Zwar war das Motiv dieser Engherzigkeit gewiß nicht irgend ein jüdisch particularistisches Speiseverbot, sondern die sowohl christliche als jüdische Scheu vor der Berührung mit dem heidnischen Idolencultus, beruhend auf dem Glauben, daß die *εἰδωλα* von Dämonen bewohnt seien. Dennoch äußert sich diese Askese ganz in der Art der pharisäischen, deren Merkmale eben sind: ängstliche Scheu vor äußerer Verunreinigung und religiöse Werthschätzung äußerer Handlungen. Hier finden wir unzweifelhaft jene ebionitische, am Gesetz und der Beschneidung (1. Cor. 7, 18. 19) hängende Partei, welche den Apostel anfeindete, und in den galatischen Gegnern desselben wieder erkannt wird. In den römischen Asketikern (Röm. 14) ebenfalls einen Zweig derselben zu finden, hindert uns der von Olshausen geltend gemachte Umstand, daß sich bei ihnen der den Galatern eigne antipaulinische Fanatismus nicht zeige, keineswegs, sofern sich dieses aus ihrer geringern Anzahl und dem Mangel einer persönlichen Berührung mit Paulus gnügend erklärt; so wenig die Bemerkung Neander's, daß, wenn diese Asketen wirklich den Fleisch- und Weingenuß aus theosophischen Gründen überhaupt für sündhaft gehalten hätten, der Apostel nicht so schonend gegen sie verführe, uns hindert, in denselben zugleich einen Zweig der Essäer zu erkennen. Denn vorerst, was hätte ein hartes Verfahren denn gefördert; fürs Zweite finden wir jene essäische Lebensweise mit christlichen Ansichten vereinigt auch sonst, z. B. in der Zeichnung, welche Hegesippus von Jakobus bei Eusebius (hist. eccl. 2, 23) giebt. Eine Vergleichung dieser gesetzesängstlichen Askese aber, die in allen ihren Formen durch die Forderung der Beschneidung einen jüdischen Grund behält, auf den sie das an sich heidnische Element der Askese pflanzt, mit der Askese, wie sie im zweiten Jahrhundert, im Montanismus, Marcionitismus vorkommt, zeigt sehr deutlich, daß die Sache sich geändert hat, der gesetzliche Standpunkt gewichen, das Princip der sonst ähnlichen Erscheinung ein anderes geworden ist. Die Beschneidung fällt durchgängig weg; statt der engherzigen Gesetzesängstlichkeit zeigt sich als Motiv der Askese ein übermäßiger Drang des Gemüths nach höherer Vollkommenheit; das äußere Werk ist nur das Mittel für innere Heiligung; die Askese nicht gefordert, sondern nur als dieses Mittel empfohlen; der Fleisch- und Weingenuß wird nicht als Sünde betrachtet, sondern seine Vermeidung nur als besonders förderlich. Daß Paulus selbst die Askese in diesem Sinn nicht mißbilligte, beweist sein eignes Beispiel; er lebte ehelos und *ὑπωπιαζω μου το σωμα*, sagt er; denn *ὁ ἀγωνιζομενος παντα ἐγκρατευεται* (1. Cor. 9, 25. 27). Er unterzieht sich dieser Askese mit derselben Freiheit, die er gegen engherzigen Judaismus kehrt. Nicht anders empfiehlt der Hirte des Hermas das Fasten, die Beschränkung auf Brod und Wasser nur als ein über die Pflicht hinausgehendes Verdienst, nachdem er vorher ausdrücklich ein jüdisch engherziges Fasten als nutzlos beschrieben hat. (III, 5, 1. 3.) Wenn nun das, daß derselbe die *πολυτελεια ἐδεσματων πολλων και ποικιλων τρυφων, και ἐπιθυμια γυναικων και πλεονεξιων* als Werke des bösen Genius rechnet (II, mand. 6), oder zur Enthaltung von Ehebruch u. drgl. (ib. mand. 8) ermahnt, ihn, nach Ansicht des Verf. (S. 118), zum Ebioniten, zum engherzigen Judenchristen macht, dann ist Paulus mit Erinnerungen, wie Röm. 13, 12, in der That nichts Besseres. Selbst Tertullian verläugnet diese Paulinische Betrachtungsweise der Askese nie ganz; seine Aeußerungen sind durchaus dadurch zu ermäßigen, daß man das Extreme derselben, als Wirkung des jedesmaligen polemischen Interesses, abzieht, um seine Ansicht zu gewinnen. Die legis servitus hat für ihn keine Gültigkeit (adv. Marc. V, 4), sine legis onere nos Moysis Deo posse placere, adv. Jud. 2. 3. Das Fasten erscheint ihm ganz unter dem Gesichtspunkt der christlichen Disciplin, und selbst die Clementinen erheben sich über den jüdischen Standpunkt, wenn als Grund der Enthaltsamkeit des Petrus angegeben wird, *ὁ νους γαρ μου τα ἐκει παντα ὁρων αἰωνια ἀγαθα οὐδεν των ἐνταυθα περιβλεπεται*. Die Askese hat in allen christlichen Parteien dieselbe Richtung, die am kürzesten in ihrem Gegensatz gegen die gesetzliche Engherzigkeit mit den Worten aus Can. apost. 50 ausgedrückt werden kann, daß die Enthaltung von gewissen Speisen non

propter abominationem eorum, sed ut mens ad cultum pietatis reddatur exercitatior, zu empfehlen ist. Daher ist das Verbot des *κρεωφαγειν, οἰνοποτειν* gnostischen Secten nicht minder eigen, als den Montanisten (S. 122); ein Unterschied findet nur darin statt, daß der sinnliche Genuß bald nur als Hemmung, bald als absolutes Hinderniß der geistigen Erhebung gefaßt wird, wornach dann auch die Forderung der Askese bald mehr allgemein und unbedingt ausgesprochen, bald mehr der Freiheit des Einzelnen anheimgestellt wurde. Das Letzte fand wohl bei den Therapeuten statt, wenn Philo von ihnen sagt, nur „die meisten" Therapeutinnen seien Jungfrauen gewesen, und von der Feier ihrer Festtage bemerkt: in jenen Tagen sei kein Wein aufgetragen worden (cont. vit. 899. Vergl. was Dähne darüber bemerkt: Gesch. Darst. der jüd. alexandr. Rel. Ph. I. S. 452). Daß diese Auffassung und Gestalt der Askese aber wesentlich auf heidnische Einflüsse zurückweise, erhellt aus dem Bisherigen; von den Xerophagieen der Montanisten bemerkt Tertullian selbst, man habe darin ein nomen proximum ethnicae superstitioni gefunden, quales castimoniae Apim, Isidem et magnam Matrem certorum eduliorum exceptione purificant. de jej. 2. Casto Isidis et Cybeles eas adaequas. ib. 16. Dabei wollen wir nicht in Abrede sein, daß die Strenge und der Charakter einer gewissen Unerläßlichkeit der Askese bei den Montanisten, wenn einmal, wie bei Tertullian der Rausch der Schwärmerei verflogen war, consequent in einen neuen jüdischen Gesetzesdienst ausschlagen mochten, obgleich das Princip ein anderes, nichtjüdisches blieb. Der Verf. hat diese ursprüngliche Strenge der montanistischen Askese (S. 120) richtig nachgewiesen, ohne auf den Grund dieser Strenge, wie natürlich, da er im Montanismus nur eine Form des Kirchlichen findet, einzugehen; er hat damit seine eigne Darstellung, wornach dieselbe bereits eine der kirchlichen Freiheit sich nähernde mildere Abstufung sein sollte, selbst widerlegt. (S. 120.) War sie wirklich bei Tertullian gemildert, so ist dies die Folge der Reibung der Gegensätze, und der das Motiv der montanistischen Askese in ihrer Ursprünglichkeit Lügen strafenden Zeit. Tertullian giebt dieses Motiv, zugleich den Quellpunkt des ganzen Montanismus, kurz an, wenn er sagt: spiritus sanctus ex providentia imminentium, sive ecclesiasticarum tentationum, sive mundalium plagarum, qua paracletus, id est advocatus, ad exorandum judicem hujusmodi officiorum remedia mandabat. de jejun. 13, womit wieder Paulus zu vergleichen ist 1. Cor. 1, 26. 29.

L. Georgii.

Der deutsche Horatius. Uebersetzung sämmtlicher Lyrischer Dichtungen des Quintus Horatius Flaccus in den Versmaaßen der Urschrift, von Dr. Wilhelm Binder, Professor. Dritte, völlig umgearbeitete Auflage. 12. Ludwigsburg 1841. Druck und Verlag der D. F. Nastschen Buchhandlung.

Eine dritte, völlig umgearbeitete Auflage innerhalb 10 Jahren! Wir kennen die beiden vorhergehenden nicht und können daher ihr Verhältniß zu der jetzigen nicht angeben. Auch ist in der Zueignung und in der Vorrede nicht ausgesprochen, worin die „völlige Umarbeitung" besteht. Wir haben uns also nur an die vorliegende Arbeit zu halten. Und da ist denn allerdings zu sagen, daß sie überall einen gründlichen Fleiß bekundet, dem es um die Sache Ernst ist, und daß sie deshalb auch gar manches Gelungene im Einzelnen bietet, wenn gleich die — wohl unbeabsichtigte, Prätension, welche in dem bestimmten Artikel des wunderlichen Titels: „der deutsche Horatius" liegt, in keiner Weise gerechtfertigt erscheint.

Wir verehren die Alten, und sie verdienen diese Verehrung, wenn gleich dieselbe in der gewöhnlichen philologischen Praxis, die noch immer das Alterthum in Pausch und Bogen zu nehmen und alle seine Werke mit traditionellem Enthusiasmus als absolut zu fixiren gewohnt ist, oft zur Carikatur wird. Aber wir sollten nur auch von ihnen lernen, wie man zu verfahren hat, wenn es gilt, Fremdes durch Vermittlung der Muttersprache uns nahe zu bringen. Wenn Cicero den Platon und Aristoteles, wenn er einen späteren Dichter oder Denker der Griechen übersetzt, so hören wir wirklich und vor allen Dingen einen Römer, dem seine Sprache und deren Genius das höchste und erste Gesetz ist, und Horaz selbst, hat er nicht etwa bei seiner Benutzung und theilweisen Uebersetzung griechischer Vorbilder geständigermaßen dasselbe Princip befolgt? Ja, hat er nicht selbst da, wo er ganz unselbständig, ganz von hellenischer Kunst abhängig ist, in den Metris seiner Lyrik doch überall im Einzelnen sich die Modificationen erlaubt, welche der ernstere gemessenere Charakter, die gravitas seiner Sprache ihm zu fordern schien? Und wir dagegen? Unfrei, wie wir überhaupt sind, machen wir uns selbst auf dem freisten Gebiet zu Knechten, verläugnen unsre Nationalität, den Charakter und Genius unserer Sprache selbst da, wo wir zur Zeit noch fast allein frei uns bewegen dürfen. Es ist die Geschichte von dem Hunde, der seinem Herrn entlief, um einmal die Freiheit zu schmecken. Was willst du nun beginnen? fragte ihn der Fuchs. Ich will hingehen und — mir einen neuen Herrn suchen.

So knechten wir unsre Sprache einer von Schulmeistern ausgeklügelten Metrik zu Liebe, und verläugnen ihr Lebensprincip des Accents und der rhythmischen Bewegung zu Gunsten abstracter metrischer Gesetze, die in dem Lebensproceß unserer Sprache und Poesie keinerlei Begründung haben. Und so kommen wir, wie neulich in diesen Blättern mit gutem Humor dargethan ist, zu einem Robespierreschen Terrorismus und metrischen Fanatismus, der freilich harmloser Natur sich in die komische Erscheinung auflöst, daß ein Schulmeister wie Kirchner alles Ernstes daran denkt, unsere gesetzlose Poesie zur metrischen Raison zu bringen und das Panier des Absolutismus und der Legitimität, der bevormundenden Centralisirung auch in der freisten aller Künste zum Princip zu erheben.

Hr. Binder ist nun nicht so schlimm, wie manche seiner Vorgänger und Mitarbeiter im Weinberge des Venusiners; aber hier und da umzottelt doch auch ihn die Kirchnersche Perücke und der steife Vossische Spondeenzopf; und Wortbildungen wie „des Barbarlands," „Volkesschwarm," „Blitzesstrahl," „Zehenfußstab" (soll heißen ein Maßstab von zehn Fuß, heißt aber: ein Fußstab von oder für Zehen), „Wohnungsort," „Venafrerfluren," „Lobesgesang" u. s. w. kommen, wenn gleich seltner, als bei Andern, doch auch hier noch zum Vorschein, an undeutschen Wendungen, wie: „Heut umsetzt den Fuß" — „mit Schuld der Eltern seltene Jugend" fehlt es auch nicht, und wer erkennt z. B. bei den Worten:

> Wie viel Mehreres sich Einer versagen kann,
> So viel mehr ist von Gott Solchem bescheeret —

irgend deutschen Sprachgenius? Und welcher Mensch, der seinen lateinischen Horaz nicht im Kopfe hat, kann es verstehen, wenn „der deutsche Horatius" des Hrn. Prof. Binder ihm zusingt:

> — Nackt
> Zu Nichts Heischenden hin wandl' ich, und froh der Flucht
> Laß ich Reicher Parthei'n zurück.

Lese der Hr. Verf. diese Worte jedem Nichtkenner des Urtextes, der aber dabei ein gebildeter Kenner seiner Muttersprache ist, vor, es wird sie kein Solcher verstehen, und findet er einen Sinn, so möchte es etwa höchstens dieser sein: daß der Dichter, um einen zudringlichen Anforderer, den Hrn. Parthei, loszuwerden, sich zu Leuten hinbegiebt, die ihn nicht mit Anforderungen incommodiren. Wobei denn der so Interpretirende nur wieder nicht begreifen konnte (wir sagen: konnte, denn wir haben die Probe zum Spaß wirklich gemacht), warum der Dichter „nackt" die Flucht zu nehmen beliebte.

> Ehrenvollerer Herr wenig geschätzten Guts
> Als wenn (sagte man) ich, was des Apuliers
> Unverdrossener Fleiß pflüget, im Speicher bärg' —

oder

> Reines Wasser im Bach, wenige Jaucherte(!)
> Waldung, und daß der Saat sicher ich trauen darf,
> Ist dem prahlenden Herrn Libyscher Segensflur
> Unbekannt als erwünscht'res Loos.

Welcher Deutsche versteht das? Recensent hat seinen Horatium so ziemlich im Kopfe, aber hier „drängt's ihn doch den Grundtext aufzuschlagen," um zu erfahren, was mit jenem Wortgepolter denn eigentlich gesagt sein soll. Wer spricht von einem „ehrenvolleren Herrn?" wo liest man in deutscher Zunge Redensarten wie: „im Speicher bergen, was der Fleiß Jemandes pflügt (was man pflügt, ist eben nur die Erde, und die „birgt doch Niemand im Speicher," außer etwa in Gestalt von Torfsteinen)? Und nun gar das bemooste Wort „Jaucherte," dessen Klang eine widrige Erinnerung an „Jauche" giebt. Die beiden letzten Verse endlich überVossen noch den alten Voß, und sind eine Sprachtyrannei, die jedem gebildeten Ohr unerträglich ist.

Zum Schlusse wollen wir das erste Gedicht des ersten Buchs durchgehen, und unsere Bemerkungen daran knüpfen. Gleich der erste Vers:

> O Mäcenas entsproßt herrschendem Ahnenstamm

ist in mehrfacher Beziehung fehlerhaft. Denn 1) ist „entsproßt" statt entsprossen sprachwidrig, 2) steht das Wort an falscher Stelle und erhält eine Betonung, die einem andern Begriffe (atavis) gehört, 3) ist „herrschender Ahnenstamm" unklar und, genau besehen, unlogisch statt „Ahnen, die Könige waren."

> Viel' sind die es ergötzt —

Horatius sagt einfach sunt quos, d. h. Manche; die Apostrophirung ist unangenehm.

> Aufwärts sie zu der weltherrschenden Götter Thron.

Diese Vernachlässigung der Diäresis, welche in ein und demselben Gedichte Hr. Binder sich noch zweimal zu Schulden kommen läßt, wenn er übersetzt:

> Was von Libyens Fruchttennen gekehret wird —

und

> Mich macht Epheu gesangkundiger Stirnen Preis —

ist eine Beleidigung des Ohrs, welche trotz aller Vorgänger nicht gutgeheißen werden kann. Horatius hat bekanntlich nur ein einziges Mal sich etwas Aehnliches erlaubt (denn der Vers, welcher sonst noch angeführt zu werden pflegt, Od. IV, 8, 17, ist durch Bentley's und Peerlkamp's Kritik unrettbar als eine Fälschung dargethan) und an dieser einzigen Stelle, Od. II, 12, 25

> Dum flagrantia detorquet ad oscula
> Cervicem, —

ist gerade die, durch Vernachlässigung der Diärese bewirkte, starke Hervorhebung des de eine künstlerische Absichtlichkeit, durch welche die Scene an lebendiger Anschaulichkeit unendlich gewinnt und das sträubende Abwenden des Mädchens plastisch hervortritt. Wo keine solche Intention vorhanden ist, darf daher jenes Gesetz nicht verletzt werden. Schon Bentley sah dies (ad Od. IV, 8, 17. p. 266 sqq.), obschon seine Erklärung bei dem Aeußerlichen stehen bleibt, die Präposition könne darum von dem Worte, mit welchem sie zusammengehörig, getrennt worden, quippe quae non nativa ejus vocabuli pars sit, sed adventitia et externa. — Bei den folgenden Worten:

> Jenem (ist's Freude) wenn als Besitz er in dem Speicher birgt
> Was von Libyens Fruchttennen gekehret wird,

hätte Herr B. beachten sollen, daß, nach dem deutschen Sprachgebrauche wenigstens, dasjenige, „was von den Tennen gekehrt" d. h. gefegt (verritur) wird, nichts Anderes ist als Spreu, und wenn er nicht Peerlkamp folgen wollte, der eben deshalb diese Verse auch im Original für unächt hält, so hätte er wenigstens in der Uebersetzung das ausdrücken müssen, was die Interpreten, freilich ohne Beweis, in dem quicquid de Libycis verritur areis finden, die unbedenklich verrere durch tollere oder legere erklären, obschon kein römischer Dichter so geredet hat. Trabe Cypria „auf cyprischem Kiel" übersetzt Herr B. undeutsch durch: „auf Cyprus Gebälk," und nicht besser ist der Gebrauch von „gen" statt gegen in den Worten:

> Wann gen Icarus Fluth kämpfet der Afrikus.

Gänzlich beleidigt er aber alle deutsche Construction und Sprachgebrauch, wenn es weiterhin heißt:

> Auch sind, die den Pocal Massischen alten Weins,
> Die zu stehlen ein Theil von dem gemess'nen Tag
> Nicht ausschlagen, gelehnt jetzt in des Erdbeers Grün
> Jetzt wo leise der Quell heiligen Wassers rauscht.

Was die Construction anlangt, so zwingt uns der deutsche Sprachgenius, „sind" mit „gelehnt" zu verbinden, woraus ein Unsinn entsteht. Denn est qui, wie der Verf. so gut wie wir weiß, ist ἔστιν ὅς, mancher. Der Sprachgebrauch aber empört sich gegen „stehlen", wodurch demere keineswegs ausgedrückt ist, denn dies enthält keinen Tadel, wie das deutsche „stehlen" immer und überall, er empört sich gegen den „gemessenen Tag", dessen Bedeutung Niemand versteht. Ganz unrichtig aber ist es, wenn Herr B. stratus (hingestreckt der Länge lang, gelagert) durch „gelehnt" und sub arbuto d. i. unter dem Schatten, im Schatten des Erdbeerbaums, durch: „in des Erdbeers Grün übersetzt," denn „gelehnt in des Erdbeers Grün" („der Erdbeer" ist auch ungebräuchlich) kann etwa nur einer heißen, der auf dem Baume sitzend, sich zwischen die Zweige hingestreckt hat.

Diese Bemerkungen mögen gnügen, um einen Beleg von dem zu geben, was wir an Herrn B.'s Arbeit tadeln. Sein deutscher Horatius hat den Fehler, daß er an vielen Stellen noch kein deutscher, sondern ein lateinischer ist. Oder ist es deutsch reden, wenn es von Mäcen's Geliebter heißt:

> Wenn zum feurigen Kuß Jene den Nacken beugt,
> Oder dir ihn versagt, heuchelnder Sprödigkeit,

wie graziös und anmuthig ist da das Lateinische aut facili saevitia negat, und welch ein „Artschlag vor Amor's Stirn" ist dagegen der mit Elephantentritt einherstolpernde deutsch sein sollende Genitiv „heuchelnder Sprödigkeit". Solche „heuchelnde Sprödigkeit" ist es gerade, vor welcher sich ein Uebersetzer der Alten zu hüten hat. Eine Uebersetzung ist ein Portrait, und ein Portrait ist nur dann ein Kunstwerk, wenn es das Original nicht in Denner's Manier mit allen Flecken und Sommersprossen, Mälern und Warzen abschreibt, sondern die geistig bedeutenden Züge zu einem ausdrucksvollen Ganzen vereint, und das Wesentliche vom Unwesentlichen und Zufälligen sondert. Constructionen und Sprachwendungen in einem dichterischen Kunstwerke fremder Sprache sind gegen das Poetische des Inhalts und Gehalts das Zufällige für den Uebersetzer. Er hat sie der Muttersprache unterzuordnen, wenn er nicht statt eines geistig treu reproducirten Kunstwerks ein Nachbild liefern will, dessen Aehnlichkeit eine widerwärtige ist, eben wie man von gewissen Portraits gesagt hat, daß sie zum Erschrecken ähnlich sind.

Adolf Stahr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 16. 20. Januar. 1842.

Schelling's erste Vorlesung in Berlin. 15. November 1841. 22 S. Stuttgart und Tübingen 1841. J. G. Cottasche Buchhandlung.

Giebt Schelling uns auch in diesem neuen Bruchstücke noch nicht das schon längst verheißene System seiner zweiten Philosophie, so zeigt uns doch diese erste Vorlesung, da „die Umstände ihn nöthigen, von sich selbst zu reden" (S. 6), ein Bild seines Charakters, wie es von einer so historischen Gestalt auf dem Gebiete der Philosophie immer ein interessanter Beitrag zur Geschichte derselben sein muß. Bisher sind die Systeme der Philosophie, welche diese Wissenschaft einen Schritt vorwärts gebracht haben, erst edirt worden, bevor man davon gesprochen, ja überhaupt nur gewußt hat, ob sie denn wirklich diesen Schritt gethan; und nur aus dem Kampfe mit früheren und gleichzeitigen Systemen errang ein späteres das Diplom der Ebenbürtigkeit mit seinen vorangegangenen Ahnen. Jetzt tritt in Berlin ein „Mann" (S. 7) auf, der feierlich vor einer der glänzendsten Versammlungen erklärt: er sei längst „im Besitz — nicht einer nichts erklärenden, sondern einer, sehnlichst gewünschte, dringend verlangte wirkliche Aufschlüsse gewährenden, das menschliche Bewußtsein über seine gegenwärtigen Grenzen erweiternden Philosophie" (S. 6). Auf die sehr natürliche Frage, warum er denn diese so heilbringenden Ideeen nicht veröffentlicht habe, sobald er sie gefunden, erwiedert er: schon vor vierzig Jahren habe er „das Seinige für die Philosophie gethan, und, selbst vom Schauplatz zurückgezogen, es für geziemend erachtet, nun auch Andere frei gewähren und sich versuchen zu lassen." Könnte man aus diesem Geständnisse aber nicht schließen, daß eben, weil er das Seinige gethan, Andere nun unterdessen auch das Ihrige leisteten. Aber statt dies anzuerkennen, sieht er in den vierzig Jahren seines Schweigens die Philosophie nur Rückschritte machen: „Ich werde weniger bemüht sein zu zeigen, worin dieser oder jener, als worin wir Alle gefehlt, was uns Allen mangelt. Hat Einer mehr geirrt, so hat er mehr gewagt; hat er sich vom Ziele verlaufen, so hat er einen Weg verfolgt, den die Vorgänger ihm nicht verschlossen hatten" (S. 17). Die Entwicklung der Geschichte der Philosophie in den letzten vierzig Jahren hätte also, nach Schelling, nicht darin bestehen sollen, neue Durchbrüche höher wogender Ideeen zu begünstigen, sondern vielmehr alte Löcher zuzustopfen, um die menschliche Vernunft in um so engere Grenzen einzudeichen. Und dann, wenn Schelling, da er sich hier gewissermaßen zur vierzigjährigen Vorsehung für die Geschichte der Philosophie aufwirft, solcher Ueberschwemmungen neuer Ideeen gewärtig sein mußte, wie ist erst neuerdings „ihm unwidersprechlich klar geworden, jetzt sei die Zeit gekommen, das entscheidende Wort zu sprechen" (S. 6, 7)? Wird es nicht zu spät sein, nachdem er vierzig Jahre hindurch die Saat der Drachenzähne wachsen ließ, die daraus entsprossenen mannhaften Kämpfer mit schwacher Greisesl anze niederzuschmettern? Wie unverzeihlich erscheint dann sein Schweigen! Er hat das bannende Wort in der Tasche. Dennoch läßt er die deutsche Philosophie sich klafterlange „Wunden schlagen" (S. 18). Auch dazu schweigt er noch. Heißt dies nicht „schadenfroh die vorhandenen Schäden" eitern lassen, um dann sagen zu können: „Nicht aufreizen will ich, sondern versöhnen, wo möglich als ein Friedensbote treten in die so vielfach und nach allen Richtungen zerrissene Welt. Nicht zu zerstören bin ich da, sondern zu bauen, eine Burg zu gründen" u. s. w. Wir bestreiten es ihm nicht, wenn er ausruft: „Niemand kann sagen, daß ich ihm durch Eile zuvorgekommen" (S. 4); „ich habe mich nicht aufgeworfen zum Lehrer der Zeit" (S. 5). Vielmehr klagen wir ihn hiermit öffentlich an, daß er sich nicht beeilt und aufgeworfen, da er im Stande gewesen wäre, so viel Unheil zu verhüten!

Hören wir weiter auf die Entschuldigungsgründe seines Schweigens, so sind es vielmehr immer nur Entschuldigungsgründe für das jetzige Brechen des Schweigens, die theils als „unzweifelhafte" (S. 6), theils als „unabweisliche Pflicht" (S. 8) auftreten, theils als eine „ohne alles Zuthun mir gewordene Aufforderung" (S. 10), — oder wenn er sagt: „Ich habe diesen Beruf nicht mir selbst gegeben, er ist mir ohne mein Zuthun geworden; nun er mir geworden, darf ich ihn auch nicht verläugnen, noch gering achten" (S. 5). Auch kommt das Motiv vor: „einem König, wenn auch nur kurze Zeit, zu dienen" (S. 9). Ja auch einen jüngern Mann hätte er lieber an seiner Stelle gesehen, „denen zu helfen, die von ihm nichts wissen woll-

ten" (S. 8). Da aber solche „jüngere Talente" (S. 7) nicht recht reüssirten (ist hier etwa Stahl gemeint?), so „mußte er sehen, daß er selbst Hand anlegen müsse, wenn zu Stande kommen sollte, was er als das nothwendige Gebot der Zeit erkannte." Hätte er nicht gewußt, daß er „für dieses Werk eigentlich aufgespart worden," wahrlich er hätte nicht das Schicksal versuchen sollen, noch sich so dringend von seiner Zeit bitten und selbst von einem Könige auffordern lassen dürfen, seine Pflicht als Philosoph zu thun, — d. h. das neue System der Philosophie, das er besitzt, aufzustellen. Nun weile er wenigstens nicht länger damit; und wir werden sehen, ob er nach vierzig Jahren mit der Geschichte weiter geschritten ist, oder uns nur das alte Schauspiel eines überschrittenen Philosophen darbietet, der nur die Fortschritte seiner Nachfolger, und zwar, je mehr sie sich von ihm entfernen, für um so größere Rückschritte ansieht.

Wir wollen Schelling indessen sagen, was der einzige wahre Grund seines Schweigens, und auch der für uns triftigste ist. Weil er mit sich nicht einig ist, den genialen Wurf seines ersten Philosophirens vor vierzig Jahren nicht für fertig ansehen will (worin wir ihm vollkommen beistimmen), aber auch mit der Ergänzung desselben immer noch nicht im Reinen ist, — darum hat er bis jetzt geschwiegen und schweigt annoch. Hätte er sein System fertig, er rückte lieber heute als morgen damit hervor, da „die Anziehungskräfte von großer, fast unwiderstehlicher Gewalt" sind (S. 10). Kann denn überhaupt ein Philosoph sein System so lange bei sich behalten? Ist er im Besitze seiner Philosophie? Ist die Philosophie nicht vielmehr das den Menschen Besitzende? Wäre sie nicht aus allen Poren durchgebrochen und ausgeschwitzt, um sich der Welt mitzutheilen? Nein! Hätte Schelling die Philosophie, von der er schon so lange spricht, sicherlich er hätte sie bald auch nicht mehr allein; sondern auch wir hätten sie, oder sie hätte uns Alle. Denn der Geist ist absolut durchdringend und mittheilend, und läßt sich nicht unter den Scheffel setzen. *

Hiernach können wir alle solche Ausdrücke, wie „das Bewußtsein eines entschiedenen Berufs" (S. 5), oder „Ich habe die Ueberzeugung, durch meine Anwesenheit der Philosophie einen wesentlichen, ja einen größern Dienst zu leisten, als ich ihr je früher zu leisten im Stande gewesen" (S. 3), ferner „Nun soll man mit mir von vorn anfangen, und einsehen, daß doch etwas in mir gewesen, von dem man nicht wußte" (S. 7), auch „der Philosophie, die der Schutzgeist meines Lebens gewesen, will ich nicht fehlen" (S. 8), endlich „hier werde ich das Bedeutendste für die Philosophie thun" (S. 11), — wollen wir sie auch nicht als „eitles Selbstrühmen" (S. 6) und „voreilige Einbildung" (S. 7) ansehen, sondern von Schelling glauben, „daß es ihm um mehr, als um eine vorübergehende Meinung, als um einen flüchtigen, schnell zu erlangenden Ruhm zu thun ist," — dennoch immer nur für ganz unbewiesene Behauptungen und schwer zu realisirende Versprechungen halten, da wir zweifeln, daß, indem Schelling in der Philosophie schon das Seinige gethan, es auch in ihr opera supererogatoria gebe. Fängt sein vierzigjähriges System an zu rosten, so wolle er ja nicht durch eitles Aufputzen den edlen Rost des Alterthums abwischen. „Den letzten höchsten Lebensberuf" (S. 10) kann er nicht mehr „verfehlen" (S. 11), sondern nur wagen. Sein Lebensberuf ist schon „bis zum Ende erfüllt" (S. 17), — durch seine erste Philosophie; und wahrlich es ist genug, was er damit für die Nachwelt gethan. Glaubt Schelling aber über seine ursprüngliche Lehre hinausgehen zu müssen, weil dieselbe vom „Leben" verworfen worden sei (S. 11—13), so wäre es zunächst immer schon verwerflich, darum seine philosophischen Ueberzeugungen zu ändern; und die um des Lebens willen Solches thun, — sie haben ihren Lohn dahin. Ist denn aber ferner das Leben das Bestimmende für die Wissenschaft? Muß die Wissenschaft nicht dem Leben die Richtung geben? und die Idee endlich immer triumphiren? Nicht aber das Leben, sondern eine höher entwickelte Philosophie hat im Laufe von vier Decennien Schelling's Philosophie antiquirt. Und nun hoffe er nicht, den Strom wieder rückwärts zu zwängen, stellt er sich auch so, als sei seine zweite Philosophie nur das Complement und die Fortsetzung der ersten: „Wie sollte ich die Philosophie, die ich selbst früher begründet, die Erfindung meiner Jugend, aufgeben? Nicht eine andere Philosophie an ihre Stelle setzen, sondern eine neue, bis jetzt für unmöglich gehaltene Wissenschaft ihr hinzufügen, um sie dadurch auf ihren wahren Grundlagen wieder zu befestigen, ihr die Haltung wieder zu geben, die sie eben durch das Hinausgehen über ihre natürlichen Grenzen, — eben dadurch verloren hat, daß man etwas, das nur Bruchstück eines höhern Ganzen sein konnte, selbst zum Ganzen machen wollte, dies ist die Aufgabe und die Absicht" (S. 18, 19). Schlägt man aber die „Zeitschrift für speculative Physik" auf, so will Schelling hier keinesweges Eine Seite seines Systems, sondern das ganze darstellen: „Nachdem ich seit mehreren Jahren die Eine und selbe Philosophie, welche ich für die wahre erkenne, von zwei ganz verschiedenen Seiten als Natur- und als Transcendental-Philosophie darzustellen versucht habe, sehe ich mich nun, durch die gegenwärtige Lage der Wissenschaft getrieben, früher als ich selbst wollte, das System selbst, welches jenen verschiedenen Darstellungen bei mir zu Grunde gelegen, öffentlich aufzustellen, und was ich bis jetzt bloß für mich besaß" u. s. w. „Wer einsieht, wie viele Anstalten zu der vollständigen und evidenten Darlegung, die ich jetzt davon geben zu können überzeugt bin, erforderlich gewesen sind, wird es natür-

lich und nichts weniger als tadelnswerth finden, daß ich diese Anstalten wirklich erst gemacht" (Hft. II, St. 2, Vorerinnerung, S. III. IV). Man sieht, Schelling hat es immer so gemacht. Und dies vollständige System seiner Philosophie soll jetzt wieder nur Eine Seite, seine negative Philosophie sein; es wird also zu einem Bruchstücke herabgesetzt, wie es selbst die vorangehenden Darstellungen dazu herabsetzte. Um nun nicht, wenn man ihm seine zweite, positive Philosophie widerlegt haben sollte, wieder zu dem etwas abgenutzten Kunstgriff zu greifen zu brauchen, man habe nur ein Bruchstück, nicht seine ganze Philosophie widerlegt, so giebt Schelling die letzte Alles beschließende Totalität seines Systems lieber gar nicht, — sondern vorläufig nur eine erste Vorlesung.

Hört man dann in der Einleitung der mündlichen Vorträge, die am 22. December 1841 beschlossen wurde, solche Sätze, wie: „Die negative Philosophie geht vom Denken zum Sein, die positive Philosophie vom geradezu Sein zum Denken; die negative Philosophie sei nothwendiges Denken, die positive freies; in der negativen Philosophie beweise man die Existenz Gottes, in der positiven die Gottheit des Existirenden," so weiß man in Einem Athem nicht, ob man in den Kantischen Gegensatz von Sein und Begriff sich zurückversetzt sieht, oder in der positiven Philosophie einen so verschrieenen Pantheismus wittern soll, der sich aber doch nicht vom Kantischen Dualismus loszumachen weiß. Die am 3. Januar 1842 beginnende Darstellung der positiven Philosophie wird uns aber durchaus keine höheren Aufschlüsse liefern können, da es darin mit dem nothwendigen Denken aus sein soll, das freie also, was darin beginnen soll, da es nicht nothwendig sein will, nur ein willkürliches sein kann. Heißen aber die berliner Vorlesungen überhaupt: „Das Schweigen ganz und vollständig brechen" wollen (S. 6)? Durchaus nicht, sondern da Schelling auch in München vom akademischen Lehrstuhl nicht geschwiegen, so kann das Brechen des Schweigens sich doch nur darauf beziehen, daß er sich endlich vor dem größern philosophischen Publicum erklären werde. Macht Schelling nun noch immer keine Anstalt, sein System zum Drucke zu befördern, damit die Sache von dem Hörsaal vor das eigentliche competente Tribunal gezogen werde: so würden wir nicht umhin können, der Behauptung, die bereits über ihn ergangen ist: „Es sei mit ihm gar aus" (S. 6), allerdings auch unsererseits beizupflichten.

Sospiri. Blätter aus Venedig von F. Gustav Kühne. Braunschweig 1841. George Westermann.

Vorliegende Schrift gehört wohl nicht eigentlich vor das Forum von Jahrbüchern für Wissenschaft und Kunst. Wohl ist der Inhalt derselben vorzugsweise aus dem Gebiete der Kunst selbst entnommen, wohl durchzieht der Gedanke die ganze Darstellung, aber doch ist der Ton nicht wissenschaftlich oder die Durchführung methodisch, daß das Ganze in das Gebiet der ästhetischen Wissenschaft einzureihen wäre, und die Form ist andrerseits nicht aus künstlerisch-productiver Intention geflossen, daß das Werk sich den eigentlichen Werken der schönen Kunst anschlösse. Diese „Blätter aus Venedig" liegen in der fragmentarischen Form eines, die geistreichen Gedanken und Einfälle, die Betrachtungen und Anschauungen der Stunde und des Augenblicks in gewählter Weise darlegenden Tagebuches vor dem Leser.

Diese Art der Gedankenmittheilung, zu desultorisch für die Wissenschaft, zu reflectiv für die Kunst, ist weder für den Leser, noch für den Autor die gewinnreichste. Der Leser wird ruhelos von gegenwärtiger Anschauung zu abgezogenen Gedanken, von wirklichem Erlebniß zu reflectirter Pointe, vom historischen Bilde zur modernen Skizze, vom Trödel des Antiquars zur malcontenten Ironie des Laien — von Genuß zu Kritik, von Kritik zu Mißbehagen, von Mißbehagen zum Seufzer der Verzweiflung fortgezogen, daß sich in die erfreulichen Eindrücke fast eben so viel, wo nicht mehr quälerische mischen. Für den Autor aber selber ist dieser Abandon des betrachtenden und reflectirenden, aufnehmenden und abstoßenden, jubelnden und verzweifelnden Geistes am Ende nichts als das dolce far niente, das am Strande Perlen sucht und sie in das Meer wirft, um der kleinen Wellchen sich zu freuen; es ist ein Genuß, aber eine Verschwendung, ein Sammeln, aber Zerstreuen, ein Arbeiten ohne Gewinn, ein Rechenexempel ohne das Facit, das am Ende gezogen werden will, und so ist das Ganze zum Mindesten eine Sünde gegen den heiligen Geist schriftstellerischer Oekonomie, die Niemand vergeben soll.

Doch haben wir für diese Blätter aus Venedig eine kleine Ablaßbulle bei der Hand. Gerade für die Ausbeutung des Schauplatzes, in dem dieses Tagebuch lebt und seufzt, ist diese Darstellungsart eine gewissermaßen wahlverwandte zu nennen. Das Ruinenhafte der verfaulenden Lagunenstadt, die bereits sich selber zum Räthsel und Geheimniß mitten am hellen Tage geworden ist, dieses Venedig, das wie ein abgeschiedner Geist in das Leben der Gegenwart hereindämmert oder besser, wie eine Mumie hereinmodert, ist kein Vorwurf für eine harmonisch gerundete, künstlerisch durchsichtige Betrachtung. Das Fragmentarische und Abspringende der Darstellung ist wohl geeignet, uns in die Stimmung zu verhelfen, welche nothwendig ist zum Verständniß eines lebendigen deutschen Gemüthes, das sich über all den Wust und Trödel der Vergangenheit, all den Ruin und Schmuz, all die Verwesung des einst so blühenden Lebens windet, um der sterbenden Venetia das letzte Wort, das Räthsel ihrer Existenz noch abzulauschen.

So ist Hr. Kühne durch die Stadt gewandert, um mit feinem Gefühle und leisem Tacte nach den Athemzügen, welche dieses Leben erwärmten, nach den Seufzern, mit welchen dieses Leben verhaucht, unter Trümmern, Schmuz und Versunkenheit zu forschen. Was ihm Sonne und Mond, der frühe Morgen und die späte Nacht über die seltsame Stadt zugeflüstert hat, das giebt er in diesen Blättern wieder, die Klagelaute, die er vernommen in dumpfen Gefängnissen und aus berstenden Mauern, will er seine Leser mit- und nachempfinden lassen: — Sospiri — der Titel ist nicht so sehr gesucht, als es beim ersten Anblicke erscheinen muß. — Lieber freilich vernähmen wir statt nachklingender Sterbeseufzer die frische, volle

Stimme, mit welcher ein junges, hoffnungsfreudiges Volk seiner Zukunft entgegenjubelt, und dieser Stimme offnen Ausdruck, allgemeinen Widerhall zu geben, ist und bleibt das schönste Theil einer eben so jugendlichen als mannhaften Litteratur. Doch wollen wir dem auch an das Grab eines Volkes folgen, der an eine Völker-Auferstehung glaubt, und wir wollen uns eine Zurückversetzung in Vergangenes gefallen lassen, wenn es keine Flucht aus der Gegenwart, wohl aber eine Mahnung an die Zukunft zu sein die Bestimmung hat.

In dem ersten Theile dieser Blätter nun sucht der Herr Verf. durch die hieroglyphischen Trümmer einer großen Vergangenheit sich durchzuquälen, um in das seltsam Fremde, mehr an das Morgenland als an das Abendland Erinnernde dieses italienischen Byzanz einen Einblick zu gewinnen. Die Spuren vergangener Größe imponiren noch in den gegenwärtigen Fetzen, die Lumperei und der Müssiggang, der aus dunkelm Auge stolz und prahlend dem Fremden ins Angesicht schaut, muß geachtet werden gegenüber einem „deutschen Spießbürger," den man einmal „ruhmredig sein lasse zu Deutschlands Ehre, ohne diesem Erdklumpen erst noch den Prometheischen Funken dazu einzuhauchen oder ihm heimlich eine Springfeder ins Gehäuse setzen zu müssen, damit die feiste Natur elastisch werde." — Der Verf. schlüpft fort und fort in die engsten Schlupfwinkel republikanischer Tyrannei, in die Spelunken, welche im Dreieck erbaut nur durch die Mitte des Nestes dem armen Gefangenen einen halb aufrechten Gang möglich machten, in die „Brunnen," in welchen die engen Lagerstätten der Unglücklichen förmlich ins Wasser hineingestellt waren. Er seufzt vor der bekannten schauerlichen Brücke über die Völker, welche mit der Gottheit über die Schmach rechten möchten, welche sie sich gefallen ließen. Er geht den Schlichen nach und den geheimen Listen des alten, nur auf mercantile Klugheit sich basirenden, nur stumme Ruhe, starres Schweigen duldenden Handelsfreistaates, dessen Mark und Leben voll des blutigsten Despotismus war. Er findet „alle Poesie Venedigs, alle Mystik der Lebenstriebe" dieser dem prosaischen Handel fröhnenden und dem poetischen Meer sich verlobenden Republik in einer Art von „Bräutigamsgelüste nach dem fernen Orient, einer Eroberungslust, welche nicht mit der Faust nach den Schätzen greift, sondern still auf den Zehen schleicht und mit leisen Fingerspitzen den Inbegriff des Glückes berührt;" und daraus erklärt er sich „alle Absonderlichkeiten dieses Daseins, alle Schauer und Wonne dieser wundersamen Schöne," die sich nichts um Kaiser und Papst, nichts um die festen Begriffe kümmert, die dem festen Lande gehören und von allen Heiligen, selbst der Heiligsten nichts wollte, weil sie ihren Sanct Marcus hatte, weil sie nur an diesen, d. h. an sich selber glaubte. „Siamo Veneziani, poi Christiani!" blieb der Wahlspruch der Republik. — — — „Armes Deutschland! du suchtest immer erst nach dem Himmel und verlorst darüber deine Wirklichkeit!"

Dem Hrn. Verf., dem eine warme poetische Ader die sich quälende Reflexion durchdringt, ist es nicht mit einem bloßen Touristengang um die sieben Sachen herum gethan: „was mir im Leben von Außen entgegentritt, bleibt mir fremd, bis ich mich an seine Stelle setze, sein Dasein in meine Natur aufnehme, seine Leiden und Freuden theile." So sucht er in die „Seele" der ungeheuerlichen Marcuskirche einzudringen und macht durch die übrigen Kirchen, welche Venedig, wie seine Privatwohnungen, im maurischen, germanischen, classisch-antiken, Renaissance- und Perücken-Styl baute, zahlreich zwar, aber nie als Luxus, nie mit Leidenschaft wie Rom oder Florenz baute, die Runde. „Das seltsame Durcheinander all dieser Style macht Venedig zu dem, was es ist. Was es war vielmehr, denn Ruine ist Alles, nicht Schutthaufen, o nein, nicht mit Kanonenkugeln in Asche gelegt, daß es da läge als ein groß und entschieden untergegangenes Leben, das sich als Held in den Tod gestürzt, nachdem sein Dasein nicht mehr ehrenwerth. Keine Leidenschaft hat es verwüstet, keine Barbarei zerstört; ein jahrhundertlanges Siechthum hat es hingestreckt, ein milder tückisch-lauernder Friede hat es entnervt, ein heimlicher Wurm alle seine Blüthen von Innen heraus zernagt. Nicht ein Todtenacker, wo das Leben abgethan ist für diese Welt, das Krankenlager, dieser Schauplatz immerwährenden Sterbens ist entsetzlich."

An was diese Blätter bisher nur hie und da im Vorüberfluge gestreift, auf das gehen sie nun weiterhin entschiedener ein: auf die venetianische Maler-Schule. Mit geübtem Auge und sinnigem Geiste führt er sie in ihren Werken und Meistern vor den Leser. Bild und Leben, Charakter und Wirken der Bellini, des Giorgione, Pordenone, Veronese, Tintoretto, Bassano, und vor Allen Tizian's des Großen bringt er in stetige Beziehung zu Zeit und Boden, aus dem sie erwachsen. Die Darstellung ist hier eindringlich und lebendig, zum Theil in Form und Gedanken meisterlich, hie und da aber auch zu reflectirt für unbefangenes und heiteres Genießen und Genießenlassen. Bekennt er das doch selber in Worten, welche wesentlich sind zur Charakterisirung dieses Schriftstellers, dem es gelang, mit eigenthümlichem Tacte sein Segel durch alle modernsten Litteraturwellen flott hindurchzusteuern, dessen Wesen übrigens entschieden mehr der Reflexion als der freien Production angehört. „Und wie ich so mit all meinem Denken an dem Bilde zu Schanden ward (heißt es S. 105), da fühlte ich, wie sehr es mir zum vollen Dasein an Harmonie gebricht, um die Seligkeit eines schon hienieden unsterblichen Lebens zu empfinden. Diese Seligkeit bezeichnet den ächten Dichtergeist, er mag den Pinsel führen, auf den Gesang der Sphären lauschen, oder ein Johannes auf dem Fittig des Adlers schweben. Bin ich zu sehr ein quälerischer Geist, um an Seligkeit Theil zu haben?"

Den Schluß des Büchleins machen geistreiche eindringliche Ausführungen über den endlichen selbstbereiteten Fall und Untergang der Republik Venedig durch die französische Republik. „Nur die Volkskraft, der begeisterte Wille der Masse kann in großer Bedrängniß den Staat retten; wer die öffentliche Stimme so knechtet, daß sie die Spannkraft verliert, erlahmt und in Zeiten der Noth der freiwilligen Aeußerung entwöhnt ist, muß als Staatsverräther bezeichnet werden, er sei Fürst, er sei Minister, er sei Lehrer des Volks. Hier auf den Trümmern Venedigs, unter den Ueberbleibseln so alter Pracht und Herrlichkeit möcht' ich blutig weinen über mein eigen Land, mein eignes Jahrhundert, möchte die Bildsäulen des Ruhms so lang mit beiden Händen pressen, bis sie, umgekehrt wie Niobe, aus Stein wieder zu Thränen würden, mein Wort bezeugten!" — (S. 218.) —

Dr. Heinrich Lenz.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 17. **21. Januar.** **1842.**

Beleuchtung der in den theologischen Studien und Kritiken (Jahrgang 1842. I. Heft) enthaltenen Recension meiner Schrift: „das Wesen des Christenthums."

Die in Hamburg erscheinenden theologischen Studien und Kritiken, Jahrgang 1842. I. Heft, enthalten eine vom Standpunkt der Theologie verfaßte, J. Müller unterzeichnete Recension meiner Schrift: „das Wesen des Christenthums." Die Vorwürfe des Recensenten sind folgende *):

In Betreff meiner Einleitung beschuldigt mich der Recensent einer „Subjectivitätsphilosophie, der kein Object gegeben sei." „Auch die sinnlichen Gegenstände sind, sage ich, weil und wiefern sie dem Menschen Gegenstand sind, Offenbarungen des menschlichen Wesens;" aber er bedarf, schließt daraus der Rec., „der illusorischen Vorstellung eines Objects, um an dem Gegenstand sich seiner selbst bewußt zu werden." Keine grundlosere Beschuldigung als diese! Daraus, daß die Gegenstände, weil und wiefern sie der Mensch erkennt, Spiegel seines Wesens sind, folgt nicht im Geringsten die Irrealität der Gegenstände oder die bloße Subjectivität der Erkenntniß. Nur ein Beispiel, um die Sache kurz abzumachen. Cajus ist ein Mineraloge; wer nicht weiß, daß Cajus ein leidenschaftlicher Mineraloge ist, weiß nicht, was er ist — ist mit Leib und Seele. Daß sich aber der Mensch selbst für den todten Stein interessiren, ja begeistern kann, dies drückt eine wesentliche Bestimmung der menschlichen Natur aus, so daß der Mensch sich selbst und zwar hier als ein mineralogisches Wesen erkennt, indem er die Steine erkennt. Aber folgt hieraus, daß die Mineralogie nur eine illusorische Vorstellung des Menschen ist?

Uebrigens ist meine Einleitung nur aufzufassen und zu würdigen in Beziehung auf das eigentliche Thema der Schrift, auf die Religion, wo sich der Mensch nicht zu Dingen außer ihm, sondern zu seinem Wesen verhält. Sie ist nur entsprungen aus der Analyse der Religion, und erst gemacht worden, nachdem die Schrift schon im Wesentlichen fertig war, und nur gemacht, um der wissenschaftlichen Formalität, die das Allgemeine dem Besondern vorausschickt, Gnüge zu leisten. Wenn daher der Rec. von dem allgemeinen Satze in der Einleitung: „Bei den sinnlichen Gegenständen ist Bewußtsein und Selbstbewußtsein wohl zu unterscheiden, aber bei dem religiösen Gegenstande fallen

---

*) An und für sich ist die Recension einer Erwiedrung unwürdig, denn nur im Alles verwirrenden und entstellenden Traume hat der Rec. meine Schrift gelesen; nur im Traume sie recensirt. Aber gleichwohl hat derselbe sie so gelesen, so aufgefaßt, so beurtheilt, so widerlegt, wie sie jeder Theologe als Theologe lesen, auffassen, beurtheilen und widerlegen wird und muß; der Theologe — natürlich als Theolog, nicht als Mensch — kann und darf aus heiliger Verpflichtung mir, der ich nicht als Theolog, sondern als denkender Mensch über die Mysterien der Theologie schreibe, nicht Recht geben. Er muß vielmehr die sonnenklarste Evidenz für rabenschwarze Nacht, den schlagendsten Beweis für unbegründete Voraussetzung, die einfachste Wahrheit für dialektische Spiegelfechterei, die unvermeidliche Nothwendigkeit der Natur der Sache für ein willkürliches Hirngespinst ansehen und erklären. Er muß über die wesentlichen Dinge so oberflächlich und „leicht wie eine Wasserspinne" hinweggehen, in den unwesentlichen Dingen aber sich aufhalten und mir hier aus theologischer Eitelkeit den impertinenten Vorwurf der „Unwissenheit" machen, um sich und sein Publicum mit der Täuschung zu trösten: weil im Unwesentlichen, so sei natürlich auch im Wesentlichen meine Schrift nichts. Er muß, jedoch mit christlicher Liebe und Demuth, also auf schlangenkluge Weise der Schrift immoralische Tendenzen und Consequenzen substituiren; er muß besonders die Stellen, wo im Gegensatz zu den hohlen Illusionen des Supranaturalismus der Materie, der Natur, der Sinnlichkeit das Wort geredet wird, hervorheben, und, weil er selbst nichts im Kopfe hat als biblische Bilder und Vorstellungen, zu verstehen geben, daß ich nach dem Vorangang des Apostels Paulus, welcher συνεκδοχικῶς das Praeputium des Menschen für den ganzen Menschen setzt, den ganzen Menschen in das cavum abdominis, in die Bauchhöhle einschließe, Alles aber, was darüber hinausgeht, wie die Lunge, das Herz, den Kopf, die Augen und Ohren nicht mehr zur Natur und Sinnlichkeit, sondern bereits zu den hohlen Illusionen des Supranaturalismus zähle. Er muß aus theologischer Verkehrtheit selbst die formellen Eigenschaften der Schrift als Irrlichter — im empörten Wahrheitsgefühle „Blasphemie", in der Geistesfreiheit „Frivolität," im rücksichtslosen Affect „Schlauheit", im unwillkürlichen Style „kluge Manier", im Enthusiasmus des naturwissenschaftlichen Wissenstriebes die „entfesselte Lust" des Geschlechtstriebes erblicken. Kurz er muß es, wenigstens der Hauptsache nach, gerade so machen, wie es der Rec. gemacht hat. Ich betrachte daher seine Recension als die Recension nicht eines theologischen Individuums, sondern der Theologie. Dieser Gesichtspunkt nur bestimmte mich zu einer Erwiedrung, die ich übrigens so kurz und schnell als möglich abfertigte.

sie zusammen", behauptet, er habe „nicht die Dignität eines Resultates", sondern die eines „vermeintlichen Axioms" oder vielmehr einer „unbewiesenen *Voraussetzung*", so verdankt offenbar diese komische Behauptung ihren Ursprung nur der scharfsinnigen Beobachtung, daß auf dem Papier jener Satz *voraus*gesetzt ist. Hätte ich ihn am Schlusse meiner Schrift ausgesprochen, so würde er ihm sicherlich nicht die Dignität eines positiven Resultates verweigert haben, gleichwie er jetzt in dem biblischen Edite, bibite, weil ich damit meine Schrift schließe, das positive Resultat derselben erblickt.

Als ein Beispiel von den „*unzähligen Uebertreibungen*", deren ich mich schuldig mache, führt der Rec. den Satz aus der Einleitung an: „Die Religion weiß nichts von Anthropomorphismen; die Anthropomorphismen sind ihr keine Anthropomorphismen," und bemerkt dagegen: „also wenn Christus die Erde den Schemel der Füße Gottes nennt, meint der Verf. wirklich, daß Christus und die Apostel Gott als eine menschliche Gestalt vorstellten?" Der Rec. hat nichts in seinem Kopfe und Herzen, als seine liebe, heilige Theologie, und nun glaubt er natürlich auch von mir, daß ich gleichfalls nichts weiter, nur in einem entgegengesetzten Sinne, im Kopfe und auf dem Korn habe, als die liebe, heilige Theologie. Aber ich muß dem Rec. gleich von vornherein erklären, daß die Tendenz meiner Schrift eine *höhere*, eine *allgemeine*, *philosophische* ist. Polemische Beziehung auf die niedrigen Vorstellungen der Theologie war unvermeidlich, aber nur Nebensache. So dachte ich denn auch wirklich bei dieser „Uebertreibung" an die abstracten Theisten, an die Pantheisten, an *die* Philosophen, welche nicht nur Liebe, Güte, Gerechtigkeit, sondern sogar Selbstbewußtsein, Persönlichkeit, Wille, Verstand als menschliche Eigenschaften von Gott negiren. Wo aber einmal Selbstbewußtsein und Persönlichkeit auf dem Spiele stehen, wahrlich! da denkt man nicht mehr an die *anatomischen Extremitäten* des Menschen, an die Hände und Füße. Hände und Füße kann der Mensch verlieren, ohne aufzuhören, Anthropos zu sein. Was der Rec. daher Uebertreibung nennt, das ist nichts Andres, als die *unendliche Erhabenheit des philosophischen Standpunktes* über den *Standpunkt der Theologie*, welcher sich nicht einmal *über den Schemel der Füße Gottes erhebt*.

Ueber den Satz der Einleitung, daß „je *menschlicher* Gott im *Wesen* sei, um so größer die *scheinbare Differenz* zwischen Gott und Mensch sei", macht der Rec. die theologische Exclamation: „O wie unsäglich schlau und raffinirt ist doch die Religion." Dies ist eine Entstellung. Die Religion beruht auf der unwillkürlichen Selbstentäußerung, Selbstanschauung des menschlichen Wesens. *Unsäglich schlau und raffinirt ist nur die Theologie*. Und gegen den Satz. „Je mehr das Sinnliche negirt wird (am Menschen), desto sinnlicher ist der Gott, dem das Sinnliche geopfert wird," macht er die spitzige Bemerkung: „der Verf. hätte nur auch nachweisen sollen, wie sein oben aufgefundnes Gesetz sich auch nach der entgegengesetzten Seite an den sinnlich genießenden Heiden bewahrheite, deren religiöse Vorstellungen hiernach ohne Zweifel höchst spirituell und idealistisch sein werden." Vollkommen bewährt es sich auch hier. Erst seitdem sich die Menschen über die Beschränktheit der christlichen Askese zur Freiheit eines vernünftigen Lebensgenusses erhoben, haben sie sich auch über die *religiösen Sinnlichkeiten* der älteren und ersten Christen, wie z. B. über die Vorstellungen eines vom Himmel herab- und wieder hinaufsteigenden Gottes, über die Vorstellung einer *fleischlichen* Auferstehung und Unsterblichkeit zu idealistischen Vorstellungen erhoben. Der *vernünftige Realismus im Leben* wird zu einem *vernünftigen Idealismus im Geiste*, wie umgekehrt ein unvernünftiger Idealismus, richtiger *Spiritualismus im Leben* zu einem unvernünftigen Realismus, richtiger *Materialismus* im Geiste wird. S. 251 greift der Rec. diesen Satz nochmals auf und will mich hier des Widerspruchs zeihen, daß, nach meiner Ansicht, welcher zufolge die Negation des Sinnlichen in ungleich höherm Maße dem Christenthum wesentlich sei, als dem Hebraismus, die neutestamentlichen Vorstellungen von Gott viel sinnlicher sein müßten, als die alttestamentlichen. Wahrscheinlich hat hier wieder der Rec. die *anatomischen Extremitäten* der Menschheit im Sinne. Aber ist denn nicht der neutestamentliche Gott, im Unterschiede vom Jehovah des A. T., *Vater* und *Sohn* in sich? Concentrirt sich aber nicht in diesem Verhältniß eine Fülle der intensivsten sinnlichen Gefühle und Vorstellungen? Ist Christus, der *eins* mit dem Vater, nicht eine *menschliche Gestalt*? und zwar *dieselbe*, nur jetzt verklärte Gestalt im Schooße der Trinität im Himmel, die er hier auf Erden war? Ist nicht Christus, der reelle, weil herzliche, fühlbare Gott des Christenthums, ein Wesen, das einst selbst den verklärten Augen des Körpers Gegenstand sein wird? Quod *oculis corporis* Christum visuri simus, dubio caret. J. Fr. Buddeus Comp. Inst. Th. Dogm. l. II. c. III. §. 10. (S. auch Döderlein Inst. Theol. chr. l. II. p. II. c. II. s. II. obs. 3.) Ist ferner die Liebe des Vaters zu den Menschen, um deren willen er selbst des eignen eingebornen Sohnes nicht schonet, keine sinnliche Vorstellung?

S. 190 wundert sich der Rec., den Geheimnissen der und zwar hier speculativen Theologie das Geheimniß der Natur angereiht zu treffen und fragt: „Soll denn das Christenthum Alles, was die Speculation und Theosophie in seinem äußern Geschichtsgebiet erzeugt hat, zu vertreten haben? Dann gäbe es, um es der verderblichsten Tendenz oder doch des entsetz-

lichsten Widerspruchs mit sich selbst zu überführen, ja gar kein einfacheres Mittel, als daß ihm der Verf., der doch auch die Wohlthat der Bildung (wahrscheinlich die Wohlthat? des christlichen Religionsunterrichtes) in jenem Gebiete genossen hat, seine eigne philosophische Lehre aufbürdete." Aber habe ich denn dem Christenthum das Geheimniß der Natur in Gott aufgebürdet? Oder mache ich ihm daraus einen Vorwurf, daß es im Logos die göttliche Kraft des Wortes, in Christus die göttliche Kraft des Herzens bewahrheitet hat? Was indeß die in dieser Schrift niedergelegten Ansichten betrifft, so muß ich allerdings gestehen, daß ich sie dem Christenthum verdanke, denn ich habe sie nur durch die unbestochne Analyse seines Inhalts gefunden, selbst die am Schlusse ausgesprochne Ansicht. Ich für mich wäre wahrlich nie darauf gefallen, Essen und Trinken für religiöse Acte zu erklären. Nur die Analyse des Christenthums, welches sich seines Gottes auch vermittelst der organischen Functionen des Essens und Trinkens bemächtigt, brachte mich auf diesen Satz. „Dis," sagt Luther, „ist in Summa unsre Meinung, daß wahrhaftig in und mit dem Brod der Leib Christi geessen wird, also daß alles, was das Brot würcket und leidet, der Leib Christi leide und würcke, daß er ausgetheilt, geessen und mit den Zähnen zerbißen werde propter unionem sacramentalem." (Planck's Gesch. der Entst. des protest. Lehrbeg. VIII. B. S. 369.) Wie leicht ist es nun aber hieraus zu schließen, daß dem Essen und Trinken eine religiöse Bedeutung zukommt, wenn sich der Mensch vermittelst dieser Acte des religiösen Gegenstandes versichert und bemächtigt! Die am Schlusse ausgesprochnen Ansichten, die mir der Verf. als meine eignen positiven anrechnet, gehören mir daher eben so wenig oder eben so viel an, wie die im ersten Theile ausgesprochnen, eigentlich positiven Ansichten, wie z. B. Leiden für Andere ist göttlich.

S. 200 ruft der Rec. aus: „was sollen wir nun sagen zu dieser Procedur, wodurch der Gesammtinhalt der christlichen Religion in das Erzeugniß begehrlicher, anmaßender Subjectivität rc. aufgelöst werden soll?" Was ihr dazu sagt, das ist mir ganz einerlei. Zeigt und beweist mir, daß das Wunder nicht ein realisirter supranaturalistischer Wunsch, die Auferstehung nicht der realisirte Wunsch unmittelbarer Gewißheit von der individuellen Fortdauer nach dem Tode, die Allmacht der Güte nicht die Allmacht des Gemüths, der christliche Himmel nicht der realisirte Wunsch des Menschen nach unbeschränkter unaufhörlicher Glückseligkeit ist.

S. 201 „protestirt der Rec. dagegen, daß das Christenthum verantwortlich gemacht werde für die Verehrung einer Mutter Gottes — die nach dem Verf. S. 83 eben so wesentlich zur christlichen Religion gehört, wie der Glaube an den Sohn Gottes und den Gott Vater — oder für die Rede von einem Leiden und Sterben Gottes." Auch bei den Protestanten heißt Maria die hochgelobte Jungfrau, die „wahrhaftig Gottes Mutter und gleichwohl eine Jungfrau blieben ist" „alles höchsten lobes wert" Apol. der Augsb. Conf. Art. 9. Die Vorstellung von einem Gott Vater, einem Sohne Gottes führt nothwendig auf die Mutter Gottes. Wenn aber gar der Rec. die Rede von einem Leiden und Sterben Gottes verwirft als eine unchristliche, so verläugnet er die tiefste Wahrheit des christlich religiösen Gemüthes und Affectes. Nur wenn das Leiden Christi als ein wirkliches Leiden Gottes vorgestellt wird, ist die Incarnation, ist die Liebe Gottes, der Grund der Incarnation, keine Phrase, keine Illusion. Freilich, was das Gemüth, was der Affect bejaht und bestätigt, das läugnet wieder die Verstandeslist der Dogmatik.

S. 202 „macht der Rec. mir den Vorwurf, daß ich es mir sehr bequem," sollte heißen sehr sauer gemacht habe, „wenn ich die frommen Wünsche und Bedürfnisse die christlichen Vorstellungen von einem liebenden Gotte, einer Trinität selbst erzeugen lasse." Aber gerade diese, natürlich unwillkürliche Genesis ist der wohlbegründetste und eigentlich philosophische Centralpunkt meiner Schrift. Allgewaltig ist das Bedürfniß, wenn es einmal ein wahres Bedürfniß geworden. Ist es aber einmal ein wahres, inniges, den Menschen mit sich fortreißendes Bedürfniß geworden, so sind eben damit auch die Hemmungen, Zweifel und Schranken verschwunden, die seiner Befriedigung im Wege standen. Darum wende ich den Ausspruch der gemeinen Noth: „Noth bricht Eisen", an einer Stelle auch auf die Gemüthsnoth an. Was einmal zum Bedürfniß, das ist mir zur Nothwendigkeit geworden. Und was den Charakter der Nothwendigkeit, das hat für mich den Charakter der Objectivität. Nur die Vorstellung, nur das Gefühl der Nothwendigkeit giebt mir die Vorstellung, giebt mir das Gefühl einer Materie, einer Objectivität. S. hierüber des Verf. Leibnitz §. 8. Bei inneren Gegenständen aber fällt die Vorstellung und das Bedürfniß zusammen. Entsteht in mir das Bedürfniß, so entsteht auch zugleich in mir die Vorstellung der Sache. Aber die Vorstellung, die aus einem Bedürfniß, aus innerer Gemüthsnothwendigkeit entspringt, ist eben deswegen eine wesenhafte, nothwendige und als eine solche die Vorstellung eines nothwendigen Wesens. Weil sie eine gewaltsame Vorstellung, eine Vorstellung des Bedürfnisses ist, verliert sie den Charakter einer idealen Vorstellung, wird sie eine materielle, d. h. eben eine unfreie oder besser unfreiwillige Vorstellung, eine Vorstellung, die nicht ich, sondern die mich beherrscht. Zu dieser Macht des Bedürfnisses

gesellt sich aber noch eine andere souveräne Macht, die Macht der Zeit, deren Herrschaft auch das Herz oder Gemüth unterthan ist. Bestimmte Bedürfnisse entstehen und befriedigen sich nur zu bestimmten Zeiten. Und die Zeit der Befriedigung ist erschienen, wo eben ein Bedürfniß nicht mehr den Charakter eines subjectiven, darum unberechtigten Wunsches hat, sondern unter der Gunst oder Mißgunst äußerer historischer Verhältnisse und Bedingungen mit der Gewalt, d. h. dem absoluten Rechte der Nothwendigkeit auftritt. Das Bedürfniß ist die höchste, die souveräne Macht — das Schicksal der Geschichte. Und noch mehr: das Bedürfniß einer Zeit ist die Religion dieser Zeit — der Gegenstand dieses Bedürfnisses ihr höchstes Wesen, ihr Gott. Nur im Bedürfniß wurzelt die Religion. Was du bedarfst, aus innerstem Grunde bedarfst — das allein, sonst nichts ist dein Gott. So ist auch die christliche Religion aus Bedürfnissen und zwar Herzens-, aber zugleich auch Vernunftbedürfnissen entsprungen, denn was der Mensch als etwas Nothwendiges empfindet, erkennt er auch als etwas Vernünftiges. Wo der Mensch mit dem Verstande oder der Vernunft verneint, was er mit dem Herzen bejaht, da ist Etwas kein wahres, kein objectives Bedürfniß mehr. Aber es ist anmaßend, die Bedürfnisse des Herzens, aus denen die christlichen Vorstellungen der Trinität, des Himmels, des persönlichen Gottes entsprungen, von der Geschichte abzusondern, sie als unzeitliche, übergeschichtliche Bedürfnisse hinzustellen, d. h. das christliche Gemüth zu dem universalen, schlechthin absoluten Wesen zu machen, dem alle Zeiten und Menschen ohne Unterschied unterthan sein sollen. Auch die Bedürfnisse des Gemüths gehorsamen, wie gesagt, der Macht der Zeit. Wie viele Vorstellungen, welche den frühern Christen Gemüthsbedürfnisse waren, sind es den heutigen nicht mehr! Ach wie viele! Mit Wohlbedacht und ohne mir zu widersprechen, wie mein oberflächlicher, incompetenter Rec. meint, brauche ich daher in meiner Schrift die Worte: Gemüth und Herz. Wo es nicht nothwendig ist, sie zu unterscheiden, unterscheide ich sie auch nicht; außerdem ist mir das Herz das universale Gemüth, das Gemüth das christliche Herz — das Herz, das lediglich in den Inhalt des Christenthums das Wesen, das absolute Wesen des Herzens setzt. Das Herz ist mir das „weltoffne" Gemüth, das Gemüth, das sich nicht gegen die Macht der Zeit und Vernunft, d. i. die Macht der Wahrheit sträubt; das Gemüth aber das Herz, das sich von dem Schicksal der Welt absondert, das sich verschließt vor der Macht der Natur und Geschichte, das besondere, historische Bedürfnisse zu absoluten, über alle Zeit erhabenen Bedürfnissen macht. Das Christenthum, sage ich, ist entsprungen aus dem Herzen, inwiefern es aus dem göttlichen Triebe der Wohlthätigkeit im höchsten Sinne entsprungen, inwiefern es das Leiden für Andere als das höchste Gebot ausgesprochen; aber weil auch das Christenthum unter historischen Bedingungen und Vorstellungen entsprungen, so hat es diese allgemeine Wahrheit an gewisse historische und zwar supranaturalistische Vorstellungen geknüpft und dadurch die Sache des Herzens zu einer Sache des Gemüthes gemacht. Wenn ich daher S. 62 das Positive des Christenthums, welches lediglich die Liebe des Menschen zum Menschen ist, aus dem Herzen ableite, dagegen S. 386—389, nachdem ich das Herz näher bestimmt, unterschieden habe in Herz und Gemüth, dem Christenthum als dem durch die Differenz des christlichen Glaubensbekenntnisses beschränkten Herzen das Gemüth, dem Heidenthum, überhaupt der Philosophie das Herz vindicire, so ist das kein Widerspruch, höchstens nur in den Augen eines befangenen theologischen Recensenten, der ex officio auch die sonnenklarste Wahrheit läugnen muß. Denn nicht das christliche Gemüth, sondern das Herz hat sich über die Differenz von Christenthum und Heidenthum erhoben, die Schranken niedergerissen, welche die Glaubensbornirtheit zwischen der christlichen und heidnischen Menschheit befestigt hatte. Das Herz ist, wie gesagt, das universale Gemüth, und aus diesem allgemeinen Gemüthe kam das Allgemeine, das Positive des Christenthums, die Liebe des Menschen zum Menschen; denn auch die Heiden hatten schon theilweise als Philosophen die Idee und Gesinnung der allgemeinen Menschenliebe. Nun wieder zu unserm Rec. zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 18. 22. Januar. 1842.

Beleuchtung der in den theologischen Studien und Kritiken (Jahrgang 1842. I. Heft) enthaltenen Recension meiner Schrift: „das Wesen des Christenthums."

(Fortsetzung.)

S. 202 ruft er ächt theologisch aus: „Warum folgt ihr nicht einer Stimme des Herzens, die nicht schweigen will noch kann? Soll das Christenthum seine objective Wahrheit dadurch bewähren, daß es dem Bedürfniß des Herzens nicht entspricht?" Nein! nur mache man nicht die Herzensbedürfnisse einer vergangenen Zeit zu ewigen Bedürfnissen! Nur bürde man nicht die Bedürfnisse des himmlischen, supranaturalistischen Gemüthes dem durch Philosophie und Naturanschauung gebildeten und gezüchtigten Herzen als Gesetze auf! Nur anerkenne man die Verschiedenheit und Veränderlichkeit des menschlichen Herzens im Laufe der Weltgeschichte und bedenke also, daß, was das Herz einer frühern Zeit aufs Höchste entzückte, das Herz einer spätern Zeit aufs Tiefste empört und indignirt. „Die meisten Empfindungen, sagt Napoleon (Las Cases), sind Ueberlieferungen; wir erfahren sie, weil sie vor uns da waren." Sehr wahr; und so manche Empfindungen und Bedürfnisse des Gemüths sind Luxusartikel. Auch das Gemüth hat seinen Luxus. Der Rec. fährt fort: „So sehen wir, wie hier der Angriff auf das Christenthum wider seinen Willen (wider seinen Willen? o wie blind ist doch der Theologe!) in eine Apologie desselben umschlägt." „Was über die Correspondenz zwischen Christenthum und Gemüth gelehrt wird, darunter finden wir Vieles (wie gnädig!) ganz richtig, Einiges sogar (natürlich nur Einiges, nicht z. B. die Deduction der Mutter Gottes, welche der Rec. von seinem Standpunkt aus ex officio schon perhorresciren muß) schön entwickelt und mit einer seltsamen(?) unwillkürlichen Begeisterung vorgetragen, die von der geheimen Macht zeugt, die der fremd gewordne Gegenstand wenigstens noch über die Phantasie des Verf. ausübt" (S. 203). Ueber die Phantasie? O ich bin nicht so schwach, daß ich mich durch eine geheime auf die Phantasie wirkende Macht übertölpeln lasse. Meine Begeisterung ist überall eine unwillkürliche, aber eine bewußte, vom Verstande überwachte. Ich bestimme keinen Gegenstand willkürlich durch vorausgefaßte Begriffe und Vorstellungen; ich lasse mich von ihm bestimmen: patior. Wie er ist, so stimmt er mich — das Positive stimmt und macht mich positiv, das Negative negativ. Ist der letzte Satz meiner Analyse frivol, so erkenne man daher auch ihn an als den adäquaten Ausdruck einer gegenständlichen Frivolität. Der Vorwurf der Frivolität, der Blasphemie, des Atheismus ist mir übrigens aus dem Munde eines beschränkten Theologen ein absolut gleichgiltiger. Man lese, was schon P. Bayle hierüber gesagt, S. 160 meiner Schrift über P. B. Ich bin nichts weniger als ein nicht unterscheidender, unkritischer, fanatischer Gegner der Religion. Ich scheide nur das Wahre vom Falschen — eine Scheidung, die freilich der Theolog qua Theologus nicht vertragen, nicht acceptiren kann, denn er goutirt nur die Wahrheit, wenn ihr eine tüchtige Dosis von Falschheit beigemengt ist. Insbesondre unterscheide ich zwei Elemente im Christenthum — ein universelles, welches die Liebe, und ein egoistisches, welches der Glaube ist, weil im Unterschiede von der Liebe sein Gegenstand nichts Anderes ist, als das abgezogene Wesen des menschlichen Selbstes.

„Aber hat denn nicht, ruft der Rec. aus (S. 204), der Verf. gezeigt, daß alle diese Bedürfnisse selbstischer Natur sind, daß die Religion . . . . ganz auf dem Egoismus des Gemüths ruht?" Wo hat er denn das gezeigt? Ist denn das Bedürfniß, von sich zu abstrahiren und vermittelst des Denkens zum Begriffe der reinen Intelligenz sich zu erheben, ein Bedürfniß, welches sich im Begriffe des von allen endlichen und anthropomorphistischen Bestimmungen gereinigten Urwesens vergegenständlicht und befriedigt, auch ein Bedürfniß selbstischer Natur? Oder das Bedürfniß, der göttlichen Realität des Wortes, der Phantasie, des Willens sich bewußt zu werden? Oder gar das Bedürfniß, die für Andere lebende und sterbende Liebe als das höchste Wesen zu bekennen? Oder ist es vielleicht überhaupt gar Egoismus, wenn nur der Mensch den Menschen liebt, den Menschen zum höchsten Gegenstande seiner Liebe und Thätigkeit macht? Allerdings, wenigstens in dem Wahne des unverfälschten orthodoxen Glaubens, der aus Furcht vor dem Zorne eines selbstischen eifersüchtigen Gottes, d. h. aus Furcht vor dem Gespenst seines eignen Selbstes sich nicht

den Menschen um des Menschen willen zu lieben getraut. Diesen starken Glauben scheint auch der Rec. noch zu haben ganz im Widerspruch mit dem purgirten Glauben der modernen Welt. Er sagt nämlich: „Aber wenn der Mensch in der Religion doch nur sein eignes und zwar subjectives Wesen vergegenständlicht, indem er dasselbe zur Absolutheit erhebt, was ist die Religion Anderes, als Egoismus" (S. 206). Ja sie ist Egoismus, aber in demselben Sinne, als es Egoismus ist, wenn der Mensch in der Liebe zur Menschheit auf- und untergeht. Aber über diesen Egoismus könnt ihr nicht hinaus, ohne in einen unendlich widrigern, ohne in den eigentlichen Egoismus zu verfallen. Je mehr ihr euern Gott vom Wesen des Menschen unterscheidet, desto selbstischer ist er; selbst wenn ihr euch helft zum Behufe dieses Unterschiedes mit der nichtigen Unterscheidung zwischen Bestimmungen des göttlichen Wesens, die jetzt, und zwischen Bestimmungen, die einst erst euch offenbar werden — auch diese Kluft zwischen Jetzt und Einst ist nur eine Leere, eine Pore eures Selbstes. Gott vom Wesen des Menschen unterscheiden, heißt sich vom Wesen der Menschheit absondern, sich über sein Wesen hinwegsetzen. Der außer- und übermenschliche Gott ist nichts Anderes, als das außer- und übernatürliche Selbst, das seinen Schranken entrückte, über sein objectives Wesen gestellte subjective Wesen des Menschen.

In der Abendmahlslehre, bemerkt der Rec. S. 216, zeige ich mich „wenig unterrichtet von den hier vorkommenden Unterschieden — katholische, lutherische, calvinische Vorstellungen werden ziemlich wirr durcheinander geworfen." Ei ei! wenig unterrichtet? Und doch citire ich auch in Betreff dieser Materie, die ich gerade um so gründlicher studirte, je geistloser sie ist, den h. Bernhard, den Ambrosius, den Petrus Lombardus, die *Theol. schol.* von Metzger, das Concordienbuch, den J. Fr. Buddeus, den Melanchthon, die lutherische Glaubenskomödie von Frischlin, und hätte noch weit mehr citiren können, wenn ich nicht überhaupt nur deswegen citirte, um mir den boshaften Pedantismus jener armseligen Zunftgelehrten vom Halse zu schaffen, die nur dadurch zeigen wollen, daß sie Etwas wissen, daß sie Andern Unwissenheit vorwerfen und zwar in Dingen, über die man sich in einer guten Viertelstunde bis zum Ueberdruß satt instruiren kann, wenn man es nicht verschmäht, in das Handwerk irgend eines Zunftgelehrten hineinzublicken. Wie ich mich überhaupt von meinem Standpunkt aus mehr an das Identische, Allgemeine des religiösen Bewußtseins hielt, so war es mir auch in dieser Materie nicht darum zu thun, die confessionellen Unterschiede besonders hervorzuheben oder gar die katholische oder protestantische Abendmahlslehre als die allein vernünftige *a priori* zu demonstriren. Uebrigens hebe ich dennoch genug die Unterschiede hervor, aber natürlich nur für den, der Augen hat, und zwar gute Augen. „Auch über die Lehre der Kirche von der Taufe als Kindertaufe ist der Verf. übel instruirt, wenn er S. 326 bemerkt, daß man dabei das Moment der Subjectivität in den Glauben Anderer, in den Glauben der Eltern oder deren Stellvertreter verlegt habe." Der ohnmächtige Theologe! Weil er nicht im Stande ist, auch nur einen wesentlichen Satz meiner Schrift umzuwerfen, sucht er sich dadurch zu revanchiren, daß er in Lappalien mich widerlegen will. Und doch kommt er mir auch nicht einmal hierin bei. Sage ich, daß dies die Lehre der Kirche war? Drücke ich mich nicht unbestimmt aus, wenn ich sage: man habe &c.? Und ist dies nicht wirklich so? Hier gleich die Beweisstellen. Non quod vel ipsi (infantes), quando baptizantur, fide omnino careant, *sine qua impossibile est vel ipsos placere Deo*, sed salvantur et *ipsi per fidem*, non tamen suam, sed *alienam*. *Bernard.* Epist. ad magistrum Hugonem de Sct. Victore (Ep. 77 in der in meiner Schrift citirten Ausgabe). His aliisque testimoniis aperte ostenditur, adultis sine fide et poenitentia vera in baptismo non conferri gratiam remissionis, quod *nec parvulis sine fide aliena*, quia *propriam habere nequeunt*, datur in baptismo remissio. *Petrus Lomb.* l. IV. dist. IV. c. I. Soll denn nur das ein Ausdruck der Religion sein, was die Schlangenklugheit der Kirche zum Dogma gestempelt hat? O wie pauvre, wie arm an Geist und Herz wäre die Religion, wenn nur das für Religion gelten sollte, was der Papst oder ein aufgeblasener Professor der protestantischen Dogmatik ex cathedra spricht!

Auch in Betreff des Wunders ist mein guter Rec. aus sehr begreiflichen Gründen nicht gut auf mich zu sprechen. Nach meiner Schrift ist „das Wunder, d. h. bei dem Verf. die Aufhebung der Naturgesetze nicht bloß des Glaubens liebstes, sondern eigenstes Kind." Wie? nur bei mir ist das Wunder die Aufhebung des Naturgesetzes? Per miracula enim *ordo naturae tollitur. J. Fr. Buddei* Comp. Inst. Th. dog. l. II. c. I. §. 28. Ad miraculum enim requiritur, ut *leges naturae* a Deo stabilitae *tollantur* vel *suspendantur;* quod cum *sine potentia infinita* fieri nequeat, sequitur, solum Deum posse miracula edere. Solus quoque Deus leges istas constituit, solus ergo etiam eas tollere aut suspendere potest. (Ebendas. l. II. c. II. §. 28 Anm.). „Hieraus erhellet, sagt Leibnitz (Abhandl. von der Uebereinst. des Glaubens mit der Vernunft §. 3 nach der Uebers. v. Gottsched), hieraus erhellet, daß Gott die Gesetze, welche er den Creaturen vorgeschrieben, auch gar wohl hinwiederum aufheben und in denselben etwas hervorbringen könne, was die Natur nicht mit sich bringt, indem er ein Wunderwerk thut, da die Creaturen zu größerer Kraft und Vollkommen-

heit erhoben werden als die, wozu sie natürlicher Weise gelangen können. Die Scholastiker nennen diese Kraft ein Vermögen zu gehorsamen, d. i. eine solche Kraft, welche die Sache erlangt, indem sie den Befehlen desjenigen gehorcht, der ihr geben kann, was sie nicht hat." Cum Deus sit omniscius et omnipotens, quid est, cur non possit aut quod scit, significare, aut *quod vult*, agere, etiam *extra communem naturae ordinem*, quippe *a se constitutum* et *opificii jure subjectum. H. Grotius* de verit. Rel. chr. l. I. §. 13. Das Wunder ist, sagt P. Bayle, Rép. aux Quest. (p. 544—45, T. III s. Werke), une *exception* aux lois générales, un évènement supérieur aux causes secondes et opposé à l'action qu'elles sont accoutumées de produire. Alle andern Bestimmungen des Wunders, wie z. B. daß es sei eine übernatürliche Wirkung, eine Wirkung, die nicht aus den Kräften der Creatur abgeleitet werden könne, sind nur unbestimmte Periphrasen der allein präcisen Definition, daß das Wunder, als eine unmittelbare Position des göttlichen Willens, die Negation der natürlichen Nothwendigkeit, des Naturgesetzes ist. Allerdings ist diese Bestimmung nur ein Urtheil des Verstandes über das Wunder des Glaubens; oder nur dem erscheint das Wunder so, welcher bereits mit seinem Verstande außer dem Glauben steht, dessen Verstand daher das Wunder widerspricht, ob er es gleich glaubt, und weil er es glaubt, nun auch in seinem Verstande annimmt. Erst in der scholastischen Theologie ist daher diese Bestimmung des Wunders aufgekommen. Dem Glauben selbst aber ist, weil er nichts von Gesetzen, überhaupt nichts von der Natur weiß, das Wunder eine ganz natürliche Wirkung, wie ich dies schon anderwärts, so in meiner Abhandlung über das Wunder ausgesprochen habe. Die Wunder sind ihm gleichbedeutend mit den natürlichen Wirkungen, weil ihm die Wirkungen der Natur Wirkungen der Allmacht Gottes sind, weil er nur Eine Ursache kennt — Gott. Selber das Wunder der Resurrection der Todten ist dem Glauben so klar, so natürlich, als der Aufgang und Untergang der Sonne. So sagt z. B. Minucius Felix: sol demergit et nascitur; astra labuntur et redeunt; flores occidunt et reviviscunt etc. Exspectandum nobis etiam corporis ver est. *Octavius* cap. 34. Und Tertullian: Lux quotidie interfecta resplendet et tenebrae pari vice decedendo succedunt; sidera defuncta reviviscunt etc. *Apologeticus* cap. 48. Der Mangel des Begriffs der Natur ist ein specifisches Merkmal religiösen Bewußtseins. Wenn daher die Kirchenväter, wie z. B. Augustin in seiner Civitas Dei, die Wunder nicht der Natur entgegensetzen, so kommt das nur daher, weil sie auch von der Natur nur eine theologische, d. h. miraculöse Anschauung haben, sie nur vom Gesichtspunkt der göttlichen Allmacht aus betrachten, kurz weil sie keinen Begriff von der Natur und folglich auch keinen specifischen Begriff vom Wunder haben. Aber dadurch, daß das Wunder für den Glauben kein Wunder, wenigstens in unserm Sinne, keine Negation des Gesetzes, des Wesens der Natur ist, hebt sich nicht die gegebene Bestimmung auf.

Wenn übrigens das Wunder als das specifische Object des Glaubens bestimmt wird, so ist damit nicht das äußerliche gemeine physikalische Wunder gemeint. Auch die Dogmen sind Wunder — intellectuelle Wunder; der gesammte Inhalt des Christenthums von Anfang bis zu Ende ist ein Cyklus von Wundern. Das äußerliche Wunder ist nur ein „Phänomen," ein äußerliches Mittel zur Erweckung des Glaubens, daher selbst nicht immer unbedingt nothwendig. Die Hauptsache ist der Glaube an das Wesen, welches diese Wunder thut zum Wohl und Heil der Menschen — der Glaube also an das wunderthätige, allmächtige, an keine Gesetze der Natur gebundene, unbeschränkte Wesen. Das Princip des Wunders ist das Princip des Glaubens. Ob Wunder geschehen oder nicht, das ist einerlei; wenn nur der Glaube feststeht an das Wesen, welches Alles thun kann, was es nur will — non ob aliud vocatur omnipotens (sc. Deus), nisi quoniam *quidquid vult potest*. Augustin. de civ. Dei l. 21. c. 7 — und was es thut oder geschehen läßt, auch das Widrige, nur zum Wohle des Menschen, sei es nun dem zeitlichen oder ewigen, thut. Die zeitliche und räumliche Erscheinung des Wunders kann man fahren lassen; das Wesen des Wunders kann man nicht aufheben, ohne das Wesen des Glaubens zu negiren.

Dies gilt auch von der Vorsehung, über deren von mir gegebene Bestimmung sich, gleichfalls aus sehr begreiflichen Gründen, der Rec. S. 222 gewaltig skandalisirt. „Der Satz: die Vorsehung offenbare sich nur im Wunder, hat zur Kehrseite den Satz: wo keine Wunder geschehen, da ist für den Glauben auch keine Vorsehung. Und eine solche Schwäche und Beschränktheit des Glaubens, dem der natürliche Zusammenhang eine unübersteigliche Schranke für das göttliche Wirken wäre, wagt der Verf. dem christlichen Glauben als wesentliches Attribut aufzubürden, ja wie zum Hohne gerade darein seine Stärke zu setzen. Um diese monströse Beschuldigung zu belegen, citirt er sonderbarer (?) Weise zwei Stellen protestantischer Autoren... eine dritte von L. Vives." Ach! was wäre ich für ein armseliger Tropf, wenn ich einen so wesentlichen Gedanken auf ein Paar Stellen gründete! Mein ganzes Buch ist der Beweis. Aber hier besonders, freilich nicht weniger auch bei allen andern Gelegenheiten, beweist eben der Rec., daß er meine Schrift, ob er gleich sie beurtheilen will, nicht nur nicht begriffen hat, sondern auch von seinem theologischen Standpunkt aus unfähig ist, sie zu verstehen. Ich sage nicht, daß sich die Vorsehung überhaupt, sondern daß sich die religiöse Vorsehung, die ich wohlweislich von

der natürlichen unterscheide, im Wunder offenbare. Die religiöse Vorsehung ist nur die, welche dem Menschen seinen specifischen Unterschied von den übrigen natürlichen Wesen zum Bewußtsein bringt, denn die Religion beruht — erster Satz meiner Schrift — auf dem wesentlichen Unterschied des Menschen vom Thiere. Die natürliche Vorsehung erstreckt sich aber auf alle Wesen ohne Unterschied; sie unterscheidet nicht den Menschen von den Lilien auf dem Felde und von den Vögeln unter dem Himmel; sie ist nichts Anderes, als die Vorstellung der Natur, wie sie das religiöse Bewußtsein an die Vorstellung Gottes anknüpft. Die Lilie, die heute blüht, ist morgen verwelkt, und der Vogel, der heute singt, morgen auf ewig verstummt in Folge des natürlichen Verlaufs der Dinge. Um der Thiere willen geschehen keine Wunder, aber um der Menschen willen. Also ist erst die Vorsehung, welche den Menschen durch das Wunder aus dem natürlichen Zusammenhang der übrigen Dinge und Wesen hervorhebt und auszeichnet, die religiöse Vorsehung*). Unglaublich ist es oder wäre es, wenn nicht von einem Theologen Alles glaublich wäre, daß mir ein Theologe den Satz streitig macht, daß der Glaube an Wunder und der Glaube an die religiöse Vorsehung identisch sind. Ist nicht das ganze alte Testament, das ganze neue Testament der Beweis davon? Was ist der Beweis der göttlichen Vorsehung im A. T.? Das Wunder. Was im N. T.? Die Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden? Aber ist diese kein Wunder? Was ist die Vorsehung Gottes für den Menschen Anderes, als seine Vorliebe für denselben? Aber wodurch konnte er diese besser zeigen und beweisen als durch die wunderbare Sendung seines eingebornen Sohnes? Ich verweise über diesen Punkt jeden Leser, der nur durch Citate überzeugt wird, auf die S. 390 abgedruckte Stelle aus Gregor von Nyssa. Doch sie stehe lieber gleich selbst hier: Christianos autem haec universa docent, *providentiam* esse, *maxime vero divinissimum* et *propter excellentiam amoris erga homines incredibilissimum providentiae opus*, *dei incarnatio*, quae *propter nos* facta est. Die Vorsehung ist, wie bewiesen wird in meiner Schrift, eine Vorstellung ohne Realität, eine Phrase, wenn sie nicht die Liebe zur Basis hat. Die Liebe allein ist die intime, die specielle Vorsehung; die Liebe aber bewährt sich durch außerordentliche Thaten. Nur die Liebe wirkt Wunder im wahren und imaginären Sinne. Also realisirt sich die Vorsehung in der Liebe, die Liebe aber im Wunder. Und an diesem innigen Bande zwischen der Vorsehung und dem Wunder hält heute noch das religiöse Gemüth auch im Protestantismus fest, wenn gleich die Willkür einer raffinirten casuistischen Dogmatik dies Band zerrissen hat. Die Protestanten glauben zwar keine kirchlichen Wunder mehr, wie die Katholiken, aber Wunder der Vorsehung im Privatleben der Menschen glauben sie heute noch, wie dies genug Schriften beweisen. Bei dieser Gelegenheit giebt der Rec. ein schönes Pröbchen von der, ich weiß nicht soll ich sagen Gedanken- oder Gewissenlosigkeit seiner Recension. „Der Verf., sagt er, verwickelt sich hier in das Netz widersprechender Behauptungen. In der Natur, heißt es, offenbare sich nur die natürliche, nicht die göttliche Vorsehung, die Vorsehung, wie sie Gegenstand der Religion.“ Im Widerspruch damit heißt es: „Der religiöse Naturalismus ist allerdings auch ein Moment der christlichen Religion. Und doch wieder auf der folgenden Seite: die natürliche Vorsehung ist in den Augen der Religion so viel als keine. Dies steigert sich gleich darauf noch dahin: wenn die Vorsehung in der Natur, welche von den frommen christlichen Naturforschern so sehr bewundert wird, eine Wahrheit ist, so ist die Vorsehung der Bibel eine Lüge und umgekehrt.“ Wodurch entstehen nun aber diese Widersprüche? Dadurch, daß der Rec. eine wesentliche Bestimmung ausläßt. Es heißt nämlich in meiner Schrift also: „Der religiöse Naturalismus ist allerdings auch ein Moment der christlichen Religion — mehr noch der mosaischen, so thierfreundlichen Religion. Aber er ist keinesweges das charakteristische, das christliche Moment der christlichen Religion.“ Beide Worte sind noch dazu unterstrichen; aber was übersieht nicht ein Theolog in der Furcht seines Herrn? Der religiöse Naturalismus ist nicht das christliche Moment der christlichen Religion, heißt nun aber nichts Andres als: die natürliche Vorsehung, die Vorsehung, die sich in den Fang- und Freßwerkzeugen der Thiere offenbart, ist nicht die religiöse, ist eine „ganz andere“, ja der religiösen entgegengesetzte. Seht! so widerlegt der Theolog den Philosophen! Aber eine noch schönere, eine wahrhaft charakteristische Probe von seiner kritischen Capacität giebt der Rec. S. 251. In meiner Schrift heißt es S. 145: „Im Essen und Trinken feiert und erneuert der Israelite den Creationsact; im Essen erklärt der Mensch die Natur für ein an sich nichtiges Object. Als die siebzig Aeltesten mit Mose den Berg hinanstiegen, da „„sahen sie Gott und da sie Gott geschauet hatten, tranken und aßen sie.““ Der Anblick des höchsten Wesens beförderte also bei ihnen nur den Appetit zum Essen.“

*) Darum definire ich in meiner Schrift die religiöse Vorsehung (das Wunder) als das religiöse Bewußtsein des Menschen von seinem Unterschiede von der Natur.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 19. 24. Januar. 1842.

Beleuchtung der in den theologischen Studien und Kritiken (Jahrgang 1842. I. Heft) enthaltenen Recension meiner Schrift: „das Wesen des Christenthums."

(Fortsetzung.)

Dagegen bemerkt nun der Recensent: „Jeder Kundige weiß, daß dies Essen und Trinken hervorgehoben werde im Gegensatze gegen die herrschende Vorstellung, daß der Anblick Gottes todbringend sei. Daraus ziehe der Verf. den Schluß (Schluß?): der Anblick des höchsten Wesens ꝛc. Mit derselben Frivolität in Unwissenheit wird unmittelbar vorher Exod. 16, 12 schmählich verdreht." Impertinent! Gerade das, was mir der Rec. hier entgegenstellt und worüber er mich in seinem theologischen Dünkel belehren will, gerade das führe ich selbst auf derselben Seite in der Anmerkung an: Tantum abest, ut *mortui* sint, ut *contra convivium hilares celebrarint.* (Clericus in seinem Commentar des A. T.) Eben so impertinent als lächerlich ist die Beschuldigung wegen Exod. 16, 12, da ich diese Stelle hinstelle, ohne eine Erklärung zu geben. Aber freilich haben nur die Theologen das Privilegium, die Bibel „schmählich verdrehen" zu dürfen. Oder nimmt etwa gar mein scharfsinniger Rec. die vorausgehende Stelle: „nur im Genusse des Manna wurden die Israeliten ihres Gottes inne," im wörtlichen Sinne, oder als eine Behauptung, von welcher das nachfolgende Citat der Beweis sein soll? Wenn er das glaubt — und er glaubt es wirklich, wie er dies bei Gelegenheit eines Citats von mir aus Paulus beweist — so ist er gewaltig in der Irre. Ueberall kommt es nur auf das Princip an. Gesetzt, es stünden die angeführten Stellen auch gar nicht in der Bibel; es bliebe doch die gezogene Consequenz. Das Judenthum, welches innerhalb des heidnischen Zeitalters das ist, was außerhalb dieser Zeit das Christenthum, hatte im Gegensatz zu der einerseits ästhetischen, andrerseits idololatrischen Anschauung der Heiden von der Natur nur eine egoistisch-teleologische Anschauung, deren sinnliche Spitze die gastrischen Sinne sind.

S. 258 beschuldigt mich der Rec. der Willkür, Nichtigkeit und Abhängigkeit zu identificiren. Sollte Gott nur über Nichtiges, Unwirkliches Herr sein wollen? Nein, so viel Selbstsein hat Gott der Creatur gegönnt, daß sie Gott „zu längnen vermag," wie z. B. der Verf. Abhängig im religiösen Sinne ist, was den Grund seines Seins und Bestehens nicht in sich, sondern in Gott hat, was für sich selbst, ohne Gott, außer Gott Nichts ist? Gott ist es, in dem die Creatur ihr Sein und Wesen hat — Gott allein ist das Positive in ihr. Et inspexi caetera infra te, et vidi nec omnino esse, nec omnino non esse. *Esse* quidem, quoniam *abs te* sunt; *non esse* autem, quoniam *id quod es, non sunt. Augustinus* Confess. l. VII. c. XI. Und eben deswegen, weil die Creatur für sich selbst, ohne Gott nichts ist, hängt sie von Gott ab. Die Abhängigkeit ist nur die zum Gefühl, zum Bewußtsein, zur Erscheinung kommende innere Nichtigkeit. So weit ich mich abhängig fühle, so weit fühle ich mich nichtig. Nur im Gefühl meiner Selbständigkeit habe ich das Gefühl, daß ich Etwas bin. Wer ein vom Urtheil anderer Menschen abhängiges Urtheil hat, der hat in Wahrheit gar kein Urtheil. Seine Stimme gilt nichts. Freilich, indem mit dem eigentlich pantheistischen Begriff des Wesens Gottes zugleich der Begriff der Individualität, Persönlichkeit verbunden wird, so tritt die Creatur als ein selbstpersönliches, selbstberechtigtes Wesen dem Creator gegenüber. Und je mehr die Persönlichkeit Gottes hervor, desto mehr tritt die Abhängigkeit des Menschen zurück; denn nur da wird das höchste Wesen als persönliches erfaßt, der höchste Nachdruck auf seine Persönlichkeit gelegt, wo die Persönlichkeit als das höchste Wesen erkannt wird, wo also der Mensch sein höchstes Selbstgefühl darin findet, ein persönliches Wesen zu sein. Aber dieser Punkt ist sattsam in meiner Schrift entwickelt, wenigstens dem Princip nach. Ueberhaupt ist Alles, was der Rec. gegen die von mir behauptete antikosmische Tendenz des Christenthums vorbringt, so wenig im Widerspruch mit dem Princip, dem wesentlichen Grundgedanken meiner Schrift, daß es vielmehr dem Scharfsinn des Rec. keine große Ehre macht, nicht entdeckt zu haben den einzigen erheblichen Widerspruch, an welchem meine Schrift laborirt, nämlich diesen, daß ich nur den Einklang, nicht auch den Widerspruch der antikosmischen Tendenz der alten Christen mit dem Wesen der christlichen Religion dargestellt habe. Wenn nämlich das Wesen der Religion, d. i. das Wesen Gottes nichts

Andres ist, als einerseits das abgezogene, geläuterte und idealisirte Wesen der Welt — ein Moment, das ich jedoch nicht in meiner Schrift darstellte, mich lediglich auf den Menschen beschränkend — andrerseits das abgezogene, geläuterte und idealisirte Wesen des Menschen, so ist es nothwendig, daß in der Entwicklung der Religion das zuerst als ein andres, als ein dem Menschen entgegengesetztes Wesen angeschaute Wesen derselben als ein menschliches und weltliches verwirklicht werde. Meine Schrift hat daher die seltsame Eigenschaft, daß ihre Wahrheit um so mehr bestätigt wird, je mehr sie von den modernen Christen und Theologen angegriffen und verworfen wird. Denn weswegen greifen sie meine Schrift an, weshalb ereifern sie sich so gegen dieselbe? Deswegen, weil ich sage, das Wesen Gottes sei das Wesen des Menschen? Ach! die Theologie ist längst zur Christologie geworden*); und die Christologie ist nichts Anderes als die offenbare religiöse Anthropologie. Nein! deswegen, weil ich z. B. sage, die Ehelosigkeit, natürlich die freiwillige, die aus ungetheilter, enthusiastischer, mystischer Liebe zu Gott sich ergebende Ehelosigkeit entspreche dem Wesen des Christenthums. Die modernen Christen aber sind sammt und sonders verheirathet, meist glücklich verheirathet; sie haben Gefühl, ein warmes Gefühl für die ehelichen Freuden; sie huldigen selbst ungescheut der successiven Polygamie. Zugleich wollen sie aber Christen sein, und zwar gute, ächte Christen, ja Christen par excellence, Christen im vorzüglichsten Sinne, Christen im Sinne der ersten, der biblischen Christen. Was man in praxi bekräftigt, kann man in der Theorie nicht verläugnen, ohne sich einen unerträglichen Widerspruch auf die Schultern zu laden. Es ist daher ganz natürlich, daß die modernen Christen die Ehelosigkeit, die sie praktisch desavouiren, auch theoretisch als unchristlich verwerfen, höchstens historisch, als einen nur für die Zeit der Gründung der Kirche, wo den physikalischen Wundern auch moralische zur Seite stehen mußten, nothwendigen Stand anerkennen — ganz natürlich, daß sie den als Ketzer, als Irrlehrer höhnend bezeichnen, der lehrt, daß nicht die Ehe, sondern die Ehelosigkeit das Geheimniß des esoterischen, wahren Christenthums sei. Und sie haben hierin vollkommen Recht — selbst im Sinne dieses Irrlehrers; denn wenn das allgemeine, d. i. göttliche Wesen des Christenthums nichts Andres als das menschliche Wesen ist, so kann es auch nicht den menschlichen Gefühlen und Trieben in dieser Beziehung widersprechen. Wenn aber das Christenthum dem Geschlechtstrieb, überhaupt den Bedürfnissen und Trieben des natürlichen Herzens nicht entgegen, sondern vielmehr conform ist, so ist die Menschlichkeit und Natürlichkeit seines Ursprungs und Inhalts außer allen Zweifel gestellt; denn dazu, daß der Mensch seine Triebe befriedigt, bedarf es keiner besondern Offenbarung, auch nicht dazu, daß er diese Triebe verklärt, veredelt, vergeistigt und ihre Befriedigung durch politische, ästhetische oder moralische Gesetze beschränkt; denn zur Natur des Menschen gehört nicht nur das Fleisch, sondern auch und zwar vor Allem der Geist. Aber die Darstellung dieses, des modernen Christenthums lag außer oder vielmehr unter meiner Aufgabe, obgleich das Princip dazu enthalten und deutlich genug ausgesprochen ist in der Lehre von der ewigen Glückseligkeit, welche die alten Christen in das Jenseits nur verlegten, die modernen aber schon hienieden realisiren, in der Lehre von der Auferstehung der Körper und der Wiederherstellung aller Dinge nur in einer schönern, von allen Beschwerlichkeiten der Gegenwart gereinigten Gestalt, in der Lehre von Gott als dem das zeitliche und ewige, d. i. sinnliche und geistige Wohl des Menschen bezweckenden Wesen, in der Lehre von Gott als dem gemeinsamen Vater der Menschen, welcher nichts Anderes ist als der mystische Gattungsbegriff der Menschheit, namentlich von Christus, welcher bestimmt wird als das religiöse Bewußtsein von der Identität des Menschengeschlechts. Meine Aufgabe war — an sich eine unnöthige, denn die Geschichte hat sie schon gelöst — ein psychologisches Räthsel aufzulösen. Ein solches ist aber nicht das moderne Christenthum, denn hier liegt der menschliche Inhalt und Ursprung auf platter Hand. Ein solches ist nur das alte Christenthum; denn hier wurde Gott wirklich — wirklich, sage ich, denn die moderne Vorstellung von Gott als einem andern als menschlichen Wesen ist nur noch eine vage, illusorisch-consolatorische Vorstellung, keine praktische Wahrheit — hier wurde Gott als ein vom Menschen unterschiednes und nicht nur unterschiednes, sondern ihm entgegengesetztes, kurz als ein nicht menschliches Wesen angeschaut; hier hatte daher auch der Mensch in der praktischen Realisirung dieser religiösen Anschauung, in der Moral kein andres Ziel, als nicht Mensch, mehr als Mensch zu sein. Der übermenschliche Gott bewährt sich nur in einer übermenschlichen Moral. Die Moral ist das einzige Kriterium, ob eine religiöse Vorstellung noch eine Wahrheit oder nur eine Lüge ist.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Protestantismus war von Hause aus Christologie.

Die mecklenburgsche Frage.

Auch in Mecklenburg giebt es Fragen? Freilich, und noch mehr, auch Antworten. Man kennt Länder, deren Lebensfragen im Auslande verhandelt werden. Zu diesen gehört Mecklenburg nicht unbedingt. Zwar nicht häufig begegnet es ihm, daß es seiner gewohnten Ruhe entsagend, sich in Wind und Wetter des öffentlichen Denkens stürzt.

Aber geschieht es, so offenbart sich in den Kämpfern eine gewisse naturkräftige Frische, welche die besten Früchte verspricht.

Gewiß verdient es rühmende Erwähnung, daß ein Land, welches erst vor einiger Zeit aus langer Lethargie erwachte und sich immer durch Bedächtlichkeit und Langsamkeit der Entwicklung auszeichnete, welches mit langem Schlepptau an Deutschland hängt, in wenigen Jahren so mächtige Schritte gethan hat. Noch kein Vierteljahrhundert ist es, als in Mecklenburg noch Leibeigne waren*). Mecklenburgsche Wege sind sprichwörtlich; sie sind schlimmer als gar keine. Ehrfurchtsvoll läßt man sie, wie die Natur und der liebe Gott sie gestalten. Glücklicherweise haben sich die meisten Hauptstraßen in kurzer Zeit zu Chausseen civilisirt. Ja Mecklenburg bekommt schon eine Eisenbahn, zum Schrekken aller Idylliker.

Wie natürlich, werfen sich auch hier die Reformen zunächst auf das Materielle; schon aber beginnt auch der tiefere Gedanke seine Rechte zu erläutern, zu fordern. Auch Mecklenburg ist in die Reihe der Staaten getreten, deren Bürger von geistigen Interessen ernstlich erfaßt und bewegt werden. Die Gegenwart ist einmal so angethan: wer zu spät kommt, den nimmt die Post nicht mit und er hat das Passagiergeld verloren.

In der That hat auch Mecklenburg vollauf mit sich zu thun. Mancher große Gedanke der Neuzeit steht vor der Thür und erwartet seine Einbürgerung. Mecklenburg bekommt mehr, als bisher eine innere Geschichte, und sehnt sich nach einer höhern Stufe, als der aristokratischen Vegetation. Manche „Eingeborne" glauben wohl, es sei Alles fertig; ihr Wahlspruch ist: Und siehe, es war Alles sehr gut. Nämlich sie sprechen von ihren Augen. Aber die Augen der Menschen sind verschieden gebaut. Einige Augen leiden an Idiosynkrasieen; die große Mehrzahl der Mecklenburger findet zahlreiche schiefe Linien, selbst ein morsches Fundament an dem Prachtgebäude der Optimisten, welche den Löwenantheil für sich nehmen.

Mecklenburg, welches nicht aus innerer organischer Nothwendigkeit, sondern aus dynastischen Anlässen sich zu zwei Fürstenthümern gestaltet hat, ist seiner Verfassung nach eine aristokratische Monarchie. Die Macht der beiden Monarchen ist von den Einen Körper (Landesunion) bildenden Landständen beschränkt. Zwei Großherzoge, aber Ein Landtag. Der wesentliche Bestandtheil der Landstände ist der Grundbesitz (Ritterschaft); die Vertretung der Städte (Landschaft) ist unverhältnißmäßig und von keinem erheblichen Gewichte. Mehrere Provinzen (das Fürstenthum Schwerin, die Herrschaft Wismar, das Fürstenthum Ratzeburg) sind ohne alle Vertretung auf dem Landtage, wegen Heilighaltung historischen Unrechts. — Wäre die Bevölkerung Mecklenburgs bloß aus Grundbesitzern zusammengesetzt, welche sämmtlich unmittelbar oder mittelbar auf dem Landtage die staatsbürgerlichen Rechte ausübten, so würde die Verfassung dieses Landes an Vollkommenheit ihres Gleichen suchen. So aber ist die große Masse ohne Landtagsrechte; eine ganz kleine Oligarchie vertritt nur sich selbst. Wen könnte dies befremden? Die Uneigennützigkeit, die heroische Selbstverläugnung und Sorgfalt für fremde Wohlfahrt ist einmal nicht auf der Straße zu finden. Deshalb ist jede Gesetzgebung zu bedauern, welche unter tausend Personen bloß Eine mit staatsbürgerlichen Rechten ausstattet, höchstens den 999 die harmlose Fiction, sie seien von dem Einen mitvertreten, als Almosen hinwirft. Auf Mecklenburgs Landtagen z. B. wahren die Gutsbesitzer ihren Vortheil, so gut sie ihn verstehen, meisterhaft; aber die Landleute, etwa drei Viertel der Bevölkerung, wer spricht direct und ex professo für sie? Warum giebt der Staat, das gemeinsame Vaterland dem großen Grundeigenthümer eine Stimme, dem kleinen Eigenthümer, dem Pachter, dem Tagelöhner gar keine? Der Staat weiß ja recht gut, daß ohne Bauern und Ackerer der Gutsherr eine Null ist, wohl aber jene ohne diesen immer bleiben, was sie sind, nämlich Leute, ohne die man hungern müßte, und deren Lohn tief unter ihrer Arbeit bleibt. Uebrigens ohne Sonderanklage für Mecklenburg; dasselbe ist ja ziemlich überall der Gerechtigkeit Augendorn, und nicht allein für die, welche die Erde bebauen, sondern für alle Arbeiter ohne Unterschied.

So die mecklenburgsche Frage im Allgemeinen, welche vor einigen Jahren in ihren ersten Entwicklungsknoten schoß, in dem sie noch steckt. Diese mecklenburgsche Specialfrage ist der bekannte Streit über die landständischen Rechte der adligen und bürgerlichen Gutsbesitzer. Die Weltgeschichte hat ihn längst gerichtet; wer in ihr lesen kann, findet tausend Antworten auf die Frage. Aber die Menschen, welche in Mecklenburgs positiven Verhältnissen leben, sind noch nicht damit im Reinen. Man sieht, daß der Kampfplatz noch enge ist; die Masse der Bevölkerung wird dabei ganz aus dem Spiele gelassen.

Der „eingeborne und recipirte Adel" Mecklenburgs behauptet, er allein sei zum Genusse und zur Verwaltung*) der drei Landesklöster berechtigt. Da es, von Anderem abgesehen, hiebei auf nichts als drei Jungfrauenklöster ankommt, so lassen wir die Frage ausschlafen, und bemerken nur, daß urkundlich diese Klöster „inländischen christlichen Jungfrauen, sowohl adeligen als bürgerlichen" gewidmet sind, und von den Landständen ihre Vorsteher empfangen. Von Erheblichkeit ist eine andere Forderung des eingebornen und recipirten Adels, daß nur ihm die passive Wahlfähigkeit zu einigen Aemtern, insbesondere dem eines ritterschaftlichen Mitgliedes im Engern Ausschusse der Landstände gebühre. Der letztere besteht aus zwei Landräthen, drei Abgeordneten der Ritterschaft und vier Abgeordneten der Städte Rostock, Parchim, Güstrow und Neubrandenburg. — Die adligen Mitglieder der Ritterschaft verwarfen auf dem Landtage zu Malchin 1838 die auf ein bürgerliches Mitglied der Ritterschaft gefallenen Wahlstimmen für den engern Ausschuß. Seitdem erlebt der jährliche Landtag die Verjüngung des Streites; die mündlichen und schriftlichen Verhandlungen darüber sind zahlreich.

Man kann auf diese Angelegenheit das Licht von verschiedenen Seiten her fallen lassen. Zunächst ist es Schade, daß die christliche Liebe zum Nächsten bei den adligen Mitgliedern der mecklenburgschen Ritterschaft in Hinsicht landständischer Befugnisse so unentwickelt ist. Bei etwas Philanthropie und Noblesse wäre der Landtagsstreit gar nicht ausgebrochen. Vielleicht aber wollen sich die bürgerlichen

*) Beiläufig, über Namen soll hier nicht gestritten werden. Der ganze preußische Fortschritt der Ablösung ist in Mecklenburg noch fast ohne Nachahmung.

*) Die Beamtenstellen werfen etwas Erkleckliches ab.

Ritter gar nicht lieben und gnädig behandeln lassen; schwarzer Undank, wenn wirklich Liebesversuche gemacht wurden.

Die Sache spielt ferner auch auf dem ästhetischen Gebiete und kommt demnach mit dem Humor in die freundschaftlichste Berührung. Vielleicht verdient die Lieblosigkeit Dank, wenn sie dem Geschlecht des neunzehnten Jahrhunderts hie und eine heitre Stunde verschafft. Auf diesem Standpunkte müssen wir den adligen Rittern Recht geben, nämlich das poetische. So denkt auch wohl die schweriner Bürgerressource, welche man auf der Subscribentenliste der Fouquéschen Adelszeitung erblickt. Der alte Schlözer trug oft seine Leibparabel vor, von den Vielen, die mit Sätteln, und von den Wenigen, die mit Sporen zur Welt kommen.

Den Gesichtspunkt der Billigkeit nimmt leicht, wer für geschichtliche Entwicklung Sinn hat. Aber die in Abraham's Schooß Sitzenden rubriciren gern den Menschen in die Petrefactenkunde; die einzige Veränderung, welche ihnen recht wäre, ist: „Noch ein bischen Monopol!" Die englische Incarnation des politischen Privilegiums der geistlichen und weltlichen Herrenkaste ist das Musterbild aller anderen, wenn nicht dem Magyarenthum die Palme gebührt; mit beiden aber ist unsrer Zeit nicht gedient. Angenommen, die adligen Ritter Mecklenburgs hätten juristisch Recht, so würde ihnen die Billigkeit Unrecht geben; denn wenn irgendwo, würde das summum jus summa injuria auf die schwebende Frage passen.

Aber es ist Zeit, daß wir uns dem berauschenden Blüthendufte der ganzen Frage, ihrem sublimirten Humor hingeben. Das allerpositivste mecklenburgsche Recht, die nackte nüchterne menschliche Satzung, Buchstabe und Geist der mecklenburgschen Staatsverfassung weisen rein, klar und einfach die Ansprüche der adligen Ritterschaft ab. Die Leiche ihrer Anmaßung bedeckt also den Boden ihrer eignen Rechtswüste.

Bestände die Ritterschaft Mecklenburgs lediglich aus Edelleuten, so wäre gar kein Streit denkbar, höchstens zwischen Eingebornen und Recipirten; da es aber auch bürgerliche „Ritter" giebt und zwar eben so viele, als adlige*), so — nun so ist im Grunde auch kein Streit denkbar. Denn die Mitglieder eines „ritterschaftlichen" Ausschusses sind Ritter; und ein Ritter ist ein Ritter, sei er adlig oder bürgerlich. Ausdrücklich erkennt auch die mecklenburgsche Staatsverfassung an, daß jedes Rittergut gleiche politische Rechte besitze, wie die übrigen; es darf ohne Unterschied in den Händen eines Adligen oder Bürgerlichen, eines Geraden oder Buckligen, eines Vollblütigen oder Schwindsüchtigen sein. Der Erblandesvergleich von 1755 ist das von allen Parteien anerkannte Staatsgrundgesetz von Mecklenburg. Dasselbe weiß keine Silbe von adligen Vorrechten innerhalb der Ritterschaft, so wenig, daß es gar nicht einmal von „eingebornem und recipirtem Adel" spricht, ausgenommen an einer Stelle, wo das Amt eines Landraths demselben vorbehalten wird. Sonst sind die landständischen Aemter und Ehrenstellen lediglich an den Besitz von Rittergütern geknüpft, so sehr, daß selbst die oberste Würde, die der Landmarschälle, an gewissen Landgütern erblich haftet und deren jedesmalige Inhaber als solche, nicht als event. Edelleute, jene Würde bekleiden! Demnach ist auch für Mitglieder des engern Ausschusses die aparte adlige Natur kein gesetzliches Erforderniß, s. Erblandesvergleich §. 179. Von keinem Gewicht kann es sein, daß factisch bisher nur Edelleute gewählt wurden. Die Zahl der bürgerlichen Ritter hat sich in neueren Zeiten stark vermehrt, und damit auch ihr Geschmack am Besuche des Landtags, aus begreiflichen Gründen. Kein Rechtssatz der ganzen Welt steht entgegen, wenn selbige sich gegenwärtig eines verfassungsmäßigen Rechtes bedienen, welches bisher auszuüben sie wenig Gelegenheit, und ihre Vorgänger keine Willensstärke hatten.

Trotzdem, daß nach altem mecklenburgschen Staatsrechte die Landstandschaft der Grundbesitzer nicht in ihrem etwanigen Adel, sondern in ihren Landgütern wurzelt, sind die Bemühungen des Adels, als solcher alle politische Macht an sich allein zu reißen, schon alt, wie dies ziemlich in allen Ländern der Fall gewesen ist. Schon im 17. Jahrhundert bat der Adel um ausschließliche Verleihung der Ehrenämter und der Lehen an Edelleute; die Landesherren ließen sich aber damals nicht darauf ein, erklärten vielmehr, daß sie nur das Verdienst berücksichtigen würden. Glücklicher war der Adel im Anfange des 18. Jahrhunderts; seine Auflehnung gegen die landesherrliche von dem Bürgerthum unterstützte Gewalt brachte es zur Entsetzung des Herzogs Leopold durch das Reich (1728). Die Bürgerlichen schloß der Adel damals ganz vom Landtage aus und gab in aller Bequemlichkeit Gesetze, in welchen nur sein eigner Vortheil gewahrt wurde. Er decretirte eigenmächtig, daß die Landesämter und die Klöster nur den eingebornen Adelsfamilien angehörten. Und doch hatte noch 1706 der Landtagsabschluß besagt: „Alle honette Leute, welche Rittergüter an sich gebracht, sollen alle Wohlthaten und Freiheiten, die wir haben, mit uns genießen." Vielleicht verdienten sich einige Leute bei dem Worte „honett" ihre philologischen Sporen. Das auf Faustrecht gegründete Herkommen fand schon im Erblandesvergleiche von 1755 seine Schranken. Seitdem hat sich die Landesregierung wiederholt zu Gunsten der Bürgerlichen gegen ihre adligen Mitstände erklärt, welche den klaren Sinn der Landesverfassung durch die vermeintliche Kraft einer angemaßten Observanz umzustoßen trachteten. Möchte die gegenwärtige Regierung sich die Rescripte des vorigen Jahrhunderts zum Muster nehmen.

(Schluß folgt.)

*) Die Rittergüter nicht in bürgerliche Hände kommen zu lassen und fideicommissarisch einzurichten, ist Zweck eines, wie es heißt, neuerlich geschlossenen Adelsvereins in Mecklenburg. Sollten sich die Güterverhältnisse durch puristische Chimären beherrschen lassen?

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst.

№ 20. **25. Januar.** **1842.**

Beleuchtung der in den theologischen Studien und Kritiken (Jahrgang 1842. I. Heft) enthaltenen Recension meiner Schrift: „das Wesen des Christenthums."

(Fortsetzung.)

Jetzt können wir auf das antworten, was der Rec. S. 232 mir vorwirft. „Seine Belege nimmt er vornehmlich von einigen Theologen des Mittelalters, besonders natürlich von den Mystikern, am liebsten von Bernhard und Pseudobernhard, wobei denn jeder Ausbruch des mystischen Affects sogar zum Dogma gemacht wird." Lächerlich, ja wahrhaft lächerlich! Glaubt denn mein scharfsichtiger Rec., daß ich meinen ganzen Vorrath verschossen, daß ich weiter nichts gelesen, als was ich citire? Habe ich eine Geschichte der Theologie oder Dogmatik schreiben wollen? Gehören übrigens zu den Theologen des Mittelalters auch Tertullian, Salvian, Ambrosius, Hieronymus, Augustin, Cyprian, Clemens A., Origenes, Gregor v. N., Minucius Felix? Und wenn ich den Petrus Lombardus so oft citirte, warum geschah es? Weil er ein frommer Sammler ist von den Aussprüchen der angesehensten Kirchenlehrer über die Glaubensmaterien. Und was den heil. Bernhard betrifft, wurde er nicht als ein Zeuge der christlichen Wahrheit auch von den Reformatoren hochgeschätzt? Finden sich nicht auch in der Apol. der Augsb. Confession Citate aus ihm? Und wie? er findet es natürlich, daß ich so oft aus den Mystikern citire? Wie leicht wäre es mir gewesen, aus den Dogmatiken den wesentlichen Grundgedanken meiner Schrift nachzuweisen. Denn in den Dogmatiken, wo sogar von Verheißungen, von Absichten und Institutionen Gottes, von der Gloria Dei, von den Aemtern Christi und dergleichen empirischen Dingen die Rede ist, in den Dogmatiken, sage ich, zeigt sich Gott nicht als ein tief, sondern als ein gemein, ein empirisch menschliches Wesen. Von allen diesen Dingen weiß der wahre Mystiker nichts. In der Mystik verschwindet der Begriff der göttlichen, aber eben damit auch der Begriff der menschlichen Persönlichkeit; in der Mystik löst sich der Mensch in seinem Wesen auf. Die Dogmatik ist durchaus anthropomorphistisch, die Mystik nicht; die Mystik ist Begeisterung. In der Begeisterung tritt das Wesen des Menschen an die Stelle des Ich, ist das Wesen das Thätige, das Selbst das Leidende, aber das Wesen des Menschen ist der Gott des Menschen. Die Mystik allein ist das psychologische Räthsel auf dem Gebiete der Religion; sie allein ist ein der Philosophie würdiges Object; denn sie ist unendlich tiefer und großartiger und geistreicher als die heilige Schrift. Uebrigens gehört der h. Bernhard nicht einmal zu den tiefern speculativen, sondern zu den praktischen, asketischen Mystikern. Ich muß daher meinem Rec. gegenüber vielmehr nur darüber mein Bedauern ausdrücken, daß ich mir so manchen seltnen Mystiker nicht verschaffen konnte.

Der Rec. fährt fort: „In der Theologie unserer Kirche dagegen, namentlich der neuern (auch der katholischen, so weit sie ihm bekannt) sieht er nichts als Halbheit, versteckten Unglauben, Lüge und Heuchelei." Allerdings, und das kann nur der läugnen, der selbst in dieser Halbheit, in diesem gläubigen Unglauben, in dieser Lüge, dieser Heuchelei mitten drinnen steckt. Wenn ich indeß von Heuchelei spreche, so verstehe ich darunter natürlich nicht die gemeine. Mit dieser besudle ich nicht meinen Geist, meine Feder. Heuchelei ist mir, wenn man, auch selbst wider Wissen und Willen, eine Bestimmung z. B. vom Wunder, von der Offenbarung giebt, welche, indem sie dieselbe bejahen soll, in der That aufhebt, verneint. Und wenn ich vom Widerspruch des Lebens mit dem Glauben rede, so verstehe ich darunter natürlich nicht das Privatleben, welches ein des Wissens unwürdiges Object ist, sondern das objective Lebensprincip, die moralische Lebensanschauung, die nicht nur die Basis des individuellen, sondern auch öffentlichen oder allgemeinen Lebens ist. „Dem Protestantismus kann er es nicht verzeihen, daß er nicht an die Continuität der Wunder in der Kirche glaubt, daß er nicht überall Gotteserscheinungen sieht*)." Wo steht das geschrieben? Ich finde es vielmehr sehr löblich und vernünftig, daß er die Wunder in das Schattenreich der Vergangenheit verstoßen hat. Nur halte ich den Protestantis-

*) Wie jede Behauptung von mir, so entstellt der Rec. auch das über das Wunder Gesagte. Siehe S. 262 meiner Schrift. Dem Glauben sind die natürlichen Wirkungen Wirkungen der göttlichen Allmacht, Wunder — also ist es gar nicht nöthig, daß immer besondere Wunder geschehen. Und dennoch lebt und webt der Glaube nur im Wunderglauben.

mus für eine Schwachheit, welcher die Wunder nicht weiter zurück- und endlich ganz vertreibt. Die Nothwendigkeit zu Wundern ist immer vorhanden. Namentlich als die Kirche gegründet war, die Kirche zu einem Weltreich, die Christen wieder zu Heiden wurden, wären Wunder, wenigstens die sogenannten miracula restitutionis ganz am Platz gewesen. „Er verhöhnt ihn (nämlich den Protestantismus), daß er im Gegensatz gegen die Verehrung des himmlischen Weibes das irdische Weib mit offnen Armen in sein Herz aufgenommen." Ich sollte den Protestantismus deswegen verhöhnen? Ich lobe, ich preise ihn gerade deswegen (s. meinen P. Bayle), daß er so viel Muth, so viel Natur, so viel praktischen Verstand hatte, ein imaginäres supranaturalisches Weib mit dem wirklichen Weibe zu vertauschen. „Mit Verachtung wendet er sich von dem modernen Christenthum ab." Mit Verachtung, ja mit tiefster Verachtung. Ein welthistorisches, darum philosophisches, ein d e n k w ü r d i g e s Object ist ihm das Christenthum nur da, wo es antike Charakterkraft, wie in den Kirchenvätern, oder reiner Affect, pure Seele, enthusiastische Liebe war, wie in den Mystikern des Mittelalters. Im (religiösen) Protestantismus findet er nur e i n e w e l t h i s t o r i s c h e Gestalt — den Urheber der Reformation, L u t h e r, und zwar deswegen, weil er in der Geschichte der christlichen Religion der e r s t e M e n s c h war. Die Kirchenväter und Mystiker wollten n u r Christen sein. Luther ist Christ u n d Mensch. Die welthistorische Frucht und Bedeutung des Protestantismus ist nicht die Religion, sondern die W i s s e n s c h a f t. Mit andern Worten: im Protestantismus hat sich das p r o d u c t i v e G e n i e nicht auf die Religion, sondern die Poesie und Wissenschaft geworfen. Wahrhaft lächerlich ist es aber wieder, wenn der Rec. bemerkt: „im Gebiete des Protestantismus nimmt der Verf. a m m e i s t e n N o t i z von der Productionen der Brüdergemeinde, s e h r b e g r e i f l i c h, weil in ihnen eben Gemüth und Phantasie ganz unbeschränkt herrschen." Gemüth und Phantasie bewegen sich übrigens in dem Gesangbuch der Brüdergemeinde innerhalb der Schranken des christlichen Glaubens; sie drücken sich nur sinnlich, unverhohlen, aber eben deswegen bezeichnend aus. Gewöhnlich bilden die daraus angeführten Stellen den Schluß von Citaten aus anderen Autoren; und wo ich sie allein anführe, da hätte ich eben so gut auch andere religiöse oder theologische Schriften citiren können, wenn ich g e w o l l t hätte. Meine Citate sollen überhaupt nur Beispiele sein, nur zeigen, daß, was die Analyse sagt, selbst in das religiöse Bewußtsein, natürlich in seiner Weise, gefallen ist. Ob ein Schwärmer oder Orthodoxer, ob ein simpler Herrnhuter oder ein aus Citaten componirter Professor der Theologie, das ist mir ganz eins. Nein! nicht eins; der religiöse Affect hat weil mehr Geist und Autorität als eine verschmitzte Dogmatik, die weder kalt noch warm, weder religiös noch vernünftig, weder gläubig noch ungläubig ist.

S. 235 kommt der Rec. auf meine Entwicklung der Ehe. Er läßt hier natürlich, wie überall, alle wesentlichen Begrenzungen und vermittelnden Bestimmungen meiner Ansicht weg, um seinen Amtsbrüdern und allen Denen, die meine Schrift nicht lesen, sie als eine durchaus crasse, grundlose hinzustellen. Nachdem ich vorausgeschickt und mit Citaten belegt habe, daß in der übernatürlichen Abkunft des Heilands die unbefleckte Jungfräulichkeit als das Princip des Heilands hingestellt werde, daß die Erbsünde nichts Anderes sei als die Lust der Sexualfunction, in der alle Menschen gezeugt und empfangen werden, sage ich: „es erhellt hieraus, daß die Ehe, i n w i e f e r n s i e a u f d e n G e s c h l e c h t s t r i e b s i c h g r ü n d e t, d. h. also auf das Bedürfniß und die Lust der Sexualfunction, ehrlich herausgesagt, ein Product des Teufels sei." Allerdings stark, sehr stark ausgedrückt, aber doch wahr: die natürliche, die fleischliche Lust ist ja ein Product des Teufels. Wer nicht das Bedürfniß derselben empfindet, verheirathet sich nicht. Und die Ehe gründet sich daher auf ein Bedürfniß, auf ein Verlangen, welches der noch nicht verführte, der paradiesische Mensch, dessen Wiederherstellung der christliche ist, nicht empfand. Wären die Menschen nicht gefallen, so würden sie sich, wie Augustin sagt, ohne alle sinnliche Begierde vermischt und fortgepflanzt haben. Dieser meiner Behauptung setzt nun der Rec. den Ausspruch des Apostels entgegen, daß es eine T e u f e l s l e h r e sei, wenn Jemand die Ehe v e r b i e t e *), als stünde er im Gegensatz zu meiner Behauptung, als hätte ich nicht dasselbe gesagt. Ausführlich habe ich diese Materie und noch dazu an der Hand des heiligen Ambrosius und Tertullian entwickelt. Freilich ist das V e r b o t der Ehe Teufelslehre; die sich nicht enthalten können, s o l l e n heirathen. Die Ehe ist, sage ich selbst, „gut, löblich, heilig selbst als das beste Arzneimittel gegen die Fornicatio." Aber sie ist eben so heilig als unheilig, eben so christlich als unchristlich — unchristlich, inwiefern sie sich auf einen antiparadiesischen Trieb, ein Verlangen des unenthaltsamen Fleisches gründet, christlich, inwiefern sie diesen Trieb beschränkt, die Sünde der Fornicatio verhütet. „Besser ist freien, denn Brunst leiden." „Aber w i e v i e l b e s s e r i s t, sagt Tertullian, diesen Spruch erörternd, weder freien, noch Brunst leiden." Der Rec. fährt fort: „Doch der Verf. b e w e i s t seine Behauptung damit, daß wir Alle „v o n N a t u r K i n d e r d e s Z o r n e s G o t t e s s i n d." Keineswegs; wir w a r e n Kinder des Zorns." „Die Natur ist a n s i c h gut." Mit dieser Stelle aus Paulus sollte ich meine Behaup-

*) Vortrefflich sagt Tertullian diese Materie entwickelnd: Non propterea appetenda sunt quaedam, quia non vetantur: etsi *quodammodo vetantur*, *cum alia illis* praeferuntur. ad uxorem l. 1. c. 3.

nung beweisen? Wie kann mir der Rec. eine solche Beschränktheit, ja Albernheit zutrauen! Die durch meine ganze Schrift hindurch geführte Anschauung des Christen vom Menschen, von Gott, vom Jenseits ist der Beweis. Das Ideal des Christen ist der geschlechtslose Mensch, der Mensch, wie er im Jenseits existirt. Das Geschlechtsgefühl ist ein dem christlichen Ideal widersprechendes. Und was will denn der Rec. mit seinem Imperfect in jener aus Ephes. 2, 13 citirten Stelle? Indem der Apostel sagt: wir waren Kinder des Zornes Gottes, so lange wir Kinder der Natur, nicht des Glaubens waren, so ist ja damit ausgesprochen, daß wir von Natur aus Kinder des Zornes Gottes sind. So haben es auch die Dogmatiker verstanden. So sagt z. B. J. Fr. Buddeus in der oben schon citirten Schrift l. III. c. II. §. 24: Unde et omnes natura filii irae *sunt.* Ephes. II. 13. Und in der Anmerkung nochmals: Unde et omnes homines *natura filii irae dicuntur.* Merkt's Euch!

(Fortsetzung folgt.)

Die mecklenburgsche Frage.

(Schluß.)

Gegen mancherlei Bestrebungen des eingebornen Adels, welcher sich als Societät mit filtrirtem Blute und polirter Haut betrug und dem jüngern Adel, wie viel mehr den Bürgerlichen die Rechte der Landstandschaft vorenthielt, trat Herzog Friedrich Franz mit rühmlicher Entschiedenheit auf, namentlich in den denkwürdigen Rescripten vom 7. März 1789 und vom 18. November 1793. In dem ersteren bekämpft der Herzog kraft seiner Landeshoheit die Anmaßung des Adels, über das Indigenatrecht verfügen, und unter den Mitgliedern des Landtages Kastenunterschiede festsetzen zu wollen. Diese Herren rechneten nämlich zum eingebornen Adel nur Solche, deren Vorfahren schon 1572 Grundbesitz gehabt hätten; diese sollten auch allein über die Reception in das noble Corpus entscheiden dürfen. Receptionsfähig solle nur sein, wer niemals den Gerechtsamen und Freiheiten der mecklenburgschen Ritterschaft entgegen gehandelt habe, 16 Ahnen beweise und 4000 Thaler für die Klöster oder bei Mangel an Ahnen 8000 Thaler bezahle. Nur der eingeborne und recipirte Adel, nicht der sonstige, solle zu den landständischen Würden und Aemtern und zum Genusse, wie zur Verwaltung der Klöster befähigt sein. Es versteht sich von selbst, daß diese Puristen mit den bürgerlichen Rittergutsbesitzern vollends unglimpflich verfuhren; diesen sprachen sie das Recht zum Besuche des Landtags überhaupt ab, also ein Recht, welches an den Rittergütern selbst unveräußerlich haftet. Solchen Uebergriffen setzt das Rescript von 1789 die einfache Wahrheit entgegen, daß ein Landstand des andern werth sei, und daß es keineswegs von der dreisten Willkür einiger Oligarchen abhänge, den nicht vollwichtigen Edelleuten und den Bürgerlichen, welche doch alle Lasten mittrügen, die wohlbegründeten und im Lehn- und Homagialeide ausgesprochenen Rechte vorzuenthalten. In den Archiven finde sich nicht die geringste Spur eines Gesetzes, Vertrages oder zu Recht bestehenden Herkommens, welches dem Adel ein Indigenatrecht und das eigenmächtige Schalten damit zugestände. Das Gegentheil davon sei aus dem Erblandesvergleiche ersichtlich, in welchem gar nicht einmal das Wort „Indigenat" stehe. Bloß der §. 167 enthalte die Bestimmung, daß ein Landrath aus dem „eingebornen oder recipirten Adel" genommen werden müsse. Daraus nun folge nichts, sagt der Herzog, als: „daß eben durch diese Worte es festgestellt sei, daß sowohl diejenigen von Adel, welche erst von Unseren Vorfahren oder Uns in neueren Zeiten unter den ersten Unserer Landstände (die Ritterschaft) recipirt worden, als diejenigen, so von Alters her, ohne Dasein einer Spur ihrer Reception, darin gewesen sind, die Wahl- und Präsentations-Fähigkeit zu Landräthen haben sollen." — In dem Rescripte von 1793 belobt der Herzog zunächst die so sensitiv organisirte Blüthe seines Adels: „daß ihr mit allen übrigen bisher sogenannten Indigenis von den Behauptungen eines ordentlichen Indigenats, dessen anscheinende allmälige Einschleichung in Unseren Landen Uns so befremdend war, insbesondere eines so sonderbaren Indigenats, welches nicht zwischen Ein- und Ausländern, sondern unter Unsern eignen wirklichen Landsassen einen differenten statum machen sollte, jetzt gänzlich zurückgetreten seid." Das angemaßte Indigenat solle ferner „weder gegen Uns, noch gegen diejenigen, welche dadurch haben herabgewürdiget werden sollen, und gegen die künftigen Güterbesitzer in Unsern Landen" zur Consequenz gezogen werden, und bei Bezeichnung von gewissen Adelsvorrechten selbst jenes Wort für immer abgeschafft sein, damit jedem Mißbrauche vorgebeugt werde. „Eingeboren" bedeute nichts weiter, als: im Lande geboren.

Die besonderen Rechte, welche der alte Adel als Corporation fortwährend beanspruchte (ausschließliche Befähigung zu den landständischen Aemtern und zum Innehaben der Klöster), wies der Herzog mit gleichem Rechte und gleicher Entschiedenheit, wie das Adelsindigenat, zurück. Zum Schlusse des Rescripts heißt es:

„Wenn nun eine Anzahl von Personen, bestehend aus den Abkömmlingen der ersten adligen Familien in Unsern Landen, und denen, welche sie für Geld unter sich aufgenommen haben, behauptet, in einer gewissen gesellschaftlichen Verbindung und Uebung von etlichen erworbenen juribus zu stehen; so kann euch im Ganzen unmöglich unbekannt sein, daß in keinem Staate sich, ohne Vorwissen und Genehmigung der Landesherrschaft, irgend eine Societät aufwerfen und, auf einmal oder nach und nach, formiren kann, welche in complexu Handlungen ausübe, die sich ins Publicum erseriren; viel minder solche, die in den statum publicum des Landes wichtigen Einfluß haben, und in der ganzen bis dahin gewesenen grundgesetzlichen Landes-Verfassung Aenderung machen. Und ihr möget von den prätendirten Rechten sagen, was ihr wollt, um zu behaupten, daß sie der Landeshoheit nicht im Wege wären; so könnt ihr dennoch nimmermehr dieses verläugnen: daß es nicht einerlei Verfassung ist, ob so, wie das Gesetz sagt, alle Landstände, oder so, wie ihr es wollt, nur etwa die Hälfte davon fähig ist, zu öffentlichen Landes-Aemtern, zu Repräsentanten des ganzen Corps der Landstände gewählt zu werden? Und daß es dem Landesfürsten, welcher die Klöster für alle inländische Jungfrauen, bis auf das, was von den bürgerlichen Klosterplätzen specialiter anders wohin verglichen ist, bestimmt und hinge-

geben hat*), nicht gleichgültig und duldbar bleiben könne, wenn ein Theil der Landstände, und das nicht einmal, sondern wenn gewisse adlige Familien sich dieselben allein zueignen, ja sogar das Recht anmaßen wollen, die Fähigkeit dazu, die die Landschaft doch selbst nur aus den Händen des Fürsten hat, ohne dessen Vorwissen andern für sich und ihre Erben weiter zu verkaufen. Und gleichermaßen müsset ihr einsehen, wenn ihr nur wollt: daß weder bei Unserer Lande kundbarer Verfassung, noch bei dem klaren Buchstaben des Landesvergleichs, sich ein sogenannter Landesgebrauch denken lasse, welcher einige Familien ermächtigte, den Uns mit Huldigungs- und Lehns-Pflichten zugethanen Landbegüterten die Befugnisse ihrer Landstandschaft und ihres Gutsbesitzes, ohne landesfürstliches Vorwissen und Bewilligung, irgend wohin erklären, erweitern oder beschränken zu dürfen, daß vielmehr alles, was hierunter der verfassungs- und erbvergleichsmäßigen Gleichheit und Gemeinschaft der Landbegüterten entgegen, ohne Unsere Wissenschaft und Gestattung mit oder ohne ausdrückliche oder stillschweigende Einwilligung der übrigen, etwa unternommen sein mag, niemals als rechtsgültig oder verbindlich angesehen werden könne. — Da nun nicht mehr von einem Indigenat einiger Landstände vor andern die Rede ist, sondern von einer besondern Gesellschaft, die Rechte erworben und zu üben haben will; so muß euch einleuchten, daß Landstandschaft und diese Societät gar nichts mit einander zu thun haben, sondern unabhängig von einander sind, daß mithin, wenn ein oder anderer von Unserer Ritterschaft zugleich ein Mitglied solcher Societät ist, er duplicem personam an sich habe, und daß es äußerster und ganz unduldbarer Mißbrauch sei, diese doppelte Person zu vermischen, und in der einen Qualität das zu thun, was er allenfalls in der andern thun könnte.

„Nur der gesammten Anzahl der Landbegüterten, welcher Geburt sie auch sein mögen, oder der ganzen Ritterschaft, nicht aber der vorgeblichen, von Unsern Vorfahren und Uns nicht gekannten Societät, sind gemeinsame Landtäge, Convente, Repräsentanten und ein Engerer Ausschuß gegeben: Zu dem allen also gehören augenscheinlich diejenigen Leute, welche gewisse nicht landständische Rechte erworben haben und üben wollen, als solche nicht hin, und haben keinen Theil daran. Und was dem entgegen bisweilen höchst mißbräuchlich geschehen sein mag, darf nie wieder geschehen. Alle und jede Unserer Landstände haben an den Landtägen und dem, was darauf verhandelt wird, und an dem Engern Ausschuß und seinen Verrichtungen gleichen Antheil. Mithin wollen Wir, nachdem nun an Indigenats-Behauptungen nicht weiter zu denken ist, auch ihr in eurer rc. Schrift den prätendirten einzelnen Rechten die Befugniß, die Landes-Officianten auch allein zu wählen, selbst nicht beizählt, sondern der Societät bloß das Gewählwerden allein zueignen wollet, hinführo nicht wieder erwarten, daß die Mitglieder solcher Gesellschaft sich, wie zu Unserm Erstaunen wohl eher gewagt ist, wieder einfallen lassen werden, auf dem Landtage irgend etwas ohne Zuziehung aller versammelten Landstände zu unternehmen, ihre Beschlüsse in die Reihe gemeiner Landesbeschlüsse zu stellen, dazu die Landtags-Protocolle zu mißbrauchen, und einen großen Theil Unserer Vasallen von landtägigen Deliberationen auszuschließen, vielmehr werden Wir diese, von denen Wir ebenmäßig hinführo eine so indolente Fahrlässigkeit in ihren Landständischen Rechten und Pflichten, als die ist, sich von einigen ihrer Mitbrüder eigenmächtig zurückweisen zu lassen, nicht weiter erwarten wollen, insgesammt und jeden einzelnen darunter allezeit mit Landesherrlichem Nachdruck bei ihrer gleichen Concurrenz und ihrem Stimmrechte zu allem, was auf den Landtägen vorkommt, zu schützen wissen, auch nichts für ein Landtags-Protocoll gelten lassen, was nicht unter der ganzen versammelten Ritter- und Landschaft, sondern etwa in einer Conferenz der Societäts-Mitglieder abgehalten ist."

Die angezogenen Stellen machen den Hauptpunkt, daß die Landstandschaft mit der verschiedenen Methode des Geborenwerdens nichts zu schaffen hat, hinlänglich klar. Ein Edelmann mag sogar von Adam abstammen; ohne Rittergut ist er für den Landtag nichts. Die endliche Beseitigung der mecklenburgschen Adelsansprüche kann nicht ausbleiben. Wirklich haben sich die letzteren, in Vergleich zu früheren Zeiten, ermäßigt. Die schwebende Angelegenheit enthält recht gesunde Keime eines tüchtigeren, vielseitigeren Staatslebens in Mecklenburg, dessen Verfassung sichtlich einer Reform entgegengeht. Die Vertretung privilegirter Stände, während die Masse des Volkes das müßige Zusehen hat, ist mit dem heutigen Bildungsgrade unvereinbar. Jeder Tag bringt den Deutschen dieses zum deutlicheren Bewußtsein. Einst wird Mecklenburg, wird sogar (Deutsch-) Oesterreich vollständig in Deutschland liegen. Das erstere hat kürzlich wieder einen Schritt dahin gethan, indem es seine Bulldoggs verbot. Und da, wo diese bleiben, ist auch noch Platz für andere Dinge, welche feindselig in der bürgerlichen Gesellschaft hausen. — Die mecklenburgsche Adelsfrage hat auch für das übrige Deutschland ihre Bedeutung, in ähnlicher Weise für ihren Kreis, wie die Anstrengungen Hannovers für Recht und Verfassung und die Kämpfe der badenschen Stände an der Spitze der Zeit zugleich im Namen und zum Nutzen des gesammten großen Vaterlandes geschehen sind.

Gebührende Anerkennung sei denjenigen adligen Rittern, welche mit Einsicht und Wohlgesinntheit die Streitpunkte behandeln. Aber wenn eine oligarchische Faction, die nichts lernt und nichts als alte gegnerische Rechte vergißt, sich im Angesichte der Geschichte, der Billigkeit und des dürren positiv-juristischen Gesetzes prostituirt, habeat sibi! Volenti non fit injuria.

K. Nauwerck.

*) Die Ueberlassung der Klostergebiete an das Land geschah in Gemäßheit eines Vertrags, nach welchem die Stände die herzoglichen Privatschulden übernahmen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 21. 26. Januar. 1842.

Beleuchtung der in den theologischen Studien und Kritiken (Jahrgang 1842. I. Heft) enthaltenen Recension meiner Schrift: „das Wesen des Christenthums."

(Fortsetzung.)

So widerlegt der Theolog den Philosophen! Was ferner den Satz betrifft, daß die Natur an sich gut sei, so habe ich ihn gleichfalls nur mit andern Worten angeführt; aber diese an sich gute Natur ist ja nur eine Hypothese; sie existirt nicht. Oder hat etwa das Christenthum diese verlorne Natur wider hergestellt? Aber hat es denn die Natur verändert? Verdanken nicht auch wir Christen noch dem vitium concupiscentiae unsere Existenz? Haben die Christen nicht die wahre, vollständige Aufhebung der Folgen des Sündenfalls in das Jenseits verlegt? Als ein Beispiel von meinen Eingriffen in das Privilegium der Theologie, d. h. der Willkür, die ich mir in der Auslegung der Schrift erlaube, führt der Rec. an, daß „ich die Matthäi 19 enthaltne Stelle über die Ehe nur auf das Alte Test. beziehe." Was verstehe ich denn hier unter dem A. T.? Allerdings bezieht sich diese Stelle nicht nur auf das A. T., denn der Apostel Paulus beruft sich selbst auf diesen Ausspruch; aber gleichwohl bezieht sie sich auf die Ehe als ein alttestamentarisches Institut. Die Ehe war selbst bei den Heiden heilig — die Ehe ist kein christliches, kein specifisch christliches Institut. Die sich verehelichen, bleiben auf dem Standpunkt des A. T. stehen, zu schwach, das Geheimniß des Christenthums in dieser Beziehung zu fassen, oder zu bethätigen. Denn das Neue, das Besondere, das, wodurch sich das Christenthum vom Heidenthum und Judenthum unterscheidet, das specifisch Christliche also ist das Geheimniß des freiwilligen religiösen Cölibats, welches erst V. 11 und 12 ausgesprochen wird. Non omnes sufficiunt huic rei, non ita sunt comparati, ut hoc praestare nempe uxore carere possint. (J. G. Rosenmüller Scholia in N. T.) Und so faßten diese Stelle einstimmig die Kirchenväter. (S. die Bemerkungen des Hugo Grotius zu dieser Stelle.) Wäre im religiösen, im specifisch christlichen Princip des Christenthums die Natur, die Ehe geheiligt gewesen, warum hätten sich die Christen gegen den Gedanken einer natürlichen oder ehelichen Abkunft ihres Heilands gesträubt?

Doch Finis coronat opus. Der Rec. schließt diese Materie mit den Worten: „Was der Verf. hier noch weiter sagt über die nothwendige Rivalität zwischen der Liebe zu Gott und der ehelichen Liebe nach christlichen Begriffen, so wie über die nothwendige Ausschließung der letzteren von der Erde, weil sie ja durch Lucas 20, 35. 36 vom Himmel ausgeschlossen sei, ist so erstaunlich haltlos, daß wir kein Wort darüber verlieren mögen." Also ist auch erstaunlich haltlos, was der Apostel Paulus sagt, wenn er uns die Rivalität zwischen ehelicher und religiöser Liebe also schildert: „Wer ledig ist, der sorget, was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle. Wer aber freiet, der sorget, was der Welt angehöret, wie er dem Weibe gefalle. Es ist ein Unterschied zwischen einem Weibe und einer Jungfrau. Welche nicht freiet, die sorget, was dem Herrn angehört, daß sie heilig sei, beides am Leibe und auch am Geiste; die aber freiet, die sorget, was der Welt angehöret, wie sie dem Manne gefalle." *) Erstaunlich haltlos! Höchst bezeichnend für so eine matte moderne Christenseele, die alles Wahrheitssinnes ledig, keiner ungetheilten Empfindung mehr fähig, der jeder unbedingte, große Gedanke eine „rohe Abstraction", eine „Uebertreibung" ist! Höchst charakteristisch für so einen modernen Theologen, dessen Herz zwischen Himmel und Erde, Christus und Belial, Gott und Mensch haltungslos hin und her baumelt, daß er Argumente, die selbst die eiserne Nothwendigkeit der Weltgeschichte unterstützt, in dünkelhafter Beschränktheit für erstaunlich haltlos erklärt. Und ein solches Argument unwiderstehlicher, freilich höchst bittrer und niederschlagender Wahrheit ist das vom Himmel herab geholte. Der Himmel ist „die wahre Meinung, das offne Herz, der letzte Wille einer Religion." „Was der Mensch von seinem Himmel ausschließt, das schließt er von seinem Wesen aus." Wer will diesen Satz läugnen? Jede Religion

*) Natürlich wird mir der Rec. auch bei diesem Citat wieder den Vorwurf einer schrankenlosen, willkürlichen Verdrehung machen. Ist es ja von meiner Seite schon ein willkürlicher Eingriff in das Privateigenthum der theologischen Professionisten, wenn ich, der Profane, auch nur die Bibel citire.

bestätigt ihn. Der Muhammedaner schließt von seinem Paradies alle Schranken und Widerwärtigkeiten aus, welche hier mit dem sinnlichen Genuß verknüpft sind; er erklärt dadurch unbeschränkten sinnlichen Genuß für sein höchstes Ideal, für sein höchstes Wesen. Und dieses Ideal realisirt er schon hienieden so viel er kann. Ein Jenseits, das nicht activ, nicht bestimmend schon in dieses Leben eingreift, ist eine Chimäre; denn die Vorstellung des Jenseits ist nichts Anderes als die Vorstellung dessen, was der Mensch sein soll und sein will. Wenn also das Christenthum die Geschlechtsdifferenz vom Himmel ausschließt, so heißt das gerade so viel als: der Christ schließt die Geschlechtsdifferenz von seinem Wesen aus und seine praktische Tendenz ist daher in dieser Beziehung die Negation des Geschlechtstriebes. Das Leben im Diesseits bestimmt das Schicksal im Jenseits. Wer in den Himmel kommen will, muß hier schon himmlisch leben. Eo dirigendus est spiritus, sagt selbst ein frommer protestantischer Theologe, den ich in meiner Schrift citire, quo aliquando est iturus. Ist unsere Bestimmung, einst Engel zu sein, so ist unser Bestreben hienieden, Engel zu werden. Das Jenseits ist ein realisirter Wunsch — so ist das Jenseits des Muhammedaners der realisirte Wunsch desselben, frei zu sein von allen Schranken des sinnlichen Triebes und Genusses. Glaubt der Christ daher einst frei zu sein von dem Geschlechtstrieb, so glaubt er dies nur, weil er es wünscht. Wünscht er es aber, so wünscht er es nur deswegen, weil er in dem Geschlechtstrieb eine Schranke, etwas Negatives, einen Widerspruch mit seinem Wesen findet. Was man aber im Widerspruch mit seinem Wesen empfindet, das ist zum Tode verurtheilt, zu einem Object der moralischen Negation herabgesetzt. Die Moral einer Religion hängt ab von der Vorstellung ihres Jenseits. Tota vita pii Christiani, sagt Augustin, *sanctum desiderium* est. Nur in dem Glauben an das himmlische Jenseits, an die Engels-Natur des Menschen ist der theoretische Ursprung des klösterlichen, überhaupt asketischen Lebens im Christenthum zu suchen. Aber warum, könnte man einwenden, haben denn die Christen nicht Essen und Trinken aufgegeben, da sie doch einst als Engel auch nicht essen und trinken werden? Weil die Natur hier, wie anderwärts, der Transcendenz des Glaubens eine unübersteigliche Grenze, die er folglich unwillkürlich einhalten mußte, entgegengesetzt hat. Essen und Trinken kann man nicht aufgeben, ohne das Leben aufzugeben; aber wohl die Sexualfunction. Zudem ist die Function des Essens und Trinkens eine weit indifferentere, als die Sexualfunction. Uebrigens bestimmt gleichwohl der Glaube an ein himmlisches Leben, wo man nicht mehr dem Bedürfnisse des Essens und Trinkens unterworfen ist, auch das irdische Leben in dieser Beziehung, wie der entgegengesetzte Glaube, daß man im Himmel in unaufhörlichen sinnlichen Genüssen schwelgt, gleichfalls, nur im entgegengesetzten Sinne, das Leben des Menschen determinirt. Die entzückende Vorstellung der überirdischen, himmlischen Genüsse benimmt dem Menschen den Geschmack an den armseligen, beschränkten Genüssen der Erde. So hatte der heilige Bernhard förmlich seinen Geschmacksinn verloren: er aß Schmeer für Butter, trank Oel für Wasser. Ja, er hatte sich durch die überschwängliche Fülle der himmlischen Speisen so den Magen verdorben, daß er durch den Mund die irdischen Speisen wieder von sich gab. Ekel an der Erde ist die nothwendige Folge von der Vorstellung des Himmels, wenn diese Vorstellung noch eine lebendige ist.

Aber freilich für einen modernen Theologen ist der christliche Himmel ein erstaunlich haltloses Argument gegen die Christlichkeit der Sexualfunction, aus dem einfachen Grunde, weil der christliche Himmel keinen Halt und Bestand mehr in ihm hat. Wie die modernen Christen nur noch in der Imagination, aber nicht mehr in ihrem Wesen die Uebermenschlichkeit Gottes festhalten; so ist auch die Ueberirdischkeit des Himmels nur noch eine imaginäre, keine reelle Vorstellung mehr. So wenig ihnen Gott ein nicht-, ein übermenschliches Wesen, so wenig ist ihnen das Jenseits ein nicht-, ein übermenschlicher Zustand. Die Differenz zwischen Diesseits und Jenseits ist aufgehoben; wie sollte also der Glaube an das Jenseits sie im Diesseits geniren, wie in ihnen von den Wirkungen des Glaubens an das Diesseits unterschiedene Wirkungen hervorbringen? Das wesentliche Interesse in ihrem Glauben an das Jenseits ist, daß sie Sich selbst und die Ihrigen und was sie eben sonst lieb und gern auf der Erde haben, im Himmel wieder finden. Ein Beispiel. At nescio quanta me voluptas capiat dum cogito, me non modo ad *parentis* et *conjugis* et *liberorum* et *propinquorum societatem*, sed ad *viros probos*, quos *diligo* et quorum a doctrina vel benevolentia amplos fructus capere contigit, sed quibus per absentiam et mortem non licuit beneficiorum referre gratiam, profecturum et opportunitatem habiturum, declarandi his animi mei pietatem . . . . . Neque me ab hac spe dejicit servator optimus (natürlich nicht, denn die Bibel accommodirt sich den Bedürfnissen der Zeit), cum negat, post resurrectionem conjugum commercia locum habere Matth. 22, 23, nam illa sexus diversitas et copulatio omnino tolli potest, quamvis amicitiae, quae proprie conjugii et propinquitatis vinculum est, firmitas non tollatur. *Döderlein* Instit. Theol. Christ. l. II. p. II. c. II. s. II. §. 302. obs. 4. Den heroischen Gedanken der alten christlichen Mystik, daß einst nur Gott und die fromme Seele allein ist, capirt und verträgt nicht mehr das moderne Pygmäengeschlecht. Auch mein moderngläubiger Rec. drückt sich mit wahrer Indignation über die Zumuthung aus, daß sich einst die Seele nur mit Gott begnügen soll. Er sagt:

„auch die Seligkeit der Vollendeten ist im Sinne des Christenthums keineswegs als ein unverwandtes Hineinstarren in die Sonne des göttlichen Wesens (das wäre viel zu langweilig, Gott ist ja ein leeres Wesen, denn nur in das Leere starrt man hinein), als ein Zustand, wo nichts außer Gott und der Seele, wie der Verf. es darstellt, zu denken: die heil. Schrift führt nicht von fern auf diese Vorstellungen." Aber eben deswegen ist auch die Bibel kein Object der philosophischen Kritik; ihre Vorstellungen sind zu ungebildet, zu populär, zu beschränkt, zu sinnlich, zu anthropomorphistisch; und eben deswegen anerkenne ich auch kein Argument, das nur aus der Bibel hergeholt wird*); denn ich stehe nicht auf dem unglaublich beschränkten und willkürlichen Standpunkt eines protestantischen Theologen, welcher die Bibel zur einzigen, zur absoluten Norm der christlichen Religion macht. Die Apostel hatten keine Zeit, sich in das Wesen der Religion zu vertiefen. Ihre Aufgabe war eine durchaus praktische. Ihre Lehren selbst entwickelten sie nur im Kampfe gegen die interesselosesten rohesten Vorstellungen und Vorurtheile. Erst als die Christen nicht mehr an das Praeputium der Juden und dergleichen Allotria zu denken brauchten, konnten sie sich in sich sammeln, concentriren in das Wesen des Christenthums. Und nothwendig sind die Gesinnungen, Vorstellungen und Aussprüche des in sich concentrirten, des sich in sich vertiefenden Christenthums energischer, unbedingter, rücksichtsloser, aber auch intensiver, bestimmter und entscheidender, als die Aussprüche des sich ausbreitenden und nur mit seinem Gegensatze beschäftigten Christenthums. Aber nur da, wo Etwas, um mich so auszudrücken, rücksichtslose Leidenschaft, unbedingter Affect wird, erst da erhebt es sich zu einem Gegenstand wie der Poesie, so der Philosophie, denn nur das Unbedingte in jeder Sphäre ist Gegenstand der Philosophie. Also: nicht die Liebe des Christen zum Weibe, die in demselben Weibe nur die Braut oder Schwester Christi liebt, sondern die Liebe, die ihren Gegenstand um sein selbst willen liebt, die ihn anbetet; nicht die Liebe zu Gott, welche das Herz zwischen Gott und den Menschen theilt, welche sich mit der Gatten-, Eltern-, Verwandtenliebe verschwägert, sondern nur die Liebe, welche die Energie besitzt, Gott den Menschen aufzuopfern, oder umgekehrt, den Menschen Gott aufzuopfern, den Menschen als Gott zu lieben, kurz nur Das überhaupt, was in den Augen der Mittelmäßigkeit und Halbheit Abstraction — alles Große, Wahre ist, weil unbedingt, abstract — Uebertreibung ist, nur Das bietet wie ein poetisches, so ein philosophisches Interesse dar.

S. 248 tadelt der Rec., daß ich schon im Satze: Gott ist die Liebe, den Widerspruch zwischen Glaube und Liebe ausgedrückt finde. „Diese Stelle, wonach, wenn Gott noch etwas Andres ist als die Liebe, dies nothwendig die Negation der Liebe sein muß, ist eine der merkwürdigsten Proben der abstracten Dialektik, durch welche der Verf. die Religion in lauter Abstraction aufzulösen sucht." Wie sonderbar! wie komisch! Der Hegelianismus hat mir immer den Vorwurf gemacht, daß ich in Abstractionen mich herumtreibe, weil ich die Dinge stets in ihrer schärfsten Charakterbestimmtheit zu erfassen bestrebt bin, abhold aller dialektischen Spiegelfechterei, die nie bis zum Gegenstand selbst dringt. Und hier muß ich aus einem theologischen Munde denselben Vorwurf hören — aus einem Munde, der mir zugleich vorwirft, daß ich den mystischen Affect zum Dogma erhebe. Demnach wäre also auch der religiöse Affect eine merkwürdige Probe abstracter Dialektik. Möge doch der scharfsinnige Rec. ein wesentliches Bedürfniß unsrer Litteratur befriedigen und eine Schrift de Hegelianismo ante Hegelium schreiben und darin beweisen, daß auch schon der heilige Augustin, der heilige Ambrosius, der heilige Hieronymus, der heilige Bernhard, ja selbst der heilige Apostel Paulus von dem zerstörenden Gifte der modernen Dialektik angesteckt waren! Denn alle meine Argumente sind nichts weiter als in Gedanken umgesetzte und in Verbindung gebrachte Thatsachen des religiösen Wesens.

Doch zur Sache! Ist dieses Andere, was Gott, abgesehen von der Liebe, ist, ein unbestimmtes Andere? Nein! es ist im Sinne meiner Schrift und im Sinne des Glaubens Gott als Subject, als Selbst, als Person, kurz Gott als ein für sich seiendes Wesen, mit dessen Vorstellung sich nothwendig, wie die Geschichte und die Vernunft beweist, die Vorstellung der Ehre, der Beleidigung, der Lästerung Gottes, die Vorstellung des *crimen* laesae Majestatis Dei, die Vorstellung der Ketzerei verbindet. Darauf beruht auch, um gleich hier die spätern Vorwürfe des Rec. zu anticipiren, das Hauptargument in dem Abschnitt über den Widerspruch zwischen Glaube und Liebe, wo der Rec. mir auch vorwirft, daß nach mir jede Besonderung eine Negation des Allgemeinen wäre, als wenn es nicht auch eine mit der Vernunft übereinstimmende Bestimmung des Allgemeinen gäbe. Der Rec. sagt in Betreff dieser Materie: „Wenn aber der Verf. jene Verirrungen (?) (die religionsgeschichtlichen Gräuel, sage die religionsgeschichtlichen, also nur die, welche wirklich aus Glaubenseifer entsprangen, wie die Hinrichtung des Servet) dem Wesen des Christenthums selbst als nothwendige Consequenz

*) Deswegen habe ich auch z. B. ganz unberücksichtigt gelassen die Meinung derjenigen Exegeten, welche die Vorstellung von der übernatürlichen, überehelichen Abkunft des Heilands für eine später erst entstandne erklären. Eine Vorstellung, welche durch die ganze Geschichte des Christenthums hindurch für einen heiligen, unantastbaren Glaubensartikel galt, hat keinen zufälligen Ursprung, sondern sie hängt mit dem Wesen des Christenthums zusammen, sonst würde sie nicht einstimmig von den Christen als eine christliche anerkannt worden sein.

desselben zur Last legt, so müssen wir dies so lange für eine aller Wahrheit ermangelnde Blasphemie halten, bis er seine Beschuldigung z. B. mit Lucas 9, 55. 56 in Einklang gebracht. Freilich dürfte ihm auch dies nicht schwer werden bei der schrankenlosen Willkür der Exegese, mit der er z. B. von dem Gebote der Feindesliebe sagt, es beziehe sich nur auf Privatfeindschaften unter Christen, nicht auf ungläubige Feinde." Der Rec. entstellt hier wieder meinen Satz, denn unter ungläubigen Feinden sind nur persönliche Feinde zu verstehen. Es heißt aber bei mir: „Der Satz, liebet eure Feinde, bezieht sich nur auf Privatfeindschaften unter Christen (richtiger auf persönliche Feinde, wie aus dem Gegensatz erhellt), aber nicht auf die öffentlichen Feinde, die Feinde Gottes, die Feinde des Glaubens, die Ungläubigen." Das Christenthum lehrt allerdings im Gegensatze zum Judenthum, welches die Liebe nur auf den Israeliten beschränkte, allgemeine Menschenliebe, was ich ja selbst ausspreche; daher ich sage: die religionsgeschichtlichen Gräuel widersprechen dem Christenthum, inwiefern es die Liebe gebietet, die Liebe selbst zu einem Prädicate Gottes macht. Aber es beschränkt sogleich wieder diese Liebe durch den Glauben. „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Denn Gott hat seinen Sohnen nicht gesandt in die Welt, daß er die Welt richte, sondern daß die Welt durch ihn selig werde. Wer an ihn glaubet, der wird nicht gerichtet; wer aber nicht glaubet, der ist schon gerichtet, denn er glaubet nicht an den Namen des eingebornen Sohnes Gottes." Ev. Joh. 3, 16—18. Non homini, sed Dei filio, ipsi Deo denegat fidem, quod est facinus maxime indignum. „Das ist aber der Wille deß, der mich gesandt hat, daß, wer den Sohn siehet und glaubet an ihn, habe das ewige Leben und Ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage." Ebend. 6, 40. Die Seligkeit, das ewige Leben, die Gnade, das Wohlgefallen, die Liebe Gottes wird abhängig gemacht vom Glauben. Wer nicht glaubt, ist schon dadurch, daß er nicht glaubt, gerichtet, verdammt, untheilhaftig der Seligkeit, ein Gegenstand des göttlichen Mißfallens, des göttlichen Zornes, denn von Natur, d. h. ohne Glauben, sind wir Alle Kinder des Zorns; „ohne Glauben ist es unmöglich, Gott zu gefallen." Wer nicht glaubt, verläugnet Gott; wer aber Gott negirt, wird von Gott negirt. „Verläugnen wir, so wird Er uns auch verläugnen" (2. Timoth. 2, 12). Qui Christum negat, negatur a Christo (Cyprian). „Ein jeglicher Geist, der da nicht bekennet, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, der ist nicht von Gott. Und das ist der Geist des Widerchrists." Wer also nicht an Gott glaubt, wenigstens so, wie es in der Bibel gelehrt wird, der ist nicht vom Geiste Gottes, sondern vom Geiste des Antichrists, des bösen Wesens, des Satans beseelt. Scimus . . . . schreibt Melanchthon an den Senat von Venedig, *Diabolum*, cum sit *hostis Christi*, in hoc praecipue intentum fuisse ab initio, ut sereret *impias opiniones* ac obrueret *gloriam Christi.* Ac incitat *Diabolus* curiosa et prava ingenia, ut corrumpant aut convellant vera dogmata. Wie ist es nun aber möglich, daß der Christ den Antichristen oder einen vom Teufel besessenen Menschen liebt? wie möglich, daß ein Gegenstand des göttlichen Zorns ein Gegenstand menschlicher Liebe sei? wie möglich, daß der Mensch bejaht, was sein Gott verneint, verwirft? wie möglich, daß ich die Liebe vom Glauben sondere, wenn aller göttlicher Segen auf dem Glauben ruht, daß die Liebe sich über die Schranken des Glaubens erstrecke? Ich werde daher so lange die Beschuldigung des Rec. als eine dreiste Negation einer evidenten, welthistorischen Wahrheit betrachten, so lange man nicht beweist, daß die z. B. von Cyprian und anderen von mir citirten Kirchenvätern ausgesprochnen Gesinnungen über und gegen die Ketzer nicht nothwendige Consequenzen, nicht adäquate Ausdrücke des biblischen Christenthums sind. Um nicht die schon in meiner Schrift S. 353 in der Anmerkung aus Cyprian mitgetheilte Stelle zu wiederholen, stehe hier eine andere aus der 73. Epist. Nr. XV (Edit. cit.): Si autem *quid apostoli de haereticis senserint* consideremus, inveniemus, *eos in omnibus epistolis suis exsecrari* et *detestari haereticorum sacrilegam pravitatem.* Nam cum dicant, sermonem eorum ut cancer serpere (2. Timoth. 2, 17), quomodo potest is sermo (es handelt sich hier von der Giltigkeit der Ketzertaufe) dare remissam peccatorum, qui ut cancer serpit ad aures audientium? Et cum dicant, nullam participationem esse justitiae et iniquitati, nullam communionem lumini et tenebris (2. Cor. 6, 14), quomodo possunt aut tenebrae illuminare aut iniquitas justificare? Et cum dicant, *de Deo eos non* esse, sed esse *de antichristi spiritu*, quomodo gerunt spiritalia et divina, qui sunt *hostes Dei* et quorum *pectora obsederit spiritus antichristi?* Quare si rejectis humanae contentionis erroribus ad *evangelicam auctoritatem* atque ad *apostolicam traditionem sincera et religiosa fide* revertamur, intelligemus, nihil eis ad gratiam ecclesiasticam et salutarem licere, qui spargentes atque impugnantes ecclesiam Christi *a Christo ipso adversarii, ab apostolis vero ejus antichristi nominantur.* Wer, außer ein befangener, wahrheitsloser Theologe, kann läugnen, daß diese hier ausgesprochne Gesinnung gegen die Antichristen eine der Bibel conforme, eine christliche Gesinnung ist? wer läugnen, daß der Christ nur christlich gesinnt ist, wenn er gegen den Antichristen antichristlich gesinnt ist?

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 22. 27. Januar. 1842.

Beleuchtung der in den theologischen Studien und Kritiken (Jahrgang 1842. I. Heft) enthaltenen Recension meiner Schrift: „das Wesen des Christenthums."

(Schluß.)

Aber in dieser Vorstellung von den Ketzern, in dieser Gesinnung gegen dieselben haben wir das subjective Princip zu den antiketzerischen Handlungen, welche sich die glaubenseifrigen Christen erlaubten. Wer einmal vom Glauben, der Quelle alles Heils, aller Gottwohlgefälligkeiten, aller religiösen Rechte und Güter ausgeschlossen ist, der wird in der weitern Entwicklung nothwendig auch vom Genusse politischer Rechte ausgeschlossen. Was die höchste Autorität, die Macht des Glaubens zum geistlichen Tode verurtheilt, warum sollte das die weltliche Macht, welche sich auf diese Autorität stützt, nicht zum leiblichen Tode verurtheilen? Ob es übrigens bis zu dieser äußersten That kommt oder nicht, ist gleichgiltig. Es genügt, daß in den Augen des Glaubens der Häretiker ein Gott mißfälliges, ja ein von Gott negirtes, der ewigen Pein bestimmtes Subject ist. Mit diesen Gesinnungen des Glaubens gegen die Ketzer steht nun keineswegs das Gebot der Feindesliebe im Widerspruch; denn es ist (wenigstens im Sinne der Bibel, verglichen mit den Stellen, welche die dogmatischen Feinde betreffen) nur ein moralisches Gebot*), wie dies aus dem ganzen Zusammenhang hervorgeht, in welchem es ausgesprochen wird, und bezieht sich offenbar nur auf persönliche Feinde. „Liebet eure Feinde, segnet, die euch fluchen, thut wohl denen, die euch hassen, bittet für die, so euch beleidigen und verfolgen." „Denn so ihr liebet, die euch lieben, was werdet ihr für Lohn haben? Thun nicht dasselbe auch die Zöllner? Und so ihr euch nur zu euren Brüdern freundlich thut, was thut ihr Sonderliches? Thun nicht die Zöllner auch also?" Was sind im Gegensatze zu denen, die uns lieben, zu unsern Brüdern, Wohlthätern, die, welche uns hassen, verfolgen, verfluchen, beleidigen anders, als unsere persönlichen Feinde? Aber die Häretiker und Antichristen hassen nicht uns, verfolgen und beleidigen nicht uns (wenigstens nicht direct), sondern sie sind Gotteslästerer, Blasphemisten, kurz nicht unsre Feinde, sondern die Feinde Gottes, die Feinde des Glaubens. Obgleich Calvin den Servet auf den Scheiterhaufen brachte, so sagte er doch ausdrücklich von sich, me nunquam *privatas injurias* fuisse persecutum, und schied von ihm mit bibelfester Gesinnung *secundum Pauli praeceptum.* Er konnte sich also rühmen, das Gebot der Feindesliebe nicht verletzt zu haben, denn er brachte den Servet nicht als seinen Feind, also nicht aus persönlichem Hasse, sondern als einen Feind des wahren Glaubens, als einen Antichristen, also aus dogmatischen Gründen auf den Scheiterhaufen. Selber der sanftmüthige Melanchthon billigte die Hinrichtung Servet's. Judico etiam senatum Genevensem recte fecisse, quod hominem pertinacem et non omissurum blasphemias sustulit. *Ac miratus sum, esse, qui severitatem illam improbent.* (Vita Mel. Vitae Germ. Theol. a M. Adamo.) Was aber die Stelle im Lucas betrifft, auf die mich der Rec. verweist, so ist hier nichts enthalten, als eine Zurechtweisung der beschränkten Jünger, welche die auch zum Heile berufenen Samaritaner mit dem himmlischen Feuer des Elias vertilgt wissen wollten. Die Stelle aber, „des Menschen Sohn ist nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten," erhält ihre Erklärung durch die oben aus Joh. 3, 17. 18 mitgetheilte. Zu bemerken ist noch, daß die Bibel zum Behufe des Gebots der Feindesliebe die Vollkommenheit (Matth. 5, 48) oder die Barmherzigkeit (Luc. 6, 36) des himmlischen Vaters als Vorbild aufstellt. Aber der biblische Gott ist nicht ein nur barmherziger Gott, der indifferent „lässet seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und lässet regnen über Gerechte und Ungerechte;" er ist vielmehr in der biblischen Dogmatik ein aufs Strengste zwischen Gläubigen und Ungläubigen unterscheidender, die Gläubigen

*) „Glaube und Hoffnung handelt allein mit Gott, aber die Lebe gehet auf Erden unter den Leuten um und thut viel Gutes mit trösten, lehren, unterrichten, helfen, rathen, heimlich und öffentlich. Doch lassen wir zu, daß Gott und den Nächsten lieben die höchste Tugend sei, denn dies ist das höchste Gebot: Du sollt Gott lieben von ganzem Herzen. Daraus folgt nur nicht, daß die Liebe uns gerecht macht." Apol. der Augsburg. Confess. Art. 3., d. h. also: die Liebe versöhnt uns nicht mit Gott, macht uns nicht Gott angenehm, d. h. sie gilt nur in der Moral, aber nicht in der Dogmatik, nicht vor Gott

nur zu Gnaden annehmender, die Ungläubigen verdammender Gott.

S. 248 giebt nun der Rec. noch weitere Proben meiner angeblich „abstracten Dialektik," wobei jedoch die fromme Seele den Kniff wieder anwendet, überall den Terminus medius wegzulassen, um durch das unmittelbare Aneinanderstoßen der Prämisse und der Conclusion bei den gläubigen Brüdern den beabsichtigten Effect hervorzubringen. „Das Christenthum bejaht die Existenz Gottes, also verneint es die Welt, denn Gott als Gott ist das Nichtsein der Welt." Weiter nichts? Hier wurde also aus der Existenz des Nichtseins der Welt das Nichtsein derselben gefolgert. Wie scharfsinnig! Der Terminus medius zwischen der Bejahung Gottes und der Verneinung der Welt ist die Allmacht des Willens, welcher die Welt aus dem Nichtsein ins Sein gerufen und einst — und dieses Einst ist dem Glauben ein sehr nahes — aus dem Sein wieder ins Nichtsein rufen wird — obgleich nachher wieder die negirte Welt in einer neuen Gestalt gesetzt wird. Die Welt ist ein bloßes Willensproduct, heißt: die Welt ist nicht nothwendig, sie hat den Grund, warum sie ist, nicht in sich. Was aber den Grund, warum es ist, nicht in sich hat, ist ein an sich wesenloses Ding. Daher ist es eins, wie ich schon in meinen frühern Schriften gezeigt, ob man sagt: die Welt ist aus Nichts geschaffen, oder: sie ist durch den bloßen Willen hervorgebracht. Das Gemüth ist das Verlangen, daß keine Materie, keine Naturnothwendigkeit sei. Dieses Verlangen realisirt die Allmacht, für welche es keine Schranke, keine Nothwendigkeit giebt. Den modernen Christen freilich ist es ein „rechter Ernst" mit der Welt und darum natürlich meint es nun auch ihr Gott, der nichts ausdrückt als ihr eignes Wesen, ein weltlicher Gott ist, recht ernstlich mit derselben. Doch, beunruhigt und verfolgt zugleich noch von dem Geist des alten Christenthums, capituliren sie zwischen der Bejahung und Verneinung der Welt und behelfen sich zu diesem Zwecke mit der Einschränkung, daß die antikosmische Tendenz des Christenthums sich nur auf die „gegenwärtige Weltgestalt" beziehe. Aber abgesehen davon, daß die alten Christen, mit Ausnahme der Engel und Menschen, die Welt überhaupt, das Universum, Sonne, Mond und Sterne untergehen ließen, wenn sie gleich selbst wieder nach Petrus und nach der Apokalypse einer neuen Erde und eines neuen Himmels warteten*) — der Glaube an das Ende dieser gegenwärtig existirenden Welt ist nur dann ein wahrer, ein lebendiger, ein *religiöser*, wenn er der Glaube an die *nahe Gegenwart* dieses Endes ist, wie es der Glaube der alten Christen war. Was nicht das Gemüth afficirt, hat keine religiöse Bedeutung und Wahrheit; was ich aber in die Ferne der Vergangenheit oder Zukunft hinausschiebe, das tangirt mich nicht. Oder glauben vielleicht die modernen Polemiker gegen die Dauer der gegenwärtigen Welt an einen demnächst bevorstehenden Untergang derselben? Sind sie auch hierin wieder zur Reinheit der biblischen Lehre zurückgekehrt? Glauben sie aber nur an eine *einstige* Umgestaltung der Erde, so differiren sie auch in diesem Punkte nicht von den modernen Heiden, welche die Naturanschauung überzeugt, daß die Erde nicht ewig so bleiben wird, wie sie gegenwärtig ist.

„Das Christenthum hat es ganz mit Bedürfnissen des Geistes zu thun, also will es die möglichste Annihilirung des Leibes durch Askese und ist aller materiellen Cultur entgegengesetzt." Wo habe ich gesagt, daß das Christenthum es nur mit Bedürfnissen des *Geistes* zu thun hat? Ist das Bedürfniß einer fleischlichen Auferstehung und Unsterblichkeit, das Bedürfniß eines spiritualistischen Körpers, das Bedürfniß des Himmels ein Bedürfniß des *Geistes*? Das Christenthum hat es mit *übersinnlich sinnlichen* Bedürfnissen und Vorstellungen zu thun. Das Christenthum ist der Glaube an den Himmel als den wahren Bestimmungsort des Menschen; dort sind wir in unsrer *Heimath*; hier in der *Fremde*. Der Trieb zur materiellen Cultur geht aber aus dem, dem christlichen Glauben entgegengesetzten Glauben hervor, daß *hier* unser *Wohnort*, *hier* unser *Vaterland* ist. Himmel und Erde sind Gegensätze. Willst du die Seligkeit des Himmels genießen, so ist es deine verdammte Schuldigkeit, deine einzige ethische Aufgabe, auf die Freuden und Schätze der Erde zu verzichten, durch Leiden, durch Selbstkreuzigung, aber nicht durch materielle Cultur dich der himmlischen Genüsse würdig zu machen. So haben einstimmig alle wahren Christen der Vergangenheit gedacht, geschlossen und darnach gelebt. Allerdings hat das Christenthum auch materielle Cultur befördert — übrigens mehr noch gehemmt und bekämpft. Aber dies verdanken wir nicht dem *Princip* des christlichen (natürlich altchristlichen) Glaubens, sondern den *Schranken*, welche die Vernunft und Natur der himmlischen Transcendenz des Christenthums entgegensetzten. Die Mönche konnten nicht immer beten, Psalter singen und meditiren über ihre himmlische Bestimmung; sie mußten sich daher auch mit der Cultur der Materie beschäftigen. Aber *diese Schranke*, daß sie *nicht immer* sich mit Gott beschäftigen konnten, *diese Nothwendigkeit* der materiellen Cultur war ja gerade ein Grund, warum sie an ein himmlisches Leben glaubten, wo sie von dieser Schranke, dieser ihrer Tendenz widersprechenden Nothwendigkeit erlöst sein würden.

„Der Theismus will die Natur nicht angebetet wissen, also will er sie auch nicht angeschaut wissen," wozu citirt wird S. 149 meiner Schrift. Hier heißt es: „die Anbetung ist nur die kindliche, *die religiöse Form* der An-

*) Uebrigens waren die späteren Christen darüber uneinig, ob der Welt eine völlige Vernichtung oder nur eine Umwandlung bevorstehe.

schauung.“ „Naturstudium ist Naturdienst, und Götzendienst nichts als die *erste befangne, unfreie* Naturanschauung des Menschen.“ Hier sträubt sich der Rec. in seiner theologischen Beschränktheit gleichfalls wieder gegen ein welthistorisches Argument, eine welthistorische Wahrheit. Nicht den Juden, nicht den Christen — nur den Völkern, welchen die Natur zuerst ein Gegenstand der *religiösen*, dann der *philosophischen* Anschauung war, verdanken wir die ersten naturwissenschaftlichen Wahrheiten und Entdeckungen. Anschauung ist Bewunderung, Enthusiasmus, Entzückung in den Gegenstand; in der Anschauung verhält sich der Mensch zum Gegenstand um des Gegenstandes willen — ästhetisch, nicht teleologisch. Der Theismus aber betrachtet die Natur nur vom Standpunkt der Teleologie; er hat also keine ästhetische, überhaupt keine Anschauung von ihr. Der Theismus, natürlich nur der religiöse, erlaubt sich die Anschauung der Natur nur unter *der* Bedingung, daß er den Schöpfer derselben, seine Güte, Macht und Weisheit, *nicht die Natur selbst* bewundert. Einer *Naturanschauung* erfreuen sich daher auch die modernen Völker erst, seitdem sie den Standpunkt der *theistischen Teleologie* aufgaben.

„Das Christenthum glaubt an eine Vorsehung, also negirt es den natürlichen Zusammenhang.“ Der, natürlich *religiöse*, Glaube an die Vorsehung ist dieser, daß allein der an keinen natürlichen Zusammenhang, an keine Nothwendigkeit, kein Gesetz gebundne Wille Gottes herrscht und regiert. Ja für den ungebrochnen, ursprünglichen Glauben existirt gar kein natürlicher Zusammenhang. Der Regen, der heute meine Felder erquickt hat, war nicht die Folge einer natürlichen Ursache — die Religion in ihrem ursprünglichen Wesen weiß nichts von Physik — sondern die Wirkung des barmherzigen und allmächtigen Willens. Erst wenn sich der Mensch entzweit in den Glauben an Gott und den Glauben an die Natur, verfällt er auf die rohe, mechanische Vorstellung, daß sich die Vorsehung dem natürlichen Zusammenhang *accommodirt*, denselben veranlaßt, eine von ihr beabsichtigte Wirkung auf natürlichem Wege hervorzubringen. Aber diese dem natürlichen Zusammenhang accommodirte Vorsehung ist nichts Andres als der dem Unglauben accommodirte Glaube.

Dies sind also die Proben von meiner abstracten Dialektik. Nun zum Ersatz noch eine ergötzliche Probe *theologischer Studien und Kritiken**). S. 207 sagt der Rec.: „Nicht egoistisch ist nur der Verstand, weil er, wie der Verf. mit Jacobi will, seinem Wesen nach atheistisch, der Verstand, der mit demselben Enthusiasmus den Floh, die Laus betrachtet, als das Ebenbild Gottes, den Menschen, der von Allem wissen will, nur nichts von Gott.“ Wie witzig und spitzig! Nur nichts von Gott! Und doch handle ich S. 38—40, 87, 88, 104, 105, 384, 385, 426 ausdrücklich von dem Gott des Verstandes, der indeß nicht das Thema meiner Schrift ist. Und doch ist es eine *nothwendige Folge* von den Principien meiner Schrift (freilich nur dann, wenn sie verstanden werden), daß auch der Verstand einen Gott hat. Religion, oder, was eins ist, Gott haben heißt nämlich den Principien meiner Religionsphilosophie zufolge nicht Andres, als *sein Wesen heilig halten*, *sein Wesen behaupten*, *in sein Wesen sich vertiefen*. Also ist nur der *oberflächliche* Verstand der *atheistische*, der in sich vertiefte Verstand dagegen hat einen Gott — einen Gott natürlich, der nicht die Negation, sondern die Position des Verstandes, sein Wesen ausdrückt. Aber allerdings gehört der Atheismus, der Materialismus, der Skepticismus, der Indifferentismus der Naturwissenschaft, welche *pflichtgemäß* mit demselben Interesse oder derselben Interesselosigkeit den Floh, die Laus, als den Menschen betrachtet, wesentlich zur *Charakteristik* des Verstandes — insbesondere da, wo im *Gegensatz* zum Herzen oder Gemüthe der Verstand bestimmt wird. Eben so oberflächlich oder vielmehr grundlos ist die Behauptung des Rec., daß nach mir nur der Verstand und zwar der Verstand, welcher den Menschen mit den Flöhen und Läusen identificirt, nicht egoistisch sei. Also wäre es nach mir Egoismus, wenn der Mensch dem Menschen aus Liebe sich opfert. Und doch ist dies gerade der *wesentliche Grundsatz* meiner Schrift, daß allein die *unbedingte*, die *ungetheilte* Liebe des Menschen zum Menschen, *die* Liebe, welche *in sich selbst* ihren *Gott* und *Himmel* hat, die wahre Religion — *wesentlicher, ausgesprochner Grundsatz* meiner Schrift, daß das *höchste Wesen*, welches der Mensch glauben, fühlen, denken kann, das *Wesen* des Menschen, seine höchste (theoretische) Aufgabe also das

*) Nur noch eines Widerspruchs werde gedacht, dessen der Rec. im Dünkel seiner theologischen Zunftgelehrsamkeit mich zeihen will. Dieser Widerspruch soll sein, daß ich sage S. 61: „in der strengen Orthodoxie werde jede Subordination des Sohnes vermieden, aber eben dadurch der Unterschied in der Trinität, hiemit der mystische Reiz derselben aufgehoben,“ S. 188 dagegen: „die Kirche hat hierin einen sehr guten Tact bewiesen, daß sie so sehr auf die Wesenseinheit des Logos (Christus) mit Gott drang.“ Dies widerspräche sich? *In der Trinität* handelt es sich von der *Realität*, folglich dem *Unterschiede* der *Personen*, der ohne eine logische Subordination — der Sohn ist vom Vater gezeugt — nicht gedacht werden kann. Aber die zweite Person in der Trinität ist in *Wahrheit* die *erste* Person der Religion, weil in ihr erst das Wesen der Religion sich offenbart, die wahre Persönlichkeit Gottes (S. 188—195), der reelle Gott der Christen. Und die Kirche hat daher hierin einen sehr guten Tact bewiesen, daß sie auch in der Trinität so sehr auf die *Wesens*einheit des Sohnes mit dem Gott Vater drang. Wo wäre hier ein Widerspruch? Noch einige andere Widersprüche, die mir der Rec. vorwirft, verdienen gar keine Erwähnung. Sie existiren nur in seiner eignen Blindheit.

Γνῶθι σαυτόν ist — wesentlicher, nothwendiger Folgesatz also, daß nicht der Verstand, welcher bei den Sternen, Thieren, Pflanzen, Steinen stehen bleibt und den Menschen mit ihnen amalgamirt (denn ohne sich zu diesen Wesen und Dingen hingezogen zu fühlen, ohne sich mit ihnen zu identificiren, versteht man sie nicht), sondern vielmehr der Verstand, welcher das Wesen des Menschen zu seinem Object hat, der höchste Verstand ist. Die Natur ist nach meiner Schrift das erste Princip, die Basis der Ethik und Philosopie, der Anfang zu einem neuen Leben der Menschheit, die Grundbedingung ihrer Wiedergeburt, das unerläßliche Antidotum gegen das grundverderbliche Gift des theologischen, supranaturalistischen Dünkels und Lügengeistes; aber sie ist nicht das höchste, das letzte Princip. Dieses ist vielmehr die Einheit von Ich und Du. „Ich ist Verstand, Du ist Liebe. Liebe aber mit Verstand und Verstand mit Liebe ist Geist" (S. 75). Die Natur ist aber nur deswegen die Basis der Ethik, weil der Wille nicht dem Wesen der Natur, die Natur nicht dem Wesen des Willens widerspricht — in der erhabnen und abgesonderten Stellung, die sie dem Haupte im Gegensatze zum Thorax und Unterleib gegeben, hat sie dem Willen und Verstande die Oberherrschaft über den Trieb eingeräumt — überhaupt nur deswegen die Basis des Geistes, weil sie selbst schon Geist ist *).

Dies Wenige genüge zur Widerlegung der brutalen Consequenzen, welche der Rec. aus einigen Stellen, besonders dem Schlusse meines Buches zieht. Einer besonderen Beleuchtung und Widerlegung sind sie nicht werth. Ich bemerke nur noch, daß man es einem befangnen, beschränkten Theologen nicht verargen kann, wenn er glaubt, daß alle sittlichen Bande, die ja für ihn keinen Grund in der Natur des Menschen haben, sich auflösen, daß das Weltgebäude selbst einstürzt, so wie seine theologische Barake zusammenfällt.

Am 3ten Adventsonntag 1841. L. F.

*) Wenn ich daher S. 314 sage: „wenn wirklich Geist und Natur identisch sind, so ist die Wahrheit dieser Identität die Identität der Natur mit sich selber ..... so ist Alles Naturlehre", so sieht jeder urtheilsfähige, denkende Leser auf der Stelle ein, daß es eben so gut heißen kann: oder „Alles Geisteslehre," oder „die Identität des Geistes mit sich," denn die Natur ist ja kein andres, dem dem Geiste entgegengesetztes Wesen, sondern selbst Geist, Leben, Vernunft.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 23. 28. Januar. 1842.

Politische Satire.

Rußland und die Civilisation. Von dem Grafen A. Gurowski. Leipzig 1841. Heinrich Hunger.

Es ist neuerdings oft die Ansicht ausgesprochen worden, daß jetzt die Zeit der politischen Satire gekommen sei: es sei Schade, daß so wenig Talente ihre Kräfte auf diese Branche der Litteratur werfen: denn gerade in ihr könne jetzt noch am Meisten gethan werden. Vorliegendes Buch erfüllt nun diesen Wunsch und zwar in einem hohen Grade, nicht nur, was den Gegenstand anbelangt, sondern auch in Bezug auf die Art und Weise, wie es ihn durchgeführt.

Der Verf. hat sich nämlich zur Aufgabe gestellt, das Streben Rußlands nach einer Universalmonarchie und dessen moralische und welthistorische Berechtigung dazu zu persifliren. Wer wollte nun läugnen, daß der Verf. hierdurch einen Punkt berührt, welcher in das innerste Leben der gegenwärtigen Politik und insbesondere in das innerste Leben der deutschen Nation eingreift! Jetzt gerade, wo durch unsere westlichen Nachbarn unsere Nationalität wieder in einem so hohen Grade aufgeregt worden ist, wo das deutsche Volk sich beinahe wieder als eine Nation fühlt, wo die Fürsten diesen nationalen Aufschwung nicht nur gelobt, sondern unterstützt haben, und selber als dessen Vertreter erschienen sind, jetzt gerade ist es sehr an der Zeit, daß unsere volksthümlichen Seelen auch gegen den Osten hin gewendet werden. Denn das neu erwachte Nationalgefühl hatte doch wohl nicht den Sinn, daß wir unsere Freiheit und Unabhängigkeit bloß gegen den Westen hin zu vertheidigen hätten, nicht aber gegen den Osten? Es wäre wenigstens eine lächerliche deutsche Nationalität, welche sich bloß gegen französische Einflüsse sicher zu stellen suchte, und dafür slavische Elemente in sich aufnähme oder sich diesen gar unterwürfe. Im letzteren Falle würden wir doch immer noch die Franzosen vorziehen, mit denen wir in Bildung, Sitte und Politik bei Weitem mehr gemein haben, als mit den Slaven, die in Allem schnurstracks uns entgegen stehen.

Was nun die Art und Weise betrifft, wie der Verf. seinen Gegenstand durchgeführt, nämlich satirisch, so müssen wir diese ganz vorzüglich nennen. Er stellt sich natürlich auf den russischen Standpunkt, aber er hat diesen so gut getroffen, daß man im ersten Augenblicke wirklich meint, es sei Alles sein Ernst, was er sagt, und es sei ein ganz eingefleischter Russe, der die Schrift geschrieben oder wenigstens dictirt habe. Bei näherer Betrachtung aber muß man diese Ansicht aufgeben. Denn der Verf. lobt auf der einen Seite Rußland so außerordentlich und schreibt ihm Dinge zu, die erweislich ganz falsch sind: auf der andern aber bringt er in das allgemeine Lob, wahrhaft mephistophelisch, auf einmal Thatsachen herein, die besonders durch die naive Weise, wie sie vorgebracht sind, das ganze Lob über den Haufen werfen müssen. Wer übrigens noch daran zweifeln wollte, daß das Buch eine Satire sei, den verweise ich auf S. 200, wo es wörtlich heißt: „Rußland in seinem Eroberungsgange hemmen wollen, heißt sich gegen den göttlichen Willen auflehnen, sich der Lästerung gegen Gott und die Menschheit schuldig machen; es heißt, die Finsterniß statt des Lichtes wünschen, das Böse statt des Guten, die wilde Barbarei statt der Cultur, den Götzendienst statt des Evangeliums.“ Wie ist zu glauben, daß die russische Regierung, deren feine Politik so sehr gepriesen wird, auf eine so grobe Weise Proselyten werben läßt! Und als gewiß muß man doch annehmen, daß das Buch, wäre es wirklich im russischen Sinne geschrieben, jedenfalls der Regierung zur Genehmigung vorgelegt worden wäre! Jetzt noch dazu, wo die deutsche Nationalität so aufgeregt ist — und auf Deutschland ist die Schrift doch berechnet — wäre es eine sehr unpassende Zeit, mit solchen Meinungen hervorzutreten. Mußten nicht Fürsten und Völker bei der drohenden französischen Invasion an den Rheinbund denken und an die Schmach, die daran geknüpft war? Muß nicht — durch eine sehr begreifliche Ideeenverbindung — in Bezug auf Rußland eine ähnliche Besorgniß erwachen, wenn man mit solchen abenteuerlichen Behauptungen heranrückt? Nein! ich halte die russische Regierung für zu klug, als daß sie ein solches Buch schreiben läßt, ich bleibe daher bei meiner Behauptung, daß die Schrift eine Satire sei.

Diese Ansicht werden die Leser noch mehr mit mir theilen, wenn ich ihnen den Inhalt der Schrift etwas ausführlicher dargelegt habe.

Der Verf. beginnt folgendermaßen. Bisher hätte es zwei „Existenzen“ der Civilisation gegeben, die lateinische oder römische, und die germanische. Die dritte, von Ruß-

land repräsentirt, beginne jetzt, und die Vorsehung habe Rußland so lange aufgespart, bis der rechte Zeitpunkt gekommen sei. Der Occident thue sehr Unrecht, in Rußland nur die materielle Kraft zu sehen und nicht auch die höheren geistigen Kräfte. Sowohl in materieller, wie in moralischer Beziehung sei Rußland reif, und diejenigen wären blind, welche diese Reife nicht erkennen wollten, ja diesem Staate sogar eine ungeheure Sündfluth prophezeiten, während jetzt erst die Zeit gekommen, daß er seine Lebenskraft vollständig entfalten könne. Schon in früheren Zeiten habe Europa gewissermaßen den Russen seine Civilisation zu danken: und Karl Martell, Karl der Große haben kein größeres Verdienst durch die Besiegung der Saracenen um die Erhaltung der abendländischen Cultur, als die Russen, welche mit den Barbaren, Hunnen, Bulgaren und vielen andern Barbaren — in beständigem Kampfe gelegen seien (und, fügen wir hinzu, sich von ihnen haben besiegen lassen, wie z. B. von den Mongolen, unter deren Herrschaft sie zwei Jahrhunderte schmachteten, während sie von den deutschen Grenzen siegreich abgeschlagen worden sind). Wie weit aber gegenwärtig die Russen in der Civilisation gekommen seien, trete ganz klar aus den verschiedenen Elementen hervor, aus denen jenes Reich zusammengesetzt wäre.

Gleich in der Schilderung dieser Elemente entwickelt nun der Verf. ein bedeutendes satirisches Talent. Es ist nach ihm in Rußland Alles so vortrefflich, so ausgezeichnet, so vollkommen, daß wir uns in eine neue Welt versetzt glauben: wir meinen, ein neues Utopia sei erstanden, in welchem alle die schönen Träume von Menschen und Einrichtungen, wie sie sein sollten, wie sie aber nicht sind, realisirt werden. Rußland hat in allen Beziehungen das Ideal eines Staates erreicht: alle anderen sind hinter ihm zurückgeblieben, sowohl in der Organisation von oben herab, als in den einzelnen Theilen.

Das Erste, was der Verf. bespricht, ist die russische, resp. griechische Kirche und Religion. Hier gleich tritt der grelle Unterschied zwischen der Wirklichkeit und dem Ideale, wie es der Verf. entworfen, sehr stark hervor. Hier aber ist zugleich ein Punkt, wo der Verf. ganz besonders seine Kunst entfaltet hat. Es ist nämlich bekannt genug, und erst neuerdings hat uns Kohl in seinen Reisen durch Rußland genau darüber belehrt, daß unter allen europäischen Geistlichkeiten die russische die roheste und ungebildeteste ist, und, was von selbst daraus folgt, die russische Religion ebenfalls. Die ganze Religion besteht in nichts weiter als in Ceremoniendienst, in Bilderverehrung, in einer Art Fetischismus: selbst die verschiedenen Secten, welche existiren, unterscheiden sich in weiter nichts, als in der Art und Weise, das Kreuz und dergl. zu machen. Von einem Eingehen in das Innere, in Herz und Gesinnung ist keine Rede. Ja, es ist so arg, daß Spitzbuben oder Mörder kurz vor ihrer verbrecherischen That durch Wachskerzenopfer oder ähnliche Dinge irgend einen Heiligen nicht etwa bloß zufrieden stellen wollen, sondern sogar seine Unterstützung verlangen zu dürfen glauben. Bei einer solchen rohen Vorstellung von Religion, wo die Sittlichkeit ganz aus dem Spiele gelassen ist, wo nicht einmal von den Dogmen, über welche sich das Abendland gestritten, eine Spur vorhanden ist, ist dann leicht zu begreifen, warum die russischen Priester tolerant sind. Sie begreifen nämlich von Allem, was über den Ceremoniendienst hinausgeht, nichts: das Alles sind ihnen böhmische Dörfer. Wüßten sie etwas davon, wären sie fähig, den Untersuchungen des Abendlandes zu folgen, so würde wohl auch ihre gerühmte Toleranz nicht stattfinden. Diese russische Geistlichkeit und Religion schildert nun der Verf. als eine vortreffliche, weit über alle des Abendlandes erhabene. Erstens sei sie tolerant und habe also seit Jahr und Tag einen Vorzug, nach welchem die abendländischen Völker seit Jahrhunderten vergebens streben. Sodann hemme sie nicht das materielle Leben, keine geistige Entwicklung rc., wie das die römische Kirche doch oft genug gethan habe; sie zeichne sich ferner aus durch ihre gänzliche Unterwerfung unter die weltliche Macht, und dies wolle viel sagen, denn man wisse, was für Zwiespälte aus dem Conflicte der geistlichen und weltlichen Gewalt hervorgegangen: die russische Kirche thue weiter nichts, als was der Kaiser haben wolle, sei gänzlich abhängig von ihm, wogegen dieser aber auch selbst religiös sei, nämlich alle ceremoniellen Gebräuche ängstlich mitmache. Endlich — und hier zeigt der Verf. recht seinen Pferdefuß — sei es einer der größten Vorzüge der russischen Kirche, daß sie seit Jahrhunderten immer dieselbe geblieben: sie habe keine dergleichen Erschütterungen erlebt, wie die abendländische: sie habe Alles immer hübsch beim Alten gelassen, sie habe den Zweifel bei sich nicht aufkommen lassen, welcher das religiöse Leben und den blinden Glauben zerstöre, sie habe demnach keine Entwicklung gehabt, und eben darum sei sie vorzüglicher als die abendländischen, wo, wie bekannt, ein außerordentlich reges Treiben auf dem Gebiete der Religion und Pilosophie stattfinde, von welchem die gute russische gar keine Ahnung habe.

Von der Geistlichkeit kommt der Verf. zur „Macht", wie er den Kaiser nennt. Da er diese aber später noch einmal bespricht, werden wir dort seine Ansichten darüber erörtern und gehen zu dem Stande der Bauern, dem Bürgerstande und dem Adel über, welchen er nun seine Untersuchungen zuwendet. Was nun die russischen Bauern betrifft, so ist bekannt genug, wie traurig, wie dem Sklaven ähnlich ihr Loos ist. Es mag zwar in neueren Zeiten etwas zur Erleichterung ihrer Lage gethan worden sein: die Hauptsache aber ist geblieben, nämlich daß sie leibeigen sind. Augenzeugen, die in Rußland gereist, versichern einstim-

mig, wie grausam die Bauern von ihren Herren behandelt werden, wie sie gar häufig Schläge bekommen, auch wenn sie nichts verbrochen, nur damit sie fortwährend in dem Bewußtsein ihrer Unterwürfigkeit erhalten werden. Auch diesen Stand schildert nun der satirische Verf. als glücklich, ja er setzt ihn dem Stande der freien Bauern und Handwerker im abendländischen Europa bei Weitem vor. Denn der russische Herr betrachte seine Leibeignen wie ein Vater seine Kinder, kein unschönes Wort, geschweige denn eine Züchtigung falle vor. Ferner dürften sie nach neuesten Verordnungen nicht allein, sondern immer nur mit dem Grund und Boden, den sie bebauen, verkauft werden. Die Kronbauern, d. h. diejenigen, welche unmittelbar dem Kaiser gehören, seien gar glücklich daran: das seien, die Leibeigenschaft ausgenommen, ganz freie Leute: diese bildeten verschiedene Gemeinden, jede wähle ihre Beamten aus sich selbst, die natürlich von den Regierungsbeamten überwacht sind, und stehen an Glückseligkeit weit über unsern Bauern, „denn sie besitzen, was jene nicht haben, eine gesicherte Wohnstätte und einen Antheil am Ländergebiet, hinreichend für die ersten Bedürfnisse der Existenz.“ Hier hat nun der Verf. die Ironie etwas zu weit getrieben. Unsere Bauern besitzen bekanntlich Antheil am Ländergebiet, und zwar nicht bloß einen uneigentlichen, wie in Rußland, sondern einen eigentlichen, nämlich als ihr Eigenthum. Ganz vortrefflich finden wir es übrigens, daß der Verf. unsern Handwerkern und Bauern so zu sagen den Vorschlag macht, in die Verhältnisse der russischen Leibeignen zu treten. Er sagt, die Handwerker, besonders die Fabrikarbeiter in England und Frankreich ständen doch in einer Art Sklaverei, ihren Principalen gegenüber, und weil die Verhältnisse zwischen den Arbeitern und den Fabrikherren wirklich für die ersten sehr drückend sind, und vielleicht in materieller Beziehung, relativ nämlich, nicht mehr ausgeben, wie die der russischen Bauern, so sollten sie ohne Weiteres die Freiheit aufgeben und Leibeigne werden! In der That, ein ganz köstlicher Einfall!

Hierauf geht der Verf. zu dem Bürgerstande über, der in Rußland ebenfalls existire, wiewohl man seine Existenz geläugnet habe: die Städte wählten ihre Beamten, welche zugleich mit denen der Regierung die Gesetze und die Polizei auf die vortrefflichste Weise handhabten. Die größte Aufmerksamkeit aber wendet er dem Adel zu, welcher nach ihm auch weit über dem Adel im sämmlichen übrigen Europa steht. Der russische Adel bildet die Intelligenz des Staats, ist vorzugsweise für den Staatsdienst bestimmt. Doch können auch andere Individuen die höchsten Würden ersteigen, die eben dadurch den Adel erlangen. Der alte Adel sieht dergleichen Eindringlinge nicht, wie der europäische, mit Neid und Mißgunst an, sondern mit Freude und Wohlwollen. Denn er sieht selber ein, daß er nur durch seine persönlichen Tugenden den Stand, dem er angehört, auf das Beste repräsentiren kann: durch solche neue Talente wird ein edler Sporn der Nacheiferung geweckt, und niemals kann daher der russische Adel in Abspannung und Lethargie verfallen. Wie sehr der Verf. hier das Wesen des russischen Adels getroffen, ironisch nämlich, kann Jeder sehen, der nur Gelegenheit gehabt, bei uns Mitglieder desselben zu beobachten, doch noch mehr in Rußland selbst, wo wir sehr genau wissen, welche Stufe der Intelligenz er eingenommen.

(Schluß folgt.)

Der Dualist. Roman von Ida Frick. Zwei Bände. Leipzig 1841.

Schreiber dieses, ein Philosoph, der schon lange keine Romane mehr liest, aber zur Erholung von seinen philosophischen Studien manchmal ein belletristisches Buch zur Hand nimmt, fand sich durch den philosophischen Titel bewogen, genannten Roman zu lesen, und kann hier nicht umhin, sein Urtheil darüber mitzutheilen.

Der Dualist ist eine „wahrhaft fürchterliche dualistische Individualität“, Namens Edgar, die „oft in einer und derselben Secunde in ihren Zügen den Typus der rohesten Gemeinheit, ja selbst thierischer Begierde, und dann wieder den edeln Ausdruck aufflammender Begeisterung und unverkennbarer Herzensgüte zeigt“. Edgar ist Maler und will sein Portrait für seine Geliebte malen, aber indem er in den Spiegel blickt, schreckt ihn seine in der Physiognomie sich ausdrückende Doppelnatur, er springt vom Sessel empor, wirft Palette und Pinsel weit von sich weg, stößt die Staffelei mit dem Fuße um und zertrümmert mit roher Hand sein halbvollendetes Conterfei. „Teufelsfratze!“ ruft er mit kreischender Stimme aus — „äffst du mich wieder? — Soll ich rasend werden über dieses physiologische Höllenräthsel meiner Doppelnatur?“ — Dann setzt er sich hin und schreibt an seinen fernen Freund einen Brief, worin er ihm seine Doppelnatur entdeckt: „Ein entsetzlicheres Räthsel als das meines Doppelich,“ schreibt er, „können Himmel und Hölle wahrlich nicht ersinnen, und alle theologischen und medicinischen Facultäten würden mir das fürchterliche Geheimniß nicht zu lösen wissen.“ Näher beschreibt er seinen Dualismus folgendermaßen: „Oft waltet, — dem Himmel sei Dank, es sind nur Minuten — das Thier in meinem Wollen und Streben entschieden vor der intellectuellen Thatkraft vor. Ich kann mir dann kein andres Glück, kein höheres Ziel denken als den sinnlichen Genuß, und die raffinirteste Wollust scheint mir dann der Gipfel des irdischen Glückes. Die Gedanken, vorher noch so klar und geordnet, verwirren sich und entschlüpfen mir, von Bildern der rohesten Sinnlichkeit verdrängt. Ich will malen; die plastische Schönheit der Natur mit ihrem durchsichtigen Schleier lüftet sich meinen Augen; ein heiliges seliges Gefühl ergreift mich, ein großer Gedanke drängt sich mir in die Seele; die ersten Umrisse gelingen, die Begeisterung dauert fort; aber plötzlich flüstert mir Mephistopheles seine genußverheißenden Rathschläge zu, und für Alles empfindungslos, nur für den Drang sinnlicher Freuden zugänglich, springe ich auf und stürze mich in den lärmenden Kreis meiner Bekannten. In solchem Zustand

hat es sich oft getroffen, daß ich, an einem Spiegel vorübergehend, vor mir selbst erbebt bin. Eine Larve voll thierischer Gemeinheit, ein geistloses, stieres Auge und ein in niederer Begier höhnisch verzerrter Mund grinsen mir als Spiegelbild, als Stempel meiner Individualität entgegen. Will ich mich malen, so gestaltet sich während der Arbeit die zwitterhafte Fratze aus dem Spiegel heraus. Ein mächtigerer Dämon als jene dualistische Gewalt, die als gutes und böses Princip uns schreckt, ist hier im Spiel, und ich empfinde seine verderbliche Kraft, ohne den Keim enträthseln zu können."

Die Verfasserin meint also mit dem Dualismus ihres Helden nicht die gewöhnliche Doppelnatur von Geist und Sinnlichkeit, Menschlichem und Thierischem, das sich in verschiedenen Mischungen, in mannigfachen Nüancen, mehr oder weniger in jedem Individuum ausdrückt — nicht diesen allgemeinen, metaphysischen, sondern einen ganz aparten, absonderlichen, räthsel- und geheimnißvollen physischen Dualismus führt sie uns vor und macht uns auf die Lösung dieses physiologischen Räthsels, wie sie es selbst nennt, bis in den zweiten Band hinein gespannt, wo es sich endlich löst, indem der Keim jenes außerordentlichen Dualismus enthüllt wird. Ein physiologisches Räthsel kann aber natürlich nur eine physiologische Lösung erhalten. Diese ist, daß die Mutter Edgar's, Gabriele, ihr Kind nicht in Liebe, sondern in Haß und Verachtung empfangen, genothzüchtigt von einem wilden, roh leidenschaftlichen Manne, einem Wüstling, der, weil er sich aus ihrem eignen Munde schmähen gehört, den Preis seiner Verworfenheit auch ernten will und darin, daß er sie zur Hingebung an einen Mann, den sie verachtet, zwingt, eine raffinirte Wollust und einen Ersatz für eben diesen Haß sucht. — Welche Gemeinheit! — Doch Ref. muß, ehe er seine weiteren Bemerkungen macht, noch die andere Hälfte des Räthsels lösen, die erhabene, geistige, ideale Seite in Edgar, denn aus jener mitternächtlichen Gewaltscene für sich genommen, ließe sich, wenn nicht noch etwas Anderes hinzukäme, nur die rohe, gemeine, bestialische Natur Edgar's ableiten. Dieses Hinzukommende nun, das in Edgar den Keim zur idealen, hehren Natur gelegt, ist, daß während der Gewalt, in diesem gräßlichen Seelenzustande des beklagenswerthen Opfers der Gemeinheit, in Gabrielen zuweilen wie ein Stern am blitzdurchkreuzten Horizont ein Bild mit Georg's, ihres wahren Liebhabers, sanften Zügen auftauchte und in dem Gemüthe der periodisch geisteskranken Frau eine schmerzlich stille Wehmuth schuf, die sie gegen den Wahnsinn schützte. Nichtsdestoweniger fluchte sie dieser Stunde, und der Fluch ging an der dualistischen Doppelnatur Edgar's in Erfüllung. Gabriele war in Momenten selbst zweifelhaft, ob Edgar nicht vielleicht Georg's Kind sei, so ähnlich sah er diesem.

Nun sollte man meinen, eine solche aus physischer Zeugung entsprungene Doppelnatur müßte incurabel sein, müßte das ganze Leben hindurch den Kainsstempel jener Gewaltthat an sich tragen. Doch nein, die Verfasserin läßt Edgar beim Anblick seines ersten, in Liebe gezeugten Kindes für immer gesunden. Wer möchte bei diesem Umstand noch die Tendenz der Verfasserin verkennen, durch den Fluch, der auf einem in bestialischer Leidenschaft, und dagegen den Segen, der auf einem in ächter Liebe Gezeugten ruht, vor jener zu warnen, diese dagegen anzuempfehlen?

Der Roman der Verfasserin ist also ein Tendenzroman. Dies ist recht hübsch. Tendenz muß jedes geistige Werk haben, so gut wie jedes Naturproduct seine Tendenz, seinen Zweck und seine Bestimmung hat. Aber ein poetisches Werk muß eine poetische Tendenz haben, eine ästhetische nicht eine physiologische. Das muß den Physiologen überlassen werden, wie die Kinder am besten gezeugt werden. Es gehört allenfalls in ein „Geschenk für Neuvermählte", oder in die „Geheimnisse der Ehe", oder wie sonst diese Bücher heißen, aber nicht in einen Roman. Auch müßten erst die Physiologen entscheiden, ob wirklich eine solche angeborne Doppelnatur, wie sie Edgar in Folge seiner Zeugung zur Schau trug, heilbar und zwar durch den bloßen Anblick der Unschuld eines in Liebe gezeugten Kindes heilbar sei. Ref. getraut sich diese Frage nicht zu beantworten.

Die Verfasserin könnte Goethe's Wahlverwandtschaften, in denen eine chemische Erscheinung auf das geistige Gebiet hinübergespielt wird, für ihre Darstellung eines physiologischen Problems in Form eines Romanes anführen. Aber welch ein himmelweiter Unterschied! Bei Goethe ist das chemische Phänomen der Wahlverwandtschaft nur ein Bild für geistige Verhältnisse, aber bei unserer Verfasserin ist das physische Phänomen die Sache selbst. Dies hebt alles ästhetische Interesse auf. Wenn man die zwei Bände durchgelesen hat, dann beschäftigen uns physiologische, medicinische Fragen aller Art. So wenigstens ging es dem Schreiber dieses.

So durch und durch gemeine Charaktere, wie Ferdinand, der Vater Edgar's, und Gabriele, seine Mutter, dürfen in einer poetischen Production gar nicht vorkommen. Die Verfasserin hat sich den Auswurf des männlichen, wie des weiblichen Geschlechts gewählt, und die Männer dürfen ihr eben darum nicht zürnen, einerseits weil solche Ungeheuer, wie Ferdinand, nur monströse Ausnahmen sind und andrerseits, weil sie eben das weibliche Geschlecht auch nicht sonderlich geehrt und hochgestellt hat, also nicht in den Fehler anderer Schriftstellerinnen gefallen ist, auf Kosten des andern ihr eignes Geschlecht zu heben.

Erinnert man sich nach Durchlesung der zwei Bände an die vielen einzelnen Schönheiten, die treffenden, mitunter tiefen, philosophischen Gedanken, so wie den schönen, edeln Styl — so muß man wahrhaft bedauern, ein weibliches Talent auf solchem Irrwege anzutreffen. Möge die Verfasserin ihr Talent in edleren, höhere Naturen uns vorführenden Productionen künftig bethätigen. Ref. ist nicht der Meinung, daß die Charaktere eines poetischen Werkes durchgängig vollendete, reine und fleckenlose, heilige Naturen sein müßten, vielmehr dürfen und müssen sie vielfach irren und durch ihre Leidenschaften und die zerstörende Macht derselben das Wahre zum Bewußtsein bringen; aber die Gesinnung darf keine so durch und durch gemeine sein, wie sie in den beiden Hauptcharakteren Ferdinand's und Gabrielens ist. Die Heilung Edgar's und die Reue Ferdinand's kann uns dafür keinen Ersatz bieten. Dr. J. Frauenstädt in Berlin.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 24. 29. Januar. 1842.

Politische Satire.

(Schluß.)

Nach den Ständen bespricht der Verf. die Gesetze, welche ebenfalls ganz vortrefflich sind. Sie zeichnen sich aus durch eine merkwürdige Milde, wie denn z. B. die Todesstrafe abgeschafft sei, und dafür durchgängig die Knute eingeführt. Nur bei Majestätsbeleidigung und Aufruhr gelte jene noch. Selbst die Verweisung nach Sibirien, welche mit jeder Criminalstrafe verbunden sei, wäre weniger eine Strafe zu nennen, wie man bisher fälschlich geglaubt, sondern eher — wenigstens nach den Ausdrücken des Verf. zu schließen — eine Belohnung: gewiß sei sie gar nicht in Vergleich zu stellen mit den Deportationen des übrigen Europa, der Himmel in Sibirien sei außerordentlich angenehm, und die dahin Abgeführten stünden mit dem Mutterlande doch noch in einigem Verkehr, könnten die Lebensweise, die sie dort geführt, hier noch forttreiben! rc. (Der Satirenschreiber hätte vielleicht für seinen Zweck noch besser gethan, uns Deutschen und anderen Europäern die Auswanderung nach Sibirien, anstatt nach Amerika zu empfehlen.) Allerdings haben die verschiedenen Klassen der Gesellschaft in den Gesetzen nicht gleiche Rechte, so mild und billig jene auch sind, aber dieser Uebelstand werde doch dadurch wieder aufgehoben, daß die Individuen in d e n Rechten beschützt werden, welche ihnen zukommen. (Denn wohlgemerkt! diese Bestimmung hat sonst keine andere europäische Gesetzgebung.)

Und nun kommt der Kaiser. Der Kaiser ist der Herr des Bodens mit Allem, was darauf existirt, lebt und sich regt, denn das ist das Grundprincip der Selbstherrschaft. Er ist das lebendige Gesetz, erhält Alles in Harmonie, schützt Alles, giebt neue Gesetze, schafft die alten ab, da er das Alles am besten versteht. Denn er ist, wenn auch nicht gerade Gott selbst, doch wenigstens ein Ausfluß der Gottheit. Eben darum muß ihm auch die Leitung des Ganzen unumschränkt anvertraut sein. In der That wäre es sehr dumm, wenn das nicht der Fall wäre, denn Gott oder sein Statthalter weiß doch Alles viel besser, als die Anderen, die es nicht sind.

Nun hat sich der Kaiser oder die Macht in neuester Zeit besonders um das Unterrichtswesen am meisten bekümmert, und hat dieses auf eine Stufe gehoben, gegen welche die abendländischen Schulen wohl ebenfalls zurückstehen müssen. Ueberall, im ganzen Reiche sind Anstalten errichtet, auf denen Jeder sich zu der Carriere vorbereiten kann, die für ihn passend ist. In diesen Schulen wird nur auf das Nützliche und Brauchbare gesehen. Die classische Litteratur wird wenig oder gar nicht berücksichtigt, und mit Recht, da die alten Schriftsteller in den Knaben nur extravagante Ideeen erwecken würden, welche nicht mehr zu dem heutigen politischen Zustande und zur christlichen Religion passen: augenscheinlich werde das Heidenthum dadurch eingeführt. Hier, im Unterrichtswesen offenbart sich ganz vorzüglich die göttliche Sendung der russischen Monarchie. S. 60 sagt der Verf.: „Indem man betrachtet, wie die Macht arbeitet, um auf allen Richtungen und auf allen Wegen, über die sie gebietet, die Aufklärung des menschlichen Geistes zu verbreiten, erkennt man, daß ihre Wesenheit und ihr Ursprung aus einer überirdischen Quelle stammen." Da der Kaiser der Statthalter Gottes ist und daher fast allwissend, so muß er auch am besten einsehen, zu welcher Carriere das einzelne Individuum am geeignetsten ist. Diesem darf natürlich die Wahl seines Berufes nicht frei gelassen werden, sondern die Alles voraussehende Macht weist ihm väterlich die bestimmte Richtung an, die er einzuschlagen habe — gleich von vornherein natürlich, ehe der Knabe noch ein Urtheil hat, wo er sodann in irgend eine Schule geschickt wird, in welcher er nicht mehr lernen darf, als zu seinem speciellen Fache gehört — und hindert dadurch das Umsichgreifen allgemeiner oberflächlicher Kenntnisse, welche den Staat nur verwirren können. Mir fällt hiebei die russische Musik ein. Das Eigenthümliche dieser Musik, wie sie wenigstens früher existirte, bestand darin, daß jedes Instrument nur einen einzigen Ton von sich zu geben hatte. So ist es auch mit den russischen Lehrlingen. Sie sollen nicht einmal ein ganzes Instrument, resp. eine ganze Wissenschaft lernen, sondern nur einen einzigen Ton, einen einzigen Zweig derselben. Ihr ganzes Leben lang haben sie nichts weiter zu thun, als auf diesem e i n e n Tone zu spielen. Gewiß eine sehr kurzweilige Unterhaltung, und bei Weitem den Einrichtungen des Occidents vorzuziehen! Auch wird dadurch am besten die Aufklärung des menschlichen Geistes v e r b r e i t e t!

Es ist begreiflich, daß auch die Presse nirgends schöner

gehandhabt wird, als in Rußland. S. 69 sagt der Verf.: „In den Händen der Gewalt hat die Presse in Rußland bisher ihre Reinheit und folglich auch ihre ganze wohlthätige Wirksamkeit bewahrt. Es ist eine Waffe, welche sie handhabte, und deren Schneide bis jetzt nicht dazu gedient hat, mehr oder minder gefährlich zu verwunden, sondern das Uebel auszuschneiden, einen neuen Weg für die Aufklärung und die Civilisation zu bahnen, und diese allmälig dem Verständnisse ihrer Unterthanen zugänglich zu machen. Weit entfernt, aufregend und jedes Gefühl der Würde vernichtend zu sein, ist die Presse in Rußland ebenso sehr erhaltend, als fortschreitend. Als wirkende Kraft der Religion und der Moral bewahrt und befestigt sie in dem Herzen die heiligen Vorschriften des Evangeliums und die Reinheit der Pflichten, welche daraus entspringen. Als wirkende Kraft für die thätige Bewegung des menschlichen Geistes öffnet sie einen Zugang für alle Strahlen rationeller Aufklärung, aber sie erhält diese rein von der verderblichen Verbindung, durch welche sie oft durch falsche oder herabgesunkene Geister besudelt wird.“ — Rußland hat auch die beste Litteraturzeitung, nämlich die Monatsschrift des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts. Dieser kann kein andres wissenschaftliches Journal in Europa das Wasser reichen.

Schon aus dem Bisherigen muß nach dem Verf. hervorgehen, auf welch hoher Stufe der Civilisation sich Rußland befinde, dem übrigen Europa gegenüber. In dem Folgenden sucht er nun darzuthun, wie eben deshalb und noch aus anderen Gründen dieses Reich sich eine Obergewalt über die übrige Welt anmaßen dürfe. Er berücksichtigt zuerst die Sprache. Verglichen mit den andern slavischen ist die russische Sprache die ausgebildetste. Die polnische z. B. hat in ihrer höchsten Reinheit nicht einmal die Höhe, wie das schlechteste Russisch, ein deutlicher Beweis, daß auch das russische Volk weit über dem polnischen stehe und zur Herrschaft über dasselbe berufen sei. Die russische Sprache vereinigt alle wissenschaftlichen Resultate des Occidents mit allen Reichthümern der orientalischen Einbildungskraft, vereinigt den europäischen, wie den asiatischen Typus auf gleiche Weise in sich und steht eben dadurch dem ganzen Europa und dem ganzen Asien vor.

Die russische Nation, fährt der Satiriker fort, ist sehr empfänglich für fremde Civilisationen, ohne jedoch sich selbst zu verlieren. So tritt die germanische Cultur (an der sich Rußland, seitdem es sich einigermaßen aus der Barbarei herausgerissen, vorzugsweise herangebildet hat) allmälig zurück, während die ursprünglich slavische sich immer mehr hervorthut. Und dies ist sehr gut. Denn abgesehen davon, daß die slavische oder russische Cultur überhaupt über der germanischen steht, zeigt auch die Geschichte, daß die Germanen zwar in Berührung mit den Römern befruchtend gewirkt haben: sind sie aber mit den Slaven zusammengekommen, so haben sie auf diese eher einen deprimirenden, als wohlthätigen Einfluß gehabt, wie dies denn die Böhmen, die Polen, die Slaven in Illyrien und in Ungarn beweisen, welche sich niemals haben ordentlich entwickeln können. (Dies gilt besonders von den Böhmen, welche bekanntlich erst von der Zeit an zu einer nicht unbedeutenden Cultur gelangt sind, als sie in einer sehr engen Verbindung mit Deutschland gestanden.) Hingegen die Berührung mit Rußland liefert ganz andere, erfreulichere Resultate: es ist wahrhaftig nicht anders: erst durch Rußland leben die Völker eigentlich auf, es kommt Geist und Kraft in sie, wie dies die Nachbarvölker beweisen, auf welche die Berührung mit Rußland in jeder Beziehung befruchtend und wohlthätig gewirkt hat. Letztere Bemerkung macht der Verf. zwar nicht, sie liegt aber so nahe, daß man sie sich unwillkürlich selbst ergänzen muß.

So scheint denn, sagt der Verf. S. 93, Rußland bestimmt zu sein, die Erbschaft der Gesellschaften oder Civilisationen, welche ihr chronologisch vorangegangen sind, in Empfang zu nehmen. Aber sein Geist kann durch keine derselben erdrückt werden. Es wird den Kreis vollenden, den die Menschheit durchläuft, aber es wird ihn durch seine eignen Elemente vollenden. Der russische Geist ist groß und fruchtbar genug, um Alles durch sich selbst zu thun. Von den fremden Völkern nimmt er bloß auf, was er brauchen kann, denkt aber nicht daran, sklavischer Nachahmer zu sein. Vielmehr wird die Civilisation, welche von nun an erwacht, nur allein eine slavische Natur tragen, und höchst wahrscheinlich muß dann die europäische Cultur das slavische Gewand anziehen, ungefähr wie die römischen Provinzen das germanische angezogen haben.

Als einen der Hauptgründe aber, weshalb Rußland vom welthistorischen Standpunkte aus das Recht habe, über die Erde eine Obergewalt auszuüben, führt der Verf. dessen autokratische Verfassung an.

Denn das liege doch auf platter Hand, daß alles Unglück und alle Verwirrung, welche in neuester Zeit Europa betroffen habe, von nichts Anderem, als von den liberalen Ideeen und von den Repräsentativverfassungen herrühre. Daran könne ja doch wohl Niemand zweifeln, daß alle Deputirten keine anderen Zwecke haben, als bloß ihren Vortheil und den ihrer Familien. Diesen schlechten Deputirten gegenüber, welche immer nur Stänkereien anfingen, um im Trüben fischen zu können, seien nun die Regierungen gezwungen, Bestechungen anzuwenden, denn auf andere Weise können sie sich nicht retten. Und so komme ein System von lauter Lügen und Intriguen heraus. Jede constitutionelle Verfassung wirke demnach demoralisirend. Ueberhaupt aber, im ganzen Leben der Völker, habe der Liberalismus, jener Geist der Verneinung und des Tadels, die

schlechtesten Früchte getragen, überall habe er nur Verwirrung und Zwiespalt angerichtet, er habe den guten alten Glauben zerstört, die Religion zu Grunde gerichtet, die Wissenschaft heruntergebracht und alles Schlechte begangen, was die neuere Zeit aufzuweisen habe.

Hält man nun diesem Liberalismus die Autokratie gegenüber, was ist das für eine ganz andere Sache! Von der Autokratie allein ist die Rettung und die Erhaltung Europa's zu hoffen. Kann man mit Recht von dem Liberalismus sagen, daß er aus Sümpfen und Schlamm hervorgekrochen und sich darein auch wieder verliere, so ist die Autokratie dem Himmel entsprungen und strebt auch wieder in den Himmel hinauf (S. 112). Wer könnte dieses läugnen! Darum ist die Autokratie auch die einzige Staatsform, in welcher die Menschheit ihre Bestimmung erreichen kann. S. 116: „die Menschheit nahm nie einen göttlichen Aufschwung, als unter dem Einflusse religiöser Gefühle oder unter der begeisternden Allmacht von dem Willen eines Einzigen; wenn aber das Menschengeschlecht (wozu natürlich der Autokrat nicht gehört) sich auf sich selbst stützt, wird es bald von der Kälte erfaßt und durchdrungen, es verschlechtert sich und erlischt. Es giebt dann keine Gesellschaft mehr, denn es existirt keine Autorität, sie zu verbinden, es giebt wohl noch Menschen, aber Menschen, die zu dem Zustande der Horden und der Schlächter herabgesunken sind."

Hier hat der Verf., wie man sogleich sieht, den Pferdefuß wieder sehr stark vorwalten lassen. Er schildert uns einen Zustand, von dem er geradezu das Gegentheil annehmen muß. Denn es ist bekannt, daß in der Regel diejenigen Zeiten und Staaten die gewaltigsten, großartigsten, wenn man will, göttlichsten waren, wo das directe Widerspiel von der Autokratie an der Tagesordnung war, z. B. die Staaten in Griechenland, Rom, die italienischen Städterepubliken, die deutschen Städte im Mittelalter u. s. w., während auf der andern Seite Cambyses, Caligula, Nero, Philipp II. und III. figuriren, von Dom Miguel und Consorten gar nicht zu sprechen. Auf ähnliche Weise verhält es sich zum Bürgerstand, den er zwar erst später (S. 230 f.) behandelt, den wir aber hier gleich erwähnen wollen, weil es sich gerade schickt. Von der richtigen Voraussetzung ausgehend, daß der Liberalismus doch vorzugsweise aus dem dritten Stande entsprungen sei, kann der Verf. seiner Aufgabe gemäß in diesem nur Schlechtes und Erbärmliches sehen, während der Adel alles Schöne und Ausgezeichnete (mit Vorbehalt natürlich dessen, was von den Autokraten ausging) gethan habe. Der Adel ist immer das Werkzeug aller großen Werke gewesen, welche die Geschichte auf ihren Blättern entrollt. Er hat jeden großen Gedanken erfaßt und verwirklicht. Freilich — dies hätte der Satirenschreiber wohl noch dazu setzen können — das Schießpulver hat er nicht erfunden, auch nicht die Buchdruckerkunst, auch nicht den Compaß, Uhren, Dampfmaschinen u. dgl., so wie auch nicht die großen Entdeckungen in der Astronomie. Doch dies Alles gehört in die „Berechnung," worauf sich nach dem Verf. alles vom Bürgerstande Ausgehende bezieht, „welche die Seele und das Herz bedrückt." Vom Bürgerstand ist nie etwas Großes und Majestätisches ausgegangen, er hat an die Stelle der Religion den Zweifel gesetzt, an die Stelle der unumschränkten Gewalt die Constitutionen und den Liberalismus, er bewegt sich in nichts, als in Treulosigkeit und Handelslist, ihm gehören die Doppelzüngigkeit, Spitzfindigkeit, die Schlingen und die Fallstricke vorzugsweise an, und zuletzt will er doch nichts weiter, als zum Adel hinaufsteigen, den er für gestürzt ausgiebt.

Doch zurück zur Autokratie! Aus den Beweisen des Verf. von der Heilsamkeit, ja Nothwendigkeit der autokratischen Verfassungsform geht von selbst hervor, daß wiederum derjenige autokratische Staat am besten sich zur Rettung Europa's eigne, bei welchem diese Verfassungsform am vollkommensten ausgeprägt ist. Nun kann Niemand in Abrede stellen, daß dies bei Rußland der Fall sei. Die Autokratie ist das innerste Wesen der russischen Nationalität. Jeder Russe weiß, daß nur ein Autokrat die Nationaleinheit erhalten könne, jeder, daß die Macht allein im Stande ist, die rechten Garantieen für das Wohl des Staates zu leisten. Die Macht allein kann Rußland vor den gefährlichen Neuerungen schützen: daher nimmt das Volk nichts an, als bis es die Macht anerkannt und russificirt hat, weil diese allein bemessen kann, ob es für das Volk paßt oder nicht. In dem russischen Selbstherrscher erkennt jeder Unterthan seinen eignen Willen.

Diese Dinge nun können auch bei andern absoluten Staaten stattfinden. Der Satiriker ertheilt aber der russischen Autokratie noch einen besonderen Vorzug. Sie macht nämlich, allerdings nur mittelbar, alle Tugenden im Volke, so daß man wirklich sagen kann: die Macht herrscht nicht nur über das Volk, sondern sie macht es aus, wenigstens in moralischer Beziehung. Nämlich die Macht weckt die Religiosität im Volke: diese aber ist ja bekanntlich die Mutter aller Tugenden. Also ist es eigentlich die Macht, welche alle Tugenden im Volke hervorbringt, und demnach gehören diese ebenso dem Kaiser, wie z. B. das Land, und der einzelne Russe besitzt also nicht einmal seine Sittlichkeit als Eigenthum, sondern erhält auch diese, so zu sagen, von dem Kaiser zum Lehen. Der Verf. versichert uns S. 109, dies sei nirgends anders so, und wir glauben Letzteres ihm auch aufs Wort, so wenig wir sonst seiner Mephistopheles-Natur Glauben schenken.

Rußland hat auch eine öffentliche Meinung (S. 114), aber was für eine! Nach dem Angegebenen können wir uns allenfalls schon vorstellen, worin sie besteht. Da der Kai-

ser Alles macht, was existirt, so macht er auch die öffentliche Meinung. Diese bilden nämlich die Männer der Regierung, welche vom Kaiser angestellt und mit seinem Geiste beseelt sind. Hiedurch ist gleich von vornherein die Möglichkeit aufgehoben, daß die öffentliche Meinung jemals verfälscht werden könnte, was im Occidente so unsägliche Verwirrung angerichtet hat.

In Rußland also, fährt der Satirenschreiber fort, hat der Staat die größtmöglichste Stufe erstiegen, und zwar dadurch, daß kein anderer Wille existirt, als der des Kaisers, der personificirten Gottheit. Eben darum muß ihm auch die Obergewalt über das übrige Europa zustehen. Da sich die Gottheit auf keinem Throne schöner niedergelassen, als auf dem russischen, da der russische Staat die allein wahre Verfassungsform, den Absolutismus, auf das Vollkommenste ausgebildet hat, folgt ja doch wohl von selbst, daß diesem Staate die Oberherrschaft über die Welt zustehe. Rußland muß eine Universalmonarchie werden. Und zwar eine, wie man deren noch nicht gesehen. Allerdings hat es früher universalmonarchische Tendenzen gegeben. Sie konnten sich aber alle nicht halten, weil es mehr oder minder doch bloß physische Gewalt war, welche sie erzeugte. Heut zu Tage hat man nun wohl eingesehen, daß zur Herrschaft nicht mehr ein bloß physisches oder militärisches Uebergewicht gnügt. Man muß ein Princip darstellen, und zwar ein Princip, das sich in der Gegenwart am meisten fühlbar macht. Man muß dem Principe angehören, welches am meisten erhält und am wenigsten zerstört. Das ist die gegenwärtige Lage Rußlands Europa gegenüber. Eine erhaltende Ruhe ist jetzt das allgemeine Bedürfniß, diese ist nur möglich durch die Autokratie, und diese wiederum nur durch die Obergewalt Rußlands.

Die russische Universalmonarchie unterscheidet sich nun von den früheren beinahe in Allem auf eine höchst vortheilhafte Weise. Haben die früheren die Völker nur unterjocht — so reißt sie Rußland aus der Barbarei, bildet, civilisirt sie. Ohne Rußland sind sie äqual Null, durch Rußland aber sind sie alles Mögliche. Daraus schon sieht man, daß die russische Obergewalt keineswegs drohender oder angreifender Natur ist. Vielmehr schützt sie nur und giebt den Völkern und Staaten Glück und Herrlichkeit in Fülle. So verdankt Oesterreich dem russischen Staate außerordentlich viel, und Preußen, das stolze Preußen ist alle seine Güter der Nachbarschaft Rußlands schuldig (S. 145). (Dies gilt besonders von der neuesten Zeit — man erinnert sich ja der Grenzsperre.) So kann man auch auf Europa anwenden, was oben bloß von den russischen Unterthanen gesagt wurde, daß die russische Autokratie Alles gemacht hat, und daß die übrigen europäischen Staaten das, was sie jetzt haben, keineswegs als volles Eigenthum besitzen, sondern mehr oder minder als Lehen von Rußland tragen, dem sie es doch vorzugsweise verdanken.

Rußlands göttliche Sendung und welthistorische Berechtigung zu einer Universalmonarchie tritt nirgends deutlicher hervor, als in seinen Verhältnissen zu dem Orient, welchem der satirische Verf. das ganze zweite Buch gewidmet hat. Hier sieht man denn ganz deutlich, in welchem vortheilhaften Contraste Rußland zu den Westeuropäern steht. Haben diese die außereuropäischen Länder nur unterworfen, um sie zu bedrücken und Sklaven daraus zu machen, verfährt Rußland auf die humanste Weise, und bringt selbst die größten Opfer (z. B. in den Tscherkessenkriegen), nur, um die armen Barbaren zu civilisiren, zu emancipiren, zu russificiren. Rußland verfährt überall zwar mild, schonend, läßt den Leuten ihre Nationalität, es macht aber nichtsdestoweniger nichts, als Russen, überzeugt, daß es dadurch am besten seinen Zweck, nämlich die Civilisirung erreichen könne. Rußland sucht nun das übrige Asien, so weit es möglich ist, nicht etwa bloß aus Eroberungssucht zu erobern, sondern lediglich aus Menschenliebe und Humanität: die armen Leute dauern die russische Macht in ihrer Barbarei und Rohheit: sie möchte sie gerne beglücken, zu einem schönern, angenehmern Leben führen, und muß es wohl auch, da es Gott so will: denn Alles, was Rußland thut, thut es aus göttlichem Auftrag. Der russische Adler ist ein Verkünder der Wiedergeburt, daher muß noch ganz Asien dem russischen Scepter unterworfen werden. (S. 199.)

Nun wäre nur noch das dritte Buch zu besprechen, welches sich besonders mit den industriellen und mercantilischen Verhältnissen befaßt. Ich halte es aber für überflüssig, den Inhalt davon ausführlicher mitzutheilen, da es weniger Interesse gewährt, und die Leser schon aus dem Bisherigen erkannt haben werden, weß Geistes Kind der Verf. ist. Auch durch dieses dritte Buch, wie durch die vorhergehenden, drückt sich überall die Ansicht des satirischen Verf. aus, daß Rußland von der Vorsehung zu der Stellung, die es gegenwärtig einnehme, und zu der, welche es noch erstrebe, berufen sei: es steht unmittelbar unter Gott und vollzieht nur dessen Beschlüsse. Wer sich daher gegen Rußlands Entwürfe setze, setze sich zugleich gegen Gott und begehe dadurch den größten Frevel, der gedacht werden könne.

Und hiemit will ich denn meine Anzeige schließen. Ich glaube, wir Deutschen dürfen uns zu dieser Schrift gratuliren. Denn es sind dadurch die Tendenzen Rußlands auf das Evidenteste dargethan, und wir glauben nicht, daß der Verf. hierin etwas wesentlich Falsches gesagt habe, so übertrieben und karrikirt er sie auch hingestellt. Denn man sieht wohl: die Grundprincipien, von von denen er ausgeht, sind keine anderen, als die der „europäischen Pentarchie." Wir Deutschen müssen dem Verf., welcher ein Pole ist, um so mehr danken, als wohl keiner unserer Landsleute gewagt haben würde, eine solche Schrift zu schreiben. Denn manchmal macht er es doch gar zu arg, wie wir es denn z. B. kaum entschuldigen können, auf welche Weise er die Autokratie persiflirt.

Dr. Karl Hagen in Heidelberg.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 25. **31. Januar.** **1842.**

Ringseisiana.

Eine Stimme aus Baiern.

Es ist ein Gesetz im Bestehen der Dinge, daß alles Leben, welches in sich selbst der Vernichtung verfallen ist, noch einmal aufflackere vor seinem Verenden, wie die Flamme eines verlöschenden Lichtes, um dann im unvermeidlichen Untergang für immer zu verschwinden.

So treibt der Baum, der im Innersten seines Markes vom Brande ergriffen ist, in seinem letzten Frühlinge noch üppige Sprossen aus Stamm und Wurzel, aber der kundige Gärtner erkennt, daß er keine Früchte mehr trägt, sondern erstorben ist, ehe der Herbst naht; — wer kennt nicht im Processe des menschlichen Krankseins das letzte entzündliche Auflodern einer phthisisch zerstörten Lunge? aber der erfahrene Arzt sieht vorher, daß diese Zellen fortan nicht lange mehr Lebensluft athmen werden und daß der Kranke bald ins Reich der Schatten sinkt; — wer kennt ihn nicht, den Krampf, mit dem im letzten Todeszucken der Nerv noch seine Muskeln zerrt, so daß er dann erst los sie läßt, wenn über seine Substanz die Verwesung kommt? — — Dieses Flackerlicht der verlöschenden Lampe, diese parasitischen Sprossen des ersterbenden Baumes, dieses stöhnende Athmen der phthisischen Lunge, dieses convulsivische Zucken des bald gelähmten Nerven ist uns ein Bild des Priesterthums, das, nachdem es seine Kraft und sich selbst, d. h. seine Subjectivität verloren, wie der Ertrinkende nach einem Strohhalm, nach allem Objectiven greift, um sich noch zu halten, zu befestigen. Es sucht nun einzugreifen in den Staat, in alle Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, selbst jetzt in die Wissenschaft, um noch äußerlich einen stützenden Pfeiler zu erhaschen für seine innerlich gebrochne Stärke. Aber nur der Eingriff in die Naturkunde und hier zunächst in die Medicin, ist Gegenstand dieser Zeilen.

Da die Natur selbst noch nicht katholisch geworden ist, wenn man sie freilich gerne machen möchte, so bemüht man sich wenigstens, ihr Spiegel vorzuhalten, in denen sie sich katholisch reflectirt; und wenn ein Professor der Anatomie in voluminösen, gegen 70 Bogen haltenden Bänden Jahrzehnte lang sie aufthürmt, seine „Bausteine zu einer christkatholischen Natur- und Weltanschauung;" wenn in einem viel besprochnen System der Medicin der Grundsatz aufgestellt wird, „daß, wer den ärztlichen Stand nach anhaltendem Gebete und nach dem Rathe frommer Freunde und Seelenführer gewählt habe, dem auch ärztlicher Blick, praktisches Geschick und die nöthige Begeisterung nicht fehle;" „daß nur der durch Sacramente und Sacramentalien nach den Lehren der Kirche entsündigte Arzt, der unter beständigem Gebete um Erleuchtung, wie die größten Heiligen thaten, den Kranken als Stellvertreter Christi und sich als seinen Diener betrachtet, sicher sei, nicht zu schaden," also lediglich der katholische Arzt der Berufene, jeder Andere ein gewissenloser, unsittlicher, mißleiteter und sogar positiv gefährlicher Arzt sei — — sollte man wohl vom Protestantismus auch hier eine Reformation erwarten, und auch eine philosophisch-protestantische Naturansicht und Heilkunde fordern, wie sie so manche geistvolle Männer versucht haben.

Doch wir vergessen, daß wir eine Schrift anzeigen wollen, nämlich: Solbrig, die Grundsätze in der Medicin, erörtert in besonderer Beziehung auf das Ringseissche System; Nürnberg und Fürth 1841, im Selbstverlage des Verfassers und in Commission der Kornschen Buchhandlung.

Das Schriftchen selbst ist unbedeutend, und um seines individuellen Werthes willen würden wir uns nicht die Mühe nehmen, es zu beurtheilen, und was uns Hr. Solbrig über und für Hrn. v. Ringseis sagt, ist uns hier sehr gleichgiltig; ja es könnte der Vertretene und Vertheidigte selbst mit seinem unberufenen Schildknappen und Waffenträger nicht ganz zufrieden sein; doch das ist nicht unsere Sache.

Wollen wir mit Hrn. Solbrig nun in seiner eignen Sprache reden, so sagen wir, das Schriftchen ist ein Pseudoproduct der Litteratur, unsere Zeit leidet an der Passion, solche Parasiten zu erzeugen, und Charakter des selbständigen Geistes ist es, solche karcinomatöse Excrescenzen zu exstirpiren.

Doch nun zum Nachweise dieser Behauptung Einiges aus der Darstellungsweise des Hrn. Verf.

Während Hr. Dr. Solbrig (S. 47) gegen seine Widersacher ausruft: „Eure öffentlichen und geheimen Demonstrationen sind ein wahres Lexikon von Schimpfworten, Zoten und niederer Besudlung!" verfällt er selbst in eine ganz würdelose Sprache, z. B. S. 8: „dann mußt du das Maul halten;" S. 10: „was nicht nach Euerm Miste

riecht;" spricht von unverschämten Wiedehöpfen, unverschämte Bären aufbinden, miserabelm Flick- und Fetzenwerk, ledernen Gegnern u. s. w.; und indem er zu den, den letzten Funken von Selbstachtung verläugnenden Schmähungen, (S. 31) „O wie dumm," (S. 50) „Ihr Schmiertiegel" herabsinkt, hat er sich aus der Reihe gebildeter Schriftsteller von selbst ausgeschlossen.

Mitunter benimmt er sich ganz seltsam, so daß man sich über seine Selbstverurtheilung des Lächelns nicht erwehren kann, z. B. von seinem Gegner Siebert sprechend ruft er einmal (S. 21) ganz erbost aus: „Reden Sie doch, Herr Doctor Siebert, Sie dürfen den Nachweis Ihrer Klage nicht schuldig bleiben!" Dann heißt es (S. 47), während von Schönlein die Rede ist, — — — „Gegner, von dem wohl bekannt ist, daß er sich kein Blatt vors Maul nimmt, und der sicherlich schon mehr heimliche Giftpfeile nach Ringseis geschossen, als dieser ihm nur offne Stöße ertheilt;" und ganz naiv gesteht er nun wieder (S. 43), „es gebe nichts Treuloseres und Verdächtigeres als solche halbe Anklagen."

Wir hätten unsern Mann schon gnugsam charakterisirt, wenn uns nicht noch Etwas aufgefallen wäre, was etwas kirchlich riecht. Hr. Dr. Solbrig sagt nämlich von Siebert sprechend (S. 3), „es lag in seinem und seiner Oberen Interesse;" (S. 6) — — „ist also die tactlose Erfindung, wozu er sich von seinen Oberen das Patent gelöst;" (S. 43) „er habe sich als Gegner des Hrn. v. Ringseis vorschieben lassen;" dieses verdächtigt aber in unserer Meinung, nach dem alten Sprüchworte, daß Keiner den Andern hinter dem Ofen sucht, der nicht selbst dahinter gesteckt, keineswegs Hrn. Collega Siebert, sondern lediglich Hrn. Solbrig; indem wir nun fest glauben, daß er als Aries (man übersetze nicht Schaf-, sondern Sturmbock) einer Clique, einer Congregation sich habe vorschieben lassen, und um so mehr halten wir es für unsre Pflicht, diese Tendenz unsrer Zeit zu bekämpfen, und wir wiederholen es, weder der Herr Obermedicinalrath von Ringseis, noch der praktische Arzt Herr Dr. Solbrig, weder die Schlange des Aeskulap, noch Hippokrates in der Kapuzinerkutte sind unser Gegenstand, sondern lediglich der Uebergriff aus der Kirche in die Naturwissenschaft und hier zunächst in die Medicin.

Doch wir müssen uns an das positiv Gegebne halten, und verfolgen daher unsre Sache weiter.

Das Büchlein des Hrn. Dr. Solbrig ist im Selbstverlag erschienen. Wahrscheinlich kannte der Hr. Verf. den neuesten Verlag von Manz in Regensburg nicht. Hätte er den Katalog der Michaelismesse von 1841 gelesen, er hätte sich an Hrn. Manz gewendet und nach dem bekannten Grundsatze: Similia Similibus, dort würdige Gesellschaft für das Product seiner Feder gefunden.

Das Werkchen nun selbst besteht aus zwei Hauptabtheilungen, I. die Gegensätze XXXIV, und II. die Gegenfüßler 54 Seiten. Die erste Abtheilung zerfällt in zwei Betrachtungen, der zweite Theil in fünf Abschnitte, deren vier dem Hrn. Dr. Siebert, der fünfte den Hallischen Jahrbüchern gewidmet sind.

Der Hr. Verf. überschreibt seine zweite Abtheilung Gegenfüßler, weiß aber allerdings gegen seine und Hrn. v. Ringseis Ansichten Nichts — als zwei Recensionen, eine in Häser's Archiv, eine in den Hallischen Jahrbüchern, er scheint also alles Scheltens und Schmähens ungeachtet würdige Gegner, ebenbürtige Antipoden gefunden und dieselben als solche anerkannt zu haben, da ihnen der größere Theil des Werkchens gewidmet ist.

Das Ganze dreht sich um zwei Punkte:

1) Daß die Medicin in ihrer ganzen geschichtlichen Zeit sich stets an die eben herrschende Philosophie angelehnt, dieses aber nicht allein borgend gethan, sondern, was sie von der Philosophie an Form und System entlehnt, dieses derselben wieder als empirisch erforschtes Material zurückgegeben habe. Daher Philosophie und Medicin stets Hand in Hand gegangen seien und ferner gehen müßten.

2) Daß die Heilkunde im engern Sinne, als Therapeutik am Krankenbette, nicht bloß die somatische Seite des Patienten allein, sondern auch das höhere psychische Leben und Wirken der Seele aufzufassen suchen müsse; der Hr. Verf. hält sich für berufen, feierliche Verwahrung einzulegen gegen die Usurpation einseitig materialistischer Forschung mit allen jenen Consequenzen und Auswüchsen, die er den französischen Physiologen Magendie, Brachet, Cruveilhier u. s. w. zur Last legt, „als Herren und Ritter der physikalischen Erscheinung am todten und lebendigen Cadaver" (das Stethoskop heißt S. 10 „eine unwiderstehliche Pritsche"); „und es giebt kein fruchtbareres, ehrenvolleres Feld für das Schaffen des Arztes, als die Thatsache immer tiefer zu begründen „von dem Durchdrungen- und Gedecktsein seiner leiblichen Region durch sein höheres Analogon, als der einzigen Bürgschaft für seine, uns durch innere wie äußere Offenbarung angekündigte, persönliche Unsterblichkeit."

In dieser doppelten Beziehung wird nun Hr. v. Ringseis auf das Aeußerste gelobt, weil er solche Dinge gelehrt, und die Sache soll in den zwei Betrachtungen der ersten Abtheilung mehr historisch deducirt, in den fünf Abschnitten des zweiten Theiles mehr polemisch verfochten werden.

(Schluß folgt.)

Die deutsche poetische Litteratur seit Klopstock und Lessing. Nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten. Von Dr. Heinrich Gelzer. Leipzig 1841. Weidmannsche Buchhandlung.

Die Litteratur umfaßt alle einzelnen Thätigkeiten des menschlichen Geistes, wie weit diese sich erstrecken mögen; in Wissenschaft und Kunst, Religion und Sitte ist sie der Spiegel, welcher die Gestalt der Menschheit in ihrer zeitlichen Entwicklung ihr entgegenhält, ist sie der Wärme- und Höhemesser der geistigen Bildung, die erlangt worden, ja selbst derjenigen, welche in kürzerer oder längerer Zeit erstrebt werden könne.

Namentlich sind es einzelne Richtungen der litterarischen Thätigkeiten, welche in dieser Hinsicht der genauern Betrachtung und sorgfältigern, ruhigern Prüfung besonders würdig, deren Resultate oft von überraschender Bedeutung, jedenfalls von der höchsten Wichtigkeit sind.

Während die Geschichte scheinbar sich ausschließlich mit der Vergangenheit, mit längst entschwundnen Zeiten beschäftigt und sich bemüht, dem Staube der Archive und Bibliotheken interessante Nachrichten, schätzbare Actenstücke zu entreißen, ist sie doch eigentlich nur bemüht, sich selbst über den Stand ihrer Zeit, über die Kämpfe der Gegenwart, die Bedürfnisse des Augenblicks aufzuklären — sie holt aus der Vergangenheit die Leuchten, welche die Schatten der Zukunft zerstreuen sollen, indem sie dem Augenblick sein Recht giebt. Doch scheint die Geschichte nur zu oft Mißtrauen zu erregen über die Motive, die sie zu ihrem Ausspruche bewogen, man sucht nur zu gern geheime Rückhalte, verborgne Absichten, wenn eine Ansicht, die sich nicht zu den allgemein angenommenen zählen kann, keck und offen auftritt, und eilt, oft gegen die innere Wahrheit, die man nicht abläugnen kann, sie als parteiisch und erkauft zu verdächtigen. Auch ist es nicht zu läugnen, daß die Thatsachen der Geschichte wie alles Geschehene und Thatsächliche einer verschiednen Färbung, einer Mannigfaltigkeit der Darstellung fähig sind, welche eben so sehr den verschiedensten Parteien günstig, als der Erkenntniß nachtheilig sind, die man daraus zu schöpfen sucht. Man muß gestehen, daß das Bild, welches wir aus dem Spiegel der Geschichte entnehmen, häufig nicht mit Unrecht derselbe Vorwurf trifft, welcher den gewöhnlichen Spiegeln gemacht wird, daß sie schlecht geschliffen, ein trübes, schiefes Bild von den ihnen vorgehaltenen Gegenständen abwerfen.

Ein anderer Zeitmesser in intellectueller Hinsicht ist die Philosophie. Wir hätten sie eigentlich voranstellen sollen, da sie ihrer Natur nach alle anderen geistigen Richtungen menschlicher Thätigkeit durchdringt und belebt und selbst die Folie am Spiegel der Geschichte bildet, ohne welche dieser zum bloßen Glase herabsinkt. Aber unter Philosophie wird so Mancherlei verstanden, sie ist so häufig nur der Schaum des tiefern Gedankens, der zwar ätzend und scharf wie ein zerstörendes Gift wirkt, ohne die innere Kraft zu besitzen, welche das Gift zum segensreichen Heilmittel macht, daß in unserer Zeit namentlich dieses Wort mit großer Vorsicht ausgesprochen und ihre Wirkung nur nach reifer Prüfung nachgewiesen und gewogen werden darf.

Dessenungeachtet aber giebt auch die Philosophie ein interessantes Bild der Zeit, wenn man ihr als Folie die Geschichte unterlegt, und ihr dadurch die Haltlosigkeit nimmt, welche sie nur zu oft durch eine allseitig freie Stellung erhält. Aber auch mit diesem Hilfsmittel wird man sich vor dem geholtlosen Meinen und Sollen nicht völlig sichern können. Denn unsere Zeit ist zu sehr die Zeit des subjectiven Abschließens, der Vereinzelung und Individualisirung, und die Philosophie, deren bedeutendste Stimmen früher ihr die höchste Stellung angewiesen haben, scheint selbst in der Schule, die bisher als die wahrste und geschichtlich begründetste galt, zu einem bloßen Kampf des individuellen Meinens herabzusinken, gegen den sie noch vor Kurzem so kräftig und so erfolgreich focht.

Es bleibt daher als Kriterium der Zeit nur noch Eine Richtung der litterarischen Thätigkeit übrig, welche, durch ihre besondere Stellung zum Ganzen menschlicher Bildung, durch ihre eigenthümliche Organisation, selbst in ihrer entschiedensten Parteiansicht, in ihrer kecksten, schroffsten Einseitigkeit, fast wider Willen eine klare, ungetrübte Ansicht der Bildung der Zeit, der Gegenwart sowohl als der nahenden Zukunft enthält.

Die Poesie, denn von keiner andern geistigen Thätigkeit können wir sprechen, hat das Eigenthümliche, daß sie als Vorläuferin der Philosophie, als Mutter und Tochter der Geschichte zu gleicher Zeit, beide Richtungen so umfaßt, sie in solcher Unmittelbarkeit vereinigt, daß beide, bewußtlos, aber um so tiefer, sich in ihr reflectiren und in diesem Reflex das Bild der Zeit, ihre Forderungen und Bedürfnisse, wie ihr Meinen und Denken klar und gesondert hervorteten. Was das Herz bewegt, was den Geist aufregt, was bewußtlos noch im Schooße der Zeiten ruht, davon giebt diese ewige Uhr der Zeit Kunde. Sie ist der Prophet, das Auge, das nimmer schläft, sie spricht mit gleicher Klarheit von den Dingen, die da waren, wie von denen, welche noch kommen sollen, und wägt mit gewaltiger nie zu hemmender Hand die Schicksale der Völker und Zeiten, denn sie ist die Stimme Gottes in der Zeit. Was Geschichte und Philosophie erstreben, aber, gehemmt von dem Parteigeiste der Menschen, nie erreichen, die Zeit über ihre innersten, geheimsten Wünsche und Forderungen aufzuklären, diese Aufgabe erfüllt die Poesie spielend, ohne selbst daran zu denken; was jene, in dem heftigen Drange nach Macht und Wirksamkeit, erkämpfend vernichten, Herrschaft, unbedingte, unbegrenzte Herrschaft in der Zeit: das erreicht sie, ohne es fast zu wollen.

Sie also um Rath zu fragen bei irgend einer quälenden, die Gemüther heftig erregenden Frage der Zeit, inwiefern sie zeitgemäß und fruchtbringend und also dauernd, oder dürr und nichtig und daher vorübergehend sei, ist ganz in der Ordnung. Denn nur von ihr werden wir die wahrste, die entschiedenste Antwort erhalten.

Wir können daher den Verf. oben angeführten Werkes, Herrn Dr. Gelzer, nicht tadeln, wenn er sich, beunruhigt von der wachsenden Trennung zwischen Theologie und Philosophie, für seine Ueberzeugung, daß „die Feindschaft zwischen Glauben und Wissen nur ein Phantom der Leidenschaft oder der Beschränktheit sei", nach einer Garantie umsieht, wenn er mit Ernst und Eifer forscht nach den Quellen dieser in unserer Zeit immer schärfer hervortretenden Spaltung des Gemüths- und Geisteslebens, und nachdem er Geschichte und Philosophie vergeblich als Norm seiner eignen Ueberzeugung angeregt hat, endlich in der Ge-

schichte der deutschen Poesie die tiefere Würdigung der Zeit, unserer Zeit, sucht. Seine Ansicht über die Grundidee der Bildung unserer Zeit steht fest, er weiß, daß „das moderne Heidenthum, das philosophische und poetische, in der Litteratur der Gegenwart ... eines neuen Heiles warte", und unternimmt es nun in diesen Studien über die neuere poetische Litteratur der Deutschen, „die Nerven aufzusuchen, welche den bleibenden Gehalt unserer Cultur mit dem Ewigen des Christenthums schon jetzt verknüpfen oder einst noch zusammenführen werden."

Der Verf. hat nämlich in zwei, der vorliegenden vorausgegangnen Schriften über vaterländische Geschichte und über christliche Ethik, die Grundgedanken seiner ethisch-religiösen Ueberzeugung dargelegt, und will nun in der vorliegenden Schrift, die aus Vorlesungen, welche er in Basel gehalten, erwachsen ist, eine „vergleichende Gegenüberstellung der christlich-ethischen Weltansicht mit derjenigen der modernen deutschen Bildung" geben.

Referent kennt zwar diese beiden Schriften nicht, in denen die Prämissen zu dieser dritten zu liegen scheinen, doch dünkt ihm, daß zur gründlichen Beurtheilung derselben keineswegs diese Kenntniß unumgänglich gefordert werde, da aus wiederholten Andeutungen des Verf. diese christlich-ethische Ansicht, nach welcher er hier die sogenannte neuere Litteratur der Deutschen in ihrem moralischen Werthe abmißt, unzweifelhaft hervorgeht und keine andere ist, als der kindliche Glaube an die geschichtliche Wahrheit der christlichen Offenbarung, welche durch die wissenschaftlichen Untersuchungen früherer Zeiten, wie unserer Tage in ihrer Existenz bedeutend gefährdet ist. Wohl scheint er selbst etwas ängstlich an die Lösung der Aufgabe gegangen zu sein: zu zeigen, daß selbst in den größten Geistern unserer Litteratur, trotz ihres Strebens sich von diesem Glauben loszusagen und die Vernunft als alleinige Richterin ihrer Ueberzeugung gelten zu lassen, die Ahnung einer höhern Weltansicht fortbestanden habe und selbst in den gewaltigsten Geistern gegen das Ende ihres Lebens sich wieder Bahn gebrochen habe, denn er sagt z. B. in dem Vorworte S. IX: „Soll die christliche Wahrheit ihren tiefsten Ruf bethätigen als eine das geistige und natürliche Leben befreiende und verklärende Macht des Geistes, so ist ja klar, daß sie — weit entfernt, bei der Befriedigung einiger zurückgezogenen Gemüther stille zu stehen — vielmehr der Fülle des Lebens, dem Drange und der Noth, der Begabung wie der Verirrung der Welt ins Angesicht blicken und auf den innersten Zusammenhang der ihr abgewendeten Richtungen und Ansichten eingehen muß. Nur indem sie alles Menschliche umfaßt, wird sie sich als den ewigen Mittelpunkt des Daseins bewähren, zu welchem jedes höhere Bedürfniß und jedes Zeitalter zurückkehren muß. Auch vor dem offnen Meere einer sich unabhängig erklärenden Gedankenwelt wird sie nicht zurückbeben, sie wird auf alle sich durchkreuzenden Grundstimmungen aufmerksam horchen, wie sie sich in unsrer Litteratur abspiegeln; eine Ueberzeugung, welche darauf verzichtete, die ihr entgegengesetzten Weltbetrachtungen bis in ihre geheimsten Wurzeln zu durchschauen und zu überwältigen, würde niemals auf universelle Geltung Anspruch machen können. Wie aber dürfte eine Ueberzeugung, die sich der Verheißung freut, in alle Wahrheit geführt zu werden, sich ängstlich scheuen, jeder Entfaltung des geistigen Lebens gegenüber sich als höchste Wahrheit zu bewähren, mit ihrem göttlich-menschlichen Maße jede Höhe und Tiefe des Geistes zu messen?" Und gewiß ist diese Aufgabe eine höchst schwierige, nicht an sich, insofern das geistige Leben einer abgeschlossenen Periode unsrer Zeit einer Prüfung unterworfen wird, sondern in der Art, wie der Verf. sie genommen, indem er diejenige Zeit, mit welcher unsere Gegenwart abgeschlossen hat, als noch bestehend und lebenskräftig annimmt und in ihr den Geist unsrer Zeit erkennen will. Die Zeit des Weltbürgerthums, welcher die bedeutendsten Geister unserer Litteratur angehörten, ist vorüber, was aus ihr in unsere Tage noch hereinragt, ist nicht das, was der Verf. in ihr sucht. Andere Interessen, andere Gefühle sind erwacht, ein andres Leben ist aufgegangen, andere Fragen sind an der Tagesordnung, wie ähnlich sie auch denen äußerlich sein mögen, welche die Zeit bewegten, als Goethe und Schiller in ihrer Jugendkraft wirkten. Doch selbst wenn wir des Verf. Ansicht von unserer Litteratur gelten lassen wollten, müssen wir ihm die Fähigkeit absprechen, das Thema würdig durchzuführen, das er sich vorgesetzt hat.

Gehen wir die einzelnen Charakteristiken durch, welche er von den namhaftesten Dichtern seit Klopstock entworfen, so treffen wir nur zu häufig auf Stellen, wo Zweifel an seiner eignen Ansicht, Unklarheit oder Befangenheit den Gesichtspunkt verrücken. Er schwankt zwischen einem Examen rigorosum, dem er die Dichter und Schriftsteller in Bezug auf ihre religiöse Bildung unterwirft, und einer Analyse ihrer Werke, bald will er nur ihre Werke als Zeugen gelten lassen, bald geht er den Menschen an sich auf den Leib und sucht ihre theologische Meinung vom Christenthum zu verdächtigen oder zu entschuldigen, je nachdem er eine Vorliebe für den einen oder den andern der Heroen unserer Litteratur zu seinen Untersuchungen mitbringt. So werden nach und nach Klopstock, Winkelmann, Lessing, Hamann, Claudius, der göttinger Dichterbund, Wieland, Schiller, Goethe, Stilling, Jacobi der Philosoph, Herder, Jean Paul, die Romantiker (Novalis, beide Schlegel, Tieck), Werner, Adam Müller, Arnim, Schenkendorf, Arndt, Steffens, Uhland, Kerner, Platen und einige neuere geistliche Dichter dem Leser vorgeführt und nach ihren religiösen Meinnungen und Glauben charakterisirt, oder, wo dieser unantastbar ist, wie bei Klopstock, Claudius, Jacobi, ihre Werke analysirt; bei Winkelmann, Novalis, Werner, besonders Stollberg ihr Uebertritt zur katholischen Kirche besprochen, bei Arndt, Schenkendorf und einigen Neuern ihre deutsche Gesinnung gerühmt, und endlich aus dem Allen der Schluß gezogen, daß „trotz der lauernden Zerstörung, trotz der flitterhaft ausgeschmückten Verwesung und der üppigen Auswüchse, die von der Verderbniß des gesunden Blutes zeugen — dennoch in dem weiten Umkreis des deutschen Geisteslebens, dessen Kinder wir sind, die Quelle noch nicht versiegt sei, aus welcher seit siebenzig Jahren die reichsten Lebensströme unsre Bildung erneuert, unsern Sinn verjüngt haben."

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 26. **1. Februar.** **1842.**

Ringseisiana.

(Schluß.)

Wir stören darinnen den Hrn. Verf. nicht und lassen ihn vor Allem sein eignes köstliches persönliches Ich einbalsamiren, zum Schutze gegen jede universelle Idee, und vergönnen ihm hiezu recht gern Asant und Schwefelwasserstoff, obgleich er selbst seinen Gegnern (S. 10 u. 50) ganz andere Dinge zum Parfüme vorgeschlagen hat; was aber nun vorerst den

Zweiten Punkt betrifft, daß das kranke menschliche Individuum in Hinsicht somatischer und psychischer Einflüsse als ein ungetheiltes Ganzes aufgefaßt werden müsse, — so ist dieser Satz sehr richtig, und wenn es erlaubt ist, auch ein wenig von sich zu sprechen, so kann Referent versichern, daß er stets glaubte, sich etwas darauf einbilden zu dürfen, daß er den als Heilobject vorliegenden Kranken mit seiner Krankheit als E i n G a n z e s angesehen, kleinliche Symptomenjägerei und armselige Receptenweisheit gleich tief verachtet, gerade aber in diesem Blicke seine Therapie, und vor Allem (was dem Arzte am meisten Noth thut) seine Prognose gerechtfertigt gesehen habe, und dieses zwar schon lange her, und schon zu einer Zeit, in welcher er von Hrn. v. Ringseis nichts wußte, als daß er existire und später Obermedicinalrath geworden sei.

Hr. Verfasser Solbrig ist übrigens tief zu bedauern, wenn er glaubt, daß solche Ansichten und Grundsätze nur von Hrn. v. Ringseis ausgingen. Doch wir entschuldigen wieder gern diese Unkenntniß, weil er uns selbst glauben macht, daß er Alles, was er in dieser Hinsicht weiß, lediglich durch Hrn. v. Ringseis wisse, wir können ihn aber versichern, daß in jeder Encyklopädie und Methodologie der Medicin solche Dinge enthalten sind, nur, wie der Dichter meint, „mit ein Bischen andern Worten."

Den ersten Punkt betreffend, daß die Medicin sich jedes Mal an die herrschende Philosophie angelehnt und derselben empirisches Material dafür zurückgegeben habe, daß sie System und Form aus ihr erborgte — so kann dieses nur in sofern gelten, als in früherer Zeit Medicin und Naturwissenschaft als identisch betrachtet wurden, und in dieser Hinsicht unter Medicin eben auch Chemie, Botanik, Physiologie, Zoologie ꝛc. verstanden wurde, wovon noch das alte Wort Physicus zeugt, welches einen Arzt, namentlich Gerichtsarzt bedeutete. Die Anerkennung der Emancipation der Naturkunde aus der Medicin ist aber ja wohl schon dadurch ausgesprochen, daß in Baiern das Wort „Physicus" in neuesten Zeiten gesetzlich eliminirt worden ist. Auch widersprechen wir, wenn (S. IV) es heißt, „daß die Medicin überhaupt die Wissenschaft vom Menschen sei;" weiß denn Hr. Solbrig nicht, daß es gar viele Wissenschaft im und vom Menschen gebe, die nicht zur Medicin gehört, oder kennt er vielleicht keine andere Wissenschaft, als eben nur s e i n e Medicin? Medicin ist lediglich nur die Wissenschaft vom kranken Leben und dessen möglicher Heilung; braucht nun der gebildete Arzt noch manche Wissenschaft vom und über den Menschen, so ist diese dann doch darum nicht Medicin. Doch wozu über solche Dinge streiten; wollen wir ja doch nur beweisen, daß Alles, was Hr. v. Ringseis und folglich auch Hr. Dr. Solbrig uns für Philosophie bieten, eben keine Philosophie sei, wenigstens keine freie Philosophie sein könne.

Schon in der Vorrede zu seinem Systeme gesteht Hr. v. Ringseis (S. IX), daß er seine Propädeutik, in der seine Philosophie enthalten ist, seinem Freunde, Professor Klee, vorgelesen habe, um auf die dem Dogma etwa widerstreitenden Stellen aufmerksam gemacht zu werden, wobei er aber die Versicherung erhielt, daß nichts zu rügen sei; und ferner sagt Hr. v. Ringseis (Vorrede S. X), daß die Medicin wie alle Wissenschaften ihre Principien in der traditionellen Offenbarungslehre habe.

Daraus geht gnugsam hervor, daß Alles, was nach Hrn. v. Ringseis Philosophie sein soll, innerhalb der Lehren der Kirche, also eine theologische, mithin keine absolute, keine freie, sondern eine beschränkte Philosophie sein müsse, daß diese Philosophie, den Lehren der Kirche untergeordnet, nichts enthalten dürfe, als was das Dogma der katholischen Kirche statuirt. D i e s e P h i l o s o p h i e a b e r i s t a n d i e S p i t z e d e r M e d i c i n g e s t e l l t.

Wir dürfen zwar nicht allzuviel abschreiben, wir können uns aber nicht entwehren, zwei Stellen aus Ringseis' System mitzutheilen.

§. 182. „Die Kirche ist als Gesammtanstalt, als Corporation: die vermittelnde Spenderin der sakramentalischen, göttlichen Nahrungsmittel für die geistige Stufe des

Leibes; die vermittelnde Zuleiterin der geistigen (göttlichen) Vorstellungen, Fantasiebilder, Gedanken und dadurch der geistigen Gefühle, der Bewunderung, Liebe, Andacht, und hiemit Erregerin der geistigen Stufe des Wollens und Thuns, und somit auch Organ der Erhebung der gesammten materiellen und siderischen Seiten des im Menschen zugleich vorhandenen niedern pflanzlichen und thierischen Lebens zum wahrhaft menschlichen. Erziehung und Unterricht sind vorzüglich Amt der Kirche. Der Staatskörper, oft die Mitglieder der Kirche umfassend, ist in seiner hierarchischen Gliederung bewaffneter Schirmvogt des Rechts der Einzelnen, wie des Ganzen, somit auch der Kirche, Recht, welches göttlichen Ursprungs ist, sprechend und mit seiner Macht schützend."

§. 611. „Die Kirche vereint alle Künste im engeren und weiteren Sinne, und alle Künstler, namentlich alle Künstler des praktisch-christlichen Lebens; sie ist zugleich der Künstler aller Künstler und das Kunstwerk aller Kunstwerke; nach und in ihr der Staat, wenn er ihr Abbild, sie schützend und tragend; sonst ist er nur Scheinbild. Alle einzelnen Künste sind nur Arabesken in und am großen Dome der Kirche, wie alle wahren Wissenschaften nur zu Ihr führende Wege."

Man sieht aus diesen zwei kurzen Stellen eines 564 Seiten haltenden Werkes, daß Hr. Solbrig groß im Irrthume befangen ist, wenn er (S. 5) meint, „als ein mitbildendes und mitregierendes Princip habe Hr. v. Ringseis in das Gebiet medicinischer Wissenschaft das Dogma eingeführt;" nein, das herrschende Princip will die Kirche sein, die selbst (vergleiche den eben mitgetheilten §. 611) den Staat für ein Scheinbild erklärt, wenn er sie nicht schützt und trägt.

Doch, wenn irgend noch zu zweifeln wäre, so kömmt ein anderer Kämpe für Hrn. v. Ringseis, als Dr. Solbrig, wir meinen J. v. Görres.

Görres über das medicinische System des Hrn. v. Ringseis (besonders abgedruckt aus den historisch-politischen Annalen), sagt (S. 4 u. 5): „daß Ringseis das System der Medicin, enthalten in dem Buche, von dem hier die Rede sein soll, dem Grunde der katholischen Wahrheit aufgesetzt, geht schon aus dem Glaubensbekenntniß desselben hervor, das er am Ende desselben S. 548 gemacht, nämlich daß Ringseis an Gott, Christus, Sünde, Erlösung, ja sogar an den Teufel glaubt."

„Er hat sein Glaubensbekenntniß oben abgelegt, es lautet auf Gott, Sündenfall, Christus und Erlösung, auf den Teufel sogar, ist also ganz katholisch, und was diese seine Worte verschweigen, ergänzt sich vollgültig in seinem Leben. Von dieser Seite fehlt also nichts, was erforderlich ist zu dem Werke" (Görres a. a. O. S. 13).

Weitere Beweise scheinen uns völlig überflüssig.

Ein frommer Knecht war Fridolin. Nachdem er seine Herren und Meister also sprechen hört, spricht auch er so, und so sagt denn unser Hr. Dr. Solbrig (S. XXIX u. XXX) ganz mysteriös und sentimental: „Wie erbärmlich der Arzt, der ohne positiv-religiöse Basis ist! womit umfaßt er liebend und rettend die zaghafte Seele des Kranken, die sich hingebend an die seinige klammert, womit erwiedert er den bittenden Blick des Auges, den sprechenden Druck der Hand, womit stärkt er das matte Leuchten der Lebensgeister, wenn er selbst nicht an die höchste Kraft und Leuchte des Lebens, an die Kraft des religiösen Princips glaubt? Er wird nie den Kranken an die höchsten Beziehungen des Menschen, als an seinen mächtigsten Lebensquell erinnern können, wenn er sein Dasein und seine nothwendige Ordnung durch das Institut der Kirche läugnet" u. s. w.

Aber gnug jetzt, wir haben gezeigt, was wir wollten, und unsere Abhandlung mag schließen. Hr. Dr. Solbrig erwartet noch heiße Tage des Kampfes, möge er sich daran erwärmen! möge seine Seele Erquickung finden im Schooße des Instituts der Kirche, während der Mühen seines „vielfach bewegten praktischen Lebens!"

Wir aber schließen auf „die innersten Regungen seiner mitwirkenden Seele," und mit der uns möglichen „Schärfe des historischen Weltverstandes" und „dem Scharfblicke des religiösen Glaubens" vermuthen wir, daß er auch in der Tendenz seiner Schrift „höherer (als allein) praktischer Richtung sich bewußt ist;" wir rathen ihm, daß er nächstens katholisch, und wünschen, daß er gleich darauf Gerichtsarzt wird!

Gelzer „Die deutsche poetische Litteratur seit Klopstock und Lessing."

(Schluß.)

Diesen Schluß kann man freilich ziehen, wenn man den Gang der deutschen Bildung in ihrer Litteratur verfolgt, aber er nimmt sich sonderbar aus am Schlusse eines Buches, das trotz alles Bemühens des Verfassers, seinen höhern Standpunkt darzuthun, bei jedem Urtheil zeigt, daß er weder ihre Zeit, noch ihren Geist und ihre Stellung zu derselben faßt. Beispielsweise möge sein Urtheil über Lessing und Schiller hier stehen, Männer, die schon so vielfach von den geistreichsten und tüchtigsten Männern unserer Zeit gewürdigt worden sind, daß ein Mißverstehen eigentlich unmöglich ist. Auch stellt er bei dem Erstern die richtigere Ansicht voran, indem er sagt: „Wenige haben wie er das Halbe, Irrige, oder Unhaltbare ihrer Zeitbildung bekämpft"... „Er wurde da der Begründer des geistigen Universalismus, der in Deutschland eine Höhe erreicht hat, wie bei keinem andern Volke. Um diese freie Höhe der Umsicht, einer allem Menschlichen aufgeschlossenen Empfänglichkeit zu lichten, mußten erst viele herrschende Theorieen niedergeworfen werden" .... „In der Geschichte leitete ihn allein der Geist des neuern Protestantismus: Prüfen des Geltenden, Aufsuchen

der obersten Autorität, der ursprünglichsten Quellen alles Ueberlieferten" ... Sätze, denen man eine gewisse Richtigkeit nicht absprechen kann. Aber wenn er nun auf die einzelnen Werke kommt, klagt der Verf. über ihre negirende Form, er versteht nicht, warum im Nathan das Christenthum gerade am schlechtesten repräsentirt ist, warum alle Religionen gleichgestellt werden, obgleich eine Stelle eines Briefes von Lessing, die er anführt, und worin es heißt: „daß er den Theologen gewiß einen ärgern Possen damit spielen wolle, als noch mit zehn Fragmenten," ihn auf den wahren Punkt hätte führen sollen, aus dem dieses, wie alle andere Werke Lessing's allein betrachtet werden können.

Ebenso verkennt er Lessing's Absicht bei der Herausgabe der wolfenbüttler Fragmente. „Die größte Begebenheit der Geschichte, sagt er, die Erscheinung des geschichtlichen Christenthums, die Stiftung der Kirche wollen sie aus dem nüchternen Verstande einiger Individuen, aus schlauer Berechnung herleiten; als ob kleinliche Taschenspielerkünste eine Welt sittlich umgestalten könnten! Im Gegensatze zu jener ärmlichen Prosa ist bei Strauß Alles Poesie!" Und doch bemerkt er wieder in Bezug auf den darauf folgenden Streit mit dem hamburger Pastor Götze, daß Lessing, indem er behauptete, daß die Religion auch ohne die schriftlichen Ueberlieferungen durch ihre innere Wahrheit bestehen müsse, „den Nerv der Sache getroffen, und die Theologie wie die Philosophie zur Erörterung der eigentlichen Lebensfrage aufgefordert habe, wie sie noch jetzt Allen nahe liege, die unsere Gegenwart verstehen."

Schiller's Leben theilt er in zwei Perioden, die der ersten Jugendzeit und des spätern Lebens, und sucht nun die Ursachen des ernsten Strebens nachzuweisen, das in den Werken und den Briefen Schiller's sichtbar ist. „Seine Jugendzeit," sagt er in ersterer Beziehung, „hatte schon mit einem doppelten schweren Widerspruche zu ringen: einem innern der religiösen und philosophischen Ueberzeugung, und einem äußern seines innern Berufes mit seiner Lebensstellung." „Die elterliche Erziehung hatte in bibelglaubiger Religiosität gewurzelt ... aber frühe ging ihm diese kindliche Sicherheit verloren; Lectüre und der mächtig sich in ihm regende Trieb, denkend seine Ueberzeugung zu prüfen und das Geglaubte in Gedachtes zu verwandeln, veranlaßten jene innere Unruhe, die oft das Jünglings- und Kindheits-Alter durch eine tiefe Kluft trennt" ... „Die Schriften Rousseau's und Voltaire's vollzogen am Ende auch an ihm das Werk der Zeit, Geist und Herz dem Glauben zu entfremden, die Hingebung an die Ueberlieferung zu verdächtigen und in Mißtrauen zu verkehren." Die Werke, die in dieser ersten Periode entstanden, die Räuber, Fiesko, Cabale und Liebe, zeigen, nach dem Verf., daß „die weltbürgerlichen Ideeen, welche in der zweiten Hälfte seines Jahrhunderts zu einer Art von politischer Religion geworden," den Dichter völlig durchdrungen hatten. „Für die Umwandlung Schiller's in seiner zweiten Periode haben vorzüglich zwei Umstände zusammengewirkt: die Gründung eines häuslichen Lebens, seine geschichtlichen und seine philosophischen Studien. Brachte die Ehe ihn in ein näheres Verhältniß zu den Menschen als Individuen, nicht als Begriffen, so vermittelte ihm Geschichte die Kenntniß des wirklichen Lebens, und die Philosophie zeigte ihm die Grundsätze, die den Geist im Erkennen und Darstellen leiten sollten."

Aber nach dem Verf. fand Schiller weder im häuslichen Leben die Ideeen verwirklicht, die er sich von ihm entworfen („Verbürgte Mittheilungen," sagt er S. 230, „führen einzelne Züge an, die auf eine schneidende, ertödtende Kälte in seinem Benehmen schließen lassen"); obgleich er nicht umhin kann, später dieses Urtheil geradezu zu widerrufen; noch erkannte er „die innere Hoheit der Geschichte"; noch führten ihn seine philosophischen Studien zu dem wahren Glauben zurück, den er, nach dem Verf., stets suchte. Und doch muß er am Ende seiner Analyse des Schillerschen Geistes gestehen, „daß er in den letzten Lebensjahren auf dem Wege war, die Bedeutung des Christenthums dem sittlichen und geistigen Verfall der Zeit gegenüber zu fassen."

Anstatt den innern Entwicklungsgang eines so hohen Geistes in den verschiednen Phasen zu verfolgen, an ihnen den wachsenden Geist der Zeit zu messen und zu fassen, wirft er das Nächste und Fernste unter einander, giebt Auszüge aus früheren und späteren Briefen und Aufsätzen, um seine Entfremdung von dem alleinseligmachenden Glauben zu beklagen und am Ende doch mit dem Ausspruch zu schließen: „Erfreut wendet man auf seinen eignen religiösen Entwicklungsgang das Wort an, das uns aus seinem Munde von seinem Todbette erhalten ist: „Immer besser, immer heiterer!" "

Auf ähnliche Weise wird gezeigt, wie Goethe und Herder von dem frühern Glauben ihrer Jugend abgefallen und zu Deisten geworden, während Beiden von Zeit zu Zeit der feinste Weihrauch gestreut wird, um die Sündenregister ihres Abfalls nicht zu grell ins Auge springen zu lassen.

Die Romantiker aber, Novalis, die beiden Schlegel, Wackenroder, Tieck, so wie alle folgenden Dichter der neuesten Zeit werden nur mit kurzen Worten und zwar mit einer Einseitigkeit abgeschätzt, daß man sieht, der Verf. habe ihre Werke und ihre Wirksamkeit noch nicht so völlig mit seinem Geiste durchdrungen, um ein gegründetes Urtheil über sie fällen zu können. Auch sagt er selbst, daß er ihre tiefere Beurtheilung für ein späteres Werk sich aufspare, weshalb es uns Unrecht scheint, diese Seite des Werkes einer nähern Prüfung zu unterwerfen.

Sollten wir dem Herrn Verf., dessen Streben auf jeden Fall höchst achtungswerth ist, mit einem guten Rathe zur Hand gehen dürfen, so würden wir ihm sagen, daß die Idee, welche ihn bei dem Entwurfe des Werkes leitete, eine sehr richtige, die Aufgabe würdig unsrer Zeit sei, daß sie aber einer andern Ausführung bedarf.

Allerdings vermag die Litteratur in ihrer Gesammtheit uns ein richtiges Bild der Gegenwart, wie der Zukunft zu geben, namentlich die deutsche Litteratur und näher die deutsche Dichtkunst kann uns die Versicherung geben, daß „Deutschlands Bestimmung noch nicht erfüllt ist". Aber um zu diesem Punkte zu gelangen, muß man die Litteratur, wenn auch nur eines Zweiges der menschlichen Geistesthätigkeit in ihrer Gesammtheit berücksichtigen, nicht den Geist des Menschen trennen wollen in einzelne Parzellen, nicht den Glauben haben, als könne man einzelne Geistesrichtungen eines Mannes, der seinem Jahrhundert Gesetze vorschrieb, willkürlich seciren, und daraus den allmächtigen Hauch, der sein Leben und Wirken durchdrang, chemisch analysiren.

Die religiöse Bildung unserer Zeit liegt nicht so, wie der Verf. meint, in ihren Werken offen da, es kommt nicht darauf an zu erforschen, ob der oder jener Dichter, der

oder jener Geschichtschreiber und Philosoph sich zum katholischen Glauben oder den symbolischen Büchern bekannte, die Frage ist eher, wie entstand jene Richtung des Geistes, welche im vorigen Jahrhundert als Deismus, seit Kant als Rationalismus, und in unseren jüngsten Tagen durch Strauß und seine Nachfolger in völliger Verwerfung der Evangelien als Grundlagen des christlichen Glaubens sich kund that, es fragt sich, ob und in wie fern diese in der Zeit sich entwickelnden Ansichten mit einander in engerer oder weiterer Beziehung verwandt gewesen und wie sie auf die Bildung der Zeit oder diese auf jene einen wesentlichen Einfluß gehabt haben.

Gehen wir die bedeutendern Erscheinungen der Litteratur unseres und der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts durch, seit der Zeit, wo man gewöhnlich eine neue Periode in dem deutschen Geistesleben annimmt: so ist es nicht ohne Bedeutung, wie sich der Kampf zwischen Freiheit des Lebens und Denkens mit der Unterwerfung eines kindlichen Glaubens unter die Herrschaft alter Traditionen bis in die neuesten Zeiten fortwälzt, anfangs nur innerhalb der Grenzen der Wissenschaft, an dem aber mit der Zeit die kräftigsten Geister unsers Volkes, die glänzendsten Talente unserer Litteratur Theil nehmen. Doch vergessen darf man nicht, daß dieser Kampf schon mit der Reformation geboren wurde, daß er ihre Seele war und also nicht erst seit Klopstock, oder Lessing, sondern seit Luther's Zeit sich datirt. Die innern Kämpfe der Theologen im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert sind hier eben so wenig zu übersehen als die Theilnahme, welche nach und nach die Philosophie daran nahm, je mehr sie sich durch Descartes und Spinoza den scholastischen Fesseln eitler Wortgefechte entwand.

Dieser Glaubenskampf der Geister ist eigentlich die Quelle der höhern Stellung unserer Litteratur, denn an ihm erhob und bildete sich der Geist der neuern Zeit seit Luther; ihm verdanken wir die Entwicklung des neuen geistigen Lebens, das sich seit Spee und Opitz in Dichtung, seit Leibnitz in Philosophie und Geschichte in Deutschland regte, und wenn auch erst mit Lessing die wichtigste Periode für unsere nächste Vergangenheit begann, so dürfen wir doch keineswegs vergessen, daß auch dieser kräftige Genius deutschen Geistes nicht so ganz allein sich aus sich entwickelte, daß ein ganzes Jahrhundert ernster Kämpfe ihm vorangegangen war und ihm gewissermaßen Bahn gebrochen hatte für seine gigantische Wirksamkeit.

Auf diese Weise sehen wir, daß der Kampf zwischen Glauben und Wissen, der unsere Zeit bewegt, kein willkürliches, nutzloses Spiel ist, aufgenommen zur Kurzweil satanischer Geister, die Menschen zu verwirren — er ist so alt wie die Religion selbst; und kann also unsere Zeit nicht schlechter machen. Auch hat er, wie wir glauben möchten, mit der Verderbniß oder sogenannten Fäulniß unserer Litteratur nichts zu thun. Wir möchten ihn dem Sturmwind vergleichen, der die Wasser des Lebens durchwühlt, um sie vor Fäulniß zu wahren, das Salz, das ihm die edle Frische und Lebendigkeit erhält. Wir sehen es ja an unserer Litteratur selbst. War irgend ein Geist würdig, im edelsten Sinne ein Geist des Verneinens zu heißen, so war es Lessing. In seiner kritischen Sichtung schonte er keines Vorurtheils, keiner Tradition, vor ihm, vor seinem scharfen, streng scheidenden Verstande fielen die althergebrachten Meinungen, in denen sich sein Jahrhundert ein weiches Polster zur angenehmen Ruhe bereitet zu haben glaubte. Er führte den erbittertsten Kampf gegen die Religion des Herkommens und doch erkennen wir ihn mit Stolz als den kräftigsten Pfleger der ächten deutschen Poesie, wir rühmen ihn als den geistigen Vater unserer liebsten Dichter, der Dichter, welche durchdrungen von der göttlichen Weihe, ihr Zeitalter und alle folgenden Jahrhunderte mit allem Großen und Edeln erfüllten.

Die Seichtigkeit und Farblosigkeit unserer neuesten Litteratur liegt in andern Ursachen, sie zu erforschen sind andere Wege zu betreten, als unsere bedeutendsten Geister der jüngsten Vergangenheit einem theologischen Examen zu unterwerfen; nicht der Universalismus, nicht der Deismus oder Rationalismus Schiller's, Goethe's, Herder's sind Schuld daran, nicht der katholische Romanticismus der beiden Schlegel, Novalis', Tieck's, daß unsere Zeit an glänzenden Geistesproducten so arm ist. Denn nur danach kann der Verf. fragen, da von ältesten Zeiten sich die Völker getrennt haben in Anhänger der Vernunft und des Glaubens. Die Kraftlosigkeit unserer Tage liegt in der neuen Epoche, welche in Litteratur und Kunst anzubrechen beginnt, sie ist, wenn wir uns nicht ganz täuschen, der Vorbote einer neuern, kräftigern Zeit. Ihr vorzuarbeiten, die Spreu von dem Weizen zu sichten, ist rühmlich und gut und deshalb das Beginnen des Verf. dankbar anzuerkennen, um so mehr als er, ein Schweizer, seine Landsleute mit Ernst und Nachdruck auf das Stammland hinweist, dem sein Vaterland gehört und mit dem vereint es allein Heil und Rettung aus seinen endlosen Wirren in Politik und Religion, und Kraft in geistiger Entwicklung erhalten kann.

Dr. L. Meyer.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 27. 2. Februar. 1842.

Machiavell und unsre Zeit.

Von J. V. in Paris.

Der Fürst des Niccolo Machiavelli, übersetzt und eingeleitet von Dr. Karl Riedel, aus dessen Bibliothek für moderne Politik und Staatswissenschaft das I. Heft. Darmstadt 1841. Leske.

Daß die Litteratur auf den Florentiner zurückkommt, ist eben so wenig zu verwundern, als daß die Politik noch immer von seinen Principien nicht loskommen kann. Die Actenstücke, aus denen dies letztere erhellt, zu citiren, ist überflüssig, da die welthistorische Thatsache, die unsre gegenwärtige Lage ist von den Grenzen Spaniens bis zu denen der östlichen Barbaren, laut genug die Ueberzeugung kundgiebt, die Volkssouveränetät und Vertretung sei eine Chimäre, und wo sie es nicht sei, müsse sie durch „Klugheit" dazu gemacht werden. Das spricht „der Fürst" Machiavell's. Dies ist nicht zu verwundern, denn die Gewohnheit alter Zeiten ist schwer los zu werden, und die bösen Säfte des untergehenden Mittelalters ziehen noch immer durch die Adern unsrer Zeit.

Der Mann unsrer Zeit ist jener „Kluge," den wir nicht zu nennen brauchen, um ihn zu bezeichnen. Er ist „der Wohlthäter," „der Erhalter," „der Wiederhersteller." Er ist älter als die Revolution, also auch „klüger," „der Napoleon des Friedens," der definitiv das Princip der neuen Zeit, welches die Revolution gegen Zeus' Willen zur Welt geboren hat, besiegen wird. Nous verrons!

Die Litteratur hat daher einen richtigen Tact, wenn sie jetzt an Machiavell geht. Wird er begriffen, so werden auch seine Schüler begriffen, und wenn der Umschwung, den wir erlebt haben, auch noch so schändlich und gegen alle Regeln einer richtigen Geburt wäre, das wird er uns geleistet haben, daß wir Machiavell jetzt verstehen. Denn obgleich die Zeit sich von einer Seite mit Gewalt an ihn anklammert, so ist sie doch im Grunde und in der Wahrheit völlig über ihn Herr geworden, und die von der andern Seite mit der Geschichte des letzten halben Jahrhunderts in der Hand an ihn herangehen, erblicken überall die Morschheit und Schwäche der Machiavellistischen Principien. Sie weisen ruhig auf das neue, richtige Fundament hin; und dies genügt, denn dies ist die wahre unumstößliche Kritik Machiavelli's.

Doch greifen wir uns nicht selbst vor. Hr. Riedel giebt in seiner Einleitung die Ansichten von Friedrich dem Großen, von Luden, von Ranke und von Gervinus, auch die von Spinoza aus dem politisch-theologischen Tractat über Machiavell; seine eigne läßt er nur durchscheinen, wenn er am Ende sagt: „Wir hegen die Erwartung, daß der Tag gekommen sein werde, da ein rechtes Verständniß der Weltanschauung Machiavelli's möglich ist. Das Verständniß dieser Weltanschauung kann den Völkern, wie den Fürsten nur zum Heile gereichen. Machiavelli's Fürst ist nicht nur ein Evangelium des Absolutismus; er ist auch ein Freiheitsbüchlein der Völker." Aber freilich, wie dies nun näher der Fall sei, das hat Herr Riedel unserm eignen Nachdenken überlassen.

Wir zürnen ihm darum nicht. Aber auf 62 Seiten Einleitung konnte Alles gesagt werden und noch etwas darüber. Die Opinionen der Gelehrten konnten nämlich unter Gesichtspunkte gebracht werden; und es wäre wohl nicht schwer gewesen, mehr zu betonen, daß Friedrich II. den Florentiner negirt und weswegen er es thut. Er wäre nicht der Große geworden, wenn er nicht statt der „Klugheit" Machiavell's die Idee seiner Zeit auf die Fahnen seines Volks geschrieben hätte; und ob die übrigen Kritiker mit ihrem Lobe und ihrer Erklärung des Florentiners nicht eine Ilias post Homerum geschrieben haben — denn wer wird ihn besser erklären und loben, als die Zeit, die von seinem Geiste durchdrungen war? — das zu entscheiden, hätte Hr. Riedel wenigstens Raum genug habt. Doch die Deutschen sind darauf eingerichtet, vor lauter Bäumen den Wald nicht zu sehen und vor aller Gelehrsamkeit nichts zu lernen. Zudem ist ihr jetziger politischer Zustand der der Halbheit, nicht Fleisch, nicht Fisch. Da wagt sich denn Niemand zu gestehen, „was sein innerstes Herz ihn gemahnet," und es bleibt ihnen ein leeres Wort und ein blauer Dunst jener Schillersche Spruch, daß die Geschichte gerichtet habe. Sie hat es, sagen sie in Abstracto, sie hat es nicht, sagen sie in Concreto, sagen sie zu Hause in Frankfurt und in Berlin. Vielleicht sind wir Pariser etwas glücklicher, denn „wer kühn ist und verwegen, kommt vielleicht am besten fort!"

„Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die

Lauben." Zu deutsch: „Sei nicht dumm und sei nicht schlecht!" Das führt zum Ziele, zum Siege über das Unrecht und die Schlechtigkeit, zur Herrschaft der Vernunft und der Freiheit. Bei dieser Maxime wird Jeder, wie hoch und wie tief er gestellt ist, die Wahrheit erfahren, daß nirgends sein Schicksal sichrer befestigt ist, als an dem Faden der ewigen Vernunft, die das Schicksal und die Vorsehung, das Princip und das Resultat der Weltgeschichte ist, und nicht minder im Lebenslauf des Einzelnen der einzig sichre Halt. — — Es giebt aber Länder, wo es heißt: „Brauchen's keine g'scheidte Leit'!" Auch für sie ist gesorgt, denn es steht geschrieben: „Selig sind die Armen am Geist." Wo aber Kopf und Herz gesund sind, da zahlt der Teufel die Zeche, denn ehrlich währt am längsten.

Eines Tages, an dem meine Ehrlichkeit einen brillanten Sieg über gar schöne Lockungen des Bösen davon getragen hatte, ging ich ganz mürrisch nach Hause. Ich war eigentlich doch nicht so recht zufrieden mit mir selbst über den glücklichen Sieg, den ich erfochten. — Gedankenlos blieb ich an dem Kram eines Antiquars stehen, sah mir die Büchertitel an und fiel zufällig auf den Namen: Macchiavell. Da flüsterte mir ein Geist des Hohns zu: „Kaufe das Buch, lies es, du Tropf, und freue dich deiner Einfalt!"

Ich kaufte die sechs Bände Machiavellistischer Weisheit, seine Reden über den Livius, seine Abhandlung über das Kriegswesen, seine Geschichte von Florenz und endlich seinen Fürsten. Letzterer war noch überdies von Friedrich des Zweiten Antimacchiavell begleitet, was mich noch mehr die Gefahr zu bestehen anspornte; denn ich hoffte, daß der deutsche Fürst mir schützend zur Seite treten werde, wenn der italienische meiner Ehrlichkeit zu hart zu Leibe gehen könnte.

Ich fing mit dem Ende, mit dem sechsten Bande, der den Fürsten enthielt, an. Die ersten Capitel schienen mir dem Rufe, der dem Meister zu Theil geworden, nicht zu entsprechen; nach und nach aber kam es immer besser, und stellenweise wenigstens las ich mit schauriger Bewundrung diese auf den ersten Blick so tief verletzende Schlechtigkeit. Oft zweifelte ich an dem innern Ernste des Lehrers, mitunter schien mir diese Nacktheit selbst offner Hohn und unumwundne Ironie, bis ich dann am Ende die Auflösung des Räthsels erst ahnte, und diese später mir in den übrigen Werken Machiavell's immer mehr zur Gewißheit wurde.

Machiavell — — — doch, da es sicher Vielen so gehen wird, wie mir vor Zeiten, d. h. da Viele sich nicht scheuen, die Worte Machiavellismus und Machiavellistisch, so oft sich eben die Gelegenheit dazu bietet, zu Markte zu tragen, ohne daß sie den geistigen Vater derselben näher kennen oder auch nur oberflächlich angesehen haben, so wird es wohl nicht überflüssig sein, hier ein paar seiner schlagendsten, ihn und sein Hauptwerk, den „Fürsten," charakterisirende Stellen mitzutheilen und zur Basis weitrer Operationen zu machen. Das fünfte Capitel lautet*):

„Wie man die Städte oder Fürstenthümer, die, bevor sie erobert wurden, nach ihren eignen Gesetzen regiert wurden, regieren soll."

„Wenn der eroberte Staat an die Freiheit und an seine eignen Gesetze gewöhnt war, dann giebt es drei Arten, ihn zu behalten. Die erste ist — ihn zu ruiniren, die zweite, in demselben zu wohnen, die dritte, ihm seine eignen Gesetze zu lassen, unter der Bedingung, daß er Tribut zahle, und von einer kleinen Zahl von Personen, die du dorthin schickest, um ihn dir zu erhalten, regiert werde. Da diese sich nur durch deine Macht und deinen Schutz erhalten können, so werden sie Alles aufbieten, um deine Herrschaft zu sichern. Es ist nicht zu bezweifeln, daß es leichter scheint, eine Stadt, die gewohnt ist, in Freiheit zu leben, durch ihre eignen Bürger als auf eine andre Art zu regieren, wie dies die Lacedämonier und die Römer versucht haben. Die erstern errichteten in Athen und in Theben oligarchische Räthe, und dennoch verloren sie beide Städte wieder. Die letztern dagegen behielten Capua, Carthago, Numantia, weil sie diese Städte zerstörten. Im Gegentheile versuchten sie Griechenland zu beherrschen, wie Sparta es beherrscht hatte, d. h. indem sie ihm seine Gesetze und seine Freiheit ließen, was ihnen aber nicht gelang. Und sie wurden gezwungen, mehrere Städte dieser Provinz zu zerstören, um sie zu behalten. Woraus ich schließe, daß das beste Mittel, diejenigen, die man erobert hat, zu behalten, darin besteht, sie zu zerstören, zu ruiniren, und daß derjenige, der Herr einer Stadt wird, die vorher frei war, und sie nicht zerstört, von dieser nichts zu hoffen hat, als selbst von ihr vernichtet zu werden, um so mehr, da dieselbe stets die Freiheit und die alten Gebräuche, die weder Zeit noch Wohlthaten vergessen machen können, zum Vorwande des Aufruhrs machen wird. Und wenn man die Bewohner nicht entzweit oder ausrottet, so wird sie bei allen Gelegenheiten ihre Freiheit zurückfordern, wie unter andern Pisa, das so lange Zeit unter dem Joche von Florenz war." —

„Ist die eroberte Stadt oder Provinz dagegen gewohnt, unter einem Fürsten zu leben, und bleibt Niemand von seinem Geschlechte übrig, so werden die Bürger, da sie einerseits gewohnt sind zu gehorchen, und andrerseits das Haus ihrer Fürsten ausgestorben ist, sich nicht

*) Von Machiavell's sämmlichen Schriften nehme ich in Ermangelung einer bessern die französische Uebersetzung: Oeuvres de Machiavel, VI volumes. La Haye au dépens de la Compagnie, 1743. 1. u. 2. Band: die Reden über den Livius. 3. Bd: die Kriegswissenschaften. 4. u. 5. Bd.: die Geschichte von Florenz. 6. Bd.: der Fürst.

mit einander verstehen, einen andern zu wählen. Ueberdies nicht an die Freiheit gewöhnt, greifen sie langsamer zu den Waffen, und lassen somit dem Fürsten die Mittel, sich ihrer zu bemächtigen. Die Republiken aber haben mehr Leben und mehr Haß, mehr Eifer und mehr Rache, und das Andenken an ihre frühere Freiheit stirbt nicht aus. Somit bleibt das beste Mittel, sie zu zerstören oder dort zu wohnen."

Ein andres Capitel (XVIII) ist eben so klar. Es heißt: „Ob die Fürsten Wort halten sollen."

„Jeder weiß, wie löblich es bei einem Fürsten ist, wenn er Treue hält, gerade heraus und ohne Hinterhalt ist. Aber die Erfahrung der gegenwärtigen Zeiten zeigt, daß nur die Fürsten, die wenig Aufhebens von ihrem Worte machten und die es verstanden, die Andern zu täuschen, etwas Großes zu Stande gebracht haben; wogegen die, die rechtlich gehandelt, dabei am Ende stets den Kürzern gezogen haben."

„Man muß bedenken, daß es zwei Arten zu kämpfen giebt, die eine mit dem Gesetze, die andre mit der Gewalt. Die erstere ist die der Menschen, die letztere die der Thiere. Da aber sehr oft die erstere nicht gnügt, so ist es nöthig, zu der zweiten seine Zuflucht zu nehmen. Fürsten müssen also eben so gut als Menschen denn als Thiere handeln können. Die Alten lehren dies sinnbildlich, wenn sie erzählen, daß Achill und verschiedne andre Fürsten dem Centaur Chiron zur Erziehung übergeben wurden, um damit anzudeuten, daß, da der Lehrer halb Mensch, halb Thier war, der Schüler etwas von beiden Naturen abbekomme, weil die eine nicht lange ohne die andre dauern könne."

„Aber da der Fürst das Thier mitunter nachmachen muß, so muß er sich sowohl in den Fuchs als in den Löwen zu verwandeln wissen, weil sich der Löwe der Netze nicht versieht, und der Fuchs mit den Wölfen nicht fertig wird. So mußt du Fuchs sein, um die Schlingen zu erkennen, und Löwe, um die Wölfe in Achtung zu halten. Diejenigen, die nur die Löwen nachzumachen wissen, verstehen ihre Sache schlecht; und somit soll ein kluger Fürst sein Wort nicht halten, wenn das ihm nachtheilig sein könnte, und wenn die Gelegenheit, die ihn veranlaßte, es zu geben, nicht mehr besteht."

„Diese Verhaltungsmaßregel würde schlecht sein, wenn alle Menschen gut wären. Da sie aber Alle schlecht sind, da sie ihr Wort nicht halten werden, so darfst du eben so wenig das deinige halten. Und es wird dir nie an einem Vorwande fehlen, um den Wortbruch zu beschönigen. Ich könnte tausend Beispiele neuerer Zeit geben und zeigen, wie viele Versprechen, wie viele Verträge sich durch die Untreue der Fürsten zersplittert haben, und wie stets derjenige, der am besten als Fuchs zu handeln wußte, des Erfolges am sichersten sein konnte. Aber man muß es recht verstehen, diesen Fuchsgeist zu verstecken, man muß dazu gemacht sein, zu täuschen und zu trügen. Die Menschen aber sind so einfältig und so gewohnt, den Zeiten nachzugeben, daß der, der trügt, stets welche findet, die sich betrügen lassen."

„Von allen Beispielen neuerer Zeit mag ich nur Eines nicht übergehen. Der Papst Alexander VI. that nie etwas Andres, als trügen. Nie gab es einen Menschen, der besser Jemanden bereden konnte, nie gab es einen, der leichter mit den heiligsten Eiden versprach, und der weniger sein Versprechen hielt. Und nichtsdestoweniger gelangen ihm seine Betrügereien stets; so gut wußte er, wie er es bei den Menschen anzulegen hatte."

„Es ist also nicht nöthig, daß ein Fürst stets die Eigenschaften habe, die ich angeführt, sondern nur scheinen muß es, als habe man sie. Ich wage selbst zu behaupten, daß es gefährlich wäre, sie zu haben und auszuüben, wogegen es nützlich, wenn es nur so scheint, als habe man sie. Du mußt großmüthig, treu, zuvorkommend, gerecht und religiös scheinen; aber dabei mußt du so sehr dein eigner Herr sein, daß du im Falle der Noth das Gegentheil zu thun im Stande bist."

„Ich behaupte, daß ein Fürst und insbesondere ein neuer Fürst, nicht Alles beobachten kann, was bei den Menschen für gut gilt, denn das Bedürfniß seines Staates zwingt ihn oft, sein Wort zu brechen, gegen Milde, Menschlichkeit und Religion zu handeln. Er muß seinen Geist nach dem Winde des Glückes drehen, ohne sich dabei vom Guten mehr als nöthig abzuwenden, aber auch ohne sich ein Gewissen daraus zu machen, das Schlechte zu thun, so oft es nöthig."

„Uebrigens muß der Fürst dahin streben, nie etwas zu sagen, das nicht aus den fünf Eigenschaften, die ich angeführt, folgt. So daß, wer ihn nur sieht und hört, glaube, daß er die Güte, die Treue, die Gerechtigkeit, die Civilität und die Religiosität selbst sei. Diese letzte Eigenschaft aber ist diejenige, die ihm äußerlich am nothwendigsten ist, um so mehr, als die Menschen im Allgemeinen eher nach den Augen, als nach den Händen urtheilen, da Jeder die Freiheit hat, zu sehen, fast Niemand aber die, zu fühlen. Jeder sieht, was du scheinst, aber fast Niemand weiß, was du bist, und die Minderzahl wagt es nicht, der Mehrzahl zu widersprechen, die überdies noch das Ansehen des Staates zum Schilde hat. In den Thaten aller Menschen und besonders der Fürsten, gegen die man keine Richter zu Hilfe rufen kann, sieht man einzig und allein auf den Ausgang."

„Ein Fürst hat also nur seinen Staat aufrecht zu halten; alle Mittel, deren er sich bedient hat, wird man stets für ehrbar halten und Jeder wird sie loben. Denn der gewöhnliche Mensch hält sich an den Schein und

urtheilt nur nach den Ereignissen. Aber es giebt in dieser Welt fast nur gewöhnliche Menschen, und die kleine Zahl wird nur befragt, wenn die große nicht weiß, was thun."

„Ein Fürst der Gegenwart, den ich nicht nennen mag, predigt uns nichts als Friede und Treue; aber wenn er selbst Ein und Anderes geübt hätte, so würde er schon oft seine Staaten und seinen Ruf verloren haben."

Der Schluß dieses Capitels klingt fast so, als sei er gestern über einen unsrer gleichzeitigen Fürsten geschrieben worden. Es giebt eben noch heute Leute genug des Schlages wie die, für die Machiavell schrieb, wie die, denen zu Lieb seine Fürsten handeln sollten, gewöhnliche Menschen, die nur nach dem Scheine urtheilen und sich an die Ereignisse halten. Doch davon später.

So also muß ein Fürst sein? Das Gute, Edle heucheln, das Schlechte, Gemeine vollbringen, ein Pestkranker in Purpur gehüllt, ein vergifteter Wein in einem Krystallbecher. O! ich begreife es, wie sich der hohe Geist, das noch unverdorbne Gefühl eines Friedrich des Zweiten gegen eine solche Lehre empören mußte. Ja, wenn dieser Machiavell die Wahrheit sagt, dann ist jeder Fürst eine im Zorne geschaffne Gottesgeißel der Menschheit und der Menschen. Dann haben die Recht, die behaupteten, daß Machiavell nicht der Lehrer, sondern einfach der Geschichtschreiber der Fürsten, die sein Republikanergeist in der Form der Belehrung hinterrücks zu meuchelmorden gesucht habe, gewesen sei.

Doch die Sache ist einfacher. Machiavell war eben einer von denen, die nach dem Scheine urtheilen und sich an die Ereignisse halten, die nicht rückwärts und nicht vorwärts zu sehen im Stande sind, und daher nur an die Steine glauben, über die sie strauchelten, an die Bäume, gegen die sie anrannten. Das ist ein scharfes Urtheil über einen so vielgerühmten Politiker, über den Lehrer und Meister so vieler hochgestellten Schüler. Aber unter den Krähen ist der Spatz schon ein nicht zu verachtender Sänger.

Um übrigens diese Ansicht zu beweisen, bedarf es vorerst noch ein paar Auszüge aus seinem Fürsten.

Die beiden angeführten Capitel charakterisiren hinlänglich die Theorie; an einer andern Stelle tritt die Praxis hervor (Cap. VII) und zeigt uns den Fürsten nach dem Herzen Machiavell's am Werke. Dieser ist nämlich jener Cäsar Borgia, dessen schnöde Schandthaten den Lohn erhielten, den sie verdienten, indem er sich am Ziele glaubend das blutgetränkte Gerüste seiner vermeintlichen Größe in sich selbst zusammenstürzen sehen mußte. —

„Wenn man alle Fortschritte des Valentinois (Cäsar Borgia, Herzog von Valentinois) bedenkt, so wird man sehen, daß er starke Fundamente zu seiner zukünftigen Größe gelegt hatte. Ich glaube, daß es nicht überflüssig ist, davon zu sprechen, da ich kein besseres Beispiel für einen neuen Fürsten als das seinige kenne. Denn wenn die Maßregeln, die er genommen, nicht den gehofften Erfolg hatten, so war dies nicht seine Schuld, sondern die eines unvorherzusehenden Umschwunges des Glückes."

„Sein Vater fand eine Menge Schwierigkeiten ihn groß zu machen. Erstens sah er, daß er ihm keinen Staat, der nicht der Kirche angehöre, geben könne, und daß, wenn er von dieser einige Städte abzureißen versuche, der Herzog von Mailand, und die Venetianer, die bereits Faënza und Rimini unter ihrem Schutze hatten, sich widersetzen würden; zweitens, daß die Armeeen Italiens, deren er sich hätte bedienen können, in den Händen derjenigen waren, die die Vergrößerung des Papstes fürchten mußten, nämlich der Ursini, der Colonna und ihrer Anhänger, auf die er somit sich keineswegs verlassen konnte. Diese Hindernisse mußten also beseitigt werden, man mußte die Staaten Italiens zu trennen suchen, um einen Theil ohne Widerstand erobern zu können. Das war ihm nicht schwer, weil die Venetianer um anderer Ursachen willen die Franzosen aufforderten, nach Italien zu kommen; was er noch erleichterte, indem er die erste Ehe König Ludwig's annullirte. Dieser König aber war kaum auf Ansuchen der Venetianer und mit Zustimmung Alexander's VI. in Italien eingerückt, als er in Mailand angekommen, alsbald in die Plane des Papstes einging, und ihm Soldaten abtrat, um die Romagna zu überziehen, deren sich dann der Valentinois wirklich, trotz der Colonna, bemeisterte."

„Aber er fand Hindernisse, um sie sich zu erhalten und weiter vorzuschreiten. Eines von Seiten der Ursini, deren er sich bedient hatte, und von denen er befürchtete, daß sie ihn im Falle der Noth im Stiche lassen und ihn so nicht nur verhindern würden, neue Besitzungen zu erobern, sondern selbst ihm das entreißen könnten, was er bereits besäße; das andre von Seiten Frankreichs, von dem er ebenfalls fürchten mußte, daß es ihn aufgeben werde. In Bezug auf die Ursini hatte er sich überzeugt, daß nach der Wegnahme von Faënza sie sich bei der Belagerung von Bologna wenig energisch gezeigt hatten. Und da zugleich der König, nachdem er sich des Herzogthums von Urbino bemächtigt hatte, von seinem Einfalle in Toscana abstand, so beschloß er, in Zukunft weder von dem Glücke noch von den Waffen eines Dritten abhängen zu wollen."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 28. 3. Februar. 1842.

Machiavell und unsre Zeit.

(Fortsetzung.)

„Das Erste, was er that, war, die Ursini und Colonna zu schwächen, indem er diejenigen in ihrem Dienste, die Edelleute waren, durch große Besoldungen und Anstellungen nach ihrer Qualität an sich heranzog, so daß diese in ein paar Monaten ihm alle Liebe zugewendet hatten, die sie früher für die entgegengesetzte Partei hegten. Nachdem er hienach die Colonna vertrieben hatte, wartete er den Augenblick ab, um die Ursini zu zernichten, die ihm nicht ausblieb und dann von ihm mit Glück benutzt wurde. Als nämlich die Ursini zu spät sahen, daß die Macht des Herzogs und des Papstes ihren Untergang herbeiführe, hielten dieselben eine Versammlung zu Magione in dem Gebiete von Perugia. Diese Versammlung rief den Aufstand der Urbinos hervor und die Unruhen in der Romagna, die dem Herzog tausend Gefahren brachten. Mit Hilfe der Franzosen wußte er denselben glücklich zu entgehen. Aber nachdem er so seine Angelegenheiten wieder in Ordnung gebracht hatte, dachte er nur daran, wie er sie sämmtlich täuschen könne, da er sich weder auf die Einen verlassen konnte, noch auf die Andern stützen wollte. Dies aber gelang ihm bei den Urbinos so gut, daß sie sich mit ihm durch die Vermittlung des Signor Paul, den er durch große Geschenke gewann, wieder aussöhnten. Und diese waren so unklug, sich in Sinigaglia in seine Hände zu geben. Nachdem er hier die Chefs getödtet und ihre Anhänger zu seinen Freunden gemacht hatte, erhielt seine Macht nur um so bessere Fundamente, als er die ganze Romagna und das Herzogthum Urbino besetzt hielt und die Bewohner dieser Länder mit ihm zufrieden waren. Da er aber gerade in diesem Punkte Nachahmung verdient, so will ich darüber etwas mehr sagen."

„Als er die Romagna weggenommen hatte, bedachte er, daß dieselbe habsüchtige Herren, die ihre Unterthanen bestahlen anstatt sie zu regieren, gehabt, daß Raub, Aufstand und Mord in derselben herrschten, und daß, um sie dem fürstlichen Willen unterthänig zu machen, man nur ein gutes Gouvernement einzurichten brauche. Er wählte dazu Remiro d'Osco, einen grausamen aber thätigen Mann, dem er unbeschränkte Macht gab. In kurzer Zeit stellte dieser Gouverneur die Ordnung her und erwarb sich einen sehr großen Ruf. Da aber der Herzog dann zu fürchten anfing, daß eine so unbeschränkte Macht am Ende Haß erregen könne, so errichtete er in der Provinz eine Civil-Kammer, an der jede Stadt ihren Advocaten hatte; und da er sah, daß die frühere Strenge ihm den Haß zugezogen hatte, so beschloß er eines Morgens, den Remiro in Stücke hauen und die Stücke seines Leibes auf dem Platze von Cesena an einem Pfahl, in dem ein blutiges Messer eingesteckt war, ausstellen zu lassen, um dem Volke zu zeigen, daß die Grausamkeiten nicht von ihm ausgegangen, sondern nur Folge des zornigen Charakters seines Ministers gewesen seien. Was dann das Volk wirklich überraschte und zufrieden stellte."

„Aber kehren wir zu unserm Gegenstande zurück. Da der Herzog so mächtig geworden und sich durch sein eignes Heer und durch den Untergang derer, die ihm hätten schaden können, gesichert sah, so hatte er nur noch Frankreich zu befürchten, indem er wußte, daß der König, der zu spät seinen Fehler eingesehen hatte, nicht leiden werde, daß er seine Staaten noch vergrößere; deswegen suchte er sich neue Freunde zu verschaffen, und mit den Franzosen zu intriguiren, als sie in das Königreich Neapel eindrangen, um die Spanier, die Gaëta belagerten, zu vertreiben. Und der Entschluß, den er gefaßt hatte, sich ihrer zu versichern, würde ihm sehr bald gelungen sein, wenn sein Vater noch einige Zeit gelebt hätte."

„Das war sein Benehmen in Bezug auf die gegenwärtigen Ereignisse. In Bezug auf die zukünftigen aber suchte er, da er insbesondere zu fürchten hatte, daß ein neuer Papst ihm das nehmen werde, was Alexander ihm gegeben, sich durch vier Mittel dagegen zu schützen; erstens, indem er das Geschlecht der Herren, die er beraubt hatte, ausrottete, um dem Papst die Möglichkeit zu nehmen, sie wieder herzustellen; zweitens, indem er sich alle römischen Edelleute zu Freunden machte, um durch sie den Papst im Schach zu halten; drittens, indem er sich so viele Creaturen als möglich im heiligen Collegium verschaffte; und viertens, indem er dafür sorgte, daß er, bevor der Papst gestorben, so mächtig geworden, daß er dem ersten Angriffe selbst widerstehen konnte."

„Von diesen vier Sachen hatte er drei vor dem Tode

Alexander's ausgeführt, und die vierte war ebenfalls beinahe vollendet. Denn von den enterbten Herrn entkamen ihm sehr wenige; der ganze römische Adel war in seinem Interesse, und die Mehrzahl der Cardinäle in seiner Abhängigkeit. Was endlich die Vergrößerung seines Staates anbelangt, so hoffte er sich zum Herrn von Toscana zu machen, wo er schon Perugia und Piombino besaß, und außerdem Pisa, das sich unter seinen Schutz begeben, und das er nur zu besetzen hatte, da er die Franzosen nicht mehr zu schonen brauchte, weil sie von den Spaniern aus Neapel vertrieben waren. Ueberdies bedurften die Einen und die Andern seiner Freundschaft. Worauf dann Lucca und Siena sich entweder aus Haß gegen Florenz oder aus Furcht ergeben haben würden, ohne daß die Florentiner dagegen etwas hätten thun können. Und wenn das gelungen wäre, wie dies ohne Zweifel in dem Jahre geschehen sein würde, in dem Alexander starb, so wäre er so mächtig und ansehnlich geworden, daß er sich selbst, ohne von Jemandem abzuhängen, hätte erhalten können. Aber fünf Jahre, nachdem er zum ersten Male das Schwert gezogen, ließ Alexander ihn, auf den Tod krank, umgeben von den Heeren zweier mächtigen Könige und ohne andere Staaten als die Romagna. Aber er war so tapfer, so klug im Erkennen der Menschen, die er gewinnen, oder die er zernichten mußte, und die Fundamente, die er in so kurzer Zeit geworfen hatte, waren so solide, daß, wenn er nicht krank gewesen oder wenn er keine zwei mächtigen Heere auf dem Halse gehabt hätte, er sicher alle Hindernisse besiegt haben würde."

(Fortsetzung folgt.)

Christoph Columbus. Trauerspiel in 5 Acten. Von K. Werder.

Freitag den 7. Januar wurde hier zum ersten Male Christoph Columbus von Professor Werder aufgeführt. Columbus kann sehr wohl den Gegenstand für ein modernes Drama abgeben, ja ich möchte behaupten, daß vor allen ein Charakter, wie der seinige, für eine Tragödie passe, die unser Interesse anregen soll. Auch wir haben eine neue Welt entdecken sehen, auch wir leben im Kampfe zwischen der starren Anmaßung des Ueberlieferten und der Wahrheit, die, ewig jung, das Alte zu widerlegen und neue Wege des Lichtes und des Lebens zu finden trachtet. Und wie Columbus uns erst wahrhaft unsre Heimath, unsre Erde gezeigt und geschaffen hat, wie er, ein Vorläufer der Reformation, die katholischen Fesseln, die uns an den Himmel, an das Jenseits schmiedeten, gelöst und uns auf uns selbst, auf unsern Planeten verwiesen hat, so hat in neuerer Zeit die Revolution und die Philosophie denselben Kampf begonnen. Columbus ist der Repräsentant unsers Zeitalters, welches neuen Welten entgegensteuert. Welche herrliche Aufgabe für einen Dichter, alle Interessen, die uns bewegen, alle Siege, die uns erheben, alle Leiden, die uns nur zu kräftigerm Kampfe anregen können, verkörpert im Columbus auf der Bühne uns vorzuführen! Welch ein Triumph für den Dichter, wenn es ihm gelungen, durch Aufstellung einer in sich gegründeten, selbstbewußten Persönlichkeit unsern Blicken ein Ideal zu zeigen, an dem wir den eignen Muth stählen könnten. — Columbus trägt den Gedanken einer neuen Welt, er trägt eine welterschütternde Idee mit sich herum, und wird verspottet. Von der abergläubischen Thorheit, von der knechtischen Demuth vor der Tradition und vor dem Alten wird er als ein gefährlicher Wahnsinniger verschrieen. Und jene Anmaßung, die nichts anerkennen will, als was in ihrem eignen Hirn entsprungen, versucht es, ihn als einen unbedeutenden Träumer hinzustellen. So wandert die neue Idee heimathlos aber nicht hoffnungslos in der gottverlassenen Welt umher.

Endlich sieht sich Columbus auf dem Wege zu seinem hohen Ziele, unverdrossen und ungebeugt steuert er ihm entgegen; da empört sich eine rohe, selbstsüchtige Menge gegen den Genius. Jener bornirte Verstand, der nur auf der begrenzten Scholle, wo er geboren und herangelebt, sein Heil, seine Heimath sieht, jene ungebildete Verblendung, die nur hinter sich den Hafen, vor sich den wüsten, trostlosen Ocean erblickt, will ihn zur Umkehr zwingen, oder, wenn sie das nicht kann, ihn tödten. Sie will lieber die Idee aus der Welt verweisen, lieber die vorstrebende Idee in den Ocean, in das Nichts versenken, als sich ihr unterwerfen und zu neuen Aussichten, neuen Thaten sich fortreißen lassen. Und doch, leichter als die selbstgenügsame und intriguante Afterweisheit ist die rohe Masse zu zwingen. Ihr wollt zum Hafen dringen, ruft Columbus ihr zu, ohne mich? Thoren, die ihr mich entbehren zu können glaubt! In jedem Tau, in jedem Segel, in jedem Bret, in jeder Sparre bin ich es, der ihnen Leben giebt. Ich bin die Seele eures Schiffes. Wenn es rastlos vorwärts strebt, so ist es mein Ich, mein Geist, meine Wissenschaft, die ihm den Lauf anweist. Wenn ihr mich tödtet, so seid ihr in dem seelenlosen Fahrzeuge ohne Rettung dem Untergange preisgegeben. — Und bis zu uns, bis in unsre Zeit tönt des Columbus Ruf über den Ocean: Mensch, roher eingebildeter Mensch, beuge dich dem Genius!

Und er beugt sich: das neue Land ist gefunden. Aber andre Kämpfe brechen herein. Auf der einen Seite die alte Welt, die Beschränktheit der alten Bildung, der Trotz der Ueberlieferung, auf der andern Seite in den Regionen des neuentdeckten Erdtheiles die noch unentwickelte Natürlichkeit des Wilden: die Bildung, die sich überlebt hat, und die Unmittelbarkeit, die erst im Leben anfangen soll, dies sind die beiden Elemente, die jetzt in Gegensatz treten. Das Recht der Cultur, und das Recht der Natur, das Recht der Geschichte, des Selbstbewußtseins, und das Recht des unschuldigen Paradiesbewohners, sie bekämpfen sich. Neuer, erhabner Vorwurf für eine Tragödie.

Und die alte Welt ist stark gnug, die neue zu unterjochen, ihrer Habsucht und Selbstsucht dienstbar zu machen. So muß Columbus es ertragen, daß das, was er gefunden, gemißhandelt, vom kleinlichsten Egoismus gemißbraucht wird. Und besonders im Kampf gegen die Niederträchtigkeit der alten Welt, welche die neue zu ihrem Werkzeuge, ihrer Sklavin, ihrer Goldgrube machen will, kann uns Columbus als tragischer Held vorgeführt werden: seine Idee sieht er in den Staub herabgezogen und durch heillose

Begierden entwürdigt. Sie hat die niedrigsten Leidenschaften entfesselt, und scheint nur Unglück zu bereiten, wo sie Glück bereiten sollte; den Menschengeist, den sie zur Einheit, zum vollständigen Selbstgefühl hinführen sollte, scheint sie entartet und unseliger Trennung anheimgegeben zu haben.

In diesem Streite, den die Reinheit der Idee mit der Rohheit selbstischer Begierde zu bestehen hat, erfährt Columbus, was es mit dem Worte und der Dankbarkeit eines Königs, was es mit der Erkenntlichkeit einer Mitwelt auf sich hat; er, ein zweiter Prometheus, sieht sich in Fesseln dafür, daß er der Welt ein neues Licht gebracht, er sieht sich verstoßen, verbannt, seiner Ehre beraubt. Und seine einzige Zuflucht ist die Hoheit und Lauterkeit seines Ich, seines Selbstbewußtseins; die einzige Aussicht, die ihm geblieben, die aber auch fern ist von aller weltlichen, individuellen Rücksicht, ist die auf die Anerkenntniß der Nachwelt, ist die, daß er nicht sterben kann, so lange die Erde steht, und daß seine erhabne That spätern Geschlechtern segensreiche Früchte bringen wird. Mag ein undankbarer König, mag ein verblendetes Volk ihm die Anerkenntniß versagen, dies Eine kann ihm nicht geraubt werden, daß jeder Fußbreit Landes in der neuen Welt uns seinen Namen zuruft und ein unvergängliches Denkmal ist des Heroen.

Man sieht, daß des Columbus Schicksal sehr wohl dramatisch zu bearbeiten ist. Sehen wir nun, ob Herr Werder es verstanden hat, seinen Stoff zu erschöpfen und für sein Drama auszubeuten. In der ersten Scene des ersten Actes führt er uns den Columbus vor, wie er vor einem Concilium spanischer Prälaten und Granden seine Ansichten über eine noch unentdeckte Welt auseinander setzt. Vor dieser Geistlichen- und Adelskammer findet er natürlich wenig Gehör. Die Selbstgefälligkeit schrickt zurück vor dem Neuen, der Eigendünkel lehnt sich auf gegen den selbständigen Gedanken eines Andern, der Nationalstolz gegen die Geisteshoheit eines Ausländers, der Traditionsglaube gegen eine Sache, die nicht in der Bibel steht. Man sucht ihn durch Bibelstellen zu widerlegen; Columbus führt andre Sprüche an, die seine Ansicht zu beweisen scheinen. Der Thor, der durch eine Sache überzeugen zu können glaubt, die nach zwei Seiten sich drehen läßt und für beide Beweisstellen darbietet. Da bleibt jeder bei feiner Meinung. Hier konnte Columbus nicht überzeugen, er konnte nur demüthigen. Ja, er mußte jenem bornirten Festhalten an dem Buchstaben entgegenstellen die Macht der freien Ueberzeugung, die Macht der siegenden Wissenschaft.

Aber so ist der Charakter des Columbus durchweg gehalten. Nirgends offenbart sich in ihm das reine freie Selbstgefühl, nirgends das sieghafte Vertrauen auf seine Idee, er spricht, ich weiß nicht was, vom heiligen Grabe, welches mit seiner Entdeckung in irgend einer Beziehung stehen solle. Man wundert sich, daß Herr Werder nicht den lieben Gott persönlich als ein Hauptagens auf die Bühne gebracht hat, so oft führt ihn Columbus als den Leiter und Bereiter seiner Thaten im Munde. Und als Columbus stirbt, ist es weniger die ungeheure weltgeschichtliche Folge seiner That, welche ihm die Unsterblichkeit sichern und seine Persönlichkeit erhalten soll, vielmehr redet er von einer Unsterblichkeit, die ihn im Schooße der allgerechten Gottheit erwarte, und die ihn mit ihrer überirdischen, kampflosen Seligkeit beglücken werde. Dies scheint uns nicht richtig. Wer in Kämpfen gelebt hat, wird nicht die weichliche Forderung machen, in kampfloser Unsterblichkeit zu leben. Seine Persönlichkeit, sein Geist, der durch weltgeschichtliche That an die Erde gefesselt ist, wird nur dadurch seine Bedeutung bewähren, daß er im Streite der Welt fortlebt. Erregt er keinen Gegensatz mehr, so lebt er nicht mehr.

Es mag sein, daß der historische Columbus ein frommer Mann war, das ist sogar höchst wahrscheinlich, der historische Columbus mag mit dem Rosenkranz am Arm und mit dem Brevier in der Hand gestorben sein, er mag die Mutter Gottes um das Gedeihen der Unternehmung angerufen haben: der Columbus des modernen Drama muß aber sterben, indem sich seine Thaten als Himmelsengel um ihn reihen, und indem er in der ganzen Kraft seiner Menschlichkeit und Persönlichkeit sich die Bedeutung und Hoheit seines Ich vergegenwärtigt.

In derselben Halbheit wie der Charakter des Columbus ist der seiner Gegner gehalten. Beide Theile kommen nicht zu ihrem Rechte. Don Juan Rodriguez de Fonseca, Bischof von Badajoz, soll, wie wir wohl halb und halb errathen konnten, der Hauptfeind des Columbus sein. Es nimmt zwar im Anfange den Anschein, als ob er als Repräsentant der alten katholischen Bildung der neuen Idee entgegentreten wolle. Bald aber verläuft sich dieser Gegensatz ins Leere. Der Prälat droht dem Columbus, man weiß nicht warum, er intriguirt gegen ihn, man sieht nicht weshalb, er stürzt ihn, man begreift nicht wodurch. Er läßt zwar hin und wieder ein Wort davon fallen, daß Columbus ein Fremder sei und deshalb seinem Glücke Einhalt gethan werden müsse; aber eine solche Collision wäre wahrlich für eine Tragödie nicht bedeutend genug.

Doch zurück zu unsrer Inhaltsdarlegung des Stückes. Nachdem Columbus seine Ansichten dargelegt, fragt man ihn nach den Bedingungen, unter denen er die Fahrt unternehmen wolle. Er will es nur, wenn man ihm königliche Ehren und Reichthümer verspreche. Auch dies hat uns im Charakter des Columbus verletzt. War wirklich die Idee übermächtig in ihm, so mußte es ihm gnug sein, wenn man ihm einfach die Mittel, sie auszuführen, darbot; die Ehre hätte sich dann von selbst ergeben. — Da man dem Columbus jene Bedingung nicht zugestehen will, macht er sich auf den Weg nach Frankreich. Zweite Scene: Gespräch zwischen König und Königin von Spanien, worin sich der König beklagt, daß Columbus so hartnäckig auf einem Gedanken bestehe, der nicht in seinem allerhöchsten Gehirn entsprungen. Dritte Scene: Juan Perez de Marchena, ehemaliger Beichtvater der Königin, und der Schatzmeister von Aragonien Luis St. Angel flehen die Königin an, den seltnen Mann Columbus nicht ziehen zu lassen: die Königin gewährt die Bitte. In jeden beiden Männern haben wir wahrhafte Enthusiasten für Columbus, Männer, die seinen Werth erkennen; aber gerade sie, welche mit Columbus die Partei der Strebenden, Begeisterten repräsentiren könnten, treten nie wieder auf. Das ist überhaupt ein Hauptfehler des Stückes: es werden uns so manche bedeutende Persönlichkeiten vorgeführt, aber nur um für immer zu verschwinden. Sie, in denen man die Idee des Stückes verkörpert sehen sollte, müssen nichtssagenden Personen Platz machen. — Schluß des ersten Actes: Columbus wird zurückgeholt, und begiebt sich auf die Fahrt.

Zweiter Act: spielt auf dem Ocean, zeigt die Kämpfe

des Columbus mit seiner Mannschaft, und schließt mit dem Rufe: Land.

Dritter Act: triumphirende Rückkehr des Columbus, Neid des Bischofs von Badajoz. Unzufriedenheit der Colonisten auf Hispaniola. Des kranken, von Strapazen ermüdeten Columbus zweite Ankunft auf dieser Insel. Kriege mit dem Caziken Caonabo. Verhaftung des Columbus. Columbus im Kerker. Rückkehr nach Spanien und Ehrenrettung.

Dieser Act hat uns am wenigsten gefallen; er ist der längste und langweiligste, obwohl er reich ist an Scenenwechsel und Begebenheiten, und alles Mögliche in ihm vorkommt. Wir finden Anklänge, Anläufe zum Richtigen darin, aber nicht, was wesentlich war, durchgeführt. Alles fährt hier auseinander. Der Dichter, da er zu viel in einen Act drängte, hat sich nur mit Andeutungen begnügen müssen, hat nichts motiviren können und weil er Alles ohne Zusammenhang aneinander stellte, läßt er uns unbefriedigt und kalt. Nirgends können wir ein bedeutendes Centrum finden; wir müssen uns anstrengen, daß nicht jede Scene, sobald sie auf dem Theater wie in einem Puppenspiel an uns vorübergegangen, aus unsrem Gedächtniß verschwinde.

Die Hauptperson mußte hier Caonabo, der wilde Cazik, sein, sein natürliches Recht an die Mutter Erde, die ihn großgezogen, an die Ruhe, die ihm bisher gewesen, sein Recht gegen die Grausamkeit und Willkür der Europäer mußte hier besonders uns vor Augen geführt werden. Wie ergreifend der Kampf zwischen der Naturkraft des Wilden und allen Ränken und Verderbtheiten der alten Bildung, zwischen seinem Naturrecht und dem überlegenen europäischen Bewußtsein. Statt dessen läuft die ganze Geschichte mit dem Caziken in eine lange Erzählung aus, wie ihn ein edler Spanier, Don Alonzo de Hojeda, gefangen habe.

Auch ist in diesem Acte das Ende der ganzen Tragödie vorweg genommen und schon vollständig da. Columbus wird in Ketten geworfen, nun gut, da sehen wir den Dank, den der Genius einerntet. Außerdem ist Columbus hier schon meistens krank, aufgerieben, was sollen wir noch zwei Acte hindurch mit einem ermüdeten Helden? Und die beiden folgenden Acte, was können sie Andres sein, als eine überflüssige Wiederholung der frühern? Columbus kann höchstens wieder zu Gnaden angenommen werden, und macht dann von Neuem den Kampf mit der Kleinlichkeit und Beschränktheit durch, um von Neuem zu unterliegen. Alles Folgende also bringt uns nichts Frisches, Unerwartetes.

Vierter Act, erste Scene: Unterhaltung des Priesters Bartholomeo Las Casas mit der Cazikin Anacaona. Der Priester fabelt dem Weibe viel vor von der Lehre des gekreuzigten Christus, von einem himmlischen Paradiese, von einem Vater im Himmel. Es ist unmöglich, daß das Weib diese Lehren verstehe. Aber auch diese Scene konnte bedeutender gemacht werden, wenn die Cazikin auf all jenes nutzlose Priestergewäsch antwortete: Was willst du mir mit deinem himmlischen Paradiese? Weil ihr uns aus unsrem irdischen Paradiese vertrieben habt, weil ihr es uns durch das Gift eures Eigennutzes verpestet und geraubt habt, wollt ihr uns ein himmlisches vorgaukeln, damit wir in demüthiger Hoffnung eure Tyrannei erdulden und sterben? Was soll mir der Vater im Himmel? Schöner war's, als ich meinen Gott erkannte in dem Gesange des Vogels, in dem Rauschen der Bäume, in dem Geplätscher des Baches, und in meiner Liebe zum Jünglinge. Gieb mir meine Erde wieder!

Zweite Scene: Diego Mendez, treuer Anhänger des Columbus, kommt und meldet, dieser liege schiffbrüchig und hilflos auf Jamaica. Don Nicolas Ovando, den er um ein Schiff bittet, anwortet ausweichend.

Dritte Scene: Columbus auf dem Wrack. Krank, hungernd, er und seine Mannschaft. Der größte Theil derselben empört sich und verläßt ihn. Endlich meldet sich ein rettendes Schiff durch einen Kanonenschuß an.

Vierte Scene: Ovando versammelt unter dem Vorwande eines Festes eine Menge Wilder mit ihren Caziken, nimmt sie gefangen und verbrennt sie.

Dies ist der vierte Act, der nun gänzlich zerfahren ist und in dem man nicht aus noch ein weiß, weil man an Nichts ein Interesse nehmen kann. Mit dem Columbus selber weiß der Dichter so wenig mehr anzufangen, daß er ihn schiffbrüchig auf ein wüstes Ufer verweist, und ganz aus dem Zusammenhange der Welt und der Tragödie verbannt. Der Dichter auch hat Schiffbruch gelitten. Wir sehen den Columbus leidend, ohne alle Handlung, ohne allen genialen Sieg, der Macht der Elemente, des Hungers, der Niederträchtigkeit anheimgegeben. — Die erste Scene kann uns, wie schon gesagt, nicht rühren, und die letzte steht ohne Zusammenhang effecthaschend da.

Fünfter Act: Tod des Columbus auf ärmlichem Krankenbett zu Valladolid. Die letzte Scene konnte hier noch bedeutend eingreifen, jene Grausamkeit gegen seine Wilden kann dem Columbus den Tod geben; statt dessen stirbt er an seiner Dürftigkeit, an der Wortbrüchigkeit eines Königs, die er voraussehen konnte. Und um ihn vollends zur flachsten Unbedeutendheit herabzudrücken, fordert er, damit er ruhig dem Schooße des ewigen Vaters entgegenwelken könne, sein Gebetbuch. So kann jeder Mensch sterben, aber der dramatische Held stirbt anders.

Der Eindruck also, den die ganze Tragödie auf uns macht, ist der, daß sie keine Tragödie sei. Es ist ein ewiges Kommen und Gehen, ein fortwährendes Hin- und Herfahren nach bedeutenden Momenten und hierüber geht alle Wahrheit, alle Kunst zu Grunde. Kein Charakter, keine Situation ist in sich gerundet, die Geschichte nicht dramatisch bewältigt. Columbus bietet uns das eigenthümliche Schauspiel eines immer leidenden, kranken und erschöpften Helden dar, und zwar ohne daß man recht sieht, wodurch er leidet. Nirgend der Sieg des lebendigen Genius, überall Gedrücktheit und Unbestimmtheit. Nirgend freie Persönlichkeit; überall Abhängigkeit.

Und so verlassen wir die Tragödie ohne Antheil, ohne Liebe und ohne Haß.

Berlin, den 10. Januar. E. B.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 29. 4. Februar. 1842.

Machiavell und unsre Zeit.

(Fortsetzung.)

„Was zeigt, daß die Fundamente gut waren, ist, daß die Romagna ihn länger als einen Monat erwartete, und daß, obgleich die Baglioni, Vitilli und Ursini nach Rom gekommen waren, sie doch, wie krank er war, nichts gegen ihn machen konnten. Und wenn er den, den er wollte, nicht zum Papste wählen lassen konnte, so konnte er wenigstens den ausschließen, den er nicht wollte. Alles würde ihm ein Leichtes gewesen sein, wenn er nicht krank gewesen, als Alexander starb. In den Zeiten, wo Julius II. gewählt wurde, sagte er mir, daß er an Alles, was nach dem Tode Alexander's sich ereignen könne, gedacht, und für Alles gesorgt habe, aber daß er nicht vorausgesehen, daß er selbst in dem Augenblicke, wo sein Vater sterben, in Todesgefahr sein werde. Alles das gehörig berücksichtigt, weiß ich nicht, was ich in dem Benehmen des Herzogs tadeln könnte, im Gegentheile scheint er mir würdig, allen denen, die durch Glück oder durch die Waffen Andrer einen Thron errangen, zum Muster dienen zu können, da er bei seinem großen Muthe und seinen weiten Absichten nicht anders regieren konnte. Denn seine Plane sind nur fehlgeschlagen durch seine Krankheit und durch die Kürze des Pontificats von Alexander."

„Der neue Fürst, der sich gegen seine Feinde sicher stellen will, soll sich Freunde machen, er muß siegen durch Gewalt oder List, muß geliebt und gefürchtet sein von seinen Völkern, muß seinen Soldaten Achtung und Gehorsam abzwingen; die, die ihm schaden können oder müssen, muß er vernichten, er muß neue Gebräuche einführen, ernst und strenge, großmüthig und freigebig sein, eine untreue Million zerstören und eine nach seinem Geschmacke machen; er muß sich die Freundschaft und die Achtung der Fürsten erhalten, auf daß sie ihm wohl thun oder wenigstens fürchten ihm wehe zu thun. Der aber, der so handeln will, wird keine neuern Beispiele finden, die schlagender als die des Valentinois."

„Alles, was man ihm vorwerfen kann, ist die schlechte Wahl, die er in der Person Julius II. traf; denn wenn er keinen Papst nach seinem Sinne wählen lassen konnte, so hatte er doch die Macht, Alle auszuschließen, die ihm nicht behagten. Aber er durfte nie die Wahl eines Cardinals zugeben, den er beleidigt hatte, oder der, Papst geworden, ihn fürchten mußte, denn die Menschen beleidigen uns durch Furcht oder Haß."

„Er hatte die Cardinäle St.-Pierre-aux-Liens, Colonna, St. Georg und Ascagne beleidigt. Alle andern mit Ausnahme des Cardinals von Rouen und die Spanier, mußten ihn fürchten, wenn sie Papst geworden wären. So verlangte die Klugheit, daß er zuerst versucht hätte, einen Spanier, und wenn das nicht gelungen, den Cardinal von Rouen wählen zu lassen, und nicht St.-Pierre-aux-Liens, der die Ursache seines Unterganges wäre. So täuschen sich diejenigen, die glauben, daß neue Wohlthaten den Großen alte Beleidigungen vergessen machen könnten." —

Man hat Machiavell bis jetzt meist für zu schlecht oder für zu gut gehalten, man hat in seinen Lehren entweder den kalten Bösewicht, der ruhigen Muths trügt und mordet, oder den strengen Richter, der ohne zu zagen den Betrügern und den Mördern die Larve abreißt und sie in ihrer Blöße hinstellt, sehen zu müssen geglaubt. Er ist weder das Eine noch das Andre, sondern nur ein schwacher Wiederschein der Handlungs- und Denkungsweise seiner Zeit, ein verunglückter Republikaner, der zu einem mißrathnen Höflinge wurde, ein gewöhnlicher Mensch, der nach dem Scheine urtheilt, und nur die nächsten Ereignisse vor- und rückwärts, nur die nächste Veranlassung, nicht aber die letzte Ursache, nur die nächste Folge, nicht aber das endliche Resultat sieht, und der aus dieser Art zu sehen eine politische Theorie gebildet hat, die um so nothwendiger sich eines großen Erfolges erfreuen mußte, je wahrer es ist, „daß es in dieser Welt fast nur gewöhnliche Menschen giebt," und leider auch die Kreise der hohen und höchsten Politiker doch auch zu dieser Welt gehören.

Die Zeit, in der Machiavell schrieb und von der später ein Mehreres, erklärt die Handlungs- und Denkungsart des „Fürsten" besser als alle möglichen philosophischen und politischen Commentare. Um dieser Zeit willen mag Machiavell denn auch immerhin die Befugniß haben, die Duodezeroberer Borgia, Sforza rc. als etwas ganz Einfaches und Natürliches anzusehen und sich nur zu fragen, was ein

solcher Eroberer zu thun habe, um sich in seiner Eroberung zu halten. Freilich wäre es besser gewesen, wenn ein tüchtiger Kopf daran gedacht, wie es einzurichten, um solche Eroberungen überhaupt unmöglich zu machen. Doch wollen wir deswegen nicht mit Macchiavell rechten, sondern uns mit ihm auf das Feld stellen, das er selbst gewählt hat.

Was also soll ein solcher Eroberer thun, um sich in seiner Eroberung zu halten? Dafür giebt es zwei radicale Mittel, und zwar bei freien Städten, dieselben zu zerstören, bei unfreien, die herrschende Familie auszurotten. Das ist das alte Mittel gegen Zahnschmerzen, das darin besteht, daß man den Kopf mit dem bösen Zahne vom Rumpf abschlägt. Probatum est. Einer nach dem andern von den italienischen Tascheneroberern des funfzehnten Jahrhunderts hat dies Mittelchen versucht, und alle mit dem gleichen Glücke, das ihnen stets so lange treu blieb, bis ein Wenn oder ein Aber dazu kam und sie zum Teufel jagte, oder in die Grube fallen ließ, die sie Andern gegraben hatten.

„Der Fürst soll edel, großmüthig, gerecht und fromm scheinen, ja es ist sogar besser, wenn er es nur scheint, nur heuchelt und im Innern nicht ist.“— —Weswegen aber ist es nöthig, daß er gerecht und fromm scheine? Doch wohl nur, um dabei auf das Volk, auf die Masse einen guten Eindruck zu machen. Das aber wäre ein Beweis, daß die Masse das Gute dem Schlechten vorzöge, und wenn dies, dann sind die Menschen eher gut als schlecht. Ist dies aber wahr, dann bricht die ganze Theorie Macchiavell's zusammen, denn sie beruht im Wesen auf dem Satze, „daß alle Menschen schlecht sind.“

Ich gestehe, daß ich nicht begreife, warum es eigentlich besser, wenn der Fürst die guten Eigenschaften, die er äußerlich zur Schau tragen soll, nur heuchle und nicht besitze. Jedenfalls ist es schwerer, zu heucheln, als sich so zu benehmen, wie's Einem ums Herz ist. Vielleicht fürchtet Macchiavell, daß dem wirklich tüchtigen und gerechten Fürsten die schlechten Streiche nicht so leicht gelingen würden, und deswegen hatte er Angst, daß er den Kürzern ziehen möchte. Jedenfalls aber zieht Macchiavell mit den schlechten Streichen nur gegen die Minderzahl zu Felde, und mit der Heuchelei, mit dem Scheine der Gerechtigkeit gegen die Mehrzahl, und so wird am Ende doch letzteres bedeutender als ersteres sein, vorausgesetzt, daß es überhaupt der Mühe werth, zu heucheln, d. h. daß es überhaupt ein Volk, eine Masse von Bürgern gebe, die mit in Betracht komme, und die dann am Ende Alles entscheidet. Wir werden später sehen, daß es zu Macchiavell's Zeiten kein Volk, nicht einmal eine Bürgerschaft, sondern nur einen faulen Haufen gab, und das erklärt denn Vieles in Macchiavell's Ansichten und ganz besonders seine Theorie über den Vorzug, den die Heuchelei vor der Wahrheit habe.

Sehen wir uns nun das Muster an, das Macchiavell uns vorführt, jenen Cäsar Borgia, so fragt man sich ganz erstaunt, woher es komme, daß dieses wunderliche Muster die Theorie nicht vollkommen über den Haufen gestoßen. Cäsar Borgia wird etwas, weil sein Vater Papst war, und dieser den Zufall benutzte. Und als sein Vater stirbt, stürzt das morsche Gebäude seiner geborgten Größe zusammen. Und das ist das Muster der höchsten Staatskunst! Vier ganzer Wochen dauert es, ehe zusammenbricht, was er in sechs mühevollen Jahren aufgebaut, aufgebaut mit Hilfe des Papstes und des Königs von Frankreich. Und Wenn und Aber sind allein Schuld daran. Er hatte an Alles gedacht, der feine Politiker, nur nicht an den Schnupfen und das Fieber, und nebenbei — — nicht an die Wahl des Papstes. Seine Zukunft stützte er auf vier, nicht mehr, nicht weniger, gerade vier Maßregeln: erstens er rottete diejenigen, die er beraubt hatte, aus, zweitens machte er sich Freunde, drittens schuf er sich Creaturen, und viertens suchte er, bevor der Papst, sein Vater, sterbe, mächtig gnug zu werden, um den ersten Angriffen des Nachfolgers desselben widerstehen zu können. Das letzte Mittel ist ganz besonders empfehlenswerth, und der Valentiner war auf dem besten Wege, und hätte es beinahe fertig gehabt, aber, wenn, als ꝛc. —

Betrachtet man diese Mittelchen, so ist das erste freilich zwar radical gnug, aber doch nur negativ, und meist auch nicht zulänglich, denn selbst der Valentiner vergaß ein Paar Sprößlinge, die ihn später stürzen halfen. Das zweite aber darf wenigstens Macchiavell nicht anführen, denn „wenn die Menschen alle schlecht sind,“ so heißt auf Sand bauen, sobald man sich auf die Freundschaft verlassen will. Creaturen sind Lückenbüßer, aber wahrlich keine Grundlage einer neuen Regierung. Das letzte Mittel ist zwar sehr probat, aber es ist kein Mittel, sondern ein Erfolg, und Macchiavell hätte uns lehren sollen, wie man ihn erlangt.

Wahrlich alle diese Fäden sind Spinngewebe, die der nächste Sturmwind verweht, oder auch nur eine etwas große Fliege zerreißt. Daß es Grundsätze, Institutionen und selbst Handlungen gebe, die in den Boden gelegt, Eichen treiben, allen Stürmen trotzend, davon hat Macchiavell keine Idee.

Nachdem ich seinen Fürsten gelesen, war mir seine Weltberühmtheit, sein vielhundertjähriger Ruf ein wahres Räthsel, und nur der Gedanke, daß er so schön für und über die Ideeen der gewöhnlichen Menschen zu schreiben wußte, erklärte mir vieles; die Neuheit dieser Heuchel- und Lügentheorie; dies Bequeme derselben in Ermanglung höherer Ideeen, großer Willenskraft und redlichen Mannesmuthes; dann noch manche oft sehr scharfe Beobachtung und Bemerkung Macchiavell's, so oft er nur auf der Ober-

fläche der Ereignisse bleibt, thaten ein Uebriges. Der Zufall kommt noch hinzu. Er schrieb im Interesse der Borgia's und Mediceer, und so lange diese tonangebend in Italien waren, erklärte sich sein Ruf von selbst. Später glaubte gar ein Papst diesen einen bösen Streich zu spielen, indem er ihren Geschichtschreiber und Höfling verbot, wodurch dann Machiavell eine neue Bedeutung erhielt. Endlich hatte er im Geiste der später auftretenden Jesuiten gedacht und geschrieben, was ihn abermals von dem Vergessen gerettet zu haben scheint.

Es kam Vieles zusammen. Die Elendigkeit der Zeit aber, die sich sowohl in den Beherrschten als in den Herrschern abspiegelte, war wohl die Hauptsache. Doch mag ich dies scharfe Urtheil nicht so ohne Weitres in die Welt schicken, und deswegen soll mir Machiavell selbst die Belege liefern.

Oft, sehr oft kann man ihm eine durchgreifende Schärfe des Urtheils, so weit sein enger Gesichtskreis reicht, nicht absprechen. In seinem Fürsten kommen daher Belege gnug vor. Wie wahr ist es, wenn er behauptet, daß der neue Fürst, der Usurpator, sich eher auf die treuen Unterthanen des vorhergehenden Regenten als auf diejenigen, die unzufrieden waren, und denen der neue seine Erhebung verdankt, zu stützen suchen mußte. VI. 290. „Wer seine Unterthanen mehr fürchtet als die Ausländer, der muß Bastillen errichten, wer aber die Ausländer mehr fürchtet als seine Unterthanen, ist derselben nicht bedürftig." VI. 293. „Es ist besser für zu sparsam, ein Fehler, der doch nicht hassen macht, zu gelten, als um des Scheines der Freigebigkeit willen in die Nothwendigkeit zu fallen mit vollen Händen zu nehmen, was nicht nur deiner Ehre schadet, sondern auch den Haß zuzieht." VI. 212.

Dieser gesunde Menschenverstand, der aber leider bei Machiavell nicht tief sieht und nicht weit reicht, besticht auf den ersten Anblick. Eines der Capitel des Fürsten ist in dieser Beziehung sehr charakteristisch und deswegen stehe es ganz hier:

Cap. XV. „Was man an den Menschen und besonders den Fürsten lobt und tadelt!"

„Es bleibt nun noch übrig zu sehen, wie ein Fürst seine Unterthanen und seine Freunde regieren soll. Und da ich weiß, daß Viele über diesen Gegenstand geschrieben, so fürchte ich fast für anmaßend gehalten zu werden, wenn ich es wage, denselben anders zu behandeln als sie. Aber da meine Absicht ist, für die zu schreiben, die wissen, was daran ist, so ist es besser, der Wahrheit gemäß zu sprechen, als wie der gewöhnliche Mensch sich einbildet, daß es sein müsse."

„Oft hat man sich Republiken und Fürstenthümer vorphantasirt, die nie bestanden haben und wie sie nie bestehen werden. Aber es ist ein so großer Unterschied zwischen der Art wie man lebt und wie man leben sollte, daß der, der das, was geschieht, aufgiebt für das, was geschehen sollte, eher darauf ausgeht, sich zu vernichten, als sich zu erhalten. Ein Mensch, der sich vorsetzte, stets gut zu sein, zwischen so vielen andern, die es nicht sind, muß früh oder spät untergehen. Es ist also unerläßlich für einen Fürsten, der sich aufrecht erhalten will, zu lernen nicht gut zu sein, um davon nach dem Bedürfniß der Ereignisse Gebrauch zu machen."

„Alles, was nur in der Einbildung besteht, bei Seite lassend und nur das, was wirklich und in Wahrheit ist, berücksichtigend, sage ich, daß alle Menschen, und besonders die Fürsten, von denen man mehr spricht, auch ihre hohe Stellung sie mehr hervorhebt, irgend einen Zunamen des Lobes oder des Tadels haben. Der Eine heißt freigebig, der Andre knickerig, der Eine grausam, der Andre großmüthig ꝛc. ꝛc. ꝛc. ꝛc."

„Jeder wird mir sagen, daß ein Fürst, der von allen Eigenschaften, die ich aufgezählt, nur die guten hätte, ein wahrer Schatz wäre. Aber da man sie nicht alle haben, und nicht alle ausüben kann, weil es die Natur des Menschen nicht erlaubt, so muß der Fürst klug gnug sein, um die Fehler zu vermeiden, die ihn um seinen Staat bringen könnten, und sich vor den übrigen zu hüten, so weit das möglich. Aber wenn dies nicht möglich, so soll er sich das nicht zu sehr angehen lassen, ja selbst sich nicht darüber grämen, daß er die Infamie der Laster, ohne die es schwer wäre, den Staat zu retten, tragen muß. Denn Alles gehörig berücksichtigt, würde das, was wie eine Tugend aussieht, ihn vernichten können, während das, was wie ein Laster erscheint, die Ursache seines Glückes sein kann." —

Das klingt, wie der gesunde Menschenverstand selbst, das ist ächte Hausmannskost. Und ist überdies noch sehr bequem, wer die Tugenden nicht hat, darf sich das nicht grämen lassen, wenn er mit den Lastern nur bis an sein hochseliges Ende ausreicht. Freilich wer ein Tropf ist, und mit seiner Herzensgüte seinem Feinde Thür und Thor öffnet, bei dem kann die Herzensgüte, sonst eine Tugend, zum Untergange des Staates führen; aber wer gut ist, und dabei kein Tropf, dem wird die Tugend nicht schaden, bei dem wird sie nicht die Ursache seines Unterganges sein. Und wer ein hinterlistiger Bösewicht, mit Meuchelmord und Trug sich aufrecht erhält, der wird dem Laster eigentlich doch nur scheinbar verdanken, was die Folge einer Tugend war. Der Meuchelmord, der Betrug ist nur das nächste Mittel, nur die Veranlassung, aber Muth, Entschlossenheit, Thatkraft, lauter Tugenden, sind am

Ende doch die letzte Ursache des glücklichen Erfolges.

In den hierauf folgenden Capiteln aber trägt uns Machiavell die Hauskost Platte für Platte auf; und es begreift sich dann leicht, daß die Masse der Politiker diese Speisen ganz genehm fand. Wenigstens ist es nicht schwer, sie zuzubereiten, der Stoff ist überall in Ueberfluß vorhanden. „Es ist besser ökonomisch sein als verschwenderisch; man muß nicht grausam sein, und höchstens nur einmal; es ist besser gefürchtet als geliebt zu werden; es ist überflüssig Treue und Glauben zu halten; man muß sich hüten gehaßt oder verachtet zu sein rc. — Man macht es sich bequem, hält sein Wort oder lügt und trügt nach Umständen, vermeidet das Zuviel, und weicht dem Zuwenig aus." Das ist eigentlich das Princip Machiavell's, aber das ist es nicht, was er mit seinen Lehren bei seinen Schülern erreicht hat. Man hat sich's nur noch bequemer gemacht, als er es seinem Fürsten selbst schon macht, und mit Hilfe der Hoferziehung und der Hofsitten wurde aus den Machiavell'schen Doctrinen, was nothwendig bei dem Grundsatz, daß der Mensch schlecht, daraus werden mußte, eine Theorie des Lugs und des Betrugs im Großen.

Dieser gesunde Menschenverstand, dieser gros bon sens, der aber nicht weiter sieht, als der Blick eines gewöhnlichen Menschen trägt, der in den engen Kreis der nächsten Ereignisse eingezwängt ist, und gerade deswegen überall fehlschlägt, wo die Ursache des Ereignisses oder seine Folge über diesen Gesichtskreis hinausliegt, zeigt sich in allen Werken Machiavell's.

Man kann darüber streiten, ob die Republik oder die Monarchie vorzuziehen, aber darüber scheint wenigstens kein Zweifel möglich, daß die erbliche Monarchie vor der Wahlmonarchie den unbedingtesten Vorzug verdient. Machiavell dagegen sagt: „Man sieht noch überdies in den römischen Geschichtschreibern, wie man die Regierung einer guten Monarchie einrichten müsse, denn alle Kaiser, die in Folge der Succession zur Herrschaft kamen, waren sämmtlich Bösewichte, mit Ausnahme des Titus; und alle die angenommen wurden, waren gute Fürsten, wie man an den fünfen sieht, die seit Nerva bis auf Marc-Aurel herrschten. Sobald ein Reich erblich wird, muß es in Ruin gerathen" (I. 78). Ich habe nicht Lust hier zu untersuchen, warum diese Erbkaiser weniger werth waren als die gewählten; auch kommt darauf nichts an, denn die Wählbarkeit des Fürsten führt schon allein zum Untergange. Aber das verhindert Machiavell nicht zu seinem allgemeinen Schlusse.

Glücklicher ist er, wenn er aus der Verderbtheit des neuen Roms eine bevorstehende Reform vorhersagt (I. 93), eine Prophezeihung, die ihm oft gnug hoch angerechnet wurde, während Huß zu seiner Zeit bereits für den Versuch, sie zur That zu machen, geopfert worden war.

Coriolan und die Scipionen und ihre Heere führen ihn zu der sehr verständigen Bemerkung, „daß eine gute Armee eines guten Führers und ein guter Führer eines guten Heeres bedürfen" (II. 122). Dann aber fragt er weiter: ob ein guter Führer eher ein gutes Heer, oder ein gutes Heer eher einen guten Führer bilden würden, und behauptet letzteres, „weil es doch leichter sei, daß viele tüchtige Leute Einen formirten, als ein Einzelner viele" (II. 123). Damals dachte er zufällig nicht an den cimbrischen Schrecken und an seinen Besieger Marius, und ebenso wenig an Hannibal. Diese Theorie aber widerspricht wieder total derjenigen, die Machiavell über den Einfluß der Fürsten auf ihre Völker aufstellt, denn in dieser Beziehung sagt er: „Kein Fürst hat das Recht sich über die Laster seines Volkes zu beklagen, denn dieses hat dieselben nur in Folge der Nachlässigkeit oder des bösen Beispiels, das er ihm gegeben hat. Untersuche man alle Völker, die heute als Lumpen und Diebe verschrieen sind, und man wird finden, daß die, die sie beherrschen, selbst diesen Lastern ergeben sind" (II. 202).

Was ihm aber nahe liegt, was er selbst erlebt und beobachtet, das beurtheilt er oft mit der scheidendsten Schärfe. Dafür ein paar Beispiele. Von den französischen Soldaten sagt er: „Der französische Soldat hascht nach den Gütern Andrer, die er dann wieder verschleudert und das Seinige mit in den Kauf giebt, so daß er stiehlt, um zu essen und zu verschwenden und um es mit dem zu verzehren, den er bestohlen hat, indem er am Ende noch das Seinige ebenfalls mit ihm theilt" (II. 393). Eben so wahr ist, was er im Allgemeinen über die Verschwörungen sagt, die damals in Italien an der Tagesordnung waren. „Da die Mittel der Verschwörungen tausend Zufälligkeiten ausgesetzt sind, so führen sie meist den Untergang derer herbei, die zu ihnen greifen, und die Vergrößerung der Macht derer, gegen die sie gerichtet sind. So wird jeder Fürst, der durch ein Complot angegriffen wird, wenn er nicht, wie der Herzog von Mailand, ermordet wird, nur seine Macht vergrößern. Oft aber wird er dadurch aus einem guten Fürsten zu einem bösen, da er aus Erfahrung gelernt hat, nicht zu trauen; das Mißtrauen aber bringt ihn dazu, sich durch alle möglichen Mittel in Sicherheit zu stellen, was er dann meist wieder nur kann, indem er Gewalt zu Hilfe nimmt, die ihm den Haß und die Abneigung seiner Unterthanen zuzieht, und so endlich dennoch seinen Untergang herbeiführt. So fällt die Verschwörung zuerst auf die zurück, die sie eingeleitet; mit der Zeit aber ist sie, auf die eine oder andre Weise, doch stets viel nachtheiliger für den, gegen den sie gerichtet war."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 30. 5. Februar. 1842.

Machiavell und unsre Zeit.

(Fortsetzung.)

Aber auch diese scharfe Bemerkung paßt im Ganzen doch nur auf die kleinen Verhältnisse, das Intriguenleben des damaligen Italiens. Eine Verschwörung wird im Allgemeinen trotz dem augenblicklichen Untergange der Verschworenen, am Ende den Sieg davon tragen, wenn sie im Namen einer Idee, eines Grundsatzes, eines Interesses eingeleitet wurde, das dem Wohle Aller mehr zusagt, als der Grundsatz und die Verwaltung desjenigen, gegen den sie gerichtet war. Im entgegengesetzten Falle verstärkt sie bleibend die Macht derjenigen, die sie anzugreifen hofft. Die Stuart's vertraten ein Interesse, einen Grundsatz, der den Interessen Englands widersprach, und Verschwörungen zu ihrem Vortheile dienten nur dazu, den Thron der neuen Herrscher zu befestigen.

In dem engen Kreise der täglichen Erfahrung ist Machiavell oft ein Meister und ein Muster der Klugheit, aber sein Blick reicht nicht über denselben hinaus, und so oft er sich über ihn hinauswagt, tappt er wie der Blinde im Dunkeln herum. Seine Ansicht über die Weltphilosophie ist die der Alten, die glaubten, daß Alles ein ewiger Kreislauf: „Die Staaten, die ihre Regierung ändern, gerathen leicht in Unordnung, und aus dieser Unordnung selbst geht dann wieder die Ordnung hervor. Und dies geschieht, weil die Natur den Gegenständen dieser Welt keinen Stillstand erlaubt. Sobald sie die höchste Vollkommenheit erreicht haben, und nicht mehr höher steigen können, müssen sie abwärts gehen. Von der andern Seite, sobald sie so tief hinabgestiegen, daß sie in die größte Unordnung gerathen sind, und nicht weiter hinabsinken können, müssen sie nothwendig wieder steigen. So kommt man stets vom Guten auf das Schlimme, vom Schlimmen wieder aufs Gute zurück. Der Muth und das Verdienst schaffen Ruhe, die Ruhe zeugt die Unordnung, der Unordnung folgt der Untergang, und aus dem Untergange selbst geht dann wieder die Ordnung, aus der Ordnung der Muth und das gute Benehmen hervor, die dann wieder den Ruhm und das Glück herbeiführen."

Die Geschichte beweist das Gegentheil. Wohl sehen wir ein Steigen und Fallen, aber nirgends sehen wir, daß die Unordnung zur Ordnung, der Tod zum Leben führe. Die Völker, die das Princip des Lebens verkannt haben, sind untergegangen, unwiderruflich verloren, wie die Riesenruinen Afrikas und Asiens beweisen. Wo an die Stelle eines untergegangnen Volkes neues Leben tritt, wo jenes Wunder der Auferstehung, von dem Machiavell träumt, stattzufinden scheint, da ist ein neues Lebenselement, ein neues Volk, oder ein neuer, noch nicht abgenutzter Volkstheil an die Stelle des Todten getreten; der Todte aber bleibt deswegen nicht weniger eine leblose Leiche, der Verwesung anheimgefallen. Als solche selbst kann er freilich wieder Dünger werden, aber doch nur für eine neue, eine andre Lebenskraft. Aber in den kleinen Staatchen Italiens war dies zur Zeit Machiavell's anders. Da lösten ein paar Jahre der Ordnung oft ein paar andre wahrer chaotischer Unordnung ab, da schien die Anarchie oft wieder zu einer geregelten Gestaltung werden zu wollen; — — da flackerte das ersterbende Licht italienischen Volkslebens mitunter wieder auf, und konnte den, der nicht das Hinsterben sah, glauben machen, daß das Dunkel das Licht gezeugt habe. —

Lustiger ist es, wenn Machiavell philosophisch classificiren will. Ich hörte einmal in Straßburg einen sehr gelehrten Schulmeister die Kartoffeln in reife und in unreife eintheilen. So theilt Machiavell die Armeeen erstens in solche, in denen Tapferkeit und Ordnung herrscht, zweitens solche, wo Tapferkeit, aber keine Ordnung herrscht, drittens endlich solche, die weder Tapferkeit noch Ordnung besitzen, und hält uns eine große Vorlesung über den wechselseitigen Werth derselben in einem sehr erbaulichen Capitel über Livus. (Lib. III. c. 34. II. 245.) Dieser Geist des philosophischen Ordnens, der scharfen Unterscheidung findet sich noch oft in seinen Werken, und ich entsinne mich noch einer weitern Classification, die ich ebenfalls meinem Schulmeister zu Straßburg zustelle, denn vielleicht wußte er es noch nicht, daß es drei Arten von Intelligenzen giebt, und zwar erstens solche, die selbstthätig denken, zweitens solche, die nur verstehen, was man sie lehrt, und drittens solche, die weder selbständig, noch mit Hilfe Andrer Etwas zu verstehen im Stande sind. Die erstern sind ganz ausgezeichnet, die zweiten sind gut und die

letzten nutzlos (der Fürst Cap. XXII. S. 320). Da haben wir's!

Bei so tief eindringendem philosophischem Blicke, so scharf unterscheidender Auffassung der Verhältnisse erklärt es sich von selbst, daß Machiavell auch die Weltereignisse aus einem ähnlichen Gesichtspunkte auffassen konnte. Die Geschichte Roms war der Gegenstand seines besondern Studiums. Hören wir daher sein Urtheil über die Ursachen des Untergangs des alten und des neuen Roms, der Republik und des Kaiserthums. „Wenn man die Verfahrungsweise des alten Roms recht untersucht, so wird man sehen, daß es zwei Ursachen des Unterganges der Freiheit gab. Die erste waren die langen Streitigkeiten, die das agrarische Gesetz hervorrief, und die zweite, daß man die Bürger zu lange in ihrem Amte ließ. Wenn man diesen Mißständen von Anfang an vorgebeugt und die Vorsichtsmaßregeln, die nöthig gewesen wären, angewendet hätte, so würde die Republik viel länger gedauert und mehr Ruhe gehabt haben, als wirklich der Fall gewesen" (II. 180). Man kann gar nicht pfiffiger sein, als dieser Machiavell ist, und ich kenne nur Einen, der über ihn geht, und das war der selige Eulenspiegel, als er den Schneidern rieth, nicht zu vergessen, einen Knoten in den Faden zu machen. „Wenn die Dispute über die lex agraria nicht stattgefunden hätten, so wäre Rom viel ruhiger gewesen, und wenn man nie erlaubt hätte, daß ein Bürger lange ein Amt behalte, so würde die Republik länger gedauert haben." Es ist gar kein Grund vorhanden, nicht zu sagen, so würde die Republik ewig gedauert haben, und nur Bescheidenheit ist es, wenn Machiavell diese Ewigkeit des Erfolges nicht für sein Mittelchen in Anspruch nimmt.

Es ist nicht zweifelhaft, die lex agraria spielt eine große Rolle in der römischen Geschichte; aber die Zwiste, die um ihretwillen entstanden, lagen in ganz andern, viel tiefer greifenden Verhältnissen, in den Urinstitutionen Roms, in der Herausbildung zweier geschiednen Volksbestandtheile, der Plebs und der Patricier, und die lex agraria selbst war nur eine auf der Haut aufbrechende Eiterbeule, nicht aber die Krankheit. Aber selbst die Zwiste über dies Gesetz scheinen Machiavell nur Nebensache, denn er führt sie nur an, während er sich bei der zu langen Dauer der Aemter den ganzen Rest des Capitels aufhält. Schließlich sagt er dann noch einmal: „Dieser Mißstand war die Ursache, daß Sylla und Marius endlich Soldaten fanden, die ihre Partei gegen das Interesse des Staates nahmen. Aus den nämlichen Gründen war Cäsar im Stande, den Staat zu unterdrücken; denn wenn die Römer nie ein Befehlshaberamt irgend Jemand verlängert hätten, so würde es den Ehrgeizigen nicht so leicht gewesen sein, so schnell so vielen Einfluß und solche Macht zu erwerben. Und somit würde Rom nicht sobald zur Sklaverei gekommen sein" (II. 183). In Schwaben, wo man oft sehr witzig ist, rathen die Bauern den Mädchen, sich vor dem erstenmale zu hüten, und behaupten, daß dies Mittel ganz unfehlbar gegen das zweitemal sei. „Wenn die Römer nie erlaubt hätten, daß ein Befehlshaber über sein Jahr hinaus commandirt, so würde Cäsar sicher nicht Kaiser geworden sein."

So über das alte Rom. Das neue, das Kaiserthum ging unter „durch den Fehler der römischen Kaiser, die Rom, den wahren Sitz des Reiches, aufgaben, um in Konstantinopel zu wohnen, wodurch sie den abendländischen Theil schwächten, ihn nicht gehörig schützen konnten und ihn so der Tyrannei ihrer Minister und der Einwandrung der Barbaren aussetzten" (IV. 2 u. 27). Immer dieselbe Art der An- und Einsicht, die nächste Veranlassung ist die letzte Ursache. Die römischen Kaiser zogen nach Konstantinopel, weil das abendländische Reich bereits überall krachte und sein Sturz unausbleiblich war, und die letzten Reste der römischen Herrschaft würden fünfhundert Jahre früher zersplittert gewesen sein, wenn Konstantin den Sitz der römischen Macht nicht nach Konstantinopel verlegt hätte.

Mit den griechischen Republiken geht es Machiavell nicht besser, auch an diese legt er seinen Maßstab der kleinen Mittelchen für die großen Zwecke, die dann zufällig durch ein ganz unvorherzusehendes Wenn und Aber nicht den verdienten Erfolg haben. Kleomenes fing seine Reform Sparta's mit der Ermordung der Ephoren an und hoffte, sie durch die Wiederherstellung der Lykurgischen Gesetzgebung zu vollenden. Der Anfang ist, als ob Kleomenes es dem Machiavell abgesehen, und dieser ertheilt dann seinem vorgreifenden Schüler das verdiente Lob: „der einzige Entschluß — die Ephoren zu ermorden und die Lykurgische Gesetzgebung wiederherzustellen — wäre im Stande gewesen, Lakedämonien wieder neu zu beleben und Kleomenes gerade so viel Ruhm und Ehre zu sichern, wie Lykurg selbst, — — wenn die Macht der Makedonier und die Schwäche der übrigen Republiken Griechenlands ihm nicht im Wege gestanden hätten" (I. 72).

Wer sich die Mühe geben geben wollte, würde leicht zu jeder praktischen oder theoretischen Behauptung Machiavell's in seinen eignen Werken Belege für das Gegentheil finden. So weiß er sehr wohl: „daß, wenn ein Volk unverdorben ist, Aufstände und Bewegungen ihm keine Nachtheile bringen;" — daß aber, „wenn es einmal verdorben, die guten Gesetze zu nichts mehr dienen, oder sie müßten denn von Jemandem aufrecht erhalten werden, der eine sehr große Macht hätte, um ihnen Achtung zu verschaffen, bis das Volk wieder besser geworden." Der Zusatz ist abermals etwas zweifelhaft, aber die Hauptsache, daß gute Gesetze bei einem verdorbnen Volke nicht viel nützen, hätte Machiavell ahnen lassen sollen, daß die Reform eines

Kleomenes keine sonderlichen Folgen hätte haben können, wenn auch die Makedonier weniger stark gewesen wären.

Wo die Mittel selbst Machiavell zu groß sind, da stutzt er sie sich zu, bis sie ihm passen. Die Religion, das Dogma, der Glaube sind die gewaltigsten Hebel der Ereignisse, die Basis, auf der die Zukunft der Völker ruht. Aber Machiavell schneidet sich von denselben ein paar Schnitzer ab, um sie unter den Fuß des Throns zu schieben, auf den er seinen Fürsten setzen möchte. In seinen Reden über den Livius schreibt er ein ganzes Capitel über die Nothwendigkeit der Religion (cap. XII. livre I), und ein paar über die Art, wie man sich derselben bedienen soll, und wie die Römer sich derselben in ihren Unternehmungen bedienten (cap. XIII. XIV. liv. I). Wobei sich dann herausstellt, daß er unter Religion eigentlich doch hauptsächlich den Aberglauben versteht. Eine Pest, ein Sturm, ein Naturereigniß als Finger Gottes dargestellt, eine Mondfinsterniß wie die des Cortes, an die die Dummheit und Einfalt glauben, sind die Mittel, die die Religion liefert, um die Völker zu beherrschen. Das Dogma, der Glaube, die Moral kommen dabei nicht in Betracht. Das erklärt sich übrigens leicht, wenn man sieht, daß Machiavell selbst den Aberglauben theilt, durch den die römischen Senatoren das Volk zum Narren hielten. In seiner Geschichte von Florenz erzählt er (V. 231) die Verwüstungen, die eine Windhose in Italien verursachte, und ist zweifelhaft, ob dieselbe von einer natürlichen oder einer übernatürlichen Kraft getrieben worden sei. Schließlich aber setzt er dann hinzu: „Ohne Zweifel wollte Gott durch dieses Ereigniß Toscana eher bedrohen als züchtigen, denn, wenn ein solcher Sturm in eine Stadt, unter alle Häuser und alle Bewohner, wie unter die Eichen, die Bäume und die einzeln gelegnen Häuser, gefahren wäre, dann würde er eine Zerstörung und ein Unglück verursacht haben, das schwer zu beschreiben gewesen wäre. Aber Gott begnügte sich zur Stunde mit diesem kleinen Probestückchen seines Zornes, um im Gemüthe der Menschen den Gedanken seiner Allmacht wieder aufzuwecken" (V. 235). In seinem „Fürsten" fordert er diesen schließlich auf, Italien zu befreien, und sagt: „Man sieht außerordentliche Zeichen, das Meer hat sich geöffnet, eine Wolke hat den Weg gezeigt, ein Stein hat Wasser von sich gegeben, Manna ist vom Himmel gefallen; — Alles hat deine Größe vorbereitet" (VI. 374).

Ich denke, die angeführten Belege mögen nachgerade gnügen, um zu zeigen, daß diejenigen, die Machiavell als Orakel der politischen Weisheit citiren, nicht gerade zu den ungewöhnlichen Geistern gehören müssen. Dagegen thun ihm dann diejenigen, die in ihm, wie Friedrich der Zweite, nur den kalten Bösewicht sehen, ebenfalls wieder Unrecht. Selbst in seinem „Fürsten" stößt man oft auf einzelne Stellen, die bekunden, daß die Politik, der er dort huldigte, so weit möglich doch das Gerechtigkeitsgefühl nicht ausschloß. Agathokles verdient nicht unter die großen Männer gerechnet zu werden, und zwar „seiner Grausamkeiten und andrer Verbrechen wegen" (VI. 98). Das aber verhindert nicht, daß er ihn für einen ziemlich vollkommnen Politiker hält, der eigentlich doch nicht weit hinter den großen Männern zurückbleibe. Das Gerechtigkeitsgefühl ist stumpf, aber es war wenigstens nicht ganz untergegangen in ihm.

Dafür liefern übrigens seine andern Werke oft gnug Beweise. Er tadelt die Römer, die den letzten Horatier seines Sieges wegen von der Anklage, seine Schwester getödtet zu haben, freisprachen (I. 151); er lobt den römischen Senat, daß er den Grundsatz gehabt, das weniger Schlechte auch für das Nützlichere im Staate zu halten (V. 214); er lobt die Deutschen seiner Zeit ob ihrer Güte und Frömmigkeit, und sieht in beidem die Ursache der Freiheit ihrer Städte (I. 292); er nennt die Aristokraten die Pest der Republiken und Länder, weil sie nur verzehren ohne zu schaffen (I. 295); er zeigt, wie das römische Volk deswegen dem Staate durch seine Opposition gegen den Adel nicht schadete, weil es den Adel selbst nicht auszuschließen, nicht zu vernichten suchte, sondern nur gleiche Rechte verlangte; und wie das entgegengesetzte ausschließliche Benehmen des Volkes in Florenz den Untergang der Freiheit und des Staats nach sich gezogen (IV. 234).

Wie sich das mit seinem „Fürsten" reimen soll, weiß ich nicht, und habe auch nicht Lust, ihn gegen den Vorwurf des Widerspruchs zu vertheidigen. Er theilt das Loos aller Derer, die mit Geist begabt, aber ohne höhern moralischen Standpunkt, ohne tiefen Forscherblick, sich einbilden, überall das letzte Wort der Ereignisse, die Auflösung aller Räthsel zu kennen. Man bedenke nur den Eindruck, den der „Fürst" in Jedem zurücklassen wird, und hören dann die letzten Worte des Größten der Mediceer. Johann von Medicis sprach auf dem Sterbebette zu den Seinigen und sagte: „daß er zufrieden sterbe, weil er seine Kinder gesund und reich und im Stande, in Ehren und Achtung zu leben, wenn sie seinem Beispiele folgen wollten, zurücklasse, daß Nichts ihn in der Todesstunde so beruhige, als das Bewußtsein, nie Jemanden beleidigt zu haben, und daß er sich im Gegentheile selbst das Zeugniß geben dürfe, Allen so viel Gutes gethan zu haben, als in seinen Kräften gelegen. Er beschwor sie, ebenso zu handeln. In Bezug auf die Regierung befahl er ihnen, an derselben nur den Theil zu nehmen, den das Gesetz und die Bürger ihnen zugeständen, damit sie in Sicherheit leben könnten. Daß sie auf diesem Wege viel mehr erlangen würden, als diejenigen, die Etwas auf unrechtmäßi-

gen Wegen zu erlangen suchten, wobei diese nur das Ihrige verlören, und bis sie es verloren, stets in Angst und Furcht leben müßten; daß er durch ein Benehmen, wie er es ihnen empfehle, sein Ansehen in der Republik, obgleich von vielen Feinden und vielem Widerspruche umgeben, erhalten und vermehrt habe; daß, wenn sie auf demselben Wege fortwanderten, sie sich aufrecht erhalten, ja noch höher steigen würden, wogegen sie, wenn sie denselben verlassen sollten, sich darauf gefaßt machen könnten, daß sie keinen bessern Erfolg haben würden, als diejenigen, die in den vergangenen Zeiten elendiglich untergegangen und den Sturz ihrer Familien nach sich gezogen haben." (Hist. de Fl. l. IV. p. 383.)

Jeder weitre Commentar ist hier überflüssig. Johann von Medicis ist der Gründer seines Hauses, keiner seiner Nachfolger kommt ihm gleich, alle würden ohne ihn in der Geschichte namen- und spurlos geblieben sein. Anstatt auf diese Rede, auf das Leben dieses Schöpfers des mediceischen Reichthums und Ansehens, der Macht und Gewalt seines Hauses, sein System zu bauen, sucht sich Machiavell jenen stümperhaften Meuchelmörder, Cäsar Borgia, aus, und zeigt uns, daß man so handeln müsse, wie dieser, um groß zu werden, vorausgesetzt, daß man sich vor einem verdorbnen Magen, einem boshaften Schnupfen, und ein paar Wenn und Aber in Acht zu nehmen verstehe.

Neben diese Stelle gehört eine andre, die jener ein paar Seiten vorhergeht. In einem Aufstande in Florenz läßt Machiavell einen Mann des Volkes eine Rede halten, die mit besonderm Fleiße ausgearbeitet ist und in der sich der Geschichtschreiber so recht zu gefallen scheint. Wenn es sich darum handelte, jetzt die Waffen zu nehmen, um zu stehlen, zu brennen und die Kirchen zu plündern, so würde ich sagen, daß man die Sache vorher gehörig bedenken muß. Da wir aber einmal die Waffen in der Hand haben, so müssen wir daran denken, sie nicht wieder aus der Hand zu geben. — — — Wir müssen also, nach meiner Ansicht, von Neuem losbrechen, die Diebstähle, die Brandstiftungen, die Kirchenschändungen verdoppeln &c. — — Was mich quält, ist, daß Viele das, was vorgefallen, betrauern, und nicht entschlossen sind, wieder von vorne anzufangen. Wenn das wirklich der Fall, so seid Ihr nicht die Leute, für die ich Euch hielt. Denn keine Gewissensbisse, keine Schande darf Eindruck auf Euch machen; bedenkt, daß, auf welche Weise man auch den Sieg davon trage, er stets den Sieger mit Ruhm bedeckt. Was das Gewissen anbelangt, so soll uns das nicht drücken, denn die Furcht vor der Hölle ist aus dem Herzen desjenigen ausgeschlossen, der, wie wir, vom Elend gedrückt mit dem Kerker bedroht ist. Aber wenn Ihr das Benehmen der Menschen berücksichtigt, so werdet Ihr sehen, daß Alle, die sich zu Macht und Reichthum erhoben, nur durch Gewalt und Betrug dazu gekommen sind. Nach der That belegen sie dann ihre Räubereien und Gewaltstreiche mit dem Ehrennamen der Eroberung. Nur die, die aus Unbeholfenheit oder aus Angst diesen Weg nicht einschlagen können, verkümmern in einer feigen und schmachvollen Unterwürfigkeit, in einer unglücklichen Armuth; denn die treuen Diener gehen nie aus der Dienstbarkeit hervor, und die ehrlichen Leute bleiben stets arm. Also nur die Treulosen und die Kecken befreien sich aus der Sklaverei, und man besiegt die Armuth nie, wenn nicht durch Betrug und Raub. Man weiß, daß Gott und die Natur allen Menschen alle Güter dieser Erde abgetreten haben, aber sie sind viel mehr die Beute des Raubes und der Schlechtigkeit, als die Folge einer legitimen Arbeit und einer wahren Ehrlichkeit &c. &c. (Hist. de Fl. l. III. p. 280.)

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 31. **7. Februar.** **1842.**

Machiavell und unsre Zeit.

(Fortsetzung.)

Ich denke, daß kein Stenograph zugegen war, als diese Rede gehalten wurde. Machiavell hat sich in dem „Fürsten" die Aufgabe gestellt, zu untersuchen, wie ein Eroberer in Italien sich benehmen müsse, um zu Macht und Ansehen zu gelangen; hier stellt er sich eine andre, und zwar die, die Eroberung der Straßenecken, das Banditenhandwerk einmal in Schutz zu nehmen, und es gelingt ihm fast nicht schlechter, wie mit dem Fürsten. Stellt man nun den „Fürsten" neben den „Banditen" und beide wieder neben den „Ehrenmann" Johann von Medicis, so muß man gestehen, daß Machiavell kein schlechter Meister in der Kunst war, denn er malt Alle mit gleich schönen Farben. Nur hat er Unrecht, sich von der blinden Vaterliebe verleiten zu lassen und die Kinder für gleich schön, gleich kräftig, gleich berufen anzusehen. Der „Fürst" ist ein Stümper und sein Gebäude stürzt beim ersten Anstoße; der „Bandit" wird gehängt; und der „Ehrenmann" schafft seinem Hause eine Macht, seinem Namen ein Ansehen, die selbst ein halb Dutzend gewöhnlich guter oder ungewöhnlich schlechter Nachfolger nur mit Mühe zu zerstören im Stande sind. —

Vielleicht aber sagt man: Johann von Medicis war nur ein angesehener Bürger in einer Republik, Cäsar Borgia aber wollte der Beherrscher, der Fürst eines von seiner Selbstherrschaft abhängigen Staates sein, und so ändern sich die Grundlagen und somit auch die Folgen; in einer Republik kann ein Ehrenmann zu Macht und Ansehen gelangen, aber ein Fürst, der herrschen und der Mehrer seines Reiches sein will, muß nothwendig ein sehr breites Gewissen haben. Fast könnte man glauben, daß auch Machiavell so gedacht, denn sein Republikanismus ging selbst weit gnug, ihm die Verfolgungen der damaligen Machthaber mehrmals zuzuziehen. In seinen Commentaren zum Livius begegnen wir demselben auf jeder Seite. In einem ganzen Capitel (Liv. I, cap. 58, p. 207) beweist er, daß „ein Volk weiser und beständiger als ein Fürst." Er zeigt, wie die Städte, die sich selbst beherrschen, rasch zu viel größerm Wohlstande gelangen, als die, die von Fürsten beherrscht werden (ebend. S. 315 u. 356). In einem andern Capitel (Liv. I, cap. 59, p. 819) sucht er darzuthun, daß die Bündnisse mit Republiken dauernder und sichrer als die mit Fürsten. An einer Stelle sagt er, daß das Gemeinwohl die Größe des Staates ausmache, und daß nur in den Republiken das Gemeinwohl bedacht sei (1. Bd. S. 347); und wieder behauptet er weiter, daß eine Republik viel stärker sei und viel mehr Hilfsmittel habe, als jede andre Staatsform biete und aus dem Volke ziehen könne (II. S. 93).

Wie viel Wahres oder Falsches in diesen Ansichten Machiavell's liegen mag, habe ich nicht Lust zu untersuchen; nur scheint mir, daß diejenigen, die auf ihn schwören, die in ihm ein Muster für jeden Fürsten und Staatsmann zu finden glauben, und die dann wieder mit ihm zu den obigen Schlüssen kommen, sich selbst und ihre Herren und Meister nicht gerade sehr hoch stellen, sondern zugestehen, daß ihr Ziel ein Unrecht, daß ihre Mittel schändlich und daß das Resultat viel weniger durchgreifend und erfolgreich, als wenn das Ziel die Gerechtigkeit und das Gemeinwohl, und das Mittel ehrbar und redlich, Recht und Gesetz, gewesen wären. —

So tritt uns Machiavell in seinen eignen Werken entgegen. Er ist besser, als sein Fürst vermuthen läßt, er steht weit unter dem Rufe, den sein Name erlangt hat. Woher kommt es aber, daß ein Mensch, der eigentlich doch nicht ganz schlecht, sich zum Lehrer der Schlechtigkeit hat herablassen können? woher kommt es weiter, daß diese stümperhafte Theorie des Betrugs sich so viel Ansehen erwerben, und dasselbe so lange aufrecht erhalten konnte?

Machiavell sagt irgendwo: „Wenn in einem Volke Jeder nur an sich selbst und an die Gefahren, denen er sich aussetzen könnte, denkt, so wird dasselbe schwach und feige." Livius hatte schon früher, und vor ihm gewiß Andre schon oft gnug dieselbe Wahrheit ausgesprochen. Wo aber ein Volk schwach und feige, da bleibt in ihm nur eine Masse übrig, auf die kein Gedanke des Muthes, der Freiheit, der Größe, des Stolzes mehr Eindruck macht. Die Mittel, auf dasselbe zu wirken, sind dann andrer Art, als die, durch welche man ein tapfres und kräftiges Volk leitet. Der Edelmuth, die Manneswürde stehen dann vereinzelt da und können sicher sein, von dem feinen Betruge offen hintergangen, von der listigen Feigheit rücklings getroffen zu werden. Auf ein solches Volk, oder besser auf einen solchen faulen Haufen

aber waren zur Zeit Machiavell's die Politiker in Italien angewiesen. Italien war auf der vorletzten Stufe seiner tiefsten Entwürdigung und Entmannung angekommen, und stand im Begriffe auf die letzte hinabzusinken. Machiavell selbst soll uns das Milieu, das Element zeigen, in dem die Politiker seiner Zeit und seines Landes sich bewegen mußten.

Er schildert die Jugend und sagt von ihr: „Müssiggehend verwendeten die jungen Leute alle ihre Zeit und alle ihr Habe aufs Spiel und auf Ausschweifungen mit den Frauen. Ihr ganzes Streben ging dahin, prachtvoll auszusehen, und in ihren Reden ihren Witz und ihre Feinheit spielen zu lassen, und der, der die stärksten und pikantesten Lästerreden erfand, galt für den Klügsten und gewann sich einen größern Ruf als alle Andern" (V. 334).

Ein Ehrenmann war in einer solchen Gesellschaft ein ewiger Vorwurf. So lebte in Florenz ein Mann mit Namen Balduccio d'Anguiari, der „unstreitig einer der tapfersten Capitains war, so daß es Keinen in ganz Italien gab, der ihn an Verdienst, Muth und Kraft überbot. Dieser Officier war der intime Freund Capponi's, da er, stets Zeuge seines Muthes, die höchste Achtung vor seinem Verdienste erlangt hatte. Und dies rief bei den übrigen Bürgern großen Neid hervor, und sie urtheilten, daß es gefährlich sei, ihn frei zu lassen, und noch gefährlicher, ihn zu verhaften, daher sie beschlossen, ihn über die Seite zu bringen. Und der Zufall war ihnen dabei sehr günstig. — Barthelemi Orlandini war damals Gonfolonier der Rechtspflege. Es war dies derselbe, der, als er zur Vertheidigung des Schlosses von Malladi ausgeschickt war, schimpflich die Flucht ergriffen und mit so großer Feigheit einen Posten verlassen hatte, der sich selbst vertheidigte. Diese Feigheit empörte den Balduccio d'Anguiari so sehr, daß er offen sowohl in seinen Reden als in seinen Briefen mit der höchsten Verachtung davon sprach. Das ärgerte dann den Orlandini so, daß er sehr wünschte, sich zu rächen, sich einbildend, seine Schande durch den Tod dessen, der sie ihm vorwarf, auszuwischen. Die übrigen Bürger wußten dies und bauten darauf ihren Plan, sich des Anguiari zu entledigen" rc. — Der Gonfalonier der Rechtspflege ließ ihn im Palais der Seigneurie ermorden. „Dann warf man seine Leiche zum Fenster hinaus auf den Platz vor dem Palaste, schnitt ihr hier den Kopf ab und stellte sie den ganzen Tag dem Volke zum Schauspiel aus. — — Dieser Tod verminderte die Partei und die Macht des Capponi und machte ihn seine Freunde und sein Ansehen verlieren" (Hist. de Flor. liv. VI. p. 146). Das heißt: Capponi, ein tapfrer Ehrenmann, hatte einen Freund, tapfer und tüchtig, wie er; den ließen seine Feinde ermorden, weil er ein Mann war, und die Heldenthat hatte dann zur Folge, daß die Freunde Capponi's diesen verließen. Das ist klar genug.

Papst Sixtus IV. „zeigte, daß Vieles, was man bis jetzt für Mißbräuche und Verbrechen gehalten, unter der Autorität des Papstes seinen Namen und sein Wesen ändern könne." Er hatte zwei Söhne, den Einen machte er zum Cardinal, und dem Andern schenkte er die Stadt Forli, die er zu dem Ende ihren rechtmäßigen Besitzern abnahm. „Diese Züge der Ehrsucht machten, daß alle Fürsten Italiens ihn respectirten, und sämmtlich seine Freundschaft nachsuchten" (Hist. de Fl. VII. S. 317). — Der Schluß ist abermals sehr klar und zeigt, daß die Fürsten Italiens nicht hinter den Bürgern der italienischen Republiken zurückstanden.

(Schluß folgt.)

Clementine oder die Frommen und Altgläubigen unsrer Tage. Von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider. Halle 1841. Schwetschke und Sohn.

„Ein Drillingsbruder des Freiherrn v. Sandau" — „macht den Versuch, die Erscheinung der Pietisterei und des Zelotismus für die alte Dogmatik, wie sie im Leben vorkommen, darzustellen, die verschiednen Formen derselben, die würdigen sowohl als die unwürdigen zu zeichnen, das ihnen zu Grunde liegende Irrige aufzudecken und das Scharfe, Einseitige, Uebertriebne dieser Art von christlicher Frömmigkeit auf ein rechtes und gesundes Maß zurückzuführen." — So ist denn der alte Kämpe unermüdet auf dem Kampfplatze, in dem er sich seit 37 Jahren herumgetummelt hat. Eine schöne Zeit fürwahr hat er die Waffen in der Hand gehabt, hat Supranaturalisten, Pantheisten, Pietisten über die Klinge springen lassen und nun zum guten Schlusse giebt er der Pietisterei den letzten Todesstoß. Den Todesstoß? Nicht doch, was wird der alte, gute Mann so unbarmherzig sein und ohne Gnade seinen Schatten in das Nichts zurückschleudern wollen? Der Herr Oberconsistorialdirector hat keine Lust am Tode des gottlosen altgläubigen armen Sünders, er will nur, daß er sich bekehre von seinem frommen Wesen und lebe — lebe, wie er selber „gesund" und zufrieden als tugendsamer Christ und nützliches Glied der menschlichen Gesellschaft. — „Doch um der Verunglimpfung vorzubeugen, an der es nicht fehlen wird, als ob ich auf alle Frömmigkeit keinen Werth legte, weil ich hier Frömmelei und Pietismus getadelt habe, möge für unparteiische (!) Leser noch mein Bekenntniß über den Unterschied der Frömmigkeit von der jetzt um sich greifenden Frömmelei stehen." — „Frömmigkeit überhaupt ist mir das Durchdrungensein unsers Geistes von der Idee der Gottheit, deren Realität das Gefühl lebendig erfaßt, und durch welche nun der Mensch in Gesinnungen und Thun beherrscht wird." „Soll dem Fanatismus und schädlichen Schwärmereien vorgebeugt werden, so ist es höchst nöthig, daß mit der Innigkeit des Gefühls sich auch eine wahre und klare Anschauung der Gottheit im Bewußtsein bilde." „Christliche Frömmigkeit ist daher das gänzliche Durchdrungensein von der Idee der Gott-

heit, als des vollkommensten Geistes, die uns Christus gegeben hat."

Da sind wir denn gleich auf dem Gipfelpunkt und zugleich an dem Ende der rationalistischen Weisheit, welche nun schon einmal der einen Gegenpartei ein Aergerniß, der andern eine Thorheit ist. Den Pietisten wird es ein Aergerniß sein und bleiben und sie werden sich nie dazu bekehren lassen, daß die christliche Frömmigkeit nicht auf den Glauben an den Sündenfall und an die Erlösung durch den Gottmenschen allein sich stützen könne. Die Philosophen aber aller Gattung werden über die Thorheit die Achseln zucken, wie der Rationalismus, der in einem Menschenalter nichts gelernt und nichts vergessen, immer noch seinen alten Kohl aufwärmt und seine Anschauung von der Gottheit „als des vollkommensten Geistes" als den unerschütterlichen Felsen ächter Frömmigkeit, als die allein wahre und klare Anschauung auftischt. Vollkommenster Geist oder vollkommenstes Wesen — wo will das über den vollkommensten, d. h. abgeschmackten, leeren, nichtsbesagenden Deismus hinaus? Freilich handelt es sich um die Idee der Gottheit, freilich ist das der Mittelpunkt, ohne dessen Begründung und Feststellung alles Andre leeres Wortgezänk und Luftgefecht ist — aber was wollt ihr mit eurem vollkommensten Rationalistengeist? Ist das die Frucht einer funfzigjährigen Arbeit, ist das die Pille, welche ihr klugen und gelahrten Doctoren dem frömmelnden Zeitgeiste eingeben wollt, um auf den verhockten Unterleib zu wirken und durch eine tüchtige Purganz seine Albernheiten auf ein „rechtes und gesundes Maß zurückzuführen?" Was doch gesundes Maß! Kann der Unverstand, die Bornirtheit jemals etwas Gesundes sein? Schlechter Arzt, der du dich begnügst mit einer halben Cur, toller, närrischer Arzt, der du eine halbe Krankheit eine halbe Gesundheit nennst. Krank ist krank, und Gesundheit ist nicht ein gesundes Maß der Krankheit. Also die Mittel nicht gescheut, dem Dämon, der den armen Kranken plagt, fest ins Auge geschaut: selbst die Gifte haben Kräfte des Lebens. Fort daher mit den Quacksalbern, die mit verlegner, entkräfteter und entgeisteter Waare die Krankheit, die in ihrer fortgehenden Steigerung auf dem besten Wege ist, sich selber aufzuheben und in frische Kraft und Gesundheit umzuschlagen, auf ein gesundes, rechtes Maß zurückführen, d. h. aus einer rechtschaffnen acuten Krankheit durch beschwichtigende und schwächende Abzapfung ein chronisches Uebel heranboctern, ein so schleichend, erbärmlich, lebensunmächtiges, todtes, unkräftiges Uebel, wie es das juste-milieu ist.

Dieses „rechte, gesunde Maß" ist der Tod aller Geschichte; begriffe es sich nicht von selber, die Kinder müßten uns mit Fingern auf die todten Herren deuten, welche ein halb Jahrhundert lang nicht von der Stelle rücken, die ihre Wiege sich zum Sarge lassen werden. Thun doch diese friedliebenden Helden des Rationalismus, reden und schreiben sie, als ob der deutsche Geist Decennien lang im Grase gelegen hätte und in den blauen leeren Himmel geschaut, selig und zufrieden in dem jenseitigen „vollkommensten Geiste." Als ob nicht Alles voll Drang und Sturm, voll Sehnen und Forschen wäre nach dem großen Räthsel der Gottheit, als ob nicht darüber all die theologischen Curiositäten mehr oder minder sanft bei Seite gestellt wären, wo man Wichtigeres zu thun fand, als über Scheol und Paradies, Apfelbiß und Schlangenzertretung zu commentiren. Es gehört eine große Naivetät dazu, sich so gemüthlich in den Sturm der Zeit zu stellen und mit ein paar auswendig gelernten exegetischen und historischen Stückchen ihn beschwören zu wollen, und nicht zu sehen, wie diese Zeit einmal schlechterdings sich nicht mehr darum kümmern mag und darf. „Bist du einer der Fremdlinge in Jerusalem, daß du nicht wüßtest, was in diesen Tagen geschehen ist?"

Wo eine ganz neue Weltanschauung sich mit unwiderstehlicher Gewalt Bahn zu brechen sucht, wo unter Donner und Blitz um das Erbtheil der Zukunft gestritten wird, wo die neue Zeit ernst und kühn nur die Eine Wahl stellt: wer nicht für mich ist, der ist wider mich — da kriecht der Rationalismus in die träge Mitte und nagt an den Brocken und Beinen, welche der Geist und die Wissenschaft längst dem Moder überlassen hat. Beklagt euch nicht, daß das Wissen euch verachtet und das Glauben euch verspottet. Ihr sprecht immer von gründlicher Forschung, ihr stapelt exegetischen und historischen Notizenkram zusammen — immer nur rückwärts in die todte, verschollne Geschichte! Da steigt einmal in die Tiefen des gegenwärtigen Geistes, lernt seine, lernt eure Bedürfnisse kennen, lernt überhaupt etwas Lernenswürdiges, werft weg den historischen Plunder und erfaßt den Geist als den Brunnquell der Geschichte, fasset die Gegenwart, daß euch die Zukunft werde. Setzt euch einmal hinter ein philosophisches Buch, leset Kant, leset Fichte, leset Schelling, leset Hegel — ihr braucht nicht Hegelianer zu werden, werdet was ihr wollt, meinetwegen Schellingianer neuesten königl. preußischen Styls — nur lernet und werdet Etwas; schärft euer stumpfes Schwert und je kräftiger ihr's dann schwinget, je mehr es Funken und Späne setzt, je zweischneidiger ihr zwischen die Interessen, Parteien und Ansichten hindurchfahret, desto mehr wollen wir euch zujauchzen, und wär's auf unsre Kosten, wär's unser Untergang, wir wollen's euch danken. Ja noch einmal, vergesset euch und euer faulgewordnes halb Wissen, halb Glauben, grabt euch ein in den Schacht, aus dem der Silberblick eines Princips euch entgegenspringe, und dann, wenn auch ihr wisset, was ihr wollet, wenn ihr wollt, was ihr sollet, dann tretet auf den Kampfplatz, auf die Siegesbahn, dann werdet ihr keine Clementinen schreiben, nicht einmal Ernestinen sind euch dann gut genug, ihr werdet wissen, daß der Geist männlichen Geschlechtes ist, ihr werdet wie Männer sprechen oder euch merken: taceat mulier in ecclesia.

Was sollen diese Vermittlungsversuche, die sich aufs Unbestimmte gründen und aufs Bestimmungslose gehen. Das ist für Weiber, nicht für Männer. Warum wird in unserm Büchlein gerade in einem Weibe „das rechte und gesunde Maß der Frömmigkeit" dargestellt? Warum geht der Mann derselben, der Baron so leer aus und warum wird nur ein alter schwächlicher Prediger, eine nur weibliche Natur auch ein bischen mit auf das „gesunde Maß" zurückcurirt? Ist die Frömmigkeit nicht auch Sache des Mannes und giebt es jenseits einer kühlen Naturbegeistrung, wie sie in dem Doctor dargelegt wird, für den Geist des Mannes, des in der Welt, ihrem Leben und Streben, ihrem geschichtlichen Geiste mit allen Sinnen und Kräften stehenden Mannes nichts, was man so ungefähr Frömmigkeit, Religiosität nennen kann? Das wäre eine manneswürdige Aufgabe gewesen, die Conflicte und Lösungen darzulegen, welche sich in dem innern Processe eines mit der Zeit und ihren Interessen für die Ewigkeit lebenden, alle Zweifel und alle Räthsel der Gegenwart durcharbeitenden Männergeistes ergeben müssen. — Aber mit euren

Weiberbekehrungen mögt ihr wenig Ehre einlegen. Lasset die Weiblein und wendet euch an das denkende Geschlecht, erziehet, bildet, unterrichtet, lehret die Jünger, die zu euren Füßen sitzen, daß sie sich selbst und ihre Aufgabe verstehen, brechet dem Geiste Bahn zu dem wirklich Ewigen, sorgt also erst für die Männer — für ihre Weiber werden sie schon selber sorgen.

Wenn man zurücksieht auf Decennien, wenn man überzählt, was das Resultat all dieses rationalistischen Lehrens, Lernens, Forschens, Streitens und Schreibens ist, so weiß man nicht, soll man lachen oder klagen über die Impotenz dieses Geschlechtes. Oleum et opera perdita! So viel Lärmen um Nichts; so viel Tumult und Bewegung, wenn's aber zum Schlagen, zum Durchschlagen geht, wenn es gilt, aus dem Worte der Freiheit negirend und ponirend Ernst zu machen, da wird es stille und selbst die Triarier bücken und biegen sich lieber, als sie brechen. — —

Doch ich verirre mich. Zur Erholung und Versöhnung wollen wir den Inhalt des Büchleins, das unsern Aerger über das rationalistische justemilieu erregte, uns ein bischen näher ansehen: es soll nicht ohne Spaß für uns, nicht ohne Aerger für die Frommen, d. h. nicht ohne Erbauung für die Rationalisten ablaufen.

„Ein einziges Töchterlein hatte der Herr von C.," gern hätte er sie in ein herrnhuter Erziehungshaus gebracht und sich an die Brüdergemeinde angeschlossen, „wenn nicht ein Hinderniß entgegengetreten wäre, das ein guter Ehemann nicht zu überspringen sucht, nämlich der entschiedne Widerspruch seiner Frau." — Zum Bedauern des Vaters und zum Verdrusse des Pfarrers Böhm gab die frommerzogne Clementine einem nicht irreligiösen, aber indifferenten jungen Baron Herz und Hand. — Ihr drittes, zu früh gebornes Kind stirbt vor der Taufe. Sie hält es darum für ewig verdammt, wird schwermüthig und denkt ans herrnhuter Schwesterhaus. Der fromme Böhm soll sie curiren. Aber die Wissenschaft und Dialektik sind ihm böhmische Dörfer, die Frau disputirt den „guten Böhm" nieder und auch die Weisheit, die er sich vom Superintendenten holt, verfängt nicht gegen ihren orthodoxen Glauben an die auf alle Nachkommen Adam's vererbte Sünde und Verdammniß ohne Taufe und Christus. Da muß der Arzt dran, sie glauben zu machen, „der Mensch werde nicht als ein durch und durch verdorbnes und darum einer ewigen Verdammniß geweihtes Geschöpf geboren, sondern seine geistige und physische Natur sei unverändert, und im Gegentheil durch die Cultur veredelt worden, wie denn auch Thiere und Pflanzen durch die Cultur ganz unbezweifelt veredelt worden sind." Die Obst- und Menschenveredlungstheorie macht Eindruck, aber nicht lange. Doch lernt sie zweifeln und „möchte einmal Gründe und Gegengründe hören." Sie ladet Gesellschaft. „Der unfreiwillige Congreß" führt den Pfarrer Böhm, die ehrliche, gute Haut, den rationalistischen Pfarrer Wille sammt dito Candidat Walten, den Doctor und Baron, und den aus Ehrgeiz frommen Superintendenten oder wie er sich nicht gern schelten läßt, geistlichen Inspector sammt Herrn Magister Krebs, ein kleines, sogar von Marheineke's speculativen Orthodoxismen etwas angelaufnes Pfäfflein, endlich den muckerischen Major von F. zu Tische. Von der Zeichnung des Hrn. Inspectors sollte ich doch fast eine kleine Copie nehmen: „Die Orgel seines Mundes hatte verschiedne Register, die er mit entsprechenden Geberden zu begleiten wußte. Das Ministerregister war eine sanfte Hohlflöte, die andächtig tönte und in welcher er nicht redete, ohne die Augen niederzuschlagen und dem Oberleibe die Neigung nach dem Mittelpunkt der Erde zu geben. Das Register gegen seine Untergebnen war ein kräftiges Principal, mit Grobgedackt zur Unterstützung verbunden. Gegen Fremde, die er nicht kannte, zog er das Register der Menschenstimme, die aber nie rein gestimmt war, zugleich mit der Spitzflöte, durch deren stechende Töne er die allzugroße Mildigkeit der vox humana verbessern zu müssen glaubte." — Der arme Walten wird zuerst vom Inspector ins Gebet genommen, besteht aber schlecht, trotzdem, daß er nicht in Heidelberg war und „den falschen Paulus, der vielmehr ein Saulus oder Zerstörer der wahren Kirche ist," hörte; denn er hörte in Halle Tholuck und Wegscheider. „Sie hätten auch ein Jahr nach Berlin gehen sollen, wie mein Candidat Krebs. Dort sind die Leute von rechter Farbe. Schleiermacher hatte nicht ganz die rechte Farbe, das ächte Berlinerblau. Aber den Marheineke hätten Sie hören sollen. Der hat erst die Wissenschaft gemacht und unwidersprechlich gezeigt, daß Alle, die nicht mit ihm zum Wissen kommen, ein Bret vor dem Kopfe haben. Und was soll ich von unserm Hengstenberg sagen? (Marheineke und Hengstenberg bei einander? Kind Gottes und Belial, risum teneatis amici Marheineciani.) Ist er nicht ein Elias, der die rationalistischen Baalspfaffen an den Altären des symbolischen Glaubens schlachtet? Das sind Leute! Die haben Farbe!" Es geht zur Tafel, auf der auch köstliche Winteräpfel stehen; die Hausfrau erinnert sich erst dabei mit Seufzen an den Apfelbiß ihrer Urältermutter *) und wünscht dann, „daß die gelehrten Herren sich darüber besprechen, ob die in der Kirche herkömmliche Lehre mit der Vernunft und Erfahrung übereinstimme, und dann, ob sie in der heil. Schrift enthalten sei. Die Herren schaaren sich, Inspector, Böhm, Krebs auf Seiten der Wahrheit; Wille mit Doctor und Walten links als advocatus diaboli; das arme Dogma in die Mitte." Sie balgen sich wacker um das Ebenbild Gottes und den Sündenfall herum, Inspector und Krebs sammt Marheineke und Kirche müssen den Rückzug nehmen und die Vernunft Wille's und Walten's spielt triumphirend den letzten Trumpf aus, indem er aus Luther die Stelle vorliest: „Es ist aber eine lächerliche Predigt, die hier Paulus thut, wo beide, Tod und ewiges Leben herkomme, und läßt sich ansehn für eine große, starke Lügen bei der klugen Vernunft und weltlicher Weise, daß das ganze menschliche Geschlecht soll um fremde Schuld willen eines einigen Menschen allzumal sterben" 2c.

(Schluß folgt.)

*) „Es ist unnöthig zu erinnern, daß die Meinung, als sei jener Baum im Paradiese ein Apfelbaum gewesen, ohne Grund ist."
Anm. des Dr. Bretschneider.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 32. 8. Februar. 1842.

Machiavell und unsre Zeit.

(Schluß.)

Die durchgreifende Demoralisation, die innere Schlechtigkeit des Volkes geht schon aus diesen beiden Beispielen, die übrigens nur aus einer Menge andrer auf gut Glück herausgehoben sind, klar gnug hervor. Der Krieg, Kampf, die Wette, in der man das Leben gegen den Tod einsetzt, sind aber die wahren Prüfungsmomente der Tüchtigkeit des Mannes wie der Völker. Muth ist eine gewöhnliche Tugend, aber Feigheit ist eine so ungewöhnliche Untugend, daß, wem dieselbe zugefallen, auf der tiefsten Stufe der Manneswürde und des Menschenselbstgefühls steht. Die Italiener der damaligen Zeit aber waren so feige, daß die Geschichte aller Völker kaum Aehnliches wie die des damaligen Italiens aufzuweisen hat. „Ohne den Feind abzuwarten, ließ der Geruch des Pulvers allein (die florentinische Armee) die Flucht ergreifen und ihre Munition, ihre Wagen und ihre Artillerie im Stiche lassen. So feige und ordnungslos waren die Armeen jener Zeit; denn wenn ein Pferd zufällig den Kopf umdrehte, so entschied dies den Gewinn oder den Verlust einer Schlacht" (Hist. de Fl. VIII. 413). Kam es aber wirklich zur Schlacht, so kämpfte man mit der größten Hartnäckigkeit „oft einen halben Tag, ohne daß die eine oder andre Partei zurückwich; unterdeß blieb in einer solchen Schlacht nur Ein Mann, und sonst wurden nur noch ein paar Pferde verwundet und ein paar Gefangne gemacht" (Hist. de Fl. VII. 314). „Nie sah man eine Zeit, in der der Krieg für die, die ihn auskämpften, weniger gefährlich war. Auf einem Rückzuge ohne Ordnung nach einem Kampfe, der vier ganzer Stunden gedauert hatte, starb nur Ein einziger Mann, und dieser starb nur, weil zufällig sein Pferd stürzte, und nicht durch eine Wunde, durch einen Ehrenstoß" (Hist. de Fl. V. 119). Die Spanier, Franzosen und Schweizer, die dann nach und nach in Italien kämpften und auch als Söldlinge die Italiener ablösten, brachten zuletzt doch wieder etwas mehr Ernst in die Sache, so daß bald wieder Posten, „die man noch ein paar Jahre vorher für unüberwindlich gehalten hatte, jetzt als außer Stand sie zu vertheidigen, aufgegeben werden mußten" (Hist. de Fl. VI. 213). Ein tapfres Volk sagt: „Eine verlorne Schlacht ist besser als ein schlechter Friede;" die Italiener aber hatten damals ein Sprichwort, das sagt: „Ein schlechter Friede ist besser als ein guter Sieg." —

Auf solche Elemente waren die Politiker zur Zeit Machiavell's angewiesen. Die mißlungnen Versuche, die florentinische Republik wieder herzustellen, wobei Machiavell gelernt hatte, daß das Wort Freiheit kein Zauberspruch mehr für die Italiener war, scheinen eine Art Aufgeben, eine Art Selbstmord des Republikanismus, und mit ihm der Ideen der Freiheit, Gerechtigkeit und Ehrbarkeit in ihm hervorgerufen zu haben. Er verzweifelte an dem Guten und klammerte sich dann an die Schlechtigkeit als an den letzten Rettungszweig an. Sein Fürst sollte der Befreier Italiens werden, sollte die „Barbaren" aus Italien vertreiben, deswegen schuf er ein System der Politik, das seiner Ansicht nach unfehlbar zum Ziele, zur Herrschaft führen müsse. Ein „Fürst", wie er sich ihn dachte, würde Italien vereinigt, und dann ein Heer geschaffen haben, mit dem er dem italienischen Reiche nach Außen und nach Innen eine neue Gestaltung, Macht und Ansehen gegeben häte (siehe das Schlußcapitel des Fürsten). Daß er zu der Einsicht gelangte, man könne auf ein Volk, wie das Italiens seiner Zeit, auf einen faulen Haufen ohne Würde, ohne Enthusiasmus, ohne Freiheitssinn und ohne Muth nur durch Betrug, List und Gewalt wirken, zeugt für seinen Beobachtungsgeist. Aber daß er sich einbildete, ein solches Element durch solche Mittel zur Einigung führen zu können, daß er glaubte, es handle sich bei einem solchen Volke nur darum, eine Reform des Militärwesens durchzuführen, daß er zu dem Ende gar ein Buch über die Kriegskunst schreiben konnte, und dann das Letzte gethan zu haben wähnen mochte, das beweist mehr als Alles, daß er keine Idee davon hatte, worin der Hebel der Volkskraft und der Volksthätigkeit besteht, daß er *sein kleines Mittelchen* anwendete, und an Wunder glaubte. — —

Woher aber kam es, daß diese Politik so lange Schule machen konnte? Die Antwort liegt theilweise schon in dem eben Gesagten. Auch die übrigen Völker Europa's waren seit Machiavell mit seltner Ausnahme in vieler Beziehung fast ein ebenso fauler Haufe, wie die Italiener. Die katholische Weltansicht, das Dogma der Einheit in seiner unglücklichen Form des Papst- und Kaiserthums, hatten

bis zum sechszehnten Jahrhundert Europa geistig beherrscht, waren der Athem des öffentlichen Lebens gewesen. Schon das funfzehnte Jahrhundert sah diesen Geist immer mehr untergehen, das sechszehnte kam zur Reformation. In Deutschland führte die Reformation zum dreißigjährigen Kriege, und dieser zu einer Kirchhofruhe. In Frankreich, in Italien, in Spanien hatte die Reform keine Wurzeln gefaßt, und so vegetirten dort der entartete katholische Weltgedanke, Papstthum und Kaiserthum, Geisteszwang und politische Knechtschaft fort, bis zur Zeit der französischen Revolution.

Bis zur Revolution war das Element, auf das die Politiker, etwa mit Ausnahme in der Schweiz, Holland, Schweden und England, überall angewiesen waren, ungefähr dasselbe, wie in Italien, kein Volk, sondern ein ungeregelter, gedanken- und willenloser Haufe ohne höhern Grundsatz, ohne eignes Lebensprincip *). In den Deutschen, in den Franzosen schlummerte freilich die Volkskraft nur, während sie in den Italienern fast als vollkommen untergegangen erscheint. So lange aber diese Kraft schlummerte oder vernichtet dalag, blieb für die Politik nur der enge Kreis von ein paar Höfen und Cabineten übrig, und die Immoralität, die Grundsatzlosigkeit, der Mangel alles höhern Strebens in diesen Kreisen erklärt es dann von selbst, wie Machiavell und seine Denk- und Handlungsweise die Richtschnur der Höflinge werden konnte, ja werden mußte.

Von dem Augenblicke an aber, daß mit der Revolution wieder ein Volk in die Mitte der europäischen Verhältnisse trat, mußte auch Machiavell von dem Schauplatze zurückweichen, mußte ein andres Princip der leitende Gedanke der Politik werden. Das Volkselement ist ein bleibendes, der Betrug und sein Resultat dauern hier nicht lange gnug, um die Macht des Betrügers zu sichern, die des Betrognen zu vernichten. Napoleon war gewiß einer der größten Geister aller Zeiten, und Machiavell's Fürst selbst ist gegen ihn ein Pfuscher. Und Napoleon betrog das Volk um seine Freiheit, um seine Würde, und lebte dann lange gnug, um einzusehen, daß er selbst am Ende der Betrogne war. Auch in Deutschland lebten noch die Reminiszenzen des Machiavellismus fort, und man bezweifelte von der andern Seite das Erwachen des Volkes. Und auch hier handelte man noch vielfach, wie Machiavell gelehrt hatte; aber schon heute sehen auch die Blinden, daß der Wortbruch denen, die ihn auf sich und die Ihrigen laden würden, unendlich mehr schaden müßte, als dem, an dem er begangen wurde. In der neusten Zeit aber sitzt auf einem der schönsten Throne Europa's und der Welt ein Fürst, dessen Bild man Zug für Zug in Machiavell wiederfinden könnte, der ihm wie aus dem Herzen gewachsen. Und als ob der Gott, der die Welt lenkt, ein letztes Beispiel der Unhaltbarkeit jener Lehre des Trugs geben wollte, vereinigen sich alle Zufälle und alle innern und äußern Ereignisse, um der „Schlangen-Klugheit", der die Tauben-Unschuld fehlt, den Weg zu bahnen und zu ebnen. Und dennoch kommt er, stets fortgehend, um keinen Schritt von der Stelle. Er füllt das Faß der Danaiden und das Faß bleibt ewig leer, wie sehr er auch schafft und arbeitet.

Die Völker — Machiavell sagt es, und dem werden's die, die es sonst noch bezweifeln möchten, schon glauben, — die Völker sind kräftiger, treuer, glaubwürdiger und gerechter als die Fürsten. Und Heil der Welt, und Heil den Fürsten, daß es endlich Völker giebt, daß sie überall mehr und mehr zum Selbstbewußtsein gelangen; denn das allein wird auch die Fürsten zwingen, kräftiger, treuer, glaubwürdiger und gerechter zu werden, und vor Allem ein andres Princip der Politik als das des Machiavellismus anzuerkennen.

Schon heute ist der Thron jedes europäischen Fürsten, der nicht in der Liebe und der Achtung seines Volkes wurzelt, in die Luft gebaut, und schwankt bei dem geringsten Anstoße. Jener Enkel Wasa's, der fern von dem Heerde seiner Väter unter fremden Völkern lebt, kann dem entthronten Herrscher Portugals bekunden, daß im tiefsten Norden wie im höchsten Süden Europa's das Volk heute die einzige Stütze der Throne ist. Napoleon fiel trotz seines Ruhmes; Karl der Zehnte trotz seiner Ahnen, seiner sonst das Wohl des Volkes vielfach fördernden Politik; der Thron Louis Philipp's, trotz aller tieflistigen Feinheit im Geiste Machiavell's, schwankt und kracht in allen Fugen. — Friedrich Wilhelm der Dritte aber blieb aufrecht stehen, wurde stark gnug, um selbst den größten Feldherrn an der Spitze des tapfersten Heeres zu besiegen, und das nur, weil ihn das Unglück gelehrt hatte, sich auf sein Volk zu stützen, dessen Freiheit und Würde anzuerkennen *). Freilich im Glücke vergaß man dann theilweise wieder die Lehren des Unglückes, aber das entkräftigt die Folgerung nicht, die jenes Beispiel zu ziehen erlaubt.

Ein Krieg ist heute unmöglich ohne die Zustimmung, ohne die regste Theilnahme des Volkes; der Fürst, der einen solchen begönne, ohne sein Volk gefragt zu haben,

*) Es ist nicht uninteressant, hier eine Stelle aus Friedrich's Antimachiavell zu citiren, in der er die Franzosen seiner Zeit fast mit denselben Zügen malt, die Machiavell zur Charakterisirung seiner Landsleute anwendet. „— — Die Franzosen unsrer Tage beschäftigen sich mit Nichts als dem Strome der Mode zu folgen, so oft als möglich den Geschmack zu ändern, heute zu verachten, was sie gestern anbeteten, die Unbeständigkeit und den Leichtsinn auf Alles überzutragen, was von ihnen abhängt, ihre Maitressen, ihren Aufenthaltsort, ihre Vergnügungen und ihre Verrücktheiten zu ändern" (VI. S. 48). Die Schlacht bei Roßbach vollendet das Bild. —

*) Die Bauernemancipation, die Städteordnung 2c.

der ihn wagte, ohne der Liebe und Achtung seines Volkes sicher zu sein, würde sehr bald einsehen, daß sein und der Seinigen Existenz vor Allem auf dem Spiele steht. Der Krieg aber ist das letzte Argument, die letzte Probe auf jedes Rechnungsexempel der Politik, und schon deswegen kann diese in Zukunft nur eine Volks- und keine Cabinets-, keine Hofpolitik mehr sein, schon deswegen muß an die Stelle des Machiavellistischen Principes ein andres treten, stark und dauerhaft, wie das Element, auf das es wirken soll. Stahl weicht nur dem Stahle, und das Volkselement beugt sich auf die Dauer nur vor dem stärkern Elemente, dem Rechte und der Gerechtigkeit. Es wird wohl noch eine Weile dauern, bis diese Wahrheit in ihrem ganzen Umfange begriffen und anerkannt; man wird noch oft die alte Bahn betreten, Trug und Wortbruch aufbieten, um egoistischen Zwecken zu huldigen; aber man wird sich, so oft dies der Fall, bald gnug überzeugen, daß man, anstatt dem Ziele näher zu rücken, sich nur immer mehr von ihm entfernt. „Die Noth lehrt beten", heißt ein altes Sprüchwort, und die Noth wird die Politiker lehren, ehrlich und redlich zu Werke zu gehen. —

„Seid klug, wie die Schlangen, und ohne Falsch, wie die Tauben."

„Sei nicht dumm, und sei nicht schlecht."

„Thue Recht und scheue Niemand!"

Das ist der Weg. — Hütet euch vor den Irrlichtern, denn sie leuchten und leiten zum Untergange! —

Bretschneider „Clementine oder die Frommen und Altgläubigen unsrer Tage.

(Schluß.)

Fortsetzung nach Tische im Garten beim Kaffee. Inspector ist ärgerlich über die siegende Vernunft und tröstet sich mit einer Denunciation des verhaßten Pfarrers, welchen Magister Krebs seinerseits einfach als einen unwissenschaftlichen Kopf verachtete, obgleich er selbst „den Fall und die Erbsünde nach Hegel nicht demonstriren" konnte und sich zufrieden gab, „daß Marheineke Alles demonstrirt habe." — Wird dann nun von Wille behauptet, daß die mosaischen Schriften die kirchliche Lehre vom Sündenfalle und der Erbsünde gar nicht haben. „Der gute Böhm" sammt Inspector und Krebs bestehen schlecht in der Exegese — veteris et novi testamenti und müssen der Vernunft und Gelehrsamkeit der Rationalisten die Rücken kehren. — Nach ihrer Abfahrt muß der Doctor dran, den Rationalismus auf Mysterien der Natur pfropfen und ein bischen über das Jenseits und die Unsterblichkeit in den schönen Abend hineinphantasiren. Wille's Erklärung, daß die Kinder als solche schon vom Heiland für das Reich Gottes geschickt erklärt worden seien, beruhigt das beängstigte Mutterherz. „Der alte Böhm trug seine hebräische und griechische Bibel nicht ohne Gefühl der Demüthigung nach Hause. Er fühlte, daß er für einen Theologen doch zu sehr im Grundtexte ein Fremdling geworden war." Das ließ sich nicht mehr ändern, aber von Wille hat er doch so viel Raison angenommen, daß er künftig mehr auf Jesu als auf des Moses oder Paulus Sprüche geben wolle, da der Jünger nicht über den Meister sein dürfe, wie der Rationalist Wille wiederholt dargethan hat. In Clementine war eine Revolution vor sich gegangen, sie schloß: daß man dennoch ein Verehrer der Bibel und des Heilandes sein könne, wenn man auch eine freiere Ansicht von beiden, als sie von Böhm bekommen hatte, auffasse, und ward über dem Grabe ihres Kindes, das sie nun in des Heilands Armen glauben durfte, sich, dem Gatten und der Freude wiedergegeben.

„Ich war ein Dummkopf, daß ich mich in ein unfruchtbares Religionsgespräch verleiten ließ," sagte sich nachträglich der geistliche Inspector. „Nicht mit Gründen soll man siegen wollen, sondern verfolgen, verdächtigen, in den Staub drücken muß man die Gegner." Hierauf denuncirt er den Pfarrer Wille und Candidat Walten, empfiehlt den Krebs und schickt der Frau Baronin mehrere Jahrgänge der evangelischen Kirchenzeitung zu, worin Böhm „viel Gladiatorenkampf, viel Anschuldigungen, Verschwärzungen und Sophismen, wenig Erbauliches und keine Liebe findet." — Folgt nun ein Auftritt zwischen Inspector und Magister, um die jesuitische Niederträchtigkeit Beider ins Licht zu stellen; denn sie sind im Herzensgrunde selber Ketzer und Rationalisten und heucheln ihrem Fortkommen zu lieb. — Wille muß weiter der Baronin erklären, wie die heil. Schrift weder allein Gotteswort noch allein Menschenwort sei, und wie es sich mit der Inspiration verhalte; wobei es sich gelegentlich herausstellt, wie unrechtmäßig die Rationalisten von ihren Verfolgern Ungläubige gescholten werden, da jene doch eine unmittelbare Offenbarung Gottes an den menschlichen Geist sogar in Abraham und Moses annehmen und die Erlösung nicht bloß in eine bessere Lehre setzen, sondern auch in die Person Christi, dessen Tod als Sühnopfer für die sündige Welt Gott in Gnaden annehme.

Auf einer Reise in die Heimath erfährt die Baronin die christliche Heuchelei im Großen. Ein Major, der wie andre kluge Leute dem Altglauben aus Politik anhängt, giebt Eröffnungen. „Die ganze politische Bewegung seit der französischen Revolution bezweckt, die Macht des Adels und des Priesterthums zu beschränken, die Macht und Befugnisse des Bürgerthums aber zu erhöhen. Dem entgegen haben wir uns zu Herstellung der guten alten Zeit mit dem Priesterthum verbunden. Das Volk muß durch die Macht des Glaubens und der Religion bezähmt werden. Wir leisten deshalb dem alten Kirchenglauben allen Vorschub und befördern nur Altgläubige zu kirchlichen Aemtern. Die Sache ist mit Einem Worte: wir wollen keine „Bürgerkönige", sondern Adelskönige, wie vor der Revolution in Frankreich herrschten. Darum halten wir es in Frankreich mit den Legitimisten, in Spanien mit den Carlisten, in England mit den Tories, und überall mit den reinen Monarchisten. Für gleichen Zweck suchen wir sowohl das katholische als das protestantische Priesterthum zu heben." Umsonst setzt dem der Baron gegenüber, „daß die Kraft der Monarchien nicht auf Einem Stande, sondern auf allen Ständen, auf der engen und treuen Verbindung der ganzen Nation mit dem Throne ruht." „Als der edle König der Preußen die Fahne gegen Napoleon erhob, überschrieb er seine Proclamation nicht: An meinen Adel, sondern: An mein Volk." — Auch einem Gespräche zwischen einem jungen frommen Juristen und einem freisinnigen Privatmann über die Symbol-Angelegenheiten,

worin Erstrer schließlich „das Recht unsrer politischen Existenz" von dem Halten an den Bekenntnißschriften abhängig macht, dürfen wir anwohnen. — Die „Nachklänge dieser Reise" im elften Capitel des Buchs sind natürlich im Sinne der Freiheit in Wissen und Leben, namentlich aber in Bezug auf die Lehre von der Gottmenschheit Christi; da nach exegetischen Ergebnissen „von dieser Lehre die Seligkeit und der Gehorsam des Christen gegen die Gebote Gottes nicht abhängt, so sollte man sich deshalb nicht verketzern, sondern jedem Christen diejenige Vorstellung von der Person Christi frei lassen, die er der heiligen Schrift am gemäßesten glaubt."

Das zwölfte Capitel bringt eine Muckergeschichte zwischen dem heuchlerischen Major und einem Stubenmädchen, das er als Hausfreund auf die schnödeste Weise verführte. — „Endlich beschloß der Baron an den Major zu schreiben. Doch es bedurfte dessen nicht. Der Major war so gut empfohlen, daß man ihn einige seiner Vormänner überspringen ließ, und ihn unerwartet als Obristlieutenant zu einem andern Regiment versetzte." — Nach einer letzten Unterredung der Baronin mit dem bald in Frieden dahin fahrenden ehrlichen Böhm über die Nothwendigkeit der guten Werke neben dem Glauben und als Frucht desselben ward Clementine vollständig beruhigt. „Der Widerwille, den sie früher gegen Personen empfand, die vom Kirchenglauben mehr oder weniger abwichen, war verschwunden; sie glaubte nun, daß man doch auch ein Christ und ein guter Christ sein könne, wenn man auch nicht alle Subtilitäten der Theologie und des kirchlichen Lehrbegriffs annehme, und auch der Vernunft und der Erfahrung ein Urtheil in Sachen des Glaubens einräume. Ueberhaupt legte sie von nun an mehr Werth auf das religiöse Leben und die Gottgefälligkeit des Wandels, als auf die Altgläubigkeit, und legte auf die äußern Formen keinen Werth mehr" rc. rc.

Zum Schluß schreibt sie ihre Bekenntnisse, statt an die Symbole an die drei Artikel des apostolischen Glaubensbekenntnisses anknüpfend. —

So wäre denn mit der Orthodoxie und dem Altlutherthum so ziemlich und glücklich tabula rasa gemacht und all der Kirchenkram auf ein rechtes und gesundes Maß zurückgeführt. Gott, Freiheit oder Sittlichkeit, und Unsterblichkeit ist gerettet — auch Christus ist eine Art lieber Heiland geblieben — schlagen wir nun die Bibel, die hebräische und die griechische sammt allen Kirchenvätern und Commentarien zu und ziehen wir getrost die warme Schlafmütze über die Ohren . . . Wir mußten siegen; denn eine feste Burg ist unsre Kenntniß der Ursprachen, unsre aufgeklärte Vernunft und gesunde Erfahrung, lassen wir das müde Haupt nun gemächlich auf seinen Lorbeeren ausruhen. — —

Und damit wären wir wirklich am Ende mit unsrer Weisheit und Wissenschaft? wären am Ende der Tage des Streites und Kampfes, seitdem wir die dicke Luthersche Dogmatik ein bischen haben einschnurren lassen? und seitdem wir die Entwicklung von Jahrhunderten noch mehr als der störrige und unbeweglich auf dem Alten stehenbleibende orthodoxe Gegner verläugnet haben? Weiteres giebt es nichts zu thun? — Wie, ist kein Strauß, ist kein Feuerbach, ist kein Bauer, ist kein Hegel, ist kein Schelling redivivus da? Und was werden die Deutschen Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst dazu sagen, wenn sie in der so kunstreich dargelegten Rationalistenwissenschaft auch mit keiner Sylbe sich genannt sehen? — Sie werden hingehen in alle Welt und ihr das Geschichtlein von den Siebenschläfern erzählen und werden ihr sagen, wie es einmal für allemal aus sei mit dem für alle Zeit und ihre Entwicklung längst selig entschlafnen Rationalismus. Da steht er und reibt sich die Augen und wirft mit Urtext und Exegese, mit Vernunft und Erfahrung in eine Gegenwart, die längst über sein Lebensziel hinausgeschritten ist. O, es ist Alles leer Stroh gedroschen. Da wollen sie den Altglauben durch noch höheres Alterthum vertreiben! Nicht rückwärts, sondern vorwärts liegt das goldne Ziel der Wahrheit, die da frei macht. Zwischen Vorwärts und Rückwärts aber giebt es keine richtige Mitte.

So fahre denn unsre liebenswürdige Rationalistin, die gute Frau Clementine Bretschneider dahin in Frieden, erbaue, wie billig, die frommen Männlein und Fräulein vom gesunden Maße in Glauben und Denken, und ärgre, wie zu erwarten, so viel sie kann, seine und unsre liebe Freundin, die evangelische Kirchenzeitung, recht. Die Wahrheit hat der Verf. ihr doch mannigfach gesagt und gezeichnet. Ja man könnte darum an dem fertig, aber schwach und kunstlos geschriebnen Büchlein eine Freude haben, wenn nur nicht die siegende Partei eben so sehr dem Komus anheimfiele, als die besiegte. Der Pietismus ist meistens ganz ergötzlich geschildert, wenn nur auch der Rationalismus ein kleines Bewußtsein von seiner Ironie hätte, wenn nur ein Anflug von dem Humor der Auguren die beiden, den alten Peter Schlemihl und seinen Schatten ein bischen in die Aetherregion des freien Geistes und Gedankens baumeln ließe. —

Dr. Heinrich Lenz.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 33. **9. Februar.** **1842.**

Schwegler „Der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrhunderts."

Zweiter Artikel.

Indem der Verf. den Montanismus und den kirchlichen Standpunkt zusammennimmt, und beide wieder als Ebionitismus charakterisirt, verkennt er in der That die Eigenthümlichkeit beider, oder vielmehr sämmtlicher drei, dadurch zusammengeworfnen Formen des Christlichen. Seine freisinnige Geschichtsbetrachtung drängt ihn zu der Fordrung, die kirchlichen Vorurtheile, welche auf die Bestimmung des Verhältnisses zwischen Häresie und Rechtgläubigkeit sonst einzuwirken pflegten, aufzugeben, und unbefangen die gegenseitigen Beziehungen, die zwischen beiden Gegensätzen stattfinden, anzuerkennen. Allein er treibt dieselbe zu einer andern Art von Befangenheit, wenn er über den positiven Bezügen das Moment des Unterschieds und Gegensatzes ganz und gar verwischt, und dasselbe überall als das bedeutungslosere zurückstellt, da es doch immer das wesentliche, die geschichtliche Entwicklung überhaupt constituirende ist.

In diesem Mangel liegt dann der Grund, warum wir des Verf. Ansicht und Darstellung vom Montanismus in seinem positiven Gehalt und Wesen für verfehlt erklären müssen. Er widmet derselben das Erste Buch seiner Schrift. — Die jüdische Messiasidee schloß als wesentliches Merkmal den mehr oder minder particularistisch gehaltnen Gedanken einer gewaltsamen Umwälzung der Dinge in sich. Das christliche Bewußtsein nahm diesen Gedanken in der Art in sich auf, daß es nach dem Hingang des als Messias erkannten Jesus diese Umwälzung als ein künftiges, durch die Wiederkunft Christi herbeizuführendes Ereigniß betrachtete. Je ängstlicher die Zeitläufe waren, je aufregender und feindseliger sich die Verhältnisse der Kirche zu dem Leben der Zeit gestalteten, um so näher wurde dieses Ereigniß, die Wiederkunft Christi und das Ende der Welt gedacht, um so krampfhafter klammerte sich das christliche Gemüth an diese Erwartung an. In Zeiten der Ruhe und des Friedens von Außen verlor sich diese Gereiztheit, das kirchliche Bewußtsein setzte sich mehr und mehr in der Gegenwart, der Drang nach dem Ende milderte sich über der Befriedigung und Beschäftigung, welche das christliche Leben in der ungestörten und reicheren Entwicklung nach Innen fand, und jenes Ziel wurde selbst mehr nur in unbestimmter Ferne gesucht. Dagegen geschah es auch wieder in solchen Zeiten, daß die an die Stelle jener Gereiztheit häufig tretende Erschlaffung Reactionen in der Kirche hervorrief, daß engherzige Frömmigkeit sich an der in Zeiten der Ruhe auch freier gehaltnen Sitte stieß, daß frommer Vorwitz, fromme Eitelkeit, die sich in der Prophetenrolle gefiel, das Ende der Welt bis auf den Tag und die Stunde zu berechnen wußte, daß geistlicher Hochmuth, dünkelhafte Sucht nach besondrer Frömmigkeit und Heiligkeit das Leben der Kirche als in wachsender Verschlechtrung begriffen beseufzte, die Gegenwart als die nächste Vorbereitung der Periode des Antichrists, wo nicht als Reich des Antichrists selber ausschrie, und mit größter Sicherheit und Wohlweisheit die untrüglichen Zeichen der vor der Thüre stehenden letzten Zeit anzugeben wußte. Solche Zeichen der Zeit waren Verfolgungen, Ketzereien, Hungersnoth, die Einführung der Pluderhosen, die Freimaurer u. dgl., ihre Beobachtung von jeher eine Lieblingsbeschäftigung der religiösen Schwärmerei, deren charakteristisches Merkmal eben die Einbildung ist, eine aparte Aufklärung über die Geheimnisse der Religion zu haben.

Die ganze Anlage des Montanismus stellt ihn unter diesen Gesichtspunkt. Die von seinen Urhebern berichteten Sprüche haben fast durchaus diese Beziehung. Alle eigenthümlichen Seiten desselben weisen darauf hin, daß die Erwartung des nächst bevorstehenden Endes der Dinge die Wurzel seiner ganzen Erscheinung bilde, und die Weissagung der Maximilla, *ὁτι μετ᾽ ἐμε προφητις οὐκετι ἐσται, ἀλλα συντελεια* (Epiph. Haer. 48, 2), giebt den Schlüssel für die montanistische Lehre vom Paraklet, ihrer Prophetie, und ihrer Askese. Wie weit harte Verfolgungen (*λεγοντες πολλους ἐχειν μαρτυρας*, Eus. H. E. V, 16) oder Unzufriedenheit mit dem in längerem Frieden (Maximilla weissagte Kriege, die nicht eintrafen; 13 Jahre nach ihrem Tod noch *και χριστιανοις εἰρηνη διαμονος ἐξ ἐλεους θεου*, adv. Mont. ap. Eus. 5, 16) erschlaffenden Leben der Kirche den geschichtlichen Anlaß des Montanismus abgaben, läßt sich nicht näher bestimmen. Vielleicht traf Beides zusammen, Ersteres wohl

als Folge des Letzteren. Jedenfalls ist der frühe Zerfall desselben mit dem kirchlichen Leben eine Thatsache. Vielleicht ist Beides erst als Wirkung der fanatischen Schwärmerei eines Individuums zu erklären, die in jener der Urzeit des Christenthums noch so nahe stehenden Periode reichen Zündstoff finden mußte. Die ganze Zeit war von chiliastischen Ideen geschwängert, die Wiederkunft Christi wurde insgemein als eine nahe bevorstehende bezeichnet. Je länger dieselbe verzog, desto gespannter wurde die Erwartung, und das Auftreten eines Schwärmers, der sich zu Ankündigung des Erwarteten berufen glaubte, mußte eine tiefe, weitverbreitete Wirkung hervorbringen.

Indem der Verf. bei der Darstellung des Montanismus nicht von diesem Gesichtspunkt ausgeht, verkehrt sich ihm die Anschauung desselben unter den Händen. Das Precäre und Momentane seiner Erscheinung blickt zwar überall auch aus der Entwicklung des Verf. unwillkürlich hervor, und die eschatologischen Grundlagen derselben lassen sich auch bei ihm in den angeführten Beweisstellen nirgends verkennen. (Vgl. S. 23, 31, 35, 47, 61.) Dennoch nimmt nach seiner Ansicht „der montanistische Chiliasmus nur eine untergeordnete Stelle in diesem System ein," obgleich er, wie die Discussionen über die Apokalypse beweisen, „ein Hauptpunkt des Streites war." (S. 190, 208.) Statt dessen bezeichnet der Verf. als Brennpunkt des Montanismus „die Annahme einer neuen Offenbarungsperiode," obgleich (wunderbar gnug) „diese Spitze der ganzen Streitfrage erst mit dem vierten Jahrhundert sich herauszukehren beginnt." (S. 225.) Dafür freilich wird ihm der Montanismus nun eine Art „System" (S. 76, 190 u. öfter), sein Kern ist nicht die durch den Glauben an das nahe Ende der Dinge aufgeregte sinnliche Schwärmerei, sondern ein Princip, bei dem es auf eine stetige Entwicklung und Vollendung des christlichen Lebens abgesehen ist. Kann nun der Verf. die Bedeutung des Chiliasmus bei den Montanisten denn doch nicht verkennen, so muß er in dem ganzen „System" desselben nur einen crassen Widerspruch finden. „Der Montanismus, nachdem er mit seinen drei Offenbarungsperioden einen vielversprechenden Anlauf zur Teleologie der Weltgeschichte (!!) gemacht hatte, bleibt in diesem Beginnen plötzlich stehen, um sich aus dem Ernst der Gegenwart hinaus dem bacchantischen Taumel des Jenseits in die Arme zu werfen. — Der Faden einer immanenten (!!) Teleologie reißt ab zu Gunsten einer abstracten Transcendenz." (S. 77.) Wie, also ein speculatives System wäre der genetische Ausgangspunkt des Montanismus? ein System mit Spinozistischem Princip, das in jener, durchaus von dem unreinen Diesseits dem himmlischen Jenseits zugekehrten, mit allen ihren Lebensrichtungen im Dualismus, in der Voraussetzung, daß das irdische Dasein die unangemessene Existenzform des Menschen, das σωμα ein σημα der Seele sei, verschlungnen Zeit ein Wunder ist, trotz dem Schleiermacherschen Christus? und dieses speculative System, gebaut auf das Princip der Immanenz, hatte keine andre Wirkung als den bacchantischen Taumel des Jenseits? Und ein Individuum war doch wohl der Urheber dieser neuen mit dem allgemeinen Denken der Zeit in absolutem Widerspruch stehenden Weltbetrachtung? Man sollte meinen, es könne nicht anders sein; dem Verf. aber ist der von der Geschichte genannte Urheber des Montanismus, Montanus mit seinen zwei Prophetinnen eine mythische Person. (S. 242 ff.) Das Mythisiren in der Geschichte ist jetzt gerade an der Tagesordnung; es bei Montan in Anwendung zu bringen, giebt es aber gewiß keinen Grund. Warum denn Alles über Einen Kamm scheeren? Wenn in der Vorrede zu dem Act. S. Perpet. et Felic. (Ruin. acta Mart. 93.) die Fortdauer der Prophetie durch den Satz motivirt wird, daß Gott seine Verheißungen noch immer, nicht nur vor Alters, erfülle, non credentibus in testimonium, credentibus in beneficium, findet der Verf., wer sollte es glauben? damit den bekannten Satz ausgesprochen: „Würde der Geist nur in Eine Periode der Geschichte die Fülle seiner Gnadengaben ausschütten, und gegen eine andre geizen, so wäre dies ein Widerspruch gegen seinen eignen Begriff, Princip der Offenbarung zu sein." (S. 15.) Eines Beweises, daß diese Betrachtungsweise des Montanismus und andrer Erscheinungen jener Zeit die Geschichte, wie einen Handschuh, umkehre, bedarf es nicht. Aber Zeit wäre es, endlich einmal dieser modernisirenden Geschichtsmißhandlung zu entsagen.

Vielleicht hängt dieser Fehler einigermaßen mit einem andern zusammen, dem Umstand nämlich, daß der Verf. als Hauptquelle bei der Darstellung des Montanismus die Schriften Tertullian's gebraucht. Der momentane, precäre Charakter des Montanismus mußte sich natürlich in dem Maße verwischen, in welchem das Grundprincip desselben, daß die Zeit der συντελεια da sei, durch die Zeit Lügen gestraft wurde, und in dem speculativen Geiste eines Tertullian mußte sofort die ursprünglich rein momentan, als Eröffnung des tausendjährigen Reichs, gemeinte Prophetie des Montanismus unwillkürlich eine allgemeinere Fassung gewinnen, sich als Glied im System der christlichen Offenbarung einreihen. Aber eben darum ist die Denkweise Tertullian's so wenig der ächte Montanismus, als die Ebioniten des Epiphanius die ächten Ebioniten sind. Die Ecken der ganzen Erscheinung haben sich bei ihm bereits abgeschliffen, und das Bemühen, den Widerwillen der Kirche gegen die neuen Propheten zu entkräften, tritt auf jedem Blatt dieses Schriftstellers

in halben Concessionen und ganzen Widersprüchen hervor. (Vgl. über solche Widersprüche S. 24 ff., 41 f., 51 f., col. Anm. 131 u. öft., wo nur die Versuche des Verf., Tertullian's Consequenz zu retten, eine überflüssige Mühe sind.) Und doch selbst bei Tertullian verbirgt sich nirgends die durch Alles durchgreifende Bedeutung der eschatologischen Basis des Montanismus. So hat der, dem Institut der Ehe zu Grunde liegende Ausspruch: crescite et multiplicamini dem andern Platz gemacht: tempus jam in collecto esse (de exh. cast. 6. p. 351. de Monog. 3). Die Verschärfung der Askese im Montanismus erklärt sich bei ihm ebenfalls ganz von diesem Gesichtspunkt aus. Es handelt sich nicht um neue Glaubensmomente, sondern um eine strengere Fassung der Disciplin, als unerläßliche Vorbereitung auf die bevorstehende Umwälzung der Dinge (S. 23). Sucht man in der Geschichte gleichartige Erscheinungen auf, so wird wohl kaum eine entsprechendere Analogie sich darbieten, als die Camisarden im siebenzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Rechtspflege.

Die schlimme Justiz schreit gen Himmel.
Friedrich Wilhelm I.

Das ganze politische Leben freier Völker bewegt sich in der Oeffentlichkeit, wie das physische athmet in der Luft. Man genießt ihrer, wie der Gesundheit, ohne über ihren Werth zu streiten, man genießt und bedarf ihrer jeden Augenblick, ohne ihre Nothwendigkeit zu bezweifeln oder beweisen zu wollen. Ein freies Volk fühlt, sogar ohne historische Vergleichung, daß bei entgegengesetzten Zuständen sein höchstes Lebensgut, die Freiheit unmöglich bestehen kann. Dies Volk ist in der praktischen Uebung seiner Freiheit und pflückt sich reife Früchte von dem goldnen Baum des Lebens. Die graue Theorie davon ist den deutschen Denkern zugefallen. Wann wird auch uns der Baum des Lebens blühen?

Das höchste und heiligste Besitzthum ist dem Volke das Recht, wenn es durch eine von ihm liebgewonnene, volksthümliche Gesetzgebung und Gerichtsverfassung, die es kennt oder wenigstens kennen lernen kann, geschirmt ist. Das Gesetz ist der todte Buchstabe, dem nur das Richteramt Leben und Wirkung zu geben vermag. Der gute Richter ist das nothwendige Implement der guten Gesetzgebung. Gesichert, daß kein Befehl der höhern Stelle störend auf seine Entscheidungen einwirke, zugänglich für Jeden, daß auch der Aermste nie verschloßne Thüren finde, nicht in schroffer Abgeschiedenheit einem längst verschollnen Kastendünkel ergeben, sondern das reich gestaltete und verzweigte bürgerliche Leben selbst und von Nahem anschauend, muß das Richteramt nicht allein gerecht und parteilos, sondern national und populär sein. Der historische Rechtsboden — das Wappenschild der Arglist und Verstellung für alle Feinde des Rechts und Fortschrittes im Staats- und Völkerleben — wird zur perfidesten Inconsequenz mißbraucht. Wir mögen weder Machiavell's Staat noch Fürst, aber das muß man ihnen lassen, sie sind beide consequent. Es gilt in Deutschland das römische Recht, subsidiarisch wenigstens gewiß, denn wo eigne Gesetzbücher sind, wie in Preußen und Oesterreich, ist es am Ende nur in das Deutsche übersetzt. Die Romanisten waren freilich loyale Fürstendiener und die leges in den Pandekten, noch mehr die constitutiones im Codex und gar erst die Novellen gaben, geschickt commentirt, ein treffliches Brevier des Absolutismus. Mit dem Landfrieden, den der letzte Ritter schloß, beginnt die Herrschaft des fremden Rechtes in Deutschland. Der Zustand langer Unsicherheit und Schutzlosigkeit mußte ein Ende nehmen, das Gesetz die rohe Gewalt unterjochen, das Gericht, nicht die Fehde entscheiden. Ganz Deutschland harrte auf die Wiederherstellung des Gesetzes. Und wie geschah es? Als wenn das Volk, das sich gestern als deutsches niedergelegt hatte, heute als römisches aufstände. Man gab ihm das Gesetzbuch eines Volkes, das gar nicht mehr existirte, eines Volkes, das von ihm überwunden, vernichtet worden war. Daran war kein Gedanke, daß eine Nation, die ein Jahrtausend die weltherrschende war, die Wurzeln ihres Stammes in allen europäischen Ländern trieb, auf einmal zum Selbstmord verdammt, im eignen Schooß das Heiligthum des Rechts durch fremde Götzen profanirt sehen sollte. Mit einem Schlag erloschen alle nationalen Rechtsquellen und Denkmäler. Die Volks- und Gaurechte, die Capitularien, die Formelbücher, die Weisthümer, die Hof- und Dienstrechte, die Schöffenurthel, die Stadt- und Landrechte, die Kaiserrechte, der Sachsen- und Schwabenspiegel sind eine antiquarische Rarität geworden, und seit das heilige Reich zusammenfiel, stehen auch die Reichsgesetze und Reichsabschiede mit ungelöschtem Staube in den Bibliotheken überzogen. Auf deutschen Universitäten hört der deutsche Student deutsches Recht als ein antikes Collegium, wofür er uns ärgerlich sein Honorar zahlt. Institutionen und Pandekten sind die Orakel des Examens.

Was die Romanisten unversehrt ließen, das verdarben vollends die Kanonisten. Jene verfälschten das materielle Recht, diese das formelle, jene schoben fremde Gesetzbücher unter, diese erfanden eine neue Procedur, eine neue Gerichtsverhandlung in bürgerlichen, wie peinlichen Rechtssachen. So weit die deutsche Geschichte reicht, kennt sie bis zu diesem Wendepunkt nur *eine* Weise, wie Rechtsfälle verhandelt und entschieden wurden, — das öffentliche, mündliche, accusatorische Verfahren, und das Mitwirken der Bürger zu der Schuldigerklärung in Criminalprocessen. Es giebt Thatsachen, deren Wahrheit sich nicht oft gnug wiederholen läßt. Hier ist eine davon. *Oeffentliche, mündliche Rechtspflege und Schwurgericht sind urdeutsche Institute*, ein Ausfluß aus der allgemeinen germanischen Volksfreiheit und dem Rechte jedes freien Bürgers, nur auf das Urtheil seines Volks oder seiner Mitbürger hin verurtheilt werden zu dürfen. In dem vielwissenden Deutschland sollte ein so wichtiges Factum ungleich bekannter sein. Doch weiß man es wohl und nur, was das Schlimmste ist, man *will* es nicht wissen. — Papst Innocenz III., welcher 1243—1254 die römische Tiara trug, der Vollender des Systems hierarchisch-theokratischer Herrschergewalt, ist der Schöpfer des heutigen geheimen schriftlichen Inquisitions- und Relationsprocesses. Schon frühzeitig im Mittelalter hatte sich die Geistlichkeit zunächst angeblich in sacramentali ratione, dann aber immer mehr zur Ausbildung ihrer priesterlichen Oberherrschaft eine große kirchliche Straf- und Bußgewalt

angemaßt. Anfänglich wurden sie nach den Grundsätzen der freien deutschen weltlichen Gerichte geübt. Allein der schlimme Zweck, dem sie dienten, konnte nicht lange die öffentliche Controle ertragen. Daher schuf sie Innocenz in dem bekannten cap. 21. 24. X. de accusat. zu geheimen Tribunalen um. Wohl galt das Gesetz vorerst nur den geistlichen Gerichten, doch bald besiegten die hierarchischen Principien auch in den weltlichen Gerichten die freiern Rechtsgrundsätze. Insbesondre gab die fanatische Wuth der Ketzer= und Hexenprocesse zu der unglückseligen Umbildung des deutschen Gerichts und dessen Verfahrens die nöthige Energie. Jetzt, wo in diesen Blutprocessen tausend unschuldige Opfer fielen und die Criminalgerichte durch Geldstrafen und Güterconfiscationen eine Erwerbsquelle für die Guts= und Landesherrschaft und für deren dienstbare Richter wurden, jetzt mußte der neue geheime inquisitorische Tortur= und Beamtenproceß sich auch den weltlichen Obrigkeiten empfehlen. Dem hierarchisch=fanatischen Treiben der Geistlichkeit und dem Inquisitionseifer ihrer Gerichte trat die servile, von Fürstengunst abhängige romanistische Juristenzunft mit ihrem fremden Recht, mit ihrer Unkenntniß und Verachtung der vaterländischen Rechte und Freiheiten zur Hand. So suchten die bureaukratische Beamten= und die hierarchische Priesterkaste das Volk je mehr und mehr rechtsunmündig, der Theilnahme an seiner Gesetzgebung und Rechtsprechung verlustig, das Schwurgericht stumm zu machen und zuletzt, wo immer möglich, ganz aus den Gerichtssälen zu verdrängen und deren Thüren zu schließen. Die Rechtspflege wurde dem Volke entfremdet, sie nahm bei der nächsten geistlichen oder weltlichen, fürstlichen oder gutsherrlichen, jedenfalls despotischen Gewalt unfreie Dienste. Vollends wuchs mit der Ausbildung des fürstlichen Absolutismus, seit den Zeiten der Reformation, die Geringschätzung der kastenmäßigen Hof= und Beamtenaristokratie gegen alles Volksmäßige. Die Ungerechtigkeit wurde nunmehr in das eigentliche System des Inquisitionsprocesses gebracht, die unnatürliche Proceß= und Gerichtseinrichtung entwickelte und verbreitete sich immer mehr und es begannen die unheilvollsten Erscheinungen der deutschen Criminalprocedur von dem Wahne einer juristischen Beweistheorie mit ihren schauderhaften Folgen, von der alten gesetzlichen Tortur und der neuern ungesetzlichen in jahrelangen geheimen Inquisitions= und Kerkerqualen, von den Verdachts= und außerordentlichen Strafen, den lebenslänglichen Verdächtigkeitserklärungen und den Lossprechungen von der Instanz.

Durch die hierarchische Inquisition und die ausländische Jurisprudenz, durch Beamtenherrschaft und Absolutismus wurde die urdeutsche Gerichtsverfassung in ihren freien, volksthümlichen Formen von Grund aus zerstört. Die Zeit, wo dieses Unheil geschah, war das Ende des funfzehnten und der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts, und das Reichsgesetz, welches das römische und kanonische Recht zur Geltung rief, die Kammergerichtsordnung von 1493.

Das neue „System der Ungerechtigkeiten und Ungereimtheiten," wie es ein geistreicher, aufgeklärter, vorurtheilsloser Jurist mit allem Recht benennt*), erhielt in Deutschland zum Ueberfluß eine gelehrte Ausbildung und wurde zur Facultätswissenschaft erhoben. Nun galt es natürlich für unfehlbar, und die Fürsten zogen es groß, als den Popanz ihrer absoluten Herrschergewalt. Selbst die Carolina, die doch schon, wenngleich mit Maß vom unsaubern Geist der Zeit gefärbt war, verfolgte die unvaterländische Juristenkaste mit Spott und Hohn, und ließ ihre Anwendung nicht eher zu, als bis sie aus der Bauernsprache — der deutschen — in die Gelehrtensprache — die lateinische — übersetzt wurde. Wirkungslos verhallten die Klagen, von denen die lautesten der wackre Freiheitskämpe Ulrich von Hutten erhob, gegen diese Doctoren des fremden Rechts, vergebens blieben der Bauernkriege blutige, verzweiflungsvolle Anstrengungen gegen den rechtswidrigen Umsturz altdeutscher Volksgebräuche**). Die Auflösung des deutschen Reichs und der Despotismus der Rheinbundsepoche brachten unserm criminalgerichtlichen Zustand neues, großes Unglück. Was bisher noch der Verfolgung der Romanisten und servilen Beamten widerstanden hatte, zumal in den Reichsstädten, selbst der Schein der Oeffentlichkeit und die Schöffengerichte, verschwanden jetzt gänzlich. Immer geheimer wurden die Criminalprocesse gemacht. Ein deutsches Centralgericht, wie das Reichskammergericht trotz fehlerhafter Construction doch gewesen, hörte auf. Das alte reichsgesetzliche Palladium der Sicherheit, das Recht des Angeklagten, für die Hauptschritte des Criminalprocesses und für das Endurtheil Actenversendung und Entscheidung eines auswärtigen, unabhängigen und unparteiischen Spruchcollegiums zu fordern, dies Recht wurde anfangs landesgesetzlich, zuletzt gar bundesgesetzlich zerstört.

Das ist das Gemälde von der Geschichte des deutschen Criminalprocesses bis auf die neuesten Zeiten.

(Fortsetzung folgt.)

---

*) F. D. Laue, Oberprocurator in Saarbrücken, Der mündliche, öffentliche Anklageproceß, Aachen und Leipzig, Mayer, 1840, eine mit Scharfsinn, Kenntniß und Gesinnung geschriebne Broschüre, die nicht gnug empfohlen werden kann.

**) In der Schweiz wehrte man sich mit Glück gegen die Eindringlinge. Welcker erzählt in dem gediegnen Aufsatz des Staatslexikons „Jury" von einem schweizerischen Gerichtsvorstand, daß derselbe, als eine Partei sich aus dem benachbarten Constanz einen Doctor hatte kommen lassen, der sich auf römisches Recht und dessen Commentatoren Bartolus und Baldus berief, diesen mit den Worten zurückwies: „Hört, Ihr Doctor, wir Schweizer fragen nicht nach den Barteln und Baldeln und andren Doctoren. Wir haben sonderbare Landbräuche und Rechte. Naus mit Euch, Doctor!"

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 34. 10. Februar. 1842.

Schwegler „Der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrhunderts.“

(Fortsetzung.)

Nur diesen precären und momentanen Charakter trug auch unläugbar die montanistische Prophetie an sich. Dies geht schon einfach aus dem Spruch der Maximilla hervor, daß keine Prophetin mehr nach ihr komme, sondern die Zeit des Endes. Die Weissagung des Joel findet durch Montanus ihre Erfüllung in dem Sinne, in welchem sie auf die novissimos dies sich bezieht. Die Wirkungen des Geistes haben im Montanismus ein volleres Maß, cum majora reputanda sint novitiora quaeque ut novissimiora (als dem Ende zugehend, wie Tertullian extremiora sagt) secundum exuberationem gratiae in ultima saeculi spatia decreta! (Act. Perp. praef. p. 93.) Wir werden hiedurch auf eine sehr interessante Frage geführt, deren Erörtrung uns in die ursprünglichen Verhältnisse der ganzen Erscheinung einen klaren Blick thun läßt. Insgemein wird von den Lehrbüchern der Kirchengeschichte die Idee des Paraklet als ein dem Montanismus ursprünglich eignes und wesentliches Element aufgeführt. Die spätern Kirchenlehrer, Cyrillus von Jerusalem, Theodoret, Hieronymus, Theodor von Heraklea (die Stellen sind vom Verf. beigebracht, S. 174 f., 190, 225), sind hiebei vorangegangen, so zwar, daß sie dem Montanus nicht nur die Idee einer dritten Offenbarungsstufe, deren Princip der Paraklet, sondern selbst die Behauptung zuschrieben, seine eigne Person sei eine Incarnation des Paraklet. Und gewiß hat die Väter bei dieser Auffassung ein richtiges Gefühl geleitet, sofern es der schwärmerischen Ekstase des Montanus, wenn die Idee des Paraklet ihm wirklich eigen war, gewiß ganz natürlich war, seine Person mit dem Paraklet zu identificiren. Ja wenn die im Montanismus aufgegangne Offenbarung des Paraklet wirklich den zwei frühern Offenbarungsstufen adäquat sein sollte, so mußte schon dieses Verhältniß den Gedanken einer Incarnation des Paraklet sehr nahe legen, und der Verf. selbst hätte seiner Darstellung des montanistischen Systems weit mehr Consequenz gegeben, namentlich seine Behauptung, daß durch dasselbe die in Christus aufgegangene Offenbarung eigentlich habe halb und halb antiquirt werden wollen, weit anschaulicher motivirt, wenn er dabei geblieben wäre, Montanus habe sich für den Paraklet erklärt. Warum that er es nicht? Schon Mosheim erklärte die Ansicht der Väter von dem Verhältniß, in das sich Montanus zum Paraklet gesetzt haben solle, für ein Mißverständniß; denn mit einer solchen Ansicht von seiner Person — omnium mortalium stultissimus fuisset!! Ein treffliches Argument! Wie, wenn nun Montanus wirklich der größte Thor, den die Erde getragen, gewesen wäre? Einer muß es gewesen sein; und welches Wahnwitzes ist nicht die religiöse Schwärmerei fähig? Und warum sollte denn Montanus gescheidter gewesen sein, als Manes hundert Jahre später, der sich geradezu für den Paraklet ausgab (Eus. hist. eccl. 7, 31. Aug. act. c. Fel. 1, 9.), wogegen Mosheim (Instit. hist. eccl. saec. III. p. II. 5, 6.), Gieseler (Kircheng. 1, 247), Baur (Gnosis 545), Neander (K. G. I. 821) u. A. Nichts einzuwenden haben? oder als die Propheten, die Celsus gesehen hat, welche sagten: ἐγω ὁ θεος εἰμι, ἡ θεου παις, ἡ πνευμα θειον. Orig. c. Cels. 7, 9. Wie gesagt, auch der Verf. pflichtet dem Urtheil Mosheim's bei (S. 175). Es ist heut zu Tage Ton geworden, den Häresien das Unrecht, das ihnen kirchliche Unduldsamkeit lange zugefügt hat, dadurch zu vergüten, daß man für ihre Vernünftigkeit mit den eignen Mitteln einsteht. Schade, daß es ihnen Nichts mehr hilft, und welch eine unnöthige Verschwendung von Humanität! Dennoch sind wir nicht abgeneigt, ebenfalls zu zweifeln, ob Montanus sich für eine Incarnation des Paraklet ausgeben habe, und nicht nur das, sondern ob überhaupt „die Lehre vom Paraklet eine specifisch montanistische“ (S. 224, 8.) gewesen sei. Die spätern Quellen für Kenntniß des Montanismus behaupten es zwar einstimmig; nicht aber die frühern, so weit wir sie wenigstens für diese Arbeit vergleichen konnten. Es sind dieses die Fragmente, welche Eusebius und nach ihm Nicephorus Kallistus und Epiphanius theils von den Urhebern des Montanismus selbst, theils von den ersten Gegnern desselben erhalten haben. Die letztern sind der ungenannte Bestreiter des Montanismus bei Eusebius (hist. eccl. 5, 16. 17.), den Nicephorus mit Apollinaris identificirt (Nic. IV, 23), ferner ein Apollonius ((Eus. 5, 18), Serapion, Apollinaris, Aelius

Publius u. A. m. (ibid. 5, 18. Nic. 4, 20.) Sie reichen so nahe an die Entstehung des Montanismus hinauf, und stehen zum Theil auch so unmittelbar mit ihm in Verkehr, daß Tertullian gegen sie als Quelle für Kenntniß des Montanismus tief herabsinkt. Jener Ungenannte schrieb 13 bis 14 Jahre nach dem Tode der Maximilla, was dem Verf. aus Vorliebe für seinen Gegenstand zweifelhaft scheint (S. 243), lernte in Ancyra in Galatien den Montanismus eigens kennen, und wenn seine Erzählung vielfach mit *φασι, λεγεται, λογος ἐστιν* u. s. w. durchwoben ist, so könnte dieses ebensogut von der historischen Gewissenhaftigkeit des Erzählers zeugen, als von Unklarheit, Sagenhaftigkeit seiner Berichte, wie der Verf. meint (S. 243), ist aber jedenfalls gegen die Thatsache gleichgiltig, daß in seinem Bericht kein Wort vom Paraklet vorkommt. Das inspirirende Princip des Montanus und seiner Prophetinnen ist dem Gegner natürlich ein *πλανης πνευμα, βλαψιφρον, ὑποκοριστικον, λαοπλανον, νοθον*, nirgends aber werden diese Benennungen der Behauptung entgegengesetzt, es sei dasselbe der Paraklet, ein erst jetzt eingetretner besondrer Ausguß des heiligen Geistes, sondern selbst die Anhänger Montan's, so weit ihre Ansicht hervortritt, finden in seiner Ekstase eine Wirkung des auch sonst alle religiöse Begeistrung bedingenden heiligen Geistes (*οἱ ἁγιῳ πνευματι και προφητικῳ χαρισματι ἐπαιρομενοι*). Es handelt sich daher nicht darum, ob dem Montanismus eine specifisch neue Mittheilung des Geistes zukomme, sondern ob der in ihm waltende Geist mit dem Geist der Kirche identisch sei; nicht ob er eine über die bisherige hinausgehende Offenbarung sei, sondern ob das prophetische Charisma, wie es die Kirche habe, auch als Quelle der montanistischen Prophetien angesprochen werden dürfe. Ganz dem gemäß ist es, daß sich nach dem Erzähler die Montanisten nur für die dem Volk von Christus verheißnen Propheten ausgeben, sich auf ihre Märtyrer und eine *διαδοχη* des *πνευμα* berufen; der Gegner aber jene Berufung als unberechtigt, diese als unwahr abweist, und die Aechtheit ihrer Prophetie theils wegen der ekstatischen Form, theils weil ihre Weissagungen zu seiner Zeit noch nicht eingetroffen, bestreitet. Nur also ob die montanistischen Propheten Propheten seien, wie z. B. die des Alt. Test., nicht ob sie aus einer ganz neuen Geistesquelle schöpfen, ist die Frage. Kurz man findet im Montanismus nach dieser Darstellung nichts als eine religiöse Schwärmerei, der eine Idee, wie die des Paraklet viel zu subtil war. Derselbe Gesichtspunkt, wonach der Montanismus ursprünglich nur mit dem Anspruch, das der Kirche eigne prophetische Charisma zu besitzen, auftrat, scheint in der Gegenschrift des Miltiades *περι του μη δειν προφητην ἐν ἐκστασει λαλειν* gewaltet zu haben. Wäre die Idee des Paraklet dem Montanus ursprünglich eigen gewesen, so hätte Miltiades seine Schrift gewiß anders betitelt, und diesen wichtigern Punkt abgehandelt (Eus. V, 17). Ganz so erscheint es auch in dem Fragment des Apollonius, der diese Auffassung durch einzelne sehr individuelle Charakterzüge bekräftigt, wenn dieselben auch im Uebrigen ohne Zweifel falsch aufgefaßt und mißdeutet sind, wie z. B. darin, daß er montanistische Gebräuche als Belege des Vorwurfs der *πλεονεξια* darstellt, die vielleicht nur auf ein Institut, wie die Gütergemeinschaft zu deuten waren*). Wäre dem Montanismus der Anspruch, eine neue Offenbarungsform, die Offenbarung des Paraklet zu sein, ursprünglich eigen gewesen, so wäre die Bestreitung dieses Anspruchs nicht erst im vierten Jahrhunderte versucht worden, es hätte seinen ersten Gegnern diese dem Kirchlichen und Christlichen ans Leben gehende Seite unmöglich entgehen können, so wenig dieselbe im Manichäismus von Anfang an übersehen wurde (Eus. hist. eccl. 7, 31); man würde mindestens das Wort *παρακλητος* bei ihnen finden. Dasselbe Resultat ergiebt die Untersuchung der noch vorhandnen Reden und Sprüche der Urheber des Montanismus selbst. Daß diese prophetischen Orakel Montan's und seiner Begleiterinnen sehr frühe schriftlich aufgezeichnet waren, beweist, daß Apollonius sie *κατα λεξιν* bestritt. Eine solche Sammlung gewiß ächter Orakel hatte Epiphanius vor sich. Ihre Aechtheit verbürgt der dunkle Ton, die abgerißne Form dieser Sprüche, die den montanistischen Erzeugnissen späterer Entwicklungsperioden, in welchen das montanistische Element bald durch das Organ der Reflexion aufgefaßt wurde, durchaus fremde sind. Es ist diesem Vater wohl nicht leicht bei einer andern häretischen Erscheinung begegnet, daß er bei seiner Darstellung so wenig Fremdartiges aufnahm, daß er sich der das Gesammtbild seines Gegenstandes verunstaltenden Vermengung früherer und späterer Elemente so glücklich entschlug. Das Eigenthümliche des Montanismus, wie es in diesen rhapsodischen Sprüchen sich abzeichnet, ist eine schwärmerische, durch die Erwartung der *συντελεια* und die sinnlichen Vorstellungen von dem mit derselben hereinbrechenden Leben mächtig aufgeregte Ekstase. (Haer. 48, 2. 10.)

*) Zu vergleichen ist indeß, was Irenäus über die Pseudopropheten, worunter er vielleicht die Montanisten versteht, adv. haer. IV, 33, 6 sagt: qui aut propter vanam gloriam, aut ad quaestum aliquem fingunt se prophetare. Es deutet dieses auf eine frühe Entartung der ursprünglich natürlichen Ekstase in eine erkünstelte, auf unreinen Absichten beruhende Quacksalberei, die den schneidenden Gegensatz gegen andre, das schwärmerische Wesen der Montanisten besser und edler, als es ursprünglich war, fassende Entwicklungen bildet. Vgl. hierüber auch die Worte des Celsus über christliche Propheten. Orig. c. Cels. VII, 9.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Rechtspflege.

(Fortsetzung.)

Nehmen wir das linke Ufer des Rheines weg, so stehen gegenwärtig geheimes schriftliches Verfahren und Untersuchung von Amts wegen im ganzen übrigen Deutschland in der höchsten Vollendung ihres Princips da, und wir wüßten nicht, wie es nur noch möglich wäre, die Schriftlichkeit und das amtliche Befugniß des Richters zu erweitern. Wie aber konnten zwei der Wahrheit so feindselige, dem Recht unsrer Geschichte, unsern uralten Sitten und Gebräuchen widerstreitende Elemente länger, als drei Jahrhunderte bestehen? wie mußte es erst unsrer Zeit vorbehalten bleiben, den argen Baum an seinen argen Früchten zu erkennen und nach seinen giftigen Wurzeln zu graben? Dies, wie so Vieles, erklärt sich aus der politischen Lage des deutschen Volks. Nur in der absoluten Monarchie konnte das Inquisitionsprincip gedeihen, nirgends anders. Wäre irgend ein demokratisches Element in Deutschland geblieben oder zurückgekehrt, hätte das Volk (freilich gab es im funfzehnten und sechszehnten Jahrhundert im rechtlichen Sinne keines) über sein Interesse wachen, seine Rechte vertheidigen und an der Gesetzgebung Theil nehmen können, der Anklageproceß, die mündliche Verhandlung und das Schwurgericht wären, als nationale Institute, nimmermehr so spurlos verschwunden. Die Mißbräuche der Untersuchung von Amts wegen und der Schriftlichkeit würden dem Volke bald die Augen über jene Gefahren geöffnet und es belehrt haben, daß für Recht und Freiheit auch nicht eine einzige Bürgschaft in ihnen liegt.

Und nun hört man noch sagen, eine solche Entstehung des deutschen Processes sei volksthümlich, er habe sich aus dem Volk herausgebildet, er sei der Ausdruck, das Erzeugniß seiner Sitten, seines Charakters! Das deutsche Volk hat an der Ausbildung des geheimen schriftlichen Verfahrens keinen andern Antheil genommen, als den durchaus passiven eines starren Müssens.

Hat man denn je daran gedacht, auf des Volkes Klagen zu hören, geschweige nach seinen Wünschen zu fragen? Was dem Verstand keine Gnüge thut und die Vernunft beleidigt, das wird der gesunde Sinn des Volkes nie billigen, nie volksthümlich nennen. Lane in der angeführten Schrift fragt ganz consequent, „warum wäre dann auch nicht die Folter volksthümlich, die doch über drei Jahrhunderte lang in Deutschland der Quell der Wahrheit war? warum nicht auch das römische und kanonische Recht, das seit einem halben Jahrhundert unter uns gilt?"

Das ist nun wieder das fatale Verhängniß, dem Deutschland zugefallen ist. Der civilisirte Theil der Welt erfreut sich der germanischen Freiheit, die allen Staaten das Leben gegeben hat, doch wir, die Kinder des Hauses, die fremde Fesseln lösten, können die eignen nicht lösen. So viel wir säeten und vor Kurzem mit heiligem Blute düngten, wir haben noch keine Frucht gepflückt. Wie weise und glücklich für Freiheit und Gerechtigkeit wußten sich da die Britten das deutsche freie Gerichtsverfahren zu behaupten und auszubilden. Sie erhielten es rein von fremden zerstörenden Einflüssen der volksverachtenden Romanisten, die sie aus Parlament und Gerichtssaal jagten, frei von aller hierarchischen und kanonischen Inquisition und retteten dadurch das Grundinstitut bürgerlicher Freiheit, und mit ihm die Freiheit des Vaterlandes und der Welt. Als auf dem Continent die Sturmglocke der französischen Revolution die Freiheit wach rief, da wurde auch das öffentliche, freie Volksgericht wiederhergestellt oder doch zurückgefordert. So wurde es nach und nach hergestellt in Frankreich, Norwegen, Schweden, Spanien, Portugal, Holland, Belgien und in den deutschen Bundesländern des linken Rheinufers, welche ihr Eigenthum aus fremden Händen erhalten mußten. Zurückgefordert wurde es von den Ständeversammlungen der deutschen constitutionellen Staaten, bis heute aber noch von keiner Regierung gewährt.

Das unabweisbare Bedürfniß der Zeit verlangte, besonders seit die Julirevolution die trägen Gewissen wieder aufschreckte, wo nicht eine Reform, doch wenigstens eine Modification der bis zur Unerträglichkeit verschlimmerten Rechtszustände. Mit einem Male bemächtigte sich der deutschen Regierungen und Kammern eine wahre legislative Manie. Wir sehen wie aus einer Drachensaat die Gesetze überall hervorsprießen. Wenn die Zahl und der Umfang der Gesetze hinreichte, ein Land mit Segen zu überschütten, ein beneidenswertheres Land, als z. B. Würtemberg, gäbe es gar nicht auf der Erde. Ein rechtsgelehrter Statistiker, der sich die Mühe genommen hat, die Gesetze und Verordnungen, welche von 1806 — 1831 erschienen sind, zusammenzuzählen, rechnet deren 5661, und davon kommen 3319 allein auf die Periode von 1815 — 1831, was einen jährlichen Durchschnitt von 195 ausmacht. Ueberhaupt ist Deutschland das Land der Gesetze, der Gesetzgebungscommissionen und Revisionen, aber leider nicht der längst ersehnten Gesetzbücher.

Der bekannte Streit über den Beruf unsrer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft, dieser Meinungskampf hat uns jedoch in den Stand gesetzt, die politische Seite von der juristischen strenger abzuscheiden. Deutschlands Stellung ist zu schwankend und ungewiß, daher für eine consequente Gesetzgebung nicht sehr günstig. Die kleinern Staaten sind zu schüchtern und behutsam, den Impuls zu geben, und bei den großen ist keine Lust da, aufrichtige, vollständige Concessionen dem politischen Geiste der Zeit zu machen. Blicken wir auf den Gebrauch des Petitionsrechts unsrer Stände, überhaupt auf die Staatspraxis in Betreff der „Initiative" bei der Gesetzgebung, so erscheint mancher ständische Saal wie ein Trödelmarkt voll Lappen von allen Farben zum Flicken an der Gesetzgebung. Man wird, überrascht von den maß- und zahllosen, nicht selten an das Lächerliche streifenden Propositionen, fast unwillkürlich an den Gesetzgeber Zaleukos erinnert, der verordnete, daß derjenige, welcher in der Volksversammlung ein Gesetz vorschlüge, den Kopf in einer Schlinge, auftreten und wenn er es nicht durchsetzte, erdrosselt werden sollte. Pessima respublica, plurimae leges. Zu viele Gesetze schwächen das Vertrauen in die Einsicht der Regierung, und zerstören das Vertrauen auf den Hauptcharakter der Gesetzgebung, ihre Beständigkeit.

Als 1815 auf den Pfeilern des Bundestages ein neues Deutschland sich erhob, da sprach ein Mann von Ehre und Gewissen, der jetzt im Grabe liegt, Justus Thibau in Heidelberg, ein patriotisches Wort. „Gebt eine einige, vaterländische Gesetzgebung, auf historischem Boden und im Geiste der fortgeschrittnen Zeit aufgerichtet. Das wird euch schneller und fester zu einem Volk verbinden, als der

Ministercongreß eurer sieben und dreißig Fürsten in der freien Stadt Frankfurt am Main. Nicht was die römischen Juristen zur Zeit der Imperatoren den Bürgern Roms angemessen hielten, nicht was die päpstliche Gewalt zur Zeit des Culminationspunktes ihres Glanzes den Gläubigen in kirchlichen, als weltlichen Dingen aufdrang, nicht was das Mittelalter bei seinen schwankenden Formen nur vom Drang der Noth zur allernächsten Rettung erborgte, darf zum Leitstern dienen auf der Bahn, die wir für den Aufschwung einer selbständigen deutschen Gesetzgebung, zur Erzeugung eines originellen vaterländischen Rechts zu wandeln haben!''

Die Solonische Stimme verhallte in der Wüste. Es giebt ein Gebrechen, das noch ärger ist, als taub sein, nicht hören wollen. Die mainzer Commission und die karlsbader Beschlüsse waren die Antwort auf die frommen Wünsche des Volkes.

Und daß wir jetzt darauf zurückkommen, wovon wir ausgingen — auf das historische Argument, der eigensten conservativen Waffe unsrer Gegner, der Freunde des Stillstands, d. h. des Rückgangs. Wir verlangen Gleichheit vor dem Gesetz, Entfernung von Standesvorrechten, Freiheit der Eigenthumsverhältnisse von den Lehnsketten des Bodens, dieselben Verfassungsrechte für alle Unterthanen, Aufhebung der Regalien, der Monopole, der Privilegien, Lösung der Gewerbe und des Handels von den verschiednen Fesseln, überhaupt praktische Erfolge unsrer constitutionellen Theorien. Was ist die Antwort, die immer gleiche? Nicht so stürmisch, „Liebe, Getreue'', keine tabula rasa, Rücksicht auf das Herkommen, auf die Gebräuche, auf die Individualität der Nation, Achtung vor dem Bestehenden und vor dem Bestandnen, vor der tausendjährigen Geschichte des deutschen Reiches, vor seinen uralten, im Volkscharakter wurzelnden Gesetzen — mit einem Worte Ehrfurcht vor dem historischen Recht.

Eine alte Rechtsregel heißt, „was Jemand für sich geltend macht, muß er auch gegen sich gelten lassen.'' Als der Bundesacte vierzehnter Artikel dem früher unmittelbaren Adel übermäßige Entschädigungsansprüche zuschrieb, haben wir gesehen, mit welch unermüdlicher Sorgfalt Familienrechte und Statuten bis hinauf zu Karl's des Großen Zeit aus den Archiven aufgestöbert und mit welch antiquarischer Gelehrsamkeit aus den willkürlichsten Anmaßungen eine scheinbare Logik herausgeklaubt wurde. Da war im urältesten Gaurecht, Schöffenspruch oder städtischen Weisthum kein Titelchen klein gnug, dem nicht die historische Weihe gebührt hätte. Um das römische Recht fragte Niemand, denn dasselbe wußte wohl von kaiserlichen, aber nicht von Adelsrechten. Das Faustrecht des Mittelalters war die Quelle, woraus man schöpfte, jene Zeit, in der die Gewalt zu Gericht saß. Wenn gleich deutsche Gesetze nimmer galten, so kamen sie jetzt plötzlich durch geschichtliche Dialektik zu voller Auctorität. Es war die Absicht der conservativen Aristokraten, auf historischem Wege sich die Mißbräuche einer längst entschwundnen Zeit wiederherzustellen.

Es heißt aber nicht historischer Mißbrauch, es heißt historisches Recht. Der Triumph jener Reactionäre war darum kurz. Das historische Gebäude ihrer Mißbräuche bekam Risse von oben bis unten, wankte und kam zum Einsturz. Wir sehen sie wohl noch in den Trümmern da mehr, dort weniger wohnlich hausen. Umsonst, was noch steht, werden die nächsten Jahre über den Haufen werfen, das adlige Mittelalter hat sich im neunzehnten Jahrhundert ausgelebt.

Allein das historische Recht in seiner Reinheit achten auch wir. Gerade auf seinen Grund verlangen wir deutsches Recht, deutsche Gerichtsverfassung zurück. Bis so lange, als öffentliche, mündliche Verhandlung vor dem aus den Würdigsten des Volkes frei gewählten Gericht in Deutschland galt, war dieses Land die in Europa gebietende Macht, die Blüthe aller freien Tugenden. Wenn auch innere Zwietracht bisweilen seinen Frieden störte, das einheimische Gedeihen aufhielt und schmälerte, so lag die Schuld daran mehr an dem organischen Fehler, woran damals das ganze Staatengebäude Europa's siechte. Gegen Außen stand Deutschland doch als die erste Macht, als eine große Nation voll Selbstgefühl und Vertrauen da. Und warum? weil der germanische Geist in ihm lebte, der Geist der Freiheit, welcher mächtiger war, als alle Uebel, die ihn bedrängten.

Das sind Thatsachen, zu deren Beweis wir keine Worte verlieren, denn gegen absichtliche Dummheit schreiben wir nicht. Wir mußten im Allgemeinen ihrer erwähnen, da sich von dieser Höhe aus der Gesichtspunkt für den besondern Gegenstand eröffnet. Deutsch also, urdeutsch, keines andern Ursprungs ist die Rechtspflege, welche sich auf Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Schwurgericht gründet. Das römische und kanonische Recht, der Absolutismus und die Hierarchie haben sie verdrängt. Der Absolutismus und die Hierarchie sind als das Vernunftrecht und die Volkswürde entehrende Regierungsformen erkannt worden, sie sind in den civilisirten Staaten dem Andrang der aufgeklärten Zeit erlegen, und, wo noch nicht, dem Erliegen nahe. Mit ihnen müssen auch die Institute fallen, welche von ihnen geschaffen oder als ein fremdartiges Joch den Beherrschten aufgedrungen wurden. Und dazu gehört die ausländische, dem deutschen Wesen widerstrebende Rechtsverfassung.

Man hat in Deutschland diese Nothwendigkeit eingesehen. Wohl in den meisten constitutionellen Staaten liegen Entwürfe von Gesetzbüchern, besonders über Strafrecht, strafrechtliches und civilrechtliches Verfahren den Ständen zur Berathung vor. Wir nehmen für diesen Artikel, wohin schon dessen Einleitung zielt, zunächst das strafrechtliche Verfahren, den Criminalproceß, in das Augenmerk. Die Gelegenheit zu praktischen Betrachtungen knüpft sich zweckmäßig an die Verhandlungen, welche in der so eben versammelten Kammer des Königreichs Würtemberg über diesen Gegenstand gepflogen werden. Die Regierung hat bei derselben den Entwurf zu einer Strafproceßordnung eingebracht, nachdem das materielle Strafrecht durch das Strafgesetzbuch vom 1. März 1839 geordnet wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 35. 11. Februar. 1842.

Schwegler „Der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrhunderts.“

(Fortsetzung.)

Vergebens sucht man eine Spur des Paraklet, und der auf die Idee desselben gegründeten systematischen Anschauung der Entwicklung des Christlichen. Der ungezügelte Drang jener Katastrophe entgegen sprudelt sich aus in diesen Sprüchen, in welchen das Menschliche in sich zurücksinkend, von dem näher gerückten Göttlichen willenlos überwältigt zum prophetischen Organ der Gottheit selbst wird (ibid. 4, 13). Und so wenig ist von einer neuen Offenbarungsperiode die Rede, so bestimmt will die ganze Erscheinung nur als Moment, als Schluß der Offenbarung in Christus gefaßt werden, daß Maximilla ausdrücklich ausruft: *ἐμου μη ἀκουσατε, ἀλλα Χριστου ἀκουσατε.* (ib. 12.) Und wie hätten die montanistischen Propheten sich auf eine den Geist von Christus herab ihnen überliefernde Reihe berufen, sich die von Christus verheißnen Propheten nennen können, wenn sie im Paraklet von Anfang an eine ursprüngliche Quelle ihres prophetischen Charisma gehabt hätten? Nur das Gewaltsame, die unnatürliche Form der Ekstase, welche das Christliche in dieser Erscheinung, am Schluß des geordneten Weltlaufs, im Angesicht des Endes annimmt, unterscheidet sie von den frühern Erscheinungsformen desselben; denn *οὐχ ὁμοια τα πρωτα χαρισματα τοις ἐσχατοις* (ibid. 8). Würden diese Worte, wie der Verf. meint (S. 39), von dem Inhalt, nicht mit Epiphanius von der ekstatischen Form der montanistischen Prophetien zu verstehen sein, so hätte dieser Vater gewiß nicht unterlassen, die größre Blasphemie, daß Montan habe Größres und Beßres als Christus sagen wollen, gehörig zu beleuchten. Das Princip beider ist Eines und dasselbe, nämlich die Gottheit, *κυριος ὁ θεος ὁ παντοκρατωρ καταγινομενος ἐν ἀνθρωπῳ* (ibid. 11). Eine speculative Untersuchung über die Trinität und das Verhältniß der Personen derselben ist in keiner Spur zu bemerken. Der Gegensatz zwischen Gott und Welt in schroffster Gestalt, die Ueberwindung desselben, die Umwälzung der weltlichen Dinge durch die nun auf den Schauplatz tretende und schon getretne Gottheit ist der engbegrenzte Ideenkreis, in dem sich der Montanismus in seiner ursprünglichen Beschaffenheit bewegt. Ein Interesse, dogmatische Bestimmungen über die Person Christi, den heiligen Geist im Verhältniß zum Vater, über das Verhältniß der alttestamentlichen zur neutestamentlichen Oekonomie zu treffen, konnte hier nicht aufkommen. Christus ist Organ der Gottheit, Ausgangspunct ihrer weltumwälzenden Offenbarung gewesen, die nun in Montan ihre Endschaft, ihr Ziel erreicht; in diesem redet also derselbe Gott, wie er in Christus geredet; *οὐτε ἀγγελος, οὐτε πρεσβυς, ἀλλα ἐγω κυριος ὁ θεος πατηρ* (ibid. 11. cf. Orig. c. Cels. l. cit.) und *ῥημα εἰμι και πνευμα και δυναμις* ruft in derselben allgemeinen Weise sich als prophetisches Organ bezeichnend Maximilla nach der Gegenschrift bei Eusebius aus (hist. eccl. 5, 16). Hält man diesen Gesichtspunct, wonach über dem Bewußtsein, daß jene die Erlösung und Auflösung des Weltlichen bezweckende Offenbarung der in unmittelbarer Einfachheit und Unbestimmtheit gedachten Gottheit in Montanus ihr Ziel erreiche, der Gedanke verschiedner Wesensbestimmungen in Gott und einer Vielheit von Offenbarungsprincipien gar nicht aufkommen konnte, für den Montanismus ursprünglich fest, so glauben wir, hat man den Punct gefunden, von welchem aus alle die verschiednen, oft widersprechenden Ansichten der Alten von demselben sich erklären. Jenachdem man ihn nach der einen oder andern Seite hin seiner ursprünglichen Haltung entkleidete und auf Fragen, die ihm ganz fremd waren, Antworten aus unbestimmt anklingenden, ganz anders abzielenden Reden ableitete, fand man das Verschiedenartigste in ihm, d. h. verrückte man seine ursprüngliche, rein eschatologisch-dualistische Haltung und schob man ihm Consequenzen unter, an welche zu denken ihm alle Veranlassung ursprünglich abging. Man bezüchtigte ihn der Verwirrung des alt- und neutestamentlichen Standpuncts (S. 30); weil für ihn dieser Unterschied nicht vorhanden, die Offenbarung, wie Gott, nur Eine war, auf das Eine Ziel, das Weltende, lossteuernd, darum auch nie sich erschöpfend. Der göttliche Geist ist eine realistisch aufgefaßte Substanz, die als lebendige Macht sich von einem Organ auf das andre überträgt, und ihrem Ziel, dem Weltende, entgegeneilt. Selbst noch bei Tertullian tritt dieses hervor. Johannes der Täufer ist Prophet nur so lange, bis er seine Aufgabe

vollendet hat; dann zieht sich der Geist von ihm zurück, er ist communis jam homo et unus jam de turba. Tert. adv. Marc. IV, 18 (S. 26 ff., 110 ff., 163). Aehnlich war vielleicht die ursprüngliche Anschauung des Montanismus von Christus selber, wenn nicht, was uns noch annehmlicher dünkt, Christus überhaupt als der erste Ausgangspunct der Offenbarung, das erste Organ des in die Welt hereintretenden Gottes, oder auch die erste Incarnation desselben zu nehmen ist. Betrachtete sich Montanus als die zweite Incarnation des in sich Einen Gottes (und die Worte des Celsus bei Orig. l. l. sind vielleicht von Montanisten zu verstehen), so dürfen wir uns nicht wundern, wenn er, jenachdem man auf den Abstand des menschlichen Organs von der durch dasselbe wirkenden Gottheit, oder auf die Identität des in den Organen wirkenden Gottes sah, mit Sabellianismus oder mit der Denkweise Paul's von Samosata zusammengenommen (S. 178, 69), oder aber, sofern später die zweite Incarnation Gottes Paraklet genannt wurde, mit Manichäismus zusammengestellt worden ist (S. 117 und öft.).

Aber wie kommt nun der Montanismus zum Paraklet? Die Verbindung der Idee des Paraklet mit der montanistischen Prophetie war ohne Zweifel ein Schritt, welcher dem Montanismus durch das Interesse der Rettung und Erhaltung seiner Existenz geboten war. Da die geweissagte συντελεια nicht kam, mußten die montanistischen Propheten entweder sich als falsche enthüllen und die ganze Erscheinung hiemit spurlos verschwinden, oder es mußte dieselbe unter einem neuen Gesichtspunct aufgefaßt werden, von welchem aus sich ihre momentane, nur für die nächste Gegenwart berechnete Haltung gegen eine feste, systematische Grundlage vertauschte. Dieses war ein Geschäft der Reflexion, und eine solche so zu sagen philosophische Umgestaltung und Verarbeitung des montanistischen Princips mußte eintreten, sobald sich ein dazu fähiges Individuum dafür interessirte. Die dualistischen Grundlagen und die daran sich knüpfende Erwartung der συντελεια wurden als die gegebnen Prämissen festgehalten; aber die letztere Vorstellung wurde ihrer momentanen Form entkleidet, und Montanus, ursprünglich der Herold der rasch hereinbrechenden, weltumwälzenden Gottheit, wurde sofort mit der Mission betraut, das letzte, nach seiner Dauer nicht bestimmt begrenzte Weltalter zu verkündigen und einzuführen. War er mit seiner Offenbarung so in ein coordinirtes Verhältniß zu Christus und der mit ihm angebrochnen Entwicklungsperiode gestellt, so bot sich die Idee des Paraklet von selbst dar, um dem Montanismus auch ein dem des Christenthums entsprechendes inneres Princip zu sichern. Die Aufgaben beider wurden sofort gegeneinander abgetheilt; mit Christus kam der Glaube, die Lehre in die Welt; der Paraklet holte mit Beziehung auf das von ihm einzuführende letzte Weltalter das Fehlende nach, indem er die Disciplin vervollkommnete, die strenge Askese als die nothwendige Vorübung für das Ende zum Gesetz machte. Diese Umgestaltung des Montanismus scheint frühe schon vorgegangen zu sein. Als die Individuen, an welche dieselbe wohl anzuknüpfen ist, nennt die Geschichte die Montanisten Aeschines und Proklus. Der Verf. der Tertullianischen Präscriptionen sagt von ihnen, sie haben die Blasphemie gemeinsam, daß den Aposteln zwar der heilige Geist, nicht aber der Paraklet zugekommen sei, und daß der Paraklet plura in Montano dixisse, quam Christum in evangelium protulisse, nec tantum plura, sed etiam meliora et majora (Tert. praescr. 52). Vergleicht man diese einzige Stelle mit den Sprüchen des Montanus und dem, was seine Gegner bei Eusebius gegen ihn und seine Weissagungen geltend machen, so kann man nicht verkennen, wie das montanistische Princip dort einen Proceß der Reflexion durchgemacht hat. Denn nicht mehr fragt es sich nur über den ächten oder unächten Charakter der montanistischen Prophetie, sondern die Neuheit und Ursprünglichkeit derselben ist die Hauptsache, und statt des subjectiven prophetischen Gemüthszustandes tritt ein objectives Princip, statt bloß fragmentischer Weissagungen ein neues System auf den Schauplatz.

Wie weit diese Umgestaltung des Montanismus durch die kirchliche Polemik sollicitirt und beschleunigt wurde, läßt sich nicht näher bestimmen. Sehr nahe liegt es immerhin, zu glauben, daß die Weigrung der Kirche, in der montanistischen Prophetie einen Zweig der gemeinsamen christlichen Wurzel zu erkennen, dazu beitrug, daß der Montanismus nun auch weiter ging, und sein von der Kirche als Neuerung verworfnes Princip als wirklich neues ausbildete, sich von der Kirche nicht nur losriß, sondern mit dem Paraklet sich über sie stellte (vgl. was der Verf. in ähnlicher Weise sagt S. 162). Jedenfalls mußte diese Wendung, die der Montanismus nahm, zur Erweitrung der Kluft beitragen, die schon von Anfang an durch den Widerwillen des besonnenen kirchlichen Bewußtseins gegen die ekstatische Form der neuen Prophetie herbeigeführt wurde. Die Unterscheidung zwischen Pneumatikern und Psychikern ist die einfache und nothwendige Consequenz der Unterscheidung des Paraklet als selbständigen Offenbarungsprincips von Christus, und beide verhalten sich wie das Größre und Mehrere zum Geringern und Wenigern. Ebenso verhält es sich mit dem montanistischen Begriff von der Kirche. Wenn der Verf. über den katholischen Begriff von der Kirche sagt, er räume dem Moment der Katholicität eine das Moment der Heiligkeit zurückdrängende Bedeutung ein (S. 48, 231), während der Montanismus das Verhältniß umkehre; so ist der erste Satz richtig, der zweite ungenau. Denn aus dem Princip des Paraklet ergab sich die nothwendige Con-

sequenz, daß die katholische Kirche dem Montanismus diesen Namen nicht mit Recht zu führen scheinen mußte, weil ihr das Moment der Heiligkeit, das constitutive Merkmal der Kirche abging. Sie war also in der That nicht Kirche; dem Montanismus aber war die Tendenz, seine Kirche und zwar als die heilige allgemein zu machen, so wesentlich, daß er durch den Begriff des allgemeinen Priesterthums sogar alle particulären Unterschiede im Kirchenkörper selbst aufhob. Dieses Streben, sich als katholische Kirche zu realisiren, sehen wir an der von Celsus dem Montan vorgeworfnen προπετεια και τολμα περι το συντατειν καινας γραφας (Eus. 6, 20), wovon der katholische Brief des Montanisten Themison (bei Niceph. 4, 22 Theomison genannt) noch als Beleg bekannt ist. Eus. 5, 18.

Ebenso war dem Montanismus die Unterscheidung zwischen sichtbarer und unsichtbarer Kirche nicht nur, sondern auch jede Andeutung derselben fremd, sofern er durch Ausschließung selbst der für begangne Todsünden reuigen Sünder nichts Andres beabsichtigte, als das Merkmal der Heiligkeit in der Kirche allgemein zu erhalten, und die heilige Kirche als die sichtbare zu realisiren. Wurde dabei diesen reuigen Sündern doch die Hoffnung nicht genommen, Vergebung bei Gott, wenn auch nicht durch die Kirche zu finden, so geschah Dieses gewiß so wenig in der Voraussetzung, das Heil sei auch außer der Kirche, wie es der Verf. nimmt (S. 232), zu finden, daß wir vielmehr jene Praxis der Montanisten nur als Enthaltung von dem Urtheil betrachten können, ob solche Sünder zur Kirche gehören oder nicht. Mit der Erklärung, Gott vergebe ihnen vielleicht, war es nur Gott anheim gegeben, zu entscheiden, ob sie zur Kirche gehören oder nicht. Der Montanismus ist der Versuch, die sichtbare Kirche als die heilige zu behaupten, die zugleich die Eine sei und die allgemeine werden solle. Wenn daher der Verf sagt, „nicht im Gegensatz gegen die katholische Kirche habe der ursprüngliche Montanismus die Unterscheidung der sichtbaren und unsichtbaren Kirche vollzogen, er repräsentire vielmehr diejenige Stufe des dogmatischen Entwicklungsprocesses, auf welcher die unsichtbare Kirche, d. h. das Verhältniß des Einzelnen zu Christus (!) noch nicht identisch geworden war mit der sichtbaren Kirche, d. h. dem Verhältniß des Einzelnen zur Kirche" (S. 233), so ist dieser Satz durchaus ungenau. Denn vorerst war dem ursprünglichen Montanismus die Absicht einer Trennung von der Kirche, wie überhaupt diese Frage ganz fremd. Nach der Aufnahme der Idee des Paraklets aber bestimmte sich ihm die Kirche als Geisteskirche, in dem Sinne, daß nur der ein Glied derselben war, der Montanist wurde, die Lehre vom Paraklet annahm. Nicht nach dem Verhältniß des Einzelnen zu Christus also bestimmte sich sein kirchlicher Charakter, sondern das Verhältniß zur Kirche fiel mit dem zum Paraklet identisch zusammen. Eine unsichtbare Kirche gab es hienach gar nicht, sondern wo Kirche war, war sie sichtbar, sofern ihr erstes Merkmal die Annahme des Paraklet war; diese aber verlieh einen kirchlichen Charakter nur, soweit keine Todsünden denselben in Zweifel stellten, d. h. die sichtbare Erscheinung des Lebens die Wirkung des Paraklets thatsächlich beurkundete. Das Verhältniß zu Christus war ein durchaus unzureichendes Merkmal, sofern dann auch die Psychiker eben so gut Kirchenglieder sein konnten. Die Anwendung der, einer spätern Zeit und ihrem dogmatischen Fragenkreis entnommnen Unterscheidung von unsichtbarer und sichtbarer Kirche, oder gar jene Schleiermacher'sche Formel zur Auffassung des Montanismus ist übrigens eine historische Sünde, wie wir eine ähnliche oben bei dem Verf. bemerkt haben.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Rechtspflege.

(Fortsetzung.)

Der Gegenstand, als eine Principfrage, ist von großer Wichtigkeit nicht allein für den Fortschritt im Recht, sondern auch in der Politik.

Accusatorisches Verfahren — Inquisition, Oeffentlichkeit — Heimlichkeit, Mündlichkeit — Schriftlichkeit, Schwurgericht mit aus dem Volk gewählten Richtern doch unter Mitwirkung von Rechtsgelehrten — ein abhängiges, vom König besoldetes Beamtencollegium, deutscher Proceß — römischer und kanonischer Proceß, so heißen die Fragen, in welche der Principienstreit zerfällt.

Nehmen wir Parteinamen, um die Sache klar darzustellen. Die Liberalen wollen die Wiederherstellung des alten, historischen Rechts, der deutschen Gerichtsverfassung. Die Conservativen, deren Glaubensbekenntniß im historischen Boden wurzelt, widerstreben mit energischer Inconsequenz den ganz logischen Folgesätzen ihres eignen Systems. Sie wollen das Neuere, das römische und kanonische Recht beibehalten wissen. Die Waffen sind gleichsam gewechselt. Aber wie? Man verläugnet das ehrwürdige Erbtheil der Altvordern, man stempelt auf tausendjährige Sitten und Gesetze neue Jahreszahlen, zerstört den Familienaltar und die Hausgötter, verfälscht die Ehrlichkeit, wie die ächten Münzen in unächte, in Lug und Trug, und prägt auf die alte, deutsche Freiheit ein fremdes Wappen und einen fremden Namen. Nicht gnug, man hüllt sich dabei in den gleißnerischen Mantel des Patriotismus. „Wie", sagt man, „den alten, guten, gründlichen Proceß der Deutschen will man verabschieden, um die leichtfertige Komödie eines gerichtlichen Schauspiels von den Franzosen einzutauschen? So kann kein deutscher Patriot sich und seine eigne Ehre an die Fremden wegwerfen!" — Die in Gallien einwandernden Deutschen brachten ihre Gerichtsverfassung und ihr gerichtliches Verfahren mit, das, soweit es von keinem fremden Rechte verdrängt wurde, gleichen Schritt mit dem Staate und dem Geiste der Zeit

hielt und noch heute als die Grundlage des französischen Processes zu erkennen ist.

Wenn aber auch diese Stammverwandtschaft nicht bestände, so sollte man doch glauben, es sei ganz überflüssig, mit ausdrücklichen Worten zu bemerken, daß, wenn man Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen wünsche, darunter nicht gerade die in französische Formen eingekleidete gemeint sein müsse, sondern auch eine ächt deutsche gemeint sein könne.

Indeß haben jene conservativen Vertheidiger der Inquisition die Sache einmal so aufgefaßt und ihren Gegnern ohne Weiteres statt der deutschen Gattung die französische Art untergeschoben, um alsdann ihren patriotischen Eifer gegen den Fremdling loszulassen. O, wir kennen diese Taktik wohl! In Verfassung und Verwaltung wird täglich der französische Ludwig XIV. und Napoleon, das l'état c'est moi und das ancien regime, ihr Absolutismus, ihre Centralisation, ihre Polizei, ihre Willkür über die und durch die Beamten nachgeahmt, und wo man dagegen auf die in Frankreich bestehenden, ächt germanischen Oeffentlichkeits- und gerichtlichen Verfassungsrechte sich beruft, da wird dies als ein verkehrtes Französisiren verrufen und geächtet!

Warum den Streit in ein fremdes Feld hinüberspielen? warum mit so unredlichen Waffen kämpfen? Das geschieht in der arglistigen Absicht, um seinen Gegnern wehe zu thun, um die öffentliche Meinung vor ihrer bessern Sache abzuwenden, um nebenher zugleich in der Vertheidigung des Einheimischen gegen das Ausländische mit patriotischen Gesinnungen zu prunken und seine reinen monarchischen Grundsätze vor denen auszukramen, deren Anerkennung goldne Früchte tragen kann. „So entfaltet sich," wie Laue sagt, „aus dem patriotischen Argument, wenn man es von seinem äußern Schein entkleidet, am Ende ein egoistisches, das Zeugniß giebt von den eignen patriotischen Gesinnungen und den monarchischen Grundsätzen dessen, der es gebraucht. Um ein guter Bürger und treuer Unterthan zu werden, muß man zuvor ein ehrlicher Mann sein."

In Deutschlands größerm Theile, Würtemberg jedenfalls eingeschlossen — doch mit ehrenvoller Ausnahme der Provinzen auf dem linken Rheinufer — sieht es mit der Justizverwaltung etwa aus, wie der hochherzigste Edelmann, als wir seit Lange Keinen der Unsrigen nannten, der preußische Minister Freiherr von Stein in seinem „politischen Testament" mit erschreckender Wahrheit geschrieben hat. Die Worte sind noch heute zu treffend, um sie nicht anzuführen. „Wir werden" sagt er, „von besoldeten, buchgelehrten, interesse- und eigenthumslosen Bureaukraten regiert — das geht so lang es geht. Diese vier Worte enthalten den Geist unsrer und ähnlicher geistloser Regierungsmaschinen. Besoldet, also Streben nach Erhaltung und Vermehrung der Besoldeten und der Besoldungen; buchgelehrt, also lebend in der Buchstabenwelt und nicht in der wirklichen; interesselos, denn sie stehen mit keiner den Staat ausmachenden Bürgerclasse in Verbindung, sie sind eine Classe für sich — die Schreiberkaste; eigenthumslos, also alle Bewegungen des Eigenthums treffen sie nicht. Es regne oder scheine die Sonne, die Abgaben steigen oder fallen, man zerstöre althergebrachte Rechte oder lasse sie bestehen — Alles das kümmert sie nicht. Sie erheben ihren Gehalt aus der Staatskasse und schreiben, schreiben im Stillen, in ihren mit wohlverschlossenen Thüren versehenen Bureaux, unbekannt, unbemerkt, ungerühmt, und ziehen ihre Kinder wieder zu gleich brauchbaren Staatsmaschinen heran. — Eine Maschinerie, die militärische, sah ich fallen 1806 den 14. October. Vielleicht werden auch die Schreibereimaschinen ihren 14. October haben. — Das ist das Gebrechen des theuren Vaterlands, Beamtengewalt und Nichtigkeit seiner Bürger. — Wie über die Krankheit, so ist auch über das Heilmittel kein Zweifel unter den Vaterlandsfreunden: Oeffentlichkeit heißt es und wahre Vertretung."

Von solchen Männern ist der würtembergsche Entwurf einer Strafproceßordnung verfaßt, von solchen wird er vom Ministertisch aus vertheidigt, von solchen — wenigstens zum großen Theil — wird er in der Deputirtenkammer berathen. Die liberale sogenannte „Opposition," intelligent, unabhängig, unerschrocken, energisch, hatte nach Schluß des letzten Landtags, bei genommener Einsicht in die Erfolglosigkeit ihrer Anstrengungen, ausdrücklich auf eine fernere Wahl verzichtet. So kam es, daß unter Controle der Regierung bei der neuen Wahlperiode eine Kammer zu Stande kam, deren Bestandtheil zu mehr als zwei Drittheilen Staatsdienerschaft ist. Mit deren Willfährigkeit hatte nun die Regierung das processualische Gesetz zu berathen.

Die Resultate waren unschwer vorauszusehen. Resumiren wir kurz die Thatsachen.

Der würtembergsche Entwurf nimmt als Princip die Inquisitionsmaxime und verwirft den accusatorischen Proceß.

Der würtembergsche Entwurf nimmt als Regel schriftliche Protokollführung und verschloßne Thüren.

Der würtembergsche Entwurf erwähnt mit keinem Worte der Einrichtung von Schwurgerichten.

Die Kammer ist den beiden ersten Puncten mit großer Stimmenmehrheit beigetreten, über den dritten hat sie mit der Regierung ein gemeinschaftliches Stillschweigen beobachtet.

Damit also ist die alte Proceßmethode im Wesentlichen ganz bestätigt. — Sehen wir, was der Entwurf Neues giebt, welche Concessionen er der öffentlichen Meinung, dem Vernunft- und historischen Rechte macht.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 36. 12. Februar. 1842.

Schwegler „Der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrhunderts."

(Fortsetzung.)

Eine Bestimmung über die Trinität zu geben, war dem Montanismus in seiner ursprünglichen Gestalt, wie schon gezeigt, ferne gelegen. Die trinitarischen Verhandlungen kamen zur Tagesordnung wohl erst, nachdem er bereits durch die Idee des Paraklet umgebildet worden war. Denn wäre diese Umbildung erst eine Wirkung jener Verhandlungen, so wäre die montanistische Trinität nicht so vag und schwankend. Eher war der montanistische Paraklet mit Veranlassung für jene Verhandlungen. Wie leicht es ihm nun war, sich eine Anschauung über dieses Dogma zu bilden, fällt in die Augen. Der Verf. kommt hier mit sich selbst in Widerspruch. Während ihm die Trinität, die „hypostatische Wesenstrias" im Montanismus nur als das nothwendige Gegenbild der Periodentrias erscheint, welche, wenn man den Paraklet als ursprüngliches Element des Montanismus nimmt, die Grundlage desselben bildet (S. 40), ist sie ihm, sofern der Montanismus Judenchristenthum ist, „der räthselhafteste Bestandtheil" desselben (S. 152). Dennoch ist es wieder selbst räthselhaft gnug, nach dem Verf., „für die Anschauung des Judenthums der Gehalt der Geschichte, eine Reihe von Offenbarungsperioden" zu sein (S. 172), während hinwiederum der Monarchianismus z. B. eines Artemon und Theodotus, im Widerspruch mit Baur (Tüb. Zeitschr. 1831. IV, p. 170), nicht eine judaisirende Tendenz gehabt haben, sondern (was gewiß, wenn man Eus. 5, 28. Niceph. 4, 20 vergleicht, das Richtige ist) ethnisirender „speculativer Rationalismus" gewesen sein solle. Treffen aber nun hier die sogenannten juden- und heidenchristlichen Richtungen in ihren Resultaten zusammen, ja fallen sie nicht selten auf das ihrem vorausgesetzten jüdischen oder ethnisirenden Charakter gerade zuwiderlaufende Ergebniß, sollte man nicht einsehen, daß diese Unterscheidung überhaupt Nichts mehr taugt, und durch die Wechselwirkung der Gegensätze sich längst verwaschen, längst andern Unterschieden Platz gemacht hat? Denn wenn es irgend ein nothwendiges Merkmal des Jüdischen gäbe, so wäre es die unitarische Gottesanschauung, während ein trinitarischer Standpunct auch immer schon über den Bereich des Jüdischen sich erhoben hat. —

Die montanistische Trinitätslehre giebt dem Verf. Veranlassung zu einer gründlich eingehenden Untersuchung über die ursprüngliche Geschichte dieses Dogma. Seine Auffassung des Montanismus als judenchristlicher Richtung bestimmt ihn auch hier, vorzugsweise an die Ebioniten des Epiphanius und den Pastor des Hermas anzuknüpfen. Aber die Unhaltbarkeit dieser Auffassung rächt sich nicht minder, als die falsche derselben geradezu widersprechende Ansicht, daß der Paraklet und die dreifache Offenbarung ein specifisch-montanistisches Dogma seien. Die mantanistische Trinität, wie sie der Verf. auffaßt und S. 40 ff. darstellt als abgeschloßnes Subordinationssystem, die Versichrung des Epiphanius u. A., daß die Montanisten mit der Kirchenlehre über die Trinität einstimmig gedacht haben (Epiph. haer. 48, 1. Theodor. fab. haer. 3, 2), die trinitarischen Anschauungen der Apologeten sind an dem judaisirenden Montanismus, und die monarchianischen Ansichten des Montanisten Aeschines (Tert. praescr. 52), ähnliche Aeußerungen Tertullian's selbst (S. 173), die durchgängige Zusammenstellung des Montanismus mit Noet, Sabellius, den Samosatenern, sind bei dem angeblich streng trinitarischen System desselben ein reines Räthsel. Die Unsicherheit, an welcher diese ganze Untersuchung sichtbar leidet, darf daher nicht verwundern.

Der Verf. beginnt mit den Ebioniten. Der Gedanke eines zwischen Gott und Welt vermittelnden Princips findet sich schon im alten Testament. Indem dasselbe als die Sophia gefaßt wurde, oder auch, ist hinzuzusetzen, als der Geist, die רוח, wurde dieses vermittelnde Princip in weiblicher Gestalt vorgestellt, und in Form einer Syzygie mit Gott verbunden, der Monotheismus möglichst gerettet. Dieser hebraisirenden Theorie trat in der ältesten Kirche bald eine hellenisirende zur Seite, durch welche jenes vermittelnde Princip als Logos bestimmt und mit der Person Christi identificirt wurde. Beide Formen des Einen Princips, Pneuma und Logos, spielen sofort in- und durcheinander, so zwar, daß dieselben beinahe als identische Wechselbegriffe gebraucht werden. Die Frage nun, wer die Scheidung beider als discreter Persönlichkeiten vollzogen habe, beant-

wortet der Verf. so, daß er diesen Schritt dem Montanismus zuschreibt, „der gewissermaßen als der Knotenpunct jener beiden parallellaufenden Entwicklungsreihen, der hebraisirenden und hellenisirenden bezeichnet werden könne" (S. 159). Um dieses anschaulich zu machen, knüpft der Verf. an das bekannte Gleichniß des Hermas vom Weinberg, dem Herrn, seinem Sohn und seinem Knecht an, wo der heilige Geist der Sohn, Christus der Knecht ist, der um seiner Treue willen cohoeres spiritus sancti wird, so daß also eine dreifache Abstufung von Gott zum Geist und dann als dem untersten Glied zum Sohn stattfindet. Der Montanismus soll nun in dieser Reihe nur die „vom Zusammenhang des Systems selbst geforderten Abänderungen getroffen haben," daß er den Sohn über den Geist hinauf in ein Subordinationsverhältniß zum Vater, den Geist aber in eines zum Sohn um eine Stufe herabgestellt haben solle (S. 161). Allein da ist es nun doch auffallend, daß der Montanismus nicht lieber, um seine Prärogative gegen die Kirche zu behaupten, den über Christus und seine Offenbarung hinausgehenden Paraklet in seiner höhern Stellung beließ, zumal da sich ja hiefür die einfache Disposition darbot, daß zuerst das Geringere, dann das Höhere zur Offenbarung gekommen sei. Der Montanismus hätte durch jene Aendrung an der ihm ohne Zweifel ganz unbekannten, auch sonst (denn nicht wohl wird man in der Artemonitischen Bezeichnung Christi als *των προφητων δι' ἀρετην κρειττων*, Nic. 4, 21, eine Spur derselben finden wollen) nicht acceptirten Theorie des Hermas in der That sich selbst eine starke Sehne abgeschnitten. Die Art, wie der Verf. diesen Schritt des Montanismus motivirt, ist insofern auffallend, als er dadurch, wohl unabsichtlich, selbst darauf geführt wird, daß der Paraklet eine erst spätre Consequenz des Montanismus sei, im Uebrigen aber sich selbst merklich widerspricht. Der Keim des Montanismus, „mit welchem er in den gewöhnlichen Zeit- und Volksvorstellungen wurzelte," sei die Annahme der Fortdauer des prophetischen Charisma gewesen. Dagegen habe die Kirche reagirt. „Man mußte darauf hinweisen, daß die Erscheinung des Göttlichen im Diesseits, die Menschwerdung, eine dagewesne, geschichtlich vergangne sei, daß im erschienenen Christus die außergewöhnliche Thätigkeit des göttlichen Geistes ihr Ziel und ihre Vollendung gefunden habe u. s. w." Allein das ist ja ein Hauptsatz des Verf. sonst, daß die Lehre von der Fortdauer des prophetischen Charisma (S. 94) nicht nur den Montanisten, sondern jener Zeit allgemein eigen gewesen sei, wie denn auch thatsächlich nicht diese Ansicht, sondern die ekstatische Form der montanistischen Prophetie den Widerspruch der Kirche weckte. Ferner, wenn es nun weiter heißt, „daß der Montanismus theils durch jenen Widerspruch herausgefordert, theils durch die Consequenz des eignen Systems gedrängt, den weitern Schritt gethan habe, die gegenwärtige Epoche als eine eigenthümliche zu constituiren und ihr zur Begründung dieser Eigenthümlichkeit ein selbständiges Princip in dem Paraklet, als dem der Gegenwart angehörigen Spender jener Charismen zu geben" (S. 162), so wird der Paraklet ja auf einmal seiner Bedeutung als ursprünglich montanistischer Idee beraubt, und ganz unsre Ansicht, daß er eine erst spätre Zuthat sei, aufgenommen. Natürlich ist nun auch die Trinität für den Verf. nicht mehr ursprünglich montanistisch, sondern spätre Zuthat. Nachdem nämlich einmal der Geist als Paraklet selbständig geworden, habe man sich für Christus um ein entsprechendes Princip umgesehen, das sich im Logos darbot. Der Verf. stellt sich also die Ausbildung der Trinität, die Scheidung des Logos und Pneuma als zweier discreter Persönlichkeiten so vor, daß die Annahme des Paraklet als selbständigen Offenbarungsprincips erst das Bedürfniß erzeugt habe, im Logos dem Sohn gleiche Selbständigkeit und Würde zu retten. Indem er dabei von der Annahme ausgeht, dem Montanismus als Form des Ebionitismus sei ursprünglich die Anschauung des intermundanen Princips als eines weiblichen wesentlich gewesen, verbindet er damit noch die weitre Nachweisung, daß derselbe die Umsetzung des weiblich gedachten Princips in ein männliches zuerst in Beziehung auf den Paraklet vollzogen habe, in Bezug auf den Sohn erst später (S. 165—67).

Was nun zuvörderst das Letztre betrifft, so ist es doch eine gar zu kecke Hypothese, daß der Geist und der Sohn von dem Montanismus ursprünglich weiblich gedacht worden sei. Warum hätte er dann dem Geist nicht seine Weiblichkeit gelassen? warum nicht statt des Paraklets lieber die Zeichnung der Sophia gewählt, wofür nicht nur nach Stellen, wie Iren. 4, 20, Theoph. ad Autol. II, 23, wo der Geist in der göttlichen *τριας* sichtbar durch die *σοφια* vertreten ist, sondern auch in gnostischen Systemen so starke Anknüpfungspuncte gegeben waren? zumal wenn man sich erinnert, daß Maximilla sich bei Epiphanius als Hermeneutin der *γνωσις θεου* bezeichnet (Haer. 48, 13). Die unsichre und ganz unmotivirte Erzählung dieses Vaters aber von einer Quintilla oder Priscilla, zu der Christus im Schlaf *ἐν ἰδεᾳ γυναικος ἐσχηματισμενος* gekommen sei, wo gerade diese gebrauchten Worte, wenn sie ächt sind, beweisen, daß die Träumende Christus sonst anders sich vorstellte, als in weiblicher Gestalt, sind doch ein gar zu schwacher Grund für die Folgrung, die Montanisten hätten den Sohn sich als weibliches Wesen gedacht.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Rechtspflege.

(Schluß.)

Der würtembergsche Entwurf gestattet in höhern Straffällen, d. h. wo Zuchthaus erkannt wird (von hundert Verbrechen etwa eins), vor den höhern Gerichten (den vier Kreisgerichtshöfen) ein öffentliches „Schlußverfahren" und führt für diese Fälle aus dem accusatorischen Proceß das Institut der „Staatsanwaltschaft" ein. Das Schlußverfahren besteht darin: die Verhandlung geht vor dem erkennenden Gericht, im Beisein des Staatsanwalts, des Angeschuldigten und seines Vertheidigers vor sich. Sie beginnt mit einem kurzen Vortrag des Gerichtsvorstandes über den Anlaß der Untersuchung. Hienächst trägt der Staatsanwalt die Anklageacte und sodann der Vertheidiger die Schutzschrift für den Angeklagten — mittelst Ablesens — vor. Der Gerichtsvorstand hat denselben nunmehr zu befragen, ob er noch selbst zu seiner Vertheidigung Etwas vorzubringen habe. Auf etwaniges Vorbringen desselben steht dem Staatsanwalt das Recht zu mündlicher Erwiedrung zu. Damit schließt nun das Schauspiel. Die Oeffentlichkeit dieses Schlußverfahrens besteht darin: daß „ehrbaren" (?) Personen der Zutritt gestattet wird — natürlich ausgenommen, wenn — neben andren Fällen — Gefährdung des Staats oder der öffentlichen Sicherheit zu besorgen ist, worüber dann der Gerichtshof an das Justizministerium zu berichten und dessen Entschließung zu erwarten hat. — Eine jener weitschichtigen Ausnahmen, woran die Regel zum Spott wird.

Zwischen die Beistimmung der Kammer zur projectirten Inquisition, zu den Actenstößen und geschloßnen Thüren und die Berathung derselben über voranstehende Concessionen fiel die Nachricht von dem gutachtlichen Bericht des preußischen Justizministers, Hrn. Mühler, an den König, der sich bekanntermaßen für den öffentlichen accusatorischen Proceß ausspricht. Ein absoluter Staat hatte einen constitutionellen um die Ehre des Fortschritts gebracht. Mochte nun manchem schwäbischen Abgeordneten das Gewissen schlagen, oder ihm über Nacht die Erkenntniß zugekommen sein, kurzum, bei der Debatte über das Schlußverfahren und den Staatsanwalt, wurde dieser als unzweckmäßig, inconsequent und gefährlich durch Stimmenmehrheit abgelehnt. Im Augenblick schwebt die Frage, ob die Regierung dadurch sich bewogen finden solle, den Entwurf zurückzunehmen, oder durch Temporisiren die Kammer mit leichten Modificationen zur Nachgiebigkeit bestimme. Die Entscheidung kümmert uns wenig, wenn gleich wir das Letztere vermuthen. Wir haben zum Schluß nun kurz die Vergünstigungen zu prüfen, welche eine deutsche Regierung bei diesem Gegenstand, wovon sie die Initiative ergriff, dem allgemeinen Verlangen und der politischen Fortbildung des Volkes zu gewähren für gut fand. Hessen-Darmstadt bereitet gleichfalls eine Debatte über den Strafproceß vor, Baden und Sachsen, wo der Strafcoder mit den Ständen verabschiedet ist, wird auf seinem nächsten Landtage das Gerichtsverfahren zur Hand nehmen. Und wir wissen ja, wie es da geht. Eins beruft sich auf das Andre. Der Sieg der gleichgesinnten Partei macht die andre stark. So manches Ministerium ist nur aus Furcht, nicht aus Ueberzeugung liberal. Jene Hoffnung ist gering oder keine, daß aus freiem Entschluß uns unsre Regierungen ein freies, öffentliches politisches Leben in allen seinen Consequenzen zugestehen werden. Nur die Noth, nur das Unglück wird sie zwingen, sich rücksichtslos in die Arme ihrer Völker zu werfen.

Der Commissionsbericht zu dem würtembergschen Entwurf sagt ganz kategorisch: „das Geschwornengericht sei verwerflich wegen Mangels an juristischer Bildung, an Erfahrung und an Unabhängigkeit der Jury". Es ist dies die leichtsinnigste Schmähung bösen Willens und absichtlicher Ignoranz gegen das ehrwürdige Institut. Man hätte die Proceßordnung jedes Landes, wo die accusatorische Marime gilt, vor Augen nehmen dürfen, um zu erkennen, daß jedes Gesetz bei der Auswahl der Geschwornen unter den Staatsbürgern als erstes Erforderniß voranstellt, es müsse ihre Stellung im bürgerlichen Leben, sowie ihre wissenschaftliche Bildung zu der Annahme berechtigen, daß sie wohl zu beurtheilen vermöchten, „ob die dem Angeklagten zur Last gelegte Thatsache für erwiesen zu halten sei, oder nicht?" Werden Andre zu Geschwornen berufen, die in jene Kategorie nicht gehören, so gereicht die schlechte Ausführung eines guten Gesetzes nicht diesem zum Vorwurf, denn sie wäre nicht in dem Geist des Gesetzes erfolgt. Freilich ist auch das Geschwornengericht nicht vollkommen und bedarf, wie jedes Rechtsinstitut, der Fortbildung nach Maßgabe des Bedürfnisses. Allein es kann auch darauf, wie jede menschliche Einrichtung, keinen Anspruch machen. Bis jetzt steht es als ein unerreichtes Vorbild da, indem es den Anfordrungen, welche die bürgerliche Gesellschaft mit Recht machen kann, mit jenen des Angeklagten gleichen Schutz gewährt und so können seine Mängel im Vergleich mit denen des schriftlichen Verfahrens kaum in Betracht kommen, wie denn auch die Begeistrung, welche allenthalben, wo das Institut besteht, und insbesondre am ganzen Rheine auf und ab, dafür herrscht, am lautesten für seine Vortrefflichkeit Zeugniß giebt. Das Geschwornengericht hatte seit seiner Rückkehr nach Deutschland große und kleine Gegner, die es mit offnen und versteckten Waffen bekämpften, noch keiner aber hat die Waffe gegen dasselbe in der Unfähigkeit und Untüchtigkeit der Geschwornen zum Richteramt gefunden. Dies mußte der würtembergschen Kammer von 1841 vorbehalten bleiben. Daher waren keine Zurechtweisungen verdienter, als welche die oberflächliche, unlautre, entstellte, unwissende Behandlung so wichtiger, vaterländischer Institute durch ebendieselbe Kammer, von den bessern, gesinnungsvollen Organen der Presse erfuhr. Wir haben selbst einigen Sitzungen beigewohnt und erinnern uns der alten Ammenmährchen, womit man schreiende Kinder in den Schlummer wiegt. Fonk, Ludwig Napoleon, die Laffarge sind die abscheulichen Schreckbilder, womit über die Jury der Stab gebrochen wird. Lassen wir das. Contra negantem principia non est disputandum. Mit einem Worte: der Entwurf gedenkt nirgends der Geschwornen, der Commissionsbericht hat sie im Vorübergehen als ein werthloses Bagatelle behandelt und die Kammer, nachdem man ihr deren Schaden so bündig auseinandersetzte, keinen Antrag auf die Einführung dieses Institutes gestellt. Es ist vorauszusagen, daß dies Beispiel jede folgende Regierung in dem Vorsatz bestärken wird, Schwurgerichte nicht zuzulassen.

Der Entwurf behält Inquisition, Protokolle und geschloßne Thüren als strenge Regel bei. Nun, das wäre doch wenigstens ein Princip, wenn auch kein gutes. Doch

man hatte selbst kein Vertrauen darauf, die Angst des Gewissens bricht sichtbar zuletzt aus. „Eine Concession dem Geist der Zeit, eine Ehrenrettung der eignen legislativen Weisheit, der Moralphilosophie des Regierens — dazu müssen wir uns bequemen." Und sie reichen den kleinen Finger zur Hälfte dar, weil sie den Muth nicht haben, die ganze Hand ehrlich dem Volke zu geben! Wieder jene, wo nicht schuldbewußte und eigensüchtige, doch kleinliche und krankhafte Aengstlichkeit gegen die naturgemäße volle Oeffentlichkeit aller öffentlichen Angelegenheiten im Staate! Nie ein Ganzes, nur immer Fragmente, Bruchstücke, Theile, halbe Concessionen, denen man ansieht, daß sie mit schwerem Herzen, ohne redliche Ueberzeugung geschehen, daß sie für einen Verlust gelten, welchen die List erschlichen oder die Gewalt ertrotzt, und der jedenfalls bei bester Gelegenheit wieder zurückerobert werden muß.

Es verräth immer eine Feigheit, etwas nur *halb*, nicht *ganz* zu wollen. Eine Regierung, die sich stark fühlt, kann Vieles durchsetzen, nicht weniger ein Volk. In Deutschland sind die Regierungen noch immer stärker, als die Völker und materiellen Widerstand hat ihr Wille selten gefunden. Es wäre daher gar nicht nöthig, Concessionen zu machen. Nun geschehen sie aber, wahrscheinlich aus Gründen, die wir unerörtert lassen, sie geschehen aus Absichten, worunter sich auch gute befinden mögen. Fragen wir, erreichen sie, was sie bezwecken? Nein, sie werden mit derselben Gesinnung, womit sie gegeben werden, aufgenommen. Die würtembergsche Regierung hat dies bei dem gedachten Entwurf erfahren. Die alte Proceßmaxime mit ihrem ganzen Jammer hat sie durch die Kammer gebracht, die moderne Reform, die Concession, die sie zum Schluß der Oeffentlichkeit machte, ist gefallen.

Und es widerfuhr ihr Recht. Ein Theil von diesem, ein Theil von jenem System, ein Stück von diesem, ein Stück von jenem Verfahren zusammenfügen, solche Melange wird zu einer abnormen, deßhalb ganz unpraktischen und auf die Dauer unhaltbaren Strafproceßordnung führen. Würde das inquisitorische Verfahren beibehalten und darin das dem accusatorischen eigenthümliche Institut der Staatsprocuratur eingeführt, so geriethe die Lage des Angeschuldigten durch Aufhebung der Garantien, welche dies, wie jenes Princip ihm bietet, in eine gefährliche Verschlimmerung. Bei der bisherigen, in Deutschland allgemeinen Praxis kam eine Freisprechung oder ein mildes Urtheil dem Inculpaten zu Gute, und eine Verschärfung konnte nicht eintreten, er müßte denn selbst gegen das Erkenntniß appellirt haben, wo dem Oberrichter auch das Schärfungsrecht zusteht. Nach dem Code d'instruction criminelle, welcher in Frankreich, Belgien, Holland und den Rheinlanden maßgebend ist, wie auch nach englischem Recht, d. h. nach den Principien des accusatorischen Processes, kann der Staatsanwalt gegen Freisprechung, wie gegen mildes Urtheil so wenig appelliren, als er später den Freigesprochnen, etwa unter dem Vorwand nova zu produciren, über dieselbe Sache nochmals vor Gericht ziehen kann. Im Fall einer Freisprechung kann der Staatsfiscal nicht einmal um Cassation wegen Formverletzung oder wegen falscher Anwendung der Gesetze einkommen, wenigstens darf dem Freigesprochnen nie ein Nachtheil daraus entstehen. — Das inquisitorische Verfahren milderte die Nachtheile, die es sonst für den Angeschuldigten mit sich führt, bis jetzt mindestens dadurch, daß die Regierung nicht direct, durch ein eignes gesetzliches Organ auf den Richter einwirken konnte und dem Inculpaten jede milde Beurtheilung des ersten erkennenden Richters zu Gute kam. Nähme man nun aber — nach Antrag der würtembergschen Regierung — das Institut der Staatsanwälte von dem accusatorischen Verfahren, welches darauf organisch begründet ist, in das inquisitorische hinüber, entzöge dem Angeschuldigten die Wohlthat, daß nur er allein das Urtheil des Gerichtshofs auf dem Wege der Appellation anfechten kann, und ertheilte die Befugniß dazu auch dem Staatsanwalte, ließe aber dabei das mündliche Verfahren, d. h. das Urtheil nach Maßgabe der *selbst* vorgenommnen *öffentlichen* Verhöre *nicht* zu (von Geschwornen ganz zu schweigen), so würde unläugbar die Lage des Angeschuldigten gefährdeter und bürgschaftsloser, als sie bis jetzt war und unendlich schlimmer, als sie in den Ländern ist, wo der öffentliche Anklageproceß consequent durchgeführt wurde. Käme es somit zu einer Strafproceßordnung, die weder Mündlichkeit, noch Oeffentlichkeit des Gerichtsverfahrens, viel weniger ein Erkenntniß über den Thatbestand durch Geschworne, wohl aber die Staatsanwaltschaft, somit Anklagen ex officio und überdies Appellationen a minima kennt, so würde die Besorgniß nicht ungegründet erscheinen, es könne einst eine minder redliche und loyale Regierung diese Institutionen auf eine selbst die guten und verfassungstreuen Bürger gefährdende Weise anwenden. Die ganze Constitution ist solcher Eventualitäten wegen da, warum sollte man sie nicht auch bei Abfassung von Gesetzbüchern ins Auge nehmen.

Die Oeffentlichkeit bei der Schlußverhandlung ist die reine Komödie, ohne Sinn und Bedeutung. *Ehrbares* Publicum soll zugelassen werden und der Vertheidiger seine Schutzschrift *verlesen*! Daran ist kein weitres Wort zu verlieren. Es giebt Dinge, die sich selbst widerlegen. Es sind trübe Aussichten, welche sich dem Fortschritt der deutschen Rechtspflege mit diesem Vorgang öffnen. Erfreulich aber ist, wie sich in den Organen der öffentlichen Meinung eine beßre Gesinnung kund giebt. Man mag noch so vornehm auf sie herabsehen, sie ganz bei Seite zu setzen, darf man heute nicht mehr wagen. Hoffen wir. Es giebt keine Verjährung für die nützlichen Ideen, sagt ein berühmter Mann, *es giebt sonach keine Verjährung für die Freiheit*.

H. Scherer.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst.

№ 37. 14. Februar. 1842.

Schwegler „Der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrhunderts."

(Fortsetzung.)

Wohl aber selbst für eine Träumerei möchten wir es halten, wenn der Verf. die Ansicht ausspricht, nicht nur die weibliche Prophetie der Montanisten habe ihren Grund in ihrer Lehre von der Weiblichkeit des Geistes gehabt, sondern die beiden im Geleite des Montanus erscheinenden Prophetinnen, Maximilla und Priscilla, seien entweder als Syzygie des männlich gedachten Paraklet zu nehmen, oder man habe, auch den Geist noch als weiblich vorstellend, die Weiblichkeit auch auf seine Offenbarungsorgane übergetragen. Allein warum dann nur auf zwei derselben? warum nicht auch auf Montanus selbst? oder warum findet der Verf. nicht lieber im Montanus und seinen zwei Prophetinnen geradezu ein sagenhaftes Gegenbild des Vaters und des als weiblich gedachten Sohnes und Geistes? Das hätte freilich dann für die Beziehung Montan's zum Paraklet nicht mehr gepaßt, obgleich der Verf. Etwas der Art auch andeutet, wenn er sagt: es seien bei den Montanisten, nicht wie sonst bei einzelnen Gnostikern, auch bei Hermas, Eine, sondern zwei Frauen als Offenbarungsorgane statuirt, — offenbar um ihrer Trinitätstheorie willen! (S. 247 f.) Mit der Helena des Simon, der Philumena des Apelles u. s. w. hat es doch eine andre Bewandtniß, indem der Charakter des Allegorischen diesen Figuren durch den ganzen Charakter des Gnosticismus offen gesichert ist.

Um aber näher auf jene dem Montanismus angemuthete erste Construction der Trinität zu kommen, so widerspricht derselben doch ein- für allemal die Thatsache, daß eine Trinitätsanschauung schon bestimmt vor dem Montanismus oder unabhängig von ihm vorhanden war. Ein Beleg hiefür ist und bleibt die Taufformel, welche den ersten Kern aller spätern Ansichten dieser Art bildet, und von welcher aus ohne Zweifel das trinitarische Bekenntniß ursprüngliche Tradition wurde. Justin aber und die Apologeten wissen zwar allerdings den Sohn und Geist, besonders bei Bezeichnung des Göttlichen in Christus und den Propheten, aber auch sonst (cf. Theoph. II. c. 14) nicht bestimmt auseinander zu halten, sofern das speculative Princip beider das gleiche ist, besondre, ihren Unterschied begründende Functionen aber für beide sich nicht darbieten. Dennoch sondert sie Justin nicht nur in Stellen, wie Apol. maj. c. 79. 80. und in der von dem Verf. (S. 158) angeführten ibid. c. 6., wo Sohn und Geist störend getrennt sind durch das Heer der Engel, sondern ganz entschieden sogar nach ihrem Subordinationsverhältniß ibid. c. 17., *υἱοι αὐτου του ὀντως θεου — ἐν δευτερᾳ χωρᾳ —, πνευμα τε προφητικον ἐν τριτῃ ταξει μετα λογου* und ebenso schon die ältre Tradition bei Iren. c. haer. 5, 36; und daß die Frage über die *ἑνωσις και διαιρεσις ἑνουμενων του πνευματος, του παιδος, του πατρος* ein Hauptgegenstand der Untersuchungen der Apologeten war, bemerkt ausdrücklich Athenagoras legat. pro Christ. 12. Als Erklärung für diese urchristliche Trinität mag sich wohl das darbieten, daß der Geist vorzugsweise als das in den Propheten wirkende Pneuma genommen wurde (vergl. *πν. προφητικον* Just. ll. leg. Athen. c. 10), als welches es von Anfang an schon in der Taufformel im Unterschied von dem in Christus erschienenen Sohn Gottes gefaßt werden mochte, obgleich wieder hier und dort beide Ausdrücke wechseln. Somit aber würde das Verhältniß sich nun gerade umkehren, so nämlich, daß wir statt mit dem Verf. die neuen Propheten nach Christus, vielmehr die Propheten vor Christus den Anstoß zur Trinitätslehre geben ließen. Jedenfalls finden wir eine Trinitätsanschauung, in welcher der Sohn und Geist als getrennte Glieder aufgenommen waren, schon vor dem Montanismus als kirchliches Bewußtsein, haben aber daran einen neuen Beleg, daß zur Zeit desselben der ebionitische, rein unitarische Standpunct völlig überwunden war. So wenig aber eben darum der Montanismus in der ersten Ausbildung der Trinitätslehre Epoche machte, so gewiß war vor und nach ihm die weiteste Freiheit in Bestimmung derselben gelassen. Dieses sehen wir an den Apologeten, an Hermas, und vor Allem am Montanismus selber. Montanus nahm wohl, wie oben gezeigt worden, für sich Nichts als das prophetische Charisma mit besondrer Beziehung auf das Weltende in Anspruch. Das Nichteintreten desselben und die Feindschaft der Kirche führte seine Anhänger zu Verselbständigung des Systems durch den Paraklet, ein Proceß, dessen erster Anfang in dem Orakel der Ma-

rimilla schon angedeutet wird: *διωκομαι ὡς λυκος ἐκ προβατων, οὐκ εἰμι λυκος· ῥημα εἰμι και πνευμα και δυναμις.* Artemon gab den Anstoß zu den Trinitätsstreitigkeiten; vielleicht wirkte die Lehre vom Paraklet dazu mit. Die Aufmerksamkeit der Kirche lenkte sich ganz dahin. Für welche Fassung entschied sich der Montanismus, für die *ἑνωσις* oder *διαιρεσις*? Die Geschichte zeigt, daß er nach beiden Richtungen hin die Trinität ausbildete. Von dem oben genannten Aeschines heißt es in Tert. praescr. 52: Privatam blasphemiam illi, qui sunt *κατα* Aeschinem, hanc habent, qua adjiciunt etiam hoc, ut dicant Christum ipsum esse filium et patrem. Ganz ähnlich dachten nach Theodoret *τινες των Μοντανιστων*, der diese mit Sabellius und Noet zusammenstellt (fab. haer. 3, 2). Es ist wohl nicht zu viel gewagt, wenn wir glauben, diese Anschauung sei der erste und ältere trinitarische Zweig, der aus der Lehre des Montanus hervorwuchs. Auch die Apologeten dachten mehr oder weniger Sabellianisch; Athenagoras braucht sogar das Bild des Sonnenstrahls (leg. c. 10), Tatian das von der Fackel (c. Gr. 5), und wenn Montanus sich in seinen Orakeln als das Organ bezeichnet, durch das der *παντοκρατωρ θεος, κυριος ὁ θεος πατηρ* rede, so liegt es sehr nahe, die erste ihm entwachsne Trinitätslehre in die Worte des Sabellius zu fassen: *ἐν μεν τῃ παλαιᾳ ὡς πατερα νομοθετησαι, ἐν δε τῃ καινῃ ὡς υἱον ἐνανθρωπησαι,* nur im dritten Glied mußte man ändern, als Paraklet sei er in Montanus gekommen. (Vergl. darüber auch die Exposition des Verf. S. 176 ff.) Wie nahe stand da der Montanismus seinem tödtlichen Feinde Praxeas! Aber eben die Feindschaft des Letztern beweist, daß zu seiner Zeit jene wohl noch nicht einmal trinitarisch gemeinte Theorie einer andern Platz gemacht hatte. Die Präscriptionen geben über die Ketzerei des Proklus nichts Näheres. Der Gegensatz, in welchen Aeschines mit seiner Theorie ihm in denselben gegenüber gestellt wird, die feindselige Beziehung, in welche der Presbyter Cajus, der auch sonst wohl um seiner Polemik gegen die Apokalypse willen für einen Aloger gehalten wird (S. 287), in Rom zu derselben Zeit gegen ihn trat, als auch Praxeas in Rom gegen den Montanismus arbeitete, beide durch ihren gemeinsamen Freund, Papst Victor, die Hochachtung Tertullian's für ihn (adv. Val. 5), könnte vermuthen lassen, daß er Urheber der, der Aeschinistischen und Praxeasschen Theorie entgegengesetzten Fassung gewesen. Auch der Chiliasmus, den Cajus besonders gegen Proklus anfeindete, scheint sich eher mit der Anschauung des Paraklet als discreter, die neue und letzte Periode der Welt beherrschender Persönlichkeit, als mit einer Sabellianischen Betrachtung desselben zu vertragen. Jedenfalls aber ist jene streng trinitarische Fassung vollständig in Tertullian repräsentirt, wenn gleich seine Leistungen in dieser Richtung wohl mehr seiner eignen Speculation, als seinem Montanismus gut zu schreiben sind. Indem wir aber sehen, wie der Montanismus seinem Princip nach auf die beiden einander gerade entgegengesetzten Theorien von der Trinität gleichmäßig eingehen konnte und einging, liegt der Schluß nahe, daß seiner ursprünglichen Haltung und Tendenz, seinem Wesen überhaupt diese ganze Frage ferne lag. Gegen die Hypothese aber, daß der Montanismus zuerst den Logos und das Pneuma als discrete Hypostasen geschieden und so der Trinitätslehre ihre erste Ausbildung gegeben habe, spricht mit großem Gewicht auch noch die Notiz, daß Aeschines und Proklus den Geist vom Paraklet unterschieden, und jenen, nicht aber diesen den Aposteln zugestanden haben (Praescr. 52). Denn so hätten sie ja eine ganz andre Trias bekommen müssen, als der Verf. ihnen zuschreibt, und die Kirche von jeher hatte, entweder nämlich, wenn jener Satz nicht nur von den Aposteln, sondern auch von Christus galt, den Vater, den Geist und den Paraklet, oder aber wenn nicht, so fiel der Geist ganz aus, oder wenn auch das nicht, ergab sich eine Tetras, der Vater, der Sohn, der Geist, der Paraklet. Eine solche vage Haltung aber verträgt sich nun einmal nicht mit der Ansicht, daß die Montanisten die ersten Trinitarier gewesen, wohl aber war es, als das Trinitätsinteresse sich ihrer bemächtigte, ihnen leicht, ihre Anschauung demselben gemäß nach dem einen oder andern der bezeichneten zwei Gesichtspuncte zu bestimmen*).

Noch läßt sich fragen, ob die Montanisten die Idee des Paraklet selbständig entwickelt, oder traditionell sich angeeignet haben? Das Gewöhnliche ist, eine Beziehung der Montanisten auf den Johanneischen Paraklet anzunehmen. Dem Verf. giebt dieser Punct Anlaß zu einer interessanten Untersuchung über die Johanneischen Schriften, deren Ergebniß ist, daß die Abfassung des Evangeliums um die Mitte des zweiten Jahrhunderts zu setzen sei, so zwar, daß in Hinsicht der Idee des Paraklet dem Montanismus die Priorität zukomme, der Verfasser desselben aber von dem Motiv geleitet werde, „von heidenchristlichem Standpunct aus vermittelnd zwischen Judenchristenthum und Heidenchristenthum, — die gerade in ihrer concretesten Gestalt und schärfsten Ausprägung als Montanismus und Gnosticismus sich gegenüber standen," einzutreten (S. 204). Die Argumente, die der Verf. für die Entscheidung der so schwierigen Frage über die Entstehungszeit des vierten Evangeliums beibringt, haben verschiednen Werth. Die Behauptung, daß dasselbe eine Trinitätslehre enthalte, „die, was den Grad ihrer formellen Ausbildung und Bestimmtheit betrifft, den dogmatischen Entwicklungen von fast zwei Menschenaltern vorgreift" (S. 183), während „bei den ältesten Vätern bis auf Irenäus Logos und Pneuma so confundirt werden, daß beide beinahe aufhören, discrete Subjecte zu sein" (S. 186), geht denn doch Etwas zu weit. Denn eine trinitarische Bedeutung wird dem Paraklet bei Johannes nirgends gegeben, die Art aber, wie das Pneuma (Joh. 20, 22.) den Aposteln von Jesus mitgetheilt wird, erinnert ganz an die den Logos und das Pneuma confundirende Ansicht Justin's von dem göttlichen Princip, das bei der Menschwerdung Christi mitwirkte. Treten nun

*) Der Passus über die Frage, ob die Logoslehre ihre Stellung in der Trinität zuerst dem Montanismus verdanke, ist voll Unklarheit. Der Montanismus müßte dann, heißt es, in äußerm Zusammenhang mit Justin gestanden haben. Wir meinen vielmehr, das gerade nicht, wenn sein Einfluß hier ein „schöpferischer" gewesen wäre. — Die Aloger sollen gegen diese ursprüngliche Bedeutung des Montanismus für die Trinitätslehre zeugen, sofern die Verbindung ihrer Polemik gegen die Logoslehre und den Montanismus nur dann erklärlich sei, wenn dieser als Vorkämpfer der noch nicht kirchlich recipirten Logoslehre gelten konnte. Allein war diese noch nicht kirchlich recipirt, so wäre ja die Polemik der Aloger gerade ein Beweis für den Satz, daß die Montanisten sie zuerst kirchlich einführen wollten (S. 168 ff.). Auch war ja die Logosidee schon längst kirchlich.

bei Justin solchen Beides confundirenden Stellen andre gegenüber, in denen die Trennung bestimmt, sogar nach Zahl und Rangordnung vollzogen wird, so sucht man im vierten Evangelium eine ähnliche Bestimmtheit vergebens. Das Hauptargument des Verf. für seine Hypothese ist der Widerspruch, in welchem das vierte Evangelium in Betreff der Paschafeier mit der sehr beglaubigten Tradition von dem Apostel Johannes steht, sofern jenes entschieden für die occidentalische Art der Feier ist, während Johannes der sichersten Ueberliefrung zufolge das Pascha nach jüdischer Sitte am 14. Nisan beging. In der That ein bedeutendes Moment!

(Schluß folgt.)

Vom Geist. Schwert- und Handschlag für Franz Baader. Zur Erwiderung seiner Revision der Hegelschen Philosopheme bezüglich auf das Christenthum. Von Moritz Carriere. Weilburg 1841. Lanz.

Proletarier giebt es in jeder Philosophie. Sie sind Anhänger eines Philosophen um doch etwas zu sein, und wenn sie auch noch so sehr und übertrieben schreien, so wollen sie sich doch nie zu Stimmführern erklären. Aber es treten auch im Gefolge eines Philosophen Schriftsteller auf, gleichzusetzen jenen Proletariern, welche sich dabei für berufen halten, weiter zu gehen als ihr Meister. Sie begeistern sich für das Wort Fortschritt, welches jede neue Philosophie an der Stirne trägt, und meinen, es sei an dieser reinen Begeistrung gnug, um sogleich Stimmführer sein zu können. Diese begnügen sich meistens mit der leeren Behauptung: es muß so und so sein, das und das muß geschehen, sie sind ohne Kritik, Männer der abstracten Theorie, und während sie so in ihrer leeren Begeistrung überzeugt sind, über ihren Meister hinauszugehen, geschieht es gerade ihnen, daß sie die bloße Formel, das bloße Wort auswendiglernen und nachplappern. Statt revolutionär zu sein, sind sie Männer des Stillstands, und es ist Pflicht, sie in ihrer Hohlheit und in ihrem ganzen Scheinwesen aufzudecken, damit sie mit den Männern des wahren Fortschritts nicht verwechselt werden.

Herr Moritz Carriere hat einmal die Mode der neuern Zeit mitmachen wollen, in den Büchern gerade von dem, was auf dem Titel steht, am wenigsten zu sprechen. Er wollte vom Geist handeln und spricht nur von sich. Welche contradictio in adjecto! Freilich wenn es für die Güte eines Buches auf die möglichst hohe Meinung des Verfassers von sich selber ankommt, so ist dies Buch hier vortrefflich. Es beginnt mit einem Gedichte an Moritz Carriere; und wie der Anfang, so das Ganze: ein Loblied, das Herr Moritz auf sich selber anstimmt. Sehen wir nun, was wir an diesem Herrn haben. Ohne Zweifel hat er uns in ihm selber das Muster eines originellen und bewundernswerthen Mannes aufstellen wollen. Und wir sollten uns dies Vorbild zur beliebigen Nachahmung vorenthalten?

Herr Carriere hat es sich schon längst angemerkt, daß er die charakteristische Bedingung der Größe an sich trägt (S. 12 Anm.). Durch diese seine Großheit ist er zu hohen Dingen berufen. Clemens Brentano, der „vieltheure wunderbare", hat sein Streben richtig erfaßt, wenn er einmal scherzend von ihm sagte: der ist's, der den Hegel mit dem jungen Deutschland und der Bettina zusammenbringt (S. 34). Seine „Weltansicht geht nach vorwärts". Er findet sich in einer Welt voll Räthsel, voll Sturm und Drang und Geburtswehen. Das hervorbringen zu helfen, was die Zeit gebären will, aus ihren abgebrochen ausgestoßnen Lauten das Messiaswort zusammenzusetzen, ist sein Beruf. Die Fesseln der Ueberliefrung hat er zerbrochen und aus dem Innern wird sein vermittelndes Genie den Neubau herrlich erstehen lassen. Das junge Deutschland und Hegel, den lebenswarmen Mysticismus und das kalte Hegelthum, Religion und Philosophie, Gemüth und Welt, und was weiß ich sonst noch, Alles, Alles wird er vermitteln. Schon Gustav Pfizer fand das Verhalten der Carriereschen Phantasie zur Trockenheit des Hegelschen Systems wundersam (S. 12 Anm.). Auch hat ja seine Natur die edle, Gott zu dankende Eigenschaft, überall mehr billigend das Aechte vor dem Schlechten aufzufinden (S. 34). Drum mag er es sich wohl gefallen lassen, zu den vulcanischen Formationen unter den Hegelianern gerechnet zu werden, wie Rosenkranz sie nennt. Hat er doch auf dem Aetna und Vesuv die Feuerberge liebgewonnen.

Ihr seid neugierig, was für erhellende Flammen dieser in glühender Begeistrung sprühende Vulcan über die Erde senden wird. Wird es wirklich ein Feuer sein, das erwärmt und erleuchtet? Wird er wenigstens Lava auswerfen, die doch als roher Stoff verarbeitet werden kann? Oder wird uns dieser Vulcan nur das unerquickliche Schauspiel gewähren, daß er längst durchgekochten Kohl halbverdaut wieder von sich giebt? Nous verrons!

Herr Moritz Carriere war in stilles abgeschlossenes Schaffen versunken, als er den Hilferuf der verketzerten Philosophie vernehmend mit einem nothgedrungnen Streitaufsatz gegen die Feinde derselben losbrach. Die Allgemeine Zeitung brachte ihn im Jahre 1839. „Er hat in und außer Deutschland angeklungen und siegreich dem Kampfe ein Ende gemacht." (S. 6.) Herr Carriere fand sich daher freudig überrascht, als er in Italien erfuhr, Franz Baader habe besonders in Berücksichtigung auf jenen seinen Aufsatz Vorlesungen gehalten und diese Vorlesungen, zu einem Buche zusammengefaßt, herausgegeben. Er hatte gehofft, daß Baader in seine Gedanken eingehen, sie in ihrer Entwicklung verfolgen, in ihrem Zusammenhange erörtern würde; er hatte sich der freudigen Erwartung hingegeben, einige Ideen, die weder in der Form, noch mit dem Bewußtsein und der Kühnheit, wie von ihm, waren aufgestellt worden, in einem wissenschaftlichen Kampfe läutern und bewähren zu können." Hierin täuschte er sich. Baader, statt an seine Gedanken anzuknüpfen und sich ihnen vertrauensvoll zu untergeben, hat es hochverrätherisch gewagt, mit eignen Gedanken eine Polemik gegen Herrn Moritz Carriere zu eröffnen. Dafür auch „steht diese Polemik auf so schwachen Füßen, daß Herr Carriere ihr nicht entgegengetreten sein würde, wenn nicht in der Erwiderung Gedanken vom höchsten Interesse zur Sprache kommen müßten, zu deren Erörtrung er gern jede Gelegenheit ergreift." (S. 7.)

Der Auslegung solcher Gedanken ist dies Buch hier gewidmet. Freilich wird es höchst mühsam sein, Herrn Carriere's Gedanken aus ihrer Hülle herauszuklauben. Denn er hat um seine Gedanken, gleichwie kostbare Perlen, überall sorgfältig seine Person wie eine bergende Muschel-

schale gewickelt. Wenn es uns da nur nicht wie jenem Mann bei Goethe geht, der mit gieriger Hand nach Schätzen gräbt und froh ist, wenn er Regenwürmer findet. Vielleicht aber finden wir auch statt jener wäßrigen Thierchen — gar nichts. Denn ominös gnug hat Herr Carriere jenen Ausspruch Baader's citirt, daß, wer der Tantalischen Sucht und Qual anheimfällt, sich als etwas ganz Apartes aussprechen und affirmiren zu wollen, und es doch nicht zu können, immer nur Nichts sagen muß. Auch werden wir uns nicht wundern dürfen, daß, wenn wir ja auf Gedanken stoßen, wir dieselben in heillosen Widersprüchen finden: hat doch Herr Carriere, wie er selbst sagt, die Vereinigung des Widersprechenden an sich.

Herr Carriere hat die Ueberzeugung, überall die Wahrheit zu sagen (S. 16). In dieser gottvollen Ueberzeugung gelangt er spielend über die schwersten Fragen hinweg. Religion und Philosophie, Trieb und Vernunft, Vorstellung und Gedanke, Messiasthum und Christenthum sind für ihn Sachen, die nur auf seine vermittelnde Entscheidung gewartet haben. Und zwar soll diese Entscheidung herbeigeführt werden durch das „neue Evangelium", welches zu verkünden Herr Carriere sich vor Allen für berufen hält.

Dies neue Evangelium kann, wie Herr Carriere sagt, kein andres sein, als „das alte, aufgefaßt und erklärt durch den Geist, der in alle Weisheit leitet, der den Glauben zum Schauen erhebt, indem er aus seinem eignen Begriffe den Rhythmus seines Werdens und Seins entfaltet und das Reich der Freiheit und Liebe durch die sich selbst beweisende Wahrheit aufbaut." „Können wir die Lehre der Religion als die nothwendige Begriffsentwicklung des Geistes selbst darstellen, so wird der Mensch zur Zustimmung berufen und gezwungen; es sei denn, daß er die Sünde beginge, von der die Schrift sagt, daß sie nicht vergeben werde. Freilich geht jene Lehre selbst in eine höhere Form über: was die Vorstellung schied, das verbindet sich in der erfüllten Einheit; was sie in Bildern dem Gemüth offenbart, das läutert sich zu Begriffen fürs Erkennen; was sie an den Anfang und das Ende der Zeit stellt, in Diesseits und Jenseits theilt, das faßt der Gedanke in der Unendlichkeit einer göttlichen Gegenwart zusammen." (S. 2.)

Wenn es auch Herr Carriere nicht überdrüssig wird, diese alten Sachen von einer Religion, der das Diesseits und Jenseits genommen und die dann doch Religion bleibt, immer als neue aufzuwärmen, wir sind es müde, solche frommselige Behäbigkeit immer wieder mit anzuhören. Es ist eine Feigheit der Philosophie, wenn sie die Religion aufhebt, und doch behauptet, dieselbe bestehe noch. Dieser religiöse Constitutionalismus ist ein so zwitterhaftes Ding wie der politische. Man will dem alten Gotte die Macht nehmen, uns seine Religionsdecrete auf Treu und Glauben zu überliefern, man will eine philosophische Kammer bilden, welche erst über die Dogmen weitläufige Discussionen anhebt, um ihnen zuletzt das Gewand der Wahrheit umzuthun. Man will keine Souveränetät mehr, keine Herrschaft „von Gottes Gnaden": man will wenigstens das Recht haben, zuzustimmen und gut zu heißen. Das Princip ist das richtige. Der Mensch soll sich selbst seine Dogmen und Gesetze geben. Aber man täuscht und heuchelt mit dem Namen und mit der Ausführung. Kann der Gott ohne Offenbarungsmacht und Offenbarungsglauben souveräner Gott sein? Und wenn er aufgehört hat, es zu sein, an wen soll man sich halten? An den Gott, da die unbedingte Gläubigkeit geschwunden? Oder an sich selbst, da man bei der Kritik noch einen Schein der Unterwürfigkeit beibehalten möchte? Also weg mit dieser constitutionellen Religiosität! Weg mit dieser heuchlerisch schwankenden Halbheit! Man will nicht bedenken, daß der Constitutionalismus überall nichts Andres ist, als der Uebergang zum Republikanismus. Hier wie überall gilt nur ein unbedingtes aut aut. Entweder Religion oder Philosophie; entweder Monarchie oder Republik. Was dazwischen liegt, ist eben nur ein Mittelding, zwitterhaft und schwankend, das zu nichts weiter gut ist, als den Uebergang vom erstern zum letztern vorzubereiten. In jenem Constitutionalismus, wird er als solcher festgehalten, werden beide Seiten, die er vermitteln will, zu nichtssagenden Schatten; beide wissen nicht, welche die herrschende sei, und reiben sich durch unselige Halbheit auf. Was soll uns eine Religion, die philosophisch, was eine Philosophie, die religiös ist! Hat der Philosoph das Recht, über Dogmen, die ihm überliefert sind, zu discutiren, so steht es ihm auch zu, sich seine eignen Gesetze zu geben.

Und welche Seligkeit verspricht uns denn Herr Carriere mit seinem neuen Evangelium, das, er hat Recht, nur das alte ist? „Es muß die Harmonie des Allgemeinen und Besondern, der Seele und des Leibes, als Geist des Einzelnen lebendig und erkannt werden. Das Ueberirdische versenkt sich ins Irdische und verklärt die Natur zum Himmel auf Erden; das Sinnliche, von heiliger Ahnung ergriffen, läßt in seliger Sehnsucht die Flamme der Schönheit in sich aufleuchten. Keine Unterdrückung keiner Kraft; alle arbeitend freudig im Dienste Gottes; alle Leidenschaft feurige Macht des Geistes. Herren und Gebieter sind wir so gut als Freunde, Bräutigame der Natur. Der alte Zwiespalt klafft nicht mehr, kein Gespenst steigt aus dem Dunkel hervor, uns mit der Larve der Verwesung zu schrekken; das lichte Leben hat seinen Thron aufgeschlagen, über dem gefüllten Abgrund rauschen blühende Wälder. Die Seele wird von keinem Kampf des Triebs und der Vernunft gepeinigt, weil er mit ihr sich eins fühlt und ihr Gebot in schöner That mit Lust vollbringt. Und weil aus dem Trennungsschmerze der neue Einklang geistig geboren ist, und stets sich aus ihm gebiert, so droht keine zweite Auflösung nach kurzer Blüthe, wie jenem ersten Menschenfrühling in Hellas: das neue Evangelium wird das ewige sein." (S. 3.)

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 38. 15. Februar. 1842.

Schwegler „Der Montanismus und die christliche Kirche des zweiten Jahrhunderts."

(Schluß.)

Wir müssen die Beurtheilung seiner Beweiskraft Andern überlassen, da dieser Gegenstand nicht hieher gehört. Jedenfalls ist es in der umsichtigen Gestalt, wie es der Verf. entwickelt, ein Knoten, dessen Lösung den Vertheidigern der Authentie des vierten Evangeliums nicht eben leicht ist. Warum beruft sich die occidentalische Partei nicht für ihre Sache auf diese Auctorität? fragt der Verf. (S. 194). Eine wichtige Instanz, aus welcher aber die Consequenz sich ergäbe, daß die Abfassung des Evangeliums sogar ganz ans Ende des zweiten Jahrhunderts zu setzen wäre, in welche Zeit der Streit eigentlich erst fällt. Uebrigens wenn Apollinaris der Berufung der Orientalen auf Matthäus gegenüber sagt, *στασιαζειν δοκει κατ' ἀυτους τα εὐαγγελια*, so kann er da wohl kein andres dem Matthäus widersprechendes Evangelium im Sinne haben, als das des Johannes; daß er diesen nicht nennt, nicht voranstellt, und was der Verf. sonst noch dagegen bemerkt, ist ohne Bedeutung (S. 195). Eine wirkliche polemische Beziehung gegen die judaisirende Paschafeier ließe sich im vierten Evangelium etwa finden, wenn man annimmt, die chronologische Abweichung von dem synoptischen Bericht über das Leiden Jesu, das Schweigen über die Einsetzung des Abendmahls sei absichtlich, was denn doch den Knoten zerhauen heißt (S. 199) und auch dann müßten und würden die Spuren deutlicher sein. Die Auffassung Christi als *ἀληθινον πασχα* (Joh. 1, 29. 20, 33. 36.) findet sich auch sonst früher (1. Cor. 5, 7.), und wird wohl nicht mit Recht von dem Verf. als eigentlicher Streitpunct der Parteien genommen. Denn auch die Kleinasiaten begingen mit ihrem Pascha gewiß nicht das Andenken an den Auszug aus Aegypten, sondern ihr Pascha war ebenfalls ein christliches, nämlich eine Feier des im Abendmahl repräsentirten Opfers Christi; wie dies auch sonst richtig bemerkt wird (Strauß, Bd. 3. Aufl. 2. S. 442). Eine polemische Beziehung in diesem Sinn hätte die römische Feier nur dann gehabt, wenn sie den 14. Nisan nicht, den 15. aber jedesmal als Todestag Christi begangen hätte. So aber erscheint die Differenz eine rein zufällige, beiderseits durch Tradition geheiligt, und darin beruhend, daß die eine Partei der Observation des Monats-, die andre der des Wochentags den Vorzug gab. Der Verf. giebt der Sache diese Wendung, um in dem Streit ein Moment des angeblichen Kampfes zwischen Juden- und Heidenchristen zu haben. Daß die römisch Gesinnten die Kleinasiaten beschuldigten, sie redeten dem Judaismus das Wort (Tertull. praescr. 53), darf nicht auffallen. Immerhin diente der Sieg der römischen Sitte zu weitrer Verselbständigung des christlichen Princips, sofern dadurch aufs Neue und in verstärktem Maße die längst errungne Unabhängigkeit des Christenthums vom Judenthum erklärt wurde, obgleich dieses niemals in dem Sinne des Verf., mit völlig antinomistischer Tendenz geschah. Nach dem Begriffe Dessen, was der Verf. Judenchristenthum nennt, blieb die römische Kirche nach wie vor ganz darin stecken. Auch das mag ein Beweis sein, daß dieser von dem Verf. aufgestellte Gesichtspunct für Beurtheilung des Streits unhistorisch ist, weil Hippolytus, ein montanistisch, also nach dem Verf. judenchristlich gesinnter Kirchenlehrer (S. 224) dennoch ein Gegner der orientalisch-jüdischen Feier war (S. 198), so wie das, daß die Montanisten auf beiden Seiten gestanden zu haben scheinen, die phrygischen auf Seite der Klein-Asiaten, die afrikanischen auf Seite der Römer. (S. 250.) Ein Zusammenhang zwischen dem Paschastreit und dem gegen den Montanismus fand indeß unläugbar statt. Apollinaris und Victor sind in beiden gleich thätig, und schon die Väter statuirten einen solchen Zusammenhang. Worin dieser zu suchen, ob die der orientalischen Sitte ergebnen Montanisten zu Ausdehnung der gegen sie gerichteten Polemik auch auf jene Anlaß gaben, oder was sonst, ist schwer zu sagen.

Können wir aber im vierten Evangelium eine Beziehung zum Paschastreit nicht finden, so wird auch eine Beziehung desselben auf den Montanismus problematischer. Die bloße Nennung des Paraklet reicht nicht hin; die christologischen Aeußrungen des Evangeliums, die anthierarchischen Ansichten desselben können nicht antimontanistisch gemeint sein, das freiere Urtheil desselben über Askese trifft den Montanismus nicht mehr, als die meisten Erscheinungsformen des Christlichen von Anfang an. (Vergl. die sonst

treffliche Exposition dieser Züge S. 205, Anm. 138.) Den Paraklet nahmen wohl beide als ein im Bewußtsein der Zeit bereits fixirtes Element auf; ja trügen wir uns nicht mit der Annahme, daß der Montanismus diese Idee erst in Folge einer spätern Umbildung sich aneignete, so wäre jetzt selbst eine Anknüpfung desselben an das vierte Evangelium nicht schlechthin abzuweisen. Der Gegengrund des Verf., daß es nicht denkbar sei, daß der herbe, wildgährende Montanismus dem den gerade entgegengesetzten Charakter an sich tragenden Evangelium seine Idee das Paraklet entnommen habe und außer dieser Nichts, fällt dann weg. Der Montanismus war bereits ein andrer geworden, und hatte sich wohl auch in seinen chiliastischen Ansichten bis dahin anders gefaßt. (S. 189.) Sucht man übrigens die ersten Spuren der Idee des Paraklet auf, so hatte dieselbe im Valentinianischen System ganz die Stellung einer das Erlösungswerk an Christus Statt vollendenden Hypostase, und die weite Verbreitung Valentinianischer Ideen ist bekannt. (Tert. adv. Val. 1: frequentissimum collegium inter haereticos.)

Wir sind dem Verf. im Bisherigen meist polemisch entgegengetreten; aber diese Polemik hatte kein andres Motiv, als den hohen Grad des Interesses, den uns seine Arbeit einflößte. Die gegebnen Expositionen vermögen auch in dieser Form zu beweisen, wie allseitig er sich seines Gegenstandes bemächtigte, wie eigenthümlich er ihn behandelte. Die Natur desselben, die Dunkelheit seines Terrains brachte es mit sich, daß die gewonnenen Resultate, wie nicht selten die Prämissen derselben meist nicht über das Niveau der Hypothese hinauskamen, eben darum aber auch sich auf Zweifel und Anfechtung gefaßt halten mußten. Wie der Verf. in den Kreis seiner Untersuchungen die verschiedensten Fragen hereinzuziehen, die ungleichartigsten Erscheinungen in den Zusammenhang der Entwicklung seines Gegenstandes zu verflechten weiß, dafür haben wir Belege gehabt, und könnten noch weitre beibringen. Seine Ansichten über die Clementinen, die Aloger, Theodot, die Bedeutung Marcion's u. A. m. verdienen alle Berücksichtigung, obgleich uns hin und wieder noch Manches gar sehr in der Luft zu schweben scheint. Die Clementinen werden noch immer eine räthselhafte Erscheinung sein; die ihnen vom Verf., trotz der angeblichen Verwandtschaft ihrer Richtung mit der des Montanismus, zugeschriebne polemische Beziehung gegen diesen mag vielleicht rücksichtlich der montanistischen Prophetie Grund haben (S. 142). Eine Polemik gegen die Person Pauli können wir nicht darin finden; diese Annahme beruht auf willkürlicher Combination Eben so gut könnte man und mit noch mehr Schein in Simon eine andre Person finden, nämlich die des Apollos. Wie dieser ist Simon ein Johannisjünger, und beide stehen in enger Beziehung zu Alexandrien*) u. A. m., individuelle Züge, deren sich für Paulus keine gleichbedeutenden anführen lassen. Dennoch ist es uns ein wenig unheimlich zu Muthe auf so unsicherm Boden.

Mit sanguinischer Vorliebe zieht der Verf. überall die bedeutende Persönlichkeit Marcion's in den Kreis seiner Untersuchung. Eine directe polemische Beziehung gegen Montanismus kommt ihm wohl schon der Zeit nach nicht zu. Aber als Vorkämpfer der sogenannten antijüdischen Richtung der Zeit mußte er hereingezogen werden. Der Verf. geht so weit, selbst den häretischen Charakter Marcion's in Zweifel zu ziehen (S. 269, 49). Wäre Marcion nur Paulinischer Antinomist, so möchte der Verf. Recht haben. Aber sein Antinomismus wurzelt doch ganz in speculativen Grundsätzen, die die Kirche von jeher abwies, und einen metaphysischen Particularismus nach sich zogen, der dem religiösen der Judenchristen in Nichts nachstand. Unmöglich läßt sich aber nun dieser Antinomismus von seiner Wurzel wegschneiden, und in einem Sinne nehmen und behandeln, der ihm fremd ist. Es tritt uns hier wieder mit ungehörigem Gewicht die Hypothese des Verf. entgegen, daß alle diese Erscheinungen sich dem Gegensatz zwischen Juden- und Heidenchristenthum unterordnen. Diese Hypothese ist der Grundmangel des Ganzen; sie verwickelt den Verf. in Widersprüche mit sich selbst (so wäre der freisinnige Marcion seiner Askese nach ein Stockjude gewesen), verleitet ihn zu willkürlicher Deutung mancher Erscheinung, Erklärung abgerißner Phänomene durch unterschobne Motive, kurz zu einer Behandlung der Geschichte, die der Verf., von patristischen und kirchlichen Schriftstellern geübt, perhorresciren würde. Aber

*) Wenn Baur (Tüb. Zeitschr. 1831. IV. 197 f.) daraus, daß Clemens von Barnabas bei den Aposteln eingeführt werde, wie dieses Act. 9, 27 von Paulus gesagt wird, schließt, die Clementinen tragen Züge, die historisch den Paulus betreffen, auf Clemens über, um in diesem das Bild eines wahren Heidenapostels zu zeichnen, so ließe sich ganz Dasselbe von Apollos sagen, dem nach Act. 18, 26 Aquilas nähern Unterricht über den Weg Gottes ertheilt, gerade wie er dieses Hom. II, 22 dem Clemens thut. Ja die gleichen Worte, dort *ἀκριβεστερον ἐξεθεντο*, hier *ἐκελευεν ἀκριβως ἐκτιθεσθαι*, die Gleichheit der Situation ließen auf unmittelbare Beziehung dieser Stelle auf jene schließen, wenn man Lust hat. Und man könnte zudem vielleicht manchen Schluß auf den Charakter des Apollos ziehen; z. B. Simon behauptet, er werde nicht gerichtet werden, Hom. 2, 22, vgl. damit 1. Cor. 4, 3—5. coll. 6. Simon nennt sich *ἑστως, ὡς δη στησομενος ἀει και αἰτιαν φθορας, το σωμα πεσειν οὐκ ἐχων*, Hom. ib., vgl. mit Erinnerungen, wie *ὁ δοκων ἑσταναι βλεπετω μη πεσῃ* 1. Cor. 10, 12 und 16, 13, in letzter Stelle gleich nach Erwähnung des Apollos. Und dann, der Name Simon (vgl. Baur, Gnosis 306, 74) wie verwandt mit dem des Sonnengottes Apollos. Die von Baur auf Paulus bezognen sonstigen Stellen, wie Hom. 17, 19 u. A. lassen sich ebensogut auf Apollos deuten, und manche Vorwürfe, die dem Simon gemacht, an Paulus unbegreiflich sind, wären an Apollos, dem auch sonst eine mehr gnostische Richtung zugeschrieben wird, erklärlich. Simon läugnet die Auferstehung der Todten; dies kann nicht von Paulus gesagt werden, denn er beweist sie 1. Cor. 15; wie wenn er sie gegen Apollos bewiese? Die *σοφια λογου*, durch welche das Kreuz Christi zunichte wird, die *ὑπεροχη λογου ἡ σοφιας*, die *πειθοι σοφιας λογοι*, die *πιστις ἐν σοφιᾳ ἀνθρωπων*, die *ἀρχοντες του αἰωνος τουτου*, das *πνευμα του κοσμου* Pauli 1. Cor. 1. 2. läßt sich so gut, als vieles Aehnliche in den Clementinen auf Apollos, einen Alexandriner beziehen. Ebenso stimmt die Polemik der letztern gegen Simon ganz mit 1. Cor. 3, 11 zusammen. Und wären die Anhänger des Apollos diejenigen, die die Paulinische Richtung übertrieben und daher seinen Widerspruch hervorriefen, so hätten auch die gegen die schwärmerische Prophetie gerichteten Stellen der Homilien ihre gleichartige Beziehung. Kurz es wäre das gnostische Princip, das in Apollos aufträte, und von Paulus und den Clementinen gemeinsam bekämpft würde. Doch dies eine Hypothese, welche näherer Begründung bedürfte, um sie für mehr zu halten.

der Unterschied ist nicht groß, ob man die Geschichte nach einem dogmatischen, oder historischen Vorurtheil biegt. Für die Aufgabe, einen Totalgesichtspunct, dem die besprochnen und andern Erscheinungen des zweiten Jahrhunderts sich unterordnen, — und es wäre dieses Problem der Arbeit würdig, — müssen so äußerliche, längst in die Form von Principien zurückgegangne Unterschiede, wie zwischen Jüdischem und Heidnischem gerade zuerst aufgegeben werden. Es giebt kein sichres Kriterium mehr für dieselben, weil sie längst aufgehört haben, gediegne, in sich ruhende Größen zu sein.

Nächst diesem scheint uns ein zweiter, nicht minder bedeutender Mangel der Schrift des Verf. darin zu liegen, daß er die verschiednen Stufen der Entwicklung des Montanismus nicht auseinander, und zumal Tertullian's Auffassung desselben nicht in ihren Schranken hält. Wir haben bemerkt, wie hie und da sich unabsichtlich dem Verf. selbst ein Bedürfniß der Art aufdrängte; die Durcharbeitung des geschichtlichen Materials scheint ihm diese Einsicht mehr und mehr als Frucht getragen zu haben. Im dritten Buch „Geschichte des Montanismus" finden wir Stadien des Montanismus unterschieden; obwohl es an festen Gesichtspuncten für diesen Unterschied fehlt. Wäre der Verf. von diesem Unterschied ausgegangen, hätte er ihn zum Schema des geschichtlichen Theils im Ganzen gemacht, so wäre die nun hin und wieder verworrne, durch Wiederholungen gestörte Entwicklung durchsichtiger und bestimmter geworden. Beinahe das ganze zweite Buch fällt seinem Inhalt nach in den Bereich der Geschichte des Montanismus. Buch II. D. ist wesentlich nur Wiederholung dessen, was ib. A, 2 behandelt wird, und D, 2. 3 wiederholt sich theilweise in Buch III. C. 1, 2, oder gehört doch dahin. Mit Recht wird Tertullian im dritten Buch als Vertreter des Verfalls des Montanismus bezeichnet (S. 301); aber was für ein Urtheil spricht hiemit der Verf. über seine wesentlich an Tertullian gebundnen Untersuchungen? Tertullian ist der Punct, in welchem der Montanismus seine Rückkehr in die Kirche zu vollziehen beginnt. Es läßt sich an vielen Häresien ein ähnlicher Gang bemerken. Schließen wir, zugleich um von der jugendlich blühenden Sprache des Verf. eine Probe zu geben, mit der Zeichnung, die er von dem Bilde Tertullian's entwirft, „wie es in die Jahrhunderte der Geschichte hineinragt — dieses Gemüth voll wilder Widersprüche, voll ruheloser Thatkraft; diese altrömische imperatorische Natur, die, wie einst ihre Ahnen vom Sieg und der Weltherrschaft des capitolinischen Jupiter's, so vom Siege des Nazareners träumt und von seinem Gericht über die Welt; dieser Römer, der alle Halbheiten, alle Vermittlungen, alle Capitulationen haßt; der ungerecht in Verfolgung seines Rechts, weil er ungerecht sein will, ein Meister in der Sophistik der Leidenschaft; dieser Römer, dem die Welt nur als Opferstätte erscheint, und das Leben als Knechtsdienst; der alle Blüthen der heidnischen Welt, auch wo sie Christum weissagen, mit unbarmherzigem Fuße niedertritt, wie seine Altvordern unterjochte Nationen; ein Römer, vor dessen finsterdrohendem Antlitz die Lüste der Welt, selbst in ihren reizendsten Gestalten, in denen sie den Menschen umgaukeln, als häßliche Larven dahinschwinden; ein Römer auch in der Sprache, rasch pointirt, gedrängt, kategorisch, sententiös, voll verhaltnen Zorns und grollender Kürze, der Tacitus des jungen Christenthums;" — halb wahr, nur zu pathetisch.

L. Georgii.

Carriere „Vom Geist. Schwert- und Handschlag für Franz Baader."

(Schluß.)

Entschuldigen Sie, Herr Moritz Carriere, aber solche Zeit eines ewigen Evangeliums würde für uns wenigstens etwas sehr Langweiliges sein. Was für ein phantastisch-empfindsames Utopien! Entweder hat dies absolute Evangelium schon immer bestanden, oder es wird niemals bestehen. — Sagt nicht Herr Carriere selber, daß die Wahrheit sich immerdar ihre Zeit schaffen könne und müsse? Sind nicht die Stimmen der Weisen zu jeder Zeit ein Loblied auf den Herrn? Oder verlangt Herr Carriere, daß alle Verschiedenheit der Stimmen in ein gegensatzloses Hallelujasingen zusammengehe? Das Böse ist ebenso gut das Salz der Welt wie das Gute. Eine Allgemeinheit ohne Kampf, eine Seele ohne Kampf des Triebes und der Vernunft wäre ein schaaler, ungesalzner Brei. Ungenießbar und unverdaulich. Nur schwache Gemüther, die jedem starken Geist ihre Sentimentalität mit Gewalt aufdringen möchten, sehnen eine Zeit ohne Streit, ein Leben ohne Streben herbei. Was soll dem Menschen der Himmel auf Erden? Ihm, der sogar, wenn er fromm ist, sich nur eine zweite Erde im Himmel träumt. Eine Zeit, wie sie Herr Carriere träumt, wäre der Tod der Geschichte, und somit der Tod des Menschen. Wenn es ihm Ernst mit ihr ist, so thut uns Herr Carriere Leid. Wir müssen seine naive Glaubensseligkeit bewundern, wenn er meint, jenes Leben ohne Larven und Gespenster fange jetzt an, sich zu bilden, „wo ein junger König dem in Waffen, Freiheit und Gehorsam gebornen Volke schwört, ein christlicher sein zu wollen."

Einer der Verkündiger jenes neuen Evangeliums ist also auch Herr Carriere. Und in diesem seinem prophetischen Selbstbewußtsein glaubt er das Recht zu haben, mit dem Worte Gott das heilloseste Spiel zu treiben. „Gott hat zu dem Wege seiner Entwicklung die Geschichte des Handelns nicht minder, wie des Erkennens" (S. 8). Also Gott entwickelt sich. Insofern wird auch er, wie Alles, was sich entwickelt, Momente des Irrthums, der Falschheit abzustreifen haben. Nun meint Herr Carriere: „Ich sage die Wahrheit, denn wenn das, was eines auf Gott und Ewigkeit gestellten Menschen ganzes Gemüth erfüllt, falsch sein könnte, dann wäre Gott nicht unfehlbar, vielmehr ein Lügenvater und das sei ferne!" (S. 16.) Wer steht uns aber dafür, daß nicht Herr Carriere eben ein solches Moment des Irrthumes in Gott ist, welches erst abzustreifen wäre, ehe die Wahrheit hervordränge? Wie soll man die Anmaßung richtig benennen, die ihre eignen Fehler und Widersprüche ihrem Gotte aufbürden möchte? Das ist in der That eine frivole Gewalt, die Gott angethan wird. Ich glaube nicht, daß Herr Carriere dieses sein Buch in jenem Shakespeareschen eternal moment geschrieben habe, von dem er S. 16 spricht.

Wie dem Vater, so ergeht es auch dem Sohne. O, Herr Doctor, ist Ihnen noch nicht Nachts um die zwölfte

Stunde Christus erschienen und hat Sie zornigen Wesens über die Art zur Rede gestellt, wie Sie ihn in Ihrem Buche behandelt habe? Wenn man die Dogmen und Mythen der Religion mit der Philosophie vermitteln will, so geräth man nur in desto ärgere Widersprüche mit ihnen.

Was Herr Carriere über den Tod Christi sagt, ist uns zu langweilig abzuschreiben; denn es ist das Alte, nicht „aufgefaßt und erklärt durch den Geist", sondern reinweg, ohne flacher oder tiefer zu sein, wiederholt. — Und wie wir oben gesehen haben, daß Herr Carriere seine Irrthümer gerne dem lieben Gott zuschieben möchte, so soll ihm Christus zum Prädicat des Größten und Genialen verhelfen. „Wir müssen mit Hase verlangen, sagt er S. 17, daß als Gemeingut der Menschheit anerkannt werde, daß nach Christi Vorbild jeder Menschensohn, so weit an ihm ist, zum Gottessohne, jeder Mensch zum Gottmenschen erwachsen solle." Dann citirt er die Worte St. Martin's, daß jeder Mensch, in der ihm eigenthümlichen Gabe, weiter gehen könne als Christus. Wir nun glauben, daß die Herrn Carriere eigenthümliche Gabe die Eitelkeit sei. Und daß er hierin größer sei als Christus, ja daß er hierin der Größte und genial und originell sei, wird ihm kein wahrer Christ vorenthalten wollen.

Doch nein, er will Christus in andrer Beziehung gleich sein. Hr. Carriere ist Prophet. Er verkündet ein neues Evangelium. Aber nicht bloß dies; auch Personen, die nach seiner Meinung noch nicht gnug anerkannt sind, zu verkünden, ist er berufen. Unerträglich ist die Gönnermiene, die er bei Ausführung dieses Berufes anzunehmen für gut findet. Heinrich Stieglitz ruft er zu: „Deutschland muß erfahren, woran es mit Ihnen ist . . . . Das eherne Schicksal hat sie zum Manne geschmiedet." Novalis, Hölderlin und Bettina Arnim — die er mit der Peterskirche in österlicher Beleuchtung vergleicht — diesen Dreien thut er die Ehre an, neben ihm Propheten des neuen Evangeliums zu sein. Er weist uns deshalb zurecht, daß Karl Grün, ein Mann, der in seinem Buch der Wanderungen rheinische Briefe an ihn geschrieben, uns noch so unbekannt und ungewürdigt sei. Lessing's und Schiller's Bedeutung für die Geschichte der Philosophie, die bis jetzt noch nirgend gehörig dargestellt sei, glaubt er zum erstenmal richtig anzugeben. Auch den Demagogen Friedrich Weidig glaubt er um so eher wieder zu Ehren bringen zu können, weil er den politischen Strebungen desselben fremd sei. Carriere hat, wie er sagt, die erste ganz freundliche Erklärung von Seiten der Philosophie über Strauß abgegeben, zugleich aber ein Weitergehen ausgesprochen. Am widrigsten ist die vornehme Manier, mit der er Franz Baader behandelt. Baader's Polemik hielt er eigentlich für gar keiner Erwidrung würdig. Und obgleich Franz Baader so anmaßend war, Carriere gegenüber eigne Gedanken zu haben, ja ihm Widersprüche und antichristliche Bestrebungen nachweisen zu wollen, so will Carriere doch so edel sein, nicht mit dem Zorn der Verachtung zu antworten, sondern zu vergeben. Er vergiebt gern, wo er den Eifer für das Ewige sieht (S. 27).

Diese Eitelkeit ist es denn auch, die Hrn. Carriere zu nichts Rechtem hat kommen lassen. Im ganzen Buche finden wir nichts Bedeutendes, außer Hrn. Carriere selbst. Nach seiner eignen Schildrung ist er ein Mann voll gottschauender Begeistrung, glühend für alles Edle, wahrhaft speculativ trotz einem Hegel (S. 19), Anhänger aller großen Philosophen (S. 33), eingeweiht in die Tiefen des Wissens (ebend.). Daß Hr. Carriere ein Genie ist, wird der nicht läugnen, der die wunderlichen Voraussetzungen anerkennt, von denen Hr. Carriere die Genialität abhängig macht. Man muß die Beispiele von Genialität, die er anführt, selber lesen (S. 20). Nur eins sei uns erlaubt herauszuheben: „Auch Alexander der Große war ein Genie, da er den Becher des Philippus trank, während der Arzt den Brief las, der ihn als Giftmischer verdächtigte." Armer Alexander, wenn du dir in jenem Fluß keine Erkältung geholt hättest, so wärst du kein Genie gewesen. Arme menschliche Größe! Arme Genialität, die von einem Fieber abhängig ist!

Wenn wir Hrn. Carriere auch nicht die Kränkung anthun wollen, ihn einen Mann von genialer Eitelkeit und eitler Genialitä zu nennen, so muß er es sich doch wenigstens gefallen lassen, uns als Beleg dafür zu dienen, wie wenig die reine inhaltslose Begeistrung vor sich bringen kann. Solche Begeistrung ist nicht dazu gemacht, sich öffentlich auszusprechen. Da sie ohne wahren innern Gehalt ist, so kann sie eben nur von sich selber reden. Und so ist es Hrn. Carriere ergangen.

Baader hat sich seinen Kampf gegen die Hegelsche Philosophie sehr leicht gemacht, indem er sich eine solche Persönlichkeit als Repräsentanten derselben aussuchte. Giebt sich doch Hr. Carriere Mühe gnug, darauf hinzudeuten, daß weder ihn noch seinen Aufsatz die Hegelsche Schule je anerkannt habe (S. 28, 29). Daß sie es je thun wird, glauben wir schwerlich, und ob die andre Seite, der er auch angehören will, das junge Deutschland, ihn als den Ihrigen anerkennen möge, geht uns nichts an. Nur einen Rath möchten wir Ihnen, Hr. Carriere, noch mit auf den Weg geben. Da Sie Sich denn doch zu den Hegelianern rechnen, so ist es bedenklich, wenn Sie einige Richtungen unter denselben mit Worten schildern, wie folgt: . . „wogegen von andern Seiten viel Geschrei und wenig Wolle zu Tag kam, ein abstruser Formelkram, ein weichmüthiges, augenverdrehendes Gefasel, ein renommistisches Absprechen, ein flaches, poesieloses Breittreten, ein kahles Popularisiren, ein Mißverstand über neue Gährungen und Gestaltungen der Gegenwart, Unsinn auf metaphysischen Stelzen, Eigendünkel und Anmaßung sich breit machten, daß nun mit gutem Wort wenig Auskommen ist." Sehen Sie, wie leicht könnten Mißgünstige diese Worte auf Sie anwenden. Beiläufig noch, lieber Hr. Doctor, Sie meinen, es sei eine unentschuldbare Frechheit, allen Keimen, die nicht den Stempel eines gewissen Systems auf der Stirne tragen, jede Zukunft zerstörerisch zu rauben. Glauben Sie, daß auch Ihr Buch ein solcher Keim sei? Nein, beim besten Willen haben wir Nichts, was neues Leben verkündete, in ihm finden können. Höchstens einige Absenker der Hegelschen Religionsphilosophie. Und Sie drohen, Hegel's Encyklopädie zu verbrennen? Sie Undankbarer! Edgar Bauer.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 39. **16. Februar.** **1842.**

Zur Beurtheilung der Schrift: „das Wesen des Christenthums.“

Die über meine Schrift: „das Wesen des Christenthums,“ richtiger der Religion überhaupt bisher erschienenen Urtheile sind so grenzenlos oberflächlich, daß ich mich genöthigt sehe, selbst einige Data zu einer richtigen Beurtheilung derselben dem Leser an die Hand zu geben. Ein Correspondent aus Frankfurt a. M. in der Augsburger Allgemeinen Zeitung ist in seiner indiscreten Urtheilslosigkeit sogar so weit gegangen, daß er sich nicht gescheut hat, öffentlich zu behaupten, man brauche nur „einige Seiten“ in meiner Schrift zu lesen, um sich zu überzeugen, daß der Verfasser dieser Schrift mit dem Verfasser „der Posaune des jüngsten Gerichts“ identisch oder doch wenigstens nicht von ihm zu unterscheiden sei. Hätte derselbe statt einiger Seiten lieber nur *eine einzige* Seite meiner Schrift richtig gelesen, so würde er gefunden haben, daß zwischen Hegel's Methode und meiner Weise zu philosophiren, zwischen der Hegelschen und meiner Religionsphilosophie, folglich auch zwischen der Posaune, welche die Resultate der „negativen Religionsphilosophie“ direct aus Hegel, als hätte er *Dasselbe* gesagt, ableiten will, und meiner Schrift ein wesentlicher Unterschied stattfindet.

Meine Religionsphilosophie ist so wenig eine Explication der Hegelschen, wie der übrigens sehr geist- und kraftvolle Verfasser der Posaune will glauben machen, daß sie vielmehr nur aus der *Opposition* gegen die Hegelsche entstanden ist, *nur aus dieser Opposition* gefaßt und beurtheilt werden kann. Was nämlich bei Hegel die Bedeutung des *Secundären, Subjectiven, Formellen* hat, das hat bei mir die Bedeutung des *Primitiven, des Objectiven, Wesentlichen*. Nach Hegel ist z. B. die Empfindung, das Gefühl, das Herz die *Form*, in die sich der wo andersher stammende Inhalt der Religion versenken soll, damit sie das Eigenthum des Menschen werde; nach mir ist der Gegenstand, der Inhalt des religiösen Gefühls selbst nichts Andres als das *Wesen des Gefühls*. Dieser wesentliche Unterschied tritt auf eine höchst deutliche Weise schon in der Art hervor, wie Hegel und wie ich gegen Schleiermacher, den *letzten* Theologen des Christenthums, polemisire. Ich tadle Schleiermacher nicht deßwegen, wie Hegel, daß er die Religion zu einer Gefühlssache machte, sondern nur deßwegen, daß er aus theologischer Befangenheit nicht dazu kam und kommen konnte, die nothwendigen Consequenzen seines Standpuncts zu ziehen, daß er nicht den Muth hatte, einzusehen und einzugestehen, daß *objectiv* Gott selbst nichts Andres ist, als das *Wesen des Gefühls*, wenn subjectiv das Gefühl die Hauptsache der Religion ist. Ich bin in dieser Beziehung so wenig gegen Schleiermacher, daß er vielmehr eine wesentliche Stütze, die thatsächliche Bestätigung meiner aus der Natur des Gefühls gefolgerten Behauptungen ist. Hegel ist eben deßwegen nicht in das eigenthümliche Wesen der Religion eingedrungen, weil er als abstracter Denker nicht in das Wesen des Gefühls eingedrungen ist. Man zeige mir doch in der ganzen Hegelschen Philosophie einen Gedanken oder Satz, aus welchem durch Explication oder Folgerung sich z. B. der Satz meiner Schrift ergäbe — ein Hauptsatz — daß Christus, d. h. der „christliche“ Christus, Christus *wie er* Gegenstand des christlichen Gemüths war, im Unterschied von dem *historischen* Christus, obgleich auch diese religiöse Bestimmtheit als der Reflex einer historischen betrachtet werden kann, oder vielmehr muß, daß, sage ich, Christus das gegenständliche Wesen des menschlichen Herzens ist. Oder einen Gedanken, woraus z. B. der Gedanke meiner Schrift gefolgert werden könne, daß Gott als das unbeschränkt sinnliche Wesen, als das allzeitliche, d. i. ewige, das allörtliche oder allgegenwärtige Wesen nichts Andres ist, als das Wesen der Phantasie.

Was nach Hegel *Bild*, ist nach mir *Sache*. Nach Hegel sind z. B. die Personen der Trinität nur Vorstellungen, Vater und Sohn unangemeßne, dem organischen, natürlichen Leben entnommne Bilder. Nach meiner Schrift ist gerade dies das Wesen der Trinität, daß Gott in Beziehung auf sich selbst Vater und Sohn, ein Bund sich innigst liebender Personen ist.

Hegel *identificirt* die Religion mit der Philosophie, ich hebe ihre *specifische Differenz* hervor; Hegel betrachtet die Religion nur im *Gedanken*, ich in ihrem *wirklichen Wesen*; Hegel findet die Quintessenz der Religion nur im *Compendium der Dogmatik*, ich schon im *einfachen Acte* des Gebets; Hegel *objectivirt* das Subjective, ich *subjectivire* das Objective;

Hegel stellt die Religion dar als das Bewußtsein eines andern, ich als das Bewußtsein des eignen Wesens des Menschen; Hegel setzt darum das Wesen der Religion in den Glauben, ich in die Liebe, weil die Liebe nichts Andres ist, als das religiöse Selbstbewußtsein des Menschen, das religiöse Verhältniß des Menschen zu sich selbst; Hegel verfährt willkürlich, ich nothwendig; Hegel unterscheidet, ja trennt den Inhalt, den Gegenstand der Religion von der Form, von dem Organ, ich identificire Form und Inhalt, Organ und Gegenstand; Hegel geht vom Unendlichen, ich vom Endlichen aus; Hegel setzt das Endliche in das Unendliche, weil er noch den alten metaphysischen Standpunct des Absoluten, Unendlichen zu seinem Ausgangspunct hat, und zwar so, daß er im Unendlichen die Nothwendigkeit der Begrenzung, Bestimmung, Endlichkeit aufzeigt, ich setze das Unendliche in das Endliche; Hegel setzt das Unendliche dem Endlichen, das „Speculative" dem Empirischen entgegen, ich finde, eben weil ich schon im Endlichen das Unendliche, schon im Empirischen das Speculative finde, das Unendliche mir nichts Andres ist, als das Wesen des Endlichen, das Speculative nichts Andres, als das Wesen des Empirischen, auch in den „speculativen Geheimnissen" der Religion nichts Andres, als empirische Wahrheiten, wie z. B. in dem „speculativen Mysterium" der Trinität keine andre Wahrheit als diese, daß nur gemeinsames Leben Leben ist — also keine aparte, transcendente, supranaturalistische, sondern eine allgemeine, dem Menschen immanente, populär ausgedrückt, natürliche Wahrheit.

Es ist daher nichts alberner, als die Gedanken meiner Schrift, die gerade aus der Opposition gegen die abstracte, d. i. von dem wirklichen Wesen der Dinge abgesonderte Speculation entstanden sind, für Producte einer „abstracten Dialektik"*) zu erklären. Sind diese Gedanken Producte der abstracten oder Hegelschen Dialektik, so ist auch ihr Verfasser mit Haut und Haaren, mit Fleisch und Blut, mit Knochen und Nerven ein Product der abstracten Dialektik; denn diese seine Gedanken sind sein Wesen. Es ist überhaupt nichts thörichter, als unangenehme Wahrheiten sich dadurch vom Halse schaffen zu wollen, daß man ihnen einen zufälligen Ursprung vindicirt, wie dies der oberflächliche Verfasser des Aufsatzes: Strauß und F. in der Leipz. Deutschen Monatsschrift thut. Anerkennt ihr eine Vorsehung, eine allbestimmende Macht, ein Schicksal — oder wie ihr es nennen mögt — in den Dingen unter dem Monde; nun so dehnt auch diese Macht, dieses Schicksal auf die Gedanken des Menschen aus, denn sie lassen sich nicht vom Wesen des Menschen abtrennen. Und wollt ihr daher ein Radicalmittel gegen das immer tiefer und weiter um sich greifende Uebel der Vernunft anwenden, so bleibt euch kein andres Mittel, als sämmtlichen Ungläubigen die Köpfe abzuschlagen. Welch ein lächerlicher Wahn, daß nur mit den Bedürfnissen des Magens, nicht mit den Bedürfnissen des Kopfs die Macht der Nothwendigkeit, das Schicksal der Dinge im Bunde stehe! Welch ein thörichtes Bestreben, die Dampfmaschinen und Runkelrübenzuckerfabriken in Bewegung, aber die große Denkmaschine, den Kopf in ewigen Stillstand versetzen zu wollen! Welch ein Einfall — die religiösen Wirren dadurch schlichten zu wollen, daß man über die Religion plötzlich nicht mehr denkt, d. h. daß man sich zum Besten der deutschen Nationalinteressen, d. h. der Dampfmaschinen und Runkelrübenzuckerfabriken in religiösen Dingen stante pede zur Bestie degradirt! Und welch ein niedriger, welch ein verwerflicher Gedanke, daß man die Religion, weil sie Sache des Gefühls sei, nicht vor das Forum der philosophischen Kritik ziehen solle! Gerade das Gegentheil. So weit unser Verstand reicht, so weit geht unser Beruf, unser Recht, unsre Pflicht. Was wir erkennen können, das sollen wir erkennen. Die theoretische Aufgabe der Menschheit ist identisch mit ihrer sittlichen. Nur der ist ein wahrhaft sittlicher, ein wahrhaft menschlicher Mensch, der seine religiösen Gefühle und Bedürfnisse zu durchschauen den Muth hat. Wer ein Knecht seiner religiösen Gefühle ist, der verdient auch politisch nicht anders denn als Knecht behandelt zu werden. Wer nicht sich selbst in der Gewalt hat, hat auch nicht die Kraft, nicht das Recht, sich vom materiellen und politischen Druck zu befreien. Wer sich in sich selbst von dunkeln, fremden Wesen beherrschen läßt, der bleibe auch äußerlich im Dunkel der Abhängigkeit von fremden Mächten sitzen. Und wer daher dem religiösen Gefühle im Gegensatze zur Freiheit des Denkens das Wort redet, der ist ein Feind der „Aufklärung" und Freiheit, der redet dem Obscurantismus das Wort, denn Alles ohne Unterschied sanctionirt der Obscurantismus des religiösen Gefühls. Selbst den Lastern, selbst dem Schrecken, der Furcht, selbst einem Deus crepitus huldigte das religiöse Gefühl der frommen Römer. Und war es bei den Christen wesentlich anders? Hing einst nicht auch das religiöse Gefühl der Christen ebenso fest an den Gespenstern, den Teufeln, den Hexen, als an Gott? War nicht einst Alles, selbst der Lauf der Erde vom religiösen Gefühle und Glauben in Beschlag genommen? War darum eben nicht jeder Fortschritt in der Philosophie, in den Naturwissenschaften eine

*) Ueber das Wort abstract herrscht übrigens die größte Confusion. So gilt jetzt sehr vielen Leuten die unbehagliche Scheidung des Lichts und der Finsterniß, der Wahrheit und Lüge, der Vernunft und Albernheit, des Unglaubens und Glaubens für die That einer abstracten Dialektik. Aber nur auf dieser abstracten Dialektik, nur auf dieser kritischen Scheidung beruht die Wiederherstellung unsrer geistigen und leiblichen Gesundheit.

Negation, ein Frevel gegen das religiöse Gefühl? Und geht das religiöse Gefühl nicht auch in die politische „That" über? Widersprach es dem religiösen Gefühl und Glauben unsrer Reformatoren, den Servet im Feuer zu Tode zu martern? Hat sich nicht auch in unsren Tagen wieder das religiöse Gefühl auf eine höchst arrogante Weise in die Politik eingemischt? Und ist es nicht überall, wo es Charakter gezeigt, absolut negativ gegen das wahre Menschliche, gegen Kunst und Wissenschaft aufgetreten? Ja wahrlich, purer Hohn ist das Wort Freiheit, das Wort Aufklärung im Munde dessen, der die Finsterniß des religiösen Gefühls in Schutz nimmt.

Es ist demnach eine moralische Nothwendigkeit, eine heilige Pflicht des Menschen, das dunkle, lichtscheue Wesen der Religion ganz in die Gewalt der Vernunft zu bringen; und diese Pflicht ist um so dringender, je größer der Widerspruch ist, in welchem die Vorstellungen, Gefühle und Interessen der Religion mit den anderweitigen Vorstellungen, Gefühlen und Interessen der Menschheit stehen, wie dies gegenwärtig der Fall ist, was Niemand wird läugnen können und wollen, außer wer selbst in diesen Widerspruch verwickelt ist. Denn wo die Religion im Widerspruch steht mit den wissenschaftlichen, politischen, socialen, kurz geistigen und materiellen Interessen, da befindet sich die Menschheit in einem grundverdorbnen, unsittlichen Zustand — im Zustand der Heuchelei.

Wie häßlich stellt sich nicht z. B. in den Naturforschern des vielgepriesnen Englands diese Heuchelei dar! Sie wollen ihre naturwissenschaftlichen Ansichten und Ueberzeugungen mit dem Bibelglauben in Harmonie bringen — wie fromm, wie christlich! — und gleichwohl erklären sie — o wie unchristlich, wie frivol! — den Glauben, daß alle Wesen und Dinge um des Menschen willen seien, für einen unerträglichen Hochmuth, als wenn nicht eben dieser, ja ein noch weit stärkrer, „hochmüthigerer" Glaube in der Bibel enthalten wäre*), nicht in der Bibel die Sonne selbst um des Menschen willen stille stünde, nicht in der Bibel die ganze Natur um Israels willen ihre Beschaffenheit änderte. Ja dieser Glaube, dem in der That auch eine Wahrheit zu Grunde liegt, war in der Christenheit ein so heiliger, daß man selbst noch im vorigen Jahrhundert wegen der entgegengesetzten Ansicht in den Verdacht der Irreligiosität, der Freigeisterei kam. Die Christen sagten zwar, daß die Welt nicht allein um des Menschen, sondern auch der Engel willen erschaffen sei. Aber was sind die Engel Andres als die religiösen Dienstboten des Menschen? Soll nun dieser Zustand des Widerspruchs, der Heuchelei, der sich schon im Machiavelli, im Vanini, im Leibnitz, hier nur in einer andern Weise, mehr noch im Cartesius, im Bayle — siehe insbesondre ob dieses häßlichen Widerspruchs meinen Bayle — auf das Widerwärtigste darstellte, in der sogenannten „positiven Philosophie"*) aber, wie sie sich wenigstens bisher ausgesprochen, seinen tragi-komischen Schluß- und Culminationspunct gefunden hat, soll dieser Zustand nicht aufgehoben werden, soll er ein dauernder sein? Nein! er muß überwunden werden; dieser Widerspruch ist der faulste Fleck, der Schandfleck unsrer neuern Geschichte, unsrer Gegenwart.

(Schluß folgt.)

*) Sanctae litterae docent, hominem fuisse ultimum Dei opus, et sic inductum fuisse in hunc mundum, quasi in domum jam paratam et instructam, illius enim causa facta sunt omnia. Lactantius Inst. l. II. c. 9.

*) Ich verweise auf meine Kritik der sog. positiven Philosophie in den Hall. Jahrbüchern Decbr. 1838, und zwar deßwegen, weil der von meiner Schrift wie von einem Blitz aus heiterm Himmel getroffen wird, welcher nicht die Stufen kennt, die sie veranlaßten, bedingten und vermittelten. Wer aber auch nur z. B. einen Blick in das Elend dieser sog. Philosophie geworfen, welche die unvereinbarsten Widersprüche, Glaube und Unglaube, Religiosität und Frivolität, Personalismus und Pantheismus, Willkür und Nothwendigkeit auf die lächerlichste und zugleich widerlichste Weise verbindet, der wird in meiner Schrift ein nothwendiges und wohlthätiges Gewitter erblicken.

Etliche Nutzanwendungen aus dem Puseyismus.

In der englischen Kirche soll's toll zugehen, ein allgemeiner Abfall zum Katholicismus soll in ihr sich vorbereiten, erzählen die Zeitungen. „Die Papisten" — schreibt neulich ein Correspondent der Preußischen Staatszeitung — „sind schon hoch entzückt, und erklären von ihren Kanzeln, daß die Zeit schnell herannahe, wo die englische Kirche in den Schooß des Papstthums zurückkehren werde. Sie empfehlen nur Geduld und Nachsicht, die wenigen Puncte, woran man sich noch diesseits stoße, würden bald erledigt sein. Ihrerseits haben die Papisten bereits gar Manches in Lehre, Form und Ansprüchen in aller Stille fallen lassen, worauf sie sonst mit unerbittlicher Strenge gehalten haben, besonders in Bezug auf Reliquien, Weihwasser, Anrufung der Heiligen u. s. w. Aber auch bei den Protestanten bemerkt man seit wenigen Wochen wesentliche Verändrungen in den Kirchen. Wo man sonst nur des Sonntags Gottesdienst gehalten, und das Abendmahl einmal im Monat gereicht, da läutet jetzt die Glocke jeden Morgen, und das Abendmahl wird jeden Sonntag gereicht. Die Kerzen auf dem Altar und hie und da das Crucifix, welche seit Jahrhunderten nicht mehr gesehen worden, erscheinen aufs Neue. In der Stellung der Kanzel und Gebetpulte, in der Kleidung und den Geberden des Geistlichen, selbst beim Reichen des Abendmahls werden allerlei Verändrungen vorgenommen. Alles geht einer Krisis entgegen." Der Katholicismus fühlt wohl, um was es sich handelt. O'Connell, bisher nur auf politische Gleichstellung der Confessionen hinwirkend, hat jetzt die Rolle auch eines religiösen und kirchlichen Demagogen angenommen; Monsignore Cappacini reist nach London, ohne Zweifel nicht, um den nächsten Weg von Lissa-

bon nach Rom einzuschlagen; die Puseyiten — hört ihr die „historisch-politischen Blätter" jauchzen? — die Puseyiten reichen ihm die Hand, denn sie drängen auf Entscheidung der Frage: „ob die englische Kirche katholisch oder protestantisch sei?"

Wer diese Erscheinungen unbegreiflich findet, versteht nichts von der Geschichte. Die Größe des Protestantismus ist sein Princip, und die Stärke des Katholicismus die Consequenz, mit der er dieses Princip verläugnet. Aber der Gegensatz beider hat sich nicht von Anfang an in seiner ganzen Reinheit und Schärfe herausgebildet; denn das Lutherthum ist der neue Wein im alten Schlauch, ein Ineinander von Katholicismus und Protestantismus; es ist der lebendige Widerspruch zwischen seinem Begriff und seinem Dasein, zwischen seinem Princip und der Durchführung und Ausbreitung desselben. Verläugnet nun der Protestantismus sein Princip, giebt er das demselben Widersprechende, d. h. das Katholische im Protestantismus für das Wesentliche aus, so ist sein Rückfall in den Papismus unvermeidlich. Man hat dies hundertmal schon gesagt, aber man hat der Weissagung der Kassandra gelacht. Nous verrons.

Die englische Kirche war unter allen ihren protestantischen Schwestern am meisten katholisch geblieben. Sie war nicht das Ergebniß organischer Entwicklung, sondern das Werk eines despotischen Willens, eines Papstes auf dem Königsthron; sie hatte die politische Organisation, die Hierarchie der katholischen Kirche in ihrer abstoßendsten Form herübergepflanzt, sie hat im Lauf eines dreihundertjährigen Bestehens für theologische Wissenschaft, für Volksintelligenz am wenigsten gethan. Ja sie hat ein Recht, sich zu fragen, ob sie katholisch oder protestantisch sei. Aber wir? Nun ja, Cäsaropapismus, Pfaffenregiment und Stagnation der freien Wissenschaft, das steht Alles vor der Thür; der einzige uns noch geblieбne Ruhm, unser Philosophiren, wenn man ihm gegenwärtig noch diesen Namen geben darf, ist längst nicht mehr jene reine, selbstvergeßne, interesselose Hingebung an die Sache, wie in den goldnen Kantschen Zeiten, sondern ein factiöses, gunstbuhlerisches, pfäffisches Treiben, eine officielle Ceremonie.

Warum sollen wir nicht katholisch werden? Lassen wir uns die Heteronomie der Bibel gefallen, warum nicht nebenbei auch diejenige der Tradition? Haben wir zwei Sacramente, warum nicht sieben? Noch mehr. Der Katholicismus hat Manches vor dem Lutherthum voraus. Er ist consequenter, volksthümlicher, liebenswürdiger, vom Zauber einer großen Vergangenheit umstrahlt. Seine alten Päpste sind unendlich erhabner, als die lutherischen Pfaffen und Pfäfflein, die Hofprediger der Concordienformel, als unsre „Schäcker" (wie sie Friedrich der Einzige nannte) im protestantischen Chorrock. Die Moralität beider ist ungefähr gleich. Selbst den Ruhm, der Heerd politischer Aufklärung zu sein, hat der Protestantismus verloren. Man blicke hin auf Frankreich, Spanien, Belgien, Ungarn, — hier ist politisches Leben, bei uns dumpfes Brüten oder feiler Selbstverkauf. Ja laßt uns katholisch werden. München ist nicht weit von Berlin. Warum sollen wir Kryptokatholiken bleiben, wie die Romantiker?

Ob in England der gefürchtete Abfall zum Papismus allgemein werden wird, steht zu bezweifeln. Der theologische und kirchliche Lärm wird hier von andren Fragen, vom Sturm politischer Interessen, vom Geschrei der öffentlichen Noth übertäubt. In Deutschland ist es anders. Bei dem völligen Mangel freier Bewegung und öffentlicher Interessen hat sich der politische Liberalismus aufs theologische Gebiet herübergeflüchtet, und der politische Servilismus verschwört sich mit dem Pfaffenthum. Wäre nun die theologische und kirchliche Reaction so stark, als sie es zu sein wünscht, so würde sich bald zeigen, wohin sie führt. Zunächst dazu, den confessionellen Hader zu verewigen. Steifen wir Protestanten uns auf unsre symbolischen Bücher, warum sollen sich die Katholiken nicht auf die ihrigen, die tridentinischen Decrete steifen, und uns als „eine Heerde räudiger Hunde ansehen, die den Weinberg des Herrn verwüsten"? Nur, wenn beide Parteien auf einem gegen die religiösen Differenzen indifferenten dritten Feld, dem Feld der freien Wissenschaft sich vereinigen, ist ein dauernder Friedensschluß möglich. Aber nicht allein zur neuen Anfachung der kirchlichen Wirren, auch zur völligen Untergrabung des Protestantismus wird das jetzige System ebenso gewiß führen, als der Charakter der Hochkirche nicht nur zum Hader mit Irland, sondern zu einer Erscheinung, wie der Puseyismus geführt hat. Die restaurirte protestantische Orthodoxie giebt dem Katholicismus, als ihrer Consequenz, ein Relief. Gegen das Princip des Protestantismus, die Autonomie der Vernunft steht der Katholicismus schwach, aber gegen seine widerspruchsvolle historische Gestalt in siegreicher Uebermacht da. Baiern stellt in Erlangen nur Altlutheraner an. Es hat dort eine theologische Facultät zusammengebracht, die den weiland Jenensern in nichts nachsteht. Die bairische Regierung weiß, warum sie dies thut, denn sie ist ultramontan. Aber in Preußen, in Würtemberg balgt man sich mit den Katholiken ab, und ruft doch recht geflissentlich durch Begünstigung der verkommnen protestantischen Orthodoxie den alten Hader der Confessionen wieder hervor. O der Rasenden, die sich das Haus über dem eignen Kopfe anzünden!

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 40. **17. Februar.** **1842.**

Zur Beurtheilung der Schrift: „das Wesen des Christenthums."

(Schluß.)

Aber wodurch soll er, wodurch kann er überwunden werden? Dadurch, daß man die Menschheit gewaltsam auf den Zustand des ersten Christenthums oder einen analogen Zustand wieder zurückversetzt? Wie albern! Solche repetitoria kommen wohl im Kopf eines theologischen Repetenten vor, aber in natura finden sie nicht statt. Dadurch, daß man Altes und Neues pêle mêle untereinander mischt? Nichts ist widerlicher, nichts unausstehlicher, als solcher Mischmasch. Oder dadurch, daß man dem alten Glauben ein modernes Kleid giebt? Das ist eben so lächerlich, als wenn man einen alten Mann dadurch wieder jung machen wollte, daß man ihn in das Kleid eines Jünglings steckt. Wodurch also? Nur dadurch, daß wir uns ehrlich und redlich eingestehen, daß das Todte todt ist, alle Wiederbelebungsversuche also eitel und vergeblich sind, nur dadurch, daß wir uns daher eine neue, lebensfrische, aus unserm eignen Fleisch und Blut erzeugte Anschauung der Dinge schaffen. Selbsttäuschung ist es, diese Geistesrichtung, welche einen Zustand des Widerspruchs, der Heuchelei rücksichtslos negirt, als eine negative zu bezeichnen. Sie allein ist gerade die positive, die sittliche Geistesrichtung*), denn sie ist nur negativ gegen Etwas, was bereits selbst ein Nichts in sich ist, aber sich noch immer stellt und geberdet, als wäre es Etwas. Positiv ist allein, was wahr und gut ist. Aber ist nicht der sogenannte positive Glaube längst und gerade am meisten in denen, die nichts Andres als eben dieses Wort im Munde führen, zur Caricatur, zur Lüge, zur Heuchelei, zur Selbsttäuschung geworden? Allerdings sollen wir conservativ sein, aber nota bene nur gegen das, was in sich selbst noch Lebens- und Selbsterhaltungskraft besitzt. Ein gesundes Glied tödten ist Frevel, Barbarei; aber ein krankes Glied amputiren, Wohlthat und Weisheit. Die Conservation des Guten ist gut und vernünftig, aber die des Schlechten selbst eine Schlechtigkeit und Thorheit.

*) Nur die Negation des Christenthums ist, so paradox es klingen mag, die Wiederherstellung des wahren Christenthums. Die affectirte oder, wie sie A. Ruge nennt, die „capricirte" Christlichkeit unsrer Tage dagegen ist das perverse, frivole, unchristliche Christenthum. Nur die, welche den Namen Christen verschmahen, welche den Christen im Menschen untergehen lassen, sind die wahren Christen. Nur auf dem Wege, den Strauß und B. Bauer in der Theologie, ich in der Philosophie eingeschlagen, kann der wahre, unzweideutige Christus, der Christus, welcher in Wahrheit des Menschen Freund und Bruder ist, gefunden, Christus, wie es längst Kapp ausgesprochen, im Elemente der Wissenschaft wieder geboren werden.

Was nun aber das Verhältniß der Hegelschen Philosophie zu diesem Zustande einer welthistorischen Heuchelei betrifft, so kann ihr keineswegs die Ehre vindicirt werden, denselben entlarvt und wahrhaft überwunden zu haben. Er ist vielmehr eben so viel in ihr überwunden als nicht überwunden. Hegel ist durch und durch ein Widerspruch. Es gehört wesentlich zur Charakteristik seiner Philosophie, daß sich eben so gut die Orthodoxie, als die Heterodoxie auf ihn stützen kann und sich wirklich gestützt hat, daß sich eben so gut, übrigens nur mit größter Anstrengung und Willkür, die Töne der „Posaune" aus ihr hervorbringen lassen, als die süßen einschmeichelnden Flötentöne der Harmonie des Glaubens und Unglaubens. Hegel ist die Aufhebung des abgelebten Alten im Alten. Wie überhaupt die philosophischen Systeme, so ist auch und zwar insbesondre das Hegelsche System ein unerläßliches, bleibendes Zucht- und Bildungsmittel des Geistes, das Keiner ungestraft ignoriren kann. Aber so nothwendig die Schule, so nothwendig ist die Ueberwindung der Schule. Nicht die Schule, sondern die Freiheit von der Schule ist der wahre Zweck derselben. Nothwendig ist es, sich durch ein philosophisches System zu bestimmen, zu bilden, aber die festgehaltne, die fixirte Bestimmtheit ist Beschränktheit. Nur die flüssige Philosophie, die Philosophie, welche aufhört, ein fixes System zu sein, welche die Wahrheit der vorhandnen Systeme in sich begreift, ohne selbst ein abgeschloßnes System zu sein, und doch zugleich keine Eklektik ist, nur diese ist die Philosophie des Lebens, der Zukunft*).

*) Die bisherige Philosophie hat schon der Form nach Philosophie sein wollen, die Form mit dem Wesen der Philosophie identificirt. Im Gegensatze zu dieser auf die Form erpichten Philosophie behaupten wir gerade, daß nur die sich selbst verläugnende Philosophie, die Philosophie, der man es nicht ansieht, daß sie Philosophie ist, die wahre ist.

Die Hegelsche Philosophie kann schon deßwegen nicht festgehalten werden, weil die verzwickte, untergeordnete, unnatürliche Stellung der Natur in ihr ganz der Bedeutung widerspricht, welche immer mehr im Leben und in der Wissenschaft die Natur gewinnt. Die wahre Stellung der Natur finden wir aber nur, wenn wir an die Stelle des abstracten Spectrums des „Weltgeistes" den lebendigen Menschengeist setzen. Die Hegelsche Philosophie ist überhaupt in ihrer Methode viel zu einförmig, in ihren Uebergängen viel zu willkürlich und unnatürlich, in ihrem Baue viel zu complicirt, in ihren Bestimmungen viel zu abgesondert von der Anschauung des Menschen in der Natur, in ihrem ganzen Wesen viel zu widerspruchsvoll, in ihren historischen Beziehungen viel zu sehr noch behaftet mit allerlei Antiquitäten, als daß nicht auch hier, d. h. also *auf dem Gebiete der Philosophie eben so gut, wie anderwärts* die Scheidung des Lichts von der Finsterniß, der Nothwendigkeit von der Willkür, der Einheit vom Widerspruch, des Wesens vom Scheine, der Wahrheit vom Irrthum ein dringendes Bedürfniß sein sollte.

Meine Schrift ist nun gerade hervorgegangen aus dem Bestreben, die bisher trotz ihrer gepriesnen „Immanenz" immer so transcendente und deßwegen so widerspruchsvolle und complicirte Philosophie „*zunächst* auf dem Gebiete der speculativen Religionsphilosophie" auf ihre *einfachsten, dem Menschen immanenten Elemente zu reduciren, zu simplificiren**). Aber eben diese Tendenz begründet einen wesentlichen Unterschied zwischen der Hegelschen und meiner Religionsphilosophie. Daher ist mir der Mittelpunct der Religion, die Incarnation Gottes, der Theanthropos nicht, wie dem Hegel, ein widerspruchsvolles Compositum von Gegensätzen, kein synthetisches, sondern *analytisches* Urtheil — die sinnliche Consequenz einer Prämisse, die dasselbe nur auf unsinnliche Weise sagt. Daher ist der Grund und das Resultat meiner Schrift nicht die Identität des menschlichen und eines *andern* Wesens, sondern die Identität des Wesens des Menschen *mit sich selbst*. Die Hegelsche Religionsphilosophie *schwebt in der Luft*, meine steht mit zwei Beinen auf dem heimathlichen Boden der Erde fest. Die Hegelsche Religionsphilosophie hat kein *Pathos* in sich, kein *leidendes* Wesen, kein *Bedürfniß*, kurz keine *Basis*; bei mir ist die Basis der Religionsphilosophie in ihren niedern Theilen die *esoterische Anthropologie*, in ihren höhern Theilen die *esoterische Psychologie*. Die Religionsphilosophie *im Sinne der esoterischen Psychologie* ist eine *neue* und *fruchtbare* Wissenschaft. Jeder Philosoph, der eine Religionsphilosophie in einem *andern* Sinne geben will, kann sich von nun an nur *blamiren*. Kurz meine Religionsphilosophie ist die geradezu auf den Kopf oder vielmehr auf ihre wahre Basis gestellte, *umgekehrte* bisherige religiöse Speculation, selbst die Hegelsche mit eingeschlossen. Siehe die Anmerkung Seite 18 meiner Schrift.

Ein wesentlicher Unterschied endlich zwischen Hegel und meiner Wenigkeit besteht darin, daß Hegel *Professor* der Philosophie war, ich aber kein Professor, kein Doctor bin, Hegel also in einer akademischen Schranke und Qualität, ich aber als *Mensch*, als purer blanker Mensch lebe, denke und schreibe — kein Wunder, daß ich daher im Gegensatz zur Hegelschen Religionsphilosophie auch nichts weiter aus der Religion herausbringe, als eben den *Menschen*. Die wesentliche Tendenz der philosophischen Thätigkeit kann überhaupt keine andre mehr sein, als die, den *Philosophen* zum *Menschen*, den *Menschen* zum *Philosophen* zu machen. Der wahre Philosoph ist der *universelle* Mensch — der Mensch, der für alles wesentlich Menschliche Sinn und Verstand, also den Sinn und Verstand der Gattung hat. Die Philosophie soll nicht die Wissenschaft einer *besondern Facultät*, keine *abstracte Qualität* sein; sie soll das *ganze Wesen* des Menschen, alle Facultäten in sich fassen. Zum Philosophen gehört daher nicht nur der Actus purus des Denkens, sondern auch der Actus impurus oder mixtus der *Leidenschaft*, der sinnlichen Receptivität, die uns allein in den universalen Conflux der wirklichen Dinge versetzt. Die Philosophie als Sache einer besondern Facultät, als Sache des bloßen *abgesonderten* Denkens isolirt und entzweit den Menschen; sie hat daher die übrigen Facultäten *nothwendig* zu ihrem Gegensatze. Nur dann erst wird die Philosophie von diesem

*) Uebrigens dürfen nur die Grundsätze dieser Schrift auf die übrigen Theile der Philosophie *angewandt* werden, um eine *Reformation* der gesammten Philosophie zu bewerkstelligen. Ich bemerke hier nur in Beziehung auf die Hegelsche Logik so viel. Das *Sein* reducirt sich auf das *Bewußtsein*, die *Qualität* auf die *Empfindung*, die *Quantität* auf die *Anschauung*, das *Wesen* auf die *Reflexion*, der *Begriff* auf den logischen *Denkact*. Das heißt: das *Sein für sich* objectivirt, *abgetrennt* vom *Bewußtsein*, ist *Nichts*, ein metaphysisches *Gespenst*. *Bewußtsein* ist der *Unterschied* von Sein und Nichtsein. Eben so kann die Qualität nicht von der Empfindung abgetrennt werden. Die Philosophie der Qualität ist die Philosophie der Empfindung. Die Lehre vom Wesen ist bei Hegel die Lehre von der Reflexion, und doch sollen diese Reflexionsbestimmungen für sich selbst, abgetrennt von der Reflexion betrachtet werden. Die Lehre vom Begriff ist und *heißt* sogar die *subjective* Logik, und doch *soll es nicht* die subjective Logik sein — *dasselbe* und doch ein *Andres*, *gerade wie in der Theologie*. Allerdings sind die logischen Bestimmungen, die wahren, begründeten, nicht nur subjective, wie die gegenstandslose Subjectivitätsphilosophie will, als wäre unser *Kopf* ein *außerwesentliches* und *außerweltliches* Ding, nur die Pfote und die Gosche im Besitze der Realität und Objectivität. Aber die subjectiven Bestimmungen müssen nicht als *abgeschiedne Geister*, sondern in der *Einheit mit dem Wesen der lebendigen Subjectivität* betrachtet und als objective Bestimmungen erkannt werden.

Gegensatze frei, wenn sie den Gegensatz zur Philosophie in sich selbst aufnimmt. Darum stimme ich dem Verfasser der Posaune auch hierin nicht bei, wenn er über das gegenwärtige Schicksal der Philosophie in Deutschland klagt. Es ist allerdings eine Thatsache, daß es bereits so weit gekommen ist bei uns, daß Philosophie und Professur der Philosophie absolute Widersprüche sind, daß es ein specifisches Kennzeichen eines Philosophen ist, kein Professor der Philosophie zu sein, umgekehrt ein specifisches Kennzeichen eines Professors der Philosophie, kein Philosoph zu sein. Aber der Philosophie gereicht diese humoristische Thatsache nur zum Vortheil. Dadurch, daß die Philosophie vom Katheder herabgestiegen, ist sie eben äußerlich, factisch schon über die armseligen Schranken einer Facultätswissenschaft erhoben, ist sie nicht mehr zu einer bloßen Professoralangelegenheit, sondern zur Sache des Menschen, des ganzen, freien Menschen gemacht. Mit dem Austritt der Philosophie aus der Facultät beginnt daher eine neue Periode der Philosophie. Erst mit Wolf wurde die neuere Philosophie — zu ihrem Vortheil, aber auch Nachtheil — zu einer förmlichen Facultätswissenschaft. Leibnitz, Spinoza, Cartesius, G. Bruno, Campanella waren keine Professoren der Philosophie. Die Universitäten sträubten sich vielmehr aus allen Kräften gegen das Licht der neuern Philosophie; die Universitäten hatten es überhaupt von jeher, mit Ausnahme weniger, schnell vorübergeeilter Lichtmomente in ihrer Geschichte, nur mit dem todten, abgemachten, nicht dem lebendigen, schaffenden Wissen zu thun. In Leipzig waren die Professoren der Philosophie einst förmlich verbunden, nicht von der Lehre des Aristoteles abzuweichen, selbst nicht einmal in der Dialektik (H. ab Elswich de varia Aristotelis in Scholis Protestantium Fortuna. 1720. p. 73. p. 68). Und die österreichischen Universitäten wurden unter Ferdinand III. sogar eidlich verpflichtet, die Lehre von der unbefleckteen Empfängniß der Mutter Gottes zu vertheidigen (Jöcher Gelehrtenlexikon Art. Jo. Gans). Stehen unsre heutigen Universitäten auf einem höhern, freiern Standpunct? Dank darum, lauten aufrichtigen Dank den Reactionen gegen die Philosophie! Sie haben die Philosophie wieder auf ihren ursprünglichen Boden versetzt, auf den antediluvianischen und folglich ante- und antitheologischen Boden des Paradieses, wo mit dem ersten Menschen auch der erste Philosoph geboren wurde. Die neue Periode der Philosophie beginnt mit der Incarnation der Philosophie. Hegel gehört in das alte Testament der neuen Philosophie. Hegel überwindet das Wesen der Philosophie als einer abstracten Facultät, aber selbst nur in abstracto; es ist nicht überwunden; er ist selbst noch im Scholasticismus befangen. Die menschgewordne Philosophie ist allein die positive, d. i. wahre Philosophie. Die einfachsten Wahrheiten sind es gerade, auf die der Mensch immer erst am spätesten kommt. Dem einfachen Copernicanischen System ging das verwickelte Ptolemäische System voraus.

9. Januar. L. F.

Die nationalen Charakteristiken und Lebensbilder.

1) Der Legitime und die Republicaner, 3 Theile. 2) Der Virey und die Aristokraten, 3 Theile. 3) Deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften, 4 Theile. 4) Lebensbilder aus beiden Hemisphären, 6 Theile. 5) Transatlantische Reiseskizzen, 2 Theile. 6) Das Cajütenbuch, 2 Theile.

Noch keine zehn Jahre sind es jetzt, seit in der Fluth der deutschen Litteratur eine merkwürdige Erscheinung aufgetaucht ist, ein Schriftsteller, der bereits durch eine Reihe von Schriften sich in der Gegenwart eine der ersten Stellen errungen hat, und der doch in Wahrheit weder seinem Geiste, noch seiner Abstammung nach der deutschen Litteratur angehört. Wenn es demselben anfangs nur um einen Platz in unsrer poetischen Litteratur zu thun schien, so hat er unterdessen immer deutlicher eine Tendenz entwickelt, die es nicht mehr zuläßt, seine neuern Producte unter den rein poetischen Gesichtspunct zu stellen, die ihnen vielmehr an poetischer Schönheit Manches benommen hat, die dagegen in andrer Beziehung desto bedeutungsvoller und für die Gegenwart doppelt wichtig ist. Eben diese Tendenz jedoch ist bisher am wenigsten in Betrachtung gezogen werden; man hat sich begnügt, die Schriften nach ihrem poetischen Werthe zu würdigen; um so mehr soll hier auch ihr allgemeinerer ideeller Gehalt hervorgehoben werden.

Am meisten auf dem rein dichterischen Gebiete hält sich noch die erste Schrift des Verfassers, „der Legitime und die Republicaner," ein Roman, der, wenn er nicht ursprünglich in deutscher Sprache erschienen, sondern aus dem Auslande und unter einem bereits bekannten Namen uns zugekommen wäre, gewiß ein ungleich größres Aufsehen erregt hätte. Von dem nordamerikanischen Leben, das bei Weitem den Hauptinhalt der Schildrungen des Verfassers bildet, ist es hier noch die romantische Naturseite, die in Bildern voll lebendiger Frische uns vorgeführt wird, und in demselben Sinne ist auch die Anlage des Ganzen. Dennoch schimmert schon hier das politische Element deutlich gnug hervor, nicht nur weil die Sünden der Civilisation gerügt werden, die sie an den unglücklichen Ureinwohnern begangen hat, sondern weil auch bereits mit Vorliebe, wenn gleich nur in mehr episodischer Weise, die kräftige Nationalität des Nordamerikaners veranschaulicht wird. Aber auch an dem poetischen Werthe des Ganzen zeigt es sich, daß der Verfasser hier noch nicht in seinem wahren Elemente ist,

denn weit mehr als die Anlage des Romans sind es die einzelnen Schilderungen, die ihm seinen hohen Werth verleihen, und so sehen wir denn nun auch den Verfasser den Weg des eigentlichen Romans verlassen, und es sind nur noch, wie meistens schon der Titel anzeigt, Skizzen, die durch den Faden einer Erzählung lose an einander gereiht sind.

Aus der kraftvollen, rohen Einfachheit des Lebens der wilden Natursöhne oder hinterwäldlerischer Niederlassungen werden wir durch die nun folgende Schrift mitten in das Treiben der englischen Weltstadt mit ihrer blendenden Pracht, ihrer innern Hohlheit und Uebersättigung, aber auch mit ihren großartigen politischen Kämpfen hineingeführt. In den bis jetzt unvollendeten „Lebensbildern aus beiden Hemisphären" entwickelt der Verfasser eine Fülle der Anschauung und eine Macht der lebensvollsten Weltlichkeit, die einen deutschen Leser wohl blenden könnte. Das Interesse der Poesie und das der Wirklichkeit halten sich hier noch die Wage; die letztre wird mit einem poetischen Schimmer umkleidet; selbst der prosaische Geldmann wird zur poetischen Gestalt, zur dämonischen Macht, die mit kalter Sicherheit in die innersten Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, wie in den Gang des Staates eingreift; es ist der „Höllengott in aller seiner Herrlichkeit", der vor dem staunenden Blicke sich aufrichtet. Im Ganzen jedoch hat die Poesie schon viel zu viel Wirklichkeit in sich aufgenommen, als daß hier noch der rein poetische Maßstab sich anlegen ließe. In schöner Weise ist aber dieser weltlichen Herrlichkeit die deutsche Gemüthlichkeit gegenübergestellt in dem Bilde des alten Deutschen und seiner Familie, obwohl dies fremde Element, das zu Anfang der Erzählung wohlthätig rettend eingreift, bald von dem angebornen weltlichen Zuge des englischen Geistes in den Hintergrund gedrängt wird. Der Verfasser hat hiemit den Anfang gemacht, seine Leser in das politische Gebiet einzuführen, zwar noch nicht unmittelbar in das amerikanische Leben selbst, wohl aber in das ihm verwandte englische, in den Kampf eines mächtigen Verstandes gegen die drückende Ungerechtigkeit der Geschichte, gegen die tiefgewurzelte Herrschaft einer übermächtigen Aristokratie; auch die Bedeutung des Geldes, dieses allmächtigen Hebels des nordamerikanischen Lebens, wird hier zum ersten Male, und darum gleich von ihrer gewaltigsten Seite, veranschaulicht.

Mit der folgenden Schrift, „der Virey und die Aristokraten," geht der Verfasser zwar über den eigentlichen Kreis seiner Darstellung hinaus, es ist eine fremde Nationalität, der er sich zuwendet; allein der Inhalt im Allgemeinen bleibt doch derselbe; denn es ist auch hier ein im tiefsten Grunde aufgeregtes politisches Leben, ein Kampf der nationalen Freiheit gegen äußern Druck, aber ein Kampf, in dem zugleich sehr verschiedne Interessen, ebenso sehr ein aristokratisches wie ein demokratisches, betheiligt sind. Seine scharfe, glückliche Auffassungsgabe bewährt hier der Verfasser nicht weniger in der Schilderung der mexikanischen Aristokratie, des blutigen, tückisch lauernden spanischen Despotismus u. s. w., als da, wo er sich innerhalb des nationalen Schauplatzes bewegt, dem er selbst angehört. Der feine und entschlossene Conde, der niedrig arglistige Virey, die stolze leidenschaftliche Donna, das Alles sind Gestalten, die der unmittelbarsten Wirklichkeit entnommen sind. Damit verbindet sich ein tief eindringender politischer Scharfblick, der überall sich mit angeborner Sicherheit bewegt, wie denn überhaupt, so poetisch an sich schon der Schauplatz und großentheils auch die Schilderung ist, doch das politische Element entschieden überwiegt.

Waren es in den beiden letzten Schriften Zustände, die erst nach einer vollkommnern Gestaltung, nach einer durchgebildetern politischen Freiheit ringen, und deren Bild dazu dient, in negativer Weise das Folgende gewissermaßen vorzubereiten, so kommt der Verfasser nun in seinen beiden Hauptwerken*) endlich an die Schildrung dessen, was ihm wie jedem Nordamerikaner das Höchste ist, an die Schildrung des nordamerikanischen Lebens selbst. Auch hier jedoch ist es zuerst die ansprechendere poetische Seite, nicht der Norden, sondern der Süden der Vereinigten Staaten, mit seiner reichen Natur so wie seinen dem Naturstande noch nähern Verhältnissen, seiner gesunden von der Verderbniß der großen Städte noch unberührten Kraft, der uns vorgeführt wird, und dann erst führt der Verf. seine Leser endlich auch in das Leben der nördlichen Staaten ein, wo die Schattenseiten des amerikanischen Lebens am stärksten sind, wo aber auch der Mittelpunct desselben ist; und hier zeigt sich nun zugleich seine Tendenz, die Beziehung, in der diese Schilderungen zu Deutschland stehen, ganz unverhohlen schon in dem Titel der Schrift: „deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften."

(Schluß folgt.)

---

*) Die letzte Schrift des Verfassers, das „Cajütenbuch", das sich mit dem erst in der neuesten Zeit wichtig gewordnen Texas beschäftigt, berühren wir nicht, da sie unlängst in diesen Blättern bereits besprochen wurde.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 41. 18. Februar. 1842.

Die nationalen Charakteristiken und Lebensbilder.

(Schluß.)

An reichen Scenen aus der Natur und dem äußern Leben fehlt es auch in diesen letzten Schriften des Verfassers nicht; bunte Bilder aus dem regen Verkehr der amerikanischen „Dampfer", drollige Negerscenen, glänzende Naturschilderungen (wie z. B. die des Cypressensumpfs in dem vierten Theile der „Reisekizzen", betitelt „Pflanzerleben", ein Theil, der überhaupt in dieser Beziehung sich auszeichnet) zeugen zur Gnüge von dem großen Talente des Verfassers. Die Hauptsache aber bleibt doch immer die Charakteristik der Nation selbst, und hier zeigt der Verfasser eine Anschaulichkeit, sowie eine Feinheit und zugleich Unbefangenheit der Auffassung, bei der es wohl nicht zu Viel gesagt ist, wenn wir seine Schildrungen für das Werthvollste erklären, was bisher über Nordamerika geschrieben wurde. Es kann freilich nicht anders sein, als daß die glänzenden Seiten des amerikanischen Lebens, der kühne durchgreifende Verstand, die völlige Selbständigkeit des Denkens und Handelns, die rastlose Thätigkeit, die immer weiter um sich greift und mit geringen äußren Mitteln bald große weitgreifende Wirkungen hervorbringt, endlich das aus dem Allen hervorgehende nationale Selbstgefühl, alle diese Eigenschaften, die mit der nordamerikanischen Staatsverfassung so eng zusammenhängen, mit besondrer Vorliebe hervorgehoben werden; allein theils geschieht dies auf eine Weise, die in sich selbst den Stempel der unmittelbaren Wirklichkeit trägt, theils werden ebenso wenig die Schattenseiten dieses Gemäldes verborgen; es ist ein in allen Theilen vollkommen harmonisches und mit gleicher Wahrheit ausgeführtes Bild, das uns der Verfasser von dieser Nationalität entwirft. Wie charakteristisch ist z. B. im zweiten Theile der Reiseskizzen das Bild des Ralph Doughby, dieses Ausbunds nordamerikanischer Eigenthümlichkeiten, eine Gestalt voll regen, waghalsigen Unternehmungsgeistes, äußerlich ungeleckt und ziemlich bärenhaft, und doch zugleich da, wo das eigentliche Feld des Nordamerikaners ist, in politischen Dingen voll angebornen feinen Tactes und treffenden Verstandes; oder wie anschaulich ist in dem letzten Theile derselben Schrift das gravitätische Auftreten der versammelten „Lederwämser" geschildert! Das wahre Ideal des nordamerikanischen Geistes aber, wenn gleich zunächst in einer mehr untergeordneten Sphäre, ist in dem „Squatter-Regulator" Nathan geschildert; in ihm ist die ganze unerschütterliche Energie seines Stammes verkörpert, und bedeutungsvoll schließt daher auch das Ganze mit einer Apotheose dieses Mannes. Fürwahr, diese Schildrungen machen einen ganz andern Eindruck, als die sonst gewöhnlichen, mit dem Allgemeinsten sich begnügenden Urtheile, daß das nordamerikanische Leben ein geistloses, in materielles Treiben versunknes sei; hier sehen wir einmal auch das wahrhaft Große dieses Lebens und zwar in einer unsern eignen kleinlichen Verhältnissen gegenüber wahrhaft erdrückenden Gewalt. Um dies mächtige Nationalgefühl, das auch dem Geringsten und Elendesten noch ein Selbstgefühl und eine höhere Weihe giebt, recht zu veranschaulichen, scheut sich der Verfasser nicht, in den „Wahlverwandtschaften" selbst den Abschaum dieser Nationalität, die zerlumpten Straßenpolitiker des newyorker Pöbels vorzuführen und des Contrastes wegen mit dem gebildeten Deutschen in Berührung kommen zu lassen. Und gewiß treffender läßt sich in der That die ganze Bedeutung des Nationalgefühles durch nichts darthun, als daß selbst da, wo Religion und Sittlichkeit längst ihre Macht verloren haben, da noch das Nationalgefühl es ist, das in dem Geiste den Rest einer edlern höhern Regung erhält. Freilich, eine solche Macht des Nationalgefühls ist nur da möglich, wo der Einzelne selbst in den großen Kreis des öffentlichen Lebens hineingestellt ist, wo er nicht rein passiv als ein bloßer Zuschauer zu den Angelegenheiten des Staates sich verhält, sondern selbstthätig mitwirkt und als ein wirksames Glied dieses großen Ganzen über sich selbst emporgehoben und veredelt wird. Wie wenig hierin ein Quell der Anarchie zu finden sei (trotz aller Excesse, die in einem erst in der Ausbildung begriffnen Staate dieser Art unvermeidlich sind), das geht aus einem andern Zuge des amerikanischen Nationalcharakters hervor, auf den ebenfalls aufmerksam gemacht wird, jener eigenthümlichen, fast abergläubischen Scheu vor dem Gesetze, die eben daher sich erklärt, daß hier das Gesetz im vollsten Sinne der ausgesprochne Nationalwille ist.

Besonders treffend ist die Charakteristik, wenn eine fremde Nationalität, wie namentlich die französische, dieser anglo-

amerikanischen gegenübergestellt wird. Fühlbar gnug läßt der Verfasser jene erstere das Uebergewicht der letztern empfinden; doch auch hier stützt er sich nur auf eine vollkommen richtige, durch die Erfahrung bewährte Auffassung der beiderseitigen Nationalität. Wenn er z. B. auf dem Dampfschiffe neben den politisirenden Hinterwäldlern, die eben in einer wichtigen Verhandlung begriffen sind, die französischen Creolen einen Ball arrangiren läßt; wenn in der Frage über die Sklaverei ein junger hitzköpfiger Franzose es ist, den er von der abstracten Theorie der Menschenrechte aus die Sache des Abolitionismus vertheidigen läßt, während der Amerikaner ihm mit kaltem Verstande die Gründe entgegenhält, die für die Gegenwart wenigstens in den südlichen Staaten die Sklaverei zu einem nothwendigen Uebel machen; oder wenn die ruhige Ueberlegenheit des Squatters gegenüber der unsteten, ungeduldigen Hast der französischen Ankömmlinge gezeichnet wird, sind dies nicht Alles Züge, die aus dem Leben gegriffen sind? Es läßt sich einer Nation nichts Empfindlicheres sagen, als was der Verfasser seinem Nathan in den Mund legt, der in Bezug auf die damalige französische Herrschaft in Louisiana auf eben diesem französischen Boden, wo er selbst sich angesiedelt hat, dennoch mit kaltem Blute es Franzosen gegenüber ausspricht, daß die französische Herrschaft der überlegnen Energie des angloamerikanischen Stammes werde weichen müssen, daß also die französische Nationalität gegenüber von der nordamerikanischen nicht Stand zu halten vermöge. Allein so hart auch dieses Wort ist, erweist nicht die ganze Geschichte Frankreichs seine Wahrheit? So wie einst Deutschland einer Nationalität überhaupt entbehrte, vielmehr eine wesentlich antinationale Politik befolgte, so hat sich auch Frankreich trotz seines so starken Nationalgefühls doch nie auf eine wahrhaft nationale Politik verstanden; während der englische Geist in verständiger Weise an der Ausbreitung seiner Macht arbeitete, und so die mächtigste Nationalität Europa's geworden ist, so hat dagegen Frankreich nie eine andre als eine abstracte Vergrößerungspolitik gekannt, nämlich die der Erobrung, die in Zeiten einer größern Ausbildung der politischen Verhältnisse nur zu seiner eignen Demüthigung führen konnte; und so ist der französische Geist überhaupt ein Geist der Abstraction, der auf dem Gebiete der Wirklichkeit von dem kalten Verstande überall überflügelt wird. Das ist der Wurm, der gegenwärtig an dem Herzen einer Nation nagt, die noch vor kurzer Zeit die erste Europa's war, und jetzt von einer andern sich in den Hintergrund gedrängt und auf allen Seiten isolirt sieht. Frankreich, wenn auch bisher Deutschlands Erbfeind, ist in dieser Hinsicht gewissermaßen ein Leidensgefährte desselben, nur daß, während die Zeit der tiefsten Erniedrigung des erstern zugleich die der größten Macht Frankreichs war, nun umgekehrt die deutsche Nationalität wieder im Wachsen ist und dagegen Frankreich die Nachtheile seiner Politik empfindet, und daß es ihm noch schwerer werden wird als Deutschland, die Bahn einer wahrhaft nationalen Politik zu finden.

Doch ebenso wie die Ueberlegenheit, so sind es auch die Mängel des nordamerikanischen Charakters, die in dieser Vergleichung mit fremden Nationalitäten vorzugsweise zur Betrachtung kommen. Es ist vor Allem die, wie der Verfasser selbst sagt, furchtbare Härte, die im nordamerikanischen Charakter liegt, was in dieser Beziehung auffallen muß. Diese Härte erklärt sich von selbst aus der einseitig verständigen Richtung; es ist die Selbstsucht des Verstandes, die in dieser Rücksichtslosigkeit, in diesem Mangel an Schonung gegen Andre zu Tage kommt. Derselbe Zug ist auch dem englischen Charakter eigenthümlich, aber er muß in dem nordamerikanischen noch weit stärker hervortreten, weil es hier der reine Verstand ist, der alle Verhältnisse durchdringt und alle Verhältnisse hervorgebracht hat; überhaupt hat ja selbst das englische Leben gegenüber von der ungeheuren Realität des nordamerikanischen noch einen gewissen ideellen Anstrich, der jedoch hauptsächlich auf den verschiednen geschichtlichen Verhältnissen beruht. Der Verfasser sucht freilich auch diese Züge des amerikanischen Charakters zu mildern, indem er nachweist, wiefern sie berechtigt sind, allein er kann und will sie freilich keineswegs förmlich rechtfertigen, denn auch da, wo z. B. vorsichtige Zurückhaltung am Platze ist, darf sie darum doch noch keineswegs abstoßend werden. Besonders ist es auch das Nordamerika so eigenthümliche Verhältniß der Weißen und Farbigen, worin jene angeborne Härte zur Erscheinung kommt; denn so gewichtig auch die Gründe sind, die der Verfasser in den Reiseskizzen hiefür entwickelt, sie können doch immer nicht die schroffe Härte dieses öffentlich sanctionirten Abstandes der bevorrechteten weißen Classe und jener unglücklichen Race, sowie die Verachtung, die überhaupt auf letztrer ruht, entschuldigen; auch hier zeigt sich der Mangel einer höhern Humanität, der mit dem ganzen Nationalcharakter so nothwendig zusammenhängt.

Einer der am häufigsten wiederkehrenden, für den deutschen Leser aber widrigsten Züge ist der Hohn, in den der amerikanische Charakter so leicht verfällt, dies vornehme selbstsüchtige Herabsehen des sich fühlenden Verstandes; um so unangenehmer wird dieser Zug, weil ihn der Verfasser in den „Wahlverwandtschaften" sogar in das Bild seiner Heldin verwebt hat. Dadurch erhält zwar seine Darstellung um so mehr Treue und Anschaulichkeit; aber keineswegs geschieht es zu Gunsten des Charakters selbst. Das Auffallende hievon fühlt freilich auch der Verfasser selbst, und hebt es in der Schildrung des Eindrucks hervor, den seine Heldin auf den jungen Deutschen macht; aber er thut es nur, um daran den ganzen Unterschied des deutschen und

amerikanischen Geistes und zugleich das Falsche einer Folgerung, die aus jenem Zuge auf ein unweibliches Gemüth schließen wollte, anschaulich zu machen. Es scheint ihm zu entgehen, daß, wenn auch gleich jene Folgerung falsch ist, doch dieser Zug selbst immer ein unweiblicher bleibt, daß z. B. bei dem Vorfalle, auf den sich jene Stelle bezieht, wohl Ekel, aber nicht Hohn sich rechtfertigen läßt. Dieser Hohn setzt ein einseitiges Herrschen des Verstandes voraus, das eben an dem weiblichen Charakter, der in der Unmittelbarkeit des Gemüthslebens besteht, am störendsten sein muß. Aus diesem Grunde gelingt es denn dem Verfasser überhaupt nicht, trotz aller seiner sichtbaren Vorliebe für seine Heldin, eine wirkliche Zuneigung für dieselbe bei seinem deutschen Leser zu erwecken; diese Dougaldine ist eine viel zu bewußte, und zwar in dem verständigen Sinn des Nordamerikaners sich bewußte Figur, als daß sie die Vorliebe des Deutschen gewinnen könnte. Ist dies ein bloß subjectives Urtheil, das aus einer falschen Sentimentalität entspringt? Nein, gewiß es ist mehr als dies, denn es gründet sich auf die Natur des Weibes selbst. Das Unliebenswürdige, das überhaupt durch jenes einseitig verständige Wesen in den Charakter der Nordamerikanerin hereinkommt, hat der Verfasser sogar selbst in den Reiseskizzen deutlich gnug hervorgehoben; aber überhaupt fühlt er den Mangel des nordamerikanischen Charakters nach dieser Seite hin, so wenn er z. B. (außer dem schon früher Bemerkten) tadelnd die steife Förmlichkeit, die im geselligen Umgang sich vielfach geltend macht, mit der französischen Grazie vergleicht. Noch unangenehmer jedoch fällt es dem Leser selbst auf, namentlich in manchen Theilen des Dialogs. Der Verfasser mildert hier durchaus nichts, er läßt seine Hinterwäldler mit ihren „Notion's" oder seine newyorker Politiker ganz nach der Natur sprechen, und schwächt dadurch freilich den poetischen Eindruck; man fühlt sich widrig berührt von dieser materiellen Prosa, und doch, wenn man sich in die Darstellung hineingelebt hat, so enthält sie auch wieder einen eigenthümlichen Reiz; es ist der Reiz, den jede kräftige, ganz in ihren Zweck aufgehende Lebensäußerung hat, möge sie noch so einseitig sein. Auch die Darstellung selbst übrigens ist nicht ganz von Nachlässigkeit freizusprechen; selbst in ihr drückt sich unverkennbar der amerikanische Charakter aus. Jene eigenthümliche verständige Kürze, die das Pronomen vor dem Verbum wegläßt, ist dem Verfasser so zur Natur geworden, daß er in höchst störender Weise zu Anfang der „Wahlverwandtschaften" sogar einen Schweizer seine Erzählung in dieser Manier von sich geben läßt. Ein Hauptfehler ferner, in dem sich ebenfalls die Nationalität bezeichnend ausdrückt, ist der, daß sich der Verfasser gern von seinem Gegenstande so hinnehmen läßt, daß darüber die Form der Darstellung selbst leidet. Dies ist ebenfalls, namentlich in den „Wahlverwandtschaften", und zwar in der Schildrung der Heldin der Fall, wo die Vorliebe des Verfassers manchmal so sehr hervorblickt, daß die Darstellung ein beinahe tändelndes Ansehen erhält. So sind diese Werke durch und durch ein treues Abbild des nordamerikanischen Lebens.

Jene bisher hervorgehobnen Mängel des nordamerikanischen Lebens sind nur einzelne Schattenseiten desselben, die der scharfe Blick des Verf. mit einer bei seinen Landsleuten gewiß seltnen Unbefangenheit selbst erkannt hat. Allein auch er vermag dem allgemeinen Loose der Nationalität nicht zu entgehen, auch er kann sich über dieselbe nicht völlig emporheben; das, was dem Deutschen immer der Grundmangel des nordamerikanischen Lebens sein wird, das Fehlen eines höhern ideellen Gehaltes, das ist im Ganzen auch für ihn wie für jeden Nordamerikaner vorhanden, wenigstens ist es durchaus nicht hervorgehoben; die leidenschaftlichen Ergüsse des jungen Deutschen in dieser Beziehung werden nur ironisch behandelt. Und hierin liegt nun zugleich die Kritik der ganzen Tendenz dieser Schriften, die nordamerikanischen Zustände als ein Muster durchgebildeten politischen Lebens aufzustellen. Es läßt sich wohl begreifen, wie der Bürger der Vereinigten Staaten seine Nation für die erste der Erde ansehen kann. Amerika ist das Land der Zukunft, das Land des Mannesalters der Geschichte, wo sie frei von allen Fesseln ihrer unmündigen Jugend ganz auf sich selbst gestellt ist, wo eine frische gewaltige Natur unter ihrer Herrschaft steht, ein Schauplatz, würdig der Thaten, die den zukünftigen Geschlechtern aufbehalten sind. Das Alles, warum noch jetzt Europa sich abringt und lange noch ringen wird, die Befreiung aus dem beengenden Drucke altgeschichtlicher Verhältnisse, das Alles ist der neuen Welt als köstliches Erbtheil von selbst zugefallen, und nichts wird, wenn einst die Tochter die Mutter überflügelt, dem alten Europa übrig bleiben, als das unentreißbare Siegel der höhern geistigen Herrschaft, das von Anbeginn ihm bestimmt ist. Aber Amerika hat jetzt erst das Aeußre, die Form; es ist in höherer ideeller Hinsicht noch eben so in den Kinderschuhen, als es Deutschland und andre Länder Europa's in politischer Hinsicht sind; und so wenig jener Vorzug Amerika's je aufhören wird, so wenig wird es auch der Europa's; so wenig die Mutter je das Ansehen über ihre Tochter verlieren kann, so wenig wird Europa je seinen geistigen Einfluß auf Amerika verlieren, ein Einfluß, der zur Zeit freilich noch so viel als Null ist, aber auch gegenwärtig noch nicht mehr sein kann.

Doch wie kommt bei diesem völligen Gegensatze der Nationalitäten der Verf. dazu, sich mit seinen Schildrungen nach Deutschland zu wenden? wie kann er bei diesem Gegensatze, den er sehr wohl kennt, „deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaften" schreiben? Ist doch in der Schrift selbst von dieser Wahlverwandtschaft gar wenig zu finden; sie beschränkt sich auf ein Gebiet, das mit Nationalität und Politik nichts zu thun hat, auf das uralte der „Götter und Menschen beherrschenden" Liebe, und selbst hier tritt, wie schon oben bemerkt wurde, die nationale Differenz noch stark gnug hervor. Ist es also vielleicht eben dieser völlige Gegensatz, was den Verf. angezogen hat, daß er aus der materiellen Uebersättigung des nordamerikanischen Lebens sich zur deutschen Idealität geflüchtet hat? Das wäre wohl, trotz der Bekanntschaft des Verf. mit der deutschen Litteratur, etwas zu Viel gesagt, zumal da alle seine Schildrun-

gen mit solcher Vorliebe in seinen vaterländischen Zuständen sich bewegen. Nur die nationale Tendenz (die ohnedies bei einem Amerikaner sich von selbst vermuthen läßt) kann es sein, für jene Zustände deutsche Sympathien zu erwecken, eine Tendenz, die jedoch zugleich eben so im Sinne Deutschlands selbst ist; denn es ist ein mächtiges Interesse, was zwei so entgegengesetzte Nationen vereinigt, die Beförderung eines nationalen Aufschwungs, der erst noch in seinem Beginnen ist, gegenüber von einer Macht, welche Deutschland wenigstens auf einer Seite noch in einer (für den Augenblick freilich nicht fühlbaren) Sklaverei hält; und fürwahr, Deutschland hat zu viel von seinem Blute an Nordamerika geopfert, daß nicht schon hiedurch ein engres Band zwischen beiden geknüpft sein sollte. Auch konnte der Verf. der Erfüllung seines Zweckes gewiß sein, denn bei aller nationalen Verschiedenheit ist ja doch kein Volk so wie das deutsche geneigt, das Große fremder Nationen anzuerkennen; und darin möchte wohl eigentlich allein die „deutsch-amerikanische Wahlverwandtschaft" bestehen. Der Verf. zeigt auch deutlich gnug, daß er wohl weiß, wie weit er hier gehen darf; er scheut sich nicht, Worte zu sprechen, die ein deutsches Herz wohl empören und es die Schmach fühlen lassen könnten, die theilweise noch immer auf dem deutschen Namen liegt, die Schmach einer Nation, die sich selbst aufgiebt, die „aller Welt Schmerzen und Nöthen, nur ihre eignen nicht kennt." In scharfen schneidenden Zügen wird in den „Lebensbildern" die Erniedrigung deutscher Auswandrer geschildert, der Knechtssinn, der ruhig sich mit Füßen treten lasse, die gänzliche Abstumpfung gegen alles nationale Ehrgefühl, wodurch diese unglücklichen Auswürflinge bei allen sonstigen Tugenden zum Ekel und Abscheu der Union geworden seien. Solcher Bemerkungen bedarf es freilich gegenwärtig nicht erst von Seiten des Verf., obwohl sie nirgends sich in solcher Schärfe finden, wie bei ihm; auch ist es eben so gewiß, daß, wenn er von einem Knechtssinn des Deutschen spricht, er nur halb Recht hat, und zu sehr nach der bloßen Außenseite urtheilt; denn der Deutsche, wenn er sich vor einem Höhern beugt, verehrt in ihm zugleich ein Allgemeines, während der kalte Verstand des Amerikaners hier nichts, als die nackte Person mit allen ihren Fehlern und Mängeln sieht. Aber eben dieser energische Verstand, der durch keinen falschen Namen, durch keine glänzenden Illusionen geblendet, unverrückt der Sache auf den Grund sieht, ist es auch, durch den der Bürger jenes transatlantischen Staates dem Deutschen so unendlich überlegen ist, und den er freilich überhaupt vor dem Europäer voraus hat. Mag auch unser Verf. seinen (freilich noch jungen) Deutschen, den er in das transatlantische Leben eingeweiht werden läßt, etwas allzu naiv darstellen, es bleibt darum nicht weniger wahr, daß in Bezug auf nationalen Sinn, auf politische Selbständigkeit der Nordamerikaner dem Deutschen wie der Mann dem Kinde gegenübersteht. Auch finden wir diesen Unterschied mit einer überraschenden Feinheit bis in die kleinsten Züge hinaus veranschaulicht. Wie treffend ist gleich zu Anfang der „Wahlverwandtschaften" die Scene auf dem züricher See, der Contrast zwischen der Aengstlichkeit der deutschen Familie, die bei der scheinbaren Gefahr in rathloser Verwirrung ist, und des kalt entschloßnen Amerikaners! Es ist hier nicht bloß der ganz natürliche Gegensatz des in solchen Dingen Geübten und dessen, der auf einem ganz ungewohnten Gebiete sich befindet; nein, der Verf. hat mit Recht auf etwas tiefer Liegendes hingewiesen; es ist jene einseitige deutsche Gemüthlichkeit, die, nur in sich lebend, nie zur That kommt, und nun, wenn plötzlich die Außenwelt sie dazu auffordert, zusammenschrickt und sich nicht zu helfen weiß. Es fällt dem deutschen Leser hart, sich mit dieser demüthigenden Gegenüberstellung einverstanden zu erklären, aber sie enthält nur die lautre Wahrheit. Freilich, durch solchen Tadel wird der deutsche Charakter doch nie anders werden, aber wohl darf Deutschland in einer Zeit, wo in seinem Innern die ersten Keime eines tiefern politischen Lebens sich zu regen beginnen, auf eine Stimme hören, die diesem innern Streben in so treffender kräftiger Weise entgegenkommt, die zwar bittre aber heilsame Wahrheiten sagt, und die vor Allem daran erinnert, wie es noth sei, erst innerlich stark und frei zu werden, innerlich ein nationales Leben zu beginnen, ehe es auch nach Außen möglich ist, und vor Allem, daß nicht Wissenschaft noch Kunst einer Nation die Ehre zu geben vermag, die sie auf dem Gebiete verloren hat, wo es vor Allem gilt, eine Nation zu sein. Ja, so gewiß einst die Staaten des alten Griechenlands zu Grunde gehen mußten, wenn die Schätze ihrer Bildung zum Gemeingut der Völker werden sollten, so gewiß hat sich heut zu Tage das Verhältniß umgekehrt, so gewiß kann selbst die deutsche Bildung der ihr gebührenden Geltung erst dann sicher sein, wenn sie mit nationaler Macht verbunden ist; ohne diese giebt es auch für sie keine Zukunft, eben darum, weil sie selbst mehr als eine bloß nationale ist. „Die Kinder der Welt," sagt jener alte Spruch, „sind klüger denn die Kinder des Lichts," das hat Deutschland bitter gnug erfahren, aber die Zeit ist vorbei, wo eine Nation für den Verlust ihrer Ehre damit sich trösten konnte. —

Wie nun diese merkwürdigen und bei fesselndem Interesse ungemein instructiven Schriften ihrem Inhalte nach den realistischen Gegensatz Amerika's zu dem idealistischen Deutschland darstellen, so ist auch formell das Lebensbild oder die Charakteristik zum Roman in einem ganz ähnlichen Verhältniß; und der Gegenstand wäre wohl bedeutend gnug, um bei nächster Gelegenheit von dieser Seite noch einmal auf ihn zurückzukommen und die Aufmerksamkeit sowohl des romanschreibenden als -lesenden Publicums ihm immer mehr zuzuwenden. Die politische Richtung der Zeit wird dabei das Ihrige thun, findet sie doch nirgends ihre Rechnung besser als hier in diesen Spiegelbildern einer neuen, uns so fernen und doch so nahen, blutsverwandten Welt.

d. x.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 42. 19. Februar. 1842.

Zur Kritik des apostolischen Zeitalters und des neutestamentlichen Kanons.

Geschichte der Pflanzung und Leitung der christlichen Kirche durch die Apostel, von August Neander. Dritte verbesserte Auflage. I, XXXVI und 1—476. II, XXII und 477—846. Hamburg 1841. Friedrich Perthes.

Die wissenschaftliche Theologie jetziger Zeit hat nur noch Eine Aufgabe, das historische Verständniß des Christenthums, — eine Aufgabe jedoch, die vielleicht nicht geringern geistigen Aufwand erheischt, als die vorangegangne der philosophischen Kritik. Tritt der Historiker dem Christenthum näher, fragt er nach seinem geschichtlichen Zusammenhang, nach seinen genetischen Voraussetzungen, so erscheint es ihm auf den ersten Anblick als Oase in einer ungeheuern Sandwüste. Ringsum haben sich leere Steppen gelagert, welche die Anbahnung eines gangbaren Pfads, die Herstellung regelmäßigen Verkehrs fast als Unmöglichkeit erscheinen lassen. Die alten Heerstraßen sind mit dem Flugsand der Wüste bedeckt, nur selten ragt noch ein Denkstein vergangner Zeiten aus dem schweigenden Meere hervor. Wären nicht die Gestirne des Himmels seine Leiter, die ihn orientiren, der Zugang zu der glücklichen Insel wäre dem Wandrer versperrt. So die historische Stellung des Christenthums. Bei dem Mangel aller Ueberliefrung, aller erklärenden Daten, bei dem Dunkel, das auf seiner Vorgeschichte, seinem Werden, seinen ersten Schicksalen ruht, erscheint es als isolirte Thatsache, losgerissen von allen geschichtlichen Vermittlungen, wie ein vom Himmel gefallnes Palladium. Nur darum war es möglich, seine geschichtliche Originalität bis zum Postulat einer übernatürlichen Offenbarung zu überspannen. Doch die ewigen Gesetze alles Werdens zeigen auch hier Weg und Ziel. Die Geschichte — davon kann die historische Anschauung der Dinge nicht lassen — ist die Vollstreckerin ihrer eignen Gedanken, und bedarf keiner fremden Inspiration. Sie ist beides, Mutter und Tochter ihrer selbst. Jede welthistorische Thatsache kann also nicht anders, denn als Product der Summe aller vorhergehenden aufgefaßt werden.

Mit der Zerstörung des Dogmas ist die Mission der philosophischen Theologie noch nicht beendigt. Es ist nicht gnug, die orthodoxe Theologie einer falschen Construction anzuklagen; man muß das von ihr falsch Construirte in seinem ursprünglichen Style reconstruiren. Ein baumeisterliches Talent wird manchem Mauerstein eine neue Seite abzugewinnen, manchen weggeworfnen Werkstein zur Ausfüllung einer Lücke zu verwenden wissen. Der alte Rationalismus hat zu dieser Geschichtsarbeit treffliche Vorarbeiten geliefert. Aber man hat die lächerlichen Blößen, die er sich gegeben, die Knabenstreiche, die er im ersten Freudentaumel über seinen Fund sich beigehen ließ, dazu benützt, sein ganzes historisches Verfahren sammt seinem Princip in Mißcredit zu bringen, und uns unversehens vom Boden einer nüchternen Kritik und Combination in jene Nebelregionen einer phantastischen Geschichtsanschauung wieder zu entraffen.

Wie die Sache jetzt steht, hat das historische Verständniß des Christenthums noch mit unendlich vielen Vorurtheilen zu kämpfen. Die Unklarheit über dasjenige, was Christenthum ist, war wohl nie so groß, als in jetziger Zeit. Was nennt sich heute nicht Alles christlich! Der Legitimismus, der Republicanismus, der Saint-Simonismus, die Altlutheraner, die Eklektiker, die Speculativen, Schleiermacher nennt seine Dogmatik christlich, der selige Quenstedt auch. Der Rationalismus findet in seinen drei Dingen — Gott, Freiheit, Unsterblichkeit — den Inbegriff alles Christenthums, als ob nicht in diesem Fall auch die alten Pharisäer auf das gleiche Prädicat Anspruch machen könnten. Das Christenthum ist ein Allgemeinbegriff geworden für jeden kosmopolitischen Gedanken, für jede Religion der Humanität.

Dieser aufklärerischen Auffassung des historischen Christenthums haben sich aber nicht etwa nur französische Staatstheoretiker schuldig gemacht, sondern in nicht minderem Maße jene Theologie, welche sich so gern die historische nennt, welche die bannalen Schlagwörter „Construction der Geschichte," „destructive Kritik" so eifrig im Munde führt. Wie gut versteht sie es nicht, über die dem jetzigen religiösen Bewußtsein fremden oder gar anstößigen Momente der urchristlichen Anschauung hinwegzugleiten! Wie unbefangen stellt sie sich an, wenn sie das Auge einseitig nur auf die gemeinschaftlichen Berührungspuncte beider Standpuncte heftet — als ob nicht gerade diejenigen Momente, denen man jetzt bei dem besten Willen keine Stelle mehr zu geben

weiß, auf eine fundamentale Verschiedenheit der religiösen Anschauung hindeuteten. Da greift man die Idee der Kirche heraus und ergeht sich in Ausmalung des universalen weltgeschichtlichen Gottesreichs, ignorirt aber die Ankündigungen der nächstbevorstehenden Parusie, welche der Idee einer katholischen Kirche schnurstracks widersprechen; man erfreut sich der Logoslehre, und geht der Angelologie aus dem Weg; man hält sich an den Johanneischen Sohn Gottes und Welterlöser, und eludirt damit den synoptischen Messias; man flüchtet sich hinter die Paulinische Rechtfertigungslehre, und zuckt die Achseln über die asketischen Grundsätze, von welchen das Werk eines andern Apostels, die Apokalypse durchdrungen ist. Wer giebt euch das Recht, so wählerisch in der Schrift herumzukosten? Ist sie euch Norm und Offenbarung, so habt ihr stumm und schweigend euch in sie zu geben; könnt ihr aber ihre Widersprüche euch nicht verhehlen, müßt ihr zugestehen, daß sie nicht Ein System, Einen Gedanken darstellt, so gebt ihr der Kritik ein Recht, die heterogenen Gedankenkreise, welche der neutestamentliche Kanon friedlich zusammengestellt hat, zu sondern und auseinanderzuhalten.

Diese kritische Sondrung, die Nachweisung der Vermittlungspuncte, die zwischen die ursprünglich christlichen Lehrformen und die spätern ausgebildetern Gestaltungen derselben mitten hineinfallen, ist identisch mit der Frage: was ist das ursprüngliche, apostolische Christenthum? Es scheint zwar das Natürlichste, auf Christum selbst zurückzugehen, und aus seiner Lehre, wie sie überliefert worden ist, zu bestimmen, was Christenthum sei, was nicht. Allein diese Lehre liegi uns nicht in unmittelbaren authentischen Aufzeichnungen, sondern selbst wieder in den Parteiberichten der verschiednen apostolischen Richtungen vor. Und zwischen diesen Berichten, zwischen den Evangelien, z. B. des Matthäus und Johannes, ist die Differenz nicht geringer, als zwischen den Lehrbriefen eines Paulus und Jacobus; wir erkennen in jenen Evangelienschriften weit leichter die Grundanschauung ihrer Verfasser, als desjenigen, von dem sie referiren. Der sicherste Weg bleibt also immer der, die Geschichte des apostolischen Zeitalters in ihre Factoren aufzulösen, und vermittelst dieser Analyse die ursprüngliche Potenz zu suchen, an welche die weitern christlichen Lehrgestaltungen sich angesetzt haben und von welcher her die Revolution der damaligen Welt sich datirt.

Was die Frage gewesen ist, um welche sich die apostolische Verkündigung gedreht hat, die Lebensfrage des ältesten Christenthums, läßt sich noch leicht erkennen, es war keine andre, als die, ob Jesus von Nazareth der verheißne Messias sei (*διελέγετο ἀπὸ τῶν γραφῶν, διανοίγων καὶ παρατιθέμενος — ὅτι οὗτός ἐστιν ὁ Ἰησοῦς Χριστός.* Ap. Gesch. 17, 3), eine Frage, die oft noch specieller so gestellt wurde, ob ein Gekreuzigter als Messias anerkannt werden dürfe, ob Leiden und Sterben zu den Merkmalen der Messianität gehöre (*εἰ παθητὸς ὁ Χριστός.* Ap. Gesch. 26, 23). Wer sieht nicht, daß diese Frage eine völlig innerjüdische ist, daß sie nicht etwa nur den Unterschied des Christenthums und Judenthums auf ein Minimum reducirt, sondern sich völlig auf der Basis des Judenthums bewegt? Ganz dasselbe ist der Fall, wenn Paulus, d. h. der zum Petriner travestirte Paulus der Apostelgeschichte, den Glauben an die leibliche Auferstehung zum Angelpunct des Christenthums macht, ein Dogma, das bekanntlich so wenig eine Grenzscheide zwischen Judenthum und Christenthum abgiebt, daß es vielmehr den Hauptdifferenzpunct zwischen Pharisäern und Sadducäern bildete. (Ap. Gesch. 24, 21. 23, 6 ff.: *Γνοὺς δ' ὁ Παῦλος, ὅτι τὸ ἓν μέρος ἐστὶ Σαδδουκαίων, τὸ δ' ἕτερον Φαρισαίων, ἔκραξεν ἐν τῷ συνεδρίῳ· ἄνδρες ἀδελφοὶ, περὶ ἐλπίδος ἀναστάσεως νεκρῶν ἐγὼ κρίνομαι. Τοῦτο δ' αὐτοῦ λαλήσαντος, ἐγένετο στάσις τῶν Φαρισαίων· Σαδδουκαῖοι μὲν γὰρ λέγουσι μὴ εἶναι ἀνάστασιν, μήτε ἄγγελον, μήτε πνεῦμα, Φαρισαῖοι δ' ὁμολογοῦσι τὰ ἀμφότερα κτλ.*) Zwischen den Pharisäern und dem Urchristenthum bestand mithin ln dogmatischer Beziehung durchaus kein principieller Unterschied, denn wenn auch die Einen die Erscheinung des Messias in die Zukunft, die Andern in die nächstliegende Vergangenheit verlegten, — die Realität der Idee erkannten beide an. Aus dieser Grundanschauung der wesentlichen Identität des Christenthums und Judenthums ging auch das praktische Verhalten der Apostel hervor. An die bestehende jüdische Volksgemeinschaft, an die nationale Theokratie schlossen sie sich durchaus an. Sie hielten sich streng an die Beobachtung des Gesetzes. Sie verlangten das Gleiche nicht nur von den andern messiasgläubigen Juden, sondern auch von den bekehrten Heiden. Das ganze Judenthum, sammt seinen Satzungen, bis auf die Beschneidung hinaus wollten sie auf dieselben angewandt wissen, d. h. die Annahme des Judenthums war ihnen die unerläßliche Voraussetzung der Bekehrung zum Christenthum. Das leztre galt ihnen nur als vollendetes oder besser vervollständigtes Judenthum; die messiasgläubigen Juden als die wahren Juden (vergl. z. B. Apoc. III, 9). Die Abzweckung des Christenthums war in ihren Augen eine keineswegs universelle, allgemeinmenschliche, sondern eine specifisch jüdische. Seine geschichtliche Bestimmung schien erfüllt, wenn das ganze jüdische Volk im Angesicht der nahen Parusie zum Glauben an seinen Messias eingegangen wäre (vergl. Röm. IX—XI).

Die Folgerungen, zu denen diese Thatsache berechtigt, sind unendlich wichtig. Alle jene, wie man sie später genannt hat, häretischen Secten, vor Allem die Ebioniten, erscheinen jezt nicht mehr als Degenerationen, als Rück=

fälle von der christlich geoffenbarten Wahrheit, sondern als Reste einer Glaubensperiode, von der vielmehr das spätre katholische Christenthum unter zahlreichen Kämpfen und schmerzlichen Wehen sich losgerissen hat. Die katholische Häreseologie und Kirchengeschichtschreibung hat hier, wie so oft, den wirklichen Verlauf der Dinge auf den Kopf gestellt.

Doch diese Folgerungen schweben vorerst noch in der Luft, da die Sätze, auf denen sie beruhen, keineswegs außer Controverse sind. Man wird wohl am wenigsten auf Widerspruch stoßen, wenn man das Gesagte zunächst auf Jacobus bezieht. Doch selbst von diesem stellt es Neander in Abrede. Er erkennt zwar an, daß der Brief, der seinen Namen trägt, unzweideutige Merkmale der judenchristlichen Gesinnung seines Verfassers trage. Der auffallende Umstand, daß seine Ueberschrift nur auf Juden aus den zwölf Stämmen, welche in der Zerstreuung lebten, laute, während er doch offenbar an Christen gerichtet sei, erkläre sich nur daraus, daß Jacobus die Anerkennung Jesu, des Messias, als wesentlichen Bestandtheil des ächten Judenchristenthums, die gläubigen als die allein ächten Juden, das Christenthum als das vollkommne Judenthum betrachte. Theils aus diesem eigenthümlichen Standpunct, theils aus dem Zustand der angeordneten Gemeinden, welche die Formen des Judenthums beibehalten hatten, sei es abzuleiten, wenn Jacobus sich des altjüdischen Namens *συναγωγή* statt des christlichen *ἐκκλησία* zur Bezeichnung der Gemeindeversammlungen bediene. Nichts desto weniger läugnet Neander eine bewußte Opposition unsers Briefs gegen die Paulinische Glaubensformel. Er bezieht die Polemik desselben vielmehr auf solche, „die eine todte hochmüthige Schriftgelehrsamkeit an die Stelle der ächten von einem göttlichen Leben unzertrennlichen Weisheit setzten, die sich der todten Gesetzeserkenntniß rühmten, ohne die Ausübung des Gesetzes sich angelegen sein zu lassen, die die Gottesverehrung in äußerlichen Ceremoniendienst setzten, und die in Werken der Liebe sich thätig erweisende Gottesverehrung darüber vernachlässigten, oder die Theilnahme der Liebe in Worten zeigten, statt sie durch Werke zu erweisen" (II, 489), mit einem Wort — auf Judaisten. So wäre denn also das dreihundertjährige *σκάνδαλον* protestantischer Christenheit glücklich beseitigt, Jacobus wäre vom Antipauliner zum Antijudaisten travestirt. Gewiß wird jeder Freund des Friedens die kunstreiche Hand des Coëffeurs bewundern, dem dieses Meisterstück der Kosmetik gelungen. Sehen wir die Arbeit mal näher an. Daß auch die Judenchristen die Begriffe *πίστις*, *πιστεύειν* hatten, ist nicht zu läugnen; daß Manche unter ihnen es an Eifer im thätigen Christenthum fehlen ließen, ist wohl möglich; daß sie aber darum die *δικαιοσύνη ἐξ ἔργων* verworfen hätten, ist geradezu undenkbar. Und die Verwerfung oder Ueberflüssigerklärung der Gesetzesgerechtigkeit ist es ja, die Jacobus bekämpft, wie seine Antithese: *ὁρᾶτε, ὅτι ἐξ ἔργων δικαιοῦται ἄνθρωπος καὶ οὐκ ἐκ πίστεως μόνον* bestimmt gnug andeutet. Neander sucht die Existenz einer solchen Denkweise aus Justin zu belegen. Allein die beigebrachte Stelle beweist so gut wie nichts. Die hier erwähnten Judaisten sind eine ganz vereinzelte, offenbar dem Gnosticismus verwandte Erscheinung, während es unser Brief mit den *Ἑβραῖοι* im Ganzen und Großen zu thun hat, mit jenem Collectivum von Judenchristen, deren Werkheiligkeit sonst das dritte Wort ist, so oft Neander das Judenchristenthum abzukanzeln pflegt; dann aber spricht die genannte Stelle weder von Ueberschätzung der *πίστις*, noch von Ueberschätzung der *ἔργα*, sondern von der Gnosis Gottes (*γιγνώσκειν τὸν θεόν*) und von der Nichtanrechnung der *ἁμαρτία*. Die Clementinen sollen ferner für eine ähnliche judenchristliche Denkweise zeugen. Es ist unmöglich. Die *ἔργα* und immer wieder die *ἔργα* sind es ja, die sie auf jeder Seite predigen, die sie gegen die Paulinische Rechtfertigungstheorie sogar ausdrücklich in Schutz nehmen. Neander hat ganz Recht, wenn er gegen die Annahme sich erklärt, Jacobus habe nur einen Mißverstand der Paulinischen Lehre bekämpft. „Wie läßt es sich denken," sagt er, „daß Jacobus, wenn er dem Paulus nicht absichtlich widersprechen, sondern vielmehr die apostolische Gemeinschaft mit ihm und das Bewußtsein derselben in der Gemeinde erhalten und nur eine irrthümliche Auffassung der Paulinischen Lehrformel bekämpfen wollte, nicht zugleich ausdrücklich die richtige Auffassung davon unterschieden und sich wider den Schein eines Gegensatzes gegen den Apostel Paulus selbst verwahrt haben sollte, zumal dieser Schein unter den jüdisch-christlichen Gemeinden ohnehin so leicht entstehen konnte." (II, 492.) Ganz dasselbe trifft auf Neander's eigne Hypothese zu. Der Gegensatz, der im Briefe des Jacobus bekämpft wird: *ὅτι ἐκ πίστεως μόνον δικαιοῦται ὁ ἄνθρωπος καὶ οὐκ ἐξ ἔργων* ist nun einmal notorisch, wie Jacobus es selbst wissen mußte, ein Paulinischer. Jacobus durfte ihn in einem Briefe, der seiner allgemeinen Ueberschrift nach für so mannigfaltige Kreise von Lesern bestimmt war, nicht bestreiten, wenn er nicht zu Mißverständnissen Anlaß geben wollte, oder er mußte eine ausdrückliche Verwahrung beifügen. Vielmehr war aber eine solche gar nicht nöthig, weil über das Ziel der fraglichen Polemik sich Niemand täuschen konnte, denn, was die Hauptsache ist, den Gebrauch des Terminus *δικαιοῦσθαι ἐκ πίστεως* bei Judenchristen hat Neander nirgends nachgewiesen.

Es war ein ganz richtiges Gefühl, wenn die orthodoxe Kritik, die Thatsächlichkeit der Polemik im vorliegenden Fall anerkennend, aber die Unmöglichkeit einer solchen zwischen zwei Aposteln voraussetzend, die Authentie des Briefs in Ab-

rede stellte. Auch Ref. hält ihn für unächt, aber aus dem ganz entgegengesetzten Grunde, nicht weil er zu viel, sondern weil er zu wenig antipaulinisch ist. Ref. könnte sich zur Begründung dieser Ansicht einfach auf Hegesipp's Bericht bei Eusebius berufen. Hier charakterisirt jeder Zug den strengen entschiednen Ebioniten. Daß sein Bild von der ebionitischen Partei auf ihre Weise idealisirt und später von Hegesipp als ein geschichtliches aufgenommen worden sei (II, 487), — diese Annahme entbehrt gegenüber vom Briefe selbst, der nach Inhalt und Form die unläugbarsten Merkmale des Ebionitismus trägt, aller hinreichenden Begründung. Warum sollten denn die Ebioniten, deren Ursprung bei dieser Annahme ebenfalls völlig in der Luft schwebt, ihre dichtende Phantasie gerade auf Jacobus, und nicht eher auf Petrus gewandt haben? War aber Jacobus der erste und ursprüngliche Vertreter der ebionitischen Denkweise, so stand er zu Paulus gewiß in keinem versöhnlichern Verhältniß, als in später Zeit die derselben Richtung angehörigen Clementinischen Homilien; er theilte das Urtheil seiner Partei, die im großen Heidenapostel einen Abtrünnigen vom Gesetz, einen Irrlehrer und Verführer des Volks erblickte.

Unter diesen Umständen macht es einen eigenthümlichen Eindruck, Neander'n von „dem guten Einverständnisse reden zu hören, das laut der Geschichte zwischen beiden Aposteln geherrscht habe." (II, 492.) Er denkt dabei ohne Zweifel an die Apostelgeschichte, und vor Allem an den sogenannten Apostelconvent. Es verlohnt sich, die letztre Thatsache näher anzusehen. Zwischen Judenchristen und Paulinern — so erzählt die Apostelgeschichte — hatte sich ein Streit erhoben über die Nothwendigkeit der Beschneidung bei bekehrten Heiden. Zur Schlichtung der Streitfrage wird in Jerusalem, wohin sich Paulus und Barnabas begeben hatten, eine Besprechung unter den Aposteln und Presbytern angestellt. Unter den Sprechern tritt zuerst Petrus auf zu Gunsten der Heiden. Man solle ihnen nicht das Joch des Gesetzes auferlegen, das ja die Juden selbst nicht im Stande gewesen wären zu tragen. Sofort erzählen Paulus und Barnabas die Wunder, die Gott durch sie unter den Heiden gewirkt. Zuletzt erhebt sich Jacobus, um dem Gesprochnen das Siegel der Bestätigung aufzudrücken. Auch er ist der Meinung, man dürfe die Heiden, die sich zum Christenthum bekehren, mit keinen ungehörigen Lasten beschweren, er verzichtet auf die Aufnöthigung des Gesetzes, nur einige wenige disciplinarische Satzungen, z. B. die Enthaltung von Blut und Ersticktem will er von ihnen zum Behuf der Ausgleichung des bestehenden Gegensatzes zwischen Juden- und Heidenchristen beobachtet wissen. Diese Ansicht des Jacobus wird zum einmüthigen Beschluß der Versammlung erhoben, und in Abschriften unter die heidenchristlichen Gemeinden versandt. So die Apostelgeschichte.

(Fortsetzung folgt.)

An die Redaction.

Hochzuverehrender Herr!

Da die Augsburger allgemeine Zeitung beifolgende am 15. Januar von hier abgesendete Berichtigung eines ihrer Correspondenzartikel bis jetzt*) noch nicht aufgenommen hat, so ersuche ich Ew. Wohlgeboren, der untenstehenden gleichlautenden Erklärung gefälligst in den Deutschen Jahrbüchern den geeigneten Raum gestatten zu wollen.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Berlin, den 27. Jan. 1842. H. G. Hotho.

Berichtigung.

Der Unterzeichnete, als einzelnes Mitglied des Vereins zur Herausgabe der Hegelschen Werke, erachtet es für seine Pflicht, hiemit in seinem Namen die in dem Correspondenzartikel A. Berlin, den 27. Dec. (Nr. 1. der A. a. Z.) unberechtigter Weise in officiellem Tone mitgetheilte Nachricht in Bezug auf die Vorrede des Herrn Prof. Michelet zu der ohnlängst erschienenen Bearbeitung der Hegelschen Naturphilosophie fast in allen ihren Theilen für irrthümlich und unwahr zu erklären. Allerdings haben die übrigen Mitglieder des Vereins, wie der Unterzeichnete, die genannte Vorrede, wie dies schon öfter geschehen, erst nach Veröffentlichung des Werkes kennen lernen, von einem „Umgehen" jedoch einer festen Uebereinkunft des Vereins von Seiten des Herrn Prof. Michelet kann in dieser Rücksicht keineswegs die Rede sein. Noch weniger daher ist der Verein zu dem Beschluß gekommen, „sich öffentlich von dieser Vorrede ihrer heftigen Angriffe auf Schelling wegen loszusagen, und eine Bekanntmachung darüber erscheinen zu lassen." Ueber den sachlichen Inhalt dieser Polemik hätte im Gegentheil innerhalb des Vereins überhaupt keine Meinungsverschiedenheit hervortreten können, nachdem derselbe vor wenigen Jahren die ähnliche Polemik in der Vorrede der von Gans herausgegebenen Hegelschen Rechtsphilosophie einstimmig gebilligt hatte.

Berlin, den 14. Jan. 1842. H. G. Hotho.

*) Die Berichtigung ist unterdessen in der A. a. Z. erschienen. Dennoch schien es uns von Interesse, sie hier zu wiederholen, um das Publicum auch an diesem Ort über die kurzbeinige Politik mancher berliner Correspondenten aufzuklären. Meistens sind sie nur brauchbar, diese Nachrichten aus dem modernen Reich der Mitte, wenn man den wahren Stand der Sache, dem sie entgegentreten wollen, schon anderweitig kennt. Alsdann sieht man wenigstens, was, weil es nicht ist, jene Herren gern machen möchten. Die Illusionen über den bairischen Philosophen und seine Zukunft sind aber in der That im Geiste der Augsburger Zeitung neuerdings zu einer fabelhaften Höhe gestiegen. Das beweiset die Aufnahme des Urtheils von Alexander Jung aus Königsberg über Schelling's erste Vorlesung, die dieser „geistvolle" Rhetoriker mit einem so excessiven Lobe begleitet, daß einen Jeden, der jenes inhaltsleere, bloß psychologisch merkwürdige Document gelesen hat, das Gelächter überwältigen muß. Also wieder eine Mystification! Hat denn der Correspondent, als er den Bucephalus des königsberger Alexander ritt, gar nichts gemerkt? — Wie wenn Alles Ironie wäre? — Ironie aber muß es sein, denn unbewußte Ironie ist Dummheit und Alexander Jung ist ein Mann von Geist, nach der Augsburger Zeitung auch ein Hegelianer. Also. Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 43. 21. Februar. 1842.

Zur Kritik des apostolischen Zeitalters und des neutestamentlichen Kanons.

(Fortsetzung.)

Einige Zeit darauf ereignet sich in Antiochien ein seltsamer Vorfall, den uns die Apostelgeschichte zwar verschweigt, aber der Galaterbrief, dieser herbe Kritiker und stummberedte Ankläger der Apostelgeschichte, nicht vorenthalten hat. Petrus nämlich, derselbe, der in jenem Apostelconvent zuerst das Wort zu Gunsten der Heiden ergriffen hatte, schließt sich, in jener Metropole des damaligen Heidenthums angekommen, in seinem Umgang mit Heidenchristen anfänglich den Paulinischen Grundsätzen an. Kaum sind jedoch einige Abgeordnete von Jacobus (*τινὲς ἀπὸ Ἰακώβου*) von Jerusalem angekommen, so zieht er sich aus Furcht vor denselben von den Heidenchristen als von Unreinen zurück und trägt seine Uebereinstimmung mit den Grundsätzen des fanatischen Judenchristenthums öffentlich zur Schau. Mit Recht hat man sich von jeher an diesem Ereigniß gestoßen, denn es ergeben sich daraus für Petrus und Jacobus die eingreifendsten Folgerungen. Fassen wir zuerst auch nur die letztre Beziehung ins Auge, so kann Jacobus beim Apostelconvent unmöglich eine Stellung eingenommen haben, wie die Apostelgeschichte sie ihm anweist, eine vermittelnde irenische, wenn so kurze Zeit darauf seine Anhänger und Abgeordneten die Fordrungen des herbsten, exclusivsten Judaismus erneuern. Neander wendet ein, die letztern hätten sich ohne Zweifel ganz unbefugt für Abgeordnete des Jacobus ausgegeben, oder vielmehr liege in den Worten des Paulus gar keine Berechtigung zur Annahme, es seien Abgeordnete gewesen; „*τινὲς ἀπὸ Ἰακώβου*“ heiße nur: Mitglieder der Gemeinde zu Jerusalem, an deren Spitze Jacobus stand (I, 289). Wie? Also diese Wenigen aus Jerusalem, Männer ohne allen repräsentativen Charakter sollten einen Apostel, das Haupt des Apostelcollegiums haben einschüchtern können? einschüchtern ihn sammt den übrigen antiochenischen Judenchristen? es sollte durch sie eine so allgemeine Verstörung angerichtet worden sein, daß selbst Barnabas, der Gefährte des Paulus und ebenfalls Sprecher beim Apostelconvent, scheu zurückwich? Petrus selbst sollte mit der wahren Denkweise seines Mitapostels zu Jerusalem, den er so eben verlassen hatte, zu wenig bekannt gewesen sein, um nicht die vorgeblichen Abgeordneten als eigenmächtige Eifrer erkennen, entlarven zu können? Und in der Strafrede, die Paulus darauf seinem Mitapostel hält, hat er kein Wort, die Vorgänge beim Apostelconvent, seine eigne dabei gehaltne Rede, die damals so einhellig, so friedlich gefaßten Beschlüsse der Versammlung ihm ins Gedächtniß zurückzurufen? Nein. Petrus hat jenen Convent vergessen, die Abgeordneten des Jacobus haben ihn vergessen, die übrigen Judenchristen haben ihn vergessen, Barnabas hat ihn vergessen, Paulus hat ihn vergessen. Glaube das, wer kann. Wenn auch nicht noch andre hinzukämen, die angeführten Widersprüche allein würden hinreichen, den Apostelconvent der Apostelgeschichte als eine dem subjectiven Pragmatismus dieser Schrift angehörige Fiction erkennen zu lassen, als eine Fiction, welche zwar vom Standpunct unsres Referenten, d. h. vom Standpunct der schon gewordnen katholischen Kirche aus möglich war, die aber in der Geschichte selbst nicht den geringsten Halt hat.

Doch es giebt hiefür noch andre Beweise. Die Besprechung, die Paulus Gal. II mit den drei Hauptaposteln zu Jerusalem hält, ist offenbar, auch Neander giebt es zu, mit dem Apostelconvent des Lucas identisch. Aber was erzählt Paulus? Erzählt er von Reden des Petrus und Jacobus, von einhelligen Beschlüssen, von einem allgemeinen Freisinnigkeitsenthusiasmus zu Gunsten der Heiden? Nicht ohne ironische Seitenblicke auf die *δοκοῦντες εἶναί τι*, auf die *δοκοῦντες στύλοι εἶναι* erzählt er, wie dieselben, nämlich Jacobus, Petrus und Johannes, ihm kein Hinderniß in den Weg gelegt, wie sie seinen Beruf zum Heidenapostel anerkannt und die Rechte christlicher Bruderschaft ihm zugestanden hätten; sie selbst hätten sich das Apostelamt für die Juden vorbehalten und ihm nebst Barnabas dasjenige für die Heiden überlassen. Man sieht, dies war ein äußerliches Uebereinkommen; den alten Aposteln erschien die Bekehrung der Heiden eigentlich als Nebensache; principielle Erörtrungen fanden, wie sich gleich zeigen wird, und wie auch Paulus selbst mit keinem Worte andeutet, nicht statt, und für eine Billigung Paulinischer Grundsätze beweisen die *δεξιαὶ κοινωνίας* ebenfalls nichts. Dieses Wenige also ist der historische Kern des berühmten Apostelconvents; die Connivenz ist zur Uebereinstimmung, ein nichtssagendes Concordat ist zur Billigung eines großen in=

haltsvollen Princips, eine Privatbesprechung ist zu einem öffentlichen Act, zum Act der ganzen damaligen Kirche geworden. Der Widerspruch ist klar, alle Harmonistik hilft nichts. Neander sucht sich eine Ausflucht offen zu erhalten, indem er zwischen der Privatverhandlung und der öffentlichen Verhandlung unterscheidet. „Es lasse sich ja von selbst denken, daß Paulus, ehe diese Sache auf einer so großen Versammlung zur Sprache kam, sich mit den Aposteln über die zu befolgenden Grundsätze verständigt haben werde" (I, 159). Es ist wahr, die betreffenden Verhandlungen sind bei Lucas so erzählt, als ob sie nur scheinbar Discussionen wären, in der That aber Promulgationen schon vorher hinter den Coulissen gefaßter Beschlüsse. Dieser falsche Schein aber, der jene Vorgänge in ein ganz schiefes Licht, der sie außerhalb ihres historischen Zusammenhanges, ihrer natürlichen Entwicklung stellt, zeugt eben für den spätern Standpunct des Erzählers. Von vorangegangnen Privatsessionen erwähnt er keine Sylbe. Eben so wenig aber erzählt Paulus etwas von jenem öffentlichen Acte, den er doch bei der Veranlassung und Abzweckung seines Briefs hätte erwähnen m ü s s e n. Denn jene Galater, an welche er schreibt, die seine apostolische Auctorität nicht anerkannten, die nur die alten von Christus selbst eingesetzten Apostel als die wahren Träger des Apostolats betrachteten, die „zwischen der Lehre des Paulus und derjenigen der ältern Apostel einen Gegensatz nachzuweisen suchten, und ihn deßhalb eines Abfalls von der reinen Lehre Christi und der Apostel zu beschuldigen suchten" (I, 302), die, obwohl selbst Heidenchristen, doch die Beobachtung des Mosaischen Gesetzes bis auf die rituellen Satzungen hinaus für unumgängliche Christenpflicht erklärten und sich hiefür auf Lehre und Vorgang der ältern Apostel beriefen — diese Galater, wie hätte er sie besser und schlagender zurückweisen können, als durch Hindeutung auf jenen eclatanten, für die ganze Kirche normativen Act? Wenn er doch selbst in apologetischer Absicht auseinandersetzt, die Angesehensten unter den Aposteln, auf welche sich die Judenchristen vorzugsweise zu berufen pflegten, hätten seinen apostolischen Charakter und seinen göttlichen Beruf zur Bekehrung der Heidenwelt anerkannt, wieviel näher mußte es ihm liegen, zu sagen, selbst ein Petrus, ein Jacobus hätten in öffentlicher Versammlung der jerusalemitischen Gemeinde seine Grundsätze anerkannt? hätten die Heidenchristen vom Mosaischen Gesetz entbunden und darüber ein öffentliches Document ausgestellt? Aber er sagt es nicht, vermuthlich aus dem ganz zureichenden Grunde, weil er die Apostelgeschichte des Lucas noch nicht hatte lesen können.

Um auf Jacobus zurückzukommen, so läßt eine spätre, wenngleich ebenfalls alterirte Thatsache der Apostelgeschichte recht gut auf seine wahre Stellung zu Paulus schließen. Als nämlich der Letztre von seinen Missionsreisen zum letztenmal nach Jerusalem zurückkommt, macht ihm Jacobus den Vorhalt, man sage ja von ihm, er spreche die unter den Heiden wohnenden Juden von der Beschneidung, überhaupt von der Beobachtung des Mosaischen Gesetzes frei. Hierüber seien die vielen Tausende von Judenchristen, sämmtlich Eifrer fürs Gesetz, höchlich ungehalten. Er solle, um diese Anklage durch die That zu widerlegen, an einem besonders auffallenden Act des jüdischen Cultus Theil nehmen, er solle sich an vier Mitglieder der Gemeinde anschließen, welche ein Nasiräatsgelübde auf sieben Tage übernommen hätten, *ἵνα- - γνώσονται πάντες, ὅτι στοιχεῖς καὶ αὐτὸς τὸν νόμον φυλάσσων* (Ap. Gesch. 21, 24). Paulus willigt ein. Man ersieht aus dieser Erzählung — denn wo die Apostelgeschichte Widersprüche zwischen Paulus und den judenchristlichen Aposteln durchblicken läßt, ist sie unbedingt glaubwürdig — daß Jacobus selbst fortwährend ein *νόμον φύλασσων* blieb, daß die übrigen Judenchristen *πάντες ζηλωταὶ τοῦ νόμου* waren. Die *δεξιαὶ κοινωνίας*, von denen Paulus im Galaterbrief spricht, die Anerkennung seines apostolischen Berufs kann also, wie schon bemerkt, unmöglich eine Anerkennung seiner Grundsätze über das Verhältniß von Gesetz und Evangelium involvirt haben. Ja unsre Erzählung macht den Paulus selbst zu einem *νόμον φυλάσσων*. Es kann kein Zweifel sein, daß dadurch sein Charakter ins nachtheiligste Licht gestellt wird. Wie kann der Apostel, der im Römer- und Galaterbrief so laut und nachdrücklich erklärt: daß nicht durch Gesetzeswerke, sondern nur durch den Glauben der Mensch gerechtfertigt werde — daß, *εἰ διὰ νόμου δικαιοσύνη, Χριστὸς δωρεὰν ἀπέθανεν* — daß, *ὅσοι ἐξ ἔργων νόμου εἰσὶν, ὑπὸ κατάραν εἰσίν*, — daß *ὁ νόμος παιδαγωγὸς ἡμῶν γέγονεν εἰς Χριστὸν, ἵνα ἐκ πίστεως δικαιωθῶμεν, ἐλθούσης δὲ τῆς πίστεως οὐκέτι ὑπὸ παιδαγωγόν ἐσμεν*, — daß *ὁ ἄνθρωπος περιτεμνόμενος ὀφειλέτης ἐστὶν ὅλον τὸν νόμον ποιῆσαι* — wie kann er, ohne über sein ganzes apostolisches Wirken, über seine ganze Lehrthätigkeit das Verdammungsurtheil auszusprechen, zu einer Handlung sich verstehen, vermöge deren er die fortwährende Giltigkeit und Verbindlichkeit des Gesetzes öffentlich anerkennt? Schon B a u r hat diese Inconsequenz ans Licht gestellt, und es bleibt Ref. nur noch übrig, die Gegeninstanzen Neander's zu untersuchen. „In allen jenen Stellen, sagt er (I, 417), in welchen Paulus so nachdrücklich gegen die Beschneidung und die Beobachtung der rituellen Gebote redet, bezieht sich Alles ja nur auf den Standpunct der gebornen Heiden (!), bei welchen dies nicht etwas in der geschichtlichen Entwicklung Begründetes, volksthümlich Hergebrachtes war." „Nicht die Beschneidung an sich, nicht die Beobachtung der Mosaischen Gebräuche an sich war das, was er so nachdrücklich bekämpfte. Was er so nachdrücklich bekämpfte, war immer

nur das Eine, was mit dem Princip der neuen christlichen Schöpfung im Widerspruch stand." „Allerdings gilt nach der Paulinischen Lehre für Juden wie für Heiden auf gleiche Weise der Satz, daß durch Christus die Menschen vom Joche des Gesetzes befreit werden. Dieser Wahrheit unbeschadet konnten aber die Judenchristen die äußerliche Beobachtung des Gesetzes beibehalten." Allein war denn der Glaube an die fortdauernde Verbindlichkeit des Gesetzes auch innerhalb des neuen Bundes eine „äußerliche, von dem Wesen der Religion nicht abhängige" Angewöhnung? ein in der „volksthümlichen Bildung, in dem religiösen Entwicklungsgang der Judenchristen" wurzelnder Rest der alten Zeit? Konnte diese Angewöhnung, wenn sie mit der Prätension christlicher Pflicht auftrat, „der Wahrheit unbeschadet beibehalten werden?" War nicht durch den Grundsatz des Jacobus und der übrigen *ζηλωταὶ τοῦ νόμου*, welche das Mosaische Gesetz für ein integrirendes Moment des Christenthums, die *ἀποστασία ἀπὸ Μωυσέως* für ein frevelhaftes Aergerniß erklärten, eine ganz andre Auffassung des gesammten Christenthums bedingt? Und lief nicht eine solche Auffassung des Christenthums, wonach dasselbe im Wesentlichen nur als Bestätigung des Mosaismus erschien, den Paulinischen Grundsätzen und Ideen schnurstracks zuwider? Alle Auseinandersetzungen dieses Apostels über das Verhältniß von Gesetz und Evangelium sind in einer so principiellen Allgemeinheit gehalten, daß sie auf die Juden die gleiche Anwendung finden müssen, wie auf die Heiden. Sagt er doch ausdrücklich: *ἐλθούσης τῆς πίστεως οὐκέτι ὑπὸ παιδαγωγόν ἐσμεν· πάντες γὰρ υἱοί ἐστε διὰ τῆς πίστεως, — οὐκ ἔνι Ἰουδαῖος οὐδὲ Ἕλλην* (Gal. III, 28). Oder: *ἐν Χριστῷ Ἰησοῦ οὔτε περιτομή τί ἐστιν, οὔτε ἀκροβυστία, ἀλλὰ καινὴ κτίσις* (VI, 15). Wie gesagt, wenn Paulus nicht sich selbst Lügen strafen, wenn er nicht Grundsätze, die er so oft und nachdrücklich bekämpft hatte, begünstigen, wenn er nicht zu den falschen Folgerungen Anlaß geben wollte, die, wie er wußte, aus seiner Handlung gezogen wurden, so mußte er eine Anmuthung, wie diejenige des Jacobus im vorliegenden Fall, mit Unwillen von sich weisen. Uebrigens hat sich der Verf. der Apostelgeschichte bei der in Rede stehenden Erzählung nicht damit begnügt, dem Paulus das Gewand eines Judenchristen umzuwerfen, er hat auch, um von beiden Seiten die Spitzen der Gegensätze abzuschleifen, die Stellung des Jacobus alterirt. Wenn nämlich in unsrer Stelle nur von den *Ἰουδαίοις κατὰ τὰ ἔθνη* die Rede ist, wenn Jacobus nur auf diese die Verbindlichkeit des Mosaischen Gesetzes beschränkt, so scheint damit die Thatsache schlecht zu stimmen, daß selbst heidenchristliche, von Paulus herangezogne Gemeinden, wie die galatischen, je und je, unter Berufung auf die ältern Apostel, namentlich Jacobus, zu den Fesseln des pharisäischen Judenchristenthums zurückgekehrt sind. Wie ist es auch glaublich, daß derjenige Apostel, dem das Christenthum nur als Correctur und Vervollständigung des Judenthums, dem folglich das Mosaische Gesetz als das eigentliche Fundament des Christenthums erschien, die Verbindlichkeit desselben nicht auch auf die bekehrte Heidenwelt habe ausgedehnt wissen wollen? Er mußte entweder beide, Juden und Heiden, oder keinen von beiden Theilen davon freisprechen. Oder ja — dies Dritte ist noch möglich, er betrachtete die Heidenchristen ohne Gesetzesgerechtigkeit nur als halbe, der Verheißungen des auserwählten Volkes Gottes nicht in vollem Maße theilhaftige Christen, ähnlich den Proselyten des Thors, welche die strengern Pharisäer in die Classe der Unreinen setzten und mit denen zusammenzuleben und zusammenzuessen sie für etwas Verunreinigendes ansahen. Dies ist z. B. der Standpunct der Apokalypse. Diese Schrift, die den Apostel Paulus mit keinem Worte erwähnt, die ihn wahrscheinlich unter den *λέγοντες ἑαυτοὺς ἀποστόλους εἶναι καὶ οὐκ εἰσίν* (II, 2) mitbegreift, unterscheidet ausdrücklich die Judenchristen als die Schaar der Auserlesnen von der übrigen Menge der Gläubigen aus allen Völkern und Zungen, die vor dem Throne Gottes erscheinen. (Apoc. VII, 4. cl. XIV, 4; in der angegebnen Weise löset sich der Scrupel Neander's II, 543.)

(Fortsetzung folgt.)

Goethe's Friederike. Von Freimund Pfeiffer. Anhang: Sesenheimer Liederbuch. Leipzig 1841. Engelmann.

Wir Deutsche sind doch geborne Philologen; die Werke unsrer Dichter commentiren wir noch zu ihren Lebzeiten und ihr Leben ist uns ein Gegenstand kritischer Forschung. So hat sich um die gute Friederike aus Goethe's „Dichtung und Wahrheit" bereits eine eigne Litteratur gebildet. Der wohlmeinende aber unkritische Näke gab den ersten Anlaß dazu mit der ohne seinen Willen herausgegebnen „Wallfahrt nach Sesenheim", welche alle Schuld von Goethe ab und auf Friederike wälzen wollte. Von allen Seiten erhoben sich nun galante Ritter und legten die Lanze ein gegen Jeden, der die unbefleckte Jungfräulichkeit des Mädchens anzufechten wage. Das Morgenblatt und die Blätter für literarische Unterhaltung behandelten die Frage mit hochwichtiger Miene und selbst die Augsburger Allgemeine öffnete ihre welthistorischen Ereignissen bestimmten Spalten einer Untersuchung über „Goethe's Friederike". Gegenwärtiges Schriftchen nun hat sich aus dieser bisherigen Litteratur zusammengebaut. Das locale und persönliche Material hat es theils aus Näke's Broschüre, theils aus Goethe selbst entlehnt, die Sache selbst aber in einem dem Erstern entgegengesetzten Sinne behandelt und mit Wärme die Unschuld Friederikens vertheidigt. Goethe's Benehmen sucht Pfeiffer möglichst zu rechtfertigen und zu entschuldigen, indem er Merck als Sündenbock unterschiebt und von

Goethe eine fortwährende innre Treue behauptet, die namentlich auch in der Schildrung in „Dichtung und Wahrheit" und in der Verklärungsscene im Faust hervortrete. Betrachten wir das Einzelne.

Was zuerst die Einkleidung der Schrift betrifft, so wurde bekanntlich neuestens dem Verfasser deßwegen von einem Correspondenten der Allgemeinen Zeitung der Vorwurf plumper Mystification gemacht. Aber die Plumpheit trifft beide Theile. Pfeiffer hat plump eingekleidet, der Correspondent plump gelesen und plump geurtheilt. Die Einkleidung ist nämlich diese, daß der Verf. eine Reise an Ort und Stelle simulirt und von da aus in Briefen an eine geistreiche Tante Nachricht giebt von den absonderlichen Entdeckungen, welche er gemacht, den Erkundigungen, die er bei dem bekannten George und einer Schwester der Friederike persönlich eingezogen und durch welche Friederike glänzend gerechtfertigt werde. Um an dieses, als etwas Historisches, Glauben zu finden, werden allerlei Mittelchen in Anwendung gebracht. Da werden Nachrichten eingeschaltet über Erbschaftsangelegenheiten, die den Verf. nach Straßburg geführt haben, von wo aus er den Ausflug nach Sesenheim gemacht haben will, Porträtirungen der angeblichen straßburger Verwandten werden gegeben, und ich weiß nicht wo will sich der heldenmüthige Verf. gar für die todte Friederike geschlagen und damit die Herzen vieler Schönen erobert haben. Aber das ist Alles eitel Dunst. In Straßburg giebt es für den Verf. nichts zu erheben als Beschämung über seine Localkenntniß, seine Herren Verwandten mögen in den Gassen von Leipzig herumlaufen und die Schmarre wäre erst noch zu zeigen und würde auch dann noch Nichts beweisen. Schon die letztre Erzählung muß die historische Wahrheit der Einkleidung verdächtigen, die übrigens am Ende dem Verf. selbst langweilig und daher von ihm aufgegeben wird, so daß das Schriftchen zuletzt in einen ganz gewöhnlichen Aufsatz verläuft. Aber es giebt weit beßre Belege, daß der Verf. Sesenheim nie gesehen hat. Im Frühsommer des Jahrs 1838 behauptet derselbe dort gewesen zu sein. Aber in einem angeblichen Briefe aus dieser Zeit citirt er (S. 85) eine Stelle aus der Augsb. Allg. Zeitung vom Jahr 1840! Freilich führt dieser Brief die läppische Ueberschrift: „Datum? Dem Glücklichen schlägt keine Stunde!" eine Freude, die durch Nichts motivirt erscheint, als durch ein lobendes Schreiben der Frau Tante und dadurch, daß der Briefsteller Gelegenheit nimmt, von einer Recension seiner Gedichte in den Blättern für literar. Unterhaltung vom 29. October „vorigen Jahrs", d. h. des J. 1837 (in welchem wirklich die Gedichte eines Pfeiffer angezeigt sind, so daß also der Brief doch wieder im J. 1838 geschrieben sein will*)), zu reden. Dieses könnte bereits gnügen, die kritische Frage über den Ursprung der vorliegenden Schrift zu lösen. Es kommt aber noch hinzu, daß der Verf. im J. 1838 noch das alte Pfarrhaus in Sesenheim, oder vielmehr Sessenheim (denn so sollte man schreiben um die richtige Aussprache anzudeuten, und so wird auch der Name officiell geschrieben) gesehen haben will. Ref. war voriges Spätjahr gelegenheitlich selbst in dem Dorfe und weiß aus dem Munde des Pfarrers und dem noch verlässigern der Frau Pfarrerin, daß das alte Haus zu Anfang der dreißiger Jahre abgebrochen worden ist, nachdem an ihm, wie das bei Pfarrhäusern so zu geschehen pflegt, so lange geflickt und gekleistert worden war, bis es den Bewohnern fast über dem Kopfe zusammenfiel. Schon zu Goethe's Zeiten war es bekanntlich in so beklagenswerthem Zustand, daß sich der Pfarrer mit Bauplänen trug; es schleppte sich somit fast ein Jahrhundert zwischen Sein und Nichtsein oder Nichtseinsollen hin. Prof. Näke traf noch das alte Haus und seine Schildrung hat unser Freund abgeschrieben; das ist das Wahre an der Sache. Somit könnte das obige Urtheil des Correspondenten gerechtfertigt erscheinen. Dem ist aber nicht so. Herr Pf. hebt an mehrern Stellen ausdrücklich hervor, daß er für Frauen sein Schriftchen bestimmt habe. Für Frauenverstand und Frauenkritik hat er es also berechnet und die Aufdeckung des wahren Sachverhaltes könnte daher nur dann zur Ehre gereichen, wenn der Aufdeckende eine Frau wäre. Ob nun jener Correspondent eine Correspondentin ist, weiß ich nicht; daß ich aber nicht generis feminini bin, das weiß ich und verzichte daher auf allen Anspruch auf Ruhm und Ehre. Mit der angegebnen Tendenz des Schriftchens hängt nun auch seine weitre Beschaffenheit zusammen. Eine bloße Abhandlung über Goethe's Friederike hätten die Frauen, und wären es Berlinerinnen, nicht leicht goutirt. Es mußte die Sache dramatisirt, in die Wirklichkeit hineingerückt werden. Geist, Auge und Herz mußte in Anspruch genommen werden; ja wo möglich sollten auch die Hände etwas dabei zu thun haben und wäre es auch nur, daß sie in den weichen Locken eines der Auftretenden wühlen dürften. Von diesem Gesichtspunct aus werden wir es milder beurtheilen, vielleicht sogar loben, daß im ersten Theile das straßburger Treiben Goethe's und seiner Freunde dramatisch uns vorgeführt wird, sodann Friederike selbst in Briefen an Lucie sich über Goethe, seine Streiche und ihre Gefühle gegen ihn ausspricht, sodann im zweiten Theile der Verf. in Briefen von Ort und Stelle selbst aus redend sich einführt. Ja wir müssen es von diesem Standpunct aus als Nachlässigkeit tadeln, daß von S. 80 an der Verf. immer mehr aus seiner Rolle fällt und als Buchschreiber spricht, anstatt als Briefsteller. Nur mit der Fiction des Sesenheimer Liederbuchs können wir Nichts anfangen und müssen darin eine gemeine buchhändlerische Speculation des Verfassers erblicken. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Vielleicht ist aber dieses Citat nur ein Strategem, um mit jenem Pfeiffer identificirt zu werden; wenigstens hat derselbe andre Vornamen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 44. 22. Februar. 1842.

Zur Kritik des apostolischen Zeitalters und des neutestamentlichen Kanons.

(Fortsetzung.)

Ref. hat sich über Jacobus etwas weitläufiger ergangen, aber es war schon der Mühe werth, zur Einsicht gelangt zu sein, daß Jacobus zu Paulus und dem Paulinismus, d. h. zu dem, was wir jetzt Christenthum nennen, in keinem wesentlich andern Verhältniß gestanden hat, als jene Judenchristen zu Jerusalem, die gegen Paulus einen so wilden Aufruhr erregten, daß sich die römische Obrigkeit ins Mittel schlagen mußte. Steht dies vom Jacobus fest, so ist nun die Frage nur die, inwiefern und inwieweit auch die andern Apostel seine Grundsätze getheilt haben. Uebrigens gewährt uns schon der Umstand, daß die καθέδρα des Jacobus zu Jerusalem bis zu seinem Tode als leitender Mittelpunct der damaligen Christenheit erscheint, weßwegen auch Jacobus den übrigen Aposteln, selbst einem Petrus voranzustehen pflegt (auch Gal. II, 9) — schon dieser Umstand gewährt uns einen hinlänglich klaren Blick in die damaligen Parteistellungen. Die Kluft zwischen Paulus und den andern Aposteln muß viel tiefer, viel klaffender gewesen sein, als man wohl gewöhnlich ahnt. Das Resultat der Schnekkenburgerschen Kritik der Apostelgeschichte, statt ihrer Reticenzen, ihrer flüsternden diplomatischen Wendungen rund und klar herausgesprochen, heißt nichts Andres, als daß die Geschichte entstellt werden mußte, um Principien und Persönlichkeiten von beiden Seiten in einem versöhnlichern Lichte erscheinen zu lassen, um das Paulinische (d. h. protestantische) Christenthum in Einklang mit den religiösen Begriffen und dogmatischen Grundsätzen der andern, eigentlichen Apostel zu bringen.

Also Jacobus war und blieb Ebionit. Die andern beiden Apostel, die „Kirchensäulen" des Galaterbriefs, Johannes und Petrus auch? Die Kritik antwortet mit Ja. Es ist hier nicht der Ort, über den Erstern, Johannes, für dessen ebionitischen Standpunct übrigens schon die Apokalypse laut gnug zeugt, weitre Untersuchungen anzustellen; wir können hievon übrigens um so leichter Umgang nehmen, als unlängst von einem jüngern Mitglied der Baurschen Schule über Johannes und das sogenannte Johanneische Zeitalter Andeutungen gegeben worden sind, denen wir unsre Zustimmung nicht versagen können.

Ueber Petrus dagegen mögen noch einige Worte erlaubt sein. Die Nachrichten, die uns über diesen Apostel geblieben sind, schrumpfen vor dem Lichte einer geschärften Kritik außerordentlich eng zusammen. Namentlich gehört der erste Theil der Apostelgeschichte, vom Petrinischen Standpunct aus geschrieben, zu den sagenhaftesten Bestandtheilen der urchristlichen Ueberlieferung. In den Paulinischen Briefen wird des Petrus selten und flüchtig Erwähnung gethan; nur der erwähnte Vorfall zu Antiochien giebt auch über ihn hinlänglich sichre Muthmaßungen an die Hand; er wirft ein grelles Licht auf des Apostels damals schon zwanzigjährige apostolische Wirksamkeit. „Wenn sich Petrus, sagt Neander, vermöge einer augenblicklichen Uebereilung oder Schwäche durch Rücksicht auf die jüdischen Glaubensgenossen verleiten ließ, auf eine Weise zu handeln, welche vielmehr fremden Vorurtheilen, als seinen eignen bessern Einsichten entsprach, so berechtigt uns eine solche augenblickliche praktische Verirrung desselben keineswegs zu dem Schlusse, daß sein christliches Wahrheitsbewußtsein selbst dadurch verdunkelt worden. Höchstens könnte daraus folgen, daß er in diesem Augenblick, von dem sinnlichen Eindruck überwältigt, sich selbst nicht klar machte, nach welchen Grundsätzen er handelte." (II, 508.) „In diesem Augenblick?" Nun — eine so momentane Geistesabwesenheit war es denn doch dem Galaterbrief zufolge nicht; wenn Petrus auch seine übrigen judenchristlichen Genossen zum Rückfall in den alten Standpunct verleitete, wenn diese hinwiederum den Barnabas mit fortrissen, so läßt sich denken, daß weitre Auseinandersetzungen über die obschwebende Streitfrage zwischen ihnen stattgefunden haben. Es muß zur Erörtrung der Principien gekommen sein. Nein, wenn nicht Alles täuscht, es war keine „momentane" Unklarheit. Zwischen den Tod Christi und das fragliche Ereigniß fällt ein Stadium von etwa zwanzig Jahren mitten hinein, ein hinreichender Zeitraum, um über das Verhältniß des Christenthums zu Judenthum und Heidenthum oder näher, über die Selbständigkeit des Christenthums gegenüber vom Judenthum Klarheit und charaktervolle Sicherheit zu gewinnen, ein hinreichender Zeitraum, um mit Jacobus über die Grundsätze des apostolischen Wirkens in einer Weise sich ausein=

anderzusetzen, die den Apostel so knechtischer Furcht vor den Abgeordneten des Bischofs von Jerusalem überhob. Man mache hier nicht den unglücklichen Versuch einer psychologischen Rechtfertigung, z. B.: „wir erkennen hier die alte Natur des Petrus, die, wenn auch besiegt durch den Geist des Evangeliums, doch sich immer noch regte, und in einzelnen Momenten vorherrschend werden konnte, desselben Petrus, der, nachdem er zuerst von dem Erlöser das nachdrücklichste Zeugniß abgelegt hatte, zuerst im Angesicht der Gefahr für einen Augenblick ihn verläugnete." (I, 289.) Das Verfahren des Petrus zu Antiochien war nicht sowohl ein Act der Charakterschwäche, als ein Act mangelnder Einsicht. Daß eine übrigens entschloßne und energische Natur in gewissen Lagen und Umständen momentan sich selbst verläugnen kann, ist erfahrungsmäßige Thatsache. Daß aber eine intellectuelle Errungenschaft, ohne Collision mit intellectuellen Gegeninstanzen sich selbst abhanden kommen könne, oder, auf den vorliegenden Fall angewandt, daß Petrus eine einmal gewonnene und in langjähriger apostolischer Praxis vermittelte und erstarkte Einsicht über Wesen, geschichtliche Stellung nnd Bestimmung des Christenthums in Folge des nichtssagenden Widerspruchs judenchristlicher Fanatiker plötzlich verloren haben sollte, ist ein außer aller psychologischer Erfahrung liegender Fall. Nein, die Unklarheit, in der sich Petrus zu Antiochien bewegt, muß auch der vorangegangnen Periode seiner kirchlichen Thätigkeit eigen gewesen sein. Denn erwägen wir nur das Eine, was ebenfalls Paulus im Galaterbrief erzählt, daß bei den zu Jerusalem gepflognen Besprechungen Petrus sich selbst die ἀποστολὴ τῆς περιτομῆς vorbehält, und dem Paulus diejenige εἰς τὰ ἔθνη überläßt, erwägen wir die Grundsätze, welche er in der Ziehung dieser Demarcationslinie indirect ausspricht, so wird ungleich wahrscheinlicher, daß sein anfängliches Paulinisiren zu Antiochien, — als daß sein spätres Judaisiren das Abnorme, die Ausnahme von der Regel war; zu jenem fand er sich durch die überlegne Persönlichkeit des Paulus mit fortgerissen, zu diesem sank er, als er die letztre durch die inzwischen angekommnen Abgeordneten des Jacobus contrebalancirt, sich selbst somit der eignen Wahl anheimgegeben sah, gewohnheitsmäßig wieder zurück. Die Gnostiker des zweiten Jahrhunderts sprechen hin und wieder von einem dauernden Gegensatz, einer nie versöhnten Dissonanz beider Apostel, und sie haben Recht; wenn eine spätre, der Anschauung der katholischen Kirche entwachsne Sage von der Aussöhnung spricht, die beide Apostel vor ihrem Märtyrertode zu Rom gefeiert hätten, so hat sie nur die gleiche Thatsache zur Voraussetzung.

Aber es sind uns ja noch zwei Briefe des Petrus geblieben, beide voll angelegentlicher Befreundung mit der Paulinischen Theologie. Gut, wenn nur nicht der zweite derselben anerkanntermaßen ein unterschobnes Machwerk wäre, und vielmehr, indem er mit gesuchter Absichtlichkeit die Uebereinstimmung beider Apostel glauben machen will, thatsächlich für ihren gegenseitigen Widerspruch Zeugniß ablegen würde. Allein auch der erste Petrinische Brief ist, zwar nicht anerkannt, aber doch ebenso gewiß unächt, als der zweite. „Da in jenen Gemeinden," sagt Neander, „an welche der Brief gerichtet ist, Irrlehrer auftraten, welche den Paulus einer Verfälschung der ursprünglichen christlichen Lehre beschuldigten, und da sie sich in Hinsicht der fortdauernden Verbindlichkeit des Mosaischen Gesetzes auf das Ansehen der ältern Apostel beriefen, so benutzte Petrus eine sich ihm darbietende Gelegenheit zur Mittheilung an jene Gemeinden, um sie in der Ueberzeugung, daß die durch Paulus und dessen Schüler und Gefährten, zu welchen ja auch Silvanus gehört hatte, ihnen verkündigte Lehre die ächt christliche sei, zu befestigen." (II, 511.) So seltsam hätte Petrus inzwischen seine Rolle gewechselt? eine so staunenswerthe Revolution wäre in ihm vorgegangen? Er, der durch Tod, Auferstehung und Himmelfahrt Christi, durch das erste Pfingstfest, durch das einflußreiche Wirken eines Paulus, durch alle Schicksale der jungen Kirche, durch seine eigne langjährige apostolische Thätigkeit nicht hatte vom Standpunct des Judaismus losgerissen werden können, tritt nun plötzlich, — die Geschichte hat uns nicht das geringste Motiv dieser Umwandlung aufbehalten, — als Apologet des Heidenapostels auf! Noch mehr. Er, auf den die nachdrückliche Zurechtweisung des Paulus zu Antiochien ohne Einfluß geblieben zu sein scheint, — denn bei dem Zweck seines Briefs hätte Paulus das wiederhergestellte Eintrachtsverhältniß nicht übergehen können, — hat sich nun in die dogmatische Hörigkeit der Paulinischen Theologie begeben. Er spricht in den charakteristischen Formeln des Paulinischen Lehrtypus. Er führt den Silvanus, sonst einen Gefährten des Paulus, als seinen Bruder und Mitarbeiter auf. Diese Unwahrscheinlichkeiten, die allzuoffen daliegende Absicht einer Vermittlung zwischen Paulinern und Petrinern, würde allein schon zur Anzweiflung der Authentie berechtigen, auch wenn nicht noch andre Widersprüche und Anachronismen hinzukämen. So aber wird, um nur Einiges der letztern Art anzuführen, noch vor Nero von politischen Christenverfolgungen gesprochen, dergleichen vor Trajan gar nicht nachweisbar sind; der Brief ist an heidenchristliche Gemeinden gerichtet, trotz der gegenseitigen Uebereinkunft zwischen beiden Aposteln; er ist an Gemeinden gerichtet, deren Gründung ein Werk des Paulus war, und er gedenkt des Gründers mit keinem Worte; ja er ist nach Neander's Annahme zur Vertheidigung des Apostels gegen seine judaistischen Widersacher geschrieben, und nennt nicht einmal den Namen des Vertheidigten. Rom wird als Babylon, die dortige Gemeinde als συνεκλεκτή, Marcus als υἱός bezeichnet, die beiden erstern vermöge spätrer Typologie, der letztre in Beziehung auf die auch von Papias aufbewahrte Sage von der Abfassung eines Petrinischen Evangeliums durch Marcus. Neander hat sich, wenn wir nicht irren, in den frühern Auflagen des vorliegenden Werks schwankender über den ersten Petrinischen Brief ausgedrückt; auch in diesem Punct hat er sich also, wie anderwärts, gegen die Ergebnisse der neuern Kritik verstockt, zufrieden, dieselbe mit nichtssagenden Ekstasen zu eludiren, wo er sie nicht zurückschlagen kann.

(Fortsetzung folgt.)

Pfeiffer „Goethe's Friederike."

(Fortsetzung.)

In den angegebnen Rahmen breitet nun der Verf. sein Material aus; er sucht die verschiednen Anekdoten und Charakterzüge, welche hieher gehören, bald mit mehr, bald mit weniger Glück unterzubringen, Lücken in der Erzählung füllt er durch freie Dichtung aus und läßt die Charak-

tere sich selbst durch Wort und That oder auch durch die Schildrung Dritter auseinandersetzen. Mit einem Worte: er geht mit seinem Stoffe um, wie der Dichter mit historischem Materiale schaltet. Seinem Motto getreu („Unser Wesen ist Geschichte, sind die Formen auch Gedichte") nimmt er keinen Anstand, mit der Wirklichkeit gewaltthätig umzuspringen, wofern nur die Wahrheit gerettet bleibt; nur ist dabei zu tadeln, daß er das Resultat seines poetisirenden Processes, äußerlichen Rücksichten folgend, dann doch wieder als gemeine Wirklichkeit darzustellen bemüht ist. Aus der Rücksicht auf die Leserinnen, denen allerdings an diesem Gedanken viel gelegen sein mag, ist es wohl auch zu erklären, daß wiederholt darauf gedrungen wird, daß Goethe mit Friederike niemals eigentlich versprochen gewesen sei; von der Schwester derselben will es der Verf. gehört haben (S. 77) und S. 21 muß Friederike selbst an Lucie schreiben: „Glaube nicht, daß ich seine Braut bin, solche Geheimnisse könnte ich vor den lieben Eltern nimmer verantworten". Vielleicht läßt sich aus jener Rücksicht sogar der Inhalt der Schrift deduciren. Weder auf Friederikens, noch auch auf Goethens Bild soll irgend ein nachtheiliger Schatten fallen; ein Dritter muß die Schuld auf sich nehmen. Merck soll an der Auflösung des Verhältnisses mit Friederiken Schuld gewesen sein und Goethe von daher sein ganzes Leben hindurch einen geheimen Groll gegen ihn gehegt haben, welcher besonders in der ungünstigen Weise, wie in „Dichtung und Wahrheit" immer von ihm die Rede ist, an den Tag treten soll. Hiegegen spricht aber Vieles. Einmal hat jene stille Abneigung gegen Merck eine weit beßre psychologische Begründung, wenn wir sie auf Urtheile Merck's über Goethe beziehen, wie die bekannten sind: „solch' einen Quark, wie den Clavigo müsse er nicht wieder schreiben, das könnten die Andern auch" (s. A. Stahr, Denkmal Merck's, S. 54 ff.) und „siehst du, im Vergleiche mit dem, was du in der Welt sein könntest und nicht bist, ist mir Alles, was du geschrieben hast, Dreck". Goethe waren diese Urtheile um so empfindlicher und unbequemer und drangen um so tiefer, je lauter in ihm selbst etwas denselben beistimmte und je weniger er den Muth hatte, dieser Stimme zu folgen und aus seiner behaglichen Ruhe sich aufzuraffen, oder dem Reize der Vornehmheit zu entsagen. Sodann stand Goethe niemals in dem abhängigen Verhältnisse zu Merck, wie jene Hypothese es voraussetzt. Gesetzt auch, Merck sei es gewesen, der Goethe auf das Unangemeßne einer Verbindung mit Friederike aufmerksam machte, der ihm vorstellte, daß es hieße alle Zukunft leichtsinnig opfern für den Taumel der Gegenwart, wenn er in das Joch der Ehe sich schmieden ließe — was ist damit für Goethe's Unschuld bewiesen? Wo findet sich auch nur eine Andeutung, daß Merck eine Herrschaft über Goethe ausgeübt, so daß dieser ihm gefolgt wäre auch gegen seinen Willen, auch mit blutendem Herzen? zeigt sich nicht vielmehr überall, daß Goethe, wo er sich einmal etwas in den Kopf gesetzt hatte, seinen Weg fortging fest, sicher, eigensinnig, obwohl genirt immerhin wenn er dem Widersprechenden selbst innerlich Recht geben mußte und sich so in seiner gewohnten und liebgewordnen Ruhe und Harmonie mit sich selbst gestört sah? Gesetzt also auch, es wäre wirklich so, daß auf Merck's Veranlassung hin Goethe die Untreue begangen hätte, so fällt nichts desto weniger alle moralische Verantwortlichkeit auf Goethe selbst. Aber jene Hypothese wird durch Goethe's eigne Worte so gut als aufgelöst. Er sagt nämlich in Bezug auf Friederike: „Gretchen hatte man mir genommen, Annette hatte mich verlassen, hier war ich zum ersten Mal schuldig, und, was das Schlimmste war, ich konnte mir mein eignes Unglück nicht verzeihen". Im ausdrücklichen Gegensatze gegen die beiden andern Fälle, wo das eine Mal die Geliebte schuldig war an der Lösung des Verhältnisses, das andre Mal Dritte, schreibt er in diesem Falle sich selbst alle Schuld zu und schließt damit den Gedanken an irgend ein hemmendes Eingreifen Andrer aus. Er selbst hat die Verbindung aufgelöst, auf eine Weise, die er vor sich selbst nicht verantworten konnte. Dies ist das Einzige, was man mit völliger Bestimmtheit über die Sache sagen kann und man sollte sich sehr hüten, in dem Urtheile über Goethe's Benehmen larer zu sein, als er selbst es war und es zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen, was nothwendig immer mißlingen muß. Auch Hr. Pfeiffer hat das bewiesen; was er zur Entschuldigung Goethe's beibringt, wird am wenigsten in den Augen von Frauen hinreichen, für welche er ja seine Schrift berechnet hat, und welche in solchen Dingen ganz besonders streng zu sein pflegen. Denn wenn er außer dem schon Angeführten darauf hinweist, daß Goethe auf die Genehmigung seines Vaters niemals hätte hoffen dürfen, so ist das einmal ganz unwahrscheinlich und sodann nicht von der Art, daß Goethe dadurch entschuldigt werden könnte. Auch der weitre Entschuldigungsgrund, von der litterarischen Geschäftigkeit Goethe's hergenommen, gnügt bei Weitem nicht. Denn höchstens daß er nicht wieder anknüpfte, ließe sich damit erklären — und auch dieses nur ungnügend, nicht aber daß er einmal förmlich abbrach. Und wenn behauptet wird, daß Goethe durch eine solche Verbindung in das Loos der Gewöhnlichkeit, ins Philisterium herabgezogen worden wäre, daß er „zu den Füßen der Geliebten sitzend Hanf gebrochen hätte und gewünscht Hanf zu brechen heute, morgen, und übermorgen, ja sein ganzes Leben", so ist das ganz falsch, und leicht das Gegentheil zu beweisen. Eine solche romantische Verbindung hätte ihn im Gegentheile zum geschwornen Feinde aller Alltagsmenschen machen müssen, da er in ihren Gesichtern ein stilles Bemitleiden seiner Romantik, ein Achselzucken über seine „Narrheit" zu lesen geglaubt hätte. Vielmehr war sein Aufgeben dieser Verbindung ein Herabsinken in die Sphäre der gemeinen Wirklichkeit. Hr. Pfeiffer bezeichnet die Liebe zu Friederiken nicht ganz mit Unrecht als eine Studentenliebe. Daß er sich nun ihrer schämte, hat seinen Grund darin, daß er innerlich bereits Philister war. Das Aristokratische in ihm lehnte sich gegen eine Verbindung mit der naiven, ländlichen Pfarrerstochter als einen faux pas auf. Er stand gleichsam an einem Scheidewege: hier die Aussicht auf eine glänzende Stellung im Leben, welche zu erobern er die Kraft und den Trieb in sich fühlte, dort das schmucklose Bild der unglücklichen Friederike; er griff — zwar nicht ohne spätre innerliche Vorwürfe — nach dem ersten, die Realität siegte über das Ideale. Was endlich Pfeiffer von einer fortwährenden innerlichen Treue Goethe's gegen seine einzige Geliebte sentimentalisirt, ist leicht zu beurtheilen. „Er hat viel geliebt (heißt es S. 53): durch ihn selbst kennen wir Aennchen, Gretchen, Lucinde, Lotte, Lili. Wir wissen, wie ihn in Weimar eine Zeit lang das Fräulein von

Kalb fesselte, zu andrer Zeit die liebliche Amalie von Kotzebue, für die er die Geschwister schrieb; ein geheimes zartes Liebesband knüpfte ihn an eine Prinzessin und wieder andrer Zeit war die Frau von Stein seine Angebetete: alle diese Verhältnisse waren mehr oder weniger poetische Tändelei oder kurzwallende Leidenschaft; zu Friederiken allein steht er da im Lichtglanz wahrer Liebe." Abgesehen davon, daß diese Behauptung auch in andrer Beziehung unmotivirt dasteht, pflegen wir gemeine Alltagsmenschen vor einer Liebe, auf die ein halb Dutzend andrer Liebschaften folgt, nicht eben allzugroßen Respect zu haben. Indessen liegt es in der Natur der Sache, ist aus der Individualität Friederikens und dem damaligen Lebensalter Goethe's gar leicht zu erklären, daß dieser gerade für dieses Verhältniß besondres Interesse behielt und auch im Alter noch mit Vergnügen sich desselben erinnerte. Ein besondres Verdienst, eine Entschuldigung aber begründet das nicht, vielmehr läßt sich die Schildrung in „Dichtung und Wahrheit" auch aus bloß novellistischem Interesse ableiten, und die Beziehung der Scene im Faust ist theils bloße Hypothese, theils jedenfalls nicht mehr beweisend als momentanes Aufwärmen eines Jugendgefühles. Und vollends die „wiederholten Spiegelungen", die ihren Gegenstand auf netto neun Puncte bringen, wie ächt geheimrath-goethisch sind sie! Wie bösartig übergehen sie den eigentlichen Fragepunct! Näke hatte ihm seinen Aufsatz zugeschickt, worin er die Nachricht von dem Umgange zwischen Friederike und dem katholischen Pfarrer mittheilte. Und wie benimmt sich nun der ehemalige Liebhaber? Weist er mit Entrüstung die Beschuldigung ab? Duldet er keinen Flecken am Bilde der Angebeteten? O nein, er läßt sich die Rechtfertigung seiner Untreue recht wohl gefallen und nur Spiegelungen bringt er, sauber unter 9 Rubriken geordnet, zu Papier. Spiegelungen! wie charakteristisch! Der Spiegel und die Experimente, die sich mit ihm anstellen lassen, ist das Erste, was ihm einfällt; die Eindrücke des Bildes der unglücklichen Friederike legt er sorgsam wie einen zerbrechlichen Gegenstand auseinander und beschreibt sie in der abgeschmackten Diction, die er sich angelebt! Doch lassen wir das; es gnüge, zu wiederholen, daß auf Goethe alle Schuld der Auflösung dieses Verhältnisses, also der Vorwurf gewissenloser Untreue liegen bleibt. Ja ich nehme sogar keinen Anstand, das Gewicht dieses Vorwurfes noch zu vergrößern, indem ich die Nachrichten, welche A. Weill, der als geborner Elsässer am ehesten etwas erfahren konnte, in der Zeitung für die elegante Welt Jahrg. 1840, Nro. 199 und 200 gegeben hat, von welchen aber Pfeiffer Nichts gewußt zu haben scheint, für — mir wenigstens — mehr als wahrscheinlich erkläre. Nach diesem Berichte hätte Friederike nicht nur zwei Kinder, worunter einen „Prinzen" von dem Pfarrer Rheinbold, „einem schönen Jüngling, der sehr frei dachte", gehabt („die Nachbarin des Pfarrhauses sagte, Friederike habe 2 Kinder gehabt, im Geist aber habe sie immer einen Dütschen geliebt, der ihr was weiß gemacht und hät sie sitzen lassen. Es war aber halt ein bildschönes Mädel und von lauter Milch und Blut und ihr Herz so weich wie frischer Butter an der Plumbmilch", schreibt an A. Weill seine Schwester), sondern auch eines von Goethe selbst („täuschen mich meine Vermuthungen nicht, so bekam Friederike von Goethe etwas mehr als Gedichte. Wozu es verhüllen, daß des Pfarrers Nachbarin von einem Kinde munkelte? Der Chirurgus in Sessenheim, Schöpfling, erzählte mir: wenn er mit seinem Vater von Goethe sprach, den er kannte, zuckte er immer die Achseln und meinte, seine schnelle Abreise habe eine andre Ursache gehabt. Sicher ist, daß Friederike nicht rein aus Goethe's Armen kam und daß es in Sessenheim noch viele Leute giebt, die behaupten, Friederike habe von ihrem ersten Geliebten ein Kind gehabt, das gestorben ist". A. Weill). Der zweite Theil der Nachricht hat für mich am meisten Wahrscheinlichkeit*). Goethe war zu feurig, zu voll sinnlicher Gluth und Friederike zu unbefangen hingebend, als daß ein solches Ende des Verhältnisses uns psychologisch unbegründet erscheinen könnte. Auch die geheimnißvolle, zurückhaltende Weise, in welcher Goethe von dem Ausgange der Liebschaft spricht, läßt auf etwas Besondres schließen, wie gleichfalls der Umstand, daß er von dem Zwecke und Resultate seiner zweiten Reise nach Sessenheim so gar Nichts angiebt. Ebenso was mir der jetzige Pfarrer in Sessenheim (der dritte nach Brion, dem Vater Friederikens), Schweppenhäuser, sagte, bestätigt mich in meiner Ansicht. Er meinte, Friederike habe es so weit getrieben, daß Goethe als „Ehrenmann" habe zurücktreten müssen. Offenbar liegt dieser Aeußrung eine Verwechslung des durch Goethe selbst herbeigeführten geschlechtlichen Ereignisses mit den sonst behaupteten spätern zu Grunde. Eine Schwangerschaft Friederikens war die Ursache der Entfernung Goethe's; jene Schwangerschaft wurde im Laufe der Zeit mit dem spätern Verhältniß zu Rheinbold zusammengenommen und auf dessen Rechnung gesetzt, so daß man nun einen gnügenden Erklärungsgrund des Untreuwerdens des ersten Geliebten gefunden zu haben glaubte. Dem Mädchen schob man, wie das so zu geschehen pflegt, alle Schuld zu, um so mehr, als man vielleicht dunkel hörte, daß der erste Geliebte ein großer Mann geworden sei, dem man daher Schuld zu geben sich scheute.

(Schluß folgt.)

*) Was das Verhältniß Friederikens zu Rheinbold betrifft, so kann es uns so ziemlich gleichgiltig sein, da es jedenfalls erst nach Goethe's Zeit seinen Anfang nahm. Indessen muß ich gestehen, daß mir die Aeußrung, die man ihr in den Mund legt, „ein Herz, das Goethe geliebt hat, kann keinem Andern mehr angehören", von jeher unwahrscheinlich erschien. Abgesehen davon, daß sie von einer so ganz außerordentlichen Tiefe und Feinheit des Gefühls zeugen würde, wie wir sie anzunehmen nach der Schildrung Goethe's nicht nöthigende Veranlassung haben, sieht dieselbe gerade so aus, als ob sie ein spätrer Verehrer des Dichters Goethe gemacht hätte; denn Friederike, die Goethe nur als geistreichen, liebenswürdigen Gesellschafter kennen lernte, konnte eine solche Einsicht in den Werth desselben nicht leicht haben.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

// Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 45. 23. Februar. 1842.

Zur Kritik des apostolischen Zeitalters und des neutestamentlichen Kanons.

(Fortsetzung.)

Die drei hervorragendsten Apostel, nach dem allgemeinen Urtheil jener Zeit die drei Säulen der jungen Kirche sind also nie über den Standpunct des Judaismus hinausgekommen. Ihr Christenthum war durchaus ohne geschichtliche Originalität — ein durch den Reflexionsbegriff des Messias sowie durch andre Reflexionsbegriffe, zu welchen die prophetische Weissagung erstarrt war, vervollständigtes Judenthum. Petrus war unter ihnen vielleicht der am wenigsten exclusive, und am ehesten zu Vermittlungen geneigte; in den Pseudoclementinen erscheint er als Träger des mit den Zeitgegensätzen sich auseinandersetzenden Judenchristenthums; doch hat er auch hier seine oppositionelle Stellung gegen Paulus noch nicht verloren. Unter diesen Umständen darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn immer und überall wieder das Judenchristenthum, die damalige Orthodoxie, es ist, mit der Paulus sich abkämpft, und an welcher er seine theologische Welt- und Geschichtsanschauung auf polemischem Wege erst zum System heranbildet; es darf uns nicht wundern, daß dieses Judenchristenthum, mit der Prätension, das ursprüngliche Christenthum zu sein, über seine mühevollen Schöpfungen fast überall, wo nicht seine persönliche Anwesenheit einen Damm entgegensetzt, hereinfluthet. In Kleinasien, diesem Lande, dem er vor allen andern seine Sorge und Arbeit gewidmet hat, stoßen uns im zweiten Jahrhundert alle Eigenthümlichkeiten und charakteristischen Merkmale des Ebionitismus wieder auf, selbst jüdische Cultuselemente, wie aus den Pascha- und Sabbatstreitigkeiten erhellt. Die Korinthier des zweiten Jahrhunderts führen den Petrus als Mitstifter ihrer Gemeinde auf; im Widerspruch mit der Geschichte, aber aus Motiven, die keinem Zweifel Raum lassen. Es ist daher ein sonderbares Mißverständniß der Baur'schen Kritik, wenn Neander diesem Gelehrten „die Idee einer antipaulinischen Partei, welche zu Rom ihren Sitz gehabt haben solle" (I, 147), zuschreibt. Das g a n z e damalige Judenchristenthum war antipaulinisch, und Judenchristenthum war zu jener Zeit, mit Ausnahme der Paulinischen Richtung, das g a n z e Christenthum.

Eine dieser Behauptungen, daß es nämlich der Gegensatz des Judaismus sei, mit dem es Paulus aller Orten zu thun hat, haben wir übrigens zu voreilig ausgesprochen; wir haben sie dem Neanderschen Buche erst abzuringen. Bei den galatischen Gemeinden läugnet es Neander nicht, weil es hier unmöglich ist. Die korinthische Christuspartei dagegen leitet er schon nicht mehr aus dem Judaismus, sondern aus dem hellenischen Geisteselemente ab (I, 330); er hält die Christiner für solche, die auf ihre eigne Weise ein von der apostolischen Verkündigung verschiednes Christenthum sich construirten, die, von der polytheistischen Volksreligion unbefriedigt, in Christus etwa einen Reformator des bisherigen religiösen Zustandes der Menschheit zu erblicken glaubten (329, 331) — eine Hypothese, die hier nicht näher besprochen und schon darum schwer analysirt werden kann, weil sie sich nirgends bewiesen und aus der Polemik des Apostels gerechtfertigt hat, die aber jedenfalls, nach dem Dafürhalten des Ref., zu den haltlosesten Combinationen gehört, zu denen die vielbesprochnen Christiner Anlaß gegeben haben. Aber nicht nur diese Korinthier, auch die Römer, an welche der betreffende Brief des Apostels gerichtet ist, erklärt Neander für Heidenchristen. „Wir halten die Ansicht, daß die römische Gemeinde vorherrschend aus dem Stamme der Heidenchristen gebildet worden, und daß der Paulinische Lehrtypus in derselben ursprünglich vorherrschte, als eine wohlbegründete fest." (I, 389.) Wohlbegründet? Womit? Etwa durch die Hinweisung darauf, daß Paulus die römischen Christen zum römischen Volk rechnet, sie als geborne Römer sich denkt? Als ob nothwendig alle Juden im Umkreis des damaligen römischen Reichs geborne Palästinenser, Mitglieder eines Volks hätten sein müssen, als ob nicht die Proselytenmacherei, durch welche sich die Juden in Rom bemerklich machten, aus gleichzeitigen römischen Schriftstellern notorische Thatsache wäre. Oder durch Hindeutung auf Paulinische Elemente in der spätern römischen Kirche? als ob diese ihren Ursprung nicht von der persönlichen Anwesenheit des Apostels zu Rom herdatiren könnten. Männer der Paulinischen Schule sollen nach Neander das Evangelium nach Rom gebracht haben. Aber im Brief selbst sind nirgends solche genannt; er berechtigt vielmehr, namentlich durch seinen Eingang zur Voraussetzung, das Christenthum, d. h. die Kunde vom erschienenen Messias

habe sich von Jerusalem aus vermöge des Zusammenhangs, den die römischen Juden mit ihrem palästinensischen Mutterland unterhielten, auch nach Rom verbreitet; welcher Art aber das palästinensische Christenthum war, haben wir aus dem theologischen Charakter des Jacobus ersehen. Am lautesten jedoch spricht der Inhalt des Briefs selbst. Ref. behauptet dreist, daß bei der Unterstellung einer heidenchristlichen Gemeinde von einem richtigen Verständniß desselben nicht die Rede sein kann. Wem soll die Beweisführung im Eingang desselben gelten, daß nicht nur, wie natürlich, die Heiden, sondern auch die Juden, die sich so gern als Lehrer der Einfältigen, als Leiter der Blinden, als die Leuchte der Völker dünken, unter der Verdammung seien? (c. 2.) Offenbar doch nur Judenchristen. Wem die Versicherung, daß damit die Prärogative des Judenthums nicht aufgehoben werden? (3, 1 ff.) Offenbar nur Judenchristen. Wem die Entwicklung der Lehre von der göttlichen Gnade im Gegensatz gegen die Gerechtigkeit durch Gesetzeswerke? (3, 21 ff.) Offenbar Judenchristen. Wem die Erörtrung von der nur pädagogischen Geschichtsstellung des *νόμος*? (5, 12 ff.) Wem die Betheurung des tiefen Schmerzes über die so laue Theilnahme des theokratischen Volks am Evangelium? (9, 1 ff.) Wem die Auseinandersetzungen über den Entwicklungsgang des Gottesreichs, Auseinandersetzungen, für welche der erste dogmatische Theil des Briefs nur Substruction war, und in welchen daher der eigentliche, durch die gegebnen Verhältnisse bedingte Zweck des ganzen Schreibens zu suchen ist? Wem? Neander sagt es uns selbst: „das freie Walten einer nicht nach menschlichem Verdienst abzumessenden Gnade hob er besonders hervor im Gegensatz zu einer ebenso anmaßenden, als beschränkten Theorie, nach welcher die Theilnahme an dem Gottesreich durch das Verdienst gesetzlicher Gerechtigkeit bedingt sein und das jüdische Volk vermöge der Erwählung seiner Stammväter ein unveräußerliches Recht darauf haben sollte, stets den Grundpfeiler und Mittelpunct der Theokratie zu bilden." „Die Juden insbesondre will der Apostel zu dem Bewußtsein hinleiten, daß sie durch ihren Unglauben ihre Ausschließung aus dem Reich Gottes verschuldet hätten." „Dem jüdischen Volk stellt er in dieser Hinsicht den Pharao als warnendes Beispiel dar." (II, 702, 705, 709.) Gewiß, vor Heidenchristen hatte sich der Apostel nicht gegen die Besorgniß einer etwaigen Uebervortheilung der Juden zu rechtfertigen. Wenn der Römerbrief endlich von solchen spricht, die des Fleisch- und Weingenusses sich enthielten, und nur von Vegetabilien (*λάχανα*) lebten, so hat Baur auch diese Erscheinung im Charakter des Ebionitismus nachgewiesen, und hierin eine Bestätigung seiner Grundansicht von den historischen Voraussetzungen unsres Briefs gefunden. Neander dagegen bezieht jene Scrupel gegen den Fleisch- und Weingenuß nur auf den Genuß des Opferfleisches und Opferweins, analog der bekannten Streitfrage in der korinthischen Gemeinde. Er läugnet, daß diese Asketen das Fleischessen an und für sich für etwas Verwerfliches erklärt hätten. (I, 395 ff.) Sagt denn aber der Apostel nicht mit runden Worten: „*οἶδα, ὅτι οὐδὲν κοινὸν δι' αὐτοῦ, εἰ δὲ διὰ βρῶμα ὁ ἀδελφός σου λυπεῖται, οὐκέτι κατὰ ἀγάπην περιπατεῖς?*" Wo steht in der weitläufigen Auseinandersetzung des Apostels nur ein Wort von Opferfleisch? Opferwein? Der Apostel sagt ausdrücklich: „*ὁ δ' ἀσθενῶν λάχανα ἐσθίει.*" Gab es denn kein Drittes außer Opferfleisch und Gemüse? Ist es im Ernste denkbar, daß die römischen Judenchristen sich des Weins überhaupt enthalten haben sollten, aus Furcht unreinen, zu Libationen bestimmten Wein zu trinken? Wir wissen von den Ebioniten, daß sie den Wein- und Fleischgenuß für verwerflich erachteten, daß sie nur Vegetabilien (*λάχανα*) sich erlaubten, wir wissen dies namentlich vom Haupt der damaligen christlichen Kirche, von Jacobus; nach allen Grundsätzen einer gesunden historischen Interpretation ist die Annahme eines engen unmittelbaren Zusammenhangs unvermeidlich. Das Gewicht des Philipperbriefs verkennt Neander selbst nicht. Ist er unächt, so zeugt er für eine spätre Paulinische Reaction gegen den Judaismus, also für eine ursprüngliche Präponderanz des letztern in der römischen Kirche, ist er ächt, so beweist er dasselbe noch viel unmittelbarer. Doch nur der kleinre Theil der Gemeinde sei judaistisch gewesen, meint Neander. (I, 435.) Allein die Gereiztheit des Tons im ganzen Brief läßt eher aufs Gegentheil schließen. Wenn selbst des Apostels persönliche Anwesenheit und Thätigkeit die judenchristlichen Tendenzen nicht soweit niederhalten konnte, daß man aufgehört hätte, seine apostolische Würde anzufechten (Phil. 3, 4 ff.), welches mögen erst die Verhältnisse vor seiner Ankunft gewesen sein?

Bei der im Vorstehenden vorgetragnen Geschichtsauffassung gruppiren sich die verschiednen Richtungen und Stellungen der apostolischen Zeit ganz einfach — Paulinisches Christenthum und Ebionitismus. Diese beiden Gegensätze waren noch wenig nüancirt. Von theologischen, kabbalistischen, gnostischen Fractionen, wie man sie aus den kleinen Paulinischen Briefen oft ganz willkürlich herausconstruirt hat, überhaupt von synkretistischen Versuchen zwischen Heidenthum, Judenthum und Christenthum findet sich historisch nachweisbar noch keine Spur. Die Probleme, um die es sich handelt, sind noch ganz einfach. Ob Christus nur als Messias eine jüdische, oder als Erlöser eine universelle Bedeutung habe, ob dem Mosaischen Gesetz noch fortwährende Verbindlichkeit zukomme, ob die Heiden vermittelst der Beschneidung erst zu Juden gemacht werden müßten, oder ohne diesen Umweg durch die Taufe unmittelbar zu Christen, ob die Predigt des Evangeliums nicht zunächst auf die Juden zu beschränken, und nach deren vollständiger Bekehrung erst den Heiden zu bringen sei, ob Paulus neben den ältren Aposteln, den unmittelbaren Schülern des Herrn Namen und Auctorität eines Apostels sich zueignen dürfe —

diese praktischen, den Verhältnissen der unmittelbaren Gegenwart entnommnen und aus dem Losschälungsproceß des Christenthums vom Judenthum sich natürlich ergebenden Fragen sind es, die in den vier größern unzweifelhaft ächten Briefen des Apostels vorzugsweise die Gegenstände der Besprechung bilden.

(Schluß folgt.)

Pfeiffer „Goethe's Friederike."

(Schluß.)

Dürften wir diesem Hergange Gewißheit beilegen, so fiele dadurch ein neues Licht auf einen Theil der oben angestellten Betrachtungen. Zuerst wird die Aehnlichkeit Friederikens mit dem Faustschen Gretchen dadurch um ein sehr Bedeutendes erhöht; sodann wird dadurch bestätigt, was ich oben von einem Kampfe zwischen der Gegenwart und der Zukunft gesagt habe. Eine nach dem Urtheile der Welt entehrte Gattin hätte übel in Goethe's Plane von einer glänzenden Zukunft gepaßt, die so gewiß schon damals hin und wieder in ihm auftauchten, als sein spätres weimarer Leben nur die Entfaltung seines innersten Wesens, die Explication des in seiner Natur liegenden, vom Vater ererbten Phlegma's und Aristokratismus ist. Durch eine solche Verbindung wäre er unmittelbar in die Sphäre der Revolution, der Opposition gegen das bürgerliche Wesen und die bürgerlichen Begriffe gewiesen und getrieben worden und das, wie es schien, für immer, für alle Zeit, in welcher er in dieser Verbindung leben würde — und hiegegen erhob sich in seinem Innern eine dringend und ungestüm protestirende Stimme. Freilich wird aber dadurch Goethe's Betragen auf der andern Seite um so unverantwortlicher, die Vorwürfe, die er sich selbst machte, um so gegründeter. Er hatte Pflichten gegen das Wesen, das er unglücklich gemacht hatte, Pflichten, denen nachzukommen war um jeden Preis, selbst auf Kosten der Zukunft. Wenn auch der Kelch noch so bitter war (wovon ich mich aber schwer überzeugen kann) — er hatte ihn selbst sich eingeschenkt und mußte ihn nun auch austrinken. Er hatte durch Friederike Freuden genossen und mußte nun auch den sauern Nachgeschmack derselben sich gefallen lassen. Es stand in seiner Kraft, auch jetzt noch, auch mit ihr sein Leben zu einem glücklichen zu machen. Das wäre das ächte sittliche Handeln in diesem Falle gewesen. Goethe aber zog der Treue die Perfidie vor, dem freien muthigen Gestalten der selbstgesetzten Verhältnisse, dem pflichtmäßigen Ringen mit den selbstgethürmten Schwierigkeiten eine feige, schnöde Flucht. Das war aber nur der Anfang vom Ende, nur die erste Handlung, in welcher sich die Frechheit des genialen Subjectes gegenüber von der objectiven Macht der Sittlichkeit bethätigte. Goethe's ganzes weitres Leben war nur eine Fortsetzung der mit der Untreue gegen Friederike eingeschlagnen Richtung, die sich mit dem prunkenden Namen classischer, antiker Sittlichkeit umhängte. Antike Sittlichkeit! auf germanischem Boden wird sie zur Gewissenlosigkeit, zur Ruchlosigkeit! Was half es, daß Goethe, selbst von dem Werthe seiner eignen Richtung Zeugniß ablegend, immer und immer auf Einhaltung der objectiv gezognen Grenzen drang, wenn sein Leben das Beispiel des verderblichsten Subjectivismus gab! Den Menschen behagte nun einmal die Ausnahme besser als die Regel, und sie wollten — und mit Recht — nicht einsehen, warum, was Goethe erlaubt sei, ihnen verwehrt sein solle. Jeder glaubte auch ein mehr oder weniger großes Genie zu sein und die Rechte des Genie's zu besitzen. So entstand namentlich a u c h durch Goethe eine ganze Schule von Menschen, die Alle hochmüthige Verachtung des objectiven Gesetzes predigten, die Verrückung aller objectiven Grenzen der Sittlichkeit sich zur Aufgabe machten und der guten Sache des Fortschrittes, der freilich meist durch Genie's gefördert wird, einen empfindlichen Schandfleck anhängten, sie in den Geruch brachten, als nähre und hege sie die Unsittlichkeit. Ja dieses Vorurtheil wäre gerechtfertigt, wenn man Grundsätzen, wie auch Pfeiffer sie ausspricht, laut oder stillschweigend Anerkennung zollte, wofern man es billigte, wenn er z. B. sagt: „Mir scheint es keineswegs ausgemacht, was eher sündigen heißt, Untreue gegen seinen Geist ausüben, oder sogenannte Untreue gegen ein Mädchen, das des Jünglings Liebesstammeln so leicht in eine Verlobungsfeierlichkeit übersetzt" (S. 109). Das ist eine j ü d i s c h e Denkweise, nicht aber eines Deutschen Ansicht. Untreue gegen den Geist! Was ist solche? das ehrliche Halten eingegangner Verbindlichkeiten, auch wenn dieselben äußern Nachtheil bringen, oder das gleißnerische „Liebesstammeln"? Wenn Goethe's Verbindung mit Friederike eine Untreue gegen seinen Geist gewesen wäre, so begann diese Untreue mit dem Augenblicke, da er Friederike sah und liebte; und doch sehen wir vielmehr, wie im Sonnenschein ihrer Liebe sein Geist die Schwingen kräftig und fröhlich entfaltete, wie ihr Zauberstab der Fülle der in ihm verborgnen Schätze Leben, Bewegung und freien Erguß verschaffte! Und dennoch wäre eine Verbindung mit ihr Untreue gegen seinen Geist gewesen? Was hat es mit dieser angeblichen Untreue überhaupt für eine Bewandtniß? Ich glaube, es ist nur ein schönklingender verhüllender Name für „Liederlichkeit." Ist denn der Geist etwas für sich Existirendes, mit den übrigen Sphären, wie der der Sittlichkeit, in keinem Zusammenhange Stehendes? Kann etwas zugleich Pflicht gegen den Geist und unsittlich seyn? Wird nicht der Geist durch Unsittlichkeit gedrückt, beengt, verkümmert? Ich weiß es, man hilft sich hier durch eine Unterscheidung zwischen Moralität und Sittlichkeit und behauptet, es könne zwar etwas, das Pflicht gegen den Geist sei, zugleich unmoralisch sein, nie aber unsittlich, indem es eben als Pflicht gegen den Geist sittlich sei. Hegel hat zu dieser Unterscheidung Veranlassung gegeben, er ist auf den Gedanken gekommen, die beiden Worte und Begriffe zu sondern; aber der Sinn, den diese Leute jenen Worten unterlegen, war ihm fremd und ein Gräuel; denn Niemand drang so sehr auf die Nothwendigkeit objectiver Normen, unerschütterlicher Richtmaße des sittlichen Handelns, wie er. Jede Casuistik muß die Unbegründetheit einer solchen Sondrung beweisen, muß zeigen, wie jede Handlungsweise, die zu einem für den Geist nachtheiligen Resultate führen würde, von vorn herein unsittlich angelegt war und daß es ein kleinrer Nachtheil für den Geist ist, wenn das Ich das nun einmal durch es Gesetzte bereitwillig auf sich nimmt und mit allen seinen Folgen vertritt, als wenn es diesen feig aus dem Wege geht und die Bahn der Perfidie betritt. Wenn es in jenem Falle demselben Muthe und derselben Energie, mit Hilfe der versöhnten Sittlichkeit, möglich ist, auch die ungünstig gestalteten Umstände umzu-

biegen und auch aus nachtheiliger Vergangenheit eine glückliche Gegenwart sich zu bereiten, so wird dagegen in dem zweiten Falle die Mißachtung der Gesetze der Sittlichkeit und Geradheit innerlich und äußerlich sich rächen durch innren Zwiespalt und Erfahrungen von Mißtrauen. Es ist daher immer ein schlechter Handel, wenn „poetische Freiheit durch eine moralische Unfreiheit erkauft" (S. 85) wird; und den Männern, die das gethan haben, kann nie und nimmermehr ein Platz im Ehrentempel der Sittlichkeit zu Theil werden. Wenn es doch endlich einmal allgemein anerkannt würde, daß Sittlichkeit, strenge, unerbittliche Sittlichkeit die unentbehrliche Voraussetzung aller und jeder Freiheit ist, daß unter das Joch der Pflicht und der Gesetze sich zu beugen, den Freien nimmermehr entehrt, daß er vielmehr erst dann wahrhaft frei ist! Würde man doch endlich den Wahn fahren lassen, als gäbe es für jeden Menschen eine aparte Sittlichkeit, so daß, was bei dem Einen unsittlich ist, bei dem Andern die höchste Sittlichkeit sein könnte! Würde man doch einmal die alberne Verachtung der Tugend und Rechtschaffenheit aufgeben und denjenigen Gerechtigkeit zu Theil werden lassen, die Goethe'n, als unsittlich, einen untergeordneten Platz auch im Reiche des Geistes anweisen! Es ist ein heilloser Grundsatz der Liederlichkeit, wenn (S. 86) behauptet wird, durch ihre Flecken rücken uns große Männer menschlich näher. Man ist schon unrettbar krank, wenn die reine Luft nur Beschwerden erregt, man muß schon tief ergriffen sein von der sittlichen Corruption, wenn man sich wohl fühlt nur in corrumpirter Atmosphäre. Ich berufe mich auf das Zeugniß jedes bessern Menschen, ob er nicht weit leichter, froher athmete in der Nähe sittlichreiner Menschen, wenn sie auch geistig von Andern übertroffen würden, ob ihm an großen Männern die sittlichen Flecken nicht vielmehr peinlich, drückend sind? Und vollends Fehler des Hochmuths, der Härte, wie der Goethe's gegenüber von Friederiken war, wer kann dadurch sich gehoben, sich ihm näher gerückt fühlen? Wer anders, als eben die Liederlichkeit? Seht die Hure, wie sie sich freut, wenn einmal ein Mädchen, das für unbescholten galt, zu Falle kommt! Seht die Liederlichkeit, wie wohlgefällig sie blinzelt bei den Fehlern großer Männer! Nein, nein, nicht menschlich näher gerückt werden uns diese durch ihre sittlichen Gebrechen; denn dann müßte der dem Ideale der Menschheit am meisten entsprechen, der die meisten sittlichen Gebrechen hat.

Bei diesen ethischen Ansichten des Verfassers muß es uns natürlich erscheinen, daß er auch vom Weltschmerz eine gute Dosis im Leibe hat. So heißt es S. 113: „Eine eigne Pein, die mich oft marternd faßt, erneuert sich mir beim Anschauen des Merckschen Porträts. Solche Gesichter sind jetzt nicht mehr! ruft es mir. Ich schaue um; viele Menschen, aber keine Physiognomien, wie Merck's und so mancher Männer aus jenen frühern Tagen! Sollte die Verallgemeinrung und die schwer davon zu trennende Verflachung unsrer Cultur sich auf unserm Antlitz rächen? Es durchrieselt mich" .... O alberne, abgeschmackte Affectation! Gehen Sie lieber hin, Herr Pfeiffer, und blicken Sie in den Spiegel, ob sich die Entsittlichung unsrer Cultur nicht auf unserm „Antlitz" rächt, und lassen Sie sich's dann gehörig durchrieseln! — Auch die Anlage des ganzen Schriftchens muß ich jetzt mit etwas andern Augen ansehen. Der Verfasser kann es bei seinen Grundsätzen mit dem angeblichen „Sesenheimer Liederbuch", den Nachrichten vom George Klein, von Sophie Brion u. s. w. auch auf einen eigentlichen (buchhändlerischen) Betrug abgesehen gehabt haben, worauf auch das führen könnte, daß derselbe durch Zusammenschreiben aller möglichen Citate, durch Excurse und Anhänge aller Art ein Buch zu machen bemüht ist. — Uebrigens findet sich in dem Schriftchen sonst manche artige Bemerkung, von denen ich einige aushebe. S. 60: „Als ich in die Züge von Goethe's auf dem Münster eingehauenem Namen meine Finger, wie in heilige Male, legte, fand ich in dem tiefsten Einschnitt ein Püppchen, aus dem ein citrongelber artiger Schmetterling sich zu befreien im Begriff war und auch wenige Minuten später sich mit leichtem Schaukelfluge im warmen Sonnenlicht wiegte. (Mir ist, als hätte ich diese Erscheinung schon irgendwo anders gelesen?) Wunderbar, so hoch oben. Da hat die Larve nun den ganzen langen Winter in den theuren Namenszügen gesessen und Schutz und Wohnort gefunden. So flüchtete das reizende Kind Bettina zu dem Dichterfürsten, kauerte zu seinen Füßen und lernte, still in Goethe, die Stimmen der Vögel, das Kopfnicken der Blumen, das Plätschern der Wellen verstehen und deuten, eine Tempeldienerin der Natur." (Nur erinnert das Letztre störend an den Begriff von Hierodule.) S. 64: „Uhland's patriotische Verse stehen in einem seltsamen Contrast mit seinen sonstigen poetischen Offenbarungen. Welch ein verherrlichter Feudalismus und welch eine vergötterte Mittelalterlichkeit tritt uns hier entgegen! — — Ein Dichter für das Volk wird Uhland nie. Er bleibt immer eine melancholische Nachtigall, fern vom Menschentreiben. Beranger ist die populäre Lerche, die lustig und frei über der Menschen Köpfen dem Bürger und Bauern zur Arbeit, zum Kampf, zur Sonntagslust singt." — Auch die „wenig bekannten" Verse Bürger's über seinen Empfang bei Goethe*) werden mitgetheilt, wie gleichfalls Nachrichten über Christiane Vulpius, die Frau Goethe's**), und ihren Bruder, den Verfasser des Gedichts von Rinaldo Rinaldini, Ausführliches über Merck und Andres, was nur dazu dient, den Raum zu füllen.

W. S. T.

*) „Mich drängt' es, in ein Haus zu gehn,
Drin wohnt ein Künstler und Minister.
Den edlen Künstler wollt' ich sehn
Und nicht das Alltagsstück Minister.
Doch steif und kalt blieb der Minister
Vor meinem trauten Künstler stehn
Und vor dem hölzernen Minister
Kriegt' ich den Künstler nicht zu sehn.
Hol' ihn der Guckuk und sein Küster!

**) Ueber diese werden einige Epigramme aus früherer Zeit mitgetheilt, z. B.:

Jungfrau war ich vordem, jetzt bin ich eine Megäre,
Doch die gütige Welt nennt mich noch immer Mamsell.

Goethe spricht:

Weg mit der Kunst im Lieben! Ich folge darin der Natur bloß.
Meine Kinder, ihr seid drum auch natürliche nur.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 46. 24. Februar. 1842.

Zur Kritik des apostolischen Zeitalters und des neutestamentlichen Kanons.

(Schluß.)

Ohne Paulus, so viel wird uns aus Allem klar, ohne seine ebenso großartige Ideenconception als energische Thatkraft wäre das Christenthum geblieben, was es unter den andern Aposteln war, ein wenig modificirtes Judenthum. Paulus erst hat eine christliche Theologie geschaffen. Sie bewegt sich zwar noch vielfach innerhalb des Judenthums; sie ist nicht Resultat eines reinen ungetrübten Denkprocesses, denn der Apostel beruft sich oft auf seine *ἀποκαλύψεις*; sie ist aber, ihrem innersten Gehalt nach, Product des religiösen Selbstbewußtseins. Ihre Ideenfülle strömt aus dem ewigen unversiegten Quell, aus dem die Weisen aller Jahrhunderte geschöpft. *Εἰ καὶ ἐγνώκαμεν κατὰ σάρκα Χριστὸν* — sagt der Apostel von sich — *ἀλλὰ νῦν οὐκέτι γιγνώσκομεν*. Von schriftlichen Denkwürdigkeiten über die evangelische Geschichte, die sich der Apostel nach Neander verschafft haben soll (I, 131), findet sich nirgends eine Spur. Er nennt sie nie, beruft sich auch höchst selten auf die apostolische Tradition. Die Quellen seiner Lehre sind ihm die innerlichen Offenbarungen. Setzt er doch selbst im Galaterbrief so angelegentlich auseinander, daß seine spätren Zusammenkünfte mit den ältern Aposteln nicht dazu gedient hätten, ihn im christlichen Glauben zu unterrichten. Es ist die reine Dialektik des Judenthums mit sich selbst, die Dialektik der Gesetzesreligion zur Freiheitsreligion, die sich in seiner Theologie vollzieht. Die Folgerungen, die sich hieraus für die Principien und die Gestaltung einer christlichen Glaubenslehre ergeben, sind tiefeingreifend, sie hätten schon längst zu einer gänzlichen Revolution der gewöhnlichen, fast stereotyp gewordnen dogmatischen Lehrsysteme führen müssen, wenn nicht die meisten Dogmatiker, statt selbst zu denken, es vorzögen, aus den gedankenvollen Anschauungen eines Dritten das Mosaik einer seelenlosen Dogmatik zusammenzusetzen, und die zerstückten Glieder aneinanderzuheften, indeß das vergoßne Lebensblut im Sande zerrinnt.

Was ergiebt sich aus dem Allen für die Bearbeitung der neutestamentlichen Theologie? Ein Grundsatz, dessen Nichtachtung ich für den Grundfehler des Neanderschen Werks halte. Neander erblickt in den Schriften des neutestamentlichen Kanons Bruchstücke Eines Gedankens, die sich gegenseitig zur Einheit einer Totalanschauung ergänzen. „Den Unterschied der Lehrweisen" giebt er im Princip zwar zu, verwischt ihn aber thatsächlich immer wieder durch seinen Recurs auf „die Einheit des Geistes" (II, 751). Wenn also Matthäus von der Präexistenz Christi, die Apokalypse von der Rechtfertigung, die Petrinischen Briefe von der Logoslehre, der Brief Jacobi von der Dreieinigkeit, das Evangelium Johannis von Angelologie und Dämonologie nichts lehrt, so sollen sie dies gegenseitig, der eine aus dem andern voraussetzen, oder so soll doch wenigstens aus diesem Stillschweigen nicht auf die Unverträglichkeit der verschiednen dogmatischen Lehrtypen geschlossen werden können — gleich als ob jene neutestamentlichen Schriften und Briefe, meist durch specielle Zwecke hervorgerufen und an particuläre Lebenskreise gerichtet, schon ursprünglich zur Sammlung in einen Glaubenscodex bestimmt gewesen wären, oder als ob nicht jede Bestimmtheit an und für sich schon die Negation der andern wäre. Man spricht von „der stillen Erhabenheit der biblischen Glaubenslehre über alle streitenden Systeme," als ob der neutestamentliche Kanon selbst etwas Andres wäre, als ein Complex streitender, oft polarisch sich abstoßender Systeme. Nein, zwischen dem Standpuncte des Römerbriefs und der Apokalypse findet nicht, als zwischen Kehrseiten eines und desselben Gedankens, die Möglichkeit einer Ergänzung statt, zwischen beiden liegt vielmehr eine unendliche Reihe von Vermittlungspuncten, ja eine Kluft, wie sie nie wieder innerhalb der christlichen Kirche später hervorgetreten ist. Neander ist meist zufrieden, wenn er die Widerspruchslosigkeit der verschiednen neutestamentlichen Lehrtypen nachgewiesen hat. So zwischen Jacobus und Paulus. „Was die Lehre und Lehrweise des Jacobus in seinem Briefe betrifft, so finden wir in demselben durchaus nichts, was mit der weiter entwickelten Lehre des Neuen Testaments im Widerspruch stünde, und die christlichen Begriffe, welche in diesem Briefe wirklich ausgesprochen sind, weisen auf den organischen Zusammenhang des ganzen christlichen Bewußtseins hin. Aber nur ist der Inhalt derselben nicht auseinandergelegt und auf Alles angewandt, das Christliche erscheint mehr vereinzelt, die Beziehung auf Christus nicht so vorherrschend und Alles durchdringend, wie in

andern apostolischen Briefen." (II, 499.) Kein Widerspruch? Entwicklung ist eben so sehr Verneinung als Bejahung der überwundnen Stufe; zwei Entwicklungsstufen stehen also zu einander nicht minder im Verhältniß des Widerspruchs, als im Verhältniß der Identität. Aehnlich: „die Art, wie sich Jacobus über die freie Willensbestimmung im Verhältniß zur göttlichen Causalität ausspricht, giebt uns eine wichtige Ergänzung der Lehrweise des Paulus, indem dieser in der Lehre von der Prädestination nur die Eine Seite der christlichen Wahrheit hervorhebt, und die andre mehr in den Hintergrund treten läßt. Daher, wenn man aus solchen einzelnen, nicht im Zusammenhang mit der Analogie der ganzen neutestamentlichen Glaubenslehre verstandnen Stellen sich ein Lehrsystem bilden wollte, Irrthümer entstehen mußten, welche man, die Vergleichung der einander gegenseitig ergänzenden apostolischen Entwicklungsstufen und eigenthümlichen Lehrtypen benutzend, würde vermeiden gelernt haben." (II, 756 f.) Prädestination und liberum arbitrium sich „ergänzend"! Die Theorien des Jacobus und Paulus über das Verhältniß von Freiheit und Gnade sind schon darum unversöhnbar, weil sie in einem ganz entgegengesetzten Begriff der Sünde wurzeln. Eine ähnliche Ergänzung zwischen Paulus und dem Hebräerbrief: „was das Werk Christi betrifft, so scheint sich zwar der Verf. des Hebräerbriefs dadurch von Paulus zu unterscheiden, daß er nicht ebenso, wie dieser, die Auferstehung Christi als Siegel der Erlösung hervorhebt. Aber es läßt sich doch leicht nachweisen, daß jenem Briefe die gleiche Auffassung von der Auferstehung im Verhältnisse zu dem Ganzen des christlichen Glaubens zu Grunde liegt. — — Demnach ist in der Darstellung unsres Briefs dieselbe Auffassungsweise von der Auferstehung im Zusammenhange des Erlösungswerks, wie wir sie bei Paulus finden, angedeutet." (II, 733, 735.) Mit nichten. Für den Verfasser des Hebräerbriefs ist die Auferstehung Christi nur der unumgängliche Weg zur Erhöhung, nicht wie bei Paulus, Selbstzweck, integrirendes Moment des Erlösungswerks, eine Differenz, die in der Verschiedenheit der beiderseitigen Versöhnungstheorien zu suchen ist. Aehnliches findet sich durchs ganze Werk. Die neutestamentlichen Schriften bieten bei dieser Auffassung ein Schauspiel todter Einförmigkeit, sie erscheinen durchweg als eine Reihe coordinirter Puncte, deren Differenzen verwischt, deren Ecken abgeschliffen sind. Statt verschiedner Fleischsorten wird uns ein künstlich zusammengehacktes, geschmackloses Fleischragout vorgesetzt. In Wahrheit aber sind jene Schriften eine Kette von Entwicklungsstufen, in welchen sich die Geschichte verschiedner, sich theils abstoßender, theils attrahirender Gedankenreihen darstellt.

Man hört in der jetzigen Zeit viel von einem „biblischen" Christenthum, von einem „biblischen" Standpunct, von der „reinen Bibellehre", von der „Rückkehr zum Urchristenthum" reden. Welche Bewandtniß es damit hat, mag aus dem Bisherigen erhellen. Wenn der alte Katholicismus die Tradition über die Schriften des neutestamentlichen Kanons, und, ob auch nicht zugeständlich, doch der Sache nach, die entwickeltern Systeme seiner großen Kirchenlehrer denselben gleichstellt, so ist darin Methode und Consequenz. Der Protestantismus von der katholischen Tradition sich losreißend, aber noch zu unkräftig, auf den Boden des reinen Selbstbewußtseins sich zu stellen, drohte ins Bodenlose zu fallen: er klammerte sich an die Bibel an. Doch alsbald sah er sich von Schwärmern, Tollköpfen, Ketzern umschwärmt, die sich Alle auf die Bibel beriefen, sich Alle aus der Bibel rechtfertigten. Er erkannte, daß die Schrift eine wächserne Nase sei, die in den Händen Unzähliger unzählige Formen und Gestaltungen annehme. Daher seine Symbole. Jetzt aber löst man das Gewebe der Symbole wieder auf, man will die Einschlagfäden des reinen Christenthums in die Hände bekommen, man analysirt seine chemischen Elemente. Aber was bleibt in der Retorte zurück? Judenthum, Paulinische Theologie und Alexandrinismus, drei heterogene Gedankenkreise ohne wahrhaft einigenden Mittelpunct.

Soll Ref. schließlich seine eigne Ansicht, die er hier natürlich nicht umfassender begründen, sondern nur skizziren kann, noch angeben, so muß eine Construction der neutestamentlichen Theologie etwa in folgender Art angelegt werden. Da alle Lehrtropen des neutestamentlichen Kanons durch die beiden Factoren Judenchristenthum und Paulinismus bedingt sind, so müssen diese Factoren, aus deren Vermittlung das katholische Dogma erst hervorgegangen ist, zuerst in ihrer reinsten Gestalt, in ihrer gegensätzlichsten Form sich gegenübergestellt werden. Den einen Pol bilden die vier größern Paulinischen Briefe, deren Stellung schon oben erörtert worden ist, den andern judaistischen — leider, wenn wir uns auf den neutestamentlichen Kanon beschränken, nicht eben so eine Schrift, die als gleich adäquater Ausdruck der ursprünglichen ebionitischen Denkweise betrachtet werden könnte. Im Angesicht des nahen Weltendes dachte man wenig an schriftliche Aufzeichnungen; Andres, z. B. das Hebräerevangelium, die Denkwürdigkeiten eines Papias, die Kirchengeschichte eines Hegesipp erhielt im Lichte einer andersgewordnen Zeit den Schein des Apokryphischen, oder wenigstens Absonderlichen, und hat sich verloren. Doch stellt die Apokalypse, wenn wir sie gleich in der vorliegenden Form nicht für authentisch anerkennen können, verhältnißmäßig noch am ersten jenen archaistischen Typus dar. Alle übrigen Tendenzschriften des neutestamentlichen Kanons fallen als Vermittlungsversuche zwischen diese beiden entgegengesetzten Pole hinein. Als einen solchen Versuch von judaistischer Seite betrachten wir den Brief Jacobi, dem

bei aller Polemik irenische Zwecke nicht abzusprechen sind (*ἔργα καὶ πίστις*, vgl. auch Neander II, 494), von Paulinischer Seite vorzugsweise die beiden Petrinischen, den Hebräer- und Philipperbrief, endlich die Apostelgeschichte. Ueber die Stellung der Pastoralbriefe ist nach Baur vorerst nichts mehr zu sagen. Was das Evangelium Johannis und sein Verhältniß zu den genannten Gegensätzen betrifft, so hofft sich Ref. in einer Beurtheilung der jüngst erschienenen Monographie über den Montanismus hierüber näher aussprechen zu können.

Doch — welch bodenlose Willkür! welche Hypothesensucht! höre ich rufen. Die wohlbegründetsten Zeugnisse der Geschichte mit Füßen treten! die achtbarsten Traditionen verhöhnen! Sind denn nicht die kleinern Paulinischen Briefe von Irenäus, die Johanneischen Schriften von Tertullian, ist nicht Marcus von Papias bezeugt? Ich gebe die Frage heim: erzählt nicht derselbe Irenäus als authentische Tradition die abenteuerliche Fabel von der Weintraube im tausendjährigen Reich, erzählt nicht Tertullian das Oelmärtyrerthum des Johannes, erzählt nicht Papias — Gott weiß welche Legenden, die man bei Eusebius nachlesen mag. Man höre doch endlich auf, Notizen, die mit den abenteuerlichsten Mährchen kunterbunt durcheinanderlaufen, zu historischen Axiomen aufzublasen, und an so schwache Fäden, an denen das Damoklesschwert des Lutherthums hängt, das Gewicht einer Ewigkeit zu befestigen.

Mit einem Wort: die Schriften des neutestamentlichen Kanons nicht als unbewegliche Glaubensnorm, sondern als Entwicklungsgeschichte des ältesten Christenthums aufzufassen, nachzuweisen und darzustellen, dies ist die Aufgabe der jetzigen Theologie, und es ist nur zu wünschen, daß sie mit derselben wissenschaftlichen Schärfe vom kritischen Standpunct aus durchgeführt werden möge, als Neander die seinige von seinem Standpunct aus mit religiöser Wärme ausgeführt hat.

Vorläufige Anzeige.

Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer als urväterlicher, legaler, orthodoxer Cultus der Nation historisch-kritisch erwiesen durch G. Fr. Daumer.

Ein Werk, in welchem eine Reihe neuer historischer Entdeckungen im Gebiete des biblischen Alterthums vorgetragen wird, in deren Folge die biblische Alterthumswissenschaft und die auf sie gebaute Theologie eine völlig veränderte Gestalt erhalten muß. Die Art des Vortrages ist eine rein wissenschaftliche, historisch-kritische, von aller dogmatischen Polemik absichtlich freigehaltne, so daß durchaus kein Vorwand und Anhaltspunct zu finden, um die Existenz des Buches zu gefährden und andre als geistige Angriffe auf dasselbe zu machen. Näher ist der Inhalt desselben seinen Hauptpuncten nach folgender.

Es wird fürs Erste die von Alters her verbreitete Ansicht widerlegt, nach welcher Jehova, der Gott Israels, und jener mit den gräßlichsten Menschenopfern verehrte Moloch Canaans, dem bekanntlich auch die Israeliten dienten, zwei grundverschiedne Gottheiten gewesen, der Molochdienst Israels und seine Kinderopfer erst von Salomo eingeführt worden und Menschenopfercultus überhaupt der reinen ursprünglichen Religion der Hebräer, insbesondre der Mosaischen Gesetzgebung fremd und von ihr verboten gewesen, wobei viele bisher ins Dunkel geschobne Stellen und ausdrückliche, unzweideutige Aussprüche der biblischen Schriftsteller, vorzüglich der Alles entdeckenden, wider die uralten Gräuel eifernden Propheten zu Gute kommen und ins Licht gesetzt werden. Es werden also den gewöhnlichen, lügenhaften Angaben zuwider folgende Sätze bewiesen:

1) Johava (d. i. Verderber) und Moloch (d. i. König, Herr, Gott) waren ursprünglich ganz ein und derselbe von den semitischen Stämmen verehrte böse Gott, der Kronos oder Saturn der Griechen und Römer, dem der siebente Tag der Woche heilig war.

2) Nicht erst Salomo begründete den Molochdienst in Israel, er ist die urväterliche, schon von Abraham her vererbte Religion der Hebräer gewesen, und die ausgezeichnetsten Persönlichkeiten der althebräischen Geschichte bis auf Salomo, wie Abraham, Mose, Samuel, David, waren Propheten und Heroen dieser Religion.

3) Menschenopfer waren der althebräischen Religion als Moloch-Jehovismus wesentlich, waren selbst noch nach offnern, unverhohlnern Berichten der biblischen Geschichte und klaren, bestimmten Aussprüchen der vorliegenden hebräischen Gesetzsammlung unter Mose, Richtern und Davidscher Königsherrschaft üblich, erlaubt, für nöthig erachtet und vorgeschrieben.

4) Die alten Hebräer brachten ihrem Moloch-Jehova theils Feinde und Ausländer, theils Menschen des eignen Stammes, Verbrecher und Unschuldige, ihre eignen Kinder, Söhne und Töchter — diese nach den Zeugnissen der Propheten, seit der ältesten Zeit, in der Wüste und bis ins Exil hinein — ja selbst ihre Fürsten und Hohenpriester in verschiedner Form zum Opfer dar.

5) Insbesondre ist das ausnahmslose, unnachsichtige Gebot, alle männliche Erstgeburt, auch und vor Allem die menschliche, zum Opfer zu tödten, der Kern der ächten, unverfälschten Mosaischen Religion und Gesetzgebung gewesen.

6) Den Moloch- und Kinderopferdienst in der raffinirtesten canaanitischen und phönizischen Form mit geglühter Metallstatue hat schon Abraham auf dem Moria und David auf dem gleichnamigen Hügel (der sogenannten Tenne Aravna) getrieben, wo Salomo durch Phönizier den Tempel zu Jerusalem — einen canaanitisch-phönizischen Molochtempel — erbauen ließ. Auch ist der sogenannte eherne Altar des Mosaischen und Salomonischen Heiligthums nichts Andres, als jenes zu molochistischen Kinderopfern bestimmte metallne Idol gewesen.

7) In dieser Form wurden jedoch nur die Kinder der Häupter und Fürsten des Volkes und ihrer nächsten Verwandtschaft, des Adels der Nation geopfert — auf den glühenden Armen der metallnen Opferstatue lebendig verbrannt — außerdem und nach gemeiner Sitte des hebräischen Moloch-Jehovismus wurden die dem Gott zum Opfer geweihten Kinder und andre Menschen geschlachtet, ihr Fleisch und Blut zu heiligen Opfer- und Familienmahlzeiten verwandt, die unverletzt erhaltnen Gebeine aber als Antheil des Gottes dem Feuer übergeben.

Diese Sätze sind unter vielen andern in dem Buche bewiesnen die wichtigsten und erfolgreichsten; es schließt sich daran eine Abhandlung des Anhangs über die sogenannte Bundeslade, worin dieses Heiligthum als ein molochistisches nachgewiesen wird, in welchem keine Gesetztafeln, sondern ein geheim gehaltnes Götzenbild des Moloch-Jehova — das Heiligste von allen — lag, und in welches allem Anschein nach ein Theil der Asche der dem Moloch-Jehova verbrannten Kinder eingestreut wurde.

Kürzer sei eine Anzahl andrer Sätze und Beweisführungen erwähnt.

Jenem Dienste des verneinenden Princips, des bösen Moloch-Jehova-Saturn trat von früher Zeit her ein andrer entgegen, der die zeugende, schaffende und erhaltende Kraft der Natur zum Gegenstande seiner Verehrung machte; er war bacchisch-priapischer Natur; sein Gott — Baal Peor genannt — hatte die Gestalt des Esels. Dieser Eseldienst, als dessen Priester und Prophet sich zuvörderst Bileam bemerklich macht,

war in der Richterzeit vorherrschend, späterhin wird er durch Samuel und David, gegen welche Saul und Absolom erfolglos in die Schranken traten, überwältigt und unterdrückt und altsemitischer Molochismus zur ausschließlichen Staatsreligion gemacht, nach Salomo's Tode jedoch thut sich der frühere Gegensatz von Neuem hervor und zerreißt das Reich. Zu diesem bacchisch-priapischen Eseldienst ist nämlich auch das sogenannte goldne Kalb, das die Hebräer in der Wüste verehrten, so wie auch der angebliche Kälberdienst des Reiches Ephraim zu rechnen, so, daß hier unter „Kalb" in Wahrheit nichts Andres als Esel zu verstehen, und der Vorwurf, den die Alten den Hebräern machten, daß sie einen Esel oder goldnen Eselskopf verehrten, in hohem Grade gerechtfertigt erscheint.

Beiderlei Culten entgegengesetzt entwickelte sich in der nachsalomonischen Zeit ein Jehovismus moralisch-reformatorischer Art mit Verwerfung einerseits des uralten, orthodoxen Moloch-Jehovismus mit seinen entsetzlichen Menschenopfern, als auch andrerseits des ausgelaßnen Eseldienstes, in dem der alte Nationalgott zwar scheinbar beibehalten, aber in einer seinen Charakter verändernden, mildernden Weise aufgefaßt und dargestellt ward.

Der ächten, molochistisch-mosaischen Religion der Hebräer gehört in seiner ursprünglichen Form das Passah an. Es war ein jährliches, allgemeines Menschenopferfest des Moloch-Jehova, wo namentlich Kinder geschlachtet und gegessen und die unverletzt erhaltnen (unzerbrochnen) Knochen dem Gotte zum Opfer verbrannt wurden. Dieses Fest zu reformiren war das Bestreben der Könige Hiskia und Josia, die für die zu schlachtenden und zu verspeisenden Kinder des Volkes das sogenannte Passah-Lamm setzten.

Dagegen gehört das Laubhüttenfest in seiner ursprünglichen Form dem Esel- und angeblichen Kälberdienst der alten Hebräer an und ist eine bacchisch-priapische Feier mit Preisgebung der Jungfrauen gewesen. Diese Feier mit gemäßigtem Charakter dem reformirten Jehovismus der spätern Zeiten einzuverleiben, war Esra's und Nehemia's Thun.

Der Anhang des Buches enthält drei Abhandlungen: 1) die schon erwähnte über die Bundeslade als molochistisches Heiligthum, 2) über den trojanischen Krieg als einen Kampf hellenischen Roß- und Wasserdienstes — entsprechend dem Eseldienst in Canaan – gegen semitischen Feuer- und Molochdienst, eine zur Erläutrung der abzuhandelnden biblischen Gegenstände sehr dienliche Untersuchung, 3) eine Abhandlung über das Verhältniß Israels zu Amerika, welche die bekannte Behauptung, daß die amerikanischen Wilden von den verstreuten Stämmen Israels abstammten, umkehrt und Israel aus Amerika herleitet. Hierüber näher dieses.

Es werden in dem Buche häufig die höchst auffallenden, zur Aufhellung biblischer Dunkelheiten sehr hilfreichen und bisweilen ganz unentbehrlichen Analogien und Zusammenstimmungen berührt, die sich zwischen den Religionsgebräuchen der Hebräer und der Ureinwohner Amerika's und Australiens finden, wie deren Verehrung eines Yohevah und Jawahu (Jehova) und Hallelujasingen, deren Bundesladen, Paschafeste, Molochopfer, Opfer der Erstgebornen. Ein Zusammenhang wird durch diese Gleichheiten und Aehnlichkeiten unabweislich dargethan; welcher Art aber dieser sei, wurde in der Hauptabhandlung unentschieden gelassen, da die Entscheidung darüber die Sache einer eignen Untersuchung, ja eines eignen großen Werkes, welches wohl erst nach Jahren zur Vollendung kommen wird, und für die nächsten und hauptsächlichsten Zwecke des Buches vollkommen entbehrlich ist. Um jedoch auch hier die Wißbegierde des Lesers nicht ganz unbefriedigt zu lassen, so wurde die zuletzt genannte vorläufige Abhandlung des Anhangs hinzugefügt, wo denn in gedrängter Kürze die schon hier, wie ich glaube, auf nicht ungewichtige Gründe gestützte Hypothese vorgetragen wird, daß die Hebräer mit ihren semitischen Stammverwandten ein australisch-amerikanischer Volksstamm seien, daß es einst ein Original-Aegypten und ein Original-Canaan in Amerika gegeben, aus welchem die Aegyptier und Hebräer unsrer Hemisphäre stammen, daß die letztren niemals im afrikanischen Aegypten, wohl aber in jenem amerikanischen gewohnt — wie denn auch indische Sagen von einem doppelten Aegypten sprechen und aus dem nichtafrikanischen Colonien herleiten — und daß die vierzigjährige, eine ganze Generation hinraffende Wandrung der Hebräer unter Mose eine Auswandrung der Hebräer aus ihren amerikanischen Ursitzen nach Asien gewesen.

Sehr unvollständig wurde diese Ansicht schon in einigen Aufsätzen des Athenäums zur Sprache gebracht. Gleichwohl hat sie schon durch diese Aufmerksamkeit und Anklang gefunden, wie beiliegender, aus den „Zeitinteressen" — einer Zeitschrift, mit der ich nicht in der entferntesten Verbindung stehe — ausgeschnittner Artikel zeigt.

„In den Heften vom März, August und October 1839 des in Nürnberg bei Bauer und Raspe erschienenen Athenäums für Wissenschaft und Leben finden sich Aufsätze, welche die bisherige welthistorische und religiöse Ansicht von den Israeliten und ihrer Geschichte gänzlich umzuändern und einen Zusammenhang zwischen Asien, Afrika und Amerika in den ältesten Zeiten darzuthun bemüht sind, der auf die ganze alte Weltgeschichte und die Cultur und Religion der ältesten Völker ein völlig neues Licht wirft. Amerika, der vermeintlich neueste Welttheil, erscheint hier nebst Australien als der älteste, von welchem Bevölkrung und Cultur nach Europa, Asien und Afrika ausging, und das ganze Judenthum in Aegypten und in Canaan soll seine Anfänge in Amerika gehabt haben. Diese mit eben so großer Gelehrsamkeit als Scharfsinn geschriebnen Aufsätze sind bestimmt, das Publicum auf die Erscheinung eines ausführlichen Werks des Hrn. Profess. Daumer in Nürnberg über die biblischen Urgeschichten und die alte Geschichte Israels vorzubereiten, welches, nach diesen Proben zu urtheilen, ohne Zweifel unter die wichtigsten litterarischen Erzeugnisse unsrer Tage gezählt werden muß."

Und so enthält denn das beschriebne Werk, wie leicht zu erachten, die Resultate vieljähriger, mühsamer Studien, bei welchen nicht nur objectiv die Nacht der verschleierten und verfälschten Geschichte zu überwinden war, bei welcher der Verf. auch lange mit sich selbst zu kämpfen hatte, bis er die überlieferten, so fest gewordnen Ansichten besiegte und die sich ihm immer wieder von Neuem aufdrängenden nicht vorausgesetzten und gesuchten, zum Theil selbst wider Willen und Wunsch entdeckten historischen Wahrheiten festzuhalten wagte. Daß er aber nicht träumt und faselt, davon haben sich auch sehr besonnene und nüchterne, allem Ausschweifenden abholde Gelehrte durch Lesung seines Manuscripts überzeugt.

Unter dem vielen Neuen, was gegeben ist und hier nicht alles berührt werden kann, sofern es um eine rasche, leichte Uebersicht des Wesentlichsten zu thun, ist allerdings manches nur zu einem gewissen Grade von Wahrscheinlichkeit Erhobne, sich durch Analogie und Zusammenhang Empfehlende; der Kern der Sache aber ist so streng bewiesen, als in diesem Gebiete etwas zu beweisen ist und stützt sich vorzüglich, wie schon bemerkt, auf die allerausdrücklichsten, bestimmtesten, wenn sie gehörig benützt, beleuchtet und geltend gemacht werden, allen Widerstand vernichtenden, nur bisher im Interesse unsrer Theologie ignorirten, der Welt verschwiegnen, verdrehten, gewaltsam ausgelegten, zum Hohne alles Menschenverstandes auf das Unredlichste behandelten, falsch übersetzten Bibelstellen, und wenn es auch nur gelänge, einem Theile der vorgetragnen neuen Ansichten und Erkenntnisse Eingang zu verschaffen, so müßte die daraus entspringende Umwälzung in Theologie und Geschichte bereits unermeßlich sein.

Daumer.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 47. **25. Februar.** **1842.**

Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft, von Theodor Rohmer. Zürich und Winterthur 1841. Verlag des Litteratur-Comptoirs.

Wenn der Deutsche handeln soll, so träumt er; wenn er etwas thun will, so schreibt er ein Buch; wenn er sich über die Gegenwart erheben soll, so besteigt er ein Katheder; wenn er eine große Zukunft verlangt, so meint er ein neues System der Psychologie. Philister über dir, Simson! der du die Locken der Kraft und der That stets von der Papierscheere dir abschneiden lässest.

Der Deutsche verläugnet sich nicht, und auch unser Verfasser verläugnet den Deutschen nicht. Tüchtige Gesinnung, ehrlichste Meinung, gewissenhaftes Denken, begeisterte Hoffnung, freimüthige Rede — und doch nicht den Tact und die Kraft finden wir in seinem Buche, welcher sammt den Lesern das Geschick bezwänge. Den meisten der hier niedergelegten Gedanken kann man die Billigung nie und nimmer versagen, die meisten der ausgesprochnen Hoffnungen hegt jeder rechte Deutsche in seinem Busen; aber all das Gesagte ist schwerlich mächtig, fördernd und siegend in die Zeit und Zukunft zu greifen. Die Politik wird über all das schöne Utopien die Achseln zucken; die Wissenschaft wird sagen, der Verfasser wisse nicht, was er wolle; und der Glaube, wenigstens der herkömmliche könnte ihn, wenn er es darauf anlegen wollte, ein Bischen gottlos machen. Ja wohl, die Regierungen könnten sich sein Schreiben, die Philosophen sein Denken, die Theologen sein Glauben verbitten.

Um so mehr, möchte der Verfasser meinen, habe er den Nerv der Sache getroffen; je mehr das Gesagte nicht im Sinne alles Herkömmlichen liege, desto eher reihe es sich den großen Zeichen an, denen in aller Welt von der Masse widersprochen werden müsse. Nicht bloß der Messias, auch sein Vorläufer Johannes sei ja dem Blutgericht verfallen.

Indessen wird Herr Rohmer durch diese Schrift schwerlich zum Märtyrer werden. Es ist zu viel des Ungewissen und Unsichern, zu wenig gegenwärtiger Kern für künftige Frucht in dem Mitgetheilten. Es stellt sich zu weit über alle Gegenwart hinaus, kämpft gar mannigfach gegen Strohmänner, sieht im Schatten, was nicht so dunkel, im Lichte, was nicht so klar ist, daß man das Buch mit Interesse lesen, vielfach an ihm sich erbauen, am Ende aber doch in den Erwartungen etwas betrogen sein wird. Oder wo legt der Verfasser Hand an die gegenwärtigen Schäden, wo faßt er die Zeit an der Handhabe, wo sie zu fassen ist, wo baut er an der Brücke in die Zukunft, welche er predigt?

Die Verkündigung dessen, was in Jahrhunderten geschehen kann, hat uns keinen Werth, wenn wir nicht genau und bestimmt bezeichnet sehen, was in der Gegenwart zu geschehen hat. Johannes der Täufer sprach nicht bloß von dem, der da kommen sollte, sondern von dem, der bereits da war — er predigte nicht: das Himmelreich wird herbeikommen; sondern: es ist herbeikommen.

Möchte dieses Urtheil dem edlen Verfasser, dessen deutscher Brust diese Zukunftsträume über die Größe seines deutschen Vaterlands entquollen sind, nicht zu schwer aufs Herz fallen. Ein großes, ehrenhaftes Streben für sein Vaterland bekundet er in jeder Zeile, und was er ahnt und glaubt, das spricht er gewandt und fertig in so gebildeter, flüssiger Form, in so edler und durchsichtiger Sprache aus, daß wir ihm den Beruf, zu seinen Mitbürgern zu sprechen, wohl zuerkennen mögen. Allein indem wir im Folgenden den Inhalt seines Werkes kurz umreißen wollen, werden wir das eben gefällte Urtheil näher ausführen und belegen.

In der Einleitung wiederholt der Herr Verfasser zunächst die leider nur zu begründete Klage, daß das deutsche Bewußtsein Alles, nur nicht sich selbst umfaßt. „Von des deutschen Volks Beruf und Sendung, von seiner Stellung unter den europäischen Völkern, von seiner Zukunft weiß Niemand zu sagen." So bilden sich auch im Auslande die unbestimmtesten Begriffe über Deutschland. Aber die Erziehung ist es, welche die große Masse der Gebildeten von einer sichern Ansicht der Dinge banausischer Weise abschreckt. Und doch ist Selbstkenntniß für Völker wie für Einzelne von altersher erste Lebensbedingung: „für die Fürsten auch nicht weniger als für das Volk thut es Noth, sich kennen und fühlen zu lernen; hätten sie immer sich gefühlt, es stünde anders um Deutschlands Macht und Ehre." In Bezug auf die jüngste Sprache gegen Frankreich „wähnen, daß ein fliegender Enthusiasmus mächtig gnug sei, um zu bestehen in der großen Probe der That — das hieße zum Verdienst erheben, was zu unterlassen Schmach

gewesen wäre. Sind wir so tief gesunken, daß die kleinste Zuckung gereizter Glieder uns mit Stolz erfüllt?"

Da das gegenwärtige Bewußtsein über Deutschlands Beruf keines ist, mag die Geschichte vor Allem zeigen, was die Reflexion aus der Vergangenheit sich Tröstliches für die Gegenwart und Zukunft holen mag. Theilt man die Weltgeschichte in die alt-orientalische, die griechisch-römische und die christlich-germanische Weltordnung, so hat das deutsche Volk in der dritten Periode den Mittelpunct der christlichen Ordnung gebildet und durch die Reformation die vierte eröffnet: am Anfang und am Ende des Mittelalters haben sich die Deutschen reinigend und verjüngend über Europa ergossen: dort leiblich gegen das leibliche, hier geistig gegen das geistige Rom — was weiterhin? Bei einer äußern Anschauung der Geschichte Deutschlands muß man erröthen und kann man verzweifeln an ihm, das so mühselig gekämpft und nichts erreicht hat. Doch blicken wir näher auf die Intentionen der deutschen Geschichte, so war Befruchtung der alten erstorbnen Welt, Verjüngung der verdorbnen Volksgeister in Europa die erste Aufgabe des vom Römerjoch befreiten deutschen Volkes. Die zweite war der Aufbau einer neuen, christlich-germanischen Weltordnung im großen Frankenreich. Der weitre Beruf, in der nun beginnenden Entwicklung der Völker nach innen und außen die oberste Stellung einzunehmen, ward unter den Sachsen und Franken erfüllt. Die europäische Menschheit vor einer hierarchischen Universalmonarchie zu wahren, war die vierte Arbeit des deutschen Geistes. Mit Friedrich II. erloschen die großen Ideen; sich selbst zu leben, nach allen Seiten das deutsche Wesen auszubilden war Deutschlands nächste Rolle. Nun die Reformation. Deren allseitige Durchbildung in innern und äußern Folgen beschäftigte Deutschland vom westphälischen Frieden bis zum Untergang des Reiches, indem die ganze Lebenskraft in die einzelnen Glieder des Volkskörpers sich zurückzog, um mit der innern Kraft des Geistes den äußern Untergang des morschgewordnen Reichskörpers zu überleben. Die letzte und höchste Intention der deutschen Geschichte wäre nun: das große Werk, wozu die Reformation den Anstoß gegeben hat, zu vollenden, indem der Protestantismus, wie er unverrückt nach der Wahrheit gestrebt hat, ein neues Princip aus sich erzeugen muß, welches die innersten Fragen des Geistes und die tiefsten Probleme der Zeit zu lösen, die Gegensätze durch die selbsteigne Fülle seines Inhalts zu versöhnen, das Christenthum verklärt zu restauriren, dem Staat und der Kirche eine unumstößliche Verfassung zu geben, Katholicismus und Protestantismus zu einigen, im Staate jede Macht eine Macht von Gottes Gnaden sein zu lassen, vor Allem dem deutschen Volke Eine Seele zu geben und es damit zum größten und glücklichsten unter allen Völkern zu machen hat.

Es muß also für das deutsche Volk wieder Ein Grund gewonnen werden, in dem es verwurzeln könnte. „Lasset eine Macht geboren werden, welche die Gebildeten um sich sammelt von aller Art und Farbe, lasset es eine deutsche Macht sein (eine geistige Macht), und sie wird uns den Einen Gott wiedergeben, den wir verlassen haben über den vielen." In neuester Zeit hat Deutschland wenigstens den negativen Gesammtwillen, sich in seiner Ganzheit zu wahren, gezeigt; der Zollverein arbeitet auf innere Einheit, die materiellen und geistigen Bestrebungen auf das Ziel hin, dessen Zukunft die Deutschen einig finden soll. Aber das deutsche Staatsleben „enthüllt tagtäglich eine Unfähigkeit der Nation, welche beweist, daß sie vom Grund aus umgewandelt und wiedergeboren, daß die ganze Natur durch ein göttliches Feuer elektrisirt werden muß, um Gedeihliches zu Tage zu fördern. — So unfähig die Regierungen sind, gesunde Opposition von unreinen Tendenzen zu sichten, überhaupt nur eine edle und männliche Sprache zu hören, so untüchtig zeigen sich die Stände fast überall, wo es gilt, statt unnützen Geschwätzes und liberaler Phrasen mit heiligem Ernst die rechten Interessen zu vertreten, sie zur rechten Zeit mit Entschiedenheit zu behaupten. — Wiederum auch da, wo wie in Preußen ein höherer Wille des Fürsten dem Volke entgegenkommt, vermag man nicht, die Zeit zu beherrschen, neues Leben ihr einzuflößen, an den Spitzen sie muthig zu ergreifen; nur langsam ihr nachzugehen, hie und da zu versuchen, da und dort zu restauriren, am Ende Nichts zu gewinnen. Es ist aber solch Unglück nicht der Völker Schuld, noch auch allein der Fürsten...." (S. 58.) „Nur ein göttliches Wort, ausgesprochen von einem gottgesandten Menschen, und eine göttliche Kraft vermag das Chaos zu lichten, an welchem gewöhnliche Kunst, der Fürsten wie Völker, vergeblich nach Ordnung ringt." (S. 59.) Aber „im Frieden soll das Wort gesprochen werden, um welches Deutschland sich schaart, um ein einiges, mit einigem Bewußtsein dem Schicksal zu begegnen". (S. 62.) — —

Der zweite Theil betrachtet Deutschland in seinem organischen Verhältniß zu Europa, um aus der politischen Weltstellung den Beruf zu erweisen, auf welchen Deutschland inmitten Europa's hingewiesen ist. Um dieses zu erkennen, ist die Kenntniß der Gesetze nöthig, auf welche die Organisation der Völkergruppen von Europa gebaut ist. „Die zwei Racen des alten Continents Kaukasier und Mongolen haben als Unterart im Südwesten die Semiten, im Osten die Chinesen. So sind in Europa Germanen auf der westlichen, Slaven auf der östlichen Hälfte; im Südwesten die West-, im Südosten die Ost-Romanen. Jeder dieser Stämme strebt nach Beherrschung der ihm analog Verwandten. Die Germanen werden zu den Kaukasiern

(Engländer in Indien und Persien), die Romanen zu den Arabern (Franzosen und Spanier in Aegypten und Afrika), die Russen zu den Mongolen (Ausbreitung der Russen in Ost=Asien) hingezogen. Jede Familie ist in drei Nationen gespalten, von denen je zwei den Typus der Familie ausdrücken, die dritte in eigenthümlicher Art den Uebergang zur nächsten oder die Vermittlung zwischen mehrern bildet. Deutsche und Skandinavier, Franzosen und Spanier, Russen und Polen, Griechen und Wallachen sind die Nationen von rein germanischer, westromanischer, slavischer, ostromanischer Natur. Ungarn ist dem germanischen, Serbien dem slavischen, Italien dem ostromanischen, England dem westromanischen Typus nahegerückt, jedes innerhalb seiner Sphäre." —

Welches europäische Volk ist nun zum Haupte Europa's bestimmt? Frankreich nicht; denn „wären die Principien der Revolution die wahren gewesen, selbst dann wären die Franzosen unfähig, sie ins Leben zu führen." Napoleon bezwang die Fürsten und Völker, die Selbstsucht hat ihn, den wilden Erobrer gestürzt: nach ihm ist keine Hegemonie gedenkbar, als die innre des Geistes und der Idee; am wenigsten ist eine romanische Hegemonie mehr möglich; denn um zu herrschen, mußte Napoleon den Organismus der Völker zerstören, Napoleon aber ist der höchste Ausdruck romanischer Geschichte. — Frankreich hat zwar seit dem westphälischen Frieden, weil wir dachten, gehandelt, seine Prätensionen sind daher, obwohl leer und hohl, des vornehmen Gelächters nicht werth, das von so Vielen aufgeschlagen wird. Aber die Revolution hat allen moralischen Halt aus dem Volke genommen. Frankreich konnte gedeihen, wenn ein Mann von Kraft, der Freiheit zugethan, aber souverän durch die Macht seiner Persönlichkeit dem zerrißnen Ballon der Franzosen außerhalb Europa's ruhmvolle Bahnen öffnete. Aber „zuweilen beliebt es der Vorsehung, in schwache Hände das Schicksal eines Welttheils zu legen." Louis Philipp hat die Ruhe Europa's gerettet, aber, weil zuwider dem Wunsche der Nation und nur durch geheime Wege, Frankreichs Ruhe untergraben. Eine ungemeine Gewandtheit, die man Weisheit nennt, ein Herz, das für eigne Interessen am wärmsten schlägt, sind seine Eigenschaften. Sein Werk ist das Justemilieu, eine Politik, die aller Wesenheit und aller moralischen Kraft entbehrt und statt das Land zu heilen, es nur mehr erschöpft. Nur die kleine Partei in Frankreich enthält Keime des Lebens, welche in der Religion das Heilmittel findet (?) und in der Politik gesetzliche Freiheit und Beschützung des Princips der Freiheit in Europa will. Aber „seine Rettung hat Frankreich von Deutschland zu erwarten." (S. 76.) Wenn wir durch eine tüchtige That den Franzosen das Verständniß unsrer Natur werden geöffnet haben, dann wird sich seine wahre, eine friedliche, freundliche Stellung Frankreichs zu Deutschland entwickeln als der ersten romanischen zur ersten germanischen Nation. Dann wird von selber sich sühnen (durch freien Anschluß des Elsasses an Deutschland), auch was die Lilien gesündigt. Als erste romanische Macht hat Frankreich Einfluß in Afrika, in der Levante, am Mittelmeere zu suchen, es hat Spanien und Portugal an seine Politik zu fesseln. — Die Zukunft verlangt organisches Leben, wenn die Halbinsel aus der wüsten Wirre — durch einen entschiednen Mann (Espartero ist nur der spanische Louis Philipp, nur mit weniger Geist und Feinheit) und durch eine entschiedne That — erstehen wird, muß Portugal und Spanien vereinigt werden. — Soll Italien sich zu politischem Rang erheben, so muß der Kirchenstaat fallen. Die Kirche hat nur ideell zu wirken und zu existiren, ihr künftiges wahres Dasein erwartet sie vom deutschen Geiste: so ist Italiens Schicksal in Deutschlands Händen, bei den gleich eigenthümlich zersplitterten Verhältnissen kann ohnehin nur Deutschland den Italienern auf dem Wege politischer Construction vorangehen. Der eigentlich nationale Zug Italiens aber wird wie im Mittelalter nach der griechisch=slavischen Halbinsel gehen, damit sich eine an der andern Kraft oder Cultur gewinne.

Die Türkei ist fertig. Die Länder von der Donau bis zum Taurus werden durch fortgehende Reform christianisirt, durch Verschmelzung mit den freigewordnen Rajahs total umgestaltet. Der semitische Theil des Reichs ist schon losgerissen. Mehemed Ali ist Vorläufer einer europäischen Herrschaft. Palästina, Syrien, Mesopotamien kommt unter germanische, vielleicht deutsche Hoheit. „Alles ist bereit: mehr Verstand, mehr Schwung in der schwankenden Politik der Mächte, und die Revolution des Orients ist vollendet." (S. 93.) — Von Ost=Romanien muß den slavischen Serben Bosnien, den römischen Wallachen Bulgarien, den Neugriechen Macedonien und Rumelien, dazu die ionischen und ägäischen Inseln zufallen, dann wird von Griechenland aus Klein=Asien colonisirt und der große Völkerstrom von Westen nach Osten wird aufs Neue überfluthen. Wie sich West=Romanen und Germanen anziehen und abstoßen, so die ostromanischen Nationen und die Slaven. An dem Triebe der Selbsterhaltung gegen die verwandten Nordslaven wird der Fortschritt Rußlands seinen Damm finden. „Das Schreckbild einer russischen Herrschaft im Süden erbleicht in dem wahren Bilde, wie es in den erwachenden Griechen und Serben die Zukunft uns zeigt." — Ungarn, wo erst ein Volk, aber kein bloß magyarisches sich bilden muß, ist der natürliche Bundesgenosse von Deutschland — auch wenn es nicht mehr unter Oesterreich stünde — gegen Rußland, das durch Ausbreitung der bloß russischen Tendenz den natürlichen slavischen Organismus zerstören will. — Polen ist

noch nicht verloren. Seine Nationalität ist unzerstörlich. Als Opfer seiner germanischen Erziehung (seiner aristokratischen Organisation) ist es gefallen. Wir Deutsche haben Polen getheilt, Einiges an uns gerissen, das Andre den Armen des Drängers überliefert. Dieselben Hände, die Polen zerstört, sollen es wieder aufbauen. Wie ein Fluch lastet die Theilung Polens noch heute auf Oesterreich und Preußen. Sie hat Rußlands Kräfte verdoppelt, ohne die unsern zu stärken. Die deutschen Mächte sind dadurch in die russische Bahn getrieben, worin sie doch nur folgen, nicht erreichen oder überholen können. Die Zeit wird kommen, wo sie einsehen, daß tiefer als das absolutistische Interesse das nationale, das deutsche wurzelt: so wird Preußen in den deutschen Ostprovinzen für Posen, Oesterreich für Gallizien in der Bukowina, in Bessarabien, an der Donau-Mündung Ersatz finden. Durch ein freies, einiges Polen wird auch Rußland freier werden. — Rußland hat das Mittelalter übersprungen. Es hat geerntet, wo es erst säen sollte. Es muß in sich zurückgehen und ein selbsteignes Leben beginnen, daß die Scheingröße der Wahrheit weiche, und ein neues Reich aus den Trümmern sich erhebe. Ein Land mit 21 Millionen Leibeignen, bevölkert von knechtischen Slaven, gehalten in Aberglauben und absolut unfreier griechischer Religion, die höhern Stände in französischer Aufklärung — welch eine Nation ohne Einheit, Leben und Inhalt! Rußlands scheinbare Stärke liegt in der unbedingten Gewalt einer Militärdespotie über Unterthanen, gegen die sie keine geistige und keine moralische Rücksichten hat. Danach ist auch „die unendliche Moralität zu würdigen, womit Rußland für deutsche Stabilität besorgt ist, gleich den alten Mongolen, die im J. 1243 in Oesterreich einfielen propter furorem teutonicum, sua modestia (der Mongolen) temperandum“. Ein Jahr wahrhaft deutscher Politik würde Rußland vollständig demüthigen. Das weiß Rußland und strebt einen geistigen Weg sich in Deutschland zu bahnen. „Rußlands Kopf sind die Ostsee-Provinzen, nehmt sie weg, und ihr zwingt Rußland, der fremden Hülfe zu entbehren, mit eignem Gehirn zu arbeiten, den Volksgeist gründlicher zu wecken.“ (S. 115—117.) „Zeit und Noth werden Preußen belehren.“ Die Tscherkessen dauern hoffentlich aus und weisen die Russen statt nach dem indogermanischen Osten, der nicht für slavische Einwirkung ist, nach dem mongolischen, nach Turan rc., wo der edelste Beruf: Gesittung zu wecken, ihrer harrt. —

Schweden und Norwegen sind zu schwach, Dänemark isolirt: aber alle drei in enger Föderation unter schwedischer Hegemonie können ihre europäische Bedeutung zu Land und zur See erhalten. Dazu gegen Englands Neid und Rußlands Uebergriffe mitzuwirken, ist Sache eines deutsch-skandinavischen Bündnisses. (S. 122.) — Das germanisch-romanische England bildet das Mittelglied zwischen germanischem und romanischem Leben in jeder Beziehung. Seine Freiheit ist insularisch, und kann dem Continent keinen Impuls geben, also auch kein Vorbild. Sie schützt sich durch die „männliche, kräftige Opposition, deren jeder Staat, um gesund zu bleiben, bedarf und welche die Throne nachhaltiger kräftigt, als die erlogne Hingebung unsrer Tage.“ (S. 124.) England hat übergnug mit sich zu thun. O'Connell ist Englands Schutzengel, denn die Emancipation verschwistert Irland mit England. Die demokratische Bewegung selber wird erlöschen erst in einer neuen geistigen Macht, in einem über Staat und Menschheit vom Continent aus aufgehenden Lichte. Die in Deutschland begonnene Agitation gegen England wird erstres als geschloßne Handelsmacht von neuem Geiste beseelt den Engländern gegenüberstellen, dann werden beide Hand in Hand den Beruf erfüllen: England als erster Seestaat wird fort und fort europäische Cultur über die Erde ausbreiten, Deutschland als erste Continentalmacht wird von innen Europa in den Gesetzen einer organischen Politik erhalten. Was die Deutschen selbst von sich noch nicht glauben, das wittert der über deutsche Dinge in England herrschende eigenthümliche Instinct. — (S. 134.)

Den Holländern ist durch ihre trostlosen materiellen Aussichten, den Belgiern durch das sich widersprechende romanische und germanische Element, der Schweiz durch die vorhandne tiefe Zerrüttung keine Zukunft und wegen ihrer Kleinheit keine Neutralität zu behaupten möglich. Hollands Marine mit der deutschen verbunden, wie sie sich in 10 Jahren entwickeln ließe, kann der englischen Trotz bieten; Belgien — vielleicht nach Abstoßung des wallonischen Theils —, die Schweiz mit Deutschland verbunden wird Leben und Kraft gewinnen, ohne ihre Eigenthümlichkeit aufopfern zu müssen, da sie sich in die deutsche Mannigfaltigkeit organisch und selbständig einfügen würden. Ganz Europa hat ja vom Gleichgewichtssystem zum constitutionellen überzugehen. (S. 136.) Und in dem großen Gemeinwesen, das Europa heißt, ist Deutschland zum constitutionellen Königthum bestimmt. (S. 170.)

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 48. 26. Februar. 1842.

Rohmer „Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft."

(Fortsetzung.)

Freilich muß da noch Vieles vorher geschehen. Die europäische Pentarchie zählt Eine romanische, Eine slavische, drei germanische und unter diesen zwei deutsche Mächte. Die Eine slavische steht an der Spitze und vereinigt die principielle und territoriale Hegemonie! Oesterreich müßte eine deutsche Politik annehmen und sich nicht bloß auf seine materielle Waffengewalt mehr verlassen, da einst der Tag es überraschen könnte, wo nur der Geist mehr in der Wagschale der Völker wiegt. So lange Oesterreich und Preußen bureaukratische Militärmächte bleiben, werden sie durch ein innres Band an Rußland gekettet und von ihm beherrscht, denn es ist unter den drei Militärmächten die größte. Im deutschen Interesse zwar wirkt Oesterreich den russischen Fortschritten im Süden entgegen: aber in der unverrückten Erhaltung der Türkei findet es das Mittel, und doch ist die Türkei dem Tode verfallen! Was Preußen betrifft, „so sagt Friedrich der Große: in der Politik kenne ich keine andern Verwandten als meine Freunde. Was würde er heute sagen?"... (S. 147.) Der Kampf der Principien und der Zwist der Territorialinteressen macht die bestehende Pentarchie unfähig in innrer tüchtiger Staats-Verwaltung (juste-milieu!) und in der Schlichtung auswärtiger Dinge. (Status quo!) Sie geht mit der alten Politik des Trugs und der Selbstsucht ihrem Untergang entgegen.

An Deutschland ist es, ein neues, einigendes, belebendes, organisirendes Princip zu erzeugen. Die Vorbedingungen zu seiner innern und äußern Größe zeigt ein Blick auf die Karte, auf den Zollverein, dem sich principienmäßige Auswandrung und Gründung von Colonien, allgemeine Volksbewaffnung anschließen muß. Die deutsche Natur im Allgemeinen trägt in ihrer Harmonie von Geist und Gemüth den Stempel der Oberhoheit, im Einzelnen ist sie wie keine Nation mit einer vereinten Fülle von Talenten gesegnet, endlich ist ihren Kräften ein gehaltnes Maß von intentionellem Reize beigegeben, welche eben Bürgschaft deutscher Hegemonie ist, weil sie Deutschland vor Uebergriff, Erobrung und Umwälzung bewahrt. — Und „das gottbegnadigtste Volk, das die Geschichte kennt, ist der Spielball der Nationen!".... „Sagt mir nichts von Oesterreich und Preußen. Wenn sie Deutschland in Wahrheit vertreten, warum herrscht doch die russische Gewalt, warum der englische Egoismus in Europa, warum brüstet sich französische Anmaßung? Was jetzt vorhanden ist von Deutschland, gleicht einer unsichtbaren Kirche, vielleicht wirksam hin und her, aber unfähig, sich lebendig zu bethätigen" (S. 171). „Der Staderzoll allein, ganz allein schon wäre hinreichend, den andern Nationen die tiefste Verachtung gegen unsre Erbärmlichkeit einzuflößen" (S. 172).

Die innern Zustände Deutschlands versprechen keine Entwicklung. Das constitutionelle System ist aus einer Mischung des romanisch-liberalen Princips mit der germanischen Freiheit, aus der Zusammensetzung fremder, französischer und englischer Bestandtheile hervorgegangen und taugt nicht, gegen das monarchisch-absolute, aus der bureaukratisch-militärischen Monarchie, welche von Richelieu und Mazarin gegründet, von Louis XIV. vollendet wurde, hervorgegangne System der Sieg zu gewinnen. „Wie also wollt ihr siegen, als nur durch ein neues, drittes deutsches Element? Und woher es erhalten, wo nicht auf dem Wege des Geistes?" (S. 174.)

Jetzt herrscht entweder die Gewalt (Rußland), oder das Geld (England), oder die Lüge (Frankreich). (S. 182.) Die bürgerliche Gesellschaft, um sich zu reinigen, bedarf statt des alten erstorbnen Adels einen neuen, höhern, der zwischen Fürsten und Völkern lebendig vermittle, gegen die Geldmacht ein ungeheures geistiges Gegengewicht im Dienst eines höhern Lebens, gegen die militärische Gewalt das einfache Bewußtsein freier Bürger, und gegen die Lüge die Wahrheit selbst. (S. 184.) Namentlich aber bedarf der Staat eines neuen geistigen Mittels, um mit der Kirche ins Klare zu kommen. Und endlich bedarf Deutschland zu seiner Hegemonie einen Gedanken, eine Idee, ein Wort, um es als Banner voranzutragen, wo eine tiefre, innre Anziehung von Nöthen ist. (S. 186.)

„Wir Alle wissen, daß nur die deutsche Philosophie diesen Grundstein einer höhern Zukunft uns legen kann." (S. 188.) Alle bisherigen Systeme sind selbst nur Spiegel der Zeitkämpfe und haben sich nicht darüber erhoben. Fichte vertrat die Revolution, Schelling die Restau-

ration, Hegel das juste-milieu, daher des letztern Verwandtschaft mit dem preußischen Staate, welcher freilich jetzt viel restaurativer geworden Schelling an sich zieht. (S. 34.) Die jüngere Hegelsche Schule hat das meiste Leben, aber „was diese Jungen uns geben, ist nur die alte Aufklärung des 18. Jahrhunderts, in neues philosophisches Gewand gehüllt, womit das Große der alten Aufklärung nicht verkannt werden soll.“ (S. 191.)

Der philosophische Weltheiland muß ein Princip bringen, welches von allen Philosophemen nicht nur im Grade, sondern der Wesenheit nach geschieden sein soll. Das Christenthum an dessen Stelle schieben, ist unmöglich, da es die socialen und politischen Fragen übersieht, statt sie zu lösen, und überhaupt niemals die *Erde* geheiligt hat (S. 197). —

Und nun endlich das Princip selber? „Es ist die *Lehre vom Geiste*, d. i. Kenntniß der geistigen Gesetze, auf denen aller Organismus beruht. Die menschliche Seele muß zergliedert, ihr Bau erkannt, ihre Entwicklung von der Geburt bis zum Tode nach den einzelnen Stadien beschrieben werden (S. 201). Daraus ginge hervor die Wissenschaft von den Individuen, den verschiednen Classen und Abstufungen der menschlichen Geschöpfe und die Auffassung jeder einzelnen Persönlichkeit als Einer, urmäßiger Natur. Daraus die Kenntniß der Gesammtindividuen — Racen, Völker, Nationen, Stämme, Familien. Daraus der vollkommne Staat als Abbild der ewigen göttlichen Stufenordnung. Damit hört die demokratische Gleichheit des Westen, die absolute Vollgewalt des Osten auf: das Königthum ist Spitze der Pyramide, der Fürst ist geheiligtes Symbol des staatlichen Gesammtindividuums. Zwischen ihm und dem Volke steht als lebendiges, ewig von unten ergänztes Mittelglied die geborne Aristokratie des Geistes und Charakters, findbar und erkennbar mit Sicherheit, sobald die psychologischen Gesetze ausgesprochen sind. — Nicht minder umfassend würde das psychologische Gesetz die äußre Politik berühren. Wenn jeder Nation ihre Natur und ihr Beruf gezeigt ist, so ergiebt sich die organische Ueber- und Unterordnung. — Die Geschichte, nach diesen Gesetzen begriffen, wird neues Licht über unser Thun und Treiben ergießen. — Vor Allem wird *Christus* als psychologische Persönlichkeit erläutert werden als der *Menschensohn*, als der Eingeborne unter allen Söhnen Gottes, dessen Wunder als durch eine außerordentliche Steigerung des Gemüthslebens erzeugt und als in der menschlichen Natur begründet nachgewiesen werden müssen. Es wird dann erhellen, wie sich an seinem Wesen die Dreieinigkeit entwickelt hat, wie er den *Geist der Wahrheit* als kommenden geahnt, als wirkenden schon gefühlt hat, wie dieser Geist aus dem Dogma und der Kirchenverfassung endlich als umfassendes Princip zu erscheinen und als heiliger Geist sich im Staate zu verwirklichen hat.“

(Schluß folgt.)

Wer ist und wer ist nicht Partei?

Das Morgenblatt und die sächsischen Vaterlandsblätter.

Das Morgenblatt bringt ein Gedicht von Freiligrath auf Diego Leon, in dem es unter Anderm heißt:

> Der Dichter steht auf einer höhern Warte,
> Als auf der Zinne der *Partei*.

Dagegen läßt sich Herwegh mit einem Gegenliede vernehmen, welches mit hinreißender Begeistrung Partei ergreift und die „Partei“ verherrlicht. Die Vaterlandsblätter bringen es in ihrer 14. Nummer. Wer ist nun Partei und wer ist es nicht? Ist die Partei der Indifferenz nicht auch Partei, und in diesem Falle, ist es nicht Freiligrath dennoch, obgleich er es nicht sein will? Die Sache aber möchte wohl diese sein. Es erscheint als das Bequemste, wenn es im Staate keine ausgesprochnen Gegensätze, sondern nur einen bewußtlosen, indifferenten Haufen giebt, die Philisterwelt, die nur leben will. Ersindrische Leute sind so gütig gewesen, in diesem Verhalten eine gottähnliche Hoheit zu entdecken. Sie geben Gott für den indifferenten Zuschauer der Weltereignisse aus, die Hoheit aber, die sie in der Indifferenz oder der Erhabenheit über die Parteien finden, ist nichts weiter, als der Schein, den die Unbestimmtheit für sich hat, wie man auf einen hoffnungsvollen Jüngling etwa viel mehr setzt, als auf einen Mann, der nun nichts Andres mehr werden kann, als er ist. Aber wer nichts Bestimmtes ist, ist gar nichts. Wer ein Held sein will, steige herab in das Gewühl der Schlacht, wer aber ewig dem Kampfe von der „höchsten Warte“ in Sicherheit und Unentschiedenheit nur zusehen will, der ziehe getrost den Weiberrock über und stülpe sich die Haube auf sein indifferentes Haupt. Wie die Philisterwelt, so will auch der Herr der Philisterwelt, der Polizeistaat, den indifferenten Haufen. Er wünscht, daß die Bürger „ein ruhiges und zufriednes Leben führen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit,“ daß sie sich nur für sich und ihrer Seelen Seligkeit, ja nicht für das öffentliche Wesen interessiren, daß sie im Frieden, also nur als Privatpersonen, höchstens mit himmlischen und religiösen Interessen, d. h. ohne Partei für geistige Unterschiede der Wirklichkeit sind; und nur wenn er es besiehlt, etwa zum Behuf eines Krieges, dürfen die Bürger des Polizeistaates oder die Spießbürger Partei ergreifen und ein politisches Interesse haben.

Die Philisterwelt und das Philisterregiment — beide haben daher die höchsten historischen Ehren, die der Mensch erringen kann, daß er nämlich eine neue Welt heraufführt und ihr den Sieg über die alte erkämpft, mit Schimpfnamen belegt, unter denen die currentesten die viere sind: „Partei, negativ, auflösend und revolutionär.“ Die schlimmsten Vorwürfe sind das erste und das letzte Stichwort, sie theilen aber mit ihren beiden Brüdern das gleiche Schicksal und den gleichen Humor, daß es Niemand sich selbst übel nimmt, das zu sein, was er hiemit Andern vorwirft. Wie lehrreich ist in dieser Hinsicht Zürich und die evangelische Kirchenzeitung, Hannover und die Wächter der Legitimität, zu deutsch der Gesetzlichkeit, die neuesten spanischen Aufrührer und die contrerevolutionären Absolutisten? Hübsche Leute und vor allen Dingen recht naive Leute! Also es soll Niemand Partei haben, noch viel weniger machen? Wer ist aber Partei? Wer sich klar macht, wo die Sache hinaus will und die allgemeine Sache zu der seinigen macht, d. h. wer denkt und als denkender Mensch sich für oder wider bestimmt. Also heißt Partei sein, nichts Andrrs, als einen vernünftigen entschiednen Willen haben. Nur eine hündische Natur kann dies nicht wollen, nur von einer solchen kann es verlangt werden.

Dennoch, wer wüßte es nicht, wie weit es unsre jetzige Zeitungslitteratur in diesem Verlangen gebracht und wie viel gedankenlose Menschrn sie dahin bestimmt hat, die genannten Stichworte jedem strebenden Menschen an den Kopf zu werfen? Wo man hinkommt, schwören die Philister auf das Unglück der Länder, die Parteirn haben, und der Inbegriff alles Satanischen scheint ihnen natürlich das Auflösende, das Negative, das Revolutionäre. Aber warum ist denn dies Alles so verrufen? Es kommt doch wohl darauf an, was denn nun ne-

girt und umgestürzt wird, wofür man Partei nimmt? Die Dummheit negiren und wenn sie Millionen glaubten, die Schlechtigkeit stürzen und wenn sie im Purpur einherginge, für die Freiheit Partei ergreifen und wenn es Gut und Leben kostete — wie? sollte es in Deutschland dahin gekommen sein, daß nicht jeder Ehrenmann in allen diesen Fällen entschieden wäre? Man wird bei uns nicht verachtet, wenn man öffentlich verlangt, es solle gegen notorisch ungerechte und gottvergeßne Menschen nicht Partei ergriffen werden; und nun vollends für Recht und Freiheit eine That zu thun, gilt als absurder Vorwitz, als phantastische Narrheit, als ausgemachter Wahnsinn. Die Beispiele liegen vor Jedermanns Augen. Mit andern Worten, die Praxis unsrer Zeit, unsrer deutschen Zeit, die fast aufgehört hat Zeit zu sein und zur gleichgiltigen glücklichen Ausdehnung heruntergesunken ist, die, wird mir Jedermann zugeben, ist das gedanken- und willenlose Philisterthum, und der Polizeistaat hat einen Willen, nämlich den, diesen glücklichen, gottseligen Zustand zu erhalten. Facta sind anzuerkennen. Es ist also dahin gekommen, daß Partei, gleichviel wofür, ein Makel geworden, und daß die wahre Weisheit, die wahre Höhe z. B. des Philosophen und des Dichters die zu sein scheint, „auf einer höhern Warte als auf der Zinne der Partei zu stehen." Die absolute und universelle Philosophie hat hiezu das Ihrige gethan; aber der Bruch kommt. Ihre Ruhe hat ein Ende, und das mit Recht. Ihr dünkt euch göttlich auf eurer Höhe; ihr seid Steine. Giebt's denn keine „gute Sache" mehr in dieser zeitlosen Zeit? sind alle Gegensätze gleich schlecht und gleich gut? ist die ecclesia pressa des freien Geistes in Litteratur und Staat schon erlöst? ist der Ehrgeiz unsrer Jugend, in ihr zu streiten und zu dulden, mit ihr zu siegen oder zu sterben, nicht mehr lebendig? Welch eine Zeit! Aber die Jugend entwächst ihr zusehends. Wir werden einen Gegensatz haben, eine glorreiche Partei, welche diese Faulheit über den Haufen wirft. Die elenden Windlichter, die uns die höchsten Ehren der Menschheit in einer schmählichen Gestalt zeigen, sie blenden schon jetzt nur die Erblindeten, den geistlosen Haufen, der alt und schlecht geworden. Aber die schlechte Generation, welche den Indifferentismus, den Pietismus und den leeren Libertinismus der letzten Zeit zeugen konnte, hört schon die ehernen Fußtritte derer, von denen unser Palladium wiedergeholt, unsre Ehre gerettet, ihr aber ihr ruhmloses Ende bereitet werden soll. Sie hat es gewollt und will es noch, genieße sie ihr Faulleben, so lang es noch geht.

Wir aber wollen ihre Stichworte untersuchen; es ist zugleich eine Antwort auf viele namenlose Bedenken namenloser Menschen, die das profanum vulgus auch symbolisch durch Anonymität darstellen. Also was bedeuten ihre Stichwörter? Alle vier, „Partei, negativ, auflösend, revolutionär," so verschrieen sie sind, bezeichnen nichts Andres, als den Denk- und Geschichtsproceß und seine Stufen, der ein Problem aufstellt, *Partei* macht, das Problem löst und damit die vorige Stufe „*negirt*," dann aber eben so die errungne neue Stufe wieder problematisch macht, und darum fortdauernd „*revolutionär*" ist.

Es wird nichts ins Blaue hinein, sondern immer aus seinem eignen Grunde heraus negirt, aufgelöst und umgestürzt. Die historische Stufe ist immer etwas Bestimmtes, welches die Geschichte und der Gedanke der Menschen gemacht und zu seiner Zeit ebenfalls im speciellen Widerspruch mit dem damaligen Bestande hingestellt hat und welches zu machen er nicht unterlassen konnte, das will sagen, jede neue Bestimmtheit, die in die Geschichte eintritt, ist durch die innere Beschaffenheit der alten erzeugt. Dennoch muß sie anfangs immer in der Minorität sein, d. h. sie ist zunächst nur Sache einer *Partei*; man denke nur an das Christenthum. Die *Partei* des Neuen findet ihren Widerstand; wo sie „negirt," wird sie negirt; aber die Negation des Ausgelebten und darum Negativen ist das Positive, das wahrhaft *nur* Negative ist das, welches negirt werden muß, *weil es der Vernunft widerspricht*; das Verbrechen z. B. ist Negation, die Strafe als Negation dieser Negation ist etwas Positives, ist Geltendmachung der Vernunft; so der Katholicismus negirt die geistige Freiheit, Luther negirt ihn und macht damit die geistige Freiheit positiv geltend; ferner der Absolutismus negirt die Freiheit aller Staatsbürger, die französische Revolution negirt den Absolutismus und macht dadurch den Begriff des Staatsbürgers positiv geltend. Die Aufgabe einer neuen Stufe ist allemal, die vorgefunde Stufe „aufzulösen," und gelingen wird dies immer, wenn die Vernunft der Sache es mit sich bringt. Willkür aber kann dabei nichts thun und nichts hindern, Gewalt eben so wenig, denn die Gewalt der Geschichte ist die Vernunft. Springt die Vernunft nicht in die Augen, so ist nichts zu halten und geltend zu machen. Was man nun ganz allgemein mit sehr bornirter und spießbürgerlicher Reflexion auf die Noth und den Kampf, den es mit sich führt, als „Revolution" verwirft, ist in der That nichts Andres, als die Auflösung einer wesentlichen historischen Stufe auf historischem Wege, will sagen mit Besiegung materieller Hindernisse, ein Proceß, den jede Stufe durch ihre eignen innern Consequenzen immer selbst herbeiführt. Wie dies geschieht, ist bekannt gnug, aber auch seltsamer Weise unbekannt gnug. Wie könnte man sonst über die Tendenz nach Umbildung und Neubildung betroffen sein? Sie ist ja nichts Andres, als der Lebensproceß des Geistes selbst. Nichts Neues unter der Sonne, als die Geburten des Geistes, nichts geistloser also, als die verjährte Methode, dem Geiste seine alten Stufen vorzuhalten und damit die Neuheit abzuläugnen, oder gar die Manier der Philister, ihm die Neuheit verbieten zu wollen. Er ist schlechthin novarum rerum studiosus, neuerungssüchtig, „revolutionär," auch in der Bedeutung der Gewaltsamkeit; denn es versteht sich ganz von selbst, daß das Alte dem Neuen nicht ohne Kampf weicht. Diese Neuerungssucht nun gefährlich zu finden ist lächerlich. Denn sobald das Neue das Wahre ist und die Menschen gewinnt, so ist es vielmehr gefährlich, ihm nicht Raum zu geben; daß aber die Willkür und die bösen Triebe über die Vernunft am hellen lichten Tage ihres öffentlichen Processes den Sieg davon tragen sollten, ein solcher Glaube wäre ein dummer Glaube an die Macht des Teufels, dessen Irrthümer und Schicksale zu theilen wahrlich kein ehrenvolles und schließlich kein beneidenswerthes Loos ist. Mit der Neuerung und „Neuerungssucht" hat nun die Wissenschaft allerdings zu thun. Sie ist die innerste Werkstatt, das pulsirende Herzblut aller Weltbewegung, aller großen historischen Revolutionen; und wohl ihr und uns, wenn sie fähig ist, immer neue und höhere Bestimmungen aus sich zu erzeugen und die Welt erreichen zu lassen. Hier ist nun der Punct, auf den es ankommt, wenn von dem Princip aller freien Entwicklung die Rede ist. Unsre Zeit hat ihr Interesse an der Freiheit und wider dieselbe bis dahin zugespitzt, daß sie sich die Frage vorlegt: sollen wir die Wissenschaft regieren oder uns von ihr regieren lassen; sind nicht die Gelehrten arme Teufel, Spießbürger, furchtsam u. s. w., kann man also mit ihnen nicht machen was man will? Wie also, wenn man auch aus der Gelehrtenwelt einen Polizeistaat und die Neuerer durch Aufseher unschädlich machte, würde nicht die Quelle aller Revolutionen verstopft sein? In abstracto sehr wahr; nur ist freilich dabei von dem Wesentlichsten abstrahirt, davon nämlich, daß die Neuerer nicht zu unterscheiden und die lautesten bei Weitem nicht gerade die bedeutendsten sind. Das Neue ist erst neu, wenn es jung geworden oder geboren ist; vor der Geburt ist es nur der Complex seiner Bedingungen; diese zeugen die neue Wirklichkeit, wenn der Funke ins Pulverfaß fällt, ein Evenement, dem alsdann zu seiner Zeit durch nichts mehr auszuweichen ist; — *die geistigen Mächte sind absolut*. Der Kampf der Stufen ist immer im Gange; als geistige Stufen und als Formen des menschlichen Bewußtseins führen sie einen ebenbürtigen Kampf, das jus armorum kommt beiden zu und ist ihnen durch keine Macht der Erde zu entreißen. Es ist hier ein Reich freier und souveräner Mächte, in dem keine andern Aufseher und Kampfrichter entscheiden können, als die freie Gewalt des Geistes selbst. Wie sollte das auch möglich sein? Der Geist der kämpfenden Parteien erfüllt alle Köpfe und der Sieg ist unausbleiblich, man mag sich sperren, wie man will, bei den Progressisten. Dieser Sieg ist über alle Aeußerlichkeiten erhaben. Niemand kann ihn wesentlich compromittiren, keine Gewalt ihn hindern, kein Tod und kein Schrecken ihm den Weg verrennen. Dies der wahre Grund, auf dem die Vernünftigkeit und schließliche Nothwendigkeit der unbedingtesten Preßfreiheit beruht. Des Fundamentalsten hat die Welt sich bereits bemächtigt; sie weiß, daß die Freiheit unwiderstehlich ist. An sich ist diese

Freiheit bereits vorhanden, sie vollzieht sich früher oder später, so oder so. Für den Druck des Geistes ist nichts mehr zu verlieren, was nicht im Wesentlichen schon verloren wäre, ausgenommen der Anschein, als könne er sich dennoch durchsetzen. Diese letzte Illusion behauptet nur die äußerliche Gewalt, welche klug gnug ist, ihre Schranken selbst hinwegzuräumen, und verliert die, welche es aufs Aeußerste ankommen läßt.

Hat man Furcht vor der Geschichte, so ist freilich die Furcht vor der Wissenschaft (in specie der Philosophie) sehr wohl begründet. Die Wissenschaft macht die Progressen des Geistes, das ist gewiß. Man denkt sich dies aber sehr verkehrt als eine Sache der Willkür und beliebiger Einfälle. Die Philosophie z. B. ist nur im Stande, die Bedeutung und den innersten Sinn der jedesmaligen Weltlage, die das Product sehr complicirter Antecedenzien ist, zum Bewußtsein zu bringen und dadurch den elektrischen Schlag zu führen, der die neue Wirklichkeit schafft. Diese Verbindung und Combination ist wiederum nicht zufällig, sie ist nothwendig, sie hat tausend Gestalten, in denen sie in die Existenz hervorbricht, das lehrt die Geschichte; als nämlich die Menschen noch roh dachten, meinten sie mit dem denkenden Philosophen auch den Gedanken zu verbrennen, — die Erfahrung hat gelehrt, daß dies eine Täuschung war. Eben so verkehrt ist es nun aber, wenn man sich denkt, die neue Wirklichkeit, eine principiell neue Welt ließe sich nun so ruhig und still, allein mit Feder und Dinte, ins Werk richten, und also die Frage thut, ob die Historie denn durchaus zu ihren Werken der gewaltsamen und eclatanten Manifestationen, des Kriegs und der bürgerlichen Zerwürfnisse bedarf? Thörichter Traum des ewigen Friedens! Wem gehört die Wissenschaft und der stille Gedanke? Ist er nicht zunächst das Besitzthum einer langen Müh' und Arbeit, ein exclusives, ein aristokratisches Selbstbewußtsein? Wie kann dies den Andern mitgetheilt werden, die nicht denken, denen's nun geschenkt werden soll? Dies Dilemma löst uns die Geschichte täglich und stündlich, seht nur zu. Was die Welt und die unwissenschaftlichen Menschen angeht, und gerade die Principien gehen auch sie gar sehr an, das muß in Schlachten erkämpft und mit Kanonendonner in die Ohren der Philister gesungen werden, es muß ihnen objectiv werden und als gewaltige, alles überwältigende Thatsache gegenüberstehen; erst so sieht der gemeine Mensch das Recht des neuen Geistes ein, so aber wird das Selbstbewußsein der Exclusiven gemeines Bewußtsein der Welt. Die neuen Formen der Freiheit und des Geistes werden den Menschen erst werth und theuer, wenn sie dafür kämpfen, leben und sterben. Dies thut nun die Masse compendiöser, aber auch augenfälliger, als der Gelehrte, und sie wäre nicht Mensch, wenn man ihr diesen Ruhm, die höchsten Güter auch ihrerseits zu erkämpfen, sich zu erobern und anzueignen, entziehen wollte. Die Zeiten, wo ein langer Friede die Mehrzahl des Volks in der Gemeinheit fest und von dem Ungemeinen entfernt hält, sind nur im Sinne des Spießbürgers glückliche, und auch der Gebildetste gebraucht das Gefühl der todesverachtenden Idealität, das Fieber der rücksichtslosen Begeistrung, den reellen Gottesdienst der Freiheit; keine Theorie ersetzt diese Praxis.

Wir haben hiemit den Sinn der vier Stichworte des heutigen Philisterthums erörtert. Sie werden darum nicht müde werden, immer von Neuem damit vorzurücken, sehr natürlich, verstünden sie uns und hätten sie den Muth, sich dem lebendigen Strome des Geistes hinzugeben, so wären sie nicht was sie sind, unsre Gegenwart wäre nicht diese politische Armseligkeit, unsre Zukunft nicht die Gefahr, noch einmal mit den Barbaren Arm in Arm ins Feld zu rücken. Uebrigens haben die Philister nicht Unrecht, wenn sie ihre Partei als etwas Niedriges, die Negation, die sie ausüben, als einen Frevel an den höchsten Gütern, als nackten Atheismus, und die Revolution, die in ihrem Kopfe entspringen kann, als ein unberechtigtes Jammerbild, noch schlechter als die, welche in Paris ebenfalls von Philistern gegen Spanien ausgeheckt wurde, betrachten. Es ist gut, daß sie mit ihren Gedanken herausgehen; darauf läßt sich antworten, und diese Antworten werden in der Regel zweite Negationen, d. h. wesentlich positiv sein, wie dies mit dem Liede von Herwegh an Freiligrath in der That der Fall ist. Nie ist die „Partei" und ihre wahre Bedeutung glänzender gefeiert, kaum je ein schönres Gedicht gehört worden. Es athmet ganz Frühling und Zukunft, es ist ein feuriger Schriftzug, der viele Pinsel ausstreicht, — und die Philister? — nun, sie werden wenigstens stutzig werden, wenn sie das Gedicht gelesen haben, im Uebrigen ist es ihr Begriff, daß ihnen von dem Wahren und Schönen nur der Kopf brummt. Hören wir nun den Dichter:

An Ferdinand Freiligrath,

von Georg Herwegh in Paris.

Du drückst den Kranz auf eines Mannes Stirne,
Der wie ein Schächer jüngst sein Blut vergoß,
Indessen hier die königliche — Dame —
Die Sündenhefe ihrer Lust genoß;
Ich will ihm den Cypressenkranz gewähren,
Düngt auch sein Blut die Saat der Tyrannei —
Für ihn den milden Regen deiner Zähren!
Doch gegen sie die Blitze der Partei!

Partei! Partei! Wer sollte sie nicht nehmen,
Die noch die Mutter aller Siege war?
Wie mag ein Dichter solch ein Wort verfehmen,
Ein Wort, das alles Herrliche gebar?
Nur offen wie ein Mann: Für oder wider?
Und die Parole: Sklave oder frei?
Selbst Götter stiegen vom Olympe nieder,
Und kämpften auf der Zinne der Partei.

Sieh hin! dein Volk will neue Bahnen wandeln,
Nur des Signales harrt ein stattlich Heer;
Die Fürsten träumen, laßt die Dichter handeln!
Spielt Saul die Harfe, werfen wir den Speer!
Den Panzer um — geöffnet sind die Schranken,
Brecht immer euer Saitenspiel entzwei,
Und führt ein Fähnlein ewiger Gedanken
Zur starken stolzen Fahne der Partei!

Das Gestern ist wie eine welke Blume —
Man legt sie wohl als Zeichen in ein Buch —
Begrabt's mit seiner Schmach und seinem Ruhme,
Und webt nicht länger an dem Leichentuch!
Dem Leben gilt's eine Lebehoch zu singen,
Und nicht ein Lied im Dienst der Schmeichelei,
Der Menschheit gilt's ein Opfer darzubringen,
Der Menschheit auf dem Altar der Partei!

O stellt sie ein, die ungerechte Klage,
Wenn ihr die Angst so mancher Seele schaut;
Es ist das Bangen vor dem Hochzeitstage,
Das hoffnungsvolle Bangen einer Braut.
Schon drängen aller Orten sich die Erben
Ans Krankenlager unsrer Zeit herbei;
Laßt, Dichter, laßt auch ihr den Kranken sterben,
Für eures Volkes Zukunft nehmt Partei!

Ihr müßt das Herz an Eine Karte wagen,
Die Ruhe über Wolken ziemt euch nicht;
Ihr müßt euch mit in diesem Kampfe schlagen,
Ein Schwert in eurer Hand ist das Gedicht.
O wählt ein Banner und ich bin zufrieden,
Ob's auch ein andres, denn das meine sei;
Ich hab' gewählt, ich habe mich entschieden,
Und meinen Lorbeer flechte die Partei!

Die Romantiker haben lange gefragt, wer denn der Dichter der neuen Richtung wäre; da habt ihr einen, und seht zu, wer euren abgestandnen Kohl noch liest, wenn dies Genre erst um sich greift. Doch nein, wir vergessen unsre Freunde mit altdeutschem gemüthlichem Zopf, auch sie sind unsterblich.

A. Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 49. 28. Februar. 1842.

Rohmer „Deutschlands Beruf in der Gegenwart und Zukunft."

(Schluß.)

„Die Confessionen werden fallen, um Einer allgemeinen (katholischen) Kirche zu weichen, welche sich in hierarchischer Ordnung zu Einem sichtbaren Oberhaupte (aber nicht wie der Papst ist) aufgipfelt. Die Wirkung des kommenden Princips muß sein, daß die Denkgläubigen aus jeder Confession der Kirche entsagen und der Philosophie und dem Staate als einer andern Kirche sich zuwenden, während die, welche an einem Symbol und damit an der Kirche festhalten, sich eine constitutionelle deutsche Nationalkirche schaffen, zunächst um die Deutschen zu einigen, weiterhin aber als Grundlage einer umfassenden europäischen Kircheneinigung (S. 213). Dann wird sich eine großartige Mission ins Heidenthum bilden. Das neue Princip wird ja (S. 200) die Trennung Gottes von der Welt erweisen, einen persönlichen, umgänglichen Gott, Unsterblichkeit des Ich geben, alle Gegensätze auf Einen und diesen auf die Ureinheit zurückführen, das Verhältniß der kosmischen Massen zur organischen Welt, der Erde zum Weltall und den Erdgeschöpfen zeigen; die bramanische und buddhistische Weltanschauung in sich aufnehmen, dem Polytheismus seine Erklärung, dem Monotheismus seine Begründung, dem Christenthum aber seine Rechtfertigung geben als dem höchsten Erzeugniß der Einen Seite der menschlichen Seele." Amen.

So wäre denn die Karte des neuen Völkerjerusalems als Titelkupfer zu dem neuen System der Psychologie, von dem das Heil der Welt abhängt, gezeichnet. Wir haben den Herrn Verfasser ausreden lassen und seine Ansichten mit seinen eignen Worten dargelegt, ohne ihn zu unterbrechen. Nicht einmal die Fragzeichen, welche in ziemlicher Anzahl in der Feder staken, wurden zwischeneingeschoben.

Der Verfasser hat sich selber oft gnug eingeworfen, wie er da Luftschlösser baue und ins Blaue hinein decretire, aber weder die Politik, noch die Wissenschaft, noch der Glaube, noch überhaupt Etwas aus dieser argen Zeit ist ihm eine Instanz. Da ist ihm denn freilich schwer beizukommen und der alte Hegel, der die Vernunft im Bestehenden vor Allem zu erforschen und auszubreiten suchte, würde der Meinung sein, „einen solchen müsse man eben stehen lassen." Doch ist das Urtheil des freisinnigen Verfassers zu oft das wahre und richtige, doch ist das Streben desselben ein zu ernstes und wohlgemeintes, als daß wir nicht dennoch mit Einigem ihm entgegentreten sollten.

Was vor Allem sein neues Princip betrifft, worauf ja Alles hinauskommt, so kann es am Ende nicht anders als komisch wirken, es in dem neuen System eines deutschen Psychologen finden zu sollen. Das ist ein parturiunt montes. Allen Respect vor der deutschen Philosophie, alle Hoffnung auf ihre universelle Ausbreitung, aber wenn sie in dem aufgehen soll, was der Verfasser von ihr als Höchstes erwartet, so darf die Welt wohl lange auf ihre Erlösung warten. Und was verlangt denn der Herr Verfasser eigentlich Neues von seinem zukünftigen Philosophen? ... Ein Princip, von dem man zum Voraus weiß, was es Alles zu erklären, ins Reine zu bringen, zu schaffen hat, ist ja wohl nicht erst ein zukünftiges und darf nicht erst postulirt werden. Herr Rohmer verlangt eine neue Psychologie, um z. B. die Völkerindividuen nach Racen, Stämmen, Familien rc. einzutheilen, und doch weiß er in seinem Buche diese Eintheilung bereits so schön zu geben, daß er dem Künftigen gar nichts mehr zu thun übrig läßt.

Er brauchte weder gegen das Christenthum, noch gegen die bisherige Philosophie so spröde zu thun, welche beide das Princip der Freiheit ausgesprochen und zum Gemeingut der Menschheit zu machen begonnen haben. Religiöse, politische, geistige Freiheit ist hoffentlich doch auch, was am Ende der Verfasser will. Oder ist das nicht der Kern seiner „organischen", d. h. die Völkerindividuen in ihrer Freiheit und Selbständigkeit achtenden und fördernden Politik? ist das nicht die Summa dessen, was er in Beziehung auf Fürst, Adel und Volk, auf Staat und Kirche verlangt? Und wenn dem so ist, so lassen wir den deutschen Kathederton, nehmen nicht so viel Principien der Zukunft in den Mund und suchen eher nach den Puncten, wo das reinigende und verzehrende Feuer der Wahrheit und Freiheit den Boden der Gegenwart durchbrechen will, um in diese und die folgende Zeit immer heller und kräftiger hereinzuleuchten.

Der Herr Verfasser schmäht die jüngre Hegelsche Philosophie, daß sie nichts als die alte Aufklärung in neuem philosophischem Gewande geben wolle. Aber wüßte er sich

mit derselben näher zu beschäftigen, so würde er vor Allem merken, daß der philosophische Gedanke nicht nur so die Kleider wechseln kann. Jede Reproduction ist eine Production und das spätre Bewußtsein himmelweit von dem frühern verschieden. Die alte Aufklärung wollte sich von den äußern Fesseln der Glaubensautorität befreien: sie warf geradezu alles ihr nicht Zusagende weg. Den Gehalt der Erscheinungen zu ertiefen, zu retten, zu reproduciren, den Geist also innerlich mit dem Gegebnen zu vermitteln, anstatt der alten morschen dogmatischen Gebäude eine neue ideelle Welt im Innern aufzubauen, um nicht in leerer Wüste der Abstraction, sondern in reich erfülltem concreten Bewußtsein zu leben, das war der Aufklärung fremd. Ganz anders die moderne Philosophie, welche, indem sie in Natur und Geschichte Vernunft findet, Gott und Welt in immanenter Einheit (aber nicht Einerleiheit) und die wahre Freiheit in ihrer Einheit mit Gesetz, Nothwendigkeit, Regel und Ordnung setzt, damit den Begriff des organischen Lebens als eines frei in und aus sich handelnden und producirenden feststellt. Eine organische Gliederung und Gestaltung des innern und äußern Völkerlebens verlangen heißt eben ein freies Leben wollen, Freiheit nicht als regel- und zügellose Willkür, sondern als innerlich in Sitte, Tugend, Gesetz, Gotteswillen begründetes Wollen gefaßt.

Hätte darum der Herr Verfasser, statt das, warum es sich schon in der Gegenwart handelt, als ein unbekanntes X in die Zukunft hinauszuwerfen, lieber mit Hand anlegen wollen, daß das von ihm als vernünftig Erkannte auch ein Wirkliches werde, hätte er sich nicht über die Interessen der Zeit hinausgestellt, sondern mitten in ihren Kampf hinein, um der nicht erst in Jahrhunderten, sondern jetzt schon möglichen Freiheit Wort und That zu leihen, er hätte sich nicht den Vorwurf eines deutschen Träumers zugezogen.

Der Herr Verfasser ist dem constitutionell-französischen Systeme nicht hold und doch auch nicht dem bureaukratisch-monarchischen, welch letztres nicht der moderne Liberalismus oder der Geist der Revolution, sondern der germanische Geist unterhöhlen werde. Aber der germanische Geist hat doch früher jene deutsche Verfassung geschaffen, welche nicht nur Gesetzgebungs- und Besteurungs-, sondern auch Regierungsrechte und das Recht des bewaffneten Widerstandes geübt hat. Warum es nicht vor allen Zukunftsträumen auf eine Regeneration des geschichtlichen deutschen Geistes absehen? — Die französische Constitution taugt nichts, der Verfasser hat Recht. Denn die Pairskammer ist ein fünftes Rad am Wagen und das Wahlgesetz ist erbärmlich. In Frankreich, wo innerlich freie Bildung und Gesittung am wenigsten die untern Classen durchdringt, konnte man daran denken, diese von der Theilnahme und vom Mitgenuß am Staate auszuschließen, und Bildung und Talent in die erste Kammer als Gegengewicht gegen das Geldmonopol der zweiten zu verweisen. In Deutschland sind andre Verhältnisse. Man versuche einmal in Preußen, wo am meisten Intelligenz ist, eine constitutionelle Verfassung zu gründen: aber mit einer Kammer, und mit ausgedehnter Wahlfähigkeit, man mache die Probe, lasse deutsche Intelligenz, Besonnenheit und Sitte an den öffentlichen Interessen sich betheiligen, man warte die Rückwirkung davon auf die kleinern constitutionellen Staaten ab und urtheile dann über Unmöglichkeit des constitutionellen Systems, über Unfähigkeit der deutschen kleinen Kammern. Aller bisherige Constitutionalismus in Deutschland ist noch nicht einmal Versuch zu nennen, aus allem Bisherigen kann man noch gar keine Schlüsse ziehen. Ehe nicht Preußen die Probe gemacht hat, ist kein Urtheil möglich. Statt übrigens die constitutionellen Hoffnungen auf Preußen rege zu erhalten, meint der Verfasser, man dürfe nicht vergessen, „daß Preußen die Mitte bilde zwischen Oesterreich und den übrigen deutschen Staaten, wodurch die Gemeinschaft gefördert wird. Ständе Preußen an der Spitze des constitutionellen Deutschlands, so würde die Entfremdung Oesterreichs vollständig werden. Schon jetzt haben so viele Deutsche verlernt, ihre Landsleute in Oesterreich als Brüder zu betrachten; dem ganzen Westen liegt Paris näher als Wien. Lieber kein einiges Deutschland, als eines ohne Oesterreich." — Aber wie soll denn in aller Welt Wien uns näher werden als Paris, wenn es so fortgeht, wie bisher? Oesterreich thut seine Pforten nicht eher auf, als bis es muß. Es müßte aber, wenn Preußen es wollte. Oesterreich kann sich nicht mehr entfremden, als es sich bereits Deutschland entfremdet hat. Deutschland hat von ihm nichts zu erwarten und nichts zu fordern, es hat Oesterreich nicht einmal nöthig, wohl aber hat Oesterreich unser Deutschland nöthig. Oder was will denn Oesterreich machen ohne uns, und wenn wir, Preußen voran, dem Zuge der Geschichte und der geistigen und politischen Freiheit folgen? Versuche es Preußen einmal und stelle sich constitutionell an die Spitze des constitutionellen Deutschlands — in demselben Augenblick wird es frei sein im Rücken und mit dem freien Westen im Bunde an die Befreiung des Osten in Norden und Süden gehen können. Nur ohne, ja gegen Oesterreich kann Deutschland vorerst ein einiges werden, ist es das einmal geworden, so ist es noch viel mehr als jetzt schon nicht an uns, die Oesterreicher, sondern an den Oesterreichern, uns zu brauchen, damit sie durch uns deutschen Geistes, deutscher Freiheit und Größe theilhaftig werden.

Die deutsche Einheit und Größe besteht uns freilich nicht in der bloß abstracten Franzosenfresserei der sich selbst ironisirenden „Freien"-Rhein-Lieds-Begeistrung, auch

nicht in der abstract materiellen Zoll- und Handelsvereinigung, bei der man es gern bewenden lassen möchte, ja die man mancher Orts gerne rückgängig machen möchte, weil man vor der ungeahnten Wichtigkeit erschrickt, noch viel weniger aber besteht sie uns in der abstract idealistischen Einigkeitspredigt unsers Verfassers, der im Grunde den Deutschen doch nur zuruft: legt Euch schlafen, Ihr Lieben, bis der liebe Gott, der den Seinigen ja Alles im Schlafe giebt, an einem schönen Weihnachtsmorgen Euch weckt, um an den vollen Tischen Euch Eure Bescheerung schmecken zu lassen. Die Einheit Deutschlands besteht uns in der Einheit der Verfassung.

Sind wir Alle einmal erst freie Bürger freier constitutioneller Staaten, dann mögen wir uns fühlen und fühlen lassen. Dann wird es uns vielleicht nicht an Feinden im Osten, aber zu siegreicher Ausfechtung des nützlichen, ja nothwendigen Principienkriegs noch viel weniger an Freunden im Westen, Süden und Norden, so weit dieser germanisch, oder der Freiheit fähig ist, fehlen. Dänemark braucht sich dann für unsre Aufforderung zum Anschluß an Deutschland angesichts des frankfurter Bundestages nicht mehr schönstens zu bedanken; Holland wird wissen, wo sein wahres Interesse liegt; Belgien schließt sich gerne an; die Schweiz reicht mit Freuden die biderbe freie Bruderhand und das Elsaß schämt sich nicht mehr seiner überrheinischen Brüder. England wird uns suchen. Frankreich aber? Frankreich wird uns achten, weil wir uns selber achten und wofür wir uns selber achten, wie es vor dem freien Engländer und Spanier Achtung hat.

Aber wenn unser Verfasser schreibt: „für den Deutschen ist schon das bloße Bewußtsein seines ersten Ranges unendlich wichtig. Darum ist schon die Ueberzeugung von dem Berufe zur Hegemonie, schon der lebendige Glaube daran hinreichend, einen Patriotismus von nie gesehner Stärke und eine Umwälzung zum Guten hervorzubringen" (S. 167. Anm.) — wie will er doch damit den „hohlen Prätensionen" der „„großen Nation, des ersten Volkes von Europa"" entgegentreten? Warum sich die Franzosen so nennen, das wissen sie und begreifen zur Noth auch wir. Aber worauf gründen wir unsre Ansprüche? Machen wir uns nicht mit solch leeren, grundlosen Behauptungen erst recht zum Gespötte vor Gott und Welt? — Statt den bis dato lächerlichsten Aberglauben zu predigen, hätte der Verfasser sein Volk dazu anhalten sollen, durch die That ein solches Bewußtsein und einen solchen Glauben zu erzielen, vorher etwas zu werden, ehe es sich mit einem eingebildeten Seln zum Gelächter macht.

Darum Ihr Schriftsteller, die Ihr von Deutschlands Beruf in Gegenwart und Zukunft schöne, hohe Worte zu machen wisset — spinnt das arme deutsche Volk nicht aufs Neue in Träume, Ideen, Principien und Worte ein, lehret es nicht weiter an trocknen Systemen kauen, empfindelt ihm nicht etwas von zu erwartender Größe, Einigkeit und Zukunft vor, als ob diese Dinge ihm wie gebratne Tauben in den Mund fliegen könnten. Richtet das Verständniß und den Willen auf ein gegenwärtiges, mögliches, nächstes Ziel, daß es da etwas leiste und gewinne. Sagt ihm immer aufs Neue, was Ihr in jüngster Zeit gesehen habt: wie ein Volk seinem Könige entgegengekommen ist, Ein Herz und Eine Seele und Ein Wille, weil sein edler König ihm entgegenkam und entgegenkommt, weil er die Freiheit, weil er die Wahrheit einer guten Verfassung wollte, wollte trotz allen fremden Zumuthungen, weil er darin mit Herz und Sinn Eins ist mit seinem Volke, weil er furchtlos und treu ein constitutioneller König ist.

Ist das constitutionelle System wirklich, wie unser Verfasser meint, nur ein Uebergang und Durchgangspunct, so betrete man ernstlich und keck diese Brücke in die Zukunft. Mit überfliegenden Ideen und Hoffnungen kommt man so wenig als mit Nichtsthun über den Graben; man muß sich, sein Wollen und Können in Bewegung setzen. Wer will ernten ohne zu säen? — Also in andrer Weise die Feder in die Hand! Man lerne und lehre wenigstens darin das praktische England nachahmen, daß immer und immer wieder um das, was man für Recht und Nothwendigkeit erkannt hat, petitionirt wird, daß die hundert Stimmen **1000**, und die **1000** Millionen werden. Es geht schon durch, denn vox populi vox **Dei**. Ist es einmal im Zuge, so wird der geschichtliche Geist nicht mehr ruhen, bis er endlich das Rechte und Wahrhaftige gefunden und ausgewirkt hat.

Ja es stärke und fühle sich nur einmal das deutsche Wollen in einem bestimmten Etwas, es mache einmal ein tüchtiges Loch in die Nebel seiner Zukunft, es thue einmal einen rechten Ruck in die Geschichte, so wird das Fühlen und Dichten und Denken nicht immer wieder mit der Wirklichkeit durchgehen und bald ganz andre Saiten auf die abgespielte alte Leier ziehen. Dann werden sich schon auch die übrigen Fragen und Zweifel lösen, mit denen sich der nachtwandlerische deutsche Geist bislang herumquält. All die poetischen, philosophischen und theologischen Wirren und Grillen, all dieses Gezänk um Staat und Kirche wird verschwunden sein über Nacht, ehe man es sich denkt. — Byron's zerrißne Lieder und mit Gott und Welt zerfallne Gedanken hat Goethe für verhaltne Parliamentsreden erklärt. — Ein volles, öffentliches Leben, das den Kräften freie Entäußrung gestattet, wird all die Grillen aus den Köpfen, all die Mäuse aus den Löchern jagen, und so die Deutschen von dem philosophisch-theologischen Alpdruck befreien, der sie vor lauter Systemsucht und Principienjägerei nicht zu sich, nicht zu Gott und nicht zur Welt kommen läßt.

Also, Ihr Herren vom Katheder, kein neues Princip, kein neues System, nicht einmal ein neues Evangelium, nur das alte deutsche Recht, nur die alte deutsche Kraft, nur die alte Freiheit „eines rechten Christenmenschen." Und dazu nicht erst „auf höhere Hülfe warten." Aide-toi, et Dieu t'aidera. Ja wohl! „Thuet Ihr das Eurige, und Gott, der noch nie seine Deutschen verlassen hat, wird schon auch das Seinige thun." Dr. H. Lenz.

Die Gymnasien und die pietistischen Reactionäre.

Wie in der katholischen Kirche überall das Bestreben sichtbar wird, die höheren Bildungsanstalten, die eigentlichen Träger aller geistigen Cultur und geistigen Freiheit wieder ihrer Herrschaft zu unterwerfen, und wie dies Bestreben in einzelnen Ländern, so z. B. in Baiern sich des glücklichsten Erfolges zu erfreuen hat, so versucht auch gegenwärtig im protestantischen Deutschland jene pietistisch-reactionäre Propaganda, welche zur Erreichung ihrer Zwecke kein Mittel scheut, mit allem Aufwand von Kräften, die protestantischen Gymnasien wieder in ihre frühere Unfreiheit und Bevormundung durch die Kirche zurückzuführen. Sollte es diesem hierarchischen Fanatismus jemals gelingen, seine verderblichen Pläne in Betreff der Gymnasien zu verwirklichen, alsdann hat die Todesstunde unsrer höhern Bildungsanstalten geschlagen, und mit ihnen wanken alle Grundlagen freier deutscher Kunst und Wissenschaft. Welche Absichten diese Partei hegt, hat sie jetzt gar nicht mehr Hehl: ihr Organ, die sogenannte evangelische Kirchenzeitung, fährt nicht nur fort, einzelne um das Gymnasialwesen verdiente Männer anzufeinden und zu verunglimpfen, getreu dem alten Grundsatze, Calumniare audacter, aliquid semper haeret, sondern verlangt auch ganz offen im Octoberhefte des vorigen Jahrgangs in einem Berichte über die Philologenversammlung zu Gotha, man müsse eine Purification an den Gymnasien vornehmen und die unchristlichen Lehrer, d. h. die, welche nicht im Sinne der evangelischen Kirchenzeitung lehren, ausscheiden, dagegen den Unterricht, vor Allem in den obern Classen wiederum den Theologen anvertrauen: hätten doch in früherer Zeit, wo sämmtliche Lehrer Theologen gewesen wären, die Schüler weit besser lateinisch sprechen und schreiben gelernt. Ueberhaupt aber datirt jener anonyme Proscriptionsantrag alles Unheil und alles Verderben der Schulen von der Zeit her, wo die Philologie von der Theologie sich getrennt und als eine selbständige Wissenschaft hingestellt habe, am höchsten aber sei gegenwärtig das Verderben gestiegen, wo die neuere Philosophie mehr und mehr bei den Gymnasiallehrern Eingang finde und mit der Philologie sich in Verbindung setze. Solche jammervolle Behauptungen zu widerlegen ist völlig unnütz, aber auf keinen Fall dürfen sie unbeachtet bleiben, da sie die Absichten jener reactionären Propaganda recht klar bezeichnen. Jedenfalls verdient die naive Unbesonnenheit jenes Anonymus alle Anerkennung, indem er den Kriegsplan seiner Partei ausplaudert, ehe dieselbe das nöthige Terrain zu ihren Operationen gewonnen hat: eben so naiv ist die Taktik, mit der er auch die Unbefangnen und Parteilosen für seine Reform und Purification der Gymnasien zu gewinnen sucht, wenn er die Theologen als ganz vorzügliche Lateiner darstellt.

Merkwürdig übrigens, der unsterbliche Restaurator des Schulwesens, Herr Joachim Günther, dessen die Leser der Jahrbücher sich wohl noch erinnern, zieht in ganz gleicher Weise, wie jener Anonymus, gegen die Gymnasien oder vielmehr die Gymnasiallehrer, d. h. die unchristlichen Philologen und Philosophen zu Felde, verwünscht den Aufschwung der philologischen Disciplinen und preist die alte gute Zeit, ja er stimmt mit jenem Anonymus fast Wort für Wort überein, z. B. wenn er auf S. 17 schreibt: „Wahrlich, wenn man bedenkt, daß sonst Theologen die Gymnasiasten weiter gefördert haben in den alten Sprachen, man sollte wünschen, kein Philologe von Fach möchte mehr an unsre Schulen kommen." Sollte wirklich den Joachim Günther die evangelische Kirchenzeitung nur excerpirt haben? Oder ist vielleicht unser Joachim mit jenem Scribenten eine und dieselbe Person? In dieser Annahme darf uns auch der Umstand nicht irre machen, daß in dem genannten Aufsatze, nachdem Alle, die an der gothaischen Philologenversammlung aufgetreten sind oder überhaupt Theil genommen haben, in ihrer ganzen Blöße und Nichtigkeit dargestellt sind, zuletzt nur Joachim Günther als der größte Pädagog und Erziehungskünstler anerkannt wird: denn auch in dem Buche über den deutschen Unterricht wird ja Alles, was bisher Geltung und Achtung genoß, zertrümmert, damit der Eine, welcher übrig bleibt, Joachim, in desto größrer Glorie conservirt werde. Doch die evangelische Kirchenzeitung mag Joachim Günther und seine christlichen Lehrer von dem belobten Corporal bis zu dem commandirenden Jesuitengeneral mit ihren Restaurationsplänen conserviren oder einbalsamiren; wir halten Joachim und seine Brüder für völlig unschädlich und verlangen durchaus nicht, daß die Gymnasien von solchen Obscuranten, die bei der evangelischen Kirchenzeitung oder dem seligen politischen Wochenblatt sich nützlich machen, purificirt werden. Wo Licht ist, muß auch Schatten sein: und das Licht der Philologie ist, Gott sei Dank, so verbreitet, daß es jener Propaganda, die auf einem neuen Montsalvatsch, d. h. auf den Trümmern des Staates ihre neue Kirche gründen möchte, wohl nicht leicht gelingen dürfte, die Lehrfreiheit der Gymnasien und die Selbständigkeit der Gymnasiallehrer zu vernichten. K.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 50. **1. März.** **1842.**

Die Preßfrage.

Die Preßfreiheit in England, mit besonderer Bezugnahme auf das Libell. Berlin 1841. Nicolai.

Auch diese Schrift eines ungenannten Verfassers, wie man auch ihren Sinn auffassen mag, führt mitten in ein Gebiet, dessen Bedeutsamkeit für die deutsche Nationalität täglich klarer wird, in die Verhältnisse der Presse. So oft der Deutsche einen Blick auf England wirft, dessen Presse sich aller naturgemäßen Bedingungen des Gedeihens erfreut, muß er hierin einen unschätzbaren Vorzug seines Halbbruders anerkennen. Nicht sonderlich ehrenvoll ist es für uns, daß wir, das wissenschaftlich gebildetste und ruhigste Volk der Erde, fort und fort gleich Blinden geführt und gleich Verwachsnen eingeschnürt werden. Freilich haben wir vor Russen und Italienern viel voraus; aber bei allen unsern germanischen Brüdern und Vettern (mit Ausnahme der russischen Ostseeprovinzen) ist die Presse entweder frei oder doch weniger gefangen als bei uns. Ja sogar die Spanier und Portugiesen, deren Gesunkenheit sie zum Gespötte machte, besitzen jetzt schon das Recht, alle ihre Gedanken öffentlich zu sagen. Ich höre recht gut den Einwurf der Gegner daherbrausen: „Aber wie geht es auch in Spanien und Portugal zu!“ In diesem Augenblicke habe ich keine Zeit zu ausführlicher Antwort; also bloß ein Wort: Beweist erst, daß Spanien und Portugal sich mit dem Absolutismus und der Inquisition besser standen! Also! Immerhin mögen die österreichischen und preußischen Deutschen, deren Presse die gedrückteste ist, ein wenig kleinlaut werden, daß romanisch-katholische Völker in einem so wichtigen Besitzthum über Deutschen und Protestanten stehen. Seltsame Verschiebung der Verhältnisse! Offenkundig ist der Mangel an Vertrauen zu den Völkern bei den deutschen Regierungen, welche doch beständig das allergrößte in Anspruch nehmen; wirklich genießen sie auch unendlich mehr Vertrauen, als sie schenken. Wo ist die schöne Zeit, als das wechselseitige Vertrauen so mächtig war, daß ein Jahr der politischen Entwicklung ein Jahrhundert bedeutete?

Jeder Deutsche weiß, daß das deutsche Reich zu Anfange dieses Jahrhunderts in die tiefste Schwäche und Erniedrigung versunken war und daß deßhalb das deutsche Volk eine Zeit lang im Joche der ausländischen Knechtschaft schmachtete. Jeder Deutsche weiß auch, wie unser Volk sich wieder ermannte und die Freiheit wieder eroberte. Es führte durch ewig denkwürdige Thaten den Beweis, daß es nur scheintodt gewesen war. Eine neue Periode edler Volksthümlichkeit und politischer Größe begann mit und schon vor den Befreiungsjahren. Der vermeintliche Greis stand wieder da in jugendlicher Fülle, in hoffnungsreicher Kraft. Manche Hoffnungen sind in Erfüllung gegangen, mehrere schweben noch als Gegenstände des Marktens zwischen Regierenden und Regierten, die meisten harren bis jetzt vergebens der längst verdienten Verwirklichung entgegen.

Mit Leidwesen muß der vaterlandsliebende Deutsche sich eingestehen, daß die politische Entwicklung des deutschen Bundes und der meisten deutschen Staaten ihrem großartigen Ausgangspuncte ungetreu geworden und mit dem geistigen und sittlichen Zustande des deutschen Volkes nicht in gebührender Uebereinstimmung geblieben ist. Was war es, wodurch die Wiederverjüngung der Deutschen gelang? Die Freiheit. Nicht durch Knechte, sondern allein durch Freie wird die verlorne Freiheit wiedererrungen. Was war also natürlicher, als daß die Freiheit der unantastbare Felsengrund bliebe, auf welchem das deutsche Staatsgebäude sich vollendete? Aber es ist anders gekommen. Unsre Bewegung ist zusehends aphelisch. Die Gesetzgebung hat sich in vielen Zweigen, so auch in den Preßverhältnissen, gegen die Bedürfnisse und dringendsten Wünsche in schneidenden Widerspruch gesetzt. Maßlose Vielregiererei und kleinliche Schulmeisterei machen Deutschland zu einer großen orthopädischen Anstalt. Daß auch die Nation ihren Theil Schuld daran trägt, liegt auf der Hand. Dabei läßt sich jedoch die weit reichende Geduld der Deutschen immer noch unter den Nationaltugenden aufzählen.

Unsre politische Kindheit liegt vor allen Dingen darin, daß bis jetzt das geistigste, edelste und umfassendste Bildungsmittel, die Presse, in den Banden einer Vormundschaft geblieben ist, welche sie nicht verwirkt hat. Der ganze deutsche Bund hält fortwährend an einer Preßgesetzgebung fest, welche eines männlichen Volkes unwürdig ist. Das seiner Natur nach Freieste, der Gedanke, schmachtet bei uns nach freier Luft. Wer zählt die Reihe der Schriftsteller, deren geistige Arbeiten von der Censur unterdrückt oder zer-

setzt und mißhandelt wurden und werden? Ja wir Deutsche haben gesehen, welchen Anfeindungen und Verfolgungen unsre edelsten und gelehrtesten Männer anheimgefallen sind.

Die Vorenthaltung der Preßfreiheit ist Untergrabung der Nationalität; die inländischen Feinde unsrer Freiheit conspiriren mit den ausländischen. Unterjochen wir uns nicht zum zweiten Male selbst, um desto leichter von Fremden bei Gelegenheit unterjocht zu werden. Haben wir die Leibeigenschaft aufgehoben, wie sollten wir in der Geisteigenschaft stecken bleiben? Deßhalb muß das Wort emancipirt werden.

Die Furcht vor dem Mißbrauche der Druckerkunst und alle sogenannten Nachtheile der Preßheit können nicht gegen diese selbst zeugen. Alles auf Erden, auch das Vollkommenste, hat seine Schattenseite. Die Tugenden können in Laster überschlagen, z. B. die Vorsicht in Feigheit und Versteinrung. Die Religion und der Himmel selbst sind mißbraucht worden. Keinem Menschen fällt es ein, das Feuer zu verbieten oder auszurotten, weil Feuersbrünste möglich sind. Wer kann verhindern, daß es einige gewissenlose Schriftsteller giebt? Aber ist der edle Traubensaft deßhalb Fusel, weil auch in ihm sich Trunkenbolde berauschen? Uebler Gebrauch der freien Presse wird eben durch ihre Freiheit ausgeglichen; einer Lüge treten sogleich drei Wahrheiten entgegen. Die freie Presse, da sie Allen zugänglich ist, ist im Falle einer Unpäßlichkeit mit natürlicher Selbstheilkraft begabt; erkrankt sie aber an einer Stelle ernstlicher, so kann man nachträglich mit künstlichen Mitteln kommen, Diese Mittel liegen in den gesetzlichen Strafen, welche, wie überall, so auch in der Presse, die rechtswidrigen Angriffe und Beleidigungen gegen den Staat oder Privatleute treffen.

Die reichste Erfahrung erhärtet es, daß die Preßfreiheit statt Nachtheile die größten Vortheile gewährt. Kein wirksamres Mittel giebt es, um der Wahrheit den Sieg zu verschaffen. Selbst das üppigste zeitweise Wuchern des Irrthums und schlechtgesinnter Schreiberei muß jeden Augenblick erwarten, daß es dem Jätemesser der Wahrheit und Gerechtigkeit erliege. Wo Jeder seine Meinung sagen kann, verliert auch ein aufregendes heftiges Wort das Meiste seiner Kraft dadurch, daß es mit gleicher Münze kann abgefunden werden. Wo aber die Menschen nicht frei und öffentlich sprechen dürfen, da verdichtet sich das sonst flüchtige Wort leicht zu gefährlicher That, indem die Leidenschaften nicht auf natürliche Weise verdampfen können. Die Preßfreiheit ist auch das wirksamste Mittel, ein lebendiges Volksbewußtsein, welches einer ehrlichen Regierung ja gerade erwünscht sein muß, zu wecken und zu nähren. Dies thut nirgends mehr Noth, als in einem aus verschiedenartigen Bestandtheilen zusammengesetzten Staate, wie Preußen. Diesem ist ein durchgreifendes alle getrennten Stücke beseelendes Princip am unentbehrlichsten. Was kann aber ein Volk mehr veredeln, kräftigen und begeistern, als die Herrschaft der allgemeinen Intelligenz, einerseits durch Landesrepräsentation, andrerseits durch Preßfreiheit? Wo hingegen den Bürgern die Gelegenheit abgeschnitten und das Recht versagt ist, sich über ihre heiligsten und unmittelbarsten öffentlichen Interessen auszusprechen und jede politische und gesellschaftliche Frage in alle möglichen Beleuchtungen zu versetzen, da kann unmöglich die Vaterlandsliebe sich zu jenem reinen, ruhigdauernden Vestafeuer entzünden, welches die Bürgschaft der äußern Unabhängigkeit und der innern Zeugungskraft des Bessern ist. Die Preßfreiheit ist Sauerstoff, die Censur Stickstoff.

In der That, die Censur erstickt nicht bloß alles Heilsame der Preßfreiheit, sie bringt auch höchst fühlbare Nachtheile hervor. „Censur ist," wie Steffens*) sagt, „Leibeigenschaft des Erkennens, Beschränkung des heiligsten Eigenthums, absolute Hemmung der freien Entwicklung des Staates." Während der Staat die mannigfaltigsten Eigenthümlichkeiten, die verschiedensten Ansichten umschließt, betreibt die Censur den Alleinhandel einer einzigen Ansicht, und zwar derjenigen, welche wegen ihrer Isolirtheit in der Höhe mehr als irgend eine andre die Bekanntschaft mit allen Ansichten dringend nöthig hat. Untrüglichkeit sich beizumessen, ist heut zu Tage bloß noch des Papstes Vorrecht; kann eine weise und mit Ehrgefühl begabte Regierung auf dasselbe eifersüchtig sein? Der Thierarzt muß freilich darauf verzichten, seinen Kranken abzuhören; der Menschenarzt, welcher die Aussagen der Hülfsbedürftigen zurückwiese, würde für einen grausamen Thoren gelten. Und doch verfährt gerade ebenso eine Regierung, welche eigne Behörden einsetzt, damit mißfällige Ansichten, ja wohl alle und jede Erörtrung unterdrückt werden, und Alles hübsch dunkel bleibe. Am schlimmsten wird die Sache dadurch, daß die Censur medicinirt, wo gar keine Krankheit, oder ehe noch eine vorhanden ist. Die Censur macht das Gesunde krank und das Kranke noch kränker.

Indem man die Verbreitung sogenannter gefährlicher Gedanken verbietet, maßt man sich übermenschliche Einsicht an. Ueber Schädlichkeit oder Heilsamkeit gedruckter Dinge kann in rechtmäßiger Instanz erst das ganze Publicum oder der betreffende Theil desselben entscheiden. Wenn man weiß, daß die Censur die nützlichsten, sogar die unschuldigsten Gedanken hinzuschlachten liebt (Börne's Schriften liefern dazu reiche Belege, namentlich seine Denkschrift über die frankfurter Censur), so ist man zu glauben geneigt, Censoren und Censirte seien Bewohner verschiedner Planeten. Man muß sich mit Recht wundern, daß in Censurländern die Polizei nicht auch alle Menschen ohne Ausnahme einsteckt, um sie am Stehlen und Morden zu hin-

*) Die gute Sache. Leipz. 1819.

dern. Das wäre vollkommen so logisch, wie die Gedankencontrole.

Faßt man die ganze Thätigkeit der Censur zusammen, und vergleicht sie mit ihrem angeblichen Zwecke, so weist sich diese Anstalt als unnütz und unwirksam aus. Denn der Geist ist die allermächtigste Macht auf Erden; zuletzt bleibt er immer Sieger. Wenn irgend etwas, ist er von Gottes Gnaden; seine Legitimität fällt durch keine Polizeimeute. Jede Ueberzeugung wird um so hartnäckiger, je größer der Druck; denn Ueberzeugung kann nur durch Ueberzeugung besiegt werden, der Geist nur sich selber gehorchen. So wenig wie man die Luft abdämmen kann, so wenig läßt sich der Gedanke willkürlich beherrschen und tödten. Eine Universalluftpumpe aber, welche ein Volk aller Gedanken entleerte, zu erfinden, möchte selbst unsrem erfindungsreichen Zeitalter schwer fallen.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Heinrich Leo, Lehrbuch der Universal-Geschichte. IV. Band; enthaltend der neuern Geschichte zweite Hälfte. Halle 1841. Anton.

Es war ein unglücklicher Gedanke von Hrn. Leo, eine Universalgeschichte zu schreiben. Ist dieses an sich schon ein mißliches Unternehmen (so daß ein neuerer geachteter Historiker es für ein Zeichen der Mittelmäßigkeit erklärt, wenn bei dem jetzigen Stand der Wissenschaften sich Einer dieses unterfange), da es, um zu einem nur irgend honorabeln Resultate zu führen, eine Universalität und Versatilität des Geistes, eine allseitige Empfänglichkeit, eine Objectivität der Anschauung, eine Geduld und Selbstverlängnung in der Entwicklung fordert, wie sie in unsrer subjectiven, zerrißnen, aller denkbaren Einseitigkeit preisgegebnen und ungeduldigen Zeit nur wenigen begnadigten Individuen verliehen sind, — so ist Hr. Leo am allerwenigsten der Mensch, der diese Eigenschaften besäße. Seit Hr. Leo zum erstenmal als Historiker auftrat, war und blieb seine hervorstechende Eigenschaft die Gewaltthätigkeit. Gewaltthätig ging er sogleich in seinen Vorlesungen über die jüdische Geschichte mit dieser um, und wenn er sein erstes Urtheil über dieselbe auch zurückgenommen hat, so ist doch sein spätres um kein Haar richtiger und objectiver, sondern nur das andre Extrem von dem frühern, aber ebenso gewaltsam und unhistorisch. Diese Gewaltthätigkeit ist ihm geblieben bis auf den heutigen Tag; sie verdirbt ihm immer seine übrigen Eigenschaften, die ihm einen so guten Rang unter unsern deutschen Historikern verschaffen würden. Es gebricht ihm an der unbefangnen Hingabe ans Object, an der reinen, selbstverläugnenden Empfänglichkeit. Es fehlt ihm an jener künstlerischen, göttlichen Ruhe und Geduld, welche wiederum dasselbe ist mit der gotterfüllten, seligen Trunkenheit, ohne welche weder der bildende, noch der Geschichtskünstler ein in der That und Wahrheit vollendetes, ganzes, in sich harmonisches, und zugleich wahres Bild hervorbringen kann. Es fehlt ihm an dem Vertrauen auf die Geschichte selbst, ob es ihr auch gelingen werde, zur Vernunft zu kommen, an Achtung vor ihrem ehernen Gang, ob der Weg, den sie eingeschlagen, auch der rechte sei, ob nicht er, der Professor Leo zu Halle, einen bessern wisse, den sie zu ihrem Heil und Frommen hätte einschlagen müssen. Hr. Leo weiß es immer besser, als es die Geschichte gewußt hat; sie kann es ihm nie recht machen; er weiß immer Etwas an ihr zu corrigiren. Er behandelt die historischen Gestalten wie Schulbuben, die eigentlich ihr Concept, ehe sie es ins Reine schrieben, vorher ihm, dem Schulmeister, hätten zur Durchsicht vorlegen sollen. Es ist in unsrer Zeit ein Gemeinplatz, den aber Leuten, wie Hrn. Leo gegenüber, zu wiederholen sehr noth thut, daß über historische Persönlichkeiten und Erscheinungen kein würdigeres und kein sichreres Urtheil gefällt werden kann, als die Geschichte selbst gefällt hat. Wir meinen, die Geschichte selbst sei nichts Andres, als die Darstellung der geistigen Macht, des geistigen Inhalts jeder Person, jeder Lebensgestaltung; die Geschichte fällt darum selbst das positive und negative Urtheil über ihre Heroen. Was will ein Urtheil über historische Erscheinungen Andres besagen, als: Das waren sie, das wirkten sie, und da hatte ihr Sein ein Ende? Wer soll uns über ihr Sein und Nichtsein Aufschluß geben, als die Geschichte? Etwa der Professor aus seiner Studirstube heraus? Wir meinen, er thue am besten daran, wenn er das Urtheil der Geschichte selbst zum seinigen macht, nicht aber das seinige der Geschichte aufdringt, und oben aufflickt. Hr. Leo dagegen ist nicht damit zufrieden, daß er uns der Geschichte eignes Urtheil über ihre Erscheinungen zeigt, daß er zeigt, wie im Gang der Zeiten selbst Personen und Zustände sich in sich auflösten; er meint, der historische Proceß, den er schildert, sei seinen Lesern nicht klar und überzeugend gnug, wenn nicht er, der Professor, noch den eigentlichen Treff hinzufüge, den rechten Senf darübergieße. Er scheint die Geschichte als ein rohes, schwerverdauliches Stück Fleisch zu betrachten, zu dem er, um es genießbar zu machen, noch eine Sammlung seiner Jeremiaden und Verfluchungen als Zugemüße und Reizmittel auftragen müsse. So enthält denn auch dieser ganze 4te Band seiner Universalgeschichte fast Nichts, als eine Reihe fortgesetzter Jeremiaden über die Auflösung der mittelalterlichen Lebensverhältnisse, die oft gnug zu einem bloßen Geheul über den Zusammensturz der Trümmer und zur Verfluchung der modernen Bestrebungen herabkommen.

Wie bekannt, kennt Hr. Leo nichts Größres und Idealischeres, als den „germanisch-christlichen" Staat, d. h. den Feudal- und Corporationsstaat, und die Hierarchie, und diese bilden ihm denn auch den einzigen Maßstab für die Kritik alles Modernen. Davon, daß dieser germanisch-christliche Staat, als historische Erscheinung, auch nur ein historisches, nicht ein absolutes Recht hat, daß derselbe schon vor der Reformation, und noch mehr mit dieser anfing sich aufzulösen nach einer innern, historischen Nothwendigkeit, daß gegenüber von seinen Trümmern das neue Princip das höhere Recht hat, und daß Alles dieses das Urtheil der Geschichte selbst über diesen Feudalstaat ist — davon hat der Historiker Hr. Leo keine Ahnung. Ihm ist die ganze moderne Geschichte Nichts, als eine Zugrablegung des idealen Staats und der wahren Kirche, ein ungeheurer, schrecklicher, teuflischer Abfall, eine verfluchungswürdige Anfechtung des göttlichen Heilig-

thums. Alle die Kräfte, welche die moderne Zeit geschaffen, und welche daher nothwendig gegen die frühern negativ sind, sind für ihn aus dem Abgrund der Finsterniß, aus der Tiefe der Hölle heraufgestiegen, und als Weltregent muß ihm vielmehr der Teufel, nicht Gott erscheinen. Auf diese Weise ist es erklärlich, wie er diesen Band, in welchem er bis zurErklärung der Republik in der französischen Revolution gelangt, mit diesen Worten schließt: „Doch hat die menschliche Eitelkeit sich trotz des gänzlichen Mißlingens ihres Thorheitsbaues Hinterpforten gnug bewahrt, und sehr allmälig greift die beßre Einsicht Platz, die von jung aufsprossender Unkenntniß fortwährend ebenso, wie von casuistischer Salbaderei unheilbarer liberaler Oberflächlichkeit bestritten, gerade im Gegensatz der französischen Umwälzung und aus ihr emporgekeimt ist: eine einsame Blume auf ödem Anger." In der That, eine des Historikers würdige Ansicht! Man sollte ja meinen, man lebe zur Zeit des Tacitus. Dahin wäre also die Geschichte gekommen, daß die ganze reiche Entwicklung der letzten drei Jahrhunderte Nichts wäre, als ein großes Todtenfeld? Wie man dann Geschmack daran finden kann, als ein ächter Todtengräber dieses Todtenfeld umzuwühlen, begreifen wir nicht. Wie verträgt sich denn aber diese gottverlaßne Ansicht von der Geschichte mit eurem Christenthum, mit eurem Theismus, mit dem ihr immer so groß thut? Bisher haben wir geglaubt, das Christenthum lehre einen lebendigen Gott, eine göttliche Weltregierung, einen Plan in der Geschichte, einen Fortschritt der Menschheit im Ganzen; wie ein so ungeheurer Abfall in der Geschichte mit diesem Theismus vereinbar ist, begreifen wir nicht. Aber das hätten wir gemeint, der Historiker hätte soviel Bescheidenheit und Demuth besitzen sollen, um die Ueberzeugung zu haben, daß drei so reiche Jahrhunderte, wie die letzten, nicht umsonst da seien, daß ihre Bedeutung nicht bloß eine negative sein könne, sondern auch eine positive sein müsse, und zwar aus dem einfachen Grund, weil die Geschichte, wenn ein Gott in ihr waltet, nicht bloß das Haus der Bosheit und Tollheit sein kann. Es ist in der That die geringste Fordrung, die man an einen Historiker machen kann, daß er, ehe er sich an eine Universalgeschichte macht, vor allen Dingen frage, was denn Geschichte sei, daß er wisse, daß die Geschichte ein nach nothwendigen Gesetzen fortschreitender Proceß ist, daß überhaupt in der Welt Nichts umsonst und Nichts zufällig geschieht, daß Alles, was einmal historische Bedeutung hat, nicht einen bloß negativen Inhalt haben kann, daß namentlich in der Geschichte eine zweite Auflage, und noch vielmehr der Nachdruck, d. h. die Restauration verboten ist, — diese und andre sind so sonnenklare Sätze, welche wir uns schämen würden in unsrer Zeit zu wiederholen, wenn nicht Hr. Leo eine so ungemeine Unkenntniß derselben an den Tag legte. Nur eine dunkle Spur von Hrn. Leo's Erinnrung an diese allgemeinsten Sätze der Geschichtschreibung finden wir in diesem Band; nemlich sein Poltern und Toben gegen Erscheinungen, welche seinen mittelalterlichen Begriffen nicht entsprechen. Darin regt sich sein böses historisches Gewissen; die Facta sind zu stark, als daß er sie wegläugnen, mit Stillschweigen oder Verachtung übergehen könne, und darum schmäht er sie. Es ist dieses eine Anerkennung, welche die Bedeutung der modernen Entwicklung stärker hervorhebt, als es Hrn. Leo je in den Sinn kam zu thun. — In der That Hr. Leo thäte am besten daran, die moderne Geschichte ganz auf die Seite zu legen. Es fehlt ihm gänzlich am Organ dafür, wie manche Leute, obwohl sie sehen, doch gewisse Farben nicht unterscheiden können. Bleibe er bei seinem Mittelalter, wo er zu Hause ist, und unterlasse er zum zweitenmal den Versuch, die Geschichtschreibung zu einer Tendenzschrift herabzuwürdigen. Denn weiter ist dieser Band Nichts, als eine reactionäre Tendenzschrift, mit allen Fehlern, die eine solche haben muß, befangne, vorurtheilsvolle Auffassung, einseitige Hervorhebung der Schatten- und einseitige Zurückstellung der Lichtseiten, Parteilichkeit im Urtheil über Personen und Verhältnisse.

Hören wir Hrn. Leo's Ansicht von der modernen Geschichte selbst (S. 363 ff.): In dem ersten Abschnitt bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts zeigt sich das Streben der Fürsten, ihre monarchische Gewalt zu befreien von den Schranken, mit welchen behaftet dieselbe noch aus dem Mittelalter herübergekommen war; dazu hatte gedient der Macchiavelismus, d. h. die Methode, durch sinnliche Mittel des Eigennutzes zu wirken, die Reformation, welche die Macht der Kirche gebrochen, und den Fürsten das Bewußtsein gegeben, daß sie nur Gott Rechenschaft schuldig seien, sodann die Fordrung der Mercantil- und Gewerbsinteressen, welche dem Fürsten theils eine Menge neuer Einnahmen gewann, theils die niedern Stände so sehr hob und an sich kettete, daß sich ihre unmittelbarsten Interessen mit den seinigen verbanden, wo Adel und Geistlichkeit etwa einer Ueberschreitung der alten Schranken widerstrebten. Neben dieser Reihe von Entwicklungen lief eine zweite her, welche zuerst des einzelnen Menschen religiöse Freiheit und Independenz forderte, dann auch eine christlicher Gleichheit und Liebe entsprechende Stellung des einzelnen Menschen im bürgerlichen Gemeinwesen — repräsentirt hauptsächlich durch die englischen und französischen Staatsrechtslehrer, culminirend in Locke, der aussprach, daß alle Gewalt ihre Quelle im Volk habe, und unter dem Volk die Individuen als atomistische, numerische Masse verstand, in Montesquieu, welcher die Lehre von der Trennung der Gewalten im Staat als Staatsform selbst festzuhalten suchte, und in Rousseau, welcher zeigte, daß das Volk zuletzt der einzige Ausgangspunct der Gewalt sei, wenn man die vertragsmäßige Entstehung des Staats annehme, daß es oberster Richter, Gesetzgeber und durch die Wahl der Beamten oberster executiver Gewalthaber sei, mit Einem Wort, wie nur eine auf absolute Gleichheit der Berechtigung der Einzelnen basirte Demokratie der Staat sei, welcher der Lehre vom Urvertrag entspreche. Auf religiöser Seite sprach sich diese Richtung als Deismus aus.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 51. 2. März. 1842.

Die Preßfrage.

(Fortsetzung.)

Ist es noch nöthig zu bemerken, daß die Censur gerade das Gegentheil dessen, was sie beabsichtigt, befördert? Bücherverbote sind die besten Empfehlungsbriefe und die grellsten Aushängeschilder; jeder Index ist der leserlichste Wegweiser, auch da, wo man so unerhört schlau ist, daß dem Publicum nicht einmal die Titel des Verbotnen öffentlich angezeigt werden.

In der Natur der Sache liegt, daß die Censur zunächst nur das beseitigt, was ihr und ihren Machtgebern gefährlich scheint; das, was wirklich gefährlich ist, kommt meistens doch durch. Vagabunden pflegen ihre Papiere in guter Ordnung zu führen; ausgemachte Spitzbuben haben die besten Pässe. Die wahre Quälerei, welche das die Menschen an der Schnur aufziehende Paßunwesen ausübt, trifft bekanntlich die ehrlichen Leute am meisten. Litterarisch angewandt: die der Sittlichkeit schädlichen und das Höhere im Menschen zur Gemeinheit und zum thierischen Schmuze herabziehenden Schriften schießen gerade da am besten in die Höhe, wo die Censur sich abarbeitet.

Eine der schädlichsten Wirkungen des polizeilichen Zwanges, welchen man über die schriftliche Gedankenmittheilung verhängt, ist die, daß sich der darunter Leidenden nothwendig die Gefühle des Mißtrauens und des Hasses bemächtigen. Und je weniger fest und klar die von oben kommenden Bestimmungen sind, desto möglicher die launische Tyrannei gegen den Schriftsteller. Billiger Weise muß man freilich anerkennen (und dies ist wieder ein dringender Grund gegen alle Büchercensur), daß eine genaue Instruction gar nicht möglich ist. Das Reich der Gedanken ist ja unendlich, wie Gott selbst, der Urquell und die Substanz aller Geister und ihrer Gedanken.

Die Freiheit der Presse wird immer der natürlichste, vortheilhafteste, heilsamste Zustand sein. Das Sperrsystem taugt so wenig auf dem geistigen, wie auf dem materiellea Verkehrsgebiete. Sichtlich werden auch die, welche die Vortheile des Sperrsystems und der Censur beweisen wollen, immer seltner.

Man sagt: eine Gesetzgebung für die Preßfreiheit ist gar nicht möglich. Aber diese Meinung findet keinen Glauben mehr; Millionen Gesetze hat die Welt schon erlebt, und über alle möglichen Dinge, auch über solche, welche gar keine gesetzliche Beschränkung vertragen. Man wird sehen, wie leicht dies Geschäft von Statten geht. Hilfe und Rath wird von allen Seiten herbeiströmen; das Ganze wird auf eine einfache Redaction hinauslaufen. Was die Arbeit vollends zu einem wahren Vergnügen macht, ist, daß man ganze Paragraphen nur so abschreiben kann. Denn endlich werden auch unsre Gesetzgeber die angenehme Entdeckung machen, welche uns Andren längst bekannt ist, daß manche Nation schon lange Zeit die Preßfreiheit besitzt. Vielmehr haben sich die Preßfreiheitsvölker ganz ausnehmend wohl dabei befunden, und ihrer Oeffentlichkeit die herrlichsten Fortschritte zu verdanken. In dieser Rücksicht verdient Großbritannien besondres Studium. Ohne freie Presse würde es noch weit von seiner gegenwärtigen Größe entfernt sein; dieselbe Presse wird auch sein mächtigster Hebel sein, um die das Land noch verunstaltenden Feudalblöcke hinwegzuschaffen. Eine Hinweisung auf England, wie oben genannte Schrift sie geliefert, ist ein zunächst für Berlin und Preußen durchaus zweckmäßiges Unternehmen.

Die englische Staatsverfassung gewann 1688 (89) ihre festre Gestaltung, „nachdem," wie der Verf. S. 12 sagt, „die Eingriffe der obersten Gewalt, und nicht minder die Verirrungen des Volkes, die Gefahren und Nachtheile der Unbestimmtheit in dem, was Rechtens sei, mit blutiger Schrift nachgewiesen hatten." Erst die neuere Zeit hat Englands Verfassung wieder fließend gemacht; und freilich es war die höchste Zeit, wenn das Verwitterte nicht auseinanderfallen sollte. Das britische Volk liegt in einer Krisis, wie die meisten andren Völker; seine Verfassungsrevision ist ein großartiger, lehrreicher Anblick. Wohl ihm, daß es sich nicht die Wege zum Höhern vermauert, nicht die Werkzeuge und Formen der Freiheit zertrümmert hat. „Nicht Alles hat die Nation ihrem Parlamente übertragen: das Recht ihre Repräsentanten zu wählen, das Recht der freien Discussion, das Recht zusammenzutreten, um sich über allgemeine Gegenstände zu berathen, hat sie sich ausdrücklich vorbehalten." (S. 11.)

Die englische Presse hat, ehe sie unangetastete Freiheit errang, manche Schicksalswechsel erfahren. Einen Abriß ihrer Geschichte giebt der Verf. S. 13 ff. Unter den

despotischen Regierungen Heinrich's VIII. und Maria's war es gefährlich gnug, Libelle zu schreiben. „Das Annageln beim Ohrläppchen am Schandpfahl, das Abschneiden von Nasen und Ohren, Gefängniß, Exil, Confiscationen, Brandmarkung waren an der Tagesordnung. Ein Gerichtshof, die Sternkammer genannt, worin nur Hofleute und königliche Commissarien zu Gericht saßen, richtete ohne Jury willkürlich und grausam, wie die spanische Inquisition, ein williges Instrument in den Händen des Despoten, um Jeden zu belangen, der ihm mißfiel. Die Magna Charta schien vergessen, die Freiheit verloren." (S. 13, 14.) Unter Elisabeth civilisirte sich England einigermaßen, und mit ihm sogar die berüchtigte Sternkammer, welche nur noch auf Gefängniß und Geldbußen erkannte Unter Jacob I. und Karl I. entwickelte sie jedoch einen so unmäßigen Eifer, daß letztrer sich von der erstarkten öffentlichen Stimme zur Abschaffung des verhaßten Gerichtshofes genöthigt sah. Statt desselben wurde die Jury das competente Gericht für Preßvergehen. Zu Cromwell's Zeit war die Presse äußerst zurückhaltend; Opposition gegen die Macht war damals nicht rathsam. Bald nach der Restauration wurde das Censurgesetz (Licensing act) erlassen, 19. Mai 1662. Auf zwei Jahre gegeben, wurde es mehrmals erneuert und dauerte bis 1694. Es verbietet „aufrührerische, schismatische und gefährliche Bücher und Flugschriften zu drucken, zu veröffentlichen und zu verkaufen." Verschiedne weltliche und geistliche hohe Behörden und Personen, selbst oder durch Beauftragte, üben das Censuramt aus. Der Censor giebt seine Druckerlaubniß mit Bezeugung, „daß in dem Manuscripte nichts enthalten ist gegen den christlichen Glauben, gegen die Doctrin der englischen Kirche, die Regierung des Landes und die guten Sitten." Es sollen nicht über zwanzig Drucker und vier Schriftgießer patentirt werden; kein Drucker darf mehr als zwei Pressen halten. In den Druckereien dürfen amtliche Nachsuchungen geschehen. Fremde Bücher dürfen nur über London eingeführt werden, im Auslande gedruckte englische gar nicht. Unter den Strafen findet sich die Todesstrafe nicht.

Die Wirkung dieses Censurgesetzes (mitgetheilt S. 19 ff.) war eine entschiedne Unterdrückung der Presse. Mit Jacob's II. Flucht erreichte das Willkürregiment sein Ende und die Bill of rights König Wilhelm's III. sicherte schließlich die Freiheit der englischen Nation. Im Jahre 1694, da das Parlament das Censurgesetz nicht erneuerte, feierte die englische Presse von Neuem das Geburtsfest ihrer Freiheit. Der Staatsgewalt blieb als Waffe gegen die Presse nur das Libellgesetz mit seinen vieldeutigen Bestimmungen. Im Ganzen wurde es von der Regierung selten angerufen, mit Ausnahme der bewegten Zeit des amerikanischen Krieges, welche zahllose Libellprocesse veranlaßte. Dem verhaßten Ministerium North gelang es nicht, dem Parlamente Beschränkungen der Preßfreiheit abzugewinnen. Wohl aber brachte es Pitt dahin, daß den 28. Jun. 1798 ein Preßstatut erlassen wurde, welches gegen die seit der amerikanischen Unabhängigkeit und der französischen Revolution auch in England eingetretnen republicanischen Gährungen gerichtet war. Jenes Statut Georg's III. bezweckte hauptsächlich Beaufsichtigung der Tagsblätter und Beseitigung der Winkelpressen, und ist noch heute in Geltung. Die Erfahrung hat bewiesen, daß wenige gesetzliche Bestimmungen gnügen, um alle gelegentlich möglichen Mißstände der Preßfreiheit zu beseitigen und die großartigen Wohlthaten derselben unverkürzt walten zu lassen. Die Förmlichkeiten, welche die englische Tagspresse zu erfüllen hat, sind ähnlicher Art, wie in den Ländern mit unfreier Presse, wo diese vor, während und nach dem Drucke ihre Polizeiketten schleppen muß. Die wesentlichen Bestimmungen des englischen Preßstatuts (s. dasselbe S. 31 ff.) sind diese: Niemand darf eine Zeitung drucken und bekannt machen, ohne vorläufige schriftliche und eidliche Declaration an die Commissarien der Stempelkammer, betreffend die in dem Blatte zu verhandelnden Gegenstände. Die Declaration muß außerdem Namen und Wohnort des Druckers, des Redacteurs und der Eigenthümer enthalten, und kostet einen Schilling. Auf Unterlassung der Declaration steht eine Strafe von 100 Pfd. Sterl. Jedes Zeitungsexemplar muß Namen und Wohnung des Druckers und Redacteurs enthalten; für jedes ungestempelte Zeitungsblatt bezahlt der Drucker 20 Pfd. Sterl. Strafe. „Da öfters die Tagsblätter Nachrichten enthalten, welche zum Zweck haben, die Person Sr. Majestät zu beleidigen oder Haß und Verachtung gegen die Regierung und Verfassung des Landes anzufachen und zu verbreiten, und diese Nachrichten angeblich aus fremden Zeitungen entlehnt sind, so wird die Aufnahme derselben mit einer Arreststrafe belegt, welche nicht unter sechs Monaten und nicht über ein Jahr sein kann, die Strafe nicht gerechnet, welche noch außerdem nach den Umständen für so großes Vergehen verhängt werden könnte. Auch muß bewiesen werden, daß der fragliche Artikel buchstäblich derselbe ist als in dem fremden Blatte. Kann dieser Beweis nicht geführt werden, so ist die Bekanntmachung des Artikels als Libell zu betrachten, und fällt derselbe dem Redacteur zur Last, als hätte er selbst ihn geschrieben."

Das Libellgesetz ist zwar umfassend und streng, verliert aber von seinem Charakter viel durch die verhältnißmäßige Seltenheit der Anwendung und durch das Geschwornengericht. Das großartige öffentliche Leben der Engländer bringt es mit sich, daß ihre Empfindlichkeit für Preßangriffe auch stachligen Styls eine unvergleichlich geringre ist, als auf dem Continente.

Das Libell (von dem der Verf. S. 40 ff. handelt) ist schriftliche oder gedruckte böswillige Ehrenkrän

tung, und wird als Friedensbruch betrachtet. Es giebt zwei Classen desselben, das politische und das Privatlibell. Das erstre besteht in Beleidigung 1) gegen die Religion, 2) gegen die Sitten und das Naturrecht, 3) gegen das Völkerrecht, 4) gegen den Staat und die Verfassung, 5) gegen den König und seine Regierung, 6) gegen die beiden Häuser des Parlaments. Das Privatlibell ist gerichtet 7) gegen die Gerichtshöfe, 8) gegen die Großen des Reichs, 9) gegen Magistratspersonen, 10) gegen Privatpersonen.

Mit Recht bemerkt der Verf., daß die englische Staatsregierung mit Hilfe des Libellgesetzes bedeutenden Druck gegen die Presse ausüben könnte, wenn sie Richterin in eigner Sache wäre. Aber alle Preßvergehen unterliegen ohne Ausnahme dem Spruche des Geschwornengerichts, und dieses ist die unerschütterliche Bürgschaft gegen Willkür und polizeiliche Ungebühr, zugleich aber auch gegen strafbare Preßangriffe. Die strenggesetzliche Unparteilichkeit der englischen Jury ist musterhaft. „Das Gesetz ist die Religion des Engländers; seine Freiheit ist gesetzlich, vom Gesetze hat er alle seine Rechte, er hängt daran, und achtet das Recht, weil er weiß, daß ohne dasselbe er nicht frei sein kann.“ (S. 61.)

Der Verf. schildert S. 55 ff. kurz die Einrichtung der englischen Jury. Er ist übrigens, wie er beiläufig bemerkt, kein Freund der Jury überhaupt. Ohne irgend auf Theorien Rücksicht zu nehmen, zeigt doch sicherlich die geschichtliche Erfahrung, daß das Geschwornengericht ein Bollwerk der staatlichen Freiheit, daß es jedem Volke unentbehrlich ist, welches sich selbst angehört und weder gesetzmäßige noch gesetzwidrige Willkür von Seiten machtbegabter Exemten zu fürchten hat. —

(Schluß folgt.)

Leo „Lehrbuch der Universal-Geschichte.“

(Fortsetzung.)

Die Fürsten selbst sahen in den Unterschieden der Stände Nichts weiter, als mechanische Mittel der Herrschaft; sie betrachteten den Staat nur nach der Seite des momentanen factischen Bestandes, nicht nach der Seite der historischen Bildung und des Rechts. Der Staat wurde ihnen zu einem Abstractum, welches nicht sein eignes organisches Leben hat, sondern zu einzelnen Zwecken da ist. Für diesen Dienst des bien public, ein Begriff, der sich ganz subjectiv gestaltete, verlangten sie unbedingt und ohne Rücksicht auf frühere, rechtlich hergebrachte Schranken ihre Gewalt, und hatten bei diesem Bestreben gegen Adel und Geistlichkeit die ganze, von den oben entwickelten Ansichten mechanischer Natur ergriffne Mitwelt zu Mitstreitern. Nothwendig mußten so die Fürsten sich eigentlich nur als erste Staatsdiener, als oberste Beamten jenes chimärischen Wesens, genannt Staat, betrachten. Dieses die sogenannte Philosophie des 18. Jahrhunderts. Die Fürsten sind Philosophen. Von der Mitte des 18. Jahrh. an sodann zeigt die Geschichte, wie diese Ansicht die verschiednen europäischen Höfe in eine bewußt revolutionäre Stellung zu dem früher bestehenden Recht brachte, bis dann die Sache des Umstürzens eine solche sittliche Gewalt, ein solches Ansehen bei allen Menschen erhielt, daß alle Scheu vor dem historisch Hergebrachten als solchem, also auch vor der fürstlichen Gewalt wegfiel, und daß nun die Montesquieusche Doctrin constitutionell beschränkter fürstlicher Gewalt, oder die Rousseausche Doctrin der Gleichheit und Freiheit als unveräußerlicher Menschenrechte gegen die Fürsten selbst geltend gemacht wurde. — Diese Tendenzen werden zunächst von den Fürsten selbst verfochten, z. B. von Friedrich II., welcher jedoch durch die historisch gegebne Lage seines Staats ein gewisses historisches Recht hatte. Sodann aber werden sie verfolgt durch empörte Unterthanen, in der nordamerikanischen und französischen Revolution, von welchen jedoch die erstre, ähnlich wie Friedrich II., ein gewisses durch die Verhältnisse gegebnes Recht hatte. — —

Das Vorstehende möge zum Beleg des von uns oben Gesagten dienen. Hier aber müssen wir mit aller Macht gegen die Manier, jede Abweichung von den mittelalterlichen Verhältnissen von der Willkür der Individuen und ihrem bösen Willen abzuleiten, protestiren. Einem Historiker sollte man die alte Wahrheit nicht zu wiederholen brauchen, daß in der Geschichte neben dem Princip der Persönlichkeit und Freiheit (keineswegs aber Willkür, wie Hr. Leo meint) das der Nothwendigkeit und Allgemeinheit hergeht, daß gerade die kräftigsten, freisten, selbständigsten Persönlichkeiten aus der Nothwendigkeit der Sache heraus arbeiten, daß, mögen die Individuen noch so frei, willkürlich, selbständig handeln, oder zu handeln wähnen, immer ein Höherer hinter ihnen steht und in ihnen handelt, mag man ihn nun Gott, Geist, Weltgeist, Geschichte, Menschheit, Schicksal oder Vorsehung nennen. Die Willkür ist in der Philosophie und Geschichte ein gleich leeres Wort. Wie bei der philosophischen Frage über die Willkür der Indeterminismus immer an der Frage scheitert, warum denn dieser Wille sich doch so oder so bestimmt habe, so taucht in der Geschichte immer die Frage wieder auf, wie es denn komme, daß diese oder jene Leute gerade dieses, unter diesen Verhältnissen, auf diese Weise, zu dieser Zeit gewollt, oder nicht gewollt hätten? mit andern Worten, an die Stelle der persönlichen Willkür, welche ein nichtssagendes Wort ist, tritt der objective, nothwendige historische Proceß selbst. Hr. Leo charakterisirt den ersten Zeitraum, den er in diesem Band beschreibt, durch das Bestreben der Fürsten, ihre monarchische Gewalt von den mittelalterlichen Schranken zu befreien, worin sie unter Anderm namentlich durch die Machiavellistische Methode, durch sinnliche Mittel des Eigennutzes zu wirken, und durch die gleichen Ansichten der bei Weitem größern Mehrheit der Zeitgenossen unterstützt worden wären. War denn nun dieses Bestreben der Fürsten, die Macht der Corporationen zu brechen, ein so ganz verwerfliches, wie es Hr. Leo immer darstellt? So ganz gewiß nicht, daß es vielmehr nothwendig war, wenn nicht der Staat in elenden Corporationsstreit und Eigennutz sich auflösen sollte. Hr. Leo spricht immer von dem gesunden, dem natürlichen, organischen Staat des Mittelalters. Or-

ganisch! Freilich organisch! Da Hr. Leo ein guter Christ zu sein behauptet und auch in diesem Buch die Bibel manchmal citirt, so wollen wir sie auch einmal citiren; er möge nachlesen 1 Cor. 12, 12—26, dort hat er eine dialektische Entwicklung des Begriffs des Organismus, wie sie ein Philosoph nur wünschen mag. Daraus wird ihm klar werden, daß der Organismus aufhört, wenn die einzelnen Theile nicht mehr Theile, also durch die andern ebenso hervorgebracht, wie sie hervorbringend sein wollen, sondern jedes für sich das Ganze sein, die andern ausschließen, oder zu einem bloß nicht abzuwendenden Uebel herabsetzen wollen. (1 Cor. 12, 22. 23.) Und das ist just auch der historische Grund, warum der mittelalterliche Staat sich in sich selbst auflöste. Er ging zu Grund in der absoluten Selbständigkeit der einzelnen Theile, d. h. der Stände, Corporationen 2c., in ihrer Sprödigkeit gegen einander, indem jedes dieser Theile oder Glieder nicht mehr allgemeine, sondern nur besondre sein wollten, und dadurch das Allgemeine, den Staat selbst auflösten. Der Grundschaden des mittelalterlichen Staats war diese (gewiß nicht organische) Sprödigkeit der Corporationen und Stände gegen einander und gegen das Staatsoberhaupt. Daher sich auch dieser doppelte Kampf der ganz starr fixirten, unflüssigen Corporationen unter einander und gegen das Staatsoberhaupt durch das ganze Mittelalter hindurchzieht — und an diesem Kampf ist dieser Staat zu Grund gegangen, freilich nicht zu Gunsten der natürlichen Corporationen, sondern zu Gunsten des Allgemeinen, des Staats, zunächst repräsentirt in der Staatsmacht, der Gewalt des Fürsten. Wie wenig der mittelalterliche Staat ein organischer war, kann man schon in seiner Blüthezeit sehen, in der Zeit der Hohenstaufen. An was gingen diese zu Grund? Am Vasallenwesen. Man nehme nur das Beispiel des Barbarossa und Heinrich des Löwen. Wodurch wurden die Hohenstaufen gezwungen, ihre Familien- und Staatsgüter und Rechte an die Vasallen zu verschleudern? durch die unorganische Selbständigkeit und Macht der Vasallen (welche doch gewiß im Feudalstaat wesentlich war), welche keinen Begriff von Volks- und Staatseinheit hatten, sondern nur von Privat- und Standesinteresse. Und so ging es fort in diesem mittelalterlichen Staat bis zu seiner völligen Auflösung. In Deutschland kam mit den Habsburgern das Familien- und Hausinteresse auf den Kaiserthron, daher der nationale Zerfall Deutschlands sich nicht erst von der Reformation herschreibt*). Wer sich aber überzeugen will, wie sehr Recht die Fürsten hatten, ihre Macht gegenüber ihren Ständen auszudehnen, der lese nur eine einzige Verhandlung dieser Stände, sei es der deutschen Reichsstände, oder der Stände in einem Territorium, wenn es sich einmal um einen allgemeinen Zweck handelte, für welchen Etwas zu leisten, zu thun, oder zu dulden war. Welch elendes Gezänke, welch elendes Philisterium, welche blanke Spießbürgerei, welcher bornirte Standesegoismus! Wie war aller Sinn für das Große, alle Richtung auf das Ganze, alle Empfänglichkeit für Staats- und Nationalehre verschwunden! Wie war doch allein der bornirteste, kurzsichtigste, nur auf den nächsten Augenblick gerichtete, jeder großen Bestrebung unempfängliche Privat-, Standes- und Provincialegoismus zurückgeblieben! Man lese nur einmal eine Verhandlung über die Subsidien zu einem Türkenkrieg. Wenn der Feind schon im Land war, welch ein erbärmliches, ehrvergeßnes Abmarkten um ein paar Gulden, oder um ein paar Mann Soldaten! Jeder Stand, jede Provinz, jede Stadt, jedes einzelne Standesmitglied — wie suchten alle, alle nur immer von sich weg und andren aufzuladen, wie ließen alle lieber Alles zu Grund gehen, ehe sie thaten, was das geringste Ehr- und Nationalgefühl forderte, außer wenn ihnen der Feind schon im Nacken saß! Gott sei Dank, daß dieses verrottete Corporations-, Standes- und Feudalunwesen zu Grund gegangen, daß es endlich durch den Gang der Geschichte, durch seine eigne Vermodrung so ruinirt ist, daß es keine menschliche Kunst wird wieder vom Tod zum Leben zurückbringen können. Wir sind kein Freund des Absolutismus, aber das ist das unsterbliche Verdienst des 17., noch mehr aber des 18. Jahrhunderts, daß sie dieses elende, spießbürgerliche, egoistische Corporations-, Standes- und Feudalunwesen zu Grabe getragen haben, — und daß sie es ins Grab legen konnten, beweist ihr historisches Recht.

(Fortsetzung folgt.)

*) Es ist neuerdings zur Gewohnheit geworden, die Feindseligkeit der Protestanten gegen Karl V. und seine katholischen Nachfolger auf dem Kaiserthrone als einen Verrath an Deutschland zu brandmarken. Gewiß kann Niemand den damaligen allgemeinen Mangel an Nationalgeist in Deutschland mehr beklagen, als wir. Allein waren die damaligen Kaiser deutschnational gesinnt? Man betrachte ihre Politik unbefangen, nicht wie sie sprachen, sondern wie sie handelten, und es wird sich zeigen, daß diese burgundischen, nachher deutsch-spanischen Kaiser die Kaiserkrone nur als einen schönen Edelstein in ihrer Familienkrone betrachteten. Die Politik der Kaiser war insbesondre von der Reformation, das heißt von Karl V. an, welcher in dieser Tendenz seine historische Bedeutung hat, nie die Hausmacht und das Familiengut für das Reich, sondern immer das letztre für das erste zu benutzen. Wie unhistorisch und leichtgläubig Leute, wie Leo, verfahren, zeigt er z. B. S. 352, wo er von Friedrich Wilhelm I. von Preußen rühmend anführt: wie werth war ihm noch die Vorstellung von der kaiserlichen Würde! Als ob ein Wort, oder auch ein wirkliches Gefühl, welchem die ganze Praxis widerspricht, historischen Werth, oder nur überhaupt einen Werth hätte!

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

// Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 52. 3. März. 1842.

Die Preßfrage.

(Schluß.)

Alles, was die Blicke der Deutschen auf englische Solidität hinlenkt und sie an die Nothwendigkeit eines gesunden und kräftigen politischen Lebens erinnert, muß Allen erwünscht sein, welche für Deutschland eine ehrenhafte Zukunft wollen. Deßhalb verdient unser Verf. aufrichtigen Dank. Dies kann uns aber nicht von der Bemerkung zurückhalten, daß seine Ansichten über den Staat und öffentliche Institutionen noch ziemlich schwankend zu sein scheinen. Gewissenhafte Prüfung ist stets achtbar, ja unentbehrlich. Gerade sie wird, wie zu hoffen steht, den Verf. zu gerechter Würdigung einiger öffentlichen Verhältnisse führen, auf welche er jetzt noch zweideutige Lichter fallen läßt. Das „Vorwort" namentlich ist gemeint. Wenn der Verf. an dem Hervorheben der „natürlichen Rechte des Menschen" keinen Gefallen findet, so stimmt ihm Jeder bei, der eben keinen Naturzustand, kein Zusammenleben von Wilden bei uns begreift noch will. Das engste Wechselverhältniß von Rechten und Pflichten im Staate ist ganz in der Ordnung. Ein Recht ist schon als solches beschränkt; steht ihm kein andres Recht gegenüber, so ist es selbst kein Recht mehr, sondern absolute Gewalt. Verfänglich, wenn sie ohne schärfre Bestimmung bleiben, sind Sätze wie folgender: „Eben durch seine Natur mehr zum Bösen als zum Guten geneigt, folgt der Mensch vorzugsweise der Stimme der Leidenschaft. Er bedarf der Gesetze, die ihn zügeln und seine Rechte bestimmen, damit er sie kenne" (S. 3). Lassen wir an diesem Orte die Ansicht, welche in Hobbes den schroffsten Vertheidiger fand, auf sich beruhen. Ist sie aber wahr, sind die Menschen von Hause aus grimmige Raubthiere, so liegt darin der allerstärkste Grund für freie Staatsverfassung. Denn da die Regierenden auch Menschen sind, d. h. „mehr zum Bösen als zum Guten geneigt," so bedürfen auch sie „der Gesetze, die sie zügeln." Das ist noch begreiflicher, wenn man bedenkt, wie leicht der Besitz der Macht zum Mißbrauch verführt; wer möchte zählen, wie oft es geschehen ist? Jedenfalls scheint es nicht viel auszutragen oder vielmehr höchst vernünftig, wenn zu der eventuellen Pflicht der Bürger, sich zerreißen zu lassen, auch das Recht zu zerreißen sich gesellt. Bewahre sich davor jedes Land eben durch die Einsicht und Praxis, daß die Summe der öffentlichen Rechte und die der öffentlichen Pflichten nicht auseinandergerissen und in die Hände verschiedner Personen und Körperschaften, so daß die einen oben, die andern unten, gelegt werden, d. h. daß freie Staatsverfassung allen Bürgern gerecht werde. Dann gerade haben Alle selbst das größte Interesse, Ruhe und Ordnung zu beschützen und zu erhalten; politische Unzufriedenheit wird seltner und gefahrloser. Der Verf. sieht zu düster, wenn er meint: „Man spricht überall von den Rechten des Menschen, ohne das Wort Recht zu definiren, ohne bestimmt anzugeben, was Rechtens ist, wodurch eine Verwirrung der Begriffe und eine Gährung in den Köpfen entstehen, die heut zu Tage ganze Nationen einem unermeßlichen Abgrunde zuführen" (S. 4). An vielen Orten ist es unendlich leichter, seine „Rechte" zu wissen, als zu verlangen oder zu behaupten. Und wo die Menschen noch nicht ganz klar darüber sind, wird ihnen sicherlich zu rechter Zeit ein Licht aufgehen. Manche Regierung hat es ihnen selbst angezündet, weil sie nicht bedachte, welche Wirkung fortgesetzte Reibungen haben. Was die „Gährung" und den „Abgrund" betrifft, so erinnern wir den Verf. an alle Zeiträume der Geschichte, in denen die Menschheit schwanger ging. Im 15. Jahrhundert und zu Anfange des 16. war die „Gährung" mächtig gnug und die Menschen bei Weitem nicht alle über sich selbst klar; wer möchte die daraus geborne Reformation hinwegwünschen? Und als sie ans Licht gekommen, ging erst eigentlich die Menschenschlacht an. Sind nun die reformirten Völker untergegangen? Sie sind die allein welthistorischen geworden. Dagegen die erzkatholisch gebliebnen, gar nicht oder wenig von der religiös-kirchlichen „Gährung" berührten Völker sind auf Jahrhunderte in „Abgründe" gestürzt, wo sie ohnmächtig vegetirt haben, bis die französisch-europäische Idee der politischen Verjüngung auch sie zu einem neuen, höhern Dasein aufgerufen. Die auferstandnen Spanier und Portugiesen können sich natürlich nicht so schleunig wieder zurechtfinden; aber sicherlich haben sie doch schon jetzt mehr Genuß und Genießbarkeit, als da sie todt und faulend waren.

S. 8 läßt der Verf. dem deutschen Volkscharakter nicht die gebührende Gerechtigkeit widerfahren. Er meint, daß „in dem, was man die öffentliche Meinung zu nennen über-

eingekommen ist, das Glänzende und Gefällige gewisser Lehren und die trügerischen Eingebungen erhitzter Phantasien die ruhige Ueberlegung und die Solidität der Urtheilskraft täglich mehr verdrängen. Daß Frankreich an der Spitze dieser Meinung steht, und von ihm aus die der Nation eigenthümliche ansprechende Leichtfertigkeit sich über diejenigen Nebenländer erstreckt, deren Völker bis jetzt in einem ganz andern Ruf gestanden haben, darf nicht bezweifelt werden. Von diesem Staate geht der Impuls aus, der heute ganz Europa in Bewegung setzt, ein Grund mehr, zu wünschen, daß derselbe endlich zur Fixität gelangen möge, da er Andre so leicht irre leiten kann." Wenn in dieser Stelle auch Deutschland gemeint ist, so möchte es dem Verf. schwer werden, in dessen politischer Entwicklung leichtfertige Partien aufzufinden, er müßte denn die Rücksichtslosigkeiten im Sinne haben, mit welchen hie und da von oben her vorgeschritten worden ist. Die Deutschen sind im Ganzen genommen in politischen Händeln die allerumgänglichste Nation und können wegen ihres Sinnes für Ruhe und Ordnung, selbst wenn unterirdisch Leidenschaften brausen, als Muster aufgestellt werden. Unsren Volksvertretern und namhaften Publicisten kann man billiger Weise Solidität und Ernst nicht absprechen. Geordnete Entwicklung ist ihnen die liebste, wenn sie auch nicht immer die leidenschaftliche Liebe unsrer regierenden Staatsmänner zur öffentlichen Ruhe theilen. Denn die abstracte Ruhe eines Staates ist eben gar nichts Andres als der Tod. Deßhalb glauben wir, daß, wenn auch Frankreich mit einem Male einschliefe, deßhalb die Deutschen es ihnen nicht nachmachten. Die Bedeutung Frankreichs für die Gegenwart schlägt der Verf. offenbar zu hoch an. Was dort vor 1830 geschah, geschah für Europa mit, daher die fieberhafte Spannung bei jedem Schicksalswechsel des französischen Volkes. Seit aber die Julirevolution sich wie der Rhein im Sande zu verlieren scheint, und hauptsächlich seit der politische Kampf aller Orten eröffnet worden ist, bedarf es wahrlich keiner französischen Stichwörter mehr, um das Lebendige am Leben zu erhalten. Nichtsdestoweniger bleibt der großen französischen Revolution ihre weltgeschichtliche Bedeutung. Wollte man aus fremdländischen „Impulsen" unsre Bewegungen ableiten, so könnte man auch England zur Verantwortung ziehen, an dessen Vorbilde auch Frankreich sich einst zum Theil auferzog, und das unser Verf. selbst „die Wiege der Freiheit, und was Gründlichkeit und Tiefe anbelangt, immer ein Musterland für Europa" nennt (S. 7).

In Beziehung auf Constitutionen äußert der Verf. S. 6: „Die größte Wohlfahrt der Nation bleibt immer der Zweck des Staates; die Staatsform ist nur das Mittel, diesen Zweck im weitesten Umfange zu erreichen." Wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen. Aber nicht immer ist es den Mitteln vergönnt, ihre reinen und vollen Wirkungen auszuüben. So haben auch die Constitutionen ihre Perturbationen. Sonst aber ist es ein unumstößliches Geschichtsresultat, daß freie Verfassungen unter verschiednen Verhältnissen zu dem Zwecke, die Nationalwohlfahrt zu befördern, mächtig beigetragen haben. Man muß übrigens mit dem Begriffe der öffentlichen Wohlfahrt sehr behutsam umgehen. Immerhin sei sie der Zweck des Staates, aber da der Verf. an andren Stellen Staat und Regierung zu identificiren scheint, könnte seine Definition des Staatszweckes sehr leicht zu verkehrten Vorstellungen führen. Leider ist bei Administratoren und Publicisten die Meinung, ein Volk sei lediglich vorhanden, um sich beglücken zu lassen, noch allzu sehr verbreitet. Wo dieser Irrthum durchgreift, da kann die Knechtschaft, wenigstens theilnahmlose Ohnmacht des Volkes nicht ausbleiben. Die Regierung ist vielmehr da, um die Formen, in welchen das Volk sich selbst beglückt, aufrecht zu erhalten. Schon der Name Staatsregierung sagt, daß selbige nicht selbst der Staat ist. Die ganze Nation (nicht eine oder mehrere Personen) ist der Staat; sonst würde z. B. der Hof zu Bourges der spanische Staat sein. Einige Leute dort mögen es sich auch so denken; warum sollte man ihnen dies Vergnügen nicht gönnen?

Der Satz des Verf. (S. 3): „Manche Nation glaubt in dem Rechte der Oeffentlichkeit das Palladium ihrer Freiheit zu besitzen," läßt sich unbedenklich kategorisch ausdrücken. Noch niemals ist eine Nation frei gewesen ohne Oeffentlichkeit. Der Verf. selbst muß es wohl glauben, da er zunächst in Bezug auf England von dem Rechte der freien Prüfung aller Regierungshandlungen sagt (S. 9): „Unentbehrlich scheint dieses Recht, wenn Freiheit sein soll." Hiemit scheiden wir friedlich und achtungsvoll vom Verf.

Die Nutzanwendung der „Preßfreiheit in England" für uns Deutsche liegt nicht weit ab. Mag sie vor der Hand noch unterwegs sein; ankommen wird sie so gewiß, als die Deutschen eine Nation sind. Dazu wird unsre Preßgesetzgebung ohne gothische Zierrathen sein; im Kirchlichen müssen die Engländer von uns lernen. — Die Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit einer freien Presse ist bei uns weit gediehen; auch nicht wenige hochgestellte Männer theilen sie. Freilich giebt es in Deutschland äußerst verschiedne Charaktere und Ansichten; wenn sie aber nur alle folgerichtig und energisch ihren Inhalt und Willen entwickeln, so wird Alles gut stehen. Was zu siegen verdient, wird siegen.

K. Nauwerck.

Zusatz.

Seit Abfassung des Vorstehenden ist in Preußen am 24. Dec. 1841 von den drei Censurministerien ein Circular

an die königl. Ober-Präsidien erlassen worden, welches unter Hinweisung auf das Censuredict von 1819 eine mildere Ausübung der Censur anordnet. Das am 14. Jan. 1842 veröffentlichte Circular ist ohne Zweifel von den reinsten Gesinnungen ausgegangen. Der Unterzeichnete enthält sich hier jeder nähern Beurtheilung des Actenstückes und kann nur seine Ueberzeugung wiederholen, daß die gänzliche Abschaffung der Censur die einzige Maßregel sei, welche der gegenwärtigen preußisch-deutschen Geistesentwicklung entsprechen würde. K. N.

Leo „Lehrbuch der Universal-Geschichte."

(Fortsetzung.)

Wären diese Fürsten wirklich bloß Egoisten gewesen, so träfe sie kein andrer Vorwurf, als ihre ganze Zeit, — und diese ganze Zeit ist noch einmal gesagt Nichts mehr und weniger, als das Product, d. h. die innerliche Auflösung der mittelalterlichen Verhältnisse in sich selbst. Aber sie waren nicht bloß Egoisten; sie stellten, wenn zunächst auch eine absolutistische, doch eine Einheit her, und das war das unendlich, unsterblich Höhere gegen das alte zerrißne, unorganische, egoistische Unwesen*). Ein Staat ohne Staatsmacht ist kein Staat, eine Nation ohne nationellen Einheitspunct ist keine Nation, ein Bürger, der nicht Staatsbürger, sondern nur Standesgenosse und Corporationsmensch ist, ist ein elender Spießbürger, unwürdig, Mitglied eines freien Staats und Sohn einer großen Nation zu sein. Der elende Corporations- und Ständestaat, welcher, das Ende des Mittelalters, im vorliegenden Zeitraum sich auflöste, ist kein Staat, sondern ein schlechtes, unorganisches Conglomerat, welches höchstens das Zusammengeworfenwerden verdiente. Hr. Leo wirft den Fürsten dieser Zeit den Machiavellismus vor. Welche andre Methode hätten sie denn aber befolgen sollen? Für was waren denn diese Stände und Corporationen empfänglich, als für das sinnliche Motiv der Furcht und Hoffnung, d. h. des Eigennutzes? Hr. Leo kommt manchmal selbst auf die egoistische Bornirtheit der Stände zu sprechen; hätten denn die Fürsten diesen bornirten Egoismus etwa noch pflegen sollen? Von Machiavelli urtheilen wir anders, als Leo. Er sprach in seinem Systeme das aus, was in seiner Zeit lag, d. h. daß aus dieser heillosen Bornirtheit, Sprödigkeit, Zerrissenheit nur ein kräftiger Despotismus retten konnte. Das ist der große Sinn Machiavelli's. Daß seine Methode in Frankreich und Deutschland, nicht in Italien befolgt wurde, hatte seinen historischen Grund darin, daß in Frankreich im Wesentlichen gleiche Verhältnisse wie in Deutschland vorlagen, daß aber in Italien die Hindernisse, welche der Ausführung im Weg standen, noch größer waren, als in den beiden andern Ländern, daher auch Italien noch jetzt in Elend versunken ist. Hr. Leo stellt seinen sogenannten organischen Staat, der auf die natürlichen Stände basirt sein soll, dem modernen Liberalismus gegenüber, welcher nach ihm die Individuen atomisire. Wir haben nicht jeden Liberalismus zu vertheidigen; aber das wird uns jeder Unbefangne zugeben, daß die Beziehung auf die natürliche Beschäftigung (der Stand) allein dem Menschen noch keine Beziehung zum Ganzen, sondern eben nur zu seiner natürlichen Beschäftigung giebt; indem er auf diese firirt ist, hat er keine Beziehung zum Ganzen, also auch nicht zum Staat, und indem er eine Beziehung zum Ganzen gewinnt, tritt er aus jener Firirung heraus. Jede Leistung, jeder Kampf, jede Aufopfrung für das Ganze geht hervor, nicht aus der natürlichen Firirung, welche für sich allein isolirt, sondern aus der bewußten, lebendigen, geistigen Beziehung auf das Ganze, d. h. aus wahrhafter geistiger und sittlicher Bildung, welche durchaus nicht unmittelbar mit der natürlichen Basis des Individuums zusammenhängt. Das Ziel und die Aufgabe des Liberalismus ist, die geistige und sittliche Bildung zum agens im Staat zu machen; darum kann der richtig verstandne Liberalismus nicht Republicanismus sein, weil dieser, wenn er nicht zum Despotismus der einen Partei gegen die andren werden soll, eine wesentliche Gleichheit der Interessen und Bildungsstufen aller Staatsbürger voraussetzt. Diese Gleichheit ist factisch nicht da, und war immer nur da in relativ ungebildeten Zeiten.

Aber das hat der Liberalismus mit der Republik gemein, daß er eine bewußte Beziehung aller Staatsbürger zum politischen Leben anstrebt, aber diese Beziehung, welche nothwendig, als geistige, Activität ist, nach der Bildung abmißt. Der Proletarier ist ausgeschlossen, nicht weil er Nichts hat, sondern weil sein Nichtshaben ihm theils das Interesse am Bestand des Staats nimmt, theils ihm die geistige und sittliche Bildung verwehrt; aber sein Recht ist, zum gebildeten Staatsbürger gemacht zu werden. Durch diese bewußte, gebildete Beziehung zum Staat ist die Atomistik abgeschnitten; denn die Bildung verbindet; sie ist nur Bildung durch die Beziehung zur Einheit, zum Ganzen. Darauf beruht die Fordrung der Constitution und Repräsentation und der freien Presse; sie sollen nicht die Staatsgewalt beschränken, sondern vielmehr zum wirklichen Resultat des (richtig verstandnen) allgemeinen Willens, der wirklichen Substanz des Staats machen. Nicht der Einzelne als solcher, nicht der Stand als solcher, sondern nur die Bürger als allgemeine in ihrer Beziehung zum Ganzen sollen vertreten werden, und dieses geschieht nicht durch die Corporationen und Stände, sondern nur durch die wirkliche Bildung. Diese zur Macht im Staat zu machen, ist das Ziel des richtig verstandnen Liberalismus, und dieses Ziel wird er erreichen, so gewiß Vernunft in der Geschichte waltet, so gewiß in der Geschichte noch immer die geistige Macht zuletzt den Sieg davon getragen hat. — Hrn. Leo ist namentlich der liberale Begriff der Volksvertretung ein Dorn im Auge, weil wohl das Interesse eines Standes, einer Corporation ꝛc. vertreten werden könne, z. B. S. 593: „aber eine arithmetische Masse aus Menschen von allen Berufsarten, Komödianten und Candidaten, Käsehöker und Prä-

---

*) Um einen Augenblick auf unser Jahrhundert abzuschweifen, so hat Napoleon vom welthistorischen Standpunct aus nur Ein Unrecht gegen Deutschland begangen, — daß er dergl. deutsches Unwesen nicht ganz zusammen geworfen hat, sondern soweit bestehen ließ, als er glaubte, daß es für sein Kaiserreich nützlich sei. Daß wir aber nicht selbst reformirten, daß ein fremder Erobrer kommen mußte, um uns theilweise zu erlösen, ist nicht sein Verbrechen, sondern unsre Schande.

laten, Kohlgärtner und Banquiers, Maler und Schuster können darum, weil sie zufällig an einem Orte, in einer Gegend leben, noch durchaus keine Möglichkeit der Repräsentation haben." Man sieht, Hr. Leo hat sich rechtschaffen angestrengt, um so in Einem Satze diesen ganzen Repräsentationsunsinn auf die Seite zu schaffen. Aber allzu scharf macht schartig. Wir wollen ihm einige Gegenfragen machen. Besteht denn das einzige Interesse, das ein Mensch haben kann und soll, nur in dem Interesse seiner Zunft, seiner Corporation? Wird nicht der Mensch, wenn ihm alles Andre, außer dem Interesse seines Standes, seines Gewerbes rc., d. h. alles Geistige bloß gegeben wird als Etwas, das in der Form, in der es ihm gegeben wird, anzunehmen seine verfluchte Pflicht und Schuldigkeit ist, zum Thier, oder wenigstens nahe ans Thier, d. h. zu einem Interesse-, zu einem Geld-Menschen herabgewürdigt? Wird nicht durch die Selbständigkeit der Corporationen die Einheit des Staats zerrissen, und dadurch nothwendig, daß diese Einheit und Macht des Staats auf gewaltsame, d. h. revolutionäre Weise sich herstellt? Sodann was die Repräsentation betrifft, wo hat denn ein vernünftiger Liberaler, und wir haben jetzt nicht das 18. Jahrhundert, welches der Geschichte angehört, sondern das 19., gegen welches sein ganzes Buch gerichtet, zu vertheidigen, wo hat ein vernünftiger Liberaler eine bloß arithmetische und räumliche Grundlage für die Repräsentation verlangt? Hat Hr. Leo hier nicht vielmehr das Wesen der Sache mit der Frage nach der Zweckmäßigkeit der empirischen Ausführung, welche, wenn sie eine geordnete sein soll, neben andern Seiten allerdings auch eine arithmetische und locale hat, verwechselt? Wo in aller Welt fällt es denn Jemand ein, einem Käsehöker, einem Komödianten, einem Candidaten, rein um dieser Qualität willen, was ja eben mittelaltriges Zunftunwesen wäre, das Recht der Wahl, also der Repräsentation zuzuschreiben, wiewohl sie oft mehr Verstand und sittlichen Charakter haben mögen, als Adel und Geistlichkeit, deren Untergang Hr. Leo so sehr bedauert? — Indessen, was sollen wir mit Hrn. Leo streiten! Die Frage ist einfach, ist der Mensch mehr, als Interessen-Thier, ist er geistiges Wesen, so muß auch der Staat für ihn auf geistige Weise, d. h. in der Form der Activität da sein. Für die empirische Ausführung entsteht dann natürlicherweise die Frage, wo in der Nation die geistige Schwerkraft liegt, und von der richtigen Beantwortung dieser Frage hängt es ab, ob eine Constitution eine Wahrheit oder eine Täuschung wird. — Hr. Leo hat namentlich auch einen gewaltigen Grimm über die veränderte Stellung des Bürger- und Bauernstandes. Der Historiker sollte wissen, daß diese ein nothwendiges Ergebniß der Geschichte ist. Man nehme außer dem Aufschwung des Handels und der Industrie durch die Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Ostindien, welche namentlich dem dritten Stand zu gut kamen, die Erfindung der Buchdruckerkunst, des Schießpulvers rc., durch dieses Alles wurde der Schwerpunct in der Construction des Staatssystems ein andrer. Adel und Geistlichkeit traten nicht nur an Reichthum, sondern auch an Bildung, Energie und namentlich sittlicher Haltung hinter dem dritten Stand zurück — mit Einem Wort, die bloße Naturbasis des Staates war durch den Geist selbst — denn jene Erfindungen und Entdeckungen sind doch Producte des freien Geistes — gebrochen. Die Aufgabe des Historikers wäre es, statt unmächtig zu poltern, diesen Entwicklungsgang recht einleuchtend darzulegen, eine Aufgabe, welcher nachzukommen Hr. Leo in diesem Bande weit entfernt ist. Die Bedeutung dieser Entwicklung nicht einzusehen, ist historischer Blödsinn, und die ganze conservative Partei, die sich gegen diesen Entwicklungsgang stellt, nichts Andres als das Kind solcher historischen Geistesschwäche und Unwissenheit. Der Historiker hätte die Aufgabe, solche Unwissenheit und Phantasie durch sachgemäße Darstellung zur Vernunft zu bringen. Aber freilich, was kann man von einem Historiker erwarten, der (S. 225) folgende merkwürdige Behauptung aufstellt: „die Jansenisten, indem sie sich den Lehren des heiligen Augustin und vor Allem der heiligen Schrift selbst auf das Innigste überall und besonders nach der Seite der sittlichen Weltbetrachtung anschlossen, traten dadurch nicht zu läugnen vielfach mit dem Calvinismus auf gleichen Standpunct, ohne jedoch den hierarchischen Zusammenhang der katholischen Kirche und den Gedanken des christlichen Priesterthums anzugreifen. Es ist eine Erscheinung, welche ganz dem Kreise der Reformation angehört, ja man kann sagen: es ist die reinste, schönste Gestalt, in welcher die Reformation erschienen ist, eine Gestalt, welche das Priesterthum bewahrt, das fast allen andern reformirten Kreisen verloren gegangen ist, und welche dennoch aus dem innersten Grund religiös-christlichen Lebens Alles bestimmte, und nur das auf diesem Weg Gerechtfertigte anerkannte." — In der That eine der originellen Ansichten Hrn. Leo's, die ihm gewiß kein Plagiator stehlen wird. Nur ein paar Fragen möge uns der Historiker beantworten. Z. B. woher kam es denn, daß die deutsche Reformation, welche ja nach Leo vom wahren christlichen Priesterthum abgefallen ist, die Welt eroberte und noch heute lebendig ist, während der Jansenismus nicht im Stand war, nur ein einziges Land, ja nur eine Provinz zu erobern, sondern sich in ein paar Klöster zurückzog, und nach einigen Jahrzehnten erschöpft hatte? Er sage uns nicht, der Jansenismus sei der Gewalt unterlegen: warum war er nicht stärker, als die Gewalt? Wie kam's denn, daß die deutsche Reformation der Gewalt widerstand? Der Jansenismus war wahrscheinlich zu gut für diese Welt; nun Gott hab' ihn selig. Wir haben gnug an Luther; er allein ist uns lieber, als eine ganze Million Jansenisten; denn er ist das ganz, was er ist, während der Jansenismus Nichts ist, als eine Halbheit, die kein beßres Schicksal verdient hat, als die Geschichte über sie ausgesprochen — das der Resultatlosigkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 53. 4. März. 1842.

Neue Lyriker.

1) Gedichte von Gustav Carl. Mannheim 1840. Götz.
2) Veilchen. Für seine Freunde nah und fern. Leipzig 1840. Lehnhold.
3) Phantasien nach Tiedges Urania. Ein poetischer Versuch. Leipzig 1841. Wienbrack.
4) Lieb' am Meere. Ein Liedercyclus von Bernhard Neil. Leipzig 1840. Fritzsche.
5) Erinnrungen an Heidelberg, von Wilh. Mair. Mannheim 1840. Hoff.
6) Gedichte von K. J. Schuler. Mannheim 1837. Löffler.
7) Wellenschläge. Eine Sammlung vermischter Gedichte von Georges Schirges. Genf 1840. Keßmann.
8) Gedichte von Nicolaus Oesterlein. Wien 1840. Gerold.
9) Marienkranz, geflochten von Eginhard. Leipzig 1840. In Commission bei B. Tauchnitz jun.

Hier sind die Titel von neun Gedichtbüchern verzeichnet, und es mögen gegenwärtig wohl nicht neun allein, sondern wohl neunzig im Umlaufe sein. Wie können sie existiren? Die Leihbibliotheken und Lesezirkel nehmen keine Exemplare, weil das Publicum „Gedichte" langweilig findet. Es thut Recht daran, und dieses Recht soll ihm in den folgenden Aeußrungen so vindicirt werden, daß sein Urtheil als rechtmäßig und auch die Sache treffend erscheint. Diese oben verzeichneten Gedichte sind aber zumeist Liebesgedichte, und die unerschöpfliche Fluth derselben überschwemmt so fortwährend die Papiermassen, ohne sich irgend durch Gleichgiltigkeit oder Vernachlässigung hemmen zu lassen, daß es wohl angemessen scheint, über die Bedeutung und Stellung derselben zur Gegenwart einen Zusammenhang aufzustellen. — Unter den lyrischen Gedichten ist das Hervorstechendste meist immer das Liebesgedicht gewesen. Wo wären schönre gedichtet worden, als von deutschen Dichtern, ja der Ausdruck der Liebesempfindung scheint vorzugsweise zur Lyrik zu gehören. All überall hin Liebe — Liebe über die Erde hinaus — Liebe über den Sternen — wer wüßte das nicht? Wer nicht liebt Wein, Weiber und Gesang, hat Mancher gesagt, in jedem Bändchen „Gedichte" sind Liebesgedichte so gewiß für uns, als der Tod. Nun giebt's gegen diesen kein Mittel, vielleicht aber doch gegen jene; und wenn sich freilich durch unsre wohlgemeinten Worte wohl wenige liebetrunkne Poeten bewegen lassen werden, mit ihrem Segen einzuhalten, und wenn wir mit unsern Erinnrungen nur in das berühmte Faß hineinschöpfen, so mag es immerhin geschehen, „vielleicht verquillt ein Spalt." — Zunächst ist's auffallend, daß in Freiligrath's Gedichten die Liebe keine Hauptrolle spielt, und dennoch diese Gedichte, trotz dem, daß sie Poesie der Fremde sind, etwas bei uns gelten. Herwegh's Lieder gelten noch mehr, und der hat rund heraus erklärt, „daß er getrost die Liebe laufen lasse;" und dennoch wagte der Mann, seine Poesien Gedichte eines Lebendigen zu nennen. Wirklich, ohne Liebe? Ja, er that Recht daran; denn um es rund heraus zu erklären — ein Liebeslied, ein unnütz Lied, ein geistlos Lied! Ja wohl haben wir deren schöne gehabt, sie sind für alle Zeiten mitgedichtet worden, und der Liebende aller Zeiten kann seine Liebe in diesen reinen Aether der Poesie eintauchen und verklären; aber jetzt neue zu dichten, ist nicht Zeit, ihre Zeit ist vorbei, sie sind völlig erschöpft in allen ihren Weisen, in allen ihren Formen, Lagen und Bildern. Und dabei ist auch nichts verloren. Die Liebe etwas Unerschöpfliches, Unendliches zu nennen, ist eine Thorheit; denn endlich einmal kommt es auch in der Welt zu der höchsten Fassung und dem entsprechendsten Begriffe dieses Liebesverhältnisses, mithin auch zum vollsten Ausdrucke desselben. Ist die Liebe etwas Göttliches, wie hunderttausend Kehlen stets gesungen, so hat sie es auch an sich, sich begreifen zu lassen; denn das Göttliche ist das Begreifliche. Hat dieses Liebeswesen den Stolz, tiefe Wahrheiten zu enthalten, so darf es auch von dem Vorrecht und der eigentlichen Bestimmtheit der Wahrheit nicht absehen, sich aussprechen zu lassen. Und muß man unsrer guten, deutschen Nation einräumen, daß in ihrem eigenthümlichen Leben der gute liebe Liebesbaum am tiefsten hat Wurzel schlagen können, so muß man eben so auch einräumen, daß sie die Macht und Wahrheit der Liebe auch schon ausgesprochen hat. Oder hat sie es nicht gethan? Wo in der Welt gäbe es schönre Liebeslieder, als die Deutschen gedichtet haben? Ja! das innre Wesen der Liebesempfindung und ihre Wahrheit sind ausgesprochen worden so tief, so wahr, so reichhaltig, daß ihr glauben könnt, ihr Leute, diese Dinge sind bereits von Andern für euch mit abgemacht worden. Wollt ihr das nicht glauben oder sollen euch noch erst Beispiele aufgeführt werden, daß die Liebe mit all ihrem unendlichen Inhalte wirklich in die Brust geisterfüllter Dichter hinabgestiegen ist, und dort so ihre

Wohnung genommen hat, daß diese dann auch am herrlichsten von ihr zu singen vermochten? Diese Männer sangen und thaten das auf lange Zeit für uns Alle. —

„Aber die Liebe ist ewig, ewig werden die Menschen lieben, so lange die Welt stehen wird, wird Liebe das alte und ewig neue Thema des Menschengeschlechts bleiben" — höre ich einen indignirten Lyrizonten ausrufen. Der Beweis aber, dem Alter dieser Ewigkeit entnommen, ist schlecht. Ewig wird Liebe sein, ewig werden sich die Menschen lieben, das heißt doch wohl nichts Andres, als die Liebe ist etwas Vernünftiges, Nothwendiges? Nicht jeder Gegenstand aber, in welchem sich zu manifestiren die allgemeine Vernunft für nöthig findet, hat Anspruch auf eine fortdauernde Beschäftigung von meiner Seite, nicht Alles, was ewig ein solches, wie es ist, sein wird, kann darum schon die Prätension machen, stets von mir als dieses Ewige, Nothwendige dargestellt und ausgesprochen zu werden. Das wäre gerade so, als wenn die Menschen, weil sie in alle Ewigkeit hin essen, schlafen u. s. f. werden, gezwungen sein sollten, diese ewigen, nothwendigen, äußerst conservirenden Functionen des leiblichen Organismus immer zu besprechen, meinetwegen auch zu besingen, oder sie, wie die arme Liebe, todt zu hetzen. Nicht in eine Reihe mit diesen Dingen soll die Liebe gestellt werden, Liebe ist mehr, als viele Dinge in der Welt; nur der Beweis, daß das Recht ihrer immerwährenden Darstellung im Gedicht unmittelbar aus dieser schlechten Ewigkeit sich ableiten lasse, soll als geistlos bezeichnet werden. —

„Ja, wenn nur der rechte Dichter käme!" wirklich? Ohne darauf näher einzugehen, welcher dürftigen Vorstellung von dem Wesen einer Nationallitteratur die Ansicht angehört, daß mit Hintenansetzung aller Verändrung und Entwicklung der Sitte, des Volks- und Staatslebens, es nur auf das einzelne dichtende Subject ankomme, daß dieses die Sachen schon machen würde, wenn es nur zur Stelle wäre, daß wir z. B. ein herrliches Epos haben würden, wenn nur im Augenblick ein Homer unter uns erstünde — ohne uns bei dieser unphilosophischen, wissenschaftlich überwundnen Vorstellung von der (Popanz-)Macht eines solchen Subjects aufzuhalten, von dem Jeder weiß, daß es nie aus seiner Haut heraus, noch in eine andre hinein kann, ist noch bemerklich zu machen, auf ein wie niedriges Gebiet diese Ansicht das Wesen der Poesie herabzieht. Also jetzt sind die Liebesgedichte schlecht, weil es an dem rechten Manne gebricht — heißt das nicht wie die rheinischen Weinbauern sprechen: Heuer ist der Wein nicht gerathen, weil der Regen ausgeblieben, oder wie die Grönlandsfahrer: Dieses Jahr sind die Häringe mager, weil zu viel Nordwind geweht hat! — Ja, die Liebesgedichte sind schlecht, herzlich schlecht, nicht um dieses oder jenes Grundes willen, obschon dieser oder jener Grund wohl angebracht werden könnte, nicht um der Empfindung willen, obschon sie häufig nachgebildet oder erlogen ist, nicht um des Verses willen, obschon er gewöhnlich stümperhaft ist, nicht um der Dichter willen, obschon sie meistentheils in den Froschpfuhl verbannt werden könnten: kurz nicht um eines Andern, sondern lediglich ihrer selbst willen. E s i s t d a s e i n z i g e u n g e h e u r e U n r e c h t i h r e r E x i s t e n z, d a s w i e e i n A l p a u f i h n e n l a s t e t, d a s i h n e n d a s s c h m ä h l i c h e A n s e h e n d e r R e c h t s l o s i g k e i t g i e b t, d a s A l l e, d i e s i e l e s e n, m i t G l e i c h g i l t i g k e i t u n d U n w i l l e n e r f ü l l t. Dies ist nachzuweisen, und sollen die folgenden Bemerkungen vorzüglich den Zusammenhang der Liebesdichtung mit der jedesmaligen Culturperiode zeigen, wonach sich ergeben wird, daß für die gegenwärtige diese Form der Dichtung sich schon erfüllt hat. — Das Liebesgedicht, wie wir es Alle nehmen, ist nicht ein Product der alten, sondern der neuen Welt, und näher verdankt es ebenfalls seine Existenz dem Principe dieser neuen Welt, der subjectiven Freiheit. Zum Wesen dieses Princips, des Wendepuncts der alten und neuen Welt, des Alterthums und der modernen Zeit, gehört es (wie überhaupt zu jedem Principe), daß es Gestaltungen hervorrufe, durch die es als ihre Seele seinen Durchzug hält. Die mit diesem Principe formirte neue Welt hat zu ihren besondern Gestaltungen nicht nur den Seligkeitszweck des Individuums, die Moralität, das Gewissen u. s. f., sondern auch die Liebe. Nun erscheint die Poesie, die göttliche Irisbotin und verkündet die Seligkeit und den Jubel, daß die Menschen Personen, unendlich berechtigte Individuen geworden sind. Dieser Jubel äußert sich durch das Aussprechen dessen, daß ein Jeder dies ist, Männer wie Frauen. Da aber hier der Unterschied eintritt und derselbe zwischen Männern und Frauen am lebhaftesten vorspringt, so ist es besonders die unendliche Eigenthümlichkeit der letztren, worauf der Accent gelegt wird, und so wird immer die einzige, die „einzig eine" in das Gedicht erhoben, so daß bis auf den heutigen Tag der Ausspruch der Philosophie als Härte erscheint, wenn diese gegen die moderne Prätension unanfechtbar behauptet, „es sei nichts Nothwendiges, daß sich einer auf dieses Mädchen capricionire." Gnug, darauf lag der Accent, und das praktische Verhalten äußerte sich im Mittelalter als schwärmrisch-phantastische Frauenliebe im Verhältnisse des Ritters zur Dame. So entschieden nun auch die Anerkennung des Weibes als unendlich berechtigte Persönlichkeit gefühlt wird, so sehr entbehrt dennoch das praktische Verhalten im wirklichen Leben der realen, vollentsprechenden Gestaltung: das katholische Verhältniß des Ritters zur Dame ist abstracte Allgemeinheit, die keine Regel in sich trägt, nach welcher ein in allen Einzelheiten sittlich erfülltes Liebesleben sich entfalten kann; das katholische Verhältniß überschlägt sich, der Ritter geht unter, Toggenburg verzweifelt, Diego de Leon wird er-

schossen, und nur ein Mann, wie Ritter Delorges wirft der Dame den Handschuh ins Gesicht. Auch in der Poesie der Minnelieder ist jener tiefe Boden der innersten Persönlichkeit nicht zu finden. Sie sind nur ein fortwährendes Versichern und Behaupten derselben; daher ihr äußerliches Einerlei, das sie Schiller'n so langweilig machte, und das charakteristische Merkmal, daß von ihnen aus die Perspective in die wahre Erfüllung aller Liebe, in Ehe und Familienleben, sich so spärlich eröffnet. Dennoch ist diese wahre Erfüllung der Liebe zu tief im Wesen des Menschen begründet, als daß sie so ohne alle Spur hätte sein sollen. Sie zeigte sich in der Sphäre, in welcher der Mensch sein Wesen außer sich setzt, in Gott versetzt, — in der Religion. Auf Erden galt Mönchs- und Nonnenthum für das Höchste; aber dafür vermählte sich Gott selbst und es entstand die himmlische Familie, der Gegenstand der tiefsten Liebe, der allseitigsten Verehrung unter den Menschen. So hatte also der Mensch sein Wesen, sein Ich, nicht bloß in einem Gotte vergegenständlicht, sondern er hatte auch seinen heiligsten Zusammenhang, die Liebe und Familie, zur Darstellung gebracht. Dies hat Alles Meister Feuerbach so trefflich gelehrt, daß fürs Erste nichts übrig bleibt, als es zu lernen. „Der Protestantismus verstieß die Mutter Gottes, weil er das irdische Weib mit offnen Armen aufnahm," d. h. wie Sokrates mit der Philosophie in seinem Sinne that, es ward die Liebe vom Himmel herab in die Wohnungen der Menschen gebracht, und es kam nach und nach ihr Princip, sich angemessen der Wirklichkeit einbildend, zu einem Kreise sittlich erfüllter, schöner Existenzen; und das Aussprechen dieser so gewordnen Wirklichkeit ist das moderne Liebesgedicht, das Liebesgedicht Goethe's. —

(Fortsetzung folgt.)

Leo „Lehrbuch der Universal-Geschichte."

(Fortsetzung.)

Man nehme unsern Luther, diesen Mann des Volks, den Prediger ohne Furcht und Tadel mit dem Schwerte und Donner seiner Rede, man lese seine Schriften, diese lebendige Quelle voll feurigen Geistes, man nehme die Frische, die Gesundheit, die Tiefe seines Gemüths, seine Lebens-, Glaubens- und Todesfreudigkeit, — wer hat je, wie er, Volksbücher geschrieben, zündend, zerschmetternd und befruchtend, wie das Gewitter mit Donner und Blitz, ohne Ausnahme der Bibel, welche in seiner Uebersetzung Volksbuch geworden ist — man nehme diesen Luther und stelle neben ihn diese Jansenisten, mit ihren Nonnen und Bußübungen, sich verkriechend in Klöster, man stelle sie neben einander, und man wird nicht mehr fragen, bei welchem von beiden man zu lernen habe, was Reformation sei und wie sie gemacht werden mußte.

Freilich das deutsche Mönchlein trat aus dem Kloster aus, er stürzte die Hierarchie um; die Jansenisten wollten das hierarchische Priesterthum nur in seiner Reinheit wieder herstellen. Das entscheidet bei Leo. Wenn er sich aber nur auch die Mühe genommen hätte, sich klar zu machen, was der Protestantismus damit sagen will, wenn er die Rechtfertigung durch den Glauben als sein Princip aufstellt. Hätte er sich diesen Begriff, von dem er so gern spricht, analysirt, so würde er gefunden haben, daß derselbe mit dem hierarchischen Priesterthum völlig unverträglich ist. Durch dieses Priesterthum wird — wenn das Wort einen Sinn hat — dem Subject seine Versöhnung und Erlösung g e g e b e n; das Subject bleibt ganz passiv. Der Glaube dagegen (welcher ist assensus animi und fiducia) ist nicht in der Form der Passivität, vielmehr innerste, vollständige Activität und darum nur durch sich selbst vermittelt; darum ist der Gläubige selbst Priester, der keines andern Priesters bedarf.

Im Glauben bin ich in der tiefsten Tiefe meines Gemüths mit meinem Gott eins; im Glauben ist mein Sein und das Sein Gottes Ein Sein. Darum ist „der lebendige Glaube", wie absolute Spontaneität, so absolute Innerlichkeit; darum braucht dieser Glaube keine Askese, keine Bußübung, kein Fasten, kein Knieen, kein Kloster ꝛc. Er ist weit mehr, als alles dieses. Denn Fasten, Knieen, Bußübungen fassen nur die Oberfläche; der Glaube, wenn er Glaube ist, faßt das Centrum. Darum ist der Glaube Totalität; er faßt die ganze Persönlichkeit, beherrscht darum das ganze Leben; darum ist er positiv, nicht negativ; darum verläßt der Glaube das Kloster, und schafft ein neues, concretes Leben. Der Glaube ist Princip, thätiges, absolut thätiges Princip. Darum ist der Glaube das Gegentheil vom Mönchsthum. Denn dieses ist bloß Negation des sittlichen, des concreten Lebens. Das Alles wußte Luther; Luther hatte Glauben, darum war er radical; denn ein Glaube, der nicht radical, wäre kein Glaube. Darum verwarf er alle „Werkheiligkeit", hob die Klöster und die Mönchsgelübde auf, und stürzte die Hierarchie um — so recht das Gegentheil von den halben, nicht warmen und nicht kalten Jansenisten. Andrer Ansicht freilich ist Hr. Leo, dem die Jansenisten so gut gefallen, weil sie das Widersprechende zusammenflicken wollten, nämlich das Christenthum der Reformation mit der Hierarchie, weil sie hübsch „conservativ" waren. Er beschreibt uns das Treiben der Jansenisten, an dem man gerade lernen kann, wie man es n i c h t angreifen darf, wenn man eine religiöse und kirchliche Reformation vollbringen will. „Die Jansenisten zogen sich in Klöster zurück. Nur der geprüftesten Gesinnung wurde der Eintritt gestattet. (Welcher Mönchshochmuth!) Die 17jährige Heldin Angelique Arnauld (hätte unsrer Ansicht nach sich ein größres Verdienst um die Welt erworben, wenn sie und ihre Mitnonnen tüchtige Hausfrauen und Mütter geworden wären) hatte den Muth, das Leben des Frauenconvents streng auf die ursprüngliche Regel zurückzubringen. (Welcher Heldenmuth! Welch tiefe Religiosität, zu fasten, zu knieen, unnütze Gebete zu plappern!) Im Portroyal lebte man in Gottseligkeit und frommen Uebungen, allerdings auch Einige mit Land- und Gartenarbeit oder Handwerk beschäftigt, aber zumeist doch in geistiger, auch in litterarischer Thätigkeit. Es war ein Mönchthum im schönsten ächtesten Sinn des Worts, wo man sich nicht von der Welt, sondern nur von den verweltlichten Kreisen zurückzog, u m u m s o w i r k s a m e r a u f s i e z u w i r k e n." Kurz wenn man hier von dem Erfolg auf den Werth der Sache zurückschließen soll, dann haben die Jan-

senisten mit ihrem edlen Mönchsthum, mit ihrer Gartenarbeit und Bußübungen, mit ihren heldenmüthigen Nonnen u. s. w. blutwenig gewirkt; so wenig, daß sie spurlos verschwunden sind. Wie konnte es anders sein? Wo in aller Welt ist durch einen Rückzug ein Krieg gewonnen worden? Dieses Sich-Einschließen war, Hr. Leo mag sagen, was er will, ein Rückzug, ein Abfall, eine Abstraction vom concreten Leben. Nur die Offensive, wie bei Luther, gewinnt. Auch das reinste Mönchsthum war nichts als ein ohnmächtiger Anachronismus. In den ersten Jahrhunderten, da das Christenthum noch dem Heidenthum gegenüberstand, hatte das Mönchsthum ein historisches, ein pädagogisches Recht, das im 17. Jahrhundert nicht mehr bestand. Für die Jansenisten war ihr Mönchsthum gerade ihr radiealer Fehler; sie zeigten damit ihre Unkenntniß des wahren Christenthums ebenso sehr, wie des Katholicismus und der Welt. Der Jansenismus ist, um es kurz zu sagen, nur der historische Beweis, daß der Katholicismus jeder Reformation innerhalb seiner selbst unfähig ist, daß er nur die Wahl hat, wie er ist, zu siegen, oder zu sterben. —

Wie wenig Herr Leo die neuere Zeit zu begreifen im Stande ist, wie er überall, wo von den Feudalverhältnissen abgewichen wird, nur Verderben, Leichtsinn, Selbstsucht sieht, zeigt unter Anderm seine ungerechte Beurtheilung des Mercantilsystems. Darunter versteht er nämlich die ganze Richtung der modernen Zeit auf Industrie und Handel. Und er hat ganz Recht, wenn er hierin eine der Hauptminen sieht, welche das Mittelalter in die Luft gesprengt haben. Nur kennt er alle die positiven Seiten dieser Erscheinung nicht, oder sind sie ihm bloß schlechte. Daß der moderne Welthandel und die Verbindung des ganzen Weltalls mit einander, daß die Ausbeutung aller natürlichen Kräfte und Segnungen des Grund und Bodens, die unendliche Masse von Erfindungen und Entdeckungen, von Industrie und Manufaetur, ein großer Theil unsrer modernen Wissenschaft — daß dieses Alles aus Einem Princip floß, daß Alles dieses Eine zusammenhängende großartige Erscheinung unsrer modernen Zeit, ein positives Charakteristikon derselben ist, davon findet sich bei Leo fast keine Spur. Er spricht daher auch nur ganz einseitig vom Mercantilsystem. Er sieht in Allem diesem bloß die Negation der Zünfte, der Corporationen, der Stände, des Feudalwesens, und — das Aufkommen des dritten Standes. Man vergleiche S. 94, wo Herr Leo die Wirkung der indirecten Abgaben ganz richtig auseinander setzt, daß nämlich in Folge derselben die Fürsten von den Geldbewilligungen des Adels und der Geistlichkeit unabhängig wurden, und die Stände daher einschliefen. Das war eben nach unsrer Ansicht ein großer Gewinn, daß nun der Staat einen andern Schwerpunct gewann, als den Corporationsegoismus, der immer schnell war, wenn es einem Andern Lasten aufzuwälzen gab, und langsam, wenn er selbst sie übernehmen sollte. Das ist eine der segensreichsten Wirkungen, welche Handel und Industrie immer haben, daß sie von der Verknöchrung der Standes-Racen, von Provincialdouanen, Provincial-Neid und Eifersucht befreien. (Hr. Leo nämlich beklagt später die Aufhebung der Provincialdouanen in Frankreich durch die Revolution.) Eine falsche und unerwiesne Behauptung Hrn. Leo's ist es, daß die Gesundheit und das Wohl des Staats vor allen Dingen darauf beruhe, daß die Domänen die Grundlage der öffentlichen Wirthschaft bilden. Davon ist auch gar kein Grund einzusehen. Hr. Leo nehme nur das Beispiel Englands; dieser ohne Zweifel gesundeste, kräftigste Staat der Gegenwart hat fast gar keine Domänen, und wenn er keine andern Mängel hätte, als den Mangel an Domänen, so würde er stehen bis ans Ende der Welt. — Indessen da die modernen Industrie- und Handelsverhältnisse mit dem Feudal- und Corporationsstaat sich unmöglich vertragen, so muß Hr. Leo sich nothwendig gegen die erstern erklären: doch ist er in diesem Stück der Polemik noch gnädig. Man kann sich aber denken, wie er von seiner restauratorischen Tendenz aus über die Staatsphilosophen des 18. Jahrhunderts herfällt, die nach seiner Erzählung aussehen, als wären sie unmittelbar dem Tollhause entsprungen. Es versteht sich von selbst, daß in der Philosophie überhaupt eine Entwicklung ist, daß darum auch z. B. Rousseau's contrat social nur noch historischen Werth hat. Hr. Leo ist aber so unfähig, einen vernünftigen staatsphilosophischen Gedanken zu fassen, daß er hier nur überall Unsinn findet. Wir unterlassen es, ihm umständlich in dieses Gebiet zu folgen, da er anerkanntermaßen von Philosophie so wenig versteht, als ein alter Raubritter oder Krautjunker. Nur das müssen wir bemerken, daß er in seiner Feindschaft gegen diese Staatsphilosophen eine gute und richtige Nase gehabt hat. Er erklärt sie zwar für bodenlos hohl, allein das weiß er doch, daß in Allen das Princip der Subjectivität liegt, und dieses läßt sich unsrer Zeit nicht mehr nehmen. Wo aber Etwas von Subjectivität herausguckt, wird Hr. Leo, er, der Subjectivste aller Subjectiven, wild, z. B. namentlich über „die unveräußerlichen Menschenrechte". Wir möchten nur wissen, was Hr. Leo für einen Begriff von Geist, Subject u. s. w. hat; wahrscheinlich einen sehr confusen, wenn überhaupt einen. Wenigstens schießt er sicherlich da, wo er sich auf Begriffe einläßt, jedesmal einen Bock. So stellt er einmal die Behauptung auf, wo auch nur eine Familie sich finde, sei auch schon ein Staat, nämlich diese Familie selbst. Von seinem Standpunct aus consequent, aber doch Unsinn — Unsinn, weil eine Familie nie ein Staat, Familienleben nie ein Staatsleben, sondern immer nur Familie und Familienleben ist. Der Staat setzt eine Mehrheit von Familien, ein Volk voraus, eine Vielheit von freien Willen. Hr. Leo aber ist in aller Confusion consequent; er will den Staat partout zu etwas bloß Natürlichem, Elementarischem machen — und so etwas ist die Familie.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst.

№ 54. 5. März. 1842.

Neue Lyriker.

(Fortsetzung.)

Allein, nach und nach, sagten wir; denn es gab andre Zeiten und andre Sitten als die unsrigen. Wem fällt nicht die Aermlichkeit und Philisterhaftigkeit des Liebesgedichts zu Anfange und durch die ganze Zopfzeit hin auf! Da heißt es: küssen, küssen, küssen, — Wein her! Wein! u. s. f. Wie konnte es auch anders sein, bei dem noch unentwickelten Charakter des Weibes, bei der unvernünftigen hemmenden Formenmacht des philiströsen Privatlebens, bei der Entfernung, in welcher die Weiber von Lernen und Bildung gehalten wurden. Oder ist es nur zufällig, daß die Liebste in den Liebesgedichten unsrer Väter und Großväter nur als Phyllis, Chloe, Climene, Galathea, Ismene figurirt, daß sie anakreonteisch geküßt, oder als Lalage in der Horazischen Ode angesungen wird? Diese blinde, mechanische Uebertragung und Adoption des römischen Libertinenverhältnisses, diese Odennachtreterei für den Ausdruck der Liebe eines deutschen Mannes zu einem deutschen Mädchen erklärt sich doch wohl nicht allein aus einem litteraturgeschichtlichen Vorgange, aus der imitatio Horatii; sondern die imitatio selbst und ihre Möglichkeit ist eine Folge der damaligen Unentwickeltheit des modernen Weibes selbst, das noch nichts Ordentliches, Positives war, und über dessen schattenhaftes und unliebenswürdiges Wesen die Maske der griechischen Phyllis und Lalage übergestülpt ward. Was Thales von der Milesiern sagte, galt damals von den Weibern: viele waren schlecht, wenige gut. Unbildung, Sinnlichkeit, Naschen, Zerstreuungs- und Putzsucht sind uns bei ihnen als herrschende Züge überliefert; und wenn sie in ihrem winzigen Wesen, in ihrem kleinen Zeuge, in ihrer Widerwärtigkeit bezeichnet werden sollen, dann ist es spaßhaft zu sehen, wie das mit der Lalage auf einmal ausgeht. Dann heißt es:

„Frontin liebt Hannchen bis zum Sterben,
Denn Hannchen war ein schönes Kind u. s. f.“ —

Diese Zeiten sind verschwunden, Gedichte von „Weibern, die die Männer plagen“ — „kommt ja dem Dornstrauch nicht zu nah“ — „die Weiber können nichts als plagen“ — kurz die immer wiederkehrende Unausstehlichkeit der Weiber bei Gellert, Lessing und sonst ist verschwunden; aber auch die Rosenkränze des Anakreon, die idyllische Schaafhürde des Theokritus, das Lämmchen mit dem rothen Bande, die Phyllis, Chloe, Climene, Lalage und die Ode des Horatius liegen auf der Bodenkammer bei dem andern Urväter-Hausrath. Es kamen schönre, mildre Zeiten, Kenntniß und Bildung zogen ein in die Städte, und die unvernünftige Macht des Privatlebens ward gebrochen. Nicht allein wird durch dasselbe, wie Gervinus sagt, kein Mensch von Geist mehr niedergehalten (Oppositionsgedichte gegen das heutige Privatleben sind lächerlich), sondern das Individuum, erstarkt in dem Kampfe mit demselben, hat es bezwungen, ist zu seinem Recht gekommen, kann heutzutage ziemlich leben, wie es ihm beliebt, und hat dann das Privatleben selbst zu einer reichen schönheitserfüllten Existenz bilden helfen, so daß in ihm bis auf diese Stunde unsre schönsten Genüsse lagen. Hand in Hand mit der Gestaltung desselben und der Bildung des Subjects geht das Liebesgedicht, und ein Kranz ewig blühender Lieder ward von Dichterhand geflochten. Welche Feinheit und Schönheit der Empfindung, wie voll und fluthend der Ausdruck, um wieviel berechtigter das Liebesgefühl sich auszusprechen, als es bereits in einer gewissen Entfernung von der Leidenschaft steht. Durch diese von Goethe für unerläßlich gehaltne Bedingung des Liebesgedichts kommt nicht nur Maß, sondern auch wirklicher Inhalt in den Ausdruck, während umgekehrt Confusion, Maßlosigkeit und tumultuarischer Nihilismus der Inhalt ist. Selbst „Laura, über diese Welt zu flüchten“, und vollends die unzähligen Liebeslieder von heute mit — „ich möcht' — ich möcht',“ enthalten nicht viel, all das mögen und mögen ist leeres Stroh dreschen, und nichts als schwögen und schwögen. Doch lassen wir die schlechten, da der Reichthum so vieler guten öffentlich ausgebreitet ist. Je freier und entwickelter die Person, je freier und entwickelter das Privatleben, um so entwickelter und reicher das Liebesgedicht. Wie unendlicher Inhalt ward nun in den Kreis des Empfindens und Aussprechens gezogen; zwar ist auch bei Goethe noch eine Doris, auch wohl noch eine Schäferin, doch das ist feiner Nebel beim Sonnenaufgang, oder Rest von einem Restchen. Wie voll und frisch, wie wahrhaft Interessen berührend, welche Welt bestimmter Gefühle, dem Boden der freien, unsterblichen Persönlichkeit entnommen, sind Lieder, wie

„Hand in Hand und Lipp' auf Lippe" — „es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde" — „in allen guten Stunden", „wie herrlich leuchtet" — „nach diesem Frühlingsregen" — wie fein endlich die jedweder Erregtheit fernstehenden, wie „der Abschied" — „war unersättlich nach viel tausend Küssen!" u. a. Doch wozu hätte es bei ihm auch noch der Erregung bedurft, oder des Vollgenusses, wenn sogar das Wohlempfinden des bloßen, ruhigkräftigen Lebens bei ihm seine Aeußrung und sein Gedicht fand — „die Einschränkung." Aber hier ist der Wendepunct, hier ist der Scheideweg, wo wir uns von ihm wegwenden, weit ab in solche Ferne, daß uns auch die Töne seines Liebesgedichtes nicht mehr erreichen. Goethe ist das schöne Individuum, das sich zur Schönheit durch eigne Arbeit aufgeschwungen und von der Uncultur befreit hatte, und von dem Standpuncte des schönen Individuums aus die ihn umgebende Welt in das Gedicht erhob. Diese aber war auch in demselben Befreiungsprocesse begriffen, oder hatte sich schon befreit, und so ist es noch. Das muß aber einmal ein Ende nehmen, allzuscharf, heißt es, macht schartig; aber allzu glatt macht zahm, und es läuft darauf hinaus, daß das Individuum immer mit der Farbenlehre den Abschluß seines Einzellebens macht, und mit dem kleinsten sich begnügend, schon „im Abendsäuseln und in der Wellen Kräuseln des Herren Spur gewahrt", wie die Lieder des Lebendigen sich ausdrücken. Oder: einzeln sind wir Alle frei, das ist das abstracte Allgemeine, dessen näherer Inhalt dies ist, daß wir die Seligkeit schöner Bildung alle Tage in uns aufnehmen und äußern dürfen, daß die Menschen friedlich bei einander wohnen, lernen, sich geistreich unterhalten, und in der Sphäre des theoretischen Geistes forschen und schaffen. So weit war und ist Alles recht schön, so waren und sind zum Theil auch noch die Liebeslieder. Sie sind bei Goethe und Andern lebendige Darstellungen wirklicher und wesentlicher Interessen, wie sie im Verlaufe des Liebeslebens vom ersten Verliebtsein an als Momente erscheinen und gelten bis ans Ende:

> Und in des Jahres Laufe,
> Die Wonne fühl' ich schon,
> Begleiten wir zur Taufe
> Den Enkel und den Sohn.

So hat der jedesmalige Culturzustand sein eigenthümliches Liebesgedicht gehabt, und irren wir nicht, so ist die Zeit der Liebeslyrik schon längst erfüllt. Denn wir wollen nun nicht mehr im Einzelnen, sondern auch im geordneten Ganzen, in der Koinonie, wie die Griechen sagen, frei sein, dahin soll das Leben und Streben der Menschen und die Poesie sich concentriren, d. h. fest beim Worte genommen: ihr Dichten und Trachten soll darauf gerichtet sein. Dafür aber ist die Liebeslyrik, die sich immer auf dem längst gewonnenen Boden der Freiheit des Einzelnen als poesis privata herumtreibt, völlig unentsprechend. Dies lyrische Wesen ist schlendrige Naivetät und geradezu schimpflich für die Nation, wenn, da die Lyrik das Ueberfluthen des Subjects von dem höchsten Inhalt ist, aus bloßem lyrischen Kitzel desselben als höchster Inhalt dieser unausstehliche Liebesjammer (und immer Jammer; — Herz — Schmerz) erscheint, und die Lyrik nicht Lyrik der Freiheit ist. Daß sie aber diesen Inhalt haben müsse, lebt in Aller Herzen, und wird durch das Erscheinen der politischen Dichter bewiesen. Darum sind alle Liebesklagen so kalt, so langweilig, alles Liebesentzücken so eindrucklos; diese Freuden, diese Schmerzen sind nicht mehr die unsrigen, das ist Alles schon gewonnen und erarbeitet — ja! ja! der Werth einer weiblichen Natur wird gefühlt, ihr Verschmähen, ihr Verlust gebührend empfunden, Jedermann kann es aussprechen, Jeder kann so etwas dichten. Ist dein Mädchen so oder so, will sie dich, oder will sie dich nicht, kommt es dabei zu einer Summe nicht gewöhnlicher Thatsachen, das ist uns völlig gleichgültig. Wie du dich praktisch zu benehmen hast, muß dir Kopf und Herz sagen, es sind deine Sachen; was du aber in das Gedicht erhebst, das allgemein Menschliche, ist schon besser dargestellt, und sind es vollends gar private Dinge, was kümmern sie uns? Alle nur denkbaren Gefühle und Empfindungen sind gefühlt und empfunden, es ist ja so unsäglich lange geliebt worden! Zeigt nun dieser Ocean von Liebesthränen dennoch in der That die reifste Ausbildung des Verhältnisses deutscher Frauenliebe an, wird sie so zart, fein und unendlich empfunden, so macht doch endlich einmal eine kleine Pause, und da der Frauenwerth der dichtrischen Darstellung solche Feinheit und Itensivität verliehen hat, so thut nur den einzigen Schritt, der euch für eine vernünftige Praxis der Sache übrig ist. Uebrig aber ist nur der, daß den Frauenzimmern die Liebespoesie praktisch zu Gute komme, daß sie nun auch den lyrischen Expectorationen gemäß behandelt werden, da sie im Stande waren, sie zu erzeugen. Also statt sie eine Zeit lang anzusingen und sie dann in der Bildungshalbheit, Interesselosigkeit und im Schlendrian sitzen zu lassen, mögen die Männer sie immer mehr bilden, immer mehr anregen für die heiligsten Interessen der Gegenwart. Das ist freilich schwerer, als Verse machen, und Herzen und Schmerzen leiern! Die Frauen aber müssen und werden das ertragen, denn sie leben nicht mehr so unangefochten, sondern sind gezwungen an den Wechselfällen der Schicksale ihrer Väter, Männer und Brüder lebhaften Antheil zu nehmen. Dies ist ein Verhalten, wie es eines deutschen Mannes würdig ist: rastlos von unten muß angefangen werden, sonst werden wir nimmer die Freiheit erreichen; es wird auch nimmermehr etwas von selbst kommen, so mit der Zeit, wie eine Decoration, ein Orden und dergl., oder über Nacht, wie der Schnee, sondern nur durch un-

verdroßne Arbeit mehrerer Geschlechter; sonst macht Deutschland einen Ansatz, und zieht dann für Jahrhunderte die Schlafmütze über die Ohren. Das sind wohl rechte Ideologien, nicht wahr? „Nun gar Erziehung und Frauen!" O, es ist ebenso faul im Staat von Dänemark, als zu der Zeit, da Fichte seine Reden an die deutsche Nation in Berlin hielt; und der sprach doch wohl in einem fort von einer deutschen Nationalerziehung! —

(Fortsetzung folgt.)

Leo „Lehrbuch der Universal-Geschichte."

(Schluß.)

Es versteht sich von selbst, daß Herrn Leo's Grimm culminirt, wenn er auf die englische und französische Revolution zu sprechen kommt. Er vergißt dabei ganz die Corruption der stuartschen und bourbonschen Dynastien, die Corruption ferner des Adels und der Geistlichkeit, die Vermodrung des ganzen alten Staats, dagegen weiß er von den Revolutionärs alles mögliche Schlechte zu erzählen. Es verlohnt eigentlich der Mühe nicht, zu fragen, ob es Recht gewesen sei, daß z. B. die stuartsche Dynastie vertrieben wurde. Das Factum ist hier Beweis, man kann dabei nichts weiter thun, als den Zusammenhang und den Geist der Ereignisse ans Licht ziehen. Doch müssen wir die Parteilichkeit Hrn. Leo's, der gegen Andre so streng urtheilt, rügen. Vgl. S. 135, wo er über Karl II. so sich ausspricht —: „Abgesehen von der Weichlichkeit und Ausgelassenheit seines frühern Lebens läßt sich ihm wenig vorwerfen. Denn zu den herbern Maßregeln der letzten Zeit kam er in der Ueberzeugung, seine Gegner im Parlament wollten die Republik herstellen, und dieses habe zur Folge die Vernichtung der Rechte aller Stände im Reiche. Um die Rechte seiner Unterthanen zu wahren, müsse er die seinigen wahren; um dieses zu können, nahm er Geld von Ludwig XIV." Wir meinen, dieser einzige Vorwurf sei schwer gnug. Man kann in der That nicht gelinder, als Hr. Leo, über einen Menschen urtheilen, der die Schamlosigkeit gehabt hat, von einem fremden Fürsten Geld zu nehmen, um seines Parlaments nicht zu bedürfen! Wenn man die Geschichte jener Zeit liest, wie dieser Karl dann kleinlaut und demüthig vor seinem Parlament erscheint, wenn ihn Frankreich mit seinen Kaufgeldern im Stich ließ, dagegen, wenn er von dort wieder das Gnadengeld erhalten hatte, nach Hrn. Leo's Meinung „würdig und fest", nach unsrer Meinung aber hochfahrend wie ein Bettler, der auf kurze Zeit ein paar Gulden im Sack hat, — wenn man liest, wie er sich buchstäblich seine Politik abkaufen ließ — wenn man die Erbärmlichkeit dieser stuartschen Dynastie kennt, die sich bei alledem mit dem einfältigen Gedanken einer absoluten königlichen Willkür trug, und meinte, Ludwig XIV. sein: l'état c'est moi nachsprechen zu dürfen, auch ohne seinen Geist zu haben, die der Substanz des englischen Lebens sich völlig entfremdet hat, und es darauf anzulegen schien, in allem Wesentlichen dem englischen Geist entgegenzutreten — wenn man Alles dieses bedenkt, so muß man sich nur wundern, daß die Katastrophe nicht früher eintrat. Wie den Stuarts, erging es den Bourbonen. Wenn irgend eine Umwälzung historisch motivirt ist, so ist es die französische Revolution. Freilich in Hrn. Leo's Buch ist von dieser Motivirung nicht viel zu lesen. Es ist dieser Abschnitt wohl das Schlechteste, was Hr. Leo je geschrieben. Nach ihm erscheint sie eigentlich als ein diabolus ex machina; die ganze Volks-, d. h. die ganze revolutionirende Partei erscheint als eine Meute wüthender Hunde, die durch ein Ungefähr losgelassen nun Alles, was ihnen in die Zähne läuft, zerreißen. Was dieses Ungefähr ist, wird nicht gesagt, und ebenso wenig, wie ein Haufe bloßen Pöbels einen wirklich bestehenden Staat umstürzen konnte. Der Grund liegt einfach in der totalen Corruption dieses Staates, welche Hr. Leo kaum vorübergehend erwähnt, wohl darum, weil sich zeigen läßt, wie diese Corruption eine radicale sowohl, als eine nothwendige war. Eine nothwendige, weil (wir erinnern an Richelieu) nur eine despotische Einheit gegenüber von den Vasallen noch überhaupt in diesem Staat eine Einheit sein konnte. Daher l'état c'est moi. Hätte sich Hr. Leo nur einmal gefragt, warum denn weder König, noch Adel, noch Geistlichkeit widerstand? Warum der König nicht? Weil Ludwig XVI. zwar persönlich ein gutmüthiger Mann war, aber unfähig, das Ruder eines großen gährenden Staates zu führen, ohne Einsicht in die Bedürfnisse und das Wesen eines Staatslebens, ohne Scharfblick, Entschlossenheit, Energie und Consequenz — und dieser Mann, abhängig von einem frivolen, verdorbnen, gewissenlosen und verschwendrischen Hofe, durch dessen Brille allein er sah und dadurch blind wurde, weil er ferner ein gutmüthiger, aber launenhafter Mann, seiner ebenso gutmüthigen und launenhaften, nur noch unbesonnenern Frau, die keine Ahnung von den Zwecken und Bedürfnissen eines Staats, insbesondere des damaligen französischen Staats hatte, entscheidenden Einfluß gestattete, weil er sie eine Camarilla bilden ließ, wie sie jeder wahrhaften Regierung unwürdig ist, und jederzeit jeder großen Bewegung, so lange die Welt steht, unterlegen ist, weil er in seiner Umgebung, weder im Adel, noch in der Geistlichkeit zugleich ehrliche, gewandte und die Zeit verstehende Diener finden konnte, weil er mit einem Worte der schwache und energielose Repräsentant jenes elenden, alles substanziellen Inhalts baaren, in sich selbst bereits zerfallnen Despotismus war, der spricht: l'état c'est moi, und, kann man hinzusetzen: ma famille. Und wo blieben denn die Säulen der Ordnung, die Auserwählten des mittelalterlichen Staats? Warum halfen denn Adel und Geistlichkeit nicht? Weil sie corrumpirt, weil sie zu einem Geschwür am Halse des Staats angewachsen waren, das exstirpirt werden mußte, eine Operation aber freilich, die ein heftiges Wundfieber verursachte. Weil es dem Adel damals zur fixen Idee geworden war, er sei zu Nichts da, als zur Faulheit, zur Liederlichkeit, zum Genuß, er sei dazu da, daß der dritte Stand für ihn arbeite, für ihn sein Leben lang sich plage, für ihn schwitze, von ihm sich schinden und prügeln lasse, für ihn Steuern zahle u. s. w., weil der Adel meinte, er sei eine beßre, höhere Race, als andre Menschen, weil der Adel meinte, darum gescheidt, gebildet, würdig, ehrlich, angesehen und a n g e s t e l l t sein zu müssen, weil er dieser glücklichen Race entsprossen sei. Woher kam denn der Bankerott? Nicht von den Kriegen, nicht von der Armuth des ganzen Volks und Landes, sondern von der elenden Staatshaushaltung, welche nicht in den Händen des dritten Standes war, von der Verschwendung des Hofes, von der Aussaugepraxis

der bevorzugten Race, daher, daß die Nichts zahlen wollten, welche Etwas hatten, welche Anspruch machten, Alles für sich allein ausbeuten zu dürfen, und nur die zahlen sollten, welchen man Nichts ließ, weil jene „Säulen der Ordnung" meinten, ihre Abkunft sei ein Gnadenbrief, um für Nichts und wieder Nichts aus dem Beutel des Staats, das heißt in diesem Fall des dritten Standes, zehren zu dürfen. Freilich der christliche Herr Leo wirft Sieyes wegen seiner Schrift: qu'est-ce que le tiers-état? elende Zahlenrühmerei vor. Freilich Zahlen sind Zahlen, aber die Zahlen bedeuten hier Menschen; und wären es bloße Zahlen gewesen, sie hätten immer revolutionirt. Das Factum der Revolution zeigt, daß Sieyes Recht hatte. Ja, dieser dritte Stand hat große Gräuel, unerhörte Gräuel geübt in der Revolution. Aber wer hatte die Aufgabe, als Hof, Adel und Geistlichkeit, diesem dritten Stand eine christliche Erziehung und Bildung zu geben? Was hatte denn der dritte Stand für ein Beispiel von den andern Ständen seit langen Jahren erhalten? Das Beispiel der Faulheit, des Genusses, des Diebstahls am öffentlichen Eigenthum, der Liederlichkeit, der Rohheit und der Grausamkeit. — Wollen wir mit diesem Allen die Gräuel der Revolution entschuldigen? Gewiß nicht, aber sie erklären und damit historische Gerechtigkeit üben. Erklären wollen wir damit, wie die bevorzugten Stände des damaligen Frankreich nicht mehr die Säulen des Staats, die Grundlage der Ordnung, sondern ihr Untergang waren. Die Gräuel der Revolution waren nichts als die aufbrechenden Pestbeulen des ganzen vergifteten Körpers; daß der Körper vergiftet war, war nicht Schuld des dritten Stands, sondern des Hofs, des Adels und der Geistlichkeit, und niemals hat die Geschichte eine gerechtere Nemesis geübt, als in der französischen Revolution. — Die Revolution hat das Mittelalter umgestürzt, so radical, daß es nicht wieder aufstehen wird. Dieses ist ihre negative Bedeutung. Ihre Position ist noch kaum erst im Aufblühen begriffen; sie geht ihrer Natur nach langsamer von Statten. Aber daß ein Staat in Wahrheit Staat nur ist durch die freie Betheiligung seiner freien Bürger, — das ist eine Wahrheit geworden, welche kein Leo umstoßen und keine Restauration unsrer Zeit aus dem Herzen reißen wird. Das ist historisch.

Für die preußischen Leser wollen wir noch folgende Stelle citiren (S. 349): „und so wird sich, wenn man das Recht nicht in abstracto, sondern in seinem lebendigen, geltenden Dasein ins Auge faßt, keine andre Grundlage jetzt für das preußische Staatsrecht angeben lassen, als der durch die Rücksicht auf das eigne Gewissen und die Zweckmäßigkeit seiner Entschlüsse geleitete Wille des Monarchen." Meint Herr Leo durch diese Worte den Liberalismus zum Schweigen zu bringen? Oder stimmt er mit dem politischen Wochenblatt, daß Verheißungen und gesetzliche Anordnungen durch das Hinausschieben ihrer Erfüllung zu Anachronismen werden? — Die Zukunft möchte wohl schwerlich schlechter von sich denken, als die Vergangenheit: die Freiheit verjährt nicht.

Wir nehmen hiemit für dieses Mal von Herrn Leo Abschied mit dem Wunsche, ihm nicht mehr auf dem Boden der neuesten Geschichte zu begegnen. Diese ist nichts für ihn; er versteht sie nicht und sie ihn nicht. Bleibe er bei seinem Mittelalter, und liefre er noch mehr Werke, wie seine italienische Geschichte, so wird er sich bei allen Freunden der Geschichte Dank erwerben. Dort kann er sich noch Lorbeeren pflücken; die neuere Geschichte bringt ihm nur Dornen, an denen er sich die Finger ritzt; seines Namens Gedächtniß macht er damit nur zur Curiosität und auch dies nur so lange, als die Jansenisten unsrer Tage noch ihr Schicksal nicht erfüllt haben und im christlichen Bußkleide außerhalb des Klosters umhergehen.

D. K......

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 55. 7. März. 1842.

Neue Lyriker.

(Fortsetzung.)

Verlassen wir den Boden des Zwecks und der Tendenz d wenden uns zur lyrischen Kunstform als solcher. Da ist es vollends ein Jammer. Rückert, wenn man billig s..n will, der letzte bedeutende Dichter, ist doch gewiß schon das Sinken der Lyrik; denn die Dichtung als bloßer formgebender Art hat hier schon das Uebergewicht. Was nach ihm kommt, treibt sich in denselben Bildern umher, es kommt nicht hinaus über Herzen und Schmerzen — die Bilder und Vergleiche sind fast stereotyp, man kann sie in Typen bringen; man nimmt ein Reimlexikon zur Hand, erwägt das Wort, und nach kurzem Besinnen — wie Krystalle anschießen, so kommt auch die Sache heran, wozu jenes Wort Pointe und Reimwort war. Das Herz ist das unergründliche Meer — man läßt sich mit der Taucherglocke da hinunter, in den Augen ruht der Himmel u. s. f. Da diese Bilder sich schnell verbrauchen, so müssen sie ausgesponnen werden, das giebt lange Gedichte, wie „das tiefe Meer" von Niclas Müller (deutsch. Musenalmanach für 1840 S. 282), indem immer mehr Seiten des Vergleichs angezogen werden. Nun giebt es wirklich Gedichte, die auf der Höhe des sprachlichen Ausdrucks stehen und voll zarter Empfindung sind, wie die von Prutz; darin ist manche neue Pointe, und unter den alten manch neues Bild; doch üb r sie ist in diesen Blättern schon Treffliches gesagt wor-

Bei der Fluth der andern aber ist ein Umstand tröst-..., da er den Keim des Todes in ihnen zeigt. In den ächten Liebesbildern Goethe's und Andrer nämlich ist es ein gewisses Gros der Empfindung, es sind die schweren, vollgewichtigen Interessen, wie sie im Verlauf des Liebeslebens als Momente erscheinen, die zur Darstellung kommen; hier aber ist die Liebesdichtung bereits zur Situationsdichtung zusammengeschrumpft, und nur durch das mehr oder minder Spannende und Erregende der Situation, durch das Bestimmen und Festbannen dessen, was reell nur eine flüchtige Dauer hat, wird die Theilnahme erregt. Solche Gedichte sind im angeführten Almanach „Festnacht von Gruppe" — „la chitarra non suona più von F. Kugler" u. a., mehrere Gedichte von Prutz, die dem vollkommen entsprechen, was jetzt in der Musik Etüden sind. Solche Gedichte können, wie die genannten es denn sind, sehr artig sein, verkünden aber nichtsdestoweniger die tröstliche Annäherung vom Verscheiden des genus, weil in allen Kunstgebieten, Plastik, Malerei, Musik das Zusammenschrumpfen des Materials und das Vereinzeln desselben zu immer kleinern Objecten historisch den Verfall ankündigte, und damit zugleich das Herannahen einer andern Kunstform, welche die wahre Fortsetzung der scheidenden ist. So ist die Malerei die wahre Fortsetzung der Plastik gewesen, so wird und muß die wahre Fortsetzung der Lyrik das nationale deutsche Drama sein, welches entstehen wird, wenn allgemeines politisches Leben das Blut des Volkskörpers rascher umtreiben und ein neuer allgemein giltiger Lebensinhalt an dem Staate erworben sein wird.

So muß es denn Wahrheit werden, was wir aus den Compendien gelernt haben, und es ist wahr, daß das der Sage entwachsende Epos die Kunstform des in frischer Jugendlichkeit sich empfindenden Volksgeistes in seinem noch halben Naturstaate ist, in welchem die Heroen noch alle Hände voll zu thun haben; daß die Lyrik die Poesie des unendlichen Selbstbewußtseins oder der Freiheit des Individuums ist, bei welchem Puncte wir stehen; und daß ihre wahre Fortsetzung, in welcher auch die Liebe und alle andren Interessen des Menschen zum gesteigerten Dasein und Recht kommen, durch die verschwindenden Durchgangspuncte der Erzählung und Novelle hindurch, die Dichtung auf dem Boden der politischen Koinonie, das Drama ist. So ist es, und das lyrische Angstgestöhne ist nichts weiter, als unter vielen auch ein Zeichen der Apolitie der Gegenwart. —

„—
Laßt endlich das Geleier sein,
Das deutsche Volk muß freier sein;
Dann sei es, Troubadour." —

Vorstehendes waren die Gedanken, welche diese neun lallenden Kinder uns eingaben, zu deren Charakteristik wir nun übergehen. Zuerst ein Wort über sie im Allgemeinen und dann für jeden insbesondre, so kurz, als es nur immer möglich ist. Wie in ähnlichen Naturverhältnissen in der Tropenzone die Pflanzen von selbst aufschießen, so läßt die allgemeine Sprachgewandtheit der Zeit, verbunden mit dem schon berührten Umstande, daß im Reiche der Empfindung Vieles seinen schlagenden Ausdruck gefunden hat, so daß es nur wieder verwandt zu werden braucht, die Verse oder

wenigstens Versähnliches von selbst geboren werden. Sie selbst waren nicht die Schöpfer und Erzeuger, sie selbst reden auch nicht, sondern die Sprachfertigkeit der Zeit redet durch sie. Ihre Thätigkeit ist ein Auflesen und müheloses Sammeln der Abfälle der Cultur, oder eine rein formelle Thätigkeit; denn da sie (nicht unsre Neun, sondern alle Lyrizonten schlechtweg) in den Liebes- und andern Gedichten den Ausdruck der Empfindung in einer fast typischen Ausprägung und Geltung für viele Fälle vorfinden, so approximiren sie die Unklarheit ihrer eignen Sensationen so lange, bis sie der typischen Bezeichnung möglichst ähnlich geworden, und befriedigen sich darin. Oder sie setzen aus den vorgefundnen (bei ihnen selbst vorgefundnen, das ist gleichgiltig) Abfällen so lange zusammen, bis endlich eine Figur herauskömmt, wie in dem Geduld- und Uebungsspiel der Kinder die durcheinander liegenden Pappstückchen und Schnittchen so lange aneinandergepaßt werden, bis das Dessin getroffen ist. Es gilt, dies an einem bestimmten Falle zu veranschaulichen. So ein unreifer Poet, dem das Herz von Sehnsucht schwillt, macht einen Abendspaziergang, er sieht, wie die purpurne Feuerkugel der Sonne unter den Horizont sinkt, die Landschaft im Abendroth schwimmt und von Osten her der graue Dämmerschein die Welt einhüllt. Es ist nun ganz natürlich, daß das Erhabne der Natur auf das arme Subject seine Wirkung äußert, es möchte zerfließen mit dem Abendroth, und zerrinnen in das unendliche Wolkenmeer der über Thal und Hügel aufsteigenden Finsterniß, das Herz schwillt, die Brust wird weit, das Auge ist voll Wehmuthsthränen. Was muß das nicht für ein Gedicht geben, wenn es an die Expectoration geht. Und dennoch, mein Junge, solltest du nicht singen, wenn dich auch, nach deiner eignen Versicherung, „das Herz treibt". Du bringst doch nichts heraus, sondern, wenn du Glück hast, so bringst du nur die rohe Unmittelbarkeit innrer Erregung in den bereits von Andern gebildeten Ausdruck hinein, der sich dir typisch, selbst in seiner sinnlichsten Aeußrung, der des Reimes, aufdringt, und dich nöthigt, bei deinem Abendliede, das du produciren wirst, an Sterne — Ferne, schwül — kühl, Abend — labend, Ruh — Augen zu u. s. f. zu denken, und diese Eckfäden des Gewebes sofort aufzuspannen. Allerdings ist hierin nur das Gewöhnlichste aufgeführt, es giebt erquisitere Verbindungen und Reime, es giebt feinre Pointen, die aber nichtsdestoweniger allgemein bekannt sind; denn das Bekannteste, Herzen — Schmerzen, Schmerz und Herz, was ich auch bei euch dutzendweise vorgefunden, wird schon zu widerwärtig, und es wäre Zeit, daß endlich einmal Kerzen oder ausmerzen oder sonst etwas darauf gereimt würde. Also noch einmal — es sind die Abfälle von dem Tische der Cultur. —

Nr. 1 ist die zufällige Expectoration des bornirten Subjects, das sich hinsetzt, um zu dichten. Was es ist, ist gleichgiltig, ob Commis, oder Wirthschaftsinspector. In specie ist die Lyra hier auch mit einigen pietistischen Saiten bezogen und auf dem Titelblatte steht in der Lyra ein Strahlenhaupt, das aber nicht dem Phöbus Apollo angehört. Die Gedichte (das Gedichtete) zerfallen in „Uraniden, Giganten, und Kinder der Erde". In den ersten kommt vor: „das beßre Land," das Land des Friedens — Harmonie und Sympathie — Sternensphären — Gutes, Böses — Strahlenzelt, Sphärenklang. Nach den fleisch- und blutlosen Uraniden, die aber auch des Saftes, des ἰχώρ völlig entbehren, kommen die Giganten. Wir präsentiren einen, der sich S. 65 „Abgeschlossenheit" nennt. Er meint: die Welt steht rings um mich, wie eine Wand, hart, unfruchtbar, unerhellt. „Wenn du noch so sehr dich mühst, hier du keine Früchte ziehst; hier kein Frühling dich erheitert, alle deine Sorge scheitert (das wäre recht gut!) an des Bodens stein'gem Schooß, an dem Clima (sic) sonnenlos." Schließlich beschäftigt ihn an vielen Stellen das Land des Friedens, weil da kein Fleisch gegessen wird; überhaupt ist die Aversion vor Fleischspeisen im lebhaftesten Grade bei ihm vorhanden. Kommt er ins beßre Land, so schüttelt ihm Porphyrius περὶ ἐμψύχων ἀποχῆς die Hände. — S. 70: Wo der Menschen böses Trachten

Schon im Mahl sich grausam zeigt,
Wo sie selbst die Thiere schlachten,
Welche früher sie gesäugt,
Den Genossen ihrer Mühen,
Der für sie das Land bestellt —
Blut'ge Erde, laß mich ziehen
Fort in eine mildre Welt! (Glückliche Reise!)

Vergl. dazu das Gedicht „das arme Thier", wo man die Sache in extenso hat. Wir citiren, um ihn auf beßre Gedanken zu bringen, Rückert Gedichte S. 226 „Einführung in die Speisekammer":

Nicht allein mit Blut und Säften
Dient dem Mensch das Thier nach Kräften,
Sondern selb mit Stumpf und Stiel.
— Zungen, Würste, Speck und Schinken
Sind bereit zu deinen Winken;
Das ist erst das Fleisch im Topf,
Daß man langsam sie verbrauche,
Hat man sie bewahrt im Rauche;
Diese Kunst erfand kein Tropf.

Kinder der Erde. Hier trifft man auf „Heimweh". Ach! ein unauflöslich Band knüpft das Herz ans Heimathland! (So?!) Frauenlob:

Es leben die Frauen, die guten, die schönen,
Es leben die Frauen! Wie elend ist der,
Der ohne sie schifft auf dem irdischen Meer u. s. f.,

eine schlechte Gypspaste von dem Liede, das wir Alle kennen.

Weiter, Mutterliebe:

Mutterliebe rastet nicht,
Bei der Lampe mattem (?) Licht
Schaut sie sorglich nach der Wiege,
Ob der Liebling schlummernd liege u. s. f.

Ob er wohl das Gedicht Gruppe's (wenn wir nicht irren) kennt? Proch hat es in Musik gesetzt, es heißt „Wiedererkennen"; da hätte er lernen können, wie solche Sachen einer Ensarkosis fähig sind. —

Nr. 2. Die Veilchen. Mit dem Motto:

> Wollen denn Blumen und Lieder
> mehr als blüh'n und verweh'n?

Ach Gott! sie wollen ja auch gelesen und recensirt sein, außerdem, daß sie davon Profession machen, die Gefühle des Lesers anzuregen. Hier ist Liebe vollauf. Erste Liebe, letzte Liebe, todte Hoffnung; da steht:

> Und willst du nach der Seele fragen,
> Die aus dem Grab der Hoffnung flieht?
> Es ist die Sehnsucht im Entsagen,
> Es ist der Wunsch, der ewig glüht.

Wir fragen aber nach der Seele der Wahrheit und Wirklichkeit, die in diesem Grabe des Unverstandes und der Unklarheit ruht. Nr. 2 ist unzweifelhaft der Unklarste und scheint ein Jude zu sein, denn er liebt eine Christin und hat Conflicte mit „des Kreuzes Priester"; bei ihm ist der Reim von Herz und Schmerz am häufigsten zu finden. Hier eine kleine Uebersicht zur Augenlust, ebenso merkwürdig als belehrend.

S. 21. O könnt' ich einst zu ihren Füßen sinken,
Ereilet sie des Lebens wilder Schmerz —
Dann wollt' auch ich die süßen Zähren trinken
Und nährte dran mein überschwellend Herz.

S. 23. — Nicht lange, so sah ich des Lebens Schmerz,
Und finstere Wolken zogen (?) ins Herz.

S. 10. Du fragtest staunend oft nach meinem Schmerz,
Und fragtest oft: Ein Quell durchfließt dein Herz.

S. 14. Rings ist ja Nacht, nur dumpfe Nacht,
Doch leichter wird mir ums Herz,
Es heult der Sturm und der Donner kracht,
Doch leiser lispelt (?) der Schmerz.

S. 18. Sie sprach's mit leuchtendem Auge,
Ich drückte sie fest an mein Herz —
Nichts will ich dir weiter künden,
Als meinen tiefen Schmerz.

S. 76. Siehe, da naht ein Jüngling stille,
Blutend rang sein wundes Herz,
Thränen hat er in Fülle,
Denn er barg den tiefen Schmerz.

S. 89. Da wahrte sie treulich das schöne Bild
Und pflegt' es in Freuden und Schmerzen —
Und raste der Sturm auch durchs Wintergefild,
Stets sah' (sic) sie den Frühling im Herzen.

S. 99. Du Gott der Liebe schufst das Menschenherz,
Und jeder kennt's — und keiner hat's ergründet —
Was ist die Freude? ach, was ist der Schmerz?
Was ist u. s. f.

und in demselben Gedichte:

> Ich seh den tiefen langgehemmten Schmerz
> Urplötzlich fluthend aus der Seele stürmen,
> Gefesselt hielt ihn wohl ein kühnes Herz —

et alibi! — cum gratia in infinitum.

S. 9 Sehnsucht. Solcher Gedichte, wie dieses, giebt es tausende, keines aber mag wie dieses ein Muster von Nonsens sein. Das verworrenste Ungefähr der Empfindung liegt zum Grunde, sie wird entweder empfunden, oder wird fingirt: beides ist gleichgiltig. Demgemäß muß nun die Expectoration sein. Es ist aber rein unmöglich, diese Arten und Spielarten völliger Erschlaffung zu ordnen und zu beschreiben, ein Geschäft, das doch selbst bei den unentwickeltsten Bildungen der Natur (z. B. Blattläusen, Thieren, die nur aus einem Magen bestehen u. a.) möglich ist. Und selbst bei dem besten Willen des Lesers — und wie schaurig ist es, hier von einem Willen, von einer Bemühung, statt von Mitbegeistrung reden zu müssen — gelingt es nicht, diese Aeußrungen irrlichtelirenden Herzensdranges auf einen bestimmten, verständlichen Ausdruck der Empfindung zurückzuführen. Man höre: „Tief in der Seele hat ihm Jahre lang das hohe, das heilige Bildniß im mächtigen Herzensdrang? gedämmert. Er legt es darauf an, es zu suchen und zu finden, und wandert überall herum, lauscht begierig auf, wenn er von Liebe hört. Doch Alles ist nur hohler Klang;

> Und immer vermißt' ich das Bildniß
> In mächtigem Herzensdrang.
> Ich klomm vergebens die Höhen
> Zur höchsten Menschheit hinan — (?)
> O hätt' ich doch nimmer gesuchet,
> Was ich nicht finden kann."

Was ist das mit dem Bilde, was ist's mit den Höhen der Menschheit? Sind Sie Staatsmann, Feldherr, Philosoph u. s. f. geworden, des Bildes (?) wegen? Haben Sie sich wirklich auf diesen Höhen befunden, Verehrtester? Oder wenn Sie nicht wirklich darauf waren, sondern nur mit verbundnen Augen auf den „Zapfenhölzern" des Don Quixote saßen und hoch zu fliegen vermeinten, während Sie nicht von der Stelle kamen, haben Sie denn keine artige Historie, oder sonst was von da oben mit heruntergebracht? Weiter:

> So hat es lange gedämmert,
> Da stieg die Sonne mir auf,
> Die hohe, die goldene Sonne
> Zog farbenstrahlig (?) herauf.
> Es war am Himmel der Liebe,
> Da stand sie unverhüllt —
> Inmitten der goldenen Strahlen
> Erkannt' ich das heilige Bild!
> Jetzt steh' ich und seufz' und weine,
> Möcht' klimmen zur Sonne hinan — (!)
> O hätt' ich doch nimmer gefunden,
> Was ich nicht finden kann!

Die letzte Antithese wird Jedem die Augen öffnen, wie es mit der Wahrheit dieses ebullirenden Liebespathos steht. Aermster Mann, du bist unglücklich, sehr unglücklich, du kannst nicht hinkommen zu dem Bilde, dem hohen Bilde, dem ewigen Bilde, dem göttlichen Bilde. Und dennoch bist du nicht zu

beklagen. Lebe nach dem Gesetze der Väter, und überlege es wohl, wie es (2 Mose 20, 40) also lautet: „du sollst dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen, weder deß, das oben im Himmel, noch deß, das unten auf Erden ist." Vergl. S. 20 „Mein Stern", S. 11 „Unendlich". Er will alle Liebe der Welt in sein Herz verlegen, um seine Eine zu lieben. Als ob die Liebe dann wachsen würde, wie ein Ballen kurze Waare im Laden, auf den ein andrer gepackt wird. Zufälliges Wuchern der Phantasie! S. 12 „Thränen" —

> Warum ich nur immer wieder (NB. am Anfang in eigner Person redend)
> Und immer an's Weinen dächt, (?)
> Warum ich nur immer wieder
> In Thränen vergehen möcht.

Wenn dies keine verrätherischen Conjunctive sind, so giebt es keinen Verrath mehr in der Welt! Es folgen Nachgedanken — An Sie. — Mehrere Gedichte, obschon leiblos, können verstanden werden. Eins, des Juden Heimkehr, ist wohlgelungen. Nr. 2 ist Hauptrepräsentant des lyrischen Mittelguts.

Nr. 3. Die Phantasien. Für altersschwache Frauen.

Nr. 4. Lieb' am Meere, eine Liedercyklus. Der Dichter ist gewiß ein gebildeter Mann, denn es herrscht Klarheit in seinen Gedichten, von welchen sehr viele ohne Bedenken gelungen sind, was man gegenwärtig bei einem Liebesgedicht gelungen nennen kann. Sie ähneln den besten. Ein Beispiel für alle! man lese S. 32 „des Stromes Wandrung," und vergleiche das Gedicht mit Mahomet's Gesang. Uebrigens ist es Liebe am Meere, und eine gewisse Temperatur des Einflusses vom Meere auf die Poesie ist uns wohlbekannt. So ist bei Shakspeare das Meer einwirkend gewesen, bei Schiller nicht. Hier aber ist das Meer äußerlich. Es wäre zu wünschen gewesen, daß die Küstenphysiognomie deutlicher gezeichnet worden. So hört man zwar viel von Felsen, Wolken, Wogendonner, allein es kommt nicht recht zur innerlich bedingten Form, es bleibt äußerliche Zuthat. Tausend Dinge wären hier noch zu bemerken, über den Prolog, nach welchem die Welt alt ist, im Erbleichen liegt, darum man sich in das Reich der Phantasie stürzen müsse u. s. f. — Doch wir müssen uns zusammennehmen zur Kürze. In Summa: der Dichter hat eine schöne Liebe am Meere gehabt, das ist richtig; aber die Darstellung im Cyklus kommt nicht zum Durchbruch. Der „cyklische Kranz" ist eine ungnügende Form, der nichts nützt. Formt zur Novelle; es kann nichts darin stehen in diesem cyklischen Geschwätz. Im Cyklus erfährt man von den Sachen nichts Bestimmtes, die Lieder sind nur die Affiche, die Annonce, daß etwas passirt ist, aber was das ist, d. i. die Hauptsache, die Ensarkosis der Sache, ist nicht dargestellt, sondern nur das gewöhnliche lyrische Einerlei, welches eben so gut für Liebe im märkischen Sande, als für Liebe am Meer paßt. Die draufgegangne Bestimmtheit der Sache muß nun durch die Gespreiztheit der allgemeinen lyrischen Expectoration ergänzt werden: das ist aber ein schlechter Tausch. Soll der Cyklus erträglich sein, so muß er bestimmtre Verhältnisse zeigen, wie die Müllerlieder W. Müller's, da weiß man doch, wie und wer! So kann bei der cyklischen Aeußrung seiner Liebessachen zwar dem Poeten recht wohl sein, denn er weiß seine Sachen und was er an ihnen gehabt hat, aber nicht eben so uns, seinen Lesern. Er wird fortwährend durch die Bestimmtheit der Sache, die uns seine cyklische Form vorenthält, unterstützt, während wir nichts als das Allgemeine haben. Solche Gedichte lassen sich leicht dichten, aber schwer lesen. Formt zur Novelle, schafft aus eurer Liebe etwas, wie Immermann's entzückendes Liebesstückchen, Oswald und Lisbeth, — aber so etwas ist schwere Prosa, ist schwerer als Verse. So aber scheint es nur novellistisches Unvermögen, das euch zu den Versen treibt. In Kürze: Es ist nichts mit dem Cyklus, obschon Manches in diesem Cyklus recht artig ist. —

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 56. **8. März.** **1842.**

Neue Lyriker.

(Schluß.)

Nr. 5. Die Erinnrungen an Heidelberg. Dies sind ungeheuer schlechte Verse, allein das schadet nichts, es ist wenigstens Dichtung aus einem Stück. Das Stück selbst freilich könnte besser sein. Bei Michael Angelo Buonaroti's Dichtungen zum Exempel ist auch Dichtung aus einem Stücke, aber es ist der Meisel, der Marmor, die tiefe Verehrung seiner göttlichen Kunstthätigkeit, das einheitlich Zusammenhaltende, das stets Durchscheinende. Hier hingegen ist es nicht der Studirende, nicht der Student, sondern meist der Bruder Studio, der sich und sein Pathos (ein solches hat der Studio immer) als das einzig Rechtmäßige, alles Andre für das Unberechtigte hält. Er ist jung, Studio, fertig, er ist, was er ist — das Andre ist das Philisterthum. Er hat eine Liebste, und es dauert nicht lange, so kommt das heraus.

„Ach, wie sie angeritten (?) kamen,
Das war possirlich anzuschau'n,
Nach Herkunft fragten, Stand und Namen,
Als dürfte man mir nicht vertrau'n!"

Als dürfte man ihm nicht vertrau'n? Auch dies deutsche Gewächs, der flotte Bursch, der nur der flotte ist, weil der andre Pol — Philister ist, ist eine reflectirte Spieglung der Apolitie in Deutschland, wie Börne vom Studententhum mehrfach behauptet hat. Jetzt ist das freilich schon anders geworden, die Studiosen wissen auch schon sehr wohl, was sie wollen. — Also die Verse sind schlecht, z. B.:

Ja, dies Philistervölklein brüstet
Sich, als ob es weiß Gott was wär'. (!)

Die Erinnrungen sind: Im Walde — beim Fischen — heidelberger Localitäten — Ständchen an eine Studentenschöne, die ins alte Register gekommen — viele Gedichte von glücklichem Nihilismus: S. 33, „auf dem Wasser." Der letzte Commers u. a. Einmal wird auch der Wissenschaft gedacht. Erwägt man Alles genau, so kann der Bruder Studio mit seiner Unschuld und Frische uns mehr vergnügen, als Nr. 1—4. S. 20 ist der Abendsegen gut gerathen, und S. 65 der „letzte Commers" vortrefflich geglückt. —

Nr. 6. Herzen und Schmerzen. Einmal reimt sich auch „Merz" und Scherz. S. 36: Nebelduft im Mondesglanz füllte unser Thälchen ganz. S. 84: An mein Thälchen. S. 11: Verzicht.

Nicht vom Brod alleine lebt der Dichter,
Der das Wort der Wahrheit hört,
Speise geben ihm des Himmels Lichter,
Nicht vom Erdenglanz gestört.
Stärkung geben sie zur letzten Stund',
Wird des Weltgerichts Posaune kund. (Vgl. Nr. 1.)

Nr. 7. Wellenschläge. So genannt, weil sie am genfer See gedichtet sind. Der Poet hat den Balladenton angestimmt, aber ohne Erfolg. Es sind zum Theil grausige Vorfälle, die gereimt sind. S. 32 steht ein Liebesunglück. Der Trompeter wagt es, auf dem Eise zu seiner Liebsten über die Elbe zu gehen. Er verunglückt und wird auf dem Treibeise trompetend in das Meer hinausgetrieben. Die frappirende Situation ist vielleicht Chamisso abgeborgt. Dort ist sie schön und erhebend, weil es sich um Schlacht und Sieg handelt; hier hingegen ist nur von Liebelei die Rede, und der vergebens um Rettung trompetende Trompeter ist zu beklagen. S. 100: „Die Grausame" ist maßgebend für den Werth dieser Wellenschläge. Es handelt sich dort um die Mückchen auf dem Arme der Geliebten. Da heißt es:

— und eine flog der Nachbarin
Auf ihren nackten Arm.
Die Schöne lächelte voll Huld
Dem kleinen Säugling zu, (d. i. der Mücke)
Und ließ mit himmlischer Geduld
Dem Thierchen seine Ruh —

u. s. w. u. s. w. Ist es nur auszuhalten?

Nr. 8. Es stehen obenan „Lilien aus Lilienfeld," ein Liedercyklus (vgl. Nr. 4). In Hexametern gedichtet. Da steht:

Sei mir gegrüßt du schlankes Volk hochragender Pappeln!
Edens Wächter, seid mir gegrüßt aus der Fülle der Seele!
Sitt'gen (?) Jungfrau'n gleich empfangt ihr den Fremdling, holdselig,
Neigenden Haupt's (!); und jeglich Gezweige wirft ein Kußhändchen. (!)

und weiter:

Freundliches Dörfel du, was blinzest hervor aus dem Laubnetz,
Freundliches Dörfel du, was blinzest hervor aus dem Strauchwerk,

Freundliches Dörfel du, was blinzest hervor aus dem Scherzspiel.

und:

Rauschen des Mühlbachs, der drahtzeugende Werke bepulset. (!)

S. 65: „Möcht ein Vöglein sein." Und dennoch möchten wir behaupten, daß der Poet sonst ein ganz vernünftiger Mensch ist. —

Nr. 9. Marienkranz. Hier werden auf 330 Seiten alle nur irgend bedeutende Frauen besungen, welche den Namen Maria führten. Den Zug eröffnet Maria, Mutter Jesu, dann folgen Maria von Burgund, Maria von Ungarn, Maria Stuart u. s. f. Eine Piece, Maria Ypsilantis, ist dramatisirt. Dies ist ein artiges Büchlein, in Versen ohne Anstoß, ein „libro de entretenimiento sin perjuccio de tercero," ein hübsches poetisches Bilderbuch. —

Wir sind zu Ende und müde bis ins Mark. Auch wäre es nur der Natur der Sache angemessen, wenn man dem Berichterstatter die Müdigkeit und das Schwanken in seinen letzten Schritten angemerkt hätte. Die geistige und leibliche Constitution soll noch erst kommen, auf welche diese Arten und Spielarten gänzlicher Erschlaffung, dieser ausdörrende, verdummende Nihilismus, dieser übel riechende Schutt abgestandner Empfindung nicht ermattend wirkte. Wenn uns die Langeweile zu Büchern triebe, so würden wir unbedingt durchschnittlich jedes Buch, es sei weß Schlages es wolle, lyrischen Gedichten dieser Gattung vorziehen. Ohne Bedenken würden wir, wenn die Alternative gestellt würde, freudig nach dem Complimentirbuch, nach dem kurzen märkischen Rathgeber für Rindvieh- und Hundekrankheiten u. s. f. greifen, um nur den Gedichten — Harfenklängen — Wellenschlägen — Veilchenkränzen — Glockentönen rc. zu entfliehen; denn dort realisiren sich immer noch ewige Gesetze, hier aber stäubt ein Schutthaufen. Sollte nicht die Herren Poeten noch ein Umstand stutzig machen? Seht auf die edelsten Geister der Nation hin, mögen sie thätig Theil nehmen an den Kämpfen der Gegenwart, oder mögen sie im stillen Geisterreiche ihre neidlose Arbeit fördern, wie sparsam sind diese Männer mit dem Verse! Das Verhalten der edelsten Männer kann uns immer über unser eignes belehren. Setzt euch auf euren Stuhl hin und lernt etwas Ordentliches und gebt uns dann davon Nachricht. Das ist besser als Verse schweißen, und damit Gott befohlen! —

Karl Stahr.

Zwei Volkskalender.

Alles, was direct vom Volke ausgeht, was unmittelbar auf dasselbe berechnet ist und Eingang bei ihm findet, gehört zu jener Volksstimme, die sich zu allen Zeiten als die Stimme Gottes bewährt hat. So oft mir ein Buch, ein Lied, ein Spruch entgegentreten, die die Feuer- und Wasserprobe der Volksgunst bestanden haben, ziehe ich ehrfurchtsvoll den Hut ab und horche auf ihr Orakel. Oft ist es schön, erhaben, ernst, oft auch häßlich, gemein, höhnisch; — aber nie lügt es; die Wahrheit spricht stets aus demselben, und daher: Volksstimme, Gottesstimme.

Zu diesen Orakeln gehören in erster Linie die Jahresalmanachs und die Volkskalender. Die erstren charakterisiren die höhere Gesellschaft, die letztren das Volk. Die deutschen Almanachs: Vielliebchen, Gedenkemein, Cyanen rc. rc. sind in ihrer gemüthlichen Coquetterie und gehaltlosen Seichtigkeit ein Bild der deutschen Theegesellschaften; die englischen Keepsak's sind elegant und stolz wie die englische Aristokratie; und die französischen Albums, die einzigen eigentlich französischen Neujahrsalmanachs, sind mit ihren kalten und gedankenlosen, flatternden, leichten, luftigen und goldbestäubten Schmetterlingsromanzen ebenfalls das Bild des französischen Salonlebens.

Doch schwimmen diese Goldfische nur an der Oberfläche des Wassers. In der Tiefe sieht es schauriger aus, geht es ernster zu, und dort lebt dann ein andres Geschlecht, das der Kalender, der Volksalmanachs. Der deutsche heißt von Alters her der hinkende Bote, und ich möchte wissen, mit welchem Rechte man in neuester Zeit ihn dieses Ehrentitels hat berauben wollen. Hinkt doch die Zeit in Deutschland noch nach wie vor, und wer es läugnet, ist eben kein rechter Deutscher, kein Sohn unsrer Väter, die Humor, das heißt Mannesstolz in Sklavenketten zeigten, als sie sich über ihr eignes Elend lustig machten und die deutsche Zeit den hinkenden Boten nannten. Lesen Sie den Gubitzschen Volkskalender und sage mir Einer, ob er nicht hinkt so gut wie der bescheidenste Dorfbote aus dem vorigen Jahrhundert; freilich sucht er das Hinken mitunter zu verstecken, und dann — schleicht er. Doch davon später, und vorerst ein paar Worte von seinem französischen Gegenfüßler, dem vielbekannten, vielverfolgten, vielgefürchteten *Almanach populaire de la France.*

Das Büchlein wird zu Hunderttausenden verkauft, und ist unstreitig der gelesenste Almanach in ganz Frankreich. Deßwegen sei nicht gerade behauptet, daß die Ansichten, die er vertheidigt, die der Majorität des Volkes in Frankreich sind, denn alle andern Almanachs gleichen sich untereinander, sind sehr bescheiden, sehr dienstbeflissen, sehr hinkend, und würden so am Ende eine Majorität bilden können, die mit der der Leser des Almanach populaire nichts gemein hat. Freilich aber würde dieselbe wahrscheinlich nur den faulen Haufen, den ungesäuerten Teig darstellen, während diese die Hefe ist, die jenen aufgehen macht.

Die Verfasser der einzelnen Artikel dieses Almanachs sind: Arago, David, Lamennais, Altaroche, Chapuys-Montlaville, Timon (Cormenin), Portalis, L. Blanc, Littré rc. rc., sämmtlich Männer, die schon durch ihre Stellung in der Gesellschaft, als Deputirte, als Akademiker, als sehr namhafte Schriftsteller an der Spitze von Journalen und Revüen sich ein Recht erworben haben, zum Volke ein ernstes, nachdrückliches Wort zu reden. Die Verfasser der einzelnen Aufsätze in dem Gubitzschen Volkskalender heißen Bern, Brenz, Mädler, Waldbrühe, Bertram, Gihl und endlich gar Einer schlechtweg Beta. Ich bin etwas aus der berliner Schriftstellerwelt herausgerathen, doch glaube ich nicht fehlzuschlagen, wenn ich diese sämmlichen Namen für die namenloser pseudonymischer Unbekannten ansehe. Man mache mir deßwegen nicht etwa den Vorwurf, daß ich an Namen hänge, auf Titel und Stellungen sehe; denn ich urtheile hier nicht über die Arbeiten, sondern hebe nur die einfache Thatsache heraus, daß in Frankreich Männer wie Arago, Cormenin, David rc. es der Mühe werth halten, den Volksalmanach zu redigiren, während das Geschäft in Deutschland Hrn. Bertram und Hrn. Beta überlassen bleibt. Woher das kommen mag? Daran ist das Lied schuld, das da heißt:

Pfui über dich Buben hinter dem Ofen;

denn dasselbe fängt an: „das Volk setzt sich nieder, und bleibt ruhig sitzen, und singt im Kreise:

Pfui über dich Buben hinter dem Ofen"

u. s. w. u. s. w.

Die einzelnen Artikel des Almanach populaire sind natürlich entweder auf Belehrung oder Unterhaltung berechnet. Aber

das Feld, in dem die Verfasser ihre Gegenstände suchen, ist das des öffentlichen Lebens, der höhern Interessen des ganzen Volkes, des Staates. Man denkt bei demselben nothwendig an Bürger, an Männer, denen es nicht gnügt, zu wissen, ob es morgen regnet oder schneit. Die höhern Lebensfragen werden beantwortet, ob richtig oder verkehrt, ist nicht die Pointe, da das Streben, sie zu stellen und die Antwort auf sie zu suchen, allein die Möglichkeit bietet, diese Antwort selbst, von der die Zukunft und das Heil Aller abhängt, dereinst zu finden. Auf diese Weise wird denn der Almanach populaire zu einem Monumente der Zeit, zu einem Stein, der in den Bau der Geschichte französischen Volkslebens hineinpaßt. Man braucht nur dies Büchlein zu lesen, um sich mitten in die Luft, die in Frankreich weht, versetzt zu sehen, um die Hoffnungen und Befürchtungen der französischen Nation zu ahnen, um die Gegenwart zu begreifen, die Zukunft vorherzusehen *).

Es ist nicht meine Absicht, hier die Ideen, die jener Almanach in uns erregt, zu analysiren, zu sehen, ob die Luft, die in ihm weht, eine gesunde oder ungesunde, ob die Gegenwart, die er enthält, die Zukunft, die er durchschimmern läßt, befriedigend oder unheildrohend sind. Nur das ist hier von Bedeutung, dieser Almanach zwingt uns, zu gestehen, daß wir in ihm einem Volke, einer Nation, Staatsbürgern, Männern gegenübertreten.

Der Gubitzsche Volkskalender ist dagegen andrer Art. Er ist kosmopolitisch, könnte allen Zeiten und allen Völkern angehören, in und bei denen es alte Weiber und Philister giebt, die sich an einem aufgefrischten Anekdötchen zum hundertstenmale wieder freuen; die nicht satt werden, alle Jahre zu lesen, wie gefährlich die Wolfskirsche, der Fingerhut, die Herbstzeitlose und der Lolch; die keck gnug sind, sich ein Recht zuzutrauen, über einen neuen Kochapparat mitzusprechen, die aber nicht über den Topf hinaussehen, und bescheiden unterthänigst fragen, was kochen wir morgen, was kochen wir alle Tage?

Zwei große mit ein Dutzend Bilderchen illustrirte Geschichtchen, die Hauptstückchen des ganzen Volkskalenders, drehen sich dann noch nachträglich um das Kochbuch, holen ihr Salz in dem Steuer- und Salinenbureau. Die eine, der Druckfehler, endigt mit einem Schnapsrausche, den eine treue Ehegattin ihrem Gemahl zugezogen, weil sie in Folge eines Druckfehlers im berliner Kochbuche anstatt einer kleinen Dosis ein Uebermaß Rum in eine Crême gemischt hatte. Das ist schon sehr erbaulich zu lesen, aber die andre, das Leibgericht, ist noch viel schöner und wahrhaft sentimental. So etwas passirt nur in Berlin oder Potsdam. Die Geschichte ist nämlich folgende. Ein alter Soldat muß in den Krieg; und da läuft ihm nach einiger Zeit sein Junge mit einem Sack Kartoffeln nach, um seinem Vater sein Leibgericht: Kartoffeln mit Butter zu bringen. Unterwegs erzählt er seine Heldenthat, und erhält dafür Thaler, Groschen und Pfennige, die er bei Leibe nicht bettelt, was ja polizeilich verboten ist, sondern sich nur schenken läßt. Im Lager angekommen, erfährt der Commandirende die Geschichte und wird natürlich sehr gerührt, läßt die Kartoffeln kochen und auftragen, und ist gnädig gnug, die Butter dazu zu geben. Der alte Schwerin, so heißt der glückliche Vater, will erst gar nicht essen, läßt sich's befehlen, ißt dann, und wird ob der Heldenthat zum Corporal und unmittelbar darauf zum Sergeanten, dann aber nachträglich auch zum Invaliden ernannt und mit seinem Jungen in Gnaden nach Hause geschickt. So butterweich ist das Gemüth, das in dem Volkskalender spukt. Mir wurde Angst dabei, und ich bin ganz froh, daß der Kalender nicht früher erschienen, denn ich hätte nicht halb so laut gesungen: „Sie sollen ihn nicht haben.“ Wenn ihr keine bessern Geschichten für eure Jugend habt, als solche Leibgerichte, so hütet euch, die Franzosen zu reizen, denn zu derselben Zeit, als jener kleine, patzige, aberwitzige und superkluge Bursche mit seinen Kartoffeln ins Lager reiste, starb der zehnjährige Tambour Barra in der Vendée, der sein Leben nicht mit einem Verrath an der Sache, die er für heilig hielt, erkaufen wollte, sondern muthig Vive la république! rief und dann von zwanzig Kugeln getroffen hinsank. — Und die Kartoffelgeschichte und der Volkskalender von 1842 könnten fürchten lassen, daß es auch 1842 noch Jungen gnug in Preußen gäbe, die wohl ans Leibgericht ihres Vaters, nicht aber an die Noth ihres Vaterlandes dächten, während ein Artikel, le gamin de Paris, in dem Almanach populaire so wie dieser ganze Almanach keinen Zweifel läßt, daß der Stoff, aus dem man in Frankreich solche Tambours wie Barra und seines Gleichen macht, noch in Menge vorhanden ist.

„Aber steht denn nicht das Bild des deutschen Mannes auch in dem Volkskalender?“ Ei freilich steht es darin, aber warum stand's denn nicht im vorigen Jahre da, warum durfte erst 1842 wieder von dem deutschen Manne die Rede sein?

Die Antwort liegt auf der Hand. — Weil E. M. Arndt — den ich übrigens in allem Ernste als eine, wenn auch etwas zu knöcherne Kernnatur ehre — erst 1841 wieder erlaubt wurde; weil Hr. Gubitz bei der Polizei für seinen deutschen Mann erst um einen Erlaubnißschein und Laufpaß einkommen mußte. Aber das giebt euch Andern, die ihr keine deutschen Männer, sondern deutsche Schlafmützen seid, wahrlich kein Recht, euch zu spreizen. Arndt darf den Franzosen gegenüber stolz sein, aber ein Leibgerichtsheld wird gar lustig, wenn er in Gnaden die Franzosen protegirt. „Die Deutschen sind ein Volk, das mit jedem andern die Abrechnung in Ehren aushalten kann. Die Franzosen sind indeß gleichfalls ein großes, gebildetes, rüstiges Volk, — allerdings keine Deutschen — aber eben als Franzosen mit Leib und Seele achtungswerth. Sie haben, indem sie für sich wirkten, zugleich viel für uns gethan; das ergiebt eine Vergleichung der Volkszustände von 1790 mit denen der heutigen Zeit, und das Beßre, so wie dessen Grund anzuerkennen, ist auch ächt deutsch, weil's gerecht ist“ (S. 145). So weist Hr. Gubitz den alten Ernst Moritz zurecht. Ist es nicht erbaulich zu lesen, daß die Franzosen gezwungen waren, Viel für uns zu thun, und daß sie das gar thaten, obgleich sie kein ächtdeutsches, kein gerechtes Volk sind! Nur wissen möchte ich, warum sie das Alles für uns thun mußten? Vielleicht weil sie allerdings keine Deuschen sind, und ihr dagegen, ihr Kochtopfpropheten, allerdings keine Franzosen.

Wem es nicht Ernst ist um des Volkes Heil, wer nicht die Sache des Vaterlandes im Herzen trägt, der mag immerhin Romane, Gedichte, freimüthige Blätter schreiben. Aber von den Volksbüchern und Volkskalendern lasse er die Hand ab. Einem Romane, einer Idylle, einem Trauer- und Lustspiele verzeihe man Vieles, aber über jeden Volkskalender ergehe ein strenges Gericht, denn jene sind nur Ernter des Volksgeistes, dieser aber ist der Sämer. Deßwegen keine Gnade gegen den bösen Geist, der Unkraut ausstreut und sich das Ansehen giebt, als ob er den besten Samen in den Boden legte. Hr. Gubitz weiß wahrscheinlich selbst nicht, wie tief er die Deutschen höhnt, wie schwer er die Ehre seines Volkes mit diesem Kochbuch- und Kaffeeschwesterngewäsche beleidigt.

Oder — ja fast sollte man's glauben? — beim Himmel, der Kalender erscheint in Berlin, in der Stadt ungeheurer Ironie? — Das ist's. Und ich begreife es kaum, daß mir das Licht nicht eher aufging. Doch erklärt sich das, denn erst am Ende, ganz am Ende, im allerletzten Artikel ist der Schlüssel zum Räthsel niedergelegt.

Affenthum, der letzte Artikel, ist der Schlüssel zum Räthsel der ungeheuern Ironie, die Hr. Gubitz in sei-

---

*) Hier die Hauptartikel:
Confession générale de l'an 1841 p. Altaroche (Geschichte des Jahres 1819).
Notice sur Garnier Pages.
Recompenses civiques par David (d'Angers, der Bildhauer).
Dialogue sur le compagnonnage p. Timon.
Les clefs de la bastille p. Portalis.
Trois sophismes p. Lamennais.
De l'alimentation des classes pauvres p. Duras.
Le chef d'état, simple citoyen p. Caylus.
Etat du Soldat en France p. de Ginaux
Les processions p. Degeorge.
Les frontières p. Festeau.
De l'assiette de l'impôt p. Joly.
Des quelques reformes politiques urgentes p. Péan.
Signatures de la reforme électorale.

nem Volkskalender zum Besten gegeben hat. Denn hier heißt es:

Wer Aff' im alten Jahre war,
Geh' in sich
Und fühle drob im neuen Jahr
Weh' in sich.
Hahi! Haha! Hiha!

Das ist aber noch gar nichts, sondern horchet auf:

Er lasse fremden Firlefanz
Im Bann ruhn.
Sei Maulheld nicht, und sei kein Schranz,
Sei Mann nun.
Hahi! Haha! Hiha!

Da haben wir's. Der Maulheld und der Schranz deuten die Ironie nur an, klar aber wird sie erst in dem symbolischen, kabbalistischen Hahi! Haha! Hiha! Ruhig, schweige, damit dich Niemand anredt! Hinter dem Buche steckt etwas. Ich fing es getrost noch einmal zu lesen an, und that Abbitte, und begreife nun gar nicht, warum der Volkskalender nicht verboten worden.

Soll ich's verrathen? — Wohlan, es sei, denn das Geheimniß ziemt dem gerechten, deutschen Manne nicht.

Hr. Gubitz, der so unschuldig aussieht, ist ein — arger Schalk, ein wahrer Jacobiner, natürlich verkappt, versteht sich von selbst. „Hahi! Haha! Hiha!"

So schlage ich denn das Buch wieder auf, und siehe da, der erste Artikel heißt: die heilige Grabescapelle. Wem ist nicht klar, daß das eine feine Anspielung auf die orientalische Frage und den zukünftigen Bischof von Jerusalem ist? Der zweite Artikel aber heißt: das Königspaar, und diesem folgt unmittelbar ein Bildchen, wo zwei Chorknaben Weihrauch in einen Weihkessel streuen, und die Räucherung zu beginnen sich vorbereiten, und dann — dann kommt der vierte Artikel und heißt: die Sonnenfinsterniß, in der wir bildlich sehen, wie Berlin nur zu neun Zehntel, Wien aber complett versinstert erscheint; aus dieser Finsterniß aber kommen wir dann in den fünften Artikel, in die Rumpel- oder Polterkammer.

Nehmen Sie sich in Acht, Hr. Gubitz! Das würde sehr unschuldig scheinen, wenn das böse Hahi, Haha, Hiha! nicht eben Alles verriethe. Wahrlich, wenn Sie in Paris lebten, Sie würden sicher vor die Pairskammer gestellt und zur Deportation nach Berlin verurtheilt werden.

Nachdem man so den Schlüssel gefunden, wird das ganze Buch ein andres, ich könnte Artikel für Artikel durchgehen, die sträflichsten Anspielungen nachweisen, doch würde mich das zu weit führen, und daher nur noch eine Stelle, die mir schon, ehe ich das Affenthum gelesen und die geheime ungeheure Ironie erkannt hatte, sehr gefährlich geschienen. Diese ganz unverantwortliche Geschichte heißt (S. 54):

„Wo ist der Fuchs?"

Ein Fuchsjäger hat die Fährte verloren, er fragt vier Landleute, wo der Fuchs hin sei? und sie zeigen zur Antwort nach allen vier Weltgegenden. Das ist das Bildchen, und schon an und für sich sehr kritisch. Doch die Erklärung ist die Hauptsache: „Der Wahlspruch Wilhelm's I. von Nassau" — jenes bekannten Revolutionärs gegen die legitimen Rechte der Krone Spanien in den Niederlanden!! — „Rathen und Reiten thut's! weicht unserm Fuchsjäger nicht aus, wie man — auch — nicht — ausweicht — wenn man glauben sollte — — unserm Bildchen fehle der tiefre Sinn!" (Hört! Hört! Hört!) — „Es sagt erstens: daß man den Fuchs, auch den zweibeinigen (Hört!) streng im Auge behalten, gegen ihn, wie sich unsre Vorfahren ausdrückten, gleichsam Fuchs und Hase sein müsse, um ihn allseitig beobachten zu können. Besonders aber soll man sich vor ihm hüten, wenn er recht unschuldig thut, eingedenk der Warnung: „Predigt der Fuchs, so nimm die Hühner in Acht!" (Hört!) Dann ist das Bildchen auch noch eine Versinnlichung dessen, der alle Welt um Rath fragt, wodurch er dann gewöhnlich vom rechten Wege abkommt." Schreiben wir also in unser Gedächtniß:

„Andern nur folgen bringt Trug und Spott, —
Hilf dir selbst, so hilft dir Gott!" (Hört! Hört! Hört!)

In Prosa kann sich Hr. Gubitz noch verstellen, aber sobald er die Leier zur Hand nimmt, tritt ihm das Herz auf die Zunge: Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Das ist mehr als Ironie, das ist Alles gesagt.

Hahi! Haha! Hiha!

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 57. 9. März. 1842.

G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen. V Bände. Leipzig 1833—1841. W. Engelmann. — Erster Theil, II. umgearb. Ausgabe. Ebend. 1840. 8.

Obwohl Referent fühlt, eine wie schwierige Aufgabe er übernahm, als ihm die geehrte Redaction dieser Blätter eine Recension des vorliegenden Buches übertrug, so will er doch, trotz dem daß die ihm gewöhnliche Behandlung der Litteraturgeschichte von der Methode des Herrn Gervinus bei Weitem verschieden ist, versuchen quid valeant humeri, quid ferre recusent, und zwar zuerst sein Urtheil über das ganze Werk im Allgemeinen aussprechen, dann aber Gelegenheit nehmen, Einiges über einzelne Stellen desselben zu bemerken. Unnöthig dürfte es sein eine Fülle von Lobreden über ein Werk auszuschütten, das durch die Aufnahme, welche es unter der gelehrten Welt gefunden hat, hinreichend seine Trefflichkeit documentirt hat, und es wird dem Herrn Verfasser gewiß gnügen, wenn der Unterzeichnete, der sich schmeichelt unter den jetzt leider im lieben Deutschland ziemlich selten gewordnen Litterarhistorikern nicht die letzte Stelle einzunehmen, ihm seine vollkommne Hochachtung und Dank für dieses in seiner Art ausgezeichnete Buch hiemit zu erkennen giebt, wenn er auch in manchen Stücken vielleicht andre Ansichten hegt, als er.

Um indessen die geehrten Leser dieser Blätter in den Stand zu setzen, sich ein eignes Urtheil über vorliegendes Buch bilden zu können, ist es nothwendig zuerst kurz anzudeuten, was vor Gervinus für die Litteraturgeschichte unsrer Nationalpoesie geschehen ist und in wiefern sich derselbe von seinen Vorgängern oder Nebenbuhlern unterscheidet. Ich habe in meinem Lehrbuch der Allg. Litteratur-Gesch. Bd. II. 1. S. 414 f. die frühern Bearbeiter einer Geschichte der deutschen Nationalpoesie, Morhof, Ebeling, Schmid, Meister, Nasser, Horn, Bouterwek, Reinbeck, Manso, Rosenkranz, Koberstein u. A. angeführt, seit dieser Zeit sind noch zwei Bücher über diesen Gegenstand erschienen, nämlich von Laube und Wöhl, sodaß es also der Quantität nach eigentlich nicht an deutschen Litterarhistorikern zu mangeln scheint, leider aber der Qualität nach. Denn abgesehen davon, daß die frühern Historiker, wenn sie anders diesen Namen verdienen, die ältre deutsche Poesie entweder gar nicht oder doch nur sehr oberflächlich berühren, so sind doch auch ihre Charakteristiken der deutschen Poeten des 16.—18. Jahrhunderts mangelhaft gnug und, wenn man sie genauer mit einander zusammenhält, so gleichen sie gewissermaßen der Gellertschen Geschichte vom Hute, d. h. Einer hat gewöhnlich nur das Buch, welches er bespricht, gelesen und die Andern haben wie die Erben des Huterfinders nur seinem Urtheil ein paar Sätze oder Worte hinzugesetzt, damit man ihr Abschreiben und Nachbeten nicht bemerke. Erst mit den Arbeiten Bouterwek's oder eigentlich Horn's beginnt eine beßre Zeit für die Geschichtschreibung der deutschen Poesie, da Erstrer wenigstens fleißig zusammengetragen, wenn auch oft nicht Alles gelesen hat, was er anführt, Letzterm aber eine richtige Auffassungsgabe und Gefühl für das Schöne nicht abgesprochen werden kann, wenn ihm auch auf der andern Seite die zu einem Litterarhistoriker nöthigen Kenntnisse abgingen. Unter den spätern Compendien der Geschichte der deutschen Poesie nimmt auf alle Fälle das von Koberstein die erste Stelle ein, wenn es auch auf einen höhern Titel, als eben auf den eines Compendiums, keinen Anspruch machen kann, denn wenn es auch bei Weitem mehr Raisonnement und Kritik enthält, als das ältre, für uns jetzt kaum noch brauchbare Kochsche Werk, so ist es doch wiederum in bibliographischer und rein litterarischer Beziehung demselben wenigstens insofern nicht vorzuziehen, als es freilich Vieles bietet, was Koch, der um so viele Jahre eher schrieb, noch nicht wissen oder haben konnte, aber dagegen auch den Leser wieder in Vielem im Stiche läßt, worüber doch bei Koch immer noch wenigstens etwas zu finden ist. Bedenkt man nun aber, was in den letzten 20 Jahren für die ältre deutsche Poesie bei uns geschehen ist, was für Entdeckungen früher unbekannter oder neuer Recensionen bereits gedruckter altdeutscher Dichter gemacht worden sind, so darf es uns nicht wundern, wenn die Masse des Materials auch einem fleißigen Sammler wie Koberstein zu viel wurde und er Manches nicht beachtete, was unbedingt zur Sache gehörte. Wenn daher vorzüglich sich da bei ihm Irrthümer wahrnehmen lassen, wo er über die Quellen der altdeutschen romantischen Poesie spricht, so darf ihn wohl der Mangel an den nöthigen Hilfsmitteln entschuldigen, die, da

sie größtentheils in England und Frankreich ihre Heimath haben, sogar für diejenigen, welchen große Bibliotheken offenstehen, wenn diese bei ihren Ankäufen nicht gerade auf dieses Fach reflectiren, schwer zugänglich sind, Andren aber, welche nicht einmal diese Erleichtrung haben, als ein unerreichbares Gut erscheinen müssen. Gebührendes Lob dagegen schuldet man Herrn Koberstein für die treffliche Darstellung der Entwicklung des deutschen Verses und der äußern Form der Poesie, die ich mich nirgends besser auseinandergesetzt gesehen zu haben erinnre. Rosenkranz in seiner Geschichte der ältern deutschen Poesie beschränkt sich fast nur auf Analyse der einzelnen Gedichte und auf die jetzt Mode gewordne höhere Auffassung der litterarischen Producte als Kunstwerke, die nur dem Eingeweihten ihre eigentlichen geheimen Schönheiten enthüllen, dem profanum vulgus aber unsichtbar bleiben, und darum will ich, ein abgesagter Feind aller derartigen Arbeiten, ohne darum weiter mit ihrem Verfasser zu rechten, lieber mein eigentliches Urtheil über den Nutzen oder Schaden aller dergl. Bücher zurückhalten. Nun müßten eigentlich die Bücher von Laube und Wöhl besprochen werden, allein beide sind bereits in den frühern Jahrgängen dieser Blätter, wie sie es verdient haben, abgethan worden und ich bemerke nur, daß der mir unbekannte Recensent des Wöhlschen Machwerks vergessen hat zu bemerken, daß das litterarische Material desselben fast Wort für Wort aus den recht brauchbaren Tabellen der deutschen Litteraturgeschichte von Guden abgeschrieben ist.

Fassen wir nun also die bedeutende Anzahl der vor und neben Gervinus erschienenen Schriften über die Geschichte der deutschen Poesie zusammen, so sehen wir, daß die meisten derselben völlig unbrauchbar sind und nur einige wenige, nämlich das Kobersteinsche und bedingt das Rosenkranzsche, Hornsche und Bouterwekſche Buch sich zu Benutzung und Studium eignen, so daß es also gar keine Frage sein kann, daß das Werk von Gervinus zeitgemäß ist und trotz seinem hohen Preise immer seine Käufer finden wird, was ich dem Verfasser und Verleger aufs Herzlichste wünsche.

Ich komme nun zu dem zweiten Theile des einleitenden Vorwortes meiner Beurtheilung, nämlich auf die Methode, welche Herr Gervinus bei seiner Arbeit befolgt hat, und auf die Zweckmäßigkeit derselben.

Es giebt bekanntlich eine doppelte Art und Weise der Behandlung der Litteraturgeschichte, sowohl der allgemeinen, als der specialen, nämlich entweder bloß eine raisonnirende Darstellung der wissenschaftlichen Betriebsamkeit und ihrer Entwicklung, oder eine genaue Aufzählung und äußre Beschreibung der einzelnen litterarischen Producte mit den gehörigen Nachweisungen und Specialuntersuchungen versehen. Natürlich ist erstre Methode für eine Uebersicht des Ganzen und den Laien die zweckmäßigste, letztre nur für Gelehrte von Fach oder höchstens zum Nachschlagen geeignet und wenn man will die offenbar schwerere, vorzüglich wenn man es sich bei erstrer bequem macht, so daß es natürlich ist, daß die erstre die meisten Verehrer gefunden hat. Indessen muß man bei ihr stets in verba magistri jurare, was nicht immer anzurathen ist, wenn die magistri nicht Leute sind, wie einstens die Zierden der Bibliotheken, die Fabricii, Lambek und am Ende bei allen seinen Schwächen Ebert, der letzte Schatten der deutschen Bibliotheks-Polyhistorie, waren. Darum ist es wohl das Beste, Raisonnement und gehörige Darlegung des äußern Quellenapparats bei einer Litteraturgeschichte zu verbinden, wenn es irgend angeht, allein ich weiß nicht, warum bis jetzt gerade die deutsche Litteraturgeschichte sich vergebens nach einem Manne umgesehen hat, dem dieses Ziel bei der Darstellung derselben vor Augen geschwebt hätte, denn die bibliographische Partie ist auch bei Gervinus das Schwächste am ganzen Buche. Denn wenn es auch noch Leute gnug giebt, die es könnten, wie die beiden Grimm und Tieck, deren allumfassendes Wissen jenen oben genannten Heroen der deutschen Gelehrsamkeit wohl die Wage halten möchte, vielleicht auch Lachmann, Hagen und Beneke in Berlin, Maßmann und Schmeller in München, Wolf in Wien, Wackernagel, Mone und Haupt, so haben doch erstre Drei zuviel Andres zu thun, was ihnen vielleicht mehr zusagt, und Letztre zersplittern sich zu sehr in kleinre Untersuchungen, Einzelnheiten und kritische Ausgaben weniger Dichter, daß man wohl die Hoffnung aufgeben muß, von ihnen einmal so etwas zu erwarten. Andre, wie z. B. Hoffmann von Fallersleben, der neulich ein Verzeichniß des äußern Apparats der Geschichte der deutschen Poesie versprochen hat, dürfte, wenn man sein Verzeichniß der altdeutschen wiener Handschriften als Probe ansieht, wo er doch erschrecklich wenig für litterarische Nachweisungen gethan hat, wohl nicht über Hagen's Grundriß hinausgehen, der leider von seinem Herrn Verfasser im Stich gelassen worden ist, so daß er mit allen seinen Widersprüchen, Druckfehlern und Mängeln immer noch der einzige Codex bleibt für den, der das äußre Material der Geschichte der ältern deutschen Poesie zusammensuchen will. Referent glaubt in seiner Litteraturgeschichte, was Quellenreichthum, Citate und Nachweisungen über Inhalt, Verfasser, Ausgaben der einzelnen deutschen Dichter angeht, freilich bei ganz andrer Anordnung als bei Hagen, denselben weit übertroffen zu haben. Freilich habe ich nicht auf den Werth, die Zahl und die Localität der Handschriften Rücksicht nehmen können, da der Raum meines Buches mir dieses ebensowenig erlaubte als längre Analysen einzelner Schriften zu geben: weßhalb meine Arbeit wohl als Quellensammlung für eine äußre und innre Geschichte der deutschen Poesie von Wich-

tigkeit sein wird, aber eine solche nicht unnöthig machen dürfte, was natürlich auch bei dem universellen Zwecke derselben nicht beabsichtigt wurde. Hätte nun Gervinus neben dem innern auch das äußre Material seiner Geschichte der deutschen Poesie anzugeben und zusammenzustellen für gut befunden, so würde dieselbe das vollständigste Werk sein, was Deutschland für die Geschichte seiner Nationallitteratur aufzuweisen hätte, und Gervinus würde nicht unklug gehandelt haben, wenn er wie ich mir Fabricius und Lambek zu Mustern, so sich als Vorbild seiner Arbeit die freilich noch nicht vollendete **Histoire littéraire de la France** genommen hätte.

Somit komme ich denn auf den ersten Punct, der mir an der Arbeit von Gervinus tadelnswerth erscheint, nämlich auf den beinahe gänzlichen (in der neuen Ausgabe jedoch weniger) Mangel aller bibliographischen Nachweisungen über Ausgaben, Analysen und sonstigen Nachrichten über die einzelnen Dichter und ihre Producte. Dieses bewirkt wenigstens bei mir, vielleicht auch noch bei einigen andern Leuten, die ein ordentliches Quellenstudium lieben, ein gewisses Mißtrauen gegen Alles, was von einem Mann gesagt wird, der sich nicht entblödet, nach der einstigen Gewohnheit der Franzosen an vielen Stellen ohne Weitres zu citiren „Gottfried im Tristan" (z. B. Bd. I. S. 317 d. N. A.). Kann er sich denn nicht so viel Zeit nehmen, wenigstens die Verszahl hinzuzufügen, wenn er einmal citiren will, oder verlangt er, daß man sich die Mühe geben soll, die vielen Tausende von Versen selbst durchzugeben und zu untersuchen, ob sein Citat auch ganz unparteiisch ohne Weglassung und Zusatz gegeben sei, wie es im Tristan steht, oder nicht. Wenn ich nun auch gestehen muß, daß ich nirgends anstehe, unserm Gervinus aufs Wort zu glauben, und ihm nicht zutraue, daß er um einen Beweis vorzubringen absichtlich entstelle, und damit man ihm nicht auf die Sprünge kommen kann, die genaue Angabe seiner Quelle unterlasse, so kann ich doch nimmermehr dieses Princip gutheißen, denn es muß nothwendig zu Ungründlichkeit führen, weil mancher unwissende Tropf, wenn er sieht, daß ein Gervinus auf eine so vornehme Weise ihm zeigt, wie es nicht nöthig sei, um etwas zu beweisen, genau zu citiren, ihm natürlich nachahmen und seine absichtlichen Fälschungen und Ungenauigkeiten ungestraft zu Markte bringen wird. Ich muß daher Herrn Gervinus um so mehr bitten, bei den folgenden Bänden der neuen Ausgabe ein andres System in dieser Hinsicht zu befolgen, als er früher angenommen hat, da es für ihn erstens so leicht ist, diese Aendrung zu treffen, welche seinen Lesern nur lieb sein kann, und seine litterarischen Freunde, die HH. Grimm rc. ihm ja mit dem besten Beispiele vorangehen, denn bei diesen findet man Alles gediegen, nicht etwa bloß die innre Darstellung, sondern auch das äußre bibliographische Beiwerk. Denn daß dieses so ganz unnöthig nicht ist, haben sogar die Herren Franzosen und Engländer, über deren Ungenauigkeit und Lüderlichkeit im Citiren früher in Deutschland soviel gespottet und geklagt wurde, eingesehen, wie denn die Herren Paulin Paris, de la Rue, Michel, Leroux de Lincy, Raynouard, Fauriel, Mannerqué, Reiffenberg, Th. Wright, selbst Halland jetzt in ihren Noten Muster von genauen Nachweisungen aufstellen, während es in Deutschland gerade der umgekehrte Fall ist, wo, natürlich mit ehrenvollen Ausnahmen, die Mehrzahl der jüngern Autoren diese vornehme Bequemlichkeit so sehr goutirt, daß, wenn nicht von Seiten der wahren Freunde der Wissenschaft gegen solche Freibeuter und Charlatans wacker zu Felde gezogen und Oberflächlichkeit deutlich gegen Gründlichkeit und wirkliche Gelehrsamkeit in Schatten gestellt wird, diese Pest immer weiter um sich greifen und unser Vaterland auf die tiefe Stufe des wissenschaftlichen Verfalls erniedrigen wird, auf der in dieser Hinsicht früher Frankreich stand. Darum müssen Männer wie Gervinus mit einem bessern Beispiele vorangehen und sich nicht durch das Geschrei einiger prahlerischen sogenannten Kritiker abschrekken lassen, die da meinen, daß z. B. eine Ausgabe eines Classikers mit gehörigem Commentare, wie Bähr's Herodot rc. Schaden bringe. Sie thun dies nur, entweder weil sie selbst zu unwissend sind, etwas dergl. zu Stande zu bringen, oder weil ihre Faulheit es ihnen nicht erlaubt, das gehörige Material zu sammeln. Ich für meine Person gestehe, daß ich aus solchen Büchern, ja selbst aus den verrufnen Holländern **cum notis variorum** zehnmal mehr gelernt habe, als aus den jetzt so berühmten Ausgaben **cum notis s. apparatu critico**. Denn wenn auch ein guter Text natürlich immer die Hauptsache bleibt und Männer wie Bekker und Lachmann u. A. aus ihrer Schule, die eben bloß einen solchen geben und zum beliebigen Gebrauche die sämmtlichen Varianten bieten wollten, vorzüglich genützt haben, so kann man darum doch nicht sagen, daß Alles abgethan sei, wenn, sobald einmal ein Commentar gegeben werden soll, der Herr Editor gnug gethan zu haben meint, wenn es ihm beliebt zu einer vornehmen Emendation gelegentlich eine Parallelstelle anzumerken, natürlich aber es nicht der Mühe werth hält, antiquarische oder andre zur Erklärung nothwendige Notizen mitzutheilen. Mit einem Worte ich kann mich mit dieser modernen Philologie nicht befreunden und ich hoffe, daß es noch gnug Leute geben wird, die denselben Sinn für wahre Gelehrsamkeit hegen, als ich.

Ein zweiter Grund zum Tadel für Hrn. Gervinus liegt aber in einem Puncte, der ziemlich genau mit dem eben Gerügten zusammenhängt, nämlich in seinem nicht angegebnen System, welches er bei der Besprechung der einzelnen Dichter und ihrer Werke befolgt hat, und über welches ich nur

einige Vermuthungen habe, die ich zu Ende dieser Kritik aussprechen will. Ich erkenne sehr wohl das ausgezeichnete Verdienst desselben an, daß er gewiß fast Alles, worüber er spricht, selbst gelesen und überdacht hat, ehe er seine Kritik desselben niederschrieb, allein ich sehe keinen Grund ein, warum er über manches Wichtige ganz kurz hinwegspringt, ohne auch nur entfernt auf den Inhalt desselben hinzudeuten, andres Geringre dagegen wiederum oft zu weitläufig auszieht, manche Dichter, wie z. B. den Wolfram von Eschenbach, allzuhoch, andre zu niedrig stellt. Zuweilen findet man die Ursache allerdings angegeben, wie z. B. Bd. II. S. 150. Anm. 190, wo er ausdrücklich sagt, daß ihm auf dringendes Bitten doch eine Handschrift nicht mitgetheilt worden sei, allein an andren Orten geschieht dies nicht, oder die Gründe, warum er etwas weggelassen hat, behagen mir nicht. So sagt er z. B. Bd. I. S. 254, er wolle den Lanzelot des Ulrich von Zatzichoven und den Tristan des Eilhart von Oberg nicht analysiren, weil es schlechte Machwerke wären, und doch giebt er S. 255 ff. dessenungeachtet einen Auszug von Ulrich's Gedicht, jedoch allerdings nicht von Eilhart's Tristan. Dies ist offenbar ein Widerspruch und der Grund, warum er letztren übergeht, unhaltbar. Denn abgesehen von dem Werth oder Unwerth des Gedichtes selbst, das übrigens nicht besser und schlechter ist, als viele andre derselben Gattung und Zeit, so mußte Gervinus schon darum dasselbe berücksichtigen, weil es ihm als Historiker darum zu thun sein muß, die Irrthümer, welche über jenes Gedicht noch im Schwunge gehen, zu widerlegen und sein wahres Verhältniß zu Gottfried's von Straßburg Gedicht ins Licht zu setzen. Denn Hagen hat in seinem Grundriß der deutschen Poesie S. 131 sonderbarer Weise angenommen, Eilhart sei gar kein Deutscher, sondern ein Bretagner gewesen und eben dieser ihm zugeschriebne Tristan sei bloß ein ihm von einem Anonymus nachgedichteter, wozu ihn der Schluß des altdeutschen Volksbuchs von Tristan veranlaßte. Leider hat er auch in seinen Minnesinger Bd. IV. S. 584 ff., wo er von ihm spricht, noch nicht das Richtige gesehen, was doch so nahe liegt, nämlich daß Eilhart wahrscheinlich auf seinen Ritterzügen mit dem dunkeln Thomas von Bretagne oder Erceldoune bekannt wurde und dessen Sage von Tristan deutsch bearbeitete, welche Dichtung dann immerhin ein Andrer noch mehr ausgebildet und redigirt haben kann. Ich habe dieses in meiner Litteraturgeschichte Bd. II. Abth. III unter dem Artikel Tristan weitläufiger auseinandergesetzt und wie ich denke erwiesen, und eben darum hätte ich gewünscht, daß auch Gervinus diesen Punct erörtert und aus dem cod. Palat., der ihm ja zur Hand war, Eilhart's Verhältniß zu den bretagnischen Mustern auseinandergesetzt hätte.

Nicht genauer handelt Hr. Gervinus S. 487 ff. von den Fortsetzern des Gottfriedschen Tristan, Ulrich von Türheim und Heinrich von Freiberg, wo er doch über ihre Quellen die nöthigen Untersuchungen hätte anstellen sollen, allein eben die ausländische Litteratur ist an diesem Buche die schwächste Seite, denn wirklich weiß Hr. Gervinus gar nicht viel von den nordfranzösischen Ritterromanen, was er S. 488 deutlich an den Tag legt, wenn er sagt, Rudolph von Ems kenne und rühme Türheim's zur Tafelrunde König Arthur's gehörigen Roman von Clies, ihm sei aber derselbe völlig unbekannt. Ich kann ihm darauf antworten, daß dieses die deutsche Aussprache für den Roman de Cliges ist, welchen Chretien de Troyes dichtete und über den ich in meiner Litter.-Gesch. Bd. II. Abth. III bei Gelegenheit der Artusromane weitläufiger gesprochen habe, wie denn auch in der Hist. Litt. de la France T. XV. p. 209 sq. ein Auszug desselben gegeben ist. Denselben Vorwurf der Ungründlichkeit muß ich Hrn. Gervinus auch machen, daß er l. c. den Wigamur ohne Weitres auf fünf Zeilen abfertigt, der doch schon darum wichtig ist, weil der Verfasser darin sagt, er habe wälsche Bücher benutzt (V. 1 ff.) und der Ritter selbst gleichwohl nicht unter dem Verzeichniß der Ritter der Tafelrunde vorkommt, welches sich bei mir Bd. II. Abth. III. S. 149 ff. findet. Man sieht hier wirklich kaum ein, warum Hr. Gervinus über manche Puncte so schnell hinweggeht, denn der Grund des Unwerths ist gar zu relativ, als daß er Stich halten könnte, abgesehen davon, daß er offenbar zuweilen gar nicht angenommen werden kann, wie z. B. bei Konrad's von Würzburg Schwanenritter und Rudolph's von Ems Guten Gerhard, die er ebenfalls S. 499 f. ganz kurz abmacht, ohne bei Letzterm wenigstens den Laien aufmerksam gemacht zu haben, daß derselbe mit Otto dem Rothen ein und dasselbe Gedicht ist. Dieselbe Verwirrung und Mangelhaftigkeit zeigt sich auch Bd. I. S. 268 f., 290 f., 502 f., wo er von den deutschen Bearbeitungen des Trojanerkrieges spricht, denn erstlich findet sich kein Wort über den handschriftlich zu Dresden liegenden Trojanerkrieg des Wolfram von Eschenbach, dem er freilich nicht angehört (s. meine Litt.-Gesch. Bd. II. 3. S. 121), erwähnt, und dann hat auch Hr. Gervinus durchaus nicht für gut befunden, sich über die eigentliche Quelle von Konrad's von Würzburg Trojanerkrieg, Heinrich's von Veldeke Eneit und Herbort's von Fritslar Liet von Troie auszulassen, welche er doch schon daraus hätte abnehmen können, daß diese überall den Argonautenzug mit in ihren Bereich ziehen, ja daß Herbort sich sogar allzugenau auf geographische Schilderungen einläßt.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 58. 10. März. 1842.

Gervinus „Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen."

(Fortsetzung.)

Die Sache ist einfach diese, daß der nordfranzösische Trouvere Benoit de St. More, der um 1161 am englischen Hofe lebte, im Allgemeinen zwar nach Dares und Dictys seine Histoire de la guerre de Troie dichtete, aber die frühern Episoden der griechischen Heroensage, den Argonautenzug und die erste Zerstörung Troja's durch Hercules mit gewissermaßen als Einleitung hinzunahm und endlich auch noch einen Roman d'Enée als Beschluß anhing. Wahrscheinlich arbeitete unmittelbar nach Benoit Guido von Kolumna seine Historia destructionis Trojae, denn er lebte längre Zeit unter Eduard I. von 1272 an am englischen Hofe, wo er leicht jenes Gedicht zu Gesichte bekommen konnte, und so mögen denn auch Konrad von Würzburg, der angebliche Pseudo-Wolfram und Herbort, sowie Heinrich von Veldeke den genannten nordfranzösischen Trouvere vor Augen gehabt haben, wenn nicht eben auch Herbort durch seine Schilderungen mehr an Guido als an Benoit erinnert. Ich habe diese Sache in meiner Litt.-Gesch. Bd. II. Abth. III. S. 116 f., 121 f., 124 f. wie ich glaube bis zur völligen Evidenz erwiesen und Hr. Gervinus kann das Nähere darüber ebendaselbst nachsehen, um sich von der Richtigkeit meiner Behauptung zu überzeugen. Ich könnte von dieser Art noch manche andre Beispiele anführen, allein ich will mich hier auf einen Punct beschränken, bei welchem ich Hrn. Gervinus für die zu erwartende zweite Umarbeitung des zweiten Bandes einige nützliche Winke zu geben hoffe. Ich meine nämlich das, was er S. 167 f. des zweiten Bandes über die Gesta Romanorum und die Sieben Weisen Meister gesagt hat. Er gesteht daselbst mit löblicher Bescheidenheit ein, daß er zu einer nähern Untersuchung darüber das nothwendige Material nicht besitze, wie er denn auch richtig eingesehen hat, daß dazu ein immenses Studium der alten italienischen Novellieri gehört, ohne welche hiebei gar nichts herauszubringen ist. Er verweist darum nur auf Dunlop History of fiction, wo jedoch nicht viel zu erholen ist, und dann auf Warton's Abhandlung darüber in dessen History of English poetry. Leider aber hat ihn eben seine Anhänglichkeit an diese Gelehrten veranlaßt, ihnen eine unglückliche Conjectur über den Verfasser der lateinischen Gesta nachzuschreiben und ohne Weitres zu sagen, daß der Benedictiner Berchorius Verfasser derselben sei, obgleich er weiterhin wiederum die Sache doch unwahrscheinlich findet und meint, es würden ihm wohl nur die angehängten Moralisationes angehören. Obgleich hier nicht der Ort ist, weiter hierüber Untersuchungen anzustellen, so bemerke ich doch gleich, daß Berchorius ganz gewiß der Verfasser nicht ist, und daß ich mir vorbehalte, denselben an einem andern Orte zu nennen, da ich denselben entdeckt habe und im Stande bin, mit Evidenz meine Conjectur zu erhärten. Leider scheint auch Herr Keller, der die deutschen Gesten herausgegeben hat, denselben nicht zu kennen, denn sonst würde er doch wenigstens, wenn er auch seine weitern Entdeckungen über Quellen rc. dieses merkwürdigen Buches erst bei seiner Ausgabe des wirklichen lateinischen Originals mitzutheilen verspricht, den Autor oben darüber gesetzt haben. Nun ich wünsche ihm recht viel Glück zu seinen Forschungen, rathe ihm aber, behutsam zu Werke zu gehen, und hübsch Alles, was bisher darüber geschrieben ist, zusammenzubringen, damit es ihm nicht wieder geht, wie jetzt bei seinen nachträglichen Untersuchungen über die Ausgaben rc. der sieben weisen Meister, wo er Hammer's Untersuchungen darüber in den Wiener Jahrb. Bd. 90. S. 36 f. fast ganz ignorirt hat, aus denen er gar Manches hätte lernen können, wie auch daselbst finden, daß der Unterzeichnete in seiner Litt.-Gesch. Bd. II. S. 445 f. den Loiseleur Deslongchamps Essai sur les fables Indiennes längst schon vervollständigt hat, was er doch wenigstens hätte anführen sollen. Doch, um wieder auf die Gesta Rom. zu kommen, so bemerke ich, daß dieses Buch hinreichend beweist, was für sonderbare Begriffe in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters über die ältre, vorzüglich die römische Kaisergeschichte im Schwunge waren, denn es kommen da Namen von Kaisern vor, die niemals existirt haben, und von andern, deren Namen historisch sind, werden Sachen erzählt, die in der wirklichen Geschichte zu entdecken geradezu unmöglich ist. Daß jedoch dergleichen Anachronismen und wie es scheint, absichtliche Erdichtungen, um durch die Namen berühmter historischer Personen diesen Erzählungen mehr Gewicht zu geben, sich nicht bloß in diesem Buche finden, ergiebt sich auch daraus, daß dieselbe Erscheinung auch im Sachsenspiegel wahrzu-

nehmen ist, wo gleichfalls die sonderbarsten Namen von Kaisern, die nie existirten, vorkommen. Dieses ist aber der beste Beweis dafür, wie tief jene falschen Notizen im Volke wurzelten und wie sie sogar unter den Geistlichen verbreitet waren. Denn gewiß waren diese Geschichten sämmtlich, wenn nicht von ihnen erfunden (wahrscheinlich ist größtentheils der Orient ihr Vaterland), doch wenigstens aufgeschrieben und mit moralischen Anwendungen versehen, um bei dem gemeinen Volke im Gewande einer angenehmen Unterhaltung Moralität und Gottesfurcht zu verbreiten, und erreichten gewiß ihren Zweck besser, als viele der Volksschriften unsrer Zeit, welchen schönen Titel sie auch tragen mögen, denn in ihnen liegt die wahre natürliche Poesie und Einfachheit der Logik, die zum Herzen geht und wohl wäre es gut, wenn man dieselben heute noch, natürlich in modernisirter Gestalt dem gemeinen Mann in die Hände gäbe, er würde mehr daraus lernen, als in den sogenannten Aufklärungsschriften, die er nur falsch versteht, und die, eben weil er gar nicht zu einer unparteiischen Beurtheilung derselben fähig ist, ihm so zu sagen zeitlich und ewiglich Schaden bringen. Wie sehr man diese alten Geschichten aber geschätzt und gelesen haben mag, zeigen erstlich die Masse von Handschriften, die noch von ihnen existiren, dann aber auch die Verschiedenheiten derselben unter einander selbst. So sind z. B. auf der dresdner königl. Bibliothek drei deutsche Handschriften, die alle von einander abweichen, und in meinen Händen befindet sich eine pap. Handschrift des 15. Jahrhunderts, welche mir Jacob Grimm zu einem besondern Zweck anvertraut hat, in welcher nicht allein mehrere Geschichten ganz mit andern Worten, bald kürzer, bald weitläufiger erzählt sind, als in der von Keller (Gesta Romanorum, das ist der Roemer Tat. Quedlinburg 1841. 8.) bekannt gemachten Redaction derselben, sondern auch eine Anzahl solcher, die in dieser nicht stehen, aber auch in dem lateinischen Originale nicht leicht nachgewiesen werden können. Dies ist auch der Grund, warum eine vollständige Ausgabe der Gesta so unendlich schwierig ist, denn erstens müßte man eigentlich alle bekannten deutschen, dann auch die übrigen Uebersetzungen durchgehen und aus allen diesen jede Geschichte aufnehmen, die nicht im lateinischen Originale steht, zweitens aber auch stets die genauere Redaction wählen und endlich auch die in den englischen Handschriften der lateinischen Gesta befindlichen und in den gedruckten fehlenden Erzählungen mit berücksichtigen. Darum verdient auch Herr Gervinus allen Dank für die Nachrichten über die ihm zugänglich gewesnen Handschriften, und es ist nur zu wünschen, daß Keller's versprochne Ausgabe der Manier des leider jetzt beinahe schon vergeßnen Valentin Schmidt in dessen Disciplina Alphonsi nachahme, damit endlich einmal ein klares Licht über dieses merkwürdige Buch verbreitet werde. Schließlich bemerke ich noch, daß Gervinus mit Recht vermuthet, die an jede Erzählung angehängten Moralisationen seien später hinzugefügt, da auch viele Handschriften des lateinischen und deutschen Textes derselben entbehren. Herr Gervinus kommt nun auf die VII Weisen Meister und dabei auf des Hans von Bühel Dyocletianus Leben, welches mittlerweile von Keller (Quedlinburg 1841, Basse) herausgegeben ist, der auch in der Einleitung ziemlich genau nachgewiesen hat (nachträglich zu seiner Einleitung in den Roman des VII Sages de Rome), wie die einzelnen Erzählungen in den verschiednen Redactionen dieses Buches sich zu einander verhalten. Was jedoch Hr. Gervinus S. 174 f. über den Ursprung dieses Buches gesagt hat, bedarf vielerlei Berichtigungen, da ihm, wie er selbst (Anm. 234) sagt, die wichtigen Untersuchungen Sacy's über diesen Gegenstand entgingen. Er wird daher bei der zweiten bevorstehenden Bearbeitung dieses Bandes das, was Loiseleur Deslongchamps, ich am oben angegebnen Orte und Keller hierüber bemerkt haben, durchgehen und das Unrichtige verbessern müssen. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich noch, daß alle diese genannten Herren noch nicht Rücksicht genommen haben auf eine ziemlich alte Redaction dieses Buches, welche handschriftlich auf der dresdner Bibliothek liegt und bereits von Ebert in seinem der Beschreibung besagter Bibliothek beigefügten Verzeichniß der classischen Handschrift Nr. 33 (S. 247) genannt ist, übrigens aber von dem durch Boissonnade herausgegebnen Syntipas des Andreopulos und eben so auch von dem nach dieser Arbeit verfertigten und 1805 zu Venedig gedruckten neugriechischen Volksbuche gleiches Namens abweicht. Leider hat aber Ebert a. a. O. Nr. 35, S. 248 ein ähnliches Buch, 1578 von Theodosius Zygomala aus dem Altgriechischen des Simeon Thebanus übersetzt unter dem Titel *Προθεωρία τῆς Περζουέ*, ebenfalls für neugriechisch und eine zweite Uebersetzung des Syntipas angesehen, während es doch altgriechisch, freilich im Style jener Zeit, geschrieben und eine vollständige Uebersetzung mit Einleitung ꝛc. des bekannten arabischen Fabelwerks Calilah ve Dimna ist. Ich werde diese Handschrift, die als Unicum auf der dresdner Bibliothek liegt, herausgeben, da sie durchaus von der durch Starke bekannt gemachten Redaction dieses Buches verschieden ist.

Ich bemerke nur noch, daß Gervinus nach diesen Bemerkungen über den Eingang, welchen jene alten ausländischen Fabelwerke in Deutschland fanden, eine treffliche Charakteristik des nun in Deutschland seit dem 13. und 14. Jahrhundert aufgekommnen Hanges zum Sittenpredigen und Allegorisiren giebt, und hätte nur gewünscht, daß er mit demselben Fleiß auch eine, wenn auch nur kurze Darstellung der gleichzeitigen Passion unsrer Vorfahren für specielle Reimchroniken mitgetheilt hätte; vielleicht daß er dieses bei einer zweiten Ausgabe der Vollständigkeit wegen nachholen könnte, da doch schon der gedruckten Arbeiten

dieser Art ziemlich viele sind (s. meine Allgem. Litt.-Gesch. Bd. II. 2. S. 941 f., 961 f.). Ich möchte hiebei auf ein Unicum (?) der leipziger Universitätsbibliothek aufmerksam machen, nämlich auf die versificirte Reimchronik des Christian Vierstraat: Dit is dye hystorie van der Eirlicher Stat Nuys. Cölln 1497. 4., die noch von keinem Bibliographen oder Litterarhistoriker beschrieben oder berücksichtigt ist.

Die nun folgende Charakterisirung der deutschen Volksbücher ist ebenfalls sehr scharfsinnig und gut geschrieben, und es dürfte nur Einiges darüber zu bemerken sein, um dem Hrn. Verf. zu beweisen, daß Ref. sein Buch fleißig gelesen und benutzt hat. Darum deute ich nur an, daß er S. 241 irrt, wenn er sagt, der Doctor Johann Hartlieb habe eine Chiromantie geschrieben, denn er hat solche nur übersetzt, wie ich zuerst in meiner Litt.-Gesch. Bd. II. 2. S. 622 bewiesen habe: weiterhin S. 247 hätte gesagt werden müssen, daß der Herzog Horput zum Carlssagenkreis gehört, und beim deutschen prosaischen Lancelot, von welchem Hr. Gervinus eine heidelberger Handschrift 147 kennt, müßte bei einer zweiten Ueberarbeitung gesagt werden, nach welcher Quelle Reichard (Bibl. der Romane Bd. IV) seinen prosaischen Lancelot mitgetheilt hat, worüber ich nichts nachzuweisen vermag, da mir letztres Buch nicht zugänglich ist.

Trefflich ist nun auch die Charakteristik des Meistergesanges und der deutschen Schwänke des 15. Jahrh. (Bd. II. S. 259, 325 f.), nur hätte ich bei letztren gewünscht, daß Hr. Gervinus mehr über den sonderbaren Salomon und Marcolph und sein Verhältniß zu dem Originale gesagt hätte, was ihm nach Hagen's trefflichen Vorarbeiten nicht hätte schwer werden können. Ueber Eulenspiegel spricht Herr Gervinus S. 337 f., charakterisirt ihn ziemlich gut, allein die litterarische Partie ist doch gar zu schwach, denn abgesehen davon, daß er die wichtige Stelle über die Zeit Eulenspiegel's, welche Scheller (Niederdeutsche Bücherkunde S. 224) aus der 1455 geschriebnen Hettlingschen Sassenchronik mitgetheilt hat, hätte erwähnen sollen, so gedenkt er doch auch nicht mit einem Worte der sonderbaren Sage, nach welcher auch zu Damme in Flandern ein Grabstein am Kirchthurme lehnt mit der Aufschrift: „Sta viator: Thylium Ulenspiegel aspice sedentem et pro ludii et morologi salute deum precare supplex. Obiit a. 1301.,“ woraus die niederländischen Litterarhistoriker den Schluß gezogen haben, daß unter diesem Eulenspiegel ihr berühmter Jacob von Maerlandt zu verstehen sei. Ich habe jedoch in meiner Litt.-Gesch. Bd. II. 2. S. 1020 bewiesen, daß jener zu Damme begrabne Eulenspiegel der Vater, der zu Mölln aber 1350 verstorbne und beerdigte der Sohn ist, d. h. derjenige, von welchem das berühmte Volksbuch handelt. Gervinus führt S. 337. Anm. 447 als Ausgabe an: Straßburg 1543. 4., ich meine aber, daß dieses ein Druckfehler sei für 1519. 4., welches man bisher für die älteste Ausgabe hielt, denn die seltne Ausgabe: Cölln 1539. 4. kann nicht gemeint sein, da diese als Unicum erst durch Moser im Serapeum 1840. S. 378 f. ans Licht gezogen ist. Ich habe von den Ausgaben ꝛc. am angeg. Orte S. 967 f. genau gehandelt, aber auch S. 1020 eine früher unbekannte dänische Uebersetzung angeführt und S. 1020 zuerst auch die älteste niederdeutsche Bearbeitung, welche der berühmte Suhm besaß, angeführt, die bisher noch Niemand gekannt hat und die alle Bibliographen für verloren gehalten hatten. Ich setze darum ihren Titel hieher, er lautet so: „Ulenspieghel. Van Ulenspieghel Leuen en schimpelijche vercken ende wonderlijche Auonturen di hi hadde want hi en liet hem gheen Boeuere verdrieten. Antwerpen. Michiel van Hoochstraten (1495) s. a. 4.“, denn Mich. v. H. druckte um diese Zeit (s. de la Serna Santander Dictionn. bibl. T. I. p. 350), und stimme übrigens mit Gervinus S. 338 nicht ganz überein, wo er sagt, daß Eulenspiegel der letzte sogenannte fahrende Schüler sei, denn noch zu den Zeiten des 30jährigen Krieges gab es gnug Exemplare dieser Muster der heut zu Tage auf unsern Universitäten immer seltner werdenden alten Musen und bemoosten Häupter, an denen das jetzt so solid gewordne Leipzig in früherer Zeit so reich war, wie wir aus den komischen Romanen des 17. u. 18. Jahrhunderts sehen, in denen überall die Lindenstadt als der Sitz der Gelehrsamkeit, zugleich aber auch als der ärgsten Raufer, Säufer ꝛc. erscheint und eben so berüchtigt war durch seine sogenannten starken Geister und Schwarzkünstler, als Toledo bei den Dichtern des 13. u. 14. Jahrhunderts durch seine Chiromanten und Teufelsbeschwörer. Ein köstliches Buch des 15. Jahrhunderts ist aber hierüber von Gervinus nicht berücksichtigt worden, nämlich das sogenannte Liber vagatorum oder der Bettlerorden (s. darüber meine Lit.-Gesch. Bd. II. 2. S. 966), dessen Titel schon durch seine Lebendigkeit und ächt altdeutschen Humor die gute alte Zeit uns vor Augen führt, wo freilich Manches nicht so war, wie es sein sollte, wo aber doch in dem ganzen Treiben der Menschen eine Poesie lag, die unsre nur auf die wichtigen Realstudien gerichtete Zeit weder zu bieten noch zu verstehen vermag. Der Titel lautet aber in schönen Reimen so:

Der bettler orden man mich nendt
durch mich ein jeder lert, merckt, vnd erkent
was grossen betrugs ist vff erstanden
von mancherley bettler in dutschen landen
durch ire sprach die man nempt Rot
btriegens die menschen frú vnd spot.

Gewiß gehörte dieses Buch ebensogut hieher, als der Pfaffe von Kalenberg, die Schwänke des Claus Narr und das Volksbuch von Faust, von dem Gervinus S. 243 gesprochen hat. Leider ist aber auch bei diesem gar Vieles

mangelhaft dargestellt, denn der Gewährsmann unsers Gervinus ist hier eigentlich nur Görres in seinen deutschen Volksbüchern und dieser läßt selbst soviel zu wünschen übrig, daß ich wenigstens ihn höchstens seiner Auszüge wegen citiren möchte, denn seine sonstigen Untersuchungen sind gar nicht etwa so tief, daß, wer die Sache etwas genauer ansieht, ihnen ohne Weitres trauen möchte. Denn erstlich sagt er zwar, daß sich von Faust Sachen in dem bekannten Volksbuch erzählt fänden, die sonst auch von Albertus Magnus Robert dem Teufel rc. zugeschrieben würden, allein er bemerkt mit keiner Sylbe, daß die meisten Streiche des Doctor Faust auch von dem Agrippa von Nettesheim erzählt werden, der wie weiland Faust's Famulus Wagner den Teufel in Gestalt eines großen schwarzen Hundes bei sich führte, wie dieses P. Jovius Elogia p. 236—238 genauer erzählt hat, noch weniger ist ihm bekannt, in welchem sonderbaren Zusammenhang die Begebenheiten des Polen Wardowski mit denen unsres Faust stehen (s. darüber K. W. Woycicki's Polnische Volkssagen und Mährchen. A. d. Poln. v. Fr. H. Lewestan. Berlin 1839. 8. S. 77 f., 90 f.), der, wie dieses auch vom Paracelsus erzählt wird, vor seinem Tode sich durch seinen Schüler angeblich in kleine Stücke zerhacken, mit Salbe bestreichen und eingraben ließ und nach 7 Jahren, 7 Monaten, 7 Tagen und 7 Stunden ausgepackt als ein kleines Kind wieder auflebte, und schnell wieder zum Manne emporwuchs, bis ihn endlich der Teufel holte. Dieses ist der einzige Unterschied mit der Sage vom Wiederauferstehen des Paracelsus, daß bei diesem das Oeffnen des Fasses, worin seine Glieder eingepökelt lagen, zu früh stattfand und er als ein noch unreifes Kind aus Tageslicht gekommen sogleich wieder sterben mußte. Auf alles dieses hätte wenigstens mit einigen Worten von Gervinus Rücksicht genommen werden sollen und es dürften ihm daher die darüber in meiner Lit.=Gesch. Bd. II. 2. S. 628 f. gesammelten Materialien von Nutzen sein, wo ich auch zuerst auf das englische Volksbuch vom Dr. Faust, das älter als das deutsche ist, aufmerksam gemacht habe. Indessen scheint mir, die Wahrheit zu sagen, Gervinus selbst unter seine sogenannten Volksbücher Manches gerechnet zu haben, was gar nicht in den Kreis derselben zu ziehen ist, wie er denn überhaupt gar zu sehr von Görres hierin abhängig ist, der selbst eigentlich nicht recht gewußt zu haben scheint, was denn ein Volksbuch zu nennen sei und was nicht; wenigstens besinne ich mich nicht, daß er hierüber irgend eine Definition gegeben habe, und schon die Willkürlichkeit, mit welcher er eine Partie Bücher zusammengestellt hat und sich über ihren Inhalt ausspricht, zeigt deutlich, wie wenig er selber klar gewesen ist über den eigentlichen Begriff des Volksbuches. Wie hätte er sonst neben des Fortunatus Wünschhütlein Handwerksbücher stellen oder Faust's Leben zusammen mit des Albertus Magnus Geheimnissen der Weiber besprechen können? Es scheint also angemessen, hierüber einige Winke zu geben, was man sich denn eigentlich unter einem sogenannten Volksbuche zu denken hat, vorzüglich da Gervinus die prosaischen nicht ausgeschlossen hat. Nun meine ich aber, daß, wie wir Volkslieder diejenigen Gesänge nennen, welche in dem Munde des Volkes leben und von dem einen Ende eines Landes bis zum andern wiederhallen, wie in Frankreich die Marseillaise, in England God save the king, in Oesterreich das Lied vom guten Kaiser Franz rc., also nach der Stimme des Volkes für würdig gehalten worden sind, sich in dem Munde der Nachwelt fortzupflanzen, so auch ein wahres Volksbuch nur dasjenige sein kann, über dessen Angemessenheit für die Fassungskraft und den Charakter der gesunde Sinn und Geschmack des Volks selbst entschieden hat. Ist diese Definition richtig, so sind natürlich viele Bücher, die zu diesem Zwecke zwar geschrieben sind, aber denselben nicht erreicht haben, aus der Zahl der Volksbücher zu streichen, wie z. B. die Branntweinpest und wie dergleichen gemüthliche Bücher alle heißen mögen, denen man das Erzwungne und Alberngemüthliche gleich ansieht und die eben darum niemals bei der Masse des Volkes Eingang finden werden. Dazu kommt noch, daß die Erfahrung lehrt, wie alle Volksbücher, die nicht etwa bei einem Volke, sondern bei sehr vielen auf einmal dauernden Beifall und immer gleiches Interesse fanden, gewöhnlich die Begebenheiten einer historisch berühmten Person freilich mit mancherlei willkürlichen Verändrungen verziert beschrieben, wie z. B. die Sagen von den vier Haymonskindern, vom hörnernen Sigfried*), von Fortunatus, der Genoveva, der schönen Helena, der Griseldis, den sieben weisen Meistern rc.

(Schluß folgt.)

*) Dieses Volksbuch giebt einen merkwürdigen, noch von Niemand beachteten Fingerzeig bei einer Untersuchung, ob und in wieweit überhaupt diese Volksbücher unmittelbar ältern Gedichten nachgeschrieben sind, denn es findet sich darin ganz genau erzählt, wie Siegfried bei dem Schmied in der Lehre steht, welche Episode bekanntlich in den deutschen Gedichten über ihn ganz fehlt und nur in den nordischen Sagen von ihm vorkommt.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 59. 11. März. 1842.

Gervinus „Geschichte der poetischen National-Litteratur der Deutschen."

(Schluß.)

Der Grund liegt in dem für Romantik und Poesie empfänglichen Sinne des großen Haufens jeder Nation und ein Jeder kann an sich selbst die Erfahrung machen, ob er nicht als Kind, als sein Kopf noch nicht mit den engherzigen Berechnungen der Zeitverhältnisse angefüllt war, mit der größten Begierde den Erzählungen der Wärterin oder sonst einer alten Frau von Gespenstern, fabelhaften Ungeheuern ꝛc. gelauscht hat. Derselbe Fall ist es in den katholischen Ländern mit den Sagen über die Leiden und Wunder der Heiligen und Märtyrer, wie z. B. in Böhmen jedes Kind die Schicksale des heiligen Nepomuk zu erzählen weiß und in Irland die durch die Tradition gar sonderbar veränderten Begebenheiten des heiligen Patrik in Jedermanns Munde wohnen. Wer also eine Geschichte oder Sammlung der Volksbücher liefern will, muß gar sorgfältig zu Werke gehen und mit feinem Tacte Alles ausschließen, was diese eben angedeuteten Erfordernisse nicht hat, und darum werden denn jene Handwerksbücher oder Geschichten von irgend einem berühmten Räuber und Mörder oder die Beschreibung der Visionen irgend einer soi-disant Somnambule aus derselben ebenso gestrichen werden müssen, als es keinem Vernünftigen einfallen wird, Bänkelsängerpoesien, wie: „Höret die Geschichte von der Wasserfluth, die dem Weltgerichte nahe kommen thut" für Volkslieder zu halten, weßhalb ich eigentlich auch die sogenannten fliegenden Blätter nicht in diesen Bereich ziehen möchte, weil sie gewöhnlich nur eine sehr ephemere Begebenheit besingen und nach kurzer Zeit den Gang alles Irdischen nehmen. Beweis dafür ist z. B. die Menge von Liedern, welche die Thaten eines Blücher, Schill ꝛc. im Befreiungskriege schilderten: sie sind eben so schnell vergessen worden als die Begebenheiten, welche sie hervorriefen, und haben auch für den Historiker nur einen sehr zweifelhaften Werth, was auch ihre Verehrer dagegen sagen mögen. Ueberhaupt liebt unser Vaterland allzusehr das Neue, als daß irgend eine Poesie ꝛc. sich lange erhalten könnte, und wirklich zeigen sich die veränderlichen Franzosen zuweilen mehr anhänglich an das Altnationale als wir, wie denn das alte Lied von Flore et Blanchefleur aus dem 13. Jahrh. noch heute in der Bretagne gesungen wird. Kurz ich möchte Herrn Gervinus bei einer zweiten Bearbeitung dieses Capitels über die Volksbücher doch rathen, nicht so blindlings dem Görres zu folgen, um so mehr als dieser, wo er selbständig ist, viel zu sehr phantasirt und in dem Uebrigen gänzlich von Warton's Bemerkungen abhängig ist, wie ich mich denn überhaupt wundern muß, daß Herr Gervinus, als ein so arger Gegner aller Romantik, sich gerade hier an einen Anhänger derselben anschließt, der doch viel weiter gegangen ist, als Andre dieser Schule, die von Herrn Gervinus gänzlich verworfen worden sind.

Nun kommt Gervinus auf die Anfänge des deutschen Drama (Bd. II. S. 355 f.) zu sprechen und bemerkt mit Recht, daß man die ersten Spuren der dramatischen Poesie nicht gerade in den vorhandnen Mysterien zu suchen habe, sondern dabei auch auf einige ältre Gedichte, die zwar nicht dramatische Form, aber doch schon ganz dialogisch gehalten seien, Rücksicht zu nehmen habe, und führt als ein solches Beispiel mit Recht den Theophilus an, allein ich sollte meinen, er hätte mit ebensoviel Grund den Reinhart nennen können, denn in diesem und zwar schon in der ältesten Redaction ist doch gewiß das dramatische Element nicht zu verkennen. Indessen ist sowohl die bibliographische Partie dieses Abschnitts, als auch das Material desselben jetzt bedeutend zu ergänzen, wenn Herr Gervinus vergleichen will, was ich hierüber in meiner Lit.-Gesch. Bd. II. 1. S. 370 f. und Bd. II. 2. S. 1019 f., 1044 f., 1123 f., 1068 f., 1176 f., 1236 f. zusammengestellt habe. Ich bemerke hier nur noch, daß es der Mühe werth wäre, wenn irgend Jemand, der freilich mit der damaligen Litteratur vertraut sein müßte, genauer von den Quellen, die Rosenplüt und vorzüglich Hans Sachs bei ihren Fastnachtsspielen ꝛc. benutzten, handeln wollte. Eine genaue Untersuchung hierüber dürfte vorzüglich auf die Geschichte der romantischen Litteratur jener Zeit und die Einwandrung von Novellen und Sagen aus dem Süden nach Deutschland ein klares Licht werfen: natürlich konnte hierauf Gervinus nicht einzeln eingehen, aber einige Winke mußten doch hierüber von ihm gegeben werden.

Den Beschluß des zweiten Bandes macht nun eine sehr gelungne Charakteristik der didaktischen Schriftsteller zu

Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts, bei der freilich Manches fehlt, wie ich z. B. eine Charakteristik des Guldin Spils und der 24 Alten, sehr wichtiger und doch kaum bekannter Bücher schmerzlich vermisse, nämlich des Sebastian Brant, des Reineke Fuchs (in d. N. Ausg. steht dieses Bd. 1. S. 123 f.), Murner, Hutten, Luther und Hans Sachs, aus der ich vorzüglich das gesunde Urtheil über den albernen Theuerdank hervorheben will, ein Buch, das allen poetischen Werthes völlig ermangelt und noch zu hoch gestellt ist, wenn man es mit dem Heldenbuche vergleichen will. Unbegreiflich ist es, wie weit die Geschmacklosigkeit von Leuten geht, die noch in neuerer Zeit sich nicht entblödet haben, dieses elende Machwerk für ein Muster eines guten Epos zu erklären. Was hätte nicht aus dem Stoff gemacht werden können und wie wenig verstand der Dichter sein reiches Material zu benutzen!

Hatte nun aber Herr Gervinus bereits zum Ende des zweiten Bandes hin Alles, was ihm minderwichtig schien, ausgeschieden, so thut er dieses natürlich im dritten Bande, mit dessen Beurtheilung gegenwärtige Kritik abschließen wird, da ein andrer geehrter Mitarbeiter dieser Blätter eine Beurtheilung der beiden letzten Bände übernommen hat, noch mehr. Er bezeichnet die Periode von Luther an bis auf den 30jährigen Krieg als den Rücktritt der Dichtung aus dem Volke unter die Gelehrten, und zwar mit Recht, da sogar die einfache Volkslieder- und Schmähpoesie, die mit der Reformation beginnt, wirklich von Gelehrten ausging und nur im Volke ihren Sitz hatte. Indessen wird sich das erste Capitel dieses Abschnitts, in welchem vom deutschen Kirchenliede die Rede ist, bei einer Umarbeitung doch manche Veränderung müssen gefallen lassen, wenn der Herr Verfasser unter andern neuern Untersuchungen Rücksicht nehmen will auf: Dr. Martin Luther's deutsche geistliche Lieder, nebst den während seines Lebens dazu gebräuchlichen Singweisen und einigen mehrstimmigen Tonsätzen über dieselben von Meistern des 16. Jahrhunderts. Herausgeg. v. C. von Winterfeld. Leipzig 1840. 4., und vorzüglich auf: K. E. P. Wackernagel, das deutsche Kirchenlied von Martin Luther bis auf Nicolaus Herman und Ambrosius Blaurer. Stuttgart 1840. II Theile. 8., wo er auch eine genaue und kritisch gehaltne Litteratur der ältern deutschen Lieder- und Gesangbücher finden wird. Von dem Kirchenlied geht Herr Gervinus hierauf zu den Fabeldichtern fort, hebt aber auch von ihnen nur eigentlich den Burkard Waldis und Erasmus Alberus, sowie den Rollenhagen, dem ich allerdings einen andern Platz anweisen möchte, heraus und bespricht dann die Sprüchwörtersammlung Eyring's verhältnißmäßig mit zuviel Vorliebe, da doch Agricola weit wichtiger ist, so wie endlich Zinkgref's Apophthegmen nach meiner Meinung zu oberflächlich, da dieser Mann auf die poetische Richtung seiner und der folgenden Zeit einen weit größern Einfluß gehabt hat, als man bisher angenommen hat. Von hier wendet er sich zu der Geschichte des Drama S. 69 f. und bespricht mit außerordentlicher Gelehrsamkeit die lateinischen Stücke Frischlin's rc., scheint mir aber zu wenig Rücksicht genommen zu haben auf manche anonyme lateinische Schauspiele jener Zeit, welche größtentheils von Klöstern ausgegangen in trefflich dem Terenz nachgeahmter Sprache für die damalige Sittengeschichte sehr wichtig sind. Indessen ist Herrn Gervinus dieser Mangel wohl zu verzeihen, da diese Stücke, welche wohl nur in einer sehr geringen Anzahl von Exemplaren in dem südlichen Deutschland verbreitet waren, sehr selten sind und nur hie und da in den Klosterbibliotheken angetroffen werden dürften. Mancherlei Nachträge zu diesem Capitel dürfte Herr Gervinus vorzüglich in bibliographischer Hinsicht finden bei Kehrein, dramatische Poesie der Deutschen. Leipzig 1840. 8. Bd. 1. §. 60 f., ich beschränke mich hier nur auf die Lösung einiger Zweifel des Herrn Gervinus. Er sagt S. 85. Anm. 78: „Der Hecastus ist außer von Hans Sachs noch bearbeitet von einem Peter Rebenstock 1566 und 1589 übersetzt von Johann Schrekkenberg aus dem Lateinischen von Georg Macropedius. Wer ist dieser? rc." Hierauf kann ich ihm Folgendes mittheilen. Jener Georg Macropedius hieß eigentlich Langeveldt und war um 1475 zu Herzogenbusch geboren, war anfangs Mitglied der Brüderschaft des gemeinen Lebens, dann Rector der Schule seiner Vaterstadt, später zu Lüttich, endlich zu Utrecht, wo er sich als Philolog, Poet und Mathematiker vorzüglich hervorthat, und starb endlich 1558 zu Herzogenbusch am Podagra. Die nöthigen Nachrichten über ihn finden sich bei Burmann Traject. Erudit. p. 200—203, u. Paquot Mém. p. servir à l'hist. d. Pays-Bas T. XII. p. 204—210. Er verfaßte eine bedeutende Anzahl lateinischer Komödien geistlichen Inhalts, unter denen auch der fragliche Hecastus war, die zusammen Ultraj. 1552. 8. herauskamen. Jener Rebenstock führte den Vornamen Heinrich Peter und war zwischen 1571—1586 Prediger zu Eschersheim, ist auch sonst als Verfasser einer Uebersetzung von Luther's Tischreden ins Lateinische (Francft. 1571—88. II Voll. 8.), eines Tract. de lamiis (ib. 1586. fol.) und zweier andern deutschen Schriften: Figuren und Reime über die Bibel (ebend. 1571. fol.) und Vom Amt eines jeden Menschen (ebend. 1568. 8.), schon bei Rotermund Nachtr. zu Jöcher Bd. VI. S. 1491 genannt. Es fragt sich also nur noch, ob das in Hawkins Orig. of Engl. Drame T. I abgedruckte altenglische, unter Heinrich VIII. zur Verherrlichung der katholischen Kirche verfaßte Interlude Every Man aus jener Komödie des Langeveldt herrühre, was, wenn ein ältrer Druck jenes Hecastus vor 1552 nachzuweisen wäre, gar nicht so unmöglich erschiene, da man allerdings in London zu jener

Zeit lateinische Stücke deutscher Dichter aufführte, wie z. B. den Pammachius im Jahre 1544 (s. Warton Hist. of Engl. Poetry T. II. p. 523), allein immer ist noch Hans Sachsens Hecastus übrig, der ebensogut auch Langeveldt's Quelle sein könnte: umgekehrt aber letztre Stücke als nach einem englischen Muster geschrieben anzusehen, wie dieses später bei Ayrer der Fall war, dürfte nicht rathsam sein.

Den Uebergang zu Fischart und Weckherlin bildet nun aber (S. 117 f.) der Polygraph Georg Wickram mit seinem Rollwagen, der von Gervinus noch „unter die niedrigsten Volksbücher" gestellt wird, weil er zu arge Zoten vorgebracht habe. Gewiß ist letztres Urtheil nicht ganz gerecht, denn erstlich muß man die derben Späße und Witze mit der Richtung jener Zeit entschuldigen und dann möchte ich doch wohl wissen, warum gerade hier dieses strenge Maß angelegt werden soll, während doch wahrlich schmuzige Stellen gnug im Heldenbuch, Tristan ꝛc. stehen, die man doch darum ebenso wenig verbannen möchte. Vielmehr tadle ich Hrn. Gervinus gerade, weil er diese erzählenden Bücher unsrer Vorzeit sowenig beachtet, wie er denn Pauli's Schimpf und Ernst Bd. II. S. 340 f. fast nur mit ein paar Worten erwähnt, der doch wahrhaftig zehnmal mehr werth ist, als viele elende Bücher aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, die Hr. Gervinus bei Weitem nicht so absprechend behandelt hat (s. darüber K. Veith Ueber d. Barfüßer F. P. und das von ihm verfaßte Volksbuch Schimpf und Ernst nebst 46 Proben aus demselben. Wien 1839. 8.). Ebenso schlecht kommt der Grillenvertreiber (Frkf. 1623. 8., 1625. 8., 1605. III Thle. 8.) weg, dann die Fortsetzung des Rollwagens, Jacob Freyens New Gartengesellschaft (Ein new hübsches vnd schimpffliches Büchlein. Straßburg 1557. 8., 1593. 12., Magdeburg 1618. 8. Auch in Rollwagen von Schimpff vnd Ernst, ein kurtzweilig vnd lustig Buch, auffs new zusammengezogen vnd in Ordnung gebracht. Frkft. 1573 Fol. Magdeburg s. a. 8.) und der Beschluß derselben, der Wegkürtzer (in d. Ausg. v. 1573). Alle diese Bücher verdienen eine weit größre Aufmerksamkeit, als man ihnen bisher geschenkt hat und für die Sittengeschichte jener Zeit sind sie sowohl, als die Nachahmungen des Poggius Facetiae, der beiden Melandri Jocorum atque seriorum libri II, Bebelii Facetiae, Frischlini Facetiae, Facetiae facetiarum und wie diese Bücher alle heißen mögen, ganz unentbehrlich; allein schwer ist es allerdings, die fremden Elemente auszuscheiden und das rein deutsche Nationaleigenthum zu vindiciren. Dazu gehören aber genaue Studien in der erzählenden Litteratur der Italiener und Franzosen und weil dieses nicht Jedermanns Sache ist, so wird oft vornehm diesen Büchern aller Werth von Leuten abgesprochen, die sie vielleicht nicht einmal gelesen haben. Wenn dies nun auch von Hrn. Gervinus nicht gesagt werden kann, so hat er sich doch auch hier von seinem falschen Vorurtheil gegen alle Romantik, sei sie auch noch so unbedeutend, hinreißen lassen, und über alle diese Bücher, eben weil sie den fremden Novellisten tant bien que mal nachahmen wollen, den Stab gebrochen. Natürlich konnte auch bei solcher Ansicht Wickram's Goldfaden (Eine schöne liebliche und kurzweilige Historie von eines armen Hirten Sohn, Löwfried genannt. Straßb. 1557. 4.) und Der Irr Reitend Bilger. Ein kurzweiliges Büchlein von einem großen Herren, der sich zu dem ferren sanct Jacob verheissen, was er für abentheuer auff semlichen Bilgerfart erfaren hab (Straßb. 1557. 4.) nicht besprochen werden. Nun folgen Fischart und Weckherlin, die aber beide meines Erachtens nach hätten höher gestellt werden müssen. Ueber die nun folgende Geschichte der schlesischen Poesie kann ich mir des Raumes wegen nur im Allgemeinen die Bemerkung erlauben, daß die Charakteristik derselben mit meinen Ansichten zwar übereinstimmt, allein daß ich gewünscht hätte, eine nähere Untersuchung über die damals schon Mode gewordnen, in die deutsche Litteratur eingedrungnen französischen Elemente zu finden, daß auch hier wiederum mir die Geschichte des deutschen Romans nicht nur nicht vollständig gnug, sondern auch in einzelnen Bemerkungen ungenau erscheint, manche Schriftsteller aber offenbar ungerecht behandelt sind, wie z. B. Ulrich Megerle oder Abraham a St. Clara, den ich keineswegs dem innern Kern nach für einen Carricaturschriftsteller halten möchte, wie Gervinus S. 408 gethan hat. Ueberhaupt scheint mir der Einfluß, den der 30jährige Krieg auf das damalige geistige Streben ausgeübt hat, noch nicht gnug ins Licht gestellt zu sein: ich will nur obenhin andeuten, daß manche Winke darüber zu ziehen sein dürfen aus einer genauen und nachdenkenden Lectüre der Grimmelshausenschen Romane, und zwar nicht allein des Simplicissimus, sondern auch der übrigen, die sich von Echtermeyer, der zuerst gezeigt hat, daß dieses der wahrhafte Name des sogenannten Greiffensohn von Hirschfeld, in diesen Blättern Jahrg. 1838 S. 430 f. specificirt finden. Abermals Grund gnug für meine Behauptung, daß Hr. Gervinus bei einer zweiten Bearbeitung seiner Geschichte gut thun dürfte, die prosaische ältre Romantik nicht so kurz abzufertigen und als unwichtig anzusehen. Denn wenn man diese Bücher genau durchsieht, findet man gar Manches, was sonst übersehen wird, wie denn z. B. den Ausgaben des Schelmuffsky, über den Gervinus S. 388 f. spricht, ein Schauspiel angehängt ist (hievon sagt er jedoch nichts), das man gewöhnlich für ein Werk desselben Verfassers ansieht, sich aber bei näherer Vergleichung für eine verunglückte Dramatisirung einiger Stellen jenes Romans von fremder Hand herrührend ergiebt. Den Schluß des Bandes bildet endlich eine sehr gelungne Charakteristik der Anfänge der Polemik, Kritik und Theorie unter dem Ein=

fluß der französischen und englischen Litteratur, über die im Einzelnen vielleicht an einem andern Orte Manches zu erinnern sein wird.

Soll ich nun hier im Allgemeinen mein Urtheil über das ganze Werk kurz zusammenziehen, so durfte mit größtem Rechte gesagt werden, daß es bei manchen Mängeln im Einzelnen, die der Herr Verfasser leicht bei einer zweiten Umarbeitung verbessern wird, und von Jedem, der selbst eine ähnliche Arbeit gemacht hat, gewiß entschuldigt werden, bei einer noch zu erzielenden größern Vollständigkeit in der Partie des 16.—17. Jahrhunderts vorzüglich, bei größrer Berücksichtigung und beßrer Würdigung des romantischen Elements, dieser Geschichte gewiß der Name einer classischen Arbeit nicht entgehen kann, da sie in unsrer Litteratur gänzlich isolirt und an Schärfe der Urtheile, Zuverlässigkeit der Notizen und Auszüge, außerordentlichem Fleiß und Belesenheit und treffender Eintheilung und Klarheit der hingestellten Gesichtspuncte unerreicht ist und bleiben wird. Ueber die Richtung des Verfassers, in der politischem Zersplittrung unsres Vaterlands eigentlich immer die größte Höhe der Poesie zu finden und erweisen zu wollen, was er am meisten in den nächsten zwei Bänden hervorhebt, will ich mit ihm nicht rechten, obgleich meine Meinung hierüber die entgegengesetzte ist, sondern habe darum lediglich bei meiner Beurtheilung das wissenschaftliche Element hervorgehoben, obgleich ich nicht läugne, daß ebendarum manche Urtheile und Charakteristiken schief und parteiisch geworden sind, weil Hr. Gervinus seine Leute zuweilen mit einem trüben Glase beobachtet hat. Vielleicht daß auch hier einige Aendrungen eintreten könnten.

Was das Aeußre des Buches angeht, so ist Druck und Papier gut, der Druckfehler nur wenige (in d. N. Ausg. d. Bd. I. S. 78. Note 47 steht: Steotisen für Theotisca) und die Umarbeitung des ersten Bandes in der zweiten Ausgabe so gelungen und vermehrt, daß der Ankauf derselben auch für die Besitzer der ältern unerläßlich sein dürfte.

Dr. Gräße.

Philosophie des Privatrechts. Ein Beitrag zur Rechtsphilosophie, von Fr. Bitzer. 8. XII u. 154 S. Stuttgart 1840. Hoffmannsche Verlagsbuchhandlung.

Die Entwicklung des Rechts aus seinem Begriffe, wie sie Hegel in seiner Rechtsphilosophie zuerst versuchte, mußte zwar als der Anfangspunct einer neuen, selbstbewußten Thätigkeit des Geistes auf diesem Gebiete gelten, es vermochte aber nicht verkannt zu werden, daß gerade bei der Darstellung dieses Theiles die Subjectivität des Verf. oft einen nachtheiligen Einfluß auf die Reinheit der Begriffsentwicklung gehabt hatte. Von dieser Ueberzeugung waren Viele durchdrungen, selbst nachdem durch Gans' Verdienst eine nähere Vermittlung und theilweiser Ausbau des Hegelschen Werkes bewirkt worden war, und es kann daher für das Fortschreiten der Philosophie nicht anders als höchst förderlich erachtet werden, wenn eine neue, ächt wissenschaftliche Behandlung der Rechtsphilosophie, in der von Hegel angedeuteten Bewegung des Geistes fortschreitend, Platz ergreift. Der Anfang zu einer solchen ist unverkennbar in vorliegendem Schriftchen gemacht. Von der Anerkennung jenes Mangels und dieses Bedürfnisses ausgehend entwickelt der Verf. in der strengen wissenschaftlichen Methode Hegel's, aber theilweise abweichend von seinen Sätzen, den Rechtsbegriff in dem ersten Abschnitte seiner Verwirklichung; es sind zumeist die Lehren, welche gewöhnlich zum Privatrechte gerechnet werden, weßhalb er danach den Titel des Buches wählte. Wir können es nur billigen, wenn er auf die Verschiedenheit der philosophischen Darstellung hindeutend bemerkt, daß hier keineswegs alle dem Privatrechte gewöhnlich zugetheilten Lehren entwickelt werden können; ja wir möchten nach der andern Seite hin nur wünschen, daß derselbe auch noch die Lehre vom Unrecht und der Strafe in diesen Theil seiner Darstellung mit aufgenommen und somit den Umfang derselben nach dieser Seite hin noch über das Privatrecht hinaus erweitert hätte, — ein Wunsch, dessen Berechtigung wir seines Orts nachzuweisen gedenken. Zur Charakterisirung des Buches im Allgemeinen ist aber hier noch auf eine sehr vortheilhafte Verbindung der geschichtlichen mit der philosophischen Entwicklung der Rechtsidee aufmerksam zu machen, die wir als über das Gebiet des Willkürlichen hinausgehend für einen wesentlichen Fortschritt der Methode erachten. Zwar hat sie der Verf. nicht als solche bezeichnet, und die Art, wie er dieselbe hier geltend macht, kann auch nur als Anfang der Ausführung einer solchen Verbindung angesehen werden, da nur das römische, das altgermanische und theilweise das Recht des Code Napoléon die Theile des positiven Rechtes sind, welche er zum Gegenstand seiner vergleichenden Kritik macht. Allein der Fortschritt, den wir hier finden, liegt darin, daß bisher vielmehr einzelne Sätze des positiven, namentlich römischen Rechts beiläufig der philosophischen Entwicklung in Erwägung gezogen wurden und die Bezugnahme auf geschichtliche Existenz in der Regel als Erläutrung des abstracten Rechtssatzes durch Concretes erschien. In der von dem Verf. gewählten Weise aber tritt eine ganze Lehre des positiven Rechts in ihrer abgeschloßnen Besonderheit hervor, und die Beziehungen, in welchen dieselbe zu der philosophischen Entwicklung steht, sind in einem genetischen Zusammenhang dargelegt, welcher die Selbständigkeit jeder von beiden Entwicklungen, der geschichtlichen wie der philosophischen, durchscheinen läßt. Bei dieser Selbständigkeit kommt es daher dem Verf. auf eine Kritik weniger da an, wo die Rechtsbildung aus der Gewohnheit und dem sie in sich aufnehmenden und zum Selbstbewußtsein bringenden Gesetze hervorging, wie bei dem römischen und germanischen Rechte, als da, wo ein Act der gesetzgeberischen Willkür eine Reihe von Rechtsbestimmungen hervorrief, deren Verhältniß zu der geschichtlichen Fortbildung und dem durch sie erlangten Rechtsstandpuncte in Frage kommen muß. Daher das Amt der Kritik zumal bei dem Code Napoléon mehrfach geübt wird.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 60. 12. März. 1842.

Bitzer „Philosophie des Privatrechts."

(Schluß.)

Auf das Einzelne eingehend werden wir die Puncte hauptsächlich hervorheben, in welchen sich Abweichungen von dem durch Hegel angegebnen Entwicklungsgange finden, dagegen sowohl die materielle jener concinne Darstellung, als auch die Zusätze, welche das positive Recht betreffen, nur kürzer erwähnt werden sollen.

Zuerst legt der Verf. das Verhältniß des philosophischen und positiven Rechts zu einander dar; jenes habe seinen Anfang in dem Rechtsbegriffe, dieses in dem wirklich gewordnen Begriffe der Idee, daher letztres Ausdruck der bestimmten Idee, jenes der der Idee überhaupt sei; endlich begründe die Verwirklichungsweise beider einen wesentlichen Unterschied, indem das positive Recht wirklich werde durch das Selbstbewußtsein der bestimmten Allgemeinheit, welcher es zugehört, in der Form der als geltend ausgesprochnen einzelnen Gesetzesnorm, dagegen das philosophische Recht sich verwirkliche durch das einzelne Selbstbewußtsein in der Form der sich selbst bestimmenden Allgemeinheit, des wissenschaftlichen Gedankens. Nach dieser Einleitung entwickelt der Verf. in den ersten 3 §§. die Sätze, daß der unmittelbare Mensch in sich wesentlich das sinnliche als geistiges, das geistige als sinnliches Sein wisse, daß die Bestimmung des Willens sei, den Geist zur Erscheinung zu bringen, und die Wirklichkeit des Selbstbewußtseins im Bewußtsein als Sein des Geistigen im Sinnlichen erscheine. Hievon geht er sofort zu dem Ding über, als welches sich das Sinnliche darstellen muß, um in Wahrheit Sinnliches für den Willen zu sein. — So philosophisch diese Entwicklung gehalten ist, so vermissen wir hier doch die Auseinanderlegung gewisser in dem Begriffe des Rechts zunächst enthaltnen Begriffe, die schwerlich auf einem andern Puncte des Entwicklungsganges gegeben werden kann. Es ist dies die natürliche Freiheit und das allgemeine Recht der Persönlichkeit. Der erstre Begriff ist als Ausgangspunct der ganzen Entwicklung des Rechts zu fassen, insofern der in ihm liegende Widerspruch — einerseits die Fordrung, daß der Mensch als Vernunftwesen die Natur beherrsche, andrerseits die Vielheit der menschlichen Individuen, deren jedes jene Fordrung für sich geltend zu machen berufen ist — durch den Begriff des Rechts gelöst und die Wahrheit der sittlichen Freiheit aufgezeigt wird. Das allgemeine Recht der Persönlichkeit aber wird, wenn es auch unter einem andern Gesichtspuncte bei der Lehre vom Unrecht wieder in unsern Entwicklungsgang eintritt, doch hier, an die Spitze der besondern Darstellung am geeignetsten vorangestellt, weil durch Darlegung der in ihm liegenden Sätze und Gegensätze (wie der Sklaverei) später das dialektische Fortschreiten gehemmt werden würde. — Der Verf. geht weiter (§. 4 ff.) zum Besitz und Eigenthum. Hier ist nächst der scharfen Begrenzung dieser Begriffe — wobei er die neuerlich so gefahrbringende Klippe, den philosophischen Begriff des Besitzes mit dem römisch-rechtlichen Besitz identificiren oder doch letztren jenem accommodiren zu wollen, durch eben so scharfe Sondrung der geschichtlichen von der begrifflichen Entwicklung vermeidet — hervorzuheben, was er über Privat- und Gesammteigenthum sagt (S. 20): „Wie in der begrifflichen Entwicklung des Rechts das einzelne, so ist es in der geschichtlichen Entwicklung, wo das Recht unmittelbar als Idee eintritt, das allgemeine Selbstbewußtsein, welches sich zuerst durch den Willen entsprechende Wirklichkeit schafft. Dort ist deßhalb die erste Weise der Verwirklichung des Selbstbewußtseins die im Sinnlichen, Sein des einzelnen, hier Sein des allgemeinen Selbstbewußtseins in demselben; hier Privateigenthum, dort Gesammteigenthum. Dem Gebiete des letztren gehört das germanische Institut des Markeigenthums an." Ueber dieses verbreitet sich nun der Verf. (S. 20—38) und behandelt sodann in einem zweiten Zusatz (— denn in dieser Form schaltet er die Bezüge auf das positive Recht der philosophischen Darstellung ein —) die originären Erwerbungsarten des positiven Rechts, in einem dritten den Erwerb von Eigenthum durch Grundstücke, in einem vierten das römische Recht und den Code Napoléon über Eigenthumserwerbung an Mobilien, welche Eigenthum sind (S. 64). Wir möchten hier nur die Präponderanz mißbilligen, welche dem positiven Rechte hinsichtlich der Lehre von der Erwerbung des Eigenthums eingeräumt wird: es hätte an die Stelle des zweiten Zusatzes vielmehr in der begrifflichen Entwicklung diese Lehre mit aufgenommen werden sollen und es hätte dann kaum dieses besondern Zusatzes bedurft, da, etwa die inventio thesauri abgerechnet, eine Uebereinstimmung des Geschichtlichen und Begrifflichen hier sich aufweist, wie sie selten anderwärts zu finden ist. In dieser Beziehung der völlig begriffsgemäßen Darstellung Hegel's treu zu bleiben, war durchweg rathsam, und wir müssen dies, da es der Verf. nicht gethan, als eine Lücke bezeichnen. Er geht in §. 10 ff. weiter zur Ausübung des Eigenthums (Gebrauch, Verbrauch, Fruchtgenuß) und knüpft daran Zusätze: 1) die Eigenthumsrechte; 2) Eigenthum und Genuß; 3) Gebrauch und Fruchtgenuß; 4) die Prädialservituten. Wir vermissen die Lehre von der Veräußrung. Die eine Seite derselben liegt allerdings in der Ausübung des Eigenthums, sofern sie zum Verbrauche wird; aber die andre Seite, wo das Quantitative der Sache sich aufweist im Werthe derselben, kommt nirgends zur Darlegung. Der Verf. steht in seiner dialektischen Entwicklung nahe dabei, diesen Punct zu berühren, er spricht (§. 14) von der Allgemeinheit der Sache, aber er findet diese Allgemeinheit im Fruchtgenuß, und doch

liegt diese Allgemeinheit vielmehr darin, daß die specifische Brauchbarkeit der Sache und das specifische Bedürfniß, dem sie dient, zugleich bestimmt vergleichbar mit andern Sachen sind: welche Allgemeinheit eben den Werth der Sache giebt. In seiner Auffassung des Fruchtgenusses liegt eine Beengung des Gebrauchs, indem er, das ewig Schaffende in der Natur nicht gnugsam erwägend, bloß die sofort manifestirten Kräfte der Sache in den Bereich des Gebrauchs zieht, und die der Manifestation entgegenreifenden sondert, ihre Erscheinung trennt und als Fruchtgenuß in verschiedner Beziehung zu dem Eigenthümer stellt, während sie doch in der Sache aufgehoben mit dem Erwerb auf diesen übergingen. Dann hätte sich auch der Uebergang zum Vertrage, zunächst zum Tausche leichter, gefügiger dargeboten, durch Aufzeigung des Werthes als des Allgemeinen der Sache; der Verf. begnügt sich, ja er muß sich nunmehr begnügen mit der formellen Seite des Fruchtgenusses, mit der Theilung der Momente der Eigenthumsausübung, die bei demselben zum Vorschein kommt, — um dann (S. 84) an der Spitze der Lehre von dem Vertrage mit einem: „In dieser Weise der Eigenthumsausübung soll also die Sache 2c." beginnen zu können. Wollte er aber — und das würde ein fernrer Mangel sein — die hier eintretenden Beziehungen des positiven Rechtes in der frühern Vollständigkeit erörtern, so hätte sich hier der geeignetste Platz für die Lehre von der Verjährung dargeboten.

Wir kommen zu: II. der Vertrag. Der Entwicklungsgang ist folgender: 1) der Vertrag über Eigenthum: Tausch (Zusatz: das allgemeine Wesen der Verträge), Verkauf (Zusatz: Kauf und Sachmiethe), Schenkung (Zusatz: Schenkung und Leihvertrag). 2) Vertrag über Dienste: Dienstmiethe (Zusatz: Dienstmiethe und Sachmiethe), Auftrag (Zusatz: I. Dienstmiethe und Mandat, II. Depositum als Mandat). 3) Gesellschaftsvertrag: Erwerbsgesellschaft, Vermögensgesellschaft (Zusatz: Societät). Es ist nicht zu verkennen, daß der Verf. sich bemüht hat, in dialektischer Entwicklung eine folgerechtre Darlegung der einzelnen Verträge oder vielmehr der einzelnen Seiten des Vertrags zu geben, als bei der gewöhnlichen Zusammenstellung der einseitigen und doppelseitigen, und, als letztrer, des Tausches, der Vermiethung, des Lohnvertrages statthat. Das Fortschreiten von Tausch zu Kauf ist auch bei ihm das Bekannte. Der Kauf bestimmt sich ihm zur Schenkung dadurch, „daß der Eigenthümer, Schenker sein Sein in der einzelnen Sache aufgiebt und sie zum Sein des Andern macht, nicht gegen eine einzelne Sache, auch nicht gegen eine solche, welche Sein für das Selbst überhaupt vorstellt, sondern gegen das in der Annahme ausgesprochne sich Aufgeben des letztern" (§. 20). Dadurch entsteht aber ein ungleiches Verhältniß, „die Anerkennung des Beschenkten entspricht durch ihre verschwindende Allgemeinheit nicht der dauernden Bestimmtheit im Aufgeben auf Seiten des Schenkers," und indem nun das Selbst sein Anerkennen durch dauerndes und bestimmtes sich Aufgeben gegen den Andern — den Dienst, rechtfertigt, geht die Schenkung über zur Dienstmiethe (§. 21). Nun erscheint aber der Lohn dem Dienste nicht entsprechend, weil er nicht auch in einem Aufgeben des in sich seienden Selbstes, vielmehr in einer einzelnen Sache besteht; „der Wille muß darum, um das wahre Verhältniß herzustellen, diese Stellung des Selbst zu einer solchen aufheben, in welcher auch der Dienstleistende für seinen Dienst sich aufgebendes Selbst, nicht Eigenthum erhält, — der Dienstvertrag geht über zum Auftrage" (§. 22). Hier kommen wir aber zu einer neuen Ungleichheit, zwischen dem sich Aufgeben des Auftraggebers, in dem ausgesprochnen, verklingenden Wort sich darstellend, und dem des Auftraggebers, welches in bestimmtem bleibendem Thun sich darstellt (§. 23). Die vermißte Gleichheit wird herbeigeführt, „indem sich das eine Selbst mit dem Andern zu Einem bestimmten Thun verbindet in der bestimmten Gesellschaft" (§. 24, Erwerbsgesellschaft), das sich dann zur Gemeinschaft der ganzen Wirklichkeit des Selbst, zur universellen Vermögensgesellschaft erweitert (§. 25). — In dieser immerhin scharfen und durchdachten Entwicklung vermissen wir die Berücksichtigung einiger Puncte, aus welcher Nichtberücksichtigung sich Zweifel an der innern Wahrheit dieser Entwicklung ergeben. Der Uebergang von der Dienstmiethe zum Auftrag und die Stellung, welche beide zu einander und zu dem Ganzen erhalten, lassen erkennen, daß auch Dienstleistung unentgeldlich, auch Auftrag um Lohn sein könne: denn sollte selbst unter dem Auftrage die unentgeldliche Dienstleistung verstanden sein — wo immer noch gegen die willkürliche Deutung des Wortes sich Bedenken erheben ließen — so bliebe doch der Fall des belohnten Auftrags übrig. Das Eine oder das Andre aus der philosophischen Entwicklung ausscheiden und dem positiven Rechte bloß überweisen zu wollen, erscheint wider die Natur beider Rechtsverhältnisse. Hier ist jedenfalls eine Lücke in der dialektischen Entwicklung, deren Ausfüllung wir auch in der sonst hergebrachten Eintheilung der Verträge vermissen. Denn wenn gleich dadurch, daß vorerst einseitige (Schenkungs-) und doppelseitige (Tausch-) Verträge getrennt werden, die Schenkung des Gebrauchs als commodatum von dem Tausche des Gebrauches gegen dessen Werth (locatio conductio operis) getrennt wird, so bleibt doch die ungnügende Auffassung des Mandats als Gegensatz für loc. cond. operarum übrig, abgesehen davon, daß das commodatum auch durch Einreihung in die bloßen Schenkungsverträge zu sehr beschränkt wird. — Der Uebergang der Dienstmiethe in die Sachmiethe (operae als fructus hominis aufgefaßt) ist gut dargestellt; eben so der Begriff des zusammengesetzten Vertrages in der societas. Aber jener Versuch dialektischer Entwicklung — an sich schwierig auf dem Gebiete der Willkür, als welches doch das Gebiet der Verträge sich darstellt — muß fernerhin als ungenügend bezeichnet werden, insofern die ganze ergänzende Reihe der Verträge hier fehlt (Pfand, Bürgschaft und ihre Species): eine nothwendige Folge davon, daß der Verf. den Gesellschaftsvertrag nicht als subjective Verstärkung faßte, wo sich dann die andre Seite, der objectiven Verstärkung, in den genannten Verträgen von selbst aufgezeigt hätte. Endlich gelangt der Verf. auf seinem Entwicklungsgange dazu, die Bewegung des Gedankens von der Vermögensgesellschaft, als der Spitze der Verträge, zu der Liebe, als dem Anfange der Familie, folgendermaßen darzustellen (§. 26): „Das Wesen des Selbst, wie es im Vertrag zuerst hervorgetreten, in seinem Sein aufgehoben zu sein, hat in der Vermögensgesellschaft die ganze Sphäre seiner rechtlichen Wirklichkeit durchdrungen, und es drückt sich solches durch das Zugleichsein zweier Selbst und deren gegenseitige Beziehung, das Aufgehobensein jedes Einzelnes aus; in sich aber weiß das Selbst gleichwohl nicht sich, sondern nur seine rechtliche Wirklichkeit durch das Zugleich-

sein des Andern aufgehoben, es ist in — für — sich von seinem Wesen noch undurchdrungne Einzelnheit. Der Wille muß deßhalb diese noch unvollendete Wirklichkeit des Selbstes aufhebend, dasselbe für sich zum aufgehoben seienden machen, ihm zum Bewußtsein bringen, daß es sein Wesen, eine durch das Zugleichsein eines Andern, darum sein eignes Aufgehobensein in und durch dieses vermittelte Wirklichkeit zu haben. Solches Bewußtsein hat das Selbst in der Liebe rc." Dieser Schritt in der dialektischen Bewegung ist durch die vorstehend mitgetheilte Rechtfertigung mehr äußerlich fertig gemacht, als innerlich begründet: es ist dabei das Moment der Sittlichkeit ganz ausgelassen, das doch die Grundlage der Familie gegenüber jeder andern Vereinigung von Individuen bildet. Allerdings mögen auch wir nicht das Hemmende verkennen, was bei Hegel darin liegt, daß er das Capitel von der Moral hier zwischen persönliches Recht und Familie einschiebt: wie fließend auch die Bewegung des Gedankens erscheine, sie ist es in der That nicht, und die hier dargelegten Momente können nicht auf diesem Puncte der Entwicklung zum Vorschein zu kommen berechtigt sein. Aber der Verf. ist in seiner Darlegung wiederum zu weit gegangen, er hat einen Sprung gemacht, der durch die oben angeführten Sätze nur verdeckt, nicht gerechtfertigt werden kann. Er hat die Wendung verkannt, welche der Gedanke bei dem Vertrage zu dem Unrecht, zu dem gegen das Recht sich auflehnenden Willen nimmt, und hier nun fortschreitend von dem unbefangnen Unrecht zu dem Verbrechen, hätte ihn der Begriff der Strafe zu der Fordrung einer höhern sittlichen Einheit des Menschengeschlechts geführt, und so sich das Moment der Sittlichkeit, mithin der Uebergang zur Ehe, Familie u. s. w. von selbst aufgewiesen. — Mit dem Gesagten hoffen wir zugleich den Nachweis für die Eingangs aufgestellte Behauptung gegeben zu haben, daß der Kreis der Darstellung des Verf. zu eng sei. Ihn noch weiter zu verfolgen, erscheint nicht nöthig, da er die Lehre von der Familie im Wesentlichen übereinstimmend mit Hegel darstellt: er schließt mit dem Gelangen der Person zur Selbständigkeit, muthmaßlich hieran in weitrer Fortsetzung (der wir mit Freuden entgegensehen) die Lehre von dem Unrecht knüpfend.

Es würde einer besondern zweiten Recension bedürfen, wollten wir prüfen, was der Verf. — wie nach dem Gesagten für die begriffliche — so für die geschichtliche Entwicklung des Privatrechts, in den wohl die Hälfte des Buches füllenden Zusätzen, gethan: womit wir jedoch über Grenzen und Zweck dieser Anzeige hinausgreifen würden. Auf jener Seite aber hat das Buch, durch Erneurung der Schärfe dialektischer Entwicklung und durch Selbständigkeit des Fortbahnens auf dem streng philosophischen Gedankenwege, ein Verdienst, das auf die andre Seite gnugsames Licht günstiger Erwartung fallen läßt, um die fernre Prüfung in die Hände des Lesers aus denen des Recensenten übergehen lassen zu können. S.

Thomas Müntzer. Ein deutscher Roman. Von Theodor Mundt. Drei Bände. Altona 1841. J. F. Hammerich.

Es hat etwas Mißliches, ein Buch des Herrn Mundt gerade in diesen Blättern anzuzeigen. Denn vielleicht wissen unsre Leser — oder sehr möglich auch, daß sie nicht wissen: jedenfalls aber, nach der Absicht und dem guten Willen des Herrn Mundt, sollten sie wissen, daß seit geraumer Zeit Hr. Mundt theils unmittelbar, theils mittelbar, durch seine Freunde und Genossen, sich als Widersacher, ja wir dürfen sagen als Ankläger und Verfolger dieser Jahrbücher geberdet und mit ausdauernder Beharrlichkeit diese Blätter zum Gegenstand einer Opposition macht, welche zu erwiedern oder auch nur zu berücksichtigen hier bisher weder Veranlassung noch Raum gewesen zu sein scheint. Unsre Leser brauchen auch jetzt nicht zu fürchten: auch jetzt, und zumal bei dieser Gelegenheit, sollen die Angriffe des Hrn. Mundt unerwiedert bleiben, ja sie werden dies stets bleiben müssen, bis es Hrn. Mundt etwa gefallen wird, die Waffen, die ihm bisher beliebt haben und die wohl kein Leser der Jahrbücher für ebenbürtig erkennen wird, abzulegen und mit einer würdigern Art des Kampfes zu vertauschen. Dies hier auszusprechen, dünkte uns nöthig, damit Hr. Mundt die Nichtbeachtung seiner Angriffe von Seiten der Jahrbücher nicht mißverstehe. Denn daß sie im Uebrigen Widersachern und Verfolgern ausweichen und eine Opposition, die sich gegen sie erhebt, entweder behutsam meiden oder mit erkünstelter Vornehmheit verachten, dies, glauben wir, hat den Jahrbüchern und allen Denen, die an ihnen Antheil nehmen, bisher nicht zum Vorwurf gemacht werden können. Was wäre auch natürlicher, was nothwendiger, als daß dies Organ der Zeit, eben deßwegen, weil es dies ist und als ein solches sich bethätigt, in der aufgeregten, hie- und dorthin gezerrten, in Geburtsschmerz ringenden Zeit Anfeindung und Widerspruch erweckt? daß seiner Stimme anderslautende Stimmen begegnen? daß gegen uns, die wir erobern wollen, Andre sich stemmen, die den Besitz nicht lassen wollen? Ja dieser Widerspruch und diese Anfeindungen sind gleichsam gerade die Rechenprobe, die das Facit der Jahrbücher bestätigt und den Weg, der hier gegangen, den Zweck, nach dem hier gestrebt wird, als den richtigen erweiset.

Darum, Gott erhalte uns die Opposition! Es ist dies wieder eine Zeit, wo man sich rühmen darf, das Schwert und nicht den Frieden zu bringen; das Weltalter des Empedokles ist wiedergekehrt, wo Liebe und Haß, Neigung und Abneigung mit einander ringen, damit noch einmal aus diesem Widerstreit der Kräfte, diesem Anziehen und Abstoßen, diesem Suchen und Meiden sich eine Welt gebäre. Welches der Ausgang dieses Streites, die Entscheidung dieses Kampfes sein wird? Die Jahrbücher, und mit ihnen Alle, die des frohen Glaubens, der seligen Ueberzeugung leben, daß der Geist auch ein Sohn Gottes und berufen ist zu der Herrlichkeit seines Triumphes, — die wir die ausgebreiteten Schwingen einer neuen Zukunft für mächtiger und kraftvoller halten, als die altersmüden Füße einer abgelebten Vergangenheit, mit der man uns zwingen will, Schritt zu halten — wir Alle, in der That, brauchen diese Entscheidung und den Kampf, der um sie geführt wird, nicht zu fürchten! Immer kann den Geist nur der Geist besiegen, ja nur der Geist hat die Macht und mit dieser Macht das Recht, dem Geist zu opponiren. Ueberwunden kann daher ein jedes geistiges Princip nur durch ein andres geistiges werden, welches höher, wahrer, des Absoluten theilhaftiger ist, als jenes. Unser Ueberwinder würde also zugleich unser Befreier sein: das Schwert, das unsern Nacken

schlägt, würde zugleich eine Kette brechen, die, uns selbst unbewußt, uns bisher gehalten; wir würden mit Freude lernen von dem Ueberwinder und aus Besiegten zu Freunden und Mitkämpfern werden.

Vorläufig nun scheint das Schicksal diesen Jahrbüchern die Ehre und das Glück eines solchen Gegners noch nicht bestimmt zu haben; sie finden noch vollauf Arbeit und Gegner gnug, indem sie den Geist bekämpfen, der, weil er sich in sich selbst verloren, aufgehört hat, Geist zu sein und nur noch als Gespenst umherspukt. Es ist bedauernswerth und doch natürlich, daß es bei diesem Kampf auch nicht an solchen Zuschauern fehlt, welche, wiewohl sie ihrer ganzen Natur nach eigentlich an dieser Entscheidung geistiger Krisen keinen Antheil haben, noch haben können, dennoch unbescheiden oder bösherzig gnug sind, mehr als bloße Zuschauer sein zu wollen und mit wüstem Geschrei, mit Schimpfen und Lärmen in diesen Streit hineinzuschreien. Ja es finden sich auch wohl Solche, denen, so entfernt sie auch in Wahrheit diesem Kampfe sind, dennoch die Angelegenheit des Kampfes überhaupt willkommen ist, um sich auch in das Gefecht zu mischen: sei es, weil sie glauben, daß nichts passiren darf, wo sie nicht auch dabei wären, sei es, daß sie dem Einen oder dem Andern der Kämpfenden von alten Zeiten her und aus irgendwelchem persönlichen Groll ein Bein zu stellen, einen wohlgemeinten Puff zu verabreichen haben, der nun, hoffen sie, vor den Augen der Welt mit auf die Rechnung des großen Principienkampfes, der welthistorischen Krisis kommen wird. Es ist, wie gesagt, beklagenswerth, daß es so ist, und doch natürlich: man möchte sich einen Turnierwart wünschen, der solche Bönhasen vom Kampfplatz zu entfernen hätte. Aber dazu bedürft' es der Schranken: und diese niederzureißen, wo sie auch sind, das eben ist ja die Aufgabe der Zeit und der Geschichte. Man muß also diese kleinen Kobolde einstweilen gewähren lassen: höher nämlich als Kobolde können wir diese ephemeren Erscheinungen beim besten Willen nicht tariren; zu dem feierlichen Pathos, der tragischen Wirksamkeit des Gespenstes bringen sie es gar nicht: sie sind höchstens die lustige Person, der Hanswurst, den ja auch die Tragödie verstattet und dem man um seiner Schellen willen einige Unfläthereien schon verzeiht, geschweige daß man sie erwiederte.

Vielleicht weiß Hr. Mundt nun, warum die Jahrbücher seine und seiner Freunde Anfeindungen ohne Erwiedrung lassen. Hr. Mundt besitzt das glückselige Talent, Alles, was verhandelt wird, alle Streitfragen der Zeit, alle Interessen der Zeit auf sich zu beziehen; seine werthe Person ist der Mittelpunct der Welt. Es ist dies freilich der gemeinsame Charakter der ganzen Generation, welcher Herr Mundt angehört, und vielleicht sind diese Herren mehr zu beklagen, als zu verdammen, daß bei ihrem ersten Auftreten eine unglücklich-glückliche Constellation der Sterne sie hat verführen können, sich für Sonnen zu halten. Allein Hr. Mundt leidet an dieser Erbkrankheit wirklich mehr als billig. Wird in diesen Jahrbüchern von einer jungen Litteratur gesprochen, die eher alt als verständig geworden ist: gleich meldet sich Hr. Mundt. Wird das Unwesen des Weltschmerzes, der Weltfahrten und der übrigen spaßhaften Welthistorien gegeißelt: gleich meldet sich Hr. Mundt. Wird von Arroganz, von Unwissenheit und Talentlosigkeit, von verfehlten Poesien, verunglückten Räsonnements gesprochen: immer wieder Hr. Mundt und seine Freunde. Es scheint, diese Herren wollen wirklich die Sünde der Welt tragen. Und wo man nun gar an ihre eignen Sünden tupft, da werden sie äußerst ungeberdig. Da erhebt sich in Hrn. Mundt's Journal ein Freund des Hrn. Mundt und wehklagt: er hätte es anfangs sehr gut gemeint mit den Jahrbüchern, er hätte sogar Theil an ihnen nehmen wollen; aber da wäre sein erstes Buch getadelt worden — ei tausend, das macht ihn stutzig! doch will er es noch abwarten, vielleicht daß die Jahrbücher sich besinnen. Aber wie? auch sein zweites Buch wird hier nicht günstiger beurtheilt? das verlangt Rache, das schlägt dem Gefäß den Boden aus — und da ist es ganz natürlich, daß ein sehr unsaubrer Inhalt, ein ekler Strom von Anklagen und Beschimpfungen über die Jahrbücher ausgegossen wird. Und Hr. Mundt ist so gefällig, seinen „Piloten" zum Kanal dieses Unraths herzugeben. — Doch es ist nicht gut, von diesen Dingen auch nur zu reden. Nur das Eine daher, was mit dem Eingang dieses Aufsatzes und der mißlichen Stellung dieser ganzen Anzeige in nächstem Zusammenhange steht, wollen wir unsern Lesern in Erinnrung bringen: nämlich daß in dem großen und feierlichen Klagelibell, welches Hr. Mundt (wir wissen in der That nicht mehr, ob vor ein oder zwei Jahren — und vermuthlich wissen unsre Leser es auch nicht mehr; das Ding verschlüge also nichts) in seinem „Freihafen" gegen die Jahrbücher erlassen, dies als der hauptsächlichste Klagepunct, der schwerste Vorwurf, das abscheulichste Vergehen dargestellt ward: daß die Kritik der Jahrbücher während der ganzen Dauer dieses Blattes noch nicht Einen Poeten, nicht Einen Philosophen, nicht Einen Historiker auf den Thron gehoben! Welchen Dichter, welchen Philosophen (so ungefähr lautete die zornschnaubende Apostrophe des Hrn. Mundt) haben die Jahrbücher der Nation geschenkt? das heißt auf gut Deutsch: „wen haben sie gelobt und wem gehuldigt?"

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 61. **14. März.** **1842.**

Mundt „Thomas Münzer."

(Fortsetzung.)

Es ist freilich ein schweres Verbrechen der Kritik, wie sie hier in diesen Blättern geübt wird, daß sie die Bettler nicht für Könige halten will, und sogar einige althergebrachte Götzen ihrer erlognen Pracht entkleidet hat; ja wir Mitarbeiter der Jahrbücher hätten in dieser Hinsicht wirklich bei Hrn. Mundt und seiner Generation in die Schule gehen können, die erst sich selbst als den Messias der Zukunft ankündigten, und da die verstockte Welt dies fürs Erste noch nicht glauben will, so schnitzen sie mittlerweile aus den Holzpuppen ihrer Camaraderie alle Wochen einen neuen König oder Vicekönig der Litteratur und halten ihn ihrer Gemeinde zum Küssen hin. Schade nur, daß sie das Machwerk ihrer Hände gemeiniglich schon in der nächsten Woche wiederum vernichten! Wahrlich diese Herren sind fruchtbarer und furchtbarer zugleich, als die Weltgeschichte; sie produciren und consumiren eine unbillige Menge großer Männer, und man könnte schon ein ganz niedliches Lazareth anlegen, wollte man, von Karl Beck's Zeiten her, alle die Unsterblichkeiten, die himmelstürmenden Poeten, die unaussprechbaren Talente sammeln, die sie erst proclamirt und dann selbst wieder zerrissen haben. Sie spielen ein bischen Schöpfer: ihre Hand ist allmächtig, sie erhöhen und erniedrigen, sie schaffen und vernichten. Und der Sinn von dem Allen? der Mittelpunct, der schlechtverhüllte, um welchen sich Alles dreht? — „Ich bin auch da," sagt Hanswurst.

Bei dieser Lage der Dinge, insbesondre bei diesen Forderungen, welche Hr. Mundt an die Kritik überhaupt und namentlich an die Kritik der Jahrbücher macht, sehen unsre Leser ohne Zweifel ein, wie und warum es (wie wir im Eingang bemerkten) sein Bedenkliches hat, eine Schrift des Hrn. Mundt gerade in diesen Blättern anzuzeigen. Jeder Kritik ist Hr. Mundt ein persönliches Interesse unterzuschieben gewohnt; er ist gewohnt, die Kritik eines Buches nicht danach zu würdigen, ob sie dasselbe in seinen Zusammenhängen richtig erkennt und nachweist, ob sie die Adern und Nerven aufdeckt, mit denen dasselbe dem Leib und Leben unsrer Litteratur im Ganzen angehört, und endlich, ob und inwieweit das, was in dem vorliegenden Werk wirklich geleistet ist, demjenigen entspricht, was nach jenen Zusammenhängen und nach dem Begriff der Kunst hier überhaupt zu leisten war: sondern vielmehr danach fragt er, und das entscheidet bei ihm den Werth oder Unwerth einer Kritik, ob dieselbe „der Nation einen Dichter giebt" oder nicht, mit andern Worten: ob sie dem Verf. einen Lobpsalm anstimmt und ihm auf acht Tage den Thron der deutschen Litteratur einräumt oder nicht. Wenn der Recensent der Jahrbücher nun so unglücklich ist, in dem „Thomas Müntzer" des Herrn Mundt keinen Fortschritt unsrer Kunst, keine Bereichrung unsrer Litteratur, keine Arbeit des Genies zu erkennen, wenn er nach bestem Wissen und Vermögen den Verfasser auch nicht auf die allerunterste Stufe des allerkleinsten Thrones setzen, ihm auch nicht eine fingerlange Unsterblichkeit verheißen kann — und wenn er nun so verwegen ist, dies Alles ehrlich und ohne Schleier auszusprechen, vielleicht gar so unartig pedantisch, dies aus dem beurtheilten Buche selber zu beweisen: wird Hr. Mundt diese Kritik nicht unter aller Kritik finden? wird er aus ihr nicht neue Veranlassung zu neuen Anfeindungen der Jahrbücher schöpfen, und diese natürlich nach dem alten Schnitt? Oder setzen wir (denn was ist nicht Alles möglich?) den andern Fall, daß der Roman des Herrn Mundt wirklich vortrefflich wäre und mithin der Recensent sich gedrungen fühlte, dies Lob ebenso unumwunden auszusprechen, wie in dem entgegengesetzten Fall den Tadel: möchte Hr. Mundt nicht am Ende gar auf den Einfall kommen, die Jahrbücher wirklich zu seinen Principien der Kritik bekehrt zu haben? Vor Allem, wird Hr. Mundt nicht sich selbst und sein eignes Verfahren zu gut kennen, um nicht dieser Beurtheilung des „Thomas Müntzer", gut oder übel, ein persönliches Motiv unterzuschieben? wird er nicht die Angriffe, welche die Jahrbücher von ihm und seinen Freunden erfahren haben, mit dem Urtheil, welches dieselben Blätter nun über seinen Roman fällen, in Verbindung setzen? und wird er nicht im Publicum, sei es auch nur in dem Theil des Publicums, welches die Jahrbücher nicht selbst zu lesen pflegt, hie und da noch Jemand finden, dem er von diesen vermeintlichen Zusammenhängen wirklich noch vorfabeln darf?

Und doch gab es einen Ausweg, alle diese Fährlichkeiten zu vermeiden, — einen Ausweg, den, stände das Spiel gerade umgekehrt und hätte Hr. Mundt gerade so über uns zu berichten, wie wir jetzt über ihn, höchst wahrscheinlich Hr. Mundt ergriffen hätte: nämlich den Ausweg, das Buch des Hrn. Mundt vollständig zu ignoriren. Ignoriren, Schweigen —! Bekanntlich ist dies die Hauptstärke und zumal jetzt, seitdem die Spitzen ihrer Schwerter allmälig stumpf — oder richtiger zu sagen: ihre goldpapiernen Waffen allmälig unscheinbar geworden sind, die hauptsächlichste Waffe des Hrn. Mundt und derer, die ihm gleichstehen. Man hat mitunter gelacht über den diplomatischen Anstrich, den sie sich zu geben suchen; man hat in diesem geflissentlichen Herandrängen an eine gewisse diplomatische Vornehmheit, diesem geheimnißvoll vielsagenden Air à la Varnhagen und Pückler nur eine unfruchtbare Eitelkeit gesehen. Aber wenn es auch wirklich nur Eitelkeit gewesen, was sie in die glacélederne Livrei gejagt hat, so fangen doch jetzt die Früchte an, sichtbar zu werden. Das Schweigen soll bekanntlich

eine vornehmlich diplomatische Eigenschaft, die rechte Kunst und das wahre Handwerkszeug eines Diplomaten sein, — woher es denn auch vermuthlich kommt, daß wir von unsrer Diplomatie und demgemäß von unsrer Politik, die doch bekanntlich die beste ist, so ganz und gar nichts zu hören kriegen. Und das muß man nun den gedachten Herren schon lassen, daß sie, wenn auch niemals mit Effect reden, doch mitunter mit einigem Effect schweigen können.

Aber auch diesem System, so plausibel es freilich aussieht und so gewinnreich es in vielen Fällen für das lesende Publicum auch ist, liegt doch nur eine Täuschung zu Grunde. Es verhält sich mit diesem geflissentlichen Verschweigen der Dinge ebenso, als wenn man Dinge sagt und drucken läßt, die nicht wahr sind, vielmehr durch den Druck erst wahr werden sollen. Auf beiden Wegen wird, wenn auch in verschiedner Weise, die Macht der Presse, der Einfluß der Zeitschriften überschätzt. Die Zeitschrift dient eben nur der Zeit; sie hat an sich keinen Werth, sie ist nur ein Stück Papier, nur gedruckte Lettern: ihr Inhalt und ihre Macht kann einzig und allein die Zeit selber sein. Nur insoweit in der Zeitschrift die Zeit sich offenbart, nur insoweit der Inhalt der Zeit in ihr zu Tage kommt, soweit sie der Zeit und ihren Fordrungen, Klagen und Urtheilen Sprache verleiht, hat die Zeitschrift Bedeutung und Wirksamkeit. Niemals aber kann die Zeitschrift die Zeit beherrschen und regieren; sie kann nicht lebendig machen, was die Zeit getödtet hat, sie kann nicht tödten, was in der Zeit lebendig ist. Also mit dem bloßen Verschweigen, mit der Vornehmheit des Ignorirens ist nichts gethan, so wenig — je nun, so wenig wie von oben her mit der Censur. Schlechte Thaten und gute Bücher, sie lassen sich beide nicht verbergen; schlechte Bücher und gute Thaten, das Volk erkennt sie endlich beide doch und die Zeit spricht beiden ihr Recht, mag man auch einstweilen die einen als Meisterwerke krönen und auf die andern Eisen und Pranger setzen. Ist oder wäre Hrn. Mundt's „Müntzer" ein Werk der Nation, die Nation würde es anerkennen und aufnehmen in das Heiligthum ihres Herzens, wenn auch alle Journale und Journälchen von Tilsit bis zum Bodensee den Stab über dasselbe brechen möchten. Und wie mit diesem „Müntzer", so steht es auch mit allen andern Werken, — wohlgemerkt: mit allen! Auch mit den Werken, den Richtungen, den Bestrebungen, die jene Litteratur, die sich selbst die junge betitelt hat, ignoriren zu müssen meint. Die Litteraturgeschichte, um es kurz zu sagen, wird nicht innerhalb unsrer Journale gemacht, sondern sie selbst sind nur ein Stück der Litteraturgeschichte

Es ist also kein Grund vorhanden, der die Jahrbücher bewegen könnte, den Roman des Hrn. Mundt zu ignoriren — und wenn nun aus dem oben besprochnen mißlichen Verhältniß des Hrn. Mundt zu den Jahrbüchern überhaupt irgend etwas für den Recensenten des Mundtschen Buches und die Haltung seiner Anzeige folgt, so kann es, angesichts des Publicums, nur dies sein, daß er mit erhöhter Aufmerksamkeit den Ton dieser Anzeige bewacht und aufs Sorgsamste Alles und auch jede einzelne Wendung zu vermeiden sucht, die auf irgend eine Weise auf Motive zurückgeführt werden könnte, wie sie Hr. Mundt vermuthlich diesem ganzen Aufsatz und namentlich dieser Einleitung unterschieben wird.

Und in der That konnte Ref. sich um so leichter zur Anzeige des „Thomas Müntzer" entschließen, als er, wenn ja mit einem Vorurtheil, doch nur mit einem günstigen an dieses Buch gegangen ist. Zwar, weil Ehrlichkeit über Alles geht, darf er nicht verhehlen, daß es nicht die frühern Arbeiten und namentlich nicht die „Spaziergänge und Wallfahrten" des Hrn. Mundt sind, die ihm dies günstige Vorurtheil erweckten. Denn was diese betrifft, so theilt er allerdings die Meinung derer, welche dies ganze Genre, diesen gesammten Mischmasch von Reisebeschreibung und Sentimentalität und Kannegießerei und Philosophemen und Anekdoten und, Summa Summarum, Klatschlitteratur für eine bloße Schmarotzerpflanze auf dem Boden deutscher Bildung halten; er gehört zu denen, die die großen Worte und die kleinen Werke aneinander gehalten und sich mit Ueberraschung gefragt haben, ob etwa durch dieses Genre, durch diese Abschnitzel des Reisetagebuchs, zusammengedämmert zwischen Schlaf und Wachen in der Ecke des Postwagens oder im Ennui der Dampfschifffahrt — ob durch dieses Genre die neue, weltbewegende Litteraturepoche herbeigeführt werden soll, von der man selbst so viel gesungen und gesagt hat; er gehört, um ganz offen zu sein, zu denen, die diese Miniaturausgabe des abgestorbnen Verstorbnen, diesen kleinen putzigen Sancho Pansa des großen Don Quixote Pückler mehr langweilig, als spaßhaft finden. Hr. Mundt wird uns dies Geständniß nicht übel nehmen; hat er doch selbst die Bedeutung, die er früher diesen großen Reiseklatschnotizen beizulegen schien, neuerdings ein wenig herabgesetzt, indem er andeutete und merken ließ und sagte, die Leute, die dergleichen Abschnitzel, wenn auch (mit Hilfe des Buchbinders) für Bücher, doch nicht für Werke, geschweige denn für Thaten und „Ereignisse" wollten passiren lassen, hätten nicht so ganz Unrecht; es seien nur „Vorläufer," nur „Anfänge," Studien zu großen, großen poetischen Werken, die in der Stille reiften und die nun nächstens vor der Welt auftreten würden. Wir erinnern uns noch mit Freude, welchen wohlthätigen Eindruck diese Andeutung des Hrn. Mundt, die er vermuthlich nur so ganz naiv nebenhin geworfen hatte, auf uns machte; wir wurden beinahe ausgesöhnt mit seinen laxen Weltlaufereien, zum Mindesten ward unser Urtheil über sie bei Weitem milder. Denn, sagten wir zu uns, daß Hr. Mundt um jener künftigen poetischen Producte willen die sehr prosaischen Vorstudien derselben uns nicht erläßt, das dürfen wir ihm, so unangenehm es sein mag, doch wirklich nicht als etwas besonders Sträfliches anrechnen, das ist nun einmal die allgemeine leidige Unsitte der Zeit, es gnügt längst in unsrer Litteratur nicht mehr die bloße Frucht, wir müssen auch zusehen, wie der Acker bestellt, Dünger gefahren, Samen ausgestreut wird, wie Unkraut unter dem Weizen aufwächst und so weiter. Die Verhältnisse in dieser Hinsicht haben sich umgekehrt: sonst schalt und neckte man nur die Philologen, daß sie in dem Mus ihrer Noten, der langen Brühe ihrer Commentare statt des reinlich ausgeschälten Resultats uns zugleich die ganze Misere ihrer Studien, die ganze Nuß mit harter Schale und grüner Schale und Schmutz und Staub, wie es daran sitzt, überreichten: jetzt dagegen haben wir bei den Philologen Resultate ohne Studien und bei den Poeten Studien ohne Resultate. Daß Hr. Mundt in diesem breiten Strome mitschwamm, mochten wir ihm von Herzen gern verzeihen; denn diese kleine Schwäche gegen ein allgemeines Uebel der Zeit, was hatte sie zu bedeuten gegen diesen Ernst der Zurüstung, diese liebevolle Vertiefung und

beinahe Aufopfrung, mit welcher Hr. Mundt, jener Andeutung zufolge, zu seinen poetischen Productionen sich vorbereitete? Mußt' es ihm nicht ganz außerordentlich Ernst sein mit der Poesie, daß er ihr vier dicke Bände Weltfahrten gleichsam zur Morgengabe bot, ämsiger und beinah' auch länger um sie werbend, als Jakob um seine Rahel warb? daß er sie suchte in Deutschland und Frankreich, im Salzbergwerk von Wieliczka und im Bagno zu Toulon, eifriger und ruheloser, als Saul, da er ausging, seines Vaters Eselin zu suchen? Wie leichtfertig erschienen dagegen unsre übrigen Poeten, dies fingerfixe, tollkühne Gesindel, das höchstens spazierengehend, aber ganz ohne Weltfahrten, ohne Italien, ohne Frankreich, ohne diese ganzen, jahrelangen Studien, rischrasch ein Gedicht hinwirft, ein Drama, einen Roman aus dem Aermel schüttelt, Eins, Zwei, Drei, als wär' es nichts? Aber anders Hr. Mundt. Wie Odysseus reist er erst umher, die Städte der Menschen zu sehen und ihre Sitten zu lernen, er läßt geduldig die Pfeile des Spottes auf sich abschießen und sich den schnöden Vorwurf machen, er sei eine improductive Natur, er könne nichts Andres zu Wege bringen als Reisebilder und müsse reisen, um zu schreiben (und wieder schreiben, um zu reisen). Alles das erträgt Hr. Mundt geduldig und edirt gleichmüthig eine Weltfahrt nach der andern; denn er weiß, was er weiß, nämlich daß dies Alles erst die gehackten Zuthaten sind und die Wurst nachkommen wird. Wahrlich, wahrlich, solchen Glauben hatten wir noch nicht gefunden, weder in noch außer Israel; Hr. Mundt wurde uns ehrwürdig durch diese großartige Selbstbeherrschung, mit der er den Wein ganz insgeheim bei sich ausgähren ließ und uns einstweilen nur die Hefen gab, und mit gespannter Erwartung daher sahen wir dem ersten jener lange vorbereiteten Werke entgegen.

Dies also war ein Motiv jenes günstigen Vorurtheils, mit welchem wir den Roman des Hrn. Mundt empfingen, und zwar, wie gesagt: nicht in Folge seiner frühern Schriften, sondern umgekehrt, gerade wegen des Gegensatzes, in dem dies neue Buch zu den frühern zu stehen schien. Aber noch andre Motive verstärkten und erhöhten unser günstiges Vorurtheil: wir hörten, die poetische Geburt des Herrn Mundt sei ein Roman. Wie leicht es uns ums Herz ward, da wir dies vernahmen! Denn wir müssen unsern Lesern nur bekennen: bei dem neuen Aufschwung, den seit einiger Zeit die deutsche Bühne zu nehmen anfängt, bei den glücklichen Erfolgen, welche Gutzkow's Stücke vor dem Theaterpublicum errungen haben, und bei der allerliebsten türkischen Musik, mit der Hr. Heinrich Laube in Zeitungen und Journalen, in Correspondenzen aus Peking und Katzenellenbogen, von Fürst Pückler und Hans Dampf, seine geschriebnen und ungeschriebnen, angenommnen und nichtangenommnen, nächstens zu gebenden, übermorgen, morgen, heut und endlich gestern gegebnen Stücke austrompeten läßt, befürchteten wir sehr, Hr. Mundt möchte sich gleichfalls nach dem Siegespreis des Tragöden gelüsten lassen — einem Preis, der ihm doch, laut seiner „Komödie der Neigungen", ewig unerreichbar bleiben wird. Vielleicht begreifen unsre Leser diese unsre Besorgniß nicht: aber das kommt nur daher, weil sie Hrn. Mundt's „Komödie der Neigungen" (im Delphin von 1838) nicht gelesen, oder wenn gelesen, doch längst wieder vergessen haben, und darum können sie sich auch keinen Begriff von der Freude machen, die uns ergriff, da wir hörten, Hrn. Mundt's Dichtung, was sie auch übrigens sei, sei doch nur wenigstens kein Drama. Hoc erat in votis!

Noch gesteigert ward dies günstige Vorurtheil, als wir hörten, das neue Werk des Hrn. Mundt sei nicht bloß ein Roman, sondern insbesondre ein historischer Roman. Wir waren nicht ohne alle Besorgniß gewesen, Hr. Mundt möchte, bei der bekannten Hinneigung, welche die gesammte Richtung, der er angehört, zu der angeblichen modernen Poesie der sogenannten socialen Tendenzen hat, auch seinerseits diese sociale Misere, die Fragen von der Weiberemancipation, dem Pauperismus und den Honoraren der Schriftsteller in seine Dichtung übertragen und in einem allermodernsten, tendenziösen „socialen Roman" uns endlich nur eine neue Auflage etwa von „Mutter und Tochter" geben (gleichfalls im „Delphin") — einer Generation, die sich füglich nicht fortpflanzen darf. Aber auch diese Furcht sollte nun vergeblich sein: Hr. Mundt kehrt, so scheint es, jener angeblichen Modernität, jener forcirten und erlognen Zeitgemäßheit den Rücken, er rettet sich aus dem ewig unfruchtbaren Meer der Reflexiönchen, er verläßt die schwankenden Schmollwinkel des Reisewagens und betritt in seinem Roman, dieser gereiften Frucht langjähriger Studien, den ursprünglichen Boden aller Poesie, das Festland der Geschichte. So wäre denn auch in Hrn. Mundt derselbe Kreislauf vollendet, den wir auch an den übrigen Mitgliedern jener einst so excentrischen Genossenschaft erleben: 1830 haben wir geschrieben und schreiben jetzt zwölf Jahre später, der Spiritus verfliegt und das Phlegma bleibt, die Himmelsstürmer knöpfen die Ikarusflügel ab, und siehe, sie werden wie unser Einer. Gutzkow geht vom Nero über zu Iffland und der hohen Verfasserin von „Lüge und Wahrheit," Kühne von Quarantainen im Irrenhause zu Spindler, Laube vom jungen Europa zu — man weiß noch nicht recht, was, und Hr. Mundt von Socialpoesie und Weltpoesie zum historischen Roman.

Mißverstehe man diese unsre Aeußrung über die neueste Entpuppung der genannten Litteraten ja nicht! Wir halten sie, ganz ernsthaft und ohne die mindeste Beimischung von Scherz zu sprechen, für eine sehr glückliche und, ganz abgesehen von dem besondern Werth oder Unwerth der durch sie erzielten poetischen Erzeugnisse, für eine solche, die sowohl jenen Litteraten, als in gewissem Sinne sogar unsrer Litteratur selbst nur zur Ehre gereicht. Drama und Epos (und einstweilen, bis eine thatenreichere Geschichte, ein freieres und inhaltvollres Leben uns zum wahrhaften Epos wieder stark und fähig macht, mögen wir uns mit dem Zwittergeschlecht des historischen Romans begnügen) sind nach unsrer innersten Ueberzeugung so sehr die Höhenpuncte, die unabweisbar nothwendigen Ziele jeder selbständigen und wirklichen Poesie, daß wir es als einen schönen Beleg für die Lebenskraft unsrer Litteratur und, so zu sagen, als einen Triumph der Poesie selbst betrachten, daß auch diese Litteraten, von dem verkehrtesten und einseitigsten Anfang ausgehend, endlich gleichsam ihrem Schicksal doch nicht haben entgehen können, sondern abstracter Weise und ohne Rücksicht sowohl auf ihr Talent als auf das Resultat ihrer Bemühungen, im Lauf ihrer Entwicklung auf Drama und Epos (oder historischen Roman) gleichsam sind hingestoßen worden.

Und auch hier scheint Herrn Mundt ein besondrer

Glücksstern geführt zu haben. Kühne, bei einem durchaus unverächtlichen Talent, wenn schon mehr der Darstellung im Detail, als der Composition im Ganzen, war in seinen „Rebellen in Irland", einer jedenfalls sehr verdienstlichen Arbeit, nicht im Stande gewesen, diesem in mehr als Einer Hinsicht spröden Stoff das Fremde und Bedenkliche zu nehmen, und wenn daher sein Roman im Ganzen ohne die erwartete Wirkung geblieben, so werden wir einen guten Theil dieses verfehlten Erfolges auf den Mißgriff zu schieben haben, den der Verfasser in der Wahl seines Stoffes gethan hatte. Wie viel glücklicher ist hier Herr Mundt gewesen! Thomas Müntzer, die Geschichte des deutschen Bauernkriegs, dieser ersten und bisher einzigen thatsächlichen deutschen Revolution — in der That, es kann kein schönrer Stoff gefunden werden, kein Stoff, der ungezwungner und lebendiger in die Interessen unsrer gegenwärtigen Zeit hinüberspielte, als dieser Bauernkrieg. Eine Handlung von mäßigem Umfang, leicht überschaulich, aufs Tiefste eingreifend in die Verhältnisse der Politik und doch ohne den steifen spanischen Mantel der politischen Verhandlungen, der diplomatischen Geheimnisse, der Gesandten und Congresse, der sonst dergleichen Haupt- und Staatsactionen zu umkleiden pflegt — welch ein Stoff für den Poeten! Welche Bühne, welche Gestalten, welche Situationen! Hinter uns der wehmüthig verglimmende Abendstern des deutschen Reichs und der alten ritterlichen Herrlichkeit, vor uns die herrliche Morgenröthe der Reformation mit ihrem hellen Sternbild Luther, über uns der blutige Komet Müntzer's, und unter dem Gewölbe dieses Himmels ein bewegter Schauplatz voll unverhüllter, freier That, Haß und Liebe, Aufopfrung und Vernichtung, Edelstes und Verruchtes, alle Kräfte der Menschenbrust zu wildem Aufruhr entfesselt — und dazwischen hinein der grellende Donner des Erdbebens, das die Grundtiefen des deutschen Lebens damals erschütterte, daß sie zum Theil noch heute klaffen — wahrlich es ist ein Stoff, der zur gewaltigsten und wirkungsreichsten Dichtung sich wie von selbst darbietet, ein Stoff, um den man den Dichter beneiden darf und den ihm kein Gott glücklicher schaffen konnte! —

Mit so gespannten Erwartungen, so günstigen Vorurtheilen nahmen wir das Buch des Herrn Mundt in die Hand. Die wunderliche Bezeichnung auf dem Titel: „Thomas Müntzer, ein deutscher Roman" machte uns einen Augenblick stutzen; wir fragten uns vergebens nach dem eigentlichen Sinn dieser seltsamen Bezeichnung. Ein deutscher Roman kann, im einfachsten und einzigen Sinne, doch eben nur ein deutscher, d. h. ein Roman in deutscher Sprache sein, wozu aber in aller Welt diese müßige Bezeichnung? Daß Herr Mundt, mag er auch des Geistes voll sein, doch nicht in fremden Zungen reden würde, wie die Apostel am Pfingstfest, dies konnten wir wohl so ungefähr voraussetzen; es bedurfte also schwerlich der ausdrücklichen Versichrung, daß er diesen Roman deutsch geschrieben. Oder soll etwa dieser Zusatz sich darauf beziehen, daß der Stoff des „Thomas Müntzer" aus der deutschen Geschichte genommen ist? Aber dies wäre nun wohl ein wenig sinnlos; denn welcher vernünftige Mensch würde wohl z. B. Tieck's „Dichterleben" eine englische, und den „Aufruhr in den Cevennen" eine französische Novelle nennen, bloß weil der Stoff der einen aus der englischen, der andren aus der französischen Geschichte entnommen ist? Oder Schiller's Geisterseher einen „italienischen Roman", weil er in Italien, in Venedig spielt? — Oder soll etwa eine besondre, gleichsam gemüthliche Eigenschaft des Romans damit bezeichnet sein, ein „deutscher Roman", was man so nennt, ein deutscher Biedermann, ein teutonischer „Deutscher"? Oder umgekehrt, soll es sein wie mit lucus a non lucendo, und soll es heißen, daß dieser Roman nicht ist, wie die Deutschen, nämlich ohne Zweifel nicht langweilig, nicht pedantisch, nicht geschmacklos, nicht Leihbibliothekenfutter, als welches alles die meisten deutschen Romane unsrer Zeit bekanntlich sind? Oder endlich soll dies nur eine Art von Paß, ein Polizeivisum sein, das Herr Mundt sich selbst ausstellt und durch das er den Leser von vorn herein avertiren will, daß er, Schreiber dieses, von seinen Weltfahrten nunmehr glücklich ins Vaterland retourniret ist? — Es ist dies eine Menge von Fragen, die alle sehr natürlich aus diesem mysteriösen Zusatz des Titels fließen und deren Zahl wir leicht noch vermehren könnten; die Antwort aber bleibt das Buch des Herrn Mundt uns schuldig. Auch wollen und mögen wir es nicht versuchen, unsrerseits eine Deutung dieses räthselhaften Spruchs zu geben; nur dünkte uns damals schon, da wir zuerst lasen: Thomas Müntzer, „Ein deutscher Roman", und noch mehr dünkt uns jetzt, da wir inzwischen den Roman selbst gelesen haben, als ob hier einmal wieder das Teufelshörnchen der Eitelkeit hervorgekuckt wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 62. 15. März. 1842.

Mundt „Thomas Müntzer."

(Fortsetzung.)

Wir wandten das Titelblatt um und kamen zur Vorrede. Herr Mundt nimmt den Mund ein wenig voll:

„Diese Dichtung", sagt er, „hat die treue Wahrheit und Einfalt der Geschichte als ihren höchsten poetischen Reiz erstrebt, und sich darum bemüht, genau nach den Thatsachen zu gestalten, und diese selbst, wie sie von der Forschung noch nicht hinlänglich gewonnen schienen, aus den Quellen zu ermitteln. Die ältesten Geschichtschreiber des Bauernkriegs und Thomas Müntzer's, aber auch einige, für diesen Zweck zum ersten Male benutzte Urkunden haben dem Verfasser dazu vorgelegen, und nicht minder ist aus den verdienstvollen Arbeiten von Strobel, Köhler, Sartorius, Oechsle, Bensen und Ranke Aufklärung geschöpft worden. Die Schriften von Thomas Müntzer selbst, die noch auf ihren Herausgeber warten, haben für sein Leben und seine Reden den treuen Eindruck und die einzelne Farbengebung vollenden helfen müssen. Ebenso ist eine seltne Sammlung von Flugschriften aus der Zeit der Reformation ersprießlich gewesen, die individuelle Stimmung der damaligen Zeit aus dem Frischen, und doch ohne alle moderne Willkür, zu zeichnen. Diese Darstellung, welche unsre wichtigsten deutschen Nationalüberliefrungen in einem gedrängten und allgemein anschaulichen Bilde zusammenfassen will, suchte der Poesie vorzugsweise den vorurtheilsfreien und wahrhaft volksthümlichen Standpunct, der Geschichte aber die unumstößliche Begründung der Thatsachen zu verdanken. Als poetische Schöpfung muß sich daher das Buch durch sich selbst rechtfertigen, und von der Gunst des geneigten Lesers abhängig werden; über die historischen Ergebnisse aber, wenn es sich um dieselben handelt, müßte die Rechtfertigung auf einem andern Boden nachgeholt werden."

In der That, dies klingt ein wenig vornehm und Herr Mundt scheint sich mit seinen historischen Vorarbeiten doch beinahe zu viel zu wissen. Ein Buch, das sich selbst als „deutscher Roman" einführt, zugleich als eine historische Darstellung, ja als eine Quellensammlung mit kurzem Wort dem Historiker gleichsam unter die Nase halten, ist ein wenig — nun, wie sagen wir nur gleich? und überdies ein Widerspruch in sich. Denn auf dem einen Bein Roman und auf dem andern Historie, das hinkt. Doch wollen wir Herrn Mundt auch wegen dieser kleinen Unschicklichkeit entschuldigen. „Seines Fleißes, sagt Lessing, darf sich Jeder rühmen", und seit Lessing dies Wort ausgesprochen, haben Viele es wiederholt und bekräftigt, die lange keine Lessinge sind, noch auch den hunderttausendsten Theil seines Fleißes besitzen. Herr Mundt ist auf seinen langen und vielfachen Reisen dem Umgang mit andern Schriften, als bloß mit Journalen, Postkarten und Küchenzetteln, vermuthlich so entfremdet worden; er ist wohl so wenig gewöhnt an dasjenige, was man gemeiniglich Studien nennt, zumal historische; eine gute schweinslederne Chronik in den Händen zu haben, war ihm wohl solch ein neues Ding, daß er, vermuthlich ohne Wollen und Wissen, den wissenschaftlichen Werth dieser Romanstudien ein wenig überschätzt hat: gerade wie die Knaben, wenn sie zum erstenmal Hosen tragen, auch Wunder denken, was für eine Heldenthat sie gethan haben und was sie nun für grausame Kerle sind; späterhin, wenn sie erst erfahren, daß diese Höschen keinen Schutz gewähren gegen die Ruthe des Schulmeisters, giebt sich der Hochmuth schon von selbst. Also auch dies vergaben wir dem Verfasser des „Thomas Müntzer" gern und begannen nun endlich mit erwartungsvoller Seele die Lesung des Romanes selbst. —

Wir haben unsre Leser bis hieher Schritt vor Schritt denselben Weg mit uns geführt, auf welchem wir selbst an das Buch des Herrn Mundt herangetreten sind. Lebhaft wünschen wir, es möchte uns vergönnt sein, dies Verfahren auch jetzt beizubehalten, wo wir uns endlich dem Romane selbst genähert haben und wo eine auszugsweise Darlegung seines gesammten Inhalts unser schließliches Urtheil über ihn am besten rechtfertigen, wohl gar auch eines eignen Urtheils uns überheben würde. Aber die nöthige Rücksicht sowohl auf den Raum, als (gerad herausgesagt) auf das unvermeidliche Ennui der Leser, nöthigt Ref., jetzt einen andern und kürzern Weg einzuschlagen. Auch fürchtet er, bei einem bloßen Auszug von Seiten des Herrn Mundt den Vorwurf zu erfahren, daß durch einen Auszug, eine bloße Angabe des Inhalts ebensowenig eine Dichtung sich charakterisiren lasse, als das bloße Knochengerüst hinlänglich sei, die Schönheit des Körpers zu würdigen, dem dasselbe einst zur Stütze gedient. Doch behält er sich vor, überall da, wo er ein Urtheil im Einzelnen aussprechen wird, den Leser auf das Mundtsche Buch selbst zu verweisen. —

Wir haben in Obigem den historischen Roman ein Zwittergeschlecht genannt, das nur einstweilen die Stelle des Epos vertreten möge; Andre haben den historischen Roman bekanntlich noch entschiedner verurtheilt, sie haben ihn für ein bloßes Product von Lese- und Schreibelust erklärt und ihm auch nicht einmal eine einstweilige Stelle in der Litteratur vergönnen wollen. Und doch, dünkt uns, muß man gerechter sein. Mag auch die Natur Gattungen und Formen hervorbringen, die ewig zu einer gewissen Zwitterhaftigkeit, einer verkrüppelten Halbheit gleichsam verurtheilt sind, so ist doch der menschliche Geist, eben weil er Geist ist und nicht Natur, mächtiger und freier in

seinen Schöpfungen als diese, und daher auch in der Poesie nicht bringt er Formen hervor, die wir schlechthin verwerfen und verdammen dürfen; vielmehr auch sie, wie Alles, was Frucht des Geistes ist, tragen einen Keim unvergänglicher und glücklicher Entwicklung, als eine Mitgift ihres Schöpfers, in sich.

So nun auch der historische Roman. Jener Vorwurf des Zwitterhaften, den man ihm macht, daß er nicht Fisch noch Fleisch, nicht Geschichte noch Dichtung sei, ist, bei Lichte besehen und wenn wir die Idee des historischen Romans, nicht bloß seine zeitweilige Erscheinung ins Auge fassen, in sich unwahr und nichtig. Er zielt darauf hin, daß hier eine (wie man es nennt) Vermischung zweier Gebiete, eine unstatthafte Vermengung von Poesie und Historie vor sich gehe. Aber diese Anklage, warum hat man sie nicht auch gegen das historische Drama erhoben, bei dem sie doch, wenn überhaupt, nothwendig ebenso gegründet sein müßte, als bei der Gattung des historischen Romans? Und warum steht umgekehrt das Drama mit frei erfundnem Stoff ziemlich in demselben Mißcredit, und erregt dieselben Bedenklichkeiten, wie der Roman mit gegebnem, mit historischem Stoff?

Die Beantwortung dieser Frage liegt auf der Hand. Was in dem historischen Roman sowohl, als im historischen Drama vorgeht oder nach dem Begriffe beider in ihnen doch vorgehen soll, ist keineswegs eine bloße mechanische Vermengung von Dichtung und Geschichte, keine getheilte Maske, die auf der einen Seite historisch ernst sieht und auf der andern poetisch lächelt: sondern wo dies der Fall ist, da ist dies eben Ungeschick und Fehlgriff des Poeten — oder, damit wir billiger urtheilen, und wie es namentlich im historischen Roman stattfindet, die Schuld liegt an der niedrigen Stufe, auf der sich die ganze Gattung in ihrer historischen Entwicklung dermalen noch befindet. Die Zwitterhaftigkeit des historischen Romans ist also allerdings ein Factum, eine Thatsache, aber darum doch noch keine Wahrheit. Daß nun aber, wo diese Unvollkommenheit sich findet, sie im Roman augenscheinlicher und auffälliger ist, als im Drama, davon liegt der Grund in der Form und äußern Erscheinung des Drama, die scheinbar poetischer ist, als die des Romans. Dieses Persönlichwerden der historischen Figuren, diese Lebendigkeit der unmittelbaren Rede, dieser Wechsel des Dialogs, diese Illusion der Bühne, dieses ganze Wesen des Drama, berechnet mehr für das Auge des Zuschauers als des Lesers — dies Alles entfernt vom Drama die Aehnlichkeit der Historie, es läßt schon durch seine Erscheinung auf den Bretern eine andre neue Welt aufgehen, die dem gemeinen Sinne schon an und für sich, schon durch ihre Lampen und Lumpen etwas Poetisches hat und schon dadurch den Gedanken an die Geschichte und also auch das Mißbehagen nicht aufkommen läßt, das die Vermengung von Poesie und Historie, dies unerquickliche Schweben zwischen Erd' und Himmel hat, und das bei dem historischen Roman, der all jener Vortheile entbehrt und in seiner äußern Form sich sogar an die Geschichte völlig anzuschließen scheint, im Gegentheil sehr nahe liegt. Darum also wird jenes Ungeschick uns bei dem schlechten historischen Roman fühlbarer werden, als bei dem schlechten historischen Drama; vorkommen aber thut es bei beiden, sowohl im Roman als auch im Drama, und bietet sich für dies Letztre, um nur nach dem Nächsten und Bekanntesten zu greifen, aus ältrer Zeit in den Kotzebueschen (Bayard, Octavia ꝛc.), aus neuerer in den Raupachschen s. g. historischen Tragödien eine reiche Auswahl von Belegen und Beispielen dar. — Das wahre Verhältniß aber, die eigentliche Aufgabe und Idee des historischen Romans ist keine andre, als die der Poesie selbst, in der ihm daher allerdings eine Stelle zukommt, nämlich diese.

Wie die Poesie (oder die Kunst schlechthin) einerseits das Organ ist, durch welches das Innre des Poeten, die Welt der gemüthlichen Zustände, die Besonderheit individueller Leiden und Freuden in der Allgemeingiltigkeit der Schönheit sich als ein Aeußres und Allgemeines offenbart, so ist es andrerseits gleichfalls die Aufgabe der Poesie, die Zustände und Begebenheiten der äußern Welt, die Welt der Erscheinungen, vor Allem die Thatsachen der Geschichte von dieser ihrer starren Aeußerlichkeit zu erlösen, gleichsam ihren lebendigen Herzschlag aufzuspüren, ihren leisen Anfängen in den Herzen der Menschen nachzugehen, das Allgemeine als ein Besondres, das Aeußerliche als ein Innerliches darzustellen.

Die Kunst ist also ebenso eine Vermittlerin zweier Welten; wie die Religion dies in der Unmittelbarkeit des Glaubens, die Philosophie in der Nothwendigkeit des Wissens ausübt: so die Kunst in der Erscheinung des sinnlich Schönen. — Wenn wir nicht irren, so war es Jean Paul, der mit Rücksicht auf dies Verhalten der Kunst die Poesie mit dem Regenbogen verglichen hat, der eine Brücke wölbt zwischen Erd' und Himmel — ein Bild, dem wir, so anmuthig es auch übrigens sein mag, dennoch darum unsre völlige Beistimmung versagen müssen, weil die Illusion des Regenbogens eben nur eine Illusion ist, die keine Existenz an sich, kein faßbares, unabhängiges und dauerndes Dasein hat. Dies aber ist gerade das Wesentliche der Poesie, daß, mag sie nun das Innre nach außen, das Aeußre nach innen kehren, mag sie den Himmel in die Erde, die Erde in den Himmel, das Herz in die Geschichte, die Geschichte in das Herz tragen, immer aus diesem Proceß ein Drittes entsteht, welches gleichzeitig sowohl das Eine als das Andre, als auch weder das Eine noch das Andre, sondern in ureigner Kraft, in eignem lebendigen Dasein ein drittes Neues ist, in welchem jene beiden als Momente verschmolzen und versöhnt sind. Wir wissen daher für die Poesie kein beßres Bild, als den Heiland der christlichen Mythologie selbst: zugleich Gott und Mensch und doch weder Gott noch Mensch, sondern beides, Gottmensch. So auch die Kunst. Die Dialektik, die sich hieraus ergiebt, nämlich die Poesie einerseits als Lyrik, andrerseits als Epik, und im organischen Zusammenwachsen beider als Drama, ist bekannt gnug und brauchen wir uns hiebei nicht aufzuhalten. —

Die Anwendung auf den historischen Roman ist leicht gemacht. Auch hier handelt es sich nicht um eine bloße Vermengung von Geschichte und Poesie, nicht bloß um einen blendenden Regenbogen, den der Poet von der dürren Erde der Geschichte als eine Brücke hinüberschlägt in den blauen Aether der Dichtung und den er mit den buntschillernden Farben seiner Phantasie bekleidet: sondern auch hier soll eine Welt in der andern aufgehen, die Geschichte soll verinnerlicht werden, die Poesie, dies Feuer, das die widerstrebenden Erze unlösbar zusammenschmilzt, diese dynamische Wirkung des Genies, soll den tiefsten Kern der Geschichte auffinden, erfassen, verschlingen, wiederschaffen, gestalten,

und so das epische Gedicht gebären, dem unsre Litteratur als ihrem Heiland entgegenschmachtet.

Denn allerdings ist das wahr, daß nun zwischen dem epischen Gedicht und dem sogenannten historischen Roman eigentlich kein Unterschied mehr bleibt, als der Unterschied der Form, insofern für das Epos die gebundne Rede, Vers und Reim, für den historischen Roman die ungebundne Rede, die Prosa, in Anwendung gebracht zu werden pflegt. Aber wie alle formalen Unterschiede, so ist auch dieser Unterschied ein durchaus flüssiger und unbestimmter, den auch, in zahlreichen Beispielen, die Geschichte factisch bereits widerlegt, aufgehoben hat. Denn wie der Litterarhistoriker auf der einen Seite epische Gedichte in ungebundner Rede kennt (Thümmel's Wilhelmine, der Tod Abel's von Geßner u. s. w.), so giebt es auf der andern Seite auch historische Romane (z. B. die angeblichen Heldengedichte von Friedr. Aug. Müller: Richard Löwenherz, Alfonso u. s. w., die in den neunziger Jahren erschienen), ja sogar moderne, wie Byron's Don Juan, Puschkin's Eugen Onägin und Andres der Art, die eine streng poetische Form in Anspruch nehmen. Nun wird es wohl außer Zweifel sein, daß die Poesie, wenn schon sie, als ein Geistiges, nicht an den Buchstaben des Metrums gebunden ist, und wenn freilich der schlechte Poet prosaisch bleibt, er mag nun Versfüße zählen oder Perioden abhaspeln, dennoch zu ihren höchsten und vollendetsten Effecten sich auch stets einer Sprache bedienen wird, welche, wie ja die Wiedergeburt im Schönen überall Aufgabe der Poesie ist, so gleichfalls poetisch wiedergeboren und durch Rhythmus, Vers und Reim über das Gemeine erhoben, von der Kunst selbst zu ihrem eigensten Werkzeug gebildet und geweiht ist. Wir müssen zwar gerade heut zu Tage noch ein breites Gerede darüber hören, ob dies auch wirklich der Fall, ob Vers und Reim nicht bloß ein Ueberfluß des Luxus, sogar ein Hinderniß des Effectes und der Wahrheit, und ob namentlich nicht das Drama in Prosa dem Drama in Versen bei Weitem vorzuziehen sei. Allein dieser Streit ist müßig; unsre größten Dichter haben ihn durch die That geschlichtet, Goethe und Schiller an der Spitze, die nicht, wie unsre heutigen Poeten, den dramatischen Vers fertig und mundgerecht vorfanden, sondern die den Uebergang von der prosaischen zur poetischen Sprache selbst mühsam machen und mit eigner Anstrengung uns einen Boden erobern mußten, den wieder zu verlassen man uns heute überreden will. Aber wie gesagt, dieser ganze Streit ist heut zu Tage überflüssig und wurzelt, wie so Vieles, dem man den Anstrich historischer Krisen zu geben sich bemüht, in der That nur in der Persönlichkeit der Streitenden selbst. Denn diese Herren, die jetzt so laut für die Prosa als die wahre Bühnensprache eifern und mit ihren prosaischen Dialogen die alte Faulheit unsrer Schauspieler, die Schiller mühselig überwunden, wieder wach schmeicheln — was wetten wir, sie schrieben ungemein gern in Versen, wenn sie es nur könnten? Aber wie die Natur sie überhaupt zu allem Andern eher bestimmt hat, als zu Dichtern, so hat sie ihnen auch das Talent der poetischen Sprache vorenthalten: es ist nicht Wahl, nicht Reflexion, nicht tiefsinnige historische Erkenntniß, daß sie ihre Bühnenstücke in Prosa schreiben und die derartigen Stücke ihrer Freunde vertheidigen, sondern die leidige Noth ist es, weil sie keinen Vers zu machen im Stande sind. Exempla sunt odiosa.

Doch kehren wir von dieser Abschweifung zurück. Dies wollten wir sagen, daß der historische Roman in seiner weitern Entwicklung zum epischen Gedicht sich auch den äußern naturgemäßen Bedingungen desselben, der gebundnen Rede, fügen und demgemäß, mit der wachsenden Reife der Nation und ihrer thatsächlichen epischen Kraft, auch äußerlich und vollständig zum wirklichen Epos reifen wird. Denn mag allerdings bei den einzelnen Individuen das Talent als eine zufällige Gunst des Himmels, unabhängig von Geburt und Verhältnissen, eine schöne Willkür der Himmlischen, erscheinen, so ist dies doch anders mit den Talenten, den Dichtern, den poetischen Productionen, die eine Nation als ein Ganzes erzeugt. Hier hört die Willkür auf, wir sind im Stande, die nothwendigen Zusammenhänge zwischen dem gesammten Leben der Nation und ihrer Leistung in Wissenschaft und Kunst zu erkennen, ja wir sehen ein, daß auch die großen Dichter einer Zeit und eines Volkes nur gleichsam die Blüthen sind, in denen das allgemeine Leben dieser Zeit und dieses Volkes sich aufschließt, und daß mithin nichts blühen kann, wozu dieser mütterliche Boden nicht fruchtbar und fähig ist. Das Epos ist nun eine solche Blume, zu welcher unser modernes deutsches Dasein noch nicht reif ist: ein Volk, so lange ausgeschlossen von der unmittelbaren und selbstbewußten, selbstbestimmten Theilnahme an der Geschichte, so mit geschloßnen Augen nur in die Durchgrüblung seiner selbst, in die Lyrik des eignen Gemüths vertieft, kann keine epische Litteratur, kann zum Höchsten, wie allmälig in unsern Tagen das historische Gefühl, die politische Mündigkeit der deutschen Nation sich zu regen anfängt, Anfänge und Einleitungen zu einem künftigen Epos haben. Und diese sehen wir denn nun eben im historischen Roman. Also nicht ersetzen, wie man uns jetzt von den verschiedensten Seiten her einreden will, soll der Roman uns das Epos; auch nicht, wie andre, zum Theil sehr achtungswerthe Forscher thun, sind wir geneigt, in ihm nur die zerbröckelnden Trümmer, den prosaischen Ausgang und Endpunct einer frühern epischen Litteratur zu erblicken: es kommt ja ohnedies bei jedem Punct nur auf die Stellung an, ob wir ihn als einen Anfang oder ein Ende betrachten wollen und sind wir unsers Theils, weil die Geschichte kein absolutes Ende kennt, immer viel mehr zu Ersterm geneigt: demnach also wollen wir auch in dem Roman, namentlich in dem historischen, vielmehr den Anfang und das allmälige Werden unsers künftigen Epos erblicken und hienach sowohl der Gattung ihre Stelle, als den einzelnen Erscheinungen dieses Fachs ihren Werth oder Unwerth zuerkennen.

Wir haben Hrn. Mundt um Verzeihung zu bitten, daß wir gerade bei Gelegenheit seines Buches uns in diesen ästhetischen Excurs hier eingelassen haben. Denn er hat es ausgesprochen und wir wissen es, daß, so oft auch er selbst in die Aesthetik hineingepfuscht hat, er doch die Aesthetik gar nicht liebt (vgl. den oben berührten Aufsatz im Freihafen von 1839 oder 1840), zumal vermuthlich, wenn sie sich mittelbar gegen ihn und seine Schöpfungen erklären muß. Hr. Mundt braucht indeß nicht zu befürchten, daß wir unbillig gnug sein werden, die Theorie, die wir oben entwickelt, nun sogleich für seinen Roman zu einer Satzung zu erheben, nach der wir ihn richten, und überhaupt an sein Buch einen andern und höhern Maßstab anzulegen, als man an die historischen Romane, wie sie vorläufig sind, wohl anzulegen pflegt. Denn wir wüßten wirklich nicht, was

bei Hrn. Mundt zu diesem höhern und höchsten Maßstab uns berechtigte. Nachdem wir also oben die eigentliche Aufgabe und Zukunft des historischen Romans, gleichsam seine ideelle Geschichte, in flüchtigem Umriß gezeichnet haben, hätten wir im Grunde hier nun noch das Gegenbild zu liefern, nämlich den historischen Roman, wie er zur Zeit wirklich ist. Allein dieser Mühe dürfen wir uns überhoben halten, da ja Jedermann dies Genre hinlänglich kennt. Genre, dünkt uns, ist hiefür wirklich das rechte Wort: denn das Höchste, wozu diese sogenannten historischen Romane es bringen, ist eine simple gewöhnliche Liebes- und Abenteuergeschichte, mit einer historischen Genrefarbe überstrichen, gespickt und wohlversehen mit geschichtlichen Namen, Jahreszahlen, Anspielungen, Schilderungen, in einem chronikartigen Styl, der durch alterthümliche Formen, durch eine gewisse ehrwürdige Breite und Steifheit den Geruch des Alterthums und der historischen Treue verbreiten soll. Und da den Einschlag zu diesem Gewebe meist ein derber Faden von Liebeshistorie, Intriguen und Abenteuerlichkeiten bildet, da, im günstigen Fall, die crassen Effecte, die spannenden Situationen nicht gespart werden, so bleibt endlich auch der Beifall der Lesewelt, der Enthusiasmus der Leihbibliotheken, die Lobposaune der penny-a-line-Recensenten nicht aus. Dies ist, in wenig Worten, die Geschichte fast unsrer sämmtlichen historischen Romane, von van der Velde an bis zur Verfasserin von Godwin-Castle.

Hr. Mundt in seinem „Thomas Müntzer" ist nicht ganz diesen Weg gegangen. Er hat jenen starken, breiten Faden des üblichen Romaninteresses verschmäht: und das ist wohlgethan; aber nichts Andres an die Stelle desselben zu setzen gewußt: und das ist sehr schlimm gethan. Er hat nicht unterhaltend sein mögen mit dem großen Haufen — und dafür ist ihm das Uebelste passirt, was einem Menschen und Autor begegnen kann: er ist zwar auf eigne Hand, aber gnug, er ist sehr, er ist unaussprechlich langweilig geworden.

Ref. hat oben versprochen, jedes speciellere Urtheil über den Roman des Hrn. Mundt durch Stellen aus dem Buche selbst zu bekräftigen. Dennoch muß das eben ausgesprochne Urtheil eine bloße Versichrung, eine Meinung des Recensenten bleiben, welche die Leser auf Treu' und Glauben hinnehmen mögen oder auch nicht. Denn so wenig er auch sonst auf ein System kritischer Machtsprüche giebt und so nöthig es ihm übrigens dünkt, jederzeit durch das Buch selbst den Kritiker controlliren zu lassen, so kann er sich doch nicht entschließen, diesem seinem eignen Princip auch in diesem Falle treu zu bleiben. Denn wie anders könnte er diesen Beweis handgreiflich führen, als daß er hier so viel aus dem Buche des Hrn. Mundt abdrucken ließe, bis die Leser dieser Jahrbücher es vor Langerweile nicht mehr aushalten könnten? Aber wäre das nicht eben so toll gehandelt, als wollt' ich den Beweis, daß Arsenik ein Gift sei, einem Menschen dadurch führen, daß ich ihn selbst kurzweg vergiftete? Wir wollen also den Versuch machen, auf eine andre Art unser Urtheil zu rechtfertigen.

Nämlich Hrn. Mundt's Roman ermangelt zuvörderst aller Einheit. Thomas Müntzer giebt dem Dinge zwar den Namen, seine Reden nehmen auch den meisten Raum im Buche ein (was das zu bedeuten hat, werden wir späterhin erkären), aber das Alles macht ihn doch noch nicht zum Helden eines Romans. Wir verlangen von einem solchen, neben andern guten Dingen, namentlich auch, daß er einen Charakter, einen ausgesprochnen und merkbaren Charakter hat, — noch mehr: daß dieser Charakter sich vor uns entwickle, daß Begebenheiten und Zustände auf ihn einwirken, daß er in Berührung und Zusammenhang trete mit Andern, daß ein künstliches und lebensvolles Gewebe von Ursache und Wirkung, von That und Folgen sich vor uns entfalte. Von diesem Allem ist bei Hrn. Mundt keine Spur: sein Müntzer steht da ohne Zusammenhang, ohne Verflechtung mit Personen oder Ereignissen, ohne gemüthliche Katastrophen — ein langes, einsames Ausrufungszeichen, das sich selbst und Andre nur langweilt. Denn was erfahren wir vom Müntzer, was erleben wir mit ihm? Nichts als äußerliche Dinge, die über ihn hingehen, wie Sonnenschein und Regen über einen Stein im Felde. Die ungeheuersten Schicksale treffen ihn — Schicksale, die freilich in dieser trocknen Aufzählung des Hrn. Mundt ihr Drastisches auch verloren haben: aber Thomas Müntzer bleibt der, der er von Anfang an gewesen, ein müßiger Schwätzer, der durch seine endlosen Reden unsre Geduld ermüdet, durch keine That, keine Leidenschaft, kein gemüthliches Pathos unsre Theilnahme gewinnt, ja der uns nicht einmal so weit über sich aufklärt, daß wir wüßten, weß Geistes Kind er nur eigentlich ist und wie Hr. Mundt selbst ihn will betrachtet haben, ob als einen wirklichen Freiheitshelden, oder einen Schwärmer, einen Betrüger, einen Narren — wiewohl dies Letztre noch am ersten erreicht sein dürfte.

Es hält schwer, daß, wo Mittelpunct und Hauptfigur eines Romans von dieser Beschaffenheit, eine solche leere baare Null ist, nicht der ganze Roman gleichfalls Null und eben so langweilig im Großen und Ganzen ist, wie dieser Held im Einzelnen. Und doch wär' es vielleicht möglich, und wir erleben es ja an so mancher halbverfehlten Arbeit, daß mindestens durch ein geschicktes Beiwerk, durch gewandte Episoden, interessante Nebenfiguren die Schwäche der ursprünglichen Anlage, wenn nicht aufgehoben, so doch bemäntelt und versteckt und dergestalt dem Ganzen wenigstens ein Anflug von Interesse verliehen wird: ähnlich, wie ja auch ein insipider Minister mit ein paar geschickten Secretären noch ganz erträglich fungiren kann. Aber Hr. Mundt hat dies Kunststück nicht gelöst. Um seinen Einen langweiligen Müntzer steht eine ganze Legion andrer langweiliger Gesellen umher, wie die Kegel um den Kegelkönig. Und wirklich stehen sie alle nur: zwei oder drei Figuren ausgenommen, von denen wir noch reden werden, haben die andern alle kein Verhältniß zu einander; sie erscheinen, sie sind da, sie halten ihre Rede, sie verschwinden — wir wissen nicht woher, wir wissen nicht wohin, und noch schlimmer: wir wissen nicht wozu.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 63. **16. März.** **1842.**

Mundt „Thomas Müntzer."

(Schluß.)

Der Roman des Hrn. Mundt hat uns an das bekannte Fest der Congregation in Rom erinnert, wo Zöglinge aus allen Gegenden der Welt, Franzosen, Engländer, Deutsche, Chinesen, Marokkaner, Tungusen, kurz aus allen Stämmen der Erde, auf das Katheder treten und eine Rede halten, Einer nach dem Andern, und Jeder in seiner Landessprache: Keiner spricht zum Andern, Keiner hört und versteht den Andern, die unverstandnen fremden Laute treffen nur mit dumpfem Schall das Ohr, niemals das Herz: es wird unendlich viel geredet, aber nie etwas gesagt — das mag wohl römischen Cardinälen, aber nicht ein Roman, der diesem Schauspiel gleicht, uns deutschen Lesern gefallen. Die Zahl der Figuren, die Hr. Mundt auf diese Art in seinem Roman vorführt, ist geradewegs ungeheuer; es mögen leicht einige Hundert sein, die er uns auf diese Weise nennt, die er den Mund aufthun und reden läßt — und nun ist es gut, nun werden sie wieder beiseit geworfen und Andre, die es ebenso machen, treten an ihre Stelle. Kannte Hr. Mundt denn nicht jenen sinnvollen Aberglauben der Morgenländer, daß einst, am Tage des allgemeinen Gerichts, jedes Bild, das der Mensch mit seiner Hand erschaffen, eine Seele verlangen wird von seinem Schöpfer? Wie würd' es Hrn. Mundt ergehen, wenn diese Unzahl von Figuren, die er hier mit schülerhaftem Ungeschick ausgestreut, sich gegen ihn erhübe und eine Seele, nur einen Schatten von Seele, ja nur ein kleines, ganz kleines Schicksal, nur ein klein bischen Geschichte von ihm forderte? Ja wenn sie bloß einen Todtenschein von ihm verlangen, das Wenigste, was der Mensch doch im Leben verlangen kann: Hr. Mundt müßte einen zweiten „deutschen Roman", nicht von drei, sondern von dreimaldreiunddreißig Bänden schreiben, bloß um die Schatten wieder los zu werden, die er leichtfertig heraufbeschworen — und welche Calamität wäre das, für Hrn. Mundt und für das Publicum!

Aber sie können beide ruhig sein: jener Mythus der Orientalen spricht nur von Gebilden — und bis zum Gebilde, bis zur Gestalt, wäre sie auch nur aus Erde oder Holz, haben diese redseligen Personnagen des Hrn. Mundt es gar nicht einmal gebracht. Hr. Mundt hat sich einer höchst wunderlichen Täuschung hingegeben, die allerdings in jener einseitigen Ueberschätzung des positiv Historischen, von der wir im Eingang gesprochen, ihre Erklärung findet. Hr. Mundt nämlich hält Alles ohne Weitres für interessant, wenn es nur historisch ist. Interessant ist nun auch freilich Alles in der Geschichte, interessant, je nach den verschiednen Standpuncten, für den Philosophen, den Forscher, den Antiquar: aber doch noch nicht poetisch interessant, noch nicht interessant als Glied und Theil eines Romans. Wenn dies die in der Vorrede gerühmte „unbestreitbare" Begründung der Thatsachen sein soll, daß Hr. Mundt die Namen seiner armen Schächer vielleicht allesammt in ich weiß nicht welcher alten Chronik gefunden, und wenn er denkt, dies historische Testimonium soll ihnen nun ohne Weitres durch die poetische Prüfung helfen, so ist er in einem großen Irrthum gewesen. Stammbäume sind überhaupt schon ein Anachronismus geworden — und nun sollen wir wohl noch gar die schlechten poetischen Schöpfungen des Hrn. Mundt darum respectiren, weil sie ihr bischen Existenz aus einem alten Schweinsleder her datiren? Und doch muß Hr. Mundt dies im Sinne gehabt haben; denn sonst ist sein Verfahren uns völlig unbegreiflich. Da läßt er Einen auftreten, der heißt Kaiser Max, und der redet, und einen Andern, der heißt etwa Luther, und der redet auch, und einen Dritten, der heißt Ulrich von Würtemberg, und der redet gleichfalls — und so fort, den ganzen Schiffs- oder Wasserkatalog dieser Mundtschen Iliade durch — meint Hr. Mundt wirklich, daß diese Redensarten nun besser geworden sind, weil sie unter einer alten honnetten Firma in die Welt laufen? Hr. Mundt scheint das den Weinküfern abgelernt zu haben: die füllen auch ihr eignes schlechtes Gebräu, ihr geschwefeltes Wasser auf Flaschen, denen sie recht eine alte vornehme Etikette ankleben und wollen uns das nun als Kometenwein und Achtundvierziger verkaufen. So hängt auch Hr. Mundt seinen Figuren an das Einzige, was sie haben, also an den Mund, einen Zettel mit alter vornehmer Aufschrift: und nun sollen wir das Wasser, das da herausströmt, auch für Nektar halten; wir sollen diese Zettel wie Banknoten annehmen und das baare Geld unsres Beifalls dafür hingeben. Aber so geht das Ding nicht. Worte sind schon gut und allerdings kann man (denn die Geschichte zeigt es ja) mit Worten Staaten regieren und Völker beglücken, nämlich so lang wie's dauert: aber Publicum und Kritik sind minder fügsam, die Litteratur ist noch nicht so wohl disciplinirt, wie unsre modernen Völker: wir sind so unverschämt und wollen T h a t e n. Ja, wenn wir einen Roman vor uns haben, so kennen wir keine historische Pietät und fragen den Kuckuk nach Namen und Worten: heiße wie du willst! heiße Max oder Michel, Luther oder Calvin, heiße auch, wenn du willst, Hr. Theodor Mundt, nur handle, nur zeige dich mit Thaten, nicht mit Worten, und nimm dann den Lohn deiner Thaten dahin! —

Statistik ist eine vortreffliche Wissenschaft; neuerdings fängt sie sogar an, mit Glück die Politik zu ersetzen. Seit die Regierungen so treffliche Tabellen führen lassen: wie viel eheliche und uneheliche Kinder, wie viel Häuser und wie viel Scheuern, wie viel Schafe und wie viel Pferde im

Lande — und seit die vornehmste Regierungssorge sich auf den richtigen Kataster gewendet hat, seitdem soll es viel ruhiger zugehen in der Politik und die Völker sollen viel glücklicher sein. Es wird uns wohl anstehen, eine Wissenschaft, die im Großen solch treffliche Resultate hervorbringt, auch einmal im Kleinen anzuwenden: denn das Gute soll man brauchen, wo man kann. Referent hat daher auch das Mundtsche Buch einer kleinen statistischen Untersuchung unterworfen; er hat, um den Lesern dieser Anzeige eine gute runde „unbestreitbare Thatsache" in die Hand geben zu können, sich der Mühe unterzogen, den Umfang sämmtlicher Reden und Gespräche, die in diesem Romane gehalten werden, nachzuzählen, und da hat er denn gefunden, daß durchschnittlich auf je Eine Seite Geschichtserzählung (alle „Sagt' er" und „Antwortete sie" als Geschichtserzählung mitgerechnet: und das ist doch gewiß das Minimum von Geschichte, das sich noch anerkennen läßt), daß, sag' ich, auf je Eine Seite Geschichtserzählung vier Seiten Reden und Gespräche kommen — also von fünf Seiten immer Eine Seite „unumstößlich begründete Thatsachen" und vier Seiten Mundtsche Selbstbekenntnisse, eingeschwärzt unter der Firma verschiedner ehrwürdiger alter Herren, denen längst kein Zahn mehr weh thut. Was das nun bei einem Buch von mehr als siebenhundert Seiten ausmacht und daß man hier in diesem „deutschen Roman" zur Geschichte der deutschen Zustände noch jedenfalls eine gute Portion Mundtscher Zustände in den Kauf bekommt, das mögen unsre Leser nun selbst berechnen und erwägen.

Gern theilten wir, um unsern Lesern ein Beispiel zu geben, von welcher Art diese Reden sind und wie weit in ihnen die Verkennung der Geschichte, die Nichtachtung des poetischen Zusammenhanges, die Geschwätzigkeit und Selbstbespieglung des Autors geht, eine dieser Reden hier vollständig mit; es ist dies aber unmöglich, weil die Figuren des Herrn Mundt, wenn sie einmal zum Reden kommen, gleich als ob sie wüßten, daß dies die ganze Summe ihrer poetischen Existenz sein wird, es unter sechs und acht Seiten nicht thun. Wir begnügen uns also, den Leser auf einige der bezeichnendsten Stellen zu verweisen, z. B. I, 37—43. 219—223. II, 3—6. 69—74. 80—86. 216—221. 257—269. u. s. w. Mitunter geht hier das Unpassende, womit diese Reden gegen Geist, Stimmung und Situation der Sprechenden gleichsam herausgezwungen werden, geradewegs ins Abgeschmackte. Dies Wort ist nicht höflich, es ist wahr; aber wie anders soll man es nennen, wenn z. B. am Ende des ersten Bandes Münzer als eine „dunkle unbekannte Gestalt", die, geheimnißvoll emporgewachsen, dem Herzog Ulrich und seinen Begleitern in den Weg tritt, auch dieses gespenstige Abenteuer nicht vollbringen kann, ohne eine Rede von vollen anderthalb Seiten zu halten? eine Rede voll bittrer Invectiven gegen den Herzog, welche, lang wie sie ist, dieser gewiß nicht so ruhig mit angehört haben würde? Und wenn nun, nach wohl vollbrachter Rede, dies geschwätzige Gespenst so rasch und geheimnißvoll verschwindet, daß „man ihm nicht zu folgen vermag" — heißt das nicht aller Wahrscheinlichkeit ins Angesicht schlagen? Wer als Kobold die Wege kreuzen will, der muß sich kurz fassen können mit Reden. Hätte Münzer wirklich in dieser Situation so lange gesprochen, so wär' er ein Narr gewesen; aber noch ein größrer Narr der Herzog, daß er ihn nicht nach den fünf ersten Worten beim Kragen nahm, sondern die fünfhundert nachfolgenden auch noch mit anhörte und ihn dann doch noch spurlos entwischen ließ. Wer solche lange Reden gehalten hat, der entwischt nicht hinterdrein wie ein Irrlicht, der muß Rede stehen über seine Rede — und Herr Mundt soll das auch. Ein ähnlicher Mangel an Gefühl des Schicklichen und Nöthigen findet sich besonders da, wo Herr Mundt seine „unbestrittnen Thatsachen", die Frucht seiner historischen Studien, um jeden Preis an den Mann bringen will, und ob sie noch so kleinlich sind und der Sache noch so fern stehen: z. B. II, 207. III, 6. 48. Auch das ist eine für ihn recht bequeme, für uns sehr langweilige Manier, wie Herr Mundt uns mit dem Geist und der Stimmung der aufgeregten schwäbischen Bauern bekannt macht: er läßt einen Knaben die historischen sämmtlichen „zwölf Artikel" des Bauernbundes hersagen: I, 238—250. Aehnlichen handfesten Gebrauch macht er von andern historischen Documenten, von Briefen, Predigten und Manifesten, die er kurzweg, in ihrer rohen Fassung, als Capitel seines Romans einschaltet. Hierüber vergl. man besonders den dritten Band. Ei ja, es ist wohl ein glückliches Ding um die „unbestrittnen Thatsachen" im historischen Roman: sie setzen sich an das Pult und füllen die Capitel, während der Autor schläft.

Wie wir nun aber in dem ganzen Buche vergebens nach dem Centrum eines großen, einigen und zusammenhängenden Charakters suchen, so wenig finden wir in ihm auch den Kern einer einheitlichen Handlung, einer Handlung, von der wir sagen könnten: Das ist nun der Inhalt des Buchs, der Stoff des Romans. Herr Mundt wird uns einwenden, daß ja die ganze Weltgeschichte von Max bis Luther in seinem Roman vorkomme und daß der Bauernkrieg, den wir in der Einleitung selbst als ein prächtiges poetisches Motiv gerühmt haben, der Stoff desselben sei. Aber so wenig ein Marmorblock schon eine Statue, so wenig auch ist ein bloßes rohes Stück Geschichte schon Poesie. Allerdings steht bei Herrn Mundt die großartige historische Epoche des Bauernkriegs im Hintergrunde, und mehr noch: sie hängt (mit Respect zu sagen) all den redseligen Personen dieses Romans zum Munde heraus; aber weiter wird's auch nichts. Der ganze Roman des Herrn Mundt bleibt in einem ewigen Anfangen: er könnte so gut mit dem zweiten, wie mit dem ersten, oder auch mit dem dritten Buch anfangen, denn es ist zwischen den einzelnen Theilen kein Leben und kein Zusammenhang. Wie ein Prediger, der auf der Kanzel stecken geblieben ist, fängt Herr Mundt immer wieder von vorne an und kommt, wenn auch endlich zum Aufhören, doch niemals zum Schluß, geschweige denn zu einigem Effect. Die ganze Geschichte hat sich bei ihm in Genrebilder aufgelöst und zwar in Genrebilder, wie wir sie von einem Schriftsteller erwarten durften, der bereits in so zahlreichen Novellen (wir erinnern namentlich an die Epoche des Herrn Mundt vor 1835) den Beweis geliefert hatte, daß er mit einem ungemein vornehmen Ansatz von welthistorischer Tendenz und mit zwei breiten Backen voll hochtrabenden Redensarten oft unversehens recht mitten in den abgestandensten Pfuhl der Abendzeitungs- und ähnlicher Novellen hineinplumpen kann. Und wie Herr Mundt auf seinen Wallfahrten den Blick meist nur auf Ineptien und Klatschgeschichten, auf die ganze miserable Mikrologie der vermeintlichen „socialen

Zustände" gerichtet hat, so hat er hier auch von der Geschichte nur diese kleinlichen Einzelnheiten, nur die Helden in Schlafrock und Pantoffel gesehen. Alle diese Genrebilderchen, diese elenden bunten Flitterchen, in die er das heilige Gold der Geschichte leichtfertig verzettelt hat, sind von einer sehr untergeordneten und kleinlichen Bedeutung: Hochzeiten, Wirthshausscenen, Frühstücke, Spaziergänge — das sind die Dinge, die Herr Mundt uns mit breitem Pinsel ausmalt und mit denen, vermuthlich als mit „bestreitbaren Thatsachen", seine Poesie, seine Erfindungs- und Darstellungskraft, der nackten Historie gegenüber, die Rechte der Dichtung vertreten will. In dieser Rücksicht ist uns besonders das erste Buch des dritten Bandes merkwürdig gewesen, in welchem uns Luther vorgeführt wird. Luther, dieser eigentliche Held der Reformation, dies höchste geistige Princip des Zeitalters, in welchem (so sollte man wenigstens erwarten) der Widerspruch in Münzer's Erscheinung seine Befriedigung und Lösung findet — wie wird er uns vorgestellt? was erfahren wir von ihm? Erst finden wir ihn im Garten, wo er Raupen absucht und sich von seinem alten Diener, unter dessen Pantoffel er steht, ausschelten läßt; dann mit Melanchthon, dessen Frau und Katharina von Bora, bei einem Frühstück; dann in Erfurt, wo er predigt und wo sein alter Diener durchgeprügelt wird — und nun ist's vorbei, das ist nun Luther gewesen, vom Anfang bis zu Ende; wir wissen nicht, woher er kommt, wohin er geht, wir haben nun Luther gehabt, wir sind nun fertig. So kurz zwar, wie wir das Ding hier erzählt haben, geht es bei Herrn Mundt nicht ab: volle vier und achtzig Seiten füllt dies Buch vom Luther; aber die „Thatsachen", die Situationen, in denen Luther sich darstellt, die Handlungen, die er vollbringt, das Alles haben wir in den vier Zeilen da oben vollständig mitgetheilt: der Rest ist — nicht Schweigen, sondern Reden, Theodor Mundtsche Reden. Man fühlt sich hier versucht, den Fallstaff zu parodiren: welch eine unbillige Menge Brühe und welch kleines Fäserchen Fleisch! Auf vier und achtzig Seiten vier „Thatsachen", deren Charakter als Thatsachen überdies noch gar nicht einmal außer Zweifel: ein Abraupen, ein Frühstück, eine Predigt und eine Prügelei — wirklich, billiger kann man historische Romane nicht wohl schreiben. Und nun erst das W i e, die Ausführung dieser Genrestücke! Namentlich ist das Frühstück ein wahres Hors d'oeuvre, vor Allem die Frau des Melanchthon, die wirklich wie aus dem Spiegel gestohlen ist — zwar nicht aus dem Spiegel der Geschichte, aber doch einer kleinstädtischen Wochenstube, wo die Weiber beim Kaffeeklatsch sitzen und keifen. Wie? Luther, der dem Teufel das Tintefaß an den Kopf geworfen, hätte solch ein Weib, solche gemeinste klatschhafte Bosheit neben sich ertragen? und damit denkt Herr Mundt uns abzuspeisen, wo er selbst erst den Namen Luther's auf die Karte gesetzt hat? Diese kleinlichen Nichtswürdigkeiten, dieses Gemisch von Trivialität, Langerweile und Gemeinheit wagt er hinter der Firma Luther's zu verstecken? —

Wir haben schon oben im Vorbeigehen zugestanden, daß in dem dreibändigen Roman des Herrn Mundt, bei diesen Hunderten von Figuren, die er uns vorführt, es allerdings zwei oder drei Personen giebt, die in ein Verhältniß zu einander treten und zwischen denen etwas vorgeht, was aussieht, wenn auch nicht wie ein Roman, doch wenigstens wie eine Geschichte. Die Billigkeit erfordert, daß wir unsre Leser auch auf diese Personen aufmerksam machen. Es ist dies nämlich der Graf Helfenstein, seine Gemahlin Olympia, eine Tochter des Kaiser Max, der durch diese Verwandtschaft selbst mit hineingezogen wird in den Kreis der Lebendigen und dem auch, vermuthlich als Standesperson, die seltne Auszeichnung widerfährt, daß man uns sagt, wo er ein Ende nimmt — und endlich drittens Lucius, ein emancipationslustiger Jude, ein Schlaukopf, der auf dem Markt der Weltgeschichte schachern geht, aber doch weder so schlau noch so gefällig ist, weniger redselig zu sein, als die Uebrigen, selbst wenn Ort und Schicklichkeit (vergl. I, 94—97) es ihm gebieten. Dieser Lucius giebt sich anfänglich den Anstrich, als wollt' er bei der Dame Olympia etwas Aehnliches werden, wie Franz bei der Adelheid im Götz; auch spielt er hinterher mit rechtem Anstand den Schewa. Ebenso wenig dürfen wir die Hinrichtungsscene des Grafen Helfenstein (II, 168—180) unerwähnt lassen, denn hier hat die brutale Grausamkeit der Geschichte dem Autor so glücklich in die Hand gespielt, daß er mit dieser Scene wirklich eine Art von Effect erreicht hat, nur freilich einen widerwärtigen.

Im letzten Drittel des Romans nun aber, wie Herr Mundt wohl allmälig selbst dahinterkommt, daß dieses vielfache poetische Ansetzen ihm doch zu keinem gedeihlichen Fortgang hilft, fallen denn auch die Genrescenen weg und wir werden mit bloßen „unbestreitbaren Thatsachen", mit nackter dürrer Geschichte regalirt. Es geht Herrn Mundt mit seinem Roman, wie einem Kaufmann, der leichtsinnig, ohne Kenntniß und Vermögen, sich in weitverzweigte vielfachverwickelte Geschäfte eingelassen hat: unvermögend, seine mannigfachen Speculationen durchzuführen und den Pflichten zu gnügen, die er sich selber aufgebürdet hat, erklärt er sich endlich bankerot. So wird auch die Poesie des Herrn Mundt bankbrüchig: er überläßt den Roman seinem Schicksal, haspelt eiligst den hänfnen Faden der Geschichte ab — und verschwindet. Aber hätte der Kaufmann nicht vorher den Umfang des Geschäfts und den Betrag seiner Mittel gegen einander abwägen sollen? und ist dies nicht ein muthwilliger Bankerot? Uns wenigstens kommt es so vor und darum, in Wahrheit, scheinen die kleinen Schwefelfadenhändler, diese gemüthlichen Detailisten der Litteratur, die naiven Häuslichkeits- und Familienpoeten, uns wirklich ehrenwerther, als solch ein hohler Poltron, der Welthandel treiben will mit Tendenzen und Ideen und keine sechs Dreier von Talent im ganzen Vermögen hat. — Uebrigens ist dies unleugbar die beste Partie des Buches: sie ist n u r langweilig, nichts weiter; ja für denjenigen, der die Geschichte des Bauernkrieges noch nicht kennt, kann sie sogar nützlich sein, wenn auch nicht angenehm. Die eine Hälfte des utile dulci, dieser ersten Obliegenheit des Dichters, hätte Herr Mundt also wirklich gelöst — und was wollen wir nun dagegen haben, wenn Herr Mundt, kraft dieses, sich in Zukunft zum Mindesten für einen h a l b e n Poeten hält? denn für einen ganzen, das verbietet ihm ja ohnedies schon die Bescheidenheit. —

Indem wir nun schließlich diesen Aufsatz noch einmal überblicken, können wir eine Frage nicht verschweigen, die, bei Betrachtung unsrer eignen Arbeit, sich uns selbst aufdrängt. Verlohnte es nämlich, müssen wir uns fragen, dieses Aufwands, wenn auch nur von Zeit und Raum,

um zu beweisen, daß ein schlechter Roman schlecht ist? In dieser ernsten und großen Zeit, wo es so unendlich viel erhabnere Gegenstände giebt, für oder gegen welche wir zu streiten haben — war es Recht, einem schlechten Romane, einem Dinge, das alle Tage kommt, diese Aufmerksamkeit, diese Ausführlichkeit zu widmen? Müssen wir uns nicht ein Bedenken daraus machen, in diesen Blättern, die so unendlich wichtigern Dingen gewidmet sind, für einen so gleichgiltigen Gegenstand, wie ein verunglückter Roman des Hrn. Mundt ist, so vielen Raum in Anspruch genommen zu haben? Das Interesse des Tages, die momentane Stellung der Parteien darf uns hier nicht täuschen: es wird eine Zeit kommen, und sie ist nicht mehr fern, ja sie ist eigentlich schon erschienen, wo die Nichtigkeit der Mundtschen Bestrebungen von Allen erkannt, ja wo Hr. Mundt selbst vergessen ist: wird uns dann nicht die Zeit und Mühe dauern müssen, die wir verschwendet haben, um vielleicht fünf Minuten eher darzuthun, was im Grunde schon Niemand mehr bezweifelt, nämlich daß schlecht nicht gut und Hr. Mundt kein Dichter, kein Schriftsteller ist, dem in den Angelegenheiten unsrer Zeit ein Wort zukommt? Denn die einzige Frucht, die im günstigen, aber undenkbaren Falle dieser Aufsatz haben könnte, nämlich Hrn. Mundt zu einem Bewußtsein über sich selbst zu bringen und dadurch eine neue, würdigere Epoche in der Thätigkeit dieses Autors hervorzubringen, — auf diese Frucht zu hoffen, wäre ja kindisch. Aber doch haben wir eine Antwort, die uns über diese Bedenken erhebt: wir betrachten die Richtung, welcher Hr. Mundt angehört und die er in seinem litterarischen Treiben verfolgt, als eine Richtung der Selbstsucht, der Gesinnungslosigkeit, der Anmaßung und Lüge. Gegen diese Dämonen, die schon allzu lang das Heiligthum unsrer deutschen Litteratur zu ihrem Tummelplatz ersehen haben, ist jeder Kampf gerecht und werthvoll, und man soll ihm nirgend aus dem Wege gehen. In diesem Sinne meinen wir auch mit dieser ausführlichen Anzeige des Mundtschen Buches kein ganz überflüssiges und unfruchtbares Werk gethan zu haben. — Hr. Mundt wird das Alles ganz anders ansehen, er wird sich für diese Kritik zu rächen suchen, mittelbar oder unmittelbar, das sehen wir voraus, ja wir bedauern es sogar: — aber nicht um unsert-, nur um Hrn. Mundt's willen.

Uebrigens, um der Billigkeit freien Raum zu gönnen, wollen wir hier schließlich auch noch erwähnen, daß, wie es nicht an Leuten fehlt, die über Hrn. Mundt überhaupt anders denken, so auch dieser Roman einige andre und eben so günstige Recensionen erfahren hat, wie die vorliegende für ihn ungünstig ist. Namentlich hat die preußische Staatszeitung vor Kurzem einen außerordentlich lobenden Artikel über diesen Roman gebracht, in welchem derselbe an die Spitze dieser ganzen Litteratur gestellt wird. Aber was beweist dies? Nur daß jedes Ding zwei Seiten hat, eine für die deutschen Jahrbücher und eine für die preußische Staatszeitung — und das wissen unsre Leser ja schon längst.

R. E. Prutz.

Ausgewählte Werke von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Halle. C. A. Schwetschke und Sohn.

Der Herr Friedrich Baron de la Motte Fouqué übergiebt uns in der Auswahl seiner Werke sein Testament. Wir sind ihm dafür dankbar; und würden wir es auch nur als eine erklärende Note zu einem wichtigen Paragraphen der deutschen Geschichte betrachten können.

Nachdem die französische Revolution sich in Napoleon überstiegen und in Deutschlands Fürsten und ihrem Hofadel zugleich Deutschland selbst überwunden hatte, war die Zeit zur Reaction gekommen. Diese wurde insbesondre ermittelt durch die romantische Schule in den von ihr redigirten mittelalterlichen Erinnrungen, an welche sie ihre Gegenwart wieder anzuknüpfen suchte. Zu diesem Behufe wurden allwärts in Deutschlands Gauen alte Volkslieder und Balladen, Mährchen und Sagen gesammelt, verarbeitet, umgedichtet und neue ersonnen.

„Hohe mächtige Gestalten,
Wackre Degen, stolze Recken,
Und der Asen tiefes Walten
Ziehen durch des Skalden Lied."

„Und es kommt mit Nordens Größe,
Mit der deutschen Helden Sage
Und mit alten kühnen Thaten
Alte Liederkraft herauf." —

Wir konnten den wirklichen und lebendigen Helden der Revolution und des Kaiserreichs plötzlich die prächtigsten deutschen Sagenhelden entgegenstellen und uns nach Belieben mit den letztren identificiren. Wie ungeheuer der Erfolg war, wissen wir. Deutschland glaubte seine Wiedergeburt zu feiern. Was die Poeten in der Zeit von 1812 erstrebt hatten: den Sturz Napoleon's durch Wiedererweckung der deutschen Nationalität — war gelungen, und Fouqué sang:

„Weißt? In vor'gen Jahres Mitten
Kam Kosacki auch geritten,
Und da ward noch heiß gestritten
Mit entbranntem Muth.
Liebe Mädchen weinten, zagten,
Doch wir späh'ten, doch wir wagten,
Bis wir all die Feinde jagten:
Hei Franzus kaput!"

Als jedoch die deutsche Nationalität sich auch affirmativ für die Dauer geltend machen wollte, trat der Hof- und Beamtenadel auf und erklärte diese Idee für intendirtes Majestätsverbrechen. Die gegen die deutschen Burschenschaften geführten Untersuchungen lehren das Weitre.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 64. 17. März. 1842.

Briefe an seine Tochter auf einer Reise durch Böhmen, Oesterreich, Tyrol und die Lombardei, wie durch die Schweiz, einige Rhein- und Mainländer, geschrieben von Wilhelm Harnisch (Seminardirector zu Weißenfels). Essen 1841. Baedeker.

Auf manchen Bildungsanstalten verfolgt man jetzt Grundsätze, welche einem längst vergangnen Jahrhundert angehören. Auf den Gymnasien lernt man wieder die Classiker auswendig, und vieles Andre, worüber Ref. sich näher auszusprechen jederzeit bereit ist. Die Gymnasien werden zu Präparandenanstalten herabsinken, und daher ist noch Hoffnung da, daß der Director Diesterweg seine kühnsten Hoffnungen erfüllt und die Universitäten in Seminare aufgelöst sieht. Was aber die Schullehrerseminare betrifft, für welche man die Zöglinge bereits durch sogenannte Präparandenanstalten vorbereitet, so wird auf ihnen außer dem eisernen Fleiße, der sich fast nur auf das Auswendiglernen von Bibelstellen erstreckt, schon längst nicht viel mehr verlangt, als ein bibelfester Glaube.

Aber — wird man fragen — wie gehören diese polemischen Bemerkungen vor die Beurtheilung eines Buches, welches ein Vater „an seine Tochter Odina, verehelichte Diakonus Wölbling" schrieb, und zwar — wie er etwas marktschreierisch in der Vorrede sagt — für „Leser aus allen Ständen und Altern, Männer und Frauen, Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und Mädchen"? Allein — an diesem Buche ist nichts harmlos, als das Titelblatt und die Vorrede. Der Titel verspricht uns, wenn nicht Familienscenen, doch gemüthliche Anschauungen eines Familienvaters in der Fremde; statt dessen finden wir einen reisenden Pedanten, der sein Seminar nicht vergessen kann, und in Böhmen, Oesterreich, Tyrol und der Lombardei, wie in der Schweiz, einigen Rhein- und Mainländern nur ausruft: wie anders ist das bei uns in Weißenfels!

Es läßt sich nicht läugnen, daß das Buch trotzdem manches Interessante bietet. Man ist dem Verfasser, der als Pädagog einen Namen hat, überall zuvorkommend entgegengegangen, und er hätte in das Schul- und Kirchenwesen der auf dem Titel verzeichneten Länder einen bedeutenden Blick werfen können. Daß er es nicht gethan, ist es, was wir ihm zum Vorwurf machen*). Seine Anschauung erstreckt sich nur auf die Aeußerlichkeiten, seine Darstellung nur auf das Oberflächliche. Die Fülle des dem Autor vorliegenden Materials blickt überall hindurch, und es ist kaum zu begreifen, wie sich dasselbe so dürr und mager behandeln ließ. Es sind wahrhaft großartige Erscheinungen, welche dem Verfasser zuweilen entgegentraten. Aber nur einige Male läßt er das Interesse des Stoffes auf sich wirken, und in solchen Fällen befriedigt seine Darstellung. Hieher gehört z. B. das, was Harnisch über den Pfarrer Veit zu Wien sagt, und was wir daher dem Leser jetzt, theils als Probe, theils um der Sache willen mittheilen wollen. „Veit war sonst Jude und zwar häßlichen Ansehens. Er hat etwas Mongolisches in seinem Gesicht. Als berühmter Director der Thierarzneischule ging er in ein Kloster, sein Amt niederlegend, und ist jetzt als Geistlicher an der St. Stephanskirche angestellt. Er predigte über Matth. 7, 15: „Sehet euch vor vor den falschen Propheten, die in Schafskleidern zu euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe." Bei der Frage: Welche sind die falschen Propheten? schien er einmal auch auf die evangelische Kirche hinzudeuten. Entschieden predigte er gegen die Leute vom Aufkläricht, gegen die Rationalisten, und sagte unter Anderm, sie kauten an dem harten Pantoffel von Pfundleder. Er predigte auch gegen alte und ferne Kirchensecten, als Eutychianer und Puritaner, von denen er zu den heuchlerischen Scheingläubigen überging, wobei er eine Geschichte von spanischen Frömmlern erzählte, die mit weißen Ziegenbärten als Heilige umgegangen wären, Kinder heimlich aufgegriffen und an Sklavenhändler verkauft hätten. Weil dieser Sonntag der Namenstag der regierenden Kaiserin Anna war, so mußte diese mit in die Predigt hinein, und mir ward es schwer, zu unterscheiden, ob der Redner von der Kaiserin Anna oder von der heiligen Anna im Kalender redete. Es ist so ein Leichtes, alle Namensgenossen von Heiligen mit den Heiligen selbst zusammenzuschmelzen, und so sie mit zu vergöttern. Man glaubt

*) Noch schlimmer, wenn er ihn wirklich gethan, und die Resultate aus Rücksichten verschwiege. Es würde ihm dann von vorn herein aller Beruf gefehlt haben, dies Buch zu schreiben.

nicht, welch ein Heidenthum durch die anerkannten Heiligen gestempelt wird. Da Veit aber einmal die heilige Anna erwähnt hatte, so durfte er auch, nach der kirchlichen Etikette, die Gottesgebärerin Maria nicht übergehen, obgleich er zu andern Zeiten sehr ernstlich gegen den Mariendienst gepredigt haben soll.“ (S. 50.)

In solchen Fällen ist dann auch des Mannes Urtheil ein gesundes, und er trifft hier nicht selten mit wenigen Worten den Nagel auf den Kopf. Fast durchgehends ist dies der Fall bei seinen Bemerkungen über den Katholicismus, in denen er nicht allein zuweilen pikant wird, sondern auch meistens eine unsrem protestantischen Bewußtsein sehr wohlthuende Wärme entwickelt. Z. B. S. 43: „Siehe, meine Tochter, so weit kann man kommen, wenn man das Heilige gemein macht und ins Fleischliche herabzieht, um damit spielen zu können, wie die Heiden mit ihren Göttern, welche sie zur Noth auch auspeitschen, im Fall sie nicht aus Güte den Willen ihrer Anbeter erfüllen. Der abergläubige Katholik hat sich aber mit Fleiß eine Frau zum Gott gemacht, weil er von der mehr erwartet, als von einem Manne.“

An dem freien und protestantischen Bewußtsein des Verfassers, welches sich in Stellen wie die obigen auszusprechen scheint, machen uns indessen hundert andre seiner Aussprüche irre. Wir lernen einen Zeloten in ihm kennen, der sich nicht schämt, an seinen Gastfreunden Schimpfwörter des Professor Leo in Halle in Anwendung zu bringen. Von einem derselben sagt er S. 11: „Ich gewann ihn lieb, mußte aber bedauern, daß er zu den Josephinern, d. h. zu der Partei der veralteten Aufklärung (??) oder nach Prof. Leo in Halle zu reden, zu der Partei des Aufklärichts gehört.“ Dies sagt Harnisch von einem Oesterreicher, von einem österreichischen Rathe. Wer würde nicht jubeln, dort einen solchen Mann zu finden? — Das politische Glaubensbekenntniß des Herrn Seminardirectors scheint sich für eine Hierarchie zu entscheiden, welche gegen ein frommes von Gottes Gnaden ihre Rechte an die Monarchie abgetreten hat. Im Innersten bewegt haben uns Stellen wie die folgende, aus denen dies deutlich hervorgeht: „Der junge Amerikaner fand sich allmälig in die monarchische Verfassung, nachdem ihm zugestanden war, daß die republicanische Verfassung als ein Uebergangszustand (zur Monarchie? zu dem von Gottes Gnaden?) nicht durchaus unchristlich sei, wobei er denn selbst zugestand, daß ein König von Gottes Gnaden sich doch mehr zur christlichen Kirche passe, als eine von unten herauf gewählte Obrigkeit“ (S. 95)*).

*) Das vorstehende Urtheil war bereits niedergeschrieben, als mir in einem unsrer freisinnigsten Blätter, dem Telegraphen, eine Kritik desselben Buches zu Gesichte kam, deren Verf. als entschiedner Lobredner der Harnischschen Briefe auftritt, was mich nicht wenig in Erstaunen setzte. Was soll man nach den von mir angeführten Proben dazu sagen, wenn es in dieser Kritik heißt: „Dabei lehnt sich das Buch an die ächt christliche, so oft durch schöne Duldsamkeit sich ausgesprochne (sic!) Gesinnung des Verfassers“? Wenn jenem Recensenten die Sprache des Verf. oft originell scheint, sein „Bedürfen nach“ Luft ihn ergötzt, die Tiefe seiner Bildung ihn in Erstaunen setzt, so müssen wir dagegen erklären: daß uns die Sprache des Verf. nur nachlässig scheint, sein Bedürfen nach Luft uns nicht ergötzt, sondern nur unangenehm an Jahn und die Turner erinnert, ebenso wie die Verdeutschung der dresdner Omnibus durch Allwagen. (S. 2.) Was wir von der Tiefe und Gründlichkeit des Verf. halten, ist schon oben zur Gnüge angedeutet; auch ist über dieselbe schon früher Mancherlei geschrieben, z. B. bei Erscheinen seines preußischen Sachsenlandes.
D. B.

Fouqué „Ausgewählte Werke.“

(Schluß.)

Es begann mit einem Worte die Reaction, welche in der gegen Napoleon geltend gemachten Nationalidee als Antirevolution im Sinne der vorgeblich durch Blut und Herkunft bevorzugten Menschenracen gelegen hatte und sich jetzt daraus zu befreien und auf eigne Hand ihr besondres Werk fortzusetzen suchte, indem sie die Fürsten lehrte, daß die deutsche Nationalität, wenn auch in künftigen Kriegen gegen Frankreich, nicht aber anderwärts zu handhaben sei, außerdem aber, daß der europäische Adel eine große Gesellschaft sei, welche in der Friedenszeit als Karyatiden die Throne Europa's emportrügen. Diese Idee, adoptirt von dem kirchlichen Jesuitismus, hat bereits in Karl X. ihren Triumph gefeiert, und immer fröhlicher gedeiht der große Bund der christlichen Barone. Zu diesen gehörte der gemüthliche, ritterliche Sänger, Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Sein ritterlicher Ruhm wurzelt in den Jahren 1806—22, bis dorthin, wo die romantischen Diplomaten in Verona unter geheimer und offner Zustimmung des ritterlichen Sängers in Halle an der Saale Spanien und Griechenland in die politische Acht erklärten. Diese romantische Idee hat sich immer mehr in äußerliche, materielle Macht umgesetzt, je siecher ihr Innres geworden ist. Wie Napoleon am mächtigsten erschien kurz vor seinem Zuge nach Rußland im Jahre 1812, gerade da, wo die Idee, welche ihn trug, abstarb, und die Idee der Nationalitäten ins Leben trat, so wird es mit jeder Idee geschehen; das Innre wird in das Aeußre herausgetrieben, um zu reifen, abzufallen und Platz zu machen.

Napoleon stürzte, und der Romantiker kann in der Endlichkeit, wie sie einmal ist, nicht dem Loose des Wechsels sich entziehen. Insofern de la Motte Fouqué gerade in unsern Tagen in vollständiger parure in der Ausgabe letzter Hand vor dem Publicum erscheint, ist sein Auftritt uns willkommen. Ohne ihn fehlte der Fähndrich dem Corps der Revenants. Er möge es uns vergönnen, daß wir seiner historischen Bedeutung uns erinnern mochten. Deutet er doch selbst in der Zueignung dieser seiner Werke an Fichte darauf hin:

„Ach, hättet ihr die edlen Väter d'rum
Und nur die Väter ganz allein befragt“ —

nicht Rousseau, Diderot, Montesquieu und andre französische Ketzer —,

„Nun ist verschwunden jener Zweifel Wahn"

und der Deutsche wieder in das Mittelalter zurückgekehrt, wenigstens bis zum Sigurd dem Schlangentödter, welcher den Reigen eröffnet und spricht:

„Du sollst nur schau'n: ich Sigurd, und mein Schwerdt
Gramur, und mein vieltreuer Schlachtgaul Grani,
Wir drei sind mit dem Faffar bald zu Rand."

Und ein Bote schildert ihn mit den Worten:

„Von seiner Hüfte klirrt ein mächt'ges Schwerdt,
Wohl sieben Spannen lang, doch scheint's an ihm
Nicht eben länger als 'ne andre Wehr.
Harnisch und Waffenrock strahlt guldig hell,
Und zeigt ein wohlgefertigt Drachenbild."

Und ich fürchte, das heutige Publicum werde ihn mit seinen eignen Worten bewillkommnen:

„lange, lange Zeit
Ist's her, da hat man mir davon erzählt,
Doch kann ich nimmer recht mich d'rauf besinnen.
Ich muß wohl noch ein Kind gewesen sein."

Es wäre beinahe unerklärlich, wie die Fouquésche Muse einst so viele Verehrer finden konnte, begreift man nicht die Zeit, in welcher sie auftrat. Nachdem sie ihre oppositionelle Wirkung, das Zufällige verloren hat, giebt sie sich als ostpreußische Junkerpoesie zu erkennen. Es ist die Poesie der Race, und Held und Pferd werden uns ganz gleichgeltend vorgeführt.

Giuke.
Dein Pferd thut, als verständ' es dich, mein Held.
Sigurd.
Wir sind einander Freund von Jugend auf!

Und das Publicum kann zum einen oder andern Repräsentanten seiner Race sprechen:

„Mein stolzer Hengst, geh' mit den Leuten dort
Und führ' dich freundlich, wohlerzogen auf.
Laß auch entlasten dich des Goldes. Geh'."

Und wirklich hat zuweilen der Held so viel Vernunft, als das Pferd, letztres gewöhnlich mehr. Sollte Fouqué damals nach der Natur geschildert haben?

Wir freuten uns, vor einiger Zeit im New Monthly Magazine über die Lebensweise der höhern Stände im nördlichen Deutschland den Reisebericht eines Tory zu lesen. Das Entzücken seiner adligen Seele über das Leben in den Schlössern ist groß. Er erzählt:

„Ich sage nur so viel, daß das eigentliche Schloßleben, wie unsre Vorfahren es verstanden, in Deutschland sich noch in seiner ganzen ursprünglichen Einfachheit erhalten hat. Es giebt da sehr wenig dramatische Abendunterhaltung oder Bälle — keine litterarische Anmaßung (!) — keine verläumdrische Zeitung (!) unter der Gestalt einer achtungswerthen Wittwe — keine neuen Romane (!) —"

und mit einem Worte keine Beschäftigung mit Kunst und Wissenschaft, dafür hat man Comfort, Bediente, Pferde und Hunde.

Und welcher Sigurd sollte sich nicht freuen, wenn er liest:

„Die Stallungen von Wietendorf sind wirklich prachtvoll. Eine fast historische Erinnrung rechtfertigt diese Bezeichnung. Der Herzog von Cambridge hat darin zu Mittag gespeist und ist sechs Stunden hintereinander in denselben geblieben, ohne daß, um die Stallungen einer solchen Ehre würdig zu machen, man genöthigt gewesen, ein einziges Pferd aus seinem gewöhnlichen Behälter zu thun."

Doch der englische Sportsman erzählt weiter:

„Als wir eines Tages durch die prachtvollen Waldungen ritten, welche das Schloß des Grafen N. umgeben, bewunderte ich die Größe seines Jagdreviers. Wir waren kurz vorher an großen Umzäunungen vorübergekommen, worin sich mehrere hundert lustige Füllen herumtummelten. Auf allen Wegen bemerkte ich von Kopf zu Fuß bekleidete Pferde!"

Man sieht hier, aus welchem Boden die Fouquésche Poesie herausgewachsen ist. Wo die besondre Menschenrace sich nun wieder mit Pferde- und Hunderace beschäftigt, muß man dem Dichter und auch Fouqué verzeihen, wenn er zuweilen eine der andern substituirt.

Aber was wird endlich aus aller dieser Ritterlichkeit fertig? — Haben diese de la Motte Fouqué's Ideale irgendwann oder irgendwie sich außerhalb der Pferdeställe um den Staat, in welchem sie hausen, verdient gemacht? — Haben sie oder die Leute ohne Stammbaum die Schmach von 1806 von Deutschland abgewaschen? Und was ist vollbracht worden, seitdem ihnen die Reaction gegen die Staatsbürger gelungen ist? Steht Deutschland seitdem ehrenvoller und einflußreicher dem Auslande gegenüber da?

Derselbe englische Sportsman, ihr Standesgenosse, ihr Bewundrer, sei auch ihr Richter. Unwillkürlich verliert er bei seinem Abschiede von den norddeutschen Sigurdsenkeln die Worte:

„Die doppelte Personificirung Ovid's von Germanien stellte sich unaufhörlich meinem Geiste dar, als ich dies Land von einem Ende zum andern durchreiste. Er zeigte es bald knieend, bald in demuthsvoller Haltung zu den Füßen eines wilden Siegers sitzend, oder nach und nach einiges Wohlergehen, einige Thatkraft (!) unter der glücklichen Beherrschung Roms wieder gewinnend. Im gegenwärtigen Augenblick ist das zweite Bild das richtigste."

Doch darin liegt eben der Vorzug des Racelebens vor dem Leben der Idee, das jenes kein andres Gesetz kennt — als die Existenz im Vollblut-Dasein des Genusses. Dazu gehört Reichthum, welcher den Zwergen abgenommen wird. So kommen wir immer wieder zu Fouqué und Sigurd zurück.

Fouqué geht aber mit seiner Weltansicht von der Identität der Helden- und adligen Pferderacen noch bestimmter heraus in seinem Roman „der Zauberring," welcher ihm einst so viele Freunde erworben hat. Der Ritter Trautwangen, ein Vollbluts-Ideal, reist als Beschäler in der Welt umher und kreuzt die verschiedensten Racen. Dieses Buch soll uns lehren: wie die christliche Ritterschaft durch die ganze Welt, von Schwedens äußersten Marken bis zu den Säulen des Hercules eine blutsverwandte Sippschaft sei und mithin ihr Sonderinteresse den Völkern gegenüber in Obhut nimmt.

Es wird gelehrt, daß der Adel kein Vaterland habe, sondern nur der Gesammt-Adels-Familie angehöre. Diese Lehre ist freilich anderwärts praktisch herausgestellt worden.

Es wären wunderbare Geschichten von Vaterlandsverrath im Familieninteresse zu erzählen, gehörte dieses in eine Kritik oder unter die Scheere des Censors. — So lange das Mittelalter vorhielt und die Idee des römischen Kaiserthums die Geburts-Aristokratie Europa's belebte, war sie auch in ihrem guten Rechte, wie jede historische Idee. Als aber die Völker ihre Nationalität fühlen lernten und in Staaten sich ablagerten, mußte aus der Ritterkaste die lebendige Idee entweichen, aufgehoben von der Wiedergeburt der Ideale der alten Welt. Die Burgen auf den Bergen umher zerfielen in Ruinen; die Ritter aber mußten sich in den neuen Staat fügen lernen oder aber dem gemeinen, isolirten Genußleben verfallen. Die Aufgabe des ideellen Lebens aber ist Sünde, und die Sünde bringt mit sich das Gefühl der Verdammniß. Sehr selten bleibt einem solchen Sünder noch so viel Kraft übrig, einen neuen Menschen anzuziehen und sich aufzugeben an das Ideal der Gesammtheit durch Seelenadel und Willenskraft, die Meisten suchen chronisch siech Palliativmittel, welche ihnen keine besondre Diät vorschreiben und sie bei dem Genusse privilegirter Freuden und Leiden lassen. Sie flüchten sich in die Arme der neukatholischen Religion mit ihren verfeinerten Sinnengenüssen. Die Torys Altenglands werden Puseyitisch und die haute volée in Deutschland katholisch. Musik und Weihrauch in der Kirche, Musik und Moschus im Salon, diese uralten gewissentödtenden Mächte thun, wie wir sehen, noch immer ihre Wirkungen. Auch Fouqué weiß für seine sündenmüden Ritter am Lebensende keine andre Hilfe, als diese äußerliche, betäubende und palliative. Diesem Recepte für ritterliche Wildfänge hat er den kleinen Roman „Sintram und seine Gesellen" gewidmet. Der Teufel — oder die Blutwallungen — überwindet endlich die christliche Minne.

„Liebe Mutter," sagte Sintram, „laß mich ein heiliger Mann werden, wie du eine heilige Frau bist. Dann geh' ich in das Mönchskloster dort drüben, und vielleicht daß ich dermaleinst würdig erfunden werde, dein Beichtvater zu sein, wenn den frommen Capellan Krankheit und Altersschwäche auf Burg Drontheim hält."

Dieselbe Verzweiflung eines erschöpften, ideelosen Daseins lehrte auch Louis XIV. beten und Ordonnanzen zur Erhaltung des reinen Glaubens erlassen und die beleidigte Idee des neuen Staates zur Revolution entzünden.

Doch hat es poetischen Gemüthern von jeher besser gefallen, auf das Podagra zu fluchen oder zu beten, als die Unmäßigkeit aufzugeben. —

Doch der Ritter singt:

„Die eh'mals tapfre Klinge
Blitzt matt in Trümmern auf,
Und wenn ich Lieder singe,
Wer hört in Liebe d'rauf?"

und in einem andern Gedichte:

„Und zur Leier sing' ich schöne Lieder,
Die geleiten mich, wie helle Kerzen.
Wieder
Tönen sie in manchem deutschen Herzen.
Ach und beten kann ich, beten,
Freudiglich!
Will mich Christ bei Gott vertreten,
Wer ist wider mich?"

Müssen wir die Werke eines Dichters als den Ausdruck bestimmter Richtungen seines Zeitalters erkennen, so ist auch das Gesetz begriffen, nach welchem ein Poet Mode werden kann. Hier ist aber der Ort, davon zu sprechen, da wir mit einem Schriftsteller zu thun haben, welcher einst Mode war. Die Mode ist die Form, in welcher eine allgemeine, die Gesellschaft beherrschende Idee in das äußre Leben tritt. Je gesünder diese Idee ist, desto schöner werden die Formen sein, in welchen sie sich herausstellt. Schönheit ist in dieser Hinsicht die Uebereinstimmung der Form mit der Idee, welche sie darstellt. Wie es aber schon wenige Menschen giebt, welche leiblich gesund sind, so wird es in einem bestimmten Zeitalter noch weniger geben, welche geistig gesund genannt werden können. Wo, wie einst in Hellas, das äußre und innre Leben einer großen Staatsgesellschaft harmonisch zusammenklang, sprechen wir von der Blüthe der Wissenschaft und Kunst. Wo aber, wie in der modernen Zeit, die gesunde Idee in der Menschheit wie die Sonne mit den Rauchwolken abgebrannter Vergangenheiten zu kämpfen hat, werden die Nebel, welche sie aufzurollen strebt, in Fratzengebilden gespenstig um sie herumquirlen. Ein jeder solcher Fratzenzug ist eine vorüberwandelnde Mode. Wir nennen nur zwei solche Moden — die altdeutsche, romantische, deren Panierträger die alten Burschenschafter waren, mit der Idee vom alten heiligen deutschen Reich, welche deshalb den Regierungen verdächtig, relegirt oder eingesperrt wurden; — es war die Zeit, wo de la Motte Fouqué Schwert und Leier an den Nagel hing. Dann kam ein andres Geschlecht mit Manschetten und Glacéhandschuhen in Mode und verkündete das Heil des Roccoco, worin wir jetzt leben. Folko's des Nordmanns Stelle ist hinlänglich ersetzt durch die Romane: Saint Roche und Godwie Castell. Ist so die Mode nur die Verzerrung des Sonnenbildes der Idee in dem unruhigen Meeresspiegel der Zeiten, so wird auch der Schriftsteller, dessen Werke keine andre Bedeutung haben, als die des Abdrucks der Mode, mit ihr zugleich vergehen. Wenn Fouqué mit den meisten seiner Werke diesem Schicksale unterliegt, so rettet ihn doch eins davon herüber in die deutsche Litteratur. Er hat in dem Mährchen „Undine" einen so glücklichen Wurf gethan, daß er sein Geschick vor hundert andern Romantikern preisen kann. Haben wir ihm den Eichenlaubkranz, aus grünen Papierblättern geschnitten, von der Stirn genommen, so geben wir ihm dafür ein ewig grünes frisches Lorbeerblatt in die Hand, mit welchem er glücklich den Zaubereien der Circe entgehen wird. Ueber dieses so eigne, schwermüthige und so bedeutungsvolle Mährchen würde ich ihm viele freudige Worte der Anerkennung sagen, wüßte er in seinem Nachworte (zum zwölften Bande) nicht schon gar zu gut, welches rettende Kleinod er in dieser Perle besitzt. Wie er dort uns zuruft: plaudite, amici! so bleibt uns nur übrig, zum Beifalle die Hände zusammenzuschlagen.

M.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 65. **18. März.** **1842.**

Karl Ottfried Müller's Geschichte der griechischen Litteratur bis auf das Zeitalter Alexander's. Nach der Handschrift des Verfassers herausgegeben von Dr. Eduard Müller. 1. und 2. Band. 1841.

Ungeachtet der treuen und sorgsamen Pflege, die vorzugsweise Deutschland Jahrhunderte hindurch ohne Unterbrechung den Denkmälern der classischen Litteratur gewidmet hat, war gleichwohl eine Litteraturgeschichte der Griechen und Römer im wahren und vollen Sinne des Wortes erst der Gegenwart vorbehalten. In den Zeiten, wo die Liebe und Verehrung der classischen Studien zuerst in unserm Vaterlande geweckt ward, gab man sich ganz unbefangen der Macht des unmittelbaren Eindruckes hin, den eine so unendlich reiche und vollendete Kunstwelt nothwendig auf die empfänglichen, jugendlich frischen Gemüther ausüben mußte: und eine in sich abgeschloßne, ruhige Kritik und Beurtheilung der griechischen und römischen Litteratur war damals weder möglich noch auch Bedürfniß. Als aber jene begeisterte Liebe allmälig erkaltete und einer besonnenen Prüfung hätte Raum geben können, war das Studium der classischen Litteratur schon zu sehr Mittel zu äußern, einseitigen Zwecken geworden, als daß man im Stande gewesen wäre, den wahren Werth jener Denkmäler gehörig zu würdigen. So wird denn auch unter dem Drucke der öden und geistig verarmten Zeit, welcher von der Mitte des sechzehnten bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts auf Deutschland lastete, die Behandlung der Alterthumswissenschaft immer äußerlicher und armseliger, beschränkt sich von Jahre zu Jahre auf einen engern Kreis, in dem sie erstarrt und gleichsam festgebannt scheint. Wie hätte nun unter solchen Zeitverhältnissen ein umfassendes Studium der classischen Litteratur, eine geistige Auffassung ihrer Anfänge, ihrer Blüthe und ihres Verfalles gedeihen können? Wie vermag überhaupt ein Volk, was selbst keine eigne Litteratur besitzt oder dem die reichen Schätze seiner schönern Vergangenheit abhanden gekommen sind, eine untergegangne, weitentlegne Welt, wie die der Griechen und Römer, ins Leben zurückzurufen und sich zu vergegenwärtigen? Und die deutsche Nation befand sich allerdings zu jener Zeit in so traurigem Zustande, daß aller Sinn für das Verständniß der Herrlichkeit des Alterthums wie für seine eigne Vorzeit erloschen schien. Sind wir doch überhaupt nur in so weit die verborgnen Schätze des Alterthums auszubeuten im Stande, als wir in dem Alterthume uns selbst und einen dem unsrigen verwandten Geist wieder erkennen, und die Vergangenheit, selbst die fernste und entlegenste, als die Grundlage der Gegenwart betrachten. Eine Zeit aber, die das Bewußtsein ihrer selbst verloren hat, kann und wird auch aus dem Studium des Alterthums nur ganz äußerlichen Gewinn ziehen: je höher dagegen die eigne Bildung wächst und erstarkt, desto mehr gewinnt auch unsre Einsicht in das Alterthum an Gründlichkeit und Tiefe, desto mehr wird unsre Liebe und Verehrung steigen, und selbst aus den Resten und Trümmern, die man bisher als unbedeutend und werthlos bei Seite warf, wird es dem Forscher gelingen, lautres Gold zu sondern; und dies eben ist es, was dem Studium der griechischen und römischen Litteratur trotz der Ungunst der Zeiten, die nur vorübergehend sein kann, die festeste Dauer sichert.

So wie aber mit dem Beginne des achtzehnten Jahrhunderts sich ein freieres Leben zu regen beginnt, erwacht auch das Alterthumsstudium aus seinem Schlummer, befreit sich von den drückenden Fesseln der Theologie, und von jetzt an erscheint die Philologie frei von jedem Nebenzwecke als eine selbständige Wissenschaft, die ihren Inhalt und ihre Bestimmung in sich trägt; so ist denn von dieser Zeit an nicht mehr die leere äußre Form, sondern der eigentliche Kern und Gehalt des Alterthums Gegenstand der philologischen Bestrebungen geworden; und dies Studium vor Allem ist es, welches den Grund zu unsrer eignen nationalen Kunst und Wissenschaft gelegt hat und dann wiederum von denselben die nachhaltigste Unterstützung und Fördrung empfing, so daß die classische und die deutsche Litteratur fortan in dem engsten und freundschaftlichsten Verhältnisse stehen, was, wenn es je gestört oder unterbrochen werden sollte, gleich nachtheilig auf beide zurückwirken müßte. Daß gleichwohl im achtzehnten Jahrhundert so wenig wie in den ersten Decennien des neunzehnten von irgend einem befähigten Manne die Geschichte der classischen Litteratur geschrieben wird, darf uns nicht im Geringsten Wunder nehmen. Es bedurfte zu diesem Zwecke zuvor großer und umfassender Vorarbeiten; erst mußte das ganze weite Feld der Litteratur von Neuem durchforscht, jedes einzelne Denkmal gereinigt, hergestellt und erläutert werden und die einzelnen Disciplinen der Philologie sich selbständig entwickeln, ehe man daran denken konnte, das Gesammtgebiet der Litteratur zu überschauen, jene reiche Kunstwelt in ihrer mannigfaltigen Gliedrung darzustellen. Und zu dieser gründlichen Durchforschung des Speciellen bedurfte es der unverdroßnen und vereinten Thätigkeit Vieler; auch konnte es, wie es zu geschehen pflegt, nicht fehlen, daß man auf Abwege gerieth und einseitige Richtungen verfolgte. So besitzen wir aus jener Zeit zwar keine Litteraturgeschichte, aber wohl Litterärgeschichten und Compendien, in denen das reiche Material und das äußerliche Rüstzeug dieser Wissenschaft bald mehr bald minder vollständig aufgespeichert ist, aber freilich unter dem Fleiße des Sammelns schwindet der Geist, der das Ganze beleben und uns näher rücken sollte. Dagegen

unternehmen es Andre, zwar nicht gerade vom Geiste, aber vom gründlichen, tüchtigen Wissen verlassen, nach Dilettantenart die Geschichte der classischen Litteratur zu schildern; ohne die mannigfachen Anregungen, die von solchen Versuchen ausgingen, in Abrede zu stellen, muß man doch bekennen, daß dadurch gerade neben manchem Wahren ungleich mehr irrige und halbwahre Ansichten verbreitet wurden, und höchstens eine abstracte Bewundrung die Stelle der eigentlichen Einsicht in das Wesen des Alterthums vertrat. Es blieb daher der neuesten Zeit vorbehalten, das, was Viele begonnen, und wozu der rastlose Fleiß Vieler beigesteuert hatte, zu vollenden. So besitzen wir denn gegenwärtig für die griechische Litteratur, die allerdings einer ungleich regern Theilnahme als die lateinische sich zu erfreuen hat, zwei Arbeiten, die fast gleichzeitig entstanden und von den Koryphäen unsrer Wissenschaft ausgegangen sind, welche sich eben jene Aufgabe gestellt haben, den Bildungs- und Entwicklungsgang dieser glänzenden Litteraturperiode zu schildern und ein untergegangnes Leben zu reproduciren. Vollendet ist zwar bis jetzt keine von beiden. Von Bernhardy's griechischer Litteraturgeschichte liegt uns nur der erste Theil vor; da indeß derselbe die allgemeine Uebersicht des gesammten Gebiets enthält, sind wir wohl im Stande, über Anlage und Plan des Werkes, so wie über dessen Durchführung zu urtheilen. Eben so ist auch die Litteraturgeschichte Ottfried Müller's, der in der Fülle seiner Kraft und Blüthe der Jahre der Wissenschaft entrissen ward, unvollendet; denn das Werk war auf drei Bände berechnet, von denen der letzte, welcher die Geschichte der griechischen Litteratur von Alexander dem Großen an umfassen sollte, von dem Dahingeschiednen gar nicht ausgearbeitet war; aber auch der zweite Band ist nicht abgeschlossen, da weder die Vollendung der Beredtsamkeit in Demosthenes, noch die Blüthe der Philosophie durch Plato behandelt ist. Aber auch so umfaßt das Werk immer die wichtigsten Epochen und bedeutendsten Erscheinungen der Litteratur, daher ein Urtheil über das Mitgetheilte vollkommen vergönnt ist. Es liegt nun sehr nahe, beide Arbeiten zusammen zu stellen und den eigenthümlichen Werth einer jeden näher zu bestimmen. Allein da Bernhardy's Werk noch nicht abgeschlossen ist, man gleichwohl seine Vollendung von dem rührigen Verfasser in kurzer Frist erwarten kann, würde es unbescheiden sein, auf dasselbe jetzt schon näher einzugehen. Es gnügt zu meinem Zwecke, wenn ich Bernhardy's Werk als ein streng wissenschaftliches bezeichne, und dies ist die Aufgabe, welche sich der Verf. selbst gesteckt hat, während Müller's Litteraturgeschichte ihrer ganzen Anlage nach eine populäre Darstellung des Entwicklungsganges der griechischen Litteraturgeschichte ist. Wenn ich es nun versuchen will, in diesen Blättern ein Urtheil über Ottfried Müller's Leistungen auszusprechen, so werde ich dies ganz offen und rücksichtslos thun, ohne mich daran zu kehren, daß dies von mancher Seite mißverstanden und falsch gedeutet werden könne. An einen Mann, der wie Ottfried Müller gewohnt war, an sich selbst die strengsten Fordrungen zu machen und stets nach dem Höchsten und Vollendetsten zu streben, muß es wohl vergönnt sein, auch einen andern Maßstab, als an die Mittelmäßigkeit, anzulegen; seine Verdienste, sei es im Allgemeinen, sei es auf diesem speciellen Gebiete hervorzuheben und sich im weitläufigen Lobe des Gelungnen zu ergehen, ist überflüssig, da dieselben allgemein anerkannt sind, der Wissenschaft selbst aber damit nicht im Geringsten gedient ist.

Ich habe gesagt, O. Müller's Werk sei ein populäres Werk, d. h. es biete nicht sowohl neue Resultate eigner Forschung dar oder eröffne irgendwie unentdeckte Bahnen, vielmehr enthalte es die Resultate, welche die Wissenschaft früher gewonnen habe, in allgemein faßlicher und klarer Weise. Damit soll nicht im Mindesten ein Vorwurf ausgesprochen werden; der Verf. bezeichnet deutlich dies als die Aufgabe seiner Arbeit, sowohl an einzelnen Stellen, als auch in der Einleitung, wenn er auf S. 1 sagt: „Auch will ich es nicht versuchen, meine jugendlichen Leser, denn auf solche rechne ich besonders, in die Streitigkeiten der philosophischen Schulen, in die Theorien der Grammatiker und Kritiker, in die allmälige Erweitrung der Naturwissenschaften unter den Griechen, kurz in diejenigen Theile ihrer Litteratur einzuführen, welche nur einzelne Gelehrte von Profession beschäftigten und nur auf Gelehrte zurückwirkten." Ist ja doch überhaupt die ganze Darstellung der griechischen Litteraturgeschichte zunächst nicht einmal für Deutschland bestimmt, sondern vielmehr in Folge einer Auffordrung der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse in London (dort erschien auch der 1. Band unter dem Titel: History of the litterature of ancient Greece by K. O. Müller. London 1840. Baldwin and Chadock) für England niedergeschrieben; und schon aus diesem Umstande erklärt sich leicht die oft etwas breite und ausführliche Behandlung von Sachen, die in Deutschland wenigstens längst allgemein bekannt sind, wo also für den deutschen Leser, selbst für einen, der nicht eben in die Wissenschaft tief eingeweiht ist, eine kurze Andeutung gnügt hätte.

Meist sind sogenannte populäre Schriften von Laien für Laien geschrieben und verfehlen eben daher durchaus ihre lobenswerthe Bestimmung, das, was der Fleiß wissenschaftlicher Forschung zu Tage gefördert hat, über den engbegrenzten Kreis der Fachwissenschaft hinaus zu verbreiten und zu einem gemeinsamen Besitz aller Gebildeten zu machen, indem sie vielmehr Irrthum auf Irrthum häufen und geschäftig verbreiten; wie denn gerade dadurch auch über die griechische und römische Litteratur die verkehrtesten Ansichten traditionell geworden sind. Solche irrige Vorstellungen zu beseitigen, kann nicht die Aufgabe der Kritik sein, würde auch zu keinem bedeutenden Erfolge führen; am schnellsten und sichersten werden sie durch die That selbst widerlegt, indem man das Verkehrte und Ungnügende der frühern Arbeiten durch Gediegnes und Gehaltvolles zu ersetzen sucht. Darum muß man O. Müller dankbar sein, daß er, obwohl auf der Höhe der Wissenschaft stehend, doch nicht verschmäht hat einmal herabzusteigen und zu einem andern Publicum zu reden, als für welches sonst gewöhnlich seine wissenschaftlichen Arbeiten bestimmt waren.

Schon die Wahl des Gegenstandes selbst ist als eine glückliche zu bezeichnen, da wohl kein andrer Zweig der philologischen Disciplinen so geeignet ist zu populärer Darstellung im guten Sinne des Wortes, als eben die Litteraturgeschichte, und zwar zumeist die griechische: denn andre Gebiete des antiken Lebens entziehen sich weit mehr unsrer ganzen Denk- und Sinnesweise, behalten stets für uns, die wir auf ganz anderm Standpuncte uns befinden und durch einen weiten Zwischenraum getrennt sind, etwas Fremdartiges: dahin rechne ich den Staat, die Religion der Alten

u. s. w. Dazu kommt, daß dort, wo wir es mit dem Leben der antiken Welt selbst zu thun haben, so Vieles für immer untergegangen, Alles aber, was sich erhalten hat, unter Schutt und Trümmern vergraben ist; daher bedarf es in weit höherm Grade eben so sehr des unverdroßnen Fleißes, der mühsam das Material herbeischafft, als auch des denkenden Geistes, der die Massen des aufgehäuften Stoffes ordnet und bewältigt, und das Fehlende, Lückenhafte ergänzt, um so eine untergegangne Welt uns wieder vorzuführen. Ganz anders verhält es sich mit der antiken Kunst im weitesten Sinne des Wortes, besonders aber mit der Litteratur. Zwar hat auch hier die Zeit gar Manches vernichtet und zertrümmert, Manches entstellt und unkenntlich gemacht, aber im Allgemeinen hat ein günstiges Gestirn über der Litteratur der Griechen und Römer gewaltet: das wirklich Werthvolle und Vollendete ist uns meist erhalten, und selbst unscheinbare Trümmer und Scherben fügen sich unter geschickten Händen leicht zu einem Ganzen wieder zusammen. Der Geist endlich, der jene Kunstwerke schuf und sie durchdringt, redet noch heute so wie ehedem vertraulich zu uns; denn das allgemein Menschliche und Edle ist wohl nirgends in so durchsichtigen und plastischen Formen niedergelegt worden; so fühlen wir uns gleich heimisch im Reiche der alten Kunst und bedürfen keiner mühsamen Vermittlung; vielmehr sind gerade die Werke der Litteratur am besten geeignet, uns auch jene Kreise der alten Welt näher zu bringen, die sich schwieriger dem allgemeinen Verständniß anschließen. So ist denn auch die alte Litteratur Gemeingut aller Gebildeten geworden, und ein Führer, der durch jene reichen Kunstschätze uns leitet und das Einzelne erklärt, dürfte Vielen willkommen sein. Aber wird uns ein Führer gnügen, der, wenn auch selbst von Begeistrung für jene Schätze erfüllt und durch langjährige liebevolle Beschäftigung mit denselben auf das Genauste vertraut, uns die einzelnen Denkmale deutet, oder den Künstler nennt und seine Lebensverhältnisse uns schildert? Werden wir nicht auch verlangen, er solle, um uns von dem unbehaglichen Gefühle und unklaren Vorstellungen, die durch die Masse der Einzelnheiten erzeugt werden, zu befreien, nun auch uns einen Ueberblick über das Ganze gewähren, den Zusammenhang der einzelnen Gruppen nachweisen und so den Organismus entfalten, in welchem jedes einzelne Kunstwerk, insoweit es substantiellen Gehalt hat, seine richtige Stelle erhält? So verhält es sich auch mit der Litteratur; nur, indem wir einen innern Zusammenhang des Vereinzelten wahrnehmen, den vernünftigen Entwicklungsgang begreifen, gewinnt die todte Masse Leben und die untergegangne Welt wird zu einer gegenwärtigen, erhält für uns Realität.

In dem vorliegenden Werke O. Müller's nun finden wir alle Vorzüge, welche seine frühern Arbeiten auszeichnen: gründliche Kenntniß des Gegenstandes bis ins kleinste Detail hinein, und daher vollkommne Herrschaft über den Stoff; Liebe und Begeistrung für die Sache selbst, die sich unwillkürlich dem Leser mittheilt; klare und lichtvolle Darstellung, die sich von dem nicht selten dunkeln und schwerfälligen Styl Bernhardy's, der den Gedanken nur mühsam errathen läßt, vortheilhaft auszeichnet. Daß wir in diesem Werke nicht so, wie in den frühern historischen Arbeiten Müller's, auf neue und überraschende Resultate eigner Forschung stoßen, ist in der ganzen Anlage der Arbeit begründet, da es ja hauptsächlich darauf ankam, den Gewinn der Alterthumsforschung in allgemein faßlicher Weise mitzutheilen. Allein selbst für diesen Zweck gnügt die genaue Kenntniß des Einzelnen, die Wärme für den Gegenstand und die anmuthige, ebenmäßige Sprache noch keineswegs, sondern man verlangt eben auch hier mitten in dieser Fülle von Erscheinungen und historischen Thatsachen eine Nachweisung des innern Zusammenhanges, und diese vermißt man sowohl hier als auch, um es gerade heraus zu sagen, bei frühern Arbeiten; da Müller, obwohl der Strenge des philosophischen Denkens nicht geradezu abhold, sich doch mit dem Eindrucke, den die unmittelbare Anschauung ihm gewährt hat, begnügt, und so von einem zwar meist richtigen, aber doch unsichern und unbestimmten Gefühl geleitet, den Gegenstand auch Andern zur Anschauung zu bringen bemüht ist, anstatt uns mit selbstbewußten Gedanken von Moment zu Moment zu führen und so die unendliche Mannigfaltigkeit des Stoffes wahrhaft zu durchdringen. Ich werde weiter unten an einem Beispiele zu zeigen versuchen, wie unbefriedigend die Haltung des Urtheils ist, sobald es darauf ankommt, irgend einen allgemeinen Begriff genauer zu bestimmen.

Damit hängt aufs Innigste ein andrer Punct zusammen, in Betreff dessen Müller's Werk den Anfordrungen, welche die Wissenschaft zu machen berechtigt ist, eben so wenig entspricht. O. Müller hat das Volk selbst, dessen Geist sich ja nirgends deutlicher abspiegelt als in seiner Litteratur, zu wenig berücksichtigt. Er erkennt diese Fordrung selbst als begründet an, wenn er in der kurzen Einleitung S. 1 sagt: „Wir haben es hier mit der griechischen Litteratur, als einem Haupttheile der Bildung des Volkes zu thun, und *unsre Aufgabe ist, zu zeigen, wie jene Werke menschlicher Rede, welche wir mit Recht noch immer die classischen Schriften der Griechen nennen, auf eine naturgemäße Weise aus der Sinnesart der griechischen Völkerschaften und aus dem Zustande ihres geselligen und bürgerlichen Lebens hervorgingen und wie sich in ihnen der Geist und Geschmack und das ganze innre Leben jener von der Natur vor allen andern reichbegabten Nation ausprägt.*" Aber O. Müller bleibt auch bei diesem Vorsatze stehen: nicht als ob sich nicht im Einzelnen treffliche Bemerkungen und helle Blicke in den Charakter und die Denk- und Sinnesweise, sowohl des hellenischen Volkes im Allgemeinen, als auch der einzelnen Stämme fänden, aber dies Alles geschieht mehr im Vorbeigehen, wo Müller gerade sich mit der Schildrung des Charakters einer bestimmten Individualität beschäftigt, während man vielmehr berechtigt war, nach jener in der Einleitung gegebnen Verheißung eine zusammenhängende Darstellung der griechischen Volksthümlichkeit, in welcher jedes wesentliche Moment seinen Platz findet, zu erwarten, da ja nur durch eine solche Darstellung des Volkes selbst das richtige Verständniß der Litteratur vermittelt werden kann.

Gerade aber bei der Litteraturgeschichte eines Volkes, das durch einen so langen Zwischenraum von uns getrennt ist, bei dem wir so durchaus fremdartige Bildungszustände und Lebensverhältnisse antreffen, war es nöthig, zuvor das Volk selbst und seinen Geist, der jene unvergänglichen Denkmale der vollendetsten Schönheit ins Leben rief, in

klaren und umfassenden, wenn auch gedrängten Umrissen zu zeichnen, damit der Leser sich sofort auf dem richtigen Standpuncte befinde, um das Ganze deutlich zu überschauen, und während er sich in das geringfügigste Detail vertieft und darin heimisch fühlt, doch nie den leitenden Faden verliere, der jene gewaltigen Reste und Trümmer einer untergegangnen geistigen Welt mit einander verbindet. Zwiefach nothwendig aber erscheint eine solche Schildrung des griechischen Volksgeistes, sobald man bedenkt, für welchen Kreis von Lesern dies Werk bestimmt ist: und selbst bei wie Vielen von denen, welchen die Beschäftigung mit der Alterthumswissenschaft specieller Lebensberuf ist, läßt sich eine deutliche und tiefer eindringende Einsicht in jene Verhältnisse mit Sicherheit voraussetzen, da es ja einem, wie wohl Jeder an sich selbst erfahren hat, nur zu leicht begegnet, bei der liebevollen Beschäftigung mit dem Einzelnen den Zusammenhang mit dem großen Ganzen Preis zu geben. Auch scheint O. Müller die Nothwendigkeit einer solchen Darstellung der hellenischen Volksthümlichkeit selbst gefühlt zu haben; denn zu Anfang des zweiten Theiles, wo O. Müller die Blüthe der griechischen Litteratur, wie sie von Athen vorzugsweise ausging, zu schildern beginnt, widmet er der Betrachtung des attischen Volkscharakters einen eignen Abschnitt, offenbar weil er selbst es nicht für möglich hielt, jenes reiche und vielgestaltige Leben in Kunst und Wissenschaft in seinem ganzen Umfange und seiner wahren Bedeutung schildern zu können, wenn er uns nicht zuvor einen Blick hätte werfen lassen in die Eigenthümlichkeit des Volkes selbst, das ja der eigentliche Träger aller Litteratur ist, was bei den Griechen wohl noch in höherm Grade, als bei uns, der Fall war. Aber hiebei zeigt sich gerade jener oben gerügte Mangel am deutlichsten, da diese Darstellung ganz isolirt dasteht; ein wahres Verständniß der attischen Volksthümlichkeit, wo die geistigen Kräfte in ihrer höchsten Vollendung erscheinen, ist gar nicht möglich, wenn wir nicht die vorangegangnen Bildungsstufen, auf denen die Blüthe der Litteratur bei den Attikern begründet ist, klar und deutlich erkannt haben: und schon diesem Umstande ist es zuzuschreiben, wenn die Charakteristik Athens bei O. Müller lückenhaft und ungnügend erscheint.

Indeß wird jener Mangel vielleicht gehoben, wenn wir gleichsam zum Ersatz uns an Müller's historische Arbeiten wenden, da diese vorzugsweise sich die Aufgabe gesteckt hatten, das gesammte griechische Volksleben zu schildern. Zwar ist auch die Geschichte hellenischer Stämme nicht vollendet, allein schon die Beschäftigung mit einem einzelnen Theile des griechischen Volkes mußte nothwendig zu Vergleichungen auffordern und auf den Mittelpunct hinweisen, von wo aus eben das Einzelne erst sein wahres Verständniß erhält. So darf man wohl eine richtige Auffassung und Beurtheilung der griechischen Volksthümlichkeit bei dem Manne voraussetzen, der die Erforschung der griechischen Geschichte zur Hauptaufgabe seines Lebens gemacht hatte, und der überhaupt vorzüglich ein gründliches Studium der griechischen Geschichte hervorgerufen: und so hat denn auch sein Vorgang vielfach angeregt, seine Ansichten haben nicht nur allgemeine Anerkennung und Verbreitung gefunden, sondern sind auch von Andern in gleichem Sinne fortgesetzt worden. Sollte nun aber jener Auffassung eine irrige Ansicht zu Grunde liegen, so wird es um so mehr zur Pflicht, den Irrthum nachzuweisen und zu beseitigen. Und verhehlen kann man sich allerdings nicht, daß in O. Müller's Geschichte hellenischer Stämme eine durchgehende Verkennung der Eigenthümlichkeit der einzelnen Stämme sich zeigt, die nothwendig der richtigen Würdigung Eintrag thun mußte: denn um das Wesentliche sofort mit wenigen Worten zusammenzufassen, Müller sieht die ganze Größe und Herrlichkeit des Griechenvolkes nur innerhalb des dorischen Stammes vollendet, glaubt hier allein die ächte Entwicklung des hellenischen Principes zu finden, während Athen ihm nur den Abfall von jenem Principe und das Verderben der Volksthümlichkeit darstellt. Ich habe dagegen in meinen Abhandlungen über die ältre attische Komödie gerade den entgegengesetzten Gedanken durchzuführen versucht, daß vielmehr in Athen die ganze Fülle und der Reichthum der Gottesgaben, die dem hellenischen Volke anvertraut sind, sich offenbare und eben darum das athenische Volk ungleich höher zu achten sei, als der dorische Stamm.

Jene unrichtige Beurtheilung der griechischen Volksthümlichkeit liegt in der Art und Weise selbst, auf welche Müller seine Aufgabe zu lösen begann: denn indem er aus dem Organismus des griechischen Lebens ein Glied heraushebt und es loslöst von seiner Umgebung, um es desto schärfer ins Auge zu fassen, nimmt die Arbeit selbst unwillkürlich mehr den Charakter einer speciellen Monographie, als einer freien historischen Forschung an. Indem Müller einen einzelnen Stamm ganz isolirt betrachtet und sich mit aller Liebe und Hingebung in die Erforschung des kleinsten Details vertieft, indem er alle Kraft auf Einen Punct hinrichtet, giebt er den freien Ueberblick auf und gewinnt gegen seine eigne beßre Einsicht eine entschiedne Vorliebe für den Stamm, mit dessen Darstellung er sich gerade beschäftigt, was ihn nothwendig zu einer ungerechten Beurtheilung der übrigen Stämme führen mußte. Indeß hatte ich die Hoffnung gehegt, O. Müller würde die Klarheit seines scharfen Blickes, die nur momentan getrübt sein konnte, wieder gewinnen und im weitern Verlaufe seiner Arbeit, wenn er, wie beabsichtigt war, auch die übrigen Stämme, namentlich die Jonier in gleicher Weise wie die Dorier schildern würde, sich mit dem Naturell derselben mehr befreunden und aussöhnen, und so sein Urtheil über dieselben eine wesentliche Modification erleiden. Doch das begonnene Werk zu vollenden war dem geistvollen Manne nicht vergönnt.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 66. **19. März.** **1842.**

Müller „Karl Ottfried Müller's Geschichte der griechischen Litteratur bis auf das Zeitalter Alexander's."

(Fortsetzung.)

Mit Begierde griff ich nun nach dem vorliegenden Werke, was, obgleich ein opus posthumum, doch von dem Verfasser in der Gestalt, wie es erschienen ist, von ihm selbst zum Druck ausgearbeitet war. Aber auch hier sah ich mich in meiner Erwartung zum Theil getäuscht; ich sage zum Theil: denn negativ wenigstens zeigt sich ein entschiedner Fortschritt, indem O. Müller nicht, wie er es in den Doriern so häufig thut, ungerecht über den Charakter und die Sinnesweise der Jonier und Athener urtheilt; auch ließ dies sich kaum anders erwarten, da O. Müller sich hier auf einem Gebiete befand, auf welchem die Dorier verhältnißmäßig wenig, die Jonier und Athener das Größte und Vollkommenste geleistet haben, woran O. Müller selbst mit Liebe und Begeistrung hing: er konnte also unmöglich die Stämme, welche nach seiner eignen Ueberzeugung die edelsten und unsterblichsten Gebilde der Kunst geschaffen hatten, so tief herabsetzen, als er es in seinen frühern Schriften gethan hatte, von einer einseitigen politischen Idee geleitet: denn man kann doch unmöglich das Kunstwerk von dem Künstler trennen. Aber freilich bei dieser stillschweigenden Anerkennung des Werthes jener Volksstämme ist auch Müller meist stehen geblieben, anstatt weiter zu gehen, und den innigen Zusammenhang nachzuweisen, in dem die Litteratur zu dem Volke selbst steht. So mag es denn vergönnt sein, hier in kurzen Umrissen das, was dort verabsäumt ist, nachzuholen.

Daß die Hellenen das Volk sind, bei dem zuerst das Selbstbewußtsein gegenüber dem Naturleben des Orientes vollständig ausgebildet erscheint, das ist allgemein anerkannt und bedarf keiner weitern Auseinandersetzung. Aber diese Aufgabe, die dem Griechenvolke zu Theil geworden war, den Geist von den Fesseln der Naturgewalten zu befreien, um seine Freiheit im Wissen und Wollen zu erwerben und so zur wahren Menschenwürde hinzuführen, war nicht wie mit einem Zauberstabe in einem Momente gelöst, sondern nahm die Arbeit von Jahrhunderten in Anspruch, erforderte alle Kräfte des Volkes, dem jener Beruf zu Theil geworden war: so ward denn das hohe Ziel nur nach und nach errungen, indem nicht das gesammte griechische Volk sofort daran Theil nimmt, sondern ein Stamm den andern ablöst und auf dem, was die Frühern gewonnen haben, weiter baut: so ist denn einem jeden Stamme sein Antheil an dem Kampfe und der Ehre des Sieges geworden, die keiner für sich allein in Anspruch nehmen darf, aber auch ein jeder ist dem Gesetz der menschlichen Beschränktheit anheimgefallen und hat eben damit nur seine Bestimmung erfüllt. Diesen ihren welthistorischen Beruf haben übrigens die Griechen selbst durchaus nicht verkannt, sagt doch Aristoteles in seiner Politik VII. c. 6: *σχεδὸν δὴ κατανοήσειεν ἄν τις τοῦτό γε βλέψας ἐπί τε τὰς εὐδοκιμούσας τῶν Ἑλλήνων καὶ πρὸς πᾶσαν τὴν οἰκουμένην ὡς διείληπται τοῖς ἔθνεσιν. τὰ μὲν γὰρ ἐν τοῖς ψυχροῖς τόποις ἔθνη καὶ τὰ περὶ τὴν Εὐρώπην θυμοῦ μέν ἐστι πλήρη, διανοίας δὲ ἐνδεέστερα καὶ τέχνης· διόπερ ἐλεύθερα μὲν διατελεῖ μᾶλλον, ἀπολίτευτα δὲ καὶ τῶν πλησίον ἄρχειν οὐ δυνάμενα. Τὰ δὲ περὶ τὴν Ἀσίαν διανοητικὰ μὲν καὶ τεχνικὰ τὴν ψυχὴν, ἄθυμα δέ. διόπερ ἀρχόμενα καὶ δουλεύοντα διατελεῖ· τὸ δὲ τῶν Ἑλλήνων γένος, ὥσπερ μεσεύει κατὰ τοὺς τόπους, οὕτως ἀμφοῖν μετέχει· καὶ γὰρ ἔνθυμον καὶ διανοητικόν ἐστι, διόπερ ἐλεύθερόν τε διατελεῖ καὶ βέλτιστα πολιτευόμενον, καὶ δυνάμενον ἄρχειν πάντων μιᾶς τυγχάνον πολιτείας. Τὴν αὐτὴν δὲ ἔχει διαφορὰν καὶ τὰ τῶν Ἑλλήνων ἔθνη καὶ πρὸς ἄλληλα· τὰ μὲν γὰρ ἔχει τὴν φύσιν μονόκωλον, τὲ δὲ εὖ κέκραται πρὸς ἀμφοτέρας τὰς δυνάμεις ταύτας.* Hier spricht also Aristoteles selbst klar und bestimmt den Vorzug aus, den die Hellenen ebenso über den Orient als über den barbarischen Norden behaupten, und zwar findet er ihn eben in jener innigen Verbindung des Wissens und des Wollens, der theoretischen und der praktischen Thätigkeit des Geistes. Doch indem er im Allgemeinen den Hellenen jenen Vorzug zuerkennt, unterscheidet er richtig wieder die Stammverschiedenheit, indem einzelne Stämme eine einseitige Richtung verfolgten, während bei andern die vollkommenste Einigung beider Momente zeige (*εὖ κέκρακαι πρὸς ἀμφοτέρας τὰς δυνάμεις ταύτας*). Durch dieses Zeugniß des Aristoteles habe ich nicht nach der gewöhnlichen Weise der Philologen das über die griechische Volksthümlichkeit eben Bemerkte und in den folgenden Blättern weiter zu Erläuternde bestätigen wollen; denn wenn das Urtheil nicht seine Begründung in sich selbst trägt, kann es auch nicht durch eine äußre Autorität gegen Zweifel sicher gestellt werden, sondern ich habe nur nachweisen wollen, wie die Griechen selbst ein durchaus klares Bewußtsein ihrer Nationalität und der dadurch bedingten Weltstellung besaßen.

Die Griechen selbst unterscheiden mit ganz richtigem Gefühl vier Hauptstämme, wie sie auch schon in der alten Mythe von den Nachkommen des Hellen bezeichnet werden, Aeolier, Dorier, Jonier und Athener. Aus dem Heroenzeitalter, welches zwischen dem kindlichen Naturzustande und den Anfängen eines bewußten Volkslebens

hin- und herschwankt, und eben daher zwar eine große Mannigfaltigkeit und die Keime und Elemente von Allem, was nachher das hellenische Volk entwickelt, uns erkennen oder doch ahnen läßt, tritt zuerst der dorische Stamm selbständig hervor, weil in ihm zuerst das Selbstbewußtsein erstarkt ist und zu thatkräftigem Handeln hintreibt. Das erste Auftreten der Dorier beginnt aber damit, daß sie das, was bisher für heilig und werthvoll gegolten hatte, zerstören, um so den Boden für eine neue, vollkommnere Existenz zu gewinnen: dann erst führen sie auf den Trümmern des Heroenstammes eine neue Welt auf, die durch die Einheit, mit der sie schroff allen frühern Lebensgestalten entgegentritt, sich wesentlich von der reichen Mannigfaltigkeit und der wachsenden chaotischen Verwirrung aller Verhältnisse, welche der Verfall der Heroenzeit nothwendig herbeiführte, unterscheidet. Und nur durch diese selbstbewußte Einheit und Energie, welche alle Kräfte auf Ein Ziel hinwendet, und dasselbe unverrückt im Auge behält, ward es möglich, daß die Dorier den ersten Staat, der in Wahrheit diesen Namen verdient, gründen konnten: und so hat der dorische Stamm überall, wo er erscheint, indem er das Subjective und Individuelle dem Allgemeinen unterordnet, im Staate und, wo es sonst auf thätiges, praktisches Eingreifen ankommt, Bedeutendes geleistet. Das Großartige einer solchen politischen Schöpfung, wie wir sie vor Allem in größter Reinheit zu Sparta, in mindrem Grade bei andern dorischen Staaten wahrnehmen, wo das Charakteristische des Stammes meist gebrochen und durch fremde Elemente getrübt erscheint, hat O. Müller, der hierin überhaupt das Ideal des Staates zu erkennen glaubte, gnugsam hervorgehoben und gepriesen, so daß es unnöthig erscheint, darauf weiter einzugehen. Aber hier muß auch die andre Seite betrachtet werden, daß eben jene abstracte Einheit, die man in Sparta mit größter Hartnäckigkeit festhielt, nothwendig zu einer illiberalen Beschränktheit führte und so alles wahre Leben und Gedeihen des Staates selbst untergraben mußte; denn nicht im Stillstand, sondern im Fortschritt giebt sich das wahre Leben des Staates kennt, und die Kraft des Staates offenbart sich nirgends deutlicher, als wenn er die verschiedenartigsten Elemente in sich aufzunehmen vermag, ohne in seinem Bestehen erschüttert zu werden, vielmehr nach allen Seiten hin das reichste Leben entfaltet.

Jene strenge Zucht und Ordnung, die das öffentliche wie das Privatleben der Spartaner regelte, hatte nun freilich den spartanischen Staat hoch über die andern griechischen Republiken erhoben, aber eben darin ist auch der Grund des spätren Verfalles zu suchen, der nach dem peloponnesischen Kriege so rasche Fortschritte macht; jedoch treten die Schattenseiten der spartanischen Institutionen nicht erst in jener Zeit, sondern schon weit früher hervor. Denn die Einseitigkeit, mit der in Sparta die aristokratische Verfassung bewahrt ward, die Sorgfalt, mit der man jede Neuerung im religiösen Gebiete fern hielt, die doch von wahrer Gottesfurcht weit entfernt war, da man den religiösen Glauben meist wieder nur zu politischen Zwecken benutzte (ich brauche hier nur an das Orakel zu Delphi zu erinnern), die einförmige Erziehung, die nur im Interesse des Staates geleitet ward, die Beschränkung des Erwerbes, des Handels und des Verkehrs, die untergeordnete Stellung, welche Kunst und Wissenschaft im spartanischen Staate einnahmen, mit einem Worte die Unterdrückung der Selbstbestimmung des Einzelnen, mußte nothwendig zu einer gewissen geistigen Beschränktheit und Engherzigkeit führen, die, je mehr sie das Wohl ihrer Existenz zu sichern glaubte, desto mehr es gefährdete. Daher jener Mangel an wahrer Humanität, dem Ziele der griechischen Bildung, wie sie sich ganz deutlich im Innern des Staates zeigt; denn jenes traurige und grausame Verhältniß der Hörigkeit, wie wir es bei den Periöken und Heloten in Sparta finden, ist um so weniger zu entschuldigen, da es gegen Hellenen gerichtet war, die der edlere Sinn der Athener und Ionier, mochten sie auch einem andern Stamme angehören, immer als seine Bluts- und Stammverwandten betrachtete, daher auch hier ein solcher Zustand der Leibeigenschaft unerhört ist, während er sich in den dorischen Staaten und solchen Landschaften, die sich aus dem mittelalterlichen Wuste nicht emporzuarbeiten vermochten, häufig findet; aber gerade darin zeigt sich der starre Eigensinn und die Beschränktheit der Spartaner, daß sie den Zustand, wie er unmittelbar nach der Erobrung des Landes sich gebildet hatte, und in den kriegrischen Verhältnissen seine Entschuldigung fand, Jahrhunderte lang zum größten Nachtheil und Unglück des eignen Landes aufrecht erhalten. Dieselbe Engherzigkeit charakterisirt aber auch das Verhältniß Sparta's zu den andern hellenischen Staaten; überall sind sie bemüht, jede freiere Bewegung und Erhebung des Geistes zu unterdrücken, zu allen Zeiten und an allen Orten suchen sie die demokratischen Verfassungen zu stürzen und andre der spartanischen analoge einzuführen: daher auch der unversöhnliche Haß Sparta's gegen die Tyrannen, jene Alleinherrscher, die in der Verfassungsgeschichte der griechischen Staaten eine so einflußreiche und heilsame Stelle einnehmen und nachdem sie ihre Aufgabe erfüllt, den Uebergang von der aristokratischen zur demokratischen Regierungsform zu vermitteln, meist rasch beseitigt werden. Und wie inconsequent ist Sparta's Verfahren in dieser Beziehung z. B. gegen Athen, wo die Spartaner Alles thun, um die Pisistratiden zu stürzen, dann aber, nachdem dies gelungen ist, jedoch ohne daß eine Rückkehr zu der aristokratischen Verfassung erfolgt wäre, unterstützen sie dieselben Pisistratiden in ihren revolutionären Bestrebungen und suchen sie mit Gewalt zurückzuführen. Mit welchem Eifer ist Sparta namentlich bemüht, die Blüthe Athens zu unterdrücken; geht es doch in seinem Uebermuthe soweit, zu verlangen, Athen solle seine im Perserkriege zerstörten Mauern nicht wieder aufbauen, unter dem Vorwande, die Befestigungswerke Athens würden dem Feinde bei einem neuen Einfall zum Bollwerke dienen. Sparta scheut überhaupt kein Mittel, um seine engherzigen, egoistischen Absichten durchzuführen. Und nun endlich das Verhältniß Sparta's zum Auslande; sehen wir es nicht fast immer im Bunde mit dem Erbfeinde Griechenlands, mit dem Perserkönige: ja selbst an dem gewaltigen Befreiungskampfe nehmen sie keinen Theil, lassen vielmehr die Athener feig im Stich und verschanzen sich hinter dem Isthmus. Ein Staat nun, dessen Politik auf so engherzigen und illiberalen Principien begründet ist, der mit größter Sorgfalt jedes fremde und frische Element, welches ihn hätte verjüngen können, von sich fern hält, mußte nothwendig durch sich selbst zu Grunde gehen.

Wie im politischen Leben, so tritt uns auch auf allen andern Gebieten dieselbe Beschränktheit entgegen. Denn was hat eigentlich der dorische Stamm in Kunst und Wis-

senschaft geleistet? Alles, was die Dorier auf diesen Gebieten hervorgebracht haben, dazu empfingen sie die erste Anregung von Außen, Alles ist mehr oder minder einem bestimmten äußern Zwecke dienstbar. Der Individualität im dorischen Staate ist keine selbständige Entwicklung vergönnt, die Kunst ist nicht um ihrer selbst willen da, sondern nur geduldet, inwieweit sie sich den politischen, religiösen und sittlichen Satzungen unterordnet. Aber dagegen trägt auch Alles, was die dorische Kunst aufzuweisen hat, das Gepräge männlicher Kraft, politischer Tüchtigkeit und sittlicher Gesinnung an sich. So muß denn auch Alles, was die Dorier von den Ioniern herübernahmen, sich dem herrschenden und Alles durchdringenden Geiste des Volkes unterwerfen; das Subjective muß ins Objective, das Theoretische ins Praktische übergehen: was jenem Geiste widerstrebt, ist ausgeschlossen und verachtet. So hat denn der dorische Stamm ganz und gar keinen Antheil an der Ausbildung der epischen Poesie genommen; denn das Heroenthum, wo der unendliche Freiheitsdrang des seiner selbst bewußtwerdenden Geistes mit aller Energie auftritt, welches sich in der epischen Dichtung der Ionier in so prächtigen und lebensvollen Gestalten abspiegelt, kann mit dem dorischen Geiste sich unmöglich befreunden, der die Subjectivität in ihrer Berechtigung nicht anerkennt. Eben so wenig haben die Dorier auf dem Gebiete der Geschichtschreibung irgend etwas Erhebliches geleistet, wenn man von vereinzelten chronikartigen Anfängen und Tempelannalen absieht. Hat ja doch überhaupt Sparta, der ächt dorische Staat, in dem das dem Stamme inwohnende Princip sich völlig rein gestaltet, keine rechte Geschichte, da es dem Staate selbst an wahrhaft innerm Leben und Entwicklung fehlt, daher Alles, was wir von Sparta wissen, eher ein antiquarisches als historisches Interesse erregt. Wohl aber erfreut sich die lyrische Poesie einer allgemeinen Theilnahme, doch auch nur in so weit sie sich dem Interesse des Staates unterordnet und dem religiösen Cultus dient; und auch hier zeigt sich der dorische Stamm fast ganz unproductiv, indem alle Anregungen von Außen kommen, so daß es fast nur ausheimische Dichter sind, die den Geist des spartanischen Staates ansprechen; so der athenische Schulmeister Tyrtäus in seinen begeisterten Kriegsliedern, der Lesbier Terpander und der Lyder Alkman in ihren Hymnen und religiösen Festgesängen, wiewohl eben Alkman als ein Fremder das Subjective keineswegs völlig zu unterdrücken vermag, was auch in gleicher Weise von Stesichorus gilt, in welchem, worauf auch schon die gemischte halb dorische halb ionische Bevölkrung seiner Vaterstadt Himera hinweist, beide Elemente, das objective wie das subjective, obwohl erstres überwiegend, sich finden. In den dorischen Colonien kann überhaupt schon wegen der beständigen Berührung und unvermeidlichen Mischung mit Fremden das eigenthümliche Leben des Stammes nicht so rein sich entwickeln, wie in dem abgeschloßnen Sparta; eine erhöhte geistige Thätigkeit nach vielen Seiten ist daher hier überall sichtbar, und Gewerbe und Handel erscheinen keineswegs so beengt, wie bei den Lacedämoniern. So findet denn in den dorischen Colonien auch das denkende Bewußtsein einen Spielraum, der ihm in Sparta nie gegönnt werden konnte; aber geweckt und gepflegt wird es zunächst durch Fremde; aus Kleinasien siedelt sich die Philosophie nach Unteritalien und Sicilien über. Hier ist besonders hinzuweisen auf zwei Männer, die das speculative Denken in jenen Ländern angeregt und einen mächtigen Einfluß ausgeübt haben: auf Xenophanes aus Kolophon, der mit Phocäern, die aus Freiheitsliebe ihre Heimath den Persern überließen, Elea gründete, und Pythagoras, der gleichfalls, um sich dem Druck der tyrannischen Herrschaft des Polykrates zu entziehen, Samos verließ und nach dem dorischen Kroton auswanderte. Unter dem Einflusse einer völlig fremden Umgebung mußte nothwendig auch die Philosophie selbst einen andern Charakter gewinnen. Und Xenophanes nun, wie er unter Stammverwandten lebte und lehrte, verläugnet auch den eigenthümlichen Geist seines Volkes nicht im Mindesten, seine Philosophie ist nur ein natürlicher Fortschritt der ionischen, indem er sie aus der Anschauung der Natur einführt in das freie Reich des Geistes; und hauptsächlich insofern läßt sich eine Einwirkung des dorischen Geistes nicht verkennen, als bei ihm die Philosophie aus der abstracten Abgeschlossenheit heraustritt, in der sie bei den Ioniern verharrt, und auf die religiösen Vorstellungen einzuwirken beginnt; denn Xenophanes ist der erste Philosoph, der den anthropomorphischen Vorstellungen von der Gottheit den Krieg erklärt; dies thut er aber mit aller Freiheit und Entschiedenheit, die den Ionier bezeichnet; und in ganz gleicher Weise setzten Xenophanes' Schüler das von ihrem Meister begonnene Werk fort. Weit anders dagegen verhält es sich mit dem Auftreten des Pythagoras, der mitten in dorische Umgebung versetzt auch sich ganz entschieden dem Praktischen zuwendet, dabei aber keineswegs sich dem Bestehenden feindlich gegenüberstellt, sondern dasselbe vielmehr ruhig umzugestalten und zu läutern unternimmt. So ist denn das wahrhaft speculative Element bei Pythagoras das untergeordnete, seine Philosophie nimmt vorzugsweise die Richtung auf das politische und ethische, und zieht selbst Kunst und Wissenschaft in ihren Kreis herein, um so das gesammte Volksleben wie von einem Mittelpuncte aus zu beherrschen. Der wohlthätige und segensreiche Einfluß, den die Philosophie des Pythagoras nicht allein in der nächsten Umgebung und nächsten Zeit ausübt, sondern der sich über viel weitre Kreise erstreckte und bis in späte Zeiten hinein reicht, ist bisher noch lange nicht gebührend gewürdigt worden. Dichter, wie Pindar und Aeschylus, haben aus dieser Quelle die reichste Nahrung gezogen, Staatsmänner, wie Epaminondas, daher die höhere Weihe empfangen, und selbst auf die ungleich ausgebildetere Philosophie des Plato hat die Lehre des Pythagoras mächtig eingewirkt.

(Fortsetzung folgt.)

Laube's Monaldeschi.

(Aus Berlin.)

Früher hieß das Sprichwort: Viel Geschrei und wenig Wolle; heut zu Tage muß es heißen: Viel Geschrei und wenig Drama. Zwar unsre ganze Litteratur gleicht allmälig einem Judenmarkt, dicht eh' der Schabbes anfängt, wo Einer den Andern überschreit, um seine Waaren anzurühmen. Da laufen sie dir nach, da hängen sie sich an deinen Rockzipfel, da verschwören sie die todten Gebeine ihrer Väter — und wenn du dich verführen läßt und einen Blick wirfst auf den ambulanten Bazar, den sie dir so laut anpreisen, so sind zwei Endchen Band ihr ganzer Reichthum, kaum lang gnug, um sie selbst dran aufzuknüpfen. Das, wie gesagt, ist jetzt der Charakter beinah unsrer gesammten Litteratur; doch aber wird dies Unwesen nirgend und von Niemand ärger getrieben, als im

Gebiet der Bühne und von Jenen, die jetzt, nachdem sie im Roman, in der Novelle, in der Kritik Bankerut gemacht haben, umsatteln zu Dramatikern. Vielleicht denken sie, weil das Publicum bei ihren Stücken so wenig klatscht, müssen sie selbst vorher recht viel über ihre Stücke klatschen. Wäre das nun ein bloßes Privatvergnügen, so möchte man es diesen enthusiastischen Autoren schon verstatten. Sie wollen sich doch auch einmal freuen und bekanntlich ist die Vorfreude bei allen Dingen das Sicherste. Allein die Sache hat auch ihre sehr ernsthafte Seite. Die Bühne, mag sie auch diesem Begriff im Augenblick nicht entsprechen, ist doch faetisch noch der einzige Rest von Oeffentlichkeit, der uns geblieben ist; hier allein kann der Dichter noch unmittelbar zu einer versammelten Menge sprechen, hier noch allein kann Ein Wort tausend Herzen entzünden, hier kann der elektrische Schlag Einer Begeistrung tausend Seelen mit Einem Male treffen; hier allein tritt dem Dichter noch der Begriff einer Nation entgegen und sei es auch nur in dem Duodezformat eines Theaterpublicums. Kanzeln haben wir gehabt, politische Rednerbühnen haben wir noch nicht: das Theater ist bis jetzt die einzige Freistätte, von der aus die moderne Bildung im lebendigen Worte zur Menge sprechen darf. Sie allein vermag fürs Erste, ja sie ist berufen, das Heiligthum unsrer Bildung zu werden, wie sie es schon einmal war, als Goethe seinen Götz, Schiller seinen Posa, seinen Tell über die Breter führte. Der Beruf des dramatischen Dichters ist also so gut ein Priesterthum, wie jeder andre, in dem man sich dem Dienst seines Volkes, dem Dienste der Freiheit und des Geistes weiht. Von unsren Priestern aber erwarten und verlangen wir — wenn auch keine schwarzen Röcke mehr, so doch reine Herzen, und eine Gesinnung, die viel zu ehrenwerth, ja viel zu stolz ist, als daß sie zu den elenden Kunststücken unsrer litterarischen Claqueurs, zu Marktschreierei und Cliquenwesen ihre Zuflucht nähme. Wir geben zu, daß die Bühnen von oben her, von den Intendanzen und Regierungen in Sklaverei gehalten werden, daß der gerade Weg auf die Bühne heut zu Tage verschlossen ist und nur die Hintertreppchen der Kabale, der Gunst- und Vetterschaften, der Schauspieler und Pfennig-Posaunisten noch offen stehen, und daß Sklaverei die Menschen auch sittlich zu verderben pflegt. Aber wahrhaft tüchtige Charaktere werden auch der Fäulniß der Knechtschaft zu widerstehen wissen; sie werden, wenn sie als Dramatiker auf das Volk einwirken wollen, auch hier die Wirkung nur von Demjenigen erwarten, was überall die alleinige Quelle aller Wirkung ist: von der Gesinnung, dem Talent, der That; sie werden nicht das Trauerspiel, das auf den Bretern erscheinen soll, durch ein Intriguenstück einleiten, das sie vorher vor den Bretern und vor den Augen des Publieums abspielen.

Um den Zusammenhang einzusehen, in welchem diese Bemerkung mit Laube's Monaldeschi steht, braucht man gar nicht einmal in diesem Augenblick in Berlin anwesend zu sein, und hier einen Blick in diesen Strudel von Intriguen, von Klatschereien, von groben und feinen Puffs zu werfen, mit dem eine gewisse Coterie hier die Frage: ob Laube's Stück hier zur Aufführung kommen wird oder nicht, wie eine Frage behandelt, von der das Wohl Europa's abhängig ist; — man braucht nur einen Blick in die Zeitungen und Journale einer gewissen Farbe zu werfen, um sich zu überzeugen, daß auch Laube und seine Freunde dem bösen Beispiel, welches Gutzkow zuerst gegeben und dem auch, zu unsrem aufrichtigen Bedauern, der Philosoph Werder und sein jugendlicher Anhang gefolgt ist, nicht hat widerstehen mögen. Ehemals wurde über dramatische Productionen debattirt, wenn sie vor dem Publicum erschienen w a r e n; jetzt beinahe, ehe sie noch geboren sind, ehe noch die Tinte trocken ist, ehe noch der Intendant den demüthigen Brief des Autors erbrochen hat. Laube's Monaldeschi ist bisher nur in Stuttgart gegeben worden; unendlich wenige Bewohner unsres deutschen Vaterlandes werden sich rühmen können, ihn gesehen zu haben. Warum denn nun fortwährend in allen Blättern, allen Zeitungen, die euch nur irgend offen stehen, ewig und immer von diesem Stücke sprechen? das ja noch Keiner von uns kennt, für das also sich auch noch Niemand von uns interessiren kann, weder für noch wider? Meint man dadurch zum großen dramatischen Dichter zu werden? auf diese Weise, durch diese Lobhudeleien und Klatschereien der großen sittlichen Aufgabe des dramatischen Dichters zu genügen? Ich meinerseits habe wahrlich nichts gegen Laube's oder irgend Jemands Stücke; im Gegentheil, wir Alle wünschen wohl nichts mehr, als daß die Intendanzen in Annahme neuer Stücke liberalere und zeitgemäßre Principien ergreifen möchten. Was ist an zehntausend schlechten Stücken verloren, Stücken unsrer jungen Dichter, die zur Aufführung kommen und durchfallen? Nicht das Geringste! Sie haben einen Abend gefüllt und mehr thun die französischen Läppereien, mit denen man uns Jahrein Jahraus abfüttern will, auch nicht. Aber unter diesen zehntausend Stücken kann Ein gutes, Ein mittelmäßiges, Ein einziges sein, das dem künftigen deutschen Drama die Wege bahnt. Mit zehntausend schlechten Stücken ist nichts verdorben; aber mit Einem guten wird Alles gewonnen. Man kann sich keine günstigere Chanee wünschen.

Freilich werden, des Kostenpunctes wegen, unsre jungen Dichter es dann nicht machen dürfen, wie Werder im Kolumbus und wie auch Herr Laube im Monaldeschi, das heißt: sie werden nicht die Wirkung ihres Stückes dem Decorateur anheimgeben, nicht mit voller Hand in die Theaterkasse greifen und Schiffe auf offnem Meer und Illuminationen von Stockholm und ähnliche kostspielige Beiwerke anbringen dürfen. Und das wird sogar ein Glück sein, denn sonst wird der Regisseur über dem Dichter stehen, und Schaulust und Sinnenkitzel, nicht aber die Lust an der Poesie, wird das Publieum in eure Stücke treiben.

Uebrigens, wenn Jemand begierig sein sollte, mit dem großen Zeitungsklatsch, der über Laube's Monaldeschi geführt wird, ehe ein Mensch ihn kennt, doch auch einmal das Stück selbst zu vergleichen, so kann er diesen Vergleich jetzt einstweilen versuchsweise anstellen, auch ehe er das Stück noch auf den Bretern gesehen hat. Herr Laube hat nämlich ein paar Bruchstücke drucken lassen: kürzlich in Lewald's Europa den ersten Aet, und wieder den ersten mit dem zweiten Act in dem neuerscheinenden „Grenzboten" von Kuranda. Aus der Klaue soll man ja den Löwen, warum also nicht aus zwei Acten ein Trauerspiel erkennen? Doch enthalt' ich mich jedes Urtheils und will nur eine einzige Stelle anführen. Nämlich die Pointe des Charakters scheint darauf gebaut, daß Monaldeschi als M a n n par exellence auftritt; diesen Eindruck macht er auf die Königin, auf die Hofdamen u. s. w. Eine von diesen, Sylva, die sich Hals über Kopf in ihn verliebt, ruft ihm mit Emphase nach: „Ein Mann! So rasch! so p r a l l! so sicher!" Und nun will ich nur das sagen, daß eine Bühne, die nicht einen ersten Liebhaber mit dicken Lenden hat, Laube's Monaldeschi nicht geben soll — oder es kostet Watte.

G. F.

E r k l ä r u n g.

Die in der 46. Nummer dieser Zeitschrift vom 24. Febr. 1842 abgedruckte, mit meinem Namen unterzeichnete Beschreibung meines Werks über den Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer, die so manches dem Publicum gegenüber Unpassende, ja Unbegreifliche enthält, veranlaßt mich zu der Erklärung, daß selbige durchaus nur als Privatmittheilung und um den künftigen Verleger jenes Werkes von dem Inhalte und Charakter desselben in vorläufige Kenntniß zu setzen, keineswegs aber zum Behufe der Veröffentlichung geschrieben und eingeschickt worden ist. D a u m e r.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung O t t o W i g a n d.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 67. 21. März. 1842.

Müller „Karl Ottfried Müller's Geschichte der griechischen Litteratur bis auf das Zeitalter Alexander's.“

(Fortsetzung.)

Den entschiedensten Gegensatz zum dorischen Stamme bilden die Jonier, die der freien Entwicklung und Ausbildung der Individualität volle Freiheit vergönnten, während die Dorier Alles auf ein gemeinsames Interesse zurückführten; so ist denn hier das Subjective, dort das Objective, hier das Individuelle, dort das Allgemeine, hier das Wissen, dort das Wollen das Vorherrschende. Darum treten aber auch in der Geschichte, wo man meist nur die politische Bedeutsamkeit der Völker berücksichtigt, die Jonier zurück, da sich das geräuschlosre Wirken in Handel und Gewerbe, in Kunst und Wissenschaft mehr der allgemeinen Aufmerksamkeit entzieht als der Glanz der Waffenthaten und politischer Einfluß; gleichwohl sind die Verdienste, welche die Jonier eben auf jenen Gebieten des Lebens sich erworben haben, wichtig gnug, um ihnen einen ehrenvollen Platz in der hellenischen Geschichte zu sichern, den man ihnen schon allzu lange vorenthalten hat. Das ganze Naturell der Jonier mußte einem streng geschloßnen Staatsleben eben so wie einem dauernden Kriegszustande, wie wir dies namentlich in Sparta finden, widerstreben, nicht gerade als wenn es den Joniern an persönlichem Muth und Tapferkeit oder an politischem Interesse gefehlt hätte; vielmehr sehen wir, wie die Jonier, nachdem sie aus ihrem Stammlande weichen mußten, mit den Waffen in der Hand sich an der Küste Kleinasiens festsetzen, neue Staaten gründen und sich gegen die Uebermacht der benachbarten Völker glücklich behaupten. Aber Krieg und Staat sind dem Jonier nicht das Höchste, daß darin alle seine Wünsche aufgehen sollten, vielmehr liebt er es, ruhig und gemüthlich seinen Neigungen nachzuleben; und als daher die äußre Existenz des Volks hinlänglich gesichert ist, wenden sich die Individuen immer mehr ihren besondern Interessen zu und ergehen sich nach den verschiedensten Richtungen hin: eine solche Freiheit des Lebens und Wandels ist aber eben nur in einem demokratischen Staate möglich, und daher ist es diese Form des Staates, welche die Jonier mit entschiedner Vorliebe ausbilden. Gerade aber wie die Spartaner die Einheit des Staates und die dadurch bedingte Abhängigkeit des Individuums mit größter Starrheit festhalten und an dieser illiberalen Beschränktheit zu Grunde gehen, so begnügen sich die Jonier mit der abstracten Idee der Freiheit, die von dem lebendigen und concreten Organismus des attischen Staates, in welchem sich die Isonomie und Isopolitie verwirklicht, weit entfernt ist, und gehen durch fortwährende Zersplittrung und Verflüchtigung des Gemeinsinns zu Grunde; so können sie dem gewaltigen Andrange der persischen Macht nicht widerstehen, und kaum befreit von der Herrschaft der Fremden durch die gemeinsame Anstrengung der übrigen Hellenen, gerathen sie in gleiche Abhängigkeit von Athen. Und wie im Staate die Jonier im directen Widerspruch zu den Doriern stehen, so auch auf andern Gebieten, namentlich im religiösen Glauben; dort strenges Festhalten und besonnenes Bewahren des Ueberlieferten in seiner ursprünglichen Einfachheit, hier die bunteste Mischung der verschiedenartigsten Elemente, die in stetem Flusse erhalten werden durch die nahe Berührung mit dem Orient, die unablässig Neues und Fremdartiges zuführt.

Vergleichen wir also das, was der ionische Stamm geleistet hat auf dem Gebiete des politischen und religiösen Lebens, mit dem, was die Dorier vollbracht haben, so steht der erstre allerdings weit nach. Dagegen das bürgerliche Leben in seiner Fülle und behaglichen Breite, was bei den dorischen Staaten, je strenger und consequenter sie das dem dorischen Stamme inwohnende Princip durchführen, wie etwa Sparta, ganz unterdrückt oder doch unentwickelt und vielfach gehemmt erscheint, verdankt dem ionischen Stamme seine vollständige Ausbildung; denn Gewerbe und Handel, Künste und Verkehr erfordern, wenn sie gedeihen sollen, eine viel freiere Bewegung, als sie die dorische Strenge des Gesetzes gestattete; dagegen in den ionischen Staaten, wo jeder Richtung und individuellen Neigung der freiste Spielraum gestattet war, entfaltet sich, unterstützt durch günstige Lage und Reichthum des Bodens, eine kaum geahnte Geschäftigkeit: überall regen sich thätige Hände; das Gewerbe, sobald die nöthigsten Bedürfnisse befriedigt sind, nähert sich mehr und mehr der kunstreichen Technik und beginnt das Leben selbst nach allen Seiten hin mit seinem Glanze und seiner Schönheit aufs Reichste auszustatten; ionische Schiffe dringen überall hin in die Nähe und Ferne und tauschen die Erzeugnisse des Landes und der heimischen Kunst gegen die Producte des Ostens und des Westens aus; Reichthum und Volkszahl steigen von Jahr zu Jahr, und bald vermögen die mächtigen Städte, die in einem schönen Kranze die Küste Kleinasiens umsäumen, die wachsende Zahl nicht zu fassen; da ergießt sich ein gewaltiger Strom des betriebsamen, wanderlustigen Jonervolkes über die Küsten des mittelländischen Meeres und gründet rasch emporblühende Pflanzstädte, die die Macht und das Ansehen des heimischen Landes verstärken.

Aber über diesem regen Gewerbsleben und Verkehr, über dem sich mehr und mehr häufenden Reichthume vergißt der Jonier nicht, die geistigen Schätze, die seinem Innern anvertraut sind, auszubeuten, vielmehr besteht neben der Ausbildung der bürgerlichen Gesellschaft die That des ionischen Stammes und sein Verdienst um das gemeinsame hellenische

Vaterland gerade vorzugsweise in der Pflege jeglicher Kunst und der Gründung einer Litteratur, die bald über die engen Grenzen des Stammlandes hinaus sich verbreitete und ein gemeinsamer Schatz der ganzen Nation ward. Auch auf diesem Gebiete giebt der belebende Hauch der Freiheit und das Selbstgefühl der kräftigen Individualität den hauptsächlichsten Anstoß und die nachhaltigste Fördrung; Architektur, Plastik und Malerei, wie Orchestik, Musik und Gesang wissen überall ihre Selbständigkeit zu behaupten und ihre eigne Bahn zu wandeln; zwar helfen auch sie die Innigkeit des religiösen Gefühles steigern und die Feste der Götter verschönern; aber sie stehen nicht im Dienste des religiösen Cultus, werden nicht vom Staate und Gesetze bevormundet, und sind eben so geeignet, heiligen wie profanen Inhalt in sich aufzunehmen und zu verklären. Doch weit mehr noch als die bildenden und musischen Künste verdankt die Litteratur den Joniern. Das Homerische Epos, welches auf das Anschaulichste und Lebensvollste die Heroenzeit darstellt, dessen Herrlichkeit gnügend zu schildern weder leicht noch auch hier passend sein würde, ist die großartige Schöpfung des Jonervolkes und trägt durchaus das Gepräge seines Ursprungs an sich; und in gleicher Weise gehören jene Epigonen der epischen Dichtung, die Cykliker, fast alle dem ionischen Stamme an, so daß das heroische Epos von den Joniern nicht allein begonnen, sondern auch ausschließlich fortgebildet und vollendet erscheint. Und neben dem heroischen Epos blüht gleichfalls durch ionische Rhapsoden die theologische Poesie, die Hymnendichtung und bahnt allmälig den Weg zu einer neuen Gestaltung der Poesie; denn nicht bloß das Epos, auch die Lyrik verdankt den Joniern ihren Ursprung. So wie die epische Poesie abgeschlossen war und man sich an der ruhigen idealen Darstellung der Götter- und Menschenwelt gesättigt hatte, drängt es den nie rastenden Geist des Joniers zu neuen poetischen Schöpfungen; und wie das Leben selbst inzwischen bunter und beweglicher geworden war, die Widersprüche sich gehäuft und geschärft hatten, so wird die Dichtung selbst auch leidenschaftlicher und mannigfaltiger; die Gegenwart und der Einfluß, den sie auf den Einzelnen ausübt, werden uns von den ionischen Dichtern mit naiver Gemüthlichkeit geschildert, die bald als ruhige Ergebung und Resignation, bald als leidenschaftliche Empörung erscheint. So trägt denn die ionische Lyrik durchaus den Charakter der Subjectivität an sich, zeigt uns das menschliche Gemüth, wie es im Gefühl seiner Freiheit und Würde sich rücksichtslos erschließt. Aber überall, mag sie den wehmüthigen Ton der Elegie anstimmen, oder Jamben voll Gift und Hohn entsenden, mag sie die Widersprüche des Lebens durch ruhige Betrachtung auszugleichen suchen, oder zum Genuß der flüchtigen Stunde auffordern, überall ist sie durchaus plastisch und anschaulich. Und dieselben Vorzüge und Eigenthümlichkeiten finden wir auch auf einem andern Gebiete, dem der Geschichtschreibung. Denn auch Geographie und Historie verdanken dem Wissensdrange des ionischen Stammes ihre erste Ausbildung. Dem Jonier ist das theilnahmlose Verhalten gegen seine Umgebung durchaus fremd. Das ruhige Betrachten der Gegenwart gnügt ihm nicht; wie sie sich aus der Vergangenheit gestaltet, wie seine nächste Umgebung sich zu weitern und immer weitern Kreisen verhält, verlangt er zu wissen; und so findet er bald auch in der Heimath keine volle Befriedigung, das Ferne und Entlegne, was ihm die geschäftige Sage verkündet hat, muß er selbst sehen, und so wandert er aus, läßt überall seine beweglichen Augen herumschweifen, forscht und fragt nach Allem, was ihm entgegentritt, und sucht dann, in die Heimath zurückgekehrt, die gewonnenen Schätze zu ordnen und zu verarbeiten; kurz das Forschen und Fragen, die *ἱστορίη* ist das Lebenselement des Joniers; und so sehen wir, wie hier die Geschichtschreibung von unscheinbaren Anfängen localer Chroniken zu einer umfassenden Weltanschauung sich emporarbeitet. Aber nicht allein der Menschenwelt wendet sich der allzeit offne Sinn des Joniers zu, sondern von gleichem Wissensdrange getrieben, sucht er die Geheimnisse der Natur zu erforschen und die Gesetze, welche die Welt halten und lenken, so wie den Urgrund derselben zu erkennen, und so hat ferner der Jonier zuerst die Naturhistorie und die Naturphilosophie begründet.

Aber nachdem er alle Fernen und Weiten der Welt durchmessen hat, kehrt er bei sich selbst ein und versenkt sich in die Tiefen des Menschengeistes; *ἐδιζησάμην ἐμεωυτόν*, mit diesem Worte des tiefsinnigen Heraklit von Ephesus sind die Riegel zersprengt, die das nach Erkenntniß dürstende Gemüth von der Anschauung der Wahrheit fernhielten, damit ist der Grund zu aller speculativen Forschung gelegt; frei und mündig erscheint jetzt das denkende Bewußtsein, und indem es seiner selbst gewiß ist, fühlt es sich nirgends durch menschliche Satzungen gehemmt; so ist ihm der anthropomorphische Polytheismus und der Aberglaube der Opfer und Reinigungen ein Gräuel, denn ihm ist die ganze Welt von Gott erfüllt: „tretet ein, auch hier sind Götter!" und die sittliche Hoheit und der Adel des Menschengeistes eben nur ein Abbild des göttlichen, daher keines blutigen Opfers bedürftig, um sich zu entsühnen; und menschliches Gesetz und Ordnung erscheint mangelhaft und ungnügend gegenüber dem göttlichen Gesetze, „dem einen, von dem alle menschlichen Gesetze genährt werden; denn dies herrscht so weit es will, und gnügt Allem und überwiegt Alles." So erhebt sich also die *ἱστορίη* der Jonier zur *σοφίη*, und mit gerechtem Stolze kann Heraklit sagen, *πολυμαθίη νόον οὐ φύει*, „denn sonst würde solche Polymathie wohl auch den Hesiod belehrt haben und den Pythagoras, so wie den Xenophanes und Hekatäus; aber Pythagoras, obwohl er von allen Menschen am meisten Historie giebt, habe sich eine Weisheit gebildet, die da sei eitel Vielwisserei und schlechte Kunst." Aber mit diesem Bewußtsein, das Gebiet speculativer Forschung erschlossen zu haben, begnügt sich der ionische Geist, zu einer eigentlichen Durchdringung der realen und idealen Welt gelangt er nicht, vielmehr begnügt er sich, den errungnen Standpunct ganz abstract fest zu halten, sich dem wirklichen Leben mehr und mehr entfremdend.

Athen, das glänzende, das veilchenbekränzte, das gepriesne, der Hort von Hellas, die göttliche Stadt, wie sie Pindar nennt (*ὦ ταὶ λιπαραὶ καὶ ἰοστέφανοι καὶ ἀοίδιμοι, Ἑλλάδος ἔρεισμα, κλειναὶ Ἀθᾶναι, δαιμόνιον πτολίεθρον*), Athen erst vereinigt die Elemente, welche in dem Volksgeiste der Dorier und Jonier getrennt erschienen, Athen ist gleich groß im Wissen wie im Wollen, und eben durch diese innige Verbindung allein, in der die Praxis mit der Theorie steht, wird es Athen möglich, in allen Kreisen des Le-

bens über das, was die Stammverwandten geleistet hatten, weit hinauszugehen, und ebenso im Staate, wie in Kunst und Wissenschaft das Höchste zu erreichen. So ist denn Athen mit vollem Recht als die Vollendung der griechischen Volksthümlichkeit, ja als die Blüthe des antiken Lebens überhaupt anzusehen: und im ganzen Verlaufe der Weltgeschichte möchte sich bis jetzt kein andres Volk nachweisen lassen, was eine gleiche Aufgabe in solchem Umfange gelöst hätte. Die Athener, wiewohl von Hause aus Jonier, beschränkten sich gleich anfangs nicht auf das Princip ihres Stammes, sondern nahmen willig fremde Elemente in sich auf, wobei der Einfluß der Lage von Attika selbst von nicht geringer Bedeutung ist: so ist denn von vorn herein jeder Richtung und Gegenrichtung der freiste Spielraum vergönnt und jede Einseitigkeit und Beschränktheit wird ausgeschlossen. Aber freilich standen jene so verschiedenartigen Elemente lange Zeit einander feindlich gegenüber oder blieben sich fremd, und es bedurfte eines schweren Kampfes und langwieriger Arbeit, ehe das Widersprechende und Gesonderte in einer höhern Einheit aufging: darum ist denn Athen auch Jahrhunderte lang weder im Innern stark und einig, noch auch nach Außen von bedeutendem Einfluß. Aber nachdem jene Einigung vollbracht ist, entwikkelt auch Athen in rascher Folge nach allen Seiten hin seine Kräfte. Diese Entwicklung hier näher nachzuweisen und zu begründen, würde die Grenzen dieser Recension weit überschreiten, ich denke ein andresmal darauf zurückzukommen, und beschränke mich auf kurze Andeutungen.

Während in Sparta, in dem streng aristokratischen Staate, die Einen herrschen, die Andern von aller und jeder Theilnahme ausgeschlossen sind, Alles auf den Staat sich bezieht und seinen Zwecken unterordnen muß, daher das Kriegshandwerk als der eigentliche Beruf des Bürgers erscheint, in ionischen Staaten dagegen zwar eine freiere politische Entwicklung und Selbstbestimmung dem Einzelnen verstattet wird, aber eben nur ganz abstract vorhanden ist, so daß ein Jeder sich immer mehr dem allgemeinen Interesse entzieht und auf sich beschränkt, gelingt es erst den Athenern, ein wahrhaft geordnetes und gesetzmäßiges Staatsleben auszubilden, in welchem jedem Stande sein Recht gegönnt ist, so daß keiner den andern zu unterdrücken vermag, wo vielmehr ein Jeder gleichmäßig in Freude und Leid an dem Staate betheiligt ist, und doch auch wieder innerhalb der gesetzlichen Schranken sich selbst und seinen individuellen Neigungen leben kann. In Athen herrscht nicht wie in Sparta ein bevorrechtigter Adel, aber auch nicht wie in den ionischen Staaten die Willkür des Demos, in Athen verschlingt nicht wie in Sparta der Staat alle andern Interessen, aber eben so wenig vermag, wie es in den ionischen Staaten geschieht, das individuelle Interesse, das Gewerbsleben und der Verkehr alles politische Leben in den Hintergrund zurückzudrängen, sondern Athen ist der Staat, in dem das Gesetz, das Allen gleiche waltet (*νόμος ὁ πάντων βασιλεύς*), wo die Künste des Friedens ebenso wie die des Krieges gedeihen. Der Schöpfer aber dieser Isonomie und Isopolitie ist Solon, der das mündig gewordne Volk zur gesetzlichen Freiheit hinführte, wie er selbst sagt:

> Denn ich ertheilte dem Volk an Gerechtsamen, was ihm genug ist,
> Nichts ihm entziehend an Recht, aber auch mehrend um nichts.
> Doch die in Macht vorragten, geehrt um Güter des Zufalls,
> Diese auch wahrt' ich, daß nichts wider Gebühr sie betraf.
> Und so stand ich, sie beide mit kräftigem Schilde bewehrend,
> Doch Sieg wider das Recht ließ ich für beide nicht zu.

Daher kann auch Solon im Bewußtsein seiner großartigen Schöpfung seiner Vaterstadt ewige Dauer prophezeien:

> Unsere Stadt wird nimmer vergehn, so hat es Kronion's
> Rath und der Himmlischen allwaltende Schickung bestimmt.
> Denn es breitet Athene, die Tochter des schrecklichen Vaters,
> Pallas über uns aus hoch ihre schirmende Hand.

Und diese Freiheit des jugendlich aufblühenden Volkes, das immer mehr erstarkt, bewährt sich in allen Kämpfen und Prüfungen, die es sowohl im Innern als nach Außen hin zu bestehen hat. Wie Athen aus der Herrschaft der Pisistratiden neu gekräftigt hervorgeht, so auch aus dem ungleichen Kampfe gegen die persische Uebermacht: und eben jene bewußte Hingebung an die Idee, welche die Seele des attischen Staates ist, jene heroische Aufopfrung nicht bloß für die eigne Existenz, sondern vielmehr für das gesammte Vaterland, gewinnt ihm alle Herzen; fortan ist Athen der Mittelpunct von ganz Griechenland, die Stütze jeder freiern Bewegung: und so ist Athens Einfluß nach Außen hin nicht sowohl auf Uebermacht der Waffen, wie bei Sparta, sondern auf Liebe, Vertrauen und Dankbarkeit gegründet. Dabei wird Athen das seltne Glück zu Theil, daß eine nie unterbrochne Reihe von edeln und geistvollen Männern, die gleich groß und ehrwürdig durch Thatkraft und Einsicht sind, das Ruder des Staates in Händen haben und das von Solon so herrlich begonnene Werk mit vollem Bewußtsein ihres Berufes der Vollendung näher führen: die Spitze aber und die Krone aller dieser Bestrebungen bildet Perikles, in welchem Wissen und Wollen in nie gesehner Vollkommenheit und Eintracht erscheint, so daß er und seine Zeit nicht etwa die Leichenfeier, wie man es neulich genannt hat, sondern den höchsten Triumph des Menschengeistes darstellt.

Und wie im Staate die Gleichheit und Gerechtigkeit die Grundlage von Allem ist, so werden auch alle andern Gebiete des Lebens in Athen von ähnlichem Geiste durchdrungen. Im religiösen Glauben begegnen wir durchaus nicht der Strenge und dem Ernste, der auch hier das dorische Wesen charakterisirt, aber auch nicht der Zerflossenheit und Willkür, die den Joniern eigen ist: vielmehr schützt und pflegt der Staat den religiösen Cultus, ohne der Freiheit des individuellen Bewußtseins zu nahe zu treten, er erkennt ebenso das Althergebrachte und Einheimische, wie das Neue und Fremde in seiner Berechtigung an: und neben dem heitern durch jegliche Kunst verschönten Gepränge des volksthümlichen Cultus ist es dem tiefern Gemüthe, das im Irdischen und Sinnlichen keine Befriedigung findet, vergönnt, sich in die Mysterien eines reinern, gestaltlosern Glaubens zurückzuziehen.

Nur in einem Staate, wie Athen, wo die Individualität sich frei und ungehindert entwickeln kann, und doch wieder durch das Allgemeine gehoben, getragen und unterstützt wird, kann die Kunst wahrhaft gedeihen: denn nie hat wohl die Kunst eine liberalere Unterstützung genossen als durch Perikles, der von allen selbstsüchtigen unlautren Zwecken frei war, und daher nirgends seinen Ruhm und seine Verherrlichung suchte, sondern jedes Talent und jede Kunst um ihrer selbst willen pflegte. So erscheint denn

jede gemachte und egoistische Beschützung der Kunst, die sie später an den Höfen der Diadochen Alexander's des Großen, oder in Rom unter Augustus und anderwärts fand, nur als ein trüber Abglanz der idealen Herrlichkeit, von der sie im Zeitalter des Perikles umflossen ist. Vor Allem aber ist es die Poesie, in der die Erhabenheit des attischen Volksgeistes sich am deutlichsten offenbart; und so war es denn Athen vorbehalten, die höchste Stufe der Dichtkunst zu erreichen, das Drama auszubilden; denn nur ein Volk, in dem Thatkraft und Verstand, Praxis und Theorie sich zur untrennbaren Einheit zusammenschließen, konnte aus seinem Schooße tragische Dichter, wie Aeschylus, Sophokles und Euripides, komische wie Kratinus, Eupolis und Aristophanes hervorbringen. Und wie nun weiter Athen die Beredtsamkeit fröhlich emporblühen und gedeihen läßt, wie es die Geschichte und Philosophie zu immer vollendetern Gestalten ausbildet, und wie in diesen Gebieten überall die siegende Macht des denkenden, selbstbewußten Geistes auf alle Richtungen des Lebens sichtbar wird, dies genauer hier zu schildern muß ich Verzicht leisten.

Aber natürlich mußte auch diese Herrlichkeit des attischen Staates untergehen, und wie die Ursachen dieses Unterganges in dem Charakter des Volkes selbst begründet sind, ist nicht nöthig nachzuweisen, da dieses von vielen Seiten her bald mehr bald minder richtig und scharfsinnig geschehen ist. Eben sowenig aber darf man diesen Untergang beklagen; denn damit die Geistesbildung, welche Athen gewonnen hatte, ein gemeinsames Gut aller Hellenen würde, mußte Athen seine bevorzugte Stellung verlieren, und so sehen wir, wie die Athener am Ausgange des peloponnesischen Krieges den Spartanern unterliegen. Aber auf diesen äußern Erfolg hin Sparta höher zu stellen und ihm eine größre sittliche Kraft zuzuschreiben, ist durchaus irrig: denn in Wahrheit hat Athen, d. h. das atheniſche Princip, die attische Bildung gesiegt, und seine Nebenbuhlerin Sparta selbst hat diese in sich aufgenommen und wird durch dieses fremde Element zersetzt und aufgelöst: wie denn überhaupt beide Staaten aus diesem Kampfe wesentlich verändert hervorgehen; die Gegensätze haben ihre Schroffheit verloren, sind gebrochen und gleichen sich immer mehr aus.

Es wäre nun noch übrig, über den äolischen Stamm Einiges hinzuzufügen. Dieser bietet in seiner Entwicklung und Ausbildung ein ganz eigenthümliches Bild dar, weßhalb das Charakteristische desselben auch so häufig verkannt oder wohl ganz unbeachtet geblieben ist: gleichwohl bildet er eine nothwendige Stufe in dem Entwicklungsgange des hellenischen Volkes. Als aus dem Völkerchaos in früher Zeit die beiden Hauptstämme der Griechen sich aussonderten und mehr und mehr eine feste, plastische Gestalt gewannen, blieben große Völkermassen, was zum Theil schon durch ihre örtliche Stellung bedingt ist, zurück und nahmen an der großen geistigen Bewegung zunächst gar keinen Antheil: aus dieser mehr passiven Haltung wird erst später zu verschiednen Zeiten bald dieser bald jener Zweig jener Volksmassen aufgeregt und zur Theilnahme an dem politischen und litterarischen Leben des Gesammtvaterlandes herangezogen; aber weder gleichzeitig, noch auch gleichmäßig ist jene Theilnahme an der geistigen Bewegung: fehlt doch überhaupt den einzelnen Griechen dieses Stammes das wahrhafte Bewußtsein ihres gemeinsamen Ursprunges, so daß, wie sie auch örtlich geschieden und durch ionische, dorische und attische Stämme unterbrochen und von einander gehalten werden, sie nie eine Einheit oder einen Stamm, in dem Sinne, wie wir von einem dorischen, ionischen Stamme reden, gebildet haben: ja jenes ursprüngliche Bewußtsein, soweit es überhaupt vorhanden war, kommt ihnen im Laufe der Zeit immer mehr abhanden, und einzelne Theile des äolischen Stammes fügen sich fremder Sitte und fremder Bildung. Charakteristisch ist besonders wie gerade dieser Stamm vorzugsweise in den Perserkriegen der gemeinsamen Sache des Vaterlandes untreu wird und sich an die Feinde anschließt. Wie nun der äolische Stamm gebildet wird durch die Reste, welche nach dem Ausscheiden der Hauptstämme übrig bleiben, so zeigen sich in ihm auch klar und deutlich alle die Grundzüge des griechischen Charakters, aber unentwickelt und weder nach der einen noch nach der andern Seite hin mit Entschiedenheit gewendet: daher haben denn die Aeolier wohl einestheils gar Manches, was an das dorische Wesen und dessen praktische Richtung erinnert, auf der andern Seite nehmen wir aber auch Züge wahr, die recht lebhaft an die Eigenthümlichkeit des ionischen Lebens erinnern: kurz der Charakter des äolischen Stammes ist, wie schon der Name selbst Αἰολεῖς, die Schillernden, recht sinnig andeutet, ein gewisses Schwanken, eine gewisse Unbestimmtheit, daher es auch die Aeolier weder im Staate noch in der Litteratur zu Leistungen gebracht haben, die auf die Bildung des gesammten hellenischen Volkes einen so entschiednen Einfluß ausgeübt hätten, wie etwa Ionier oder Dorier. Ein gewisses Festhalten an dem Alten, wie es sich schon aus der Stellung der Aeolier gegenüber dem jugendlich-kräftigen Auftreten der andern Stämme nothwendig ergiebt, ist charakteristisch für diesen Volksstamm.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 68. **22. März.** **1842.**

Müller „Karl Ottfried Müller's Geschichte der griechischen Litteratur bis auf das Zeitalter Alexander's."

(Fortsetzung.)

Von diesem zähen Festhalten des Alterthümlichen legt die Mundart des äolischen Stammes den deutlichsten Beweis ab, die, obwohl sie die großen Schönheiten und Vorzüge der griechischen Sprache theilt, doch dieselben nirgends ausgebildet hat, sondern die einzelnen Elemente unvermittelt neben einander bestehen läßt, ich erinnre nur hier an das den Aeoliern eigenthümliche Gesetz der Accentuation, an die Conjugation auf μι u. A. Aber auch im öffentlichen und Privatleben zeigt sich dieselbe Erscheinung: die alte pelasgisch-achäische Bildung, der patriarchalische Zustand erhält sich bei diesem Stamme unendlich länger, als bei den rasch sich entwickelnden Ioniern und Doriern: am ersten bildet sich natürlich ein Analogon vom Staate in den äolischen Colonien, wo der Volksgeist einem erfülltern Leben entgegengeführt ward: allein zu einem vollendeten Staatsorganismus haben es die Aeolier in der Blüthezeit Griechenlands wohl überhaupt nicht gebracht, vielmehr hat den Aeoliern ein gewisses ritterliches Leben immer für das höchste Ideal gegolten. Denn das Festhalten der Aeolier an dem Althergebrachten und Ueberlieferten ist unendlich weit verschieden von dem ruhigen männlichen Sinne, der sich mit Resignation des eignen Willens unter Gesetz und Sitte beugt, was ja eben das Wesen des dorischen aristokratischen Staates bildet, sondern mit jenem Verweilen in alten und veralteten Zuständen ist eben den Individuen die freie Bewegung und das ungehinderte Schalten und Walten nach subjectivem Belieben gestattet: und so ist denn das äolische Leben auf der andern Seite ebensoweit entfernt von dem Geiste der ionischen und attischen Demokratie, die, obwohl sie die Selbständigkeit des Individuums anerkennt, doch dieselbe auch wieder mit gewissen Grenzlinien umzieht. Diese Vorliebe für die althergebrachten Institutionen, die sich doch einmal überlebt hatten und mehr und mehr abstarben, ohne durch neue und kräftige ersetzt zu werden, und dieses maßlose Streben der Individualität, die kein Gesetz, keine Schranken anerkennt, müssen nothwendig einen unruhigen und schwankenden Zustand herbeiführen, der keine wahre Befriedigung, keine ungemischte Freude gewährt, und aus dem wir einzelne begabte und gereifte Männer nach Kräften sich herauszuarbeiten bemüht sehen. Diesen Eindruck machen natürlich auch alle Leistungen der Aeolier im Gebiete der Litteratur auf den unbefangnen Beobachter; so vor Allem die Gedichte des Aeoliers Hesiodos, und was sonst von stammverwandten Sängern mit diesem gemeinsamen Namen bezeichnet wird.

Wie unendlich weit ist der melancholische Ernst des Hesiodos von der ungetrübten Heiterkeit und Klarheit des ionischen Dichters entfernt, wie sehr sticht das mit Bewußtsein durchgeführte Ordnen und Aneinanderreihen der Massen von der plastischen Vollendung der Homerischen Gesänge ab. Die Gebrechen des bürgerlichen und häuslichen Lebens, die Verderbtheit der politischen Zustände, die chaotische Verwirrung der religiösen Vorstellungen, kurz das Unbefriedigende aller menschlichen Verhältnisse bringen des Dichters Geist zu früher Reife und um sich und Zeitgenossen über diese trübe und öde Zeit zu erheben, beginnt der Dichter mit verständigem Sinne in die verworrnen Elemente Ordnung zu bringen, die Massen zu sondern und zugleich zu verbinden; aber indem er so ein praktisches Interesse verfolgt, und die Verhältnisse des Menschen zu den Menschen wie zu den Göttern zu bestimmen bemüht ist, wird natürlich die wahre Poesie durch die bewußte Reflexion beeinträchtigt. Aber immer ist Hesiod in seiner Zeit und seiner Umgebung eine bedeutende Erscheinung; nur daß der Gewinn jenes großartigen Unternehmens, was der baumeisterliche Sinn des Hesiodos vollbracht hatte, weniger seinen Stammgenossen, als vielmehr den herangereiften und für jegliche Belehrung empfänglichen Doriern, Ioniern und Athenern zu Theil ward, so daß hier in Erfüllung geht, was ihm bei seinen Landsleuten versagt war: spricht sich doch auch überall in den Werken des Dichters das Gefühl des Ungnügens und des Verzweifelns an seiner Zeit aus, wie wenn er wünscht, entweder einem frühern oder spätern Menschengeschlecht anzugehören:

Μηκέτ᾽ ἔπειτ᾽ ὤφειλον ἐγὼ πέμπτοισι μετεῖναι
Ἀνδράσιν, ἀλλ᾽ ἢ πρόσθε θανεῖν ἢ ἔπειτα γενέσθαι.
Νῦν γὰρ δὴ γένος ἐστὶ σιδήρεον.

Wie verschieden davon ist der Eindruck, den die ethischen Dichtungen der Dichter, die andern Stämmen angehören, auf uns machen, wo uns überall die feste und freudige Zuversicht eines folgereichen Wirkens entgegentritt.

Aehnlich verhält es sich mit den Ueberresten der äolischen Lyrik; die äolische Lyrik, wie sie sich vorzugsweise auf der Insel Lesbos ausgebildet hat, ist der entschiedenste Gegensatz der dorischen; sie ist durchweg melisch, nicht chorisch, also schon ihrer äußern Form nach für den Vortrag des Einzelnen, nicht für einen größern Kreis bestimmt; und so bilden denn weder religiöse Sagen noch das Staatsleben, überhaupt nichts, was ein allgemeinres, höheres Interesse in Anspruch nimmt, den Inhalt der äolischen Lyrik, sondern nur ganz individuelle Vorgänge und subjective Zustände werden uns vorgeführt, aber freilich werden dieselben mit aller Gluth und Wärme eines kräftigen Selbstgefühls und einer edeln Natur geschildert, kurz die äolische Lyrik erscheint als die schönste Blüthe der ritterlichen Bildung. Diese unendliche

Innigkeit und gewaltige Leidenschaft ist es namentlich, wodurch die äolische Lyrik sich wesentlich von der ionischen unterscheidet; zwar hat auch diese vorherrschend die Richtung auf das Subjective genommen, aber gemildert erscheint es meist durch eine mehr ruhige und contemplative Haltung, die dem Ionier eigen ist. Dem von glühendster Leidenschaft durchdrungnen und doch wieder durch die vollendetste Anmuth und Natürlichkeit verklärten Minnegesange der Sappho läßt sich unter den lyrischen Poesien der Griechen eben so wenig etwas zur Seite stellen, wie den Trinkliedern und den politischen Gesängen des Alcäus; letztre namentlich, wenn wir sie mit der ächt politischen Haltung der Gedichte eines Tyrtäus oder Solon vergleichen, die von einem höhern, idealen Interesse getragen werden, bestätigen ganz sichtlich, was ich von der durchaus subjectiven Richtung der äolischen Lyrik sagte, denn es sind Parteilieder, leidenschaftliche und durchaus individuelle Ergüsse des ritterlichen Aristokraten, der mit seinen Standesgenossen aus der Heimath weichen mußte, damit eine ruhigere und beßre Gestaltung der politischen Verhältnisse gedeihen könne, der nun als Abenteurer in der Welt herumzieht und sein Unglück Männern wie Pittakus entgelten läßt, auf den er als einen Mann des Demos mit allen Vorurtheilen seines Standes herabsieht. Und so hat denn der äolische Stamm überall im Leben wie in der Litteratar ganz eigenthümliche und interessante Gestalten geschaffen, denen aber zur wahren Vollendung und Veredlung das Gleichmaß mehr oder weniger abgeht. Man wende mir hier nicht ein, daß ja auch Pindar seiner Geburt nach dem äolischen Stamme angehöre. Allein Pindar, wie er sich des Dialektes seiner Heimath Böotien entäußert, während seine Landsmännin und Lehrerin Korinna sich noch desselben bedient, und wie er seine Dichtung vorzugsweise Athenern und Doriern weiht, hat sich auch der ganzen Denk- und Sinnesweise seiner Stammgenossen entfremdet und die verschiedenartigsten Elemente in sich aufgenommen, so daß er, gerade wie sein Zeitgenosse Simonides, als ein Beispiel jener vielseitigen Bildung zu betrachten ist, die damals zuerst in Griechenland erwacht und die Beschränktheit des einzelnen Stammes und Vaterlandes zu überwinden bemüht ist.

Historische Wichtigkeit gewinnt der äolische Stamm erst in der letzten Zeit Griechenlands und zwar zumeist Theben. Denn dieser Staat ist es, welcher, nachdem die Entwicklung der drei Hauptstämme des hellenischen Volkes abgeschlossen und die Kraft derselben erschöpft war, in den Vordergrund tritt und in die allgemeinen Verhältnisse eingreift; denn bei den andern Stämmen waren die sittlichen Mächte, die das Leben lenken und tragen, völlig aufgelöst, daher eine gänzliche Ohnmacht eingetreten, während der äolische Stamm, der von den Einflüssen der Cultur nur wenig und vorübergehend berührt worden war, verhältnißmäßig am meisten Energie und moralische Kraft bewahrt hatte. Aber dabei dürfen wir von dem äolischen Stamme nicht etwa wesentlich neue Gestalten, sei es im Staate, sei es in der Kunst und Wissenschaft, erwarten, ihm ist nur die Aufgabe geworden, die Gegensätze, die schon seit dem peloponnesischen Kriege gebrochen sind, immer mehr zu neutralisiren und griechische Bildung und Gesittung zu verallgemeinern, um so die neue Gestaltung der Dinge durch Alexander, wo die hellenische Cultur über ihre Grenzen hinaus schreitet und den Orient sich unterwirft, vorzubereiten; es bildet also die Herrschaft des äolischen Stammes eine Uebergangsperiode, die hauptsächlich dazu dient, den halbbarbarischen Norden, Macedonien, zum nähern Antheil an den hellenischen Angelegenheiten heranzuziehen und das Werk der Gesittung in Griechenland zu vollenden, indem sie die drückende spartanische Hegemonie vernichtet und namentlich an den Messeniern und anderwärts das verjährte Unrecht Sparta's gut macht und ihnen ihre Selbständigkeit wiedergiebt. Um aber dieses Werk zu vollenden, bedurfte es eben so sehr der Thatkraft als der klarsten Einsicht in die Fordrungen der Zeit, und so sind denn auch die Leiter dieser Begebenheiten nach beiden Seiten hin tüchtig; das feurige, enthusiastische Naturell des äolischen Stammes, was zu raschem Handeln hindrängt, wird überall gemäßigt und geregelt durch philosophische Bildung; in dem aber, was es einmal für recht und nothwendig erkannt hat, läßt es sich durch kein Hinderniß, durch keine Rücksicht und Scheu vor dem Bestehenden irre machen. Und so ist denn mit dem äolischen Stamm das großartige Drama der griechischen Geschichte, wenigstens die Epoche der ursprünglichen und eigenthümlichen Entwicklung der Hellenen geschlossen; denn mit Alexander dem Großen beginnt eine völlig neue Aera, die *der griechischen Weltherrschaft*.

Wie ungerecht Müller in seinem Urtheil über Athen ist, zeigt unter andern Stellen *Dorier* Th. I, S. 196, wo er vom peloponnesischen Kriege spricht: „Anhänglichkeit an das Alte dem Streben zum Neuen gegenüber. Jene ist Hauptzug des dorischen Sinnes, dieses des ionischen Neoterismus. Jene wollten alte Ehre und Macht, wie Sitte und religiöses Herkommen bewahren, diese meistentheils etwas Neues, oft, wie in der sicilischen Expedition nur dunkel Gedachtes erjagen. — National-Stamm-Geschlechterverbinbindung gegen willkürlich geschloßne. Wie gezeigt, gab dieser Widerspruch den Anlaß zum Kriege, auch im Verlauf desselben erkannte Athen fast nie eine Verpflichtung zur Pietät unter Verwandten an. — So gelten auch im Innern der Staaten den Athenern politische Vereine (*ἑταιρίαι*) mehr, den Spartiaten Verwandtschaft" u. s. f., wobei auch oft selbst das Geschichtliche ganz falsch benutzt wird, wie denn jene attischen Hetärien zur Zeit des peloponnesischen Krieges nichts Andres waren, als hochverrätherische Verbindungen der spartanisch gesinnten Aristokraten, gegründet auf verwandtschaftliche Verhältnisse und gemeinsame Interessen, die den Sturz der bestehenden Verfassung bezweckten und mit den Feinden ihres Landes anfangs in geheimem, später in offnem Einverständniß standen.

Ungleich billiger und gerechter ist das Urtheil, welches Müller in vorliegendem Werke über die einzelnen Stämme fällt, wenngleich, wie ich schon oben sagte, die Anerkennung mehr eine negative und stillschweigende ist; wie denn auch hier nicht selten eine gewisse Vorliebe für das Dorische durchblickt, die ihn öfter sogar zu unrichtigen Urtheilen verleitet, wie, um nur ein Beispiel anzuführen, Th. II, S. 263, wo von Epicharmus gesagt wird: „Der syrakusische Dichter zeigte gewiß bei der Auffassung solcher Personen viel von dem Geschick, das dem dorischen Stamme vor andern griechischen eigen war, eine sorgfältige und scharfe Beobachtung des Menschen zusammenzudrängen in einzelne frappante Züge und kernige Ausdrücke, so daß man den ganzen Menschen zu durchschauen glaubte, wenn er auch nur wenige Worte gesprochen." Aber dies ist ja durchaus nicht ein Charakterzug des dorischen Stammes, vielmehr

ist er den sicilischen Griechen eigen, die man nicht ohne Weitres für Dorier halten kann, da ja hier die dorische Bevölkrung vielfach mit fremden Bestandtheilen gemischt und fremdartigen Einwirkungen unterworfen erscheint: auch besaßen ja dieses Talent die Attiker in ungleich höherm Grade, als die sicilischen Griechen. Die eigenthümlichen Erscheinungen überhaupt, welche durch Nachbarschaft und solche Vermischung in den Colonien, bei ganzen Städten und Ländern, ja selbst in Bezug auf einzelne Individuen durch den Aufenthalt an verschiednen Orten hervorgerufen werden, habe ich hier nicht verfolgen können, wo es gnügte, die Grundzüge genauer zu bestimmen; gleichwohl können nur unter genauer Berücksichtigung solcher Verhältnisse Landschaften, wie z. B. Megaris und seine Theilnahme an der Litteratur, oder einzelne Individuen, wie Ibykus aus Rhegium, Ion aus Chius u. A. gehörig gewürdigt werden.

Ueber die Jonier dagegen finden sich bei Müller auch einige gelegentliche Aeußrungen, die durchaus nicht befriedigen; und da nun eben über Dorier und Jonier Müller nichts Zusammenhängendes mittheilt, kann auch die Charakteristik der Attiker, die doch wesentlich dadurch bedingt ist, nicht als vollständig oder durchaus gnügend betrachtet werden. Es ist unnöthig, zu diesem Zwecke sich auf eine specielle Analyse des betreffenden Abschnittes einzulassen, es gnügt Eins und das Andre anzudeuten, wie z. B. daß Müller den localen Verhältnissen, deren Einfluß auf geistiges wie physisches Leben Niemand verkennen wird, eine verhältnißmäßig zu große Wichtigkeit beilegt, Th. II. S. 4 u. ff. Einzelne Züge des attischen Charakters, wie Entschiedenheit im Handeln und Kraft der Rede, werden mit Recht anerkannt, ohne jedoch ihrem Wesen nach erfaßt zu werden; durchaus befangen aber und vorurtheilsvoll ist Müller's Ansicht über den Einfluß der Sophistik auf den attischen Volkscharakter, der sowohl hier auf S. 18, als auch weiter unten im zweiunddreißigsten Capitel als ein durchaus verderblicher dargestellt wird.

Es wäre nun ferner nöthig, noch etwas Genaueres über die Behandlung im Einzelnen hinzuzufügen, es wird indeß gnügen, zu diesem Zwecke einen oder den andern Abschnitt herauszuheben, ohne jedoch irgendwie auf erschöpfende Vollständigkeit Anspruch zu machen, vielmehr werde ich mich begnügen, auf Eines oder das Andre hinzuweisen, und zwar will ich zu diesem Zwecke zunächst das 27. Capitel wählen, die Komödie. Hier hält sich O. Müller fast nur an die Aeußerlichkeit des attischen Lustspiels; der Zusammenhang der Komödie mit dem Dionysosfeste, die ersten rohen Anfänge derselben, das Scenische, das Costüm der Schauspieler, der komische Chor und dessen Einrichtung, das Metrische und der Styl der Komödie, Alles dieses wird, wenn auch nicht gerade vollständig, doch in übersichtlicher summarischer Zusammenstellung besprochen, die dem Zwecke des ganzen Buches vollkommen entspricht, mag man auch im Einzelnen von den Ansichten, welche O. Müller über jene Puncte ausgesprochen hat, abweichen; aber über das Verhältniß der Komödie zur Tragödie, wie überhaupt über den substantiellen Inhalt der Komödie erfährt man gar nichts, oder doch Ungenügendes. Denn als eine ungnügende Auffassung muß man es doch wohl bezeichnen, wenn O. Müller Th. II. S. 192 das Gemeine und Verkehrte schlechthin als den Mittelpunct des Komischen bezeichnet, und dann weiter, weil das Schlechte und Verkehrte nicht erfunden werde, sondern mit der bedingten und beschränkten Existenz des Menschengeschlechtes zusammenhänge, die Welt der wirklichen Erscheinungen als das Object der Komödie bezeichnet. „Am wirklich Heiligen,“ sagt O. Müller auf S. 193, „Erhabnen, Schönen haftet kein Witz; der Gegenstand des Witzes wird in gewissem Sinne immer durch ihn schlecht gemacht.“

(Schluß folgt.)

Cancan eines deutschen Edelmannes. Leipzig 1842. F. A. Brockhaus.

Solche Bücher, wie das vorliegende, sollten wohl eigentlich nicht mehr geschrieben werden; sie sind, hoffen wir, ein Anachronismus, der vielleicht bei Einzelnen noch ein flüchtiges Interesse erregen, vielleicht Einzelnen noch eine Minute ausfüllen wird, die ohne dieses Buch gar völlig inhaltlos gewesen wäre; aber die größre Menge, der eigentliche Kern unsres Volkes, hoffen wir, ist zu gesund, ist zu sehr bereits erfüllt von der ernsten und großen Aufgabe unsrer Zeit, als daß dieser schwache und verdünnte Aufguß der bekannten Pücklerschen Narkotika bei ihm noch wirken könnte. Zwar der Verfasser selbst, wenn wir ihn fragen dürften, würde diese Verwandtschaft mit dem kleinen Todten vermuthlich in Abrede stellen; er würde sich auf die vielen sentimentalen Stellen seines Buchs, auf den Jean-Paulisirenden Schwung, der ihn mitunter zu erfassen scheint, auf die vielen Appellationen an das „Herz“ des Lesers, die häufige Erwähnung von „Seele und Gemüth“ berufen. Und doch können wir dieses Urtheil nicht zurücknehmen. Denn was dies Buch, diese Olla Potrida von Anspielungen, Anekdoten, Reflexionen, Sentiments über Alles und noch Etwas, zusammenhält und gewissermaßen erst zum Buche macht, was ihm seine eigenthümliche Färbung, seine charakteristische Haltung verleiht und, was abgerechnet, dies Buch nur eine sehr gewöhnliche Sammlung bunter Bruchstücke sein würde — dieser eigentliche Lebensathem des „Cancan“ ist doch nichts Andres, als lediglich jene capricirte Pücklersche Vornehmheit, jenes leichtfertige Tändeln mit den höchsten und ernsthaftesten Dingen, jener geflissentliche haut-goût der Fäulniß, jenes penetrant aristokratische Arom, durch das der Verstorbne einige Zeit lang die abgestumpften Nerven des Publicums kitzeln konnte und über dessen eigentlichen Werth jetzt, nach kaum zehn Jahren, wohl kein Mensch von gesundem Gefühl mehr in Irrthum oder Zweifel ist. Der Verfasser glaubt auch an keine ernste Arbeit des Geistes, an keine Frucht der Weltgeschichte, keine Philosophie, keine unfehlbare göttlich nothwendige Wahrheit; auch für ihn ist das laisser aller, die Welt, wie sie steht und liegt, die sogenannte goldne Mittelstraße, nicht zu hoch und nicht zu tief, nicht zu kalt und nicht zu warm, nicht zu ernst und nicht zu frech, die Luft, in der er athmet, das Element, in dem er sich wohl befindet. „Mir,“ sagt der Verfasser in der Vorrede, „ist das Reich der Wissenschaften nur erschienen wie eine weite, schöne Landschaft mit majestätischen imposanten Felsenwänden und walddunklen Gründen, mit blühenden Auen, Gärten und Silberströmen, und nur von fern hab' ich all die herrlichen Wunder angestaunt. Aber aufwärts geklettert bin ich niemals zu den glänzenden Gletschern, noch hinabgestiegen zu den dämmrigen Schluchten, denn ich habe immer gehört, daß man oben dem Himmel nicht näher sei, und selbst in den tiefsten Schachten der Erde den Schlüssel zu den ewigen Räthseln der Welt nicht finde.“ Wem fiele hiebei nicht der alte goldne Spruch ein: „Verachte nur Vernunft und Wissenschaft“ u. s. w.? Aber was der Verfasser selbst hier von seinem Verhältniß zur Wissenschaft und den „ewigen Räthseln der Welt“ bekennt, das bestätigt sein Buch auch in Hinsicht auf alle übrigen Fragen, die einem andern ehrlichen Manne das Blut zum Herzen treiben und die nur ein — Schnatterer in Glacéhandschuhen, links und rechts, vornehm behandelt. Es ist wahr, dieser „deutsche Edelmann“ ist liberal, er ist auch sentimental, vor Allem er ist trivial. Aber wenn dies Letztere nicht hat ganz

weggebeizt werden können von dem Teufelsdreck der Vornehmheit, mit dem er sein Buch zu parfümiren gesucht hat, und wenn seine liberalen und sentimentalen Excurse mehr wie der Nachtmützenzipfel des guten Vetter Michel, als wie die Freiheitscocarde eines Bürger-Edelmann aussehen, so liegt das nicht an dem üblen Willen, nur an dem Ungeschick des Autors. Er hat sich redlich Mühe gegeben, sein Buch pikant zu machen; er scheint gefühlt zu haben, daß dies vornehmthuerische Geklätsch, diese nichtsnutzigen Hin- und Wiederreden des Grafen X. und des Baron W., diese blassen Portraits blasser Personnagen, dieses gedruckte Theegeschwätz einer sich langweilenden Noblesse, an und für sich ungenießbar ist und hat demgemäß, nach dem Pücklerschen Recept, die Zuthaten nicht gespart, welche die so abgestandne Brühe etwa schmackhaft machen könnten. Hiebei aber stand diesem Autor weder das high-life der londoner Societät, noch die chronique scandaleuse der pariser Crême zu Gebote, er war in der schlimmen Lage, sich durch keine Trümmer Carthago's, keine Circassierinnen, keine Vollblutpferde und keine Kaschmirshawls interessant machen zu können, vielmehr ist er im Grunde doch nur eine ganz gewöhnliche deutsche Haut und die parfümirten Klatschgesellschaften von Dresden, Prag und der Oberlausitz schließen seinen Horizont ab. Weil er also wenig Interessantes erlebt hat, weil die Cayenne der Anekdoten nicht frisch, als ein selbst Erlebtes, auf seinem Acker wächst, müssen er und seine Leser mit dem getrockneten Pfeffer vorlieb nehmen, den eine wüste Belesenheit in tausend Anspielungen auf allerhand fremdartige Sitten, Gebräuche und Ereignisse ihm darreicht. Möglich, daß dies Genre auch seine Liebhaber findet; uns hat es nicht behagen wollen, wenn bei jeder einfachsten Sache uns alle Augenblicke ein Wie begegnet: wie in Otaheiti, wie in England, wie der Sultan u. s. w. Ein Braten, der erst mit so viel fremden Gewürznägelchen gespickt werden muß, kann an sich weder frisch noch saftig sein. Natürlich fehlt denn bei dieser Zurichtung auch jenes Gewürz nicht, welches das eigentliche Specificum des Verstorbnen ist: die candirte Zote. In diesem Punct zeigt sich der Verf. in einem Widerspruch, der, wennschon er selbst in der Vorrede häufiger Widersprüche sich anklagt, dennoch zu craß ist, als daß nicht der Verdacht aufsteigen sollte, dieser Widerspruch sei kein ganz unbewußter. In der Vorrede nämlich nimmt er die sittliche Reinheit, die Lauterkeit ausdrücklich für sich und sein Buch in Anspruch. Er schreibt den Schriftstellern sehr zierlich vor, sie sollten es machen, wie der Hermelin, der sich eher fangen lasse, als daß er, durch einen Sumpf watend, sein weißes Fell beschmuze. Daher habe er es auch so eingerichtet, daß jede Jungfrau, ja deren Gouvernante ihn lesen könne. Wir sind nun keineswegs gesonnen, die Kunst mit dem Feigenblättchen der Scham zu verstümmeln; wir setzen die nackten Statuen des Alterthums auch nicht unsern Jungfrauen in das Zimmer, und was daher sie oder ihre Gouvernanten über diesen Punct urtheilen, ist gleichgiltig, da die Schönheit ihr eignes Gesetz ist und Kinder und Gouvernanten nicht immer das Publicum sind, für das man schreibt. Wir sind Alle weit entfernt, der Kunst, wo sie das Nackte nicht bloß zeigt, wo sie es belebt und schwellen und duften läßt, aus dieser Nacktheit einen Vorwurf zu machen, vorausgesetzt nämlich, daß es wirklich die Kunst, daß es der freie und ursprüngliche Trieb einer schönen Sinnlichkeit ist, was die letzten Hüllen entfernt. Ob aber dies bei den Nacktheiten dieses Buchs Statt findet, die zum Theil gar nicht Nacktheiten, nur Plattheiten sind, wie z. B. die läppische Nachtstuhlsgeschichte, dies möge der Leser, der Lust und Zeit hat, selbst entscheiden. Wir wollen nur die Eine Stelle, Seite 230 f., anführen, in der die von uns behauptete Wahlverwandtschaft zwischen diesem Autor und dem Fürsten Pückler ganz überraschend deutlich wird. Nachdem er lange darüber debattirt hat, ob und warum zweideutige Stellen unvermeidlich und ob und warum sie Männern minder schädlich sind, als Mädchen, beschließt er, diesen „Gordischen Knoten von Inconvenienz" dadurch zu durchhauen, daß „ich am Anfang und Ende jener Phrasen, die überschlagen werden sollen, kleine Sterne wie Straßenlaternen aufstelle, damit jede Leserin ihren graziösen Sprung genau berechnen kann und nicht mitten hineinplumpt. Wo man also dieser gutgemeinten Warnungstafeln ansichtig wird, muß sämmtlichen Phantasien der Radschuh eingehängt werden, und alle Comtessen unter dreißig Jahren, nebst jenen Damen, die noch scheinen wollen, was sie waren, müssen schleunigst die Flucht ergreifen, widrigenfalls ich für nichts stehe." Da haben wir denn den ganzen Herrn Pückler mit seinen griechischen Lettern, seinen umgekehrten Zeilen und dem übrigen Zotenapparat. Aber das ist keine Nacktheit der Unschuld mehr, keine Rarität der Kunst, keine Schönheit der Sinnlichkeit, die nackt aus dem Meere steigt, wie Aphrodite: das ist ein gemeines Dirnchen, das sich im Hemd hinter die Thüre stellt und das Hemdchen zupft und schreit: Ei seht, da steckt was unter dem Hemd! —

Der Schluß des Buchs, zugleich der einzige Effect, den es enthält, überhebt uns jedes weitern Zusatzes; es schließt damit, daß ein Magnetiseur, der ein hysterisches Fräulein mit Streichen und Betasten in Behandlung hat, einmal, bei einem neuen und heftigen Krankheitsanfall der Dame, sich vom Teufel blenden läßt: „Die Zofe war hinuntergegangen; ich stand allein vor dem Bett, auf dem die reizende Gestalt vor mir lag. Diese üppig schönen Formen; — alles Blut drängte sich mir siedend zum Herzen, alle Sinne tobten aufgeregt und mir war, als deutete der Satan auf das arme Wesen. — Sie schrie leise auf. — Der Wind schlug wie zürnend an die Fenster; ich fuhr empor; — eine Todesblässe hatte sich über ihr Antlitz ergossen, ihr Körper war erstarrt, als wäre sie erst als Leiche mein geworden" .... Vor dieser Schandgeschichte, die dem tollsten neufranzösischen Melodrama Ehre machte, stehen nun übrigens die bewußten „Straßenlaternen" nicht; der Verf., der den „Hermelinmantel der Unschuld" so sauber zu tragen weiß, muß also wohl finden, daß dies eine Geschichte für „Jungfrauen und Gouvernanten" ist.

Wir haben nichts mehr über das Buch zu sagen. Es werden sich ohne Frage Leute finden, die dies Buch sehr wohl goutiren, ja es wird nicht an Stimmen fehlen, die es laut anpreisen und als eine Zierde unsrer Litteratur, als ein „ebenbürtiges" Buch auf die Toilettentische unsrer Vornehmen werden zu spielen suchen. Und was der vornehme Pöbel vorgemacht, wird vermuthlich der gemeine Pöbel nachzumachen suchen. Mögen sie doch! die Geschichte kann den einen und den andern entbehren. Bücher, wie der Cancan, werden rascher gelesen und vergessen, als geschrieben und gedruckt. Und bekanntlich schreibt und druckt man jetzt sehr schnell. Wir aber können nicht umhin, zum Schluß noch eine Vermuthung auszusprechen, die aber allerdings nichts als eine Vermuthung ist, die sich aus dem Buche selbst uns aufgedrungen: nämlich dieser „deutsche Edelmann" ist gar kein Edelmann, diese Glacéhandschuhe sind ihm keine angewohnte Tracht, dieses faulige Parfüm ist nur gestohlen, dieser Aristokrat ist im Grunde nur ein guter bürgerlicher deutscher Scribent, der die vornehme Mode einmal mitmachen will. Dies vermuthen wir; aber es ist wahr, wir können irren; denn so gut es deutsche Bürgerliche giebt, die faden Edelleuten nachäffen, warum soll nicht auch ein „deutscher Edelmann" den haut-goût eines renommirten Fürsten nachahmen? .u.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 69. 23. März. 1842.

Müller „Karl Ottfried Müller's Geschichte der griechischen Litteratur bis auf das Zeitalter Alexander's."

(Schluß.)

Wie verträgt sich nun aber mit dieser Begriffsbestimmung des Komischen die Komödie des Siculers Epicharmus, die Ottfried Müller als eine Schöpfung des dorischen Stammes sowohl in seiner Geschichte griechischer Städte und Stämme, als auch in vorliegendem Werke so hoch stellt, und fast geneigt ist, der attischen Komödie vorzuziehen? denn die Lustspiele des Epicharmus sind ja mindestens zur Hälfte mythologischen Inhalts, und das kann man doch nicht als das schlechthin Verkehrte und Gemeine betrachten; denn daß O. Müller auf S. 264 dies Alles als eine mythische Form bezeichnet, ist wohl nur ein schiefer und falsch gewählter Ausdruck, wenn man auch zugeben mag, daß das Mythologische oft nur der Allegorie zur Grundlage dient. Oder wenn Kratinus den Perikles auf das Heftigste mit aller Gewalt seiner Komik verfolgt, oder Aristophanes den Sokrates zum Gegenstand des Witzes macht, ist alsdann das Object der Komödie das schlechthin Gemeine und Niedrige? Und wie kann denn überhaupt das an und für sich Nichtige und Verwerfliche Gegenstand der Dichtung werden, die doch nothwendig einen wahrhaft substantiellen Gehalt verlangt?

Freilich ist es die hergebrachte Ansicht, die Komödie greife das absolut Unsittliche und Gemeine an, und man ist nun überall da, wo eine Erscheinung, die sonst als edel und erhaben anerkannt wird, Object der komischen Dichtung wird, bemüht, dies als Ausnahme von der Regel darzustellen, den Dichter wegen solcher Verhöhnung des wahrhaft Guten und Würdigen bald zu tadeln, indem man ihm persönliche Beweggründe unterschiebt, bald zu entschuldigen wegen solcher Verkennung des Hohen und sittlich Guten: wo dagegen der Spott der Komödie an eine Persönlichkeit sich haftet, die auch sonst nicht eben makellos dasteht, da ist man gleich geneigt zu erklären, der Dichter sei hier in vollem Rechte, und man hält die komische Phantasmagorie des Poeten für das getreue Spiegelbild der Wirklichkeit. Demnach stände es freilich schlimm um einen Dichter, wie Aristophanes, der dann ebenso oft das Rechte in seinem Spotte verfehlt als getroffen hätte. Aber wie läßt sich dies voraussetzen bei einem Aristophanes, der ein so klares und deutliches Bewußtsein seines Berufes in sich trug, der sich über seine Intentionen und die wahre Würde der Komödiendichtung so oft und entschieden ausspricht? So, um unter vielen nur ein Beispiel herauszugreifen, in der Parabase der Wespen V. 1025, wo er ausdrücklich sich gegen den Verdacht verwahrt, als wenn er persönliche Rücksichten verfolge, oder fremden Einflüstrungen Gehör gebe, oder überhaupt das Gemeine und Gewöhnliche zum Gegenstand seiner Komödien wähle:

> Ja kam ein Verliebter
> Mit der Bitte zu ihm, sein Liebchen, das jetzt ihm verhaßt sei, hier zu blamiren,
> So ward, er versichert es, nie ihm genügt, da er weiß, was sich schickt und gebühret,
> Um die Muse, die ihm, der er sich geweiht, als Kupplerin nicht zu mißbrauchen,
> Auch sagt er, seitdem er zu spielen begann, ging nie sein Hohn an die Leute,
> Er legte vielmehr voll Heraklesmuth furchtlos an die Mächtigsten Hand an.

wo freilich Freund Droysen, dem die richtigere Auffassung des Aristophanes soviel zu danken hat, im letzten Verse richtiger an das Höchste hätte übersetzen sollen; denn der Dichter sagt, er komodire nicht Menschen gewöhnlichen Schlages, gemeine Erscheinungen, sondern τὰ μέγιστα, das Größte und Bedeutendste. Da werden wir denn doch wohl einen andern Maßstab anlegen müssen und nicht nach dem ersten flüchtigen Eindruck urtheilen dürfen. Wie der Dichter auf der einen Seite sich nicht scheut, Männer von anerkanntem Werthe, wie Sokrates, anzugreifen, und wir durch solche rücksichtslose Verspottung nicht im Mindesten in unsrer Achtung und Verehrung des Edeln gestört werden, so werden wir gewiß zugestehen müssen, daß auf der andern Seite auch solchen Erscheinungen, die wir gewohnt sind ganz einseitig nach der Schilderung der Komödiendichtung zu beurtheilen, ein tiefrer Gehalt zu Grunde liegen müsse, ohne welchen sie überhaupt nimmermehr Gegenstand der Verspottung hätten werden können. So werden wir denn den gewaltigen Agitator Kleon, den man gewöhnlich als einen gemeinen Volksverführer betrachtet, in seiner Berechtigung anerkennen müssen, und selbst Männer, wie der Lampenfabricant Hyperbolus oder Kleophon, der λυροποιός und Andre, die freilich der vornehme Historiker Thucydides mit Stillschweigen übergeht oder mit einem verächtlichen τὶς abfertigt, werden auch über die Komödie hinaus Bedeutung gewinnen. Wir werden vielmehr, insbesondre was die ältre attische Komödie betrifft, deutlich erkennen, daß das schlechthin Gemeine und Nichtige als solches nie Gegenstand des ächten Spottes geworden ist, sondern vielmehr nur eine solche Erscheinung, die einen wahrhaft substantiellen Gehalt hat, insofern sie als eine beschränkte sich zeigt und den Widerspruch in sich trägt. So kann denn selbst das Höchste und Edelste sich dem Spotte der Komik nicht entziehen: denn es ist ja ein Endliches, hat seine Schranken und muß den Tribut der Menschlichkeit zahlen. Dabei wird die ächte Größe nicht im Mindesten in ihrer Würde gekränkt oder beeinträchtigt, denn eben weil

sie wahren Gehalt in sich trägt, braucht sie den Angriff der Komödie nicht zu scheuen, geht vielmehr, indem sie an ihre Beschränktheit und Endlichkeit erinnert wird, und diese anerkennt, geläutert wie aus einem Reinigungsprocesse hervor. Und so konnten es selbst die religiöse Vorstellung und Mythenwelt ertragen, Gegenstand der Komödie zu werden, da ja auch hier Endliches mit Unendlichem, Heiliges mit Profanem gemischt ist. Auch war das attische Volk weit entfernt von jener spießbürgerlichen Beschränktheit, die keinen Spott vertragen kann, es war gebildet und liberal gnug, um sich von den Dichtern seine eigne Beschränktheit und Verkehrtheit vorhalten zu lassen und mit lachender Miene sein eignes Zerrbild anzuschauen. Das eben Gesagte gilt natürlich nur von den Meistern des griechischen Lustspiels, also vorzugsweise von der ältern attischen Komödiendichtung: denn wer wollte behaupten, daß überall der Spott der attischen Komödie nur das wahrhaft Berechtigte und Ideelle zum Gegenstand seiner Verfolgung gemacht habe, oder daß die Komik stets das gehörige Maß beachte, nie in das Frivole und Verwerfliche ausarte: vielmehr finden wir schon neben jenen Heroen der komischen Dichtung, wie es sich von selbst versteht, untergeordnete Geister, die, weil sie dem wahrhaft Großen nicht gewachsen sind, einen Kampf mit dem Nichtigen, absolut Verkehrten eingehen, und in spätrer Zeit, wo allmälig der Verfall der Litteratur sichtbar wird, artet die Komik auch in das Frivole aus. Das darf man nicht verschweigen, sondern muß es vielmehr offen und ehrlich eingestehen, da der alten classischen Litteratur nichts so sehr geschadet hat, als die unbedingte Verehrung; bequemer ist es freilich, Alles ohne Unterschied panegyristisch zu erheben, als auf das Wesen der Sache einzugehen und sie vorurtheilsfrei zu prüfen.

Wie nun O. Müller diese Frage durchaus unbefriedigend beantwortet hat, so sind andre, die dahin einschlagen, ganz übergangen worden, wie die Sinnlichkeit der attischen Komödie, die ja in den Dichtungen des Aristophanes so bedeutend hervortritt, der Witz und Humor, mit denen jene Lustspiele so reich ausgestattet sind. Ebenso vermißt man bei O. Müller durchaus eine Erklärung der innren Gründe und Ursachen, die mit zwingender Gewalt eine so eigenthümliche und einflußreiche Erscheinung, wie die ältre attische Komödie im Zeitalter des Perikles ins Leben riefen, und später, obwohl unter veränderten Zeitverhältnissen und in veränderter Gestalt doch dieselbe bis an das Ende der griechischen Volksthümlichkeit und Selbständigkeit hielten und trugen, so daß die Komödie als die letzte Blüthe des hellenischen Geistes erscheint und den Schlußstein bildet in dem großartigen Gebäude der griechischen Litteratur.

Bei Weitem gelungner ist der folgende Abschnitt, das achtundzwanzigste Capitel, wo O. Müller Aristophanes und seine Komödien behandelt: wie überhaupt überall, wo Müller auf ein concretes Gebiet sich einläßt, die Auffassung dem Zwecke des Buches vollkommen entspricht; und so befriedigt denn auch im Ganzen die Schildrung der einzelnen Aristophanischen Komödien: nur hätte Müller auch hier einen Schritt weiter gehen können und in der poetischen Thätigkeit des Aristophanes selbst gewisse Abschnitte unterscheiden sollen. Ich wenigstens habe geglaubt, drei Perioden bezeichnen zu müssen, wie ich dies angedeutet habe in meiner Ausgabe der Fragmente des Aristophanes auf S. 7: „Atque quemadmodum antiquae Atticae comoediae tria sunt genera discreta inter se ac diversa, ita licet etiam in principe poeta easdem vicissitudines animadvertere: tribus igitur spatiis Aristophanis poesin describere volumus, quorum primum fabulas complectitur, quos juvenis composuit usque ad Olymp. LXXXIX. 1., h. e. usque ad illud tempus, quo priores Nubes docuit: alterum licet deducere inde ab illo anno usque ad Olymp. XCIII. 3., quo anno Ranas docuit: tertium usque ad poetae senis mortem.“ Natürlich läßt sich die geistige Entwicklung und Ausbildung eines so reichen Genius, wie Aristophanes war, nicht haarscharf nach Jahren und Monaten abgrenzen: und es kann gar nicht fehlen, daß Manches, was der einen oder der andern Periode eigenthümlich angehört, über jene Grenzen hinausgeht: aber es kam hier nur darauf an, diejenigen Dramen näher zu bestimmen, die offenbar einen Abschnitt und Epoche im Leben des Dichters machen, und als solche sind die Wolken der ersten Ausgabe und die Frösche zu betrachten. Denn während Aristophanes in den frühsten Stücken, die dem Jugendalter des Dichters angehören, sich fast ausschließlich dem politischen Leben zuwendet, und die Gebrechen und Mängel desselben mit einer Bitterkeit rügt, welche sichtlich an den strengen und herben Charakter der ältern Komödie zu Kratinus' Zeit erinnert, finden wir von den Wolken an eine ungleich ausgebildetere und freiere Weltanschauung, die eben deßhalb, weil der Dichter hier völlig mit sich im Reinen ist und die Herrschaft über den Stoff errungen hat, von dem genialsten Muthwillen und Humor überströmt, wie ich dies auch am angeführten Orte näher bestimmt habe: „Inde enim ab hoc tempore Aristophanes, etiamsi publicas res nequaquam a se segregaverit, latissime et liberrime exspatiatur omnemque omnino rerum et humanarum et divinarum copiam complectitur — severitas autem illa atque austeritas, quae in prioribus comoediis eminet, temperata est hilaritate et facetiis lepidissimis — sed poeta, quamvis in perpetua quadam quasi festivitate versari videatur, tamen in ipsa commissatione seriam saepe exserit faciem, omninoque Aristophanes confirmata jam aetate fere eandem rationem, quam Eupolis, est persecutus.“ Den Culminationspunct bilden die Vögel, offenbar das vollendetste Drama des Aristophanes, wo in der geistvollsten Phantasmagorie das Ideale und Reale völlig in einander aufgehen: von da an läßt sich eine Abnahme der poetischen Kraft nicht verkennen, und die trostlosen Zeitverhältnisse wirken sichtbar auf Geist und Gemüth des Dichters ein; wie denn in der Lysistrata und den Thesmophoriazusen, wo dem Dichter der Mund verschlossen ist, das Wühlen in gemeiner Sinnlichkeit das Mangelhafte des poetischen Gehaltes ersetzen soll. Aber noch einmal gegen Ende des peloponnesischen Krieges, wo die Demokratie wieder hergestellt und dem Dichter das freie Wort vergönnt ist, leuchtet auch das großartige Talent des Aristophanes wieder auf in den Fröschen: von da an abwärts tritt offenbar eine neue Periode in der poetischen Ausbildung des Aristophanes ein, eine Periode, in der die Abnahme der productiven Kraft des Dichters Hand in Hand geht mit dem Verfall Athens, dessen Macht durch den peloponnesischen Krieg gebrochen ist: so bewegt sich denn hier der Dichter in einem immer engern Kreise, wiederholt die vielfach gebrauchten Ideen und Motive, flüchtet sich, da freie, rücksichtslose Wahrheit nicht gestattet ist, zur Alle-

gorie, und selbst die Sprache wird einförmiger und kunstloser, so daß wir hier schon ganz und gar auf das Gebiet der mittlern Komödie gelangen: und Dramen, wie der Plutus in der zweiten Ausgabe, sind ganz geeignet, um den Charakter dieser Dichtungsart zu vergegenwärtigen, der freilich ungleich schwerer zu bestimmen ist, als der der beiden andern Gattungen. Denn für die ältre attische Komödie sind die uns erhaltnen Stücke des Aristophanes und die zahlreichen Ueberreste der andern Dichter ausreichend, um uns ein klares Bild zu entwerfen. Von der neuern Komödie ist uns zwar kein Stück vollständig erhalten, allein bei der großen Einfachheit dieser Komödien bieten schon die Fragmente des Alexander, Philemon, Diphilus u. A. genauen Aufschluß dar, und die im Ganzen nach griechischen Mustern gebildeten Lustspiele des Plautus und Terenz dienen zur Vervollständigung. Ganz anders verhält es sich mit der mittlern Komödie, deren Eigenthümlichkeit weit schwieriger zu erfassen ist, weßhalb denn auch gerade über diese Gattung viele irrige Ansichten verbreitet sind: auch Müller's Schildrung der mittlern Komödie Th. II. S. 267 ff. vermag nicht, uns zu einer klaren Anschauung zu verhelfen: wie gewöhnlich hat auch hier Müller mit scharfem Blick und auf sinnige Weise einzelne Züge zusammengestellt, aber dieselben zu vereinigen und in prägnanter Weise das eigentliche Wesen der Sache zusammenzufassen gelingt ihm nicht; so kann es unmöglich befriedigen, wenn Müller S. 267 unter Anderm sagt: „Es fehlte auch diesen Schauspielen nicht ganz an der Würze persönlicher Satire, aber diese traf nicht mehr die Mächtigen, die Führer des Volkes, und wenn sie sie traf, doch nicht wegen ihres politischen Charakters und ihrer vom Volk gebilligten Maßregeln: dagegen cultivirte die mittlere Komödie ein eignes beschränktes Feld, das Feld litterarischer Parteiungen und Rivalitäten." Die ältre attische Komödie hat durchweg einen politischen Charakter, denn die Zeit selbst war ja durchaus von politischem Interesse erfüllt, und die attische Komödie ist immer das getreuste Spiegelbild des Lebens selbst, führt uns die wunderbar schnell wechselnden Phasen der Zeit vor und läßt uns alle, auch die leisesten Schwingungen derselben empfinden. Wie aber nach dem peloponnesischen Kriege die politische Bedeutung Athens mehr und mehr sinkt und das Interesse am Staatsleben schwindet, dagegen die Bildung, welche Gemeingut Aller geworden ist, und als deren Mittelpunct Athen gilt, das bewegende Element der Zeit wird, und durch sie Athen einen nicht minder bedeutenden Einfluß auf ganz Griechenland ausübt, wie früher durch seine politische Macht, so nimmt auch die Komödie einen wesentlich verschiednen Charakter an, indem sie es nicht mehr mit dem politischen, sondern mit dem socialen Leben, nicht mit dem Staate, sondern mit der modernen Cultur zu thun hat: und dieser unendlich reiche Stoff bildet den Inhalt der mittlern Komödie, während die neuere, welche einer Zeit angehört, wo das Individuum fast ausschließlich auf das Privatleben hingewiesen war, sich in den beschränkten Kreis der Vorgänge des häuslichen Lebens zurückzieht, so daß wir auch hier, wie überall in der Geschichte der griechischen Litteratur, einen völlig abgeschloßnen und organischen Bildungsproceß verfolgen können.

So eben kommt mir eine Abhandlung von Hrn. Fleischer in Cleve zu (De Odofredi Mülleri historiae et antiquitatis tractandae ratione disputatio. Emmerich 1839), die es sich gleichfalls zur Aufgabe gemacht hat, Müller's Ansicht über die griechische Volksthümlichkeit, wie sie namentlich in den Doriern ausgesprochen ist, zu prüfen. Je seltner solche Gelegenheitsschriften den engern Kreis, für den sie eigentlich bestimmt sind, überschreiten, desto angemeßner scheint es, noch zum Schluß auf diese unbefangne und vorurtheilsfreie Untersuchung aufmerksam zu machen. Wir Beide stimmen in Beziehung auf Sparta und den dorischen Stamm überhaupt gegen Müller fast durchaus überein; den Ansichten Hrn. Fleischer's über Athen kann ich zum Theil nicht beipflichten, jedoch ist im Wesentlichen wohl kein Unterschied zwischen unsern Urtheilen: die Jonier hat Hr. Fleischer ganz übergangen, weil er, wie Müller, den er bekämpft, zu sehr die politische Seite ins Auge gefaßt hat: ich glaube das Verdienst der Jonier um Kunst und Wissenschaft, was gewiß nicht geringer anzuschlagen ist, als politischer Einfluß, nach Gebühr hervorgehoben zu haben: auch wird nur auf diese Weise die ganz eigenthümliche Stellung Athens, das nach beiden Richtungen hin sich harmonisch ausbildet, sich erklären und begründen lassen. Theodor Bergk.

Eine litterarische Unterschlagung.

Der Licentiat der Theologie und Prediger an St. Elisabeth zu Berlin, Herr Otto von Gerlach, hat mit seinen Freunden im vorigen Jahre eine allerdings sehr zeitgemäße Sache, eine Auswahl von Dr. Luther's reformatorischen Schriften, die zuerst auf 8 Bände angekündigt, dann mit zehnen im Publicum erschienen ist, veranstaltet. Der Titel dieser Sammlung lautet:

Martin Luther's reformatorische Schriften. Vollständige Auswahl alles Wichtigen. Die Buchhändlerannonce von G. Eichler in Berlin preist diese Sammlung höchlich an mit den Worten:

„Die erste, mit dem zehnten Bändchen beendete Abtheilung dieses wichtigen Unternehmens bildet ein in sich abgeschloßnes Ganze und enthält, beginnend mit den 95 Sätzen gegen Tetzel, alle die denkwürdigen Schriften Luther's, durch welche vor 300 Jahren die große Reformation der Kirche und Trennung von Rom herbeigeführt und vollendet wurde. Dem Theologen sowohl als dem Historiker wird daher diese, von einem einsichtigen Herausgeber getroffne, nichts Wichtiges übergehende und durchgängig mit historischen Einleitungen und Bemerkungen versehene Auswahl willkommen sein. Sie bildet zugleich ein Supplement zu allen früheren rc. Handausgaben von Luther's ausgewählten Werken, welche sämmtlich bloß für einen ascetischen Zweck veranstaltet, von den hier mitgetheilten Schriften Luther's nichts enthalten."

Nach einer so bestimmt ausgesprochnen Versichrung, daß „alles Wichtige vollständig" in dieser Sammlung aufgenommen sei, in ihr auch der Historiker seine Befriedigung finden werde, muß einer dieser Historiker mit Erstaunen wahrnehmen, daß gerade eine der wichtigsten Schriften Luther's, eine Schrift, die namentlich jetzt wieder in Erinnrung zu bringen wäre, wo es sich in Preußen darum handelt, der Kirche eine neue zeitgemäße Verfassung zu geben, geflissentlich weggelassen ist, ich sage ausdrücklich geflissentlich, weil die Ausgabe die geflissentliche Versichrung an der Spitze trägt: „Vollständige Auswahl alles Wichtigen." — Es fehlt die Schrift an die Böhmen vom Jahre 1523, diese Hauptschrift, die in den jenaischen und altenburger Tomis schon aufgenommen ist, worin der Ursprung der geistlichen Gewalt, die im Volke, in den einzelnen Gemeinden ruht, so vortrefflich entwickelt wird, worin „der Trutz der Beschornen, der Priesterlarven, der stolzen und unsinnigen Heiligen", die es unternommen haben, wie Luther sich ausdrückt, „einen eignen Stand anzurichten, als der von Gott sei, und einen

Unterschied mitten in der Christenheit zwischen sich und den Laien zu machen, der größer sei, als zwischen Christen und Türken," seine vollste und umfassendste Abfertigung findet. Diese Schrift ist also heut zu Tage nicht mehr wichtig? Welche Blößen geben sich doch die Hierarchen! Es möge denn den berliner Theologen, Herrn von Gerlach, ein berliner Historiker, Professor Leopold Ranke, über die Wichtigkeit dieser Schrift belehren. Herr von Gerlach möge den zweiten Band der „Geschichte Deutschlands im Zeitalter der Reformation" zur Hand nehmen und sich mit dem, was hier S. 369 f. und 431 ff. steht, bekannt machen. Ranke entwickelt hier sehr schön, wie man es als einen Haupteingriff des Papstes betrachtet habe, des Papstes, der die Kirche in der babylonischen Gefangenschaft halte, daß man den Gemeinden die Freiheit, ihre Prediger aus ihrer Mitte zu wählen, entzogen habe. Um diese Freiheit den Gemeinden wieder zu geben, schrieb Luther die berühmte Schrift an die Böhmen: „Grund und Ursach aus der Schrift, daß eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu urtheilen, und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen." Ranke erzählt, wie Philipp der Großmüthige in Hessen nach dem speyerschen Reichstag von 1526, der den Reichsständen die Autonomie in Hinsicht der Religion versicherte, mit dem Franzosen Franz Lambert von Avignon, auf der Synode zu Homberg auf diese freie, republicanisch-demokratische Basis hin, die Kirchenverfassung neu zu begründen versucht habe, wie aber diese Grundsätze in Deutschland nicht zur Ausführung gekommen seien, diese Grundsätze, „auf die die französische, schottische und amerikanische Kirche späterhin gegründet worden sind, diese Grundsätze, von denen man wohl sagen kann, daß das Dasein, die Entwicklung von Nordamerika auf ihnen beruht, diese Grundsätze, die eine unermeßliche, eine welthistorische Wichtigkeit haben."

Das sechste Bändchen der Gerlachschen reformatorischen Schriften Luther's enthält getreulich die Schriften von 1523, als:

Die Vermahnung an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten.

Die Schrift von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei.

Von Ordnung eines Gemeinde-Kastens.

Die Schrift von Ordnung des Gottesdienstes,

aber nicht eine Sylbe von der wichtigen Schrift über die Rechte der Gemeinden. Denn man will nicht vorwärts, man will zurück manövriren — zu den Bischöfen und Mönchen.

Die alten Pietisten meinten es weit ehrlicher. Spener z. B. hat in der Schrift „vom geistlichen Priesterthum" ohne allen Rückhalt gerade aus dieser Schrift Luther's an die Böhmen über die Rechte der Gemeinden, „die ihnen von Gottes wegen zugehören," die meisten Citate, um darauf aufmerksam zu machen, daß, wie er in einem seiner Bedenken sagt: „eine sehr große Ursache des Verderbens der ganzen Christenheit hierinnen stecke, daß die beiden obern Stände entweder jeder allein alle geistliche Macht zu sich ziehen oder doch, wo es noch am besten hergehen soll, unter sich etlichermaßen austheilen, was einmal der ganzen Kirche ist; besorglich dürfte wenig oder kein Segen zu erwarten sein, solange wie solche ungerechte Unterdrücker fremder Rechte bleiben. — Ich sehe nicht ein, wir mögen es bemänteln, wie wir wollen, auf was Weise wir's verantworten können, daß wir den dritten Stand von allen denjenigen Rechten, so ihnen nach göttlicher Ordnung und Exempel der ersten Kirche gehören, ausgeschlossen haben."

Ein Historiker.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 70. **24. März.** **1842.**

Zur Charakteristik der heutigen Rechtswissenschaft.

Lehrbuch des gemeinen in Deutschland giltigen peinlichen Rechts von Anselm Ritter von Feuerbach. Mit vielen Anmerkungen und Zusatzparagraphen und mit einer vergleichenden Darstellung der Fortbildung des Strafrechts durch die neuern Gesetzgebungen herausgegeben von Dr. C. J. A. Mittermaier. Dreizehnte Originalausgabe. Gießen 1840.

Es sind jetzt vierzig Jahre, seit Feuerbach zuerst mit seinem Lehrbuch des gemeinen deutschen Criminalrechts auftrat. Wenig Werke mögen in der Geschichte des Criminalrechts von einer so ausgebreiteten und dauernden Wirksamkeit gewesen sein, wie das vorliegende, welches, die strengen und consequenten Theorien seines großen Verfassers in der Form enthaltend, wie sie das weitre Publicum fordert, die Grundlage des Lehrens wie des Gelernten jetzt vier Decennien hindurch bildete.

Wem die neueste Geschichte des Criminalrechts nicht ein fremdes Gebiet ist, dem wird nicht übertrieben erscheinen, wenn wir behaupten, daß Deutschland in Feuerbach einen seiner größten Juristen besessen hat. Man pflegt im Allgemeinen mit dem Lobe, Jemanden einen bedeutenden Juristen zu nennen, nicht sehr sparsam zu sein; selten dagegen ist es, die Thätigkeit solcher Männer und ihre Bedeutung für das Rechtsleben Deutschlands eben in den Verhältnissen, in welchen sie sich in ihrer ganzen Kraft entfaltet haben, gewürdigt zu sehen, und seltner noch, wenn sie und ihre Zeit uns so nahe liegen, wie Feuerbach. Es begnügen sich daher nur zu Viele mit dem allgemeinen Gefühl, daß dieser oder jener Name überhaupt einst der Träger eines lebendigen, bedeutungsreichen Lebens gewesen; zwar darf man alsdann nie fürchten, geradezu ungerecht gegen die großen Koryphäen der Wissenschaft zu werden, allein das wirklich ihnen Gebührende wird ihnen auf diesem Wege gleichfalls nicht gezollt. Der wahre Nachtheil erscheint aber darin, daß man durch den Mangel eines klaren Bewußtseins über den Standpunct und die Verhältnisse einer vergangnen Epoche sich zugleich nicht klar wird über das richtige Verhältniß, in welchem die einzelnen wissenschaftlichen Arbeiten früherer Zeit zu der Gegenwart stehen.

Hieran müssen wir erinnern, ehe wir das vorliegende Werk betrachten; und es ist nothwendig es festzuhalten; denn nur indem man nicht jenen breiten trüglichen Weg der Betrachtung unsrer wissenschaftlichen und gesetzlichen Entwicklung des Rechts einschlägt, ist es möglich, sich nicht zu widersprechen, indem man von einem Werke zugleich sagt, daß es ausgezeichnet und unbrauchbar sei.

Wir sind über den Anfang unsres Jahrhunderts hinaus, und nicht bloß der Jahreszahl nach, so weit, daß wir uns selbst erlauben dürfen, ein Urtheil über die Decennien zu haben, die doch so Viele noch unter die Jahre ihres eignen Lebens rechnen, und das ist kein Geringes. Ist dem so, so muß es eine eigenthümliche Erscheinung genannt werden, wenn uns noch gegenwärtig als Grundlage einer ganzen Wissenschaft ein Lehrbuch geboten wird, das seinem ganzen innern Leben nach in einer Zeit und für Verhältnisse entstanden ist, die wir mit Recht als der Geschichte angehörig betrachten. Denn es ist der Grundgedanke eines Lehrbuchs, den Höhepunct der ganzen Wissenschaft geben zu wollen, als Grundlage für die Erkenntniß des Praktikers und als Ausgangspunct für die Untersuchungen des reinen Theoretikers. Erscheint nun ein solches Werk von einem andern Herausgeber, so heißt das nichts Andres, als daß wir in dem Wissen des Rechts im Wesentlichen nicht fortgeschritten sind, daß man das, was in den letzten beiden Decennien für uns gewonnen ist, in Anmerkungen und Zusatzparagraphen zu umfassen, und mit demjenigen, was zu Feuerbach's Zeit ausgereicht, auch jetzt noch für unser geistiges Bedürfniß auszureichen im Stande sei. Wirft man einen Blick über den Fortschritt, den der Geist gerade in dieser Zeit gethan hat, so müßte man, wäre jenes wahr, entweder staunen über den Verfasser, der so hoch über seiner Gegenwart gestanden, daß auch wir noch in ihm den wahren Vertreter unsres Standpuncts anzuerkennen hätten, oder über die Rechtswissenschaft, die auch jetzt noch nicht aus dem Schlummer ganz erwacht ist, dessen Ruhe doch erst gestört ward durch jene Zeit und ihre mächtigen, wenn auch oft unbewußten Bewegungen, die in Feuerbach ihr Organ und ihren Culminationspunct erreichten.

Ist dem wirklich so? Wir glauben es nicht. Wir behaupten, daß Feuerbach für seine Zeit Unendliches geleistet, daß er unter den Gleichaltrigen der Erste gewesen; allein zugleich, daß wir nicht mehr im Stande sind, uns mit ihm zu begnügen, ja nicht mehr im Stande sein können, selbst wenn wir es wollten, und daß daher der Herausgeber durch seine, in der Bearbeitung selbst an den Tag gelegte Meinung, das Feuerbachsche Werk müsse dasselbe für uns sein, was es für eine andre Zeit gewesen, sowohl über den Geist der nächsten Vergangenheit als den der Gegenwart, und zwar wiederum sowohl in Beziehung auf das objective Recht — um einen Ausdruck zu gebrauchen, der nicht so sehr durch sich, als durch eine Art von Gebrauch in der Jurisprudenz seine bestimmte Bedeutung nun einmal erhalten hat, — als auf den Standpunct der Wissenschaft selber, nur einen durchaus zu bekämpfenden Irrthum dargelegt und aufs Neue unter

dem juristischen Publicum verbreitet hat, das nun einmal gewohnt ist, den wirklichen Standpunct der Zeit nach den Compendien, die in ihr erscheinen, zu beurtheilen. So gewiß es ist, daß wir nicht mehr dieselben sind, die zu Klein's und Kleinschrod's Zeiten über Feuerbach und seinen Muth, mit dem er diesen Heroen die Stirn bot, erstaunten, so gewiß ist es, daß es für eine wahrhaft zeitgemäße Wissenschaft des deutschen gemeinen peinlichen Rechts nicht mehr ausreichen kann, Feuerbach zum Grunde zu legen, und auf dem Fundament seiner Ansichten unser Rechtsbewußtsein zu erbauen. Es ist aber durchaus noth, unermüdlich darauf hinzuweisen; und das fordert vor Allem die Stellung eines solchen Lehrbuchs zum Rechtsleben Deutschlands überhaupt. Wer sich dieser und ihrer tiefen Bedeutung für den Fortschritt des lebendigen Geistes auf diesem Gebiete bewußt wird, dem kann es weder überflüssig noch ungerecht erscheinen, wenn wir mit doppelter Aufmerksamkeit uns den Lehrbüchern zuwenden und ihre Berechtigung untersuchen, das zu sein, wofür sie gelten möchten. Denn unter denjenigen, die sich der Verwirklichung des Rechts überhaupt widmen, sind es die sogenannten praktischen Juristen, die zugleich in der unmittelbarsten Verbindung mit dem Leben stehen, und doch sich der Wissenschaft, der tiefern geistigern Erforschung der bewegenden und setzenden Kräfte im Recht am wenigsten hingeben können. Bei ihnen hat daher die erste Gestaltung der Theorie die nachhaltigste Wirkung, durch sie den ausgebreitetsten Einfluß auf das Rechtsleben; und gerade jene Gestaltung ihres Rechtsbewußtseins wird geschaffen und gebildet durch die Lehrbücher. Hat daher die Wissenschaft eine schwierige, aber zugleich große Aufgabe in unserm Rechtsleben zu lösen, so ist dieses gewiß bei der Abfassung der Lehrbücher der Fall; sie entsprechen ihr erst alsdann, wenn sie nicht bloß ein treues und übersichtliches Bild des Bestehenden geben, sondern zugleich den Gedanken zwingen, jenes als die Erscheinung eines Höhern, als einen Entwicklungspunct in dem Gang der Geschichte der sich im Staate verwirklichenden Rechtsidee zu begreifen.

Wie nun auf diese Weise die Lehrbücher eine der Bedingungen des Fortschrittes bilden, so ist an ihnen auch am sichersten der Standpunct des Rechtsbewußtseins zu erkennen, und damit hat man mit denselben das Fundament der Geschichte der Rechtswissenschaft in Händen. Eben deßhalb aber muß es nun desto mehr auffallen, wenn uns noch gegenwärtig das Lehrbuch Feuerbach's als zeitgemäß dargeboten wird. — Daß es dieses einst gewesen, bestreitet Niemand weniger, wie wir; allein wir müssen es für einen eben so großen, als nachtheiligen Irrthum halten, wenn man dasselbe auch jetzt noch von ihm glauben wollte. Dieses nachzuweisen ist die Aufgabe des Folgenden. Das Gegenwärtige wird uns indeß durch die nächste Vergangenheit seine wahre Bedeutung erhalten; und wir werden, um die Fordrungen des jetzigen Decenniums richtig zu verstehen, den Standpunct der hinter uns liegenden, nächsten betrachten müssen.

Gehen wir daher zu dem Ende des vorigen Jahrhunderts und dem Anfange des gegenwärtigen zurück, um aus dem Bilde, das sich uns hier entwickelt, die Aufgabe zu erkennen, die Feuerbach sich in der Strafrechtswissenschaft setzen mußte, und um zu begreifen, ob sie auch gegenwärtig dieselbe ist, und ob mithin ein Werk, das jene löste, im Stande sein kann, uns zu gnügen. Denn daß es dieses sei, ist die Behauptung des Herausgebers, die durch die neue Herausgabe selbst ausgesprochen ist.

Eine so kurze Charakteristik, wie die, welche hier geboten werden kann, muß sich auf die Grundzüge der damaligen wie der gegenwärtigen Zustände beschränken. Danach zeigt sich uns für die nächstvergangne Epoche unsres Rechtslebens eine doppelte Seite desselben, die jede für sich eine Betrachtung erfordern, wie sie den Inhalt der Doctrin bilden. Wir können sie bezeichnen als den Zustand des geltenden Rechts, und die Gestaltung des Rechtsbewußtseins, die wiederum ihre Einheit finden in der in Lehrbüchern und Vorträgen erscheinenden Rechtswissenschaft.

Betrachten wir nun den Zustand des geltenden Rechts für sich, so ergeben sich sogleich zwei Seiten desselben, nicht aus dem Begriffe der Gattung, sondern aus den innern Verhältnissen des Staatskörpers, der den Namen und die Bedeutung — oder die Unbedeutsamkeit, wenn man will, — des deutschen Kaiserreiches trug. Auf der einen Seite steht das Reich und sein ihm eigenthümliches Gesetz, die Carolina, die, wie sie selbständig in der Theorie hingestellt ist, auch für sich zu betrachten ist; auf der andern Seite aber stehen die geltenden Rechte der einzelnen Staaten. Das Bild der Totalität des deutschen Rechtszustandes, wie es auf dem obigen Begriff des Reichsrechts beruht, kann daher nur ausgefüllt werden durch die Darstellung des Verhältnisses des Reichsrechts zu den Landesrechten. Von diesen beiden Seiten ist mithin das Folgende aufzufassen.

Noch bestand in jener Zeit, von der wir reden, das deutsche Reich, mit ihm seine durch es gesetzte und zugleich giltige Gesetzgebung, die Carolina. Zwar war sie fast dreihundert Jahre alt, zu alt, um auch nur in allen Hauptmomenten gelten zu können; dennoch galt das, was damals das Gesetz der Praxis war, nur indem man sie und ihre Vorschriften zum Grunde legte. Es gab daher wirklich ein Gemeines Recht, ein geltendes Recht, das mehrern selbständigen Staaten dadurch gemein war, daß ein sie alle umfassender — der gemeine deutsche — Staat es anerkannt hatte: der Verf. eines Lehrbuchs mußte daher diesen Begriff an die Spitze stellen. Damit war aber für seine Anschauung des Inhalts der Carolina in Beziehung auf die einzelnen Staaten zugleich die nothwendige Consequenz gegeben, denselben als Gesetz, und mithin als absolut geltend anzusehen.

Nun aber ist es unmöglich, daß in einem Volke, das nicht geistig todt ist wie die Chinesen, in drei Jahrhunderten dieselbe Anschauung über das Wesen des Verbrechens überhaupt, so wie über die einzelnen Verbrechen und die Strafen unverändert sich erhalten sollte. Das geltende Recht ist aber seinem Wesen nach nur die Erscheinung des Volksbewußtseins über das Recht. Dieses war (bei den Fachjuristen schon vor Beccaria durch Böhmer) allmälig von dem Glauben losgerissen, daß die Carolina ihrem Inhalte nach das wirkliche Recht enthalte; Beccaria erschütterte ihn offen und vollendete in dem öffentlichen Bewußtsein die Ueberzeugung, daß man mit Recht die Carolina nicht als das eigentlich Geltende anzusehen habe, sondern daß es die Aufgabe des Rechtslebens sein müsse, ein dem würdigen Begriff der freien, menschlichen Persönlichkeit entsprechendes Strafrecht zu finden. Ein Jeder kennt ihn und weiß, was er gewollt und

was er gewirkt hat; sein Einfluß war nothwendig durch seinen klaren Blick und die herzliche Sprache, die auch den einfachsten Praktiker überwältigen mußte; aber wahrhaft rechtsgeschichtlich ward er für uns durch den bei jedem Schritt die Barbarei früherer Zeit verrathenden Inhalt der Carolina in Deutschland. Obgleich er sie weder speciell anführt, noch auch wohl besonders im Auge hatte, so trafen doch seine Gründe, wie seine Vorwürfe und sein Spott dies alte Gesetzbuch Schritt vor Schritt mit so viel Ernst und innrer Wahrheit, daß es dem deutschen Leser schien, als hätte er nur für ihn und seinen Zustand geschrieben, und nichts bestimmter gemißbilligt, als eben die Carolina. Die Folge war eine Revolution der Praxis gegen ihre Obrigkeit, das Gemeine Gesetz; man griff nach allen Seiten über dasselbe hinaus und tröstete sich leicht mit dem Bewußtsein, daß man nicht unrechtlicher in der Verwirklichung des Geltenden handeln könne, als wenn man eben das geltende Gesetz befolge. Wie im Anfang die Carolina mißgeachtet ward in der einseitigen Verehrung des vergangnen Rechts, der römischen Gesetzgebung, so ward sie jetzt zurückgesetzt vor dem künftigen Gesetz, einem der Zeit entsprechenden, das doch die Zeit selbst hervorzubringen nicht vermochte. — Auf diese Weise entstand ein höchst schwankender Zustand des Strafrechts in Deutschland; und schon begann derselbe noch durch ein zweites Moment untergraben zu werden, das seinem Wesen nach schon oben von uns bezeichnet ist, das Verhältniß nämlich der einzelnen Landesgesetze in Deutschland zum eigentlichen Gemeinen Recht. Vom Beginne des deutschen Kaiserreichs geht Ein Zug durch unsre ganze Geschichte, der in seiner Bedeutung für die rechtsgeschichtliche Entwicklung noch nirgends seine gehörige Würdigung gefunden hat. Deutschland ist, als Reich, ein fortlaufender Widerspruch in sich; es enthält eine Menge von einzelnen Staaten, die ganz für sich bestehen und selbständig durch eigne Regierungen verwaltet und vertreten werden. Man kann nicht sagen, daß den eigentlichen größern Theilen des Reichs irgend etwas mehr, als der Name, an ihrer Souveränetät gemangelt habe. Dennoch machte sich das Reich gegen die Fürsten und Staaten, die es umschloß, geltend; es erklärte seine Gesetzgebungen, und so auch die Carolina für bindend, mußte jedoch hinzufügen, daß dem bestehenden Recht der Theile des Kaiserreichs nicht durch dieselbe derogirt werde. Dies hatte nun zur Folge, daß Niemand sich für absolut gebunden hielt durch die Langesgesetzgebung — denn über derselben stand die Gesetzgebung des Reiches; noch auch eigentlich durch diese — denn sie konnte und wollte jene nicht aufheben. Dieses ist der Grundcharakter der Zustände des geltenden Strafrechts, der besonders im vorigen Jahrhundert zur Erscheinung kam. Denn halten wir jetzt jene beiden Momente zusammen, so haben sie in Beziehung auf das Geltende Eine Wirkung. Aus dem unabweisbaren Bewußtsein, daß der Inhalt des bestehenden Gesetzes gegen alle Gefühle und Ueberzeugungen der Zeit anstieß, ohne daß man wiederum sich durch ein Gesetz berechtigt halten durfte, jenes für aufgehoben zu halten, mußte eine Nichtachtung des gesetzlichen Rechts überhaupt entspringen; der Lehrer zauderte keinen Augenblick, z. B. die Tortur, die unverhältnißmäßig schweren Strafen der Carolina u. s. w. schon als bloß geschichtlich darzustellen; der Praktiker nicht, das neuere, wissenschaftliche Recht als geltend anzuwenden. Auf gleiche Weise ward der Jurist durch das Verhältniß von Reichs- und Particularrecht in seinen Begriffen von dem Wesen und der Bedeutung eines Gesetzes überhaupt schwankend gemacht; wir wollen nicht einmal berühren, daß die Criminalisten neben jenen auch noch des römischen, kanonischen, ja des Mosaischen Rechts sich bedienten, um ihr System zu vollenden, allein das ist klar, daß man zu der im Grunde wunderlichen Ansicht kam, das Gesetz nur als eine Quelle des Rechts anzusehen und sich daher so viel daraus herauszunehmen, als passend erscheinen mochte. So kam es denn, daß das subjective Dafürhalten der Rechtslehrer die Stelle einnahm in dem Rechtsleben jener Zeit, die nur dem Gesetze gebührt; nicht die Carolina oder die C. J. Civ. und Can. war der Coder, dem die Praris folgte, sondern die Lehrbücher und Werke der Criminalisten und ihre Vorträge vom Katheder. — Es ist hier nicht der Ort, den außerordentlich wichtigen und heilsamen Einfluß zu beleuchten, den ein solches Verfahren nothwendig haben mußte; allein auf der andern Seite ist es klar, daß es im Widerspruch mit dem Wesen des anerkannten Gesetzes steht, und daß die Folge desselben ein unbestimmtes Schwanken in der Auffassung und Anwendung des geltenden Rechts sein mußte, da nicht bloß für den Lehrer, sondern auch für den Richter seine subjective Meinung eigentlich der Maßstab war, mit dem er das objective Recht festzustellen suchte.

Diesen Zustand, auf seine Spitze getrieben, fand Feuerbach vor. Zwar war derselbe noch ferner bedingt durch das Verhältniß der Philosophie zum Recht, von dem sogleich die Rede sein wird; allein auch schon aus den angegebnen Momenten läßt sich das Bild desselben leicht vollenden. Feuerbach nun tritt der ganzen Tendenz seiner Zeit auf das Entschiedenste entgegen; er macht mit dem ganzen Gewicht seiner lebendigen Beredtsamkeit, und zugleich mit dem des Begriffes Einen Gedanken gegen diese Lehrmethode geltend — den, daß es das Wesen eines Gesetzes sei, über der subjectiven Meinung zu stehen, und den Willen des Einzelnen zu bestimmen ohne Rücksicht auf sein Besserwissen. Damit war er mit der ganzen Behandlungsweise seiner Zeit in Opposition getreten; denn er mußte nun consequent die Carolina und ihren Inhalt als das wirklich geltende Gemeine deutsche Strafrecht anerkennen, und die Fordrung aufstellen, daß die Theorie sich streng an den Inhalt derselben zu binden habe, ohne Rücksicht darauf, ob die Strafen in einem zeitgemäßen Verhältniß zu den Verbrechen ständen oder nicht, ja sogar, daß man unbedenklich in den Urtheilen nach dem Inhalt der Carolina und der römischen Gesetzesstellen Recht zu sprechen habe. Dieses thut er, consequent, und mit dem größten Bewußtsein; man kann sich weder kürzer, noch klarer im Allgemeinen über seinen Standpunct ausdrücken, als er es in dem besondern Falle der bekannten l. 5. ad l. J. Maj. selber thut: „Was ein Gesetz sagt, das hat der Gesetzgeber zu verantworten, der Richter zu befolgen, der Begnadiger zu mildern" (§. 138). Wer einen Blick auf die damalige Theorie und die auf sie gebaute Praris werfen mag, der wird leicht erkennen, in welchem scharfen Contrast eine solche Ansicht mit der ganzen Behandlungsweise der damaligen Zeit stand, wo jeder Einzelne, sich über das vorliegende Gesetz stellend, in seinem Arbitrium die Thätigkeit des Gesetzgebers, des Richters und des Begnadigers zugleich zu vereinen suchte; und um so fühlbarer mußte dieser Gegensatz werden, als man seine Ansicht nicht etwa auch nur als ein

bloßes Dafürhalten, sondern als einen, auf den Begriff des Gesetzes selbst gebauten, und damit unumstößlichen Satz anerkennen mußte. — Auf diesen Satz nun ist Feuerbach's Lehrbuch in seinem Verhältniß zum geltenden Recht gegründet; er will den Inhalt desjenigen geben, was er als das Gemeine Gesetz anerkennen muß; er geht daher unbedingt aus von der Carolina und dem C. J. und kommt auf sie zurück, nicht bloß in dem System der Verbrechen, sondern auch in dem der Strafen. Sein durchgeführter Grundgedanke ist der: Der Inhalt jener Bücher ist das wirkliche Recht; alles Andre ist Ausnahme neben ihm; und nach jenem Recht hat der Richter allein zu erkennen. —

Indem nun aber eben das Gesetz, dessen durchgreifende Geltung er an die Spitze der Praxis gestellt wissen wollte, im entschiedensten Widerspruche mit der Zeit selbst stand, für die es ihm gelten sollte, so war er gezwungen, weiter zu gehen. Denn ohne sich auf das Gröbste zu täuschen, konnte er sich nicht läugnen, daß eine wirkliche Anwendung der Carolina vollkommen unmöglich sei; ihre Strafen sind für eine Zeit berechnet, in der der Begriff des Einzelnen neben dem Wohl des Staats noch nicht zu seiner wahren Geltung gekommen ist; seine Zeit forderte ein Andres, und es ist vergeblich, den Volkswillen durch Gesetze zwingen zu wollen — nirgends vergeblicher, als im Criminal- und Privatrecht. Er mußte daher den Zustand seiner eignen Gegenwart als einen Uebergangspunct erkennen, und auf der einen Seite ein Mittel suchen, den unvermeidlichen Uebeln solcher Perioden zuvorzukommen, auf der andern des Zieles sich bewußt sein, dem seine Gegenwart zustrebte. Das erste fand er in der Begnadigung; von diesem Gesichtspunct erst erhält diese Lehre ihre wahre Bedeutung; sie soll ihm nicht, wie für unsre Zeit den einzelnen Fall der Strenge des Gesetzes gegenüber mit seinem Recht vermitteln, sondern das ganze geltende Recht mit den Anfordrungen der Zeit an die bestehende Gesetzgebung. Das zweite aber, das Ziel, dem der Anfang dieses Jahrhunderts entgegeneilte, lag ihm klar vor, und ein Blick auf die Zustände des Reiches zeigt uns, daß ein besonnener und denkender Mann kein andres vor Augen haben konnte. Das Reichsgesetz hätte nur durch das Reich aufgehoben und ein geltendes Gemeines Recht nur durch eine Reichsgesetzgebung aufgestellt werden können. Das Reich bestand zwar noch, aber es war weniger als ein Name, denn man achtete auch dieses Namens nicht mehr. Es wäre Thorheit gewesen, vom Reich eine Gesetzgebung oder gar durch das Reich die Geltung derselben zu erwarten. Was blieb übrig, wenn man mit Feuerbach eine Gesetzgebung des Strafrechts in Deutschland und damit die Herrschaft richterlicher Willkür und Unbestimmtheit aufgehoben wünschte? Schon ehe Feuerbach sein Lehrbuch schrieb, hatte er das Ziel, das jetzt noch als das allein erreichbare dastand, fest im Auge, und wie richtig er seine Gegenwart und damit zugleich ihre nächste Zukunft beurtheilte, das bezeugt der heutige Zustand des Strafrechts in Deutschland. „Hoffen wir," sagt er in seiner Kritik des Kleinschrodschen Entwurfes (Vorrede S. IX), „hoffen wir keine gemeine strafrechtliche Gesetzgebung. Diese ist ein frommer Wunsch und muß es bleiben. Auf die einzelnen Staaten in Deutschland sehen jetzt die Freunde des Bessern mit ihrer Hoffnung. Nur das Gute, was diese sich schaffen, wird in Deutschland werden, nur das Böse, dem sie mit eigner Kraft entgegenwirken, das wird vergehen." So schrieb er 1796; sein Wort ist genau in Erfüllung gegangen, aber als sein Lehrbuch erschien, war eben jene Hoffnung auch in Beziehung auf die einzelnen Staaten nur noch ein frommer Wunsch, und er mußte seinem ganzen System den Inhalt der Carolina unbedingt zum Grunde legen, ohne Rücksicht auf das Entsprechend- oder Nichtentsprechendsein der Strafen; denn es gab noch ein Gemeines Recht, da es noch ein Reich gab, und die Länder des Reichs sich auch in Beziehung auf das Strafrecht nicht zur Selbständigkeit erhoben. Er konnte daher mit Recht sagen: dies und jenes ist geltendes Recht, eben weil es in der Carolina steht, denn sie ist das gemeine Gesetz. Sein Lehrbuch war daher in der That ein Lehrbuch des gemeinen deutschen Strafrechts, denn es enthielt das System desjenigen, was wirklich als geltend anerkannt ward.

Dieses ist der Standpunct, auf welchem das Lehrbuch Feuerbach's in Beziehung auf die Carolina, oder das Reichsrecht für sich betrachtet, aufgefaßt und geschrieben ist. Feuerbach hatte daher, als er die erste Auflage (1801) herausgab, das Bedürfniß und die Stellung seiner Gegenwart richtig erfaßt. Allein mit dem Angegebnen ist die Stellung des Feuerbachschen Lehrbuches zu seiner Zeit nicht nach jeder Seite hin erfüllt. Denn er lebte in einer Uebergangsperiode und wirkte für eine Zeit, in welcher sich nicht bloß rechtliche, sondern auch staatliche Verhältnisse aus einem veralteten und nicht länger haltbaren Zustande herausrissen und eine neue Epoche begründeten. Dieses zeigt sich nun sogleich in seinen entscheidenden Folgen auch für das geltende Recht, als denjenigen Theil des Staatslebens, in welchem die Erschüttrungen der alten, innerlich morschen Zustände einen zwar weniger auffallenden, aber desto gewissern und nachhaltigern Erfolg hinterlassen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 71. 25. März. 1842.

Zur Charakteristik der heutigen Rechtswissenschaft.

(Fortsetzung.)

Wir haben schon oben bemerkt, daß der Begriff eines Gemeinen deutschen Rechts im Anfang unsres Jahrhunderts auf dem Gedanken des deutschen Reichs beruhte. So lange dieses bestand, lag jenem Begriff die Anschauung zum Grunde, daß das Gemeine Recht durch den Gemeinen Staat gelte, mithin ein Gemeines Gesetz sei in derselben Weise, wie den verschiednen Provinzen eines Reiches, neben ihrer Verschiedenheit, doch Ein Gesetz gemeinsam sein kann. In dieser Auffassung des Begriffes „Gemeines Recht" liegt nun, obwohl es eigentlich nie deutlich gnug ausgesprochen ist, das zum Grunde, daß die Geltung des Gemeinen Rechts vermittelt sei für die einzelnen deutschen Staaten durch den Gemeinen Staat, das Reich. Hier handelte es sich daher in jenem Ausdruck nur um das Moment, wodurch der Inhalt des Gemeinen Rechts zum Gesetz erhoben war. Nun aber ward das deutsche Reich aufgehoben; und es mußte zuerst die Frage entstehen, inwiefern — in welchem Sinne man jetzt noch jenen Ausdruck gebrauchen könne. Denn nach dem Jahre 1806 galt in jedem Staate Deutschlands der Inhalt des Gemeinen Rechts nicht mehr durch das deutsche Reich, sondern durch den besondern gesetzgebenden Willen jedes einzelnen, jetzt souveränen Staates. Es bedarf hier keiner staatsrechtlichen Erörtrung, um klar zu machen, daß, wenn das Gemeine Recht in Giltigkeit blieb, dieses eben nur dadurch geschehen konnte, daß in dem Augenblick der erlangten Souveränetät der einzelne Staat es für sich als giltig, mithin als sein besondres Recht anerkannte, stillschweigend oder ausdrücklich. Der Gedanke daher, den man früher mit dem Ausdruck des Gemeinen Rechts bezeichnet hatte, war aufgehoben, und das Gemeine Recht war von jetzt an nur dadurch noch ein Gemeines deutsches Recht, daß man seinen Inhalt von den einzelnen deutschen Staaten bestätigt, und in ihnen geltend sah. Es war daher aus einem Gemeinen Recht ein bloß noch gemeinsames Recht geworden. Dieses erkennt auch Feuerbach an, obgleich er sich etwas unklar darüber ausdrückt. Er sagt (Lhrb. §. 3): „das gemeine peinliche Recht Deutschlands hat mit Auflösung der Reichsverfassung den Charakter juridischer Allgemeingiltigkeit verloren, und gilt daher seiner Form nach, als gemeines Recht, nicht mehr. Dagegen besteht es seinem Inhalt nach, als particuläres Landesrecht, noch fort." Was er hier mit dem Wort „Form" bezeichnen will, hätte er bestimmter ausdrücken müssen; es ist aus dem Obigen klar, daß es die Geltung durch das Reich bedeutet; allein Feuerbach selbst scheint sich nicht klar, denn er redet von particulären Landesrechten, die man doch nicht annehmen kann, wo eine Menge souveräner Staaten selbständig nebeneinander bestehen.

Das Wichtigere ist indessen hiebei, daß nun auch das Verhältniß der Lehre des Gemeinen Rechts eine andre Stellung zu den einzelnen Rechten einzunehmen beginnen mußte. Bis jetzt konnte dieselbe wesentlich gleichgiltig bleiben gegen jedes abweichende und selbständige Landesgesetz; denn ein solches war stets nur eine Ausnahme von dem, über allen stehenden Gemeinen; und dieses ist seinem Wesen nach, gegen die Ausnahmen, wirklich indifferent; der Inhalt der Lehre des Gemeinen Rechts ward daher bestimmt durch den Begriff der Reichsgesetzgebung. Jetzt aber trat ein andres Moment ein; man war gezwungen, wenn man von einem gegenwärtigen Gemeinen Recht sprach, sich durch das Moment der Uebereinstimmung des Inhalts des geltenden Strafrechts in den einzelnen Staaten bestimmen zu lassen in Beziehung auf das, was in die Lehre des, dem deutschen Volke gemeinsamen Rechtes hineingehört. Dieser wesentlich für den ganzen Rechtszustand, und besonders für den Standpunct der Lehrbücher und Vorträge entscheidende Satz ist aber nie in seiner wahren Bedeutung von irgend einem Criminalisten theoretisch im Allgemeinen hervorgehoben, oder im Besondren durchgeführt; und wir müssen gestehen, daß auch Feuerbach jene Fragen nicht in sich selber aufgelöst hat. Es geht dies aus seinem Lehrbuche hervor, das ebensowohl, wie alle bisherigen und folgenden, als das ihren Umfang bestimmende Moment durchaus den Begriff des alten, gemeinen Reichsrechts beibehalten hat, und damit denn auch jetzt noch, wie es früher allerdings vertheidigt werden konnte, gegen den Begriff der gemeinsamen Geltung vollkommen gleichgiltig geblieben ist. Obwohl dieses uns ein großer Vorwurf scheinen möchte, so ist jenes Verhältniß doch so innig mit dem Gange der Rechtsentwicklung verwebt, daß es uns vielleicht mehr auffallen würde, wenn man sich dessen bewußt geworden wäre, als wir es mißbilligen müssen, daß man es übersehen hat. Denn im Anfange dieser neuen Bildungsepoche war eben jenes Gemeine Recht, der jetzige Inhalt der Lehre des Gemeinen deutschen Strafrechts, wirklich zugleich auch das, allen einzelnen deutschen Staaten gemeinsame Strafrecht; noch hatte keiner — Oesterreich etwa ausgenommen — ein selbständiges Strafrecht. Zugleich war in das ganze Rechtsbewußtsein jener Zeit für die Lehrer wie für die Lernenden, den Theoretiker wie den Praktiker der Begriff des Gemeinen Rechts als des Rechts des deutschen Staats ein vollkommen eingebürgerter, und juristisch gleichsam angeborner; man hätte mit ihm fast seine ganze Vergangenheit aufgeben müssen, und das war um so weniger zu erwarten,

als der deutsche Staat, das Reich, bei seinem Verschwinden weder eine unmittelbare Erschüttrung in den politischen, noch in den rechtlichen Zuständen hinterließ. Will man noch einen, und einen vielleicht sehr mächtigen, wenn auch nur wenig zur Erscheinung gelangenden Grund anführen, der die deutsche Welt bewog, sich in den einzelnen Staaten nicht sogleich von dem Bewußtsein eines höhern, volklichen Bandes loszutrennen, so mag dieser wohl nicht ohne Recht in dem Bedürfniß einer deutschen Einheit gesucht werden, das ebenso sehr erwachen mußte bei der traurigen Schattengestalt, die jene vertreten sollte, als bei den gewaltigen Ereignissen, die auch den letzten Schein des alten Reichs vernichteten.

Auf diese Weise war es möglich, daß man die durchgreifende Umgestaltung, die durch die Aufhebung des deutschen Reichs der Begriff des Gemeinen deutschen Rechts erfahren hatte, entweder ganz übersah, oder doch in ihrer tiefern Bedeutung nicht würdigte. Allmälig aber traten nun die einzelnen Staaten, in geschloßner Reihenfolge, nach einander auf, und begannen, nachdem sie die von dem Erobrer erhaltne Souveränetät gegen ihn erprobt hatten, auch in Beziehung auf ihr eignes Recht selbständig zu werden. Es erschienen die Gesetzgebungen des Strafrechts, gegenwärtig bekanntlich fast für alle Theile Deutschlands; und eben so bekannt ist es, daß alle diese Gesetzgebungen nichts weniger sind als Fortbildungen des Standpunctes der Carolina, sondern daß sie im Gegentheil vollkommen selbständig dastehen, und daß sogar die Kunst der Gesetzgebung selbst in Deutschland seit dem ersten bairischen Coder ihre Geschichte hat, die zum Theil nur der Veröffentlichung der Documente (wie bei dem bairischen Coder) entgegensieht. Zwar ging das langsam von Statten; man wagte sich anfänglich, besonders nachdem eben Feuerbach selbst, auch hier Bahn brechend, der großen und zugleich neuen Aufgabe zum Opfer gefallen war, nur mit der größten Vorsicht auf das so wenig betretne Gebiet; allein was die Bedächtigkeit verzögerte, das sicherte sie zugleich, wo es einmal errungen war. Bekanntlich folgten dem bairischen Gesetzbuch von 1813 Oldenburg (1814), mehrere Schweizercantone, und nach 1820 auch die Gesetzgebungen von Sachsen-Weimar (1822), Würtemberg (1823), Hannover (1825) u. A.; indessen gab man damals noch keine Gesetze, sondern begnügte sich, Entwürfe zu publiciren; das dritte Decennium unsers Jahrhunderts legte den Grund zu dem, was das jetzt zurückgelegte vierte vollendet hat. So lange es nun noch wenige selbständige Gesetzgebungen gab, galt noch das alte Gemeine Recht, und Lehrbücher, wie das vorliegende, enthielten daher wirklich die geltende Grundlage der Praxis, oder hatten die Berechtigung, Abweichungen für Ausnahmen von der allgemeinen Regel des Gemeinen Rechts auszugeben. Dieses ist nun bei genauerer Betrachtung der Standpunct, den alle Lehrbücher des Strafrechts in Beziehung auf das wirklich geltende Recht in Deutschland eingenommen haben bis auf die Gegenwart. Sie meinen, in ihrem Inhalt das eigentliche Gemeine Recht zu geben, indem sie auf die Carolina und das C. J. fußen. Es läßt sich von jenem Gesichtspunct erklären und vertheidigen, wie noch bei dem Beginne der dreißiger Jahre selbst Feuerbach seinen alten Begriff des Gemeinen Rechts ganz in derselben Weise festhält und durchführt, wie er ihn nach Aufhebung des deutschen Reichs aufgestellt hat; man muß von ihm behaupten, was Jeden trifft, der in und für eine Uebergangsperiode wirkt, daß er zugleich Recht, zugleich Unrecht hat, je nachdem man von dem einen oder andern Standpunct seine Auffassung beurtheilen will.

Nun aber, nach zwanzigjähriger Arbeit, ist so ziemlich vollendet, was begonnen ist. Wir haben für alle bedeutendern Staaten Deutschlands wirklich selbständige Gesetzgebungen; die wenigen, denen eine solche noch mangelt, werden ohne Zweifel bald nachfolgen — wie z. B. in Holstein gegenwärtig ein Entwurf ausgearbeitet wird. Damit ist denn nun die Aufgabe einer Lehre des Gemeinen deutschen Rechts entschieden festgestellt in Beziehung auf das geltende Recht; sie hat für sich das, allen Staaten Deutschlands gemeinsame Recht zum Grunde zu legen. Es kann gegen diesen Satz kein vernünftiger Zweifel mehr erhoben werden; selbst die Momente, die ehemals verhinderten, daß seine wahre Bedeutung uns zum Bewußtsein gebracht wurde, und ihn in den Hintergrund drängten, sind verschwunden. Die Epoche Feuerbach's liegt in Beziehung auf das geltende Recht entschieden hinter uns; wir haben eine neue begonnen, und es ist unsre Aufgabe, sie zu begreifen, und dem Rechtsleben zum Bewußtsein zu bringen, was auf keinem Wege allgemeiner und durchgreifender geschehen kann, als durch das Betreten einer neuen Bahn in der Doctrin des Gemeinen Strafrechts. Es fragt sich gegenwärtig: was ist das wirkliche Gemeine deutsche Strafrecht? — und es ist schon hier klar, daß man diese Frage nicht mehr durch Hinstellung des Inhalts der Carolina beantworten kann.

Wir wollen uns hier nicht über die übrigen Compendien, die der Lehre des Gemeinen Rechts zum Grunde gelegt werden, verbreiten. Betrachten wir aber das vorliegende Werk, so sehen wir darin noch immer den Grundgedanken der Zeit Feuerbach's an die Spitze gestellt, und durch die Herausgabe seines Lehrbuchs als den der ganzen heutigen Doctrin anerkannt, daß das ehemalige Gemeine deutsche Strafrecht auch gegenwärtig das Gemeinsame deutsche Recht sei, von dem nur die einzelnen Gesetzgebungen der deutschen Staaten abweichen, indessen nicht bedeutender, als daß man sie in Zusatzparagraphen und Anmerkungen hinreichend berücksichtigen könne. Wir reden hier bis jetzt bloß von dem geltenden Recht. Feuerbach erklärt den Inhalt der Carolina für geltend, will ihn angewandt wissen, ob er auch dem Rechtsgefühle noch so entschieden widerspreche, und zeigt als ein fernes, schönes, und mit kräftiger Anstrengung erreichbares Ziel den Zustand, den wir heute als unsern gegenwärtigen begrüßen — er weiß, daß derselbe seiner Zeit widersprechen, und sie aufheben würde, wenn er eintritt; er ist nun eingetreten, und wir sehen ein Lehrbuch, das eben geschrieben ward, um die absolute Nothwendigkeit einer Gesetzgebung durch die einzelnen Staaten zu bewirken, jetzt, nachdem sie geschehen, mit Zusatzparagraphen und vielen Anmerkungen in den Stand gesetzt, nach des Herausgebers Meinung, auch uns gegenwärtig als Grundlage unsrer theoretischen Bildung zu dienen. Ist dieses wissenschaftlich möglich? Man wird eingestehen, daß es in sich den entschiedensten Widerspruch enthält, und nur geschehen konnte, indem der Herausgeber den Geist der Vergangenheit in seiner Bedeutung für die Entwicklung des Rechts in Deutschland gänzlich unbeachtet ließ, und daher nicht sich zum Bewußtsein gebracht hat, was das Bedürfniß der Gegenwart ist.

Bleiben wir hier bei der praktischen Beziehung, dem Verhältniß der Lehre jenes Gemeinen Rechts zum heutigen Zustande des Geltenden stehen, und betrachten wir die Stellung, die dieselbe im Allgemeinen wie im Besondern zu dem Rechtsbewußtsein der praktischen Juristen einnimmt, derjenigen, die doch das geltende daseiende Recht ihrer Gegenwart im Leben verwirklichen sollen. Das Criminalrecht wird auf allen Universitäten nur unter dem Titel des Gemeinen Rechts gelehrt; dieses ist sich allenthalben gleich, jeder Vortrag enthält, so gut wie alle gangbaren Lehrbücher, wesentlich dasselbe. Es giebt noch keine Lehrstühle des besondern, particulären Strafrechts. Das geltende Recht seines Landes mag ein Jeder aus den heimathlichen Gesetzen lernen. Wir wollen dies noch im Allgemeinen nicht tadeln. Allein jene Lehrbücher und Vorträge enthalten wirklich nur das alte Gemeine Recht, und die Stellung, die denselben auf diese Weise gegeben wird, zwingt nun den Studirenden, überhaupt die Meinung zum Grunde zu legen, daß jenes eigentlich die Grundlage des heutigen Rechtszustandes bildet; es zwingt ihn dazu erstlich, indem man es oft geradezu sagt, ohne dem Lernenden den Unterschied von Geschichte und Gegenwart zum Bewußtsein zu bringen; dann die trügliche Erfahrung, daß diejenigen, die berufen sind, ihn in das heutige Rechtsleben einzuführen, ihre ganze Zeit und Kraft auf jenes Gemeine Recht verwenden; ferner das Bewußtsein, daß er in den Vorträgen über das Criminalrecht das heutige Criminalrecht erfahren werde; endlich die Nöthigung, der kein Studirender entgehen kann, fast alle Zeit und Kraft, die er für das Studium des Criminalrechts auf der Universität zu erübrigen im Stande ist, eben auf das Kennenlernen der Carolina und des auf sie gebauten Systemes zu verwenden. Er glaubt daher, und muß glauben, daß er mit dem Erlernten die Quintessenz des heutigen Rechtszustandes sich angeeignet habe; und gerade dies ist es ja auch, was ihm in der Doctrin des Gemeinen Strafrechts versprochen wird; denn nur dadurch ist es möglich, ohne auf ein wesentlich fremdes Gebiet zu kommen, andre als einheimische Universitäten zu besuchen; ja überhaupt noch von einer Gemeinsamkeit der deutschen Rechte zu reden.

Nun erkennt ein Jeder an, daß zwar das Gemeine Recht nicht eigentlich mehr Landesrecht sei; allein man will doch von ihm eine unmittelbare Beziehung auf die Praxis, und diese kann denn nun in nichts Anderm bestehen, als daß man, indem man aus dem Gemeinen Recht den Geist der gegenwärtigen geltenden Rechte überhaupt sich zum Bewußtsein bringt, jetzt im Stande ist, aus ihm heraus das Bestehende zu begreifen, und die Lücken, die jede Gesetzgebung hat, durch ein lebendiges Eingehen in den Gedanken, der sie geschaffen, auszufüllen; denn erst dann steht das Rechtsstudium über dem bloßen Handwerk, wenn der Jurist nicht bloß kennt, was das Gesetz sagt, sondern auch erkennt, warum es dies gesagt. Und nun müssen wir fragen, ob eben dieses, die Hauptaufgabe, das innere Wesen der Lehre des Gemeinen Rechts selbst, von einem Werke erfüllt werden kann, das aus wohlüberdachten Gründen für eine von der Gegenwart so sehr verschiedne Zeit mit der entschiedensten Ueberzeugung die Carolina als Grundlage und Ausgangspunct des geltenden, anzuwendenden Rechts aufstellt? Es ist dies ganz unmöglich; einem jeden denkenden Juristen muß der innere Widerspruch dieses ganzen Unternehmens auf das Klarste einleuchten. Ein Jeder weiß, auf welche Weise man die theoretischen Werke bei der Verwirklichung des geltenden Rechts benutzt und benutzen muß; so lange das Gesetz klar und entschieden spricht, und der Fall dem Gesetzgeber als ein bestimmter zum Bewußtsein gekommen ist, so lange bleibt man eben bei dem Gesetze stehen, und so lange ist es noch verhältnißmäßig gleichgiltig, was die Theorie sagt, denn von den Worten des Gesetzes weicht man so leicht nicht ab. Allein wenn nun die Fälle auftreten, wo der Rechtsanwalt und der Richter auf sich, auf ihr eignes Rechtsbewußtsein angewiesen sind, wo sie Gesetzgeber sein und den Staat selbst als sein lebendiges und wahres Organ vertreten müssen, da wenden sie sich, und mit Recht, zur Theorie, das heißt zu den Lehrbüchern und criminalistischen Werken. Und was ist es, was sie hier zu erwarten haben? Was ist es, wodurch Feuerbach insbesondre sich so entschieden auszeichnete, und was als der höchste Ruhm des Rechtslehrers angesehen wird? Die Carolina und das römische Recht zu erforschen, das ist das Ziel, dem die größten und meisten Kräfte leider auch gegenwärtig zueilen, ohne nach dem innern Verhältniß ihrer Bestrebungen zum heutigen Recht zu fragen; sie wollen, daß man in der Gesetzgebung der frühern Jahrhunderte bis auf den Grund das Recht und seinen Standpunct erkenne, daß man von den römischen Leges, der Bambergensis, der Carolina, ihren Strafen, ihren — wenn man das Wort hier gebrauchen darf — Begriffen, eine klare und feste Anschauung habe — und damit wird dann der angehende Jurist sich und seinem Schicksal überlassen. Ist es möglich, daß jene Doctrin des Gemeinen Rechts auf diese Weise das für uns sei, was sie sein soll? Ist dieses, abgesehen von dem Standpuncte des Rechtsbewußtseins, auch nur für das geltende Recht möglich? Es kann auf keine Weise behauptet werden; man klagt von allen Seite über die immer entschiedner hervortretende Trennung von Theorie und Praxis. — aber warum greift die Theorie nicht in ihren eignen Zustand einmal hinein? Sie kann ja der Praxis nicht das sein, was sie sein sollte, denn was diese fordern muß von ihr, gerade das bietet sie nicht. Ist es nicht wunderbar, wenn man in einem Compendium aus der Mitte des 19. Jahrhunderts liest, und zwar als Gemeines deutsches Recht: die Strafe des dritten Diebstahls ist der Tod, die Strafe des gefährlichen Diebstahls ist der Tod, die Strafe der Münzfälschung ist der Tod, die Strafe der Sodomie ist der Tod u. s. w. — selbst abgesehen davon, daß auch noch in dieser Aufzählung die entschiedensten Inconsequenzen auf jedem Schritte begangen werden — denn wenn man einmal die Strafen der Carolina, Tod bei jedem etwas schweren Verbrechen, Rad, Ersäufen, Verbrennen, lebendig Pfählen u. s. w. aufführen will, was setzt man denn nicht auch den bekannten Art. 198 mit den Strafschärfungen hinzu: Ohren abschneiden, Zungen abschneiden, mit glühenden Zangen zwicken u. s. w. — und auf der andern Seite, da die Carolina das Zuchthaus nicht kennt, wie darf man denn im Grunde diese Hauptstrafe des deutschen Strafrechts in einem System ohne Bedenken gebrauchen, das, auf die Carolina gebaut, sie wenigstens da nicht aufnehmen durfte, wenn man einmal consequent sein wollte, wo doch schon die Carolina ganz bestimmte Strafen enthält? — Doch ist es außerhalb der Grenzen unsrer Aufgabe, uns auf dieses näher einzulassen — bedarf es aber noch einer

fernern Entwicklung, um das durchaus Widersprechende in der Stellung der auf das Feuerbachsche Lehrbuch auch noch gegenwärtig fußenden Theorie darzustellen? In der That, wer hier unbefangen und unparteiisch urtheilen will, der muß anerkennen, daß wir uns einem solchen Werke allein schon seines Verhältnisses zum geltenden, das ist zum wirklichen Gemeinen deutschen Recht wegen unmöglich anschließen können; denn das Gemeine Recht, was in demselben als heutiges gelehrt wird, ist in Wahrheit nur der Schein des Gemeinen deutschen Rechts. Die Herausgabe des Werkes von Feuerbach ist daher nur Ein großer Irrthum — und wäre er dies auch nur in Beziehung auf das geltende Recht, so wäre er doch nicht durch alle Anmerkungen und Zusatzparagraphen in der Welt gut zu machen. Feuerbach und das Recht seiner Zeit gehören gegenwärtig der Geschichte an; was er lehrt, ist Recht gewesen, und es ist fast schwieriger in dem Rechtszustande unsrer Zeit, dies zu übersehen, als es zu begreifen. —

Das hier Angedeutete möge nun gnügen, um uns über die erste Seite, mit der der Herausgeber des Werkes uns entgegentritt, ein bestimmtes Resultat zu verschaffen. Wir geben zu, daß wir bis jetzt fast nur negativ verfahren sind, und daß die eigentliche Frage die ist, was denn nun das Gemeine deutsche Recht seinem Wesen nach sei? Ehe wir darüber uns aussprechen, müssen wir zuerst die zweite Seite des Werkes, das Verhältniß desselben zu dem Rechtsbewußtsein unsrer Gegenwart ins Auge fassen; denn jenes Gemeine Recht wird sich uns zeigen als die Wissenschaft des deutschen Strafrechts; und das setzt voraus, daß wir vorher das zweite Element dieser bestimmten Wissenschaft, das Rechtsbewußtsein, betrachten.

Es ist dies eins von denjenigen Worten, die eigentlich nichts Bestimmtes bezeichnen, und daher zu allen möglichen Zwecken benutzt werden. Wir werden daher gezwungen, zuerst das zu bestimmen, was wir als den Inhalt dieses Wortes ansehen.

Schon bei den ersten und einfachsten Betrachtungen sondern sich in dem allgemeinen Kreise des Rechtslebens bestimmte Sphären ab, die sowohl in ihrem innern Wesen, als in der äußern Erscheinung eigenthümlich und verschieden von einander dastehen. Es ist freilich für die vollkommne Bewußtlosigkeit der römischen Rechtswissenschaft charakteristisch, daß dieselbe ohne besondre Trennung sie durch einander geworfen hat; so groß das Lob ist, das ihrem im Dunkeln sich zurechtfindenden Tact dafür gebührt, daß sie in ihrem Labyrinth dennoch sich ohne Schaden hindurchgefunden haben, so sehr muß man ihre vollständige Begriffslosigkeit bewundern, die nicht einmal eine Unterscheidung von Staatsrecht, öffentlichem Recht, Völkerrecht (was seinem Wesen nach nicht Völker-, sondern Staatenrecht heißen sollte; allein jener mittelalterliche Name, wo die Staaten sich mehr als Völker gegenüber standen, ist nun einmal gebräuchlich), und auf der andern Seite von Proceß, Criminalrecht und Privatrecht versucht, vielweniger gegeben hat. Es war dieses der deutschen Wissenschaft aufbehalten; und für uns ist es wiederum das entscheidende Merkmal, daß Deutschland erst da eine einheimische, allgemeine Wissenschaft des Rechts kennt, wo es beginnt, eben jene Unterscheidung in den Systemen und Gesetzgebungen zu vollziehen. Wir erkennen daher das Criminalrecht als einen selbständigen, für sich seienden Theil unsres Rechtslebens an, und sondern es von dem Inhalt der übrigen Doctrinen. Fragen wir nun aber, wie wir zu dieser Dirimirung gelangt sind, so muß der deutsche Jurist sagen, daß er des Weges, auf welchem er diese Unterscheidung und Bestimmung erlangt hat, sich eigentlich nicht logisch bewußt ist: das ist kein Vorwurf, sondern ein Mangel der Theorie; daß dem so ist, beweisen die Lehrbücher des Criminalrechts, die wohl diesen Begriff haben, aber nicht zu ihm gelangen. Das Dasein jener Unterscheidung selbst, jene Auffassung des Strafrechts als eines für sich seienden Rechts, ist daher für unser juristisches Bewußtsein wahrhaft ein unmittelbares; es gehört zum Wesen des volksthümlichen deutschen Rechtslebens, und dieses ist, in seiner innerlichen Seite, das Rechtsbewußtsein. Wir bezeichnen daher mit diesem Ausdrucke zuerst das uns Allen gemeine Bewußtsein von der Selbständigkeit der Strafrechtswissenschaft, und des Strafrechts in der allgemeinen Sphäre des Rechts.

Es kann uns nicht unbekannt sein, daß dieses eine Ansicht ist, die hier keine nähere Begründung erhalten kann. Wir müssen uns daher begnügen, denjenigen, der für das Moment Interesse und Sinn hat, welches das deutsche Volk in der Rechtsgeschichte Europa's als eigenthümlich und wahrhaft national hinstellt, aufzufordern, in der Geschichte der Wissenschaft zu untersuchen, ob nicht eben jene unterscheidende Kraft das der deutschen Entwicklung wesentlich eigenthümliche Element ist. Vielleicht werden wir dieses an einem andern Orte näher ausführen. — Uns gnüge es vorläufig, den Begriff des Rechtsbewußtseins nach dieser Seite hin festgestellt zu haben.

Die zweite Seite unsres Rechtslebens, die für das Strafrecht als besondres dem eigentlich deutschen Rechtsbewußtsein angehört, ist der Drang, sich über die Frage klar zu werden, wie es sich rechtfertigen lasse, daß der Staat dem Einzelnen ein Uebel zufüge für das Verbrechen. Wir setzen die Geschichte dieser Frage, wie sie uns entstanden ist, als bekannt voraus; man weiß, daß gerade zu der Zeit, wo Feuerbach unter den Kämpfenden auftrat, der Streit unter der lebhaftesten Theilnahme der ganzen juristischen Welt geführt ward. Man hatte gelernt, daran zu zweifeln, daß etwas Recht sei, bloß weil es Gesetz war; bisher war die Strafe nur gesetzlich gewesen, jetzt sollte sie dem rechtlichen Bewußtsein auch als etwas an sich Rechtliches erscheinen. Dieses Moment ist auch gegenwärtig eben so allgemein und kräftig, wie je, wenn es gleich in gewissem Grade die Aufmerksamkeit des Publicums zugleich mit seiner Neuheit verloren hat. Das Resultat jener Kämpfe und der aus ihnen hervorgegangnen Theorie ist das Bewußtsein, daß die Strafe an sich rechtlich sei; was aber nicht als ein Gemeingut desselben angesehen werden kann, ist das Wissen, warum sie es ist; denn unter denen, die danach geforscht haben, hat Jeder seine eigne Meinung.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 72. 26. März. 1842.

Zur Charakteristik der heutigen Rechtswissenschaft.

(Fortsetzung.)

Halten wir nun diese beiden Momente zusammen, so ist es klar, daß sie als Einheit die wissenschaftliche Grundlage des Strafrechts bilden; das erste enthält, wenn auch nicht vermittelt, den Begriff des Strafrechts als Totalität, das zweite die beiden Besondrungen, deren Einheit den Begriff des Strafrechts bildet, die That (das Verbrechen) und das Recht derselben (die Strafe), die durch die sogenannten Strafrechtstheorien vermittelt werden sollen.

Die Aufgabe eines Lehrbuches ist es nun, diese Momente für das Rechtsbewußtsein seiner Gegenwart zu bestimmen, für den Praktiker als ein Spiegel der Zeit, in und für welche er lebt, und als der Maßstab des Standpuncts, den sie einnimmt; für den angehenden Juristen als die Grundlage, auf welcher das Gebäude der Strafrechtswissenschaft in seiner Erscheinung als System beruhen, und mit welcher die einzelnen Sätze desselben geprüft werden sollen. Es entsteht uns mithin die Frage, ob Feuerbach's Lehrbuch wirklich in dieser bestimmten Beziehung auf das Rechtsbewußtsein der Gegenwart das ist, was ein Lehrbuch sein sollte.

Auch hier wird es eben so nothwendig sein, als es vielleicht auch dem Nichtjuristen interessant sein dürfte, Feuerbach's Stellung zu seiner Zeit und zu den Ideen, die damals als die bewegenden Principien sich auf jedem wissenschaftlichen Felde geltend machen, kurz zu würdigen; es wird uns dies zugleich den Grund zeigen, der es bewirkte, daß eben Feuerbach's Lehrbuch dasjenige war, was unter allen gleichzeitigen am schnellsten zur Anerkennung gelangte und sich derselben am längsten erfreut hat, obwohl viele und sehr ausgezeichnete Männer, wie z. B. der höchst geistreiche Grolman, ihm als mächtige Competenten zur Seite standen. Wir werden die beiden von uns bezeichneten Elemente des Rechtsbewußtseins im Strafrecht, das Feststellen des Begriffes des Criminalrechts in der ganzen Sphäre des Rechts und das Erkennen des Wesens der Strafe, zur klarern Einsicht getrennt behandeln.

Man kann die letzte Hälfte des vorigen Jahrhunderts als diejenige Epoche bezeichnen, in welchem das Denken es sich zum Bewußtsein bringt, daß es selbst der wahre Herrscher alles Seienden sei, und daher danach zu ringen beginnt, in den besondern Erscheinungen sich selber und mithin die Einheit des Verschiednen wiederzufinden. Der Zweck dieser Zeiten nöthigt uns, uns unmittelbar auf das Recht, und die That des Geistes auf seinem Gebiet zu beschränken. Der Weg, den das Erkennen betrat, um zu jenem Ziele zu gelangen, erscheint uns sogleich als ein doppelter; die Philosophie setzt das höchste Princip und will aus diesem alle Besondrungen des äußern Daseins entwickeln; zwar sind es nur die Hauptvertreter derselben, Kant und Fichte, die eine wirkliche Entwicklung ihres Systems über die erscheinende Welt ausbreiteten und deßhalb auch das Recht als einen Theil ihrer höhern Einheit zu gestalten suchten; allein auch dies war gnug, um der Zeit zum Bewußtsein zu bringen, daß es eine solche geben müsse. Auf der andern Seite traten jetzt auch die Juristen hervor und versuchten in dem Ueberlieferten, das bis dahin als bloßes Material, ein rein äußrer, sie beherrschender Stoff vor ihnen gelegen hatte, den innern, geistigen Kern, den bildenden und bedingenden Gedanken zu finden. Das höchste oder allgemeinste Ziel beider Thätigkeiten in Beziehung auf das Strafrecht mußte die Bestimmung des Begriffes desselben sein, das ist, die Aufstellung des Moments in dem Begriff des Rechts überhaupt, durch welches sich jenes als eine selbständige und wesentliche Besondrung hinstellt. Wir sagen nicht, daß dieses gefunden ist in jener Zeit, allein das ist ersichtlich, daß das Streben, das Bedürfniß nach demselben ein wesentliches Element jener Epoche gewesen und noch gegenwärtig ist. Damit ist denn die nothwendige Folge gegeben, daß derjenige, der jene Frage sich klar zum Bewußtsein brachte und mithin irgend eine Lösung derselben geben mußte, unter denen, bei welchen sie nicht zur innern Bestimmtheit gelangte, als der Erste und Bedeutendste anerkannt ward.

Werfen wir nun einen Blick auf Feuerbach's Stellung zur Philosophie und zum Recht im Allgemeinen, so sehen wir, wie er derjenige unter den Vertretern der Jurisprudenz ist, der sich nicht scheute, mit seinen juristischen Studien ein ernstes Eingehen auf die Kantische Philosophie zu verbinden; hat er die Zweifel, die ihm auf diesem Wege erstehen mußten, zwar nicht gelöst, so hat er sie doch durchlebt und sein Gebiet war ihm, in seinem eignen Rechtsbewußtsein, wirklich nur ein Theil eines höhern Begriffes; daß er mit Ernst und Kraft seine Aufgabe behandelt und erfaßt, davon zeugt seine „Kritik des natürlichen Rechts." Dies mußte ihn nun in Beziehung auf das Criminalrecht, ehe er ein System seines Inhalts geben konnte, zwingen, nicht bloß nach irgend einer Definition desselben zu suchen, — denn das thun die andern Criminalisten auch, — sondern diesen Begriff an die Spitze des ganzen Lehrbuchs hinzustellen und damit auszusprechen, daß das den Inhalt desselben Bedingende und Organisirende das Erste und Nothwendigste für das ganze peinliche Recht sein müsse. Damit hatte er dem wesentlichsten Bedürfniß seiner Zeit entsprochen, eine nothwendige Folge davon, daß er sich in den Geist seiner Mitwelt hineingelebt hatte.

Dieses ist bei dem Lehrbuch Feuerbach's eins von den Momenten, die es zu einem eigenthümlichen und selbständigen, zu dem Schlußpunct einer Epoche und zum Anfangs-

punct einer andern machen; wir wiederholen es, nicht die *Wahrheit* seines Begriffs, sondern die *Stellung* desselben, die selbst nur als die Erscheinung des Bewußtseins von seinem Wesen betrachtet werden muß, und auf der andern Seite nicht bloß die *Frage* nach dem Begriff des Criminalrechts — denn die hatten schon Mehrere und besonders Tittmann (Versuch über die wiss. Behandl. d. peinl. Rechts §. 3, 1798) mit scharfer Kritik der Indifferenz der gewöhnlichen Behandlungsweise erhoben, — sondern die bestimmt ausgesprochne *Beantwortung* derselben. Einige Vergleichungen mögen dieses beweisen. — Aus der alten Schule ist noch der jüngre Meister (principia jur. crim. Erste Aufl. 1789, zweite 1792). Er stellt freilich eine Definition des jus criminale hin (§. 2), allein nicht innerhalb des allgemeinen Begriffs Recht; es kommt bei ihm daher die Frage nach der später sog. *Stellung* des Cr. R. unter den übrigen Rechten gar nicht vor. Klein geht schon über zu der philosophischen Behandlung (Grunds. des gem. deutschen peinl. R. 1799); seine Einleitung enthält, wie die Prolegomena Feuerbach's, „Philosophische Grundbegriffe;" aber er versucht erst den Begriff der Strafe und ihre vernünftige Rechtfertigung zu entwickeln, und erst S. 13 (§. 19) erscheint sein Begriff des Criminalrechts, beiläufig, und dazu ist das „Criminalrecht" und die „Criminalrechtsgelehrsamkeit" ihm ganz identisch; er verbindet sie mit einem bloßen „oder" — und die Note * S. 14 zeigt, wie unbestimmt ihm sein eigner Begriff ist. Grolman (Grunds. d. Cr. R. W. 1798) beginnt gleichfalls mit der Darstellung, daß ein Verbrechen möglich sei; S. 9 (§. 17)*) scheint er eine Begriffsbestimmung des Cr. R. geben zu wollen, doch ist sie so unsicher, daß sie in der That als gar keine erscheinen muß; später kommt er darauf nicht wieder zurück und handelt nur von der *Strafe*. — Doch es würde offenbar zu weit führen, wollten wir alle Lehrbücher durchgehen; es gnüge uns, Feuerbach's Auffassung, die gleich in der ersten Auflage erscheint, zu bezeichnen. Er beginnt sein ganzes Lehrbuch sogleich mit dem Gegensatz von *Civil-* und *Criminalrecht*, dessen Definition schon im §. 1 heißt: „die Wissenschaft der Rechte des Staats aus Strafgesetzen gegen Unterthanen, als Uebertreter derselben;" und im §. 2 wird nun dieses Cr. R. als „ein Theil des *öffentlichen* Rechts" hingestellt und diese Stellung begründet. Feuerbach hat diese Stellung fortwährend beibehalten, wenn er gleich beide §§. in einen zusammenzieht und die Worte der Definition in unwesentlichen Puncten ändert. So vollzieht Feuerbach den Gedanken, den Begriff einer ganzen Wissenschaft nicht mehr als ein *Moment in der Entwicklung* derselben erscheinen, sondern jene als die Entwicklung seiner selbst folgen zu lassen. Daß dieses für die Geschichte der Wissenschaft nicht ohne Einfluß geblieben, geht schon daraus hervor, daß die spätern bedeutendern Lehrbücher beginnen mit „*Begriff*, Stellung des Cr. Rechts" ꝛc.; nach seinem Beispiele, wenngleich es doch noch manche giebt, die erst die „*Begründung* des Strafrechts" geben und dann erst mit der „*Wissenschaft* des Strafrechts" beginnen (wie z. B. Henke).

Das Angeführte mag gnügen, um das Verhältniß Feuerbach's zu seinen Gleichzeitigen zu bezeichnen. Es ist klar, daß er über ihnen stand in dem Bewußtsein über seinen Gegenstand; damit ist der Grund gegeben, warum er die umfassendste und zugleich dauerndste Anerkennung unter allen gefunden hat. Denn es ist ein durch die ganze Geschichte hindurch sich bethätigender Satz, daß derjenige Herr seiner Zeit ist, dessen Gedanke Herr seines Stoffes geworden. Nun aber erscheint Feuerbach's Werk, mit Feuerbach's Begriff an der Spitze, auch jetzt noch; wir sollen daher auch gegenwärtig anerkennen, daß Feuerbach's Begriff der wahre ist; denn es ist kein Fortschritt möglich oder es ist keiner geschehen seit 1801 in der begrifflichen Auffassung des Cr. R., wenn die Herausgabe des Werkes eine innre Berechtigung haben soll. — Ist nun der gegebne Begriff *wahr*? Welches ist das Moment, wodurch in dem Gebiet des Rechts sich das Cr. R. als ein selbständiges sondert? „Das Cr. R. ist *das* Recht des Staats, welches durch *Strafgesetze* gegen den Uebertreter begründet ist;" mithin ist das *Strafgesetz* das eigenthümliche Kriterium des zum Strafrecht Gehörenden. Das Gesetz aber ist der bestimmte, erscheinende Wille des Staats; es setzt daher ein *Bestimmendes*; der Staat muß mithin, damit er seinen Willen bestimme, dieses Bestimmende in seinem Fürsichsein erkennen; aus ihm in seiner Beziehung auf den Willen *entsteht* erst das Gesetz; dasjenige also, was im *Recht* das Strafrecht scheidet, ist nicht das Gesetz, sondern das, das Gesetz *Hervorrufende*; und dies ist mithin zu suchen. So wie wir aber dieses setzen, sind wir wieder gegen den Begriff des *Gesetzes* gleichgiltig; denn das Gesetz ist nur die *Erscheinung* des bestimmten Staatswillens, und *umfaßt* nicht einmal *alle* Erscheinungen desselben. Wollten wir daher bei Feuerbach's Begriffsbestimmung stehen bleiben, so hätten wir erstlich nicht das *Wesen* des Strafrechts, sondern nur die *Erscheinung* desselben im Strafgesetz, zweitens nicht einmal den *Inhalt* alles *geltenden* Strafrechts. Dies liegt zu nahe, als daß der Herausgeber es hätte übersehen dürfen, und die Sache wäre am Ende wohl einer „Anmerkung des Herausgebers" oder eines Zusatzparagraphen werth gewesen.

Allein wir dürfen bei einem solchen Vorwurf Folgendes nicht übersehen, und damit ist zugleich der Grund angegeben, weßhalb wir uns in Beziehung auf den Begriff des Strafrechts hier bloß negirend verhalten. Jede besondre Wissenschaft ist eben dadurch eine besondre, daß sie einen von ihr selber nicht weiter zu untersuchenden Begriff als absolut wahr an die Spitze stellt; indem sie darüber hinausgeht und die Nothwendigkeit desselben noch betrachten, oder ihn aus einem allgemeinen entwickeln wollte, wäre sie eben zugleich die Wissenschaft jenes allgemeinern Begriffes und nicht mehr wesentlich die des besondern; sie hätte ihre Selbständigkeit verloren und widerspräche ihrem eignen Namen. Viele Criminalisten, besonders Grolman, machen gerade diesen Fehler, sie gehen *über* das Criminalrecht hinaus im Criminalrecht, und eben deßhalb erscheint ihr Hauptbegriff als ein incident vorkommender; so fängt Grolman mit dem Begriff des Menschen an, Klein mit erlaubten und unerlaubten Handlungen und ihren Folgen, um bei den obigen Beispielen stehen zu bleiben; dies aber ist ein Widerspruch. Nun aber entsteht die Frage, woher, aus welcher Wissenschaft soll denn nun die einzelne Lehre ihren Begriff nehmen, wenn sie ihn selbst nicht entwickeln darf? Entschieden aus derjenigen, welche sich die Wissenschaft des *Rechts*, die Philosophie des Rechts nennt, und mithin

*) Wenn Wächter für Grolman den §. 15 citirt, so kann dies nur ein Druckfehler sein.

ihrem eignen Wesen nach die Hauptbesondrungen dieses Begriffes, also auch die des Criminalrechts, als selbständige Begriffe aus jenem allgemeinsten Begriffe entwickeln sollte. Aber thut die Philosophie des Rechts das? Löst sie diese ihre erste und nothwendigste Aufgabe? Man hört von so vielen Seiten ein nicht unbedeutendes Schelten auf die arme positive Rechtswissenschaft, als sei sie fast hoffnungslos blind und taub, sehe nicht den mächtigen Schritt des Geistes in der Philosophie, und höre da nicht, wo es doch fast unmöglich sei, die Fordrungen der Zeit zu überhören. Allein ist sie es denn wirklich, die so ganz allein Schuld hat? Es bedarf der Jurist fester und bestimmter Begriffe des öffentlichen, des Staatsrechts u. s. w., vor Allem aber eine wissenschaftliche Deduction des Begriffes von Privatrecht und Strafrecht; er muß anerkennen, daß er diese nicht innerhalb ihres eignen Umfanges finden kann; und daß er, indem er Privatrecht und Strafrecht lehrt, auch nicht über diesen Umfang hinausgehen darf, sondern jene Begriffe von der Philosophie des Rechts zu erwarten hat. Und nun zeige man uns eine solche, die mit Ernst auch nur einen Umriß beider gesucht oder aufgestellt hätte! — Der Grund aber, woher diese Nichtbefriedigung dieses ersten Bedürfnisses der positiven Rechtswissenschaft entsteht und damit ihre Trennung von der Philosophie, mit der eben jene Begriffe vor Allem sie vermitteln mußten, liegt nahe. Wir haben Theologen, Naturforscher, selbst Poeten, die zugleich wahre Philosophen sind, und umgekehrt; aber es giebt fast keinen Philosophen, der Jurist gewesen, oder einen Juristen, der Philosoph gewesen wäre. Zu welchem bedeutenden Ziele aber eine kräftige Vereinigung beider Wissenschaften führen müßte, davon liefert Feuerbach ein glänzendes Beispiel. — Wenn wir daher jenen Mangel in der Bestimmung des Begriffes des Strafrechts tadeln, so ist dieser Tadel seinem Wesen nach nicht auf den einzelnen Vorwurf, sondern auf das ganze Verhältniß von Jurisprudenz und Philosophie gegründet, und eben deßhalb müssen wir uns mit dem Gesagten allerdings hier begnügen. Was aber die Aufgabe unsrer Zeit ist und wodurch allein eine lebendige Wechselwirkung der Philosophie und des Positiven errungen werden kann, das brauchen wir wohl kaum näher zu bezeichnen. —

(Fortsetzung folgt.)

Zwei neue Trauerspiele auf der dresdner Bühne.

Vor Kurzem wurde „der Ritter von Rhodus", dessen auch in der Zeitung gedacht worden, und jetzt der vielbesprochne „Monaldeschi" von H. Laube auf die dresdner Bühne gebracht. Die Deutschen kommen wieder zu eignen Dramen und werden ihrer bald die Hülle und die Fülle haben. Gutzkow brachte bereits drei bis vier seiner Stücke zur Aufführung, wußte an verschiednen Orten das Interesse des Publicums zu gewinnen und hat jedenfalls seine Geschicklichkeit im Anordnen und Ausführen dargethan. Wir werden bei der Leichtigkeit und Entschlossenheit, mit der dieser Schriftsteller arbeitet, noch manches neue Stück von ihm erhalten. Mosen ist mit dem „Otto III." und den „Bräuten von Florenz" günstig aufgenommen worden und hat bereits wieder zwei Dramen vollendet, „des Fürsten Sohn," d. i. Friedrich II. und sein Vater, und „Bernhard von Weimar", — beides glückliche Stoffe und, wie Kenner versichern, interessant in Scene gesetzt; wir werden bald mehr davon hören. Auch Prutz läßt in diesem Augenblick ein Drama drucken; und Laube hat die Befriedigung, zu gleicher Zeit zwei seiner Arbeiten, den „Monaldeschi" und das „Rococo" — über letztres hat Tieck sogar sich günstig ausgesprochen — mit entschiedner Gunst aufgenommen zu sehen. Alle diese Männer sind jung, und der Anfang wird sie, da er Einzelnen soweit gelungen ist, zur Fortführung ihrer Bestrebungen aufmuntern. Wir werden also, um, wie die Propheten zu thun pflegen, ex eventu zu weissagen, eine gute Anzahl neuer Originaldramen haben, vorzüglich wenn erst das Beispiel seine ganze Ansteckungskraft entwickelt. Dies ist gut; wer sollte auch dagegen sein? Es ist aber nicht etwa reine Laune der Schriftsteller und reine Ansteckung des Beispiels, dem wir diese Erscheinung zu danken haben; ein dramatischer Zeitgeist, ein thatsüchtiges Drängen des lange brachliegenden deutschen Geistes ist es, der aus Lyrik und innerlicher Privatbewegung ans Tageslicht, ins öffentliche Leben der Bühne, hervorbricht. Die Dramen auf der Bühne sind das Vorspiel der Dramen im Leben. Die Richtung, den gesammelten Fonds in Circulation und in Wirksamkeit zu setzen, ist überall sehr deutlich.

Je nachdem nun der Fonds beschaffen ist, kommt er zum Vorschein. Von den genannten Dichtern muß uns, da wir Prutz' Stück noch nicht kennen, Mosen als der ältre und zugleich als der jüngste erscheinen. Die sogenannte „sociale" Dramatik gehört nämlich einer Zeit an, welche bereits im Verschwinden begriffen ist, selbst Gutzkow's „Patkul" scheint über jenes Niveau hinauszugehen, wie denn dieser Schriftsteller durch sein Buch für den Charakter Börne sich von dem Princip des indifferenten Socialismus losgesagt hat. Mosen stammt nun aus einer Zeit, welche sich ganz dem Göttlichen hingab und in der Form von Freiheit und Sitte nach den schönen Anklängen unsers Körner dafür erglühte. Das ist vorzeitlich, denn hinter diese Zeit fällt zunächst die politische Unterdrückung dieser Richtung und in Folge des sittlichen und politischen Indifferentismus sowohl der überweltliche Pietismus, als der Heinesche Atheismus. Es ist hiemit nicht die Rede von Heine's religiöser Confession, sondern davon, daß ihm in seinen Schriften die geistigen Mächte, Liebe, Freiheit und Sitte Larifari sind, daß er alles Sentiment oder Pathos dafür nur nachspottet und in Wahrheit, in Ironie und genialen Witz aufgehen läßt — die Superklugen jener Zeit hielten ja auch im Ernste nichts davon —, um an die Stelle der Liebe den Libertinismus, an die Stelle der Freiheit die Willkür und den Egoismus, an die Stelle der Sitte die poetische Genialität zu setzen (die pariser Publicationen sind noch in Jedermanns Erinnrung), und es ist bekannt, wie dies Princip einer interesse- und herzlosen Zeit sich ausgebreitet, sich dargestellt und als nachlebendes, nur existirendes Unwesen noch immer sich umtreibt. Keine äußerlichen Maßregeln, nur ein sittlicher Aufschwung konnte diesen Geist bannen. Seine wahre Negation ist die durchschlagende Erneuerung der alten aber ewig jungen und nunmehr gereinigten Erregung für die höchsten Güter der Menschheit und insbesondre der Glaube an die Freiheit, an den guten Geist der Menschheit, dessen Tag endlich und endlich kommen und wiederkommen werde.

Mosen ist älter als die jungdeutsche Genialität, aber er ist auch jünger. Die werdende Zeit, durch die jene Superklugen und Witzbolde negirt werden, nimmt ihn ein, regt ihn an und das Pathos für die ewige Idee, die in seiner Jugend sein Stern war, ist es in bewußtrer, freierer Gestalt auch dem Manne. Wie weit nun dieses Mannes Kraft reicht, wird die Zeit lehren; aber nur diese Richtung hat eine Zukunft, und nur sie wird, geläutert durch das Feuer der Philosophie und der politischen Kämpfe, den dramatischen Kranz gewinnen. Wir wollen damit nichts für den Einzelnen und wider den Einzelnen, der noch ein Werdender ist, sagen; aber daß nur die Richtung, deren Inhalt die Substanz des Geistes und deren Pathos der Glaube an ihre Realisirung — die Religion im wahren Sinne — ist, eine Zukunft habe, prophezeiht sich so leicht Jeder selbst, als wir ihm; es ist ein identischer Satz, so sehr er auch bezweifelt und so wenig er auch in seiner wahren Natur begriffen wird.

Die jungdeutsche Richtung, deren reiner Ausdruck Heine ist, hat aber noch einen andern Gegensatz, als den eben bezeichneten, gegen den sie Nihilismus ist. Faßt man sie nämlich vielmehr als den genialen Unglauben und die Mi-

sere der handgreiflichen entgeisteten (gottverlaßnen) Weltlichkeit; so tritt ihr gegenüber der geistliche Glaube und der romantische Positivismus, der mit seiner Phantasie die Welt verläßt und in das glänzend ausgebaute Jenseits alter Zeiten, das wir Alle kennen, auswandert.

Merkwürdig nun, wie die Dialektik ihr Spiel treibt und wie es den Anschein hat, als solle sich das neue Drama ganz logisch, nämlich aus den abstracten Gegensätzen entwickeln, also aus der gottverlaßnen Weltlichkeit und der weltverlassenden Geistlichkeit zu dem dritten Wahren, der begeisteten Welt, dem historisten Drama mithin, welches eine wahre und wirkliche Welt und in ihren Gegensätzen unsers Herzens tiefste Liebe und seinen ganzen Haß zum Vorschein kommen läßt. Deutlicher und im Exempel: „der Ritter von Rhodus," dieses hier aufgeführte und so herb angefeindete Stück, ist die eine, Laube's „Monaldeschi" die andre Seite, ich brauche nicht hinzuzufügen, welche ein jedes. — Man könnte sagen und man sagt es in der That, „der Ritter von Rhodus" sei unter aller Kritik, Laube's „Monaldeschi" dagegen durch die Krisis schon hindurch. Man hat ihn zweimal bei vollem Hause gesehen, man hat sich unterhalten an dem lebendigen Scenenwechsel und man wird ihn immerhin noch öfter sehen, selbst wenn Laube dem Vorschlage eines berühmten Ironikers, den vierten Act wegzulassen, auch später nicht beitreten sollte. Dennoch bieten die beiden sehr ungleich aufgenommnen Stücke den angedeuteten interessanten Vergleichungspunct dar. Sie sind Incarnationen zweier abstracter Gegensätze, die jetzt mächtige Momente der Zeit genannt werden können, wenn man sie nämlich richtig nennt: das gemeine Weltleben und das Leben in transcendenter Geistlichkeit.

Im Ritter von Rhodus herrscht, was man so zu nennen pflegt, eine Idee, aber in dem üblen Sinne, daß es bei der guten Meinung dieses Gedankens sein Bewenden hat, ohne daß eine wirkliche und wahre Welt daraus auferbaut würde. Es ist ein Kampf des Christenthums und des Islam. Im ersten Act Krieg, im zweiten Krieg und Sieg des Islam. In den drei letzten Acten Fortsetzung des Kriegs der Gegensätze, aber auf dem moralischen Boden und moralischer Sieg des untergehenden Ritters. Es kommt eine hübsche Dame darin vor, der Ritter interessirt sich für sie, sie ist eine Türkin, flüchtig vor Soliman, im Schutz der Templer. Der Ritter interessirt sich für sie, aber er liebt sie nicht, denn er darf als Templer nicht lieben, aber er folgt ihr zu Soliman und lebt bei dem, um sie zu schützen und als Gast des edlen Siegers. Nun versucht ihn Soliman und wendet Alles an, um ihn zum Bruch seiner Mönchspflichten zu verleiten. Die Dame bekehrt sich zum Christenthum und wird getauft unter Gesang und Glöckleinläuten. Der Ritter fällt in Verdacht, sie hiezu verführt zu haben (auch dies nicht zu thun, hatte er gelobt), man foltert ihn zu Tode, er bleibt standhaft und Soliman erklärt sich besiegt. Das Stück ist jetzt im Druck erschienen und mancher „christliche" Leser wird sich für die Aufgabe interessiren, so sehr sie auch als reines Rechenexempel mit lauter hölzernen Figuren dasteht. Denn alle haben ihr menschliches, ihr gerade für sie charakteristisches Interesse, der Mann die Leidenschaft, der Türke den Fanatismus, das Weib die Liebe, das ganze Stück die Verwicklung menschlicher, allgemeinverständlicher Verhältnisse aus ihrem Innern vertrieben, um die Ehrensache des Islam und des Christenthums im Reiche der Abstraction auszufechten und ein kaltes veraltetes Problem zu lösen. Das ist ein Stück für Engel, nicht für Menschen von Fleisch und Blut. Die Frage ist geistlich und der Sieg nicht minder. Das Mönchsthum gewinnt seine Wette, die Welt ist überwunden, denn Niemand läßt sich auf sie ein, selbst Soliman nicht, der nur von ihren Reizen redet, und sie wird überwunden — in majorem dei gloriam.

Umgekehrt bei Laube. Hier hätte man gedacht, vom Katholicismus und vom Uebergang der Königin Christine zu ihm, von dem mönchsartigen Zurückziehen aus dem Staatsleben unter die Gelehrten und dergleichen zu hören. Kaum ist von alledem die Rede. Die Religion bleibt ganz aus dem Spiele; und in einem Sujet, wo sie notorisch eine so bedeutende Rolle gespielt, regiert die reinste, derbste, unumschränkteste Weltlichkeit. Das Leben und seine Verwicklungen, Laune, Abentheuer, etwas einseitige Liebe, active Weiberliebe, Gold und Macht ohne weitren Zweck und Inhalt, das liegt vor. „Man lebt, weil man existirt." Monaldeschi bezaubert alle Weiber, sie laufen ihm nach, er ist nach jungdeutschem Ideal der Umworbne, er kümmert sich aber wenig um sie, nur sofern er sie braucht, er ist ein Glücksritter, dem aber Glück nicht Liebe, sondern wesentlich Macht und Stellung bedeutet, wie sie Mazarin sein Landsmann hat, ohne jedoch daß er nun etwas hätte, was er als Endzweck mit seiner Macht realisiren wollte. Und so sind sie Alle im ganzen Stück, ausgenommen ein paar wackre Reichsräthe und Nebenpersonen. Keine Person hat was zu thun, keine was zu versäumen, am allerwenigsten ein tragisches Interesse zu tragen. Denn auch die Weiber, die es endlich entdecken, daß sie sich für einen „prallen" Lump und baaren Egoisten interessirt, können sich nur ärgern und rächen. Das thun sie denn auch, und man hat Feindschaften, Täuschung, Aerger, Rache; man hat dies Alles in sehr lebendigen Scenen. Man unterhält sich, sie zu sehen, diese Scenen; aber man interessirt sich für keine Seele: denn dies ganze Leben, so lebendig, so activ, so unaufhörlich bewegt es auch ist, es ist ohne Seele, ohne Geist und Substanz. Es knüpft sich an die Geschichte an und ignorirt dennoch den Kern der Geschichte, es kennt keinen idealen Gehalt, wie ihn die Historie verarbeitet, es begnügt sich mit dem Inhalt des gemeinen Lebens, der überall derselbe Egoismus, dieselbe Caprice und mehr oder weniger Charakter, mehr oder weniger Liebenswürdigkeit zu sein scheint. Diese Welt ist nicht geistlich, wie die des Ritter von Rhodus, sie ist nicht so unwahr, aber geistlos ist sie ebenso gut, gemüthlos desgleichen; und wenn Monaldeschi klagt, daß er nicht lieben könnte, so klagen wir vielmehr, daß wir ihn nicht lieben können. Es ist nicht der Mühe werth um dieses „bunte Raubthier". Und der Grund von Allem? Personen und Persönlichkeiten gegeneinander, das giebt wohl ein muntres, energisches Leben. Die Welt sieht so aus, so bewegt sie sich, und sie kann uns zu thun machen, wenn wir in diesen ihren Strudel hineingerathen; aber Personen, die keine Sache, kein ideales Interesse, haben, in dem sie aufgehen, bringen es eben nicht weiter, als zu dem — gemeinen Weltleben, dessen Geheimnisse allerdings enthüllt sind, wenn sein Egoismus zu Tage liegt, das darum aber auch gottverlassen und nur „werth ist, daß es zu Grunde geht", ohne daß ihm eine Thräne des Bedauerns, geschweige denn des Antheils und der Erhebung zukommt. Dies ist das Geheimniß des Laubeschen „Monaldeschi". Er kann überall aufgeführt werden. Sobald aber ein Stück ins Mark der Historie schneidet, wird es auf vielen eleganten Bühnen nicht gegeben werden können. Warum? Weil das wahre Drama, wie Börne sagt, nicht mit Dinte, sondern mit dem besten Herzblut der Zeit geschrieben werden wird.

Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

// Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 73. 28. März. 1842.

Zur Charakteristik der heutigen Rechtswissenschaft.

(Fortsetzung.)

Werfen wir nun noch, ehe wir zu dem Systeme selbst übergehen, einen Blick auf die zweite Seite des Inhalts des Bewußtseins über das Wesen des Strafrechts, wie es vor uns hintritt in dem vorliegenden Werk; wir meinen, wie wir schon bemerkt, die begriffliche Entwicklung des Wesens der Strafe, die Lösung der Frage, wie sich dem Rechtsbewußtsein die Zufügung eines Uebels als rechtliche Folge eines Verbrechens rechtfertigen lasse. Dieser Theil der philosophischen Darstellung hat im Strafrecht und dessen Wissenschaft eine eigne Geschichte; das Aeußre derselben ist zu bekannt, und gleichfalls dürfen wir dieses von den einzelnen Theorien über diese Frage voraussetzen. Allein jene Geschichte hat noch eine Seite, von der sie bis jetzt wenig oder gar nicht beachtet ist, und die dennoch ein höchst wesentliches Moment für die richtige Beurtheilung des gegenwärtigen Zustandes abgiebt. Es entstand nämlich in Deutschland neben der gewaltigen Umwälzung des philosophischen Bewußtseins in dem Gebiet des Strafrechts als der eigentliche Mittelpunct aller Bestrebungen denkender Köpfe eben jene Frage über die Rechtlichkeit der Strafe, ihre vernunftgemäße Möglichkeit. Natürlich war es, daß man nun auch die Lösung dieser Aufgabe eben für die Philosophie des Criminalrechts ansah, da man sich nicht läugnen konnte, daß sie nur durch abstrahirendes Denken, alles Uebrige zur Noth durch bloße Bekanntschaft mit dem Bestehenden hinreichend erklärt werden könne. Dadurch entstand die — vielleicht, oder wahrscheinlich bei sehr Vielen unbewußte Ansicht, daß die Philosophie auf das Gebiet jener Frage wesentlich zu beschränken sei. Es hat sich dieselbe allerdings wesentlich nur negativ geäußert, indem sie verhinderte, daß man sich die allgemeine Bedeutung der Philosophie mit derselben Kraft und Andauer zum Bewußtsein zu bringen strebte, wie bei jener Frage; der Einfluß dieser Gestaltung ist leicht schon im Allgemeinen in der Behandlungsweise zu ersehen; deutlicher noch tritt er hervor in der Indifferenz gegen Aufsätze wie die von Jordan im N. Arch. des Cr. R. Bd. XI. N. 9, deren Zahl gering, deren Wirkung noch geringer ist. Wir werden indessen unten auf das Verhältniß der Philosophie zur gegenwärtigen Wissenschaft zurückkommen müssen. Eine äußre Folge hatte jene Auffassung indessen, auf die hier schon aufmerksam zu machen ist; man nennt nämlich auch gegenwärtig die Ansichten der Criminalisten über die Begründung des Rechts zu strafen die Strafrechtstheorie — ein nicht glücklicher Ausdruck, da es fast klingt, als wäre mit jener theoretischen Entwicklung nun alle Theorie des Strafrechts überhaupt erschöpft und gegeben, und das Uebrige gleichgiltig. — Bleiben wir indessen, da wir uns auf die Geschichte der Wissenschaft nicht zu weit einlassen können, bei dem gegenwärtigen Standpunct unsres Rechtsbewußtseins über jene Grundfrage für das Strafrecht: wie ist die Strafe vernunftgemäß nothwendig? Feuerbach's Lehre hierüber ist bekannt, er sagt, Rechtsverletzungen widersprechen dem Staatszwecke; der Staat kann diesen Widerspruch mit seinem eignen Wesen nur dadurch wirklich aufheben, daß er den Willen derjenigen bestimmt, die Rechtsverletzungen hervorbringen können, der Bürger; dieses kann nur durch die Strafe geschehen; mit jenem Begriffe des Staats ist daher auch die Nothwendigkeit der Strafe für das Verbrechen als eine Rechtsverletzung gegeben. — Es ist ferner klar, daß die große Bedeutung, die Feuerbach's Lehre in der Wissenschaft nicht bloß, sondern auch in der Praxis erlangt hat, hauptsächlich durch die Durchführung seines Princips, und die große Consequenz in der Behandlung aller Fragen nach demselben bewirkt ward; endlich, daß der Verfasser eines Lehrbuches sich von seiner Theorie überzeugt halten wird, und daß daher auch der Herausgeber eines solchen auf das Recht Anspruch machen kann, die übrigen Theorien nicht zu berücksichtigen, wenn er die seines Verf. für die allein richtige hält. Wir wollen hier nicht auf den Beweis eingehen, daß Feuerbach's Theorie nicht die richtige ist, da sie Strafe für das Verbrechen allein aus der äußern Seite desselben, der factischen Störung des unverletzten Zustandes herleitet, ohne die innre, den den Thatbestand setzenden bewußten Willen zu berücksichtigen; allein hält der Herausgeber vielleicht die Lehre Feuerbach's für die richtige? Keineswegs; er hebt sie gänzlich auf im §. 20 a. Nun — so giebt er vielleicht eine eigne selbständige Theorie, obwohl es schon ein Widerspruch ist, ein Lehrbuch herauszugeben, dessen Grundansicht man nicht theilen kann? Aber auch eine eigne Theorie des Herausgebers erscheint nicht. Was ist denn nun die wahre Strafrechtstheorie, um diesen Namen beizubehalten? Ist es nicht ein Unding, eine Wissenschaft des Strafrechts herauszugeben und stillschweigend zu erklären, man wisse nicht das Wesen der Strafe vernunftgemäß für das Erkennen zu begründen? Worauf bin ich, wenn ich das Lehrbuch Feuerbach's zur Hand nehme und über jene Frage Aufschluß suche, jetzt angewiesen? So lange der Herausgeber nicht seine Zusatzparagraphen gemacht hatte, so lange hatte ich den wahren, seiner selbst gewissen Feuerbach, der seinen Gedanken hinstellt, ihn durch alle Zweifel hindurch festhält und selbstbewußt weiß, wo er beginnt und wohin er gelangen will und wird. Jetzt — jetzt habe ich ein Buch, in welchem das Buch selbst nur ein Incidentpunct, ein Theil ist; eine Strafrechtstheorie, die, sowie ihr Gedankengang geschlossen ist, nun gleichsam in

ihrem eignen Bette vom Herausgeber todtgeschlagen wird. Wir wollen gar nicht einmal eingehen auf die höchst dürftige und unbestimmte Weise, mit der Feuerbach's Theorie zurückgewiesen wird, als da ist „die Theorie hat den Fehler" — „gegen sie sprechen" u. s. w. — womit man sich zur Thür hinauscomplimentirt sieht in jener Theorie, ohne daß man recht erfährt wie — allein irgend einen Grundgedanken, irgend ein Maß für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der Theorie hätte man doch nicht bloß erwarten, sondern fordern müssen. Der Verf. erfüllt dieses an sich unabweisliche Verlangen nicht; dagegen ist durch ihn etwas Neues hinzugekommen, eine Darstellung oder Einregistrirung aller vorhandnen sogenannten Strafrechtstheorien, unter ihre beikommenden Nummern und Buchstaben. Welchen Zweck hat der Verf. mit diesem §. 7 a. wohl vor Augen gehabt? Daß der Einzelne sich selbständig mit jenen Theorien bekannt machen soll aus demselben? Gewiß nicht; auf kaum zwei Seiten kann man nicht wohl zwölf Theorien darstellen. Daß der Lehrende ihn zum Grunde lege? Wird der Lehrer dies können, wenn diese kurze Skizzirung, die doch eben deßhalb um so kerniger sein sollte, z. B. den Charakter der sogenannten absoluten Strafrechtstheorien dahin bestimmt, sie seien „diejenigen, welche die Strafe als ein von der Gerechtigkeit gefordertes, als Folge des Verbrechens eintretendes Uebel" ansehen? So allgemein und vag sollte sich der anerkannt größte Denker des vorigen Jahrhunderts, Kant, ausgedrückt haben! Gerade als ob die absoluten Theorien dadurch von den relativen unterschieden wären, daß jene die Gerechtigkeit, und diese mithin ihr Gegentheil verwirklichen wollten! Und was soll man sich denn, selbst hievon abgesehen, bei jenen Worten denken? Die Strafe ist ein von der Gerechtigkeit gefordertes Uebel — welches ist diese Gerechtigkeit? Ist sie etwas Andres als das Recht? Ist sie etwas Andres, als die Verwirklichung des Staats? Oder ist sie mit demselben identisch?

Allein auch hier ist zu bedenken, daß wir einseitig wären, wollten wir dem Herausgeber das zum Vorwurf machen, wovon seine Behandlungsweise doch nur eine einzelne Erscheinung ist. Betrachten wir nämlich den Gang der Entwicklung auf diesem Gebiet der Wissenschaft, so sahen wir schon oben, daß eben jenes Problem eine Aufgabe war, in deren Lösung Jeder, der für das ganze Feld des Criminalrechts Bedeutung haben wollte, selbständig dastehen mußte. Die ersten Koryphäen unsrer Wissenschaft, Feuerbach, Grolman, Klein u. A. waren nun nicht bloß selbständig, sondern hatten sogar Jeder eine von dem Andern scheinbar wesentlich verschiedne Theorie. Die Nachfolger derselben, die Criminalisten des zweiten und dritten Decenniums unsres Jahrhunderts, glaubten nun, es gäbe keine Selbständigkeit ohne eine Verschiedenheit von den übrigen. So entstand diese Menge von Theorien, die womöglich jede einen eigenthümlichen Namen sich erfand und sich damit zwischen die Uebrigen als gleich giltig und gleich wahr hinstellte. Wer keine, im Wesentlichen verschiedne Theorie erfinden konnte, der modificirte an einer alten so lange herum, bis es ihm gelang, eine Seite derselben gnug herauszuheben, um sich für verschieden zu halten von seinem Vorgänger; wie es z. B. Bauer in Göttingen gelungen ist zu behaupten, seine „Warnungstheorie" sei etwas ganz Apartes; oder man ward gar verdrießlich über das ewige Theorienmachen, wie Hepp, und erklärte mit ihm, es sei nichts Rechtes mit allen Strafrechtstheorien zugleich; so etwas sei im Grunde zu gut für unsre Erde. Nun aber konnte sich die deutsche Wissenschaftlichkeit doch nicht damit begügen; sie begriff, daß das richtige Erkennen unsrer Gegenwart seinen geschichtlichen Boden in der vorläufigen Bekanntschaft mit jenen Theorien zu suchen habe; sie ging also daran, sich dieselben anzueignen; und nach dem innersten Charakter derselben geschah dieses dadurch, daß sie ein System derselben aufstellte und nun die betreffenden Vertreter der einzelnen Ansichten darunter hinordnete. In dieser Periode stehen wir gegenwärtig in Beziehung auf die Menge der Strafrechtstheorien; wir vollziehen den Act der Aneignung des Materials, das zugleich die neueste Geschichte der Wissenschaft ist, für das allgemeine Rechtsbewußtsein; damit ist zugleich wesentlich gegeben, daß wir uns gegen jede einzelne Theorie negativ verhalten müssen, denn wollten wir Eine derselben für die absolut wahre anerkennen, so würden alle übrigen eben durch diese, durch ihre innre Wahrheit als falsch oder halbwahr nachgewiesen werden müssen. Das aber wird nicht versucht, denn es ist durch das Verhalten der Theorien selbst unmöglich. Dies ist leicht nachzuweisen und wir müssen uns erlauben, das Resultat kurz anzudeuten, damit man den heutigen — oder lieber den allgemeinen Standpunct richtig feststelle. Das Verbrechen ist die That, die in sich die Strafe als ihr Recht trägt; dies Recht wollen jene Theorien aus der That heraus entwickeln. Die That ist die Erscheinung meines Willens in einer äußren Veränderung des Zustandes Andrer (Thatbestand). Sie ist daher die Einheit zweier Momente: das Bestimmtsein meines Willens — das Innre der That; und das Bestimmtsein des Zustandes Andrer, das Aeußre derselben. Letztres aber ist das staatliche Dasein der einzelnen Persönlichkeiten. Nach diesen beiden Momenten der That spalten sich nun die Theorien, welche die wunderlichen und ganz unverständlichen Namen der Gerechtigkeits- und Nutzungstheorien erhalten haben. Kant sagt, die That hat ihrem Wesen nach, durch sich selbst, die Nothwendigkeit der Strafe in sich; das ist, das Innre der That bedingt unmittelbar als sein Andres die Strafe. Er verhält sich gleichgiltig gegen den Staat; er vergißt dabei, daß die That nicht bloß ein Bestimmtsein meiner durch mich, sondern auch ein Bestimmtsein des äußerlich erscheinenden Staats wirklich ist, daß das Verbrechen eben nicht da ist, wenn nicht der staatliche Zustand verändert wird, und daß mithin das Wesen des Verbrechens erst vollkommen erfaßt ist, wenn beide Seiten in ihm vereinigt begriffen werden. Die Nutzungstheorie setzt das Verbrechen seinem Wesen nach nur als einen Angriff auf den unverletzlichen Zustand der Einzelnen, also auf die Erscheinung des Staats; weil dieser unverletzt sein soll, soll ein Mittel gefunden werden, das Verletzende aufzuheben; diese ganze Auffassung ist gegen die That an sich gleichgiltig; sie geht nicht darauf aus, das Recht in dem Wesen der That, sondern in ihrer Erscheinung zu finden. — Wir erkennen an, daß diese Darstellung einer genauern Ausführung bedürfte, wenn sie hier gegeben werden könnte; allein so viel ist klar, daß beide Seiten der heutigen Strafrechtstheorie sich nur negativ gegen einander verhalten können, eben weil jede das Andre der Andren ist. Was wird nun, wie es ja als ganz natürlich auch der einfachsten Betrachtung erscheinen muß, die Folge sein für die Darstellungen der Strafrechtstheorien? Daß man keine ganz

billigt, keine ganz verwirft; man lobt an jeder etwas und tadelt etwas mehr. So ist der gegenwärtige Standpunct unsres Rechtsbewußtseins in dieser Beziehung; ein System, das, wie es aus dem Wesen der Sache schon hervorgeht, zwei Ausgangspuncte haben muß und hat, die sich gegenseitig abstoßen, ohne sich aufheben zu können; und es war daher für den Herausgeber nicht zu vermeiden, auf eine ähnliche Weise zu verfahren, als wie er gethan; nur hätte er dann nicht den Widerspruch begehen sollen, ein fremdes Werk herauszugeben, mit dem er nicht übereinstimmt, sondern er hätte ein eignes schreiben müssen.

Dieser Widerspruch zeigt sich nun noch entschiedner, wenn wir jetzt die Frage aufwerfen, ob Feuerbach auf dem Standpunct der Gegenwart steht; — und zwar ist dieselbe identisch mit der, warum Feuerbach nicht auch schon in seinem Lehrbuch ein solches System der Theorien selbst hinzugefügt hat. Denn die wesentlich verschiednen Ansichten über Strafe und Verbrechen waren schon damals da; Kant, Klein, Grolman, Fichte, Martin, wenn man will auch Filangieri, hatten die ihrigen schon ausgesprochen. Der Grund liegt nahe. Der Gang der Entwicklung ist entschieden der, daß in jener Zeit sich die Rechtslehrer erst aller Besondrungen als Einzelner bewußt werden mußten; so lange sie das waren, konnten sie sich nur geradezu ausschließen; wir finden daher auch, übereinstimmend mit diesem Satze, in keinem der ältern Lehrbücher eine Berücksichtigung andrer Theorien; dieser Streit ward durchaus auf andern Stellen geführt. Jetzt aber ist es anders; wir fangen an, zu erkennen, daß jene Theorien nicht bloß Einzelne sind; wir haben das voraus vor dem Anfang unsers Jahrhunderts, daß wir das Bewußtsein einer innern, höhern Einheit zu erringen beginnen; mithin müssen wir auch jede bestimmte vorliegende erscheinen lassen als Theil ihres höhern Ganzen und so wird es jedem nothwendig, nun jede an das System anzuschließen, wie es denn auch Mittermaier in Beziehung auf Feuerbach gethan hat. Auf diese Weise erscheint die Behandlung des Herausgebers als ein nothwendiges Moment in der Geschichte unsres Rechtsbewußtseins; allein zuerst folgt daraus, daß es wesentlich falsch war, Feuerbach zum Grunde zu legen; denn seine Zeit liegt auch in dieser Beziehung hinter uns; wir machen gegenwärtig eine durchaus andre Periode durch, als die, in welcher er lebte, und man darf ihn daher, ohne in entschiedne Inconsequenzen zu fallen, nicht dem Studium und den Vorträgen unsrer Zeit als Grundlage darbieten. Denn wie will der Herausgeber es rechtfertigen, daß er für alle andren Theorien eine gleiche Berechtigung mit der Feuerbach's anerkennt, und diesen selbst noch nachträglich negirt, während er die ganze Darstellung Feuerbach's allein aufnimmt? Ein Lehrbuch, das auf dem Standpunct der Gegenwart stehen wollte, mußte eben statt einer einzelnen Theorie das System aller geben. — Dann aber ist für den wirklichen Fortschritt nichts gefährlicher, als eine solche schlaffe Behandlung, wie die des Herausgebers; es erinnert uns zu unwillkürlich an die, nur zu allgemeine Weise Hepp's, der gegen jede Theorie drei, vier u. s. w. einzelne Einwürfe erhebt, wodurch man weder den Grundgedanken derselben, noch seinen Mangel begreift. Auf welche Weise aber Mittermaier selbst mit seinem Begriff vom Strafrecht umgeht, das zeigt der §. 20 b. — Er sagt, „daß die wahre Theorie des Strafrechts nur davon ausgehen kann, daß die Staatsgewalt zur Anwendung aller Mittel berechtigt ist, welche zur Erreichung des wahren Zweckes des Staates dienen, jedoch nur unter der Bedingung der Nothwendigkeit des anzuwendenden Mittels.“ Was wollen diese Worte sagen? Ein Mittel, welches zur Erreichung des wahren Zweckes des Staats dient, soll möglicherweise nicht nothwendig sein? Was heißt denn „nothwendig sein“ für ein Mittel? Doch wohl, daß es zu einem wahren Zwecke diene. Nun soll man davon ausgehen — d. h. es als absolut gesetzt annehmen — daß der Staat sich dessen bedienen kann, was ihm dient. Der Begriff des Gebrauchs setzt aber das zu Gebrauchende als daseiend; wendet man jenen Satz daher auf die Strafen an, so muß man mit dem Herausgeber zugleich davon ausgehen, daß die Strafen schon da sind, und die wahre Theorie des Strafrechts würde damit die Theorie von dem wahren Gebrauche der Strafe — die Criminalpolitik, sein. Auf gleiche Weise verwechselt Mittermaier Philosophie und Criminalpolitik auch schon in seiner Anm. zum §. 2. — Indessen hat die Darstellung desselben überhaupt den wesentlichen Vortheil, daß sie ebensowenig eine eigentliche Theorie sein will, als sie es wirklich ist. Endlich aber ist uns noch Eins aufgefallen. Der Herausgeber vergleicht sonst doch Alles in der Welt — wie war es denn möglich, daß er in seinem System der Theorien so ganz zwei der bedeutendsten Vertreter wesentlich verschiedner Auffassungen vergessen konnte, Hegel und Stahl? Allerdings sie passen in das gewöhnliche System nicht so ganz hinein, denn sie erfassen Beide die sogenannte Gerechtigkeitstheorie, und spalten sie mitten von einander; Kant's kategorischer Imperativ ist bei Hegel aufgelöst, Hegel weiß, daß der Rechtsbegriff des Verbrechens nothwendig den der Strafe setzt; Stahl hat dies gar nicht nöthig; er negirt die Nothwendigkeit dieses Wissens, und die zehn Gebote sind seine Theorie, die Offenbarung des Strafrechts. Beide sind doch weder zu unbekannt, noch zu unbedeutende Momente in unserm Rechtsbewußtsein, als daß man sie hätte übergehen dürfen. Allein es ist wahr, der Herausgeber theilt Alles mit Allen; und in allen Darstellungen des Systems fehlen eben jene beiden Philosophen.

Das Resultat einer solchen Uebersicht über den heutigen Standpunct unsrer Strafrechtswissenschaft ist daher das, daß wir auch hier mit mächtigen Schritten einer neuen Epoche zueilen, und daß die bisherige Entwicklung, wie sie für sich eine ruhige und gesetzmäßige gewesen ist, das Aufgehobenwerden unsrer gegenwärtigen hin und her schwankenden Stellung herbeiführen wird. Wir dürfen uns nicht darauf einlassen, hier das Ziel, das uns vielleicht nicht mehr fern liegt, aufzustellen; Vieles aber ist auch da gewonnen, wo das Bewußtsein über den Mangel seines Besitzes sich klar wird, als die Grundbedingung eines kräftigen Fortschrittes. —

So viel nun über das Verhältniß des Inhalts des vorliegenden Werkes zu dem heutigen geltenden Recht für sich betrachtet, und zu dem Standpunct unsres Bewußtseins über die beiden Hauptfragen, auf denen das System des Criminalrechts ruht, oder deren Erfüllung es vielmehr ist. Jetzt haben wir noch eben dieses letzte zu betrachten. Es ist Feuerbach und sein System zu bekannt, als daß es einer Auseinandersetzung desselben bedürfte; wir wollen daher nur die Hauptpuncte andeuten, in denen man von einer

heutigen, höhern Auffassung einen Fortschritt vor der seinigen hätte erwarten dürfen, und dann das Verhältniß andeuten, in welches sich der Herausgeber zu demselben gestellt hat; nur weitre Ausführung darf hier schwerlich mit Recht erwartet werden. Den Schluß aber wird eine Andeutung über das bilden, was gegenwärtig die eigentliche Aufgabe einer Wissenschaft des gemeinen deutschen Staatsrechts sein muß, und über das Verhältniß, in welches der Herausgeber durch diese neueste Auflage zu jener getreten ist.

Gleichzeitig fast mit der eigentlich systematischen Wissenschaft des Criminalrechts ist die Grundeintheilung in den allgemeinen und besondern Theil in der wissenschaftlichen Behandlung desselben entstanden. Sie gehört nicht Feuerbach an; allein er hat auch auf diesem Felde einen Fortschritt zur Entscheidung gebracht; bisher vermischte man das Strafrecht mit dem Strafverfahren; seit Feuerbach ist das Letztre entschieden als ein selbständiger Theil anerkannt; es kommen im allgemeinen Theil nicht mehr die Lehren von Indicien rc. vor; er beschränkt sich streng auf das Strafrecht selbst. Allein mit jener Eintheilung entstand zugleich die Frage nach dem wissenschaftlich nothwendigen Inhalt dieser Theile. Diese Frage ist nun eben so verschieden als ungnügend beantwortet. Nach dem ganzen Verhältniß, in welchem Philosophie und Recht standen im Beginne des vorigen Jahrhunderts, war es leicht erklärlich, daß man auf den Gedanken kam, der allgemeine Theil sei der philosophische; denn er enthält den Begriff von Verbrechen, Strafe, Zurechnung u. s. w., was Alles nur auf dem Wege der Abstraction gefunden werden kann; ihm entgegen setzten Einige den besondern Theil unter dem Begriff des praktischen, befangen in der dunklen Vorstellung, daß der Inhalt des allgemeinen, wie die Philosophie überhaupt, im wirklichen Leben keine Anwendung erleide. Andre erhoben die Frage gar nicht; noch Andre wollten zwar, daß ein großer Theil des allgemeinen Theils philosophisch, ein andrer aber doch auch praktisch sein müsse, ohne jedoch das Moment hinzuzufügen, durch welches sich jener vom besondern Theile zu scheiden habe. Feuerbach sagt §. 4: „die Wissenschaft des positiven peinlichen Rechts geht I) aus von den allgemeinen Grundsätzen über Bestrafung rechtswidriger Handlungen überhaupt — philosophischer (allgemeiner) Theil; und stellt alsdann II) die besondern Rechte des Staats in Hinsicht auf Bestrafung einzelner Arten rechtswidriger Handlungen — positiver (besondrer) Theil.“ Soll philosophisch hier heißen wissenschaftlich, so liegt schon darin ein Widerspruch, daß auch der Inhalt des besondern Theils wissenschaftlich dargestellt wird; soll es heißen, daß der Inhalt desselben aus dem bloßen Begriff gefunden wird, ohne Rücksicht auf das positiv Geltende, so ist dieses nur ein Irrthum zu nennen, da ein großer Theil des im allgemeinen Theil Enthaltnen durchaus positiv ist; z. B. in der Lehre von der Imputation, in der Lehre von der Verjährung, in der Lehre von den „einzelnen in Deutschland üblichen Strafen“, was doch auch Feuerbach selbst zu einem Unterabschnitte gemacht hat (dritter Abschn. S. 210). Wir können daher nicht zugestehen, daß, wenn gleich die Eintheilung als solche sich rechtfertigen läßt, der Grundgedanke Feuerbach's dabei der richtige ist. Indessen wäre doch zu erwarten, daß wenigstens in diesem Punct der Herausgeber mit dem Verf. übereinstimmte. Aber keineswegs. Er sagt §. 2 not.: „vorzüglich unpassend ist es, den allgemeinen Theil mit dem philosophischen zu verwechseln;“ — (u. §. 4 not.) „der allgemeine Theil enthält alle Grundsätze und Vorschriften, welche den Richter überhaupt bei der Anwendung der Strafgesetze, abgesehen von den Strafgesetzen über einzelne Verbrechen leiten müssen.“ Mithin entsteht der besondre Theil, indem man auf die Strafen für die einzelnen Verbrechen hinblickt — was freilich eine sichre und einfache Weise ist; allein mit dieser Negation des Grundgedankens Feuerbach's ist nun auch für die Ueberzeugung des Herausgebers die wesentlichste Grundlage des ganzen Systems aufgehoben. — Indessen noch ließe dieser Widerspruch sich vertheidigen, wenn nur der eigne Gedanke des Herausgebers ein wahrer und selbständiger wäre. Er ist aber nichts weniger als das; schon abgesehen davon, daß hier von einem, von dem allgemeinen Theile verschiednen, philosophischen geredet wird, dessen Stellung wir bei Mittermaier gern nachgewiesen sähen — so ist auch das von dem allgemeinen Theil Gesagte nicht wohl fest zu halten, denn es kann ja keine Zurechnung, keine Culpa, keine Verjährung u. s. w. stattfinden für sich, sondern immer nur bei einzelnen Verbrechen; mithin kann auch der Richter gar nicht geleitet werden „abgesehen von den einzelnen Verbrechen.“ Der Herausgeber hat sich aber offenbar nichts weniger als eine klare Vorstellung über das gemacht, was in dieser Anmerkung hingeworfen ist; denn er widerspricht sich selbst gleich in der schon berührten Note zu §. 2: „die Philosophie des Criminalrechts ist die Entwicklung der allgemeinen Grundsätze über die Begründung des Strafrechts, und über die Art, wie nach den Fordrungen des Rechts Handlungen bestraft werden dürfen.“ Nun halte man dieses zusammen mit dem zu §. 4 Gesagten, so wird man in der That durchaus keinen Unterschied zwischen dem allgemeinen und philosophischen Theil zu finden im Stande sein, wenn der Herausgeber nicht sagte, daß es so vorzüglich unpassend ist, sie zu verwechseln; denn was der allgemeine Theil enthält, die „Grundsätze, welche den Richter überhaupt leiten müssen bei Anwendung der Strafgesetze“, das ist doch wohl vollkommen identisch mit „den Grundsätzen über die Art, wie Handlungen nach den Fordrungen des Rechts bestraft werden dürfen.“ Wir finden aber nicht bloß hier, daß Mittermaier seine Aufmerksamkeit auf das, was er sagt, nicht gar weit über die Seite hinaus erstreckt, auf welcher es gesagt wird; will man zu dem Obigen noch ein Beispiel, so füge man §. 92 hinzu; hier sagt Feuerbach: „bei bestimmten Strafgesetzen kann die Größe der Strafbarkeit lediglich durch das Gesetz, nicht nach allgemeinen Grundsätzen beurtheilt werden“, was Mittermaier stillschweigend anerkennt. Da nun die Größe der Strafbarkeit doch das ist, wohin der Richter geleitet werden soll, so würde nach Mittermaier der allgemeine Theil gar nicht da sein für die Fälle eines bestimmten Strafgesetzes. Wie unklar und widersprechend daher der Begriff der Herausgebers ist, und wie wenig geeignet, die Stelle der Ansicht Feuerbach's zu vertreten, ist schon hieraus ersichtlich.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 74. 29. März. 1842.

Zur Charakteristik der heutigen Rechtswissenschaft.

(Schluß.)

In Beziehung auf den besondern Theil, nach dessen Wesen noch Niemand eigentlich gefragt hat, während der allgemeine Gegenstand eifriger Betrachtungen gewesen ist, hat nun der Herausgeber nicht ein einziges Wort verloren; freilich ist die angeführte Definition von Feuerbach kaum eine Definition zu nennen, denn es ist z. B. der Versuch, die Begünstigung, die Beihilfe, doch gewiß auch „eine einzelne Art rechtswidriger Handlungen"; warum aber hat der Herausgeber hier nicht am ersten und meisten seinen Text kritisirt, da hier doch etwas wirklich Neues zu geben war? Allerdings, es war dies nur unter einer Bedingung möglich; er hätte nämlich über die ganze gegenwärtige Behandlungsweise der Wissenschaft des Strafrechts hinausgehen müssen, wenigstens nothwendig auf dieser Seite. Denn betrachten wir die heutige Auffassung vom allgemeinen und besondern Theil — was sogar nicht bloß für das Strafrecht gilt, so müssen wir eingestehen, daß uns jeder bestimmte Begriff derselben gänzlich mangelt; es ist auch wenig gewonnen, wenn man sich auf so allgemeine Weise mit der Frage nach dem Verhältniß der Philosophie zu denselben herumschlägt. Sondern es ist Folgendes einfach anzuerkennen. Will man von einem allgemeinen Theil in der Lehre von den Verbrechen reden, so kann man nicht bei dem Begriff des Verbrechens stehen bleiben. Der Inhalt jenes Theils soll das enthalten, was allen einzelnen Verbrechen gemein ist; es ist aber eine Tautologie, die nichts sagt, wenn man behaupten wollte, der Begriff des Verbrechens ist allen Verbrechen gemein; denn sie sind eben nur Verbrechen, indem sie als Erscheinung dieses Begriffes erkannt werden. Dasjenige, was den allgemeinen Theil bildet, ist mithin nicht ein allen gemeinsames seinem Wesen nach, sondern ein Allgemeinres als das Verbrechen selbst. Was ist nun dieses Allgemeinre?

Es ergiebt sich einfach aus dem Begriff des Verbrechens; denn dieses ist eine bestimmte Art der That und zwar der, die Integrität der Persönlichkeit verletzenden That. Es muß mithin der Inhalt des allgemeinen Theils das Wesen einer solchen That zum Gegenstande haben. Dieses ist ein einfacher und nothwendiger Schluß; es ist um so auffallender, daß selbst Männer, wie Feuerbach, diese Consequenz nicht gezogen haben, da doch der Inhalt des allgemeinen Theils selbst wirklich sich als jener Begriff zeigt — denn Zurechnung, begonnenes, geendigtes Unternehmen, Urheber, Gehilfe, Versuch rc. gehören nicht etwa dem Verbrechen als solchem an oder erhalten ihre Entwicklung aus dem Begriff desselben, sondern einfach aus dem der verletzenden That — und merkwürdiger Weise wird Feuerbach selbst gezwungen, in seinem System des allgemeinen Theils statt des Ausdrucks Verbrechen nicht selten den Ausdruck „Handlung" zu setzen, sobald er genauer eingeht (so im Abschnitt IV, 1) verschiedne Verhältnisse des Erfolges zur Handlung; 2) Verschiedenartigkeit der Causalität des Handelnden für den Erfolg; — einzelne Stellen, etwa §. 35, 36, 41, auch „Unternehmung" §. 43 — cf. die folgenden §§. — §. 40 [bei der Zurechnung], §. 97 u. 100 [Milderungsgründe] u. s. w.). Durch jenen Begriff allein erhält der allgemeine Theil Grenzen und innre Bestimmtheit. Dasselbe gilt von dem Begriff der Strafe. Der allgemeinre Begriff der Strafe ist der des zugefügten Uebels. Die Begriffe von schweren und leichten, öffentlichen und Privatstrafen u. s. w. gehören gleichfalls nicht dem Begriff der Strafe, sondern dem der Zufügung eines Uebels durch den Staat. Das, was nun aus diesen beiden Begriffen hervorgeht, bildet seinem Wesen nach den allgemeinen Theil. Derselbe kennt eigentlich gar kein Verbrechen und keine Strafe. Denn ich kann nur dann ein Verbrechen setzen, indem ich zugleich die Strafe setze; diese Begriffe bedingen sich absolut; sie entstehen daher erst da, wo ich den Begriff des vom Staat zugefügten Uebels auf den der verletzenden That beziehe; jetzt erst ist aus dieser ein Verbrechen, aus jener eine Strafe geworden. Es kann nicht erwartet werden, daß wir dieses hier weiter begründen; nur das wollten wir zeigen, daß man weder Feuerbach gegenwärtig noch als ausreichend zum Grunde legen, noch auch seinen Mängeln durch Zusätze abhelfen kann.

Hiemit ist nun das Wesen des allgemeinen Theils gegeben. Es bleibt das des besondern nach. Wir haben schon gesagt, daß die Criminalrechtslehrer sich nicht sehr darauf einlassen, zu bestimmen, was er eigentlich enthält, obwohl in Beziehung auf den aufgenommnen Inhalt sie Alle sehr übereinstimmen. Es möge auch hier eine kurze Bezeichnung desjenigen gnügen, was wir als das Wesen desselben setzen müssen. Die Darstellung im allgemeinen Theil soll den Begriff der verletzenden That entwickeln; in den Momenten, die sie an sich hat, kann mithin keine Besondrung liegen; sie muß daher zu einer besondern werden durch die Verschiedenheiten von ihrem Gegenstande. Der besondre Theil entsteht also durch die Beziehung der That auf den bestimmten Gegenstand; und zwar indem erstlich die Beziehung selbst eine doppelte ist (dolus, culpa), dann indem die Gegenstände als bestimmte verschiedne Erscheinungen uns entgegentreten (Staat, Person; Oberhaupt, einzelne Gewalten, öffentliches Eigenthum im Staat; Leben, Körper, Vermögen, bürgerliche Ehre u. s. w.). Auf diese Weise ist es vollkommen richtig, wenn man den besondern Theil bestimmt als denjenigen, der die einzelnen, vom Staat aus-

drücklich mit Strafen belegten Verbrechen umfaßt; nur mangelt dieser Definition ihr Bewußtsein über ihr Verhältniß zu dem allgemeinen. Zugleich ist mit der von uns aufgestellten Ansicht der Grundgedanke für die Entscheidung einer andern, sehr bestrittnen und auf die verschiedenste Weise beantworteten Frage gegeben; wir meinen die nach der *Eintheilung* der Verbrechen. Es ist hier nicht der Ort, dieselbe auszuführen; allein wir müssen doch einen Blick auf das Verhältniß Mittermaier's zu Feuerbach werfen. Feuerbach hat sich bekanntlich gar nicht darüber ausgesprochen; seine Classification ist zum Theil willkürlich, zum Theil nur dem Namen nach eine Classification; denn anders darf man wohl eine Rubrik wie „Vage Verbrechen" nicht nennen. Der Herausgeber aber ist hier eben so reichhaltig an Ansichten als an Widersprüchen und Unklarheiten. Er spricht sich aus in der Note §. 161 (S. 233). Die Classification der Verbrechen wird als wichtig anerkannt und hinzugefügt, daß die von Feuerbach gewählte „sich nicht rechtfertigen lasse" — aber wenn nun der Begriff Feuerbach's vom Strafrecht, die Theorie Feuerbach's über Verbrechen und Strafe, die Ansicht Feuerbach's über das Wesen des allgemeinen Theils, und jetzt auch die Classification des besondern falsch ist — was soll man denn darunter sich denken, daß Mittermaier dennoch uns schlecht gnug, oder das Buch für gut gnug befunden hat, es dem Publicum zu bieten? — Doch hören wir weiter. „Die Doctrin, wenn sie classificirt, sollte sich an das im Gesetzbuche, worauf sie sich bezieht, aufgestellte System anschließen" — also so wenig wie möglich sich mit ihrer wesentlichsten Aufgabe befassen. Nun tritt sogleich für die Doctrin des Gemeinen peinlichen Rechts folgender Uebelstand ein: „Ob es ein solches (ein Gesetzbuch) im Gemeinen Rechte *gebe*, dürfte zu bezweifeln sein." Bezweifeln, ob es ein Gesetzbuch giebt oder nicht? Was kann das heißen? Wer ein Lehrbuch des Gemeinen peinl. Rechts herausgiebt, zweifelt — *weiß* also *nicht*, ob es ein Gesetz giebt für seine Doctrin? Das zu wissen wäre doch wahrlich wohl die erste Aufgabe gewesen! Und dann — was soll denn nun die Doctrin, da sie nur ein zweifelhaftes Gesetzbuch hat, ein Buch, welches man nach Belieben, d. h. nach subjectivem Meinen für geltend oder nicht geltend halten darf (denn etwas Andres können Mittermaier's Worte doch nicht besagen) — wie soll die Doctrin, wenn sie classificirt, sich jetzt behaben? Doch der Herausgeber hat einen Ausweg; sie „kann den Gegenstand oder die Form des Verbrechens zum Eintheilungsgrunde wählen" — sie kann also *wählen* — eine wählende Wissenschaft würde wohl schwerlich je eine auserwählte werden dürfen! Und was ist denn die *Form* eines Verbrechens? Wir wissen keinen klaren Gedanken damit zu verbinden, noch dazu wenn sie im Gegensatz zum Gegenstande stehen soll! Für das Gesetzbuch freilich hat es keine Noth, „die Classification im Gesetzbuch braucht nicht so systematisch zu sein, wie in einem Compendium" — aber es soll doch das Compendium sich anschließen an jenes? Was soll denn nun die arme Doctrin? Es ist schwer zu sagen, was sich der Herausgeber dabei eigentlich gedacht hat; denn gleich nachher sagt er gar: „der *Hauptfehler* ist nur, wenn man die Verbrechen unter einem *rein willkürlichen, doctrinellen* Gesichtspunct aufstellt;" — jetzt freilich mag man es dem Lehrbuch zum großen Vorwurf machen, wenn es sich nicht „anschließt" an das Gesetzbuch; denn der „doctrinelle Gesichtspunct" wird hier gar zu einem „rein willkürlichen!" Und derselbe Verf. wirft Feuerbach vor, daß seine Classification „theils ganz principlos ist, theils auf einem irrigen Princip beruht." — Ja wohl stehen wir auf einem Uebergangspuncte!

Ueber den eigentlichen Inhalt des Feuerbachschen Lehrbuchs uns zu verbreiten würde nun wohl nirgends weniger an seiner Stelle sein, als hier; und bei keinem Werke dürfte außerdem eine ins Einzelne gehende Kritik so sehr post festum kommen. Allein es ist das Verhältniß des Herausgebers zum Lehrbuche selbst doch zu charakterisiren, und da zeigt sich denn fast auf jeder Seite, fast bei jedem Gedanken Feuerbach's die wunderliche Erscheinung, daß Mittermaier dasselbe Buch, was er dem Publicum als Grundlage der heutigen Doctrin bietet, schrittweise negirt; wir haben dieses schon von den Grundbegriffen des ganzen Strafrechts gezeigt; verfolgen wir jetzt das Einzelne, so tritt Mittermaier seinem großen Vorgänger allenthalben auf dieselbe Weise entgegen; er läugnet dessen Lehre vom Gerichtsgebrauch (S. 6), den Begriff des Verbrechens (S. 45), die Eintheilung in öffentliche und Privatverbrechen (S. 49), die Ansicht desselben über den Satz: volenti non fit injuria (S. 60), über die Selbstvertheidigung (S. 61), über Miturheber (S. 76), über Begünstiger (S. 88), hat einen andern Begriff von dolus (S. 91), von culpa (S. 93), eine andre Theorie vom Irrthum (S. 97) und von der culpa dolo determinata (S. 105), will etwas Andres als Feuerbach anerkannt wissen bei dem Begnadigungsrecht (S. 110), bei der Verjährung (S. 114 und 116), der Infamie (S. 120) und über die Anwendung unbestimmter Strafgesetze (S. 132), hat eine andre Theorie über die Zurechnung (S. 139—45), verneint Feuerbach's Behauptung über die Wirkung des mangelhaften Thatbestandes (S. 166) so wie die über den allgemeinen Mildrungsgrund (§. 99), setzt der ganzen Lehre Feuerbach's von den Gründen der relativen Strafbarkeit eine ganz neue entgegen (S. 173—87), verneint die Ansicht desselben über das delictum continuatum (S. 192) — doch es ist zu nutzlos und zu weitläufig, weiter zu gehen. Aber welchen Gedanken mag der Verf. bei der Herausgabe eines Buches gehabt haben, das er weder im Allgemeinen gelten lassen, noch im Besondern anerkennen will? So viel wir uns entsinnen, giebt es kein ähnliches Beispiel in der Geschichte der Wissenschaft; denn dieses Buch ist es selbst, was der Herausgeber der Doctrin übergiebt, um daran als an einer Basis sich fortzubauen, und der Praxis, um darauf als auf ihre Grundlage zurückzukommen. Man weiß nicht, ob das ganze Buch, als Totalität angesehen, mehr Ein großes Räthsel oder Ein großer Widerspruch genannt zu werden verdient. —

Und dennoch wird dasselbe sich kaum nie weniger allgemeiner Verbreitung erfreuen, wie je früher; ja wir müssen anerkennen, daß ein wesentliches Element unsrer Gegenwart des Rechts in ihm seine Verwirklichung gefunden hat, und daß wir daher von allen heutigen Lehrbüchern es entschieden für das beste halten müssen. Das, wodurch sich diese letzte Ausgabe nicht bloß vor allen vorherigen, sondern vor allen Lehrbüchern des Rechts überhaupt auszeichnet, ist die Hinzufügung des Inhalts der deutschen und zum Theil ausländischen Gesetzgebungen. Wir können nicht umhin, darin die Erfüllung einer höchst wichtigen — freilich schon nicht mehr abweisbaren Fordrung zu sehen, wenn auch nicht in der Gestalt, wie es hier geschieht. Denn fragen wir, was

soll das Addiren des nicht einheimischen Gesetzes für Jeden, der ein vaterländisches Gesetzbuch hat, so dürfte es dem Herausgeber schwer fallen, irgend ein Princip als von ihm anerkannt, oder auch nur befolgt nachzuweisen. Dennoch muß beides sein; es müssen die verschiednen Bestimmungen der in Deutschland geltenden Gesetze zusammengestellt und der Wissenschaft wie der Praxis übergeben werden, aber mit dem Bewußtsein des Zweckes. Denn was soll jetzt der Jurist mit den Citaten des Herausgebers? Sie anwenden als Analogie? — Im Gegentheil; Jedem soll sein Landesgesetz die Grundlage der Analogie bilden. — Sie auswendig lernen? — Gewiß nicht. — Soll man sich damit breit machen dürfen, daß man sich sagen könne: ich weiß das, und dieses, und jenes? — Das wird Niemand wollen. Was ist denn der Nutzen, oder wissenschaftlicher, die wahre Bedeutung dieser Arbeit, der Gedanke, der zum Grunde liegt und sich Bahn zu brechen sucht? Mit allgemeinen Reden wird hier Niemand antworten wollen, daß es gut, daß es nützlich sei, daß es den Blick erweitere, daß man sichrer gehe und dergleichen; es handelt sich hier um nichts Geringres, als um die Umgestaltung der ganzen Criminalrechts-Wissenschaft. Wir behaupten dieses ohne Scheu und berufen uns auf das, was wir im Anfange gesagt haben. Es kann Keiner läugnen, daß die Carolina und das auf sie gebaute Strafrechtssystem gegenwärtig ein g e s ch i ch t l i ch e s geworden ist; wir können nun einmal nicht mehr, wenn wir nicht absolut dem Zustande der Gegenwart widersprechen wollen, das, was vor zwanzig Jahren noch wirkliches Gemeines deutsches Recht war, auch gegenwärtig als solches anerkennen. Wir können ferner, ohne in bodenlose Träumereien zu verfallen, nicht hoffen, daß es eine g e m e i n e d e u t s ch e Gesetzgebung des Strafrechts sobald wieder geben werde. Wir können eben so wenig, ohne unsre Gegenwart zu mißverstehen und die tiefe Bedeutung der nächsten wie der fernsten Geschichte zu verkennen, uns das mächtige Band wegläugnen, was die deutschen Staaten auf das Engste mit einander verknüpft. Es giebt einen gemeinsamen deutschen Geist, und wer nicht läugnet, daß das Recht ein Theil des Lebens des Geistes ist, der muß zugestehen, daß es ein Gemeines deutsches Recht und wiederum ein gemeines Strafrecht geben muß, so lange es ein deutsches Volk giebt. Aber wo ist dieses zu suchen in der Gegenwart, und wie zur Erscheinung zu bringen? Weg und Ziel liegen nahe. Keinen Begriff giebt es, der als solcher einem bestimmten Volke allein angehörte. Das Strafrecht ist daher in seiner über allen Völkern erhabnen Gestaltung das rein begriffliche, abstracte Recht. Das, was dieses Recht zum V o l k s r e ch t macht, ist die Erscheinung jener Begriffe im Volksgeiste. Das Erkennen des Volksrechts im höhern Sinne des Wortes setzt daher zuerst das abstracte Recht als erkannt; das System des Volksrechts daher dasselbe als wissenschaftlich erschienen, als S y s t e m des abstracten Strafrechts. Und wie gelangen wir zum System des bestimmten Volksrechts? Dadurch, daß wir die Bestimmung jenes abstracten Begriffes in dem concreten, daseienden Volksgeiste nachweisen. W i e dieses für Deutschland geschehen muß, ist klar; denn jenes Bestimmtsein selbst ist uns das g e l t e n d e R e ch t, dessen größrer Theil durch das Gesetz des Staats ausgesprochen wird. Sind nun diese Staaten und ihre Gesetze v e r s ch i e d e n, so gelangen wir zum G e m e i n e n Recht eben dadurch, daß wir das Gleiche in dem Verschiednen erfassen. Eben dieses Gleiche ist aber jenes absolute Recht, das begriffliche; dieses kann nicht durch ein Gesetz gegeben werden, sondern es ist die Aufgabe der W i s s e n s ch a f t, es aufzustellen. Wir können daher, indem gegenwärtig die deutschen Staaten selbständig dastehen, nur ein Gemeines deutsches Recht der Wissenschaft, des Begriffes, anerkennen; und dieses ist die Aufgabe unsrer Rechtsphilosophie. Das ist denn der Grund, weßhalb Feuerbach's Lehrbuch wesentlich der Gegenwart nicht mehr entsprechen kann; denn er will gerade das Gegentheil; er will das gemeing e l t e n d e Recht, in wissenschaftlicher Form; jenes soll herrschen, diese dienen; wir müssen das Entgegengesetzte als die Aufgabe für uns setzen; was zu seiner Zeit und in seinen Verhältnissen galt und die Form bedingte, das ist jetzt g e w e s e n; und nur wer dieses läugnen könnte, der würde auch die Folgrung aufzuheben im Stande sein. Nach ihrer juristischen Seite hin aber, der Kenntniß des Bestehenden, hat die Wissenschaft des Gemeinen deutschen Rechts das gesetzlich Anerkannte, in so weit in demselben eben jenes allgemeine Princip zur Geltung gebracht wird, unter sich zu subsumiren, das Verschiedne aber, wenn sie es erfaßt, zu betrachten, ob es eine Berechtigung habe, von dem höhern Grundgedanken sich verschieden hinzustellen; so wird das Gemeine Recht zugleich das Wissen des Absoluten und des Geltenden und der Maßstab für die Wahrheit des Bestehenden sein müssen. Die Aufgabe der particulären Rechtssysteme aber ist es, das Bestehende zu geben, ohne es auf den Begriff, sondern auf die Anerkennung durch den Staat zu begründen. Auf diesem Wege wird sich als Ziel das zeigen, daß alles Gemeine deutsche Recht zur Philosophie des Rechts werden muß, das particuläre zur eigentlichen Jurisprudenz. Und wollen wir für die Zukunft noch eine Doctrin des Gemeinen Rechts beibehalten, so wird das nothwendig mit ihr Gegebne unvermeidlich das aufheben müssen, was ihm entgegensteht.

Doch wir haben hier uns auf Bemerkungen zu beschränken; möge schließlich nun der Grund folgen, weßhalb wir gerade dem vorliegenden Werk in seiner gegenwärtigen Gestaltung einen wichtigen und bedeutungsvollen Platz in der geschichtlichen Entwicklung unsrer Epoche zusprechen müssen. Es ist nicht zu verkennen: Feuerbach und seine Deductionen vertreten hier, wenn auch nicht ausreichend, die abstracte Entwicklung des begrifflichen Rechts; konnte oder wollte einmal der Herausgeber kein selbständiges System geben, so konnte er wenigstens keinen bessern Vertreter des Gedankens im Recht sich wählen; die Zusätze Mittermaier's dagegen sind das, was wir als die Lösung der eigentlichen juristischen Aufgabe betrachteten. Darin liegt der Grund, weßhalb das Werk einen nicht geringen Anklang finden wird, und was uns berechtigt, es für das Beste, was wir bis jetzt auf diesem Gebiete besitzen, anzuerkennen. Man verwechsle aber das Gesagte nicht mit der Frage nach dem Nützen-Können; nicht das ist es, warum es sich handeln darf; und es wird wohl für alle Zeiten schwer halten, daß ein Werk, worin Feuerbach die ganze Kraft seines mächtigen Geistes wie mit einem Griff zusammenpreßte und in welches Mittermaier seine großartige Kenntniß des Geltenden hineingetragen, nicht mehr sollte nützen können. Aber das Beßre ist des Guten Feind; und Keiner war weiter entfernt, an der Möglichkeit und Nothwendigkeit fernrer Fortschritte zu zweifeln, als der, der in seiner Wissenschaft selbst den gewaltigsten gemacht hat. „Der beste Theil aller litterari-

schen Thätigkeit," sagt Feuerbach, nachdem sein Lehrbuch neun Auflagen erlebt und ein Vierteljahrhundert in Deutschland benutzt war — er selber schon in seinem funfzigsten Lebensjahre stehend, — „besteht nicht sowohl in dem, was sie giebt, als in dem, was sie in andern Geistern anregt und durch diese wirkt. Jenes geht nothwendig mit der wechselnden Zeit wenigstens in veränderter Form unter; dieses aber ist „die That, welche lebt und weiter eilt, wenn auch der Name ihres Urhebers hinter ihr zurückbleiben sollte."" — Es ist weder möglich, eine tiefre, noch eine edlere Auffassung der Aufgabe und des Ziels jedem Denkenden hinzustellen. Und in diesem Sinne des hochherzigen Verf. haben wir unser Urtheil über das gegenwärtige Verhältniß seines Lehrbuchs zur Wissenschaft des Criminalrechts unsrer Zeit und unsres Vaterlandes ausgesprochen.

Dr. L. Stein.

Ueber Volkslieder, besonders deutsche.

Bardale, eine Sammlung Volkslieder aller Nationen von E. Baumstark und W. von Waldbrühl.

Es möchte leichter sein, über das reichhaltige Thema Volkslied dicke Bücher, als wenige Seiten zu schreiben. Welch eine Fülle von Material, welch ein Zwiespalt über die Grundbegriffe, über den Bereich! Braucht ein Volkslied nur für das Volk, oder muß es auch von dem Volke gemacht sein? Läßt sich der hierin liegende römische Unterschied von populus und plebs heute noch festhalten? Wer darf sich zu den „Gebildeten in der Musik" rechnen? Ich fürchte, die Grenzlinien sind schwer, wo nicht unmöglich zu ziehen.

Fast alle Meinungen sind darin einstimmig, daß ein Lied, welches das Volk Jahrhunderte lang kennt und singt, ein ächtes Volkslied sei. Aber läßt sich das wirklich so unbedingt zugeben? Sind die bekanntesten Kirchenlieder der Protestanten darum auch Volkslieder? Herr von Zuccalmaglio (Wilhelm von Waldbrühl) nimmt in seine Fortsetzung der Kretschmerschen Sammlung deutscher Volkslieder „ein feste Burg" und „wir glauben all an einen Gott" auf. Warum diese beiden? man sollte meinen, daß dieselben Kriterien auch bei andern Chorälen zuträfen, z. B. bei „allein Gott in der Höh sei Ehr". So sind auch die Choräle „Jesus meine Zuversicht" und „O Haupt voll Blut und Wunden" bei Traueranlässen stereotyp geworden. Aber einmal ist es nicht das ganze deutsche Volk, welches diese Choralweisen singt, sondern nur die protestantische Hälfte; zweitens widerstrebt das Obligatorische des Ritus offenbar dem Begriff eines frei nachempfundnen und aus Wahl erlernten Volksliedes. Man könnte aus gleichen Gründen nicht sonderlich geneigt sein, „Heil Dir im Siegerkranz" für ein ächtes Nationallied zu halten, abgesehen von seiner dem Auslande abgeborgten Melodie. Der Text ist ein kraftloses Gemenge von gutmeinender Loyalität und entschiedner Prosa, dem offenbar nur die leichtfaßliche Singweise zu einer zweifelhaften Popularität verholfen hat.

Ueberhaupt liegt dem Entstehen eines ächten Nationalliedes etwas zum Grunde, was den Deutschen von jeher gefehlt hat, ein nationales Bewußtsein. Politische und religiöse Zerwürfnisse, Zänkereien zwischen Kaiser und Reich haben von jeher die innerliche Integrität des gemeinsamen äußren Sprachverbandes beeinträchtigt. Nur die Lyrik, die aus dem allen Menschen gemeinsamen Gefühlsschatze quillt, hat auch in Deutschland das fröhliche oder gepreßte Herz durch zahllose Lieder erleichtert. Diesen Liedern ist es aber von Seiten der Poesie meist glücklicher ergangen, als in Betreff der Musik. Wenn wir bei den beiden Völkern, Deutschen und Italienern, welche sich durch die Leistungen der Musiker vom Fach weit über alle andern Nationen erhoben haben, ein wunderbares Uebereinstimmen darin erblicken, daß sie beide in der Originalität ihrer zahllosen Volkslieder andern Völkern erheblich nachstehen, bei welchen die sogenannte gelehrte Musik entweder gar keine oder wenig bedeutende Meister aufzuweisen hat, so wird es gewiß in Deutschland wie in Italien auf die Productionslust des Volks oder eigentlich auf die allgemeine Verbreitung und das Festhalten an den vorhandnen Liedern negativ gewirkt haben, daß die vielen Componisten und die zahlreichen Kirchen- und Hof-Capellen den musikliebendsten aller Völker mit immer neuen Werken entgegenkamen. Wo die geschriebne Musik aus leicht begreiflichen Gründen gar nicht oder sehr spät erst hingedrungen, in den schottischen Hochlanden, den spanischen Sierren, in Rußlands Steppen und auf der skandinavischen Halbinsel, da zeigt sich überall das Volkslied als eine meist reizende, in Gedicht und Melodie charakteristische Geburt des unabweislichen Poesie-Zwangs (wenn ich mich dieses Ausdrucks nach der Analogie von Mahlzwang bedienen darf).

Haben die Deutschen oder die Italiener ein einziges Lied aufzuweisen, das sich bei nationaler Charakteristik an reiner Schönheit und allgemeiner Verbreitung mit Robin Adair, mit dem spanischen contrabandista, mit dem schwedischen nökk messen könnte? Schwerlich.

Der angedeutete Umstand, daß die Existenz so vieler Kirchen-Capellen und Theater-Orchester dem Volksliede lebensgefährlich sei — Leierkasten, und die ungemeßne Ausdehnung des Clavierspielens helfen dabei tapfer, — hat in neuerer Zeit ein solches Uebergewicht der Kunstmusik über die Volksmusik zur Folge gehabt, daß eine Reactions-Polemik unausbleiblich war. Nicht vom Volke, sondern von Dilettanten ging sie aus. Der ehrwürdige heidelberger Thibaut hatte in seiner Schrift „über Reinheit der Tonkunst" die löbliche Absicht, den alten italienischen Kirchencomponisten und im Gegensatze des neuen Virtuosenkrams und der Fieberphantasien mancher Hyperromantiker den naiven Naturtönen der Völker das Wort zu reden. Aber dies Wort, das aus Thibaut's Individualität anregend und rund hervorging, wurde von seinen Jüngern breit und eckig getreten: in „Bardale, einer Sammlung Volkslieder aller Nationen" (von E. Baumstark und W. von Waldbrühl) begegnen wir folgender Stelle in der Vorrede:

„Abgesehen von der Wichtigkeit und Nothwendigkeit der Kenntniß der Volkslieder muß einem Jeden der reine oft wahrhaft himmlische Genuß bei Anhörung der feinsten und edelsten derselben das Herz rühren, wohingegen die kräftigen und mächtigen den Muth entflammen, und die heitern und scherzenden im Mindesten (?) ein Lächeln entlocken, wenn nicht gar zur lebendigsten Freude hinreißen und man dagegen mit den tiefsinnigen, schwermüthigen und schwärmerischen in eine düstre Schwermuth verfällt, und die ganze Welt nur ansieht, als wäre sie mit einem dunkeln Flor umhangen."

„Diese Gefühle kannst Du auch in Dich zaubern lassen, sprechen die Verzwickten (sic); höre nur eine Beethovensche Sonate oder Symphonie und geh in die Oper und höre die Freuden- und Trauer-Triller der dortigen Bravour-Nachtigallen. Diesen antwortete ich: wenn ich im Gartenhause sitze und auf dem Sopha der Ruhe pflege, so habe ich keine Regung, bald ans Fenster, bald in den Garten zu eilen, bald auf einen Baum zu klettern, bald mit Seufzen und Stöhnen der Schwermuth und dem Ausdrucke des Lebensüberdrusses auf mein Sopha zurückzukehren, sondern ich will ruhig sein und diesmal einem schwärmerischen, ein andermal einem andern Gedanken nachhängen; selten aber können tausend Gefühle der widersprechendsten Art das Herz bestürmen, und dieser seltne Zustand ist ein gereizter, welcher aus Beethoven's Musik beständig strahlt. Wenn ich mir aber eine große Tafelrunde kräftiger Ritter denke, die beim Pokale sitzend schwärmen; der Barde tritt ein, es wird still, er singt eine Wundermähre und es schwelgt die ganze Tafel in seinen Worten und in seinen Tönen; ist die Gesellschaft rauschend und wild, so werfen sie ihm ein gleichgiltiges Wort als Refrain hin und verlangen ein Lied, das sie in ihrer Feude nicht stört. —"

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 75. 30. März. 1842.

Zur komischen Litteratur der Deutschen.

Der Pappenheimer Kürassier. Scenen aus der Zeit des dreißigjährigen Krieges. Von Friedrich Baron de la Motte Fouqué. Nordhausen und Leipzig 1842. B. G. E. Schmidt.

Es ist eine alte und allmälig zum Ueberdruß gehörte Klage, daß unsre Litteratur, die doch in allen übrigen Branchen so wohl assortirt sein soll, nur leider keine Komik hat. Vielleicht liegt der Grund daran, daß wir im Leben, in der Wirklichkeit unsers politischen und geselligen Daseins des Komischen nur zu viel haben. Wir sind zu lustige Gesellen, wir treiben zu viel Possen mit der Geschichte: was will aller menschenmögliche Unsinn, alle erdenkbare Narrheit, mit der ein Romanschreiber, ein Komödiendichter uns kitzeln könnte, gegen den Unsinn und die Narrheit sagen, die wir in unendlich größerm Maßstab, in dem Roman unsers Lebens, auf der Bühne der Geschichte tagtäglich ansehen und sogar selbst begehen? Wir haben das Alles viel zu sehr in der Nähe, wir spielen selbst mit in diesem großen Fastnachtsschwank, dem übrigens sein endlicher Aschermittwoch auch göttlich gewiß ist: warum zu dem Ende noch Bücher lesen und ins Theater gehen?

Nun ist es aber ganz folgerecht, daß eine so lustige Nation sich in der Litteratur ernsthaft, beinahe finster zeigt. Wer jeden Tag Zuckerkuchen ißt, Zuckerkuchen früh und Mittags und Abends Zuckerkuchen, für den wird zuletzt Schwarzbrod ein Festtagsessen; wir haben so viel zu lachen in der Wirklichkeit, daß die Thränen der Poesie uns ordentlich zur Erholung dienen. Wir machen es umgekehrt, wie die Mathematiker, von denen man behauptet, daß sie, die den ganzen Tag nur mit den trockensten Dingen, mit Zahlen und Zeichen zu verkehren haben, Nachts, wenn sie schlafen, gerade die phantasiereichsten Träume haben, gleich als ob die Natur durch diesen Proceß des Traumes die beeinträchtigte Phantasie des Mathematikers wieder zu ihrem Rechte bringen und das gestörte Gleichgewicht der Seele herstellen will. Oder noch näher, wer wüßte nicht, daß gerade die Possenreißer vom Handwerk, die besoldeten Witzbolde der Theater, die von den Bretern her durch ihre Späße und Schwänke oft eine ganze Stadt in einen wahren St. Veitstanz von Gelächter zu versetzen wissen, diesseit der Lampen, in ihrem Hause, die armseligsten Kopfhänger, hypochondrische, bärbeißige Leute sind, die oftmals sogar durch Selbstmord enden? Eben so suchen wir das Lächerliche unsers öffentlichen Daseins wieder gut zu machen durch den Ernst, den Tiefsinn und das heldenmäßige Pathos unsrer Litteratur, die ja, in Ermanglung einer andern eignen Heimath, bekanntermaßen auch das eigentliche Zuhause des deutschen Volkes ist. So lassen wir die tragische und die komische Maske mit einander abwechseln: in der Litteratur höchst ernst, höchst weise, höchst heroisch, im Leben höchst leichtfertig, höchst närrisch, höchst civil: und es gewinnt wirklich den Anschein, als ob durch diese doppelte Verzerrung, diese Januskarrikatur in der That das wahre, wohl approbirte deutsche Bürgergesicht zu Stande käme. — Nur eine komische Litteratur gewinnen wir dabei nicht.

Und doch gewinnen wir sie. Zwar nicht geschenkt wird sie uns und nicht geboten, aber wir können sie uns machen, mit einem leichten Handgriff, Jeder zu seinem Privatgebrauch. Nämlich so: Es treten ungemein viel Poeten auf, es werden ungemein viel Bücher geschrieben, die es allerdings ganz feierlich im Sinne haben, deren Zweck ein sehr wichtiger und sehr ernster ist; die aber diese Gesinnung so wenig in That verwandeln können, die ihren Zweck so unendlich weit verfehlen, so unendlich weit zurückbleiben hinter ihrem Ziel, daß sie eben dadurch und wider ihren Willen, natürlich auch wider ihr eignes Bewußtsein, aus dem Ernst unrettbar in das Komische, das Lächerliche fallen. Wie großartig ernst jener Zweck, wie erhaben jenes Ziel gewesen, das verschlägt dabei nichts. Todtschießen ist gewiß ein ernsthaftes Ding; und doch, wer würde nicht lachen, wenn ein neuer Werther im entscheidenden letzten Moment die Kugel oben auf die Pfanne legte und das Pulver in den Lauf einschüttete? Auch das ist kein gegründeter Einwand, daß die solchergestalt komische Person von dieser ihrer eignen Komik doch selbst nichts weiß: das gehört ins Feld der Gesinnungen, und wer von uns wäre heut zu Tage noch so naiv, daß er etwas auf die Gesinnung gäbe? Also mit Wissen oder ohne Wissen, mit oder ohne Erlaubniß des Autors: wir, die wir mit guten Augen sehen, daß es keineswegs der Helm Mambrai's, sondern nur ein Barbierbecken ist, was unserm Poeten auf dem Schädel glänzt, wir lachen ihn aus und freuen uns der zunehmenden Komik unsrer Litteratur.

Freilich, daß diese unfreiwillige Komik im Grunde doch nicht die wahre, nicht jene Komik ist, deren süß erfrischender Duft um die Stirn des siegreichen Gottes Dionysos weht und die aus ureigner Gewalt, aus eigenster, innerster Machtvollkommenheit die gebundnen Herzen wohlthätig löst, wer wollt' es läugnen? Aber man muß auch bescheiden sein in seinen Wünschen. Jene Komik, die wahre und göttliche, gedeiht, gleich einer edlen Alpenblume, nur auf den Gipfeln der Menschheit, nur wo der ernste Boden der Geschichte sie nährt, der Aether der Freiheit sie umgiebt. Sie ist eine Aloe, die nur alle hundert Jahre blüht und nur bei Nacht. Nacht ist es nun wohl — vielleicht sind bloß noch nicht die hundert Jahre vorüber oder vielleicht ist die Aloe krank geworden in unserm Klima und kann es hier nicht zur Blüthe bringen — gnug, wir müssen einstweilen vorlieb nehmen mit der andern, der unfreiwilligen Komik, die, wie eine Treibhausblume, im Mistbeet der Narrheit gezogen wird und uns als ein Beweis der menschlichen Industrie dienen kann, die auch den Dünger und die Narrheit noch zu nützen weiß. Und hat die Komik unsers öffentlichen Lebens denn etwa eine andre Basis? sind wir auf dieser Bühne der Welt so durchaus freiwillige Narren oder mitunter nicht auch höchst unfreiwillige? Es steht damit ziemlich ähnlich wie mit den Hofnarren des Mittelalters. Das waren auch meist verkrüppelte Leute, Mißgeburten, Bucklige und Schiefe, die zu nichts gut gewesen wären, wenn nicht noch zu Narren; eben so machen wir es mit unsern litterarischen Krüppeln: da wir sie nicht einrenken können und nicht todtschlagen mögen oder dürfen, so lassen wir sie uns zur Ergötzung dienen. Also wollen wir unsre komische Litteratur nur nicht bekritteln, vielmehr ihrer täglichen Ausbreitung uns freuen und mit Dank die Namen derer nennen, die mit eigner Aufopfrung für die Blüthe dieser Komik Sorge tragen. Nur Eines wollen wir hier noch bemerken, nämlich, ob es nicht endlich an der Zeit sein möchte, in diesem Verhältniß einen besondern Charakterzug unsers Volkes anzuerkennen und demgemäß diese unfreiwillige Komik, wie man ja auch von englischem Humor, von französischer Leichtigkeit u. s. w. spricht, unter der Aufschrift deutsche Komik als eine besondre Species in unsre ästhetischen Lehrbücher einzutragen?

(Schluß folgt.)

Ueber Volkslieder, besonders deutsche.

(Schluß.)

So weit diese Ansicht und hoffentlich weit gnug, um außer ihrer studentenhaft ungeleckten Form auch ihren vandalischen Naturalismus zu documentiren. Nach solchen Grundsätzen, zu denen sich noch aus dem Rest der Vorrede die pompöse Sentenz gesellt: „Der Verbildete liebt die Unnatur, der natürlich Ausgebildete die Natürlichkeit," wäre es freilich folgerecht und wünschenswerth, alle Opern, ja alle Dramen, vor Allem die Shakespeareschen ins alexandrinische Badstubenfeuer zu werfen, alle Bildergallerien wenn nicht zu zersetzen, mindestens zu vereinzlen; ja als letzte Consequenz dieser crassen Ansicht vom Wesen der Kunst müßte man Sammlungen wie Bardale zuerst vernichten, denn welche bunte Mosaik treffen wir darin! Auf die persische Liebesgunst des Augenblicks folgt das wälische Siegeslied (über die monstrose Randglosse „vermuthlich aus Caracalla's Zeit" nachher), dann die ebräische Klage der Tochter Jephtha's, dann ein schwäbisches Jagdlied ꝛc. Aber das hat keine Noth, Ihr „kräftigen Ritter" von der traurigen Feudalgestalt, es werden viele Leute sich an den meisten Eurer ausgewählten Lieder herzlich erfreuen, das Heitre dem Düstren, dem Freiheitathmenden das Verliebte folgen lassen, und sich deßhalb ebenso wenig Euren arroganten Vorwurf der „Verzwicktheit" verdient haben, als ein Publicum, welches überall in Deutschland, ja sogar in dem Triebsande von Paris von der hinreißenden Schönheit einer Beethovenschen Symphonie auf das Lebhafteste ergriffen wird; auch wenn nur Wenige darunter im Stande sind, die künstlerisch besonnene, von dem leichtsinnigen Vorwurfe kindischer Effecthascherei und unmotivirter Gefühlssprünge himmelweit entfernte Structur eines solchen Meisterwerks in Anlage und Ausführung zu würdigen. Freilich, wenn eine Beethovensche Symphonie und diese Bardalevorrede zusammenstoßen und es klingt hohl, alsdann hat Lichtenberg nicht Unrecht, wenn er meint, die Schuld liege nicht nothwendig an der Symphonie.

Theils habe ich mich mit diesem Keil für den groben Klotz bedanken wollen, der mir und vielen „Gleichverzwickten" so unmanierlich an den Kopf geworfen worden, theils war diese Ansicht von dem Wesen der Volkslieder hier nicht füglich zu umgehen. Denn im aufrichtigsten Interesse der Tonkunst wollte ich darauf hinweisen, wie unpassend es ist, aus baarem Naturalismus das Panier der Volksmusik aufzupflanzen, die nicht das Gegentheil der ausgebildeten bewußten Kunst, sondern ihr naiver Anfang ist.

Mögen sich doch die Deutschen trösten, wenn sie wirklich in charakteristischen Volksliedern andern Nationen nachstehen — und dies wird man wohl zugeben müssen, wenn man nicht aus einseitig patriotischem, sondern aus rein musikalischem Standpuncte die Sache beurtheilt — dafür haben sie eine Phalanx von Componisten aufzuweisen, vor denen die Gebildeten der ganzen Welt Ehrfurcht haben und haben werden, so lange es Menschen giebt, die mit ihren Ansprüchen an ein Kunstwerk die unerläßliche Bescheidenheit verbinden, und nicht gleich Kindern das als verkünstelt verwerfen, was ihrem unentwickelten Sinne noch unverständlich ist. Es lautet sehr plausibel, „ein ächtes Meisterwerk müsse auch auf den ungebildeten Laien einen bedeutenden Eindruck machen," aber hinter dieser unschuldig klingenden Sentenz steckt eine so starke Dosis Relativität, daß damit nicht viel gesagt ist. Ein Eskimo, ein Lappländer, ein Kamtschadale (denn in den äußersten Consequenzen läßt sich die Behauptung am leichtesten prüfen) wird vor dem vaticanischen Apoll, der sixtinischen Madonna, Händel's Messias, Mozart's Don Juan, Shakespeare's Hamlet (angenommen der Barbar sei im Besitze des lexikalischen Wortverständnisses) nichts empfinden, was der Rede werth wäre, und leider — Hand aufs Herz — giebt es unter den sogenannten Gebildeten Deutschlands so manchen Eskimo und Kamtschadalen in Bezug auf Poesie, auf Musik, so manchen Lappländer in der Philosophie — sollten sie wohl das Recht haben, ihre Ignoranz oder Unempfindlichkeit den Männern vom Fach als natürlichen Geschmack aufzudringen? Kunst und Wissenschaft sind Blüthen des menschlichen Geistes, ein jeder Menschenboden, der nicht reiner Stein ist, kann sie tragen, aber nicht unmittelbar aus dem Boden, sondern erst aus der Pflanze, aus dem Baume keimen sie hervor, und die wollen gehegt und erzogen sein, von der gütigen Natur oder von verständigen Menschen.

In neuerer Zeit haben sich die Sammlungen deutscher Volkslieder mit ihren Weisen sehr vervielfältigt: das ist gut und löblich, wenn auch mehr im relativ conservativen Sinne als im absolut musikalischen. Die große Sammlung von Kretschmer, nach dessen Tode fortgesetzt und abgeschlossen von Zuccalmaglio, und die von Erk und Irmer sind darunter die umfassendsten. Die Kretschmersche Sammlung möchte ich vor-

ziehen in Bezug auf Reichhaltigkeit und auf sichtliche Bemühung, die Lieder in ihrer primitiven Gestalt zu geben. Dagegen hat die Erksche Auswahl weniger verschollne und mit Recht dem Rost und den Motten anheimgefallne Antiquitäten aufzuweisen. Das Feld ist jedenfalls zu groß, um von Einzelnen nach allen Richtungen hin bewältigt zu werden, und selbst wo diese, wie Kretschmer in seiner Vorrede, Principien der Auswahl aufstellen, begegnet man erweislicher Willkür zuerst in ihrer Aufstellung, nachher in ihrer Anwendung. Auch findet man in dieser Vorrede sonderbare Behauptungen. So z. B. heißt es daselbst:

Die Melodie — Tonweise in der Zeit — ist Sache des Gemüths, des Geistigen in uns, also ewig wie der Geist selbst. Die Harmonie — gleichzeitig erklingende nahe Töne — also Tonweise in dem nahen Raum, ist dagegen Sache des Irdischen in uns, des Verstandes, und wechselnd wie alles Irdische und ebenso vergänglich. Darum bleibt eine reine, selbständige, keiner Harmonie bedürfende Melodie immer frisch, sie ergreift noch das menschliche Gemüth nach Jahrhunderten wie zur Zeit ihrer Entstehung. Darum ist aber auch das zugleich auf Harmonie basirte Lied, und dünke es uns im ersten Augenblick auch noch so schön, nach einigen Jahren vergessen, und wir begreifen nicht, wie es uns jemals hat gefallen können.

Diese Sätze sind, ungeachtet eines oberflächlich geistreichen Anstrichs, falsch, die Gleichnisse mit Melodie = Gemüth und Harmonie=Verstand hinken; es ließe sich sogar physikalisch nachweisen, daß die Harmonie als Basis aller Melodie eine Naturnothwendigkeit und bei aller Mannigfaltigkeit dennoch unwandelbar bleibt, während die Melodie der menschlichen Willkür unterworfen ist; dergestalt, daß es unbegreiflich ist, wie Kretschmer ohne die höchste subjective Unstätigkeit und Unbeständigkeit sich zu der gewagten Behauptung hinreißen lassen durfte, ein auf Harmonie basirtes Lied könne nach einigen Jahren nicht mehr gefallen. Auch schlägt er sich S. XI mit seinen eignen Waffen, muß bei den Liedern aus dem 16. und 17. Jahrhundert „großen Theils eine einfache zweite Stimme in Terzen, Sexten und Quinten als möglich“ zugeben, „die der Selbständigkeit der Melodie nichts schadet und selbst vom Volke schon bei seinem Singen sehr häufig angewandt wird;“ sowie es von einer Harmonie für die nordischen Lieder ebendaselbst heißt: „diese melodische Begleitung ist hinreißend schön, ohne der Melodie zu schaden, aber es war auch selbst im Norden nur ein Mann, der sie gehörig zu setzen verstand, Groenland in Copenhagen.“ Auch diese Behauptung ist schief; richtig zwar, insoweit gewisse harmonische Accordfolgen den nordischen Liedern eigenthümlich sind, falsch, wenn deren Kenntniß dem verstorbnen Groenland als ein mit ihm verlornes Arcanum beigemessen wird. Herr Kretschmer hätte nur die noch bei seinen Lebzeiten erschienenen Hefte schwedischer Volkslieder von Geijer und Lindblad, und schwedischer Volkstänze von Geijer und Afzelius durchblättern dürfen, um sich von der Ungenauigkeit seiner Meinung zu überzeugen.

Auch ist der Herausgeber des zweiten Theils (Heft 9 bis 18, mit welchem die Sammlung geschlossen ist), Herr von Zuccalmaglio (Waldbrühl), von jener Heterodoxie des verstorbnen Kretschmer glücklich abgewichen und macht mit Recht darauf aufmerksam: „daß das deutsche Volk gewöhnlich mehrstimmig singt, daß gerade der ungebildete Theil desselben einen feinen Sinn für Harmonik hat, der ihm angeboren, der ein Erbtheil des deutschen Stammes ist, und gewiß dazu beigetragen hat, daß eben der Stamm so viel hohe Tonmeister hervorgebracht.“ Dieser Ansicht ist ebenso willig beizutreten, als den geistreichen Worten, die Hr. von Zuccalmaglio über den größten Meister der Tonkunst, unsern herrlichen Johann Sebastian Bach im Volkskalender von Gubitz für 1842 sagt. Wie in aller Welt konnte derselbe Mann, der an Volksliedern und zugleich am alten Sebastian Freude findet, jenen schielenden Ausfall gegen Beethoven's „Verzwicktheit“ unterschreiben? Die Bardalevorrede S. III ad 4 giebt, glaube ich, den nöthigen Aufschluß. Es hat nämlich Beethoven eine Anzahl ihm zugesandter schottischer Nationallieder mit einer Art Verbrämung, Begleitung von Pianoforte, Violine und Cello sammt etlichen Vor= und Nachspielen herausgegeben: — und das wird den Purismus der Herren Bardalesammler so exasperirt haben.

Aber wie unüberlegt, wenn man Goethe's poetischen Genius verkennen wollte, weil er der Zauberflöte zweiten Theil oder schwache politische Tendenzdramen geschrieben? Zugegeben sogar, daß Beethoven den schottischen Volksweisen durch seine Bearbeitung mehr geschadet als genützt habe — manche achtbare Musiker wollen das nicht eben einräumen — sind denn die Herren mit ihrer Bardale vor ähnlichen Fehlgriffen völlig assecurirt geblieben? Ist der Zusammenhang zwischen Text und Melodie eines Volksliedes nicht etwa ein organischer, oder ist er bloß zufällig? War es erlaubt, unter den 42 Liedern des ersten Bandes den s e c h s t e n Theil der untergelegten Texte zu improvisiren? Wer bürgt für das precaire Treffen der Originalempfindung bei chinesischen, persischen, armenischen Liedern von Seiten eines europäischen Poeten, dessen Lyrik auf der dürftigen Basis einer Reisebeschreibung ruht? Wenn diese exotischen Liederblumen durchaus dem bunten Strauße der Parade halber nicht fehlen sollten — war es nicht tadelhaft bequem, die ersten besten Melodien aus gedruckten Büchern zu wählen und wohl oder übel Sylben darunter zu schneidern, anstatt sich um ächtgeborne, in Text und Melodie gleich verbürgte Lieder zu bemühen?

Diese und ähnliche Thatsachen beweisen nur zu deutlich, daß die Phrase in der mehrgedachten Vorrede: „Dieser Theil (nämlich der ächte classische kunstmäßige) der musikalischen Productenwelt ist allerdings auch das Höchste, was man finden kann in der Kunst,“ eben nicht mehr als eine Phrase ist. Denn dieselben Männer, welche den neuern Musikern ex professo den Sinn für ächte classische Musik so hochfahrend absprechen und nur den Dilettanten die Einsicht zuerkennen, sich vor der „Regellosigkeit und Unvollkommenheit, Verzwicktheit und Unnatur, Leerheit und Steifheit, Mattigkeit und Kränkeln in der Musik“ zu wahren, durften ihre Idee, „durch diese Volkslieder, ganz so wie sie aus der Natur kamen, rein und unverbildet den musikalischen Moralisten die Augen zu öffnen,“ nicht so regellos und unvollkommen motiviren. Mir ist Jones über die Musik der Indier nicht zur Hand, um daraus zu sehen, ob das maurische Lied von ihm gerade so mitgetheilt wird, wie es unter Nr. 19. Th. I abgedruckt steht. Hat es Jones in dieser Form niedergeschrieben, so ist sein Beruf zum Lieder=Aufzeichnen in der That sehr verdächtig, denn das mit $^6/_4$ bezeichnete Lied ist offenbar im $^3/_2$ Tacte componirt. Ist aber Jones schuldlos, so wäre des deutschen Uebersetzers und Harmonien=Unterlegers Mißgriff, der sich im 3., 5. und 7. Tacte fühlbar gnug macht, noch unverzeihlicher. Ebenso ist die Harmonie zu Nr. 25 nichts weniger als spanisch, was sie doch möglichst sollte: correct aber fiel sie auch nicht aus, und damit der Aufzeichner dieser Sarabande mich recht verstehe, will ich ihm (Tact 5 des Liedes) seine reinen Quinten in der Guitarrenbegleitung gegen alle Theorie als spanische Licenz für das im Quintenpuncte wenig gewissenhafte Instrument passiren lassen, jedoch die Verdreifachung des semitoniums in der Klavierbegleitung als unspanisch, garstig und schmierig tadeln, gestützt auf alle Theorien der Welt und alle guten Ohren für reinen Klang. Was endlich bei Nr. 2 die Bezeichnung „vermuthlich aus Caracalla's Zeit“ angeht, so zeugt sie von einer kindlichen Begrifflosigkeit, die wahrlich ihres Gleichen sucht. Bei diesem Liede kann unter den Sachverständigen (Welshmen oder nicht, aber Musikern womöglich und nicht bloß Dilettanten) nur darüber Zweifel entstehen, ob es schon im 17., oder wie eher zu vermuthen, erst im 18. Jahrhundert componirt worden ist, und wenn auch hundert Mac Pherson's sich für die Aechtheit der falschen Antike verbürgen wollten: das Lied ist wunderschön, aber so wahrhaftig nicht zu Caracalla's Zeit gemacht, wie Raphael's Madonnen in China gemalt wären, hätte ein betrügerischer Schiffer sie auch heimlich mit dahin genommen und als chinesische Erzeugnisse mitgebracht. So viel Besonnenheit darf man doch Sammlern wohl zumuthen, daß sie uns keine Reliquienwunder auftischen, wie Boccaccio's humoristischer frate Cipolla?

Doch gnug dieses Kartoffelkrieges, den das braunschweigsche Manifest der Bardalisten zu verantworten hat. Wer von der Natur mit wenig oder gar keinem Sinn für Musik ausgestattet ist — er mag sonst ein so vortrefflicher Kopf sein wie Lessing —, oder wer da glaubt, durch gelegentliches Hören öffentlicher und geselliger Musik ein natürlich gutes Ohr ohne besondre Studien zu einem künstlerisch gebildeten zu machen,

oder wer durch günstige Gelegenheit zum Liedersammler wird, jedoch über dem Streben nach Masse und Vollzähligkeit alle Kritik aus den Augen verliert, von dem läßt es sich allerdings begreifen, wenn er in eine Idololatrie des Volksliedes κατ᾽ ἐξοχήν geräth, das sich in seiner Kürze und scheinbaren Einfachheit leichter auffassen und verstehen läßt als reichere und entwickeltre Formen der Tonkunst. So wenig aber Epigramm, Liebesgedicht, Romanze 2c. berechtigt sind, für sich einen Vorzug daraus abzuleiten, daß sie kürzer und leichter zu übersehen sind, als die reifern Kunstformen Epos und Drama: so wenig man dem Portrait-, dem Genre-Maler den Rang eines Geschicht-Malers, geschweige den Vorrang vor ihm einräumen wird: — ebenso wenig gebührt dem Volksliede jene abgöttische Verehrung.

Der zufällige Umstand, daß ein Lied bei dem Volke Eingang gefunden, ist nicht, wie gemeinhin behauptet wird, eine Bürgschaft innrer Güte; weder triviale Melodien (deren es unter den deutschen und welschen Volksliedern unzählige giebt), noch seltsame und schwer ins Ohr fallende Stimmensprünge (wie sie mehr dem höhern Norden eigenthümlich sind), weder mystische Abgeschmacktheit des Textes, noch baare humorlose Gedankenleere hindern ein Lied, jene zufällige Verbreitung zu erlangen, so daß eine nothwendige Vortrefflichkeit daraus abzuleiten, mir eher romantische Ueberschwänglichkeit, als gesunde Vernunft dünken will. Freilich gehöre ich noch viel weniger zu den glacéledernen Aristokraten, denen ein derber gesunder Volkswitz unbehaglich ist, denen ein Lied durch seine Verpflanzung in die Leierkasten ohne Weitres verpöbelt wird, die von einer deutschen Bauerkehle womöglich italienische Schule prätendiren.

Das Volkslied kann etwas rein Menschliches zum Gegenstande haben: dann gehört es allen Menschen, die

nil humani a se alienum putant.

Oder es spricht einen hervorstechenden Nationalsinn aus: das ist die ergreifendste Art, weil sie Allgemeines und Besondres auf die treffendste Weise vereint und von weichem Gefühlsegoismus wie von kosmopolitischem Indifferentismus gleich weit entfernt bleibt: dann ist es ein köstliches und seltnes Juwel der Nation, die es geboren und gehegt hat.

Oder es gehört nach Form und Farbe den niedern Classen: dann kann es durch Naivetät und unbewußtes Ironisiren der vornehmen Verbildung auch noch in den Salons herzlichen oder humoristischen Anklang finden.

Aber dem wissenschaftlichen Musiker soll man um so weniger anmuthen, sich das „Volkslied" schlechtweg als Kanon dienen zu lassen, als nicht nur Excentricitäten der geschrobensten Art ebenso gut hier wie anderswo sich nachweisen lassen, sondern auch triviale Langeweile und platte Incorrectheit sich hier noch mehr wie anderswo eingenistet haben, freilich nicht in den Augen erpichter Sammler und Monographisten, aber in der unbefangnen Meinung derjenigen, welche es für garstig halten, neugebornen Kindern die Nasen platt zu drücken, kleine Füße und dicke Knöchel durch eiserne Schuhe zu erzwingen, oder jungen Mädchen hölzerne Löffel durch die Unterlippe zu stecken, mögen diese Gebräuche immerhin in irgend einem großen oder kleinen Winkel der alten Mutter Erde volksthümlich sein. C. A. Dohrn.

Nachschrift. Nicht läugnen will ich, daß mir beim Durchlesen vorstehender Bemerkungen mancherlei darin, namentlich in Betreff einzelner Definitionen, so vorkam, als verstehe es sich unter Gebildeten schon von selber und könne füglich ausgemärzt werden. Aber ein Correspondent der Leipziger Allgem. Zeitung hat mich darüber vollkommen beruhigt. In der Nummer vom 2. Decbr. 1841 heißt es nämlich:

† „Aus Holstein 25. Novbr. Das deutsche Volkslied ist eins der wenigen Bindungsmittel der verschiednen Stämme deutscher Nation. Es ist aber auch so ganz eigentlich ein Erkennungszeichen derselben, denn wo deutsche Volkslieder gesungen werden, da ist gewiß deutsche Nationalität, wenn auch diese hier und da unter fremdes Staatsjoch den freien Nacken hat beugen müssen."

„Nur die Deutschen haben Volkslieder, der Franzose hat nur ein Volkslied, die Marseillaise, der Engländer sein God save the king, und die wenigen Lieder, welche andre Nationen ihre Volkslieder nennen, halten keinen Vergleich aus mit unsren vielen schönen deutschen Volksliedern."

Im Interesse der Leser der Allgem. Leipziger muß ich herzlich wünschen, daß die politischen Räsonnements dieses Correspondenten auf einer solidern Basis ruhen, als seine musikalischen. Wie? ein Mann, der nicht einmal vive Henri quatre und Rule Britannia zu kennen scheint, zu geschweigen so vieler durch ganz Frankreich tönender chansons du peuple, so reizender scottish songs und irish melodies, treibt den ungeschickten Patriotismus so weit, andern Nationen das abzusprechen, was sie unzweifelhaft vor den Deutschen voraus haben? In diesem stricten Sinne läßt es sich sogar behaupten, daß wir kein einziges ächtes Nationallied haben. Denn welches würde in allen deutschen Gauen als ungefälschter Ausdruck des Nationaldewußtseins gesungen? Höchstens von ältern etwa der Prinz Eugenius, von neuern die Kriegslieder aus dem letzten Feldzuge gegen Frankreich. Und die sollten sich mit vive Henri, rule Britannia, kong Christiern, ja auch nur mit der Riegohymne messen können? Doch die gänzliche Kenntnißlosigkeit des qu. Correspondenten in diesem Fache erhellt sattsam aus der ungeschickten Zusammenstellung dieser Posaunen-Intrade mit dem unschuldigen Factum, daß man „in Kiel eine Liedertafel errichtet habe, welche bereits hundert Mitglieder aus allen Ständen zähle, und gewiß bald die Behauptung widerlegen werde, daß der Holsteiner nicht singen könne."

Wenn nicht der holsteinsche Sprachgebrauch sich von dem deutschen in der Bedeutung des Wortes Liedertafel wesentlich entfernt, so werden die Kieler durch ihre Liedertafel eine Masse schätzbarer mehrstimmiger Kunstlieder, aber vielleicht kein einziges Volkslied kennen lernen. Ob aus diesen Kunstliedern im Laufe der Zeit einige zu Volksliedern werden, muß der Herr Correspondent geduldig erwarten. Jedenfalls ist es ärgerlich, die vielgerühmte deutsche Bescheidenheit und Gründlichkeit so unbescheiden und ungründlich verläugnet zu sehen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 76. 31. März. 1842.

Zur komischen Litteratur der Deutschen.

(Schluß.)

Was nun aber für ein Zusammenhang stattfindet zwischen diesen Betrachtungen über die komische Litteratur der Deutschen und den „Pappenheimern" des Hrn. Baron de la Motte Fouqué? Kein Zusammenhang auf der Welt kann näher und einleuchtender sein: denn es ist eine unbestreitbare Thatsache, eine Thatsache, die in einer ganzen Reihe von Gedichten, Aufsätzen und Broschüren des Herrn von Fouqué sichtbar geworden ist, daß schon seit geraumer Zeit Hr. von Fouqué durch seine litterarischen Leistungen einen der ersten Plätze unter jenen Komikern einnimmt, von denen wir so eben gesprochen haben. Und wenn er bisher nur Einer unsrer ersten „deutschen" Komiker, nur ein einzelner Ritter jener großen spaßhaften Tafelrunde war, so möchte es nicht unwahrscheinlich sein, daß er durch die jetzt vorliegende Schrift sich einen begründeten Anspruch auf das Principat und den ersten Platz in diesem Kreise erworben hat. Dieses Verdienst des Hrn. von Fouqué, ja diese wahrhafte Manie, welche ihn treibt, statt den Rest seines Lebens in bescheidner Ruhe zu genießen, vielmehr zum Besten der deutschen Komik sich rastlos lächerlich zu machen, ist um so mehr anzuerkennen, je weniger wir nach dem letzten Buche, das wir von ihm empfingen, noch das Recht besaßen, diese fortdauernde Aufopfrung zu erwarten — oder sagen wir: zu fürchten? Wir meinen seine Selbstbiographie, die vor etwa Jahresfrist erschien und die, nach menschlicher Einsicht, das letzte Wort des Hrn. von Fouqué sein sollte und sein mußte.

Keine Schönheit bleibt ewig jung; auch die schönste Frau wird endlich ein altes, ja sie wird ein altes häßliches Weib, und die Häßlichkeit wird unter gewissen Umständen die Rechte und die Gewalt des Komischen gewinnen. Und doch, und ob es auch der lächerlichste Weiberkopf wäre, der sich nur denken läßt: wer würde nicht das Lächerliche der Karrikatur vergessen, sobald er sich ins Bewußtsein ruft, daß diese kleinen, matten, rothgeränderten Augen einst, in der Pracht der Jugend, gleich Sternen in die Welt geschienen und in lustigem Wechselspiel Liebe empfangen und Liebe verheißen haben? Daß dies greise, zottige Haar einst in dichten weichen Locken das volle Gesicht umfloß? daß dieser hagre Mundt einst geplaudert, gelacht, geküßt, dieses spitzige Kinn sich einst rund und voll auf die weiche, nun knöcherne und gelbe Hand gelehnt? Wer würde nicht bei diesen Gedanken nicht bloß das Lächerliche, sondern die Häßlichkeit selbst vergessen und nicht mit Wehmuth, tiefer Wehmuth in diesem entstellten Antlitz eben nur ein altes Antlitz sehen, ein Antlitz, das einst schön gewesen und an dem nun der gemeinsame Fluch der Erde, die Vergänglichkeit, ihre Macht geübt? Ja, und selbst wenn wir für gewiß erführen, daß dies Gesicht niemals wirklich schön gewesen, nur schön gethan, nur mit leichtfertiger Kunst Schönheit erlogen hätte, selbst dies, dünkt uns, würde das Erschütternde dieses Eindrucks nicht allein nicht schwächen, sondern sogar noch erhöhen und verstärken.

Ein solch erschütterndes Bekenntniß seines Alters hatte der Herr von Fouqué in seiner Selbstbiographie abgelegt; ein solches verzerrtes Greisenantlitz, dem auch jener kindische Zug nicht fehlte, der auf Greisengesichtern, wie ein später blasser Abendschein ihrer Jugend aufzudämmern pflegt, hatte uns aus jener Selbstbiographie mit unheimlichen Augen, mit mechanisch zuckenden Lippen angestarrt. Wir verhehlen es nicht: dieser Anblick that uns weh. Wir erinnerten uns, welchen Zauber der Mann, der sich heut in dieser kläglichen Gestalt vor uns enthüllte, einst auf das deutsche Publicum ausgeübt. Wir ließen in Gedanken die Zeit an uns vorübergehen, wo der Name eben dieses Mannes, der heut nur noch ein Lächeln erweckt, einst auf den Lippen Aller, wo seine jetzt vergeßnen Bücher in Aller Händen waren — und verglichen mit diesem Triumphzug des glücklichen Autors den unheimlichen Eindruck, mit dem wir diese Selbstbiographie, dies unerquickliche Gemisch von Naivetät, Koketterie, Aufschneiderei, Gutmüthigkeit und Thorheit, aus den Händen legten. Wir wurden von Ehrfurcht ergriffen bei dieser Rache des Glücks, das es müde geworden war, das bloße leichtfertige Talent, dem kein ehrliches Eindringen in den Geist der Kunst und der Geschichte, keine Arbeit, kein Selbstbewußtsein jemals zur Seite gestanden, mit seinen zufälligen Erfolgen zu begleiten und das den Bettler, ebenso willkürlich wie es ihn zum König erhoben, nun auch zurückgeworfen in sein Nichts. Wir waren der Meinung, daß dies ein ernstes und gewichtiges Schauspiel sei für alle jetzigen und künftigen Dichter un-

sers Volks, eine laute Mahnung, nicht bloß von der Gunst des Augenblicks zu zehren und den Beifall der Menge nicht höher anzuschlagen, als er es werth ist, sondern vielmehr mit unlösbaren Banden, mit dem Herzblut der Gesinnung, mit der Lebensader der Arbeit und der That, ohne Vorbehalt und ohne Schminke, sich an den Geist, den ewigen, zu geben, und solchergestalt als ein Bestandtheil des Geistes selbst einer vielleicht namenlosen, aber ewigen und ewig fruchtbaren Existenz gewiß zu werden. Wir verloren endlich, in Erwägungen dieser Art versunken, jedes Gefühl für die Lächerlichkeiten der Selbstbiographie und selbst die Frage, ob jener Ruhm, dessen Eitelkeit uns jetzt erschütterte, jemals verdient gewesen oder nicht, ob das Talent, von dessen Hinfälligkeit wir hier den traurigen Beweis vor uns hatten, wirklich ein Talent gewesen oder in der zufälligen Beleuchtung des Tages nur geschienen, ob (mit Einem Worte) dies Greisenangesicht einst schön gewesen oder nur schön gethan — selbst diese Frage unterdrückten wir geflissentlich. Aehnlich, wie auf uns, scheint auf die Mehrzahl der Leser jenes Fouquésche Buch gewirkt zu haben, vorausgesetzt nämlich, daß es überhaupt Leser gefunden. Nur wenige Stimmen wurden über dasselbe laut und diese wenigen waren Stimmen, alle mehr der Wehmuth, als des Urtheils, keine einzige des Spottes, der doch hier so dicht vor den Füßen lag. Wir Alle, so schien es, fühlten, daß diese Selbstbiographie eine Leichenrede, das geistige Todesurtheil seines Verfassers war; wir fühlten Alle, daß wir hier — nicht zwar einen großen Dichter, wohl aber eine große Berühmtheit, eine ehemalige große Neigung des Publicums zu Grabe zu bringen hatten.

Herr von Fouqué hat nicht wohl gethan, durch sein neu herausgegebnes Buch diesen ernsten Eindruck zu vernichten. Er hätte wissen sollen, daß wir Gestorbne ehren, selbst ohne allzugenau dem Recht ihrer Ehre nachzuforschen, daß aber Gespenster, die aus dem Grabe wiederkehren, unbequem fallen und obenein, in dieser Zeit der Aufklärung und des Unglaubens, nur zum Spotte dienen. Es ist nicht mehr dasselbe, ob wir ein Ding nur vom Hörensagen, nur aus der Schildrung Andrer kennen, oder ob wir es selbst sehen und erfahren sollen; Jedermann weiß das und Herr von Fouqué hätte das auch wissen sollen. Als wir in der Selbstbiographie des greisen Dichters das naive Bekenntniß von den vielen Manuscripten lasen, die bei ihm seit Jahren zum Druck fertig lägen und für die er nur keinen Verleger finden könnte, er, der vor zwanzig Jahren, wie Briareus, hätte tausend Hände haben können und doch für jedes Product seiner schreiblustigen Finger zehn Verleger und zehntausend Leser gefunden hätte! — wahrlich, wir läugnen es nicht, daß, als wir dies lasen, wir ein inniges Mitleid mit dem Dichter empfanden und gern, hätten wir es vermocht, all seine verborgnen Schätze ihm zu freudigster Ueberraschung in sauberm Abdruck auf den Schreibtisch gezaubert hätten — aber, wohlverstanden, auch nur i h m!

Nun aber, da der böse Stern des Herrn von Fouqué, derselbe Stern, der ihn antreibt, fort und fort den Don Quixote unsrer Litteratur zu spielen, es gefügt hat, daß eines jener Manuscripte richtig den Weg zur Druckerpresse gefunden und da nun dieser unglückliche Erlöste, der tausendmal besser lag in dem stillen Pult des Herrn von Fouqué, uns ansieht, gedruckt, schwarz auf weiß, eingeschwärzt in die Litteratur, im knappen Schillerformat, diesem modernsten Deckmäntelchen der Autor- und Buchhändlersünden —; nun ist es geschehen um jene heilsame Rührung, der Stern des Herrn von Fouqué muß seine Bahn vollenden und wir, die wir ihn so gern mit einem segensreichen Kreuz hätten ruhen lassen bei den Todten, müssen ihm kraft dieses Buches den Ehrenplatz einräumen unter jenen Komikern, die wir in der Einleitung dieses Aufsatzes bezeichnet. Als wir die Selbstbiographie gelesen, hätten wir über den Herrn von Fouqué fast geweint, nun, da die „Pappenheimer“ erschienen, ist es nun unsre Schuld, daß wir nur über ihn lachen müssen?

Von dem Buche selbst ist wenig zu sagen; Späße dieser Art, wenn sie wirken sollen, dürfen nicht zum Voraus verrathen werden. Auch ist die ergötzliche Art des Herrn von Fouqué, dieser Lancelot mit dem altpreußischen Zopf, diese Dame Ginevra in Steifleinwand, allen Lesern, die auf die heilsame Erschüttrung des Lachens als auf eine Arznei gewiesen sind, hinlänglich bekannt. Also hier nur so viel, daß das ganze Stück aus zwei Zeilen des Schillerschen „Wallensteins Lager“ gesponnen ist:

„Woher ich bin, ich hab's nicht können erfahren;
Sie stahlen mich schon in jungen Jahren.“

Aus dieser Aeußrung des Wallensteinschen „Kürassier“, diesem einzigen Markfäserchen der Schillerschen Dichtung, hat Herr von Fouqué die lange Sauce seiner Pappenheimer herausgequetscht. Die ganze Lebensgeschichte des Kürassier von dem Augenblick an, wo die Zigeuner ihn stahlen, bis zu dem Moment, wo er mit Max Piccolomini auf dem Schlachtfeld stirbt, wird vor uns abgerollt. Es ist ein Drama nach Hans Sachsischem Zuschnitt: in der ersten Scene liegt der Held noch in den Windeln, in der letzten, als ein ausgewachsner Mann, im Grabe. Was aber zwischen diesen äußersten beiden Puncten für eine Welt des Unsinns sich bewegt, diese Charaktere, diese Motive, diese Verwicklungen, Zigeuner, wahnsinnige Herzöge, Teufel und Teufelsbanner, Italien und Stockholm, Wallenstein und Gustav Adolph, Max und Thekla — dies im Einzelnen zu genießen, muß dem Leser selbst aufbehalten bleiben: Unsinn ist eben unbeschreiblich, das ist seine Natur und dafür ist er Unsinn.

Damit aber doch diese Anzeige, die so fröhlich begann,

nicht ein allzuernstes Ende nehme, so wollen wir zum Abschied noch die komische Kraft der „Pappenheimer" auf uns und unsre Leser unmittelbar einwirken lassen und theilen daher zur schließlichen Ergötzung unsrer Leser, zugleich als Probe des ganzen Werks, eine Stelle desselben mit, die wir nicht etwa ängstlich aussuchen, sondern die erste, die der Zufall uns in die Hand führt. Und da schlagen wir gerade den Monolog auf, den der Herzog von Sora hält, nachdem ihm sein Kind von Zigeunern geraubt worden. Der Leser wolle gütigst bemerken, daß es ein Sonett ist.

Mein Kind ist in die weite Welt verschwunden,
Mein Weib, unfähig, ohne das Erlaben
Des Kind's zu leben, hab' ich hier begraben
Und alle Stunden sind mir Jammer = Stunden.
Ihr Sterne droben haltend strenge Runden,
Könnt Ihr Gelüst an solchem Nachtspiel haben?
Ihr blinzelt lieblich in den dumpf'gen Graben,
Der Erde heißt, herab. Sucht Lebens Kunden,
Sucht Elternfreuden Ihr? Sucht sonst Erfreuliches?
Da seid Ihr schlecht berichtet. So was giebt's nicht
Im Graben hier. Es giebt nur ganz Abscheuliches.
Wird was geliebt hier innig? Nun, so liebt's nicht.
Wird was gefunden hier? Nun, das verliert man.
Man heult sich blind. Wo nicht: wahnsinnig stiert man. —
(p. 20. 21.)

H. O. T.

Autobiographie des ordentlichen Professors der orientalischen Sprachen und Litteratur zu Königsberg, Dr. Peter v. Bohlen, herausgeg. von Johannes Voigt. Königsberg 1841.

Da diese Jahrbücher in der lebendigen Zeit wurzeln und an der Erwirkung einer Zukunft, welcher sich die Gegenwart nicht zu schämen habe, arbeiten helfen, so könnte es beim ersten Hinblicke den Anschein haben, als ob ihnen ein Professor der orientalischen Sprachen ziemlich weit aus dem Wege liege. Freilich pflegen die orientalischen Studien, wie sie gewöhnlich betrieben werden, eine ganz abgesonderte, somnambüle Stellung zu behaupten. Aber wie alle geistige Arbeit können sie in den engsten Zusammenhang mit der Gegenwart treten. Die scheinbar entlegensten und trockensten Disciplinen lassen sich für die Bedürfnisse der Alles aufzehrenden Zeit verwenden. Heraldik und Sphragistik z. B. dürfen noch größern Anspruch machen, als Schauder zu erregen; man muß sie nur zu nehmen wissen. Ist es nicht schon ein großes gedankenreiches Resultat der Heraldik, aus ihr zu lernen, daß sie überflüssig ist? Das geht so weit, daß man die heraldische und alle einschlägliche Litteratur einer schärfern polizeilichen Ueberwachung empfehlen darf; denn wie die Freigeisterei von Niemand besser, als von den Kerkern der Inquisition gepredigt wurde, so gebiert die Heraldik durch ihre kühnen Behauptungen und ihren reizenden Styl, sehr leicht nivellirende und der Menschenclassification feindliche Köpfe. Der Geist des Widerspruchs geht um, suchend, wen er verschlinge. Noch mehr, die orthodoxen Heraldiker selbst werden in der Regel so begeistert für Tincturen und Devisen, daß sie mit ihrem Medusenkopfe die Zeitgenossen noch weiter als ohnehin in die Nachwelt forttreiben. Trostlos, daß die dürrsten Reiser am Baume der Wissenschaften eine so gefährliche Wirkung haben, man mag sie verbrennen oder mit Grünem aufputzen. Aber in der Welt ist nichts, was nicht seine Beziehung auf das Innerste des Menschen, auf den Alles begehrenden Geist, hätte.

Es gab eine Zeit, da die Orientalisten bloße Handlanger und Kammerfrauen der sacrosancta theologia waren. Der arme Maracci durfte den Koran nur mit dem begleitenden Steckbriefe einer refutatio veröffentlichen. Vom Hebräischen zu schweigen, erstaunte damals das Publicum über die arabischen und syrischen Fetzen, mit denen sich die Exegese schmückte. Aber im vorigen Jahrhunderte wies die allgemeine Erschüttrung der theologischen Dinge auch den Orientalien eine andre Stellung an. Eine Wirkung ihrer Emancipation war, daß sie seitdem durch ihre merkwürdigen Entdeckungen einen beherrschenden Einfluß auf die Theologie ausgeübt haben. Natürlich die Wissenschaft vom Oriente überhaupt, nicht die bloße Linguistik, ist gemeint. Durch selbige hat die Theologie, deren unbewahrte Grenzen von so verschiednen Feinden übertreten worden sind, immer mehr Land verloren. Deßhalb verdienen auch diejenigen Forscher, welche den fernen Orient erhellten, unsre Hochachtung, nicht bloß weil sie uns Neues kennen, sondern auch weil sie uns Altes vergessen lehrten. Unter ihnen hat sich Bohlen einen rühmlichen Platz erworben, und deßhalb machen wir auf seine Autobiographie, welche auch in allgemein menschlicher Hinsicht Interesse gewährt, aufmerksam. Wie so manche Lichter der Wissenschaft, hatte dieser Mann sich aus dunkler Armuth emporgearbeitet und eine bunte Reihe von Lebenszuständen durchgemacht. Seinen mühelos angebornen Adel adelte er durch Arbeit und gelehrte Thaten.

Peter von Bohlen (geb. 1796, gest. 1840) war Sohn eines armen Bauers von pommerscher Abkunft im Jeverlande. Als solcher ackerte er, hütete Pferde und half beim Schmuggel. Darauf wurde er hintereinander geplagter Schneiderlehrling, Diener und Schützling des französischen Generals Guiton, Domestik des Admirals L'Hermite, Gasthofskellner in Hamburg, und Kaufmannsdiener. Endlich brach er sich Bahn durch die Stadien eines wüsten Viellesers, Autodidakten und Versemachers, und sah sich mit 21 Jahren und einem Barte als glücklichen Tertianer des hamburger Gymnasiums. Von Freunden unterstützt,

studirte er in Halle und Bonn, und wurde königsberger Professor. Auf dem Gipfel seines Glückes war ihm nur kurze Frist vergönnt. Nach vielem häuslichen Unglücke, namentlich dem Verluste der Gattin, wurde er selbst ein Opfer der Schwindsucht. Aber er hatte gelebt, und folglich nicht vergebens.

Die Stadt, in welcher zunächst Bohlen lehrte, was ihn der Geist gelehrt, muß die Theilnahme für diesen Gelehrten erhöhen. In Bezug auf Königsberg ist folgende Aeußrung Bohlen's bemerkenswerth: „Der ostpreußische Adel und vornehmlich die Elite desselben, welche sich in der alten Residenzstadt concentrirt, ist zu gebildet, um einem trennenden Kastengeiste zu huldigen, und wo dieser etwa in kleinen Kreisen, besonders unter den eingedrungnen militärischen Elementen, sich geltend machen möchte, da bleibt zum Mindesten die allgemeine Geselligkeit von solcher partiellen Absondrung völlig unberührt. Da ferner der Handel fast niemals ausschließlich in Königsberg dominirt hatte und ohnehin seit der unglücklichen Kriegsperiode leider mehr als unbedeutend geworden war, so konnte auch von einer schroffen kaufmännischen Aristokratie, deren brutaler Hochmuth noch unerträglicher als Ahnenstolz ist, keine Rede sein, sondern es traf sich oft, daß gerade der wohlhabendste Mann sich auch durch Bildung und Humanität am meisten auszeichnete. Verletzungen der äußern Formen können bei der königsberger Kaufmannschaft schon um deßwillen nicht vorkommen, weil hier eine gewisse Bildung, welche unbemerkt aus den gelehrten Anstalten, den vielen Landescollegien und mannigfachen Instituten ihre Nahrung zieht, alle Stände durchdrungen hat, und weil diese Stände durch die ungezwungenste Geselligkeit und durch gemeinsamen Umgang in einander verschmelzen."

Außer seinem politischen Gehalte ist Königsberg die große Metropole der deutschen Revolution, nämlich der des philosophischen Gedankens, gewesen. In einer solchen Stadt mußte die freie Wissenschaft immer ein Asyl finden. Wahr, daß Königsberg auch Muckerthum erzeugte, aber gerade dieses setzt dort als mächtigen Gegenpol die unerschrockenste theologische Forschung voraus. Auch Bohlen ist trotz seiner kurzen Wirksamkeit für diese Universität von Bedeutung gewesen, so wie sie für ihn. Er war ein naiver, tapfrer Forscher, ein wahrhaft frommer Forscher, froh und stumm, möchte ich sagen; stumm über seine Verdienste, kein Trompeter seiner Christlichkeit, laut für die ausgehülste und begriffne Wahrheit.

Die wichtigsten unter Bohlen's zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten sind: „Das alte Indien mit besondrer Rücksicht auf Aegypten" (2 Bde. Königsberg 1830), und: „Die Genesis, historisch-kritisch erläutert" (Königsberg 1835). Da Bohlen die Bibel innerhalb des Menschenthums und der Wissenschaft stellte und sie ihm kein begriffslos angebeteter Fetisch war, so widerfuhr ihm, wie Andern auch, Verketzrung. Rücksichtslose Untersuchung trifft immer auf Wespennester. Das Licht aber zur richtigen Würdigung der Bibel kam Bohlen zumeist aus der tüchtigen Anschauung vom ganzen Oriente überhauptt; von der arabischen, persischen und indischen Welt hatte er eine ausgezeichnete Kenntniß erworben.

Die Studien des Orients leisten die treusten Dienste, um sich auch bei uns in Europa zu orientiren. Die menschlichen und die „göttlichen" Dinge gehen mit ihren Wurzeln in den Orient zurück. Der Patriarchalismus der orientalischen Menschheit ist es, welchen eine rührige und machtbesitzende Partei uns täglich anempfiehlt und möglichst ins Leben, oder vielmehr in die Gesetzbücher einführt. Die Geschichte und Statistik des Morgenlandes ist gegen solche Bestrebungen ein wirksames Gegengift. Oberherrschaft einer Familie, eines Scheich begreift sich allenfalls in den einfachsten Verhältnissen, wo der Staat noch nicht angefangen hat, wo das Gesetz in der Gestalt der Sitte und des Gebrauchs auftritt und der schlichte Stammangehörige eine Art Selbstpolizei handhabt. Dort ist das Leben so einfach, so durchsichtig, so unentfaltet, daß die unvollkommenste, weil den meisten Mißbräuchen ausgesetzte, Form der Regierung, die monarchische (beziehungsweise oligarchische), dort ausreicht. Der Scheich ist übrigens auch kein Kind und kein Blödsinniger. Seine Gewalt steht ferner unter dem mächtigen Einflusse des Stammgeistes und der Stammesmoral, und findet darin ihre Umschränkung. Davon weit verschieden ist der orientalische Despotismus; in ihm ist die Willkür des Einen an kein Gesetz Gebundnen das einzige, oberste Gesetz. Was aus dem Orient geworden ist, unter Mitwirkung des Despotismus, weiß Jeder; und die morgenländische Geschichte ist wohl lehrreich gnug, um gegen die europäische Variation jenes Thema warnend aufzutreten. Unsre absoluten Monarchien haben mit den Orientalischen die Verwandtschaft, daß in beiden das Staatsrecht ein unbestimmtes Chaos bleibt. Dagegen das Privatrecht ist bei uns fester und heiliger und wird von der willkürlichen Gewalt weniger häufig verachtet. Rechtswidrigkeiten kommen übrigens auch in constitutionellen Monarchien vor.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

# Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 77. 1. April. 1842.

Voigt „Autobiographie des ordentlichen Professors der orientalischen Sprachen und Litteratur zu Königsberg, Dr. Peter von Bohlen."

(Schluß.)

Die Rechtswidrigkeit ist aber doppelter Art. Erstens kann das ausdrückliche Gesetz verletzt werden; was so fühlbar und der Macht selbst gefährlich ist, daß gemeiniglich Verdrehung und Beschönigung zu Hilfe genommen wird. Viel schlimmer und schwerer zu heilen ist die andre Art Rechtswidrigkeit, welche entweder mit dem positiven Gesetze in Einklang steht, oder auf einem ganz leergelaßnen Tummelplatze vor sich geht. Der unwürdigste Zustand ist da, wo durch das Gesetz selbst die Gesetzlosigkeit Rechtens ist. Wer wird z. B. unsern deutschen Inquisitionsproceß für einen wahrhaften Schutz der bürgerlichen Rechte halten? Gar nicht einmal von den nur zu häufigen positiven Ungerechtigkeiten zu sprechen, ist nicht schon der ungebührlich verspätete Spruch eine verschleierte Rechtlosigkeit?

Wie aus der frischesten Gegenwart, so läßt sich auch aus den zerbröckelnden Trümmern des Orients lernen, daß der Zustand größrer oder geringrer Gesetzlosigkeit für die bürgerliche Gesellschaft auflösend wirkt. Unsre Patriarchalisten sind freilich der Meinung, daß die physische Herrschaft und Unterthänigkeit uns heilsamer, und der höchste Wille Einer Person eine lebendige Rechtsquelle sei. Aber nach gesetzlicher Ordnung sehnt sich unser neueres Staatswesen. Allerdings haben wir viele, unermeßlich viele Gesetze. Aber wir haben nicht überall die rechten Gesetze, und bei allem Ueberflusse zu wenige. Wir brauchen dringend ein Gesetz, welches uns von dem die persönliche Freiheit zusammenschnürenden Ballaste von Gesetzen und Polizeiverordnungen befreit, ein Gesetz, durch welches das Staatsbürgerthum erlaubt, ja nothwendig wird. In dieser Beziehung hält uns die chinesisch-japanische Welt einen Spiegel vor, den wir werthschätzen mögen. Der Orient überhaupt giebt uns den größern Theil der Naturgeschichte der Knechtschaft; lernen wir auch aus seiner Unmündigkeit mehr Freiheit und Würde.

Wenden wir uns zur Kirche und Theologie, so sind die Studien des Orients für sie von höchster Bedeutsamkeit geworden. Zahlreich sind hier die Berührungen. Das Christenthum ist ein Kind des orientalischen Geistes und muß aus ihm heraus begriffen werden. Unser Kirchenthum unterscheidet sich von dem orientalischen nur ein wenig im Grade: beide haben zu ihrem Mittelpuncte die äußerliche, jenseitige Autorität. Die neuere abendländische Entwicklung, wo und in wie weit sie die Freiheit des individuellen Geistes bezweckte und erreichte, steht wesentlich außerhalb und über dem starren Kirchenthum. Nicht das Kirchenthum, sondern die sittliche Macht ist die lebendige Seele der religiösen Gesellschaften. Die christlichen Eifrer werden beschämt durch Leute, wie Mehemed Ali, Vorsteher der Derwische zu Salonichi, welcher zu einem Reisenden*) sagte: „Wir sind Alle Gottes Kinder, Christen, Türken, Juden u. s. w. Es ist nur Ein Gott; Christus, Muhammed, Moses sind Lehrer und Propheten. Ohne Gott kann Niemand einen Finger rühren. Er weiß es, warum er die Welt so eingerichtet hat. Wir aber müssen uns Alle wohlthun unter einander, nicht hassen."

Man sieht an diesem Ausspruch, daß auch der Orient Züge von Verehrung des sittlichen Geistes bewahrt hat. Im Allgemeinen muß das Studium der morgenländischen Religionen uns Bescheidenheit lehren. Gar zu seltsam wäre es auch, wenn alle Religionen nur vorhanden wären, damit sie der christlichen Gläubigkeit als Gegenstand des Mitleids, der Verachtung und des Spottes dienten. Sähe man ein, daß die fremden Völker auch für sich selbst eine Bedeutung haben, so würde die Vorstellung, z. B. des Missionärs Medhurst wegfallen, welcher es höchst traurig findet, daß die jährlich sterbende Million Chinesen nicht selig werde. Auch die muhammedanische Welt ist wohl nicht bloß für die Hölle bestimmt; eben so darf man den Buddhaismus, die verbreitetste aller Religionen, nicht über die Achsel ansehen. Das Kirchenthum des ganzen Orients ist dem unsrigen viel zu ähnlich, als daß man nicht schon deßhalb mit dem Verdammen zu ewiger Pein etwas vorsichtig und sparsam sein sollte.

In der That, ohne den Orient zu befragen, würden

*) Ritter Prokesch von Osten.

die Occidentalen in zu vielen Räthseln stecken bleiben. Manches Thun und noch mehr Lassen können wir vom Oriente lernen. K. Nauwerck.

Neue Lyriker.

1) Vater Gleim's Zeitgedichte, von 1789—1803. Erste Originalausgabe aus des Dichters Handschriften durch Wilhelm Körte. (Achter oder Supplementband.) I—XXII. 1—161. 8. Leipzig 1841. F. A. Brockhaus.

Vater Gleim ist ein ehrwürdiger Name in Deutschland, und wir haben auch diese seine poetischen Gaben mit dem Gefühle der Pietät aufzunehmen; sie bieten nicht das, was wir unter einer hohen Poesie verstehen, aber sie tragen den Charakter eines edlen Mannes, der mit deutschem Sinn bis an das Ende seines Lebens den Zeitereignissen gefolgt ist, und bei einer jeden neuen Phase der französischen Revolution zu einer neuen, wenn auch gelegentlich ziemlich philisterhaften Betrachtung veranlaßt wird.

Les états généraux.
(26. Nov. 1789.)

Der Kön'ge haben sie nun tausend,
Die alle, wie der Sturmwind brausend,
Aufstehn von ihren Königsitzen
Und reden, schreien, bis sie schwitzen;
Und machen wirr, und machen arm,
Und machen toll, — daß Gott erbarm!

Wie nothwendig die dazu gehörige Anmerkung des Herausgebers war, wird sich sogleich zeigen, wenn wir sie selbst mittheilen: „Geht's jetzt in der Kammer der Deputirten zu Paris viel besser zu?" In derselben Weise sind auch die andern gehalten, im ältesten deutschen Michelthum, das uns jetzt selbst schon ein Phänomen geworden.

Bemerkenswerth ist S. 7:

Der gute Rath.
(Im Juli 1795.)

A.

Die Wissenschaften, und die Schriften
Der Wissenschaftler sind's, die all' das Böse stiften!
Mein Rath ist: Fesseln gebt dem Geist,
Und Fesseln Allem, was da Wissenschaften heißt.
Wie läßt sich dummes Volk viel besser doch regieren,
Als kluges! Seht nur um euch her:
Jedweder Hirt, wie leicht kann er,
Wohin er will, die Heerde führen! —

B.

Herr Fürst, Herr Graf, Herr Großvezir,
Den hohen guten Rath in Ehren:
Sie hätten völlig Recht, wenn wir —
Schaf' oder Schweine wären.

Thorheit ist ihm der Subjectivismus, der mit jugendlicher Ausgelassenheit Alles problematisch macht, worin er nicht seinen eignen Willen findet.

Frei sein, mein Sohn, willst du? — Ich lobe deinen Willen:
Thu', was du kannst, getreu
Des Staats Gesetze zu erfüllen;
Sieh, dann so bist du frei!
Willst aber du nach deinem Willen
Frei sein, mein Sohn, so geh' — in eine Wüstenei!

Daher ihm die neue französische Freiheit nur Exceß und außerdem auch schon deßhalb verwerflich ist, weil sie „von den Franzosen" kommt, eine Pointe, die sich erhalten hat und gerade jetzt recht im Flor ist. Man höre:

An die Freiheit.
(1792.)

Kommst du her von Otaheite,
Göttin, dann besing' ich dich,
Dann so sei willkommen; breite
Deine Flügel über mich!

Mit den schönsten Sommerrosen,
Göttin, kränz' ich dich, wie dort;
Aber kommst du von Franzosen,
Dann so fleuch nur wieder fort!

Dann so hab' ich nichts zu schaffen,
Ausgelassenheit! mit dir;
Dann so greif' ich zu den Waffen;
„Weib," sag' ich, „hinweg von mir!"

Das letzte der Gedichte ist aus dem Jahre 1802; es beklagt in kräftigen und rührenden Worten den tiefen Verfall des Vaterlandes. Viele andre sprechen denselben Gedanken aus, prophezeihen der Zwietracht Vernichtung, ermahnen zur Einigkeit und athmen überhaupt das Gefühl des tiefgebeugten Patrioten, der nur in der Zukunft, wenn einst die Nemesis ihr richtendes Schwert erheben würde, eine Rettung für Deutschland sah. Mit diesen leitenden Gedanken und Ansichten begegnet Gleim den Weltbegebenheiten und kleinern Vorfällen, so daß selbst ein Gedicht überschrieben ist „Als General Custine schimpfte" (23. November 1792). Gleim renommirt gegen ihn auf:

Die Deutschen schimpfen nicht und prahlen nicht; sie schweigen,
Und thun? — Das werden sie zu seiner Zeit euch zeigen!

Freilich ist diese unsre Zeit lange ausgeblieben; und auch dann waren wir es nicht auf unsre eigne Hand, die den Beweis führten. Wir sind deßhalb auch noch einmal zum Schweigen zurückgekehrt. Mit besonderm Interesse folgt der Dichter dem Schicksale Napoleon's. „Eine Weissagung" über ihn (im December 1799) spricht folgende bedeutsame Worte, zu welchen der Herausgeber wiederum eine hausbackne Anmerkung macht: „Solcher Mahnungen spottete man damals; heuer weiß man sie richtiger zu würdigen,

nachdem man's erfahren hat, wie schwer es war, den Mächtigen endlich niederzuwerfen."

Der zweite Cromwell weiß zu weinen, weiß zu lachen,
Verstellen kann er sich in einen Geist des Lichts;
Laßt, Fürsten, ihr mit euch den zweiten Cromwell machen,
Was er, ihr Fürsten, will, dann macht er euch zu — Nichts!

Die Fürsten konnten dies nicht hindern, sie hätten es sonst schon längst gethan und nie die Sturmglocke von 1813 gezogen und Körner singen lassen: Das Volk steht auf! Aber Vater Gleim hat noch die alte Ansicht, er findet sich nicht in den Umschwung.

Wir überlassen es dem Leser der Gedichte, sich von dem Einzelnen zu unterrichten und zu sehen, wie Napoleon mit einem neuen Hermann und einem neuen Pultawa bedroht wird, und wie er unbeherzigt ließ, was er freilich nicht von dem deutschen Dichter, aber wohl durch den Ruf seines eignen Genius hätte vernehmen können:

Setze die Krone nicht dir, setze dem Werke sie auf.

Nur möchten wir wiederholt erinnern, daß jeder Dichter, wie es hier Gleim in seinen kleinen, großväterlich gedachten und väterlich gemeinten Sprüchlein thut, mit Grundsätzen an die Ereignisse treten muß, und daß das grundsatzlose und sittlich so haltungslose Wesen manches unsrer Tagespoeten sich selbst vernichtet, und es wird Niemand gelingen, ohne ein bestimmtes Parteinehmen mit durchaus sittlicher Basis irgendwie auf die Dauer sich einen Platz im Herzen der Nation zu erstreiten, im Drama wie in der Lyrik. Vater Gleim nun zeichnet den französischen Feldherrn also:

An die Franzosen.

(Nach der Schlacht von Marengo.)

Auf eurem Throne sitzt ein Mann,
Der kunstgelehrter kämpfen kann,
Als Kray und Melas! — Jedes Reich
Wird eine Wüste rund um euch,
Und eures mit! — Er treibt
Die Kunst aufs Höchste; bleibt
Der größte Künstler aber nicht:
Ein Andrer kommt und spricht:
„Du kämpfest mir zu viel, halt ein!"
Und der wird dann der Größte sein.

Der Herausgeber bemerkt dazu: „Der Marschall Vorwärts nämlich."

Schließlich noch einige Bemerkungen über die tendenziöse Vorrede des Herausgebers. Er beklagt sich nämlich, daß Deutschland nicht Eins sei, und ruft: „Welch eine strahlende Krone der Ehren ist aber Dem vorbehalten, von dem die neue „„goldne Bulle"" der Einheit und Untheilbarkeit Deutschlands ausgehen wird!" — „Die Aufgabe ist unendlich schwer; aber das Ziel ist auch unendlich groß, unermeßlich der Stoff, die Zeit günstig. Großes Ziel aber, reicher Stoff, günstige Zeit beflügeln des Menschen Willen und Kräfte, blasen ihm einen göttlichen Odem ein, machen ihn gewaltig im Denken, Wollen und Vollbringen! — Welcher unsrer Fürsten wird groß und deutsch gnug denken, um mit weisen, thatkräftigen Räthen sich zuerst des überherrlichen Stoffes zu bemächtigen?" — „Seit 1813 waren nun freilich beßre Zeiten eingetreten: Deutschland fühlte wirklich in allen Gliedern eine Genesungskraft vom schmählichen Siechthum, als könn' es und werde nun endlich Eins und also frei werden; aber die schönen Verheißungen dankerfüllter Monarchen und die billigen, gerechten Erwartungen deutscher Nation blieben zum Theil unerfüllt. — Die größten, glücklichsten Momente gingen vorüber, nur dürftig, nur allzubescheiden benutzt." Alte gute teutonische Gedanken, sehen wir euch wirklich wieder und lebt ihr noch? Ach, daß ihr alt und schwach seid! Hofft auf eure Kinder.

---

2) Gedichte von Heinrich Lambrecht. I—XIV. 1—310. Oldenburg 1840. Schulzesche Buchhandlung.

Die große Anzahl dieser Gedichte würde sich durchaus ohne allen Anstoß lesen lassen, kämen darin nicht Verse vor wie der folgende:

Mocht' rings des Krieges Wetterwolk' gewittern" (S. 153)

und wäre es dem Verfasser nicht in den Sinn gekommen, auch einige Herameter zu schreiben und sogar Pentameter, wie wir wenigstens schließen möchten, und von denen folgende etwa die zierlichsten sind:

„Stehet vor Roma's Thoren drohend Coriolan." —
„Und es bejammert die Welt ihrer Königin Fall." —
„Denn die Mutter umschlingt bittend des Heldensohns Knie." —
„Hinauf zu Jupiter steigt der Greisinnen jammernder Schrei." —
„Und die Matrone umarmend, rufet klagend er aus:" —
„Doch deinen eigenen Sohn hast du dem Tode geweiht." —

Dies sind die beabsichtigten Pentameter, wie wir es nach dem einen gelungnen voraussetzen; sie zu scandiren müssen wir freilich geschicktern Metrikern überlassen.

Der Verfasser giebt sich außerdem durch eine Reihe von Gedichten, die er Lieder aus der Gegenwart benennt (135—167), als oldenburgschen Hofpoeten zu erkennen (wir wünschen, daß er nicht zugleich Lehrer der Poetik und Haupt der oldenburgschen Dichterschule sei), und dedicirt sein ganzes Werk der Frau Großherzogin mit den Worten:

. . . .
So hab' ich diesen Liederkranz gewunden,
Den ich im Lenz des Lebens mir gewann.
Dank meinen Genien! daß ich ihn gefunden,
Du, meine Fürstin, nimmst ihn huldreich an.
Wie bist du groß in deiner Mild und Güte, — —

allerdings, der Verf. hat diese Güte recht sehr zu preisen, wenn sie seine Gedichte wirklich „aufnahm." Freilich athmen sie Patriotismus, ruft er doch in dem Gedichte zur Vermählungsfeier der Herzogin Amalie mit dem Könige Otto:

„O Griechenland, schon in deiner Vorzeit Tagen
Bestaunt in Kunst, Gesang und Heldenthum" ꝛc.

und sagt der Fürstin:

„Den edelsten von Deutschlands Heldensöhnen
Erwähltest freudig du zum Herrscher dir!" —

und spricht in der „Fahnenweihe" beim zweiten Regiment:

„Das zweite Regiment ist's, jüngst errichtet
Vom hochverehrten theuern Landesherrn."

Nach reiflicher Erwägung können wir das folgende Gedicht für das gelungenste der Sammlung erklären:

Klarheit.

Wie auf den Almazweigen jede Blüthe,
Die fällt, nur einer schöneren muß weichen,
Als ob ein ew'ger Segen niedersprühte,
Das düstre Bild des Todes zu verscheuchen —

So sah ich deine Reize sich entfalten. —
Es hing mein Blick an einem, doch verloren
In einen andern, wollt' er diesen halten:
Als schon ein neuer wieder ward geboren.

Da irrt' er unstät an den Reizen allen,
Doch plötzlich schien er hell und klar zu lesen,
Die Binde war vor ihm hinweggefallen:
Es war ein Reiz dein ganzes Sein und Wesen.

Wie überraschend ist nicht diese Schlußzeile! Sollte sie dennoch irgend einer der Schönen Oldenburgs ein beifälliges Lächeln abgelockt haben, oder dehnt sich der Dichtungsrayon des Verf. auch über die ländliche Umgegend aus? — Fast sollte man's vermuthen, denn der Verf. giebt den Ursprung der Sammlung in folgenden Zeilen selbst an:

. . . .
Dann blitzt' es auf in meiner Seele,
Ein wild-harmonisches Getön,
Mit heißem Drang, daß es erzähle,
Was ich gefühlt, gehört, gesehn.

Gewiß, er hat die Welt gesehen und ihr wenigstens das Eine abgesehen, daß jetzt alle Welt Gedichte publicirt.

---

3) Gedichte von H. Lotze. I—VI. 1—244. 8. Leipzig 1840. Weidmannsche Buchhandlung.

Wir haben es hier mit einem Philosophen zu thun, den es quält, „daß Schatten wirft das Scheinen der Erscheinung", und der da betet: „Des Himmels Weichheit mir in meinen Schmerzen reiche," denn die Luft der Erd' ist hart um seine Schläfe; wer ihn aber fragt, wer er sei, dem ruft er zu: „Hier bin ich, ach, verwais't, im tiefsten Herzen Leiche." (Alles S. 27.) Sollte der Gott, zu dem er betet und von dem er singt:

Denn er in Allem, was geschieht,
Ist Flamme, die nicht glühet;
Wie Gras du hörest wachsen nicht,
Und merkst doch, wenn es blühet, (S. 31)

nicht die Kraft haben, ein solches Leichenherz neu zu beleben und ihm zuzurufen, wie es der Verf. S. 74 in der „Seefahrt" thut:

O schönes Kind, erklingen laß die Tasten?

Auch kommt das Leichenherz zum Leben zurück und zum „Sange" sogar:

Von zuckender Lippe schwebt
Der Sang zerflatternd;
Viel lieber zu Thränen bebt
Sie nun erzitternd. (?)

S. 12: „Die Finsterniß zerschlägt mein Sang,
Den Herrn der Welt zu loben.
. . . .
O ihr, die stille lockt mein Sang
Ans Fenster wohl in Nächten,
Zu hören, welch ein heller Klang
Eu'r Trübsal will verfechten:
Nun höret, wie die Nacht euch heißt
Gedenken deß da droben:
Die Finsterniß mein Sang zerreißt,
Den Herrn der Welt zu loben!"

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 78. 2. April. 1842.

Neue Lyriker.

(Fortsetzung.)

Wir führen diese Verse in doppelter Beziehung an, zunächst in formeller, sodann aber wegen der ganzen Stellung, welche sich der Verfasser als Sänger giebt. Das Formelle betrifft die in unsrer Sammlung öfter eintretende Wiederholung einiger Zeilen, die weder durch Gedankengehalt, noch durch schöne Rhythmen hervorstechend sind. Denn was konnte wohl einen Dichter bewegen, die folgenden Zeilen in seiner Zueignung mehreremal wieder einzuführen?

„Hier in Gruben, hier im Graben
Hörst du des Propheten Sang?
Engel kommen dich zu laben:
Würde da dem Kinde bang?"

. . . .

„Hier in Gruben, hier im Graben
Scheinst du ruhig, weinst geheim;
Engel kommen dich zu laben,
Schönes Kind, nun find'st du heim!"

. . . .

„Hier in Gruben, hier im Graben
Schmerzt dich dieses starre Sein:
Kommen Engel dich zu laben;
Ach wie weich ist Himmelsschein!"

Alles dies und vieles Andre singt der Sänger „durch die abendrothe Luft seiner Schönen, welche bang und selig, immer bänger im weichen Dufte athmet", und er vergleicht seine Lieder mit dem Meßverkehr und den sich dabei durcheinanderdrängenden verschiedenartigen Figuren:

„Hier der Alpen freie Lüfte
Auf Tyrolerangesicht,
Während im Gesicht voll Klüfte
Noch das Meer dort wild sich bricht!

Von der fernen Länder Wundern
Spricht der Eine hier beredt;
Geizig bei den alten Plundern
Horchend dort der Andre steht.

Liebe, so im bunten Spiele
Führ' ich dir die Lieder vor;
Klänge gehn vorüber viele,
Locken flüchtig kaum dein Ohr."

Mit dem eben angeführten Gedichte glauben wir nur die Art bezeichnet zu haben, wie der Verfasser seine Lieder der Geliebten darbietet; seine eigentliche poetische Mission wird erst aus noch ausdrücklichern Hindeutungen zu entnehmen sein. Wir wollen dazu uns seiner eignen Worte bedienen, obgleich es schon immer einigen Zweifeln Raum giebt, wenn man nach der poetischen Berechtigung eines Dichters sucht und sie nicht aus der größten, wie aus der kleinsten Verszeile ungesucht von selbst hervorgeht.

Vom andern Leben.

. . . .

S. 20: Weil ihr Gestalten seid, ihr Lieben,
O haltet eure Lieben fest!
Wenn die Gestalt erst muß zerstieben,
Dann ist vorbei das heitre Fest!

. . . .

Der Erde Scherz wird zur Geschichte,
Des Lebens Ernst wird zum Gedicht;
Das irdisch Liebe wird zu nichte;
Die Liebe selber wird zu Licht!

Oft müssen wir gestehen, daß wir diese Gedanken nicht fassen können; welcher Scherz der Erde zur Geschichte wird, möchten wir doch den Verfasser näher zu erklären bitten, da wir bisher nie geglaubt, daß der Griffel der Klio Scherz treibe mit den Thaten der Menschheit und im Gegentheil durchaus dafür halten, daß sie des strahlenden Lichtgottes ernstre Tochter sei. Ebenso wenig möchte das folgende Lied Eingang finden:

Wächterlied (S. 23).

O Welt so schwül im Wetterschein,
O Welt so weit und stille!
Was schluchzest du aus Träumen dein?
Der Herr vollbringt sein'n Willen!

Er läßt der tapfern Sternelein
Geschwader glänzend jagen;
Sie legen goldne Lanzen ein,
Das Finster zu erschlagen!

Der treue Mond am Himmelszelt
In weißem Panzer scheinet;
Gott siehet selbst nach seiner Welt,
Weil sie im Traume weinet.

Herr Gott für seine Kinder wacht,
Stellt auf die Bergesriesen,
Und schickt den Sänger durch die Nacht
Mit Freuden euch zu grüßen.

Kränzeflechten (S. 59).

. . . .

Was im Leben klagend ist verschwunden,
Darf das Lied in goldnen Fesseln halten;
Nicht gestorben ist, was nur vergangen,
Sondern schläft im Arme des Gesanges.

Il n'y a pas de belles prisons, und so können auch die goldnen Fesseln des Liedes nicht behagen; außerdem möchte der ganze Gedanke wieder einigen Zweifeln unterliegen. Das Schlafen im Arme des Gesanges hätte bei beßrer Ausführung sich schon eher sinnig abrunden lassen, wenn gleich wir das Wesen der Poesie niemals in Träumen und Schläfen, sondern in dem lebendigen Wiedererzeugen des Vergangnen suchten, und nur schöne wachende Gestalten würdig hielten aus der schöpferischen Hand des Künstlers hervorzugehen.

Mondnacht (S. 61).

Ueber grünen Wässern zittert
Mondes feiner Nebelglanz,
Und es schüttert ein verwittert (?)
Lied herab vom Bergeskranz.

Bei diesem Verse, wie bei vielen ähnlichen fragen wir ungewiß, ob dem Verf. des Lebens Scherz zur Geschichte, oder des Lebens Ernst und sauere Müh zum Gedichte ward; was er als wirklichen Scherz bietet, trägt wenigstens nicht den Charakter des Witzes:

Eklekticismus (S. 193).

Philosophie nur mäßig! Die ganzen Systeme gerathen
Wie zwei grimmige Leun gleich mit einander in Streit.
Diese fressen sich auf; mit den übrig gebliebenen Schwänzen
Rühre genügsam den Brei deiner Gesinnungen um!

Kann ein denkender Mann, der sich durch Hegel „in die unsterbliche Nacht entführen ließ, die aber sogleich ambrosisch ward" (S. 206), so etwas einem denkenden Publicum darbieten und wohl gar noch Beifall erwarten? Doch wenn irgend etwas in unsrer Zeit, welche man vorzugsweis eine kritische nennt, verloren gegangen ist, so ist es gerade die Kritik; denn kaum weiß Jemand mehr Scherz und Ernst zu unterscheiden, und der Weise weint, wo das Volk jubelt, und lacht oder lächelt wenigstens häufig, wo es in Thränen zerfließt. Man begreift kaum, was für Dinge die Leute jetzt ernsthaft nehmen und womit sie Scherz treiben. Z. B.:

Ständchen (S. 51).

Nun verklungen ist mein Ständchen,
Luft noch zittert leis und schwankt,
Und ein schwanenweißes Händchen
Winkt mir bebend süßen Dank.

. . . .

Mondschein schaut herab, als dächte
Nach er all dem Müh'n so bang:
Wo sind Salamanca's Nächte,
Da ich schien durch Lautenklang?

Und der Philosoph am Fenster
Construirt, was schon geschehn:
Hier sich wissende Gespenster
Für ein andres nächtlich gehn.

All die Welt mit weißen Händchen,
Süßen Lippen ist, du weißt,
Nur ein schmelzend Abendständchen
Für den absoluten Geist. (?)

Und gefällt ihm, was erklungen,
Gukt er irgendwo hervor;
Wenn zum Beispiel ich gesungen,
Und du ziehst hinweg den Flor!

Oben haben wir gesehen, wie Gott für seine Kinder die Bergesriesen aufstellt und den Sänger durch die Nacht schickt, und wie er außerdem „in Allem, was geschieht, Flamme ist, die nicht glühet", und wollen uns jetzt sein Bild noch durch wenige Anführungen vervollständigen:

(S. 24.)

Du bist der Geist; das Licht ist deines Geistes Kleid;
Am Kleide find' ich nicht von meinen Schmerzen Rast.
Doch da du dich verhüllst: den Saum des Kleides will
Genesen küssend ich von meiner Herzenlast.

. . . .

Du bist der Raum, der mich und meine Schmerzen faßt.

Empor (S. 25).

Umsonst von Erdenlanden
Aufwärts kein Sehnen glüht;
Bei Gott wird nie zu Schanden
Ein ritterlich Gemüth!

Auch in den folgenden Versen liegt, wie in den eben genannten, für uns ein Etwas, das wir nicht enträthseln können, eine Gedankenweise, welcher wir nicht zu folgen vermögen:

Suchen und Finden.

Wer nach dem Herrn noch sucht, der sucht ihn in der Ferne;
Im unermess'nen Raum; im Wandelglanz der Sterne;
Wer ihn gefunden hat, dem wohnt das Unermeßne
Im allerkleinsten Raum; dem Kerne; nicht der Ferne.

Sollte dies ein verkappter Pietismus sein, auf welchen schon manche Phrasen sich hätten deuten lassen? Und werden wir nicht alle zu Pietisten, wie wir den reinen Sachgehalt, die Objectivität der Welt dem Wortklange zum Opfer bringen? Der Verf., welcher sich viel mit sächlichen Namen, aber nicht mit Sachen zu schaffen macht, läßt uns das ganze Gewicht des mangelnden Inhalts fühlen, der, man treibe es nun wie man will, nenne sich nach Schelling oder nach Hegel, doch immer nur aus den Dingen selbst hervorgehen kann. „Herzensleiche" und „des Himmels Weichheit mir in meinen Schmerzen reiche!" — „Zum Schmelzen sind auch wir des Gnadenhauchs bedürftig" (S. 27) sind rein pietistische Redensarten, und je mehr wir selbst überall nach objectiver Darstellung suchen, umso mehr schwindet uns das Verständniß einer so sublimirten

Poesie. In den obigen Versen setzt der Verf. „dem Kerne" die „Ferne" entgegen, mit welcher Berechtigung? wirkt Gott nicht in der Näh' und Ferne gleich, und heißt es nicht, Natur hat weder Kern noch Schale, Alles ist sie mit einemmale? Wo ist der Kern, welchen der Verf. sucht oder gefunden hat? Er sagt „Im allerkleinsten Raum" und meint mit dem Kerne wahrscheinlich das liebe Ich, das ja immer ein so überaus prächtiges Gefäß der Gottheit sein soll: das Universum geht darüber zu Grunde, und damit freilich auch, nach unserm Begriffe, die Poesie, die Kunst.

Wunderbar müßte es nun allerdings erscheinen, wenn auf 244 Seiten unter so vielen, vielen Versen sich nicht hie und da gute Anklänge fänden, einfache, gemüthvolle, recht ansprechende Töne, die leider durch ihre todte und wirre Umgebung ganz erdrückt werden, aber ausgesondert und mit Gleichem vereinigt den Verfasser vielleicht später einmal als das werden erscheinen lassen, was er sein wird, wenn er seine Muschelschalen zu einem weitern Blick in die Welt öffnet, oder besser ganz abwirft, vorzüglich aber das Unersprießliche einer falschen oder halben philosophischen Bildung für ein wahres Kunstwerk erkennt. Wir schließen noch mit einigen Anführungen, welche uns auf jenes beßre Ziel hinzudeuten scheinen:

Die Harfenistin.

Es fragen die Wölkchen: „Am Abende
Was ist mein Herz so beklommen?"
Da sprach das Mädchen: ich weiß es nicht,
Es ist mit dem Lüftchen gekommen!

„Vom Bache die Bienen fliegen
Froh in das Blau hinauf:
Von Gold ihre Flügelein glänzen, —
Was glänzet von Thränen dein Aug'?"

Weil mir so viel ist verschwunden,
Geflügelt wie jene gar hold;
Nun muß ich singen den Leuten,
Und weinen dem Abendgold!

Glück und Sehnsucht.

Der Rosen Zweig' umschweben deine Wangen,
Und still und freundlich, wie die Sterne steigen,
Am Himmel deiner Seele aufgegangen
Schau'n mich Gedanken an mit holdem Neigen u. s. w.

Frühmesse.

Als noch die Blumen rings im Garten blühten,
Da konnt' ich träumen, war mein Herz mir schwer;
Da regte sich der Wind, die Sterne glühten,
Die Wolken flogen hoch, ein brandend Meer;
Und Engel wandelten, mich zu behüten,
Ein Rufen kam, ich wußte nicht woher.
Da war ein Leben noch, ein fröhlich Rühren,
Da konnt' ich Hoffnung noch im Herzen spüren.

---

4) Gedichte von Ernst Vinke. I—VIII. 1—319. 8. Magdeburg 1840. Creuzsche Buchhandlung.

Was es doch macht, wenn sich Jemand in dem angewiesnen Berufskreise bewegt! Ist er dann wirklich kein großer Dichter, so wird er uns allerdings viel von seinem Handwerk zu hören geben, und darin in manches unpoetische Detail eingehen, aber er wird immer eine gewisse Tüchtigkeit zeigen und eine aus der Sache selbst hervorgehende Lebendigkeit und Frische. So haben wir es hier mit einem freiheitsliebenden Soldaten zu thun, denn für Freiheit muß jetzt ein= für allemal gesungen sein und als preußischer Militär sieht er in seinem Vaterlande und dessen Einrichtungen das Ideal derselben.

Meine Güter (S. 85).

. . . .
Ich hab' ein Vaterland!
Darin schwingt Freiheit ihre Flügel,
Gerechtigkeit führt mild den Zügel.

Mein Vaterland (S. 250).

. . . .
Wo ist mein Vaterland?
Wo nicht das Schwert der Meinung blitzt,
Wo Weisheit jeden Glauben schützt,
Wo Christenliebe Duldung lehrt,
Den Menschen gern im Menschen ehrt;
Wo Fanatismus, Unverstand
Nicht Kunst und Wissenschaft verbannt,
Da ist mein Vaterland!

Wie sehr aber das ganze Gemüth unsres Dichters von dem Gefühle der Freiheit durchdrungen ist, und wie sehr er ihre ganze Bedeutung fühlt und ihren Werth für die Nation, das zeigen seine

Empfindungen am 18. October.

. . . .
Denn in der Freiheit hellem Strahlenlichte
Entwickelt sich der schöne Menschengeist:
Der Dichter singt im göttlichen Gedichte,
Was ihn die freie Muse singen heißt;
Der Held, der Künstler, den noch die Geschichte
Dereinst in unsrer Enkel Tagen preis't,
Auf dessen Ruhm wir gern bewundernd schauen,
Kann nur in Freiheit seine Tempel bauen.

Doch wo der Knechtschaft Bande uns umschlingen,
Tyrannensinn uns seine Geißel zeigt,
Kann nie der Geist den kühnen Fittig schwingen,
Er klagt und weint, die hehre Muse schweigt,
Ihr stolzer Flug darf nicht zum Himmel dringen,
Der Götterstrahl in ihrem Aug' erbleicht,
Denn ob auch goldne Ketten sie umwinden,
Nur an das Niedre kann der Machtspruch binden.

Wir fühlen uns sogleich mit solchen Worten befreundet, denn wir erkennen darin den Patrioten und den strebenden Sinn, der nach beßrem Ziele ringt. Ob er dabei ganz auf eignen Füßen stehe, ist eine weitre Frage, die uns einige

Strophen aus andern Gedichten sogleich beantworten dürften. Das Lied „An die sanfte Freude" erinnert wohl gleich in seinem Titel an des Dichters hohes Vorbild. Sehen wir dann aber weiter, wie er ihm nachgefolgt, und daß er es wirklich mit reinem edlen Sinne gethan, so machen uns seine Lieder allerdings nicht den schönen Eindruck des Originals, jedoch befriedigen sie durch den Eifer, welcher sich dem Gewöhnlichen zu entreißen strebt und dies mit einfachem Gefühl in ungezwungner Sprache wohl erreicht.

Freiheit (S. 101).

Freiheit, du im Reich der Stoffe
Aller Kräfte letztes Ziel!
Freiheit, du im Reich der Geister
Ewig flammendes Gefühl!
O! wo weilst du, hehres Wesen?
Wo erhebt sich dein Altar?
Und wo bringen deine Prkster
Dir das reine Opfer dar?

Wen dennoch die angeführten Strophen oder Zeilen wie „Freiheit! brüllt das Thier der Wüste" über ihren Ursprung in Zweifel lassen könnten, den wird gewiß der folgende Satz aus „den Dioskuren" nicht länger darüber täuschen.

(S. 29.)

Doch wenn du nicht steten Zugs sie erreichst,
Und dir gönnest Ruh' auf der Reise,
So wird an der Stätte, wo du geweilt,
Wenn meiner Trabanten Gefolg dich ereilt,
Sich ein stattlich Kreuz dir erheben.
Dies Wort hat der Herrscher gegeben! —

Auch Goethe scheint seinen Antheil zurückfordern zu können.

Gruß an Sie (S. 233).

Ich grüße dich,
Wenn zwischen Purpurfluthen
Der Morgen glänzt,
Wenn er mit Rosengluthen
Die Berge kränzt.

Was dem Verf. mit diesen Elementen, wozu außerdem die Freimaurerei tritt, habe gelingen können, dürfte aus den angeführten Stellen leicht zu erkennen sein: er dichtet, Markus Bozzaris, Miauly bei Chios, welchen er anruft: „Wogenspalter, Drachenreuter!", Amor und Psyche, die Dioskuren, des Kaisers Grab und Geist, Richard Löwenherz und Saladin, Missolunghi's Fall rc. rc., und spricht uns durch manche gemüthliche Weise an, die auch gewiß schon ihre Composition gefunden. Auch Martin Luther, „der deutsche Mann, der den rechten Weg gezeigt durch Forschen und kühnes Weiterdringen," erhält sein Ehrendenkmal, Kraft und Tugend werden in Schiller's Art gepriesen. Natürlich begegnet es dem Verfasser oftmals, daß er über Gegenstände schreibt, von denen große Dichter in höherm Schwunge gesungen, wie: An die Einsamkeit, Der Gedanke an Gott u. s. w., doch der anspruchslose Leser wird auch hier ungezierte Verse finden und für den preußischen Krieger sind Gedichte wie: Das Reiterlied, des Kriegers Grab, des Kriegers Abendlied u. a. m. wohl anziehend und bewegend. Wir heben noch einige Strophen hervor, die „den Führern des Heeres von 1813—1815" gewidmet sind:

Am preußischen Himmel glänzen
Sieben Sterne im reinsten Licht,
Sie blitzen und funkeln gar herrlich,
Und Wolken verhüllen sie nicht.
Einst waren es sieben Helden,
Die uns zum Kampfe geführt,
Die uns gelehrt zu streiten,
Wie's braven Preußen gebührt.

Voran da funkelt der Blücher,
Auch Marschall Vorwärts genannt,
Der hat mit heiligem Schwerte
Die Geister des Corsen gebannt,
Nur vorwärts, so sprach er, ihr Preußen,
Nur vorwärts, frisch über den Rhein,
Es dürfen die Waffen nicht ruhen,
Paris muß unser sein!

. . . .

Das Siebengestirn wird leuchten
Am preußischen Himmelszelt,
Bis einst im Weltenbrande
Der Erde Kern zerschellt.
Laßt laut die Gläser erklingen,
Die Sterne sind uns wohl nah:
Es leben die Führer des Heeres,
Sie leben hoch! Hurrah!

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 79. 4. April. 1842.

Neue Lyriker.

(Schluß.)

Um noch eine Vorstellung von des Verf. Laune oder gutem Humor zu geben, setzen wir nachstehendes Gedicht hieher, welches überhaupt als Typus der Leistungen desselben wird gelten können:

Des Hauptmanns Wunsch.

Als ich noch Fähnrich war —
Es sind wohl fünfundzwanzig Jahr —
Da wollt' ich gerne freien;
Fortuna war mir nur nicht hold,
Sie wollte nichts als meinen Sold
Aus ihrem Füllhorn streuen.
Da dacht' ich denn so hin und her:
Wenn ich doch nur erst Hauptmann wär'!

Ich ließ die Liebe sein
Und suchte mir Ersatz im Wein,
Trank seliges Vergessen;
Allein der Schenkwirth sagte bald:
„Ich pumpe nicht!" — und mein Gehalt
War knapp mir zugemessen.
Da dacht' ich auch so hin und her:
Wenn ich doch nur erst Hauptmann wär'!

Nun wurd' ich avancirt,
Schnell ward ein Weibchen heimgeführt,
Gefüllt mit Wein der Keller;
Allein schon grau wird mir der Schopf,
Mein Weibchen schüttelt drob den Kopf,
Und auch der Wein wirkt schneller.
Nun denk' ich auch so hin und her:
Wenn ich doch jetzt noch Fähnrich wär'!

---

5) Fahrten. Erzählt von E. Dräxler-Manfred. 1—240. 8. Erlangen 1840. Carl Heyder.

Die Fahrten sind zweitheilig; die erste führt den Titel: Der fahrende Prinz; die zweite heißt Sängerfahrt; diese begreift eine Reihe einzelner Gedichte, jene eine, wenn man so sagen will, zusammenhängende Erzählung. (12—144.) Leser, die unsern Verfasser schon kennen, werden es gewiß nicht als eine historische Untreue auslegen, wenn wir die Geschichte des fahrenden Prinzen, welcher sich Ouzim-Ochantey nennt und ein Chinese ist, nicht in ihrem ganzen Zusammenhange erzählen; die Darstellung seiner Reise und seiner weitern Schicksale, welche mit allerhand Liebesintriguen durchflochten ist, scheint doch weniger auf dem Studium der Archive und diplomatischer Actenstücke, als auf dem der Höfe und Cabinette Europa's zu beruhen: man versieht sich wohl gleich dessen, daß unter der orientalischen Verkleidung nur satyrische Ausfälle gegen nahe und nächste Verhältnisse sollen eingeschwärzt werden, Verhältnisse, deren Enthüllung, besonders was die Liebesintriguen betrifft, wir durchaus nicht unternehmen können, da sie uns meistentheils fremde Beziehungen enthalten. Was unter solchen Umständen die folgenden Worte der Dedication an den Freund und Künstler Karl Barth zu besagen haben, wird also auch nur der enträthseln können, welchem der fahrende Prinz Ouzim-Ochantey, wem Fanfur, die Kaisersonne des chinesischen Reiches, die reizende Katife, die im ersten Jahre ihrer Vermählung starb, „nachdem sie dem Prinzen das Lebenslicht gegeben hatte," auch in ihrem europäischen Gewande bekannt sein möchten; außerdem spielen Bakmas, noch jüngst des Prinzen Hofmeister, „einer jener Menschen, die durchdrungen von den Ideen der alten Aristokratie, für das erhabne Herrscherblut die größten Opfer zu bringen im Stande sind," sodann Achmet, „ein Mandarin von tiefer Wissenschaft, der fast alle Sprachen wußte, ein Heros in philosophischen Systemen, und Feind aller fremden Lehrsätze war, und der sich auf seine Gelehrsamkeit und Wohlredenheit nicht wenig einbildete," außerdem der Sohn eines reichen Kaufmannes, des Prinzen Milchbruder rc. rc. die Haupt- und Nebenrollen um den Fürsten. Die Worte der Dedication lauten also: „Eines ist unerläßlich, und selbst wer nur leichte Waare der Unterhaltung auf den Markt des Publicums bringt, muß daran halten: die Welt will keine Karrikaturen und Popanze mehr, sie will Wahrheiten und Charaktere; sie hat sich ein heiliges Anrecht an alle Persönlichkeiten der Vergangenheit und Gegenwart, an die Menschen wie sie sind, nicht wie sie vorgelogen werden, mit den Waffen des scharfsichtenden Geistes erkämpft. Die buntbemalten Tapetenwände der Prüderie und Unterthänigkeit, die das Auge von Budoir und Cabinet trennten, sind gefallen, und wer da als Blinder schreiben wollte, wo längst Alles sieht, würde sich nur lächerlich machen."

Weiter läßt sich der Verf. also zu dem Freunde vernehmen: „Sie sind mir der Mann der Würdigung und Nachsicht,

nicht ohrabwendig, wenn ein strenges Wort die Sünden der Privilegirten trifft. Sie werden vielleicht gewahren, wie hie und da die Wirklichkeit dicht in die Fußtapfen der Erfindung tritt, — das ist Alles, was ich sagen kann; wer will auch um ein Unterhaltungsbuch viel Worte machen!"

Und das wollen auch wir hier keineswegs; nur ungefähr möchten wir dem Leser andeuten, was er hier zu erwarten habe, und was das Ziel der Reise und der Erziehung des fahrenden Prinzen durch widerwärtige Schicksale ist. Im Voraus bemerken wir nur, daß es sehr schwer ist, die Leichtigkeit des französischen Geistes und seinen feinen, sicher treffenden Witz in ein deutsches Product dieser Art zu übertragen: französisch nämlich scheint die ganze Bildung des Verfassers zu sein, ohne daß er etwas Tiefres damit hätte erreichen können.

Daß aber der Verf. wirklich im Stande sei, etwas Beßres zu leisten, zeigen Gedichte wie S. 151 aus der Sängerfahrt:

Der Schweizergeist.

Es wallt hoch ob dem Schweizerland
Ein stiller Riesengeist,
Das Aug' zu dem emporgewandt,
Der Sonnen kreisen heißt;
Ein kühner, kräftiger Gesell,
Gewandten Schritts und frei,
Ein Wanderer gar gut und schnell
Und wie sein Volk so treu.

Bald steht er auf der Gletscher Eis,
Bald auf der Matten Grün;
Es ist so arm kein Dach und Kreis,
Daß sie nicht bärgen ihn;
Er wandert mit dem Hirten aus,
Er folgt dem Jägersmann;
Er ist bei Weib und Kind zu Haus
Und wo er helfen kann.

Und S. 180 wohl das beste der Sammlung:

Armand Carrel.

Wieder Einer hingesunken,
Der die Freiheit glühend liebte,
Der an ihrem Götteraltar
Treue Priesterdienste übte;

Der die flammenden Standarten
Seiner heil'gen Herzenssendung
Aufgepflanzt, um abzuwenden
Schlau bedachte Volksverblendung.

Einer, dem das Recht der Menschheit
Und das Heil der freien Brüder
Mehr galt als die Machtgebote,
Mehr als der Parteien Hyder.

Solch ein Mann ist hingesunken,
Seiner Zeit vielleicht der letzte;
Der den schlauen Gaunereien
Kühn den Dolch ans Herzblatt setzte.

Schwarz auf weiß mit scharfen Lettern,
Schärfer als des Hofes Degen,
Die sich nur zu Ordonnanzen
Aus der Scheide rasch bewegen:

Also kämpft' er gegen Alle,
Die sein edles Volk bedrohten,
Erster Ritter in dem Kreuzzug
Gegen Willkür und Despoten.

---

6. Junge Lieder von Wolfgang Müller. I—VII. 1—124. 8. Düsseldorf 1841. J. H. C. Schreiner.

Junge Liebe, junger Wein und junge Lieder machen ein frisches, fröhliches Blut, und sind Jung und Alt herzlich willkommen, sie haben nicht die tiefe Gluth des alten Weines, sie haben nicht den gedankenreichen Ernst, noch die überfluthende Sehnsucht der alten Liebe, da sie sich wohl leicht über einen Verlust trösten, der sich ja schnell ersetzen läßt, und sind in der Regel nicht frei von fremden Einflüssen, wie die Lieder der Meister, bringen auch wohl Manches, was die zarte Grenze des Schönen überschreitet, aber sie treten lebendig aus dem ersten Wallen des kräftig sich erhebenden Herzens hervor und athmen eine reine Gesinnung, die dem Mann in dem, was die Welt Verhältnisse zu nennen beliebt und Stellung, der man sich zum Opfer bringen müsse, gar oft verloren geht: deßhalb seien sie bei ihrem ersten Erscheinen freundlich begrüßt, wie die Jugend selbst; Weisheit der Lebenserfahrung werden schon spätre Jahre bringen, so wie sie das fröhliche Jugendstreben auf ein Ziel gesammelt hinlenken mögen. Und um zuerst von der Gesinnung zu reden, so freuen wir uns, in dem Dichter der jungen Lieder einen warmen Freund seines Vaterlandes zu finden, in welchem ihm freilich nicht alle Gauen gleich lieb und werth sind, so daß wir unter andern folgendem Liede begegnen, das die Bewohner der bezeichneten Gegend gar leicht für das ihrige erkennen werden, da sie schon manche Feier ähnlicher Art von den Söhnen und Sängern beglückterer Landstriche haben erfahren müssen:

(S. 47.)

O welch ein ödes leeres Land!
Kein Berg, kein Thal, ein dürrer Sand,
Nicht Rosen und nicht Eichen!
Der Lenz ist da, ich kenn' ihn nicht;
Der Erd', des Himmels Angesicht,
Hier trägt es andre Zeichen.

O welche kalte stolze Schaar,
Der Liebe fremd, des Glaubens baar,
Voll Zweifel und voll Rügen!
Sie prahlen mit Verstand und Herz,
Doch kann ich mich in ihren Scherz,
In ihren Ernst nicht fügen.

Wie schön war doch die Jugendzeit,
Wie schön die Heimath, die so weit

Mit allen Liebeswegen!
Hier schleich' ich kalt und leer dahin,
Als wenn zerknickt dem jungen Sinn
Jugend und Liebe lägen.

Allerdings machen das bezeichnete Land und die nicht zu verkennende Stadt darinnen diesen Eindruck auf den naturfreudigen Fremdling; indessen umschließen sie wohl andre Elemente, welche auf das gemeinsame Vaterland nicht minder glücklich zurückwirken, als der Wein, die Gebirge und die herrlichen Ströme andrer deutscher Gauen. Einen der schönsten derselben nennt der Verfasser seine Heimath, und feiert sie besonders in einer wohlgelungnen Nachahmung des bekannten Gedichtes von Burns, welches wir hier nach der Uebersetzung von Heintze mittheilen:

Mein Herz ist im Hochland, mein Herz ist nicht hier,
Mein Herz ist im Hochland, und jaget das Thier;
Und jaget das Wildthier und folget dem Reh, —
Mein Herz ist im Hochland, wohin ich auch geh'!
Leb' wohl, du mein Hochland, leb' wohl, du mein Nord;
Geburtsland von Helden, der Edelsten Hort!
Die Irrfahrt des Lebens, wohin sie mich trieb',
Stets blieben die Berge des Hochlands mir lieb u. s. w.

Müller's Lied trägt einen etwas andern Charakter und nicht den sehnsüchtiger Schwermuth, welcher so unnachahmlich in den innigen Worten des schottischen Dichters ausgedrückt ist, wir setzen den Anfang davon her:

Mein Herz ist am Rheine, im heimischen Land,
Mein Herz ist am Rhein, wo die Wiege mir stand,
Wo die Jugend mir liegt, wo die Freunde mir blühn,
Wo die Liebste mein denket mit wonnigem Glühn,
O wie ich geschwelget in Liedern und Wein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein!

Dich grüß' ich, du breiter, grüngoldiger Strom,
Euch Schlösser und Dörfer und Städte und Dom,
Ihr goldenen Saaten im schwellenden Thal,
Dich Rebengebirge im sonnigen Strahl,
Euch Wälder und Schluchten, dich Felsengestein:
Wo ich bin, wo ich gehe, mein Herz ist am Rhein u. s. w.

Mit diesen und ähnlichen Strophen ruft uns der Verfasser die Erinnrung an den geliebten Strom und die ihn umgebenden Länder hervor, und zeichnet außerdem manches landschaftliche Bild, nur nicht immer in bestimmten Umrissen, noch mit demjenigen Gefühle, welches jeden Leser wie durch einen Zauber Alles selbst miterleben läßt, wie es die Lieder vermögen, deren eins wir eben angeführt.

Es ist jetzt an der Tagesordnung, nach der Gesinnung eines Mannes zu fragen; der Verf. gehört nicht zu denjenigen, welche, wie selbst namhafte Historiker, uns darüber zu täuschen suchen; frei und aufrichtig tritt er damit hervor, und sollte er damit auch hie und da Mißfallen erregen, so steht doch das gewiß fest, daß solche Aufrichtigkeit allein zuverlässig ist, und nicht, wie die Schlangenwindungen der Schmeichelei, in jedem ernsten Moment entschlüpft. In diesem Sinne verdienen manche der hier mitgetheilten Gedichte unsre Anerkennung, wenn sie nicht gerade einen hohen poetischen Werth haben. Wir theilen einige Strophen mit:

Wir sind nicht hoch und stolz und reich,
Wie mancher andre Mann;
Im Sinne sind wir Alle gleich,
Jedweder Unterthan.
Frei lieben wir das Vaterland,
Frei lieben wir den Thron;
Dem Vaterland gilt nur ein Stand:
Bürger ist jeder Sohn.

Behaltet Wappen und Geschlecht,
Der Namen hohen Schall,
Doch fordert nicht ein größer Recht,
Als wie wir andern All;
Ihr thut nicht mehr mit Herz und Hand,
Wie wir für Reich und Kron',
Dem Vaterland gilt nur ein Stand:
Bürger ist jeder Sohn u. s. w.

(S. 55.)

. . . .
Und nenn' ich im Leben
Die Freiheit nur mein,
Dann will ich ergeben
In Jegliches sein,
Dann bin ich beschieden,
Wie Gott es gefügt:
Mit Wen'gem zufrieden,
Mit Meh'rem vergnügt u. s. w.

(S. 72.)

. . . .
O es giebt nicht Lieb' und Leben,
Liebchen, ohne Vaterland!
Ewig bleib' ich dir ergeben —
Weine nicht — jetzt laß mich streben
Für das deutsche Vaterland.

Am wenigsten dürften wohl die eigentlichen Liebeslieder dieser Sammlung dem gerade in diesem Felde ein wenig verwöhnten Geschmack deutscher Leser und Leserinnen zusagen; denn wir glauben, daß, wenn ein Dichter irgendwo im Bunde der Grazien aufzutreten habe, dieses im Liebesgedicht geschehen müsse. Hier wird eine Vergleichung am besten unsre Meinung darstellen können. Burns singt:

Einen Kuß noch, eh' wir scheiden,
Ein Lebwohl auf Ewigmeiden!
Will dir heiße Thränen spenden,
Inn'ge, tiefe Seufzer senden! u. s. w.

Dagegen heißt es bei unsrem Dichter S. 27:

Wie ich jüngst mit langem Kusse
Mich aus deinen Armen wand,
Sah ich eine helle Thräne,
Die im treuen Blick dir stand.

Und sie fiel in meine Seele,
Schwoll empor zum vollen See,
Schwoll zum Ocean voll lauter
Liebeslust und Liebesweh.

Sodann S. 43 der Anklang an Heine:

Wir wurden dennoch liebemüd
Und zogen beide ferne fort;
O du verglühest tief im Süd,
Und ich vereise hoch im Nord.

Wir fügen dazu sogleich noch einen andern Vers, um daran zu zeigen, wie sehr jede Uebertreibung gegen die Schönheit der Darstellung verstößt, und wie selbst die Bilder der kühnsten Phantasie doch eine innre Wahrheit haben müssen: auch im Koloß, wie in den Bildern von Riesenleibern muß die Möglichkeit des Lebens wohnen. Gegen diese Regel scheint uns in dieser Sammlung Manches, besonders aber S. 79 zu fehlen:

O könnt' ich einmal dich als Roß,
Du goldne Sonne, reiten,
Und könnten dann als schwarzer Troß
Die Wolken uns begleiten,

Und ließe hinter uns der Nord
Die wilde Peitsche knallen,
Und ließ' er, ging es stürmend fort,
Das laute Horn erschallen.

(S. 1.)

. . . .

Wie im Selbstbewußtsein spiegeln
Sich die Lande in dem Rhein.

(S. 59.)

. . . .

Zum Freistaat wurde die ganze Erde,
Und Alles lebet ohne Beschwerde;
Die Bäume und Vögel sonder Schranken,
Sie singen und duften die freisten Gedanken.

Nachahmungen bekannter Muster glauben wir in vielen der hier vorliegenden Lieder zu erkennen, und führen als Beleg nur eine nicht eben sehr gelungne des bekannten, so überaus zarten Heineschen Liedes an: Du bist wie eine Blume.

(S. 101.)

Ach, eine dunkle Blume ist mein Herz,
Es blüht gleich der Viol der Sonnennacht,
Nachts schließt es auf des Kelches trübe Pracht,
Nachts haucht es aus der Düfte Balsamschmerz.

In der gegebnen Skizze ist wohl das Bild des jungen Dichters vollständig und nach den verschiednen Seiten hin zu erkennen. Wir enthalten uns deßhalb einer fernern Anführung; die jugendliche Frische, welche sich auf jeder Seite erkennen läßt, wird gewiß in der Zukunft tiefre Wurzeln schlagen, und bei aller Verehrung für die Meister, sich doch frei und ganz hinzustellen wissen, wie es schon jetzt manche gelungne Stelle sicher voraussagen läßt.

F. A. Märcker.

Die politisch-satyrischen und epigrammatischen Gedichte zweier bekannter und vielgelesner Verfasser zur ästhetischen Beurtheilung zu bringen, erlaubt die Ungunst der Zeitverhältnisse nicht; vielmehr wird dergleichen einseitig als Symptom einer öffentlichen Krankheit behandelt. Jedenfalls aber kann die Poesie sich gratuliren, aus der Verachtung und der völligen Gleichgiltigkeit herauszukommen und den Menschen von verschiednen Seiten wieder ein ernstliches Interesse abzugewinnen. Die Herweghschen Gedichte werden in diesem Augenblick zum dritten Mal aufgelegt, und es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Richtung des deutschen Geistes auf die politische Freiheit die Poesie sobald wieder loslassen werde. Im Gegentheil, sie wird auch das Drama noch ergreifen, und wir dürfen uns glücklich preisen, wenn diese Praxis gnügt, um aus dem Tode der Indifferenz im wirklichen Leben den Kampf um seine höchsten Interessen wiederzugebären.

Die Redaction.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 80. 5. April. 1842.

Aristoteles und Herr von Raumer, oder Herr von Raumer als Philolog und Aesthetiker.

Hr. von Raumer hat in dem neusten Jahrgange seines Historischen Taschenbuchs (Neue Folge, dritter Jahrgang. Leipzig, bei Brockhaus, 1842) einen Aufsatz drucken lassen, welcher unter dem Titel: Ueber die Poetik des Aristoteles und sein Verhältniß zu den neuern Dramatikern, sich auf eins der schwierigsten und epineusesten Gebiete der Alterthumswissenschaft und der Kunstphilosophie wagt, und nichts Geringres beabsichtigt, als „die widerstreitenden Urtheile der größten Kritiker zu einem vereinigenden Abschlusse zu bringen." Hr. von Raumer ist weder Philolog, noch Philosoph. Er weiß und gesteht beides selbst gleich von vorn herein: „Wenn (sagt er S. 136) Jemand, der sich auf keine Weise den Philologen und Philosophen beizählen darf, die Aristotelische Poetik und die darüber gefällten Urtheile zum Gegenstande seiner Untersuchungen macht, so muß er mit Recht den Vorwurf der Anmaßung befürchten." — Wäre Hr. von Raumer dieser seiner Behauptung, in welcher wir ihm vollkommen Recht zu geben keinen Augenblick anstehen, treu geblieben, so würde seine Abhandlung, wenn auch zu eigner Belehrung gearbeitet, doch jedenfalls nicht durch den Druck veröffentlicht worden sein. Allein nach seiner bekannten zweiseitigen Manier, zufolge der sich von Allem und Jedem auch „das Gegentheil beweisen läßt", setzt er den oben begonnenen Satz also fort: „in der That ist aber der Versuch nur aus Lernbegier und aus dem Wunsche hervorgegangen, jene ausgezeichneten Männer (es ist von Lessing, Schlegel und Solger die Rede) unter sich und den Aristoteles mit ihnen zu verständigen." In der That die „Lernbegier" des Hrn. v. Raumer ist alles Lobes werth, und jener fromme „Wunsch" ist gleichfalls nicht zu schelten. Wird aber durch beides die im ersten Satz ausgesprochne Behauptung entkräftet? Und ist es nicht der ärgste Widerspruch, in einem und demselben Satze sich zu Anfang das vollständigste testimonium der Unfähigkeit auszustellen, und am Schlusse doch wieder die Meinung zu hegen, daß man trotzdem im Stande sei, Befähigte in höchster Potenz unter sich und mit Aristoteles zu verständigen; zu leisten, was sie nicht geleistet, zu ergründen, was sie nicht ergründet? Newtonianer und Goetheaner streiten über die Farbenlehre. Recensent ist weder Physiker noch Mathematiker, aber er ist „lernbegierig" so gut wie Hr. v. Raumer, und an dem Wunsche: beide Parteien unter einen Hut zu bringen, fehlt es ihm auch nicht. Aber er würde sich selber auslachen müssen, wenn es ihm in den Sinn kommen sollte, bei seiner mangelhaften Bildung in den genannten Fächern, über die obschwebende Frage öffentlich seine Stimme abgeben zu wollen. Allein solche Reflexionen läßt sich Hr. v. Raumer nicht anfechten, obschon er sie so gut wie einer zu machen weiß. Denn gleich auf der folgenden Seite heißt es wieder: „Jede Würdigung (man bemerke das „jede") der Poetik des Aristoteles hängt zuvörderst ohne Zweifel davon ab, wie man überhaupt seine Philosophie betrachtet. Während nämlich Viele ihn als bloßen Empiriker bezeichnen (wir möchten wohl wissen, wer in unsern Tagen diese „Viele" sind? höchstens doch etwa die *οἱ πολλοί*, die geistige Plebs, die überhaupt von Philosophie nur den Namen kennen), welcher ob der Masse des zu ordnenden Stoffs sich nie über den Boden der gemeinen Erfahrung habe erheben können; ist neuerlichst (ei!) wieder von einem philosophischen Meister behauptet worden (bloß „behauptet"? das kann, wie Aristoteles sagt, *ὁ τυχών*, d. h. jeder Narr): Aristoteles habe die Speculation in ihrer tiefsten und erhabensten Richtung über Platon hinausgeführt, und dem Unbestimmten erst Haltung und Gestalt gegeben. Diese Widersprüche näher zu untersuchen und zu würdigen, geht über unsre Kräfte hinaus. Folgendes wünschen wir jedoch, behufs der weitern Untersuchung, eingeräumt zu sehen."

Man sieht, Hr. v. Raumer ist äußerst bescheiden. Aber es giebt auch eine unverschämte Bescheidenheit. Oder was soll man dazu sagen, daß Jemand, der heutzutage, im Jahr des Herrn 1842, eingesteht, daß er nicht wisse, ob Aristoteles ein roher, unwissenschaftlicher, am Boden der gemeinen Erfahrung klebender Empiriker, ein Ersch- und Gruberscher Encyclopädist, oder ob er ein Denker, ein speculativer Philosoph und zwar der tiefste des ganzen Alterthums gewesen, daß, sage ich, ein solcher Jemand es dennoch unternimmt, über diesen Philosophen und zwar in einer der schwierigsten Fragen sein Urtheil abzugeben,

und dazu bloß die Wendung höflicher Bitte braucht, ihm dies und jenes aus Gefälligkeit einräumen zu wollen! Hr. v. Raumer sieht also die Schlagbäume recht gut, die ihm den Eintritt in das ihm fremde Gebiet versperren. Aber er weiß sich zu helfen, und da er das Weggeld nicht erlegen kann, kriecht er unten durch. — Aber nein! der Mann treibt wohl nur seinen Scherz mit uns, wenn er eben eingesteht, daß er über jene verschiednen Ansichten von Aristoteles kein Urtheil habe! Denn hören wir nur, was er „ihm einzuräumen" bittet: „Wer die gesammten Schätze, welche Erfahrung und Geschichte darbieten, wahrhaft begreift und beherrscht, dem sind auch die Stufen gegeben, welche emporsteigend er das Höchste erreicht; und umgekehrt: wer, wie Platon, über jenen Boden in kühnem Fluge dahinschwebt (wie kühn und poetisch!), dem wird nie die Fähigkeit ganz ermangeln (wie diplomatisch fein!), von oben herab auch das Gegebne in seiner Einzelnheit richtig zu erkennen." Hr. v. Raumer hat irgendwo einmal gehört, daß ächte Empirie und ächte speculative Betrachtung sich begegnen müssen. Diesen Satz adoptirt er dankbarst, und macht daraus seinen Vers. Sehen wir nun auch von allen den Schiefheiten und vagen Redensarten ob, aus denen er denselben zusammengestoppelt hat, so ist doch kaum begreiflich, wie Jemand in einem Athen dieselbe Frage mit Ja! und Nein! beantworten, auf ein und derselben Seite behaupten kann, „es gehe über seine Kräfte", einen Widerspruch zu „würdigen und zu untersuchen", und im Augenblicke darauf dennoch denselben sogar zu entscheiden! Indessen haben wir zweierlei als Entschuldigung zu berücksichtigen. Erstens weiß Hr. v. Raumer nicht, was Empirie und was Speculation ist, er weiß also auch nicht, was er über ihre beiderseitige Vereinigung unbeholfen gnug nachspricht, und zweitens ist es eben etwa Hrn. v. Raumer eigenthümlich, überall den Grundsatz praktisch zu bewähren, daß jedes Ding zwei Seiten hat. Die lange Praxis, in welcher er denselben bethätigte, hat endlich bewirkt, daß er denselben, auch ohne es zu wollen und zu wissen, praktisch anwendet, und so in das Gebiet der unfreien Komik hineingeräth. Dieses Element des unfreiwilligen Widerspruchs durchströmt wie ein geistiges fluidum alle Glieder der Raumerschen Darstellung bis in das einzelnste Detail hinein. Denn wenn Hr. v. Raumer unter „begreifen" wirklich mehr als das handgreifende Betasten, wenn er darunter begreifendes Erkennen versteht, ist dann sein Satz: „wer die gesammten Schätze, welche Erfahrung und Geschichte darbieten, wahrhaft (man merke das „wahrhaft") begreift und beherrscht, dem sind auch die Stufen gegeben, welche emporsteigend er das Höchste erreicht", nicht ein baarer Nonsens? Oder hat nicht etwa der, „welcher die gesammten Schätze, welche Erfahrung und Geschichte darbieten, wahrhaft begreift und beherrscht", schon „das Höchste erreicht!" und ist es nicht komisch, von dem, der schon oben auf dem Thurm steht, als etwas Neues zu prädiciren, daß er denselben zu ersteigen im Stande und befähigt sei?

Lassen wir indeß diese Dinge auf sich beruhen, und fragen wir selbst nicht einmal danach, wie Hr. v. Raumer es sich wohl als möglich gedacht haben mag, zwei Leute „unter einander zu verständigen", von denen der Eine der Aristotelischen Poetik einen absoluten und ewigen Werth und eine unbedingte Giltigkeit zumißt, während der Andre ebensogut wie gar nichts davon wissen will. Sehen wir dafür lieber, was der Verf. denn selbst geleistet hat.

Wir bemerkten schon in dem Bisherigen mehrmals, daß Hr. v. Raumer, so oft er an einen wesentlichen Punct der Untersuchung gelangt, denselben mit der bescheidnen Wendung umgeht, daß er demselben nicht gewachsen sei. Diesem Auskunftsmittel begegnen wir denn auch gleich auf den beiden folgenden Seiten wieder. So wird die wichtige Frage über das Verhältniß der Aristotelischen Rhetorik und Poetik zu Platon mit dem Geständniß abgelehnt (S. 139): „wir können uns jedoch auf keine nähere Prüfung, insbesondre der Frage einlassen, ob schlechthin formale Disciplinen möglich sind und von dem realen Inhalt getrennt werden können." Eine zweite Frage, über die gegenwärtige Beschaffenheit und Gestalt der Aristotelischen Poetik, welche neuerdings, was Hr. v. Raumer ignorirt, so lebhaft die Alterthumswissenschaft beschäftigt hat, wird in folgender Weise abgefertigt (S. 140): „Wir halten dieselbe weder für einen, von fremder Hand gefertigten Auszug eines nicht (sic) Aristotelischen Werks, noch für eine Art von Heft, mündlichen Vorträgen nachgeschrieben; sie ist vielmehr, unsers Erachtens, gewiß von Aristoteles selbst, obgleich zweifelhaft bleiben mag, ob er den Entwurf später nochmals überarbeiten wollte („wollte!" als ob irgend Jemand sich einfallen lassen könnte, darüber Untersuchungen anzustellen, was Aristoteles habe thun wollen), oder ob manche Theile verloren gingen, oder ob sie niemals geschrieben wurden. Diese Fragen nach Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit umständlich zu untersuchen ist so wenig unsre Absicht u. s. w." Dergleichen Wendungen kehren, wie gesagt, auch im Verlaufe der Abhandlung an mehrern Orten wieder, z. B. S. 151, S. 186, S. 191, S. 195. Was also Hr. v. Raumer geben wollte, sind, um es mit seinen eignen Worten zu bezeichnen: „zerstreute Bemerkungen unter gewisse Hauptabschnitte gefaßt." Dies geschieht denn auch unter folgenden Ueberschriften: I) Von der Nachahmung als höchstem Grundsatze der Kunst (S. 140—145); II) Von den Arten des Nachahmens (S. 145—151); III) Vom Lustspiele (S. 152—153); IV) Von der Definition des Trauerspiels (S. 154—166); V) Von der Reinigung

der Leidenschaften (166—176); VI) Von dem Grunde des Vergnügens an tragischen Kunstwerken (S. 176—178); VII) Von dem Verhältnisse der Kunst und insbesondre des Drama zur Sittlichkeit (S. 179—190); VIII) Ueber Freiheit und Nothwendigkeit, Schicksal und Vorsehung (S. 191—196); IX) Von den drei Einheiten; X) Ueber das Verhältniß der Dichtkunst zur Geschichte (S. 196—216); XI) Ueber das Verhältniß des Aristoteles zur neuern, insbesondre romantischen Dichtkunst (S. 217—237), dazu ein „Zusatz": über Plautus und die Komödie der Alten.

Ueber alle diese Dinge sagt Hr. v. Raumer seine Meinung, d. h. er läßt alle die Einfälle und Notizen, die er sich bei seiner Lectüre der Aristotelischen Poetik in seinen Collectaneen gesammelt hat, unter besondre Ueberschriften nothdürftig geordnet, so planlos abdrucken, daß er bei dem Anfange des Drucks noch gar nicht wußte, wie viel an Umfang herauskommen würde. Denn S. 235 am Schlusse gesteht er: „Es sei Anfangs seine Absicht gewesen, die Trauerspiele der neusten deutschen Dichter umständlich nach Aristotelischen Regeln zu prüfen; nun ist aber (fährt er fort) diese Abhandlung bereits so überlang geworden, daß wir zum Schlusse nur die, jedoch erweisbare (ein köstlicher Zusatz!) Behauptung hinstellen wollen: genauere Kenntniß und strengre Rücksicht auf die Vorschriften des alten Weisen würden von vielen Irrthümern zurückgehalten haben" u. s. w. — Ist es nun aber verantwortlich, daß der Herausgeber eines historischen Taschenbuchs, welches doch seiner Bestimmung nach nur Vollendetes, bis zur Kunstform Durchgearbeitetes bringen, und allen gelehrten sudorem et pulverem, und wie viel mehr noch all den Spreuvorrath und Ballast, die Splitter und Späne, die bei jedem Baue fallen, sorgfältig von seinen Beiträgen ab- und auskehren soll — ich sage, ist es verantwortlich, daß Hr. v. Raumer diesen Anfordrungen schnurstracks zuwiderhandelt, und seinen Mitarbeitern ein so böses Beispiel einer Saloperie giebt, der wir kaum eine ähnliche an die Seite zu setzen wissen! Daß er diesen Kehricht von Collectaneen schnitzelt, die Gott weiß wie lange schon in seinem Pulte verstäubt dalagen, hervorholt und daraus einen „Mischmasch" (ein dem Hrn. v. Raumer sehr geläufiger Ausdruck), eine lanx satura, ein Ragout zusammenstoppelt, das einem auf acht Tage den Magen verderben kann! Daß es aber wirklich sich mit der Entstehung dieses Aufsatzes so verhält, ja, daß Hr. v. Raumer sich seit vollen zwanzig Jahren nicht mehr um die Aristotelische Poetik und ihre Litteratur bekümmert haben kann, läßt sich aus seinen eignen Worten unwidersprechlich beweisen. Denn S. 154 nennt er Gräfenhan, dessen betrübte Ausgabe der Poetik im Jahre 1821 erschien, den „neusten" Herausgeber der Poetik, und legt dort auch dessen Text zum Grunde. Er weiß also nichts von der Umgestaltung des Aristotelischen Textes durch Immanuel Bekker, nichts von der in neuerer Zeit so vielfach besprochnen Ausgabe der Poetik von Ritter, nichts von Knebel's Uebersetzung und Erklärungsversuchen. Ebenso wenig weiß er, daß über die Aristotelische Poetik in einem eignen vortrefflichen Werke, im zweiten Bande der Geschichte der antiken Kunsttheorie von Eduard Müller (Breslau 1837. S. 1—181) ausführlich gehandelt, und in demselben gar viele der von Hrn. v. Raumer neu aufgeworfnen Fragen, auf eine unendlich befriedigendere Weise beantwortet worden. Und doch sind dies Dinge, die man von einem Historiker, wie Hr. v. Raumer, ohne Ungerechtigkeit verlangen zu können scheint, da sie in dem Bereich jedes ersten besten Studiosus der Philologie liegen.

Wie es demnach mit der philologischen Seite des Raumerschen Aufsatzes aussehen müsse, läßt sich aus dem Gesagten wohl schon im Voraus ahnen. Den Hauptbeleg dazu liefert aber das VI. Capitel „über die Definition des Trauerspiels," welches überhaupt als Probe der von dem Verf. angewandten Kunst der Darstellung gelten mag. Zuvörderst giebt er die betreffende Stelle der Aristotel. Poetik nach Gräfenhan's Ausgabe, führt dann ohne Angabe der diplomatischen Gewähr, ganz in der Weise der Zeiten, in denen die Philologie und insbesondre die Kritik noch in den Windeln lag, die verschiednen Lesarten auf, mit einem bloßen: Einige, lesen, — lassen uns, — setzen hinzu — u. s. w. Darauf läßt er horribile dictu alle Uebersetzungen der griechischen Stelle, deren er habhaft werden kann, nämlich 9 lateinische, 2 spanische, 1 italienische, 2 französische, 1 englische und 7 deutsche wörtlich abdrucken (S. 154—161), und kritisirt dann dieselben durch eine Reihe von Bemerkungen, wie z. B. diese: „σπουδαῖος ist übersetzt: probus, serius, studiosus, gravis, strenuus, severus, illustris, magnificus, noble, grave, ernsthaft, wichtig, bedeutend," welche Abweichungen ihm beweisen, daß „alle diese Abstufungen und Modificationen in dem Begriffe liegen, ohne sein Wesen und seine Einheit aufzuheben." Die Worte *χωρὶς ἑκάστου τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις*, welche neuerdings Ritter in seiner Ausgabe (S. 128 — 129) so befriedigend erklärt hat, geben gleichfalls zu einem langen Hin- und Herreden Stoff. Erst weiß Hr. v. Raumer nicht, ob er sie mit dem kurz vorhergehenden *ἡδυσμένῳ λόγῳ* verbinden soll oder nicht. Endlich entscheidet er sich denn doch für das erstre, was unsres Wissens noch jeder Leser der Poetik gethan hat, da das Gegentheil reiner Unsinn ist. Dann macht ihm der Ausdruck *ἐν τοῖς μορίοις* Noth. Darunter die sechs *μέρη* der Tragödie zu verstehen, scheint ihm bedenklich, weil es ihm „unbegreiflich" bleibt, „wie der *ἡδυσμένος λόγος* sich z. B. in Bezug auf die Decorationen verändern könne." Endlich findet er nun zwar eine erträglichere Erklärung, in-

dem er meint, unter den *μόρια* seien hier wohl Monolog, Dialog und Chor zu denken. „Aber dann," fährt er fort, „tritt fast noch schwieriger die Frage hervor, was unter *εἶδος* zu verstehen sei;" dieses dann ist rein sinnlos, da Hr. v. Raumer doch eingestehen wird, daß er, so lange er bei der ersten, falschen Erklärung von *μόρια* bleibt, noch weniger wissen kann, was er mit *εἴδη* anzufangen hat. Allein solche Wendungen und Uebergänge fahren ihm eben nur aus der Feder. Im Folgenden ist es wahrhaft ergötzlich, zu sehen, wie er sich bei der Interpretation von *εἴδη* benimmt, und wir wollen ihn deßhalb, um den Lesern den Genuß nicht zu verkümmern, auch ohne Unterbrechung allein reden lassen. „*Εἶδος* bedeutet (sagt er), wenn wir das Wörterbuch im Allgemeinen befragen: Gestalt, Ansehen, Anblick, Bildung, Art, Beschaffenheit; besser dürfte es indeß zum Ziele führen, wenn wir untersuchen, in welchem Sinne und Zusammenhange Aristoteles dies Wort in der Poetik selbst gebraucht. I, 4. IV, 22. XXVI, 32 läßt es sich durch „Art" übersetzen; XIX, 5. XX, 10 vielleicht besser durch „Form". XXVI, 16 heißt es Angesicht*); VI, 11 fällt es fast ganz mit *μέρος* zusammen**), insofern die oben genannten sechs Theile auch als sechs Formen, Gestalten, Arten der Kunstmittel betrachtet und bezeichnet werden. Hiemit übereinstimmend übersetzt Buhle an dieser Stelle *εἶδος* durch Darstellungsform. Die Stelle XII, 1 erlaubt dasselbe —. Bis hieher laufen also beide Wörter neben- und durcheinander, und erst XVIII, 1, verglichen mit XXIV, 1, giebt einen Gegensatz, wonach jene sechs Theile oder vier Stücke *μέρη* (?) auf einer Seite stehen mögen, der Arten, Formen (*εἴδη*) des Trauerspiels aber vier sind, die wir einstweilen mit Buhle die verwickelte, pathetische, ethische und einfache nennen wollen. Der Sinn wäre also, wie er sich auch in einzelnen Worten näher bestimmen oder verändern ließe (!!), im Allgemeinen der: Die anmuthige Rede soll den einzelnen Theilen und den verschiednen Arten des Trauerspiels, oder den Formen, welche die einzelnen Theile verlangen, angemessen, und auf eine ihnen eigenthümliche Weise gebildet sein." — Wenn dies nicht das Muster eines interpretativen Weichselzopfs ist, so giebt es keinen! Man denke nur an die Schlußfolgrung: weil *εἶδος* und *μέρος* bald so, bald so übersetzt werden, bald verschiedne, bald dieselbe („fast dieselbe" würde Hr. v. Raumer sagen) Bedeutung haben, darum heißen die Worte: *χωρὶς ἑκάστου τῶν εἰδῶν ἐν τοῖς μορίοις*, „angemessen den einzelnen Theilen und den verschiednen Arten des Trauerspiels." Wer denkt dabei nicht an den bekannten Syllogismus: weil der Löwe ein grimmiges Thier ist, darum sollen wir ein gottseliges Leben führen! Und glaube man ja nicht, daß der Verf. die Leser mit jenem breiten Gefasel schon entläßt. Er führt vielmehr noch in einer Note eine Anzahl Stellen aus der Rhetorik an, in welchen das Wort *εἶδος* „sich bald durch Art übersetzen läßt", bald „mehr Gestalt, Form, Beziehung heißt", sagt dann, „daß seine Auslegung vor mancher andern den Vorzug zu verdienen scheine, welche ohne inhaltsreichere Bestimmungen, ohne nähere Bezeichnung von *εἴδη* und *μέρη* eigentlich nur sage: die Sprache solle angemessen sein", und erklärt endlich zum Schlusse, diese so entwickelte Vorschrift sei zwar sehr inhaltsreich und oft übertreten, aber man könnte doch sagen, sie verstehe sich eigentlich von selbst, und es wäre wohl nicht nöthig gewesen, sie umständlicher zu erklären. „Vielleicht," fährt er fort, „hat dies und Aehnliches (was? ums Himmels willen) zu der ganz abweichenden Ansicht geführt, welche sich in der Goetheschen Uebersetzung ausspricht, wo *εἶδος* nicht Art, Theil, Form, sondern Gestalt, Person ist. Ob der Sprachgebrauch, was wir bezweifeln, diese Annahme erlaubt, mögen Andre entscheiden." Hr. v. Raumer findet sie indessen sehr plausibel und dadurch einen „eigenthümlichen und wichtigen Sinn" herbeigeführt, zufolge dessen Aristoteles verlange, „1) daß die Personen in allen Theilen der Tragödie sich gleich bleiben (!), die Charaktere fest gezeichnet und gehalten sein sollen (man glaubt eine Leserin Bulwer's räsonniren zu hören!), und 2) daß nicht gleichartige sich langweilig wiederholende Charaktere, ohne Mannigfaltigkeit und Gegensatz nebeneinander gestellt werden." — Solche erbärmliche Pfennigpräcepte und Recepte, wie sie jede Schuster- und Schneiderfrau, die ihren Raupach und Bulwer liest, dutzendweise bereit hat, werden hier dem Aristoteles als eigenthümliche und wichtige Gedanken in die Schuhe gegossen! Und was ist nun das Resultat? Ist die Stelle grammatisch und logisch erklärt und die Nothwendigkeit dieser Erklärung nachgewiesen? O nein. Hr. v. Raumer hat mit seiner Erklärung nur „mehr Recht als mancher Andre."

(Fortsetzung folgt.)

*) Ein prächtiges Quidproquo! Aristoteles spricht an der citirten Stelle über den Homerischen Ausdruck (Il. X, 316) *ὅς δή τοι εἶδος μὲν ἔην κακός*. Hr. v. Raumer aber setzt Aristoteles selbst an die Stelle des Dichters.

**) Daß diese Stelle wahrscheinlich interpolirt, jedenfalls aber noch von Niemand erklärt ist, beachtet Hr. v. Raumer natürlich nicht.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 81. **6. April.** **1842.**

Aristoteles und Herr von Raumer, oder Herr von Raumer als Philolog und Aesthetiker.

(Fortsetzung.)

Aber jede Sache hat zwei Seiten, und so hat Goethe, der Dinge übersetzt, von denen keine Sylbe bei Aristoteles steht, auch Recht, und seine Erklärung giebt einen eigenthümlichen und wichtigen Sinn. Aber damit ist's auch wieder nichts, denn es ist doch zu bezweifeln, daß *εἶδος*, obschon es sehr Vieles heißt, auch Person (und *μόριον*, offenbar von mos, mores herkommend, auch Charakter) heißen kann! Und somit ist der ganze Aufwand von Belesenheit und philologischer Semasiologie, der im Vorigen bei dem Worte *εἶδος* aufgewendet worden, nutzlos verschwendet, und der Leser, der die Raumersche Abhandlung nicht joci causa durchliest, so klug oder vielmehr so dumm wie zuvor. Für welche Leser aber hat Hr. v. Raumer diese Dinge geschrieben? Offenbar nicht für Philologen, denn diese wissen hoffentlich mit der Aristotelischen Sprache und Darstellungsweise besser Bescheid als Herr von Raumer, der ja „in keiner Weise" sich einen Kenner der griechischen Sprache nennen kann. Also für Laien? Aber diese wissen ja mit solchen sprachlichen Expositionen gar nichts anzufangen, und wenden sich, wenn sie überhaupt Lust haben sollten, die Aristotelische Definition der Tragödie philologisch und kritisch genau kennen zu lernen, doch lieber an einen zunftmäßigen Mann, als an einen philologischen Flickschneider. Und diese Fragen und Antworten müßten gemacht werden, selbst wenn die Raumersche Darstellung minder verworren, minder unwissenschaftlich und minder verkehrt wäre, als sie unsren Lesern ohne Zweifel erscheinen wird.

Der Grund aber, warum wir nicht schon hier Hrn. v. Raumer's Schrift bei Seite werfen, ist kein andrer als der, daß wir unsre Zeit und Mühe, die uns ihre Lectüre gekostet, wenigstens dazu anwenden wollen, Andern dasselbe Opfer zu ersparen, und Hrn. v. Raumer selbst, wo möglich, zu der Einsicht zu bringen, daß es besser sei, seine schreibfertigen Finger wenigstens von Aristoteles und der Philologie fern zu halten.

Wir wenden uns also mit Uebergehung der übrigen philologischen Erörtrungen des vierten Abschnitts, in denen der Verf., nachdem er ein Langes und Breites über die Schwierigkeiten der Partikel *ἀλλά* hin- und hergeredet (welche bekanntlich seit langen Jahren als unbeglaubigter Zusatz von Aldus aus dem Text geworfen ist), endlich zu dem, wie es ihm zu dünken scheint, ganz neuen Resultat gelangt, daß der Sinn der Schlußworte der Aristotel. Definition sei: „Die Reinigung der Leidenschaften wird in der Tragödie durch Furcht und Mitleid zu Stande gebracht" — wir wenden uns zurück zum ersten Capitel, in welchem Hr. v. Raumer „von der Nachahmung als höchstem Princip der Kunst" handelt. In der That ist eine eindringende Würdigung des ästhetischen Standpunctes, den Aristoteles mit diesem Principe annahm, von der höchsten Wichtigkeit. Hören wir also, was Hr. v. Raumer darüber zu sagen hat.

„Der Grundsatz der Nachahmung," läßt er sich vernehmen, „kann nirgends unbedingt und bei gewissen Künsten gar nicht als Richtschnur aufgestellt werden." Denn bei der Bildhauerei zum Beispiel könne man weder die „Haare", noch die „Augen" und dergleichen unbedingt nachahmen. Bei der Malerei verschwinde das Körperliche ganz u. s. w. „Fast noch größer" sei „die Umwandlung in der Poesie". Dasselbe gelte für die Baukunst, „wenn man nicht etwa Lust habe, sie lediglich auf Nachahmung von Baumstämmen, Höhlen u. s. w. zurückzubringen. Ganz zu Schanden wird endlich jener Grundsatz bei der Musik, welcher Kunst gar kein äußerliches Vorbild zum Nachahmen gegeben ist." Nach dieser gegen die Windmühlen seiner Einbildung bewiesnen Tapferkeit rückt denn Hr. v. Raumer mit dem Geheimniß heraus: daß Aristoteles jenen Grundsatz der Nachahmung in solcher Rohheit auch gar nicht aufgestellt habe. Dies beweiset er folgendermaßen: „Die Worte *μίμησις* und *μιμεῖσθαι* werden freilich in der Regel durch Nachahmung und Nachahmen übersetzt, eine nähere Prüfung ergiebt jedoch, daß diese deutschen Worte keineswegs immer (also doch oft) jenen griechischen ganz entsprechen, und der Sinn nicht selten(!) besser getroffen wird, wenn man sagt: Gestaltung, Bildung, Werk, oder am besten Darstellung." Nicht wahr, der geneigte Leser traut seinen Augen nicht und glaubt, wir haben ihn zum Besten? Denn so könne doch unmöglich ein Mann von nur oberflächlicher wissenschaftlicher Bildung eine der wichtigsten Fragen der Aesthetik

übers Knie brechen; in dieser schülerhaften Weise könne in unsren Tagen kein Autor, dem seine wissenschaftliche Reputation am Herzen liegt, mehr über Aristoteles und Aristotelische Philosophie schwatzen. Allein da steht es gedruckt auf S. 141 und 142.

„Ferner (fährt unser Aesthetiker fort) läßt sich aus keiner Stelle erweisen, daß Aristoteles für irgend eine Kunst die genaueste Treue und Nachahmung des äußerlich Gegebnen als höchstes Ziel aufstelle, und Veränderungen, Abweichungen von der sogenannten (?) Natur in ihren vereinzelten Erscheinungen mißbillige, nach welchem verkehrten Sinn einige Neuere (wer denn?) ihre unhaltbaren Kunsttheorien aufgestellt haben." Diesen Selbstverstand beweiset nun Hr. v. Raumer mit der ihm eignen Ausführlichkeit und schließt dann das Capitel mit dem Resultate: „Wer, — dies können wohl Alle zugeben — kleinliche, geistlose, pedantisch genaue Nachahmung mit Aristoteles rechtfertigen will, hat ihn so mißverstanden, als wer, mit Zurücksetzung aller Wahrheit und Wirklichkeit, gehalt- und gestaltlose, schwebelnde und webelnde Werke für Platonische Ideale ausgiebt."

Es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, daß mit diesen Oberflächlichkeiten so gut wie nichts gethan ist, um das berühmte Aristotelische Kunstprincip der *μίμησις* in seiner ganzen Tiefe und inhaltsvollen Bedeutsamkeit darzulegen. Versuchen wir daher einige Andeutungen dazu zu geben.

Bekanntlich hat Aristoteles die Ausdrücke *μίμησις* und *μιμεῖσθαι* zur Bezeichnung des Princips der Kunst von frühern Denkern, namentlich von Plato, überkommen. Aber während Plato damit auf den Schein und das Wesenlose, der Wirklichkeit gegenüber den Accent legte, und dadurch Kunst und Künstler gleich herabsetzte, sehen wir bei Aristoteles gerade umgekehrt, das Erzeugniß der Kunst über das Naturproduct, die ideale Schöpfung des Künstlers über die Realität der Wirklichkeit geordnet. Denn nach ihm „vollendet die Kunst, was die Natur zu vollbringen nicht vermag (Phys. II, 8: *ὅλως τε ἡ τέχνη τὰ μὲν ἐπιτελεῖ, ἃ ἡ φύσις ἀδυνατεῖ ἀπεργάζεσθαι, τὰ δὲ μιμεῖται*), während sie doch zugleich der Realität nicht entbehren kann," und ihm ist die Poesie „philosophischer und gehaltvoller als die Geschichte." Wenn Aristoteles aber dennoch, trotz dieses Widerstreits mit Plato, den technischen Ausdruck beibehielt, so geschah es darum, weil er mittelst desselben den psychologischen Standpunct gewinnen konnte, von welchem aus er die richtige Erklärung des Ursprungs der Kunstthätigkeit in der menschlichen Seele, so wie der Wirkung des Kunstwerkes auf dieselbe auffinden zu können vermeinte.

Von dem rohesten Anfange, von der Eigenschaft des Menschen, zufolge deren ihm das *μιμεῖσθαι* von Kindheit an eingeboren (*σύμφυτον*) und er selbst unter allen lebenden Wesen das *μιμητικώτατον* ist, geht Aristoteles aus. Das ganze erste Lernen des Menschen beruht ihm auf einem Nachahmen, und der Trieb zum und die Lust am Nachahmen vermitteln ihm die gleichsam historische Genesis aller Kunst und alles künstlerischen Bildens. Aber so wenig die Nachahmung des Kindes oder des rohen Menschen ein Kunstwerk, so wenig ist überhaupt Nachahmung in diesem ersten, rohen, nur psychologischen Sinne das Wesen der Kunst. Vielmehr ist die Thätigkeit derselben in ihrer höchsten Vollendung dasjenige freie Schaffen des Geistes, durch welches ein Innres, Geistiges durch äußre Mittel zur Erscheinung und Anschauung gebracht, verlebendigt, verleiblicht, durch welches der *λόγος* Fleisch wird. Dieses große, wahre, ewige Princip ist es, welches Aristoteles, der Vater auch der Wissenschaft der Kunst, auf allen Blättern seines trümmerhaften Werkes predigt. Dies ist es, was er im Auge hat, wenn er allen Künsten, auch der Musik und Orchestik das geistig Bedeutende zum Inhalt giebt. Dies Princip endlich ist es, welches in der höchsten Blüthe aller Kunst, im Drama, und in dessen voller Verlebendigung durch den Schauspieler, gleichsam in seinen Anfang zurückkehrt; im Drama, wo als Darstellungsmittel der ganze Mensch durch sein mimetisches Thun die Kunstschöpfung in das volle Leben ruft, und so das „naturwüchsige" (*σύμφυτον*) Nachahmen des Kindes zur künstlerischen, bewußten Leistung erhebt und verklärt. Und wenn Aristoteles lehrt (Poet. cap. 26, 3. cap. 25, 1. Ritter), „daß die Poesie, wie alle nachahmende Kunst, immer nur nachahmen, d. i. zur Erscheinung bringen könne entweder *οἷα ἦν ἢ ἔστιν* oder *οἷά φασι καὶ δοκεῖ* oder *οἷα εἶναι δεῖ*, so ist mit dem letztern eben nur die höchste Entfaltung der schöpferischen Thätigkeit des Künstlers ausgesprochen, der nicht nur das wirklich (historisch) Gewesne oder Daseiende (das gegenwärtige Reale) und das, was in dem Innern der Menschheit als Sage und Glaube lebt, darstellt, sondern auch den Dingen in das Herz sieht und ihr verborgnes Sein, ihre wahre Wesenheit zu erschauen und gestaltend ins Leben zu rufen vermag. Dies ist „die höchste Blüthe des Nachahmungstriebes, die uns Aristoteles kennen lehrt, dessen scharfer Blick selbst zwischen den rohen Versuchen des Kindes, nachzumachen und nachzubilden, was ihm gerade vor die Augen kommt, und der erhabensten dichterischen Thätigkeit, die das innerste Wesen der Dinge durchdringt, und durch nachahmende Kunst zur klarsten Anschauung zu bringen versteht, die verborgne Verwandtschaft leicht herausfand" *).

*) S. Ed. Müller in seinem vortrefflichen Buche: Geschichte der Theorie der Kunst bei den Alten, Theil 2, S. 24.

Aber wir haben den Hrn. v. Raumer ganz aus den Augen verloren. Hoffentlich indeß nicht zum Schaden des Lesers. Allein um das alte joco seria temperare nicht außer Acht zu lassen, kehren wir jetzt wieder zu ihm zurück und hören, was er im 5. Abschnitt seiner Collectaneen über die „Reinigung der Leidenschaften" sagt. Nachdem er, auf beiläufig einer halben Seite, die berühmte Lessingsche Erklärung verkehrt gnug vorgetragen hat, fährt er fort: „zur bessern Prüfung dieser und andrer Erklärungen wird es dienen, wenn wir vorher sehen, wie sich Aristoteles an andern Stellen seiner Werke über diesen Gegenstand äußert. Der κάθαρσις, Reinigung, erwähnt er bei der Musik (Polit. VIII, 7) und stellt sie mit der ἰατρεία, der Heilung, zusammen. Es muß also (schließt Hr. v. Raumer), um sie anzuwenden, ein Mangel vorhanden sein und die eintretende Verändrung irgend eine Beßrung desselben in sich schließen, diese möge nun moralisch oder andrer Art sein."

Welche Weisheit! In der That, ich befürchte, jede Waschfrau würde uns auslachen, wenn wir ihr auseinanderzusetzen für nöthig hielten, daß, um die „Reinigung" der Wäsche anzuwenden, „ein Mangel" (vielleicht indeß auch ein Ueberfluß) „vorhanden sein" und „die eintretende Verändrung eine Beßrung in sich schließen müsse." Aber seinen Lesern muthet Hr. v. Raumer solche Unwissenheit wirklich ohne Scheu zu.

Demnächst führt Hr. v. Raumer die Stellen der Rhetorik an, in welchen Aristoteles die Begriffe „Mitleid" und „Furcht" erklärt, und sagt unmittelbar darauf: „Aus dem Allen scheint nun Folgendes hervorzugehen":

1. „Die Reinigung ist keineswegs eine Vernichtung der Leidenschaften" (ganz gewiß! so wenig die Reinigung der Wäsche eine Vernichtung der Wäsche ist. Man sieht, Hr. v. Raumer ist stark in solchen Wahrheiten, welche aussagen, was eine Sache nicht ist), „sondern eine Hinführung auf das Mittlere mit Ausschließung des Zuviel und Zuwenig." Diese Wahrheit, daß „Reinigung" keine „Vernichtung" ist, erscheint Hrn. v. Raumer so neu und wichtig, daß er sich nicht enthalten kann, sie in Form einer Consequenz noch einmal uns einzuprägen: „Wer stoisch und puritanisch (sagt er) alle Leidenschaften vernichten will, zerstört, wenn nicht jede Kunst (man sieht, auch hier hat die Sache wieder zwei Seiten), doch ohne Zweifel die tragische." Doch lassen wir das und sehen wir, wie Hrn. v. Raumer ein andres Kunststück gelingt. Auf derselben Seite verspricht er nämlich eine „Verständigung und Ausgleichung" der widerstreitenden Ansichten, nach denen das τῶν τοιούτων in der Aristotelischen Definition hier „dieser beiden" (Lessing), dort „der ähnlichen," „der vorgestellten," „aller andern" übersetzt wird. — Daß οὗτος und τοιοῦτος zwei ganz verschiedne Dinge sind, und daß, wer das eine für das andre setzt, nothwendig den Aristoteles falsch erklären muß, macht unserm Vermittler kein Bedenken. Doch man höre:

„Ohne Zweifel (heißt es S. 169) werden nicht bloß Mitleid und Furcht, sondern weit öfter alle andern Leidenschaften auf der Bühne dargestellt. Diese Darstellung wirkt auf den Zuschauer, er wird anders berührt, wenn Liebe, anders, wenn Eifersucht, Ehrgeiz u. s. w. den Hauptinhalt der Tragödie ausmacht; es entstehen hienach verschiedne Gedanken und Gefühle, es treten Bewegungen (?), Aendrungen (??) ein, die mit dem Gesehenen und Gehörten im genauesten Zusammenhange stehen. Mithin (o Logik!) muß das Trauerspiel nach Maßgabe seines Inhalts hier auf die Liebe, dort auf den Ehrgeiz des Zuschauers und auf seine Ansichten darüber Einfluß haben; und dieser Einfluß, diese Verändrung wird eine Stärkung oder Schwächung, eine Erregung oder Beruhigung hervorbringen und in sich schließen" (welch ein Kohlstrunk von einem Styl!).

Dies ist ein ganzes Nest voll der komischsten Mißverständnisse. Indessen zur Steuer der Wahrheit muß gesagt werden, daß hier wenigstens Hr. v. Raumer, da er sonst nur hundertmal Gesagtes zum hundert und einsten Male wieder auftischt, wirklich originell ist. Denn den kostbaren Einfall hat unsres Wissens noch Niemand gehabt, „Mitleid" und „Furcht" in der Aristotelischen Definition als die in einer Tragödie „dargestellten Leidenschaften," „welche den Hauptinhalt eines Trauerspiels ausmachen," anzusehen, wie das Hr. v. Raumer nach den angeführten Analogien von „Liebe" und „Ehrsucht" alles Ernstes thut. Das müßte eine kostbare Tragödie geben, wo der Hauptcharakter ein „Mitleidiger" oder ein „Furchtsamer" wäre. Ein Held der letztern Gattung könnte höchstens einem Hasenpublicum gefallen. Nun aber der Syllogismus! der ist nach Form und Inhalt ein non plus ultra: weil der Hauptinhalt des Trauerspiels, je nachdem er dies oder das, Liebe oder Ehrsucht u. dgl. m. ist, auf den Zuschauer und seine Ansichten Einfluß übt (Hr. von Raumer sagt: „es entstehen hienach verschiedne Gedanken und Gefühle, es treten Bewegungen, Aendrungen ein"), also muß das Trauerspiel auf den Zuschauer und seine Ansichten („hier auf die Liebe, dort auf den Ehrgeiz") Einfluß haben! Aber was kümmert Hrn. v. Raumer die Logik! Er hat ja erklärt, daß er „in keiner Weise sich den Philosophen beizählen dürfe." Allein er hätte nicht nöthig gehabt, die Gewissenhaftigkeit im Beweisen dieser Erklärung so ausschweifend weit zu treiben.

Was werden nun aber die Liebenden und Verliebten sagen, wenn sie hier belehrt werden, „daß eine Tragödie, in welcher die Liebe Hauptinhalt ist, Einfluß auf die Liebe der Zuschauer" habe, und daß dieser „Einfluß" eine Stärkung oder Schwächung, eine Erregung

oder Beruhigung hervorbringe und in sich schließe? Versuchen wir uns diese Lehre Raumerscher Kunsttheorie an einem Beispiel klar zu machen. Romeo und Julie, die Tragödie, welche die Liebe selbst gedichtet, wird gegeben. Zwei Liebende befinden sich unter den Zuschauern. Auf ihre „Ansichten (?) über die Liebe" soll das Stück Einfluß haben, und zwar soll es dieselben „verändern," und „entweder eine Stärkung oder Schwächung, eine Erregung oder Beruhigung hervorbringen." Wie haben wir uns das vorzustellen? Ich weiß hier nur folgenden Ausweg: der eine Liebhaber ist zu phlegmatisch, ist nicht feurig gnug. Seine Liebe muß, sagt Hr. v. Raumer, durch die Vorstellung angefeuert werden. Der andre ist allzu feurig. Seine Liebesgluth wird, sagt Hr. v. Raumer, gedämpft („geschwächt") werden. (Die „Ansichten" lassen wir einstweilen bei Seite.) Somit wäre Alles in der schönsten Ordnung und Shakespeare's Meisterwerk hätte eine ganz artige pädagogische Wirkung, mit welcher, wenn sie wirklich erfolgte, indessen doch die Geliebte des Phlegmatikers noch am zufriedensten, die des Feurigen dagegen leicht sehr unzufrieden sein dürfte. Aber wie? könnte die Wirkung nicht auch eine ganz entgegengesetzte von derjenigen sein, welche Hr. v. Raumer in seinem frommen Streben nach der „gerechten Mitte" intentionirt? Wenn nun der phlegmatische Liebhaber, sobald er sieht, wie übel Romeo'n die Liebe mitspielt und wie elendiglich er zuletzt an Rattengift umkommt, plötzlich kopfscheu würde, und die Liebe ganz auf und seiner Schönsten den Abschied gäbe? Oder wenn auf der andern Seite sein Gegenstück der ἐνθουσιάζων oder ἐκστατικός durch die geschaute Seligkeit der Liebe in solche Trunkenheit der Liebesschwärmerei geriethe, daß er gleichfalls wie Romeo vom Granatbaum aus in das Fenster der Geliebten stiege, oder dem adelstolzen Geheimderath die Tochter entführte und Mord und Todtschlag daraus entstände? Hätte dann nicht Shakespeare all das Elend zu verantworten?

Du bist ein Spötter, hör' ich rufen. Aber wo wäre der Spott am rechten Orte, wenn nicht hier, wo sich die Consequenzen einer geistlosen Abstraction auf das Grellste in den Verkehrtheiten zeigen, welche man noch immer sich nicht scheut dem tiefsten Geiste des Alterthums unterzulegen! Oder es komme Einer und zeige, daß wir Hrn. v. Raumer und seiner Interpretation zu nahe gethan, und daß jene lächerlichen Consequenzen nicht in seinen Worten liegen.

Das ganze Unheil kommt aber aus der verkehrten Auffassung des Schlusses der Aristotelischen Definition her, und dieser Irrthum ist freilich so alt wie die Philologie, und der einzige Mann, der in ahnendem Geiste das Wahre und Richtige herausfühlte, Goethe, ist darum nicht durchgedrungen, weil er in dilettantischer Weise, ohne gehörige Begründung, seine Erklärung nur so hinwarf, und in derselben, aus Mangel an sprachlicher Kenntniß, noch eine und die andre Unrichtigkeit mit in den Kauf gab. Versuchen wir die Sache deutlich zu machen.

Obgleich über die Aristotelische Definition der Tragödie und namentlich den letzten Theil derselben, zufolge dessen die Tragödie *δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνει τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν*, eine recht ansehnliche Bibliothek allein von deutschen Gelehrten zusammengeschrieben worden ist, so ist doch seit Lessing der Kernpunct der Sache nicht eben erheblich weiter gefördert worden. Es ist dies die Frage nach der *παθημάτων κάθαρσις*, welche *δι' ἐλέου καὶ φόβου* zu Stande gebracht, vollendet werden soll. Bis auf Goethe zweifelte kein Mensch daran, daß Aristoteles hier von der Wirkung der Tragödie auf die Zuschauer, also von dem Zwecke (*τέλος*) der Tragödie geredet habe, und es handelte sich also nur darum: wie man sich diese *κάθαρσις*, als durch Mitleid oder Furcht bewirkt, zu denken habe, und wie Aristoteles dazu gekommen sei, gerade nur Mitleid und Furcht hier namhaft zu machen. Es wäre eine eigne Aufgabe, und es ließe sich ein ganzes Buch davon schreiben, wollte man alle die Erörtrungen von Lessing bis auf Herrn v. Raumer herab verfolgen, mit denen man sich bemühte, den „dunklen" Aristoteles aufzuhellen, und die Lehre von der Reinigung der Leidenschaften durch Furcht und Mitleid als das alleinwahre Dogma der tragischen Kunst zu erweisen. Andre freilich, denen dieses Dogma und jene Erklärungen nicht in den Kopf wollten, schoben den Vater der Aesthetik vornehm bei Seite. Zu diesen gehört namentlich Wilhelm von Schlegel in seinen dramat. Vorless. Th. I. S. 108 u. 110, Th. II. S. 81—82.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 82. 7. April. **1842.**

Aristoteles und Herr von Raumer, oder Herr von Raumer als Philolog und Aesthetiker.

(Schluß.)

Da erhob sich mit einem Male der greise Goethe gegen den ganzen Chorus, und warf all das tausendstimmige Gerede über die Reinigung der Leidenschaften sammt der zu dieser Wäsche aus Mitleid und Furcht fabrizirten Seife, durch die einfache Erklärung über den Haufen: „Aristoteles habe gar nicht an die Wirkung auf den Zuschauer gedacht", und rede vielmehr einzig und allein von dem Wesen der Tragödie, welches darin bestehe, daß sie „nach einem Verlauf von Furcht und Mitleid ihr Geschäft mit Ausgleichung solcher Leidenschaften abschließe" (m. s. Goethe's Werke, Bd. 46. S. 16—21). Beiläufig mag hier gesagt werden, daß Goethe's alter Freund, Herder, wenn er gelebt hätte, die Priorität dieser Ansicht hätte in Anspruch nehmen können. Wirklich findet sich nämlich bei ihm (Werke zur Litteratur und Kunst, Bd. XVII. S. 211—223) diese Auffassung der Katharsis deutlich ausgesprochen, und z. B. in Aeschylus' Eumeniden das Endurtheil über Orest, die Entsühnung des Muttermörders, in der Promethee desselben Dichters die Schlichtung des Streits zwischen Göttern und Menschen, in Sophokles' Philoktet und Aiax die an beiden vollendete Ausgleichung ihrer *παθήματα* als die Aristotelische Katharsis bezeichnet (vergl. E. Müller a. a. O. II. S. 380—381). Aber in derselben Abhandlung findet sich zugleich merkwürdigerweise, und für Herder sehr bezeichnend, die entgegengesetzte alte Auffassung friedlich neben der neuen.

Indessen Goethe oder Herder! uns kümmert hier die Sache selbst.

Aristoteles will das Wesen und den Begriff (*δύναμιν*, siehe Poet. Cap. I. §. 1) der Tragödie definiren, er will den *ὅρος τῆς οὐσίας*, die Bestimmung ihrer Wesenheit geben, und zwar, wohl zu merken, die Bestimmung, wie sie sich aus dem Vorhergesagten (*ἐκ τῶν εἰρημένων τὸν γινόμενον ὅρον*) ergiebt. Nun ist aber im Vorhergehenden sowenig wie im Folgenden von einer moralischen Zweckbestimmung, weder der Kunst im Allgemeinen, noch der Poesie im Besondern die Rede. Weder bei der Komödie, noch bei dem Epos findet sich eine Spur einer hier hineinschlagenden Bestimmung. Warum? weil diese moralische Zweckbestimmung der Kunstphilosophie des Aristoteles als solcher fremd ist. Ueberall, wo sie sich findet, wie z. B. bei der Malerei und Musik, in der Politik, da ist der Gesichtspunct ein untergeordneter, äußerlicher, ein pädagogischer, der freilich auch seine Berechtigung und Nothwendigkeit hat, aber das Wesen der Kunst selbst nicht berührt. Die Kunst ist bei Aristoteles, als im innersten Wesen des Menschen begründet, zunächst Selbstzweck. Der Künstler schafft und producirt, weil er sich zum Schaffen und Produciren mit Nothwendigkeit getrieben fühlt, und die moralische Seite seiner Production hängt von seiner eignen *ἕξις* ab. Die genießende und dilettantische Beschäftigung mit der Kunst ist neben dem rein beschaulichen Vernunftleben, dem speculativen Denken das zweite Moment jener *διαγωγή*, jenes innern Zustandes der höchsten Befriedigung, der Seligkeit, welche in aller ihrer Fülle nur Gott selbst zu Theil wird, einer Seligkeit des vollkommen ausgebildeten Geistes, in welcher die Rohheit der Leidenschaften längst überwunden ist. Aristoteles, der die Poesie für ein *φιλοσοφώτερον* und *σπουδαιότερον* als die Geschichte hielt, welche doch den Zweck sittlicher Belehrung und Beßrung bei Weitem vollständiger und auf geraderm Wege erreicht, wie hätte er daran denken können, der höchsten und geistigsten aller Kunstleistungen, der Tragödie denselben Zweck als ihre *οὐσία* unterzulegen! Aber in der That, er hat auch nicht von fern daran gedacht. Hören wir nur einmal ihn selbst.

„Die Tragödie ist, sagt er, eine kunstmäßig schöpfrische Darstellung, *μίμησις*." Dies hat sie mit aller Kunst gemein. Ihr Object, das was sie darstellt, ist zunächst im Allgemeinen eine Handlung, *πρᾶξις*, deren ebenso abstract allgemeine Bestimmungen durch die Ausdrücke *σπουδαία καὶ τελεία, μέγεθος ἔχουσα* ausgesprochen werden. *Σπουδαία* ist sie nämlich, insofern substantielle Mächte sich in ihr offenbaren, in denen sich der Ernst des Lebens (im Gegensatz zur Komödie) bewegt. Die beiden andern Bestimmungen bedürfen keiner Erklärung. Das Medium der *μίμησις* ist in der Tragödie wie in der Poesie überhaupt die Sprache, der *λόγος*, und zwar die durch die Kunstmittel des Metrums, des Rhythmus und des Gesangs

verschönerte, idealisirte Sprache, so jedoch, daß jedes dieser drei Kunstmittel für sich in den verschiednen Theilen wirksam ist*). Darauf bezeichnet der Philosoph durch die Worte *δρώντων καὶ οὐ δι' ἀπαγγελίαν* den, gleichfalls formellen Unterschied der *πρᾶξις* und ihrer Darstellung in der Tragödie von der des Epos, und schließt das Ganze mit den, man weiß nicht soll man sagen berühmten oder berüchtigten Worten: *δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα τὴν τῶν τοιούτων παθημάτων κάθαρσιν.*

Wir wollen einen Augenblick annehmen, Aristoteles habe hiemit die „Wirkung der Tragödie auf die Zuschauer, Hörer, oder Leser aussprechen wollen", und davon absehen, wie diese Wirkung, diese Reinigung der Leidenschaften — denn eben über dieses wie ist seit Lessing so unsäglich viel hin und her geredet und geklügelt worden — zu denken sei. Hier springt zuerst ein wesentlicher formeller Mangel im sprachlichen Ausdruck in die Augen. Denn sollten jene Worte wirklich auf die Zuschauer bezogen werden, so mußte Aristoteles, wenn er verstanden werden wollte, dies durch einen Zusatz, etwa *τῶν θεατῶν, ἐν τοῖς θεαταῖς* ausdrücken, zumal da bisher von einem Bezuge und Verhältnisse des Dramas zu Lesern oder Hörern nicht im Mindesten die Rede gewesen war. Aber selbst damit war noch nicht Alles gethan. Welche Leser oder Hörer sind hier gemeint? wie beschaffen, wie gebildet müssen sie sein, um diese Wirkung zu empfinden? Denn das scheint doch wohl dem blödesten Auge erkennbar zu sein, daß sich von einer so innerlichen geistigen Wirkung eines vollendeten Kunstwerks auf das Publicum in Summa, nicht reden läßt, oder vielmehr: daß diese Wirkung für die einzelnen Individuen je nach ihrer sittlichen und geistigen Bildungsstufe eine wesentlich andre sein muß. Daß der subjective „Geschmack" ein verschiedner, daß er das Allerunbestimmteste, von der zufälligen Bildung, Individualität u. s. w. abhängig ist, weiß Jedermann. Aber damit ist auch die „Wirkung" auf das Individuum als eine ganz verschiedne, von tausend Zufälligkeiten abhängige, ausgesprochen. „Denn das Kunstwerk ist wesentlich eine Frage, eine Anrede an die widerklingende Brust, ein Ruf an die Gemüther und Geister", und die Antwort richtet sich nach der *ἕξις*, nach der sittlichen und geistigen Bildung dessen, an den die Frage ergeht. Goethe's Werther — eine Tragödie, wie irgend eine, nebst *ἔλεος* und *φόβος* in Hülle und Fülle, hat gar Viele zu wildester Schwärmerei, ja zum Selbstmord gebracht, und Schiller's Räuber haben statt die Leidenschaften zu reinigen, ähnliche Räubertollheiten hervorgerufen. Die Wahlverwandtschaften, schreien die Zionswächter, haben dem sechsten Gebote geschadet, und — Hinrichtungen, setzen wir hinzu, haben statt zu bessern, die Wirkung gehabt, neue Mörder zu erzeugen. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Nun hatten aber die Athener die herrlichste Tragödie der Welt, die obenein mit dem religiösen Cultus in genauster Verbindung stand, und doch sind ihre „Leidenschaften" so wenig durch die hunderte und aberhunderte der vortrefflichsten Tragödien „gereinigt" und zu dem friedfertigen Juste Milieu hingeleitet worden, daß man vielmehr bei einem Blick auf die Geschichte sagen muß, diese heißblütigen Bewundrer ihres Sophokles und Euripides sind nie leidenschaftlicher in all ihrem Thun gewesen, als gerade zu der Zeit, wo die dramatische Kunst in ihrer höchsten Blüthe und Pracht sich unter ihnen entfaltete.

Doch zurück zu der Aristotelischen Definition. Wir zeigten oben, daß bis zu den letzten Worten derselben Aristoteles nur lauter abstracte Bestimmungen der tragischen *πρᾶξις* angiebt, während er des concreten Inhalts derselben mit keiner Sylbe erwähnt. Dieses wesentlichste Moment des begrifflichen Inhalts der tragischen *μίμησις*, welches ist es, kann es sein? Aristoteles selbst sagt es (XIII, 2. Ritter): die Tragödie ist *μιμητικὴ φοβερῶν καὶ ἐλεεινῶν.* Dies ist das Wesentlich-Eigenthümliche: *τοῦτο γὰρ ἴδιον τῆς τοιαύτης μιμήσεώς ἐστιν.* Die *πράξεις* also, welche in den Tragödien vor sich gehen (sagt Arist. XI, 4), müssen *ἐλεειναὶ καὶ φοβεραί* sein, „wie das in meiner Definition zu Grunde gelegt, festgestellt ist", XI, 4: *οἵων πράξεων* (d. h. solche, welche ihrem Wesen nach *ἔλεος* und *φόβος* in sich schließen) *ἡ τραγῳδία μίμησις ὑποκεῖται.* Aber der Philosoph spricht noch deutlicher. Im vierzehnten Capitel, wo er über die sinnlichen Bühneneffecte den Stab bricht, und einschärft, „daß man von der Tragödie nicht jeden beliebigen Genuß (Befriedigung, *ἡδονήν*), sondern das ihr Eigenthümliche suchen müsse", sagt er sogleich darauf: *ἐπεὶ δὲ τὴν ἀπὸ ἐλέου καὶ φόβου διὰ μιμήσεως**) *δεῖ ἡδονὴν παρασκευάζειν τὸν ποιητήν, φανερὸν ὡς τοῦτο ἐν τοῖς πράγμασιν ἐμποιητέον*, und setzt dann hinzu: *ποῖα οὖν δεινὰ ἢ ποῖα οἰκτρὰ φαίνεται τῶν συμπιπτόντων λάβωμεν.*

Und was folgt nun daraus? Das, denke ich, was auch an sich schon klar wurde, daß Aristoteles diese

*) Schon Cap. 1 der Poetik sagt Aristoteles, daß die Tragödie die Darstellungsmittel (Metrum, Melodie und rhythmische Bewegung) gesondert und nacheinander anwende, während die komische und Dithyrambenpoesie dieselben alle zugleich (*ἅμα πᾶσιν*) wirken lasse, und weiterhin im 6. Capitel giebt er eine hiemit übereinstimmende Erklärung. Also: der Dialog und die Erzählung in der Tragödie bedienen sich nur des Metrums zur Veredlung der Sprache, während in den Chorpartien zugleich Gesang und rhythmische Bewegung wirksam sind. Das Verdienst, diese schwierige Stelle aufgehellt zu haben, gebührt dem neusten Herausgeber der Poetik, Fr. Ritter. (S. Erg. Blätter zur Allg. Litt. Zeit. Aug. 1840. S. 573—574.)

*) Ist das nicht: *μίμησις πράξεως δι' ἐλέου καὶ φόβου περαίνουσα κ. τ. λ.?*

Bestimmung der tragischen πρᾶξις, diese Bestimmung der Beschaffenheit ihres Inhalts in seiner Definition nicht übergehen konnte, wenn seine Definition vollständig sein sollte. Aber er hat es auch nicht gethan, denn er versichert ja selbst (XI, 4): „ὑποκεῖσθαι, es sei ausgesprochen, gesetzt, daß die τραγῳδία μίμησις ἐλεεινῶν καὶ φοβερῶν sei."

Also die Worte δι' ἐλέου καὶ φόβου müssen diese concrete, qualitative Bestimmung der πρᾶξις, der tragischen Stoffe enthalten. Und das thun sie auch, richtig verstanden. Denn die μίμησις, welche δι' ἐλέου καὶ φόβου etwas „vollenden" soll, ist eben nichts Andres, als die μίμησις ἐλεεινῶν καὶ φοβερῶν, oder, um mit Aristoteles' eignen Worten zu reden (XI, 4), „die poetische Darstellung solcher πράξεων, welche δειναὶ καὶ οἰκτραί sind." Mit und durch die μίμησις solcher Handlungen vollbringt also die Tragödie — nun was —? die Reinigung, Versöhnung, den ausgleichenden Abschluß τῶν τοιούτων παθημάτων, d. h. solcher leidenschaftlicher Zustände und der aus ihnen hervorgehenden Consequenzen des sittlichen Handelns (man bemerke: Aristoteles sagt παθημάτων, nicht πάθεων), wie sie in tragischen Handlungen, in den πράξεσιν ἐλεειναῖς καὶ φοβεραῖς nothwendig vorkommen. Durch Furcht und Mitleid, welche in den πράξεσι liegen (φανερὸν ὡς τοῦτο ἐν τοῖς πράξεσιν ἐμποιητέον), müssen — soll ich noch erst beweisen, daß dieser Gebrauch des Abstractums für das Concretum ein ganz gewöhnlicher, bei Aristoteles häufiger ist? Die Beispiele liegen zum Theil in den zuvor angeführten Stellen schlagend vor Augen, und wie XI, 4 οἵων πράξεων sich zu den unmittelbar vorhergehenden Worten ἢ ἔλεον ἕξει ἢ φόβον verhält, gerade so verhält sich logisch und grammatisch τοιούτων παθημάτων zu den Worten δι' ἐλέου καὶ φόβου.

Also nicht unsre Affecte bessern und „reinigen" soll der tragische Dichter (wenigstens nicht zunächst), sondern durch die künstlerische Darstellung, eine Handlung, die mit den zwei großen Hebeln Mitleid und Furcht unser volles sittliches Interesse in Anspruch nimmt, während sie doch eben als Kunstwerk, als schöner Schein alles Beengende, Rohe, stofflich Quälende der Realität entfernt hat — ein ganz eigenthümliches Behagen, einen Genuß (ἡδονήν cap. 14, 3) erzeugen, den Genuß des Tragischen, der eben durch die abschließende und lösende Läuterung, durch die erhebende Verklärung und Reinigung der angeschauten παθήματα bewirkt wird. Was das Leben unversöhnt läßt, soll die Kunst versöhnen, wo der wirkliche Verlauf der Begebenheiten, der Leiden, Thaten, Schicksale, die Herbigkeit zerreißender Dissonanz aufzeigt, da soll der tragische Dichter reinigend und verklärend mit dem Zauber der Kunst eintreten und uns mit dem Geschick, mit der Wirklichkeit, mit Gott versöhnen, indem er die Versöhnung auf dem idealen Boden verwirklicht (ἡ τέχνη ἐπιτελεῖ ἃ ἡ φύσις ἀδυνατεῖ ἀπεργάσασθαι). Darum ist die „Poesie philosophischer und höher als die Geschichte", und darum ist „die Erfindung und Composition der Fabel das Schwerste", und darum endlich giebt es so wenige vollendete Tragödien, die ihrem Begriffe vollkommen entsprechen.

Und diese wahrhaft erhabne, großartige Ansicht von der Tragödie ist des „Meisters der Denker" würdig, welcher der Kunst seines Volks, wie Keiner vor noch nach ihm, in das innerste Herz geschaut und ihr einen Platz neben der höchsten menschlichen Thätigkeit angewiesen hat, indem er sie als Schwester der Philosophie zugesellte, und ein Leben, beiden gelebt, ein seliges, gottähnliches nannte.

Aber Hr. v. Raumer —. Ach was da! ich habe jetzt keine Lust mehr, mich mit der Katharsis seiner παθήματα und ἁμαρτήματα zu befassen. Ich will lieber hingehen und den Prometheus lesen, den hellenischen Faust, und dann vielleicht ein andermal erzählen, ob und welche Leidenschaften dadurch „gereinigt" werden können.

Adolf Stahr.

Logische Untersuchungen von Adolf Trendelenburg. I. und II. Band. Berlin 1840. Gustav Bethge.

Ohne Zweifel wird die in der Philosophie bereits eingetretne Bewegung auf die Logik und Metaphysik zurückführen, um hier entschieden zu werden. Durch die kritische Tendenz, welche sich in der Hegelschen Schule entwickelt hat, ist die Positivität der Hegelschen Religionsphilosophie aufgegeben worden. Bereits wird erkannt und wird mit der Zeit zum bestimmtern Bewußtsein kommen, daß dasselbe negative Verhalten auch gegen den praktischen Theil der Hegelschen Philosophie eine philosophische Nothwendigkeit ist. Hat aber einmal der freie Gedanke mit solchen wesentlichen Zweigen eines Systems gebrochen, kann dann die Grundlage desselben noch länger der Kritik entgehen? Kann ein Stamm gesund sein, welcher krankhafte Aeste getrieben hat? Diejenigen, welche an eine Stabilität der Hegelschen Logik glauben, oder höchstens eine formale und quantitative Perfectibilität derselben zugeben, mögen bedenken, daß das Wesen des Denkens die Bewegung und Unruhe gegen Alles ist, was sich als fixe Objectivität geltend machen will, und daß es als diese Elasticität am meisten da sich bethätigen muß, wo es in seinem eigentlichen Elemente ist. Man wird dies von der metaphysischen Wissenschaft zugeben, welche Hegel mit der Logik verbunden hat. Aber auch die objective Fassung, welche Hegel der letztern Disciplin gege-

ben, ist keineswegs neben der formalen die einzig mögliche. Es ist ein völlig unhistorisches Vorurtheil unsrer Zeit, als sei nur zwischen beiden die Wahl. Die formale Logik ist die Logik des Dogmatismus, die objective die des Idealismus. Aber jedes philosophische System hat seine eigne Logik. Es giebt eine Logik des Empirismus, des unmittelbaren Wissens, des Skepticismus so gut, als eine Logik des Dogmatismus und Idealismus, und, setzen wir hinzu, es ist eine Logik denkbar, welche nur als die Wissenschaftslehre selbst wird bezeichnet werden können. Mit Freuden begrüßen wir darum eine Zeit, in welcher der Geist sich der Nothwendigkeit bewußt werden und sich sein Recht wieder vindiciren wird, die letzten Fragen der Philosophie aufs Neue als Probleme zu betrachten. Es wird dies eine Zeit sein, in welcher die Speculation sich von den unmittelbaren Interessen der Gemeinden, bei welchen für sie kein Heil zu finden, wieder in ihr eigenstes Gebiet zurückziehen wird, das, weil es unnahbar ist, die ganze Freiheit des Gedankens gewährt. Schon darum sind wir mit Interesse den Untersuchungen des Verfassers gefolgt. Wir danken es ihm, daß er die Kritik auf das höchste Gebiet der Speculation, die Metaphysik und Logik, gelenkt hat. Zwar ist er hiebei nicht auf die letzten Tiefen des Wissens zurückgegangen; die reine Idee hat sich ihm nicht aufgeschlossen, ja er hat geradezu den innersten, ächt speculativen Kern der herrschenden Philosophie angegriffen und an seine Stelle eine Theorie zu setzen versucht, deren Grundlage ganz unphilosophisch ist. Ist er aber nicht in das Centrum des Wissens eingedrungen, so streift er doch vielfach an dasselbe und bewegt sich jedenfalls mit Glück in der Peripherie. Fehlt ihm der speculative Tiefsinn, so hat er dagegen einen Scharfsinn bewiesen, welcher, unterstützt durch eine bedeutende Gelehrsamkeit, namentlich durch specielle Kenntnisse in der Mathematik und den Naturwissenschaften, mit einer seltnen Versilität den einzelnen logischen Begriffen aus jenen Gebieten ein eigenthümliches Licht zu geben, an den verschiedenartigsten wissenschaftlichsten Orten neue Gesichtspuncte zu entdecken und mit besondrer Kunst die lückenhaften Seiten des von ihm bekämpften Systems zu enthüllen weiß.

Diese Licht- und Schattenseiten der vorliegenden Schrift sind gleich sehr begründet in der Art, wie der Verf. speculirt. Seine Untersuchungen sind zu atomistisch, während das philosophische Wissen gerade ein Denken alles Seienden in der reinen Einheit ist. Bd. I, S. 2 erkennt er dies selbst an, wenn er sagt: „Während die Geschichte der übrigen Wissenschaften einzelne Entdeckungen und die glückliche Combination derselben berichtet, stellt die Geschichte der Philosophie die verschiednen Weisen dar, in welchen das Ganze der Erkenntniß angeschaut ist.“ Allein, bemerkt er hiegegen, hiedurch sei es gekommen, daß Systeme neben Systemen sich erhoben haben, die kaum einige Puncte mit einander theilen, daß die Erkenntniß des einzelnen Inhalts durch die Philosophie gar nicht gefördert worden sei, während, wo das Einzelne scharf beobachtet werde, sich auch die Züge des Allgemeinen offenbaren.

Wir haben schon die Vortheile zugestanden, welche vereinzelten Untersuchungen, durch die sich nur ein dünner Faden zieht, eigen sein können. Aber wie ungerecht sind dagegen die Urtheile des Verf. über die speculativen Systeme! Mißkennt er wirklich den Zusammenhang, in welchem alle philosophischen Systeme von Anfang an gestanden sind? Hat nicht die Erkenntniß des Allgemeinen, wie z. B. in der Philosophie der Religion und des Staats, auch den einzelnen Inhalt der speciellen Wissenschaften umgestaltet? Und wenn die scharfe Beobachtung des Einzelnen die Züge des Allgemeinen enthüllen soll, muß dann nicht diese Beobachtung selbst zum Systeme werden und kann sie eher sich irgendwie befriedigen, kann sie namentlich polemisch sich gegen ein System verhalten, bevor sie selbst auf die letzte Einheit zurückgegangen ist und aus ihr sich begriffen hat? Wir sind überzeugt, daß die letzten philosophischen Resultate des Verf., wenn er die systematische Vollendung des Wissens erstrebt hätte, ganz anders ausgefallen wären, als sie ausgefallen sind.

In dem ersten Abschnitte, formale Logik betitelt, weist der Verf. richtig die Unwissenschaftlichkeit des Begriffs nach, welchen hierin die Logik von sich gewonnen hat. „In dieser Ansicht werden,“ sagt er im Wesentlichen, „Denken und Gegenstand von einander getrennt, wie etwa der aufnehmende Spiegel und der einfallende Lichtstrahl als zwei verschiedne Dinge einander gegenüberstehen. Allein dieser Vergleich weist schon auf ein gegenseitiges Verhältniß zwischen dem Denken und dem Gegenstande hin. Das Gesetz der Reflexion ist nicht von dem Spiegel allein bedingt. Die Natur des Lichts ist der vorwaltende Grund des ganzen Vorgangs. Der Begriff soll ein Mannigfaltiges von Merkmalen in sich und ein Mannigfaltiges von Vorstellungen unter sich fassen, deren Merkmal er selbst sei. Allein dieser Umfang des Begriffs läßt sich durch die bloße Form des Denkens nicht verstehen; denn wie der Begriff wieder Merkmal in ein einem andern Begriffe werden könne, liegt nicht in ihm selbst; die Anschauung muß hier zu Hilfe eilen.“

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 83. 8. April. **1842.**

Trendelenburg „Logische Untersuchungen."

(Fortsetzung.)

„In der Lehre von der Erklärung und Eintheilung wird ohnedies die angenommne Grenze der innerhalb der Formen des Denkens sich haltenden Logik überschritten; denn hier ist von wesentlichen Merkmalen, vom Eintheilungsgrunde, von Geschlechten, Arten in einem ganz gegenständlichen Sinne die Rede. Die formale Logik faßt den Begriff nur als Complex von Merkmalen; hiebei aber wird der eigenthümliche Zusammenhang dieser Merkmale übersehen. Ein solches Zusammenfassen von Merkmalen ist ein bloßes Rechnen. Hierauf wollte die formale Logik das Denken auch reduciren (Drobisch). Allein in allem Rechnen herrscht nur die Behandlung einförmiger Einheiten durch die einförmige Art des Zu- und Abzählens. Geht man zurück auf den obersten Grundsatz der formalen Logik: A=A, A non est non-A, so fragt sich: woher die Verneinung? Sie ist hier nur aufgenommen, nicht abgeleitet. A, nicht-A sollen contradictorische, diejenigen Verneinungen aber, welche zugleich ein Positives in sich schließen, conträre Begriffe sein. Aber hiedurch wird die Verschiedenheit (weiß, grün) mit dem Gegensatze (weiß, schwarz) verwechselt. Was einstimmige, was sich widersprechende Begriffe seien, läßt sich formal gar nicht bestimmen; denn der logische Widerspruch nicht-A ist kein Begriff mehr, wie die übrigen; er hat keine andre Selbständigkeit, als die ihm durch den Verstand willkürlich verliehene. Er ist nichts, als ein logisches Gebilde. In der Lehre von den Urtheilen werden sodann die Kategorien, nach welchen die Urtheile eingetheilt werden, nur aufgenommen. Wenn das eine Mal die allgemein bejahenden Urtheile nur per accidens, das andre Mal rein sich umkehren lassen, so entscheidet hier nicht die Form, wie die formale Logik meint, sondern einzig der Inhalt der Urtheile. Die erste Schlußfigur und durch sie auch die übrigen werden auf das sog. dictum de omni et de nullo gegründet. Aber dieses Princip wird in dem äußerlichen Sinne des Quantums, der Zahl verstanden; da gnügt nun freilich das Princip der Identität, von welchem die formale Logik ausgeht. Nach den eignen Zugeständnissen der formalen Logik aber reicht dieser Grundsatz nicht mehr in den Schlüssen der Induction und Analogie aus, welche (Twesten §. 151) vermöge eines „hinzukommenden metaphysischen Princips" geschehen. Aristoteles wird mit Unrecht als Urheber der formalen Logik betrachtet. Bei ihm hat der Grundsatz: A ist A, eine metaphysische Bedeutung; nach ihm entspricht die Bejahung der Vereinigung, die Verneinung der Trennung in der Natur; das Conträre, Möglichkeit und Nothwendigkeit sind ihm Begriffe, deren Wesen in der Natur zu suchen ist; nach ihm endlich ist der Mittelbegriff des wahren Syllogismus der Grund der Sache." Wir sind im Ganzen mit dieser Polemik einverstanden. Aber glaubt der Verf. die formale Logik damit abgefertigt zu haben? Seine Kritik ist einseitig. Es giebt Denkformen, wie die Schlüsse der Induction und Analogie, in welchen zwar eine Beziehung der intellectuellen Form und des Gegenstandes, aber keineswegs die Identität derselben gesetzt ist. Auf sie kann sich die formale Logik gegen die objective berufen, und die Giltigkeit dieser Instanz ist anzuerkennen. Sodann erforderte es die Wissenschaftlichkeit der Logik, nicht bloß an die Lehrbücher von Twesten und Drobisch sich zu halten, sondern die den Lehrbüchern der formalen Logik gemeinsamen Begriffe zu erörtern, indem nur auf diesem Wege eine von allen Freunden der formalen Logik anerkannte Kritik zu Stande kommen kann. Hiedurch wäre der Verf. genöthigt worden, tiefer, als dies von ihm geschehen ist, in das Wesen der formalen Logik, namentlich in den Begriff der formalen Wahrheit an sich, der zuletzt entscheiden muß, einzudringen. Endlich verlangte die historische Treue, des Aristoteles Logik nicht so entschieden, als dies der Verf. gethan, der formalen Logik entgegenzusetzen, sondern als den gemeinsamen Stamm zu bezeichnen, in welchem der Gegensatz einer formalen und materialen Wahrheit, welcher später erst hervorgebrochen ist, noch unentwickelt verborgen liegt; denn in Aristoteles finden sich die Anfänge der spätern, verschiedenartigen Gestaltungen der Logik noch friedlich beisammen.

Wir wollen diejenigen Abhandlungen des Verf., welche sich auf die Logik, in ihrem Unterschiede von der Metaphysik gedacht, beziehen, zu dem Bisherigen sogleich hinzunehmen, um hiedurch ein Gesammtbild zu erhalten. So richtig im Ganzen die Bemerkungen Trendelenburg's gegen die formale Logik sind, so treffend ist auch vielfach seine Polemik gegen die Art, wie Hegel sie auffaßt und in ein

objectives Gedankensystem umwandeln will. Wir können uns hier natürlich nicht in das ganze Detail dieser Polemik einlassen, sondern müssen uns begnügen, einen Theil derselben als Beleg für die ganze Art der Kritik des Verf herauszuheben. Wir wählen die Hegelsche Darstellung der Urtheile. Ueber sie sagt er (Bd. II, S. 195 ff.): „Die Termini der Urtheilsformen sind bei ihm dieselben geblieben, wie in der alten Logik; man meint dieselbe Sache zu haben, hat aber meistens eine ganz andre. Nach Hegel ist das positive Urtheil auf die unterste Stufe des sinnlichen Daseins verwiesen (die Rose ist roth); es ist unterschieden vom kategorischen, welches die immanente Natur, das Geschlecht als die Substanz des Subjects ausspricht. Allein nach dem bisherigen Sprachgebrauch wurde die Bejahung, für deren Ausdruck das positive Urtheil galt, nur als eine Seite des Urtheils angesehen, die sich eben so gut mit der Quantität, als mit der Relation und Modalität verbinde, und umgekehrt galt das Urtheil: „der Ring ist gelb", eben so sehr für ein kategorisches, als das Urtheil: „der Ring ist Gold." Die neue Unterscheidung hat keinen vollen Grund. Wenn das Urtheil: „der Ring ist Gold", kategorisch heißt, so muß billig auch die Folge desselben: „der Ring ist gelb", unter dieselbe Bestimmung fallen. Gehört nicht auch das Unmittelbare zur immanenten Natur des Dings? Eben so willkürlich begrenzt Hegel das assertorische Urtheil auf Urtheile, die einen Richterspruch enthalten, wie: „das Haus ist schlecht." Assertorisch ist jedes Urtheil, welches einer Wirklichkeit zu entsprechen behauptet. Wenn sodann Hegel das problematische und apodiktische Urtheil nicht mehr auf die mögliche oder nothwendige Verbindung von Prädicat und Subject bezieht, sondern nach ihm das problematische Urtheil so lautet: „das Haus ist gut, je nachdem es beschaffen ist," das apodiktische aber so: „dieses Haus, so und so beschaffen, ist gut oder schlecht;" so streiten diese neuen Bedeutungen schon mit dem Wesen des alten Namens. Ist denn aber die Sprache so arm, daß man nur aus den unrechtmäßigen Spolien wohl begründeter Namen die Bezeichnung neuer Begriffe entnehmen kann? Allein auch der Entwicklung der Formen der Urtheile, ihrem dialektischen Fortgange liegt keine Nothwendigkeit zu Grunde. Hegel beginnt mit dem unmittelbaren Urtheile, dessen Prädicat eine unmittelbare, somit sinnliche Qualität sein soll. Woher aber das Sinnliche in einer logischen Entwicklung, die voraussetzungslos nur in dem vom Sinnlichen befreiten Gedanken sich bewegen soll? Hegel sagt, das positive Urtheil laute: das Einzelne ist allgemein. Aber das Einzelne sei nicht ein Allgemeines (Besondres); folglich gehe das positive Urtheil in ein negatives über. Allein wenn hier das Allgemeine Eigenschaften bedeutet, die andre Einzelne auch haben, so widerspricht ein solch Gemeinsames dem Einzelnen nicht. Die Urtheile des Daseins sodann gehen durch das unendliche Urtheil, in welchem das Urtheil in sich selbst zerfalle, über in die Urtheile der Reflexion. Allein kann in einem solchen völlig hohlen Urtheile, wie das unendliche Urtheil nach Hegel ist (ein Löwe ist kein Tisch), der Ansatz eines neuen Anfangs oder auch nur die Möglichkeit einer Wiedergeburt liegen? Auch der Fortgang des Reflexionsurtheils in sich ist unrichtig. Nach Hegel müßte man z. B. sagen: „diese Auflösung ist sauer. Aber nicht ein Dieses ist allgemein. Also einige Auflösungen sind sauer. Indessen da nun einige Auflösungen das Allgemeine sind, so sind alle Auflösungen sauer." So wenig diese Argumentation in diesem Falle richtig ist, so wenig ist sie es in irgend einem. Eben so wenig ist der Fortgang der Urtheile der Nothwendigkeit, wie ihn Hegel darstellt, ein objectiver. Sonst müßte der Begriff, indem er sich im disjunctiven Urtheile von sich abstößt, Arten erzeugen. Allein man kann aus einem disjunctiven Urtheile sogleich ein hypothetisches bilden, auf der Ausschließung der Arten gegründet; aber nicht umgekehrt aus einem hypothetischen ein disjunctives. Das apodiktische Urtheil endlich ist, in Hegel's Fassung, nicht der Uebergang zum Schlusse, sondern ein wirklicher Schluß." Der Verf. schließt mit zwei Bemerkungen diese Kritik. „Nach der ausdrücklichen Erklärung Hegel's soll das Urtheil nicht als eine Operation genommen werden, die bloß im selbstbewußten Denken wäre, sondern als das Ding selbst; alle Dinge sind ein Urtheil. Wie kommen aber in diese Logik Urtheile, wie das identische, unendliche, das widersinnig ist und daher kein Urtheil der Sache sein kann, und das problematische, das ausdrücklich für eine bloße subjective Particularität erklärt wird? Ferner nach Hegel gehen die einzelnen Formen der Urtheile unmittelbar aus den einzelnen Formen hervor; dies ist nicht viel besser, als wenn die Organe der Ortsbewegung aus einander abgeleitet würden, statt daß die Urtheile, wie die einzelnen Organe aus dem Zweck des Inhalts begriffen werden." Wir sind dieser Polemik gefolgt. Mit Freude fanden wir unsre vorher schon gewonnene Ueberzeugung wieder in dem, was der Verf. über die Hegelsche Definition der Urtheilsformen, den willkürlichen Inhalt, der ihnen untergelegt wird, die erzwungenen Uebergänge, den Widerspruch einer objectiven sein wollenden Logik mit den assertorischen, problematischen und andern Urtheilen sagt. Allein der Verf. hat zugleich das eigentlich Speculative in Hegel's Darstellung mißkannt und angegriffen. Dies ist der Fortgang des positiven Urtheils zum negativen und unendlichen (das freilich anders gefaßt werden muß, als von Hegel geschieht), sodann der Fortschritt des singulären Urtheils zum particulären und universellen. Das Allgemeine widerspricht allerdings dem Einzelnen; das ist ja der Grund der Auflösung des Dings. Wenn sodann einige Auflösungen sauer sind, so sind es alle, nämlich alle von einer gewissen Art.

Hegel hat also ganz Recht, im positiven Urtheile schon das negative, im besondern das allgemeine zu erkennen. Der Verf. geht eben so, meist mit Scharfsinn, die Hegelsche Darstellung der Schlüsse und Methodologie durch. Wir müssen aber den Leser auf diese interessanten Partien selbst verweisen und können hier noch die positive Ansicht des Verf. geben. Wenn der Verf. sowohl die formale Logik, als ein Denken verwirft, welches rein objectiv, schaffender Grund der Dinge ist, in welches Verhältniß setzt er denn beide, Denken und Sein? An vielen Stellen äußert er sich dahin, daß es nur eine Gemeinschaft gebe zwischen Denken und Sein, eine Gemeinschaft, vermöge welcher er immer nur von einem Entsprechen der Gedankenformen und der Objectivität redet. Der Verf. hat sich über diese Gemeinschaft des Denkens und Seins nicht genauer ausgesprochen, und wir müssen somit ein Urtheil auf eine solche genauere Erklärung ausgesetzt sein lassen. Das aber kann ihm zum Voraus gesagt werden, daß eine solche vage, nichtssagende Vorstellung kein Fortschritt über Hegel hinaus, vielmehr ein Rückschritt in einen längst antiquirten Standpunct ist. Der Verf. hatte ein Bewußtsein von dem Ungnügenden sowohl der formalen, als der objectiven Logik, ohne indeß diejenige Gestaltung zu erkennen, welche sich aus dem Untergange dieser wissenschaftlichen Gegensätze ergeben muß. Wir haben bereits gesehen, was der Verf. gegen die rein gegenständliche Auffassung der Urtheile einwendet. Wenn er hier gezeigt hat, daß es Urtheile gebe, welche noch der Subjectivität angehören und nicht rein gegenständlich sind, so müssen wir noch einmal fragen: wie konnte er die formale Logik in dem Umfange verwerfen, wie er dies gethan hat? In dem assertorischen, problematischen Urtheile, in den Schlüssen der Induction und Analogie und in vielen andern Denkformen ist nicht einmal ein Sichentsprechen des Denkens und des Gegenstandes, sondern eine wirkliche Differenz beider gesetzt. Umgekehrt giebt es reine Denkformen, reine Begriffe, reine Urtheile, reine Schlüsse und eine absolute Methode, für deren Wesen jene vage Vorstellung einer Gemeinschaft des Denkens und Seins, eines Sichentsprechens beider, worin sie wie zwei verschiedne Dinge nach Cartesianischer Art vorgestellt sind, weit nicht gnügt. Die Logik muß daher — und dies ist bestimmt als das Resultat der wissenschaftlichen Bewegung zu bezeichnen, welche in diesem Jahrhunderte lang starr gebliebnen Gebiete durch Hegel eingetreten ist — sie muß als Wissenschaftslehre im eigentlichen Sinne begriffen und ihre Aufgabe darein gesetzt werden, das Denken darzustellen, wie es sich durch die verschiednen Stufen hindurch, in welchen die logische Form und der gegenständliche Inhalt auseinanderfallen und selbst in Gegensatz treten, zur Identität beider bewegt und so wahres Wissen wird. Von dieser allein wahren Auffassung der Logik aus werden eben so die längst bekannten Denkformen ihre einfache Deutung erhalten, als neue, nämlich die wahrhaft wissenschaftlichen Begriffe, Urtheile, Schlüsse, Beweise, erst entdeckt oder zum Bewußtsein gebracht werden.

Gehen wir zu der Auffassung der einzelnen Denkformen über, wie sie der Verf. giebt, so behandelt er unter den hieher gehörigen Puncten nur die Lehre vom Begriffe, Urtheile, Schlusse und der Methode, und auch dieser nur andeutungsweise und fragmentarisch. Er bestimmt zuerst das Verhältniß von Urtheil und Begriff und kommt hiebei auf zwei Resultate, 1) daß dem Begriffe die Substanz, dem Urtheile die Thätigkeit entspreche, 2) daß das Urtheil dem Begriffe vorangehe; Urtheile, wie die „es blitzt", seien das Erste, aus ihnen werden erst Begriffe, wie „der Blitz" gebildet. Allein nicht jedes Urtheil sagt eine Thätigkeit vom Subjecte aus, sondern es giebt auch Urtheile, welche eine seiende, ruhende Bestimmtheit, eine Eigenschaft einem Dinge beilegen; die Fassung des Begriffs des Urtheils, wie sie der Verfasser giebt, ist also zu enge, und wir müssen im Allgemeinen sagen, daß das Urtheil die Bestimmung des Begriffs sei. Umgekehrt ist nicht jeder Begriff eine Substanz, sondern es giebt auch Begriffe, welche eine bloße Thätigkeit ausdrücken. Der Versuch, den hier der Verf. macht, die Logik in eine Metaphysik zu verwandeln, so daß den Denkformen reale Unterschiede in den Dingen entsprechen sollen, zeigt sich auch hier als ungnügend. Die Denkformen oder vielmehr Denkacte, wie Begriffe, Urtheile sind, sind so allgemeiner Natur, daß sie unmöglich auf bestimmte, metaphysische Unterschiede beschränkt werden können. Auch die Ableitung des Begriffs aus dem Urtheile, wie sie der Verf. giebt, ist einseitig. Er hat hier eine richtige psychologische Bemerkung viel zu allgemein und darum einseitig gefaßt. In der in Rede stehenden Abhandlung scheint er überhaupt Schleiermacher's Dialektik gefolgt zu sein. Aber das Schiefe der Schleiermacherschen Behauptung hat er noch gesteigert. Schleiermacher behauptet in seiner Dialektik: „Geschichtlich scheint zwar das Urtheil dem Begriffe voranzugehen, wie in den ältesten Sprachen die Zeitwörter die Wurzeln sind und alle Hauptwörter von ihnen abgeleitet. Allein es ist nur das unvollständige Urtheil, welches dem unvollständigen Begriffe vorangeht, da wir aber vollständige Begriffe bilden wollen, müssen wir die unvollständigen Urtheile voraussetzen. Der vollständige Begriff aber ist früher, als das vollständige Urtheil."

Der Verfasser bedauert, daß diese Bemerkung Schleiermacher's ohne Einfluß geblieben sei auf seine Darstellung des Urtheils und Begriffs, und bemerkt hiezu: „Wenn geschichtlich das Urtheil dem Begriffe vorangeht, so kann es ihm dem Verständniß nach nicht folgen; denn das Eine wächst aus dem Andern hervor." Wir müssen aber behaupten, daß Schleiermacher vielmehr von einem philosophischen Instinct zu seiner Darstellung getrieben worden ist.

Gesetzt auch, Urtheile, wie die: „es blitzt, donnert, regnet", gingen dem Begriffe voran, so muß dennoch die Logik die Begriffe zuerst entwickeln. Denn jene Urtheile können wir höchstens — das hat der Verf. übersehen — bloße Wahrnehmungsurtheile nennen; sie haben eine sinnliche Anschauung zu ihrem Inhalte und eine allgemeine Vorstellung zu ihrem Grunde. Aber es giebt auch Begriffsurtheile, welche vom Begriffe einer Sache ausgehen und von ihm aus die Sache bestimmen; sie sind Urtheile im wahren Sinne des Worts, ihr Verständniß setzt aber den Begriff voraus. Aber es fragt sich selbst, ob die Wahrnehmungsurtheile das Erste sind und vor den allgemeinen Vorstellungen sich bilden. Wir geben zu, daß den Begriffen die Wahrnehmungsurtheile vorangehen, behaupten aber, daß, wie den Begriffsurtheilen Begriffe, so den Wahrnehmungsurtheilen, zu welchen namentlich die Urtheile der bloßen Quantität gehören, allgemeine Vorstellungen zu Grunde liegen, indem das Wahrnehmungsurtheil ja nichts ist, als die Beziehung einer allgemeinen Vorstellung, sei es nun die einer Substanz oder einer Thätigkeit, auf etwas unmittelbar Wahrgenommenes. In dieser Succession hat daher die Logik allein die genannten Acte der Intelligenz darzustellen, und zwar so, daß sie als ebenso viele Stadien des Processes der intellectualen Form erscheinen, Object zu werden. — In der 13. Abhandlung, die allein vom Begriffe handelt, wirft der Verf. sich selbst die Frage ein: Giebt es keinen Begriff von Thätigkeiten? Er gesteht dies zu und sagt darum, der Gegensatz von Substanz und Thätigkeit, Selbständigem und Accidentellem sei nicht fest. Allein wenn vom Begriffe einer Thätigkeit die Rede sei, sei sie bereits zur Sache geworden. Wenn z. B. von dem Begriffe entschiedner Thätigkeiten die Rede sei, wie des Erinnerns oder Zählens oder Athmens, so werden diese Functionen für sich betrachtet und gleichsam wie eigne Organismen aus ihrem Boden herausgehoben. Die Sophisterei dieser Bemerkung ist klar. Dadurch, daß Ich eine Thätigkeit für mein Bewußtsein fixire, wird diese Thätigkeit weder an sich noch für mich ein Selbständiges. An sich nicht; denn das Begreifen ist nur ein subjectiver Act. Für mich nicht; denn ich kann die Thätigkeit als Accidens an einem Andern begreifen, ihr Begriff eben ist, daß sie nichts für sich ist.

Was die positive Lehre des Verf. vom Urtheile betrifft, so behauptet er mit Recht, daß der Kantische Unterschied analytischer und synthetischer Urtheile in Wahrheit ein nichtiger, daß das wahre Urtheil zugleich analytisch, Entwicklung einer Bestimmung aus dem Begriffe, und synthetisch, Herausheben dessen sei, was nicht unmittelbar im Subjectbegriff gegeben ist. Die Urtheile will er eingetheilt wissen in Urtheile des Inhalts und in Urtheile des Umfangs, zu jenen soll das kategorische, zu diesen das disjunctive gehören. Das hypothetische Urtheil erkennt er nicht als drittes, beiden coordinirtes Glied an. Allein mit Unrecht. Allerdings ist die Substanz in der Eigenschaft causal und häufig wird in dem hypothetischen Urtheil ebenso von einem identischen Objecte gehandelt, wie im kategorischen. Insofern läßt sich ein hypothetisches Urtheil in ein kategorisches und umgekehrt ein kategorisches in ein hypothetisches verwandeln; wie sich dies an den beiden Urtheilen zeigt: im dem rechtwinkligen Dreieck ist das Quadrat der Hypotenuse gleich der Summe der Quadrate der Katheten, und wenn ein Dreieck rechtwinklig ist, so ist ꝛc. Allein dem hypothetischen Urtheil, welches ein wahres Reflexionsurtheil und nicht speculativer Natur ist, liegt eigentlich die Kategorie der Bedingung und des Bedingten, nicht der Causalität und Folge, Substanz und Accidens zu Grunde; es setzt darum, wie auch der Verf. anerkennt, ebenso sehr den Vorder-, als den Nachsatz als problematisch, kann aber, in diesem Sinne genommen, nicht in ein kategorisches Urtheil aufgelöst werden. Das Urtheil: „jedes rechtwinklige Dreieck hat die Pythagoräische Eigenschaft", ist nicht, wie der Verf. meint, mit einer Hypothesis behaftet, sondern setzt rechtwinklige Dreiecke als seiend voraus. Der Verf. kann daher S. 181 nicht umhin, das kategorische Urtheil als ein eignes anzuerkennen. Nur soll es dem disjunctiven nicht coordinirt, sondern ein Glied der Urtheile des Inhalts sein, wie das kategorische. Aber dies widerspricht seiner eignen Behauptung, daß im kategorischen das Prädicat als Thätigkeit oder Eigenschaft in das Subject falle, im hypothetischen beide für sich gedacht werden; denn werden sie für sich gedacht, so sind sie verschiedne Existenzen und das eine ist nicht mehr eine Inhaltsbestimmtheit des andern. Der Verf. subsumirt nun die negativen und positiven Urtheile, die Urtheile der Quantität und Modalität unter die Urtheile des Inhalts. So stände das disjunctive Urtheil als ein Urtheil des Umfangs einzig da. Schon dies muß gegen diese Eintheilung Bedenken erregen. Zudem läugnet er mit Unrecht, daß das disjunctive Urtheil negativ sein könne. Das Weder, Noch kann ja ebenfalls ein Subject von dem Umfange eines allgemeinen Begriffs ausschließen, wodurch allerdings auch der Inhalt des allgemeinen Begriffs selbst vom Subjecte verneint wird, wie wenn ich sage: das Thier ist weder moralisch, noch unmoralisch.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 84. 9. April. 1842.

Trendelenburg „Logische Untersuchungen."

(Schluß.)

Außerdem sagt der Verfasser selbst von den Urtheilen der Modalität Seite 187, daß „in ihnen der erkennende Geist sich von der unmittelbaren Gewißheit der Thatsache (oder, setzen wir hinzu, des Gefühls) zur Reflexion der Bedingungen zum Inbegriff des Grundes erhebe." Wenn aber dies, so ist klar, daß es sich bei diesen Urtheilen wesentlich nicht um Heraussetzung einer Bestimmtheit aus dem Inhalte des Subjectbegriffs, sondern um die Vermittlung des unmittelbaren Wissens mit sich und der Objectivität handle, daß diese Urtheile somit höchst gezwungner Weise unter die Urtheile des Inhalts subsumirt werden. Auch die Urtheile der Quantität können nur scheinbar unter Urtheile von einer so objectiven Bestimmtheit gezählt werden. Der Verf. erkennt sehr richtig, daß diese Urtheile nicht Begriffsunterschiede (Einzelnheit, Art, Gattung), sondern Unterschiede der bloßen Quantität enthalten; man zähle die Subjecte (eins, einige, alle). Hätte er diesen richtigen Gedanken verfolgt, so würde er eingesehen haben, daß diesen Urtheilen wesentlich der Progreß des erfahrenden Wissens, das eben in der Quantität sich bewegt, zu Grunde liege, daß sie somit sowenig, wie die Urtheile der sogenannten Modalität, unter seine vage Classe gerechnet werden dürfen. Daß vielmehr die wissenschaftliche Entwicklung der Logik einmal dahin gelange, eins zu werden mit dem, jenen traditionellen, versteinerten Denkformen zu Grunde liegenden, intellectuellen Processe, aus dem sie ursprünglich hervorgehen, dazu mahnen am dringendsten jene beiden Arten des Urtheils, welche ihren Ursprung aus dem Denkprocesse und seiner Tendenz, Identität der Form und des Gegenstandes zu werden, an der Stirne tragen. Darin hat der Verf. richtig gesehen, daß das disjunctive Urtheil über die Quantität hinaus ist; es ist ein Verstandesurtheil und jedes Verstandesurtheil hat sich über das Zählen erhoben in den Begriff, dessen Unterschiede, Einzelnheit, Art, Gattung nicht mehr numerisch bezeichnet werden können. Aber darin hat er sich gewaltig vergriffen, daß er das disjunctive Urtheil als das höchste überhaupt setzt. Wie? dieses exemplarische Verstandesurtheil mit seinem starren Entweder, Oder sollte das höchste sein? Der Verstand selbst kann nicht in diesem fixen Gegensatze beharren; er vernichtet selbst die absolute Bestimmtheit, welche dem disjunctiven Urtheile zukommen soll. Obgleich die Trennungsglieder einander ausdrücklich ausschließen sollen, soll es doch disjunctive Urtheile geben, deren drittes Glied „oder beides" laute, als ob damit die Bestimmtheit des Gegensatzes, die in den zwei ersten Gliedern stehen bleibt, nicht in der That aufgehoben wäre! Der Verf. faßt das unendliche Urtheil in dem herkömmlichen Sinne auf, wonach sein Prädicat ein contradictorischer Gegensatz ist, und bemerkt hiezu: daß das Prädicat durch diese Beziehung der Negation auf dasselbe rein negativ, anschauungslos und unbestimmt werde. In der That aber ist dies die wahre Negation. Indem die Negation nicht zur Copula gezogen wird, wird das Subject nicht bloß von der Sphäre einer Eigenschaft ausgeschlossen und in ein unbestimmtes Gebiet versetzt, sondern es wird ihm ein Prädicat beigelegt, welches der bestimmte Gegensatz des negirten ist. Das unendliche Urtheil so gefaßt, ist daher vielmehr das bestimmt negative. Hätte der Verf. den Begriff des unendlichen Urtheils wahrhaft als das erfaßt, was das Unendliche ist, als Einheit der Negation und Position; so würde er von seiner Ueberschätzung des disjunctiven Urtheils zurückgekommen sein.

Die Eintheilung der Schlüsse mußte der der Urtheile entsprechen. Aber hier stellt sich die Schiefheit derselben, wo möglich, noch augenscheinlicher heraus. Es soll auch nur Schlüsse des Inhalts und Schlüsse des Umfangs geben. „Wenn der Inhalt eines Begriffs, sagt der Verf. S. 239, auf dessen Umfang angewandt wird, so entsteht der kategorische Syllogismus. Wenn umgekehrt das gleiche Gesetz aller Arten ausgesprochen und aus diesem Inhalt des Umfangs der Inhalt des umfassenden Allgemeinen zusammengezogen wird, so entsteht der disjunctive Syllogismus." Indem so der Inhalt auf den Umfang bezogen und aus dem Umfang der Inhalt bestimmt werde und zwar in beiden Weisen positiv und negativ, zeige es sich, daß die Verhältnisse erschöpft seien (S. 248). Wohl, wenn nur nicht dieser Eintheilung eine völlig falsche Auffassung des disjunctiven Schlusses zu Grunde läge! Der Verfasser sagt S. 241: „in jedem Kreise ist der Centriwinkel doppelt so groß, als der Peripheriewinkel, wenn beide auf einerlei Bogen stehen; dieser Satz wird durch einen disjunctiven

Schluß bewiesen. Der Mittelpunct des Kreises fällt entweder innerhalb der Schenkel des Peripheriewinkels oder in Einen derselben oder außerhalb derselben. In allen diesen Fällen ist der Centriwinkel doppelt so groß; also überhaupt." S. 244 bringt er einen analogen disjunctiven Schluß in modo tollente. Beide aber sind gar keine disjunctiven Schlüsse. Sigwart sagt in seiner Logik §. 234 mit Recht: „nicht jeder Schluß, der einen disjunctiven Obersatz hat, ist ein disjunctiver. Ein disjunctiver Schluß ist ein solcher, dessen Form bestimmt ist durch das Gesetz des ausgeschloßnen Dritten." Darum rechnet er §. 196 die beiden Schlußarten, welche Trendelenburg als disjunctive betrachtet, zu den kategorischen. Sigwart hat hier eine ganz richtige Einsicht in das Wesen des disjunctiven Schlusses bewiesen. Wenn das disjunctive Urtheil das Einzelne auf die Totalität der Besonderheiten so bezieht, daß ihm irgend eine dieser Besonderheiten zukommen kann, so legt ihm der disjunctive Schluß eine bestimmte Besonderheit bei, durch und mit Ausschließung der andern. Die Disjunction darf sich also nicht im Schlusse selbst in eine einfache Negation oder Position verwandeln; so würde der Schluß kategorisch; sondern die Disjunction muß den Schluß durchdringen, wenn er disjunctiver Art sein soll; folglich muß er negiren mittelst der Position einer Besonderheit und umgekehrt. Dann aber erhellt, daß der Verf. Unrecht hat, bloß zwei Arten des Schlusses anzuerkennen, daß auch hier der hypothetische, den er höchst oberflächlich abfertigt, den andern ebenbürtig ist. Wenn der kategorische die Einzelnheit in die Allgemeinheit, die Gattung oder eine allgemeine Eigenschaft, emporhebt, so läßt der hypothetische Schluß die Einzelnheit selbst werden (wenn A ist, so ist B), der disjunctive aber versetzt die Einzelnheit in die Besonderheit und darum ist er positiv durch Negation und umgekehrt. Hierin zeigt sich, daß die drei herkömmlichen Formen des Schlusses eine geschloßne Totalität bilden, daß in ihnen die drei Vernunftbestimmungen, Allgemeinheit, Einzelnheit, Besonderheit, ihre ebenso dreifache Form der Vermittlung erlangen.

Einen größern Reichthum von treffenden Gedanken, als die Abhandlungen des Verf. über die Denkacte, enthalten diejenigen Abhandlungen desselben, welche sich auf die Methodologie beziehen. Im Wesentlichen richtig sagt er in seiner 17ten Abhandlung: „Der Syllogismus (sollte heißen, der Verstandessyllogismus) ist nicht die letzte Form des Erkennens. Der allgemeine Obersatz umfaßt bereits den Schlußsatz, den er erst erzeugen will, und (?) setzt ihn, um wahr zu sein, selbst voraus." Ferner „Eine Thatsache beweist, daß der Syllogismus nicht diejenige Form der Wahrheit ist, in welche sich nichts Falsches fassen läßt. Aus unwahren Vordersätzen kann nämlich etwas Wahres folgen. Schon Aristoteles hat diese Möglichkeit durch die drei Schlußfiguren sorgsam durchgeführt. — Es giebt Gebiete, wie die Geschichte, auf denen das Individuelle dergestalt herrscht, daß sie sich dem Umweg des Syllogismus entziehen — und doch schließt man in der Geschichte und vermag durch Schlüsse die Entwicklung zu begreifen. Dies leisten nicht die Allgemeinheiten der Erfahrung (auch nicht die Verstandesabstracta). Die größten Gestalten der Geschichte stehen einsam da, in sich gegründet, ohne ihres Gleichen; gleichsam aus sich entstanden, geben sie der Erfahrung Gesetze, ohne sie von ihr zu empfangen. Wer solche Gestalten begreift, begreift sie aus dem Theil, der von der lebendigen menschlichen Entwicklung in ihm selbst ist, und durch den von diesen Elementen angeregten nachschaffenden Gedanken. So weicht der Syllogismus — eine behutsame Stütze — dem freiern kühnen Geiste." Wir müssen in diesen Bemerkungen einen philosophischen Tiefblick erkennen, einen Blick, der, wenn er verfolgt wird, die ganze Logik umgestalten kann. Die gewöhnlichen Syllogismen, der kategorische, hypothetische, disjunctive, sind bloße Verstandesschlüsse. Vergebens hat sich Hegel bemüht, ihnen einen speculativen Sinn unterzulegen und sie sogar zu metaphysischen Formen zu erheben. Er hat einen neuen Lappen auf ein altes Kleid geflickt. Vernunft ist allerdings in ihnen; denn sie ist in Allem, ohnedies in allem Erkennen. Aber sie sind die schlechteste Form für die Vernunft, die sich denken läßt. Sie leiden alle an dem Grundgebrechen des verständigen Denkens, die Einzelnheit und Allgemeinheit auseinanderfallen zu lassen, wodurch sie äußerliche Synthesen werden und völlig unfähig sich zeigen, in der Philosophie zu gelten. Hiegegen verlangt mit Recht der Verf. ein Denken, welches in der Allgemeinheit die Einzelnheit oder vielmehr jene als diese begreift; er verweist mit Recht auf die Geschichte, in welcher Gestalten uns begegnen, die das universelle Wesen zu ihrem individuellen, schlechthin einzigen Pathos hat; er bemerkt tiefsinnig, daß solche Wirklichkeit — wir setzen hinzu, jede lebendige Wirklichkeit — für den Syllogismus eine incommensurable Größe ist. Aber, fragen wir, für den Syllogismus überhaupt? sollte die Vernunft nicht fähig sein, einen Syllogismus zu erschaffen, der ihre adäquate Form und der lebendigen Wirklichkeit getreues Abbild wäre? Der Verf. befindet sich hierüber in einem Widerspruche mit sich selbst, weil er seinen Gedanken nicht weit gnug verfolgt hat, weil er nicht weiß, daß die gewöhnlichen Schlüsse bloße Verstandesschlüsse sind. Daher konnte er in Einem Zuge den Satz aussprechen: „es giebt Gebiete, wie die Geschichte, auf denen das Individuelle dergestalt herrscht, daß sie sich dem Umweg des Syllogismus entziehen, — und doch schließt man in der Geschichte und vermag durch Schlüsse die Entwicklung zu begreifen." Ist das Letztre der Fall, so entzieht sich die Geschichte nur einer Form des Schlusses,

nicht dem Schlusse schlechthin. — Der Verf. geht im Verlauf der vorliegenden Abhandlung namentlich die geometrischen Beweise durch. Hegel'n und Herbart folgend zeigt er das Ungnügende derselben, wie sie namentlich im Euklid sich finden; er setzt dies Fehlerhafte in die zufällige Ansicht, die in denselben eine Hauptrolle spiele, in die Willkür, mit welcher gewisse Hilfslinien zum Behufe des Beweises ohne Weitres angenommen und andictirt werden, und verlangt dagegen einen genetischen Beweis, welchen er mit Recht darein setzt, daß er aus dem Begriffe der Sache, somit aus dem nächst höhern Allgemeinen und dem specifischen Wesen derselben, seine Consequenzen ziehe. Eine solche Consequenz könne alsdann nur dem Dinge, dessen Begriff zu Grunde gelegt sei, und keinem andern zugehören. Das Urtheil, welches der Schlußsatz enthalte, lasse sich immer rein umkehren. Wir sind hiemit einverstanden, wir halten selbst nur den Beweis für speculativ, der zugleich sich und den umgekehrten Satz beweist; wir hätten aber gewünscht, daß der Verf. auf das Verhältniß des Specifischen und Generischen im Begriffe genauer eingegangen wäre. Es fragt sich, wie sind diese beiden Elemente des Begriffs die zeugenden Factoren der Eigenschaften und Beziehungen eines Dings? Hätte sich der Verfasser diese Frage beantwortet, so würde er gefunden haben, daß die genetischen Beweise ihre eigentliche Stelle am wenigsten in der Mathematik haben, daß es hier sich um die einfache Analyse dessen, was mit dem Begriffe einer Größe schon gegeben ist, nicht um ein eigentliches Werden weitrer und neuer Bestimmungen aus diesem Begriffe handle. Ich gebe zu, daß sich eine streng genetische Deduction der mathematischen Wissenschaften denken läßt, wenn sich nämlich die Philosophie die Aufgabe stellen wird, die Raum- und Zahlengrößen und ihre möglichen Verhältnisse, welche die Mathematik selbst nur aufnimmt, zu deduciren. Eine solche Deduction wird in lauter wahrhaft genetischen Beweisen bestehen, sie wird eine verborgne Ideenwelt enthüllen, deren bloße, sinnliche Anschauung die Größe und ihre Verhältnisse sind, und sofern jene nicht unmittelbar in diesen gegeben ist, sondern ihr nur zu Grunde liegt, findet hier ein wirkliches Produciren des Begriffs Statt. Aber werden jene Größen einmal vorausgesetzt, so ist das Aufzeigen ihrer Bestimmungen eine ganz analytische Handlung. — Mit demjenigen, was der Verf. über den progressiven Beweis sagt, verbinden wir sogleich eine Bemerkung über seine Darstellung des indirecten Beweises. Er sagt von demselben, daß er in dreifacher Beziehung an seinem Orte sei, sofern er negative Urtheile begründe, sodann sofern er in der disjunctiven Methode dazu diene, um durch Ausschluß des Unzulässigen das Positive zu finden, endlich kehre er als Nothhilfe in der Erkenntniß der Principien wieder. Wir geben die zwei ersten Puncte, nicht aber den dritten als die eigentliche Bestimmung des indirecten Beweises zu. Der Verf. sagt: „Principien können als solche nicht genetisch entwickelt werden; denn sonst wären sie keine Principien und hätten vielmehr einen fremden Anfang. Sie sind daher nur durch einen Erkenntnißgrund — im Gegensatz des Sachgrundes — darzuthun. Alle bloße Erkenntnißgründe laufen aber auf einen indirecten Beweis hinaus." Das letztre ist falsch. Das Princip der Philosophie — denn es giebt nicht viele Principien, sondern nur Eines — läßt sich nur aus einem Erkenntnißgrunde, d. i. dem Abgeleiteten, den Folgen des Princips, darthun. Aber dies kann ja ebensogut oder vielmehr besser, als auf apogogischem Wege, mittelst Analyse des Abgeleiteten geschehen. Der Beweis ist alsdann ein regressiv directer. Dieser ist die allein speculative Begründung des Princips. Ist das Princip entdeckt, so muß die Philosophie synthetisch zu Werke gehen; es ist aber klar, daß diese Synthesis eine Analysis voraussetzt, welche eben in dem regressiv directen Beweise besteht. Diese Analysis verleiht dann in Einem die Einsicht in die Nothwendigkeit, daß ein gewisser Begriff als Princip gesetzt werde, und in das Wesen dieses Begriffs selbst, während der apagogische Beweis nur die erstre Erkenntniß gewährt. Leibnitz führt der Verf. mit Unrecht als Beleg seiner Behauptung auf. Der Satz desselben: „Opus tamen est, ut monades habeant aliquas qualitates; alias nec entia forent", ist allerdings ein versteckter indirecter Beweis; aber durch diesen Satz wird ja von Leibnitz nicht sein Princip, die Monas, sondern nur eine Bestimmtheit derselben, der Fortgang von ihm aus zur Vielheit und zwar auf eine sehr unphilosophische Weise dargethan. Der Beweis seines Princips lautet dagegen: „Es giebt zusammengesetzte Dinge; das Zusammengesetzte aber besteht aus Einfachem; die Principien der Dinge müssen also das Einfache sein" (vergl. Tennemann Bd. XI, S. 135). Dieser Beweis ist ein regressiv directer. — Mit dem, was der Verf. über den Werth der Analogie sagt, sind wir ganz einverstanden. Wir setzen hinzu, daß wir glauben, die Philosophie müsse ein Gebiet der Analogie anerkennen. So nothwendig im Weltall dem organisirten Gebiete ewig ein Chaos zur Seite steht, so nothwendig muß sich die Intelligenz einen relativ unaufgeschloßnen Grund ihrer selbst gefallen lassen. Nur hiedurch wird sie sich mit dem Empirismus auseinandersetzen. Wozu noch ein Fortschreiten in der Wissenschaft, wenn sich das Sein schon vollständig in der Intelligenz aufgeschlossen haben soll? Das Gebiet der Analogie ist vielmehr groß, und dies Geständniß ist wissenschaftlicher als die Engherzigkeit einer Speculation, welche, um nur eine vollkommen organisirte Intelligenz behaupten zu können, die ganze Sphäre des Unerforschten selbst aller Organisation für baar und ledig erklärt.

Wir schließen mit einigen Worten über die Darstellung,

welche der Verf. von dem wissenschaftlichen **Verfahren** giebt. Er unterscheidet S. 210 vier Arten desselben, je nachdem man das Allgemeine als Grund oder als Thatsache zum Ziele oder Anfange habe, die **Induction**, den **Syllogismus**, das **analytische** und **synthetische Verfahren**. Treffend bezeichnet er den Unterschied des analytischen und inductorischen Verfahrens: „Beide gehen von der gegebnen Erscheinung aus; aber während jenes die Erscheinung zerlegt, um in ihr den hervorbringenden Grund zu ergreifen, beläßt die Induction das Einzelne, wie es ist, und faßt es nur in seiner Gemeinsamkeit zusammen, um die Allgemeinheit der Erscheinung zu entwerfen." Auf dieser Unterscheidung der beiden empirischen Methoden beruht die Einsicht in die große Differenz des hellenischen und germanischen Empirismus; der große Fortschritt, welchen der Empirismus in Baco gemacht und wodurch er sich zu einer sehr intellectualen Gestalt gereinigt hat, ist der, daß Baco ausdrücklich an die Stelle der, an der unmittelbaren Erscheinung festhaltenden Induction das analytische Verfahren gesetzt wissen will.

Aber eben weil die Induction zu einer wirklichen Allgemeinheit nicht gelangt, thut der Verf. ihr zu viel Ehre an, wenn er sie unter die Methoden rechnet; Methode ist ein Verfahren, wodurch ein wissenschaftliches Ganzes zu Stande kommt, die Induction bleibt aber in dem Einzelnen, der Summe befangen. Auch den Syllogismus unterscheidet der Verf. richtig von der Induction; jener gehe von einem allgemeinen Gesetze, das über das Einzelne übergreife, aus, diese erstrebe eine allgemeine Thatsache. Wenn der (Verstandes-) Schluß von einem Gesetze ausgeht, das über das Einzelne übergreift, so hatte indeß der Verf. in der schon ausgeschriebnen Stelle Unrecht, ihm vorzuwerfen, daß er den Schlußsatz, um wahr zu sein, selbst voraussetze. Scharfsinnig ist ferner des Verf. Unterscheidung des Wesens des Syllogismus und der synthetischen Methode, die so oft verwechselt werden, daß nämlich „jener bloß die Macht einer äußerlichen Subsumtion, diese die Kraft einer fortbildenden Erzeugung habe." Dieser Gedanke ist sehr gut. Der Verstand fühlt selbst die Leerheit seiner Schlüsse, ihre Unfähigkeit, eine Wissenschaft zu erzeugen; da soll nun die synthetische Methode helfen; sie soll erzeugend wirken; aber, wie der Name schon sagt, erzeugend geht es da nicht zu, sondern nur zusammensetzend. Wie könnte dies auch sein? Aus was Anderm kann die Methode sich bilden, als aus Syllogismen? Sind diese nicht productiv, so kann es die Methode auch nicht sein. Außerdem indeß, daß der Verf. fälschlich den Schluß, der doch nur ein Glied der Methode sein kann, selbst als eine Methode aufzählt, läßt er hiebei ein schwankendes Bewußtsein über das Verhältniß beider merken; denn bald scheint es (vergl. S. 215, 216), daß der Schluß ganz unfähig sei, Gebiete, wie die Geschichte zu begreifen, und daß er hier dem synthetischen Verfahren völlig weichen müsse, einem Verfahren, das nicht bloß subsumirend, sondern genetisch zu Werke gehe, bald stellt der Verf. die Sache so dar, als könne und müsse die schöpferische Erkenntniß sich doch, um gewiß zu sein, der syllogistischen Vermittlung unterwerfen. Wie kann dies sein? Wie kann ein bloß subsumirendes Erkennen die vermittelnde Form eines, schöpferisch im Allgemeinen das Einzelne erblickenden Denkens sein? Dieses Schwanken kommt einzig daher, daß der Verf. die Idee der Wissenschaft erfaßt hat und doch an der Form des Reflexionsschlusses, dessen Fehler er kennt, als der einzigen festhält. Ueber den **Begriff des analytischen Verfahrens**, wie ihn der Verf. feststellt, läßt sich nach Einer Seite hin noch streiten. Der Verf. identificirt es mit dem reinen empirischen Erkennen, das aus den Erscheinungen auf den Grund zurückgeht. Dies ist Eine Seite desselben, aber nicht das Ganze. Es giebt auch eine apriorische Analysis. Kann man nicht auch einen Begriff analysiren, ohne synthetisch zu Werke zu gehen? Das reine Wissen ist nicht, wie der Verf. nach seinen Prämissen annehmen muß S. 224, rein synthetisch, sondern es ist zugleich analytisch; schon dem allgemeinen Sprachgebrauch zufolge, auf welchen der Verf. sonst so viel hält, kann ich von einer Analyse des Begriffs sprechen. Ganz Recht aber hat der Verf., wenn er nachweist, wie beide Methoden vielfach ineinandergreifen, wie die Analyse, um auch nur einen problematischen Grund der Erscheinung annehmen zu können, vorläufig einen Punct ausbeuten und gleichsam seinen logischen Ertrag voraussehen müsse, wie sie noch mehr im Experimente synthetisch werde, und wie umgekehrt in der Analysis des Erzeugnisses die Synthesis ihre Bewährung finde.

Dr. **Wirth.**

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung **Otto Wigand**.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 85. 11. April. 1842.

Beatrix oder die erzwungnen Neigungen, ein Roman von H. de Balzac. Wesel 1841. A. Prinz.

Die Fluth französischer Romane, die in Original und Uebersetzung über Deutschland ausgegossen ist, und besonders bei dem Publicum der höhern Stände Eingang findet, ist so groß, daß es sich wohl der Mühe lohnt, einen, der noch lange keiner von den schlimmsten ist, herauszugreifen und ihn in seinem und seiner Brüder Namen zu besprechen. Wir stehen mit Frankreich in so inniger Berührung; die Gaben, die uns vom linken Rheinufer herüberkommen, sind so mannigfaltiger Art, daß wir sie nicht ohne Weitres passiren lassen, sondern als pflichtgetreue Mauthbeamte mit unserm Spieße durchstechen und sie sorgfältig durchsuchen wollen.

Die Franzosen sind Praktiker, und wo es gilt, das äußre Leben des Einzelnen oder der Masse zu gestalten, sehen sie mit schnellem Blick, was zu thun ist, und legen rasch Hand ans Werk. Tausend Einzelnheiten beweisen das selbst dem flüchtigsten Reisenden. Die Franzosen sind uns, eben weil sie Praktiker sind, auch in ihren Staatseinrichtungen weit voraus; sie haben einen Markstein zwischen Mittelalter und Neuzeit, zwischen Willkür und Gesetz gestellt, indem sie die große That der Revolution vollbrachten.

Die Franzosen sind Praktiker, wir Theoretiker. Sie haben eine Revolution gemacht, wir eine Reformation. Sie haben den Staat in der That construirt, wir auf dem Papier durch die Philosophie. Aber was auf dem Papiere steht, lebt auch, wenn es Wahrheit hat, in den Menschen, und was in den Menschen lebt, ist allmächtig. Es dringt wie das Licht durch alle Ritzen, es schreitet langsam, aber sicher vor, und den Boden, den es gewonnen, giebt es nicht wieder auf. Die Franzosen sind uns vorangeeilt, flüchtig und leichtfertig wie junge Fußgänger, die schnell ihre Kraft vergeuden. Wir kommen bedächtig nach, und wer weiß, ob wir sie nicht überholen. Schon längst sind sie auf unsre geistigen Schätze, auf unsre Leistungen in der Wissenschaft, in Poesie und Philosophie aufmerksam geworden, und haben Vieles nach ihrer Art ausgebeutet. Dies wird noch ferner und in immer höherm Maße der Fall sein, und vielleicht werden wir ihnen unsern Dank abstatten können, indem wir ihnen für die Revolution, womit sie uns beschenkten, eine Reformation geben, ich meine eine Reformation auf dem Wege der Philosophie, die dann in populärer Gestalt in die Masse übergeht. Dies ist es, was den Franzosen mangelt, und dieser Mangel hängt an allem Guten, was sie beginnen, wie eine böse Krankheit.

Eine Wechselwirkung beider Nationen, die sich so trefflich ergänzen, kann gewiß nur von den ersprießlichsten Folgen sein; aber — sollen wir bei ihnen suchen, was wir selber besser haben? Sollen wir in Wissenschaft und Kunst ihre Schüler sein, wie wir es bis zur Zeit Klopstock's und Lessing's waren? In soweit wir von ihnen lernen können, ja. Es käme also darauf an, was wir von ihnen auf diesem Felde lernen können.

Ich will nicht von dem Stande der Wissenschaft in Frankreich sprechen, sondern nur ein Wort über Poesie und Kunst sagen, in deren Bereich der Gegenstand, von dem ich ausgegangen bin, gehört. Wer Paris, d. h. Frankreich gesehen, und seine modernen Kunstausstellungen auch nur flüchtig in Augenschein genommen hat, dem stellen sich zwei Puncte, die für die Franzosen höchst charakteristisch sind, aufs Klarste heraus: Vollendung der Technik, Armuth des Gedankens. Die Künstler studiren das Modell sorgfältiger als irgendwo, sie copiren die Natur aufs Getreueste; wenn sie aber über die Natur hinausgehen und den reinen Gedanken darzustellen wagen, wie es doch ihre Schuldigkeit ist, so gerathen sie in Uebertreibung und Unnatur hinein. Zeugniß geben die Arbeiten David's, des ersten Bildhauers, den Frankreich gegenwärtig besitzt. Seinen historischen Figuren fehlt der Adel, fehlt die Vergeistigung, welche die Kunst zur Kunst macht; seine Portraits verrathen einen wunderbaren Fleiß; auch nicht der kleinste Zug, nicht der Hauch eines Zugs, wenn dies zu sagen gestattet ist, fehlt; aber keine innre, sondern eine bloß äußre, manchmal fast geisterhafte Aehnlichkeit ist erreicht; das Zufällige ist wie bei Denner's Bildern nicht vom Wesentlichen und Charakteristischen geschieden. — Zeugniß geben ferner die Gemälde. Welche Fülle trefflicher Genrebilder! Welche schimmernde Pracht schwerseidner Kleider, welcher Reichthum der Rococomeubles und der Teppiche! Fast vergißt man den Menschen über seinem Gewande. Wie lebendig und wahr sind nicht diese Schmuggelschiffer von Le Poittevin

in ihren rothwollnen, verblichnen Jacken! Und dieser Schimmel Napoleon's auf Horace Vernet's Schlacht von Marengo zu Versailles, steht er nicht da, als wär' er aus Louis Philipp's Marstall an die Wand des Saals gezaubert? Aber wo findet sich ein erquickliches Historiengemälde? Denn diese Bilder von Gros und Steuben sind nur gruppirte Portraits, und Scheffer, der noch am ersten die ideale Richtung vertritt, ist Deutscher oder Schweizer. Die antikisirenden theatralischen Figuren des Malers David sind freilich durch die neue romantische Schule verdrängt; aber was bringt sie zum Ersatze? Scenen der Ueppigkeit oder der Grausamkeit, wie sie der überreizte Geschmack eines Publicums verlangt, das längst für einfache, keusche Schönheit stumpf geworden; ungesunde, manierirte Darstellungen, die „Effect machen", die „picant" sein wollen. Bilder wie die unsres Lessing in Düsseldorf, die ans Herz gehen, die einen großen Gedanken aussprechen, sucht man vergebens.

Und, um von der bildenden Kunst zur Poesie überzugehen, wem fällt nicht gleich die große Verwandtschaft der französischen Historienmalerei mit dem Drama auf? Findet sich nicht dieselbe Unnatur, dieselbe Manier, dieselbe Effectmacherei, dasselbe Jagen nach dem Picanten, dasselbe Malen grausamer oder üppiger Scenen, kurz derselbe Geist der gemeinen Wirklichkeit auch hier? Dabei gehen aber Dialog und Handlung Schlag auf Schlag; Situation wechselt mit Situation, Theatercoup mit Theatercoup, und wenn der Conflict der Charaktere nicht ausreicht, um die Handlung zu Stande zu bringen, ist irgend eine geheime Thür so gefällig und übernimmt eine Hauptrolle, wie im Tyrannen von Padua. Diese Stücke schmecken wie geschwefelter Wein; es wird einem wüst im Kopfe davon. Die guten, aber doch ein bischen lüsternen Damen sehen dergleichen gern und manche Mutter nimmt arglos die kaum erwachsne Tochter mit, um sie in dieser Bordellatmosphäre zu vergnügen und zu bilden. „Von Shakespeare soll sie mir jetzt noch nichts sehen," sagt sie, „der kann mitunter recht garstig sein; aber in diesen französischen Stücken ist Alles anständig." Die arme Frau hat keine Ahnung davon, wie engelkeusch Shakespeare neben diesen Franzosen ist, die freilich das anstößige Wort vermeiden, mit desto mehr Wohlgefallen und Vorliebe aber die anstößige, böse That vorführen, und zwar nicht als anstößig, als böse, sondern als liebenswürdig, als chevaleresk, als leichtverzeihliche kleine Schwäche.

Die Parallele der Poesie mit der bildenden Kunst setzt sich leicht fort; der Roman fällt theils mit der Genre-, theils mit der Historienmalerei zusammen, und zeigt die Vorzüge und die Mängel beider. So lange die Dichter bei der Beschreibung einer Gegend, eines Hauses, einer Person, kurz des Aeußerlichen stehen bleiben, so lange es die Schilderung eines pariser Gamins oder eines Schmugglers aus der Provinz gilt, entwickeln sie dieselbe Virtuosität wie die Genremaler, und es kann uns nicht anders als förderlich sein, wenn wir bei ihnen in die Schule gehen; nur scheitern sie öfters an der Klippe, daß sie zuviel malen; der Mann mit der Feder soll aber nicht dem Mann mit dem Pinsel ins Handwerk greifen. — Gehen sie jedoch weiter — und die Darstellung des Aeußerlichen darf ja doch nur der Rahmen sein — unternehmen sie es, ein geistiges Leben darzustellen, Charakter gegen Charakter, Leidenschaft gegen Leidenschaft ankämpfen zu lassen, und durch diesen Kampf hindurch eine Wahrheit zur Anschauung zu bringen, so entwickeln sie zwar eine große Kennerschaft menschlicher Schwächen, Routine und Feinheit der Erfahrung, wie sie Großstädter und vielgereiste Menschen zu haben pflegen, aber der Glaube an die Idee, an das Ewiggute und Göttliche im Menschen fehlt, und so geschickt sie sich in der niedern, dunstigen Region, wo sie daheim sind, zu nehmen wissen, so fremd sind sie auf der reinen Höhe, in die sie doch zu steigen wagen. Ihren Gebilden fehlt das Beste, das Herz; ihre Wesen sind hohl und lügenhaft; es sind Automaten, die wunderschön gearbeitet sind, sich gewandt bewegen, ja vortrefflich zu sprechen verstehen, aber es sind Automaten, die statt Eingeweiden ein Räderwerk im Leibe haben. Historische Romane, namentlich solche, die große, von der Geschichte vorgezeichnete Charaktere zum Gegenstand haben, Romane, worin Kriegsthaten, Staatsintriguen, Tapferkeit, Edelmuth, Ehre, Ehrgeiz, Freundschaft eine Rolle spielen, gelingen weit eher; aber dies ist ein Feld, auf dem sich die Wenigsten bewegen mögen, sondern die Krankhaftigkeit der modernen, socialen Verhältnisse ist es vielmehr, die ihre Feder in Anspruch nimmt; die Schriftsteller stehen aber nicht über dieser Krankhaftigkeit, sondern sind in ihr befangen. Die femme libre der Saint-Simonisten taucht immer wieder in tausend verschiednen, widerwärtigen Gestalten auf, und wird uns bis zu gewissem Grade von ihnen empfohlen, wie dies auch in neuerer Zeit von einigen jüngern deutschen Schriftstellern, die sich von den Franzosen anstecken ließen, geschah. Wenige dieser unzähligen Liebesromane sind ohne geheimes Gift, bei Weitem die meisten müssen als Werke verderbter Gesinnung bezeichnet werden, manche treten sogar unglaublich schamlos auf. Und doch liegen sie überall in Frankreich und bei uns in den Boudoirs der Damen, ja die Mütter lassen sich von ihren Töchtern daraus vorlesen. „Es ist nebenbei eine gute Uebung im Französischen," sagen unsre guten Mütter.

Solche Romane können wohl unterhalten, aber unmöglich befriedigen; denn nur das wahrhaft Gute fesselt und fordert zu neuer Wiederkehr auf; man eilt immer wieder zu neuer Lectüre, sucht immer schärfer gewürzte Speisen

für den abgestumpften Gaumen, und verliert am Ende den Geschmack für das Einfache, wahrhaft Gute. — „Was lesen Sie hier?“ fragte ich neulich eine junge Dame, zu der mich ein Zufall führte.

„„Les amours forcés von Balzac,““ war die Antwort.

„Mögen Sie dergleichen lesen?“

„„Pah, es ist gut zum Durchjagen.““

„Aber ist es nicht schlechtes, erbärmliches Volk, so vornehm und fein es auch sein mag, mit dem man in diesem Romane verkehrt?“

„„Freilich, freilich; ich raisonnire auch selbst darüber, nun da ich zu Ende bin.““

„Eine vortreffliche Buße. Sie haben Anlage zum Katholicismus. Darf ich fragen, welches Buch Sie dort haben?“

„„Es ist der Baron de Roche-Corbon von Horace de Saint-Aubin; den will ich jetzt verspeisen.““

„So, da wünsch' ich guten Appetit. Die amours forcés hab' ich auch gekostet, freilich nicht, um mich zu erquicken, sondern bloß, um die Schüssel kennen zu lernen; über dem Baron de Roche-Corbon aber ist mir das Würgen angekommen, und ich kann es dem heiligen Vater nicht verargen, wenn er ihn mit auf den Index gesetzt hat.“

Von vorn herein liest sich Balzac's Roman ganz gut. Der Dichter führt uns in der Bretagne ein, er beschreibt die kleine Stadt Guérande, die, wie er sagt, neben Vitré, das ebenfalls in der Bretagne liegt, und Avignon im Süden, die Physiognomie der romantischen Zeit am meisten bewahrt hat. Er nennt es ein „Herculanum des Feudalismus,“ wo „die Figur des Polizeidieners oder des Briefträgers wie ein Anachronismus erscheint.“ Wir treten in das Haus des alten Barons Gaudebert Calyst Charles Guaisnic (in neuerer Zeit Guénic genannt), „dessen Geschlecht berühmt war, ehe noch von Hugo Capet gesprochen wurde,“ und der, obgleich er nur noch zwei tausend Livres Renten besitzt, dennoch zu Guérande im höchsten Ansehen steht. Der dreiundsiebzigjährige Baron, ein beschränker, aber kräftiger Charakter, seine schöne, sanfte, weit jüngre Gemahlin aus Irland (die sich freilich um ihre Wirthschaft nichts bekümmert, denn sie mag, „wie alle schönen Seelen,“ lieber trocknes Brot vom Bäcker essen, als sich die köstlichste Mahlzeit bereiten), seine achtzigjährige blinde Schwester Zephirine, die mit Geiz dem Haushalt vorsteht, und Calyst, sein einundzwanzigjähriger Sohn und einziges Kind, ein Jüngling von reiner, fast mädchenhafter Schönheit und kindlicher Unschuld, sodann zwei Domestiken und drei Hausfreunde: Herr Grimmont, der Pfarrer, Mademoiselle de Penhoël, eine alte Jungfer, die Calyst mit einer ihrer Nichten aus Nantes verheirathen und ihm dann ihr nicht unbedeutendes Vermögen vermachen will, und der Chevalier du Halga, ein pensionirter hypochondrischer Marineoffizier, alle diese Figuren werden ebenso gewandt und lebendig, wie in den ersten Capiteln die Localität, beschrieben, und da diese Leute trotz aller Schwäche und Beschränktheit Herz und Charakter, da sie innre Wahrheit haben, befindet man sich wohl unter ihnen, und hofft auf einen guten Fortgang der Geschichte. Frei von Manier sind diese Darstellungen jedoch keineswegs; der Dichter malt zuviel, was er schon durch seine Capitelüberschriften: „ein Portrait,“ „drei Silhouetten aus der Bretagne“ und durch das Vergleichen seiner Personen mit Bildern verräth. Als Beispiel seiner Art zu schildern diene die Beschreibung des Barons S. 17:

„Der Baron war ein Greis von hoher Gestalt, gerade, trocken, musculös und mager. Sein länglichtes Gesicht war mit tausend Falten durchzogen, die wie Franzen die Backenknochen und Augenbraunen umschweiften und ihm Aehnlichkeit mit den Greisen verliehen, die van Ostade, Rembrandt, Mieris, Gerard Dow so wundervoll zu malen verstanden, und die man durch eine Loupe sehen muß, um sie gehörig zu würdigen. Sein Gesicht war wie begraben unter diesen tausend Furchen, die eingegraben(!) wurden durch seine Gewohnheit, unter freiem Himmel Nacht und Tag zu leben. Demungeachtet konnte der Beobachter noch die reine Urform des menschlichen Angesichts erkennen, die noch zur Seele redet, wenn selbst das Auge nur noch einen Todtenkopf sieht. Die festen Umrisse des Ovals, die Zeichnung der Stirn, die ernste Geradheit der Nase, die strengen Linien des Knochenbaues, die nur durch Blessuren verändert werden können, bezeugten eine Unerschrockenheit ohne Ueberlegung, einen Glauben ohne Grenzen, einen Gehorsam ohne Widerwort, eine Treue ohne Vergleich und eine Liebe ohne Unbeständigkeit. Der unerschütterliche Granit der Bretagne war an ihm verkörpert. Der Mund ist zahnlos; die früher rothen, jetzt violetten Lippen wurden nur durch ein hartes Zahnfleisch gehalten, womit er noch Brot essen konnte, weil seine Frau es sorgfältig in einer feuchten Serviette für ihn erweichte. Das Kinn strebte die Nase zu erreichen, aber in dieser Nase, die stark gebogen war, lagen gerade die deutlichen Zeichen seiner bretagnischen Kraft und seines energischen Widerstandes. Seine Haut, die röthlich marmorirt durch die Runzeln schimmerte, deutete auf sein sanguinisches, heftiges Temperament, das den Strapazen Trotz bieten konnte, und den Baron vor Schlaganfällen schützte. Dieser Kopf war mit schneeweißen Haaren geschmückt, die lockig bis auf die Schulter niederfielen“ u. s. w.

Die detaillirte Beschreibung der Kleidung ist nicht selten schon bei Walter Scott ermüdend. Handelt es sich um moderne Kleidung, wie bei Balzac, so glaubt man fast in einem Modejournal zu lesen. Man vergleiche z. B. folgende Stelle über Calyst S. 62:

„Der junge Chevalier trug einen kurzen Ueberrock von

schwarzem Sammt wie das Kleid seiner Mutter, mit silbernen Knöpfen, ein blaues Foulard-Halstuch, zierliche Halbstiefeln und Beinkleider von grauem Tuch."

(Schluß folgt.)

Geschichte Europa's seit der ersten französischen Revolution von Archibald Alison. Deutsch von Dr. L. Meyer. gr. 8. In Liefrungen à ½ Thlr.

Alison's Geschichte Europa's seit der ersten französischen Revolution im Jahre 1789 verdient in mehr als einer Hinsicht die ausgezeichnete Aufmerksamkeit des Publicums. Schon der Gegenstand an sich, den sie behandelt, ist für unsre Gegenwart so wichtig, der Einfluß jener Staatsumwälzung auf die Schicksale der Völker von so großer Bedeutung, daß man sie nicht vielseitig gnug beleuchten kann, denn nur durch eine völlige Erkenntniß jener Zeit können wir zum Verständniß der unsern kommen. Mignet und Thiers haben in ihrer Geschichte der Revolution eine Monographie gegeben, welche es sich zum Zweck machte, die Uebergriffe der Revolutionsmänner und die Gräuel, die sie hervorriefen oder geschehen ließen, zu rechtfertigen, die Geschichtschreiber der Royalisten sprechen über sie ein unbedingtes Verdammungsurtheil aus. Alison steht mitten inne zwischen beiden Extremen. Sein Ziel ist, durch eine detaillirte Geschichte der Revolution nachzuweisen, auf welche Weise jene Gräuel entstanden; er zeigt, daß die Schwäche und Unentschlossenheit des Königs, die Uebereilung und Planlosigkeit seiner Minister mehr als jede andre Noth des Landes die Drangsale der Revolution erzeugten, indem sie ehrgeizigen Männern den Weg bahnten, ihrem Streben nach Macht und Herrschaft zu genügen; er zeigt, wie alle Parteien, die sich nach und nach aus dem Besitz der obersten Regierungsgewalt verdrängten, immer nur von demselben Streben nach persönlicher Auszeichnung beseelt waren und deßhalb Gräuel auf Gräuel häufen mußten, weil der Mann, der aus dem Volke hervorgegangen, es unternimmt, über seines Gleichen zu herrschen, nur durch den Tod aller seiner Feinde seiner Herrschaft für kurze Zeit Dauer und Sicherheit verschaffen kann. Diese Seite, die bisher kein andrer Geschichtschreiber der Revolution hervorgerufen hat, wäre allein schon hinreichend, dem Werke Alison's Bedeutung zu gewinnen, wenn es auch durch nichts Andres sich auszeichnete. Doch die Sorgsamkeit, mit der er die Verhandlungen in den Nationalversammlungen Frankreichs und die gleichwichtigen Parlamentsdebatten in England in weitläufigen Auszügen seinem Werke einverleibt hat, giebt seiner Geschichte einen neuen Vorzug vor allen andern ähnlichen Arbeiten. England legte während der Zeit der Revolution und des Kaiserreichs den letzten Stein zu der großen Weltmonarchie, die es in der neuern Zeit geworden ist; seine Kämpfe in Ostindien, wo ihm lange Zeit Frankreichs Einfluß mächtig gegenüberstand, seine Kämpfe auf allen Meeren, um sich die Alleinherrschaft auf diesem Elemente zu sichern, der überlegne Einfluß seines Geldes auf dem Continente, der sich nur hiedurch zu einem fortdauernden Kriege gegen Frankreich erkaufen ließ, bis endlich der edlere Enthusiasmus Deutschlands die Ketten des mächtigen Despoten brach, — alle diese Ereignisse erhalten durch eine tiefre Erkenntniß der Vorgänge im englischen Parlamente eine größre Bedeutung und gnügendre Würdigung, und machen es erst möglich, manche Beziehungen der Gegenwart tiefer aufzufassen.

Es bedarf übrigens keiner besondern Erwähnung, daß die Schicksale der übrigen Länder Europa's an den betreffenden Stellen ihre nähere Erörtrung und Würdigung erhalten. Welches auch noch so kleine Land wäre in jener denkwürdigen Epoche nicht in den Kreis der Weltbegebenheiten getreten? Alison übergeht keines und weiß mit Erfolg die einzelnen Begebenheiten in das gebührende Licht zu stellen. Seine Darstellung ist einfach; seine Sprache blühend und beredt.

Diesen Vorzügen hat das Werk wohl allein die äußerst günstige Aufnahme zu verdanken, welche es in England gefunden hat, denn in der kurzen Zeit seit seinem Erscheinen haben die ersten 5 Bände schon 4 Auflagen erfahren. Nicht weniger Aufsehen hat es in Frankreich gemacht, wo die besten Kritiker immer von Neuem auf dieses wichtige Geschichtswerk zurückkommen, das in seiner Gründlichkeit und Ausführlichkeit, mit denen es seinen Gegenstand behandelt, bis jetzt von keinem andern übertroffen worden ist.

Von diesem so ausgezeichneten Werke biete ich allen gebildeten Deutschen, die aufrichtigen Antheil an der Entwicklung der europäischen Völker nehmen, eine Uebersetzung und Bearbeitung von Herrn Dr. L. Meyer an, welche ich mit Recht ein Normalwerk für unsre Litteratur nennen kann. Der erste Band ist bereits erschienen und in jeder Buchhandlung einzusehen.

Otto Wigand.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 86. 12. April. 1842.

de Balzac „Beatrix oder die erzwungnen Neigungen."

(Schluß.)

Einen schneidenden Contrast mit diesen schlichten Menschen bilden zwei abgefeimte Pariserinnen, Damen von Vermögen und Stand und vom feinsten Tone. Die Eine, Felicitas des Touches, ist Amazone und Schriftstellerin nach der Art der Madame Dudevant; auch führt sie, wie diese, einen Männernamen, nämlich Camille Maupin; sie und nicht ihre Freundin Beatrix Marquise von Rochegude, nach welcher Balzac seinen Roman benannt hat, ist die hervorragendste Figur. Außerdem gehören noch zwei Männer zu der pariser Gruppe, die sich auf des Touches, dem Landgute der Felicitas, in der Nähe von Guérande, zusammenfindet: Claudio Vignon, ein Kritiker „voll Weltverachtung und Stolz", wie Balzac sagt, und der Sänger und Componist Conti aus Neapel. Diese vier Personen sind wieder von innen und außen und bis auf das letzte Stück ihres Anzugs abconterfeit und sauber illuminirt, wobei der Dichter eine große Werthschätzung alles Hauptstädtischen dem Provinziellen gegenüber an den Tag legt, die sich in der Art, wie sie auftritt, nur auf Eitles und Nichtiges gründet. — Ich führe nur an, was Balzac über Felicitas' Auge berichtet, um ein Beispiel von der Detaillirung und Manierirtheit seiner Schildrungen zu geben. S. 86:

„Die festgezeichneten Brauen wölben sich kühn über zwei Flammenaugen, die zuweilen wie Firsterne strahlen. Das Weiße im Auge ist weder bläulich, noch roth unterlaufen mit Blutäderchen, noch von reinem Weiß, es ist hart und glänzend, aber wie von einer warmen Farbe überhaucht; der Augapfel ist braun mit einem goldigen Rand umgeben, wie ächte Bronze von Gold eingefaßt, aber flüssiges Gold und lebende Bronze, bald ruhig, bald aufleuchtend. Dieser Augenstern hat eine unendliche Tiefe; das Licht reflectirt nicht daraus, wie bei manchen Augen, die eine Unterlage von Quecksilber zu haben scheinen, und an die Augen eines Tigers oder einer Katze erinnern; der Blick hat nicht die durchdringende Starrheit, vor der reizbare Menschen erbeben, aber die Tiefe der Unendlichkeit. Man kann sich verlieren in diese Seele, die sich eben so oft zurückzieht, als blitzschnell hervorbricht aus diesen weichen Blicken, und im Affect der Leidenschaft sind sie wahrhaft erhaben. Die Goldfarbe scheint sich flammend dem ganzen Auge mitzutheilen; aber im ruhigen Zustande ist es fast glanzlos; das Versinken der Meditation verleiht ihm sogar den Anschein von Einfalt, und selbst die Gesichtszüge, denen dann das Licht der Seele mangelt, werden düster und traurig."

Heißt das nicht durch die Loupe betrachten? Und in dieser Weise ist die Beschreibung des ganzen Gesichtes fortgeführt und nichts vergessen, selbst nicht das „rosenrothe Innre der Naslöcher."

Felicitas kam als zweijährige Waise zu einem Großonkel, einem Archäologen, bei dem sie ohne Erziehung unter Büchern aufwuchs. Durch leidenschaftliche Lectüre erlangt das Mädchen früh ein erstaunliches, aber eben so ungeordnetes Wissen, und schriftstellert bald mit glücklichem Erfolg; doch bildet sie auch äußre Talente aus, und erscheint mit achtzehn Jahren in der Welt, strahlend von Reichthum und Schönheit. Die Herzen fliegen ihr zu, aber sie bleibt unempfindlich, und zieht sich, von den Gemeinplätzen der Galanterie zurückgestoßen, in die Einsamkeit zurück, wo sie Musik bei einem Meister studirt, dem sie jährlich zwölftausend Franken zahlt, worauf denn bald unter Conti's Namen zwei Opern von ihr erscheinen, die rauschenden Beifall finden. „Ihr emporstrebender Geist", sagt Balzac, „sträubte sich gegen die Selbstverläugnung der Ehe", sie empfand den Werth der Unabhängigkeit zu lebhaft und fühlte nur Widerwillen gegen die Sorge der Mütterlichkeit. Aber allmälig stellt sich „eine körperliche Abspannung bei ihr ein, die sie an ein baldiges Verblühen denken läßt." — „Die Wissenschaft hatte sie belehrt, daß die Natur die Verkennung ihrer Gesetze fast eben so hart an ihren Geschöpfen rächt, als den Mißbrauch derselben. Aber Felicitas wollte frei bleiben, obwohl ihr von der einen Seite die Leidenschaft, von der andern die Ehe drohte; auch war sie nicht mehr so gleichgiltig gegen die Huldigungen, welche sie umgaben."

Sie verheirathet sich mit einem Glücksritter, giebt diesen aber bald wieder auf, und geht mit einem Schriftsteller nach Italien, der sie wieder um einer dortigen Dame willen verläßt. „Ohne dieses Unglück", ruft Balzac aus, „wäre sie vielleicht niemals berühmt geworden. Napoleon nannte das Unglück (das hier eigentlich in Liederlichkeit be-

steht) die Wehemutter des Genies. Dies Ereigniß erzeugte in Mademoiselle des Touches jene Verachtung der Menschen, die sie so groß machte. Felicitas starb, und Camille Maupin erstand aus ihrer Asche."

Der schon erwähnte Neapolitaner Conti nimmt als Nummer drei von Felicitas' Herz Besitz, und kehrt mit ihr nach Paris zurück; dieser durchaus eitle, hohle Egoist kann aber ihr Herz nicht befriedigen; sie tritt ihn daher an die Marquise Beatrix ab, und nun kommt Nummer Vier: Claudio Vignon, an die Reihe, der ein eben so nichtiger Gesell ist wie Conti.

„Sie machte sich", sagt Balzac, „keine Illusionen mehr; sie war eine Art weiblicher Don Juan." Ihre betrogne Liebe verarbeitet sie zu Romanen und Tragödien, und obwohl diese nicht unter ihrem Namen erscheinen, wird sie doch mit jedem Tage berühmter. Gegenwärtig ist sie nun auf ihrem Gute des Touches, und hat Claudio, „den sie, wie sie sich erschreckt gesteht, zu heirathen wünscht" — sie ist nachgerade vierzig Jahre alt geworden, aber noch gut conservirt — mit sich geführt, „wie ein Adler ein Lamm in seinen Klauen trägt", um ihn den Verführungen des Ehrgeizes zu entziehen. Claudio benimmt sich kalt gegen Felicitas, und diese leidet sehr darunter. „Die Schmerzen großer Geister, sagt Balzac, haben etwas Großartiges und Ehrwürdiges; sie geben einen Begriff von der Unendlichkeit der Seele."

Hören wir, wie Felicitas, der große Geist, gegen Calyst sich über ihren Geliebten ausläßt S. 114:

„Ich bin mit ihm hieher gekommen, sagt sie, um ihn richtig zu beurtheilen; er langweilt sich schon; Paris fehlt ihm, ich habe es ihm gesagt; er hat die Nostalgie der Kritik, er hat hier keinen Autor zu zerreißen, kein System zu gründen, keinen Poeten zur Verzweiflung zu bringen, und er wagt es nicht, sich hier einer Orgie hinzugeben, worin er die Last seiner Gedanken abwerfen könnte; denn meine Liebe ist nicht so berauschend, um sein Gehirn zu zerstreuen, kurz ich entzücke ihn nicht! Betrinken Sie sich diesen Abend mit ihm, ich werde mich für krank ausgeben und in meinem Zimmer bleiben: ich will erfahren, ob ich mich nicht irre."

Auch Conti wird treffend von ihr charakterisirt. Ohne Meierbeer und Rossini würde er vielleicht für einen genialen Componisten gegolten haben; im Gesang leistet er, was Taglioni im Tanze. In Herzensangelegenheiten nennt sie ihn Charlatan; er hat eine eiskalte Seele. „Wenn er seine Zuhörer bis zum Himmel entzückt durch seine Stimme, die geheim und flüssig wie Gold voll Liebeslust dahinfließt, so ist sein begeistertes Auge nur auf sie gerichtet, um die steigende Bewundrung zu beobachten. Er fragt sich dann: Scheine ich ihnen heute ein Gott zu sein? Und oft sagt er zu sich selbst: Ich habe heute zu viel Macaroni gegessen."

Felicitas hat ihn, wie schon erwähnt, an Beatrix abgetreten, die um seinetwillen ihren Mann und ein Kind verläßt, und mit ihm nach Italien reist, wozu der Sänger von der ersten Geliebten mit Geld versehen wird.

Dies sind die vier außerordentlichen Charaktere, die der Dichter in dem Landhause der Felicitas zusammenführt. Was wir von diesen Menschen sehen, ist kleinliche, elende Intrigue oder falscher Edelmuth; aber der Dichter sagt uns, sie sind berühmt und groß, und wir müssen ihm aufs Wort glauben.

Calyst steht zwischen beiden Gruppen in der Mitte; er verehrt Felicitas, mit der er zur großen Unzufriedenheit seiner Familie seit einem Jahre Umgang pflegt, als ein Ideal von Geist und Hoheit, und aus Bedürfniß nach Liebe glaubt er sie auch zu lieben.

Eine Frau von vierzig Jahren, wird bemerkt, ist für einen jungen unerfahrnen Menschen am gefährlichsten; denn ihre Liebe ist nicht die zerstreute, flatterhafte Liebe junger Schönen, sondern eine standhafte. „Ihre Liebe gleicht der Loire bei ihrer Mündung, sie ist unendlich, sie ist vergrößert durch alle Täuschungen, alle Zufälle des Lebens." Vergebens suchen ihn die Seinigen zurückzuhalten; das einförmige Mouchespiel, womit sie in Gesellschaft der drei Hausfreunde den Abend tödten, widert ihn an, er bringt bis Mitternacht zu Felicitas' Füßen zu, wo er Nahrung für Geist und Herz in Gespräch, Musik und Büchern findet. Aber Felicitas ist edel, sie läßt „das unschuldige Kind" schmachten, sie will ihren sinkenden Stern nicht an seinen aufgehenden fesseln, spielt aber zu ihrer Kurzweil mit ihm wie die Katze mit der Maus.

Seine zärtliche Mutter, die ihn bekümmert erwartet, wenn er in der Nacht heimkehrt, bringt ihn zum Geständnisse, und bald offenbart sich, daß er gute Fortschritte bei seiner neuen Lehrmeisterin macht. „Soll ich, ruft der junge Romantiker aus, ohne die süße, thörichte (d. h. außereheliche) Liebe leben? — — Soll ich nicht auch eine Strickleiter in heimlicher Nacht ersteigen, nicht auch auf einem morschen Gitter stehen, ohne es zu zerbrechen, nicht auch in einen Schrank versteckt werden? Soll ich nichts weiter vom Frauenherzen kennen lernen als seine eheliche Unterwürfigkeit, von seiner Liebe nichts als die gleichmäßige Flamme des ehelichen Heerdfeuers? Soll ich leben, ohne jene Herzensraserei zu empfinden, die den Mann groß und mächtig macht? Soll ich ein Mönch des Ehestandes werden? Nein, ich habe den Apfel der pariser Cultur gekostet" u. s. w.

Die gute Mutter, die „von Liebe nichts versteht", läßt ihm aus Mitleid die Zügel schießen. Sie ist ordentlich demüthig gegen den Leidenschaftlichen, und einmal, da sie ihn über den Gang seiner Liebeswerbung ausforschen will, hat sie „die verführerische Anmuth einer Courtisane, die irgend

eine Gewährleistung erschmeicheln will." Vortreffliches Gleichniß, Herr Balzac! Ja mit Courtisanen haben wir es in diesem Romane zu thun, mit lauter Courtisanen, mögen sie auch zu gleicher Zeit Schriftstellerinnen und Marquisinnen sein.

Noch in der ersten Hälfte des Romans erscheinen Conti und die Marquise, die auf der Rückkehr von der italienischen Reise sind, und in des Touches auf eine Zeit lang eine Zuflucht suchen. Die Marquise ist eine glänzende Erscheinung und weiblicher, jünger und schöner als Felicitas; sie ist „weiß wie eine Hostie", während Felicitas einen bräunlichen Teint hat, und es bedarf nur eines Augenblicks, um den Jüngling in lodernde Flammen zu versetzen. Folgendes sind nun die Rollen, welche die zwei Damen, die, wie schon erwähnt, beide ihrer elenden Liebhaber überdrüssig sind, dem unerfahrnen, wechselsweise von allen Vieren verrathnen und verkauften Knaben gegenüber spielen. Felicitas sucht bei Beatrix durch alle möglichen Pfiffe und Kniffe eine Leidenschaft zu Calyst hervorzurufen oder vielmehr zum Ausbruch zu bringen, um ihrem Liebling Plaisir zu machen, vielleicht auch, um ihm die Nebenbuhlerin zu verleiden, die, wie sie weiß, ihn doch nicht lange fesseln wird, da sie nur liebenswürdig für den ersten Anlauf ist, so daß dann Calyst, geheilt von seiner wahnsinnigen Liebe, ihr (Felicitas) wieder zufiele. Beatrix dagegen mag mit Conti nicht brechen, weil sie um seinetwillen Mann und Kind aufgegeben, was in Paris großen Eclat gemacht hat; sie will dem Geliebten die Treue bewahren, die sie dem Gatten gebrochen. Wenigstens ist dies der Grund, den sie zur Schau trägt; in der That wirken aber noch andre Triebfedern, nämlich Furcht vor dem tückischen Italiener, und vor allen Dingen Coquetterie. Dazu tritt noch beleidigter Stolz, als sie das Spiel der Felicitas durchschaut.

Claudio Vignon, der große Kritiker, setzt sich, ehe er liebes- und lebensüberdrüssig nach Paris zurückkehrt, mit Calyst und Felicitas auseinander. „In wenigen Tagen," sagt er ihm, „haben Sie hier freies Feld (nach seiner und Conti's Abreise, der eine Oper in Paris zur Vorstellung bringen will, die nachher durchfällt). Sie können dann regieren und von m e h r a l s e i n e r Person geliebt werden, wenn sie sich gut benehmen; Sie können ein Sultansleben führen."

Zu Felicitas aber sagt er: Ihre Liebe zu Calyst sei ihm offenbar, sie habe ihr nur deßhalb nicht nachgegeben, weil sie sich vor den Folgen einer solchen Leidenschaft in ihrem Alter fürchte. „Arme Camille," fährt er fort, „Sie sind niemals geliebt worden und werden es auch nie werden, nachdem Sie sich die süße Frucht (Calyst) versagt haben, die der Zufall Ihnen noch an der Pforte der Frauenhölle (Neige der Jugend) geboten hat."

Bei dem falschen Spiel, das die beiden Damen mit einander spielen, und wobei es zu sehr heftigen Scenen kommt — der Autor nennt Beatrix Rede „so giftig, daß er sie nicht wiederzugeben vermöchte," handelt Calyst anfangs ganz nach den Vorschriften der Felicitas, d. h. er spielt den Kalten gegen Beatrix und schließt sich stundenlang mit ihr (Felicitas) ein, wobei er liest und sie raucht. Ich darf bei dieser Gelegenheit dem Leser nicht vorenthalten, w i e Felicitas beim Rauchen zu Werke geht. Sie füllt nämlich ein Narghila, eine Pfeife aus Persien, die ihr der türkische Gesandte zum Geschenk gemacht, mit wohlriechendem Tabak, und berührt diesen ganz flüchtig mit einer in Opium getauchten Federspitze.

Nach einiger Zeit faßt der junge Mann Verdacht, und fängt eine heimliche Correspondenz mit Beatrix an, die sich durch seine Liebesgluth geschmeichelt und angezogen fühlt, ihn aber grausam durch Gunstbezeugungen hinhält, die nur immer in sehr kleinen Dosen gereicht werden. Die beiden Damen und Calyst verabreden eine gemeinschaftliche Tour nach der nahen Halbinsel Croisic (die so schön ist, daß sie, wie Balzac sagt, auch dem b l a s i r t e s t e n R e i s e n d e n auffallen muß); auf einem Granitfelsen macht, während Felicitas sich absichtlich entfernt hat, Calyst Beatrix eine leidenschaftliche Erklärung, und stürzt sie, da er wieder eine ausweichende Antwort erhält, ohne Federlesens den Felsen hinab; sie bleibt aber unterwegs hängen und er rettet sie mit Gefahr. Dieser Streich, bei dem man nicht weiß, wen man wahnsinnig nennen soll, Calyst, der ihn ausgeführt, oder Balzac, der ihn ausgebrütet hat, wird von den Damen charmant und von Niemand anstößig gefunden. „Habe ich es Ihnen nicht gesagt, Calyst, sagt Beatrix witzig und zärtlich, daß Ihr Männer uns Glück versprecht und uns dann in den Abgrund werft?"

Balzac selber vertheidigt ihn in folgender Weise S. 304: „Die spröden, magern und zierlichen Frauen wie Beatrix, diese Frauen, deren Nacken eine sichtbare Knochenwölbung zeigt, die ihnen einige Aehnlichkeit mit der schlanken Giraffe giebt, haben eine Seele so kalt und bleich wie ihre hellfarbigen, grau oder grünlich glänzenden Augen. Um solche Kieselherzen zu schmelzen, zu beleben, ist ein zündender Donnerschlag nöthig. Für Beatrix hatte die Liebeswuth und der Mordanfall des schönen Calyst die Wirkung eines solchen Donnerschlags, dem nichts widerstehen kann, und der die widerspenstigsten Naturen beugt."

Diese Stelle ist auch noch in einer andern Weise für Balzac bezeichnend, indem sie ein Beispiel von seinem Materialismus liefert, der den Charakter aus der Körperbeschaffenheit ableitet, und von Menschen wie von Thierarten spricht.

Calyst ist Beatrix seitdem näher gerückt, aber noch immer gelangt er nicht zum Ziele. Da erscheint Conti wieder, dessen Oper durchgefallen und der vor einem Witz-

worte des Claudio flieht, das in Paris von Zunge zu Zunge geht: „Es ist hart, seinen Ruhm und seine Geliebte auf einen Schlag zu verlieren.“ Er lockt geschickt dem Jüngling sein Geheimniß ab, und zwingt die Marquise, die ihm aus Furcht vor dem Gerede der Welt folgt, ihm nach Paris zu folgen. Calyst erkrankt vor Liebesweh; der sterbende Vater mahnt ihn, Beatrix nachzureisen, um Heilung zu gewinnen; zugleich muß er ihm aber auch geloben, sich zu vermählen, damit sein Name nicht aussterbe. Die alte Zephirine, sowie der Capitain du Halga, statten ihn mit ihren Ersparnissen für den Aufenthalt in der Hauptstadt aus. Seine Mutter und Felicitas bringen ihn nach Paris; er sieht aber seine Geliebte nicht, und wird von Fräulein des Touches mit einer Verwandten, der Tochter einer Herzogin von Grandlieu, vermählt. Felicitas geht ins Kloster, vermacht ihm die Hälfte ihres Vermögens und schreibt ihm einen tugendhaften Brief, worin sie höchst erbaulich von ihrem verfehlten Leben und von den wahren Pflichten einer Frau spricht.

Damit hält sich der Autor sein Gewissen rein. Freilich klingt der Schluß gleich hinterdrein sehr sonderbar, wo es heißt: „Beatrix lebt noch immer in der Seele Calyst's, und es ist unmöglich vorauszusehen, welcher Unstern durch das Wiedererscheinen der Marquise über diesem jungen häuslichen Glücke aufgehen könnte.“

Da Sie Ihren Roman so plötzlich abbrechen, Herr Balzac, will ich dem Leser sagen, wie es weiter geht. Paris ist groß, lieber Leser, aber sie werden sich finden; Calyst wird Beatrix gewinnen, denn er wird nun auch abgefeimt, wie die Andern. Er wird sie aber auch wieder verlassen; denn Liebe à la Balzac hält keinen Stand; er wird Andre gewinnen, zwei, drei, ein ganzes Dutzend; Duelle werden Statt finden, dazu etwas Moral und viel geschminkte Schlechtigkeit, und das Ganze wird nur eine ewige Variation sein zu dem erhabnen Liede: „Ich bin liederlich, Du bist liederlich. Sind wir nicht liederliche Leute?“

Die Uebertragung ins Deutsche ist leicht und gewandt, wie sich dies von Levin Schücking, der mir als Uebersetzer genannt worden ist, erwarten läßt. Ganz treu ist sie freilich nicht. So ist z. B. im zweiten Capitel eine auf die Familie Guaisnic bezügliche Stelle verstümmelt: Les Guaisnic, heißt es, sont vieux comme le granit de la Bretagne. Ils ne sont ni Francs ni Gaulois: ils sont Bretons, ou pour être plus exact, Celtes. Ils ont dû jadis être druides (Priester bei den celtischen Völkern, die selbst dem Adel vorangingen und eine weltliche Oberherrschaft führten), avoir cueilli le gui (Mispel) des forêts sacrées et sacrifié des hommes sur les dolmins (wahrscheinlich in Ringform gelegte Feldsteine, dergleichen sich noch in England und Frankreich finden, an denen Gerichtstage und Volksversammlungen gehalten wurden).

Von der letzten Periode hat der Uebersetzer bloß die Worte „Ils ont dû jadis être druides“ übersetzt, weil er, scheint es, an den dolmins angestoßen ist.

Ebenso lückenhaft ist eine andre Stelle im zweiten Capitel übersetzt, die von dem Wappen des alten Barons handelt: Il (der Wappenschild) était comme au jour où les croisés du monde chrétien inventèrent ces symboles pour se reconnaître; les Guaisnic ne l'ont jamais écartelé (in vier Felder eingetheilt), il est toujours semblable à lui-même; *comme celui de la maison de France que les connaisseurs retrouvent en abîme ou écartelé, semé dans les armes des plus vieilles familles.* Hier fehlen die durch Cursivschrift hervorgehobnen Worte, wahrscheinlich, weil der Uebersetzer nicht wußte, was en abîme in der Wappenkunde bedeutet. Man gebraucht diesen Ausdruck von denjenigen Partien des Wappenschildes, welche eingesenkt sind, und hat dafür den deutschen Kunstausdruck: „im Herzen.“

Auch die gleich darauf folgende Beschreibung des Hauses ist lückenhaft in der Uebersetzung, obgleich sich keine Schwierigkeiten darbieten; einem Uebersetzer ist es aber nicht gestattet abzukürzen, selbst wenn die Sache dabei gewinnen sollte. Wo bliebe sonst die Grenze zwischen Uebertragung und Bearbeitung?

Der Hauptvorwurf, den ich übrigens dem Uebersetzer mache, besteht darin, daß er überhaupt diesen Roman auf deutschen Boden verpflanzt hat. Wozu noch die Verbreitung solcher Bücher? Leider aber fragen Uebersetzer und Buchhändler nur: Werden wir das Buch verkaufen? Ist ein solcher Geschmack oder gar ein solches Leben bei einem Volke historische Thatsache, so ist es ohne Zweifel von der höchsten Wichtigkeit, sie in Betracht zu ziehen und über ihre Quelle und ihre Consequenzen sich klar zu werden; aber einen solchen Geschmack und ein solches Leben aus Paris nach Deutschland, welches ja wohl ganz oder wenigstens zum größten Theil in diesen, wie in andern Dingen Provinz geblieben ist, zu übersetzen, ist ebenso wenig wünschenswerth, als es im Ganzen möglich sein wird. Die emancipirten und berühmten Weiber gedeihen in Deutschland glücklicher Weise nur sehr sporadisch.

Dr. K. A. Mayer.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 87. 13. April. 1842.

Das Phänomen der jetzigen Lyrik.

Es war allerdings eine höchst naive Zeit, die sich durch die Lieder, welche damals gesungen oder gepfiffen wurden, charakterisiren ließ. Aber sollte nicht überall und namentlich auch gegenwärtig der vorherrschende Gedanke des Tags wenigstens an ähnlichen Zeichen zu erkennen sein?

Wir meinen: ja! nur möchten wir uns, so sehr wir auch die Publicität lieben, doch die Erlaubniß erbitten, vom Gassenhauer, dieser allerdings sehr öffentlichen Lyrik in unsrer seidnen Zeit, absehen zu dürfen. Denn wenn man die Melodien aus Zaar und Zimmermann, aus dem Nachtlager von Granada und Fra Diavolo vom Morgen bis Abend auf den Straßen dudeln hört, so läßt das freilich auf den artigen Geschmack derer schließen, die eben von Morgens früh bis Abends spät auf der Gasse liegen. Allein die Liebhaberei dieses „süßen Pöbels" ist doch gar zu flüchtig, local, subaltern, und wir können diese hoffnungsvolle Jugend unmöglich als den Stimmführer im Concert der sechsunddreißig Bundesstaaten gelten lassen. — Das Lied zu Guitarre und Clavier hatte, obgleich sich immer das Gemüth der Geselligkeit, des häuslichen Friedens, der häuslichen Lust auf dieser Welle wiegen kann, bei uns niemals die Bedeutung wie etwa in Spanien oder Italien oder auch in Frankreich; und selbst ganze Singvereine, die seit Kurzem immer mehr Sitte werden, haben bis jetzt weder eine nationale Färbung bekommen, noch gehen sie aus irgend einem nachhaltigen Enthusiasmus hervor. Sie zeigen allerdings, wie der Sinn für Associationen wieder erwacht; sind aber selbst die zeit- und duftlosen Blüthen des aufs Neue ausschlagenden Stammes. Diese Singvereine sind ein schwächliches Gewächs. Man singt und musicirt, um der unangenehmen Nothwendigkeit überhoben zu sein, etwas denken und sprechen zu müssen, um die deutschen Winterabende auszufüllen, um einen guten Vorwand zu haben, im Frühjahr eine Waldpartie mit Butterbrot und sinniger Unterhaltung zu veranstalten, recht vergnügt zu sein und jedesmal eine Melodie allerliebst, wunderschön und — es kommt auf die Vortragenden an — recht artig zu finden; der Text, welcher sonst bei allen gesanglustigen Völkern die Hauptsache ist, kommt dann weniger in Betracht. Haben sich deßhalb Liederkränze und ganze Liedertafeln in irgend ein Schlummerlied oder „Käferlied" förmlich verliebt, so macht das der bestimmten Gesellschaft unter Umständen alle mögliche Ehre; doch ist dieser Geschmack und diese Stimmung ebensowenig für allgemein, durchgreifend und dauerhaft zu halten als obengenannte Straßenklänge. Unsre Lebensweise ist zwar so umfassend und mannigfaltig, daß darin materielle und himmlische, nur hingehauchte und derb sinnliche Bestrebungen, Tanzkunst und Kochkunst und wie die Künste alle heißen mögen, ohne sich anzufallen oder in delicate Reibungen zu gerathen, neben einander liegen können; und sollte sich ihr Blüthenstaub auch etwas verwischen, so haben auch die daraus entspringenden Bastardfrüchte und tauben Nüsse ihren Werth — für den Naturforscher. Da übrigens in Deutschland so viele Menschen noch mehr Zeit als Geld zu verthun haben, so lasse man sie. Immerhin mag auf die leichtgeflügelten Genüsse lieber einige Sorgfalt verwendet werden, als daß die große Welt Langeweile leidet. Neben dem Zollverein und der Repräsentativverfassung mögen auch Franz Lißt und die Redoute, der Cultus des Ballets und Tholuck's neben den Eisenbahnen, dem Dombau und der deutschen Flagge berücksichtigt werden. Der Zeitgeist hat weite Taschen; er führt alle jene niedlichen Ergötzlichkeiten und supranaturalistischen Näschereien neben den ernsthaftern Bestrebungen und gröbern, körnigern Gedanken mit sich. Indeß daß er vorzugsweise gesang- und pfeiflustig sei, kann man nicht sagen. Trotz unsrer schönsten Opern und der Menge der herrlichsten Compositionen, die uns immer aufs Neue mit der Champagnerlust der Töne berauschen, ist doch die Stimmung Aller, die gegenwärtig ein Wörtchen mitzureden haben, keineswegs eine sich im Reich der Töne ausschließlich oder auch nur hauptsächlich bewegende. Nein, auf einem verwandten, aber doch sehr davon verschiednen Gebiete tummelt sich der Lieblingsgedanke deutscher Männer. Derselbe sucht ein andres Vehikel als sonoren Tenor und schwingende Saiten. Wenigstens ist das ganze Gebiet der schönen Kunst, die Hallen der Sculptur und Malerei, die Schöpfungen der Architektur eben sowohl zu berücksichtigen, wenn man den Geschmack der Zeit messen will. Und besonders ist die Poesie die „dynastische" Kunst, welche dem Bewußtsein der Gegenwart von ästhetischer Seite den reichsten und entsprechendsten Inhalt giebt.

Wie lange die edelsten Geister gerungen haben, um die deutsche Poesie auf gleiche Stufe mit andern Völkern zu erheben und hier einigermaßen selbständig zu befestigen, bedarf hier keiner Wirderholung. Ebenso wenig braucht noch bewiesen zu werden, daß sich mit dem Anfange dieses Jahrhunderts die deutsche Nationallitteratur als das Ergebniß unsrer universellen Bildung, als das Ergebniß unsrer Wissenschaft und unsres vielfach bewegten Lebens mit der Verdichtung, Bestimmtheit und Klarheit herausstellte, daß von da eine neue Epoche unsrer Cultur anhebt. Von da an hat unsre Poesie eine Kraft gewonnen, daß sie als das Barometer jeder leisesten Bewegung, wie des Sturms unsrer Geistesatmosphäre betrachtet werden darf; daß sie die Schwäche, wie den Aufschwung unsers ganzen ideellen Strebens aufs Feinste nüancirt und charakterisirt, und so weit war sie in die Adern der Nation gedrungen, daß schon Schiller auf den gekräftigten Tact für das Schöne rechnen zu dürfen glaubte, um von da aus auf ästhetischem Wege die weitre religiöse, sociale, politische Erziehung unsres Volks anzugreifen und zu fördern. Jede andre Nation würde das mindestens komisch finden: bei uns idealistischen Deutschen ist das ganz in der Ordnung. Schiller hatte darin einen sichern Blick, daß er seinem Volke von Seiten seines Müßiggangs beizukommen trachtete, da es sich bei seiner Arbeit, seinen Geschäften, seinem „Dienst" nicht aus dem zwar sehr bedächtigen, aber dessenungeachtet unbehilflichen Schlendrian und Philisterthum zu einem vorurtheilsfreien, klugen, umsichtigen Denken über sich selbst aufrütteln läßt. Wirklich ist es bei keiner andern Nation schwerer zu unterscheiden, ob dieselbe arbeitet, um mit desto größerm Behagen und Comfort auszuruhen, oder ob sie ausruht, um wieder desto angestrengter zu arbeiten. So viel ist ausgemacht, ruhen wir einmal, so sind wir auch da ein ganz curioses Volk. Wir wissen die sechs noblen Passionen wohl auszubeuten, aber selbst unsre öffentlichen Vergnügungen haben etwas Heimliches. Unser Theater ist gegen das französische oder spanische gehalten ein wahres Trappistenkloster. Der Deutsche findet seine süßesten Stunden in der Einsamkeit und schreibt er auch keine Quartbände mehr über eben diesen Gegenstand, so flüchtet er dahin doch immer aufs Neue, um sich selbst wieder zu finden. Da ist er liebenswürdig, einfach, traulich; er ist der Supplik zugänglich, den Frauen, der Poesie. Sollte er da nicht endlich geneigt sein, das, was er schön nennt, auch wahr, unwiderstehlich wahr zu finden, um sich, nicht bloß wenn hohe und höchste Herrschaften vorbeifahren, plötzlich vom Sopha zu erheben, den Schlafrock abzuwerfen, sondern auch für eine hohe und höchste Idee in Enthusiasmus zu gerathen und in die Schranken zu treten?

(Fortsetzung folgt.)

Gutzkow's Patkul auf der oldenburger Bühne.

Irren wir nicht, so ist ein neues deutsches Drama im Anzuge, das Drama des durchgebildetsten Volks der Erde, das sich in der Weltlitteratur auf den Thron zu setzen bestimmt ist, wenn es zugleich seine Aufgabe, sich zur welthistorisch geltenden Nation zu bilden, erfüllt. Freilich, wenn dies Volk den Spruch des alternden Goethe wahr machte:

„Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens!
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus!"

wenn die Deutschen sich über die einfache Wahrheit, welche alle Blätter der Weltgeschichte predigen, verblendeten, wenn wirklich der Quietismus jenes Zurufs unsre Ueberzeugung würde und wir thöricht gnug wären, uns weiß machen zu lassen, daß es ein Volk je gegeben habe oder geben könne, welches ohne politisch ausgebildete Nationalität, ohne historisches Selbstgefühl zu wahrhaft „freier Menschenbildung" gelangen könne — dann werden wir allerdings auch auf jenes Drama verzichten und uns begnügen müssen, die abgelegten Röcke des bürgerlichen Schauspiels neu gewendet und gebügelt uns auf den Leib unsrer Familienempfindungen und Privatzustände zuzuschneiden. Aber nein! lieber wollen wir der Goetheschen Paränese mit einer Frage begegnen und ihm zurufen:

Goethe, wir ehren dein Wort, doch sag' uns, Bewundrer der Griechen,
Warum hellenischer Geist freieste Menschlichkeit zeigt?

In der Fülle seiner gottbegabten Jugend, damals, als er fertig und gerüstet wie Pallas Athene aus dem Haupte des Donnerers, aus dem gedankenschweren Haupte des deutschen Volksgeistes in freudiger Schöne hervorsprang, damals empfand der Jüngling Goethe seinem Meister Shakspeare gegenüber, daß Deutschland ein Staatsleben haben müsse, wenn es eine Litteratur, wenn es ein seiner würdiges Drama haben wolle. Damals empfand er es, daß, wie Gervinus es so unübertrefflich schön ausdrückt, „nur wo sich die Dichtung auf den großen Markt des Lebens wagt, das Gefahrvollste und Größeste zu ihrem Gegenstande zu nehmen nicht scheut, mit den öffentlichen Zuständen Bund macht, und mit dem Leben selber rivalisirt, nur da sich ächter Waizen aus der Spreu sondert," und daß, „während bei uns das dürftige Talent mit dem ächten Genius in einerlei Joch geht, unter freiern Ordnungen dem Laufe freie Bahn gegeben ist, auf dem sich die Kraft von dem Unvermögen scheidet."

Dieses Bewußtsein, welches der alternde Mann verlor, und zu dem er doch in den letzten Lebenstagen wieder mit jenem Bekenntniß zurückkehrte, „daß er der Nation die Umwälzungen nicht wünschen möge, welche in Deutschland classische Werke hervorbringen würden," dieses Bewußtsein ist bei der gegenwärtigen Generation vollständig in Saft und Blut übergegangen. Was von Lyrik seit dem Wendepuncte des Jahres 1830 einen bleibenden Nachhall im Herzen der Nation gefunden hat, ist von diesem Bewußtsein getragen und erfüllt. Der Roman in seinen tüchtigsten Gestaltungen hat es als seine Basis gewonnen und mit Vorliebe die Wahl seiner Stoffe getroffen. Der Druck einer offen und heimlich wirkenden, in der letzten Hälfte des verfloßnen Jahrzehends immer sichtbarer hervortretenden Reaction hat den Gegendruck nur gesteigert, und was dort an Schwere hinzugefügt, ward hier an Elasticität gewonnen. Ja es giebt kaum ein Feld der Litteratur, welche hier in Betracht kommt, auf welches nicht dieses Bewußtsein mehr oder minder eingewirkt und seine Consequenzen

hervorgetrieben hätte. Die Poesie beginnt sogar in demselben Augenblicke, wo ihr der erste große Geschichtschreiber unsrer Nationallitteratur diesen Weg als den nothwendigen vorzeichnet, zur schwertscharfen politischen Satyre einen Berangerschen Anlauf zu nehmen.

Aber unendlich tiefer als das Lied, das flüchtige, und der geschärfte aber leichte Pfeil des witzigen Epigramms, dringt das Drama und seine lebendige Verkörprung durch die Bühne in das Herz des Volkes. Man wußte wohl was man that, als man in der Stadt, „die so manches Uebels Quell", wie Platen strafend sang, „Clauren's Albernheiten" protegirte, und „Schiller's Tell" verbot. Denn die Bühne ist die „politische Kirche", oder wenn das zu anstößig klingt, der „politische Tempel" der Nation, wo sie sich an dem eignen Werthe und der eignen Größe ihres Geistes zur Begeistrung für das Ideale auferbaut. Durch sie hat Shakspeare, wie einst Aeschylus, seinem Volk zum Bewußtsein seiner selbst und damit zu seiner welthistorischen Ehre und Herrlichkeit verholfen. Und der deutsche Dichter, der einst ihr mit den Schwingen eines schöpfrischen Genius die Reinheit und die stählerne Energie eines großen Charakters zum Opfer darbringt, wird auch Deutschlands Shakspeare werden und seinen Namen unverlöschbar in die ehernen Tafeln der Weltgeschichte eingraben.

Doch ehe dieser rechte Spielmann kommt, der die Saiten der Harfe des deutschen Geistes mit vollen Schlägen ertönen läßt, wollen wir auch denen unsern Dank und unsre Anerkennung nicht versagen, welche als seine Vorläufer ihm den Weg zu ebnen in der Gegenwart beflissen sind. Zu diesen gehört aber Karl Gutzkow mit seinem neuesten Trauerspiele Patkul, mag man auch an dem Werke selbst noch so viel auszusetzen finden.

Es ist beachtungswerth, daß Gutzkow, von den Abstractionen psychologischer einseitiger Beobachtung im „Richard Savage" ausgehend, durch die schon mit den Farben des politischen Lebens tingirten Herzens- und Familienconflicte im „Werner" hindurch in seiner dritten dramatischen Production gleichsam dem Zuge des Geistes der Gegenwart folgend, sich dem historischen Elemente zugewendet hat. Es ist uns, weil unbekannt, gleichgiltig, ob der Dichter sich selbst dieses Fortschreitens als eines solchen bewußt, ob er, bei der Wahl der Stoffe in dieser Reihe, der Erkenntniß oder dem Instincte der Ahnung folgte. Ein Fortschritt liegt jedenfalls unverkennbar vor. Die Affecte der Familienempfindung, die Schranken und Hemmungen des bürgerlichen Lebens, die Unterschiede der Stände u. s. w., das Alles ergreift nicht mehr unser Innerstes mit voller Macht, und hat jetzt jedenfalls ein untergeordnetes Interesse, in einer Zeit, „wo die Gewalt der Convenienz, Mißstand und Unnatur des Privatlebens so gebrochen ist, daß es den Mann von Geist und Energie nicht mehr unterdrücken kann," und wo Motive der Art, wie sie noch in Goethe's Werther von großer Bedeutung waren, poetisch unbrauchbar, weil in der Wirklichkeit ohne wahre Realität, sind. In der Gegenwart, wo endlich auch bei uns die Menschen beginnen zu wollen was sie wissen, wo das Denken selbst geschichtliches Handeln zu werden sich anschickt, wo das Individuum sich nicht mehr nur als Mensch in abstracto oder etwa als Glied einer Familie, eines beschränkten bürgerlichen Verbandes, und dem Staate gegenüber als eine regierte, gouvernirte und resp. besteuerte atomistische Monas fühlt, sondern sich als einen wesentlichen und berechtigten Mitfactor des Staatslebens und der Geschichte zu wissen beginnt, jetzt sind auch die Interessen, welche ihm in der Kunst und näher im Drama an das Herz dringen sollen, auf einem andern Gebiete zu suchen. Das Volk, dessen Individuen sich allmälig auf diese Stufe erhoben haben, verlangt, daß das, was ihm in der Kunst das Innerste bewegen soll, ihm seine wirklichen geistigen Interessen auf dem ewigen Boden der Geschichte vorführe. Und der Poesie im Drama erwächst so die Aufgabe, den Conflict und Kampf der großen Gegensätze der Gegenwart auf diesem Boden darstellend zu verklären, und das, warum es sich handelt, aus dem einzelnen Bewußtsein des denkenden Genius in das allgemeine der Nation überzuführen und mit Begeistrung auszusprechen, was dumpf in den Vielen gährend das gestaltende Wort nicht zu finden vermag.

Gutzkow hat seinen Stoff aus einem Abschnitte der Geschichte der neuern Zeit gewählt, von der der männlichste unsrer Historiker, Schlosser, sagt: „Wenn sich je der Jammer willkürlicher Herrschaft der Fürsten und ihrer Minister zeigte, so zeigte er sich damals (zu Anfange des 18. Jahrhunderts) in ganz Europa." Wir befinden uns am Hofe Friedrich August II., des Zeitgenossen der beiden Friedriche von Dänemark und Preußen, der Könige ihres Adels und Hofes. Unter ihnen war der sächsische Louis quatorze im Guten und Schlimmen der Bedeutendste. Schon diese Erscheinung durch das historische Drama zur Anschauung zu bringen, verlohnte sich der Mühe in einer Zeit, wo mit aller Macht in der endlichen Persönlichkeit des Regentensubjects die absolute Zusammenfassung des gesammten Staatsbegriffs als das Heil der Welt der Geschichte und dem Bewußtsein des Geistes zum Trotz hypostasirt werden soll. Denn mehr noch als der Geschichtschreiber ist der Dichter der Lehrer seiner Zeit, und auch hier gilt das alte Wort des griechischen Denkers: *ἡ δὲ ποίησις φιλοσοφώτερον καὶ σπουδαιότερον ἱστορίας.*

In diese Welt also führt uns Gutzkow ein. Es ist die Zeit, wo die nach dem Beispiel Ludwig's XIV. in Schweden und Rußland von Karl XI. u. XII. und Peter dem Großen niedergeworfne Aristokratie vergebliche Versuche machte, sich gegen den Druck des militärisch despotischen Absolutismus, der sie in ihren Lebenswurzeln angriff, zu erheben. Der Vertreter dieses Kampfes in seinem Vaterlande Liefland war Reginald von Patkul. Karl XI. von Schweden war es, der von dem Momente seiner Volljährigkeit an mit eiserner Consequenz das Ziel der unumschränkten Monarchie verfolgte und der Oligarchie des hohen Adels alles Unheil und alle Zerrüttung, welche ihr Regiment über Schweden gebracht hatte, mit Zinsen zurückgab. Durch die bekannte Maßregel der Reduction aller seit Christinens Zeit verschleuderten und in den Händen des Adels befindlichen Krongüter brach er alle Macht und Ansehen des Adels mit einem Schlage. „Er ward der Rächer des Volks; er vergalt der Oligarchie, was sie während seiner Minderjährigkeit gesündigt; und obgleich er, namentlich in Liefland, ungerecht und willkürlich verfuhr, da er weder die Rechte noch die Stände und Verfassungen dieser Provinz achtete, so ward er doch dadurch zum Retter des zerrütteten Reichs, das durch ihn im Innern gekräftigt unter seinem Nachfolger Karl XII. sogar für einige Zeit als nordische Weltmacht wieder in die Geschichte eintrat." Als Führer nun in dem Kampfe, der sich von Seiten der liefländischen Aristokratie gegen diese Gewaltschritte des schwedischen Lehnsherrn erhob, stand Patkul an der Spitze. Im guten Glauben an die Gerechtigkeit der Sache, für welche er kämpfte, für die Freihei-

ten und Privilegien seines Geburtslandes, oder, was damals wenigstens identisch war, seines Standes, der liefländischen Ritterschaft, ward er zum Märtyrer, indem er das einseitige Recht corporativer Genossenschaft einer eben so einseitigen aber historisch schwer wiegenden und durch die politische Uebermacht verstärkten Berechtigung gegenüber mit edler mannhafter Gesinnung zu vertreten wagte. In Schweden mit offenbarer grausamer Ungerechtigkeit zum Tode verurtheilt und bei seiner Flucht geächtet, ging er in die Schweiz, wo er sich unter dem Namen Fischering verborgen hielt und mit der Feder seinen Unterhalt suchte. Als nach Karl XI. Tode dessen Nachfolger Karl XII. sein Gesuch um die Zurücknahme des gegen ihn gesprochnen Urtheils von sich wies und somit die letzte Aussicht zur Rückkehr in sein Vaterland auf dem Wege des Rechts und der Gnade geschwunden war, erst da trat er, durch Flemming mit Friedrich August von Sachsen und Polen, der sich im Stillen zum Angriffe gegen Liefland bereitete, bekannt gemacht, als offenbarer Gegner Schwedens auf. Zum Geheimenrath und Generalmajor ernannt nahm er von 1698—1702 an den gegen Schweden gerichteten Unternehmungen in den Ostseeprovinzen thätigen Antheil, während er zugleich in Druckschriften die Ungerechtigkeit des schwedischen Verfahrens gegen ihn bekannt machte und als Bestätigung die Responsa von zwei Rechtsfacultäten drucken ließ. Bald indessen gewann er die Ueberzeugung, daß Friedrich August nicht der Mann sei, von dem er das Gelingen seiner Pläne erwarten könne. Er schloß sich an Peter von Rußland an (1703), von dem er zum Geheimenrath und Generallieutenant ernannt wurde. Hier war er mit aller Energie des Charakters, die durch seltne Kenntnisse und politische Einsicht unterstützt ward, in dem nordischen Kriege gegen Karl XII. thätig. Namentlich benutzte er seine Stellung als russischer Gesandter und Befehlshaber des russischen Hilfscorps in Dresden, um den leichtsinnigen Friedrich August, den ein Interesse der Neigung an ihn gefesselt und die Reinheit seines Charakters und seiner Sitten mit Achtung erfüllt zu haben scheint, zur Thatkraft zu spornen. Von dem letztern selbst aufgefordert, ihm rückhaltslos die Wahrheit über seine Lage zu eröffnen, enthüllte er in einem eignen Memorial ihm freimüthig den Abgrund, an den ihn der eigne Leichtsinn, die bodenlose Verschwendung und die Gewissenlosigkeit seiner Minister, namentlich seines Günstlings Flemming gebracht, und gab als letztes Rettungsmittel Sachsens an, sein Ministerium zu entlassen. Mit diesem Schritte war, wie er selbst am Schlusse jener Schrift es ahnend ausgesprochen hatte, sein Geschick entschieden, welches als allgemein bekannt hier nicht weiter ausgeführt zu werden braucht. Die Rachsucht der Creaturen August's, welche des Königs Schwäche und seine verzweifelte Lage dem siegreich in Sachsen eingedrungnen Karl XII. gegenüber, benutzten, lieferte den unglücklichen Mann seinem erbitterten Feinde aus, der ihn mit kannibalischer Grausamkeit hinrichten ließ (zu Kazimircz den 11. October 1707).

Man sieht auf den ersten Blick, daß hier weit eher der Stoff zu einem Romane, dem modernen Epos, als zu einer Tragödie vorliegt, und das Drama, mit dem wir es jetzt zu thun haben, wird uns diese Wahrheit bestätigen. Wir sind in der ersten Scene des ersten Acts am sächsischen Hofe im Vorgemache der Kurfürstin. Zwei Hofdamen, deren eine Anna von Einsiedel, die heimlich Verlobte Patkul's (historisch Anna Sophia, Tochter des dänischen Gesandten von Rumohr, Wittwe des Oberhofmeisters der Kurfürstin Hans von Einsiedel), eröffnen die erste Scene damit, daß sie durch Vorlesung einer kurzen Selbstbiographie Patkul's den Zuschauer mit den Antecedenzien des Helden bekannt machen. Diese Scene ist knapp und kurz behandelt und vortrefflich gelungen. Sie war absolut nothwendig, da das Hauptinteresse an Patkul als an seine frühern Lebensschicksale geknüpft außerhalb des Stücks liegt und seiner historischen Breite wegen nicht anders an den Zuhörer gebracht werden konnte, bei dem auf eine Vertrautheit mit diesem historischen Detail einer nicht weltgeschichtlich bedeutenden Persönlichkeit nicht zu rechnen war. Ob nicht der Dichter besser gethan hätte, in einem eignen Acte, einem Vorspiel, Patkul in jener seiner ersten entscheidenden Wirksamkeit dem Schwedenkönige gegenüber als Vertreter seines Volks darzustellen und an den Schluß dieses ersten Abschnittes die tragische Wendung seines Lebens anzuknüpfen, lassen wir für jetzt dahin gestellt. —

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 88. 14. April. 1842.

Das Phänomen der jetzigen Lyrik.

(Fortsetzung.)

Dem Werth der Kunst wird in den Augen der wahren Könner und Kenner nichts abgedungen, ihre hohe Bedeutung bleibt dieselbe, selbst wo ihr Verhältniß im Zusammenhange des Lebens der ganzen Nation noch ein untergeordnetes ist. Sie bleibt der Altardienst des Lebens, der alles Dasein verklären, verschönern, vergeistigen soll. Sie schafft vor wie nach, bei uns wie bei den Griechen, den Gott, welchen wir verehren. Die Schwachen erschrecken noch vor diesem Gedanken, weil sie ihn nicht begreifen oder zu begreifen wagen: aber unterworfen sind wir ihm schon Alle. Denn wer könnte es noch läugnen, daß die Kunst durch die Läutrung und Sättigung des ästhetischen Sinnes schon längst auf die Stärkung der ganzen sittlichen Natur hingewirkt habe und immer mehr darauf hinarbeite, je mehr sie über die Negation des Gemeinen, Dumpfen, Unwahren, Geistlosen fortgeht zur Position des Schönen, des Beseelten, des Wahren und Freien. Durch das feste, sichre Ausdenken aller der Gedanken, zu welchen das gemeine Bewußtsein nur fragmentarisch hinandenkt, befestigt sie die neue Welt vor der Phantasie als fertig, als verwirklicht, während die historische Gewißheit sich weit langsamer, durch Massenhaftigkeit gehemmt und verschleppt, entfaltet: jedenfalls aber eben dorthin gelangen muß, wohin die Kunst, wenn sie die ächte war, den Vorsprung nahm. Wie hier die Poesie mit der Wissenschaft, mit der Theorie im Gegensatz zur Praxis Hand in Hand geht, mag unerörtert bleiben. Aber daß ihre Uebereinstimmung die sicherste Probe der Richtigkeit sei, ist historisch und philosophisch längst außer Zweifel gesetzt.

Es ist eine interessante Beobachtung, dem Gange der Entwicklung zu folgen und zu sehen, wie die irritative Kraft unsrer Nationallitteratur sich zunächst auf die Befreiung der verzopften Sitte warf, im Bereich des Anstands der Gesellschaft, der Würde des Individuums, der aufrichtigen Entfaltung des einzelnen Charakters und einfacher und natürlich gerechter Familienverhältnisse wirklich aus dem Buche ins Leben drang. Die Grazien gewöhnten sich an das nördliche Klima. Und Goethe hat hier gewissermaßen das Ministerium des Hauses geleitet, das ihm viel verdankt. Ging er in mancher Hinsicht auch zu weit, so daß es nur eines Schrittes noch bedurfte, um in Leichtsinn und Frivolität auszuarten und seine Nachfolger diesen Schritt auch richtig thaten, so ist dieses Auftreten im Ganzen für uns doch ein Gewinn, indem durch die Excesse hindurch die wahrhaft schöne und freie Bewegung erzwungen wurde. Das Steife und Sklavische der Etikette und die Verstellung und Verdrehung der einfachsten und reinsten Beziehungen der Geschlechter und der Stände, in die unser Volk eingeschnürt war, sind verbannt. Der geistlose Ernst hat weichen müssen und ein einendes Vertrauen auf allgemeine Bildung und die Voraussetzung gegenseitiger Achtung ist an die Stelle getreten. Die ästhetische Bildung hat mit einem kühnen Griffe den Widerspruch, welchen die christliche Moral nicht zu lösen vermochte, zwischen gottseliger Enthaltsamkeit und dem ewig jungen Wunsche zu genießen, durch einen vernünftigen Gebrauch der Lebensgüter gehoben. Asketen werden glücklicherweise nicht mehr bewundert. Die Sitte hat, indem sie die freie Selbstbestimmung freier Menschen wieder anerkannte, eine inhaltsreiche Harmonie angenommen, man möchte sagen eine ächt klimatische, zugleich ganz moderne in dem Sinne, als sich diese mit Grund von aller frühern, wenn auch fast stillschweigenden doch starr gewordnen Uebereinkunft als vom Veralteten losgemacht hat, so daß wir in dieser Hinsicht keineswegs mehr im Griechenthum oder sonst wo die Muster zu suchen brauchen. In Hinsicht des socialen Verkehrs sind wir gleich weit entfernt von französischer Raffinerie, englischer Verschlossenheit, spanischem Stolz, italienischer Verstellung und slavischer Kriecherei, um eben dadurch eine rechte deutsche Selbständigkeit erlangt zu haben, die uns eine rüstige, leichte, entschiedne Entwicklung auch für die Zukunft zusichert.

Das wieder erstarkte Selbstvertrauen, womit der Mensch dem Menschen entgegenzutreten berechtigt ist, in sich selbst zu einer gewissen Ruhe gekommen, indem es sich endlich von selbst verstand, trieb den Gedanken sogleich weiter. Die Bemerkung wird nicht neu sein, daß unsre größten Dichter sich bald den Ruf des Pantheismus, wenn nicht gar des Atheismus zuzogen. Es ist dies etwas ganz Natürliches, indem jeder sich selbständig fühlende Kopf von der Auctorität sich lossagt, nichts auf Treu und Glauben annimmt, Alles prüft und das ihm Entsprechende behält, den Ballast

bei Seite wirft, selbst denkt, nicht Andre für sich denken läßt. Sogleich muß Alles, was der einzig souveränen Vernunft widerspricht, fallen. Das vorige Jahrhundert hat es weit gebracht und hätt' es den Himmel deutlicher machen können, als der große Heide that, indem er sein Vorspiel im Himmel dichtete und den genialen Frevel beging, den Herrgott selbst auf die Bühne zu bringen? Auch Schiller war kein Christ mehr und Niemand von denen, welche in diesen beiden Herolden der Neuzeit ihre Meister erkennen. Es soll nicht behauptet werden, daß die Poesie selbst den kritischen Proceß vornahm: das that die Wissenschaft; aber die Poesie machte die Gemüther auf die Resultate der Wissenschaft gefaßt, dafür empfänglich, und gab die Möglichkeit, eine Romanze, eine Ballade, den Monolog einer Tragödie herrlicher und erhebender zu finden, als die alten Mysterien unsrer Väter, und die Braut von Korinth oder Mephistopheles und den Schüler erbaulicher als alle Heiligengeschichten. Nach der endlichen Versöhnung des Geistes und der Materie, der Idee und der Form in der neuern Poesie mußte natürlich gleich der Kampf gegen Alles ausbrechen, was diesem wiedergefundnen Bündniß feindlich ist. Bei dem immer hellern Schauen eines unendlich reichen Diesseits, einer ewigen Entwicklung der Dinge, welche im Bereich des Begreifens liegen, war es überflüssig, stets nur nach dem Unbegreiflichen, Unbegrifflichen, angeblich Jenseitigen mit Angst und Zittern ohne alles Resultat zu spähen. Der Geist beruhigte sich bei dem Inhalte und der steten Entwicklung des Geistes, der in den Bereich der Geschichte ohne Phantasmagorien eintritt. Und so wuchs das Selbstbewußtsein gegen die Satzung an. Die Klügern sahen immer mehr, daß sich mit jeder Geburt eines Menschen, mit jedem Frühling, mit jedem Tage dieselbe Offenbarung erneut und daß die ganze Geschichte eine solche ist, von der jede sich ausschließlich für eine höhere Inspiration ausgebende Explication des Geistes negirt wird. Die Menschheit hat ihr Gesetz in sich selbst gefunden, stark und unerbittlich gnug, allen Aufruhr einseitigen Denkens zu bewältigen und im freien, frischen Leben nach allen Dimensionen hin und in der klaren Geburt des Gedankens den Cultus der Gottheit zu sehen.

In zwei Beziehungen wäre also die Theorie der Freiheit so weit praktisch geworden, daß an eine Vernichtung derselben nicht mehr zu denken ist. Daß sie in der Sitte ein Material zu bilden und in der Bildung mit Phantom und Gewohnheit unaufhörlich zu kämpfen hat, im Kunstleben aber immer höhere und höhere Ideen ans Licht treten läßt, ist eben so ihre Explication: Kampf ist hier Leben. Zugleich aber öffnet sich das Feld, worauf der Geist sich neue Bahnen bricht; ganz natürlich sobald das Subject sich in jenen beiden recht festgesetzt hat. Von nun an muß das Ziel des denkenden Menschen sein, über sich selbst und seine subjective Schöpfung hinauszugehen und ins Staatsleben einzutreten: das bestimmte einzelne Völkerleben als das Schiff anzusehen, auf dem wir durch die Welt segeln, als Matrose, Steuermann, Koch oder Capitain, nur nicht indifferent, nur nicht auf dem Boden liegend. Das Völkerleben selbst muß durch alle Einzelne zu demselben schönen Gleichgewicht geführt werden, welches das Individuum, wenn nicht erreicht, doch als erreichbar und erstrebenswerth erkannt hat. Hier beruht die Möglichkeit vorzugsweise auf dem allgemeinen Rechtsgefühle, welches zum Gesetz werden will. Es gilt der politischen Freiheit, die die vernünftige Reciprocität unter vernünftigen Menschen herzustellen hat. Diese Freiheit, schon das Streben der gebildeten Völker im Alterthum und Mittelalter in den verschiednen Ländern, unter den verschiedensten historischen Voraussetzungen, unter den verschiedensten Conjuncturen und Formen konnte nur durch eine metaphysische Denkweise, eine Religion der Resignation, der Demuth, der bloßen Vorbereitung zeitweilig vergessen gemacht werden. Wo der Mann sich als Mann fühlt, da will er nicht bloß mit seiner Familie, nicht bloß mit einem langmüthigen Gott und seinem Himmel, sondern auch als Mann mit Männern zu thun haben. Wo die eigentliche Stammkraft eines Volks wieder zu ihrem Bewußtsein kommt, da rückt die politische Freiheit auch wieder in den Vordergrund des Strebens ein und ist in der Gegenwart so recht der Angelpunct, der Cardinalgedanke der civilisirten Nationen geworden. Sie durchzuckt ganz Europa; hat sich in England am meisten organisch aus den mittelalterlichen, feudalistischen Formen entwickelt; hat sich in Frankreich und Spanien, in Holland, Belgien und Schweden auf dem Wege der Revolution aus der Verstocktheit losgearbeitet und sucht sich in Deutschland, dem Lande der Bedachtsamkeit, des Probirens, der Theorie, auf *friedlichem* Wege geltend zu machen.

Und darauf hat denn die Poesie auch besonders seit Schiller hingearbeitet. Die Nation sollte den lebhaften, raschen, gedankenhaltigen Verkehr der Menschen, die freie Berathung, die gemeinsame That wieder schön finden, um ihre Wohlthaten wieder durch Ausübung zu genießen. Wenn Goethe die Freiheit des Menschen, des Familiengliedes, die Freiheit des Hauses und seiner Attribute erstrebte, so ist Schiller der Vertreter der politischen Freiheit, der Freiheit des Bürgers, der Nation. Alle, die wir uns Deutsche nennen, verdanken dem patriotischen Dichter darin unendlich viel. Nicht daß er selbst allzu vaterländisch gesinnt gewesen wäre: aber er bereitete uns mit gewaltiger Hand darauf vor, es selbst zu werden. Er selbst war noch abstracter Idealist und deßhalb so gut wie Goethe Kosmopolit. Doch unterscheidet er sich von jenem dadurch gar sehr, daß er nicht, wie Goethe, gegen das Volk gleichgiltig war, um die Leidenschaften und Neigungen des Indivi-

dunms zu vergeistigen und mit einzelnen aus der Menge hervorragenden Menschen im Besitz des Schönen, in der Behaglichkeit des Genusses, im Genuß des Behagens zu ruhen: sondern er muß hinaus in die Welt, er läßt das Haus, wenn auch nicht ohne Heimweh, hinter sich, um für nationale Unabhängigkeit, für den Sturz der Tyrannei, für die Gedankenfreiheit, für die Würde des Mannes, für die Rechte der Völker aufzutreten. Schiller schrieb im Bewußtsein einer großen Zeit, während Goethe dieselbe verkannte. Er schrieb unter den Debatten der französischen Nationalversammlung, unter dem Kanonendonner und den Siegen der französischen Republik, unter dem Wanken fast aller Throne von Europa, des alten, heiligen, abgestorbnen römischen Reichs deutscher Nation; in einer Zeit, wo neue Ideen und neue Principe sich mit Riesengewalt an die Spitze der Nationen zu stellen trachteten und erschlaffte Nationalitäten durch die Auflösung der alten Bande neue Energie zu gewinnen suchten. Die Weite der damals aufflammenden Ideen grenzte indeß noch an Weitschweifigkeit; blinder Enthusiasmus wollte alle Millionen der Erdenbewohner zugleich befreien und mit Bruderarmen umschlingen. Das war eine unpraktische Idee; dazu hatten die Nationalitäten glücklicher Weise noch zu viel Selbständigkeit, sie hatten noch zu viel drastische Laster und Tugenden, um in solcher Allgemeinheit zu verschwimmen, und der Fanatismus der Freiheit führte seine glühendsten Eifrer zur ärgsten Despotie. Was daher der kosmopolitischen Liebe nicht glücken wollte, mußte der nationale Haß vollbringen, durch Trennung der empörten Elemente, durch den erbittertsten Kampf unter einander einen geordneten Zustand und einen durch den Völkerwirwarr man sollte denken zum Bewußtsein seiner Zwecke und Ziele gekommnen Frieden über Europa wieder zu bringen. Alle jene Dissonanzen der Politik machte die Poesie mit durch. Schiller selbst erlebte Deutschlands Aufschwung nicht mehr. Aber die von ihm entfesselte Poesie stürmte rasch ins Leben, begeisterte zum That gewordnen Gedicht, zur poetischen That, und That und Lied, Leier und Schwert hallten durch Deutschland, bis gewaltige Schlachten und Siege eine aus den Schuppen des Fremden neu hervorgehende deutsche Nationalität gebaren.

(Fortsetzung folgt.)

Gutzkow's Patkul auf der oldenburger Bühne.

(Fortsetzung.)

Die zweite Scene ist im russischen Botschaftshotel in Dresden. Die Stadt ist in Bewegung, denn „Dresden kann in vierundzwanzig Stunden in den Händen der Schweden sein," wie die in Patkul's Zimmer versammelten Officiere seines Corps äußern. Sie hören von den Fenstern aus, wie ihr Chef das versammelte Volk haranguirt und mit der Aussicht auf Friedensunterhandlungen beruhigt, und dafür von donnerndem Vivatrufen bis an sein Hotel geleitet eintritt. Er sendet die Officiere auf Kundschaft aus, nachdem er ihnen gemeldet, daß morgen der Waffenstillstand beginne. Mit seinem Freunde Julius von Einsiedel, dem Neffen des Ministers Feldmarschall von Flemming, überschaut er jetzt seine Lage. Zwar scheint Alles verloren, Polen, Sachsen, Rußland geschlagen, und Patkul selbst spricht es aus, daß von dem „schwachen" Sachsen und seinem eitlen verschwendrischen Herrscher nichts zu hoffen sei und daß er sein Vertrauen auf Rußlands Czaaren und seine unerschöpflichen Hilfsmittel setze. Da vertraut ihm der Freund, daß der König ihm im Geheimen aufgetragen, Patkul aufzufordern, „ihm ein Gemälde seiner gegenwärtigen Lage zu entwerfen," und übergiebt ihm den dahin lautenden eigenhändigen Brief des Königs, der „von Schmeichlern umgeben, von der Wahrheit abgeschnitten, durch Patkul's Einsicht und Aufrichtigkeit die saumseligen Vollstrecker seines Willens, die Dränger seines Landes" kennen lernen und zugleich erfahren will: „welche Politik zu befolgen sei, um, für den Fall, daß er jetzt Frieden zu schließen gezwungen sei, später wieder erobern zu können, was er jetzt aufzugeben gezwungen sei." Der Brief schließt mit den Worten: „Liefland habe seinen Schwur, es von dem Joche der Schweden zu befreien." Dies Wort entscheidet bei P a t k u l. Und trotz aller Warnungen seines Freundes, der ihm vergebens vorstellt, daß er auf unterhöhltem Boden stehe, daß die Minister ihn schon jetzt hassen, weil er, statt ihr Werkzeug zu sein, selbst gehandelt, beschließt er, „das Memoire zu schreiben." Zweiter Act: das Memoire ist geschrieben. August hat es gelesen und — seinen Ministern Flemming und Imhof mitgetheilt. Beide sind von Rachegefühl gegen Patkul entbrannt. Pfingsten, eine Creatur beider, jüngrer Rath, arglistisch, boshaft, von hochstrebendem Ehrgeiz, P a t k u l's persönlicher Feind, schürt die Gluth und wirft als ersten Racheplan den Gedanken an Patkul's Auslieferung bei dem Frieden mit Schweden in die Gemüther seiner Genossen, indem er auf eine der leeren Seiten der Friedensvorschläge, mit denen er ins schwedische Lager gehen soll, diese Bedingung einzeichnet. Da tritt der König auf. Gleich dies sein erstes Erscheinen zeigt uns deutlich, wessen wir uns von ihm zu versehen haben und wie thöricht P a t k u l war, auf dieses Mannes Charakter und Thatkraft die geringste Hoffnung zu setzen. Er hat das Memoire gelesen, welches ihm die heillose Wirthschaft seiner Minister und Räthe enthüllt. Flemming erhält einige „Reproches," dann aber wird ihm und den Andern bloß eingeschärft, „keine Rivalität mit Hrn. von Patkul" zu zeigen, der „ihn liebe und der es gut mit ihm meine, in welchem er den Gesandten des Czaaren, seines Verbündeten, ehre, den Weltmann, den Kenner der Zeiten und Menschen schätze und den hohen Muth bewundre, mit dem er sein tragisches Lebensschicksal um das Wohl seiner Heimath ertragen habe." Sodann befiehlt er Imhof ins schwedische Lager zu eilen, und bei dem Abschluß der Friedenspräliminarien seine Ehre zu wahren und zu achten, „daß nichts von seinem Herzen gerissen werde." Die Frage: „hab' ich meinen Ruf vor Europa, ein Kleinod, das kostbarer ist, als alle Schätze unsres grünen Gewölbes, auch t r e u e n Händen anvertraut?" — diese drohende Frage, an Menschen gerichtet, über deren Nichtswürdigkeit ihn Patkul's Memoire so eben vollkommen unterrichtet hat, klingt freilich etwas wunderlich und ist nur auf Rechnung desselben Leichtsinns zu setzen, mit dem der Kö-

nig in derselben Scene, wo es um Krone und Ehre gilt, zugleich Aufträge für Ballets und Hoffeste ertheilt und sich „mit süßem Tone" bei Flemming nach seiner liebenswürdigen Mündel erkundigt, die, wie wir hier sehen, einen starken Eindruck auf sein galantes Herz gemacht hat. Nach des Königs Entfernung reißt Flemming das mit Patkul's Namen beschriebne Blatt aus den Präliminarien heraus. Pfingsten dagegen eröffnet ihm jetzt, daß Anna von Einsiedel, die der König „auszeichne", seit vier Wochen mit Patkul heimlich verlobt sei, und läßt ahnen, daß er hierauf einen Plan zur Entzweiung des Königs mit Patkul und zur Vernichtung des letztern zu gründen gedenke. Die vierte und fünfte Scene geben nach einer kurzen Liebesscene zwischen Patkul und Anna dem Dichter Veranlassung, die pietistisch-frömmlerische Seite des dresdner Hofes, an deren Spitze die Kurfürstin-Mutter steht, zu zeigen, wobei zugleich Patkul, Imhof und Pfingsten sich gegenseitig Sottisen sagen, und des Erstern weiche, etwas schwärmerisch-religiöse Richtung, die ihn der Kurfürstin werth macht, dem Unglauben und der Frivolität der beiden Andern gegenüber heraustritt. Im Uebrigen ist die Episode für den Fortgang des Stücks von keiner Bedeutung. Die Schlußscene des zweiten Acts bringt ein kurzes Rencontre zwischen Fr. August und Anna, bei welchem der erstre mit noch sehr oberflächlicher Galanterie der letztern seine Liebe erklärt, aber von ihr zurückgewiesen und von der dazwischen kommenden Kurfürstin auf eine fast komische Weise erinnert wird, daß er „in so schwerer Zeit wohl der Einsamkeit bedürfe, um für das Beste seines Volks zu sorgen." Der König faßt denn auch die Sache von der komischen Seite, indem er bei ihrem Fortgehen „ärgerlich komisch zurückprallend" ausruft: „Mort de ma vie! die Lehre hätt' ich mir selber geben können."

Indessen giebt der König, dessen Neigung diesmal ernstlicherer Art ist, seine Absichten nicht so leicht auf. Durch eine Hofintrigue wird Anna, als sie eben zu Anfange des folgenden Aufzugs im Begriff ist, ihrem Verlobten die Verfolgungen von Seiten des Königs zu entdecken, auf das einsame Jagdschloß Moritzburg beschieden, wohin sich der König zuvor heimlich begeben hat. Hier angelangt sieht sie plötzlich den König zu ihren Füßen, der mit aller Gluth ernster Leidenschaft ihr seine Liebe gesteht und um Gegenliebe fleht. Die Scene ist von großer Wirkung und außerordentlicher psychologischer Feinheit. Anna weiset anfangs bestürzt, doch immer entschiedner des Königs Anträge zurück (hier möchten wir nur die auch in der Form des Ausdrucks verletzende und im Munde Anna's in solchem Momente zu reflectirte Beziehung auf die Königsmark getilgt wünschen)*) und greift endlich, da nichts den Dringenden zurückzuschrecken vermag, zu dem letzten Mittel. Sie entdeckt, daß sie einem Andern bereits als verlobte Braut angehöre. Der König in höchster Aufregung will den Namen dessen wissen, „den die Hölle zum Antipoden seiner Seligkeit machte" (dies ist beiläufig ein etwas schiefer Ausdruck). Da — tritt Patkul ein (der durch ein Billet Pfingsten's von des Königs Aufenthalt unterrichtet ist) und beantwortet die Frage, indem er seine Verlobte abführt. Vernichtet bleibt der König zurück. In diesem Augenblicke treten Flemming, Pfingsten und Imhof ein. Sie bringen die Friedensbedingungen. Auf diesen Moment haben sie gewartet. Jetzt hoffen sie, wird Fr. August geneigt sein, auch Patkul's Auslieferung zu unterschreiben. Aber sie haben sich geirrt. Zwar will der König in dieser der Vernichtung geweihten Stunde, wo ihm Krone, Leben und Ehre gleichgiltig sind — Alles unterzeichnen, als er aber jenen Patkul's Auslieferung betreffenden Paragraphen erblickt, auf den ihn Pfingsten als auf die Conditio sine qua non des Friedens aufmerksam macht, fällt plötzlich ein Strahl der Erkenntniß in die Nacht seiner Seele. Er erkennt das teuflische Gewebe der Arglist, in das ihn seine Creaturen einzuspinnen versucht, er ermannt sich aus seiner Vernichtung, und — heißt die Anwesenden „ihm in sein Cabinet folgen."

(Schluß folgt.)

*) Die Worte Anna's lauten: „Majestät, die Bahn, durch welche die jetzt sinkende Sonne einer Königsmark schritt, geht nicht durch das Zeichen — der Jungfrau." Dies ist eine frostige und gesuchte Verstandespointe. Ein Pendant dazu sind die bald darauf folgenden Worte, mit denen Anna auf das Andringen des Königs, „ihm den Namen ihres Verlobten zu nennen," erwiedert: „Sire, manchen Völkern ist es verboten, den Namen ihrer Gottheit auszusprechen." Auch dies läßt kalt, und der Accent auf dem Ausdruck „verboten" ist gleichfalls nicht in der Situation begründet.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№. 89. **15. April.** **1842.**

Das Phänomen der jetzigen Lyrik.

(Fortsetzung.)

Aber wie die Poesie Begeistrung in den Kampf gebracht hatte: der Frieden selbst wurde von ihr nicht verherrlicht. Nur von der Errungenschaft jener geist- und thatenreichen Zeit zehrte das folgende Geschlecht. Durch des Schicksals und der Diplomaten Bemühen wurden die aufgeregten Ideen bald wieder zu einer schlaffen Ruhe beschworen und zürnend nur redeten die Dichter, deren Herz noch für Völkerwohl schlug, von vereitelter Hoffnung. — Es ist unglaublich und dennoch factisch, daß bei allem Wissen von dem freiheitliebenden Alterthum, dem städtestarken Mittelalter, der Reformation, der eben erst geschehenen Revolution doch für den handelnden Menschen kaum eine Reminiscenz davon übrig geblieben war. So sehr hatten die gleißnerischen Bestrebungen dieser Zeit diese Thatsachen spiritualisirt, daß man auf den Genuß verzichtete und das Bischen Romantik Deutschland zusammenhielt und die Reibungen in den kleinen Bundesstaaten die Existenz von 32 Millionen beurkunden mußten. Die größre Zahl der Dichter dieser Zeit verließen Schiller's Pfad, und wandten sich dem bequemern, weniger angefochtnen Goethe's zu. Die größern Kunstwerke staatlicher Structur verlor man aus den Augen, zog sich in die Villa Borghese oder in die Kunstsäle des Vatican zurück, und ergab sich orientalischer Beschaulichkeit und mittelalterlichen Sagenkreisen. Dennoch dürfen wir an dieser Epoche nicht verzweifeln. Denn wie sehr auch dieselbe die Zeit des Goetheschen Faust war, der der Jugend die Eitelkeit des menschlichen Strebens einredete, und wie sehr selbst eine Lebenssucht und Lebensüberdruß einriß: dennoch wirkten Schiller's Dramen, oft auf nicht poetischem Gebiete unterstützt, nachhaltig fort. Die politische Aufklärung nahm wenigstens zu und wir dürfen nicht verkennen, daß trotz aller Minne, alles Mondscheins und aller Elfentänze zunächst zwar ein prosaisch kalter Gedanke die Gemüther einnahm, der aber desto glühender wieder aufflammen konnte. Mochte auch in der größern Volksbreite das Epos die meiste Geltung erlangen und Scott mit seinen deutschen Nachahmern eine ideale in entschwundner Zeit spielende Völkeridylle anempfehlen, so kam doch auch wieder die Wissenschaft der Poesie in großartigen Erscheinungen zu Hilfe. Wenigstens sagte sich die poesiebefreundete Jugend von der Praxis der Alten immer mehr los. Und selbst der Umstand, daß wirklich bedeutende poetische Talente hingrämelten und an Thatenlosigkeit hinsiechten, beweiset, mit welchem Durst man sich nach Thaten sehnte. Die Julirevolution gab einer Litteratur die Lösung, die sich freilich als Production zu der Goethe's und Schiller's eben wie die Julirevolution zur Revolution von 1789 verhält, die aber wenigstens wieder Streben in die Gemüther brachte, Schiller's Ideen wieder aufnahm und mindestens als eine Folge, eine beweiskräftige W i r k u n g jener Blüthezeit der Poesie ist, wenn man sie nicht als eine originell schöpfrische Epoche betrachten will. Daneben ist die junge Litteratur wichtig durch das, was sie w o l l t e, wenn auch leider was sie t h a t hinter ihren eignen Anfordrungen zurückblieb. Daß sie eine große Menge von Köpfen beschäftigte, ist zu beachten. Und wenn ihre Bestrebungen nicht selten verkümmerten, fehlgeboren wurden, so war doch wenigstens die sonst von der romantischen Kritik so oft verschriene Tendenz in Geltung gesetzt. Will eine Nation aber nur erst, so will sie auch bald das Vernünftige.

Mancherlei Verändrungen, die Deutschland durch den Tod Einzelner und durch Bücher und Protocolle in seinen eignen Grenzen und durch seinen Zusammenhang mit der gesammten civilisirten Welt im Verlauf der Jahre erfuhr, brachen immer weiter in dem Bergwerk des Geistes, und trotz dem, daß manche Stollen und Gruben wieder verschüttet wurden, sind wir in der Gegenwart im Allgemeinen weiter als je. Die Idee durchzuckt so weit die Wirklichkeit, daß das abstracte Ideal hat weichen müssen. Die Geschichte steht nicht mehr bloß im Buche; wir erinnern uns ihrer auch im Leben. Man spricht nicht mehr von der Tugend, wohl aber von der moralischen Kraft; nicht mehr hält man poetische Schönheit und Realisation derselben für unvereinbar, wo es auf die Bewegung und Gestaltung des Gedankens ankommt. — Auch der Dampf hat der Poesie behilflich sein müssen. Die Beschleunigung und Erleichtrung der Communication zwischen den entlegensten Ländern haben namentlich die Völker in so lebhaften Austausch ihrer Ideen nicht minder als ihrer sonstigen Erzeugnisse gesetzt, daß das, was in Frankreich, in England, in Spanien, in Amerika gesprochen und gedichtet und gethan

wird, nicht bloß für die einzelnen Völker, sondern für alle mit geschieht und namentlich betheiligen wir Deutsche uns als glückliche Idealisten bei Allem aufs Lebhafteste. Wie deßhalb große Männer stets an großen Mustern erstarkten, so müssen jetzt auch die Nationen auf die Nationen wirken. —

Gefahren von Außen haben uns wieder aufmerksam darauf gemacht, gegen die Fremden als eine Nation zu stehen. Da versteht es sich von selbst, es ist ein prosanüchterner Gedanke geworden, daß gegen Frankreich sowohl, wie gegen Rußland und jeden Fremden der Würtemberger wie der Hannoveraner, der Oesterreicher wie Preuße stets nur vereint kämpfen werden. Es ist freilich noch gar so lange nicht her, daß die Fürsten deutsche Völkerstämme gegen deutsche führten; aber diese Schmach hatte lange gnug gedauert und hat sich in den französischen Revolutionskriegen zu fürchterlich herausgestellt, als daß nicht mit der Schlacht bei Leipzig dieser Wahnsinn abgeschlossen sein sollte. Jeder Deutsche würde einreden, würde sich auf sein Schwert stämmen, wenn etwas Aehnliches vielleicht auf unsrer westlichen oder östlichen Grenze geschehen sollte, wie es im Rheinbunde auf jener geschah. Wir sind ganz von selbst dahin gekommen, die innige Vereinigung aller Stämme als etwas sich von selbst Verstehendes anzusehen, und wie damit der allgemeine, bei aller Phantasiefülle und Kraft der Empfindung doch unhaltbare Kosmopolitismus unsrer großen Dichter wegfiel, so suchen wir in unsrer Nationalität als einem selbständigen Körper fortan den Schwerpunct unsres ganzen Seins. Daß sich deßhalb das deutsche Volk als solches um so mehr jedem fremden Uebergriffe wie ein Mann entgegen werfen würde, versteht sich ebenfalls so sehr von selbst, daß es hier weder langer Standreden noch ausführlicher Gedichte bedarf, um uns für den Schutz unsrer Grenzen zu enthusiasmiren. Nach Außen zu, sagte Lamartine in der französischen Deputirtenkammer, ist Frankreich fest vermauert; dasselbe müssen wir von Deutschland behaupten. Als deßhalb die Franzosen den Rhein bedrohten, mochte ein einziges dünnes Rheinlied unsre auswärtige Politik schon hinlänglich vertreten. Denn hier gilt es: kurze Rede, aber tüchtige Schwerter, wenig Worte, aber rasche That. Die wahren Schlachtgesänge aber eines Veit Weber, Körner, Schenkendorf wurden auf dem Schlachtfelde und nicht hinter dem Schreibtische gedichtet. Die Kanonen geben den Rhythmus an.

Aber um zu rascher That bereit zu sein, um sich zu rüsten und zu wappnen, dazu bedarf es in der Gegenwart nicht bloß der Schwerter und Pferde, sondern auch der Macht der Ideen: Selbstvertrauen, Nationalstolz und höchstes Ehrgefühl. In England und Amerika vermag der Nationalstolz mehr als Religion und Sitte; Frankreich und Spanien hat sich daran aufgerichtet, auch Deutschland zur Zeit seiner tiefsten Erniedrigung; es muß also in dem einen Worte etwas liegen, was die Geister beherrscht, wie ein elektrischer Funke durch Millionen hindurch schlägt, alle auf denselben Punct richtet. Mag es im Mittelalter oft der sklavische Gehorsam vor Einzelnen und die Furcht vor der Hölle der Pfaffen gewesen sein: im classischen Alterthum und in der Gegenwart ist es der Gedanke der politischen Würde, die den Einzelnen seine volle Selbständigkeit fühlen läßt, worin er sich als freier Mann dem höhern Gesetz der Gesammtheit, dem Gesetz, das er selbst mit zur Rechtsgiltigkeit erhoben hat, aus eigner Ueberzeugung unterwirft. Denn es muß das Princip denkender Menschen sein, nicht allein Andern Vernunft zuzutrauen, sondern auch sich selbst. Und dieses Princip gliedert und ordnet nicht mehr vermöge der Theorie der Furcht, sondern des Wohlwollens, und seine Bande sind stärker, als die des Feudalismus. Wir sind wieder auf dem Puncte angelangt, von dem Schiller ausging, von dem aus die Geschichte der deutschen Entwicklung manche Abschweifung und Episode machte, auf dem Puncte, wo jeder Einzelne das stolze Wort sprechen darf: ich bin ein deutscher Bürger. Desto energischer muß deßhalb mit bereicherter Erfahrung von hier aus zu dem erkannten Ziele hingesteuert werden, und Wissenschaft und Poesie sind die Vorläufer dieses neuen Strebens.

(Fortsetzung folgt.)

Gutzkow's Patkul auf der oldenburger Bühne.

(Schluß.)

Auch gegen diesen Schluß des Acts, der dem Dichter, wie das vor uns liegende Exemplar des Stücks zeigt, selbst mehrfachen Anstoß gegeben hat, lassen sich gegründete Einwendungen machen. Am besten wäre es gewesen, ihn mit den Worten des Königs, die er in dem Friedensinstrumente mit Entsetzen liest: „Patkul — wird — Patkul wird — den Schweden — ausgeliefert!" zu schließen. Alles, was jetzt in der Seele des unglücklichen Mannes vorgeht, mußte sich der Zuschauer und konnte er sich denken. Auszusprechen war es nicht. Das beweisen eben die Worte, welche ihn Gutzkow „mit fast tonlosem Ausdruck" noch hinzusetzen läßt:

„In mein Cabinet! die ganze Nacht am Frieden arbeiten! — Ueber — die Augen — kein Schlaf! Schach dem Könige! Schach also auch dem Menschen!" (das Letztre gehört in die in der obigen Randnote bezeichnete Kategorie.)

(Knickt auf dem Sessel zusammen — rafft sich auf — macht einen Gang wie im Traume über die Bühne, winkt gedankenlos, das entfallne Papier aufzuheben.)

Pfingsten

(thut es und übergiebt es mit teuflisch lächelnder Miene, demüthig sich verbeugend).

Fr. August

(erkennt jetzt erst Pfingsten und ruft entsetzt):

Sie sind's!

(sieht sich um, besinnt sich, — ahnt, fixirt ihn)

Ach! nun versteh' ich!

(gefaßt und mit Würde)

Folgen Sie mir — in mein Cabinet! (ab.)

Wir lassen Alles, was sich hier im Einzelnen bemerken ließe, bei Seite und fragen, ob diese Worte und diese Mimik etwas mehr sagen als der von uns angegebne Schluß? Die Darstellung auf der Bühne hat unsre Ansicht nur bestätigt. Ueber des Königs Intention und Entschluß erfahren wir nichts. Was er also spricht, ist inhaltsleer und zum Theil selbst matt.

Den weitern Verlauf des Stücks im vierten und fünften Acte können wir nun kürzer fassen. Der König unterzeichnet die Friedensbedingungen und Patkul's Auslieferung, der an seinem Verlobungsfeste verhaftet wird, eben als er ganz dem Glücke der Liebe hingegeben seiner Anna verspricht, seine Zukunft in Abgeschiedenheit von dem Schauplatze der Politik in der friedlichen Einsamkeit ländlichen Schweizerlebens nur dem stillen häuslichen Glücke zu weihen. Eine Warnung durch einen für ihn begeisterten jungen Liefländer, der als schwedischer Courier am dresdner Hofe verweilt, kommt zu spät. Patkul's wiederholte Ausrufungen über die verletzte Heiligkeit des Rechts der Gesandten sind etwas zu lang und gedehnt, was sich besonders bei der Aufführung bemerklich machte. Die Freunde sind in Verzweiflung, Anna sinkt in Ohnmacht, als Patkul abgeführt wird. Da erscheint Fr. August, von der wiedererwachten Anna mit Verwünschungen überhäuft, entdeckt er ernst und würdig: daß er Patkul offen nicht retten könne, ohne über sich und sein Land des Feindes verderblichste Rache zu beschwören. Aber er will ihn heimlich retten, und so übergiebt er dem Bruder Anna's einen geheimen Befehl an den Commandanten des Königsteins, wohin Patkul abgeführt ist, den Gefangnen sofort in Freiheit zu setzen. Einsiedel eilt hocherfreut ab, und der König, der hier in dieser Scene unsre Theilnahme am meisten erweckt, scheidet mit tiefer Bewegung von der zu neuem Leben erwachten Anna für ewig.

Hätten nicht Geschichte und Intention den Dichter genöthigt, den Stoff zu einem Trauerspiele zu formen, so ließe sich hier ein Ausweg glücklicher Art möglich denken, in welcher als die eigentlich tragische Figur der König selbst hervorträte. Denn was jetzt erfolgt, ist durchaus durch keinen Faden innrer Nothwendigkeit mit dem Vorhergehenden verbunden. Patkul, der nach dem Königstein gebracht ist, scheint jetzt sicher gerettet. Aber der Commandant unterschlägt den Befehl des Königs, um von Patkul für seine Freilassung Geld zu erpressen. Patkul versteht sich dazu nicht, und es beginnt ein vollkommnes Markten und Feilschen. Der Eine verlangt 10,000 Ducaten, der Andre, welcher ahnt, daß er längst seine Freiheit habe (obschon ihn zu dieser „Ahnung" schwerlich etwas berechtigen kann), will nur die Hälfte geben. Darüber verstreicht die Zeit bis zu dem Tage, an welchem die Auslieferung Patkul's in den Friedensbedingungen festgesetzt ist, und an dem Morgen, an welchem der Gefangne mit seinem Henkermäkler Handels eins wird, erscheinen auch schon die Schweden mit Pfingsten, und zwar auf dessen Betrieb zwei Tage vor dem stipulirten Termin, weil Pfingsten jedem Befreiungsversuche zuvorkommen will. Hier spielen Zufall von der einen und Intrigue und Absicht von der andern Seite eine gleich schlimme Rolle, und hier ist ohne Zweifel die schwächste Stelle des ganzen Stücks in seiner Ausführung. Denn 1) begreift man nicht, wie Patkul — der doch mit Entsetzen von seinem Geschicke erfüllt ist und von seinem Todfeinde das Härteste befürchtet, ja diese Furcht fast zu unmännlich laut werden läßt — so kostbare Zeit mit jenem Dingen und Feilschen verliert und sich erst so spät, zu spät zum Zahlen der vollen Summe entschließt; 2) aber und das ist der Hauptpunct dieser Aeußerlichkeiten, wenn Pfingsten auf seine Gefahr zwei Tage vor dem stipulirten Termin mit den Schweden erscheint, was hält Fr. August, der indessen auf einen Nothruf Einsiedel's in Person herbeigeeilt ist, ab, die Schweden fortzuschicken und darauf zu bestehen, daß der Termin gehalten werde, wo dann in den zwei Tagen Patkul so gut als in den frühern entwischen konnte? Man sieht, dies ist bedenklich, und enthält Verstandesunmöglichkeiten, die nicht leicht zu beseitigen sind. Aber der Dichter mußte freilich Pfingsten hier in Action setzen, um an diesem etwas abstract gehaltnen Bösewicht die poetische Gerechtigkeit (durch Aussicht aufs Schaffot) vollziehen zu können. Denn sonst hätte, äußerlich betrachtet, jenes erste Motiv des geizigen Commandanten vollkommen ausgereicht, die Katastrophe herbeizuführen.

Patkul verliert anfangs alle Haltung bei dem über ihn hereinbrechenden Unglück, und obschon er den Gedanken an Selbstmord zurückstößt, kann er doch selbst unmöglich an die Wahrheit der eignen Worte glauben: „daß sein Tod dieser Zeit so noth thue, wie der lechzenden Erde ein Gewitter." Doch davon nachher. Die Aussöhnung mit Fr. August erfolgt. Der erstre giebt ihm einen (wie uns dünkt) sehr kalten Trost, indem er ihm sagt:

„Flemming scheidet aus meiner Umgebung. Imhof ist Staatsgefangner auf Lebenszeit. Der Commandant des Königsteins und Pfingsten legen ihr Haupt auf den Block"

und Patkul scheidet mit den Worten: „Ich zürne Ihnen nicht — Sie wollten es gut mit mir — und doch — damit ich heiter sterbe, lassen Sie mir den Trost, daß Könige doch einen solchen Tod nicht sterben können."

Wir haben jetzt freilich mit Uebergehung vieler Nebenpartien den Gang des Stücks nach seinen Hauptzügen zu skizziren versucht. Freilich konnten wir dabei nicht die zahlreichen glänzenden Seite, die Lebendigkeit der Scenen, die kernige Frische des Dialogs, die zum Theil dem Ausgezeichnetsten in dieser Gattung gleich kommt, die geschickte Behandlung der Charaktere — eine Hauptstärke Gutzkow's — kurz Alles das zur Anschauung bringen, was dem Stück bei seiner Aufführung auf unserm sehr tüchtigen Hoftheater ein Interesse zuwendete, wie man es seit Jahren an keiner neuen Erscheinung genommen, ein Interesse, welches selbst in weitern Kreisen außerhalb der Bühne sich längre Zeit nach der Vorstellung als ein Ferment der Unterhaltung geltend machte. Aber schärfer und deutlicher als diese positiven Eigenschaften dürfte schon aus jener Uebersicht der Hauptmangel des Werkes hervorgetreten sein. Um es kurz auszusprechen: Drama ist Handlung, nicht Begebenheit. Der Patkul hat Begebenheit, aber keine Handlung, keine einheitliche gesetzmäßig mit innrer Nothwendigkeit aus sich fortschreitende Handlung. Und nirgends wird der Ausspruch des Vaters der Dramaturgie: „daß zur Noth eher die Charakterzeichnung als die Handlung in einem Trauerspiele fehlen könne," so schlagend als hier bewahrheitet, wo die Charakteristik meist vortrefflich ist.

Was zunächst Patkul betrifft, so hat der Verf. gefühlt, daß er mit diesem Helden, der während des ganzen Stücks nicht handelt (handelt in dem Sinne einer tragischen Handlung), nichts thut, was ihn dem Zuschauer als eine historisch tragische Persönlichkeit erscheinen läßt, einen schweren Stand hat, und deßhalb sucht er ihn mit allen Hilfsmitteln in

den Vordergrund zu rücken. Aber unser Interesse an ihm wird kein starkes Pathos. Sein Handeln für die Freiheit liegt weit hinter dem Stücke, Jahre, lange Jahre zurück. Damals, als der Jüngling Patkul mit Gefahr seines Lebens für sein Heimathland gegen seinen König zu reden wagte, als er Gefängniß, Verbannung und Todesurtheil über sich nahm, war er unendlich bedeutender als jetzt, wo er als mächtiger Diener eines mächtigen Fürsten, unverletzlich und heilig durch seine Stellung, das Opfer einer elenden Intrigue, des Zufalls und der eignen Zögrung (im Handeln mit dem Commandanten) auf der einen, und einer alle Grenzen des Völkerrechts überschreitenden Rachsucht und Brutalität auf der andern Seite wird.

Und wofür strebt er, wofür glaubt er zu sterben? Für die Freiheit. Wohl, aber sehen wir diese Freiheit näher an. Sein Heimathland, „ein kleiner grüner Fleck am Busen der Ostsee," ist von Schweden gedrückt und ungerecht behandelt. Frei werden kann es nicht, es gilt nur den Herrn zu wechseln, und ob dieser Herr, Rußland oder Polen, eine beßre Gewähr der Freiheit für ein kleines Ländchen sei, das in dem gewaltigen Zusammenstoß der Weltvölker auf Selbständigkeit keinen Anspruch erheben kann, das ist sehr die Frage. Aber es waren die Freiheiten und Privilegien seines Standes, des Adels, für die Patkul kämpfte. Sein Kampf war berechtigt; immerhin, aber dies giebt kein Pathos, das uns erfüllt. Und am Ende ist es Patkul selbst nicht mehr Ernst mit jenem Kampfe, und — aufrichtig gesprochen — wir verdenken es ihm nicht, wenn er sich mit seiner Anna in die Schweiz zurückziehen will; denn er mußte eingesehen haben, daß für sein Vaterland und für das Interesse, welches der Jüngling Patkul vor 20 Jahren als Freiheit verfochten hatte, bei der Lage der Weltverhältnisse nichts zu hoffen und die schwedische Herrschaft am Ende doch für das deutsche Liefland besser sei, als das moskowitische Regiment und die polnisch-sächsische Wirthschaft. So sieht er denn auch ganz folgerecht seit dem vierten Act in seinem ihm drohenden Geschick nicht die Folge seiner Thaten, die den letztern ihre Weihe giebt. Er erkennt keine Berechtigung der Gegenseite, d. i. Karl's von Schweden (denn die sächsischen Bösewichter sind elende Ränkeschmiede), ihm gegenüber an, und doch ist diese vorhanden, und doch liegt eben in diesem Vorhandensein der tragische Kernpunct. Denn Patkul war als Unterthan und Officier seines Königs für sein Vaterland aufgetreten. Gut. Er hatte sich einem ungerechten Spruche durch die Flucht entzogen. Wir mißbilligen das keineswegs. Aber er war weiter gegangen; er hatte als Einzelner seinem Könige den Fehdehandschuh hingeworfen, das Andenken des verstorbnen Königs in Denkschriften vor Europa gebrandmarkt, er hatte aus Liebe für sein Vaterland die Waffen gegen sein Vaterland — denn Liefland war und blieb unter Schweden, und Liefländer fochten im schwedischen Heere — erhoben, hatte eifrig die Hauptfeinde desselben mit That und Rath unterstützt. So war er ein Hochverräther, freilich dazu getrieben durch anfängliche Ungerechtigkeit, und somit zur Reaction berechtigt, aber er blieb doch nichtsdestoweniger gegen Schweden ein Hochverräther, der sich, fiel er in seiner Feinde Hand, keine Illusionen über sein Geschick machen, am wenigsten auf Unverletzlichkeit durch einen Titel bauen durfte, der für Karl XII. gerade ein Titel seines Verbrechens war. Aber aus diesem Bewußtsein heraus und trotz desselben dennoch bei seinem Plane beharren, fest der Gefahr ins Auge sehen und sein endliches Geschick — zu dessen Herbeiführung es der freilich historisch beglaubigten Nichtswürdigkeit der Pfingsten 2c. kaum in dem Maße bedurft hätte — mit Freiheit als das seine, das gewußte hinnehmen, und so in Wahrheit für seine Sache sterben, das hätte eine tragische Gestalt aus ihm gemacht. Jetzt hingegen fühlen wir nur Bedauern und Mitleid mit seinem traurigen Geschick, und noch mehr Indignation über die Elenden und Verdruß über den Zufall, durch die es herbeigeführt wird. Und hier bietet uns keine Aussicht in die (jetzt schon zur Vergangenheit gewordne) Zukunft Ersatz. Denn was ist Liefland jetzt? und was ist es uns? und für welche Freiheit konnte der Diener Fr. August's und Peter des Czaaren von Rußland schwärmen? Und welches ist seine entscheidende That in dem Stück? Die Abfassung jenes Memoire, das so wenig Wirkung auf den leichtsinnigen Fr. August thut, daß er im Augenblicke, nachdem er es gelesen und seine Wahrheit erkannt, doch die darin Verklagten mit dem wichtigsten Geschäfte der Friedensunterhandlungen beauftragt. Freilich ist dies Memoire historisch die Veranlassung von Patkul's letztem Geschick. Aber ob der Dichter gut gethan, den starken Accent darauf zu legen, ist eine andre Frage. Ja in dem Stück selbst sieht man gar nicht einmal, daß die sächsischen Räthe und ihre Intriguen das Verderben herbeiführen. Denn nirgends wird ausgesprochen, daß sie Karl XII. auf den Gedanken gebracht, Patkul's Auslieferung zu verlangen, und die Geschichte sagt vielmehr im Gegentheil, daß Karl zuerst und von selbst hartnäckig auf dieser Bedingung bestanden, und — Gutzkow bestätigt dies (Act 3, Sc. 4 z. A.), denn dort sagt Renschild zum General Horn auf dessen Vermuthung, „daß Patkul vielleicht wieder den Frieden zerreiße," „diesmal schwerlich! Gestern über Tafel zerschnitt der König im Zorn das Tischtuch und sagte: er oder ich! Dabei schwoll die Ader auf der Stirn unsers nordischen Alexander und drohte zu zerspringen. Der Friede mit Sachsen soll ganz eigne Bedingungen enthalten." Somit erscheint die Intrigue, die im Stück selbst so viel Raum wegnimmt, fast überflüssig. Aber freilich bedurfte ihrer der Dichter zur — Rechtfertigung des Königs. Denn Fr. August ist es in der Geschichte, auf den die schwere Last des Spieles mit Wort und Treue fällt. Indeß hat hier gerade Gutzkow den feinsten Tact bewiesen, daß er diesen historischen Umstand fallen gelassen und den König edler und besser gemacht hat, als er war.

Wenn Gutzkow bei einem historischen Stoffe, der ihm statt behilflich zu sein die größten Schwierigkeiten in den Weg legte, über diese gestrauchelt ist, wenn der Patkul namentlich keine Tragödie im eigentlichen Sinne heißen darf, so muß man um so mehr bewundern, wie viel trotz eines Mißgriffes im Stoffe geleistet ist. Das Stück hat die Menschen bei der Aufführung hier lebhaft angefaßt, denn die „Freiheit," selbst wo sie nur als Name erscheint, ist immer ein großes Wort und wird den Menschen immer das Herz höher schlagen lassen. Und jetzt, wo die Welt nach erfüllter Poesie lechzt, wo sie anfängt sich mit Ekel und Erröthen von den geschändeten Bretern wegzuwenden und in Berlin gar im ersten Eifer den dritthalbtausendjährigen Rücksprung von dem Kümmelpathos Nante's des Einzigen bis zum Sophokleischen Kothurn gewagt hat, jetzt thun Arbeiten wie die Gutzkowschen doppelt wohl und noth. Von Herzen wünschen wir dem Dichter einen historischen Stoff, der ihn bald wieder zu einer neuen dramatischen Schöpfung entzünde. Adolf Stahr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 90. **16. April.** **1842.**

Berichtigung.

Es hat sich das Gerücht verbreitet und ist durch die Zeitungen aufgenommen worden, daß die Deutschen Jahrbücher neuerdings auf äußre Hemmnisse gestoßen wären, in Folge deren sie aufhören würden zu erscheinen. Irrungen, die vorgekommen sind, muß die Redaction bis jetzt als momentan betrachten; der weitre Verlauf der deutschen Entwicklung wird sie noch augenscheinlicher, als dies bisher schon geschehen, widerlegen: die Jahrbücher begleiten nur, sie machen nicht die geistigen Umschwünge; es kann also auch auf die Länge der Gedanke, als seien die Jahrbücher die Urheber und Anstifter aller heterodoxen und mißliebigen Ansichten oder auch nur wegen ihrer großen Verbreitung, selbst in ungelehrte Kreise, vorzugsweise gefährlich, nicht vorhalten. Wir können uns daher schon aus diesem Grunde und außerdem gestützt auf die ausdrücklichen mündlichen und schriftlichen Erklärungen maßgebender Männer nicht überzeugen, daß eine wirkliche Unterdrückung der Jahrbücher eintreten wird.

Die Redaction wird die Tendenz und das Princip ihres Programms, „die geistige Bewegung der Gegenwart mit der Kritik dieser Zeitschrift zu begleiten," pflichtschuldigst festhalten und sollte sie, wie dies bisher allerdings bereits der Fall gewesen ist, sich verhindert sehen, ihr Princip positiv geltend zu machen, so wird sie dies wenigstens negativ thun, indem sie nichts in die Druckerei liefert, was dem Programm der Jahrbücher und dessen jedesmaligem Sinn widerspricht.

An die Herren Mitarbeiter richte ich die freundliche Bitte, diese Lage der Sache gütigst zu beachten und mich mit möglichst diplomatischen Beiträgen zu unterstützen, die Parrhesie der Philosophie aber, die ihr allein geziemt, einer glücklichern Zeit, als die unsrige ist, aufzusparen.

Die Redaction
Dr. Arnold Ruge.

Das Phänomen der jetzigen Lyrik.

(Fortsetzung.)

Die Berechtigung des Begriffs von einer Lyrik der innern Politik dürfen wir also endlich wohl als begründet ansehen. Das Vorurtheil dagegen ist gesprengt. Wir haben wirklich Dichter bekommen, die sich des Gedankens, welcher alle wahrhaft gebildeten Freunde ihres Vaterlandes durchzuckt, bemächtigten; welche die ganze Epoche der Poesie zu ihrer Voraussetzung haben, aber durch den kühnen Uebergriff in ein bisher in Deutschland wenigstens für unpoetisch gehaltnes Gebiet einen neuen bedeutenden Fortschritt hervorgebracht haben. Es ist ein recht saures Reis, das auf den alten Stamm der Dichtung gepfropft wurde, aber es wird desto schmackhaftre Früchte tragen. — Und daß der Lyriker der Erste ist, der hier das Terrain recognoscirt, daß er dem schweren Geschütz des Dramas vorhergeht, ist ganz in der Ordnung. Subjectiv mußte sich zunächst der Gedanke wieder festsetzen, daß Poesie und Freiheit die natürlichsten Verbündeten sind, und von da aus muß sich die Objectivität gestalten.

Von rein ästhetischer Seite betrachtet, läßt sich über diese neue Lyrik wirklich wenig sagen. Die Formvollendung ist über allen Widerspruch befestigt. Strophenbau und gerade der Sache entsprechendes Versmaß hat eine Klarheit und Bestimmtheit gewonnen, daß schon das gesprochne Wort eine ergreifende Musik enthält, wie sie nicht leicht eine andre Sprache aufzuweisen hat. — Es mag hier im Allgemeinen nur gesagt werden, daß diese Lyrik das dramatische Bewußtsein in sich aufgenommen hat und deßhalb nicht mehr ohne den bestimmten historischen Hintergrund heraustritt, sondern sich der Situation und Handlung mit Kraft bemächtigt und man möchte sagen bis auf die Jahrszahl bestimmte Gegenwart verlangt. Treten wir aber alsbald unmittelbar an die Erscheinung selbst, so müssen wir die neue Lyrik näher als die Lyrik des friedlichen Kampfes — um uns des alten trivialen, aber darum nur desto deutlichern Bildes zu bedienen — des Kampfes des Lichts mit der Finsterniß bezeichnen. Man erschrecke daher nicht, es wird darum noch zu keinem Bürgerkriege kommen. Denn das ist eben die schöne Gewähr der in Deutschland vorgeschrittnen Humanität, daß sie strengen Widerspruch mit

verbindlichster Artigkeit vorzubringen weiß und Enschiedenheit der Grundsätze mit humoristischer Toleranz gegen die Gegner. Nur Vertrauen in gegenseitige Aufrichtigkeit ist nöthig, und dazu, daß man nicht bloß Vertrauen fordre, sondern dasselbe auch gewähre. So lange die Truppen aus Gedanken bestehen, so lange man die geistige Entwicklung nicht durch äußerliche Gewalt hemmt, giebt es dann keine verstümmelten Arme und Beine. Und um einen Augenblick hier zu verweilen: so entsetzlich es ist, daß bei uns Deutschen die edelsten Leidenschaften zugleich mit den rohen abgestumpft sind, so wollen wir es der allgemeinen Bildung doch Dank wissen, daß sie ein so fürchterliches Blutvergießen, wie es in Frankreich und selbst in England die Parteikämpfe begleitete, bei uns allem Anscheine nach unmöglich gemacht hat. Aber eben weil es ohne Grausamkeit, ohne Kolbenstöße geschehen kann, so muß der Dichter um so entschiedner Partei nehmen und Wissenschaft und Poesie mögen den Kampf mit Gründen und Büchern desto gründlicher durchfechten. Die Partei der Vernunft ist im Wachsen begriffen. Immer näher kommt's zu der Majorität derer, welche das freie Wort als die des vernünftigen Menschen würdigste Waffe gegen Alles, was auf Irrthum und Befangenheit beruht, führen wollen, um unser gröbstes Laster, die Bornirtheit und Faulheit und Feigheit, damit niederzukämpfen. Oder darf der Dichter den außer den Parteien oder über denselben Stehenden nicht so viel Fassungskraft zutrauen, daß sie nicht zittern, wenn er an seinen Schild schlägt oder seine Hornsignale erschallen läßt? Es ist ungemein naiv, hier sogleich von Empörung, Umkehrung aller Ordnung zu sprechen und davonzulaufen. Uebersetzt doch die geharnischte Poesie, die gepanzerten Lieder sogleich in baare, entpanzerte Prosa, wenn es sein muß! Seht der Sache doch nur einmal auf den Grund und vergleicht die deutschen Verhältnisse nur erst nüchtern und klar, und ihr werdert finden, daß man ein stürmischer Dichter sein und doch ein loyaler Bürger, wenn auch kein sklavischer Unterthan bleiben kann, und daß noch nichts Gefährliches darin liegt, wenn Jemand andrer Meinung ist als die Minister. Selbst in Rußland, wo nur der Kaiser von Rechts wegen Recht hat und ein ganzes Volk leibeigen ist, können die Meinungen nicht über einen Leisten geschlagen werden. In England und Amerika leben die feindlichsten Gegensätze friedlich nebeneinander. Ja, wenn wir mit Montesquieu reden dürfen, so kann die vollkommenste Einigkeit in einem Staate sein, wo man äußerlich nichts als Unruhe wahrnimmt, denn wir meinen, ohne eine Fülle von Tönen, bei dem Geschrappe einer einzigen Saite kann von keiner Harmonie die Rede sein. Und in Deutschland sollte solche Harmonie namentlich für die Dichtung unmöglich sein, wo die entschiedensten politischen Gegensätze, die absolute Monarchie und die Republik, Oesterreich und Hamburg, wenn wir die Schweiz nicht mitrechnen sollen, die constitutionelle Monarchie und der Polizeistaat, Würtemberg und Preußen, sich zu einem Föderativstaat vereinigt haben und eine reichre, mannigfaltigere Entwicklung schon im Keime tragen? Es ist uns Deutschen doch erlaubt, den Gedanken, daß wir eine einzige Nation sein wollen, festzuhalten, und da dürfen wir auch nicht den kleinsten Winkel vom gemeinsamen Vaterlande zurücksetzen oder verachten. Mag auch die großartige Krähwinkelei mancher Residenz einen kleinen Freistaat wie Hamburg oder Frankfurt a. M. bespötteln, mag hier selbst am wahren öffentlichen Leben noch viel fehlen. Dennoch sind Hamburg und Bremen „die Lungenflügel, wodurch Deutschland den Welthandel einathmet," wodurch es mit England und Amerika in directester Verbindung steht, und es ist schon, wie gesagt, eine große Concession gegen die Vielseitigkeit der Regierungsformen, daß Hamburg, das eine freiere Presse als z. B. Preußen hat, als Stadt und selbständiges Gemeinwesen dem durchlauchtigen Bundestage legitim angehört und wenn auch in gemeinsamen Angelegenheiten überstimmt, doch immer eine Stimme hat. Warum sollte also in Deutschland nicht theoretisch und abstract von der Republik, der Demokratie gesprochen werden, ohne daß sie sogleich als antinational verketzert und verfehmt würde? Unmöglich kann es als revolutionär und anarchisch erscheinen, wenn z. B. der Hannoveraner nicht bloß hamburger Rindfleisch und Neunaugen, sondern auch manche hamburger Idee vortrefflich findet und letztre für richtiger hält, als die an der Leine erzeugten. Der Preuße giebt selbst zu, daß von keinem preußischen Patriotismus die Rede sein soll, sondern von einem deutschen — wenigstens müßte ein mediatisirter Patriotismus erst erfunden werden — und deßhalb darf vernünftiger Weise es auch nicht verketzert werden, wenn sich preußische Männer nach sächsischen oder badenschen Institutionen sehnen, da es sicher durchgehends erlaubt ist, die österreichschen als preiswürdig hinzustellen. — Austausch der Ideen, Gegenseitigkeit, nichts weiter! Wie engherzig, immer nur allein Recht haben zu wollen und dem Gegner keine Meinung zuzugestehen, damit es nicht zur Discussion komme, wo des Gegners Gründe wohl gar obsiegen!

Wir hielten diese Bemerkung nicht für überflüssig, da unsre Lyrik wirklich jene Fülle von Ideen repräsentiren soll, wir gestehen zu, zum Theil nicht ohne eine gewisse Unsicherheit, ja Verworrenheit der selbst poesielosen, aber der Poesie als Basis dienenden Begriffe. Diese Unklarheit muß immer mehr schwinden, und die Möglichkeit hat sich auch wirklich so weit herausgestellt, daß wir schon zwei Seiten der politischen Lyrik unterscheiden können. Einmal ist der Dichter Humorist und negirt hauptsächlich; das andre Mal spricht er sich voll ehrlichster Leidenschaft und tiefsten Ernstes aus

und setzt mit der Negation des Richtigen zugleich das Positive, das vor der Vernunft Giltige: dort die Mittel des Spotts, der Ironie, des spielenden Muthwillens gegen die Popanze der Gewohnheit und Auctorität zu Hilfe nehmend, hier an die höchsten Ideen des Rechts und der Freiheit sich haltend und mit ganzer Seele sich dem Gedanken ihrer Realisirung hingebend.

Jene erste Art hat unstreitig im ganzen deutschen Wesen ihre Begründung, bekommt aber offenbar durch die Voraussetzung der Litteraturrichtung nach Schiller und Goethe ihr eigenthümliches Gepräge. Sie geht aus den Widersprüchen hervor, die über unsern Lebensverhältnissen zum Theil noch wie dicke Nebel liegen und vor der Morgensonne der Aufklärung auf der Flucht sich in den Thälern drängen und häufen. Sie geht aus dem Fonds abstracten geistigen Lebens hervor, der ohne Lebenspraxis bleibt, aus der Unbehilflichkeit, daß wir keinen Spaß verstehen und keinen rechten Ernst machen. Und so hat sich das Talent aus dem Contrast seiner kosmopolitischen Fernsicht und der es dicht umgebenden Kleinstädterei diesen deutschen Humor erzeugt, der in der Lust an der Schönheit, an der ewig jugendlichen Natur, dem frei sich entfaltenden Gedanken und in dem Schmerz über die Dumpfheit und Starrheit so vieler Zustände sich ergeht und diesen Zwist veranschaulicht. Dieser Gram, der den Muth nicht hat, den ihn peinigenden Gedanken zu brechen oder sich ihm zu entschlagen, und deßhalb ohne wahren Ernst als Rückhalt leicht frivol wird, war bekanntlich in Bezug auf Sitte und sociale Zustände das Letztre wirklich geworden, mußte mit aller Macht verworfen werden und hat sich auch wirklich selbst vernichtet. Auf politisches Gebiet übertragen hatte dieser Humor wirklich einigen Grund melancholisch zu werden, doch galt es, sich hier, eben weil die Subjectivität über sich selbst hinaus mußte, immer mehr zusammenzunehmen, so daß nicht leicht jene Koketterie und jener schwächliche, weinerliche Jammer einriß. Er hat es zum Theil selbst eingesehen, wie er sich in der Betrachtung der die Privatverhältnisse der Menschen berührenden Uebelstände merkwürdig verfangen hatte, muß aber von dem öffentlichen Leben eine wohlthätige Rückwirkung erfahren, sobald der Mensch nur begreifen will, daß die Schlacken, welche uns in Hinsicht der Privatverhältnisse anhangen, nur dann, dann aber gewiß wegzuschaffen sind, wenn wir den Satz des Aristoteles erst in seiner deutschen Bedeutsamkeit ergriffen haben: daß der Mensch ein politisches Wesen ist; im öffentlichen Leben erst zu seiner wahren Existenz kommt, und daß es in der ganzen weiten Geschichte nur der Mangel an Würde ist, der Tyrannei und Sklaverei, Verbrechen und Laster erzeugt — weil duldet.

Will dieser Humor kosmopolitisch und nicht patriotisch sein und sucht er in der weiten Welt Rettung vor dem Spießbürgerthum: so ist auch das Flucht, kein männliches Standhalten vor dem Geschick. Freilich fehlt es hier auch in der Fremde nicht an Analogien. Allein der wahre Kosmopolitismus, wie ihn z. B. die Engländer am schönsten bewähren, geht nie aus Verzweiflung am Vaterlande hervor, sondern führt eher zum Egoismus, zum Hochmuth gegen die Fremde, und diese Selbstsucht ist eher zu entschuldigen, als die Verläugnung der Heimath. Egoistisch wollen wir nicht sein; so erlaube man uns auch, die Fremde und die Heimath vorurtheilsfrei zu vergleichen und das als wahrhaft vernünftig Erkannte dem Vaterlande anzueignen oder mit den Erfahrungen der Fremde bereichert, selbständig weiter zu bilden. Jedenfalls ist es ein ebenso falscher Kosmopolitismus, etwa mit Peter Schlemihl's Stiefeln zu reisen, als sich in einen Winkel der deutschen Kleinstädterei zurückzuziehen, mag derselbe durch das Licht der Poesie noch so freundlich erleuchtet werden. Denn wie dort immer etwas Schlotterndes der Nationalität anhängt, so wird hier stets etwas Gedrücktes, Unbehilfliches, Unwahres bleiben, ja genau besehen, läuft solche mürrische, kauernde Resignation auf Egoismus hinaus. Geradezu gesagt, nachdem der Kosmopolitismus Goethe's und Schiller's unsern Horizont gelüftet hat, ist es widerwärtiger Egoismus, noch Kosmopolit sein zu wollen, statt Patriot. Selbst daß der Patriotismus gegenwärtig noch vielfach von denen bespöttelt wird, welche auf Kosten des Stumpfsinns Andrer recht gescheidt erscheinen und allein freies Spiel ihrer Willkür haben möchten, darf uns nicht abschrecken, uns demselben ganz hinzugeben. Er ist das natürlichste Band, ein ganzes Volk für große Ideen, für große Thaten und Wagnisse zu sammeln.

Nun ist allerdings schon viel gewonnen, wenn selbst der spielende Humor seine Indifferenz gegen das Object so weit überwindet, daß er sich entschieden auf die Partei der Freiheit stellt. Kann er dann den Hammerschlag nicht ausführen, den Zeus vom Hephästos auf die Stirn verlangte, um die junge Athene zu entfesseln, so vermag er doch durch die wiederholte gelinde Erschüttrung des Zwerchfells dazu beizutragen, die Grillen zu verscheuchen, welche uns bei „zu wenig Bewegung", Schwäche des Gangliensystems und dergleichen heimzusuchen pflegen. Denn es rührt in der That noch viel Unglück der Welt von der schlechten Verdauung derjenigen Magen her, welche nachher in besondern Kapseln und an besonders feierlichen Orten den Heiligen und Würmern anvertraut werden. Wenn der Humor sich hier consequent bleibt und die Subjectivität mit ihrer eiteln Selbstbespieglung opfert, um in eine strenge Ojectivität überzutreten, so ist nichts dagegen einzuwenden, wenn er, der Humor, seine Pfeile mit launigen Pointen zuspitzt. Umwege und Abstecher sind in der Poesie oft den Richtewegen und der Reise ohne Einkehr vorzuziehen. Außerdem wollen wir die Verwandtschaft mit den Söhnen Albions in Hinsicht des Klimas und Temperaments der Poesie nicht unbe-

dingt verläugnen, wenn sie das Mittel wird, uns auch wohl zu manchen andern Analogien zu verhelfen. Und so mag denn, wenn es mit Geschmack geschieht, der Kosmopolitismus und die deutsche Nachtwächterschaft, an sich ein derber Widerspruch, sich verbinden, um dem, wenn man will, hier in der Mitte liegenden Staatsleben näher zu kommen. Man darf hier keine einseitige Fordrungen stellen. Es ist nicht Sache des Dichters, daß er uns gänzlich über alle Schwierigkeiten des Widerspruchs hinwegsetzt. Hält er das Princip fest, so mögen der Verwicklungen noch so viele kommen; die Aufklärung darüber, das fabula docet ist nicht immer seine Sache. Wir waren bisher gewohnt, von dem Dichter recht viel zu fordern, entschließen wir uns also auch einmal, ihm etwas zu leisten. Bringt uns der Dichter in eine Collision, stürzt er uns in Probleme, so müssen wir uns herablassen, ihn anzuhören, und ach, dies Anhören wird uns noch immer so schwer, daß wir es nie gnug üben können. Wer aus Furcht vor dem Irrthum es nicht wagt, aus sich herauszugehen, der wird nie das Richtige treffen. Thut der Dichter einen Ausfall auf Dinge, die uns in Gestalt eines Zopfs, eines Tabernakels, Mirakels, einer Nachtmütze, oder einer Schildwache in der eschenheimer Gasse — gelinde incommodiren, so habe man den Muth, das, was der Dichter vorübergehend im Bilde andeutete, weiter zu verfolgen, ihm Recht zu geben oder als Grille abzuweisen; aber lasse sich jedenfalls aus jener blöden, schlaffüchtigen Lichtscheu herausscheuchen, die dem Maulwurf ziemt, aber keinem denkenden Menschen. Es ist hier allerdings möglich, daß der Dichter, indem er gegen Personen und Zustände auftritt und die baare Wirklichkeit rücksichtslos bloßlegt, manche Saite berührt, die man um Alles in der Welt ungeschwungen wissen möchte; daß er, indem er nicht farblose Möglichkeiten, sondern bestimmte Thatsachen mißbilligt und verspottet, das Unglück hat, rauhe Wahrheiten zu sagen, wo man nur gefällige Schönheiten erwartete. Indeß war es von jeher ein Vorrecht der Dichter, schärfer zu sehen, als sonstige Sterbliche, eigner Meinung zu sein und zu bleiben, wo sonst vergoldete Argumente zur Nachgiebigkeit nöthigen, und ein politischer Dichter muß und darf vor Allem keinen andern Richter über sich anerkennen (natürlich theoretisch!), als die öffentliche Meinung. — Wir wollen aber auch zugeben, daß er zuweilen irrt, recht stark irrt: ist er dann nicht desto weniger gefährlich? Wer den wasserdichten Makintosh eines guten Gewissens anhat, der darf, sollte man denken, den sanften Regen der Satyre um so weniger fürchten und sollte den Menschen unsrer hypochondrischen Zeit das unschuldige Vergnügen gönnen, überall Thorheiten und Stoff zum Lachen zu finden. Wer da weiß, wie unglücklich der Hypochondrische ist, der sein ganzes Denken, seinen ganzen Humor in den einen superklugen Gedanken zusammendrängt: zu wissen, daß er hypochondrisch ist, der sollte das Mittelchen similia similibus statuiren und dem Dichter sich selbst und seine Leidensgefährten dadurch zu heilen erlauben, daß er einen hypochondrisch weltweisen Spießbürger vor uns umhertaumeln läßt und sich mit seinem eignen Schatten recht hübsch unterhält. Es ist ein wahres Vergnügen, sich einen solchen Burschen abquälen zu sehen mit seinen tiefsinnigen Wohlfahrtsausschußgedanken: wie er mit seinem Herrgott schmollt, statt ihm, wie Bonifacius, wenn er in ihm einen Götzen erblickt, die Art an die Wurzel zu legen; wie er die Pferde zu revoltiren denkt, da ihm die Menschen zu zahm geworden; wie er sich an langen Judennasen stößt, weil er sich an den Straßenecken, was ihm gewiß erlaubt sein würde, nicht zu rennen wagt. Wer kann einen so spaßhaften Kerl für gefährlich halten, der im Begriff steht, sich aus der Welt hinauszumachen, und nur dadurch gehindert wird, daß er auf den gescheidtern Einfall kommt, in dieselbe hineinzulaufen?!

Das Reisen muß einem Nachtgedankenmanne gewiß gut bekommen, so daß er sogar bald ein fast ganz vernünftiger und nobler Dichter wird und etwas dem Schub Verfallendes kann unmöglich in solchen Reisen liegen, wenn anders ein Paß gelöst und die gehörigen Visa eingeholt worden. Reisen muß der deutsche Dichter aber einmal. Laßt ihn! Wir haben es an deutschen Gelehrten verspürt, die nie über ihre Stadtmauern hinausschauten, wohin die Einschachtlung des Genies führt. Aber auch davon abgesehen und selbst wenn Schiller und Jean Paul und viele Andre es nicht bewiesen, daß die Unkenntniß der Länder und Völker mindestens zu einer übertriebnen Abstraction führt und entweder leibeigne Zwerge oder überlebensgroße „hohe" Gestalten erzeugt, so müßte uns Shakspeare's, Goethe's, Byron's, Seatsfield's Beispiel schon hinlänglich überzeugen, daß nur der Dichter lebendige Gestalten, wahre Situationen, wirklich großartige Handlungen zu schildern im Stande ist, der sich auf einer wechselreichen Bühne, voll dissentirender Leidenschaften, unter dem Kreuzfeuer jagender Gedanken, unter dem Wechsel der Schicksale und Launen des großen Dramas der Geschichte, unter dem Aufgebot der eignen Kraft umhertummelte.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 91. 18. April. 1842.

Das Phänomen der jetzigen Lyrik.

(Schluß.)

Der moderne Dichter kann nicht mehr wie eine Wachtel aus dem Bauer heraustrillern. Er muß dem Leben abgewinnen, was er der Poesie anvertrauen soll. Und da ist bei uns kein andrer Ausweg, als daß derselbe, da wir über die Idylle des Wanderstabs hinweg sind, sich dem Phaëtonwagen der Post oder den „flüchtigen Elephanten" anvertraut, um die ganze deutsche Nationalität zu sammeln, die nirgend einen alle Radien zusammenfassenden Brennpunct gefunden hat. — Der französische Dichter findet in Paris ganz Frankreich, der englische in London ganz England; der deutsche muß von Wien nach Hamburg, von Berlin nach Köln eilen, — und auch das hat seine Vortheile —, um den deutschen Kern in sich aufzunehmen. Freilich ist es noch immer einseitige Grille, im großen Frankfurt zu Marchesi's Goethe zu flüchten, in München nur ästhetischen Thee, Bavaria und Pfaffen und in Berlin nur Sand und Pietismus zu finden. Unrecht mag es nicht sein, daß dort überall die „neue, treue, freie Zeit" nicht so recht anbrechen will, daß sich eine gewisse Zahl kleiner Fragezeichen keineswegs sonderlicher Gunst erfreut; doch giebt es dort überall auch so viel Herrliches und Kräftiges, daß man nicht bloß mit malcontenten Gedanken umherzuwandeln braucht. Ja, der Contrast würde noch tiefern Eindruck machen, wenn der Dichter der Wahrheit gemäßer spräche und schilderte, wie ihm trotz der hohen Vollendung der Künste, trotz der Annehmlichkeiten des äußern Lebens, trotz der hohen Intelligenz, die sich hier zusammengedrängt hat, dennoch der eine, Alles belebende, Alles organisch durchzuckende, galvanische Funken — man weiß nicht ob durch hinzugethane Flanelllagen oder weggezogne Zinkschichten neutralisirt wird.

Daß übrigens der humoristische Dichter am allerwenigsten im Curialstyl allerunterthänigst erstirbt, dazu zwingen ihn nur ästhetische Gesetze. Den Staatskalender führt er nicht mit sich und das Genre der diplomatischen Gedichte blühte nur unter Ludwig XIV. Gebraucht der Dichter einmal, um witzig zu sein, von Christen ein unchristliches, muhammedanisches Bild, so steht sich dabei Niemand besser, als der Angegriffne. Friedrich II. ließ die Pasquille auf ihn niedriger hängen, damit sie Jedermann lesen konnte. Außerdem hat man den Grundsatz aufgestellt, daß alles Irrthümliche, Falsche wegen Mangel an Theilnahme von selbst untergehen müsse, und das ist eine ganz richtige Ansicht. Wir wollen nicht einmal die nothwendige Consequenz hervorheben, daß eben so Alles, was Anklang findet, ein Recht auf Existenz hat. Aber so viel bleibt gewiß, daß, wenn ein Gedanke durch äußre Gewalt unterdrückt wird, seine Unrichtigkeit damit noch keineswegs deducirt und seine Existenz damit noch keineswegs vernichtet ist.

Doch wir gehen in unsrer Betrachtung weiter. Wir haben gefunden, daß der humoristischen Poesie der innern Politik der relative Werth keineswegs abzusprechen ist; daß dieselbe indeß der Idee nur indirect dient und deßhalb durch eine höhere Stufe der Production leicht verdrängt werden kann. Man möchte sagen, von ihr zu der eigentlichen politischen Poesie geht der Weg durch die unpolitische hindurch, wenn man so gefällig sein will, die letztre richtig zu verstehen. Zwischen der halb und halb doch Resignation bleibenden Lyrik zu der mit offner Begeistrung in die Schranken tretenden Lyrik der Ueberzeugungstreue liegt die Satyre in der Mitte. Daß diese moderne Satyre ganz verschieden ist von der antiken, namentlich der spätern römischen, wo sich die Entrüstung über eine ganz verderbte Zeit in einer abstracten Rhetorik Luft machte, versteht sich ganz von selbst. Wie unser Zeitalter mit all seinem Inhalt milder ist, als jene schreckliche Zeit, so kann auch ihre Beurtheilung sich eines weichern Ausdrucks bedienen. Die sonst in ihrer Gesetzgebung so unerbittliche Aesthetik darf indeß nichts dagegen haben, wenn der Dichter grob wird, so lange er die Formen der Schönheit nicht verletzt. Deßhalb sollte aber auch die sonst so liebenswürdige Censur nicht verlangen, daß der Dichter seine Gedanken wie Buchsbaum stets unter der Scheere halte. Das kann um so weniger bei dieser kecken Poesie der Fall sein, als sie rasch vom Augenblicke gezeugt aufschießt und sich der Ereignisse des Tags bemächtigt. Sie ist die sich aus dem gesunden Menschenverstande aufmachende Poesie: weder so ideenvoll, daß sie die Gemüther unwiderstehlich fortrisse, noch so sehr ins Kraut der Prosa gewachsen, daß man bei ihr den wirklichen Mangel an Ideen, wie er im Alltagsleben herrscht, empfände. Aber diese Gattung stützt sich offenbar auf das

eigentliche nirgend so eigenthümlich als in Deutschland ausgebildete Volkslied, das erst in der letzten Zeit, weil es gegen den Sinn des Volks selbst neutral geworden, eigentlich verstummte. Das ist wohl zu beachten. Wer wollte das Schlackenhafte, oft Engherzige, geradezu Hölzerne dieser praktischen Weisheit verkennen! Aber auf dem gesunden Boden eines gesunden Volkssinnes läßt sich, wenn der zeitgemäße Inhalt gegeben wird, eine duftige Blume ziehen und das mußte offenbar mit unmittelbarer Anknüpfung an die alten Weisen erstrebt werden. Haben wir deßhalb Gedichte vor uns, die auf eine sinnige Weise jene Ehrlichkeit, gesunde Schalkhaftigkeit und Laune verjüngt wieder bringen, so wandelt Einen wirklich jene Pfeiflust der limburger Chronik an. Es wird uns so traulich bei dieser einfachen jauchzenden Poesie, die, wie die alten Deutschen ihren Rath beim Zechgelag hielten, in dem lustigsten Rausch die ernsthaftesten Betrachtungen anstellt, unerschöpflich ist in muntern Sprüchen, witzigen Spitzen, neckischen Reimen und stets den dreist und keck fortrankenden Epheu der Dichtung um die schorfigen Erscheinungen des deutschen Lebens herum windet. Da vereint sich denn jene unbeschreibliche Traulichkeit und Faschingsschelmerei zum glücklichsten Bunde und Alles, die Zeitung wie die Sonntagsfeier, die Denkmalwüthigen wie der Corporalstock, der dreizehnte Artikel der Bundesacte und die Europamüden geben die Zielscheibe eines hausbacknen Witzes, der den wahrhaften Ernst, den Zorn der Poesie ungezwungen und ungekünstelt vorbereitet. Denn diese Dichtungsart weiß sehr wohl die Schellenkappe und die fastnächtlichen Schwänke abzuwerfen und dann erhebt sie sich schon zu der ganzen Hoheit des deutschen Mannes, der auch das Liebenswürdige, Lichte, Freie im Vaterlande mit Wärme und Liebe zu hegen und zu pflegen und zu singen weiß, aber auch mit Muth und Ausdauer die Angriffe darauf abweiset und mit der Beredtsamkeit des reinsten Patriotismus darauf hindeutet, daß die Gebrechen unsers Vaterlandes durch einen festen Manneswillen zu beseitigen sind. Nachdem die alten und neuen Minnesänger lange gnug das Weib gefeiert haben und der Mann schwach wurde, feiert diese Richtung den Mann und das Weib wird dabei nichts an seiner Liebenswürdigkeit einbüßen. Hier gilt es dem Manne, „der männlich strebt und wagt, steht und nicht fällt und männlich lebt, unverzagt geht durch die Welt, und männlich sich müht fürs Gut' und Rechte, und männlich erglüht mit Muth wider das Schlechte, und männlich auf eignen Beinen steht, und sich nicht nach jedem Wetter, Glauben und Meinen dreht, und männlich, mit Geduld, bieder erträgt, und männlich ohne Schuld nieder sich legt, und frei noch ist im Gefängniß, und froh noch ist in Bedrängniß, der weiß, was er will, und will, was er kann — ganz Mann."

Und so dürfen wir denn trotz der Masse der abgebleichtesten, abgemattetsten Verhältnisse dennoch von einer Lyrik der Entschiedenheit sprechen, die das Banner der Gegenwart so begeisternd von den Alpen her in die Höhe hebt. Der Dichter steht nun nicht mehr unbegreiflich einsam unter der Menge strebsamer, fröhlicher Kräfte; er kokettirt nicht mehr mit jenem Schmerz im Allgemeinen, wo Wenige nur mitempfinden und die Meisten den Selbstquäler auslachen; er macht sich nicht mehr zum hinkenden Teufel, wo die Glieder gesund sind, um des Lebens Müh mit starker Ausdauer zu ertragen. Dem Muthe wurde es wieder möglich, eine unverstellte, ehrliche Dichtung zu erzeugen, die mit den Lebendigen im Bunde die höchsten Ideen des Rechts und der Freiheit als die einzig souveränen Mächte anerkennt und in ihrem Dienst mit den Waffen des Geistes dem Tode überantwortet, was dem Tode gehört.

Hier hat der Dichter endlich zugleich den würdigsten und schwierigsten Stand. Denn wir müssen immer wieder darauf zurückkommen, daß es, obwohl lange gnug getrieben, ganz undeutsch ist, die Welt aus glücklicher Vogelperspective anschauen zu wollen und sich vor dem Staube und dem Dampfe, den die Mächte des Lebens aufwühlen, zu flüchten. Der Dichter sei kein Leibzüchter, schreite nicht wie eine neutrale Marketenderin durch die feindlichen Lager oder halte sich endlich für so erhaben und überirdisch, daß es von ihm als einem Einzigen und Unvergleichlichen schon Herablassung ist, wenn er sich vernehmen läßt. Wer keinen innern Zwang fühlt, sich auszusprechen, wer nicht fühlt, daß das Dichterwort die Prophetin des Zeitgeistes ist, und daß sodann in Deutschland nicht mehr: hie Welf! hie Waibling! sondern: Sklav oder Freier! gilt, der mag sich selbst für einen Dichter halten, aber die Nation thut es nicht. Nein, unsre Zeit wird wieder Selbstvertrauen gewinnen; sie erhebt die Stirn und zeigt einen ernsten Blick. Da muß der Dichter Alles abschütteln, was ihn dem treuen Dienste seines Volks entziehen, und Alles aufgeben, was ihn an der Ausführung seiner lichtesten Gedanken hindern könnte.

Auch die Freiheit ist eine Religion. Sie fordert keinen wilden Fanatismus, der blind macht und der unter dem Vorwande der Herstellung ursprünglicher Menschenrechte die grausamste Despotie übt; wohl aber jenen schönern Fanatismus, jene besonnenste Begeistrung, die den Kampf zur Manifestation einer Liebe macht, wie sie alle große Menschen hegten, die von ihren Zeitgenossen gekreuzigt und verbannt, und erst von spätern Geschlechtern verstanden und gewürdigt wurden. Dieser Fanatismus, der mit kühnster Phantasie und aus innigster Bewegung des Gemüths seine Flammenschrift hinhaucht, verleiht eben der Poesie wieder jene aus Muth und Kraft entspringende Frische und Jugendlichkeit, die den Leser nicht allein beseligt, befriedigt, sondern auch fortreißt und die Hoffnung wieder aufrichtet, die uns lange Zeit entrissen war. Dafür ist

der Dichter Idealist, daß er wie der Philosoph in die Zukunft schaut, um die Gegenwart von den Fußangeln der Vergangenheit zu befreien. Aber er faßt in der Gegenwart selbst festen Fuß und bezwingt und benutzt sie, giebt ihr, wo sie leer erscheint, Inhalt, wo sie still steht, Richtung, und so erobert der Gedanke den Boden, darauf zu stehen, und läßt es nicht mehr bei dem Gesuch: *δός μοι ποῦ στῶ*, bewenden. Im Bewußtsein seines universellen Ueberblicks und der Nothwendigkeit, denselben stets für den individuellsten Fall zu gebrauchen, zieht er gewissermaßen alle die zerstreuten Truppen, die er unter den verschiednen Fahnen des Humors, der Satyre, der hier und da noch mit den Reminiscenzen fremder Nationalitäten gefärbten poetischen Anschauungsweisen findet, heran, um aus der ganz eigenthümlichen Stellung der deutschen Nation zu den Fremden, aus ihrem Hange, das Allgemeinmenschliche zu entwickeln, zur Nationalität durchzudringen, was freilich bei allen übrigen Völkern auf umgekehrtem Wege geschieht. Da hat die Poesie Stoff vollauf: nur der Phantasieschwache kann Mangel daran leiden. Der wahre Dichter wartet nicht, bis ihm die Früchte vom Baume in den Mund fallen, sondern er schüttelt denselben oder steigt hinauf. Frühling und Wein und Frauen erscheinen da unter neuer Beleuchtung, haben einen neuen Reiz; schlechter Trost wird abgeworfen; tiefer Haß muß oft seichte Liebe ersetzen; auf den Bergen die Freiheit wie im Thal; der Gang durch Mitternacht neue Nachtgedanken!

Da herrscht Klarheit und Frieden in der eignen Brust, die zähste Consequenz im ganzen Denken und männliche Liebe zum Leben und seinen Freuden, ohne Furcht vor Tod und Kerker. Die Kräfte sind noch jung und wir dürfen hier ein Dichtergeschlecht erwarten, das allerdings nicht mehr auf Abenteuer auszieht, wie der Maure Calainos, der sich anheischig machte, die Köpfe von sechs Pairs von Frankreich in Person aus Paris zu holen; aber es wird von ihm ebenso wenig mehr heißen, es schont die Geier und zerreißt die Tauben, eine blitzende Schaar, ein keckes Reitergeschlecht wird es sein, um große Ideen, große Leidenschaften, große Muthoffenbarungen wieder vorzubereiten.

Adolf Bock.

Die Oeffentlichkeit in der Rechtspflege.

Seit der neuerlich durch die Zeitungen geschehenen Mittheilung des Berichts des preußischen Justizministers Mühler an den König, worin dieser Staatsmann auf die Einführung der Oeffentlichkeit und Anklageform in der Strafrechtspflege anträgt, und nachdem auch in der würtembergischen Abgeordneten-Kammer zu Gunsten dieser Institute Wünsche laut geworden sind, hat sich die Aufmerksamkeit im deutschen Vaterlande von Neuem auf die Frage über Oeffentlichkeit der ganzen Rechtspflege gerichtet, und je nach den politischen Maximen der Parteien ist hier ein großer Schrecken eingetreten ob des bevorstehenden Verlusts der kostbaren Geheimnißkrämerei, dort eine erfreuliche Hoffnung aufgetaucht über den immer näher heranrückenden Moment der Auflösung des geheimen Polizeistaats. Trotz der ungünstigen Zeitumstände und eines drohenden allgemeinen politischen Verfalls konnte der Gedanke der Oeffentlichkeit in Deutschland nicht vernichtet werden, und wenngleich es den Freunden des in anerkannter Wirksamkeit bestehenden geheimen Verfahrens gelang, die Frage der Oeffentlichkeit, wo sie nur immer angeregt wurde, sofort auf unbestimmte Zeit zu vertagen und in das Reich der süßen Träume zurück zu spielen, so mußte dennoch ein Blick in die Zustände unsrer deutschen Mitbrüder jenseit des Rheins, eine Zeitungsnachricht aus englischen und französischen Gerichtssitzungen die Frage aufs Neue vor einer gänzlichen Vergessenheit retten. So ist sie auch jetzt wieder in Veranlassung der obigen Vorfälle mit vermehrter Lebendigkeit auf die Tagsordnung getreten, und sollte sie abermals nicht vermögen, über alle Hindernisse und alle Fallstricke hinweg, die offen und geheim gegen sie bereitet werden, siegreich bis zur allgemeinen Anerkennung und Verwirklichung durchzudringen, so werden gleichwohl ihre Gegner nicht im Stande sein, sie für immer abzuthun, sondern sie wird bald von Neuem und stets gewaltiger auftauchen, und nicht eher vergessen werden, bis sie selbst durch Gewährung entschieden ist.

Einstweilen dürfte es die Aufgabe der Wissenschaft sein, wenn sie sonst sich nicht dem wahren Leben entfremden will, unabläßig nach jenem Himmelsgute der Oeffentlichkeit hinzustreben, und zu dem Kampfe, in welchem noch für und wider sie gerungen werden wird, dieser guten Sache, möge sie nun in einer Versammlung von Volksvertretern ihre Vertheidiger finden, oder möge sie durch patriotische Beamte einem Könige empfohlen werden, nachhaltigen Vorschub zu leisten. — Es handelt sich hier aber um eine politische Institution, um eine Institution, die, wie wir unten sehen werden, tief eingreift in den ganzen Bau des Staats, und mit welcher noch ein Schweif von andern wichtigen Fragen unzertrennlich verbunden ist: wie kann sich die Wissenschaft oder die Philosophie herausnehmen, dem bestehenden Staatsgebäude eine seiner anscheinend dauerhaftesten Stützen, die Stütze der geheimen Rechtsverwaltung, zu entziehen, um eine andre a posteriori noch nicht allgemein in Deutschland erprobte an die Stelle zu setzen? Ist es nicht weit sicherer, die Geschichte ihren ruhigen Gang gehen zu lassen, und im ungestörten Frieden abzuwarten, ob sie uns in ihrer allmäligen Entwicklung zu dem Puncte führen werde, wo wir ohne Gefahr das im Laufe von Jahrhunderten uns an-

gewöhnte Gewand abstreifen können? Armseliger Gewissensscrupel, die höhere Erkenntniß dem Zufalle des Bestehenden und dem historischen Schneckengange aufopfern zu wollen, hat dich die plausible Moral in jener Fabel von dem Knaben, welcher nicht eher wollte das Wasser berühren, bis er das Schwimmen erlernt, aus der Brust des deutschen Philisters noch nicht zu tilgen vermocht? Es war vor dreihundert Jahren, als man auch die Geschichte ihren ruhigen Gang gehen ließ, und damals geschah es, daß wir, ohne eigentlich zu wissen wie, desjenigen Guts beraubt wurden, dessen Wiedererwerb uns jetzt so große Anstrengungen kostet. Was ein nur halb erleuchteter Freiheitstrieb mit richtigem Tacte einst geschaffen und wohl länger als ein Jahrtausend bewahrt hatte, das mußte, als der angeborne Sinn dafür erstorben war, und die wahre Philosophie nicht zu Hilfe kam, um es zu retten, den Angriffen einer Afterweisheit erliegen. Erkennen und nicht handeln, begreifen und theilnahmlos schweigen sollten wir, der Lehre zu Liebe, daß die Philosophie nicht berufen sei, neue politische Grundsätze ins wirkliche Leben einzuführen? Hat man wohl die Consequenzen dieses Princips vor Augen gehabt? Was ist denn hier neu? Neu kann die Oeffentlichkeit des ganzen Staatslebens doch nicht sein, da sie ursprünglich aus heimathlicher Erde entsprossen; neu ist sie nicht, da sie ein stammverwandtes Volk auf seiner Insel stets treu bewahrte; neu ist sie nicht mehr, nachdem deren Begriff richtig erkannt und der Sinn für sie und die Liebe zu ihr in das Herz des Volks zurückgekehrt und ein Theil seines Bewußtseins geworden ist. Wer hat die Strafen gemildert, wer hat bewirkt, daß wir den Dieb beim dritten Male nicht mehr hängen, dem Ehebrecher nicht mehr den Kopf abschlagen und den Ketzer nicht auf den Scheiterhaufen stellen? Die wahre Philosophie der Gerechtigkeit hat uns dahin gebracht. Warum sollten wir ihrem Rufe nicht folgen, wenn sie uns auffordert, andere dunkle Trümmer der Vorzeit zu verlassen, um die Hallen eines hellern politischen Lebens zu betreten? Vor drei Jahren scheute sich ein Oberjustizrath nicht, als Deputirter in einer öffentlichen Kammersitzung den Grundsatz auszusprechen: man müsse den Muth haben, sich über den R e c h t s p u n c t hinwegzusetzen; wir sagen: man muß den Muth haben, das alte historische U n r e c h t über Bord zu werfen.

An die Oeffentlichkeit der Rechtspflege reihet sich, wie oben schon angedeutet wurde, eine Menge andrer Fragen, die theils von vorn herein unzertrennlich mit ihr verknüpft sind, theils ein unausbleibliches Gefolge derselben bilden. Dahin gehört zuvörderst die Mündlichkeit des Rechtsgangs, ohne welche die Oeffentlichkeit nicht denkbar ist; sodann in Criminalsachen die Anklageform, und in weitrer Entwicklung das Geschworengericht; ferner die Nothwendigkeit eines eignen nationalen Rechtssystems; hienächst die Reinigung der Justiz von andern Attributen, namentlich dem Domanial- und Finanzwesen, sowie der Administration überhaupt; zuletzt auch eine höhere Würde und Selbständigkeit des Richteramts und des Advocatenstandes. Es ist einseitig, die Oeffentlichkeit der Rechts abgesondert von diesen organisch mit ihr zusammenhängenden Bedürfnissen aufzufassen, welche alle eine Kette bilden, von der sie das erste und nothwendigste Glied ausmacht. Als einzelne Erscheinung betrachtet, tritt die Oeffentlichkeit der Rechtspflege hinter manche andre politische Wünsche zurück, und es würde uns gewiß nicht so große und lange Mühe verursachen, sie allein in unsre Einrichtungen einzuflicken. Aber in Verbindung mit den andern Fragen zeigt sie ihre eigentliche Bedeutung, und nun entbrennt auch sogleich ein heftiger Kampf für und wider alle jene Erzeugnisse der Revolution. Da ist ein Richter, welcher zurückbebt vor dem Gedanken, nach abgehörter mündlicher Rede der Parteien oder ihrer Anwälte sofort ein Urtheil finden zu sollen, ohne erst in ruhiger Gemüthsstimmung auf seinem Arbeitszimmer das Collegienheft und die Compendien des römischen Rechts nachblättern zu dürfen. Hier fühlt sich ein Inquisitor empört, daß mit dem Angeschuldigten große Umstände gemacht, eine förmliche Klage gegen ihn erhoben werden soll; dort zittert ein Justizminister, wenn er an die Möglichkeit denkt, auch vielleicht einmal vor den Schranken eines Geschworenengerichts erscheinen und 12 ungelehrten, unangestellten Bürgern Rede und Antwort stehen zu müssen. Hier zuckt ein mitleidiges Lächeln um den Mund des gelehrten Professors ob des verwegnen Unternehmens, Ulpian und Gajus entbehrlich machen zu wollen. Dort wird eine Domänenkammer besorgt, daß ihrem untern Finanz- und Administrativpersonale die gleichzeitige Macht eines Richters, also auch die Gewalt, ihrem Interesse gemäß zu urtheilen und zu exequiren, entrissen werden soll. Hier endlich befällt ein Erstaunen die landesherrlichen Beamten, daß sie nicht mehr sollen durch den simpeln „Competenzconflict" dem Spruche des Richters sich entziehen dürfen, und daß beherzte Advocaten Gelegenheit bekommen werden, einer öffentlichen Versammlung geheime Dinge zu offenbaren und die Zuhörer durch den Gedanken und das Gefühl der Gerechtigkeit zu hoher Begeistrung fortzureißen. — Wie, so rufen sie Alle aus, wir sollten der Oeffentlichkeit der Rechtspflege und Allem, was daran hängt, den Zutritt gestatten? Wir würden verloren sein, und die Staatssicherheit würde Gefahr laufen untergraben zu werden. Staatssicherheit? Ja, wenn die Sicherheit des Staats und die Sicherheit und behagliche Ruhe einzelner Beamten identisch sein sollte, ja dann möchte allerdings diese Sicherheit in die Gefahr gerathen, unangenehm gestört zu werden. Wenn aber der Staat nicht aus dem Personale der Beamten, sondern aus allen Bürgern zusammengenommen besteht, und wenn die Sicherheit dieses Staats nichts Andres ist, als die Freiheit und das Recht aller Genossen, so können wir ruhig sein bei dem Angstgeschrei jener öffentlichen Diener und bei den Gefahren, welche Einzelnen unter ihnen drohen möchten: das Schiff des Staats, an welchem auch wir ein Ruder zu führen haben, wird dennoch sicher über diese kleinen Wellen und plätschernden Brandungen hinweggleiten.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 92. 19. April. 1842.

Die Oeffentlichkeit in der Rechtspflege.

(Fortsetzung.)

Oben gedachten wir einzelner Fragen, welche nothwendig mit der Oeffentlichkeit der Rechtspflege verknüpft sind, zugleich aber Hindernisse bilden, welche die Einführung dieser Oeffentlichkeit erschweren. Alle diese Fragen liegen indessen immer noch auf dem Gebiete der Rechtspflege selbst, berühren also stets nur eine Seite des öffentlichen Lebens. Wie inzwischen jede Einrichtung des Staats mit den übrigen in näherm oder entfernterm Zusammenhange steht und alle sich eigentlich nur als die Schlüsse eines großen Gedankens verhalten, die von diesem ihrem göttlichen Schöpfer herab in tausend Verzweigungen alle Lebensverhältnisse durchdringen, so leitet uns die Oeffentlichkeit der Rechtspflege allmälig auch in andre verwandte Gebiete und ihre Einführung ist nur als der erste Schritt anzusehen in dem Uebergange zu dem öffentlichen Staate überhaupt. Dies, wo man es nicht begreift, ahnet man doch mittelst unbestimmter dunkler Vorstellungen, und in der dadurch erzeugten Furcht hat der Widerstand seinen Sitz und seine Hauptstärke.

Die Mündlichkeit.

Wie schon gesagt, ist die Oeffentlichkeit der Rechtspflege ohne Mündlichkeit nicht denkbar. Nicht aber umgekehrt. Welche Vortheile für die bürgerliche Gesellschaft haben wir durch die Einführung beider zu erwarten? — Unsre Vorfahren in der alten, mittlern und im Anfange der neuern Zeit kannten nur ein öffentlich mündliches Verfahren. Sie faßten wohl die Urtheile des Beweises halber in Urkunden, aber der Streit der Parteien wurde in offner Gerichtssitzung mündlich geführt. Nach den Rechten einzelner deutscher Stämme mußten sogar die Gerichte stets unter freiem Himmel an dem Saume eines Waldes, neben einem mächtigen Baume, oder auf einer besonders dazu errichteten Anhöhe (mallum, Malberg) gehalten werden. Unstreitig lag hierin ein tiefrer Sinn, als die spätre entnervte Zeit zu fassen vermochte. Und wenn wir heute unsre Rechtskundigen in die freie Natur schicken wollten, so würden sie ohne Zweifel zuerst danach fragen, wie sie sich erforderlichen Falls gegen den Regen und das Unwetter zu schützen hätten. — Die großen Völker des Alterthums, Griechen und Römer, verhandelten ihre Rechtsstreite mündlich und öffentlich; ebenso kennt man in den freien Staaten der Gegenwart, wie in England und Frankreich, auch nur diesen Rechtsweg. — Diese rein historischen Beweise für die Vortrefflichkeit jenes Instituts scheinen sonderbarer Weise auf die historische Schule wenig influirt zu haben, denn sie ist es gerade, welche am meisten dahin arbeitet, das bestehende und geheime Verfahren zu erhalten, ein Verfahren, was so ganz und gar von aller wahren und würdigen Geschichte entblößt ist, wenn man nicht etwa die schändliche Art, auf welche die geheime Procedur oft die Oeffentlichkeit verdrängte, auch als ein Element der Historie betrachten will, was wir in stiller Demuth zu respectiren hätten. So erhielt z. B. im Jahre 1521 der Inhaber der Herrschaft Bar von dem deutschen Kaiser Carl V. ein Privilegium:

> daß er und sein erben und innhaber der herrschaft Bar, da sy hochgericht und den pan über das pluet zu richten haben, ihr gericht mit beschlossener thür halten, und alle übelthetig Lent durch sich selbst oder ihr undergesetz richter urtheilen und richten, und ferner den alten gebrauch und gewonheit zu halten nit schuldig sein sollen;

eine Ordonnanz, wodurch jener Kaiser offenbar die Grenzen seiner Macht überschritt, da er nicht das Recht hatte, dem Volke durch ein Privilegium für einen Reichsbeamten „den alten Gebrauch und Gewonheit" zu entreißen. — Wie im Uebrigen die wahre deutsche Justizverwaltung im Streite mit dem gelehrten Dünkel der Juristen vernichtet wurde, ist eine bekannte Sache, die wir hier nicht weiter zu untersuchen haben. Es ist aber nicht ohne Interesse, einer Partei gegenüber, die sich die geschichtliche nennt, immer den Satz im Auge zu behalten: daß die Fordrung der öffentlich mündlichen Rechtspflege gerade in der Geschichte unsers Volks und aller freien Nationen die sicherste Stütze findet. Wenn man auf den Grund der Geschichte Ansprüche unsrer Zeit beurtheilen will, so ist es unpassend, sich auf die letzten Jahrhunderte zu berufen, eine Periode, in welcher der politische Verfall nur zu sichtbar hervortritt. Sollen wir denn nur aus einer solchen Zeit unsre praktischen Lehren nehmen, und über die wahrhaft große Vergangenheit bloß unsre unthätige Bewundrung ausdrücken,

oder die trockne Kritik an ihr ohne lebensvolle Resultate erschöpfen? — So steht die Sache vom Standpunct der Geschichte aus. Kehren wir zu unsrer eigentlichen Frage zurück, um sie dem selbständigen Urtheile unsrer Vernunft zu unterwerfen.

Also worin bestehen die Vorzüge der öffentlich mündlichen Verhandlung? Die Vertheidiger derselben haben sich in der Regel auf die größre Schnelle des Verfahrens, auf die strengre Beobachtung der Proceßformen, und auch auf eine stärkre Bürgschaft für einen unparteiischen Richterspruch berufen. Das Alles enthält unstreitig viel Wahres und gewiß sind jene Vorzüge nicht ohne Gewicht; denn in der That ist es dem öffentlichen Interesse nicht gleichgiltig, ob der in seinem Rechte verkümmerte Unterthan im Streite mit einem mächtigen Gegner ein oder zwanzig Jahre auf Genugthuung zu warten hat, und ob die Stellung der Gerichte der Art ist, daß, wenn sie etwa in ungewöhnlichen Fällen die Neigung anwandeln sollte, feigherzig dem Impulse einer Gewalt von Oben nachzugeben, sofort die Scheu vor dem ungeblendeten Sonnenstrahle der Publicität ein Mittel wird, sie an ihre Pflicht zu erinnern. — Indeß ein noch weit höher anzuschlagender Werth der öffentlich mündlichen Verhandlung scheint uns in dem Einfluß zu liegen, welchen sie auf den Geist und Charakter des ganzen Volks ausübt. Die öffentlichen Gerichtssitzungen und der mündliche Parteienkampf sind nicht bloß eine Pflanzschule für große Richter, Advocaten und Staatsmänner, sondern zugleich ein Unterricht für die übrige Nation, wie er auf andre Weise nicht ersetzt werden kann. Die ersten Zierden eines Volks sind Kenntniß seiner Gesetze, ein edles Rechtsgefühl und ein starker Muth. Diese Besitzthümer sind weit erhaben über die mechanische Fertigkeit im Lesen und Schreiben, in welcher der gewöhnliche deutsche Philister allerdings jezt einige Vollkommenheit erlangt hat und die wohl benutzt worden ist, um ihn über den in diesen Dingen unwissenden Engländer und Franzosen zu erheben. Die öffentliche Rechtspflege ist nun ohne Zweifel das beste Mittel, das Volk mit seinen Gesetzen bekannt zu machen.

Jetzt betrachten wir den Proceß eines Einzelnen, möge es sich um sein Vermögen oder um Leib und Leben handeln, als die Sache e i n e s Individuums. Was geht es uns an, sagen wir, da wir in unsrer Freiheit und unsern Geschäften nicht gestört werden; möge der Beklagte zusehen, wie er mit seinem Gegner oder dem Staate fertig werde. Höchstens weinen wir, wenn ein interessanter Criminalfall vorliegt und wir den Angeklagten für unschuldig halten, eine Thräne des Mitleids über die langen Kerkerleiden und die arme Frau und Kinder. Wenn sich aber erst die großen und geringen Rechtshändel offen vor unsern eignen Augen entfalten, und wir mit allen Thatsachen, mit allen Krümmungen und Wendungen dieser Wettkämpfe vertraut werden sollten, so zwingt uns unsre menschliche Natur ein lebendiges Interesse an der Sache des Einzelnen ab, die Theilnahme für Recht und Unschuld dringt mächtig in unsre Seele ein und „der Maßstab unsrer Vernunft" ist nicht so „beschränkt", daß wir nicht selbst auch ein Urtheil bilden sollten. Schon in unsrer Jugend werden wir mit den zehn Geboten auch die Gebote unsers Landes kennen lernen und in allen Fällen, wo wir einst als Männer gestraft werden könnten, auch ein Urtheil weisen können. Als H a m b d e n dem König Carl I. von England die willkürliche Taxe des Schiffsgeldes von 20 Schillingen verweigerte, wurde er im Angesichte der Nation von den erkauften Richtern in Westminster-Hall für schuldig befunden. Aber das ganze Land kam in Bewegung und sein unbestochnes Rechtsgefühl überwog das Ansehen eines schwachen Gerichtshofs. So gab die Weigrung eines Mannes, 20 Schillinge zu bezahlen, Veranlassung, die Steuerbewilligung der Unterthanen aufrecht zu erhalten und gewiß hat die Oeffentlichkeit der Justiz nicht wenig dazu beigetragen, das Recht des Volks zu schützen, obgleich sich selbst die Richter zu Werkzeugen für diese und ähnliche Gewaltstreiche gebrauchen ließen.

Nun aber wirft man uns den Einwand entgegen, das Volk brauche die Gesetze nicht zu lernen, dazu sei die Zunft der Juristen vorhanden. Vortreffliche Maxime! Allein was lehren Eure Juristen? Sie behaupten: Rechtsunkunde werde nicht verziehen. Sie setzen als unumstößlich voraus, daß man bei seinen Rechtsgeschäften, im Handel und Wandel, bei Begehung verbotner Handlungen mit dem Finger habe auf den fraglichen Rechtssatz hinweisen können, und wehe einem Angeschuldigten, welcher sich damit vertheidigen wollte, daß er nicht gewußt habe: die Majestätsbeleidigung sei ein schweres Criminalverbrechen. Auf der einen Seite will man dem Volke die Kenntniß seines Rechts entziehen oder erschweren, und auf der andern Seite soll so über dasselbe gerichtet werden, als habe es die Gesetze gekannt. Ja, ich weiß wohl, man wird sagen, das letzte sei eine nothwendige F i c t i o n, ein Postulat, ohne welches die Staatssicherheit nicht bestehen könne. Ist das aber Gerechtigkeit? — Sodann ist in neurer Zeit endlich das sogenannte Gewohnheitsrecht wieder zu Ansehen gekommen, d. i. mit andern Worten nichts als die eine Seite des Volksbewußtseins, nämlich die rechtliche. Man legt also die Kraft der Rechtserzeugung mitten in das Volk, und fällt doch wieder in den Widerspruch, ihm die Pforten zu dem Tempel, in dessen Heiligthume am unzweideutigsten das Recht zur Anerkennung gelangen und gebildet werden könnte, verschließen zu wollen. Jetzt dient die praktische Rechtspflege wohl dazu, einen sogenannten Gerichtsgebrauch und Gerichtsobservanzen hervorzubringen, in der Regel lauter Erscheinungen von sehr untergeordneter Bedeutung, die, wenn man sie heute abschafft, morgen vergessen sind, da sie nicht

in der Brust des Volks, sondern durch die alltägliche, oft gedankenlose Gewohnheit der Richter und Advocaten erzeugt werden. Erst durch die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der Verhandlungen, und durch den Kampf um Recht und Freiheit unter den Augen der Nation werden die großen politischen und rechtlichen Principe in feste Glaubensformeln umgeschmolzen. Nur geglüht und auf dem Ambos geschlagen, kann die Gerechtigkeit ihre Form, ihre Stählung und Stärke gewinnen.

Vor allem Andern ist die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Criminalproceß ein unabweisbares Bedürfniß. Eine Betrachtung des gegenwärtigen Zustandes des geheimen und schriftlichen Verfahrens führt zu wahrhaft traurigen Resultaten. Aber man darf sie nicht verschweigen, wenn die Wahrheit auch verwundet und schmerzt. Nur wundre man sich nicht, daß im Ganzen wenig Klagen über diesen Gegenstand vernommen werden. Das Schweigen hierüber hat einen natürlichen Grund, da, andrer Ursachen nicht zu gedenken, die meisten ungerechten Dinge gerade wegen der Heimlichkeit nicht ans Licht treten. Diejenigen, welche allein Kenntniß davon haben, sind in der Regel dieselben, von denen sie ausgingen, und diese werden nicht ihre eignen Ankläger abgeben wollen. In den Staaten der Oeffentlichkeit läuft eine einzelne Ungerechtigkeit durch hundert Kanäle von dem einen Ende des Landes bis zu dem andern, und in dem gegenwärtigen Augenblicke wird das ungerechte Urtheil eines französischen Pairhofes über einen Schriftsteller an den Küsten der Ostsee eben so lebhaft empfunden werden, wie in Paris selbst. —

Die Anklageform und das Geschwornengericht.

Sollten wir so glücklich sein, die Oeffentlichkeit in unsre Rechtspflege einzuführen, so würde ihr Lichtstrahl das jetzige Princip der Inquisition nothwendig verscheuchen. Dies ist zu klar, als daß es bewiesen zu werden brauchte. Es ist auch noch Niemandem unsers Wissens eingefallen, an die widernatürliche Verbindung der Publicität und Untersuchungsmaxime zu denken. — Der Satz: wo kein Kläger ist, da ist auch kein Richter, ist nicht bloß ein altes deutsches Sprichwort, sondern ein von der Vernunft dictirter Schluß. Die Inquisition dreht den Satz um und sagt: wo kein Kläger ist, da wirft der Richter sich zum Kläger auf und übernimmt beide Rollen. Wenn uns bei diesem Grundsatze das Blut zum Herzen dringt und wir staunend fragen: wie kann die Gerechtigkeit dabei bestehen bleiben? werden wir mit einem Beruhigungsgrunde abgewiesen, der seichter nicht gefunden werden kann, und allem Rechte, wie aller Erfahrung Hohn spricht: es ist wieder das leidige Vertrauen in die persönliche Vortrefflichkeit des vom Staate angestellten Richters, d. h. das Vertrauen auf den Zufall. Wo wir um heiliger Grundsätze willen anfragen, werden wir auf die Geschicklichkeit eines Menschen verwiesen. —

Es ist aber nicht etwa eine bloß höchst schwierige Aufgabe, welche der Staat dem Inquisitionsrichter stellt, sondern man verlangt eine Unmöglichkeit von ihm. Wo ist ein Inquirent zu finden, welcher mit gleichem Eifer, gleichem Scharfsinn und gleicher Leidenschaft die Gründe für und wider den Angeschuldigten aufsuchen könnte; welcher mit derselben Unparteilichkeit hier ihn anzugreifen, dort ihn zu schützen; hier alles Mögliche, was nur zu seiner Entschuldigung gereichen kann, dort Alles, was ihm zur Last fällt, zu erforschen im Stande wäre? Angriff und Vertheidigung, Verfolgung und Schutz, Haß und Liebe, Alles mit einander wird dem armen Inquisitor aufgebürdet. Diesen widersprechenden Anfordrungen ist kein Mensch gewachsen; darum müssen sie, wenn die Gerechtigkeit keine leere Fiction sein soll, unter drei Personen: einen Ankläger, Richter und Vertheidiger, getheilt werden. Man wende nur nicht den hundertjährigen Bestand jener unglücklichen und ungerechten Combination ein. Auch die Folter, zum Theil eine Folge des Untergangs des Anklageverfahrens, hat Jahrhunderte sich behaupten können, und jetzt vermag ein gerechtes Gemüth nur mit Widerwillen an sie zurückzudenken.

Das eigentliche Princip der Inquisition nun, wie sie im wirklichen Leben sich gestaltet, ist die Erpressung des Geständnisses; das Princip des Anklageverfahrens Beweis vor dem Richter. Dort ist der Perpendikel in dem künstlichen Räderwerke die Verschlagenheit und Gewalt des Inquisitors; hier das freie Streben und Gegenstreben zweier gleichberechtigter Parteien. Dort soll der Angeschuldigte durch seine eigne Aussage sich selbst ins Verderben stürzen; hier sich gegen den Angriff des Anklägers vertheidigen, und wenn er es nicht vermag, sich ergeben. Ihren Culminationspunct hatte die Inquisition in der Folter, sowohl der körperlichen, wie der geistigen. So sehr wie die Folter ihrem ganzen Wesen nach dem ungerechten Principe der Inquisition entspricht, so sehr widerstreitet sie der Idee der wahren Anklage. Denn wie lächerlich würde man es finden, wenn ein Kläger in dem Falle, da er nicht beweisen könnte, unterthänigst darauf antrüge, seinen Gegner etwas zu peinigen. Ohne Zweifel hat darum auch das consequente Festhalten der Engländer an dem Verfahren durch Ankläger dazu beigetragen, sie vor der Folter zu bewahren, während diese in allen Nachbarländern ihren blutigen Einzug feierte. Die körperliche Folter hat man abgeschafft und dadurch einen Riß in dem Gebäude der Inquisition hervorgebracht. Die geistige Folter besteht noch, wie sie denn unzertrennlich mit der Inquisition verknüpft ist. Jeder Zwang zum Geständnisse, mag er in der Gestalt einer Drohung mit körperlichen Schmerzen auftreten oder mittelst verborgner Fallstricke an den Angeschuldigten heranschleichen, um ihn her-

nach wie ein ermattetes Wild in unauflösbare Garne zu verwickeln, ist das unwürdige, unnatürliche und ungerechte Princip der Inquisition. Jeder Angeschuldigte hat das Recht zu sagen: bringt mir die Beweise meiner Schuld. Die Inquisition antwortet: du selbst sollst mir durch dein Geständniß die Beweise des Verbrechens geben, dessen ich dich anklage. Und nun, welche Widersprüche zugleich. Die nahen Verwandten eines Angeschuldigten dürfen wir nicht zum Zeugniß gegen ihn zwingen. Der Satz steht allgemein in den Ländern der Inquisition fest; er widerspricht aber durchaus ihrem Geiste und ist ein Ueberbleibsel aus dem Anklageverfahren. Warum nöthigen wir die Verwandten nicht zum Zeugniß? Weil wir es für unmoralisch und ungerecht halten, nahe Personen zu zwingen, sich gegenseitig ins Unglück zu stürzen. Das würde den ersten Grundsätzen des Christenthums widerstreiten. Wie kommen wir aber dazu, den Angeschuldigten zum Zeugniß gegen sich selbst zu zwingen, ihn zu zwingen, Hand an sich selbst zu legen und den Blitz des Verderbens in sein eignes Haus zu schleudern? Sind die Pflichten, die er gegen sich selbst hat, nicht so heilig als die gegen seine Schwestern und Brüder, Eltern und Kinder, welche wir im Interesse der Moral und Gerechtigkeit respectiren?

Die Anhänger der Untersuchungsmaxime werden uns vielleicht eine empfindsame philanthropische Schonung mit Verbrechern vorwerfen. Damit würde aber die Sache auf ein ganz fremdes Gebiet versetzt werden. Für den überwiesenen Uebelthäter nehmen wir nicht die geringste Schonung in Anspruch. Man bestrafe ihn ohne Rücksichten, wie es das Gesetz verlangt, wenn er sich auch in der Gestalt einer liebenswürdigen Giftmischerin zeigen sollte, wie Frau Lafarge, welche sich einer so großen Sympathie gerade von Seiten unsrer zartfühlenden und romantischen Inquirenten zu erfreuen hat. Aber man hüte sich, durch ungerechte Mittel einen Verdächtigen überführen zu wollen. Mehr verlangen wir nicht. Es wäre traurig um unsern Staat bestellt, wenn er nicht im Stande sein sollte, ohne hassenswerthe Anstalten einen Verbrecher zur Verantwortung zu ziehen. Wenn wir, um das herbeizuführen, was alle freie Staaten der Vergangenheit und Gegenwart durch gerechte Mittel erreichten, verwerfliche Anstalten anwenden, so ist das nur ein Grund, sofort eine Abändrung in unserm mangelhaften Zustande zu treffen.

Das Geschwornengericht ist zwar nicht nothwendig mit der Oeffentlichkeit und dem Anklageverfahren verbunden, aber in der weitern Entwicklung dieser Institute dürften wir auch zu der Jury gelangen. Es ist unendlich viel in neuerer Zeit über die Vorzüge und Mängel der Geschwornen geredet und geschrieben. Von der einen Seite werden sie als das sicherste Palladium der politischen Freiheit begehrt, von der andern als eine rohe demokratische Einrichtung verabscheut. Ehe man über den absoluten Werth oder Unwerth dieser Gerichtsform urtheilt, ist es nöthig, den richtigen Standpunct zu betreten, von welchem ab die Frage allein gelöst werden kann. Es giebt überhaupt zwei Hauptarten, über die Schuld bei Verbrechen zu richten. Die eine ist:

Daß ebenbürtige (genossene) Männer aus dem Volke nach ihrem Gewissen urtheilen;

die andre:

Daß ein Collegium rechtsgelehrter Richter erklärt, was das ausdrückliche Gesetz für den streitigen Fall verordnet habe.

Die erste Art war die der Griechen, Römer, Germanen (in der alten und in der mittlern Zeit) und ist noch heute in England, Frankreich, Nordamerika u. s. w. anzutreffen. Die zweite war die unsrige im vorigen Jahrhundert und bis auf die neuesten Strafproceßgesetze. Sie beruhte auf der Carolina, insofern diese zur Verurtheilung eines Angeschuldigten den **strengsten** Beweis — bloß Zeugen und eignes Geständniß — (Art. 22 der C. C. C.) erforderte, und auf einem eingeschlichnen Gebrauche, insofern die Gerichte überall mit gelehrten Richtern besetzt waren.

Der menschlichen Freiheit ist nun unendlich viel daran gelegen, daß diese beiden Arten nicht mit einander vermischt werden. Wenn nur 12 ebenbürtige Männer aus dem Volke, die, nachdem sie ihr Amt vollzogen, wieder in das Volk zurücktreten, das Schuldig über einen Angeklagten aussprechen können, so bedarf es keiner genauen Regeln des Beweises und keiner weitläufigen Sichrungsmittel gegen den Mißbrauch der diesen 12 Männern anvertrauten Gewalt. Ihr Gewissen als freie und unabhängige Bürger des Staats, und das Bewußtsein, daß auch ihr angeklagter Mitbürger und andre ihres Gleichen dermaleinst über sie ein Urtheil finden können, ist eine Garantie, die alle künstlichen Anstalten ersetzt. — So wahr und so richtig dieser Satz an sich hier ist, so falsch und so verrätherisch würde er sein in seiner Anwendung auf unsre gelehrten, vom Staate für immer angestellten Richter. Gegen diese können nur die strengsten Gesetze und die sorgfältigste Beobachtung ihrer Vorschriften gnügende Sicherheit für Freiheit und Eigenthum gewähren. Wenn diesen wie den Geschwornen überlassen wird, nach ihrem gewissenhaften Ermessen, nach ihrem richterlichen Gutdünken zu urtheilen, so schaffen wir eine Macht im Staate, gegen welche die Freiheit der Unterthanen sich nicht zu behaupten vermag.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 93. 20. April. 1842.

Die Oeffentlichkeit in der Rechtspflege.

(Fortsetzung.)

Wie hat sich nun die zweite der beiden obigen Hauptarten über Verbrechen zu richten in neuester Zeit in Deutschland ausgebildet? Um es nur gleich zu sagen, so steht die Sache meist jetzt so: daß unsre gelehrten vom Staate angestellten Richter in wahre Geschworne verwandelt sind. Man erschrecke nicht über diese Behauptung, sie ist in der That begründet, und ich will sie sofort beweisen. Allgemein ist man von den strengen Beweisregeln der Carolina abgewichen und hat einen vollen Criminalbeweis bloß auf den Grund von Indicien zugelassen. Die gesetzlichen Bestimmungen sind in den einzelnen deutschen Staaten so ziemlich dieselben. Wir wollen, da wir sie nicht alle die Reihe passiren lassen können, an der Gesetzgebung eines Staats den Beweis führen, dessen Regierung seit 1813 Niemand den Vorwurf zur Hinneigung für eigentliche Geschwornengerichte machen wird. Im Jahre 1822 wurde in Hannover*) die Folter abgeschafft und nun mußten neue Grundsätze über den Beweis aufgestellt werden. Diese erschienen am 25. März 1822. Danach findet ein vollkommner Beweis durch Anzeigen Statt. „Jeder Umstand, welcher mit einem begangnen Verbrechen in natürlichem Zusammenhang steht und aus welchem auf die Schuld der in Untersuchung gerathnen Person vernünftiger Weise geschlossen werden muß, begründet eine rechtliche Anzeige." Was heißt: „natürlicher Zusammenhang"? Was ist: „vernünftiger Weise schließen"? Für die Geschwornen ist es verständlich gnug; aber wo liegt der scharfe, unerschütterliche Anhaltspunct für den gelehrten Richter? Wo die geringste Sicherheit gegen das sogenannte subjective Fürwahrhalten, was der deutsche Untersuchungsproceß doch nicht kennen soll? Was dem A. vernünftig und natürlich dünkt, ist dem B. unvernünftig und unnatürlich. — Hienächst ist ferner in dem Gesetz verordnet, daß sowohl das Verbrechen an sich (der sogenannte objective Thatbestand), wie die Schuld (der subjective Thatbestand), durch Anzeigen dargethan werden können. Sogar der Beweis der Anzeige selbst ist nicht mehr an die strengen Regeln der Art. 23 und 30 der Carolina gebunden, sondern geschieht durch „ein solches Zusammentreffen von Umständen, welches keinen vernünftigen Zweifel an ihrem Dasein übrig läßt". Und am Ende werden die Richter ganz und gar in die Stellung der Geschwornen gesetzt, wenn es heißt, genaue Vorschriften könnten nicht gegeben werden:

> „weil es dabei (bei der Prüfung des Beweises) auf die besondern Umstände eines jeden einzelnen Falls ankommt, und der Sachkenntniß, Erfahrung, Urtheilskraft, Unbefangenheit und strengen Gewissenhaftigkeit des Richters das Meiste überlassen bleiben muß."

Wer wird hiebei nicht an das „selon leur intime conviction" der französischen Jury erinnert? Wem fallen nicht die Worte Möser's bei: „Wie, ein Fürst sollte acht fremde Männer verschreiben, ihnen ihren Unterhalt reichen, und ihnen die Vollmacht ertheilen können, nach der Vernunft, nach der Billigkeit, nach ihrer Weisheit zu entscheiden? Und das sollten unsre Vorfahren geduldet haben?" Derselbe Möser, der die Geschichte auf eine so großartige Weise zu deuten wußte, sah mit seinem scharfen praktischen Blicke bereits in den siebenziger Jahren des vorigen Jahrhunderts voraus, wie die Dinge sich künftig entwickeln würden. Wir können es uns nicht versagen, die prophetischen Worte dieses Mannes, der sonst bei der historischen Schule in großem Ansehen steht, hier zu wiederholen.

„Die gefährlichste Wendung aber, — so schreibt er — welche wir zu befürchten haben, ist nun diese, daß ungenossen (gelehrten, vom Staate angestellten) Richtern eben die Macht gegeben werde, welche vordem die genossen (Geschworne) hatten. Wenn diesen erlaubt wird, nach dem gewöhnlichen Ausdruck, mit Hintansetzung unnöthiger Formalitäten zu verfahren; wenn diese von dem dürren Buchstaben der Gesetze nur eine Haarbreite abweichen dürfen: so beruht Freiheit und Eigenthum einzig und allein auf der Gnade des Landesherrn; so kann er solche Leute zu Richtern verschreiben, die in dem Lande, wo sie nach ihrer Weisheit verfahren sollen, nichts Eignes haben und Keinem genoß sind; die aus der Türkei oder Tartarei zu Hause sind, und es nach unverwerflichen Gründen zeigen können, daß

*) Beiläufig bemerkt ist Hannover, wenn wir nicht irren, dasjenige Land in Europa, in welchem die Folter zuletzt aufgehoben wurde.

es vernünftiger sei, die Beinkleider als den Hut unter den Arm zu nehmen."

So ist es also nur zu gewiß, daß wir die zwei Hauptarten über Verbrechen zu richten mit einander vermengt haben, daß wir unsre gelehrten Richter aus ihrer frühern Stellung versetzt und den Geschwornen nahe gebracht haben. Sobald wir den strengen förmlichen Beweis der Carolina verließen und auf den Grund von bloßen Anzeigen das Schuldig setzten, verletzten wir das bisherige Princip und gelangten, ohne es zu wollen und zu wissen, auf das Gebiet der Geschwornen: und so eng, oder so weit auch hier die Grenzen gesteckt wurden, immer bildeten sie nur ein plus oder minus auf dem nämlichen, dem frühern entgegengesetzten Gebiete. Alle Versuche der Theorie und Gesetzgebung, die mit einem förmlichen Beweise verbundne Sicherheit auf die Indicien zu übertragen, sind gescheitert. Mögen die Regeln noch so künstlich und scharfsinnig gestellt werden, stets ist, sobald die Anzeigen einen hinreichenden Beweis liefern sollen, die individuelle Weisheit des Richters der entscheidende Moment, und so ist jene gefährliche Wendung, daß ungenossen Richtern eben die Macht gegeben werde, welche vordem die genossen hatten, allerdings eingetreten.

Die Frage ist also zuvörderst nicht so zu stellen:

sollen Geschworne eingeführt werden?

sondern:

sollen die gelehrten Richter ferner zugleich das Verdict der Jury aussprechen?

Und diese Frage ist unbedingt mit nein zu beantworten.

Es würden uns zwei Wege offen stehen, das jetzige System zu verbessern, und diese sind einfach: Rückkehr zu dem alten förmlichen Beweise, oder Trennung des jetzt den Richtern mit überwiesnen Geschwornenamts von deren übrigen Attributen und Uebertragung an zwölf Männer aus dem Volke. Zu dem ersten Wege möchten wir nicht rathen. Nachdem wir die Folter abgeschafft, fehlt ein nothwendiges Glied in dem alten Beweissysteme. Wir würden nur zu oft in die Lage kommen, über einen Angeklagten das Nichtschuldig auszusprechen, an dessen Schuld Niemand zweifeln könnte. Es bleibt nichts übrig, als die Trennung und Theilung der Geschäfte, also Absondrung der Thatfrage von der Rechtsfrage und Ueberweisung der erstern an wirkliche Geschworne. Den ersten Schritt dazu haben wir bereits zurückgelegt, indem wir den förmlichen Beweis verließen und unsern Richtern eine Macht gaben, wie sie nur die Geschwornen exerciren. Warum zögern wir mit dem zweiten Schritte und führen das einmal anerkannte Princip nicht bis zu seinen endlichen und dann wahrhaft großen Resultaten durch? Wie wir in allen politischen Angelegenheiten auf der Hälfte des Wegs stehen geblieben sind, so auch hier bei einer der wichtigsten Einrichtungen des Staats. Unglücklicher aber konnten wir nicht verfahren, und es wäre bei Weitem besser gewesen, wenn wir das alte System beibehalten hätten.

Der gewöhnlichen Anfechtungen, welchen das wahre Schwurgericht ausgesetzt ist, als da sind: die Unschuld komme in Gefahr, gemordet zu werden; rechtsunkundige Männer seien auch nicht einmal fähig, über die Thatfrage zu urtheilen und diese lasse sich überhaupt nicht von der Rechtsfrage absondern; die Künste der Advocaten würden das Volk bestechen und dergleichen mehr, wollen wir hier nicht gedenken: sie sind schon zu oft und zu schlagend widerlegt worden. Beweisen zu wollen, es sei ein Institut sklavisch und ungerecht, aus welchem alle großen Völker der Erde ihre Freiheit und Rechtssicherheit wesentlich herleiteten, ist eine Behauptung, mit deren Widerlegung man sich nicht zu befassen braucht.

Der wahre Widerwille gegen die Einführung der Geschwornen beruht auf der Furcht unsrer Politiker vor den politischen Leidenschaften, die alsdann sich der Menge bemächtigen würden.

Die Nothwendigkeit eines

eignen nationalen Rechtssystems

wird erst recht lebhaft empfunden werden, wenn die Oeffentlichkeit in unsre Justizverwaltung eingedrungen sein wird. Wissenschaftlich angeregt ist die Frage vorzugsweise seit 1814 und namhafte Juristen, wie Thibaut, Savigny, Gönner, haben sich verschieden darüber ausgesprochen. In der neuesten Zeit hat man auch praktisch Hand ans Werk gelegt, und Herr Linde in Darmstadt soll eifrig damit beschäftigt sein, für das Großherzogthum thatsächlich die Frage zu lösen. Wie man auch über die ganze Sache denken möge, so scheint uns der Weg, für jeden einzelnen deutschen Staat ein umfassendes Gesetzbuch zu geben, von allen der fehlerhafteste zu sein. Es ist kaum zu begreifen, wie einst der allgemeine deutsche Rechtszustand nur einigermaßen übersehen werden soll, wenn zu unserm mosaisch-römisch-kanonisch-longobardisch-germanisch-statutarischen Rechtssysteme außer den großen preußischen und österreichischen Gesetzbüchern nun auch noch dreißig andre hinzugesellt werden sollten. Es ist nicht unsre Absicht, die für und wider das Unternehmen erhobnen Gründe hier genauer zu prüfen: wir wollen nur zu zeigen suchen, wie alle dagegen mit ausgezeichnetem Scharfsinn eingewandten Argumente vor den unerbittlichen Anfordrungen des Lebens zurücktreten müssen, sobald wir die Oeffentlichkeit eingeführt haben. Soviel ist indessen auf den ersten Blick nicht zu verkennen, daß der Widerstand gegen ein Gesetzbuch hauptsächlich in einer Schwäche des Vertrauens in unsre eigne Geisteskraft seinen vornehmsten Sitz hat. Wir sind jetzt nicht fähig, sagt man, ein zweckmäßiges Gesetzbuch zu machen; während allerdings die Fordrung, daß unser praktischer bürgerlicher Rechtszu-

stand wesentlich verbessert werde, begründet ist. Die Schwächen dieses letztern läugnet man also nicht; wie könnte man das auch, da sie so klar in die Augen fallen? Es ist leicht gesagt: wir sind nicht fähig zu dem Werke. Ehe man aber hiemit übereinstimmt, sollte man untersuchen, ob wir es, wenn wir es auch auf die eine Weise nicht sein sollten, nicht auf eine andre sind. Wir geben gern zu, daß ein Paar öffentliche Beamte allein nicht fähig sein mögen, die schwierige Aufgabe zur allgemeinen Zufriedenheit zu lösen. Allein das Vertrauen haben wir zu dem deutschen Volke, daß, wenn dieses in seinen ersten wissenschaftlichen Organen seine Kraft und seinen Willen an das Werk setzt, dasselbe in einem angemeßnen Zeitraume vollbracht werden würde. Sind wir nicht reif dazu, gute Gesetze zu geben, sollten wir dann wohl die Fähigkeit besitzen, in dem ungeheuren Materiale, was wir jetzt zu bearbeiten haben, das Gute von dem Verwerflichen zu sondern? Ein Volk müßte nicht im Stande sein, seine eignen Zustände zu begreifen, wenn es nicht zugleich vermöchte, die eine Seite derselben, sobald sie schadhaft ist, umzugießen.

Die fremden Rechte haben die Oeffentlichkeit aus unsern Gerichten vertrieben. Es ist der natürliche Weg der Wiedervergeltung, daß nun die Oeffentlichkeit die fremden Rechte von dem heimischen Boden verweisen, oder wenigstens die Pforten öffnen werde, um ihnen den Ausgang zu erleichtern. Unsre praktischen Juristen, Richter und Advocaten, befinden sich oft in einer seltsamen, wahrhaft bemitleidenswerthen Lage, besonders in den ersten Jahren ihrer Laufbahn. Sollen sie in einem Rechtsstreite ein Urtheil sprechen oder eine Parteischrift abfassen, so gerathen sie, da fast alle Fragen des gemeinen Rechts bestritten sind, sofort in ein Netz von Controversen. Die größte Unsicherheit bemächtigt sich ihrer Seele, die verschiedensten Ansichten und Entwürfe durchkreuzen sich in ihren Gedanken, und am Ende folgen sie, was das Schlimmste, nicht der innigsten Ueberzeugung, sondern, da sie diese in ihrem Schwanken gar nicht gewinnen können, ist es die Autorität eines gerade im Rufe stehenden Juristen, oder die Mehrzahl der Schriftsteller, welche bei ihnen den Ausschlag giebt. Dies soll kein Vorwurf sein gegen unsre praktischen Rechtskundigen, denn die Schuld liegt wahrlich nicht an ihnen selbst, sondern allein an dem gegenwärtigen Zustande der Rechtsquellen. Auch scheint dies Uebel aus alter Zeit zu stammen, da man schon im Jahre 1441 am Reichstage gegen die Lehrer des fremden Rechts klagte:

„dazu seindt es nur besoldet Knecht, und nicht Erbdiener des Rechts. Darumb, daß sie Stifväter und nit die rechten Erben des Rechten sind. Denn sie nehmen ihme den Grund der Wahrheit und bringen durch ihren unordentlichen Geiz das Recht zu einem sollichen Unglauben, daß kein fromm Man sein Vertrauen darein mer setzen mag. Das hat euer verkehrte Lehre inner 50 Jahren zu Wegen gebracht. Wo ist es vor erhört worden?"

Sehr naiv, aber auch sehr charakteristisch ist schon damals der fehlende „Grund der Wahrheit," der „Unglaube" an dem fremden Rechte ausgesetzt. Und in diesen ganzen vier Jahrhunderten von 1441 bis jetzt ist es doch dem römischen Rechte nicht gelungen, den Glauben und das Vertrauen des Volks für sich zu gewinnen. Man gestatte nun dem Volke den Eintritt in öffentliche Gerichtssitzungen, in welchen über die Grundsätze des fremden Rechts debattirt werden würde, und der Unglaube und die Vertrauenslosigkeit werden gesteigert, und der Wunsch nach einem eignen Gesetzbuch so dringend werden, daß das Bedürfniß allgemein empfunden und dann befriedigt werden muß. Ein wahrhaft komisches Schauspiel würde es sein, wenn die Fehden, welche jetzt in dickleibigen Proceßschriften und litterarischen Journalen über den wahren Sinn des fremden Rechts ausgefochten werden, in die öffentlichen Schranken eines Gerichtshofs zur mündlichen Verhandlung verlegt würden. Würden wir nicht einen mitleidigen Blick auf die Kämpfer werfen, wenn diese sich in aller Gutmüthigkeit bei der Frage erhitzten, was res mancipi und nec mancipi gewesen sei, ob die quindecim pedes bei Grenzbäumen von unten nach oben, oder von oben nach unten gerechnet werden müßten, ob die exceptio solutionis eine wahre exceptio sei oder nicht, und ob Justinian die usucapio in die praescriptio, oder die praescriptio in die usucapio habe umschmelzen wollen, und dergleichen? — Wir sind weit entfernt, den objectiven Werth des römischen Rechts zu verkennen und das Studium desselben von unsern Universitäten verbannen zu wollen. Gerade im Gegentheil wünschen wir nichts mehr, als daß alle Juristen, praktische und Schriftsteller, sich eifrig mit diesem unvergänglichen Denkmal römischer Größe beschäftigen mögen, um aus der unübertrefflichen Methode jener berühmten Juristen zu lernen, wie ein Rechtsfall zu behandeln und zu entscheiden sei nicht nach den Edicten des Prätors, oder den Constitutionen der Imperatoren, sondern nach den Gesetzen, welche wir selbst gemacht haben. Im Uebrigen würden wir es als kein Unglück betrachten, wenn unsre jetzige kaum übersehbare Mannigfaltigkeit der Rechtsquellen vereinfacht werden sollte und dasselbe Gesetz, was heute in Saarlouis die Norm gäbe, morgen auch in Memel in dem Munde eines deutschen Richters wiederhallte.

Die Trennung der Verwaltung von der Rechtspflege

ist in einigen Ländern durchgeführt, in andern ist sie ein frommer Wunsch geblieben. Die Oeffentlichkeit der Justiz, welche nothwendig Veränderungen in unsrer Gerichtsverfas-

sung erzeugen müßte, würde wahrscheinlich auch hier den Wendepunct bilden und die Trennung beschleunigen. In den Ländern, wo die Vereinigung besteht, sollen die Richter erster Instanz (in den höhern Instanzen ist die Trennung fast allgemein hergestellt) sein: erstens Criminal= und Civil=Richter, zweitens Polizeileute, drittens Finanzbeamte, viertens Domänenverwalter, fünftens Unterbeamte der sogenannten executiven Gewalt überhaupt. In allen diesen Zweigen sollen sie die Meisterschaft erreicht haben und gleichwohl ist es schon schwierig, nur in einem einzelnen Zweige etwas Vollkommnes zu leisten. Die Rechtspflege leidet durch jene Verbindung am meisten. Nur zu leicht werden Grundsätze, die in der Polizei und den Finanzen gut, für die Justiz aber schlecht sind, in diese übertragen. Derselbe Beamte, welcher eben in einer Polizei= oder Finanzsache durchgegriffen hat, nimmt gleich darauf die ehrwürdige Gestalt eines Richters an, als welcher er die ihn umgebenden Formen und die zu beurtheilenden Rechte mit einer heiligen Scheu respectiren muß. So eben hat er in Gemäßheit einer Staatsklugheit und nach Gründen der Zweckmäßigkeit eine Angelegenheit geordnet, und jetzt wird er auf eine unbiegsame Beobachtung des positiven Rechts angewiesen. Die größte Gefahr liegt aber noch in folgendem Verhältnisse. In seiner Eigenschaft als Domänenverwalter ist der Richter verpflichtet, die der Domäne zustehenden Gefälle, Abgaben, Einkünfte und Rechte jeder Art sorgfältig zu conserviren. Wo es gelungen ist, dieses große Staatsgut in ein Fideicommiß der landesherrlichen Familie umzuwandeln, pflegen die finanziellen Tendenzen der obersten Domänenbehörde immer schärfer und schonungsloser hervorzutreten, und die den Beamten ertheilten Instructionen werden in diesem Verhältniß strenger und gewinnsüchtiger. Da fehlt es nun nicht, daß zwischen der großen Domäne und den schwachen Landgemeinden und Unterthanen Conflicte entstehen über wichtige, oft kaum mit Gelde aufzuwiegende Rechte. Die Domäne im Gefühl ihrer materiellen Macht giebt nicht nur keinen Finger breit nach; nein, sie erlaubt sich in ganz natürlicher Consequenz ihres sie beseelenden Princips räuberische Eingriffe in das Gut der Unterthanen. Derselbe Beamte nun, welcher als Subalterner der Domäne deren Befehle zu vollziehen, deren Tendenzen zu begünstigen und zu verwirklichen hat, soll, wenn jene Widerstand findet, auch als Richter zwischen ihr und dem andern Theile entscheiden. Wo liegt hier die Garantie für Rechtssicherheit? Wiederum in der zufälligen Vortrefflichkeit eines Beamten. Ist das Gerechtigkeit? Ohne Zweifel ist sie es, sagt man, denn der Verletzte kann an den höhern Richter appelliren. Gewiß kann er das in vielen Fällen eben so gut, wie der Kranke sich von dem Arzte heilen lassen kann, nachdem er die Wunde davon getragen. — Man redet so viel von der unseligen Centralisationswuth in Frankreich und bedauert die armen Franzosen so inniglich über den Verlust ihrer durch dieses Princip untergrabnen Freiheit. Wo ist in Frankreich in einer Hand wohl so viel concentrirt, wie in den Staaten Deutschlands, welche die Trennung noch nicht vollzogen haben! Hier haben dieselben Beamten Alles in den Händen und sind in ihrer Sphäre mit wahren kleinen Souveränen zu vergleichen, von denen nicht einmal der Grundsatz der wiener Schlußacte gilt, daß die Staatsgewalt des Fürsten nicht zersplittert, sondern nur (durch die Mitwirkung Andrer, d. i. der Landstände) beschränkt sein dürfe. Die Oeffentlichkeit wird nicht dulden, daß das Richteramt auf eine seiner unwürdige Weise mit heterogenen Geschäften aller Art ferner beschwert werde, sie wird auch die Thätigkeit des Richters so sehr in Anspruch nehmen und so viele Geisteskräfte erfordern, daß die Justiz nicht mehr nebenher abgethan werden kann. Die Mängel und Nachtheile, welche eine Folge der Vermengung des Richteramts mit andern Functionen sind, bleiben jetzt, so traurig sie auch sein mögen und so schmerzlich sie von Einzelnen empfunden werden, größten Theils verborgen. Die Oeffentlichkeit muß sie ans Tagslicht ziehen und dann wird die Abhilfe eine Nothwendigkeit werden.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 94. 21. April. 1842.

Die Oeffentlichkeit in der Rechtspflege.

(Schluß.)

Wie sehr die Oeffentlichkeit in der Rechtspflege dazu beitragen könnte,

eine höhere Würde und Selbständigkeit des Richteramts und des Advocatenstandes

zu begründen, beweiset schon das große Ansehen, in welchem beide von jeher in den Staaten der Oeffentlichkeit gestanden haben. Auch in Deutschland genoß in früher Zeit und selbst noch nach dem Untergange des öffentlichen Verfahrens der Richterstand ein ausgezeichnetes Ansehen. Es ist dies erklärlich, wenn man erwägt, daß alle streitige Angelegenheiten durch den Rechtsgang ehemals entschieden wurden. Selbst bis zum Untergange des Reichs konnte gesetzlich der geringste Unterthan den Landesherrn wegen Ueberschreitung seiner politischen Macht vor die Schranken eines Gerichtshofs fordern. Daß gegenwärtig das Ansehen der Gerichte geschwächt ist, kann nicht verkannt werden. Veranlassung dazu haben gegeben unter Anderm der vergrößerte Kreis der Regierungsthätigkeit und die complicirtern öffentlichen Verhältnisse. Für viele Dinge fand man den Rechtsweg zu langsam und schleppend; man schuf andre Proceduren und vermehrte die Behörden. Die reißenden Fortschritte in den sogenannten materiellen Interessen trugen auch das Ihrige dazu bei, neue Verwicklungen und neue Mittel, sie zu lösen, herbeizuführen. Das Streben an sich war lobenswerth und durch die Verhältnisse geboten. Aber man hat sich nicht vor einer Wendung gehütet, deren Gefahr jetzt sehr drohend geworden ist. Früher galt der Satz, daß der Richter selbst über die Grenzen seiner Competenz zu entscheiden habe. Dieses eben so einfache, wie große Princip, ohne welches die Würde des Richteramts gar nicht bestehen kann, ist erschüttert. Seitdem durch die sogenannten Competenzconflicte sich alle Behörden des Staats von dem Richterspruche eximiren können, hat die Selbständigkeit der Gerichte und die davon unzertrennliche Sicherheit des Rechts überhaupt den empfindlichsten Stoß bekommen. Es ist der oft unter dem Namen einer guten Polizei vorkommende Despotismus, welcher hier am meisten zu fürchten ist. Diese Polizei greift keck in das Eigenthum und die Freiheit der Bürger ein, und fragt man nach dem Rechtfertigungsgrunde der Machtsprüche, so ist es immer das Scheingebilde der öffentlichen Ordnung und Sicherheit, welchem die Rechte der Einzelnen, also die wahre Rechtsordnung, zum Opfer gebracht werden, und spricht man die Hilfe des Richters an, so tritt ihm die Polizei mit dem Achillesschilde des Competenzstreits entgegen, vor welchem das schwache Recht ohne Schutz erliegt. Sollte der in dem Competenzconflicte versteckt liegende Grundsatz sich noch einer allgemeinen und consequenten Durchführung zu erfreuen haben, wovor uns bisher eine angeborne Scheu bewahrt zu haben scheint, so ist nicht einzusehen, wie am Ende das offenbarste Privatrecht, sobald es durch die Verfügung einer Behörde verletzt ist, von dem Richter geschützt werden kann. Es war ein großer Fehler der Publicisten, nicht bloß nach dem Vorbilde Montesquieu's die Staatsgewalt in einzelne Theile zu zerlegen, sondern auch für jeden Zweig derselben eine Selbständigkeit in Anspruch zu nehmen. Sie spannten, wie Sismondi sagt, die Pferde vor den Wagen, nicht um ihn vorwärts zu ziehen, sondern um ihn zu zerreißen. Die Selbständigkeit der sogenannten administrativen Gewalt gegenüber dem Amte des Richters in dem Sinne, daß jene völlig emancipirt sei von dem Spruche des letztern, ist ein vollendeter Despotismus im modernsten Geiste. Vielleicht ist es der Oeffentlichkeit der Rechtspflege vorbehalten, uns von der verderblichen Lehre zu befreien und zu dem ursprünglichen Satze zurückzuführen. Es ist wenigstens zu erwarten, daß die in Rechtsstreiten zwischen Privaten und der Verwaltung bei öffentlicher Gerichtssitzung gefällten Urtheile sich des Beifalls der Nation zu erfreuen haben, und dann nicht so leicht durch das bloße Wort: Competenzconflict! zu entkräften sein werden.

Die Verhältnisse des Advocatenstandes sind schon von Alters her einer der wundesten Flecke in den öffentlichen Zuständen Deutschlands gewesen. Sie sind aber nicht so unwichtig, wie mancher Professor sich einbilden mag, der sonst dem Ausspruche eines römischen Advocaten mehr glaubt, als selbst der göttlichen Offenbarung. In allen freien Staaten der Erde bildeten die Advocaten stets mit die ehrenvollste Classe der Nation, wogegen in unfreien Staaten ihr Loos sehr verschieden gewesen ist. Bei dem entschiedensten Despotismus römischer Kaiser blieb das aus

den Zeiten der Republik stammende Ansehen der Advocaten doch immer ungeschwächt, und unter den auf uns gekommenen Constitutionen sind manche Spuren von der großen Achtung enthalten, welche die unumschränkten Gebieter in dem größten Reiche der Welt den Männern nicht zu versagen wagten, deren Beruf es war, Recht und Freiheit gegen Unrecht und Willkür zu vertheidigen *). — Auch in Frankreich standen die Advocaten schon vor der Revolution in großen Ehren und wurden zu der noblesse de robe gezählt. China und, man darf es nicht verschweigen, Deutschland war es vorbehalten, an die Stelle großer Freiheiten und der Ehre die Zucht und Strafe zu setzen; dort war es der Bambusstock und hier die sogenannten amtlichen Verweise und Geldstrafen, durch welche man meinte diese natürlichen Kinder der Revolution in Ordnung halten zu müssen. Die Schuld, daß in Deutschland der Advocatenstand nicht hat zu dem Ansehen gelangen können, welches ihm gebührt, liegt fast allein an den Gesetzgebungen selbst. Man blättre die Verordnungen einzelner Länder über die Advocaten durch und man wird beinahe nichts als Drohungen und Pönalgesetze finden. Wehe einem Stande, welcher vor allen auf eine freie Thätigkeit und auf Ehre angewiesen ist, wenn er durch solche Mittel in Bewegung gesetzt werden soll. — In den neusten Zeiten ist man hie und da von den alten Vorurtheilen etwas abgewichen. Es sind Versuche gemacht, Vereine der Advocaten zu bilden; man hat Gesetze darüber erlassen, welche sie schützen sollten. Alles blieb am Ende doch ohne Erfolg, weil man, was man mit der einen Hand reichte, mit der andern zurückzog. Die lieben halben Maßregeln. Mit wahrem Unwillen kann man nur an die Fälle denken, wo jungen Leuten, welche ihre Prüfungen bestanden haben, wegen ihres politischen Glaubens die formelle Zulassung zur Advocatur verweigert wurde.

Die Oeffentlichkeit der Rechtspflege ist der Stern der Advocaten, welcher ihr Geschick wenden muß. Dummköpfe und feige Seelen werden sich dann in die Verborgenheit zurückziehen, und der beherzte Mann wird das Feld seiner Thaten da suchen, wo es allein zu finden ist. So gut wie einst die Söhne eines römischen Consuls ihre ersten politischen Wettkämpfe vor dem Tribunale des Richters bestanden, eben so gut wird ein deutscher Minister kein Bedenken haben, seinen fähigen Sohn in diese Pflanzschule für den höhern Staatsdienst zu senden. Vielleicht werden wir dann von der überzähligen Menge von Räthen, Assessoren, Referendaren, Auditoren, Auscultanten und andern Figuranten befreit werden; aber der Staat wird darunter am wenigsten zu leiden haben.

*) Dies scheint in neurer Zeit vergessen zu sein; wir rufen daher beiläufig Allen, welche Interesse dabei haben, die L. 14. C. de adv. div. jud. (II, 7.) aus dem Jahr 469 ins Gedächtniß zurück: Advocati, qui dirimunt ambigua fata causarum, suaeque defensionis viribus in rebus saepe publicis ac privatis lapsa erigunt, fatigata reparant, non minus provident humano generi, quam si procliis atque vulneribus patriam parentesque salvarent. Nec enim solos nostro imperio militare credimus illos, qui gladiis, clipeis et thoracibus nitantur, sed etiam advocatos: militant namque causarum patroni, qui gloriosae vocis confisi munimine laborantium spem, vitam et posteros defendunt.

Scipio Cicala. In vier Bänden. Zweite ganz umgearbeitete Ausgabe. Leipzig 1840. Brockhaus.

Die Zeit, in welche der vorliegende Roman uns versetzt, ist das 16. Jahrhundert, der Ort vorzugsweise Neapel. In dem Besitze von Neapel war um diese Zeit Spanien, denn es ist aus der Geschichte bekannt, wie Ferdinand der Katholische durch politische Treulosigkeiten zur Krone von Neapel gelangt war. Neapel wurde von Spanien aus durch Vicekönige regiert, welche das Alter Ego des spanischen Monarchen waren und hießen und natürlich eine große Macht besaßen. Jetzt (um das Jahr 1547) regierte Kaiser Karl V. in Spanien und der Vicekönig von Neapel war Pedro von Toledo, ein Mann, dem Neapel viele gute und nützliche Einrichtungen verdankte, der aber von der Gewalt, die ihm eingeräumt war, und von der Schmeichelei, die sich an die Macht knüpfte, berauscht wurde, und daher in seinem Charakter eine oft empörende Härte entwickelte und seiner Justizverwaltung oft das Gepräge von Laune und Willkür gab. Diese Willkür richtete sich vorzugsweise gegen den hohen Adel des Landes, welcher allerdings eine schwere Geißel des Volks war; aber obgleich Toledo wie alle spanischen Vicekönige nach ihm den niedrigen Classen des Volks durch Bedrückung der höhern zu schmeicheln suchte, so konnte er doch durch dieses Verfahren das Volk nicht gewinnen, während er die Mächtigen des Landes dem Interesse Spaniens entfremdete. Die Hauptbeschwerde, welche die Neapolitaner gegen Toledo erhoben, war, daß er die Inquisition einführen wollte, nicht etwa aus fanatischem Religionseifer, sondern nur aus jener arglistigen Politik, welche das Glaubensgericht zum Zügel für mächtige Vasallen des spanischen Königreichs brauchte.

Als man bereits gegen das Ende des Jahres 1546 erfuhr, daß der Vicekönig von Neapel die Ausfertigung zur Einführung der Inquisition von Rom erhalten, gerieth die Stadt in Bewegungen. Als indessen Toledo die bestimmteste Versichrung ertheilte, daß weder der Kaiser noch er an die Einführung der Inquisition dächten, und daß selbst jedem deßfallsigen Act der römischen Curie die Vollziehungsformel verweigert werden würde, beruhigte sich die Stadt auf diese Erklärung, und erst dann erwachte der Argwohn wieder, als Toledo bei der Wahl des Eletto del Popolo, einer Art tribunicischen Volksvorstandes, Anstrengungen machte, sie auf einen Mann (Domenico Terracina) fallen zu lassen, der durch seine Ergebenheit gegen den Vicekönig bekannt und wegen seines frühern Benehmens in Reibungen zwischen Regierung und Volk verhaßt war; und da nun jetzt mehrere bischöfliche Verordnungen ergingen, die gegen den Geist der kirchlichen Neuerungssucht gerichtet waren, so brach die Gährung bald in Bewegungen aus, die einen immer ernstlichern Charakter annahmen.

Die spanische Regierung hatte nun die Erfahrung gemacht, daß theologische Gespräche und Untersuchungen bis in die Werkstätten der Handwerker gedrungen waren, daß man Zweifel an den gesetzlichen Grundlagen der Staatsordnungen erhoben hatte, daß die Absondrung von der herrschenden Kirche bereits schändliche Ausartungen erzeugt hatte. Auf solche Erfahrungen mag sich Pedro von Toledo gestützt haben, als er zu Puzzuoli den Vorständen der Hauptstadt die Nothwendigkeit von Maßregeln zur Erhaltung der Reinheit des Glaubens vorstellte.

Die Deputirten machten in Neapel den Stadtrath und die Vorstände der einzelnen Quartiere mit den Eröffnungen des Vicekönigs bekannt; aber die weitläufige Rede, welche Pietro Antonio Sapone über die Zweckmäßigkeit der beschloßnen Maßregeln und über Toledo's Verdienste um das Volk überhaupt hielt, widerlegte Giovanni di Sessa in einem sehr glänzenden Vortrage, indem er auf das Ueberzeugendste bewies, daß die Wachsamkeit über die Ketzereien nach altem kirchlichen Recht und unvordenklicher Observanz den Bischöfen zustehe und jede Einmischung der weltlichen Gewalt nur zu Befriedigung andrer Zwecke, zu Unterdrückung vaterländischer Gesinnungen, zu der Verfolgung hochgesinnter Männer und zur Beraubung mächtiger Familien führe.

Zu gleicher Zeit mit der Bürgerschaft hatte auch der Adel übereinstimmende Beschlüsse gefaßt. Der Vicekönig gab auch jetzt wieder die vollständigste Beruhigung und versicherte sogar, es sei so wenig Grund zu Besorgnissen vorhanden, daß er selbst der Erste sein würde, ehrfurchtsvolle Gegenvorstellungen zu machen, wenn der Kaiser die Einführung der Inquisition befehlen wolle; ja er bemerkte, daß er sich, wenn Se. Majestät dennoch auf ihrem Willen bestände, lieber von den Staatsgeschäften zurückziehen, als seine Hand bieten würde. Da indessen die Ketzerei mit Macht in Stadt und Reich einzubrechen drohe, da Viele bereits angesteckt seien und mit einer zügellosen Frechheit von Dingen sprächen, welche sie nichts angingen und von denen sie nichts verständen, so sei es nothwendig, gegen ein Uebel von solcher Wichtigkeit Maßregeln zu treffen, und nur in diesem Sinne wären die Edicte gegeben, von denen sie so viel Schlimmes besorgten.

Die günstige Stimmung, welche in Folge dieser Aeußrungen des Vicekönigs von den Deputirten in der Stadt verbreitet war, hatte jedoch nur kurze Dauer, da die Edicte, durch welche der Neuerungssucht der Zeit ein Ziel gesteckt werden sollte, schnell aufeinander folgten und Vorschriften enthielten, durch welche die alten Befürchtungen bestätigt wurden. Zuletzt erschien sogar ein Placat, welches den Namen der Inquisition unverhohlen aussprach, und dieses wurde die Veranlassung zum Ausbruch einer Volksbewegung. Am 11. Mai wurde dieses Edict durch Maso Aniello von dem größern Thor der Domkirche weggerissen, und die nächsten Unordnungen, welche folgten, waren, daß die Absetzung von Domenico Terracina, des verhaßten Eletto del popolo, ausgesprochen und die Wahl neuer städtischer Vorstände vorgenommen wurde.

In diese Volksbewegungen unwillkürlich mit hineingerissen zu werden hatte der Held dieses Romans, Scipio Cicala, das eigenthümliche Schicksal. Die Darstellung seines Lebens von seiner frühsten Jugend an ist der Gegenstand dieses Werkes. Scipio Cicala ist der Sohn des Grafen Don Mario Cicala und der Donna Renata, welche in Modon, einer der ansehnlichsten Städte auf der Halbinsel Morea, geboren und die Tochter eines vornehmen Türken und einer Griechin von der Insel Rhodus war. In der Blüthe der jungfräulichen Schönheit, als die Verlobte des Pascha von Athen war sie bei einem Ueberfalle von Modon durch eine maltesische Flotte unter den Gefangnen mit fortgeführt worden. Vor Mißhandlungen hatte sie der Ritter Don Mario, Graf von Cicala, geschützt, und das Zusammenleben beider auf dem engen Raume eines Schiffes beschleunigte die Entwicklung eines zärtlichen Verhältnisses. Der Ritter trat aus dem Malteserorden, die schöne Türkin schwor bald im Dome von Messina den Islam ab und ward Don Mario's Gemahlin.

Das glückliche Paar bezog ein Familiengut, welches die Cicala's an der nördlichen Einfahrt der Meerenge von Sicilien an der Küste dieser Insel besaßen, und lebte da mehrere Jahre in völlig ungetrübter Zufriedenheit. Die Geburt eines Sohnes, des Scipio, erhöhte jenes Glück, aber ihr einziger Wunsch, daß nichts in diesem Zustande sich ändern möge, ging nicht in Erfüllung, denn Don Mario wurde bei seiner Rückkehr von einem Feste, dem er in Milazzo beigewohnt, das Opfer eines Sturmes auf dem Meere, und der Mantel des Unglücklichen, der noch mit dem Malteserkreuz versehen war, wurde zwischen den Felsen von Scylla gefunden.

Donna Renata, in deren Gesellschaft wir eine alte blinde Griechin, Melantho, finden, war nun auf die zärtlichste Weise mit der Erziehung ihres Sohnes beschäftigt, und der Knabe, von Jugend auf nur unter Frauen lebend, welche seinem Willen kaum die Möglichkeit eines Widerstandes entgegenzusetzen wagten, durch seine Bestimmung für den geistlichen Stand von vielen Begriffen fern gehalten, die zur Klarheit des Lebens gehörten, überhaupt eingewiegt durch jede Sorge und Gunst der Liebe, — mußte einen Charakter erhalten, für den Alles zu fürchten war, sobald er mit der äußern Welt in Widerspruch gerieth, da Scipio ohnehin mit einer seltnen Entschiedenheit von Natur begabt war. Bald würden ihn auch die beiden Frauen nicht mehr zu bändigen vermocht haben, wenn sein Herz nicht die tiefsten Eindrücke von Porzia Fersale empfangen hätte, einer schönen Verwandten, mit der er gemeinschaftlichen Unterricht genoß. In den alten Sprachen, die ihn vor allem Unterricht am meisten anzogen, weil in ihnen am meisten von den Thaten tapfrer Männer die Rede war, machte Scipio reißende Fortschritte, da der Wetteifer und die Liebe ihn noch mehr entzündeten. Da Melantho endlich bemerkte, daß es Schade wäre, wenn solche Anlagen der Kraft und des Muthes, wie sie Scipio besaß, in dem geistlichen Stande verloren gehen sollten, so wurde die Bestimmung des Jünglings geändert, indem ohnehin Donna Renata von ihrem Gemahl im Traume aufgefordert wurde, den Sohn für den Malteserorden zu bestimmen. Der Jüngling verließ jetzt das erzbischöfliche Seminarium, in das er seit Kurzem zur Vorbereitung für den geistlichen Stand eingetreten war, und seine Ausbildung wurde auf körperliche Uebungen hingerichtet, in denen er sich eben so schnell auszeichnete.

Als nun der Jüngling ins Leben tritt, finden wir ihn von einem eigenthümlichen Schicksal verfolgt; er verstößt zunächst gegen die Regierung des Vicekönigs von Neapel, indem er die Veranlassung der Ermordung eines spanischen Soldaten wird; er muß flüchtig werden, vollbringt Heldenthaten und wird von dem Vicekönig, der schon das Todesurtheil über ihn ausgesprochen hatte, wieder begnadigt; sein für die Freiheit des Vaterlandes begeisterter Sinn macht ihn mit Männern bekannt, welche für die Befreiung vom spanischen Joche ebenfalls erglühen, seine wenn auch unwillkürliche Theilnahme an

den Bewegungen der Neapolitaner gegen den Vicekönig bringt ihn ins Gefängniß, nur durch List entgeht er dem Tode durchs Beil, welcher über ihn verhängt war, und segelt endlich mit der Tochter eines Renegaten (Narcissa) übers Meer, ändert unter den Türken seinen Glauben und steigt hier zu hohen Ehren und Würden, während sein beßres Ich zu Grunde gegangen ist.

Der Verf. des Romans beantwortet am Ende die Frage, warum ein Mann wie Scipio auf der Höhe des Lebens, zu der er emporgestiegen, kein Glück gefunden, damit, weil er von der Grundlinie gewichen, auf welche die Vorsehung sein Leben gestellt habe, von dem Glauben, von dem Volke, von der gesellschaftlichen Ordnung, unter der er geboren und erzogen worden.

Wir folgen dem Helden des Romans durch seine verschiedenen Schicksale mit gespanntem Interesse, weil wir hoffen, daß alle diese Schicksale einen Ausgang gewinnen sollen, welcher die Hoffnungen erfüllt, die wir von dem Helden gefaßt haben; allein wir werden auf das Bitterste getäuscht, wenn wir den Jüngling von so glänzenden Anlagen zum Verräther werden sehen an dem, was dem Menschen das Heiligste ist. Indem also Scipio so viele Gefahren besteht, so viele edle Gesinnung, eine so heiße Begeistrung für die Freiheit seines Vaterlandes entwickelt, um zuletzt von allen großen Ideen abtrünnig zu werden, wird unser Gefühl durch die schneidendste Disharmonie verletzt, und die schöne Heiterkeit und Ruhe, in welche uns die wahre Dichtung erhebt, indem sie uns aus den Irrgängen des Lebens in höhere Regionen erhebt, wird uns nicht zu Theil. Nachdem der Held einen solchen Lauf genommen, ist seine letzte für uns so abstoßende Gestalt auch auf seine frühern Schicksale so rückwirkend, daß wir auch an denen kein Interesse mehr nehmen mögen. Wozu so viel Anstrengungen, so viele Lehren, so viel überstandne Gefahren, so viel Theilnahme von bedeutenden Männern, wenn wir aus all diesen Umständen nichts hervorgehen sehen sollen, als einen Renegaten! Bei dieser Anlage des Romans ist demselben daher die künstlerische Vollendung, welche auf der Einheit des Ganzen beruht, abzusprechen; der Held mußte einen andern Ausgang nehmen; man wird nicht einwenden, daß dieser Ausgang ein tragischer sei und damit in künstlerischem Sinne gerechtfertigt; wir sehen kein tragisches Motiv; es würde schon einen andern Eindruck machen, wenn der Held seinen Glauben und sein Vaterland verlassen hätte, um bei den Türken Macht zu erwerben und die erworbne zu Befreiung seines Vaterlandes anzuwenden. Dieser Wahn hätte dem Helden zu seinem traurigen Schritte doch wenigstens eine scheinbare Berechtigung gegeben. So aber müssen wir glauben, daß er nur durch die Gefahren, in denen er schwebte, und durch die Reize der schönen und launenhaften Türkin Narcisse zu dem verrätherischen Schritte bewogen sei, den er doch nie vor seinem Gewissen rechtfertigen konnte. Bei dieser Gelegenheit muß über den Charakter des Scipio Cicala noch zweierlei hervorgehoben werden. Einmal begreift man nicht, wie ein Individuum von ursprünglich so edler Gestalt plötzlich so tief sinken kann, und der Verfasser des Romans unterläßt es mit Unrecht, uns darüber befriedigende Aufklärungen zu geben. Wir sehen den Scipio über das Meer verschwinden und nach einem Zeitraume von 11 Jahren wieder als Renegat zurückkehren. Welche Bewegungen mußten in einem Gemüthe wie Scipio's vorgehen, ehe er einen solchen Schritt thun konnte; es wäre die Pflicht des Romanschreibers gewesen, uns diese Gemüthsbewegungen zu zeigen; aber der Verf. versäumt diese Pflicht ganz. — Das andre Mal muß der Leser dieses Romans mit Unmuth bemerken, daß der Held zu sehr unter dem Einflusse dunkler Mächte steht und es den Anschein gewinnt, als ob sein Schicksal und Thun nicht der Ausdruck seines freien Entschlusses sei. Bemerkenswerth ist hier der Traum, welchen sowohl Porzia als Scipio gleich im Anfange des Romans haben, in welchem ihre künftigen Schicksale geweissagt vor uns liegen in derselben Art, wie sie wirklich späterhin eintreten. So sind denn beide von dunklen Mächten beherrscht, ihr Schicksal schon bei ihrer Geburt unwiderruflich bestimmt, und wir haben die unangenehme Empfindung, sehen zu müssen, wie der Selbstbestimmung des Menschen eine zu geringe Energie eingeräumt wird, wie vielmehr die unfreie Macht der Natur über die Freiheit des Geistes siegt.

Sehen wir von diesen Ausstellungen, die an dem Romane zu machen sind, ab, so verdient derselbe im Uebrigen alle Auszeichnung. Der Verf. versteht es vortrefflich, uns in jene merkwürdigen Zeiten mit ihren sonderbaren Erscheinungen und Charakteren zu versetzen, und der Umstand, daß der Verf. selbst Italien und alle die Localitäten, auf denen der größre Theil seines Romans sich bewegt, gesehen hat, giebt seinen Schildrungen ein eigenthümliches Leben. Es würde zu weit führen, wollte ich die verschiednen Charaktere näher betrachten, die uns der Verf. in großer Reichhaltigkeit aufgestellt hat; daß er fähig ist, die geheimsten Falten des menschlichen Gemüths zu enthüllen, tritt überall hervor; daß er die tiefsten Seelenbewegungen der Reue, der Zerrissenheit tief zu entwickeln versteht, beweist vor Allem die Schildrung des Scipio, als dieser, ein Verräther seines Glaubens und Vaterlandes, an die Orte zurückkehrt, die den Knaben in seiner Unschuld sahen. Interessant ist es ferner, daß der Dichter Charaktere in seinen Roman mit aufnimmt, welche zwar zur Entwicklung der Begebenheiten nicht mit zu gehören scheinen, die aber doch den eigenthümlichsten und reinsten Eindruck auf das Gemüth des Lesers machen. Ich meine hier außer Andern die Person des Gefangnen, welchen Scipio in dem unterirdischen Gefängnisse trifft und den wir später als den Pomponius Gauricus kennen lernen, ein den Freunden der lateinischen Poesie des 16. Jahrhunderts rühmlich bekannter Mann. In den ersten Jahren des männlichen Alters war er auf dem Wege von Castellamare über das Gebirg nach Sorrent mit seinen Dienern gefangen genommen, ohne daß ein weitrer Grund seiner Gefangenschaft bekannt geworden wäre. Länger als 25 Jahre hatte er in dem Kerker gesessen, und die spanische Regierung hatte sich nicht einmal die Mühe gegeben, den Grund seiner Gefangenschaft zu untersuchen.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 95. 22. April. 1842.

Theologische Jahrbücher, in Verbindung mit mehrern Gelehrten herausgegeben von Dr. Ed. Zeller, Privatdocenten*) der Theologie an der Universität Tübingen. Erster Band. Jahrgang 1842. Erstes Heft. 8. 204 Seiten. Tübingen 1842. L. F. Fues.

Die deutschen Jahrbücher begrüßen in dem Unternehmen, dessen erstes Heft uns vorliegt, einen neuen und, wie es scheint, tüchtigen Mitarbeiter auf demselben Gebiete, einen rüstigen Mitkämpfer für dieselbe Sache, die gute Sache der Wahrheit und Wissenschaft und des Fortschrittes.

Eine neue Zeitschrift giebt vielerlei zu fragen; sie ist Antwort schuldig auf das dic cur hic, sie muß ihre äußre und innre Berechtigung nachweisen, muß Aufschluß geben über die Richtung, welche sie einzuschlagen gedenkt, und warum sie sich zum Organe derselben aufwirft, muß ihren Plan und ihre Einrichtung auseinandersetzen und auch über die Persönlichkeit und Stellung der Redaction und der Mitarbeiter ist eine vorgängige sichre Belehrung von höchstem Interesse. Auf alle diese Fragen sind wir im Stande, möglichst befriedigende Auskunft zu geben; denn die Redaction hat in keiner Weise einen Hehl gemacht aus ihren Grundsätzen und Absichten, doppelte Prospecte liegen vor, ein Vorwort des Herausgebers bei dem ersten Heft setzt noch einmal Alles auseinander und das erste Heft selbst giebt hinreichend klares Zeugniß von dem Geiste und Tone des Unternehmens. Wir erörtern daher die angeführten Puncte der Reihe nach.

Was zuerst die äußre Berechtigung betrifft, so liegt diese in der Beschaffenheit und Richtung der andern theologischen Zeitschriften der Protestanten: jede theologische Richtung der Gegenwart hat Gelegenheit, in einer Zeitschrift sich auszusprechen und ihre Rechte zu vertheidigen, nur die freie Theologie nicht. Die symbolisch-kirchliche Orthodoxie macht sich in Harleß' Zeitschrift breit, die Pectoraltheologie entwickelt tiefgefühlte Syllogismen in Tholuck's litterarischem Anzeiger, zum Theil auch in Ullmann's Studien und Kritiken und Pelt's Mitarbeiten. Der Rationalismus hat außer seinen Predigtarchiven und der Hall. A. L. Zeitung auch in der litterarischen Beilage zur darmstädter Kirchenzeitung überreiche Gelegenheit, langweilige Leser zu ergötzen und gebildete zu langweilen, der Eklekticismus weiß in Rheinwald's Repertorium über Alles und Jedes zu sprechen und das ausschließende Lutherthum hat nun, da Guerike und Rudelbach eine eigne Zeitschrift gegründet haben, wo es sein Haupt hinlegen kann. Andrerseits hat die rein gelehrte, historische Theologie ein Organ in Illgen's Zeitschrift. So scheint für alle möglichen Richtungen Fürsorge getroffen zu sein, nur die durch die Philosophie von aller Heteronomie freigewordne, auf die Macht des Gedankens allein sich gründende theologische Wissenschaft hatte bisher kein ihrer Wichtigkeit und ihrer Verbreitung entsprechendes Organ. Bruno Bauer hat bekanntlich in derjenigen Periode seiner wissenschaftlichen Existenz, wo er noch als Raupe emsig von den Blättern der Hegelschen Logik zu denen der Bibel fort und wieder zurück kroch, wo er noch unter dem Doppeljoche der Tradition und Auctorität seufzte, eine Zeitschrift für speculative Theologie herausgegeben; es lag aber in der Natur der Sache, in der Anlage und dem Tone des ganzen Unternehmens, theilweise auch in der Stimmung der damaligen Zeit, daß ihr der Lebensodem nach kurzem Dasein wieder ausging. Da war für freie wissenschaftliche Abhandlungen nur noch die Tübinger Zeitschrift vorhanden und bald darauf erstanden die Hallischen Jahrbücher. Aber die letztern und ihre Nachfolger, die deutschen Jahrbücher, haben gar viele Kinder und können über der Theologie die andern nicht versäumen und verkürzen; auch liegt es in ihrer ganzen Stellung, daß sie eigentlich gelehrten theologischen Leistungen nicht die gehörige Aufmerksamkeit schenken können; sie müssen die Theologie mehr an denjenigen Enden erfassen, wo sie praktische Bedeutsamkeit hat. Die Tübinger Zeitschrift sodann hatte, nachdem sie Anfangs ausschließlich eine Polterkammer Steudelscher Perioden gewesen war, im Laufe der Zeit neben andern Richtungen auch eine freiere angenommen, und hat in dieser Beziehung eine Anzahl höchst werthvoller Abhandlungen geliefert. Allein nach Steudel's Tode war Niemand mehr, der an der Forterxistenz der Zeitschrift lebhaftres Interesse genommen hätte: nicht die theologische Facultät, von der das Unter-

*) Im Original heißt es aber gleich: Ppivatdocenten.

nehmen ausging, da sie in ihrer eignen Mitte mit großen diesfallsigen Schwierigkeiten zu ringen hatte, nicht das Publicum, das der Zeitschrift entweder Gleichförmigkeit der Richtung oder namentlich größre Regsamkeit und Beweglichkeit wünschte, noch endlich der Verleger, der seit Jahren auf beßre Zeiten sich zu vertrösten genöthigt sah. Die Zeitschrift ging daher mit Ende des Jahrs 1840 den Weg alles Fleisches. Ihr Aufhören war die nächste äußre Veranlassung zur Gründung der gegenwärtigen Zellerschen Jahrbücher. Die letztern werden sich aber von ihrer Vorgängerin sehr wesentlich unterscheiden sowohl in Betreff der Richtung, als in Bezug auf die äußre Oekonomie. In letztrer Beziehung dadurch, daß die neue Zeitschrift nicht wie die alte ausschließlich Abhandlungen enthalten wird; in erstrer insofern, als das durch die Getheiltheit der Redaction herbeigeführte Schwanken der Farbe hier zum wenigsten vermindert sein wird. Die Richtung der theologischen Jahrbücher ist zuerst eine wissenschaftliche überhaupt. Hienach bestimmen sich die Gegenstände der Verhandlung. „Auf Berücksichtigung dürfen die einzelnen Fächer und Zweige der Theologie und die einzelnen theologischen Schriften nur in dem Maße Anspruch machen, als sie für die Gestaltung der theologischen Wissenschaft im Ganzen ein Moment haben; Fragen aus dem Gebiete der Dogmatik, Apologetik und der biblischen Theologie werden uns daher vorzugsweise beschäftigen; nächst diesen dann Untersuchungen, welche dem historischen Felde angehören, besonders nach der Seite hin, auf welcher es an das dogmatische angrenzt." Ausgeschlossen aber, oder doch auf einen möglichst kleinen Raum beschränkt ist durch jene Bestimmung das Praktische; „Detailuntersuchungen aus diesem Fache, nicht minder übrigens auch solche, die ein ausschließlich gelehrtes Interesse haben, liegen außerhalb des Bereichs der theologischen Jahrbücher." Sodann aber ist die Richtung näher die der freien Wissenschaft; „die Freiheit und Consequenz des Denkens wollen die theologischen Jahrbücher auch auf theologischem Gebiete als berechtigt und nothwendig anerkennen." Dieses Merkmal der freien Wissenschaftlichkeit hat einestheils allerdings eine ausschließende Kraft, sofern sich die Jahrbücher nicht zum Organe einer Richtung hergeben wollen, welche irgendwie im Dienste einer der Wissenschaft äußerlichen und fremden Tendenz oder Auctorität sich befindet; anderntheils aber hat jener Grundsatz ebensosehr auch die Wirkung, daß dadurch der Kreis, den die theologischen Jahrbücher um sich gezogen, erweitert wird. Wie von dogmatischer Befangenheit, so will die neue Zeitschrift auch frei sein von dem Zwang der Schule und man darf daher nicht fürchten, es werde in ihr die Schellenkappe der speculativen Logik erklingen oder gar die andern Laute alle übertönen. Die Zeitschrift hat vielmehr außer jenem formalen Principe kein materiales; es fällt ihr nicht ein, von den Mitarbeitern ein bestimmtes theologisches oder philosophisches Glaubensbekenntniß zu verlangen, wovon das Verzeichniß derselben hinreichendes Zeugniß ablegt. Und so verspricht denn die Zeitschrift auch dies, daß ihre Sprache denselben Charakter tragen werde, also einmal — als wissenschaftlich — frei sich erhalten von einer unwürdigen oder verwaschnen Popularität, sodann, als frei wissenschaftlich, nicht minder von dem Formalismus irgend einer Schulterminologie.

Zu diesen beiden Merkmalen und Grundsätzen, die der Herausgeber überall hervorhebt, kommt aber noch ein drittes, das zwar nirgends mit dürren Worten zugestanden ist, nichtsdestoweniger aber in der Persönlichkeit des Herausgebers, ich möchte sagen auch in dem Orte der Herausgabe seinen Grund hat, und wohl eben, weil es mit jenen Verhältnissen so unmittelbar verwachsen ist, nicht als eignes weitres Moment zum Bewußtsein kam. Die Zeitschrift ist nämlich conservativ — die Radicalen sind ausgeschlossen. Ein Blick auf das Mitarbeiterverzeichniß lehrt das: man wird gewisse Namen, obwohl vielgenannt in der theologischen Litteratur der Gegenwart, vergebens darin suchen. Zeller ist ein Conservativer; er geht nicht auf den Umsturz aller positiven Kategorien aus, hat nicht bereits einen deutschen Kaiser in petto, sei es nun die Hegelsche Logik oder der Naturalismus, sondern an das Bestehende will er sich anlehnen; eine Reformation an Haupt und Gliedern ist es, was er erstrebt, nicht aber eine Revolution. Während Andre ihre Tendenz den Leuten centnerweise an den Kopf werfen, schämt Zeller sich nicht des Detailverkaufs und begnügt sich mit kleinem Gewinne. Oder dasselbe von einer andern Seite aufgefaßt: die Zeitschrift ist vorherrschend süddeutsch, norddeutsche Abstractheit ist ausgeschlossen. Abstractheit und Einseitigkeit ist ein Grundzug des norddeutschen Charakters. Der Norddeutsche hat nur Eine fest ausgeprägte Richtung, nur Eine Substanz, an die er sich unbedingt hingiebt, der er sein Ich rückhaltslos opfert, in der er seine volle Befriedigung findet. Was er einmal erfaßt hat, das füllt sein ganzes Ich aus, das verdrängt alle andern Gedanken, wenn sie sich nicht gutwillig dem Dienste des neuen Herrn widmen. Was er ist, das ist er fanatisch und „wer nicht für mich ist, der ist wider mich" ist so recht sein eigenster Wahlspruch. Auf das Object kommt es weniger an; er kann sich für Bettina so leicht begeistern, als für Hegel's Logik und haßt die Feinde der einen so glühend, so unerbittlich, so summarisch als die der andern. Widerspruch, auch wenn er motivirt ist, ärgert ihn zwar, aber er irrt ihn nicht; man schiebt ihn unbesehen zur Seite oder legt ihn sich so zurecht, daß er wieder nur zur Bestätigung des Eignen dient. Durch diese seine Einseitigkeit und Substantialität eignet sich der Norddeutsche ganz ausgezeichnet zu einem Hebel jeder Bewegung;

die Weltgeschichte kann keine passendern Werkzeuge finden, als ihn. Es war daher von Schelling so übel nicht berechnet, daß er gerade Berlin zueilte und dort das Panier der Philosophie der Offenbarung entfaltete; wäre er nach Tübingen gekommen, er hätte gewiß nicht minder aufmerksame Zuhörer gefunden, aber keine so leidenschaftlich sich betheiligenden; von Tübingen aus hätte Niemand der Augsburger Allgemeinen Zeitung geschrieben: „ganz Deutschland — dies ist unzweifelhaft — ist gespannt, eine nähere Kunde von den Worten des großen Meisters zu erhalten;" nicht einmal nachgeschrieben hätten sie ihm vielleicht, aber seine Worte bewegt in einem feinen treuen Herzen. Denn der Süddeutsche ist immer noch etwas weiter als die Substanz, von der er ergriffen ist, über ihren Fluthen schwebt immer noch das Individuelle ruhig lächelnd, heiter spielend: — der Humor, die Ironie ist des Süddeutschen Naturgabe. Von Haus aus daran gewöhnt, jede Sache von zwei Seiten zu betrachten, bei dem Satze gleich auch des Gegensatzes zu gedenken, geräth er nicht bei jedem Riß, der in sein Bewußtsein gemacht wird, in Verzweiflung, meint nicht, er müsse damit gleich auf die Gasse laufen und ihn kindisch jedem Kinde zeigen, sondern er schließt sich ein in sein Kämmerlein und heilt die Wunde mit dem Speere, der sie bluten gemacht. Und weil auch die Gründe gegen jederzeit in ihm einen Haltpunct und einen bereitwilligen Zuhörer und unparteiischen Richter finden, weil er niemals seine Sache und Meinung für unangreifbar und für alle Zeiten festgegründet hält, weil er ein geborner Skeptiker ist, so ist der ächte Süddeutsche (denn in neuster Zeit scheint es, als ob auf entgegengesetzten Seiten auch das norddeutsche Element um sich greifen wollte) niemals intolerant, sieht nicht jeden anders Denkenden für einen Feind an und jede andre Richtung für Verrath an der guten Sache; er läßt das Recht der Individualität ungekränkt und klatscht sogar seinem Gegenpart Beifall bei einer guten Wendung, einem artigen Einfall, wenn er auch noch so wehe thäte. So immer nur hörend, sammelnd, verarbeitend und wieder sammelnd, niemals aber abschließend, so voll entgegengesetzter Gründe und Erwägungen ist er langsam im Entschließen, langsam im Handeln, er muß, ehe er einen entscheidenden Schritt thut, immer zuvor noch einmal über die Sache schlafen. Die Entscheidungsgründe liegen in ihm nicht sauber geordnet auf der Oberfläche, er muß mühsam danach graben, muß sie aus dem Wuste vieler Gegengründe hervorziehen. Gewandtheit, Geistesgegenwart, Leichtigkeit sind daher nicht seine Vorzüge, aber Tiefe, aber Gründlichkeit; er ist ein geborner Gelehrter, der die Sache von allen Seiten erwägt und vielleicht darüber nie zu einer Entscheidung kommt.

(Fortsetzung folgt.)

„Scipio Cicala."

(Schluß.)

Diesen Mann trifft Scipio im Gefängnisse an, und der über sein Schicksal unmuthige Jüngling findet in seinem Unglücksgefährten einen Helden des felsenfesten Glaubens und Gottvertrauens. In seiner langen Einsamkeit, die nur zuweilen durch einen Verbrecher, der seinen Kerker theilte, unterbrochen wurde, bei der völligen Entbehrung aller Bücher, nur beschränkt auf die biblischen Geschichten und einzelne moralische Kernsprüche und mancherlei Züge von heroischer Selbstverläugnung aus dem Leben der Heiligen, war er zu jener Religion des Herzens gelangt, „die in einer bis zur völligen Selbstvergessenheit reichenden Uebung jeder Pflicht der Nächstenliebe, in einem kindlichen Vertrauen auf Gott, in der unbeschränktesten Hingebung in alle seine Fügungen und einer fast himmlischen Seelenruhe bestand, die auf das Bewußtsein der innigsten Vereinigung mit dem höchsten Wesen und alle Hoffnungen einer unendlichen Zukunft von Seligkeit gegründet war." Das Gebet dieses frommen Mannes, in welchem sich die reinste Menschen- und Gottesliebe aussprach, mußte auf Scipio, der es vernahm, den tiefsten Eindruck machen; die beiden Gefangnen wurden immer vertrauensvoller gegen einander; und jene Scene ist ergreifend, als Scipio, als er aus dem Gefängnisse hervorgerufen wird, erklärt, nicht eher herausgehen zu wollen, als bis sein edler Mitgefangner nicht befreit sei.

Es ist ferner eine reizende Scene, als der Gefangne, nun in das Tageslicht und eine bequemre Lage versetzt, als das höchste Glück bezeichnet, wieder in einem Buche lesen zu können. Oft habe ihn der Allmächtige im Traume mit diesem Genusse beseligt, dessen Wirklichkeit im Dunkel seines Kerkers doch nicht möglich gewesen wäre. Er bittet um die Gedichte des Virgil, des Lieblings der Studien seiner Jugend; als er das Buch empfängt, kann er aber die Schriftzüge nicht mehr lesen, und „der Mann, der nie eine Thräne um den Verlust seiner Freiheit und um so viele andre kostbare Lebensgüter vergossen hatte, weinte um den Verlust dieser Geschicklichkeit. Sein ganzes früheres Leben schien ihm gleichsam damit verloren, und wenig fehlte, daß er sich wieder in die ewige Nacht zurückgesehnt, wo er sich noch im Besitz einer Kenntniß glaubte, die er als den Schlüssel zu den Schätzen des menschlichen Geistes und jeder reinen Freude betrachtete, welche das irdische Dasein verschönert."

Als er späterhin um den Grund der grausamen Behandlung gefragt wurde, die er erfahren, da er mehr als 25 Jahre in dem furchtbaren Kerker zugebracht hatte, konnte er keinen angeben. Aber um so dankbarer erkennt er darin eine weise Fügung, die ihn vor den gefährlichsten Klippen des Weltlebens habe bewahren wollen. „Leider kann ich nicht läugnen," sagte er, „daß zu jener Zeit all mein Sinnen und Trachten bloß auf die Dichtung und auf die Studien des Alterthums gerichtet war und ich mehr in der heidnischen Vorwelt lebte, als in der Gegenwart, welche mir so manche Gelegenheit zur Ausübung christlicher Tugenden vorhielt. An prüfende Blicke in mein Innres dachte ich gar nicht. Ich lebte dahin in meinem Frohsinn, der nicht frei war von Leichtsinn und vielleicht noch näher bei Sünde und Laster war, wer weiß, wohin auch diese Gleichgiltigkeit, ja Vergessenheit des Besten in mir geführt hätte, wenn es dem Ewigen nicht ge-

fallen, mich plötzlich diesen Zerstreuungen zu entrücken und mich gänzlich auf mein beßres Selbst zurückzuweisen.''

Als einen der anziehendsten und eigenthümlichsten Charaktere hebe ich noch den der blinden Melantho hervor, der uns sogleich im Anfange des Romans entgegentritt. Melantho ist die Amme der Mutter von Donna Renata gewesen, und da die letztre ihre eigne Amme noch in zarter Kindheit und wenige Jahre später auch ihre Mutter verloren, so war Melantho plötzlich an die Stelle von beiden getreten. Melantho's eigenthümlicher Charakter beruht auf einer wunderbaren Naturkraft. ,,Durch Geburt und Erziehung gehört sie einem schönern Boden an; der ewig klare Himmel Griechenlands und das sonnige Reich seiner Mythen läßt sich selbst in ihren abergläubischen Träumereien nicht verkennen. In ihren Worten und Bildern klingen Pindarische und Homerische Gesänge nach. Ihre Trauer ist wahrhaft elegisch, und ihre Freude und ihr Schmerz machen sich in lyrischen Ausbrüchen Luft. Sie lebt nur noch, um zu lieben. Sie ist jeden Augenblick bereit zu sterben für die, so sie liebt, und vermag sie wirklich, wie sie glaubt, in die Zukunft zu sehen, so geschieht es wenigstens nicht, um Hoffnungen für sich selbst zu suchen. Sie hat keine Zukunft, als die Zukunft derjenigen, denen ihr Leben und Sterben geweiht ist.''

Dieser eigenthümliche Charakter war nun für Donna Renata die rechte Gesellschaft. Es ist unendlich reizend, wie die Erinnrungen an das griechische Vaterland in den beiden Frauen immer von Neuem hervortreten, wie Melantho die anmuthigsten Bilder der griechischen Mythe und Geschichte mit den wehmuthvollen Beziehungen auf ihre Lebensereignisse zu verflechten und die Nachklänge früherer ungeheurer Menschenschicksale in der Poesie ihres Volkes gleichsam durch ihr eignes Leben tönen zu lassen versteht. Namentlich ist es ein neugriechisches Lied, welches die beiden Frauen tief berührt und worin eine Nachahmung eines Chorgesangs zu erkennen ist, welchen die Frauen in Euripides' Iphigenie in Tauris einmal anstimmen. Jener Chorgesang richtet sich an den Küstenvogel der griechischen Meere, den die Alten Halkyon nennen; es liegt ihm der Mythus zu Grunde, nach welchem der Gemahl der Halkyone, Keyx, seinen Tod auf einer Seereise findet, während Halkyone noch jeden Tag den Göttern für die Wiederkehr des Gemahls Opfer bringt, bis ihr Juno im Traume das Jammergeschick verkündigt und die Fluth den Leichnam an die Küste treibt. In der Verzweiflung stürzt sich die trostlose Witwe ins Meer und wird von Thetis in einen Eisvogel verwandelt. Aber damit ist ihr Jammer noch nicht geendigt; noch immer tönt er in dem kläglichen Gesange fort, welcher diesem Vogel eigen ist. Welche Anklänge an ihr eignes Schicksal die beiden Frauen in dem Liede finden mußten, empfindet jedes fühlende Herz. Das reizende Lied aber ist folgendes:

Mit dir traur' ich, schöner Vogel,
Der das blaue Goldgefieder
Einsam über Felsenzinnen
An des Meers Gestade schwingt.

Mit dir klag' ich, schöner Vogel;
Mein ja sind die Sehnsuchtslieder,
Die dein hoffnungsloses Minnen
Um den süßen Gatten singt.

Wäre mein auch, schöner Vogel,
Dieses blaue Goldgefieder,
Daß es mich nach Hellas trüge,
Wo die Klage sanfter klingt!

Nach dem Lande, schöner Vogel,
Wo hellen'scher Frauen Reigen
Unterm Dach von Lorbeerzweigen
Sich zum heil'gen Kranze schlingt.

Ach, nie schaut mein Auge wieder
Jene sanften, warmen Hügel,
Die des Oelbaums reicher Segen
Mit dem blauen Schatten malt;

Nimmer jenen dunklen Spiegel,
Wo des Schwanes Schneegefieder
Stillen Glückes Kreise ziehend
Durch des Lorbeers Schatten strahlt

Mit dir klag' ich, schöner Vogel;
Mein ja sind die Sehnsuchtslieder,
Die dein hoffnungsloses Minnen
Um den süßen Gatten singt.

Dieses Leben der beiden Frauen mitten in den schönen Mythen Griechenlands macht einen überaus wohlthuenden Eindruck auf den Leser. Ich erinnre hier noch an die liebliche und so bedeutungsvolle Scene, wo eine Stickerei Renata's der Porzia von Melantho erklärt wird. Die Stickerei stellt die Begebenheit dar, wie Ikarius, der seine Tochter Penelope an Odysseus vermählt, nachdem die Vermählten sich entfernt haben, ihnen nacheilt, und seine Tochter, von der er sich nicht trennen kann, mitten auf der Heerstraße zu bewegen sucht, mit ihm zurückzukehren. Penelope läßt den Schleier über das erröthende Antlitz fallen und wendet das Haupt von dem flehenden Vater. Der Wagen flog aus den Augen des Jammernden und Ikarius selbst huldigte demuthsvoll der Allmacht der ehelichen Liebe, indem er auf der Stelle, wo die Trennung geschehen, der holderröthenden Scham eine Statüe errichtete.

Wir werden dann noch zu Zeugen des Todes der wunderbaren Melantho gemacht, durch deren ganzes Leben ein merkwürdiges Walten von Glück und Vorsehung sich gezogen hatte. Sie verwirft mit einer Art von Schauder die Segnungen der katholischen Religion, an welche sie Renata erinnert. Die Lehre dieser Priester sei nicht die Lehre ihrer Mutter, und am Ende ist, ruft sie aus, die Göttermutter meiner Väter und die Mutter Gottes doch nur das lieblich furchtbare Wesen, das auf dem Sturme dahinfährt, wenn er von des Taygetus Spitze niederbraust in die Thäler des Eurotas, und sich mit dem Frühlingslüftchen auf dem Kelch der Anemone wiegt.

Es ist ferner noch ein schöner Gedanke von dem Verf., daß er den Dichter Torquato Tasso noch als Knaben in dieser Umgebung auftreten läßt. Ihm weissagt die an der Schwelle des Todes stehende Melantho eine große Zukunft. ,,Erhebe dich,'' ruft sie aus, ,,Sohn der großen Hoffnung! klarer, denn je, thut sich deine Zukunft auf vor meinen Blicken. Wo bist du? ha, ich erkenne dich, strahlender Jüngling mit der Leier im Arme. Ich höre die Gesänge der Unsterblichkeit, welche von deinem Munde strömen. Wohin führst du mich, sanfter Gesangeszauberer? Willkommen, ihr ewig grünen Ufer des Eurotas, wo die Helden der Vorzeit in den Lorbeerbüschen wandeln! Da kommen sie, die Reigen der leichtgeschürzten Jungfrauen und die Ketten der jubelnden Jünglinge! Von den Bergen strömen die Söhne meines Landes, aus allen Thälern sammeln sich die Jungfrauen um den herrlichen Sänger. Hört ihr den unsterblichen Gesang! Es sind die Thaten der Helden, die er singt! Bald wird Leonidas' Preis erschallen und der Ruhm seiner heiligen Schaar!''

,,Welche Klänge sind dies?'' fuhr sie nach einer kurzen Weile fort. ,,Ist es Gebet, ist es Heldensang? Wer vermag beides zu vereinigen? Dem Ruhme der Helden gilt der Gesang, welche das heilige Grab befreit! Der Eurotas ist zum Jordan geworden, zum Sinai ist der Taygetus worden! Wohin führst du mich, Torquato!''

Ich halte diese ersten Scenen des Romans für die reizendsten, über welche der feinste Duft der Poesie verbreitet ist, obgleich auch hier oft das mit Aberglauben und dunkler Naturbestimmtheit gemischte Wesen der Melantho unangenehm berührt. Ich unterlasse es, noch andre Situationen hervorzuheben, und bemerke nur noch einmal, daß der Roman, wenn auch die Einheit des Ganzen in ihm vermißt wird und sein Schluß unkünstlerisch erscheint, doch eine reiche Quelle ästhetischen Genusses im Einzelnen darbietet. Dr. H.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 96. 23. April. 1842.

Zeller „Theologische Jahrbücher."

(Fortsetzung.)

In mehr als einer Beziehung müssen wir den „Theologischen Jahrbüchern" den als süddeutsch bezeichneten Charakter vindiciren. Einmal insofern als ihre Richtung nicht eine excentrische, ungeduldige ist, die da meint, jeder Tag, wo die Welt noch stehe wie gestern, sei ein verlorner, die da wähnt, die Blume der Freiheit müßte gleich nach dem ersten warmen Sonnenblick, gleich nach dem ersten erfrischenden Regen aufsprossen, unverwelklich, unzerstörbar; sondern ihr Grundsatz ist, redlich zu thun, was die Kräfte gestatten, und das Weitre Gott zu überlassen. Sodann darin, daß ihre Richtung positiv eine gelehrte ist, daß sie die Mühe nicht scheuen, auch Fragen von einer nicht unmittelbar großartig praktischen Bedeutung sorgfältiger Untersuchung und einer genauern Erörtrung aller hergehörenden Momente zu unterwerfen; endlich auch ganz äußerlich betrachtet darin, daß die große Mehrzahl der Mitarbeiter Würtemberger bilden. Es sind nämlich außer dem Herausgeber bereits 29 Gelehrte als solche namhaft gemacht, welche dem Unternehmen ihre Unterstützung zugesagt haben. Von diesen sind 19 theils geborne Würtemberger, wie Dr. von Baur, dessen Name an der Spitze des Verzeichnisses prangt, Diac. Binder in Heidenheim, Diac. Fischer in Oehringen, die Diacone Ludwig und Wilhelm Georgii, jener in Calw, dieser in Freudenstadt, Rep. Heberle in Stuttgart, Prof. Kern in Tübingen, Vic. Klaiber in Derendingen, Rep. Kornbeck in Tübingen, Diac. Lechler in Waiblingen, Prof. Märklin in Heilbronn, Dr. Plank und Dr. Schwegler, Privatdocent Dr. Reiff in Tübingen, Prof. Schnitzer in Heilbronn, Dr. Strauß in Stuttgart, und Stadtpf. Wirth in Kleingartach, theils wenigstens seit längrer oder kürzrer Zeit in Würtemberg ansässig, wie Prof. von Ewald und Privatdocent Dr. E. Meier in Tübingen, wozu noch A. E. Biedermann und Prof. Hitzig in Zürich, Prof. Schneckenburger in Bern (der nun auch seinen Beitritt erklärt hat) und de Wette in Basel kommen, so daß nur 5 Mitarbeiter eigentliche Norddeutsche sind, nämlich Prof. Dr. Benary, O. C. R. Dr. Marheineke, Prof. Vatke und Dr. Werder in Berlin und Prof. Dr. Tuch in Leipzig. Und wirklich zählt die würtembergsche Geistlichkeit namentlich unter ihren jüngern Gliedern so viele Männer von gründlicher philosophischer und theologischer Bildung, welche die liebgewonnenen Studien auch in ihren amtlichen Stellungen fortzusetzen Muße finden, daß es Schade gewesen wäre, wenn diese ganze achtbare Classe kein Organ gefunden hätte und — da die „Studien der evangelischen Geistlichkeit Würtembergs" ein jämmerliches abgelebtes Dasein mühsam fortschleppen — mit den Früchten ihrer Studien an lauter auswärtige Journale gewiesen gewesen wäre, wie ja seit dem Aufhören der Tübinger Zeitschrift namentlich die „Theologischen Studien und Kritiken" sich einer großen Theilnahme der würtembergschen Kräfte zu erfreuen gehabt haben. Nur wird bei der Wahl von Mitarbeitern aus diesem Kreise immer einige Vorsicht anzuwenden sein. Eine Zeitschrift von entschieden gelehrter Färbung, wie die vorliegende, setzt nothwendig bei allen Mitarbeitern den Besitz eines gewissen gelehrten Apparats voraus; die abstracte Tendenz gnügt nicht und es kann auch unmöglich die Absicht sein, jeden Einfall, der einem Vicar bei der Erklärung des Spruchbuchs durch den Kopf fliegt, zu Protokoll zu nehmen. Doch das scheint Dr. Zeller nicht erst gesagt werden zu müssen; denn in Wahrheit ist er ein ganz ausgezeichnet passender Redacteur. Nicht nur, daß er die erforderliche Muße und Unabhängigkeit der Stellung besitzt (letztre ganz gegen Verdienst und die allgemeine Stimme derer, die ihn zu beurtheilen verstehen), sondern er hat auch so viel gewinnende Offenheit, so viel Geschäftsgewandtheit und einen so untrüglichen Ueberblick über das Ganze der theologischen Wissenschaft, als man einem Redacteur einer theologischen Zeitschrift nur immer wünschen mag. Ein factischer Beweis seiner Tüchtigkeit als Redacteur ist theils dies, daß es ihm gelungen ist, in kurzer Zeit eine so beträchtliche Zahl von Theologen, trotz der theilweise bedeutenden Divergenz ihrer Ansichten, als Mitarbeiter um seine Jahrbücher zu versammeln; theils die wirklich musterhafte Einrichtung des Unternehmens. Jedes Heft dieser Vierteljahrschrift zerfällt nämlich in drei Theile: 1) selbständige Abhandlungen, deren Umfang jedoch, in Rücksicht auf den Plan des Unternehmens, das Maß von sechs Bogen nur dann soll überschreiten dürfen, wenn sich die Abhandlung ohne Nachtheil für die Leser in mehrere Artikel zerlegen

läßt. 2) Uebersichten über ganze Zweige der theologischen Litteratur der Gegenwart und ins Einzelne eingehende Kritiken bedeutender Werke, wobei aber beabsichtigt wird, die Recensionen dem Zufalle zu entreißen, nach welchem sie z. B. in den „Theologischen Studien und Kritiken" einlaufen. Damit aber dieser Zweck erreicht und ein möglichst treues, vollständiges und scharfgezeichnetes Bild von dem gegenwärtigen Zustande der theologischen Wissenschaft gegeben werde, werden 3) noch (in kleinerm Druck) kürzre Anzeigen minder bedeutender Schriften hinzugefügt, an die sich Miscellen (abgerißne Bemerkungen und Notizen) anreihen.

Von Allem diesem, der Tendenz, dem Charakter, der Sprache und der äußern Einrichtung ist eine Probe das erste uns vorliegende Heft der Zeitschrift. Mit Ausnahme zweier Abhandlungen rührt es wohl (denn die Aufsätze der zweiten und dritten Rubrik sind nicht unterzeichnet) ganz von der Feder des Herausgebers selbst her, was theils in natürlichen äußern Umständen, wie sie bei jeder neuentstehenden Zeitschrift Statt zu haben pflegen, seinen Grund hat, theils auch absichtlich herbeigeführt worden ist, sowohl um gleichsam ein Musterheft, ein aus dem Geiste des Urhebers selbst hervorgegangnes, zu liefern, als auch um die Berechtigung des Redacteurs zu dieser seiner Stellung vor dem theologischen Publicum zu documentiren, welchem anders als durch Recensionen sich bekannt zu machen er bis jetzt nicht die Muße gefunden hatte, da er bisher anfangs durch specielle philosophische und philologische Studien (deren Früchte er in seinen „Platonischen Studien" niedergelegt hat), dann durch vielbesuchte akademische Vorlesungen in Anspruch genommen war. In welch hohem Grade aber er jene Absicht erreicht hat, muß sich aus der Besprechung der einzelnen Bestandtheile des ersten Heftes ergeben, zu welcher wir jedoch nicht übergehen können, ohne zuvor auch des Verlegers dieser Zeitschrift mit der gebührenden Anerkennung zu gedenken. Die L. F. Fuessche Buchhandlung in Tübingen nämlich, seit einiger Zeit eine der unternehmendsten in Würtemberg und namentlich für das Interesse der ernstern Wissenschaft unermüdet thätig, hat dem Unternehmen eine Ausstattung gegeben, welche die jeder andern theologischen Zeitschrift weit übertrifft und nicht nur der Liberalität des Verlegers, sondern auch der Einrichtung seiner Officin alle Ehre macht, so daß die Zeitschrift auch von dieser Seite unbedingter Empfehlung würdig ist.

Das erste Heft enthält I. Abhandlungen. 1) Die Annahme einer Perfectibilität des Christenthums, historisch und dogmatisch untersucht von dem Herausgeber. (S. 1—50.) Ich gebe zuerst den Hauptinhalt dieses Aufsatzes wegen des großen Interesses der Frage und weil die Entscheidung derselben die Richtung der Zeitschrift charakterisirt, in ausführlicher, aber freier Darstellung wieder, meist verkürzend, manchmal aber auch erweiternd, Lücken ausfüllend. —

Zeiten der Kritik ist es Bedürfniß, wie über den Umfang so auch über die muthmaßliche Dauer ihres Besitzstandes Rechnung zu halten und sich im Voraus auf die Einschränkungen, welche späterhin etwa nöthig werden könnten, einzurichten. Eine solche Zeit der Kritik ist die unsrige, und was kritisirt wird und was bedroht ist, ist — das Christenthum. Die Erwägung, daß das Christenthum perfectibel sei, soll dem Bewußtsein über die Trennung von einem großen Theil an christlicher Dogmatik hinüberhelfen und dazu ihm die Hand zu reichen, ist der Zweck dieser Abhandlung. Zugleich wird dieselbe den Nutzen haben, daß man einen Ueberschlag über die Quantität und Qualität des bevorstehenden Verlustes machen lernt. — Bei der nähern Untersuchung des Gegenstandes wird nun zuerst die Frage aufgeworfen, was das Christenthum selbst von seiner Perfectibilität halte? Fragt man darüber die neutestamentlichen Urkunden, so verneinen sie schlechthin die Möglichkeit einer Fortbildung. Dieses Resultat unbefangen herausgestellt und anerkannt zu haben, ist verdienstlich von dem Verfasser. Krug meinte noch diesfalls in vollkommner Harmonie mit der neutestamentlichen Lehre zu sein; aber das ist ja überhaupt eines der Hauptmerkmale der neuesten Theologie, daß sie darauf verzichtet, à tout prix ihre Lehre im neuen Testament wiederzufinden, wenn man auch oft hierin zu weit gehen mag und sich darin gefällt, die Kluft zwischen beiden als unendlich darzustellen, und eine Art Behagens darin findet, jene recht entschieden zu negiren. — Indessen wurde schon auf urchristlichem Boden über die Lehre des N. T. in jener Beziehung hinausgegangen. Zuerst findet sich der Gedanke an die Möglichkeit einer Vervollkommnung des Christenthums im Montanismus. Das Christenthum war über die starre Form der Gesetzlichkeit hinausgegangen, die Montanisten aber, dieselbe für das Vollkommnere haltend, wollten auf sie zurück. Sie setzten also die Möglichkeit einer Bewegung des Christenthums, ihre Bewegung selbst aber war ihrem Inhalt nach ein Rückschritt und ihrer Form nach phantastisch; indem sie aber den Anstoß zu derselben auf den Paraklet, als den von Christus selbst verheißnen Fortsetzer seines Werks, zurückführten, behaupteten sie die Bewegung als eine im Wesen des Christenthums selbst begründete. (Auch die diesfallsige Lehre geistesverwandter Secten ist mit großer Gründlichkeit berichtet.) Bald aber sah die katholische Kirche selbst sich bemüßigt, die Perfectibilität des Christenthums zu statuiren. Der Montanismus mag zu diesem Resultate mitgewirkt haben; aber mindestens ebenso viel trug dazu bei die nicht länger zu verdeckende Differenz der nunmehrigen Lehre mit der biblischen. Oft gnug sahen sich die Orthodoxen bei ihren exegetischen Beweisführungen wider Willen zu dem Resul=

tate geführt, daß die Schrift von dem gesuchten Dogma entweder Nichts oder gar schwer damit zu Vereinigendes enthalte. Besonders bei der Trinitätslehre trat dieses hervor und wurde es zugestanden. Natürlich aber konnte auf diesem substantiell christlichen Boden das Verhältniß der spätern Entwicklung zu der biblischen nur so bestimmt werden, daß jene, so weit sie innerhalb der Kirche selbst und durch sie geregelt erfolge, nur die Explication der in dieser implicite bereits enthaltnen Bestimmungen sei. Die Reformatoren wollte es aber nicht bedünken, als wäre diese Richtung so strenge eingehalten worden, als hätten sie nichts vor sich, als die consequente Fortbildung des innern Wesens des Christenthums, vielmehr glaubten sie mit Beseitigung aller dieser angeblichen Weiterentwicklungen auf das Urchristliche zurückgehen und bei diesem beruhen zu müssen. Wie es sich jedoch herausstellte, daß das eigentliche Urchristenthum ein Andres sei, als was die Reformation in die Wirklichkeit einzuführen bemüht war, so entstanden von dieser Erkenntniß aus zwei Richtungen. Der Pietismus und die Supranaturalisten meinten: weil wir nicht urchristlich sind, so müssen wir es zu werden suchen; der Deismus aber und der consequente Rationalismus sagte: wir sind nicht mehr urchristlich, sollen es aber auch gar nicht sein, vielmehr uns bemühen, immer mehr von dem der urchristlichen Zeit als Eigenthümlichkeit Anhängenden frei zu werden und zur reinen Vernünftigkeit durchzudringen. In Beziehung auf diese Vernünftigkeit aber und ihr Verhältniß zum Christenthum war ein Unterschied zwischen den englischen und französischen Deisten und dem deutschen Nationalismus. Jenen ging der Zusammenhang mit dem historischen Christenthum mehr oder weniger verloren; sie wollten an die Stelle der christlichen Religion die Vernunftreligion gesetzt oder wenigstens jene durch diese gereinigt wissen. Die deutschen Nationalisten dagegen wollten auf dem Boden des Christenthums bleiben und suchten dieses dadurch zu bewirken, daß sie das Christenthum selbst in eine ihnen entgegenkommende Bewegung versetzten, d. h. durch Aufstellung der Lehre von der Perfectibilität desselben. So meint Edelmann, die heiligen Schriften haben niemals im Sinne gehabt, sich der Nachwelt auf ewig als Richtschnur ihres Denkens aufzudrängen; sie für sich wären einer Vervollkommnung des in ihnen Vorgetragnen niemals entgegengetreten; allein die leidigen Pfaffen haben es in ihrem Interesse gefunden, sie als unabänderliche Norm des Glaubens auszuschreien. Wissenschaftlicher verfährt Semler, obwohl er es, nach seiner Art, zu einer zusammenhängenden geordneten Entwicklung seiner Ansicht nicht gebracht hat. Wie der Mysticismus, unterscheidet Semler zwischen äußerm und innerm oder geistlichem Christenthum, kam aber darin nicht über seine Zeit hinaus, daß er dieses innre Christenthum sogleich unter den Gesichtspunct des Moralischen stellte und den Zweck und das Wesen der Religion in die moralische Beßrung der Menschen setzte. Alles, was nicht unter diesen Gesichtspunct fällt, Historisches wie Dogmatisches, ist local, temporell, beständigem Wechsel unterworfen und daher für den Einzelnen ohne bindende Kraft. Auch Christus selbst hat — wie Semler gewiß wußte — die Sache so angesehen und nur aus weiser Anbequemung an die Volksvorstellungen Historisches und Dogmatisches eingemischt. Er konnte sich ja leicht vorausdenken, daß, wenn die Zeit erfüllet sei, schon ein Semler kommen und an der Vervollkommnung dessen arbeiten werde, was er, durch die Beschaffenheit seiner Zeit genöthigt, in unvollkommner Form ausprägen mußte. Diese Vervollkommnung aber würde darin bestehen, daß der moralische Inhalt der christlichen Lehre immer reiner herausgearbeitet, alles bloß aus den Vorstellungen gewisser Zeiten und Völker Hergenommne — und dessen ist viel im Christenthum — namentlich alles „Judenzende" immer vollständiger abgestreift würde. Dieselbe Unterscheidung begründete der Verfasser der „Erziehung des Menschengeschlechts" welthistorisch, und Teller gleichsam phänomenologisch. Albrecht Thär(?) und sein Ueberarbeiter, Lessing, ging davon aus, daß die Offenbarung in der Hand Gottes nur ein Mittel zur Erziehung des Menschengeschlechts sei. Wie aber der Erzieher seinem Zöglinge nicht die ganze, volle Wahrheit mit Einem Male reicht, sondern in bestimmten Dosen, nach einem gewissen Stufengange, so hat auch Gott der Menschheit nicht sogleich die absolute Religion geoffenbart, sondern zuerst auf die Stufe des Judenthums sie gestellt, sodann durch Christus sie auf eine höhere gehoben, die vor der frühern wesentlich den Glauben an Unsterblichkeit voraus hat, selbst aber in eine noch höhere Stufe überzugehen bestimmt ist, auf der das Gute nicht, wie im Christenthum, um des künftigen Lohns, sondern um seiner selbst willen wird geliebt werden — das Mannesalter der Menschheit, wo die Erziehung ein Ende hat. Hievon unterscheidet sich Teller dadurch, daß er den Proceß, den Lessing an drei verschiedne Religionen vertheilt hatte, in das Christenthum selbst hereinzieht und innerhalb desselben drei — von seinem Stifter selbst beabsichtigte — Entwicklungsmomente unterscheidet. Es giebt nämlich nach ihm dreierlei Existenzformen des Christenthums: für das Kindesalter das Glaubenschristenthum, für das angehende Mannesalter das Vernunftchristenthum und endlich im reifen Alter wird das Christenthum weder geglaubt noch begriffen, sondern — gelebt. Weiter gehend und tiefer begründend lehrt Krug in seiner epochemachenden Schrift über unsre Frage, daß die christliche Religion, als bestimmte, einer unaufhörlichen Vervollkommnung fähig sei; nicht bloß subjectiv, in Beziehung auf die moralische Beschaffenheit ihrer Bekenner, sondern auch objectiv ist die Summe

der Kenntnisse, die in der Schrift niedergelegt sind, eine solche, daß sie durch menschliches Nachdenken qualitativ und quantitativ vervollkommnet werden kann, darf und muß. Auch nicht auf Außerwesentliches, oder das Historische, oder das Dogmatische beschränkt Krug die Perfectibilität, sondern auch die Moral des neuen Testaments ist nicht bloß formaliter, sondern auch materialiter einer Verbeßrung fähig, bedarf eines festern Grundes, reinrer Motive. Und gleichzeitig mit Krug stellte Kant als Ziel der religiösen Entwicklung den allmäligen Uebergang des Kirchenglaubens in den reinen Religionsglauben dar und erging sich in der Hoffnung auf eine Zeit, wo die reine Vernunftreligion herrschen und so Gott Alles in Allem sein werde. Namentlich durch die Anregung der beiden letztgenannten wurde unsre Frage zu einer in der rationalistischen Schule vielfach behandelten, ohne daß aber wesentlich Neues zu Tage gefördert worden wäre. Alle aber betheuern, daß sie die besten Christen von der Welt seien und daß sie gar nichts Andres wollen, als was Christus selbst auch gewollt habe, oder wenigstens daß Christus niemals auch nur entfernt etwas gewollt habe, was ihrem Streben zuwiderliefe. Und so postulirte auch Schleiermacher die Unmöglichkeit, jemals über das Wesen Christi hinauszukommen, und deducirte daraus die normative Autorität der unter dem Einflusse seines Bildes verfaßten Schriften des N. T.; und Hegel, mit so wenig Respect er auch von der ersten Erscheinung des Christenthums spricht, hat doch dieses seinem Begriff und Princip nach als die absolute Religion bezeichnet, was seinen ältern Schülern das Signal war, mit ungemeiner Verachtung auf die frühern Verhandlungen über Perfectibilität herabzusehen; wußten sie doch, daß das Christenthum vielmehr perfect sei, fanden sie doch, daß jedes Factum und jedes Dictum der Bibel als nothwendig sich deduciren lasse, so voll speculativen Gehaltes stecke, daß an eine Weiterbildung zu denken Ruchlosigkeit wäre, eine Sünde wider den heiligen Geist, d. h. ein Verbrechen gegen die speculative Logik. Welche Krisis in dieser Beziehung in der neuesten Zeit, zumeist durch Strauß und dann durch Feuerbach eingetreten ist, ist bekannt und bedarf für die Leser dieser Jahrbücher keiner Erinnrung; wohl aber ist es an der Zeit, an das zu erinnern, was Schelling, der große Schelling, Schelling, der Berlin die Metropole der deutschen Wissenschaft genannt hat, freilich, als er noch kein Greis war, über unsre Frage dachte und schrieb.

Im System des transcendentalen Idealismus (S. 439 ff., S. 477) behauptete er, daß das Christenthum seiner Zeit einer vollkommnern Gestaltung des religiösen Bewußtseins werde weichen müssen; später lenkte er ein, erklärte aber doch noch in den Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums (S. 197 ff.): die ersten Bücher der Geschichte und Lehre des Christenthums seien nur eine besondre, noch dazu unvollkommne Erscheinung desselben; man müsse den spätern Zeiten Dank dafür wissen, daß sie aus dem dürftigen Inhalt dieser Bücher so viel speculativen Stoff gezogen haben, ja man könne „sich des Gedankens nicht erwehren, welch ein Hinderniß der Vollendung die sogenannten biblischen Bücher für das Christenthum gewesen seien, die an ächt religiösem Gehalt keine Vergleichung mit so vielen andern der frühern und spätern Zeit, vornehmlich der indischen, auch nur von ferne aushalten.“ Er lobt deßwegen nicht bloß die katholischen Beschränkungen des Bibellesens, sofern ihnen der Gedanke zu Grunde liege, daß das Christenthum als eine lebendige Religion, nicht als eine Vergangenheit, sondern als eine ewige Gegenwart fortdaure; sondern er weissagt auch der christlichen Religion im Ganzen eine gänzliche Umgestaltung, eine Wiedergeburt des esoterischen (idealen) Christenthums und eine Verkündigung des absoluten Evangeliums, bei welcher die Religion ihrem eigentlichen und geistigen Inhalte nach sich in das heilige Dunkel von Mysterien zurückziehen, nach außen aber mit dem Gewande einer neuen, auf Natursymbolik beruhenden und darum universellen Mythologie überkleidet werden sollte (S. Zeller S. 26 f.)

Dieses Alles, was wir hier für unsern Zweck nur in kurzen Umrissen gegeben haben, findet sich in der Abhandlung selbst vollständiger ausgeführt, mit allen erforderlichen Belegen ausgestattet und durch die verschiednen hergehörenden Schriften hindurch verfolgt. In letztrer Beziehung könnte sogar dem Verf. von mancher Seite zum Vorwurf gemacht werden, daß er seinen Gegenstand zu sehr litterar-historisch behandelt habe, was ihm jedoch bei Andern vielmehr zur Empfehlung gereichen wird.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 97. 25. April. 1842.

Zeller „Theologische Jahrbücher."

(Fortsetzung.)

Den Uebergang von der historischen Betrachtung zu der selbständig dogmatischen vermittelt sich der Verf. durch eine Kritik zunächst nur der ältern Untersuchungen, bei welcher es freilich, da sie so scharf gegen die historische Auseinandersetzung abgegrenzt ist, ohne Wiederholungen aus dem ersten Theile nicht abgehen konnte. Als durchgängiger Mangel der ältern Untersuchungen wird das bezeichnet, daß sie theils den Begriff der Perfectibilität selbst, theils seine Anwendbarkeit aufs Christenthum nicht weit gnug verfolgt haben, sondern auf halbem Wege stehen geblieben seien. Einmal nämlich fassen sie die verlangte Vervollkommnung nur als Erweiterung, nicht aber auch als Berichtigung und Veränderung der urchristlichen Vorstellungen, welche Beschränkung auf der Einseitigkeit beruht, in dem Begriffe des Werdens nur das positive Moment zu beachten, daß das Niedrigere in dem Höhern aufbewahrt, nicht aber zugleich auch das negative, daß es durch das Höhere um seine Geltung gebracht wird; eine Einseitigkeit, welche mit Scharfsinn und Gründlichkeit aprioriscḥ wie aposteriorisch widerlegt wird. Zweitens meinen sie, bei der Vervollkommnung der Form, des Sprachgebrauchs, der Darstellungsweise, der Hilfsbegriffe stehen bleiben und den Inhalt von dem Loose der Perfectibilität ausnehmen zu können; aber Form und Inhalt sind hier, wie überall, so untrennbar, daß das Dilemma entsteht: entweder ist auch die Form des Christenthums unverbesserlich, oder auch sein Inhalt verbesserlich. Drittens behaupteten Diejenigen, welche eine Fortbildung des Christenthums zur Vernunftreligion statuirten, die Identität ihres Strebens mit der Absicht Christi und seiner Apostel; entweder so, daß sie versicherten, Christus selbst habe die reine Vernunftreligion angekündigt und diese als die einzig wahre setzen heiße daher nur: auf Christus zurückgehen; oder sie lehrten, Christus habe zwar die Vernunftreligion nicht unmittelbar gesetzt, sondern einen in das Gewand damaliger Vorstellung gehüllten Glauben verkündigt; allein das habe er nur aus Lehrweisheit gethan und sei bloße Accommodation; als letztes Ziel der religiösen Entwicklung habe er doch eigentlich den Vernunftglauben beabsichtigt. Wie sehr aber diese ganze Annahme der historischen Möglichkeit und Wirklichkeit widerstreite, und wie unsittlich sie zugleich sei, hat der Verf. treffend auseinandergesetzt und dann auch die Schleiermachersche Unterscheidung zwischen der Erscheinung Christi, über welche hinauszugehen sei, und seinem Wesen, das für alle Ewigkeit Basis bleiben müsse, gründlich abgewiesen. Endlich meinte man, die Perfectibilität des Christenthums sei durch seine Eigenschaft, geoffenbarte Religion zu sein, so wenig ausgeschlossen, daß vielmehr das Eine das Andre bedinge. Hier wird aber gezeigt, wie man nur das Wort Offenbarung in dem Sinne gebrauchen dürfe, in welchem einzig es ohne Hypokrise gebraucht werden könne, um zu finden, daß durch jenen Begriff nicht nur die objective Vervollkommnung des Christenthums, sondern schon die Fortbildung des Judenthums zum Christenthum ausgeschlossen sei. Daß hingegen die Vorstellung von einer Accommodation nichts verfange, diese überhaupt in jeder Beziehung unbrauchbar und unhaltbar sei, wird sorgfältig auseinandergesetzt. Es bliebe also bei dem Dilemma: entweder den Offenbarungsbegriff festzuhalten und die Perfectibilität aufzugeben, oder umgekehrt mit Annahme der letztern den erstern Begriff fallen zu lassen. Was für die Wahl des Letztern den Ausschlag gebe, wird kurz dargelegt und somit als Resultat aufgestellt, daß das Christenthum keine Ausnahme mache von dem allgemeinen Gesetz der geschichtlichen Entwicklung, sondern als historische Erscheinung in allen seinen Theilen der Veränderlichkeit unterworfen sei*). Nur fragt sich, ob durch solche Annahme nicht eine solche Flüssigkeit des religiösen Bewußtseins statuirt sei, „daß das Christenthum unmöglich längre Zeit hindurch mehr, als dem Namen nach, es selbst hätte bleiben können? und wenn auch nicht, hat nicht wenigstens unsre Zeit den eigenthümlich christlichen Charakter verloren? und müssen wir nicht jedenfalls einer Zukunft, in welcher das Christenthum aufhören wird, entgegensehen?" (S. 43.) Die erstre Frage, wird geantwortet, könnte nur von einem Solchen bejaht werden, der überhaupt nicht gelernt hätte, die Identität eines Princips

*) Hievon wird unterschieden das subjective Bewußtsein Christi, von dem der Verf. gerne zuzugeben versichert, daß in ihm das religiöse Bewußtsein seinen Höhepunct erreicht habe, ohne daß jedoch daraus eine gleiche Vollkommenheit auch des religiösen Bewußtseins der Vielheit seiner Schüler sich folgern lasse.

im Flusse seiner Erscheinungen zu erkennen. So lange nur das Princip dasselbe ist, so lange darf man sich als identisch, als noch denselben betrachten; so lange das religiöse Leben einer Zeit seiner wesentlichen Eigenthümlichkeit nach aus der naturgemäßen Entwicklung des christlichen Princips sich erklären läßt, so lange ist diese Zeit eine christliche. Hiedurch ist auch schon die zweite Frage, nach der Christlichkeit unsrer Zeit, beantwortet. Zwar zunächst, wie es scheint, verneinend, sofern statt des der christlichen Weltanschauung zu Grunde liegenden Princips der Transcendenz die Gegenwart vielmehr das scheinbar entgegengesetzte, die Immanenz Gottes und der Welt, zu ihrem Principe gemacht hat. Dieser Thatbestand wird in einer Weise herausgestellt, welche die verwandte Schildrung C. Biedermann's (Freihafen 1841, Märzheft) an Bündigkeit und Vollständigkeit weit hinter sich läßt; ich würde jedoch fürchten, an dem Hrn. Verf. einen Raub zu begehen, wenn ich etwas Andres thäte, als auf den Aufsatz selbst verweisen; nur die schlagende Bemerkung kann ich mich nicht enthalten hervorzuheben, daß alle „Mächte unsrer Zeit, größtentheils ohne es zu wissen, im Dienste jenes Princips (der Immanenz) stehen, und auch wo sie ihm in seinem philosophischen Ausdrucke feindselig entgegentreten, dieses nur darum geschieht, weil sie, in seine unmittelbare Anwendung aufs Einzelne vertieft, ihr besondres Thun in der Form der Allgemeinheit nicht wiedererkennen." (S. 46.) Daß jedoch von neuesten reactionären Tendenzen, z. B. auf dem Gebiete der confessionellen Verhältnisse, keine Notiz genommen wird, versteht sich von selbst, da die unsrer Zeit eigenthümliche Richtung gerade die entgegengesetzte ist. — Trotz dem aber, daß es anerkannt wird, daß unser religiöses Denken, Fühlen und Handeln auf keinem einzelnen Puncte mehr mit dem der ersten Christen schlechthin zusammenfällt, wird dennoch auf der Identität des religiösen Princips des Urchristenthums einerseits und der modernen Welt andrerseits beharrt und eine wirkliche Divergenz nur für den Fall zugegeben, daß das Charakteristische und Specifische der Religion in theoretische Belehrung, in die theoretische Weltanschauung gesetzt würde.

Aber diesem Religionsbegriff wird als der wahre der gegenübergestellt, daß es ihr wesentlich um Fördrung des geistigen Lebens in seiner Unmittelbarkeit als Gemüth und Charakter zu thun sey. In diesem Sinne aufgefaßt, ist die Religion nicht in der Art von dem gegenständlichen Bewußtsein abhängig, daß jede Verändrung im Bereiche des Vorstellens und Denkens eine gleich große innerhalb des eigentlich religiösen Gebiets nach sich zöge, das religiöse Princip kann dasselbe bleiben trotz des Wechsels der theoretischen Weltanschauung; ja es können die beiden Gebiete des geistigen Lebens, das religiöse und das theoretische, so selbständig sich gegen einander verhalten, daß dieselbe Bewegung zugleich negativ zu dem einen und positiv zu dem andern sich verhalten kann, daß es also möglich ist, daß, was Aufhebung des bisherigen gegenständlichen Bewußtseins ist, zugleich Weiterentwicklung des bisherigen religiösen sei. Und so verhält es sich mit unsrer Zeit und dem Christenthum. Das Bewußtsein des Urchristenthums war getheilt zwischen das Princip der Transcendenz und das der Immanenz; das gegenständliche stand auf dem Boden der Transcendenz, das religiöse auf dem der Immanenz. (Vgl. die Ausführung S. 48.) Indem nun das gegenständliche Bewußtsein der modernen Welt das Princip der Immanenz zu seinem Ausgangspunct hat und dieses zu realisiren sucht, so tritt das moderne Bewußtsein allerdings mit dem gegenständlichen der alten Welt in Conflict, ist aber zugleich Fortentwicklung des religiösen Bewußtseins des Urchristenthums. Was dieses unmittelbar setzte, was das gläubige Subject schlechthin in sich hatte, dasselbe sucht das moderne Ich in Wissenschaft, Staat und Kunst bewußt oder unbewußt zu realisiren, und in der Religion, in seinem Gemüthe und seinem Leben, ist ohnehin das moderne Ich noch durch dasselbe Princip bestimmt, wie das urchristliche. Wenn aber so die Gegenwart nach der Seite ihres religiösen Bewußtseins eins ist mit dem Urchristenthum, und nach der Seite ihres gegenständlichen Bewußtseins nur die consequente Fortbildung des christlichen Princips, so kann sich dieselbe ja wohl mit allem Recht christlich nennen. Ob aber auch (dies war die dritte oben aufgeworfne Frage) alle Zukunft christlich bleiben wird? Es müßte dies unbedingt verneint werden, wenn es seine Richtigkeit hätte mit der unendlichen Perfectibilität der Menschheit und der einzelnen Exemplare der Gattung; denn dann könnte diese eine Stufe erreichen, wo sie das Christenthum entbehren könnte, ja über ihm stände. Aber dem ist nicht also; das Menschengeschlecht hat einen Anfang gehabt, — es wird darum auch ein Ende haben; es ist rückwärts nicht unendlich, — es wird auch vorwärts nicht unendlich sein. Von dieser Seite hindert also Nichts, anzunehmen, daß das Christenthum auch für die Zukunft noch Geltung haben wird. Ebenso wenig verfängt die Einwendung, daß die Erreichung der höchsten, nicht weiter zu überschreitenden Stufe erst am Ende der Weltgeschichte zu erreichen wäre. Vielmehr spricht alle Analogie dafür, daß ein den ganzen fernern Charakter der Geschichte bestimmendes Princip nicht allzuspät erscheinen werde. Ob aber in dem Christenthume dieses Princip bereits erschienen sei, oder ob wir noch eines Andern zu warten haben, ist eine Frage, deren Beantwortung der Verf. der Philosophie der Geschichte und der Religionsphilosophie zuweisen zu müssen glaubt, wiewohl dieselbe darin bereits gegeben war, daß im Vorhergehenden

als Princip des Christenthums das der Immanenz, aber getrübt durch das der Transcendenz aufgestellt wurde. Von hier aus lag nahe, zu sagen, daß das Christenthum, sofern es die Immanenz zu seinem Principe habe — und den ersten energischen Versuch machte, es auf einem Gebiete des geistigen Lebens zu realisiren, allerdings dasjenige Princip erfaßt habe, über welches nicht weiter hinausgegangen werden könne, und welches auf allen Gebieten des geistigen Lebens immer vollständiger zu realisiren die Aufgabe der weitern Geschichte sein müsse. Dieses Resultat ist nun allerdings in keiner Weise verschieden von dem, was Strauß in seinen „friedlichen Blättern" diesfalls aufgestellt, wie auch die Prämissen, von dem Verhältnisse des Christenthums zu den Principien der Immanenz und Transcendenz, dorther aufgenommen sind; allein Zeller hat die Straußsche Idee originell und scharfsinnig begründet und durch seine lichtvolle Entwicklung einen trefflichen Beitrag zur Entscheidung jener Lebensfragen gegeben, von welchem fernerhin Keiner, der über dieselben ein vernünftiges Wort mitsprechen will, wird Umgang nehmen können. Im Besondern aber giebt die Abhandlung, als leitender Artikel der ganzen Zeitschrift noch zu einigen Bemerkungen Anlaß.

Einmal ist gleich dieses bemerkenswerth, daß die Zeitschrift ihren Gegenstand an das Zeitinteresse anknüpft, wie in der Einleitung zu dem ersten Aufsatze geschieht. Die gewöhnliche Voraussetzung theologischer Journale ist nur diese, daß ihre Leser eben Theologen seien und daher für Alles, was sie bringen mögen, wenn es nur überhaupt theologisch ist und brauchbar in seiner Art, Interesse haben. Die Zellerschen Jahrbücher aber setzen von ihren Lesern voraus, daß sie gebildete Theologen seien, keine reinen Gelehrten, sondern zugleich auf der Höhe der Zeit stehend, für ihre Fragen sich interessirend und die Wichtigkeit des Einzelnen nach diesem Maßstabe beurtheilend. Innerhalb dieses Kreises aber wird das Einzelne mit Gründlichkeit, ja mit Gelehrsamkeit behandelt. Schon die ersten Worte der ersten Abhandlung geben davon Zeugniß; sie lauten: Es ist schon verschiedentlich, und nicht mit Unrecht bemerkt worden, daß u. s. w. So fängt nur ein Gelehrter einen Aufsatz an. Ebenso versichert der Aufsatz bescheiden-gelehrt, daß er auf den Ruhm erschöpfender Gründlichkeit verzichte — man merkt ihm aber an, wie ungern er es thut, und so gelehrt der geschichtliche Theil ist, so wird doch S. 29 in einer Anmerkung eine Reihe meist ganz obscurer Schriften aufgeführt, die dem Verfasser leider nicht zu Gebot gestanden seien. Bezeichnend ist auch der kritische Theil der Abhandlung. Die meisten Theologen aus der neuesten Schule hätten wohl mit den supranaturalistischen und rationalistischen Theorien weniger Umstände gemacht, hätten sie, als einem längst überwundnen Standpunct angehörend, ohne Weitres bei Seite geworfen oder wenigstens nur auf eine höhnende Widerlegung sich eingelassen. Nicht so Zeller. Was er thut, will er ganz gethan haben; er hat keine Ruhe, bis der Gegner, aus allen Schlupfwinkeln und Ruheplätzen verscheucht, aus einer Stellung nach der andern vertrieben, endlich todmüde zu Boden sinkt. Und das Alles ohne Bitterkeit, Leidenschaftlichkeit, mit der größten Ruhe; es ist sein eignes Schicksal, was den Gegenstand ereilt, nicht gemordet wird er, muß man sagen, sondern er stirbt an seiner eignen Endlichkeit. Nur humoristisch wird da und dort die Darstellung, aber so, wie das Schicksal selbst humoristisch ist. Nehmt dazu noch die klarste, durchsichtigste Anordnung, bewirkt durch das scharfe Auseinanderhalten der einzelnen Momente, die Wahl der präcisesten Ausdrücke, die Aufhellung und Belebung des Abstracten durch die treffendsten concreten Anschauungen, und ihr werdet gestehen, daß das ein Schriftsteller ist, wie man ihn sich nur wünschen kann. Weil ich aber gerade von der Darstellungsweise unsres Verfassers rede, so will ich auch einer sonderbaren, oft störenden Eigenthümlichkeit seines Styls gedenken, der Gewohnheit nämlich, die Verbindungspartikeln, wie einen Nothpfennig, so lange aufzusparen, als es nur immer möglich. So S. 79: die menschliche Abstammung Christi anbelangend endlich, und noch ärger S. VII: Theils um in den letztern möglichste Vollständigkeit zu erreichen jedoch, theils um u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

H. Düntzer und die philologische Kritik.

Auch ein Nachtrag.

Unsre Schildrung des unwissenschaftlichen Verfahrens, welches seit einiger Zeit in der Philologie überhand zu nehmen droht (Hall. Jahrbücher 1840, S. 2371—2400), wurde sofort von Hrn. Düntzer, den wir als einen Vertreter dieser Richtung bezeichnet hatten, in dem Hamburger Correspondenten in einem Artikel mitten unter Coursberichten und Waarenanzeigen in gewohnter unwissenschaftlicher Weise angegriffen, so daß es nicht der Mühe werth schien, jenem Pamphlet eine Erwiedrung zukommen zu lassen. Hr. Düntzer versprach darin, er werde später eine ins Einzelne gehende Widerlegung folgen lassen. Rec. hielt dies für eine leere Redensart, die niemals in Erfüllung gehen würde, da er nicht glauben konnte, Hr. Düntzer würde in seiner Keckheit und Unverschämtheit so weit gehen, die Thatsachen, welche klar und deutlich sprachen, die Rec. nachgewiesen hatte, wegzuläugnen; Hrn. Düntzer blieb, wenn er nur einigermaßen das Gefühl für Wahrheit sich bewahrt hatte, nichts übrig, als das stillschweigende oder offne Geständniß, auf falschem Wege zu sein; seine Pflicht war es, in spätrer Zeit durch tüchtigere Leistungen das Verfehlte wieder gut zu machen und so die strenge, aber unparteiische Kritik zu entwaffnen. Aber Hr. Düntzer ist ein tribus Anticyris caput insanabile. Der versprochne Nach-

trag ist wirklich erschienen und setzt dem ganzen Verfahren Hrn. Düntzer's die Krone auf.

So will denn auch Rec. noch einmal das Wort nehmen und Hrn. Düntzer's Treiben etwas näher beleuchten. Schon jener oben erwähnte Artikel im Hamburger Correspondenten (Januar 1841), gewiß einem geeigneten Orte, um wissenschaftliche Kämpfe auszufechten, enthielt eine Menge Schmähungen gegen den Recensenten, vor Allem ward Rec. als ein zweiter Don Quixote bezeichnet, der in blinder Wuth auf ihn den Angriff gemacht habe. Rec. kennt die abenteuerliche-raupengeheuerliche Geschichte des edeln Ritters von la Mancha recht gut, weiß aber wirklich nicht, welche Scene des weltbekannten Romanes Hr. Düntzer bei dieser Vergleichung vor Augen gehabt hat, es müßte denn der Moment gemeint sein, wo der edle Ritter, gleichwie ein *Αἴας μαστιγοφόρος*, über eine Hammelheerde herfällt und ein gräßliches Blutbad anrichtet, in der Meinung als christlicher Ritter einen ehrlichen Kampf gegen die Heidenschaft zu bestehen. Nun, daß will Rec. Hrn. Düntzer gern zugestehen, daß er in diesem Kampfe es vorzugsweise mit Böcken, und zwar recht abenteuerlichen und colossalen zu thun gehabt hat. Uebrigens kann Rec. eine Vermuthung, aber eben auch nur eine Vermuthung nicht unterdrücken, daß Hr. Düntzer mit der spanischen Litteratur gerade so vertraut sei, als mit der griechischen, d. h. den Don Quixote nur von Hörensagen kennt. Indessen hat diese Vergleichung Hrn. Düntzer so gefallen, daß er in dem Nachtrage zu den Fragmenten der epischen Poesie der Griechen bis zur Zeit Alexander's des Großen (gesammelt von H. Düntzer, Köln 1841, Verlag von F. C. Eisen) dieselbe wiederholt. Dann, nachdem Hr. Düntzer dort zunächst seine andern Gegner zu beseitigen versucht hat, schreibt er auf S. 8: „Am tolldreistesten aber hat sich gegen mich ein E. O. O. in den Hall. Jahrbüchern erhoben, der in einem Don-Quixote-Anfalle von Lindwurm, zweischneidigem Schwert der Wahrheit und ähnlichen Dingen fabelt. Gegen einen solchen fieberkranken Ritter reicht eine bloße Fliegenklappe aus." Nun wir wollen sehen, ob es Hrn. Düntzer gelingt, mit seiner Fliegenklappe sich seiner Gegner zu entledigen. Jener Nachtrag umfaßt im Ganzen 44 Seiten zur Berichtigung eines vor Jahresfrist erschienenen schmächtigen Büchleins von 107 Seiten, was auch schon 3 Seiten Nachträge enthielt, so daß sich voraussehen läßt, wie bei fortgesetzten Nachträgen (und dazu giebt die inzwischen in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft erschienene Recension einen reichlichen Beitrag), sobald noch ein Jahr verstrichen ist, die Nachträge den Umfang des Buches selbst erreichen werden, gewiß der beste Beweis für die Sorgfältigkeit der Arbeit, die Hr. Düntzer sehr selbstgefällig hervorhob. Das Vorwort des Nachtrages ist im Ganzen mit einer gewissen Bescheidenheit abgefaßt, obwohl es sehr lächerlich klingt, wenn Hr. Düntzer sagt: „Freilich wäre es wünschenswerther gewesen, hätte ich die Sammlung gleich in dieser vollendetern Gestalt darbieten können, aber es war zuvörderst ein erster Wurf des Ganzen nöthig, ehe die einzelnen Theile gehörig in allen Einzelnheiten erschöpft werden konnten." Das ist aber geradezu ein Falsum, denn alle einzelnen Theile waren von Andern vorgearbeitet, ja selbst schon größre und umfassendre Sammlungen existirten, wer also, wie Hr. Düntzer, von Neuem die Arbeit unternahm, der legte nicht den ersten Grundstein, sondern dem kam es zu, den Schlußstein zu legen, das Ganze zu vollenden; und das hat Hr. Düntzer nach seinem eignen Geständniß nicht gethan, vielmehr ist er selbst weit hinter seinen Vorgängern zurückgeblieben, hat deren Irrthümer nicht verbessert, sondern treulich wiederholt und auf wahrhaft unglaubliche Weise vermehrt. Ref. wiederholt also das Urtheil, daß die ganze Arbeit eine verfehlte Compilation sei.

Die Abwehr selbst dagegen tritt mit dem geharnischten Motto auf: *πονηρὸν ὁ συκοφάντης ἀεὶ καὶ πανταχόθεν βάσκανον καὶ φιλαίτιον*. Hr. Düntzer spricht sich über Anlage und Zweck seines unglückseligen Machwerks aus: „Hiezu ist aber vor Allem eine Zusammenstellung alles dessen nöthig, was uns über die einzelnen Gedichte erhalten ist, und zwar in einer übersichtlichen Ordnung, welche die zu machenden Combinationen erleichtert, indem sie das Historisch-Sichre voranstellt und von dem Unsichern trennt; ein großer kritischer Apparat ist dazu keineswegs erforderlich, wenn nur das Gegebne auf fester Grundlage beruht." Daß aber jene Compilation auf gar keiner Grundlage beruht, das hat Rec. mit klaren und deutlichen Belegen bewiesen, das haben alle übrigen Recensenten in der Hallischen Litteraturzeitung, in den Göttinger Gelehrten Anzeigen, in der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft hinlänglich dargelegt, das hat endlich Hr. Düntzer selbst eingestanden und durch seinen Nachtrag factisch bekräftigt. Die Grundlage fehlt also dem Büchlein.

Gar zu naiv, um nicht zu sagen zu bornirt, ist das Folgende: „Eine solche Sammlung habe ich zu geben versucht, und ich darf noch immer die günstige Meinung hegen, daß diese Arbeit im Ganzen ihren Zweck wohl erreiche, wenn ich auch weit entfernt bin, einzelne Irrthümer und Versehen, besonders beim Abschreiben und Abdrucken der angeführten Stellen läugnen oder gar in Schutz nehmen zu wollen: diese bleiben ohne wesentlichen Nachtheil für den mir vorschwebenden Zweck, der auf das Ganze, nicht auf den Text im Einzelnen hingerichtet war." Woraus entsteht denn aber ein Ganzes? Doch gewiß aus concreten Einzelnheiten? Wo aber die Einzelnheiten sammt und sonders hohl, nichtig und verkehrt sind, da kann auch nur das Ganze denselben Charakter der Nichtigkeit an sich tragen. Hrn. Düntzer's Machwerk ist von Anfang bis zu Ende in allen einzelnen Theilen wurmstichig und morsch, daher auch das Ganze eitel und nichtig, ein Gebäude auf Sand aufgeführt. Die Behauptung, das Ganze im Auge gehabt zu haben, die gegen die Mikrologie der Philologen gerichtet sein soll, ist nichts als eine hohle Phrase, wie überhaupt alle ähnlichen Redensarten hier im Nachtrage und in der Compilation selbst, da er nie im Stande ist, sie zu realisiren. *Δύο σοὶ κόπω, Αἰσχύλε, τούτω.*

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 98. **26. April.** **1842.**

Zeller „Theologische Jahrbücher."

(Fortsetzung.)

Was — um zu Bedeutenderm weiter zu gehen — die Richtung der Zeitschrift überhaupt betrifft, so findet das oben darüber Gesagte durch den Inhalt der ersten Abhandlung seine volle Bestätigung. So sehr auch der Kritik Recht gegeben wird gegenüber von dem Christenthume, so wenig wird doch in die Reden der „puren und ganzen Philosophie", welche das Christenthum als historisch überschritten und theoretisch unhaltbar bezeichnen, eingestimmt, sondern man weiß auch dem Christenthum eine anzuerkennende Seite abzugewinnen, man will noch auf christlichem Boden stehen bleiben, man kann nicht glauben, daß das Christenthum so ganz zu Grunde gehe, man vertraut darauf, daß es seinem Principe auch jetzt gelingen werde, durch die dichtgedrängten und schwergepanzerten Reihen seiner Gegner sich hindurchzuschlagen und auf eine Feste sich zurückzuziehen, die, so klein sie auch ist, oder weil sie so klein ist und so leicht zu übersehen, allen weitern Angriffen trotzen wird. Es ist hier wesentlich der Standpunct, den Strauß innehatte, ehe er seine Dogmatik und mit ihr für sich zugleich die Dogmatik überhaupt zu Ende gebracht hatte, derjenige nämlich, der nicht das ganze Terrain verloren giebt, sondern von einem übrig gelaßnen schmalen Stücke Landes spricht, das nun nur um so emsiger angebaut, von einem mäßigen Rest des Besitzes, der jetzt desto sorgfältiger zu Rathe gehalten werden solle. Man hat nicht so ganz den Glauben an die Theologie verloren, man glaubt nicht, daß sie sich in Anthropologie umtaufen sollte; denn was würde man sonst theologische Jahrbücher schreiben, ediren, redigiren? Man hat neben der allgemeinen und philosophischen Bildung auch eine gute Dosis theologischer; man hat sehr solide theologische Kenntnisse, hat die Theologie zu seiner Lebensaufgabe gemacht — und sollte Alles leichtfertig in den Wind schlagen, den Erwerb vieler Jahre in einer augenblicklichen Anwandlung von Zerstörungswuth über Bord werfen? Man hat Vieles geopfert, aber Alles will man sich nicht nehmen lassen, und wenn man vielleicht auch etwas weniger bequem schwimmt in dem Meere der Wissenschaft, sobald man das Eine noch fest in der Hand hält, — untersinken wird man darum doch nicht; es ist ja so leicht und so elastisch. Nichts leichter, Nichts elastischer als die Immanenz, die das Princip auch des Urchristenthums ausmachen soll. Weniger luftig und eher zu einem Ziele führend scheint ein andrer Ausweg zu sein, der in der obigen Ausführung angedeutet ist, die Verzichtleistung auf einen theoretischen Gehalt des Begriffes der Religion, die Anerkennung, daß nicht theoretische Wahrheiten auf dem Boden der Religion wachsen, sondern Anschauungen, Gefühle, Stimmungen. Die Dogmatik soll allerdings den absoluten Gehalt der kritisirten Dogmen aufzeigen, aber dieser Gehalt soll nicht ein destillirter, dünner, hungriger philosophischer Satz sein, sondern ein frisches, gesundes, lebenswarmes Gefühl. Die Philosophie soll die Voraussetzung der Religion sein, aber nicht ihr Inhalt, nicht ihr Ende. Auf diesen Punct vor Allem, auf das Verhältniß von Philosophie, Religion und Theologie, wird die Aufmerksamkeit zu richten sein und wir freuen uns daher, daß Hr. Zeller eine genauere Erörtrung des Religionsbegriffes verheißen hat. Seine begriffliche Schärfe und Klarheit thut hier Noth, und wir dürfen daher einem wichtigen Beitrag zur Aufhellung dieser schwierigen Frage entgegensehen.

Wenn wir uns genöthigt gesehen haben, in dem Berichte über die erste Abhandlung dieses Heftes ausführlicher zu sein, da ihr Gegenstand von allgemeinem Interesse ist, so werden wir uns dagegen in Bezug auf die übrigen Bestandtheile desselben kürzer fassen können, da dieselben von specieller theologischem Interesse sind und auch die Beleuchtung derselben ein Eingehen ins Detail erfordern würde, das der Tendenz dieser Blätter minder angemessen wäre.

Die zweite Abhandlung des ersten Heftes (S. 51—101), gleichfalls von dem Herausgeber, beantwortet einige Fragen in Betreff der neutestamentlichen Christologie. Der Verf. leitet auch diesen Aufsatz mit einigen Bemerkungen über die Bedeutung des Gegenstandes für die Gegenwart ein. Die Abhandlung giebt sich als „eine kleine Vorarbeit" für eine als wünschenswerth und zeitgemäß bezeichnete Bearbeitung der ganzen neutestamentlichen Theologie. In dieser aber sieht der Verf. das beste Mittel, zu demonstriren, daß es absolut unmöglich sei, bei der biblischen Lehre, so wie sie ist, stehen zu bleiben und sie zur schlechthinnigen Norm des Glaubens, zum Aus-

gangs= und Endpuncte der Theologie zu machen, und wie berechtigt ihr gegenüber die Kritik sei. Zugleich auch sei es hohe Zeit, daß man diejenigen, „die aller Enden des Lobes ihrer eignen Orthodoxie voll sind, nun einmal beim Worte nehme und ihnen zeige, was biblische Orthodoxie ist." Zu diesem Ende werden nun hier einige Seiten der neutestamentlichen Christologie einer umfassenden Untersuchung unterworfen. Ausgehend von dem Satze, daß sich im neuen Testamente zwei verschiedne und nicht unmittelbar zu vereinigende Lehrtypen über die Person Christi finden (indem dieser von den Einen nur als ein mit dem höchsten Maße des prophetischen Geistes ausgestatteter Mensch, von den Andern als ein in menschlicher Gestalt erschienenes höheres Wesen dargestellt wird), sucht die Abhandlung zuerst die Art und Weise, wie, und die Zeit, wann sich die höhere Ansicht von Christus aus der ältern judaisirenden herausgebildet hat, näher zu bestimmen. Baur hatte diesfalls in neuster Zeit die Ansicht ausgesprochen, daß in den ächtpaulinischen Briefen (worunter er die an die Kolosser und Philipper nicht rechnet) die Idee eines präexistirenden, von Gott unterschiednen göttlichen Princips, das in einer nähern Beziehung zu der Person Jesu stände, sich nicht finde, sondern dieselbe einer nachpaulinischen Entwicklungsstufe angehöre. Wenn ein Mann, wie Baur, dem es in Beziehung auf die Erforschung der Quellen des christlichen Alterthums kein andrer Gelehrter der Gegenwart gleichthut, ein solches Urtheil mit dem Tone der festen Ueberzeugung fällt, so müßte man an Eitelkeit ein Weiße*) sein, wenn man in der Darlegung seiner abweichenden Ansicht nicht mit der größten Vorsicht, Bescheidenheit und

*) Die neuste, aber nicht die kleinste, Ueberhebung des theuern Mannes ist die gegen Dr. Reiff in Tübingen begangne (s. Fichte's Zeitschrift für Philosophie IV, 1, S. 115 ff.). Er geht hier davon aus, daß jetziger Zeit Jeder, der ein Pantheist sei, eo ipso Philosoph zu sein und seine „Einfälle" mittheilen zu müssen glaube, wenn er auch noch so wenig Selbständigkeit und eigenthümlichen Werth besitze. So Reiff, der ein so „unselbständiger und gedankenloser aner" sei, daß er mit Hegel u. s. w. statt Ich bin oder das Ich ist geradezu sage: Ich ist (was doch für eine philosophische Deduction einzig brauchbar ist), der Hegel und Schelling plündre (wie pöbelhaft!), indem er sie bekämpfe (d. h. der die Consequenzen beider aufzeigt), zugleich aber aus Hegel gar Nichts habe, als die Schlagworte: „Reflexion in sich" und „Aufhebung der Reflexion", dem bei seinem Anfange mit dem „Willen" vermuthlich unverstandne Berichte über die gegenwärtige Lehre Schelling's vorgeschwebt haben (eine wahrhaft injuriöse Beschuldigung, aber einfach auf den Neuschellingianer Weiße zu retorquiren). Seine Darstellung (die wir nicht abstract vertheidigen möchten, aber noch weniger über sie schimpfen, wie Weiße) nennt er eine „verworrene, aller wahrhaften Methode entbehrende und doch höchst anspruchsvolle" und meint, „seine Form verdanke nur ihrer Uncultur den Schein der Neuheit" (neu kann sie nur dem sein, der Fichte nicht kennt); ein Beweis seiner „stylistischen Schülerhaftigkeit" sei, daß er stoßt sage, statt stößt! (O Leipziger!); anfangs könnte man versucht sein, die Ursache dieser impotenten Giftigkeit (das Wort steht zwar nicht im Adelung) darin zu suchen, daß Reiff's Buch „keinesfalls unter diejenigen zu rechnen ist, durch welche den Anfängern das Studium und Verständniß der Philosophie erleichtert wird" und Weiße also aus demselben wenig gnug gelernt hat, wie auch sein Bericht darüber beweist, doch führen andre Aeußrungen noch auf andre Motive. Einmal die Form betreffend, hat es Weiße geärgert, daß Reiff's Buch, was sonst bei den Büchern, die er recensirt, nicht der Fall ist, ihn Zeit kostete wegen seiner schwierigen Ausdrucksweise, und daß derselbe den sächsischen Dialekt, zu welchem, schon weil er Hrn. Weiße's Geburtsdialekt ist, alle Welt unbedingt zu schwören hat, so wenig rein schreibt, daß er (wehe ihm!) stoßt sagt und drucken läßt. Zweitens den Inhalt anlangend, ist Weiße schon als Neuschellingianer ein geschworner Feind jedes neuen Systems, und um so erbitterter, je besser, je freier, je philosophischer es ist. Der Neuschellingianismus stellt den frischen kühlen Labetrank der Philosophie über die Kohlen der Offenbarung und wärmt ihn sich zu einer Brühe, die auf jeden gesunden Magen vomirend wirkt, und es ist daher natürlich, daß Jedermann, wenn ihm die Wahl gelassen wird zwischen jenem Vomitiv und einem gesunden kräftigen Weine, dergleichen Reiff's System ist, — nach dem letztern greift. Sodann aber hat Hr. Weiße noch ganz individuelle Gründe zum Zorn; er hat nämlich mit höchstem Mißfallen bemerkt, daß Reiff auf seine (W.'s) Paralogismen in seinem Buche gar keine Rücksicht nimmt, ihn ganz ignorirt, als wäre er gar nicht vorhanden, daß er ihn nicht citirt, ihm keine Complimente macht, so daß er sich nun eben selbst „den redlichsten Arbeitern, welche die jüngre philosophische Litteratur aufzuweisen hat", beizählen muß. Hinc illae lacrimae! In diesem concreten Sinn ist es zu fassen und aus diesem Umstande ist es zu erklären, wenn W. dem Dr. Reiff „naive Unwissenheit über die Strebungen und Gegensätze der heutigen Philosophie", „rhapsodisches Studium der neusten Philosophie" u. dergl. vorwirft und meint, er habe von einigen Gegnern Hegel's, die Alles das, was Reiff habe und wisse, weit besser wissen und schon gesagt haben, d. h. natürlich von Weiße, vielleicht nie eine Zeile gelesen. Allerdings wird in Tübingen (das daher Weiße mit vollem Recht haßt) von den sich selbst ausschreibenden Neuschellingianern möglichst wenig gelesen, theils weil man nachgerade auswendig weiß, was sie wollen, theils aus localen Gründen, weil der bisherige Repräsentant dieser Richtung daselbst degoutanter Natur ist; aber von Reiff glaube ich doch versichern zu können, daß er, da er ein strenger Pflichtmensch ist, es für seine Schuldigkeit gehalten hat, den Schmerzenskelch zu leeren und die eine und andre Schrift, vielleicht, ich weiß es nicht (denn ich stehe mit Reiff auch nicht in der entferntesten Beziehung und schreibe das Alles aus reinem Ingrimm über Weiße's Verfahren), alle Schriften sogar von — Weiße zu lesen; daß er nichts davon hat merken lassen, kommt daher, weil er nur Bedeutendes berücksichtigt hat. Wenn man den Dr. Reiff kennt, so muß man geradezu lachen über Weiße's anmaßende Herablassung, wenn er von Reiff's Schrift als einem „jugendlichen Versuche" spricht und meint, alle Hoffnung dürfe man bei ihm nicht aufgeben, da er „eine gewisse Natürlichkeit der Anschauung und einen wirklich philosophischen Trieb" habe. — Etwas Specielles verdient noch als charakteristisch hervorgehoben zu werden. Weiße sagt nämlich: „R. wollte Herbart nicht umsonst gelesen haben; da er nichts von seinen Gedanken brauchen konnte, so meint er wenigstens ein Wort von ihm entlehnen zu müssen und greift komischer Weise nach einem solchen, das Herbart gar nicht kennt. Eidolologie heißt nämlich das Wort, das Reiff meint, nicht aber Eidologie." Auf jeden Leser werden diese Worte den Eindruck machen, daß eine solche Wahrscheinlichkeitsberechnung kindisch und abgeschmackt ist. Aber das ist bei Weitem noch nicht das Aergste; die Worte sind auch malitiös, wie die obige Insinuation in Betreff der Originalität des Reiffschen Anfanges mit dem „Willen."

Umsicht zu Werke ginge. Diese Tugenden hat nun auch Zeller seinem „verehrten Lehrer" gegenüber in hohem Grade entwickelt und ich meines Theils gestehe, daß ich durch die lehrreiche, scharfsinnige, gründliche und lichtvolle Entwicklung desselben vollständig für seine Ansicht gewonnen worden bin, welche dahin geht, daß zwar allerdings in den ganz sicher Paulinischen Briefen der Blick des Apostels ganz überwiegend nur auf den erhöhten Zustand des Menschgewesnen, seine Wirksamkeit für die Gemeinde und seine dereinstige Wiederkunft gerichtet sei, die Vorstellung von seiner Präeristenz dagegen mehr nur wie eine Hilfsvorstellung von untergeordnetem Werthe da und dort hervorsehe, noch nicht so im Mittelpuncte des christlichen Bewußtseins sich angelagert habe, wie z. B. im Philipper- und Kolosserbriefe; daß aber nichtsdestoweniger die wesentlichen Grundbestimmungen der Theorie dieser Briefe, nämlich die Lehren von einer Präeristenz Christi, einer übermenschlichen Natur und einer allgemeinen, daher auch weltschöpfrischen Offenbarungsthätigkeit desselben, auch den unbezweifelbar ächten Briefen des Paulus zu vindiciren seien, wenn sie auch hier noch nicht zu voller Klarheit herausgearbeitet erscheinen. Je mehr Ueberzeugendes aber die Zellersche Erörtrung hat, um so dringender ist der Wunsch, daß die Abhandlung für Herrn Dr. Baur eine Veranlassung werden möchte, seine Ansicht weiter auszuführen und umfassender zu begründen. Zugleich aber mag dieser Aufsatz Dr. Zeller's zu einem Beweise dienen, wie es demselben ausschließlich nur um die Wahrheit zu thun ist, und daß er das Interesse der unbefangnen Forschung niemals weder der Autorität, noch auch der Tendenz aufzuopfern fähig sein wird.

(Fortsetzung folgt.)

H. Düntzer und die philologische Kritik.

(Fortsetzung.)

Daß aber Hr. Düntzer die ungeheuren Schwächen seiner Arbeit selbst nicht verkennt, dürfte wohl aus dem naiven Geständniß hervorgehen auf S. 2: „Ich entließ die Schrift vorläufig wie sie war, glaubend, auch so werde sie Nutzen bringen und zum Vollendetern hinführen." Gewiß eine lobenswerthe Bescheidenheit! Hr. Düntzer fährt fort: „Auch hatte ich bald die Freude, diesen Werth meiner Sammlung in einer Anzeige in Gersdorf's Repertorium anerkannt zu sehen, wozu kurz darauf die Stimme eines der würdigsten Veteranen der Philologie hinzukam, der meine Arbeit brieflich als eine für die Geschichte der griechischen Litteratur verdienstliche begrüßte. Aber bald sollte ich erfahren, daß es nicht bloß litterarische Lebensversichrungen, sondern auch Vernichtungsvereine giebt, die sich wechselseitig in die Hände arbeiten, wenn es gegen solche gilt, die nicht von den Unsern sind." Nun, die Freude, im Gersdorfschen Repertorium, dem Hort aller Schwachen und Bedrängten, gelobt worden zu sein, wollen wir Hrn. Düntzer gern gönnen, eben so wollen wir das sehr mäßige Lob eines Veteranen, der die Arbeit als eine verdienstliche bezeichnete, auf sich beruhen lassen, da es erst dann Bedeutung haben würde, wenn man den Zusammenhang wüßte, in welchem es gestanden hat; wer weiß denn, wie viele Aber und Wenn jenem lobenden Prädicate nachhinkten. Was aber Hr. Düntzer mit den Lebensversichrungen und Vernichtungsanstalten sagen will, gesteht Rec. nicht zu verstehen; gäbe es dergleichen litterarische Lebensversichrungsanstalten, wer weiß ob sie sich dazu verständen, Hrn. Düntzer's litterarisches Leben anzuerkennen. Die Vernichtungsanstalten sollen denn wohl die Deutschen Jahrbücher, die Hallische Litteraturzeitung, die Göttinger Anzeigen und die Zeitschrift für Alterthumswissenschaft sein, zwischen denen sich schwerlich ein innrer Zusammenhang nachweisen läßt. Und wer sollen denn die Unsern sein, etwa das von Hrn. Düntzer so arg gemißhandelte γένος θαυμαστὸν ὄπισθεν? Doch wie Hr. Düntzer mit seinen andern Gegnern fertig wird, geht mich nichts an, ich will nur seine Vertheidigung, so weit sie gegen meinen Angriff gerichtet ist, beleuchten. Hr. Düntzer findet es zunächst unrecht, daß ich gerade dieses Buch wähle, um seine Unwissenschaftlichkeit zu beweisen: „Er nimmt aber dazu gerade meine Sammlung der Fragmente, weil diese vorzüglich dem sprachlichen Gebiete angehöre und deßhalb den besten Maßstab zur Beurtheilung gebe. Wenn das nicht heißt sich total vergreifen, dann weiß ich es wahrlich nicht." Rec. hätte eine andre Schrift Hrn. Düntzer's wählen sollen, dies fordert Hr. Düntzer. Also gesteht damit Hr. Düntzer ein, vorliegende Compilation sei ein so klägliches Machwerk, daß sie keinem Angriff widerstehen könne; vielleicht hätten die andern Schriften Hrn. Düntzer's weniger Blößen dargeboten; doch davon ein Pröbchen nachher. Hr. Düntzer weiß auch zu erklären, wodurch mein Angriff gegen ihn veranlaßt worden sei: indem er seine im Vorwort ausgesprochne Ansicht über die Philologie wiederholt, sagt er auf S. 12: „Diese Sätze, von denen ich auch noch jetzt keinen Buchstaben aufgeben kann, und die auch anderswo als wahr anerkannt worden sind, haben Viele wie ein böses Gewissen aufgeschreckt, und sie sind es nicht am wenigsten gewesen, welche die Gegner gegen mich aufgerufen haben. Und doch wird ihr feindlicher Angriff ihnen die Wahrheit nicht rauben, sie werden trotz ihres Ankämpfens als ein Schild gegen die starrpedantische in Kritik und Formalismus erfrorne Philologie uns schützen und lebensvoll auf die Wissenschaft einwirken. Auch Hr. O. ist durch diese Sätze so sehr außer sich gebracht worden" u. s. w. Ich muß Hrn. Düntzer hier geradezu für einen böswilligen Verläumder erklären; denn wo vertheidige ich in meiner Recension die Pedanterie und den starren Formalismus? Sage ich nicht selbst auf Sp. 2372: „Die Alterthumswissenschaft hat schon längst den niedrigen Standpunct überwunden, wo sie sich einzig und allein auf das sprachliche Element und die Wortkritik der herrlichen Denkmale der Hellenen und Römer beschränkte; ein tiefres Erkennen des Alterthums in seinem ganzen Umfange

---

Wer wird, wenn er in einer philosophischen Schrift das Wort Eidologie liest, gleich auf den Gedanken kommen, der Verf. habe das Wort Herbart gestohlen (um mit Weißescher Plumpheit zu reden) und zwar dabei überdies noch fehlgegriffen? Wird nicht Jedermann, wofern er nur nicht glaubt, alle Originalität, auch im Kleinsten, einzig und allein sich selbst beilegen zu müssen, d. h. wofern er nicht Weiße ist, annehmen, daß der Verf. griechisch verstehe und das Wort selbst gebildet habe? Aber so ist eben Weiße's Art.

vermöge des denkenden Geistes, eine organische Ineinanderbildung der einzelnen Theile der Philologie, das Bestreben, Alles, was einst geistig regsam und lebendig war, durch den frischen Hauch der Gegenwart wieder zu beleben, das ist der Charakter der philologischen Studien in neuerer Zeit. Dabei ist das sprachliche Element nicht zurückgesetzt oder vernachlässigt, denn wie die Sprache am klarsten und anschaulichsten das innerste Wesen des Menschen enthüllt, so ist sie es hauptsächlich, durch die wir zur Einsicht in das wahre Wesen des Alterthums gelangen; nur vermittelst der schriftlichen Denkmale sind wir im Stande, das Leben selbst, sei es in der Familie, sei es im Staate, die Sitte und das Recht, den religiösen Glauben, die Kunst und Wissenschaft zu ergründen und in ihrer Entwicklung zu verfolgen." Von diesem wissenschaftlichen Principe hat Hr. Düntzer keine Ahnung; nicht seine Ansicht über die Philologie habe ich angegriffen, sondern nur nachgewiesen, wie die Praxis mit der Theorie bei ihm nicht übereinstimme, wie alle jene Redensarten von der Erkenntniß des Schönen in schöner Form, von der innersten Wesenheit der Sprache nur eben eitle Worte sind, da Hr. Düntzer nicht einmal die ersten Elemente der Sprache begriffen hat; dies habe ich damals erklärt und wiederhole hiemit dieses Urtheil. Und eben weil dieses Urtheil, obwohl streng und rücksichtslos, dennoch ein gerechtes und wohlbegründetes ist, fühlt sich Hr. Düntzer verletzt; dies Urtheil kann Hr. Düntzer nur durch eigne Leistungen eines gereiftern Studiums beseitigen, nicht aber durch solche Behauptungen entkräften, wie wir sie auf S. 13 lesen: „Es giebt nur eine wahre Richtung jedes ächt-philologischen Strebens, das lebendige Trachten, das geistige Leben der Alten in allen Beziehungen aufzufassen und uns zu eigen zu machen. Dieses ist meine Richtung, ich darf es frei aussprechen, und ich werde mich durch keine Anfechtungen abhalten lassen, das mir vorschwebende Ziel, so weit es möglich sein wird, zu erreichen." Hrn. Düntzer's Richtung ist vielmehr nach wie vor als eine ungründliche, unwissenschaftliche und daher schädliche zu bezeichnen. Daß dies Urtheil nicht zu hart sei, zeigt der Nachtrag recht deutlich, allein er legt zu gleicher Zeit auch gegen Hrn. Düntzer's Charakter Zeugniß ab; ich rechne dahin nicht die wahrhaft schamlose und rohe Weise, in welcher Hr. Düntzer eine zwar strenge, aber unparteiische und durchgehends in anständigem Tone gehaltne Beurtheilung seiner Schrift schmäht, aber wohl gehört dahin die unglaubliche Perfidie, mit der Hr. Düntzer gegen Recensenten, so wie gegen seine übrigen Gegner verfährt.

Ich habe meinen Tadel überall gehörig begründet; wollte Hr. Düntzer diesen beseitigen, so mußte er mit Gründen auf ehrliche Weise dagegen ankämpfen. Allein Hr. Düntzer hat keine einzige von meinen Ausstellungen widerlegt. Ich habe Hrn. Düntzer eine gänzliche Unwissenheit in metrischen Fragen vorgeworfen und dies an 46, schreibe sechs und vierzig Beispielen erwiesen, die ich leicht noch hätte vermehren können; gleichwohl ist Hr. Düntzer schamlos gnug, dem Rec. Spitzner's Buch de versu heroico zu empfehlen (was übrigens Rec. jedenfalls seit längrer Zeit als Hr. Düntzer kennt), als ob dadurch irgendwie ein metrischer Fehler gerechtfertigt erschiene; gleichwohl wagt Hr. Düntzer auf S. 10 zu schreiben: „Von den 46 Fällen schwinden hienach beinahe alle und nur ein paar Kleinigkeiten bleiben übrig." Wie beseitigt nun Hr. Düntzer meine Einwürfe im Einzelnen? Entweder er geht ganz mit Stillschweigen darüber hin oder er verbessert sie in dem Nachtrage auf die Weise, die Rec. ihm angegeben hatte, so daß es jetzt erscheint, als habe er das Richtige selbst gefunden. Rec. will diese unglaubliche Perfidie wenigstens an einem Beispiele nachweisen. Auf S. 27 des Nachtrages heißt es: „Fr. XLIII, es ist *Μακηδόνα* zu schreiben. — Fr. XLIX liest Hermann z. St. des Sophokles *Μολίων*. — Fr. L lese man *ἀείδελα* mit dem Etym. Vgl. Zonaras. — LII, V. 2 hat man *ἔθρεψ'* emendirt, Spitzner *θρέψεν Χείρων*. — LIII schreibt Lehr Quaest. ep. p. 261 richtig *ἐς γαῖαν*." Dies ist Alles aus meiner Recension entlehnt Sp. 2375:

„14) S. 40 desgleichen:

Υἷε δύω Μάγνητα Μακεδόνα θ' ἱππιοχάρμην.

Daß *Μακηδόνα* zu schreiben sei, erkannte freilich Hr. Düntzer nicht.

15) S. 41 aus Hesiodos:

Τοῦ δ' υἱεῖς ἐγένοντο Δηΐων τε Κλύτιός τε.

Hermann zu Sophokles Trachin. 263 schrieb *Μολίων*.

16) Ebendaselbst:

Πάντα γὰρ, ὅσσα λάβεσκεν, ἀΐδελα πάντα τίθεσκεν.

Die Grammatiker, welche den Vers anführen, *ἀείδελα*.

17) S. 42:

Ὃν Χείρων θρέψεν ἐνὶ Πηλίῳ ὑλήεντι.

Böckh zu Pindar Nem. III, 92 *ἔθρεψ' ἐνί*.

18) Ebendaselbst:

Γλακτοφάγων ἐς αἶαν ἀπήναις οἰκί' ἐχόντων,

Lehr's Quaest. Epic. p. 261 *ἐς γαῖαν* aus sprachlichen wie aus metrischen Gründen." Und so hat Hr. Düntzer überall meine Recension benutzt, und dies nennt er eine Widerlegung?

Ich habe ferner 15 Beispiele vorgebracht, um zu zeigen, daß Hr. Düntzer nicht einmal die ersten Elemente der Grammatik, die Declination und Conjugation, geschweige die Modus- und Partikellehre begriffen hat.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 99. 27. April. 1842.

Zeller „Theologische Jahrbücher."

(Fortsetzung.)

Das zweite Drittel des zweiten Aufsatzes behandelt die Lehre des N. T. über das mit der höhern Natur Christi verbundne Göttliche und sucht besonders dieses zu beweisen, daß nach neutestamentlicher Lehre Christus gar keine vernünftige Menschenseele gehabt habe. Ref. hat auch diese Abhandlung mit vielem Interesse durchstudirt und reiche Belehrung daraus geschöpft; je mehr er aber dem Scharfsinne des Herrn Verf. und seiner erstaunlichen exegetischen Gelehrsamkeit Bewundrung zollen muß, um so weniger glaubt er es verbergen zu dürfen, daß es ihm wenigstens scheint, Herr Zeller habe sich durch den ihm natürlichen Trieb, überall zu trennen und auseinanderzuhalten, der sonst die Quelle so vieler seiner großen Vorzüge ist, in diesem Falle zu weit führen lassen. Ich habe doch gewiß kein dogmatisches Interesse bei der Frage, mir liegt durchaus nichts daran, die Identität der kirchlichen und biblischen Lehre über diesen Punct nachzuweisen, allein hier scheint mir Dr. Zeller denselben Fehler zu begehen, den er an den orthodoxen Theologen mit Grund rügt, nämlich den der Uebertragung entwickelter Vorstellungen auf noch unentwickelte Bewußtseinsstufen. Die Fordrung, welche er an die neutestamentlichen Schriftsteller stellt, zwischen Leib und Seele sorgfältig zu unterscheiden, scheint mir eine geradezu unbillige und identisch mit derjenigen, über den intellectuellen Standpunct ihres Lebenskreises erhaben, d. h. inspirirt zu sein. Die neutestamentlichen Schriftsteller besaßen nicht diese Kraft der logischen Diremtion und Abstraction, waren nicht so philosophisch gebildet, so gute Psychologen, daß sie zwischen Leib und Seele eine Grenzlinie zu ziehen gewußt hätten. Es stand ihnen zu Bezeichnung der specifisch menschlichen Persönlichkeit innerhalb ihres Gesichtskreises kein Ausweg offen, als dieselbe bald als Leib und bald als Seele zu bestimmen; beides war ihnen dasselbe; das Blut ist Sitz (nicht nur des animalischen Lebensprincips, sondern auch —, oder vielmehr unmittelbar in jenem Auch) der Seele, der Affecte, welcher letztre Ausdruck (Sitz) aber freilich gleich wieder auf dem Boden moderner Abstraction gewachsen ist, da die Affecte nicht so in dem Blute sind, wie die Hand in der Tasche, sondern nach jener Vorstellung vielmehr nur Affectionen des Blutes selbst sind, durch dessen Mischungsverhältnisse bedingt und umgekehrt dann wieder auf die Beschaffenheit des Blutes einwirkend. Daß aber die Seele so sehr zurücktritt, und, obwohl sie nicht ausgeschlossen wird, doch auch so wenig hervorgehoben zu werden pflegt, hat seinen Grund einfach darin, daß der auf dem Boden der unmittelbaren Wahrnehmung stehenden Anschauung jederzeit der Leib als die Hauptsache erscheinen mußte. Halten wir aber dies fest, daß der orientalischen Anschauung (wie dies ja vom A. T. offenkundig ist) Leib und Seele nichts Außereinanderliegendes, nichts wesentlich Differirendes sind, sondern diese in und mit jenem unmittelbar gesetzt ist, so werden wir uns von da aus alle Erscheinungen, an denen sich Hr. Zeller so sehr stoßt (sic!), aufs Einfachste zurechtlegen können. Einmal sein argumentum e silentio: daß die Scheidung zwischen Leib und Seele in keiner Stelle hervortritt, kommt einfach daher, daß eben auch gar nicht zwischen beiden geschieden wurde. Sodann verschlägt auch das uns nichts, daß im N. T. zwischen dem Logos und dem geistigen Wesen des Menschen Jesus in Bezug auf die Weltschöpfung nicht unterschieden wird; denn zum geistigen Wesen Jesu ist, — wenn wir auf neutestamentlichen Standpunct uns stellen wollen, wie wir müssen, — eben die Seele nicht zu rechnen, sondern diese inhärirt dem Leibe desselben, d. h. bei denjenigen Schriftstellern, welche die Logoslehre auf Christum anwenden, kann von einem eignen geistigen Wesen Jesu gar nicht die Rede sein. Und wenn die Menschwerdung den neutestamentlichen Schriftstellern mit der Annahme von Fleisch und Blut und menschlicher Gestalt zusammenfiel (S. 82), so ist das nur ein Beweis von der Richtigkeit unsrer Behauptung, daß dieselben auf dem Standpuncte der unmittelbaren Wahrnehmung standen. Was dann S. 83 ff. über die Bedeutung von σάρξ und die im N. T. gewöhnliche Anschauungsweise gesagt wird, spricht so sehr für unsre Ansicht, daß es auf der objectiven Seite nur aus der bekannten vieldeutigen Beschaffenheit der Schrift erklärlich ist, wenn Zeller nichtsdestoweniger derselben eine Bestätigung seiner eignen Meinung zu entlocken weiß. Wenn πᾶσα σάρξ schlechthin in dem Sinne „jeder Mensch" gebraucht wird, so könnte man, da zuzugeben ist, daß σάρξ ursprünglich immer nur Leib bedeutet, daraus nur

folgern, daß nach der Lehre des N. T. entweder kein Mensch etwas Seelisches habe, oder daß in der σάρξ unmittelbar auch die Seele mit enthalten sei; wovon natürlich nur das Letztre möglich ist. Und nur unter dieser Voraussetzung läßt sich auch die ungemeine Bedeutung verstehen, welche in der Paulinischen Versöhnungslehre der Leib hat (s. S. 86—88), nur unter der Voraussetzung einer solchen Dichotomie, daß auf der einen Seite der Leib und in ihm die ψυχή steht, auf der andern das πνεῦμα, das Göttliche im Menschen, hat z. B. die ganze Stelle 1 Cor. 15, 44 ff. einen Sinn, ist der Gegensatz von ψυχικός, σωματικός und χοϊκός einerseits und πνευματικός andrerseits zu begreifen. Erst die spätre Zeit unterschied von ihrer gebildetern Psychologie aus dann unter jenen selbst auch wieder. Damit ist auch das weitre Argument Zeller's, dem Zusammenhange der neutestamentlichen Theologie entnommen, zu seiner Erledigung gekommen. Unsre Ansicht ist so weit entfernt, jenen Zusammenhang zu zerreißen, daß er vielmehr erst durch sie vollständig organisirt und abgeschlossen wird. Und wirklich muß dem Unbefangenen die ganze Zellersche Behauptung, daß das N. T. Jesu keine Seele beilege, schon darum von Anfang an unrichtig erscheinen, weil ihm gleich die Gemüthsbewegungen, Affecte in den Sinn kommen werden, welche im N. T. von Christo erzählt werden und die doch dem πνεῦμα (im strengern Sinne) nicht werden zugeschoben werden können. Natürlich übergeht Zeller auch dies nicht; aber er weiß sich hier auf eine ganz merkwürdige Weise zu helfen. Er unternimmt es wirklich, die Affecte dem Göttlichen in Christo beizulegen, und rechtfertigt das durch die Bemerkung, daß ja dergleichen im A. T. Gott selbst zugeschrieben werden. Von Gott nun zwar habe z. B. das vierte Evangelium einen reinern Begriff, aber Christo habe es nichtsdestoweniger Affecte beilegen können, da dem Logos, als allgemeinem Vermittler aller Gottesoffenbarung, nothwendig eine Wesensverwandtschaft mit dem menschlichen Geiste zukommen mußte. Aber warum schreibt denn das vierte Evangelium Gott nicht mehr Zorn, Haß, Reue u. s. w. zu? Offenbar weil es von dergleichen glaubt, daß es Gottes unwürdig sei, dem Begriffe Gottes widerstreite. Gut, aber wenn Affecte Gottes unwürdig sind, so können sie auch dem göttlichen Logos, sofern er göttlich ist, nicht zukommen, und wenn dennoch das Individuum, mit welchem der Logos sich vereinigt hat, Affecte hat, so ist es doch klar, daß dieses sie nur insoweit hat, als es eine menschliche Persönlichkeit ist, daß sie dem menschlichen Theile seines Wesens angehören. Ein Mensch aber, der Affecte hat, hat eo ipso eine Seele; daher fehlt eine solche auch dem Johanneischen Christus nicht, ohnehin nicht dem Christus solcher Schriften, die demselben Affecte beilegen, ohne ihn als Logos anzuerkennen. — Wenn wir aber somit auch das Resultat dieser Abhandlung nicht als richtig anerkennen können, so bestreiten wir darum doch nicht, daß dieselbe durch den Reichthum des entwickelten Materials und den aufgewendeten Scharfsinn von hohem Werth sei, und sind überzeugt, daß sie eine Veranlassung werden wird, die neutestamentliche Psychologie, als Propädeutik der Theologie, gründlicher, als bis jetzt geschehen ist, abzuhandeln, was ein gewiß nicht zu verachtender Gewinn ist. — Auch bei unsrer Ansicht indessen ist die kirchliche Lehre nicht vollständig mit der biblischen in Harmonie, indem jene, an eine gebildetere Psychologie sich anlehnend, Leib und Seele nicht unmittelbar identificirt, wie diese. Daß jedoch die letztre darum eine materialistische genannt würde, ist, glaube ich, nicht zu befürchten. Einmal nämlich hat dieselbe an der Lehre vom πνεῦμα ein starkes Gegengewicht, sodann kann der Materialismus überhaupt nur als reflectirter zum Vorwurf gereichen, nicht aber auf der Stufe der Unmittelbarkeit. — Wie nun der zweite Artikel der Zellerschen Abhandlung zu zeigen gesucht hatte, daß die neutestamentlichen Schriftsteller Christo keine vollständige menschliche Natur beigelegt haben, so der dritte (die Lehre des N. T. über das Verhältniß der göttlichen Persönlichkeit Christi zu Gott dem Vater, S. 91—101), daß sie keine vollständige Göttlichkeit, keine Homousie mit Gott ihm zuschreiben, sondern durchgängig ihn diesem subordiniren. Dieses, worauf schon die Socinianer und Arminianer aufmerksam gemacht haben, wird theils aus einzelnen Stellen, theils aus dem Zusammenhang der neutestamentlichen Lehre überhaupt, theils endlich aus der Entwicklung des Dogmas während der 3 ersten christlichen Jahrhunderte gründlich bewiesen. Doch sind hier, wo die Sache ganz unbestreitbar ist, nicht alle Puncte gleich sehr ausgeführt, wie im zweiten Artikel. Nur über Eines mußten wir uns hiebei wundern, über die Art nämlich, wie S. 92 das innre Verhältniß der beiden zuletzt behandelten Fragen bestimmt wird. Je höher nämlich, wird behauptet, das Göttliche in Christus gehoben wurde, desto größer wurde die Kluft zwischen diesem und dem Menschlichen und desto fühlbarer wurde das Bedürfniß, als Bindemittel zwischen beide die menschliche Seele hineinzuschieben. Hier wird der Seele willkürlich eine bindende Kraft beigelegt, während es doch vielmehr in der Natur der Sache liegt, daß sie eine ausschließende hatte. Je mehr Raum in der Persönlichkeit die Seele verbraucht, desto weniger bleibt für das Göttliche, und umgekehrt: je kleiner der Raum war, den das Göttliche in Christus in Anspruch nahm, desto breiter konnte sich die menschliche Seite seines Wesens machen, d. h. je entschiedner eine Schrift den Subordinatianismus vorträgt, um so gewisser wird sie auch Vollständigkeit der menschlichen Natur (aber diese Vollständigkeit nach den Zeitbegriffen gefaßt) in Christo lehren. Daß

aber die neutestamentlichen Schriften alle subordinatianisiren, hat Zeller selbst nachgewiesen: so erkenne er auch die Consequenz davon an, daß sie ihm vollständiges Menschsein beilegen. Auch von hier aus also bestätigt sich unsre Ansicht, und zugleich wird klar, daß der dritte Artikel besser dem zweiten vorausgeschickt worden wäre. Daß aber die Kirche des vierten Jahrhunderts neben der Homousie auch die Seele Christi eigens hervorhob, hatte darin seinen Grund, daß die Väter derselben neben dem Trieb, dem Doketismus entgegenzuarbeiten (wenn auch auf Kosten der Denkbarkeit), zugleich fortgeschrittne psychologische Vorstellungen hatten und Seele und Leib nicht mehr identificirten, sondern die menschliche Natur Christi nicht mehr vollständig zu haben glaubten, wenn sie nicht seine Seele eigens namhaft machten.

(Schluß folgt.)

H. Düntzer und die philologische Kritik.

(Schluß.)

Von diesen Ausstellungen hat Hr. Düntzer nicht **eine** widerlegen können, anstatt aber seine Ignoranz offen zu gestehen, verbessert er dieselben meist stillschweigend, als habe er selbst das Rechte gefunden, und **behauptet nun schamlos, ich habe ihm keine Fehler nachgewiesen!** Dabei verfährt Hr. Düntzer mit derselben Perfidie. Rec. verwarf *θαλείην* als ungriechisch, weil man vom Nominativ *θάλεια* nur den Accusativ *θάλειαν* bilden könne, darüber sagt Hr. Düntzer auf S. 20: „Fr. VIII schreibe man die **epische** Form *θάλειαν*." Entweder ist Hr. Düntzer auch jetzt noch so unwissend, daß er den grammatischen Schnitzer in *θαλείην* gar nicht erkennt, oder so perfid, daß er das allein richtige *θάλειαν* eine epische Form nennt, nur um nicht seine Ignoranz zu gestehen. Gleich perfid ist, was Hr. Düntzer auf S. 33 schreibt: „Fr. V schrieb ich statt *ἂν δὲ* **αὖτε**, indem ich mir **dachte**, der Satz habe im vorhergehenden Verse angefangen." Warum sagt denn nicht Hr. Düntzer gleich, was er sich gedacht hat? Aber nein, er hat erst von Recensenten gelernt, daß *αὖτε* nie am Anfange eines Satzes stehen kann! Und nun geht gar Nichts vorher, vielmehr beginnt der Satz mit diesem Worte! Hätte doch Hr. Düntzer nachgewiesen, was seiner Meinung nach vorausgegangen sei, zweitens aber, daß *αὖτε* am Anfange des Verses stehen könne! In gleicher Weise verfährt Hr. Düntzer überall, und was das Erbaulichste ist, er begeht noch neue Schnitzer, wenn er da verbessern will, wo seine Recensenten ihm nur einen Fingerzeig gegeben hatten, so z. B. auf S. 38: „V, 4 die Hdschr. *εἰστιῶσι* oder *ἑστιῶσι*, es ist **εἰστιοῶσι** zu schreiben." Möchte doch Hr. Düntzer nachweisen, **was das für eine Form sein soll!** Einmal übrigens gesteht doch Hr. Düntzer seinen Irrthum ein, wenn er auf S. 39 sagt: „Die Medialform (*ὡμιλήσαο*), die ich hergestellt hatte, ist ungebräuchlich," während er sonst, wenn er sich nicht anders helfen kann, seine Verschlechterungen ohne Weitres für Druckfehler erklärt.

Ich habe Hrn. Düntzer's Arbeit für eine ganz **liederliche** erklärt, und auch diesen Vorwurf hat er nicht entkräftet; denn er hat alle Ausstellungen freilich wieder stillschweigend anerkennen müssen und nach Angabe des Recensenten verbessert. Solche klägliche Entschuldigungen aber, wie auf S. 21: „die beiden Fragmente dem Odysseus zuzuschreiben, habe ich mich durch Welcker verleiten lassen," können seine Fahrlässigkeit nicht in beßrem Lichte erscheinen lassen.

Ich habe ferner an mehrern Beispielen die unglaubliche Leichtfertigkeit Hrn. Düntzer's in litterar-historischen Untersuchungen nachgewiesen, und Hr. Düntzer muß mir in **allen** Puncten Recht geben, aber er thut es in derselben persiden Weise. Mit frecher Stirn schreibt er auf S. 15: „Sehr hart habe ich es büßen müssen, daß ich die Auszüge aus des Proklos Chrestomathie in augenblicklichem Irrthume mit der Stelle des Photios verwechselte. Daß ich den Unterschied wohl kannte, hätte man leicht aus meiner Schrift über den Cyklos ersehen können." Aber der Irrthum geht durch das **ganze** Buch durch, ist also kein augenblicklicher, sondern constanter, aus wirklicher Ignoranz hervorgegangner, wie auch meine Auseinandersetzung in der Recension klar zeigt, die Hr. Düntzer nicht umstoßen kann. Ein schamlose Frechheit ist es ferner, wenn Hr. Düntzer behauptet, seine Schrift über den Cyklos beweise, daß er das wahre Sachverhältniß genau kenne; nein, er citirt dort ohne Unterschied unter dem Namen des Proklos sowohl was in den Handschriften, als auch was bei Photios sich findet, ohne je den Ort genauer anzugeben, da er Alles nur aus Müller und Welcker abgeschrieben hat: daß Hr. Düntzer jene Ueberreste des Proklos gar nicht aus eigner Anschauung kannte, geht unter Anderm aus S. 49 seiner Schrift über den Cyklos hervor, wo er sagt: „Den epischen Cyclus, den Einige auf Homer zurückführten, wie es bei **Proklos** und Philoponos (ad Aristot. Anal. Poster. I. 9) heißt." Davon aber steht **keine Silbe** weder bei Photios noch in den Fragmenten des Proklos; aus welcher Quelle hat also Hr. Düntzer geschöpft? Und auch jetzt noch sind die Ausdrücke, mit welchen Hr. Düntzer den Proklos bezeichnet, so zweideutig, daß man nicht recht weiß, ob derselbe sich die Mühe genommen hat, zur klaren Einsicht seines Irrthums zu gelangen und den Proklos selbst anzusehen.

Ich hatte ferner an einem recht eclatanten Beispiele nachgewiesen, wie leichtfertig Hr. Düntzer seine Vorgänger compilire und z. B. Hrn. Welcker aus einem lächerlichen Mißverständniß eine Ansicht unterschiebe, von der jener weit entfernt sei, auch dies muß Hr. Düntzer nothgedrungen zugeben; aber in welcher Weise thut er es: „Daß die Ansicht, welche wir als die Welckersche bezeichneten, von Welcker nicht ausgesprochen werde, sondern dieser eine ganz andre habe, aber nur nach einer Seite hin, hat O. gegen uns auf eine Weise bemerkt, die seinem Geiste und Herzen gleich wenig Ehre bringt, und zeigt, wie wenig er den Hauptpunct erfaßt hat." Hr. Düntzer giebt also zu, daß er aus Eilfertigkeit den Sinn der Welckerschen Worte nicht recht gefaßt habe, aber gerade in diesem Irrthume habe er das rechte Verhältniß der Sache entdeckt. Nun dieses Finden der Wahrheit bei absoluter Geistesabwesenheit gönnen wir Hrn. Düntzer und verweisen im Uebrigen auf unsre Recension. Wir hatten ferner nachgewiesen, daß Hr. Düntzer Ansichten als die seinigen anführe, die Andre schon vor ihm aufgestellt hatten; Hr. Düntzer erklärt auch dies für eine Verläumdung, kann aber die Uebereinstimmung nicht läugnen, und muß also, wenn er wirklich jene Schriften, von denen er hätte Notiz nehmen sollen, früher nicht kannte, von Neuem den Vorwurf der Nachlässigkeit auf sich laden.

Namentlich aber hat Hr. Düntzer es dem Recensenten übel genommen, daß er behauptete, die Sammlung der Fragmente sei nicht vermehrt worden; ungeachtet dieser Protestation wiederholt Rec. diese Behauptung; denn Hr. Düntzer hat nie die Quellen selbst nachgelesen, sondern ihre Kenntniß verdankt er immer nur den Neuern. Was bringt nun Hr. Düntzer für Beweise seines selbständigen Forschens vor? „Was wird er mir wohl erwiedern, wenn ich ihm etwa anführe S. 20 Fr. XIII, die Stellen S. 29 Note, die des Pisander aus Schol. Il. δ. S. 91, die des Probus zu Virg. Ecl. II. S. 95, die aus dem Schol. Eurip. Phoen. S. 103 Note.“ Darauf erwiedre ich: die Stelle aus Lescher auf S. 20 findet sich bei Lobeck zum Soph. Ajax p. 377; die Stellen auf S. 29 gehören gar nicht in diese Kategorie; die Stelle des Pisander auf S. 91 ist vor einigen Jahren in einer philologischen Zeitschrift (den Ort kann ich jetzt nicht genauer bezeichnen) angeführt; die Stelle des Probus auf S. 95 findet sich bei Welcker Tragöd. Th. II, S. 819, so daß also nur die eine Stelle auf S. 105 Hrn. Düntzer als eigne Entdeckung verbleibt, d. h. so viel, daß ich nicht augenblicklich nachweisen kann, woher er dieselbe geschöpft hat; mein Urtheil bleibt also nach wie vor in seinem ganzen Umfange begründet.

Doch ein Tadel des Hrn. Düntzer könnte mich mit einigem Recht treffen, wenn er sagt auf S. 12: „Nur das kann ich nicht unterlassen zu bemerken, daß, wenn man gegen meine Methode feindlich auftreten wollte, man es nicht ungeschickter hätte anlegen können. Wo hat O. nur im Geringsten meine Behandlung der Sache charakterisirt, wo die Art, wie ich die Fragmente ordne, beachtet.“ Ich habe aber dies wohl beachtet, indem ich die Leser der Recension aufforderte, nur einen Blick auf das Buch zu werfen, um sich von der chaotischen Unordnung und Willkür zu überzeugen: denn Hr. Düntzer hat keine Methode; da er aber gleichwohl verlangt, ich hätte die Anordnung des Stoffes berücksichtigen sollen, so will ich jetzt ihm zu Gefallen dies an einem und dem andern Beispiele darthun. Als Muster passender Anordnung kann man die Sammlung der Hesiodeischen Gedichte rühmen. Es beginnt nämlich Hr. Düntzer mit den Fragmenten des Katalogos und der Eöen, läßt darauf die größern Fragmente folgen, die ohne Angabe des Buches aus Hesiodos citirt werden, dann die Fragmente eines dem Hesiodos zugeschriebnen Lehrgedichtes (was gar nicht hieher gehörte, da Hr. Düntzer nach seinem Plane die Lehrgedichte ausschloß), dann noch einmal Fragmente ohne genauere Angabe des Ortes und einzelne Worte, dann die Fragmente der Melampodie, nebst einzelnen Versen, die Hr. Düntzer hieher zog, die *κατάβασις Θησέως*, den Aegimios! Doch ich brauche diese Aufzählung nicht weiter fortzusetzen; es erhellt deutlich, daß Hr. Düntzer gar keine Methode hat. Indeß ich füge noch einen andern Beleg hinzu aus einer Partie von kleinerm Umfang, um mehr ins Einzelne eingehen zu können. Auf S. 70, 71 werden die Fragmente des Epimenides angeführt. Bei Anordnung der Fragmente kann man entweder auf eine mehr äußerliche Art verfahren, indem man mit den größern Bruchstücken beginnt, darauf die einzelnen Worte u. s. w. folgen läßt, oder auch auf das Alter der Schriftsteller, die sie citiren, Rücksicht nimmt. Nach dieser Methode verfährt Hr. Düntzer nicht, denn die beiden vollständigen Bruchstücke sind weit von einander getrennt, Fr. I (wo Hr. Düntzer einen Vers ganz ausgelassen hat) und Fr. XII. Auf das Alter der citirenden Autoren hat Hr. Düntzer auch keine Rücksicht genommen; denn es stehen ganz wirr und bunt untereinander Pausanias, der Scholiast des Apollonius und des Theokrit, Damascius und der Scholiast des Pindar, der Scholiast des Euripides und Johannes Lydus, nochmals der Scholiast des Pindar und Aelianos, endlich Aristoteles und der Scholiast des Germanicus! Es giebt aber auch eine andre Methode, die Fragmente nach ihrem Inhalte zu ordnen: alsdann mußte man mit dem Kosmologischen beginnen und darauf von den Gottheiten zu den Heroengeschlechtern hinabgehen; aber hier erscheint Alles wüst durcheinander geworfen, nicht einmal Fr. II und XI, in denen beiden von der Nachkommenschaft des Okeanos gehandelt ist, sind mit einander verbunden. Andre Fragmente sind gar nicht als Fragmente aufgeführt, z. B. was Athenäus VIII, p. 262 F aus der *τελχινιακὴ τέχνη* anführt, sondern nur in der Einleitung erwähnt; die beiden Stellen des Aristoteles Fr. XIII u. XIV werden unter den Bruchstücken der Gedichte des Epimenides aufgeführt, da doch das erste offenbar aus einer prosaischen Schrift (der kretischen Verfassung) entlehnt ist, das zweite wohl eine auf mündlicher Ueberliefrung beruhende Aeußrung des Epimenides war. Endlich wird als poetisches Fragment angeführt (XV) aus dem Scholiasten des Germanicus: „Epimenides dicit in Ida utrosque nutritos et ad Titanum bellum cum Jove esse profectum“ etc., was doch, wie aus Eratosthen. Catast. 27 erhellt (*ἐτιμήθη δὲ διὰ τὸ σύντροφον εἶναι τῷ Διΐ, καθάπερ Ἐπιμενίδης ὁ τὰ Κρητικὰ ἱστορῶν φησι, ὅτι ἐν τῇ Ἴδῃ συνῆν αὐτῷ, ὅτε ἐπὶ τοὺς Τιτᾶνας ἐστράτευσεν*), zu den kretischen Geschichten gehörte, die Hr. Düntzer selbst auf der vorhergehenden Seite für eine prosaische Schrift erklärt. „Die Schriften *περὶ θυσιῶν*, *περὶ τῆς ἐν Κρήτῃ πολιτείας* (Eratosthen. Catast. 27. *Ἐπιμενίδης ὁ τὰ Κρητικὰ ἱστορῶν* —) u. a. waren prosaisch.“ Hr. Düntzer hat also auf S. 71 vergessen, was er selbst auf S. 70 gelehrt hatte; freilich hatte er die Stelle des Eratosthenes nicht gelesen, sondern das Citat irgendwoher abgeschrieben, verwechselt daher auch die kretischen Geschichten mit der kretischen Verfassung. Und dies nennt Hr. Düntzer seine Methode!

So scheide ich von Hrn. Düntzer, trotz seiner niedrigen Schmähungen und Verdrehungen der Wahrheit, ohne Groll; und damit er sich ferner nicht über Mangel an Anerkennung von Seiten des Rec. beklagen könne, so stelle ich ihm hiemit dasselbe Zeugniß aus, welches ihm Hr. Dübner in Paris ertheilt hat, und auf welches sich Hr. Düntzer wiederholt als auf eine gerechte Würdigung seiner Verdienste beruft, er sei ein rühriger Mann (vir industrius), der aber das Unglück habe, sehr viel Fehler zu machen

E. O. O.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 100. **28. April.** **1842.**

Zeller „Theologische Jahrbücher.“

(Schluß.)

Die zweite Abtheilung der theologischen Jahrbücher umfaßt Uebersichten und ausführlichere Einzelnrecensionen. Von beiden enthält das erste Heft Proben. Zuerst zwei Uebersichten: 1) Ausländische Parallelen zu Strauß' Leben Jesu, erste Hälfte (S. 102—140), enthaltend: a) C. C. Hennell's Untersuchung über den Ursprung des Christenthums. Aus dem Englischen. Eingeführt von Dr. Strauß. b) Ueber den Ursprung des Cultus. Nach dem Französischen des Dupuis von C. G. Rhé. Von der erstern Schrift giebt der Verf., Diac. Fischer, ein recht klares Bild in seinem durch Uebersichtlichkeit und Annehmlichkeit der Darstellung ausgezeichneten Aufsatze. Schwer zu entschuldigen ist aber, daß gleich im Anfange des neuen Unternehmens, wo es doch in Aller Interesse läge, daß nur Bedeutendes gegeben würde, die Beurtheilung eines so durchaus unbedeutenden und erbärmlichen Machwerks geboten wird, wie die Schrift von Dupuis ist. Die Fortsetzung wird über Salvador's Leben Jesu berichten, worauf wir begierig sind, da dieses Werk sonst wenig gekannt ist. — In theologischer Beziehung jedenfalls ungleich bedeutender und interessanter ist die zweite Uebersicht, über die neuste Johanneische Litteratur, von Dr. Schwegler, Erster Artikel (S. 140—170), berichtend a) über die dritte Auflage (Bd. 1) des Lückeschen Commentars zum Evangelium des Johannes. b) Ueber Al. Schweizer: das Evangelium Johannis nach seinem innern Werth und seiner Bedeutung für das Leben Jesu kritisch untersucht. Schwegler hat eine große geistige Verwandtschaft mit Dr. Zeller. Abgesehen von der Uebereinstimmung der philosophischen, theologischen und historischen Ueberzeugungen beider findet sich bei jenem wie bei diesem dieselbe Herrschaft über den umfassenden, ihnen zu Gebot stehenden Stoff, dieselbe Gabe der Combination, die nämliche Durchsichtigkeit, Gewandtheit und Sachdeutlichkeit der Darstellung, dieselbe Vollendung des Ausdrucks, derselbe Reichthum der Anschauungen. Was sie aber unterscheidet, ist, daß Zeller mehr Gelehrter ist, als Schwegler. Diesem eignet eine gewisse Kühnheit und Großartigkeit der Intuition, während Zeller mit Liebe und Humor sich auch in dem Einzelnsten ergeht, auch vor dem Trockensten nicht zurückbebt. Uebersichten zu geben, einen Gegenstand, eine Zeit dem geistigen Auge zu veranschaulichen, ist Schwegler's eigenthümliche Kunst; zu Ausführung, Vertheidigung des Einzelnen hat er nicht die Geduld, nicht die eindringende Verstandesschärfe Zeller's. Jener ist ein Redner, dieser ein unübertrefflicher debater. Einen Gegenstand von allen Seiten zu beleuchten, ihn gegen alle Einwürfe, die gemacht worden sind oder gemacht werden können, sicher zu stellen oder alle Auswege zur Flucht ihm zu vertreten, das ist diesem Lust, das der höchste Genuß. Nicht daß es ihm an Uebersicht fehlte, aber er geht vom Einzelnen aus und hält die Zeit nicht für verloren, wenn auch die Ausbeute für das Allgemeine minder bedeutend ist, er hat nicht den rastlosen Trieb zu allgemeinen, oder unmittelbar praktischen Resultaten, wie Schwegler. Jenem wäre es nicht wohl möglich gewesen, in einer Frage, wie die Authentie des vierten Evangeliums ist, so wenig gelehrten Apparat aufzuwenden, als Schwegler S. 140—152 gethan hat. Auch auf den Styl erstreckt sich dieser Unterschied. Der Zeller's hat bei aller seiner Klarheit und Reinheit doch nicht die Classicität des Styls von Schwegler (vergl. besonders den Anfang seines Aufsatzes); er hat ein gewisses gelehrtes Geschmäckchen, gewisse eigenthümliche, nicht absolut schöne Wendungen und Ausdrücke. Nur ist in dieser Beziehung zu bedauern, daß Schwegler sich zur Ueberladenheit mit fremden Wörtern hinneigen zu wollen scheint; wozu z. B. das Wort Enantiophonien? — Um aber nun näher auf den Inhalt der Recension von Schwegler einzugehen, so charakterisirt derselbe nach einer kurzen allgemeinen Einleitung Lücke's Werk (S. 140) so: „Vollständigkeit des exegetischen Materials, Genauigkeit der philologischen Erklärung, hermeneutischer Tact, Besonnenheit der Kritik, Klarheit, Leichtigkeit, ja Eleganz des Vortrags vereinigen sich in ihm auf eine Weise, die musterhaft genannt werden kann.“ Hienach sollte man glauben, das Werk sei das Ideal von einem Commentare und da von dogmatischer Befangenheit u. dergl. nicht die Rede ist, so muß man sich wundern, wie es kommt, daß in der unmittelbar darauf folgenden Verhandlung über den historischen Werth des vierten Evangeliums Lücke'n fast in keinem Puncte Recht gegeben wird.

Dr. Schwegler verschiebt nämlich die Beleuchtung des exegetischen Verfahrens des Commentars und die Vergleichung der neuen Ausgabe mit den frühern bis nach dem Erscheinen des zweiten Bandes, der die ungleich größre Hälfte des exegetischen Theils enthält, und wendet sich gleich zu der angegebnen Verhandlung. So ist der Aufsatz eigentlich keine Recension; es wird mehr über die Sache, als über das Buch gesprochen. Indessen ist die Uebersicht über die bei der Beurtheilung des historischen Werthes jenes Evangeliums in Frage kommenden Momente von der Art, daß sie einen Auszug nicht gestattet; sie ist an sich schon kurz und der eigenthümliche Vorzug derselben, die Darstellung, müßte verwischt oder abgeschwächt werden. Nur zwei Puncte wollen wir hervorheben. Einmal hätten wir gewünscht, daß der Verf. nicht nur so kategorisch behauptet hätte, die Kritik habe nicht zu Marcus, sondern zu Matthäus zurückzukehren, als dem wahren Urevangelisten, denn ein großer Theil seiner Leser wird keineswegs geneigt sein, auf ein solches Machtwort hin seine bisherige Ueberzeugung, das Resultat vielfacher Untersuchungen, aufzugeben. Sodann sind wir mit dem Verf. darüber nicht schlechthin einverstanden, daß die Aechtheit der Apokalypse so ganz außer allem Zweifel sei. Es scheint, als ob man in neuster Zeit, wie man früher dem vierten Evangelium zu Lieb die Apokalypse möglichst ignorirte und verachtete, umgekehrt diese höbe, um jenem recht wehe zu thun und eine neue Stütze für die Behauptung der späten Abfassungszeit desselben zu gewinnen. Man kann in dieser Beziehung sogar die Ueberzeugung aussprechen hören, die Apokalypse sei die einzige Schrift des neutestamentlichen Kanons, welche einen unmittelbaren Schüler Jesu zum Verfasser habe. Ref. muß aber gestehen, daß er noch kein rechtes Vertrauen zu dieser Ansicht hat fassen können, ist aber begierig, einmal einen Beweis derselben zu lesen. Von Schwegler, der einen solchen versprochen hatte (in seiner Schrift über den Montanismus, S. 213, not. 140), sucht man an dem von ihm allegirten Orte vergebens eine Sylbe über diesen Gegenstand. Dagegen hat er den Vertheidigern der Unächtheit der Apokalypse selbst eine Waffe in die Hand gegeben. Er macht es (S. 150) Lücke'n zum Vorwurf, daß er das Zeugniß der Aloger gegen die Aechtheit des vierten Evangeliums „unterschätze", und findet ihre betreffenden Einwendungen bedeutend. Aber dieselben Aloger haben aus ganz ähnlichen Gründen, wie das vierte Evangelium, so auch die Apokalypse verworfen; s. Schwegler's Montanismus S. 268. Im Uebrigen sind allerdings die äußern Zeugnisse der Aechtheit eher günstig als ungünstig, so glänzend aber keinesfalls, als Schwegler (Mont. S. 193. Theol. Jahrbb. S. 144) die Miene annimmt. Der umgekehrte Fall aber ist es bei den innern Kriterien. Die schwungvolle, oft abenteuerliche Phantasie, unerklärlich an einem Greise, was Johannes zur Zeit der Abfassung der Schrift hätte gewesen sein müssen, die Hochstellung des Apostolats und Märtyrerthums, die Schildrungen der Tempeleinrichtung u. s. w. nicht nach der Wirklichkeit (wie sie beim Apostel zu erwarten wäre), sondern nach alttestamentlichen Vorbildern, Dieses und Andres macht es dem Referenten schwer, an die Abfassung der Apokalypse durch den Apostel Johannes zu glauben.

In dem zweiten Theile seines Aufsatzes widerlegt Dr. Schwegler die neueste Hypothese Schweizer's über die Zusammensetzung des vierten Evangeliums. Dieser zerlegt dasselbe in zwei Bestandtheile. Für die ursprüngliche Grundschrift, für ein authentisches Werk, wenn auch nicht gerade des Apostels Johannes, so doch gewiß eines apostolischen Augenzeugen, erklärt er den bei Weitem größten Theil; als spätre Einschaltungen bezeichnet er, neben einigen kleinern Einschiebseln und dem 21. Capitel, namentlich 3 Abschnitte, das Wunder zu Kana, die Heilung nach Kapernaum und die Speisungsgeschichte, Zusätze, die in den pragmatischen Gang des Buches nicht eingehen, durch übertriebne Schätzung des Wunderbegriffs dem übrigen Evangelium widersprechen, gar nicht, wie sonst immer geschehe, durch Gespräche zu Reden hinüberleiten, überhaupt kein einziges bedeutendes Wort Jesu enthalten, endlich durch Mangel an Anschaulichkeit und abweichenden Styl ihre Fremdartigkeit verrathen, außerdem aber in dem bezeichnenden Umstand zusammenträfen, daß sie alle galiläisch seien, während sonst im ganzen Buche durchaus keine galiläische Erzählung vorkomme. Für einen Schleiermacherianer ist schon ein solches Zugeständniß ein Fortschritt, aber es ist eine veraltete Manier, diejenigen Stellen, welche in das Bild nicht passen, das man sich von einer Schrift entworfen hat, — geradezu für Interpolationen zu erklären und die Hypothese wird das Loos aller halben Maßregeln theilen, nämlich dies, daß sie Niemandem gnugthut und, von allen Parteien angegriffen, am Ende in die Rumpelkammer zu andern Curiositäten geworfen wird. Daß dieselbe diesem Schicksale in verdienter Bälde verfalle, dazu wird die gegenwärtige Recension Schwegler's ihr gut Theil beitragen. Besonders das Wunder zu Kana unterwirft er einer ausführlichen Betrachtung, bei der Baur'sche Ideen sein Leitstern sind. Da aber das recensirte Werk selbst von geringem Belange ist, so gehe ich sogleich weiter, kann aber nicht umhin, den Aufsatz jedem, der sich für die Frage über die Authentie des vierten Evangeliums interessirt, als einen wichtigen Beitrag zur Entscheidung derselben angelegentlichst zu empfehlen.

An diese Uebersichten schließt sich noch eine Einzelnrecension an. Das recensirte Werk ist die Histoire critique du Rationalisme en Allemagne depuis son origine jusqu'à nos jours, par Amand Saintes. 1841. 8. und der Recensent ist Dr. Zeller. (S. 171 – 181.) Dieser weist

dem Verfasser eine Menge, zum Theil pikanter Irrthümer nach und fällt am Schlusse dieses Gesammturtheil: „Trotz aller ihrer Mängel wird die Schrift in Frankreich zur Verbreitung der Bekanntschaft mit der Theologie des protestantischen Deutschlands vortheilhaft wirken. Dem deutschen Theologen, der in der Litteratur seines Fachs einigermaßen bewandert ist, ist sie selbst als Materialiensammlung entbehrlich; zum Begreifen des Entwicklungsgangs der Theologie im Großen ohnedem liefert sie kaum irgend einen Beitrag." Nahe liegt hier die Frage, warum dann eine ausführliche Beurtheilung der Schrift nicht lieber unterlassen wurde, zumal da der Grund, welcher sonst zur Anzeige schlechter Bücher treiben könnte, die Absicht, das betreffende Publicum vor der Anschaffung oder dem unvorsichtigen Gebrauche zu warnen, bei diesem französischen Werke von selbst hinwegfällt, und auch für die Art, wie das Ausland deutsche Zustände und Leistungen aufzufassen pflegt, sich keine neue charakteristische Seite aus dem Werke ergiebt. Inzwischen kann man sich insofern mit der Anzeige versöhnen, als dieselbe dem Herausgeber Gelegenheit gegeben hat, seine reiche Gelehrsamkeit auch von andern Seiten zu zeigen, als bisher der Fall war.

Die dritte Abtheilung der Zeitschrift enthält kürzere Anzeigen und Miscellen. (S. 181—199 und 199—204.) Täuschen wir uns nicht, so ist diese ganze Abtheilung aus der Feder des Herausgebers geflossen; hundert innre Gründe sprechen dafür. Unter den Anzeigen steht voran die über Carrière's Religionsphilosophie. („Wenn warme Begeistrung für Wahrheit und Wissenschaft, Gewandtheit der Darstellung, lebendige und blühende Sprache hinreichen, um eine Schrift zu einem bedeutenden Werke zu machen, so würden wir der vorliegenden dieses Prädicat unbedenklich geben können; soll dagegen bedeutend nur ein solches Werk genannt werden, durch welches ein wesentlicher Fortschritt in irgend einem Gebiete begründet wird, so werden wir wohl thun, unser Lob vorerst noch zurückzuhalten." Weiter wird dann namentlich die Unselbständigkeit des Verf. gegenüber von Hegel tadelnd bemerkt.) Sehr interessant und charakteristisch ist auch die folgende Anzeige der Schrift von Müller: Streit der Gegenwart in ethischer, religiöser und politischer Hinsicht. Herr Müller meint, es stehe mit der Gegenwart so, daß nur in einer neuen Völkerwandrung Heil sei. Dies weist der Rec. als übertrieben zurück. „Soweit sind wir wohl noch lange nicht, daß unsre Zeit in allen Stücken der zu vergleichen wäre, in welcher die alte Welt verblutet hat, und so werden sich auch zu ihrer Herstellung, wollen wir hoffen, noch andre Mittel, als das chirurgische, welches der Verf. vorschlägt, finden lassen" u. s. f. Und so sind auch die übrigen Anzeigen alle höchst anziehend, geben bei aller Kürze ein vollkommen treues Bild der betreffenden Schriften, bringen die schlagendsten Einwendungen bei und sind überdies meist in recht guter Laune geschrieben, welches Letztre dann namentlich auch von den Miscellen gilt. Allein da die gegenwärtige Anzeige ohnehin schon zu beträchtlicher Ausdehnung angewachsen ist, so begnüge ich mich, die Titel der übrigen recensirten Schriften und den Inhalt der Miscellen kurz anzugeben und verweise im Betreff der Nähern auf das Heft selbst. Kurze Anzeigen finden sich außer den genannten beiden Schriften noch über Haas, die Nothwendigkeit einer Reform der Kirche auf dem Standpunct der frommen Politik, 1. Bd. — Dannemann, wer ist der Verfasser der Offenbarung Johannis? — Sartorius, die Lehre von Christi Person und Werk, 4. Aufl. — Philippi, der thätige Gehorsam Christi. — Schaaf, die Sünde wider den heiligen Geist. — Die Miscellen haben folgende Ueberschriften: Keppler als Theologe. — Buchstabenorthodoxie. — Limborch über den Fall Adam's. — Hobbes über die Sünde wider den heil. Geist. Endlich: Glaubwürdige Erzählung eines Kirchenvaters (Papias, höchst erbaulich zu lesen).

Nach diesem Allen ist es offenbar, daß das Unternehmen zu den tüchtigsten gehört, welche die gegenwärtige Journal-Litteratur kennt, ohnehin die theologische, und daß dasselbe daher der lebhaftesten Theilnahme, des allgemeinsten Beifalles würdig ist. Und wenn etwas für den Fortgang desselben zu interessiren im Stande ist, so ist es das, was theils bereits angekündigt ist, theils was überhaupt noch zu erwarten steht, da Baur, Ewald, Strauß, de Wette bis jetzt noch nicht das Wort genommen haben, unfehlbar aber in der nächsten Zeit es thun werden. Angekündigt aber ist: vom Herausgeber eine ausführliche Beleuchtung von Feuerbach's Wesen des Christenthums, eine Erörtrung des Religionsbegriffs und Andres, namentlich Exegetisches von hoher Wichtigkeit. Das zweite Heft wird zunächst eine Abhandlung über die Persönlichkeit Gottes enthalten.

Nicht besser glauben wir diese Anzeige schließen zu können, als mit den Schlußworten der Vorrede: „möge es dieser Zeitschrift gelingen, sich die Gunst von Männern zu erwerben, denen es ernstlich und lauter um die Wahrheit und das Wissen von ihr zu thun ist. Immer noch sind ja solche im deutschen Lande nicht selten;" in allen Gauen finden sie sich und in allen wird daher auch dieses Unternehmen Anklang und Unterstützung finden. Freundlich möge der Norddeutsche die Gabe willkommen heißen, die ihm sein südlicher Bruder darbringt, und möge durch eigne eifrige Theilnahme das Werk zu einem gemeinsam deutschen machen. W. S. T.

Anmerkung der Redaction. Vorstehender Aufsatz hat sich etwas verspätet. Unterdessen sind die Gegensätze um ein Bedeutendes geschärft worden, und es kann nicht fehlen, daß von den Lesern der Jahrbücher eine Kritik der schwäbischen Theologie auch aus dem „norddeutschen" Gesichtspuncte und deutlicher, wie sie in oben bereits durchschimmert, erwartet wird. Diese Entwicklung zu verfolgen und aufzudecken ist aber vor der Hand und an diesem Orte der Redaction unmöglich geworden. Dem Kundigen wird aber immer noch diese verspätete Darlegung der höchst beachtungswerthen Erscheinung, die so viel ausgezeichnete und

talentvolle Männer zu einem „theologischen" Zusammenwirken vereinigt, interessant sein.

Aus der Schweiz.

Von Dr. J. N. in Genf.

Das Interesse, welches die Jahrbücher wiederholt für unsre Angelegenheiten an den Tag gelegt haben, veranlaßt mich zu einigen berichtigenden Worten, die vielleicht sowohl in Deutschland, als hier bei uns nicht ohne Interesse vernommen werden möchten. Sollten auch sie wieder neue Erörtrungen hervorrufen, so werd' ich das nur für einen Gewinn achten.

Alle jetzigen Volksbewegungen in der Schweiz sind ein Kampf des Volks- und Nationalgeistes mit der alten und neuen Aristokratie im Staate, mit dem katholischen und reformirten Pfaffen- und Jesuitenthum in der Kirche, und mit dem Obscurantismus einerseits, der Oberflächlichkeit andrerseits in der Erziehung und Schule.

Von der zürcherischen Reaction des 6. Septembers machen sich alle Parteien in Deutschland, von den Hallischen und Deutschen Jahrbüchern bis zur evangelischen Kirchenzeitung Hengstenberg's und den sämmtlichen Schulzeitungen herab eine irrige Vorstellung. Strauß war nur Anlaß zum Losbruch. Die damalige Regierung hatte nicht nur kirchlich und religiös, sondern politisch, häuslich und pädagogisch moralisch das Volksgefühl im Tiefsten verletzt. Sie war durchaus nicht im höhern Sinne liberal, sondern radical willkürlich, die Volkssouveränetät despotisch usurpirend, sich über alle dem Souverän schuldigen Rücksichten, alle Volksrechte wie alle Volksgefühle hinwegsetzend. Die Volksschule, das Lehrerbildungsseminar unter der Leitung von Scherr vereinte pädagogische Oberflächlichkeit mit der verletzendsten Anmaßung gegen die Geistlichen einerseits, gegen die Aeltern andrerseits. Für allgemein schweizerische Volks- und Nationalinteressen hingegen zeigte die zürcher Regierung nicht nur keinen Sinn, sie war in dieser Beziehung so cantonal-selbstsüchtig und beschränkt, als irgend eine, wie sie im schwyzer Horn- und Klauenstreit und im Straßenwesen über den Gotthard gezeigt hat. Gegen das Ausland aber, besonders gegen die Franzosen, bewies sie sich servil, wie in frühern Jahrhunderten gegen Oesterreich wider die Schweizer.

Die neuerliche schwammendinger Versammlung erklärt die von Kloten, welche den 6. Septbr. 1839 herbeiführte. Dieser bei der radicalen Schweizerpartei und bei den freigesinnten und philosophischen Deutschen so verrufne Tag ist nichts weniger als das, was sie sich vorstellen. Es lag gar nicht in der Volksstimmung, einer abgestorbnen Orthodoxie und einem irreligiösen Pfaffenthum zu huldigen, und eben so wenig, die alte Stadtaristokratie wieder herzustellen oder eine neue zu gründen. Man muß die wahre Stellung der Parteien zu einander, ihr innres Getriebe und die tiefern, ihnen oft selbst unbewußten, aus den unmittelbaren Zuständen und Verhältnissen herauswirkenden Beweggründe kennen, von denen dergleichen Ereignisse nur die zu Tage brechenden Resultate sind, um ein Urtheil über letztre zu fällen. Der 6. Septbr. war nichts Andres, als ein unberechtigter Staatsstreich des Volks gegen einen eben so unberechtigten Staatsstreich der das Volk vertretenden Regierung. Entweder oder. Das Volk oder die Regierung mußte abdanken. Diese wollte Gewalt brauchen. Das Volk kam ihr zuvor. Wie dann die Septemberregierung ihre Gewalt brauchte oder mißbrauchte, kommt hier nicht in Frage. Die schwammendinger Versammlung hat darauf in Betreff der Klosterfrage geantwortet. Sie ist der zweite Volksact, und wenn die Regierung noch fortfährt zu klöstern und antiprotestantische und (schweizerisch) antinationale Mummerei zu treiben, so wird das entweder durch die Instructionen andrer Stände vergütet, oder es wird, ohne daß deßwegen irgend die Ruhe gestört oder ein Nationalrecht verletzt würde, ein dritter und, wenn es noth thut, ein vierter Volksact folgen.

Ein unvergleichlich höheres und positiveres geistiges Volksleben besteht in der Schweiz, als man uns in Deutschland zutraut. Unglücklicherweise haben uns die Deutschen mit einer Menge anmaßlicher und burschicoser Sendlinge überschwemmt, die unsre Zustände gar nicht begreifen und den Punct, auf welchem der beßre Theil des Volks steht, nicht ahnen, sich aber im Stande glauben, uns über Dinge zu schulmeistern, in denen wir selbständig und diesen Leuten weit voraus sind, z. B. in dem, was Volks-Freiheits-Verfassungs-Angelegenheiten betrifft. Und zwar weil wir öffentlich, wie privatim, Alles unbedingt frei besprechen dürfen und es thun.

Die Verwirrung in der Schweiz scheint nur darum so groß, weil alle Lebensfragen und Sphären der Gesellschaft: Staat, Kirche, Schule, zugleich zur Sprache kommen und aufs Freieste, wenn auch noch allgemein mit Vorurtheilen verhandelt werden, und zwar vor und mit dem Volk. Wenn irgend etwas, so ist gewiß das ein Beweis eines allgemein erwachten Volkslebens.

Haller, Hurter und Consorten wurzeln mehr in Deutschland als in der Schweiz. Aufs Volk haben sie keinen Einfluß. Sie sind nach Gebühr verachtet.

Disteli ist populär. Von seiner und der Schriften des Kapuziners Sebastian Ammann unermeßlicher Popularität können Sie auf die Kerngesinnung der Masse des Schweizervolks schließen.

Das vom wissenschaftlichen und philosophischen Deutschland bisher nicht gekannte oder nicht gewürdigte Bedeutende unsres Staatslebens ist, daß in letzter Instanz alle Fragen vom Volk selbst mit sichrem Instinct gelöst werden. So die baseler, die walliser, die tessiner Frage. Das Volk wird auch im Nationalgeist die aargauer Klosterfrage lösen. Von einer solchen, nachhaltigen, entscheidenden Volkskraft kann man sich im Ausland keine Vorstellung machen, weil sie nur bei uns existirt.

In Philosophie, Theologie, Poesie und andern Wissenschaften hat die Schweiz allerdings in der neuesten Zeit wenig Schöpferisches aufzuweisen. Indessen lassen Sie selbst Jeremias Gotthelf wie Disteli Gerechtigkeit widerfahren, die beide originell und speciell volksthümlich, aber nur negativ und gar nicht positiv nationalbildend sind.

Die deutsche Philosophie, wie ich mich noch vor wenig Tagen in Lausanne bei einer Candidatenprüfung für den philosophischen Lehrstuhl an der Akademie überzeugte, hat auch in der welschen Schweiz nicht nur bei der wissenschaftlichen und gelehrten Classe, sondern selbst beim Publicum Wurzel gefaßt. Es ist uns Schweizern zwar um Wissenschaft und Philosophie, aber nicht bloß darum, sondern um die Entwicklung eines wahrhaft geistigen Volkslebens, um eine reelle Wiedergeburt in Staat, Kirche und Schule zu thun. Unsre Kämpfe erklären sich vollständig nur aus dem Streben, die Widersprüche zwischen Allem, was die harmonische Gestaltung des Nationalgeistes hindert, besonders aber zwischen der Cantonalität und der Nationalität in der Eidgenossenschaft aufzuheben und die Cantonalsouveränetät mit der Nationalsouveränetät in der Staats-, Kirchen- und Schul-Verfassung, Gesetzgebung und Leitung zu versöhnen. Wie bei der Gründung der Eidgenossenschaft entwickeln wir uns jetzt wieder von Innen heraus. Unsre Aufgabe ist: das Menschen- und Nationalleben vom sich selbst anschauenden und begreifenden Geist aus zu organisiren und uns dazu nicht nur unsrer eignen, sondern auch der Ideen, Arbeiten und Fortschritte fremder Völker zu bedienen. Die Aufgabe ist ganz pädagogisch. Und dazu haben wir einen vorleuchtenden, gründenden, schöpfrischen Bildungshelden, wie ihn kein andres Volk hat. Wie Tell unser politischer Nationalheld war, so wird Pestalozzi unser bildender Nationalheld werden und ist es schon.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 101. 29. April. 1842.

Ueber eine zeitgemäße Reform des evangelisch-theologischen Seminars in Tübingen. Stuttgart 1841. In Commission bei A. Liesching und Comp.

Wenn wir von der genannten, zwar kleinen, aber inhaltsschweren Schrift Veranlassung nehmen, in einem für ganz Deutschland bestimmten Blatte die Verhältnisse eines würtembergschen Instituts zur Sprache zu bringen, so wird uns die für die Theologie, ja die Wissenschaft überhaupt wichtige Bedeutung entschuldigen, welche dieses Institut besonders in unsrer Zeit gewonnen hat. Dasselbe, ursprünglich ein katholisches Kloster, zur Zeit der Reformation aber in ein Bildungsinstitut für Theologiestudirende verwandelt, welche in ihm große pecuniäre Erleichtrungen und treffliche wissenschaftliche Bildungsmittel genießen, ist zuerst der Sitz einer strengen lutherischen Orthodoxie, später, als die Kirche durch Spener angeregt wurde, die Pflanzschule eines gemüthlichen und praktischen Christenthums, in den letzten Decennien aber, besonders in der neuesten Zeit, wie der Verf. nicht mit Unrecht sagt, der erste Waffenplatz der wissenschaftlichen Theologie geworden. Planck, Paulus, Schelling, Hegel sind aus ihm hervorgegangen; diesen reihen sich aus der gegenwärtigen Zeit mehrere, bereits im Gebiete der Philosophie und der wissenschaftlichen Theologie berühmt gewordne Namen, namentlich Strauß, an, und wie der Verf. das wissenschaftliche Treiben der jungen Zöglinge des Seminars, genannt Stiftler, schildert, so hat sich die kritische Richtung derselben mit wenigen Ausnahmen bemächtigt. Der Stiftler, sagt der Verf. wohl etwas ungerecht, kennt auf der weiten Welt keine Auctorität; es ist von keinerlei Begeistrung, von keinerlei Pietät die Rede; er glaubt nichts und fühlt für nichts, sondern verhält sich zu Allem kritisch; fast ganze Promotionen hat die speculative Theologie zu Anhängern und unter ihnen meistentheils die besten und talentvollsten Köpfe; während man anderswo sich über das Verhältniß der Philosophie zum alten Glauben noch vielfach täuscht, ist hier das entschiedenste Bewußtsein über die Unmöglichkeit, beide zu versöhnen, erwacht.

Fragt man, wie es komme, daß ein so reges wissenschaftliches Leben hier seine Pflanzstätte finden kann, so weist der Verf. mit Recht darauf hin, daß bei dem verhältnißmäßig geringen Vermögen der bei Weitem meisten Beamtenfamilien Würtembergs von allen Seiten her die begabtesten Jünglinge sich drängen, um in die niedern Seminarien und dann in das evangelische Stift zu Tübingen aufgenommen zu werden und in ihnen mit geringen Kosten Theologie zu studiren, daß hiezu der gründliche philologische Unterricht in jenen niedern Seminarien, nach welchem abermals eine Concursprüfung mit den Gymnasisten Statt finde, und dann zuletzt das wissenschaftliche Zusammenleben im Stifte zu Tübingen, der gegenseitige Ideenaustausch und die beständigen Uebungen in philosophischen und theologischen Aufsätzen treten.

Allein so sehr der Verf. das Seminar in Tübingen von seiner wissenschaftlichen Seite rühmt, so sehr tadelt er die disciplinarische Einrichtung desselben. In ihm herrschte früher ein völlig klösterlicher Zwang; die große Umwälzung, welche unser Jahrhundert in Leben und Wissenschaft hervorbrachte, konnte nicht ohne Einfluß auf diesen Zwang bleiben; es wurden, wiewohl langsam und mit Widerstreben, Concessionen gemacht und die auffallendsten Symptome und Gespenster einer vergangnen Zeit, die Kutte, die Predigt über dem Mittagessen und dergleichen bei Seite geschafft. Doch wurde hierin ebenso viel vom Alten beibehalten und die ganze Behandlung der Zöglinge beruht noch auf klösterlichen Grundsätzen. Mit Recht bemerkt der Verf., daß dieser Zwang nichts zu der wissenschaftlichen Lebendigkeit der Stipendiaten beitrage, daß durch denselben höchstens ein legales Leben bezweckt werden könne, daß aber in Wirklichkeit trotz desselben die ethischen Uebel unsrer Universitäten, Trunkenheitsexcesse und dergleichen, daselbst ebenso sehr, vielleicht mehr als anderswo, herrschen und nur dazu ein unwahrer, unfreier Charakter, ja zu Zeiten ein wahres Lügensystem treten. Es muß einmal, sagt er ganz wahr, einen Zeitpunct im Leben des Menschen geben, wo die Bevormundung ein Ende zu nehmen hat und es sich zeigen muß, was Natur und Charakter in ihm vermag. Er erhält damit die Freiheit, sein Privatleben selbst zu ordnen, seinen Tag einzutheilen, seine Gewohnheiten anzunehmen. Der Zeitpunct dieser Emancipation ist in ganz Deutschland für die gelehrten Stände das Jahr, in welchem man die Universität bezieht. Es ist dies die akademische Freiheit, unter der wir nicht das Privilegium der Rohheit, der Pri-

vatrache, sondern das Recht verstehen, nur den allgemein nothwendigen Gesetzen des Staats und der Universität zu gehorchen, im Uebrigen aber, im Privatleben wie im Studium sein eigner Herr zu sein. Diese akademische Freiheit will man den im Seminar Studirenden in wesentlichen Puncten entziehen. Wenn sie dennoch Studirende sein sollen, wenn sie die Freiheit haben, einer wissenschaftlichen Ueberzeugung nach freier Wahl zu folgen, wenn in ihre Hände trotz aller Bevormundung ausschließlich ihr sittliches Wohl, ihre ganze Bildung gelegt ist, darf man dann ihre Erbittrung über kleinliche Einrichtungen tadeln, welche ihnen die Freiheit des Privatlebens entziehen und sie hierin zu derselben Zeit, wo sie wissenschaftlich Mündige werden sollen, zu Bevormundeten macht? Der Verf. will darum die völlige Aufhebung dieses Zwangs; er will, daß es den Stipendiaten frei stehe, ein- und auszugehen, zu studiren oder auf einem besonders hiezu bestimmten Zimmer sich zu besprechen. Nur diejenigen Bestimmungen, welche die Hausordnung als solche betreffen, will er, und zwar sie in strengerm Sinne, als bisher, beobachtet wissen. Wir können der Ansicht des Verf. nur beistimmen. Wir müssen diejenigen, welche hiefür sich interessiren, auf die Schrift selbst verweisen, damit sie sich von der Ausführbarkeit ihrer Vorschläge überzeugen, und erlauben uns nur die Bemerkung, daß man fälschlich behauptet, die Geistlichen bedürfen einer solchen klosterartigen Erziehung. Der evangelische Kirchendiener soll kein Mönch, sondern Mensch im edlen Sinne des Worts werden, und zudem können alle bloß äußre Einrichtungen keine Pietät, die am reinsten aus der Erkenntniß fließt, hervorbringen. Der Verlust der akademischen Freiheit im wahren, ethischen Sinne des Worts ist für jeden ein beinahe unersetzlicher, am meisten aber für Geistliche. Denn diese, deren spätre, vielfach drückende Lage ohnedies wenig günstig für Bildung einer edlen Selbständigkeit ist, bedürfen um so mehr der freien Zeit des Studienlebens, um, gleich ferne von roher Ausgelassenheit und Kriecherei, welche sich gerade bei Bevormundung am leichtesten nährt, sittlich autonomische Persönlichkeiten zu werden. Wir würden darum den Tag mit Freuden begrüßen, an welchem das Eulengespenst eines finstern Zwangs, diese traurige Reliquie mittelalterlicher Begriffe, endlich von einer der edelsten Bestrebungen fähigen Jugend weicht und ihr das lange entzogne Recht der Humanität zurückgegeben wird, welche als ein eignes freies Gebilde am meisten im Gelehrten blühen soll!

Weniger einverstanden, als mit dem ersten Vorschlage dieser Schrift, sind wir mit ihrem zweiten, nämlich das evangelisch-theologische Stift in ein allgemeines Institut der Wissenschaften zu verwandeln, die Zahl der Theologen auf 15 herabzusetzen und die übrigen Stellen (deren etwa 25 wären, wenn man die bereits für Nichttheologen, sogenannte Hansen, vorhandnen Stipendien direct für die Anstalt verwendete) den übrigen Facultäten zu eröffnen. Zwar haben die Gründe, mit welchen der Verf. seinen Vorschlag motivirt, theilweise viel Plausibles. Er sagt im Wesentlichen Folgendes: „Dieser Vorschlag ist vor Allem im Interesse der Kirche gemacht. Daß sie sich dermalen in einer ernsten und kritischen Lage befindet, läßt sich nimmer verkennen. Der Conflict zwischen der modernen Wissenschaft und dem alten Kirchenglauben ist in ganz Deutschland nirgends mit so entschiednem Bewußtsein des Bruchs erkannt und ausgesprochen, als bei uns. Geht es in der bisherigen Progression fort, so muß es über kurz oder lang zu einem offnen Kampfe, zu Streitigkeiten in den Gemeinden, zu Absetzungen von Geistlichen, zu Austritten aus der Kirchengemeinschaft, kurz zu Spaltungen und neuen religiösen Wirren kommen. Und wer soll hiebei siegen? Die kritische Ansicht ist selbst noch zu jung, zu negativ; sie hat ihren positiven Gehalt noch so wenig entwickelt, daß sie dem Volke nichts darzubieten vermag. Ein Sieg der alten Kirche dagegen ist im Bewußtsein der Zeit unmöglich, obwohl die Kirche für jetzt die Macht hätte, die Vernunftreligion zu unterdrücken. Die wohlbegründeten Resultate gelehrter Forschungen lassen sich nicht durch Decrete annulliren. So gewiß die vergangnen Jahrhunderte selbst auf ewig dahin sind, so wenig können die Ideen derselben jemals wieder zur Herrschaft gelangen. Es ist ein eitel und vergeblich Wagen, zu fallen ins bewegte Rad der Zeit. Da nun alle Versuche der Vermittlung, die dermalen bestehen, nur auf Halbheit und Inconsequenz beruhen und keine Partei befriedigen, so ist ein Kampf zu befürchten, dessen Ausgang demnach, mag er sein, wie er will, dem Staate und der Kirche Nachtheil bringt, der offenbar zu früh von einer unreifen Generation unternommen würde. Es heißt aber Oel ins Feuer gießen, wenn man, wie dies bei der ausschließlichen Eröffnung des Stifts für Theologen geschieht, den Talenten des Landes vorzugsweise die Richtung auf die theologischen Studien giebt, indem gerade die besten Köpfe am frühsten und deutlichsten den unheilbaren Bruch zwischen der Kirche und Wissenschaft einsehen. Würde das Studium der andern Wissenschaften in gleichem Maße vom Staate unterstützt, so würde der Verstand und Scharfsinn, der auf dem religiösen Gebiete jetzt nur zerstörend wirkt, andern Wissenschaften zugewendet, dem Staate so viel Vortheil bringen, als jetzt der Kirche Schaden. Außerdem würde dann die Ueberfüllung des Standes der Geistlichen aufgehoben und verhütet, daß nicht talentvolle Jünglinge bloß um pecuniärer Rücksichten willen einem Stande sich widmen, zu dem sie keinen innern Beruf fühlen und mit dessen Pflichten sie in einen desto traurigern Widerspruch kommen, je talentvoller sie sind. Durch die Vereinigung verschiedner Facultäten in Einem Institut müßte endlich die

Universalität der Studien ungemein gefördert werden, die Theologen, welche bei uns die universelle Richtung, aber meist ohne genauere empirische Kenntnisse der übrigen Fächer besitzen, würden bei ihrer Berührung mit andern Studirenden von ihrem absprechenden Wesen zurückkommen, die übrigen Studirenden, welche bei uns mehr, als in andern Ländern, z. B. Preußen, die allgemeinen Studien vernachlässigen, späterhin das Bischen Philosophie schnell vergessen und eine auffallende Ignoranz und Indifferentismus über die Erscheinungen auf dem Gebiete der Künste, Wissenschaften und Religion an den Tag legen, würden in einem Institut, wie das unsrige, und durch den Umgang mit Theologen an allgemeiner, philosophischer Bildung gewinnen." Allein die erste Frage ist: hat der Staat ein Recht, das evangelisch-theologische Stift in ein allgemeines Bildungsinstitut zu verwandeln? Wenn der Verf. in dieser Beziehung sagt, es seien ja schon bisher mit dem Seminar Stiftungen auch für diejenigen, welche nicht Theologie studiren, verbunden gewesen, so ist dies etwas ganz Andres, als die vorgeschlagne Organisirung des Seminars. Wenn er weiter bemerkt, die Frage, ob der Staat einer Stiftung theilweise eine andre Bestimmung geben dürfe, sei keine andre, als die über das historische und Vernunftrecht, und hierüber habe der Staat bereits durch Einziehung des Kirchenguts entschieden; so heißt das ein Unrecht durch ein andres begründen. So wenig der Staat zur Einziehung des Kirchenguts befugt war, so wenig wäre er es, das evangelisch-theologische Stift aufzuheben. Dieses ist nicht eine Staatsstiftung, sondern ursprünglich ein Eigenthum der Kirche, welches mit der Reformation nicht an den Staat zurückgefallen ist, sondern nur eine dem neuen Cultus gemäße Bestimmung gewonnen hat. Welcher absolutistische, alle Freiheit und Rechte vernichtende Grundsatz ist es aber, daß der Staat einer Corporationsstiftung beliebig eine andre Bestimmung geben dürfe, davon zu schweigen, daß hiedurch die evangelische Kirche sehr in Nachtheil gestellt würde gegen die katholische Landeskirche, welche erst unter der jetzigen Regierung eine dem evangelischen Stifte verwandte Anstalt erhalten hat! Allein von der Rechtsfrage auch abgesehen, so halten wir die beantragte Aufhebung des Stifts oder seine völlige Umändrung nicht einmal für zeitgemäß. Obwohl wir die Ansicht des Verf. über die jetzige Stellung der Philosophie zum positiven Glauben theilen, so sind wir doch überzeugt, daß auch diejenigen, welche der Philosophie huldigen und die reine Idee erkennen, dennoch Kirchendiener werden können. Der Verf. schildert das Leben der Stiftler offenbar zu ungerecht, wenn er sagt, sie seien nur kritisch, sie haben keine Pietät, sie glauben nichts und fühlen für nichts. Solche gehaltlose Verstandeswesen wären allerdings des geistlichen Amtes unwürdig. Allein Referent kennt mehrere, bereits in den Kirchendienst übergetretne und der Philosophie vollkommen huldigende junge Männer, welche durch Treue in ihrem Berufe, durch Eifer für die Schulen, durch warme religiöse Vorträge und sittlichen Ernst sich auszeichnen. Die Philosophie zeugt allerdings nicht den Enthusiasmus für veraltete, ein für alle Mal dem Gerichte der Geschichte überlieferte Formen, aber sie zeugt den Enthusiasmus für die Idee, für Humanität; in der heiligen Vermählung mit dem Universum, welche allein wahres Speculiren ist, entzündet sich eine wahrhaft religiöse Liebe; überzeugt, daß, was auch aus den Trümmern der Vergangenheit für ein neues Lebensprincip der Menschheit sich entwickeln mag, dieses für die ganze Gemeinde nur in religiöser Form verständlich und empfindlich werden könne, ist der speculative Theologe der selbstbewußte Mittler dieser beiden Weltepochen und sucht er in begeisterter Rede und Wirksamkeit das Gemeindebewußtsein der Zukunft entgegenzuführen. Der alte Glaube hat keine belebende, zeugende Kraft mehr; diejenigen, welche die Zeit sich denken können, in welcher in Tübingen von keiner Philosophie eine Ahnung war, können sich auch den vollkommnen Indifferentismus beinahe der ganzen damaligen Jugend gegen alles Ideale, gegen Kunst und Wissenschaft vorstellen. Sollten solche Leute beßre Organe der Kirche sein, als diejenigen, welche von der speculativen Idee ergriffen sind? Als die Zeit der Reformation nahe war, — welche Individuen waren die wahrhaft belebenden, fördernden Organe des religiösen, sittlichen Lebens? diejenigen, welche in den alten, leblosen und starren Glauben versunken waren, oder diejenigen, welche zwar nicht die productive Kraft eines Luther besaßen, aber doch die in ihm zum vollendeten Bewußtsein gekommnen Ideen vorausahnten und mittelst Weckung des philosophischen und philologischen Studiums sie vorbereiteten, wie Erasmus, Reuchlin und ihre Freunde? Weil keine Philosophie unmittelbar weckend auf das religiöse Volksbewußtsein einwirken kann, weil, wie der Verf. bemerkt, die Anhänger der Philosophie selbst nicht an eine neue, auf ihre Principien gebaute Religion denken können, so müssen sie consequenter Weise an die gegebnen positiven Formen sich anschließen und diese mit der speculativen Idee soviel möglich zu begeisten suchen. Verstehen sie diese Kunst, so ist von der Philosophie und ihren Jüngern so wenig die Hervorrufung kirchlicher Spaltungen zu befürchten, daß vielmehr nur sie es sind, welche, indem sie durch vorsichtige Aufklärung und Fortbildung des religiösen Volksbewußtseins die Gegenwart und Zukunft vermitteln, dadurch verhüten, daß der allerdings unvermeidliche Bruch, der aber von einer ganz andern Seite her, nämlich durch ein unmittelbares Organ des ewigen Geistes, erfolgen wird, dereinst keine convulsivischen Zuckungen und Bewegungen zur Folge habe. Es wäre darum der Kirche schlecht gerathen,

wollte man sie zu dem Versuche ermuntern, das philosophische Blut, diesen Sauerstoffgehalt ihres Lebens, abzuzapfen und eine Anstalt in dem Augenblicke, wo sie ihr höchstes wissenschaftliches Leben entwickelt und eine seltne Blüthe zeigt, geradezu aufzuheben oder, was dem gleich kommt, in ein ganz andres Institut zu verwandeln. Es hülfe dies auch nicht viel. Die Meinung, man könne durch irgend ein äußres Mittel die Liebe zur Philosophie aus der würtembergschen Jugend verdrängen, mißkennt, daß die herrschende Philosophie ebenso sehr die reife Frucht des schwäbischen Geistes ist, als die Kantisch-Fichtesche das reinste Product des norddeutschen war. Wie die letztre Philosophie ihren nordischen Charakter in dem subjectiven Freiheitshauche, in dem Bewußtsein der Persönlichkeit, des Ich verräth, das sie durchdringt, so zeigt die Schelling-Hegelsche ihren Ursprung aus dem schwäbischen Bewußtsein darin, daß sie in die Tiefe der Substanz zurückgeht und sie denkend erfaßt. Der Schwabe hat wenig Persönlichkeit; in diesem Puncte, dem Elemente der Selbstdarstellung, spielt er eine linkische Rolle; aber er versenkt sich gerne in die Tiefe des Absoluten und hat zugleich so viel Kraft des Gedankens, es in ihr auszuhalten und sie sich zu objectiviren. Ist es ein Wunder, daß die herrschende Philosophie einen so außerordentlichen Anklang bei demjenigen Stamme, dessen reinstes Selbstbewußtsein sie genannt werden kann, gefunden hat? Schelling und Hegel hat ihr Vaterland von sich gewiesen. Nur um so lebendiger hat die Flamme ihres Geistes die Edelsten ihres Vaterlandes ergriffen. Man versuche abermals, durch äußre Maßregeln die geistige Bewegung, deren Urheber sie sind, zu unterdrücken; die Elasticität derselben ist so groß, sie ist so sehr das innerste Product des Menschengeistes, daß jede Reaction nur ihre Schwungkraft zu erhöhen vermag.

Daß die Nichttheologen so wenig in Tübingen die allgemeinen, philosophischen Fächer studiren, ist ein großer Uebelstand, welcher auch auf den Geist zurückwirken muß, mit welchem sie später in ihrem Amte wirken; denn der philosophische Sinn macht am meisten zu wahren Verbeßrungen geneigt, seine Verbreitung unter dem Beamtenstand würde daher Vieles dazu beitragen, daß die auf Hebung der Industrie und Moralität des Volks berechneten Maßregeln der Regierung nicht bloß auf dem Papier, sondern in Wirklichkeit vollzogen würden. Die Regierung hat durch die Verordnung, welcher zufolge auch die Regiminalisten und Cameralisten studiren müssen, hiemit der Schreiberstand, dieser Sitz des Vandalismus und einer ideenlosen Geschäftsroutine, vollständig aufgehoben oder in sein eigentliches Gebiet zurückgewiesen ist, einen Schritt zur Cultivirung Würtembergs gethan, dessen Folgen kaum zu berechnen sind. So lange aber auf den Universitäten dennoch nur das Brotstudium getrieben und nicht wenigstens ein Jahr dem philosophischen Studium gewidmet wird, bleibt jener Schritt nur eine halbe Maßregel. Welch ein nach dieser Seite hin nachahmungswürdiger Vorgang ist darum die jüngst erfolgte Anordnung der Regierung in Baiern, daß alle Studirende eine Reihe von Semestern hindurch die philosophischen Wissenschaften cultiviren müssen und durch Erstehung einer Prüfung in denselben der Uebertritt zu dem besondern Fachstudium bedingt ist! Auch den Uebelstand beklagt Referent mit dem Verf., daß bei der pecuniären Erleichtrung des Studiums der Theologie in Würtemberg Viele, namentlich die Unbemitteltern gegen ihren eigentlichen Beruf Kirchendiener werden. Einmal sollte denjenigen, welche sich im Verlauf des Studiums eines solchen innern Widerspruchs bewußt werden, der Austritt aus dem Stifte ohne Ersatz der auf sie gewendeten Kosten frei stehen. Sodann legt sich der Wunsch nahe, dessen Realisirung freilich in weiter Ferne steht, obgleich theils in den schon vorhandnen Stiftungen hiezu Mittel gegeben sind, theils hier der Ueberschuß unsers Finanzbudjets seine beste Verwendung fände, es möchte nämlich auch für die übrigen Facultäten ein dem theologischen Seminar ähnliches Institut gegründet und hiedurch in ihnen ein tiefres, allseitigeres Studium befördert, sowie dem armen, aber ausgezeichneten Talente die Möglichkeit gewährt werden, in seinem wahren Elemente thätig zu sein.

Dr. x....

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 102. 30. April. 1842.

Schauspiele von Hans Köster. Inhalt: Maria Stuart, Schauspiel in fünf Aufzügen. — Konradin, Trauerspiel in fünf Aufz. — Luisa Amidei, Trauerspiel in fünf Aufz. — Polo und Franzesca, Trauerspiel in fünf Aufzügen. — Leipzig 1842. F. A. Brockhaus.

„Das Theater ist das constitutionelle Haus der Poesie," wo der Dichter mit der Beredtsamkeit der dramatischen Kunst zu der Volksversammlung spricht. Hier ist der Ort, wo der ganze Inhalt des Lebens nach seiner öffentlichen und privaten Seite hin, mit all seinen Leidenschaften und Ansprüchen unter dem poetischen Gesichtspuncte zur Darstellung gelangen soll, um den Geist immer mehr an ideegesättigter Erfahrung zu bereichern und ihn aus der Befangenheit und Engherzigkeit los zu arbeiten, welche die Folge des Gedankenmangels, des Mangels an rüstiger Theilnahme an den Ereignissen, an den Menschen, an der Geschichte sind.

Bei einer selbstbewußten Nation wird das Drama, wie die Kunst überhaupt von dem Odem der Gegenwart belebt. Was im Hause, in der Volkshalle, in der Hütte, im Palaste das Herz bewegt, den Geist durchglüht, erscheint auf der Bühne. Wo die That ihre volle Geltung hat, da ist auch die Bühne reich an Erfindungen, die da anfeuern, anregen, dem das dichterische Wort leihen, wovon die Brust erfüllt ist. Bei uns Deutschen dagegen hat das Drama seine eigne Bewandtniß. Diejenige ursprünglich deutsche Tragödie, zu der der Deutsche am meisten hinneigt, ist die Darstellung eines reichen Gemüthslebens; wo der Geist keine Zuversicht zu sich selbst faßt, nicht den Muth hat, mit frischer Freude an die Arbeit mit den Menschen zu treten. Nur ein Dichter schrieb politisch bedeutsame Tragödien, und auch der wieder mehr aus unsrem universalhistorischen Bewußtsein heraus, als in unmittelbarer Erregsamkeit der sich selbst gebärenden Ereignisse. Durch die Polizei der Aesthetik, die wir ausgesonnen, durch den gelehrten Vergleich mit den dramatischen Leistungen aller Zeiten und Völker und die kühle Betrachtungsweise, die ohne Liebe und ohne Haß zu Werke zu gehen sich rühmte, kamen wir dahin, der Tragödie eine gewisse Objectivität zu sichern, die plastische Rundung, bei der das Kunstwerk als solches allerdings gewann, die Wirkung desselben aber abgeschwächt und die Frische der unmittelbaren Wechselbeziehung zwischen der Bühne und dem Leben draußen verloren ging.

Es kostete immer einen großen Kraftaufwand des Dichters, wenn er aus seinem Stücke heraus mit dem Zuschauer erst anknüpfen mußte, um ihn für die aufgeführten Scenen zu interessiren. Schiller, auf den wir oben anspielten, traf es insofern glücklich, daß eine von Furcht und Hoffnung und großen Leidenschaften großer, weltgeschichtlicher Ereignisse angestraffte Zeit ihm das Publicum für die Gewalt der Kunst empfänglich machte. Nachher betrat man das Theater ohne Enthusiasmus, ohne Leidenschaft, ohne sich durch großartige Anschauungen stärken und ermuthigen zu lassen. Man kam nur auf der Flucht vor der häuslichen Langenweile in das Schauspiel, allenfalls in schönheitsgläubiger Kunstliebhaberei und die Tragödie durfte sich keine Erschüttrungen des Gemüths, keinen Fanatismus des Zorns, der Liebe, des kühnen Griffs nach ewigen Wahrheiten mehr zur Aufgabe machen. Und diejenigen Stücke unsres großen Meisters, die namentlich aus einem Durst nach Freiheit hervorgegangen waren, mußten die Breter meiden oder auf die Beziehungen zur Gegenwart ausdrücklich verzichten.

Deßhalb ist nicht zu läugnen, das Theater gerieth in Verfall. Die Gegenwart macht Anstrengungen, dasselbe wieder zu heben, aber es bedarf unstreitig ganz außerordentlicher Ereignisse in unsrem Vaterlande, um einen rüstigen Aufschwung der Bühne möglich zu machen. Was würde Lessing zu dem gegenwärtigen Theater sagen! Nur wenn die Bühne wirklich die Interessen vertritt, welche auch draußen wogen, ist es möglich, durch eine scharfe Dramaturgie auch Wirkungen in der Kunst des Lebens hervorzubringen. Uebrigens mögen bei der Aufführung eines neuen Stücks noch so große Anstrengungen gemacht werden, um ein Zischen des Parterres abzuwehren oder ein Klatschen der Gallerie zu bewerkstelligen: dadurch wird seine Popularität nicht begründet und dadurch wird es schwerlich Nationaleigenthum, wie es etwa Wallenstein oder Tell sind.

Eher würde es schon für ein Stück sprechen, wenn dasselbe auf einem Hoftheater nicht ohne Verstümmlung gegeben werden könnte, denn die ästhetischen Fühlfäden der Hofleute sind vorurtheilsvoll gnug. Der wahre Dichter muß deßhalb gegenwärtig noch häufig auf die lebendige

Darstellung seines Stücks auf der Bühne, auf die großartige Wirkung in einem gefüllten Hause verzichten, um sich gedruckt den zerstreuten Kennern in die Hand zu spielen und sich so einer strengern und durchgreifendern, aber auch nachhaltigern Beurtheilung preiszugeben.

Wir sehen deßhalb darin, daß der junge Dichter, welchen wir besprechen wollen, seine Schauspiele der ausgedehntesten Oeffentlichkeit sogleich anheim giebt, ein muthiges Gefaßtsein auf die Kritik, die über den Theatereffect hinausgeht und dennoch hätte er die Dramen jeder Theaterintendanz als unverfänglich übergeben können; dessenungeachtet dürfen aber auch wir sie als wirklich poetische Erzeugnisse dem Leser empfehlen.

Ist das kein Widerspruch: aufführbar und doch von den deutschen Jahrbüchern gut genannt? Accommodiren wir uns dem Burgtheater und der berliner Bühne? oder ist Hans Köster einer der Vermittlungspoeten, welche sich zweierlei Auffassung gefallen lassen?

So gut wie in England giebt es bei uns Deutschen Puncte, in denen wir sämmtlich übereinstimmen, wo alle Parteien sich wie Sir Robert Peel und Lord John Russell die Hand schütteln. Bei uns hat zwar das Kunstgebiet aus guten Gründen die meisten und die am bestimmtesten ausgeprägten Parteien; aber es giebt doch auch hier, wie gesagt, Puncte, wo wir friedfertig und gefällig gegen einander werden, und das ist da am leichtesten der Fall, wo die Kunst hinter das politische Interesse in das Privatleben zurücktritt. Da giebt es Gegenden, wo Jeder die Controverse für überflüssig hält. Und wie es allgemein zugegeben werden wird, daß der erotische Lyriker seine geheimsten Herzensangelegenheiten einmal für sich behalte und daß diese Dinge, die lange gnug ausgeplaudert sind, einmal wieder süßes Geheimniß werden, so ist auf der andern Seite bei dem Drama, welches die Liebe, überhaupt das Familienleben zur Darstellung bringen will, schon viel gewonnen, wenn die Menschen nur erst wieder Freude am Kampfe, am Fanatismus der Phantasie, am schönen, wilden, freien Rausche des Geistes finden, wenn unsre Dichter nur wieder zu Donner und Blitz der Leidenschaft greifen, Mandolin und Gelbveiglein zum Fenster hinauswerfen und selbst in das Haus Saus und Braus, Lust und Licht, starke Intrigue, nervige Liebe und straffen Haß hineinbringen.

Und da ist Shakspeare immer noch der Altmeister: wie er in seinen Tragödien hinter einem bewegten politischen Leben ein bewegtes Familienleben erstehen läßt. So lange wir beides noch außerhalb der Gegenwart suchen müssen, finden wir es bei ihm am gedrungensten, am kernigsten, und hätten wir auch keine Geschichte, so würde Shakspeare's Beispiel es lehren, wie beide ohne einander nicht bestehen können. Wie das öffentliche Leben in das Familienleben, so greift jenes in dieses über, und die staatlichen Verhältnisse bilden stets für das Haus die höhere Nothwendigkeit, das Schicksal; wie überhaupt der Wille der Gesammtheit oder derjenigen politischen Macht, welche diese vertritt, dem Willen des Einzelnen gegenüber, so lange es auf moralische Kräfte ankommt, als das Schicksal, als die Vorsehung oder wie man es nennen will, angesehen werden darf, vorausgesetzt, daß nicht, wie es unser Dichter einmal richtig bezeichnet, die eigne Selbstverblendung die Rolle dieser höhern Macht übernommen hat.

(Schluß folgt.)

Gervinus über Schiller, den Dichter.

Wir Deutschen sind ein wunderlich ernstes, hypochondrisches Volk. Auch wo wir uns freuen, auch wo wir genießen möchten, können wir die Pedantenmiene, die ängstlich prüfende Brille nicht ablegen, und verderben uns so immer selber den besten Spaß des Genusses. Die Poesie ist eines unsrer Lieblingsgetränke, und wie trefflich ist nicht diese herrliche Pflanze seit alter Zeit in unserm Vaterland und namentlich an den reichen Ufern des Neckar- und Mainstroms gerathen; aber nichtsdestoweniger, statt dieses köstlichste Geschenk des Himmels mit unbefangnem Dank uns anzueignen, finden wir den Wein, den uns unsre Dichter kredenzen, so vorzüglich er sein mag, bald zu leicht, bald zu schwer, jetzt zu süß und jetzt zu sauer. Man nehme dagegen unsre Nachbarn, die Franzosen; wir mögen sie immerhin uns gegenüber anmaßend und eitel heißen, aber wie liebenswürdig müssen sie auch uns erscheinen, wenn sie unter einander mit blitzendem Aug' von ihrem Corneille, Racine, Moliere reden, wenn sie mit jubelnder Stimme in das Couplet von Beaumarchais einfallen:

— De vingt rois que l'on encense,
Le trépas brise l'autel;
Mais Voltaire est immortel.

Ganz anders, das gerade Gegentheil sind wir. Wir markten mit unsern ersten Genien um ihren wohlerworbnen Ruhm, wir zerren mit kleinlicher Strenge an ihren unvergänglichen Dichterkronen; es ist eine Thatsache: Wolfgang Menzel liebte es, das strahlende Gestirn Wolfgang Goethe's zu schwärzen, und Hr. v. Schlegel hat den erhabnen Schiller in den Staub gezogen.

Die hier angeführten sind freilich die extremsten Beispiele, die ich hätte wählen können, und es ist allerdings vorauszusetzen, daß auf die maßlose Polemik des erstgenannten Schriftstellers neben seiner unverkennbaren moralischen Entrüstung das unlautre Motiv der Mißgunst und Kritikereitelkeit eingewirkt, und eben so, daß aus den blinden Angriffen des Romantikers neben dem ästhetischen Gewissen eine persönliche Gereiztheit gesprochen haben wird; aber wahrhaftig, auch wenn wir ehrlich und redlich bei unsrer Betrachtung zu Werk gehen wollen, auch dann spielt uns der einseitige Ernst unsrer sittlichen, religiösen, politischen oder wissenschaftlichen Ueberzeugung einen schlimmen Streich um den andern, und eben die Geistvollsten und Besten, heißen sie nun Philosophen, Liberale oder wie sie mögen, pflegen sich selber in beklagenswerther Beschränktheit von den blühenden Zaubergärten des einen oder des andern unsrer zwei Dichterheroen abzusperren!

Man kann sagen, es ist in Deutschland zur Regel mit nur seltnen Ausnahmen geworden, daß Einer, der sich mit

Begeistrung und Liebe in die Goethesche Poesie vertieft hat, die wesentlichen, eigenthümlichen Vorzüge der Schillerschen Muse über die Achsel ansieht, und umgekehrt, daß, wer an den eben so blendenden als großartigen poetischen Prachtstücken Schiller's sich zu erbauen gewöhnt ist, mehr und mehr für die feinern, complicirtern Schöpfungen des Goetheschen Pinsels das empfängliche Organ zu verlieren scheint.

Der eigentliche, dem gewöhnlichen Auge verborgne, aber in Wahrheit unerschöpfliche Reichthum der Meisterwerke des letztren Dichters kann sich freilich der Natur der Sache gemäß nur dem kleinern Kreise derjenigen Leser erschließen, welche ein verständiges Nachdenken und die Erfahrung eines eignen reichen Seelenlebens gelehrt hat, in der dunkeln, geheimnißvollen Kammer, in dem so seltsam verschlungnen Labyrinth des menschlichen Herzens sich zurecht zu finden, und zugleich, wie der gewöhnliche Mann für die angedeutete unvergleichliche psychologische Entwicklung kein Verständniß haben wird, so muß ihm auch die krystallklare Form jener Kunstwerke, jene göttliche Besonnenheit, von welcher Goethe selbst mitten im Sturm und Wirbelwind der Leidenschaft seinen Kiel beherrschen läßt, nicht sowohl als Zeichen und Probe des wahren Genius, sondern vielmehr als Zeugniß für einen nüchternern, vom heiligen Feuer der Begeistrung nicht so recht durchglühten Sinn des Dichters erscheinen. Allein diese Verkennung und Bekämpfung des Goetheschen Genius beschränkt sich ja nicht bloß auf die größre Masse, die von einer Dichtung nicht weiter als stofflich angesprochen werden kann, sondern wie Viele, die Geist gnug hätten, den poetischen Werth der Wahlverwandtschaften, des Wilhelm Meister oder ähnlicher Productionen zu ermessen, lassen sich von den Einflüstrungen ihres einseitigen moralischen oder politischen Gewissens verleiten, die mit der bewundernswerthesten Kunst und Wahrheit gezeichneten und gruppirten Figuren Goethe's für nichtig und unbedeutend zu erklären, und also entweder, so schwer man sich so Etwas überreden mag, die höhere poetische Begabung des Autors in Zweifel zu stellen, oder wenigstens eine bedenkliche Verirrung des zugestandnermaßen eminenten Geistes zu beklagen (als ob übrigens ein wahrhaft großer Geist sich je einmal wirklich verirren könnte!), kurz auf alle Fälle mit dieser verstockten Selbstbornirung auf die dürre Haide ihrer Theorie sich selber muthwillig um den entzückenden Genuß der süßesten, feinsten dichterischen Erzeugnisse des vaterländischen Bodens zu betrügen. — Wie aber mit Goethe, so geschah und geschieht es andrerseits mit Schiller. Zwar hat dieser von jeher, wenn auch nicht gerade um seiner stärksten Seite willen, das zahlreiche Publicum der sogenannten Honoratioren, der Frauenzimmer und jungen Studenten durchweg auf seiner Seite gehabt, dagegen hat sich die gewähltre Classe Solcher, die sich eines eigentlichen, gebildeten Urtheils in ästhetischen Dingen rühmen, zum großen Theil bis auf den heutigen Tag polemisch oder gleichgiltig gegen den schwäbischen Sänger verhalten. Die Romantiker, welche die verschütteten Schätze der mittelalterlichen Poesie wieder ans Licht des Tages zogen und an der liebenswürdigen Naivetät, an der einfachen Wahrheit dieser Dichtungen sich zu erquicken verstanden, waren von einer natürlichen Antipathie gegen die reflectirende, declamirende, mitunter renommirende Muse Schiller's durchdrungen, und vollends waren sie versucht, demselben geradehin das Prädicat des Dichters abzusprechen, als sie weiter mit Hilfe dieser mittelalterlichen Studien erkannt hatten, wie unzureichend das Talent des Verfassers der Johanna, des Tell, des Don Karlos und andrer historischer Stücke gewesen ist, seine Helden und Heldinnen mit objectiver Treue in das richtige Gewand einer ihrem Zeitalter, ihrer Nationalität, ihrem Stande entsprechenden Gesinnung und Bildung zu kleiden. Und wie die Romantiker früher, so in verwandter Weise nachher die Jünger der modernen Philosophie. Sie lernten von Schelling und Hegel, daß in der Kunst der geistige Inhalt und der sinnliche Stoff zu einem neuen specifischen Dritten, nämlich zum Schönen sich verschmelze; eine solche durchsichtige Darstellung der Idee in der spiegelhellen Form, eine solche künstlerische Verarbeitung des Stoffs zum lebendigen Ausdruck der Idee hatten sie zugleich Gelegenheit, an den Werken eines noch lebenden, in ihrer Mitte wandelnden, von ihren Lehrern selber so hochverehrten Meisters zu bewundern, und so kam es auch bei ihnen, daß sie die Leistungen Schiller's herunterzogen oder ignorirten, der jene von den Philosophen dem wahren Dichter beigemeßne schöpfrische Kraft der Phantasie im vollen Sinne des Worts nicht besaß, und insbesondre in dieser Hinsicht mit seinem ältern Freunde gar keinen Vergleich aushielt. Man sieht, beide, die Romantiker sowohl als die Philosophen, begingen den gleichen, großen Fehler. Die Philosophen vergaßen, daß, wenn auch bei einem Dichter, wie bei Schiller z. B., die Ineinanderbildung des Stoffs und der Idee nicht bis zur vollkommnen, ungetrennten Durchdringung beider Theile fortgeht, nichtsdestoweniger in seinen obwohl relativ mangelhaften Werken die reiche Fülle eines gediegnen, tiefen Geistes, wenn nicht auf künstlerisch vollendete, so doch immerhin noch höchst ansprechende und erhebende Weise niedergelegt sein kann. Die Philosophen übersahen diesmal, so auffallend es klingen mag, über der Form den geistigen Gehalt und haben es vielfach vorgezogen, weil sie nicht ganz genießen konnten, in kritischer Wunderlichkeit gar nicht zu genießen. Wie aber die Philosophen ihrer wissenschaftlich gewonnenen Theorie zu Lieb Schiller's werthvolle Gaben verschmähten, so war auch die Verläugnung dieses Poeten von romantischer Seite her ganz auf die ähnlichen hyperkritischen Einwendungen gegründet, welche sie, die Romantiker, wie oben angedeutet wurde, aus ihrer ästhetischen Erfahrung sich abgezogen hatten. Die Einwürfe, die sie machten, muß man eben so gerecht an und für sich als übertrieben auf die Spitze getrieben heißen, wie die von den Philosophen vorgebrachten. Nur Ein Unterschied, könnten wir sagen, findet Statt; der nämlich, daß die Romantik bereits mit allen ihren Sünden, und also mit denen auch, die sie sich gegen Schiller zu Schulden kommen ließ, ungebessert in die Grube fuhr, während bei den Philosophen, die am Ende doch Alles, worin Geist sich ausprägt, in ihren Kreis zu ziehen wissen, eine Beßrung, ein allmälig billigre Anerkennung des großen Schwaben als möglich, ja nothwendig zu denken ist.

Wenn das aber wahr ist, woran ich erinnern wollte, daß der Deutsche noch bis zur heutigen Stunde den Genuß, welchen ihm seine großen Dichter bieten, sich eigensinnig selbst verkümmert, wenn er namentlich je den Einen der zwei größten zu Gunsten des Andern herabsetzen zu müssen glaubt, so hätten wir gewiß die Bemühungen eines solchen Aesthetikers oder Litterarhistorikers mit dem freudigsten Danke zu begrüßen, der einmal einen tüchtigen Anlauf nähme, mit besonnenem Scharfblick die eigenthümliche Stärke und Größe des einen unsrer zwei poetischen Matadors gegen die des andern abzuwägen, und mit umfassendem Tact sowohl einerseits die

ungeschlachte Polemik gegen Goethe, als andrerseits die hypergebildete Bekrittlung Schiller's zu vermeiden. Diesen Scharfblick nun, diese besonnene Unparteilichkeit hat vor Andern der Verfasser der Geschichte unsrer poetischen Nationallitteratur gezeigt und angestrebt; es ist das rühmenswerthe Verdienst von Gervinus, daß er das Eine that und das Andre nicht ließ, daß er kühn gnug war, die Manen Schiller's gegen die Beleidigungen ästhetischer Eifrer zu schützen, und gerecht gnug, in dem Welt- und Hofmann Goethe den ewigen Dichter werthzuhalten.

Auch Gervinus schildert und preist mit beredten Worten den poetisch begabtern Goethe, der mit einem Genie für die Form, wie es seit den goldnen Zeiten Homer's nicht mehr dagewesen, all die verschiednen Empfindungen und Leidenschaften des natürlichen Menschen, alle Wonne und alle Pein eines unbefangen der Fordrung des lebendig schlagenden Herzens folgenden Sterblichen, in seinem Lied, in den mannigfaltigen Gestalten seiner Romane und Dramen, so treu, so wahr, so göttlich vollendet, zu verkörpern wußte. Aber Gervinus' durchdringendem Blick ist auch das Weitre nicht verborgen geblieben, daß nämlich der andre, von Goethe selber so redlich und vielfach gepriesne, schwäbische Dichter nicht etwa bloß der schwächre, unvollkommnere Rival und Nacheifrer des unerreichten ältern Meisters war, dem die Natur wohl das Geschenk eines eisernen, unverzagten Wollens und Strebens mit auf den Weg gegeben, die reichen, ausreichenden Mittel aber versagt und zum Voraus an den glücklichern Freund verschwendet hatte, sondern daß die Kränze Schiller's auf einem ganz andern Felde als die Lorbeern Goethe's blühen, daß seine Stärke und Größe eben da anfängt und sich ausbreitet, wo die Goethesche aufhört, daß nicht etwa die ganze, volle Marmorkammer der dem modernen Dichter sich bietenden Stoffe in Goethe's unvergänglichen Werken erschöpft und verarbeitet, sondern vom Geschick auch noch für Schiller's begeisterte Hand eine eigne, zweite Hälfte reiner, gediegner Tafeln aufbehalten worden ist.

Wenn Goethe im ächten Sinne des Worts dramatischer Dichter wäre, was Viele voraussetzen, weil er mehrfache Dramen geschrieben hat, dann freilich wäre keineswegs abzusehen, wie neben ihm Schiller sich noch halten wollte und nicht vielmehr vor dem Allesvermögenden mit seinem nach Umfang und Qualität beschränktern Talent bescheiden in den Hintergrund zurücktreten müßte. Aber das ist es ja eben, was man sich endlich einmal eingestehen sollte: auch das Genie Goethe's, den man lange Zeit als den schlechthin absoluten Dichter veneriren zu müssen glaubte, auch sein großes Genie hat, nach der extensiven Seite betrachtet, seine bestimmt gezogne Größe, und wurde auf erfreuliche Weise, wie Goethe selbst wußte, von dem Schillerschen ergänzt. Die Goetheschen Dramen alle zusammen, so fein und sicher sie auch durchgeführt sind, so unendlich viel Poesie in denselben ohne Frage steckt, — sie sind nicht mit dem Griffel eines Dichters niedergeschrieben, der in der eignen schwellenden Brust es nachgefühlt, wie der willendurchglühte, handelnde Mann in kühnem Muth einen Gang wagt selbst mit dem gigantischen, unbezwinglichen Schicksal. Wir haben in den Goetheschen Dramen nicht anders, als in seinen übrigen poetischen Productionen, die stets neu wiederkehrende, freilich jedesmal musterhafte Lösung eines psychologischen Processes, welchen ein weiches, genießendes, passives Subject mehr in geräuschloser, innerlicher, dem Roman sich eignender Weise durchzuleben hat. Von Schiller dagegen werden wir, wie von dem wahrhaften Tragöden zu erwarten steht, auf den Schauplatz einer großartigen Verwicklung, in das lärmende Gedränge der energischen Schlacht, auf den eigentlichen dramatischen Grund und Boden geführt, wo trotzige Könige und Fürsten, beherzte Bürger und Völker mit entschloßner Hand um das kostbare Gut der Freiheit würfeln. Also, mit Einem Wort, was Goethe uns nicht bieten konnte, das bietet uns der Schöpfer des Tell oder des Wallenstein, und wenn der Dichter als solcher zehnmal hinter Goethe zurücktreten muß, haben wir nichtsdestoweniger dem Himmel auf den Knieen zu danken für den Einzigen aus unserm ganzen Stamm, mit dem wenigstens der Geist der Tragödie gewesen ist. —

Das Analogon übrigens einer solchen Incarnation des deutschen Geistes in zwei sich einander erst wechselseitig ersetzenden und ausgleichenden Subjecten haben wir, wenn ich nicht ganz irre, ungefähr zur gleichen Zeit auf dem Gebiete der Musik gehabt. Oder ist nicht der Componist des Figaro und Don Juan der unübertroffne Meister in der Darstellung aller jener, wenn wir so sagen wollen, naiven, sinnlich geistigen, menschlichen Regungen und namentlich also der geschlechtlichen Liebe, ganz wie Goethe, und steht ihm nicht als conträrer, ergänzender Pol, mit seinen mächtig rührenden Aufgeboten zu unsrer sittlichen und staatlichen Wiedergeburt, der Schöpfer des Fidelio und der Egmontouverture gegenüber, ähnlich wie Goethe'n Schiller? Auch Beethoven läßt sich mit Mozart wohl in Hinsicht der Form vergleichen, und es ist sicher, daß er darin den cavaliere filarmonico so wenig erreicht hat als Schiller Goethe'n, aber in der Sache selber dürfen wir den einen der beiden deutschen Componisten so wenig als einen der beiden vaterländischen Dichter zum Nachtheil des andern erheben, weil Jeder Original ist und ein eignes vom Andern nicht zu betretendes Feld seiner Größe hat. So können wir also mit gleichem Recht und Genuß heute den himmlisch heitern Melodien Mozart's entzückten Beifall spenden und morgen unsre bewegten Herzen den erhabnen Accorden Beethoven's öffnen; so wollen wir im großen Pantheon der Unsterblichen mit triumphirender Hand die Büste Goethe's zwischen die Homer's und Raphael's einreihen, aber auch mit gerechtem Stolz dem Standbild unsres Schiller in Shakspeare's heiliger Nähe den ruhmvoll erworbnen Platz vergönnen!

Theodor Ruoff.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 103. 2. Mai. 1842.

Köster „Schauspiele."

(Schluß.)

Daß die Poesie, namentlich wenn sie nicht Stimmungen und innre Seelenzustände, sondern Handlungen, die handgreiflichen Resultate der Gemüthsbewegungen schildern will, in das Mittelalter greift und hier vorzugsweise wieder Fürsten und Adel in den Vordergrund treten läßt, ist auch abgesehen von der historischen Rechtfertigung dadurch hinlänglich motivirt, daß dort, wo die größte äußre Unabhängigkeit des Lebens herrscht, auch am ersten eine geistige Fülle und Selbständigkeit, ein geistiger Luxus möglich ist. Dort bleiben die Gestalten nicht bei kühnem Aufschwunge in dem Wunsche stecken, sondern gebieten auch über die Mittel, ihren Sinn durchzusetzen. Auch in den Fürsten, auch im Adel und den Geschlechtern der Städte des Mittelalters steckt ein starkes Freiheitsstreben: nur daß der feudale Egoismus allein und auf Andrer, Schwächrer Kosten frei sein will. Da schätzt man seine Kräfte nach dem Grundsatz, daß, wer sechs Pferde halten kann, über vier und zwanzig Beine zu verfügen hat und verfügt eben so gern über je mehr Arme desto lieber, während die Principien der neuern Zeit die Freiheit Aller in Anspruch nehmen und dieselbe nicht mehr der Zufälligkeit der Geburt, sondern der Intelligenz vindiciren.

Wenn deßhalb Hans Köster seinen poetischen Stoff aus dem reichen Leben der schottischen Rose, der Hohenstaufen, der Geschlechter von Florenz und Ravenna nimmt, um großartige, energische Charaktere in der Leidenschaftlichkeit des Familienlebens zu schildern, so wollen wir ihm das um so mehr Dank wissen, als er mit strenger historischer Kenntniß, mit dem totalen Costüm der Zeit die Feinheit moderner Cultur zu verbinden und ein tiefes und gedankenreiches Seelenleben mit dem lauten Treiben des Mittelalters in schönen Einklang zu bringen weiß.

Wir können den Standpunct des Dichters näher so bestimmen, daß er Shakspeare, Goethe, Schiller litterarhistorisch genommen zu seiner Voraussetzung hat, den erstern aber vorzugsweise nachahmt, alle romantische Mystik ignorirt und mit reicher Phantasie, mit scharfer, namentlich das Weib durchschauender Menschenkenntniß, mit einem kecken Humor und einer klugen Dialektik selbständige Kunstwerke geschaffen hat, die freilich nicht auf den Vorposten, nicht bei den Wachtfeuern und Zelten des poetischen Feldlagers, aber doch unter den friedlichen der Kämpfer gedenkenden Heimgebliebnen das rüstigste Treiben entwickelt.

Daß der Dichter zu einem Stoffe, wie Maria Stuart griff, erfüllte uns mit einem guten Vorurtheil. Denn diese schottische Königin bleibt immer eine außerordentlich reiche Erscheinung in ihrem Leichtsinn und ihrer Weibeshoheit, in ihrem von Liebe und Haß, Glück und Unglück viel bewegten Leben. Und wenn Schiller und Scott sie schon groß, klug, reizend unglücklich darstellen, so muß sie um so interessanter da werden, wo sie nicht als Gefangne zu leiden, sondern als Königin zu herrschen hat. Wenn jene Dichter ihr unsre wehmüthige Theilnahme vindiciren, so dürfen wir hier, wo sie als machtbekleidete Fürstin und als ein in ganzer Weiblichkeit auftretendes Weib erscheint, um so mehr zugleich für das Schöne und Weibliche erglühen, müssen dagegen aber auch unsre ganze für das Menschenwürdige und Gerechte erregte Besonnenheit zusammen nehmen, um den Künsten der Verführung nicht anheimzufallen. Es ist dem Dichter wirklich gelungen, ein schönes Bild zu entwerfen. Er hält sich freilich meist in den innersten Gemächern des Königsschlosses, doch geht hier gnug vor, um zu beweisen, daß Maria Stuart Energie gnug hatte, um darauf zu bestehen, Alles nach eigner Machtvollkommenheit zu entscheiden und zu leiten und ihre Liebesintriguen mit der Wichtigkeit von Staatsangelegenheiten und die Staatsangelegenheiten wie Liebesabenteuer anzusehen. Ihre Stellung brachte es ja außerdem mit sich, daß das leichtsinnige Privatleben der Königin nie ohne Bedeutung für das ganze Reich blieb. In Köster's Darstellung muß man Maria Stuart oft als Weltdame bewundern und doch hassen, man muß ihr als Königin huldigen und sie doch entthront wünschen, man muß sie als Weib bezaubernd finden und sich doch vor ihr hüten. Widerwärtig wird sie niemals und doch findet man ihre Gefangennahme von Seiten ihrer Vasallen, und will man aus der Erinnrung an Scott und Schiller ihre Gefangenschaft und ihren Tod hinzunehmen, nur gerecht. Die Haupthandlung bezieht sich auf Riccio's Verhältniß zu der Königin. Wir sehen, wie die schottische Rose nach der Ermordung ihres Günstlings Chastellets einen Mann ehelicht (Heinrich Darnley)

nicht aus Neigung, nicht aus Politik, sondern aus Eigensinn, um auch ihm augenblicklich wieder untreu zu werden. Ein phantastisches Gewebe von phantastischem Liebesglühen und weiblichem Wankelmuth. Unstreitig ist die Scene, wo die Königin den im Arbeitszimmer eingeschloßnen Riccio überrascht, von dem lebendigsten Feuer, voll unverstellter, aufrichtiger, höchst graciöser Sinnlichkeit, um die Ermordung Riccio's durch Heinrich Darnley und dessen eigne Ermordung damit desto furchtbarer contrastiren zu lassen. Doch scheint uns in der Scene S. 73, wo nach der Ermordung Riccio's Maria Stuart in Ohnmacht sinkt und beim Erwachen geträumt zu haben wähnt, die Wahrheit um der schönen Form willen beeinträchtigt zu sein. Denn ein so schauderhaftes Ereigniß mußte sich der Seele in zu grellen Farben eingeprägt haben und mußte nach dem Erwachen sich mit der Gewißheit des Schreckens zu bestimmt wieder aufdrängen, als daß Maria über die Thatsache den geringsten Zweifel hegen konnte. — König Heinrich wird auf Anstiften der Königin ermordet, weil sie seine Herrschaft, die er über seine Gattin ausüben will, nicht ertragen kann und er kein Hehl hat, daß er ihren Riccio zugleich aus Eifersucht und Verachtung gegen den frühern Genossen seiner Ausschweifungen hat aus dem Wege räumen lassen. In der Trauer über Riccio's Tod kommt Maria Stuart endlich zur Besonnenheit über ihr wildes Leben und der Königin allmäliges Anheimfallen an die rächenden Mächte des Gewissens und des verletzten Rechtsgefühls im Volke bereitet sich auf höchst interessante Weise. Der Dichter hat sein Stück nicht Tragödie, sondern Schauspiel genannt, weil es allerdings der strengen Regel von jener nicht entspricht. Es treten nämlich im Stücke eigentlich drei sich bedingende Katharsen ein, wovon die letzte anscheinend die mildeste, die Form der Gefangennahme ist, während die übrigen in Mord enden. Doch möchten wir behaupten, daß die Gefangennahme am Schluß des Ganzen dadurch ihre gesteigerte Bedeutung erhält, daß sie eine für ganz Schottland verhängnißvolle wird, das Reichsoberhaupt, die Königin betrifft; während der Mord Riccio's, König Heinrich's halb und halb wenigstens Privatsache bleiben, indem die Erbittrung der Vasallen noch im Werden begriffen, noch nicht zum Ausbruch gekommen ist. Gerade dieses allmälige Herannahen der Rache, diese in der eignen Brust wühlenden Dolche des Gewissens sind unstreitig eine feiner angelegte Sühnung, als plötzlicher (hier freilich auch unhistorischer) Mord und wir meinen, der Dichter hätte sein Drama dreist eine Tragödie nennen dürfen: um so mehr, als das ganze Colorit das der historischen Tragödie, edel und zeitgetreu gehalten und die Perspective, wenn auch kurz und nicht durch Seitengruppen gehoben, doch in der Psychologie klug und in der Plastik der Individualität kräftig und sicher ist.

In Konradin schließt sich der Dichter freilich an die Regeln der Dramaturgie enger an; die Tragödie ist unstreitig die bedeutsamste von den vier gegebnen und liefert uns wenigstens dem Hauptheldeu nach einen deutschen Charakter. Die übrigen sind freilich hauptsächlich Welsche, aber doch ringen in der Tragödie eine Menge deutscher Elemente, auf die wir später kommen werden. Das historische Factum ist bekannt: Konradin macht den Versuch, den Besitz von Apulien und Sicilien, worauf er angestammte Rechte zu haben meint, Carl von Anjou abzugewinnen. Das Unternehmen scheitert und der Hohenstaufe stirbt in der Gefangenschaft. Der Dichter hat im ganzen Stück die christlich=romantische Weltanschauung festgehalten, doch ist sie durch die Einmischung eines classischen und germanischen Elements — das man bei der poetischen Auffassung namentlich der Hohenstaufen kaum noch gewohnt ist — ungemein gekräftigt und zum historischen Style durchgebildet. Freilich ließ sich die mittelalterliche Befangenheit, welche im politischen, wie religiösen Feudalismus nur Personen, nicht Ideen zur Anerkennung bringt, nur Dynastien zum Siege verhilft oder sie stürzt, ohne dadurch andre Grundsätze eintreten zu lassen, nicht bannen, eben weil sie historisch ist. Im vorliegenden Falle kommt es darauf an, ob das Haus Anjou oder das der Hohenstaufen das alte Reich der Normannen besitzen soll. Selbst die Macht, welche auf Petri Stuhl stieg, das romantische Fatum zu repräsentiren sich anmaßt und auch so weit consequent ist, daß mit Recht gesagt werden kann, derselbe Stuhl wechselt nur den Ueberzug, sucht nur im treulosen Schwanken zwischen den Parteien den eignen egoistischen Vortheil. Und deßhalb kann das Drama, welches seinen Stoff aus dem Mittelalter nimmt, seine Handlung eigentlich nur zwischen die Gewalt der Waffen und die persönliche Willkür und Intrigue legen. Es handelt sich um persönliche Tapferkeit, um die Wahrnehmung persönlicher Vortheile und die uneigennützige Aufopfrung für eine große Idee kommt noch nicht auf. Die Argumente des Schwerts und der absolute Wille des Machthabers, des Siegers, und seine persönlichen Leidenschaften entscheiden Alles. Wo sich das Bewußtsein der Zeit, die Stimme des Volks oder die klare, freie Einsicht von den auf Gründe und Beweise Gewicht legenden gelehrten oder praktisch tüchtigen Männern geltend zu machen sucht, kommt dieselbe bei den Dynasten selten zur Anerkennung. Selbst die Meinung ist in jener Zeit leibeigen und die, welche für dieselbe in die Schranken treten möchten, stehen zu vereinzelt, als daß sie Nachdruck zu geben vermöchten. Deßhalb ist auch in der vorliegenden Tragödie Waffengewalt, Feudaltreue oder Feudalverrath und persönlicher Eigennutz auf der einen, und auf der andern Seite die romantische Liebe der Inhalt. Das wesentliche Verdienst des Dramas besteht aber darin,

daß die auftretenden Männer wirklich Männer sind, daß die Frauen kräftig schöne Gestalten, so daß eine sogar, was eigentlich dem romantischen Princip zuwider, einen Selbstmord begeht, statt den schwächlichen Nonnenschleier zu nehmen; daß Naturanschauung keine minniglich sentimentale, sondern eine frische nordisch rauhe, südlich reiche ist; daß eine im germanischen Wesen tief begründete Achtung vor dem ehrenhaften selbständigen Manne, vor der über den Feudalismus hinausgehenden Freiheit des Menschen wenigstens andeutungsweise überall durchdämmert.

„Weh eurem Stamm, wehe uns Allen,
Wenn einst die Völker folgern, was wir schlossen",

sagt der Graf von Flandern zum König Carl.

Konradin ist die Hauptperson und unstreitig ein sicher und sehr schön gezeichneter Charakter, der jugendliches Feuer und Thatendrang in sich spürt,

— „Wer sich zum Handeln stets zu jung erfindet,
Der wird in Thaten nimmer männlich werden" —

und durch einen alten tapfern Freund seines Vaters, Johann von Procida, fast ein Achill durch Odysseus, von Hohenschwangau aus den Armen seiner Mutter in das Kriegsfeld entführt wird. Die Kaiserin Elisabeth wird durch das Beispiel jenes Sparterweibes, die sechs Söhne im Kampfe hatte fallen sehen, dem siebenten heimkehrenden fluchte, zur Einwilligung in den Ritterzug des Sohnes gezwungen. (Vorspiel.)

Das fünfactige Drama ist dann sowohl Charakter- als Schicksalstragödie, insofern alle Charaktere, Konradin selbst, wie Carl von Anjou und alle Hauptpersonen, von denen der Gang der Geschichte abhängt, aus einem ihnen selbst nur halb bewußten, jedenfalls vom Selbstbewußtsein nicht beherrschten Drange getrieben werden: die Entscheidung hängt von einer Schlacht ab und ihr Ausgang ist doch bei aller Kälte und Umsicht der Führer als Totalität wie gewöhnlich von jenen unvorhergesehenen, selten mit in Anschlag gebrachten Umständen bedingt, die man Glück zu nennen beliebt. Bis zum Schluß des zweiten Acts interessirt uns besonders die jugendliche Thatenlust Konradin's, sein muthiges Abwägen der Umstände, sein Stolz und seine Beweglichkeit. Er durchschaut die Umstände, aber die Menschen nicht: das ist sein Unglück und der Contrast der drei letzten Acte gegen die frühern ist desto schroffer, als gerade ein Sieg Konradin's und seine völlige Niederlage unmittelbar mit einander grenzen. Die Hoffnung giebt Konradin selbst im Elend, auf der Flucht nicht auf, er entsagt selbst der Liebe, was einem romantischen Charakter vorzüglich schwer fällt und daß er gerade in diesem Puncte offen, besonnen, dialektisch klug auftritt, bereitet seinen Untergang desto rascher. Besonders hat uns deßhalb das Zusammentreffen Konradin's mit Johanna Frangipani im Venustempel zu Rom und nachher bei den Fischern am Meeresstrande interessirt, indem darin zugleich eine innige, kecke und ihres Erfolgs gewisse Seelenmalerei sich bewährt; wie denn überhaupt nicht zu übersehen ist, daß der Dichter durch Raschheit und Weglassung mancher leicht zu errathenden Zwischenscenen glückliche Effecte in modernem Sinne hervorzubringen weiß.

Im Kerker erinnert Konradin allerdings an Egmont, indeß bleibt seine Haltung doch originell gnug, so daß wir daraus keinen Tadel machen wollen. Aber wenn es schon auffällt, daß Egmont so wenig zu seiner Befreiung unternimmt, so ist es hier noch sonderbarer, daß dem herzhaften Konradin die Flucht nicht einmal in den Sinn kommt. Freilich kann der Dichter ihn weiter sehen lassen, als wir sehen, und vergebliche Versuche unterbleiben besser. Aber da hier doch so viele Gemüthszustände geschildert sind, so hätte man den Gedanken auch gern auftauchen gesehen, indem sonst die deutsche Ehrlichkeit gar zu leicht in den Verdacht der Unbehilflichkeit kommt und sie die List nur zu verschmähen *scheint*, im Grunde aber dieselbe entbehrt. Uebrigens ist Konradin's Annäherung an des Kerkermeisters anfangs so herzlose Tochter mit großer Zartheit geschildert. Die Scene, wo die anfangs so barsche sagt:

„O weine wieder! — ich will mit dir weinen",

ist vortrefflich und daß ein am Leben mit all seiner Pracht und namentlich an einem Mutterherzen hängendes Gemüth bei der Voraussicht des frühen, zu frühen Todes weint, wollen wir keineswegs für unmännlich halten, wiewohl der christliche Held im Gegensatz zu dem griechischen eigentlich, wie Lessing einmal scharfsinnig durchführt, nicht weinen sollte. Hier ist die in Thränen ausbrechende Trauer wirklich schön motivirt. Eben so zart wird die Scene herbeigeführt, wo Konradin Angela an sich ziehend sagt:

„O Angela, welch Himmel gleicht dem Himmel,
Der mir in Deinem Herzen sich geöffnet!
Und sterben jetzt! — o ja es ist doch hart!"

Und Angela antwortet:

„Du sollst nicht sterben, meine Hände wachsen
Um Deinen Nacken, unzertrennlich fest",

wo dann der rohe Kerkermeister, der gelauscht hat, plötzlich hervortritt:

Ja, ja, ich irrte nicht! Heisa seid lustig!
Es kommt Musik zu Euren Melodein.
Schling Deine Arme um den Leib der Dirne,
Füll' sie mit jenem Feu'r, das dich durchtobt u. s. w.

Der Schluß würde leicht etwas Unmännliches gewonnen haben oder an Schiller's Maria Stuart erinnern; deßhalb ist es gut, daß der Dichter ihn sehr rasch vollzieht: es herrscht darin eine ungemein stille und tief tragische Lyrik.

Bei den beiden folgenden Stücken, die von weniger Bedeutung sind, wollen wir uns kürzer fassen.

Luisa Amidei hat nämlich eine Liebesintrigue zum Gegenstande, die nicht arm an Verwicklungen, an kräftigem Witz und auch für unsre Zeit passenden frischen Wortspielen ist; italienische Verschmitztheit, ausgefeimte Intriguen unter den Männern und Weibern und wieder eine treffliche Beobachtung des weiblichen Gemüths; aber für die Tragödie fehlt es hier an tief ernsten Momenten, wo die Macht des Charakters uns in ernste Spannung versetzt und die Wucht der ideeerfüllten Lebensforderungen die Schultern der Gestalten drückt. Blutige Thaten ohne die wahrhafte Begründung in den Leidenschaften, in dem Conflicte starker Geister und ohne den festen, unerschütterlichen Hintergrund der sittlichen Ordnung verfehlen ihre ästhetische Wirkung, überzeugen nicht von der Wahrheit der Poesie, bleiben Spiel. Luisa Amidei ist ein liebenswürdig kindlicher Charakter; Aldruda Donati eine vornehme Sorte Weiber, wie die Amme in Romeo und Julie, und sie interessirt; Regina Donati, ihre Tochter, ein Charakter südlicher

Gluth, rächt sich an der Schwäche des Gatten durch einen Ehebruch, den man in dieser Form zu vertheidigen in Versuchung geräth. Aber ohne daß wir den derben Humor der untergeordneten Personen als weniger ergötzlich verbannen möchten, läßt sich nicht läugnen, daß das Ganze mehr komische Elemente enthält, als tragische. Schon der Tod Importuni's am Schluß des zweiten Acts ist nicht ernst und zwingend gnug herbeigeführt, um Wehmuth, Zorn, Lust an der Rache beim Zuschauer zu wecken. Er ist zufällig, nicht durch die starre Nothwendigkeit des starren Willens der Handelnden erzeugt und da Importuni's ganzes Betragen, sein ganzer Betrug reiner Menschen mehr das Product des Leichtsinns als der Bosheit oder Tücke war, so bleibt die Rache zu leichtfertig, zu wenig Kampf, als daß man darin die dämonische Macht eines wachenden Schicksals erkännte. Eben so ist der Mord des alten Oderigo Amidei mehr die That gedankenloser Uebereilung, als tief brütender Pläne, und man bleibt bei dem Gedanken des Spiels weilen. Wir meinen, eine weniger extreme Rache an dem alten Manne, der dem Boten des treulosen Bewerbers um seine Tochter Empfindliches gesagt hatte, würde eine überzeugendre Wirkung hervorgebracht haben. — Mit dem dritten Act wird die Haltung des Ganzen allerdings tragischer. Man sieht, es war dem Dichter erst um eine Ursache zu thun, die Stirn zu verfinstern; aber doch fehlt den Scenen die eigentliche Verastung in einer sittlichen Volksbreite, um darin die Schranken der Willkür zu finden. Die Frevelnden handeln ohne eine Gerechtigkeit, ohne Staat oder Kirche fürchten zu müssen, und nur die Blutrache ist es, die sie ereilt. Dieser Mangel einer höhern, über die Scene hinausgehenden Weltanschauung, der den Charakteren etwas Ephemeres giebt, rächt sich denn auch besonders am Schlusse, wo der Mord eines der unverwüstlichsten Charaktere (Moska) durch einen feigen Knecht nicht etwa voll tiefsten Ingrimms oder voll Ironie, sondern scherzweise vollführt wird:

Pedro (ersticht Moska).

„Nehmt es nicht übel, es war nur um den Versuch, Euer Gnaden."

Außerdem ist es wohl etwas aus der Rolle gefallen, wenn die sterbende Luisa, deren Welt ihre Liebe, ihr Vater und Madonna war, ausruft:

„Die Zucht entschwindet und die Sitte weicht,
Die Wissenschaft verstummt, die Kunst verhüllt sich."

Dieser Satz ist gegenwärtig leider außerhalb des Dramas recht gründlich motivirt, nur nicht, worauf es hier ankommt, in demselben.

Auch an Polo und Francesca muß die Kritik bei allen Schönheiten in den Einzelnheiten des Stücks, doch in Hinsicht des Romans desselben Mancherlei aussetzen. Wieder eine Liebesintrigue. Es ist bei der unendlichen Ausbeutung, die der Stoff schon erlitten hat, sehr schwer, stets neue Verwicklungen zu erfinden und hier stets Originalität mit Wahrscheinlichkeit zu verbinden. Wir läugnen auch nicht, daß, sobald einmal der Aufzug des dramatischen Gewebes gegeben ist, der Einschlag sich mit großer Kunst hineinwirkt, und die Ausführung der einzelnen Scenen sich mit scharfer und zugleich phantasiereicher Dialektik darlegt: allein die Grundzüge selbst, die Novelle des Dramas, ist nicht ohne Härten und läßt manchen Zweifel übrig. Um es kurz zu sagen, liegt dies darin, daß in dem Stücke merkwürdigerweise leidenschaftliche Handlungen ohne Leidenschaft vollbracht werden. Es fehlt dem Stücke, das gute lyrische Scenen enthält, doch der epische Hintergrund, es fehlt der Hintergrund der sittlichen, politischen Welt; und die Klugheit der modernen Cultur, welche dem noch so objectiv gehaltnen Kunstwerke nicht fehlen darf, wurde nicht gehandhabt. Daß ein Mann, um die in Gefangenschaft gerathne Gattin wieder zu bekommen, seine Tochter selbst gegen ihren Willen vermählen will; daß eine Stiefmutter selbst ihre Stieftochter um des Gatten willen ohne Liebe verkuppelt, läßt man sich unter den hier gegebnen Motiven allenfalls noch gefallen. Daß aber ein Edler, der seine körperliche Mißgestaltung und sein unliebenswürdiges Wesen kennt und das von der Mutter des Mädchens vorgeschlagne Mittel der Täuschung durch eine Zwischenperson verächtlich findet, dennoch darauf eingeht; übrigens von achtungswerthem Charakter und ruhiger Umsicht dennoch auf kein weniger empörendes Mittel der Verständigung und Aussöhnung verfällt, hat etwas Unbehilfliches, Befangnes, das man hier nicht begreift. Durch große Leidenschaftlichkeit, durch die Raserei der Empfindungen konnte jene Handlungsweise motivirt werden, keineswegs aber durch ruhige, friedliche Dialektik. Uebrigens herzliche Menschen können nicht so boshaft sein, ein weibliches Wesen durch die Täuschung in ihren zartesten Herzensangelegenheiten unglücklich zu machen. Es ist nicht einmal jugendlicher Leichtsinn, welcher die Verwicklungen brachte und endlich ernstliche Entwicklungen forderte! Und gar nachdem die Enttäuschung stattgefunden und es zur Besprechung der Brüder, von denen jeder entsagen will, gekommen ist, die Katastrophe mit einem vierfachen Morde herbeizuführen! Nein dieses Stück, das letzte im Druck, scheint das erste der Zeit des Entstehens nach zu sein.

Fassen wir also unser Urtheil über den Dichter noch einmal zusammen, so stellt sich heraus, daß in ihm unstreitig ein entschiednes Talent erwacht ist, welches Shakspeare mit Glück nachahmt, schon sich so weit emancipirt hat, daß es uns zu der Hoffnung berechtigt: es werde in künftigen Stücken in ganzer Selbständigkeit hervortreten. Die Kraft ist da, es kommt nur auf die Wahl des Stoffs an. Der Dichter hat bisher das Privatleben als Hauptsache betrachtet, jetzt trete er in das öffentliche, wo sein gesunder und kräftiger Sinn gewiß bald Charaktere finden wird, die seinem Thatendurst entsprechen. Er vertiefe sich nicht zu sehr ins Mittelalter, sondern greife zu einem historischen Factum, worin der Puls der Gegenwart, die Freiheit sich rührt, und wir sind überzeugt, Hans Köster wird Epochemachendes leisten. Denn man sieht es seinen Stücken an, wie er für das Große und Geistesmächtige und Geistesfreie erglüht, und sobald er dieses nur ergreift, wird es ihm klar werden, daß nicht mehr in der Liebe, in der kriegerischen Tapferkeit (die nie zu verachten), aber hauptsächlich in dem politischen Kampfe, der die Waffen des Geistes schwingt und sich über die Rohheit der Erobrungssucht, der Rache, der Herrschsucht, des Feudalismus erhebt, der zeitgemäße Aufschwung des Mannes besteht.

Adolf Bock.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 104. 3. Mai. 1842.

Lehrbuch der physiologischen Chemie von Dr. L. G. Lehmann, Privatdoc. an der Univ. zu Leipzig. Leipzig 1842, Engelmann.

Zwei einander völlig entgegengesetzte, durchgreifende und in oft entlegnen Beziehungen nachwirkende Bestrebungen theilen jetzt wie sonst, aber entschiedner vielleicht in unsrer Zeit die Arbeiten der Naturforscher, wo sie sich auf das Ganze des organischen Lebens und das des unorganischen Daseins, so wie über ihr wechselseitiges Verhältniß zu einander verbreiten. Das vorliegende vortreffliche Werk, das mit seiner entschiednen Tendenz überdem zuerst in größrer systematischer Bearbeitung die physiologische Chemie behandelt, kann in dieser Hinsicht das allgemeinre Interesse erregen, welches man an den umfänglichern Resultaten der Wissenschaft zu nehmen pflegt.

Während früher allgemeiner in demjenigen, was der Sprachgebrauch als Todtes oder vielmehr Unbelebtes von dem Kreise des eigentlich sogenannten, organischen Lebens abtrennt, nur das automatische Walten zufällig zusammengekommner Kräfte gesehen wurde, ohne ein vorbestimmendes Princip, welches den Verhängnissen dieses physikalischen Schicksals im Einzelnen wie im Ganzen ausschließliche Bahnen vorschrieb: pflegte dem entgegengesetzt das Lebendige und seine Veränderungen dem arbiträren Belieben organischer Mächte überlassen zu werden, die mit dem gegebnen physikalischen Stoffe des Lebens alles dasjenige vornahmen, was nach der Natur des Stoffes selbst dann unmöglich ist, wenn es Kräfte gäbe, die wirklich auf denselben mit den vorausgesetzten Weisen der Einwirkung influiren könnten. Eine doppelte Unmöglichkeit ist indessen nicht hinreichend, um eine eigenwillige Phantasie von einem Wege der Betrachtung abzulenken, auf den sie durch Gewohnheit oder die Inspiration einer unglücklichen Stunde verschlagen worden ist; daher finden wir, daß nicht nur die abgelebten Träume über die Lebenskraft, die mit Nichtachtung aller Gesetze des Mechanismus dennoch über den diesen unterworfnen Stoff waltet, noch weit und breit ihre Herrschaft in der Ausbildung medicinischer Theorien ausüben, sondern wir sehen, daß die häufig irrthümlichen Grundbegriffe, die man dem organischen Leben abgelauscht zu haben glaubt, auch auf das Gebiet des unorganischen Daseins übergetragen werden. Man muß zugestehen, daß diese eine Richtung der Naturbetrachtung, welche überall das, was sie organische Principien nennt, sucht und zu finden glaubt, weit verbreitet und in gewissem Sinne systematisch bearbeitet ist; man muß selbst zugeben, daß ein wahres, obwohl in der Ausführung mißverstandnes Bedürfniß ihr zu Grunde liegt, und daß die Erfolge der empirischen Naturerkenntniß selbst ihr in ihrem Vorhaben Vorschub geleistet haben. Das wahre Bedürfniß, dem sie abzuhelfen strebt, ist eben jenes oben angedeutete; der Geist der Betrachtung, der durch den Einfluß neuerer philosophischer Bestrebungen rege geworden ist, verlangt, daß auch in der unbelebten Natur, obwohl sie nicht so offenbar wie das lebende Thier ein geschloßnes System zusammenstimmender Thätigkeit bildet, dennoch die großen Züge und Associationen der physikalischen Processe ihrem Vorhandensein und der Art ihres Vorkommens nach in bestimmte Bahnen eingeschlossen seien; während die mathematisch-mechanischen Bedingungen allerdings nur die Möglichkeit der Vorgänge im Einzelnen begründen, ohne für die Disposition der Umstände zu sorgen, unter denen sie sich zu solchen Zusammenhängen verbinden, wie wir sie beobachten, und wie sie allein Erscheinungen der *Natur* und nicht bloße abstracte Fälle der Wissenschaft sind. Diese Frage nach den *empirischen Grundformen* der *Verwendung und Benutzung abstracter Gesetze*, an die Stelle der frühern teleologischen Naturansicht getreten, sucht nicht eben besondre Zwecke, sondern eine vernünftige Bedeutung überhaupt in der Natur, vermöge deren die einzelnen Vorgänge nach gewissen typischen Zusammenhängen ineinandergreifen, deren Bedeutung für das Ganze der Weltordnung von jedem Beobachter nach seinen individuellen Ueberzeugungen ausgebildet zu werden pflegt. Will man nun diese Formen des Geschehens organische nennen, so steht der Gebrauch des Wortes wohl frei, allein unmittelbar mit dem Worte hat sich der Irrthum eingeschlichen, als müsse man diejenigen speciellen empirisch gegebnen Formen des Geschehens, die sich an den in ganz anderm Sinne sogenannten organischen Wesen zeigen, auch auf den Kreis der übrigen Erscheinungen übertragen und so das eine Beispiel eines allgemeinen Verhaltens durch die Terminologie eines andern Beispiels aufklären. So verbreitet sich eine Theorie von dem *Leben* aller Dinge, der Unmöglichkeit

eines Unbelebten, einzig gestützt auf die Verwechslung zweier Begriffe, dessen nämlich, was allein die Sprache Leben nennt, und dessen, was überhaupt als Dasein gewisse Bedingungen seiner regelmäßigen Entwicklung hat. Und da von dem thierischen Leben selbst, dessen Eigenthümlichkeit man überall wiederfindet, sich noch immer der Glaube erhält, als bestehe sein Charakter in etwas Anderm, als in einer besondern Form der Zusammenfassung rein physikalischer Begebnisse, so wird durch diesen doppelten Irrthum eine dem ursprünglichen Antriebe der Betrachtung völlig fremde Verwirrung der Untersuchung hervorgebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Monaldeschi oder die Abenteurer. Tragödie in fünf Abtheilungen von H. Laube.

Berlin, den 10. April.

Es war einmal ein Mann, der zum erstenmal in seinem Leben heirathete. Er fürchtete, den Morgen seiner Hochzeit zu verschlafen, befestigte daher einen Bindfaden an den großen Zehen, leitete jenen unter der Thür weg, und befahl seiner Aufwärterin, am Morgen recht stark an der Leine zu ziehen und ihn so aufzuwecken. Seine Haushälterin aber war böse, daß er sie nicht heirathete, und beschloß sich zu rächen. Kaum war der gute Heirathscandidat in den ersten Schlummer, in den ersten hold vorahnenden Traum verfallen, als seine treue Dienerin schon die Leine zog. Jener voll Hast auf und will sich ankleiden; sie aber ruft ihm zu, sie habe ihn nur deßhalb aufgeweckt, um ihm zu sagen, daß es noch nicht Zeit sei aufzustehen, und daß er noch ein Paar Stunden schlafen könne. Das wiederholte sie mehreremal in dieser Nacht; bis der arme geplagte Mensch die rechte Zeit wirklich verschlief.

So geht es uns Deutschen auch. Von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr erwarten wir den schon längst angekündigten dramatischen Messias, den Herzensbräutigam. Und oft gnug hat man uns aufgeweckt aus unsern süßen Träumereien, und wir glaubten, der dramatische Hochzeitsmorgen sei erschienen. Wie oft hat nicht Gutzkow die Leine gezogen, doch leider sahen wir immer ein, daß es noch nicht an der Zeit sei, und daß wir noch geruhig fortschlafen können. Dann kam Werder mit seinem „Columbus", aber er war für seinen Stoff ein „Holla-wo-trägt-der-Degen-den-Mann-hin", um mit Fischartischem Ausdruck zu reden. — Jetzt hat sich auch H. Laube den Spaß gemacht und an der Leine gezerrt. Aber hat auch er, statt unser Herz, eben nur den großen Zehen gerührt, und können wir uns jetzt, wie früher, auf den Schreck einem erquicklichen Schlummer überlassen?

Laube hat das bekannte Schicksal des Monaldeschi, den die wunderliche Königin von Schweden, Christine, meuchelmorden ließ, dramatisch behandelt. Freilich ist nicht jeder, den die erste die beste Königin in der ersten der besten Laune niederstechen läßt, fähig, um den Helden für eine Tragödie abzugeben. Aber es kommt auch viel auf den Dichter an, der seinen Helden zum Träger einer Idee machen und dadurch wohl tragödisch adeln mag. Hat uns nun Laube im Monaldeschi einen solchen Heros vor Augen gestellt, dessen Geschick Herz und Sinnen erhebt, uns selbst adelt und stählt für das Leben; dann stimmt an ein schallendes Halleluja dem ersehnten Messias; dann töne Lob dem braven Mann, wie Orgelton und Glockenklang. Oder — wehe! — zeigt uns seine Tragödie nur

„ein Kehrichtfaß und eine Rumpelkammer
„und höchstens eine Haupt- und Staatsaction
„mit trefflichen pragmatischen Maximen,
„wie sie den Puppen wohl im Munde ziemen."

Nun, wenn das der Fall wäre, so legt das Trauerspiel, wie das mit so vielen schon geschehen ist, zu dem Uebrigen.

Doch, seid nicht zu vorschnell in Euerm Urtheil; wozu uns der „Monaldeschi" erstens nützt, das ist: wir können uns eine ganz vortreffliche Sentenz, eine übermäßig köstliche Sentenz daraus ziehen, und zwar folgende: Wenn Ihr Euer Glück machen wollt, so versteigt Euch nicht gleich zu hoch, denn um so tiefer werdet Ihr fallen. Oder: Hochmuth kommt vor dem Fall. Oder: spielt nicht mit Königinnen, denn sie sind und bleiben doch Weiber, und Weiberrache ist schrecklich.

Da höre ich Euch fragen: soll denn eine Tragödie eine Sittenpredigt sein, und sollen wir von ihr nichts mitnehmen als eine trockne Moral, die wir uns zu Dutzenden Sonntags aus der Kirche holen können — denn, meine lieben Berliner, Ihr geht doch regelmäßig und hübsch fleißig in die Kirche? —. Nun ja, Eure Frage ist richtig, und ich sehe, daß Ihr in ästhetischer Hinsicht schon etwas gelernt habt. Aber wie, wenn die Tragödie sonst nichts taugt, habe ich da nicht gut und christlich an Euch gehandelt, daß ich nicht bloß kritisch niedergerissen, denn sie sind verpönt, diese verderblich destructiven Tendenzen; sondern daß ich Euch eine recht hübsche, hausbackne Moral mit auf den Weg gegeben? Dann soll man uns nicht mehr kommen und sagen: Niederreißen, das könnt ihr wohl, es ist gar leicht; aber aufbauen, Neues geben, etwas Compactes, was für das Leben vorhält, uns in die Hand drücken, das könnt ihr nicht.

Meine lieben, lieben Gäste, bitte, nehmt mit dieser Moral fürlieb.

Doch zur Sache. Die Tragödie hat zwei Titel: „Monaldeschi oder die Abenteurer." Die letztre Benennung berechtigt uns zu einigen Erwartungen. Denn wenn wir unsre Anfordrungen nicht gar zu hoch stellen wollen, so können wir wenigstens, durch jenen zweiten Titel verlockt, verlangen, daß uns ein reiches Gemälde menschlichen Lebens vorgeführt werde, mit mannigfach abwechselnden Abenteuern, die sich endlich bis zu tragischem Schlusse steigern. Wir können verlangen, daß, sollte auch unser Geist nicht erhoben werden, doch unsre Sinne gefesselt, gespannt, gelockt oder gar gefoltert werden, durch wirksame, Schlag auf Schlag und ruhelos uns dahintreibende Aventiuren. Ist nun wenigstens dies billige Verlangen erfüllt?

Gleich die erste Scene des ersten Actes führt den Monaldeschi ein, wie er, der eben in Schweden gelandet, ohne Kenntniß und unbekannt, einem schönen Mädchen, das er zum ersten Male sieht, bei Mondschein eine Liebeserklärung macht. Der Liebhaber der Dame kommt dazu, Degen werden gezückt, Stiche gewechselt, dem Kampf wird endlich durch das Dazwischenspringen der Dame — es ist Fräulein Sylva, Tochter des Grafen Peter Brahe — ein Ende gemacht. Wie hübsch, o wie hübsch! Blanke Degen sieht

man nicht alle Tage, kühne Herausfordrungen und kühnes Gefecht auch nicht, am wenigsten aber, daß sich ein furchtsam Mägdlein zwischen gezückte Degen stürzt. Aber, du lieber Gott, wenn man nun den ganzen Abend hindurch fast keinen Menschen auf die Bühne treten sieht, ohne die Degenspitze vor sich herzutragen, oder ohne daß ihm die Mündung einer Pistole entgegenstarrt, so gewöhnt sich am Ende das Auge auch an den blanken Degen, es ermüdet und verlangt nach Anderm; denn daß die Leute mit dem Säbel in der Hand gehen, scheint zuletzt dem Zuschauer alltäglich, gewöhnlich und ist kein Abenteuer mehr.

Die zweite Scene des ersten Actes zeigt uns zum Beispiel das gleiche Spectakel. Monaldeschi ist auf das Schloß gegangen, um den Italiener Santinelli zu besuchen. Ihr erstes Willkomm geschieht mit der Degenspitze. — Nachdem man sich verständigt und gesetzt hat, frägt Monaldeschi, ob Santinelli seinem Aufkommen am stockholmer Hofe förderlich sein wolle. Dieser weigert sich. Ja, als Monaldeschi ihn verläßt, meldet Santinelli der Wache, es schleiche ein verdächtiger Mensch im Hause herum; alle Posten sollen ihre Gewehre laden und auf jeden Verdächtigen schießen. Schön, unser Held ist wieder in einer abenteuerlichen Gefahr.

Verfolgt von den Wachen rettet sich Monaldeschi (dritte Scene) durch das Fenster gerad' in das Zimmer der Königin, die allein ist. Christine schlägt eine Pistole auf ihn an. Immer schöner: von hinten die Musketen der Soldaten, von vorn die Pistole der Königin. Dennoch ist es dem Abenteurer gelungen, sich auf diese absonderliche Weise bei Christinen einzuführen; er wird wieder durch das Fenster entlassen auf die Gefahr hin, von den Wachen todtgeschossen zu werden.

Wirklich schließt der erste Act mit einem Schuß, und wir bleiben — grausame Pein! — den ganzen Zwischenact hindurch ungewiß, ob unser Liebling todt sei oder nicht. Doch wir haben auch den Trost leicht bei der Hand. Denn das wäre doch wirklich zu abenteuerlich, wenn der Held der Tragödie gleich im ersten Act ermordet würde und etwa die vier andern Abtheilungen hindurch als abenteuerndes Gespenst herumlungerte.

Der zweite Act beginnt mit einer Beleidigung und natürlich auch Herausfordrung zwischen Monaldeschi und Graf Ludolph Malström, Bräutigam des Fräulein Brahe. Der alte Peter Brahe verräth der Königin, daß die beiden sich im Parke treffen wollen, worauf Christine ihre Verhaftung anbefiehlt. Darauf versetzt uns Herr Laube in den Park. Hier Degengezück, grimmiger Wortwechsel, Wache, Verhaftung. Da haben wir ja etwas Neues: verhaftet und von Soldaten escortirt, ist unser Abenteurer noch nicht gewesen. Aber wartet nur den folgenden und aber folgenden Act ab; und Euern Helden gefangen zu sehen, wird Euch etwas Altes sein.

Im dritten Acte legt Christine die Krone nieder. Monaldeschi, der in ihr nur die Macht, nur die Herrscherin liebt, dringt mit blankem Säbel in den Reichsrath und tadelt diesen, daß er wider Herkommen und Recht die Abdankung geschehen lasse. In einem Augenblick sind alle Degen gegen ihn aus der Scheide. Christine, um ihn zu retten, übergiebt ihn der Wache und läßt ihn in ein Gefängniß abführen. — Doch das rührt uns nicht mehr: wir wissen ja, wie gelinde vorher die Verhaftung für ihn abgelaufen. — Im Gefängniß besucht ihn Sylva, die schon längst in seinen dämonischen Blick und in sein männlich Wesen verliebt ist; die Königin kommt dazu; Sylva versteckt sich; Christine theilt dem Monaldeschi, der jetzt nach ihrer Abdankung ein kaltes und förmliches Wesen gegen sie annimmt, ihre Pläne für die Zukunft mit; Fräulein Sylva will den günstigen Moment benutzen, um sich davon zu schleichen, die Königin aber sieht noch ihr Gewand, als sie durch die Thür eilt. Sie entfernt sich mit den Worten: Wehe dir, Monaldeschi, wenn du falsch bist.

Während des vierten Actes befinden wir uns auf der See. Es geschieht in diesem Acte nichts, oder wenigstens nicht gnug, um einen ganzen Act damit auszufüllen. Es scheint, als ob es dem abenteuerlichen Stoffe unter Herrn Laube's Feder zu langweilig geworden und als ob er sich auf die Wanderschaft begeben habe, denn wirklich, von jetzt an geht Herrn Laube der Stoff aus. Der Inhalt des vierten Actes ist einfach folgender: Monaldeschi will die Königin, statt in die Fremde, zurück nach Schweden in die Arme und in das Bett des Königs Karl Gustav führen. Sein Plan wird durch Santinelli verrathen; er wird festgenommen. So schließt der Act mit demselben Ereigniß, das uns schon der zweite und dritte Act zu einem lieben alten Bekannten gemacht hat.

Im fünften Act verräth Santinelli der Königin, daß Monaldeschi sich mit Mazarini, dem französischen Minister, verschworen habe, die Christine mit List oder Gewalt nach Schweden heimzubringen. Außerdem bemerkt die Königin am Busen Sylva's ein Amulet, welches sie dem Monaldeschi geschenkt und heilig auf die Seele gebunden. Somit beschließt sie seinen Tod und beauftragt den Santinelli, ihren Beschluß zu vollstrecken. Was denn auch geschieht. Ende. —

Wir haben den Inhalt des Dramas durchgenommen, um zu sehen, ob es Herrn Laube etwa gelungen sei, uns durch neue und erschütternde Effecte zu überraschen; zumal da uns der Titel der Tragödie recht wohl auf so etwas gefaßt machen durfte. Aber trotz aller Mühe, die sich Herr Laube gegeben, um eine solche Wirkung hervorzubringen, hat er gerade das Gegentheil erzielt. Er hat uns das Ungewöhnliche gewöhnlich gemacht. Glaubt mir, als ich aus dem Theater trat, erwartete ich, daß hinter der nächsten Ecke ein Mensch mit gezücktem Degen hervortreten und mich fragen werde, wo ich meinen Säbel gelassen. Statt dessen, was sah ich? Menschen, mit Regenschirmen und langweiligen und gelangweilten Gesichtern. Diese Leute kamen wahrscheinlich alle aus dem Theater.

Nun nun, du bist zu absprechend. Du weißt ja gar nicht, ob Herr Laube auf die Effectjagd ausgegangen ist. Er, der ein Brevier für Jäger geschrieben, würde gewiß auch in dieser Art von Jagd glücklicher gewesen sein. Meinetwegen. Dann aber fordern wir Charakteristik, wir fordern — laßt Euch nicht bang werden, Ihr Dichter — eine Idee des Stückes, wir fordern ein Ineinandergreifen, ein Anziehen und Abstoßen der Charaktere, das sich nach jener Idee regelt, ordnet, entwirrt. Wir wollen uns die Mühe nicht verdrießen lassen und nach solchen Dingen suchen.

Monaldeschi hat den Charakter des Abenteurers. Er geht nach Schweden, weil hier eine Königin herrscht und weil er bei einem Weibe seine Pläne auf Glück und Macht besser durchführen zu können glaubt. Die Idee des Stückes würden wir uns nun auf folgende Weise herausklügeln kön-

nen: Ein Mensch, der mit dem Leichtsinn und Egoismus eines Abenteurers nach Herrschaft trachtet, und diesem seinem Streben zu Lieb alle anderweitigen Leidenschaften in sich zurückzudrängen, in Andern zu mißbrauchen und zu verhöhnen bereit ist, wird bald gnug es fühlen müssen, daß die Leidenschaften, sowohl seiner selbst als der Andern, stärker sind als er. In diesem Kampfe zwischen Naturwahrheit und klügelnder List, wird er, der nicht einmal Kraft gnug hatte, in sich selbst die Stimme und die mächtigen Regungen der Natur zu unterdrücken, seine Kräfte ungenützt verschlendern und untergehen. Er, der betrügen wollte, wird betrogen werden; und da er in seiner Selbstsucht sich an Niemanden innig und fest anzuschließen vermochte, allein und unbetrauert untergehen.

Solch eine Idee lag in dem Stoffe der Tragödie. Monaldeschi will sich zum Günstlinge der Königin machen; sie zu seinen Gunsten zu betrügen, liegt von vorn herein in seiner Absicht. Aber es wäre roh von dem Dichter, wenn er den Betrug von vorn herein uns offen und klar vor Augen legte. Er mußte den Abenteurer bei der Königin einführen; er mußte eine wechselseitige Neigung zwischen Beiden hervorrufen. Wie leicht war es nicht, und welcher ächt tragische Gedanke lag nicht darin, wenn Herr Laube in Monaldeschi's Seele beim Anblick der Königin eine edlere, eine enthusiastischere Regnung hätte entstehen lassen. Der Italiener findet in Christinen ein Weib, welches in der Einsamkeit des Thrones und unter der Last der Regierungsgeschäfte sich nach einem liebenden Männerherzen sehnt; er findet ein Weib in ihr, gebrochen, zerknickt durch den Widerspruch eines sehnsuchtsvollen, von Idealen erfüllten Herzens und eines trocknen, prosaischen Lebens. Dabei findet er in ihr die Aehnlichkeit mit ihm selber, daß auch sie von einem ruhelosen, abenteuerlichen Streben nach einem unklaren Ziele hin- und hergetrieben ist. Monaldeschi konnte sich im Anfange in seiner Neigung zur Königin befriedigt finden. Erst später durfte er in Sylva die reine, unverfälschte Natur kennen lernen; gerade der Gegensatz zu seinem klügelnden selbstsüchtigen Wesen mußte ihn zu ihr hinziehen; in ihr mußte er seine Reinigung und Ergänzung erblicken; und dieser Widerstreit konnte die Tragödie wirklich tragisch zu Ende führen.

Doch, was für Chimären kommen mir hier in die Feder. Herr Laube hat es eben nicht so gemacht, sondern er hat sich jene Rohheit zu Schulden kommen lassen, von der ich oben sprach. Gleich in der ersten Scene macht Monaldeschi der Sylva eine Liebeserklärung, und die Königin ist schon betrogen, noch ehe wir sie gesehen haben. Da machen denn die zärtlichen Scenen zwischen dem Abenteurer und Christinen einen ganz widerlichen Eindruck. Und wir begreifen nicht, warum das Stück fünf Acte hat, damit erst im letzten Acte ein Betrug bestraft werde, der gleich in der ersten Scene des ersten Actes begangen ist. Die arme Königin wird denn doch gar zu lange gehänselt; und auch in dem Charakter Monaldeschi's kann keine Entwicklung, keine tragische Umwandlung mehr vorgehen, die ihn uns lieb und werth machte. Im dritten Acte, wo er mit gezücktem Degen in den Reichsrath dringt, um diesen zu zwingen, daß er die Abdankung der Königin nicht annehme, ist er geradezu ein wahnsinniger Narr; im vierten Act ist er ein gemeiner Intrignant; im fünften tritt er zum Glück wenig auf, und kommt nur, um todtgeschlagen zu werden.

Trotzdem soll Monaldeschi ein „Mann" sein. Im ersten Acte, als er ganz frank und frei nach seinem Kampfe mit Sylva's Liebhaber seine Pläne ausschreit, ruft Sylva: „das ist ein Mann." Und als er sich durch einen Sprung durch das Fenster bei der Königin eingeführt hat, ruft auch diese: „das ist ein Mann." Ist er nun ein Mann? Fragt Herrn Laube, aber fragt nicht mich.

Und Monaldeschi soll nach Herrn Laube nicht bloß ein „Mann", er soll auch ein „dämonischer Mann" sein. Er stammt von dem dämonischen Geschlecht der Sture, welches sowohl durch den gewaltigen Geist, wie auch durch das stets gewaltsame Geschick und Ende seiner Glieder merkwürdig ist. So hat auch Monaldeschi einen dämonisch vampyrhaft bezaubernden Blick und ein eben solches Wesen. So will uns wenigstens Herr Laube weiß machen. Ist es wahr? Ich weiß es nicht.

Wenn Herr Laube dies Alles in den Charakter seines Helden legen wollte, so hat er die Sache wenigstens nicht geschickt gnug angefangen. So aber ist aus seiner Tragödie nichts weiter geworden, als eine alltägliche Todtschlägergeschichte; oder ein gewöhnlicher Liebesroman von einer betrognen Frau, die sich rächt. Sie hätte aber klug sein sollen und bemerken können, daß man sie von vorn herein nicht liebt, sondern betrügt und mißbraucht. —

O ihr „Dramatiker der Jetztzeit", sind wir wieder einmal aufgeweckt, nur um uns zu überzeugen, daß wir noch einige Zeit weiterschlafen können? Müssen wir wiederum mit unserm Halleluja für den Messias und mit unsrem Orgelton und Glockenklang innehalten? — Ihr meint: „daran sind wir nicht Schuld; wir thun unser Möglichstes, euch wach zu erhalten." Aber mein Gott, ihr lieben Leute, wer kann sich des Schlafes erwehren, wenn ihr so langweilig seid.

Ihr meint: „Wir waschen unsre Hände in Unschuld; wir haben euch gepfiffen und ihr habt uns nicht getanzt."

Wir aber sagen: „Liebe, Werthe; ihr pfeift nicht so, wie wir tanzen, oder gerne tanzen möchten."

Edgar Bauer.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 105. 4. Mai. 1842.

Lehmann „Lehrbuch der physiologischen Chemie."

(Fortsetzung.)

Auf der andern Seite breitet sich mit allem Rechte die Herrschaft der mechanischen Ansichten über alle Erscheinungen des eigentlichen Lebens aus, auch hier indeß nicht ohne Mißverständniß und nicht ohne Angriffe zu erleiden, die aus andern Mißverständnissen hervorgehen. Alle mechanische Physik kann in den Processen des Lebens sowohl als in allen andern Naturereignissen nur die Möglichkeit und Gesetzmäßigkeit von Erscheinungen begründen, unter Voraussetzung des Daseins von Umständen, welche dem Effect der abstracten Gesetze im bestimmten Falle bestimmte Gestalt geben; jene anfängliche Disposition der Umstände aber zu deduciren gehört in keinem einzigen Falle zu den Pflichten der Mechanik. Umgekehrt kann aber jene Reihe idealer teleologischer Bestimmungen, aus denen wir die Nothwendigkeit eines Effects nebst allen seinen Vermittlungen etwa beweisen können, nicht zur Erklärung dieses Effects verwandt werden, ohne daß die mechanische Instrumentation der Vermittlung auch mit aufgezeigt wird. Man kann daher nicht in jene Theilung der Aufgaben eingehen, wie sie berühmte Physiologen, z. B. Magendie anwenden; man kann nicht die einen Phänomene des Lebens mechanischen, die andern vitalen Kräften zuschreiben, als wären die letztern der Art und Weise ihrer Wirkung nach von den ersten verschieden, während sie doch nur in der Gestalt des Erfolgs darum abweichen, weil sie eine bestimmte, außer dem lebenden Körper eben nicht vorkommende Zusammenfassung mechanischer Processe sind.

Der treffliche Verf. dieses ausgezeichneten Werks, fortschreitend auf der von wenigen geistreichen Vorgängern betretnen Bahn und in größrer Ausdehnung als bisher die Zoochemie zur physiologischen Chemie umgestaltend, hat sich mit Entschiedenheit den mechanischen Principien der Naturerklärung zugewandt. In den Aeußrungen des Verf. über das Verhältniß von Lebenskraft und Chemismus, in welchem Abschnitte er die Summe seiner wissenschaftlichen Voraussetzungen kurz entwickelt, sehen wir die Klarheit der naturwissenschaftlichen Bildung, die dem Kreise dieser Bestrebungen eigenthümlich zu werden angefangen hat; tingirt vielleicht von nur wenigen Reminiscenzen an Theorien, die außerhalb des gewählten Standpunctes liegen. Der Verf. weist mit Recht den Vorwurf, daß wir unmöglich den Fortgang der Lebenserscheinungen nach mechanischen Principien erklären können, da wir den Anfang des Lebens nach denselben Principien zu construiren nicht im Stande seien, als ungegründet zurück, indem jede Naturwissenschaft nur die Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung einmal gegebner Verhältnisse behandelt, und mithin die physiologische Mechanik in keinem Nachtheil gegen die astronomische steht, die den Anfang ihres Objects und seine einmal gegebnen Dispositionen eben so wenig aus sich selbst zu deduciren vermag. Mit völliger Klarheit ist also hier die historische oder mythologische Aufgabe von der mechanischen getrennt, aber die transcendenten Begriffe, denen der Verf. den thätigen Eingang in seine Deductionen abschneidet, treten dennoch in seiner Auseinandersetzung hin und wieder wie gespenstische Schatten auf, deren Dasein nicht geläugnet, deren eben damit anerkannte Wirksamkeit aber möglichst beschränkt werden soll. Die Dynamis, die Lebenskraft, über deren Natur und Begriff der Verf. schweigt, soll möglichst zurückgedrängt, ihr soll so viel Terrain als thunlich abgewonnen, sie selbst bis an die äußersten Grenzmarken verfolgt werden, die der menschliche Geist nicht zu überschreiten vermag. Es kann zuweilen scheinen, als seien selbst Aeußrungen vom Verf. in der Absicht gethan, um durch völlig consequenzlose und unfruchtbare Complimente dem herrschenden Geschmacke eine scheinbare Gnugthuung zu geben, und die halbsatyrische Art, wie er zuweilen Probleme, die jetzt noch gar nicht gelöst werden können, der Lebenskraft zuschiebt, kann diese Meinung bestätigen. Indessen zeigen Bemerkungen wie S. 99 und anderwärts, wo ausdrücklich das Recht der Dynamis neben den chemischen Gesetzen anerkannt wird, daß der Verf. allerdings wohl dieser Lebenskraft einen reellen, aber sehr beschränkten Wirkungskreis zugestehen will. Hiedurch geräth indessen der treffliche Naturforscher in ein seltsames Verhältniß gegen diese Dynamis. Wenn nämlich irgendwo eine wirkliche Lebenskraft als thätige Ursache der Erscheinungen angenommen wird, so kann es nicht im Interesse der Naturforschung liegen, bei dieser Anerkennung dennoch die Erscheinungen auf andre Principien zurückzuführen, bloß weil jene Kraft

ihrer Natur nach dunkel und schwer begreiflich ist. Wenn sie es wirklich ist, welche das organische Geschehen auch nur in einigen Puncten regiert, so muß sie auch im Recht erhalten werden, und es kann eine Zurückführung alles Organischen auf mechanische Principien dann nicht mehr den Werth der Wahrheit haben, sondern nur den einer Bearbeitung für gewisse Zwecke mittelst Substitution imaginärer, aber gesetzmäßig zusammenhängender Gründe. Der Vorsatz, nur in denjenigen Fällen eine vitale, physikalisch gesetzlose Kraft anzunehmen, wo alle physikalischen Principien zur Vollendung der Erklärung nicht hinreichen, kann daher nur als ein vorläufiges Aufgeben und Abbrechen der Untersuchung angesehen werden, nicht aber darf man jene Lebenskraft als nur ein andres, aber mit den mechanischen in gleicher Berechtigung stehendes Erklärungsprincip ansehen. Es kommt also nicht sowohl darauf an, durch Ausbildung der mechanischen Ansichten jene unbegründeten und, wie der Verf. selbst sie nennt, immer mehr oder weniger phantastischen Voraussetzungen zurückzudrängen, ihnen Terrain abzugewinnen, sondern darauf, ein- für allemal zu zeigen, daß diese Annahmen dem Princip nach unzulässig sind, und daß die bisher ungelösten Räthsel eben auch als unerklärte, nicht aber als nur vermittelst jener Annahmen erklärliche Thatsachen betrachtet werden müssen. Wir finden bei ausgezeichneten Physiologen, von denen wir Magendie als Beispiel anführten, daß ihre Auseinandersetzungen eine Zeit lang nach mechanischen Ansichten fortgehen, worauf dann plötzlich bei gewissen speciellen Erscheinungen eine Berufung auf zweckmäßig wirkende Kräfte eintritt, die jenen Gesetzen nicht mehr unterworfen sein sollen. Diese Dislocation der Ideen vergißt, daß jene Zweckmäßigkeit sich durchgängig auch in dem zeigt, was physikalischen Kräften doch unbedingt zugeschrieben werden muß; daß ferner alle teleologischen Ideen dem starren materiellen Stoffe gegenüber hilflos und ohnmächtig sind, wenn ihnen nicht ein angemeßner Apparat physikalischer Kräfte zu ihrer Verwirklichung zu Gebote steht, und daß noch nie jene idealen Mächte irgend ein Product geliefert haben, welches nicht noch besonders durch einen immerwährenden mechanischen Zusammenhang durch Keim und Erzeugung mit schon Bestehendem verbunden gewesen wäre und in diesem seine vollständigen Voraussetzungen gehabt hätte, wenn es auch durch den Einfluß vieler Umstände Form, Größe, Bewegung seit seiner Entwicklung unaufhörlich wechselt. Die Scheu, mechanische Ansichten in ihrem ganzen Umfang in der Physiologie geltend zu machen, beruht auf einem Reste jenes Irrthums, als gebühre nur dem Erzeugniß der Natur der höchste Ruhm, welches durch einen inwohnenden, das Zweckmäßige willkürlich ermessenden Geist bewegt wird, während es doch die Größe der Natur ist, durch unendliche Combination einfacher Triebfedern eine außerordentliche Menge glücklicher Verhältnisse in ihren Geschöpfen begründet zu haben, deren Ablauf zur Abwehr und Erhaltung hinreicht.

Der Verf., der mit so beredten Worten die mythologische Aufgabe von der mechanischen trennt, hatte übrigens am wenigsten ein Bedürfniß, jenem Streben nach speciell organischen Kräften einige scheinbare Zugeständnisse zu machen, da er dem wahren Bedürfnisse dieser Richtung in seinem Werke alle Befriedigung gewährt, die bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaft möglich ist. Es kam nämlich weniger darauf an, die chemischen Stoffe, die den Körper zusammensetzen, in ihrem Verhalten, Stoff gegen Stoff, im Einzelnen zu prüfen, als vielmehr zu zeigen, welches die größern Complexe chemischer Gegenwirkungen sind, die durch die eigenthümlichen gegebnen Dispositionen des lebenden Körpers herbeigeführt werden, d. h. die empirischen Formen der organischen Benutzung allgemeiner chemischer Verhältnisse. Durch diese fortwährende Rücksicht ist diese Arbeit im eigentlichen Sinne eine physiologische Chemie geworden, deren Hauptiendenzen wir, sofern sie für die Wissenschaft von allgemeinem Interesse sind, kurz betrachten wollen.

Zu den Hauptformen der Verwendung chemischer Affinitäten durch den Lebensproceß gehört zuerst der von dem Verf. treffend hervorgehobne Unterschied in der Richtung, den die chemischen Processe im Ganzen und Großen in der anorganischen wie in der organischen Natur nehmen. Während in den leblosen Körpern das Gesetz der stärksten Affinitäten die einzelnen Stoffe durch mehrfache Trennungen und Vereinigungen auf die Verbindungen, die am festesten zusammenhängen, oder auf elementare Körper zurückführt, so daß ein Streben nach Gleichgewicht und Ruhe allmälig befriedigt wird, werden im chemischen Lebensproceß fortwährende Umwandlungen bemerkbar, ausgeführt größtentheils an Stoffen, deren Verwandtschaft gegen einander überhaupt keine sehr lebhafte ist. In dieser Bewegung kommen die Theile in Verbindungen, die nicht durch eine große Beständigkeit sich auszeichnen, sondern im Gegentheil durch vorherrschende Neigung zum Zerfallen in neue Verbindungen, die ihrerseits selbst wieder durch Zersetzung und Umwandlung in andre übergehen.

Wir können der anschaulichen Beschreibung, die der Verf. von dieser rastlos fortrollenden Bewegung giebt, nicht folgen, sondern wollen nur hervorheben, wie auch dieser Unterschied des Unorganischen und des Organischen kein ursprünglicher Unterschied der wirkenden Kräfte, sondern nur der äußern mechanischen Bedingungen ist, unter denen dieselben wirksam sind. Auch die Verbindungen, die das Zerfallen der unorganischen Substanzen, der todte Chemismus hervorbringt, sind nur darum so feste, weil außer ihnen keine trennend einwirkende Kraft vorhanden ist; auch

die organischen Bestandtheile würden andrerseits zu derselben Ausgleichung und Ruhe in Erzeugung elementarer Stoffe und einfachrer Verbindungen kommen, wenn nicht die Einrichtung des Körpers eine fortwährende Ausscheidung dieser festern Verbindungen bewirkte und nur im Uebergang und Werden begriffne zu den Zwecken des Lebens zurückbehielte. Wie dieser Umstand selbst mit einer philosophischen Ansicht von der Natur des Lebens nahe zusammenhängt, kann hier nicht weiter erläutert werden; hervorzuheben ist nur im Gegensatz gegen besondre vital-chemische Theorien, daß diese fortwährende chemische Bewegung nicht das Resultat eines eigenthümlich gearteten Chemismus, sondern eines besondern Mechanismus ist, der durch immer neue Darbietung einwirkender Stoffe jenes auch hier vorhandne Streben nach Gleichgewicht und Ruhe hemmt. Es ist also die Gewalt der gegebnen Umstände, nicht aber ein immanentes Streben nach Bewegung, was diesen Effect hervorbringt und die chemischen Actionen dadurch in gewisse Bahnen einschränkt, daß angekommen auf einem gewissen Puncte der rückgängigen Vereinfachung nach den stärksten Verwandtschaften die einzelnen Stoffe von aller weitern Concurrenz im chemischen Processe ausgeschlossen werden.

Auf das Engste hiemit verbunden ist die Art und Weise, wie der größte und eigentlich charakteristische Theil der chemischen Lebensprocesse mit jenen Erscheinungen in Verbindung gesetzt wird, die zuerst in Berzelius die Idee einer katalytischen Kraft hervorbrachten. Nach Liebig's Vorgang hat der gelehrte Verf. den bekannten Thatsachen, daß gewisse Körper nur in statu nascendi sich verbinden, daß andre Zersetzungen und Umwandlungen nur vor sich gehen, wenn der noch ruhende Körper in Berührung mit andern gesetzt wird, in welchen die nämliche chemische Bewegung bereits begonnen hat, ein Beharrungsvermögen und eine Mittheilung der chemischen Bewegung zu Grunde gelegt, ähnlich dem Gesetze der Trägheit in den rein mechanischen Vorgängen. So wie überhaupt im Thierkörper selten sehr eclatante Verwandtschaften zweier Körper die Veranlassung chemischer Bewegungen werden, so bedient sich auch zur Hervorrufung der dem Leben am meisten eigenthümlichen Verbindungen die Natur dieses mildesten und indirectesten Mittels. Wir können dem Verf. nicht in die Darstellung der vielfältigen Beispiele folgen, wo ein Stoff durch den andern bereits chemisch bewegten in eine analoge Verwandlung hineingezogen wird; das Princip dieser Erklärung aber verdient einige Berücksichtigung.

Wir mögen nicht mit dem gelehrten Verf. über die atomistische Betrachtungsweise rechten, deren er sich als Chemiker in der weitern Auseinandersetzung jener Mittheilung chemischer Bewegungen bedient. Obwohl überzeugt, daß die Erscheinungen anders gefaßt werden können, müssen wir doch zugestehen, daß alle philosophischen Lehren hierüber bisher nicht den geringsten Theil jener praktischen Applicabilität erreicht haben, deren sich die Voraussetzungen zusammengesetzter Atome erfreuen, welche vermöge großer Anzahl, geringer Verwandtschaft und eines leicht zu erschütternden Schwerpuncts ihrer einzelnen Molecüle in einem beständig nur labilen Gleichgewichte begriffen, durch jeden geringen Anstoß in eine andre Form der Molecularzusammensetzung übergeben können. Die Thatsache, daß wir hier fast überall mit polymorphen, isomerischen Körpern zu thun haben, scheint eine Bestätigung mehr für diese Ansicht. Nichtsdestoweniger ist es schwer, diese Mittheilung chemischer Bewegung auf deutliche physikalische Begriffe zu bringen. Soll überhaupt von Trägheit, Bewegung, Anstoß und Mittheilung der Bewegung die Rede sein, so muß dies auf die einzelnen elementaren Molecüle angewandt werden, die eine chemische Gruppe, z. B. ein zusammengesetztes Atom, bilden; es darf aber nicht von chemischer Bewegung im Allgemeinen gesprochen werden, welche als eine Bewegung zweiter Ordnung, als Geschehen, nur eine qualitative Umwandlung eines Resultats in ein andres ist, und bei dem sich nicht unmittelbar denken läßt, was das Bewegte, wo die Bahn, die Richtung, welches die Geschwindigkeit sei, und endlich was überhaupt mitgetheilt werden soll oder woher die mechanische Kraft des Anstoßes kommt. Nehmen wir nun an, daß in einem zusammengesetzten Atome die eine Molecüle mit bestimmter Intensität und Geschwindigkeit ihre Stellung und damit ihre Verhältnisse gegen die andern Molecüle derselben Gruppe ändert, so ist die Frage, wie diese immanente Bewegung des kleinen Systems sich als Anstoß für andre Gruppen verhalten kann, und zwar so, daß die Veränderungen in dieser andern genau dasselbe Resultat haben, wie in der ersten. Nur drei Wege scheinen offen zu stehen. Die erste Annahme, daß durch jene anfängliche Bewegung ein Stoff frei wird, der mit der Kraft seiner chemischen Beziehung auf andre Gruppen übergreifend wirken könnte, wird uns abgeschnitten durch die Bedingung der vollkommen gleichen Zusammensetzung, die bei diesen Umwandlungen stattfinden soll. Die zweite Annahme, daß die bewegte Molecüle einen mechanischen Stoß auf die ihr analog liegende in den andern Gruppen ausübe, ergiebt nur unter gewissen speciellen Voraussetzungen über die Lage der Moleculargruppen gegen einander eine regelmäßige Umwandlung des angestoßnen Atoms in das nämliche Product; sie wird daher eher zur Erklärung andrer Erscheinungen als zu der der assimilirenden Umwandlung zu brauchen sein. Es bleibt noch übrig, einen gewissen Stand der Cohäsion zwischen den Gruppen und ihren einzelnen Molecülen anzunehmen, vermöge dessen bei der Verändrung der Lage der Molecülen in einer Gruppe die cohäsiven Kräfte zu bewegenden werden und die Lage der Theile in andern Gruppen so lange um-

wandeln, bis durch das neue überall analoge Arrangement den Cohäsionsbedingungen wieder Gnüge gethan worden ist. Mit dieser Hypothese scheint übereinzustimmen, daß die assimilirende Umwandlung der andern Gruppen nicht so schnell vor sich geht, als bei der großen Labilität ihres Schwerpunctes vorauszusetzen wäre; die Größe der Bewegung nämlich, die durch die cohäsiven Kräfte hervorgebracht werden würde, dürfte unbeträchtlich gnug sein, um auch dieses leicht verschiebbare Material nur langsam in Anstoß zu bringen. Daß Körper sich häufig nur in statu nascendi verbinden, ließe sich damit vereinigen, indem wir nämlich hierin zwar nicht ein Beharren chemischer Kraft überhaupt finden möchten, die sich aus der vorigen Trennung noch erhalten, wohl aber die Fortdauer der mit jener verbundnen Erschüttrung der Molecüle, die noch nicht zu einem bestimmten festen Zustand der Cohäsion gekommen sind, und daher neuen chemischen Einflüssen um so mehr offen stehen. Auf diese Weise näherten sich dann solche Körper, die keineswegs zu den sehr zusammengesetzten zu gehören pflegen, diesen letztern an, indem sie ebenfalls auf Zeit ein labiles Gleichgewicht zeigen. Ob dies nun so ist oder nicht, lassen wir dahin gestellt; gewiß ist es aber zwar eine vortreffliche Wahrnehmung, gerade auf diese Erscheinungen der Assimilation, die sich auch auf künstlichem und unorganischem Wege erzielen lassen, die Betrachtung der organischen Thätigkeit zurückzuführen; doch eben so gewiß auch, daß die Lehre von der Trägheit und Mittheilung der Bewegung vorläufig nur ein eleganter, bestechender Ausdruck ist, der auf die chemischen Erscheinungen keineswegs mit derselben Klarheit und Sicherheit der Abstraction angewandt werden kann, wie innerhalb des rein mechanischen Gebietes. Immerhin kann aber diese Fassung der Sache, die am Ende doch den dabei erreichten Erfolg auf die gegebne Disposition gewisser Umstände zurückführt, für etwas Höheres geachtet werden, als die Annahme der katalytischen Kraft, welche die nämlichen Erscheinungen ziemlich unbesehens unter die Reflexionsform einer einfachen Kraft bringt, ohne deren Wirkungsgesetz aufweisen zu können.

Sehr ähnliche Betrachtungen lassen sich über das Compensationsvermögen der organischen Bewegung anstellen, welches der Verf. als das dritte Hauptmoment des organischen Chemismus ansieht. Er führt an, daß die organische Bewegung keine geradlinige, keine gleichförmige sei, sondern sich in allen ihren Theilen als oscillirende zu erkennen gebe, die immerwährend nach mehrern Seiten hin auszuweichen strebt, aber durch das ihr inwohnende Compensationsvermögen daran verhindert wird. Bei der nach allen Richtungen hin und her schaukelnden organischen Bewegung, die durch mehrere Kräfte gebildet wird, werde die Regelmäßigkeit dadurch erhalten, daß eine oder die andre zufällig vorwaltende Kraft sich in sich selbst aufhebe und durch gleichzeitigen Angriff auf verschiedne Theile der Bewegung auf der einen Seite unschädlich mache, was von der andern eine Störung in die Gesetzmäßigkeit der organischen Bewegung bringen könnte. S. 56. Wer diese Darstellung des Verf. überblickt, wird sich gleichzeitig sagen müssen, daß er darin eine malerische, geistreiche Charakteristik, nicht aber eine wissenschaftliche Erklärung des thatsächlichen Bestandes hat. Dennoch scheint es nach den Seitenblicken auf die Naturheilkraft und nach der Wahl des bestimmten Namens des Compensationsvermögens, als habe der Verf. eine Erklärung im Sinne gehabt.

Solche Erscheinungen, wie daß in gewissen Pflanzen größre Mengen von Alkaloiden entstehen, wenn die zugeführten Alkalien nicht hinreichen, die organische Säure zu sättigen; ferner alle Phänomene der Accommodation und die für die medicinische Praxis so wichtigen vicarirenden Thätigkeiten führen auf dies unerklärte Verhalten zurück, dem der Verf. ein Compensationsvermögen der organischen Bewegung zu Grunde legt. Wir sagen u n e r k l ä r t, weil wir ein solches Vermögen nur als R e s u l t a t sehr vieler uns entgehender Veranstaltungen ansehen können, durch welche das Ueberwiegen eines Stoffes oder einer Kraft selbst reagirende und complementäre Thätigkeiten zu seiner eignen Beseitigung hervorruft. Wüßten wir nun, welcher Punct des Systems für ein solches Ueberwiegen der Stoffe und Kräfte sensibel ist, und welche entgegenstrebenden Thätigkeiten durch ihren Angriff selbst hier ausgelöst werden, so hätten wir die Erklärung dieses Resultats durch die Aufweisung seiner Vermittlungen. Wenn daher der Verf. behauptet, daß einem Theile wenigstens der gerühmten vis naturae medicatrix jenes Compensationsvermögen zu Grunde liege, so können wir darin allerdings nur einen andern Namen, aber keinen Fortschritt der Erklärung sehen; denn daß wir genöthigt sind, das Compensationsvermögen dem Abstracto der Lebensbewegung beizulegen, anstatt es als einfache Kraft an ein bestimmtes Substrat zu knüpfen, beweist eben, daß wir die Sache nur als unerklärtes Resultat der gegebnen Umstände kennen. Der Fehler im Begriff der Naturheilkraft liegt aber auch nur in der Annahme, daß sie einfache Kraft ist; dieselbe Annahme beim Compensationsvermögen würde die Wiederholung desselben Fehlers sein, als Resultat aber gefaßt scheinen uns wenigstens beide Ausdrücke den nämlichen Werth zu haben.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 106. 5. Mai. 1842.

Lehmann „Lehrbuch der physiologischen Chemie.“

(Schluß.)

Dies sind die Hauptpuncte der organisch-chemischen Bewegung, wie sie der Verf. in dem Abschnitte über Lebenskraft und Chemismus zusammengestellt hat. Aus dem Allen geht mit hinreichender Klarheit der Satz hervor, daß im lebenden Körper keine übernatürliche außerphysikalische Kraft auf die chemischen Vorgänge Einfluß habe, und daß Nichts hier vorliegt, als eine besondre Benutzung und Combination von Processen, die alle nach rein chemischen Principien erklärt werden können. Das einzige Problem, was hier noch Schwierigkeiten machen kann, und worüber wir des Verf. Ansichten im zweiten Theile seines Werkes erwarten, ist die Frage nach dem Anfangsimpuls chemischer Bewegungen nach physischen Einflüssen. Denn wenn auch, wie der Verf. in einigen Andeutungen über Adhäsionserscheinungen bemerken läßt, diese chemischen Processe zunächst durch mechanische Veranstaltungen hervorgerufen werden, so wird doch für diese letztern selbst schon der mechanische Anfang der Bewegung nicht ohne Concurrenz des Chemismus zu denken sein.

Wir können nun noch weiter gehen und behaupten, daß das, was in diesen Betrachtungen auf principielle Fragen hinführt, noch keineswegs ausreicht, um den organischen Chemismus seiner innersten Natur nach von dem unorganischen abzutrennen. Es kommt vor Allem darauf an, unter dem letztern nicht den Complex derjenigen Hergänge zu verstehen, die wir experimentirend künstlich zu Wege bringen, sondern die Reihe chemischer Processe vielmehr, die im Gange der Natur ohne unser Zuthun wirklich vorkommen. Was sehen wir aber hier? Verhältnißmäßig nur wenige von den Verbindungen, die wir erzeugen können, gehen wirklich auf einflußreiche Weise in den Kreislauf und Umtausch chemischer Processe an der Erde ein; gerade die eclatantesten Verwandtschaften finden sich nur in unsern Laboratorien; in der Natur sind sie bereits durch Zusammensetzung ausgeglichen und der Kreislauf der Stoffe geht selten nur bis zum Zerfallen in solche Elemente fort, die durch starke Affinität das gemäßigte Benehmen des Chemismus gewaltsam stören würden. Ferner in der Mitte des Planetensystems liegt der Quell des Lichts und der Wärme; in bestimmten Entfernungen kreisen um ihn die chemischen Werkstätten der Planeten und werden mit einem Antheil jener imponderablen Elemente überströmt, der seiner Intensität nach wegen der Excentricität der Bahnen und der Neigung der Axen gesetzmäßig wechselnd, manche Körper fast für immer in einer dem chemischen Processe feindlichen Starrheit und Undurchdringlichkeit erhält, andre nur in gewissen Perioden in die der Ausgleichung durch Verwandtschaft günstigen Bedingungen bringt. Die ganzen großen Züge des chemischen Geschehens an der Erde würden sich ändern, sobald die Entfernung von der Sonne sich änderte; Metalle, die jetzt starr sind, würden den Punct ihrer Schmelzbarkeit erreichend mit einem unverhältnißmäßig größern Gewichte in die Gegenwirkung eintreten; die Verhältnisse der Verwandtschaften würden mannigfache Abändrungen erfahren. So sehen wir hier im Großen, wie durch eine rein mechanische Veranstaltung, durch die Entfernung und den Umlauf der Planeten, durch die bestimmte oscillirende Distribution der die chemische Processe so sehr bedingenden Imponderabilien die Masse des ganzen Geschehens in bestimmte engre Grenzen eingeschlossen ist, die den Namen einer organischen Form gar wohl verdienen. Auf ganz ähnliche Weise ist im einzelnen Organismus durch eine bestimmte Anordnung aufeinander folgender mechanischer Effecte ein moderirender und regulatorischer Apparat gegeben, der fortwährend eine Menge entstandner Producte abschäumt, um den Hergang in continuirlichem Werden und Fließen zu erhalten. So fallen das organische und das unorganische Dasein zwar unter einen naturphilosophischen Typus; aber die Verschiedenheiten der Mittelprocesse, einerseits der Vertheilung der Imponderabilien, andrerseits der Respiration, Circulation und Aussondrung reichen hin, um eine unfruchtbare weitre Zusammenwerfung beider Erscheinungen zu verbieten.

Nach diesen Vorlagen und einer inhaltvollen Darstellung des Chemismus im Pflanzenreiche geht der Verf. zur nähern Charakteristik der physiologischen Chemie des Thierkörpers über. Zwei Puncte sind es, denen seine Untersuchung vorzüglich gilt. Zuerst finden wir im Allgemeinen behauptet, und durch specielle Untersuchungen bei jedem einzelnen Stoffe nachgewiesen, daß zwar elementare Stoffe

und unorganische Verbindungen, wie Sauerstoff, Stickstoff, Wasser und Kohlensäure, in den Organismus aufgenommen, aber keineswegs zu den eigenthümlich thierischen Geweben assimilirt werden, sondern mehrentheils nur durch physische Eigenschaften, oder als Fermente der Zersetzung functioniren. Alles, was wirklich integrirender Bestandtheil des thierischen Körpers ist, hat seinen Ursprung in bereits organischen Verbindungen, und der Thierkörper hat am wenigsten die ihm so häufig zugeschriebne Fähigkeit, einen Elementarstoff in den andern zu verwandeln. Vielmehr haben nicht nur alle jene eingestreuten Mineralkörper, die zum Theil auch in die organische Zusammensetzung der Substanz eingehen, ihren Quell in den Nahrungsmitteln, sondern selbst die Assimilation dieser ist beschränkt auf eine leise Umwandlung und Umlagrung der Molecülengruppen, die ihrer procentischen Zusammensetzung nach bereits fertig in den Organismus gelangen. Von den vier Stoffen, die dem Thierkörper am wesentlichsten angehören, dem Protein, der leimgebenden Materie, den Fetten und der Milchsäure, findet das erste seinen Ursprung in dem gleich zusammengesetzten Pflanzeneiweiß und liefert selbst wieder durch einfache Metamorphosen unter Zufügung anorganischer Stoffe Eiweiß, Faserstoff, Käsestoff, Globulin u. s. f.; die leimgebenden Gewebe sind wahrscheinlich ebenfalls eine secundäre Umwandlung des Proteins; auch von fettartigen Substanzen wird aus dem Pflanzenreich dem Körper eine hinreichende Quantität zugeführt, um das Vorkommen ihrer vielfältigen Modificationen zu erklären; endlich die stickstofflosen organischen Substanzen dienen nach dem Verf. zur Bereitung der Milchsäure, deren große Wichtigkeit als Lösungs- oder Transportmittel der Verf. in diesem speciellen Artikel einleuchtend nachgewiesen hat. Die Wichtigkeit des Sauerstoffs, die durch manche ungeschickte Philosophie zum Schaden der Wissenschaft übertrieben worden ist, setzt der Verf. wohl mit völligem Rechte darauf herab, daß er zur Beförderung des Zerfallens und der Löslichkeit jener unbrauchbar gewordnen Substanzen dient, die aus dem Körper entfernt werden müssen.

Dies sind die eines allgemeinern Interesses fähigen Ideen, die der Verf. in dem vorliegenden ersten Theile seines Werkes ausgeführt hat. In der darauf folgenden Behandlung der einzelnen Stoffe, die in Mineralsubstanzen und in wesentliche Bestandtheile des thierischen Körpers zerfallen, hat der Verf., wie es einer physiologischen Chemie zukam, nicht allein die Physiographie, die Darstellungsmethoden und Reactionen der einzelnen Stoffe behandelt, sondern überall entweder gestützt auf bestimmte Facta, oder sichern Vermuthungen vorsichtig folgend, ihre Benutzung, Umwandlung und Zersetzung, sowie ihre Bedeutung in Krankheiten berücksichtigt. Die genaue wissenschaftliche Kritik des Details wird hier eine ansehnliche Menge genauer Experimentaluntersuchungen ausheben können, durch welche der Verf. mehrere Puncte der physiologischen Chemie glücklich aufgeklärt hat. In diese einzelnen Vorzüge, sowie auf die einzelnen Bedenken, die wir äußern möchten, müssen wir uns versagen, hier einzugehen. Der zweite Theil des Werkes, der nach den hier gegebnen Andeutungen ein steigendes Interesse für sich in Anspruch zu nehmen berechtigt ist, wird noch besonders die einzelnen physiologischen Processe in ihrem functionellen Zusammenhang beleuchten und dadurch die gegenseitigen Verhältnisse der Stoffe noch deutlicher zu machen Gelegenheit haben. Wir wünschen, daß der gelehrte Verf. durch baldige Veröffentlichung desselben einen wesentlichen Mangel der medicinischen Wissenschaft decken möge.

Herbartsche Philosophie.

Herbart bekannte sich selbst zur Kantschen Schule, nicht deßhalb, wie es scheint, weil er den Grundsätzen ihres Meisters folgte, sondern weil er von denselben den ersten Anstoß zum Philosophiren erhalten hatte, und weil er sein besondres Streben dahin richtete, dieselben zu widerlegen. Diese negative Tendenz ist ihm wohl geglückt; man möchte wünschen, daß er dieselbe noch weiter ausgedehnt hätte. Allein er verkannte sein Talent, er wandte sich zur Production. Man überzeugt sich leicht, daß keines seiner Werke eine Idee darstellt, die einen umgestaltenden, verbessernden Einfluß auf die Wissenschaft äußern, daß seine ganze Lehre keine neue Weltanschauung begründe, deren Inhalt das lebende Geschlecht verarbeiten und in veredelter Gestalt den Nachkommen vererben möchte. Geistige Durchdringung des Vergangnen, großartige Auffassung des Gegebnen, erhebende Verzeichnung des Geforderten sind ihm fremd geblieben.

Seine Philosophie beginnt mit den Widersprüchen, welche in den Formen der Erfahrung gegeben sind. Die Widersprüche selbst weist er in der Einleitung auf, ihre Wegräumung versucht er in der Metaphysik. Dieser Wissenschaft ertheilt er die Aufgabe, jene Begriffe, welche uns die Erfahrung aufdringt, denkbar zu machen, sie so zu construiren, daß sie das Reale darstellen, wie es dem, was geschieht und erscheint, zum Grunde liegt. Er geht daher zunächst von der Erfahrung aus, er betrachtet das Gegebne des unwissenschaftlichen Bewußtseins. In dieser Untersuchung schon widersteht uns eine unleidliche Weitschweifigkeit und eine störende Verworrenheit der Gedanken; der Begriff des Gegebnen schwankt fortwährend zwischen den Thatsachen des Bewußtseins und dem unabhängig vom Denken Seienden. Und wenn sich offenbar die Meinung mehr zum letztern hinneigt, so fehlt jeder Uebergang von den

Formen der Empfindungen zu den Formen der äußern Erfahrung. Einen solchen können wir doch nicht füglich in dem Satze: „Wie viel Schein, so viel Hindeutung aufs Sein", denn wir wissen noch gar nicht, daß die Empfindungen Schein sind, noch auch in der Bemerkung finden, daß wir uns in der Gruppirung der Merkmale gebunden fühlen, denn diese Gruppirung ist ja nach Herbart selbst eine Folge des geistigen Mechanismus.

Bevor Herbart zur eigentlichen Untersuchung übergeht, entwickelt er eine besondre Methode, die Methode der Beziehungen. Wenn nämlich ein Widerspruch als gegeben angenommen wird, wenn z. B. A zugleich M und N sein soll, so muß man nach derselben die Einheit des Entgegengesetzten läugnen, statt des Einen Mehrere setzen und annehmen, daß in der Verbindung der Mehrern, der M, das gegebne N entspringe. Diese Methode ist neu; das ist aber ihr ganzer Vorzug. Denn wie wenig sie leisten könne, geht aus der Bemerkung hervor, daß in jedem Falle die Wirklichkeit der Modification, welche die mehrern M auf einander ausüben, dargethan werden muß. Auf diesen Umstand kommt Alles an, wir werden später, wo diese Methode angewandt wird, leicht erkennen, daß derselbe unmöglich ist. Deßhalb brauchen wir das Beispiel, welches diese Methode ins Leben gerufen hat, nicht genauer zu erörtern, obgleich beim ersten Anblick erhellt, daß nicht die verbundnen M, sondern ein drittes, der zusammenfassende Geist das N hervorgehen lasse. Herbart fühlt sehr wohl, wie weit eine im Denken vollzogne von einer realen Verbindung der M entfernt sei. Deßhalb ruft er noch die Kunst der zufälligen Ansichten herbei. Aber auch diese sind lediglich formal und können das Reale nicht afficiren. Ueberhaupt hat hier unserm Philosophen sein Liebäugeln mit der Mathematik einen argen Streich gespielt; denn diese Wissenschaft bedient sich der zufälligen Ansichten nur, um eine unbekannte Größe in bekannte zu verwandeln, oder durch Verbindung mit bekannten zu finden, oder auch um einen Ausdruck in bequemrer Gestalt der Rechnung zu unterwerfen. Immer ist aber der Mathematiker derjenige, welcher die Unbekannten mit den zufälligen Ansichten verbindet, und das Gesuchte hervorbringt; wer vertritt aber seine Stelle bei den Realen? Wie können die Realen dadurch, daß sie „anders als durch ihren ursprünglichen allgemeinen Begriff, in einem andern aber gleichgeltenden Ausdruck vorgestellt werden (Metaph. 2. Bd. S. 64)", eine wechselseitige Aendrung hervorbringen?

Die eigentliche Untersuchung beginnt mit dem Begriff des Sein, welcher aus einer doppelten Verneinung, aus dem Verbot, eine Position zurückzunehmen, entstehen soll. Diese logische Analyse enthält einige gute Gedanken. Auch können wir nicht umhin, den Satz, daß die Qualität des Seienden gänzlich affirmativ sei, anerkennend zu erwähnen. Der folgende Satz aber, daß die Qualität des Seienden schlechthin einfach sei, wird nicht überzeugend dargethan. Wenn dieselbe durch A und B bestimmt wird, entsteht keineswegs die behauptete Negation. Herbart meint, daß A in die Qualität gesetzt zurückgenommen werden müsse, wenn es nicht mit B verbunden gedacht würde. Dieser Vorbehalt der Zurücknahme wird aber nicht ausgeführt, also die geschehene Position keineswegs verletzt. Wenn Herbart ferner sagt, daß die ganze Setzung lediglich relativ sei, so täuscht er sich wieder in dem Beweise, denn um diesen zu führen, spricht er von der Voraussetzung jedes Einzelnen für das Andre, als wenn eins vor dem andern hergehen müßte, während doch nur behauptet wird, daß A und B verbunden seien. Mit diesem Satze fällt auch der folgende, daß die Qualität des Seienden allen Begriffen der Quantität schlechthin unzugänglich sei, indem er an dem ersten seine Stütze hat.

Der Probleme, welche uns die Erfahrung aufdringt, führt Herbart vier an, die Inhärenz, die Verändrung, die Materie, das Ich.

Wir gehen sogleich zum Probleme der Inhärenz oder des Dinges mit mehrern Merkmalen über. Wenn Herbart den Vorgang genauer untersucht hätte, nach welchem wir zu unsern Empfindungen und deren Formen äußre Objecte erschließen, wenn er nicht ohne alle Besonnenheit des philosophischen Gedankens die Complexionen mehrerer Merkmale aus seinem Geiste hinausgesetzt hätte, so würde er nicht den Satz ausgesprochen haben: „Die Formen der Erfahrung verwandeln sich in Formen der Setzung des Realen; dabei verwickeln sie das Seiende in ihre Widersprüche, wenn wir es nicht hindern." Denn wenn wir die Complexion mehrerer Empfindungen betrachten, so leidet dieselbe an gar keinem Widerspruche; die Vorstellungen sind als solche nicht die Merkmale eines Realen, welches dieselben habe oder besitze. Die Einheit, in welcher die Merkmale gehalten werden, ist nur formale Verbindung. Wir kommen zwar zu dem Schlusse, denn nichts Andres ist die Setzung des Objects, daß die Empfindungen sich auf ein Seiendes beziehen, und daß, wenn wir uns in der Zusammenfassung derselben gebunden fühlen, sie auf einen einheitlichen realen Grund hinweisen. Daß diese Einheit ein schlechthin einfaches Reale sei, ist schon eine voreilige Behauptung; denn die Dinge der äußern Erfahrung, welche unserm Verfasser immer vorschweben und sein Problem tragen, sind keineswegs solche einfache Wesen, Herbart selbst findet vielmehr in seiner naturphilosophischen Forschung, daß sie aus einer Verbindung mehrerer Realen bestehen. Die Merkmale sind daher nicht sämmtlich solche, welche eine Gemeinschaft der Substanz mit andern Realen voraussetzen, wie Farbe, Ton u. s. w., sondern es giebt deren, die selbst ein Inbegriff mehrerer Realen sind, wie die Glieder eines organischen

Wesens. Dies Wunder ist noch größer als das erste; denn diese Einheit ist zugleich der Grund und die Folge der Vielen. Wozu bedarf es eines so weitläufigen Gerüstes, wenn wir am Ende nur das Ergebniß finden, daß Merkmale, die nur aus einer Verbindung mehrerer Realen hervorgehen können, allemal die Anzeige eines mehrfachen Realen seien? Was hilft hier die prunkende Neuheit einer Methode, die nur das zu Tage fördert, was ihr gewissermaßen vor den Füßen liegt? Und wer kann ohne Lächeln die Stelle lesen, in welcher der scharfsinnige Denker diese Verändrung die größte und für alle Speculation die durchgreifendste nennt, die sich irgend denken lasse? Wir wollen lieber zu denen gehören, welchen diese Verändrung des Begriffs als eingebildet erscheint, wir wollen sogar noch hinzufügen, daß Herbart durch diese glänzende Entdeckung verblendet nicht einmal bemerkte, wie weit er noch immer von der eigentlichen Frage entfernt war, wie er vielmehr dieselbe ganz aus den Augen verloren hatte. Denn wenn wir auch das Zusammen der Realen und in diesem Zusammen den Begriff der Ursache herbeigeführt einräumen wollten, so begreifen wir keineswegs, wie diese Ursachen die Schuld des Vielen und Fremdartigen in der Gruppe der Merkmale übernehmen können. Diese Nachweisung mußte geführt werden; denn dies ist ja die eigentliche Aufgabe der Untersuchung. Vergebens suchen wir in dem übrigen Systeme die Lösung, wir gewinnen nur die Ueberzeugung, daß sie durch die übrigen Lehren unmöglich gemacht wird. Denn das Zusammen der Realen ergiebt nur Störungen und Selbsterhaltungen; diese verschiednen Zustände sind aber auf das Innre der Realen beschränkt, treten nicht in die Erscheinung; wie könnten sie also den Merkmalen identisch sein, die unsrem Bewußtsein erscheinen?

Der Erfolg der ganzen Untersuchung gestaltet sich aber noch ungünstiger. Der denkende Leser wird bemerkt haben, daß die Inhärenz am Ende durch das Zusammen der Realen und die damit herbeigeführte Causalität bedingt wird. Wir werden aber bald erkennen, daß Herbart den letzten Begriff nicht nachzuweisen vermag, nicht weniger, daß die gegebne Bestimmung des Realen denselben ganz und gar zurückweist. Weil dieser Begriff des wirklichen Geschehens den Wendepunct der ganzen Metaphysik auszumachen scheint, so wollen wir uns bei dem Probleme der Verändrung nicht weiter aufhalten, das überdies mit jenem Begriffe zusammenfällt, sondern dieser Darstellung eine weitre Aufmerksamkeit widmen. Herbart stellt nicht in Abrede, daß die einfachen Qualitäten der Realen nicht taugen, das wirkliche Geschehen hervorzubringen, er meint dagegen, daß ihre zufälligen Ansichten sich betrachten lassen als solche, die in einander greifen. Er nimmt daher an, A sei $= \alpha + \beta + \gamma$ und $B = m + n - \gamma$, welche zusammengenommen sich auf $\alpha + \beta + m + n$ reduciren. Jeder wird es ohne Weitres befremdend finden, das einfache Reale einem algebraischen Ausdruck gleichgesetzt zu sehen. Denn diese Wissenschaft beschäftigt sich nur mit Größen und solche sollen doch jedenfalls jene Buchstaben vorstellen. Früher aber hat Herbart den Satz aufgestellt, daß die Qualität des Seienden allen Begriffen der Quantität schlechthin unzugänglich sei. Wenn Jemand einwenden wollte, daß diese Ansicht zufällig wäre, so bedenkt derselbe nicht, daß sie dem Realen gleichgesetzt und daß damit demselben Quantität zugeschrieben wird. — Sodann müssen wir den behaupteten Gegensatz der Realen läugnen. Wenn Herbart einfache Empfindungen, Farben und Töne, als Beweise für die Annehmbarkeit eines solchen Gegensatzes anführt, so können wir nicht in Abrede stellen, daß diese in der Seele des Empfindenden einen gewissen Widerstreit hervorrufen, und damit das Bestreben, denselben aufzuheben, müssen dagegen behaupten, daß ihnen an sich betrachtet kein solcher Widerstreit und kein Bestreben, denselben aufzuheben, noch weniger aber jener mathematische Gegensatz zugeschrieben werden kann. Hier ist das Factum entscheidend, daß sie in ihrer Qualität beharren, daß kein Theil den andern aufhebt, so sehr sie auch einander widerstreiten mögen. Wie nichtig daher diese Stütze jener Ansicht sei, leuchtet Jedem ein; und dennoch glaubte Herbart, daß jeder Einwurf hier verschwinden müsse. — Nicht weniger unfähig ist das aus der Mechanik entlehnte Beispiel, den Gegensatz von $+\gamma$ und $-\gamma$ zu erklären. Denn Richtungen sind keine Realen; was von ihnen gilt, kann nicht ohne Weitres auch vom Seienden gelten. Da nun $+\gamma$ und $-\gamma$ zum letztern gehören muß, da das Seiende aber eben dasjenige ist, dessen Setzung nicht zurückgenommen werden kann, so liegt der Widerspruch am Tage. —

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 107. 6. Mai. 1842.

Erklärung.

Die Verhältnisse verzögern meine bereits zum Druck bestimmte Besprechung der „litterarischen Zeitung." Ich hoffe jedoch dieselbe wörtlich, wie ich sie jetzt niedergeschrieben, noch nachzubringen, damit dem Publicum in dieser Sache auch die altera pars vorgeführt werde. Arnold Ruge.

Herbartsche Philosophie.

(Fortsetzung.)

Herbart liebte das Spiel mit mathematischen Begriffen, und wußte der Unwissenheit unsrer Jugend damit nicht wenig zu imponiren. Wie schlecht er aber meistens dieselben anwandte, mag uns an diesem Orte ein auffallendes Beispiel zeigen. Er will seine zufällige Ansicht $m + n - \gamma$ und $\alpha + \beta + \gamma$ durch eine ähnliche stützen, deren sich der Mathematiker mit Vortheil bediene. Er meint, wie man für x den Ausdruck $1 + x - 1$ in die Rechnung einführen könne, so dürfe man $m + n - \gamma = B$ setzen. Hier findet aber der wesentliche Unterschied Statt, daß x noch mit bekannten Größen in Verbindung kommen muß, daß der Ausdruck $1 + x - 1$ dem x vollkommen gleichbedeutend ist, während A und B mit gar keinen bekannten Größen in Verbindung gesetzt werden, zufällige Ansichten also nur ein Rechenspiel geben können. Doch wir hätten uns diese Mühe kaum zu geben brauchen, denn kurz darauf lehrt Herbart selbst, daß der wahren Qualität gemäß die Wesen A und B sich weder ganz noch zum Theil aufheben. Ist aber dies der Fall, was sollen dann jene zufälligen Ansichten? Dann leidet ja die Folgrung, welche aus denselben gezogen wurde, gar keine Anwendung auf das Seiende! Dies bleibt, was es war; an eine Verändrung ist nicht zu denken. Daraus folgt aber offenbar, daß der Gegensatz der Realen nicht ein solcher sei, nach welchem das eine das andre aufheben kann. Da nun die Ursache in dem Verhältniß der Qualitäten je zweier Wesen liegt, die Qualitäten aber nicht den geforderten Gegensatz haben, um ein Aufheben hervorzubringen, so kann auch das behauptete Causalverhältniß nicht daraus hervorgehen. Herbart will aber dennoch im Widerspruche mit seinen eignen Lehren ein gewisses Positives aus diesem Zusammen der Realen herleiten, er behauptet, daß dieselben in ihrer Lage wider einander beharren, dem innern Gegensatze in ihren Qualitäten zugleich widerstehen. Aber dieser Begriff des Widerstandes ist erschlichen; denn wenn ihre Qualität gar nicht aufgehoben werden kann, also auch nicht aufgehoben wird, so brauchen sie gar keine Anstrengung anzuwenden, um sich in ihrer Qualität zu erhalten. Ueberdies ist ja eine solche aufhebende Tendenz eine nichtige Voraussetzung. Was soll nun gar das Drücken hier bedeuten, wo von einfachen Wesen geredet wird? Druck in der Sinnenwelt hat, wenn keine Bewegung, dann Verdichtung der drückenden und gedrückten Dinge zur Folge; aber einfache Wesen können auf diese Weise gar nicht gedrückt werden, denn sie sind ihrem Wesen nach unantastbar, sie haben keine Theile, deren gegenseitige Lage verändert werden könnte. — Wir sehen uns also genöthigt, die Darstellung des realen Geschehens und damit die Deduction der Causalität, der Verändrung und, nach einer frühern Bemerkung, der Inhärenz zurückzuweisen. Aber wenn wir auch dem Verf. das gefundne Ergebniß zugestehen wollten, so hat er doch immer nur ein Geringes erreicht, ist bei Weitem nicht zu dem hohen Ziele vorgedrungen, welches er unserm hoffenden Geiste vorhielt. Denn er wollte die Verändrung in den Merkmalen der Dinge erklären, und hat uns nur eine Verändrung im innern Zustande der Dinge vorgeführt, eine Verändrung, die in dem dunkeln Grunde des einfachen Realen verschlossen bleibt, und unendlich weit entfernt ist von jenem Mysterium, welches die offenbare Natur uns verkündet.

Mit dieser Theorie der Störungen und Selbsterhaltungen fallen auch alle Folgrungen, welche aus derselben gezogen werden. Unter diesen erwähnen wir namentlich der Lösung des dritten Problems, der Construction der Materie. Wir wollen jedoch bei dieser Untersuchung noch etwas verweilen, um das Gewebe von Widersprüchen aufzudecken, welches die Willkür des Gedankens erschaffen hat. Herbart eröffnet diese Darstellung mit der Annahme, daß ein Paar reale Wesen vollkommen zusammen, d. h. in einander, oder unvollkommen zusammen, d. h. theilweise in einander sein

können. Was von diesem Ineinander zu halten sei, wird sich der denkende Leser schon sagen können; denn welcher Verstand mag den Gedanken fassen, daß unräumliche Wesen in einander oder theilweise in einander seien, also dem andern den Raum geben, den sie selbst nicht haben? Wenn ferner ein Reales theilweise in dem andern ist, so muß es Theile haben. Herbart bekennt nun selbst, daß die Einfachheit der Qualität eine solche Annahme verbiete. Mit diesem Bekenntniß aber fällt auch die theilweise Eindringung, nur nicht im Systeme unsers Philosophen, weil er ohne diesen Widerspruch nicht weiter kommen konnte. Doch diese Verkehrtheit darf uns nicht befremden; denn sie ist nur eine Kleinigkeit verglichen mit der folgenden Darstellung. Bisher konnten wir doch glauben, einen wissenschaftlichen Forscher vor uns zu haben, jetzt aber erhebt sich Herbart in die erhabnen Regionen der Dichtung und verkündet uns die Eigenschaften solcher Dinge, deren Unwirklichkeit sein Verstand eben behauptet hat. Der Dichter phantasirt:

„Wo Theile sind, da ist auch Figur; welche Figur aber paßt, auch nur als Fiction, auf einfache Wesen?"

„Antwort: Einzig die Kugel."

Der Gott in seiner Brust enthüllt noch höhere Offenbarungen:

„Und diese Kugeln sind für alle realen Wesen gleich groß."

Wo war, scharfsinniger Philosoph! deine Besonnenheit, in welcher du verglichen mit Plato, Spinoza und Schelling deinen Ruhm suchtest?

Welche Thorheit der Denker hier begehe, mögen wenige Worte hervorheben. Wenn Dinge nur, insofern sie aus Theilen bestehen, Gestalt haben, so darf Herbart den Realen eine solche nicht zuschreiben, weil er die Bedingung derselben, die Theile, läugnet. Wenn ferner die Realen unräumlich sind, so ist es doch vollkommne Absurdität, der Größe derselben zu erwähnen. Der Verf. spricht also mit Bewußtsein Widersprechendes, Nichtiges; ja er bemüht sich sogar, seine luftigen Gestalten mit Gründen des reinen Verstandes zu stützen, daß man dem Glauben kaum wehren kann, als umschlänge ihn der Reiz seiner Gebilde mit den Fesseln süßer Selbsttäuschung.

Herbart nimmt nun die Behauptung der Theile zurück, um den Satz aufstellen zu können: „In dem ganzen realen Wesen, in allen fingirten Theilen desselben, befindet sich einerlei Grad der Selbsterhaltung;" die partiale Durchdringung aber, die mit jener Zurücknahme ebenfalls fallen mußte, läßt er bestehen, um der bekannten Attraction auch in seinem Systeme einen Platz anweisen zu können. Zu diesem Ziele bahnt ihm die Behauptung den Weg, daß das unvollkommne Zusammen eine Selbsterhaltung mit sich führe, daß die Selbsterhaltung sich nach dem Zusammen richte, und daß, da die Selbsterhaltung sich nicht nach fingirten Theilen des Wesens theilen lasse, auch überall das Zusammen derselben entsprechen, die Wesen also, wenn sie einmal unvollkommen zusammen sind, auch vollends in einander eindringen müssen. Diese vollkommne Durchdringung nennt er Attraction. — Halten wir uns an den Satz unsers Philosophen, daß die Realen nicht aus Theilen bestehen, so müssen wir diese Herleitung der Attraction mindestens für höchst überflüssig halten. Denn unter jener Voraussetzung können die einfachen Wesen niemals theilweise zusammen sein, sondern sind überhaupt, wenn sie zusammen sind, vollends zusammen. Das Zusammensein aber wird nicht durch die betheiligten Wesen hervorgebracht, sondern durch äußre Ursachen; mithin fällt auch die Attraction der Realen außerhalb derselben, und besteht also nicht in einem solchen Processe, wie Herbart zu deduciren sich bemühte. — In der Darstellung der Repulsion begegnen uns nicht weniger auffallende Absurditäten. Für die erstre Grundkraft gnügten unserm Denker zwei Reale; für die letztre fordert er deren drei, A, A′, B. Er nimmt an, daß A und A′ im Begriff sind, in das mittlere B, welches mit jenen unvollkommen zusammen ist, einzudringen. Er behauptet nun, daß sich B doppelt, nämlich gegen beide A, nur dann selbsterhalten könne, wenn in dem Gegensatze des B gegen A eine solche Ungleichheit wäre, daß ein einzelnes A nicht zureichte, um der ganzen Negation, welche in B liegt, gegen die Qualität der A völlig zu entsprechen. Vor Allem müssen wir den Unsinn des Gedankens rügen, daß eine Ungleichheit des Gegensatzes zwischen zwei Realen Statt haben, daß A dem B mehr, als B dem A entgegengesetzt sein könne. Man weiß nicht, ob man der Schwäche des Verstandes oder des Gedächtnisses die Schuld geben soll, denn schon auf S. 172 finden wir die großgedruckten Worte: „der Gegensatz ist zwischen beiden, nicht aber in einem von beiden." Was kann dies anders bedeuten, als daß der Gegensatz gegenseitig, daß dies so sehr jenem, als jenes diesem entgegengesetzt sei. Ja von den entgegengesetzten Tönen sagt Herbart geradezu, daß in gleichem Grade cis von gis und gis von cis abweiche. Und wie kann man sich das Verhältniß wohl anders denken, wie kann das Schwarze dem Weißen oder $+\gamma$ dem $-\gamma$ weniger entgegengesetzt sein, als das Weiße dem Schwarzen oder $-\gamma$ dem $+\gamma$? — Dies Verhältniß will aber der Verf. an unserm Orte nicht voraussetzen, vielmehr das einfachre, daß der Gegensatz zwischen A und B gleich sei. Jetzt fährt Herbart so fort: „B kann sich nicht gegen beide A zugleich selbsterhalten; es kann aber auch keine wirkliche Störung ohne Selbsterhaltung in demselben geschehen, sondern die Lage der realen Wesen muß sich hier eben so wie zuvor nach dem wirklichen Geschehen abändern, d. h. die beiden A können in B nicht ganz eindringen, B scheint eine zurückstoßende Gewalt gegen sie auszuüben; und die nennen wir R e p u l s i o n." Die Annahme, daß B eine doppelte Selbsterhaltung nicht vollziehen könne, ist nicht folgerecht. Denn die Selbsterhaltung richtet sich nach der Störung, diese nach dem Gegensatze. Ist nun der Gegensatz gegeben, so tritt auch nach der Theorie des Verf. mit Nothwendigkeit die Störung ein oder sollte vielmehr eintreten, denn die Einfachheit des Wesens läßt sie nicht wirklich werden. Wenn die Qualität des Realen wegen ihrer Einfachheit nicht aufgehoben werden kann, so mag sie von einem oder von tausend Wesen angefochten werden, sie wird ewig in gleicher Machtvollkommenheit dastehen. Wenn also Herbart den Realen eine doppelte Selbsterhaltung nicht absprechen darf, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen, so muß er auch die Folgrung aus jenem Satze zurücknehmen, daß nämlich die beiden A nicht ganz in B eindringen können. Diese Folgrung ist freilich auch aus dem Grunde schon eine nichtige, weil den Realen alle wirklichen Theile abgesprochen werden. Auch wollen wir noch bemerken, daß früher das Eintreten der Störung aus dem Grunde geläugnet

wurde, weil die Selbsterhaltung dieselbe nicht wirklich werden lasse, wir sollten daher jetzt, wenn sich ein Wesen nicht selbsterhalten kann, consequenterweise erwarten, daß es wirklich gestört werde. Allein eine so gute Meinung können wir über Herbart's Gedächtniß nicht mehr hegen; wir wollen ihm auch keinen weitern Vorwurf daraus machen. Dagegen können wir dem edlen Benehmen der Realen unsern Beifall nicht versagen, welche die letzte Kraftanstrengung des überwundnen Bruders ehren und das gezückte Schwert wieder in seine Scheide stecken; Herbart aber und seine hoffnungsvolle Schule muß sich denselben zum innigsten Danke verpflichtet fühlen, denn ohne diese seltne Großmuth hätten sie nimmer das einzige System, diesen Stolz des menschlichen Geistes, erfinden können, welches die Widersprüche des Gegebnen mit so auffallender Leichtigkeit hinwegräumt. — Zuletzt erwähnen wir noch der Ungleichheit der zweifach ausgedrückten Folgrung, welche aus dem Unvermögen des realen B, sich selbstzuerhalten, hergeleitet wird. Zuerst sagt der Verf., die beiden A können nicht ganz eindringen in B, sodann: B s c h e i n t eine zurückstoßende Gewalt gegen sie auszuüben. Wenn B der Grund ist, daß die beiden A nicht weiter eindringen, so ist es doch nur eine hemmende Gewalt, keineswegs eine zurücktreibende, und diese mußte und wollte der Verfasser im Gegensatz zur anziehenden darthun.

Herbart's schöpferischer Geist hat nun die beiden Grundkräfte der Natur, Attraction und Repulsion, gefunden, er braucht nur noch zur Materie zu sprechen: sie werde, und sie ist gegeben. Wir aber nehmen Anstand, den Leser noch mit mehrern Proben des Scharfsinns zu unterhalten, welchen unser Denker in der fortschreitenden Entwicklung dieser Principien aufwendet, wir übergehen daher die Umrisse der Naturphilosophie, welche auf jenem nichtigen Fundamente der Störungen und Selbsterhaltungen, der anziehenden und zurückstoßenden Kräfte, aufgebaut wird. Jedoch nicht ohne Bedauern entsagen wir dem Vergnügen dieser Kritik; wir wünschten den Werth der tiefen Naturkenntniß abzuwägen, welche der Philosoph so gern in Anspruch nahm. Doch unser Zweck nöthigt uns vorwärts zu eilen; wir gehen daher zum v i e r t e n P r o b l e m, zum Ich, über. Herbart beginnt diese Untersuchung mit einer kurzen Darstellung und beiher laufenden Widerlegung des Fichteschen Idealismus. Wir finden auch hier unser früheres Urtheil bestätigt, daß seine negirende Richtung nicht erfolglos ist, nicht minder aber erkennen wir auch, daß ihm jede selbständige Lösung der Fragen mißlingt. Herbart faßt nun das Problem in die Worte: „das Ich ist Identität des Objects und Subjects", und entwickelt zuerst die Widersprüche, an denen dasselbe leiden soll. Er findet dieser Widersprüche zwei: es fehle nämlich zuerst dem Ich sowohl am Objecte als am Subjecte; sodann widerstreite die vorgegebne Identität des Objects und Subjects dem unvermeidlichen Gegensatze zwischen beiden. Wir können hier nur bemerken, daß der Verfasser selbst das Wesen des Ich nicht richtig gefaßt hat, sonst würde er keine Widersprüche finden, wo vernünftiger Zusammenhang der Begriffe Statt findet. Denn setzen wir einen bestimmten Menschen, Cajus, so haben wir einen gewissen Complex von Merkmalen, und weil wir einen unabweislichen Zusammenhang derselben bemerken, legen wir denselben eine Einheit unter, diese sei nun eine begründende oder begründete. Diese Einheit ist Cajus. Versetzen wir nun diesen Begriff in den Cajus selbst, so hat Cajus den Begriff des Cajus und damit den Begriff des Ich. In diesem Falle ist das Object die erschloßne Einheit, welche der Begriff befaßt, nicht minder das Subject dieselbe Einheit. Wenngleich in der Fichteschen Darstellung Mängel sein dürften, so führt doch der Satz: „das Ich stellt sich vor," wofür wir sagen würden, „die Einheit A hat den Begriff des A", gar nicht auf eine widersinnige unendliche Reihe weder in Hinsicht des Objects, noch des Subjects. Was den Widerspruch der Form nach betrifft, so ist derselbe eine bloße Künstelei. Denn nicht die Seele und der Begriff der Seele sollen identisch sein, sondern die Seele und das Ding, auf welches sich der Begriff bezieht, das ist ebenfalls die Seele. Gegen diese Einwürfe kann sich der Verfasser um so weniger beschweren, als ihre einzige Voraussetzung vollkommen mit seiner Behauptung übereinstimmt, daß das Ich unter das Problem der Inhärenz falle. Betrachten wir überdies das ganze Ergebniß seiner Auflösung (S. 295, Ps. II.), so stellt er es im Wesentlichen unsrer Entwicklung gleichbedeutend dar, wenngleich ihn die Prämissen dazu vielleicht nicht berechtigten. Er sagt: Wie dieses Subject sich betrachten läßt als Vorstellendes zu jedem Vorgestellten, so auch in dem besondern Fall, da das Vorgestellte ihm selbst identisch sein soll. Wir wollen nun bei der langwierigen Berichtigung des Begriffs, welche Herbart versucht, nicht lange verweilen, da eines Theils der denkende Leser die Schwächen derselben erkennen, andern Theils die Aufräumung dieser Widersprüche keinen bemerkbaren Gewinn liefern wird. Den entscheidenden Einwand haben wir bereits erwähnt, nämlich daß das Object sehr wohl mit dem Subject übereinstimme. Daraus geht die Folgrung hervor, daß nicht nach einem fremden Objecte gesucht zu werden brauche. Wenn nun gar Herbart dieser Objecte, die sich gegenseitig modificiren, mehrere annimmt und sie nur in dieser Modification dem Subjecte gleichsetzt, so fehlt er gegen die Fordrung des Problems, nach welchem das Object dem Subject identisch sein muß. Denn das Subject ist das einheitliche Substrat, nach Herbart die einfache Seele, dies Object aber ist und bleibt ein bloßer Complex von Merkmalen, die dem Realen nie gleichgesetzt werden können.

Indem wir den Verfasser seiner schweren Arbeit, Widersprüche zu schaffen und zu lösen, ruhig überlassen, können wir uns jedoch von seiner Eidolologie nicht trennen, ohne zuvor noch einige Bemerkungen einzustreuen. Herbart erklärt zuerst die Seele für eine einfache Substanz, weil sie eine Complexion von Merkmalen sei, also unter das Problem der Inhärenz falle. Mit welchem Entzücken mag dieser Satz den Bekenner dieser Philosophie erfüllen, mit welchen seligen Ahnungen sein Herz anschwellen!? Denn bei welchem scharfsinnigen Herbartianer sollte nicht der Gedanke sogleich über die Schwelle des Bewußtseins treten, daß mit der Substantialität der Seele auch ihre Unsterblichkeit oder vielmehr Ewigkeit gegeben sei? Glückliche Einfalt des Verstandes! wie mag der furchtsame Glaube eines Theologen dich beneiden! — Wir brauchen uns nur unsres frühern Ergebnisses zu erinnern, daß das Problem der Inhärenz nur solche Merkmale berücksichtigte, welche durch das Zusammen der Realen bedingt werden, daß es aber alle diejenigen fallen ließ, welche selbst aus mehrern Realen zusammengesetzt sein müssen, daß es ferner die Frage gar

nicht berührte, ob die Einheit die Merkmale begründe, oder durch dieselben begründet werde; dieser Umstände brauchen wir uns nur zu erinnern, um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß nur unbefangne Dreistigkeit oder kurzsichtige Reflexion die Behauptung der realen Einheit für bewiesen annehmen konnte.

Was die Ansicht des Verfassers betrifft, daß Vorstellungen Selbsterhaltungen der Seele seien, so verweise ich im Allgemeinen auf meine frühere Widerlegung des realen Geschehens; im Besondern bemerke ich noch, daß das Zusammen der Seele mit den Wesen, welche unsre Vorstellungen betreffen, garnicht gegeben wird, und daß die Seele von Wesen, die ihrer Lage wegen mit ihr zusammen sein könnten, gar keine Vorstellungen aufweist. Gegen den ersten Einwand wird man erinnern, daß Herbart an mehrern Orten jenes Verhältniß auseinandersetze. Gut! was finden wir denn z. B. auf S. 460? „Vom Lichte wird der Sehnerv in neue, innre Zustände versetzt. Und was folgt aus diesen Affectionen der Sinnesnerven? Das Allernatürlichste von der Welt; ein innrer Zustand der Seele, eine Vorstellung." Daß unser Gegengrund durch diese Darstellung nicht entkräftet wird, leuchtet ein, denn die Seele ist hier nicht zusammen mit den Realen des Lichts, sondern allenfalls mit denen des Nerven. Sollte also der innre Zustand der Seele dennoch auf die Realen des Lichts hinweisen, so bliebe vielleicht der Ausweg, denselben von den innern Zuständen der Realen des Nerven herzuleiten. Das System hat aber nur den Satz aufgestellt, daß sich der äußre Zustand nach dem innern, nicht aber, daß sich der innre nach dem innern richte; jeden Versuch, eine solche Behauptung nachzutragen, verbietet die Lehre, daß der innre Zustand von dem Gegensatze und dem Zusammen der Realen bedingt wird. — Wenn endlich Herbart sagt, daß die Vorstellungen vermöge ihres Gegensatzes unter einander Kräfte werden, so widerspricht diese Behauptung einer consequenten Entwicklung früherer Lehren. Denn die Selbsterhaltungen entsprechen den Störungen. Wird nun eine Selbsterhaltung durch eine andre ganz oder zum Theil aufgehoben, so entspricht sie der Störung nicht mehr, die Vernichtung tritt ein. Der Widerspruch liegt am Tage.

Diese drei Sätze nun: „die Seele ist Substanz, die Vorstellungen sind Selbsterhaltungen, die Vorstellungen werden vermöge ihres Gegensatzes Kräfte," bilden die metaphysische Grundlage zur Psychologie, sie werden daher auch historisch in derselben vorangestellt. Die leitenden Grundsätze dieser Wissenschaft wollen wir noch kurz betrachten. Herbart gelangt zu ihrer Entdeckung, indem er den widersprechenden Begriff des Ich bearbeitet. Nach dem Satze, daß die Ichheit auf einer mannigfaltigen objectiven Grundlage beruhe, findet er den andern erweiternden, daß die mannigfaltigen Vorstellungen sich unter einander aufheben müssen, wenn die Ichheit möglich sein soll. Was von dieser aufhebenden Modification zu halten sei, haben wir bereits dargelegt. Auf diesen Gewinn der Untersuchung baut der Verfasser nicht ungestört weiter, sondern läßt erst noch einen Widerspruch hervorgehen, um durch geniale Lösung das Interesse des Lesers von Neuem zu spannen. Er erklärt nun, daß, da die Qualität der Vorstellungen unveränderlich sei, die Quantität derselben vermindert werden, daß sie aber auch zugleich die nämliche bleiben müsse. Der gesunde Menschenverstand würde eine dieser Behauptungen für falsch erklären und wegwerfen, Herbart aber erträgt ihre Gesellschaft, er weiß sogar Motive des fortschreitenden Denkens daher zu entlehnen. Durch eine nichtige Unterscheidung des Vorgestellten und des Vorstellens schmeichelt er sich den Widerstreit zu entfernen und verwandelt die vorstellende Thätigkeit dadurch, daß ihr Effect, das Vorgestellte, durch etwas Fremdes zurückgehalten wird, in ein S t r e b e n vorzustellen. Das Ungegründete dieses Verfahrens hat schon Dr. Strümpell so treffend bloßgelegt, daß wir nicht umhin können, seiner Kritik das größte Lob zu zollen und durch kurze Anführung ihres wesentlichen Inhalts unsern vollkommnen Beifall auszusprechen. Wird das Vorgestellte als Effect des Vorstellens angesehen, so steht das Quantum des ersten mit dem Quantum des letzten in directem Verhältniß: wie viel Thätigkeit, so viel Effect. Mithin kann mit dem unveränderten Quantum des Vorstellens ein geringres Quantum des Vorgestellten nicht verbunden sein. Wenn man sich auch ein Vorgestelltes durch ein andres Vorgestelltes dem Quantum nach vermindert dächte, so würde doch die unverminderte Thätigkeit das Vernichtete sogleich wieder herstellen oder vielmehr eine Vernichtung nicht einmal wirklich werden lassen. Wollte dagegen Herbart erwiedern, daß die Thätigkeit ohne Effect bliebe, so würde er seiner eignen Lehre widersprechen, die an vielen Stellen eine Thätigkeit, die Nichts thut, für ein Unding erklärt. Betrachten wir aber diese Unterscheidung des Vorgestellten und des Vorstellens in ontologischer Hinsicht, so müssen wir bekennen, daß Herbart in einem willkürlichen Denken befangen ist. Denn in der Vorstellung als Selbsterhaltung der Seele sind nicht zwei Unterschiedne, Thätigkeit und Wirkung; dadurch würde ja der Verfasser alle Widersprüche wieder hereinlassen, welche zu umgehen er den gewöhnlichen Causalbegriff verwarf. Er behauptet überdies selbst von den Realen, daß sie weder etwas thun, noch leiden, und um jede Beziehung auf diese Begriffe zu vermeiden, nennt er die Selbsterhaltung einen innern Zustand. Dieser Zustand aber, oder in unserm Falle die Vorstellung wird nicht von einer immanenten Ursache, einer vorstellenden Thätigkeit der Substanz hervorgerufen, sondern jedes Reale ist (Met. 1, S. 177.) die Ursache der Selbsterhaltung des andern. — Sodann verstößt aber diese effectlose Thätigkeit noch gegen die einfache Qualität des Seienden, denn wenn die Vorstellung, d. i. die Selbsterhaltung vernichtet wird, so fällt das Reale selbst der Vernichtung anheim. — Das Ergebniß der Kritik ist also, daß ein solches Streben vorzustellen, mithin die ganze Grundlage der Herbart'schen Psychologie erschlichen ist.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 108. 7. Mai. 1842.

Herbartsche Philosophie.

(Schluß.)

Wir wollen daher die einzelnen Sätze dieser Wissenschaft nicht weiter prüfen, ihr Urtheil ist ja der Hauptsache nach in dem ausgesprochnen enthalten. Die großen Aufklärungen, welche der Verf. schon hier für den Willen und das Gedächtniß gewonnen zu haben glaubt, erscheinen daher als leere Einbildungen, und sind auch wahrlich nicht so beschaffen, daß sie dem Gegebnen entsprechen. Was die Reproduction der Vorstellungen im Besondern betrifft, so ist dieselbe nach des Verf. System unerklärlich, ja ganz unmöglich. Denn die Selbsterhaltung wird nur durch die Störung und diese durch das Zusammen bedingt; wie mag sich nun die Seele selbsterhalten, d. i. vorstellen, wenn sie mit dem Realen gar nicht zusammen ist? Dieser Einwand allein, der vielen bereits erwähnten zu geschweigen, zwingt uns, das Wesen der Seele anders zu fassen, als Herbart gethan hat; denn die erste Bedingung des Philosophirens ist, daß die Resultate dem Gegebnen genügen.

Auf die mathematische Bearbeitung der Psychologie hat Herbart stets ein solches Gewicht gelegt, daß wir dieselbe nicht ganz unerwähnt lassen dürfen. Jene besteht darin, daß die Gesetze des Gleichgewichts und der Bewegung, welche in der Körperwelt gelten, auf die Vorstellungen angewandt werden. Wir können über ein solches Problem an diesem Orte nicht entscheiden, wir erwähnen nur, daß mit jenem Streben auch die Hemmung falle, auf welche die Statik und Mechanik gegründet wird, wir sind also zu dem Ausspruch berechtigt, daß der Versuch des Verfassers auch in dieser Hinsicht ein mißlungner ist.

Die Religionsphilosophie ist von Herbart nicht ausführlich und wissenschaftlich bearbeitet worden; wir wollen uns daher darauf beschränken, die zerstreuten Bemerkungen unsrer Prüfung zu unterziehen. Im Ganzen scheint der Verfasser dem kirchlichen Symbol anzuhangen, darauf deuten die Worte in der Vorrede zur Psychologie: die Kirche weiß, daß sie auf einem antiken und in seiner Art vollkommen classischen Fundamente beruhe. Unsre Zeit erwartet von einem Philosophen eine solche Rechtgläubigkeit nicht mehr, nachdem die aufklärende Vernunft so viele Siege über den Irrthum der Vergangenheit davon getragen hat. Wir anerkennen das Hohe und Ewige, welches aus einer bestimmten Offenbarung zu uns redet, wir unterwerfen uns aber der Majestät der Vernunft, welche die beschränkte Form ihrer Richtigkeit preisgiebt. — Jenes Urtheil des Philosophen können wir daher nur der befremdendsten Unwissenheit zuschreiben. Wir wollen jedoch nicht die Unwissenheit, sondern nur das Urtheil der Unwissenheit tadeln. Denn diese Besonnenheit sollte man von einem Denker verlangen, daß er nur über Dinge redet, die er versteht. Wer aber das historische Fundament unsers Glaubens für vollkommen classisch halten kann, der hat von den theologischen Wirren der Zeit nichts vernommen, der hat nicht einmal die Schriften eines Hengstenberg gelesen, er hätte sonst die Noth gesehen, die dem frommen Manne seine Widersacher bereiten. — Neben dieser Genügsamkeit des Glaubens findet sich aber auch ein Aufschwung zu einer Philosophie der Religion, wir sagen Aufschwung, weil es mit den Leistungen der Wissenschaft nicht so ernstlich gemeint ist. Denn der Glaube, sagt Herbart, ist viel älter und hat viel tiefre Wurzeln im menschlichen Gemüthe, als alle Philosophie. Diesen Aufschwung nun sehe ich in dem Streben, den teleologischen Beweis zur Stütze des religiösen Glaubens zu machen. Wir wollen uns nicht in eine Kritik dieses Beweises einlassen, in jedem Compendium kann man eine solche finden, wir wollen nur kurz die Annahme zurückweisen, daß der Glaube eine dem Wissen coordinirte Erkenntnißquelle sei. Die Seele hat nur Vorstellungen; insofern sie diese verbindet und trennt, heißt sie denkend. Dem Glauben bleibt also keine Function übrig; es müßte denn Jemand annehmen, daß er auf ursprünglichen Ideen basire. Solche kann aber der Verf. wenigstens nicht zu Hilfe rufen, weil er die Seele für ursprünglich nicht vorstellend erklärt hat. Wir kommen aber jetzt zu der wichtigern Frage, ob die Annahme eines außerweltlichen, nach Zweckbegriffen handelnden Wesens mit dem übrigen Systeme übereinstimme. Sollten wir das Gegentheil finden, so würden nicht wir, sondern seine eignen Lehren den Verfasser widerlegen. Denn diese sollen ja eben von dem Realen die Widersprüche entfernt halten, welche das unwissenschaftliche Denken verschuldet. — Wenn nun Gott nach Zweckbegriffen handelt, so muß er vorstellend sein; wenn ferner die Qualität Gottes einfach ist, so ist derselbe nicht ursprünglich vorstellend, sondern wird es unter Umständen. Um dies zu werden, muß er zusammen sein mit andern Realen, kann also nicht außerweltlich sein. Da die Qualität der Realen unveränderlich ist, so kann die göttliche Thätigkeit nach Zweckbegriffen nur ihre räumliche Lage zu einander verändern. Die Zweckmäßigkeit des psychologischen Mechanismus darf also nicht auf göttliche Causalität zurückgeführt werden. Wollte man hier die göttliche Allmacht zu Hilfe rufen, also eine göttliche Existenz vor der Existenz der Realen annehmen, so könnte Gott nicht nach Zweckbegriffen erschaffen, weil er nur im Zusammen mit andern Wesen Vorstellungen hat. Doch wir wollen dies Nest von Widersprüchen nicht weiter stören, wir würden nur auf jedem Schritte einem Schwarme derselben begegnen. Sie liegen zudem so klar am Tage, daß selbst die geringste Schärfe des Verstandes dieselben bemerken muß. Der gesunde Sinn der Theologen hat die

Consequenzen des Systems wohl geahnt, deßhalb hat er niemals eine freundschaftliche Verbindung mit demselben geschlossen, so sehnlich Herbart auch dieselbe erstrebte, so große Opfer er derselben brachte. Oder sollte er wirklich in gutem Glauben diese Härte des Widerspruchs zugelassen, sich aus inniger Ueberzeugung zum orthodoxen Symbol bekannt haben? Dann wäre sein Verstand ein Räthsel, aber sein Wille gerechtfertigt. Wir wollen hier dem Urtheile des Lesers nicht vorgreifen, obgleich wir Data vorbringen könnten, die Richtung desselben zu bestimmen.

Wir haben jetzt dem Leser das ganze Gebiet der theoretischen Wissenschaften vorgeführt, wir wollen zum Schlusse noch eine kurze Beurtheilung der Aesthetik, namentlich der praktischen Philosophie beifügen. Denn die letztre ist nach Herbart eine Schwester der Musik, Malerei, Dichtkunst u. s. w. Der Verfasser beginnt mit dem auffallenden Satze, daß das Schöne und Häßliche, insbesondre das Löbliche und Schändliche eine ursprüngliche Evidenz besitze, vermöge deren es klar sei, ohne gelernt und bewiesen zu werden. Das Schöne selbst findet er nach den verschiednen Künsten verschieden, behauptet aber, daß es immer auf Verhältnissen beruhe. Der letztern Ansicht hat gewiß die Musik, der erstern Musik und Malerei ihre Entstehung gegeben. Denn das Wort „Verhältniß" spielt in das mathematische Gebiet hinein und findet in dieser Bedeutung nur in der Tonkunst seine Rechtfertigung. Hier kann allerdings ohne die bestimmten Zahlenverhältnisse keine Harmonie oder Disharmonie der Töne hervorgehen, aber was für die Musik charakteristisch ist, charakterisirt nicht eben deßhalb auch die übrigen Künste. Dann aber wird in der Musik das Schöne nicht im Allgemeinen durch Zahlenverhältnisse, sondern durch bestimmte Zahlenverhältnisse bedingt. Den Grund für diese Bestimmtheit können wir nur im Subjecte suchen, dürfen daher auch das Schöne nicht auf jene Verhältnisse beschränken, sondern die subjective Qualität mit in Betracht ziehen; ja wir müssen sogar behaupten, daß nur in der Beziehung der Töne auf das Subject das Schöne hervorgehe. Dies vermittelnde Glied, welches ein gegebnes Verhältniß allererst zu einem gefallenden macht, hat der Verfasser vergessen; daher kommt es, daß die unbedingte ästhetische Beurtheilung eine Beurtheilung reiner Willkür geworden ist. Was jetzt jene ursprüngliche Evidenz betrifft, so kann man dieselbe bei den einfachen Verhältnissen der Töne nicht in Abrede nehmen; denn die Subjectivität der Menschen ist in dieser Beziehung als die nämliche gegeben. Ganz anders gestaltet sich aber unser Urtheil, wenn wir von der Musik, soweit sie diese einfachen Zahlenverhältnisse darstellt, absehen und solche Tonstücke betrachten, welche einen Affect, eine Idee darstellen. Jetzt liegt nicht mehr in der gegebnen Subjectivität der Grund, weßwegen das Kunstwerk gefällt, sondern in der historisch gewordnen, mit andern Worten in der geistigen Bildung. Diese ist aber in verschiednen Altern, bei verschiednen Individuen verschieden, und deßhalb auch mit Nothwendigkeit der Eindruck des Kunstwerks verschieden. Dieselbe Betrachtung findet in erhöhtem Maße Statt bei der Malerei; ja die Dichtkunst stellt einzig und allein solche Beziehungen dar, die den zeitlich gewordnen Menschen betreffen. Mit diesem Ergebniß aber fällt die Allgemeinheit der ursprünglichen Evidenz des Schönen und Häßlichen dahin. Wenn wir fürchten müßten, daß Jemand unsre Erörtrung ungnügend finden möchte, so könnten wir noch von der Erfahrung einen Beweis entlehnen, denn diese verkündet uns so deutlich und unverhohlen als möglich, daß die Urtheile über das Schöne abweichen, daß die Bildung des Subjects darauf influirt. Der Einwand des Verfassers, daß das Schöne oft durch Verwechslungen und falsche Erklärungen entstellt werde, enthält schon einen Widerspruch gegen die ursprüngliche Evidenz, denn nach derselben ist ja mit dem gegebnen Verhältniß das Urtheil gegeben, und wird außerdem durch die Bemerkung gehoben, daß weniger gebildete Menschen das Schöne gleichgiltig, dagegen das weniger Schöne mit Interesse aufnehmen. Nach diesen Bemerkungen können wir die Behauptung des Verfassers, daß das Schöne auf Verhältnissen beruhe, gebührend würdigen. Das Gefallende der Musik bestand allerdings in dem Verhältniß der einzelnen Töne oder besser der Empfindungen; auch möchte das Gefallende der Lichtempfindungen auf einem solchen beruhen. Betrachten wir aber diese Künste, sofern sie ein gegliedertes Ganze darstellen, so ist das Schöne nicht mehr auf das bloße Größenverhältniß der Glieder beschränkt, dies ist vielmehr ein untergeordnetes, sondern zeigt sich als die Idee, in welcher die Theile erst ihre Bedeutung erhalten. Die Idee ist eben deßwegen über alles Verhältniß erhaben und gefällt in ihrer selbständigen Wirklichkeit. Daß dem Schönen ein mannigfaltiges Denken wesentlich sei, gesteht der Verfasser ein; bemerkt aber nicht, daß dasselbe in den Verhältnissen einzelner Töne und Farben nicht Statt finde, daß es daher bei der ästhetischen Beurtheilung, die er von diesen Verhältnissen entlehnte, überhaupt wegfallen müsse. Weil dem Verfasser der Grund entgangen ist, warum das concrete Schöne gefalle, so muß die ganze Darstellung auf jeden denkenden Leser den Eindruck des Willkürlichen machen. Herbart stellt freilich öfters richtige Ergebnisse hin, aber weil die vermittelnden Glieder fehlen, so drängt sich die Frage hervor, warum nicht das Entgegengesetzte mit demselben Rechte gefallen könne. Wenn ich sagte, daß Herbart öfters richtige Ergebnisse aufstelle, so führt seine einseitige Auffassung doch auch häufig zu verkehrten Principien. Ich erwähne hier nur der Idee der Vollkommenheit, welche uns ein maßloses Fortstreben ansinnt, und die weise Beschränkung, der Tugend so unentbehrlich, nicht zuläßt. Indem wir jetzt zu dieser Wissenschaft der Moral näher herantreten, wiederholen wir noch ein Mal die früher erörterte Behauptung, daß die ästhetische Beurtheilung des Verfassers nicht gegeben werde, daß also ein bloßes Aufzählen gefallender Willensverhältnisse nicht gnüge. Das Gefallen ist nicht unbedingt, sondern beruht immer auf einer vermittelnden Erwägung. Wenn also mehrere Begehrungen im Bewußtsein gegeben sind, so entspringt nicht aus ihrem Verhältniß das Urtheil, welche den andern vorzuziehen sei, sondern mannigfaltige Gründe treten gegen einander hervor, und diejenige Begehrung, welche die gnügendste Unterstützung hat, wird in den Willen aufgenommen. Denn die einzelnen Begehrungen haben als bloße Vorstellungen der geistigen Substanz gleichen Werth; erst dadurch, daß sie zur zeitlichen Subjectivität in mannigfache Beziehungen gesetzt werden, erhalten sie verschiedne Werthbestimmungen.

Der Verfasser scheidet zuerst das Nützliche von der praktischen Philosophie aus, weil dem Einen leicht gefährlich werde, was dem Andern nütze, weil die Wissenschaft nicht

so enge Verhältnisse mit den Menschen unterhalte, daß sie hier Freunde, dort Feinde haben könnte. Wer findet nicht schon in diesen Worten die Ueberspanntheit des nichtigen Denkens, eine befremdende Hintansetzung unsrer wirklichen Interessen? Wenn wir bedenken, daß eine Sache oder Handlung nützlich genannt wird, sobald sie unsre bestimmten Zwecke fördert, so erkennen wir ohne Weitres, daß eine Wissenschaft, die eben unser Wollen beurtheilen will, ohne solchen Nutzen eine kindische Spielerei ist. Man denke eine Theorie des Staates, welche die Rücksicht der Nützlichkeit verschmäht, und man wird das Richtige denken. Denn eine solche beschäftigt sich ja nur mit einer bestimmten Sphäre menschlicher Zwecke, man hebt ihren Begriff auf, sobald man diese Rücksicht aufhebt. Aber unsre Erwartung wird noch mehr heruntergedrückt. „Die Sprache der Moral ist nur für lautre Seelen kräftig, ein verdorbnes Herz kommt vergebens, um Entsündigung zu holen." Wenn diese Behauptung sich bestätigte, so wäre die Moral allerdings ohne Nutzen; aber die Stimmen aller bessern Menschen erheben sich gegen diese trostlose Lehre, ihre Werke verurtheilen sie. Wer jemals sein Herz mit den unsterblichen Worten eines Sokrates, Christus und der andern erhabnen Geister befruchtet, wer jemals das aufopfernde Bestreben der edelsten Männer mit innigster Sympathie bewundert hat, der wird den Ausspruch unerträglich finden, daß die Wissenschaft den gesunknen Menschen nicht wieder emporheben könne. — Der Verfasser findet nun den eigentlichen Beruf der praktischen Philosophie in der Berichtigung der ästhetischen Urtheile. Dieser Satz aber widerstreitet dem schon früher von uns erwognen, daß das Gefallende eine ursprüngliche Evidenz besitze, daß zugleich mit dem gegebnen Verhältniß das Urtheil hervorspringe. Diese Schwierigkeit fühlend erklärt Herbart, daß die Philosophie richtig urtheilen mache und zwar dadurch, daß sie den Gegensatz richtig, d. h. zur vollkommnen Auffassung darstelle. In der weitern Frage nach diesen Gegenständen bemüht er sich zu beweisen, daß Güter, Tugenden und Pflichten zu denselben nicht zu zählen seien. Die Güter weist er zurück, weil der Werth des Gutes vom Begehren, der Werth des Begehrens vom Gute kommen soll, diese Lehre sich also im Kreise drehe. Ein Fall kann hier nur richtig sein, und man erkennt leicht, daß das Begehren allein das Werthgebende sei. Denn ein Gut ist Nichts abgesehen vom Begehren, das Begehren aber ist die eigne Manifestation unsers Wesens und ist als solches über alle Werthbestimmung erhaben, es ist ja der ursprüngliche Grund alles Werthes. Ein Gut oder ein Begehrtes steht in direetem Verhältniß zum Begehren, so groß das Begehren, so groß das Gut. Dies gesteht der Verfasser freilich unmittelbar darauf selbst ein, behält aber die willenlose Schätzung bei, die er doch nur auf jenen Grund angenommen hatte. Wenn also ohne Wollen kein Gut existirt, so kann es auch keine Güter und keine Schätzung derselben, wodurch sie eben als Güter bezeichnet werden, unabhängig vom Wollen geben. Den Grund, die Pflichtenlehre zu verwerfen, findet der Verfasser in der Ungereimtheit, einen gebietenden und einen gehorchenden Willen in dem nämlichen Subjeete anzunehmen, und in der vermeintlichen Thatsache, daß das Gebot nicht geachtet werde. Beide Behauptungen müssen wir negiren. Denn die Erfahrung führt uns viele Beispiele widerstreitender Willensacte vor, deren die einen auf das Gute, die andern auf das Schlechte gerichtet sind; nur muß man nicht an einen Willen in abstracto denken, denn ein solcher existirt überhaupt nicht. Diese Behauptung kann aber Herbart um so weniger zurückweisen, als sich dieselbe in vielen Stellen seiner Schriften findet. Bei dieser Ansicht kann der Begriff der Pflicht richtig gefaßt sehr wohl bestehen. Denn eine Masse der Vorstellungen kann durch so feste und unerschütterliche Gründe gestützt werden, daß sie eine gewisse Herrschaft auszuüben oder wenigstens zu verdienen scheint, wenn dieselbe auch zu Zeiten nicht geachtet wird.

Herbart meint nun, daß von jenen irrigen Lehren immer nur Wille, aber keine Würde des Willens erreicht werde. Wir finden uns hier auf das ästhetische Gebiet versetzt, aber ohne die gnügende Nachweisung erhalten zu haben, daß Wille an sich nicht gnüge.

Die Entstehung des werthgebenden Urtheils stellt der Verfasser in den beiden folgenden Sätzen dar:

„Das Bild des Willens ist gebunden, nach Art der Bilder, an das willenlose Urtheil, das in dem Auffassenden hervortritt."

„Und der Wollende ist ausgesetzt dem eignen Anblick, worin mit seinem Bilde das Selbsturtheil zugleich erzeugt wird."

Unter dem Bilde des Willens versteht Herbart den Willen ohne Wirklichkeit, die Qualität ohne Sein. Allein diese Voraussetzung vernichtet den Willen ganz und gar, so daß auch nicht einmal ein Bild zurückbleibt. Ueberdies lehrt der Verfasser selbst in der Metaphysik, daß Sein und Qualität gar nicht getrennt gedacht werden können. Wenn er den Ausweg nehmen wollte, daß das Bild eine Vorstellung des Willens wäre, so würde ihm die Psychologie verbietend entgegentreten. Denn da der einzelne Willensaet, und von einem solchen kann überall nur die Rede sein, selbst eine Vorstellung ist, so wäre jenes Bild die Vorstellung einer Vorstellung. Die eigentlichen Vorstellungen beruhen aber nach dem Verfasser auf der Selbsterhaltung; eine Selbsterhaltung müßte also der Grund einer andern sein können. Dies ist aber unmöglich, weil nur der Gegensatz der Realen solche hervorbringen kann. Auch ist diese Annahme abgesehen von Herbart's Theorie unrichtig; denn eine Vorstellung entsteht nur durch sinnliche Vermittlung, die Vorstellung selbst aber kann keinen Eindruck auf die Sinne machen, also auch keine Vorstellung ihrer selbst hervorbringen. Wenn also das Bild des Willens ein leeres Nichts ist, so kann auch der Wollende dem eignen Anblick nicht ausgesetzt sein, mithin das verlangte Selbsturtheil nicht erzeugt werden. Die wesentlichen Bedingungen des ästhetischen Urtheils, das willenlose Urtheil und der eigne Anblick des Wollenden, sind also nichtig, und damit auch das ästhetische Urtheil selbst nichtig. Nach Herbart ist nun jenes Urtheil kein Wille und kann nicht gebieten, tadelnd aber mag es fort und fort vernommen werden, bis vielleicht den Willen ihm gemäß zu ändern ein neu erzeugter Wille sich entschließt. Hier wiederholt sich das frühere Geständniß, daß das ästhetische Urtheil für die sittliche Entwicklung von gar keinem Werthe ist. Wenn nämlich das Urtheil kein Wille ist, so wird auch die Begierde nicht von demselben zurückgehalten; denn eine Begierde kann nur von einer andern stärkern verdrängt werden. Der Wille wird also zur That übergehen trotz dem Tadel des Urtheils. Wie aber auf Veranlassung des Ur-

theils ein neuer Wille entstehen könne, ist erst völlig unbegreiflich, auch unserm Verfasser nur ein zufälliges Ereigniß. Mit diesem Geständniß aber wird die Sittlichkeit selbst dem Zufall Preis gegeben und dem Menschenfreunde eine trostlose Ansicht seines eignen Wesens aufgebürdet. Komisch ist aber gewiß, daß sich Herbart überdies hier in seinem eignen Netze fängt. Denn der neue vielleicht entstehende Wille, von welchem die Wirklichkeit der Tugend abhängt, tritt doch als gebietender einem gehorchenden entgegen und führt somit jene Widersprüche herbei, welche der Verfasser dem Begriffe der Pflicht nachzuweisen sucht.

Wenn wir uns den Gedanken gegenwärtig halten, daß eine willenlose Schätzung widersprechend ist, daß vielmehr der Werth des Wollens ursprünglich im Wollen selbst und dessen Beziehung zum Subjecte liegt, so werden wir den Schluß motivirt finden, daß nicht aus dem äußerlichen Verhältniß der Willensacte das werthgebende Urtheil der einzelnen entspringen könne. Selbst wenn man diese Ansicht zugeben müßte, so würde sie noch bei Weitem nicht dem Zwecke der Moral gnügen. Denn nach derselben ist nur die Form der ästhetischen Beurtheilung unterworfen, die Materie gleichgiltig. Die Materie des Wollens ist aber am Ende das Eigentliche, was wir zu erkennen streben. Wenn alle Willensacte der Materie nach den Bedingungen unsrer Subjectivität entsprechen, so können wir uns über den Mangel der Form allenfalls hinwegsetzen, ja wir müssen behaupten, daß die Form in dieser Beziehung nur in der Einbildung besteht. Denn worauf soll diese Form bezogen werden? Vielleicht auf den Grund, warum wir Etwas wollen? Der Beweggrund ist aber von dem Wollen nicht zu trennen, ist identisch mit demselben. Das gewöhnliche Bewußtsein wird einwenden, daß die Beweggründe gut, richtig sein müssen; aber sind die Beweggründe nicht selber ein Wollen, bleibt es also nicht immer das wirkliche Wollen, welches in Frage steht?

Herbart führt nun fünf Gruppen ähnlicher Verhältnisse auf, und nennt die dadurch bedingten gleichartigen Urtheile Musterbegriffe oder Ideen. Dadurch glaubt er der Fordrung an die Wissenschaft zu gnügen, welche durch richtige Darstellung des Gegenstandes, d. i. durch gewisse Zeichnungen eines solchen und solchen Wollens richtig urtheilen mache. Daß aber das Urtheil dieser Berichtigung nicht bedürfe, beweist die Bemerkung, daß zugleich mit dem gegebenen Verhältniß das Urtheil hervorspringt und zwar über allen Mißgriff erhaben. Diese Ideen geben also in keiner Hinsicht eine gewisse Regel, sie sind bloß die Producte logischer Abstraction. Wir machen diese Bemerkung aus dem Grunde, weil Herbart dieses Umstandes zu vergessen, weil er den Ideen eine gewisse selbständige Bedeutung zu verleihen scheint. Denn wer dieselben in sich wach erhält, soll in ihnen eine sanfte Führung finden.

Ueber die einzelnen Ideen noch Folgendes.

Die sittlichen Elemente sind gefallende oder mißfallende Willensverhältnisse. Nun giebt die Idee der innern Freiheit ein Verhältniß zwischen der willenlosen Beurtheilung und dem Willen, nicht aber zwischen zwei Willensacten, ist also keine sittliche Idee.

Die Idee der Vollkommenheit zeigt uns recht deutlich, wie zweckwidrig die Annahme der Verhältnisse sei. Denn wenn nach derselben schlechthin das Große neben dem Kleinen u. s. w. gefällt, so können wir jede Größe zu einer gefallenden machen, wenn wir derselben nur eine kleinere nebenordnen. Wir können also immer mit unserm Zustande zufrieden sein. Will man aber darauf dringen, daß immer ein Größres neben das Kleinre gestellt werde, so kommt man mit diesem Verfahren nie zu Ende, weil immer ein Größres gedacht werden kann, man tritt also ebenfalls nicht aus dem Zustande der Ruhe heraus. Ferner erkennt man hier recht auffallend, daß der eigentliche Begriff des Verhältnisses gar nicht gewahrt wurde. Denn das Gefallende der Harmonie lag nicht in den einzelnen Tönen, den Gliedern des Verhältnisses, sondern in dem Verhältnisse selbst; hier aber ist das Gefallende ein einzelnes Glied, nicht aber das Verhältniß; das Glied wird erst gefallend in dem Verhältniß. Diese Betrachtung bezieht sich auf alle vier letztern Ideen. Wir konnten sie erst hier aufstellen, weil früher die nöthigen Data nicht gegeben waren. — Zuletzt tritt noch der Idee der Vollkommenheit der im griechischen Leben so schön dargestellte Grundsatz entgegen: beschränke dich! Die Herbartsche Idee dagegen legt eine ewige Unzufriedenheit in unsre Seele und der sittliche Beifall derselben schlägt, sobald er wirklich ist, in sein Gegentheil über.

Zu dem Verhältniß des Streits wollen wir nur bemerken, daß dasselbe mit sich selbst in Streit geräth. Wenn Jemand findet, daß das positive Recht Unrecht ist, so soll er sich nach Herbart unterwerfen; allein sein Wille ist nicht übelwollend, ist nur auf den Gegenstand gerichtet, ganz entsprechend der Theorie. Muß nun nicht der Positivist, durch dieselbe Idee bewogen, den Streit vermeiden und sich auf neue Gesetze einlassen? Durch diese Grundsätze consequent entwickelt führt der legale Herbart eine solche Unruhe in den Staat, eine solche Unsicherheit der gesetzlichen Bestimmungen ein, daß selbst der Radicale vor denselben zurückbeben könnte.

Wir wollen jetzt das Einzelne nicht weiter verfolgen; es steht und fällt ja mit den bedingenden Sätzen.

Groß und herrlich war das Unternehmen des Philosophen, die Probleme der Wissenschaft zu lösen, den Begriff des Wirklichen zu finden; aber klein und nichtig sind die Ergebnisse seiner Arbeit. Um wenige, oft nur vermeintliche Widersprüche zu entfernen, bürdet er uns deren unzählige auf, den Theologen ähnlich, die am wenigsten Widerstand erwarten, wenn sie den Widerspruch in ein unlösliches Gewebe von Widersprüchen verflechten. Deßhalb ist uns die Erscheinung wohl begreiflich, daß auch dies System seine Anhänger gewann, obgleich demselben der geringste Anspruch auf allgemeinere Verbreitung zustehen dürfte. Eigentliche Besorgniß, daß diese Philosophie in größern Kreisen verderblich wirken möchte, hat uns freilich niemals berührt, denn den wissenschaftlichen Forscher können ihre Trugschlüsse nicht blenden; nur für die jugendlichen Gemüther habe ich oft gefürchtet, welche das ungünstige Geschick diesem begrifflosen Denken zuführte. Wenn sie durch unsre Kritik von dieser Unfreiheit der Reflexion emancipirt würden, dürften wir den Erfolg einen glücklichen nennen. — —

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 109. 9. Mai. 1842.

Cursus der Institutionen von G. F. Puchta, erster Band. Auch unter dem Titel: Einleitung in die Rechtswissenschaft und Geschichte des Rechts bei dem römischen Volk(e). Leipzig 1841. Breitkopf und Härtel.

Dieses Buch ist zugleich mit den Institutionen von Böcking, Bonn 1841, in dem Gersdorfschen Repertorium Bd. 28, S. 504 wörtlich so angezeigt: „Während oft der mit der Anzeige von Schriften Beauftragte in Verlegenheit ist, den Anschein zu vermeiden, als sei der Tadel, den er über ein Buch ausspricht, nur das Erzeugniß einer persönlichen Abneigung gegen den Verf. oder einer Sucht zu tadeln überhaupt, ist bei dem ersten der oben angegebnen Werke vielmehr der Verdacht zu vermeiden, als ob das nothwendige Lob aus einer entgegengesetzten Quelle fließe. Allein dem Ref. hat die Lectüre desselben eine solche Bewundrung aufgedrängt, daß er unumwunden seine Ansicht dahin ausspricht: es sei in der neuern Zeit kein Werk ähnlicher Gediegenheit in diesem Fache erschienen. Das Buch ist weniger zu Vorlesungen bestimmt, als zum Selbststudium für Männer vom Fache; in fließender klarer Schreibart wird die Geschichte des römischen Rechts in dessen weitestem Umfange sowohl der Zeit als dem Stoffe nach, mit Vorausschickung einer juristischen Encyklopädie dargestellt. Wie in dieser der Verf. mit scharfen Zügen die Begriffe des Rechts und dessen System bezeichnet, ebenso bewährt er sich in der Geschichte als durchdrungen von der tiefsten Kenntniß des römischen Reichs sowohl, wie von dem Geiste des römischen Privatrechts. Diese Beherrschung des Stoffes hat daher auch den Verf. in den Stand gesetzt, das Ganze, unbeschadet einer allseitigen Untersuchung, der Widerlegung recipirter und der Aufstellung neuer, scharfsinnig begründeter Meinungen in ein lebensvolles Gemälde zu vereinigen. Fast kein Gegenstand ist ungeprüft entlassen worden; überall hat der Verf. das Resultat selbständiger Forschungen mit der ausgezeichnetsten Kritik niedergelegt und eine Menge neuer, überraschender, bis zur Evidenz als richtig nachgewiesner Ansichten aufgestellt. Der Zweck und der Raum dieser Blätter gestattet nicht, auf Einzelnes einzugehen. Ref. behält sich daher vor, dafern es die Zeit ihm gestattet, dies an einem andern Orte zu thun, und schließt nur mit der Bemerkung, daß Herr Hofrath Puchta ein Werk ersten Ranges geliefert und mit diesem gleichsam eine neue Epoche in der Behandlung der römischen Rechtsgeschichte begründet habe" ꝛc. ꝛc.

Es läßt sich nicht läugnen, daß mit gleichem Pompe selten ein Buch angezeigt worden ist. Indeß erregt gerade dieser Pomp der Anzeige, in Verbindung gestellt mit ihrer Allgemeinheit und mit dem Mangel irgend eines Beleges von der Ansicht des Ref., welchen dieser theils mit der Beschränktheit des Zwecks und des Raumes des Repertoriums, theils mit der Beschränktheit seiner Zeit vor dem Publicum entschuldigen zu können meint, denjenigen Verdacht, welchen der Ref. nach dem Eingange seiner Anzeige zu vermeiden wünscht, und zwar nicht eben in geringem Grade. Dieser Verdacht bestätigt sich durch die Lectüre des Buchs, und wir wollen denselben durch die nöthigen Belege auch für Solche, die das Buch nicht lesen, zur Gewißheit erheben.

Das Buch zerfällt in zwei Abtheilungen, in die Encyklopädie des Rechts und in die Geschichte des römischen Rechts; wir haben jeder einen Artikel zugedacht, und liefern unverzögert den ersten über die von dem Ref. in dem Repertorium vorzüglich stiefväterlich behandelte Encyklopädie des Rechts. Der Student der Rechte — denn für ihn, keineswegs für den Mann vom Fache, d. h. für den schon auf einer gewissen wissenschaftlichen Bildungshöhe stehenden Juristen, wie Letztres der Ref. in dem Repertorium meint, ist das Buch nach der Vorrede bestimmt — der Student der Rechte wird in der Encyklopädie nicht wenige Darstellungen finden, welche ihm in einfacher, klarer Rede Nachweis geben wie über das ganze Gebäude des Rechtssystems, so über die Bedeutung einzelner Theile desselben und einzelner Begriffe. Wir rechnen hieher z. B. was der Verfasser sagt über die Rechtsquellen S. 30, 34 ff., die Regierung des Staats und das Verhältniß derselben zu den Corporationen S. 33 ff., die Kritik und Interpretation der Gesetze S. 40 ff., die Antinomie S. 49 ff., den Begriff der Sachen und deren Verhältniß zu der Person S. 54 ff., das Eigenthum und die Rechte an fremden Sachen S. 55 ff., den Begriff der Obligation S. 57 f., über Familie und Erbrecht S. 58 ff., Staatsrecht S. 61, Begründung des Staates im hohen Alterthume S. 61 ff., Charakter unsrer heutigen Monarchien und Einrichtung der Wahlcorpora-

tionen in den Repräsentativverfassungen S. 65 ff., über Proceß S. 69 ff., Polizei S. 72 f., und über die verschiedne Art, sich gegen Rechtsverletzungen zu schützen S. 81 ff., ferner über den ungeschickten Unterschied zwischen äußrer und innrer Rechtsgeschichte S. 102 f., über die nothwendige Festhaltung der Eigenschaft des Menschen als Willenssubject im Rechtssysteme S. 50 ff. und über die Beziehung der Familie zu dem Staate und der Kirche S. 60 u. s. w. Alles dies ist jedoch nicht neu, kann vielmehr in alten und neuen Encyklopädien nachgewiesen werden, und verdient keineswegs die Bezeichnung der Originalität. Originell kann man es zwar finden, und vielleicht auch nicht unpassend, wenn der Verf. S. 69 ff. die Verletzung des Privatbefugnisses: ein relatives Unrecht, und die Verletzung des Criminalgesetzes: ein absolutes Unrecht nennt. Indeß ist damit nicht mehr für die Wissenschaft gewonnen, als eine neue Eintheilung, welche, wenn einmal eingetheilt werden soll, recht bald vervielfältigt, z. B. gar füglich auf die Verletzung des Privatbefugnisses, jenachdem sie ein Realrecht oder eine Obligation zum Gegenstande hat, angewendet werden kann. Des Brauchbaren aber, des Ersprießlichen für das Studium der Rechtswissenschaft, das wir nach dem Gesagten in der Encyklopädie des Verf. gefunden haben, ist sehr wenig im Vergleich zu dem darin enthaltenen Unnützen, ja sogar aller selbständigen Forschung Verderblichen, auf principieller Unklarheit Gebauten.

Der Verf. ist ein sehr eifriger Anhänger der historischen Schule, und zwar nicht bloß im Bereiche der Jurisprudenz; er wirkt in ihrem Sinne auch auf dem Felde der Theologie und der Philosophie. Wem aber die Richtung des Herrn Verf. noch nicht aus seiner Lehrweise und aus den öffentlichen Vorgängen der Litteratur bekannt geworden, der lese Encyklopädie S. 99: „Ein ausgebildetes System der Philosophie ist keineswegs als Voraussetzung der Jurisprudenz zu betrachten, und an den Juristen kann nicht die Anfordrung gestellt werden, daß er ein Philosoph von Profession sei. Aber er wird ohne philosophische Anschauung seinem Berufe nicht vollständig entsprechen können. Diese Anschauungen indessen können bei ihm den Charakter einer unbewußten Stimmung des Geistes (!!!) tragen." Philosophie als „Stimmung" und noch dazu als „unbewußte", so ungefähr also musikalische Stimmung, ist das noch Philosophie? Und eine solche romantische Philosophie soll der Jurist, dieser Haarspalter und Tagfalter von Profession brauchen können? Und daraus soll Klarheit entsprießen, Klarheit in der Darstellung des Lehrers, Klarheit in der Auffassung des Lernenden? Hören wir jedoch weiter, was der Verf. selbst von der Philosophie hält, hören wir seine eigne Philosophie, seine Philosopheme; und wir werden gestehen müssen, daß er in der That Alles gründet auf den angegebnen Grund, auf sein dunkles philosophisches Gefühl, auf seine — wie er sich ausdrückt — „unbewußte Stimmung des Geistes." Er sagt S. 97 f., die wahre Philosophie des Rechts sei: „dieses als Glied eines höhern Organismus zu betrachten, wozu die besondre Wissenschaft (nämlich die Jurisprudenz) nicht die Mittel habe; die Philosophie habe daher einmal zu zeigen, wie das Recht entstanden, wie die Menschheit zu dem Rechte gekommen sei, und dann sei die Geschichte des Rechts ihre zweite Aufgabe." Die ganze Aufgabe der Philosophie im Sinne des Verf. ist daher nach S. 105 „eine positive" und S. 96 heißt es in einer sehr lehrreichen Erörtrung: „Man hat eine sogenannte positive und eine philosophische Rechtswissenschaft so unterscheiden wollen, daß nur jene mit dem wirklichen Rechte, also mit etwas Positivem und Geschichtlichem zu thun habe, die Rechtsphilosophie dagegen mit einem Rechte sich beschäftige, das nicht gegeben sei, das sie vielmehr selbst erst aus den Postulaten der allgemeinen Vernunft deducire und hervorbringe, mit einem Rechte also, welches keine Geschichte habe" (also? die allgemeine Vernunft also hätte keine Geschichte?), „sondern ewig unveränderlich aus den Gesetzen der unveränderlichen Vernunft hervorgehe. Dieses Recht nannte man Naturrecht oder auch Vernunftrecht. Diese Rechtsphilosophie, so weit sie sich consequent blieb, hatte in der That nicht das Recht zum Gegenstande, das nur in der Freiheit" (man beachte den Gegensatz von Vernunft und Freiheit) „seinen Ursprung haben kann; sie war aber auch keine Philosophie, denn nur das, was eine Geschichte hat, kann Gegenstand der Philosophie sein." So wäre die Natur und ihre ungeschichtlichen Processe, die der Meister des Herrn Verf. der Naturphilosoph Schelling so lange und so eifrig in Betracht gezogen, kein Gegenstand der Philosophie?

Der Verf. meint es so schlimm wohl nicht, seine „unbewußte Stimmung" wird vielmehr die sein, Vernunft sei erst die bestimmte, d. h. historische Vernunft und die Entwicklung der Vernunft, die Geschichte, oder das Reich des Rechts und der Freiheit der würdigste Gegenstand der Philosophie, denn diese Vernunftentwicklung sei derselbe Proceß, der die Philosophie sei, nur sei er in der Philosophie nicht mehr „unbewußt". So interpretirt läßt die Sache sich hören. Er sagt daher S. 96: „das Recht ist eine geschichtliche Thatsache," und weiterhin: „es wird nur vernünftig, so weit es ein System ist." Das hieße richtig verstanden: in der denkenden Auffassung des Menschen entspringt das Recht und wenn man diese begreift, so findet man System darin. Von wo aber datirt er jene „geschichtliche Thatsache?" — Von dem Sündenfall, denn erst „seit diesem hat der Mensch Recht und Unrecht zu unterscheiden gelernt, wenn schon der Begriff „Recht" früher vorhanden war und erst seit dem Sündenfall besitzt der Mensch

die Vernunft, welche er vorher gar nicht gekannt, weil er sie gar nicht gebraucht hat." Vergl. S. 6, 20. Wird man hienach nicht versucht, zu glauben, daß der Verf. den Ursprung des Rechts dennoch in der Vernunft finde? und daß wir ihn also soeben richtig ausgelegt? zumal er auch S. 4, 9 ff. den Ursprung des Rechts in der Freiheit fand, und hier, wo er ihn im Sündenfall findet, dies doch nur darum thut, weil der Mensch durch den Sündenfall zur Vernunft und zur Unterscheidung von Recht und Unrecht gekommen sei? Freilich ist der kleine Uebelstand in dieser Ausführung zu bemerken, daß oben Vernunft und Freiheit entgegengesetzt, hier identisch und ganz dieselbe Ursache des Rechts sein sollen. Indessen so war es mit dem Sündenfalle nicht gemeint, daß dem Verf. deßhalb das Recht aus der Vernunft entspringen sollte — o nein! und wir haben ihn also nicht richtig interpretirt, vielmehr widerspricht er dem Ursprunge des Rechts aus der Vernunft geradehin und philosophirt S. 3 ff., wo er von Freiheit und Recht handelt, in dieser Weise: „Der Mensch ist ein Doppelwesen, ein geistiges und ein Naturwesen. Die beiden Theile des Menschen, Geist und Natur, leben in stetem Widerstreite mit einander, in einem fortgesetzten Kampfe auf Leben und Tod, wie Hitze und Kälte, Feuer und Wasser, die Erde und ihre Geschöpfe. Zu Bestehung dieses Kampfes hat der Mensch die Vernunft," (aha! als Instrumentum pacis!) „sie ist die Vermittlerin zwischen dem Geiste und der Natur. Keineswegs aber ist die Vernunft das höchste Gut des Menschen, er hat sie nur um seiner Unvollkommenheit willen, und besitzt ein bei Weitem höheres Gut, das ist der Geist, und dieser ist das Vermögen der Freiheit. Die Vernunft aber ist nicht das Vermögen der Freiheit, sie ist vielmehr ein der Freiheit entgegenstehendes Element. Weil nun der Mensch ohne Zweifel von Anbeginn des irdischen Seins einen Geist gehabt hat," (welche Rohheit des Redens und Denkens von dem, „qui omnia habet neque ipse habetur!" welch geistloses — nein, welch „unbewußtes Treiben der philosophischen Stimmung"!) „so muß auch der Begriff Recht von da an vorhanden gewesen sein, wenn schon erst mit dem Sündenfalle die Vernunft den Menschen überkommen ist, und erst von hieran zwischen Recht und Unrecht hat unterschieden werden können. Weil aber dem Menschen erst mit dem Sündenfalle die Vernunft zu Theile geworden, und er doch schon vorher der Freiheit genossen, so kann folgerecht die Freiheit nicht aus der Vernunft, sondern lediglich aus dem Geiste entsprossen sein. Freiheit endlich ist: Möglichkeit sich zu etwas zu bestimmen."

Es scheint unglaublich, diesem Wirrwarr in einem Buche zu begegnen, welches Anspruch macht auf wissenschaftliche Geltung; und die Kategorik in den von dem Verf. hingestellten Sentenzen könnte geeignet sein, demselben das Ansehen von überschwänglicher Weisheit zu verleihen, wenn nicht der ganze Kram so übermäßig ungereimt wäre, daß der geistreiche Verf. selbst seinen Geist, den er ein höheres Gut, als die Vernunft nennt, dennoch der Vernunft unterwirft, indem er diese als dessen Leiterin bezeichnet und den Geist, welcher der Vernunft sich entschlagen will, für Wahnsinn erklärt. Er nennt den Geist: das Vermögen der Freiheit, und fällt, indem er ihn so nennt, während er ihn sonst immer als die eine Seite des Menschen behandelt, aus der Rolle wieder heraus; denn indem er nun sich bestimmt, bestimmt er doch wohl den ganzen Menschen? Die Freiheit ist ihm: die Möglichkeit sich zu etwas zu bestimmen, sie hat ihm, wie er S. 6 sagt, zwei Elemente: Wahlfähigkeit und Willen. Und er unterscheidet zwischen abstracter und concreter Freiheit — indeß hat er in seinen Begriff die Vernünftigkeit der Selbstbestimmung nicht aufnehmen können, weil er dem Geiste die Vernunft abspricht, und auf diese Weise geschieht es, daß er dem Geiste nicht mehr Kraft beilegt, als auch der Körper, die sogenannte Naturseite des Menschen, hat. Der Geist soll, nach der Lehre des Verf., sich zu etwas bestimmen, soll etwas wollen, zwischen zwei Gegebnen wählen können. Das vermag die sogenannte Naturseite des Menschen auch, nach welcher er bloß Thier ist, und der körperlichen Wohlbehaglichkeit, der Sinnlichkeit, in gleicher Weise Raum giebt, wie dieses. Es wird dies unwiderlegbar sein, wenn wir daran erinnern, daß das Thier zwischen Hitze und Kälte, Feuer und Wasser, gutem und schlechtem Lager, guter und schlechter Nahrung recht gut zu unterscheiden und das seinem Körper besser Zusagende gar wohl zu wählen weiß. Allein das Thier versteht bloß nach dem Bedürfnisse seines Körpers zu wählen, und darum unterscheidet die Philosophie in dem Menschen, welcher auch noch einen andern Maßstab des Willens kennt, als die Sinnlichkeit, einen Willen des sinnlichen Menschen — Willkür — und einen Willen des vernünftigen — Freiheit. — Diese Unterscheidung paßt, wie begreiflich, nicht in die „unbewußte Philosophie" unsers Verf., er hat sie daher auch gänzlich ignorirt. Aber welche Bewandtniß es auch mit dem Geist, mit der Vernunft und der Natur unsers „unbewußten Stimmungsphilosophen" haben mag; er muß sie doch irgendwoher haben, sie muß ja historisch sein und positiv. Wie ist er dazu gelangt und wie hat er sich zu ihrer so unendlich naiven Veröffentlichung bestimmen können? Die Schuld davon trägt ohne Zweifel die Historik und deren Eitelkeit. Der Verfasser ist sehr befreundet mit dem Sündenfalle, und erklärt ihn für „eine geschichtliche Thatsache." Er ehrt das Andenken seiner Amme, welche ihm gesagt hat, daß der erste Mensch durch den Sündenfall von Gott sich entfernt, und diesem, dem er vorher so ganz

geglichen, nunmehr unähnlich geworden sei. Er kann dieser, ihm als kleinen Natur= und Kappenmenschen tief eingeprägten Erzählung auch jetzt, wo er groß und ein Geistmensch geworden ist, der Amts= und Würdenkleidung trägt, noch nicht sich entschlagen, und es thut seinem Herzen wohl, die Erzählung allen denen, welche sie hören wollen, zu wiederholen. Er erzählt euch vom Sündenfalle, so oft ihr wollt, leset nur in der „juristischen Encyklopädie;" doch dürft ihr nicht lachen, die Sache ist wichtig, horcht auf: der Mensch war zu Anfange der Welt ein Theil von Gott, er lebte mit ihm in Gleichheit und Freiheit im Paradiese, und damals gab es keine Unterschiede, auch kein Recht und Unrecht, überall existirte das Wahre, das Richtige, und es war auch keine Vernunft vorhanden, weil eben nichts zu unterscheiden war. Da aber fiel es einmal dem Menschen ein, doch einen Unterschied zu machen, er griff nach dem Unrechten und damit war der Sündenfall da, das war ein Abfall von Gott. Mit diesem sind die Unterschiede erst entstanden, auch der zwischen Recht und Unrecht, und es ist die Vernunft über den armen Menschen gekommen, erst von diesem Zeitpuncte an darf er philosophiren, und aller Philosophie letzte Unterlage ist — der Sündenfall. — Der Sündenfall ist sonach eine große Wohlthat für den armen Menschen gewesen, denn mit ihm erhielt er Vernunft, Philosophie; und wir müssen darum den einfältigen Adam und die lüsterne Eva preisen. Zu solcher Weisheit führt die Historik. Sie führt den Verf. aber auch noch weiter, sie macht ihn zu einem ἀλόγιστος. Aus dem Sündenfalle entlehnt er, wie gesagt, seinen Begriff von der Vernunft, als dem Mittel, zu unterscheiden zwischen Recht und Unrecht, Wahr und Falsch, Gut und Bös. Weil nun Gott dieses Mittels nicht bedarf, vielmehr derselbe immer gleichbedeutend ist mit Recht, Wahr und Gut, so wird ihm auch von dem Verf. S. 4 die Vernunft abgesprochen, wie dies schon dem Menschen aus gleichem Grunde passirt ist, versteht sich im Stande seine Göttlichkeit, also auf die Zeit vor dem Sündenfalle. Man muß ausdrücklich aufmerksam machen einmal darauf, daß nach des Verf. Denkweise Gott keine Vernunft haben soll, weil er deren nicht bedarf, weil er für sich davon keinen Gebrauch machen kann; und dann darauf, daß Gott vernunftlos sein soll, von dem doch alle Vernunft kommt, daß, also würden wir vernünftigen Menschen vernünftiger Weise schließen, die Creatur, weil sie eben nicht vernunftlos ist, höher stehe als der Creator. „Die Vernunft dagegen (heißt es S. 6) sei ein hohes Gut, aber nur von einer einseitigen Brauchbarkeit und verderblich für das geistige Wesen des Menschen, so wie sie die Alleinherrschaft überkommt." Nun das ist wahrlich nicht zu fürchten, so lange es noch Männer giebt, die Bücher und Philosopheme in die Welt setzen, wie das vorliegende unsers Verfassers.

Weil der Verf. den Unterschied zwischen dem Willen der Vernunft und dem der Unvernunft nicht kennt, so ist es möglich geworden, S. 4 f. zu behaupten, daß alle Philosophie, welche das Recht auf die Vernunft gründen wolle, durch die Erfahrung widerlegt werde. Er sagt: „Wenn von der Vernunft die Freiheit und das Recht abgeleitet werden soll, so liegt darin ein Widerspruch, indem nach der Vernunft, welche das Böse ausschließt, das Gute mit dem Vernünftigen und das Unvernünftige mit dem Bösen identisch ist, und dagegen die Freiheit die Möglichkeit des Bösen in sich trägt, und umgekehrt." Mit solchen Problemen schlägt sich der Mann noch herum. Ebenso sind ihm Vernunft und Freiheit darum unvereinbar, weil Vernunft Nothwendigkeit sei. Er sagt S. 5: „vernünftig ist nur das Nothwendige," allein er erklärt nirgends, was er unter dem Nothwendigen verstehe, und noch viel weniger unterscheidet er irgendwo zwischen der innern und äußern Nothwendigkeit. Frei geschieht nicht das Beliebige, sondern was nach den Gesetzen des menschlichen Geistes geschehen muß, als das Resultat des geistigen Zwanges, welchen der Mensch selbst sich auflegt. Der von Außen auf den Menschen einwirkende Zwang und der innre Zufall des Gelüstes, die Wahlfreiheit der Begierde oder die Noth und Nothwendigkeit des natürlichen Dranges macht ihn unfrei, und das Unfreie kann niemals das Vernünftige sein; es weiß dies schon der Alltagsverstand. Wie aber der Verf. das Vernünftige und das Nothwendige ohne Unterschied für gleichbedeutend nimmt, eben so nimmt er wieder S. 6 und 7 das Nothwendige und das Göttliche, welches doch vernunftlos sein soll, für identisch. Er sagt nämlich hier, „Gottheit ist das Nothwendige, nur der Gottheit ist das Nothwendige auch frei." Es fehlt diesem Ingenium die Erfahrung der seligen Empfindung des Menschen, die er in dem Gehorsam gegen seine Vernunftnothwendigkeit als Freiheit genießt.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 110. 10. Mai. 1842.

Puchta „Cursus der Institutionen."

(Schluß.)

Der Verf. unterscheidet S. 9 die rechtliche und die moralische Freiheit; jene ist ihm die Möglichkeit, sich zu bestimmen, an sich, diese aber der Gott gefällige Gebrauch der (rechtlichen) Freiheit, die Entscheidung für das Gute. Wir können dies auf sich beruhen lassen, um nicht in den Verdacht zu gerathen, daß wir nur über Worte streiten. Wenn aber der Verf. erklärt, daß hierin der Unterschied liege zwischen dem Rechte und der Moral, und wenn er S. 17 ff. die Möglichkeit eines Conflicts des Rechts und der Moral annimmt, indem er sagt, beide könnten möglicherweise isolirt stehen, und es könne gedacht werden, daß wie das Recht die Entscheidung für das Gute oder Böse ignorire, auch die Moral den Anspruch des Willens als Potenz ignorire, so ist dies ein arges Verkennen des philosophischen Rechts und eine armselige Verwechslung dieses mit dem positiven Rechte. Das positive Recht kann allerdings bisweilen von der Moralität abweichen, in Gesetzen, die durch widerrechtliche Beengung des Staatslebens von Außen, d. h. von Nachbarvölkern, oder durch Verkennung und Mißbrauch der Regierungsgewalt, oder durch usurpatorisches Handeln des Einzelnen aufgestellt werden; allein niemals kann das *philosophische* Recht im Widerstreite stehen mit der Moralität, denn beide haben denselben Grund, die Vernunft, ja die Moralität ist mit Recht eine Form des philosophischen Rechts, d. h. des Systems der Freiheitsbestimmungen genannt worden.

Der Verf. eifert S. 29 dagegen, daß man sagen könne, es entstehe das Recht erst durch den Staat, er erklärt, daß der Ursprung des Rechts außerhalb des Staats liege, nämlich „in dem natürlichen Volke," und setzt dabei, was er sonst nicht thut, namentlich nicht S. 26 ff., wo er den Begriff des Staates feststellt, wohin es also vorzugsweise gehört hätte, dem *natürlichen* Volke das *politische* entgegen, versteht aber unter letzterm nicht etwa das als Staat organisirte Volk, sondern: die Summe der Regierten in einem Staate, entgegengesetzt der Regierung, der Obrigkeit. Da sollte man fast meinen, er verstände unter der Regierung also das „natürliche Volk."

Der Verf. spricht sodann S. 70 f. von dem Verbrechen und sagt, das erste Erforderniß sei hier: Opposition gegen die Rechtsordnung im Allgemeinen, das zweite: Verletzung von Rechten (nämlich entweder solchen, welche nur dem Staate zustehen, oder solchen, welche der Staat auch dem einzelnen Unterthan garantirt), und letztres Erforderniß erscheine wieder *objectiv*, in der Beeinträchtigung einer fremden Rechtssphäre, und subjectiv in der Zurechnung der That. Hier ist zu tadeln, daß der Verf. den Unterschied zwischen der Zurechnung der That an sich (zur That), und zwischen der Zurechnung der That zur Schuld, von welcher letztern Einige noch die Zurechnung zur Strafe trennen, nicht erwähnt; dann aber auch, daß er sagen kann, die Zurechnung könne vorhanden sein ohne jenes erste Erforderniß, also ohne die Verletzung der ganzen Rechtsordnung, womit er den Begriff der Zurechnung (nämlich der Zurechnung zur Schuld) ganz unpassend auf das Bereich des Civilrechts, wo er gar keine Bedeutung hat, hinüberzieht, indem er hat sagen wollen, daß nicht jede Verletzung der Rechtssphäre eines Andern zugleich auch die Verletzung der ganzen Rechtsordnung enthalte, also, daß die Verletzung eines Privatrechts nicht auch allemal ein Verbrechen sei.

S. 68 ff. findet er die Aufgabe, den Zweck des Staates in der Aufrechthaltung der rechtlichen Ordnung, worauf wir unten wieder zurückkommen werden, und theilt die Thätigkeit für diesen Zweck ein in die unmittelbare und mittelbare, was die richterliche und polizeiliche heißen soll. Er nimmt überall, z. B. S. 61, Staat und Obrigkeit für gleichbedeutend, und erklärt S. 72 f. die polizeiliche Thätigkeit für eine Pflicht des Staates, während er, sich widersprechend, zugleich erklärt, daß diese Thätigkeit von dem Ziele der Obrigkeit entfernt sein müsse. Er sagt S. 68 f., die unmittelbare Wahrung der rechtlichen Ordnung bestehe in der Anwendung der Rechtsvorschriften auf die Verhältnisse, die dadurch bestimmt werden sollen, während er hätte von den Verhältnissen sprechen müssen, welche nach den Rechtsvorschriften beurtheilt werden sollen.

Er erklärt S. 70, daß auch die öffentlichen Rechte unter der Voraussetzung, daß deren Existenz bestritten werden könne, im Wege des Civilprocesses geltend zu machen seien, während er hätte sagen sollen: auch das öffentliche Recht sei im Wege des Civilprocesses geltend zu machen, sobald

aus demselben civilrechtliche (privatrechtliche) Befugnisse abgeleitet und solche streitig gemacht werden.

Zu diesen leicht zu vermehrenden Beweisen der ungenauen und unklaren Darstellung des Verf. fügen wir einige Stellen bei, welche theils eine Leere des Ausdrucks, theils aber auch ein löbliches Ringen nach schöner Diction aufweisen.

So sagt der Verf. S. 79, „die Gewalt der Natur der Dinge (auch bisweilen von dem Verf. die natürliche Ungleichheit der Personen genannt) hat das Recht vieler Völker dahin geführt, manchem Menschen die Persönlichkeit ganz zu versagen." Welch ein liebenswürdiger Ausdruck für das Recht der Sklaverei!

So behauptet er S. 88 f. ein Recht an der eignen Person mit folgenden Worten: „Aber es giebt auch ein Recht an der eignen Person, in welchem der Wille sich unmittelbar auf sich bezieht. Diese rechtliche Macht, Person zu sein, das Recht der Persönlichkeit, ist eine vollständige Macht über die ganze Bestimmung der Person. Man hat gegen diese Auffassung der Persönlichkeit als eines besondern Rechts eingewendet, daß jedes Recht eine solche Beziehung des Willens auf sich sei, denn jedes enthalte die Unterwerfung eines Gegenstandes unter den Willen. Dies ist richtig, darum ist in der That jedes Recht eine Aeußrung der Persönlichkeit als der Potenz von Rechten. Als Eigenthümer beziehe ich die Sache auf meine Person, und in der Behauptung des Eigenthums liegt zugleich die Behauptung der Persönlichkeit, ohne die ich nicht Eigenthümer sein könnte. Aber beweist dies gegen jene Auffassung? Dies würde nur dann der Fall sein, wenn diese mittelbare Beziehung des Willens auf sich jene unmittelbare ausschlösse. Jedermann wird vielmehr den umgekehrten Schluß machen müssen, daß jene mittelbare die Existenz einer unmittelbaren fordre. Wenn man sagt, jedes Recht sei ein Recht an der eignen Person, es sei also für die Persönlichkeit kein Platz mehr unter den Rechten, so heißt dies soviel als: die Persönlichkeit ist eine rechtliche Macht im Eigenthume, in der Fordrung u. s. f., aber selbst, ohne das Eigenthum rc., ist sie keine rechtliche Macht. In der That würde eine Persönlichkeit, die nur die Möglichkeit von Rechten wäre, ein unmächtiges Wesen sein, das unaufhaltsam in die außer ihm liegenden Gegenstände sich stürzte und in ihnen untertauchte, da ihm die Kraft versagt wäre, auch nur einen Moment an sich selbst Gnüge zu finden und auf sich selbst zu ruhen. Eine Möglichkeit, die nicht als Möglichkeit sein könnte, sondern nothwendig in ein Andres übergehen müßte, wäre keine Freiheit. Wer die Persönlichkeit nicht selbst als ein Recht betrachtet, der behauptet, sie habe nur in den Rechten an äußern Gegenständen ihr Dasein, sie sei die Seele, die in diesen Rechten eingeschlossen sei, und ohne sie wie ein Hauch verschwinde. Er steht auf demselben Standpunct, wie der, welcher Gott nur als Weltseele kennt, nur einen Gott in der Natur annimmt. So wie dieser die Persönlichkeit Gottes" [also die Möglichkeit, als bloße Möglichkeit zu existiren], „so giebt jener in der That die Persönlichkeit des Menschen auf und setzt an ihre Stelle eine Möglichkeit, die ein lediglich in einem Andern sein Können ist, deren Sein ein bloßes Außersichsein ist, und die er ganz mit Unrecht eine Persönlichkeit nennt." Damit ist die Nota b. S. 89 zu verbinden, welche so lautet: „Der leerste Einwand gegen das Recht der Persönlichkeit als Recht an der eignen Person ist der, daß daraus ein Recht zum Selbstmord folgen würde. Er beruht auf einer Verwechslung der Begriffe Mensch und Person. Die Persönlichkeit ist keine Macht über den eignen Menschen, sondern über die eigne Person.. Bei jenem Einwand wird die sehr erhebliche, und nicht wohl zu bestreitende Thatsache außer Acht gelassen, da man nicht die Person, sondern den Menschen mordet. Er würde nur gegen den Statt finden, der ein Recht der Menschlichkeit, eine rechtliche Macht, Mensch zu sein, annähme, was noch keinem Verständigen eingefallen ist." Freilich kommt eine ganz andre Lehre vom Recht heraus, wenn man den Menschen zum Princip desselben macht, als wenn man „die rechtliche Macht Mensch zu sein" nicht „annimmt", und den Menschen von der Person und die Person vom Menschen trennt. Dies führt direct auf den indischen Hannuman, der eine Person, aber kein Mensch ist. Die Trennung dieser beiden Qualitäten ist für das Subject, welches davon betroffen wird, wahrlich kein Gewinn.

Der Verf. fährt S. 18 f., nachdem er von der Mannigfaltigkeit der Rechte, Rechtsverhältnisse, Rechtsinstitute ganz verständig gesprochen hat, in dieser Weise fort: „So geht der Zug des Rechts nach einer Gleichheit, die der rechtlichen Anschauung der Dinge ein hartes und kaltes Ansehen giebt, und der weichen Phantasie, der spielenden Lust der Gefühle unheimlich erscheint. Die Vielseitigkeit des menschlichen Wesens wird im Recht zu dem farblosen Begriff der Person verflüchtigt, es läßt den Reichthum der äußern Natur zu dem gleichmachenden Begriff der Sache einschwinden, und für den gesammten, unendlich mannigfaltigen Verkehr der Menschen reichen ihm die Begriffe Fordrung und Verbindlichkeit aus. Aber das Recht will nach seinen Früchten beurtheilt werden. Unter dieser kalt anzufühlenden Decke regt und bewegt sich das warme Leben in aller seiner Mannigfaltigkeit, nicht gehindert oder unterdrückt, sondern gefördert und geschirmt. Das was dem überschwänglichen Gefühl als ein Raub an dem Reichthum des mannigfaltigsten Daseins erscheint, ist gerade das Element, welches den Untergang der Individualitäten verhindert. Die rechtliche Ordnung ist dem Verstand zu verglei-

chen, der in dem üppigen Durcheinander des Waldes die Bäume und Gesträuche richtet und lichtet, die einander zu ersticken drohen, und dessen Thätigkeit einen kindlichen Unmuth zu erregen nicht verfehlt." Wie poetisch in einer Encyklopädie des Rechts!

Es hascht jedoch der Verf. nicht bloß nach schönen, er hascht auch nach eigenthümlichen Ausdrücken, sowie nach dem Rufe eines Entdeckers wissenschaftlicher Neuheiten.

So will er S. 70 die Bestreitung eines Rechts im Civilprocesse „den Schein des Rechts" genannt wissen, weil derjenige, welcher das wahre Recht bestreite, auch behaupte, ein Recht zu haben. Es giebt also schon die Behauptung eines Rechts einen Schein für dieses: ein herrliches Princip für die Beurtheilung des Kostenpunctes im Civilprocesse!

So sagt der Verf. S. 30 f. ganz richtig, daß das Gewohnheitsrecht auf der Volksüberzeugung beruhe, und die Uebung desselben nicht etwa dessen Ursprung, sondern vielmehr der Existenzbeweis sei. Wenn er aber S. 31 not. a, S. 38 f. not. a die Meinung ausspricht, es sei dies eine neue, und zwar ihm eigenthümliche Ansicht, so muß mit aller Bestimmtheit dem widersprochen und erklärt werden, daß des Verf. Meinung bloß in dessen gänzlicher Unbekanntschaft mit der Praxis ihre Veranlassung haben kann. Kein Praktiker hat die nachgewiesnen einzelnen Acte der Uebung eines gewissen Rechtsprincips jemals für etwas Andres angesehen, als für die Beweise dafür, daß die Uebung in der Ueberzeugung von der Wahrheit des Princips geschehen sei; und jeder Praktiker wird bestätigen, daß, der Darlegung solcher einzelner Acte unerachtet, nicht auf das Vorhandensein des Gewohnheitsrechtes gesprochen worden ist, sobald sich auf irgend eine Weise herausgestellt hat, daß die gleichmäßige Urtheilung keineswegs aus der Idee der Nothwendigkeit hervorgegangen ist.

Der Verf. bemerkt S. 85, es sei der Geist des Volkes störenden Anwandlungen wie einer Krankheit ausgesetzt (!); und glaubt damit der Wissenschaft den ihr, als Quelle der Rechts gebührenden Platz zu bereiten, als einer medicina mentis. Er ist kein Praktiker und verachtet dieses Geschlecht, über welches er S. 105 f. mit dem jetzt epidemisch auf den Universitäten grassirenden fastus professorius sich ausspricht, sicher verschanzt hinter dem corpus juris, den symbolischen Büchern, dem neuen und auch dem alten Testamente. Denn in der That ist er ein tüchtiger, vorzugsweise alt- und neutestamentarischer und dabei romanisirender Historiker, der überall die Bibel citirt und das römische Recht, dessen nirgends ein Gleiches. Man vergleiche S. 79, wo er von dem Juristen fordert, daß er in dem Rechtssysteme den Menschen und die Person des Menschen unterscheide, weil der römische Jurist es thut, S. 25 f., wo er „Rechtsbewußtsein und Wille" für identisch nimmt, weil der römische Jurist gesagt hat: justitia est constans ac perpetua voluntas, jus suum cuique tribuendi, S. 85, wo er „das Eigenthum an den Sachen" aus der Genes. c. I. v. 26 ableitet, S. 106, wo er sich so ausspricht: „Alle europäischen Nationen und ihre Verzweigungen außerhalb des (soll heißen: dieses) Welttheils haben in dem geistigen Erbe des Alterthums ein, ihre wissenschaftliche Thätigkeit zusammenhaltendes Gemeingut, und dieses ist für die Jurisprudenz: das römische Recht", endlich S. 107, wo er über die Gegner des Romanismus in folgender Weise sich ausläßt: „Es giebt Juristen in Deutschland, welche die römischen Elemente aus unserm Rechte zu Gunsten der eigenthümlich deutschen entweder ganz zu verdrängen, oder für jetzt wenigstens durchaus unterzuordnen sich bestreben, denen vergleichbar, die das Heil der deutschen Kunst in der Vernachlässigung der Antiken zu erstreben dachten, oder die in dem Studium der griechischen Muster eine Corruption der deutschen Poesie erblickten. Diese müssen sich die Geschichte als ein Grabgewölbe vorstellen, worin die übergegangnen Völker mit den Erzeugnissen ihres Geistes in uneröffneten Särgen ohne Wirkung auf die Nachwelt liegen. Sie müssen aber zugleich wie den successiven Zusammenhang der Völker, so auch die Gemeinschaft gleichzeitiger für ein Uebel, die möglichste Isolirung eines Volkes nach Vorwelt und Gegenwart hin für das höchste Gut halten, es wäre denn, daß sie für unser einheimisches Recht die Weltherrschaft zu erobern im Sinne hätten, die das römische Recht seit fast achthundert Jahren eingenommen hat." Diese letzte Stelle, welche überhaupt auf alle Nichthistoriker Bezug hat, giebt zugleich offne Kunde wie von der Intoleranz, so von der Engherzigkeit des Verf. und von der Beschränktheit seiner Denksphäre. Niemals ist es den Gegnern der historischen, insbesondre der romanisirenden Schule beigekommen, den wahren Werth der Geschichte und insbesondre der Geschichte des römischen Rechts zu verkennen; es liegt aber dieser wahre Werth der Geschichte nicht, wie unsre „Historiker" meinen, darin, daß Alles, was geschichtlich ist, auch vernünftig sei, sondern darin, daß die Geschichte zeigt und bewirkt, daß das Vernünftige geschieht, nicht daß das Historische das Recht, sondern daß das Recht historisch wird.

Auch den Begriff des Staates und den der Kirche begründet der Verf. mit der Historik. Dies führt uns auf eine Darstellung desselben, welche wir absichtlich bis hieher aufgespart haben. Der Verf. betrachtet S. 26 ff., 82 f. den Staat als eine politische Verbindung, deren einziger Zweck die Aufrechthaltung der rechtlichen Ordnung ist. Diesem Polizeistaat der äußerlichen Ordnung stellt er, wie alle Romantiker und Ultramontaner, die Kirche als eine souveräne Selbständigkeit gegenüber. Er behandelt S. 34 die Kirche als einen Staat im Staate,

fordert für sie ein öffentliches Recht, gleich wie der Staat es hat, und nennt es: Kirchenstaatsrecht, fordert auch für sie das Recht der Gesetzgebung in gleichem Maße, wie diese dem Staate zukommt, postirt die Kirche dem Staate gegenüber, was er „wegen der Ungleichartigkeit ihrer Wesen" thun müsse, und sagt, „die Kirche müsse ihre Corporationen mit deren Autonomien so gut haben, wie der Staat seine Stadt- und Landgemeinden." Er spricht dies Alles so positiv und unbefangen aus, als sei es niemals anders gewesen und habe nimmer anders sein können. Wir fragen: ist das nicht ganz dasselbe, was die katholische Kirche, oder besser, die katholische Hierarchie den Staaten, den Völkern abnöthigen will, was einst Gregor ihnen abnöthigte? Ist es nicht dasselbe, was wir in des Papstes Staatsschrift über die posener Angelegenheit vom 11. April 1839 gelesen haben? Hat also heutzutage nicht auch der Protestantismus seine Hierarchen oder sind sie nicht eben darum nicht mehr Protestanten? Und sind sie nicht den Staaten und den Völkern gefährlicher, als diejenigen, welche offen Profeß thun in den Kirchen des Papstes? Die protestantischen Katholiken überbieten die römischen, sie sind die Wölfe in Schafskleidern, die ihre eigne Mutter, die protestantische Geistesfreiheit, zu zerreißen suchen. Und dieses Schafskleid ist die Historik, eine Thatsache des heutigen Bewußtseins, von der sogar in der Beilage zur Leipziger Allgemeinen Zeitung vom 12. Sept. 1841 (Nr. 255) zu lesen ist.

Den Ursprung des Staates findet der Verf. S. 28 nicht in dem Vertrage, ohne jedoch die Gründe seiner Meinung anzugeben. Ebenda erwähnt er einer neuern philosophischen Theorie, „welche den Staat wie ein Naturgewächs betrachte, dessen Bildung von dem menschlichen Willen unabhängig sei", er läßt es jedoch bei dieser Aeußerung bewenden, und scheint demzufolge etwas ganz Sichres und Unumstößliches im Hinterhalt zu haben. Wo er jedoch mit seiner granitnen Basis vorrückt, da nennt er, wie das etwa auch in der Kinderlehre vorkommt, „den Staat die Obrigkeit (S. 28) und den Gehorsam gegen dieselbe etwas von Gott Gegebnes, was des Menschen Sinn nicht erfunden habe." Dieser Ausspruch giebt uns eine neue Vermuthung über den wahren wissenschaftlichen Standpunct des Verf. Verbinden wir damit, daß der Verf. S. 7 ff., 20, 23, 28 erklärt, „der Inhalt der menschlichen Freiheit werde durch die Existenz eines göttlichen Willens, d. h. durch das Dasein Gottes bestimmt; und er bestehe in der Wahl, entweder der Herrschaft Gottes sich zu unterwerfen, sich zu einem Knechte Gottes zu machen, oder einer ungöttlichen Lust, des Herzens Gelüsten zu folgen, Knecht der Sünde zu sein, mit andern Worten: entweder in dem Lichte des Geistes Gottes, der wirklichen Freiheit, zu wandeln, oder in der Finsterniß der Natur, der falschen Freiheit;" endlich, „es gelange der Mensch zu dem Bewußtsein der rechtlichen Freiheit, als der Grundlage der Existenz des Rechts, theils auf dem übernatürlichen Wege der Offenbarung, bei welcher sich der Schöpfer nicht verbirgt, wie die heiligen Bücher zeigen, theils auf dem natürlichen Wege eines dem menschlichen Geiste angebornen Sinnes und Triebes, wobei der Schöpfer sich verbirgt, und es sei das Recht ein Theil der Religion, wenigstens für diejenigen, welche der Erkenntniß seines Ursprungs noch nicht entfremdet seien;" so kann nicht mehr daran gezweifelt werden, daß der Verf. eigentlich kein Jurist, sondern ein Theolog sei, und es wird klar, daß er bei der Zerspaltung des menschlichen Seins in Geist, Vernunft und Natur, und bei der Stellung des Geistes über die Vernunft, unter dem Geiste einfacher Weise den Glauben verstanden habe, denn „der Glaube ist höher, denn alle Vernunft!" Das wissen wir aus der Agende.

Doch gnug oder vielmehr schon viel zu viel von dieser theologischen Jurisprudenz und juristischen Theologie, die im Grunde nichts ist, als, was sie gleich Anfangs für sich in Anspruch nahm, „eine unbewußte Stimmung," eine selige Sphärenmusik aus jener Welt viel zu gut für diese kalten Vernunftwesen, die wir Menschen nennen, und die Alle das nicht sind, was sie eigentlich sein sollten, „Personen von romantischer Stimmung" und auch in Rechtssachen „von gläubiger Begnadigung."

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 111. 11. Mai. 1842.

Die Staatsmänner während der Regierungsepoche Georg's III. Aus dem Englischen des Henry Lord Brougham. Zwei Theile *). Pforzheim 1840. Dennig, Finck und Comp.

> Wir Deutschen hatten und haben noch keine Geschichte, keinen Staat, keine Politik; wir hatten und haben nur Litteratur, nur Wissenschaft und Kunst.
>
> Gervinus.

Wohin richteten wir Deutschen, die wir noch immer den Kosmopolitismus zu Hilfe nehmen müssen, um an Patriotismus nicht Bankerott zu machen, wohl lieber und mit mehr Recht unsern Blick, als auf das stammverwandte, mächtige England, wo das angeblich „göttliche Recht" längst dem menschlichen Recht hat weichen müssen. Ist doch England in politischer Hinsicht allen europäischen Völkern vorangeschritten und wird doch seine weltgeschichtliche Thätigkeit in dieser Hinsicht selbst von seinen Gegnern anerkannt. Seine gegenwärtigen Parlaments- und Weltkämpfe, Peel's, Russell's, O'Connell's Reden bewegen uns so sehr, daß unsre Zeitungen, die unter der Rubrik „Deutschland" kaum etwas mehr als die Mythen von der Geistreichheit hoher Personen und officielle Reisenovellen mittheilen, an den Auszügen aus englischen Zeitungen nicht gnug haben, sondern sogar die feinen Beobachtungen Armand Marast's, dessen Organ sie hassen, mit großer Gewissenhaftigkeit ausschreiben. Wir sind ihnen übrigens dankbar für diese glückliche Inconsequenz. Auch Englands innre Kämpfe zeugen allerdings noch von vielen tiefgewurzelten, hartnäkkigen Gebrechen; sie zeugen aber auch von dem starken Willen, sie abzustellen. Die gewonnene Freiheit erlaubt Allen, darauf hinzuarbeiten. Und wenn kein Land der Welt in so viel Parteien getrennt ist, als gerade England, so beweist das zunächst nur, daß kein andres reicher ist an wahrhaft öffentlichem Leben. Außerdem aber weiß Jeder außer unsern Gelehrten, die sich hoch über allen Streit erhaben dünken und „deren Politik deßhalb allen Parteien mißfallen soll" **) — was freilich leichter ist, als das Gegentheil — daß nur so das demokratische Princip zum Worte kommen und in Thätigkeit versetzt werden kann. Nur so ist es möglich, das gesammte Volksbewußtsein in relativ wenige Hauptarme des Princips und Interesses zu concentriren, zu erkennen, zum Verständniß zu bringen und zu befriedigen, während es ohne solche Associationen in der Praxis unmöglich bleiben würde, jeden Einzelnen mit seiner rein subjectiven Meinung, mit seinen ganz particularen Interessen ohne Beziehung auf jenes Allgemeinre zu berücksichtigen. Zugeständnisse müssen einmal gemacht werden, schon unter Zweien, wie viel mehr unter Millionen. Und wie sie einfacher von Parteiführern zu machen sind, als von sporadischen Stimmen, so können pyramidalische Gliedrungen auf der andern Seite auch wieder mehr durchsetzen. Der ganze Staat ruht ja vernünftiger Weise auf diesem Princip und factisch ist wenigstens, daß in England die Parteien sich zwar bekämpfen, aber nicht unterdrücken, da dort, wo öffentlich gehandelt wird, der Einfluß des Einzelnen bei einer Partei und der Partei selbst ebensowohl auf moralischer Kraft, als auf Verstand und Talent beruht, Achtung und Zutrauen auch des Widersachers erhalten werden muß und so selbst der Gegner dem siegenden Gegner zutrauen darf, daß er das Rechtmäßige und Vernünftige durchsetzen werde. — England ist ein Staat, das sagt Alles. Es ist ein Staat und hat deßhalb Politik, hat Geschichte. Es hat Staatsmänner, die Vollstrecker des Willens einer denkenden, bis in die untersten Glieder sich betheiligenden Nation sind, während wir in Deutschland, wenn wir uns hoch versteigen, an der Möglichkeit dazu zimmern. Wir haben keine politischen Fragen und Aufgaben. Englands Staatsmänner wissen ihre Stärke in der Achtung der Nation, die Stütze ihrer großartigen Politik in unumschränkter Oeffentlichkeit. Sie wissen, daß die öffentliche Meinung, wie Napoleon sagte, stärker ist als jede Artillerie. Sie befestigen ihre Ehre und Macht, indem sie der Nation Rechenschaft ablegen, die Grundlage ihrer Thätigkeit selbst beleuchten, und wahre Geschichte, die Geschichte der nächsten Vergangenheit schreiben.

Lord Brougham, unstreitig einer der ersten Staatsmänner der Gegenwart, hat in dem vorliegenden Werke seinen hohen Geist und entschiednen Charakter, seine Liebe zur Freiheit, zu seinem Vaterlande, zu der Menschheit auch

*) Der zweite Theil trägt den Namen Dr. Kottenkamp's als Uebersetzers.

**) Worte Dahlmann's.

als Historiker aufs Neue bewährt. Wir tragen kein Bedenken, seine eignen Worte, die er mit einigen Einschränkungen auf Edmund Burke bezieht, auf ihn selbst anzuwenden, indem seine Meinung wirklich jene Festigkeit erlangt hat, „die durch eine beständige Rücksicht auf die Resultate wirklicher Erfahrung sowohl, als auf die Lehren einer entwickelten Vernunft, durch die feste Entschlossenheit, immer praktisch zu sein, begründet wird."

Nur in einem Puncte möchten wir ihm widersprechen. Obwohl er sonst die größte Unbefangenheit gegen die verschiedenartigsten Ansichten bewährt, so ist doch sein Urtheil über einige — nicht alle — geschilderte französische Republicaner dadurch etwas beengt, daß hier der philosophische Denker unvermerkt vom Minister überwacht wird. Da kommt denn auch wie gewöhnlich die vorsichtige Enthaltsamkeit von allen Extremen zum Vorschein; die Extreme werden auch hier herkömmlich, aber dessenungeachtet irrthümlicher Weise sogar in ihrer logischen Existenz angefeindet. Und doch darf die speculative, wie praktische Philosophie sich auch der Beziehungen bemächtigen, die, weil einmal in der vernünftigen Consequenz begründet, endlich, wenn auch noch so spät realisirt werden müssen. Die Menschheit im Ganzen setzt zwar in ihrer historischen Entwicklung Fuß vor Fuß, aber damit sie das könne, damit die Marschcolonne nicht ins Stocken gerathe, muß die Speculation, mag sie an einzelne Geschichtserscheinungen anknüpfen und daraus folgern, oder ursprünglich aufbauen, stets zwei oder drei, vier Schritt im Voraus die Perspective aufräumen, den Weg bahnen, wenn man den Ausdruck erlauben will, Quartier machen. Es ist vielleicht zuzugeben, was Brougham bei Gelegenheit der Parteikämpfe behauptet, daß Burke und Fox, wären sie zur Zeit des Kriegs mit Nordamerika Minister Georg's III. gewesen, nicht auf die Trennung jener Provinzen von England gedrungen sein würden, während sie jetzt auf der Opposition und somit in der Philosophie stehend, die amerikanische Freiheit verlangen. Aber Recht hat jene weitsichtige Opposition behalten und es läßt sich deßhalb jener Brougham'schen Conjectur leicht entgegen stellen, daß ohne jene Opposition die Mißhelligkeiten bei Weitem länger gedauert und nachhaltiger gewirkt haben würden, als es jetzt der Fall gewesen, da es thatsächlich ist, wie sehr jene Parlamentsdebatten auf die Beilegung des amerikanischen Kriegs hinwirkten. Bei solchen Gelegenheiten spricht der Whig etwas mit ein und man muß mit einiger Vorsicht lesen. Uebrigens aber mag man den Verfasser zunächst danach beurtheilen, daß Rehberg selbst vom englischen Tory sagt, er sei im Vergleich zum deutschen Aristokraten ein Revolutionär.

Unser Historiker verdient aber um so mehr Aufmerksamkeit, als er in einem Zeitabschnitte, der die ganze bisherige Geschichte der europäischen Menschheit in aller Hast recapitulirte, selbst die erstaunlichsten neuen Resultate geistiger Thätigkeit brachte und die Ideen zeugte, die die nächsten Jahrhunderte beherrschen werden. Und wenn der Verfasser aus diesem Reichthum heraushebt, was ihm am nächsten lag, um unmittelbare Folgrungen anzuknüpfen, wenn er, der Staatsmann, besonders den öffentlichen Charakter seiner Vorgänger schildert, weil in einer so organisch geregelten Verwaltung wie die englische der Nachfolger von Niemand besser lernen kann, welche Fehler er zu vermeiden hat und welche Grundsätze ihn leiten sollen, so müssen wir das geistreiche Werk um so freudiger entgegen nehmen, als unsre deutschen Publicisten uns dergleichen historische Manifeste durchaus nicht bieten. Die deutsche Geschichte hat nicht viele Minister der Art, wie die Freiherren von Stein und von Gagern, aufzuweisen, denen es um öffentlichen Charakter im englischen Sinne zu thun gewesen wäre, die sich gern einer rücksichtslosen Beurtheilung, wie sie dort unvermeidlich ist, ausgesetzt und die sich um die Liebe der Nation gekümmert hätten. Wir können es nun einmal nicht abläugnen — wenigstens hilft das Läugnen zu nichts — daß wir trotz unsrer privaten Tugenden in Menge in Bezug auf das politische Leben hinter den Engländern weit zurückstehen. Vor dieser Wahrheit sind wir selbst im eignen Hause nicht sicher. Aber wollen wir, davon abgesehen, das Buch auch nur in der unsichtbaren Loge stiller Wissenschaftlichkeit betrachten, so giebt es doch unsrer Historik, Psychologie, Ethik und Rhetorik, — welche letztre uns besonders zu Statten kommt, wie dem Schneider der Ambos — so viel Ausbeute, daß wir uns wundern müssen, wie unsre gelehrte Welt ihm noch so wenig Aufmerksamkeit geschenkt hat. Ueberlassen wir jedoch hier die Quellenforschung denen, welche nicht danach sehen, warum etwas gesagt wird, sondern woher es genommen ist, und halten wir uns zunächst an den Totaleindruck, an die leitende Idee, welche den Darsteller und die Darstellung bewegt und belebt, an die Philosophie der Geschichte.

In der Vorrede fällt sogleich ein Satz auf, der in Despotien verschwiegen und erstrebt, aber nur scheinbar realisirt wird, von einem freien Volke aber, das sich seine Schwächen nicht zu verhehlen braucht, absichtlich, consequent und deßhalb zum allgemeinen Wohle durchgeführt wird. Es heißt dort nämlich, die Geschichte großer Reiche sei nichts Andres, als die der Männer, die entweder als Könige herrschten, oder sonst in hoher Stellung einen merkbaren Einfluß auf das Geschick ihrer Mitwelt ausübten. Das hieße unter einer absolutistischen Regierung freilich:

> „Und wenn der König anklingt, soll das Reich
> Nachdröhnen gleich in unterthän'gem Jubel."

Denn dort handelt es sich nur um die Privatangelegenheiten, die Familienzwiste, den Länderbesitz der Machthaber, die da, wo der Historiker die historische Gerechtigkeit noch einigermaßen fürchtet, als die Angelegenheiten der Nation dargestellt werden. Im Grunde jedoch meint der Despot und seine Schmeichler: il n'y a rien de petit chez les grands, und es ist nie die Rede davon, daß die Kleinen etwas Großes vollbrachten. Bei einem freien Volke ist das Verhältniß jedoch ein andres. Da herrscht zwischen den Regierenden und Regierten die strengste Gegenseitigkeit, und weil sich der Wille der Nation in ihrem Gouvernement concentrirt hat, so sind die Erfolge, die von da aus erzielt werden, die ihrigen. Sie sammelt aus ihrer ganzen Breite ihre bedeutendsten Talente und stellt die dem gesammten Volksbewußtsein am meisten entsprechenden an die Spitze des Staats, somit der Begebenheiten. Natürlich sollen jene Männer, mag ihr Genie aus den Palästen hochgestellter Väter oder den Häusern der Handwerker sich bis zu den Hotels der Staatsämter emporgearbeitet haben, hier angelangt nicht wie das Oel auf dem Wasser schwimmen, sondern sie sollen, verwachsen mit den Interessen des Landes, täglich unterrichtet von seinen Bedürfnissen, nicht über, sondern für das Volk eintreten, indem sie den herrschenden allgemeinen Gedanken aussprechen und ausführen. Dann darf allerdings die Geschichte dieser Männer als die Geschichte des Volks angesehen werden, indem selbst das demokratische Bewußtsein nicht läugnen kann, daß die Menge nie ohne einzelne, hervorragende, ihr an Kraft des Raths und der That überlegne Männer Großes und wahrhaft Weltgeschichtliches vollführt hat. Wie schwer es sei, stets den Willen der Gesammtheit zu treffen, und ob diejenigen, welchen das Staatsruder anvertraut wird, ihre Gewalt nicht mißbrauchen können, das sind andre Fragen, und auch von England kann nicht behauptet werden, daß die bezeichnete Harmonie rein und ungetrübt verwirklicht ist. Sie steht aber dort reiner und fester da, als irgend sonst in Europa und der Verkehr zwischen der Regierung und dem Volke ist dort lebendiger als irgendwo.

Wie schwer es sei selbst in England, dies Verhältniß zu schreiben, leuchtet freilich ebenfalls ein, zumal wenn man bedenkt, wie gehäuft und verwickelt hier die Geschäfte, wie complicirt die Vollstreckung der Maßregeln, wie verborgen selbst dort bei aller Oeffentlichkeit die Vorbereitung und Vollziehung der Staatsangelegenheiten sind; wie leicht auf dieser Höhe wenn nicht der Mißbrauch, so doch der Irrthum ist. Bei der Großartigkeit der Verhältnisse bleibt die historische Darstellung auch für den Staatsmann mindestens eben so schwer, als die Praxis selbst. Es kann deßhalb noch kein Vorwurf darin liegt, aber es muß ausgesprochen werden, daß Lord Brougham, wenn auch nur scheinbar und zur Erleichtrung seiner historischen Aufgabe jenes demokratische Element etwas zur Seite geschoben, indem er gerade diesen lebendigen Verkehr, dieses sich bedingende Treiben im Cabinet des Königs, im Ministerrathe, im Parlament einigermaßen abbricht und seine Charaktere jener Unmittelbarkeit des Lebens entrückt, in der wir die Helden des Thucydides und Plutarch erblicken. Es scheint uns, als hätte der Verf. mehrere seiner Staatsmänner wenigstens, wenn auch nicht alle, zu sehr isolirt, zu sehr aus dem sie umgebenden Pragmatismus herausgehoben, sie wie Statuen auf ein Piedestal gesetzt und ihnen die Zügel der Ereignisse bis auf ein kurzes Stümpfchen gekappt, statt die großen Charaktere so ganz in ihrer dramatischen Arbeit erscheinen zu lassen.

Doch darf, wie gesagt, dieses Isoliren noch nicht als aristokratischer Stolz ausgelegt werden. Es ist noch keineswegs in der Weise geschehen, daß die vorgeführten Heroen den Ursprung ihrer Macht verläugneten oder die Theilnahme, der Einfluß, die Thätigkeit der Nation in Abrede gestellt werden könnte. Der Pragmatismus ist weggerückt und die Rücksicht auf die Verantwortlichkeit des Thuns weniger in Betracht gezogen, um dem Raisonnement über die That desto größern Spielraum zu gestatten. Und so ist in den zahlreichen dargestellten Charakteren ein reiches, energisches Leben entfaltet, und das Ganze trägt, wie gesagt, das feste Gepräge vom praktischen Blick des Staatsmanns und parlamentarischen Redners, der humanen Gesinnung des Volksfreundes, der Umsicht und Besonnenheit eines im Dienst historischer Forschung erstarkten Schriftstellers. Er schaut den Königen, wie den Volkstribunen, den Volksbeglückern wie Volksbedrückern scharf und kühn in das Gesicht. Er weiß sich, wie Thiers will, an die Stelle des im Palast Erzognen zu versetzen, der alte Vorrechte ererbt hat und sich sträubt, einem lange als wohlerworbnes Eigenthum angesehenen Besitz zu entsagen, und sich in die Denkweise des in der Strohhütte Gebornen zu finden, dessen Ehrgeiz entflammt ist, sich das zu erwerben, was ihm der Stolz der höhern Stände ungerechter Weise entzogen hat. An dem englischen Gesetz hält er fest, doch er beugt sich nur vor der Hoheit und Macht der Wahrheit und sein ehrlicher Wunsch ist, die Völkerfreiheit sowohl gegen die Anmaßung der Kronen, als gegen den Ungestüm der Demagogen zu vertheidigen. Da stehen die stolzen Könige von England neben den einfach großen Republicanern der französischen Revolution, der Whig neben dem Tory, Napoleon neben Washington, Friedrich II. von Preußen neben Fox und Carnot, und es gilt dem edeln Lord keine Ehrfurcht vor der Majestät noch Kriecherei vor der Volksgunst, sondern die Gerechtigkeit ist die alleinige Gottheit, der der Historiker Treue schwört. Hier kommt es darauf an, was der Mensch sagt und thut, nicht welchen Rang er einnimmt. Was er gewirkt und genützt, was er verbrochen und versäumt hat,

wird hier gewogen, nicht das Gold, das an seinem Kleide verschwendet war. Und obwohl auch der Krieg in ehrenhafter Sache seinen Lorbeer bringt, so geben doch hier die Thaten des Friedens, der Fördrung des Bürgerglücks und Menschenwohls das Maß, mit dem gemessen wird. Lord Brougham hat zwar nicht alle seine Schildrungen mit derselben Liebe zur Darstellung durchgeführt; er hat viele der bedeutendsten Charaktere kürzer abgefertigt, als es selbst schon im Verhältniß zu andern geschehen durfte und die Schildrungen der fremden darunter werden nicht alle den Nationen, welchen die Männer angehören, gnügen. Aber überall muß die Bestimmtheit und Consequenz bewundert werden, womit der Verfasser die Diagnose der moralischen und politischen Gesundheit oder Krankheit zieht, die öffentliche und private Stellung der Personen, ohne beide von einander loszureißen, doch zu unterscheiden, jede eigenthümliche geistige Disposition in ihrer Selbständigkeit und in ihrer Bedingtheit durch die Umstände herauszugreifen weiß. Der kritische Staatsmann schreibt überhaupt mit jener reichen Einfachheit, jenem universellen Geiste, der das Kleinliche, Enge, Dumpfe nicht zu kennen scheint, sondern nur das Großartige, Lichte, Freie. Man sieht in jedem Zuge den Architekten, der Schlösser und Dome baut und sich mit Backofenstructuren nicht abgiebt. Was man an Byron als Dichter bewundert, wenn er sinnend am Meere steht, die Kraft des Blicks, der das Großartige, das Geistesmächtige der Nähe und Ferne im Gedanken zusammenfügt, die Gewalt seines Ernstes, die Würde, mit der er selbst in dem Gegenstande seiner Anschauung aufgeht, das findet man hier bei dem Historiker wieder, der auch ohne Wunder auf dem Meere des öffentlichen Lebens wandelt. Da sehen wir das tiefste Verständniß der Zeit, das sowohl das Verderbliche des revolutionären Orkans hervorzuheben weiß, wie der Windstille politischer Indifferenz und politischen Schlafes. Beständig schlägt die Ueberzeugung durch, daß nur die wachsende Freiheit, das Interesse, welches der Einzelne mit der Totalität seiner Einsicht an dem Ganzen nimmt, das Interesse des Individuums fördern kann; damit im Wege des Verständnisses, des reinsten Nationalismus das höchste Glück möglichst Vieler gefördert werde. Lord Brougham kennt keinen politischen Pietismus und Supranaturalismus.

Es ist nicht unsre Absicht, einen ausführlichen Cicerone in dieser gedruckten Westminsterabtei abzugeben. Einige Male böte sich freilich Gelegenheit, nicht so sehr dem Bericht über den Thatbestand, als dem Urtheil Sr. Lordschaft zu widersprechen. Dies müßte namentlich bei Mirabeau der Fall werden, bei dessen Charakteristik sich der Verf. offenbar zu sehr von der Frau von Staël hat leiten lassen, die des leidenschaftlichen Mannes abgesagte Feindin war. Die Schwächen solcher Partien werden aber von den Vorzügen des Ganzen verwischt, und es steht zu bezweifeln, ob ein deutscher Historiker, noch nicht gewöhnt an die rücksichtslose Geradheit und den glücklichsten Eigensinn der englischen Geschichtschreiber, bei dem gründlichsten Quellenstudium einen, wenigstens bei den meisten Charakteren festgehaltnen schärfern Gesichtspunct zu finden, und, wenn finden, zu behaupten und in beziehungsreichrer und ansprechendrer Weise durchzuführen wüßte. Denn die Gesundheit der Geschichtschreibung hängt näher als irgend eine andre Kunst mit dem Gedeihen der Freiheit zusammen und kann sich nur da in aller Frische und Kraft entfalten, wo das Kind, sei es auch von einer Königin geboren, stets beim rechten Namen genannt werden darf und das Urtheil durch keine prästabilirte polizeibewachte Harmonie gebunden ist.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 112. 12. Mai. 1842.

„Die Staatsmänner während der Regierungsepoche Georg's III. Aus dem Englischen des Henry Lord Brougham."

(Schluß.)

Wir wollen nur einzelne Puncte hervorheben. Und da möchten wir die Winke über Beredtsamkeit, die zerstreut bei den verschiednen Rednern eingeflossen sind, einmal zusammenfassen, um uns über diese Kunst, zwar eine Binnenkunst der Staatskunst, aber immer doch der mächtigste Hebel derselben bei einem freien Volke, eine allgemeine Bemerkung zu erlauben. Lord Brougham verweilt mit einer gewissen Vorliebe bei der Praxis und leitet von da manche treffliche Regel der englischen Beredtsamkeit ab. Sein Werk enthält die Namen, welche unstreitig Englands bedeutendste Redner waren, und während uns der Verf. oft mit wenigen, aber markirten Worten die eigenthümliche Weise namentlich eines Lord Chatam, Burke, Canning, Philipp Francis schildert, weiß er höchst geistreiche Vergleiche der classischen und brittischen Beredtsamkeit heranzubringen. Dennoch wäre es fruchtbarer gewesen, die Analogie aus der Gegenwart zu nehmen. Wir meinen, daß in England die Beredtsamkeit mit dem ganzen Leben der Nation in eben so inniger und enger Beziehung steht, wie es bei Griechen und Römern der Fall war, und daß es deßhalb von großer Bedeutung gewesen sein würde, wenn hier die hin und wieder schießenden Fäden bloßgelegt und das ächt Brittische herausgestellt wäre. In England müßte trotz der Zerfahrenheit des modernen Lebens überhaupt, am ersten jene Conformität der gesammten Geistesthätigkeit wieder aufgefunden werden, welche dem antiken Leben so sehr nachgerühmt wird; von Otfried Müller z. B. auf höchst feine Weise in der Parallele zwischen rhodischer und attischer Beredtsamkeit und rhodischer und attischer Sculptur nachgewiesen ist; in der That aber nirgends so ganz fehlt, daß man das Alterthum in dieser Hinsicht als einzig darstellen dürfte. Daß man die Harmonie nicht findet, ist noch kein Beweis davon, daß sie nicht vorhanden, und um etwas Verwandtes zu erwähnen, ist dieselbe von Gervinus in der Poesie und dem deutschen öffentlichen Leben und von Vischer in der Malerei und Poesie höchst treffend und lebendig nachgewiesen worden. — Lord Brougham unterscheidet schon eine englische und irische Beredtsamkeit, und es ist zu bedauern, daß er das Wie nicht angiebt und die Sache überhaupt nicht systematischer behandelt hat. Denn wiewohl die Beredtsamkeit, wie alle Kunst, weit mehr das Product des Genies und der Uebung ist, als des aus der Theorie construirenden Nachdenkens, so ist die Theorie dadurch doch gar noch nicht entbehrlich gemacht und Andeutungen wie die, daß Burke's Reden sich gar nicht von seinen Pamphlets unterschieden, daß diese geschriebne Reden, jene gesprochne Dissertationen seien, je nachdem Einer mehr auf Methode und Bündigkeit in einem Buche, oder auf Leichtigkeit und Natürlichkeit in einer Rede sehe, enthalten schon vortreffliche Gedankenflocken für den Schriftsteller sowohl als den Redner, die ausgesponnen zu werden verdienten. An einer andern Stelle sagt der Verfasser: „Der didaktische Redner (wenn dies, wie man schon vom didaktischen Dichter behauptet hat, nicht eine contradictio in adjecto ist) steht bloß für sich; der Zuhörer ist rein passiv; und die Folge davon ist, daß dieser bald aufhört Zuhörer und, wenn er kann, selbst Zuschauer zu sein. Der wahre Redner dagegen ist bei einer großen Rede nicht allein thätig; die Zuhörer haben auch ihr Theil; man muß sie anregen und zu diesem Zweck an sie als an anerkannte Personen des Dramas appelliren." Ja, wenn man darauf achten will, so sind die Witzworte, die Ironie, die Satyren, die der ältre Pitt z. B. wie Blitze, die da zünden, ins Parlament schleudert, in denen der Engländer überhaupt so stark und wofür er so sehr empfänglich ist, meist durch einen Vorgang im Parlament, durch die Bemerkung eines Widersachers, durch ein Geräusch und ganz zufällige Nebendinge hervorgerufen und man ist zweifelhaft, ob man mehr das Bonmot selbst oder die Geistesgegenwart des Redners bewundern soll. Wie aber bei solcher Rhetorik unsre deutsche Beredtsamkeit, namentlich jene beliebte, die sich als Ciceronianische copiose loquens sapientia, zu deutsch Salbaderei breit macht, wegkommt, darüber schweigen wir füglich. Es wird wohl noch geraume Zeit hingehen, ehe wir etwa eine bairische Beredtsamkeit und eine niedersächsische unterscheiden könnten. Bis jetzt hat man sich auf die Verschiedenheit der Dialekte und des Guldenfußes zu beschränken, oder es fällt höchstens als etwas Gemeinschaftliches auf, daß weder bairische Beredtsamkeit noch niedersächsische vorhanden ist.

Wenden wir uns aber zu einzelnen Charakterschildrungen des Werks, so müssen wir stets auf den hohen Adel der Gesinnung zurückkommen, der gleich weit von der Sprache der Leidenschaft entfernt ist, wie sie Burke in seinem Buche über die französische Revolution führt, und von dem panegyrischen Phlegma und der phlegmatischen Panegyrik, die in deutschen Biographien herrschen. Ein hoher demokratischer Ernst der Ueberzeugung und eine liebenswürdige Ehrlichkeit der Art, seine Meinung auszusprechen, gaben dem Verf. die unverdroßne Kraft, mit allen Waffen der historischen Kunst für die Sache der Freiheit zu kämpfen. Mit besondrer Vorliebe scheinen deßhalb die Charaktere eines Lord Chatam, Lord Mansfield, Fox, Carnot, Lafayette behandelt zu sein, ohne daß Männer wie Burke, der jüngre Pitt oder North vernachläßigt wären. Nur bei Napoleon ist dies augenfällig geschehen. Denn dieser außerordentliche, von Weltbegebenheiten umlagerte Mann, aus dessen Hirn die Minerva des Jahrhunderts entsprang, läßt sich nicht auf zwölf Seiten abfertigen, und wenn Napoleon auch ein Verräther an der Freiheit, ein ehrsüchtiger Erobrer und ein grausamer Tyrann war, so hat er doch das nie gnug anzuerkennende Verdienst, die eingerostete europäische Geschichte wieder in lebendige Bewegung zu setzen, die gesammte europäische Menschheit von der Sklaverei der Trägheit und Thatenlosigkeit zu befreien. Ein so thatenreiches Leben ist nicht durch einen Vergleich mit Hannibal dem Punier abzumachen.

Der Charakter des Fürsten Talleyrand, dieses beständigen Ueberläufers, des Ahasver der Politik hätte wohl entschiedner, als mit einer „Neigung, sich der glücklichen Partei anzuschließen", bezeichnet werden können. Lord Brougham nimmt zwar diesen großen Rouletspieler der Republik und des Absolutismus, von dem Napoleon sagte, daß er, er möge fallen wie er wolle, stets wie die Katze auf die Füße falle, keineswegs in Schutz. Es fehlt nicht an den historischen Thatsachen, die dem Leser das Urtheil des „Schuldig" von selbst an die Hand geben, und die Schlüsse daraus werden keineswegs hinweg bewiesen; aber man sieht doch eine gewisse unmotivirte Schonung, die zweifelhafte Handlungen lieber günstig aufklären möchte, gewisse Inconsequenzen auszugleichen sucht und so manche Beschuldigungen zu mildern sich bemüht, die nur aus einer persönlichen Rücksicht abgeleitet werden kann. Indeß mag man lieber einer uneigennützigen Freundschaft, als einer habsüchtigen Kriecherei etwas nachsehen.

Anzuerkennen bleibt immer, daß Lord Brougham den Blick der politischen Bigotterie vor gekrönten Häuptern unwiederbringlich aufgegeben hat. Denn wenn die Farben, womit Friedrich II. von Preußen und Kaiser Joseph II. geschildert sind, auch etwas grell erscheinen; so treffen die Pfeile doch das Centrum, auf das es ihm ankommt, so bestimmt, daß wir Deutschen dem Engländer für seine scharfe Kritik Dank wissen müssen. Es kann hier von einer Rücksichtslosigkeit gegen das Ausland um so weniger die Rede sein, als Georg III. und Georg IV. in ihrer Stellung als Könige, wie in ihren Familienverhältnissen mit ebenso großer Unumwundenheit in Erörtrung von Charakterschwäche und unrechtmäßiger Handlungsweise dargestellt sind. Bei Gelegenheit Friedrich's II. heißt es nicht sehr schonend und mit einem starken Anflug rationalistischer Moral (I, 331): „Die Geschichte der preußischen Monarchie ist die eines Reichs, welches durch Betriebsamkeit, Betrug und Gewaltthat von den Nachbarstaaten zusammengescharrt ist, seine mannigfaltigsten Districte sind durch Tausch, Erobrung und Betrug allmälig unter eine Dynastie gebracht worden." Jene Thatsachen, denen wir Deutsche die Abhandlung des Alkalden aus Seatsfield's Cajütenbuch über die Normannen und die Gründung der englischen Herrschaft nicht minder, als der englischen Lordschaft entgegenhalten könnten, — wenn sie nicht zu widerlegen sind, so fragt es sich, ob sie durch den Geist des Staats in seiner Entwicklung nicht gesühnt werden. Und wer wollte verkennen, daß ein guter Ansatz zu einer solchen Sühne in der staatenbildenden und rein idealen Politik Preußens zur Zeit seiner letzten Wiedergeburt liegt? Brougham und die Engländer haben aber kein Gefühl für den Geist der neuesten Entwicklungen Frankreichs und Deutschlands. Was uns dabei innre Politik und Herzenssache war und ist, was auf dem Continent Nationen mit ganz neuer Basis bildet und ausbildet, das ist dem Engländer immer nur Gegenstand der äußern Politik, der Berechnung und Beziehung auf seine fertige Existenz und ihre ebenso fertigen Ansichten und Urtheile. Dahin gehört auch das Folgende zum Theil, obgleich zum Theil auch wieder ein Princip darin erscheint, welches wahrhaft historisch genannt werden muß, das Recht der Völker und ihres Willens und Wissens. Es heißt nämlich (I, 332): „Europa's Leiden kamen und kommen noch immer von der Theilung Polens, wo die Principien des Völkerrechts (von den Usurpatoren des Tags) zerstört wurden und zu Schanden gingen. Damals war es, als England und Frankreich sich schmählicher Weise weigerten, ihre gegenseitigen Animositäten aufzugeben und sich zu verbünden zum Schutz des Rechts, während andre Staaten, noch größrer Eifersucht sich entschlagend, sich verbanden, das Gesetz zu verletzen; — damals war es, daß die Macht der Maßstab der Pflicht wurde — daß die Ehrsucht alle jene Lehren von Arrondirung, Aequivalenten und Entschädigungen lernte, die sie seitdem in Ausübung brachte — daß Zusichrung der Straflosigkeit und Erfolg denen geboten ward, welche später alle Grundsätze des Rechts hintansetzen möchten, wofern sie sich mit dem Antheil der Beute begnügten, und daß jene Lehre aufkam, welche die Ordner

der Angelegenheiten in den Jahren 1814 und 1815 in Anwendung brachten, jene Lehre, die sie wieder im Jahre 1839 in Anwendung bringen, indem sie von dem Schwachen auf den Starken alle Gebietstheile übertragen, welche ihnen zu nehmen beliebt, ohne die Wünsche der Einwohner mehr zu Rathe zu ziehen als das Vieh, welches den Pflug durch ihre Felder zieht." Ob aber der edle Lord nicht gar zu sehr von aller innern Entwicklung, von aller moralischen und geistigen Möglichkeit, von allen historischen Präcedenzien abstrahirt, wenn er Friedrich und Joseph — „zwei Verschwörer gegen die Weltfreiheit, die Rechte der Nationen, den allgemeinen Frieden" nennt, das wird jetzt jeder Deutsche, so dumm er sonst in Politicis und namentlich Lord Brougham gegenüber auch noch ist, leicht zu sagen wissen.

Mit mehr Liebe, als das der absoluten Könige, stellt der edle Lord das Bild Carnot's, dieses großen Republicaners auf, der für seine ausgebreitete Thätigkeit vom Staat kaum so viel Unterstützung annahm, um seine täglichen einfachen Bedürfnisse zu bestreiten. Die Schildrung ist vortrefflich und Brougham führt unsres Niebuhr's Ausspruch an, der da sagt: daß, „besäße er in der weiten Welt nichts, als ein Stück Brot, so würde er stolz sein, es mit Carnot zu theilen." Niebuhr wie Brougham halten Carnot für den ersten Mann ihres Jahrhunderts, dessen Tugenden selbst die Jacobiner, selbst Robespierre anerkannten, dessen Widerspruch sie ertrugen und dem Napoleon nach der Schlacht bei Waterloo zurief: „Carnot, ich habe Sie zu spät erkannt!" Bei einem solchen Gemälde ist man es dem Verf. schuldig, sich auf seinen universellen Standpunct zu versetzen und sich loszusagen von dem Schlendrian jener Historiker, die keine Unabhängigkeit des Urtheils kennen, sondern dasselbe in der Sprache herkömmlicher Schmeichelei oder halbofficieller Verketzrung, in dem sanften Tone unterthäniger Beistimmung oder in dem barschen des gehetzten Diensteifers versenkt haben. —

Dürfen wir auch einen philosophischen Reflex des Lord Brougham auf den wiener Congreß, dieses constanzer Concil der Politik fallen lassen, wo der Huß Völkerfreiheit — zu seinem Rechte kam? Man hat Varnhagen's Bericht über den Congreß satyrisch finden wollen, da man denselben nicht anders retten konnte. Aber wo zeigt sich der Geist des Banco? Wir finden da keine Satyre. Varnhagen schreibt mit der Gewissenhaftigkeit des Lakais, der die Einladungen zu den Festlichkeiten und Bällen hat herumtragen müssen, und wo der Fürst von Ligne satyrisch war, da verstümmelt der vorsichtige Mann. Dagegen enthält Lord Brougham's Schildrung Lord Castlereagh's auch ohne Satyre die Data, welche dieses Actenstück der Weltgeschichte gehörig beleuchten. Er schreibt: „Lord Castlereagh's Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten war so verdienstlos, als möglich. Keine höheren Ansichten leiteten sein Benehmen; keine liberalen Grundsätze wurden von ihm geachtet; keine edlen Sympathien, keine dankbaren Gefühle für das Volk, dessen Leiden und Tapferkeit die Wiederherstellung der nationalen Unabhängigkeit errungen, bewegten seine Brust, als er dem Lande der Freiheit den Einfluß entzog, zu dessen Ausübung es ein Recht besaß, — dem Lande, welches so große Opfer gebracht und keinen Vortheil (?) ernten sollte. Als Repräsentant Englands unter den Mächten, zu deren Rettung seine Schätze und seine Waffen so viel beigetragen, hätte er die Sprache eines freien Staats führen und die Anerkennung des Rechts und der Freiheit verlangen sollen, die er um so mehr befördern konnte. Statt dessen warf er sich sogleich und für immer den Souveränen in die Arme, — war mit pöbelhafter Gesinnung stolz darauf, daß sie ihn ihres Umgangs würdigten, — schien mit der Eitelkeit eines Parvenu, der unverhofft Zutritt in den höhern Cirkeln erhalten, vergessen zu wollen, was er gewesen, und sich für die Gesellschaft, in der er sich jetzt befand, durch Annahme ihrer Gewohnheiten zu eignen, — und sprach nie eins von den Wörtern aus, welche der englischen Nation und englischen Staatsmännern so geläufig sind, aus Furcht, sie würden für pöbelhaft und unpassend in der Gesellschaft gekrönter Häupter gehalten werden, denen sie ebenso widrig als ungewohnt sein möchten." — Wer hat außer den Freiherren von Stein und von Gagern einen Charakter der Restaurationszeit so offen und freisinnig besprochen? Niemand wagte es und wagt es noch jetzt, obwohl es an Einsichtsvollen nicht fehlt, die schon damals einsahen, „daß der wiener Congreß Europa und die Welt in allen Erwartungen täuschen werde," und daß auf die rühmlichen Thaten des Kriegs wenig befriedigende Thaten des Friedens folgen sollten.

Daß es Lord Brougham nicht um schnöde Herabsetzung der königlichen Macht an sich und derer, welche die Interessen derselben mit aufrichtiger Ergebenheit zu fördern suchen, zu thun sei, darf man ebenfalls aus seinen eignen Worten abnehmen. „Wir sind von dem lebhaften Wunsche beseelt, sagt er bei Gelegenheit Georg's III., daß das Vorrecht des Königs so viel wie möglich geschmälert werde, und der Volkswille in unsern Staatsangelegenheiten entscheide; aber dennoch können wir jene Theorie einer Monarchie nicht verstehen, die da will, daß der englische Löwe nur das traurige Recht haben soll, zu sanctioniren, was dem Parlament beliebt, und sein „Stück" in Ruhe zu verzehren. Denn, fährt er fort, diese Theorie weiset der Krone entweder eine zu große Civilliste oder zu wenig Macht an. Es muß in der That höchst widersinnig erscheinen, daß ein bloßer Scheinkönig eine Million Pfund Sterling jährlicher Einkünfte habe. Ebenso ungereimt ist es, dem Namen nach unter einer monarchischen Staatsform leben und doch dem Könige keinen entschiednen (nicht · entscheidenden) Einfluß gestatten wollen

Jedenfalls muß seine Stimme gehört werden und sich in unsren Staatsangelegenheiten geltend machen." — Der Verf. gehört also keineswegs zu jenen Politikern, „welche die Monarchie hassen und die Republik fürchten," und ebenso wenig zu denen, „welche lieber die Gefahren und das Schlimme der nach ihrer Meinung schlechtesten Regierungsweise ertragen, ehe sie eine beßre suchen." Er dringt auf vernünftigen, aus allseitiger Absprechung und Abdenkung entspringenden Fortschritt, die geordnete historische Bewegung, den politischen Kampf, durch den sein Volk das erste ist. Und so lange diese reelle bürgerliche Freiheit in dem Wesen des Königthums selbst oder in dem Charakter des einzelnen Monarchen unnatürlichen Widerstand findet, kämpft er gegen beide und im eignen Lande am meisten. Man lese nur die Berichte über die beiden hohen Personen, von denen die eine lange Zeit dem Minister Befehle ertheilte, während der Arzt das Zimmer nicht verlassen durfte, damit Se. Majestät nicht in den Wahnsinn zurückfielen, und die andre, welche „die Hoffnung des Landes" genannt wurde, nachher aber durch ihr Familienleben das ganze Land gegen sich erbitterte. Und nicht etwa gegen den todten Georg IV. nimmt Lord Brougham das Wort, sondern er war es gerade, der die unglückliche Königin Karoline gegen ihren Gemahl und gegen das Heer der Höflinge mit dem achtungswerthesten Muthe, mit Ausdauer und bestem Erfolg vertheidigte. Der Proceß ist berühmt gnug. Hier ist besonders schön die Theilnahme der Nation an diesem Rechtshandel geschildert, die sich mit unverfälschtem Rechtssinn und der liebenswürdigsten Leidenschaftlichkeit der verfolgten, hart gequälten Frau annahm. Auch in Deutschland fehlt der Nation der Sinn nicht, der sich mit natürlichem Urtheil stets für das Recht entscheidet; aber wo dürfte er sich so offen aussprechen, wie damals in England? —

Daß das im ersten Theile angekündigte Gespräch über Monarchie und Republik nicht erschienen, thut uns leid; ebenso, daß der „Schulmeistertraum" fehlt, denn nach den ernsten Betrachtungen, können wir nicht läugnen, hätten wir gern auch etwas Humor gehabt. A. Bock.

Berichtigung.

Die in Nr. 85 dieser Blätter abgedruckte geistreiche und treffende Kritik von Dr. K. A. Mayer über Balzac's Béatrix ou les amours forcés, giebt irrthümlich L. Schücking als Uebersetzer dieses Romans an. Dieser schon in mehrern Zeitschriften verbreitete Irrthum ist wahrscheinlich dadurch veranlaßt worden, daß Schücking die Uebersetzung, eine Arbeit von befreundeter Hand, dem Verleger zugesendet hat, wie er ersucht worden war. Ref. hatte mehrfach Gelegenheit, das Manuscript des Pseudonymus einzusehen, und fühlt sich zu dieser Berichtigung deßhalb in doppelter Hinsicht verpflichtet, da L. Schücking diese selbst nicht zu geben vermag, weil er seit diesem Frühjahr tief in den süddeutschen Bergen lebend, gänzlich unerreichbar sowohl für litterarische als freundschaftliche Mittheilungen ist und keine Ahnung haben kann, daß seine Freunde eine Selbstrechtfertigung diesem Mißverständnisse gegenüber wünschen möchten. —
Münster, den 25. April 1842. Felix Otto Müller.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 113. 13. Mai. 1842.

Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge, von C. E. Geppert, Dr. phil. und Privatdocenten an der Friedr.-Wilh.-Universität zu Berlin. gr. 8. I. Theil. VIII. 462 S. II. Theil 268 S. Leipzig 1840. T. O. Weigel.

Homer und die Wissenschaft bedürfen freilich nicht unsers Schutzes gegen solche Gefahren, wie ihnen dieses Buch bereitet; aber den Unbefangnen, die aus Interesse für das Epos der europäischen Welt das Buch zur Hand nehmen möchten, soll durch uns die kostbare Zeit erspart werden, die sie bei unserm Kritiker verschwenden würden. Während er die Homeriden, die nach ihm den Homer ausputzten, zu den albernsten, poesielosesten, gottverlassensten Tröpfen macht, wundert er selbst sich noch, daß wir nicht mehr in Sorgen schweben über des schwarzhaarigen Odysseus blauen Bart! Wie wird er nicht in Staunen gerathen, wenn er erfahren wird, daß sogar das Räthsel der goldnen und doch zugleich silbernen Schwertnägel des Agamemnon schon vor 2000 Jahren von denselben Alexandrinern gelöst worden ist, die man nach dem Verfasser eher für eine Art kritischer Waldgeschöpfe zu halten geneigt sein möchte, als für Männer, die ihn selbst um den ganzen Preis überzählen, und deren Namen ein unvergängliches Gedächtniß für die späteste Nachwelt gewiß ist. Wir kommen zur Sache:

Gegenwärtig, heißt es S. IV, „zerstücke" man, unbekümmert um die „innre Beschaffenheit" der Theile, die Homerischen Dichtungen nur immer weiter und weiter; „leichte Incongruenzen, unerhebliche Dinge" gnügten dabei zur Entscheidung, und so „seien wir jetzt an ein Verfahren gekommen, das alle Kritik aufhebe, und in völligen Atomismus ausarte", an „eine Willkür, die keine Grenzen mehr achte." Dagegen „reagirend" habe denn der Verfasser sich zum „Zwecke" gestellt (S. 5), in diesem Buche „unsrer Kritik wieder einige Stützen zu verschaffen", ihr „eine andre Bahn" anzuweisen. Arme Kritik! die Du so schwer darniederlagst, ohne daß Deiner Freunde einer es ahnte! Doch auf! und getröste Dich dessen: Du sollst hinfort Krücken erhalten! denn siehe! es gebären die Berge!

Eine „Nachrede" rühmt die Humanität des Vereins in Gotha, sagt, daß auch der Verfasser jüngst dort war, besorgt leise, es möchte Manches in diesem Buche etwas „dreist", ja „anstößig" erscheinen, meint aber, es solle Alles nur bleiben, wie es sei: „das freigeborne Zeugniß eines Epigonen" u. s. w.

Seine „Stellung zu den vorhergehenden Producten" bezeichnet der Verfasser (S. 61) durch Gleichstellung seines Verfahrens mit dem Spohn's de extr. parte Od.

Um's mit zwei Worten zu sagen, Verfasser sondert in den Homerischen Dichtungen Aechtes und Unächtes in der Art, daß er im I. Theile (dem („sachlichen") ins Auge faßt: zuerst die Athetesen der Alexandriner (Einleitung S. 9—53 [warum das in die „Einleitung?"]), dann den Charakter der Homerischen Götter, Völker, Helden (S. 62—370), die Sitten und religiösen Vorstellungen der Zeit (bis S. 393), locale und temporelle Verhältnisse, Gang der Handlung rc. (bis Seite 456), — im II. („sprachlichen") Theile aber metrische, prosodische und sprachliche Unterschiede (Klang des Hom. Verses bis S. 39, Wortbildung bis S. 126, Veränderung der Bedeutung bis S. 168, der Syntax bis S. 200, den epischen Styl bis S. 235, Nachahmungen rc. bis S. 252), zuletzt folgt das Verzeichniß des „Unächten" (S. 252—268).

Ueber das Verhältniß beider Theile urtheilt er so: sachliche Ungenauigkeiten und Widersprüche könnten eigentlich nichts entscheiden, doch sei dergleichen zu geben jetzt „fast allein in Aufnahme" (S. 61) und so gebe er's wenigstens vollständiger, als bisher geschehen (?). Uebrigens solle der I. Theil mehr nur Bedenken erregen, der II. gebe dann die Belege für die (sic!) erregten Vermuthungen. — Aber hier merke man sich, und vergesse es nicht, daß dieser bestimmte Artikel eine eigentlich ganz enorme Unwahrheit enthält: z. B. von II. α verwirft der Verfasser drei Verse nur nach dem I. Theile; von II. β, aus zwölf verschiednen Stellen 103 Verse, von denen im zweiten Theile nur einer besprochen wird, einige repetirte ausgenommen, und so fort.

Als Resultat stellt sich endlich heraus (I. S. 461), daß man ursprünglich ein ächtes Epos Homer's besaß, es aber absichtlich erweiterte und verfälschte, und daß etwa der 3. Theil oder die Hälfte unsers Homer „unächt" sei, so in

der Iliade: die Dolonie, die Hoplopoiie, meist auch die Aristie des Agamemnon, und die ἀπόῤῥησις μηνίδος, endlich das 23ste und 24ste Buch u. s. w.; in der Odyssee (bis auf ρ 291—327, und σ 1—117) die ganze zweite Hälfte von ο 193 an; u. s. w. und w., denn hier eine Uebersicht zu geben, ist keine Kleinigkeit, da das bloße Register der „unächten" Stellen 16 Seiten umfaßt.

Wenn nun Recensent schon nach dem Vorworte nicht mehr meinte, daß die Wissenschaft vom Verfasser χρύσεα χαλκείων, ἑκατόμβοι' ἐννεαβοίων zu erwarten haben würde, so durfte er doch auf Alles in der Welt eher gefaßt sein, als etwa auch hier auf „ein Verfahren, das alle Kritik aufheben", „eine Willkür, die keine Grenzen mehr achten" würde.

Wir beginnen mit den Athetesen der Alexandriner. Ueber den hohen Werth der Homerischen Scholien, namentlich der venetianischen, sowohl im Vergleich mit denen andrer Schriften des Alterthums, als mit den Homerischen Codicibus jetzt noch zu reden, hieße: in sonnenhellen Räumen mit der Lampe umherlaufen, γνωτὸν δὲ καὶ ὃς μάλα νήπιός ἐστιν! Was aber mit wahrem Bergmannsfleiß, nicht zum Prunk freilich, doch zum unvergänglichen Eigenthume der Wissenschaft von den Bestrebungen Neurer, namentlich eines Lehrs für das Verständniß der venet. Scholien gewonnen ist, das verdoppelt, ja verdreifacht wohl ihren Werth, und — warum hinter dem Berg damit halten — wir haben jetzt mehr an ihnen, als F. A. Wolf daran hatte, denn — wir wissen es besser, was wir überall haben.

Und nun kommt da ein „Epigone" in die Welt gepoltert, faßt weder den Homer, noch seine Scholiasten, schreit über „grenzenlose Willkür", hat selbst weder Licht noch Bahn, und will für die H. Kritik „neue Bahnen" brechen, und — es ist zum Lachen! — hat nicht einmal Kunde von dem, was jetzo die Welt weiß: Ihm ist die ganze Scholienmasse, Stück für Stück, von demselben Gehalt, und wohin er eben tappt, und was ergreift, Original und lüderliche Copie, — ihm ist Alles Eins, Wasser wie Wasser! Und wie weiland der selige Erzbischof von Thessalonice das Eigenthum Eines und desselben großen Mannes sein Leben lang unter den Händen hatte und doch der Welt als verschiedner Männer Forschung verkaufte, die fast wörtliche Uebereinstimmung des Abschreibers sah, und doch keinen Betrug ahnte, so fährt der Verfasser unter die Scholien, wählt und läßt liegen, und ohne zu ahnen, was er eben gefaßt hat, braucht er's, wie es ihm mundet, und — zuckt am Ende gar noch die Achseln über die werthvollsten Zeugnisse des Alterthums!

Nachdem für die Athetesen 4 Hauptklassen aufgestellt sind: 1) „störende Wiederholungen", 2) „leere Ausführungen", 3) „directe Widersprüche", 4) „inconcinne Stellen ohne Homerischen Charakter", geht er ans Einzelne.

Recensent bemerkt ein- für allemal, daß er es im Folgenden überall nur mit der Auffassungsweise des Verf. zu thun hat, ja er stellt sich vollkommen auf den Standpunct seiner barbarischen Aesthetik, und ladet die Leser ein, sich die kleine Mühe nicht verdrießen zu lassen, mit ihm nur zehn Seiten des Buchs genauer zu verfolgen. —

Verfasser beginnt S. 12 mit denjenigen Athetesen der I. Classe, denen er beistimmt. Nachdem er zunächst Ilias ϑ 28 — 40 unter Anderm auch deßhalb verworfen, weil die Bitte der Göttin V. 35—37 „ganz erfolglos" sei, „im Gegentheil" die Achäer die Mauer „nach eignem Ermessen" erbauten, wobei er nicht einmal merkt, daß dieselbe zur Zeit der Bitte — eben schon fertig war, was doch 2 Blätter zurück η 465 stand, geht er an Il. υ 195 — 198, und nun mache man sich auf eine Ignoranz gefaßt, die bei einem Restaurator der Homerischen Kritik wohl den ganzen Löwen zu zeichnen vermag. Achill sagt V. 194 zu Aeneas: „Früher einmal rettete Dich Zeus vor mir" (ἐῤῥύσατο) und fährt V. 195 fort: „Aber jetzt, glaube ich, wird er dich nicht retten" — ἀλλ' οὐ νῦν σε ῥύεσθαι ὀΐομαι — Verf. läßt das noch eigens unten so abdrucken, übersetzt aber etwa: „doch diesmal wirst du meinen Leichnam nicht bekommen(!!)" — erstaunt dann über diese Abgeschmacktheit, die sein eignes Kind ist — und so wandern die Verse ruhig ins Leichenregister! — Weiter S. 13: Il. ψ 824 u. 825 ist ihm „augenscheinlich" aus η 303 u. 304. Zwar stimmt vom ersten Vers nur ein Wort überein. Aber das ist ihm: „eine Veränderung, wie sie den Umständen gemäß ist." „Man sieht nicht", sagt er dann, „warum das Geschenk an Diomed erwähnt wird, während Odysseus dasselbe erhält." Odysseus? Gott weiß, wen er meint. Aber das Geschenk? Nun! Achill stellt es V. 807 als außerordentlichen Ehrenpreis hin. Diomed muß als Sieger gelten (V. 822) und bekommt's, was ist denn da zu verwundern?! — Il. ϑ 557 u. 558 möchte ich selbst gegen Wolff und Spitzner festhalten. Die Gedanken: „um den Mond glänzen die Sterne" und: „alle Sterne werden klar" so unmittelbar hinter einander werden lästig, sind's aber nicht, wenn nach des Dichters Weise eine Art Genesis oder nähere Detaillirung dazwischen tritt. Dem Verfasser freilich wird dadurch die Beschreibung der mondhellen Nacht „gestört". — Daß Il. α 177 aus ε 891 sei, „bedarf" ihm „nicht erst des Beweises." Das ergebe sich „schon hinreichend" aus den Scholien. Man höre! Der Scholiast zu ε sagt: der Vers gehöre nach α, der Scholiast zu α (vom Verf. noch eigens dazu emendirt): er gehöre nach ε; voilà tout! Hier hat ihn der ἀστέρισκος zweifelsohne

verführt! V. 176 u. 178 fallen nun gleich hinterher, theils weil ähnliche da sind (V. 280 und ε 890), theils weil V. 178 „trivial und ohne Zusammenhang" sei. Da steht: Agamemnon zu Achill: V. 176: „Ich hasse Dich!" V. 177: „Denn stets liebst du Streit", V. 178: „Bist du so stark, so ist das göttliche Gabe" [vergleiche ε 601]. V. 179: „Geh' immer nach Hause!" sapienti sat! — Weiter S. 14, Il. β 27 ist „offenbar" aus ω 174. Neun Jahre vergeblicher Kampfesmüh, nur eben die Pest, wo Achill selbst verzweifelt, dazu nun noch (V. 60) den Achill verloren, und — noch ist der arme Agamemnon dem Verf. nicht geschlagen gnug, daß der Traum von Zeus — nur, ihn zu täuschen — zu ihm sagen kann: ὅς σευ — μέγα κήδεται ἠδ' ἐλεαίρει! — Weiter Il. ψ 772 könne nur ε 122 stehen [warum nicht ν 61?]. Die Göttin, angerufen, hemmt nicht nur den Gegner des Odysseus, sondern kräftigt auch noch ihn selber. Das scheint dem Verf. des Guten zu viel! Freilich die Homer. Götter könnten manchmal in derlei Dingen etwas beßre Oekonomen sein; aber, wie schon die frommen Scholiasten BV. sagen: „Götter geben gern reichlich!" — Weiter Il. ψ 843 soll nur Od. ϑ 189 [soll sein 192] „stehen können", und doch stimmt nur ein Wort ganz überein! — Weiter Il. λ 705 sei „augenscheinlich" aus Od. ι 42. Verf. weiß nicht, daß „ἶσος" auch „relative Gleichheit" bezeichnet. Aber gerade Od. l. l. heißt's dasselbe! (Vergl. Nitzsch.)

Verf. mißbilligt dagegen folgende Athetesen Il. α 388—492 [soll sein 488—492]. — Weiter S. 15 Il. α 195 und 196 habe man verworfen, weil sie 209 und 210 „wieder vorkommen" [soll sein 208 u. 209]. Versteht denn aber der Verf. nicht die Worte: ὅτι οὐκ ὀρθῶς ἐκ τοῦ ποιητικοῦ προσώπου λέγεται? „Man bedenkt nicht," sagt er, „wie abgerissen" sonst die Erzählung wäre. Sinn: Im entscheidenden Augenblick kam Athene (195 u. 196: vom Himmel, von Here gesandt, die beide Streitenden liebte), nahte dem Achill ꝛc. Wo ist's denn „abgerissen", wenn die Parenthese fehlt? — Ferner: Il. ϑ 384 - 386 vergl. mit ε 733—735 [soll sein ϑ 385—387 vergl. ε 734—736]. Hier ist die Kurzsichtigkeit wieder wahrhaft ergötzlich; erst bindet der Verf. die alten Interpreten, nach seiner Weise, an Händen und Füßen, und dann stellt er sich hin und erstaunt, daß sie nicht im Stande sind, sich zu rühren. Sinn: Beide Göttinnen wollen nach Troja. Athene (385—387) läßt ihr Gewand niederwallen und zieht den Panzer des Vaters an; dann erst V. 388 nimmt sie die Waffen ꝛc. Und nun sagt der Mann: man verwerfe die Verse, „weil die Göttinnen hier nicht in den Kampf kämen, also auch der Waffen nicht bedürften." [In des Verf. Citat steht von Waffen nicht eine Sylbe!] Aber die Hemmung durch Iris hätten sie nicht vorher wissen können ꝛc. Also das haben die guten Alexandriner nicht gewußt, daß, wenn eine Gottheit irgendwohin abreiset, sie auch allenfalls hinzukommen gedenkt?! „Ζεῦ πάτερ, ἀλλά συ ῥῦσαι ὑπ' ἠέρος υἷας Ἀχαιῶν!" Doch nein! viel, viel einfältiger sind sie, und — das entging dem Verf.! nämlich: sie streichen der Bewaffnung wegen drei Verse, wo nur vom χιτὼν Διός die Rede ist, und — lassen gerade die Stelle stehen, zwei Verse darauf (388), wo die τεύχεα erst vorkommen! Aber da steht ja auch im Scholion παντευχία! Beiläufig: Aristonikus zu V. 43 beseitigt etwanigen Nebel vollends: „Zeus hatte seine χρυσῆ πανοπλία selbst an," sagte Aristarch, „so konnte sie Athene nicht anziehen." — Ferner: Il. ϑ 493 — 496 vergl. η 318 — 320 [soll sein ζ 318 — 320] schützt ja Aristarch schon, und besser wahrlich als der Verf., denn er vermißt nicht einen Flickvers (für 496), wo nicht einmal einer von Nöthen (vergl. 542), sondern er sagt: „eine Lanze sei zu einer kriegerischen Standrede passender, als zu einer Visite." — Ueber Zenodot's Grundsatz, der, so scheint es, überhaupt gegen alle Wiederholungen ist, vergl. Schol. zu Il. ι 23. — Ferner: Il. π 141 — 144 vergl. τ 389 — 391 [soll sein π 141 — 144 vergl. τ 388 — 391, und zum Theil auch π 140 vergl. τ 387]. — Dann: Il. ϑ 420 — 422 habe man als Wiederholung verworfen, da doch eben diese Worte Zeus der Iris aufgetragen. Daran ist wieder nichts! 1) nicht drei, sondern fünf Verse strich Aristarch; 2) nicht der bloßen Wiederholung wegen, wie er das nie thut, sondern ἐκ προσώπου (das arme Wort); 3) ist von einer Mittheilung in bestimmter Form gar nicht die Rede; 4) spaßhaft gnug! Unten führt der Verf. als Belag ein Scholion an, das gar nicht auf die von ihm genannten Verse Bezug nimmt! Wenn man die Scholien nicht versteht! αὐτῷ τοι μεθόπισθ' ἄχος ἔσσεται! — Weiter: S. 16, Il. π 237 vergl. α 453 [soll sein 454] schützt der Verf. als der Homer. Ausführlichkeit gemäß! Solches Geschwätz! als ob ein Mann wie Aristarch nicht gewußt habe, daß der gute Homer zuweilen etwas ausführlich sei! — Ferner: Il. β 160—162 „was man nur 176 — 178 gelten ließ," sagt der Verf., „da diese Worte nicht geradezu einen Auftrag der Here an Athene enthalten." Das sagt aber weder Jemand, noch hat es Sinn und Verstand. Zusammenhang: Here zu Athene, 158, 159: „So unrühmlich sollen die Achäer nach Hause fliehen! 160 — 162: und die Helena — den Troern zum Ruhme — zurücklassen!" (174 — 178 ebenso Athene zu Odysseus.) Nein! Man verwarf ὅτι κωμικώτερον (?) νῦν λέγονται (160 — 162). Das versteht schwerlich Jemand*), der

*) Denn nicht sowohl der Contrast gegen das Ernste oder

Verf. am wenigsten. Gewiß ist ἐγκωμιώτερον („ein zu großes Lob der Helena, im Munde gerade der Here") zu lesen. Wie oft nämlich, leiten auch hier die andern Scholien. Zenodot liest τε (Ἀργείηνθ'), um das Lob zu mindern; vergl. „ἐγκώμιον" unter BL. — Weiter: Il. π 387 vergl. 343 [soll sein κ 387 ꝛc.]. — Ferner: λ 179, 180 vergl. π 379, 380. Man höre nur an! „Die Aehnlichkeit sei sehr oberflächlich." Ei freilich! Besonders ist (λ 180) Ἀτρείδεω ὑπὸ χερσί· περὶ πρὸ γὰρ ἔγχεϊ θῦεν mit (π 380) Ἀντικρὺ δ' ἄρα τάφρον ὑπέρθορον ὠκέες ἵπποι sehr oberflächlich verwandt. Aber das kommt rein von der Oberflächlichkeit des Verf. Denn mit: Πατρόκλου ὑπὸ χερσὶ· περὶ πρὸ γὰρ ἔγχεϊ θῦεν ist's doch schon viel verwandter. Verf. kann suchen! —

Wir kommen 2) zu den „leeren Ausführungen". Zuerst verwirft der Verf., wie früher. Il. ξ 317—327 beweiset er lang und breit Zenodot's richtiges Urtheil und — nirgends steht von Zenodot eine Sylbe. Ja der Epigone weiß nicht einmal, wann dieser sein großer Urahn lebte; sonst müßte ihn das προηθέτει Ἀριστοφάνης bedeutet haben. — Weiter Il. σ 483—608: Die unvergleichliche Stelle fällt hier im Ganzen, besonders auch weil die Ilias weit mehr den „Charakter der Handlung", die Odyssee den der „Beschreibung" habe. Solches Geschwätz! Da werden für die zwei ewigen Dichtungen zwei Uniformen geschneidert, zwei Streckbetten gemacht, und was nicht hinein will — ins Hospital! — Ferner: Zu Il. υ 205—209 wird für ἀλοσύδνη Od. δ 404 verglichen; warum nicht auch Nitzsch, der an derselben Stelle die ganze Schwierigkeit hebt. — Ferner: Il. υ 269—272. Wer's noch nicht wüßte, daß der Verf. nicht einmal das Scholiengriechisch versteht, höre zu! Die Stelle soll Jemand „eingefügt haben, der den vorigen Vers noch näher erklären wollte", und unten: richtig bemerke der Scholiast ὑπό τινος τῶν βουλομένων πρόβλημα ποιεῖν. Aber o Zeus: ποίησον — αἴθρην, δὸς δ' ὀφθαλμοῖσιν ἰδέσθαι! Das sind ja Leute, die da verdunkeln wollen und nicht erklären (ζήτημα ποιοῦντες). — Weiter: Il. δ 55, 56 Zeus zu Here: Du möchtest die Troer wohl „roh verschlingen". Doch es sei! Troja falle! Will ich aber einmal eine Deiner Lieblingsstädte ꝛc. Here: 51—54: „Nimm, welche Du willst;" 55, 56: „Was hälfe mir auch Widerstand gegen Dich." Nun begreife man das gefühlvolle Raisonnement: diese zwei Verse sollen „zum Theil die Absicht aufheben, die Here bei ihrer frühern Erklärung, daß sie sich dem Willen des Zeus unterwerfen wollte, gehabt haben muß, denn sie erklären ihre Nachgiebigkeit nicht aus Vertrage beider Gatten, sondern aus der Uebermacht des Zeus, deren Erwähnung störend ist." Welche Zartheit des Interpreten! O glückseliger Zeus! Eine Menschenfresserin nanntest Du sie eben; aber welch ein liebevolles, lammsmüthiges Eheweib hattest Du offenbar an Deiner Here! Und wie hat sie die Nachwelt verläumdet. — Weiter Il. θ 73, 74 vergl. ρ 134—136 sollen sogar „außer grammatischem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden" stehen. Nun was in der Welt hängt denn nur fortan noch grammatisch zusammen, wenn ein Relativsatz mit dem zugehörigen Substantiv nicht mehr grammatisch zusammenhängt. Es heißt da: ὡς — λέων, ᾧ ῥά τε u. s. f. Sollte der Verf. dies τε nicht kennen? Doch nein, das wäre kolossal! — Weiter: Il. τ 77 heißt es: „ist aus einer falschen Ansicht des Aristarch stehen geblieben" und unten: „Aristarch ließ sich nämlich verleiten, diesen Vers einzuschieben" ꝛc. Ist's möglich! Derselbe Aristarch, der z. B. zu Il. π 636 den einzigen Buchstaben τ gern streichen möchte, aber — stehen läßt aus peinlicher Scheu, schiebt hier einen ganzen Vers ein, von welchem — es ist zum Lachen! — nur eben vorher in den Scholien an zweien Stellen gesagt ist, daß er schon, wer weiß wie lange vor ihm — im Texte stand. Zur Erklärung: Die Note des Alexander Cotyäus ist offenbar aus dem bei Porphyrius Zusammengetragnen corrumpirt; man vergl. nur das φησι διὰ τοῦτο ἐνέθηκε (S. 518 a. 34 der Schol. ed. Bekk.) mit dem vorhergehenden παρενέθηκε. Verf. versteht uns schwerlich. —

Das Vorstehende ist nur das Ergebniß der Prüfung weniger Seiten des Buchs (S. 12—22). Nur zufällig auf S. 26 hinblickend, sehen wir, daß der Vf. nicht einmal den Homer. Gebrauch kennt, nach dem z. E. πᾶν ἦμαρ „den ganzen übrigen Tag" bezeichnet, was ihm schon jeder Scholiast sagen konnte (z. E. AB. zu Il. κ 1; A. zu Il. α 472; BL. zu Il. α 592), wenn er Damm's Lexikon nicht aufschlagen wollte. Nein! Was thut er? Er erkennt sofort mit dem ihm eignen Scharfsinn „die Hand von Rhapsoden", die „für die ganze Dauer" solcher vom Verf. erst zusammengeträumten Tage eigne Kämpfe besungen haben!

(Fortsetzung folgt.)

τραγικόν, als vielmehr der gegen das Glaubliche, das Personen-Verhältniß mußte auffallen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 114. 14. Mai. 1842.

Geppert „Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge.“

(Fortsetzung.)

Und nun noch Eins: es wäre möglich — wir glauben es nicht — aber hätten wir in irgend einer Einzelnheit dem Verf. zu viel gethan — was traut man am Ende nicht solcher Schwäche und Oberflächlichkeit zu? — Doch dem sei, wie ihm sei; an der Würdigung des Ganzen kann das nichts ändern. Was aber nunmehr ans Unglaubliche streift, ist, daß der Verf. am Ende (S. 53) „befürchtet, die Untersuchungen der alten Grammatiker einer zu genauen Beobachtung gewürdigt zu haben.“ „Critica ars tam leviter factitata, quid prodest“?

Soviel von dem Verfahren des Verf. im Einzelnen. Nun eine Probe von seiner Gesammtanschauung der Homerischen Epopöen, S. 63 eröffnet Zeus den Reigen, sein Geschlecht, seine Macht, seine Kämpfe mit andern Göttern*). So gelangen wir zur Composition der Ilias. Wir bemerken vorher noch:

Ilias und Odyssee in ihrem Urkerne rühren dem Verf. von einem Dichter her. In der Ilias erscheint ihm (S. 421) als „der Gedanke,“ der den tragischen Grundton angiebt: „die eiserne Consequenz im Willen der Götter, die durch keine Zeit zu ermüden ist, gegen die Schwäche der Menschen.“ S. 443 liegt der Gedanke zum Grunde, daß auch „das Herrlichste nur zu seinem Untergange erblüht sei, und daß eigne Schuld — und Schwäche den Besten um so eher einem frühen Untergange zuführen“, als er stolz den Göttern oder „der leise mahnenden Stimme — der Ueberredung sich entgegenstelle, und wer nicht durch eigne Schuld falle, wie Achill, oder durch unbedachten Eifer, wie Patroklus, falle durch die Ungerechtigkeit seiner Sache, — wie vornehmlich Hektor und Sarpedon.“ Aber unmittelbar darauf: „Man kann in diesem Todeskampf der Heroen durchaus nicht von dem Siege der gerechten Sache, von dem Streit entgegengesetzter Principien, und dergleichen allgemeinen Formen reden, — es ist nur Ein Kampf, den Alle kämpfen, und er führt eine jede Seite zum Untergang, es giebt Keinen, der von jeder Schuld frei wäre — ja selbst von denen,“ die es scheinbar sind, wird uns ein unglückliches Ende geweissagt, wie z. E. vom Diomed Il. ε 410, damit Keiner dem Verderben entgehe [hu! οὐδὲ πυρφόρος ἐσώθη!], welches vorzüglich über den Häuptern der Hohen und Edlen schwebt. — S. 454: „In der Ilias sieht das kranke Auge des Dichters nur Nacht. Ein Heldengeschlecht war untergegangen durch große Schuld. Die Nachkommen waren Schwächlinge [die armen Epigonen!] — dieser Gedanke zerriß dem Dichter das Herz.“ Er schreibt die Ilias. „Aber er arbeitet sich aus diesem Zustande heraus.“ Er schreibt die Odyssee. „Aus jedem Worte dieser zauberhaften Dichtung spricht Freude und Genuß am Leben“ rc. [Man sieht:

„Der Zebra hat ein buntes Fell,
Halb ist es dunkel und halb hell.“]

Lieber Leser! Hier hast Du den göttlichen Sänger in nuce! Der alte Herr war — und wie es scheint, gerade in seinen jüngern Jahren, wo man's doch vollends nicht gedacht hätte — ziemlich stark melancholisch und erdenmüde, zerrissen, wenn auch nicht gerade zerfahren, kurz, er hatte so seinen Weltschmerz auf seine Art. Aber Geduld! Er versteht's, sich zu restauriren: geht etwa späterhin

„In den Garten hinter dem Haus,
Zieht da einen herzhaftigen Rettig heraus,
Frißt den auf bis auf den Schwanz,
Da war er wieder frisch und genesen ganz.“

Denn o Wunder! In der Odyssee ist nicht mehr die Spur zu bemerken?

Doch jetzt zurück zum Zeus! Es erhebt sich aber S. 66

*) Dabei wird Il. τ 95 rc. die Gefährdung des Zeus durch Ate verworfen. Wer hätte nicht mit wahrem Vergnügen die treffliche Entwicklung von Nitzsch (Vorr. zur Od.) gelesen, worin der geistvolle Forscher mit tiefem sinnigen Blick uns gleichsam in die Werkstätte der Schöpfung der Hom. Götterwelt geleitet, und mit überzeugender Klarheit darthut, daß uns keineswegs im Homer überall fertige Götterbilder entgegenkommen, sondern daß sie zum Theil eben erst unter der Hand des Dichters ins Dasein treten, ja in den leisesten Uebergängen vom ursprünglich Formlosen aufsteigen zu den festesten plastischen Bildungen? Und nun nach einer so tiefen geistvollen Auffassung kommt der Verf. (der doch S. 371 auch etwas davon weiß) dictatorisch geschritten, und thut uns kund S. 65: „Homer hat seine Götter nicht als Abstractionen, sondern als lebendige Wesen mit menschlichen Tugenden und Schwächen gezeichnet. Beurtheilen wir sie danach!“ Kein andres Heil ist da! ἔπειτα δὲ πολλὸν ἀάσθη heißt durchaus: darauf wird Zeus „so zu sagen geatet“ — und die Verse dazu.

ein wahrer Wunderbau! Vor allen Dingen merke man sich's fest: Zeus ist von Anfang an trojanisch gesinnt. Warum? Nun, er hat da zwei Söhne in der Armee, Sarpedon und Xanthus [den Einen freilich läßt er tödten, den Andern fast lebendig braten], hatte schon früher die Liebschaft mit Ganymed, wird auch auf dem Ida verehrt, hat auch eine „Buche" dort. [Was wiegen dagegen Dodona und der alte Olympus?] Kurz so ist er „augenscheinlich" und „von Anfang an auf Seiten der Troer", und „dem angemessen von vorn herein nach kurzem Bedenken für Thetis' Gesuch [da steht: ἀλλ' ἀκέων δὴν ἧστο und endlich erst ruft er μέγ' ὀχθήσας aus: ἦ δὴ λοίγια ἔργα ɾc. und was seufzt er? was soll er? — Nur eine Zeit lang den Troern zum Vortheil Ein Auge zudrücken!]. Er sende daher den Traum, zerbreche dem Menelaus das Schwert*), Letztres als „erste Wirkung seiner Abneigung gegen die Achäer" [man traut seinen Augen kaum; eben ging doch schon der Traum vorher!], führe den allgemeinen Kampf fort, trete dann zurück. Die Götter aber merkten seinen Willen recht gut und thäten danach. Ares indeß werde gezüchtigt, denn Hilfe glaube Zeus auch nicht nöthig zu haben. Aber darin irre er. Athene operire sehr glücklich! Doch sehe er das noch eine Weile mit an, denn er sei nicht so „hitzig", wie die „modernen Kritiker verlangten". Demnächst aber verbiete er denn doch alle Hilfe und fahre zum Ida; doch auch da wäge er die Keren erst am Nachmittage. Da müßten die Achäer zurück. „Ich weiß nicht," ruft der Verf. S. 69 bewundernd, „welche Größe, welche Majestät" mir „in den langsamen Bewegungen des Vaters der Götter — zu liegen scheint," während er „andern Leuten" nie rasch gnug handelt. [Wir gestehen ehrlich, wir wissen es auch nicht. Aber — Gott ist groß!]

Nun aber folgt ein wahres Gedankengeschlinge von Inconsequenz und Abgeschmacktheit des Gottes, wie seiner Zeichnung. Nämlich: Ueber den Ungehorsam der Göttinnen ist Zeus auf einmal ganz außer sich, so daß er ϑ 470 ff. von selbst Alles überbietet, was er der Thetis versprochen (denn Achill werde ja schon geehrt durch die Gesandtschaft). Aber das komme, sagt der Verf., von jenem Ungehorsam der Göttinnen, „und mehr noch von der Vorliebe" des Zeus für die Troer [da ist sie schon wieder!], und aus Mitleid für sie, da er ihren Fall „durch die Schuld eines Ungerathnen" vorausgewußt [ho! ho! das wissen wir besser; wir wissen's ja vom Verf., daß hier Alles zu Falle kommen soll, was Odem hat. Aber das „ungerathne" Individuum? — man soll uns nicht wieder glauben, wenn sich's nicht klar zeigen wird — daß dieses nur — mit Verlaub! — der alte Zeus selber sein kann!]. Ueberhaupt sei es „ganz unrichtig, in das Thun der Götter Consequenz zu bringen, da sie ja" auch nur „mehr nach Leidenschaften handelten" [wozu aber in aller Welt noch demonstriren, daß Zeus irgend einmal sein Wort halte? wer will die göttlichen Launen berechnen?]. Kurz: der Gott gehe ϑ 470 weiter, nur zu weit; dafür „büße" er aber auch [o Zeus! wer hat dich in den Sack gethan und Asche auf dein ambrosisches Haupthaar! Οὔτις! Οὔτις!] durch Hektor's und Sarpedon's Fall. Man berenne die Mauer! nun aber falle „der zu weit getriebne — Uebermuth der Troer" [aber ums Himmels willen! wo kommt der her? streiten die noch nicht buchstäblich mit Gott für König und Vaterland?!] auf sie selber zurück, und „offenbare die Vergeltung, die die Nachsucht (!) des Zeus über" sie „herbeigerufen" [der Himmel bewahre uns vor unsern Freunden!], vergebens warne er nun [natürlich! ῥεχθὲν δέ τε νήπιος ἔγνω!], Hektor höre nicht darauf [das hätten sie nur Alle thun sollen!], die Mauer falle. Nun „glaube Zeus gnug gethan zu haben" (!) und wende sich ab, aber wieder getäuscht von Poseidon und Here steige seine „Rachlust" (!) aufs Höchste. Er gebe die Schiffe preis (S. 72), er höre zwar, wohl zu merken (?), den Nestor noch; aber ihm selbst „nahe die Vergeltung mit blutigem Schritt" (hu!), Sarpedon falle, Patroklus freilich demnächst; man streite um seine Leiche. Hier aber sei des „Zeus Sinn getheilt": er beklage einerseits „den Untergang der Troer, den er selbst herbeigerufen" — schütze dann wieder die Achäer durch Athene — schrecke sie dann wieder durch seinen Donner — höre dann wieder auf Ajas und Menelaus [man sieht: der alte Herr will sich zerstreuen und spielt etwas, denn er ist melancholisch, oder „in trüben Betrachtungen" über Hektor's Tod, „den er durch eigne Schuld herbeigeführt hat"]. Zuletzt, sagt der Verf., sei er schwankend und endlich ohne alle Theilnahme.

„Das Verhalten des Zeus", heißt es, „während dieses ganzen Tages bedarf kaum der Erläutrung, man könne den ganzen Schlachttag: die „Verblendung des Zeus" nennen, denn er sei der allein Handelnde, er der allein Leidende."

Am nächsten Tage bleibe er neutral, freue sich über die Kämpfe der Götter, da (?) er wisse, daß sie ja doch nichts an dem Unglück ändern könnten, „welches seine Leidenschaftlichkeit herbeigeführt habe." Noch einmal jammre ihn Hektor; er „versuche fruchtlos", die achäischen Götter „zum Nachgeben zu bewegen." Endlich wäge er das Geschick ab.

„So weit," sagt der Verf., „sei Alles, was wir in der Iliade über Zeus lesen, mit einander zusammenhängend, und aus Einem Sinne, Einem Plane, Einem Geiste hervorgegangen."

*) Auch eine Probe vom Uebersetzertalent des Hrn. G. In der citirten Stelle steht bloß: νῦν δέ μοι ἐν χείρεσσιν ἄγη ξίφος — γ 367.

Hier hast du, verehrter Leser, ein Bild des majestätischen Zeus, der da sagen darf:

> Οὐ γάρ ἐμὸν παλινάγρετον, οὐδ' ἀπατηλὸν
> Οὐδ' ἀτελεύτητον, ὅ, τι κεν κεφαλῇ κατανεύσω,

den der große Phidias einst bildete nach den Worten des unsterblichen Sängers:

> Ἦ καὶ κυανέῃσιν ἐπ' ὀφρύσι νεῦσε Κρονίων,
> Ἀμβρόσιαι δ' ἄρα χαῖται ἐπεῤῥώσαντο ἄνακτος
> Κρατὸς ἀπ' ἀθανάτοιο· μέγαν δ' ἐλέλιξεν Ὄλυμπον.

Nein! in der That! jener Zeus des Epigonen — giebt es — wir glauben es nicht — aber giebt es im Himmel und auf Erden seines Gleichen, so ist es allein — der gerupfte Hahn des Diogenes. —

Ueber die Odyssee dürfen wir uns kurz fassen. Ein Bild erwarteten wir da des großen tragischen Contrastes zwischen der Götter Hoheit und „der beschränkten Sterblichen Mühsal," dachten, es vorgebildet zu finden in den zahllosen Leiden eines großen, aber weil er gegen den Gott selbst sich vermessen, von ihm unaufhörlich gefährdeten Mannes und derer, die zu ihm gehören. Aber dem Verf. offenbart der Gesang nichts, als (S. 445) daß „der Mensch nur ein Gedächtniß für die Freuden der Vergangenheit habe, und daß — ein glücklicher Augenblick selbst kummervolle Jahre vernichte," daß er „stets sorge für ein genußreiches Dasein," und wenn es ein vollkommen befriedigendes Erdenleben gebe, so sei die Odyssee die Schildrung dieses Zustandes. —

Es giebt in der That eine Grenze, „jenseit welcher selbst die Beschränktheit Unwillen erregt." Da sollen den unsterblichen Sänger die göttlichen Musen begeistern, damit doch die Nachwelt ein Lied hat über Bürgerwohl und Familienglück! Wozu sind denn die Heller- und Pfennigsblätter!

Vergebens hebt der Dichter an: "Ἄνδρα μοι ἔννεπε κτλ.; vergebens beginnt unter Thränen der Held selbst bei dem Phäaken-Könige die Kette seiner Leiden mit

> Σοὶ δ' ἐμὰ κήδεα θυμὸς ἐπετράπετο στονόεντα
> Εἴρεσθ', ὄφρ' ἔτι μᾶλλον ὀδυρόμενος στεναχίζω.

Er hat da manchen „glücklichen Augenblick"; aber sie wiegen ihm „die kummervollen Jahre" nicht auf. Doch das stört den Verf. wenig. „Was fehlte," ruft er aus, „was fehlte den Gefährten des Odysseus, als sie bei den Lotophagen süße Früchte genossen?" Aber Herr Kritiker, mit Verlaub! von allen zwölf Schiffen bekamen ja doch, wenn's hoch kommt, nur drei Mann etwas Lotus zu kosten, und dafür werden sie nachträglich mit Stricken an die Ruderbänke gebunden; aber die Armen alle! neun schreckliche Tage und Nächte litten sie nur eben im stürmischen Meer! 66 Genossen verloren! — und doch, kaum gelandet, müssen sie schon wieder zurück auf das öde Meer, ohne Rast, ohne Bahn ἀκαχήμενοι ἦτορ (Od. ι 105) — wer glaubt's ihnen nicht — und während schon des Ungethüms Schlund ihrer wartet, fragt der Verf. gemüthlich: was ihnen nur fehle? Man kann hier zugleich, wenn man will, an die gastliche Aufnahme bei den Lästrygonen denken, oder an die erfreulichen Lebensmomente der armen metamorphosirten Schelme in den Boudoirs der Circe, oder an die interessanten aerobatischen Schwingungen im Munde der anziehenden Scylla rc.

Wir glauben es gerne: an Italiens Himmel kann auch das grönländische Eismeer erinnern. Wer es aber so schildern wollte, als ob überall dort das erquickendste Sonnenlicht aus jedwedem Eisblock leuchte, was müßte der nicht selbst von der Kälte des Nordpols gelitten haben?!

Anstößig als etwas ganz „Undenkbares" ist dem Verf. der Kampf gegen die zahlreichen Freier. Ist so etwas noch zu ertragen! und hört denn dieser Feldmesserstock prosaischer Consequenzmacherei noch immer nicht auf? Wir fragen nicht: warum hat denn der Olymp einmal ewige Heiterkeit und doch wieder auch Schnee und Gewölk? Warum brauchen Nestor's Vögel über ein Jahr vom Aegyptos herüber, wenn die Helden den Erdhalbmesser überall in 14 Tagen durchfahren? Wovon lebt der herrliche Dulder die 9 Tage und 9 Nächte im Meerwasser? rc.

Wir fragen zunächst, warum nur so oft die einzelnen Helden ganz tapfern Schaaren die Spitze bieten, sich heraushauen, sie vor sich hertreiben, warum jene Massen sich niemals heranmachen, wenn etwa die Lanze verschleudert ist, ἐπειὴ καὶ τῶν βέλος ὀξὺ πάροιθεν? Sieben Hufen deckt Ares im Fall (Il. 21) und doch zieht ihm Diomed (Il. 5) eigenhändig den Speer aus dem Leibe, oder hat ihm etwa die Göttin eine Leiter an den Bauch des Gottes gesetzt?

So könnte man freilich bis ins Unendliche fragen, aber, wie der Dichter sagt: „Ein Narr wartet auf Antwort!"

Und nun, wie heilt der Verf. den großen Riß in der Odyssee? Niemand wird's lesen ohne steigende Heiterkeit. Er sagt: die ersten 15 Bücher geben „nicht undeutliche Spuren", wie etwa die ächte Odyssee schloß. Nämlich Odyssee β zeige sich noch „ein bedeutender Anhang des Odysseus im Volke"; rechne man dazu „die Jünglinge", welche mit Telemach segelten, „dazu Noemon, den treuen Eumäos mit seinen Knechten, vielleicht auch Philötius, Periklymenus, den Herold Medon, und Dolios mit seinen 6 Söhnen — so würde man leicht zugeben, daß eine solche Zahl, den Odysseus an der Spitze, unter dem Beistand der Athene", erfüllt von der guten Sache und erbittert dazu, „wohl im Stande war, einer Schaar von etwa zwanzig [sic!! NB. unbewaffneten] Freiern die Spitze zu bieten", dann wären „Lorbeeren zu erwerben" gewesen und „die Odyssee hätte einen angemeßnen Ausgang" nehmen können, obwohl

es noch immer ein Kampf der Verzweiflung gegen den Heldenmuth geblieben wäre rc.

Hier entsinkt dem Ref. die Feder, aber er fühlt es; dann! ja dann oder nie hätte Odysseus gesiegt — aber zur Ehre unsers Jahrhunderts sei es gesagt! — dann auch jeder preußische Landwehrmann, denn dann war's kaum noch eine Batrachomyomachie.

Der II. Theil beginnt mit der Wahrnehmung: man finde im Homer eine wahre Unzahl von Doppelformen; da wären die „Vocale diphthongisirt, verdoppelt, gedehnt, getrennt, verkürzt, verwechselt und ausgestoßen", die „Consonanten umgestellt, verdoppelt, eingesetzt und ausgestoßen"; das sei gegen die Homerische Einfachheit und müsse durchaus erst des Metrums wegen geschehen sein, so daß „nicht nur die Alexandriner, sondern schon alle Vorgänger derselben ihre ganze Gelehrsamkeit aufgewandt hätten, sich aus den verschiednen Dialekten der griechischen Sprache und den metrischen Nebenformen der spätern Zeit" diesen „Apparat anzuschaffen."

Jene „Vorgänger" nun mochten „alle ihre Gelehrsamkeit" bald gnug zusammennehmen, denn es war herzlich wenig. Da hören wir wohl, daß sie die jämmerlichsten „Glossen" geschrieben, und noch viel abgeschmackter moralisirt haben, und was dergleichen mehr. Aber in der That, von metrischen Beklemmungen dürfen wir sie freisprechen.

Was aber der Verf. von den Alexandrinern für ein Bild entwirft, streift ans Unglaubliche! Von Zenedot schweigen wir. Man hat es oft übersehen, was Alles ihm zu thun oblag; und doch hat er dem Homer viel, sehr viel genützt, wenn auch dem Rufe seiner eignen Nachfolger — vielleicht eben so viel geschadet! Aber hat denn der Verf. in der ganzen Masse der Scholien nirgends eine Spur jener ans Kleinliche streifenden Gewissenhaftigkeit und Behutsamkeit wahrgenommen, welche die alten Ausleger oft von der geringsten Verändrung, geschweige von so grenzenloser Willkür zurückhielt? Bei den reichlichen Athetesen wie unzählig oft bleibt doch Alles am Platz stehen wohl *ὅτι ἐν τοῖς ἀρχαίοις ἐγέγραπτο*, und wird auf das Sorgsamste erklärt! Il. *ι* 222 will Aristarch gern zwei Wörter ändern, *ἄμεινον εἶχεν ἂν κτλ.* heißt es da — *ἀλλ' ὅμως ὑπὸ περιττῆς εὐλαβείας οὐδὲν μετέθηκεν, ἐν πολλοῖς — εὑρὼν φερομένην τὴν γραφήν.* Und dieser Sorgfalt wegen, wie fast übertrieben wird er oft gelobt, wie unbedingt ihm vertraut? Il. *γ* 262 will er gern *βήσετο* für *βήσατο* und — thut's nicht!

Doch was sollen wir Kerne pflanzen, wo Bäume stehen? Nein! nimmermehr ist es zu glauben, daß diese ehrenwerthen Männer aus allen Zonen, Zeiten und Volksstämmen den vorhandnen Sprachstoff durchstöbert hätten, nur um damit zu leimen und zu putzen, damit doch die großen Dichtungen vor der Welt tactgemäß tanzen konnten.

Doch hier verzeihe man uns! Der Verf. sagt's oft gnug, daß der erste Theil des Buchs nichts sei gegen den zweiten. Aber das Buch ist erstaunlich schwer zu lesen; es wimmelt von Wahrem, Halbwahrem, Unwahrem und — kostet dem Ref. schon edle Zeit, und deren hat er gar wenig. Endlich: In der Kritik, oder nirgends mehr, muß man ex ungue leonem erkennen, „*Μοῖραν δ' οὔτινά φημι πεφυγμένον ἔμμεναι ἀνδρῶν.*" —

Wilhelm Stahr.

Nachtrag.

In vorliegender Recension ist an mehr als einer Stelle gezeigt worden, daß Hr. Geppert das Griechisch der Scholien nicht versteht. Wie aber, wenn Hr. G. nicht einmal das Griechisch des Homer verstände? Wie, wenn er bei der Uebersetzung und Paraphrasirung Homerischer Stellen in die crassesten und fabelhaftesten Mißverständnisse verfiele, die von schülerhafter Unwissenheit Zeugniß gäben? Ein Beispiel davon ist uns bereits vorgekommen, nämlich *υ* 195, wo Hr. G. die Worte *ἀλλ' οὐ νῦν σε ῥύεσθαι ὀΐομαι* also verdreht: „aber ich glaube nicht, daß du jetzt meinen Leichnam in deine Gewalt bekommen wirst." Dergleichen Dinge aber passiren Hrn. G. fast regelmäßig, wo er sich vornimmt, die Albernheiten der nachahmenden Rhapsoden aufzuzeigen: diese Albernheiten stecken oft nur in seinem eignen Gehirn, und wenn er sie zu Tage gefördert hat, so wirft er sie dreist den unglückseligen Homeriden an den Kopf. Davon nur einige, aber eclatante Proben. Er sagt S. 154 über *λ* 24 f., wo der Panzer des Agamemnon beschrieben wird: „der Harnisch hatte zehn Lagen (oder wenn man will Streifen) von Erz, zwölf von Gold und zwanzig von Zinn, im Ganzen also zweiunddreißig(!) verschiedne Lagen. Man denke sich nun, daß Agamemnon unter diesem unbehilflichen Dinge noch die Mitra und den Gürtel trug, und wer glaubt, daß er sich von der Stelle habe bewegen können, oder nicht unter der Last zusammengesunken wäre." Und in einer Note dazu sagt Hr. G.: „Man könnte sich die Sache nur so vorstellen, daß diese Menge von Streifen sehr dünn gezogen und fein gearbeitet wären, aber dies würde eine größre Kunstfertigkeit in der Behandlung der Metalle voraussetzen, als man sie in der Iliade sonst bestätigt findet." Abgesehen davon, daß $10 + 12 + 20 = 42$ ist, so schreibt also Hr. G. dem Rhapsoden die ungeheure Absurdität zu, daß der Panzer des Agamemnon aus 42 über einander liegenden Lagen verschiednen Metalles bestanden habe! Und was steht im Griechischen?

τοῦ δ' ἤτοι δέκα οἶμοι ἔσαν μέλανος κυάνοιο,
δώδεκα δὲ χρυσοῖο καὶ εἴκοσι κασσιτέροιο.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 115. 16. Mai. 1842.

Geppert „Ueber den Ursprung der Homerischen Gesänge."

(Schluß.)

Ein jeder vernünftige Mensch, der etwas Griechisch versteht, sieht ein, daß der alte Dichter sich einen Panzer gedacht hat, der aus zusammengelötheten Streifen verschiedenfarbigen Metalles bestand, die entweder von oben nach unten oder gürtelartig um die Brust herum neben einander hinliefen. Das konnte Hr. G. schon aus den Scholien lernen! Eben so unsinnig wird auf derselben Seite die sehr klare Schildbeschreibung V. 33—35 verdreht. Eine fast noch größre Abgeschmacktheit schreibt er dem Dichter der Doloneia, der überhaupt sehr übel wegkömmt, S. 187 zu. Dort heißt es: „Diomedes", sagt der Dichter, „war eben noch zweifelhaft, was er Schamloseres(!) thun sollte, ob er den Wagen ergriffe mit den Waffen(!), die Deichsel herauszöge(!) oder ihn in die Höhe nähme und hinaustrüge, oder ob er noch mehrere Thracier tödten sollte." — „Was für eine Schamlosigkeit in diesen Unternehmungen lag, sieht man freilich nicht ein, aber daß der Gedanke, das Gestell des Wagens vor das Zelt herauszutragen, höchst seltsam war, kann Niemandem entgehn, denn warum wollte er ihm nicht die Deichsel lassen und den Wagen sammt den Pferden ins Lager der Achäer jagen?" Die Schamlosigkeiten und Seltsamkeiten sind hier nur auf der Seite des Hrn. G. Die Worte des Homer V. 507—509, die Hr. G. selbst in einer Note abdrucken ließ,

> αὐτὰρ ὃ μερμήριζε μένων ὅ τι κύντατον ἕρδοι·
> ἢ ὅγε δίφρον ἑλών, ὅθι ποικίλα τεύχε' ἔκειτο,
> ῥυμοῦ ἐξερύοι, ἢ ἐκφέροι ὑψόσ' ἀείρας,

würde jeder angehende Tertianer, der sich präparirt hat, so übersetzen: „aber er überlegte wartend, welche verwegne That er ausführen sollte: ob er den Wagen, auf dem die Waffen (des Rhesus) lagen, faßte und bei der Deichsel herauszöge (d. i. aus dem Zelte), oder ihn in die Höhe höbe und hinaustrüge." — Eben so schlecht geht es dem Dichter des 23sten Buches der Ilias. Ueber V. 379—381, die auch unten abgedruckt sind,

> αἰεὶ γὰρ δίφρου ἐπιβησομένοισιν ἐΐκτην·
> πνοιῇ δ' Εὐμήλοιο μετάφρενον εὐρέε τ' ὤμω
> θέρμετ'· ἐπ' αὐτῷ γὰρ κεφαλὰς καταθέντε πετέσθην,

läßt sich Hr. G. also vernehmen: „Eumelos fährt voran, die Pferde des Diomedes sehen gerade so aus, als wenn sie auf den Wagen des Eumelos heraufsteigen wollen. Sie haben dabei ihre Köpfe auf den Eumelos gelegt und behauchen seinen Rücken und seine Schultern." — „Wo mögen die Thiere ihre Nüstern gehabt haben, wenn ihre Köpfe auf den Schultern des Eumelos ruhten(!), und sie seinen Rücken anbliesen? Und, wie es scheint, so war Eumelos, der in seinem Wagen saß oder stand, doch noch niedriger als die Pferde, die ihm folgten." Und so schauerlicher Unsinn soll dem armen Nachahmer in den Kopf gekommen sein? Nein, nur Hrn. G., der nicht zu wissen scheint, daß ein Pferd in voller Carrière den Kopf zu senken pflegt. So machen es auch die Rosse des Diomedes: sie folgen in schnellem Laufe dem Eumelos, indem sie ihre Köpfe nach ihm zu gesenkt haben.

Doch es wäre dem Zweck dieser Zeitschrift nicht angemessen, diese argen Sünden weiter zu verfolgen und aufzudecken; nur an ein paar Beispielen, die leicht zu Dutzenden vermehrt werden können, wollte der Unterzeichnete die partie honteuse dieses Buches nachweisen, jenen elenden Dilettantismus, der über die höchsten Fragen der Kritik „geistreich" abzusprechen sich vermißt, dabei aber mit den ersten Regeln der Syntax brouillirt ist. Wenn Hr. G. an diesen einzelnen Belegen noch nicht gnug hat und etwa gar sich unterfangen sollte, „gegen den Stachel zu löcken", so wird ihm in einem andern dazu geeigneten Blatte die ganze liebenswürdige Sippschaft seiner philologischen Böcke in gehöriger Ordnung und angemeßner Beleuchtung vorgeführt werden. Eben so wenig übrigens als um das richtige Verständniß, kümmert sich Hr. G. um die bisherigen Erklärer des Homer, und seine Unkenntniß der dahin einschlagenden Litteratur ist beispiellos. So übersetzt er I, S. 158 die berühmte vielbesprochne Stelle τ 78 ff.:

> ὦ φίλοι, ἥρωες Δαναοί, θεράποντες Ἄρηος,
> ἑσταότος μὲν καλὸν ἀκούειν, οὐδὲ ἔοικεν
> ὑββάλλειν· χαλεπὸν γὰρ ἐπιστάμενόν περ ἐόντα.
> ἀνδρῶν δ' ἐν πολλῷ ὁμάδῳ πῶς κέν τις ἀκούσαι
> ἢ εἴποι; βλάβεται δὲ λιγύς περ ἐὼν ἀγορητής —

auf folgende Weise: „ihr Freunde, Helden der Danaer(?), Diener des Ares! es ist eine schöne Sache, zuzuhören" (da fehlt die Hauptpointe ἑσταότος!), „und man muß Niemanden unterbrechen(!!), denn es ist sehr schwer (vermuthlich zu sprechen) auch für den, der es versteht. Wie sollte man bei großem Lärmen auch sprechen oder verstehen können? Selbst einem hellen Redner wird dadurch geschadet." Diese Einleitung findet er dann „überaus räthselhaft." Sie ist vielmehr baarer Unsinn. Natürlich: von dem, was Hermann, Boeckh, Nitzsch über diese Stelle verhandelt haben, nimmt Hr. G. keine Notiz: ja obgleich ihm nach II, S. 142 über Hermann's Uebersetzung von ὑββάλλειν „soufflirem" eine dunkle Tradition zugekommen war, so giebt er dies Verbum doch frischweg durch unterbrechen; eine Interpretation, die man doch jetzt für beseitigt achten sollte! Eben so findet Hr. G. S. 188 fg. den Zweikampf zwischen Ajas und Diomedes ψ 805 ff. „merkwürdig." Denn wenn man auch mit den Alexandrinern V. 806 streiche, da es nicht auf Leben und Tod abgesehen war, so helfe dies doch Nichts, „denn die Felonie, die dadurch in die Handlungsweise des Diomedes kommt, daß er es ganz sichtlich(?) auf das Leben des Gegners abgesehen hat, macht ihn verächtlich und ist seinem Charakter sonst ganz fremd." Wenn Hr. G. die Spitznersche Ausgabe oder auch nur die Scholien ansah, hätte er sich dies Scheinproblem leicht lösen können.

Doch gnug von einer Polemik, gegen die, wir wollen es nicht läugnen, Hr. G. mit einigem Rechte protestiren kann. Er beruft sich nämlich in seiner „Nachschrift" auf ein Wort von Gottfried Hermann (den er bekanntlich vor einigen Jahren mit eben so großer Anmaßung, als geringem Erfolge bekriegt hat), nach welchem der Mann sein Schwert gegen Jedermann ziehen darf, nur nicht gegen die Todten und gegen die Schwachen. Demnach dürften wir eigentlich auch gegen Hrn. G. das Schwert nicht ziehen, denn er ist ein Schwacher, ein sehr Schwacher; er ist ein Todter, oder wenigstens ein todtgeborner „Epigone." Allein die Schwäche, die sich stark zu sein dünkt und dies Andern einzureden sucht, muß aufgedeckt, der Tod, welcher mit der Maske des Lebens unheimlich täuscht, muß entlarvt werden; zu Nutz und Frommen wie Andrer, so des Todten und Schwachen selbst. Und so scheiden wir denn von Hrn. G. für jetzt mit dem guten Rathe: wenn er wieder „das heilige Schwert für die Sache der Wahrheit in die Hand nimmt", was wahrscheinlich bald geschieht*), so möge er es sich nur vom alten Hager, dem Horte angehender Homerschützen, oder falls es mit dem Lateinischen bei Hrn. G. eben so mißlich aussieht als mit dem Griechischen, von dem berühmten Wassermann Oertel in Ansbach, der den Homer in deutsche Prosa vertiret hat, feien lassen; es möchte sonst dies Schwert beim ersten Streiche auf die Stirn des Vater Homeros nicht nur in drei und vier Stücke, wie das des Menelaus, sondern gar in tausend Stücke zerspringen! —

H. Köchly in Dresden.

*) So eben kömmt mir zu Handen: Die Götter und Heroen der alten Welt. Nach klassischen Dichtern dargestellt von L. E. Geppert rc. Leipzig, Weigel. 1842. Macte tua virtute puer!

---

1. Schlesische Lieder von E. O. Hoffmann und W. Viol mit Zeichnungen von Hosemann. Berlin 1840. L. W. Krause.

2. Neugriechische Volks- und Freiheitslieder (72) zum Besten der unglücklichen Kandioten. Grünberg und Leipzig 1842. W. Levysohn.

1. Die Schlesier zeichnen sich vor allen deutschen Provincialen durch einen unermüdlichen Eifer für ihre Heimath aus, redselig wie die Franzosen und gemüthlich wie die Schwaben, machen sie jeden, der nur zuhören will, gern mit allen Herrlichkeiten ihres „Ländels" bekannt, und da diese, um eigenthümlich zu bleiben, nicht sowohl die Cultur der Städte, als die volksthümlichern Verhältnisse des Dorflebens betreffen, so ist es begreiflich, daß solche Mittheilungen meist in humoristischer und idyllischer Form erscheinen. So erinnert sich Ref., obgleich bereits zwanzig Jahre dazwischen liegen, noch gar wohl an die Erzählungen seiner schlesischen Universitätsfreunde, deren historischer Tic sehr oft mit seinen mehr dialektischen Interessen in Streit gerieth. Und wenn der neue Homeride nun gesiegt und mit dem erzählenden Genre bei der gemüthlichen Pfeife über das disputatorische die Oberhand gewonnen hatte, dann pflegte er zum zehnten und zwanzigsten Mal Bericht zu erstatten über die wortbildende Macht der vaterländischen Bauern, die „Löwenberg", das neue Dorf ihres Edelmanns, in „Lamerich" und ein andres, dessen Originalnamen mir leider entfallen ist, gar in „Läusepelz" umgetauft; oder über den alten Onkel „derheeme", der die fixe Idee gehabt, die hölzernen Statüen im Garten seien seine Feinde. Um seinen Wahn nicht zu nähren, entfernte man die Gegenstände desselben und hielt sie sämmtlich im Gartenhause vor ihm verborgen; aber umsonst, er sucht sie nun nur um so eifriger, geräth auch gar bald auf die Vermuthung, daß sie wohl im Gartenhause ihren Hinterhalt gelegt haben würden, und als er eines Tages die Thüre offen findet, schleicht er sich herzu, entdeckt seine Feinde, zieht sein spanisches Rohr und stürzt mit dem Rufe: „euch hab' ich lange gesucht!" über sie her. — Ohne Zweifel ist die Sehnsucht nach Hause

und das Zehren von der Erinnrung ein poetischer Zug, aber mehr ein alter als ein jugendlicher, mehr ein großmütterlicher als ein jungfräulicher, mehr ein Nestorianischer als ein Achilleischer; ist also der Inhalt nicht eine große Vergangenheit, wie in Napoleon's Erinnrungen auf St. Helena, so bleibt ihm für die Poesie, oder die Verklärung seiner kleinen Welt, nichts übrig, als eben der Humor und die Idylle; ja, die letztre ernst oder gar sentimental zu nehmen, das gehört einer vergangnen Bildung unsrer Litteratur an, es bleibt also auch für sie nur der Aether des Humors übrig, um sich poetisch wiederzugebären. Die „schlesischen Lieder" sind durchgängig dem Gefühle dieser Nothwendigkeit gefolgt, sie sind keine Volkslieder, sondern die Herren Hoffmann und Viol „machen mit diesen Liedern im schlesischen Volksdialekt den Versuch", uns übrige Deutsche für das idyllische Schlesien zu interessiren und man wird zugestehen, es ist ihnen geglückt. „Die Erinnrung an unser liebes Vaterland," sagen unsre Schlesier, „an so manche Stunde frohen Genusses in der Mitte jener gemüthlich naiven Eigenheiten, Gewohnheiten, Gebräuche und Feste unsrer Landsleute bot mehr als zu reichen Stoff dar" — sie finden kein Ende, wenn sie einmal in diesen Stoff hineingerathen — „so daß wir um Vorwürfe für diese Gedichte nicht verlegen sein durften, ja gewissermaßen zu vorsichtiger Beschränkung genöthigt waren." Dann folgt eine Schildrung „des schlesischen Volkscharakters", der schon aus Südliche streife, und endlich 39 Liederchen, unter denen einige allerliebst ausgefallen sind, namentlich zeichnen sich die von Hoffmann (welches nicht der „unpolitische" von Fallersleben, sondern ein volksthümlicher, also politischer und jetzt zu empfehlender Hoffmann ist) dadurch aus, daß es ihnen selten an einer drolligen Pointe und Schlußwendung fehlt, wodurch sich die Gedichte individualisiren und über die bloße Schildrung und Situationsmalerei, wie sie in der Regel Viol übt, zum speciellen Vorfall oder zum Schwank erheben. Doch findet sich auch bei Viol der epigrammatische Humor und umgekehrt auch bei Hoffmann die bloße Schildrung. Schildrung und Situation ist nur Material auch in der kleinen Welt der Idylle und in der Innerlichkeit der Stimmung. Leben bringt erst der einschlagende Witz hinein (der Witz des Künstlers, etwas mit dem Material anzufangen), in die Idylle also die humoristische Bewegung, ganz allgemein genommen die Idealisirung dieser gemeinen Realität der idyllischen Welt, die zum Ernst und seinem Pathos zu dünn ist, also dem Komos anheimfällt. Man vergleiche Hoffmann's „Uf der Wanderschaft" und „Uf der Ufenbanke", um ein schlagendes Beispiel von beiderlei Dichtung zu haben, von der belebten und unbelebten oder von dem todten Material des Gedichts und von dem zum wirksamen Gebilde in Fluß gesetzten Material, also dem wirklichen Gedicht oder Kunstwerk.

Uf der Wanderschaft.

Das is a recht verflixtes Land!
Kee Puusch und keene Schenke!
Ma loft in purem reenen Sand,
Und kriegt vor Durscht de Kränke.

Zu Hause war's doch nich su schlimm,
Ma sah doch grine Beeme;
Hier is su triste kahl zengsüm,
Ich wullt', ich wär' derheeme!

Denkt jetzt de Greete wull an mich? —
Ich mußte ebend schlucken,
Die thut vum Berge sicherlich
Jetzt ei die Ferne gucken.

Und denkt bei sich in ihrem Sinn:
Gewiß nu kummt er bale,
Und daruf setzt se still sich hin,
Und weent mit eenemmale.

Treff' ich nu bald kee Wirthshaus nich,
Wu ich kann übernachten,
Da mach ich uf de Strimpe mich;
Gih wieder heem mit sachten.

Der letzte Vers ist der Humor davon und benutzt alle Motive der vier ersten so geschickt, daß sie in dieser Beleuchtung erst ihre Bedeutung gewinnen und wiederum ihrer Seits durch die Erinnrung des voraufgegangnen Sentiments die Komik des letzten Verses adeln. Ohne die Pointe hätten wir ein idyllisches Sentiment, eine Situation, die sich nicht zur Handlung und Durchdringung ihrer Momente in Bewegung zu setzen vermöchte, vielmehr bei der bloßen leeren Ausbreitung der Stimmung stehen bliebe; durch die humoristische Pointe dagegen, die der Schlußvers giebt, werden wir auf den ganzen Verlauf dieser Ausbreitung zurückgeworfen, um ihn noch einmal und nun in ganz anderm Lichte, mit einem sehr wohlthätigen Gegenstoß der Stimmung durchzumachen. Das ist Action, das ist Kunst von Seiten des Dichters, das giebt uns die Befriedigung in der Auffassung des Vorgeführten. Wie mangelhaft dagegen erscheint das andre Lied?

Uf der Ufenbanke.

's giht doch über die Ufenbank
Nischt uf der weiten Welt!
Ma streckt sich druf der Länge lang
Und thutt was ee'm gefällt.

Da rocht ma halt in guther Ruh
Sei Pfeiffel Kraustoback,
Halb macht ma schun de Ogen zu
Und überdenkt e Tag.

De Mutter bringt e vulles Glas,
Gemächlich trinkt ma's leer,
Dann simulirt ma dies und das
Und endlich gar nischt mehr.

Wird ee'm zu schwer sei mides Heed,
Kloppt ma de Pfeife aus,
's is Zeit, daß ma zu Bette geh'n,
Gott schütze Hof und Haus!

Was ist deutlicher, als diese Situation, auch hat Herr Hosemann sie gezeichnet, aber was konnte sie anders werden, als ein arabeskenartiges Beiwerk, während das Kartenspiel in der Schenke und der Tanz im Freien die eigentlichen Titelstücke bilden, mit denen der Maler die Sammlung ausgestattet? Um das Mangelhafte und Auseinanderfallende der bloßen Situationsmalerei lebhaft zu fühlen, braucht man nur die beiden Gedichte unmittelbar hinter einander zu lesen; um es einzusehen, könnte man den letzten Vers weglassen und mit der Pointe

Dann simulirt ma dies und das
Und endlich gar nischt mehr

schließen. Sogleich wird alles Gewicht auf diese Selbstparodie geworfen, es ist kein ernstliches Lob der Ufenbank mehr, sondern ein komisches und in dieser Form ein sehr wohl berechtigtes. Ohnehin wiederholt der letzte Vers nur die Müdigkeit und das Ausgehen der Gedanken in dem Schwerwerden des Heeds (Kopfes). Ja, der Freund der Ufenbank wird ihr sogar untreu, er verläßt sie und — „geht zu Bette". Ohne Zweifel ist dies der richtige Verlauf, so pflegt es zu geschehen, aber das Bett sollte hier nicht den Sieg davon tragen und der Ufenbank ihre Ehre entreißen. Das Gedicht reißt dadurch entzwei in Ufenbank- und Bettgefühl, ein Uebelstand, welcher vollständig vermieden worden wäre, wenn der Dichter mit dem Ausgehen aller Gedanken das Lob der Ufenbank schloß. Wußte der Einnickende nicht mehr was er dachte, so wußte es der Dichter desto besser und jeder Leser, der die Verse nicht selbst in diesem letzten Stadium auf der Ufenbank las, mußte es mit ihm wissen.

Schön ist auch das „Morne" von Hoffmann. Der Mondschein und der Vater des Mädchens erlauben dem Burschen heute nicht einzusteigen; aber

Morne giht der Mond viel später
Hingern Zotaberge uf,
Liese, gutte Nacht für hinte!
Morne! da verlaß dich druf! —

Viol dagegen hat sogar den „Todtensuntig", das „Herzeleed", den „Palmsuntig", den „Reitersmann" und andre zu sentimentalen, melancholischen und halbtragischen Schilderungen benutzt. Diese sind alle von untergeordnetem Werthe, sie befreien nicht aus dem Dunst dieser niedrigen Region oder sie tragen ein Sentiment hinein, das ihm fremd steht, z. E. der reflectirende Naturgenuß im „Palmsuntig":

Hurch, wie die lieben Lerchen singen,
Su munter über mir,
Als ob se och zur Kirche gingen
Und sängen su wie wir.

Zudem singen die Bauern nicht sonderlich, und naturfreundliche Romantiker möchten es übel empfinden, daß die Lerchen nur ebenso singen sollen; jedenfalls ist die Reflexion gänzlich ungehörig, weil die Lerche den primitiven Sänger, den Sänger als solchen, der weiter nichts ist als das, vorstellt. Will man nun auch den Kirchengesang betonen, so hat immer die Lerche den Vorzug, ihn alle Tage anzustimmen, der Bauer ist also jedenfalls auch hier nur ihr Nacheifrer, also er mit ihr, nicht sie mit ihm als Hallelujasänger zu vergleichen. „De Kirms" von Viol hat einen guten Schluß und einige lebendige Verse, fängt aber nicht dramatisch gnug an mit: „Jüngst war ich uf der Kirmiß, da gings gar lustig her, ich wünschte, daß alle Tage im Durfe Kirmiß wär'." Der Schluß dagegen: „Ich wär' nich heemgegangen, hätt' ich nich furtgemußt" erinnert an den vortrefflichen Tyrolerschluß: „Und i kann di nit begleite, weil i hie bleibe muß." Dagegen ist „der Jurmart" von Hoffmann ganz dramatisch durch und durch:

'S giht uf e Jurmart, nu sput dich, Marie!
Wirf dich ei 's Zeug, was tredelst de hie?
Steck uf de Mitze das feu'rruthe Band!
Gih der och gerne behilflich zur Hand.
Und nu adjes! bis zum Abend adjes!
's wird vielleicht spat, eh wer heem sind, wer weeß?

Auf dem „Jurmart" angekommen, führt er sie in den schweidnitzer Keller zu Bier und fragt:

Willst du 'ne Knackwurst mit Semmel ha'hn?
Oder lieber en' Häring? so darfst's nur sa'n,
Der Beutel ist vull und Jurmart is 's och,
Und daß ich der gut bin, das weeßt de ja doch;
Was liegt mer am Geld, an dem Bettel, dran?
Und kof ich der was, wen gihts was an?
Nur leh' dich nich mit dei'm Arm uf'n Tisch,
Sunst lauten se dir a Limmel risch u. s. f.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 116. 17. Mai. 1842.

1. Hoffmann und Viol „Schlesische Lieder."
2. „Neugriechische Volks- und Freiheitslieder."

(Schluß.)

Der Dialekt und der ganze Provincialismus Schlesiens ist freilich nicht viel werth, wenigstens nicht mehr, als er um des Humors willen gilt, es müßte denn sein, daß man ein gelehrtes Interesse, etwa das linguistische und ethnographische des Uebergangs der Dialekte und der Gesetze dieses Uebergangs daran knüpfte. Wie viel und wie wenig Dialekt und Provincialismus werth sind, zeigt nichts deutlicher, als ihr Inhalt, das Dorfleben und was ihm gleichsteht. Dies ist die Naturbasis des eigentlichen Cultur- und Geisteslebens. Ihm immer neue Kräfte und Erfrischung zuzuführen, wie jenem Riesen die Berührung des Bodens, das wäre eine weitre Bestimmung des Naturlebens; für sich aber werden diese „Eigenthümlichkeiten" und „Gewohnheiten" der Provinz und des heimischen Dörfchens gewöhnlich weit überschätzt, theils im Genuß der süßen Gewohnheit, in der man so ganz zu Hause ist, daß man ihre tiefsten Geheimnisse, die übrigens nie sehr tief liegen, versteht, theils aus der Nationalitäts- und Volksthümlichkeitstheorie heraus, die Fichte in seinen Reden an die Nation mit vielem Verstande, heutiges Tages aber eine große Heerde Deutschthümler mit vielem Unverstande geltend macht. Fichte's Satz, daß nur die Ursprache (die nicht secundäre), so eine, wie die deutsche, sich ganz versteht und darin einen unüberwindlichen geistigen Fonds, eine Bürgschaft ihres geistigen Uebergewichts hat, ist vollkommen rational und von großen Consequenzen. Eine Nationalität dagegen, die nicht nationen- und staatenbildend auftreten soll, die vollends den Fichteschen Gedanken, sich selbst ganz und durch und durch zu verstehen und selbstbewußt zu bestimmen, zu erziehen, zu regieren, zu rathen und zu thaten, nicht ausführen, die vielmehr mit ihren reichen provinciellen Naturunterschieden und mit der natürlichen Verschiedenheit von ihren Nachbarvölkern zufrieden sein soll — kurz diese Nationalität der bewußtlosen Deutschthümler, die mit dem Ich des Fichteschen Deutschlands weder im Wollen noch im Wissen etwas zu thun haben mögen, diese Nationalität als bloße Möglichkeit, aber bei Leibe nicht als Wirklichkeit der deutschen Nation, ist sehr irrational, ein wahrer Verirbegriff, der vielen unklaren Köpfen Schwindel erregt und nur das Verdienstliche hat, für diesen Schwindel geschickt benutzt zu werden. Fichte hat Recht, wenn er das Verdienst des Deutschen darin setzt, sich vollkommen zu verstehen; nicht das Provincielle, nicht das Eigenthümlichdeutsche, dem der Verstand nicht beikommen könnte, sondern die Eigenthümlichkeit des Deutschen, universell, schlechthin Gegenstand des vollkommnen Selbstbewußtseins zu sein, ist ihm das Löbliche. Fichte verhielt sich damals polemisch gegen das Französische; aber diese Polemik vindicirte den Deutschen nur den wahren Universalismus, keineswegs einen starren Particularismus, oder gar eine natürliche Absonderlichkeit, wie etwa der Kehllaut den Schaffhauser und der Nasenlaut den Pariser, das breitmündige Sprechen den Sachsen und das Kauen der Worte den Plattdeutschen und den Engländer, seinen Bruder, unterscheidet. Diese dialektischen und provincialen Auszeichnungen sind nichts werth und der Gebildete hat mit ihnen, wie mit bösen Angewohnheiten, sobald er zur Einsicht über sie gelangt ist, nur zu kämpfen. Die Anstrengungen, die zu Fichte's Zeit für die deutsche Nation, und diejenigen, welche jetzt für den Verirbegriff der Nationalität gemacht werden, sind daher auch himmelweit verschieden. Dort war Staatenbildung und Menschenbildung für den werdenden Staat, hier sind Phantasien und Luftschlösser das Thema, dort war der Sieg und ein großer Aufschwung, hier wird die Reue über verlorne Zeit und unwiederbringliche Versäumniß das Resultat sein; und warum? weil uns Deutschen dasjenige abhanden gekommen ist, worin Fichte das Deutsche setzte: das vollkommne Verständniß unser selbst. „Die Wenigen, die was davon erkannt, hat man von je gekreuzigt und verbrannt."

2. Diese alte Goethesche Regel leidet keine Ausnahme bei den Griechen, sie ist vielmehr noch neuerlich durch das Schicksal der Kandioten, als diese aus ihrer Nationalität heraus zur griechischen Nation sich erheben wollten, bestätigt worden. Herr Sanders wird mit der Herausgabe der von ihm übersetzten und gesammelten „Neugriechischen Volks- und Freiheitslieder zum Besten der unglücklichen Kandioten" sehr wenig wirken. Kaum ist es jetzt noch möglich, eine Sympathie für sie zu erwecken; und dies lediglich darum, weil es auf der Hand liegt, daß der definitive Sturz

der Türkei nunmehr einem großen europäischen Conflicte vorbehalten bleibt. So lange der jetzige diplomatische Faden hält, hält auch wohl die Türkei und damit die Sklaverei vieler Griechen, denn der Grundsatz, daß die Barbaren rechtlos und für die Culturvölker nur Material seien, wird nur dort angewendet, wo ihm der europäische Conflict nicht im Wege steht, mit andern Worten: das Türkenthum ist eben so legitim als das Christenthum und steht unter dem Schutz der vereinigten Großmächte, aber auch in der Hand der veruneinigten. Selbst das Königreich Griechenland steht unter diesem Schutze der Großmächte und ist wesentlich durch ihn um die Sympathie der civilisirten Welt gebracht worden. Man hat Griechenland in die Schule genommen, anstatt von ihm zu lernen, man hat es unter vielfache Vormundschaft gesetzt, anstatt es frei zu lassen; und ohne Zweifel hat Griechenland noch viel zu lernen, bis es begreift, was so viele Europäer schon wissen:

> Zur Vormundschaft gewöhnt der Mensch sich leicht,
> Wenn du der Freiheit vorher ihn beraubst.

Dennoch hat auch das neue Griechenland schon für Europa gelebt, seine Helden haben für die entarteten und faulgewordnen Menschen der zwanziger Jahre geblutet und gesiegt; zu diesen unglücklichen Inseln der Seligen hatte sich der Enthusiasmus für die höchsten Güter der Menschheit geflüchtet, hier wurden sie angegriffen und vertheidigt, gefährdet und gerettet; und griechische Männer, eben so unsterblich wie ihre Vorfahren aus den Perserkriegen, waren es, welche, wie Perikles sagt (*τολμῶντες καὶ γιγνώσκοντες τὰ δέοντα, καὶ ἐν τοῖς ἔργοις αἰσχυνόμενοι ἄνδρες αὐτὰ ἐκτήσαντο. κοινῇ τὰ σώματα διδόντες, ἰδίᾳ τὸν ἀγήρων ἔπαινον ἐλάμβανον, καὶ τὸν τάφον ἐπισημότατον, οὐκ ἐν ᾧ κεῖνται μᾶλλον, ἀλλ᾽ ἐν ᾧ ἡ δόξα αὐτῶν παρὰ τῷ ἐντυχόντι ἀεὶ καὶ λόγου καὶ ἔργου καιρῷ ἀείμνηστος καταλείπεται. ἀνδρῶν γὰρ ἐπιφανῶν πᾶσα γῆ τάφος*), „kühn im Bewußtsein ihrer Pflicht und bescheiden bei männlichen Thaten, jene höchsten Güter erkämpften. Sie haben zum gemeinen Besten Leib und Leben gelassen, für sich unsterblichen Ruhm erworben und ein ehrenvolles Grab, nicht sowohl jenen Hügel, unter dem sie ruhen, sondern eine Grabstätte, wo ihr Gedächtniß, so oft sich Red' und Thaten dazu fügen, in ewig frischer Erinnrung lebt. G r o ß e r M ä n n e r G r a b, e s i s t d i e g a n z e E r d e."

Allerdings ist es wahr, der Kampf, auch der kühnste und schwierigste, wird erst durch die Geistesblüthe des Friedens geadelt, der nachfolgende Friede und sein freier, menschlich hoher Inhalt beweist erst den wahren Werth der Freiheitskriege; aber es ist auch umgekehrt ebenso anzuerkennen, daß erst späte Zeiten den ganzen Werth der großen Freiheitskämpfe zu schätzen wissen, während ihre unmittelbare Folge wie die des 30jährigen Krieges als eine unselige Uebergangsperiode empfunden werden kann. Der deutsche und der griechische Freiheitskrieg sind augenscheinlich in einem ganz ähnlichen Fall; glücklich daher das Volk, dessen Freiheitshelden, mehr als Soldaten, in seinen Liedern und damit in der schönsten „Grabstätte, der ewig frischen Erinnrung" fortleben, bis die Zeit kommt, „wo Red' und Thaten sich öfter fügen" zu ernstlicher Anerkennung der Helden, und ganz geschwängert sind mit den höchsten menschlichen Interessen, für welche sie geblutet.

Besonders verhängnißvoll war für Griechenland die Regierung des Diplomaten Capo d'Istria. Die Vorrede unsrer Sammlung theilt darüber eine Stelle aus Alex. Sutzo's politischem Roman mit, die sehr bezeichnend ist für die diplomatischen Nachwehen auch des griechischen Freiheitskrieges:

„Auf der Insel Ydra war schon seit dem Monat März 1831 die Zeitschrift „Apollo" erschienen und hatte vor dem Volke freiere Ansichten ausgesprochen, besonders aber die eigenmächtige Kapodistrianische Herrschaft öffentlich gebrandmarkt. Die Inselbewohner des zürnenden ägäischen Meeres forderten von Kapodistrias die Zusammenberufung einer Nationalversammlung. Dieser aber, statt aller Antwort, schickte sich an, jene mit Hilfe einer bewaffneten Macht zur Vernunft zurückzuführen; und es verbreitete sich das Gerücht, daß zu diesem Zwecke die Nationalflotte ausgerüstet werden sollte. Die Insel Ydra beeilte sich, den Plänen des Kapodistrias zuvorzukommen, und Miaulis, in Verbindung mit Kriesis, bemächtigte sich in Poros der Flotte und des Arsenals. Als diese Nachricht nach Nauplion kam, gerieth der Präsident außer sich vor Wuth. Alsbald erschienen, am 25. Juli, griechische Truppen nebst Schiffen einer fremden Macht vor Poros. Den Tag darauf benachrichtigte der russische Admiral Ricord den griechischen Oberadmiral, daß er zwei seiner Schiffe in den Hafen schicken würde, um ihn einzuschließen; und noch denselben Abend verwirklichte er seine Drohung. Miaulis, sein patriotisches Ziel unverwandt vor Augen, suchte ihn von weitern Bewegungen abzuhalten. Da aber alle friedliche Vermittlung vergeblich war, so bewaffnete er das kleine, vor der Insel des heiligen Konstantinos gelegne Fort am Eingange des Hafens. In der Absicht, der angedrohten Einschließung sich zu widersetzen, benachrichtigte er den 27. Juli die Capitäne der beiden russischen Schiffe, daß, wenn sie sich nicht sogleich zurückzögen, sie von dem Fort aus beschossen werden würden. Das Fort bestätigte dies, auf seinen Befehl, durch einen Kanonenschuß. Die russischen Schiffe antworteten auf gleiche Weise, und so begann die Schlacht von beiden Seiten. Die hereinbrechende Nacht machte ihr zwar ein Ende, aber sie fing den 28. Juli von Neuem an. Miaulis schlug, um ferneres Blutvergießen zu verhindern, einen Waffenstillstand vor, bis die erwarteten englischen und fran-

zösischen Flotten von Nauplion angelangt sein würden; zugleich aber setzte er den Admiral Ricord in Kenntniß, daß, wenn er irgend eine feindselige Bewegung gegen die griechischen Schiffe machte, er zwar nicht gegen die befreundete russische Macht Feindseligkeiten beginnen, wohl aber die griechische Fregatte den Flammen übergeben und so dem Kapodistrias die Mittel der Unterjochung des griechischen Volks, welche derselbe beabsichtige, entziehen werde. Während dies der feste Entschluß des Miaulis war, verhinderte der Präsident von der einen Seite die Abfahrt der englisch-französischen Flotte von Nauplion, auf der andern aber sandte er einen Boten zum Admiral Ricord und ließ ihn auffordern, sich sobald als möglich der Schiffe der Ydrioten zu bemächtigen. Da warfen Miaulis und Kriesis in die Fregatte und das Dampfschiff Feuer ein; und wie einst dem asiatischen Xerxes aus den Flammen Athens der feste Entschluß der Griechen entgegenleuchtete, sich unter sein Joch nicht zu unterwerfen, so vermochte auch Kapodistrias in den Flammen von Poros den einer jeden Knechtschaft abgeneigten Charakter des griechischen Volkes zu erkennen."

Romane dieser Art und eben so die Lieder, namentlich das letzte in dieser Sammlung Ἐλευθεροθυνία, sind uns schon nicht so fremd mehr, sie ziehen die Griechen ganz auf unsern eignen Kampfplatz herüber, und unsre Leidensgenossen sind uns kaum noch interessanter, als unsre eignen Leiden.

Die Uebersetzung „der neugriechischen Lieder" ist Hrn. Sanders sehr häufig nicht sonderlich gelungen, und wenn dennoch, der unpoetischen Formirung zum Trotz, Einiges sehr ansprechend erscheint, so fordert das nur dazu auf, mit glücklichern Mitteln diesen Schatz der Erinnrung und der Poesie genießbar zu machen. Wir geben zu, daß hin und wieder, ja, bei einer großen Masse von Gedichten, der wüste volkspoetische Charakter, ähnlich dem der slavischen düstern Poesie, manchmal ganz mit ihr correspondirend, ein Hinderniß, weil eine Rohheit ist, aber es findet sich immer noch so viel Werthvolles daneben, daß es sich wahrlich der Mühe verlohnt; ja es existiren zum Theil schon beßre Uebertragungen, z. E. gleich von der berühmten „Rhigas-Hymne" die von Firmenich.

Sanders:	Gelungner dagegen:
Hört, ihr Kinder der Hellenen, Kommen ist der Tag des Ruhmes. Auf, uns gleich zu zeigen jenen, Denen wir entsprossen sind. Auf, die Ketten der Tyrannen Festen Muthes zu zerbrechen. Auf jetzt, jeden Schimpf zu rächen, Jede Schmach des Vaterlands.	Auf ihr Kinder der Hellenen, Sie ist da des Ruhmes Zeit. Zeiget, daß ihr würd'ge Söhne Sieggekrönter Väter seid. Auf, zerbrechet, kühn wie Männer, Muthig die Tyrannenbande, Rächet eurem Vaterlande Seinen Schimpf und seine Schmach.

Ebenso verhält es sich mit dem „zerbrochnen Krug".

Sanders:	Firmenich:
Marie, wann holst du Wasser? wann?	Gehst, traute Marie, zu dem Brunnen du heut?
O künde doch die Zeit mir an,	Ich bitte dich, sage mir an die Zeit,
Daß ich dort deiner warten kann. —	Dort wart ich dann dein, dort steh' ich bereit.
Und ich zerbrech' dir dort den Krug.	Dann werde zerbrechen ich dir deinen Krug.
Leer kommst du heim, es fragt dich klug	Zur Mutter zurück kommst du ohne Krug:
Die Mutter, wo ist denn dein Krug?—	„Lieb Tochter, wo ließest du deinen Krug?"
Ich stolperte, o Mütterlein,	„„Ach Mutter mein, ich strauchelte ja,
Fiel und zerbrach das Krügelein. —	Und fiel, und der Krug zerbrach mir da.""
Es war gewiß kein Stolpern, nein,	„Das kommt nicht vom Stolpern, das kommt nicht vom Fall,
Dich hat umarmt dein Liebster fein. —	Das kommt von dem Herzen und Küssen all."

Doch kann man sich mit gar manchen Liedern, wie sie Hr. Sanders giebt, auch gar wohl befriedigen. Z. B. „der junge Priester."

An dem Fenster steht ein Mägdlein, in der Zell' ein Priesterlein,
Und er wirft nach ihr mit Zucker, wirft ihr's in den Busen 'rein.
„Sitz hübsch ruhig, kleiner Pfaffe, daß kein Nachbar es erfahr',
Und es dem Erzbischof sage, der dir scheeren läßt das Haar."
„Läßt er's scheeren, nun so setz' ich mir aufs Haupt die Mütze auf,
Und dem Mädchen, das ich liebe, setz' ich einen Kranz darauf."

Ferner „die Abreise."

Jetzt ist es Mai, nun frisch und frei, jetzt ist der Lenz gekommen.
Jetzt will auch fort der fremde Gast in seine Heimath ziehen,
Sattelt zur Nacht sich drum sein Roß, thut es zur Nacht beschlagen,
Silberne Eisen unter'n Huf und goldne Nägel nimmt er,
Legt auch den schönen Zaum ihm an, mit Perlen ganz durchflochten. —
Die Maid, die ihn von Herzen liebt, die Maid, die sein begehret,
Ein Licht hält sie und leuchtet ihm, 'nen Becher und kredenzt ihm,
Und so viel Becher sie kredenzt, zu so viel Malen spricht sie:
„Laß mich, o Herr, o laß mich doch geleiten dich zur Seiten,
Auf daß ich koche dir das Mahl und mache dir das Lager,
Und mache auch das Lager mir ganz nahe an dem deinen."
„O Mägdelein, wohin ich geh', dahin gehn keine Mädchen,
Nur ganze Männer gehn dahin, junge und tapfre Burschen."
„Wohl! kleide du mich fränkisch denn, gieb du mir Männerkleider,
Gieb mir auch noch ein schnelles Roß mit einem goldnen Sattel,
Auf daß ich reite so wie du und trabe wie ein Bursche.
Laß mich, o Herr, o laß mich doch geleiten dich zur Seiten."

Und das kretensische Lied „die Heimkehr.“

„Mutter, bis daß ich trunken werd', will ich den Becher leeren.
Ich trinke, weil ich reisen muß und wieder heim will kehren.“ —
„Oeffne dich, Thür der blonden Maid, du Thür der schwarzgeaugten!“
„Wer bist du und wie nennst du dich, wie nennst du dich mit Namen?“
„Ich bin's, der dir im Tüchelchen oft Aepfel hat geboten,
Ich bin's, der die Lippen dein geküßt oft hat die rothen.“
„Sag' mir ein Zeichen meines Hofs, auf daß ich ein dich lasse.“
„Hast einen Apfelbaum am Thor und eine Reb' im Hofe,
Die trägt wohl eine weiße Traub' und giebt Muskatensäfte,
Wer davon trinkt, verlanget mehr, er fühlt erfrischt die Kräfte.“
„Du sagst mir Lügen, Schelmenkind, das sagten dir die Nachbarn,
Sag' mir ein Zeichen aus dem Haus, auf daß ich ein dich lasse.“
„In Mitten deiner Kammer thut 'ne goldne Ampel hangen,
Die leuchtet dir, ziehst du dich aus und lösest deine Spangen.“
„Du sagst mir Lügen, Schelmenkind, das sagten dir die Nachbarn,
Sag' mir ein Zeichen meines Leibs, auf daß ich ein dich lasse.“
„Du hast ein Mal auf deiner Wang', ein Mal auf deiner Schulter,
Und zwischen deiner Brüste Paar da leuchten Mond und Sterne.“
„Laufet, ihr Mägde, laufet doch, und öffnet ihm die Thüre.“

Gewiß, diese Gedichte haben bei allem Aphoristischen, ja zum Theil Gewaltsamen in der Form (Firmenich hat daher von dem 2. die 2 ersten ziemlich isolirten Strophen weggelassen) so viel Kern und naive Wahrheit, daß man sich immerhin auch so daran erfreuen wird. Aber verkennen läßt es sich nicht, die Nothwendigkeit des musischen Zwanges, die strictre Reimfolge, die Allgewalt der vollendeten poetischen Sprache, das ist es, was wir noch vermissen; und mag immerhin dies und das von der Originalform verloren gehen, wie wir dies bei Firmenich eingestehen müssen, die poetische Zauberformel ist mehr werth, als die gelehrte Wahrheit. Mit andern Worten, wie Chamisso, Goethe, Firmenich und Wilhelm Müller gethan, wenn auch oft genauer an das Original angeschlossen, so müssen diese poetischen Naturtöne, so müssen selbst die kunstgemäßern Gesänge der Neugriechen uns mundgerecht gemacht werden. Uns selbst fehlt dieser Stoff schon so lange, namentlich der politische — hier aber liegt er in so reicher Fülle vor, so ganz verständlich, so ganz unser bei aller romantischen Ferne, so legitim bei allem revolutionären Feuer, so rein menschlich bei aller Eigenthümlichkeit, so malerisch in Natur, Costüm und Erinnrung; — und unsre Dichter greifen nicht zu ihm, um der poesiedurstigen Zeit den Spiegel ihres tiefsten Innern vorzuhalten? — Alles, was Hr. Sanders von Kriegs- und politischen Liedern giebt, ist ohne formelles Verdienst, viel weniger noch, als das Erotische, vollendet; aber der Inhalt und die ganze Anschauung, die uns darin vorliegt, fordert dringend, poetisch geformt zu werden. Im Griechischen haben diese Gedichte die Gewohnheit der Form und die fließende Diction für sich; im Deutschen bei Hrn. Sanders haben sie von beidem das Gegentheil gegen sich. So z. E. das Lied Alex. Sutzo's gegen des Präsidenten Capodistria *τυποκτόνον ψήφισμα*, dessen vortreffliche Motive und Ausführung eben wegen der leidigen Formlosigkeit im Deutschen nicht so wirken, wie sie sonst nothwendig müßten. Man höre:

Ἐλευθεροθυπία.

Einer von den Rathsherrn sagte: — um den Mund lag Spott und Hohn —
Freier Sutsos, ich erbitte mir Deine Gratulation;
Funfzehn Preßgesetzartikel hab' ich neulich vorgetragen.
Kurz Dir meinen Plan zu sagen:
Sei die Presse frei; 's genüget, wenn Du Spott mit denen treibst nicht,
Welche unsern Staat verwalten,
Richter und Minister und die, welche sie zu Freunden halten.
Sei die Presse frei; 's genüget das allein schon, wenn Du schreibst nicht.

Ausgezeichnet ist mein Bruder als Regierungs-Commissar,
Oberrichter ist mein Vetter, wie es sonst noch Keiner war.
Und in allen Winkeln kau' ich immerfort denselben Knochen,
Ich verehre nur die Presse; gar nichts Andres wird gesprochen.
Sei die Presse frei; 's genüget, wenn Du u. s. w.

Mein College, der da spricht,
Daß er Aufklärung verabscheu' und verhaßt ihm sei das Licht,
Ueber Presse thät in solche Worte Dir der Mann ausbrechen,
Ach, ich schwitze, ja beim Satan, schwitz', ich kann nicht weiter sprechen.
Sei die Presse u. s. w.

Setz' Dich nieder gleich und schreibe, setz' Dich nieder und verlach' uns,
Druck es! rasch! ein Liedchen mach' uns,
Daß das Ding nicht gut sei, weil Du jetzt nicht ferner nach Gefallen
Spott kannst treiben mehr mit Allen.
Sei die Presse u. s. w.

Was denn wartest Du noch länger? Nimm das Federmesser Dir nur;
Schneid' die Feder! — auf den Knieen leg' zurecht Dir das Papier nur.
Rothe Dinte willst Du haben? mag es roth geschrieben werden,
Ziehe Alle durch die Hechel, beug' Dich Keinem auf der Erden.
Sei die Presse u. s. w.

O Capodistria und o du liberaler Rathsherr, wie sehr verdient ihr beßre Verse! Die Sache ist richtig und Sutzo hat den Nagel auf den Kopf getroffen.

Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 117. 18. Mai. 1842.

Die Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen, von Dr. C. H. Schultz, Prof. an der Universität in Berlin, Mitglied der Akad. der Naturforscher. Mit 33 Steindrucktafeln. Herausgegeben von der K. Leopold. Akad. der Naturforscher. 355 Seiten. 4. (Preis $8\frac{1}{2}$ Thlr.) Breslau u. Bonn 1841.

Die genauere, hier durch fast alle Familien des Pflanzenreichs verfolgte Darstellung eines neuen Gefäßsystems für die Cyklose in den Pflanzen hat unsre Kenntnisse von der innern Organisation und den, den verschiednen Organen entsprechenden Functionen der Pflanze völlig umgestaltet. So lange wir nur ein Gefäßsystem (die Spiralgefäße) in den Pflanzen kannten, mußte man geneigt sein, alle Thätigkeiten bei der Pflanzenernährung auf dieses, wie auf einen Einheitspunct, zu beziehen, von dem aus die verschiedensten Lebensacte der Pflanze als Metamorphosen einer scheinbaren Grundfunction gebildet betrachtet wurden, so daß eine Reihe von Hypothesen über ein Auf- und Absteigen des Pflanzensaftes sich bildeten, die sich jedoch niemals in völlige Uebereinstimmung mit allen Erscheinungen des Pflanzenlebens bringen ließen, weil die verschiedne Beschaffenheit der mancherlei Säfte, die man theils als aufsteigende theils als absteigende betrachtete, aus dem einen Gefäßsystem, wovon ihre Bildung ausgehen sollte, nicht wohl abgeleitet werden konnte. Die Lehre von der Säftebewegung also nicht minder, wie die Lehre von den Functionen der Pflanzenorganisation überhaupt, blieb daher bis zur Entdeckung des Systems der Lebenssaftgefäße sehr dunkel, und bei der Bearbeitung des letztern mußte sich sogleich eine Reihe von Erscheinungen darbieten, die eine Aufklärung forderten, und die es unmöglich machten, dieses System in den verschiednen Familien des Pflanzenreichs nicht zugleich im Zusammenhang mit der Gesammtorganisation der Pflanzen und deren Functionen überhaupt zu untersuchen. Hierin lag aber offenbar auch wieder die fast unübersehbare Schwierigkeit einer vollständigen, durch das ganze Pflanzenreich durchgeführten Arbeit über dieses Gefäßsystem, wie sie der berühmte Verfasser nach den bekannten mancherlei Vorarbeiten uns hier liefert, so daß ein Zeitraum von 20 Jahren das vorliegende Werk erst zur Reife brachte. Der Inhalt desselben ist nunmehr nach allen Seiten hin durchgearbeitet. Nicht nur das System der Cyklose, nebst der Lehre vom Lebenssaft und dessen Gefäßen, sondern auch die Verhältnisse desselben zum Zellen- und Spiralgefäßsystem und die Verhältnisse der gesammten innern Pflanzenorganisation zur äußern Gestaltung derselben werden nun vor Augen gelegt, weßhalb denn die Darstellungen, von denen wir hier eine einfache Uebersicht zu geben beabsichtigen, vielseitig ins Leben eingreifen.

Als eins der wichtigsten erscheint uns das Verhältniß der innern Pflanzenorganisation zur äußern Metamorphose der Pflanzen, welches im ersten Abschnitt des ersten Theils abgehandelt wird. Durch die bisherige Lehre von der Metamorphose ist bei allem Aufschluß, den die Bildung der äußern Formen der Pflanzentheile dadurch gewonnen, zugleich viel Dunkelheit in das Verständniß des innern Wesens der Pflanzennatur gebracht worden, und indem man durch die Metamorphose das ganze Pflanzenleben zu erklären suchte, ist die wahre Bedeutung und die Verschiedenheit der innern Organe nur verkannt worden. Weil man durch die Metamorphose alle Theile der Pflanze in einander übergehen ließ, ist man nie zu einer bestimmten Beziehung gewisser Functionen auf allgemein vorhandne innre Organe der Pflanze gekommen, weßhalb denn die Erscheinungen in der Pflanzenphysiologie ohne natürliche Ordnung durch einander geworfen wurden. Der Verf. stellt nun zuerst das Wesen der Metamorphose aus der Natur der äußern Pflanzentheile, welche sich durch sie bilden; dann aber die wahren innern sich nicht metamorphosirenden Pflanzenorgane dar.

Nach dem Verf. bildet sich die Pflanze durch Wiederholung äußrer, blattloser oder beblätterter Glieder, von Knoten zu Knoten, deren jedes dem Ganzen gleich ist und die Totalität der innern Organisation enthält, daher denn auch jedes abgeschnittne Glied wieder Wurzeln und Knospen treibt und eine ganze Pflanze bildet. An dieser Gliederbildung allein zeigt sich die Metamorphose, indem die übereinander sich entwickelnden Glieder, deren Knoten und Blätter, allmälig ihre Formen in Blumen umbilden. Weil nun aber jedes einzelne dieser, in Wurzel und Stengel bloß metamorphosirten Glieder das Wesen der ganzen Pflanze in sich enthält, so können diese nicht, wie es bisher geschehen,

als mit bestimmten Functionen versehene Organe betrachtet werden, sondern jede Wurzel, jeder Stengel, jedes Blatt verrichtet alle Functionen der Pflanze, wenn gleich mit einem Ueberwiegen bald dieser bald jener. Die Wurzel kann daher so gut grün werden, athmen und Blätter treiben, als das Blatt einsaugen und Wurzeln treiben, und die bisherige Annahme, daß Wurzel, Stengel, Blätter mit einzelnen bestimmten Functionen versehene Organe der Pflanze seien, ist daher ganz naturwidrig. Diese Verhältnisse sind mit großer Klarheit aus einem Reichthum von zusammengestellten Erscheinungen des Pflanzenlebens dargelegt, und wir halten dies für einen wichtigen Schritt der neuern physiologischen Botanik zu einer naturgemäßen Auffassung des vegetativen Processes. Eine ganze Pflanze, wie sie sich uns darstellt, ist nicht ein einfaches Individuum, wie das Thier, sondern eine Zusammensetzung von individuellen Gliedern, deren jedes dem Ganzen gleich ist, und alle Functionen des Ganzen in sich vereint, und immer mit sich wiederholt. Wurzel, Stengel, Blätter sind nicht Organe der Pflanze, die nothwendig zum Leben des Ganzen gehören, sondern metamorphosirte Glieder, die überall die wesentlichen innern Organe in sich enthalten und die sich durch fernre Metamorphosen in einander umbilden und wieder alle Gliederformen aus sich entwickeln können. Daher die so mannigfache Vermehrung der Pflanzenindividuen durch Ableger, Stecklinge, Pfropfungen, wodurch sich Pflanzen von Thieren so wesentlich unterscheiden. Was selbst in allen wesentlichen Stücken dem Ganzen gleich ist, kann nicht ein Organ des Ganzen sein, wie Darm, Herz, Nerven in den Thieren. Die Metamorphose der Pflanzen besteht nach dem Verf. eben darin, daß die äußern Formen der Glieder sich in ihrer beständigen Wiederholung beim Wachsthum der Pflanzen umbilden, während ihre innere Organisation unverändert bleibt. Das Wesen der Pflanze wird daher gar nicht, wie bisher geschah, in der Metamorphose, sondern das Wesen der Metamorphose in der innern Organisation der Pflanze gesucht. Die Metamorphose der äußern Pflanzenglieder wird nur dadurch möglich, daß ein bleibendes inneres Wesen sie innerhalb gewisser Grenzen in Zaum hält, wobei in aller Formveränderung der innere vegetabilische Organismus in jedem metamorphosirten Gliede unverändert bleibt. Es giebt daher nur eine Metamorphose der äußern Glieder, nicht der innern Organe der Pflanze. Durch diese dem Gang der Natur folgenden Darstellungen wird die Lehre von der Metamorphose der Pflanzen selbst auf bestimmte Gesetze zurückgeführt und gezeigt, daß die Metamorphose keine ungebundne und grenzenlose Umwandlung aller Pflanzenorgane ist, sondern nur eine Formveränderung eines allgemeinen vegetativen Grundtypus, der Gliederbildung, der sich im Wachsthum und der Verzweigung der Pflanzen nicht minder wie in der Blumenbildung ins Unendliche wiederholt. Die Metamorphosen in der Gliederung der Blumen entstehen nach dem Verf. im Wesentlichen dadurch, daß in der Blumenbildung die Qualitäten und Stoffe auf Kosten der Formentwicklung hervortreten, so daß mit dem Insichkehren der vegetativen Entwicklung zur Farben-, Geruchsbildung, dem Hervortreten der Bewegungen der Blüthentheile, die Metamorphosen sich am stärksten zeigen.

Die wesentlichen innern, mit bestimmten Functionen begabten Organe der Pflanze finden sich nun in allen metamorphosirten äußern Gliedern wieder, und diesen gehört auch das von dem Verf. entdeckte und aufs Vollständigste untersuchte System der Lebenssaftgefäße mit dem sich darin bewegenden Lebenssafte an (die Cyklose). In diesem ersten Abschnitt des Werkes werden die innern Organe der Pflanze überhaupt (Spiralgefäßsystem, Lebenssaftgefäß- und Zellensystem) im Zusammenhang des Ganzen betrachtet und ihre Gesammterscheinungen mehr im Großen vorgeführt, wie sie sich aus den jedem Organ entsprechenden Functionen und der Gesammtentwicklung beider im Allgemeinen ergeben.

In dem Stamme der Bäume und Sträucher wie in der Wurzel vieler krautartiger Pflanzen von ähnlicher höherer Organisation sondern sich die beiden Gefäßsysteme (Dichorgana) und stellen sich in Form von Holz und Rinde dar. Das Holz enthält die Spiralgefäße mit der diesen gehörigen Function der Einsaugung und Assimilation; die Rinde umschließt die Lebenssaftgefäße und die Cyklose. Das Zellensystem, als Organ der Bildungen, findet sich in Holz und Rinde wieder. Die Rinde erscheint somit nicht, wie man bisher annahm, als bloß äußere Zellenhaut der Pflanzen, sondern als ein System von Organen mit bestimmter Function so gut als das Holz. Bei den übrigen Pflanzen, wo sich Holz und Rinde nicht sondern, sind die innern Organe gleichwohl vorhanden, allein es erscheinen hier beide Gefäßsysteme in, im Zellengewebe zerstreut liegenden Gefäßbündeln verbunden (Synorgana), deren zusammengesetzte Organisation und Function hier also ausführlich dargethan wird. Die Functionen von Holz und Rinde, nämlich Assimilation und Cyklose, wiederholen sich also überall, nicht minder als die bildende Function des Zellengewebes, daher denn in allen äußern metamorphosirten Gliedern der Pflanze auch alle Functionen des Ganzen verrichtet werden können.

Im zweiten Abschnitt erhalten wir eine historische Darstellung der frühern Ansichten über Circulation und Saftbewegung in den Pflanzen. Es sind die Vorstellungen eines Aufsteigens und Absteigens des (nicht weiter bestimmten) Saftes, deren Ausbildung und Modificationen mit großer Wahrheitsliebe durch genaues Quellenstudium nachgewiesen worden. Ueberall lag die Ahnung und das Vorbild der centralen thierischen Circulation zum Grunde, wobei man sich das Auf- und Absteigen als eine ununterbrochen zusammenhängende Bewegung eines allgemeinen Saftes dachte, ohne auf eine Verschiedenheit der Bewegung verschiedner Säfte als Function verschiedner Organe zu denken; woher denn alle die Irrthümer entstanden, welche in den Lehren vom auf- und absteigenden Saft enthalten sind. Malpighi, Grew, Major, Perrault nehmen ein Auf- und Absteigen ohne bestimmte innere Organe an. Nach de la Baisse glaubten Parent und Mariotte, der Saft steige im Holze auf, in der Rinde ab, und gehe dann wieder ins Holz zurück, so

daß ein allgemeiner zusammenhängender Kreislauf durch Holz und Rinde herauskomme. Hales, Bonnet und Duhamel zeigten die Widersprüche in dieser Lehre (welche besonders in dem getrennten Fortleben einzelner Pflanzentheile bestehen) auf, und blieben nur im Allgemeinen bei einem Auf- und Absteigen stehen. Van Marum, Hedwig, Moldenhauer stellten ohne entscheidende Resultate Untersuchungen über Gefäße an, worin wahrscheinlich der Saft absteige; Cotta, Knight, Treviranus, Decandolle hielten sich an Beobachtungen und Folgerungen aus solchen Erscheinungen, die das Auf- und Absteigen wahrscheinlich machen. Der Verf. zeigt dann, daß die ganze auf bloßen Vermuthungen und Folgerungen beruhende Lehre vom auf- und absteigenden Saft und der darauf gegründeten Ansicht einer allgemeinen Circulation darin grundirrthümlich sei, daß man die verschiedne Natur der in verschiednen Organen enthaltnen Säfte nicht gekannt und nicht unterschieden hatte; daß ferner im Holz und in der Rinde die Säfte sich unabhängig bewegen, daß sie überall zugleich nicht bloß auf- und absteigen, sondern auch in allen andern Richtungen sich bewegen (was bei den fleischigen Theilen am deutlichsten wird), die Bewegungen in Holz und Rinde aber ganz von einander verschieden sind; auch in jedem getrennten Pflanzenstück die Bewegungen fortdauern, schon deßhalb also nicht continuirlich auf- und absteigend sein können, wobei wir jedoch für unsern Zweck nicht im Stande sind, der mit außerordentlicher Gründlichkeit geführten Untersuchung im Besondern zu folgen.

Der zweite Theil handelt nun von dem System der Cyklose im Besondern in vier Abschnitten, von denen der erste: Schicksale der Entdeckung; der zweite: Der Lebenssaft (latex plantarum); der dritte: die Lebenssaftgefäße (vasa laticifera); der vierte: die Cyklose überschrieben ist. Der erste Abschnitt zeigt, welche Theilnahme von Andern und dem Verf. selbst dem Gegenstande gewidmet worden.

Der zweite Abschnitt bringt uns eine Reihe ganz neuer mikroskopischer, chemischer und organischer Untersuchungen über die Organisation, Entstehung und die Eigenschaft des Lebenssaftes, wozu auch mehrere die Kügelchenbildung und Gerinnung veranschaulichende Abbildungen gehören. Obgleich man manche Einzelnheiten ähnlicher Erscheinungen früher kannte, so kann doch wegen der durchaus neuen Aufschlüsse, welche wir durch das Ganze erhalten, die ganze Untersuchung fast neu genannt werden. Wir können kaum das Wichtigste ausheben. Der Lebenssaft bildet sich aus dem Holzsaft, wie das Blut aus der Lymphe der Thiere. Dies wird durch viele vergleichend chemische Untersuchungen gezeigt, welche ergaben, daß der Holzsaft aus den Nahrungsstoffen zuerst Gummi (dem Stärkegummi ähnlich) erzeugt, daß sich das Gummi in Traubenzucker und in krystallinischen Rohrzucker umbildet, wie in den Ahornbäumen, während bei Birken z. B. niemals Rohrzucker entsteht, daher denn der eingekochte Birkensaft nur Syrup, keinen krystallinischen Zucker liefert. Säuren und Salze finden sich neben diesen Bestandtheilen im Holzsaft. In der Flüssigkeit der Lebenssäfte finden sich nun zum Beweise, daß sie dem Holzsaft ihren Ursprung verdanken, alle die Bestandtheile des Holzsaftes (Gummi, Zucker, Traubenzucker, Säuren und Salze) wieder, außerdem aber haben sich in dem Lebenssafte organische Kügelchen gebildet; die Flüssigkeit selbst ist gerinnbar geworden und scheidet durch die Gerinnung das Elastin (Gummi elasticum) ab. Wie die Lymphkügelchen der Thiere Fett, so enthalten die Lebenssaftkügelchen eine wachsartige Substanz (Wachsfett oder Saftfett), daher sie denn in größerer Menge den Lebenssaft milchig machen, wie die Fettkügelchen den Milchsaft der Thiere. Da bei der Gewinnung des elastischen Gummi aus den Milchsäften der Pflanzen die saftfetthaltigen Lebenssaftkügelchen zum Theil mit eingeschlossen bleiben, so sind die daraus bereiteten Gummischuhe von Natur innerlich geschmiert und können ihre Weichheit nie verlieren. Das Wachsfett im Lebenssaft scheint sich allmälig in Elastin umzubilden und dieses zur Ernährung fortdauernd fähig zu machen. Nach dem Verf. bleibt der Lebenssaft der Pflanzen auf der Stufe der Chylusbildung der Thiere stehen, und es entwickeln sich keine Blasen um die Kügelchen. Zwar sind von ihm selbst aus Musa paradisiaca, dem Attich, dem Charem mehrere Beispiele angegeben, wo der Anschein von wirklicher Blasenbildung entsteht; doch scheint die bleibende Milchfarbe der Lebenssäfte sehr für ein solches Stehenbleiben auf niedrer Milchsaftstufe überhaupt zu sprechen. Ueber die Formen und Größen der Kügelchen erhalten wir einen außerordentlichen Reichthum neuer Beobachtungen, aus denen wir nur hervorheben wollen, daß sich in Form, Größe, Menge der Kügelchen eine Familienähnlichkeit der Pflanzen zeigt, daher denn z. B. unser Feigensaft der Kuhbaummilch von Caraccas, die vom Verf. selbst untersucht wurde, ganz ähnlich ist. Besonders wird hervorgehoben, daß durch die innere Organisation und Plasticität (die Kügelchenbildung und organische Gerinnbarkeit) der Lebenssaft sich von allen übrigen Pflanzensäften, namentlich den Secretionen: dem Gummi, den Oelen, den Harzen u. s. w., mit denen der Lebenssaft bisher immer vermengt und verwechselt worden war, wesentlich unterscheide, abgesehen davon, daß die todten Secretionen in ganz andern Organen der Pflanze enthalten sind, wie der Lebenssaft. Durch das Gesammtergebniß dieser umfangreichen Untersuchungen erhalten wir über den Gang der Stoffbildung bei der Pflanzenernährung nicht minder, wie über den Gang der dabei wirksamen Functionen ganz neue Einsichten, welche uns die hohe Bedeutung des Lebenssaftes, dessen Verlust auf die Pflanze eben so nachtheilig wirkt, wie der Blutverlust bei Thieren, für den ganzen Vegetationsproceß immer mehr vergegenwärtigen. Im dritten Abschnitt finden wir die mancherlei Formen und die Entwicklungsgeschichte der Lebenssaftgefäße dargestellt; eine Arbeit, auf welche eine außerordentliche Mühe und Sorgfalt verwendet ist.

Der größte Theil der fast anderthalb hundert Figuren auf den beigegebnen 33 Tafeln zeigt Abbildungen von Gefäßformen, deren Lage und Entwicklung, und den Lauf der Ströme des Lebenssaftes in lebenden Pflanzentheilen, die von nicht weniger als 200 verschiednen Pflanzen, aus 88 verschiednen Familien, die am Schlusse des Werkes verzeichnet sind, untersucht wurden. Ueber eine solche Untersuchung konnten freilich leicht 20 Jahre hingehen. Der Raum erlaubt es nicht, auf das Besondre dieser Untersuchungen hier einzugehen, um so weniger, als den Sachverständigen das Werk selbst doch kaum fehlen dürfte, so daß wir uns mit wenigen allgemeinen Bemerkungen begnügen. Die Haupteigenschaften der Lebenssaftgefäße liegen in ihrer organischen Contractilität, die in den jüngern Theilen am

meisten hervortritt und wodurch sie auch auf die Fortbewegung des Saftes einwirken. Sie haben den Heerd ihres Sitzes in der Rinde oder dem Rindentheil der Gefäßbündel und verbreiten sich von hier aus nach allen Seiten. Ueberall bilden sie Gefäßnetze, die sich in den jüngern Theilen sehr verfeinern und selbst die einzelnen Zellen zuletzt umspinnen.

Bei der Schwierigkeit der Untersuchung der Lebenssaftgefäße war uns eine vom Verf. angegebne neue Methode von Interesse, die darin besteht, daß bei Musa paradisiaca, wo der Lebenssaft Gallussäure enthält, die sämmtlichen Gefäßnetze sich schwarz färben, wenn man ein Blatt der Pflanze in eine Auflösung von Eisenvitriol setzt, so daß man sich hier mit leichter Mühe von dem Laufe der Gefäße überzeugen kann. Wenn manche dieser Untersuchungen schon in frühern Schriften des Verf. angedeutet, oder mehr oder weniger ausgeführt waren, so ist dagegen die Entwicklungsgeschichte der Lebensgefäßschichten in den mehrjährigen Rinden der Bäume eine ganz neue Arbeit, welche zugleich auf die Bildungsgeschichte der Holzschichten ein andres Licht wirft, die sich von der Rindenschichtbildung dadurch unterscheidet, daß die Rinden z. B. beim Weinstock und der Linde in einem Sommer mehrere Schichten übereinander bilden, während sich nur eine Holzschicht entwickelt. Da mit einer Lebenssaftgefäßschicht jedesmal eine Bastzellenschicht abwechselt, so entstehen hiedurch die zahlreichen Bastschichten der Linden-, Weidenrinden, die zu mancherlei technischen Zwecken verwendet werden.

Die Strömung des Lebenssaftes in den Gefäßen der lebenden Pflanze wird im vierten Abschnitt: die Cyklose, abgehandelt. Das allgemeinste Interesse dieses Theils der Untersuchung möchte die Frage nach der Aehnlichkeit und dem Unterschiede der Cyklose des Lebenssaftes in den Pflanzen von der thierischen Circulation haben. Die Cyklose der Pflanze ist nach dem Verf. eine der centrumlosen gegliederten Pflanzenorganisation entsprechende rein peripherische Circulation in Gefäßnetzen, die sich im Allgemeinen nicht verzweigen und in Stämme umbilden, sondern überall unter sich gleiche Kreise von Saftströmen bilden, die zwar in einander überfließen, sich aber ebensowohl von einander abschließen und in den einzelnen Gliedern der Pflanze selbständig fortdauern können. Obgleich also die Cyklose sich durch alle Glieder der Pflanze verbreitet, so hängt sie in der ganzen Pflanze doch weder durch einen gemeinsamen Mittelpunct, noch sonst durch größre Stämme, wodurch verschiedne Theile verbunden würden, zusammen. Dies ist bei der durch den Mittelpunct des Herzens zu einer allgemeinen Einheit verbundnen Circulation bei den Thieren ganz anders; daher denn auch die Abhängigkeit der peripherischen Theile bei den Thieren von dem Centrum und die Unselbständigkeit des Lebens der einzelnen Theile. Inzwischen stellt der Verf. diesen Unterschied nur als relativ dar, indem die Herzen der Thiere sich überall ursprünglich aus pflanzenähnlichen peripherischen Blutkreisen in den Embryonen entwickeln, und viele der niedern Gliederthiere es überhaupt nicht zur Herzensbildung bringen, sondern beständig eine pflanzenähnliche peripherische Circulation behalten. Allerdings finden wir den Typus der centralen thierischen Circulation gar nicht so allgemein und mechanisch gleichförmig, als es nach der Harveyschen Theorie vorausgesetzt wird, und die nähere Kenntniß der Cyklose hat uns die herzlosen Circulationsformen bei Thieren, die nach der Harveyschen Theorie gar nicht da sein könnten, erst verständlich gemacht, und überhaupt zu der Erkenntniß geführt, daß auch in der ausgebildeten centralen thierischen Circulation immer noch eine relative Selbständigkeit des peripherischen Theils derselben übrig bleibt, die besonders in den zelligen und drüsigen Organen der Thiere sehr groß ist; so daß die peripherische Circulation nach der Trennung solcher Organe, und auch in Ohnmachten und im Scheintode, nach dem Aufhören der Herzbewegung noch ziemlich lange fortdauert und das Wiederbeleben möglich macht. Die rein peripherische centrifugale Natur der Cyklose ist nun der Unabhängigkeit des Lebens in den einzelnen Gliedern der Pflanze entsprechend, und das selbständige Fortleben der getrennten Pflanzenstücke hat darin vorzüglich seinen Grund. Alle Erscheinungen des Pflanzenlebens sind daher auch in der That nach der Erkenntniß der Cyklose viel leichter verständlich, als nach der frühern Lehre vom auf- und absteigenden Saft.

Der lebendige Zusammenhang aller Glieder einer lebenden Pflanze und die Verbindung der peripherischen Stromkreise der verschiednen Glieder in diesem Zustande sind von unserm Verf. nicht übersehen worden, vielmehr erhalten wir auch hierüber gnügende Auskunft, insoweit besonders bei baumartigen Pflanzen wirklich ein Absteigen des Lebenssaftes zur Wurzel Statt findet, allein kein directes und continuirliches Absteigen, wie man nach den ältern Lehren voraussetzte, sondern ein durch allmäliges Entleeren der obern Stromkreise in die untern erzeugtes, so daß denn bei diesem Absteigen auch die übrigen seitlichen Richtungen durch die feinern Gefäßverzweigungen nicht verkannt werden, andrerseits aber der Lebenssaft in der Rinde durch die Cyklose ebensowohl zugleich auch zu höher gelegnen Organen aufsteigt.

Wir begnügen uns, durch diese kurzen Andeutungen auf den Inhalt dieser wichtigen Schrift aufmerksam gemacht zu haben, indem wir außer Stande sind, dem Verf. durch den großen Reichthum der einzelnen Beobachtungen und der daraus entwickelten neuen Ideen zu folgen. Die Botanik hat hier eine Fundgrube erhalten, welche vielleicht nach Jahren erst ausgebeutet wird.

Wenn die französische Akademie in dem Rapport über die von ihr gekrönte Preisschrift des Verf. von dieser sagte: „Aucun ouvrage d'anatomie végétale réunit un si grand nombre d'observations. Nous n'hésitons pas à dire que le travail de Mr. Schultz, soit par le grand nombre d'observations, soit par l'importance des résultats, marche de pair avec ce qui a paru de plus beau en physiologie végétale, à cette époque ou tant d'habiles gens s'appliquent sans relâche à perfectionner cette belle partie de la physiologie etc.,“ so muß man jetzt gestehen, daß der Verf. durch diese reife und reiche Arbeit, von der wir nur mit dem innigsten Danke scheiden, sich selbst übertroffen habe.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 118. 19. Mai. 1842.

Fasti Horatiani. Scripsit Car. Franke, Ph. Dr. Accedit epistola C. Lachmanni. Berlin, Besser.

Die Schrift behandelt die Horazische Chronologie. Nichts über die Horazische Chronologie! Ich sage Euch, in der Gegenwart ist es Pflicht für jeden ordentlichen Christenmenschen,

all sein Sinnen, all sein Denken

in den stillen Strom der Horazischen Chronologie zu versenken. Wie das kühlt! Wie das stärkt! Und wie unverfänglich es ist! Wie ungeschoren man es thun kann! Ich glaube, ich könnte Alle, die schon darüber geschrieben haben, geradezu für Esel erklären und kein Hahn krähte danach, keine Scheere scheerte sich darum. Aber ich glaube gar, Ihr wißt nicht einmal, was die Horazische Chronologie ist? So will ich's Euch sagen. Seht, das ist die Kunst, jedem einzelnen unter den Gedichten des Horaz sein Geburtsjahr, noch lieber seinen Geburtstag zu bestimmen. Vom seligen Spohn wenigstens — Respect vor ihm! — erzählt Jahn: universam Augustei aevi historiam literariam omneque illius temporis hominum doctorum commercium ita in compertis habebat, ut cum in aliis poetis tum in Horatio *singula carmina non singulis annis, sed mensibus ac diebus* adscriberet u. s. w. Nicht wahr, das war ein Mann, ein zweiter Ahasver, der schon bei Horaz zu Gevatter stand! Wer möchte läugnen, daß er, wie Jahn behauptet, ein vir de literis immortaliter meritus sei! Denn Ihr glaubt gar nicht, wie wichtig die Sache ist. Ich lese ein Gedicht: wenn ich nun nicht weiß, an wen es gerichtet, von wem es verfaßt ist, wann es entstand, ob der Verfasser eine Schnupftabaksdose neben sich stehen hatte als er es machte, oder ob er behaglich eine Cigarre schmauchte, ob ein Dachstübchen die Geburtsstätte war, oder ein Zimmer mit Bodenteppichen — so kann ich doch offenbar das Gedicht nun und nimmermehr verstehen; ich mache das Buch zu, fühle mich unglücklich und weine eine Thräne über die Beschränktheit alles menschlichen Wissens. Oder wenn ich Courage im Leibe habe, so lese ich vielleicht das Gedicht noch einmal, und dann noch einmal und so fort, bis ich mir zwischen den Zeilen die Antwort auf meine Fragen herausgelesen habe. Hab' ich's bei allen Gedichten z. B. des Horaz so gemacht, so wandelt mich ein Gefühl allgemeiner Menschenliebe an, ich will nicht die Sünde auf mich laden, der Welt meine Entdeckungen vorzuenthalten, ich ergreife die Feder und schreibe einen Aufsatz, ein Buch über die Horazische Chronologie. Von diesem Moment an beginnen dann Eure Obliegenheiten; ich habe das Meinige gethan, nun kommt die Reihe an Euch! Ihr müßt's kaufen, zahlen, lesen.

Inzwischen hat die Sache doch auch eine etwas ernsthaftre Seite. Ich habe die philologisch wichtigen Puncte, namentlich die Vorfragen, bereits in meinen „Prolegomena zur Horazischen Chronologie" (abgedruckt in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft) abgehandelt und halte mich hier, wie es dem Leserkreise angemessen ist, an das Allgemeine.

Wer schon Meßkataloge oder Journale gelesen hat, der weiß, wie viel man schreibt und druckt über das Leben und die Persönlichkeit bedeutender und unbedeutender Schriftsteller. Gegenwärtig zwar hat der Hunger danach ein wenig nachgelassen, weil das junge Deutschland dem Publicum den Magen damit so voll pfropfte, daß ihm ganz übel davon wurde. Indessen liegt es in der Natur der Sache, daß die Lust danach nicht vergehen kann. Einmal schon deßwegen nicht, weil es uns an öffentlichen Charakteren fehlt, über die wir reflectiren und räsonniren dürften nach Herzenslust. Sodann aber hat die Sache auch noch ihre tiefern Gründe. Sie hängt zusammen mit der Bedeutung, welche überhaupt die Subjectivität in der modernen Welt bekommen hat, und näher mit einer Errungenschaft der neuesten Psychologie und Aesthetik, der Ueberzeugung nämlich, daß der Schriftsteller und sein Werk nicht zwei Dinge seien, die einander nichts angehen und deren jedes für sich, ohne Rücksicht auf das andre, vollständig begriffen werden könne und müsse. Wir können daher jenes Streben und Treiben an sich nicht im Ernste schelten; nur seine Ausartungen müssen wir entweder beklagen oder belachen, je nach Umständen. Wenn man, wie das so oft geschieht, Persönlichkeiten ans Licht der Oeffentlichkeit zieht, die nur für ihr Weib und ihre Kinder Interesse haben, so gemahnt uns das an das Unwesen im vorigen Jahrhundert, wo jeder Pfarrer seine Antritts- und Abtritts-Predigt für ein welthistorisches Ereigniß hielt, und wo ein M. Bernd in seiner Selbstbiographie erzählen durfte: er leide häufig an Verschleimung, habe

aber ein sehr probates Mittel dagegen. Sobald er nämlich merke, daß es wieder zeitgemäß und ein dringendes Bedürfniß sei, so nehme er sich die Mühe, eine halbe Stunde länger zu predigen, und er habe sich auf diese Weise wirklich schon eine ansehnliche Portion Schleim aus dem Leibe herausgepredigt. In jener Zeit fehlte es an einem Maßstab, die Wichtigkeit einer Person oder Sache zu bemessen. Die Gegenwart und die nächste Vergangenheit hatte keine großen Männer aufzuweisen; die es werden sollten, lagen noch in den Windeln. Daher konnte man es Keinem verargen, wenn er sich selbst für eine wichtige Person hielt und sich berufen und verpflichtet glaubte, auch ein Wort mitzusprechen, seine Ansicht, seine „unmaßgeblichen, unvorgreiflichen, curiösen, gemischten, kurzgefaßten, unschuldigen, zufälligen, ernst- und scherzhaften" Gedanken über dieses und jenes, z. B. „über die Contusche und Reifröcke", „vom Studiren des schönen Geschlechts," „von dem verderbten Zustande der Hebammen," „über die Vergiftung des Nachtmahlweins," „über die Rosen und Nelken, so dermahlen die Weiden tragen" und vieles andre Derartige der Welt mitzutheilen. Aber unsrer Zeit fehlt es doch an Maßstäben dieser Art Gottlob nicht mehr, und wenn nichtsdestoweniger einer in Betreff des Wen und Was sich vergreift, so hat er keine Entschuldigung. Aber daß Mißbrauch möglich und häufig ist, kann bei Verständigen der Sache selbst Nichts schaden. Und so mögen wir denn jenes Interesse an den Personen der Schriftsteller, es mag nun ein philosophisches oder ein hermeneutisches, ein psychologisches oder ein sentimentales sein, unbeschrieen lassen. Mit jenem aber hängt aufs Genaueste zusammen das Interesse für die Abfassungszeit der einzelnen Werke eines Schriftstellers; beides steht in Wechselbeziehung. Kennt man das Leben eines Schriftstellers, so wird man seine verschiednen Erzeugnisse in demselben einzureihen wissen, und umgekehrt wird die Kenntniß von jenem vielfach erweitert und vervollständigt, wenn man mit der Abfassungszeit dieser bekannt ist. Sodann aber ist klar, daß die zeitliche Aufeinanderfolge der einzelnen Werke einen Blick in den Bildungsgang, in das Werden des Verf. werfen läßt, wie nichts Andres. Daher man auch, wie Hoffmeister einmal irgendwo herausgehoben hat, heutzutage von einer guten Gesammtausgabe eines Schriftstellers vor Allem fordert, daß die einzelnen Schriften, so viel als es sonst thunlich ist, chronologisch angeordnet seien, damit der Bildungsgang desselben wahrhaft begriffen und nachgelebt und seine Erzeugnisse aus ihrer Entstehungszeit aufgefaßt werden können. Und bei Gedichten ist dies um so wichtiger und interessanter, je mehr sie der Abdruck und die Frucht eines wirklichen äußern oder innern Erlebnisses, je mehr sie selbst Gelegenheitsgedichte im guten Sinne des Wortes sind, je mehr sie lyrischen Werth haben. Hier erheben sich aber nun der Schwierigkeiten viele. Was einmal die Grenzen der chronologischen Anordnung betrifft, so muß man sich jedenfalls hüten, alle Launen und Umkleidungen eines Dichtergeistes getreulich zu verzeichnen und in der buntschedigsten Ordnung einem Drama ein Paar lyrische Gedichte, diesen ein episches folgen zu lassen und an dieses vielleicht noch ein Dutzend Epigramme anzureihen; denn das ästhetische Interesse darf sich von dem litterarhistorischen nicht auffressen lassen; nur größre Ganze dürfen der chronologischen Anordnung unterworfen werden. Dies ist aber noch das Geringste; es giebt auch Schwierigkeiten, die tiefer liegen. Ein Klopstock war freilich Pedant gnug, seine Gedichte selbst in chronologischer Ordnung herauszugeben; dagegen widerstrebte Goethe's poetischem Gefühl eine solche Anordnung, und müssen wir ihm darin nicht Recht geben? Das (lyrische) Gedicht hat allerdings einen subjectiven Ausgangspunct, aber dies ist nur ein Punct, der nicht einseitig fixirt werden darf. Der Inhalt des Gedichts und sein Zielpunct ist ein objectiver, der Dichter muß, wie Gutzkow pathetisch von Goethe sagt, am Schleppkleide der Gelegenheit den Triumph der ganzen Welt nach sich ziehen. Wird nun aber nicht dieses Moment auf eine widerliche Weise in den Hintergrund gedrängt durch die Hervorhebung der Chronologie? Und muß der Dichter nicht alle poetische Verschämtheit von sich geworfen haben, welcher die subjective Basis, auf der seine Gedichte ruhen und der sie ihr Entstehen verdanken, selbst aufdeckt und den Augen des Publicums preisgiebt?

Indessen ist auf der andern Seite nicht zu übersehen, daß jener objective Werth den verschiednen Dichtungen der verschiedenen Dichter in sehr ungleichem Maße zukommt, daß bei sehr vielen der subjective an sich überwiegend ist und sie daher mehr auf psychologisches Interesse Anspruch machen und von selbst zur chronologischen Zusammenstellung auffordern. Sodann aber giebt es Autoren, bei denen, wie es scheint, die Chronologie gar nicht Platz greifen kann. Von Schilderern wie Marryat und Boz liegt dies auf der Hand, aber auch Jean Paul — wozu seine Schriften chronologisch anordnen? Er hat wenig äußeres Leben gehabt, er zog von Hof nach Leipzig, von Leipzig nach Weimar, von da nach Meiningen, von hier nach Koburg, um endlich in Baireuth sich für immer niederzulassen; er spazierte zur Frau Rollwenzel und in die Harmonie, er machte Ausflüge nach Nürnberg, nach München, nach Heidelberg, nach Stuttgart — aber was will das heißen? Und wenn er nicht überall seine Person und seine kleinen Schicksale so närrisch vordrängte, wo entstände das Bedürfniß, sie kennen zu lernen? Nur seine Jugendgeschichte ist lehrreich und nicht zu übersehen; denn sie war maßgebend für sein ganzes weitres Leben und seinen Entwicklungsgang. Aber eine eigentliche Geschichte seiner Schriftstellerei hat er nicht. Bei ihm sind nur zwei Perioden zu unterscheiden, oder vielmehr

eine einzige und eine Vorperiode. In der letztern hat er sich mit Gewalt zum satyrischen Schriftsteller geschraubt und dem ihm so natürlichen Strom der Empfindung den Erguß gewehrt. Als er aber hievon abgekommen war, als er sein eigentliches Wesen erfaßt hatte und aus ihm herausschrieb, so blieb er sich fortan ausnehmend gleich, und es ist ganz zufällig, daß er den Titan vor den Flegeljahren schrieb, und wenn der Komet so schwach ist, so hat dies eben darin seinen Grund, daß er zu jener Zeit das Beste aus seinen Excerpten und Einfällesammlungen bereits in seinen frühern Schriften angebracht hatte. Aber eben von hieraus ergiebt sich eine Seite, nach der auch bei ihm die Kenntniß der Abfassungszeit seiner verschiednen Schriften (die er uns durch ein genaues, den Tag des Anfangs und der Vollendung eines jeden Werks enthaltendes Verzeichniß sehr bequem gemacht hat) Interesse gewinnt. Wenn nämlich auch unter seinen spätern Schriften kein qualitativer Unterschied ist, so ist doch ein quantitativer; es ist ein Fortschritt in Hinsicht auf Gedankenreichthum und formelle Ausarbeitung und, nachdem ein gewisser Höhepunct erreicht ist, auch wieder ein Rückschritt. Und auch die Kenntnißnahme von seinem Stillleben ist nicht vergeblich, sofern sie die Ueberzeugung verschafft, daß er nicht als ein Andrer lebte und als ein Andrer schrieb, daß bei ihm wirklich der Mensch und der Schriftsteller nicht auseinanderfallen, eine Ueberzeugung, die hinwiederum für das Verständniß und die Beurtheilung des ganzen Mannes fruchtbar ist.

(Fortsetzung folgt.)

Laube's Roccoco.

Die Aufführung fand bei vollem Hause und mit guter Besetzung der Rollen Statt; das Publicum interessirte sich nicht sehr lebhaft, Manche fanden sich getäuscht in ihren Erwartungen, theils weil das Stück kein Lustspiel sei, wie der Zettel ankündigte, theils weil es nicht so interessire, wie man sich nach Tieck's günstigem Urtheil hätte versprechen müssen. Man sagt nun, die kleinen Geister seien auch hier nicht ohne Einfluß, und es könne einem neuen Theaterstück nichts Schlimmres begegnen, als von Tieck protegirt zu sein, man behauptet auch, das Stück werde nicht wiederholt werden. Diese kleinstädtischen Verhältnisse einer ziemlich großen Stade bei Seite, so hat Tieck diesmal Recht: „das Stück ist bei Weitem das beste von allen, die seit langer Zeit über die Bühne gegangen.“ Man darf es mit dem Glas Wasser vergleichen, und wenn es eben so gut, wie das Glas Wasser, seine Schwächen hat, so hat darum Tieck noch nicht Unrecht. Es ist ein Intriguenstück mit einzelnen sehr gelungnen komischen Partien mit durchgängig guter Charakteristik und nur selten verfehlten Intentionen. Freilich könnte ein Patriot sagen: „Das Jahrhundert der Pompadour ist mit Mann und Maus versunken und — vergessen. Es kann zunächst befremden, die Pompadour und den Einfluß der Weiber auf Staatsangelegenheiten jetzt noch ans Licht gestellt zu sehen, ferner den alten Adel, den der Marquis von Brissac mit all seinem Hochmuth, seiner Frivolität und Noblesse darstellt, die neuere Industrie, die nichts anerkennt, als das Princip des Geldsacks, welche der Baron von Gerard repräsentirt, und den Tartüffe, Abbé von der Sauce, und die ganze Praxis der Heuchelei — dies Alles hat man sich entweder längst aus dem Sinn geschlagen oder es ist gar nicht komisch zu nehmen. Ist der Adel ein Gegenstand der Komödie? Und haben unsre Staatsmänner nicht längst eingesehen, daß die materiellen Interessen zu befördern sind, weil die ideellen den politischen Irrlehren ausgesetzt sind und alles Feste verflüchtigen in den unfaßbaren Aether des unruhigen Denkens? Das Geld regiert die Welt und allenfalls noch die Frömmigkeit, es wäre also eine sehr ernsthafte Sache und keineswegs ein Gegenstand der Komödie, wenn die Bildung die Frömmigkeit zur Heuchelei und der Geist die materiellen Interessen zu einer secundären Sache machten. Hat Hr. Laube die Intention gehabt, dergleichen zu zeigen, so wäre diese Intention, je weniger sie verfehlt würde, nur um so gewagter, denn Laube schreibt nicht für kommende Geschlechter, sondern für die Gegenwart, für diese Welt, ja sogar fürs Theater, d. h. für irgend ein Hoftheater.“ Doch wir gehen von der muthmaßlichen zu den wirklich vorliegenden Intentionen über.

Das Stück ist ein wenig verwickelt, wir werden also immer ein schielendes Bild geben, wenn wir seinem Verlauf nicht durch alle Windungen nachfolgen, was hier ermüden würde. Dennoch müssen wir den Inhalt andeuten, um darüber verständlich werden zu können. Also: die Pompadour, die Königin des Roccoco, interessirt sich für ein Liebespaar, den Chevalier, einen Pflegesohn des Marquis von Brissac, und die Melanie Gerard. Den Chevalier wünscht sie für sich, die Melanie für den König. Sie legt dem Chevalier in einer gnädigen Unterredung seine Rolle ziemlich nahe, dieser aber, ein einfacher Junge und unschuldiger Officier, versteht sie nicht. Und sie hatte doch Ursache, auf ein solches Verständniß um so mehr zu zählen, da seine Geliebte noch denselben Tag sich dem Sohne des Parlamentsraths Didier verloben soll und dies auch thun will, weil sie zu naiv ist, um die Ehe ernstlich zu nehmen, vielmehr gehört hat, das sei nur eine Sache der Schicklichkeit, wobei ihr Jugendfreund, der Chevalier, nach wie vor in dem alten Verhältniß zu ihr bleiben werde. So unschuldig sind die beiden jungen Leute, desto schuldiger die Andern. Der Abbé von der Sauce, ein Mann in seinen besten Jahren und von süperiörem Geist, ist in der Audienz der letzte. Die Pompadour durchkreuzt seine Salbung als ungehörig, er streckt die geweihten Waffen, und nun trägt sie ihm auf, die Verbindung der Melanie mit dem jungen Didier sofort zu sprengen. Dieser Abbé ist nun ein frommer Heuchler und veritabler Schuft — wie sie unsre gute und fromme Zeit, da Hegel in der Moral bewiesen, daß sie ausgestorben sind, kaum mehr kennt, auch wenn sie den Leuten auf offner Straße den Weg verrennen sollten —; er läßt also, unterrichtet durch die Ohrenbeichte der alten Betschwester, Baronin Gerard, von ihren Jugendsünden mit dem Marquis von Brissac und von Briefen über dies Verhältniß, die der Marquis in Besitz habe, diese Briefe durch den Bedienten Tulpe dem Marquis entwenden, um die Didiers durch diese Documente zum Rücktritt zu veranlassen. Aber er verfolgt bei alledem hauptsächlich seine eignen Pläne. Er will selbst die Melanie besitzen, er hat nicht umsonst im Dienste der Pompadour Schätze gesammelt, er kennt aber auch den faulen Boden, auf dem sie wuchsen. Ihm ist Frankreich, die fromme

Heuchelei, sein eignes Handwerk, die Gewissenlosigkeit der Großen, die Apathie der Menge, der Egoismus und der Alles beherrschende Luxus ein Gegenstand der Verachtung und eine unsichre Stätte, er will vor diesem Abgrunde und vor seiner eignen Niederträchtigkeit umkehren, Melanie nach Amerika entführen und sie und sich und seine Schätze, die er im Dienst der Lüge erworben, jenseits in Sicherheit bringen, um dort zur Natur, zur Wahrheit und Tugend zurückzukehren. Die arme Melanie! sie glaubt ihm nicht, sie folgt ihm nicht, er braucht Gewalt, sie schreit um Hilfe gegen den Entführer. Es würde Niemand erscheinen, die Bedienten sind alle bestochen. Aber der Marquis von Brissac hat die Thüren gesprengt und kommt dazu mit der ganzen Verlobungsgesellschaft, welche der Abbé zum Behuf seiner Entführung eingesperrt hatte. Der Abbé verliert die Fassung nicht, er droht der Melanie, wenn sie ihn verriethe, mit dem Geheimniß ihrer Herkunft, der Baronin wirft er ihre Sünden vor und läßt sie sehen, daß er Alles weiß, diese sagt es dem Marquis, und so entwischt der Vogel aus der Schlinge. Nun freilich ist die eigne Hauptabsicht des Abbé vereitelt, er muß also vor der Hand zu den Absichten der Pompadour zurückkehren. Nahm er in der Entführungsscene einen Anlauf zum tragischen Helden, so erblicken wir ihn jetzt wieder als simplen Schurken, wie er sein gewohntes Handwerk der Heuchelei, das Spiel mit dem Heiligen, und der Intrigue, das Spiel mit den Staatangelegenheiten, fortsetzt. Er sprengt nun wirklich die Heirath mit dem jungen Didier, indem er dem Alten aus den entwendeten Briefen beweist, der Baron sei ruinirt; er verkauft dem Baron sein eignes Geheimniß um einen theuern Preis; er sucht die alte Baronin zur äußersten Buße und Zerknirschung und dadurch mitsammt ihrer Tochter ins Kloster zu treiben, um dann der Melanie als Retter aus diesem Elend zu erscheinen; kurz das ganze Haus Gerard soll in die Luft gesprengt werden. Da tritt nun der Marquis von Brissac als Retter und Hilfsgott ein. Er ist außerehlicher Vater der Melanie, er würde compromittirt, sein Kind ruinirt, er ist zudem Pflegevater des Chevalier, dessen wahrer Vater der alte Didier ist; er will die vaterlosen oder vielmehr übervaterten jungen Leute glücklich machen. Das geht nur, wenn er seinerseits den Abbé von der Sauce in die Luft sprengen kann. Er unternimmt es, und schließlich gelingt es. Die Scenen, welche diese Gegenminen vorbereiten, sind die gelungensten im ganzen Stück, namentlich die zwischen dem Marquis und dem Baron, als der erstre einen von den Briefen auf dem Tisch findet, das Verhältniß entdeckt sieht und nun sich schuldig bekennt, der letztre aber nichts davon wissen will, weil die Entdeckung der Bastardschaft seiner Melanie ihn um sein Vermögen bringen würde. Die Mißverständnisse zwischen den beiden Alten, die sich hier entwickeln, sind sehr geschickt in Scene gesetzt und machen einen höchst ergötzlichen Effect. Eben so die Scene des Marquis mit seinem Bedienten, den er mit einem Male statt zu prügeln sehr gütig behandelt und ihm vorspiegelt, mit den Briefen sei sein Vermögen und das Testament entwendet worden, in dem er seinen guten Tulpe bedacht. Interessant ist ferner am Schluß die Scene, wie der Marquis bei der Pompadour eine lettre de cachet gegen ihren eignen Agenten auswirkt. Die Motive, die dazu ins Spiel gesetzt werden, sind zum Theil so fein, daß sie fast spitzfindig werden. Die Charaktere der Pompadour, des Marquis, des Baron lassen nichts zu wünschen übrig. Schade, daß die Hauptheldin, die Pompadour, nur zu Anfang und am Ende auftritt, und noch mehr zu bedauern der Hauptfehler des Stücks, daß der Abbé aus der Persiflage uns zur Indignation oder gar in eine tragische und historische Perspective fortreißt. Dieser Mensch zeigt sich einen Augenblick als Träger jener großen Worte Natur, Wahrheit, Tugend, die Rousseau seinem verderbten Jahrhundert zurief, und jener edlen Leidenschaft, welche das alte verfaulte Europa in ihren Flammen läuterte. Aber er ist kein Gefäß für diesen Inhalt. Ein Dieb und Betrüger, selbst ein reuiger Heuchler, der mit Religion und allem Heiligen Gott und Teufel zugleich betrügen will, setzt uns mit seinem Pathos für die höchsten Interessen der Menschheit nur in Verlegenheit. Ohne Zweifel ist es verfehlt, dem Abbé von der Sauce auch nur einen Augenblick die ernstliche Kritik und das volle Verständniß seiner Zeit in den Mund zu legen. Diese Leidenschaft, die ihn bewegt, die Sehnsucht aus diesem Labyrinth der Unnatur heraus, kommt nicht ihm, sie käme der Jugend, der entsühnenden zu. Von diesem Mißgriff findet keine Absolution Statt. Die Fülle der Pointen in der Persiflage, selbst die sehr ernsthafte Hauptpointe, daß die Zeit des Scheins, der Heuchelei und der gemeinen Interessen in einer Rückkehr zur Natur, zur Leidenschaft der Liebe und der Tugend untergehen müsse, würden dem Drama nicht schaden, wir könnten es wohl mit ansehen, wenn auch mit der moralischen Pointe zu der Komik ein ernstes Motiv hinzukäme; nur das ist zu bedauern, daß der Ernst und die Leidenschaft in ein falsches Gefäß geworfen, daß dagegen gerade die Jugend, diese Zukunft Frankreichs unendlich schwach repräsentirt, ja, daß sie, den ächten Roccocoleuten gegenüber, vollkommen verunglückt ist. Die Melanie liebt nicht und haßt nicht, sie ist kein Gegensatz, der positiv wäre, sie ist eine tändelnde Figur, die sehr langwierig unter der Scheere des Tanzmeisters vorgeführt wird, nichts agirt, was nicht selbst Roccoco wäre, und nichts ist als unschuldig und naiv, nicht einmal liebenswürdig, und der Chevalier ist nur ein seufzender Schäfer. Wenn nun der Schluß: „wen die Jugend absolvirt, der ist entsündigt", und „der Jugend gehört die Zukunft", auf diese Jugend hinweist, so ist es freilich schwer, in dieser affectlosen Unschuld und in der ehrlichen Liebe zu einem unschuldigen Mädchen die Keime der französischen Weltuntergangsperiode, auf die der Verf. anspielt, zu entdecken. Wenn aber mit den Andeutungen der historischen Zukunft eine andre Generation ganz im Allgemeinen gemeint wird, so wird die ernste Intention, die Negation des Roccoco, nur gesagt, nicht gezeigt und ausgeführt, fällt vielmehr jenseits des Stückes. — Aber bei alledem, das Stück ist ein sehr inhaltsvolles, fast überladnes, ein sehr bedeutungsvolles, fast zu ernsthaftes und in der That bei dem gerügten wesentlichen Mißgriff mit dem Abbé und der Jugend immer noch so geistreich entworfen und durchgeführt, daß es dem Verf. alle Ehre macht.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 119. **20. Mai.** **1842.**

Franke „Fasti Horatiani.“

(Fortsetzung.)

Von ganz andrer Wichtigkeit ist freilich die Kenntniß seines Lebens und der Zeit der einzelnen Werke bei einem Schriftsteller wie Goethe, bei dem jede neue Schrift ein Denkmal einer mit ihr nun abgelaufnen ästhetischen oder psychologischen Entwicklungsepoche desselben ist. — Gut, könnte nun aber Jemand sagen, ich will es mir gefallen lassen, daß auch die Abfassungszeit eines Gedichtes oder überhaupt eines geistigen Erzeugnisses, die Stelle, welche es im Leben seines Verf. einnimmt und bezeichnet, hervorgehoben wird, — wenn sie bekannt ist; daß aber auf die Erforschung dieses Umstandes in denjenigen Fällen, wo keine positive Nachricht oder historische Andeutung in dem Werke selbst vorliegt, Mühe und Zeit verwendet wird, ist darum noch nicht als vernünftig anerkannt. Denn wie verfährt man dabei? Weil ein Gedicht in einem etwas leichtfertigen Tone gehalten ist, schreibt man es dem Jugendalter des Verf. bei; weil es formell vollendet ist, so kann es, meint man, nur in den Jahren der Reife entstanden sein. Als ob die augenblickliche Stimmung an das Lebensalter schlechthin gebunden wäre! als ob der wahre Dichter, der Genius, der sorgfältig angelegten Berechnung nicht tausendmal spottete, über die mühsam gezogne Grenzscheide leichtfüßig hinwegsetzte! Und vollends bei einem Dichter des Alterthums! Sind auch nur von Einem derselben genauere Lebensnachrichten auf uns gekommen? Tritt bei ihnen nicht ihre Persönlichkeit ganz in den Hintergrund? Der Geist des Volkes sprach aus ihnen, sie gaben nur dem, was in Aller Sinn lag, die feste, runde Gestalt, sie liehen ihm nur Worte; sie thaten nur, was ihnen unmöglich war nicht zu thun, sie erfüllten ihre Pflicht gegen den Staat: — wozu also ihnen als Personen danken? Alles im Alterthume hat einen großartigen, substantiellen Charakter, die Philosophie wie die Poesie, Staat und Religion. In der Poesie tritt dieses — nach der subjectiven Seite — darin hervor, daß der Zustand des Dichters als ein Untergehen der Einzelpersönlichkeit, als ein Versinken in den dunkeln Abgrund der Substanz, als ein Zustand der Bewußtlosigkeit aufgefaßt wird, daß das poetische Subject seinem Objecte und seinem Producte nicht frei gegenübertritt, und ohne dieses Verhältniß wäre uns, außer so vielem Andren, gleich die große Fruchtbarkeit der antiken Dichter unerklärlich. Heißt es nun aber nicht, den modernen Standpunct dem Alterthume aufzwängen, wenn man für die Persönlichkeiten der Dichter sich interessirt, wenn man die Abfassungszeit ihrer Werke zu erkunden sich Mühe giebt? — Man kann dieses Alles zugeben und dennoch eine Horazische Chronologie für zweckmäßig halten. Denn so richtig im Uebrigen alle diese Bemerkungen sein mögen, auf Horaz finden sie keine Anwendung. Ich glaube das in meiner eben erschienenen Schrift *) hinreichend bewiesen zu haben. Horaz ist weder ein antiker Charakter, noch ein antiker Dichter, überhaupt kein Dichter im strengen Sinne des Wortes. Er lebte nicht für den Staat, sondern für sich; er dichtete nicht, weil er nicht anders konnte, sondern weil und was er wollte. Um seine Person war es ihm vor Allem zu thun, und daß es uns nicht an Nachrichten über sie gebreche, dafür hat er selbst Sorge getragen. Und seine Dichtungen — man kann ihren Charakter nicht treffender bezeichnen, als Goethe gethan hat, indem er ihnen furchtbare Realität zuschreibt. Wir reden hier zunächst von den Oden; denn bei den Satyren und Briefen ist dieser Realismus ganz am Platze. Nicht nur daß in jenen eine Menge von Personalien sich findet, worunter sogar unpoetische und unästhetische, sondern auch die ganze damalige Geschichte Roms spiegelt sich in ihnen, und zwar wie! Nicht so, daß der Dichter seine dadurch hervorgerufnen Empfindungen beschriebe, sondern die Sache selbst beschreibt der Lyriker und reflectirt nur etwa noch darüber, statt daß beide Momente, die Reflexion oder vielmehr der Gedanke und die Empfindung, in unmittelbarer, schöner Einheit gesetzt wären. Sodann sind seine Gedichte nicht Eingebungen des Genius, sondern Früchte des Fleißes, Resultate der Ueberwindung der sachlichen und sprachlichen Schwierigkeiten. Je vollständiger dieses bei einem Gedichte geschehen ist, je vollendeter es ist, desto zuversichtlicher dürfen wir es in eine entferntere Zeit setzen. Und so ist überhaupt bei keinem Dichter die chronologische Betrachtung mehr am Platze, und bei keinem hat die diesfallsige Untersuchung einen festern Boden, als eben bei Horaz. Und darum dürfen wir auch diejenigen nicht zu sehr über

*) Charakteristik des Horaz. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte. Leipzig, O. Wigand.

die Achsel ansehen, welche auf Untersuchung von Fragen dieser Art ihre Zeit verwendet haben oder noch verwenden. Haben sie auch kein Bewußtsein von der Bedeutung ihrer Arbeit, wie wir dieselbe eben entwickelt haben, so leisten sie doch im Resultate etwas, das Dank verdient, wenn es gleich nicht, wie manche philologische Seele in ihres Herzens Unschuld zu meinen geneigt sein könnte, ihnen die Unsterblichkeit garantirt.

Der Männer dieser Art sind es aber schon viele gewesen. Tanaquil Faber und Dacier, nebst dem gelehrten und scharfsinnigen Masson sind die ersten Horazischen Chronologen, welche Erwähnung verdienen. Aber ihre mühsamen Leistungen schmetterte Richard Bentley mit dem Machtspruch zu Boden, in operis summa totoque constituendo rem eos infeliciter admodum gessisse, und wenn gleich Masson glücklich replicirte, so war doch des großen Kritikers Einfluß zu mächtig und imponirte sein dictatorisches Wesen zu sehr, als daß sich gegen seine mit einem einfachen statuo eingeführte positive Entscheidung irgend ein bedeutender Widerspruch hätte geltend machen können. Wenn daher ein mit dem Stande der Untersuchung nicht Vertrauter sich zu einer Aeußrung über diese Frage veranlaßt sah, so war es immer die Bentleysche Ansicht, welche man zu hören bekam, und so hat noch in neurer Zeit Rosenkranz mit gewohnter Zuversichtlichkeit dieselbe als die unbestritten wahre vorausgesetzt. Und doch hatte schon im Jahre 1812 Vanderbourg einen eignen Weg zu gehen versucht, und war die Bentleysche Chronologie durch Heindorf, Schmid, Weichert und Andre im Einzelnen schon vielfach erschüttert. Den Hauptstoß versetzte ihr aber das Jahr 1833. In diesem Jahre trat nicht nur Zumpt mit einer kurzen, aber treffenden Kritik derselben auf, sondern es führte auch Carl Kirchner ein wohlgerichtetes Heer gegen sie ins Feld und lieferte ihr ein wirklich vernichtendes Treffen. Auf den Trümmern des umgestürzten Systems führte Kirchner ein neues auf, welches, obwohl es seiner kritischen Erörtrung an Schärfe und Richtigkeit bedeutend nachsteht, von Orelli unbedingt adoptirt worden ist.

In demselben Jahr erschien auch derjenige Band der allgemeinen Encyklopädie, welcher den Artikel Horaz, von G. F. Grotefend bearbeitet, enthielt. Grotefend begnügte sich hier, seine Ansicht über die Abfassungszeit fast aller Horazischen Gedichte, in einer oft überraschend treffenden Weise, aber nicht weniger oft mit großer Willkür und ohne Rücksicht auf die Leistungen Andrer, auseinanderzusetzen. So bedeutend nun mit einem Male die Acten angewachsen waren, so fand sich doch Niemand, der sie neu bearbeitet und die unabhängig von einander aufgetretenen Ansichten unter einander verglichen hätte. Kirchner wie Grotefend haben seitdem geschwiegen, und nur unbedeutende Vermehrungen hatte das Vorhandene zu erfahren durch einzelne kleine Abhandlungen, wie die von Cahn und Fürstenau. Obwohl nun der neueste Bearbeiter dieser Frage von den beiden Letztern keine Notiz genommen hat, so hat er doch sein Material im Ganzen recht tüchtig durchgearbeitet. Franke's Darstellung ist angenehm lebendig, öfters freilich auf Kosten der Latinität, welche da und dort zu modern gefärbt ist. Die Anlage läßt Manches zu wünschen übrig. Das Ganze wird in einen allgemeinen und einen besondern Theil geschieden. Wie unmöglich es aber ist, bei einem so rein positiven Gegenstande eine solche Sonderung vorzunehmen, zeigt sich jeden Augenblick. Der allgemeine Theil geht die ganzen Bücher nach einander durch und sucht den Anfangs- und den Endpunct der Abfassung und Herausgabe derselben zu bestimmen, während der zweite besondre Theil bei jedem einzelnen Gedichte seine Abfassungszeit herauszubringen sucht. Da zeigt es sich dann aber natürlich, daß beim allgemeinen Theil Vieles vorausgesetzt werden muß, was erst der besondre begründen kann, und umgekehrt beim zweiten Vieles wiederholt, was der erste bereits gegeben hat. Wollte eine solche Sonderung durchaus vorgenommen werden, so hätte wenigstens die Ordnung umgekehrt und zuerst die einzelnen Stücke unbefangen durchgegangen und dann die gewonnenen Resultate zu einem Allgemeinen zusammengefaßt werden sollen. Freilich durfte es dann aber bei einer bloßen Zusammenstellung des Gefundenen nicht sein Bewenden haben; es mußte aus vielen Resultaten am Ende auch ein Resultat gezogen werden. Daß dies nicht geschehen ist, gehört zu einem der Hauptmängel der Schrift. Sie erschöpft bei Weitem nicht die Aufgabe, welche man einer vollständigen Horazischen Chronologie zu stellen hätte; sie ist kein ganzer Körper, sondern ein bloßer Rumpf. Es fehlt nach oben wie nach unten; es fehlt das denkende Haupt, der Sitz des Bewußtseins und die Organe der Bewegung, die das Eingreifen in die Welt vermitteln. Nach vorn vermißt man eine Theorie, die Verständigung über die Grundsätze, den Fundamentaltheil; nach hinten fehlt die Vermittlung mit den Horazischen Werken selbst. Wenn wir uns durch die Schrift hindurchgearbeitet haben, so wissen wir am Ende zwar vielleicht, wann dieses und jenes Gedicht verfaßt worden ist, und können wohl auch ganzen Büchern die Zeit ihrer Abfassung und Herausgabe bestimmen; wie sich aber nun, bei Zugrundlegung dieser Chronologie, die Horazischen Werke im Ganzen und Großen anordnen, in welches Licht sie dadurch gestellt sind, wie nun die Entwicklung des Horaz als Mensch und als Künstler sich gestaltet, das Alles erfahren wir aus dieser Schrift wenigstens nicht*).

*) In den entgegengesetzten Fehler ist der Baron de Walckenaer verfallen, der in seiner Histoire d' Horace (Paris 1840. 2 Bände von etlichen und achtzig Bogen) nur die Resultate seiner chronologischen Untersuchungen uns vor

Und doch kann es eigentlich nur um dieses zu thun sein; die chronologischen Untersuchungen selbst sind nur Mittel zu Erreichung dieses Zweckes. Daß er diese als Selbstzweck betrachtete, möchte einem in der Schule der Holländer großgewachsnen Philologen noch zu verzeihen sein; aber einem jungen Manne und einem Philologen aus der neuesten Zeit dürfte so etwas nicht ungestraft hingehen. Freilich auf dem Höhepunct der modernen Bildung steht Herr Franke auch in andern Beziehungen nicht. Was ist nur gleich das für eine Behauptung, welche S. 57 aufgestellt wird: tota Horatii poesis lyrica recte et ex ipsius sententia dici et haberi potest a m a t o r i a! Mit Verlaub, Herr Franke, aber Aesthetik können Sie nun doch auch gar nicht (und haben doch in Berlin studirt, ei! ei! ei!); sonst hätten Sie nicht mit so selbstzufriedner Miene hinzusetzen können: naturam (der Horazischen Lyrik) ac propriam indolem et perspexisse mihi videor et vero insignivisse nomine. Davon kann ich mich nun und nimmermehr überzeugen. Lesen Sie in der nächsten besten Aesthetik ein Paar Worte über das Wesen der Lyrik, so werden Sie roth werden, zur Feder greifen und ärgerlich einen dicken Strich durch die Seite 57 machen. Sehen Sie, die Lyrik ist wesentlich weder erotisch, noch religiös, noch convivial, noch sonst etwas Andres; oder, was hier dasselbe ist, sie ist Alles dieses, was man dann mit Einem Worte eben lyrisch heißt. Charakteristisch ist für sie nur dies, daß sie das Ich zu ihrem Ausgangs- oder Mittelpuncte hat; die Empfindungen, die innern Zustände des Ich kommen durch sie und in ihr zum Worte, zur Darstellung. Die Sphäre der Empfindungen des Ich ist aber doch wohl nicht auf die Erotik eingeschränkt, und wie man vollends bei Horaz auf diesen Gedanken kommen kann, ist mir unbegreiflich.

Was aber nun den genauern Inhalt der Frankeschen Schrift und das Verhältniß zu ihren Vorgängern betrifft, so hat sich der Verfasser einen Wink seines Lehrers Lachmann über das wahre Jahr der von Horaz so oft angebrachten Parthererpeditionen (in der Hall. A. L. Z. 1836.) sehr zu Herzen genommen. So oft Horaz von den Parthern redet, säumten seine Ausleger nicht, auf das Jahr 734 hinzuweisen, in welchem dieselben den Römern die abgenommenen Feldzeichen zurückgegeben haben. Dagegen hat nun Lachmann gezeigt, daß dabei vielmehr an das Jahr 724—725 zu denken sei, und diesen für die Chronologie der Horazischen Stücke so fruchtbaren Gedanken hat nun Franke scharfsinnig durchgeführt und im Einzelnen begründet. Im Verlaufe seiner Untersuchung ist er dann den Bentleyschen Resultaten ziemlich nahe gekommen und hat sich am weitesten von Kirchner entfernt. Einmal in Beziehung auf die Abfassungszeit der drei ersten Odenbücher. Kirchner läßt sie in dem langen Zeitraum von 715 — 736 (vom 26sten bis 47sten Lebensjahr des Horaz) entstehen, Franke aber in dem engen von 724 — 730 (wo Horaz 35 — 42 Jahre alt war). Man könnte hiedurch gleich im Voraus gegen den Letztern sich einnehmen lassen; die Kirchnersche Rechnung könnte dem Verfahren und Wesen eines lyrischen Dichters angemeßner erscheinen, und auch sonst könnte man es abgeschmackt finden wollen, wenn Franke Horaz mit lyrischen Gedichten nicht eher beginnen läßt, als bis er seine sämmtlichen Satyren verfaßt und herausgegeben hat. Aber, wie gesagt, bei Horaz stellt sich die Sache anders. Nur die Epoden machen Schwierigkeit, so fern sie so nahe verwandt sind mit den Oden und die meisten derselben nachweislich zu gleicher Zeit mit den Satyren verfaßt wurden. Sodann unterscheidet sich Franke von Kirchner wesentlich auch in Beziehung auf die Zeit, in welcher er den Horaz das Dichten aufgeben läßt. Während nämlich Kirchner sich berufen glaubt, den Apollo zu spielen, der seinem Freunde Horaz seine demüthige Bitte um eine senectus cithara non carens (Od. I, 31. extr.) in Gnaden zu gewähren sich entschlossen hat und demgemäß den Horaz bis an sein seliges Ende fortdichten läßt, so schenkt ihm dagegen Franke, offenbar psychologisch richtiger und den eignen Erklärungen des Horaz entsprechender, in seinen letzten Lebensjahren Zeit und ununterbrochne Muße, sich mit philosophischen Studien zu beschäftigen. Nur geht er dann hierin wieder insofern zu weit, als er auch die beiden Bücher Episteln viel zu frühe ansetzt und so die sechs letzten Lebensjahre des nicht alt gestorbnen Horaz ganz unausgefüllt läßt. — Mit Grotefend hat Franke das gemein, daß auch nach ihm Horaz die zwei Bücher seiner Satyren abgesondert herausgegeben hat, sowie daß er als Anfangspunct für die Oden das Jahre 724 annimmt, endlich daß Grotefend wenigstens das zweite Buch der Satyren chronologisch geordnet glaubt; dagegen schiebt der Letztere (mit Recht) den Endpunct der drei ersten Bücher einige Jahre weiter hinaus und weiß auch die letzten Jahre des Horaz mit Arbeiten auszufüllen, die auf uns gekommen sind. Weniger Recht dagegen hat Grotefend theils in andern Puncten, theils besonders darin, daß er die früheste der auf uns gekommnen Arbeiten des Horaz erst in das Jahr 715 setzt und zwischen Abfassung und Herausgabe nicht zu unterscheiden weiß.

(Schluß folgt.)

Augen führt, jene selbst aber hinter den Coulissen vornimmt — ein Verfahren, das freilich noch weit tadelnswürdiger ist. G. F. Grotefend's Verfahren in dieser Beziehung ist der Wahrheit am nächsten gekommen, aber auch nur verhältnißmäßig.

Laube's Roccoco.

(Schluß.)

Man war bei der Aufführung sehr schwerhörig, und es ist wohl möglich, daß Ref. sein feineres Ohr für die Verdienste des Stücks der voraufgegangnen Lectüre verdankt. Unfaßbar sind aber die Pointen nicht, das bewies die durchgängig richtige Auffassung und das volle Bewußtsein der Schauspieler über dieselben, und wenn man kurzweg behauptet, der Bühnendichter müsse so darstellen, daß es nothwendig faßt und mit Gewalt in die Augen springt; so sind viele Finessen und schwerverständliche Pointen mit den Verhältnissen zu entschuldigen. Wollte Herr Laube einmal das Stück auf die Bühne bringen — und man täuscht sich jetzt sehr über die Bedeutung der Bühne in der sittlichen Welt, man überschätzt diese Tribüne des Divertissements —, so durfte er wohl kaum deutlicher werden, als er geworden ist über jenen Schein, jene Blasirtheit und Gemeinheit des Lebens, jene Erstickung aller edlern Leidenschaften in der Menschenbrust; unsre Ruhe ist zu sehr dabei betheiligt, daß jene Zeit und ihre Götter nicht so unverschämt verunglimpft werden, als das wohl in Frankreich geschieht. So ist es ohne Zweifel gekommen, daß von dem Verf. ein vollkommnes Bewußtsein jener durch und durch equivoquen Zeit vorausgesetzt, daß darauf gerechnet wird, man habe dies Bewußtsein in Bereitschaft, und danach anscheinend höchst gewöhnliche Situationen mit wahrhaft französischer Feinheit ausgebeutet werden. Man kann sie langweilig finden, wenn man die Persifflage nicht sieht und die umgekehrte oder verkehrte Welt, die den Schein der wahren annimmt und bei aller innerlichen Indecenz äußerlich decent ist, nicht kennt. Das Stück hat Scenen, die von nichts übertroffen werden und bei der Darstellung doch kalt ließen, weil sie auf Finessen ruhten, die das Publicum, so brav ist es, theils nicht gewohnt ist, theils nicht versteht. Gewohnt ist man nur die unmittelbar durchschlagende Deutlichkeit, unbequem fällt dagegen die Voraussetzung einer historischen Bildung, wie das Bewußtsein über die Roccocozeit, und einer Spannung, wie sie nöthig ist, um überall unter der glatten Oberfläche decenter Redensarten die determinirte Nichtsnutzigkeit im Abgrunde dieses Lebens zu entdecken. Bei dem unausgesetzten Verdacht, das wahre Motiv werde ein liederliches und gemeines sein, braucht man doch noch die Loupe zu seiner Entdeckung: man darf kein Wort überhören, um nicht den wahren Pfiff sich entgehen zu lassen. Und nun das Interesse für die Persifflage selbst; es ist noch sehr in der Minorität. Die Zeit, unsre ostensible Gegenwart in ihrer tiefen Verdorbenheit, hält es eben für Weisheit, sich über sich selbst zu täuschen. Sie hat nichts gegen einen Schein, den Jeder als solchen kennt und Keiner so bezeichnen soll; sie hat nichts dagegen, daß es eine Politik giebt, welche aus Politik fromm ist; sie hat nichts dagegen, daß der Egoismus mit den Heiligthümern der Menschheit, mit Geist, Freiheit und Begeistrung oder wollt ihr's Religion nennen? seinen Wucher treibt. In dieser Verfassung eines selbstgefälligen Patriotismus versteht man die Persifflage der Roccocozeit nicht, und wenn man sie versteht, so hat man sehr wenig Ursache, Geschmack daran zu finden. Man ist nicht eingenommen gnug gegen den glatten Weltlauf, der jetzt so viel Kehricht aufwirft, man ist der Heuchelei noch nicht aufsässig gnug, um sie mit Genuß verspottet zu sehen, man lügt sich überall so viel in den Bart, daß man sich selbst verspotten müßte, wenn man der Komödie des Roccoco Beifall klatschte. Ist nicht der Roccocostyl wieder in der Mode? sind wir nicht bei den engen Kleidern, bei den tiefgeschlitzten Miedern, bei den Reifröcken und dicht vor dem Puder wieder angelangt? Sollte die Mode ohne alle ethische Beziehung sein? O greift in euren Busen, ihr Gottesfürchtigen, ihr Gewissenhaften, ihr Glück und Freiheit Verkündenden, und sagt ehrlich, ob ihr an euern Mantel der Liebe glaubt oder an das, was ihr damit zudeckt? Und dann läugnet die ethische Analogie unsrer Zeit mit der Zeit des Roccoco! — Wie ein lastender Alp liegt diese Analogie unsrer Zeit mit jener auf der Brust des deutschen Publicums, und man darf sagen: wollte die Komödie deutlicher werden, so wurde sie beleidigend, — vielleicht, daß sie es auch so schon geworden —, wollte sie goutirt werden, so durfte sie keine Komödie bleiben, sie mußte das Bewußtsein erst *schaffen*, welches die Komödie *vorauszusetzen* berechtigt und genöthigt ist.

Andrerseits darf man auch das Publicum wegen seiner Schwerhörigkeit in Schutz nehmen und man muß es sogar. Das Interesse ist auf keine Person concentrirt. Sie könnte komisch sein, sie könnte preisgegeben werden, immerhin, so z. B. haben wir Falstaff und dies Gesindel um ihn herum ganz gern. Hier aber gelingt uns ein gleiches Interesse keineswegs. Die beiden Hauptpersonen, der Abbé und der Marquis, sind Agenten im Dienst eines fremden Interesses, und weder das Interesse der Pompadour, noch das der Jugend fesselt uns. Zudem verschlingen und kreuzen sich die Interessen so Vieler bis zu einem fast chaotischen Knäuel, noch mehr, als dies schon aus unsrer Exposition zu sehen war, und so fehlt die Eine nachhaltige Spannung der *Fabel* und ihre geschickte Nährung wie endliche Befriedigung. Die Fabel ist es aber, an welche sich das Publicum hält und mit Recht zu halten hat. Sie ist schon von Aristoteles für die Hauptsache erklärt worden, sie ist der Proceß der Idee, nicht nur die Substanz in dem Verstande von Stoff. Diesen Proceß an eine Person von nachhaltigem Interesse zu knüpfen und auf eine durchschlagende Weise zum Ziele zu führen, das hat Herr Laube versäumt und nicht etwa aus Mangel an Begebenheit, Stoff und lebendiger Verwicklung, sondern aus einem wahren Ueberfluß an alle diesem. Die Charaktere, die Situationen, die vorzüglichen Scenen, die Pointen und Anzüglichkeiten, die feinen Wendungen und guten Witze haben das Interesse von der Formation der Handlung, von der packenden *Fabel* abgezogen, und doch hätte es sich gebührt, daß alle jene werthvollen Dinge sich nur an die Fabel und an das Hauptinteresse angelehnt hätten, während man, so wie die Sache liegt, bei der Frage nach dem Hauptinteresse und der Hauptperson, die es trägt, in Verlegenheit geräth. Die Rheinische Zeitung erwähnte, Herr Laube habe das Stück nach einem französischen bearbeitet. Es wäre interessant, hierüber Näheres zu wissen, zumal der praktische Fehler eben so unfranzösisch, als manche Vorzüge des Stücks in der That sehr französisch sind. Möge es Hrn. Laube gelingen, jetzt, nachdem ihm ohne Zweifel eben durch den Gehalt seines Stücks die meisten deutschen Theater verrannt sind und wo noch eine Möglichkeit ist, die erste Aufführung hinreichen wird, um alle Pietisten, Pompadouristen, Aristokratisten, Legitimisten und bloße Misten gegen dasselbe aufzuregen, möge es ihm gelingen, aus diesem vielversprechenden Stoff einen Mercurius zu schnitzen, der nicht bloß für den Tag, sondern auch für viele seiner Nachfolger Werth hat.

Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 120. 21. Mai. 1842.

Franke „Fasti Horatiani."

(Schluß.)

Im Einzelnen die Resultate Franke's darzulegen und zu beleuchten, ist Sache der rein philologischen Zeitschriften. Wir beschränken uns hierin auf das Allgemeinste, auch schon deßwegen, weil wir, sobald wir uns auf das Detail einlassen würden, zu fürchten hätten, wir möchten uns in das umfassende vor uns liegende Material verwickeln und darin hängen bleiben.

Das achte Buch der Satyren des Horaz wurde nach Franke während der Jahre 713 — 720 (24 — 30stes Lebensjahr) verfaßt und erschien dann einzeln im J. 720. Die Ordnung, in welcher die Gedichte auf uns gekommen sind, ist selbst schon die chronologische, mit Ausnahme der nach Beendigung des Ganzen als Einleitung und Vorwort vorangeschickten ersten Satyre. — Diese Annahme verstößt sehr gegen die gewöhnliche. Nach dieser wäre die siebente Satyre des achten Buchs (welche den Auftritt zwischen Rupilius und Persius erzählt) die älteste der auf uns gekommenen Arbeiten des Horaz. Rodeille, Dacier, Vallart, Masson, Reichert, Passow, Heindorf, Grotefend, Kirchner, Walckenaer, Düntzer und viele Andre sind hierüber einverstanden, so weit sie auch sonst auseinander gehen mögen, und meist waren sie auch darin einstimmig, das Stück für ein ziemlich unbedeutendes zu erklären. In beiden Beziehungen will uns nun Hr. Franke eines Bessern belehren und es ist schon der Mühe werth, seinen Gründen etwas auf die Finger zu sehen; er hat sich wirklich sehr angestrengt, um diese gefährlichste der Proben für seine Ansicht von der chronologischen Anordnung dieses Buches möglichst glücklich zu bestehen. Sein erster Grund ist folgender. Positive Hinweisungen auf eine bestimmte Zeit der Abfassung sind in dem Stücke nicht enthalten; nam quod quae describuntur lites in a. 711 vel 712 incidunt, id nequaquam probat satiram brevi post scriptam esse. Poterat post decennium et plures annos scribi, nec metuendum erat, ne tam faceta perridiculae rei pictura minus delectaret lectores. Alioquin ne nos quidem delectaremur. Gleich gegen dieses alioquin ist Protest einzulegen. Für uns sind in dieser Beziehung alle Gedichte des Alterthums gleich, und ob das beschriebne Ereigniß um ein Paar Jahre jünger oder älter ist, ist gleichgiltig, wo man nach Jahrhunderten zählen kann. Und bei dieser Anekdote nimmt ja Horaz die Miene an, als erzähle er eine vielbesprochne Neuigkeit; wie lächerlich wäre das gewesen, wenn seit dem Ereignisse bereits eine Reihe von Jahren verflossen gewesen wäre! Was dann das delectari, das faceta und perridicula betrifft, so ist das offenbar eine petitio principii. Masson und die Andern sagen: schon weil das Stück so unbedeutend ist, gehört es in eine frühe Zeit; nun kommt aber Franke und sagt: weil es so bedeutend ist, gehört es in eine spätre Zeit, hütet sich aber wohl, jenes zu beweisen. Vielmehr spricht er nur kategorisch das Urtheil aus: haec satira, quamvis omnium brevissima, suo in genere praestantissima est, quippe quae et compositionis elegantia et elocutionis suavitate et vivae actionis luminibus excellit. Aber mein werthester Herr Doctor, das ist doch nicht Ihr baarer Ernst, Ihr letztes Wort? Sie werden doch mit sich handeln lassen? Wo nicht, so müßte ich an Ihrem Geschmacke verzweifeln, was mir leid thäte. Aber nein, Sie haben das nur Ihrer Theorie zu Lieb gesagt, und Ihre Theorie von der Ordnung des ersten Buchs ist es eigentlich, welcher Ihre Lobrede gilt, nicht aber die Horazische Satyre. Denn sonst ständen Sie ja unter Einem Fluche der Geschmacklosigkeit mit Hrn. Düntzer, der meint: „Die Schönheit der Composition und das wundervolle Treffen des Tons geben dem Gedichte die höchste Vollendung"! Schließen Sie sich lieber an den verständigen Franzosen an, der von einer versification d'un assez mauvais jeu de mots und einer pièce médiocre spricht (Walckenaer I, 70 f.). Gestehen Sie nur, daß sich in dem Stücke eine gewisse Armuth an Ausdrücken und Wendungen verräth, daß das Epigrammatische, was es seiner ganzen Tendenz nach haben sollte, ungeschickter Weise ganz abgestumpft ist durch die Breite der Darstellung, daß nicht nur der Anfang unbehilflich ist, sondern auch der Schluß, und die Mitte ohnehin. Im Anfange spricht der Verfasser die Ueberzeugung aus, daß jede Magd am Brunnen die Geschichte gehört habe, findet aber darin ein besonders starkes Motiv, sie aufzuwärmen. Am Schlusse aber ist die Vergleichung V. 29 — 31 ganz unlogisch, da ja in diesem Falle der viator der Sieger ist. Mit den lumina bleiben Sie also nur ganz zu Hause, Hr. Franke, oder stecken Sie uns

Lichter an, damit wir dieselben zu sehen bekommen. — Drittens findet genannter Herr es unglaublich, daß Horaz um das Jahr 713 bereits mit solcher Apathie von Brutus, seinem ehemaligen Waffengefährten und Freunde, hätte sprechen können, wie er es V. 23 ff. u. 33 ff. thue. Hr. Franke vermißt die Einschiebung etlicher seufzender Partikeln und kann es dem Horaz gar nicht verzeihen, daß er nur so „siccis oculis" die Anekdote erzählt. Geweint, geweint hätte werden sollen, da wäre das Stück hübsch geworden und rührend; denn mit Thränen in den Augen, mit dem Sacktuch vor dem Gesicht muß man eine lustige (Franke: perridicula) Geschichte erzählen; das ist die wahre Manier! In der That, es ist schwer, diesen Grund ernsthaft zu widerlegen; man weiß nicht wo man anfangen soll, so voll steckt er von Thorheit. Mit weit mehr Recht ließe sich im Gegentheil sagen, es liege in dem Schlusse des Stücks eine politische Anspielung, die Horaz später nicht mehr gemacht hätte, und hundert Andres, worauf ich mich hier nicht einlasse. Gnug, Franke hat nicht bewiesen, daß von der bisherigen Ansicht über die Satyre abzugehen sey, somit auch nicht, daß das achte Buch wirklich in chronologischer Ordnung stehe, was auch bei den meisten andern Stücken desselben bei genauerer Prüfung sich nicht bestätigt. Ebenso wenig konnte ich mich hievon in Betreff des zweiten Buchs der Satyren überzeugen, will aber meine Gegengründe hier nicht auseinandersetzen.

Bei den Epoden weiß ich dem Hauptresultate Franke's, daß ihre Abfassung in die Jahre 715 — 723 falle, nicht zu widersprechen; nur glaube ich, den Rahmen nach vorn noch etwas strecken zu müssen, und habe meine triftigen Gründe, Nichts von einer retardata editio zu wollen, um so mehr, da Franke selbst nicht zu wissen scheint, was er eigentlich damit will und behauptet.

Der schwierigste Theil der Unterscheidung ist aber nun, die Zeit der Abfassung und Herausgabe der drei ersten Bücher der Oden (denn das vierte ist von jenem Resultate abhängig) zu bestimmen. Nach Franke wurden sie von Horaz von seinem 35. bis zu seinem 42. Lebensjahr (J. 724 — 730) verfaßt und dann mit einander herausgegeben. Mit dem Anfangspuncte bin ich so weit einverstanden, daß ich ihn nur um ein einziges Jahr zurückschieben möchte, und wüßte dafür manche neue Bestätigung vorzubringen. Weit disputabler ist der Endpunct; ich will aber bloß einige von Franke's Gründen anführen und nur einen kleinen Theil dessen, was ich dagegen zu sagen habe, hier auseinandersetzen. 1) „In Ep. I, 1, welche ins Jahr 734 fällt, ist (V. 3) von der Beschäftigung mit der Lyrik als einer längst weggelegten die Rede, zu welcher wieder zu greifen er auch keineswegs Lust habe. Dieses „längst" ist nur passend, wenn Horaz einige Jahre zuvor, also etwa 730, seine 3 Bücher bereits herausgegeben hätte." Aber von Ep. I, 1 glaube ich nachweisen zu können, daß sie einer ganz andern Zeit angehört und auf ganz Andres sich bezieht, als man gewöhnlich glaubt. Bei der gewöhnlichen Annahme ergeben sich schon psychologische Unmöglichkeiten. Horaz spricht es auf die entschiedenste Weise als das Resultat seiner Lebensstufe und seiner Grundsätze aus, daß er jetzt versus et cetera ludicra aufgeben wolle, daß er sich nur blamiren könnte, wenn er sich wieder auf dieses Feld wagen würde. Er sei jetzt zu alt für solche Dinge. Und doch läßt man ihn nach dieser Erklärung auf August's Eindringen ein ganzes Buch Oden dichten und herausgeben! Freilich war es hier August, von dem die Aufforderung ausging, und nicht bloß Mäcen — — seht, so blamirt Ihr Euren Dichter selbst durch Eure Auslegungen! Hättet Ihr Recht, so müßte man das vierte Buch mit dem elegischen Gefühle lesen, welches Ihr, wofern Eure Herzen noch nicht gar zu sehr verhärtet sind, empfinden müsset bei der Durchsicht der Arbeit eines Schülers, die er zur Strafe für irgendwelche Vergehungen anfertigen und darüber dampfende Schüsseln versäumen mußte. Freilich weiß man die erste Ode dieses Buchs dafür anzuführen. Franke thut es auch: die lange nicht berührte Lyra soll Horaz mit diesem Gedichte wieder in die Hand nehmen und dies darin ankündigen. Vergleichen wir hiemit das Gedicht selbst, so erstaunen wir, wir glauben, es müßte ein ganz andres gemeint sein. Nach jener angeblichen Inhaltsübersicht erwarten wir, es werde etwa Apollo angeredet, von seiner erneuten Einwirkung auf den Dichter gesprochen u. dergl. Statt dessen finden wir aber in dem Gedichte die Venus angeredet, welche weder als Dichterin, noch als Sängerin bekannt ist. Von ihr wird gesagt, sie führe den Dichter der Ode von Neuem ins Feuer, sie lasse ihn von Liebe zu Ligurinus entbrennen, ob er gleich seiner langen treuen Dienste wegen gehofft habe, er werde von ihr nicht bloß Urlaub, sondern den förmlichen Abschied erhalten haben. Der Redende weist sie von sich an einen Maximus. Wäre nun hier von der Lyrik die Rede, also der Sinn: junge Leute, wie Maximus, seien geeigneter für diese Dichtart, als er, so sollte man doch offenbar erwarten, daß in der Beschreibung dieses Maximus vorzüglich geistige Fähigkeiten, sein Dichtertalent u. s. w. hervorgehoben würden. Nichts von Allem dem findet sich aber V. 13 ff. Er wird hier nur geschildert als jung, schön und liebenswürdig, zum Beweis, daß in diesem Gedichte nur von der Liebe die Rede ist, daß eine erotische Stimmung und Situation ihren Inhalt bildet. Freilich, Hr. Franke hat, wie wir gesehen haben, ganz eigne Begriffe von dem Verhältnisse zwischen Liebe und Lyrik, nach ihm sind sie eigentlich identisch, und auf dieser Ansicht beruht folgende Argumentation desselben, die wir mehr dem Geiste als dem Buchstaben nach darlegen wollen.

Horazens lyrische Poesie ist wesentlich erotischer Natur: hieraus folgt, daß er, wenn er zu lieben aufhörte, damit auch aufhörte, lyrische Gedichte zu verfassen. Zu lieben aber hörte er (wie er selbst berichtet) in seinem vierzigsten Jahre, also im Jahre 729 der Stadt, auf: somit hörte er im Jahre 729 auch auf, lyrische Gedichte zu machen. Und da Horaz ohnehin am 8ten December des Jahres 689 geboren ist, so werden wir, obwohl eigentlich Horaz am 8ten December 729 mit dem Schlag 12 Uhr das Gebiet der lyrischen Poesie räumen sollte, schon das Jahr 730 als Schlußpunct seiner lyrischen Laufbahn *) annehmen dürfen, um so mehr, da er noch vorher einige Gedichte nachzuliefern hat — eine Verlängerung der Gnadenfrist, wofür wir uns hiemit im Namen und Auftrage des Horaz bei Herrn Franke herzlich bedanken. — Ein drittes Argument von Franke ist endlich: „keine der in den drei Büchern stehenden Oden weist über das Jahr 730 hinaus (was aber unrichtig ist, wie ich beweisen kann), ja manche machen die Annahme eines spätern Jahres geradezu unwahrscheinlich. Denn hätte Horaz die Sammlung später herausgegeben, so hätte er sicherlich Manches hinzugefügt und Manches weggelassen." Hierin hat sich Franke an den Franzosen Vanderbourg angeschlossen, der sein Buch zu der Zeit schrieb, da Napoleon's Kaiserherrschaft ihren höchsten Glanz erreicht und sich in die Reihe der legitimen Throne gestellt hatte, und der nun als geschäftiger Lakai immer um Horaz herumläuft, um zu verhüten, daß er irgendwo anstoße, und ihm das Fältchen am Rocke glättet, damit er doch ja gewiß recht anständig vor Sr. Majestät dem Kaiser August und Sr. Excellenz Dero Premierminister Mäcenas erscheine. Und dann, meint Franke, hätte er den Tod des Virgil, des Marcellus und Andres doch nicht unbesungen gelassen, wenn er die Sammlung später abgeschlossen hätte. Mein Gott, ja, — und daß seine Kuh kälberte und was dergleichen Dinge mehr sind. Wie können denn wir über solche Puncte ein Urtheil fällen! Von wie vielerlei Zufälligkeiten kann es abgehängt haben, daß er, dieser Mann der Laune, die Feder ergriff, um eine Ode zu auszuarbeiten. Ich glaube sogar, daß gerade diejenigen Vorfälle, die ihn als Menschen besonders ergriffen, von ihm nicht zum Gegenstande eines Gedichtes gemacht wurden. In jenen Fällen war er der Unterjochte, Gefangne, sein Dichten dagegen war ein Act der vollkommnen Freiheit, des lichten Bewußtseins, um nicht zu sagen der Willkür.

Doch gnug hievon; schon aus diesem Wenigen muß hervorgegangen sein, daß Franke nicht Recht hat, daß der Abschluß der ersten Sammlung von Oden weiter hinauszuschieben ist. Da indessen das Gegenwärtige vielleicht bereits manchem Leser zu ausführlich erschienen ist, so enthalte ich mich weitrer Untersuchungen und bemerke nur noch, daß Franke die Abfassung des ersten Buchs der Briefe in die Jahre 730—734, die des vierten Buchs der Oden in die Jahre 737—741 setzt und über das zweite Buch der Briefe genaure und sichre Bestimmungen für unmöglich erklärt; in welchen Puncten allen ich mehr oder weniger von ihm abweichen zu müssen glaube.

*) Daß Horaz später noch einmal als Lyriker auftrat, ein viertes Buch hinzufügte, war ja bekanntlich nicht seine Schuld.

Im Allgemeinen ist aus der Schrift Franke's viele Belehrung zu schöpfen, und derselbe hat für die Erklärung der Horazischen Werke einen sehr beträchtlichen Beitrag geliefert. Freilich auch manchen Beitrag zur Bestätigung der Wahrheit, daß man nachgerade doch einmal das Conjecturiren bei Horaz aufgeben sollte. Z. B. anstatt vixi puellis nuper idoneus schlägt er vor zu lesen duellis. Der Vorschlag ist so widersinnig und geschmacklos, daß ich für mehr als wahrscheinlich halte, daß er nicht einmal neu ist. Sonst aber hat sich Franke vorherrschend auf den Standpunct des Historikers gestellt und von da aus so viel geleistet, daß seinen Nachfolgern hierin fast nichts mehr zu thun übrig bleiben wird. Desto mehr freilich ist in logischer, hermeneutischer, ästhetischer und psychologischer Hinsicht übrig gelassen. Von seinem Standpuncte aus mußte dann auch Hr. Franke öfters auf die chronologische Bestimmung von Stücken verzichten, die keine historische Andeutung enthalten, wenn sie gleich von andern Seiten Handhaben dafür geboten hätten. Das wollen wir ihm aber nicht gerade zum Vorwurf machen und scheiden von ihm mit Achtung und Dankbarkeit. W. S. T.

Aus München.

Sie legen mir dringende Wünsche ans Herz, über hiesige Kunst, vornehmlich über die vielen Bauwerke, die in den letzten Decennien in unsrer Residenz ausgeführt wurden, und über die Zusammenhänge aller dieser Bestrebungen mit dem Ganzen unsrer Geistesentwicklung Beiträge für die Jahrbücher zu erhalten. Ob ich es wohl in Ihrem Sinn zu Stande brächte? Von Nutzen wäre es gewiß und eine Ehrensache ist es zudem, daß einmal in umfassendrer Weise von diesen Dingen die Rede sei, und daß diese Rede ein Baier führe. Scheint man doch im Auslande fast zu der Meinung gelangt zu sein, wir gingen sämmtlich mit der Tonsur auf dem Kopfe umher und thäten Buße in Sack und Asche für jeden freiern Aufschwung, der einst an die münchner Universität und Akademie, an die Constitution und unser freisinniges Interesse geknüpft wurde! Gut, ich will es versuchen, zählen Sie auf mich. Und wenn ich für jetzt fast nur meinen Vorsatz und allenfalls die Schwierigkeiten, die ihm im Wege stehen, berühre, so denken Sie getrost, daß auch dies schon zur Sache gehört. Ich bin nicht der Einzige, der die Nothwendigkeit einer Kritik unsres hiesigen Kunsttreibens fühlt, die meisten Künstler fühlen sie mit mir, allein in Baiern zieht sich jeder scheu zu-

rück, weil es schwer ist, sich zu vergewissern, wie weit eine Kritik den Künstler unmittelbar und allein trifft. Die allgemeinen Verhältnisse werden Ihnen nicht unbekannt sein. So ist die Baukunst in ihrer ganzen Ausübung an zwei Künstler vergeben. Wird von dieser Kunst gesprochen, so hört man nur zwei Namen: Klenze und Gärtner. Jeder dieser zwei Herren des hiesigen Bauwesens zieht und bildet sich die Seinigen und jeder flüchtet hinter das allerhöchste Bollwerk, sobald eine kritische Stimme sich erhebt. Sie begreifen, daß diese Lage der Sache für einen Einheimischen, auch wenn er mit der edlen Baukunst nicht liirt ist, allerlei Bedenken aufregen muß, und wie in allen Verhältnissen unsers lieben Vaterlandes, so ist auch hier nur mit Glacéhandschuhen durchzukommen. Die eiserne Faust der ganzen unumwundnen Wahrheit, seitdem diese selbst in Philosophicis zu schwer wird, erwarten Sie nicht von einem Aesthetiker. Wir, die wir doch schön zu sterben und sterben zu lassen uns zur Aufgabe all unsers Trachtens und Dichtens machen, wir sollten nicht schön todt zu sein verstehen? Gewiß, und mögen unsre Kinder auf allen Gassen singen, was wir, wie jener Mann im Mährchen, kaum dem Ofenrohr unsres Stübchens anvertrauen, jetzt ist die Zeit eines vollen Lebens der Kritik noch nicht erschienen, zumal für einen, der so heterodox denkt, wie ich es leider zu thun gestehe. Sie werden noch besser denken, als daß Sie mir's so auf mein Wort glauben sollten, wenn ich in unsrer Stadt der Künste die Lage der Dinge, mit einem Wort das gesammte Kunstleben sehr unerfreulich, ja fast trostlos gestaltet finde. O, die keimenden Künste, sie wollen nicht fort, ja sie drohen zu ersticken und zu erliegen. Auch der Gleichgiltigste, auch der Fremdeste wird auffallende Symptome dieser Wendung entdecken, seit Cornelius von München abgegangen.

Mehr als jede andre Kunst beruht Architektur auf volksthümlicher Entwicklung; man meint es jetzt und man meinte es von jeher sehr gut mit dem Volksthümlichen, aber konnte sich denn in unserm Bauwesen Volksthümlichkeit entwickeln oder künstlerische Individualität gestalten, wenn der Befehl ergeht: „Hier wird ein dorischer Tempel erbaut von 215 Fuß Länge und 130 Breite, daher kommt der Palast Pitti zu stehen im dreiviertel verkleinerten Maßstabe, dort die Halle Orcagna und jenseits ein Palast nach Palladio?" Herr von Klenze, der wirklich gründliches Studium und genaue Kenntniß der griechisches Kunst hat, auch an seiner eignen Ueberzeugung für einen Hofmann fest gnug hält, hat in neuester Zeit eben deßwegen dem Hrn. Gärtner fast gänzlich das Feld räumen müssen. Es ist bekannt, wie sehr König Ludwig seine eigne Ansicht hat und daß er dem Künstler gar oft sogar die Details vorschreibt. So entstand die Walhalla, als der König die griechischen Alterthümer kennen lernte und nun in seinem Lande ein Parthenon zu besitzen wünschte. Der Tempel soll gleiche Länge und gleiche Breite haben, die doppelte Reihe und das Postieum bleibt weg, die Säulen halten gleiche Dicke mit denen des Originals, die Kränze am Fries und die Ornamente bleiben weg, das Innre wird ionisch! Gut, und gesetzt wir geben Alles zu; aber was thut hier der Künstler? Er macht nur den Rahmen um die königlichen Gedanken und nicht einmal diesen. Wäre also an der Sache etwas zu tadeln, wären Fehler zu rügen; darf die Kritik sich an den Künstler halten? Es wäre sehr unbillig ohne Zweifel, und erfolglos nicht minder. Die Künstler aber und die Künste so gut, als die Wissenschaft und die Forscher müssen frei sein, wenn sie gedeihen sollen. In dieser Hinsicht scheint Hr. Gärtner nun leider gar nicht unsrer Ansicht zu sein, man weiß auch, daß er mit Cornelius nicht harmonirte und Cornelius' Abgang von München mit dieser Disharmonie in Verbindung zu bringen, wird uns erlaubt sein. Fürchtet man jede Regung des Geistes, so sind gleich die Maler und die Bildhauer unbequem, weil sie durch ihre freiere Stellung und das unmittelbare Anschließen an die Natur sich weniger zu Nachtretern eignen, als die sich für den Staatsdienst vorbereitenden gläubigen Architekten. Wir sprechen hypothetisch, wir wollen die münchner Akademie nicht weiter darauf ansehen. Sonst könnte man bemerken: die angehenden Baukünstler müssen die Akademie von 8—12 und von 2—6 Uhr besuchen, in dem Atelier eines Malers oder Bildhauers zu arbeiten ist verboten, und wer gegen diese Gesetze handelt, gefährdet seinen Platz. Sind das die freien oder die unfreien Künste?

Zum Schluß noch einen Vorfall aus dem jetzigen Künstlerleben, der wenig bekannt sein möchte und doch vielleicht nicht uninteressant ist, zumal ich die beste Bürgschaft für seine Wahrheit habe. König Otto von Griechenland wollte einen Palast aufgeführt haben. Schinkel aus Berlin kam und machte einen Entwurf; eben so später Klenze. Beide haben indeß ihre Pläne als zu großartig für die gegebnen Verhältnisse anerkannt und selbst zurückgenommen. Da erhält der mit Heidegger nach Athen gekommne Architekt Ludwig Lange den Auftrag, einen zweckmäßigen Plan anzufertigen. Dieser entledigt sich seiner Aufgabe mit Glück, und man kann in der That nichts Sinnreichres, Bündigeres, Geschmackvollres denken, als den Entwurf Lange's. Alles war damit zufrieden und einverstanden. Da kommt aus Deutschland ein tonangebender Architekt nach Athen, weiß es plausibel zu machen, Lange's Plan tauge nicht, zeichnet ihn durch, ändert daran nur einige Aeußerlichkeiten und Zuthat und läßt ihn sodann als den seinigen zur Ausführung kommen. Mußte es auch in Griechenland zweifelhaft werden, wer der Meister und wessen der Ruhm?

Hab' ich Ihnen nun zu dem düstern Bilde, welches Sie ohnehin von Baiern sich mögen entworfen haben, noch mehr Schatten geliefert, so gemahnt mich's jetzt, eine Art Ehrenrettung meiner Landsleute auszusprechen. Wir sind, bei allem Anschein des Obscurantismus, dem Streben der freien Philosophie mit Eifer zugethan, wir zollen ihrer lauten Stimme Beifall, wir sympathisiren mit ihren schleichenden Leiden und Anfechtungen. Mög' es ihr immer mehr gelingen, die Lüge zu zerstören und die volle Wahrheit auf den Thron zu setzen. Lassen Sie sich also nicht irre machen durch die finstre Stimme „von der Isar." Wir Baiern verachten das jesuitische Treiben sammt all seinen Aposteln, mögen sie Joseph Görres oder Adam Müller oder gar mit protestantischem Namen getauft sein, aufs Entschiedenste und kennen auch die geheime Leidensgeschichte dieser Herren sehr genau. Wir haben viel, nur allzu viel davon geladen, das ist war; aber man würde unser gutes Land sehr verkennen, wenn man nach dieser Ladung seinen Geist taxirte, es regt sich hier ein viel freierer Geist, als jene Kuttenträger denken, und daß zu seiner Zeit das Innre offenbar werden wird — das haben die Offenbarungsphilosophen, die ja im vorigen Herbst so freisinnig gegen Sie geredet, Ihnen gewiß längst verrathen. Verum sui index et falsi. Näheres und Substantielleres mit Nächstem.

J..

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 121. 23. Mai. 1842.

Zur Kritik des Völkerrechts.

I.

Histoire des Progrès du droit des gens en Europe dépuis la Paix de Westphalie jusqu'au congrès de Vienne, etc. etc. Par Henry Wheaton. 1841.

Die jüngste Zeit lehrt uns, daß die bedeutendsten Schriften, welche in die Zeit lebhaft eingreifen, nicht mehr von den Universitätsgelehrten, den Kathederherren ausgehen. — Greifen wir nur voll hinein: List, Grund, Wheaton; da haben wir gleich drei Beamte des nordamerikanischen Völkerverkehrs, die das Reich der Ideen im Interesse praktischer Tendenzen anbauen, und durch die Vermittlung der materiellen Vortheile ihres Landes Freiheit und Selbständigkeit, und eine segensreiche Verbindung mit den cultivirten Völkern der alten Welt zu befördern wissen. — Nicht umsonst wenden sie sich theilweise an Deutschland und setzen ihre Kräfte ein für ein erstarkendes deutsches Volksthum; sie wissen, daß ein gesundes und sichres Deutschland die festeste Schutzwehr gegen alle weltherrscherischen Uebergriffe des Ostens und Westens ist und so mit Nordamerika, dem jungen Hort der Neutralität im großen Völkerleben und der freien Individualität im Staate, verbunden, ein wahres Gleichgewicht der Mächte herstellen würde, das, über die engen Grenzen Europa's hinausgehend, der eignen Kraft vertrauen dürfte, statt, wie die bisherigen Systeme berechnet waren, sich auf die wechselseitigen Schwächen zu stützen. Wir sind solchen Anerbietungen bis jetzt kaum verstehend entgegen gekommen. —

Grund's Buch über Nordamerika, in welchem der kundige und wohlerfahrne Verfasser die Quellen des dortigen Wohlstandes und die Früchte einer gut angewandten und freien Thätigkeit enthüllt, lehrt uns die sittlichen Zustände des durch deutsche Ansiedlungen so nahe verwandten Landes besser verstehen, als die vom frommen Dr. Julius nach preußischen Ansichten mitgetheilten statistischen Tabellen, die unmöglich Verhältnisse genau bezeichnen können, welche noch jugendlichem Wachsthum und raschem Wechsel unterworfen sind. —

List's großartige Pläne, denen freilich unsre entomologischen Verhältnisse erst zuwachsen müssen, werden für unpraktisch verschrieen, oder als unsinnig widerlegt, und zwar von denselben Leuten, die ihn des Diebstahls zeihen, statt ihm zu danken, daß er die Schätze, welche sie, wie Drachen ohne die Fähigkeit zur Benutzung, ohne den Muth zum Genuß, nur mit dem Steiß gehütet, die edlen Goldbarren, die sie, wie Kupfer, mit Rost und Moder umgeben haben, zu klingendem und leuchtendem Gelde umgeprägt.—

Wheaton endlich, der Gesandte der Vereinsstaaten am berliner Hofe, behandelt, und zwar zur Beantwortung einer pariser Preisfrage, den wichtigsten Theil der Rechtsgeschichte, der in Deutschland leider! schon lange brach liegt. —

In keinem Theile der Jurisprudenz ist der Gegensatz von Theorie und Praxis eigenthümlicher, als hier; nirgends bedürfen beide einander so sehr, und darum ist es gerade hier so belehrend, von einem Praktiker eine wissenschaftliche Behandlung zu lesen. —

Man hat recht witzig bemerkt, daß es in dieser Doctrin besser wäre, Gewalt zu studiren, als Recht! — (Einträglicher ist es gewiß!) — Hegel und Jahn, die Speculation und das Volksthum bezweifeln die Existenz eines wahren Völkerrechts; und wirklich beide mit erheblichen Gründen. So wenig dem bestehenden Völkerrechte bis jetzt eine rein wissenschaftliche Theorie angepaßt werden konnte, ebenso wenig ist in seiner praktischen Ausbildung schon den Rechten der Nationalität (der Eigenthümlichkeit der Völker) ein Gnüge geschehen. Es ergeht aber dem Staatsrechte ähnlich. —

Nichts ist seltsamer, als wenn Einer das Völkerrecht etwa mit hochtrabenden Definitionen von Recht und Volk beginnt, um sich auf einmal zu den positiv geltenden Bestimmungen desselben herabzulassen; nichts komischer, als die vielen deutschen Lehrbücher des Reichs- und Staatsrechts, in denen mit den Begriffsentwicklungen des allgemeinen Staats angefangen wird, den man etwa als „eine Vereinigung einer gewissen Summe von Subjecten zu den und den Zwecken" definirt, um dann die Geschichte der deutschen Staaten zu erzählen, wo Alles ganz anders herging. —

Als in Frankreich Rousseau den Staat auf eine beschränkte, aber der damaligen Zeitrichtung angemeßne Weise bestimmt hatte, da haben ihn die Franzosen bald auch danach construirt. Die Amerikaner philosophiren gar nicht über

den Staat, sondern in dem Staat und seiner Fortbildung. Ihre mannigfaltigen Niederlassungen, in freien Gemeinden, gehorchen, jede, mit eignen Gesetzen, ja fast mit eignen Glaubensbekenntnissen, einer innerlichen Ordnung. Dort, wo der Weg vom Kopf zur Faust, vom Gedanken zur That so viel kürzer ist, kann die Gesinnung nicht so leicht verdumpfen, als in den ältern Staaten, wo der Gegensatz zwischen dem Vernünftigen und dem Wirklichen, dem Bestehenden und dem, was unsrem politischen Bewußtsein angemessen wäre, täglich weiter klafft.

Da ist denn die historische Auffassung ein Trost, weil sie nachweist, daß auch hier die Idee allmälig eine Art thätiger Berechtigung gewinnt, daß sie manchmal die dicken Massen der Gewalt durchbricht, um bescheidne Ovationen zu feiern. Selbst die Heuchelei zeugt für die Entscheidung des Geistes, wenn sie von der Gewalt ausgeht, weil das immer eine ängstliche Huldigung für die Principien des Rechts voraussetzt, daß es officiell nicht vernachläßigt werden durfte.

Darum liegt das Völkerrecht eigentlich in der Summe der Facten, aus denen es vorsichtig herausgelesen werden muß, es beruht auf seiner Geschichte, wie die Philosophie auf der Geschichte der Philosophen. — Das heißt: der Kern der Disciplin besteht als ein Ursprüngliches; er offenbart sich aber erst in der Geschichte, weil sich hier die Grundsätze, nach denen das politische Weltgebäude besteht, durch Gewalt werden geltend machen müssen. — Und insofern ist allerdings das Völkerrecht nur die höchste, vollste Bethätigung des: Ubi vis, ibi jus! weil es außer der Geschichte nicht existirt. — Mag da auch einmal eine verrottete Tendenz factisch Recht behalten, so vermag sie doch nicht die allgemeine Anschauung zu vernichten. Ist auch Polen zertheilt worden, — die große Erbsünde der Neuzeit! so erhebt sich gerade auf seinen Trümmern das Recht der unverletzlichen Nationalität. Denn Polen war der Apfel vom Baume des Erkenntnisses für den politischen Menschen. — (Darum kam auch die französische Opposition der 90er Jahre während der Coalitionen stets ängstlich und erbittert auf dieses Thema zurück.) —

Die erste Instanz im Völkerrecht ist die friedliche Unterhandlung, die Entscheidung der Congresse und dergl. Vermittlungen mehr, — die zweite der Krieg, und das letzte Gericht ist die Weltgeschichte: denn wer nicht die Kraft hat, sich selbständig zu behaupten auf eignen Füßen, der hat auch nicht das Recht zur politischen Existenz. — Das ist freilich kein regelmäßig formulirtes Gerichtsverfahren, wohl aber stets ein historischer Proceß! —

Der trefflichen pragmatischen Darstellung von dem Fortgange der allgemeinen Zustände fehlt bei Wheaton doch ziemlich merklich der einheitliche Leitfaden, welcher die Grundzüge der ganzen Entwicklung für die Geschichts- und Rechtsphilosophie urbar machte. Die nähere Kenntniß der praktischen Zustände führt gewöhnlich nur bis zum Pragmatismus, aber es ist freilich auch eine Hauptsache, den Stoff erobert und zugänglich gemacht zu haben. —

Das Alterthum kannte kein Völkerrecht: — ihm galt ja der Mensch Nichts, nur der Bürger. Da stand den wenigen cultivirten Staaten die übrige Welt, die feindliche, als eine Wüste rechtloser Barbarei entgegen; die Sklaverei galt ganz unbefangen für berechtigt. Dennoch gaben ihnen die Pietät, die Gottesfurcht und die Klugheit der höhern staatlichen Gesittung gleichsam instinctmäßige Anfänge dazu. — Das lehren uns die Fecialen und Amphiktyonien. Der eifernde Gott des Judenthums hatte seinen Kindern oftmals die Vernichtung heidnischer Nachbarn zur Pflicht gemacht, aber die Sklaverei milderten seine Gesetze, doch nur wie die Thierquälerei.

In den Gesandten und Verträgen ward die eigne Botschaft und das eigne Wort geehrt; — das Alles in der antiken Form religiöser Weihe. (Einzelne Anomalien sind hiebei von so wenig Bedeutung, als für die neueste Zeit der rastadter Gesandtenmord.) —

Rom, seiner Prädestination zur Weltherrschaft bewußt, erkannte kein Volk für ebenbürtig, selbst seine Bundesgenossen wurden als Diener behandelt; — und jede Weise, dies auszuführen, galt für erlaubt. — Wo aber keine Gleichheit von Volk zu Volk, ist auch kein Völkerrecht möglich! —

Aehnlicherweise mißt England mit altrömischem Maße noch heute, um seine Seeherrschaft zu behaupten, so daß wir Deutsche, die schon so Manches von den Franzosen erdulden gemußt, hier gleichsam schadenfroh dies wieder gedemüthigt finden; und sogar als Pendant für unsre Gallomanie finden wir dort eine Anglomanie*)! — Diese Manien für das Fremde verletzten den wackern Bürger, der seine eigne Ehre in die der Nation gesetzt hat, zu allen Zeiten. Aber die bewußte Unabhängigkeit und Integrität der Nation als solcher ist erst ein Product der neuern Zeit, gleichsam ein Ausdruck der neuesten Entwicklung des Völkerrechts. Freilich ist das Recht der Nationalität, der Boden der Freiheit, ein ewiges und unveräußerliches Recht, wie das der freien Individualität des Einzelnen, aber auch dieses ist kaum ein halbes Jahrhundert in seinem rechten Inhalte deutlich ausgesprochen. (Die Freiheit des Eigenthums ist in den aufgeklärtesten Staaten noch nicht so alt; — das Gewissen ist noch heute nicht wirklich frei in den sog. civilisirten Staaten.) — Erkannte der Mensch des gebildeten Alterthums seinen höchsten Selbstzweck im Staatsbürgerthum, — so war dagegen der Mensch des germanischen Mittelalters nur — Christ. Für das Christenthum unter-

*) Vertreten durch Montesquieu, Necker, Guizot u. A. m.

warf Karl, der Große, die Sachsen nach dem Rechte seiner göttlichen Begnadigung. Der Christ Chlodwig besaß Frankreich erst mit Recht. — Der Papst hatte Amerika zu verschenken und die frommen Spanier verbrannten die besiegten Ureinwohner, wie ihre Ketzer, oder machten sie zu Sklaven; wie die Sitte des Alterthums es schon mit sich gebracht hatte.—

Des Christen Reich war nicht von dieser Welt; die Einheit des Himmelreichs sollte auf Erden copirt werden. Die „zwei Schwerter", welche Gott der Christenheit gegeben, rangen mit einander, aber das heilige römische Reich vereinigte beide und vermählte die getrennten Hälften zu einer nicht allzu fruchtbaren Ehe. Daß diesem Spiritualismus gegenüber das Naturwüchsige um so üppiger aufschoß, berechtigt uns noch nicht, die Idee des Volksthums eine mittelalterliche (romantische) zu schelten, sie, die gerade allen Instituten des Mittelalters widerspricht. —

Das Völkerrecht beruht eben auf der anerkannten Gleichheit der Völker als solcher, auf dem vollk.ommnen Rechte der Souveränetät, der Selbstbestimmung eines Staats, der nichts Höheres über sich anerkennt, während er dem Ausland gegenüber als Einheit (Persönlichkeit) erscheint. — Das Völkerrecht fragt nach keiner andren Berechtigung zu dieser Selbstbestimmung, als sich in der eignen Kraft geltend macht. Darum aber kann eben das Völkerrecht sich mit keiner Universalmonarchie, keiner Weltübermacht vertragen, sei sie weltlicher oder geistlicher Natur. — Immer ist es Schirm und Schutz der Neutralen, das Princip, welches die Mächte zweiten Rangs mit einander verbindet. (Daran erinnern alle die Bündnisse der bewaffneten Neutralität aus dem vorigen Jahrhundert, — die heutige Stellung Frankreichs und Nordamerika's gegen England. Auch der deutsche Zollverein wird sich, um auszuwachsen, eine völkerrechtliche Persönlichkeit verschaffen müssen, wie einst der Hansabund, — das Recht der Gesandtschaften, eine Flagge, officielle Anerkennung beim Auslande als die Macht, welche die materiellen Interessen Deutschlands begreift.) —

Amerika versteht seine Stellung, wenn es sich an die Spitze der neutralen Mächte begiebt. Ueberhaupt erblüht das Völkerrecht zunächst in föderativen Staaten, wo es mit staatsrechtlichen Beziehungen collidirt und darum selbst für das innre Leben nothwendig beleuchtet werden muß. So hat derselbe Wheaton nebst einigen Andren seiner Landsleute einen Zweig dieser Wissenschaft neu belebt, der dort besonders wichtig und fruchtbar sein wird, das internationale Privatrecht nämlich, welches die Jurisdiction über die oft verwickelten Rechtsverhältnisse einzelner Individuen in ihren Collisionen mit fremden Landesgesetzgebungen erörtert.

(Fortsetzung folgt.)

———

Die Bettine als Religionsstifterin.

Hans Sachs hat in einer sehr spaßhaften Komödie, die ungleichen Kinder Eve betitelt, die alte Geschichte vom Kain und Abel dramatisirt. Hier hat Adam nicht sieben, sondern zwölf Söhne; sechs gute und sechs böse. An der Spitze der „gehorsam wohlgezognen" Kinder steht Abel, Kain aber führt die böse Rotte an. Einstmals läßt der Herr dem Adam ankündigen, er werde ihn morgen besuchen, um zu sehen, wie er sich nach der Vertreibung aus dem Paradiese befinde. Auch wolle er „seine Kinder examiniren, wie sie Gottes Wort studiren." Der Herr könne doch seine Creaturen, obgleich sie wider sein Gebot gehandelt, nicht so ganz unbeachtet lassen. Vielmehr will er „schauen, wie sie haushalten, auch wie sie ihrer Kinder walten, wie sie sie den Glauben lehren, auch wie sie Gott fürchten und ehren." Nachdem nun Eva ihre Kinder gebadet, gestrelt und geschmückt hat, nachdem sie das Haus gekehrt und Gras gestreut, damit das Feiertagsessen darin desto besser schmecke, erscheint der Herr mit den lieben Englein sein. Nun examinirt er die Kinder; aber wonach? Versteht sich, nach dem Katechismo Lutheri. „Kommt, thut näher zu mir her treten, sagt mir her, wie könnt ihr beten." Abel und seine fünf Genossen können die sieben Bitten, nebst Erklärung, ohne Anstoß auswendig. Auch die zehn Gebote mit dem „Was ist das" beten sie ganz vortrefflich aus dem Kopfe her. Die spitzfindigsten theologischen Fragen, die ihnen Gott der Herr vorlegt, beantworten sie auf eine höchst befriedigende Weise. Um eine Probe zu geben, frägt Gott zum Beispiel den Enoch: „Enoch, wenn Gott verzeucht gar weit, zu geben (was man bittet), warum geschieht das?" Antwort: „Es geschieht, damit wir desto baß dadurch uns üben in dem Glauben, lassen die Prob uns nicht berauben, sondern bleiben in Hoffnung stet." Frage: „Methusalah, wenn das Gebet von Gott bleibet gar ungewährt, sag, was gedenket ihr auf Erd, wo bleibet alsdann euer Hoffen?" Methusalah antwortet: „Aus dem wird dem Gläubigen frei offen, weil Gott die Gab nicht geben thut, daß ihm gar nicht wär nütz und gut, wo er ihm dieselbe Gab hätt geben." So bestehen also jene Sechs dies Rigorosum ausgezeichnet. Kain aber und seine Rotte wissen nichts. Denn die haben sich lieber auf der Straße umhergetrieben und mit bösen Buben auf der Gassen geprügelt, als daß sie in Gottes Wort studirt hätten. Dafür soll aber auch Kain mit seinem ganzen Anhang „hart und armuthselig Leut werden, als Bauern, Köhler, Scheffer und Schinder, Badknecht, Holzhacker und Besenbinder, Taglöhner, Hirten, Büttel und Schergen, Kärner, Wagenleut und Fergen, Jacobsbrüder, Schuster und Lanzknecht." Abel aber wird von Gott zum Bischof gemacht und seine Brüder

sollen „groß Leut werden, als König, Fürsten, Potentaten, Gelehrte, Prediger und Prälaten.“

Wenn Hans Sachs den ersten Menschen, wie sie rein aus den Händen der Natur hervorgegangen, schon einen ganzen Kram von Gelehrsamkeit und Bibelkenntniß aufbürden will, wenn er sie schon quälen läßt mit dogmatischen Spitzfindigkeiten und theologischen Nörgeleien, so ist das dem Schuhmacher und Poeten nicht so gar hoch anzurechnen.

Wenn man aber in unsrer Zeit aus einer einfachen Naturpoesie ein Dogma, wenn man aus einer anspruchlos kindlichen Dichtung eine Religion, aus einer Dichterin, die als solche der Menschheit angehört, eine Religionsstifterin und einen willkommnen Erwerb der Theologen hat machen wollen, so ist das nicht bloß lächerlich — es ist eine Gewalt, die man der Poesie angethan hat, und welche ernstlich zurückzuweisen ist.

Es giebt Leute, welche, selbst inhaltsleer, sich für irgend eine litterarische Erscheinung enthusiasmiren zu müssen glauben, um doch eine Art Inhalt zu haben und mit solchem Enthusiasmus groß zu thun. Dieser Enthusiasmus ist aber nicht der wahre, weil er nicht hingebend ist. Er ist egoistisch und kann sich der Sache nicht wirklich aufopfern. Vielmehr strebt er Alles seiner eignen Klugheit anzupassen und zurechtzumachen, um dann sagen zu können: Ei seht doch, wie klug ich bin. Diesen Schriftsteller da, oder diese Schriftstellerin da glaubtet Ihr ganz einfach nach Eurer gewohnten Weise genießen und verstehen zu können. Aber traut Eurem kalten prosaischen Gefühl nicht. Befeuert Euch, enthusiasmirt Euch, wie wir, und Ihr werdet bald finden, wie wir, daß ganz etwas Andres, etwas Ungeheuerliches, dahinter steckt, als Ihr gemeint habt.

Solche überlästige Enthusiasten hat auch die Bettine gefunden. Und es ist ein Unglück für sie, daß sie Gott nicht vor ihren Freunden bewahrt hat.

Es giebt Leute, welche der Menschheit schlechterdings einen Gefallen thun wollen. Sie selbst fühlen nicht die Kraft dazu in sich, um etwas Neues, Erquickliches zu geben. Aber sie hören doch die Schlagwörter der Zeit, sie glauben zu verstehen, was die Zeit wolle. Und so möchten sie wenigstens auf etwas hinweisen, was unser Sehnen stille, unsre Wünsche befriedige.

Solche Leute hörten von vielen Seiten her: die Menschheit finde sich nicht mehr in den veralteten Formen einer überkommnen Religion zurecht. Sie fühle sich unglücklich bei Dogmen, welche, durch Offenbarung gegeben, mit der Vernunft in offnem Kampfe lägen. Gleich glaubten sie Wunder welche gute That zu begehen, als sie sich auf den Markt stellten und ausriefen: Schaut her; hier ist eine neue Religionsstifterin zu haben. Die Thoren bedachten nicht, daß die Menschheit dahin strebe, sich überhaupt aller dogmatischen Fesseln, aller religiösen Beschränkung zu entkleiden. Sie wollten uns einen Gefallen thun, und haben sich nur lächerlich gemacht.

Die Bettine hat das ausnehmende Unglück gehabt, durch jene unkritische Begeisterung und durch das Geschrei einiger Unwichtigen, die sich gern wichtig machen wollten, auf ein Gebiet gestellt zu werden, wohin sie nicht gehört. Man hat ihr eine Ehre anthun wollen, und man hat sie verunehrt. Man hat sie hoch stellen wollen, und man hat sie zu niedrig gestellt. Denn Jeden, den man nicht auf dem ihm eigenthümlichen Gebiete begreift, nicht in seiner wahren Natur erfaßt, erniedrigt man eben dadurch. — Kurz und gut, und um Alles in Allem zu sagen, man hat die Bettine zur Religionsstifterin machen wollen.

Diejenigen, welche das thaten, haben entweder nicht gewußt, was Religion ist, oder sie haben nicht gewußt, was Bettine ist.

Der natürliche Mensch ahnt keinen Zwiespalt zwischen Natur und Geist, Endlichkeit und Unendlichkeit, Wort und Fleisch. Das ist der Sündenfall, wenn der Mensch, aus jenem ersten einfachen Naturzustande heraustretend, Geist und Materie, Schaffendes und Geschaffnes trennt, und einen Zwiespalt zwischen Gott und Natur setzt. Die Religion sanctionirt jenen Sündenfall, jenen Zwiespalt, und macht ihn zu etwas Feststehendem, während er nur ein Uebergang sein sollte. So ist in den verschiednen Religionen, die einander folgten, die Natur immer gottloser, der Geist immer unnatürlicher geworden. Je stärker diese Scheidung, desto stärker das Bedürfniß der Erlösung. Denn der Geist wird sich bald in seiner abstracten Hoheit und Würde unglücklich fühlen, er wird das Gefühl des peinigendsten Mangels, der höchsten Unvollkommenheit empfinden.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 122. 24. Mai. 1842.

Zur Kritik des Völkerrechts.

(Fortsetzung.)

Aus allen diesen nähern Bezeichnungen über das Wesen und den Gegenstand des Völkerrechts folgt, daß es wesentlich der neuern Zeit angehört, und so war es ein richtiger Tact, seine Geschichte mit dem westphälischen Frieden beginnen zu lassen. Wir sehen, es hat eine weltbürgerliche Bedeutung, es setzt eine Gesittung voraus, deren Inhalt der humansten Toleranz angehören muß. Die droits d'aubaine, die Strand- und Wildfangs-Rechte, und wie all die mittelalterlichen Barbareien heißen, welche gegen Fremde für erlaubt galten, mußten vor ihm wegfallen. Wir kennen sie aus einer Zeit, wo der übertriebenste Spiritualismus, der die ganze Welt für ein Lehn Christi ansah, neben der zügellosesten Rohheit bestand. Beide Gegensätze verhindern die politischen Verbindungen der sog. „gentes moratiores.“ — Im Völkerrecht selbst aber liegt die Vermittlung von solchen Extremen. Wie es nämlich einerseits auf der abschließenden Selbständigkeit und gegenseitigen Anerkennung von unabhängigen Nationen beruht, so bedarf es andrerseits eines mehr kosmopolitischen Näherrückens und Anschließens des bisher Geschiednen. Somit existirt das wahre, das entschiedne und als solches gewußte Völkerrecht in Europa erst seit der Reformation, d. h. seit der Zeit, wo die Staaten ihren eignen Stütz- und Schwerpunct, statt im Reich oder Papstthum, in sich selber suchten und fanden, gerade wie das Individuum erst s e i t d e m ein für sich bestehendes ist, a l s sein Gewissen aufgehört hat, eines Beichtvaters zu bedürfen. — Das föderative Deutschland gab auch hier den Anstoß. Die erste Krisis währte bis zu 1648. Der deutsche Boden empfand die stärksten Folgen. Die (360!) deutschen Staaten wurden fast unabhängig vom Kaiserthum, in ihrer neuen Landeshoheit, deren Tendenz, ins Geistliche übersetzt, hieß: Princeps episcopus. —

Dies ist die eine Seite des Fortschritts, nämlich die Scheidung der Mächte zu Persönlichkeiten, die sich getrennt gegenüber stehen (ohne Lehns- oder Vasallenverhältniß) und gerade darum leichter vermitteln können. Das geschah denn auch zunächst dadurch, daß die Idee der Befreiung von der Oberherrschaft des Geistes ihre Partisanen vereinte, und so aus der zerbrochnen Welt neue Verbindungen der einzelnen Theile entstanden, der Katholiken eines Theils, andern Theils der Lutheraner und Reformirten. Eine ganz gleiche Berechtigung der drei Religionsparteien im deutschen Vaterlande ward zuerst durch den Friedensschluß des 30jährigen Krieges anerkannt, in Frankreich schon auf eine Weile durch das Edict von Nantes. Da kam doch wieder der Mensch zu Ehren, als Glied seiner Nation. —

Aber die verschiednen Parteien standen noch feindselig einander gegenüber, sie suchten sich durch natürliche oder künstliche Bündnisse aufrecht zu erhalten, und das europäische Gleichgewicht wird das Losungswort, — ein Mittel, dem ähnlich, welches schon Demosthenes seinen Athenern angerathen hatte, um durch künstliche Erregung von Unruhen unter den Nachbarn diese schwach und dienstbar zu erhalten. Man verbürgte sich gegenseitig seine Rechte und Freiheiten, Frankreich und Schweden den Zustand des deutschen Reichs. Durch diese fremden Garantien ward Deutschland wieder der Märtyrerboden für ewige Kämpfe. Weil es, in seiner Zersplittrung, seit Urzeiten seine eigensten Ideen immer nur im Kampfe mit sich selber durchsetzte, in zwei Feldlager zerrissen, so bildete es auch hier stets die Parzellen, welche beim Abwägen des Gleichgewichts bald rechts und bald links in die Wagschalen geworfen wurden. —

In dem nun vorherrschenden Streben nach einer gewissen Gleichmäßigkeit der Kräfte lag aber nur ein negatives Postulat, ein ewiges gegenseitiges Aufheben, ein unsterblicher Status quo, als Nothbehelf. So ward, trotz der anerkannten Unabhängigkeit eines Staates, sein Uebergewicht, wirkliches oder drohendes, folglich auch eingebildetes oder vorgegebnes, den gefährdeten Andern ein casus belli. — Selbst der gewissenhafte Fénélon fragt im „Examen de la conscience sur les devoirs de la royauté“, ob ein Fürst, der die halbe Welt zusammen erbe, damit auch das Recht erbe, der übrigen Hälfte der Welt Gesetze vorzuschreiben; — und folgert aus der Verneinung dieser Frage das Recht zum Kriege. —

In diesen Ansichten, die versteckterweise noch heute gelten, liegt aber kein bestimmtes Rechtsprincip; es ist zunächst das noch ganz unentwickelte Gebot der Selbsterhaltung, welches der Intervention bei sich widerspricht und sie bei Andern zuläßt, sowohl wegen drohender Gefahr, als auch wegen übernommner Garantien. — Besonders in

Spanien (bei den Erbfolgekriegen) kämpften die Weltmächte um das Uebergewicht. — Der Supremat, dem spanisch-österreichischen Hause abgenommen, schien auf das weltschlaue Frankreich übergegangen, welches seine Tendenzen und seine Bildung durch Verallgemeinrung über Europa zu verbreiten verstand. Die französische Sprache ward die Welt- und Diplomatensprache. Stehende Heere und stehende Gesandtschaften kamen auf. Bei dem lebhaftesten Verkehr war man immer auf seiner Hut. Ewige Kriege und doch kaum eine Idee, die vertreten und verfochten ward. Der Charakter dieser Zeit ist die Charakterlosigkeit, ihre Frucht des Polizeistaates triviale Bildung. Da errettete Frankreich, selbst abbüßend, was es selbst verdorben und erlitten. Aus Ludwig XIV. absoluter Staatshoheit, an deren Schimmer alles Nationale unerkannt verblich, ging der Kosmopolitismus der Freiheit hervor, und durch die Anfeindung der Coalitionen wieder das alte Streben nach Weltherrschaft. Durch Napoleon und gegen ihn wurden die Völker erst von der alten starren Staatsgewalt emancipirt. Nicht die Freiheit hatte ihnen sein Absolutismus geschenkt, wohl aber die Gleichheit. Um so mehr verwickelte sich der Koloß in dem allzuweiten Schleppgewande seiner Größe. Hinter den Tritten seiner fliehenden Rosse keimte das Bewußtsein des Volksthums auf, oft bis zum einseitigsten Extrem getrieben.

Daraus entstand die neueste Phase der völkerrechtlichen Entwicklung von Europa: die sog. heilige Allianz.

Heilig nannte sie sich in dem unbestimmten Gefühl, der Willkür gesteuert zu haben, und aus dem sehnsüchtigen Bestreben, den Frieden für immer zu erhalten. Aber auch hier kam man auf das alte (negative) Princip des äußerlichen Gleichgewichts zurück und suchte dieses durch eine Vertheilung von Ländermassen zu decken, deren Nenner die Fürsten waren; die eigentlichen Zähler aber, die Völker, wurden wirklich wie bloße Zahlen behandelt. Frankreich ward etwas zurückgedrängt. Deutschland erhielt eine oberflächliche Einheit, bei der das historisch Berechtigte mit dem Zeitgemäßen, der positive Besitz mit den Naturrechten der Volksstämme auf eine seltsame Weise ausgeglichen ward: Landeshoheiten, beschränkt durch Bundeszwecke u. dgl. m. —

Diese Allianz, welche ein neues Völkerrecht zu gründen versprach, kam demnach schließlich zu den alten Gebrechen zurück, indem sie den Schwerpunct der zu erhaltenden Staaten gar nicht auf die innre Einheit des Volksthums stützte. Und so geschah es denn, daß sie schon auf den aachner und veroneser Congressen zu einem Bunde der Fürsten gegen die Verschwörungen der Völker herabgesunken war. Bald theilte sich das Feldlager von Europa in Rechts und Links.

Der Zweck der Vereinigung war also verfehlt. — Die Eintracht, die consequente Repräsentation der Großmächte war schon nicht vollständig erfüllt, sobald es dabei auf die innre Verfassung eines Landes ankam und z. B. die Freiheit des einen Staats ein Dorn in den Augen des andern wird, so daß die Grenzländer ängstlich überwacht werden. (Die vermehrte Oeffentlichkeit des posener Landtags erschien im vorigen Jahre Rußland wie eine Feindseligkeit, welche wenigstens einen Notenwechsel mit Preußen veranlaßte. Dagegen sucht Rußland in den österreichischen Grenzländern dem Slaventhum aufzuhelfen u. dgl. m.). —

Endlich brachten es die Ereignisse von 1830 dazu, daß Westeuropa eine Quadrupel-Allianz des constitutionellen Systems bildete, und der Osten sich in der alten Dreieinigkeit, welche schon bei Polens Untergang mitgewirkt hatte, zusammenschloß. — In einer solchen Theilung ist doch wohl keine abschließende Feststellung der Zustände, höchstens ein Waffenstillstand.

Zwei Principien ringen mit einander. Jedes wird berührt von der leisesten Bewegung in Europa. Die Selbständigkeit der einzelnen Mächte ward von der Juliregierung mit dem Grundsatz „nulle intervention“ ausgesprochen, aber nur, weil sie die Kraft besaß, es für sich zu behaupten. In Italien und den Niederlanden, bald auch in Spanien und dem Orient wurde dies Princip von beiden Seiten verletzt. Schutzverhältnisse machten sich geltend. Belgiens Existenz war das Resultat eines europäischen Compromisses. Eine eigenthümliche Erscheinung, daß ein Gesammtcongreß in London — gegen die wiener Entscheidungen von 1815 — über Recht und Freiheit eines sich erhebenden Volkes entscheidet, dieses Recht anerkennt, aber die Consequenzen beschneidet u. s. w. — Ja, dieses Muß der Anerkennung, bei dem auch ein Stück von Deutschland betheiligt war (das belgische Luxemburg nämlich), verdankte Belgien nur seiner vorläufigen Anhänglichkeit an Frankreich. Die Anerkennung einer Macht von Seiten der übrigen Mächte, welche im Entstehen nur eine leere Form war, ist jetzt allgemein nothwendig geworden und nicht ohne die wichtigsten rechtlichen Folgen für jede Handlung des betreffenden Staats. —

(Schluß folgt.)

Die Bettine als Religionsstifterin.

(Schluß.)

Welches sind nun die Dogmen, die wir zu einer etwaigen Religion in Bettinens Werken finden könnten?

Nur der Genius in uns, wenn wir ihn ungehemmt herrschen lassen, bietet uns göttliche Freiheit; nur wenn er in uns lebt, leben wir im göttlichen Element. Dieser Genius aber bedarf keiner vermittelnden Offenbarung; aus Allem spricht er uns an: aus dem Blühen und Duften der Rose, aus dem Schein des Mondes, aus dem

Murmeln des Baches und aus den rauschenden Wipfeln des Baumes. Und das Evangelium, welches der Westwind den Veilchen zufächelt, ist das wahre Evangelium des Geistes an den Geist. Darum ist nicht das verwerflichste jenes Naturleben, welches durch wilde Abgründe schweift, den göttlichen Genius nicht kennend, aber ihn auch nicht verläugnend; jenes cultivirte Tugendleben ist verwerflich, welches den Genius von sich ausschließt und Tugend übt aus eigner Weisheit. Und das ist Selbstbeherrschung, wenn Du Dich vertrauensvoll dem Genius unterwirfst. Ueberliefere Dich der Pflege, welche der Genius der Natur an Dir übt, verbanne alle Furcht vor der Natur aus Deinem Geiste, und sie wird liebend Dich nähren, und die Biene hat ihren Stachel, die Schlange ihr Gift verloren.

Solches lehrt Bettine. Wo ist nun hier der Gott, welcher herrscht und erlöst, und wer ist es, der erlöst werden soll?

Fürs Erste ist freilich der Mensch der Erlösung bedürftig; doch wie und wovon und durch wen? Der Mensch soll sich selber erlösen. Nicht der Gott, der im Himmel thront, soll seinen eingebornen Sohn herabschicken, ihn mit der sündhaften Menschheit zu versöhnen. Nein, der Gott, der Himmel und Erde mit seinem Athem beseelt, der Gott, dessen Aether wir einsaugen, von dessen Allfluth wir uns nähren und der sich als Genius in uns selbst versenkt hat, soll uns erlösen. Du selbst, der Genius in Dir, sollst Dich freimachen von Deinem eignen selbstischen Ich, und zwar indem Du nur der Stimme in Dir folgst. Finde Dich selbst und Du bist aller Fesseln ledig.

Ist das nun Religion? Nein, es ist die Aufhebung aller Religion. Denn hier sind wir recht eigentlich auf unsre eignen Füße gestellt. Und die Natur, die Endlichkeit, ist uns nicht mehr feind, weil sie nicht mehr endlich ist. Liegt doch auch in der Natur dieser Genius, dieser göttliche Kunststoff, und es ist Deine Schuld, wenn Du den Genius in Dir so zurückgedrängt hast, daß er den Genius außer Dir nicht erkennt. „Alles Sinnliche ist unverstanden, durch sein Verstehen wird es geistig.“ Und das soll der Mensch, er soll die Natur, die ihn anfleht, erhören, er soll sie verstehen und seines Gleichen in ihr begrüßen. „Wenn man so einsam Nachts in der freien Natur steht, da ist's, als ob sie ein Geist wär', der den Menschen um Erlösung bäte.“

Da haben wir ja, was in der neuen Religion erlöst werden soll. Nicht der Mensch, denn er erlöst sich selber. Die Natur ist es, denn sie kann sich nicht selbst erlösen. Eine Religion für Pflanzen, für Steine, für Thiere! Und wie die christliche Religion einen Gottmenschen auf Erden sendet, die Menschheit zu erlösen, so fordert Bettine den reinen Naturmenschen oder die reine Menschennatur, um die Natur zum versöhnenden Bunde mit der Menschheit zurückzuführen.

Also keine neue Religion für Menschen, keine exclusive Prophetie. Jeder Mensch ist Erlöser, seiner selbst und der Natur. Nicht von Neuem soll das Ich seinen Gott ins Jenseits, in den Himmel versetzen, damit von dort erst das Wort herabsteige und Fleisch werde. Nein, aus der Natur heraus soll sich der Genius entwickeln, das Fleisch soll Geist werden. Wenn der Mensch, sich vor der Schmerze der Endlichkeit zu retten, diese ganz verwirft und sich in der Religion vor dem Absoluten demüthigt, so soll er hier im Gegentheil sich der Natur in die Arme werfen, um aus ihr das Absolute hervorgehen zu sehen. Steigt der Gott vom Himmel herab, um Fleisch zu werden und das Fleisch zu heiligen, so wird er gekreuzigt; das Fleisch erweist sich an ihm von Neuem als nichtig, und wiederum fährt er ins Jenseits, um dort seinen alten Sitz neben Gott dem Vater einzunehmen. Das ist die Lehre des Christenthums. Geht aber der Genius hervor aus dem Fleisch, so zeigt er dies als seine ihm eigne Wohnstätte, er weiht es und kann uns nicht entführt werden, so lange uns die Natur nicht geraubt ist. Das ist die Lehre Bettinens.

Es ist wunderbar, was man aus dieser so einfachen Lehre Bettinens und aus dieser Schriftstellerin selber alles hat machen wollen. Man hat sie das geniale Subject genannt, welches die Philister verhöhnt. Man hat aus ihr eine ironische Philosophin gemacht, welche die starren Grenzen der Welt überspringt. Hat doch das Vorurtheil noch nie an ihr gehaftet, ist sie doch noch nie durch die Grenzen der Welt gehemmt worden. Wie kann sie daher jenes verlachen, diese überspringen? Alle jene Ausdrücke sind schief und verfehlt, denn sie machen künstlich das Ungekünstelte; sie behaupten eine Rückkehr, wo noch gar kein Ausgehen stattgefunden hat; und sie nennen freie That, was Naturerzeugniß ist.

Alles, was uns die Bettine vor Augen führt, ist die einfach schöne, unmittelbare Naturharmonie, an der wir uns ergötzen, die wir aber auf keinen Fall praktisch auf uns anwenden können. Denn wir sind nicht mehr unschuldig wie die Kindlein und ohne Falsch wie die Tauben. Und was die Bettine unmittelbar hat, das müssen wir uns durch die Philosophie vermitteln. Sie selber ist nicht der Erlösung bedürftig, weil sie von vorn herein über allem Vorurtheil, über allem Philisterthum steht, und weil sie den Schmerz der Endlichkeit gar nicht kennt. Eben darum kann sie uns aber auch keine Religion geben. Und kann sie, in welcher das Ansich, die Unmittelbarkeit der menschlichen Natur noch nicht zur Scheidung auseinandergetreten, uns aus diesem Zwiespalt zurückführen, kurz, kann sie uns eine Philosophie geben? Nein. Sie kann sagen, wie Cardenio in v. Arnim's Halle und Jerusalem: die Philosophie ist mir so unnütz

wie Manschetten, denn sie hat eine unmittelbare Philosophie. Sie zeigt uns den Menschen, wie er rein und kindlich aus dem Schooße der Natur hervorgeht; sie zeigt uns alle hohe Anlagen, die an sich im Menschengeiste liegen. Aber uns zu belehren, wie diese Anlagen in ihrer Anwendung auf das Leben zu benutzen seien, wie im Kampf der Geschichte alles Falsche und Unwahre, was sich an den Menschen ansetzt, abzustreifen sei, darauf macht sie keinen Anspruch. Das Leben selbst steht ihr, wie sie selbst bekennt, fern; sie paßt zwar in dasselbe ohne Anstoß, aber nur darum, weil sie sich nicht in demselben bewegt. Und wenn die Fordrung an sie gestellt wird, aus sich herauszutreten, ihre Anlagen auszubilden und anzuwenden, so macht ihr das Angst. Die Gedanken kommen ihr, sie weiß nicht wie, denn sie hat sie nicht aus sich entwickelt, sie entwickeln sich in ihr von selber. Im Schlaf, im Traum steigen sie in ihr auf.

Sollen wir, ihre ehrfurchtsvollen Jünger, uns nun auch hinlegen und schlafen, damit uns vielleicht ein guter Gedanke komme? Jene klugen Leute scheinen freilich geschlafen zu haben, als sie die Bettine eine Religionsstifterin nannten. Die Bettine ist des Begriffes nicht bedürftig, und es steht ihr daher frei, uns aufzufordern, daß wir uns dem Instincte, dem genialen Naturtriebe anvertrauen, daß wir „in Gottes Namen Schiffbruch leiden sollen mit dem Begriff," und nicht alles Göttliche verstehen wollen, wo es herkommt und wo es hinwill. Aber uns gestatte man auch die Freiheit, jener Auffordrung nicht Folge zu leisten.

Warum hat man aus jenem ernsten Scherz gleich einen gar zu spaßhaften Ernst machen wollen?

Die Bettine mag behaupten, daß sie in der Geschichte die „alten vermoderten Könige" nichts angingen und daß die ganze Geschichte ihr nichts nütz sei. Wir aber, die wir allerdings erst durch die Vergangenheit uns eine Gegenwart schaffen, wir, die wir allerdings nur dadurch, daß wir auf der Geschichte fußen, in der Geschichte leben können, wir dürfen uns freilich nicht mit dieser Genialität über die Außenwelt, über die „Facticität" hinwegsetzen. Wir wissen einmal nichts, als was wir uns durch Lernen gegeben.

Doch warum so ernsthaft, da doch die Sache selbst gar zu absurd ist, daß man, was die Bettine in natürlich heitrer Kindlichkeit sagt, auf so rohe Weise praktisch auf das Leben hat anwenden wollen. Aber die Sache hat auch ihre ernste Seite. Durch jene schale Begeistrung, und durch jene Lobeserhebungen, welche das wahre Wesen Bettinens nicht trafen, ist diese selbst so Manchem verleidet worden. Man hat uns zu einem falschen Gesichtspuncte hindrängen, man hat uns die Dichtungen Bettinens rein und unverfälscht nicht genießen lassen wollen. Man hat diese, die sich ganz und gar im heitern Gebiet der Unmittelbarkeit gefällt, mit Gewalt in das Getreibe der Welt hinabgezogen.

Daher sehen wir diesen unsern Aufsatz für eine Art Ehrenrettung an, und wir glauben der Bettine einen Dienst zu erweisen, wenn wir ihr Wesen von jeder fremdartigen Beziehung auf Religion und Religionsstiftung befreien. Denn nur dann können wir die Bedeutung Bettinens wahrhaft erkennen, nur dann uns ihre ewige Geltung rein vergegenwärtigen. Diese ihre Geltung besteht aber darin, daß sie uns nichts Neues, sondern das ganz und gar Alte gebracht hat. Nichts Glänzendes, für den Augenblick Gebornes ist es, was uns in Bettinens Schriften anzieht; es ist die von allen Schlacken reine Natur, es ist die in sich selbst freie und schöne Menschlichkeit, wie sie von Anfang an war. Sie zeigt uns den Menschen, dessen Geist, noch ungehemmt durch die feindseligen Einwirkungen der Welt, noch unverfälscht durch überkommne Vorurtheile, in ungestörtem Einklange mit der Natur lebt; und der, weil er in sich selbst noch kein endliches und unendliches, kein materielles und geistiges Element geschieden, weder der Religion, noch der Philosophie bedürftig ist. Was wir an der Bettine am höchsten schätzen müssen, ist eben dieses, daß sie nirgends die Weiblichkeit verläugnet, nirgends anmaßend aus sich heraustritt und etwas Andres geben will, als sich selber.

Das Weibliche aber paßt nicht in die Praxis des Lebens. Mag die Bettine in ihrem selig heitern Paradiesesleben die Prosa der Welt gar nicht an sich kommen lassen; — uns werden die trocknen Lebenswege ewig unter die Sohlen brennen.........

Noch ein Wort an Euch, Ihr Enthusiasten und Evangelienverkünder. Wenn Ihr denn doch mit aller Gewalt etwas über die Bettine sagen mußtet, warum habt Ihr Euch da nicht den Goethe zum Muster genommen? Goethe versichert in seinen Antworten meistens nur, Bettinens Briefe hätten ihm viel Vergnügen gemacht. Er habe sie mit Muße und mit der größten Freude gelesen. Seine Einbildungskraft folge ihr mit Vergnügen, das Eine in ihren Erzählungen gebe ein ergötzliches Bild, das Andre einen anmuthig abrundenden Schluß, das dritte mache eine gute Wirkung. Warum habt Ihr nicht mit Goethe gezweifelt, ob man die Bettine mehr wunderlich oder wunderbar nennen könne? Warum habt Ihr nicht ihre „Berg-, Burg-, Kletter- und Schaurelationen" benutzt, um Euch „in eine schöne, heitre Gegend zu versetzen." Es ist wahr, Bettine sagt selbst von einem solchen Goetheschen Briefe, er gleiche einem allgemeinen Landregen. Doch vielleicht hätte solches Wasser das übermäßige Feuer Eurer Begeistrung etwas abgekühlt.

Aber Ihr könnt einmal nicht anders; aus jedem Spaziergange müßt Ihr gleich eine Weltfahrt machen.

Edgar Bauer.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 123. **25. Mai.** **1842.**

Zur Kritik des Völkerrechts.

(Schluß.)

Im Wesentlichen besteht für alle Continentalfragen die Theilung Europa's in die östlichen Mächte und die des Westens noch heute, wenn auch durch die orientalische Verwicklung für einen Moment eine fremde Mischung eingetreten ist, weil dabei Englands und Frankreichs Interessen schnurstracks entgegenliefen. Aehnliche Collisionen drohen auch dem Osten. Die Urheber jener Differenz, Thiers und Palmerston, sind vom Schauplatze gewichen; der Bruch schließt sich wieder. Und wir sehen heuer ein neues europäisches Gleichgewicht, auf die Gegensätze der Tendenzen begründet, statt wie ehemals auf die der Kräfte. Beide Wagschalen sind voll, aber da ist kein Drittes, welches das Zünglein festhielte, und so beurkundet sich die geringste Bewegung durch Schwankungen, die zwar nicht stärker sind, als die des vorigen Jahrhunderts, aber gefährlicher, weil sich Principienbündnisse nicht so leicht und gefahrlos auflösen, als die Allianzen des momentanen Vortheils. Nur dann erst wird es möglich sein, die Combinationen des Völkerrechts dem Charakter der Völker gemäß zu berechnen, wenn auch das specielle Staatsrecht diesen Charakteren vollauf gnügen wird. — Dann würde Europa mehr Dauer im Wechsel erleben, wenn einmal in allen Beziehungen die Identität von Nation und Staat durchgeführt wäre. —

Nach dem Allen ist aus den Vorkehrungen der wechselseitigen Abschließung, durch welche der Friede gesichert werden sollte, ein fortwährendes Collidiren entstanden. Der Fels, auf den die ganze Kirche gebaut werden sollte, war das von Talleyrand, dem Ganelon der wiener Tafelrunde, neu erfundne Princip der Legitimität, eine neue Auslegung des alten „Von Gottes Gnaden", ein Princip, welches das Unglück hat, sich selber zu widersprechen, weil entweder Alles, was die Kraft zur Existenz hat, von Gottes Gnaden berechtigt auftritt, oder nur das legitim genannt werden kann, was sein Recht mit vernünftigen Gründen nachzuweisen vermag. Die Legitimität setzt auch nothwendig eine starre Stabilität voraus, eine Art historischer Fäulniß, so daß eine Menge positiver Ereignisse die officielle Anerkennung ihrer Richtigkeit bewirkten. Wenn es erlaubt ist, die neuere Geschichte durch die ältre zu interpretiren, so muß man den Fall hieher ziehen, daß der Cardinal Mazarin, gewiß einer der Pfeiler der absoluten Monarchie, doch in seinen Verhandlungen und Verträgen mit England Cromwell als den legitimen Nachfolger der Stuart's anerkannte, und durch seinen Gesandten (Msr. de Neuville) das brittische Parlament anreden ließ: — — — „Il a plu à Dieu par sa providence de changer la forme du gouvernement, qui était ci-devant établie dans ce pays. — — —" — „Ce royaume a pu changer de face, et de monarchie devenir république, mais la situation des lieux ne change pas. Les peuples demeurent toujours voisins et intéressés l'un avec l'autre par le commerce — — —" (s. Wheaton rc. S. 25 ff.). Selbst Napoleon war doch von allen Fürsten anerkannt! — Nichtsdestoweniger ist noch heut das Personenrecht des Völkerrechts ein schwankendes. Der wiener Congreß hat nur ein Provisorium vorbereitet, und man könnte die letzten 28 Jahre die Periode der Widersprüche taufen. Was wir hier als Personenrecht bezeichnen und namentlich diese letzte Periode desselben, ist bei Wheaton gar zu sehr in Bausch und Bogen behandelt worden. Und selbst das mehr Positive aus dieser Zeit, was analog das Obligationenrecht des Völkerrechts zu nennen wäre, der Inhalt der Verträge, fehlt für die ganzen dreißiger Jahre, in denen doch so manches Wichtige geschah, wiewohl der Titel das Jahr 1841 als das Datum der Herausgabe besagt, und die Preisfrage, zu deren Beantwortung das Buch geschrieben wurde, erst 1839 aufgestellt worden ist. — Aus der Zeit des wiener Congresses sind die Debatten über Polen und Sachsen, aus der spätern die londoner Conferenzen über Belgien besonders anschaulich geschildert. Daß aus den letzten 11 Jahren Nichts mitgetheilt wurde, ist um so wunderlicher, als sonst das ganze Werk die atlantischen Beziehungen des Verfassers nicht verläugnet. Mit besonderm Interesse sind die Fragen über den neutralen Seehandel erörtert, und mit großem Geschick das Interventionsrecht im Einzelnen, wie im Ganzen, als Ausnahme dargestellt. Natürlich wird auch, und mit Recht, bei der Frage über vaisseaux libres, marchandises libres? das Durchsuchungsrecht möglichst beschränkt. — Dieses Recht hat erst in den letzten Jahren durch die neuern Verträge gegen den Sklavenhandel eine ganz neue Richtung und Anwendung

bekommen, wenn es auch in den Hauptpuncten noch fraglich und zweifelhaft ist. — Jedenfalls aber bildet noch die Lehre von der Contrebande das Fundament zu analoger Anwendung.

Die genauere Behandlung dieser speciellen Stoffe müssen wir uns für einen zweiten Artikel aufheben. Hier mögen nur noch einige Betrachtungen Raum finden, welche die Kritik des allgemeinen Theils beschließen. —

Wenn das Personenrecht der Völker noch in allen Fugen schwankt, so versteht es sich von selbst, daß das Obligationenrecht derselben, trotz aller vorgespiegelten Heiligkeit der Verträge, noch nicht auf die Sanction einer ewigen Dauer rechnen kann. — Manches ist zwar zu Wien bestimmt worden, was Menschen und Völker näher an einander rückt, und zur Ehre der europäischen Gesittung gereicht, zum Beispiele: die Beschlüsse gegen den Sklavenhandel, die Freiheit der Flüsse. Aber factisch ist die Freiheit der Meere, des allen Nationen gemeinsamen Elements, immer noch bestritten, wiewohl sie für das Völkerrecht ein weit wichtigeres Postulat ist, als die Flußfreiheit für das positive Staatsrecht. Dann bedenke man die Eingriffe, welche von Canada aus in das nordamerikanische Gebiet geschehen, die gewaltsamen Einmischungen in die innre (Un-) Ordnung von Mexico und Südamerika. Schon 1823 hatte Clay für die Vereinsstaaten — mit wenig Erfolg — bei der mexicanischen Regierung beantragt, das atlantische Festland für ein jeder Intervention und Colonisation von nun an geschloßnes zu erklären, da sich die dortigen Mächte auch Nichts der Art in Europa erlaubten. — So wachsen also doch neue und unabhängige Seemächte dem Weltverkehr heran, von deren Verbindung eben für das Recht der Neutralen viel zu hoffen ist. Wird einst Deutschland seiner politischen und finanziellen Zwecke besser bewußt, so knüpft sich dort noch gewiß manches Handelsbündniß ab, denn die europäischen Combinationen sind fast ersättigt, und vortheilhaft kann nur der Verkehr mit jüngern und frischern Völkern sein, deren Agriculturkräfte unsern mehr geistigen Productivkräften die Wage halten, da dieselben noch keinen Ausweg nach Colonien hatten. —

Wie aber bis jetzt die Geschichte noch kein sichres Völkerrecht erbaut hat, außer dem der Gewalt, so ist die Wissenschaft sicherlich eben so weit zurück, wenn nicht noch weiter! —

Was die neuere Zeit beigetragen hat, sind höchstens Compendien und historische Quellensammlungen. Die eigentlich wissenschaftlichen Bearbeitungen sind viel älter, sie sind noch in dem guten Glauben an ein ideelles Völkerrecht entstanden, der die neuere Zeit verlassen hat.

Die ersten Anklänge an ein Recht, das über den einzelnen Staat hinausgeht, finden sich in Cicero's moralischen Untersuchungen, welche eine sittliche Verpflichtung des Menschen zum Menschen aufstellen. Diese Pflichtenlehre aus der Schule der Stoiker, wo der Weise und Gerechte allein der König ist, beziehen sich nur auf eine vage kosmopolitische Allgemeinheit, nicht auf die Vermittlung selbständiger Nationen. Seine „ipsa caritas generis humani, quae nata a primo satu — serpit sensim foras, cognationibus primum, — — deinde totius complexu gentis humanae, quae animi affectio justitia dicitur“ ist also gar kein Völkerrecht und ermangelt auch aller dialektischen Begründung.

Im Mittelalter betrachteten casuistische Tractate, de justitia et jure, de legibus ac Deo legislatore u. dgl. m., die Rechtsverhältnisse, abgelöst von dem zwingenden Forum des Staats, und kamen so auf die Collisionen zwischen Staaten. Daraus entsprang die erste Stufe der Völkerrechtswissenschaft, daß man nämlich auf die Völkerindividuen anwandte, was für die Verhältnisse der Personen zu einander gelten mochte. Da aber für das Völkerrecht kein Gesetzescoder bestand und keine oberste Gerichtsbehörde, so deducirte man es aus dem Naturrecht; ja, man übersetzte dieses in das Völkerrechtliche, indem man gleichsam nur andre Rechtssubjecte subsumirte, so daß die ganze Unterscheidung, welche Hugo Grotius und seine Schule zwischen beiden macht, rein äußerlich ist.

Abgesehen davon, daß bei diesem Verfahren die Eigenthümlichkeit einer Staatsmacht und ihrer mannigfaltigen Rechtsbeziehungen eben so wenig erschöpft werden konnte, als der Inhalt der diplomatischen Wechselverhältnisse in Europa, so litt noch dazu dazu Völkerrecht jener Zeit an allen Schäden des damaligen Naturrechts, welches über das leere Sollen der Moralität niemals hinauskam, um zu dem erfüllten Müssen der Gerechtigkeit zu gelangen. Die gar zu merklichen Lücken wurden mit Bibelcitaten verstopft. — („Jus illud, quod inter populos populorumque rectores intercedit, sive ab ipsa natura profectum aut divinis constitutum legibus — — — “, Grotius.)

Das Naturrecht jener Zeit erhob sich nicht aus dem Positiven, es stand demselben direct gegenüber. Dem Historischen gegenüber verhielt es sich abstract und verstieg sich um so höher in die Wolken, je schlimmer es auf Erden aussah. — Wenn Grotius definirte: Jus naturale est dictatum rectae rationis, so unterscheidet sein Jünger Pufendorf auf Erden nur einen Naturzustand und accessorische Zustände (in dem II. Buch der „Pflichten des Menschen und Bürgers“). Selbst Leibnitz, der doch die Quellen gesammelt hat, deducirt das ganze Völkerrecht aus dem Wohlwollen, „cum justitia nihil aliud sit, quam Charitas sapientis!“ — Vattel sogar, dessen Werk (Le droit des gens ou principes de la loi naturelle appliqués à la conduite et aux affaires des nations et des souverains) noch heute von der größten Wichtigkeit ist, beginnt das 2. Buch desselben mit folgenden Worten: „Nos maximes vont pa-

raître bien étranges à la politique des cabinets, et le malheur du genre humain est tel, que plusieurs de ces raffinés conducteurs des peuples tourneront en ridicule la doctrine de ce chapitre. N'importe, proposons hardiment, ce que la loi naturelle prescrit aux peuples." — Dieselbe Verirrung veranlaßte auch die Eintheilung des Völkerrechts je nach den Ursprüngen seiner Gesetze, bald in internum und externum, necessarium und voluntarium, oder tacitum und conventionale, parfait und imparfait, arbitraire und conventionnel. Das innre oder nothwendige oder vollkommne oder stillschweigende Völkerrecht war denn das natürliche; das andre, positiv-rechtliche theilte sich wieder in gewohnheitsrechtliches und vertragsrechtliches u. s. w. — In solchen Eintheilungen und Unterabtheilungen war der Verstandeswillkür gar keine Grenze gezogen! — Allerdings ist die Natur des Menschen die Richtschnur seiner Gesetze, Vernunft und Wohlwollen der Kern aller subjectiven Gerechtigkeit. Aber welcher gesunde Sinn möchte die menschliche Freiheit auf so schwache Gründe bauen, daß er ihre Natur außer der Geschichte suchte und rein politische Beziehungen ihrer historischen Nothwendigkeit entkleidete. In der Opposition solcher Verehrer des Naturzustandes liegt kein Fortschritt der Geschichte, darum sind sie eine ganz unmögliche Partei. Im innern Staatsrecht hat diese Richtung den „Contrat social" hervorgerufen, dessen Erfinder Rousseau durchaus nicht ist, indem vielmehr das ganze Mittelalter schon diese Idee hat, namentlich Bodinus, die Jesuiten u. A. m. — Eine ähnliche Hypothese, wie die von einem Ur-Staatsvertrag, benutzte man, um das natürliche Völkerrecht passend zu erklären, wiewohl man ihre Unwirklichkeit genau einsehen mußte, nämlich die Hypothese einer civitas maxima oder eines Staates der Staaten, in welchem das Völkerrecht gelten sollte, wie das Privatrecht im eignen Staate. Da wurden Völkergerichte projectirt zur Entscheidung der Völkerstreitigkeiten, und man vergaß beinahe, daß solche Gerichte incompetent wären, so lange nicht auch Australien und die unentdeckten Inseln sie beschickten! — Auf solche Ideen hin ward denn auch zu den verschiedensten Zeiten, namentlich während hartnäckiger Kriege, an ewigen Friedensprojecten gearbeitet, die so ungeheuer nichtig sind, weil sie immer schon das voraussetzen, was erst erreicht werden soll, nämlich allgemeines Einverständniß und gleiches Streben. Den Anfang machte Bernardin de St. Pierre, und der ward von Rousseau neu herausgegeben, welcher sich doch wenigstens mehr an die Völker wendete, als an die Fürsten. Bentham kommt mit einem neuen Vorschlage zu dem alten ewigen Frieden; er glaubt diesen durch zweckmäßigere diplomatische Mittel, deutlichere Actensprache u. dgl. m. erreichbar. Endlich auch die deutsche Philosophie mit Kant, und Krause's Menschheitsbund! — Welches Unglück wäre solch ein ewiger Frieden, wo die Kämpfe des Geistes nicht mehr die Macht fänden, sich durch die Fehden materieller Interessen zur gewaltsamen Geltung zu bringen. Es war allerdings eine Zeit lang möglich, zu glauben, daß die Fortschritte des Völkerrechts, weil sie immer Mehreres in ihren Kreis zogen, bald alle Scheidelinien niederreißen würden. Man sah die Grausamkeit des Krieges gemildert, den Ausländer, selbst den Dissenter, in fremden Welttheilen berechtigt. Sogar fremde Bücher fangen an, im Auslande als Rechtssubjecte geachtet zu werden, und hoffentlich wird sich das *international copyright* immer mehr Raum gewinnen! Aber durch die Herrschaft des Rechts kommt die „allgemeine Menschenliebe" nicht auf den Thron. — Und wie wir in den civilisirtesten Staaten eine patriarchalische Regierung verschmähen, wenn sie uns auch noch so viel sinnlichen Wohlstand einbrächte, weil eben unser Charakter daran untergeht, so verlangen und erstreben wir im Völkerleben zwar alle mögliche Freiheit und Herrschaft des Gesetzes, so weit dasselbe durch eigne Kraft reichen kann, aber ohne den selbständigen Charakter der Nationen zu verletzen, nur um Gottes willen! keine Humanität von heiligen Allianzen, welche den Krieg aufhöbe und mit Menschenleben geizte auf Kosten lebendiger Ideen! H. B. Oppenheim in Heidelberg.

Das Weltgericht. Ein Freiheitslied in drei Epochen. Leipzig 1842. Otto Wigand.

Man könnte, wenn man wollte, ein Gericht über dieses „Weltgericht" halten, daß an dem Ganzen kein ganzer Fetzen bliebe. Das wird, daran zweifeln wir nicht, von andern Seiten geschehen. Wir wollen diesen Punct nur erwähnt haben, um den Verdacht zu umgehen, als verstünden wir uns nicht darauf. Es wäre gar zu leicht, zu zeigen, daß das Werk als das, wofür es freilich eigentlich gehalten sein will, als Gedicht — wenig werth ist. Mißlich ist schon das, daß man nicht weiß, in welcher Gattung man es unterbringen soll. Der Name, den es an der Stirn trägt, ist unpassend: ein Lied ist es nicht. Epos ist es ebenso wenig; dazu ist zu wenig Handlung, zu viel Rhetorik. Der Stoff (die Thaten der Freiheitshelden in der ganzen Geschichte und ihren „drei Epochen: Alterthum, christliche Vorzeit, Gegenwart") ist nicht geordnet, nicht gleichmäßig behandelt und mit fremdartigen Dingen durchbrochen. Die Sprache ist oft matt, und obgleich oft, wie es scheint, auf Effect berechnet, fast immer unter der Bedeutung und der Größe der Objecte. Dazu kommen noch einzelne Härten und Verstöße. Doch gnug davon! diese schwache Seite des Buches liegt offen zu Tage. Wer das Buch zur Hand genommen mit der Erwartung eines ungestörten poetischen Genusses, der lege es wieder weg, und greife nach — Hermann und Dorothea, oder was ihm sonst in diesem Genre beliebt. Wir verdenken es ihm nicht: ein Glück, daß wir dergleichen haben, denn — Gervinus hat Recht — fürs Erste ist's damit vorbei. Und doch wünschen wir unserm Buche auch seine Leser: der Inhalt ist es, die Tendenz, die Gesinnung, wodurch es Werth hat. Freilich, wir gestehen es noch einmal,

für ein Gedicht als solches nicht viel. Aber die schöne, die poetische Darstellung ist nicht ohne freie geistige Herrschaft über den Stoff, die Objecte; der Dichter legt sein eignes Gemüth in die Sache, und wer ihn versteht und genießt, der thut es auch, verhält sich pathologisch; aber im tiefsten Antheil an den Affecten ist er über allen Affect hinaus, im Kampfe mit dem Stoffe, der Welt, die der Gestaltung, der Verwirklichung der Idee Widerstand leistet, ist er zugleich siegreich durch die schöne Form: denn wo Form ist, da ist Geist, und wo Geist ist, da ist Freiheit — Unendlichkeit. Aber wie kömmt der Dichter zu dieser schönen Form und in ihr zur Freiheit? Durch die Natur seiner Objecte. Was er darstellt, wofür er begeistert ist, das ist der Inhalt, das Herz, der Gott seiner Zeit. Seine Werke sind ein Abbild der Wirklichkeit, nicht der Wirklichkeit überhaupt, sondern der wirklichen Welt seiner Zeit. In diesem Errungnen (es giebt nichts Unmittelbares für den Geist) hat er seinen Genuß, seine Freiheit und Seligkeit. Er preist die Kämpfer, die es mit ihrem Blute errungen haben, er verfolgt mit innigster Betheiligung den Proceß seiner Verwirklichung. Aber als ein Wirkliches hat und weiß er's, und sein Witz trifft die einzelnen schwachen Puncte, nur weil das Ganze für gut gilt. Der Dichter ist mit seiner Welt versöhnt und zufrieden. „Und Homer, er hätte nie gesungen, doch sein Griechenland war frei.“

Freilich hat es Zeiten gegeben, wo die Dichter sangen, obgleich von Freiheit nicht die Rede war. Eben darum, weil von Freiheit nicht die Rede war, weil man nach ihr nicht verlangte, weil man sich mit der (kärglichen) Portion davon begnügte. Man hatte sein Herz an andre Dinge gehängt: das Höchste, wonach man verlangte, hatte man, entweder den Himmel des Weltgenusses oder den eigentlich sogenannten Himmel. Das Eine war eine so handgreifliche Wirklichkeit, wie das Andre. In der That giebt es nichts Gemeinres, als sich mit der Aufgabe seines ganzen Lebens auf sich zu beziehen. „Das Wesen der Tugend ist Aufopfrung.“ (Goethe.) Entzieht man einem Subjecte die Möglichkeit, seine Interessen, Neigungen, Kräfte einem größern Gemeinwesen zum Opfer zu bringen, so entzieht man ihm die Gelegenheit, tugendhaft zu sein, d. h. man zwingt es, niederträchtig zu sein. Diesen Zwang will man nicht dulden, man will nicht niederträchtig bleiben, man trachtet nach einem Terrain der Ausübung der Tugend. Und dieses Terrain ist die wahrhaft menschliche, vernünftig sittliche Gemeinschaft — der Staat. Dem strömen alle edlen, sittlichen Kräfte unsrer Generation zu, dem drängt sich die Fülle der Liebe aller aus dem Traume und der Gemeinheit eigensüchtiger Interessen erwachten Herzen entgegen, bringen sich alle Talente willig zum Opfer. Es gab eine Zeit, wo alle diese Liebe, diese Kräfte und Talente, von dem spröden, particulären und rein materiellen Interessen hingegebnen Staate zurückgestoßen, einer andern Gemeinschaft zuströmten, der religiösen nämlich, der Kirche. Der arme, gedrückte Mensch, der das Bewußtsein der Gemeinheit und Niedrigkeit, des Verbrauchs seiner geistigen Kräfte im Dienste seiner eignen Triebe und Begierden und im Dienste der materiellen Welt nicht ertragen konnte, flüchtete mit aller seiner Liebe, mit all seinem Verlangen nach Tugend, nach edler, hoher Gesinnung in die Kirche. Und weil er an der Ausübung wahrer, menschlicher Tugenden verhindert wurde, machte er sich selber Tugenden zurechte, oder griff vielmehr die von der Kirche empfohlnen Tugenden auf, weil er ihrer bedurfte. Es ist ein ernster Anblick; wir dürfen nicht mit Hohnlächeln auf ihre Büßungen und Quälereien herabsehen. Was blieb ihnen übrig? was sollten sie thun, um sich der Verzweiflung an dem Leben in dieser leeren, argen, gottlosen Welt zu erwehren? Darauf ward es anders. Der wirklichen Welt, der menschlichen Gemeinschaft, der es mit der Verwirklichung der menschlich-sittlichen Zwecke im diesseitigen Leben ein Ernst ist, dem Staate strömen alle Kräfte, Talente und Herzen zu. Sie sind in der Kirche nicht mehr heimisch.

Aber der Staat will diesen Liebesdrang nicht verstehen. Das ist die Klage, das ist der Schmerz des Verf. unsres Buches. Dieser Affect drückt ihn danieder. Die Welt, für die er begeistert ist, hat keine schöne Wirklichkeit, ist nicht gestaltet. Sie ringt mit den alten Existenzen, mit den Formen, aus denen der Geist gewichen ist. Das bildet sich ab in unsrem Gedichte.

Der bekannte Satz von Hegel: „Was wirklich ist, das ist vernünftig,“ war zuerst parador und heterodor. Sonderbar! der Satz ist auf einmal orthodor geworden: er ist Schiboleth aller Stabilen. Hier hat der Satz eine ganz praktische Wendung bekommen und man kann ihn für das große Publicum, dem die Worte zu hoch klingen, so übersetzen: „wer eher kömmt, mahlt eher.“

Unser Verf. kehrt, wenn auch nicht ausdrücklich, den Satz um: „Was wirklich ist, ist unvernünftig“; und so paßt er in die Geschichte. Der Hegelsche Satz ist logisch, dieser ist historisch. Das Reinvernünftige könnte nicht untergehen. Jede Generation gestaltet sich aus dem vorliegenden Materiale ihre eigne Welt; und das ist kein bloßes Zerstören; das ist Erweitrung, das ist Fortschritt. F. P.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

② Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 124. 26. Mai. 1842.

Bülow-Cummerow, Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland. Gr. 8. Berlin, 1842.

Wir haben das Buch „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland" gelesen vor uns liegen, und wünschen uns Glück, daß wir mit Geduld es fertig gebracht haben. Wir nahmen es nicht ohne Erwartungen zur Hand, selbst fehlgeschlagne Hoffnungen hatten noch einen Theil des Glaubens übrig gelassen, jetzt ist dafür gesorgt, daß das letzte Capital aufgezehrt wurde.

Das Buch des Hrn. v. Bülow ist die politische Erstgeburt der neuen preußischen Presse und darum abgesehen von dem, was es enthält, eine denkwürdige Erscheinung. Es ist das Buch einer, viele Leser werden sagen „zahmen" Opposition, aber doch einer Opposition, wie man sie mit Erlaubniß der einheimischen Censur gedruckt, in Preußen zu lesen noch nicht gewohnt war. Es haben sich verschiedne Entgegnungen, darunter die Stimmen des Justizministers und eines Beamten der Finanzverwaltung vernehmen lassen und zum ersten Male hat das Publicum diese officiellen Apologien mit gemindertem Argwohn aufgenommen, weil es in die andre Wagschale seines Urtheils den Widerspruch legen durfte. Die angegriffne Regierung hat auf einmal Helfer und Fürsprecher gefunden, wo sie sonst zur Zeit eines ungemeßnen Preßzwangs selbst für ihre bessern Maßregeln Gegner, oder, was noch schlimmer, Gleichgiltige hatte. Wenn es dem Bülowschen Buche gelang, der freien Debatte und der öffentlichen Meinung die lang verschloßnen Schranken zu öffnen, so ist damit sein ganzer Werth erschöpft und auf Alles, was darin geschrieben ist, kommt so gut wie gar nichts an. Es sagen zwar Leute, die weiter schauen, als auf morgen, dies sei der Anfang zum Ende.

Hrn. v. Bülow's Werk zerfällt in vier Theile:

Preußens politische Stellung und Entwicklung;

Preußens Verfassung;

Preußens Verwaltung;

Preußens Verhältniß zu Deutschland.

Im ersten viel Tiraden, im zweiten viel Aristokratie, im dritten viel Ideologie, im vierten viel Gemeinplatz. Die einzige Ferse des Achilles, wohin der Verf. trifft, sind die Finanzen. Hier läßt sich seiner Darstellung weder innre Wahrheit, noch seinen Beweisen Ueberzeugung, noch seinen Reformprojecten ein gut patriotisch-preußisches Herz absprechen. Eine ausführliche Detaillirung der innern Angelegenheiten wird dem großen deutschen Publicum wenig Interesse bieten, wir beschränken uns daher nach dem Plan dieser Blätter auf die allgemeinen staatsrechtlichen und politischen Tendenzen, wie sich selbige in dem Abschnitt über „Verfassung" unverhohlen aussprechen.

Hr. v. Bülow eröffnet seine Theorie über die beste Regierungsform mit der Frage:

„Werden durch eine Repräsentativverfassung oder durch eine ständische die Interessen der Nation am besten gefördert und gesichert sein?"

Er unterscheidet als charakteristisches Merkmal zwischen ihnen, daß bei der Repräsentativverfassung die „Personen," bei der ständischen die „Interessen" vertreten werden, und sagt von Preußen, wo die ständische Verfassung in aller Consequenz ausgebildet sei, es würde das ständische Wesen keineswegs verletzen, wenn es dem König beliebte, zu bestimmen, daß aus den Provincialständen allgemeine Landstände hervorgehen und alsdann aus diesen die mit Virilstimmen begabten Personen eine besondre Berathungskammer bilden sollten.

Hr. v. Bülow setzt das Wesen des staatsgesellschaftlichen Lebens eines Volkes in die Beschränkung, womit jeder Einzelne einen Theil seiner Freiheit und seines Eigenthums den gemeinschaftlichen Zwecken opfern muß, und fragt:

„Wer bestimmt das Maß der Opfer, die der Einzelne in jeder Beziehung zu bringen hat, um als Mitglied des Staates die allgemeinen Interessen zu erhalten und zu fördern?"

„Der dies bestimmt, ist der Souverän." Hierin liegt nach unsrer Ansicht das sogenannte Souveränetätsrecht, von welchem so viel gesprochen wird, und welches, beiläufig gesagt, mit Ausnahme der unumschränkten Monarchie, größtentheils nur in einem Phantom besteht, und selbst in diesem leider noch häufiger durch procura als selbst geübt wird. Doch wir wollen nicht vorgreifen, sondern prüfen: „liegt es im Interesse des Volkes, daß der Herrscher oder daß das Volk befugt sei, die nothwendigen Bestimmungen zu erthei-

len und die Gesetze zu geben," oder, „in wie weit kann dieses gemeinschaftlich geschehen?"

Vor Allem kommt es auf die Entscheidung der Frage an: wer soll der Souverän sein, — der Herrscher oder das Volk, oder sollen beide sich in die Gewalten theilen? Eine Vertretung des Volks, welches durch die von ihm gewählten Repräsentanten die Souveränetät ausübt, scheint nur da in der Wahrheit zu bestehen, wo eine Republik (eine rein demokratische Verfassung) vorhanden ist. Wir glauben daher behaupten zu können, daß, abstrahirt von ganz absoluten Monarchien, es eigentlich nur zwei Gattungen von Verfassungen giebt, die wirklich consequent sind:

„die rein demokratische und
die monarchische, gestützt auf Landstände ohne Antheil an der Gewalt."

Nordamerika wird besprochen und seine rein demokratische Verfassung zugegeben. Allein dieselbe habe sich eben unter solchen Verhältnissen gebildet, die eine solche Verfassung allein möglich machten und die nur in jenem Welttheil bestehen kann.

„In Europa seien alle diese Verhältnisse ganz anders. Darin liege der Grund, daß man zwar von Volkssouveränetät und Nationalrepräsentation in Europa fable (?), sich aber nur an den Namen, nicht an die That halte, und nichts weniger als eine Republik wolle, wo Volkssouveränetät und Nationalrepräsentation einzig und allein ihre Heimath finden (??)."

Frankreich wird mit Mitleid und Geringschätzung behandelt. Zum Schluß heißt es: „Niemand wird behaupten wollen, daß in Frankreich das Volk wahrhaft repräsentirt werde, souverän, auch frei und glücklich sei." Herr v. Bülow fährt fort:

„Der Grund hievon liegt ganz nahe, wir müssen es nochmals wiederholen, er liegt darin, daß man Grundsätze aufgestellt hat, ohne sie anzuwenden und anwenden zu können, und wir glauben daraus den Schluß ziehen zu müssen, daß die Grundsätze chimärisch sind, daß, wer Volkssouveränetät und Volksrepräsentation verlangt, auch nur eine Republik, eine reine Demokratie fordern kann, wenn er nicht in Widerspruch gerathen will."

„Zwar wird man dagegen England und mehrere kleine, namentlich deutsche Staaten anführen. Was die letztern betrifft, so ist nicht zu übersehen, daß dort noch der alte germanische Geist, der der Achtung vor dem Gesetz besteht, und dieser vor Excentricität schützt, daß die Masse des Volkes sich passiv verhält, endlich daß diese kleinen Staaten Mitglieder des deutschen Bundes sind, und dadurch jeder Uebergriff in gewisse Schranken zurückgeführt wird. Uebrigens ist diese Nachahmung der englischen und französischen Verfassung, welche in mehrern Theilen von Deutschland besteht, zu beklagen; in den zwei Kammern erblicken wir einen ganz unnöthigen Luxus."

„Mit der Umsicht und mit der richtigen Würdigung, die den Charakter der Deutschen bezeichnet, scheint es unverträglich, daß man in manchen Theilen eine zwitterhafte Landesvertretung, eine halb ständische, halb repräsentative, gewählt, daß man eine Theilung der Staatsgewalten vorgenommen, die nur eine nominelle sein kann, da alle diese kleinen Länder unter dem Einfluß des deutschen Bundes und andrer Großmächte stehen, die Staatsgewalt aber nur dann eine wirkliche ist, wenn sie sich Giltigkeit zu schaffen vermag. Was dagegen England betrifft, so hat selbiges, genau betrachtet, eine rein aristokratische Verfassung mit einem Anfluge von repräsentativen Verhältnissen (?)."

Die englische Verfassung muß die alten Vorwürfe hören. Nachdem also der publicistische Edelmann das sogenannte „constitutionelle System" beseitigt und sich zu seinem „selbsteignen" den Weg vorgebahnt zu haben glaubt, zeichnet er davon also die Umrisse:

„Die Erfahrung hat es bis jetzt keineswegs bestätigt, daß die wahren Interessen eines Volkes durch jene so gerühmten Palladien des Volksglücks, Kopfrepräsentation und Volkssouveränetät, Votirung des Budjets u. s. w. befördert werden, und es folgt daraus, daß diese nicht zur Befriedigung der wahren und dauernden Interessen eines Volkes führen. Eben so gewiß ist es, daß die frühern ständischen Repräsentationen, so wie sie aus dem Mittelalter überkommen waren, in ihrer damaligen Gestaltung nicht mehr den billigen Anfordrungen gnügen; deßhalb ist der Grundsatz noch nicht verwerflich, sondern die Form dagegen muß eine andre, der Antheil ein ausgedehnterer werden, als es bisher der Fall war.

Die Vertretung des unbeweglichen und des beweglichen Vermögens der Nation ist eine Primärbedingung einer guten Verfassung. Erstre erfolge zunächst durch die großen und durch die kleinen Grundbesitzer, letztre durch die Städte und ganz besonders durch die großen, in welchen Gewerbe, Fabriken und Handel vorzüglich betrieben werden.

Hiegegen wird gewöhnlich eingewendet, daß durch eine solche Repräsentation die Interessen des Handels und der Gewerbe nicht gehörig und zureichend vertreten würden.

Dies ist dadurch zu beseitigen, daß man den Städten nach ihrer Wichtigkeit einen größern Antheil bewilligt, als es bisher der Fall war.

Vor Allem aber liegt hiebei ein Irrthum zum Grunde. Die Interessen des Ackerbaues, des Handels und der Manufacturen sind keine getrennten, sondern immer nur ein und dieselben. Daß man dies zum Theil nicht erkennen will, liegt in einem Vorurtheil, welches sich aus einer Zeit herschreibt, wo die Aristokratie des alten Adels durch seine

Stellung einen nachtheiligen und drückenden Einfluß auf die freie Entwicklung der übrigen Stände zu äußern vermochte. Dies hat jetzt aufgehört, die frühern Verhältnisse sind allenthalben verschwunden, die neuern Verändrungen in der Verfassung der meisten Länder, und ganz besonders die allgemeine Meinung, welche der Adel selbst, der großen Mehrzahl nach, theilt, haben das Kastenwesen der Geschichte abgetreten; daher besteht jetzt nicht mehr ein getrenntes Interesse, sondern nur ein ganz gleiches und gemeinsames, und außerdem schützt jedenfalls eine itio in partes die einzelnen Stände gegen eine mögliche Ueberflüglung.

Während bei einer Volksrepräsentation da, wo keine Republik besteht, immer nur der vermögende Theil der Nation allein das Volk selbst vertritt, so nehmen bei einer ständischen Repräsentation auch die Bürger und Bauern an selbiger Theil, also Männer, die der Classe wirklich angehören, deren Interesse sie vertreten; in der Repräsentativverfassung dagegen schließt sie der Wahlcensus aus, wenn sie auch sehr brave und verständige Leute sind, weil sie nicht eine gewisse Höhe von Abgaben zahlen.

Hierin liegt ein großer Vorzug, der auf eine andre Weise schwer zu ersetzen sein möchte. Man hört oft sagen, daß die Interessen dieser Volksclassen viel besser repräsentirt werden würden, wenn statt jener, Männer von höherer Bildung, mit den Gesetzen und der Verfassung des Landes genauer bekannt, selbige verträten. Diese Behauptung beruht auf einer Täuschung, die durch die Eitelkeit und durch den Ehrgeiz Einzelner hervorgerufen ist; denn abgesehen davon, daß die Bauern und Bürger schon so gebildet sind, daß sie ihre wahren Interessen sehr gut kennen, und wo es nicht ist, durch die Gewohnheit, selbige geltend zu machen, sich bald jeder Vormundschaft entheben würden, so macht ihre Stimme einen weit größern Eindruck auf jede Versammlung, als die eines ihrem Stande nicht angehörigen Rechtsverständigen, der, wie die Erfahrung in vielen Ländern nur zu oft beweist, seine Stellung mehr als eine Brücke betrachtet, zu Einfluß und hohen Aemtern zu gelangen, als seinen Committenten nützlich zu sein.

Aus dem Gesagten leuchtet unverkennbar ein, daß eine ständische Repräsentation die Interessen der Nation, weil sie mehr aus selbiger hervorgeht als jede andre, am besten wahren wird, und es frägt sich nur, wird eine solche einmal:

Einfluß gnug haben, um die Verfassung aufrecht zu erhalten,

und zum Andern:

welche Befugniß soll ihr zustehen?

Wo ständische Repräsentation in einem großen Reiche stattfindet, muß selbige zuvörderst und vor Allem auf Provincialstände basirt sein, dadurch nur erhält das Gebäude ein Fundament; ganz besonders ist dies aber in solchen Reichen nöthig, wo nicht aus alter Zeit her alle Verhältnisse sich schon gleich gestaltet haben. Die Trennung hat aber offenbar auch ihre Schattenseite, denn hiedurch wird eine gewisse Schwerfälligkeit hervorgebracht, und vor Allem tritt der Uebelstand ein, daß die Ansichten der verschiednen Theile eines solchen Reichs, wenn es sich um allgemeine Gegenstände handelt, oft sehr verschieden ausfallen werden, und ohne eine gemeinschaftliche Berathung, durch welche die Meinungen sich mehr ausgleichen, es ganz von der Verwaltung abhängt, diejenigen der verschiednen Ansichten, die wegen nicht gehöriger allgemeiner Abwägung unklar geblieben sind, auszuwählen und als die richtigen zu bevorworten, weil sie mit ihren Wünschen übereinstimmen.

Endlich wird behauptet, daß der Einfluß der Stände einzelner Provinzen der Bureaukratie gegenüber zu schwach sei.

Es scheint nöthig, diese Besorgniß zu beseitigen. Viele meinen, dies könne nur durch Reichsstände geschehen. Wir wollen jedoch, ehe wir die Zweckmäßigkeit irgend einer allgemeinen ständischen Berathung empfehlen, näher prüfen,

„welche Befugnisse den Ständen im höhern Interesse, in dem der Wohlfahrt des Ganzen zukommen?"

Die Fordrungen, welche in dieser Beziehung oft gemacht werden, sind:

1) daß ohne Zustimmung der Stände die bestehende Verfassung nicht geändert werden dürfe, sondern strenge beobachtet werden müsse;
2) daß kein Gesetz ohne ihre Zustimmung gegeben werden dürfe;
3) daß sie das Recht haben, die jährlichen Abgaben zu votiren;
4) daß Landesschulden nur mit ihrer Genehmigung giltig contrahirt werden können;
5) daß keine, die Gewerbe und den Verkehr belastenden Maßregeln, keine Monopole und dergleichen eingeführt werden können, ohne ihre Zustimmung;
6) daß die Minister der Nation für ihre Handlungen verantwortlich bleiben;
7) daß die Presse frei sei."

Zu diesen einzelnen Fordrungen werden leitende Notizen gegeben, die ausführlichsten zu dem dritten Punct „der Steuerbewilligung." Hr. v. Bülow spricht das unbedingte Recht dazu der ständischen Repräsentation ab, er sieht in dem Recht der Steuerverweigerung keine Bürgschaft für die Unverletzlichkeit der Verfassung. Wir heben aus diesem Räsonnement einige der eigenthümlichsten Sätze heraus, die wenigstens den Reiz der Neuheit für sich haben.

„Zwar stellt sich das Steuerbewilligungsrecht bei einer ständischen Repräsentation etwas anders, weil diese aus Gliedern der Nation besteht, die mit ihrem Vermögen und

liegenden Gründen mit dem Staate verwachsen sind, und die alle Nachtheile zunächst treffen; allein es bleibt ausgemacht, daß jede Repräsentation, sie sei zusammengesetzt wie sie wolle, wenn ihr das Steuerbewilligungsrecht zusteht, immer mehr bewilligt, als die Minister wagen dürfen, dem Lande aufzubürden, weil alle Klagen über zu hohe Lasten sie und ihre Verwaltung treffen, während im andern Falle sie bloß die Antragsteller zu sein scheinen, und das Land selbst die Summen durch seine Repräsentanten bewilligt. Allein dies ist nicht der einzige Nachtheil des Steuerbewilligungsrechts. Wo dies den Repräsentanten zusteht, müssen die Minister Alles anwenden, um sich die Mehrheit der Stimmen zu verschaffen, und manchem Minister ist dazu jedes Mittel gleich, — dem Einen geben sie Aemter, dem Andern bewilligen sie dem Volke lästige Monopole, vielleicht auch Geld. Der Erfolg für das Volk ist, daß es noch die Bestechungen bezahlt, um sich ungeheure Schulden und Abgaben aufbürden zu lassen.

Aus dem vorher Gesagten geht so viel hervor, daß das Recht, die Steuern zu bewilligen, keineswegs den Zweck erfüllt, den man erwartet, sondern oft geradezu das Gegentheil herbeiführt.

Es fragt sich daher weiter:

„wie ist denn selbiger zu erreichen?"

Dies scheint uns am besten dadurch möglich, daß der Herrscher und die Landstände sich über folgende Puncte ein- für allemal verständigen:

Erstens, welchen Aufwand fordert der regelmäßige Staatshaushalt, und durch welche Abgaben soll er gedeckt werden;

Zweitens, welches sind die Gegenstände, die einer Besteuerung unterliegen, und nach welchen Grundsätzen ist dieselbe zu vertheilen und zu erheben.

Stehen diese beiden Puncte fest, so bedarf es keiner weitern Bewilligung.

Hiedurch ist das regelmäßige Bedürfniß des Staats gedeckt. Die Verwaltung hat die Mittel, die sie für die Civil- und Militärverwaltung bedarf, und der Gang der Geschäfte kann daher von dieser Seite nicht unterbrochen werden. Anders stellt es sich mit den außerordentlichen Ausgaben. Diese müssen wohl von der Bewilligung der Stände abhängig gemacht bleiben; hier vereinigt sich das Interesse des Herrschers und das des Volkes auf das Innigste.

Die materiellen Interessen der Nation fordern es besonders in jetziger Zeit, daß oft große Summen zur Befördrung derselben verwendet werden. Wollte man diese aus den regelmäßigen Abgaben bestreiten, so würden dieselben oft nicht ausreichen, und wenn es wirklich der Fall wäre, so entstehen daraus leicht große Verletzungen für einzelne Theile. Die Verwaltung legt selbige, wenn ihr unumschränkt die Befugniß zusteht, und aus ihrem Gesichtspuncte vielleicht nicht mit Unrecht, da an, wo sie den größten Nutzen bringen. Dies kann für die armen Gegenden sehr drückend sein, und daher gebührt diesen ein Veto für solche Fälle."

Vorlage der Staatseinnahmen und Ausgaben zur ständischen Prüfung, überhaupt Controle der Nation selbst wird gefordert, deßgleichen davon Gelegenheit genommen, den Monarchen wegen „leichtsinniger verschwendrischer Wirthschaft" in das Gewissen zu reden. Die „Verantwortlichkeit der Minister" gegenüber der Nation nennt Hr. von Bülow thöricht. „Selbst in den Ländern, wo die Souveränetät auf das Volk übergegangen und wo diese Verantwortlichkeit bestehe, zeige sie sich ohne allen Nutzen für das Land. In neuester Zeit habe die Verwaltung des Herrn Thiers den Beweis geliefert, daß die Verantwortlichkeit der Minister gegen das Volk eine leere Phrase sei, und daß man sich nach beßrer Bürgschaft umzusehen habe. Eine entschiedne und nothwendige Bürgschaft scheine ihm in dem Recht, sich freimüthig aussprechen zu dürfen, zu liegen."

Nachdem bis hieher Hr. v. Bülow die Grundzüge entworfen hat, worin, nach seiner Ansicht, die wahren Interessen der Völker liegen, geht er zur dermaligen Verfassung Preußens über. Er zeigt, welche Rechte und Freiheiten das preußische Volk besitzt, welche Verhältnisse mit Bezug auf die Verfassung bestehen und was noch im Bedürfniß zu liegen scheine, wenn die ständische Repräsentation Preußens eine solche Ausbildung erhalten solle, daß sie die Basis eines dauernden Zustandes werde, welche den doppelten Zweck hat, die Monarchie in ihrer Reinheit und Kraft zu erhalten und dem Volke diejenigen Freiheiten und Rechte zu sichern, auf die es durch seine Liebe und Treue zur Dynastie einen doppelten Anspruch habe.

„Die frühere Verfassung der alten Provinzen der Monarchie gewährte den Ständen große Vorrechte, welche von dem großen Kurfürsten zum Theil genommen wurden.

Sein Nachfolger und selbst Friedrich der Große berührten nicht direct die verbliebnen Vorrechte der Stände, insbesondre des Adels, jedoch wurden selbige auf mehrfache Weise untergraben."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 125. 27. Mai. 1842.

Bülow-Cummerow „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland.“

(Fortsetzung.)

„Friedrich Wilhelm III., durch gebietrische Verhältnisse gezwungen, hob die frühere Verfassung größtentheils auf und führte eine neue zeitgemäßre ein. Wenn wir alle Länder Deutschlands ins Auge fassen, wenn wir unsern Blick auf England, Frankreich, Belgien u. s. w. richten, so finden wir in keinem derselben der Nation in Hinsicht ihrer Communalverhältnisse so große Rechte eingeräumt wie in Preußen. In keinem besteht in der wichtigsten Beziehung eine solche Gleichheit der Rechte wie hier, nirgends ist wie in Preußen den Regierten so viel Theil selbst an manchen Zweigen der Verwaltung eingeräumt.

Durch unsre Militärverfassung ist jeder Preuße Soldat und zur Vertheidigung des Vaterlandes verpflichtet. Der Sohn des Fürsten, des Ministers und des Taglöhners haben gleiche Pflichten.

Eine Stellvertretung — wie in Frankreich und in andern Ländern Deutschlands findet hier nicht Statt.

Eben so wenig giebt es eine Bevorrechtung des Adels mehr. Die Rechte der Rittergutsbesitzer sind an den Besitz, nicht an den Stand gebunden. — Es ist gleichviel, ob ein Edelmann oder ein Bürgerlicher der Besitzer ist.

Unsre Städte sind wörtlich genommen kleine Republiken (?). Jeder Bürger hat in selbigen eine Stimme, sie verwalten ihre Communalangelegenheiten ganz selbständig, wählen ihren Bürgermeister und ihre Stadtverordneten, verwalten die Polizei und stellen einen Deputirten zur Versammlung der Kreisstände.“

Hierauf folgt der Bericht über die Wahlen zu den Kreis- und Provinciallandtagen, welche aus den Mitgliedern des ersten Standes (Rittergutsbesitzer) und aus den Abgeordneten der Städte und des Bauernstandes (Landgemeinden) bestehen. Das Urtheil über ihre Bedeutung spricht sich in den Worten aus:

„Die Regierung übt die Controle über alle Beschlüsse der Kreisstände und des Communallandtages und bestätigt selbige, wenn sie sich innerhalb der gesetzlichen Schranken befinden — wo nicht — weist sie dieselben an die Behörde zurück, von welcher sie ausgegangen sind.“

Die Landgemeindeordnung kommt in freier Bewegung der Selbständigkeit der Städteordnung nicht gleich.

Einen längern Ruhepunct macht Hr. v. Bülow bei den Rittergütern, welche in ihren Besitzungen die Verwaltung der Polizei haben, Gerichtsherren, Schul- und Kirchenpatrone, und Alles dies aus eignem Recht sind. Die Standschaft ist die Bedingung des Besitzes dieser Rechte. Man sieht, es ist das Patrimonialwesen, das hier noch in mittelalterlicher Weise besteht. Hr. v. Bülow wird dabei zum Parteimanne und bricht für ein längst abgelebtes Institut „die Patrimonialgerichtsbarkeit“ mit großer Kunst mehrere Lanzen.

Hr. v. Bülow findet in dem dermaßen bestehenden Zustand der Dinge das Fundament einer tüchtigen und dauerhaften Verfassung, und nimmt davon den Uebergang zu der Untersuchung, inwiefern eine Vertretung der höhern Interessen der Nation besteht, inwieweit diese gnügt und welche Garantien für die Dauer zu wünschen sind.

Er sagt:

„Es scheint keinem Zweifel zu unterliegen, daß der verstorbne König und seine ausgezeichneten Rathgeber, Stein und vor Allem Hardenberg, darüber einig waren, daß man das preußische Verfassungsgebäude solide aufführen und ihm ein tüchtiges Fundament geben müsse, nicht aber dem verderblichen Beispiele der modernen Verfassungen folgen dürfe, von oben herab zu bauen. Jenes ist geschehen; allein wegen des weitern Ausbaues und wegen der Vollendung theilte der König die Ansicht seiner Minister nicht, sondern entschloß sich, seinem Volke eine Vertretung durch Landstände nach Interessen, aber nur mit berathender Stimme zu geben.

Unter dem 1. Juni 1823 und 27. März 1824 erschienen die Gesetze über die Bildung von Provincialständen. Diese Gesetze engten jedoch die Wirksamkeit der Stände so ein, daß es weder die Bedürfnisse des Volks zu befriedigen vermochte, noch dem Monarchen eine Uebersicht von dem zu verschaffen im Stande war, was seinem Volke noth thut oder von selbigem gewünscht wird.

Das ganze Gesetz trägt sichtbar den Charakter des Mißtrauens, der ängstlichen Besorgniß. Wahrscheinlich hatte

der Hinblick auf die neu hinzugekommnen Provinzen diese Zurückhaltung hervorgebracht. Die frühern Stände hatten einerseits dem Monarchen einen so ausgezeichneten Beweis von Vertrauen gegeben, indem sie bei Aufhebung ihrer sämmtlichen Rechte und Freiheiten und der ganzen Verfassung nicht mal einen Protest eingelegt hatten, weil sie überzeugt waren, ihr König werde ihnen in seiner Weisheit und Liebe in zeitgemäßrer Form wiedergeben, was ihnen genommen war, und Vertrauen findet stets Vertrauen; und zum Andern hatte die Nation erst eben so ausgezeichnete Beweise von ihrer Treue, Liebe und großer Hingebung gegen ihren König abgelegt, daß unmöglich auch nur ein Funke von Mißtrauen gegen sein Volk in den alten Provinzen in der Brust eines so hochherzigen Königs Eingang gefunden haben konnte. Daher wird, wenigstens in den alten Provinzen, der Grund des Mißtrauens nicht auf sie gedeutet, aber um so tiefer empfunden, daß die geringe Gabe noch bei der Anwendung ganz verkümmert wurde; eine Empfindung, die durch den Umstand eine Steigrung erhielt, daß die langen Listen der abschlägigen Landtagsabschiede durch die Zeitung den Augen des Auslandes preisgegeben wurden. Die Hauptausstellungen gegen das so eben allegirte Gesetz lassen sich in Folgendem zusammenfassen:

1) daß die Berufung zum Landtage von dem jedesmaligen Willen des Monarchen abhing, und wenigstens nicht die Zusichrung eines periodischen Zusammentritts ertheilt war;
2) daß mit dem Schluß des Landtages jede Spur von provincialständischer Verfassung einem Schatten gleich verschwand;
3) daß selbst diejenigen Gegenstände der Berathungen, welche das ganze Land betrafen, in einzelnen isolirten Versammlungen erfolgten, und daher nicht die Reife erhalten konnten, welche nur durch den Umtausch der Ideen in einer allgemeinen Versammlung unter dem Einfluß entgegenstehender Interessen möglich wird, und daß, da die Gutachten der Stände nun natürlich sehr verschieden ausfallen mußten, die Verwaltung diejenigen herausnehmen konnte, die ihr wohlgefielen, und sie doch dem Monarchen als eine Ansicht der Stände zu bezeichnen vermochte;
4) daß den Ständen nicht wenigstens der Nachweis über die Verwendung der Staatseinnahmen vorgelegt und ihre Erklärung darüber gefordert wurde (Ohne die Controle der Staatseinnahmen und Ausgaben ist eine jede ständische Verfassung fast bedeutungslos und verliert allen ständischen Charakter.);
5) daß in der Stiftungsurkunde den Ständen das Petitionsrecht eingeräumt wurde, aber nicht eine einfache Mehrheit, sondern zwei Drittel der Stimmen erforderlich waren, um die Wünsche der Unterthanen und die Beschwerden über zugefügtes Unrecht bis zum Thron des Monarchen zu bringen;
6) daß nicht nur jede Oeffentlichkeit der Verhandlungen verboten blieb, sondern die Abgeordneten das Versprechen geben mußten, sich jeder mündlichen Mittheilung, selbst an ihre Committenten, zu enthalten.

Daß eine so beengte Verfassung einen Theil der Nation unbefriedigt lassen mußte, lag in der Natur der Sache, und daher wendeten sich die Augen Vieler auf die früher gemachte Hoffnung wegen Bildung reichsständischer Verfassung. Man glaubte hierin das einzige Mittel zu finden, das Ohr des Königs zu erreichen und den übergroßen Einfluß der Bureaukratie zu schwächen, welche sich zwischen den König und sein Volk eingedrängt zu haben schien. Alle Anfordrungen dieser Art wies jedoch der verstorbne König zurück."

Es folgt nunmehr eine lange Vertheidigung Friedrich Wilhelm's III., daß er keine Reichsstände berufen, es wird das Land seiner Festigkeit und richtigem Gefühl zu großem Dank verpflichtet erklärt, sogar geäußert, daß, wenn eine reichsständische Verfassung nach dem Plane Hardenberg's mit mehr als berathender Stimme eingeführt worden wäre, dies für die Wohlfahrt Preußens, vielleicht für ganz Deutschland sehr gefahrbringend hätte werden können.

Allmälig kommt Hr. v. Bülow zur Sache.

„Es giebt in diesem Augenblick keinen Gegenstand von größrem Interesse für das Land und selbst für Deutschland, als die Entwicklung der preußischen Verfassungsangelegenheit. Es handelt sich hier um zwei wichtige Fragen und deren praktische Anwendung:

1) Wie ist das Problem zu lösen, die großen Vortheile der monarchischen Regierungsform mit der Freiheit zu vereinigen, die die Völker bedürfen und verlangen können?
2) Welche Bürgschaft giebt es gegen mögliche Uebergriffe in die Rechte der Krone und des Volks?

Was die Beantwortung der ersten Frage betrifft, so haben wir zu beweisen gesucht, daß die Interessen der Nation und ihres Herrschers keine getrennten, sondern innig verbunden sind, und daß, wie es in der allgemeinen Wohlfahrt der Völker liege, daß die Gewalt in einer Hand ruhe, weil dadurch die Sicherheit nach Außen und im Innern gewinne, so liege es im Interesse des Monarchen, der Nation alle diejenigen Freiheiten und Rechte einzuräumen, welche ihr ohne Gefährdung der Einheit und Kraft des monarchischen Princips in einem deutschen christlichen Staate zukommen und gebühren. Die Vereinigung dieser Zwecke ist nur in einer Verfassung möglich, wo dem Volke die Verwaltung seiner speciellen Angelegenheiten ganz überlassen bleibt, so wie, wo die Gewalt ganz und ungetheilt in den Händen des Monarchen ruht, denn nur da, wo die Regierung ganz stark ist, können dem Volke große Freiheiten ge-

währt werden, ohne dadurch die Ordnung in Gefahr zu bringen. Allein die Richtigkeit dieser Sätze angenommen, so ist eine Verbindung um so nöthiger, da ein in seinen speciellen Angelegenheiten mündig gewordnes Volk nicht außer Verbindung bleiben darf mit der obersten Gewalt. Diese muß nun durch Stände, durch Personen erfolgen, die die Interessen der Nation repräsentiren, denen das Ohr des Monarchen geöffnet sein muß, denen aber nur eine berathende Stimme zusteht und die daher in keinen Conflict mit dem Monarchen kommen, dessen Attribute in der letzten alleinigen Entscheidung bestehen, weil er die Souveränetät übt.

Die zweite Frage steht schon in einer engen Verbindung mit der ersten. Wo die Interessen durch die Verfassung einander gegenübergestellt sind, wo man die Staatsgewalt getheilt hat, um dadurch ein Gleichgewicht zu erhalten, wo man mithin den Krieg verfassungsmäßig organisirt hat, da giebt es keine Garantie, diese liegt nur in der Vereinigung der Interessen und in der friedlichen Ordnung derselben nach der Natur der Sache und des Bedürfnisses. Wo Jeder im Besitz dessen ist, was ihm zukommt, da giebt es keine gegründeten Ursachen zu Uebergriffen, und wo diese fehlen, wird es stets leicht, die Anmaßung in ihre Schranken zurückzuführen. Ganz besonders ist es aber das monarchische Princip, welches einer Sichrung gegen die Angriffe der ultraliberalen Tendenz bedarf. Die Monarchie repräsentirt die Stabilität, diese die Bewegung; es sind dies mithin die beiden stets im Streit befindlichen Elemente, und da im Angriff ein gewisser Vortheil liegt und zwischen beiden Extremen der Fortschritt sich befindet, so bedarf die Monarchie einerseits einer Stärkung, die sie nur in der ständischen Verfassung finden kann, zum Andern einer Vermittlung, daß aus der Stabilität keine Krystallisation oder eine Alles auflösende Bewegung werde, sondern daß mit Erhaltung der Stabilität der in der göttlichen Ordnung der Dinge beruhende Fortschritt erfolge; auch dazu bedarf der Monarch die Uebereinstimmung mit den Regierten und die Kenntniß ihrer Meinungen, die er durch die ruhige Berathung consultativer Stände am besten erfahren kann."

Die dermalige provincialständische Verfassung hält der adlige Hr. Verf. für nichts weniger und nichts mehr, als für eine Einleitung, für eine Anweisung in die Zukunft. Die Erweitrungen, welche der jetzige Monarch im vergangnen Jahre der ständischen Verfassung gegeben und noch mehr versprochen hat, gelten ihm als bedeutender Schritt zur endlichen Entwicklung der Verfassungsangelegenheit, und es bleiben, nach seinem Dafürhalten, nur noch wenige Puncte, um selbiger diejenige Consistenz zu geben, deren sie bedarf, die Macht der Krone und die Interessen der Nation für immer zu sichern.

„Es sind zwei Puncte, auf welche es vor Allem ankommt, wenn die ständische Verfassung eine gewisse Vollendung erhalten und ihren ganzen wohlthätigen Einfluß nach oben und nach unten üben soll.

1) Die Bestimmung eines periodischen Zusammentritts sämmtlicher Ausschüsse aller Provinzen der Monarchie behufs allgemeiner Berathung.
2) Die Uebertragung der Controle der Staatseinnahmen und Ausgaben an diesen Ausschuß.

Alle übrigen Puncte, die etwa noch zur Vervollständigung nöthig scheinen, sind untergeordneter Natur und ergeben sich von selbst."

Hr. v. Bülow will das repräsentative, das constitutionelle System nicht, dies spricht er auf jeder Seite seines Buches deutlich aus. Auf der andern Seite gnügten ihm die Provincialstände nicht, da sie kein Organ der Gesammtnation sind. In solcher Verlegenheit interpretirt er auf seine Weise die Gedanken Friedrich Wilhelm's IV., der bei jeder Gelegenheit der Bestimmung der Formation von Ausschüssen der Provinzialstände, andeutete, daß er, wenn es die Umstände erheischen sollten, diese zu einer allgemeinen Versammlung zusammenberufen wolle.

„Durch diesen Gedanken wird nun die Versammlung nicht nur viel kleiner, sondern da die Ausschüsse von den Provincialständen gewählt werden, also präsumtiv die wirkliche Gesinnung ihrer Committenten repräsentiren und in der Regel auch die zu größren Berathungen geeigneten Personen ausmachen, so ist von ihnen nicht nur eine ebenso treue, dem König mit Gut und Blut ergebne Gesinnung zu erwarten, von welcher jene beseelt sind, sondern auch eine ruhige gründliche Beleuchtung der Verhältnisse vorauszusetzen. Am wenigsten lassen sich von einer solchen Versammlung excentrische Richtungen besorgen, die in Nationalversammlungen, wo die Ehrgeizigen selbständig auftreten können, so häufig sind und zu großen Aufregungen oft geführt haben. Daher scheint uns der Weg, den der Monarch angedeutet, in jeder Beziehung der rechte zum Ziele zu sein. Freilich wird Alles davon abhängen, welcher specielle Wirkungskreis jenen allgemeinen Ausschüssen zugebilligt werden soll, um zugleich das monarchische Princip zu stärken und die Interessen des Volkes zu fördern. Daß ihnen keine der Staatsgewalten eingeräumt werden könne und dürfe, ist vorhin schon entwickelt und, mit Gründen unterstützt, nachgewiesen.

Sie sollen die Interessen der Nation bei dem Monarchen vertreten und ihre Rechte befürworten, sollen so weit, aber auch keinen Schritt weiter gehen als nöthig ist, diese Interessen wahrzunehmen. Daher kömmt diesen Ständen zuvörderst eine berathende Stimme zu; so wie es das Recht des Monarchen ist, allein zu entscheiden, so ist es das Recht des Volkes, vorher gehört zu werden."

Hr. v. Bülow bewilligt im Princip somit den Ständen nur eine berathende Stimme und dem Herrscher die Ausübung der drei Regierungsgewalten, allein er macht drei Ausnahmsfälle, wo er ihnen ein Zustimmungsrecht beilegt.

1) Bei allen Verändrungen in der bestehenden Verfassung.

2) Bei denjenigen Abändrungen in den bestehenden Gesetzgebungen oder in den Verwaltungsnormen, durch welche die religiösen oder persönlichen Freiheiten und Rechte oder das Eigenthum betheiligt sind.

3) Bei Erhöhung der bestehenden, durch einen Normaletat bestimmten Abgaben, und bei großen, das Land dauernd belastenden Staatsabgaben.

Man sieht, Hr. v. Bülow hat „Standesinteressen". Für diese Interessen sucht er Garantien, ein festes Regierungsprincip, den Rechten der Krone gegenüber Rechte „der Stände", und diese Stände sind der Adel zuerst und, da es so sein muß, auch Bürger und Bauern. Den Schutz der „Interessen" setzt er in eine „ständische Verfassung", d. h. in eine Verfassung, wo nicht die Gesammtpersonalität des „Volkes", sondern nur „die Kasten und Corporationen" vertreten sind. Hr. v. Bülow hält der ständischen Verfassung die constitutionelle insofern gegenüber, als bei dieser die „Personen" vertreten seien. Nur in den Ständen erkennt Hr. v. Bülow die staatsbürgerliche Gesellschaft. Ein Volk giebt es für ihn nicht. Ihm erscheint die Gewalt des Herrschers als unmittelbar vom Himmel stammend, allenfalls für ein Erbeigenthum. Der Staatsverein, wie er steht, ist eine factische Thatsache, nach seiner rechtlichen Grundlage und Bedeutung hat er Nichts zu fragen. Nach dieser Theorie des Absolutismus sollte eigentlich von einem zweiten Willen und gar von einer Repräsentation desselben nicht die Rede sein, vielmehr der Wille des Staatsoberhauptes die alleinige Quelle alles Rechtes und die alleinige Regel für Alles, was im Staate geschieht, sein. Allein das Recht der regierenden Häuser, das unerwartet auftritt, gilt Hrn. v. Bülow nur als ein Willensact der Regierten, welcher, mittelbar oder unmittelbar, im ganzen Verlauf des Staatslebens sich aussprechen soll. Als das möglichst lautre Organ dafür werden die „Stände" genommen. Wer sind diese Stände? Diese Stände sind zu zwei vollen Dritteln Rittergutsbesitzer, von welchen außerdem der Hr. v. Bülow wünscht, daß es nur adlige Rittergutsbesitzer mit den Ehrenrechten und der Standschaft geben möge. Was bleibt also in der kleinen Minderzahl der Stände übrig? Städtische Grund- und ländliche Gutsbesitzer, von welchen letztern indeß alle keineswegs Bauern, vielmehr manche Edelleute von langem Stammbaum sind.

Nun, wir wollen ihm Recht geben und in dieser Eintheilung Stände und Standesinteressen anerkennen. Nur die Frage gestatte er, was er mit der unadligen Mehrheit der staatsbürgerlichen Gesellschaft, die kein städtisches Grundstück, kein Ritter- und kein Bauerngut besitzt, was er mit dieser anfangen wolle? Sie ist kein Stand, hat also kein Standesinteresse, mithin keinen Willen, mithin kein Organ, mithin keine Rechte, und, setzen wir hinzu, keine Pflichten?

Wir können durch die Gegensätze unsres politischen Glaubensbekenntnisses dem Leser selbst das vergleichende Urtheil überlassen. Uns gilt, wir sagen es offen heraus, das constitutionelle System als die relativ tauglichste Regierungsform der Gegenwart. In der natürlichen und treuen Nationalrepräsentation, welche gegenüber der Regierung die gesammten Interessen und Rechte des gesammten Volkes — ohne Standesunterschied — zu vertreten hat, besteht das Wesen der constitutionellen Verfassung. Eine Constitution ist kein Act der Feindseligkeit, wie sie oft von Oben betrachtet wird, eine Constitution ist ein Act der Vereinigung, welcher die gegenseitigen Beziehungen des Monarchen und des Volkes festsetzt und ihnen die Mittel anzeigt, sich wechselseitig aufrecht zu halten, zu unterstützen und zu helfen. Nun sagen aber Manche, und unter ihnen Hr. v. Bülow, wozu eine repräsentative Verfassung, da wir eine ständische auf dem Boden des historischen Rechtes haben? Und gewiß, Nichts wäre ehrwürdiger und nothwendiger zu schonen, als eine alte Verfassung, an welche man sich immer erinnern kann, und welche die Zeit stufenweise vervollkommnet hat, wofür die englische das nächste Beispiel ist.

Allein eine Verfassungsform, welche wie die feudalständische der Barbarei des Mittelalters entstiegen, durch Rechtsvergessenheit und Rechtsverachtung genährt und sodann beim Aufdämmern einer bessern Erkenntniß eben factisch forterhalten worden ist, kann eine solche frohe Erinnrung zurücklassen und vor Allem zu Recht giltige Gewohnheiten begründen? Ließe sich unter diesem Titel nicht die ganze Feudalherrlichkeit des Faustrechts zurückführen?

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 126. **28. Mai.** **1842.**

Bülow-Cummerow „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland."

(Schluß.)

Wir tadeln die Neuerer, weil sie Gesetze im umgekehrten Verhältniß zur bestehenden Meinung machen. Aber Institutionen erneuern oder fortleben lassen, die verschwunden oder veraltet sind, ist ein Uebel der nämlichen Art. Wenn diese Institutionen vergessen sind, so liegt der Grund darin, daß sie dem Nationalgeist nicht mehr angemessen waren. Würden sie dies gewesen sein, dann würden sie in allen Köpfen leben und im Ausdruck aller Wünsche liegen. Das hieße demnach die Gegenwart nicht unter eine Vergangenheit, mit der sie sich nicht verschmolzen hat, sondern unter eine Vergangenheit beugen, die für sie nicht mehr besteht, wie die Reformer sie unter eine Zukunft beugen wollen, die noch nicht besteht. Es ändert aber die Zeit Nichts daran, das Uebel bleibt dasselbe. Die Feudalstände stellen, wie bereits gesagt, bloß Kasten und Corporationen vor, welchen sie angehören, oder von denen sie gesandt werden, namentlich der Adel. Der sogenante dritte Stand, d. h. die Grundmasse der Nation, erscheint dabei in der dürftigsten Repräsentation durch Abgeordnete des Grundbesitzes in ganz untergeordneter Stellung.

Wohl sind daher die Feudalstände ein Hemmniß der Regierung, aber noch weit mehr eine die wahre Volksstimme unterdrückende, d. h. sich an ihre Stelle setzende, unlautre Autorität, sie sind eine rein positive oder historische Einsetzung.

Hr. v. Bülow fühlt zu sehr das Bedürfniß, hier seine Blößen zu verstecken, und wirft sich resignirend mit geschloßnen Augen dem Liberalismus in die Arme. „Consultativ"-Provincialstände — wir wissen nun, was damit gemeint ist — sollen auf der alten Basis beibehalten werden, doch sollen die Ausschüsse periodisch behufs allgemeiner Berathschlagungen zusammentreten und die „Controle" über die Staatsausgaben üben. Durch diese beiden Befugnisse würde der ganze wohlthätige ständische Einfluß „nach oben und unten" gewissermaßen „vollendet," indem „alle übrigen Puncte untergeordneter Natur" seien, so daß hiedurch eine genügende Garantie gegen die Uebergriffe in die Rechte der Krone und des Volks gegeben ist. Nachdem dem Herrscher der uneingeschränkte Besitz der drei Gewalten zugesprochen und dem Volke die Steuerbewilligung ausdrücklich abgesprochen worden ist, darf es wohl gestattet sein, nach den Rechten des Volkes zu fragen: Ein Veto, wenn der Krieg den einmal bestimmten Normaletat der Abgaben erhöhen will, und das Bewilligungsrecht, wenn das Land mit neuen großen Staatsausgaben dauernd (?) belastet werden soll. Dann gebührt den Ständen noch ein Widerspruch, wenn der Monarch diese magna charta aufheben wollte, und deßgleichen darf der König die Gewissensfreiheit nicht gefährden, noch richterliche Erkenntnisse annulliren. So lauten die „großen Freiheiten," welche dem Volke eingeräumt werden sollen; in dieser nur auf Grundbesitz basirten Vertretung der Interessen findet der Verfasser den sprechendsten Vorzug vor dem constitutionellen System und für Preußen, Deutschland und das ganze Europa das eigentliche Glück und Heil.

Wir wollen unser Urtheil sprechen. Das Buch ist ein Product des adeligen Kastengeistes, der die Nothwendigkeit fühlt, den Liberalismus sich an die linke Hand zu trauen, doch im Grunde durch diese Mesalliance nur das Recht verdienen will, von Neuem und zugleich unter modernen Formen einer aristokratischen Regierungsweise dauernd sich festzusetzen. Es gilt für liberal, aber es ist nur liberal, um mit einiger Manier den Adel in seinem Verhältnisse zum Staate zu regeneriren. Das Buch ist die sonderbarste Mischung von Kastengeist und liberalen Reformprojecten. Die Volksfreiheiten sind hier recht plausible Adelsprivilegien, denen man zum Ruhm nachsagen kann, daß sie mit Humanität im Sinne und Geschmack des Jahrhunderts modificirt sind. Um so mehr muß es Wunder nehmen, daß der „Patrimonialgerichtsbarkeit" eine verdächtige Schutzrede gehalten wird.

Deutschland und mit Deutschland Preußen, weiß, daß die politische Freiheit ihm eben so nöthig ist, als die bürgerliche. Es hält nicht, vorausgesetzt, wenn man sagt, daß ein Volk glücklich ist, für unnütz, daß es politisch frei sei. Es weiß, daß die politische Freiheit nichts Andres ist, als das Vermögen, glücklich zu sein, ohne daß eine menschliche Macht dieses Glück willkürlich störe. Wenn die politische

Freiheit nicht einen Theil unsrer unmittelbaren Genüsse ausmacht, so ist sie es gleichwohl, welche sie verbürgt. Sie für unnütz erklären heißt die Fundamente des Gebäudes für überflüssig erklären, das man bewohnen will. Die auf die Zustimmung und nicht auf die Furcht gegründete Unterwürfigkeit, das Lob, das seinen Werth erhält, weil der Tadel nicht erstickt ist, sind die edelsten der königlichen Gepränge. Die Freiheiten der Völker sind die Säulen des Thrones, und wenn diese Freiheiten auf dem Boden liegen, so findet sich auch der Thron erniedrigt.

Von diesen Vordersätzen muß in der Gegenwart Jeder ausgehen, welcher den politischen Fortschritt in Deutschland mit Ernst und Wahrheit will. So viel sich auch die Umstände geändert haben, einer ist derselbe geblieben, das von der Natur gefühlte Bedürfniß, frei zu sein und der Garantien zu genießen, welche alle Staatseinrichtungen, wie sie immer heißen mögen, den Bürgern sichern müssen. Wir glauben daher, daß Werke, welche dem deutschen Volke seine Freiheiten zu vindiciren bestimmt sind, nur darum der guten Sache dienen, wenn sie jene auf klare, anwendbare, von Formen unabhängige Grundsätze stützen.

Darum ist Hrn. von Bülow's Buch, ganz abgesehen von den Tendenzen, auch unpraktisch, — denn es hat kein Princip. Eine solche Mischung von Staatsformen, eine solche Unsicherheit der Rechte und Pflichten, solche Fragmente von antik und modern, solche Unverträglichkeit der Ideen des Stillstandes und der Bewegung, ein solches Mittelgut wird Keinen befriedigen. Der Niedere will Gleichstellung, der Bedrückte Freiheit, der Gleiche aber und der Freie möchten höher stehen, sich auszeichnen, mehr gelten und vermögen. Wer Unrecht leidet, will nur Recht, wer aber mehr als sein Recht hat und haben kann, hält sein Vorrecht, das tausend Andre rechtlos macht, für heiliges Recht.

Hr. v. Bülow mag das Mißliche restituirter Institutionen des Mittelalters gefühlt haben, und Standesinteresse wie Kastengeist sträubten sich gegen bloße „Postulat-Landtage," allein nicht minder erschreckte ihn die Volksfreiheit und die allgemeine Gleichheit vor dem Gesetz in constitutionellen Monarchien. Sein Buch, das im speciellen Theil Opposition gegen die dermalige Staatsverwaltung nimmt, mußte wenigstens scheinbar zu einer Fahne schwören, welche das Losungswort des Tages ist.

Wenn übrigens Hr. v. Bülow den patriotischen Eifer für die Einheit Deutschlands zur Schau trägt, wie mag er glauben, daß seine Redensarten, womit er achselzuckend die constitutionellen Verfassungen des Bundes abfertigt, Aussöhnung und Frieden herbeizuführen vermögen? Wir wissen freilich, daß die Wahrheit der Charte noch immer eins der Räthsel ist, zu deren Lösung uns die Gegenwart wenig Hoffnung giebt. Allein dennoch sind wir nicht geneigt, unser Ziel aufzugeben und uns in die politische Rennbahn des Hrn. v. Bülow trainiren zu lassen.

H. Scherer.

Schelling und die Offenbarung. **Kritik des neuesten Reactionsversuchs gegen die freie Philosophie. Leipzig 1842. Robert Binder.**

Was man zuerst erwartete und was Schelling selbst hoffen ließ, mit den berliner Vorlesungen werde sogleich auch der Druck der „zweiten oder positiven Philosophie" beginnen, das ist nun zwar nicht geschehen, und daß es auch sobald nicht geschehen wird, beweist die Art und Weise, wie jene vielbesprochne „erste Vorlesung" erschien und wie sie von dem Verleger behandelt wurde, nicht als eine Ankündigung, sondern als ein selbst und mit den allergrößten Buchstaben Anzukündigendes. Dagegen ist Schelling's Auftreten in Berlin allerdings ein gezwungner Schritt in die Druckerei. Was er selbst nicht thut, übernehmen Andre; und hat er bisher seine wenigen Schüler und Freunde nicht anerkannt, seine vielen Gegner werden dafür sorgen, daß seine Anerkennung überflüssig wird. Es bereiten sich so viel Publicationen und Kritiken der Vorlesungen und der ganzen Schellingschen Philosophie vor, daß wir in weniger, als einem halben Jahr aus der Vergleichung der verschiedensten von einander unabhängigen Mittheilungen uns vollkommen von der Authenticität des Wesentlichen darin werden unterrichten und überzeugen können. Wir also werden durch Schelling's Entschluß, uns nichts schwarz auf weiß zu geben, keinen Verlust erleiden; er selbst dagegen kann dem Uebelstande nicht ausweichen, daß alles philosophische und kritische Interesse seinen eignen „nur möglichen" Publicationen vorweggenommen wird; möge das theologische und christliche desto größer sein und ihn dort entschädigen, wohin er sich jetzt, wie so Mancher, der in der Jugend weltweise gesündigt, im Alter geflüchtet.

Ref. gehört nicht zu denen, die von Schelling eine zweite wissenschaftliche That erwarteten, aus dem einfachen Grunde, weil man schon über jene erste Stellung des Mannes, sobald es sich um den stetigen Fortschritt der deutschen Philosophie handelt, seine Zweifel haben muß. Die wahre Kritik und die wahre Fortführung der Kantisch-Fichteschen Philosophie ist Hegel, während Schelling das Problem der Wissenschaftslehre oder der Systematisirung alles Wissens in seiner ersten Philosophie ebenso vergeblich sucht, als in seiner zweiten, in beiden also die bloße „Potenz," nicht die „Existenz" und Wirklichkeit dessen ist, was er selbst als seine Aufgabe anerkannt. Für die Methode des Denkens und Wesens, sowie für das Aufstellen des Systems sind Schelling und Hegel Rivalen, — das ist nun die philosophische Palme, während das Aperçü des Absoluten,

wie es in Schelling hervortritt, ein Inhalt genannt werden muß, der ebenso gut die maßloseste Phantasie und den gedankenschwächsten Aberglauben ausfüllen kann, sei es mit indischen Göttern, sei es mit christlicher Jenseitigkeit, als den wissenden Geist des Philosophen. Schelling zeigt uns die eine, Hegel die andre Form, beide schon in ihrer ersten, von der weitern Historie noch unberührten Gestalt; und das erste Buch Hegel's, so viel Unverdauliches und Ungenießbares es auch enthält, die Phänomenologie (diese zweite „vielgelobte" und „wenig gelesene" Messiade), stellt sogleich Hegel's kategorisches dem phantastischen Genie Schelling's gegenüber. Die weitre Entwicklung Hegel's ist daher auch die zu immer größrer wissenschaftlicher Bestimmtheit, zur systematischen und methodischen Durchsichtigkeit; die Schelling's dagegen — was freilich erst die vorliegende erste durch die nachfolgenden zu rechtfertigende Publication über die philosophia secunda vollständig beweist —, immer tiefer in die bodenlosesten Phantastereien hineinzugerathen. — Schelling hat daher eine üble Stellung gegen seinen glücklichen Rival; das Gefühl der Hegelschen Erfolge ist überwältigend, das Bewußtsein, wesentlich dasselbe zu wollen und einer solchen Erscheinung gegenüber zu treten, muß ihm sehr unbequem fallen. Schelling begreift aber sein Verhältniß zu Hegel nicht in der Tiefe, wie die Welt dies thut. Er hat von den Erfolgen der Hegelschen Philosophie nur den Eindruck, daß sie *äußerliche*, ganz unberechtigte Thatsache sind, „der Wolfianismus eines Spätergekommnen." cf. Vorrede zu Cousin. Die Nothwendigkeit der Vernunft und die vernünftige Nothwendigkeit in diesen Erfolgen, wie in der ganzen Welt des Geistes und des Absoluten, das ist es ja eben, was Schelling nicht kennt und nicht anerkennt, was dagegen Hegel entdeckte und der Welt offenbarte. Was bleibt Schelling dieser Welt und dieser Thatsache gegenüber zu thun? Nichts, als was er gethan hat: die Appellation an *die* Welt, für welche die Offenbarung der Philosophie und des freien Geistes keine ist, also an den alten Gegensatz des Wissens, den *Glauben*, an das Bewußtsein derer, die hinter der Entwicklung des deutschen Geistes noch weiter, als er selbst, zurückgeblieben sind. Darum kann Schelling meinen, Hegel's Ort „in der Metropole der Wissenschaft" sei der einzige Grund seiner Erfolge gewesen, darum kann er erwarten, jetzt durch das *gläubige* Berlin eben solche Erfolge zu feiern, wie seine Vorgänger, Fichte und Hegel, durch das *philosophische*; darum kann Schelling an die Möglichkeit glauben, Hegel und seine Philosophie zu stürzen zu seiner eignen Gnugthuung, und dem Glauben aufzuhelfen *gegen die Philosophie* zur Gnugthuung für den „christlichen" Geist der Zeit und des Ortes.

Als Schelling nach Berlin ging, erwarteten Viele etwas Neues, Andre wenigstens Andres, als die münchner Vorlesungen, und diejenigen, denen auch diese unbekannt geblieben waren, immer doch einen Aufschluß über ein Geheimniß. Damit steht es nun so, daß jetzt die bekannte erste Vorlesung, einige allerdings merkwürdige Zeitungsartikel und die kleine oben genannte Broschüre vorliegen. Die erste Vorlesung versprach viel, die Zeitungsartikel reichten natürlich nicht weit und so sind wir denn auf die Broschüre angewiesen, deren Verfasser uns S. 50 versichert, „aus der Vergleichung dreier Hefte den Hauptinhalt der Schellingschen Vorlesungen mitzutheilen und sich bewußt zu sein, daß er dabei mit der größten Aufrichtigkeit und Lauterkeit zu Werke gegangen." Dies scheint auch in der That der Fall zu sein, Ref. verglich die Broschüre mit den Erzählungen eines würtembergischen, von Berlin kommenden Freundes, ehe derselbe sie gelesen, und fand, was ihm auch von diesem nach der Lectüre bestätigt wurde, daß *der Bericht mit den Vorlesungen übereinstimme*; nur sei die Partie über die eigentlich „positive und christliche Philosophie" verhältnißmäßig kurz ausgeführt, sie enthalte noch viel eben so Interessantes und Abenteuerliches, als das Mitgetheilte. Wir halten die Broschüre also für „glaubwürdig," so schwer es auch ist, einen solchen Schiffbruch an Geist und Vernunft, wie sie ihn uns vorführt, mit jenem alten Aberglauben an Schelling's philosophisches Königthum zu vereinigen, ja wir würden bei aller Glaubwürdigkeit des Mitgetheilten in Schelling's Namen gegen den ganzen Inhalt protestiren, wenn wir nicht leider bekennen müßten, daß wir von jenem Aberglauben schon durch eine Schrift über die Freiheit gänzlich zurückgekommen sind, die Spuren der philosophia secunda also freilich sehr deutlich schon in der philosophia prima finden. Wir erhalten also hier das Wort des Räthsels, die Offenbarung des Schellingschen Geheimnisses? hör' ich das Publicum fragen. Ja! und nicht nur, daß ihr das berliner Geheimniß erfahrt, es wird auch offenbar, und Schelling selbst erklärt es, „er habe die Philosophie der Offenbarung seit 1831 in München ganz in derselben Weise, wie jetzt in Berlin, vorgetragen, und die Philosophie der Mythologie datire sich sogar aus noch späterer Zeit her." Ja, die berliner Zuhörer, die zum Theil so indiscret gewesen waren, auch die *Zuschauer* zu spielen, wollen bemerkt haben, daß Schelling zu den Heften, aus denen er vorlas, nur im Anfang frisches, weißes, späterhin, also in der eigentlichen Offenbarung, ganz vergilbtes Papier, ohne Zweifel aus einer Papiermühle des „Urvolks," geführt und daraus unter andern einmal die Worte gelesen habe: „*neulich* behauptete *Voß* in seinen mythologischen Briefen u. s. w." Kurz, so gewiß diese Vorlesungen über Philosophie der Offenbarung eine Offenbarung sind, so entschieden gehören

sie einer frühern Zeit an, und wenn es auch nicht feststeht, welchem Jahre und welchem Semester, so viel ist doch ausgemacht, daß sie nichts Neues sind. „Das Ewiggestrige" wird in ihnen vertreten, und wenn die Art und Weise, wie dies geschieht, unerhört ist, so ist sie es nicht wegen ihrer Neuheit, sondern wegen ihrer Erneuerung, man nennt sie am kürzesten moderne Scholastik, man thäte aber zuviel, wenn man dabei an die Zucht der Dogmatik und des Aristoteles, wie sie in der alten Scholastik herrscht, denken wollte, es herrscht hier die vollkommenste Freiheit nicht nur von der Vernunft, sondern auch vom Dogma, und daß weder der Verstand, noch das Verständniß des Vorgetragnen der Zweck ist, weiß Jeder, der die Tiefe dieser göttlichen Phantasien, wäre es auch nur bei Puchta und Stahl, jemals vor Augen gehabt und die Niederlage „alles Nationalen" erlebt hat.

Kommen wir zu unserm Gewährsmann. Sein Charakter und sein Standpunct ist jugendlich; Ende und Anfang des Büchelchens zeigen Lust an bilderreicher Sprache und ein frisches Feuer der Begeistrung für die große Entwicklung, in der wir uns befinden. In der Mitte des Buchs und in der eigentlichen Exposition und Kritik der Schellingschen Philosopheme herrscht dagegen eine sachgemäße Ruhe und eine sehr klare Haltung. Sowohl jene Lebendigkeit als diese Klarheit qualificirt das Schriftchen zum Unterricht für das große Publicum, welches an Schelling, theils als dem Vielbesprochnen, theils als dem Erlöser aus der Hegelschen Mühsal und Unverständlichkeit, Theil nehmen sollte. Wie der Schellingsche Trost und Balsam schmeckt, können die Leute denn aus dieser Probe inne werden.

Der Verf. geht von der Ansicht aus, die Entwicklung der Hegelschen Philosophie zur freien Philosophie habe die Schellingsche Reaction zu der Höhe einer förmlichen Rettung der alten Weltansicht gesteigert. Daß Hegel selbst in der Scholastik steckt, wird nicht verkannt. Hegel's Schranken seien theils von seiner Zeit, theils von seiner Persönlichkeit bedingt gewesen. „Das System war vor 1810 fertig, die Weltanschauung Hegel's mit 1820 abgeschlossen. Seine politische Ansicht, seine in Hinblick auf England entwickelte Staatslehre tragen unverkennbar das Gepräge der Restaurationszeit, wie ihm denn auch die Julirevolution in ihrer welthistorischen Nothwendigkeit nicht klar wurde. So fiel er selbst seinem eignen Ausspruch anheim, daß jede Philosophie nur der Gedankeninhalt ihrer Zeit ist." „Die Principien sind immer unabhängig und freisinnig, die Folgerungen hier und da verhalten, ja illiberal." Die jüngere Schule hätte die Consequenzen gezogen, die Jahrbücher, Strauß, endlich Feuerbach seien die Träger dieses Processes; die „Posaune" sodann habe die Consequenzen, auf die es ankomme, schon bei Hegel nachgewiesen. „Dies Buch, heißt es, ist schon darum für die Stellung Hegel's so wichtig, weil es zeigt, wie oft in Hegel der unabhängige, kühne Denker über den tausend Einflüssen unterworfnen Professor gesiegt hat. Es ist eine Ehrenrettung des Mannes, dem man zumuthete, nicht nur da, wo er genial war, über seine Zeit hinaus zu gehen, sondern auch da, wo er es nicht war. Hier ist der Beweis, daß er auch dies gethan hat." Ohne die politische und geistige Wichtigkeit der „Posaune" zu verkennen, könnte man sie nicht auf diesen Zweck beschränken, vielmehr ist auch das Princip einer Geistesrichtung, aus der die Posaune hervorgehen konnte und, um nur zu Worte zu kommen, hervorgehen mußte, ein ganz neues und man darf behaupten, mit der bloßen Existenz der „Posaune" und vollends mit Feuerbach's Kritik des Christenthums seien auch die Hegelschen Principien kritisirt. Die Jahrbücher sind in der Fortführung dieser Kritik unterbrochen worden, ohne daß darum die Fortbewegung des Bewußtseins gehemmt wäre. Selbst unser Verf., der noch zwischen Princip und Consequenzen unterscheidet, fährt unmittelbar fort, aus dem neuen Princip heraus zu reden: „So hat denn, sagt er, „„die Hegelingische Rotte"" kein Hehl mehr, daß sie das Christenthum nicht mehr als ihre Schranke ansehen kann und will. Alle Grundprincipien des Christenthums, ja sogar dessen, was man bisher überhaupt Religion nannte, sind gefallen vor der unerbittlichen Kritik der Vernunft; die absolute Idee macht Anspruch darauf, die Gründerin einer neuen Aera zu sein. Die große Umwälzung, von der die französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts nur die Vorläufer waren, hat ihre Vollendung im Reiche des Gedankens, ihre Selbstschöpfung vollbracht. Die Philosophie des Protestantismus, von Descartes an, ist geschlossen, eine neue Zeit ist angebrochen, und es ist die heiligste Pflicht Aller, die der Selbstentwicklung des Geistes gefolgt sind, das ungeheure Resultat ins Bewußtsein der Nation überzuführen und zum Lebensprincip Deutschlands zu erheben."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 127. 30. Mai. 1842.

„Schelling und die Offenbarung."

(Fortsetzung.)

Während dieser innern Entwicklung der Hegelschen Philosophie habe sich auch ihre äußere Stellung wesentlich verändert; in Preußen habe nicht nur alle Begünstigung derselben aufgehört, sondern man sei sogar bemüht, sie allmälig vom Staate auszuschließen, und als die historisch-positive Fraction den nöthigen Muth wiedergewonnen, sei Schelling von München geborgt worden, „um dem Streite den Ausschlag zu geben und die Hegelsche Lehre auf ihrem eignen philosophischen Gebiet zu ächten."

Dieser Hergang ist bekannt und im Allgemeinen auch vom Publicum richtig aufgefaßt. Der Verf. geht nun zu Schelling über. „Alle Philosophie habe sich bisher die Aufgabe gestellt, die Welt als vernünftig zu begreifen. Was vernünftig, das sei nothwendig, und was nothwendig sei, müsse wirklich sein oder doch werden. Dies sei die Brücke zu den großen praktischen Resultaten der neuern Philosophie." Schelling läugnet dies Verhältniß und stellt darum die Welt auf den Kopf. „Er nennt das Vernünftige a priori, das Unvernünftige (Uebervernünftige, die Existenz) a posteriori begreiflich und weist das Erste der „„reinen Vernunftwissenschaft oder negativen Philosophie"", das Zweite der neu zu begründenden „„positiven Philosophie"" zu." „Hiedurch wird der Widerspruch, der die welthistorische Bedeutung des Christenthums ausmacht, zum Princip auch der Philosophie erhoben." Das ist vollkommen richtig. Man höre weiter:

„Schelling geht von dem scholastischen Satze aus, daß an den Dingen das quid und das quod, das Was und das Daß zu unterscheiden sei. Was die Dinge seien, lehre die Vernunft, daß sie seien, beweise die Erfahrung." „Das Resultat des logischen Denkprocesses sei nur der Gedanke der Welt, nicht die reale Welt. Die Vernunft sei schlechthin impotent, die Existenz von irgend etwas zu beweisen, und habe in dieser Beziehung das Zeugniß der Erfahrung für gnügend anzunehmen." Als wenn das Erfahrende und das Vernünftige zwei verschiedne wären! — „Nun habe sich die Philosophie aber auch mit Dingen beschäftigt, die über alle Erfahrung hinausgingen, z. B. mit Gott; es frage sich also, ob die Vernunft für die Existenz derselben Beweise zu liefern im Stande sei." Wenn man bedenkt, daß alle Götter, die es je gegeben hat, erfahren wurden, daß sie alle historische Existenzen waren und alle von der Vernunft in die Existenz gesetzt worden sind; so muß man in Sorge gerathen, wie der Schellingsche Gott wirklich, existirend, und zugleich über alle Erfahrung sowohl, als eben wegen seiner Existenz über alle Vernunft hinaus sein soll. Keine Religion hat einen Gott gehabt, der nicht deus praesens und ἐνεργής ϑεός gewesen wäre, und Schelling selbst liest Philosophie „der Offenbarung", also doch wohl des Heraustretens Gottes aus seiner nicht zu erfliegenden Höhe in eine Region, wo er erfahren, vernommen und erkannt werden kann. Curios! Schelling hat aber freilich eine aparte Vernunft und eine noch apartere Erfahrung, auch abgesehen von der Erfahrung, welche er mit einem vernunft- und erfahrungslosen Publicum in Berlin und München macht. Er folgert aus seinem Satz, daß die Vernunft von nichts die Existenz bewiese (also natürlich auch nicht ihre eigne), „daß die Vernunft im reinen Denken sich nicht mit wirklich existirenden Dingen, sondern mit den Dingen als möglichen zu beschäftigen habe, mit ihrem Wesen, nicht mit ihrem Sein; so daß wohl Gottes Wesen, aber nicht seine Existenz ihr Gegenstand sei. Für den wirklichen Gott müsse also eine andre, als die rein vernünftige Sphäre gesucht werden, es müssen Dinge die Voraussetzung der Existenz erhalten, die sich erst später, a posteriori, als möglich oder vernünftig und als in ihren Folgen erfahrungsmäßig, d. h. wirklich zu erweisen haben."

Der Einfall ist kolossal und die Durchführung die größte Menschenquälerei, denn es ist eine baare Unmöglichkeit, ein Reich der reinen Möglichkeit, der die Wirklichkeit fehlen soll, aufzustellen. Wir erhalten die Lösung dieses unglückseligen Problems in der Potenzenwirthschaft der „negativen Philosophie" und können nur bedauern, daß diese reinen Möglichkeiten, so vernünftig unmöglich sie auch sind, nun durch die berliner Vorträge, durch die Hefte der Zuhörer und durch die vorliegende Publication eine ungehörige Wirklichkeit erlangt haben, gegen die Schelling natürlich als gegen die ärgste Indiscretion protestiren wird.

Sie mußten reine münchener Möglichkeiten bleiben. Nicht minder toll ist dann aber die Erfahrungs= oder Wirklichkeits= oder Existentialphilosophie, deren Inhalt, der positive Glaube, nach Schelling's eignem Ausdruck „über alle Erfahrung hinaus liegt", sofern Gott zu den „Dingen" von der Art gehören soll, und überdies ein solcher Inhalt ist, der als christliche Weltanschauung mit der Wirklichkeit und den Existenzen, die von dieser Welt sind, nach unsrer Vernunft jedenfalls gar nichts zu thun hat.

Man muß über eine Zeit, wo solche Aufgaben, die mehr medicinisch, als philosophisch remarcabel sind, gestellt und ihre Lösung von vielen hundert Zuhörern geduldig angehört werden kann, billig erstaunen, ja, wir gestehen es, wir wundern uns über uns selbst, daß wir von dieser unglaublichen Misere anders als mit Bedauern und stillem Achselzucken Notiz nehmen. Sollte man nicht mit jenem Papste sagen: mundus vult decipi, ergo decipiatur? Oder mit der Philosophie: „die Unvernunft ist in sich ohnmächtig, sie verschwindet von selbst vor dem kommenden Tage?" War es nicht Politik, diesen Zustand der Dinge zu verheimlichen, damit nicht die Laien in der Philosophie vollends an ihr irre werden; denn mit welcher Miene sollen wir vor sie hintreten und ihnen auseinandersetzen, man habe der Philosophie allerdings keinen schlimmern Dienst erweisen können, als indem man einen bejahrten Mann von diesem Ruf, der im In= und Auslande für eine philosophische Autorität erster Größe gilt, feierlich und förmlich seine Verzweiflung an aller Philosophie, an aller auf sich gestellten Wissenschaft erklären und ein nur bedauernswürdiges System aufstellen ließe? — Wir übersehen alle diese Uebelstände nicht; aber die Thatsachen sind erschienen, man muß ihnen ins Gesicht sehen, und wenn es einmal nicht zu vermeiden ist, daß in diesem Fall die Laien über den Priester lachen, so treten wir getrost auf die Seite der Laien und erklären: es giebt keine Priester mehr, denn es giebt nur Eine Vernunft, und wer sich im Namen der Unvernunft zum Gelächter der Welt macht, widerlegt damit nur sich, nicht die Vernunft und die Wissenschaft. Also weiter.

Wir wollen Schelling, als Gegensatz zu den oben dargelegten Principien seiner philosophia secunda, nicht S. 140 seines „akademischen Studiums" von 1802 citiren, wo er sagt: „Im Uebrigen bedarf es keines Beweises, daß eine Philosophie, die irgend einen Gegensatz zurückläßt und nicht wahrhaft die absolute Harmonie hergestellt hat, auch nicht zum absoluten Wissen durchgedrungen sei und noch weniger dazu bilden könne," denn das absolute Wissen werden wir ihm jetzt, wo er sogar sich selbst vergessen hat, nicht mehr zumuthen; aber die doppelte Philosophie und die von der Möglichkeit ganz getrennte Sphäre der Wirklichkeit verdient jedenfalls mit S. 85 jenes anregenden Büchleins zusammengehalten zu werden, um die wirklich klägliche Verschiedenheit seines jetzigen Philosophirens von jenem frühern augenfällig zu machen. Dort lesen wir: „Form getrennt vom Wesen ist nicht reell, ist bloß Schein; das besondre Wissen rein als solches demnach kein wahres Wissen. Dem besondern steht das reine allgemeine gegenüber, welches als ein von jenem abgesondertes das abstracte heißt. Wo die Form nicht im Wesen und durch dasselbe erkannt wird, wird eine Wirklichkeit erkannt, die nicht aus der Möglichkeit begriffen wird, wie die besondern und sinnlichen Bestimmungen der Substanz in Ewigkeit nicht aus dem Allgemeinbegriff derselben eingesehen werden können; weßhalb diejenigen, welche bei diesem Gegensatz stehen bleiben, sich außer dem Allgemeinen noch das Besondre unter dem Namen des Stoffs, als einen allgemeinen Inbegriff der sinnlichen Verschiedenheiten (Existenzen) zugeben lassen. Im entgegengesetzten Fall wird die reine, abstracte Möglichkeit begriffen, aus der man nicht zur Wirklichkeit herauskommen kann, und dies und jenes ist, mit Lessing zu reden, der breite Graben, vor dem der große Haufen der Philosophen von jeher stehen geblieben ist. Es ist klar gnug, daß der letzte Grund und die Möglichkeit aller wahrhaft absoluten Erkenntniß darin ruhen muß, daß eben das Allgemeine zugleich auch das Besondre und dasselbe, was dem Verstand (des jetzigen Schelling) als bloße Möglichkeit ohne Wirklichkeit, Wesen ohne Form (Existenz und Sein) erscheint, eben dieses auch die Wirklichkeit und die Form sei: dies ist die Idee aller Ideen und aus diesem Grunde die des Absoluten selbst." Wo ist „diese Idee aller Ideen", die Prophetin einer großen Zukunft der Philosophie geblieben? wo war sie, als ihr begeisterter Verkündiger vierzig oder dreißig Jahre später vor dem „breiten Graben, wo der große Haufe der Philosophen steht", wieder anlangte und mit ihnen das Klagelied anstimmte, daß „die Vernunft die Existenz von irgend etwas zu beweisen unfähig" und „die Philosophie der Möglichkeit gänzlich getrennt sei von der Philosophie der Wirklichkeit?"

Wenn Schelling seine Möglichkeits= oder die negative Philosophie, die die Potenzenlehre enthält, für das ausgiebt, was seine erste Philosophie oder das Identitätssystem sei, so ist dies ein Irrthum, ein Fehler der Vergeßlichkeit, er weiß nicht mehr, was er damals gesagt hat. Wir hätten also von ihm, ungerechnet die mancherlei Nüancen, die in den verschiednen Aufsätzen zur Systematisirung liegen, nach der vorliegenden Publication eine dreigetheilte Philosophie: 1) die Identitätsphilosophie mit ihrem großartigen Glauben an die Idee, 2) die Möglichkeitsphilosophie mit ihrer Resignation in die Ohnmacht der Vernunft

(die bloße Potenzen- oder die Impotenz-Philosophie) und endlich 3) die Wirklichkeits- oder Existentialphilosophie, die in der That nur noch die Existenz, nicht die Philosophie des Mannes beweist, und glücklich in den kühlen Hallen des abgeschiednen Glaubens, des Glaubens an ein vollkommnes Jenseits, angelangt ist.

Diese Entwicklung ist so ordinär, daß man durch sie nur wieder das alte Sprichwort schätzen lernt: wen die Götter lieben, der stirbt in seiner Jugend! Aber eben weil es ein so berühmter Mann ist, der dies ordinäre Loos der Sterblichen theilt, wird Mancher geneigt sein, „sein Urtheil zu suspendiren", bis er Alles, die ganze Ausführung, den vollständigen Beweis, nicht nur das Princip, nicht nur die Thesen gehört hat; und wir geben zu, dies ist human, obgleich es für den Philosophen überflüssig ist. Es hat damit ganz dieselbe Bewandtniß, wie mit den Erwartungen von Schelling überhaupt, die kein Philosoph, sondern nur Unkundige theilen konnten und zu deren definitiver Widerlegung gleichwohl die wirkliche Vorlage der Acten nöthig wurde. „Der Mensch versuche die Götter nicht!" Muß es aber dennoch sein, so wird die Broschüre unsers unbekannten Verfassers eine Probe der neuschellingschen altersschwachen Weisheit geben, an der auch ein guter Wille und starker Magen für lange gnug haben möchte. So ordinär die Vorstellung ist, das Denken sei keine Realität und nichts weiter, als phantastische Seifenblasen reiner Möglichkeit, so unmöglich zeigt sich sogleich die Durchführung dieser Abstraction auch nur im Philosophem, und der Versuch, sich rein in der Möglichkeit zu halten, erreicht nur das Gegentheil von dem, was er wollte; wir erhalten Gedanken, die weiter nichts beweisen, als was kein Gedanke vermögen soll, die Existenz und zwar ihre eigne, wenn man sie nämlich so, wie sie sind, noch Gedanken nennen will; wir verstehen sie nicht, aber es gehört sehr wenig Verstand dazu, um zu begreifen, daß dies ihr einzig richtiges Verständniß ist, von ihnen weiter nichts zu verstehen, als ihre Existenz und den Ursprung ihrer Existenz, den unser Verf. sehr richtig darin setzt, daß dieser Schellingsche Traum, in dem Alles möglich ist, nach dem Hegelschen Thema, Logik, Natur und Geist und nach dem christlichen der heiligen Dreieinigkeit geträumt sei, wie denn Schelling selbst zugesteht: „wer im Denken nicht aufs Resultat sieht, wessen Philosophie sich ihres Zweckes nicht bewußt ist, der gleicht jenem Maler, der darauf los malte, mochte herauskommen, was da wollte." Der Auszug aus der negativen Philosophie, den die Broschüre bringt, ist folgender:

1. Die negative Philosophie.

„Die Vernunft ist die unendliche Potenz des Erkennens. Potenz ist dasselbe wie Vermögen. Sie scheint als solche ohne allen Inhalt, doch hat sie allerdings einen solchen und zwar ohne Zuthun, ohne Actus von ihrer Seite, denn sonst hörte sie ja auf Potenz zu sein, da Potenz und Actus sich gegenüberstehen." Eine vorwirkliche Vernunft mit einem vorwirklichen Inhalt. „Dieser, nothwendiger Weise also unmittelbare, angeborne Inhalt" (der also weil geboren doch auch in der reellen Welt, ein reelles Sein ist) „wird, da allem Erkennen ein Sein entspricht" (so?), „nur die unendliche Potenz des Seins, entsprechend der unendlichen Potenz des Erkennens, sein können." So haben wir mit einem Zauberschlage eine Vernunft, die noch keine Vernunft, und ein Sein, das, obwohl angeboren, doch noch kein wirkliches Sein ist. Giebt man auch eine unvernünftige, eine nur mögliche Vernunft zu, so wird es doch nicht möglich sein, ein nur mögliches Sein zuzugeben, was ist das ist, weil das Sein so wenig ist, daß ihm gar nichts mehr abgezogen werden kann, daß das Geringste immer noch ein Sein behält, da ja selbst das Möglichsein schon Sein ist. Toller Einfall, hinter das Sein zurückzuwollen! Auf diesem Einfall, wobei nicht bedacht wird, daß Potenz und Möglichkeit, weil ein Complex von Bedingungen, schon viel mehr als bloßes Sein ist, beruht aber die ganze Potenzenquälerei. Es ist umsonst, solche Prädicate der Vernunft vernünftig zu nehmen, denn sie sind vorvernünftig und unvernünftig gemeint; die negative Philosophie ist ebenso außer- und übervernünftig, als die positive. Beide sind Phantasie. Wollte man z. E. die Potenz des Seins von dem Sein der potentiellen oder unentwickelten Vernunft nehmen, so wäre das weit vorbeigeschossen, denn dies Sein „entspricht" ja, steht ja gegenüber, ist also ein andres Sein, als das Sein der Vernunft. „Diese Potenz des Seins, dies unendliche Seinkönnen ist die Substanz, aus der wir unsre Begriffe abzuleiten haben." Man denke hiebei nicht an die Historie, nicht an den geistigen Aether, der uns großzieht und denken lehrt, das wäre voreilig. „Die Beschäftigung mit dieser Substanz ist das reine, sich selbst immanente Denken." Nun also wird wirklich gedacht? Geduld! Man höre! „Dieses reine Seinkönnen ist nicht bloß eine Bereitschaft, zu existiren, sondern der Begriff des Seins selbst, das seiner Natur nach ewig in den Begriff Uebergehende oder im Begriffseiende, ins Sein überzugehen, das vom Sein nicht abzuhaltende und darum vom Denken ins Sein übergehende. Dies ist die bewegliche Natur des Denkens, wonach es nicht beim bloßen Denken stehen bleiben kann, sondern ewig ins Sein übergehen muß. Doch ist dies kein Uebergang ins reale Sein, sondern bloß ein logischer." Seltsam, mehr als bloßes Denken, seiendes Denken und doch kein reales Sein! aber zum Henker, sei das Denken so nackt und bloß, so dürr und so beweglich als es will, es muß doch wirklich sein, es muß doch reell existiren, wenn es Denken ist. Darauf kommt es nicht

an, sagt die neue Weisheit, daß das Denken sei, sondern daß das Denken nicht das Wirklichseiende erkennt, nicht die Existenz, sondern nur die Möglichkeit alles Existirenden begreift — das Problem also, daß nicht das Existirende, sondern das Wesen, nicht das Einzelne, das Ding, das Dieses, sondern das Allgemeine gedacht wird, würde Hegel sagen und naiv gnug würde er sein, zu meinen, das Denken selbst bewiese die Existenz des Allgemeinen, in dem Denkenden sei es Subject und das Einzelne. So nah rückt Schelling der Wirklichkeit nicht auf den Leib. Er räumt den längst vergrasten Graben, den uns Lessing gezeigt hat, wieder auf, und bleibt dabei, durch das Uebergehen des Denkens ins Sein kommt kein reales Sein, sondern nur ein logisches heraus. Er fährt fort: „So erscheint anstatt der reinen Potenz ein logisch Seiendes. Indem nun aber die unendliche Potenz als das Prius dessen sich verhält, was im Denken selbst durch Uebergehen ins Sein entsteht und der unendlichen Potenz nur alles wirkliche Sein entspricht" (wie kann Schelling das wissen?), „so besitzt die Vernunft die Potenz, als ihren mit ihr verwachsnen Inhalt, eine apriorische Stellung gegen das Sein anzunehmen und so, ohne die Erfahrung zu Hilfe zu nehmen, zum Inhalt alles wirklichen Seins zu gelangen." — (Weil die Vernunft das Prius ist, so hat die Vernunft eine apriorische Stellung?) — „Was in der Wirklichkeit vorkommt, hat sie als logisch nothwendige Möglichkeit erkannt. Sie weiß nicht, ob die Welt existirt, sie weiß bloß, daß, wenn sie existirt, sie so und so beschaffen sein muß." Diese Schellingsche Vernunft ist in der That sehr somnambül, sie ist ein Doppelgänger der Erfahrung und nachdem sie der Erfahrung das reelle Wissen und das reelle Sein abgelauert hat, macht sie sich daraus in „Wolkenkukelheim" ein zweites potentielles Wissen und potentielles Sein und behauptet, das wolkenkukelheimer und das reale „entsprächen" sich. O wie wahr sprach vor vielen Jahren der hallische Hinrichs, als er Schelling einen „Zurückgekommnen" nannte!

Doch fahren wir fort in unsrem schlimmen Horatio. Lehrt er uns nicht, was Vernunft ist, so lehrt er uns doch, was sie nicht ist, und wen sie incommodirt, der kann bei ihm lernen, wie er sie mit Nutzen los wird.

Weil seine Vernunft nicht weiß, ob die Welt existirt, so ist sie bloß Potenz und nun fährt er fort: „daß die Vernunft Potenz ist, nöthigt uns also, den Inhalt derselben auch für potentiell zu erklären. Gott also" (der hier ebenso vorausgesetzt wird, wie die Welt, von deren Existenz die Vernunft nichts weiß) „kann nicht unmittelbarer Inhalt der Vernunft sein, denn er ist etwas Wirkliches, nichts bloß Potentielles, Mögliches." (Wer sagt nun das? die Vernunft, die ihm nicht beikommen kann, oder ist es in der That Unvernunft, der Vernunft mit Dingen zu kommen, die nicht ihre Sache sein sollen? Indessen war dies nur beiläufig. Er führt Gott nur als Beispiel an.) „In der Potenz des Seins entdecken wir zuerst die Möglichkeit, ins Sein überzugehen. Dies Sein nimmt ihr die Herrschaft über sich selbst." Damit ist eine furchtbare Revolution in die Potenz gekommen! „Vorher war sie des Seins mächtig, sie konnte übergehen und auch nicht" (das ist schon lange her, das freut uns desto mehr); „jetzt ist sie dem Sein verfallen, in seiner Gewalt. Dies ist entgeistetes Sein, begriffloses, denn Geist ist Macht über das Sein." Wir fürchteten schon, daß dies gewaltige Sein die Mammuthe oder die Vulcane und dergleichen Fürchterliches zur Weltherrschaft bringen werde. Da heißt es plötzlich begütigend: „In der Natur ist dies begrifflose Sein nicht mehr anzutreffen, es ist schon Alles von der Form in Beschlag genommen, aber es ist leicht zu sehen, daß diesem ein blindes, schrankenloses Sein" (so ein Thohuwabohu, so ein Chaos) „vorausging, als Materie zu Grunde liegt." — Es ist freilich nicht schwer, sich zu erinnern, was Hesiod und die Genesis erzählen, aber sehr erfreulich, so leicht hinter den Begriff der Materie zu kommen. — „Nun ist die Potenz" (die hier plötzlich ganz generell, als Urpotenz genommen wird) „dies Freie, Unendliche, das ins Sein übergehen kann und auch nicht; so daß sich zwei contradictorische Gegensätze, Sein und Nichtsein, in ihr nicht ausschließen. Dies Auch-nicht-übergehen-können ist, so lange das Erste in der Potenz bleibt, diesem gleich. Erst wenn das unmittelbar Seinkönnende wirklich übergeht, wird das Andre von ihm ausgeschlossen. Die Indifferenz beider in der Potenz hört auf, denn jetzt setzt die erste Möglichkeit die zweite außer sich. Dieser zweiten wird das Können erst gegeben durch die Ausschließung der ersten." — Jetzt gebären die Berge, es geht wieder etwas Ungeheures vor, vielleicht wird, ehe wir's uns versehen, die Welt geschaffen, vielleicht — doch lassen wir ihn fortfahren, was es auch geben mag! — „Wie in der unendlichen Potenz das Uebergehen-Können und das Nichtübergehen-Können sich nicht ausschließen, so schließen sie auch das zwischen Sein und Nichtsein Freischwebende nicht aus. So haben wir — drei Potenzen" (mit denen jene allgemeine Urpotenz soeben glücklich niedergekommen), „1) das zum Sein sich Neigende, 2) das zum Nichtsein sich Neigende, 3) das zwischen Sein und Nichtsein Freischwebende." Das dritte nennt er später Geist.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 128. **31. Mai.** **1842.**

„Schelling und die Offenbarung."

(Schluß.)

„Vor dem Uebergange ist das Dritte von der unmittelbaren Potenz nicht unterschieden und wird so erst dann ein Sein werden, wenn es von den ersten beiden ausgeschlossen ist, es kann erst zu Stande kommen, wenn die beiden Ersten ins Sein übergegangen sind. Hiemit sind alle Möglichkeiten geschlossen, und der innre Organismus der Vernunft ist in dieser Totalität der Potenzen erschöpft." Dies hindert ihn aber nicht, später noch als den Zweck des ganzen Reichs der Möglichkeiten die Idee und das freie Denken hinzuzufügen; und wenn auch das vollbracht ist, fängt die positive Philosophie mit ihrem eignen Anfang ausdrücklich nicht als Resultat der negativen, sondern selbständig an. Er beschreibt uns seine Möglichkeiten ohne Zweifel in dem Gefühl, daß sie bei aller glücklichen Anlage zu allem Möglichen immer noch sehr blaß sind, nun noch etwas näher. Vollständig begreift man sie ohne Zweifel nur aus dem umgekehrten Bewußtsein. „„„Es sind etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren; und sind etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind; und sind etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen. Wer es fassen mag, der fasse es""" — o ihr Heuchler, ihr wollt es nicht fassen!" sagt der fromme Verfasser des Buches „Hegel's Lehre über Religion und Kunst aus dem Standpuncte des Glaubens beurtheilt." Wir sind keine Heuchler, wir wollen es fassen; sollte es sich aber durchaus nicht fassen lassen, was wir bald daran erkennen werden, ob die Verschnittnen, die Schelling so viel näher stehen, als wir Philosophen, von der Potenzentheorie Gebrauch machen; nun dann haben wir doch das gute Gewissen, uns redlich kasteit und die Welt zwar um eine Hoffnung ärmer, aber um eine Gewißheit reicher gemacht zu haben. Der Himmel riskirt ohnehin nichts dabei.

Schelling beschreibt seine Potenzen also weiter: „Die erste Möglichkeit ist die, vor welcher nur die unendliche Potenz selbst sein kann." Also noch vor der ersten Möglichkeit eine allererste? warum nicht nun noch auch eine allerallererste, so eine Potenz zu dieser unendlichen Potenz? Aber daß die Welt und ihre Erschaffung nicht hübscher prototypirt werden könne und daß der Geist Gottes, der über den Wassern schwebte, auch über den Potenzen schwebt, wird man zugestehen. „Es giebt etwas," fährt Schelling fort zu beschreiben, „das, wenn es den Ort(!) der Möglichkeit verlassen hat, nur Eines ist, aber bis es sich hiezu entschieden hat, ist es instar omnium, das zunächst Bevorstehende, auch das Widerstehende, das dem Andern, ihm zu folgen Bestimmten, Widerstand leistet. Indem es aus seiner Stelle weicht, überträgt es seine Macht einem Andern, dieses zur Potenz erhebend. Diesem Andern, zur Potenz Erhobnen, wird es sich selbst als Relativnichtseiendes unterordnen." „Es giebt viel Dinge im Himmel und auf Erden, sagt Lichtenberg, wovon sich Schelling (denn es ist klar, daß er diesen „zunächst Bevorstehenden", zwar „Relativnichtseienden", aber dennoch „zur Potenz Erhobnen" im Sinne hat) nichts träumen läßt, und ebenso träumt Schelling von vielen Dingen, die weder im Himmel, noch auf Erden zu finden sind", — was übrigens keine Instanz gegen die Möglichkeit, die Urmöglichkeit und die Urpotenz ist, im Gegentheil, so denkt sich schon Lichtenberg den Philosophen comme il faut, und nun vollends Finsterberg u. Hengstenberg und Alle, die ein endliches Ende dieser Narrheit der Philosophie wünschen, werden nichts dagegen haben. Schelling fährt fort, die Genesis und den Kampf der Potenzen zu beschreiben. Wir haben aber die Entdeckung gemacht, daß diese Theogonie im altepischen, dem allerfrühsten, noch vormöglichen, also „unvordenklichen"-Versmaße abgefaßt ist. Die Sache wird dadurch ungleich genießbarer, wir theilen sie daher in dieser wiederhergestellten Form mit und sparen uns dadurch zugleich die Anführungszeichen S. 16:

> Zuerst tritt hervor das im transitiven Sinn
> Seinkönnende, welches daher auch
> Das Zufälligste, Unbegründetste ist,
> Das seinen Grund nur im Folgenden, nicht
> Im Vorhergehenden findet.

(Man lasse sich durch die Anapästen nicht von dem Sinne abziehen, so merkwürdig es auch erscheinen mag, daß das „unvordenkliche" Versmaß anapästisch gewesen sein sollte.)

> Indem es sich diesem, dem Folgenden so selbst unterordnet, dagegen
> Ein relativ Nichtseiendes wird; wird selbst es hiedurch erst begründet,
> Wird etwas es erst, da es sonst allein nur das Verlorene wäre.

Nun folgt ein andres Metrum:

Dies Erste ist die prima
Materia alles Seins,
Das selbst zum bestimmten Sein sich erhebt,
Indem es ein Höheres über sich setzt.
Das zweite Seinkönnende wird erst
Durch die obige Ausschließung des ersten
Aus seiner Gelassenheit gesetzt
Und in seine Potenz erhoben;
Das an sich noch nicht Seinkönnende wird
Durch die Negation Seinkönnendes jetzt.
Aus seinem ursprünglichen Nicht-unmittelbar-sein-können
Ist es gesetzt als das gelassene ruhige Wollen,
Und wird so nothwendig dahin wirken, dasjenige, wodurch es Negirt wurde, selbst zu negiren und sich in sein gelassenes Sein
Zurückzuführen.
Dies kann nur dadurch geschehen,
Daß das Erste
Aus seiner absoluten Entäußerung
In sein Seinkönnen zurückgebracht wird.

Jeder Unbefangne wird gestehen, daß diese Erörtrungen sehr lehrreich sind und eine ganz neue, bisher und auch jetzt noch ganz unentdeckte Welt aufschließen. Es wäre sehr roh, wenn man diese Möglichkeiten nicht verstehen wollte. Sie werden nun immer dichter, interessanter und bekannter, zumal da von dem Seinkönnen und Nicht-anders-sein-können und dergleichen Weiße in seiner Metaphysik uns schon Allerlei verrathen hat. Das Versmaß wird im gelaßnen Sein gelaßner, im zurückgeführten reducirter, und es ist zu bedenken, daß die Sprache der Götter oder Engel, die sich als Potenzen ausweisen dürften, nicht ganz mit menschlichem Maße gemessen werden darf. „Die Geburt der Potenzen,“ so würden wir unsern Elfengesang nennen, geht folgendermaßen weiter. Jeden neuen Elfenjungen erlauben wir uns zu unterstreichen, was gleichsam unsern cheer ausdrücken soll.

So erhalten wir ein höheres Seinkönnen,
Ein in sein Können zurückgebrachtes Sein,
Das, als ein Höheres, ein seiner selbst mächtiges Sein ist.
Da nach dem unmittelbaren Seinkönnen die unendliche Potenz Nicht erschöpft ist, so muß das Zweite, was in ihr liegt,
Das unmittelbar Nur-nicht-sein-können sein.
Aber das unmittelbar Seinkönnende ist schon über das Können hinaus;
Daher muß die zweite Potenz das unmittelbar Nicht-Nichtseinkönnen sein,
Das ganz reine Sein, denn nur das Seiende ist nicht das Seinkönnende.
Das reine Sein kann allerdings, mag es auch noch so widersprechend
Scheinen, Potenz sein,
Denn es ist nicht das wirkliche Sein, es ist nicht, wie dieses,
A potentia ad actum übergegangen, sondern actus purus.
Unmittelbare Potenz ist es freilich nicht, aber daraus folgt nicht,
Daß es überhaupt nicht Potenz sein könne. (hm! hm!)
Es muß negirt werden, damit es verwirklicht werde.

Jetzt wird die Sache bedenklich: die Potenzen fangen an, sich selbst zu verlassen und die Welt zu schaffen. „Sehe jeder wie er's treibe, sehe jeder wo er bleibe.“

So lange das unmittelbar Seinkönnende bloß Potenz blieb,
War es selbst im reinen Sein; so wie es sich über die Potenz erhebt,
Verdrängt es das reine Sein aus seinem Sein, um selbst Sein zu werden.
Das Reinseiende als actus purus negirt, wird so Potenz.
So hat es keine Freiheit des Willens (!), sondern es muß wirken,
Seine Negation wieder zu negiren.
Auf diese Weise könnte es allerdings ab actu ad potentiam Uebergehn und außer sich verwirklicht werden.

Wer sich bisher für einen Philosophen gehalten hat, der halte sich jetzt für den Actus purus, für einen reinen Schwätzer, und er hat Hoffnung, ad potentiam überzugehen und sich zu verwirklichen. In dem Folgenden hat der Zauberer die Natur und den Geist im Sinn und diese handfesten Dinge scheinen ihn in die Prosa zurückgeworfen zu haben, denn er spricht: „das erste, das schrankenlose Sein war das Nichtgewollte, die Hyle, mit der der Demiurg zu ringen hat.“ Der Demiurg? ist der nicht zu groß unter den übrigen Infusorien? Er wird auch in der That gleich wieder losgelassen. „Das Nichtgewollte ist gesetzt, um sogleich durch die zweite Potenz verneint zu werden. An die Stelle des schrankenlosen Seins muß ein gefaßtes treten, es muß stufenweise ins Seinkönnen zurückgeführt werden, und ist dann ein sich besitzendes und auf der höchsten Stufe selbstbewußtes Können. So liegt also zwischen der ersten und zweiten Möglichkeit eine Menge abgeleiteter Möglichkeiten und Mittelpotenzen. Diese sind schon die concrete Welt. Ist nun die außer sich gesetzte Potenz ins Können zurückgebracht, zur sich besitzenden Potenz, so wird auch die zweite vom Schauplatz abtreten, weil sie nur da ist, um die erste zu negiren, und in dem Negationsact der ersten sich selbst als Potenz auflöst. Je mehr sie das Entgegenstehende überwindet, vernichtet sie sich selbst. Hier kann nun nicht stehen geblieben werden,“ sagt Schelling. „Soll im Sein das Vollendete sein“ (und wer sollte das nicht wünschen?), „so muß an die Stelle des durch die zweite Potenz ganz überwundnen Seins ein drittes gesetzt werden, dem die zweite Potenz ihre Macht ganz überträgt. Dies kann weder reines Seinkönnen, noch reines Seinsein, sondern nur das, was im Sein Seinkönnen und im Seinkönnen Sein ist, der Widerspruch von Potenz und Sein als Identität gesetzt, das zwischen beiden frei Schwebende, der Geist, sein, eine unerschöpfliche Quelle von Sein, die ganz frei ist und nicht aufhört, im Sein Potenz zu bleiben.“ Aber welches Sein hörte denn auf Potenz zu bleiben? selbst der Dünger hört

ja nicht auf zu wirken und zu schaffen. Doch lassen wir Schelling fortfahren und gratuliren wir uns nur im Stillen, daß wir Natur und Geist, wie auch immer zugerichtet, doch schon in der negativen Philosophie antreffen. Einem gewöhnlichen Philosophen wird heimisch und wohl, wenn er hier wieder anlangt, nachdem ihm jenseits in der Möglichkeit Hören und Sehen vergangen und nur noch ein leises vorweltliches Brummen und Summen der durcheinanderschießenden Potenzen übrig geblieben. Also lassen wir ihn fortfahren. Drei cheers dafür, daß er zu uns in die Welt herabsteigt, und dann: hear him! „Diese Potenz, welche der Geist bleibt, kann nicht unmittelbar wirken, sondern nur durch die zweite verwirklicht werden. Da nun das Zweite das Vermittelnde zwischen dem Ersten und Dritten ist, so ist das Dritte gesetzt durch das vom Zweiten überwundene Erste. Dies Dritte, im Sein unbesiegt gebliebne, ist als Geist gesetzt das Seinkönnende und Vollendende, so daß mit seinem Eintritt in das Sein das vollendete Sein da ist. In dem sich besitzenden Können, im Geist, ist der Schluß der Natur. Dieses Letzte, der Geist, kann nun auch einer neuen, mit Bewußtsein bewirkten Bewegung sich hingeben, und so über der Natur eine neue, intellectuelle Welt sich bilden." Das ist doch hübsch; noch schöner aber ist das Resultat der ganzen negativen Philosophie, die Idee, die nun entsteht und so beschrieben wird:

„Durch diesen Proceß ist alles dem Denken nicht Immanente ausgeschieden, und es bleibt die Potenz, die nicht mehr ins Sein überzugehen braucht, die das Sein nicht mehr außer sich hat, denn Seinkönnen ist ihr Sein; das Wesen, das dem Sein nicht mehr unterworfen ist, sondern sein Sein in seiner Wahrheit ist, das sogenannte höchste Wesen. So ist das höchste Gesetz des Denkens erfüllt, Potenz und Actus sind in einem Wesen zusammen, das Denken ist nun bei sich selber und somit freies Denken, nicht mehr einer unaufhaltsamen, nothwendigen Bewegung unterworfen. Hier ist das von Anfang Gewollte erreicht, der sich selbst besitzende Begriff (denn Begriff und Potenz sind identisch), der, weil er der einzige seiner Art ist, einen besondern Namen hat, und weil er das von Anfang Gewollte ist, Idee heißt." Das Denken ist frei, „weil es nicht zu sein braucht, auch nicht nöthig hat, sich unaufhaltsam zu bewegen" und in der Sprache der Götter, aber auch schon derer, die erst Brahm werden wollen, „heißt" diese Freiheit von allem Sein und Denken „Idee." Das ist sehr verständlich und es ist mehr Selbstbewußtsein, als man nach dem Anfange dieser Erörtrungen Schelling noch zugetraut hätte.

Hier endigt nämlich die Quelle unsers Anonymus über die negative Philosophie und sie endigt gut, denn sie endigt negativ. Unser Anonymus macht hübsche Bemerkungen über dieselbe. Man lese sie bei ihm selber nach, sie verdienen es.

2. Die positive Philosophie. S. 31.

„Sie ist von der negativen ganz unabhängig und kann nicht mit dem Ende dieser als einem Existirenden anfangen, sondern muß die Existenz erst selbst erweisen. Die negative und die positive Philosophie sind, nach Schelling, von jeher im Widerstreite gewesen." „Ist die negative Philosophie reiner Apriorismus, so ist die positive apriorischer Empirismus, sie hat ihr Princip in dem, was weder im bloßen Denken ist, noch in der Erfahrung vorkommt, also im absolut Transcendenten, was über alle Erfahrung und alles Denken hinausgeht und beiden zuvorkommt." „Weil in der positiven Philosophie freies, d. h. wollendes Denken vorausgesetzt wird, so sind ihre Beweise auch nur für die Wollenden und „Klugen;" man muß sie nicht nur verstehen, sondern ihre Kraft auch fühlen wollen." „Sagt man, die Philosophie wäre ohne die vorhergegangne Offenbarung nicht zu diesem Resultate gekommen, so hat dies allerdings in etwas seine Richtigkeit, aber jetzt kann die Philosophie es auch allein. Die Philosophie muß das Christenthum, das eben so gut Realität ist, als Natur und Geist, in sich aufnehmen." „Sie hat das Eine Letzte, das am meisten Erkennenswerthe, als Existirendes zu erweisen."

Wir übergehen hier das „Blindseiende" oder das „unvordenkliche Sein," oder das Sein Gottes vor seiner Gottheit, das „conträre Sein," oder die Welt, auch die drei positiven Potenzen und erzählen sogleich den Hauptthergang. S. 40: „Der Mensch konnte in Gott bleiben und auch nicht, daß er es nicht that, war freier Wille von seiner Seite; er setzt sich damit an Gottes Statt und wo Alles geordnet schien, setzt er Alles noch einmal aufs Spiel. Die Welt ist von Gott getrennt und der Aeußerlichkeit Preis gegeben, der Vater gleichsam aus seiner Stelle verdrängt." „Der Vater ist der Welt nun abgewandt und wirkt in ihr nicht mehr mit seinem Willen, sondern mit seinem Unwillen; aber er hat die böse Welt nicht vernichtet, sondern im Hinblick auf den Sohn erhalten, wie geschrieben stehet." Die Offenbarung stellt Alles wieder her. Das ist bekannt. Aber wie dies näher auseinandergeht, das ist weniger bekannt. Hören wir Schelling's Aufklärung darüber S. 43. Er citirt die Stelle Pauli im Philipperbriefe Cap. 2, 6—8: „Christus, ob er wohl in göttlicher Gestalt war (ἐν μορφῇ θεοῦ), hielt er es nicht für einen Raub (ἁρπαγμόν), Gott gleich sein, sondern entäußerte sich selbst (ἐκένωσε) und nahm Knechtsgestalt an, ward gleich wie ein andrer Mensch, an Gebehrden wie ein Mensch erfunden; er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreuz." Dies interpretirt Schelling nun so: „Christus war in seinem Leidenszustande allmälig Herr des Bewußtseins geworden, durch den mythologischen Proceß. Unabhängig vom Vater, besaß er eine eigne Welt, und konnte mit ihr schalten wie er wollte. Er war Gott der Welt, aber nicht der absolute Gott. Er konnte in diesem außergöttlich-göttlichen Zustande verharren. Dies nennt Paulus: in göttlicher Gestalt, ἐν μορφῇ θεοῦ, sein. Aber er wollte dies nicht. Er wurde Mensch, entäußerte sich dieser seiner Herrlichkeit, um sie dem Vater zu übergeben, und so die Welt mit Gott zu vereinigen. Hätte er dies nicht gethan, so war für die Welt keine Möglichkeit mehr da, mit Gott sich zu vereinigen. Dies ist die wahre Bedeutung des Gehorsams Christi.

In diesem Sinne ist auch die Versuchungsgeschichte zu erklären. Der Widersacher, das blinde kosmische Princip, ist so weit gebracht, daß er Christo sein Reich anbietet, wenn er ihn anbeten, d. h. selbst kosmische Potenz, ἐν μορφῇ θεοῦ, bleiben wolle. Christus aber schlägt diese Möglichkeit aus, und unterwirft sein Sein dem Vater, indem er es zum creatürlichen macht und Mensch wird."

S. 46: „Was im Anfang bei Gott war, was in göttlicher Gestalt das Bewußtsein im Heidenthum beherrschte, wird in Bethlehem als Mensch vom Weibe geboren." „Den Stoff der Menschwerdung nahm Christus von sich selbst; diese erste Bildung, deren Beschaffenheit uns hier nicht weiter angeht (aber es ist klar, daß Schelling sie kennt), wurde in den organischen Proceß der Mutter aufgenommen. Mehr zu fragen, wäre mehr als Mikrologie." S. 48: „Der Tod Christi ist ein Wunder, das wir zu glauben gar nicht wagen würden, wenn es nicht so gewiß wäre. Bei seinem Tode war die ganze Menschheit in ihren Repräsentanten gegenwärtig; Juden und Heiden wohnten ihm bei. Das Princip der Heiden mußte den Tod der Heiden sterben, den Kreuzestod. In diesem ist übrigens nichts Besondres zu suchen. Die Ausspannung am Kreuz war die Lösung der langen Spannung, in der sich Christus im Heidenthum befunden hatte, wie geschrieben steht, er sei durch den Tod aus dem Gericht und der Angst (d. h. der Spannung) genommen worden. Dies ist das große Geheimniß, das auch heute noch den Juden (Moralisten) ein Aergerniß und den Heiden (den bloß Rationalen) eine Thorheit," Schelling aber nichts „Besondres" ist.

Aus der Satanologie wird nur Wenig angeführt, dies Wenige ist aber recht beruhigend. „Der Teufel nämlich ist nicht persönlich und auch nicht unpersönlich, er ist — eine Potenz; die bösen Engel sind Potenzen, aber solche, die nicht sein sollen, indeß durch den Fall des Menschen gesetzt sind; die guten Engel sind auch Potenzen, aber solche, die sein sollen und durch den Fall des Menschen nicht sind." Wenn nur der letzte Satz nicht verschrieben ist! Die guten Engel werden doch nicht alle durch den Fall des Menschen rasirt sein. In der Offenbarungsphilosophie wäre es verwegen, eine Conjectur machen zu wollen, sonst würde ich vorschlagen zu lesen, „nicht gesetzt sind."

Dies Alles und noch viel mehr offenbart uns Schelling; und er kann nur einen Augenblick zweifeln, daß die Welt nicht „wollen," daß sie nicht „klug" sein sollte? Er hat nur die paar Philosophen gegen sich, alles Uebrige wird ihn zwar bewundern, aber wer ein Christ ist, wird „wollen." Einzelne Abweichungen machen das Ganze nur um so anziehender, man fragt, stimmt es oder stimmt es nicht, man lebt in einer „heidnischen Spannung," bis das Wort der Offenbarung von Schelling ausgesprochen ist; im Ganzen kann es keinem Zweifel unterliegen, welches das Princip der positiven Philosophie sei. Will der Rationalist die Vernunft mit dem Positiven vermitteln und das Positive, wenigstens die Schrift, wenn auch nicht die Dogmen alle, der Vernunft accommodiren; so hat Schelling gesehen, daß dies eine Halbheit ist, und wenn man nicht sagen kann, daß er den Muth der Vernunft habe, der den Rationalisten fehlt, so hat er umgekehrt den Muth, die Vernunft zu stürzen und das „Wollen," den Wunsch des Herzens, das Wunder oder die absolute Subjectivität, die man im gemeinen Leben Phantasie nennt, zum Princip zu erheben. Weiß Schelling, was er hiemit thut? Sollte er nicht wissen, daß der Schritt längst gethan ist, welcher die Willkür zum Gott macht, und daß er jetzt damit zu spät kommt? Jetzt ist das Absolute die Vernunft; das System der umgekehrten Vernunft oder der Willkür hat nur noch ein historisches Interesse: um es zu widerlegen, geht man nicht an Schelling's Offenbarungsphilosophie, sondern zu den historischen Existenzen, von denen sie der nachgeborne blasse Schatten ist. Die Schellingsche positive Philosophie ist also kein philosophisches Interesse, denn sie ist keine Philosophie, sondern höchstens ein ethisches Problem. Man wird nimmermehr in modum Schellingii philosophiren wollen, aber man wird sich lebhaft für die Frage interessiren: Wie konnte in dieser Zeit und wie in diesem Individuum ein solches Bestreben entstehen und Nahrung finden? — Die Umkehrung des Bewußtseins, die in der Procedur liegt, eine Sache frei zu finden und als eigne aufzustellen, sie dabei aber doch gegeben sein zu lassen, liegt doch zu sehr am Tage, als daß jetzt nicht jeder, der einigermaßen mit dem Denken zu thun hat, entdecken sollte, wie es eigentlich damit bewandt ist. Wir können von Schelling's Geist nicht vortheilhaft denken, wenn wir nicht das Wirken seines Willens, seiner Klugheit übermäßig stark sein lassen wollen. Aber diese Klugheit wiederum ist nicht hoch anzuschlagen. Sie reicht nur für den Tag, und wer ihr anhängt, mag ein Diplomat werden und im Nächsten Besten allerliebste Erfolge haben; ein Philosoph ist er nicht.

Die Kritik der Weltansicht, abgesehen von den zufälligen Schnörkeln und Firlefanzen namentlich in der negativen Philosophie und in den Vorbereitungen auf das eigentlich Dogmatische — also die Kritik des Kerns liegt in den Werken der neusten Philosophie, namentlich in Feuerbach's Wesen des Christenthums. Der Umstand aber, daß dieser Kern nicht Schelling's Eigenthum, sondern ein 2000jähriges Besitzthum der Welt ist, erledigt die Frage nach den neuen Principien von selbst. Dies ist der Grund, warum Schelling's Vorträge in München, wo er mit seiner Scholastik nur Eulen nach Athen trug, nicht so viel Redens machten, als es in Berlin geschehen ist. Auch hier ist es nicht das neue Wissen, sondern das neue „Wollen," um das man sich bemüht, d. h. Schelling erregt hier ein politisches Interesse.

Dies ist sein Schicksal. Was er sein möchte, Philosoph, das ist ihm versagt zu sein, und was er in Wahrheit ist, Träger einer nur politisch wichtigen Richtung, das stellt seine philosophische Blöße in das grellste Tageslicht, welches es geben kann, in das kritisch und philosophisch vollkommen durchgebildete und gesicherte Bewußtsein unsrer Zeit. Sein Loos, mag es immerhin ein verdientes sein, es ist ein großes Unglück, ja es ist, wenn es sich erst ganz erfüllt haben wird, so eigenthümlich, daß es in der ganzen Geschichte vergebens seines Gleichen sucht.

Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

// Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 129. 1. Juni. 1842.

Noch ein Wort über Leo's Geschichte der französischen Revolution.

(Im 4. und 5. Bande seiner Universalgeschichte.)

Es war vorauszusehen, daß die Geschichte der Revolution die Blüthe von Leo's ganzer „Universalgeschichte" werden würde. Er, der schon im dritten Bande von den Trümmern der Hierarchie und des Feudalismus herab der neuern Zeit seinen apostolischen Fluch gegeben, der mit der Feder gegen die Reformation eben so tapfer zu Felde gezogen, wie einst Herzog Alba mit dem Schwerte, der Luther für zu beschränkt erklärt, um die unendliche Herrlichkeit der alleinseligmachenden Kirche und die architektonische Schönheit ihres Baues zu verstehen, der Oranien und die übrigen Helden des Protestantismus wie Verbrecher oder gemeine Selbstsüchtlinge behandelt, — was konnte, was mußte er nicht erst aus der Revolution machen? Hier durfte er sich ganz seinem Genius überlassen; hier brauchte er selbst die polizeilichen Schranken, die ihn bei der Darstellung der Kirchenreformen noch einigermaßen genirt hatten, nicht mehr zu respectiren; hier durfte er sich vielmehr schmeicheln, wenn er es so toll als möglich triebe, alle göttliche und menschliche, geistliche und weltliche, katholische und protestantische Autoritäten für sich zu haben. Diesen Vortheil hat er sich denn auch nicht entgehen lassen, sondern so geschickt oder ungeschickt benutzt, als von ihm zu erwarten stand.

„Wehe denen, die Böses Gut und Gutes Böse heißen, die aus Finsterniß Licht und aus Licht Finsterniß machen, die aus Sauer Süß und aus Süß Sauer machen," dieses Motto, welches er seinem vierten und fünften Bande vorangestellt hat, bezeichnet auf die naivste Weise den Standpunct, auf welchem sich Leo der Gegenwart und der ganzen neuern Entwicklung gegenüber befindet; es ist der Standpunct der umgekehrten, auf den Kopf gestellten Vernunft, den man im gemeinen Leben mit einem andern Ausdruck bezeichnet. Die Verrückung der Begriffe geht bei ihm bis zu den obersten, allgemeinsten Principien, bis zu den ersten, einfachsten, an und für sich giltigen Grundsätzen hinauf: Vernunft ist ihm Unvernunft, Licht Finsterniß, Recht Unrecht, Freiheit Unfreiheit und umgekehrt. Der Staat z. B. beruht seiner Meinung nach nur auf dem „Privatinteresse," er ist, wie sein Herr und Meister H. v. Haller lehrt, eine res privata, keine res publica; das öffentliche Wohl ist eine „Chimäre;" die schreiendsten, von den betreffenden Regierungen selbst officiell eingestandnen Mißbräuche sind ihm „wohlerworbne Rechte" oder der „göttlich-positive Fonds einer historisch entwickelten Gesetzgebung;" Freiheit endlich existirt nur in der „Sonderung der Stände," d. h. innerhalb der Privilegien und des Kastenwesens. Consequenter Weise beginnt er daher auf der ersten Seite mit einer Elegie über den Untergang der Feudalwirthschaft, die er preist wegen der „Verwebung sittlicher Beziehungen mit Besitzverhältnissen," also z. B. der Leibeigenschaft, und schließt auf der letzten mit der trostreichen Versicherung, die menschliche Eitelkeit habe sich „Hinterpforten" gnug bewahrt, um durch diese wieder in das Mittelalter zurückzukehren. Die ganze neuere Geschichte ist ihm demnach einerseits nur ein verunglücktes Experiment, ein „Thorheitsbau" dieser menschlichen Eitelkeit, andrerseits ein Strafgericht der göttlichen Vorsehung. Nirgends Sittlichkeit, Leben, Entwicklung, überall nur Sünde, Verfall und Entartung. Die Menschheit hat sich in diesem vierten und fünften Bande entschieden von Gott losgesagt, wirthschaftet ganz auf eigne Rechnung und kommt dadurch so herunter, daß ihr nichts übrig bleibt, als sich reuig Gott wieder in die Arme zu werfen. Es ist die alte Geschichte vom verlornen Sohn, die hier als Weltgeschichte wieder aufgelegt wird.

Leo ist ein Fanatiker, das ist bekannt, ja er steht, wie gesagt, auf dem Puncte, wo der Fanatismus anfängt über die Grenze des Ethischen hinauszugehen; aber dennoch scheint es in seiner Revolutionsgeschichte, als ob der Fanatismus zugleich mit einer starken Dosis Jesuitismus versetzt sei. Die ganze Art und Weise der Auffassung und Durchführung, die fast pfiffigen Zusammenstellungen, die humoristischen Schilderungen und Hogarthschen Gruppirungen, die absonderlichen Uebertreibungen, Unterlassungen und Verfälschungen, die gelegentlichen Bemerkungen, freundschaftlichen Winke und Hindeutungen, kurz Alles documentirt trotz der durchfallenden natürlichen Plumpheit so viel Bewußtheit, Absichtlichkeit und Raffinirtheit, so viel Methode, wie Polonius sagen würde, daß wir nicht unbedingt mit dem Letztern über ihn aus-

rufen können: „Wahr ist's, 's ist Schade und Schade, daß es wahr ist!" Nicht als ob wir an Leo's aufrichtigem Abschen gegen die Revolution und Vernunft zweifelten, aber schließt denn die Aufrichtigkeit der Gesinnung die Pfiffigkeit aus? Steht nicht geschrieben: Seid klug, wie die Schlangen? Sind nicht die Einfältigen im Herrn immer zugleich die Absichtlichsten auf Erden gewesen? Ist nicht für heilige Zwecke eine pia fraus erlaubt? Darf man also nicht der guten Sache durch einige außerordentliche Kunststücke, durch kleine Abschweifungen vom rechten Wege unter die Arme greifen? Fanatismus und Jesuitismus sind ja keineswegs so schlechthin unverträgliche Elemente: im Gegentheil bildet die gehörige Verschmelzung derselben erst das eigenthümlich theologische, mittelalterische Bewußtsein; denn wer an die reine Naivetät des Pfaffenthums, der Hierarchie, der Gottesurtheile rc. glaubt, der muß selbst noch sehr naiv sein. Nach dem corriger la fortune, das bei den Spielern zu Haus ist, hat auch Leo die Revolutionsgeschichte corrigirt.

Oder thun wir ihm doch Unrecht? — Es wird vielleicht Manchem so scheinen; es wird ehrliche Leute gnug geben, die ganz im Ernst behaupten, er sei mit der Reformation viel schlechter umgegangen als mit der Revolution; er zeige bei der Darstellung der letztern keine so auffallende Parteilichkeit, und treibe es wenigstens nicht weiter als unzählige, ruhige, leidenschaftslose Deutsche vor ihm.

Ich glaube wirklich, daß nicht Wenige, die Leo's Geschichte gelesen haben, so urtheilen werden. Indessen offenbaren sie dadurch nur ihre eigne Befangenheit und Unkunde. Wir wachsen bekanntlich auf und werden groß gezogen, — wenigstens ist es bis jetzt noch so —, mit Haß gegen den Papismus und mit unbedingter Veneration für Luther und das Lutherthum. Wer also das angreift, verletzt unser innerstes Gefühl und besudelt unser Allerheiligstes. Mag er in Einzelnheiten Recht haben, wir erheben uns dennoch gegen ihn; wir wissen und wollen es einmal nicht anders. Darum mußte Leo's Behandlung der Reformation so großes Mißfallen erregen und von den verschiedensten Seiten her den heftigsten Widerspruch finden. Ganz anders mit der Revolution. Seit funfzig Jahren, d. h. seit dem Ausbruch derselben, sind wir, — namentlich wir Deutsche, — mit der größten Industrie methodisch zum Abschen gegen dieselbe großgezogen und abgerichtet worden. Die deutschen Zeitungen aus jener Zeit, die bezahlten Revolutionsalmanache, die officiellen Bulletins, sie alle wußten von nichts als von Raub und Mord und Blut und Scheußlichkeiten aller Art zu erzählen, höchstens feierten sie daneben die Heldenthaten der deutschen Heere und vor Allen der Heerführer, die leider trotz der angeblichen Heldenthaten nie vorwärts, sondern immer nur rückwärts manoeuvrirten. Die guten Deutschen glauben aber bekanntlich Alles, namentlich wenn es ihnen officiell gesagt wird; sie glaubten also ihren Regierungen und Zeitungsschreibern und Predigern und freuten sich, daß man in Deutschland so sicher mit dem Kopf auf den Schultern umhergehen könne. Die Abschreckungstheorie gelang bei ihnen vollkommen; sie glaubten steif und fest, die ganze Revolution sei nichts als eine Schlächterei und die Freiheitsprediger lauter Blutsäufer. Die wenigen Ausnahmen, zu denen unter Andern bekanntlich auch Kant, Fichte, Forster, Klopstock, Schiller u. A. gehörten, von denen sich indeß Einige später auch noch überreden ließen, kommen natürlich kaum in Betracht. Von den Vätern erbte die Vogelscheuche auf die Söhne. Wir haben die falschen Vorstellungen über die Revolution eingesogen mit der Muttermilch, herausgelesen aus unsern Kinderfreunden, herausgehört aus den Erzählungen unsrer Eltern, und es wird uns später schwer, wenn wir die Sache näher besehen und denken und urtheilen lernen, uns von den alten Fabeleien und Ammenmährchen loszumachen, und die Blutfarbe, mit der alle Gestalten und Begebenheiten überschwemmt sind, aus unsrer Phantasie auszuwaschen. „Niemals," sagt mit Recht Wachsmuth vor seiner Geschichte der Revolution, „ist so viel und so unverschämt gefabelt, und das Gefabelte so willig geglaubt, so eifrig wiedererzählt worden, als in Begleitung und Folge der französischen Staatsumwälzung; nie ist der Geist der Parteiung geschäftiger gewesen zur Erfindung und Verbreitung der Lüge: und derselbe, verbrüdert mit dem im menschlichen Geiste immer regen Wohlgefallen an Berichten von Skandal, Frevel und Gräuel hat bewirkt, daß bis auf den heutigen Tag eine Wuchersaat falscher Angaben und Vorstellungen fortdauert."

Den Lehrern der Jugend, den erbaulichen Erzählern, den Geistlichen und Privilegirten mag man es nun verzeihen, wenn sie aus Unwissenheit und „guter Gesinnung" diese Wuchersaat noch täglich vermehren; aber nicht den Historikern von Profession. Von Leo dürfen wir fordern, daß er das besser wisse, und er weiß es zum Theil wirklich besser. Wir glauben gern, daß ihn sein Fanatismus häufig blind macht; doch eben so oft übertreibt, entstellt und verfälscht er wissentlich. Ich spreche noch nicht von seinen weitern Tendenzen, aber hinsichtlich der Geschichte des Skandals und der Gräuel tritt bei ihm ganz entschieden die Absicht hervor, den Leser glauben zu machen, die Frevel der Revolution und der Volksherrschaft seien größer als die Frevel der Hierarchie, des Feudalismus und des Absolutismus. Denn obgleich er den letztern sonst keineswegs liebt, so ist ihm derselbe doch, verglichen mit den politischen Zuständen, die sich aus der Revolution entwickelt haben, ein wahres Eldorado.

Die Revolution hat ihre chronique scandaleuse, ihre

Auswüchse, ihre Scheußlichkeiten; der Baum der Freiheit ist, wie Mirabeau es vorher verkündigt hat, nur allzureichlich mit Leichen gedüngt und mit Blut begossen worden. Aber was sind die Verbrechen der Jacobiner gegen die Verbrechen der Pfaffen, der Günstlinge und der Tyrannen? Weder hinsichts der Qualität, noch der Quantität stehen sie mit diesen al pari; die Schlächtereien der letztern wiegen Alles auf, was während der ganzen Revolution Entsetzliches geschehen ist. Was ist die Guillotine gegen die Inquisition? was der Terrorismus gegen die Albigenservertilgung, die Bluthochzeit und die Dragonaden? was die wildesten Schreckensmänner, wie Billaud, Collot d'Herbois, Chaumette gegen einen Alba, Guise, Torquemada? was selbst Robespierre hinsichtlich der Masse des Bluts, welches auf ihm lastet, gegen Philipp II.? Und was die Brutalität und Ruchlosigkeit betrifft, so haben auch die Damen der Halle nichts Aergres begehen können, als einst Katharina von Medicis und ihre Hofdamen. Wenn Marat predigte: Il faut faire saigner le genre humain! so war ja das nur eine grause Parodie jener Commandoworte des Marschall von Tavannes in der Bartholomäusnacht: „Laßt zur Ader! Laßt zur Ader!" Die Revolution kennt ferner keine empörenden Martern und Foltern; keine Burgverließe, Bleikammern und Kerker an der Thränenbrücke; keine geheimen, nächtlichen Hinrichtungen; sie hat auch nie in der einen Hand das Beil, in der andern mit schleußlichem Hohne das Kreuz als Zeichen der Liebe und Versöhnung geschwungen. Wir verkennen nicht den Unterschied der Zeiten und die größere Rohheit des Mittelalters und der angrenzenden Jahrhunderte; aber man verkenne auf der andern Seite auch nicht den Unterschied der Motive, der Verhältnisse und Umstände. Nicht schnöde Willkür und Laune, nicht kleinliche Intriguen und Kabalen, nicht die Gewissensscrupel einer alten, bigotten Maitresse und ähnliche frivole Ursachen sind die Hebel des Terrorismus gewesen; sondern die eiserne Nothwendigkeit selbst, d. h. das Aneinanderreiben und der Kampf der gewaltigsten Kräfte und Principien. Nie wäre bekanntlich ohne die Einmischung von Außen derselbe zu seiner radicalen Höhe gestiegen. Er begann, als Europa gegen Frankreich in den Waffen stand; er endigte, sobald die Gefahr für dasselbe vorüber war. Denn nicht weil Robespierre gestürzt wurde, sondern weil seit der Schlacht bei Fleurus für die Sache der Revolution von Außen her nichts mehr zu befürchten war, hörte das Schreckenssystem auf. Wollte indeß Jemand behaupten, die Päpste und unumschränkten Herrscher seien als Vertreter Gottes auf Erden zur willkürlichen Vergießung des Bluts und zu allen Gräueln autorisirt und berechtigt gewesen; so ist das eine andre Frage.

Noch einmal also, die Revolution hat ihre blutige Seite, ihre grauenvollen Momente. Nur ein Wahnsinniger kann das läugnen, nur ein Fanatiker es sammt und sonders rechtfertigen wollen. Aber ist sie darum nichts weiter als ein tolles Gewirr von Gewaltthätigkeit, Selbstsucht, Frevel und Blut? Ist das ihr innerster Kern? Habt Ihr also ein Recht, sie immer wieder so und nur so darzustellen? Habt Ihr ein Recht, zu übertreiben, zu lügen und die Geschichte zu verfälschen? Hättet Ihr die Geschichte des Mittelalters und namentlich der christlichen Kirche ähnlich behandelt, ein ehrlicher Mann würde sich noch heute schämen, ein Christ zu heißen. Und doch ist ganz gewiß Intoleranz der Kern jeder sichtbaren Kirche; Tod den Andersgläubigen, den Ketzern! ihre Losung. Soll also die Revolution deßhalb verworfen werden, weil sie einigen Tausenden das Leben gekostet hat, so muß manche Periode der christlichen Zeit, ja die ganze Weltgeschichte verworfen werden. Was dem Einen recht ist, ist dem Andern billig. So hat Leo nicht gedacht. Er, der mit heroischer Kaltblütigkeit über die Leichen der Ketzer wegschreitet und mit lakonischer Kürze die Vertilgung dieser „zuchtlosen Rotten" gut heißt; dem die Verbrennung Servet's innige Herzensfreude macht; der Ludwig's XIV. Dragonaden mit einem fast komischen Euphemismus „Plackereien der Protestanten" nennt und sie daraus erklärt, „daß die ganze Stellung des Königs zur Maintenon keine andre Garantie als die religiöse Empfindung und das religiöse Urtheil des Königs selbst gehabt habe": er geberdet sich z. B. bei der Erzählung der Juli- und Octoberereignisse des Jahres 1789, als ob die Welt nie ähnliche Schauderscenen erlebt habe, und malt dieselben mit der größten Umständlichkeit, mit einer Art wollüstiger Selbstbefriedigung und — wie wir später sehen werden, mit vorsätzlicher Uebertreibung aus. Dies ist — beiläufig gesagt — ein Hauptgrund, aus welchem er die Geschichte der Revolution so unverhältnißmäßig lang ausgesponnen hat. Er wollte abschrecken, verschreien, und das konnte er nur, indem er den Skandal und Frevel recht con amore detaillirte, so daß z. B. die allbekannte, tausendmal durchgeklatschte Halsbandgeschichte als vorbereitendes Moment — in einer Weltgeschichte — über vier enggedruckte Seiten füllt, und die Ermordung Foulon's und Berthier's durch den pariser Pöbel fast eben so viel Raum einnimmt. Hätte er die sämmtlichen entsprechenden Scenen des von ihm gepriesenen Mittelalters mit gleicher Weitschweifigkeit ausführen wollen, sein Werk würde über tausend Bände stark geworden sein. — Doch einstweilen genug vom Skandal!

Denn in Wahrheit ist dieser mehr Aushängeschild, und was unsern Historiker am tiefsten an der Revolution empört, ist nicht, — um mit Barrère zu reden, — d i e h e r b e F o r m (da er die Geschichte des Mittelalters so gut kennt, ist er ja, wie wir gesehen, hinlänglich an Blut gewöhnt), sondern

das Princip, d. h. die Philosophie. Ihr gilt sein eigentlicher Haß. Daß sie es ist, die den Staat umzuschaffen sich unterfängt; daß nicht mehr vegetatives Herkommen, unbegriffne und begriffslose Autorität, bloßer Instinct, blinder Zufall, Laune und Belieben, Selbstsucht eines Einzelnen oder Weniger, sondern selbstbewußte Vernunft und Freiheit, oder wie er sich ausdrückt, „die Resultate des frei waltenden, reflectirenden Denkens" Grund und Boden und Macht der Wirklichkeit werden sollen; daß vor Allem die Grundsätze Rousseau's, „des gefallnen Engels," und Voltaire's, „des gebornen Teufels, des in seiner Teufelei seligen Teufels," sich zu realisiren anfangen, das ist es, was er der Revolution nicht verzeiht. Er spricht sich nach seiner Art hierüber S. 731 also aus: „Dies ist der eigenthümliche Kern der französischen Revolution, daß die Auffassung des allgemeinen gesellschaftlichen Verhältnisses des Menschen, die Auffassung des Staats in abstracto auf ein Volk eine sittliche Gewalt übte; in wiefern diese Abstraction im Grunde religiöser Mittelpunct des Lebens ward, und im Namen dieser Religion, deren Uebung allein noch als Bürgertugend gilt, wird dann allem Natürlichen der Krieg gemacht, bis man auf den Punct kömmt, wo die Widersinnigkeit, das Satanische dieser religiösen Bewegung offen am Tage liegt. Nie ist in der Geschichte in ähnlicher Weise ein Abstractum, eine Chimäre Gegenstand der Sehnsucht, der Anbetung, der Aufopfrung geworden, wie in der französischen Revolution das, was man den Staat nannte, und die Energie, mit welcher die Franzosen diese diabolische Entwicklungsreise durchlaufen, und dadurch rasch die Welt, so weit sie Augen hat zu sehen, von dieser falschen Religion, der sie die Kinder ihres Volkes, wie einem Moloch, als Opfer weiheten, befreit haben, verdient alle Anerkennung."

Einen Pendant zu diesem Sermon bildet die bekannte Stelle bei Hegel: „So lange die Sonne am Firmamente steht und die Planeten um sie herumkreisen, war das nicht gesehen worden, daß der Mensch sich auf den Kopf, d. i. auf den Gedanken stellt und die Wirklichkeit nach diesem erbaut. Anaxagoras hat zuerst gesagt, daß der *νοῦς* die Welt regiert; nun aber erst ist der Mensch dazu gekommen, zu erkennen, daß der Gedanke die geistige Wirklichkeit regieren soll. Es war dieses somit ein herrlicher Sonnenaufgang. Eine erhabne Rührung hat in jener Zeit (der Revolution) geherrscht, ein Enthusiasmus des Geistes hat die Welt durchschauert, als sei es zur wirklichen Versöhnung nun erst gekommen."

Es versteht sich von selbst und erhellt schon aus der angeführten Stelle, daß Leo noch nicht einmal so weit gekommen ist, die historische Nothwendigkeit der Revolution einzusehen und anzuerkennen. Und wie sollte er auch? Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts ist ihm ja eine reine Teufelei; die Ideen der Volkssouveränetät, des bien public, der droits de l'homme sind „Bannalphrasen und Chimären." Namentlich hat er gegen das „öffentliche Wohl" eine unaussprechliche Antipathie, die sich bei jeder Gelegenheit kund giebt, so daß man fast annehmen muß, er halte, ohngefähr wie das Ministerium Aiguillon, das öffentliche Elend für den wahren und letzten Zweck des Staats. Nun blieben, als pragmatischer Erklärungsgrund, etwa noch die Mißbräuche des ancien régime, und zu ihnen nehmen ja alle diejenigen ihre Zuflucht, die aus „guter Gesinnung" mit der Volkssouveränetät, den Menschenrechten und dem öffentlichen Wohl nichts zu thun haben wollen. Aber von Mißbräuchen der guten alten Zeit mag ja Leo auch nichts wissen. Und gerade das, worüber das französische Volk am meisten empört war, nämlich die Ungleichheit der Stände, der Rechte, der Besteurung u. s. w., kurz die Ueberreste des Feudalismus und der Hierarchie — und nur gegen diese, nicht gegen das monarchische Princip als solches richtete sich aufangs die Revolution — gerade diese betrachtet er als köstliche Reliquien eines wahrhaft „organischen" Staatslebens. Selbst wenn Calonne, den man doch wahrlich nicht unter die Philosophen rechnen kann, in seiner Rede an die Notabeln sagt: Le seul remède dans de telles circonstances est la réforme des abus," so nimmt er ihm das übel und bemerkt in einer Parenthese: „so nannte man nämlich Alles, was jenen (philosophischen) Idealen entgegen war." Die Triebfedern, welche er in Bewegung setzt, um den Ausbruch und Fortgang der Revolution zu erklären, — denn sie ist doch einmal da und läßt sich trotz alles Schimpfens und Verfluchens nicht abläugnen — sind daher wahre Quäkeleien, als z. B. die Ansteckung des Königs und der Königin von der unseligen Philosophie, das Großmuthsfieber des Adels und der Geistlichkeit, die wohlberechneten Plane der Demokraten und des Herzogs von Orleans, die Frechheit der Journalisten, gegen die kein ordentlicher Mann aufkommen konnte u. s. w. Doch hievon ist schon gelegentlich in diesen Blättern die Rede gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 130. 2. Juni. 1842.

Noch ein Wort über Leo's Geschichte der französischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Bisweilen läuft er übrigens dicht an der Wahrheit vorbei, macht dann aber beide Augen dicht zu, um sie nicht zu sehen. So z. B., wenn er S. 595 sagt: „Die philosophische Richtung hatte eine neue Sprache eingeführt in politische Dinge. Wer auf diese Sprache einging, ging auch auf die derselben zu Grunde liegenden Begriffe ein — wollte er nun dennoch, indem er sich dieser Sprache bediente, diese Begriffe bestreiten, aus denen erst diese Sprache hervorgegangen war, so verwirrte er sich. Da nun aber die frühern Begriffe von der Obrigkeit und von ihren Grundlagen aus einer religiösen und politischen Betrachtungsweise hervorgegangen waren, die jetzt zum großen Theil nur durch historische Studien in ihrem Zusammenhange erkannt werden konnten, schienen diese Begriffe selbst unzusammenhängend, wurden mißverstanden — während die philosophischen Begriffe gerade aus den geltenden, currenten Richtungen und Gesinnungen geboren und deßhalb jedem Lumpenkerle mundgerecht waren. Da erschien das Lehenverhältniß mit allen seinen Consequenzen im weltlichen und geistlichen Staate als ein reiner Mißbrauch — da war der König nichts als ein erster Bürger und die Benennung, der dritte Stand, eine Beleidigung u. s. w."

Nun wahrhaftig! wenn die frühern Begriffe von der Obrigkeit und deren Grundlagen so veraltet waren, daß sie selbst in der Sprache kaum noch einen Ausdruck fanden und nur durch historische Studien, die man doch nicht jedem Lumpenkerl und der ganzen „Canaille" zumuthen darf, im Zusammenhange erkannt werden konnten; so waren sie ja doch wohl veraltet, und da der Hof und die Privilegirten sich weigerten, dieselben auf dem Wege der Reform abzuschaffen; so kam es dazu, daß sie mit Gewalt abgeschafft wurden. Es gehört ein „wahres Ertrunkensein" in mittelalterischen Sympathien dazu, um das nicht einzusehen oder einsehen zu wollen.

Wenn nun aber Leo gar keinen Fortschritt, keine positive Entwicklung, folglich keine historische Berechtigung der Revolution zugesteht, und philosophische Ansteckung, Großmuthsfieber, politischer Paroxysmus und andre epidemische Kategorien doch in letzter Instanz nicht ausreichen; was ist denn seine ultima ratio, seine Zuflucht, seine Beruhigung, sein goldner Anker, wie die Sophisten zu sagen pflegten? Denn ist die Revolution nichts als Sophisterei, Büberei, Frevel, Bestialität, Mord und Todschlag, warum ist sie denn überhaupt passirt? Warum hat sie Gott — und Leo glaubt doch eingestandnermaßen an Gott — überhaupt zugelassen? Es muß also doch irgend etwas dabei herausgekommen sein, oder man könnte verrückt darüber werden, was freilich Manchem schon begegnet ist? — Ach! lieber Leser, frage nicht so ungestüm, sondern greife lieber in Deinen Busen! Denk' an Deine vielen Sünden, und Dir wird ein Licht aufgehen. Denn die Revolution ist sammt und sonders, wie wir schon oben anticipirt, nicht Andres als ein „Sündenstrafgericht." Das sagt Leo mit der größten Unverschämtheit nicht einmal, sondern zehnmal; am classischsten wohl T. V. p. 34, wo von der Hinrichtung des Königs die Rede ist.

Diese Auffassung und Erklärung ist in jeder Beziehung theologisch. Der Theolog hat das gute Recht, das Privilegium, jede natürliche und sittliche Erscheinung unter diesem Gesichtspuncte zu betrachten. Ein Erdbeben ist ihm z. B. nicht bloß Naturerscheinung, eine Krankheit nicht nur ein organischer Proceß, sondern eine Strafe, oder wenn sie einen Frommen betrifft, eine Prüfung Gottes, während der Physiker zunächst alle Phänomene aus den natürlichen, vernünftigen, intelligibeln Gesetzen erklärt. Auch in der Geschichte spielte früher „der Finger Gottes" eine große Rolle, jetzt kommt Leo hinterher und überbietet den Finger Gottes noch durch sein „Sündenstrafgericht." — Seine guten Gründe mag das freilich haben, wie denn ja bekanntlich auch eine schlechte Sache ihre guten Gründe zu haben pflegt. Wenn nämlich auch vom Historiker gilt, was Lichtenberg vom Physiker sagt, daß er um so lauter die Größe Gottes preise, je weniger er seine eigne beweisen könne; so ist klar, warum Leo statt des Moniteur so oft den altisraelitischen Gott citirt, „der die Missethaten der Väter heimsucht ins dritte und vierte Glied."

Gehen wir jetzt an das Einzelne! Wir müssen uns

hiebei für jetzt auf den Theil der Revolutionsgeschichte beschränken, welcher noch im vierten Bande der „Universalgeschichte" enthalten ist, da uns schon dieser Abschnitt, welcher bis zum Schluß der legislativen Versammlung hinaufgeht, hinreichend zu thun geben wird, und überreichen Stoff darbietet, unser allgemeines Urtheil vollständig zu motiviren und zu specificiren.

Derselbe füllt über zweihundert Seiten, und wir wissen schon, aus welchem Grunde er so hübsch breit ausgefallen ist. Man glaube also ja nicht, daß ein genaues und vielseitiges Studium der Quellen die Veranlassung dazu gewesen. Im Gegentheil, allzu sauer hat es sich diesmal Leo nicht werden lassen. Seine eigentliche — und wenn wir die letzten vierzig Seiten ausnehmen — seine einzige Quelle ist „die Geschichte der Staatsveränderungen in Frankreich" vom General v. Schütz. Denn daß Bailly's „interessantes" Tagebuch, welches er gelegentlich nennt, von Einfluß auf seine Darstellung gewesen, kann man eben nicht sagen. Nun läßt sich zwar in jenem erstgenannten Werke außerordentliche Gelehrsamkeit und Sachkenntniß, ein — so weit es überhaupt möglich ist — beinah umfassendes Studium der Quellen und zugleich großer Scharfsinn nicht verkennen; aber die angekündigte und zur Schau gestellte kritische Unbefangenheit, Unparteilichkeit und Gerechtigkeit ist eben nur Schein. Der Verf. gehört, gleich Leo, der Hallerschen Ansicht an; sie ist seine Voraussetzung, seine letzte Weisheit, seine Norm der Beurtheilung, an welcher er die innre Wahrheit der revolutionären Ideen und Begebenheiten prüft. Die Resultate verstehen sich natürlich schon vor der Prüfung von selbst. Daher ist denn das ganze Buch nichts weniger als eine kritisch-unparteiische Durcharbeitung des vorhandnen Materials, wofür es sich ausgiebt, sondern durch und durch Parteischrift; es ist eine antirevolutionäre Geschichte der Revolution, oder doch der constituirenden Versammlung. Mit der größten Umsichtigkeit und Kaltblütigkeit vermeidet der ehrenwerthe General den Schein der Gewaltthätigkeit und des Factioninteresses, und sucht nur Schritt vor Schritt und fast unmerklich der Revolution Terrain abzugewinnen, dabei immer versichernd und proclamirend, er sei neutral. Aber seine Mäßigung und Besonnenheit, seine kluge Benutzung der Umstände und Verhältnisse kann bloß den Unkundigen blenden. Wer seine Demarchen, seine kritischen Streifzüge, seine ganze Taktik etwas genauer ansieht und in Zusammenbringt, entdeckt in ihm einen eben so entschiednen, von jeder Anerkennung der Revolution eben so entfernten Anhänger des **ancien régime** als den exaltirtesten Vendeer. Er ist es also, hinter welchem Leo mit fanatischem Geschrei hinterherzieht, um auf dem Boden, welchen derselbe erkämpft zu haben glaubt, ohne weitläufige Untersuchung summarisch sein antirevolutionäres Blutgericht zu halten. Von dem **audiatur et altera pars** ist natürlich nicht weiter die Rede.

Leo's Darstellung der Revolutionsgeschichte beginnt mit der Thronbesteigung Ludwig's XVI., und gleich hier stoßen wir auf eine grell hervortretende und darum offenbar vorsätzliche Unterlassungssünde. Denn vor allen Dingen fragen wir sofort: was war Frankreich, als dieser Regentenwechsel erfolgte? wie seine Lage nach Innen und Außen? welches seine politischen, militärischen, administrativen, rechtlichen, sittlichen Verhältnisse? u. s. w. Wir verlangen eine Schilderung dieser Zustände, wie sie Ludwig XV. hinterließ; denn ohne die Kenntniß derselben ist es unmöglich, die aus ihnen nothwendig hervorgehende Bewegung und Umwälzung richtig zu verstehen und zu würdigen. Davon aber keine Spur; im ganzen Buche, auch in den frühern Abschnitten, in welchen wir sie vielleicht zu suchen hätten, keine Spur. Ich meine, — die ganze schmachvolle Regierung der Dubarry und des Herzogs von Aiguillon, durch welche die alte Willkür- und Mätressenherrschaft erst ihre letzte Blüthe erreichte, und unter welcher allein — abgesehen von allem Frühern — die Franzosen hundertfach ertrugen, was ein Volk ertragen kann, ehe es zum äußersten Mittel greift, ist aus guten Gründen mit Stillschweigen übergangen. Denn damit, daß etwa in einem Nebensatze zugestanden wird, „die Menge sei durch die Lüderlichkeit Ludwig's XV., durch die Mittellosigkeit der Regierung in pecuniärer Hinsicht und durch die daraus herrührenden willkürlichen Finanzmaßregeln, so wie durch die Auflösung der Parlamente empört gewesen," — damit ist denn doch wohl so gut wie Nichts gesagt. War es aber nicht der Billigkeit und Gerechtigkeit gemäß, den Nachlaß Ludwig XV. eben so execntorisch zu tariren und auszurufen als das Mobiliarvermögen der Sansculotten? Auge um Auge, Skandal um Skandal, sagt das jüdische Landrecht. Oder fand die marktschreierische Phantasie hier kein ihrer würdiges Object? Warum nicht? Es gab freilich im Jahr 1774 keine souveränen „Stiefelwichser, Käsehöker, Wäscherinnen und Dorchen Lumpenhemde", aber wohl ein „vogelfreies" Lumpenpack, nämlich mit Ausnahme von einigen tausend Pfaffen und **nobles de race** das ganze französische Volk, dieses **peuple ignoble, abjecte, indigne**, wie es officiell genannt ward, diese **gent corvéable et taillable à mercy et miséricorde**; es gab keine patriotischen Schurken, die wie der Kriegsminister Pache „ihre Rinde und was dazu gehörte täglich mit aufs Büreau brachten und zwischen der Arbeit gelegentlich verzehrten", um unter diesem Deckmantel in rother Mütze und tricolorer Weste mit den Lieferanten und andern Blutsaugern desto beßre Geschäfte zu machen, wohl aber gab es oder hatte es gegeben einen gekrönten Kornwucherer; es gab kein Revolutionstribunal, aber **150,000**, schreibe „Ein hundert und funfzigtausend" **lettres de ca-**

chet; keinen Fouquier Tinville, aber einen Kanzler Meaupeou; keine Assignatenpresse, aber ein Deficit von vierzig Millionen. Statt der soupers fraternels, „der brüderlichen Pickenicks mit Bratwürsten, Häringen, Branntweinflaschen u. s. w. und des republicanischen Gottesdienstes mit nackter Brust und nackten Schenkeln in Hemdesärmeln und herabhängenden Strümpfen" hätten ja die Orgien im Oeil de boeuf und der parc aux cerfs sich schildern lassen, und fehlte es dabei an einem Hanswurst, etwa an „unserm albernen Landsmann Baron Anarchasis Cloots im himmelblauen Mantel und rothwollner Vernunftkappe", so konnte ja der wo möglich noch albernere Marquis von Brezé seine Stelle vertreten. An Stoff zu Kapuzinaden war also kein Mangel; indeß Leo ließ diese Gelegenheit, sein Talent zu zeigen und zu üben, deßhalb unbenutzt vorübergehen, um nicht in die Verlegenheit zu kommen, das unvermeidliche Sündenstrafgericht selbsteigen herabzuflehen oder es als etwas Natürliches, Nothwendiges vorauszusagen, wie Ludwig XV., Rousseau und Voltaire, welches Letztern Prophezeihung wir Hrn. Leo, der ein Freund von Prophezeihungen ist, nicht vorenthalten wollen. Tout ce que je vois, lautet dieselbe, jete les semences d'une révolution, qui arrivera immanquablement, et dont je n'aurai pas le plaisir d'être témoin. Les Français (?) arrivent trop tard à tout; mais enfin ils arrivent. La lumière s'est tellement répandue de proche en proche, qu'on éclatera à la première occasion et alors ce sera un beau tapage. Les jeunes gens sont bien heureux; ils verront bien des choses.

Nachdem also Leo diese Klippe auf ähnliche Art vermieden hat, wie der Vogel Strauß eine Gefahr, beginnt er positiver Weise mit einer Anklage gegen die reformatorischen Minister Ludwig's XVI. Malesherbes, der eigentlich der schuldigste von allen wäre, da er bereits unter der vorigen Regierung officiell und unter der Hand die Schriftsteller begünstigt hatte, welche gegen die christliche Religion schrieben, kommt dabei noch am besten fort und wird nur so obenhin als Mitschuldiger Turgot's genannt. Ein Rest von Schamgefühl hielt ohne Zweifel unsern Historiker ab, den nobelsten, aufgeklärtesten, unbescholtensten Staatsmann und Menschen seines Zeitalters anzugreifen, zumal da derselbe ja späterhin den König vor dem Nationalconvent vertheidigt hat. Dagegen erfährt Turgot seinen ganzen Zorn, Turgot, über dessen Einsicht, Tüchtigkeit, rastlose Thätigkeit und sittliche Reinheit alle Zeitgenossen — natürlich mit Ausnahme der Bevorzugten — einstimmig sind, über den bekanntlich Ludwig selbst urtheilte: Il n'y a que Turgot et moi, qui soyons amis du peuple, und den nur ein Hofschranze wie Besenval (Mémoires I, 327) einen philosophe arrogant, homme médiocre, faible, ignorant etc. nennen kann. Freilich hat schon der ehrenwerthe General, in dessen Fußtapfen Leo getreten, sehr viel an demselben auszusetzen. Denn wenn Turgot z. B. gegen die Käuflichkeit der Aemter eifert und die Behauptung aufstellt, que pour conserver une charge une fois obtenue à prix d'argent, il suffisait d'être irrépréhensible et qu'on avait toute liberté d'être médiocre; so bemerkt der ehrenwerthe General (I, 75), „daß bei der gewöhnlichen geringen Verschiedenheit des Grades der menschlichen Fähigkeiten dies von keiner großen Bedeutung sei." Mit ähnlichen Glossen werden dann später dessen sämmtliche Verwaltungsmaßregeln abgefertigt. Was aber hat denn Leo gegen Turgot? was weiß er gegen ihn vorzubringen? — Gerade heraus gesagt: daß derselbe ein ehrlicher Mann war, daß er das Wohl Frankreichs aufrichtig wollte und deßhalb die unumgänglich nothwendigen Reformen unternahm. Wenn er bei seiner Finanzverwaltung „von dem Grundsatze ausging, niemals dürfe der Staat Zahlungen, zu denen er sich früher verbunden habe, theilweise oder ganz aussetzen — denn das sei eine Art von Bankerot — niemals dürfe die Auflage erhöht, niemals dürften andre Anleihen gemacht werden, als zu den geringsten Zinsen; wenn Ersparnisse! sein Losungswort war": so wird das jeder Vernünftige, namentlich unter den damaligen Verhältnissen, sehr vernünftig finden. Leo natürlich eben deßhalb nicht; im Gegentheil, er nimmt es ihm übel, daß derselbe — horribile dictu! — „für Verbeßrungen positiver Art war"; er wirft ihm vor, „daß durch die obigen Grundsätze fast Alles, was im königlichen Schatze vorräthig war, während des Jahres 1775 zugebüßt werden mußte." Nebenbei sucht er dadurch zugleich die skandaleuse Finanzwirthschaft des Abts Terray, der bekanntermaßen gar kein Hehl daraus machte, er sei dazu da, um Unrecht zu thun und den Leuten die Taschen auszuräumen, von dem der ehrliche Brissot mit Recht sagt: Quel homme même modéré ne le condamnerait pas à la potence? in ein möglichst günstiges Licht zu stellen; „denn es war demselben gelungen, die Finanzen bedeutend zu bessern und sogar etwas im Schatze zu hinterlegen." Und wodurch war ihm das Letztre gelungen — denn die angebliche Verbeßrung der Finanzen ist eine Unwahrheit —? Durch Betrug, oder wenn man lieber will, „durch Einstellung früher zugesagter Zahlungen", d. h. durch einen Bankerot. Das war mithin Turgot's Verbrechen, daß er den einmal eingegangnen Verpflichtungen unter allen Umständen gnügen zu müssen glaubte, daß er den Verschwendungen des Hofes, den Betrügereien der Agioteurs ein Ziel zu setzen suchte und das baare Geld im Schatze lieber den Staatsgläubigern, als den Günstlingen zuwenden wollte. Aber er ging weiter. „Es erfolgte im Jahr 1776 jenes Edict, welches alle Zünfte aufhob, und andre ähnliche — alle waren nicht gnugsam vorbereitet, alle griffen sie wohlerworbne Rechte an. Er bedrohte durch seine Maßregeln

und Plane bald auch das Eigenthum der Geistlichkeit, — gab Leuten, wie Condorcet und d'Alembert, die ganz entschieden zur Philosophenpartei gehörten, Stellen und erregte so einen heftigen Gegensatz mit jedem Schritte weiter, den er als Minister that." Das ist nun freilich ganz entsetzlich, namentlich das Letztre, und wenn man nicht wüßte, wie Friedrich der Große sich um d'Alembert bemühte, und daß ihn Katharina als Erzieher des Großfürsten zu engagiren wünschte; so stände Einem dabei völlig der Verstand still.

Leo ist kein Freund der Handelsfreiheit und äußert in einer frühern Partie seines Buches, daß die Regierungen — Gott sei Dank! — schon dafür sorgen würden, daß der Handel nie ganz frei werde. Daß er also auch aus der Aufhebung der Beschränkung des Getreidehandels und der auf dieselbe folgenden révolte des blés Turgot einen Vorwurf macht, ist in der Ordnung. Aber er, der doch sonst die Revolten nicht liebt und die ganze große französische Revolution guten Theils für eine gemachte hält, hätte sich wirklich leicht, wenn auch nicht juristisch, doch moralisch davon überzeugen können, daß der ganze Mehlkrieg ein gemachter war. Mag man auch Condorcet in seiner Geschichte dieser Emeute, als Turgot's Freunde, nicht vollen Glauben schenken; so ist doch schon, was Soulavie, sonst keineswegs ein Verehrer des Letztern, (Mémoires II, 297 flg.) über die Ursachen des Tumultes anführt, für jeden, der sehen kann und will, klar gnug, obwohl auch Leo's Gewährsmann, der General von Schütz, (I, 172 flg.) mit gewohnter Unparteilichkeit von vorsetzlichen Unruhestiftungen nichts wissen will. Der König selbst verbrannte die Papiere, welche Aufschluß über die Sache gaben. „Von wem der Tumult angestiftet, ist unbekannt geblieben; außer Zweifel aber ist, daß der böse Wille derjenigen, die durch Freigebung des Getreidehandels im Innern ihre Interessen verletzt sahen, dabei wirksam gewesen waren" (Wachsmuth S. 39).

Um das Heilsame und die Nothwendigkeit von Turgot's Maßregel zu begreifen, braucht man nur einen Blick auf Colbert's Beschränkungen des Getreidehandels zu werfen, die sammt und sonders, nach einem Zeitraum von hundert Jahren, noch Gesetzeskraft hatten. Nach ihnen war die Ausfuhr in die Fremde gänzlich verboten und von einer Provinz in die andre großen Hemmungen und Schwierigkeiten unterworfen. Ohne königliche Erlaubniß durfte Niemand mit Getreide handeln; kein Bürger sollte vor der Stadt, kein Getreidehändler innerhalb des Umkreises von einer, und bei Paris von vier Meilen, Getreide kaufen. Den Bäckern war untersagt, vor einer gewissen Stunde auf dem Markte zu erscheinen und mehr als ein vorgeschriebnes Quantum an sich zu bringen. Die Landleute durften ihren etwaigen Bedarf nur auf den städtischen Märkten kaufen und mußten jedesmal so viel von einer Getreideart zum Verkauf mitbringen, als sie von einer andern kaufen wollten. Sie durften ferner nur die eine Hälfte des von ihnen erzeugten Getreides für sich behalten; die andre mußten sie verkaufen und zwar in ausdrücklich vorgeschriebnen Quantitäten und Fristen u. s. w. Die Folge hievon war natürlich einerseits eine Menge von Untersuchungen, Plackereien und Defraudationen, andrerseits ein unmäßiger Wucher des Königs und der von ihm concessionirten Gesellschaften.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 131. **3. Juni.** **1842.**

Noch ein Wort über Leo's Geschichte der französischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Schließlich bezeichnet Leo Turgot's ganze Verwaltung als eine Hauptursache der spätern Umwälzung; er nennt sie S. 562 „eine Vorbereitung zu der großen Reformation im Sinne der herrschenden Philosophie", d. h. mit andern Worten zur Revolution, — und er hat Recht, nur wie immer im entgegengesetzten Sinne, als er meint. Denn nicht weil jener zu reformiren versuchte, sondern weil er mit seinen Reformen nicht durchdrang, wurde eine Revolution das einzige Rettungsmittel und zur unabänderlichen Nothwendigkeit. Man kann in der Geschichte freilich nie von einem Wenn reden, aber wollte man annehmen, die Revolution hätte überhaupt vermieden werden können; so war die letzte und vielleicht die einzige Möglichkeit dazu in Turgot's und Malesherbes' umfassendem Reformplan gegeben. Sie wollten Aufhebung der Frohnden, Feudallasten und Zünfte, Errichtung selbständiger Municipalitäten, gleichmäßige Vertheilung der Steuern, unbedingte Handelsfreiheit im Innern, Preß- und Gewissensfreiheit, Abschaffung der Folter, der lettres de cachet u. s. w., kurz, sie wollten alle die Mißbräuche entfernen, durch welche funfzehn Jahre später der Ausbruch der Revolution wirklich erfolgte. Daß sie, und nicht ihre Gegner Recht hatten, zeigt die Geschichte, die mit blutigen Zügen ihren Reformplan als zeitgemäß und nothwendig unterschrieben hat. Derselbe war folglich keineswegs, wie der ehrenwerthe General und Leo meinen, nur aus unpraktischen Theorien und Chimären zusammengewoben und aus der Sucht „eines meisternden Eingreifens in den Gang des Staatswesens" hervorgegangen. Oder warum mußten denn alle folgenden Minister, zum Theil wider ihren Willen, mehr oder weniger auf denselben zurückkommen? Warum suchte ihn zehn Jahre später selbst Calonne, der erklärte Höfling, bei der ersten Zusammenberufung der Notabeln wieder hervor? Warum bewilligte der König, — so zu sagen — aus eignem Antriebe und mit Zustimmung der Camarilla die wesentlichsten Puncte desselben in der berüchtigten Sitzung vom 23. Juni 1789, als es zu spät war?

Und hier stoßen wir auf den eigentlichen, pragmatischen Erklärungsgrund der Revolution, den zwar Leo niemals und nirgends hervorhebt, der uns aber überall wiederbegegnen wird, nämlich die Selbstsucht, Verblendung und Kleinlichkeit der Privilegirten und ihr zähes, gedankenloses Festhalten an den alten, verrotteten Meinungen, Institutionen, Mißbräuchen und Herkömmlichkeiten jeder Art. Sie sind es, die jedem zeitgemäßen Fortschritte sich widersetzt und dadurch endlich die gewaltsame Krisis des von ihnen zusammengepreßten, an aller Bewegung gehinderten und in beständigem Siechthum erhaltnen Staatsorganismus herbeigeführt haben. Den Philosophen gebührt allerdings das Verdienst, dem Hofe, dem Adel und der Geistlichkeit aber die Schuld der Revolution. Sie sind es, die den schwachen König, wenn er auf dem Wege war, dem öffentlichen Interesse und dem Zeitgeiste Zugeständnisse zu machen, immer zurückzuhalten wußten, und ihn zu denselben erst autorisirten, wenn es zu spät war. Und das gilt nicht bloß von der französischen Revolution, es wird trotz aller gemachten Erfahrungen auch von jeder künftigen gelten. Napoleon hat von den Bourbonen gesagt, daß sie nichts gelernt und nichts vergessen hätten; es giebt aber ganze Classen der Gesellschaft, die nichts lernen und nichts vergessen. Was daher die Opposition betrifft, welche Turgot und Malesherbes fanden und durch welche sie gestürzt wurden, so kann man nur unterschreiben, was Segur in seinen schon erwähnten Erinnerungen (I, S. 95), der besten Vorgeschichte der Revolution, sagt: Avec de tels ministres, une réforme douce, graduelle et salutaire nous auroit mis à l'abri d'une révolution; mais une telle philosophie peut rarement se montrer avec impunité aux regards des classes puissantes, qui ne vivent que d'abus, n'existent que par des privilèges, et qui perdraient presque toutes leurs jouissances et leur éclat, si le mérite seul menait au crédit et si la justice remplaçait l'arbitraire. La cour, presque toujours plus puissante que la royauté, s'alarma des projets des deux ministres, et les attaqua avec toutes les armes que l'intérêt et l'intrigue savent si bien fournir aux passions. Le roi était bon, mais faible: partageant les pensées et les sentiments de Turgot, il n'eut pas la force de le soutenir; il le renvoya et en gémit.

Zu dieser Entlassung Turgot's macht Leo die Bemerkung: „Der König war überzeugt, der Despotismus sei

zu nichts gut, selbst nicht, wenn man das Glück des Volkes dabei im Auge habe." — Bon!

Den Grafen von St. Germain wollen wir keineswegs ganz gegen ihn in Schutz nehmen; doch ist es eben nur zur Hälfte wahr, was von dessen „unersättlicher Begierde nach Veränderungen, dessen Unfähigkeit, der Ernennung unfähiger Generale" u. s. w. gesagt wird. Die Schuld davon, daß auch seine Reformen mißglückten, trifft abermals die Privilegirten. St. Germain war bekanntlich kein „Philosoph", sondern ein Schüler der Jesuiten und bis zu seinem Tode ein eifriger Anhänger der Religion; dabei aber ein Verehrer des preußischen Heerwesens, das er in Dänemark kennen gelernt hatte. Sein Plan war, die französische Armee auf preußischen Fuß einzurichten, und daß sie einer radicalen Umgestaltung bedürfe, hatte der siebenjährige Krieg auf das Eclatanteste bewiesen. Ein Theil der alten Mißbräuche war freilich seitdem durch den Herzog von Choiseul abgeschafft; aber nur diejenigen, welche die Wurzel des Uebels nicht berührten. Noch bestand z. B. der schmähliche Unterschied zwischen officiers de fortune und officiers de qualité, noch die maßlose Bevorzugung des Hofadels bei Besetzung der höhern Chargen. Alte, erfahrne, verdiente Officiere schmachteten in den untersten Stellen, während junge, unerfahrne und oft unwissende Leute aus vornehmen Familien, die noch dazu nur ein Paar Monate des Jahres in den Garnisonen und die übrige Zeit in Versailles und Paris zubrachten, nach wenig Jahren bis zum Colonel hinaufrückten. Diese und ähnliche Ungebühr wollte St. Germain zuerst ausrotten. Er fing dabei mit Reducirung der überaus kostspieligen königlichen Haustruppen an; der König ging auf seine Vorschläge ein, war aber zu schwach, um ihn gegen den heftigen Widerstand des Hofadels zu halten. Die Einführung der preußischen Fuchtel, die bei dem französischen Soldaten nicht anwendbar war, wollen wir dagegen durchaus nicht vertheidigen.

Fast alle einsichtsvollen und in Vorurtheilen nicht untergegangnen Militärs jener Zeit stimmen darin überein, daß die meisten von St. Germain unternommnen Reformen heilsam, ja nothwendig waren, und nicht an ihrer eignen Unausführbarkeit, sondern an der Unverbesserlichkeit des Hofes und der Günstlinge scheiterten, so daß auch hier, wie immer, Leo's Vorwürfe gegen jenen umgekehrt und gegen diese gewandt werden müssen. So sagt z. B. Segur, der damals bereits Officier war, I, S. 123: Le comte de St. Germain, ennemi des abus du luxe et des caprices de la faveur, attaqua la cour, supprima les corps privilégiés, lourds pour le trésor, rarement utiles à la guerre, mais chers à la noblesse, parcequ'ils lui étaient avantageux. Alexander Lameth geht noch weiter und schreibt sogar die spätre Haltung des französischen Heers im amerikanischen Kriege dem Impuls zu, welchen dasselbe durch St. Germain erhalten (Histoire de l'ass. const. I, 370): Le comte de St. Germain vint donner une heureuse impulsion aux réformes nécessaires dans l'armée. Mais des hommes puissants ayant en connaissance, que les corps à privilèges dont ils avaient le commandement, devaient être supprimés, ils sollicitèrent la reine de demander leur conservation, et le roi manquant de fermeté pour soutenir son ministre, celui-ci ne tarda pas à se retirer. Les ordonnances de St. Germain opérèrent néanmoins dans l'armée une véritable révolution, dont les conséquences furent immenses. Tous les jeunes gens se livrèrent avec enthousiasme à l'étude de leur métier, et l'émulation entre les corps des différentes armes fit obtenir de rapides améliorations dans toutes les parties de service. Dann wird mit Recht die Einführung der körperlichen Züchtigung und des preußischen Gamaschenthums getadelt. Entscheidender noch, als ein testimonium ab hoste, ist Besenval's Zeugniß, des erklärten Hofmannes, des Lieblings der Königin und Freundes des Grafen Artois: Les bases de son système portaient sur de bons principes. Il voulait une subordination graduelle, exacte, un service ponctuel et suivi. Connaissant combien l'esprit des grands seigneurs en France est contraire à ces principes, il chercha à les éloigner du militaire, et ses premières opérations devaient être la réforme de tous ces corps de faste et à privilège, de ces charges honoraires, contraires à la discipline, à l'administration: vices opposés à tout principe, ruineux pour le roi, mortifians pour les autres troupes sur qui tombe le fardeau des guerres, et qui se voient enlever les récompenses par ces corps privilégiés, sans aucun mérite particulier. En un mot, M. de St. Germain qui ne connaissait que l'esprit de l'étranger et les garnisons françaises, s'imagina changer celui des Français, et faire plier sous sa volonté des gens, qu'un roi absolu et tout-puissant aurait bien de la peine à réduire (Mém. de Besenval. II, p. 25 flg.).

Wir übergehen die fernere Einleitung bis zur Zusammenberufung der Reichsstände, obwohl sich Manches dazu bemerken ließe. Das Ministerium Clugny's, des unmittelbaren Nachfolgers von Turgot, heißt es z. B. S. 565, war bezeichnet durch die Restituirung der Zünfte, „welche die Natur der Sache verlangte." Necker als „Philosoph" und ehrlicher Mann zugleich, obwohl widerwärtig durch Eitelkeit und Pedantismus, kommt natürlich nicht allzugut weg; dagegen wird Calonne möglichst herausgestrichen, einmal weil er höfischer Minister war, und zweitens, weil Leo's Urbild, der ehrenwerthe General, dreißig Seiten (II, S. 11—40) aufgewandt hat, eine Apologie desselben zu schreiben. Man traut seinen Augen kaum, wenn man S. 573 liest: „Zwei Eigenschaften, die allerdings damals einem Finanzminister von Vortheil sein konnten, hatte er im

hohen Grade: er war geistig gewandt und l e i ch t s i n n i g." — Wenn sich durch Leichtsinn die Finanzen bessern ließen, so hätten alle Qualen dieser Erde ihr Ende. „Allerdings hatte Calonne einige nicht eben ganz dringende Dinge unternommen; allein diese im Verhältniß zu den vorhandnen dringenden Bedürfnissen erscheinen doch als von unbedeutendem Betrage, und man kann nicht läugnen, daß diese Ausgaben nöthig waren, um die andern bestreiten zu können. Einen verschwendenden Minister kann man ihn nicht nennen; höchstens einen solchen, der es mit den Mitteln nicht so genau nahm." Den besten Commentar zu diesem Urtheil giebt bekanntlich das „r o t h e B u ch", und was der ehrenwerthe General auch Alles herbeiziehen mag, um die in demselben verzeichneten Summen zu entkräften, während er den Reformeministern die kleinsten Opfer zum Vorwurfe macht, die sie dem bien public darbrachten, und ihnen S. 36 flg. die Zerrüttung der französischen Finanzen geradezu in die Schuhe schiebt, so kann er doch nicht läugnen, daß der Graf von Artois zur Tilgung seiner Schulden allein vierzehn Millionen, der als sparsam gepriesne Graf von Provence deßgleichen über vierzehn Millionen und die Familie Polignac über eine Million erhielt, daß — außer dem jährlichen Etat von fünfundzwanzig Millionen — eilf Millionen für König und Königin und zehn für geheime Pensionen verausgabt wurden, wogegen sich freilich 60,000 Livres Almosen — außer dem, was der König bei seiner Thronbesteigung gegeben — sehr dürftig ausnehmen. Außerdem enthielt ja das rothe Buch fast nur g e h e i m e Ausgaben, d. h. solche, deren man sich öffentlich schämte. Mag auch Manches von dem, was man über Calonne's Pensions- und Schenkungswuth erzählt, übertrieben, mag das goldne Zeitalter, welches während seiner Verwaltung den Hofleuten geblüht haben soll, auf ein silbernes zu reduciren sein, mögen die Freunde Necker's manche scandalöse Anekdote über ihn erfunden haben; es bleibt des Gewissen und Erwiesnen nur allzuviel übrig. Charakteristisch wenigstens ist es, daß er sich rühmte, seine Ministergeschäfte täglich in einer halben Stunde abzumachen, und daß er der Königin erklärt haben soll: si ce que votre majesté désire est possible, c'est fait, si c'est impossible, cela se fera. Jedenfalls ist das Endurtheil, welches Wachsmuth (S. 60) über ihn fällt, nicht zu streng: „Seine Schuld liegt nicht darin, daß er nicht helfen k o n n t e, sondern daß er mit dem falschen Scheine, helfen zu können, b e t r o g."

Calonne's Nachfolger war wieder ein „Philosoph", und es ist daher in der Ordnung, daß Leo im Kampf desselben mit dem Parlamente sich im Ganzen auf Seiten des letztern stellt, obwohl dessen Opposition gerade die nächste Veranlassung zur Berufung der Reichsstände und mithin zum Ausbruch der Revolution war. Hielt es doch fest an den alten Mißbräuchen und widersetzte sich dem größten aller Uebel, dem bien public, welches ihm gegenüber die Regierung diesmal vertrat. Brienne wird dann mit einer Strafrede entlassen: „Er hatte das reiche Erzbisthum Sens statt des Erzbisthums Toulouse erhalten; hatte sich während seines Ministerii bereichert und berechtigte dadurch, daß er reich aus seinem Amte trat, während er die Regierung an den Abgrund des Verderbens geführt, zu um so mehr Haß gegen seine Person." Ich will nichts dagegen sagen, sondern nur gelegentlich an einem Beispiele zeigen, wie selbständig Leo urtheilt. Denn der ehrenwerthe General, dem er auf Schritt und Tritt folgt, schließt den Abschnitt über Brienne's Verwaltung ungefähr mit denselben Worten: „Schon früher hatte Brienne das Erzbisthum Toulouse mit der weit reichern Pfründe Sens vertauscht, und zugleich eine bedeutende Summe zur Tilgung seiner Schulden erhalten. Frankreich sah den Mann, unter dessen Verwaltung allgemeine Noth über das Reich hereinbrach, belohnt, bereichert von dem Schauplatze treten, bereichert aus dem Schatze, den er soeben für erschöpft erklärte. Alles vereinigte sich, den Unwillen des Volks gegen den entlaßnen Minister auf das Höchste zu steigern."

Was nun die Zusammenberufung der Reichsstände betrifft, so hätte dieselbe nach der Ansicht Leo's und des Parlaments natürlich in der veralteten Form von 1614 geschehen sollen. Daß die dem dritten Stande bewilligte doppelte Repräsentation ihm eine unrechtliche Neuerung ist, versteht sich von selbst; aber auch dem Adel verweist er es, „daß alle possessionirte, ja in den meisten Landschaften überhaupt alle Edelleute und nicht nach alter Sitte bloß die Lehenleute des Königs zu den Wahlen zusammengetreten seien." Wäre es auf ihn angekommen, er würde vermuthlich nicht einmal das orientalische Kniebeugen in Gegenwart des Königs dem dritten Stande erlassen haben. „Es war klar", sagt er, „daß, wenn die Reichsstände in der alten Form Statt hatten, sie keineswegs auch nur entfernt den philosophisch-politischen Idealen entsprachen, womit man sich trug. Die den philosophischen Bestrebungen Hingegebnen verlangten Stände, denen die Vorstellungen von der Gleichheit der bürgerlichen Rechte zu Grunde lägen, Stände, die nicht auf Ständen des Volks ihre Basis hätten, sondern denen die Nation mehr in bloß arithmetischer Weise untergelegt — zur sogenannten Repräsentation untergelegt ward. Damit sagte sich die philosophische Ansicht überhaupt von dem Organischen in der menschlichen Gesellschaft los."

Hier haben wir wieder einmal ein schlagendes Beispiel von Leo's Sprach- und Begriffsumkehrung. Die „Philosophen" haben sich von dem „O r g a n i s ch e n" in der menschlichen Gesellschaft losgesagt, indem sie sich von der alten Construction der Stände lossagten? — Im Gegentheil, sie sagten sich von dieser Construction los, weil sie an die organische Entwicklung des Staats glaubten, und

umgekehrt. Das Organische besteht im Proceß, in der Bewegung, im Fortschritt; Leo nennt das Unveränderliche, Unbewegte, das Todte organisch. Oder meint er, die alten Stände hätten sich in sich und durch sich selbst, durch eignen Trieb und Beschluß verändern und umgestalten sollen? Das wäre vielleicht früher möglich gewesen; im J. 1789 war es zu spät. Seit hundert und siebenzig Jahren waren sie todt, mausetodt, und es heißt doch etwas zu viel verlangen, daß ein Cadaver, der so lange im Grabe gelegen hat und nie wieder ausgescharrt und wie ein lebendiger Mensch angestrichen und ausgeputzt wird, sich nachträglich organisch entwickeln soll. Hätte man sie also auch wirklich versuchsweise ans Licht gezogen, es hätte ihnen unmöglich etwas Andres begegnen können, als daß sie von der ungewohnten Lebensluft und dem Hauch der neuern Zeit angeweht, in Staub und Asche zusammengesunken wären. Aber — auch abgesehen hievon — schon an sich und im Mittelalter selbst haben die Feudalstände keineswegs den Charakter des Organischen, sondern des Atomistischen. Begriff des Organischen ist die innre, untheilbare Einheit des Ganzen und der Theile, des Allgemeinen und Besondern; diese Einheit fehlte den Feudalständen. Sie wurzelten, wie der ganze Feudalstaat, nur in der Trennung, Absondrung und Vereinzlung; sie vertraten kein allgemeines, sondern nur particulares Interesse, nur jura singulorum, nur zufällige, sich einander ausschließende Berechtigungen und Privilegien. Was es mit der Atomistik des Feudalstaats und der Feudalstände sagen will, zeigt am klarsten der deutsche und polnische Reichstag. Erst mit dem absoluten Königthum begann die Einheit des Interesses, als die erste Grundbedingung; erst mit der Theilung der Gewalten die Besondrung, als das Moment einer organischen Constituirung des Staates.

Um nun beispielsweise zu erläutern, was im Text von der „unorganischen, arithmetischen Repräsentation" gesagt ist, bemerkt Leo in der Note, „daß Komödianten, Candidaten, Käsehöker und Prälaten, Kohlgärtner und Banquiers, Maler und Schuster, weil sie zufällig an einem Orte, in einer Gegend leben, noch durchaus keine Möglichkeit der Repräsentation haben." Im Folgenden wird der Abbé Sieyes als derjenige bezeichnet, welcher auf „diese beschränkte Zahlenpolitik" am sterilsten eingegangen sei und berechnet habe, daß der dritte Stand $\frac{98}{100}$ von Frankreich, Adel und Geistlichkeit dagegen nur $\frac{2}{100}$ bildeten, daß mithin der dritte Stand eigentlich die Nation ausmache u. s. w. Auch hierüber ist Leo schon in diesen Blättern belehrt worden. Beiläufig also: Wer hat denn die Zahlenpolitik zuerst aufgebracht und ausgeübt? Der Feudalismus und Despotismus. Menschen sind nur Zahlen, sagt der Autokrat; Leibeigne und Bauern sind nur Zahlen, sagt der Vasall. Und nun wundern sich diese Herren und ihre Advocaten, daß man sie beim Wort hält und ihnen antwortet: Weil die Menschen nach Eurer Ansicht Zahlen sind, so soll nun auch Jeder eine Zahl sein und mitzählen. Von den Zahlen kommt dann Leo natürlich aufs Gewicht und bemerkt sehr geistreich: „Im menschlichen Körper wird die Bedeutung der einzelnen Glieder auch nicht nach dem Lothgewicht, sondern nach ihren Functionen bestimmt, und Niemand, der die Wahl hat, ob er von der einen Hand so viel Gewicht verlieren will, als zwei Augen betragen, oder die zwei Augen, wird die Augen für eben nicht mehr werth halten." So ungewaschen dieses Gleichniß auch ist, so kann man es sich doch gefallen lassen. Wir brauchen ja die zwei Augen, als das edelste, unentbehrlichste, — so zu sagen — aufgeklärteste Organ nur für das Bild des dritten Standes zu nehmen — und die Sache hat so ungefähr ihre Richtigkeit, und es ist einleuchtend, warum der dritte Stand stärker repräsentirt werden mußte als die übrigen. Auch haben ja die Franzosen, als sie in der Revolution die Wahl hatten, die Augen oder ein Paar Loth unnützes Fleisch zu verlieren, sich nicht etwa die Augen ausgerissen, sondern nach dem biblischen Spruch: Aergert Dich ein Glied, so hau' es ab! nur einige faulende Auswüchse ihres Staatskörpers abgehauen — mit der Guillotine.

Uebrigens glaube man ja nicht, daß der ganze Witz von der „Zahlenpolitik" in Leo's eignem Gehirn entsprungen ist. Nur die Ausschmückungen, nämlich die Komödianten, Candidaten, Käsehöker, Kohlgärtner u. s. w. sind Geschöpfe seiner verschönernden Phantasie; den angeblichen Gedanken aber hat der ehrenwerthe General bei derselben Gelegenheit, bei der Beurtheilung von Sieyes' Qu'est-ce que le tiers état? (II, 187) vor und für ihn zur Welt gebracht.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 132. 4. Juni. 1842.

Noch ein Wort über Leo's Geschichte der französischen Revolution.

(Fortsetzung.)

Höchst wichtig und für die Beurtheilung der ersten Nationalversammlung und der Constitution von 1791 entscheidend sind nun die Cahiers, mit welchen die Repräsentanten von ihren Wählern ausgestattet wurden. Leo berichtet über sie folgendermaßen: „Die Abgeordneten brachten Instructionen ihrer Wähler mit, welche freilich sehr verschieden waren ihrem Inhalte nach, inzwischen doch gewisse Puncte hatten, worin die meisten übereinstimmten. Diese waren: 1) die Käuflichkeit der Richterstellen solle abgeschafft, die Kaufscapitale sollten zurückgezahlt werden — würde etwa 80 Millionen erfordert haben. 2) Alle Finanzgesellschaften sollten aufgehoben, die Finanzbeamten entlassen und ihre Cautionen zurückgezahlt werden — betrug ohngefähr wieder 80 Millionen Thaler. 3) Alle königlichen Lotterien sollten aufgehoben werden; damit fiel eine Einnahme von jährlich 2,465,000 Thalern weg. 4) Die Rechtspflege solle gratis stattfinden, alle Gerichtsstellen sollten aufgehoben werden und der Staat bloß die Richter besolden und die Justiz unentgeldlich üben. — Dies erforderte eine sehr bedeutende Ausgabe 5) Es sollten Freischulen in allen Kirchspielen hergestellt werden — eine neue Einrichtung von jährlich 4 Millionen Thalern. 6) Der Sold der gemeinen Soldaten sollte erhöht werden. Alle Militärwittwen sollten Pensionen erhalten."

Leo ist, wie gesagt, schlau, trotz alles Fanatismus fast jesuitisch schlau. Oder warum führt er gerade diese und nur diese Puncte aus den Cahiers an, zugleich mit den dazu gehörigen event. Kosten, wie der ehrenwerthe General dieselben berechnet hat? Etwa weil sie die wichtigsten waren? oder weil nur in ihnen alle drei Stände und alle Wahlämter übereinstimmten? Nein! sondern um glauben zu machen, daß die Instructionen eigentlich nichts als „Vermehrung der Staatsausgaben verlangten, während daneben überall die Klage über hohe Abgaben ertönte"; daß ferner „die Vorschläge zu Gunsten des Militärs besonders den Sinn hatten, diesen Theil des Volkes für die Stände zu gewinnen und bei vorauszusehenden Collisionsfällen ihn dem Könige zu entziehen" u. dgl. Denn wird der ehrbare Leser, der praktische Geschäftsmann, der wohlgesinnte Bürger, wenn er die obige Kostenberechnung liest, die er doch zuletzt bezahlen muß, nicht von Herzen mit ihm ausrufen: Also solche Unausführbarkeiten, solche Ungebühr verlangten die Wahlmänner? Woher sollten die ungeheuren Summen zur Deckung der Ausfälle genommen werden? Also das ist der Segen der Freiheit und der constitutionellen Regierung? Wird er nicht wenigstens in das Endurtheil des ehrenwerthen Generals über die Cahiers einstimmen, „daß im Finanzsache der gehoffte Nutzen von der Vereinigung aller Einsicht und aller Meinungen einer Nation in großen Volksversammlungen nicht zu erwarten sei?"

Wir wollen hierüber nicht streiten. Ein Hofmann aus der guten alten Schule hat einmal gesagt: Les finances ne sont jamais perdues chez un peuple qui obéit; ich glaube, man kann mit größerm Rechte die Sache umkehren: die Finanzen sind nie bei einem Volke verloren, welches sich selbst besteuert, und ein solches kann ohne Gefahr viel kostspieligere Reformen unternehmen als eine willkürliche Regierung. Die Hauptsache ist indeß, daß gerade in den angegebnen Puncten, welche Leo als die Quintessenz der Instructionen hinstellt, diese nicht übereinstimmten. Er hat uns eine Unwahrheit, wissentlich eine Unwahrheit gesagt; denn es ist klar, daß er die obige Stelle mit den sechs Puncten von dem ehrenwerthen General (II, S. 261—263) abgeschrieben hat. Dieser aber weiß recht gut, daß in den meisten von ihnen die „meisten" Instructionen nicht übereinstimmten. Nur der dritte Stand war für Aufhebung der Finanzgesellschaften u. s. w. und für Einrichtung von Freischulen in allen Kirchspielen; nur der Adel für Erhöhung des Soldes und Pensionirung der Militärwittwen; nur die Geistlichkeit für Aufhebung der Lotterie. Für die Abschaffung der Käuflichkeit der Richterstellen und unentgeldliche Gerichtspflege hatten sich nur zwei Stände einstimmig ausgesprochen.

Dagegen enthielten die Cahiers allerdings „gewisse Puncte", in denen nicht bloß die meisten, sondern alle ohne Ausnahme, von allen Wahlämtern und allen drei Ständen übereinstimmten, und die deßhalb ein unwiderlegliches Zeugniß von der damaligen politischen Bildung und Gesinnung Frankreichs sind. Alle forderten z. B. Versammlung der Reichsstände in unabänderlich bestimmten Zeiten,

das uneingeschränkte Recht der Steuerbewilligung, Verantwortlichkeit der Minister, Errichtung von Provincialständen im ganzen Königreiche, gleichmäßige Vertheilung der Abgaben, gleichen Zutritt aller Bürger ohne Unterschied der Geburt zu jedem öffentlichen Amte, Theilnahme des Volks bei Besetzung der Richterstellen, Abschaffung der lettres de cachet, Tilgung der Staatsschulden, wozu Adel und dritter Stand den Verkauf der Krondomänen vorschlugen u. s. w. Hievon sagt uns Leo nichts; denn aus dieser Einstimmigkeit über diese Fragen würde die Nothwendigkeit einer völligen Umgestaltung des altfranzösischen Staates von selbst erhellen. Fragen wir ihn aber: wie kam es, daß die privilegirten Stände nunmehr einstimmig und scheinbar freiwillig auf ihre gewichtigsten Vorrechte verzichteten, die sie gegen Turgot und noch gegen Calonne so hartnäckig vertheidigt hatten? so antwortet er uns: weil selbst auf Adel und Geistlichkeit die Philosophie und die Chimäre des bien public eine Gewalt ausübten. Das ist zum Theil richtig; richtiger wäre noch die Antwort: weil es zu spät war. Jedenfalls war es die Philosophie nicht allein, durch welche sie sich bestimmen ließen. Denn während sie ihre Geldprivilegien und andre Wesentlichkeiten aufgaben, reservirten sie sich ausdrücklich den Schein der Bevorzugung, nämlich die persönlichen und Ehrenrechte, die Vorzüge und Auszeichnungen in den Kirchen, bei öffentlichen Versammlungen u. dgl. Der Adel war ferner nicht philosophisch gnug, seinen Deputirten die Aufhebung der Ueberreste des Feudalismus zu empfehlen, für welche sich der dritte Stand und die Geistlichkeit erklärt hatten, und die letztre sogar unphilosophisch gnug, gegen die von den beiden andern Ständen geforderte Preßfreiheit zu protestiren. Adel und Geistlichkeit untersagten ferner ausdrücklich das Stimmen nach Köpfen. Solche Streitpuncte waren es dann natürlich, welche die Kämpfe in der Nationalversammlung herbeiführten; im Großen und Ganzen aber hat diese nur zum Gesetz erhoben, was entweder alle drei Stände, oder zwei, oder der dritte Stand, als die „eigentliche Nation", in den Cahiers vorgeschrieben hatte. Mit der gewissenhaftesten Strenge haben sich die Repräsentanten der Gemeinen an ihre Instructionen gehalten und die Verfassung vom Jahre 1791 ist ganz auf denselben basirt (Alex. Lameth I, 122).

Die Generalstände sind versammelt und beginnen ihre Arbeiten. Interessant ist es nun, zu sehen, wie Leo an ihnen herummäkelt und bei jeder Gelegenheit die Sache regelmäßig auf den Kopf stellt. Die erste Veranlassung zum Zwiespalt gab bekanntlich die Etikette, der vorgeschriebne Unterschied im Costüm, bei der Vorstellung im Cabinet, das Hutaufsetzen in Gegenwart des Königs u. dgl. Bailly (Mém. I, p. 78) sagt darüber mit Recht: Je conviens bien, que la différence des costumes des ordres était ridicule et même impolitique; c'est avec ces puerilités qu'on a souvent jetés des germes d'aigreur etc., und jeder Vernünftige wird ihm zugestehen, daß es kleinlich vom Hofe und den privilegirten Ständen war, nachdem sie in viel wichtigern Dingen nachgegeben, auf dergleichen frivole und den dritten Stand beleidigende Aeußerlichkeiten ein großes Gewicht zu legen. Leo dagegen vindicirt diese Kleinlichkeit dem dritten Stande. „Die Geistlichkeit", sagt er, „sollte in Amtstracht, der Adel in goldgestickten schwarzen Kleidern mit goldstoffner Weste und weißen Federhüten, der dritte Stand einfach in Schwarz gekleidet mit weißem Unterzeug und kurzen Mänteln, jeder Stand abgesondert, auftreten. So naturgemäß, so sehr in Uebereinstimmung mit hergebrachten Verhältnissen und Sitten dies war, erregte der Unterschied, in welchem der dritte Stand erschien, doch die größte Erbittrung, die eben von der Kleinlichkeit und Leerheit zeugte." Das heißt doch Logik!

Aehnlich ergeht es ihm am 20. Juni bei der Sitzung im Ballhause. Man hat bisher nämlich immer geglaubt, Martin d'Auch, der an jenem Tage allein die Leistung des Eides verweigerte, sei der einzige Feigling in der Versammlung gewesen. Leo dagegen versichert: „Vor solch einem Muthe soll man die größte Achtung haben: er ist seltner, dieser sittliche Muth, als der, mit der öffentlichen Meinung im Rücken sein Leben zu wagen. Um ihn vor dem wüthenden Pöbel zu retten, entließ ihn der Präsident durch eine Hinterthüre" u. s. w. Was es mit diesem sittlichen Polizeimuthe auf sich hatte, zeigte sich am folgenden Tage, an welchem der malheureux Martin d'Auch, wie ihn Bailly nennt, in völliger Verzweiflung auf das Zimmer des Letztern kam, und erst durch dessen Zuspruch bewogen werden konnte, seinen Sitz in der Versammlung wieder einzunehmen.

Es vergeht dann kaum ein Tag, an welchem den Generalständen nicht irgend etwas angehängt würde. Bald vergessen sie den Anstand, bald dulden sie allen Unfug, bald suchen sie das Volk aufzuregen u. s. w. Bei Gelegenheit der séance royale geht es jedoch vorzüglich über Necker her. Von seinem Ausbleiben bei derselben heißt es: „Dieser Schritt war so feig als egoistisch und hinterlistig, und brandmarkt seinen Namen für alle Zeiten." Das ist wirklich etwas stark; denn daß Necker bei der königlichen Sitzung nicht erschien, war nur natürlich. Er hatte nämlich den Entwurf zu einer solchen, der Concessionen, welche zu machen wären u. s. w., eingereicht; der König war nach seiner Art anfangs auf denselben eingegangen, hatte ihn aber dann auf Anrathen der Königin, des Grafen Artois und der Höflinge wesentlich verändert. Necker konnte und wollte diesen umgeschaffnen Plan, welcher nicht mehr der seinige war, auch nicht mehr als den seinigen anerkennen und öffentlich vertreten; das war in der Ordnung. Mochten ihn die vertreten, welche ihn so umgeschaffen hatten.

Offner und entschiedner hätte er sich freilich dabei benehmen und auf der Stelle seinen Abschied einreichen sollen.

Von Necker kommt die Reihe an den König selbst. Als dieser nämlich den privilegirten Ständen zuletzt befiehlt, sich mit der Nationalversammlung zu vereinigen, schilt ihn Leo darüber aus: „Er vergaß dabei allerdings seine Pflicht im höchsten Grade, da seine Persönlichkeit nicht wie die eines gewöhnlichen Privatmannes ein sociales Atom, sondern Träger der Interessen der Nation war. Die Gerechtigkeit Gottes, die solche Pflichtverletzungen nie ungestraft läßt, ist als mitwaltend in seinem spätern Unglück nicht zu verkennen, so satanisch auch seine Henker waren." Nur die Höflinge, die gerade in jener Epoche durch ihre Machinationen so viel Unheil stifteten und den schwachen König zu Schritten verleiteten, von denen der eine immer mißlicher für ihn ausfiel als der andre, scheinen nach Leo's Ansicht allein pflichtmäßig gehandelt zu haben.

Der erste dieser Schritte nach der königlichen Sitzung war die plötzliche Entlassung Necker's, nachdem der König ihn noch wenige Tage vorher gebeten hatte, ihn nicht zu verlassen, und die Zusammenziehung bedeutender Streitkräfte um Paris. Was beabsichtigte man mit dieser letztern Maßregel? Die Ruhe wiederherzustellen und die Ordnung aufrecht zu erhalten. Ohne Zweifel! Aber wie? und welche Ruhe, welche Ordnung? — Es giebt wirklich Geschichtschreiber, welche versichern, daß man dabei auf keinen Fall einen Gewaltstreich im Sinne gehabt; dann aber wäre die Concentrirung von etwa 40,000 Mann in und um Paris unter den damaligen Umständen, bei der entschiedensten Aufregung der Gemüther doch eine etwas zu große Dummheit gewesen. Was man zunächst wollte, hat ohne Zweifel der König selbst am aufrichtigsten ausgesprochen, als er der Nationalversammlung auf ihre dringende Vorstellung am 11. Juli den Vorschlag machte, sie nach Noyon oder Soissons zu verlegen. Wie sich dieser Plan bestimmter modificirte und welche weitern Consequenzen er hatte, ob man in der That an die gänzliche Wiederherstellung des ancien régime dachte, wie sie Breteuil verheißen hatte, wenn man 100,000 Mann und 100 Millionen Livres zu seiner Disposition stelle, ist freilich unbekannt geblieben; mehr als gewiß aber, daß die Nationalversammlung gesprengt werden sollte, — denn sie von Paris entfernen und sie aufheben, war wenigstens in den Augen des Hofes dasselbe. Schon am Tage der königlichen Sitzung scheint Aehnliches, nämlich die Verhaftung der einflußreichsten Deputirten im Werke gewesen zu sein, wodurch eben Mirabeau's berühmte Worte: Allez dire à votre maître etc. einen ganz speciellen Sinn erhalten und an Energie noch unendlich gewinnen. Als gleich darauf Bailly auf den Vorschlag, die Unverletzlichkeit der Repräsentanten zu decretiren, nicht recht eingehen wollte, rief ihm derselbe zu: Si vous ne portez pas le décret, 60 députés et vous le premier serez arrêtés cette nuit. Auch wäre die séance royale ein fast unbegreifliches Factum, wenn man nicht annehmen müßte, daß der Hof für den Fall, daß der dritte Stand den Gehorsam verweigere, dergleichen Mittel im Hinterhalt gehabt hätte. Alex. Lameth (I, 32) versichert, es hätte eine Anzahl von Deputirten verhaftet, nach Douai geführt und vor ein außerordentliches Gericht gestellt werden sollen. Zufolge eines andern Berichts wurden gleich nach der Entfernung des Marquis von Brezé die Gardes du Corps beordert, den allgemeinen Sitzungssaal zu umstellen, erhielten dann aber Gegenbefehle. Wie viel daran wahr sein mag, bleibt dahingestellt, daß aber der Hof an den entscheidenden Julitagen mit einem antirevolutionären Hauptschlage umging, ist ausgemacht, und ihm von seinem Standpuncte aus nicht zu verdenken. Was soll es also heißen, wenn Leo mit dem ehrenwerthen General wiederholentlich ein großes Gewicht darauf legt und zweimal mit gesperrten Lettern drucken läßt: „Alle Soldaten waren angewiesen, keinen Tropfen Blut zu vergießen?" Freilich mochten sie den Befehl dazu haben, wie Besenval, der in Paris das Commando führte, (II, 363) ausdrücklich versichert; freilich stimmt ein solcher Befehl ganz zu dem gutmüthigen Charakter des Monarchen; freilich mochte es selbst den exaltirtesten Freunden des Grafen Artois erwünscht sein, wenn man ohne Widerstand und folglich auch ohne Blutvergießen, durch den bloßen Schreck zum Ziele käme: aber was will unter solchen Umständen ein solcher Befehl sagen? und würden nicht hinterher die Hofleute, die ja immer mächtiger als der König waren, für einiges, gleichsam wider ihren Willen und gezwungnermaßen vergoßne Blut leicht Entschuldigungsgründe gefunden haben? Ueberdies fand sich unter Besenval's Papieren, die ihm bei seinem spätern Processe vorgelegt wurden, eine eigenhändige Ordre des Königs: Le Baron de Besenval repoussera la force par la force (I, p. XXVI), die er, um den König nicht zu prostituiren, zum großen Leidwesen seines Advocaten zerriß. Wenn es aber dennoch zu keinem Blutvergießen kam, so wurde dies wohl nur durch die Energie der Nationalversammlung, der pariser Wahlherren und des Volks, andrerseits durch den Wankelmuth des Königs verhindert. Darum aber war die Gefahr dennoch vorhanden und keine bloß eingebildete gewesen, wie Leo uns glauben machen will. „Es ist keine zuverlässige Kunde da von dem, was im Cabinet des Königs vorging und die That in den dringenden Momenten lähmte; der Schlüssel zu dem Räthsel aber ist in der Schwäche des Königs, seiner Abgeneigtheit, Blut zu vergießen, und der geistigen Ohnmacht der Rathgeber, die die Rüstung der Gewalt betrieben hatten, und nicht recht wußten, was sie damit machen sollten, endlich in der dringenden Besorgniß, daß auf die Truppen nicht sicher zu rechnen sei und daß die insurgirten Pariser

ihren Zug nach Versailles richten möchten, zu suchen" (Wachsmuth 138). Wie wir übrigens Leo's großgedruckten Befehl zu commentiren haben und was er selbst sich dabei gedacht, erklärt er uns sehr naiv mit folgenden Worten: „Besenval, dem der König die ausdrückliche Weisung gegeben hatte, kein Blut zu vergießen, hatte jenen Muth der Uebernahme von Verantwortlichkeit in schwierigen Fällen nicht, wie ihn jeder Fürst seinen Dienern als edelste Ausstattung ihres Charakters wünschen muß" u. s. w. Auf diese edelste Ausstattung des Charakters hatten ohne Zweifel auch gewisse Leute vom Hofe gerechnet, denen es sehr unbequem kam, daß Besenval nicht auf eigne Verantwortung losschlug.

Die Ereignisse des 12ten und 14ten Juli, die Erstürmung der Bastille, die darauf folgenden „Mordgräuel," die Erhebung des Volks in den Provinzen, die Plündrung der Schlösser, kurz die Scenen bis zum 4ten August werden, wie gesagt, aus dem Gesichtspuncte der Abschreckungstheorie behandelt und füllen deßhalb gegen dreißig Seiten. Leo läßt den pariser Pöbel schon damals „Menschenfleisch fressen," er vergleicht die Aufstände der Landleute mit den deutschen Bauernkriegen und läßt ähnliche Mordthaten begehen; er unterhält uns mit Anekdoten von Gefangnen, die man hätte ermorden können, — „die aber natürlich leicht wieder losgelassen wurden." Wir wollen auf den wirklichen und Leo's historischen Cannibalismus nicht speciell eingehen und verweisen auf das, was Wachsmuth (S. 146) über beide gesagt hat. Was übrigens die Menschenfresserei betrifft, so verdankt Leo diese Nachricht, wie Alles, was er über diese Periode weiß, dem ehrenwerthen General (III, 140), und dieser sagt, — „es werde solches mehrfach versichert." Bei den spätern Untersuchungen vor dem Chatelet hat sich allerdings ergeben, daß einige vom Pöbel Berthier's Herz ausgerissen und mit sich herumgetragen, nicht aber, daß sie sein Fleisch gefressen haben. Und — wär' es der Fall — ist denn das, was der Pöbel Entsetzliches verübt, das eigentliche Resultat, also das Historische an den Julitagen? Und hat nicht die Restauration, bei der doch nur von Gerechtigkeit, Friede und väterlicher Milde die Rede ist, Gräuel aufzuweisen, die mehr sind als alle diese Brutalitäten? Gräuel, die nicht durch den losgelaßnen und bedrohten Haufen verübt, sondern methodisch überlegt und angeordnet wurden, die nicht als Verbrechen anerkannt, deren Urheber nicht vor ein Chateletgericht gestellt, sondern die als legitim und Gott wohlgefällig gepriesen worden sind? Wer die Geschichte der Restauration in Spanien kennt, der braucht kein procureur-général de la lanterne zu sein, um wenigstens die Anfänge der Revolution jenen gegenüber zu vertheidigen. Doch dies Thema ist schon oben hinlänglich besprochen.

Bei der Erstürmung der Bastille hebt Leo es besonders hervor, daß nur sieben Gefangne in derselben vorgefunden wurden. „Das waren die Schlachtopfer der Tyrannei!" ruft er mit großgedruckter Schrift aus, und freilich hat man niemals davon gehört, daß vorher heimlich welche fortgeschafft worden, da man seit etwa acht Tagen auf einen Angriff gefaßt war, Besenval die Bastille besichtigt und Anordnungen in derselben getroffen hatte. Die einfachste Antwort auf jene wohlberechnete Exclamation ist aber die, daß nichtsdestoweniger und trotz seiner Menschenfreundlichkeit Ludwig XVI. bis dahin 14,000 Lettres de cachet unterzeichnet hatte.

Gegen den 4ten August, als die Bartholomäusnacht des Feudalismus, die große Opfernacht der Philosophie, erwartet man natürlich eine heftige Philippica; man findet sich getäuscht. Leo geht über diese „fürchterliche" Sitzung, wie er sie später einmal nennt, mit ziemlicher Kaltblütigkeit und fast ängstlicher Eile hinweg. War er von dem eben erst beendigten Plündern und Morden noch zu sehr erschöpft? oder wollte er seine Kräfte für beßre Zeiten und zunächst für den 5ten October aufsparen, wo es wieder etwas zu massacriren giebt? Oder fürchtet er, man möchte ihm zu sehr hinter die Karten sehen, wenn er sich darauf einließe, die Mißbräuche oder nach seiner Sprache „die wohlerworbnen Rechte," welche an jenem Tage abgeschafft wurden, auch nur ein klein wenig zu detailliren und anzupreisen? Ich weiß nicht; doch scheint das Letztre besonders der Fall zu sein. Aus demselben Grunde läßt er sich denn auch wohl dazu herab, den unschuldigen Leser über die main-morte zu beruhigen, anstatt dieselbe consequenter Weise als etwas Naturwüchsiges und wahrhaft Organisches darzustellen. „Es war dies," sagt er (S. 653), „eine Einrichtung, die sich allerdings noch aus frühern Hörigkeitsverhältnissen herschrieb, nun aber so gemildert war, daß sie in einer kleinen Abgabe als Lehensurkunde von gewissen Bauergüten bestand, die wesentlich dazu beitrug, diese Güter stätig im Besitze derselben Familien zu erhalten, und also nur zum wahren Besten des Bauernstandes diente, wo sie bestand."

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 133. **6. Juni.** **1842.**

Noch ein Wort über Leo's Geschichte der französischen Revolution.

(Schluß.)

Ueber den Jesuitismus! Also nur zum wahren Besten des Bauernstandes diente die Leibeigenschaft? O! wie gern möchte Dieser und Jener auch dem deutsche Bauern das einreden, und ihn zurückführen in das schöne Pietäts- und Prügelverhältniß! Welche Frechheit gehört aber dazu, nach den Erfahrungen, die wir, namentlich in Preußen, seit dreißig Jahren in dieser Beziehung gemacht haben, noch die Behauptung zu wagen, die Leibeigenschaft könne irgendje und irgendwie zum wahren Besten des Bauernstandes sein! Sie war ja aber so gemildert! Mein Joch ist sanft und meine Last ist leicht, und in Christo kann der Sklav ja doch ein freier Mann sein, nicht wahr, Ihr Heuchler? Die mildeste Sklaverei ist gerade die schlimmste, weil in ihr der Sklav oft noch das Letzte verliert, wodurch er Mensch ist, den Wunsch nach Freiheit. Der eigentliche Frevel, d. h. die Entehrung der menschlichen Natur und des ewigen Rechts bleibt ja doch gleich groß, ob der Sklav alle Tage bis aufs Blut gegeißelt, oder noch liebevoller wie das Vieh behandelt wird.

Es gab damals nach Bailly's Berechnung (Mém. III. 20) noch anderthalb Millionen mains-mortables oder serfs, wie sie auch schlechthin hießen. Sie waren glebae adscripti und dem Gutsherrn zu einer Abgabe für Grund und Boden, zu Frohndiensten der verschiedensten Art und zugleich zu einer Personensteuer verbunden. Selbst über das bewegliche Eigenthum konnten sie nicht testamentarisch verfügen; starb eine Familie aus, so beerbte sie der Gutsherr. Verließ der main-mortable das Grundstück, zu welchem er gehörte, so konnte ihn derselbe dennoch zur Errichtung der persönlichen Abgaben zwingen. Mochten nun auch die Frohnen und sonstigen Leistungen in den meisten Landschaften nicht übermäßig drückend sein, was ist damit gewonnen? Und in welchem Lande hat der Leibeigne je rechtlichen Schutz gegen die Willkür des Herrn gefunden? Daß z. B. die mains-mortables hie und da noch als Zugvieh gebraucht wurden, bezeugen ausdrücklich die Verhandlungen der Nationalversammlung.

Wir schweigen von den übrigen Reliquien des Feudalwesens, die am 4ten August dem bien public geopfert wurden. Die sämmtlichen, größtentheils lächerlichen und barocken Gerechtsame, Privilegien, Gewohnheiten und Hergebrachtheiten je nach den verschiednen Provinzen und Ortschaften zu specificiren, ist geradezu unmöglich. Ihre Zahl ist buchstäblich Legion. Kein Jurist hat sie je alle gekannt; kein Wörterbuch giebt über die Benennungen einzelner Aufschluß.

Folgen wir Leo und den Weibern am 5ten October nach Versailles! Daß er diese Gelegenheit nicht werde vorübergehen lassen, um zu verdächtigen, zu beschuldigen, zu übertreiben, war zu erwarten. Zunächst sucht er natürlich den ganzen Aufstand, so viel sich das nach den gerichtlichen Untersuchungen noch thun ließ, als einen von den sogenannten Demokraten g e m a ch t e n darzustellen; namentlich werden die alten Gerüchte über den Herzog von Orleans und Mirabeau wieder aufgewärmt. Selbst der Sohn des Erstern wird nicht verschont, sondern in einer malitiösen Anmerkung (S. 675) als Procurator der Laterne denuncirt: „Am 5ten October hatte der junge Herzog von Chartres in der Nationalversammlung bei der Verhandlung über die Bestätigung der Constitution durch den König gesagt: — man müsse den Laternenpfahl noch mehr anwenden.“ Von Mirabeau aber heißt es unter Andern (S. 671): „Er ward unter den Gliedern des Regiments Flandern gesehen, den Leuten zuredend und sie offenbar verführend.“ Dies ist allerdings vor dem Chatelet eidlich versichert worden, und zwar von Felix Gallemand, Schreiber bei dem Constitutionsausschusse der Nationalversammlung; aber nichtsdestoweniger ist das Factum falsch, erwiesen falsch, ja unmöglich. Das hätte Leo von dem ehrenwerthen General (III. p. 316) erfahren können; hier aber findet er nicht für gut, ihm zu folgen. Es ist nämlich notorisch, allbekannt, durch Hunderte von Zeugen, durch die Aussagen der verschiednen Befehlshaber selbst festgestellt, daß das Regiment Flandern während der Nacht in seine Casernen zurückging und am andern Morgen nicht wieder gesammelt werden konnte; wie ist es also möglich, daß Mirabeau am 6ten October um 7 Uhr Morgens — so lautet die Aussage jenes Zeugen — in den Reihen desselben gesehen worden sei? Freilich fand sich selbst das Chateletgericht veranlaßt, auf eine Untersuchung gegen ihn und Orleans bei der Natio-

nalversammlung anzutragen; diese aber lehnte den Antrag ab, weil die vorgelegten Actenstücke keinen hinreichenden Grund dazu enthielten. „Es kann nicht einmal wahrscheinlich gemacht werden," sagt Wachsmuth (S. 193 flg.), „daß Orleans und Mirabeau Urheber und Fördrer der Volksbewegung und der Attentate des Mordgesindels gewesen seien. Mag auch Chabroud's Bericht über manchen bedenklichen Punct mit verdächtiger Beschönigungslust hinweggleiten, mag er mit Absicht hie und da zu wenig eindringen oder hervorheben, so sagt doch auch Mounier's Appel aus Unmuth, Bitterkeit und Befangenheit weit mehr, als für wahr gelten kann. Sprach doch selbst Maury (Moniteur 1790 p. 1148) aus, daß er in den Acten keinen Grund zur Anklage gegen Mirabeau finde! Daß aber nach seinem Votum dies nicht auch von Orleans gesagt werden könne, gründete sich mehr auf dessen Gunstbuhlerei bei der Menge und demagogische Manoeuvres gegen den Hof als auf glaubhafte Aussagen von dessen Erscheinen und Thun in den Octobertagen selbst."

Auch Lafayette, der sich an jenen Tagen mit so großer Kaltblütigkeit, Umsicht und Wachsamkeit benahm, von dem die Königin selbst später wiederholt versicherte, daß er ihr und dem Könige das Leben gerettet habe, wird mehrere Mal zurechtgewiesen und gescholten. „Endlich," heißt es z. B. S. 667, „als mit dem Volke nichts weiter anzufangen war, legte Lafayette — nicht etwa seine Stelle nieder — sondern ließ sich von Bailly eine schriftliche Autorisation geben, daß auf die Vorstellung Lafayette's, daß Widerstand unmöglich sei, demselben geboten werde, sich nach Versailles zu begeben." Man kann hierauf nur erwiedern, daß, wenn Lafayette — was er nach Leo's Meinung hätte thun sollen — wirklich in jenem Augenblicke seine Stelle niedergelegt hätte, aller Wahrscheinlichkeit nach am folgenden Morgen die königliche Familie durch den Pöbel ermordet worden wäre, und es gereicht seinem Charakter und seinem Muthe zur höchsten Ehre, daß trotz der augenscheinlichen Lebensgefahr, in welcher er sich befand, indem man ihm bereis mit der Laterne drohte und die Gewehre auf ihn anlegte, er an der Spitze der Nationalgarde verblieb, um den Aufstand nicht sich selbst zu überlassen, sondern nach Möglichkeit zu lenken und zu hemmen.

Aus Leo's Schildrung des Plünderns und Mordens vom 6ten October heben wir nur folgende Stelle heraus: „Das Volk schrie fortwährend: Nobelgardisten an die Laterne; und brachte sofort mehrere, die ihm in die Hände fielen, um, schnitt ihnen die Köpfe ab und trug sie auf Spießen weiter, unter Verwünschungen der Königin. Die Schweizer wurden entwaffnet. Die Königin schlief nach der Gartenseite heraus; kaum konnten ihre Frauen sie wecken, so daß sie auf abgelegnem Gange zum Könige floh u. s. w. Glücklich fanden sich hier noch der König, die Königin und ihre Kinder zusammen, während ringsum der tobende Pöbel im Schlosse heulte und verwüstete; von den Höfen herauf in die Fenster schoß; die aufgespießten Köpfe der Nobelgardisten hochhielt. Die Gardes du Corps hatten sich dem Befehle des Königs gemäß nicht mit den Waffen gewehrt; hatten zurückgedrängt, wo es ging; waren einzeln ergriffen, bestialisch gemißhandelt, grausam gemordet worden. Das Regiment Flandern hatte sich aufgelöst, dem Pöbel wieder beigemischt, und die Nationalgarde übertraf wo möglich an Blutdurst noch den Pöbel. Endlich konnten die Grenadiere von der französischen Garde dies hündische Metzeln sich nicht wehrender Gardisten nicht mehr mit ansehen und nahmen sich der einzelnen übrigen noch an; glücklicherweise kam auch Lafayette herbei und brachte aus Nationalgardisten einen Stock zusammen, mit denen er sich den Scheußlichkeiten des Pöbels entgegensetzen konnte."

Nicht wahr, das ist ein cannibalisches Massacre? Doch wir sind ja aus unsern Jugenderzählungen längst gewohnt, die Octobertage mit Strömen von Blut zu bewässern und sie etwa als ein Gegenstück zu der Bartholomäusnacht anzusehen; schaamlose Uebertreibung und Leichtgläubigkeit haben sie uns einmal so ausgemalt. Mancher Leser wird daher Leo's Darstellung, wenn er dieselbe mit dem Bilde vergleicht, welches seine Phantasie von jenem Aufstande ihm liefert, gar nicht so übertrieben finden. Denn was ist's denn weiter? Erst werden „mehrere Nobelgardisten sofort umgebracht;" dann wiederum „einzelne ergriffen, bestialisch gemißhandelt und grausam gemordet;" dann folgt noch einmal ein „hündisches Metzeln," bei welchem die Nationalgarde den Pöbel noch überbietet; zuletzt werden die „einzelnen Uebrigen" durch die ehemalige französische Garde und Lafayette gerettet u. s. w. Das scheint Alles seine Richtigkeit zu haben. Leo giebt freilich die Zahl der gefallnen Gardes du Corps, oder wie er sie lieber nennt, Nobelgardisten nicht an; wer kann sie aber auch zählen? Da von Allen, die zur Bewachung des Schlosses aufgestellt waren, nur „einzelne Uebrige" gerettet wurden, so kann der Leser schon denken, wie groß die Menge der Schlachtopfer war und sie nach Belieben auf 30, 40, 50 u. s. w. anschlagen.

Und nun ernstlich! wie viel Gardes du Corps sind am Morgen des 6ten October bei dem Sturme des Pöbels gegen das Schloß umgekommen? — Zwei! nach genauer, gerichtlicher Untersuchung zwei, nämlich jene zwei, die gleich anfangs bei dem Eindringen des Volks in den innern Hof erschossen und deren Köpfe auf Piken gesteckt wurden. Ihre Namen sind Varicourt und Deshuttes. Ein Dritter, Miomandre, wurde zwar durch einen Kolbenschlag niedergestreckt, erhob sich jedoch wieder und entkam; Andre sind gemißhandelt, Keiner aber weiter getödtet worden. Zu jenen Getödteten kommt dann noch ein Offiecier, Namens Savon=

niers, der jedoch nicht bei dem von Leo geschilderten Tumulte, sondern Abends vorher durch den Arm geschossen worden war, nachdem er einem Nationalgardisten einen flachen Hieb über den Kopf gegeben, und der wenige Tage darauf an der Wunde starb. Vom Pöbel blieb nur Einer, wahrscheinlich von diesem selbst erschossen. Die Zahl der an beiden Octobertagen auf beiden Seiten Gefallnen beläuft sich demnach genau auf Vier. Die Scene ist wahrlich nichts weniger als komisch, aber Leo mit seiner wohlerwogenen Confusion und Uebertreibung erinnert dennoch fast unwillkürlich an Sir John Fallstaff. Eilf steifleinene Kerle aus zweien!

Daß die Köpfe der beiden getödteten Gardes du Corps dem Wagen des Königs bei seiner Wegführung nach Paris vorangetragen worden, ist eine längst abgefertigte Fabelei, die man selbst in ganz gewöhnlichen, auf Gründlichkeit gar keinen Anspruch machenden Büchern widerlegt findet. Leo indeß, um zu zeigen, daß es ihm nicht auf Genauigkeit, sondern effectvollen Scandal und scandalösen Effect ankommt, läßt die aufgespießten Köpfe (S. 673) wieder vor dem Wagen des Königs paradiren.

Ich will über die 220 Seiten von seinem vierten Bande kein Buch schreiben, und das müßte' ich, wenn ich ihn noch Schritt vor Schritt weiter verfolgte. Ich will also nur noch schließlich über die Septembermorde ein Wort reden. Forster macht einmal (Kleine Schriften VI, S. 381) die Bemerkung: „Es gab eine Zeit, wo man sich in Deutschland mit einer Art Siegwarts-Empfindsamkeit über die Harmlosigkeit unsrer Revolution hoch erfreute; Alles schien so gelassen, so friedlich abzulaufen, daß man Frankreich für das glücklichste Schlaraffenland hielt, wo einem die — Freiheit? von selbst in den Wurf käme. Ein Paar Köpfe auf Piken gespießt, ließ man uns hingehen. Als am 10ten August die Absetzung des Königs Blut kostete, so kündigten uns Eure Revolutionsfreunde schon Hut und Weide auf; und bald verglichen sie unsre unseligen Septembernächte mit Karl's des Neunten und seiner Mutter Bartholomäusnacht.“ Hieran ist jedenfalls so viel wahr, daß Parteilichkeit, Wohlgefallen an Berichten von Gräuel und Uebertreibungssucht sich von Anfang an auch der Septemberscenen bemächtigt haben, um sie bis ins Ungeheuerste zu vergrößern und zu entstellen, obgleich man glauben sollte, dieselben seien schon an sich gräßlich und entsetzlich gnug. Es lag, wenigstens augenblicklich, im Interesse der Schreckensmänner selbst, übertriebne Gerüchte in Umlauf zu setzen, und die entgegengesetzte Partei hatte natürlich ein noch größeres Interesse, diese übertriebnen Gerüchte noch zu übertreiben. Daher kommt es, daß fast in allen Geschichten der Revolution, selbst den revolutionären, die Zahl der an jenen Tagen Ermordeten viel zu hoch angegeben und nach Belieben bis auf 8,000, ja 12,000 gebracht wird. Leo hat hier also keine größre Schuld zu tragen, als die meisten seiner Vorgänger, namentlich Thiers, den er von dem Augenblicke an, wo ihn der ehrenwerthe General im Stich gelassen, als Quelle benutzt. „Etwa fünf Tage lang,“ heißt es bei ihm (S. 775), „dauerte die Metzelei, die etwa 6000 Menschen das Leben kostete; davon kamen in Bicêtre, wo man die Gefangnen zuletzt in Masse mit Kanonen niederschoß, allein 5000 um u. s. w.“ — Zuvörderst dauerte bloß in La Force das Morden etwa fünf Tage, fast in allen übrigen Gefängnissen nur zwei Tage; sodann ist die Zahl der Ermordeten mindestens um das Sechsfache zu hoch angeschlagen. Bei Wachsmuth, der überall kritisch zu Werke geht, stellt sich die Sache schon anders. „Wie groß die Zahl der Gemordeten sei,“ sagt er (S. 526), „ist nicht auszumitteln; vollständige Listen der Gefangnen haben sich nur von der Abtei, dem Chatelet und nur ein Bruchstück von der Liste in La Force erhalten. In der Abtei wurden 122, im Chatelet 189, in La Force muthmaßlich 167 Menschen ermordet; nach Angaben von Zeitgenossen 163 bei den Carmelitern, 47 in der Salpetrière u. s. w. Die Angaben der Gesammtsumme sind von der wahrscheinlich richtigen von etwa 1100 bis auf mehr als 12,000 gesteigert worden.“

Hiezu folgende Bemerkung! Auch Wachsmuth läßt es ungewiß, wie viel Gefangne in Bicêtre erschlagen worden sind. Gerade darauf aber kam es an, das zu ermitteln. Denn alle übertriebnen Angaben gehen davon aus, daß hier die Zahl der Schlachtopfer die bei Weitem größte gewesen, daß man Kranke, Wahnsinnige, kurz Alles massacrirt und mit Kanonen niedergeschossen habe. Selbst nach Leo's summarischer Berechnung reducirt sich ja die Gesammtzahl der Ermordeten mit Ausnahme derer, welche in Bicêtre umgekommen seyn sollen, auf etwa 1000. Die Wahrheit hierüber findet man in einem Buche, in welchem man sie vielleicht nicht sucht, nämlich in B. Maurice's „Geschichte der pariser Gefängnisse.“ Aus seinen Untersuchungen ergiebt sich zunächst, daß die Gefangnen nicht mit Kanonen niedergeschmettert wurden, „denn man feuert auf einem viereckigen Hofe nicht Tage und Nächte lang Kanonen ab, ohne daß die Mauern beschädigt würden, und die Mauern von Bicêtre waren vor kurzer Zeit noch ganz unversehrt und großentheils stehen sie noch aufrecht, ohne daß irgendwo die Spur einer Kugel wahrzunehmen wäre, was freilich seine guten Gründe hat;“ es ergiebt sich ferner aus dem Zeugniß eines noch lebenden Gefängniß-Beamten, der zugleich das obige Factum bestätigte, daß keineswegs Kranke und Wahnsinnige getödtet worden sind. Die Hauptsache aber ist, daß auch von Bicêtre eine vollständige officielle Gefangnen-Liste existirt, die noch kein Geschichtschreiber benutzt hat, wahrscheinlich weil sich dieselbe nicht in den Archiven der Polizei-Präfectur, sondern in la Roquette vorfindet. Ihr zufolge bestand am Morgen des 3ten Septem-

der die Bevölkerung Bicêtres aus 411 Individuen. Diese traf folgendes Loos:

Getödtet....................................	163
Entlassen..	51
Im Gefängniß verblieben....................	188
Unbestimmt, ob todt oder entlassen........	9

Hienach kann die Gesammtzahl der an den Septembertagen in sämmtlichen Gefängnissen Getödeten noch nicht volle Tausend betragen haben. (Vgl. „Magazin für Literatur des Auslandes" v. 1840 Nr. 58 u. 59.)

Soweit nur für jetzt! Sollte vielleicht ein Leser meinen, daß ich noch nicht hinreichend im Einzelnen ausgeführt, was oben im Allgemeinen über Leo's Auffassungs- und Darstellungsweise und namentlich über dessen wohlerwogne und wohlgefällige Häufung, Detaillirung und Uebertreibung des Scandals und der Gräuel gesagt worden ist, so kann ich einen Solchen nur auf die Fortsetzung, d. h. auf die Geschichte des Convents verweisen, wo er auf jeder Seite die ergötzlichsten Beispiele, die schlagendsten Beweise finden wird. Ich muß darauf verzichten, diesen 5ten Band der Universalgeschichte gleich hier mit abzufertigen. Derselbe kann nur vom humoristischen Standpuncte beurtheilt werden; jede kritische Beleuchtung wäre weggeworfne Mühe. Ueber ihn also ein andermal!

Und nun noch ein Schlußwort an Leo! Er, der mit so vornehmer Verachtung und gründlichem Widerwillen von dem „industriösen Schriftstellervölkchen," dem „literarischen Pöbel," dem „Schriftsteller-Janhagel" u. s. w. zu reden pflegt; zu welcher Classe der schreibenden Individuen gehört er selbst kraft dieser seiner Universalgeschichte und zunächst des von uns betrachteten Abschnittes? Ich habe gelegentlich erwähnt, wie er den ehrenwerthen General benutzt hat; das Endurtheil aber ist: er hat seine ganze Geschichte der constituirenden Versammlung nebst Einleitung sammt und sonders von diesem abgeschrieben. Auch der gewöhnlichste Büchermacher und Industriescribent hat nie auf eine wohlfeilere, fabrikmäßigere, unverschämtere Weise zusammengestoppelt und compilirt, als hier Leo. Kein Abschnitt, keine Seite, ja kaum ein Satz, bei welchem man ihn nicht auf einem Plagiat ertappte; keine Schilderung, keine Betrachtung, kein Einfall, zu welchen man nicht augenblicklich und handgreiflich die Originalstelle bei dem ehrenwerthen General nachweisen könnte. Hier schreibt er einmal eine Seite ziemlich wörtlich ab, dann überschlägt er zwei, zieht die vierte in einen einzigen Satz zusammen, rafft von der fünften im Vorbeigehen eine Thatsache oder eine Exclamation auf u. s. w., — das ist seine ganze Weisheit, sein Fleiß, seine Forschung, seine historische Kunst. Sollte er ein ausdrückliches Verlangen danach zeigen, so bin ich gern erbötig, Schritt vor Schritt, Seite für Seite, ja beinahe Satz für Satz den Beweis dazu zu liefern, dergestalt, daß nicht bloß der unbefangne, sondern auch der befangne und blöde Leser sich wider Willen davon überzeugen soll.

Koeppen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 134. 7. Juni. **1842.**

Der diplomatische Styl.

Das Beiblatt zu Nr. 123 der Rheinischen Zeitung legt in einem Artikel, der die herzhafte Rücksichtslosigkeit der schweizerischen Presse im Vergleich zu unsrer deutschen mit Recht lobt, das Wort unsres Redacteurs, worin er die Mitarbeiter um möglichst diplomatische Beiträge bittet, dahin aus, daß damit „offen zu versteckter, jesuitischer Darstellung aufgefordert werde.“ Allerdings ist dort gesagt, daß die der Wissenschaft in der That ziemende, unumwundne Freimüthigkeit für glücklichere Zeiten aufgespart werden müsse, und es ist bekannt, wie die Zurückweisung mehrerer religionsphilosophischer Aufsätze durch die Censur jene Bekanntmachung erzwungen hat. Indeß müssen wir auch darauf sehen, daß aus dem allerdings weitbauschigen Ausdruck „diplomatisch“ nicht zu viel herausgelesen werde. Loyal ist derselbe hoffentlich; daß derselbe aber an sich auch das Gewissen der Freiheit nicht wesentlich beeinträchtige, wollen wir zu erweisen suchen.

Die Jesuiten sollen dabei übrigens aus dem Spiele bleiben, obwohl dieselben hier und da in Deutschland Hausfreunde sind und ihre Künste, daraus zu schließen, am Ende auch viel Gutes, sogar Conservatives enthalten mögen. Wir halten uns lediglich an den Ausdruck der fraglichen Bekanntmachung selbst. Und da wollen wir gleich hier bemerken, daß wir durchaus einen Unterschied zwischen der höhern Diplomatie und der der kleinen Leute, der Schriftsteller festhalten.

Sprächen wir freilich von jener höhern Diplomatie, von höherer diplomatischer Kunst, höherer diplomatischer Schreibweise, so würden wir unstreitig mit einer europäischen Auctorität herankommen, die gewiß ein feierliches Schweigen hervorbringen sollte. Wir würden einen Namen voranstellen, der unter Andrem mit dem Orden der Ehrenlegion, dem englischen Orden des goldnen Vließes, dem ungarischen St. Stephansorden, dem österreichschen Leopoldsorden, dem spanischen Orden Karl's III., dem persischen Sonnenorden, dem portugiesischen Orden der Empfängniß, dem preußischen schwarzen und rothen Adlerorden geschmückt war: nämlich Talleyrand. Dieser große Diplomat stellte bekanntlich (wenn auch nicht zuerst) den Satz auf, die Sprache sei erfunden, um die Gedanken der Menschen zu verhüllen; und sein ganzes Leben liefert die Belege und Erläutrungen zu diesem Satze. Die consequente Durchführung desselben hob ihn zu der Höhe, worauf wir ihn aus bescheidner Ferne bewundern und worauf es ihm dann so leicht wurde, je nach den Umständen als Freund oder Feind Mirabeau's zu erscheinen, die Rolle des Generalschatzmeisters der Geistlichkeit mit der eines Parteigängers Calonne's und Necker's zu vertauschen. Mit Hilfe dieses Satzes blieb es immer derselbe Talleyrand, der sich dem Directorium, dem ersten Consul, dem Kaiser der Franzosen anschloß; derselbe Talleyrand, welcher nach dem Sturz Napoleon's an der Spitze der provisorischen Regierung die Restauration vorbereitete, seinem Wohlthäter Napoleon die Eigenschaft eines Franzosen absprach und die Tugenden der Bourbons erhob, welchen er vorher selbst das Prädicat der Abscheulichkeit gegeben hatte. Nachher sahen wir denselben Talleyrand ebenso schnell zu der Dynastie der Julirevolution übergehen und das Alles offenbar, weil der große Diplomat in allen diesen Beziehungen nie sich selbst gab, stets im Gegentheil nur aus dem Ideenkreise der Leute heraussprach, mit denen er zu thun hatte, und stets seine eigne im Hintergrunde lauernde Ansicht der Dinge, seine eignen Bestrebungen und Pläne mit officiellen Worten zu verdecken wußte. Wie eine Wetterfahne fuhr er deßhalb um die ganze Windrose der Politik herum, kam bei allen Schwierigkeiten stets mit heiler Haut davon, war stets ein gesuchter Artikel. Es kommt nur darauf an, wie man seinen eignen Kern, seine eigne feste Ueberzeugung, seine eigne egoistische Lieblingsidee, die auch das politische Chamäleon stets hat, zu verbergen vermag. Sollen wir sagen, was für Künste dazu gehören?

Klug muß der Diplomat, dessen Muster Talleyrand ist, sein, das versteht sich; das müssen andre Leute aber auch. Gelenk, rasch, kurzer Entschlüsse darf ebenfalls Jedermann, so gut wie der Diplomat sein. Ebenso ist es ein auch für andre Leute keineswegs zu verachtender Grundsatz, mit seinen Freunden namentlich in Bezug auf das öffentliche Leben stets so zart und behutsam umzugehen, als wenn sie unsre Feinde, — und mit unsern Feinden so, als wenn sie noch einmal unsre Freunde werden könnten. Der Unterschied ist nur, ob wir den Gegner durch rechtliche und ehrliche Mittel auf unsre Seite zu bringen suchen oder aus rein äußerlichen, zugleich meist lichtscheuen Rücksichten zu ihm über=

zugehen geneigt sind. Letztres wird in undiplomatischer, auch andern Leuten verständlicher Sprache gewöhnlich Verrath genannt.

Diese letztre hohe Kunst, welche sich dann in Doppelzüngigkeit, Lüge, Betrug und sonstigen Ränken auszweigt, hat sich im Fürsten Talleyrand ebenfalls glänzend bewährt. Zu ihr gehören indeß wieder Eigenschaften, die nicht Jeder besitzt und wir selbst verzichten darauf. Denn diese Diplomatie, die es sich zum Grundsatz macht, mit dem Glücke nie zu brechen, und das dadurch sehr geschickt zu bewerkstelligen weiß, daß sie ohne viel Umstände stets zu der Partei übergeht, welche den Sieg davon trug, verlangt unbedingt, daß ihr Mann eben so herzlos als leidenschaftlos, ebenso nüchtern als unempfindlich sei, um weder für das Wohl und Wehe der Menschheit zu erglühen, noch sich mit der Idee des Rechts und der Wahrheit zu identificiren. Es gehört jener stolze Egoismus dazu, der alles Große und Schöne stürzen, vernichten, beschimpfen läßt, wenn er selbst nur auf den Trümmern stehend, sagen kann: ich bin der Unentbehrliche, den Sieger wie Besiegter fürchtet und sucht. Dazu reicht dann auch der Muth gewöhnlicher Menschen nicht hin; es ist jener Muth erforderlich, sich von der Welt, selbst von der unparteiischen Geschichte nöthigenfalls selbst feig nennen zu lassen. — Richelieu spricht einmal davon, daß der Staatsmann keine zu festen Grundsätze haben dürfe; ein Diplomat, wie Talleyrand, steht sich am besten, wenn er gar keine hat. Nichts niet- und nagelfest; Alles beweglich, schnell zu veräußern und abzuschütteln, wenn es gefährlich werden kann. Mit dem Aufstecken einer andern Cocarde muß auch eine andre Gesinnung vorgeschnallt werden. Gewiß darf sich der Diplomat aus der Geschichte und Philosophie keine Weltanschauung aneignen; er darf sich von keinem Walten und Siege der Idee überzeugt halten; keine Gerechtigkeit der Geschichte anerkennen; die Menschen aber, die Masse muß er für armselig an Geist und für geborne Sklaven halten; den jedesmaligen Inhaber der Gewalt dagegen, den Erobrer, den Despoten, heiße er Mahmud oder Tamerlan, mindestens für den Erbpächter aller Weisheit und Gnade — nicht halten, aber ausgeben. Mit einem Wort, der Diplomat opfert Alles, selbst die eigne Schöpfung, selbst die Ehre: er thut Alles um des hohen, stolzen, stummen Bewußtseins willen der geistigen Ueberlegenheit über Andre und der Gnugthuung wegen, selbst der nothwendige Souffleur im Schauspiel der Politik zu sein.

So muß es allerdings einem Talent, wie Fürst Talleyrand unter Umständen gelingen, sich immer höher und höher zu schwingen und auf Kosten gequälter Helfershelfer, vielleicht auf Kosten einer ganzen geknechteten Nation am Steuerruder des Staats zu erhalten: zumal wenn das Talent umsichtig und listig gnug ist, sich den drängenden Ereignissen zeitig zu fügen, keinen Bogen zu straff zu spannen, sich ein Hinterpförtchen offen zu erhalten und wenn es stets Katzenpfoten zu finden weiß, um die Kastanien aus der Asche zu holen. — Bei diplomatischen Deductionen und Argumentationen kommt es dann ebenso sehr auf Scheingründe, als auf Gründe an; Ueberredung und Ueberlistung darf nicht verschmäht werden und Täuschungen gehören ebenfalls zum Bühneneffect. Gegen die Uebermacht wird der Diplomat unbedingt unterwürfig erscheinen: mag er sich doch an den Unterworfnen entschädigen! nur hat er überall, je heftiger ihn alle Spielerleidenschaften aufregen, desto kälter, gelaßner, theilnahmloser zu erscheinen. Schmeichelei ist eine Hauptsache. Mit den Wölfen muß geheult, mit den Gänsen geschnattert, mit den Schafen geblökt werden. Das „zur gelegnen Stunde wiederkommen" darf sich der Diplomat nie verdrießen lassen. Er muß lächeln, wo er zürnen möchte, Verbindliches sagen, wo er haßt; muß wie Polonius, wo es gewünscht wird, eine Wolke für ein Kameel, ein Wiesel, einen Wallfisch ansehen. Hat er von Ludwig XIV. gelernt, so wird er nichts bestimmt abschlagen oder zusagen, sondern sich des berühmten „je verrai" bedienen. Und ist er in Unterhandlungen begriffen, so ist er so ausschließlich bei der Sache, so stumpf für alles nicht Hergehörige, daß, wenn er im Begriff stände, den Andern zu überlisten, und in demselben Augenblick einen Fußtritt von hinten bekäme, er sich auch mit keiner Miene davon etwas merken lassen würde.

Doch von alledem verstehen wir gar nichts. In dieser Hinsicht verzichten wir mit Vergnügen auf alle diplomatische Virtuosität. Wir haften nun einmal an einer festen Ueberzeugung und sind bereit, für sie zu kämpfen und zu dulden. Wir klammern uns nun einmal mit allen Organen an die Menschheit, an die Verwirklichung der in die Geschichte hineinstrebenden Ideen; wir sind nun einmal noch naiv gnug, für unsre Gedanken heiß zu werden, Sklav oder Freier? auszurufen, und haben noch immer den Eigensinn, selbst in Unglück und Verderben nicht vom „Verneinen" zu lassen. Wir können uns in die Griffe der höhern Diplomatie nicht finden, können uns nicht verstellen, nicht schmeicheln und heucheln. Ihr gebt es gewiß selbst zu, wir würden den Mephistophelesfuß schwerlich verbergen. Ja die wichtigste Kunst, die wir fast vergessen hätten, die Kunst des Schweigens vermochten wir uns nicht anzueignen. —

In dieser Aufrichtigkeit beruht aber die wahre Diplomatie des Schriftstellers. Oeffentlichkeit ohne Aufrichtigkeit ist ein Widerspruch; und der Schriftsteller, besonders der Journalist ist in dem Maße der Sohn der Publicität, daß man ihn wohl scherzweise nicht mit Unrecht den Laubfrosch der Freiheit genannt hat: je höher er auf der Leiter sitzt, desto besser das Wetter im Staate. Nur die Wahrheit, aus innerster Ueberzeugung geboren, keine andre Rücksicht darf ihm Norm sein. Und daß consequente An-

hänglichkeit an die Wahrheit zum Princip der Jahrbücher gehöre, ist nicht allein wiederholt behauptet, sondern hoffentlich auch bewährt. Auf litterarischem Gebiet ist der der Schlauste, der sich aller Schlauheit entschlägt. Mag die höhere Diplomatie oft mit Lügenköder den Wahrheitskarpfen zu fangen suchen: der Schriftsteller, geborner Opponent des Diplomaten, geht sicherer, wenn er mit der Wahrheit die Lüge zu Schanden zu machen trachtet. Wie im Handel verdient unstreitig der Schriftsteller den meisten Credit, der stets revidirte Casse, stets offne Contobücher hält und ohne allen Rückhalt und geheime Clauseln und Machinationen schreibt.

Freilich hält man uns in den Deutschen Jahrbüchern von mancher Seite für zu aufrichtig. Wir sollen weniger sagen, als wir wollen; wir sollen, denkt die Menschenfreundlichkeit, auch etwas für uns behalten. Dennoch — wir sagen es offen — werden wir, so weit es auf gesetzlichem Wege angeht, vorzudringen suchen. Sollen wir dann freilich unsre schlagendsten Sätze, unsre Stichwörter nicht aussprechen, so sind **wir** wenigstens nach gesunder Logik **nicht** die Jesuiten, die ihre Bestrebungen schlau verbergen.

Indeß bilde man sich nicht ein, daß es für uns wirklich absolut unnahbare Gegenden der Wissenschaft gebe. So betrübend ist in Deutschland die Sachlage wenigstens nicht. Keineswegs haben wir, indem die Jahrbücher unter ungünstigern Verhältnissen forterscheinen, Dante's Inschrift der Hölle: die Hoffnung laßt draußen, für unser Journal adoptirt. Eben so wird der Erfolg lehren, daß man nicht sagen kann: die Deutschen Jahrbücher haben in diesem Augenblick keine Religion oder keine Politik. Nur darin mißverstehe man uns nicht: das Journal bildete sich nie ein, die geistige Bewegung in Deutschland zu machen; wir wiederholen es, dasselbe begleitete sie nur. Das Journal ist mehr eine Folge, als eine Ursache. Das deutsche Denken, der Zeitgeist würde sich doch geltend machen, selbst wenn wir vernichtet würden. Die geistige Bewegung in Theologie, Politik, Kunst, Philosophie macht sich außerhalb der Druckerei von Breitkopf und Härtel und außerhalb aller Druckereien, und wenn dieselbe im Entstehen verketzert und verfolgt wird, so liegt gerade darin die Gewähr, daß sie einen Fortschritt enthält. Die Atmosphäre ist davon schwanger und sie wird die ergreifen, welche ihr widerstehen, wie viel mehr uns, die wir uns ihrem Dienste ergeben. Nur müssen wir in Hinsicht der **Form**, des Styls besonders behutsam und wählerisch sein. Und selbst darüber wollen wir aufrichtig zu werden versuchen. Denn wir hassen jedes verdeckte Spiel, und **offen zu versteckter**, jesuitischer Darstellung auffordern, hieße wenigstens die liebliche Illusion zerstören; im Grunde aber, den Boden aufgeben, worauf wir wirklich Fuß gefaßt haben. Wir machen deßhalb ausdrücklich darauf aufmerksam, daß wir die Diplomatie unsrer Schreibweise allerdings auf den Satz stützen, daß sich gegen den strengen Strom der Umstände nicht in gerader Linie schwimmen läßt. Schwimmen werden wir aber, rudern mit Hand und Fuß und werden das Ziel, welches uns die Philosophie zeigt, unverrückt im Auge behalten. Es hieße aber unsre Kraft, unsre Augen und Lunge überschätzen, sagten wir, wir wollten unter dem Wasser durchschwimmen. Den Kopf denken wir oben zu behalten. Es wird darauf ankommen, im rechten Augenblick in die Wellen zu springen; wir werden die herandrängenden Wogen beobachten und fragen, ob sie Sturm oder Windstille bringen; ob sie sich nicht im eignen Wettstreit brechen; ob die Strudel so unerbittlich, daß sie ihre Beute unwiederbringlich verschlingen oder den Schwimmer wohl gar stromaufwärts schieben und ihm das Geschäft sogar erleichtern, das ersehnte Eiland zu erreichen. Auf Delphine, die uns tragen sollen, rechnen wir gar nicht. Wir versprechen auch keineswegs, auf dem Meere zu wandeln. Aber die Schwimmkünste, welche uns die Rhetorik an die Hand giebt, sollen sorgfältig benutzt werden. Wir haben zu diesem Zweck sogar Theodor Mundt's Buch über die Kunst der deutschen Prosa wieder zur Hand genommen; wissen, daß der deutsche Styl, der freilich nicht durch ein Bedürfniß des öffentlichen Lebens gezeugt ist, an sich schon unendlich viel Schwierigkeiten bietet, um den nackten Gedanken in seiner ganzen Apollohöhe unsrer vermummten, prüden, flanellnen Zeit vorzuführen; aber wir haben auch sehr viel von Börne, von Goethe, von Schleiermacher gelernt.

Wir wollen allenfalls zugeben, daß wir bisher zuweilen auf groben Klotz einen groben Keil setzten; aber das ermüdet auch: wir wollen, so zu sagen zur Abwechslung, die Spaltmethode einmal ändern, wir wollen auch einmal die Säge gebrauchen. Wir haben nie mit Schwielen geprahlt; jetzt wollen wir sogar in Glacéhandschuhen auftreten. Die Philosophie kann auch höflich sein, ungemein verbindlich, in ihren Wendungen zierlich, ja zärtlich. Wir wollen wo möglich in Tanzschuhen erscheinen, wo wir früher oft in Stiefeln kamen; Moschus und Eau de mille fleurs aufwenden, wo wir früher zuweilen schwefelten. Sind die Umstände auch andre, der Philosoph bleibt derselbe. Und sollten wir selbst in der behutsamsten Form nicht immer einstehen können für das, was wir **nicht** sagen und drucken lassen dürfen; so wird uns doch nichts zu zwingen vermögen, **gegen** unsre Ueberzeugung zu schreiben.

Adolf Bock.

N. S. Die Rheinische Zeitung ist allerdings in einer glücklichern Lage als die Jahrbücher, sie wohnt in einem jener beiden Fühlhörner, welche die Schnecke Deutschland nach Osten und Westen jetzt herausstrecken darf. Sie enthält viele gediegne Artikel, um die sie in Wahrheit zu be-

neiden ist, und zu diesen gehört der Bericht oder vielmehr die Kritik der Debatten des rheinischen Landtags über Preßfreiheit in den Beiblättern zu Nr. 130 u. f. Es ist noch nichts Tiefres, und es läßt sich auch nichts Gründlicheres über und für Preßfreiheit sagen, als wir in Nr. 132 Beiblatt lesen.

Wir dürfen uns Glück wünschen zu der Durchbildung, der Genialität und der souveränen Beherrschung ordinärer Gedankenverwirrung, welche hiemit in unsrer Publicistik auftritt, und zweifeln keinen Augenblick daran, daß diese Bildung dem Begriff der Preßfreiheit auch seine Realität erobern werde, denn die Menschen begreifen unvermerkt und sind in der Gewalt der Wahrheit, ehe sie sich's versehen. Wenn aber die Rheinische Zeitung die sächsische Preßfreiheit in jenem oben erwähnten Aufsatz aus Nr. 123 damit tadelt, daß sie die Philosophie nicht an sich Theil nehmen läßt, dieselbe vielmehr aus ihrer rücksichtslosen Autonomie unter das Gesetz der Politik, der diplomatischen Rücksicht versetzt, so muß man freilich zugeben, daß nun Jeder auf seine eigne Kritik angewiesen sei, ob das Gedruckte dem Autor des Geschriebnen oder dem, der die Freiheit hat, *drucken* zu lassen und so oder so drucken zu lassen, angehört. Kurz, wir haben keine Philosophie, so lange die Philosophie nicht Preßfreiheit hat, und Jeder, der jetzt lebt und die Philosophie aus Schriften kennen lernen will, muß so viel Kritik haben, daß er weiß, wo sie Preßfreiheit gehabt hat und wo nicht. Zeile für Zeile, Satz für Satz ist diese Kritik nöthig. Daraus entsteht allerdings eine große Unsicherheit, ein Versteckenspielen, ein Jesuitismus, *der objectiv an der ganzen Zeit und ihrer Manifestation* klebt. Unter Censur drucken lassen, heißt mit Rücksicht auf diese Uebelstände drucken lassen, und daß dies ein diplomatisches, ein politisches, kein philosophisches Verfahren sei, wird die Rheinische Zeitung aus ihrer kurzen Erfahrung dennoch bereits zur Gnüge gelernt haben. Die Verhältnisse aber, welche dies Verfahren erzeugen und eine *philosophische* Zeitschrift wider ihren Willen zu einer *politischen* machen, haben *wir* nicht zu vertreten.

Arnold Ruge.

Erklärung.

(Verspätet.)

Unter Nr. 227 wird in der Berliner Litterarischen Zeitung die von mir herausgegebne Biographie und Uebersetzung der Werke Spinoza's erwähnt, dabei aber nur in einigen Zeilen auf Bd. 3 (die Ethik) Rücksicht genommen, und diese als „ein fast wörtlicher Nachdruck" der Uebersetzung von Schmidt bezeichnet. Ich erkläre dies hiemit für eine **gewissenlose Verläumdung**, und es wird sich zeigen, ob die Gesetze keinen Schutz gegen solche Angriffe gewähren.

In meiner Vorrede zu Spinoza's sämmtlichen Werken S. IV habe ich gesagt: „Von vorhandnen deutschen Uebersetzungen habe ich die in vielem Betracht treffliche, obgleich auch mitunter fehlerhafte Uebersetzung von Schmidt (Berlin 1811) in der entsprechenden Wiedergabe der Begriffsbestimmungen manchfach benutzt."

Dem Publicum liegen beide Uebersetzungen zur Vergleichung vor und eine nur einigermaßen aufmerksame Einsicht wird die Selbständigkeit meiner Uebersetzung der Ethik wie der übrigen zum Theil früher noch nicht übersetzten Werke in jeder Zeile bekunden. —

Die präcise Darstellung Spinoza's, sowie der Gegenstand, den er behandelt, bringt es mit sich, daß oft nur Ein deutscher Ausdruck dafür vorhanden ist; bei dem selbständigen Wiedergeben müssen sich daher nothwendig manche gleichlautende Ausdrucksweisen finden; nur Böswilligkeit, deren Motiven ich nicht weiter nachgehen mag, kann dies aller Wahrheit zum Trotz verkennen.

Ich überlasse es daher gewissenhaften Recensenten, die Invectiven der Litterarischen Zeitung genau zu untersuchen, und mache nur nochmals auf die zahlreichen Druckfehler aufmerksam, die sich durch meine Entfernung vom Druckorte in meine Ausgabe Spinoza's eingeschlichen haben.

Mainz, den 27. Febr. 1842.

Berthold Auerbach.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 135. 8. Juni. 1842.

Geschichte der Philosophie des Mittelalters (des Lehrbuchs der Gesch. der Philos. 2. Abth.). Mit Angabe der Litteratur nach den Quellen bearbeitet von Dr. G. O. Marbach. Leipzig 1841.

Obgleich Rec. nicht zu denen gehört, welche der Verf. (Vorrede S. X) namentlich aufruft, um über sein Werk eine Stimme abzugeben, so kann er ihm doch auch zu seiner Beruhigung versichern, daß er keiner der „lauten junghegelschen Schreier" ist, welche die Vorrede in heiligem Eifer mit klatschenden Streichen zum Tempel hinaustreibt, sondern daß sein Urtheil nur als das Resultat einer genauen und unbefangnen Lectüre des vorliegenden Buchs gelten will. Und zwar soll zuerst von der Form und dann vom Inhalte desselben die Rede sein.

Rechnen wir zur Form zweierlei, die Darstellung und die Anordnung, so kommt freilich eigentlich jede Bemerkung über den ersten Punct zu spät, da sich in dieser Hinsicht der zweite Theil genau an den ersten anschließt. Gewiß ist es im Allgemeinen ein richtiger Gedanke, die Darstellung der verschiednen philosophischen Systeme so authentisch als möglich zu geben; und, da doch das Werk ein Lehrbuch sein soll, so ist auch dagegen wohl Nichts einzuwenden, daß die Quellenauszüge in den Noten deutsch gegeben sind. Aber das Verhältniß der Noten zu den Paragraphen scheint im vorliegenden Falle doch etwas Schwankendes zu haben. Sind die zum Theil sehr ausführlichen Belegstellen mit Recht unter den Text verwiesen, so ist Rec. der Meinung, die Paragraphen selbst müßten dann eine objective, gedrängte Darstellung der Principien und Hauptgedanken eines philosophischen Systems enthalten, und die Fordrung an eine so viel möglich ursprüngliche Entwicklung könne sich nicht so weit erstrecken, daß auch der Inbegriff der Lehre, welchen sich der Text vorbehalten hat, nur die verba ipsissima geben solle; dies thut vielmehr gewiß nicht selten der Deutlichkeit und Uebersichtlichkeit, welche doch Hauptmerkmale eines Lehrbuchs sein müssen, einigen Eintrag, indem es Manchem, der mit diesem Buche an das Studium der Philosophie geht, ziemlich schwer fallen wird, das Wesentliche seinem Gedächtnisse einzuprägen, wenn er nicht zuvor selbst das Geschäft übernommen hat, die Hauptpuncte und Grundzüge eines Systems aus den vom Werke an die Hand gegebnen Daten sich zu entwerfen. Man kann es daher nur lobenswerth finden, daß sich der Verf. selbst nicht durchgängig streng an sein Princip gebunden hat. Würden also die Paragraphen sich die Aufgabe stellen, die Hauptgedanken in kurzen Sätzen zusammenzudrängen, damit der Leser sogleich einen klaren Ueberblick über das Ganze bekäme, so hätte darunter die Zuverlässigkeit und Objectivität der Darstellung doch keineswegs zu leiden, indem ja die Anmerkungen dafür eine Controlle lieferten. Dadurch würde wohl auch manche Schwerfälligkeit der Ausdrücke und Wendungen vermieden, welche natürlich mit einer wortgetreuen Uebersetzung oft unvermeidlich verbunden ist.

Was nun aber die Anordnung der Materien in diesem Bande betrifft, so giebt der Verf. zuerst in einer Einleitung einen Rückblick auf die griechische Philosophie, indem er die Hauptmomente ihrer Entwicklung noch einmal kurz vergegenwärtigt, zeigt sodann, welche weitre Aufgabe sich daraus für die Philosophie ergab, und kommt so auf den Begriff der Philosophie des Mittelalters, welchen er treffend mit dem Satze des Scotus Erigena ausspricht: die wahre Philosophie ist die wahre Religion, und umgekehrt die wahre Religion ist die wahre Philosophie (§. 133). Das Mittelalter hat die Aufgabe, Griechenthum und Christenthum, Philosophie und Religion, jene beiden Existenzen des Geistes, welche im Alterthum in steter Trennung verharrten, in sich zu vermitteln. Philosophie und Religion aber sind dem Mittelalter gegeben, und daraus geht von selbst hervor, in welches Verhältniß beide zu einander gesetzt wurden, daß nämlich die Philosophie nicht mehr als selbständige Quelle der Wahrheit, sondern nur als Dienerin der Offenbarung, sei es nun der subjectiv individuellen, oder der objectiv allgemeinen betrachtet wurde. Die Philosophie des Mittelalters ist also wesentlich religiöse, und zwar christliche Philosophie. Der Verf. nimmt nun aber, abweichend von der bisher gewöhnlichen Anordnung, auch noch die alexandrinische Philosophie in die Geschichte der Philosophie des Mittelalters herein, und behandelt sie zugleich mit der arabischen als „Vorgeschichtliches." Ehe das Christenthum eine neue Welt des Geistes aus sich gebar, erhob sich die alte Welt noch einmal, und das Griechenthum trat mit asiatischer religiöser Weisheit in Verbin-

dung (alexandr. Philos.); an diese Bestrebungen schließen sich aber später ähnliche an, in denen auch eine Ineinsbildung griechischer Speculation mit orientalischer Weisheit von nichtchristlichen Philosophen unternommen wird (arab. Philos.). Die Neuplatoniker nun, sagt der Verf. (S. 12. Note 1), werden mit Unrecht zur alten Philosophie gezogen, weil sich in ihnen schon aufs Entschiedenste das Princip der Philosophie des Mittelalters ausspreche; aber sie gehören auch nicht der eigentlich historischen Philosophie des Mittelalters an, weil sie außer Zusammenhang stehen mit der von den christlichen Scholastikern durchgeführten Arbeit des Geistes. Das Letztre nun ist ohne Weiteres einleuchtend, gegen das Erstre aber lassen sich doch noch Zweifel erheben. Der Verf. bezeichnet selbst die neuplatonische Philosophie als einen Uebergangspunct von der alten Zeit in die Zeit des Mittelalters; es wird sich nun aber fragen, wohin sie gravitirt; zuzugeben ist, daß sie insofern mit der mittelalterlichen Philosophie Aehnlichkeit hat, als sie sich mit einer Verschmelzung von Philosophie und Religion beschäftigt, und daß sie sich dadurch von der griechischen Philosophie unterscheidet. Allein daraus folgt noch nicht, daß sie von dieser getrennt und nur als Vorläuferin jener betrachtet werden dürfe. Denn die Philosophie des Mittelalters versucht jene Vereinigung von Glauben und Wissen vom Princip des Christenthums aus; die Idee der Versöhnung des Endlichen mit dem Unendlichen ist schon ausgesprochen, und sie ist die schöpferische Kraft, welche einen neuen geistigen Organismus erzeugt. Eben diese Idee aber wird in der alexandrinischen Philosophie erst gesucht, und zwar gesucht von der alten Welt; darum reicht die griechische Philosophie, weil sie in sich selbst das lösende Wort nicht findet, dem Oriente die Hand, und das Kind dieses Bundes ist eben der Neuplatonismus. Es wird also doch wohl das Richtigere bleiben, die alexandrinische Philosophie der antiken Welt zu vindiciren. Wenn der Verf. für die Darstellung historischer Momente, welche wie die alexandrinische Philosophie nur Uebergänge bilden, zwei Standpuncte unterscheidet, deren einer die jedesmalige Gegenwart als das Grab aller Vergangenheit, der andre als die Geburtsstätte der Zukunft erscheinen lasse, und den letztern als denjenigen bezeichnet, welcher in einer besonnenen Geschichtsdarstellung am meisten hervorzuheben sei: so wird ja auch bei der herkömmlichen Stellung der alexandrinischen Philosophie durchaus nicht oder nur mit Unrecht verkannt, daß die im Christenthum aufgegangne Idee das Ziel ist, auf welches die alte Welt hinstrebt, und zu dessen Erreichung sie noch am Ende alle ihre Kräfte, wiewohl vergeblich, zusammenrafft. Schade, daß der Verf. eben für die Auffassung der alexandrinischen Philosophie und der Idee, aus welcher sie hervorgegangen ist, die Abhandlung von Georgii „über die neusten Gegensätze in Auffassung der alexandrinischen Religionsphilosophie, insbesondre des jüdischen Alexandrinismus" (Illgen's Zeitschrift für histor. Theol. Jahrg. 1839. Heft 3 und 4) unberücksichtigt gelassen hat.

Was nun den andern Theil des Vorgeschichtlichen, die arabische Philosophie betrifft, so ist allerdings der Muhammedanismus die letzte Frucht des orientalischen Geistes, und insofern könnte man dem Verf. wohl zugeben, daß auch die arabische Philosophie noch vor das Christenthum gehöre, um so mehr, da man später in Verlegenheit ist, sie an einem passenden Orte einzureihen; daß sie dem Mittelalter zuzuweisen sei, daran ist kein Zweifel, da sie denselben Charakter und dasselbe Princip hat, wie die gleichzeitige christliche Philosophie, nämlich die rein formelle Bildung, welche ihren absoluten Gehalt am Dogma hat (wie auch der Verf. §. 157 von einer arabischen Scholastik redet). An welchem Puncte sie aber aufzunehmen und zu entwickeln sei, dies erhellt daraus, daß die arabische Philosophie eben zu der Zeit erblühte, als die christlichen Reiche theils erstorben waren (Byzanz), theils im Chaos des Werdens lagen (Occident), und alle Bildung zu verschwinden drohte, nämlich im 10. und 11. Jahrhundert. Dorthin also gehört die arabische Philosophie als die Bewahrerin classischer Bildung und als berufen, dieselbe dem Occident wieder in die Hände zu liefern. Außerdem könnten jene Jahrhunderte ja nur mit höchst unbedeutenden Namen christlicher Philosophen dürftig ausgefüllt werden, während die arabische Wissenschaft die nothwendige Vorstufe bildet für den neuen Aufschwung, den die christliche Philosophie und Theologie im 11. und 12. Jahrh. nahmen.

Um nun auf den Inhalt näher einzugehen, so ist der jüdische Alexandrinismus sowohl nach seinem Charakter, als nach seiner Bedeutung gründlich und vollständig dargestellt (§. 136—140). Minder befriedigend aber scheint der heidnische Neuplatonismus ausgefallen zu sein. Zwar der allgemeine Standpunct desselben und sein Verhältniß zum Christenthum ist im einleitenden §. (142) treffend entwickelt, auch die Lehre des Proklos, auf welche Verf. sich mit Recht näher einläßt, genau wiedergegeben, und ihr speculativer Gehalt richtig hervorgehoben (§. 152). Gerade aber bei der Lehre Plotin's, welche den Mittelpunct dieser ganzen Bewegung bildet, wäre noch mehr Bestimmtheit, Schärfe und Genauigkeit in der Entwicklung der Hauptpuncte zu wünschen gewesen. Zwar giebt der Verf. in drei §§ eine verhältnißmäßig ausführliche Darstellung des Systems. §. 146 enthält das (Erkenntniß) Theoretische, aber eben hier hätten, wie es scheint, die wesentlichen Momente schärfer hervortreten können, und die Darstellung Tennemann's (im 6. Bande der Gesch. der Philos.) wird wohl hierin, was die allgemeine Anordnung des Materials betrifft, einigen Vorzug verdienen, indem die Zusammenfassung des Ganzen in einige Hauptsätze die Uebersichtlich-

keit wesentlich fördert. Ein Hauptgewicht legt Plotin auf die Dialektik, daher auch der Verf. (S. 63. Not. 11) auf diesen Punct näher eingegangen ist, doch sollte namentlich Princip und Idee der Dialektik, welcher Plotin ganz nach Plato nicht bloß eine formale, sondern eine reale Bedeutung vindicirt, stärker premirt sein, da diese Identität von Logik und Metaphysik zum großen Verdruß Tennemann's bekanntlich auch der Hauptnerv der scholastischen Philosophie ist. Nachdem sodann §. 147 die praktischen Elemente des Plotinschen Systems entwickelt sind, geht der Verf. auf den eigentlich interessanten speculativen Theil desselben über, indem er §. 148 den universalen Begriff der θεωρία entwickelt, und was sich daran unmittelbar anknüpft. Hier aber vermißt man doch eine deutliche Bestimmung des Verhältnisses der ψυχή und des νοῦς zur absoluten Einheit, so wie eine nähere Einsicht in die Lehre Plotin's von dieser Einheit, welche für die ganze mittelalterliche Speculation von so großer Bedeutung ist. Das Eine ist dem Plotin bekanntlich das reine, accidenslose Sein, erhaben über Denken und Bewegung (denn auch das bestimmte Denken ist eine Differenz), es ist also nicht sowohl Denkendes, als vielmehr das reine Denken selbst (als actus purus gefaßt). Sowohl in diesem Punct, als in dem correlaten, wonach das anschauende Subject gänzlich mit dem Objecte zusammenfließt und in dasselbe übergeht, zeigt sich der orientalische Geist des Alerandrinismus und namentlich die genaue Analogie mit dem indischen Bewußtsein. — Weiterhin wäre eine nähere Bestimmung der Art und Weise, wie Plotin die Materie deducirt, um so mehr zu wünschen, da dieser Punct bekanntlich noch nicht ganz genau eruirt ist. In Beziehung auf das Böse ist der Begriff und die Nothwendigkeit desselben nach Plotin richtig entwickelt; daneben ist aber doch nicht zu übersehen, daß Plotin das Böse auch wieder entschieden als ein Product der Freiheit darstellt, und den Fatalismus angelegentlich bekämpft.

Die folgenden Neuplatoniker stehen nun allerdings an speculativem Geist mit Ausnahme des Proklos hinter Plotin zurück, und verlieren in demselben Maße, in welchem sie sich der Religion in die Arme werfen, an eigentlich philosophischer Bedeutung. Und doch ist es auf der andern Seite eine Nothwendigkeit und insofern ein Fortschritt in der alerandrinischen Philosophie, daß sich Plotin's Schüler mehr an das Heidenthum und seine Religionen anschließen, weil die Idee der Versöhnung, nach welcher die damalige Welt sich sehnt, nicht auf dem Wege der Speculation oder der Mystik, sondern allein in der Religion zu suchen ist, und erst, wenn sie im unmittelbaren Selbstbewußtsein sich realisirt hat, eine neue Form der Vermittlung, eine neue Philosophie aus sich hervorbringen kann. Daher schon Porphyr auf die Ascetik einen großen Werth legte (de abstinentia ab esu animalium), besonders aber Jamblich und Proklos sich mit Mantik und Theurgie abgaben, und Beide es als ihre Hauptaufgabe betrachteten, das Heidenthum gegen das Christenthum zu retten. Daher werden Plotin und noch mehr Plato von den folgenden Neuplatonikern nicht als Gründer einer neuen Philosophie, sondern als gottgesandte, gotterleuchtete Männer, als Organe der Offenbarung göttlicher Geheimnisse geschildert. Plato's Aussprüche werden als Göttersprüche betrachtet, alle Philosophie beruht auf Offenbarung und es wird daher von den Neuplatonikern derselbe Auctoritätsglaube geltend gemacht, wie von den Christen.

Ehe nun der Verf. auf das Geschichtliche der mittelalterlichen Philosophie übergeht, entwickelt er zuerst die Ideen des Christenthums (§. 159. 160) mit Rücksicht auf die vorhergegangne und auf die nun hervortretende Gestaltung der Speculation, und er thut dies im Allgemeinen auf eine Weise, daß er keine Ursache hat zu befürchten, die „lauten junghegelschen Schreier" werden über sein Werk herfallen, weil es „das Christenthum in ursprünglich historischer Gestalt und in seiner Erscheinung als Kirchenlehre nach seiner ganzen Würde und Selbständigkeit anerkenne," denn es ist noch keinem Besonnenen eingefallen, die ursprüngliche Bedeutung des Christenthums und den Mittelpunct desselben, die Versöhnung, in der Person Christi angeschaut, zu läugnen oder zu verkennen. Aber eine andre Frage ist es freilich, ob eine speculative Philosophie und Theologie es vor sich selbst verantworten kann, die schlechthinnige Realität des Absoluten in einem Individuum zu statuiren. Der Satz, daß Christus der Repräsentant der Menschheit ist, kann ja wohl zugegeben werden, aber er ist an sich so unbestimmt, daß er keine Instanz gegen Strauß bildet; das Wort des Apostels, daß Viele Ein Leib in Christo sind, ist ein schönes Wort, aber es fragt sich, ob es so unmittelbar aus dem religiösen Bewußtsein auf den Boden der Speculation verpflanzt werden kann. Auf die Impotenz des Verstandes in solchen Dingen losziehen, ist herkömmlich und vornehm, aber doch nicht wohlgethan; muß man denn dem Verstande für immer den Abschied geben, um sofort den vermeintlich höchsten Gipfel der Vernunft zu ersteigen? Möge der Verf. dieses Vorrecht der allerneusten Speculation überlassen! Die Möglichkeit der Wunder rechtfertigt er an demselben Orte (§. 159. Anm. 4) dadurch, daß „der Geist kann, was er will, und daß der Glaube Berge versetzen kann," und doch betrachtet er es im unmittelbar folgenden Satze als die Hauptaufgabe, die Bedeutung der Wunder aufzusuchen.

Im Allgemeinen nun ist die folgende Zeit gut eingetheilt und geschildert, Verf. hat sie in drei Abschnitte zerlegt, indem er zuerst die Kirchenväter, sodann den Untergang griechischer Bildung und die Anfänge christlich germanischer Cultur, und endlich die Scholastiker darstellt.

In der ersten Periode ist hauptsächlich die Bedeutung Augustin's (§. 166—169) richtig und bestimmt hervorgehoben. Der christliche Geist hat seinen Glauben explicirt, und eben daher kommt er in Augustin zuerst zur vollen Selbstbesinnung, so daß dieser das Princip und die Aufgabe christlicher Philosophie bestimmt ausspricht. Aber zuerst muß das Christenthum nach seinen einzelnen Momenten in das Bewußtsein der neu sich gestaltenden germanischen Welt aufgenommen werden. Durch Karl den Großen ist ein christliches Reich aufgebaut, und von hier an beginnt auch sogleich das Princip, das in Augustin seinen Ausdruck gefunden hat, sich zu regen.

Am interessantesten ist unstreitig die Periode der Scholastik, welche der Verf. in vier Abtheilungen zerlegt, deren erste von Scotus Erigena bis zum Hervortreten des Gegensatzes zwischen Realismus und Nominalismus gerechnet wird. Es fragt sich nun aber, ob dieser Zeitraum schon zur Periode der Scholastik geschlagen werden kann; der Verf. charakterisirt ihn selbst so, daß der Gegensatz zwischen Subject und Object noch nicht als Widerspruch hervortrete, sondern der Geist sich bei der Vermittlung durch den Glauben befriedige; hier ist also noch gar keine philosophische Vermittlung vorhanden, sondern diese beginnt erst mit Anselm, Scotus Erigena im neunten Jahrhundert aber ist, so hoch auch seine Bedeutung angeschlagen werden muß, doch nur eine isolirte und vorübergehende Erscheinung. War also die Zeit von Augustin bis auf Karl den Großen die Zeit des Uebergangs, so ist der Zeitraum von Karl dem Großen bis zu Anselm als die Zeit der Vorbereitung auf die Entwicklung der Scholastik zu betrachten, und es ist oben die Ansicht aufgestellt worden, daß hier die arabische Philosophie hereinfiele. Wollte man aber Scotus Erigena als den Vater der Scholastik bezeichnen, so könnte mit demselben Rechte Augustin auf diesen Titel Anspruch machen; Beide haben das Princip des Mittelalters auf gleiche Weise ausgesprochen; Jener aber wird um so weniger an die Spitze der scholastischen Entwicklung zu stellen sein, da er doch in der That auf allen Puncten seines Systems über den Gesichtskreis des Mittelalters hinausreicht. Die erste Erscheinung des Gegensatzes zwischen Realismus und Nominalismus weist uns von selbst den Punct an, wo die Philosophie eine neue Epoche beginnt, und von hier aus bilden sich einfach drei Perioden: 1) der Kampf des Realismus mit dem Nominalismus, 2) der Sieg des Realismus, 3) das Uebergewicht des Nominalismus.

Bezeichnet nun der Verf. selbst seine zweite Abtheilung der Scholastik mit dem Gegensatze beider Richtungen, so wäre es doch wohl zweckmäßiger gewesen, den Anselm, statt in die erste, vielmehr an die Spitze dieser zweiten Periode zu setzen, da er ja bekanntlich an dem Streite gegen den Nominalismus bereits Theil genommen hat.

Was nun die folgenden Perioden der Scholastik im Allgemeinen betrifft, so gehen hier offenbar die Richtungen so weit auseinander, daß es unmöglich sein wird, Eine fortlaufende Entwicklungsreihe nachzuweisen, wie der Verf. versucht hat, sondern es giebt sich überall deutlich eine dreifache Tendenz kund, einmal die Reihe derer, welche genau an dem Lehrbegriff hängen und diesen durch die Dialektik zu begründen suchen, sodann die Richtung derer, welche von demselben Princip ausgehend, doch gegenüber von der Kirchenlehre eine freiere Stellung eingenommen haben, und endlich die Mystiker. Dies betrifft zwar zunächst die Entwicklung der Theologie, hat aber, wie von selbst erhellt, auf Idee und Bedeutung der Philosophie einen wesentlichen Einfluß. Bei der Anordnung des Verf. dagegen ist doch der Zusammenhang an manchen Puncten ein ziemlich loser; man sieht z. B. nicht so leicht ein, warum Johann von Salisbury mit Robert Pulleyn, oder Alanus von Ryssel mit Amalrich von Chartres, oder Alexander von Hales mit Vincenz von Beauvais zusammengestellt werden.

Was den philosophischen Standpunct Abälard's charakterisirt, das Schwanken zwischen Realismus und Nominalismus, ist (§. 190) vom Verf. richtig hervorgehoben; nur, meinen wir, wäre auch darauf hinzudeuten gewesen, daß diese Unentschiedenheit ihre natürliche Erklärung findet in der Tendenz, welche Abälard offenbar hat, den Gegensatz beider Richtungen zu vermitteln und in einer höhern Einheit aufzuheben. Dies geht hervor aus dem vom Verf. mit Unrecht übergangnen wichtigen Fragment de generibus et speciebus (bei Cousin Ouvrages inédits d'Abélard etc.), wo Abälard beide Richtungen bekämpft, aber auf eine Weise, daß man wohl sieht, Abälard neigt sich seiner Theorie nach mehr zum Nominalismus, als zum Realismus hin, wiewohl er in seiner Theologia allerdings, wie der Verf. richtig bemerkt, den Nominalismus mit allen seinen Consequenzen aufs Angelegentlichste bekämpft.

Wenn weiterhin der Verf. über Hugo von S. Victor (§. 192) behauptet, er werde, weil er dem dialektischen Wortgetreibe der Scholastik abgeneigt und ein speculativer Kopf gewesen sei, gewöhnlich als Mystiker bezeichnet, so ist dies doch nicht der einzige Grund für eine solche Bezeichnung, sondern es sind bestimmte Data vorhanden, welche ihn allerdings in die Reihe der Mystiker stellen, sofern er ja jenseits der Sphäre der dialektischen Theologie noch einen Standpunct des unmittelbaren Innewerdens der Gottheit statuirt. Wenn sodann der Verf. den Satz aufstellt, Hugo sei derselben Geistesrichtung, wie Abälard zugethan gewesen, weil auch er eine gewisse Unabhängigkeit des Glaubens von der Erkenntniß in Anspruch genommen habe, so ist dies doch ziemlich unverständlich ausgedrückt, indem man wenigstens von Abälard wird sagen müssen, daß von ihm das entgegengesetzte Princip aufgestellt worden sei.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 136. 9. Juni. 1842.

Marbach „Geschichte der Philosophie des Mittelalters."

(Schluß.)

Daß Bonaventura das Verhältniß zwischen Materie und Form einen Schritt weiter geführt habe (S. 311), wird wohl schwerlich behauptet werden können, denn er leimt nur Materie und Form für die Entstehung des Individuums zusammen, während Albert der Große, offenbar speculativer, die Materie auf die Form zurückzuführen wenigstens einen Versuch macht. Auf demselben Standpunct mit seinem Lehrer steht in dieser Hinsicht Thomas von Aquino, nur daß er den Proceß genauer und wissenschaftlicher explicirt, wiewohl freilich Beide immer wieder die Identität von Form und Materie auch als Zusammensetzung bezeichnen. Der Verf. sagt richtig (§. 211), in Thomas sei sich der geläuterte, auf Aristoteles gegründete Realismus allseitig und mit Bestimmtheit bewußt geworden; doch ist auch das Moment nicht zu übersehen, daß Thomas den Universalien wenigstens eine potentiale Allgemeinheit zuschreibt, und insofern der mehr platonisirenden Richtung des Realismus eine gewisse Concession macht. Thomas vereinigt also die beiden Seiten des Realismus, indem er sagt: das Universale ist Eins und Vieles zugleich, es ist sowohl allgemein (im Verstande), als auch individuell (in den Dingen), das Wahre (Vernünftige) bringt sich selbst zur Wirklichkeit. Thomas nimmt insofern in dieser Periode der Scholastik eine ähnliche Stellung ein, wie Abälard in der vorhergehenden, nur daß die Theorie des Erstern consequenter und speculativer ist, als die des Letztern. — Das Verhältniß des Duns Scotus zu Thomas ist gründlich und erschöpfend dargestellt, nur hätte auch auf den allgemeinen philosophischen Charakter beider Systeme mit einigen Worten hingedeutet werden können; das System des Thomas kann als System der Immanenz, das des Scotus als System der Transcendenz, jenes mit dem Charakter der Nothwendigkeit, dieses mit dem der schlechthinnigen Freiheit bezeichnet werden. Und dieser durchgreifende Unterschied beider Systeme hängt aufs Innigste mit ihrem Gegensatz in Beziehung auf die Lehre von den Universalien zusammen.

In der Darstellung des Occam bringt es die Natur der Sache mit sich, zuerst seine Opposition gegen den Realismus zu betrachten, sodann die eigne Ansicht desselben zu entwickeln. Der Verf. hat es vorgezogen, zuerst ein Stück der Opposition, dann das allgemeine Resultat derselben zu geben, auf dieses die eigne Theorie Occam's folgen zu lassen, und dann erst wieder auf die Gründe der Realisten und die Bekämpfung derselben zurückzukommen (§. 211), wodurch doch der einfache Zusammhang gestört wird. Hier war auch, was die Bedeutung des Nominalismus bei seinem zweiten, siegreichen Hervortreten betrifft, namentlich darauf hinzuweisen, daß derselbe unmittelbar hauptsächlich zum Empirismus übergeführt hat, zu dessen Entwicklung nach allen seinen Momenten die Keime vollständig in Occam niedergelegt sind.

Es ist nur zu loben, daß sich der Verf. namentlich in der Periode der Scholastik sowohl für die Paragraphen, als die Anmerkungen genau an Tennemann angeschlossen hat, in welchem das nöthige Material vollständig gegeben ist, ohnedies da man von einem Lehrbuch nicht erwartet, daß es eigenthümliche Resultate zu Tage fördere und neue Untersuchungen anstelle, sondern daß es die Masse des gesammelten Stoffs brauchbar verarbeite und geistig durchdringe. Nur indem Tennemann hie und da genannt wird, entsteht der Schein, als wolle der Verf. das Ganze dem eignen Quellenstudium vindiciren, was er doch selbst nicht im Sinne haben kann. Der Verf. selbst setzt vielmehr den Werth seiner Bearbeitung dieses großen Abschnittes aus der Geschichte der Philosophie darein, daß er die historische Entwicklung der scholastischen Philosophie ins Licht gestellt habe (Vorrede S. IX), und dies ist von ihm im Allgemeinen auf eine Weise geschehen, welche dem neuesten Standpuncte der Wissenschaft vollkommen angemessen ist; Verf. hat, wo es darauf ankommt, allgemeine Gesichtspuncte aufzustellen und die leitenden Ideen zu verfolgen, fast durchgängig das Richtige getroffen, und sein Buch ist für diesen schwierigen Abschnitt der Geschichte eine sehr dankenswerthe Gabe.

Um für eine zweite Auflage desselben Einiges beizusteuern, hat sich Rec. eine kleine Sammlung von Versehen angelegt, welche ihm beim Durchlesen aufgestoßen sind.

Alfarabi ist nicht in der türkischen Stadt Farab (wie es S. 129 heißt), sondern in der zur Provinz Farab gehörigen Stadt Balch geboren. Der Nominalist Nicolaus

Oramus (S. 354) heißt sonst noch Orasmius, nicht Oresmius; Gabriel Biel (an dems. O.) war nicht in Aurach, sondern in Urach bei Tübingen Propst. Aegidius Colonna, der Thomist, war Lehrer Philipp's (nicht August's) des Schönen (§. 203, S. 323). Daß Duns Scotus im Jahr 1270 geboren sei, wie §. 204 behauptet, ist gerade die unwahrscheinlichste der verschiednen Vermuthungen, und sein Geburtsjahr jedenfalls früher zu setzen. — Unter den Apologeten der ersten Jahrhunderte ist Cyprian (S. 154) mit Unrecht aufgeführt. Bei Scotus Erigena ist übersehen, daß die Schrift, die er gegen Paschasius verfaßt haben soll (S. 224), ohne Zweifel von Ratramnus ist (s. die Abhandlung von Lauf in den Stud. u. Kritiken Bd. I. Heft 4), ebenso bei Hildebert von Lavardin (§. 186), daß der sogenannte Tractatus theologicus nicht diesem, sondern dem Hugo von S. Victor angehört nach Liebner's Aufsatz in den Stud. und Krit. Jahrg. 1831. H. 2. David von Dinant schrieb seine Schrift nach dem Berichte Albert's des Großen nicht in Nachahmung des Scotus Erigena (wie es S. 298 heißt), sondern eines gewissen Epikuräers Alexander, was aus dem Anfang der Stelle, welche der Verf. aus Tennemann (wiewohl nicht vollständig) citirt, erhellt. Aus demselben ersten Satze geht aber auch hervor, daß die ganze Beweisführung für die Identität des Geistes und der Materie von Albert gar nicht dem David von Dinant, wie der Verf. thut, sondern vielmehr eben dem Alexander in den Mund gelegt wird.

§. 212 heißt es, Thomas von Bradwardin habe gegen Occam geschrieben, welcher der Annäherung an den Pelagianismus beschuldigt worden sei; allein auf diese Puncte hatte sich Occam nicht eingelassen, sondern die Schrift des Thomas de causa Dei contra Pelagium et virtute causarum ist gegen Duns Scotus gerichtet, dessen Principien bekanntlich auf einen vollständigen Pelagianismus hinausliefen.

Endlich daß Thomas von Kempen der Verf. des Buchs von der Nachfolge Christi sei, ist nach den neuerlich darüber angestellten Untersuchungen gar nicht so ausgemacht, wie der Verf. meint S. 357. G. F. Franck.

Der Posaunist und das Centrum der Hegelschen Philosophie.

Es war zu erwarten, daß das sogenannte Centrum der Hegelschen Schule (wer das eigentliche Centrum und mit ihm den wahren Lebenskeim der Hegelschen Philosophie getroffen hat, ist lange nicht mehr verborgen) auf die kecke und rücksichtslose Herausforderung des anonymen Verfassers der Posaune des jüngsten Gerichts ꝛc. antworten würde, denn Schweigen hätte sicherlich Jeder als Zugeben des Behaupteten, also als feige Verläugnung Hegel's auslegen müssen. — Diese Erwidrung liegt nun vor (Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, März 1842, Nr. 52 ff.). Aber merkwürdig! Keiner der mit Namen Citirten hat sich gestellt, weder Göschel, noch besonders Hr. von Henning, Gabler, Rosenkranz ꝛc., sondern Hinrichs hat zufolge einer Aufforderung der Redaction der genannten Blätter als Retter in der Noth den Fehdehandschuh aufgenommen. Gewiß hatte der Posaunist seine guten Gründe, weßhalb er Hinrichs sowohl als Marheineke, die man sonst wohl ohne Weitres der kraftlosen Mitte beigezählt hat, nicht namentlich mit aufgerufen hat, Rede zu stehen über die herbeigezognen Stellen aus Hegel's Werken, auf welche hin der Verf. diesen für einen argen Atheisten und Antichristen erklärt. Doch kann es einerseits Jedem, der die Sache dabei im Auge hat, lieber sein, daß auf diese Weise alle persönliche Gereiztheit vermieden ist, was von einem Manne der Wissenschaft, wie Hinrichs, vorauszusehen war, und andrerseits ist dabei noch ein Umstand zu berücksichtigen, der auch volle Wichtigkeit hat. Hinrichs ist nicht in Berlin. Der neue St. Veitstanz, den die benebelnden Dämpfe aus der kürzlich daselbst aufgeschlagnen philosophischen Restaurationsbude zuwege gebracht haben, ist nicht unter seinen Augen vor sich gegangen und konnte trotz der Eisenbahn sich nicht nach Halle hinziehen, denn die Komödie spielte diesmal weniger wie weiland im schönen Mittelalter am Rhein zu ebner Erde, als im ersten Stock in exclusiven Cirkeln. Wenn daher Mancher, der bisher Hegelianer und noch dazu aus dem Centrum zu sein glaubte, weil er seit Jahren vom Katheder Hegelsche Hefte und Bücher hersagte, allmälig unter Angstschweiß an allen zehn Fingern mitzuwackeln anfing und einmal im Taumel die rettende Hand der besonnenen und kräftigern Freunde, denen aller Dunst höchstens die Nase zum Lächeln rümpfte, trotzig von sich stieß, konnte Hinrichs, unberührt von diesem betäubenden Gewimmel, frei von so vielfach beliebter Accommodation jeder Art, rein nur dem Gedanken folgend, für seinen großen Meister in die Schranken treten. Kam das Gefühl der eignen Haltungslosigkeit und Schwäche Herrn v. Henning z. B., als er als Secretär der Societät für wissenschaftliche Kritik an Hinrichs den dringenden Auftrag zur Vertheidigung Hegel's schickte, auch nicht vollständig zum Bewußtsein, so wird es ihm jetzt ganz klar sein, daß er schon damals eigentlich nicht mehr für Hegel mit dem entschiednen Bewußtsein, eine gerechte Sache zu vertheidigen, auftreten konnte; denn wie hier allgemein bekannt ist, gehört er jetzt entschieden zu denen, welche es für einen besondern Act der göttlichen Providenz ansehen, daß Schelling nach Berlin berufen ist. Dem sei wie ihm wolle, Hinrichs aufzufordern, war jedenfalls bei Hrn. v. Henning noch eine

Art von glücklichem Instinct; denn man mag mit Hinrichs in Manchem und in Vielem nicht übereinstimmen, das muß Jeder zugeben, daß er ein Mann von entschiedner, felsenfester Gesinnung ist, von der man heute freilich so viel spricht, die aber in der That so Vielen abgeht; der nie zaghaft ist, wenn es gilt, die Wissenschaft zu vertreten. Das hat seine Kritik Schelling's in den Berliner Jahrbüchern (Jahrg. 1835) damals, als die Berliner auch keinen Rath wußten, bewiesen, das zeigt diese Recension des Posaunisten, ja, wie hie und da verlautet, will er Vorlesungen über politische und religiöse Freiheit, die er im letzten Winter vor mehr als dreihundert Zuhörern gehalten haben soll, durch den Druck der Oeffentlichkeit übergeben, was Jeder, dem dieses Gut am Herzen liegt, im Interesse der Wissenschaft billigen wird. Der Zweck der folgenden Zeilen ist nun, über Hinrichs' Vertheidigung Hegel's, von der es fast scheint, als ob an manchen nicht recht klappenden Stellen eine Incriminationen fürchtende Scheere gewüthet hat, mit einigen eingeschobnen Bemerkungen zu referiren. —

Wer die Posaune gelesen hat, fragt sich wohl zuerst, wer der Mann sei, der in die schon ganz artig lodernde Flamme des Hasses gegen Hegel ein Oel gießt, daß dieselbe bis zum Himmel sprüht? Es kann nur Wenige geben, die so einfältig, wie ein Mitarbeiter an der Hengstenbergschen Kirchenzeitung (in dem Angriffe gegen Richter in Quedlinburg), die Posaune für baaren Ernst genommen haben und in dem Posaunisten etwa einen Mitbruder begrüßen. So kurzsichtig werden Wenige gewesen sein. — Ist das die Art, wie ein Frommer solch eine Denunciation einleitet und durchzuführen im Stande ist? Kann er so viel Zeit an die ihn doch nur peinigende Lectüre in des verhaßten Hegel's Werken verloren haben, als die Posaune auf jeder Seite voraussetzt? Oder, was noch unmöglicher ist, kann sein umflortes Auge die schlagendsten Stellen, die noch keiner von den vielen Denuncianten herausgefunden hatte, so leicht und treffend entdecken? Gewiß nicht. Von der Seite aus macht man es sich viel leichter. Zwar, wie Marheineke irgendwo sagt, immer auf der Ketzerjagd, ist man doch mit weniger zufrieden; hin und her beim Durchblättern aufgelesne Schlagwörter, die man nicht versteht, die aber nothwendig auf Pantheismus oder Atheismus, das ist Alles gleichviel, schließen lassen, sind gnug. Ohnedem ist man frommerseits von dieser Art zu procediren ziemlich abgekommen. Der alte Hegel ist todt, die Todten fürchten wir nicht mehr, da wir aufgeklärte Leute an Geistererscheinungen nicht glauben. Es ist hinlänglich, wenn Einer oder der Andre nach der neuesten Widerlegungsmethode nebenbei, in ein paar Sätzen auch Hegel'n widerlegt. Aber die noch lebenden Anhänger desselben unschädlich zu machen, sie nicht herankommen zu lassen, das ist das eigentliche Feld unsrer Thätigkeit. Freunde der Theorie sind wir überhaupt nicht, so etwas muß Alles praktisch abgemacht werden. Ist der Mann bereits angestellt, so läßt sich freilich wenig machen; aber wehe ihm, wenn er noch kein Gehalt hat. Gehört er da zu denen, die mit der Philosophie wirklich Ernst machen, so schöpft er eher mit einem Siebe Wasser, als daß auch die gerechtesten Ansprüche berücksichtigt würden. Nur unter der Bedingung, daß er seine Ansichten zu ändern verspreche (hört! hört!), macht man ihm entfernte Aussichten. Wir berichten Facta. Wer aber als Hegelianer eine Anstellung sucht, der kann nur warten; wäre er auch noch so tüchtig in seinem Fache, es fehlen ihm ja die Gnaden und Gaben, wie man's nennt. Sich als Hegelianer bekennen, ist so gut, als sich für ewige Zeiten das Fortkommen versperren.

Also das ist sicher, wer irgend mit der Denunciationslitteratur und überhaupt dem Denunciationsverfahren der letzten zehn Jahre vertraut war, mußte einsehen, in der Posaune trete eine Anklage hervor, die ungeachtet aller Bibelsprüche nicht aus einem orthodoxen Lager, sein's Pectoralisten oder Abdominalisten, herrühren könne. Hinrichs, dies wohl einsehend, denkt daher nicht im Entferntesten daran, daß der Posaunist etwa ein Pietist sein könne, sondern er nimmt für gewiß an, der Verf. sei selbst ein Hegelianer, aber von der sogenannten linken Seite, die er kurz so von der rechten Seite unterscheidet, daß jene nur die Immanenz, diese die Transcendenz in Hegel's Systeme für das wahre Princip erkenne und angebe. Daß der Posaunist ein Hegelianer sei, darin, glaubt Referent, hat Hinrichs Recht; was aber seinen Standpunct auf der linken Seite betrifft, so weiß zwar Jeder gleich, was damit gemeint ist, und kennt ungefähr die Männer, die dahin gerechnet werden, allein es ist immer nothwendig, bei dieser äußerlichen Abtheilung in Rechte, Linke, Centrum nicht stehen zu bleiben. Hinrichs gebraucht die Kategorien Immanenz und Transcendenz, um die Genesis der verschiednen Hegelschen Parteien daraus herzuleiten. Jene werde von der Linken, diese von der Rechten einseitig festgehalten, während in Hegel's speculativer Methode Transcendenz und Immanenz selbst ihre Einheit mit der andern erzeugen und sie aus sich selbst hervorbringen; es sei also eine dritte Partei nöthig, die wahrhaft speculative, das Centrum (Hinrichs erklärt sich durchaus gegen das vage juste milieu, das wie überall nur juste milieu ist, weil es eigentlich nichts ist), welche Partei in Hegel's Geiste jene Einseitigkeiten in den flüssigen Zusammenhang mit der Idee, in ihre unendliche Selbstvermittlung treibe. Allein abgesehen davon, daß durch das einfache Vertheilen dieser Kategorien der Unterschied der Hegelschen Parteien nicht scharf gnug bestimmt werden kann, mußte Hinrichs, wenn er alle Hegelianer mit seiner De-

duction umfassen wollte, auch ein von allen anerkanntes Princip zum Ausgangspuncte nehmen. Transcendenz und Immanenz, diese bestimmten Kategorien werden ja eben nicht von Allen gleicherweise anerkannt und gefaßt. Freilich, was Göschel und mit ihm der ganze Schwarm der Afterphilosophen transcendent nennt, indem ihr Tagelöhnerbewußtsein nicht über den Raum hinwegkommt, fällt so gänzlich aus dem Bereich des Denkens und aller Philosophie hinaus, daß nicht bloß die linke Seite, sondern auch Hinrichs sich entschieden dagegen erklären wird. Aber auch gegen diese Bestimmung von Transcendenz werden Manche, die eben so gut das Princip der Hegelschen Methode erfaßt zu haben glauben, etwas einzuwenden haben. Soll Transcendenz etwas Andres sein, als die über die gemeine Wirklichkeit übergreifende und ihr zu Grunde liegende Idealität, wie sie jedem wahren Gedanken und Begriffe zukommt, wie sie Strauß für den Begriff der Gottmenschheit, Vatke für den Begriff des Geistes, Ruge für den Begriff des Staates geltend machen können, insofern diese Begriffe sich nicht riechen und schmecken lassen, also, obwohl der Welt immanent, auch wieder, namentlich in gewissen Zeiten transcendent sind, so erklärt das eben die linke Seite für Abfall vom wahren Principe der Philosophie, sei's bei Hegel selbst oder bei seinen Anhängern. Wenn daher Hinrichs sagt, es käme Alles auf den Unterschied Gottes und der Welt und deren Einheit an, so ist das ganz richtig der Punct, wo der verschiedne Standpunct der Hegelianer vor Allem in die Erscheinung tritt, aber eben der verschiedne Standpunct hat einen tiefer liegenden Grund. Hinrichs wäre auch darauf gekommen, wenn er einen Gedanken, den er mehr im Vorbeigehen berührt, weiter verfolgt hätte. Er beginnt seine Entwicklung damit, daß die Hegelsche Dialektik, wie jede wahre Philosophie, das unmittelbar Gegebne und Positive, die niedern Sphären und Kreise des unmittelbaren Inhalts nicht so belasse, wie sie unmittelbar ins Bewußtsein treten, sondern dieselben, sie im Geiste und in der Wahrheit erkennend, aufhebe, da in dem Gegebnen selbst der Trieb zu erforschen sei, durch welchen es über sich hinausgehe, um frei gemacht und in seine unendliche Position erhoben zu werden. Denn das Aufheben, welches soviel ist als Auflösen, führe ja nach Hegel auch zum Aufheben, welches soviel ist als Aufbewahren und Bewahrheiten. — So weit gehen gewiß alle Hegelianer mit, aber nun kommt gleich der Scheidepunct, wo sie sich trennen, um sich nicht anders als im hartnäckigen Kampfe wieder zu begegnen; in abstracto geben Alle diesen nothwendigen Gang der Dialektik zu, aber sowie es darauf ankommt, einen concreten Begriff zu entwickeln, bricht der Zwiespalt los vor Allem in den Sphären des Staats und dessen, was Hegel den absoluten Geist nennt. Die Logik kann man, bis die einzelnen Streifzüge Feuerbach's etwa sich zu einem regelrechten Angriff verdichtet haben, wohl noch als neutrales Gebiet ansehen. Je nach der verschiednen Geltung und Auffassung nämlich, welche den beiden Momenten, aus denen sich jede vernünftige philosophische Dialektik erbaut und die mit vollem Rechte das negative und das positive Moment derselben heißen können, bei den einzelnen Hegelianern zu Theil wird, bestimmt sich ihr Unterschied, welcher wie überall, wo unter den Mitgliedern einer Partei Differenzen entstehen, gar leicht zum vollständigen Gegensatz und gründlichen Hasse führt. Die ganze rechte Seite, welcher es wie aller Unphilosophie der heutigen Zeit nur um das positive Resultat zu thun ist, macht es sich mit dem negativen Momente der Dialektik sehr leicht, ja es steht entschieden in Mißcredit bei ihnen. Nach ihrem hölzernen Kanon: man müsse zweifeln, aber dann am eignen Zweifel zweifeln, um so zum Glauben wieder zurückzukehren, wie Ulysses zur Penelope — fallen sie, wenn sie ja, Hegel'n folgend, sich im ersten Anlaufe in die Sphäre des Gedankens erhoben haben, alsbald im weitern Verlaufe kläglicherweise auf den Boden der Vorstellung und des Alltagsbewußtseins zurück. Wir erinnern an Göschel's Auferstehungslehre oder das prahlerische Würfelspiel, was Andre mit den heterogensten Kategorien treiben. Das Centrum hielt und hält sich stricte an des Meisters Worte, um vor jedem Extrem bewahrt zu bleiben. So ging es eine ganze Weile ruhig fort, bis urplötzlich die linke Seite aufstand und mit den scharfen Waffen der Kritik gerüstet, behauptete, daß es für höchst wichtige Puncte nicht bei der gewissermaßen naiven Unbestimmtheit bleiben könne, in der Hegel selbst sie gelassen habe, ja daß auch für andre, denen derselbe eine höchst bestimmte Form gegeben hatte, so daß sie Jeder nur zu wiederholen brauchte, um sich sofort als Hegelianer zu markiren, die Untersuchung mit besondrer Hervorhebung des negativen Momentes der Dialektik von vorne anzufangen sei. Vor Allem aber sei diejenige Sorte seiner Anhänger, welche die negative Seite der Dialektik, die bei Hegel selbst der positiven jedenfalls noch immer die Wage halte, als überflüssiges Beiwerk am liebsten ganz bei Seite schöbe oder mit Siebenmeilenstiefeln drüber fortrennte, um die positiven, anscheinend orthodoxen und conservativen Blüthen seiner Philosophie zu erhaschen, als aller Philosophie ledig und baar, des Namens Hegelianer für unwerth zu erklären, da besonders die allmälige Herausgabe der Hegelschen Vorlesungen zeige, daß jene in höchst wichtigen Dingen sich auf Hegel gar nicht berufen könnten.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 137. 10. Juni. 1842.

Der Posaunist und das Centrum der Hegelschen Philosophie.

(Fortsetzung.)

Es ist nicht nöthig in das Detail einzugehen, da dieser Verlauf der Hegelschen Entwicklung bekannt gnug ist; soviel nur war nöthig hier zu sagen, um Zweck und Absicht des Posaunisten einzusehen und gehörig zu beurtheilen. Hinrichs meint, derselbe befände sich in dem Falle, in der Hegelschen Philosophie nur die Immanenz zu sehen; er habe nur für die Immanenz in derselben Augen, am wenigsten für die speculative Idealität derselben, welche die Transcendenz und Immanenz zu Momenten ihrer unendlichen Selbstvermittlung fortwährend herabsetze. Wenn er auf die Transcendenz unvermeidlich stoße, so mache ihn das gar nicht bedenklich, sondern er thue derselben ohne Weitres Gewalt an. Oder aber der Verf. sei ein Schalk, er wisse sehr wohl, daß man aus Hegel's Werken ebenfalls die entgegengesetzte Transcendenz aufzeigen könne; er ziehe bloß solche Stellen an, die in seinen Kram passen, und lasse die Stellen, die ihn widerlegen, weg. — Das Letztre ist sicherlich allein richtig, nur möchte Referent deßwegen den Posaunisten keinen Schalk nennen; dazu ist die Sache zu ernst, zu bitter ernst, und so hat sie der Posaunist auch genommen. Wenn er aus Hegel's Werken nur diejenigen Stellen zusammenreiht, in denen die gewaltige, gigantische Negativität des Systems, Alles, was nicht durch den Gedanken und durch ihn allein den Stempel der wahren Wirklichkeit erhält, unbarmherzig und eisernfest der Vernichtung preisgebend, rein und lauter zu Tage tritt, so wird Niemand meinen können, daß Jemand, der so gut in seinem Hegel Bescheid weiß, der die entlegensten Stellen so schlagend zusammen zu gruppiren versteht, das Uebrige bei Hegel nicht kenne oder nicht erkenne. Was gilt die Wette, der Posaunist hat früher selbst auf der rechten Seite gestanden und schmettert hiemit seinen frühern Genossen den ewig trennenden Abschiedsgruß zu, das Blasen der Posaune war für ihn der radicale Selbstbefreiungsact, durch den er alle Schlacken speculirender Kritiklosigkeit von sich warf, um mit dem reinen gediegnen Golde des Gedankens zufrieden zu sein. — Aber das Gold ist nicht auch gleich geprägt, das kostet neue Mühe und Arbeit. Wenn daher Hinrichs in der Posaune das wahrhaft Positive, die Idealität der Negativität vermißt und dem Verf. den Standpunct auf der Höhe der Speculation abspricht, kann Ref. das nicht zugeben. Es kommt bei dieser Frage besonders auf die Absicht des Posaunisten an. Hinrichs bestimmt sie als eine rein praktische: den Conflict, in welchen die linke Seite der Hegelschen Schule mit der Gegenwart gerathen sei, auf alle Hegelianer auszudehnen; dieselbe sei theoretisch nur, insofern durch die Posaune gezeigt werden solle, Hegel selbst lehre bloß die Immanenz. Aber zugegeben, daß Selbstvertheidigung den ersten Anlaß gegeben hat, in Hegel selbst das Lager aufzuschlagen und mit Gewalt Alle, die sich auf Hegel berufen, zu Bundesgenossen zu zwingen, ist dieses Unternehmen wirklich bloß egoistisch? Kommt die Wissenschaft selbst dabei nicht auch ins Spiel? Wäre nicht schon viel gewonnen, wenn alle Hegelianer, sei es immerhin gezwungen, solche Worte aussprächen, wie Hinrichs sie mit lobenswerthester Parrhesie gleich an die Spitze stellt und welche Referent ganz herzusetzen für seine Pflicht hält: „Ich werde nicht bloß gegen seine Auffassung reden, werde die von ihm aus Hegel's Werken ausgezognen Stellen nicht ignoriren und denselben bloß andre entgegensetzen. Nein, ich lasse mir keine einzige rauben, sondern erkenne sie alle an, wenn sie aus dem Zusammenhang gerissen auch noch so gefährlich klingen. *Ich will mir nicht das freie Selbstbewußtsein, diese Gewißheit des Menschen von sich selbst aus der Wurzel des Geistes, aus der Seele reißen.* Keine Macht auf Erden würde mich dazu zwingen. Der Verf. proclamirt aber die Alleinherrschaft des Selbstbewußtseins; ich werde dagegen zeigen, daß das Selbstbewußtsein nicht erschöpfend, nicht der ganze Geist ist. Ich erkenne dasselbe aber als ein wesentliches Element der Erkenntniß an. *Ich stehe auf Seiten des Verf. gegen Alle für das Selbstbewußtsein, aber streite gegen seine Alleinherrschaft.* Am wenigsten fühle ich mich berufen, den Verf. und die linke Seite überhaupt verdächtigen zu helfen; das überlasse ich allen Denen, die förmlich daraus ein Geschäft machen. Ich habe nur die Wissenschaft bei dieser Anzeige im Auge, *ich kenne keine andern Waffen, als den freien Gedanken, und mag keine andern*; ich werde bloß die abstracte Immanenz, die der Verf. für das wissenschaftliche Princip der

Hegelschen Philosophie ausgiebt, aus den Werken Hegel's zu widerlegen suchen." — Damit kann der Posaunist nur zufrieden sein, auf Widerspruch hat er gefaßt sein müssen; einen Gegner, der dem negativen Momente der Dialektik nichts vergeben will, und mit den Waffen des freien Gedankens den wahrhaft positiven Gehalt selbst aus den negativsten Sätzen der Posaune zu sichern unternimmt, muß er hochachten. Und wird die Wissenschaft durch solche Discussionen nicht auch gewinnen? Aber sind Alle, die bisher für Hegelianer galten, abgesehen von der entschiednen Linken, so braver Gesinnung und so voll Ernstes für die Wissenschaft, wie Hinrichs? Haben Alle das großartige Pathos und den beherzten Muth Marheineke's, unter den heutigen Zeitumständen ein Collegium anzukündigen über die Bedeutung der Hegelschen Philosophie für die Theologie? Haben wir viele auch nur so weit mit der Sprache herausgehende Werke als Vatke's Buch über die Freiheit, worin trotz des Verf. Bemühen, Theologie und Philosophie zu vermitteln, ein eben nicht gerade scharfsinniger Pectoraltheologe alsbald Pantheismus, Unpersönlichkeit Gottes u. s. w. herausgewittert hat? Haben Alle Micheler's Pietät für den seligen Meister, denselben in einer gegen den Erzfeind Schelling geharnischten Vorrede zu feiern mitten unter den Empfangsfeierlichkeiten für diesen? Treibt Alle das Gewissen, sich wie Hotho an Michelet's Seite zu stellen? Oder hatte der Posaunist Unrecht, Jene, welche bisher in träger Ruhe auf den Lorbeeren Hegel's ausruhend, beim Einzuge Schelling's gleich mit diplomatischen Bücklingen bei der Hand waren, um ebenso schnell Schellingianer zu werden, als sie sich früher an Hegel herandrängten, mit aller Kraft anzudonnern, um ihnen zum Bewußtsein zu bringen, was Hegel Jedem, der sich seinen Schüler nennen wolle, zumuthe, daß man erst den Proceß des Auflösens gründlich durchmachen müsse, bevor man ans Restauriren denken könne? Er hat bei dieser mächtigen Krisis, in welche der Hegelianismus äußerlich und innerlich zu treten von allen Seiten gezwungen worden ist, die Hände nicht in den Schooß legen wollen und geglaubt, derselbe sei durch Werke, wie etwa: „Principien der Ethik in historischer Entwicklung" für alle Zeiten gesichert. Er hat wohl eingesehen, daß es nöthig sei, bevor der Moment des Kampfes auf Leben und Tod wirklich eintrete, eine Säuberung des Lagers vorzunehmen, und Jeden zu entfernen, der in der Zeit der äußern Ruhe den Gebrauch der Waffen verlernt hat oder sich vor der schneidenden Schärfe derselben selbst fürchtet; den Gerüsteten und Todesmuthigen aber noch einmal ins Gedächtniß zurückzurufen, wie der geschiedne Heros im dialektischen Kampfe sie siegen gelehrt habe. Den Feinden aber, welche den errungnen Besitz, die bisherigen Sieger im Anbauen des gewonnenen Terrains verwegen störend, auf leichte Weise für sich zu occupiren denken, um ihren alten Kohl wieder einzupflanzen, mochte der Posaunist haben zeigen wollen, was man für Waffen im Schrein habe, thue es noch einmal Noth, für den freien Gedanken zu Felde zu ziehen.

Dies, glaubt Referent, ist die Absicht des Posaunisten gewesen und wie sehr er sich einerseits mit derselben für einverstanden erklären muß, weil sie wohl an der Zeit ist, eben so entschieden muß er auf der andern Seite die Form und Durchführung, in welcher sie erschienen ist, Hinrichs beistimmend, mißbilligen. Die Form der Anklage Hegel's ist eine durchaus unpassende, und die Anführung der sonst ganz gut gewählten Bibelstellen wird Vielen, wie Hinrichs richtig bemerkt, als eitel Blasphemie und Frivolität erscheinen, die zwar in den Anklagen der Verketzerer von Grunde des Herzens auch nicht gefehlt haben, die aber der Posaunist trotz seiner Genialität darin um so mehr nicht hätte nachahmen sollen. Hätte jede andre Form, in die er diese Geltendmachung der negativen Seite der Hegelschen Dialektik hätte einkleiden können, auch nicht so viel Aufsehen und Knalleffect gemacht, sie würde doch von einer bessern und nachhaltigern Wirkung begleitet worden sein. — Das ist, wie gesagt, eher für Gewinn denn Verlust anzusehen, daß in Berlin z. B. viele Leute, welche, immer bereit das zu werden und sich zu nennen, was gerade in der Mode ist, durch die rücksichtslosen Enthüllungen des Posaunisten sich für compromittirt und durch die Hinrichs'sche Vertheidigung nicht gnugsam sichergestellt halten, wohlgemuth zu Schellingianern sich umtaufen werden, um den empirischen Stoff unter gehöriger Anwendung der drei Potenzen und der berühmten Kategorie der Spannung mit Haut und Haaren im himmlischen Verklärungsleibe wieder zu gewinnen. Denn nachdem dieser früher so als Pantheist verschriene Philosoph die auch nach ihrer halbjährigen Zuhörerschaft noch ängstlichen Pectoralisten bei dem großen Religionsgespräche des Jahres 1842 in Berlin dahin beruhigt hat, daß sie in der nächsten Sommervorlesung über seine Orthodoxie die gehörige Aufklärung erhalten würden, kann man ja ohne Besorgniß Schellingianer werden. Auch, wenn ein Theologe, der früher allein durch Nachsprechung unverstandner Kategorien aus Daub'schen und Hegelschen Heften einiges Ansehen gewann und dazu verleitete, ihn für einen Hegelianer zu halten, vom Katheder erklärt, er danke Gott, diese abscheuliche Lehre nun los zu sein und sofort auf die Existenz des Teufels losdemonstrirt, um später seine vollständige Uebereinstimmung mit Hrn. Hävernick zu erklären, so können sich die wahren Freunde Hegel's nur freuen, mit solchen Leuten nicht mehr zusammengeworfen zu werden. Aber dennoch bleibt diese Form auch praktisch verfehlt. Das größere Publicum, durch die offnen Verhandlungen allmälig für oder gegen die He-

gelsche Philosophie interessirt, muß durch dergleichen Demonstrationen nothwendig verwirrt werden. Ganz aber ist der theoretische Zweck, den der Posaunist bei seiner Schrift gewiß gehabt hat, verloren gegangen. Er thut Hegel'n Unrecht, wenn es durch seine Anklage desselben den Anschein gewinnt, als wäre Hegel's philosophische Methode rein destructiv, als käme das positive Moment der Dialektik nicht zu seinem Rechte; da doch männiglich bekannt ist, wie Hegel außer seiner rein persönlichen Zuneigung für den Conservativismus, auf das Aufzeigen des Positiven ein großes Gewicht legt und zuweilen, wenn auch unbewußt, Manches in die philosophische Entwicklung sich einschleichen läßt, was der strenge Gedanke nicht für aus ihm selber hervorgegangen annehmen kann. Oder, wenn der Posaunist mit seiner Schrift hat sagen wollen, nur der negative Theil in Hegel's System sei wahrhaft philosophisch, der positive sei ein Rückfall vom philosophischen Princip, so werden diese Absicht nur diejenigen merken, welche ähnliche Gedanken haben, als der Verf. selbst, und für diese war seine Schrift überflüssig. — Es ist dadurch das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Der Posaunist stellt Hegel'n in ein falsches Licht, wenn er ihn bewußterweise nur zerstören läßt, und sich selbst benimmt er durch die Form seiner Schrift die Möglichkeit, aufzuzeigen, in wie weit er von Hegel abweicht, wenn dieser das durch den negativen Gang der Entwicklung Aufgehobne wieder zu poniren sich anschickt, wie das wahre Positive der philosophischen Dialektik immanent ist und nur herausgestellt zu werden braucht, nicht aber von auswärts herbei zu holen ist. Hätte der Posaunist diese seine Abweichung wissenschaftlich begründet in die Welt gesandt und nicht, wie Hinrichs richtig meint, pamphletistisch, die Erwiedrung dieses hätte ganz anders ausfallen müssen, als sie es wirklich ist. — Um dies zum Schlusse für den Punct, der gleichsam der Angelpunct der Hinrichsschen Widerlegung ist, nur noch kurz anzudeuten, hätte wohl Hinrichs dem Posaunisten gegenüber sagen können, er streite zwar mit dem Verf. für das Selbstbewußtsein, aber streite gegen seine Alleinherrschaft, wenn derselbe nachgewiesen hätte, was er unter Selbstbewußtsein versteht, daß er keineswegs dabei, wie Hinrichs meint, gleich Hegel, Encyklopädie §. 422, an das rein abstracte Selbstbewußtsein denkt, welches Ich=Ich sagt, sondern das Selbstbewußtsein erfüllt mit dem Inhalte des Bewußtseins, den selbstbewußten Geist, den Geist in der absoluten Form des Selbstbewußtseins? Hinrichs bringt eine Menge Stellen aus Hegel, wodurch er beweisen will, daß dieser Substanz, Vernunft und weiter Geist vom Selbstbewußtsein unterscheidet. Richtig. Aber alle diese Stellen hätte der Posaunist für sich eben so gut geltend machen können, wenn er nicht durch die Form seiner Schrift genöthigt gewesen wäre, sich auf das Wort Selbstbewußtsein zu pointiren, und sich selbst dadurch den Weg verbaut hätte, eine andre als die negative Seite des Selbstbewußtseins, wonach es allen Inhalt absorbirt, herauszukehren. Das Selbstbewußtsein als solches ist reine Formbewegung, Ich=Ich, abstracte Freiheit, reine Idealität u. s. f.; aber bleibt es denn diese reine Form? Selbstbewußtsein ist nicht Substanz, aber die Substanz kommt doch erst zur wahren Wirklichkeit, zur wahren Position, wenn sie sich in der Form des Selbstbewußtseins weiß. Selbstbewußtsein für sich ist nicht Geist, aber es wird ja, sich erfüllend mit dem Inhalte des Bewußtseins, denselben als den seinigen und als von ihm gesetzt erkennend zum Geiste, der allein die wahre Wirklichkeit und nur der Eine ist. Es ist kein andrer Geist, als der in der Ferne des Selbstbewußtseins sich selbst weiß, es ist keine andre wahre Wirklichkeit, als die in dieser Form als wahr gewußt wird. Ist der Geist, welchen Hegel den objectiven nennt, auf eine andre Art wirklich und lebendig, als wenn sein Inhalt, wie er in den Formen des Rechts und der Sittlichkeit im Laufe der Geschichte sich ausgeprägt hat, im Selbstbewußtsein des lebenden Menschen beständig sich reproducirt und von ihm als sein eigen erkannt, unsterbliches Leben hat? Hinrichs meint: „der Posaunist konnte nicht sagen: der Weltgeist ist das Selbstbewußtsein; er mußte sagen: der Weltgeist ist das allgemeine Selbstbewußtsein der Völker und Individuen: das Selbstbewußtsein als bloß einzelnes drückt das nicht aus." Ist denn das Selbstbewußtsein, erfüllt mit dem Inhalte des Allgemeinen, noch einzelnes Selbstbewußtsein? Selbstbewußtsein des einzelnen Menschen — oder allgemeines substantielles Selbstbewußtsein, insofern auch dieser Mensch nicht mehr bloß der einzelne Mensch ist, sondern erfüllt vom objectiven Inhalte der Geschichte, welchen er als den seinen erkennend in die Sphäre der Allgemeinheit erhoben ist? Will man alle Völker und alle Individuen als solche zusammenfassen, so hat man eben einen Begriff, der aber so lange abstract und ohne wahre Wirklichkeit bleibt, bis er im Selbstbewußtsein als Idee concret wird. Der Geist steckt doch nicht etwa in dem Buchstaben des geschriebnen Gesetzes oder in den Folianten der Geschichte? Kann man den absoluten Geist nach Hegel noch absoluten Geist nennen, wenn man das Selbstbewußtsein dabei wieder ganz aufgiebt? Ist in der Sphäre der Kunst der absolute Inhalt anders lebendig, als wenn das schaffende Selbstbewußtsein des begeisterten Künstlers ihm Leben giebt oder das anschauende Subject in ihm des Geistes schönes Abbild genießend wiedererkennt? Hat der absolute Geist in der Sphäre der Religion in den vergilbten Codicibus sein Leben oder gewinnt er erst wahre Wirklichkeit, wenn der Mensch, das Subject, das Selbstbewußtsein in dem seligen Bewußtsein seiner Einheit mit dem Allgemeinen frei und über alle irdische Fessel erhaben sich fühlt? Hinrichs bemerkt gerade gegen diesen

Punct Folgendes: „Der göttliche Geist ist anstatt das Sein, vielmehr das Nichtsein des Menschengeistes, sein Aufgehobensein: in Gott ist die Natur und der menschliche Geist auf unendliche Weise aufgehoben und erhalten: Gott ist ihre absolute Einheit, ihre reelle Idealität, kein Sein und Werden, kein Begriff und Idee, sondern in allem dem der absolute Inhalt. Das Wissen Gottes ist kein Wissen von etwas, sondern ist das Wissen an und für sich selbst: in Gott ist das Sein, die Existenz nicht vom Wissen verschieden und das Wissen nicht vom Sein, dergleichen endliches Sein und Wissen ist in dem absoluten Wissen Gottes aufgehoben. Das Wissen des menschlichen Geistes ist bloß relativ, nicht absolut, indem es sich auf das Sein als auf ein andres bezieht, ist es nicht das göttliche selbst, sondern weiß das göttliche. Der menschliche Geist ist nicht Gott selbst, sondern weiß Gott auf verschiednen Stufen des Bewußtseins." Diese Worte sind kein Citat aus Hegel, sondern eigne Worte Hinrichs', ja Referent getraut sich zu behaupten, Hegel konnte so nicht sprechen. Wie! der Mann, der durch die ganze lange Phänomenologie allein beweisen will, das wahre Sein aller Dinge im Himmel und auf Erden und ihr Begriff sei nicht verschieden, sollte haben sagen können, oder in dessen Geiste sollte Hinrichs sagen können: „das Wissen des menschlichen Geistes ist bloß relativ, nicht absolut rc." Nie und nimmermehr! Man hat es Hinrichs mehrfach vorgeworfen, daß er immer auf dem phänomenologischen Standpuncte stehen bleibe, vor der Genesis des Wissens zum Wissen selbst nicht komme. Referent gesteht, daß obiger Satz dies bestätigt. Wenn Hinrichs sagt: das Wissen des menschlichen Geistes ist bloß relativ, nicht absolut, indem es sich auf das Sein als auf ein andres bezieht, ist es nicht das göttliche selbst rc., so begreift man nicht, wie ihm das möglich war, da es doch erster Grundsatz fast des Hegelschen Standpunctes ist, daß das Wissen nicht wahrhaftes Wissen ist, wenn es im Verhältnisse der Relation stehen bleibt, wenn es sich nur auf das Sein, als auf ein Andres bezieht, daß es vielmehr erst wahrhaft Wissen wird, wenn der Wissende sich selbst im Objecte erkennt, Bewußtsein und Selbstbewußtsein im concreten Geiste sich zusammenschließen, wenn das Sein vom Wissen nicht mehr verschieden ist. Der göttliche Geist ist das Nichtsein des Menschengeistes, sein Aufgehobensein. Ganz gut, so lange dieser mit den Schranken der Endlichkeit behaftet ist — aber so wie diese fallen, er sich in dem ihm zuerst gegenüberstehenden allgemeinen erkennt und mit ihm zusammenschließt, tritt ja die Identität ein auch in der Sphäre des Absoluten. Man sieht, wie schwer es ist, aus dem Gegensatze der Vorstellung Gott und Mensch herauszukommen, wenn man mit demselben beginnt, und daher hatte Hegel wohl Recht, wenn er irgendwo behauptet, man solle in einer rein philosophischen Deduction des Ausdrucks der gewöhnlichen Vorstellung, Gott, lieber entrathen. — Verbieten es nun schon diese Aussprüche Hinrichs', seine Differenz mit dem Posaunisten für bloßes Wortgezänke zu halten, auch wenn man diesem für „Selbstbewußtsein" selbstbewußten Geist substituirte, so wird die Sache noch klarer durch Sätze, wie folgende. Hinrichs sagt: „wenn der Verf. sagt: das Selbstbewußtsein der Substanz ist bei Hegel das Selbstbewußtsein des endlichen Geistes, das Selbstbewußtsein ist bei ihm Alles; so ist das der Hegelschen Bestimmung der Substanz schnurstracks entgegen. Die Substanz ist nach Hegel nicht bloßes Ich oder Selbstbewußtsein, bloßes Subject, sondern substantielles Subject." Der Posaunist hat hier die Sache wieder durch die letzten Worte verdorben „das Selbstbewußtsein ist bei Hegel Alles", sonst hat er vollkommnes Recht auf Hegel sich zu berufen. Wenn der endliche Geist zum vernünftigen Selbstbewußtsein kommt, bleibt er ja nicht mehr endlich, sondern wird eben „substantielles Subject." Den Sinn von Hegel's Worten trifft Hinrichs nicht recht, wenn er nach Anführung der bekannten Stelle Phänomenol. S. 14 „Es kommt Alles darauf an, das Wahre nicht als Substanz rc. — in sich schließt" hinzufügt: d. h. die Substantialität ist unmittelbar Subjectivität durch unendliche Selbstvermittlung. Wie soll da die Substanz Subject bloß werden, Gott bloß im Menschen seiner bewußt werden? Gott ist nach diesen Worten Hegel's nicht das Werden der Substanz zum Subject oder Selbstbewußtsein, sondern ist „die Einheit seiner als der Substanz und des Selbstbewußtseins." Das ist so ein Aperçu, wie wir es nur von der rechten Seite gewohnt sind. Eine unmittelbare Vermittlung! Die wahre Subjectivität ist unendliche Selbstvermittlung der Substanz oder die Substanz wird Subjectivität durch unendliche Selbstvermittlung.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 138. **11. Juni.** **1842.**

Der Posaunist und das Centrum der Hegelschen Philosophie.

(Schluß.)

Hätte Hinrichs das folgende Citat aus Hegel „die lebendige Substanz ist das Sein, welches in Wahrheit Subject oder was dasselbe heißt, welches in Wahrheit wirklich ist, nur insofern sie die Bewegung des Sichselbstsetzens oder der Vermittlung des Sichandersiwerdens mit sich selbst ist" nur noch ein wenig weiter geführt, er hätte den Ausdruck „unmittelbar Subjectivität" gar nicht einmal hinschreiben können, denn Hegel läßt die Substanz wahrlich nicht unmittelbar Subject sein. Er sagt Phänomenol. S. 15: „Sie (die lebendige Substanz) ist als Subject die reine einfache Negativität, aber dadurch die Entzweiung des Einfachen, oder die entgegensetzende Verdopplung, welche wieder die Negation dieser gleichgiltigen Verschiedenheit und ihres Gegensatzes ist: nur diese sich wiederherstellende Gleichheit oder die Reflexion im Anderssein in sich selbst — nicht eine ursprüngliche Einheit als solche oder unmittelbar als solche, ist das Wahre. Es ist das Werden seiner selbst, der Kreis, der sein Ende als seinen Zweck voraussetzt und zum Anfange hat und nur durch die Ausführung und sein Ende wirklich ist." Wer hieran noch nicht gnug hat, lese die folgenden Seiten in der Phänomenologie selbst, wo die Fadheit der Idee des Lebens Gottes, wenn der Ernst, der Schmerz, die Geduld und Arbeit des Negativen darin fehlt, mit Worten auseinandergesetzt wird, wie sie in dieser Frische und in diesem wahrhaft philosophischen Enthusiasmus nur die Phänomenologie aufzuweisen hat. Fassen wir nun Selbstbewußtsein im vernünftigen Sinne als selbstbewußte Substanz und übersetzen danach Hinrichs' obige Worte: Gott ist die Einheit seiner als der Substanz und des Selbstbewußtseins = Gott ist die Einheit seiner als der Substanz und der selbstbewußten Substanz, so kommen wir auf den weiland Schellingschen Standpunct vom dunklen Urgrunde ꝛc. — Wer aber Hegel'n näher stehe, Hinrichs mit dieser Definition Gottes oder der Posaunist, überlassen wir dem Urtheile des Lesers.

Ganz unrechtmäßig beruft sich endlich Hinrichs auf Hegel dem Posaunisten gegenüber, wo er die Absolutheit der Persönlichkeit Christi beweisen will. Streit kann über Hegel's Meinung nicht sein in den Hauptstellen Phänomenol. S. 568 ff., Aesthetik II. S. 142 ff., Religionsph. II. S. 236, von denen Strauß Dogmatik II. S. 215—220 (welche meisterhafte Beweisführung Referent zu vergleichen bittet) zeigt, daß Hegel nicht sagt, daß ein Individuum aufsteht, welches sein Selbstbewußtsein als Eins mit dem göttlichen weiß; sondern daß es Glaube der Welt ist, daß der Geist als ein Selbstbewußtsein, d. h. als ein wirklicher Mensch da ist. Gestritten könnte werden über Geschichte der Philos. III. S. 7, allein Hinrichs passirt da zuerst ganz das, was er dem Posaunisten vorwirft, er variirt die Stelle. Sie heißt so: „Dies daß das Selbstbewußtsein das absolute Wesen oder das absolute Wesen Selbstbewußtsein ist, dies Wissen ist jetzt der Weltgeist. Er ist dies Wissen, aber weiß dies Wissen nicht; er schaut es nur an, oder er weiß es nur unmittelbar, nicht im Gedanken. Er weiß es unmittelbar, d. h. dieses Wesen ist ihm wohl absolutes Selbstbewußtsein, aber es ist in seiender Unmittelbarkeit ein einzelner Mensch. Dieser einzelne Mensch, der zu einer bestimmten Zeit gelebt hat und an einem bestimmten Orte, ist ihm dieser absolute Geist, aber nicht der Begriff des Selbstbewußtseins; oder das Selbstbewußtsein ist noch nicht erkannt u. s. w." Hinrichs citirt die betreffenden Worte so: „Er weiß es unmittelbar, d. h. dieses Wesen ist ihm wohl absolutes Selbstbewußtsein, aber ist in seiender Unmittelbarkeit ein einzelner Mensch, der zu einer bestimmten Zeit gelebt hat und an einem bestimmten Ort, ist so der absolute Geist, aber nicht ꝛc." Gerade dieses ihm ist hier sehr wichtig; es beweist, daß Hegel auch an dieser Stelle nur von dem Bewußtsein der Gemeinde spricht, gar nicht es positiv als seine Ansicht hinstellt, daß ein einzelner Mensch in seiender Unmittelbarkeit der absolute Geist gewesen sei. — Inwiefern nun aber diesem Bewußtsein der Gemeinde die unmittelbare Wirklichkeit entsprochen habe, d. h. wie das Selbstbewußtsein Christi beschaffen gewesen sei, ist eine andre Frage, auf deren Beantwortung Hegel sich nicht einläßt, die auch nicht hieher, sondern vielmehr in eine kritische Untersuchung der Evangelienberichte gehört. —

Referent glaubte, wenn auch die ganze Welt dagegen schreien möchte, insoweit die Partei des Posaunisten neh=

men zu müssen, wie er es hiemit gethan hat, und er hofft, daß Manche dasselbe darüber denken werden, als er. Doch spricht er nochmals seinen Wunsch aus, der Posaunist möge, auch wenn ihn das Treiben der Welt wieder dazu geneigt machen möchte, nicht noch einmal in die Posaune stoßen, sondern vielmehr die ächte Philosophie mit ernsthaften Deductionen vertheidigen gegen die schnöden Angriffe des Tages, und der Welt in weniger anstößigen Schriften zeigen, daß die wahren positiven Früchte nur aus der freien Philosophie erwachsen können, weil nur der Geist positiv ist, daß diejenigen aber ihren Schaden bald inne werden würden, die sich durch die verlegne Waare aus dem großen Ausverkauf zu Berlin zu bereichern suchen. Dann wird das Otterngezüchte zwar auch zischen und es an Maßregeln nicht fehlen lassen, aber ein vernünftiges Wort findet noch immer eine gute Statt, es ist vergeblich, ihm Maßregeln entgegenzusetzen, „das Feld wird es behalten." Daß aber bisher noch Niemand eingesehen und ausgesprochen hat, welch eine Erscheinung der sich selbst verspottende Jesuitismus sei, nimmt mich Wunder. Man bedenke doch, wie weit die Zeit über den wirklichen Jesuitismus hinaussein muß, wie wenig Hoffnung seine Heuchelei des Positivismus noch haben kann, wenn es auch nur einem Einzigen einfallen kann, ihn zu komödiren. Komödirt kann nichts werden, was nicht ostensibel und für alle Welt augenfällig eine unwahre, verschrobne Gestalt ist. Das ist jetzt das pietistische Heiligthum, der extreme Positivismus und sein Fanatismus, das ist dieses Puritanerpathos und der hohle Eifer einer vergangnen Weltansicht. Findet die Zeit erst Geschmack an dieser Komödie, so ist die Zeit der Gesellschaft Jesu, die den heiligen Stuhl Petri wieder aufrichtet, abgelaufen. Wird aber die Zeit zu dieser Form der Polemik gezwungen, weil ihr die directe Kritik verwehrt wird, so giebt man der Entwicklung statt des Fliegenwedels den Besen in die Hand; und, wie wir schon oben sagten, es wird sodann gar leicht das Kind mit dem Bade verschüttet.

Dr. Modus i. r.

Die Aquarell-Copien von Ramboux in der Gallerie zu Düsseldorf.

1. Einleitende Betrachtungen über den Zustand der jetzigen Malerei.

Daß in Deutschland (und in Frankreich, seit es von der deutschen Romantik ergriffen worden ist) die Malerei neuerdings einen Aufschwung genommen habe, der uns berechtigt, von einer modernen Epoche dieser Kunst zu reden, ist eine anerkannte Sache. Aber es ist schwer zu bestimmen, in welchem Stadium sie sich jetzt befinde, ob noch in dem der Lehrjahre oder schon im Uebergang zu den Meisterjahren. Fast könnte man geneigt sein, zu sagen, sie sei vor der Zeit aus der Schule gelaufen, habe sich die Meisterschaft angemaßt, unglücklicherweise haben die ersten Proben Glück gemacht, und nachher habe sich doch gezeigt, daß der Meister noch nicht gnug gelernt gehabt habe; sie gleiche frühreifen, altklugen Kindern und greisenhaften Jünglingen, wie sie unsre Zeit hervorbringt, und sie solle nur erst zusehen, daß sie wieder von vorne jung werde, um dann erst mit Ehren zu altern. Zugeben muß man gewiß, daß der Schwung, das Leben, das man hoffen durfte, als Karstens, Wächter, Schick, als später die Romantiker Overbeck, Schnorr, Veit, Cornelius, Schadow mit ihren ersten Werken hervortraten, sich immer noch nicht einstellen will und bereits so lang auf sich hat warten lassen, daß ein Kleinmüthiger alle Hoffnung aufgeben könnte. Zerstreutes Talent zwischen aufgespreizter Unfähigkeit, zersplitterte Vortrefflichkeit zwischen unendlich vielem Halben, Schiefen, Armseligen; unendliche Vielheit, deren Vereinzelung kein innres Band zusammenhält, keine Einheit in der Mannigfaltigkeit, kurz nichts Gemeinsames, kein großer Zug, der bei aller Selbständigkeit der Einzelnen alle durch Nationalität und Geist der Zeit verbundnen Kräfte nach Einem Gesetze gleichmäßig mit sich fortrisse, und ebendaher keine Gemeinsamkeit zwischen den Künstlern und dem Volke, oder umgekehrt, wie man will. Der Ursachen dieser Stockung giebt es eben so viele, als unsre Zeit Eigenschaften hat; wo man sie irgend anfassen mag, so stößt man auf ein Hinderniß der Kunst, und gerade da am meisten, wo der Unkundige nach dem Augenscheine die meiste Pflege finden wird. Wer sie alle aufzählen wollte, der müßte ein großes Gemälde der Zeitgebrechen entwerfen, und der Censor würde mit dem Schwamm zur Seite stehen und dafür sorgen, daß der Pinsel nicht allzu kühn werde.

Fassen wir, statt uns auf dieses bedenkliche Unternehmen einzulassen, nur den reinen Thatbestand ins Auge und nennen die offenbaren Hauptübel, an welchen eine in ihrem ersten Auftreten so frische Jugend krankt. Wir sehen zuerst nach den Stoffen der Kunst und decken die Wurzel des Siechthums auf, die allgemeine unendliche Unsicherheit in der Wahl der Gegenstände. Wo irgend in der Vergangenheit ein großes Kunstleben blühte, da schöpften alle höhern Zweige der einzelnen Künste aus Einer, ein- für allemal gegebnen, gemeinsamen Quelle von Stoffen, und diese Quelle war nichts Andres, als die Substanz des Volksgeistes. Die Kunst stellte dar, was in Aller Herzen gegenwärtig lebte, worin jedes Bewußtsein den Kern alles Daseins fand. Die Kunst traf im Volksgeiste und dieser traf in der Kunst sich selbst wieder an. Der Grieche bildete Götter und Heroen, und was waren diese Andres, als die verklärte Phantasiegestalt der sittlichen und

sinnlichen Kräfte seines Volkes? Der Italiener, der Deutsche im Mittelalter bildete und malte die Gestalten des christlichen Mythus, und was war dieser Andres, als das magische Spiegelbild des Gemüths, dem seine innre, noch verschloßne und weltlich nicht durchgebildete Unendlichkeit aufgegangen war? Die Zeit der Rückkehr zu antiken Gegenständen und Formen suchte in der heitern Sinnlichkeit der alten Fabelwelt ein entsprechendes Gegenbild für den frischen Weltsinn, das Behagen im Dasein, das die Völker fühlten, als sie so eben dem Geist einer finstern Askese entwachsen waren, und so subjectiv und unhistorisch auch im 16. und 17. Jahrhundert das Alterthum zubereitet und zugeschnitten wurde, es war doch ungleich mehr innres Verständniß, Wärme des Gemeingefühls mit dieser verschwundnen lachenden Welt vorhanden, als in unserm gelehrten und freudlosen Jahrhundert, so wie die Schauspieler auf Shakespeare's Bühne die alten Helden in Federhut und Pumphosen gewiß viel antiker spielten, als die unsern in ihrer archäologischen Garderobe. Wo aber diese Zeit den bereits ausgelebten christlichen Mythus noch auszubeuten fortfuhr, bestrafte sich dieser Widerspruch mit der Gegenwart und dem Bewußtsein des Jahrhunderts alsbald durch eine entstellende Einmischung der weltlichen Stimmung in den geistlichen Stoff, durch den Ausdruck der Ueppigkeit und Empfindsamkeit. Aber auch der antike Stoff blieb freilich immer ein geborgter, da doch ein- für allemal Zeit und Volk in der Kunst mit vollem Recht sich selbst ausgeprägt sehen will. Die Kunst verließ ihre Stelle, rückte nach dem Norden, und zum ersten Mal trat die nächste, unmittelbare Wirklichkeit mit der Behauptung des vollen Anspruchs auf eine Stelle unter den Kunststoffen auf. Der Niederländer malte derbe Volkslust und behagliches Bürgerleben, und was war das Andres, als das Ebenbild des tüchtigen, wohlbestellten und bequemen Daseins seiner Nation? Der Franzose der Revolutionszeit ging ins classische Alterthum zurück und malte römische Helden; theatralisch gnug, aber der revolutionäre Wille traf sich und seinen straffen Entschluß in dieser Kunst wieder an. Also immer und überall, wo Kunstleben war, hatte es seine Wurzel im Bewußtsein der Nation, und nahm daraus seine Stoffe.

Nun, und was malen denn wir? Wir malen Alles und noch einiges Andre. Wir malen Götter und Madonnen, Heroen und Bauern, so wie wir griechisch, byzantinisch, maurisch, gothisch, florentinisch, à la renaissance, Rococo bauen und nur in keinem Styl, der unser wäre. Wir malen, was der Welt Brief ausweist; wir sind der Herr Ueberall und Nirgends. Da ist keine Mitte, keine Hauptgattung, kein Hauptgericht zwischen all den Zuspeisen, Süßigkeiten, Zuckerbäckereien, unter denen die Tafel seufzt. Reflectirend und wählend steht jetzt der Künstler über allen Stoffen, die jemals vorhanden waren, und sieht den Wald vor Bäumen nicht. Dies ist das bedenkliche Prognostikon unsrer modernen Kunst. Niemals fragte man in einer schwungvollen Periode der Kunst, was denn darzustellen sei? Das war ein- für allemal ausgemacht, man wußte es nicht anders, es war durch das gemeinsame Bewußtsein des Volkes und der Künstler gegeben, und dieser durfte nur in den gegebnen Reichthum hineingreifen. Unsre Kunst ist entwurzelt, sie flattert bodenlos in den Lüften, weil sie nicht eine absolut gegebne Welt von Stoffen mit der Substanz des Volksbewußtseins gemein hat; sie ist heimathlos, ein Vagabund, der Alles kennt und kostet und dem es mit Nichts Ernst ist, unsre Kunst ist der Verstorbne, der Semilasso, der Vergnügling, kurz der Graf Pückler-Muskau.

Hüten wir uns wohl, ihr allein die Schuld davon beizumessen; böte nur die Zeit ein fruchtbares Erdreich, sie könnte und müßte Wurzel schlagen. In der Zeit selbst liegt das Uebel. Ich fasse es in der Mitte und sage: unsre Zeit hat keine Gegenwart, sondern nur eine Vergangenheit und eine Zukunft. Wir ringen nach neuen Lebensformen; sind sie erst da, so wird die Kunst ihren Stoff haben. Denn, so Gott will, so werden es Formen sein, worin die absoluten Bedingungen aller Kunstdarstellung, Charakter, Individualität, Natur sich wieder regen dürfen. Es wird wieder Helden geben, und sie werden hoffentlich keinen Frack, keine Cravatte tragen; es wird Gelehrte und Beamte geben, die zugleich Männer sein und nicht auf zehn Schritte nach Acten- und Schulstaub riechen werden; es wird Menschen geben, die lachen und singen und tanzen und denen man nicht in jedem Zug ansieht, daß hinter der nächsten Ecke ein Polizeidiener steht. Aber gut Ding will gut Weil. Da nun die alten Stoffe ausgelebt, neue aber noch nicht gegeben sind, die Kunst jedoch inzwischen die Hände verlangend schon ausstreckt, was soll sie denn in dieser kritischen Zwischenzeit thun? Die Hände in den Schooß legen kann sie und soll sie nicht. Also herumtüpfeln an X. Y. Z., herumnaschen an allen dagewesnen Stoffen und in keinem zu Hause sein? Das scheint die traurige Consequenz. Aber laßt uns sehen, ob denn wirklich nichts Andres bleibt.

Hat denn wirklich unsre Zeit keine Substanz, unser Bewußtsein keine Heimath, unser Wille kein Pathos? Wohl, er hat es; aber es ist ein Pathos der Zukunft. Wir sind nicht todt, aber wir sind eingepuppt, dick eingesponnen, und wir fangen an, uns zu regen, um auszuschlüpfen. Dies ist nun freilich für den Künstler ein schlechter Trost; künftige Thaten kann er nicht malen und gegenwärtige giebt es nicht. Indessen halten sich diejenigen, die noch so viel gesunden Tact haben, abgelebte Stoffe von der Hand zu weisen, in dem ehrenwerthen aber untergeordneten Zweige der Genre-Malerei an die Rechte alter volksthüm-

licher Zustände, deren schöne, aber dem Untergang geweihte Unmittelbarkeit der Kunst noch einige Wassertropfen auf die zur Scherbe verlechzte Zunge gießt; sie suchen die Völker auf, deren naive Sitte und Tracht noch nicht von der alle Welt beleckenden Cultur ereilt ist. Allein es wird nicht lange dauern, so wird das Alles weggemalt sein; ich sage: weggemalt, denn diese naiven Zustände sind, so hörte ich es von einem düsseldorfer Freunde treffend ausdrücken, wie die Unschuld: der Moment ihrer Entdeckung ist ihr Ende. Wird sich erst das sittliche Leben der Menschheit eine neue Gestalt gegeben haben, so wird mit dieser auch eine würdigere, dem Maler willkommne äußre Erscheinung gegeben sein, und diese wird dauern, wird Stand halten. Wir können z. B. in der Tracht, die ja hier ein so wesentliches Moment ist, drei Formen oder Stadien unterscheiden. Die erste Form ist die Volkstracht. Sie ist, wie das Volkslied, instinctmäßig entstanden und wird instinctmäßig festgehalten. Das Instinctleben des Geistes hält aber gegen die eindringende Bildung und die koketten Reize ihrer würdelosen Tracht niemals Stand, so wenig als die Jugendträume gegen die Erfahrung; und wenn man Blut weinen möchte beim Anblick des Palikaren, der zum Fehs, zur goldgestickten Jacke, zum Gürtel voll kostbarer Waffen, zur Fustanella einen Regenschirm, Halsbinde und Glacéhandschuhe trägt: es hilft Alles nichts. Das geht Alles weg, wie die Frühlingsblüthe. Die zweite Hauptform ist die Mode, sie entspricht dem Standpuncte der Reflexion, des verständigen Denkens, und ist daraus hervorgegangen; sie ist phantasielos, eitel, vor dem Spiegel erfunden, durchaus bewußt und berechnet, nivellirend gegen alle Völker-Individualitäten gemäß der abstracten Verstandeskategorie der Allgemeinheit, und endlich absolut veränderlich, denn die Reflexion ist wesentlich unruhig, zupft und nörkelt immer und will stets aufs Neue zeigen, daß sie die bewußte und absichtsvoll wählende Schöpferin ihrer Formen ist. Aber der dritte Standpunct, der nicht ausbleiben kann, ist der der Idee oder des vernünftigen Denkens, d. h. der klaren Einsicht in die der organischen Form und ihrem hohen Adel, zugleich aber den klimatischen und nationalen Bedingungen wahrhaft entsprechende Form, in welcher die Natürlichkeit der Volkstracht sich durch die Vermittlung der Kunst in höherer Weise wiederherstellt. Die Natur wird aus dem Bewußtsein, in das sie eingesunken ist, wieder hervorgehen und mit Bewußtsein festgehalten werden; der Gang ist, wie in aller Bildung, der Fortschritt von der kunstlosen Natur zu der naturlosen Kunst und dann die Rückkehr zu einer Natur, welche zugleich Kunst ist. Eben so wird es sich im Staate, in der Sitte verhalten. — Da nun jene Stoffe in die Länge nicht vorhalten, so bleibt als weitrer Boden, auf dem der Künstler in Erwartung beßrer Zelten sich einstweilen ansiedelt, die Landschaft, die Thierwelt. Wie weit die Cultur auch gegen diese Gebiete ihre Marken vorschieben mag, ganz sind sie nicht zu zerstören. Die ewige Sonne wenigstens kann man uns nicht nehmen, die Luft nicht censiren, den Bäumen und Wellen ihre polizeiwidrigen geheimen Gespräche nicht untersagen, die Vögel des Himmels nicht numeriren und nach Sibirien schicken. Allein auch dies ist zwar ein sehr ehrenwerther, aber doch immer ein untergeordneter Zweig der Kunst; sie will einen schlechtweg bedeutenden Stoff, eine Hauptgattung als Mitte und Halt für ihre Seitenrichtungen, einen Stamm für ihre Aeste.

Was bleibt denn aber, wenn das Alles noch keinen hinreichenden Inhalt giebt? Das bleibt, woraus die Zeit selbst ihre großen Lehren für die Zukunft nimmt; der unendliche Stoff bleibt, aus dem die werdelustige Zeit die Kraft zu neuem Leben schöpft: die Vergangenheit, die Geschichte. Wir wollen wieder Geschichte haben, und darum ist die Geschichte, die da war, unsre Nahrung. Für Niemand mehr als für die Deutschen gilt es, daß ihr Grundmangel und Erbfehler ihr ungeschichtlicher Charakter ist. Wir innerliches und transcendentes Volk haben es bisher noch nicht verstanden, Erfahrungen zu machen; wir waren überall und nirgends zu Hause, wir sahen nach den Vögeln, indem man uns den Stuhl unter dem Leibe wegzog. Endlich fangen uns die Augen an aufzugehen, wir studiren Geschichte. Das heißt nicht: wir studiren, wann man in England die Wölfe ausrottete, oder wie viele Seelen das Hausruckviertel zählt; nein, es heißt: wir leben uns in die großen kritischen Momente der Geschichte ein, in die Glanzblicke, wo die bewegende Seele des Völkerlebens auf die Oberfläche hervortauchte; es heißt: wir fassen jede Wissenschaft, und die abstracteste, die Philosophie, zuerst, im weltgeschichtlichen Sinne und holen ihre versäumte Anschließung ans Leben nach. Dies ist unser Pathos, dies die Stelle, wo uns die Gottheit erscheint. So thue denn die Kunst deßgleichen; sie male immerhin Götter, aber unsre Götter, die Geister der Geschichte, und sie wird nicht kalte Bewundrung weniger gelehrten Kenner, nicht den unreinen Beifall weniger Zeloten des Mittelalters zum Danke haben, sondern sie wird die Herzen ihres Volks erschüttern, sie wird kein Fremdling mehr sein, sondern ihre Heimath haben, wo das gegenwärtige Bewußtsein der Menschheit sie hat.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 139. 13. Juni. 1842.

Die Aquarell-Copien von Ramboux in der Gallerie zu Düsseldorf.

(Fortsetzung.)

Ich habe in diesen Blättern schon mehr als einmal, jedoch in anderm Zusammenhange, auf diese höchste Aufgabe der jetzigen Kunst hingewiesen. Meine frühere Entwicklung ging vom metaphysischen Standpuncte aus; sie untersuchte, ob der Maler, wie unsre neu-katholischen Romantiker wollen, auf dem Standpuncte der Transcendenz stehen solle, und behauptete mit Nachdruck den der Immanenz; d. h. sie verlangte, daß uns der Maler den Gott, der wahrhaft gegenwärtig in der Geschichte und ihrem unzerreißbaren Zusammenhang sich offenbart, nicht den Gott, der in Mirakeln von außen hereingreift, zur Erscheinung bringen solle. Darum handelt es sich, wenn man die Propheten, die Engel, den ewigen Juden in Kaulbach's Zerstörung Jerusalems tadelt, nicht um den Gegensatz zwischen historischer Richtigkeit und Poesie, wie ein Berichterstatter über dieses Gemälde in der Beil. z. Allg. Zeitung (März 1842, N. 64) meint. Ich ergänze aber jetzt meine frühern Bemerkungen durch die Berufung auf das Verhältniß der Kunst zum Leben, zum nationalen Bewußtsein. Weil der Standpunct der Transcendenz, wie ich früher nachwies, an sich ein falscher ist, so haben wir ihn verlassen, und weil wir ihn verlassen haben, so rührt uns der Künstler nicht, der den göttlichen Geist der Geschichte nicht in der Geschichte selbst darstellt, sondern herauszieht und neben sie hinklert. In der That kann dieses Werk Kaulbach's den besten Beweis davon abgeben, wie unsre Künstler noch keinen festen Boden haben. Kaulbach wählt mit dem Tacte des Genies diesen erhabnen Stoff, als fühlte er die Bestimmung in sich, der Malerei ihren neuen, allein wahren Weg zu weisen, und in der Ausführung verdirbt er ihn, indem er den ungeheuren geschichtlichen Geist, der so mit Flammenschrift in ihm leuchtet, daß es wahrlich keiner mythischen Nachhilfe zu seiner höhern Deutung braucht, in visionärer und legendenhafter Weise auffaßt. Ueberhaupt wie wenig haben unsre Künstler noch die Aufgabe der neuen Kunst begriffen! Welche ungehobnen Schätze liegen in der Zeit der Völkerwandrung, im Mittelalter, in jenem Kampfe seiner mit sich entzweiten Seele, des Kaiserthums und Papstthums, in der Reformationszeit und noch im dreißigjährigen Kriege! Es ist in der Poesie, wie in der Malerei; uns fehlt noch das historische Drama. Goethe betrat im Götz die Bahn, aber sein weicher und weiblicher Geist nöthigte ihn auf andre Wege; Schiller bemächtigte sich der großen Aufgabe, keine Poesie hat noch die Nation so ergriffen, wie sein Meisterstück, der Wallenstein, sein Schwanengesang, der Tell; aber der Tod rief ihn ab. Auf diesem Wege und keinem andern blühen neue Lorbeeren, wir warten noch auf unsern Shakespeare. So sieht man auch in der Malerei Anfänge und dann verschwindet der Faden wieder. Cornelius ist nicht auf der Bahn fortgegangen, die er in seinen herrlichen Zeichnungen zum Nibelungenliede betreten hatte. Die deutsche Heldensage nimmt unter den ächt geschichtlichen Aufgaben, die unsrer jetzigen Malerei gesetzt sind, einen der ersten Plätze ein. Ich werde Gelegenheit finden, ein andermal diese Behauptung zu begründen, und es wird mir leicht sein, den Einwurf zu beantworten, wie ich gegen mythische Stoffe mich so eifrig erklären und doch diesen so nachdrücklich empfehlen könne. Wer die Nibelungen und Gudrun kennt, wird mich zum Voraus verstehen. Nachher ist Cornelius Mythenmaler geworden und je mehr er selbst innerhalb dieser Sphäre, in der Zerstörung Troja's besonders (die freilich als ein Theil der griechischen Heldensage, worin er die außerweltlichen Personen aus dem Spiele lassen konnte, unter die glücklicher gewählten Stoffe gehört) sein mächtiges und gesundes Talent bewiesen hat, desto mehr ist zu bedauern, daß er seinen wahren Beruf nicht erfaßt hat. Welche Kräfte sind an sein jüngstes Gericht verschwendet! Ja verschwendet, denn welchen Genuß kann mir ein Kunstwerk gewähren, das mir die crasse Dogmatik verschwundner dunkler Jahrhunderte aufdringt, und mir erst, nachdem ich mit allen Kräften über die Empörung gegen den rohen Stoff Meister geworden bin, eine abstract formelle Bewundrung des Geleisteten erlaubt? Und dagegen beruft sich der Maler doch nicht gar auf Mich. Angelo? Wie sonderbar! Mich. Angelo malte den Stoff, den damals alle Welt glaubte, bei dessen Vorstellung jedem Zeitgenossen das Blut in den Adern geraun, und Cornelius malt denselben Stoff dem kritischen neunzehnten Jahrhundert. Da sitzt es ja eben, und hier muß deutlicher als

irgendwo Sinn und Wahrheit meiner Behauptung in die Augen springen. Sehr muß ich bedauern, daß ich die Fresken des wackern Schnorr in der Residenz zu München nicht anders, als flüchtig gesehen habe, da ich mit dem Volksschwarm durchgejagt wurde, wie es in dieser höflichen Stadt zu geschehen pflegt. Schnorr hat sich ganz in dem Felde niedergelassen, das der neuen Kunst ein- für allemal angewiesen ist, in der Heldensage und Geschichte des Vaterlandes. Peter Heß bewegt sich in der neuern Kriegsgeschichte; ein Stoff, der jedoch mit richtigem Tacte, wie geschichtlich bedeutend auch der einzelne Gegenstand sein mag, zum Genre gerechnet wird, weil es der modernen Form der Kriegsführung an aller künstlerischen Idealität mangelt; man betrachte z. B. das Meisterwerk der Schlachtmalerei, die Alexanderschlacht in Pompeji; man sehe, wie hier die Spitze der Entscheidung im unmittelbaren Zusammenstoß der beiden königlichen Führer sich zusammendrängt; man erwäge dann, wie durch die jetzige Mechanisirung des Kriegs dem Feldherrn nur die Intelligenz, nicht die sinnliche Mitthätigkeit, dies in aller Kunst wesentliche Moment zufällt: so wird man sich einleuchtend überzeugen, wie Vieles dem modernen Schlachtbild zum historischen Gemälde fehlt. Im Allgemeinen erscheint die münchner Schule gegenüber der düsseldorfer gemäß dem südlichen Charakter unbefangner, derber, saftiger, energischer. Die Düsseldorfer zeigten von Anfang an keine geringe Gabe von Sentimentalität und die entsprechende Neigung, ihre Stoffe beim lyrischen Dichter zu holen, einen musikalischen Klang des Gefühls zur breiten drastischen Ausführung des historischen Gemäldes auszupressen: eine ächt moderne Erscheinung und nur in einer so aller festen Basis beraubten Kunstperiode möglich. Die Sentimentalität läßt sich nicht gern mit dem Leben ein, das Getümmel der Welt dünkt ihr unedel, die Flucht aus derselben, die Zustände des in sich brütenden Gefühls, die Stille der Einsamkeit, der Tod handlungsloser Ruhe erscheinen ihr idealer. Diese abstracte Idealität bedarf zu ihrer Ergänzung der einseitigen Realität; Naturalismus und Komik sind durch die sentimentale Stimmung als ihr Gegensatz schon an sich gefordert, wie in der Poesie bei J. Paul. Daher steht Schröder dieser Schule so wohl an; wenn man nur nicht — ohne seine Schuld — auch ihm anfühlen würde, daß wir in einer Zeit leben, welcher Spaß und Lachen nicht recht von der Leber geht. Bendemann scheint geneigt zu sein, in jenem hinsterbenden Schlummerleben der Wehmuth zu beharren. Auf eine höchst erfreuliche Weise hat Lessing angefangen, aus der thatenlosen, trauernden Innerlichkeit sich herauszuarbeiten, das Epos der Geschichte aufzuschlagen und Thaten der Männer darzustellen. Zwar in seinen Ezzelino kann ich mich nicht ganz finden; der Stoff ist am Ende doch zu obscur, um mit solchem Aufwande behandelt zu werden, auch will mir der Tyrann mehr soldatenmäßig als heroisch vorkommen, was ihm bei aller Wildheit doch nicht fehlen sollte. Eine ganz glückliche und zeitgemäße Wahl aber ist sein Huß vor der constanzer Versammlung. Ich wünsche ihm Glück zu neuen Bahnen, und wenn erst seine volle Kraft in dieser Richtung sich ergießt, so wird sich auch seine übrigens so meisterhafte Landschaft von einem höchst störenden Zusatze reinigen, der geradezu als Verirrung eines noch unreifen Triebs in ein fremdartiges Gebiet, eine Ablagrung am falschen Orte, als eine historische Gicht des Landschaftmalers anzusehen ist. Ich meine seine novellenartigen Staffagen. Als schlagendstes Beispiel hievon kann uns sein treffliches Waldstück mit der uralten Eiche dienen, unter dem Namen „die tausendjährige Eiche" bekannt, in Frankfurt befindlich. Eine tiefe Waldschlucht im Gebirge; an jähem Absturz zwischen zerklüftetem, von wuchernden Waldkräutern bedecktem, von einer Quelle durchrieseltem Gestein steht eine uralte Eiche zwischen stämmigen hohen Buchen und verschlingt die weit ausgreifenden knorrigen Aeste mit diesen zu einem dichten Laubdach, durch das kaum ein Blick des Himmels dringt. Durch die Stämme verliert sich der Blick in der tiefen Bläue des fernen waldigen Grundes. Eine unendliche Wald-Einsamkeit; man meint den feuchten Geruch der Moose zu riechen, hallende Töne, Sausen und Weben, den Hammerschlag der Berggeister in der Tiefe zu vernehmen, und es ist, als müßte das Herz an diesem König der Bäume, dem ehrwürdigen Zeugen eines gewaltigen elementarischen Lebens, diesem uralten Waldgreis, an dessen unbewegtem Scheitel Jahrhunderte vorübergingen, den Antheil nehmen, den es an einem ehrwürdigen, das gewöhnliche Maß unsers Geschlechts weit überdauernden Menschenleben nimmt; ja wir sind jetzt geneigt, das dumpfe Gedränge der hinfälligen kleinen Menschen diesem gediegnen, um die zerrüttenden Leidenschaften des heißen Menschenherzens unbekümmerten, kühlen und stillen Walten bauender Naturkräfte gegenüber gering zu schätzen, dem wir doch zugleich etwas von einer menschlichen Seele leihen. Aber was schleicht sich zwischen unsre Betrachtung? Welches frostige und unzeitige Grübeln stört unsre Empfindung? An der Eiche ist ein Muttergottesbild, vor ihm knieen betend eine Dame und ein Ritter in wohlgewählter romantischer Garderobe; sie scheinen auf der Reise zu sein, denn zwei Pferde, ebenfalls sorgfältig umhängt mit ritterlichem Reit- und Reisezeug, trinken am Bach. Was wollen diese Leutchen? Sind sie nur so unterwegs, oder hat der Ritter die Dame entführt und beten sie nun für das Glück ihrer Liebe, liegt vielleicht eine bestimme Novelle zu Grunde, oder ist es freie Phantasie, oder — oder? Kurz, wir grübeln, statt zu genießen; der ästhetische Eindruck der Landschaft als Landschaft ist aufgehoben, die Staffage zieht anspruchsvoll das Interesse auf sich, das ungetheilt jener

gehören sollte, und der Künstler hat sein eignes Werk entzweigeschnitten. Ich weiß wohl, was man mir einwenden wird, und erörtre daher hier einen Punct, den ich in diesen Blättern (Aug. 1841. N. 30) zu untersuchen versprach. Man wird mir die kleine Abschweifung verzeihen.

Die elementarische Natur mit dem Pflanzenreiche erscheint dem menschlichen Bewußtsein durch eine dunkle Symbolik des Gefühls als ein objectiver Wiederschein seiner eignen Stimmungen. Der Aether scheint die Erde mit Liebe zu umarmen, stolz steigen die Berge, in Sturm und Wasserfall grollt etwas wie menschlicher Zorn, durch die Bäume geht ein halbverständliches Flüstern, im Morgen haucht frisches Kraftgefühl, im Abend Ruhe und Sanftmuth. Es liegt im Wesen des Geistes, sich selbst in der Natur, seiner Mutter, wieder zu suchen und so die zerfallnen Pole des Universums wieder zu einigen, die Urperson herzustellen. Der Zauber des Landschaftgemäldes hat in dieser Uebertragung seinen Grund; die Natur spricht, sie tönt uns als verhallendes Echo unsrer Seele. Es beruht aber dieses Geheimniß der landschaftlichen Stimmung auf einem Acte, der als eine Einheit zweier Momente zu fassen ist. Das erste ist ein Leihen; denn da wir uns wohl bewußt sind, daß die Natur, das stumme Reich der Nothwendigkeit, nichts von den Gefühlsbewegungen des subjectiven Lebens weiß, so müssen wir ihr eine Theilnahme an diesen erst unterlegen. Nicht, als ob wir dies mit Reflexion wie ein Geschäft vornähmen; mit dem Augenblicke, wo wir die Natur vom ästhetischen Standpunct anschauen, ist sogleich auch jene Unterschiebung da, denn wir sehen in Allem den Menschen. Doch fühlen wir, obzwar dunkel, recht wohl, daß dies ein bloßes Leihen sei, und dies ist das andre Moment. Wir geben aber darum dieses Leihen nicht auf, sondern wir vollziehen nun die Vorstellung, welche logisch ein Widerspruch, ästhetisch aber vom größten Reize ist, als ob die Natur zu gleicher Zeit eine die Stimmungen des menschlichen Gemüths vorbildende oder wiederholende Seele in sich bärge, und dennoch in ungetrübter Objectivität und Gesetzmäßigkeit nicht um die Schmerzen des subjectiven Lebens wüßte. Dies ist die Einheit, worin jene beiden Momente wieder ineinander aufgehen. Die schöne Natur gemahnt uns daher wie solche menschliche Zustände, in welchen die Kämpfe der Freiheit, des Selbstbewußtseins noch schlummern oder zur Ruhe zurückgekehrt sind. Daher liebt die Landschaftmalerei mehr ruhige und große, als stürmische Naturscenen; doch auch die letztern bringen auf uns einen Eindruck hervor, als sähen wir die Kämpfe der moralischen Welt ohne die Schmerzen des Selbstbewußtseins darin abgebildet. Daher die Rührung und Wehmuth, das Sentimentale, was in aller landschaftlichen Stimmung liegt, daher umgekehrt der Hang der sentimentalen Poesie zur Landschaftmalerei; daher hatten die Alten keine Landschaft, weil sie, selbst noch fest im ruhigen Gleichgewicht des Geistes- und des Sinnenlebens, sich nicht nach dem Frieden der Natur als nach einem verlornen Gute sehnten.

Der eigentliche Inhalt des Landschaftgemäldes ist demnach ein Wiederschein des subjectiven Lebens im Reiche des objectiven Naturlebens. Jetzt wird ein Landschaftmaler von Lessing's Denkart sagen: gut, und eben weil ein Anklang menschlicher Stimmung in der Landschaft liegt, so hebe ich nur die durch jene dunkle Unterschiebung in sie gelegte Seele noch ausdrücklich hervor, indem ich eine Staffage hinzugebe, welche ganz im Sinne der in der Landschaft herrschenden Stimmung componirt ist; ich sage nur dasselbe, was ich in der ganzen Landschaft in objectiver Natursprache sage, deutlicher auch in subjectiver menschlicher Sprache; ist es der Mensch, der eigentlich der Landschaft ihre Stimmung erst leiht, so ist es ja ganz in der Ordnung, die Landschaft mit Menschen zu beleben, welche, in irgend einer bedeutendern Situation begriffen, den Zuschauer erinnern, daß die Natur ihre tiefere Bedeutung für den Geist eben nur dem Geiste dankt. Dieser Schluß aber ist genau das Gegentheil des Richtigen. Denn gerade das Ineinandersein der oben genannten zwei Momente ist das Specifische der landschaftlichen Stimmung: ein Gefühl, daß ich der Landschaft ihre menschliche Seele bloß leihe und ein trotz diesem Gefühl fortgesetztes Leihen. Giebt nun der Künstler zur Landschaft eine Staffage, welche durch eine bedeutendere Situation die Aufmerksamkeit auf die Vorgänge des menschlichen Lebens hinüberlenkt, so erinnern wir uns plötzlich, daß Gemüth und Geist nur im Menschen zu suchen sind, und jenes Leihen hört auf, unser Interesse ist mit einem zuckenden Stoße auf eine andre Seite hinüber versetzt, wir bekümmern uns um die Schicksale des Menschen und nicht mehr um seine bewußtlose Naturumgebung. Aus dem Reich der Nothwendigkeit sind wir in das der Freiheit geworfen, und indem dennoch jenes den ursprünglich beabsichtigten Anspruch auf unsre vorzügliche Theilnahme fortbehauptet, so gehen wir zwischen zwei widersprechenden Stimmungen hinüber und herüber und werden dadurch verdrießlich. Es sind zwei Sprachen, zwei Mittelpuncte in Einer Darstellung, die einander aufheben. Im Landschaftgemälde ist das eigentliche Subject die Natur, nicht der Mensch; tritt dieser mit dem Anspruch darin auf, daß wir uns für ihn interessiren, so hat das Gemälde zwei Subjecte, und die Einheit, d. h. das Kunstwerk ist aufgehoben. Mag diese Staffage noch so sehr im Sinne der Landschaft componirt sein, dies macht keinen Unterschied; denn wo einmal das menschliche Thun und Treiben in den Vordergrund tritt, kann die Landschaft zwar immer noch das untergeordnete Interesse eines verhallenden Nachklangs der menschlichen Handlungen in der Natur, aber nimmermehr das Hauptinteresse für sich in Anspruch nehmen, und indem das

Kunstwerk doch Landschaftgemälde zu sein sich die Miene giebt, hat es sich selbst das Spiel verdorben. Die Staffage muß daher durchaus anspruchlos sein, sie darf den Menschen nur in Zuständen darstellen, in welchen er, fern von moralischen Zwecken und Kämpfen, harmlos das elementarische Leben gleichsam durch sich hindurchziehen läßt und in ihm aufgeht: ruhig Gelagerte, Wandernde, Hirten und Jäger, die im steten Umgang mit der Natur selbst etwas von ihrer Unmittelbarkeit annehmen. Namentlich sei die Kleidung nicht pretiös und erinnere nicht zu augenscheinlich an die künstlichen Bedürfnisse der menschlichen Gesellschaft. Daß Lessing auf diese ein Gewicht legt und die Kleiderkästen des Mittelalters sorgfältig ausbeutet, liegt theils in der Vorliebe der neuern Schulen für mittelalterliches Beiwerk überhaupt, theils aber in den novellenartigen Motiven seiner Staffage. Im Städelschen Institut befand sich an Ostern 1841 noch ein Waldstück, wo ein Ritter in voller Rüstung an einem Brunnen sitzt und sein Pferd saufen läßt; eine ganz störende Beigabe. In der Kunstausstellung ein weitres Waldstück von ebendemselben, dunkel und düster, von ergreifender Wirkung: im tiefen Waldesdunkel ein Köhler an einem Kohlenhaufen, der Wind braust hinein und weht den qualmenden Rauch nach dem Walde; soweit war die Staffage höchst lobenswerth. Nun hält aber ein Ritter (oder Bandit?) zu Pferde vor dem Kohlenhügel, er scheint den Köhler etwas zu fragen; was will er? Ist es der Ritter, dem dieser Köhler dient, ist es ein Räuber, der nach Beute fragt, oder was? Wir besinnen uns auf ein genreartiges oder balladenartiges Motiv, und das Landschaftgefühl als solches ist aufgehoben. Ein zerstörtes Raubschloß in wilder Landschaft, noch rauchend, im Vordergrund ein getödteter Räuber, schwankte ebenfalls zwischen Novelle und Landschaftbild.

Man hört für eine solche Erhöhung der Landschaft in das Genre oder die Historie häufig noch ein andres Moment geltend machen. Die getrennten Zweige der Malerei in einer höhern Gattung zu vereinigen, Historie oder Genre und Landschaft zu verschmelzen, erklärt man für ebenso lobenswerth, als überhaupt jedes Streben, getrennte Glieder eines Ganzen organisch zu verbinden. Als ob nicht jedes Menschliche, und so auch jeder Zweig der Kunst gerade in seiner Trennung und Selbständigkeit groß würde! Je selbständiger jeder Zweig, je individueller, desto vollkommner stellt er in seiner besondern Art das allgemeine Wesen der ganzen Gattung dar. Dadurch ist keineswegs ausgeschlossen, daß der einzelne Zweig die andern in untergeordneter Weise wirklich in sich aufnehmen könne. So wie eine anspruchlose Zugabe aus der Menschenwelt der Landschaft wohl ansteht, so dem geschichtlichen Bilde eine landschaftliche (wenn nicht architektonische) Umgebung. Allein wo das Eine Zweck und Hauptsache ist, muß nothwendig das Andre zurücktreten, sonst ist alle Einheit zerrissen. Am ehesten könnte man von einem Gleichgewichte beider Seiten im Genre-Gemälde reden, weil dieses zwar menschliche Zustände, aber am liebsten solche, worin der Mensch mehr als Naturwesen, denn als moralisches Wesen erscheint, zu seinem Gegenstande wählt und daher billig der landschaftlichen Umgebung eine bedeutende Stelle einräumt. Allein die Situation aus der Menschenwelt ist doch hier der eigentliche Zweck, und die Landschaft, obwohl sie sich bedeutender ausdehnen darf, als bloßer Wohnort der menschlichen Wesen Nebensache. Jene Vermischung verschiedner Zweige ist ein Fehlgriff unreifer Kunstperioden. So wurde in der Zeit, da die Landschaft als selbständiger Zweig sich eben erst ausgebildet hatte, von Caracci, Domenichino, Poussin, Claude Lorrain eine Staffage aus der Heroensage, dem Göttermythus, dem A. Testamente für ganz wesentlich angesehen: die Nabelschnur des historischen Gemäldes, welche die Landschaftmalerei, so Bedeutendes sie auch bereits leistete, als Erinnrung an ihren Ursprung noch mit sich schleppte. Koch und Reinhard in Rom sind Ableger dieser alten Schule; Beide haben die Einheit ihrer schönsten Compositionen durch eine zu bedeutende Staffage zerstört. Koch liebte mythische Scenen. Ich kenne unter Anderm eine zwar nicht ganz vollendete treffliche Landschaft von ihm, im besten Geiste des Theokrit componirt, im Mittelgrunde Hirten, aus deren Mitte soeben Ganymed entführt wurde, der nun auch mit dem Adler mitten im Himmel baumelt. Hier und in all den Landschaften mit Nymphen, Faunen u. s. w. dringt sich außer dem bisher ausgeführten Einwurf noch ein neuer, weitrer auf: der Standpunct des Mythus und der der Landschaft sind an sich unvereinbar. Der Kern jeder Naturmacht war in der Anschauungsweise der Alten eine Person, der Himmel Zeus, das Meer Neptun u. s. f., und jede Begebenheit in der Natur war Handlung einer solchen Person. Diese Vergöttrung der Natur war aber keineswegs aus demselben Bedürfniß sentimentaler Sympathie entstanden, aus welchem wir Neuern der Natur eine fühlende Seele unterlegen. Jene göttlichen Naturwesen hatten immer zugleich politisch-sittliche Bedeutung, die Begebenheiten der Natur wurden als ihre Handlungen stets auf Schicksale der Staaten oder Familien oder heroischen Individuen bezogen, und gerade weil der Grieche, selbst Natur, sich nach der Natur gar nicht sehnte, lebte sie für ihn nur in dem Sinne, daß er hinter ihr seine Götter suchte. Nun blieb natürlich keine Landschaft mehr übrig, nachdem man alle ihre Bestandtheile vergöttert hatte. Warum sollen nun wir, die wir gerade durch die Entgöttrung der Natur eine Landschaft haben, uns gewaltsam in jene Vergöttrung zurückversetzen und so eine Anschauungsweise in das Landschaftgemälde einmischen, die es aufhebt? —

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 140. 14. Juni. 1842.

Die Aquarell-Copien von Ramboux in der Gallerie zu Düsseldorf.

(Fortsetzung.)

In einer andern, durch eine Radirung bekannten Landschaft hat sich Koch ungewohnter Weise ganz in die romantische Stimmung versetzt: wilde nordische Seeküste, aufgeregtes Meer, Wetterhimmel, eine gothische Burg im Hintergrunde auf zackigem Felsen phantastisch ragend, vom Blitze seltsam beleuchtet. Man mag sich gern denken, so unheimlich wildes Land wäre ganz eine Heimath für dunkle altergraue nordische Sagen, für tolle Herenschwärme; so möge des blutigen Macbeth Burg an der schottischen Küste gestanden haben. Und wirklich, es fehlt sich nicht, am Ufer steht Macbeth mit den drei Heren, und fern um die Burg schwebt ein Herenschwarm wie ein flatterndes Band durch die Luft. Die dunkeln Gefühle, welche die Landschaft als solche anregen wollte, sind also recht handgreiflich herausgezogen und uns vor die Nase hingesetzt; glücklicherweise ist zwar hier die Landschaft so stark, daß die Personen fast verschwinden, und doch muß sie Jeder, der etwas Ganzes schauen will, über Berg und Thal fortwünschen. — Reinhard gefällt sich in derselben Ueberladung; Thaten des Hercules, biblische Scenen und dergleichen stören uns in seinen ächt antik gefühlten Landschaften. Einmal ging er so weit, daß er in eine Landschaft von ruhiger Stimmung geradezu eine Staffage von unruhig dramatischer, ja peinlicher Wirkung hineinzwängte: ein Mann schlafend in einem Nachen, der gerade im Begriff ist, von den Wirbeln eines jähen Wassersturzes ergriffen zu werden, ein Jäger am Ufer hat einen erlegten Rehbock zu Boden geworfen und ruft ihm in Verzweiflung zu; ein andermal: ein Wald, worin Wölfe einen Mann zerreißen und dergl. Hier hebt die quälende Theilnahme am menschlichen Loose alle landschaftliche Stimmung geradezu auf. Sonst mag man immerhin auf einem Landschaftgemälde Menschen darstellen, die von furchtbaren Naturerscheinungen Noth leiden, wie vom Sturme u. s. f., doch sparsam und nicht mit starker Hervorhebung ihrer Kämpfe, sonst entsteht ein Genrebild, und, da das Ganze doch noch Landschaft sein soll, eine Aufhebung der Einheit. Wenn nun aber gerade in der neuesten Zeit, da doch die Landschaft sich längst in ihrer ganzen Selbständigkeit ausgebildet hat, diese Vermischung wieder einzureißen droht, so liegt der Grund davon in nichts Anderm, als in jenem Wurme, woran unser ganzes Leben und so auch unsre Kunst krank liegt, in der Reflerion. Der suchende, abwägende Verstand ist mit einer einfachen Wirkung nicht zufrieden, es soll noch etwas Apartes, etwas Bedeutungsvolles, etwas recht Tiefes hinzugegeben werden; so sagt man denn, was schon in der Landschaft gesagt ist, noch einmal durch eine prätentiöse Staffage, klebt auf das Erste ein Zweites hinauf und ruht nicht, bis das Werk verbestelt ist. Womöglich muß dann noch die beliebte Allegorie mithelfen, wie z. B. in Lessing's berühmter Abendlandschaft der Priester, der das Sacrament für einen Sterbenden trägt, uns höchst absichtsvoll und philosophisch zu sagen scheint: seht, dieser Abend ist eine Allegorie vom Lebensabend des Menschen, das hat der Künstler wohl gewußt, er ist nicht versteckt, er ist ein Schalk, er weiß was er will, er hat Ideen. Zum Schlusse habe ich nur noch geltend zu machen, daß selbst eine anspruchlose Staffage nicht jeder Landschaft ansteht, daß völlige Abwesenheit des beseelten Lebens, höchstens etwa eine Erscheinung aus dem Thierleben, in vielen Landschaftbildern durch die Stimmung des Ganzen gefordert ist, und unter diese gehört keines mehr, als Lessing's tausendjährige Eiche. Hier ist gerade Einsamkeit, ganz unbelauschtes, d. h. nur vom Zuschauer außer dem Bilde belauschtes Weben mächtiger Naturkräfte das Grundgefühl.

Was hier über die Staffage gesagt ist, gilt eben so von der Architektur. Diese darf und soll allerdings eine Rolle in der Landschaft spielen; die mathematisch geordneten Linien des Gebäudes treten mit der unbewußt schweifenden Architektur der Erdbildungen in einen für das Auge höchst wohlthätigen Gegensatz, und da der Mensch in der anspruchlosen Bedeutung eines an die Natur hingegebnen und gebundnen Wesens allerdings in der Landschaft aufzutreten hat, so sehen wir auch gerne sein an die gegebnen tellurischen und klimatischen Bedingungen sich anschmiegendes Obdach. Die Baustyle gingen ja aus einer Phantasie hervor, die unverkennbar ihre Formen aus der umgebenden Natur nahm. Die griechische Architektur mit der vorherrschenden horizontalen Linie erinnert sogleich an die breit und bequem hingelagerten Gebirgsmassen des Südens, der spitzig

aufstrebende gothische Styl an die zackigen und phantastisch gethürmten Bergformen des Nordens, seine Ornamente an eine dornichte und stachlichte Vegetation, an Tannenzweige u. s. f.; er hat durchaus einen winterlichen, die südliche Bauart dagegen einen sommerlichen Charakter. Auch liegt es ganz nahe, die Kuppel des Pantheons mit der Krone der Pinie, gothische Thürme mit Fichten zu vergleichen. Aber der Landschaftmaler hüte sich wohl, seine Gebäude in reinlicher Neuheit darzustellen, wie dies die sogenannte historische Landschaft liebte, es wird dadurch das Landschaftgemälde alsbald zum Architekturgemälde. Das Landschaftgemälde, das ein- für allemal die Natur zum Subjecte hat, fordert Gebäude, welche die Natur bereits in ihren Bereich hereingezogen hat, indem sie ihnen die Spuren ihrer Zufälligkeit, ihres elementarischen Charakters ausdrückte, vom Alter gebräunt, halb zerfallen, von Vögeln umkreist, die in dem Werke der Menschenhand wie in ihrem Eigenthum nisten u. s. f. Man wird leicht finden, wie weit ich in diesen Bemerkungen mit dem zusammentreffe, was der einsichtsvolle Schnaase in seinen niederländischen Briefen über das Wesen der Landschaft sagt. Sein Ausdruck, das Landschaftgemälde stelle die Erde als Wohnsitz des Menschen dar, soll ungefähr dasselbe sagen, was ich oben ausführte, ist aber der Mißdeutung zu sehr ausgesetzt, um glücklich heißen zu können.

Diese Abschweifung über die Landschaft hat uns wirklich von unserm Wege nur scheinbar entfernt, sie hat uns zuletzt auf den kranken Fleck unsrer heutigen Kunst zurückgeführt, auf die Reflexion, welche, statt ein bloßes Moment in der Schöpfung der Phantasie zu sein, sich als Princip hervordrängt. Wir leiden Alle an ihr und mangeln des Ruhms, den wir haben sollen vor der Sinnlichkeit, der Phantasie, der Idee, der That. In ihr und in nichts Andrem liegt der Grund jener Zerfahrenheit und Tausendfältigkeit von Stoffen, in denen unsre Kunst sich zerstreut. Ja so weit ist es gekommen, daß man froh daran sein muß, wenn in dieser unendlichen Unsicherheit nicht geradezu Stoffe gewählt werden, welche künstlerisch schlechtweg nicht darstellbar sind. Wie häufig werden Erzählungen, deren ganze Spitze in einem bestimmten, nur durch die Sprache darstellbaren Gedanken liegt, als Stoffe malerischer Darstellung behandelt! Ich sah z. B. gemalt, wie Sokrates in hohem Alter noch das Saitenspiel lernt und dem Alkibiades, der sich darüber verwundert, zur Antwort giebt, man dürfe sich nie schämen, zu lernen. Retzsch, der von Grund aus affectirte Manierist, zeichnet Hamlet's Monolog: Sein oder Nichtsein, und der sonst erfreuliche Zeichner Sonderland nimmt unter seine Bilder und Randzeichnungen zu deutschen Dichtern Uhland's Haus und Grete auf, wo doch der ganze Accent auf einem epigrammatischen Witzworte ruht, was nie der Maler, nur der Dichter sagen kann. Und wie leicht ist es doch einzusehen, daß das Kunstwerk, das immer sich selbst erklären soll, nur Scenen darstellen kann, deren ästhetische Bedeutung in einer auf die Oberfläche der menschlichen Erscheinung ganz heraustretenden Leidenschaft liegt, nie aber solche, wo es sich um bestimmte Begriffe in bestimmten Worten handelt! Es fehlt nur noch, daß man malt, wie Newton das Gesetz des Falles berechnet, was auch schon vorgekommen ist. Von all dieser Tactlosigkeit, dieser Bodenlosigkeit kann nun aber den Künstler nichts besser heilen, als wenn er sich endlich überzeugt, daß alle Kunst nur da groß wurde, wo sie ohne Zweifel und Scrupel sich in den vollen Strom derjenigen Stoffe warf, welche ihr der Geist des Volks und Zeitalters zuführte, wo sie ihre beste Kraft auf diejenigen Gegenstände verwandte, in welchen der Nation das Absolute erschien. Die Bildung der Völker, des protestantischen deutschen Volks wenigstens, ist aber jetzt dahin gelangt, daß ihr das Absolute nicht über den Wolken, sondern als bewegende Seele der Weltgeschichte erscheint, und somit sind wir wieder da angekommen, wovon wir ausgingen.

Wo nun aber die Kunst nicht fest und saftig in einem fruchtbaren und objectiven Boden wurzelt, da kann sie es auch zu keinen bedeutenden F o r m e n bringen, und dies ist das andre Hauptübel, an dem sie in unsern Tagen daniederliegt. Wir haben es zu einer großen formellen Leichtigkeit gebracht, die aber, getrennt vom bedeutenden Gehalte, in Leichtfertigkeit und sogar in Dürftigkeit umschlägt. Naturbeobachtung, Uebung, Studium der Antike, das Alles macht noch nicht den Meister großartiger Formen. Wodurch sind denn die alten Maler so grandios in Gestalt, Bewegung, Gewandung, Composition? Woher nahm schon Giotto bei aller Härte die eindringende, schlagende Wahrheit in den Grundzügen menschlicher Affecte? Woher Masaccio jene Würde im rundern Flusse der Gestalt, in der Entfaltung und bedeutungsvollen Zusammenordnung der Gruppen jenen Ernst, jenen ehrfurchtgebietenden Adel? Was beschleunigte von da an den beflügelten Schritt der italienischen Malerei zu der Höhe der idealen Formen, wo ein Raphael, ein Mich. Angelo steht? Waren es die einzelnen Mittel der technischen Bildung, subjective Virtuosität, Belauschung der Wirklichkeit, erneuerte Kenntniß der alten Plastik und wie diese formellen Momente alle heißen mögen, welche so wichtig und doch für sich allein so unwichtig sind, sondern Kraft und Wirkung nur aus dem, im Mittelpuncte lebenden, gestaltenden Geiste nehmen? Und was war dieser Geist anders, als die strenge Vertiefung in die S a c h e, Erfüllung der Brust mit dem großen Gegenstande, der in Aller Herzen lebte? Dieser Gegenstand war der Kreis göttlicher und verklärter irdischer Gestalten, in deren Thun und Leiden jenes Zeitalter den absoluten Inhalt der Weltgeschichte anschaute. Das Mittelalter kannte keine

andre Form, das Drama der Geschichte zu deuten; es war das allgemeine Pathos der Zeit, die immanenten Mächte des sittlichen Lebens in einen idealen Raum hinauszuverlegen, von wo sie als goldne Gestalten, als durchsichtige Leiber auf das Diesseits herüberwirken, während dieses, das nun seinen Schwerpunct außer sich hat, hingeschmolzen in Wehmuth sich zu ihnen hinübersehnt; der Künstler war davon erfüllt, wie sein Volk, und dieses, wie er. Jeder verstand, Jeder fühlte seine Bilder, und es kann von wahrem Kunstleben gar nicht die Rede sein, wo nicht das ungelehrte Volk die Werke der Kunst genießt als sein Eigenthum, als eine Welt, die sein inwohnender Geist durch den Künstler geschaffen. So von substantiellem Gehalte erfüllt, so im Einverständnisse mit dem Volke, das nur starke, einfach große und wahre Formen versteht, vermochte der Künstler auch, seinen Stoff absolut darzustellen, d. h. an der sinnlichen Erscheinung, die er als Gefäß für ihn zunächst aus der unmittelbaren Wirklichkeit aufnahm, alles Kleine, Zufällige, Unklare zu tilgen, und so jene unsterblichen Bildungen zu schaffen, die wir den hohen Styl nennen.

Dies ist die fruchtbringende Wahrheit, welche uns die Geschichte der Malerei bei dem Volke, das im Mittelalter einen dem Wesen dieser Kunst wahrhaft normativ entsprechenden Entwicklungsgang durchlief, dem italienischen, mit hundert Stimmen zuruft. Ich weiß wohl, daß eine nicht kleine Partei gerade die entgegengesetzte Folgrung aus diesem Schauspiele zu ziehen gewohnt ist, daß sie behauptet, wir sollen, weil die Italiener gerade in diesen Stoffen groß waren, mit Verläugnung unsers ganzen Zeitbewußtseins, eben dieselben wählen, während ich vielmehr folgre, wir sollen sie darin nachahmen, daß wir unsre Stoffe aus derselben Quelle schöpfen, aus dem lebendigen und gegenwärtigen Geiste der Zeit und Nation. Nur zu viele Worte habe ich wohl zur Widerlegung dieses Wahns verloren; ich lasse einen Größern für mich sprechen, den Geist der unwiderlegbaren Thatsache.

(Fortsetzung folgt.)

Histoire des dix ans 1830—1840 par M. Louis Blanc. Erster Theil. Paris bei Pagnerre.

Von Heinrich Marc (in Paris).

Die Geschichte der letzten zehn Jahre, die Geschichte der Julirevolution und ihrer nächsten Folgen schreiben, heißt einen Lebendigen auf den Secirtisch legen, um in seinen Geweiden nach den Ursachen seiner Kopf- und Brustschmerzen zu forschen. Die Julirevolution wirkt noch heute fort, und wird noch eine Weile die Triebräder der europäischen Ereignisse im Schwunge halten; und so lange dies der Fall, so lange wir den Lebendigen noch vor uns sehen, wird auch die Sectionsoperation nur zum Scheine vorgenommen werden können.

Das Werk Hrn. Louis Blanc's ist daher auch nichts weniger als die Geschichte der Julirevolution, wenn man unter Geschichte die Ursachen, die Ereignisse selbst in ihrem innern, nothwendigen Zusammenhange, und endlich die Folgen derselben versteht. Die Ereignisse selbst stellt Hr. Louis Blanc vielfach mit dem höchsten Talente dar, manchmal sieht er den innern Zusammenhang, oft ahnt er die Ursache, oft deutet er die Folgen an; — aber er ist der theilnehmende Arzt eines Lebendigen, und nicht der kalte Zergliedrer eines Todten. Es versteht sich das übrigens von selbst; und mit je mehr Angst und Freundschaft er auf die Pulsschläge des Kranken horcht, je mehr er die Freiheit und sein Vaterland liebt, desto leichter wird er die Wallungen des eignen Herzens mit dem Herzpochen des theuren Kranken verwechseln, desto mehr wird der Freund dem Arzte im Wege stehen, desto weniger wird er daran denken, daß Sohn und Enkel die Schuld ihrer Väter abzutragen verdammt sind, desto leichter wird er vergessen, daß das Leben selbst eine Erbsünde ist, bei der Geburt zum Tode verurtheilt.

Das Werk Hrn. Louis Blanc's sollte nicht Geschichte, sondern etwa Chronik der letzten zehn Jahre heißen. Doch kommt darauf wenig an. Das Buch bietet uns des Interessanten so viel, daß die einzelnen Fehlgriffe seinen Werth kaum schmälern werden.

Hr. Louis Blanc sucht natürlich die Endursache der großen Ereignisse, die er beschreibt; und gleich auf den ersten Seiten deutet er, was er gefunden, an, indem er sagt (S. 4 introduction):

„Ich werde mich beschränken zu zeigen:

1) daß der Sturz des Kaiserreiches und die Thronbesteigung Ludwig's XVIII. im Interesse der Bourgeoisie und durch sie herbeigeführt waren;

2) daß alle politischen Bewegungen der Restauration aus den Bestrebungen der Bourgeoisie, das Königthum zu unterjochen, ohne es zu zerstören, hervorgegangen sind."

Die Julirevolution selbst ist dann nur der Sieg dieser langjährigen Bestrebungen, und der Erfolg des Sieges, die ungetheilte Herrschaft der Bourgeoisie, des Mittelstandes, auf Kosten des Königthums und der Demokratie.

Die Revolution von 1789 fing damit an, daß Sieyes frug: Qu'est-ce que le tiers état? Rien! Qu'est-ce qu'il doit être? Tout!" und der Geschichtschreiber der Julirevolution behauptet, daß diese Prophezeihung in Erfüllung gegangen, daß der dritte Stand das Kaiserthum und das Königthum besiegt und unterjocht habe, und in der Julirevolution zur Oberherrschaft gelangt, daß er mit einem Worte Alles sei.

Das thatsächliche Resultat der Revolution, die Herrschaft der Bourgeoisie, wurde von Sieyes vorhergesagt, und wird von Louis Blanc bestätigt; aber jener ahnete in der Gegenwart die Zukunft und verkündete sie, während dieser in der Gegenwart die Vergangenheit sieht, und die Ereignisse der letztern durch die Resultate der erstern zu erklären sucht.

Es ist wahr, das Kaiserthum und die Restauration brachen sich an dem Mittelstande der französischen Nation, aber es ist verkehrt, behaupten zu wollen, daß der Mittelstand den Sturz des Kaiserthums herbeigeführt, daß er das Königthum zu unterjochen gesucht habe.

Der Mittelstand im Gegentheile hat die Begründung des Kaiserthums erst möglich gemacht, und ebenso war er die einzige Grundlage der Restauration, und beide stürzten nur, brachen in sich selbst zusammen, weil sie, wie jener Bauer, den Ast abhieben, auf dem sie standen. Die Revolution von 1789 war eine Mittelstandsrevolution, und sie ging nur in eine Volksrevolution über, weil der König und seine Anhänger sich gegen die Nothwendigkeit der neuern Zeit, die Anerkennung des Mittelstandes empörten. Daraus entspann sich der Kampf, der unabwendbar zum Untergange des Königthums und auch zur Herrschaft der Demokratie führen mußte. Das Kaiserthum aber war nichts als eine Fortsetzung der mit dem Sturze Robespierre's beginnenden Restauration gegen die ungeregelte, sich überschlagende Volksherrschaft, und wenn es Bonaparte so leicht wurde, nach und nach bis zum Kaiserthrone hinaufzusteigen, so war dies nur der Fall, weil er die Interessen des Mittelstandes, Ruhe und Ordnung, feste Zustände gegen das frühere Schwanken aller Verhältnisse versprach. Aber als der Aufkömmling oben auf der Spitze angelangt, von dem Schwindel der Herrschsucht ergriffen wurde, als dieser ihn im Wirbel mit sich fortriß, da staunte freilich der Mittelstand ob des kecken Tanzes, wurde aber der Sache bald überdrüssig, und überließ den Kaiser seinem Geschicke. Der Affe Karl's des Großen ahnete nicht, daß heute Karl der Große selbst gerade um tausend Jahre zu spät käme. Und deßwegen stürzte er, als er bei seinem wilden Wirbeltanze an einen Stein im Wege stieß; — aber der Mittelstand hatte diesen Sturz nichts weniger als herbeigeführt, sondern einfach und, wie es in der Natur der Sache lag, ihm fast theilnahmlos zugesehen.

Der Restauration, dem verjüngten Königsthrone aber schloß sich die Bourgeoisie wieder sehr fest an; die Bourbonen wurden mit offnen Armen aufgenommen, und die Charte Ludwig's XVIII. zu einem Vertrage zwischen Mittelstand und König, der eine Zeit lang die Kraft beider begründete. Aber mit Ludwig XVIII. waren auch eine Menge alter Royalisten im Geiste der Zeit Ludwig's XIV. wieder eingewandert. Diese wußten sich am Hofe festzusetzen und gelangten endlich mit Karl X. zur Herrschaft. Napoleon griff gleich um ganzer tausend Jahre zurück; Karl X. und Polignac nur um ein paar hundert; was aber nicht verhinderte, daß diese eben so außer der Zeit und den Zuständen Frankreichs standen, eben so ohne Boden waren, daher stürzen mußten, als die wächsernen Flügel an der Sonne des neunzehnten Jahrhunderts schmolzen. Nicht die Bourgeoisie hat diesen Sturz herbeigeführt, nicht der Mittelstand sich gegen das Königthum empört, sondern im Gegentheile dieses gegen jenen. Karl X., Polignac, die ganze Hofpartei waren wirklich nichts als eine Art geheimer Gesellschaft, eine Art Bund der Alten gegen den Geist der Zeit. Und ganz wie alle Bündler hatten die Verschwornen der Monarchie à la Louis XIV. das Auge für die sie umgebenden Verhältnisse vollkommen verloren. Sie sahen und hörten nichts mehr, was außer dem Kreise ihres Bündlerwesens lag. Barbès konnte, durch die nothwendigen Folgen der geheimen Verbindung hinaufgeschraubt, glauben, daß er mit 200 jungen Burschen das Julikönigthum umzustürzen im Stande wäre; Polignac zweifelte noch, als er bereits besiegt war, nicht an dem nothwendigen Siege seiner paar tausend Soldaten.

Nur so erklärt sich die Blindheit der Regierung, die zur Julirevolution führte. Sie konnte, sie durfte nicht anders handeln, als sie gethan, denn sie lebte mit ihrem Geiste in einer Zeit und von Zuständen umgeben, die ihr die Juliordonnanzen nicht nur als klug anrathen, sondern als eine Sache der Ehre und der Nothwendigkeit aufdringen mußten. Der alte Sauerteig à la Louis XIV. mußte nothwendig zur Gährung kommen, und wurde dann 1830 ausgeworfen.

Das Werk Hrn. Louis Blanc's liefert für diese Ansicht der Beweise die Menge, und ich führe nur an, daß der Dauphin, als die Pariser seine Soldaten bis nach St. Cloud getrieben hatten, sie hier eine Revue passiren ließ, und nur Einen der Soldaten anredete, und diesem Einen sagte er: vous êtes bien mal colleté. Doch die ganze Revolution ist ja nur Ein Beleg zu dieser Wahrheit, denn sie zeigt uns Schritt für Schritt, daß von Anfang bis zu Ende kein Mensch am Hofe auch nur geahnt, was in Paris vorgehe. Das ist die nothwendige Blindheit derjenigen, die ihre Zeit nicht begreifen wollen, die als geheime oder offne Bündler in der großen Gesellschaft eine kleine Gesellschaft bilden, und die dann im Kreise der Eingeweihten vergessen lernen, daß außer diesem die Welt liegt. Dann glaubt man an Wunder, oder besser dann hofft man das Unmögliche, und hält es für nothwendig und natürlich, wie Polignac unter den Königlichen, wie Barbès unter den Demokraten.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 141. **15. Juni.** **1842.**

Blanc „Histoire des dix ans 1830—1840."

(Fortsetzung.)

Hr. L. Blanc ahnet mitunter die tiefer liegende Ursache des Gelingens der Julirevolution. „Welche geheimnißvolle Macht zwang die so tapfern, die so disciplinirten Truppen, vor etlichen ungeordneten, großentheils aus Arbeitern und Kindern bestehenden Banden zu fliehen? Es lag darin für Alle etwas Unerklärliches und das Erstaunen war allgemein" (S. 289). Und auf jene Frage antwortet er dann an einer andern Stelle und sagt: „die Julirevolution war das Werk von ganz Frankreich, Paris war in Wahrheit nur das Theater derselben" (S. 452).

Eine andre Stelle aber zeigt, daß diese Ahnung der Ursache jenes unerklärlichen Sieges, das Erkennen jener geheimnißvollen Macht, die geordnete Truppen vor ungeordneten Schaaren von Arbeitern und Kindern einhertrieb, nicht zur Erkenntniß bei dem Geschichtschreiber der zehn Jahre gekommen ist. Hr. Blanc bildet sich ein, daß eine etwas mehr oder weniger gut berechnete Demonstration, ein beßrer Operationsplan die Revolution hätte scheitern machen können. „Wie dem auch sei, da der Herzog von Ragusa die Dictatur angenommen hatte, so gab es für ihn ein sehr einfaches Mittel, den Aufstand zu bezwingen, und das bestand darin, zu drohen, Paris in Brand zu stecken" (221). Die Drohung würde sicher die Banden brotloser Arbeiter und gedankenloser Gamins nicht geschreckt, die Ausführung der Drohung aber würde dem Herzog von Ragusa und wahrscheinlich der ganzen Königsfamilie das Leben gekostet haben.

In der Weltgeschichte giebt es übrigens kein zweites Beispiel, das so klar wie die Julirevolution den Sieg des Geistes über die Masse, des Gedankens über den Körper bekundet. Und wer kein Auge für den Geist hat, für den wird die Julirevolution ewig ein geheimnißvolles Wunder, unerklärlich und erstaunenerregend bleiben. Wer aber mit den Augen des Geistes sieht, der ahnt auch, daß kein Wenn und kein Aber den Sturz der Bourbonen aufzuhalten, den Sieg der Julirevolution streitig zu machen im Stande gewesen sein würde.

Diejenigen, die rechnen können, die da wissen, daß zwei mal zwei vier ist, begreifen nicht recht, wie es gekommen, daß die Haufen ordnungsloser Arbeiter die geschloßnen Regimenter in die Flucht geschlagen haben. Ja, sie wissen sogar sehr klug darzuthun, daß, wenn Polignac anstatt 12,000 Soldaten deren 24,000 oder gar 48,000 gehabt hätte, er ganz sicher gesiegt haben würde. Louis Blanc, der keckerer Art ist, meint, die 12,000 Mann würden ausgereicht haben, wenn der Herzog von Ragusa nur den Befehl gegeben hätte, Paris in Brand zu stecken.

Aber rechnen wir einmal. Zwei mal zwei ist vier. Nach Louis Blanc und allen andern Augenzeugen waren bei der Julirevolution höchstens ein paar tausend Arbeiter und Gamins wirklich kampfthätig. Nehmen wir viel an, dreitausend. Dann kommt noch immer auf je vier Soldaten nur Ein Insurgent. Nach allen Rechenmeistern und allen Strategikern der Welt müssen hier nothwendig die vier Mann stärker sein als der Eine. Und wo dies nicht der Fall, muß etwas Unberechenbares, etwas Ueberstrategisches hinzukommen, und dies ist dann die geheimnißvolle Macht, die den Sieg verleiht. Ist sie aber im Stande, das Mißverhältniß zwischen Vier und Eins auszugleichen; ist sie Stande, den alten Satz zwei mal zwei ist vier umzustoßen und zu sagen zwei mal zwei ist Null, so steht ihr nichts im Wege, eben so zu sagen zwei mal zwölf ist nichts. Beides ist ein Wunder, und bei Wundern kommt es nicht auf etwas mehr oder weniger an.

Ja ein Wunder war's.

In alten Legenden lesen wir oft von Schlachten, in denen ein Engel dem auserwählten Heere voranzog und mit flammendem Schwerte die Feinde in die Flucht trieb. Im Juli haben nicht jene paar tausend Arbeiter, die sich in den Straßen schlugen, den Sieg davongetragen, sondern ein Geist, der in der Luft schwebte, der Freund und Feind beschattete, der die Einen niederschmetterte und die Andern aufrecht erhielt, der jenen sein „Fliehe! Fliehe!" zudonnerte und zuflüsterte und der diesen sein: „Vorwärts! Vorwärts!" aufdrang und einhauchte. Eine Stimme, die keiner Worte bedurfte, um unwiderstehlich alle Herzen zu beherrschen, füllte die der Vertheidiger des Unrechts mit Schrecken und Grausen, die der Aufrührer mit Muth und Siegbegeistrung.

Dieser Geist, dieser Engel, der die Luft durchschwebte,

war aber der aller Welt, oder anders gesagt: die öffentliche Meinung, die kaum des Kampfes bedurft haben würde, um zu siegen. Ja, man kann die Frage stellen, ob die Arbeiter, die diesen Geist auf ihre Art in Flintenschüsse übersetzten, am Ende nicht mehr geschadet als genützt haben. Wenigstens würde der Bürgermuth, wenn die Pariser ihn in der rechten Art besessen hätten, auch ohne einen Tropfen Blutes die Juliordonnanzen eben so gut haben besiegen können, als die Soldatenkeckheit des pariser Arbeiters, der Knabenübermuth des pariser Gamins.

In Lyon fand ein solcher offenbarer unblutiger Sieg des Bürgermuthes wirklich Statt. „Die Autoritäten waren auf dem Rathhause, von der Garnison umgeben, versammelt. Das Arsenal und die Präfectur waren strenge bewacht. Befehle, von denen einzelne aufgefangen wurden, trieben die Garnisonen von Clermont, Puy, Montbrison und Vienne an, in forcirten Märschen nach Lyon zu rücken. — Ein Flintenschuß fiel, und man glaubte den Kampf begonnen. Da geht Hr. Prevost auf das Rathhaus zu, tritt allein in die Vorhalle, und fordert die Autoritäten auf, die Wache des Rathhauses zu gleicher Anzahl der Nationalgarde und den Truppen zu übergeben. Man weigert sich, man verlangt Bedingungen. Hr. Prevost zieht augenblicklich seine Uhr hervor, legt sie auf den Rathstisch, und sagt: „„Sie haben nur fünf Minuten, um anzunehmen, was ich vorschlage. Wenn diese Zeit um ist und ich nicht wieder zurück bin bei meinen Kameraden, dann haben diese Ordre anzugreifen.““

„Und dem war wirklich so. Die Vorbereitungen zum Angriffe fanden überall Statt. Das Jägerregiment, das zum Rathhause vordringen wollte, war nicht im Stande, die Volksmasse zu durchbrechen. Schon war das Pflaster aufgerissen, und man fing an Barricaden zu machen. Die Linie lud ihre Gewehre. Der Präfect verwarf den Vorschlag Hrn. Prevost's; aber der General und die Stadträthe nahmen ihn an. So wurden dann die Nationalgarden ins Rathhaus eingeführt, wo zugleich eine Soldatenwache blieb. Die Bataillone zogen in ihre Casernen zurück, während die Masse: Vive la Charte, à bas les Bourbons! rief, Acclamationen, denen alte Soldaten den Ruf: Vive l'empereur! hinzufügten. Das Arsenal wurde übergeben, die Telegraphen abgeschnitten, die Nationalgarde organisirte sich in allen Stadttheilen. Die dreifarbige Fahne wurde in Gegenwart der Soldaten, die noch die weiße hatten, getragen. Es war dies ein vollkommner Sieg; der von Paris wurde erst andern Tages bekannt."

„Bemerkenswerth in dem lyoner Widerstande ist, daß, obgleich er nicht durch die Ereignisse von Paris hervorgerufen war, er energisch und unwiderstehlich war; und daß man ohne einen Schuß, einzig und allein durch das imposante Auftreten des Volkes, siegte." (S. 456.)

Und auch in Paris würde sicher die Monarchie à la Louis XIV. ohne Flintenschuß besiegt worden sein, wenn der Bürgermuth nicht von dem Knabenübermuth überboten und überholt worden wäre. Vielen, ja den meisten von den pariser hochgestellten Heroen des Tages fehlte jener Muth, und deßwegen mögen denn die Arbeiter und Gamins nöthig gewesen sein, um Einer den Andern mit fortzureißen. Aber wie dem auch sei, so bleibt nicht zweifelhaft, daß der Geist, der ganz Frankreich belebte, und nicht die paar tausend Arme, die sich für diesen Geist bewaffneten, die Julirevolution geschlagen hat. Nicht die, die in den Straßen waren, trieben die Garde zurück, sondern die, die sich nicht aus den Häusern wagten, welche die Sturmglocken aller Kirchen läuteten, die den Kämpfenden ihre Thüren öffneten und sie den Soldaten verschlossen, die die Pflastersteine auf die Dächer trugen, die ihr eignes Bett zu Barricaden in die Straßen warfen, die die durstigen Aufrührer tränkten, die Hungrigen speisten, die Verwundeten pflegten; die mit tausend ängstlichen, nichtssagenden, furchtsamen, bedeutungslosen Handleistungen, mit Miene, Wort und Gebehrde die Aufrührer unterstützten, die Truppen verscheuchten. Die in den Straßen waren freilich die Bravsten, die Tapfersten; aber die in den Häusern, die für die Kämpfer in den Straßen zitterten, sind es doch allein, die den Sieg fesselten. Im Juni 1832, im April 1835 waren in Paris und in Lyon ganz dieselben Kämpfer in den Straßen, und sie waren noch unendlich viel tapfrer, als im Juli; aber der Engel des Sieges, der da Wunder thut, die öffentlche Meinung, war nicht mehr für sie; — die, die da nicht kämpfen, die in den Häusern bleiben, zitterten diesmal nicht für die Aufrührer, sondern für die Soldaten, und deßwegen wurden jene besiegt, wie tapfer sie auch waren.

Wer aber an diesen Geist nicht glaubt, wer das Wunder der öffentlichen Meinung läugnet, der begreift freilich auch die Julitage nie und nimmer, und wird sich einbilden, daß sie man mit einem Wenn und Aber hätte ändern und schlichten können. Und es giebt der Ketzer dieser Art gar viele, und gerade die sind am ungläubigsten, am blindesten, die des Glaubens am meisten bedürfen, die am klarsten sehen sollten. Für die Völker und für ihre Herrscher liegt in den Ereignissen des Juli eine gleich große Lehre, für jene eine Lehre des Vertrauens auf den Sieg des Rechts, für diese eine Lehre der ewigen Klugheit. Wie auch der Unsinn an den Bedürfnissen der Zeit nagt, sie werden doch sich Luft machen, und wenn die Stunde gekommen, wird ein Wunder geschehen, und der Engel des Sieges die Schaaren der Feinde des Rechts und des gesunden Menschenverstandes auseinandertreiben: das ist für die

Völker ein Trost, für die Herrscher die Lehre, die in den wunderbaren Ereignissen der Julitage liegt. Aber beides, den Trost und die Lehre, werden die Einen und die Andern nur wieder anerkennen, wenn abermals Wunder geschehen und Völker und Fürsten den Finger in die Wunde, in die eigne, legen.

Die Restauration der Bourbonenfamilie war ein Mißgriff, wie die Geschichte der europäischen Diplomatie kaum einen zweiten aufzuweisen hat. Es wäre möglich, daß England die Absicht gehabt, Frankreich durch innre Zwiste zu schwächen; aber die Continentalmächte hätten voraussehen müssen, daß dieses ewige Reiben in Frankreich sicher dereinst wieder zünden werde, und daß dann der Brand wieder ganz Europa bedrohen könne.

Der Sieg der europäischen Mächte über Napoleon war ein Sieg des Rechts und der Freiheit über Unrecht und Knechtschaft; die Restauration der Bourbonen aber eine Niederlage der Revolution. Die Fürsten Europa's hatten sich nach und nach in ihr Geschick ergeben, und mit der Revolution Friede, ja Einzelne, wie Preußen, sogar ein festes Bündniß geschlossen. Und dieser Friede, dieses Bündniß selbst gaben ihnen dann bald wieder neues Leben, neue Kraft, so daß sie endlich auch wieder stark gnug wurden, den entarteten Sohn der Revolution, der seine Mutter mit Füßen getreten, und dem diese dann ihren Fluch zugeschleudert hatte, zu bekämpfen und endlich zu besiegen.

Nur für die Bourbonen und insbesondre für ihre treuen Diener und Anhänger in und außer Frankreich galt es immer noch, die Revolution selbst zu besiegen. Eine sehr geringe Minderzahl, unter ihnen Ludwig XVIII., fühlte die Nothwendigkeit, wenigstens mit der Revolution in Unterhandlung zu treten. Durch die Charte machte Ludwig XVIII. Friede mit der Revolution. Nach und nach aber wurde dieser Friede der Mehrzahl der Royalisten immer drückender, und mit Karl X. kamen die offnen und geschwornen Feinde derselben wieder ans Staatsruder.

Die Opposition gegen die Bourbonen beginnt mit der Restauration selbst; aber sie fand erst wieder Anklang im Volke, als es sich immer klarer herausstellte, daß sie den Frieden, den sie mit den Ideen der neuen Zeit geschlossen, nicht halten würden. Je mehr dies Bewußtsein im Volke Wurzel faßte, desto größer, desto einstimmiger wurde die Opposition; und als mit den Juliordonnanzen der offne Bruch zwischen den Bourbonen und der Revolution ausgesprochen war, antwortete ganz Frankreich: vive la Charte!

Der Unterschied bestand nur darin, daß die Einen diesen Ruf nicht offen auszustoßen wagten, während die Andern ihn den Soldaten ihres Königs ins Gesicht warfen; daß die Einen nichts als bei diesem Rufe ruhig leben zu können wünschten, während die Andern für ihn zu sterben bereit waren; daß die Einen für ihn zitterten, während die Andern für ihn in Kampfeslust erglühten.

Die Zittrer gehören vor Allem der höhern Bourgeoisie an, die tapfern Kämpfer dagegen der Jugend und dem Volke. Es ist belehrend, ihr beiderseitiges Benehmen in diesen großen Tagen zu beobachten.

Der National war Einer der Vertreter des höhern Mittelstandes. Thiers, Mignet, Carrel waren seine Redactoren, den Herzog von Orleans, Lafitte, Casimir Périer seine Protectoren. Ein paar Tage vor der Revolution warf ein Regierungsblatt dem National vor, daß er das Volk verachte, daß er „die Patente über die Holzschuhe setze." Der National dagegen klagt dann am 22. Juli die Royalisten des Strebens nach Volksthümlichkeit an und sagt: „Man muß in die untern Schichten der Population hinabsteigen, wo es keine Meinungen mehr giebt, wo man höchstens einen Rest von politischen Discernement findet, und wo es zu Tausenden gute, aufrichtige, einfältige, aber leicht zu täuschende und aufzuhetzende Wesen giebt, die von einem Tag auf den andern leben, und die, beständig mit dem Bedürfnisse ringend, weder Zeit noch Leibes- und Geistesruhe haben, um mitunter daran zu denken, wie die Angelegenheiten des Landes betrieben werden. Das ist die Nation, mit der unsre Contrerevolutionärs die Krone umgeben möchten. In der That muß man sich der Populace in die Arme werfen, wenn man die Gesetze nicht mehr achten will." —

Ein paar Tage später wurde das Volk von denselben Leuten in die Schlacht geschickt, kämpfte diese populace für die hohen Herren, die soeben noch mit Verachtung auf dieselbe herabgesehen hatten.

Ein Theil der höhern Bourgeoisie war sicher dazu bereit, den Ordonnanzen mit allen möglichen gesetzlichen Mitteln entgegenzuwirken. So begann der Widerstand in den Bureaux des Journals le temps auf eine Weise, die, wenn auch nur ein geringer Theil des Volkes ihn systematisch durchgeführt hätte, sicher zum Siege der Opposition, zum Widerrufe der Ordonnanzen geführt haben würde.

„Der Temps war dasjenige Blatt, das die meiste Energie entwickelt hatte. Man konnte somit auf eine Invasion gefaßt sein. Und wirklich stellte sich gegen Mittag eine Abtheilung Gensdarmen zu Pferde vor dem Thore in Schlachtlinie auf. Das bedrohte Haus lag in der Straße Richelieu, einer der belebtesten von Paris, und die Pressen, die saisirt werden sollten, waren in Gebäuden, zu denen man durch einen großen Hof gelangte, aufgestellt. Man kündigt die Ankunft eines Commissars an. Sogleich läßt Hr. Baude die Thore der Druckerei schließen, dagegen das Hauptthor des Hauses nach der Straße hin weit öffnen. Die Drucker, die Beamten, die Redactoren stellen sich in zwei Reihen auf; Hr. Baude, unbedeckten Kopfes, in der Mitte. So erwar-

tet man die da kommenden Dinge in tiefster Stille. Die Vorübergehenden blieben verwundert stehen; Einzelne verbeugten sich ehrerbietig. Die Gensdarmen waren bewegt und ergriffen."

„Endlich kommt der Commissar. Gezwungen mitten durch diese schweigende und bewegungslose Reihe durchzugehen, verliert er die Fassung, erbleicht, und zeigt, bis zu Hrn. Baude vorgerückt, diesem mit Höflichkeit den Gegenstand seiner Sendung an. „„Sie kommen also in Folge der Ordonnanzen, um meine Pressen zu zerbrechen?"" antwortet ihm Hr. Baude mit Ernst und Ruhe; „„wohlan, als den Mann des Gesetzes fordre ich Sie auf, sie unberührt zu lassen."" Der Commissar ließ einen Schlosser holen. Die Thoren der Druckerei sollten gesprengt werden. Hr. Baude tritt vor den Mann des Volkes, und liest ihm aus dem Code mit fester Stimme den Artikel vor, der Diebstahl mit Einbruch durch Galeere bestraft. Der Schlosser entblößt sein Haupt, um dem Gesetze seine Achtung zu bezeigen; aber auf eine neue Aufforderung des Commissars scheint er bereit, zu gehorchen, als Hr. Baude mit kalter Ironie ihm sagt: „„Nur zu, es handelt sich für Sie nur um fünf Jahre Zwangsarbeit."" Zugleich beruft er von dem Commissar an den Assisenhof, und zieht ein Blatt Papier hervor, auf das er die Namen der Zeugen schreibt. Alles in dieser Scene war aufregend und außerordentlich.... Ergriffen von dem Auftritt zieht sich endlich der Schlosser unter Beifallruf und Applaus der Menge zurück. Ein zweiter wurde berufen, und als er ans Werk gehen sollte, sieht er, daß sein Werkzeug verschwunden ist. So sah man sich endlich gezwungen, den Schmied zu rufen, der gewöhnlich die Ketten der Galeerensklaven machte." — (S. 205.)

„Die tüchtigern Männer des höhern Mittelstandes hatten nichts Andres beabsichtigt, als die Organisation d e s g e s e t z l i c h e n W i d e r s t a n d e s. „Nein!" rief mit Kraft Hr. v. Rémusat in den Bureaux des Globe aus, „nein, keine Revolution beabsichten wir zu machen; es handelte sich einzig von einem gesetzlichen Widerstande." Da der Doctor Paulin diesen Worten keck widersprach, so entspann sich eine heftige Debatte; Drohungen ließen selbst fürchten, daß es zu Thätlichkeiten kommen könne. Hr. v. Rémusat wurde dabei von einem Fieberanfalle ergriffen, so daß man ihm ein Bett im Locale des Journals selbst aufschlagen mußte. Hr. v. Rémusat hatte übrigens, so lange es sich nur von einem constitutionellen Widerstande handelte, Beweise einer ehrbaren Festigkeit abgelegt. Aber alle diese „Bourgeois" fürchteten das Volk noch mehr als den Hof." (S. 211.)

Hr. Louis Blanc ist der erklärte Feind der „Bourgeois", und sieht in ihrem Benehmen nur eine Berechnung, das Volk um seine heiligen Rechte zu bringen; und so versteht es sich von selbst, daß auch die Tapfersten unter ihnen das Volk mehr als den Hof fürchten mußten. Ich denke, die Sache erklärt sich einfacher. Die Bourgeoisie, der Mittelstand vertritt die Intelligenz, und der Widerstand des intelligenten Theiles des Volkes kann und darf nur der gesetzliche sein, so lange die Gewalt nicht zur gewaltigen Selbsthilfe zwingt. Endlich aber giebt es auch keinen durchgreifendern, keinen erfolgreichern Widerstand, als den mit dem Gesetze in der Hand. Die Revolution schießt nothwendig über das Ziel hinaus, weil die Ladung zu groß; oft platzt das Geschoß, und schmettert dann die nieder, die es luden; der gesetzliche Widerstand aber trifft stets in das Schwarze nicht ein Haarbreit zu weit oder zu nahe.

Aber wie er der durchgreifendste, der kräftigste, der erfolgreichste, so ist er auch der schwerste, und fordert unendlich mehr Muth und Ernst, als je zur schönsten Revolution nöthig waren. Ja, die kräftigern, die rüstigern Völker sind meist nicht recht zu Straßenrevolutionen gemacht. Die Engländer, die Amerikaner griffen erst zu den Waffen, als die Revolution schon durch den gesetzlichen Widerstand den Sieg davon getragen, und die Regierung durch die ersten Gewaltschritte das Recht der Gewalt anerkannt hatte. Im Gegentheile fanden Emeuten erst in Rom statt, als die Decadenz begonnen hatte, und setzten sich dann in Byzanz bis zum Untergange des oströmischen Reiches fort; die Kutscher und Eunuchen Konstantinopels waren sehr tapfer in den Straßen.

Der höchste Mannesmuth, der durchgreifendste Ernst, die sich selbstbewußteste Kraft aber gehören zu dem gesetzlichen Widerstande, zu der Opposition, die nur zu wollen braucht, um zu können. Hätte Paris der Männer wie Hrn. Baude viele gehabt, so wäre die Emeute trotz ihres Gelingens ein Unglück zu nennen; aber leider gab es selbst unter denen, die es gut meinten, gewiß deren, die so schwache Nerven hatten, wie Hr. de Rémusat, mehr als deren, die selbst ihren überkecken Freunden Ehrfurcht und Ruhe abzutrotzen im Stande gewesen wären.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 142. 16. Juni. 1842.

Blanc „Histoire des dix ans 1830—1840.“

(Schluß.)

Die Masse des höhern Bürgerstandes aber wagte nur zu zittern, hatte nicht ein Fünkchen von dem Muthe der Römer, die ruhig auf dem Markte sitzen blieben, als die Gallier in die Stadt drangen. Das Zittern würde der Regierung erlaubt haben, die hohen Herren zum Schweigen und zum Gehorsam gegen das Gesetz des Unrechts zu zwingen. Im Gegentheile aber wurde es, als der Kampf begonnen hatte, für die Kämpfer selbst ein Bundesgenosse, für die Soldaten ein Schrecken, denn die öffentliche Meinung mußte am Ende auch die Offiziere und die Soldaten ergreifen. Ohne die Zittrer würde die Emeute nicht gesiegt haben, aber auch die nervenschwache Angst würde ohne die Emeute die Königlichen à la Louis XIV. ruhig die Freiheit Frankreichs bis aufs letzte Restchen der Revolution haben zernichten lassen. Die hohe Bourgeoisie hat allein die Emeute des Juli zu verantworten, weil ihr der Muth fehlte, der die Emeuten überflüssig macht; ohne die Kämpfer in den Straßen würden die Ordonnanzen wenigstens auf eine Zeit lang Frankreich beherrscht und dann noch größre Reactionen nach sich gezogen haben. Daß aber der Kampf in den Straßen nöthig wurde, daran sind C. Périer, O. Barrot, Dupin mehr Schuld, als sie gestehen mögen.

Das Journal des Débats und der Constitutionnel, unstreitig die Vertreter des höhern und bemitteltern Bürgerstandes, unterwarfen sich ohne Anstand den Ordonnanzen. Die Mehrzahl der tapfersten Wortführer der Opposition verstummten und verschwanden, sobald sie sahen, daß die Regierung Ernst zu machen beabsichtigte.

Bei der ersten Nachricht über die Ordonnanzen begaben sich die Journalisten zu Hrn. Dupin. „Sie wünschten zu wissen, ob es nicht möglich sei, die Journale ohne Autorisation zu veröffentlichen, und in wie weit ein derartiger Schritt durch die Gerichte und das Gesetz geschützt sei. Dort traten dann Einzelne der Männer hervor, die zu viel applaudirten Stellen bestimmt waren. Neben Hrn. de Rémusat, der eine bedachte Festigkeit zeigte, schien Hr. Barthe in einen moralischen Rausch versenkt, und machte demselben durch jugendlich feurige Worte Luft. In einer Ecke saß Hr. Od. Barrot, blätterte in einem Code, aber die Verzerrung seines Gesichts verrieth seine innre Aufregung. Hr. Dupin endlich, der gewandt die Pusillanimität seines Herzens unter einer affectirten Rohheit zu verstecken weiß, verweigerte seinen Rath nicht, rief aber einmal übers andre, daß er nicht mehr Deputirter sei, und wies so alle politische Verantwortlichkeit von sich ab“ (S. 191).

Im Institut sollte Hr. Arago am 26. die Eloge de Bresnel's vortragen. „Hr. Arago beschloß, seine Rede nicht zu halten, und die Ordonnanzen als Ursache seines Schweigens anzugeben. Mehrere seiner Collegen ermunterten ihn zu diesem Acte des Bürgermuthes; andre, unter ihnen Cuvier, zeigten ihm im Gegentheile, daß unter den gegenwärtigen Umständen sein Schweigen factieux wäre, daß er der öffentlichen Ordnung, daß er sich selbst es schuldig sei, die Majestät der Wissenschaft nicht im Parteistreite zu verletzen. ... Hr. Arago entschloß sich endlich, zu sprechen, aber er bemühte sich, in die Lobrede de Bresnel's glühende Anspielungen auf die augenblicklichen Verhältnisse einzuweben“ (S. 192).

Die öffentliche Ordnung, die Majestät der Wissenschaft fordern vor Allem Recht und Gesetz, und wo diese verletzt sind, da ist es die Pflicht des Mannes, gegen die Verletzung auf alle Weise zu protestiren. Wer nicht den Muth hat, klar und unumwunden diese Protestation auf der Kanzel so gut, wie auf der Rednerbühne, wie auf dem Markte auszusprechen, der verletzt die Majestät des Rechts, die Majestät der Manneswürde, wenn er sich durch eine Armensünderclausel mit glühenden Anspielungen begnügt. „Einzelne Deputirte versammelten sich bei Hrn. de Laborde. Der Ruf: „zu den Waffen!“ war erschollen. „Es handelt sich von einem neuen Ballspiel“, sagte Hr. Bavour, und Hr. Daunou fügte hinzu, daß man zu einem Aufruf ans Volk seine Zuflucht nehmen müsse. Da erschien Casimir Périer. Er kam nicht, um die Bewegung zu fördern, sondern sie aufzuhalten, wenn dies möglich. Er sagte, daß die Kammer aufgelöst sei, daß es somit von dem Augenblicke, wo der Moniteur erschienen, keine Deputirten mehr gebe; daß endlich die Urheber des Staatsstreiches sich auf die Charte beriefen, und daß es zwischen der Regierung und der Meinung keinen Richter gebe; daß man die Ereignisse abwarten, der öffentlichen Entrüstung, sich zu erklären, oder besser

dem gemäßigten Königthume, einen bessern Weg einzuschlagen, die Zeit lassen müsse. Das Alles sagte er mit gebieterischer Geberde, mit leidenschaftlichem Tone. Bedurfte es mehr, um die Kraft der Seelen in einem Augenblicke, in dem der Zweifel so natürlich schien, zu brechen?" (S. 196.) Die Deputirten trennten sich, ohne ein Wort der Mißbilligung veröffentlicht zu haben.

Am 28. schlug sich das Volk bereits in den Straßen, und an demselben Tage versammelten sich die Deputirten bei Hrn. Audry de Puyraveau, um sich über eine Protestation zu berathen. Hr. Guizot las wirklich eine solche vor, aber Casimir Périer und die Aengstlichen hintertrieben dieselbe dadurch, daß sie eine Deputation an den Herzog von Ragusa vorschlugen. Als diese ohne Erfolg war, fand dann Nachmittags um 4 Uhr abermals eine Versammlung statt. Hier sollte endlich die Protestation ins Leben treten. Hr. Coste brachte einen Abdruck derselben, aber er weigerte sich, sie zu veröffentlichen, wenn die Deputirten sie nicht unterzeichneten. So mußte man einen Entschluß fassen. Hr. Sébastiani hatte Furcht und ging weg, von Hrn. Bertin de Veaux und dem General Gérard begleitet. Nach und nach fand sich die Versammlung auf eine sehr kleine Zahl von Mitgliedern reducirt. Um der Gefahr der wirklichen Unterschrift auszuweichen, kam man darauf, eine Namensliste zu machen. So ließ man Jedem das Mittel des Abläugnens; und da selbst dies Mittel noch nicht hinreichend erschien, schlug man vor, auf diese Liste alle Namen auch der nicht in Paris anwesenden liberalen Deputirten zu setzen. „Schön, schön", sagte Laffitte in mokirendem Tone, „wenn wir besiegt werden, so hat Niemand unterzeichnet; siegen wir, so werden uns die Unterschriften nicht fehlen" (S. 248).

Bei einem solchen Geiste in der höhern Bürgerschaft wurde der Kampf in den Straßen nothwendig. Die tapfern mannhaften Charaktere des Mittelstandes schlossen sich demselben bald an, Lafitte und Lafayette wurden die geistigen Lenker dieses Kampfes, die Mittelpuncte der Revolution. Beide haben redlich ihren Kopf gewagt, und waren, wenn sie auch nicht in den Barricaden standen, nicht weniger muthig und gefahrverachtend als die, die in den Straßen fielen. Ihnen, der Jugend, den Republicanern und den Arbeitern gebührt die Anerkennung, sie allein sind die Kämpfer und die Sieger gewesen.

Die Nothwendigkeit des Kampfes und des Sieges in den Straßen muß Jedem klar werden, der das Benehmen derjenigen sieht, die ohne Straßenkampf die Regierung zu besiegen hofften. Der Widerstand mit dem Gesetze in der Hand ist unendlich schwerer als der mit der Flinte. „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!" ist eine Zauberformel, die aus einem schwachen Menschen einen Fels, an dem sich die Brandung des wildesten Meeres brechen muß, zu machen im Stande ist. Die Vertreter Frankreichs von 1789 hatten Etwas von dieser Zauberkraft des Bürgermuthes, aber die Deputirten von 1830 standen weder auf der Höhe Luther's, noch auch der Mirabeau's. Daher die Nothwendigkeit der Emeute, die selbst siegreich nicht zu einer eigentlichen Revolution werden wollte. Der höhere Bürgerstand, die Bankiers würden auch unter Karl X., wenn er die Ordonnanzen durchgesetzt hätte, bald wieder nothwendig geworden sein. Der Mittelstand allein wies daher die Ordonnanzen mit Ernst zurück, das Volk aber folgte dem Impulse, den es von der Jugend und der Presse erhielt, es kämpfte aus Lust am Kampfe, aus Haß gegen das Ausland, aus dunkler Achtung vor seiner Vergangenheit in dunkler Ahnung einer bessern Zukunft.

Nur ein unbedeutender Theil der Jugend hatte republicanische Tendenzen und Neigungen. Gerade dieser Theil hatte sich am tapfersten gezeigt und am meisten zum Siege beigetragen. Man mußte ihn schonen, und das war die Ursache, warum das Wort „la meilleure république" nach den Kampftagen ausgesprochen wurde. Aber als die Republicaner wagten, mit ihren Ansichten hervorzutreten, als gleich nach dem Siege Einzelne sich gegen den Herzog von Orleans aussprachen, drang das Volk in die Bureaux der Tribune, und nur die höchste Kaltblütigkeit rettete die Redactoren, während man auf dem Platze vor dem Hause rief: „Bringt uns die Republicaner herab, daß wir sie füsiliren" (583).

Man hat Lafayette oft Vorwürfe gemacht, daß er sich nicht des Staatsruders bemächtigt und die Republik erklärt habe. Es ist Menscheneitelkeit, Menschenkeckheit, zu glauben, daß ein Einzelner das Rad der Ereignisse schwingen oder hemmen könne. Die französischen Republicaner wußten 1830 nicht nur nicht, was sie am Tage nach der Einführung der Republik hätten thun sollen, sondern waren sich ihrer verhältnißmäßigen Schwäche so bewußt, daß ihre innre Stimmung ihnen trotz des Siegesrausches nicht erlaubte, auch nur einen ernsten Schritt zu thun, um die Republik herzustellen.

Die Zeit der eigentlichen Bourgeoisieherrschaft war gekommen. Das Wort „le tiers-état est *tout*" sollte wahr werden, und zwar durch das Bürgerkönigthum. Louis Philipp selbst hat in den Julitagen um sein Leben und seine Prinzenexistenz gezittert, und er ist der ächte, rechte Vertreter aller jener Helden, die wie er sich fern vom Feuer hielten.

Lafayette, Lafitte, Dupont de l'Eure waren die Hauptvertreter des höhern, tapfern Elementes der Bürgerschaft. Alle drei wurden die Gefoppten des Klugen. Lafayette war edel und glaubte an Edelmuth; er hätte Louis Philipp gleich von vorn herein in eine Bahn des Fortschrittes hineinlenken können; denn er war mächtiger, als je ein König es gewesen. Aber es war so leicht, ihn zu täuschen. Als Armand Carrel später einmal Lafayette Vorwürfe machte, daß er dem Herzog von Orleans aufs Wort geglaubt, antwortete Lafayette: „Ich hielt ihn für gut und einfältig (je le croyais bon et bête)" (381). — — Das sagt Lafayette — von Louis Philipp. Louis Philipp wußte so schön die schönsten Jugendträume des edlen Greises heraufzubeschwören, und so oft Lafayette zu ihm kam, um mit ihm die Garantien der Freiheit zu sichern, sprach Louis Philipp von der Republik, von Amerika, von Washington. O, il était si bon et si bête! —

Lafitte war ein Ehrenmann, Napoleon nannte ihn le plus honnête homme de son temps. Er liebte die Freiheit, aber auch die Herrschaft, er war liberal, aber eitel. Als der Herzog von Orleans die Botschaft empfangen hatte, durch welche Karl X. ihn zum lieutenant-général ernannte, ließ er die einflußreichsten Deputirten zu sich rufen, um ihnen die Nachricht mitzutheilen. Lafitte fand die Herren C. Périer, Broglie, Guizot, Dupin, Sébastiani, Molé, Gérard bereits beim Herzog. „Das setzte Hrn. Lafitte etwas in Erstaunen, indem er glauben mochte, ein Recht zu ha-

ben, zuerst empfangen zu werden. Der Herzog aber kam ihm rasch entgegen, empfing ihn mit zwangloser Freundschaft und gewandten Schmeicheleien, während die Uebrigen, um dem Prinzen zu gefallen, ihn noch in ihren Huldigungen überboten. Der Herzog wußte, wie unwiderstehlich die Schmeicheleien der Großen sind. Dann kannte er auch Hr. Lafitte. Endlich nahm er ihn beim Arme, wendet sich zu den Uebrigen und sagt: „„Meine Herren, folgen Sie uns.““

So wurde Lafitte unterjocht, und blieb der geduldige Favori, bis er merkte, daß er abgenutzt sei. —

Dupont de l'Eure war weder wie Lafayette ein Greis, edel, aber schon über die Grenze der Kraft hinaus, noch wie Lafitte eitel und Hofesart und Schmeicheleien zugänglich. Einfach, ernst und unbestechlich, mußte man bei ihm andre Mittel anwenden. Er deutet dieselben am 4. Aug. in einer Aeußrung an, die abermals mit wenigen Worten ihn und den Klugen zugleich schildert: „Wir sind überzogen von einer aristokratisch-doctrinären Faction, die alle Mittel anwendet, den durch die Revolution ausgeworfnen Samen zu zerstören. Ich habe keine andre Hoffnung, als die Redlichkeit des Herzogs von Orleans, der nur von den besten Absichten beseelt scheint, der aber nicht immer den Grad der Einsicht hat, den man ihm wünschen möchte" (446).

La Journée des dupes des Meisters in der Kunst, des „redlichen, guten und dummen" Richelieu, ist wahre Schülerarbeit gegen die Tage, in denen das Julikönigthum zu Stande kam. —

Nur gegen die Republicaner spielte Louis Philipp halbwegs mit offnen Karten. Die Bourgeoisie hatte Angst vor der Republik und den Republicanern, und das Volk hatte ja geschrien: „Laßt uns sie füsiliren." Mit ihnen viel Umstände machen, wäre nicht einmal klug gewesen.

Thiers veranlaßte eine Zusammenkunft zwischen dem Herzoge und den Einflußreichsten unter den Republicanern. Erst ließ man sie so lange in dem Vorzimmer warten, bis sie ungeduldig wurden und schon wieder fortwollten. Dann erschien der Herzog und that, als ob ihn der Besuch überrasche. Vorerst sprach man von den Verträgen von 1815 und der Rheingrenze. Der Herzog antwortete, daß „es Gefühle gäbe, die man nicht offen aussprechen dürfe." Dann kam die Erblichkeit der Pairswürde an die Reihe. Der Herzog vertheidigte dieselbe, aber setzte hinzu: „Uebrigens wenn die erbliche Pairswürde nicht existiren kann, so werde ich mich hüten, sie auf meine Kosten aufrecht erhalten zu wollen." Hierauf wurde die Republik besprochen, gegen die sich dann Louis Philipp energisch erklärte: er sei Republicaner gewesen, aber das System passe am wenigsten auf Frankreich. Hr. Bastide schlug dann Generalversammlungen des Volks vor, was dem Herzog Gelegenheit gab, sich mit Wortfülle über die Schrecken der ersten Revolution auszulassen. Auf die Bemerkung, daß am Ende doch die Geistlichkeit und die Royalisten und Karlisten wieder die Oberhand erhalten würden, ließ sich der Herzog in eine Abhandlung über den Erbstreit zwischen der alten und der jüngern Bourbonenlinie ein, zeigte, wie die letztere von der erstern und ihren Anhängern verfolgt worden, und wie an keine Aussöhnung zu denken; nebenbei hielt er der jüngern Linie und besonders dem Regenten eine Lobrede und hörte nicht wieder auf, bis die jungen Leute des Zuhörens satt hatten.

Als die Republicaner Abschied nahmen, sagte der Herzog mit einschmeichelnder Stimme: „Sie werden zu mir zurückkehren, Sie sollen's sehen." Einer antwortete: Jamais! aber Louis Philipp sagte ruhig: „Man muß nie das Wort aussprechen, il ne faut jamais jurer de rien" — (383 ff.).

Lafayette, Lafitte, Dupont de l'Eure waren leicht hinters Licht zu führen; die jungen Leute lohnten der Mühe kaum sie zu täuschen. Mit Andern aber war es schon schwerer und schon mehr der Mühe werth. So lange noch die entfernteste Möglichkeit eines Umschlages der Dinge vorhanden war, wäre es unklug gewesen, sich zu offen bloßzustellen.

Am 1. August erhielt der Herzog die Ordonnanz Karl's X., durch welche der König ihn zum lieutenant-général einsetzte. „Diese Sendung kam um 7 Uhr Morgens im Palais Royal an. Hr. Dupin war schon beim Herzoge, und rieth ihm zu einer energischen Antwort, die die jüngre Bourbonenlinie für immer von der ältern zu trennen im Stande. Er übernahm selbst die Redaction. Der Brief war herb und ohne Mitleiden. Der Herzog las ihn, brachte ihn unter Couvert, und war im Begriffe ihn zu siegeln, als er auf einmal sagte: „das ist zu bedeutend, da muß ich meine Frau um Rath fragen." Er geht ins Nebenzimmer und erscheint eine Weile später mit demselben Couvert, das dem Boten Karl's X. übergeben wurde. Der Brief, der dies Couvert enthielt, war voll von Ergebenheit und Treuversichrungen für den König" (403).

Nachdem Karl X. und der Dauphin abgedankt hatten, schien der Herzog noch immer nicht geneigt, sich weiter, als die Klugheit erlaubte, einzulassen. Noch war die Macht der alten Könige nicht ganz vernichtet, noch war ein Umschlag der Dinge möglich, und noch immer sprach der Herzog von Orleans nur mit Widerstreben von der Last der Regierung. Zugleich aber wies er den Gedanken einer Regentschaft zum Besten des Herzogs von Bordeaux unbedingt zurück: „Heinrich V. brauchte nur einmal Leibschmerzen zu haben und ich würde in Europa für einen Giftmischer gelten."

Endlich sollte die Expedition von Rambouillet das Geschick der ältern Familie entscheiden, und zugleich die gährenden Elemente aus Paris entfernen. Zuerst wurde nur eine Commission nach Rambouillet geschickt, „um den König gegen den Ausbruch des öffentlichen Unwillens in Schutz zu nehmen." Als der Herzog den Commissaren ihre Instructionen gab, frug Hr. von Schonen, was sie zu thun hätten, wenn man ihnen den Herzog von Bordeaux übergeben wolle. Der Prinz antwortete heftig: „der Herzog von Bordeaux; — aber der ist Euer König." Die Herzogin von Orleans war zugegen. Tief bewegt ging sie auf ihren Gemahl zu, fiel ihm in die Arme und sagte: „Sie sind der ehrlichste Mann im ganzen Königreich."

An demselben Tage erschien die schon früher in England veröffentlichte Protestation des Herzogs von Orleans gegen die Legitimität des Herzogs von Bordeaux im Courrier français.

Die Commissare kamen Nachts in Rambouillet an, und der König weigerte sich sie zu empfangen. Er begriff nicht, wie ihn die vier Leute schützen sollten, da er von seiner Armee umgeben sei. So gingen die Commissare unverrichteter Dinge wieder zurück, worauf die Expedition vom Rambouillet beschlossen wurde, die dann den Erfolg hatte, den

Commissaren Audienz zu verschaffen und den König zur Flucht zu bewegen.

In der Nacht vor der Abreise der königlichen Familie wandte sich die Herzogin von Contade an Hr. von Schonen und sagte, indem sie auf den Herzog von Bordeaux zeigte: „Ich hätte große Lust, dies Kind auf Ihren Knien hier zu lassen.“ Hr. von Schonen antwortete: „Ich würde es nicht annehmen, Madame!“ — (432.)

Louis Blanc ruft hier aus: „Welch Geheimniß versteckt diese Antwort, und was war vorgefallen, seit der Herzog von Orleans Hrn. von Schonen gesagt hatte: „dies Kind ist Ihr König?“ “ — — setzen wir hinzu: und seit die Herzogin von Orleans ihrem Manne sagte: „Vous êtes le plus honnête homme du Royaume.“

Mit der Thronbesteigung Louis Philipp's schließt der erste Band der Geschichte der zehn Jahre. Der Sieg des Herzogs von Orleans ist vollständig. Alle, die mit ihm in Berührung kamen, unterlagen. Er ist der Klügste seines Königreichs, und die ganze Welt wurde zum Narren gehalten.

Wenn er Nichts beabsichtigte, als König zu werden, und sich auf seinem Throne zu halten, so hat er bis jetzt seine Absicht vollkommen erreicht. Hat er aber sein Ziel weiter hinausgesteckt, hat er das Heil seines Vaterlandes, die Zukunft seiner Dynastie, das Glück der Seinigen gewollt, so wird die Antwort wohl anders ausfallen. Im ersten Falle ist sein Streben keiner Stelle in den Annalen der Geschichte werth; im letzten wird die Geschichte an ihm lehren, daß mehr als Klugheit dazu gehört, das Geschick der Völker zu sichern, die Zukunft zu begründen.

Die Klugheit sucht die schwachen, elenden Seiten des Menschen auszubeuten, aber gerade diese sind zerstörend, und zernichten, wer sich ihnen überläßt. Die Bourgeoisie, die heute durch und mit Louis Philipp herrscht, hat mit dieser Herrschaft ihr Grab gegraben; denn es ist wahr geworden: Le tiers-état c'est tout. Nicht nur die Könige haben ihre Schmeichler, sondern Alles, was Macht hat und Macht geben kann, die Völker, die Parteien, die Menschen, die Ereignisse und selbst der Zufall. Und wie die Könige durch ihre Höflinge verdorben und zuletzt vernichtet werden, so verderben und vernichten die Schmeichler der Völker und der Parteien ebenfalls ihre Abgötter. Jede Macht strebt durch Mißbrauch dem Untergange entgegen, und der Mißbrauch wird durch den blinden Schmeichler befördert.

Louis Philipp kennt dies Princip des Mißbrauchens so schön, daß, wer und was mit ihm in Berührung kam, abgenutzt wurde. Die Menschen, die Neigungen, die Grundsätze und die Institutionen, mit denen er in Verkehr trat, hat er zernichtet, weil er der Höfling Aller war, und den Mißbrauch förderte. Lafayette, Lafitte, Dupont de l'Eure, Casimir Périer, Thiers, Guizot und wie sie Alle heißen, wurden Einer nach dem Andern „abgenutzt“ (usés), und zwar nicht durch den Widerstand des Königs, sondern dadurch, daß Louis Philipp den schwachen Seiten der augenblicklich herrschenden Ansichten und Parteien schmeichelte und sie auszubeuten suchte. Mit Lafayette wurde die meilleure république lächerlich; mit Lafitte das Königthum mit kaiserlichen Absichten und republicanischen Neigungen zernichtet; mit Casimir Périer das Bürgerkönigthum zur Börsenspeculation; mit Thiers der Kriegsgeist der Franzosen hinter Mauern versteckt; mit Guizot der Regierungsgedanke in eine Majoritätsmaschine verwandelt.

Die Bourgeoisie vor Allem aber wurde für alle Zukunft durch die Herrschaft des Julikönigthums zernichtet. Der Egoismus ist die Erbsünde des Menschen, und auch mehr oder weniger aller Völker und aller Parteien. Erst durch die Taufe der Aufopfrung, der Hingebung gelangen die Menschen und die Völker zum ewigen Leben. Wer daher die Zukunft sichern will, muß sie auf Hingebung und Aufopfrung bauen. Die Könige hörten auf, Lebenskraft zu haben und nothwendig zu sein, als sie glaubten, um ihretwillen Könige zu sein; die Geistlichkeit, der Adel waren zernichtet, als sie nicht mehr an das Allgemeine dachten und für das Allgemeine wirkten, als sie ausschließlich nur für sich arbeiteten. Und so ist auch das Ende der Herrschaft der Bourgeoisie gekommen, weil sie wirklich Alles allein sein will. Sie hat von dem Baum der Erkenntniß gegessen, um Gott gleich zu sein, und wurde sterblich durch die verbotne Frucht. Und Louis Philipp war es, der ihr die Frucht hinreichte. Er hat sie belehrt, daß die Zeit gekommen, wo der Mittelstand allein ein Recht habe, zu existiren; er war der Höfling, und schmeichelte der Eitelkeit und dem Egoismus seines Herrn und Meisters. Die Bourgeoisie, der Mittelstand war berufen, die Verhältnisse der Welt noch eine gute Weile zu lenken, aber nur als ein Werk des Opfers, der Hingebung, der Herrschaft im Interesse Aller, und ganz besonders im Interesse der geringern Volksclassen. Anstatt dessen aber schmeichelte man ihrem persönlichen Egoismus, und wußte erst die Interessen der Bourgeoisie im Allgemeinen zu sichern, und dann die jedes Einzelnen zu ködern, so oft man des Einzelnen bedurfte. Der Egoismus ist seiner Natur nach auflösend, und sobald er einmal als Grundsatz anerkannt war, sobald diesem Grundsatze gehuldigt wurde, mußte auch die Bourgeoisie sich in ebensoviele Einzelnegoismen auflösen, als sie Köpfe zählte.

Das ist die Lage, in der sie sich heute befindet; sie hat von dem Baume der Erkenntniß gegessen. Die Zeit aber wird zeigen, daß die Bourgeoisie der einzige Boden war, in dem das neue Königthum dauernd Fuß hätte fassen können. Ihr Untergang wird gemeinsam sein, und wenn das Urtheil noch nicht vollstreckt, so ist es wenigstens bereits gesprochen, und der Vollstrecker wird für Beide nicht auf sich warten lassen. Hr. Louis Blanc hat seine Geschichte der Julirevolution angefangen, ehe diese vollendet war. Aber wir haben erst einen Band, erst einen Act vor uns. Ehe der letzte Band geschrieben sein wird, könnte auch der letzte Act gespielt sein. Es lobe Keiner den Tag — vor Mitternacht!

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 143. 17. Juni. 1842.

Sophokles' Antigone in Berlin.

Zuerst dem Kennerblick der Auserwählten vorgeführt, ist die Antigone jetzt in die Oeffentlichkeit getreten. Somit kann ihre Auferstehung auch von unsrem Standpuncte besprochen werden. Zunächst wird es von Bedeutung sein, welcher Richtung in unsrem Leben das antike Drama sein erneutes Dasein verdankt. Das allgemeine Bewußtsein steht mit seinem Interesse in der Gegenwart, diese selbst ist es, welche den Inhalt des Bewußtseins ausmacht. Der Dichter, welcher zu diesem redet, soll dessen Kern und innerste Gedanken erfassen und aussprechen, sich selbst in seiner Wahrheit aus innerer Unendlichkeit will das Volk sehen und genießen. Von hier aus bieten sich keine Anknüpfungspuncte. Dagegen lebt das Alterthum in den Studien der Philologie, mag es auch oft nur ein kümmerliches Dasein fristen, es lebt in der Aesthetik, der vermöge eigenthümlicher Bildung auch die Schätze der Vergangenheit erschlossen sind. Von beiden Seiten war eine Wiederbelebung für die Anschauung und das Theater möglich. Wir müssen uns daran halten, daß Tieck die Einübung der Antigone geleitet hat. Die Philologie ist somit ausgeschlossen, aber auch die besondre ästhetische Richtung bestimmt, welcher der Gedanke und die Ausführung angehört. Nicht darum wurde die Antigone hervorgesucht, weil man die griechische Tragödie für absolut hielt, sondern aus romantischem Interesse an vergangnen Kunstformen. Es ist hinreichend bekannt, welchen Verhältnissen, welcher geistigen Bewegung die Romantik ihren Ursprung und Fortgang verdankt. Hervorgegangen aus der Opposition der in sich freien, geistig berechtigten und ihres Rechts bewußten Subjectivität gegen eine ausgehöhlte prosaische und verzopfte Realität und deren Spiegelbild in der Poesie, ist es ihr dennoch nicht gelungen, aus der Tiefe des subjectiven Geistes weder eine neue Welt begeisterten Lebens, noch eine poetische Wirklichkeit zu erschaffen. Sie hat sich vielmehr begnügt, im Leben wie in der Poesie auf die Vergangenheit zurückzugehen und die rationalistische Oede durch den Gehalt vergangner Zeiten auszufüllen, indem sie sich selbst mit gewesnen Substanzen zu begeistern und zu begeistigen versuchte. War man nun auch zunächst an das Christliche und Vaterländische gewiesen, nahm man dann leicht die mittelalterlichen Kunstformen auch der Italiener und Spanier auf, so konnte doch auch der Uebergang zum Antiken, ja zum Orientalismus nicht allzuschwer fallen. Je weniger die verlebten Potenzen aber im Stande waren, das von der Entwicklung wirklich geforderte Pathos zu ersetzen, um so mehr mußte die ganze romantische Richtung in letzter Instanz die Wendung auf ihren Ausgangspunct, auf das Ich nehmen und in Bezug auf die Kunst konnte es dann nur noch auf das geniale Bewußtsein ankommen, welches sich eben vermöge dieser besondern Befähigung den exclusiven Genuß fern abliegender Productionen zu verschaffen wußte und in der Eitelkeit seiner Bevorzugung sich ein doppeltes Behagen zu bereiten verstand.

Es war ein Widerspruch gegen sich selbst und eine Bewußtlosigkeit über die eigne Stellung, wenn es versucht wurde, den exclusiven Genuß zu einem allgemeinen zu machen. Tieck's dresdner Theaterdirection scheiterte an der Einführung Calderonscher Hyperbolie und August Graf von Platen rief ihm bei diesem Echec sachgemäß zu, „seine Perlen nicht vor die Säue zu werfen". Es hält nicht schwer, nachzuweisen, was den entgegengesetzten Erfolg bei der antiken Tragödie, als deren Typus allerdings die Antigone angesehen werden kann, bewerkstelligt hat.

Abgesehen von dem Eindruck, welchen die Veränderung der Bühne bei der Aufführung hervorrufen mußte, der Anblick der Orchestra und der Thymele des Altars, welcher die Gegenwart des Gottes verkündigt, im Gegensatz zum ledernen Aussehen der gewohnten Scenerie, fehlte es in der Darstellung nicht an vermittelnden Momenten zwischen dem antiken und modernen Bewußtsein. Vor Allem hatte die Unmöglichkeit, griechische Musik aus dem Grabe zu beschwören, die Exhibition der lyrischen Partien wesentlich alterirt und der Gegenwart näher gerückt. Der Chor singt vierstimmig mit moderner Instrumentation, die Melodie, welche hiedurch gesetzt ist, war dem Alterthum fremd. Kaum vermögen wir die Alten von Theben in diesen Choristen zu erkennen, welche in der unmittelbaren Weisheit ihrer Jahre das Bewußtsein von der Harmonie ihrer sittlichen Elemente tragen, die in der Action des Drama feindselig gegen einander operiren, und diese Totalität eben deßhalb in Rhythmus und Ton erklingen lassen können. Durch unsre Musik, welche uns in bekannte Regionen der Töne führt, erhält

der Chor mehr das Ansehen eines müßigen Zuschauers, der uns zwischen der Handlung durch wohlgemeinte Wahrheiten unterhält und die moralische Bilanz zieht. Das Ganze kommt hiedurch unsrer Gefühlsweise näher, und gerade das Moment des antiken Tragos, welches für uns zunächst dessen abstoßende Hörner bildet, macht hier den Vermittler beider Welten. Ebenso bedeutend wird die Handlung selbst, das, was uns eigentlich interessirt, durch die Schauspieler modernisirt; ein neuer Vortheil für den Effect des Stücks. Wir verlangen im Drama die Interessen und Handlungen aus der besondern Individualität, aus den eigenthümlichen Vorstellungen und Gefühlen des Subjects, aus seiner Reflexion hervorgehen zu sehen, ein Umstand, der trotz Schiller und Goethe noch so wenig überwunden ist, daß wir noch neulich hier eine Tragödie vorüberziehen sahen, deren Helden den pursten, plattesten Egoismus des Glücksritterthums unbefangen als Pathos zur Schau trugen, deren Verfasser, noch zu wenig jungdeutschen Gesichtspuncten entronnen, es für ausreichend hielt, seinen Mann zu einem „prallen Mann" gemacht zu haben. Andrerseits fehlt dann auch das entgegengesetzte Extrem der reinen Tugendkomödien nicht, deren Personen es nicht darüber hinausbringen, Allegorien der Pflichten aus Reinhard's oder Stäudlin's Handbüchern zu sein. Doch zur Sache zurück. Wir haben keinen Sinn für die Gediegenheit des Classischen; wir wollen uns gegenüber Menschen sehen, die von ihren Gefühlen, Wünschen, Hoffnungen ausgehen; das reine Ethos geistiger Individualität, mit dem Subject unabtrennbar zusammengeschlossen, liegt uns ferner, und es war uns daher ganz recht, wenn die Darsteller die Sache so herumwandten, daß da, wo von der Natur und dem Wesen der Handlung die Rede ist, vielmehr die Meinung erweckt wurde, es handle sich lediglich um den subjectiven Affect. Wenn Antigone mit wenig griechischer Ruhe die Ismene auffordert, dem Staate trotzend, aber der Sitte folgsam, den todten Bruder zu begraben und sich auf Ismene's Weigrung leidenschaftlich verletzt und gekränkt gebehrdet, so würden Sophokles' Manen an dieser Auffassung wenig Geschmack finden. Nicht richtiger ist es bei den Vorstellungen Hämon's, die er dem Kreon zu Gunsten der Antigone macht, den Verliebten durchschimmern zu lassen, der von seinen Gefühlen überwältigt ist, oder wenn Kreon beim Anblick des todten Sohnes ein kreischendes Geheul erhebt und haltungslos auf der Bühne herumläuft.

So treten wir bei dieser Gelegenheit in den festen Kreis des Alterthums, ihn nach unsrer Weise ausbreitend und concentrirend, und hüllen uns nach unsrem Sentiment in seine Falten. Was aber richtiger ist als dieses und die Wirkung sichert, ja ihr vielleicht nachhaltige Folgen bereitet, das ist das Zusammentreffen der romantischen Caprice, der ästhetischen Genialität und subjectiven Genußsucht mit dem wahrhaften Entwicklungsgang der Geschichte der Gegenwart. Was die Romantik nicht vermocht hat, was überhaupt durch den Rückgang vom verständigen Subject zum gefühlvollen nicht zu erreichen stand, das ist der Philosophie gelungen, die Geburt einer neuen Weltanschauung. Es ist in derselben der wesentliche Accent gelegt auf beide Seiten, auf die objective Vernunft und die Betheiligung des Ich, nach der Seite der Praxis auf die gegenwärtige, durch den Gedanken und nichts als den Gedanken vermittelte Sittlichkeit; wobei man sodann aber auf die Welt der Phantasien, der Illusionen, die der bloßen Innerlichkeit der hypochondrischen oder sanguinischen Einbildung der bloß subjectiven Seite angehören wird, ein- für allemal verzichtet. Hierin liegt ein Rückgang in das Antike, ein Rückgang zu dessen Sein für die Welt und ihre Realität, für die diesseitige Vorsehung und Weltherrschaft — zum Staate. Der Idealismus war dem Griechen präsent in jeder Realität, als Schöpfer und Bildner jeder Wirklichkeit wurde er angeschaut, in jedem Fluß und Wald wurde er empfunden. Nicht minder in den Gestalten der menschlichen Koinonie. Das Individuum in der Familie war ein Glied, dem jenes Ganze angeboren war, im Staate ein Theilnehmer des gleichen Rechts, der gleichen Sitte, des gleichen Cultus und sonst nichts. Bei uns wird Alles erkoren, bei den Griechen geboren. Dies nun ist bekanntlich der substantielle Gehalt des griechischen Dramas, dies vernünftige gegenwärtige Ethos, welches in der Handlung zum Pathos wird, dies ist es, was das Hellenenthum zu einem ewig Gegenwärtigen, zu einem heute uns näher als sonst Liegenden macht. Aber wir dürfen auch den Unterschied nicht verkennen, nicht vergebens liegen zwei Tausend Jahre zwischen uns und der griechischen Welt. Beherrschte den Griechen die allerdings vernünftig gefaßte substantielle Macht, schwebte sie über ihm, konnte er nicht anders als ihr gehorchen, so müssen wir wissen, was wir thun, aus freiem Entschluß uns den sittlichen Wesenheiten, der Praxis der Vernunft ergeben, nachdem wir dieselben aus der Tiefe der Subjectivität neu geschaffen und erzeugt haben. Dieser Unterschied ist aber keineswegs formell zu nehmen, denn das Subject, welches ehemals bloß Theil und Glied war und für sich unberechtigt blieb, ist vielmehr heute lebendiges Moment der Totalität, diese geistige Totalität selbst, und die substantielle Beziehung greift sowohl über den Einzelnen, als er über dieselbe hinüber. Welch tiefres und reinres sittliches Bewußtsein hierauf zu gründen steht, daß das Subject sowohl Moment des Ganzen als selbstbewußte Totalität ist, welch fruchtbare Perspective, welche Fülle von Consequenzen sich hier ergeben, braucht nicht erinnert zu werden. Vorläufig wollen wir uns bei der Romantik bedankt haben: geht sie ernstlich an die Wiederbelebung des Antiken, so führt sie in ihrem Fortschritt und im Triumph des Gelingens den Todesstoß gegen

sich selbst. Vielleicht steht wirklich eine Anregung und ein gewisses Hineinführen des Hellenismus in unser Volksbewußtsein von fortgesetzten Experimenten der Art zu erwarten; der wahrhafte Kunstgenuß kann aber nur vom Drama der Gegenwart ausgehen, was jedoch wahrscheinlich früher geschehen wird, als es geschrieben ist. Jedenfalls aber kann auch von hier aus eine nachhaltige Wirkung auf das Leben des Tages erfolgen, wenn es gleich noch eines andern Anstoßes bedürfen wird, dasselbe aus seiner dermaligen Indifferenz zu energischem Handeln nach Wissen und Gewissen herauszutreiben. Dr. Biscotto.

Das Selbstbewußtsein des Glaubens oder die Offenbarung unsrer Zeit.

1) Schelling, der Philosoph in Christo, oder die Verklärung der Weltweisheit zur Gottesweisheit. Für gläubige Christen, denen der philosophische Sprachgebrauch unbekannt ist. Ein Tractätchen. 43 S. Berlin 1842. A. Eyssenhardt.
2) Hegel's Lehre von der Religion und Kunst, vom Standpuncte des Glaubens aus beurtheilt. 227 Seiten. Leipzig 1842. Otto Wigand.

Das kleine Tractätchen und das gelehrte Buch, denn Nr. 1 ist das erstre, Nr. 2 das andre, beweisen der Welt nur, was sie schon lange gehofft und gewünscht, daß Schelling's Christenthum eben so gewiß, als Hegel's Uebereinstimmung mit dem Glauben unsrer Väter zweifelhaft, ja daß sein Begriff und der christliche Gott schlechthin verschieden sind. Man ist so indiscret und fragt: glauben die beiden Verfasser auch an das, was sie publiciren? ist nicht das Tractätchen ungläubig im Herzen und nur in Worten gläubig, und „der Standpunct des Glaubens" eben so wenig der des Verf. von Nr. 2, als dies in der „Posaune" der Fall war? Wir dagegen sind so discret zu fragen: ist es nicht gnug, daß die Menschen bekennen und öffentlich bekennen und freiwillig bekennen? und seid ihr bereits solche Zweifler, daß ihr auch an den consequentesten Glauben nicht glaubt? Beide Schriften sind völlig consequent, sie sind ganz und ohne Rücksicht christlich; ich sehe daher nicht ein, wie die berliner Zeitungscorrespondenten z. E. der Rheinischen Zeitung vom 18. Mai, obgleich sie sich jetzt vornehmlich „mit der Erforschung des Herzens" befassen, die Lüge entdeckt haben sollten, es müßte denn sein, daß es ihnen „ein Wohlunterrichteter" gesagt hätte; aber selbst dann ist es noch zweifelhaft, ob derselbe Schriftsteller, der heute den Glauben lügt und von der Heuchelei unsrer Zeit aus freier Willkür Gebrauch macht, nicht morgen wirklich glaubt und das Buch, das er heute ironisch schrieb, morgen ehrlich liest. Ist „der Standpunct des Glaubens" wahr, ist er die Macht und der Born unsers heutigen Bewußtseins, wie dies doch die Gläubigen glauben müssen; nun so ist es nur nöthig, daß er consequent durchgeführt werde, um alle Welt, auch die Heuchler und Spötter zu überwältigen. Nur in einer Zeit, die völlig ungläubig wäre, würde unbedingt jede consequente Gläubigkeit ein Monstrum oder eine Heuchelei sein. Man bedenke also, was es sagen will, wenn man wirklich gläubig gehaltne Bücher eben darum, weil sie so gehalten sind, für Ironie erklärt.

Ein Andres ist die Frage, wie sich eine Philosophie zum christlichen Glauben verhalte, und hier ist das Mißtrauen des Gläubigen in die Philosophie vollkommen gerechtfertigt. Philosophie ist Freiheit, Glauben ist Unterwerfung unter eine Offenbarung. Schelling ist daher eine Ausnahme von der Philosophie; ihm traut nicht nur das Tractätchen, ihm traut sogar die Mitte der Gläubigen unter den berliner Theologen, und daß ihm die Herren Arndt und Hengstenberg noch nicht zu trauen scheinen, ist wohl weniger eine Sache der Einsicht, als des dunkeln Gefühls, daß denn doch das Schellingsche Katheder nur ein profaner Ort sei und eine solche willkürliche Ortsveränderung für das Heilige ihr Bedenkliches habe. Uns können indessen die Bedenken dieser Herren nicht beunruhigen, da sie selbst von einem Neander, Strauß und Twesten nicht getheilt werden; die Thatsache also, daß der Glaube, wenn auch nur der minder consequente, Schelling's Offenbarungsphilosophie zur Zeit anerkennt, liegt vor, und das Tractätchen hat diese Thatsache nicht nur ausgesprochen, sondern auch mit Stellen aus Schelling's Wintervorlesungen belegt; während umgekehrt die zweite Schrift Hegel's Heterodoxie ebenfalls mit den schlagendsten Citaten aus dessen Schriften belegt und den gewaltigen Zusammenstoß der christlichen und philosophischen Weltansicht unzweideutig ausspricht, um den Glauben über seine Gefahr zu unterrichten und zur Energie anzuspornen. Daß Inhalt und Absicht eines consequenten Glaubens aber keineswegs ohne Beispiel in unsrer Zeit sind, beweisen die Predigten von F. W. Krummacher und Arndt; wir müssen daher die Behauptung, daß die beiden vorliegenden Schriften nothwendig eine Heuchelei der extremen Gläubigkeit seien, selbst für eine Heuchelei und zwar für die bekannte Heuchelei des ostensibeln Liberalismus erklären, die nichts Eiligeres zu thun hat, wenn eine entschiedne Ansicht, ein reiner runder Fall des Zeitgenius, auftritt, als diesen sogleich zu läugnen. Dies ist eine weitgreifende Maxime. Hat man doch in einigen Städten mit der größten Unverschämtheit sogar die Cholera geläugnet und die Cholera-Todten für Justemilieu-Todte erklärt. Allerdings kann die Gesundheitscommission das Interesse einer solchen Heuchelei haben, aber der denkende Arzt wird es nimmermehr fassen

können, ihm ist der reine Fall unendlich wichtig, und gesetzt, es hätte sich Einer freiwillig die Cholera eingeimpft, er wird darum nicht sagen, daß dieses künstlerische Product, wenn es gelungen ist, nicht wirkliche Cholera sei, höchstens dann, wenn der allgemeine Krankheitsgenius einen Cholerafall unmöglich macht, wird er an eine erheuchelte oder unwirkliche, bloß vorgebliche Cholera glauben. Wir verhalten uns wie der denkende Arzt und sagen: selbst wenn es erwiesen wäre, daß die beiden vorliegenden Schriften eine willkürlich angenommne, eine nur aufgeimpfte Gläubigkeit enthielten, sie sind dennoch als wirkliche Glaubensfälle anzuerkennen; sie sind jetzt möglich; von der wirklichen Existenz Krummacher's, Arndt's und Albert Knapp's auf die Möglichkeit eines ähnlichen Glaubens ist kein schlechter Schluß und wir halten dafür, daß die Argumentation: „so etwas ist 1842 nicht möglich, also ist es fingirt," nur ein gesundheitspolizeilicher Schluß ist, dem kein Kundiger trauen wird.

Nr. 1. Alles, was neulich das Schriftchen: „Schelling und die Offenbarung" polemisch von der Offenbarungslehre Schelling's mittheilte, kommt hier apologetisch vor; die wörtliche Uebereinstimmung läßt keinen Zweifel an der Aechtheit der Aussprüche, deren Fassung ohnehin etwas Classisches an sich hat und sich auch aus innern Gründen wird rechtfertigen lassen, wenn einmal das Princip des ganzen Verfahrens so außer Zweifel steht, wie in unserm Fall. Die Fassung des Schriftchens beruht auf einer Vergleichung Schelling's mit dem Apostel Paulus. Es beginnt:

„„Also auch wird Freude sein im Himmel über Einen Sünder, der Buße thut, vor neun und neunzig Gerechten, die der Buße nicht bedürfen"" (Luc. 15, 7). Dieses Wort des Herrn mag Einem wohl einfallen, wenn man von Schelling reden will; denn an ihm sind Wunder der göttlichen Gnade sichtbarlich geschehen, auf daß der Name des Herrn erhöhet werde. Denn er hat sich seiner erbarmt, wie er einst über Paulum sich erbarmte; welcher auch, ehe er bekehret war, hinging und zerstörete die Gemeinen, und schnaubte mit Drohen und Morden wider die Jünger des Herrn. Da er aber gen Damaskus fuhr, umleuchtete ihn plötzlich ein Licht, und er fiel auf sein Angesicht; der Herr aber redete zu ihm und zog ihn zu sich, also daß er gläubig ward zu derselbigen Stunde, ließ sich taufen und predigte den Namen des Herrn allen Völkern, und ward ein auserwähltes Rüstzeug vor dem Herrn. So auch hat die Gnade des Heilandes über Schelling ihre Hand gehalten, und als die Zeit gekommen war, ging ihm ein großes Licht auf. Denn wer hätte es jemals nach menschlicher Einsicht vorhersagen können, daß der Mann, der um den Anfang dieses Jahrhunderts mit seinem damaligen Freunde, dem berüchtigten Hegel, den Grund zu jener schnöden Weltweisheit legte, die jetzt nicht mehr im Finstern schleicht, sondern deren Pfeile am Mittag verderben — daß dieser Mann dermaleinst noch sein Kreuz auf sich nehmen und Christo nachfolgen werde? Aber so ist es gekommen. Der die Herzen der Menschen lenkt wie Wasserbäche, hatte auch ihn nach seiner Gnade auserwählet und harrete nur der rechten Stunde, um ihn zu sich zu ziehen. Und jetzt hat er es gethan, hat ihn erleuchtet und zu einem seiner Streiter gegen den Unglauben und die Gottlosigkeit gemacht."

„Wer kann hier noch läugnen, daß dies Gottes Finger ist?" „Es ist göttliche Providenz, sagt der Hr. v. Henning, daß Schelling, der Hegel'n voranfging, nun auch berufen werden mußte, ihm nachzufolgen und den Glauben wieder aufzurichten in einer Zeit, wo von verirrten Hegelianern die schädlichsten Irrlehren aufgestellt werden." Unser Schriftchen erläutert dies so:

„Der Herr hat uns durch Schelling's Berufung noch einen zweiten Triumph über die Gottlosen und Lästerer bereitet. Er hat gerade Schelling auserkoren, weil dieser, mit der Weisheit dieser Welt vertraut, am besten geeignet war, die stolzen hochmüthigen Philosophen zu widerlegen, und hat diesen dadurch in seiner unermeßlichen Gnade und Liebe einen Weg eröffnet, wieder zu ihm zu kommen. Kann man mehr von ihm verlangen? Denen, die ihm fluchen, die gegen sein Dasein wüthen, die seine tollsten, rasendsten, verstocktesten Feinde sind, Denen bietet er, statt sie von der Erde zu vertilgen und in den tiefsten Schlund der Hölle zu stürzen, Denen bietet er immer aufs Neue die rettende Hand, um sie aus dem Abgrund des Verderbens, in dem sie liegen, herauf zu ziehen an das Licht; ja die Gnade des Herrn ist, so weit die Himmel reichen vom Aufgang zum Niedergang, und seine Barmherzigkeit will kein Ende nehmen. Wer könnte einer solchen Langmuth und Liebe widerstehen? Aber ihre Herzen sind so verstockt und in Sünden verhärtet, daß sie auch jetzt noch die Hand zurückstoßen, die sie retten will; so verblendet sind sie von den Lüsten dieser Welt und dem eignen Hochmuthsteufel. Sie graben sich löchrige Brunnen, und verschmähen den Quell des Lebens, der im Blute Christi fließt. Sie verstopfen ihre Ohren gegen das Heil, das von Oben kommt, sie haben Lust an dem, was dem Herrn übel gefällt. Ihr Wesen haben sie kein Hehl und rühmen ihre Sünde, wie die zu Sodom, und verbergen sie nicht. Wehe ihrer Seele, denn damit bringen sie sich selbst in alles Unglück (Jes. 3, 9). Aber dennoch hat der Herr nicht abgelassen, sie zu sich einzuladen, auf daß sie keine Entschuldigung haben. Er hat ihnen durch Schelling gezeigt, wie schwach und nichtig die menschliche Vernunft ist. Wenn sie sich jetzt nicht bekehren, so ist es allein ihre Schuld, und sie können nicht sagen, daß sie das Evangelium nicht gekannt haben."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 144. **18. Juni.** **1842.**

Das Selbstbewußtsein des Glaubens oder die Offenbarung unsrer Zeit.

(Fortsetzung.)

Das gläubige Schriftchen wendet sich nun, bevor es zur Sache kommt, noch mit einer kleinen Castigation an Schelling.

„Es muß aber vorher noch bemerkt werden, daß Schelling, bei allen seinen Verdiensten um das wahre Christenthum, dennoch seine alte verkehrte Weisheit nicht ganz los werden kann. Es sind noch mancherlei Ansichten, die glauben machen, er könne den Hochmuth der eignen Vernunft dennoch nicht so ganz unterdrücken, und als scheue er sich noch etwas vor der Welt, seine gänzliche Umkehr mit aller Freudigkeit und Dank gegen Christum zu bekennen. Wir wollen ihm das nicht zu hoch anrechnen; wer die Gnade bei ihm so herrlich zum Durchbruch brachte, der wird auch diese Flecken von ihm abwaschen; wer das Werk begann, wird es auch vollführen. Der muthige Streiter für die Wahrheit aber, von dem wir sprechen, möge dieses Pfahls im Fleisch gedenken, wenn der Hochmuthsteufel über ihn kommt und ihn versuchet. Er möge allen Stolz auf seine ehemalige Philosophie, die doch nur gottlose Kinder geboren hat, von sich thun, und nur stolz sein auf den, der ihn aus freier, unermeßlicher Gnade aus diesem Verderben gerettet hat."

Alsdann wird recht geschickt zuerst von der negativen Philosophie berichtet und ihr Zweck in Rücksicht auf das Positive erörtert.

„Das Erste, was Schelling hier auf dem Katheder that, war, daß er geradezu und mit offner Stirne gegen die Philosophie losging, und ihren Boden, die Vernunft, unter den Füßen wegzog. Mit den schlagendsten, aus ihren eignen Rüstkammern genommnen Gründen bewies er ihnen, daß die natürliche Vernunft nicht fähig sei, auch nur das Dasein eines Grashalms zu beweisen; daß sie mit allen ihren Demonstrationen, Gründen und Schlüssen keinen Hund vom Ofen lockt, und gar nicht zum Göttlichen hinauf kann, weil sie in ihrer Plumpheit immer auf dem Erdboden liegen bleibt. Das haben wir nun zwar längst gewußt, aber so schön und deutlich war es den verstockten Philosophen noch nicht gesagt worden. Dies hat er in einem ganzen langen System der sogenannten negativen Philosophie gethan, worin er ihnen sonnenklar vor die Augen führt, daß ihre Vernunft nur Mögliches erkennen kann, aber nichts Wirkliches, am allerwenigsten Gott und die Geheimnisse des Christenthums. Diese Mühe, die er sich mit einem so unfruchtbaren Gegenstande, mit den Luftgebilden der Weltweisheit gegeben hat, ist um des Reiches Gottes willen sehr dankenswerth. Denn so lange diese Philosophen noch auf ihre Vernunft pochen konnten, war mit ihnen nichts anzufangen. Jetzt aber, da sie auch von ihrem Standpuncte aus überführt worden sind, daß ihre Vernunft ganz und gar untauglich zur Erkenntniß des Wahren ist und nur leere, hohle Hirngespinnste zu Tage fördert, die gar nicht das Recht haben, zu existiren, so gehört schon ein verstocktes und in Sünden grau gewordnes Haupt dazu, um in der heidnischen Lehre zu verharren, und es ist wohl möglich, daß unter dem Beistande der göttlichen Gnade sich Einer oder der Andre von seinem bösen Wandel bekehre. Es ist sehr richtig und muß immer wiederholt werden, daß die verfinsterte Vernunft des Menschen ganz und gar untüchtig ist und des Ruhmes mangelt, den sie vor Gott haben sollte, denn das ist das Hauptbollwerk der Ungläubigen, daß ihre Vernunft ihnen andre Dinge sagt als das Wort Gottes. Es ist aber ein Frevel gegen den Allerhöchsten, ihn, den Feind aller Sünde, mit der durch die Sünde befleckten und verblendeten Vernunft erkennen zu wollen, ja, diese allen Lüsten dieser Welt, allen Versuchungen des Satans hingegebne Vernunft über Gott selbst zu setzen, und das thun die Weltweisen doch, indem sie Gottes Wort mit dieser ihrer verworfnen Vernunft kritisiren, was ihnen nicht gefällt herauswerfen, ja nicht allein die Heiligkeit der Bibel, sondern das Dasein Gottes selbst mit frevlerischen Händen antasten und läugnen, um sich selbst an seiner Statt zum Gott zu machen. Das sind die natürlichen Folgen davon, daß die Vernunft, wie weiland jene Metze in den Bluttagen der französischen Revolution, auf den Thron Gottes erhoben wird und sich unterfängt, die Maßregeln des allmächtigen Herrn der Welt zu kritisiren. Hier ist es, wo geheilt werden muß, nicht an der Oberfläche, sondern an der Wurzel des Uebels. Flickt man auch einen neuen Lappen auf ein altes Kleid? Wie stimmt Christus mit Belial? Es ist nicht möglich, es ist eine Lästrung, wenn man den Erlösungstod des Herrn, die Auferstehung

und Himmelfahrt mit der natürlichen Vernunft begreifen will. Darum gehe man mit Schelling kräftig zu Werke, und werfe die Vernunft aus dem Christenthum hinaus ins Heidenthum, denn dahin gehört sie, da kann sie sich gegen Gott auflehnen und die Welt mit ihren Lüsten und Begierden, der wir abgesagt haben, für göttlich halten, alle Sünden und Laster, Gräuel der Völlerei und Unzucht als Tugenden und Gottesdienst beschönigen, und den Selbstmord eines Cato, die Unkeuschheit einer Lais und Aspasia, den Verwandtenmord eines Brutus, den Stoicismus und die Christenverfolgungswuth eines Marcus Aurelius als Muster der Menschheit aufstellen. Dann steht sie dem Christenthum doch offen entgegen und Jeder weiß, woran er mit ihr ist. Aber es ist eine Hauptlist des Widersachers gewesen, sie ins Christenthum hineinzuschmuggeln, wo sie dann saubre Hurkinder herausgeboren hat, als da sind: Pelagianismus, Socinianismus, Rationalismus und speculative Theologie. Gott aber, was thöricht ist vor der Welt, das hat er erwählet, auf daß er die Weisen zu Schanden mache (1. Cor. 1, 27); darum vernimmt der natürliche Mensch nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Thorheit und muß geistlich gerichtet sein (1. Cor. 2, 14).

„So ist es ein wahrhaft christliches Bestreben, wenn Schelling in der reinen Vernunftwissenschaft, welche eben die negative Philosophie ist, die Vernunft, statt ihr irgend eine Ueberhebung zu gestatten, recht tief erniedrigt und demüthigt, daß sie zur Erkenntniß ihrer Schwäche und Sündlichkeit komme und sich bußfertig der Gnade zuwende, denn nur diese kann sie heiligen, erleuchten und wiedergebären, daß sie tüchtig werde zur Erkenntniß Gottes. Die Vernunft zu kreuzigen, ist schwerer und deßhalb mehr, denn das Fleisch zu kreuzigen. Dieses liegt doch unter dem Gewissen, welches auch schon den Heiden zur Zähmung ihrer Lüste und zum innern Richter über ihre Sünden gegeben ist; die Vernunft aber stellt sich über dasselbe und verträgt sich sogar ganz gut mit ihm, und es ist nur dem Christen gegeben, sie unter das sanfte Joch des Glaubens zu beugen. Das aber fordert die Schrift von uns, und da gelten keine Einwendungen oder Ausflüchte: entweder gieb Deine Vernunft unter den Glauben gefangen, oder geh hinüber zur Linken zu den Böcken (nennen sich doch die ärgsten jener Selbstververgötterer wie zum Spott: die linke Seite), da bist Du an Deiner Stelle!"

Darauf kommt die positive Philosophie, das Denken „der Wollenden" und „der Klugen", welches wir schon aus jenem frühern Schriftchen kennen.

„Nachdem nun die Vernunft sich gedemüthigt hat und den Willen zeigt, das Heil anzunehmen, kann sie nun wieder erhöhet und vom Geist der Wahrheit erleuchtet werden. Dies geschieht in der positiven Philosophie, wo sie durch freies, d. h. erleuchtetes Denken mit Hilfe der göttlichen Offenbarung zu den Gnadengaben des Christenthums zugelassen wird. Jetzt, nun ihr das Verständniß der höhern Welt aufgeschlossen ist, sieht sie auf einmal den ganzen wunderbaren Zusammenhang in der Geschichte des Reiches Gottes ein, und was ihr früher unbegreiflich war, ist jetzt klar und begreiflich, als wenn es gar nicht anders sein könnte. Denn die Augen, die der Herr erleuchtet, sind erst wahre Augen und sehend; wo aber die Finsterniß herrscht, und die Lüste und Begierden dieser Welt ihr Wesen treiben, da kann Keiner etwas sehen. Diese Gnadenwirkung spricht Schelling darin aus, daß er sagt, diese Philosophie sei nur für die Wollenden und Klugen und finde ihre Bewährung in der Offenbarung. Wer also an diese nicht glaubt, für den ist auch die Philosophie nicht. Mit andern Worten, diese Sache ist eigentlich keine rechte Philosophie, sondern dieser Name ist nur um der Weltweisen willen gewählt, wie geschrieben steht: Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben (Matth. 10, 16); im Uebrigen aber ist es ein rechtes und wirkliches Christenthum, wie sich uns bald zeigen wird. Schelling hat die gute alte Zeit wieder heraufgeführt, wo die Vernunft sich unter den Glauben gefangen giebt, und die Weltweisheit, indem sie sich als Magd der Theologie, der Gottesweisheit unterwirft, zur Gottesweisheit verklärt wird. Denn wer sich selbst erhöhet, der wird erniedriget, und wer sich selbst erniedriget, der wird erhöhet (Matth. 23, 12)."

„Die Weltweisen in unsrer gottlosen Zeit verstehen die einfache, von Gott selbst eingegebne Sprache der heiligen Schrift nicht mehr; es muß ihnen auf ihre Weise beigebracht werden, bis sie wieder reif werden zum Verständniß der Bibel, wie geschrieben stehet: Ich preise dich, Vater und Herr Himmels und der Erde, daß du es den Weisen und Klugen verborgen hast und hast es den Unmündigen offenbaret (Matth. 11, 25). Darum sagt Schelling für die Engel, die ihr Fürstenthum nicht behalten haben, sondern verließen ihre Behausung (Judä 6), für den Teufel und seine gottlosen Schaaren: kosmische Potenzen, was soviel heißt, wie Fürsten dieser Welt. Jetzt natürlich kann Gott an der Welt keinen Gefallen mehr haben. Er stößt sie nach seiner Gerechtigkeit von sich, und wo er in ihr wirkt, thut er es in seinem Zorn, und ohne seinen vollen freien Willen. Aber der ewige Erbarmer kann nicht von ihr lassen; das Wort, durch welches alle Dinge gemacht sind, und ohne dasselbige ist Nichts gemacht, das gemacht ist (Joh. 1, 3), der eingeborne Sohn Gottes bleibt mit seiner unermeßlichen Liebe und Gnade bei der armen, verstoßnen Welt. Sein Leidensstand beginnt mit dem Sündenfall, und nicht erst mit seiner Menschwerdung unter Herodes, denn mit dem Sündenfall ist er ganz aus der Menschheit verdrängt, in der er mehr noch als der Vater lebte. Ja, indem er sich zwischen den zürnenden Gott und

die gefallne Welt, die Jener vernichten wollte, hinstellte, auf ihre Seite trat, trennte er sich vom Vater und war so gewissermaßen mitschuldig und konnte auf die göttliche Herrlichkeit keinen Anspruch machen, so lange der Vater nicht versöhnt war. Dies große Werk der Versöhnung, den Kampf mit dem Fürsten dieser Welt, begann er nun in dieser nicht göttlichen und nicht menschlichen Gestalt, in dieser Trennung vom Vater, die sein Leiden und seinen Schmerz ausmacht. Daß diese Deutung in der heiligen Schrift begründet ist, zeigt das 53. Capitel des Propheten Jesaias aufs Deutlichste, wo von einem gegenwärtigen, nicht zukünftigen Leiden die Rede ist. Dieser große Streit beginnt nun im Judenthum und im Heidenthum. Wie der Herr sich das Judenthum unterwirft, zeigt die Geschichte des Volkes Israel im alten Testament, und die herrlichen Führungen, durch die der Herr sein Volk geleitet hat, sind den Christen wohlbekannt. Aber im Heidenthum? War nicht gerade der Teufel der Gott der Heiden? Wir wollen versuchen, dies so klar wie möglich zu beantworten, ohne von den Aussprüchen der heiligen Schrift abzuweichen.

„Es hat wohl Jeder bereits gehört, daß auch unter den Heiden, in den sibyllinischen Büchern und sonst wo Weissagungen auf Christum waren. Hier zeigt sich also schon, daß sie nicht ganz so gottverlassen waren, als man gewöhnlich meint, denn diese Weissagungen sind göttlichen Ursprungs. Nun aber ist es damit nicht gethan. Warum sollte der Herr in seiner Barmherzigkeit sie so ganz in der Irre gehen und in die Krallen des Teufels fallen lassen? Läßt er doch regnen über Gute und Böse und die Sonne scheinen über Gerechte und Ungerechte! Ja, wenn die Heiden so ganz ohne Gottes Schutz und Leitung in der Gewalt des bösen Feindes gewesen wären, würden ihre Sünden da nicht größer und unerhörter sein, als sie wirklich waren? Würden dann nicht alle die schändlichen Wollüste und unnatürlichen Begierden, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, Schalksauge, Unkeuschheit nicht so laut gen Himmel geschrien haben, daß Gott sie hätte ohne Zaudern vertilgen müssen? Ja, würden sie sich nicht selbst einander erschlagen und aufgefressen haben? Hieraus folgt schon, daß Gott sich auch der Heiden erbarmt und ihnen einiges Licht von Oben gegeben haben muß; und dies besteht darin, daß sie allmälig und ohne daß sie es merkten, durch alle Stufen des Götzendienstes zur Anbetung des wahren Christus geführt wurden, ohne aber daß sie wußten, ihr Gott und der der Christen sei derselbe, und der im Heidenthum verborgen gewesen, sei nun im Christenthum offenbaret worden. Diejenigen nun, welche dies nicht erkannten, als ihnen das Evangelium gepredigt war, beteten nun nicht mehr den verborgnen Christus an, weil sie den geoffenbarten verfolgten, sondern ihr Gott war nun der Feind Christi, der Teufel. Das ist ein großes Verdienst von Schelling, daß er der Erste ist, der sich daran giebt, die Führungen Gottes unter den Heiden aufzusuchen und so der Liebe Christi zu den sündigen Menschen ein neues Lob bereitet.

„Nachdem nun die Juden mit Bewußtsein und die Heiden ohne es zu wissen und in falscher Gestalt zur Erkenntniß des wahren Gottes gebracht, als die stolzen Paläste des Griechenthums zerfallen waren und die eiserne Hand des römischen Kaisers auf der ganzen Welt lag, da war die Zeit erfüllet, und Gott sandte seinen Sohn, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben. Dies geschah folgendermaßen. Indem Christus sich das Heidenthum unterworfen hatte, war er der Gott desselben, aber nicht der wahre Gott, das konnte er ohne den Vater nicht sein. So hatte er dem Teufel die Welt abgerungen und konnte mit ihr machen was er wollte; er konnte sie für sich behalten und ihre Herrschaft in dieser göttlichen Gestalt allein führen; aber er that dies aus freiem Gehorsam nicht, sondern übergab sie seinem Vater, indem er die göttliche Gestalt ablegte und Mensch wurde. Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub, Gott gleich sein; sondern äußerte sich selbst und nahm Knechtsgestalt an, und ward gleichwie ein andrer Mensch und an Gebehrden wie ein Mensch erfunden. Er erniedrigte sich selbst und ward gehorsam bis zum Tode, ja bis zum Tode am Kreuz (Phil. 2, 6—8). Es sind noch eine Menge Stellen in der heiligen Schrift, die diese Auslegung für die richtige erklären und beweisen; auch kann man nach dieser Weise Alles ganz einfältiglich und wörtlich nehmen, ohne viel Ausflüchte und Gelehrsamkeit nöthig zu haben.

„Das ist eben das Große an dem Gehorsam Christi, daß der Heiland die ganze Welt für sich besitzen und sich vom Vater lossagen konnte, und daß er dies nicht wollte, sondern seinem Vater die dem Teufel abgestrittne Welt zu Füßen legte und den Tod erlitt zur Versöhnung für Viele.

„Hier sehen wir auch, was die Versuchungsgeschichte Christi bedeutet. Hätte es nicht in Jesu freier Wahl gestanden, sich dem Vater zu unterwerfen oder nicht, so hätte der Teufel ihn gar nicht versuchen können, denn er mußte ja wissen, daß es doch vergeblich sein werde. Also ist die obige Auslegung Schelling's gewiß richtig."

„Um nun wirklich an des Menschen Statt die diesem zukommende Strafe zu tragen, ward er Mensch; der Entschluß zur Menschwerdung ist ein Wunder der göttlichen Gesinnung. So wurde, der im Anfange bei Gott, ja Gott selbst, und nach dem Sündenfall in der „göttlichen Gestalt" war, jetzt in Bethlehem als Mensch geboren, und zwar aus dem heiligen Geist von der Maria, ohne Zuthun einiges Mannes.

„Wer hätte das zu hoffen gewagt, daß im Jahr 1842 ein Philosoph, ja der Stifter der neuen Lästerschule, so er-

freulich umkehren werde, und sich so freudig zu den Hauptlehren des Christenthums bekennen? Das, woran der Zweifel sich immer zuerst machte, was die Halbchristen von jeher verstoßen haben, und das dennoch der Eckstein des christlichen Glaubens ist, die Geburt Christi aus der Maria ohne Zuthun des Mannes, daß Schelling auch dies als seine Ueberzeugung ausgesprochen hat, ist eines der erfreulichsten Zeichen der Zeit, und der hochbegnadigte Mann, der den Muth dazu hatte, hat Anspruch auf den Dank eines jeden Gläubigen. Wer erkennt aber nicht hier die Hand des Herrn in dieser wunderbaren, herrlichen Fügung? Wer sieht nicht, daß er hier seiner Kirche ein Zeichen giebt, daß Er sie nicht verlassen hat, und ihrer bei Tag und Nacht gedenkt?"

„Weiter sagt Schelling von Christo sehr schön: Dieser Tod ist ein so großes Wunder, daß wir gar nicht wagen würden, es zu glauben, wenn wir es nicht so gewiß wüßten. Bei seinem Tode war die ganze Menschheit vertreten; Juden und Heiden waren gegenwärtig, und sie waren die beiden Seiten des ganzen Menschengeschlechts. Das Princip der Heiden, wie Christus es durch seinen Kampf mit dem Satan im Heidenthum geworden war, mußte den Tod der Heiden, den Kreuzestod, sterben. Die Ausspannung am Kreuze ist nur die Lösung der langen Spannung, in der er sich unter den Heiden befunden hatte, d. h. die außergöttliche Stellung des Herrn löste sich auf, und er wurde durch den Tod wieder Eines mit Gott, wie geschrieben steht: Er ist aus der Angst und dem Gericht genommen, wer will seines Lebens Länge ausreden? Denn er ist aus dem Lande der Lebendigen weggerissen, da er um die Missethat meines Volkes geplaget war (Jes. 53, 8).

„Von der Auferstehung des Herrn sagt aber Schelling, sie sei der Beweis, daß Christus seine Menschheit nicht zum Schein angenommen habe, sondern ernstlich und für immer Mensch geworden sei, und daß Gott die menschliche Gestalt und das menschliche Wesen wieder zu Gnaden angenommen habe, und zwar nicht allein die Menschheit in Christo, sondern überhaupt alle Menschheit, deren Vertreter Christus nur gewesen. Denn nicht die einzelne Sünde sei Gott so mißfällig, daß er die Menschheit darum habe verlassen müssen, sondern das Schlimmste sei der ganze, sündige, dem Bösen verkaufte Zustand des ganzen Menschengeschlechts, und daher hat Gott sein Mißfallen am Menschen schon ehe er gesündigt, so daß es vor Gott schon gleichsam eine Sünde war, ein Mensch zu sein. Daher konnte kein guter, Gott wohlgefälliger Wille, daher keine einzige gute, vor Gott gerechte That auf der Welt sich finden, ehe Christus gestorben war, und daher können auch jetzt nur die Gläubigen gute Werke thun und guten Willen haben. Durch die Auferstehung des Herrn aber ist der menschliche Zustand wieder vor Gott gerechtfertigt und von Gott als entsündigter anerkannt, und so ist die Rechtfertigung durch die Auferstehung erst vollendet. So ist Christus nun gen Himmel aufgehoben worden, und sitzet zur Rechten Gottes des Vaters, als wahrer Mensch und wahrer Gott, die Menschheit vor dem Vater vertretend.

„Die Auferstehung ist uns ferner ein Beweis für die Unsterblichkeit unsrer eignen Seele und die Auferstehung des Fleisches. Auch dies erkennt Schelling an und setzt hinzu, daß, wenn in diesem Leben das Fleisch über den Geist herrsche, ein zweites folgen müsse, wo der Geist das Fleisch überwältigt habe, und zuletzt eine Ausgleichung beider Seiten nothwendig sei. Dies stimmt ganz mit der Lehre der Schrift, denn der letzte Zustand nach der Auferstehung und dem jüngsten Gericht, nach der Verklärung des Leibes, ist nichts Andres, als das, was Schelling das Gleichgewicht zwischen Seele und Leib nennt. Für den Zustand der Unbußfertigen und Verdammten, die in Unglauben, Herzenshärtigkeit und Sünden dahin gefahren sind, spricht Schelling auch eine Vermuthung aus. Er hält den zweiten, ewigen Tod für ein ewiges Sterben, ohne je zum wirklichen Tode kommen zu können. Darüber zu grübeln, möchte wohl unterlassen und es dem Herrn anheimgestellt werden können, wie er seine Verächter und Lästerer züchtigen und peinigen will."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 145. 20. Juni. 1842.

Das Selbstbewußtsein des Glaubens oder die Offenbarung unsrer Zeit.

(Fortsetzung.)

„Endlich aber legt der theure Schelling folgendes köstliche Zeugniß von der Auferstehung unsers Herrn und Heilandes Jesu Christi ab: Diese Auferstehung ist ein Blitz der innern Geschichte in die äußre. Wer solche Thaten wegnimmt, dem bleibt die Geschichte des Reiches Gottes nur eine Reihe von äußerlichen, zufälligen Begebenheiten ohne allen göttlichen Inhalt, ohne das Transcendente (was über die Vernunft geht), welches erst eigentliche Geschichte ist. Ohne sie ist die Geschichte nur eine äußerliche Gedächtnißsache, nie eine wahre, ganze Kenntniß der Begebenheiten. — Das ist ein schönes und christliches Wort, dagegen die Redereien der Weltweisen von Gott in der Geschichte und Entwicklung des Gattungsbewußtseins eitel Unflath und Lästerung sind. Denn wenn diese hochmüthigen Jugendverführer ihren Gott in der Geschichte aller menschlichen Sünden und Verbrechen haben, wo bleibt der Gott außerhalb dieser Sünden? Diese Spötter wollen nicht einsehen, daß die ganze Weltgeschichte ein Vorüberdrängen von allerlei Ungerechtigkeit, Bosheit, Mord, Ehebruch, Hurerei, Dieberei, Lästerung, Frevel, Zorn und Wuth und Trunkenheit ist, die unfehlbar sich selbst in die Hölle stürzen würden und die ganze Welt mit, wenn man nicht überall Gottes rettende Hand sähe, die dem Uebel wehrt und steuert; und diese schändliche Lasterbühne ist ihr Himmel, ihre ganze Unsterblichkeit, das haben sie selbst offen gesagt. Aber das sind die saubern Folgen davon, daß man alle göttlichen Wirkungen aus der Geschichte herauswirft. Gott rächt sich dadurch an ihnen, daß er ihnen sein wahres Wesen verschließt und sie sich einen Gott machen läßt, der noch weniger als ein tauber Götze von Holz und Stroh, der ein vages Luftgebilde, ein sogenannter Weltgeist und Geist der Geschichte ist. Was bei einer solchen Betrachtung der Geschichte, deren Hauptanstifter der bei allen guten Christen übel berufne Hegel ist, herauskommt, haben wir gesehen; halten wir also das Bild der Geschichte dagegen, welches ein Mann Gottes, wie Schelling, entwirft.

„Unter den Zwölfen, sagt Schelling, welche den Herrn immer umgaben, und von ihm zu Aposteln bestellt wurden, waren es vornehmlich drei, die er bei jeder Gelegenheit vor den Andern begnadigte, Petrus, Jakobus und Johannes. In diesen Dreien sind die Vorbilder der ganzen christlichen Kirche gegeben, wenn wir für den frühe für den Namen Christi getödteten Jakobus den ungefähr zu derselben Zeit bekehrten Paulus als Nachfolger annehmen. Petrus, Paulus und Johannes sind die Herrscher über drei verschiedne Zeiträume der christlichen Kirche, wie im alten Testament Moses, Elias und Johannes der Täufer die drei Vertreter dreier Zeiträume waren. Moses war der Gesetzgeber, durch welchen der Herr den Grund legte; Elias der feurige Geist, der das träge, abgefallne Volk wieder zum Leben und zur Thätigkeit brachte; Johannes der Täufer der Vollender, der das alte Testament ins neue hinüberführt. So auch war für die neutestamentliche Kirche Petrus der Moses, der Grundleger, durch welchen das jüdische Wesen der damaligen Zeit in der christlichen Kirche vertreten wurde; Paulus der treibende, feurige Elias, der die Gläubigen nicht lau werden und einschlummern ließ, und das Wesen des Heidenthums, Bildung, Gelehrsamkeit und Weltweisheit — sofern sie sich unter den Glauben gefangen gab — vertrat; Johannes aber wird wiederum der Vollender, der auf die Zukunft Hinweisende sein, denn die der Herr liebt, denen giebt er das Geschäft des Vollendens. So schrieb denn auch Johannes, schon zu seinen Lebzeiten auf die Zukunft hinweisend, die Offenbarung. Die Kirche des Apostels Petrus ist nun die katholische, deren ceremonieller Gottesdienst, so wie ihre Lehre von den guten Werken dem jüdischen Gesetze entspricht; und es läßt sich nicht läugnen, daß das Wort des Herrn: Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen, auf die von ihm gestiftete Kirche geht. Wie er den Herrn dreimal verläugnete, so läßt sich auch nachweisen, daß die römische Kirche den Herrn dreimal verläugnet hat. Zuerst, als sie selbst nach der weltlichen Herrschaft strebte, sodann, als sie der weltlichen Gewalt zu ihren Zwecken sich zu bedienen wußte, und endlich, als sie der weltlichen Gewalt sich als Mittel zu ihren Zwecken hergab. Die zweite Kirche des Apostels Paulus nun ist die protestantische, in welcher die Gelehrsamkeit und alle gottselige Weisheit, also das Wesen der aus dem Heidenthum herübergekommnen Christen vorherrschend ist,

und in welcher, statt des Feststehenden, Bleibenden der katholischen Kirche, nun das treibende, Parteien machende Leben der in viele Secten zerfallenden evangelischen Kirche eintritt. Wer weiß, ob das Dichten und Trachten dieser heidnischen Christen dem Reiche Gottes nicht am Ende förderlicher ist, als das der jüdischen Christen!

„Aber keine dieser beiden Parteien ist die wahre, letzte Kirche des Herrn, sondern dies wird erst die sein, die von Petri Grund durch Paulum zu Johannes durchdringt, und so die letzten Zeiten vorbereitet. Diese letzte Kirche ist die Kirche der Liebe, wie Johannes der Bote der Liebe war, die Vollendung der Kirche, zu deren Zeiten der auf das Ende geweissagte große Abfall sein wird, und sodann das jüngste Gericht. Es sind allen Aposteln viele Kirchen gebaut worden, aber verhältnißmäßig sehr wenige dem heiligen Johannes. Hätte ich eine Kirche zu bauen, so würde ich sie ihm widmen; einst aber wird eine Kirche gebauet werden allen drei Aposteln, und diese wird die letzte, das wahre christliche Pantheon sein."

Wir sehen aus dem Angeführten die wesentliche Uebereinstimmung des apologetischen mit dem früher in diesen Blättern berührten polemischen Bericht von Schelling's Vorlesungen über die Offenbarung. Die Hauptstellen und die merkwürdigsten Auslegungen werden uns jetzt schon geläufig sein, so daß wir bei nun noch folgenden Schriften nur im Allgemeinen die Wiederkehr der Pointen anzudeuten brauchen. Höchst interessant ist das Ende des Tractätchens, wo die Vergleichung Schelling's mit Paulus und Berlins mit Athen durchgeführt, und zugleich gezeigt wird, daß die wahrhaft consequente Christlichkeit der Katholicismus sei sowohl in der Macht zu lösen und zu binden (Matth. 16, 19), als auch in der Ehelosigkeit; den Schluß macht die Verkündigung des jüngsten Gerichtes über unsre Zeit.

„Es steht geschrieben Matth. 19, 10—12: Da sprachen die Jünger zu ihm: Stehet die Sache eines Mannes mit seinem Weibe also, so ist es nicht gut, ehelich werden. Er sprach aber zu ihnen: Das Wort fasset nicht Jedermann, sondern denen es gegeben ist. Denn es sind Etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren; und sind Etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind; und sind Etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreichs willen. Wer es fassen mag, der fasse es. Sodann handelt 1. Cor. 7 von Anfang bis zu Ende von den Vorzügen des ehelosen Standes gegen den Ehestand, und ich will daraus nur einige Stellen anführen: V. 1. 2. Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre, aber um der Hurerei willen habe ein Jeglicher sein eigen Weib und eine Jegliche habe ihren eignen Mann. V. 8. Ich sage zwar den Ledigen und Wittwen: Es ist ihnen gut, wenn sie auch bleiben wie ich. V. 27. Bist du aber los vom Weibe, so suche kein Weib. V. 32. 33. Wer ledig ist, der sorget was dem Herrn angehöret, wie er dem Herrn gefalle; wer aber freiet, der sorget was der Welt angehöret, wie er dem Weibe gefalle. V. 38 ff. Endlich, welcher verheirathet, der thut wohl, welcher aber nicht verheirathet, der thut besser. Ein Weib ist gebunden an das Gesetz, so lange ihr Mann lebet; so aber ihr Mann entschläft, ist sie frei sich zu verheirathen, welchem sie will; allein, daß es in dem Herrn geschehe. Seliger ist sie aber, wo sie also bleibet, nach meiner Meinung. Ich halte aber, ich habe auch den Geist Gottes. — Diese Aussprüche sind doch klar gnug, und es ist schwer zu begreifen, wie bei solchen Vorschriften der ehelose Stand unter den Protestanten so sehr in Verruf kommen konnte. So sehen wir also, daß die katholische Kirche in manchen Stücken der heiligen Schrift näher steht, als wir, und wir keine Ursach haben, sie zu verachten. Im Gegentheil stehen unsre Brüder in der katholischen Kirche, so sie gläubig und gottesfürchtig sind, uns näher als die abgefallnen und unchristlichen Protestanten, und es ist an der Zeit, daß wir die Johannes-Kirche vorzubereiten anfangen, indem wir uns mit den Katholiken vereinigen gegen die gemeinsamen Feinde, welche das ganze Christenthum bedrohen. Es ist nicht mehr Zeit, sich über die Unterschiede der einzelnen Bekenntnisse zu streiten, wir müssen das dem Herrn überlassen, nachdem wir Menschen es in dreihundert Jahren nicht haben ins Klare bringen können, wir müssen wachen und beten und gerüstet sein alle Zeit, umgürtet die Lenden mit Wahrheit, und angezogen den Krebs der Gerechtigkeit, und an Beinen gestiefelt, als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens; vor allen Dingen aber müssen wir ergreifen den Schild des Glaubens, mit welchem wir auslöschen können alle feurigen Pfeile des Bösewichts, und nehmen den Helm des Heils und das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes (Epheser 6, 14—17). Denn die Zeit ist schlimm, und der Feind gehet um wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge (1. Petri 5, 8). Und wenn der Verfasser seine demüthige Meinung äußern darf, wo so manche gottselige und erleuchtete Männer reden könnten, so ist er der Ansicht, daß die Kirche Johannis und mit ihr die letzten Tage vor der Thür sind. Wer hat den Ereignissen der letzten Jahre im Hinblick auf den Herrn zugesehen, ohne zu merken, daß große Dinge im Anzuge sind, und die Hand des Herrn in den Begebenheiten der Könige und Länder waltet! Seit der gräulichen französischen Revolution ist ein ganz neuer, teuflischer Geist in einen großen Theil der Menschheit gefahren, und die Gottlosigkeit erhebt ihr freches Haupt so unverschämt und hoffärtig, daß man denken muß, es gingen jetzt die Weissagungen der Schrift in Erfüllung. Wir wollen aber einmal sehen, was die Schrift über die Gottlosigkeit der letzten Zeiten sagt. Der Herr Jesus sagt Matth. 24, 11—13: Und es werden sich viele

falsche Propheten erheben und werden Viele verführen, und dieweil die Ungerechtigkeit wird überhand nehmen, wird die Liebe in Vielen erkalten. Wer aber beharret bis an das Ende, der wird selig. Und es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt, zu einem Zeugniß über alle Völker, und dann wird das Ende kommen. Und V. 21: Es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und große Zeichen und Wunder thun, daß verführet würden in den Irrthum, wo es möglich wäre, auch die Auserwählten. Und Paulus sagt, 2. Thess. 2, 3 ff.: Es wird geoffenbaret werden der Mensch der Sünde, und das Kind des Verderbens, der da ist ein Widerwärtiger und sich überhebt über Alles, das Gott oder Gottesdienst heißt; nach der Wirkung des Satans, mit allerlei lügenhaftigen Kräften und Zeichen und Wundern, und mit allerlei Verführung zur Ungerechtigkeit unter denen, die verloren werden, dafür, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, daß sie selig würden. Darum wird ihnen Gott kräftige Irrthümer senden, daß sie glauben der Lüge; auf daß gerichtet werden Alle, die der Wahrheit nicht glauben, sondern haben Lust an der Ungerechtigkeit. Und 1. Tim. 3, 1: Der Geist aber sagt deutlich, daß in den letzten Zeiten werden Etliche vom Glauben abtreten und anhangen den verführerischen Geistern und Lehren der Teufel.

„Ist das nicht, als sähen der Herr und Paulus unsre Zeit vor Augen wie sie leibt und lebt? Der allgemeine Abfall vom Reiche Gottes wird immer größer, die Gottlosigkeit und Lästerung wird täglich frecher, wie Petrus sagt, 2. Petri 3, 3: Und wisset, daß in den letzten Tagen kommen werden Spötter, die nach ihren eignen Lüsten wandeln. Alle Feinde Gottes thun sich jetzt zusammen und fallen die Gläubigen mit allen möglichen Waffen an; die Gleichgiltigen, welche der Lust dieser Welt fröhnen und denen das Wort vom Kreuz zu langweilig war, vereinigen sich jetzt, vom Gewissen gestachelt, mit den atheistischen Weltweisen und wollen durch deren Lehre den Wurm im Innern einschläfern; diese auf der andern Seite läugnen mit offner Stirn Alles, was nicht mit Augen zu sehen ist, Gott und alles Leben nach dem Tode, und da versteht es sich von selbst, daß ihnen diese Welt das Höchste ist, diese Welt mit ihren fleischlichen Genüssen, mit Fressen, Saufen und Huren. Das sind die schlimmsten Heiden, die sich selbst verhärtet und halsstarrig gemacht haben gegen das Evangelium, und von denen der Herr sagt, daß es dem Lande der Sodomer und Gomorrer erträglicher gehen werde am jüngsten Gericht, denn ihnen."

Und so haben wir uns denn wohl überzeugt, daß sowohl das Tractätchen, als auch Schelling, sein Gewährsmann, weit entschloßner, als der große Hause der modernen Christen, sich allen Consequenzen des Christenthums bis zur möglichsten Höhe der Abstraction von dieser Welt und von ihren und ihrer irdischen Vernunft Regel und Gesetz hingeben. Ja, es leidet keinen Zweifel, daß unter den Protestanten nur Krummacher, Arndt und bisweilen Leo diesen kühnen Charakter erreichen, während Hengstenberg unsres Wissens weder das Mönchs- und Anachoretenwesen, noch das Cölibat und das entschiedne Papstthum bis jetzt zu vertreten gewagt hat. Freilich hatte Schelling dies Alles viel leichter, da er in einem entschieden katholischen Staat lebte und wirkte, also wenn er das Wort seiner Zeit aussprechen wollte, die nächste Veranlassung finden mußte, seine Zeit in seinem Staate zu sehen. Man nannte ihn daher auch früher den Philosophen des Katholicismus, wird aber leicht zugeben, daß sich seitdem die Lage der Welt wesentlich zu Gunsten seines Systems geändert hat und daß eine Vereinigung beider Confessionen, der protestantischen und der katholischen zu einer „allgemeinen christlichen Kirche", vorausgesetzt, daß wir noch einige Decennien Frieden behalten, durchaus nicht mehr so unmöglich ist. Theoretisch bereitet sich dies vor, indem Schelling als christlicher Philosoph und das consequente ganze Christenthum als das wahre anerkannt wird*). Aus diesem Gesichtspunct sind die Erscheinungen, welche wie Krummacher, Schelling und Arndt den Muth haben, entschieden mit dem Zeitgeist und den Prätensionen der menschlichen Vernunft zu brechen, und die kleinen Volksschriften, welche, wie gegenwärtiges Tractätchen, dies aussprechen, von höchster Wichtigkeit und aller Beachtung werth. Wer sich zu den Ueberzeugungen dieser Männer nicht bekennen kann, der lerne sie wenigstens in Zeiten kennen, „melde sich jetzt und schweige hernach."

No. 2 „beurtheilt Hegel's Lehre von der Religion und Kunst vom Standpuncte des Glaubens aus", aber dieser Glaube ist nicht etwa der halbe eines Tholuck, Neander, Nitzsch, Julius Müller — überhaupt sind ihm die Schleiermacherianer nichts Geringeres als „Isaschar der beinerne Esel, der sich lagert zwischen den Grenzen", „der die Mitte halten will zwischen Wärme und Kälte" und „sein Lager hat zwischen den Grenzen des Gnadenreiches und denen des Reiches

---

*) Ein seltsamer Mißverstand dieser einfachen Verhältnisse findet sich in der Augsb. Allg. Zeitung, die freilich in philosophischen Nachrichten gewöhnlich sehr stark daneben schießt. Es heißt S. 1112: „Eine hier erschienene Broschüre „„Schelling der Philosoph in Christo"" ist auf die mittlere Volksklasse (!) berechnet, hat sich aber durch ihre ungeschickte Plumpheit (!) und durch den empörenden Mißbrauch, den sie, um den Mann zu persiffliren und bei den „„Gläubigen"" (?) in übeln Geruch zu bringen, vom Worte der Bibel macht, den Stab selbst gebrochen." Welche Blasphemien! Also jene Citate, die wir gegeben, und jenes entschiedne Bekennen der Dogmen ist eine „ungeschickte Plumpheit" und Schelling's Anerkennung in seiner gläubigen Qualität eine „Persifflage"? oder gar „ein übler Geruch bei den Gläubigen"? Wie unüberlegt, wie unsinnig!

der Baalim mitten inne" (S. 17 u. 18) —, dieser Glaube ist der alte consequente Christenglaube und wo er nicht durch die Schrift unmittelbar vertreten werden kann, da sind es die Krummacher, Friedrich Wilhelm und G. D., der andre, Sack hie und da, Lielienthal in der gläubigen Kritik und Hävernick, welche als Zeugen aufgerufen werden, ohne daß deshalb die Schwachen im eignen Lager geschont würden. Der Einzige, der schlechthin als Autorität angesehen wird, ist Fr. W. Krummacher, und man muß gestehen, daß ihn im Bekenntniß des Christenthums mit allen seinen Consequenzen keiner der letzt lebenden Menschen, selbst der heilige Vater in Rom nicht übertrifft. Krummacher ist classisch in seiner Art und verdiente allgemein gekannt zu sein. An ihm würde sich jeder sogleich orientiren; denn er handelt und feilscht mit nichts und mit Niemand, er ist radical und das schönste, entscheidenste Extrem, das man nur wünschen kann; weßhalb denn auch seine Reden den altchristlich-classischen Zug und Rhythmus haben, den wir außer der mimetischen Kunst jetzt nirgends weiter antreffen. Dieser altchristliche Radicalismus, den man gewöhnlich Fanatismus nennt, ist das Princip in der vorliegenden Beurtheilung Hegel's und meist wird Krummacher redend eingeführt, wenn es sich in irgend einer Materie darum handelt, den endlichen Ausschlag zu geben. Doch muß man gestehen, daß der Verf. Krummacher'n nichts nachgiebt, ja, daß er ihn sogar an Umfang und Tiefe übertrifft, und die alte Form, die allerdings jetzt überall zur Kunstform und von der geläufigen Denkweise und ihrem Pathos sehr abweichend geworden ist, nicht nur vollkommen beherrscht, sondern auch mit Gelehrsamkeit würzt. Gleich der Anfang wird uns sowohl den Standpunct, als das Formtalent, mit dem er ausgebildet ist, beweisen:

„Es ist ein schönes Wort jenes Wort des Propheten: „„Thuet Salz darein!""

„Als zu dem Propheten Elisa die Männer von Jericho kamen und klagten, daß das Wasser der Stadt böse und das Land unfruchtbar sei, sprach er: „„bringet mir her eine neue Schale und thut Salz darein!"" Und sie brachten es ihm; da ging er hinaus zu der Wasserquelle und warf das Salz hinein und machte sie mit dem Worte des Herrn gesund. 2. Kön. 2, 19—22. Unser theurer Krummacher hat es am lebhaftesten gefühlt, daß dieses prophetische Wunder symbolische Bedeutung hat und geistlich zu allen Zeiten in der Gemeinde wiederholt werden muß. Wenigstens müssen wir beständig um die geistliche Erneurung desselben flehen. Wir sehnen uns danach, wir erflehen sie. Auch unsre Brunnen sind abgestanden, faul, vergiftet und hauchen den Tod aus, der nicht eine Stadt und Gegend, sondern eine Welt zu verderben droht und in unsern Tagen schrecklicher, als jemals zuvor wüthet. Jene vergifteten Brunnen sind die Wissenschaften, die in schrecklicher Losgebundenheit von allem Göttlichen mit ihren selbstgemachten Gesetzen das gesammte Universum zu umschließen sich anmaßen; die Künste, die ihrem ursprünglichen Beruf, Weissagerinnen zu sein vom Jenseits, hohnlachend Valet gegeben haben, um die Sünde mit dem Glanze der Verklärung zu umweben; eine Theologie, die aus dem Eignen redet, wie der Vater der Lügen, und die inwendig canaanitisch gesinnt sich den Levitenrock heuchlerisch umgeworfen hat; eine Philosophie, welche das Nichtsein des Allerhöchsten decretirt; eine Politik, die an ihr selber geist- und gottlos der Constitution, welche der Herr aller Herren der Welt gegeben, Hohn spricht und diese Handvoll Staub, den Menschen, in die Ehre des Weltgebieters einzusetzen und den egoistischen Willen dieses sündigen Wurms zum einzig geltenden Gesetz der Welt zu erheben trachtet. Das sind die vergifteten Brunnen, die uns den Tod drohen. Auch wir müssen klagen: „„Ach es ist böses Wasser um uns her und das Land ist unfruchtbar."" — Aber streuet, ihr Elisa's da und dort, denen das Salz des guten alten Wortes anvertraut ist. Streuet, damit die Quellen wieder rein und die Wasser gesund werden."

Nach dieser Ankündigung können wir keine andre, als eine radicale Glaubensprobe erwarten; und wir werden uns nicht täuschen. Zuerst wird Michelet vorgenommen, um an ihm nachzuweisen, wie sehr mit Unrecht er sich auf die Schrift berufe und wie unnützlich er den Namen Gottes führe, er, „der (S. 6) nicht mehr den lebendigen persönlichen Gott der ältern Hegelianer hat, aber auch nicht Atheist ist; vielmehr eine Chimäre von Gott in die Luft gesetzt hat, die weder Gott ist, der im Himmel thronet, noch das Selbstbewußtsein des Atheismus." Viel ehrlicher verfahre Hegel. S. 7: „Auch er nimmt wohl zuweilen den Namen Gottes in den Mund, aber er hat es uns doch auch deutlich und offen gesagt, wie wir diese Sprache verstehen sollen. „„Dasjenige, sagt er (Gesch. der Phil. II, 189. 190), was nur der Vorstellung angehört, wie der Name Gott ꝛc., darf man nicht für den Gedanken, für etwas Wesentliches nehmen. So bedient sich Plato in seinem Timäus der Form, Gott habe die Welt gebildet. Wird dies aber für ein philosophisches Dogma Plato's genommen, daß Gott die Welt geschaffen, so steht dies zwar wörtlich im Plato und doch ist es nicht zu seiner Philosophie gehörig. Weiß man was Philosophie ist, so kümmert man sich um solche Ausdrücke nicht und weiß, was Plato wollte."" Die ältern Hegelianer hätten dies nicht beachtet und klammerten sich an Worte, die Hegel wohl brauche, aber immer in demselben Athemzuge auch auflöse. Hegel sei also entschiedner Philosoph und Atheist, nur der Begriff sein Gott und Gott sein Begriff; das Anklammern an die Worte Gott, Sohn Gottes, heiliger Geist und dergl., wie es Michelet und Andre trieben, sei nun aber nachgerade langweilig und überflüssig dazu, da doch der Sinn des Spiels bereits durch Hegel selbst verrathen sei. S. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 146. 21. Juni. 1842.

Das Selbstbewußtsein des Glaubens oder die Offenbarung unsrer Zeit.

(Fortsetzung.)

Hierauf kommt Fichte jun. und seine positive Philosophie daran. Wenn Fichte jun. das Lebensvolle, das Concrete, was Schelling das Existirende nennt, nicht begreifen, sondern nur erfahren, schmecken, essen, kauen wolle, so sei dies allerdings ein schwacher Wiederschein der Wahrheit, aber der Unterschied vom Glauben bleibe dennoch sehr groß, indem das „Schmecken" des Herrlichen, von dem die Schrift rede, die himmlischen Güter, das Schmecken der positiven Philosophie dagegen alles Wirkliche, auch die Steine, Felsen und Berge zum Gegenstande habe. Eben so wenig sei die Trinitäts= und Persönlichkeitslehre Fichte's die wahre. „Man müsse, sagt Fichte, die metaphysische, ontologische, immanente Wesenstrinität von der innerweltlichen Offenbarungsthätigkeit Gottes unterscheiden." Die Bestimmungen Vater, Sohn und heiliger Geist könnten auf jene „immanente Wesenstrinität nicht angewendet werden, da das innre, unpersönliche Wesen Gottes an sich oder der Substanz nach eine einige Persönlichkeit sei." „Was bedarf es auch der Worte? der positive Philosoph hat zwei Dreieinigkeiten. So ist es auch mit seiner Lehre von der Persönlichkeit. Da die positiven Philosophen sämmtlich über den Atheismus des Hegelschen Systems, also darüber sich getäuscht haben, daß Hegel gerade die Allmacht und Alleinigkeit des Selbstbewußtseins gelehrt hat, wollen sie den pantheistischen Schaden recht gründlich gut machen, indem sie hüben und drüben, im Himmel und auf Erden als Gottheit und als Mensch recht kräftige, starke, gediegne, handfeste Individuen setzen; aber sie übersehen nun, daß Gott seine Kraft verliert, wenn ihm der Mensch als eine recht starke Persönlichkeit gegenüber steht, und daß der Mensch seinen Werth verliert, wenn er nicht Nichts ist, d. h. wenn er seine Individualität nicht dadurch verliert, daß nicht mehr er, sondern Christus in ihm lebt." So haben sich die armen Positivisten zwischen zwei Stühle gesetzt, sie machen es weder dem ganzen Glauben, noch der ganzen, der sogenannten freien Philosophie recht. Mit dem Uebergange auf Sack (es ist derselbe Sack, von dem bei der damals nur projectirten, jetzt ausgeführten Removirung des Licentiaten Bruno Bauer in diesen Blättern wiederholentlich die Rede war) geräth der fromme Verfasser auf eine liebliche Oase in der Wüste, die er zu durchschreiten sich zur Aufgabe gesetzt. Er sagt: „Es ist ein wahres Labsal für uns, daß wir Sinai und Moria zusammenrücken und die Posaunenstöße des Gerichtes mit den süßen Harfentönen des Evangeliums begleiten können." „Unser Sack ist das Beispiel eines wahren Gläubigen, da er Nichts als Bescheidenheit, d. h. Nichts als „Bedürfniß" ist. Alles ist an ihm Bedürfniß, aus allen seinen Bemühungen und Arbeiten spricht das Bedürfniß, und obwohl Hegel gesagt hat, daß „„das Zurückziehen des Menschen in seine Subjectivität unsittlich ist,"" so kehrt er sich nicht an diese Lästrung und entscheidet Alles aus seinem innern Bedürfniß". S. 13. „Sack vertraut noch auf die Schrift. Wenn Hegel sagt, daß die Philosophen „„die Cabinetsordren"" der Geschichte schreiben, so gelten Sack noch wie Krummacher'n die Propheten als „„die Sprachrohre Gottes.""

Schlimmer stehen die Schleiermacherianer notirt. Krummacher's Ausführung über Isaschar den beinernen Esel, der zwischen den Grenzen lagert, haben wir schon angeführt, sie ist vernichtend. Und diese Männer wollten gegen Strauß und Feuerbach schreiben? Da seien andre Streiter zu suchen, Krummacher müsse es unternehmen, nur Krummacher werde den rechten Ton treffen (S. 24). Wenn Nitzsch z. E. mit der philosophischen Kategorie der Immanenz buhle und doch, aber wie sich von selbst verstehe, mit ihr nichts anzufangen wisse, so sage Krummacher kurz und treffend: „In der Transcendenz, im Ueberfliegen liegt die Klugheit der Gerechten." Wer denkt hier nicht an Schelling, den „wollenden, klugen" Gerechten? Krummacher wisse, woher das „vermeßne und verwirrende Speculiren komme; vom Teufel! und wie wir die philosophischen Lockungen des Satan zurückweisen sollen:" „nehmt euch zusammen, sagt er, schreit dem Teufel zu: es steht geschrieben: unser Wissen ist Stückwerk!" Vgl. Blicke in das Reich der Gnade S. 236, bei unserm Autor S. 25. Wenn wir hiebei noch einmal an Schelling's „Speculiren" denken, so begreifen wir das Schweigen der namhaften Entschiednen über ihn; jenes

Tractätchen steht also noch nicht auf der Krummacherschen Höhe; und es leidet wohl keinen Zweifel, Männer wie Krummacher und selbst unsre Freunde Leo und Hengstenberg werden auch ihm zu seiner Zeit ihren Fluch geben. Denn „das Speculiren kommt vom Teufel!" und Schelling wird, wenn er einmal als Isaschar erkannt ist, nichts übrig bleiben, als sich in die münchner Akademie zurückzuziehen, und dem starken Glauben, der ihn verschmäht, zuzurufen: ingrata patria, nec ossa mea habebis, d. h. ich werde meine Offenbarungsphilosophie nicht drucken lassen. Was Krummacher von den Schleiermacherianern und ihrer gläubigen Philosophie sagt, das wird er auch von der Schellingschen Offenbarungsphilosophie sagen: „sie ist das fünfte Rad am Wolkenwagen der Theologie, sie preiset den Blinden die Farben und ihre Schönheit, aber das Auge zum Sehen („das Wollen", „die Klugheit") kann sie ihnen beim besten Willen nicht geben; und die da sehend geworden sind durch das „„Hephata!"" von oben, werden dieser redseligen Wissenschaft jederzeit entgegnen, was Elisa einst den Prophetenkindern: „„Ich weiß es auch schon, schweiget nur stille!"" S. 25.

Auch der fromme Julius Müller wird aus dem Krummacherschen Gesichtspunct verworfen und hart gezüchtigt: „diese mittlern Leute, die nicht mehr Christen, sondern christliche Schleiermacherianer sind, wissen nie das Richtige zu treffen. Müller sieht in Feuerbach einen „„Prediger"", aber ganz am unrechten Orte; wo er wirklich von Feuerbach hätte lernen können, da nämlich, wo dieser Kritiker Wahrheiten der Religion, die aus dem Gedächtniß unsrer protestantischen Gottesgelehrten ganz entschwunden zu sein scheinen, wenn auch in der Form des boshaftesten Spottes wieder zur Sprache bringt, da sagt Herr Julius Müller, diese Wahrheiten seien das Werk des Teufels, der neben Gottes Kirche sich eine Kapelle erbaut habe. Die Verstocktheit, die Afterbildung und seichte Aufklärung dieser Grenzbewohner (Isaschar's) ist so groß, daß ihnen zur Strafe noch zehn Feuerbach's auftreten müssen, um sie in die Schule zu nehmen." S. 28. Ferner: „Wenn Feuerbach — obgleich in der Form des Hasses und Spottes — uns an die Wahrheiten erinnert, die wir im Protestantismus, in einer einseitigen Reaction gegen frühere Mißbräuche, nur zu sehr vergessen haben, z. B. an den Zusammenhang des Cölibats mit der Religion, an die hohe Würde der Maria, so spricht Müller sehr verächtlich von „unreinen, wilden Gewässern, die in das Bett des Christenthums eingedrungen seien. Der Protestant, sagt Müller, erkennt als einzige Norm nur den Ursprung des Christenthums an — o ihr Heuchler! ihr Heuchler! Was sagt die Schrift? So spricht sie (Matth. 19, 12): „„es sind Etliche verschnitten, die sind aus Mutterleibe also geboren; und sind Etliche verschnitten, die von Menschen verschnitten sind; und sind Etliche verschnitten, die sich selbst verschnitten haben um des Himmelreiches willen. Wer es fassen mag, der fasse es"" — o ihr Heuchler, ihr wollt es nicht fassen. Und wenn dennoch, sagt der Apostel 1. Cor. 7, 29, Einige unter euch Weiber haben, so müssen sie sein, als hätten sie keine." „Erst unreine, wilde Gewässer, sagt Müller, haben in die Kirche die Anschauung von der Mutter Gottes, von dem Mutterherzen Gottes, von der Königin der Gnade, die für uns bei Gott eintritt, die Verehrung der Maria eingeschwemmt. Hört Krummacher! er sagt: „„merke wohl, liebe Seele, es ist als ob der liebe Gott auch das bedacht hätte, daß uns einem lieben Vater gegenüber doch eine gewisse Ehrfurcht noch in etwas hindert, ganz zutraulich, ganz kindlich offen und hingebend zu sein, und daß wir einer Mutter gemeiniglich, wenn auch nicht mehr Liebe, doch mehr Zärtlichkeit zutrauen und ungehemmter und freier mit ihr verkehren können. Und nun siehe, liebe Seele! auf dem Throne der Gottheit sitzt eine Königin und über dir im Himmel blutet vor Mitgefühl ein großes, heiliges Mutterherz."" „Wenn es Noth thut und um Gottes willen zu wünschen ist, daß gegen die heuchlerische Modetheologie tüchtige Kämpfer auftreten" S. 32, so sei es Pflicht, daß auch diese sich gegenseitig auf ihre Schwächen aufmerksam machten, und nun wird Leo gezeigt, wie er „gestrauchelt, indem er Hegel blindlings nachgeredet: „„Freiheit und Schönheit seien die Grundgedanken des griechischen Cultus."" „So wird unser Leo noch manchmal von dem bösen Geiste, der ihn sonst beherrschte, in die Irre geführt, er hat dem Bösen noch nicht gänzlich Abschied gesagt, und dieser schlägt ihn dafür, weil er noch Macht hat, mit Fäusten". S. 35.

Alle diese Sachen sind classisch, und wenn schon bei Krummacher das unerbittliche Princip und der weltverzehrende Rhythmus, mit dem es durchgeführt wird, jeden Kundigen mit einem hohen ästhetischen Interesse anziehen muß, so ist doch Krummacher von dem Verf. vielfach noch in Schatten gestellt. Nicht daß Krummacher ohne Bewußtsein und Kritik wäre, o nein, aber unser Verfasser steht höher, indem er die ganze Wissenschaft, Theologie und Philosophie aus ihren verborgensten Partien mit großer Leichtigkeit und Virtuosität in die Askese hineinzieht. Krummacher hat vielleicht mehr Natur und Brust, mehr Kühnheit und Entschiedenheit hat er nicht; und hat der Naturssohn in der unmittelbaren Wirkung einen Vorsprung, so ist der Totaleffect, den der Verf. mit seinem großartigen, vollkommen künstlerisch überwältigten Apparat macht, dennoch höher anzuschlagen. Wir werden auf den ästhetischen Gesichtspunct noch zurückkommen.

Von Leo geht er auf den Erzketzer Bruno Bauer

über, und hier sind es nicht mehr einige Schwächen, hier ist es „die vollendete Bosheit", „die höllische Methode, die so viel schlimmer ist, als die Straußische" S. 40, die er enthüllt und vernichtet. Er sagt S. 40:

„Um das teuflische Geheimniß zunächst kurz zu verrathen, so bemerken wir zuvor, daß man sich die Sache keinesweges so vorzustellen habe, als ob Bauer, wenn er so tollkühn gegen die **Theologen** kämpft, dies als einen Kampf betrachtet wissen wolle, der nicht zugleich gegen die Evangelisten gerichtet sei. Im Gegentheil! Schon in den Evangelien unterscheidet er einen Entwicklungsgang, in welchem das erste noch ursprüngliche religiöse Bewußtsein zu einem theologischen geworden sei. ☞ Die religiöse Reflexion ist nach ihm schon in diesen heiligen Schriften zur theologischen, nämlich zu jener theologischen geworden, die er immer als das Abscheulichste, ja als den Verrath aller Menschlichkeit bezeichnet. Namentlich sind es der heilige Matthäus und Johannes, die er als die Erz-Theologen bezeichnet und bekämpft, ja lächerlich macht, wenn er es einmal müde geworden ist, sie den Lesern verhaßt zu machen.

„Der Proceß seiner Kritik ist daher ein durchaus innerlich zusammenhängender. Erst bekämpft er die Theologen, welche die vier Evangelien fertig vor sich zu liegen haben, d. h. die kirchlichen Theologen, die sich bis auf unsre Zeit bemüht haben, unsre Augen für das heilige Wort Gottes wacker zu machen. Wenn er ihre Kunstgriffe, Lügen und Heucheleien, wie er sich ausdrückt, aufgedeckt, entlarvt und zurückgewiesen hat, so beginnt er denselben Kampf gegen das theologische Bewußtsein, wie es sich in denjenigen Theologen ausgeprägt hat, die nicht alle vier, sondern nur drei oder zwei Evangelien vor sich zu liegen hatten, d. h. gegen Johannes und Matthäus. Wenn er diese aufgelöst und als Theologen charakterisirt und im Vorbeigehen auch dem Lukas einen Stoß versetzt hat, kommt er zu Marcus, um dessen noch religiöse Reflexion und Plastik, wie er es nennt, d. h. im Grunde dessen Truggewebe gleichfalls auseinander zu reißen und als bloß schriftstellerisches Machwerk zu beweisen.

„Das ist seine Methode. Er bekämpft die Theologie, bekämpft dieselbe auch in den Evangelien, bahnt sich durch diesen Kampf den Weg ins Heiligthum der Religion und ist er durch die theologischen Propyläen bis hieher vorgedrungen, so ergötzt er sich daran, dasselbe zu profaniren und als ein freies, menschliches Gebäude zu betrachten und den Lesern als ein solches zu beweisen."

Die gläubige Kritik geht der ungläubigen Schritt vor Schritt nach. Letztre ist nun aber zu einer solchen Höhe „der teuflischen Bosheit" gediehen, daß es meistens gnügt, sie ihrer Intention nach nur deutlich darzulegen, um das Urtheil aller Gläubigen und Gutgesinnten ohne Weitres zu provociren. Zuerst wird also S. 42 gezeigt, wie „der Widerwärtige" das ganze theologische Bewußtsein behandle, wie er von dem „nothwendigen Jesuitismus des Theologen" rede, und sodann das ganze Verfahren dieser feindseligen Kritik aufs Klarste vor Augen gelegt und gründlich qualificirt. Nie habe die Theologie und das Christenthum einen gefährlichern, kaum je einen so erbitterten Gegner gehabt, als diesen Abtrünnigen, der mit seiner Verunglimpfung aller theologischen Autoritäten geradezu an Voltaire erinnere. S. 44 sagt die Anmerkung: „Wenn man diese Sprache gegen die ehrenwerthesten und ehrwürdigsten Männer führen hört, so sollte man meinen, die Zeit wäre wiedergekommen, in welcher ein Voltaire (Oeuvres XXX, 346) zu sagen wagte: En vérité il n'y a point de prêtre, qui ne doive baisser les yeux et rougir devant un honnête homme. Diese neuern Kritiker denken überhaupt wie Voltaire, der, wenn er ihnen wieder recht bekannt sein wird, ihr Abgott werden wird; sie denken wie er (XXVIII, 153): la théologie est ridicule, on l'a dit souvent et il faut le redire toujours. Sie rufen wie Voltaire aus (a. a. O.): chassez les théologiens, l'univers est tranquille. Admettez-les, donnez-leur autorité, la terre est inondée de sang. Aber ihr Trost ist wie der der falschen Propheten, die auch riefen: Friede! Friede! wo doch nicht Friede war (Jer. 8, 11)."

Aber Bauer ist immer noch nicht so schlimm als Hegel, und der Uebergang zu ihm wird eingeleitet mit den Worten S. 66: „Es ist nun Zeit, daß wir auf den Starken selbst, auf den Meister des Trugs losgehen und ihn in seiner Burg fesseln."

Diese Partie des Buches hat eine ungemeine Wichtigkeit für die Erkenntniß unsrer Zeit. Das Erste ist die gegenseitige Kritik der Extreme, wobei sich eine Menge Aufschlüsse über den wahren Sinn der Philosophie sowohl, als des Glaubens ergeben, die der indolenten Betrachtungsweise der halben Leute sehr schwer eingehen und sich doch am Ende als richtig bewähren werden; das Zweite ist die ästhetische Seite an der Sache, die, richtig gefaßt, weit über das bloße interesselose Wohlgefallen hinausreicht, insofern diese Form zugleich eine Formirung des Zeitbewußtseins ist, was man so eine historische Kategorie zu nennen pflegt.

Der gläubige Kritiker zeigt sich in den Schriften beider Extreme, der Philosophen und der ächten Gottesmänner gleich belesen; er entdeckt in beiden Partien ganz neue Pointen und Zusammenhänge und spricht seine Entdeckungen mit einer Rücksichtslosigkeit aus, die alle Männer der Vermittlung und Vermeidung der Extreme mit Besorgniß,

ja mit Entsetzen erfüllen muß. Nannte man sonst Hegel einen Pantheisten, höchstens einen nur scheinbaren Christen und meinte Wunder was damit gesagt zu haben, so finden wir hier den Nachweis, wie Hegel in dem Aergsten mit Voltaire, dem verhaßten Franzosen übereinstimmt, und das Dilemma tritt hervor: Hegel oder Krummacher, keine andre Wahl hat die jezige Welt, die im Argen liegt mit ihrer Halbheit. Eben so bewundernswürdig, als die Bloßstellung Hegel's, ist die Consequenz Krummacher's, eben so augenscheinlich, als die Freigeisterei der Philosophie, ist die Halbheit der Schleiermacherianer; und wer auch nur ein litterarisches Interesse an der Bewegung solcher Principe nimmt, der wird hier seine Rechnung finden. Die Sache scheint handgreiflich, aber diese Zusammenstellung und Beleuchtung ist neu, und so wenig man den Glauben bestreiten kann, der mit Krummacher's Worten redet, so wenig ist die Kritik zu bestreiten, welche die Fähigkeit hat, die Extreme so gewaltig aufeinanderplatzen zu lassen. Und man achte diesen Proceß nicht gering, er ist unsre gegenwärtige Geschichte.

Die Formulirung der Anklage gegen Hegel (S. 70) ist diese: „Wir werden zeigen, wie er die Religion, die heilige Geschichte, die heilige Schrift und Geschichtschreibung von der ästhetischen Seite her angreift und, nachdem er die Religion wegen ihrer „Unsittlichkeit" in Anklagestand gesetzt hat, ihre Vertheidigung dadurch zu erschweren sucht, daß er ihr das neue Verbrechen, die Gegnerin der Kunst und Schönheit zu sein, aufbürdet. — Hier wie an allen andern Orten ist es noch deutlich nachzuweisen, wie Hegel zu seinen gottlosen Lästrungen durch die Franzosen, welche die Hauptlectüre seiner besten Jahre in der Zeit, wo er die gottselige Universität Tübingen verlassen hatte, bildeten, besonders aber durch Voltaire angewiesen ist. Er war gelehrig im Bösen, freudig es auszuüben und hartnäckig in seiner Vertheidigung." Und es sei nicht leicht, die heilige Schrift gegen diese Angriffe zu vertheidigen. Fr. Wilh. Krummacher sage (S. 71): „ein hochfahrendes und naseweises Geschlecht, wie das unsrige, einem Buche zu befreunden, in welchem Eselinnen reden, Raben die Speisemeister machen, Rosse durch die Lüfte traben, das ist freilich kein leichtes Unternehmen." Auch den Kanon im Kanon suchen, wie dies die Schleiermacherschen Theologen thäten, oder gar mit Weiße den Buchstaben aufgeben und „Vertrauen zu dem Zeugnisse des heiligen Geistes" hegen, sei ein gefährliches Verfahren. (S. 79) „O, hinweg mit dieser Verflüchtigungstheologie der Neueren! rufen wir mit F. W. Krummacher Elias der Thisbiter 3, 115, 116. Wir halten es mit dem biblischen Realismus. Ich kenne meine Bedürfnisse und muß die spiritualistischen Schau- und Schaumgerichte einer falschberühmten Weisheit denen lassen, die sich einer festern Speise nicht benöthigt glauben. Ich meinestheils bedarf Solidres. Mein Geschmack ist das Biblisch-Massive. Je handgreiflicher und substantieller die Dinge einer andern Welt mir entgegentreten, desto freudiger heiße ich sie willkommen." Dagegen sei der Vorwurf gegen die heiligen Schriften immer der alte: (S. 72) „habe Voltaire Oeuvres T. 28, 1, 118 gesagt: „die vier ersten Jahrhunderte des Christenthums böten nichts Andres, als eine ununterbrochne Reihe von Verfälschern, die fast nichts als Lügenwerke geschrieben hätten", so nenne Hegel die Zeit, wo die Schriften des N. T. entstanden seien, „eine Zeit der allgemeinen Lüge", und muthe Hegel den Deutschen nicht zu, daß die Absicht der Priester die Leute und die Zeit verrückt gemacht habe, so sei es nur „ein Fortschritt in der Bosheit", zu sagen, die Verrücktheit der Zeit habe die Anschauungen erzeugt, die wir in den heiligen Schriften vorfinden". S. 73.

„Hegel habe unendlich viel von Voltaire gelernt und höre nicht auf den Spruch der Weisheit: laß das Lästermaul fern von dir sein!" „Seinem Haß gegen die heiligen Schriften giebt endlich Voltaire den schamlosesten Ausdruck, wenn er ausruft: „„Est-il possible, qu'on ait proposé à la crédulité humaine de pareilles bêtises, qui sont si *au-dessous de Robert le Diable* et de *Jean de Paris*. L'homme est donc une espèce bien méprisable, puisqu'elle est ainsi gouvernée."" Und Hegel? „Es ist endlich Zeit," spricht er, „daß man diese Kindermährchen antiquire." S. 89. „Er ist gründlich, aber seine Gründlichkeit ist die der Hölle, die nicht mit Unrecht „„der Abgrund"" schlechthin genannt wird, seine Entschiedenheit ist die des Satan. Er ist „„der große Drache"". Um der heiligen Schrift ihrem Inhalt, wie ihrer Form nach allen Abbruch zu thun, betrachtet er zuerst die heilige Welt als solche, nicht um sie zu bewundern und sich zu ihrem Bewohner zu machen, sondern um sie zu lästern und als den Sitz des Egoismus, der Erbärmlichkeit und der verrückten Zerrissenheit darzustellen". S. 91.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst.

№ 147. 22. Juni. 1842.

Das Selbstbewußtsein des Glaubens oder die Offenbarung unsrer Zeit.

(Fortsetzung.)

Man darf nicht sagen, daß die religiöse Gesinnung nicht entschieden gnug ausgedrückt sei. Gegen die rücksichtslosen Freigeister der rücksichtslose Fluch. Auch hat es seine Richtigkeit mit dem Zusammenhange der deutschen Philosophie und „der geistreichen Aufklärung" der Franzosen, sowie auf der andern Seite die Bestrebungen des jetzigen französischen Klerus und unsrer gläubigen Extreme wörtlich übereinstimmen in ihrem Anathem der Philosophie und der freien Weltbildung. Dieser Bruch ist da, und der Glaube, der sein Anathem ausspricht, verhehlt ihn sich nicht, sondern sieht der Gefahr gerad' und todesmuthig ins Auge. Von dem Muthe der Philosophie zu reden, ist nicht nöthig, da dies ganze Buch von ihrer extremen Entschiedenheit Zeugniß giebt.

„Die heilige Welt" wird nun dargestellt unter den Rubriken: „der göttliche Egoismus", „die erbärmliche Persönlichkeit" und „die zerrißne Welt." Mit großer Spürkraft bringt die gläubige Kritik das Princip des Egoismus und des praktischen Gesichtspunctes im Judenthum heraus, und wenn Hegel dies auch nur ästhetisch verwendet und „dem Mißbrauch der Welt im Dienst des Einen" die „selbständige Herrlichkeit und das Selbstleben des Pantheismus und des Griechenthums" entgegensetzt; so ist zu bedenken, daß die ästhetische Anschauung die wahre Weltanschauung der Völker selbst ist, daß also die ästhetische Kritik des Hebraismus diesen selbst kritisirt und der Glaube ganz Recht hat, die Aesthetik eben so ernst zu nehmen, als die ausdrückliche Religionsphilosophie. Nichts ist unverfänglich, wenn einmal der Glaube das Princip ist, denn hinter jeder weltlichen Disciplin steckt der Unglaube und der Hochmuth des selbstgnügsamen Geistes. Die Pointirung auf den Egoismus und den praktischen Gesichtspunct der Juden erinnert lebhaft an Feuerbach's Ausführung dieser Materie in seinem Wesen des Christenthums; man hätte erwarten sollen, daß diese Uebereinstimmung der Antichristen ausdrücklich erwähnt werde: es ist aber geflissentlich unterlassen, ohne Zweifel, um den Eindruck der Hegelschen Gottlosigkeit als einer einzigen und unerhörten nicht zu schwächen.

„Hegel faßt, heißt es S. 106, Judenthum und Christenthum unter dem Titel der sich bewußten Verworfenheit zusammen, eine Religion, welche nur auf dem Selbstgefühl der Richtigkeit beruht und nichts enthält, das Leben und Bewußtsein hat. Geschichte und Kunstanschauung ist hier unmöglich: „„wenn den Göttern die befehlende Macht zugetheilt wird, so leidet die menschliche Selbständigkeit darunter, welche für die Ideale der Kunst durchaus nothwendige Fordrung ist. So heißt es nach christlicher Vorstellung: der Geist Gottes führt zu Gott. Dann aber kann das menschliche Innre als der bloß passive Boden erscheinen, auf welchen der göttliche Wille einwirkt, und der menschliche Wille ist in seiner Freiheit vernichtet.""

Ganz wie Rousseau contrât soc. 4, 8: „„Das Christenthum predigt nichts als Sklaverei und Abhängigkeit; die wahren Christen sind dazu gemacht, Sklaven zu sein. Sie wissen es und sträuben sich nicht dagegen."" Dieser Auffassung Hegel's und Rousseau's wird Krummacher entgegengesetzt (S. 113). Er sagt: „Die Schwäche ist unsre Stärke, die außer Christo sind, sind Alle stärker, denn wir, die wir die Gnade haben, Christi Tauben zu sein." „Unsre Stärke liegt im Fliehen und Zuflucht nehmen. Wir lassen uns durchaus in keinen Kampf ein. Wir suchen unser Heil nur einzig in der Flucht." „Wenn der Herr den Himmel zerreißt und herabfährt, mit einem Menschenkinde sich zu vertrauen und seinen Bund mit ihm aufzurichten, so ist das Erste, was geschieht, das Menschenkind wird schwarz gebrannt — und erkennt seinen Jammer. In diesem Sinne sagt Sulamith: ich bin schwarz, denn die Sonne hat mich verbrannt." „Sündenelend ist die Eintrittskarte zum Tempel des neuen Testaments." Das ist deutlich.

Eben so entschieden gegen die Vorurtheile der Welt abgehärtet, schreibt Friedrich Wilhelm Krummacher (S. 114) den Paß, den Gott „im allerhöchsten Cabinet mit rother Schrift, denn das Blut des Lamms war die Tinte, auf unvergänglichem Pergament uns geschrieben hat und mit dem wir durch die Welt kommen: Name: Jedidja, des Herrn Liebling. Alter: wird anders angegeben, als in den

menschlichen Geburtsregistern. Herkunft: sein Vater Gott, seine Mutter das Jerusalem da droben. Geburtsstätte: am Fuße Sinais. Wohnort: Zion. Stand: Priester und König. Gewerbe: bald Streiter, bald Harfenspieler. Begleitung: der heilige Geist. Zweck der Reise: Genießung dessen, was Er uns ausgemacht. Art des Fortkommens: auf Adlersflügeln. Montur: ein ungenähter Rock. Sprache: Galiläerdialekt. Gestalt: schön vor Gott. Augen: erleuchtet. Ohr: offen für Gottes Wort. Mund: zum Bekenntniß des Namens Jesu gesalbt. Besondre Abzeichen: entschiedner Zwiespalt im Innersten des Gemüthes mit der Sünde." Diesem Signalement folgt dann noch eine entsprechende Direction (S. 115): „So lange wir Paulo nicht nachsagen können, sagt ein andrer Krummacher, ich bin der Größte unter den Sündern, eine unzeitige Geburt, ein Narr, Nichts — werden wir keine Ursache haben, uns für demüthig zu halten. Herunter muß der Mensch von den Bergen des eignen Wissens, Könnens und Seins ins Armenhaus! — wir fürchten uns nicht hinzuzusetzen: ins Narrenhaus! Die böse Welt mag spotten, wie sie will." Und der Glaube sagt ponirend, was Hegel negirend gesagt hatte: der Mensch und seine Freiheit ist vernichtet.

Wenn Hegel dagegen die Charaktere und in sich selbst beruhenden Persönlichkeiten des Griechenthums aufstellt, so schreibt Krummacher sehr beredt alles dies dem Teufel zu. Es wäre der Mühe werth, auch die Schildrung des Fürsten der Finsterniß, seiner Energie und Größe, weil er „aus dem Eignen redet und handelt", noch anzuführen; sie ist überwältigend; doch wir wollen das Interesse an dem Buche selbst nicht schwächen.

In der „zerrißnen Welt" wird nun das unglückliche, sich selbst entfremdete Bewußtsein geschildert (S. 124). „So betrachtet Hegel die Religion der Offenbarung. Die Wurzel des Unglücks aber sieht er darin, daß das Selbstbewußtsein sich über sich selbst täuscht, sein wahres Wesen als einen jenseitigen Herrn betrachtet und es nicht wagt, den Zwiespalt, den es als einen äußern betrachtet, als den innern Zwiespalt seiner Brust oder seines Verstandes aufzulösen und zu curiren." S. 132: „Die Wunder Jehova's gelten Hegel so wenig als wirkliche Geschichte, wie Ovid's Metamorphosen oder Hesiod's Theogonie, in jedem Falle aber gelten sie ihm als der vollendetste Ausdruck der Verkehrtheit und Verrücktheit der heiligen Welt. Raumer fragt (Zug der Israeliten S. 19): „„woher kommt doch dieser Widerwille gegen das ächte Wunder?"" und antwortet: „„mir scheint es, als betrachte man die Regierung der Welt als eine constitutionelle; die Constitution ist das sogenannte Naturgesetz. Ob der allmächtige Schöpfer Himmels und der Erden aus freier Gnade solche Constitution gegeben oder ob das souveräne Volk seiner Creaturen Antheil an der Gesetzgebung gehabt, darüber habe ich keine Meinung vernommen."" Nachher wittert er zwar etwas von „„Atheismus"", wir können es ihm aber geradezu versichern, daß nach Hegel's Ansicht die Verfassung des Universum schlechthin republicanisch ist, daß das Selbstbewußtsein sich selbst in der Natur seine und ihre Gesetze gegeben und daß es aus diesem Grunde mit dem ganz verbrecherischen Starrsinn einer Republicaner-Tugend auf die Erhaltung und Befolgung dieser Gesetze halte."

Dagegen tritt nun wieder Krummacher auf, nimmt die Verkehrtheit des Bewußtseins auf sich „als einen Vorschmack dessen, was in Zukunft Alles in Allem sein werde", und ruft staunend aus (in Salomo und Sulamith S. 35): „wie doch Alles im Reiche Gottes so gerade wider die Vernunft und den natürlichen Begriff anläuft!" Unser Verf. S. 136: „Der Christ muß sehnen, hoffen, trauern, klagen und den Blick auf den Himmel richten, während der Atheist tanzt und tanzend seinen Jüngern zuruft: „„hier ist die Rose, hier tanze!"" Hegel Rechtsphil. 19.

„„Aus dieser Erde quillen meine Freuden,
Und diese Sonne scheinet meinen Leiden.""
Goethe Faust.

„„Und wie es geschah in den Zeiten Noah, so wird es auch geschehen in den Tagen des Menschensohnes. Sie aßen, sie tranken, sie freieten, sie ließen sich freien, bis auf den Tag, da Noah in die Arche ging und kam die Sündfluth und brachte sie Alle um."" Luc. 17, 26.

Aus den fernern Abschnitten sind vom höchsten Interesse „die mythische Erklärung der heiligen Geschichte" und „die Auflösung der Religion in die Kunst." In dem ersten wird nachgewiesen, daß Hegel die Mythologie nur als Kunstform faßt und eigentlich nur den Griechen Mythologie zuschreibt. Zwar beruhe die griechische Mythologie auf Tradition, aber Tradition und freies Bilden lasse sich gar wohl vereinigen. S. 201: „Die Tradition ist das Erste, der Ausgangspunct, der wohl Ingredientien überliefert, aber noch nicht den eigentlichen Gehalt und die ächte Form für die Götter mitbringt. Diesen Gehalt nahmen die Dichter aus ihrem Geist und fanden in freier Umwandlung für denselben auch die wahre Gestalt und sind dadurch in der That die Erzeuger der Mythologie geworden, welche wir in der griechischen Kunst bewundern. Doch sind die Homerischen Götter deßwegen auf der andern Seite nicht etwa eine bloß subjective Erdichtung oder ein bloßes Machwerk, sondern haben ihre Wurzel in dem Geiste und Glauben des griechischen Volks und seiner nationalen religiösen Grundlagen. Sie sind die absoluten Mächte und

Gewalten, das Höchste der griechischen Vorstellung, der Mittelpunct des Schönen überhaupt, von der Muse selber dem Dichter eingegeben. Als wahrhaft schaffende Dichter brachten die griechischen Künstler die vielfachen fremden Ingredientien in den Schmelztiegel, doch sie machten kein Gebräu daraus, wie in einem Hexenkessel, sondern verzehrten alles Trübe, Natürliche, Unreine, Fremde, Maßlose in dem reinen Feuer des tiefern Geistes, sie brannten es zusammen und ließen gereinigt die Gestalt hervortreten mit nur schwachen Anklängen an den Stoff, woraus sie gebildet ward."

Dies sei Alles wie bei uns, aber doch wieder anders, fügt Hegel hinzu. „Hegel hat aber, sagt S. 203—204 unsre gläubige Kritik, höllische Geheimnisse im Sinne, wenn er sagt, mit der heiligen Schrift verhalte es sich eben so, wie mit dem Epos der Griechen, wenn auch — wieder anders. Er will sagen: die heiligen Geschichtsbücher des A. und N. T. sind eben so entstanden, wie die Epopöen, nämlich als schriftstellerische, absichtliche, also betrügerische Werke von Einzelnen. War einmal, meint er, in einem bestimmten Genre, z. B. im Genre der Evangelien der Ton von Einem angeschlagen, so pfiffen die Andern in diesem Tone fort." Hegel sage Aesthet. 2, 70 (S. 205): „In Ansehung des Einen, sei es nun Jehova oder der Messias, besitzen zwar die heiligen Schriftsteller einen allgemeinern umfassendern Gedanken, als die griechischen Dichter an dem Götterkreis der Ideale. Allein eben das Verhältniß zu dem Einen läßt es nicht zu einer freien Ausbildung der Theorie kommen, da es von vornherein praktisch ist, dem Menschen das Bewußtsein seiner Nichtigkeit giebt und ihn über der religiösen Angst und Nothdurft nicht zu einer besonnenen und humanen Theorie kommen läßt. Die heiligen Bücher lassen überall die Angst und Pein der Nothdurft durchblicken und beweisen, daß auf diesem Standpuncte, wenn es zu einer Darstellung des Gehalts, nämlich jener Abstraction des Einen, kommen soll, nur ein oberflächliches Formiren übrig bleibt." Dann S. 206: „Ist nun Mythologie die Kunst, welche das Göttliche menschlich gestaltet und eben dadurch dem Menschen sowohl theoretisch — in der Betrachtung der Ideale — als auch praktisch — in seiner Arbeit und Bethätigung innerhalb der sittlichen Mächte — seine Freiheit giebt, und drückt sie diese durchgehende Humanität und Freiheit des Menschlichen in ihrem Werke, in der Geschichte, näher im Epos aus, so ist die heilige Geschichte allerdings nicht Mythologie, da sie nur von Thaten Gottes und von der Knechtschaft und Erbärmlichkeit der Menschen weiß." Facit S. 207: „Die heilige Geschichte ist ein Zwitter von morgenländischen und abendländischen Vorstellungen, ein trübes Gemisch von Symbolik und Mythologie, und da sie in ihrer prosaischen Ernsthaftigkeit den Anspruch macht, auf dem Boden gemeiner Wirklichkeit zu stehen, so wird sie eben durch diese Prätension „„„ein Gemisch von wunderbaren, abenteuerlichen Fabeln""", eine trübsinnige Fabelei, die oft gnug „„„abgeschmackt""" wird."

Hingegen wird sodann Sack und Hävernick angeführt, welche die heilige Kunst rechtfertigen, und endlich wieder Friedrich Wilhelm Krummacher, welcher die weltliche Kunst als die Magie des Satans schildert. Denn „wenn der Satan uns gewinnen will, da ist es bald ein anziehendes Gemälde, bald eine reizende Poesie, bald ein süßes Getön oder eine bewegende Musik, vermittelst deren er sein magisch Wesen treibt."

Wie aber das „heilige Werk" zu Stande kommt und wie es beschaffen ist, darüber belehrt uns wieder Krummacher am deutlichsten (S. 215). Er sagt und hat die Consequenz zu sagen: „Der Herr bauet alleine, durchaus alleine. Wenn unser einer mitarbeiten will, wird nichts daraus. Will er uns brauchen zum Baue, zerbricht er uns erst Arme und Beine, daß wir nichts mehr können. So nur kann er uns brauchen; er allein will bauen. Er eifert um die Ehre seines Namens." „Jesus will Gottlose, der Herr begehret Sünder", denn seine „Herrlichkeit ist bei den Sündern." „Da ist sein Werk und seine Lust, wo steinerne Herzen zu Thon werden in seiner Hand und eiserne Stirnen zu Wachs, daß er sein Zeichen darauf drücken kann; wo Gerechte anfangen auf den Ruinen ihrer Gerechtigkeit zu girren wie die Tauben und zwischen den Trümmern ihrer Weisheit wie Kraniche zu winseln beginnen." „Gott der Herr hat einen wunderlichen Geschmack. Elende Leute, zerschlagne Büßer, ein armes Volk, unreines Gesindel, schwache, verzagte Menschen, die aus eignem Muthe nichts wagen noch können, Lahme, Blinde, Krüppel, Ehebrecher und Mörder — das sind seine Rosen." Krummacher's „Blicke in das Reich der Gnade" führen diese Perspective noch weiter, bis sie uns, Hegel zum Trotz, die volle „Vernichtigung" der Menschheit vor Gott eröffnen, — denn ein Mörder ist doch immer noch ein Mensch — und es aussprechen: „Ein Volk verlorner Feinde, todter Hunde, ist das Volk, welches der Herr seinem Sohne von Anbeginn der Welt als sein Volk angewiesen hat. Bleib daher am Staube, Volk Gottes, sei Null und Nichts." Vergl. S. 216 bei unserm Verfasser.

Das weltliche Werk, die menschlichen Künste sind mit dem Menschen beseitigt; „aber, sagt Krummacher, der Allmächtige selbst wird in der Jubelperiode seines Reiches eine große Renovation vornehmen;" „dann kehren die Künste zurück zu ihrer ursprünglichen Bestimmung und treten wieder in den Dienst des Heiligthums. Die Malerei wird sein wie ein Beten und Psalmensingen mi Pinsel

und Farben." Wir übergehen die übrigen Künste und bleiben bei der Malerei, die in manchem ihrer frommen Jünger so viel Hoffnung zeigt und deren Zukunft bis auf die Farbengebung Krummacher und die gläubige Kritik uns am verständlichsten vorführen.

S. 220 (die doppelt angeführten Worte gehören F. W. Krummacher, die einfach angeführten der gläubigen Kritik unsers Autors):

„„Roth"" ist die „„Färbung"", die vor Gott „„angenehm"" ist. „Durchs rothe Meer sind wir mit unserm Herzoge hindurchgegangen." „„Allerwege, wo der Herr erscheint, muß dem Teufel zum Trotz auch was Rothes dabei sein.""

„Roth muß der Maler auch malen, wenn er die Schwären des Lazarus so schön und lieblich als wie Rosen malen, d. h. wenn er sie himmlisch malen will."

„„Rothfarben"" muß der Maler das „„Kreuzpanier"" malen, welches uns zum Siege führt; rothfarben das Bild der göttlichen Offenbarung, denn so Gott seinen Geist zu zu uns herabsendet, dann „„regnet es Funken aus der Höhe.""

„Roth ist unsre Speise, denn wir trinken „„Lammsblut"", und speisen das Fleisch des Lammes, denn „„es giebt keine belebendere, stärkendere, wohlschmeckendere Speise, als Christus.""

„„Roth ist die Hoffnung der Gläubigen. Roth sind ihre Gebete und Lobgesänge, im Blut des Herrn gebadet. Roth sind ihre Werke und Worte und Thaten und Freuden: denn Christi Blut ist ihre Quelle. Roth ist ihre Liebe. Alles ist Roth am Christen. Die Rosenfarbe ist seine Leibfarbe"", „ist die einzige vor Gott angenehme Farbe, in welcher der christliche Maler, der Maler der Zukunft malen muß. Roth in Roth muß der christliche Maler malen. Nur ein Blutbad kann die christliche Malerei entsündigen und zur Dienerin des Himmelreiches machen. Roth in Roth ist die einzige christliche Malerei."

Hat die gläubige Kritik in Hegel die Kritik der Straußischen Kritik und der mythischen Ansicht entdeckt, indem Hegel den heiligen Schriften überhaupt weder Kunst noch Mythologie zugesteht und von ihnen vielmehr die Ansichten Voltaire's und Rousseau's ausspricht, bleibt also nach dieser Ausführung, wie es scheint, für die mythische Ansicht „nur der triviale Sinn, nach welchem alle Religion und der persönliche Gott selbst Hegel'n mythisch ist", übrig; so tritt Krummacher auf und stellt, ohne Rücksicht auf das Philosophem, alles das positiv wieder auf, was die Aufklärer und Hegel als die verkehrte Welt und als das rein Negative geschildert hatten. Krummacher läßt diese Welt unbedenklich in Flammen aufgehen, um der Zukunft seines Glaubens willen, in die er jene Welt verlegt, „die mit der Jubelperiode des Reiches Gottes eintritt." Was die Philosophen aus theoretischen Gründen über die christliche Weltansicht gefolgert haben und was ihnen die Genossen Isaschar's nicht zugeben, dasselbe ergiebt sich Krummacher'n praktisch, ganz selbständig und in positiver Form. Krummacher ist in diesen Aufstellungen divinatorisch-genial, er erreicht fast immer den kategorischen Ausdruck der Philosophie, ja, er kommt in den kühnsten principiellen Fragen meistentheils ganz auf denselben Terminismus mit ihr, und das ohne die allermindeste Kenntniß von der Philosophie, die er nur verabscheut. Die Aufklärungen über Hegel's Verhältniß zur „mythischen Ansicht" und zu den Principien Bruno Bauer's in der Evangelienkritik sind ein so ernsthaftes Interesse der gegenwärtigen Entwicklung, daß wir hier näher darauf eingehen würden, wenn es nicht ein Excurs wäre, der dem Zweck dieser Anzeige allzugroßen Abbruch thun würde.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 148. 23. Juni. 1842.

Bekenntnisse einer schwachen Seele.

„Denn wovon das Herz voll ist,
davon geht der Mund über."

Allen Leidenden und Unglücklichen überhaupt, sagt man, ist der Schlaf und der Traum zum Troste gesandt. In ähnlicher Weise könnte man sagen, daß den Schwärmern und den Parteien, die sich für mit Unrecht Unterdrückte halten, von einem gütigen Geschicke eine völlige Bewußtlosigkeit über öffentliche Verhältnisse und eine unbegränzte Einbildung auf ihre eigne Wichtigkeit geschenkt sei. Die Opposition hält sich immer für den Mittelpunct des Kreises, in dem sie sich irgend ein Plätzchen anzueignen gewußt hat, ja in den sie vielleicht noch nicht einmal eingedrungen ist; Alles bezieht sie auf sich, Alles, meint sie, bezieht sich und richtet sich auf sie; was ihr gefällt, betrachtet sie als Zugeständnisse, die ihr und nur ihr gemacht werden; Maßregeln, die ihr mißfallen, gelten ihr nur als solche, die ausdrücklich gegen sie gerichtet werden, so wie sie andrerseits auf jeden Lufthauch achtet und in ihm den Vorboten des Sturms vermuthet, der das Bestehende über den Haufen werfen wird. Giebt es Krieg? Wird der Kaiser widerstehen können? flüsterten sich die ersten Christen zu, wenn man von unruhigen Bewegungen an der Grenze hörte. Jetzt wird auch unsre Sache entschieden und zum Sieg gelangen, denkt die Opposition, „wenn hinten, weit, in der Türkei, die Völker auf einander schlagen." Aber Rom blieb noch lange stehen, es steht heute noch und das Bestehende besteht ewig.

Die Opposition hat die beschränkten Ansichten der Leute in der Provinz, die es für unmöglich halten, daß nicht Alles in der Hauptstadt von der letzten energischen Demonstration ihres Herrn Bürgermeisters, namentlich aber von seiner bedeutenden Aeußrung gegen den Herrn Regierungsrath sprechen sollte.

Jede Illusion hat etwas Einschmeichelndes und für den Armen, der ihrer bedarf, eben, weil sie für ihn Bedürfniß ist, etwas Wohlthätiges. Man wird Niemanden muthwillig in dem Schlafe stören. Aber Alles hat seine Zeit und Schlaf und Illusion dürfen nicht ewig dauern. Wozu wäre denn die Hauptstadt da, wenn nicht zuweilen Leute aus der Provinz sie besuchten, um zu erfahren, daß man ihre Helden und deren große Thaten in ihr nicht kennt? Und das Bestehende und dessen ewige Herrlichkeit, die Macht und ihre Gnaden und Schrecken, wozu wären sie, wenn nicht dazu, daß sie der Opposition von Zeit zu Zeit imponirten und sie in jedem Falle dann, wenn ihre Einbildung unerträglich geworden ist und dem Ganzen zu schaden droht, demüthigten?

Ein solcher Fall war jetzt eingetreten.

Die deutsche Opposition, die Theorie, die Wissenschaft, die philosophische Kritik hatte sich bis zu dem Grade des Hochmuths verstiegen, der der äußerste genannt werden kann — sie hatte die heiligsten und festesten Grundlagen des Bestehenden für Schein und Illusionen erklärt und in ihrem wissenschaftlichen Zerstörungswerke war sie so weit fortgeschritten, daß sie aus einer deutschen Opposition eine französische, aus einer germanischen eine romanische, aus einer wissenschaftlichen eine politische, aus einer „Denk-Revolution" eine kritische That zu werden drohte. Es war die höchste Zeit, daß eine eingebildete Macht zum Gefühl ihrer Ohnmacht und eine Richtung, die das Wesen des Bestehenden für eine Illusion erklärte, dahin gebracht würde, daß sie sich selbst als die nichtigste Illusion erkannte. Wer von Siegen und gelungnen Gewaltthaten träumt, mag vielleicht nicht gern erwachen. Wenn aber der Sieg nur ein Mord, wenn die Gewaltthat, wie es Leo, unser Wächter und Wecker, aus den Bewegungen der Schlafenden richtig divinirt hat, ein „Vatermord" und Aehnliches ist, wer wird dann nicht demjenigen, der ihn geweckt hat, dankbar sein?

Unser Erwachen war schrecklich, aber es ist gut, daß wir nicht mehr träumen. Wir drücken die Hand, die uns aufgeschüttelt hat.

Wie wir Alle zusammen, die an der äußersten wissenschaftlichen Opposition Theil nahmen, zur Vernunft gebracht sind, ist im Ganzen bekannt gnug. Es sei mir daher erlaubt, Einiges nur von meinen persönlichen Erfahrungen mitzutheilen und namentlich von dem Eindruck, den die gesunde Wirklichkeit und deren bedeutendstes wissenschaftliches Organ, die hiesige litterarische Zeitung auf mich gemacht hat, ein dankbares Bekenntniß abzulegen.

Unmöglich konnte Cicero aus der Provinz, in der er sein erstes öffentliches Amt verwaltet hatte, mit einer größern Einbildung von der Bedeutung seiner Amtsthätigkeit

den Boden von Italien wieder betreten, als unser eines nach dem unbedeutendsten Geschäft aus der Provinz in die Hauptstadt zurückkehrt. Unser Stolz ist noch größer, weil wir uns noch dazu einbilden, daß wir an unsre liebe Person gar nicht denken — kurz, weil wir Schwärmer sind, die sich damit täuschen, daß sie nur für Principien zu kämpfen meinen. Was sagt man also von uns? fragte ich die Ersten, die ich möglicherweise daraufhin anreden konnte, und erfuhr zu meinem Schrecken, daß man uns nicht kennt, von unsern Träumen Nichts weiß, daß die Gewerke ruhig ihren Gang gehen, die Polizei väterlich wacht und die Wiedertäufer für unsre Denkrevolution in dem öffentlichen Interesse keinen Platz übrig lassen. Die eifrigen Anhänger des Bestehenden wenigstens, meinen wir, müßten gegen uns in einer heftigen Spannung stehen — und ich erfuhr, daß sie uns nicht beachten, daß unser kritisches Bestreben sie kalt läßt, sie nicht berührt und ihnen als ein Jugendtraum erscheint, den wir selbst belächeln würden, wenn wir nur erst zu Amt und Würden oder zu dem Alter gelangt sind, welches uns zu einem Amte befähigt. Ihre Gleichgiltigkeit gegen unsre Kämpfe, ihre Sicherheit und absolute Selbstbefriedigung im Bestehenden nennen wir Unglauben an die Idee, beweisen aber damit nur, daß uns das Eine, was Noth thut, fehlt, der wahre und der schwierigste Glaube, der Glaube an das Bestehende.

Bei unsern ältern Brüdern aber, die Ein geistiger Vater mit uns gezeugt hat, die dasselbe Blut wie wir in ihren Adern haben, wenn es auch langsamer rollt, werden wir doch unbedingte Theilnahme finden? Nein! nein! ruft man uns entgegen, ihr geht zu weit! Viel zu weit, so weit, daß wir euch nicht folgen können.

Unter solchen Umständen sehnt man sich ordentlich nach einem Gegner und ist ein Feind, der die Waffen mit uns kreuzt, eine wahre Wohlthat. Als Unterdrückte glauben wir von Gegnern umzingelt zu sein und wir finden keine, wenn wir auch noch so fleißig suchen. Kann derjenige, der uns züchtigt, Gegner heißen? Darf der Erzieher, während er straft, mit dem Zögling räsonniren? Höchstens kann er ihm sagen, was ihm fehlt, und uns fehlt das Herz und die innre Wärme. Dagegen hilft es uns Nichts, zu erwiedern, daß wir nicht nur mit dem Herzen, sondern mit Leib und Seele an unsern Principien hängen, daß wir für die Idee glühen: wir werden nur hören, daß diese Gluth nur die Fieberhitze des Gedankens ist, daß es gar nicht auf das Denken, sondern auf das reine Herz ankommt. Sonst gilt der Spruch: das Herz muß doch an Etwas hangen; jetzt ist das Herz Alles und wir sind herzlos und kalt. Wir gehen zu weit; man kennt unsre Arbeiten nicht, und wer sie kennt, belächelt sie.

In der That sind wir kalt. Die Wirklichkeit hat uns erkältet und unsern fieberhaften Paroxysmus gelöst. Wir sind vernichtet, schon deßhalb vernichtet, weil wir keinen Gegner haben.

Es giebt kein beßres Mittel gegen eine Denkrevolution, als die Träumer zu wecken und sie in die Wirklichkeit zu führen: sie werden selbst nicht begreifen, was ihre frühere Spannung heißen sollte. Den Provincialisten führe man in die Hauptstadt: seine Einbildung wird verschwinden, wenn er sieht, wie Hunderttausende arbeiten, ohne an die enormen Kämpfe der winzigen Landstadt zu denken. Den erobernden Gedanken lasse man nur immerhin zu weit gehen: die eiskalte Eröffnung, daß er zu weit geht, vielleicht schon zu weit gegangen ist, wird ihn auf seinem chimärischen Siegeszuge aufhalten und so gewiß vernichten, wie auch einen neuern Erobrer die Eisfelder Rußlands vernichteten. Den Nachtwandler rufe man nur bei seinem wahren Namen — nur auf Ein Wort kommt es an — und er stürzt von seiner Höhe herab. Die Opposition ist nur so lange stark, als man selbst durch Entgegenstemmen ihr die Einbildung giebt, sie habe Kraft und Leben: man höre auf, sie zu beschäftigen, man nehme ihr die Gelegenheit, sich anzustrengen, und sie wird so gewiß umfallen, als derjenige stürzt, dem wir plötzlich unsre Schultern nicht mehr entgegenstemmen.

In Paris, sagt man, könne man die französische Revolution erst gründlich studiren und verstehen lernen, in Rom die römische Geschichte, an der Küste Joniens die Ilias. Man hat Recht. Der Kleinstädter wird die Bülletins der Festlichkeiten der Hauptstadt nicht verstehen. Wir Alle, die wir zuweit gegangen sind, lebten auch nicht in der Metropole der Wissenschaft. Zufällig befanden wir uns, als wir zuweit gingen, außerhalb derselben, aber wir mußten uns auch als zuweitgehende von ihr entfernen, die Malcontents ziehen sich gewöhnlich auf ihre Güter — die unsrigen sind unsre Luftschlösser — zurück und Alle, die an einer extremen Opposition Theil nehmen, sind als solche, wie man uns bereits zugegeben haben wird, die eigentlichen und wahren Provincialisten. Kein Wunder daher, daß wir die Bülletins der berliner litterarischen Zeitung nicht verstanden, nicht begriffen, daß sie uns fremdartig, ja lächerlich vorkamen und der wahre Maßstab für sie uns fehlte. Wir mußten erst gestürzt, vom Dach gefallen, aus dem Luftschloß verjagt, aus der Provinz in die Hauptstadt, aus dem Traum in die Wirklichkeit geführt sein, um diese merkwürdige Erscheinung gehörig schätzen, anerkennen und für uns nützlich machen zu lernen.

So lange wir noch im Traume lebten, hatten wir nicht Fassungskraft gnug, um einzusehen, daß eine wöchentliche Zeitungsnummer eine „Denkrevolution" besiegen könne, die sich nicht nur aller Gebiete des menschlichen Lebens bemächtigt hatte, sondern auch auf dem Sprunge stand, praktisch zu werden; wir begriffen nicht, wie ganze Rich-

tungen und Systeme durch ein paar Aufsätzchen widerlegt sein sollten, und am meisten verletzte es unsern Eigendünkel, daß wir in diesen Aufsätzen nicht einmal den Versuch einer wirklichen Widerlegung erblicken konnten, sondern die reine Proclamation unsrer Schändlichkeit und Nichtigkeit sehen mußten. Verständig betrachtet erklärt sich aber die Sache sehr leicht. Wir sind besiegt: so ist es, weil es die Wirklichkeit und das Bestehende so haben will. Kampf wäre bei einer so ernsthaften Willenserklärung von beiden Seiten Thorheit, sowohl von Seiten des Bestehenden als von unsrer Seite, wenn wir uns einem so festen Willen noch irgendwie entgegenstemmen wollten. Dem Bestehenden ist es gnug, daß es unsre Nichtigkeit decretirt und unsre Niederlage will; seine Allmacht ist ohne Räsonnement und Vermittlung: so wie es will, so geschieht's, so wie es gebeut, so steht es da. Es will, weil es will; es will, weil es ist; besteht es doch auch, weil es besteht. Seine wahren Repräsentanten sind daher auch weit über den Kampf erhaben, mit dessen Schein wenigstens sich die litterarische Zeitung beschäftigt. Wir Alle, unsre Principien, unsre Arbeiten, unser Meister: Alles ist ihnen unbedeutend. Wozu also Kampf? Das einzige scheinbar Bedeutende an uns ist vielleicht unsre Weigrung, das Bestehende als das Absolute, Allerherrlichste und Allervollkommenste anzuerkennen. Aber diese unsre Einbildung, daß an unsrer Anerkennung irgend etwas gelegen sein könne, ist das Lächerlichste von der Welt und kann das Bestehende auch nicht Einen Augenblick in Bewegung versetzen.

Ganz ohne Vermittlung, Schein und Bewegung kann es aber doch nicht abgehen. Wir konnten durch Einen Schlag aus dem Traum geweckt werden: das ist gewiß und zum Theil geschehen. Da wir aber doch gar zu sehr an Vermittlung und Uebergänge gewöhnt sind, da ferner auch die Natur zwischen Schlaf und Wachen jenen wohlthätigen Zwischenzustand des dämmernden wachen Traumes gesetzt hat, da endlich derjenige, der bisher nur im Finstern gelebt hat, nicht auf einmal an das volle Licht geführt werden, oder der Unglückliche, der lange Zeit ohne Nahrung geschmachtet hat, nicht sogleich mit derben Speisen bedient werden darf, so ist durch die litterarische Zeitung für einen wohlthätigen Uebergang gesorgt.

Wir sind, so zu sagen, an Kampf gewöhnt: gut! die litterarische Zeitung thut so als kämpfe sie gegen uns, wenn sie auch im Grunde von unsrer Niederlage überzeugt ist und eigentlich uns nur verkündigt, daß wir Nichts sind. Wir haben besondre Stichworte, die uns so fest eingeprägt sind, daß wir sie sogar im tiefsten Schlafe aussprechen: schadet Nichts! Die genannte Zeitung lallt sie uns vor, damit wir uns in der wirklichen Welt nicht zu fremd fühlen. Mit derselben Herablassung besänftigt die Mutter ihr Kind, indem sie mit kindischer Zunge seine Lieblingsworte ihm vorlallt oder auch wohl vor ihm auf- und abtänzelt. In unserm Traum pflegen wir zu rennen und nur zu oft uns zu überstürzen; auch darin läßt es die mütterliche Zeitung an ihr nicht fehlen: sie springt vor unsern Augen und zeigt uns, wie man springen muß, ohne von der Stelle zu kommen. Die Mutter weiß, wann es Zeit ist, dem Kinde das Spielzeug zu nehmen, und vertröstet es, wenn es darüber ungeduldig wird, es würde alle die schönen Sachen wieder bekommen, wenn es fein artig sein würde. Unser Spielwerk sind Systeme, das Hegelsche war unser liebstes: die litterarische Zeitung nimmt es uns und verspricht uns, es aufzuheben, bis wir artige, wohlerzogne Kinder sein würden.

Solche Mutterliebe thut Wunder und an uns ist das Wunder wirklich vollbracht. In einem gewissen Alter sind die Kinder bereits ungläubig, und sie zweifeln, ob das Spiel der Erwachsnen Ernst ist. Wir zweifeln nicht nur, sondern glauben so ziemlich gewiß sein zu können, daß bald gar nicht mehr von Spiel die Rede sein werde. Die Mutter lallt und tänzelt nicht immer vor dem Kinde, das Spielzeug wird später nicht wieder herausgegeben; Alles war nur Schein, der im Ernst des spätern Lebens vergessen oder desavouirt wird. Aber kann denn auch der Dämmerzustand zwischen Schlaf und Wachen ewig dauern? Ist die Herablassung der Mutterliebe in der gefährlichsten Krisis unsrer Kindheit nicht anzuerkennen? Wir sind erwachsen gnug, um einzusehen, daß es nicht unser Schaden ist, wenn dieses letzte Spiel mit Stichworten, Principien und Systemen uns für den Ernst des Bestehenden vorbereitet, wo wir arbeiten, aber nicht mehr spielen müssen.

Da es nicht gnug ist, daß nur uns geholfen ist, da Allen geholfen werden soll, da es auch selbst der litterarischen Mutter nicht unlieb sein wird, daß ihre Liebe zu den Kindern zur allgemeinen Anerkennung komme, so werden wir kein überflüssiges Werk verrichten, wenn wir ihr spielendes Unterrichtsverfahren nach seinen einzelnen Stadien schildern.

Daß sie anfangs eine sehr ernste, bitterböse Miene macht, darf uns nicht irre machen. Sie meint es wahrlich nicht so ernst, wie es die Schwachen allerdings im ersten Augenblick wohl nehmen könnten. Ernst ist es ihr nur mit dem Schrecken, den sie zu unserm Besten uns einjagen will, um uns für ihre Belehrungen empfänglich zu machen. Sie fährt uns entweder über das „Unwesen" an, das wir in Deutschland, in dem lieben, unschuldigen Deutschland angerichtet haben (Nr. 1, S. 1), oder sie führt uns ein Gespenst vor, von dem sie uns sagt, daß wir es seien, damit wir einen recht gründlichen Widerwillen gegen uns selbst bekommen und sogleich von vornherein für ihre weitern Belehrungen und Manipulationen empfänglich seien. Unsre Religion, unser Gottesdienst, wie unsre Sittlichkeit haben

nur „Essen, Trinken und Wasserbad" zum Kern; alle „menschlich-geselligen Bande" sind von uns aufgelöst. So weit sind wir gekommen, daß wir das „Thier" zum Ideal des Menschen, den thierischen Zustand zum Normalzustand des Menschen gemacht haben: „alle menschliche Entwicklung haben wir wenigstens auf ein Minimum herabgesetzt, welches uns vor dem Thiere einen traurigen, bald verschwindenden Vorzug geben würde." Wer kann glauben, daß unsre Mutter alle diese Dinge als baaren Ernst gewonnen wissen wolle? Sie hat ein viel zu weiches Herz, als daß sie ihre Kinder im Ernste kränken könnte. Wenn der Mund der Bösen glätter denn Butter ist und sie doch Krieg im Sinne haben, so spricht nur unsre Mutter kriegerisch, aber ihre Lippen bleiben weich, glatt und gelinde wie Butter und können ihre Butternatur nicht immer verlängnen. Dürften wir das kühne Bild gebrauchen, das aber durch den Gegenstand und dessen innre Natur vollkommen gerechtfertigt ist, so abenteuerlich oder albern es aussieht, so würden wir sagen, die Schwerter und Pfeile selbst, die unsre Litterarische uns präsentirt, damit wir den gedeihlichen Gebrauch davon machen, sind nur aus Butter geformt. Und spricht nicht in der That das Mutterherz zu uns, wenn die Litterarische zugesteht, daß wir, die doch das Essen und Trinken zur höchsten Religion erhoben haben, „immer doch theilweise an der höhern Wahrheit, die wir verachten, Theil nehmen?" Haben wir denn nicht überhaupt noch Religion, wenn auch die Religion des Thieres, und hat die Litterarische nicht Recht, wenn sie sagt, daß wir uns „von den Begriffen und der Bildung des Christenthums nicht gänzlich isoliren" können? (Nr. 1, Seite 5. 6.) Sie will durchaus nicht, daß wir nicht springen und guter Dinge sein sollen. Im Gegentheil! Sie hat an dem Muthwillen der Wissenschaft selbst noch einen heimlichen Wohlgefallen, sie freut sich innerlich an den Sprüngen der Wissenschaft, ist aber verständiger als wir und giebt uns den Rath, die Maske des „Ernstes" zu gebrauchen, „den tiefen Ernst" dem Satyrgesicht der Wissenschaft einzuprägen und den „Laken" der „Würde" ihren puris naturalibus überzuwerfen (Nr. 1). Oder weiß die Sibylle vielleicht, daß die Philosophie so lange noch nicht schädlich war, als „der Ernst der sauern Arbeit des Gedankens" sie charakterisirte und die offne, weltliche Heiterkeit ihr noch als Sünde galt? Daß die äußre Salbung ihr auch innerlich gedeihlich war? Daß der weite Philosophenmantel ihren schnellern Fortschritt hinderte? So ist es. Der tiefe Ernst und die Würde sind das Zeichen der Wiedergeburt der Wissenschaft, die Siegel ihrer Bekehrung und Aufopfrung für die himmlischen Güter, der Beweis, daß sie ihr irdisches Unwesen aufgegeben und zu einem himmlischen Wesen geworden ist. Der Ernst und die Würde sind die Sache selbst, die Wissenschaft nichts als ein Schein geworden, sie gelten in der geistlichen Welt für sich allein schon, wie in der himmlischen der reine Glaube als solcher, und die Gerechtigkeit nichts gilt. Der Wissenschaft ergeht es in ihrer würdigen Umwandlung wie dem „Witz" und der „Satyre", wenn sie, wie das litterarische Münchlein uns lächelnd ankündigt, in der „Polemik" der neuen geistlich-litterarischen Welt zu „erlaubten Waffen" werden oder wenn man, wie dasselbe Münchlein uns versichert, in dieser Polemik „selbst eine gewisse Keckheit gern nachgesehen hat" (Nr. 8, S. 181). Der Witz und die Satyre und selbst die Keckheit müssen sich würdig benehmen, saurer Ernst bleiben, d. h. weder Witz noch Satyre sein, noch die Mönchskutte anrühren oder ihre eigne ablegen, denn „der wilde Tumult, das ungeschickte Ueberrennen und blinde Umsichschlagen" würde ja dem Mittelalter, in dem das Münchlein lebt und an das es aus allen Leibeskräften glaubt — wenn die würdige Haltung und der saure Ernst entscheidet, so hat auch der Leib in der Wissenschaft etwas zu bedeuten — ein Ende machen. Die litterarische Mönchskutte ist gescheidt: sie weiß, daß sie alle Sünden tilgt: voll von Erbarmen läßt sie daher alle zu, sowohl die reine Wissenschaft als deren Keckheit in der Polemik; alle bedeckt sie ohne Ausnahme, um sie zu tilgen.

Sogar der „freien Wissenschaft" nimmt sie sich an. Mit Recht! Denn die freie Wissenschaft des jetzigen Mittelalters ist diejenige, „die sich bewußt ist, daß sie zu keinen dem Christenthum feindlichen Resultaten kommen kann" (Nr. 4, S. 85). Frei ist der Mönch, der es sich bewußt ist, daß er aus seiner Kutte nicht heraus kann; frei ist vor Allem derjenige, der das Gelübde gethan hat, von der Freiheit frei zu sein; auch der Vogel ist frei, der es sich bewußt ist, daß er niemals, er mag flattern, wie er will, den Käfig verlassen kann. Am freiesten sind die beschnittnen, und die Wissenschaft ist erst frei, wenn ihr die Flügel beschnitten sind.

Das ist „die freie Wissenschaft, der die evangelische Kirche sich anvertraut hat." (Nr. 10. S. 230.) Kein Verständiger wird es ihr verdenken. Auf diesem Felsen wird sie sicher gegründet sein.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 149. 24. Juni. 1842.

Bekenntnisse einer schwachen Seele.

(Schluß.)

Merkwürdiger Widerspruch! Sonst schwärmten die Hegelianer für den Widerspruch, keiner war ihnen groß und hart gnug, um ihn nicht zu verdauen, und ihre Liebe gegen ihn war so groß, daß sie ihn wo möglich in seiner Originalgestalt in dem Spiritusglase ihres Systems aufzubewahren suchten. Sie machten auf die Widersprüche ordentlich Jagd, spießten sie in ihrem Naturalien-Cabinet auf und nannten das, die zerstreuten Glieder von dem Organismus der Wahrheit sammeln. Sie haben aber Unrecht gethan, in ihrer Metamorphose zu Junghegelianern das Erbarmen gegen den Widerspruch und holden Irrthum zu verläugnen; Liebe, Geduld und Vertrauen ist ihnen fremd geworden, seit sie den Widerspruch kritisch erklären und nicht mehr in seiner Urgestalt anerkennen; dafür beschämt sie nun die „freie theologische Wissenschaft", die „nicht allein frei ist, die Wahrheit, sondern auch frei, den Irrthum anzunehmen." (S. 230.) „Ja in der Liebe zur Wahrheit drängt sich diese Wissenschaft zum Irrthum" und „sammelt" sie wie wir früher „die zerstreuten Glieder des herrlichen Organismus" der Wahrheit. Um frei zu werden, müssen wir wieder Kinder werden und die bunten Schmetterlinge, die merkwürdigen Käfer sammeln — — sammeln, aber ja nicht als Naturforscher seciren und erkennen.

Noch mehr! Der freien Wissenschaft ist es „wesentlich, keine Vorschriften, woher sie auch kommen, anzunehmen über ihren Weg und ihr Ziel." (Ebend.) Unerhörte, aber höchst nothwendige Freiheit! Die wahre Freiheit, die Freiheit von der Freiheit! Die Wissenschaft bildete sich bisher ein, daß ihr Ziel, ihr Weg und ihr Anfang das Selbstbewußtsein sei, daß ihr Ziel und ihr Ausgangspunct das Beisichselbstsein des Menschen sei. Thorheit! Die wahre Freiheit besteht darin, keinen Besitz, keine Heimath, kein Ziel und Ende zu haben. Man muß auch vom Selbstbewußtsein frei sein. Der Vagabond, der Landstreicher ist erst wirklich frei. Die vagabondirende Wissenschaft ist nicht nur frei, sondern auch heilig und vollkommen, denn sie strebt ins Blaue, sie sieht nicht auf die Erde, sondern ins Blaue; sie ist im Grunde ein heiliger Pilgrim, denn im Blauen sieht sie ihr Ziel; im Blauen ist ihr Schatz und ihr Herz enthalten, denn ihre „letzte Aufgabe" ist, „das Urbild der Kirche anzuschauen." (Ebend.)

In ihrem Paß ist ihr also doch ihr Ziel vorgeschrieben und die Reiseroute braucht sie sich nur deßhalb nicht im Voraus bestimmen zu lassen, weil sie so glücklich ist, daß sie überall, wo sie hinkommt, den blauen Himmel über ihr hat, oder weil derjenige, der immer ins Blaue sieht, sich doch nicht um die Wege bekümmern kann.

Die List war wohl berechnet. Um frei zu werden, werden wir Vagabonden, und Vagabonden werden wir, um nur frei und heilig zu werden. Das Mittelalter wird zum Erstaunen „prolongirt", wir müssen noch an das Mittelalter glauben, denn wir sind heilige Pilgrimme geworden. Glück auf die Reise!

Die Mönche des christlichen Alterthums nannten sich Philosophen und ihr Gewerbe Philosophie, theils weil sie sahen, daß diese Art des Gewerbes am meisten geehrt war, theils weil sie es am meisten haßten und in der Kutte ihm ein Ende zu machen hofften. Unsre modernen litterarischen Mönche haben demnach sehr wohl begriffen, was sie in unsren Zeiten zu thun haben: derjenige Gegensatz nämlich, der ihnen am verständlichsten und am nächsten ist, ist die Reformation: wohl! ihr Wahlspruch wird nun die Reform, reformirt werden muß das Alte und indem sie unter diesem Schilde sich den Schein einer ungemeinen Liberalität geben, erhalten sie die Möglichkeit, in der eigentlichen Revolution auch die eigentliche Reform zu bekämpfen und am Ende zu ersticken. Reform, nicht Revolution! ist von Anfang an (Nr. 2. S. 34) ihr Feldgeschrei. Reform! aber keine Revolution, sowie keine Reaction! (Nr. 4. S. 85.) „Der Revolutionär," belehrt uns unser Reformer, „bekämpft die bestehenden Verhältnisse und Institutionen nicht bloß deßhalb, weil sie nichts taugen oder weil eine Aendrung objectiv nothwendig erscheint, sondern nach ganz abstracten Idealen, oder weil sie seinen Maximen und Tendenzen nicht entsprechen." „Abstract, todt, negativ, willkürlich" ist der „Inhalt" der Revolution. Wie „edel", adelig, ja hochadelig und wahrhaft fürstlich, wenn nicht geistlich, ist dagegen die „Gestalt einer organischen in objectiv nothwendigen Reformen fortschreitenden Staatsentwicklung"! (Nr. 13. S. 298.) Wenn nun aber die „objectiven" Verhält-

nisse durch und durch verderbt sind und eine Veränderung an Haupt und Gliedern verlangen, darf dann die Revolution immer noch nicht ihr Haupt erheben? Wenn die bestehenden Verhältnisse der Idee vollständig widersprechen, wo kann die Idee dann anders existiren, als in dem reinen Selbstbewußtsein, welches aus der Verderbniß sich gerettet hat und die wahren Formen seiner Existenz als Ideale zunächst in sich trägt? Hat das Selbstbewußtsein eben als solches nicht das Recht, zu verlangen, daß es seine innre Bestimmungen in den Gesetzen und Einrichtungen des Bestehenden wiederfindet? Nein! der geistliche Reformer, der reformatorische Mönch bleibt dabei, daß nur der natürliche Mensch das Seine sucht und daß nur das Bestehende Recht hat. Ist einmal, wie er doch zuweilen zugiebt, die Revolution nothwendig, so ist sie es nur als „Consequenz der bereits vorhandnen völligen Entsittlichung und Zerrüttung des Staatslebens." Der Schmuz allein muß sie gebären; der Bergstrom, der sich brausend in die versumpfte Ebene herabstürzt, darf nicht im Haupt des Berges und an der Stätte, wo die Elemente in ihrer ersten Reinheit gemischt werden, entspringen. Der Philosoph des Klosters scheint nun aber doch die Aendrung, wenn sie „objectiv nothwendig" ist, eben als nothwendig anzuerkennen; das historisch Gegebne ist ihm ferner das eigentlich Nothwendige: welches Schicksal wird also die Revolution von ihm zu erfahren haben, wenn sie von ihm als „historisch gegebne" vorgefunden wird? Ist sie ihm „die ideelle, begrifflich nothwendige Grundlage der Freiheit", die ihr gefolgt oder auf ihr als der historisch gegebnen Basis etablirt ist? Behüte! der geadelte Plebejer bleibt Plebejer; die Prädestination kann durch alle Anstrengungen des Verdammten, selbst durch die glücklichsten Fügungen des Ohngefährs nicht umgestoßen werden, der Rost der Zeit kommt Allem zu Gute, er adelt Alles durch den Anflug der Nothwendigkeit, das historisch Gegebne ist sonst immer das Berechtigte; aber der Revolution kommt das Recht der Verjährung für ihren Besitzstand nicht zu Gute. Niemals kann sie zur „nothwendigen Grundlage" der folgenden Geschichte werden, sie ist für ewig geächtet; weil sie die Sünde gegen den organischen allmäligen Wachsthum ist, kann sie von dem ersten besten Reformer aus ihrem Besitz getrieben werden — kurz der Reformer darf gegen sie revolutioniren, aber sie darf es sich nicht einfallen lassen, sie selbst zu sein und als solche Anerkennung zu verlangen. Der naturwüchsige und geistliche Politiker hat das Vorrecht, die Natur als sein Vorbild zu betrachten und wie diese seine Entwicklung durch Zerstörung und Negation zu vermitteln: er zerstört die Revolution, aber beschämt sie zugleich durch die Hinweisung auf die Natur (Nr. 1. S. 2), indem er sie fragt, ob sie wohl in der Natur ihres Gleichen finde. Mit Einem Druck setzt er die ganze ihm feindliche Welt unter Wasser und in seinem Kloster auf der Bergspitze lacht er triumphirend über die Opfer seiner Naturkraft. „Als ob mit der Wegräumung des Alten die Entwicklung gegeben wäre!" (Ebendaselbst). Ja wohl: „als ob!" Der großmüthige Reformer, der sich „durch Ruhe und Besonnenheit von Extremen fern hält", bedarf der Extreme — denn wie wäre es ihm möglich, ohne den Gegensatz gegen dieselben seine löblichen Tugenden zu beweisen — und er wird es nicht wagen, sie ganz zu vernichten. Damit man weiß, daß er sich (Nr. 8. S. 180) von ihnen fern hält, und damit er sich immer controlliren kann, müssen die Extreme, wenn die Sündfluth sie unter Wasser gesetzt hat, aus dem Meer dieser geistlichen Polemik hervorsehen oder wenigstens, wenn die Fluth sich verlaufen hat, als Trümmer noch erhalten sein. (Nur zuweilen, in besonders grimmigen Augenblicken (Nr. 1. S. 6) wünscht „der Ernst der deutschen Wissenschaft", die Keime der Revolution „in ihrem Gebiete" zertreten zu können.) Wenn also die Extreme bleiben, der Ernst sich besser besinnt, seine Existenz also darin besteht, daß er sich vollkommen in der Mitte hält und auf die Extreme grimmig hinblickt, und wenn er nun, dieser würdige und gründliche Ernst, zu gleicher Zeit die rechte Mitte nicht verächtlich gnug ansehen kann, was thut dann der herrliche Mann? Der Jesuit muß, um er selbst zu sein, Alles sein. Keines der Extreme will er sein, die rechte Mitte (S. 251) verachtet er, ins Blaue immer zu wallfahrten, ist für die Dauer auch zu ermüdend: der Unglückliche, der sich für das Wohl der Welt aufopfert, er muß revolutioniren, um zu reagiren, abstracte Ideale mit Gewalt durchsetzen, um die Entwicklung aufzuhalten, negiren, um zu negiren, zerstören, um zu zerstören. Er ist glücklich, dieser Jesuit, er vereinigt alle Genüsse und Empfindungen, in seiner Seele hat Alles Platz, allen Zonen acclimatisirt er sich, wie ein Fürst hat er für jede Jahreszeit seine Residenz: noch mehr! nur nach dem Tode, wenn seine Glieder an verschiednen Orten beigesetzt und unter den Schutz mehrerer Heiligen gestellt werden, kann ein Fürst mit seinem Herzen und Kopfe zu gleicher Zeit an verschiednen Orten sein: der ernste und besonnene Reformer ist in demselben Augenblick in der Mitte und auf der Höhe der extremen Principien. Er revolutionirt, um zu reagiren. „Freiheit!" ruft er als Revolutionär. „Soweit es möglich ist!" setzt er als Mann der rechten Mitte hinzu und als Reactionär denkt er innerlich, die Möglichkeit schon auf ihr rechtes Maß, nämlich auf dasjenige Maß zurückführen zu können, aus welchem, damit der Kreislauf nie aufhöre, die Revolution wieder hervorbrechen könne. „Die eigentliche Revolution ist immer die That des unfreien Willens." (Nr. 4. S. 85. Nr. 7. S. 159.) Der litterarische Jesuit ist daher für die Unfreiheit, damit die Aeußrung derselben folge und er selbst die von ihm provocirte That durch einen „Mittel-

weg" in den Abgrund stürzen könne, aus dem sie, nachdem er sie geheilt und zur Vernunft gebracht hat, mit frischen Kräften sich wieder erhebt. Der litterarische Herr der Geschichte ist Alles und macht Alles. Das Meisterstück seiner Erfindung ist „die Freiheit, so weit es möglich ist." Ohne diese Freiheit gäbe es keine Extreme, keine rechte Mitte, kurz keine Geschichte. Dank also dem philosophischen Kloster, welches den Vorrath nie ausgehen läßt!

Wenn Mönche Philosophen sind, so müssen sie sich, wollen sie hinter der Cultur nicht zu sehr zurückbleiben, auch zu einem bestimmten System bekennen oder ein solches System wenigstens zuweilen loben. Da sie aber Philosophen sind, um die Philosophen zu stürzen, so müssen sie ein bestimmtes System in den Himmel erheben, um es heilig und also unphilosophisch zu machen. Als Philosophen beschämen sie die Philosophie, als Lobredner eines bestimmten Systems beschimpfen sie es. Sie sind Philosophen trotz der Philosophie: so loben sie ein System, wenn es ihnen auch während der Lobrede die Zähne weist.

Welches System unsre geistlichen Lobredner zum Gegenstand ihrer Strafpredigt wählen würden, konnte Jeder, der sich auf die theologische Praxis versteht, im Voraus wissen. Die Junghegelianer pereant — — es lebe das Hegelsche System! Mit dieser Serenade — denn das geistliche Ständchen soll das gefährliche System einschläfern — mit diesem Wiegenlied trat unsre liebevolle Mutter (Nr. 1. S. 5) sogleich im Anfange auf. Uns nämlich, den Jüngsten der Jünger dieses Systems, uns Allen galt dieses Wiegenlied zugleich, es sollte uns und das System in einen wohlthätigen Schlaf versetzen: erst sollten wir vom Lobe des fürchterlichen Systems bezaubert werden und dann, wenn wir seine gepriesne himmlische Schönheit anerkannt haben — gute Nacht, Hegel! Gute Nacht, System! Gute Nacht, Philosophie!

Hurrah! Es lebe Hegel! Zündet ein Freudenfeuer an und werft die bisherigen Jahrgänge der evangelischen Kirchenzeitungen und alle Vorlesungen über die Dogmatik der evangelisch-lutherischen Kirche, in denen Hegel bisher als philosophischer Schächer gekreuzigt ist, in die Gluth hinein! Der Sünder ist gerechtfertigt und heute ist große Freude im Himmel. Der litterarische Ritter ist großmüthig. Ohne daß er es nachweisen konnte, ohne daß er die Waffen dazu hatte, behauptete er früher, daß Hegel gegen die Religion arbeitete. Es lebe der Ritter! Es lebe die Großmuth! Jetzt war es ihm mit Posaunenstößen beigebracht, daß Hegel allerdings die Religion untergraben habe. Welche Großmuth! Er nimmt sich des Sünders an und wie er früher nur behauptete, nicht bewies, so kostet es ihn jetzt nur Einen Federstrich, um dem Schächer den Ablaßzettel auszustellen. Hegel für immer! Hegel ist Alles! „Bei Hegel Streben nach Uebereinstimmung mit der Religion! Bei Hegel speculative Dialektik! Bei Hegel der monarchische Staat in der Gliedrung der Stände und Gewalten! Bei Hegel die Arbeit des wissenschaftlichen Gedankens" (Nr. 1. S. 5). „Soviel ist gewiß, Hegel wollte nicht pantheistisch sein." „Ein großer Vorzug der Hegelschen Philosophie ist es ferner, daß sie bei aller Freiheit des Gedankens, bei aller Rücksichtslosigkeit der wissenschaftlichen Forschung doch von einer tiefen Achtung vor dem Bestehenden, Positiven durchdrungen ist, ja es sich recht eigentlich zum Zwecke macht, das Positive der Vergangenheit wie der Gegenwart in seiner immanenten Vernünftigkeit zu begreifen" (Nr. 12. S. 275). Hegel hatte sich noch nicht mit dem modernen französischen Liberalismus verbündet (Nr. 13. S. 297). „Hegel eröffnet mit der Anerkennung der in Christo versöhnten Menschheit seine Betrachtung der christlich-germanischen Welt" (Nr. 8. S. 179). Wahrscheinlich theilte Hegel, wenn er jetzt noch lebte, auch nicht die „wunderliche Abneigung Schlosser's gegen die Verhältnisse und Zustände Preußens in neuester Zeit, für welche die Junghegelianer aus nahe liegenden (wahrscheinlich fühlbaren) Gründen ebenfalls wenig Sympathie empfinden" (Ebend. S. 178).

Hegel ist groß. Wenn er nicht Pantheist sein wollte, so reicht er fast an Schleiermacher, der (No. 3, S. 59) „sich bestimmt weigerte, Gott bloß als höchste Ursache zu denken." Zeigt es sich auch bei einer „genauern Vergleichung", daß Schleiermacher höher steht, so verdiente doch wenigstens seines guten Willens halber Hegel ihm gleich zu stehen, denn beide wollten nicht, beide weigerten sich, beide verstanden sich nicht dazu, Pantheisten zu sein.

Wir könnten stolz sein und erklären, daß wir von Herzen gern den Hegel dem Bedürfniß der Mönche überlassen und uns von ihm trennen wollten. Die Resignation würde uns nicht einmal viel Ueberwindung kosten, denn dieser Hegel, dieser gepriesne und in den Himmel erhobne Hegel, der augenblicklich, sobald wir ihn den Herren abgetreten haben, im untersten Verließ des Klosters schmachten müßte, dieser Hegel kann unmöglich der ächte Hegel, der Hegel sein, von dem die Junghegelianer den Atheismus, die Revolution, die Republik gelernt haben. Und doch ist es der ächte Hegel. Wir dürfen nicht stolz, nicht verächtlich großmüthig sein, unsre einzige Pflicht ist nur die Consequenz, zumal da der Schein der Inconsequenz nur auf die philosophirenden Mönche fällt. Mit Recht wird das Volk auf dem Markte getadelt, welches nicht tanzen wollte, als man ihm aufspielte, nicht weinen, als man klagte. Als man Hegel des Atheismus anklagte, haben wir den Beweis geliefert; wenn man ihn nun um seiner Religiosität willen und wegen seines positiven Charakters lobt, dürfen wir nicht widersprechen. Wir sind überwunden, wir gehen mit unserm geistigen Vater ins Kloster und die Klosterpolizei wird schon dafür sorgen, daß wir Alle, alt und jung, uns ordentlich aufführen.

Damit unsre Bekehrung vollständig werde, richtet man gegen uns den Widerspruch, der in unsrer eignen Lehre liegt. Das Netz der Widersprüche, das wir selbst zu weben haben, stülpt man gleichsam über uns, wir verwirren uns somit endlich selbst im Labyrinth unsrer Phantasie. Wir leben, wie uns der litterarische Mentor zu unserm Schrecken belehrt, in einer wunderlichen Zeit, in einer Zeit, „in welcher der geschichtliche Zusammenhang abgebrochen erscheint, vielleicht bis zu dem Grade, daß so zu sagen, kein Ding mehr aus dem andern folgt, in der, weil sie nicht weniger als Alles in Frage stellt, die Wirklichkeit oder das, was man gemeinhin Leben nennt, in eine unendliche Menge von Möglichkeiten auseinander gefallen ist." Schrecklich! eine solche Möglichkeit, ein „fatales Mittelding zwischen Theorie und Praxis, zwischen Nicht-Sein und Sein, also Doctrin", ist unser System. Wir sind somit an zwei Stellen, nämlich an den beiden Seiten, die wir überhaupt den Waffen des Glaubens darbieten und aussetzen müssen, tödtlich verwundbar und, merkwürdig

gnug! beide Seiten sind eigentlich nur eine Einzige. Unsre Doctrin erbaut eine „Welt", aber eine der Wirklichkeit entgegengesetzte Welt, eine Welt, die, um Boden zu gewinnen, „das Gebäude der christlichen Weltanschauung aus den Fugen" zu sprengen droht. Wir sind daran Schuld, daß „das Christenthum in unsern Tagen einen doppelten Kampf zu kämpfen hat, einen Kampf um die Erhaltung seiner Herrschaft über die Geister und einen Kampf um die Bewahrung der Institutionen, durch welche es dem Leben der christlichen Völker seine Form und Gestalt gegeben hat" (No. 7, S. 153—155). Dieser Kampf, den das Christenthum zu bestehen hat, ist aber sehr leicht, so leicht, daß er von Kindern ausgeführt werden kann, so beschaffen, daß er das heilige Wort: „aus dem Mund der Unmündigen hast du dir dein Lob bereitet", nur bestätigen muß. Sind wir schon deßhalb des Unrechts überwiesen, weil uns gesagt ist, daß wir das Gebäude des Christenthums aus seinen Fugen zu sprengen drohen, so werden wir vernichtet, indem uns zu Gemüthe geführt wird, daß unsre Welt doch nur ein „Kartenhaus", eine „Seifenblase" ist. Wir fallen durch die innre „Ironie" der Doctrin, die sich vorstellt, „ihre Worte seien Thaten, während sie selbst vor dem Worte, welches die That ist, alsbald verschwinden muß" (Ebend.). Alsbald! das kräftige Wort, das Wunder thut, braucht nur ausgesprochen zu werden, so ist der Doctrin ein Ende gemacht und kommt es an den Tag, daß es mit ihr doch nur „viel Lärm um Nichts war." (Ebend.)

Das Beste an der Sache, das ebenfalls „alsbald" zum Vorschein kommen wird, ist das Ergebniß, daß auch die litterarische Polemik gegen uns weiter Nichts als „viel Lärm um Nichts war", d. h. daß das litterarische Kloster seine Pforten schließen, seine Mannschaften und geistlichen Ritter von ihren Ausfällen zum ungestörten Horas-Singen und zu würdigeren Beschäftigungen zurückrufen wird; denn wer wird sich dazu verstehen, länger als nöthig ist, viel Lärmen um Nichts zu machen? Das Kloster wird sich auch deßhalb schließen müssen, weil es alle unsre Principien, Leidenschaften, Stichworte, ja das Hegelsche System in sich aufgenommen, uns dadurch in sich hineingelockt und mit unsern weltlichen Neigungen und Liebhabereien auf Wasser und Brot gesetzt hat.

Unsre geistlichen Ritter wußten dies Ende schon im Voraus. Derselbe Held, der uns sogleich beim ersten Ausfall (No. 1, S. 4) gemessen, hat uns zu klein befunden und den schnellen Verlauf des Feldzuges vorausgesagt. Eine bloße „Denk-Revolution" — was hat sie für Thaten aufzuweisen? Kann „das hohle Wort" zeugen oder gebären? „Ist es nicht eine Schande, daß es der That gegenüber sich zu spreizen wagt?" „Etwa den Trotz gegen die Censur" ausgenommen (Ebend.) — was hat es gethan, geleistet, vollbracht?

Mit solchen Gegnern verlohnt es sich kaum zu kämpfen: wenn einmal der Kampf für den Augenblick doch nothwendig ist, so dauert er nicht lange und so lange er währt, ist er im Grunde nur scheinbar, da der Feind mit dem hohlen Worte doch Nichts ausrichten kann. Die Censur braucht nur einmal den Trotz zu ahnden: — tout est perdu!

Mit dem Kampfe hört auch eine andre Illusion auf. Wir waren eine Partei — vielleicht lag darin gerade ein Theil unsrer Kraft, falls nämlich Parteien, wie die Vereinigung der Apostel zu beweisen scheint, das Salz der Erde sind — das Bestehende, das in seiner Ruhe und Vollendung über den Parteien erhaben ist, mußte sich daher herablassen, gegen uns den Schein der Partei anzunehmen, oder vielmehr einen Theil seiner Oberfläche von sich ablösen und unter der Gestalt der Partei gegen uns ausschicken. Die Partei war aber eben nur Schein, ihre Stichworte waren nur Schein, ihre Worte waren nur scheinbar und die Hülle für die That, die dem Bestehenden allein zukommt und der es möglich war, uns den Weg zu versperren, uns zu züchtigen und zu bessern. Wenn wir gedemüthigt sind, so werden die Stichworte vergessen, das Bestehende tritt in seine ausschließlichen Rechte ein, der Schein der Partei wird abgelegt, die ausgeschickten Vorposten, von denen keiner verloren ging, kehren in den Schooß der alleinseligmachenden Gemeinschaft zurück und es giebt keine Parteien mehr. Unser Sturz ist damit vollendet, daß wir keine Partei mehr zu bekämpfen und uns sogar zu schämen haben, daß wir uns überhaupt nur mit dem Schein der Partei soviel zu thun machten.

Im letzten Augenblick unsrer Bekehrung regte sich noch einmal unser weltlicher Stolz. Wir meinten bisher, unsre Theorie sei an ihr selber That; da wir aber hörten, daß sie nur „das hohle Wort" sei, und die Einbildung der innern Kraft noch nicht ganz aufgelöst war, so fühlten wir uns versucht, das lästige Maß, in das man uns einzwängte, von uns zurückzustoßen und unsre Fähigkeit zur That zu beweisen. Ohnehin hat man uns schon seit langer Zeit mit dem Vorwurf gereizt, daß unsre Rednerei ohnmächtig, die Schreiberei nur Träumerei sei. Man ist sogar so indiscret gewesen, uns gegen die Männer einer That, die seit funfzig Jahren viel von sich reden macht, als bloße Theoretiker herabzusetzen. „Den Teufel spürt das Völkchen nie, und wenn er sie beim Kragen hätte." Es schien, als wollte man die Theorie auf den Punct treiben, wo sie sagt: „ich bin des trocknen Tons nun satt, muß wieder recht den Teufel spielen." Ein guter Genius hat uns aber trotz aller gewaltsamen Reizungen und Versuchungen davon abgehalten, die innre Ohnmacht zu offenbaren, für welche die litterarische Zeitung den letzten, schlagendsten Beweis geliefert hat.

Der Trotz, die Gewalt und Tapferkeit gelten Nichts mehr, seitdem der Schein allein siegreich ist und die Schwäche triumphirt. Die Schwäche gewinnt jetzt die Welt, und wie sie gewinnt, sind wir so indiscret gewesen zu verrathen, indem wir diese Bekenntnisse einer schwachen Seele an das Tageslicht gezogen haben. Die Schwäche ist so stark, daß sie sogar Bekenntnisse nicht mehr zu fürchten hat.

B. Bauer.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 150. 25. Juni. 1842.

Das Selbstbewußtsein des Glaubens oder die Offenbarung unsrer Zeit.

(Fortsetzung des in Nr. 147 abgebrochnen Artikels.)

Wir kommen zu dem letzten entschiedensten Zusammenstoß der Extreme in dem Capitel: „Die Auflösung der Religion in der Kunst.“

S. 223: „Raphael, der weltliche, leichtsinnige Raphael vollendete das Ideal und die ascetische Herbheit seiner Vorgänger hatte sich als List des Teufels verrathen. „„In ihren Anfängen,““ sagt Hegel, „„läßt die Kunst noch Mysteriöses, ein geheimnißvolles Ahnen und eine Sehnsucht übrig, weil ihre Gebilde noch ihren vollen Gehalt nicht vollendet für die bildliche Anschauung herausgestellt haben. Ist aber der vollkommne Inhalt vollkommen in Kunstgestalten hervorgetreten, so wendet sich der weiterblickende Geist von dieser Objectivität in sein Innres zurück und stößt sie von sich fort! Mögen wir Gott Vater, Christus, Maria noch so würdig und vollendet dargestellt sehen, es hilft nichts, unsre Kniee beugen wir doch nicht mehr.““ Die Religion, meint er, ist dann vorbei, denn ihr Geheimniß, daß sie eine Schöpfung des Selbstbewußtseins ist, ist dann verrathen.“

Und S. 224: „Die Religion kann sich nur so lange erhalten, als die Kunstarbeit noch nicht vollendet ist, d. h. so lange sich noch neue Bestimmungen aus dem Innern erheben, welche die Kunst mit dem Stempel der menschlichen Freiheit versehen muß. „„Ist aber diese thätige Production durch die Kunst vollendet, hat die Phantasie ihre letzte feste Gestalt erreicht, so daß das Ideal aufgestellt ist, so ist damit der Untergang der religiösen Lebendigkeit verbunden.“

S. 225: „Ich möchte auch wissen,“ fragt Hegel, „wozu die Komödie wäre, oder wozu die Kunst überhaupt die Komödie wäre, welche der menschliche Geist mit der Religion spielt. Die Komödie ist die Auflösung der Kunst, also auch der Religion. Denn ist „„der Zweck der Kunst die durch den Geist hervorgebrachte Einheit, in welcher das Ewige, Göttliche, an und für sich Wahre in realer Erscheinung und Gestalt für unsre äußre Anschauung, für Gemüth und Vorstellung geoffenbart wird, so stellt die Komödie in ihren Widersprüchen diese Einheit in ihrer Selbstzerstörung dar, aber so, daß nur die Subjectivität als solche sich zugleich in dieser Auflösung als ihrer selbst gewiß und in sich gesichert zeigt.““

„In der Komödie, wenn Alles sich auflöst und zersplittert, ist es dem Selbstbewußtsein ungeheuer wohl und fühlt es sich in seinem wahren Elemente, denn es weiß sich als das Nichts von allem Bestimmten und aller Gegenständlichkeit.“

„„Sauwohl““ wird es dem Menschen in der Komödie, die uns in diese Welt der subjectiven Heiterkeit einführt, in diese absolute Freiheit des Geistes, die an und für sich in Allem, was der Mensch beginnt, von Anfang an getröstet ist.““

„In der Komödie hat sich der Mensch „„als Subject zum vollständigen Meister alles dessen gemacht, was ihm sonst als der wesentliche Gehalt seines Wissens und Vollbringens gilt.““ „Diese „„Seligkeit und Wohligkeit““ des Selbstbewußtseins schlägt in der Komödie jenes „„Gelächter““ auf, in welchem das Subject seinen Triumph feiert, daß es Alles durch sich und in sich aufgelöst hat und über den Trümmern der Auflösung, über dem Gräuel der Verwüstung „„sicher in sich dasteht““.

Läßt die Philosophie in dem Gelächter der Komödie (wobei natürlich eine radicale und das Höchste umfassende Komödie, wie die Aristophanische gemeint ist) eine ganze Welt mit ihren substantiellen Mächten untergehen, eine ganze Vergangenheit in dem Selbstbewußtsein der Gegenwart; so bleibt der Glaube nicht zurück, der Weltuntergang ist ihm eben recht und er verkündigt den jüngsten Tag alles Weltlichen und seiner Sünde als die göttliche Komödie. S. 227: „Das ist die wahre, die göttliche Komödie, wenn der Herr im Himmel seiner Feinde lachet und ihrer spottet, und sie im Grimme niederschlägt. Das ist die wahre, die göttliche Komödie, wenn der Herr die Sünder zum Spott der Welt macht, so daß die Leute „„mit den Händen klappen““, das ist die wahre, die göttliche Komödie, wenn der Herr die Weisheit dieser Welt zur Thorheit macht, und die göttliche Komödie ist vollendet, wenn wir zu „„Narren““ werden. Das ist die göttliche Komödie, der Sieg des

Glaubens, der Sturz der atheistischen Kunst, der Philosophie und des Atheismus." Ende, Exeunt omnes. Weltuntergang also ist beides, die „Komödie" nach dem Begriff der Philosophie und der „Sieg des Glaubens" nach seiner eignen Verkündigung. Was läßt nun der auflösende Geist, der in beiden waltet, untergehen? In der Komödie, „was ihm sonst als der wesentliche Gehalt seines Wissens und Vollbringens gilt", im „Siege des Glaubens" die „Kunst", die „Wissenschaft" und wesentlich die „Weisheit dieser Welt" oder die Staatsweisheit und aller Verstand, der sich auf die weltlichen Interessen der Menschen richtet. In beiden Formen der Auflösung feiert also dieselbe Welt, diese nun gerade vorhandne Existenz der wahrhaft geistigen Substanz, ihren jüngsten Tag. Auch lösen beide die Substanz und ihren wirklichen Bestand in das Bewußtsein des Wesens auf, also wesentlich in dieselbe Idealität, nur daß der Glaube nicht, wie die Komödie, das Selbstbewußtsein als solches für das wahre Wesen nimmt, sondern sein eignes Wesen objectivirt und so aus der menschlichen Komödie eine göttliche, also zum Künstler, der Alles auflöst, qui solvet saecla in favilla, Gott macht. Die Uebereinstimmung des Wesens führt auch eine Uebereinstimmung der Wirkung mit sich. Auch die Heiterkeit also, dieses Selbstgnügen des Geistes in der komischen Auflösung, fehlt dem jüngsten Tage des Glaubens nicht; die Verklärten, die dem Reiche Gottes angehören, haben in seiner Jubelperiode ihr Gnügen, von dem Gerichte, das über die Welt ergeht, haben sie nichts zu leiden, sie gehen durch dasselbe vielmehr zur Seligkeit ein, und diese Seligkeit ist sie nicht himmlische Heiterkeit? Freilich sind die himmlische und die menschliche Heiterkeit unterschieden, aber der Unterschied ist kein andrer, als der zwischen der göttlichen und menschlichen Komödie auch, es ist nur daß die himmlische Heiterkeit diesen melancholischen Zug des sich entfremdeten Bewußtseins behält, auf den man gegenwärtig so viel Gewicht legt. Dagegen fehlt es ebenso wenig der Komödie an den Unseligen, die sich gegen das jüngste Gericht des Gelächters sträuben, obgleich dasselbe Selbstbewußtsein, aus dem heraus sie verlacht werden, ihre eigne Wahrheit ist, denn sie sind vernünftige Menschen und man darf ihnen zumuthen, daß sie sich selbst komisch finden, wo sie es sind. Aber die Unseligen wollen ihr Heil nicht ergreifen, sie widersetzen sich ihrem Begriff, und die Gewalt, die ihnen geschieht, ist das jüngste Gericht des Gelächters, das Ende, von dem keine Berufung stattfindet.

Und so können wir nicht umhin, am Schlusse die Architektonik unsres Buches noch einmal zu bewundern, welche die beiden Extreme mit der entgegengesetztesten Absicht und Meinung jedesmal auf denselben Punct treibt und im härtesten Conflict der feindlichen Meinungen meist wörtlich beide Theile dieselbe Idee aussprechen und begründen läßt.

(Der Schluß dieses Aufsatzes, der seinen Titel rechtfertigt, wird später oder an einem andern Orte nachgebracht werden. Für den Augenblick ist der Druck dieser Ausführung nicht zu bewirken.)

Arnold Ruge.

Die tübinger Theologie und die Allgemeine Zeitung.

Vom Neckar.

Unsre Theologen haben uns, wie Sie wissen, in der letzten Zeit gnug zu thun gemacht. Ihr Blatt brachte voriges Jahr einen eignen Aufsatz über die Verlegenheiten bei Besetzung einer theologischen Lehrstelle. Daß mit derlei Artikeln nichts auszurichten sei, hat der Erfolg bewiesen: die Deutschen Jahrbücher werden nie das Organ sein, dessen sich der Weltgeist bedient, wenn er auf Besetzung von Aemtern einwirken will. Das haben wir ganz wo anders zu suchen, und da es sich selbst nicht gehörig ins Licht stellt, halten wir es für unsre Pflicht, das bescheidne anonyme Verdienst der öffentlichen Anerkennung zu empfehlen. Die Augsburger Allgemeine ist es, die nach ihrer großmütterlichen Sorgfalt für das Beste aller Menschen auch die würtembergsche Theologie unter die Flügel ihrer Allgemeinheit genommen hat. Gut berechnete Correspondenz-Artikel über Gesangbuchsnöthen und Liturgien, über kirchliche Stimmungen und dergleichen, sollen oft von der besten Wirkung gewesen sein. Doch werden unsre Universitätsangelegenheiten mit besondrer Sorgfalt berücksichtigt. Es ist wahrhaft bewundernswürdig, wie sich irgend einer von den Correspondenten der Allgemeinen immer genau in dem Augenblick zum Schreiben inspirirt findet, wo die „Kirche" einer Feder bedarf, die als Organ der öffentlichen Meinung ausspricht, was gewisse Leute vielleicht weniger glauben würden, wenn man es ihnen von Angesicht zu Angesicht mittheilte. Wir nehmen die Beispiele aus der neuesten Zeit. Voriges Jahr sollte eine theologische Professur besetzt werden. Die liberale Majorität der theologischen Facultät hatte Privatdocent Zeller im Auge, die Gegenpartei, von der Majorität des akademischen Senats unterstützt, brachte Lücke, Müller, Dorner, Ullmann in Vorschlag. Lücke und Müller gaben abschlägige Antwort; welchen großen Verlust Tübingen dadurch erlitten hat, können wir aus der Allg. Zeitung 1841 Nr. 165 erfahren. Es blieb nun noch Dorner und Ullmann übrig; den Erstern wollte man damals noch nicht, oder hatte man keine Hoffnung, ihn durchzusetzen; gnug, der Allgemeine Correspondent „vom Neckar" (a. a. O.) hatte nichts Eiligeres zu thun, als

Ullmann zu empfehlen und namentlich darauf hinzuweisen, wie segensreich ein solcher Historiker dem unkirchlichen destructiven Kritiker Baur gegenüber wirken werde, nebenbei auch einiges Unwahre über Versuche „einer gewissen Seite" zur Abtreibung der Ausländer mitzutheilen. Die Empfehlung half aber nichts, die Regierung gab die erledigte Lehrstelle dem Diakonus Landerer. Aber kaum war dieser ein Vierteljahr im Amte, so ging in Folge von Kern's Tod die Noth wieder von vorne an. Die Liberalen wagten diesmal gar nicht, einen Mann nach ihrem Sinn vorzuschlagen, man wollte den „Kirchlichen" einen Supranaturalisten zugestehen, nur auf die Zurückberufung Dorner's fast zu seinem eignen Nachfolger wollte man nicht eingehen. Mittlerweile war aber gerade dieser den Frommen und auch manchen Nichtfrommen gerecht geworden. So trug denn die Majorität der Facultät auf Beck in Basel an, eine unbedeutende Majorität des akademischen Senats auf Dorner. Für welchen sich die Regierung entscheiden wird, weiß man noch nicht. Welche providentielle Fügung nun, daß gerade in diesem kritischen Augenblick die Allgemeine zu Hilfe kommt! Dorner hatte früher in Tübingen mit wenig Beifall gelesen, man hatte ihm deßwegen auch die nachgesuchte Entlassung gegeben, während man ihn mit sehr geringen Opfern halten konnte. Natürlich war dies auch jetzt ein Hauptgrund seiner Gegner. Gegen diesen Grund ließ sich wirklich schwer etwas aufbringen, und die „Kirchlichen" sollen zum Theil sehenswerthe Sprünge dagegen gemacht haben. Es wird erzählt, selbst das wahrheitliebende Vorgeben habe man nicht gescheut, als ob der Hegelianismus, der Dorner früher im Wege stand, jetzt im Abnehmen sei, besonders durch Einfluß der neuschellingschen Philosophie (hört!). Jeder Schulknabe weiß aber in Tübingen, daß außer den Männern, welche schon während Dorner's Anwesenheit im Geiste der neuern Philosophie lehrten, seither noch mehrere jüngere Docenten aufgetreten sind, welche mit entschiednem Beifall nach denselben Principien lesen, und daß der Neuschellingianismus außer seinem akademischen Vertheidiger hier nicht einen Anhänger zählt. Man ist bei uns eben nicht geneigt, von Taschenspielereien sich täuschen zu lassen, und die Hoffnung, welche Einige in diese Philosophie setzen, daß sie es noch bis zur Hof-Philosophie bringen werde, kann uns wenig kümmern. Doch die Hauptsache war, daß bei Dorner selbst seit seinem Abgang vor drei Jahren bedeutende Fortschritte nachgewiesen würden. Leider hatte er aber seitdem gar nichts eigentlich Wissenschaftliches geschrieben. Da erhielt man im rechten Augenblick seine Broschüre „das Princip unsrer Kirche". Nun durfte man ja diese nur gehörig loben, um für seine Zurückberufung Grund gnug zu haben. Das soll denn auch in reichem Maße geschehen sein. Unglücklicher Weise gründeten aber die Gegner gerade auf jenes Schriftchen den Beweis dafür, daß Dorner noch ganz der Alte sei. Selbst höhern Orts sollen actenmäßige Erklärungen der Art vorliegen. Ein schlimmer Casus! Man ist seiner Sache zwar ziemlich gewiß, aber man kann doch nicht wissen — es könnte Eindruck machen — Vorsicht kann in keinem Fall schaden. Was thun also? Die Sache ist einfach, man zieht an der Schnur, und als Deus ex machina tritt in Nr. 149 der Allg. Zeit. d. J. unser bereits bekannter Correspondent „vom Neckar" auf. Damit aber der Schein der Unbefangenheit bleibe, werden zuerst einige allgemeinere Reflexionen über das Princip der protestantischen Kirche, wie man sie auf dem theologischen Jahrmarkt eben feil hat, vorangestellt, erst zum Schluß kommt, als interessante litterarische Notiz, das Lob der Dornerschen Schrift und die sehr verständliche Empfehlung zur „Beachtung auch außer den theologischen Kreisen". So hat man ja Alles, was man braucht, man hat eine unbefangne Aeußrung der öffentlichen Meinung, eine Aeußrung eben für den Nichttheologen berechnet, um den es sich hier handelt, eine Aeußrung, die ja in ihrer Arglosigkeit mit der tübinger Frage offenbar in gar keinem Zusammenhang steht. Beklagenswerth, daß es dennoch Leute giebt, die nicht trauen. Manche glauben in der That, nicht einmal die Ueberschrift, „vom Neckar", enthalte wörtliche Wahrheit, genau genommen hätte sich die Correspondenz von einem der Seitenbäche des Neckars datiren sollen. Manche meinen auch, es sei ein unnöthiger Umweg, als Brief in die Allgemeine Zeitung zu setzen, was man dem ungenannten Adressaten mündlich sagen könnte. Unnöthig? nein, mein Herr! Das glauben wir nicht, aber unredlich. Diese versteckten Machinationen, diese Schleichwege und Mummereien, ist dies das „christliche Bewußtsein", von dem Sie so schön zu reden wissen? Und weil wir doch einmal am Fragen sind, woher haben Sie denn die theologische Gelehrsamkeit, die aus Ihrem Artikel hervorleuchtet? Sie wollen ein Schleiermacherianer sein, nicht wahr? Ihr Artikel sieht einmal so aus. Nun sagen Sie aber selbst, welche gefühlvolle Leserin der Festpredigten könnte ungeschickter über Schleiermacher reden, als Ihr Artikel thut? „Die Gegner haben mit besondrer Vorliebe den Satz wiederholt, daß die altorthodoxe Inspirationstheorie für das (kirchliche) System an sich entscheidend, und das eine von dem andern nicht zu trennen sei. Man hatte nun zwar den augenscheinlichen Beweis für das Gegentheil an der Schleiermacherschen Glaubenslehre" u. s. f. Schleiermacher's Glaubenslehre eine Darstellung des kirchlichen Systems? Und dies sagen Sie in demselben Augenblick, in dem Strauß' Dogmatik den „augenscheinlichen Beweis" geliefert hat, daß die neueste Kritik von Anfang bis zu Ende aus Schleiermacherschem Material aufgebaut ist. Die Persönlichkeit Gottes läugnen, die Dreieinigkeit läugnen, die Wunder läugnen, die Schöpfung in der Zeit läugnen, die Sünde für ein

nothwendiges Naturproduct erklären, die Freiheit läugnen, die Unsterblichkeit läugnen, das also ist Ihr kirchliches System? Auf die Bedingung getrauten wir uns auch noch kirchlich zu sein. Sagen Sie uns offen, haben Sie wirklich nicht gewußt, daß jene Ketzereien in Schleiermacher's Dogmatik stehen? Das ist nicht möglich, Ihr Artikel bezeichnet Sie doch als Theologen. Sie wollten es also wohl nicht wissen. Ein würdiges Specimen des christlichen Bewußtseins. Darüber ließe sich eine schöne Bußpredigt halten, aber ich fürchte, bei Ihnen würde sie nicht anschlagen. Wenn nur Ihr Artikel seine Früchte trägt, das Andre ist Ihnen wohl gleichgiltig. Mir kann es auch gleichgiltig sein, und für die Sache ist's am Ende auch gleichgiltig, ob man uns den Supranaturalisten X. oder den Supranaturalisten Y. auf den Katheder stellt. Der judendlich strebende Geist wurde, so lange die Welt steht, nicht auf der breiten Heerstraße geduldet, und war unter Verfolgungen und Verläumdungen auf sich und seine intensive Kraft allein angewiesen. Ein Gefühl freilich, das man, unabhängig von allem Unterschiede der wissenschaftlichen Denkart, in jedem braven Manne suchen sollte, ist Gefühl der Ehre des Vaterlandes. Seit einer Reihe von Jahren cursiren bei allen deutschen Universitäten Bettelbriefe von Tübingen, daß man uns von Geist und Talent Verlaßnen um Gottes willen ein Scherflein fremden Geistes abtreten möge, und jetzt soll gar vom Auslande zurückgebettelt werden, was wir ihm abtreten konnten. So handelt man in einem deutschen Stamme, der durch seine große geistige Productivität berühmt ist. Aber der Fanatismus hat kein Vaterland.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 151. **27. Juni.** **1842.**

Die Bruno Bauersche Angelegenheit.

Einleitung in die öffentlichen Vorlesungen über die Bedeutung der Hegelschen Philosophie in der christlichen Theologie. Nebst einem Separatvotum über B. Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte. Von Dr. Philipp Marheineke. (Das Leichteste ist, was Gehalt und Gediegenheit hat, zu beurtheilen, schwerer, es zu fassen, das Schwerste, was Beides vereinigt, seine Darstellung hervorzubringen.) Berlin 1842.

> Scribere plura libet: sed pondere lassa catenae
> Est manus.

„Von bestimmten hartnäckigen Vorurtheilen sich selbst oder Andre zu befreien, ist schwer, wenn der Wille und die Leidenschaft, der Vortheil und der Mangel an Einsicht damit im Bunde steht" (S. III). Wenn Marheineke diese Worte seinem Buche an die Stirn schreibt, so erläßt er uns von vornherein die Mühe, uns auf seine „Einleitung" weitläufiger einzulassen. Was er in derselben von der Theologie als Wissenschaft und von der Einheit der Religion und Philosophie sagt, was er uns hier als eine neue Wahrheit vorträgt, die mit der Verheißung auftritt, Friede und Einigkeit in die Welt einzuführen — das Alles ist uns schon so oft und in unermüdeten Wiederholungen gesagt worden, daß es bei Vielen wirklich zum unwiderlegbaren „hartnäckigen Vorurtheil" geworden ist. Ich will mich daher hier nur darauf beschränken, zu zeigen, in welche Widersprüche derjenige verfällt, der sich in der bedauerlichen Arbeit abmüht, seine eigne Ueberzeugung mit der Tradition in Uebereinstimmung zu bringen. Diese Arbeit strengt ihn so an, dieser Abfall von sich selber bringt seine Nerven so in Verwirrung, daß seine Augen blöde werden, und er nicht einmal sieht, wie er das Widersprechende dicht neben einander stellt und seine eignen Worte durch die folgenden aufhebt. So heißt es S. 24: „Die Philosophie geht vom Volke aus und sie ist das Beste und Edelste, was es hat. Wohl besser und edler noch ist die Religion, sofern alle Glieder des Volks, auch die Philosophen, nicht sein sollen ohne Religion." Also die Philosophie ist zwar das Beste und Edelste, aber die Religion ist doch noch besser als das Beste und noch edler als das Edelste. Es ist nicht gnug, daß der Philosoph das Beste und Edelste, die Philosophie, habe, er muß auch noch noch u. s. w. Unmittelbar dahinter heißt es nun, noch auf derselben Seite: „Die Geschichte der Staaten zeigt wohl gnugsam, was aus der Religion geworden, wenn ihr nicht eine vernünftige Philosophie zur Seite ging." Da hören wir denn, daß gerade das, was besser und edler ist als das Beste und Edelste, doch wieder der Stütze dieses Besten und Edelsten bedarf. Ist das Ironie? und wenn es nicht Ironie ist, was ist es denn?

Es ist zwar eine betrübte Arbeit, diese unnatürliche Verbindung, in welcher der Theologe mit der Wissenschaft lebt, noch weiter zu verfolgen, es ist ein trauriger Anblick, zu sehen, wie diese Unbilde gegen die Philosophie, die — das können wir nicht läugnen — in der besten Absicht begangen wird, sich immer augenblicklich in ihrer Nichtigkeit aufweist und aufhebt: aber laden wir auch noch dies Kreuz auf uns im Dienste der Wahrheit, überzeugen wir uns, wie sich die Vermittlungssucht durch sich selber schlägt und wie sie in die Grube fällt, die sie Andern gegraben zu haben glaubt.

S. 53 heißt es: „Die Philosophie hat allerdings ein weitres Feld, das Wissen ist ihr absolutes Ziel, und sie hat sich durch nichts von Außen hemmen zu lassen. Für den Theologen hingegen hat die Philosophie hauptsächlich theils von ihrer logischen, theils von ihrer theologischen Seite Bedeutung, mithin nur sie, wie sie in der innern Uebereinstimmung steht mit dem Christenthum und durch ihre Methode ihn in den Stand zu setzen vermag, das Factum des christlichen Glaubens, auf dem Wege der Kritik und Geschichte gewonnen, in den Gedanken, in die Späre des Wissens zu erheben." S. 14: „Es haben sich in unsern Tagen von den verschiedensten Seiten her neue Vorurtheile gegen die Philosophie hervorgethan, welche in bestimmter Bezeichnung die Hegelsche heißt, und mit diesen Vorurtheilen hat jetzt Jeder zu kämpfen, der die Wahrheit in ihr erkannt hat — was nicht so viel heißt, als daß sie selbst in aller und jeder Beziehung nur Wahrheiten enthalte, oder gar, daß man auf ihre Worte zu schwören habe, sondern daß sie nicht ohne die wesentlichsten Principien der Wahrheit sei und in der erweisbaren Uebereinstimmung mit dem Christenthum stehe."

Also: die Wissenschaft ist zwar absolute Herrscherin, sie ist „unbeschränkt und unbeschränkbar" (S. 24), sie hat nur sich selbst zum Ziel, sie befriedigt sich in der Fülle ihrer eignen Macht, sie darf sich durch nichts von Außen hemmen lassen, es ist ein Frevel gegen ihre Majestät, einen ihr fremden Maßstab an sie zu legen. — Doch nun kommt das leidige „aber"; der Mann der Vermittlung schrickt zurück vor seinen eignen überkühnen Behauptungen; er geht zerknirscht in sich und ruft: pater peccavi. — Aber, sagt er, die Philosophie soll sich zur Dienerin hergeben, denn wer sich selbst erniedrigt soll erhöhet werden; sie soll nicht mit sich selber, sie soll mit etwas Andrem in Uebereinstimmung stehen, sie soll nicht mit eignem, sie soll mit fremdem Maß gemessen werden. Und da müssen wir denn Hrn. Marheineke seine eignen Worte zurufen: „gewiß, nicht die Vernunft des Volks, auch nicht die Weisheit des Staats, sondern nur die Thorheit des Pöbels kann darauf ausgehen, der Liebe zur Weisheit Grenzen setzen zu wollen" (S. 25).

Es ist klar: die Männer der Vermittlung, alias die Althegelianer, befinden sich auf dem Standpuncte der Ironie, welcher Alles eitel ist. Sie können es doch nur ironisch meinen, wenn sie solche widersprechende Sachen nebeneinander hinstellen; sie wollen uns nur die Ironie an Allem nachweisen, welches jedesmal auch von einer andern Seite betrachtet werden könne. Sie wollen uns die ironische Moral aufdringen: hütet euch, irgend Etwas für vollkommen zu halten, jede Sache hat zwei Seiten. Aber indem diese Spottvögel so ihr ironisches Spiel mit uns treiben, sich in die Hände reiben und sich freuen, wie sie in ihrer übermäßigen Klugheit uns arme Verblendete so schön hinters Licht zu führen verstehen, da sehen sie nicht, wie sie selbst wiederum der hämischsten Ironie zum Fangeballe dienen und wie sie von derselben umhergeschleudert hiehin und dorthin gestoßen werden. So drehen sie sich um die ganze Welt, und die Welt dreht sich mit ihnen, „die Welt ist rund und muß sich drehen."

Hüten wir uns daher vor dieser Vermittlungswuth, die zu solch seltsamen Extravaganzen verleitet, nehmen wir vielmehr entweder den „festen Glaubensritt Krummacher's" an, oder stellen wir uns ganz und gar auf die Seite der Philosophie. Nehmen wir uns den Rath zu Herzen, den schon Ovidius in seiner ars amandi giebt:

elige cui dicas, tu mihi *sola* places —

auf Deutsch:

Such Einen Gegenstand für Deine Liebesschmerzen
Und sage: Du, ja Du liegst mir allein am Herzen.

Wenn wir nun also sehen, in welchen Ansichten Marheineke befangen ist, wenn wir ihn in der „Einleitung" sich aufs Heftigste gegen die moderne Richtung der junghegelschen Rotte expectoriren hören, können wir da erwarten, daß er eines unbefangnen Urtheils über B. Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte fähig sei? Wir wissen schon von früher her, daß er „in einem nachdrücklichen Separatvotum sich aufs Entschiedenste zu Gunsten B. Bauer's ausgesprochen habe." Stellen wir uns aber jene Präcedentien vors Auge, so ist nicht abzusehen, worin diese Nachdrücklichkeit und Entschiedenheit bestanden haben soll. Erinnern wir uns, mit welcher Halbheit er über das Verhältniß von Religion und Philosophie spricht, und wir können nicht hoffen, daß er in B. Bauer's Sache als ein ganzer Mann gesprochen haben sollte. Wenn es daher auch wahr sein möchte, daß sein Urtheil scheinbar zu Gunsten Bruno Bauer's ausgefallen sei, so müssen uns doch jene Ausführungen gegen den Geist des Ganzen mißtrauisch machen. Denn wir müssen es uns eingestehen: wäre Marheineke consequent gewesen, er hätte nicht für Bauer stimmen können; hat er aber für ihn gestimmt, so lagen die Gründe dazu entweder nicht in seinem Princip, welches den Bauer verdammt, seine Gründe waren daher nicht seine Gründe: oder er hat seine Gründe aus jenem Princip der Vermittlung und Halbheit, wonach er verdammen müßte, aber dennoch nicht will, hergenommen; und dann stimmen Resultat und Präcedentien nicht überein; sie liegen im Gegentheil im directen Widerspruch mit einander; B. Bauer ist nicht durch und aus sich selbst, nicht durch seine ihm eigne Sache vertheidigt worden, sondern durch etwas ihm Fremdes, Feindseliges. Und in beiden Fällen müßte dann dies Separatvotum, so günstig es scheinbar der guten Sache wäre, mit Ernst zurückgewiesen werden. Ja, von Neuem würde sich uns die Ueberzeugung aufgedrängt haben, daß wir nur auf uns selbst bauen, nur auf die Wahrheit unsres Princips uns verlassen dürfen, jede fremde Hilfe uns aber eher hinderlich als förderlich ist.

Sehen wir hierauf das Separatvotum näher an.

S. 63: „Einem Hohen Ministerium muß die theologische Facultät sich dankbar verpflichtet wissen, daß Hochdasselbe ihr mittelst Rescripts vom 20. August Gelegenheit gegeben hat, sich über die wissenschaftliche Stellung des Lic. Bauer frei und offen auszusprechen. Nicht minder erfreulich ist es, zu vernehmen, daß nicht die hiesige Facultät allein ihre Stimme abzugeben aufgefordert worden. Es ist ihr in besagtem Hohen Erlaß aufgegeben, sich über die zwei Fragen gutachtlich zu äußern: 1) Welchen Standpunct der Verfasser nach dieser seiner Schrift im Verhältniß zum Christenthum einnimmt. 2) Ob dem Verfasser nach der Bestimmung der Universitäten, besonders aber der theologischen Facultäten auf denselben die licentia docendi verstattet werden kann."

Marheineke beginnt also sein Votum mit einer Dankbezeugung, und fährt dann fort, daß, wenn hiebei noch etwas zu wünschen übrig sei, man einerseits hätte abwarten mögen, bis mehr als Ein Band von Bauer's Schrift erschienen wäre, und andrerseits nach dem Beispiel der her=

züglich S. Altenburgischen Regierung im ähnlichen Fall auch einige theologische Facultäten des Auslandes zum Begutachten jener Schrift hätten aufgefordert werden sollen. Wenigstens möchte man die vota der Facultäten dem Druck übergeben. „Jedenfalls ist es höchst erfreulich und gereicht dem preußischen Staat zur hohen Ehre, eine Auskunft getroffen zu haben, in Folge deren erst so viele geistige Kräfte und Anstrengungen aufgeboten sind, um auch nur möglicherweise den Erfolg zu haben, daß ein in seinen wissenschaftlichen Forschungen lebender Gelehrter, und wäre er selbst auch noch nicht im Staatsdienst, sondern nur Privatdocent, von seinem Platz entfernt werden kann."

(Fortsetzung folgt.)

Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unsrer Zeit. Vier öffentliche Vorlesungen, gehalten zu Königsberg von Ludwig Walesrode. Königsberg 1842. H. L. Voigt.

Dieses frische, von der leichtfertigen Menge mit Jubel begrüßte, aber auch den Ernstern erfreuliche Schriftchen läßt sich von drei Gesichtspuncten aus betrachten, nämlich 1) als wirklich in Königsberg öffentlich gehaltne Vorlesungen, 2) in seinem Verhältniß zur gegenwärtigen preußischen Censur und 3) als gedrucktes Buch und somit der Litteratur angehörig.

Vom ersten Gesichtspunct aus haben wir es mehr mit einem Ereigniß zu thun, als mit einer litterarischen Production. Ueber dies Ereigniß lassen wir den Verfasser selbst berichten:

„Als Thatsache — nicht in kritischer Beziehung — darf der Verf. selbst diese (Vorlesungen) ein Phänomen nennen, das den öffentlichen Geist Königsbergs charakterisirt. Die Vorlesungen, bei welchen über 400 Zuhörer, Damen und Herren aus allen Ständen, anwesend waren, nahmen förmlich die Gestalt eines meeting an, mit seiner dramatischen Bezüglichkeit zwischen Redner und Publicum. Jede Aeußrung, welche mit dem Bestreben des Fortschrittes sympathisirte, jedes Stichwort der Zeit wurde mit lauter Acclamation und mit Händeklatschen begrüßt. Eine Erscheinung, deren der Verf. nicht erwähnen würde, wenn er sich schmeicheln dürfte, daß der Beifall mehr ihm, als den Ideen überhaupt gegolten, die unsre Zeit bewegen. Sein einziges, bescheidnes Verdienst dürfte sein, daß er öffentlich, vor hunderten von Zeugen, Dinge besprochen, über die man sonst nur in seinen vier Pfählen zu discutiren pflegte. Aber auch dieses Verdienst wird dem Redner dadurch geschmälert, daß er sein Publicum kannte."

Wen, der zu den Fahnen der Zeit geschworen, sollte diese Thatsache nicht höchlich erfreuen, wer sollte es dem Verf. nicht Dank wissen, auf den fruchtbaren Gedanken gekommen zu sein, es einmal in dieser Weise zu versuchen, wer sollte es ihm nicht gern nachsehen, daß er, um Swierigkeiten und Hemmnisse zu beseitigen, wie er sich selbst vortrefflich ausdrückt: „für den nackten, ernsten Fugenstyl der Freiheit, allerlei bunte Variationen über Zeit- und Nationalmelodien" gewählt hat? Freilich, tiefe und nachhaltige Wirkungen lassen sich eben nur von jenem nackten, ernsten Fugenstyl der Freiheit erwarten, aber jene Belebung und enthusiastische Theilnahme einer zahlreichen und glänzenden Versammlung ist, als Zeichen der Zeit und als, wenn auch friedliche Demonstration, auch etwas werth, und viele ähnliche Scenen, an verschiednen Orten wiederholt, würden als nicht unbedeutendes Gewicht in die Wagschale der Zeit fallen. Unverkennbar hat der Verf. auch für diesen Zweck ganz den rechten Ton getroffen, er hat es verstanden, durch seinen buntverschlungnen, hüpfenden Gedankengang ein mehr oder weniger doch immer zur Gleichgiltigkeit geneigtes Publicum munter und guter Dinge zu erhalten, er hat es glücklich vermieden, durch allzuanhaltenden und rücksichtslosen Ernst lange oder verlegne Gesichter und somit eine unbehagliche Stimmung hervorzurufen, und doch wieder dadurch, daß jener Ernst offenbar den dunklen Hintergrund all seiner hellen Witzfunken bildet und von diesen keineswegs ganz dem Auge entzogen wird, auch den entschiedner Gesinnten zu genügen gewußt. Hier haben wir also mit dem Verf. nicht zu rechten, sondern nur uns bei ihm zu bedanken und über seinen Erfolg zu freuen.

Wir kommen jetzt zum zweiten Punct. Dies Schriftchen hat, trotz starker Stellen und trotz einer entschieden liberalen Richtung, von der preußischen Censur in Königsberg das Imprimatur erhalten und hierüber erschallt nun ein maßloser Jubel, ein jauchzendes Halloh. Dieser Jubel aber scheint uns durchaus übertrieben und überflüssig, ja gefährlich.

Außerdem ist nicht zu vergessen, daß das Imprimatur für die vorliegende Schrift ein rein locales Phänomen ist, von dem sich durchaus nicht auf die Witterungsbeschaffenheit der ganzen preußischen Censur schließen läßt. Ref. wenigstens kann, ohne seine Ueberzeugung aus der Luft gegriffen zu haben, mit Bestimmtheit versichern, daß in der bedeutenden Stadt, in welcher er selbst lebt, dergleichen Vorlesungen nicht hätten gehalten und gedruckt werden dürfen. Und zwar bildet Königsberg hier nicht die Regel für den ganzen preußischen Staat, sondern eine Ausnahme.

Hören wir den Verf. selbst!

„Indeß hab' ich wahrlich nicht Ursache, mit meinem Censor unzufrieden zu sein, wenn ich's nicht mit Censoren überhaupt wäre.

„In Königsberg ist das freie Wort schon Scheidemünze des geistigen Verkehrs geworden, und kein Censor ist dort im Stande, diese außer Cours zu setzen — noch möchte er's. —

„Wir haben in Königsberg Censoren, die das gehässigste aller Aemter mit schmerzlicher Aufopfrung übernommen haben, um es nicht in die Hände solcher übergehen zu lassen, die es mit Freuden übernehmen möchten.

„Königsberg ist, dem Osten gegenüber, nicht bloß eine statistisch-geographische, sondern auch eine geistige Grenzstadt. Die Idee hat hier schon lange, bevor noch von einer Fortification am Pregel die Rede gewesen, ihre Montalembertschen Thürme gegen die andringenden Asiaten erbaut, und die Censoren haben, wo sie's nur thun durften, und oft auch, wo sie's nicht durften, den Arbeitern an den detachirten Forts der Intelligenz nichts in den Weg gelegt."

Wir sehen also, daß eine freiere Presse in Königsberg gleichsam schon eine naturgeschichtliche Nothwendigkeit geworden ist, daß Geist und Stimmung der dortigen Einwohner einen übermäßigen Preßzwang, wenn solcher auch beabsichtigt würde, über kurz oder lang unmöglich, oder, was für die Machthaber noch schlimmer wäre, höchst gefährlich machen würde.

Dennoch haben wir immerhin den königsberger Censoren

im Namen aller für Vernunft und Freiheit Kämpfenden den innigsten Dank zu sagen. Denn so ist es einmal mit der Censur, ihre Ausübung hängt von persönlicher Willkür ab und und wir müssen uns für das, was Jedem ohne Weitres erlaubt sein müßte, persönlich verpflichtet fühlen, wie für eine besondre Wohlthat. Eine Lehre aber ist hieraus zu ziehen: wie thöricht es nämlich sei, statt nur die Censur gedankenmäßig zu bekämpfen, sich an die Censoren zu halten, ihr Amt gehässig zu machen und sie selbst in eine Art von bürgerlichem Verruf zu bringen. Dadurch, wenn eine solche Maßregel überhaupt praktisch ausführbar wäre, käme es am Ende so weit, daß nur anerkannt charakterlose und obscure Subjecte sich zu Censoren hergeben, während wir gerade hoffen und, so viel an uns ist, bewirken müssen, daß immer mehr ehrenwerthe, unabhängige und hochgebildete Männer, wie dies auch schon anderwärts, als in Königsberg, der Fall ist, dies Amt „mit schmerzlicher Aufopfrung" übernehmen. Während wir dann einerseits mit allen geistigen Waffen gegen das Unrecht der Censur kämpfen, könnte es andrerseits geschehen, daß diese sich, durch die Freisinnigkeit der Censoren, in sich selbst auflöste und vernichtete und zuletzt sich in den Händen ihrer Parteigänger als ein zu ihren Zwecken untauglich gewordnes Werkzeug, mithin als überflüssig erwiese. Die rechte Taktik ist also, daß wir der Censur den Proceß machen, uns um die schlechten Censoren nicht bekümmern, die guten Censoren aber ehren, wo und wie sie es verdienen.

So lange die Censur noch existirt, haben wir jedes freiere Aufathmen einzig den Personen, den Ortsverhältnissen und Zeitumständen, nicht aber mildernden Censuredicten zu danken, denn diese bringen keine Garantie ihrer Befolgung und ihres Fortbestehens mit sich. Es ist also keine Ursache da, uns in unsrer Freude zu überheben, denn dieses Stückchen Scheinfreiheit kann uns jeden Augenblick wieder entzogen werden, sobald es irgend einem Mann am Ruder gefährlich scheinen sollte, und zwar entzogen werden, ohne daß wir etwas Gewisses darüber erfahren. Darum kommt zur Besinnung, ihr Alle, die ihr es mit der Freiheit ehrlich meint, und laßt jenen kindischen Jubel, der das Volk betäubt und in Sicherheit einwiegt, der es vergessen macht, wie unendlich viel ihm noch zu erringen übrig bleibt! Seht ihr denn nicht, daß ihr durch solchen unbesonnenen Jubel „gewissen Leuten" gerade den allerbesten Dienst erzeigt?

Wir betrachten jetzt noch die Schrift von dem dritten Gesichtspunct aus, das heißt: als litterarische Erscheinung, und zwar wenden wir uns dabei hauptsächlich an den Verf. selbst, da dem Publicum seine Schrift schon hinlänglich bekannt ist. Der Verf. deutet in seiner Vorrede den Wunsch an, die Kritik möge es mit seinem Werk, in Betracht seiner Entstehungsart, nicht allzuernst nehmen, und sucht diesen Wunsch durch seine eigne, ungeheuchelte Bescheidenheit zu rechtfertigen. Er erlaube uns aber, daß wir es, und zwar aus Achtung für ihn, dennoch ernst nehmen mit ihm und seinem Buche. Denn da er seine Vorlesungen hat drucken lassen, so sind sie keine Vorlesungen mehr, dürfen also auch dem allgemeinen kritischen Maßstabe für litterarische Productionen sich nicht entziehen. Was aber ferner die Bescheidenheit anlangt, so darf Niemand bescheiden sein wollen, der irgend Kraft und Beruf hat, für eine große Sache mitzukämpfen. Der tüchtige Mensch muß seinen vollen Werth ermessen und für die Gesammtheit gewissenhaft verzinsen. Der Verf. aber wird uns gewiß nicht böse sein, wenn wir ihn für einen tüchtigen Menschen halten und als solchen behandeln.

Wir beschränken uns, statt eines detaillirten Berichtes und statt weitläuftiger Auszüge, die durch die große und verdiente Verbreitung des Buches selbst überflüssig gemacht sind, auf eine kurze Angabe des Inhalts. Die Schrift zerfällt in vier Vorlesungen, nämlich:

I. Die Masken des Lebens. Eine Aschermittwochs-Phantasie. Auf der Maskerade erscheint allerlei Volk, unter andern zwei maskirte Städte. Die eine derselben: „zeigt sich in einer gar sonderbaren, mystischen Verhüllung. Sie trägt mehrere Larven und Costüme, denn wie Zettel im Sommernachtstraume, will sie Alles spielen: Pyramus, Thisbe, Löwe und Mond. Sie will zu gleicher Zeit Athen, Florenz, Jerusalem, und deutsch sein. — Ein großer, schwarzer Streifen geht mitten über sie hin, dieser soll den ersten Meridian der Bildung und Intelligenz bedeuten, den sie eigenmächtig über sich gezogen hat, damit alle Wissenschaft und Kunst die Längenentfernung nach ihr messe." Vortrefflich ist die Maske des deutschen Michel, der, „von Natur schon ein höchst solider und moralischer Mensch, dennoch für sein ganzes Leben unter Curatel gestellt ist, damit er ja nicht leichtsinnig werde." Ferner tritt auf ein Zerrißner, eine reiche Familie, in der ein „Roman einer Minute" gespielt wird, zu einem Zweckessen versammelte deutsche Gelehrte, worunter namentlich ein Philosoph schlecht wegkommt, ein Pietist, ein Censor, der römische Kaiser in einer glänzenden historischen Quadrille mit dem Hofzeitungsschreiber u. s. w.

II. Unser goldnes Zeitalter. Natürlich ist die Eigenschaft „golden" hier vom gemünzten Golde hergenommen. Im Verlaufe der Vorlesung werden naturhistorisch charakterisirt: der reiche Schlemmer (homo dives gulosus), der fromme Reiche (homo dives pius), der freigebige Reiche (homo dives liberalis), endlich die gebildeten Reichen.

III. Litterarisches Donquixotes-Turnier, und zwar: 1r Strauß: der deutsche, politische Styl, 2r: die Monumentenwuth, 3r: Olimsmenschen, 4r: Franz Lißt.

IV. Variationen über beliebte Zeit- und Nationalmelodien, nämlich: Emancipation der Frauen, ein Ordenscapitel, Bücher- und andre Titel, juste milieu, dessen Eingang also lautet: „Buridan's Esel, der zwischen zwei Heubündeln verhungerte, weil er unschlüssig war, nach welcher Seite er zuerst einbeißen sollte, war doch viel klüger, als das juste milieu, das auf der einen Seite einen Heubündel sieht und auf der andern keinen, und doch verhungert, weil die goldne Mittelstraße zwischen Nichts und Etwas die beste sein soll. — Es giebt keine ärgere Lästrung des göttlichen Geistes als jenes so viel gepriesne juste milieu, die Religion der Urphilister und Hermaphroditen. Sie haben weder die Kraft Böses zu thun, noch Begeistrung für das Edle. Die Nacht schreckt sie mit ihrer dichten Finsterniß, und der Tag blendet sie mit seiner Helle. Sie können weder Adler sein, die der Sonne entgegenkreisen, noch Nachtraubvögel; nur im Zwielicht fliegen sie ihren niedrigen Fledermausflug. — Wenn eine weltliche Gerechtigkeit auf Erden existirte, so hätte das juste milieu wegen geistiger Impotenz schon längst unter Curatel gestellt werden müssen." Endlich: Hoffnung, in welchem Capitel der Vorschlag gemacht wird, die Hoffnung zu besteuern, mit einem schönen und ernsten Schlusse.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 152. 28. Juni. 1842.

Die Bruno Bauersche Angelegenheit.

(Fortsetzung.)

Marheineke fährt also mit einigen frommen Wünschen fort, um dann wieder mit einer dankbaren Anerkennung der Maßregel zu schließen. Wir aber wollen ihm sagen, welche Wünsche sich ihm eher hätten aufdrängen müssen, und welche Einwendungen ein größres Recht hatten, von ihm aufgestellt zu werden. Indem das Ministerium den Facultäten die Frage vorlegte, ob B. Bauer der licentia docendi entkleidet werden könne, so erkannte es nicht mehr das Princip der Lehrfreiheit an, sondern es stellte sich auf den Boden der mehr oder minder nachgelaßnen Lehrerlaubniß. Marheineke aber stellt sich als den Vertreter der unbedingten Lehrfreiheit hin. Das heißt seine Meinung ist die, daß die Wissenschaft nur durch sich selber, nicht durch äußre Maßregeln widerlegt werden könne. War das nun seine heilige, feste Ueberzeugung, so mußte er entweder die Frage der Regierung ganz und von vornherein von sich abweisen, oder er mußte erklären, daß die theologische Facultät wenigstens nicht befugt sei, in dieser Sache ein Urtheil zu fällen. Denn weder kann eine Corporation in Sachen der Wissenschaft absprechen, noch weniger aber ist das der Fall, wenn diese Corporation in eigner Angelegenheit richten und für ihr eignes Leben, für ihre eigne Haut kämpfen soll. Wenn es nun wahr ist, daß diese Consequenz in der Ansicht Marheineke's von der Lehrfreiheit lag, so konnte es ihm nun weiter ganz gleichgiltig sein, ob eine oder mehrere Facultäten zu Rathe gezogen wurden. Denn die Quantität der ungesetzlichen Richter kann doch wahrhaftig von keinem Einflusse auf die Qualität des Urtheils sein. Und es durfte sich ihm gar nicht mehr darum handeln, ob viel, ob wenig Kräfte zu einem „möglichen Erfolge" aufgeboten wurden.

Doch kurz und gut, Marheineke hat diesen Einwurf nicht ausgesprochen, weil er noch zu sehr von der Competenz der theologischen Facultäten in solchen Sachen überzeugt ist. Vielmehr fährt er unmittelbar fort (S. 64): „Erste Frage: welchen Standpunct der Verfasser nach dieser seiner Schrift im Verhältniß zum Christenthum einnimmt. Durch die an die Facultäten ergangne Anfrage ist diese Angelegenheit auf den Boden der Wissenschaft versetzt." Wir müssen das ganz und gar läugnen. Marheineke konnte bei dieser Behauptung zweierlei meinen: entweder: die Frage selbst ist wissenschaftlich; oder: sie wird es dadurch, daß sie einer Facultät vorgelegt wird. Ist nun die Frage selbst wissenschaftlich? Nein. Sie bringt vielmehr zweierlei, was nicht zu einander gehört, in Verbindung: Wissenschaft und Christenthum. Und indem sie das thut, entfernt sie sich von dem Boden der Wissenschaft und springt auf das Gebiet der Religion hinüber. Kann nun eine Frage, die an sich selber nicht wissenschaftlich ist, es dadurch werden, daß ich sie einer wissenschaftlichen Facultät vorlege? So ist es mit dieser Frage hier; und Marheineke hat Unrecht, wiederum aus seiner zu großen Achtung für die Autorität und Würde der theologischen Facultät.

Doch wie begründet Marheineke seine Behauptung? Die hohe Regierung, meint er, hat einen bedeutungsvollen Schritt gethan, und die Ehre der Wissenschaft anerkannt, indem sie die Entscheidung über jene Frage „nicht in den Händen der Nichttheologen gelassen, von denen die Anklage des Bauer ohne Zweifel ausgegangen." Denn es herrsche gegenwärtig eine große Unklarheit über das Verhältniß von Theologie und Religion, und man übersehe über der wesentlichen innern Beziehung beider den eben so wesentlichen Unterschied. Die Religion sei das Glauben, die Theologie das Wissen. „In eben dem Maße, als die Theologie von der Religion, vom Glauben das Wissen umschlossen wird, verliert die Theologie alle Freiheit der innern Bewegung, alle Selbständigkeit auf ihrem eignen Gebiete." Welches ist nun aber das eigne Gebiet der Theologie? Die Religion. Die „Lehren der Religion wollen erkannt, bewiesen, d. h. begriffen sein, was ohne Philosophie unmöglich ist" (S. 12). Welches ist hienach das Herrschende, Bedeutendre, um dessentwillen gehandelt wird? Und welches ist das Mittel, mit welchem gehandelt und dem Herrschenden gedient wird? Das Herrschende ist die Religion, das Dienende die Philosophie. Soll nun das Herrschende vom Dienenden, oder soll das Dienende vom Herrschenden umschlossen werden? Hat nicht die Religion das Recht, ihre getreue Dienerin zu beaufsichtigen? Wie kann sich daher Marheineke beklagen, daß die Theologie von der Religion umschlossen werde, da ja doch die Religion das eigne Gebiet der Theologie ist? — Seht ihr, in solche Widersprüche verfällt man, wenn man das Wissen als selbständig anerkennen will und dann doch wieder ab-

hängig macht, wenn man die Religion aufhebt und dann sagt, sie stehe noch, kurz, wenn man sich in dem oben bezeichneten Zirkeltanz herumdreht.

Doch der Zirkeltanz ist noch nicht zu Ende; man macht noch die feinsten Distinctionen zwischen Christenthum und Christenthum, zwischen christlich und wahrhaft christlich, zwischen Kirche und Christenthum, zwischen Christenthum und Theologie, zwischen Theologie und Kirche, zwischen Bibelglauben und Bibelglauben und was weiß ich sonst noch.

S. 65 u. 66: „Es ist die wahre, christliche Frömmigkeit, es ist die christliche Kirche selbst, welche die Wissenschaft frei aus sich entlassen und sie für mündig erklärt hat, ohne für sich und ihre ewige Wahrheit von der Theologie und ihren unendlich mannigfaltigen Gestaltungen auch nur das Mindeste zu besorgen." O nicht doch, was ist das für eine Frömmigkeit, was ist das für eine christliche Frömmigkeit, was ist das für eine Kirche, welche, obgleich sie weiß, daß in ihr die „ewige Wahrheit" zu finden sei, doch ihre Dienerin, die Theologie, frei aus sich entläßt, und sie der Möglichkeit, nein der Gewißheit des Irrthums aussetzt!

S. 66: „Indeß steht die christliche Kirche, trotz aller Angriffe auf sie und trotz aller Sorgen um sie, durch ihre innre, göttliche Macht geschützt, fest und ruhig, nichts fürchtend von allen menschlichen Lehren und Büchern in irgend einer Zeit, auch nicht achtend aller menschlichen Besorgnisse um sie. Wo oder wann hat sie durch alle Anfechtungen, die sie erlitten, sich veranlaßt gesehen, ihr Glaubensbekenntniß in allen substantiellen Lehren abzuändern, oder wo und wann hat sie der Bibel, trotz aller kritischen Bewegungen, Zweifel und Angriffe, die nur wenige Bücher des Neuen Testaments noch unberührt gelassen haben, ihren überlieferten Werth und bleibenden Bestand in der Gemeinde genommen!"

Der Sinn dieses ganzen Passus liegt in einigen Versen Voltaire's:

Dieu a su, qu'en ce monde on voit certains savants,
Qui sont ainsi que vous (les théologiens) de fieffés ignorants.
Ils n'ont ni volonté ni puissance de nuire:
Pour penser de travers; hélas! faut-il les cuire?
Un livre, croyez-moi, n'est pas fort dangereux:
Imitez le bon dieu qui n'en a fait que rire.

Zu deutsch:

Bei euch giebt's Philosophen — Gott weiß das lange schon
Doch Menschenwissen ist Stückwerk vor Gottes Thron.
Sie haben weder Macht noch Willen, um zu schaden:
Nur weil sie anders denken, he! muß man sie gleich braten?
Nicht so gefährlich ist ein Buch, wie ihr es denkt,
Macht's wie der liebe Gott, der sich darum nicht kränkt.

Was aber Voltaire scherzhaft sagt, das meint Marheineke ganz ernstlich, ohne zu bedenken, daß er mit seinen Worten die Wissenschaft tief herabsetzt. Was kümmert ihr euch denn so um die Wissenschaft, sie ist ja ganz unbedeutend, euch kann sie doch nichts anhaben. Sie ist nur ein Spielwerk, das die Kirche recht gut dulden kann, und den Leuten immer lassen mag, die nun einmal schlechterdings denken wollen. Alle Streitigkeiten waren nur „immer das Gefecht zwischen den einzelnen Gläubigen und den einzelnen Theologen gewesen, haben die Kirche nicht berührt, wie tief und heftig auch der Widerspruch in manchen Zeiten selbst an die Grundlehren des christlichen Glaubens gegangen ist." Um seine Wissenschaft zu vertheidigen, kommt Marheineke zu dieser wirklich antitheologischen Ansicht. Diese Ansicht sieht in der Welt kein Ganzes, keine Vernunft, welche auch die geringsten Handlungen bedingt; sie sieht eben nur einzelne, schwache, eitle Wesen, die sich um ein Nichts streiten, sündhaftes Gewürm, das im Staube kriecht; sie macht es wie Cromwell, der das Parlament auflöste, indem er zu den Einzelnen sagte: du bist ein Wucherer, du bist ein Ehebrecher, du bist ein Ungläubiger. Diese Ansicht macht die Theologie, welche vorhin doch wenigstens noch die Würde der Dienerin besaß, geradezu zum fünften Rad am Wagen. Mit dieser Ansicht, wenn er sie ernst meinte, war aber auch Marheineke's Urtheil über B. Bauer abgeschlossen und fertig. Um consequent zu sein, mußte er sagen: Eure Frage, die ihr an mich gestellt habt, ist im Grunde ganz müßig; denn solche Kritiker sind harmlos und unschuldig und man muß ihnen ihr Spielzeug lassen. Marheineke hat nicht gesehen, daß er mit jener Ansicht die Lehrfreiheit, wenn auch nicht zu etwas Nothwendigem, doch zu etwas Gleichgiltigem macht.

Noch eins: was nennt Marheineke hier christlich? Offenbar das Festhalten an dem „überlieferten Werth und bleibenden Bestand" der Bibel, das Festhalten „trotz aller kritischen Bewegungen, Zweifel und Angriffe", welche die nebenher laufende Wissenschaft sich erlaubt. Hienach mußte nun Marheineke so argumentiren. Zwar ist B. Bauer nicht christlich, denn er rüttelt an dem überlieferten Werth der Bibel; aber die Kirche ist wiederum von solcher Fähigkeit und Zähigkeit, daß dies Rütteln ihr nichts anhaben kann. Was soll man nun aber dazu sagen, wenn Marheineke bald darauf die Meinung ausspricht, Bruno Bauer habe es mit seiner Kritik auf eine Apotheose, auf eine Verherrlichung des Christenthums abgesehen; wenn er also dem Bauer, trotz seiner Unchristlichkeit, trotz seines Kampfes gegen die Kirche, welche ja „die ewige Wahrheit" besitzt, das Prädicat der höchsten Christlichkeit zuerkennen will? Stand bei Marheineke der Begriff des Christenthums so wenig fest, widerspricht er sich in seinen Ansichten und Aussprüchen auf eine so eclatante Weise, nun so kann man es auch der Regierung nicht verdenken, daß sie, bei welcher

der Begriff des Christenthums auf bestimmtern Grundsätzen beruhte, ohne Rücksicht auf das Marheinekesche Votum gegen den Bauer verfuhr. Gegen dies Votum, welches nirgends mit einer entschiednen Sprache herauszugehen wagt und von dem man, von einer Seite zur andern, nicht weiß, wie man eigentlich mit ihm daran ist, hatte die Regierung jedenfalls das größte Recht.

Die Kirche also und die „wahre christliche Frömmigkeit" haben von den kritischen Forschungen nichts zu befürchten. Vielmehr hat man zu hoffen, „es werde der äußerste Widerspruch gegen ihre Lehre auch die äußersten Kräfte zur tiefern Befestigung derselben aufregen und entwickeln und so der bitterste Kampf mit dem Sieg und einer neuen Verherrlichung des Christenthums, zu der es ohne jenen Widerspruch nicht gekommen wäre, endigen" (S. 67.)

Allerdings hätten Einzelne von den biblisch-kritischen Bewegungen „nicht zu verkennende Nachtheile" gehabt; diesen Nachtheilen aber könne man gar leicht „der Vortheile viele für die, welche redlich nach Wahrheit forschen, an die Seite stellen." Auf dem theologischen Gebiet habe die Kritik vorzüglich den Vortheil, „daß sie dem immer wiederkehrenden Aberglauben steuert, als hange der Geist und die ewige Wahrheit des Christenthums von der Aechtheit dieser oder jener Stelle der Schrift oder dieses und jenes Buchs der Schrift, überhaupt vom Buchstaben ab, und nicht weit mehr noch der Buchstabe vom Geist."

Wir wissen schon, daß nach dem Vorhergehenden die Theologie ganz selbständig aus der christlichen Kirche entlassen und in die blaue Luft versetzt ist. Wir werden freilich nachher hören, daß die Wissenschaft „den in der Bibel uns entgegenkommenden Offenbarungsinhalt, welchen der Geist im Glauben ergreift, zu begreifen habe" (S. 79), aber diese Rückkehr dazu, der Wissenschaft nun doch wieder einen bestimmten Inhalt anzuweisen, an den sie nothwendig gebunden sei, geht uns hier noch nichts an. Hier ist vielmehr die Freiheit und Selbständigkeit der Wissenschaft gegen die christliche Tradition behauptet. Hier mußte daher auch Marheineke, indem er auf die Frage des Ministeriums kommt, „ob nicht der Bauer in seiner neuesten Schrift mit Ansichten hervorgetreten sei, welche das Wesentliche und den eigentlichen Bestand der christlichen Wahrheit in ihrem innersten Grunde angreifen" (S. 68), hier mußte, sage ich, Marheineke diese Frage als sich in sich widersprechend zurückweisen. Denn der Wahrheit seiner freien und selbständigen Wissenschaft, die ihr eigner Maßstab ist, kann nicht eine andre Wahrheit, die christliche, als Maßstab angelegt werden. Statt dessen erkennt er die Frage als eine richtige an, und giebt sich nun im Folgenden die undankbare Mühe, die Christlichkeit der Bauerschen Theologie nachzuweisen.

(Fortsetzung folgt.)

Walesrode „Glossen und Randzeichnungen zu Texten aus unsrer Zeit."

(Schluß.)

Schon aus diesem bunt zusammengewürfelten Inhaltsverzeichniß geht hervor, was herauszuwittern kein Kunststück ist, daß das Buch an die Manier Jean Paul's, sowie an Börne's kleine Aufsätze erinnert. Ein frischer, leichtfüßiger Tact, der allerdings mitunter durch zu große Witz- und Gleichnißhascherei ein wenig schwerfällig und carrikirt wird, zieht sich durchs Ganze, unterbrochen von ernstern und tiefern Orgelklängen, von denen wir namentlich das Capitel vom deutschen politischen Styl und den Schluß des Buches als besonders hervorstechend bezeichnen. Der Verf. erlaube uns in diesen Kraftstellen den eigentlichen Kern und Werth seines Buches zu finden. Alles Uebrige ist zwar meist ergötzlich und lebendig, aber wenn wir einen strengen Maßstab anlegen, doch nur unbedeutend zu nennen, ja an ein Paar Stellen durch kränkliche Sentimentalität für den Mündigen von unangenehmem und für den Unmündigen gewiß von verderblichem, verweichlichendem Eindruck. Was soll uns z. B. jetzt noch das längst abgelebte, alles ächten Gehalts entbehrende blasse Schmachten nach einem ursprünglichen seligen Kindheitszustande der Menschheit? oder der empfindelnde Mythus von der Entstehung des Geldes durch den Teufel? Wir haben daher dem Verf. einen ganz ernst und sehr gut gemeinten Vorschlag zu machen. Er werfe all diese bunten, Jeanpaulisirenden Feuerwerkskünste getrost fort, denn sie sind an ihm nicht Natur, sondern nur Manier, in der er doch ewig hinter seinem Vorgänger einherhinkt, und halte sich fortan nur an seine eigne, gesunde Gediegenheit, die in den angedeuteten und noch manchen andern Stellen seines Buches allen fremden Maskenputz siegreich und erquickend durchbricht! Er stelle sich auf seine eignen Füße! — Der Verf. sagt selbst: „In jeder Stunde unsres geistigen Lebens athmen und schlucken wir verflüchtigte Reminiscenzenatome scheffelweise ein, und glauben etwas Großes und Originales geleistet zu haben, wenn wir sie löffelweise wieder von uns geben. — Die Gedanken können keine neuen Krystallisationen mehr anschießen. Fast haben sich Sprache und Intelligenz in allen ihren Bildungen schon erschöpft, und selbst in dem kühnsten Spiele zusammengewürfelter Denk- und Sprachcombinationen bringen wir keine neuen Figuren mehr heraus." — Eben deßhalb aber sollen wir es unter unsrer Würde halten, uns mit solchem Würfelspiel, das der Verf. nicht ganz verschmäht hat, länger abzugeben, wir sollen zurückkehren zum „nackten, ernsten Fugenstyl der Freiheit", wir sollen bloße Virtuosität verschmähen und uns damit begnügen, das, was wir erkannt haben und was wir wollen, nüchtern auszudrücken, ganz unbekümmert, ob sich daraus etwa ein neuer Kunststyl enwickeln wird, oder nicht. In einer Zeit, wo aller Geistesprunk durch seine allgemeine Verbreitung im Preise gesunken ist, muß die gesunde Vernunft und die gerade Gesinnung endlich wieder ihren ursprünglichen Werth annehmen, und je reiner und nackter wir sie hinstellen können, desto besser.

Freilich kann man zu Niemand sagen: sei anders, als du bist! Wohl aber kann man Jemand ermahnen, ihm Ungehöriges abzulegen und in seiner wahren, unverfälschten Gestalt hervorzutreten. In dem Verf. aber glauben wir, trotz der bunten, etwas leichtfertigen Tracht, einen ernsthaften Mann

ganz andrer Art zu erkennen, und zwar, wenn wir ihn beim Namen nennen sollen, einen zukünftigen **Publicisten**. Freilich kann er dies nicht ohne Entsagung werden. Größere Arbeit, vielleicht Gefahr, steht ihm bevor, die glänzende Tagesrolle, der elektrisch rings verbreitete, zujauchzende Applaus des großen Publicums geht ihm vielleicht verloren. Aber zwei Fälle sind nur möglich. Entweder der Verf. will ein gefeierter Modeschriftsteller werden; dann muß er auf der betretnen Bahn fortgehen. Oder er will, wie seine Pflicht ist und wie er dazu Beruf und Kraft hat, sich der Sache der Freiheit hingeben, will mühsame, aber tiefe und dauernde Wirkungen den leichterrungnen, aber schnellverrauchten vorziehen. Aber das ganze Buch, das durchaus von tüchtiger Gesinnung beseelt ist, läßt uns keinen Zweifel: der Verf. muß und wird das Letztre wählen, nur daß er vielleicht über den Weg und über die Natur seiner eignen Anlagen nicht mit uns Einer Meinung ist. Wir nannten das Wort: Publicist. Damit wollen wir keineswegs verlangen, daß der Verf. sich auf strenge, documentenhafte Erörtrung rechtlicher und politischer Zeitfragen beschränken soll. Es wäre dies im Gegentheil Schade, denn er hat zu viel vom Schöngeist an sich, als daß die gute Sache nicht auch von dieser Seite seines Talentes Nutzen ziehen sollte. Aber es giebt eine Mittelgattung zwischen bloßer Belletristik und strengsachlicher Publicistik und hier gerade würde sich, wie wir glauben, der Verf. ganz auf dem ihm angemeßnen Felde bewegen. Hier könnte er wirken, ohne der ihm zu Gebote stehenden Gewandtheit des Geistes, ohne der Gabe des schlagenden Witzes, der geistreichen und kecken Combination ganz zu entsagen. Zugleich aber würde mehr Folgerichtigkeit, mehr innere Nothwendigkeit, folglich auch mehr überzeugende Kraft in seine Schriften kommen. Kurz, wir wollen nur, er soll wehrloses, unschädliches Volk, wie z. B. zweckessende deutsche Gelehrte, ungehudelt lassen, und nur den Kampf mit Lindwürmern aufsuchen, er soll sich nicht mit Lappalien befassen, sondern sich große Gegenstände wählen, Gegenstände, die ihm ein bloß geistreiches Irrlichteriren unmöglich machen, die ihn zwingen, bei der Stange zu bleiben und nur reif und consequent Durchdachtes dem Publicum darzubieten, er soll sich endlich nicht verzetteln in dieser Speisewirthschaft à la carte, sondern aus ganzem Holze schneiden.

Unsre schöne Litteratur ist im Allgemeinen durchaus freisinnig gewesen, schon seit ihrem Aufblühen. Sie warf auch den ersten zündenden Funken des jetzt überall auflodernden Freiheitssinnes in die Brust des Volkes. Jetzt aber sollte man diese erste Vorbereitungsepoche einmal zum Abschluß bringen. Es handelt sich nicht mehr darum, ein unbestimmtes Freiheitsgefühl in den Massen zu wecken, denn dies lebt bereits in Tausenden. Jetzt kommt es darauf an, den wahren Gegenstand dieses dunklen Gefühls dem Volke scharf zu bezeichnen, ihm seinen eignen Drang zu enträthseln, ihm klar und schlagend hinzustellen, was es zu fordern hat und wie es fordern muß. Alle andre, flüchtigere Anregung sinkt heutzutage, wo eben die Vorarbeit von Frühern schon abgethan ist, leicht zum bloßen Kitzel herab, der am Ende nur zerstreut und von der männlichen Verfolgung irgend eines klar erkannten Zieles abwendet. Und möge der Verf. es uns nicht übel deuten, wenn wir bekennen, daß sein Schriftchen, so gut es als mündlicher Vortrag gewirkt haben mag, als Buch, neben nicht zu läugnender guter Wirkung, möglicher Weise bei vielen Halbliberalen auch jene böse, schwächende Wirkung hervorbringen kann. Es kommt uns nicht mehr darauf an, hundert Philister auf ein Stündchen liberal zu machen, denn Leute gnug sind schon auf unsrer Seite und, hätten wir die Macht in Händen, wir würden uns des Zulaufs von Creti und Pleti kaum zu erwehren wissen. Aber an entschiednen Leuten fehlt es uns noch gar sehr, und die werden nicht durch bloße Belletristik herangebildet.

Daß das Gesagte nicht bloß ein subjectiver Einfall des Referenten ist, dafür bürge folgende Stelle aus einer Recension der Glossen und Randzeichnungen, die in der Schlesischen Zeitung vom 3. Juni abgedruckt war: „Der Verf. der vorliegenden Broschüre hat sich Jean Paul und Börne zum Muster genommen; mit keckem, aber nicht mit frechem Humor, mit frischem, jugendlichem, aber nicht mit leichtem Sinn geißelt er, was zu geißeln ist in unsrer Zeit; und er geißelt nicht aus Nothwehr, oder um die Gezüchtigten zu bessern, sondern um sich und die ihm zuschauen zu erlustigen an den Sprüngen und Windungen, welche diejenigen machen, die seiner Ruthe entlaufen wollen. In heitrer Gesellschaft vorgetragen, die nicht überall logische Consequenz und Schärfe verlangt, werden diese Vorlesungen eine Fröhlichkeit erregen, wie sie uns zu Zeiten Noth thut, wenn wir im Stande sind, Hut und Frack daheim zu lassen und den Rock des alten ehrlichen, lustigen (?) deutschen Michels anzuziehen. Das ist die Tendenz dieser Schrift, und ich wünsche, daß Jeder, der sie kennen lernt, dies und nichts Andres in ihr finden möchte."

Was sagt der Verf. zu diesen Worten? Erkennt er sich und seine Tendenz in ihnen wieder? War es mit seiner Schrift so gemeint? Mit andern Worten: war es seine Absicht, sich zum Possenreißer und Pritschmeister herzugeben, um gelangweilten Menschen ohne Gesinnung ein Paar Stunden angenehm zu vertreiben?

Es ist unnütz, hier erst aus der Seele des Verf. ein lautes, entrüstetes Nein! zu rufen, denn seine ganze Schrift widerlegt, trotz aller Champagnerflüchtigkeit, eine so hämische Insinuation. Gewiß ist ihm unsre treugemeinte, wenn auch etwas rauhe Mahnung viel lieber als dieses zweideutige Lob, das, wäre die Quelle unbekannt, wäre nicht der Name eines ehrlichen Mannes offen unterzeichnet, fast perfid aussehen könnte. Dies Lob zeigt aber doch, daß man die Schrift so auffassen kann, daß sie ohne Zweifel von Vielen, denen jede große Leidenschaft, jede kühne Consequenz des Gedankens unbequem ist, so aufgefaßt werden wird, und daß man „von einer gewissen Seite her" schwerlich unterlassen wird, diese Art der Auffassung in schlechten Zeitungsartikeln zu begünstigen. So kann das Buch, indem man es allen Leuten als harmlos darstellt, am Ende wirklich „unschädlich" gemacht werden und jede ernstre Wirkung verpuffen.

Mit allem Gesagten wollen wir weder den Verfasser, noch sein erstes Schriftchen, am allerwenigsten aber die That seiner öffentlichen Vorlesungen getadelt haben. Wir haben bloß ausgesprochen, was wir für die Zukunft von ihm fordern und erwarten. Darum nichts für ungut!

Friedrich v. Sallet.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 153. 29. Juni. 1842.

Die Bruno Bauersche Angelegenheit.

(Fortsetzung.)

S. 68, 69 sagt er in Bezug auf jene Anfrage des Ministeriums: „Um zu diesem Resultat zu gelangen (daß Bauer's Ansichten und die christliche Wahrheit in Widerspruch stehen), bedarf es vieler Vermittlungen und näherer Bestimmungen, besonders um alle Mißverständnisse davon zu entfernen. Ich erlaube mir dieses um so mehr, je weiter ich davon entfernt bin, mit dem Bauer in seinen kritischen Unternehmungen einig oder nur zufrieden zu sein." Abgesehen davon, daß Marheineke, wenn er (S. 78) in der Kritik Bruno Bauer's eine Verherrlichung des Christenthums findet, dieselbe als christlicher Theologe mit Frohlocken anerkennen müßte, wollen wir hier nur sehen, wodurch er diese seine Unzufriedenheit dem Ministerium zu beweisen sucht. „Er (Bauer) weiß das sehr wohl, daß ich mit ihm und seinen letzten kritischen Arbeiten nicht übereinstimme; denn gegen mich sind die Worte der Vorrede S. XX gerichtet, in denen er sagt: Ich habe harte Worte deßhalb hören müssen: ich habe sogar wegen meiner Kritik des vierten Evangeliums hören müssen, daß es mir an Wahrheitssinn fehle, ja daß die Kritik nur ein subjectiver Kitzel sei u. s. w. Was er hier mit Härte gegen sich selbst anführt, daß es ihm an Wahrheitssinn mangle, habe ich nicht in Bezug auf ihn, sondern von manchen Kritikern der neuern Zeit, die von einer Hypothese zur andern übergehen, behauptet und ihm nur zur Warnung vorgestellt." Hier haben wir wieder einen Beweis, der nicht beweist, was er beweisen soll. Marheineke will zeigen, daß er dem Bauer seine Unzufriedenheit persönlich zu erkennen gegeben habe. Was thut er aber? Er sagt, Bruno Bauer habe Worte und Ausdrücke, die er ja nicht in Bezug auf ihn, sondern auf „manche Kritiker der neuern Zeit" gebraucht habe, auf sich bezogen, wahrscheinlich auch in einer Art subjectiven Kitzels. Er kenne Bauer's „Sinn für die Wahrheit, seine Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit." Was beweist also Marheineke? Daß er jenem keine harten Worte gesagt. Mit andern Worten: Marheineke möchte uns überzeugen, Daß er Bruno Bauer persönlich getadelt, schon steht er auf dem Sprunge zu gestehen, er habe ihm jene Worte gesagt, da übermannt ihn sein theologisches Bewußtsein, er bleibt auf halbem Wege halten und erklärt, er habe ihm nichts vorgeworfen.

Gehen wir jetzt zu der Auseinandersetzung Marheineke's über, in welchem Verhältniß Bauer zum Christenthum stehe.

Aeltre Theologen, sagt er, nahmen das Dogma von der Inspiration im weitesten Sinne an, weßhalb bei ihnen die Kritik auf einen sehr engen Kreis beschränkt war. „Der allgemeine Fortschritt in den Wissenschaften, die Erweiterung und Vertheilung des ganzen theologischen Gebiets in einzelne Disciplinen brachte es mit sich, daß man die Lehre von der Inspiration als ein Dogma der Dogmatik vorbehielt und die Kritik um so mehr die menschliche Seite der Schrift, welche sie gleicherweise unläugbar hat, in Untersuchung nahm." Wenn die Wissenschaft der Theologie ein Dogma, welches den unbedingtesten Einfluß auf die Kritik haben mußte, dennoch aus dieser verwies und einem einzelnen ihrer Theile „vorbehielt", so überzeugt uns dies nur, wie wenig ihre einzelnen Theile einander entsprachen, wie diese sich sogar widersprachen, und wie man diesen Widerspruch durch eine Sophisterei und durch Jesuitismus zu lösen versucht hat. Dadurch, daß man das Dogma von der Inspiration nicht zu seinem Rechte kommen ließ; dadurch, daß man es aus dem ihm eignen Gebiete warf und ihm gleichsam zur Entschädigung einen Winkel in der Dogmatik anwies, widerlegte man dasselbe nicht. Man ließ das Dogma bestehen, erkannte aber weiter keine bindende Kraft desselben an. Auch Marheineke möchte dies Dogma in gewisser Weise noch erhalten wissen. Doch, sagt er S. 70, „kann man den unläugbaren Antheil des göttlichen Geistes an der heiligen Schrift noch gar mannigfaltig bestimmen, ihn als näheren oder entfernteren betrachten." Mit andern Worten, Marheineke will der Willkür der Theologie in der Anordnung ihrer einzelnen Theile durch die Willkür der Theologen, welche diese Theile dann wieder beliebig untereinanderwerfen und auslegen können, abhelfen. Wirklich sieht er alle die Hypothesen der Theologen von dem Ursprung der Evangelien eben nur als Willkürlichkeiten an, die „mit vollem Rechte nebeneinanderstehen können." Er erblickt also in ihnen allen, und auch in der Bauerschen Hypothese, eben nur aus „subjectivem Kitzel" hervorgegangne Annahmen, die nicht aus einer wissenschaft-

lichen Nothwendigkeit, nicht aus der Untersuchung der Sache selbst entstanden, sondern nichts weiter sind als eine „nähere oder entferntere" Betrachtungsart des Dogmas von der Inspiration. Und da Marheineke nun gar hier, wie wir sehen, das Wesen der protestantischen Theologie in die Willkür setzt, so hat er auch ganz Recht, wenn er von der Bauerschen Hypothese behauptet, daß sie „mit keinem Lehrartikel der protestantischen Kirche streitet" (S. 73). Wer steht uns aber dafür, daß nicht ein andrer protestantischer Theologe kommt und in irgend beliebiger Laune das Gegentheil behauptet? — Wir sehen: Marheineke ist dieser erste Versuch, das Verhältniß Bauer's zum Christenthum anzugeben, fehlgeschlagen, weil er die Sache theologisch, nicht wissenschaftlich betrachtet hat. Ja, wir müssen gestehen, daß Marheineke, statt geradezu den Gegensatz der Bauerschen Kritik zu den Dogmen des Christenthums nachzuweisen, mit seinem Vermittlungsversuche in den Schein gerathen ist, als wolle er die reine klare Wahrheit bemänteln, indem er ihr das Gewand des Christenthums umzuthun strebte, was ihr durchaus nicht paßt.

„Zweitens", fährt Marheineke S. 73 fort, „bei der allgemeinen Aufstellung und Behauptung seines Princips bleibt indeß der Bauer nicht stehen, sondern er löst daran zunächst die vorhergegangnen Hypothesen auf und macht sodann von seinem kritischen Grundsatz auch die Anwendung auf den Inhalt der Evangelien. In beiden Beziehungen rühmt er sich der Consequenz und des höchsten Zieles, welches er auf diesem Wege erreicht habe, nicht bedenkend, wie so oft die Strenge der Consequenz erst die Falschheit des Princips, welches darin concret erscheint, zur Klarheit bringt." Mich dünkt, der Bauer hat wohl bedacht, wohin strenge Consequenz führe, wenn er sich derselben rühmte. In den Marheinekeschen Worten scheint freilich der Sinn enthalten zu sein, als ob jede Strenge der Consequenz zur „Falschheit" führe; weßhalb er sich auch so sehr vor Consequenz fürchtet und in theologischer Halbheit sich wohlbehäbig fühlt; aber der Bauer wird jene Meinung den Theologen gewiß recht gerne lassen und trotz ihrer nie vor dem „höchsten Ziele" der Kritik zurückschrecken. Thut übrigens Marheineke irgend etwas, um sein Urtheil zu motiviren? Zeigt er, wie die Consequenz, mit welcher der Bauer sein Princip zur Spitze treibt, auch zur Falschheit führe? Weist er eine solche Entwicklung innerhalb der Bauerschen Ansichten selber nach? Gott bewahre! Das lag ja auch gar nicht in seinem Plane, sondern er wollte des Bauer Verhältniß zum Christenthum zeigen. Statt aber dieses zu thun, spricht er von seinem Verhältniß zu den christlichen Theologen. Die Einseitigkeit, H a l b h e i t und H e u c h e l e i der Rationalisten und Theologen habe ihn zu seinem Extrem hingetrieben. Denn selbst bei den gläubigsten Exegeten fänden sich Zugeständnisse an die Kritik. Und wenn die, welche sich besonders kirchlichen, frommen Sinnes rühmen, manchmal rationalistisch reden dürften, so habe „auch der Bauer ein Recht, an das, was sie selbst ihm darbieten, anzuknüpfen und es zu bestimmterm Resultat fortzuführen." Und könnten rationalistische Behauptungen solcher Gläubigen mit dem Prädicat der Christlichkeit bestehen, „so wird man es auch dem Bauer nicht absprechen, wenn man ihn in diesem Zusammenhang und unter diesen seine Verirrung mildernden Umständen betrachtet." Welche Krümmungen und Wendungen, welche Halbheiten und Widersprüche, um nur zu dem Resultate zu gelangen, daß B. Bauer „christlich" sei. Wenn jene gläubigen Theologen manchmal kritisch werden, so haben sie eben nicht deßhalb den Ehrentitel eines Christen, sondern darum, weil sie meistentheils tapfer und energisch der Versuchung zur Kritik widerstehen; immer aber in der Behauptung, gläubig zu sein, ihr Heil finden. Und auf diese Behauptung kommt es bei der Gläubigkeit im Grunde nur an.

Wenn aber dagegen der Bauer gerade die kritische, die unlautre Seite jener Theologen auffaßt und zu ihrem Resultate hinführt, wenn er also jene Theologen, die nur zu Zeiten schwach sind, nur darin zu übertreffen sucht, daß er fortwährend der menschlichen Schwäche und ihrer sündhaften Natur huldigt, so hat er eben alles Christliche von sich abgeworfen. Weil Bruno Bauer seine „Verirrung" mit andern Theologen theilt, ist er noch nicht christlich. Denn bei ihm ist diese „Verirrung" eine absolute unheilbare, sie ist sein Wesen, während sie bei den Andern ein Abfall von ihrem Wesen ist. Uebrigens ist dies Wort „Verirrung" wohl werth, um sich noch etwas dabei aufzuhalten. Marheineke konnte zweierlei darunter verstehen. Entweder wollte er dies Wort als Mildrung gebrauchen, oder er wollte damit ein Verdammungsurtheil aussprechen. In beiden Fällen wäre es unpassend, und sowohl für Bauer als für die Wissenschaft überhaupt entwürdigend. Faßte Marheineke das Wort in der erstern Bedeutung auf, was wahrscheinlicher ist, so bezeichnete er damit die ganze Richtung Bauer's als eine solche, mit der man eher Mitleiden haben, als daß man sie verwerfen müßte. Er würde diese Richtung unbedeutend machen, um sie nur vor hartem Urtheilen zu bewahren. Brauchte er dagegen das Wort, um B. Bauer zu verwerfen, so ist ein solches absprechendes Urtheil bei seiner sonstigen Furcht vor dem Extrem auffallend, und überhaupt in jedem Falle unpassend. Das ganze Wesen, die ganze Geistesrichtung Bruno Bauer's concentrirt sich in jener sogenannten Verirrung. Was für ein Hochmuth gehört nun dazu, um eine Persönlichkeit und ihren Lebensberuf mit einem Worte für verfehlt, verkehrt, verirrt hinzustellen. Doch wir werden noch einmal hierauf zurückkommen müssen, wenn wir eine Probe von der psychologischen Kunst Marheineke's vorführen werden. Geduldon wir uns

bis dahin, wo es uns auch deutlicher werden wird, was Marheineke mit der „Verirrung" meint.

Fürs Erste muß er dieselbe nicht für so stark halten; denn im „Drittens" fährt er fort S. 76: „In einer gerechten Würdigung des kritischen Werkes von Bauer wird man endlich auch das viele Richtige, Vortreffliche und Christliche nicht übersehen dürfen, woran es reich ist." Um uns dies klar zu machen, führt Marheineke eine Stelle aus der Kritik der Synoptiker an, worin Bruno Bauer sagt, an die Stelle des Sternens der Magier seien die leuchtenden Signale zu setzen, mit welchen die ganze Weltgeschichte den Messias salutirt habe. Die großen geschichtlichen Helden bis auf den Täufer, die Anschauungen und Ahnungen der alten Religionen, Philosophie und Recht, die Völkerkämpfe: das seien die einzig würdigen Signale gewesen, mit denen die Geschichte das Christenthum salutirte. — Wir wollen hier nicht daran erinnern, daß Marheineke sich selbst in seiner „Einleitung" gegen das Herausreißen einzelner Stellen aus ganzen Werken erklärt. Wir wollen nicht darauf aufmerksam machen, daß man den Bauer eben so wenig aus einem einzelnen scheinbar christlichen Ausspruch seines Buches als Christen signalisiren darf, als man nach der bisherigen Observanz die gläubigen Theologen aus einzelnen kritischen Bemerkungen ungläubig nennen kann. Wir wollen auch nicht hervorheben, daß man von dem Christenthum als weltgeschichtlicher Erscheinung wohl sprechen kann, ohne Christ zu sein, so wie man von dem Heidenthum und seinen Voraussetzungen redet, ohne Heide zu sein. Wir wollen nur dies Eine bemerken, daß Bruno Bauer schon nicht mehr christlich und gläubig ist, wenn er den Stern der Magier läugnet, und daß es Marheineke eben so wenig ist, wenn er, was der Bauer sagt, billigt. —

„Ist wohl der Gedanke (S. 78), daß das Evangelium in der dreifachen Gestalt seiner ersten Erscheinung das innerste Zeugniß des Geistes der christlichen Gemeinde von sich selbst sei, ein Verbrechen?" — Aber es handelt sich hier ja nicht darum, ob dieser Gedanke ein Verbrechen, nicht darum, ob er ein christlicher, sondern ob er wahr sei. Und dann fragt es sich, wie dieser Gedanke durchgeführt wird. Es fragt sich, ob der theologische Geist der Gemeinde als ein absolut berechtigter oder ob er in seiner theologischen Beschränktheit nachgewiesen wird. — Marheineke schließt seine Beantwortung der ersten Frage des Ministeriums mit dem schönen Gemeinplatz: „Nur indem und sofern der Geist sich in der Bibel wiederfindet, ist er der freie; seine Freiheit ist, daß er auch in diesem Andern bei sich ist und bleibt, und auch in diesem Sinne sagt Christus. die Wahrheit wird euch frei machen, und: ich bin die Wahrheit." Christus ist aber doch nur die Wahrheit, wenn Alles, was mit ihm in Beziehung steht, auch wahr ist. Wir haben also, wenn wir diesen seinen Ausspruch von ihm selber so ohne Weitres aufnehmen, auch seine und der Evangelien Wahrheit, die uns von ihm erzählen, unmittelbar zu glauben, wir müssen sie unmittelbar an uns kommen lassen. Wollten wir die Wahrheit Christi auf dem Wege der Wahrheit und Selbständigkeit mit uns vermitteln, so ständen wir nicht mehr im Bezirke der christlichen Wahrheit und wären schon von ihr abgefallen. Versteht also Marheineke den Spruch Christi: Ich bin die Wahrheit, richtig, so bereite er unserm Herrn Christus in seinem Busen eine Wohnstätte felsenfesten Glaubens, begnüge sich damit, die Wahrheit in seinem Herzen als eisernes Capital zu haben, und mache nicht noch darauf Anspruch, selbst zu wissen, selbst die Wahrheit noch zu suchen, und durch sein Selbst etwas zu repräsentiren. Denn nicht er, Christus ist es, der in ihm lebt und webt und denkt und handelt.

Fassen wir nun noch einmal, was Marheineke zu Gunsten Bruno Bauer's sagt, kurz zusammen, so sind es folgende Puncte:

1. Man muß die Wissenschaft in ihrer Selbständigkeit erhalten. Denn sie ist unschuldig und ohne Einfluß auf die Kirche. Sie ist es im Grunde gar nicht werth, daß man sich so viel mit ihr und ihrer Gefährlichkeit herumquäle. Darum sei Lehrfreiheit.

2. Die Wissenschaft ist das Erhabenste und Würdigste, was der Mensch besitzt, und der Buchstabe muß sich ihrer Freiheit ohne Weitres unterordnen. Darum sei Lehrfreiheit.

3. Ich selber bin zwar mit den kritischen Unternehmungen Bruno Bauer's nicht zufrieden. Und in ihrem Verhältnisse zur christlichen Kirche, welche in ihrer ewigen Wahrheit an dem überlieferten Werth und bleibenden Bestand der Bibel festhalten muß, sind sie unchristlich.

4. Aber sie sind christlich; denn
   a) Das Recht, sie anzustellen, streitet wider keinen Lehrartikel der protestantischen Kirche.
   b) Bauer trifft in seiner Schwäche und Verirrung mit den Schwächen und Verirrungen mehrerer christlichen Theologen überein.
   c) In seinem Buche findet sich vieles Richtige, Vortreffliche und Christliche.

Konnte nun das Ministerium bei einiger Kritik auf solche Gründe hören? Aus Allem, was Marheineke über Bruno Bauer sagt, geht hervor, daß er ihn in seinem Wesen nicht begriffen. Und er hat ihn nicht begriffen, weil er ihn von dem sich in sich widersprechenden theologischen Standpuncte aus betrachtet hat. Es wäre seine Pflicht gewesen, ihn ohne alle Bemäntlung durch Beiworte wie „christlich" rc. in seinem Wesen und in seiner Bedeutung hinzustellen, und die Lehrfreiheit für ihn in Anspruch zu nehmen, nicht weil er christlich sei, sondern weil er ein wissenschaftliches Princip verfechte, welches eben darum auch nur auf freiem,

wissenschaftlichem Wege bekämpft werden könne. Er hat Bruno Bauer eine Larve vorgehängt, um ihn so durchzuschwärzen. Aber jetzt kämpft man mit offnem Visir. Er hat Bruno Bauer in ein falsches Licht gestellt, vielleicht weil das rechte Licht für ihn selbst zu blendend war —.

Wir gehen jetzt zu der Kritik dessen über, was Marheineke zur Beantwortung der zweiten Frage des Ministeriums sagt: „ob dem Verfasser nach der Bestimmung der Facultäten und der theologischen Facultäten insonderheit die licentia docendi ferner zu gestatten sei?"

Im Allgemeinen, meint er, sei darüber kein Streit, daß die Lehrfreiheit ein unentbehrliches Gut und das theuer errungne Palladium der protestantischen Kirche sei. Bei der Anwendung im Einzelnen mache man jedoch gerne Schwierigkeiten. „Indem die Staatsregierung den theologischen Facultäten die obige Frage vorgelegt, hat sie gezeigt, daß sie am weitesten davon entfernt sei, zu bestimmen, was in der Wissenschaft wahr sein soll und gelten soll." Aber wir haben schon oben gesehen, wie die Regierung durch ihre erste Frage das Christliche zum Kriterium des Wissenschaftlichen machte und daher wohl einen Maßstab dafür gab, was wahr sein und gelten solle. „Hiemit ist von Seiten der Regierung die Lehrfreiheit aufs Neue proclamirt und ihr durchaus kein Hinderniß in den Weg gelegt." Wer da anfragt, ob Jemand seiner Lehre und wissenschaftlichen Behauptungen wegen vom Lehrstuhle zu entfernen sei, der — merkt's euch — „proclamirt die Lehrfreiheit." „Ja, ich hege so unbedingtes Vertrauen zu dem Geist und der Weisheit dieses Staats, daß selbst, wenn, was ich für unmöglich halte, alle Facultäten gegen den Bauer entschieden und auf seine Remotion antrügen, er weiser sein würde als sie Alle, und sich nicht für einen solchen Zweck hergeben würde." Man fragt um Rath, um — hinterher weise zu sein und den Rath nicht zu befolgen.

Aber es komme noch ein andrer Punct in Betracht. Im theologischen Facultäts-Statut heißt es §. 1: Die theologische Facultät hat die Bestimmung, nach der Lehre der evangelischen Kirche sowohl überhaupt die theologischen Wissenschaften fortzupflanzen, als insbesondre durch Vorlesungen und andre akademische Uebungen die sich dem Dienst der Kirche widmenden Jünglinge für diesen tüchtig zu machen. Hier sei die Fortpflanzung des theologischen Wissens zuerst genannt, hierauf die Tüchtigmachung der Jünglinge für den Kirchendienst. Das eine sei das Innre, das andre das Aeußre in der Thätigkeit der theologischen Facultät. Jenes sei das Theoretische oder die Beschäftigung mit der Wissenschaft, dieses das Praktische oder der Einfluß derselben auf den Zustand der Kirche. „Vorausgesetzt ist dabei, daß das Zweite nur durch das Erstre geschehen soll; denn nur so, daß sie das Wissen haben und es aufs Genauste damit nehmen, können sie durch dasselbe der Kirche dienen und ihr die nöthigen Werkzeuge zubereiten." Hier müssen wir bemerken, daß Marheineke die einseitige Bestimmung des Facultätsstatuts nach seiner Weise, nicht aus ihr selber, auslegt, und daß er nur sagt, was das Statut enthalten *sollte*. In jenem Paragraph ist weder vom Wissen noch von der Wissenschaft die Rede, sondern nur von „Wissenschaften." Und zwar sollen diese Wissenschaften nicht als Erstes und um ihrer willen gelehrt werden, sondern „nach der Lehre der evangelischen Kirche." Das Universitätsstatut stellt also wirklich die Wissenschaft in den Dienst und in die Abhängigkeit der Lehre, das Theoretische in den Dienst des Praktischen. Es ist nun recht schön, daß Marheineke sagt, welches eigentlich der Inhalt jenes Paragraphen sein sollte, aber er müßte nur auch dies eingestehen und nicht so thun, als halte er das Facultätsstatut in seiner alten und ursprünglichen Bedeutung aufrecht. Nach dem Statute dürfte Bruno Bauer an keiner Universität lesen. Und nun giebt sich Marheineke die Mühe, das Statut zu Bauer's Gunsten zu drehen und zu wenden. Aus was für einer Absicht? aus einer theologischen. Er will nicht die Lehrfreiheit durch sich selbst vertheidigen; er will sie aus einem Paragraphen des Facultätsstatuts deduciren. Er will nicht offen und entschieden sagen: Jener Paragraph taugt nichts, er ist für unsre Zeiten veraltet, wir können uns nicht mehr an die Tradition desselben halten, uns nicht von ihm abhängig machen. Sondern er will vermitteln, *zurechtmachen*, den Paragraphen aus dem Gebiet des Glaubens in das des Wissens erheben. Er möchte den Paragraphen beibehalten, aber er möchte ihn doch auch zu seinen Gunsten brauchen. Darum legt er ihn willkürlich aus, hebt ihn dadurch auf, und sagt dann, er argumentire auf Grund des Paragraphen, während er auf Grund seiner eignen Auslegung experimentirt. Kurz, er handelt auch hier theologisch, wissensgläubig.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 154. 30. Juni. 1842.

Die Bruno Bauersche Angelegenheit.

(Schluß.)

Die Jugend also müsse auf den Universitäten fürs Erste in die Erkenntniß, ins Wissen eingeführt werden. Zu solchem Zweck müsse die Jugend durch das Meer der Irrthümer geleitet werden; „denn der wäre gewiß ein schlechter Theolog, der es nur mit baaren, blanken Wahrheiten zu thun haben wollte.“ „Es ist die innerste Natur der positiven Wahrheit, daß sie, um zu sich selbst zu kommen, in der Wissenschaft sich durch alle ihre Negationen hindurch bewegt; sie selbst ist es, die das thut und ihre Negation setzt und erfindet, wenn sie noch nicht erfunden ist. Für die Erkenntniß der Wahrheit hat daher auch der Irrthum eine große Bedeutung, und eine ihrer wesentlichsten und schwierigsten Aufgaben ist, nicht ihn wegzuwerfen, sondern vielmehr das Bruchtheilchen der Wahrheit, das er noch in sich hat, sorgfältig zu schonen und es aus ihm herauszuschälen.“ Welch eine Sündfluth von Sophismen! Erstens glauben wir, daß das gewiß ein schlechter Theolog ist, der es nicht gern mit blanken, baaren Wahrheiten zu thun haben will; denn das ist das Wesen der Theologie, aus jeder, selbst der verrottetsten Tradition sich noch eine hübsche blanke Wahrheit abzuziehen. Und dann ist es doch gewiß die Bestimmung des Irrthums, weggeworfen zu werden, während aus Marheineke's Worten gerade der Sinn hervorzugehen scheint, daß der Irrthum, eben weil er Irrthum ist, stehen bleiben müsse. Nicht der Irrthum muß erhalten werden, weil aus ihm möglicherweise noch ein „Bruchtheilchen“ der Wahrheit herausgeschält werden kann; sondern die Wahrheiten müssen neben einander und gegen einander stehen, weil keine Wahrheit ohne ein Bruchtheil von Irrthum ist und weil im Kampfe der Wahrheiten mit einander sich dies „Bruchtheilchen“ des Irrthums herausschält und selbst wegwirft. Marheineke's Votum sieht aus, als gehe es dahin: Bauer's Denkart ist zwar ein Irrthum, aber eben darum muß sie stehen gelassen werden, weil sich im Kampf dagegen die Wahrheit bewährt. Auf einen solchen Beweis konnte das Ministerium nicht hören. Vielmehr mußte Marheineke sagen: Bauer's Meinung ist, weil sie aus einem wissenschaftlichen Princip hervorgegangen, so lange als Wahrheit anzusehen, bis sich im Kampfe gegen sie gezeigt hat, was für ein „Bruchtheilchen“ von Irrthum in ihr ist. — Nach Marheineke's Meinung müßte jeder Irrthum, selbst wenn man ihn geradezu als Irrthum erkannt hat, stehen bleiben und repräsentirt werden, nur weil sich die Wahrheit an ihm bewährt oder bewährt hat. Dann würde ja jede theologische Facultät mit der Zeit ein wahres Naturaliencabinet der possirlichsten Unsinnigkeiten werden. Und nun begreifen wir freilich, warum es in unsrer Zeit noch so viel scholastische Theologen giebt.

Zuletzt giebt uns Marheineke noch eine Probe seiner psychologischen Weisheit, auf die ich schon oben hingedeutet habe. S. 84 u. 85: „Noch muß ich schließlich eines Umstandes erwähnen, der bei der Frage: ob dem Bauer die licentia docendi zu entziehen sei, von Wichtigkeit ist. Wie oben gezeigt worden, daß er innerlich durch die falschen Schritte seiner Gegner zu diesem kritischen Extrem hingedrängt worden, so muß ich dasselbe auch äußerlich von ihm behaupten. Vom Anfang seiner Docentenlaufbahn an hat sich der Bauer als ein hoffnungsvoller, sittlich unbescholtner, scharfsinniger und talentvoller Mann gezeigt. Er hat dann durch mehrere Schriften die unläugbarsten Beweise von vielumfassender, auch philosophischer Bildung gegeben. Außerdem hat er fortwährend einen Kreis von Zuhörern an der Universität gefunden. Gleichwohl hat er sich, selbst zu der Zeit, wo er noch ganz rechtgläubig war, niemals der Gunst einer Empfehlung bei der vorgesetzten Behörde zu erfreuen gehabt. Wenn nun ein Mann von seinem Geist, Talent und Reichthum an Kenntnissen die schmerzliche Erfahrung macht, sich stets und ohne Unterlaß zurückgesetzt zu sehen, indeß er erleben muß, daß die entschiedenste Mittelmäßigkeit vor ihm den Vorsprung gewinnt, so wird es wenigstens begreiflich, wie die Säure des Unmuths und die Bitterkeit, von der in seiner letzten Schrift deutliche Spuren sind, sich in seiner Seele ansetzen muß. Ein edles Gemüth erträgt den Druck solcher Verhältnisse nur bis zu einem gewissen Grad; er wird wider Willen gezwungen, eine falsche Ansicht der Welt und des Lebens zu fassen und sich gegen die, welche sich nur als seine Feinde zeigen, in Harnisch zu setzen. Aus diesen Kränkungen, die er erfahren hat, erkläre ich mir viel in seinem Buch.“ Hier haben wir den Commentar zu jener „Verirrung.“ Die Entwicklung, die B. Bauer genommen hat, ist nur beiläufig, zufällig, nicht

nothwendig; durch eine Anstellung als Professor kann er wieder zu einem „brauchbaren Werkzeug der Wissenschaft" und zu einer Säule der Kirche (S. 87) gemacht werden, während er jetzt unbrauchbar und ein „irrender Bruder" (S. 86) ist.

Es sei uns erlaubt, aus solcher Ansicht einen Schluß auf Marheineke selbst zu machen. Sollen wir ihn beim Wort nehmen und sagen: wenn er nicht auf dem Professorenkatheder säße, wenn er nicht seit einer Reihe von Jahren als Ordinarius einen Gehalt bezöge, er würde jetzt ganz anders sprechen? Ich kann mir nicht helfen, das folgt daraus. Der Professortitel ist das sicherste Patent auf die Wahrheit, und wer in einer Facultät sitzt, hat von vornherein das Monopol der Weisheit. O schwache Wissenschaft, die von einer Anstellung abhängig ist, und die von einem Hungernden und Unzufriednen in ihren Grundfesten erschüttert werden kann! Steht die Theologie so unsicher, daß sie durch den Mangel eines Bissen Brotes gefährdet ist, dann steht es schlimm mit ihr. Doch hievon später. Freuen wir uns vielmehr fürs Erste über diesen tiefsinnigen psychologischen Blick ins Geistesleben. O ihr Kurzsichtigen, könnt ihr nicht begreifen, daß ein starker Geist sich gerade im Gegensatz zu der Noth des äußern Lebens um so fester und vollkommner entwickeln kann? Ist das nicht gerade die herrlichste Frucht der Wissenschaft, daß sie uns gegen äußerlichen Druck unabhängig und selbständig macht? Mußte nicht das gerade an Bruno Bauer anerkannt werden, wie er sich unbekümmert um die hämische Welt ruhig und sicher entwickelt hat? Aber gerade diese Entwicklung bis zum Extrem hin können diese Halbseelen nicht begreifen. Und doch ist sie so einfach. Bruno Bauer hat das seltne Glück gehabt, daß er die fortschreitende Zeit durch alle ihre Vermittlungen hindurch in sich selber durchgemacht und erfahren hat. Wohin die Zeit strebte und wohin sie uns jetzt unmittelbar stellt, das ist in ihm in organischem Wachsthum entstanden. Aber das Extrem! das schnelle Steigen zum Extrem ist es, was man sich nur durch äußerlichen, mechanischen Anstoß erklären kann. Nun gut, seht um euch, wo möglich mit freiem, unbefangnem Blicke. Ist es nicht überall in der Natur das Extrem, in welchem sie ihre Vollendung feiert? Sind es nicht die extremen Pole, durch welche sie lebt und schafft? Ist nicht die Zeugung, dies geistigste Element im Naturleben, zugleich das extremste? Und vermittelt sich nicht die Zeugung durch das Extrem in jeder Beziehung? So wird denn auch keine wahrhaft geistige Zeugung, keine wahrhaft weltgeschichtliche Production von Statten gehen können ohne das Extrem. Es lebe das Extrem!

In dieser Beziehung scheint Marheineke besonders an der „Posaune" Anstoß genommen zu haben. Die Posaune hat aus dem Hegelschen Systeme die Quintessenz gezogen, das heißt sie hat nachgewiesen, wie Hegel selbst schon, bewußt oder unbewußt, bis zum äußersten Extreme hingerissen wurde. Sie ist kein „Spiel" (S. 34), welches sich daran ergötzt, einzelne abgerißne Stellen herzunehmen und willkürlich aneinander zu reihen. Sie hat uns vielmehr überzeugt, daß die Extreme, welche den Junghegelianern vorgeworfen werden, im Principe der Hegelschen Philosophie liegen, und daß jene die ächten, wahrhaften Schüler Hegel's sind. Wer, wie Marheineke (S. 46), dies Buch eine Persifflage nennt und sich noch dazu wundert, daß man bei der „gegenwärtigen Erweitrung der Preßfreiheit" zu ihr seine Zuflucht nimmt, versteht die Bedeutung des Buches nicht. Die Posaune ist ein Buch, welches aus tiefem Ernste hervorgegangen. Wenn in jetziger Zeit zwei Extreme im hitzigsten Kampfe liegen, ist es da „Persifflage", wenn man in einem Buche diese beiden Seiten in einige Beziehung zu einander setzt und uns ihren Streit deutlich vormalt? War es da nicht gleichgiltig, von welcher Seite hiebei ausgegangen wurde? Und sichrer war es jedenfalls, den Kampf so darzustellen, wie er dargestellt ist, und durch die Partei der „Frommen" führen zu lassen. Denn was es mit der erweiterten Preßfreiheit — ein Ausdruck, der uns wie der gräßlichste, fürchterlichste Spott klingt — auf sich hat, davon wissen auch die Deutschen Jahrbücher ein Lied zu singen. Also noch einmal, es leben die Extreme!

Zum Schluß noch einmal Psychologie und ein Nachweis, wie man die Entstehungsart wissenschaftlicher Werke zu betrachten habe. S. 86: „Bauer's Bücher sind zum Theil Werke der Noth, geschrieben zu seiner Lebenserhaltung. In einer sorgenfreiern Lage würde er gewiß von der Vielschreiberei gern abstehen." Vor drei und einem halben Jahre, als Bruno Bauer Exegese des Evangelium Matthäi an der berliner Universität vortrug, ging er schon von denselben Principien aus, welche er jetzt in seinen Büchern ausgeführt hat. Ein Vielschreiber ist der, welcher ohne gründliche Vorkenntniß und Vorstudien compilirt. Wer aber die Resultate seiner langjährigen Forschungen in schneller Reihenfolge dem Publicum vorlegt, ist der mit einem so erniedrigenden Ausdruck zu benennen? Muß man da gleich den Pragmatismus des Bäckerladens zu Hilfe nehmen, um sich auf der andern Seite die geistige Fruchtbarkeit zu erklären?

Was ist nun unser Resultat? — Daß wir uns nur auf uns selber verlassen dürfen! Dr. Radge.

Nachschrift.

Wir haben gesehen, wie Marheineke gegen die reine, furchtlose Consequenz der Philosophie in Opposition steht. Er hat sich vergebens abgemüht, den Principien der Wissenschaft und ihren Folgrungen den Mantel der Christlichkeit umzuwerfen. Er hat sich umsonst angestrengt sich

mit der Regierung auf Ein Terrain zu stellen. Die Regierung stellte das Princip der Lehrfreiheit in Frage, und Marheineke behauptete, die Regierung habe eben hiedurch jenes Princip anerkannt. Die Regierung fragte nach dem Verhältniß der Bauerschen Kritik zum Christenthum, und Marheineke, statt die Unabhängigkeit der Wissenschaft obenanzustellen und vor Allem zu verfechten, hat jener Kritik die Qualität des Christlichen beizufügen getrachtet. Welches ist nun Marheineke's Stellung zur Regierung und zur Wissenschaft? Er hat es zu vermeiden gesucht, gegen eine von beiden Opposition zu machen; vielmehr indem er sich auf die Seite von beiden zu stellen schien, hat er sich nur bestrebt, beide auf sein Gebiet hinüberzuziehen. Er that das in der besten Absicht. Er meinte hiedurch gar gut zu vermitteln und zu versöhnen. Aber keine Versöhnung kann vollständig sein, wenn nicht beide Parteien sich klar und offen in die Augen schauen, wenn sie sich nicht durch und durch blicken; und eine Vermittlung, die dadurch zu Stande kommt, daß wir den Schein einer Sache annehmen, welche unserm Wesen widerspricht, und dabei immer noch eine gewisse Reserve und Rechthaberei für uns im Hinterhalte bewahren, muß früher oder später sich selbst wieder zerstören. Der aber, welcher jene Vermittlung versucht, geräth in die Gefahr, daß ihn keine von beiden Seiten anerkennt, weil er sich auf keine von beiden ganz stellt; er geräth in die Gefahr, durch jede der beiden Parteien zurückgewiesen zu werden. Marheineke hat, das ist anzuerkennen, es gewiß gut gemeint. Können wir aber eine Vertheidigung dankbar annehmen, auf deren Kosten wir unser Wesen, unsre rücksichtslose Liebe zur unverhüllten Wahrheit aufgeben sollen? Das kann man nicht von uns verlangen. Die Manier, mit welcher Marheineke die Wissenschaft vertheidigte, ließ es uns beinahe vergessen, daß es die Wissenschaft sei, welche er, nur auf eine schiefe Weise, vertritt. —

Wie hat sich nun die Regierung zu ihm und zu seiner halben Opposition gestellt? Wir erfahren so eben, sie habe es übel aufgenommen, daß er sein „Separatvotum" hat drucken lassen. Dies Votum sei eine Acte des Ministeriums und Marheineke habe kein Recht dazu, eine solche zu veröffentlichen. Das Ministerium hat daher bei der berliner theologischen Facultät angefragt, ob jenes Votum mit ihrer Bewilligung gedruckt sei, und wenn nicht, ob sie zu diesem Schritte ihre Zustimmung geben könne. In einer Facultätssitzung hat man sich nun dahin entschieden, die Mißbilligung der Facultät über Marheineke's Maßregel auszusprechen. Freilich sagt Marheineke in der Vorrede zu seinem Buche ausdrücklich (S. V): „Außerdem habe ich noch mein Separatvotum über Bruno Bauer's Kritik der evangelischen Geschichte hinzugethan, sowohl weil es manches noch mehr ins Licht setzt, was in der Einleitung nicht ausführlicher zu behandeln war, als auch weil nun durch das Verfahren des Staats gegen ihn die vielbesprochne Angelegenheit soweit beendigt ist. Wenn eine Bekanntmachung des Votums vor dieser Zeit nicht gesetzlich gewesen wäre, so glaube ich mich jetzt der Vorschrift des theologischen Facultätsstatuts §. 31 ganz gemäß verhalten zu haben, welcher zufolge jedes Mitglied der Facultät nur bis vor der Ausführung zur Verschwiegenheit über alle ihre schriftlichen und mündlichen Verhandlungen verpflichtet ist. Zu zeigen, daß und aus welchen Gründen meine Ansicht von der der Facultät abgewichen und daß ich in meinem Votum nichts gesagt habe, was ich nicht vor der ganzen Welt vertreten könnte, bin ich nicht mir, sondern meinem Amte schuldig, um so mehr, da in der öffentlichen Erklärung auf die Separatvota ausdrücklich Bezug genommen ist. Die Absicht, mein Votum drucken zu lassen, hatte ich überdies bereits in diesem selbst der vorgesetzten hohen Behörde angezeigt und ich glaube, daß die Bekanntmachung desselben dem Geist der preußischen Regierung mehr entspricht, als die Geheimhaltung." Aber gnug, die Facultät hat gegen Marheineke entschieden. Und es steht nun zu erwarten, was für Maßregeln die Regierung gegen den vermeintlichen Verstoß desselben ergreifen wird. Allerdings ist es zunächst die Form, gegen die verstoßen sein soll, man darf aber nicht übersehen, daß diese Form die Sache selbst ist, denn sie macht aus der Maßregel, hinter deren nähere Vorbereitung man bei absolutem Geheimniß der Vota nicht kommen konnte, eine Angelegenheit wissenschaftlicher Erörtrung; und wenn Marheineke öffentlich redet, so will er auch öffentlich vermitteln, was öffentlich im Kampfe liegt. Diese Anerkennung der Frage auch außerhalb der Kanzleien auf dem öffentlichen Gebiete der Wissenschaft und des Zeitgeistes — das ist in Wahrheit der Verstoß, und wir sehen jetzt, daß die Regierung diesen Vermittlungsversuch Marheineke's nicht anerkannt, ihn vielmehr als Opposition aufgenommen hat. Steht die Frage aber so, dann ist es freilich anzuerkennen, daß es wenigstens formell die Sache der Wissenschaft ist, welche Marheineke zu vertreten und vertheidigen suchte. Er bringt den Proceß vor ihr Forum. Zwar hat er das nicht auf eine der Wissenschaft vollkommen angemeßne Weise gethan, weil er sich nicht auf das ihr eigenthümliche Gebiet stellte, sondern mit Staat und Kirche transigirte. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß die Wissenschaft eben als allgemeiner Geist ein Band ist, stark gnug, um uns auch an den wieder anzuknüpfen, der ihr auch nur, so wie es hier geschieht, huldigt. Wir dürfen nicht vergessen, daß sie das Element ist, in welchem, wenn es nur erst als das einzig würdige Lebenselement anerkannt ist, auch die Vereinigung und wahrhafte Vermittlung möglich werden wird.

Dr. Radge.

Uebersicht.

Was ist in Deutschland während der letzten zehn Jahre im Gebiete der einheimischen und fremden Sage geleistet worden?

Wie in Deutschland durch Musäus und vornehmlich unter dem Vortritte des Koryphäen der deutschen Romantik, Ludwig Tieck, durch dessen Kaiser Octavianus, Genoveva, Fortunatus, Eckart, Magelone, Blaubart rc. der Geschmack an unsern alten deutschen Volksbüchern auf eine erstaunliche Weise wieder angeregt wurde; wie der Gebrüder Jacob und Wilhelm Grimm deutsche Sagen fast selbst zum Volksbuche wurden, obwohl sie manches Historische, manches Fremdartige enthielten; wie Görres durch seine fleißigen, wiewohl planlosen, phantastischen und unvollständigen Untersuchungen über die deutschen Volksbücher auch die Bücher „gedruckt in diesem Jahr" nicht bloß unter den großen Haufen, sondern auch in die Hände des gebildeteren Publicums zurückzuführen suchte; wie endlich nach Solbrig's unglücklichen Versuchen, die deutschen Volksbücher auf schlechtem Löschpapier und mit schauderhaften Holzschnitten überallhin zu verbreiten, der thätige Buchhändler Otto Wigand in Leipzig seit 1838 beflissen war, unter der Redaction H. Marbach's die soi-disant deutschen Volksbücher mit netten Holzschnitten und guter Ausstattung Jedermann für ein Spottgeld in die Hände zu geben, brauche ich den Lesern dieser Jahrbücher nicht erst ins Gedächtniß zurückzurufen. Gnug wir interessiren uns jetzt lebhaft für diese Volksdichtungen, und finden seitdem bei uns zu Hause, was wir immer bei Fremden zu schätzen wußten, der gelehrten Beachtung würdig.

Etwas Aehnliches haben offenbar die Griechen in ihren cyprischen, milesischen und ägyptischen Nationalmährchen (Gräße Litt. Gesch. Bd. I. 2. S. 762 f.), wenn ich auch ihre sybaritischen Geschichten nicht hieher ziehen möchte, ja bei den Römern las man sogar im Lager die Geschichten des Aristides, und der bekannte Mitbewerber des Severus um die Kaiserkrone, Clodius Albinus, hielt es (wie uns Capitolin. in d. Vita Cl. Alb. c. 11 berichtet) nicht unter seiner Würde, selbst fabulas Milesiacas zu fertigen, wie denn auch der jüngre Plinius in s. Epist. II, 20, 1 auf die bekanntlich noch jetzt im Orient gebräuchliche Sitte hindeutet, daß man in Rom bei Tische Leute bestellte, welche für eine bestimmte geringe Bezahlung Geschichten erzählten. Wie freilich dieselben beschaffen gewesen sein mögen, läßt sich nur errathen, allein dafür haben wir im Orient noch gnug Stoffe übrig, von denen wir wissen, daß sie noch immer wie sonst Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit sind. Denn um gar nicht von den Mährchen der 1001 Nacht zu reden, oder von der persischen Nachahmung derselben, denen des 1001 Tages (welche man früher thörichter Weise für ein Werk ihres Herausgebers, des Petit de la Croix, hielt, bis der gelehrte Hammer-Purgstall in den Fundgrub. d. Orients Bd. II. S. 306 nachwies, daß die Quelle derselben, das arabische Buch Feredsch baadesch schiddet, d. h. Freud auf Leid, in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien liege), erinnre ich nur an des Ebul Moejed Ibn Essaigh, eines nicht unberühmten Arztes und Dichters zu Irak im 6. Jahrh. d. Hidschret, großen Ritterroman Antar, der gleichfalls zu Wien vollständig vorhanden ist, dessen einzelne Episoden, wie die Schicksale des Jussuf und der Suleicha (des ägyptischen Joseph's mit Potiphar's Gemahlin), des Chosrew Parwis und der Schirin, des Suleiman und der Balkis (d. h. Salomo's und der Königin von Saba), Leila's und Medschnun's, Alexander's Züge oder die Siret Iskander, d. i. Lebensbeschreibung Alexander's, des arabischen Cid, des Sid el Battar Kämpfe, aus deren Darstellung Hammer a. a. O. S. 42 f. die Entstehung der spanischen Chroniken ihres Rodrigo Diaz el Vivar el Cid Campeador hergeleitet wissen will, u. a. berühmten Helden und Heldinnen orientalischer Mythengeschichte noch jetzt täglich zur Ergötzung der Zuhörer in allen größern Städten der Türkei von den Meddah's oder Kaffeehauserzählern referirt werden. Wer sich einen Begriff von der Menge der Stoffe dieser Leute machen will, der lese, was Hammer in d. Wien. Jahrb. 1840. Bd. XC. S. 49 f. von den Mosamiries oder Erzählern im Mondenscheine oder Mocharrafies, den Mährchenerzählern, aus dem VIII. Buche der großen arabischen Litteraturgeschichte Fihrist mitgetheilt hat. Ebenso ist es in Indien und Jedermann spricht und liest hier von den Begebenheiten des Nal und d. Daman, der Chir und des Ranjha (das ist die griechische Geschichte von der Hero und dem Leander, deren Begräbniß aber von den Hindus in das Panjâb verlegt wird, s. Garcin de Tassy Préface zu d. Aventures de Kamrup. p. 11 sq.), des Kamrup und der Kala (einer Art hindostanischer Odyssee und Pendant zu den Abenteuern des Seereisenden Sindbad). Kurz wir finden überall, selbst im tiefen Norden, wie wir nachher sehen werden, Volksbücher, ja der fanatische Klerus des Mittelalters stand nicht an, Bücher, wie die Gesta Romanorum, den Dialogus de creaturis rc., dem Volke in die Hände zu geben, selbst Historiker wie Vincenz von Beauvais, Geraldus Cambrensis, Gottfried von Viterbo, Albericus des Trois Fontaines hielten es nicht für schimpflich, im Gewande der positiven Geschichte Volkssagen zu verbreiten.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 155. 1. Juli. 1842.

Uebersicht.

Was ist in Deutschland während der letzten zehn Jahre im Gebiete der einheimischen und fremden Sage geleistet worden?

(Fortsetzung.)

Leider ist Gustav Schwab's Buch der schönsten Geschichten und Sagen (Stuttgart 1836. II Bde. 8.), worin er nach seiner trefflichen Weise den gehörnten Siegfried, die schöne Magelone, den armen Heinrich, die Hirlanda, Genoveva, das Schloß in der Höhle Xa Xa, die Griseldis, Robert den Teufel, die Schildbürger, den Kaiser Octavianus, die vier Heimonskinder, die schöne Melusine, den Herzog Ernst und Fortunat umgearbeitet hat, verhältnißmäßig fast gar nicht oder doch nur wenig bekannt. Anderseits ist auch der Plan, nach dem Marbach bei der Redaction seiner Volksbücher verfährt, nicht recht deutlich, da man überhaupt nicht einsieht, wie er z. B. deutsche Lieder zu Schutz und Trutz (Nr. 19 u. 20) und Alte und Neue Lieder zu Leid und Lust (Nr. 2) mit unter seine Sammlung aufnehmen konnte, und daß er überhaupt auch für den Abdruck der Prosavolksbücher nur die schlechtesten Texte wählte, während doch auf den Leipziger Bibliotheken weit beßre Originale vorhanden sind oder mit leichter Mühe auf der hiesigen Bibliothek, die sehr viel dergl. besitzt, abgeschrieben werden konnten. Mehr würde sich daher die von Simrock besorgte, in der Vereinsbuchhandlung zu Berlin verlegte Sammlung der Volksbücher mit trefflichen Holzschnitten von Gubitz (bis jetzt IV Nummern) empfehlen, wenn sie nicht eines Theils etwas zu theuer wäre und auf der andern Seite gar sehr durch die Wohlfeilheit und Schnelligkeit der Wigandschen Entreprise überflügelt würde, die doch wenigstens einen getreuen Abdruck der alten, wenn auch unglücklicher Weise nur der schlechtesten Textausgaben der deutschen Volksbücher liefert. Ein Muster für eine neue Auflage dürfte die im 17. Jahrh. von der Oudotschen Buchhandlung zu Troyes unternommene Sammlung von Redactionen französischer Volksbücher abgeben.

Um nun jenem Uebelstande, daß man eigentlich dem gebildetern Theile des deutschen Publicums die Volksbücher, wie sie jetzt beschaffen sind, nicht füglich empfehlen oder in die Hände geben kann, abzuhelfen, kam der hiesige Maler und Schriftsteller J. P. Lyser auf den Gedanken, mit Unterstützung seiner Gattin, der früher unter dem Namen Caroline Leonhard bekannten, jetzt aber durch ihr Talent als Improvisatrice vielfach gerühmten Dichterin, eine Sammlung der besten Sagen Deutschlands ꝛc. zusammenzustellen und sie auf eine passende Weise mit einander durch eine fortlaufende Originalnovelle zu verbinden, und that dieses in folgenden zwei Werken:

„Abendländische Tausend und eine Nacht, oder die schönsten Mährchen und Sagen aller europäischen Völker zum ersten Male gesammelt u. neu bearbeitet von J. P. Lyser. Mit 30 Bildern nach Originalzeichnungen des Herausgebers. Meißen, Gödsche 1838—39. XV Bdchen. 12." und

„Einhundert und eine Nacht. Ein Mährchen- und Sagen-Strauß gesammelt und erzählt v. J. P. Lyser. Meißen 1840. IV Bdchen mit IV Abbild. 12."

Man sieht leicht aus dem Titel, daß der Verfasser einen Pendant zu der morgenländischen 1001 Nacht liefern wollte und wir können ihm leicht zugestehen, daß Anordnung und Darstellung die Sammlung zu einer angenehmen empfehlungswürdigen Lectüre machen. Indessen wird sich, sobald man dieses Buch von einem höhern Standpuncte, als dem eines bloßen Unterhaltungsbuches betrachtet, Manches daran ausstellen lassen.

Betrachtet man erstlich den Plan des Hrn. Lyser, eine Sammlung der besten europäischen Sagen geben zu wollen, so kann ihn auch der eifrigste deutsche Patriot nur billigen, da wir mit unsern sogenannten deutschen Originalsagen nicht gar weit kommen, indem sich die Quelle derselben fast immer im Süden Europas wiederfindet, ja sogar die wenigen bisher für ächt deutsch gehaltnen Sagen am Ende doch als Einwandrer aus der Fremde sich erweisen, wie z. B. die Geschichte der VII Schwaben, welche mit einem gemeinschaftlichen Spieß gegen den Hasen zu Felde ziehen, ihre Quelle in dem altenglischen, vermuthlich nach einem französischen Fabliau gemachten Gedichte The Hunttyng of the Hare (b. Weber Metr. Romances of the XIII—XV Centuries. Edinb. 1810. T. III. p. 277 sq.) haben, die ächt deutschen oder nordischen Sagen aber, wie sie in der

deutschen Heldensage vorkommen, bis jetzt wenigstens, auch nach den Hagenschen Bearbeitungen, immer noch für unsre Zeit ziemlich unverdaulich sind. Es läßt sich also über den Plan, das, was wir bei uns nicht besitzen, anderswoher zu holen, durchaus nichts sagen, allein eine andre Frage ist es, ob alles das, was Herr Lyser aufgenommen hat, auch dieser Ehre werth war, wobei ich zugleich nicht umhin kann, ihm zu bemerken, daß sein Titel: „die schönsten Mährchen und Sagen aller europäischen Völker zum ersten Mal gesammelt" mir erstlich als prahlerisch, dann aber auch als unwahr und am Ende als unmöglich vorkommt, indem er zwar aus den meisten Ländern Europas eine oder mehrere Volkssagen mitgetheilt hat, aber weder alle, was unmöglich wäre, noch immer die besten, übrigens aber mit wenigen Ausnahmen die meisten gedruckt existiren und nur einige nach mündlicher Ueberliefrung referirt werden.

Was nun die Idee angeht, sämmtliche Sagen durch eine einzige Novelle mit einander zu verbinden, so findet sich diese nicht allein in den orientalischen Vorbildern, in der 1001 Nacht, dem 1001 Tag, dem persischen Tootinameh, einer Uebersetzung des indischen Souka saptati oder den 70/72 Erzählungen eines Papageien (Tooti Nameh or Tales of a Parrot: in the Persian lang. with an engl. translat. Calcutta 1805. 8. Thouti-nameh, Trad. du persan en anglais et de l'angl. en franç. p. Me. Marie d'Heures. Paris 1826. 8.), in dem dritten Theile der indischen Mährchensammlung Vrihat Katha, d. h. die große Erzählung (deutsch als: Katha Sarit Sagara. Sanskrit und deutsch, herausgeg. v. Brockhaus. Leipzig 1839. 8.), in der gleichfalls indischen Sammlung von 32 Geschichten aus dem 10. Jahrh. Sinhâsana Dvâtrinsati (Batris Singhásan or the History of Raja Vicramaditya, as told by the Thirty-two Statues supporting his Throne. Bengalee. Serampore 1808. Lond. 1816. 1834. 8. — Singhasun Butteesee or Anecdotes of the celebrated Bikr majeet, relat. by the Thirty two Images which supported the Throne of that Prince. Transl. trom the Brij Bhakha of Soondur Kuheeshwar in Hindoo by Mirza Kazim Ulee Juwan Calcutta 1805. 4. Le Trone enchanté, conte indien, trad. du persan par Lescallier. New York 1817. II Voll. 8.), in den 25 Erzählungen eines Dämons Vetala Pantschav insati (The Vedala Cadai, being the Tamul version of a Coll. of anc. Tales in the Sanscrit lang. popul. known troughout India and intitled the Vetála Panchavinsati, transl. by B. G. Babington. Lond. 1830. 8. u. in Miscellan. Translat. from orient. lang. Lond. 1832. 4. T. I. Nr. IV.), in der Vikrama Tscharitram betitelten Sammlung (Tales of Vikramarka, in the Teloogoo Language by Ravipati Gurumurti. Madras 1819. 4.), in den Kumâra Tscharitram oder den Abenteuern der 10 Jünglinge (englisch v. Carey, in: Hitopadesa or salutary Instruction, in the orig. Sanscrit with introd. rem. by H. S. Colebrooke. Serampore 1804. 4. App. 1—22. als: Dasa Cumara Charita or adventures of the ten youths, abridged by Apayga), in dem persischen Bahar-Danusch oder fliegenden Gerüst (Bahar Danush or Garden of Knowledge, an oriental romance transl. from the persic of Einaiut Oollah by Jon. Scott. Shrewsbury 1799. III Voll. 8.), in dem bekannten Roman vom Syntipas, und der persischen Nachahmung desselben, dem Bakhtyar Nameh und den 10 Viziren (das arabische Original ist: Historia decem Vezirorum et filii regis Azad Bacht. Gotting. 1807. 8. Der persische Text: Bakhtyar-nameh or story of prince Bakhtyar and the ten Viziers. A series of persian tales from a Ms. in the coll. of Sir W. Ouseley. Lond. 1805. 8. Uebersetz. führt Loiseleur des Longchamps Essai Sur les fabl. Indienn. p. 175 sq.), sowie der arabischen, nicht türkischen (s. Loiseleur a. a. O. S. 172) der Sultanin von Persien und der 40 Viziere, eigentlich Hikaiat arbraïn sebah wamésa, d. h. Buch der 40 Morgen und 40 Abende betitelt, durch Cheikh Zade im 15. Jahrh. (Histoire de la Sultane de Perse et des Vizirs, contes turcs compos. en langue turque par Chèc-Zadé et trad. en franc. p. Petis de la Croix. Paris 1707. 12. u. b. Loiseleur des Longchamps, Ausg. d. Mille et un jours. p. 301 sq.).

Dieselbe Geschicklichkeit, irgend eine Gelegenheit zur Vereinigung mehrerer Personen, um sich die Zeit durch Erzählung von Geschichten zu vertreiben, zu finden, entwickelten nach Boccaccio's Vorgange im Decamerone alle italienischen größern Novellisten, wie Ser Giovanni im Pecorone, Sabadino degli Arienti in seinen Porretane, Parabosco in seinen Diporti, Malespini in seinen Ducento novelli, Granucci in seiner Piacevol notte, Grazzini il Lasca in seinen Novelle, Cinthio in seinen Ecatommithi, Straparola in seinen Tredici piacevolissime notte und Bandello in seinen Novelle, sowie Basilio in seinem Pentamerone, Erizzo in seinen Sei Giornate, der anonyme Verfasser von L'Arcadia di Brenta (ovvero la Malinconia sbandita. Colonia Hinchio. 1767. 12.), sobald sie ihre Erzählungen in Giornata's eintheilen konnten, in England brach Chaucer in seinen Canterbury Tales die Bahn zu dieser Methode, in Frankreich machte das berühmte Evangile des Quenouilles den Anfang (Ed. Princ. Cy commence le traittie intitule les euuangiles des quenoilles faittes a lonneur et exaucement des dames. [Bruges] s. l et a. [1475] fol. — Livre des connoilles faites à l'honneur et exaulsement des dames, lesquelles traitent de plusieurs choses joyeuses, racontées par plusieurs dames assemblées pour files durant six journées. Lyon 1493. 4.), denen bald auf gleicher Anlage Jean de la Sale in seinen Cent nouvelles, die Margarethe von Valois in ihrem Heptameron, die weniger be-

kannte Jeanne Flore unter Ludwig XII. in ihrer Comptes amoureux, touchant la punition que faict Vénus de ceux qui contemnent et méprisent le vray amour (Paris 1543. 8.) und endlich Jaques Yver in seinem Printemps d'Yver (contenant cinq histoires discourues par cinq journées en une noble compagnie au chateau du Printemps. Paris 1572. 8.). Die Spanier konnten zwar ihrer abweichenden Form wegen in ihren Novellensammlungen jenem Gebrauche nicht folgen, allein dafür finden wir in allen den größern, vorzüglich komischen Romanen derselben einzelne kleinere Novellen in die größere Haupterzählung eingeschoben. Dies ist der Fall in des Cervantes Don Quixote, Galatea und Persiles y Sigismunda, in des Hurtado de Mendoza Lazarillo de Tormes, in des Vicente Espinel Relaciones de la vida del escudero Marcos de Obregon (Barcelona 1618. 8.), in des Matheo Aleman Guzman de Alfarache (Primera parte de la vida del Picaro G. de Alf. Brussel. 1604. 8. Vida y hechos del picaro G. de A. Valencia 1787. II Voll. 8.) und vorzüglich in des Luis Velez de Guevara El Diablo Cojuelo (novela de la otra vida. Madrid 1641. 8.), der ganz auf diese Weise angelegt ist, und dem weniger bedeutenden A pacible entretenimiento de las Carnestolendas de Castilla (Barcelona 1606. 8. Madrid 1618. 8.) des Gaspar Lucas Hidalgo und X Novelas entretenidas (Madrid 1728. 8.) der Donna Mariana de Caravajal y Saavedra. Wie dieser Manier Le Sage in seinem Gilblas, Diable Boiteux, Guzman d'Alfarache, Bachelier de Salamanque, Chevalier de Beauchêne und Estevanille Gonzales gefolgt ist, wissen Alle, ebenso daß mit gleicher Geschicklichkeit Fielding in seinem Joseph Andrews, Tom Jones, Smollet in seinem Roderick Random, Humphrey Clinker, Peregrine Pickle etc., Daniel de Foe in Leben des Capitaine Singleton und Memoiren eines Cavaliers dieser Sitte folgten, weniger daß auch in Dänemark ein Originalwerk dieser Art existirt (Tobacksdiscurser, eller Tolv lystige Hystorier om adskillige artige Händelser og Portvillige Bedrifter. Kjöbhvn. 1733. 8.), in Deutschland aber diese Manier erst eigentlich durch die Insel Felsenburg und den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier heimisch wurde.

Referent hat absichtlich im Vorhergehenden die wichtigsten Novellendichter und ihre Manier, mit glücklichem Erfolge einzelne Novellen mit einander zu verbinden, zusammengestellt, einmal um zu zeigen, wie man bei einer vergleichenden Geschichte dieses Zweiges der Litteratur zu verfahren hat, dann um wenigstens anzudeuten, wie unendlich verschieden und im Ganzen doch endlich die Gelegenheiten in jenen Büchern sind, welche eine Vereinigung mehrerer Personen, um Geschichten zu erzählen, herbeiführen, wie bald eine Wallfahrt (Chaucer), bald ein Badeort (Sabadino), bald die Pest (Boccaccio, Cinthio Giraldi und Malespini), bald die langen Winterabende (Grazzini und Mariana de Caravajal y Saavedra), bald die Flucht wegen Wassersnoth (Heptameron), bald die Unterhaltung eines Prinzen (Cent Nouvelles nouvelles), bald die Weinlese (Jeanne Flore), bald eine Frühlingsgesellschaft (Jaques Yver), bald die Langeweile am Spinnrocken (Livre des quenouilles), in den Nachmittagsstunden (L. Guicciardini Le hore di recreazione. Anversa 1585. 8.), bald auf einer wüsten Insel (Insel Felsenburg), bald eine Tabacksgesellschaft, jedoch nicht die bekannte Friedrich Wilhelm's I. von Preußen, wo Gundling und Faßmann ihre Heldenthaten gegeneinander verrichteten, sondern ein einfaches Estaminet des 18. Jahrh. (Tobacksdiscurser), bald die Carnevalszeit (Hidalgo), bald endlich (beiläufig die schlechteste Fiction) die geheimen Zusammenkünfte eines Mönches und einer Nonne in einem Sprachzimmer ihres Klosters, wo sie aber, wie der Verf. sagt, 25 Abende lang nichts weiter thaten als s'abbracciarono — senza alcuna disonesta und sich einander Novellen erzählen, um die Langeweile oder auch die bösen Gedanken zu vertreiben (Ser Giovanni). Man sieht hier die Wahrheit des Satzes: Si duo vel plures faciunt idem, idem tamen non est idem.

So hat denn nun Herr Lyser für seine 1001 Nacht als Verbindungsnovelle ein Schloß an der Ostsee fingirt, wo ein mit Visionen, Träumen ꝛc. geplagter Freiherr, der sich zur Mitternachtszeit, statt zu schlafen, in der Gruft seiner Ahnen herumtreibt, durch die Abenderzählungen seiner Verwandten und eines Kreises von Bekannten, die sich nach und nach um ihn versammeln, allmälig wieder zur Vernunft kommt und endlich heirathet, in seiner 101 Nacht aber die geselligen Abende im Hause eines Festungscommandanten, wo zur Unterhaltung einiger vornehmen Staatsgefangnen gleichfalls Geschichten erzählt werden. Offenbar ist die Gelegenheit recht gut erfunden und die beiden Novellen auch in die übrigen recht gut hineinverwebt und überhaupt recht artig erzählt.

Gehen wir nun aber zu den einzelnen von Hrn. Lyser mitgetheilten Novellen oder eigentlich Sagen über, so läßt sich zwar im Allgemeinen eine ziemlich glückliche Auswahl nicht verkennen, allein die Freiheit, die er sich genommen, ganz moderne, erst von neuern Romantikern erfundne Mährchen ꝛc. unter die alten trefflichen Originalsagen einzuschwärzen, weil sie, wie er selbst (101 Nacht. Bd. IV. S. 208) sagt, „es verdienen, recht eigentlich Volkssagen zu werden", muß hier im höchsten Grade getadelt werden, da sie dem ursprünglichen Zwecke seines Buches durchaus zuwider ist, wenn sie auch sonst noch so gut erzählt und erfunden wären. Solche Kuckucksеier sind in der 101 Nacht, Bd. I. Zschokke's Todter Gast, Contessa's Weiße Rose, Charles Dickens Fünf Schwestern von York, Bd. II. Bulwer's Mädchen von Mecheln, Hauff's Mährchen vom Rathskellermeister zu

Bremen, Bd. III. der Fr. Lohmann Schwalben, Marryat's Fliegender Holländer, de la Motte Fouqué's Götzeneiche und Bd. IV. Schmidt's Ewiger Segler. In der 1001 Nacht Bd. III. Beer's Sage von der Boohusburg, Hauff's Sage v. Hirschgulden, Bd. IV. Hauff's Kaltes Herz, Bd. V. Schmidt's Klabotermann und Kriete's Zwei Visionen, Bd. VI. Schreckliche Rache rc. und Walter Scott's Geheimnißvolle Dame, Bd. VII. Tieck's Runenburg, Oehlenschläger's Vaulundurs Sage und Entstehung des Harlequins, Bd. VIII. Kleist's Bettlerin von Locarno, Bd. IX. Musäus' Stumme Liebe und Die Freunde, Bd. X. Hoffmann's Daniel und die Braut, Bd. XII. Herr v. Crack, die Träume, Steffens Trauung, der Ritter Est, Thomassine Spinola und die Rheinreise, Band XIII. Das Mährchen vom Todtengräber, die Geisterinsel, Eine Nacht auf dem Schlosse F. und die Walpurgisnacht, Bd. XIV. Hoffmann's Ignaz Denner und der Todte Gast, der doch offenbar nur Nachahmung der bereits angeführten Zschokkeschen Novelle ist und Bd. XV. Das wahre und eingebildete Glück und Capitain Grog.

Wenn nun auch von den angegebnen Erzählungen die meisten eine Aufnahme in eine Novellensammlung, jedoch nicht wie hier in eine Collection von Sagen verdienen, so ist das doch keineswegs der Fall mit denen, die Hr. Lyser selbst erfunden und sie in der Absicht, daraus Volksbücher zu machen, seinen Lesern vorgeführt hat. Eine solche Einschmugglung von verbotnen Waaren kann dem Buche nur schaden, und ich rathe daher Hrn. Lyser für eine zweite Auflage zu vertilgen a. d. 1001 Nacht Bd. II. Lyser's Novelle Fiedelhänschen, die er sich S. 255 gar nicht entblödet mit Grimm's Mährchen „Klein Friedel" zu vergleichen, aus Bd. IV. von d. Car. Lyser die Marmorgeliebte, aus Bd. XI. ders. Schloß und Waldwiese, Bd. XII. Lyser's Schneiderlein von Lissabon, aus d. 101 Nacht Bd. I. der Car. Lyser Oedes Schloß und der Dreizehnte (verunglückte Nachahmung der Müllerschen Novelle gleiches Namens, übrigens offenbar falsche Erklärung dieses Glaubens, daß der Dreizehnte in einer Gesellschaft sterben müsse, da derselbe sich aus dem Artussagenkreise, den Siège perilleux, mit Rücksicht auf Christi Abendmahlsfeier herschreibt, s. Gräße Litt.-Gesch. Bd. III. Abth. 1. S. 179), a. Bd. II. Das stille Wasser und das wunderbare Mädchen, der peinigende Wunsch, Bd. III. das Ungeheuer und der Zauberer, der güldene Apfel und vorzüglich aus der 1001 Nacht das unnütze Zauberspiel Tyll Eulenspiegel, wo ein Geisterfürst Alamir und Tyll sein Sohn, dann wieder ein Zauberer Murky und seine Tochter Bettinerl und sein Kammerdiener Schnupperle, dann eine gewisse Frau Anna Eulenspiegel und ihr Sohn Tyll, ein Schneider Zickel und seine Gesellen Zwirn, Nadel, Bügel, Scheer, ein Doctor Quiribus Wurmsam und seine Frau, ein Freiher Moses von Fegesack, ein Schullehrer Schlaglieb, ein Bewundrer Korax (!! scil. dieses Zauberspieles) und der Elephantenwirh zu Mölln Bustorius vorkommen, sonst aber noch eine Masse Zauberer, der Genius der Zeit, der Tod, der Teufel, Genien und Nymphen, Schulkinder, Bauern und Bäuerinnen, den Schulzen an der Spitze, ein Schenkwirth, zwei Buschklepper, ein Hospitalvater, Todtengräber, viele Kranke, Bettelvögte, ein Intendant, Verwalter, Köche und Köchinnen, Küchenjungen, Bediente, Musikanten, Herren und Damen, Nachtwächter, Oberkellner, Kammerdiener, Schneidermeister, außerdem noch viele Schneider, Bürger, Ausrufer, Soldaten und endlich noch der Rathsdiener zu Bremen Claus auftreten und theils im Geisterreiche, theils auf Erden spielen. Es soll dieses Unding von Zauberspiel, welches vorzustellen allein eine ganze Armee von Statisten erfordern würde, eine Art von satyrischem Gerichtshof sein, wo unsre jetzigen Zustände, Theater, Schriftsteller, natürlich auch Recensenten rc., sogar auch der Verein für Abschaffung der Thierquälerei*) Hiebe, nicht etwa mit der Pritsche, sondern mit dem Plumpsack, in dem zum Ueberfluß noch Steine eingebunden sind, erhalten, wo in Versen und Prosa geschimpft und ein Latein gesprochen wird, wie „Hau't Cäsar, hau't Nihil," „prügulum Buckulum brunum et bluum". Schade nur, daß Hr. Lyser noch nicht das treffliche Buch „G. B. Wetzel der Dresdner Parnaß oder die Pickwickier in Dresden und Leipzig. Grimma 1841. 8." benutzen konnte, er hätte daraus noch ähnliche Stellen seinsollenden Küchenlateins abschreiben und auf die Nachwelt bringen können. Indessen hat Hr. Lyser noch nicht gnug gehabt an diesem einen Beweise seiner Befähigung zum Theaterdichter, sondern noch ein zweites Zauberspiel: Elfe u. Erdgeist hinzugefügt, das zwar etwas besser ist, als das andre, aber doch am besten weggeblieben wäre.

(Fortsetzung folgt.)

*) Hierauf beziehe ich die Worte Bd. XV. S. 25: — ich lieb' die Menschheit und ehre das Vieh, Kückrikuh! — Muh! — Yha!

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 156. 2. Juli. 1842.

Uebersicht.

Was ist in Deutschland während der letzten zehn Jahre im Gebiete der einheimischen und fremden Sage geleistet worden?

(Fortsetzung.)

Uebersieht man also die Masse der von Hrn. Lyser mitgetheilten Sagen, so findet man im Allgemeinen viel Gutes, manches Neue, einiges Fremdartige und Unpassende, nur wenig Verwerfliches. Ich will hier, ehe ich zur Erwähnung der einzelnen guten mitgetheilten Erzählungen und Sagen übergehe, bloß noch einige Worte vorausschicken über die Art und Weise, wie Hr. Lyser über die Quellen, die er benutzte, gesprochen hat. Er findet es nämlich durchaus nicht der Mühe werth, auch bei den seltensten Mährchen z. B. dem schwedischen der sieben Todsünden genauer, was doch für manchen Sagenforscher wünschenswerth ist und die Grimm's nie versäumt haben, anzugeben, wo er dieselben her hat, also weder ob sie alt oder modern sind, was gerade bei diesem nicht unwichtig ist, da hier Manches auf eine vorlutherische Zeit hindeutet, und wenn die Geschichte nicht dennoch modern erfunden ist, eine Urquelle der Sage vom Don Juan darbieten würde. Referent weiß sehr wohl, daß von diesem Buche nicht verlangt werden kann, eine kritische Untersuchung der Quellen und Nachahmungen der einzelnen Sagen zu geben, allein wenn Hr. Lyser einmal, wie er es doch zu Ende jeden Bandes thut, über den Ursprung der von ihm mitgetheilten Sagen etwas vorbringen wollte, so mußte er es, wenn auch nur kurz, doch genauer thun, als er für gut gefunden hat. Freilich tappt man oft bei dergleichen Untersuchungen in einem Labyrinth herum, indessen kann man doch sehr häufig etwas Neues herausbringen, so finde ich z. B., daß die bekannte Ovidianische Erzählung vom Pyramus und der Thisbe wiederkehrt in der altarabischen Erzählung von den Abenteuern eines Hofmanns (in d. 1001 Nacht, von Hagen Bd. XI. S. 142 f.), die Geschichte des verlornen Sohnes und Timons des Menschenfeindes in der Geschichte Nureddins und der schönen Perserin (ebend. Bd. V. S. 158 f.), ferner die bekannte Fabel des Faernus vom Gärtner, seinem Sohne und dem Esel, die auch Poggius Facetiae l. 1. p. 101 mittheilt, und unendlich oft nachgeahmt ist (s. Poggii Florent. Facetiae. Lond. 1798. 8. T. II. p. 98—118), offenbar arabischen Ursprungs ist und sich in der 1001 Nacht als Nr. 14 (Bd. I. S. 102) wiederfindet, daß ferner der Stoff der Bürgerschen Geschichte von der Bäuerin und ihrem Milchtopfe nicht etwa bloß aus dem Lalenbuche C. 33, dem Conde Lucanor c. 29 rc. gezogen ist, sondern dergl. Luftschlösser aus einem eingebildeten Funde sich schon trefflich gebaut finden bei Plautus im Rudens IV. Act. Sc. II, daß ferner die Geschichte von den Kranichen des Ibycus bei Suidas T. II. p. 93, deren einzelne Versionen Schmidt in seinem Taschenbuch Deutsche Romanzen. Berlin 1824. S. 206 f. mit gewohnter Gelehrsamkeit mittheilt, als die Geschichte des Derwisches und der Räuber in der persischen Uebersetzung des Fabelbuches Calilah ve Dimnah (The Anvari Soheily fol. 162 und franz. bei Loiseleur des Longchamps Fables de Bidpai p. 510 sq. bei seiner Ausgabe des MI jours) wiederkehrt, der Geschichte der Matrone von Ephesus bei Petron. Satir. c. 111. Lips. 1731. 8. p. 131 und Xenoph. Ephes. V. 6, deren ungeheure Verbreitung Dacier in den Mém. de l'ac. d. Inscr. T. XLI. p. 523 sq., Vanderbourg in den Mém. de l'ac. d. Inscr. Nouv. Ser. T. VIII. p. 316 sq., Loiseleur des Longchamps Essai sur les Fabl. Ind. p. 161 sq., Keller Vorr. zum Roman des VII Sages p. CLIX sq. und Einleitung zu dem Hans v. Bühel Dyocletianus Leben S. 49 f. dargethan haben, gar nicht zu gedenken. Wenn man also auch nicht immer den Originalursprung von dergl. Sagen entdecken kann, so bleibt es doch interessant, den Gang dieser Sagen soviel wie möglich zu verfolgen, und Einiges hierüber noch bei der Aufzählung der einzelnen von Lyser mitgetheilten Sagen zu bemerken, scheint mir der Mühe werth.

Im ersten Bande ist das Todtenamt mitgetheilt nach Grimm Deutsche Sagen, dann Bertha die Spinnerin, jedoch unter Heinrich gesetzt, während doch Bertha mit dem Gänsefuße, die Heldin des französischen Romans Berte aux grans piés, darunter zu verstehen ist, also das Zeitalter Pipin's (s. Wolf Altfranz. Heldenged. S. 54 f.), insofern die spätere Umarbeitung der Sage nur auf dieser Quelle beruht. Weiter wird die Geschichte mit dem Eisengitter zu Augsburg erzählt, wozu Bechstein in dem weiter unten zu besprechenden Buche über die österreichischen Volkssagen S. 8 f. einen Pendant mitgetheilt hat, die magdeburger

Volkssage von der Elbjungfrau, die Sage von den drei goldnen Brodchen hier nach Schwaben versetzt, während sie doch in meiner Heimath als Ursache der Gründung des alten Schlosses Pomsen bei Grimma erzählt und der Thurm, wo die Erdmännlein sie der Schloßfrau übergaben, noch jetzt gezeigt wird; ferner der Hexenring, der Karl den Großen an Aachen band, nach einer mündlichen Erzählung, während doch die weit beßre Geschichte dieser Sage, wie sie Grimm in den Deutschen Sagen nach Petrarc. Ep. Famil. I. 3 wiedergiebt, oder wie sie der italienische Novellist Erizzo in seiner Novelle Giorn. I. Avv. 2 erzählt, welche Quelle übrigens auch Grimm entgangen ist, vorliegt. Die übrigen Erzählungen dieses Bandes, zwei russische aus Dietrich's Volksmährchen genommen, der Schatten des Grafen nach einer schottischen Legende, Peter von Staufenberg, wo Hr. Lyser merkwürdiger Weise das altdeutsche Gedicht, die einzige Quelle dieser Geschichte, nicht kennt, die drei Bergleute im Kuttenberg, Genoveva, der Rattenfänger von Hameln, sind bekannt gnug. Im zweiten Bande finden sich einige neue Mährchen, die drei Königstöchter, die Falkenburg, die todte Braut, die erborgten Haare, der Zweikampf, der Sylvesterabend, die recht gut erzählt sind, die Geschichten vom Rübezahl sind natürlich nach Musäus, vom Vampyr nach Byron erzählt, allein die Sagen von den Nissen oder Wichtelmännchen hätte Hr. Lyser nach bessern Quellen, als nach Beer's Novelle: die Brüder, erzählen können (s. Knightley Mythol. der Feen und Elfen Bd. I. S. 234 f.). Im dritten Bande finden sich die Sagen vom Kyffhäuser, von den Wünschen, von Otto mit dem Barte, jedoch nicht nach dem altdeutschen Gedichte, sondern erst nach einer secundären Quelle gearbeitet, die schöne Magelone, Griseldis und die Corallenschnur, welche letztre aber ein sehr modernes dänisches Mährchen ist. Im IV. Bande stehen Rothkäppchen und Aschenbrödel, offenbar nach Grimm gearbeitet, ferner die Geschichte von der Berthrada nach Luden erzählt, der Ahn des Hauses Mannsfeld, offenbar die Geschichte von Dido und der Kuhhaut, die schon in der schönen Melusine steht, ferner die Sage vom Don Juan, die neuerlich im vorigen Jahrgange des Freihafen recht gut erörtert ist, Graziöse und Percinet nach dem Französischen der Mad. d'Aulnoy und endlich Robert der Teufel. Im Vten sind herauszuheben die Sagen von den Glocken, die Hexenfahrt, Hamlet, Crescentia, Schneewittchen nach dem alten Volksbuche, und der Blaubart, jedoch leider nach einer schlechten Redaction erzählt. Im VI. Bdchn. finden sich außer einigen irländischen und dänischen Sagen, von denen das Mährchen von der Hexe Caprusche die beste ist, nicht besonders herauszuhebende Stücke. Im VII. Bde. lesen wir die Wundergaben, recht gut erzählt, Romeo und Julie, Eginhard und Emma, den Freischütz und Stücke aus Luther's Tischreden, die jedoch hieher nicht gehören, im VIII. Bde. finden sich eine ziemliche Anzahl neuer Mährchen, die letzte aber, Lenora, hat Hr. Lyser ohne Ursache so genannt und wahrscheinlich die Quelle selbst nicht gewußt, da er zwei verschiedne Sagen in eine gemischt hat. Es sind diese nämlich die französischen Fabliaux La coupe enchantée und Le manteau mal taillé, beide auf den Kreis des Königs Artus zurückgehend, eigentlich aber eine Erfindung des Orients zuerst in der 1001 Nacht in der Geschichte des Prinzen Seyn Alasman und dem Geisterkönig vorkommend (b. Hagen Bd. VI. S. 130 f.), aber schon in der von Herodot II. 111 mitgetheilten Geschichte erkennbar und seitdem in unendlich vielen Versionen aller europäischen Staaten wiederkehrend. (Gräße Litt.-Gesch. Bd. III. Sagenkreise I. S. 185 f.) Im IX. Bde. finden wir die oberlausitzer Mährchen, den falschen Schwur, die Zaugenjungfrau und Jungfernsprung, den Kornwuchrer und die wilde Jagd, beide nur nach Balladen erzählt, während doch weit beßre Prosaoriginale vorliegen, die stumme Liebe nach Musäus, eigentlich nicht hieher gehörig, die englische Volkssage vom Breiten Stein zu London, vom Trompeterschlößchen in Dresden*), die Sage von der Lureley, von der Nadel und dem Anthun, der bekannten schon bei Theokrit 1c. vorkommenden Liebesbezaubrung, worüber Dobeneck (des deutschen Mittelalters Volksglauben Bd. II, S. 10 f.) recht viel zusammengebracht hat, von Peter Pannerpieg in Flensburg und dem Schlesier Greifenstein; im X. Bande eine Partie oberlausitzer Sagen, die Sage vom grauen Ritter, von den drei Höllengaben, von der Libussa, vom Kaiser Maximilian und dem schottischen Tamlane, letztre aber nach einer deutschen schlechten Bearbeitung, nicht aber nach der Originalquelle, der prosaischen Erzählung und der altschottischen Ballade The Young Tamlane bei Scott Minstrelsy of the Scott. Bord. T. I. p. 261—305, und endlich das Mährchen von der ungezognen Prinzessin von Castilien, letztres aber auch nach Quellen vierter Classe; der XI. Band enthält wieder eine Partie schlesische und lausitzische Sagen, einige schottische, norwegische und thüringische, dann die Geschichte vom Grafen von Gleichen und seinen zwei Weibern, über die ich in meiner Litt.-Gesch. Bd. III. 1. Sagenkreise S. 390 weitläufig gehandelt habe, und endlich die Prinzessin von Granada; ebenso fährt Hr. Lyser im XII. Bande fort mit Erzählung schlesischer und böhmischer Mährchen, fügt die Elixire des Teufels hinzu, aber unpassend die Sage von Pedro dem Grausamen, Tell und Pelaltoke, über welche letztren, wenn Hr. Lyser die eigentlichen Quellen nicht ausbeuten

*) Auch bei meiner Vaterstadt Grimma giebt es an einer der tiefsten Stellen der Mulde einen sogenannten schroffen Felsen, wo einst im 30jährigen Kriege ein schwedischer Trompeter von Kaiserlichen verfolgt wie Harras einen ungeheuern Sprung mit seinem Rosse in den Fluß herabthat und glücklich entkam.

konnte (s. meine Litt.-Gesch. a. a. O. S. 62 f.), doch wenigstens die Auszüge aus scandinavischen Quellen über die Tellsage, welche von Schiern im berlin. Magazin des Auslandes 1840, Nr. 153 f. und 157 mitgetheilt wurden, benutzt werden mußten. Bd. XIII erzählt er die Geschichte von Huon von Bordeaux nach Wieland, nicht nach der französischen Quelle, schlesische und rheinische Sagen, unter denen auch die Schwanenburg bei Cleve vorkommt, wo aber ganz andre Quellen zu benutzen waren, wie ich in meiner Abhandlung vom Lohengrin und Schwanritter (Litt.-Gesch. a. a. O. S. 220—225) bewiesen habe, die Geisterinsel nach Shakespeare's Tempest, und Prinz Sigismund nach Calderon. Im XIV. u. XV. Bande endlich werden unter einigen recht gut erzählten schlesischen und lausitzischen Mährchen jene verunglückten Zauberspiele vorgebracht, — eine überflüssige Raumverschwendung.

In der 101 Nacht giebt Hr. Lyser mehrere recht gut erzählte nordische Sagen, einige niedersächsische, steiermärkische, ungarische und neugriechische, dann das Mährchen von Dummdusel und Klugspitz, ähnlich mit Alibaba und den 40 Räubern in der 1001 Nacht, aber schon von Grimm in den Hausmährchen als: Simeliberg Nr. 142 erzählt und in seinen Anmerkungen Bd. III, S. 432 als auch in Polen heimisch nachgewiesen, die Geschichte von Heinrich dem Finkler und seiner Tochter, welche Görres aber weit besser als böhmischen Ursprungs in dem deutschen Volksbuch „Riesengeschichte" nachgewiesen hat, ferner Dornenröschen, abermals nach secundären Quellen erzählt, während die Originalquelle und Erzählung im altfranzösischen Rom. de Perceforest III, p. 127 sq. oder doch in Perrault's Belle au bois dormant vorlag, endlich den bekannten Schmied von Jüterbogk und die Sage vom Gifttragen nach serbischen Liedern, welche letztre aber weit besser erzählt ist von Woycki (Polnische Volkssagen S. 23 f., 58 f.).

Ueber das Aeußre des Buchs bemerke ich noch, daß die beigegebnen Bilder zwar nicht ganz schlecht erfunden, aber beispiellos schlecht ausgeführt sind.

Wir wollen nun dasjenige, was über Preußens Volkssagen in neuester Zeit geschrieben worden ist, zusammenfassen und mit einigen Bemerkungen begleiten. Die hieher gehörigen Autoren treten theils mit prosaischer Relation, theils mit Darstellung in gebundner Rede auf: letztre ist offenbar diejenige, welche für den Zweck der Sagenforschung das wenigste Interesse hat, jedoch will ich auch diese nicht ganz mit Stillschweigen übergehen und zwar zuerst eine solche Sammlung über die Sagen von ganz Preußen, dann eine andre über die der Rheinlande besprechen. Beide haben nicht wenig beigetragen, die jetzt überall deutlich hervortretende Neigung für unsre alten deutschen Sagen zu unterhalten und anzuregen.

Wir beginnen sogleich mit ihnen.

Preußens Volkssagen, Mährchen und Legenden, als Balladen, Romanzen und Erzählungen bearbeitet von Widar Ziehnert. 3 Bde. 8. Leipzig 1839—40.

Der bekannte Verfasser dieses Werkes, der früher schon mit seiner Sammlung der Mährchen und Sagen Sachsens gleichfalls im volksthümlichen Balladenton Aufmerksamkeit erregte, konnte leider vorliegendes nicht selbst beendigen. Er starb den 12. Februar 1839, nachdem er noch nicht ganz seine Ballade von Ludwig dem Springer (Bd. II, S. 108) vollendet hatte. Daher kam es denn, daß die übrigen Sagen in Prosa und Versen dieses und des folgenden Bandes nicht von ihm, sondern von einem andern Ungenannten erzählt und gedichtet sind, und im dritten Bande sogar von einzelnen bekannten Dichtern unsrer und der vergangnen Zeit Balladen mit aufgenommen sind, z. B. von E. v. Groot (S. 215) die Ballade von Richmuth von der Aducht zu Cöln, die auch Weyden (Cölns Legenden, Sagen rc. S. 39 f.) erzählt, beiläufig dieselbe Sage mit der bekannten Erzählung vom weißen Schimmel zu Magdeburg (Bd. I, S. 113), von K. W. Müller die Glocke im Dome zu Aachen (Bd. III, S. 226) und der Mönch zu Heisterbach (S. 114), von W. Müller der Glockenguß zu Breslau, von K. R. Hagenbach die Kapelle auf dem Petersberg (S. 24), Simrock's Itha von Toggenburg und Schiller's Ritter Toggenburg (S. 44 f.), A. Böttcher's Edelacker zu Freiburg, Rückert's Ballade vom verzauberten Kaiser im Kyffhäuser und Bechstein's Volksdichtung: das Brautpaar im Kyffhäuser (S. 64, 66 f.), von G. Pfarrius der Trunk aus dem Stiefel zu Rheingrafenstein (S. 137), von K. E. Ebert das seltne Gastmahl zu Cöln (S. 148 f.), Bürger's bekannte Ballade vom Raubgrafen auf der Rudelsburg (S. 170 f.) und endlich von K. Simrock der Corporal Spohn zu Coblenz, ein treffliches Gedicht, das aber, insofern es eine historisch zu controllirende Begebenheit aus dem letzten Franzosenkriege beschreibt, wohl nicht eigentlich in das Gebiet der Sage gehört. Uebrigens sind die bekanntesten Sagen aus dem ganzen Preußenlande vereinigt und sowohl in ungebundner Rede recht gut wiedererzählt, als auch in einem so populären Balladenton gehalten, daß man diesem Buche unbedenklich recht viele Freunde und Leser versprechen darf. Bei der zweiten Auflage dürfte es jedoch gerathen sein, im dritten Bande die mancherlei Wiederholungen einzelner Sagen der vorhergehenden beiden Bände zu vermeiden und die drei schlechtgerathnen Titelkupfer wegzulassen.

Einen höhern Werth für den Sagenforscher, als das vorhergehende Buch, welches ja auch nur für das Volk und die Jugend bestimmt war, nimmt aber unbedingt ein der Romanzencyklus von

Friedrich Baader und Laurian Morris. Die Sagen der Pfalz. Aus dem Munde des Volks und deutscher Dichter. 8. Stuttgart 1842. K. Göpel.

Hier sind die einzelnen Sagen nach den verschiednen Gegenden der Pfalz geschieden und wir finden hier die Rheinstraße, Annweiler und die Umgegend, das Haardtgebirge, das dürkheimer Thal, den Donnersberg, Kaiserslautern, Zweibrücken und Kreuznach und ihre Umgegend mit wenigen Ausnahmen von süddeutschen Dichtern besungen. Referent kann nicht läugnen, daß ihm seit langer Zeit nicht so viel herrliche Gedichte und Balladen neben einander vorgekommen sind, als hier, man sollte meinen, die alte Frische der deutschen Romanzenpoesie sei in ihrer ganzen Kraft wieder erwacht, wenn man Lieder liest, wie von C. W. Müller Nächtliche Erscheinung zu Speier (S. 130), Mosenthal's Sanct Bernhard (S. 152), das Horn von Buren von Kopisch (S. 163), Mühl's Rupertsfelsen (S. 197), Chamisso's Drachenfels (S. 206), der Nonnenfelsen von Fr. Otte (S. 278), G. Mühl's Sage von der Zukunft (S. 344) und G. Pfarrins' Der geprellte Teufel (S. 393). Auch die von den Herren Herausgebern gelieferten Romanzen sind nicht gering zu achten, allein die Versmaße, welche sie gewöhnlich wählen, sind durchaus nicht für den populären Balladenton, zu schleppend und klagend gehalten. Am wenigsten gelungen scheint mir das in träg dahinschleichenden, fast prosaähnlichen Terzinen gehaltne Mährchen von der Lilie von Morris (S. 116), ein neuer Beweis, daß dieses ausländische Metrum uns Deutschen schwer anzueignen ist. Schiller, Bürger und Alle, deren Romanzen und Balladen noch heute im Munde des Volks leben, haben nicht daran gedacht, dergleichen fremden Ballast einzuführen, sie machten sich, je nachdem der Stoff war, ein faßliches Metrum und sind eben dadurch so tief eingedrungen. Man denke nur an Bürger's Lenore, den Kaiser und den Abt rc., Schiller's Bürgschaft, Taucher rc. Uebrigens fehlen auch ältre Dichtungen nicht, so findet man S. 160 Graf Eberstein, S. 184 dessen drei Fräulein, vielleicht zu wenig von diesem Koryphäen der deutschen Balladendichter, S. 301 Ludwig Tieck's Siegfrid der Drachentödter, S. 397 Bürger's Wilde Jäger, S. 24, 112 und 345 die prächtigen Volkslieder: der Staar und das Badwännlein (beiläufig dasselbe Sujet und fast gleiche Composition mit dem wendischen Volkslied: die wiedergefundne Schwester bei L. Haupt und J. E. Schmaler, Volkslieder der Wenden in der Ober- und Niederlausitz, Grimma 1841. 4. S. 34, woraus folgt, daß die Wenden deutsche Vorbilder benutzten, nicht umgekehrt, also ihre Volkslieder nur untergeordneten Werth haben), Lindenschmidt und der Roßkauf und endlich S. 33—106 mehrere Worms betreffende Stücke aus Simrock's trefflicher Uebersetzung der Nibelungen. Noch mache ich auf das einleitende Gedicht von Fr. Weiß aufmerksam, welches ich als Probe des Ganzen hieher setzen will, weil es wirklich seiner einfachen Schönheit wegen diese Auszeichnung verdient:

Auf dunklem Meeresgrunde
Im festverschloßnen Haus
Ruht ungesehn die Perle,
Umspielt von Wogenbraus.

Doch wie sie auch den Blicken
Versteckt sich hüllen mag,
Der Taucher fährt hernieder
Und bringt sie an den Tag.

In holder Frauen Locken
Erglänzt sie hell und klar,
Die in der rauhen Schale
Glanzlos und trübe war.

So aus vergangnen Tagen
Ruft wie aus dunklem Schacht
Der Dichter alte Schätze
Hervor zu neuer Pracht.

Die Sagen halb verklungen,
Die Mährchen wunderbar,
Von seinem Hauch belebet,
Bringt er verjüngt sie dar.

Und wieder glänzt vom Lichte
Der Dichtung sanft erhellt
Das dunkle Reich der Sage,
Die alte Mährchenwelt.

Da nun auch der Verleger Alles gethan hat, dieses herrliche Liederbuch durch treffliche Ausstattung zu schmücken, so kann man dasselbe mit Recht allen Freunden deutscher Poesie, vorzüglich der Jugend empfehlen und auch diejenigen, welche speciell der Sagenforschung sich widmen, werden Manches darin finden, was ihnen neu ist, wie ich aus der Vergleichung des wendischen Volksliedes gnugsam bewiesen zu haben meine.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 157. 4. Juli. 1842.

Uebersicht.

Was ist in Deutschland während der letzten zehn Jahre im Gebiete der einheimischen und fremden Sage geleistet worden?

(Fortsetzung.)

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht unterlassen zu bemerken, daß fast sämmtliche rheinische Sagen kurz und bündig, aber recht gut mitgetheilt sind in einem Buche, das von andern ähnlichen Unternehmungen beinahe verdrängt ist, aber wegen seiner wissenschaftlichen Abfassung und sonstigen fleißigen Anlage eigentlich weit höher als jene steht und darum mit Recht empfohlen werden kann, ich meine in:

J. W. Spitz: Das malerische und romantische Rheinland in Geschichten und Sagen, mit Stahlstichen. II Bde. 8. Düsseldorf. A. Werbrunn.

Denn ob ich gleich der trefflichen Bearbeitung Simrock's hiemit durchaus nichts entzogen haben will, so ist doch die Verschiedenheit beider Werke (das Simrocksche bildet die VI. Section in dem Wigandschen Prachtwerke: das malerische Deutschland) so groß, daß beide ganz bequem neben einander bestehen und empfohlen werden können. Allerdings dürften die Stahlstiche der Wigandschen Redaction den Vorzug haben vor denen in dem Spitzschen Buche, auf der andern Seite empfiehlt sich letztres in seiner einfach beschreibenden Weise gar sehr dem Leser.

Wenden wir uns aber nunmehr zu den prosaischen Relationen preußischer Volkssagen, so stehen oben an die drei Bücher von J. D. H. Temme:

α) Die Volkssagen Ostpreußens, Litthauens und Westpreußens. 8. Berlin 1837. Nicolai.

β) Die Volkssagen der Altmark. Mit einem Anhang von Sagen aus den übrigen Marken und dem Magdeburgischen. 8. ebend. 1839. und

γ) Die Volkssagen von Pommern und Rügen. 8. ebend. 1840.

Herr Temme hat durchaus den Zweck der Forschung: er wollte, ohne dabei die Absicht, zugleich mit zu unterhalten, aus den Augen zu lassen, eine vollständige Sammlung der Local- und historischen Sagen jener Länder Preußens veranstalten, und ist deßwegen mit dem größten Fleiße, wie sich das aus seiner Vorrede zu Nr. α, S. XV f., zu Nr. γ, S. XIX f. ergiebt, die ältesten Chroniken ꝛc. durchgegangen, hat jede einzelne Sage mit Angabe der Quellen, woher sie genommen, kurz und bündig dargestellt, und giebt so dem Historiker Werke in die Hand, welche unbedingt treffliche Nachahmungen Grimm's zu nennen sind und die der deutsche Alterthumsforscher durchaus nicht entbehren kann, da sie zu allen Untersuchungen über ältre Sitte und Gewohnheit jener Länder geradezu unentbehrlich geworden sind. Hier nur noch einige Bemerkungen. Hr. Temme spricht in β, S. 4 f. auch über die Entstehung der berühmten Rolandssäulen und ihr Vorhandensein in vielen Städten Preußens; eben so Weihe in dem gleich anzuführenden Buche I, S. 19 f. über den Roland zu Stendal. Will Jemand eine genauere Untersuchung über diesen interessanten Punct, das Palladium der alten norddeutschen Städte, anstellen, ob sie von den Denkmälern des tapfern Paladins Roland, wie man deren im Süden Europa's überall trifft, nach dem Norden übergegangen sind, oder von den alten Deutschen (Grimm deutsche Mythol. S. 692 vergleicht sie deßhalb mit den Irmsäulen), die ihren wackersten Kämpen Bildsäulen errichteten, herkommen, oder endlich nur eine Personification der Rache, also = Rügland von rügen (Rüglandssäulen) sind; so findet er die betreffende Litteratur hierüber zusammengestellt bei Michel Chanson de Roland p. 87, 316 und Reiffenberg Souvenir d'un pélérinage en l'honneur de Schiller. Bruxell. 1839. 8. p. 74 sq., wie ich denn auch in meiner Litt.-Gesch. Sagenkreise a. a. O. S. 295 das, was im südlichen Europa an Denkmälern über den Carolingischen Roland bekannt ist, zusammengebracht habe.

Es kann hier natürlich nicht der Ort sein, die einzelnen gut erzählten Sagen hervorzuheben, daher bemerke ich nur, daß nur wenige unpassende Geschichten aufgenommen sind, wie in Nr. γ die 57. Sage von Napoleon und dem Teufel, die doch nichts als einfacher Volkswitz ist, also nicht in dieses Buch gehört, Nr. β die 74. vom alten Ziethen und Nr. α die 155. vom alten Dessauer. Außerdem hat Hr. Temme noch Mehreres über alte Sitte und Aberglauben hinzugefügt, wodurch nicht allein Fr. L. F. v. Dobeneck Des deutschen Mittelalters Volksglauben u. Heroensagen; II Bde. 8. Berlin 1815, sondern sogar Manches in Grimm's

deutscher Mythologie vervollständigt wird. Wie wichtig diese Artikel sind, mögen die Namen derselben zeigen. Hr. Temme nämlich spricht in Nr. α, S. 255 f. von den litthauischen Hochzeitsgebräuchen, dem Speckopfer, den Barstucker, Schlangen, Wachholderbäumen, der Diebsentdeckung, dem Seelentisch, Bockheiligen, Viehaustreiben, Hexen, Beschwören, Nachtwandeln, Blutaussagen, den bedeutungsvollen Tagen, Anzeigen, sympathetischen Curen und Todtenurnen rc., in Nr. β überhaupt von S. 71—90 von den abergläubischen Meinungen und Gebräuchen in der Altmark und endlich in Nr. γ von denen in Pommern und Rügen (v. S. 338 f.), von den Fischer- und Schiffermeinungen und Gebräuchen und dem Tonnenabschlagen auf dem Darß. Kurz diese drei Bücher sind ein wahres Repertorium alter Sitte und Sage und für den Laien und Gelehrten von gleichem Interesse und Werth.

An vorhergehendes Werk schließt sich nun ein zweites an, welches die Specialsagen der alten Stadt Stendal in der Altmark bespricht, nämlich:

E. Weihe: Die Sagen der Stadt Stendal in der Altmark. 8. II Bdchen. 3. durchgesehene Aufl. Tangermünde 1840. Doeger.

Hr. Weihe theilt im Ganzen 27 einzelne Sagen aus der Vorzeit seiner Vaterstadt mit und vervollständigt sonach Hrn. Temme, der in Nr. β überhaupt 8 über Stendal selbst und dann noch 6 über die nächste Umgegend dieser Stadt mitgetheilt hatte. Da sein Plan mehr Spielraum für historische Bemerkungen gestattete, so hat Hr. Weihe auch mit besondrer Belesenheit aus den alten Chroniken fast immer ziemlich sicher den Ursprung und die Geschichte der einzelnen von ihm mitgetheilten Sagen nachgewiesen, überhaupt die Alterthümer der Stadt Stendal auf eine höchst fleißige Weise ans Licht zu stellen gesucht, so daß auch sein Werk ein trefflicher Beitrag zu der preußischen Sagengeschichte genannt werden darf. Nur ein einziges Mal läßt er den Alterthumsforscher im Stiche, er handelt nämlich Bd. II, S. 153 f. von den Namen der alten preußischen Biere und bemerkt, daß das berühmte stendalsche Bier, Taubentanz genannt (Hr. Weihe sagt, er wisse den Ursprung dieses Namens nicht zu deuten), hieher aus Flandern gekommen sei, wie sich aus dem noch daselbst vorhandnen Bildnisse eines alten Königs oder Malzgrafen mit folgender Unterschrift ergebe:

Camprinus im Leben ward ich genannt
Ein König in Flandern und Brabant,
Aus Gersten hab' ich Malz gemacht,
Und das Bierbrauen daraus erdacht;
Drum können die Herren Brauer mit Wahrheit sagen,
Daß sie einen König zum Meister haben.
Trotz komm' ein ander Handwerk her,
Und zeig' uns dergleichen Meister mehr.

Es fragt sich nämlich, wer denn dieser Herr König Camprinus, oder wie man ihn auch schreibt, Gambrinus, gewesen sei und trotz dem, daß mancher deutsche Gelehrte diesem herrlichen Manne auf diese Weise sein tägliches Labsal verdankt, hat sich doch bis jetzt noch Keiner die Mühe gegeben, zu untersuchen, was es denn mit diesem König der Brauer eigentlich für eine Bewandtniß habe. Denn weder Beckmann in seiner trefflichen Geschichte der Anwendung des Hopfens zum Bierbrauen (Beitr. z. Gesch. d. Erfindungen Bd. V, S. 206—234), noch Poppe in seiner Geschichte der Erfindungen (Stuttgart 1837. 8) S. 66 f., noch Meibom. de Cerevis. Veter. bei Gronov. Thes. Antiq. Graec. T. IX, p. 548 sq., und Barth Adversar. p. 2706, 2321, und die Intpp. zu Tacit. German. c. 23 haben irgend etwas von diesem Manne gesagt. Es fragt sich nun, ob unter ihm gemeint ist jener Gambrivius, der Sohn des deutschen Königs Marsus und angebliche Gründer der Stadt Cambray und Hamburg, von dem Zedler (Univ.-Lex. Bd. X, S. 230 nach Aventin. Ann. Bojor. I, 6, 11) gesprochen hat. Dieser Gambrivius soll nun aber die Isis zur Frau gehabt haben und könnte, da er 1730 v. Chr. gelebt hat, recht gut die Erfindung des Biers vom Osiris, der ja nach Diod. Sic. I, 20 dasselbe zuerst gebraut haben soll, gelernt haben. Nach Busch Handb. d. Erfindungen Bd. II, S. 258 soll diesen Gambrivius auch schon Fabricius Bibl. Antiq. p. 585 für den Erfinder gehalten haben, allein ich gestehe, daß ich die Stelle da nicht finde. Wie dem auch sein mag, gewiß ist, daß „Gambrinus" aus „Gambrivius" verdorben ist, wenn auch Letztrer selbst durchaus mythische Person sein mag, und ich überlasse es Andern, den Zusammenhang dieses fabelhaften Königs mit der Erfindung der Brauerei näher zu untersuchen. Uebrigens wäre zu wünschen, daß Hr. Weihe künftig auch das erste Bändchen seiner Sagen in Prosa umarbeitete, wie das zweite: der gewöhnliche Leser würde nichts verlieren, der Alterthumsfreund aber nur gewinnen. Was das Aeußre des Buches angeht, so ist Druck und Papier gut und die beiden beigegebnen Abbildungen des Marktplatzes und des Rolands zu Stendal nicht mißlungen. Eine andre Ergänzung oder Fortsetzung der Temmeschen Sagen von Litthauen ist aber:

K. W. Woycicki: Polnische Volkssagen und Mährchen. Ins Teutsche übersetzt von Fr. H. Lewestam. 8. Berlin 1839. Schlesinger.

Dieses Buch, dessen Original bereits in den Blättern f. litter. Unterh. 1839, 13. Januar rühmliche Anerkennung gefunden hat, hat ein Bedürfniß ausgefüllt, welches schon Grimm in seinen Anmerkungen zu den Kindermährchen S. 431 fühlte, nämlich es zeigt uns zuerst, welche Fülle von höchst poetischen Mährchenstoffen Polen in sich faßt. Allerdings sind mehrere der hier mitgetheilten Mährchen bereits

bekannt, wie z. B. Bd. III, Nr. 3 Knüppel 'raus offenbar eine Version des deutschen Mährchens (Nr. 36 bei Grimm) vom: Tischchen deck dich, Goldesel und Knüppel aus dem Sack ist, nur daß in jenen statt der ersten beiden Zauberdinge ein Widder, aus dessen Vließ lauter Ducaten herabfallen, und ein Hühnchen, das lauter goldne Eier legt, vorkommen. Indessen giebt es mehrere ächt slavische, sowohl gut erzählte, als auch in den, jedes der drei Bücher, in welche das ganze Werk eingetheilt ist, begleitenden Noten erläuterte Mährchen darin, so von dem Pesttragen, dem Hasenherzen, dem Geiste Boruta, dem polnischen Faust Twardowsky, dem Glasberg, der Kröte rc., die wohl mit den besten deutschen einen Vergleich aushalten dürften, jedenfalls weit besser sind, als die von Dietrich und neulich von Vogt mitgetheilten russischen Volksmährchen.

Verlassen wir nun aber Polen und gehen heraufwärts in den südlichen Theil von Preußen, so können wir nicht mit Stillschweigen übergehen:

H. Gödsche: Schlesischer Sagen-, Historien- und Legendenschatz. IV Hefte. 8. Meißen 1839. Gödsche.

Diese Sammlung ist der Temmeschen ihrer Anlage nach ziemlich ähnlich, nur daß sie nach den einzelnen schlesischen Städten eingetheilt ist, von jeder einzelnen erst eine kurze historisch-tabellarische Uebersicht ihrer Schicksale, dann Untersuchungen über den Ursprung derselben und hierauf die verschiednen jede Stadt betreffenden Sagen erzählt, dabei aber allerdings nie die historischen Quellen anführt, aus denen Hr. Gödsche geschöpft hat. Ob nun dieses wohl von der wissenschaftlichen Seite betrachtet ein kleiner Mangel ist, so hat doch die ganze Manier der Relation das offenbare Gepräge fleißigen Quellenstudiums und kann man auch diese Sammlung als einen trefflichen Beitrag zur preußischen Stadt- und Adelssagengeschichte ansehen. Die interessantesten darunter sind die, welche von der Geschichte der gräflich Schafgotschischen Familie handeln, so wie unter andern die von dem wilden Jäger zu Freistadt, weil letztre durchaus von der gewöhnlichen Sage abweicht, indem hier das Motiv des ewigen Ritters ein ganz andres ist, aber auch die Scenerie der Begebenheit als durchaus verschieden von der in ihren verschiednen Versionen von Grimm (deutsche Mythol. S. 524 f.) und mir (Litt.-Gesch. Bd. III, 1. Sagenkreise S. 64 f.) besprochnen Mythe erscheint. Dem Buche kommt übrigens eine gewählte, fließende Sprache, auch das Aeußre zu Statten, die 4 beigegebnen Lithographien hätten aber füglich wegbleiben können.

Eine weitre Fortsetzung der preußischen Volkssagen bilden aber noch:

K. v. Reinhard's Sagen und Mährchen aus Potsdams Vorzeit. 2. Aufl. Potsdam 1841. Stuhr. 8.

Der Hr. Verfasser bietet uns hier 32 einzelne Sagen über Potsdam und seine Umgebung, die allerdings ihrer ganzen Anlage nach mehr zu angenehmer Unterhaltung, als zu wissenschaftlicher Untersuchung bestimmt scheinen. Sie sind in einer ungemein zarten Erzählungsweise höchst angenehm vorgetragen. Schon die Einkleidung der Ursachen, welche diese Sammlung ins Dasein riefen, ist höchst sinnig, da sie mit mehrern der im Buche selbst vorkommenden Sagen zusammenhängt. Der Verfasser erzählt nämlich, wie er einst vor dem Jahre 1812 in einer verlaßnen und halb verfallnen Mühle vor dem Unwetter Schutz gesucht und dort eine alte Greisin emsig spinnend angetroffen habe, wie er später noch oft diesen Ort besucht und ihm von derselben eben die Sagen, welche er nachher mittheilt, erzählt worden seien. Aus diesen ergiebt es sich aber, daß eben das geheimnißvolle Wesen, welches gerade in den meisten derselben gewöhnlich ein freundliches Einwirken auf die Schicksale der Einzelnen ausübt, jene Alte, die Spinnerin selbst gewesen sein muß, mit welcher der Verfasser Bekanntschaft machte. Neben dieser kommt in mehrern Sagen noch eine zweite sehr ansprechende Person vor, nämlich ein alter Jäger Richter, der niemals fehlt, aber nicht dem Verführer Caspar im Freischützen, sondern eher dem treuen Eckart oder dem alten Natty Bumppro Cooper's ähnlich ist. Mit einem Worte, ob ich gleich mit der Sagengeschichte Potsdams wenigstens insoweit nicht vertraut gnug bin, um sagen zu können, ob Hr. v. Reinhard diese beiden Hauptrollen seines Buches völlig erfunden hat, die gewisse Ueberzeugung habe ich, daß Niemand das Buch, wenn er ein Paar Seiten gelesen hat, wieder aus der Hand legen wird, ohne es bis zum Ende zu verfolgen.

Wenden wir uns aber nunmehro zu zwei Provinzen, die erst in neuerer Zeit zu dem großen preußischen Königreiche hinzugekommen sind, so zeichnen sich zuerst aus:

E. Weyden: Kölns Legenden, Sagen, Geschichten, nebst Volksliedern, Schwänken, Anekdoten, Sprüchwörtern. Köln 1839. 8. (Bis jetzt IV Hefte.)

vorzüglich wegen der Anregung, die der Bau des dasigen Domes in neuster Zeit wiederum erfahren hat. Es versteht sich von selbst, daß die meisten alten Geschichten über die ersten Baumeister desselben nicht weggelassen sind, noch weniger die von den Bischöfen, die wesentlich das ungeheure Unternehmen unterstützt haben. Natürlich ist auch S. 21 f. erzählt, wie der Heimonssohn Reinold selbst mit unter den dasigen Arbeitern auftrat, aber von seinen neidischen Ka-

meraden ermordet wurde. Indessen hätte hier durchaus eine beßre Quelle benutzt werden müssen, weil Bolland l. l. selbst sagt: „Fueritne Haymo aliquis Caroli M. affinis qui quatuor habuerit filios, fabulosis pridem libris cantatissimos, non est laboris pretium hic disputare; neque an ex eo numero noster hic Reinoldus extiterit.“ Nichtsdestoweniger scheint die Sage bloß nach der Tradition erzählt zu sein, denn das, was im Martyrologium Usuardi. Venet. 1745. fol. Auct. 7. Jan. p. 17 u. in d. Bolland Act. SS. Antverp. 7. Jan. T. I. p. 385—387, sowie in dem französischen Roman des Quatre fils Hymon hierüber steht, mußte, da es wesentlich von einander verschieden ist, hier kritischer, als es geschehen ist, gesichtet, und wo möglich vereinigt werden. Besser ist das, was über des Albertus Magnus geheimnißvolles Treiben zu Köln erzählt wird, recht gut aber die Geschichte von dem Auszuge der Heinzelmännchen aus Köln, wodurch vorzüglich das, was Keightley Mythologie d. Feen und Elfen, Bd. II. S. 33 f. darüber bemerkt hat, vervollständigt wird. Endlich kann ich nicht umhin, noch auf die Volkslieder in kölnischer Mundart, die hier mitgetheilt sind, aufmerksam zu machen, weil in ihnen ein so frisches Leben und ein so gesunder Witz angetroffen wird, daß sie wirklich der Aufbewahrung werth scheinen. Am besten ist S. 4 f. das Spottlied auf den Einzug der Franzosen in Köln und ihre Assignaten. Die Sprüchwörter, welche schließlich noch angehängt sind, ermangeln gleichfalls des derben, treffenden Witzes nicht, sind aber zuweilen etwas schwer zu verstehen und machen für Deutschland den Mangel eines durchaus gnügenden Werkes über die deutschen Sprüchwörter und ihren Ursprung um so fühlbarer, als „J. Eiselein's Sprüchwörter und Sinnreden des deutschen Volkes in alter und neuer Zeit. Zum erst. Male a. d. Quellen geschöpft, erläutert u. mit Einleitung versehen. Freiburg 1840. 8.“ zwar die frühere, etwas oberflächlichere Arbeit Körte's (die Sprüchwörter der Deutschen. Leipzig 1837. 8.) hierüber in Schatten gestellt hat, aber doch noch nicht ein so umfassendes und gelehrtes Werk zu nennen ist, wie das, was uns jetzt Leroux de Lincy über die Sprüchwörter Frankreichs dargeboten hat in seinem Livre des proverbes français. Paris 1842. II Voll. 8. Die zweite Provinz aber, welche Preußen erst seit dem letzten Kriege vollständig gewonnen hat, sowie die angrenzenden Gegenden umfaßt noch:

L. Bechstein's Sagenschatz und Sagenkreise des Thüringerlandes. IV Bdchen. 8. Hildburghausen 1835. Kesselring.

Auch diese Sammlung, welche somit in dieser Uebersicht den Schlußstein des ganzen preußischen Sagenschatzes bildet und die Sagen von Eisenach und der Wartburg, vom Hörselberg, Reinhardsbrunn (Bd. I.), von Thüringens Frühzeit, von Ohrdruff und dem Inselberge (Bd. II.), von den drei Gleichen, dem Schneekopf und Henneberge (Bd. III.), dem Kyffhäuser und der güldnen Aue, dem Werragrunde, von Liebenstein und Altenstein und Steinbach (Bd. IV.), letztre aber in dem dort gebräuchlichen Volksdialekt liefert, schließt sich auf ehrenwerthe Weise der Temmeschen Manier der Sagenerzählung an und steht dieser nur darin nach, daß Hr. Bechstein es nicht für passend hielt, die Quellen, aus welchen er schöpfte, näher anzugeben, sondern sich mit der einfachen, ungeschminkten Relation des von ihm gesammelten Sagenmaterials begnügte. Daß aber Hr. Bechstein nicht etwa bloß aus mündlicher Tradition seine Sammlung gemacht hat, beweist nicht allein die genaue Uebereinstimmung der meisten von ihm mitgetheilten Sagen mit der Relation der ältern deutschen Chronisten jener Gegenden, die ich theilweise verglichen habe, sondern auch die ganze Darstellungsweise und endlich auch die Sorgfalt, mit der er Bd. III. S. 70 f. das alte Geislerlied (verschieden von dem in Wolf's Hist. Volkslieder S. 607 f. mitgetheilten) und Bd. I. S. 141 f. das Lied vom Danheiiser (sic!), das in mehrern verschiednen Redactionen existirt, wie ich in meiner Litt.-Gesch. Bd. II. 2. S. 1010 bewiesen habe, aus seiner reichen Sammlung von alten Volksliedern und fliegenden Blättern hat abdrucken lassen. Was nun die Sagen, die er uns geboten hat, selbst betrifft, so ist wirklich der erstaunenswerthe Fleiß nicht gnug anzuerkennen, mit dem er Alles, was nur irgend möglich war, zusammengebracht hat, was man besonders bei den Friedrich Barbarossa betreffenden Sagen wahrnehmen kann. Ueberhaupt sind diese die ansprechendsten, etwa die von den venetianischen Goldsuchern, über die vorliegendes Buch viel Licht verbreitet, ausgenommen, vorzüglich wenn wir an die höchst poetische Mythe von dem einstigen Wiederauferstehen dieses edeln Vorkämpfers deutscher Freiheit zur Zeit der Bedrängniß derselben denken, die ich mit den ähnlichen Sagen von der einstigen Wiederkehr des Apostels Johannes, der peruanischen Ynkas, des hörnernen Siegfried's, Karl's des Großen, Königs Arthur, Oger's des Dänen und den drei Befreiern der Schweiz verglichen habe in meiner Litt.-Gesch. Bd. III. 1. Sagenkreise S. 341.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 158. 5. Juli. 1842.

Uebersicht.

Was ist in Deutschland während der letzten zehn Jahre im Gebiete der einheimischen und fremden Sage geleistet worden?

(Schluß.)

Schließlich ermangle ich nicht, noch auf die dem dritten Bande vorgedruckte Abhandlung über den ethischen Werth der deutschen Volkssagen aufmerksam zu machen, weil mehrere sehr richtige Ansichten und Winke über die Bearbeitung dieses Zweiges darin gegeben sind. Ueberhaupt kann man Hrn. Bechstein für seine hier besprochne Sammlung nur dankbar sein, da sie eine bisher höchst fühlbare Lücke ausgefüllt hat, wenn es ihm nur gefallen hätte, die Angabe der Quellen mit zu berücksichtigen. Von demselben Verfasser sind zu erwähnen:

Die Volkssagen, Mährchen und Legenden des Kaiserstaates Oesterreich. Gesammelt und herausgeg. v. L. Bechstein. 8. Leipzig 1841. Bis jetzt drei Hefte.

Obwohl in der Vorrede nichts Näheres über den Umfang, den das Werk haben wird, mitgetheilt ist, so liegt es doch klar am Tage, daß derselbe den der thüringischen Sagen desselben Verfassers bei Weitem übersteigen muß, denn soweit wir das bis jetzt Erschienene seinem Inhalte nach übersehen können, finden wir nur die Sagen von der Stadt Wien, von Gastein, von Salzburg und seiner Umgebung, sowie einzelne aus Böhmen, Ungarn, Slavonien, Dalmatien und Kroatien mitgetheilt, so daß eigentlich kaum der achte Theil nur von dem mir bekannten Material verarbeitet ist, und ich kann nicht glauben, daß Hr. Bechstein bloß eine Auswahl seines gesammelten Sagenschatzes geben wollte, da er mehrere Sagen sogar in verschiednen Versionen mittheilt (z. B. S. 8 f. von dem Stock im Eisen und S. 34 f. von der Spinnerin am Kreuz). Die interessantesten sind übrigens die von dem Stephansthurme zu Wien, sowie von dem Untersberge bei Salzburg, wo bekanntlich der Kaiser Friedrich Barbarossa ebenfalls sitzen und auf seine Erlösung warten soll. Letztre hätten allerdings durch das, was im Morgenblatt 1841. Decbr. Nr. 20 f. über den Untersberg mitgetheilt wurde, sowie durch einen Abdruck des alten Buches, welches angeblich bereits 1529 Lazarus Aigner oder Gitschner, Diener des Stadtschreibers zu Reichenhall, gleich nach seinem Besuche in diesem Berge niedergeschrieben hatte, und auch von Maßmann „Der Untersberg bei Salzburg. München 1831. 8." wieder aufgenommen worden ist, vervollständigt werden können. Bei den Sagen über die Stadt Salzburg selbst vermisse ich die über den dort erfolgten, mit sonderbaren Umständen begleiteten Tod des bekannten Doctors Theophrastus Paracelsus von Hohenheim. Was das Aeußre des Buches, in welches auch ohne Noth fremde poetische Darstellungen einzelner Sagen aufgenommen sind, betrifft, so ist Sprache und Composition, wie man sie von Hrn. Bechstein erwarten kann, und die beigegebnen zwei Stahlstiche des Schloßes Greiffenstein und Mölk zwar nicht sehr fein, aber doch auch nicht mißlungen zu nennen.

Es bleibt mir jetzt bloß noch übrig, mit einigen Worten noch einiger Bücher deutscher Gelehrten zu gedenken, welche fremde Sagen auf den Boden und in die Sprache unsers Vaterlandes verpflanzt haben. Ich beschränke mich indessen hier auf Frankreich und Italien vorzüglich. Auf erstres Land erstrecken sich:

a) H. A. Keller: Altfranzösische Sagen. II Bde. 8. Tübingen 1839—40. Osiander

Herr Keller, dessen vertraute Bekanntschaft mit der altfranzösischen Litteratur hinlänglich mit seiner Ausgabe des Roman des VII Sages documentirt ist, hat bereits durch treffliche Recension der alten Texte altfranzösischer Romane sich verdient gemacht, wie er denn neulich erst für seine nähern Freunde ein Stück des: Roman dou Chevalier au Lion (Bruchst. a. e. Vaticanisch. Handschr. herausgeg. v. A. Keller. Tübingen, gedr. b. L. Fues. 1842. 8.), welches wesentlich von der im Mabinogion. Lond. 1838. T. II. p. 134—214 (über den Roman selbst s. meine Litt.-Gesch. Bd. III. 1. Sagenkreise S. 215 f.) mitgetheilten Redaction des vollständigen Chevalier au lion (Iwain) des Chretien de Troyes abweicht, in wenig Exemplaren mittheilte. Und nun bietet er uns die vorliegenden Uebertragungen acht altfranzösischer Romane: nämlich Bd. I. die Geschichte von Havelok dem Dänen, über deren nordische Quelle ich in meiner Litt.-Gesch. Bd. II. 2. S. 1029 gehandelt habe, ferner die von Karl's des Großen Zügen im Morgenlande

(s. meine Litt.=Gesch. Bd. III. 1. S. 292), von Roland (s. ebend. S. 296 f., wo ich gezeigt habe, daß 7 altfranzösische Redactionen des Chanson de Roland existiren), und von König Wilhelm von England. Bei letzterm Gedichte sagt Herr Keller nur, daß er es nach einer Abschrift Uhland's bearbeitet habe, nicht aber von wem es herrühre. Es ist dies aber der berühmte Roman de Guillaume d'Angleterre des bekannten Chretien de Troyes, der zu Anfange der Handschr. von sich sagt:

> Crestins se veut entremetre
> Sans nient oster et sans nient metre
> De conter un conte par rime
> U consonant u lionime.

Das Gedicht selbst ist zwar noch nicht herausgegeben, aber bereits analysirt in der Hist. litt. de la France T. XV. p. 221—235, über die Quelle desselben aber nachzusehen meine Litt.=Gesch. Bd. III. 1. S. 254. Der zweite Band enthält die Legende vom H. Brandan und seinen Reisen, über die ich in meiner Litt.=Gesch. Bd. II. 2. S. 136, 790, 1077 gesprochen habe, dann Robert den Teufel nach dem französischen versificirten Romane, von dem ich ebend. S. 629 f. cf. Bd. III. 2. S. 355 gehandelt habe, hierauf ein französisches Fabliau Dou prestre con porte nach Barbazan et Méon Fabliaux T. IV. p. 20 sq. (auch b. Legrand d'Aussy Cont. et Fabl. T. IV. p. 275 sq. analysirt), worin beschrieben wird, wie ein Priester, welchen ein Ehemann bei seiner Frau trifft, von diesem getödtet und sein Leichnam von einem Nachbar zum andern, um nicht in seinem Hause getroffen zu werden, geschmuggelt wird, ganz wie in der Geschichte des kleinen Buckligen in d. 1001 Nacht (Bd. III. S. 121 f.), der an einer Fischgräte erstickt, auch von Einem zum Andern geschafft wird, am Ende aber wieder zum Leben kommt. Aus letztrer Geschichte gingen noch, außer einer Erzählung in der Geschichte der VII weisen Meister (s. Loiseleur Deslongchamps Essai sur les fabl. Ind. p. 157 sq.), drei andre französische Fabliaux hervor, nämlich Durand's Les trois Bossus (b. Barbazan T. III. p. 245 sq. u. Legrand T. IV. p. 257 sq.), woraus wieder des Hugues Plancele Estourmi hervorging (b. Barbazan T. II. p. 452 sq. u. Legrand T. IV. p. 256 sq.), das anonyme Fabliau du segretain moine (b. Méon T. I. p. 242 sq. u. Legrand T. IV. Suppl. p. 1 sq.), und des Jean le Chapelain Sacristain de Cluni (b. Barbazan T. I. p. 242 sq. Méon Nouv. Recueil T. I. p. 318 sq. Legrand T. IV. p. 266 sq.), ebenso auch unter den Novellen Masuccio's I, 1 und bei Straparola Notte V. nov. 3, sowie in der englischen Redaction der Gesta Romanorum c. 31 (s. Douce Illustr. of Shakesp. T. II. p. 370 sq. Swan Gesta Rom. T. I. p. LXXVIII sq.), nicht ganz unähnlich der in den gewöhnlichen Gest. Rom. c. 69 stehenden Geschichte, womit Swan l. l. p. LXXXI vergleicht die Geschichte The faire lady of Norwich (in Heywood History of Women p. 253) bei Blomefield Hist. of Norfolk T. III. p. 647, die mehrmals auch poetisch bearbeitet wurde, ich aber noch hinzufüge das altenglische Werk The merchant and the friar (b. S. Fr. Palgrave Truth and fictions of the middle age. Lond. 1837. 8. s. a. Edinb. Rev. 1838. Jan. nr. 134. p. 465 sq.). Die letzte Erzählung in H. Keller's Buch ist aber die Geschichte des Partenopex de Blois, als deren Verfasser jetzt von Paulin Paris Mss. franç. de la bibl. du Roi T. III. p. 75 der bekannte Trouvere Denis Piramus nachgewiesen ist. Ich habe über diese Sage, welche offenbar aus des Apulejus Mythe vom Amor und der Psyche hervorgegangen ist, und ihre Verbreitung in meiner Litt.=Gesch. III. 1. Sagenkreise S. 380 f. gehandelt und ebend. antike Sagen §. 7 nachgewiesen, daß eine ähnliche Mythe in des Aimé de Varennes Roman de Florimont eingerückt ist. Was endlich das Aeußre des Buchs betrifft, so verdient dieses ebensoviel Lob als das Innre, und es ist nur zu wünschen, daß der Hr. Verfasser bei seinem Bestreben, die französischen Romane des Mittelalters bei uns einzubürgern, verharre und gehörige Aufmuntrung finde. Das zweite Buch, welches hieher gehört, ist aber:

β) Das Historienbuch des Jongleur. Altfranzösische Novellen. Herausgeg. von O. L. B. Wolff. 8. Stuttgart 1834. [Auch in d. Maja. Bibliothek neuer Originalnovellen Bd. IV.]

Herr Wolff hat hier mit seiner gewohnten Gewandtheit vier Sujets bearbeitet, nämlich: *α.* das Gottesgericht; *β.* der kleine Page; *γ.* von dem Mönch, den der heilige Petrus liebte; und *δ.* das verhängnißvolle Veilchen, und dadurch eine sehr interessante Lectüre, vorzüglich durch Nr. *β* und *δ* gewährt, allein durchaus versäumt, in einer Vorrede auch nur mit einem Worte der von ihm benutzten Quellen zu gedenken. Dem Titel nach scheint es eine Uebersetzung zu sein von: „L'Historial du Jongleur. Chroniques et légendes françaises publ. p. T. Langlé et E. Morice. Paris 1829. 8."; allein letzres Buch kenne ich selbst nicht und weiß daher nicht, ob dasselbe darin steht, was Wolff hier mittheilt. Von Nr. *α* kann ich die Quelle nicht angeben, vermuthe aber, daß diese irgend ein französisches Fabliau ist; Nr. *β* ist offenbar eine Bearbeitung des berühmten Prosaromans von Ant. de la Sale, Le petit Jehan de Saintré et de la dame des belles cousines, von dem ich in meiner Litt.=Gesch. Bd. III. 1. Sagenkreise S. 393 f. gehandelt und gezeigt habe, daß darin ein Liebesabenteuer aus der Jugend des durch seine Tapferkeit gegen die Engländer berühmt gewordnen Seneschalls von Maine und Anjou Jehan de Saintré berichtet wird, über welchen letztern Leroux de Lincy Prov. franç. T. II. p. 13 ein altes Sprüchwort mittheilt, das so lautet:

Quand vient à un assaut
Mieux vaut Saintré que Boucicaut
Mais quand vient à un traité
Mieux vaut Boucicaut que Saintré.

Nr. γ ist eine metrische Uebersetzung im Legendenton eines französischen Fabliau v. J. 1308 des Dichters Jehan de Boves zu Abbeville und berichtet eine kölner Legende; Nr. δ endlich ist eine recht nette Bearbeitung des bekannten französischen Roman de la Violette, der Quelle des Shakespeareschen Cymbeline und der Weberschen bekannten Oper Euryanthe, über deren Verbreitung ich in meiner Litt.-Gesch. Bd. III. 1. Sagenkreise S. 374 f. gehandelt habe. Man sieht, das Buch enthält manches Interessante und kann daher als angenehmes Unterhaltungsbuch wohl empfohlen werden.

Ehe ich nun diesen Artikel schließe, muß ich noch zweier Unternehmungen gedenken, die in jeder Beziehung unsrem Vaterlande Ehre machen und auf das Verdienst, die ältre ausländisch Novellistik mit Glück auf Deutschlands Boden verpflanzt zu haben, gerechten Anspruch machen können. Es sind dieses aber

α. E. v. Bülow: Das Novellenbuch oder hundert Novellen nach alten italienischen, spanischen, französischen, lateinischen, englischen und deutschen bearbeitet. Mit einem Vorworte von L. Tieck. IV Bde. 8. Leipz. 1834. Brockhaus.

Der Verf., der eben jetzt erst mit der Herausgabe einer Legendensammlung sich beschäftigt und von dem eine Uebersetzung des spanischen Dramas Celestine in diesem Augenblick unter der Presse ist, bietet uns hier eine Auswahl von 100 der besten ausländischen Novellen, von ihm mit großem Fleiße übersetzt, oder vielmehr bearbeitet, da er seines Publicums wegen alle nur irgend anstößigen Stellen seiner Originale umgehen mußte, und zwar italienische von Alamanni, Argelati, Bandello, Bargagli, Bottari, Erizzo, Ser Giovanni, Geraldi, Gozzi, Grazzini, Macchiavelli, Malespini, Mori, Motense, Rota, Sacchetti, Straparola und Tommasi; spanische von Avellaneda, der Donna Mariana Caravajal y Saavedra, dem Castillo Solorzano, Cervantes, Montalvan, Robles, Montemayor, Lope Felix Vega Carpio und der Donna Maria de Zayas y Sotomayor, sowie aus des Prinzen Manuel, Conde Lucanor. Französische bietet er uns mehrere anonyme, darunter die Geschichte vom Aucassin und der Nicolette, von Hugues le Roi, de Loquessoles, Madame Gomez und Retif de la Bretonne. Unter den lateinischen hat er zwei, die Geschichte vom Apollonius und des Aeneas Sylvius Lucrezia und Euryalus ausgehoben. Von den englischen giebt er uns Novellen von Aphra Behn, Thomas Delonay, Richard Head und Alexander Smith und endlich von den deutschen von Hans Kirchhof, Schnabel oder Gisander, Grimmelshausen (hier heißt er noch Greiffensohn v. Hirschfeld), Möser und Ursi.... Man kann leicht hieraus die Reichhaltigkeit des Buches erkennen, indessen läugne ich nicht, daß ich bedaure, daß den Herausgeber besondre Gründe veranlaßt haben, bei den Italienern u. A. Boccaccio, Brevio, Masuccio, Parabosco, Sabadino degli Arienti und vorzüglich die Cento novelle antiche übergangen zu haben; unter den Spaniern vermisse ich das oben bereits angeführte Buch des Hidalgo und die Patrañas Timoneda's, von denen wenigstens der Probe wegen etwas mitzutheilen war, von den Portugiesen ist Niemand genannt, und doch hätte Hr. v. Bülow sich verschaffen sollen des Gonç. Fern. Francosa Los contos e Historias de proveyto e exemplo. Primeira, secunda et tereeira parte. Lisboa 1585. 4. Am wenigsten sagt mir die Auswahl zu, die der Vf. bei den französischen Novellisten getroffen hat, warum er nicht erstlich die französischen Fabliaux, die Vorbilder des Boccaccio und der italienischen Novellendichter überhaupt mittheilte, dann aber wenigstens einige Novellen aus den Cent nouvelles nouvelles, dem Heptaméron, den Contes amoureux der Jeanne Flore, des Bonaventure de Periers Contes ou nouvelles recreations et joyeux devis (Amsterdam 1735. III Voll. 18), des Boisrobert unter dem Namen seines Bruders (Ant. le Metel, sieur d'Ouville) herausgegebnen Contes aux heures perdues ou le Recueil de tous les bons mots etc. (Paris. 1643 et 44. IV Voll. 8.), des Guilliaume Bouchet Serées (Rouen 1635. III Voll. 8.), des bekannten anonymen Buches Roger Bontemps en belle humeur (Amsterdam 1732. II Voll. 12.) und andere dergl. Sammlungen. Daß sich bei den Engländern wenig Passendes fand, wundert mich nicht, da diese überhaupt noch heute zu kürzern Novellen wenig Talent zeigen, jedoch hätte Hr. v. Bülow sich durch Bearbeitung einiger von Ellis, Rithen, Weber und Hartshorne mitgetheilten altenglischen Gedichte, die trefflichen Stoff boten, entschädigen können. Dasselbe würde ich ihm gerathen haben bei den Deutschen zu thun, wo er ebenso einige treffliche poetische Erzählungen deutscher Dichter vom 12.—15. Jahrh. hätte in Prosa umarbeiten können, da es auch hier an eigentlichen Novellisten fehlt, indem Pauli und Wickram viel zu kurze Geschichtchen und fast immer aus ausländischen Quellen liefern, geschickt angelegte Novellen aber erst mit der Insel Felsenburg beginnen, aus der er auch zwei mitgetheilt hat. Wie dem aber auch sein mag, wir können auch schon mit dem, was uns Hr. v. Bülow geboten hat, wohl zufrieden sein. Zudem sind in den, allen vier Bänden vorausgeschickten Einleitungen recht dankenswerthe litterarische Nachweisungen über das Leben und die Werke der benutzten Schriftsteller gegeben. Was aber Bd. III. S. XII f. über des Macchiavelli Belphégor, den bekanntlich auch Lafontaine in seinen Contes et nouvelles L. V. nr. 7 bearbeitet

hat, gesagt wird, nämlich es sei entschieden, daß diese Novelle nicht von Brevio, sondern von Machiavelli herrühre, dies ist nicht so gewiß, denn erstlich erschien sie zuerst unter Brevio's Namen (b. G. Brevio Rime e Prose. Rom 1545. 8.) als nov. IV und zweitens sagt auch der gelehrte Gamba Bibliogr. delle Nov. Ital. p. 132, daß allerdings noch mancher Zweifel hierüber herrsche, weil beide Redactionen von einander verschieden sind. Was nun aber das Süjet selbst betrifft, daß nämlich eine böse Frau sogar einem Teufel furchtbar sein könne, so hat nicht bloß Straparola Piac. Notte II. 4 dasselbe bearbeitet, sondern es findet sich auch in den Devis facétieux et Contes plaisans par le sieur du Moulinet. Paris 1829. 8. p. 205 eine ähnliche Geschichte: Un diable, menacé qu'on le marieroit s'il ne sortoit du corps d'un homme, en sortit, ce qu'il n'avoit voulu faire pour aucune conjuration ne menace, die Quelle der ganzen niedlichen Erzählung ist aber wieder orientalisch, nämlich die Geschichte vom Holzhauer und dem Geiste in dem türkischen Romane der 40 Viziere (übers. b. Loiseleur Deslongchamps, hieher s. MI jours p. 298 f.). In englischer Sprache hat man sie überdies noch zweimal dramatisirt, nämlich als: Grim the Collier of Croydon (Lond. 1602. 8.) und Belphegor or the Marriage of the Devil (ib. 1691. 8.). Eine andre Vermuthung des Hrn. v. Bülow Bd. IV. S. XVI, daß der altdeutsche Roman vom Ritter Galmy aus Bandello II. 44 geflossen sei, glaube ich in meiner Litt.-Gesch. Bd. III. 1 Sagenkreise S. 361 gnügend widerlegt zu haben. Da mir jedoch der Raum verbietet, meine Sammlungen hinsichtlich der übrigen einzelnen übersetzten Novellen noch weiter auszubeuten, so wende ich mich zu dem letzten Werke, welches ich hieherziehen zu müssen glaubte.

β. Bibliothek der Novellen, Mährchen und Sagen. Herausgegeben von Th. Echtermeyer, L. Henschel und K. Simrock. Bd. I—III. Quellen des Shakspeare. Bd. IV. Novellenschatz der Italiener. 8. Berlin 1831 u. 32. Fincke.

Es ist bekannt, wieviel in neuerer Zeit in England seit Douce Illustrations of Shakespeare (Lond. 1809. II Voll. 8.), der ältern Erklärer der Shakespeareschen Dramen gar nicht zu gedenken, geschehen ist, wie in neuerer Zeit eine Gesellschaft unter des wackern Collier Leitung zusammengetreten ist, welche unter dem Namen der Shakspeare Library bereits VI Bände der alten Quellen Shakespeare's zum Druck befördert hat, und darum muß es uns um so mehr freuen, wenn wir hier unter unsern Landsleuten einem Manne begegnen, der wie Simrock nicht allein durch die Uebersetzung der meisten italienischen und englischen Quellen von XIX Stücken Shakespeare's (Romeo und Julie, Hamlet, Maß für Maß, Mohr von Venedig, Kaufmann von Venedig, Cymbeline, die lustigen Weiber von Windsor, die gezähmte Keiferin, Ende gut Alles gut, viel Lärmen um Nichts, das Wintermährchen, die beiden Veroneser, was Ihr wollt, Pericles, Lear, Macbeth, wie es Euch gefällt, Locrine und Cromwell) sich höchst verdient um das Quellenstudium dieses größten aller Dramatiker neuerer Zeit gemacht hat, sondern auch durch seine Bd. III. S. 139—285 mitgetheilten Anmerkungen und Erläutrungen nicht bloß wichtige litterarische, sondern auch für die Kenntniß der Sittengeschichte des Mittelalters interessante Nachweisungen gegeben. Hr. Simrock hat fast überall das Richtige gefunden und ich beschränke mich nur auf eine einzige Bemerkung. Niemand, weder die englischen Kritiker, noch Hr. Simrock haben bisher gewußt, was denn die Originalquelle von Shakespeare's Alls Well that end's Well (Ende gut Alles gut) sein möge, da man längst darüber einig war, daß Boccaccio im Decam. III. 9 nur secundäre Quelle sein konnte: ich bemerke hier, daß die Grundlage desselben von mir in meiner Litt.-Gesch. Bd. III. 1. S. 377 f. nachgewiesen ist in dem altfranzösischen, jetzt nur noch in einer Prosaredaction vorliegenden Familienroman Le livre du très chevalereux comte d'Artois et sa femme, fille du compte de Boulogne (publ. pour la prem. f. p. M. F. Barrois. Paris 1837. 4.), wie sich Jeder durch die dort von mir gelieferten Beweise überzeugen kann. Im IV. Bande hat Hr. Simrock zwölf Novellen aus den Cento novelle antiche, 19 aus Boccaccio und 10 von Sacchetti mit gewohnter Gewandtheit übersetzt und somit gleichfalls einen höchst interessanten Beitrag zur Kenntniß der italienischen Novellistik geliefert, Hrn. v. Bülow's Buch aber, wo wie bemerkt Novellen aus erstren beiden Sammlungen fehlen, wesentlich ergänzt. Es ist daher nur zu wünschen, daß es Hrn. Simrock gefallen möge, seine Sammlung fortzusetzen und künftig auch dieser so treffliche Bemerkungen, wie er es in den ersten 3 Bänden gethan hat, beizufügen und er wird sich den Dank nicht allein der bloß Unterhaltung suchenden Lesenden, sondern auch aller Freunde der mittelalterlichen Romantik erwerben, denen dieses Buch hiemit bestens empfohlen sein mag.

So wäre ich denn zum Ende meiner Uebersicht dessen, was für die fremde und einheimische Sage bei uns seit den letzten 10 Jahren geleistet worden, gekommen und bemerke nur noch, daß ich durchaus darauf verzichte, vollständig Alles, was sonst noch hie und da in dieser Zeit über diesen Gegenstand geschrieben worden, hiemit berührt zu haben: ich wollte nur das Beste und Wichtigste geben, Unbedeutendes oder ganz Unwissenschaftliches habe ich absichtlich nicht erwähnt, mehrere Bücher aber, welche über österreichische, steierische und ungarische Sagen in diesen Ländern gedruckt wurden, sind mir troz aller Bemühung nicht zu Gesicht gekommen. Ueber die metrischen Bearbeitungen der sächsischen Sagen durch Ziehnert und Segnitz ein andermal und an einem andern Orte. Dr. Gräße in Dresden.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 159. **6. Juli.** **1842.**

Die vitale Theorie des Blutkreislaufes. Eine physiologische Abhandlung von Dr. W. Grabau. 8. 207 S. Altona 1841.

In dieser Schrift zeigt sich ein Streben, mit philosophischen Principien durch empirisches physiologisches Material sich hindurch zu bewegen. Man wird dabei einzelnen allgemeinen Aeußerungen des Vfs., wie derjenigen, womit die Vorrede beginnt: „Erfahrung ist der Boden der Naturwissenschaften, der Gedanke ist das Licht und die Wärme, ohne die der Boden unfruchtbar bleibt", leicht beistimmen, ohne sogleich den Schluß daraus zu ziehen, daß bei Behandlung des besondern Inhalts das Licht der Gedanken auch den empirischen Boden wirklich durchdrungen habe. Der Vf. trägt nämlich Gedanken in die Natur hinein, während die Natur ihre eignen Gedanken hat, die man ihr ablauschen soll, um ihre Vernünftigkeit zu finden. So ist es nun sehr wohl möglich, daß man sich in eignen ganz vernünftigen Folgerungen fortbewegt, die immer neben dem Gang der Natur hergehen, ohne ihn jemals zu berühren. Sehen wir indessen, wie der Verf. zu Werke geht. In einer kurzen Einleitung findet sich zuerst ausgeführt, daß die mechanische (Harveysche) Kreislaufstheorie eben nur Theorie und kein Factum sei, obgleich man sie gewöhnlich als ein Factum ansehe. Daß die Bewegung des Bluts durch mechanische Einwirkung des Herzens auf das Blut geschehe, liege über die Beobachtung hinaus, man sehe nur das Herz sich vergrößern und verkleinern und das Blut diesen Veränderungen entsprechend sich bewegen; allein daß hiebei das Herz das Active, das Blut das Passive sei, sei eine theoretische Voraussetzung, wogegen im Allgemeinen Folgendes vorzubringen sei: 1. Die mechanische Theorie ist nach den anatomischen Verhältnissen im Herzen nicht möglich. 2. Das Blut bewegt sich aus andern Gründen, nämlich weil es sich metamorphosirt, lebendig ist. Ein Mechanismus könnte dabei nicht einmal fördern, sondern nur Bewegung und Metamorphose stören. Dies ist des Vfs. vitale Theorie. 3. Die meisten Erscheinungen im Blutkreislaufe können nach der mechanischen Theorie nicht allein nicht erklärt werden, sondern widersprechen ihr auch. Mit der Durchführung dieser drei Hauptthemata beschäftigt sich nun der Inhalt des Buchs in 12 verschiedenen Kapiteln, in denen sich die zwei Dinge: Polemik gegen die Harveysche Circulationstheorie und dann Aufstellung der sogenannten vitalen Circulationstheorie mehr oder weniger parallel laufen. Bei einem in neuerer Zeit so reichhaltig durchgearbeiteten Gegenstande, wie die Lehre der Circulation, scheint es nicht schwer, das Treffende gegen die ältern Lehren und gegen diejenigen, welche noch in dem Geleise derselben fortgehen, auszusprechen, und so begegnet man auch in dieser Schrift vielen sehr richtigen Bemerkungen in diesem Betracht. Inzwischen wird nicht klar, ob der Vf., abgesehen von seiner philosophischen Betrachtungsweise, mehr historisch reproducirend oder selbstthätig schaffend erscheinen will. In dem Vorwort liest man: „Die mechanische Kreislaufstheorie hat sich fast unverändert aus der Vorzeit zu uns herauf erhalten. Man hat diese Lehre zwar theils im mechanischen Sinne weiter ausgebildet, theils durch Aufnahme sogenannter dynamischer Momente modificirt, doch im Grunde blieb es derselbe alterthümliche Bau, der seit zwei Jahrhunderten das allgemeine Zutrauen der Unerschütterlichkeit genießt." Hienach sollte man glauben, daß der Vf. es nun zuerst übernommen, uns die Irrthümer der Harveyschen Lehre und einen bessern Weg auf diesem Gebiete zu zeigen. Damit im Widerspruch aber gesteht der Vf. S. 33 selbst: „Im Allgemeinen kann diese vitale Begründung des Kreislaufs durch die Wechselbedingung seiner Momente nicht auf Neuheit Anspruch machen, obgleich ich im Einzelnen abweiche." Man findet aber hier den Autor nicht genannt, von dessen besserer Begründung der Kreislaufslehre der Vf. nur im Einzelnen abweicht. Den Sachkundigen aber wird es nicht schwer werden zu errathen, daß es C. H. Schultz „System der Circulation in der Thierreihe und beim Menschen" ist, dessen allgemeine Grundlagen dem Vf. überall vorschweben, ohne daß er dem Ganzen durch alle einzelnen Theile nachginge, weßhalb der Vf. oft in Besonderheiten befangen bleibt, die sich in jener Schrift völlig aufgelöst finden. Dies zeigt sich sogleich im 1. Kapitel, welches die Ueberschrift führt: Das Herz kann keine Pumpe sein. Mit Hilfe schematischer Figuren, welche auf 2 kleinen lith. Tafeln beigefügt sind, wird hier zu zeigen gesucht, daß die Herzklappen an den Vorkammermündungen nicht als Ventile wirken, woraus dann folgen soll, daß das

Herz nicht als Pumpwerk dienen könne. Hier scheint ein Streit mit einem Mißverständniß geführt zu werden; denn die Pumpkraft des Herzens, wenn sie überhaupt vorhanden wäre, ist nicht sowohl von der Gegenwart von Ventilklappen, die ja durch Schließung der Mündung mittelst Contraction ersetzt werden könnten, als vielmehr von der Expansivkraft der Herzwandungen, wodurch die Stempelwirkung des Pumpwerks erzeugt wird, abhängig. Hätte der Vf. also auch wirklich erwiesen, daß die Klappen des Herzens zur Schließung der Vorkammermündungen nichts beitrügen, so wäre damit noch nicht dargethan, daß das Herz keine Pumpkraft habe; die demselben allein deßhalb abgeht, weil keine den Saugstempel ersetzende Wirkung und auch nicht das entsprechende mechanische Verhältniß der Gefäßröhren da ist. Obgleich also der Vf. richtig zu zeigen intendirt, daß die mechanische Circulationstheorie ihre Mängel hat, so sind es doch nach seiner Meinung nicht sowohl die anatomischen, als vielmehr die physiologischen Verhältnisse des Herzens und besonders dessen Entwickelungsgeschichte, welche der Vf. gar nicht berührt, die dem reinen Mechanismus der Circulation entgegentreten.

Indem nun der Vf. seine vitale Circulationstheorie zu exponiren unternimmt, leitet er dieselbe mit „allgemeinen Vorbegriffen" über System, Polarität, Selbstthätigkeit des Organismus ein. Der Organismus ist System, er dirimirt sich in polarische Gegensätze, die von den elektrischen verschieden sind, aber ähnlich durch Synthesis des Differenten sich wieder vereinigen. Dadurch bildet sich die Selbstthätigkeit des Organismus von Innen heraus, die dann wieder mit der äußern Natur in Verhältniß tritt. Hier hätte der Verfasser einen Schritt weiter gehen und dieses Verhältniß als organische Erregung, durch Wechselwirkung organischer Elemente, entwickeln sollen, was für die ganze Lehre von Erfolg hätte sein müssen, insofern erst dadurch ein Uebergang aus den allgemeinen Formen zu dem besondern organischen Inhalt möglich wied. Weil nun der Vf. seine im Allgemeinen ganz richtigen Begriffe nicht im Besondern durchführt, so bleibt er überall bei einem abstracten Formalismus stehen, wodurch die Eigenthümlichkeit der organischen Differenzen am Ende doch nicht berührt wird. Der Vf. sucht das Wesen seiner vitalen Kreislaufstheorie in dem Gegensatze der beiden peripherischen Gefäßnetze in den Lungen und im Körper, viel mehr aber auf die in beiden Statt findenden entgegengesetzten Metamorphosen von Arterienblut in Venenblut und umgekehrt zu gründen. Diese beiden Gegensätze seien durcheinander bedingt, insofern sie ihre Einheit als Blutganzes haben und immer in einander überzugeben streben, und sich dadurch in entgegengesetzten Richtungen von den Lungen zur Körperperipherie und von der Körperperipherie zu den Lungen bewegen. Auf diese Art ist es nun, daß der Grund der Circulation in der Metamorphose: d. i. in der Umwandlung von Arterien- und Venenblut gesetzt wird. Dieser Ansicht entsprechen nun allerdings die von Schultz so sehr hervorgehobnen Erscheinungen der Attraction des Venenbluts und der Repulsion des durchs Athmen gebildeten Arterienbluts von den Lungen; so wie andrerseits die entgegengesetzten Erscheinungen der Attraction des Arterienbluts von den peripherischen Körpergefäßen, während hier zugleich eine Repulsion des sich bildenden Venenbluts Statt findet. Das Venenblut wird also gleichzeitig von der Körperperipherie repellirt und von der Lungenperipherie attrahirt; das Arterienblut von den Lungen repellirt und von der Körperperipherie attrahirt. Durch diese an beiden Polen wirkenden entgegengesetzten Kräfte wird das Blut so stark hin- und hergetrieben, daß sogar, wie Schultz (l. c. §. 159, 176.) gezeigt hat, die in entgegengesetzter Richtung durch das Herz gehenden Strömungen, ungeachtet der gleichen Contraction beider Kammern, sich dennoch ungleich schnell bewegen, je nachdem die peripherische Attraction und Repulsion entweder das Arterienblut oder das Venenblut schneller treiben. Diese mächtig wirkenden Erscheinungen haben dem Vf. vorgeschwebt, ohne daß er näher darauf einginge. Man sieht an ihnen unzweifelhaft, daß die Harveysche mechanische Circulationstheorie, nach welcher alle Kraft der Blutbewegung vom Herzen ausgehen soll, unbegründet in der Natur ist; allein unser Vf. hat sie nur angewendet, um seine Theorie der Metamorphose danach zu bilden, ohne auf den innern Verlauf der organischen Thätigkeiten bei dieser Metamorphose einzugehen; ein Punct, auf den aber Alles ankommt, weil nicht das Parallellaufen der Metamorphose von Arterienblut in Venenblut, und umgekehrt, mit dem Bewegungstrieb in Arterien und Venen überhaupt, sondern der organische Zusammenhang dieser parallelen Erscheinungen dasjenige ist, was gesucht wird, und was der Vf. selbst zu finden erstrebt hat. Die Metamorphose als Ursache der Bewegung setzen, wie der Vf. thut, will nicht viel sagen, wenn man das treibende Princip in der Metamorphose nicht einsieht, wodurch sie selbst zu Stande kommt und Anderes zu Stande bringt. Sonst bleibt es ein leerer Name. Das Unzureichende jener Vorstellung wird man sich factisch sogleich vergegenwärtigen, wenn man sich daran erinnert, daß nach des Vfs. Theorie es keine Circulation ohne den Gegensatz von Arterienblut und Venenblut geben könnte. Alle Embryonen vor der Bildung der Lungen und Kiemen, alle Würmer, Insecten würden keine Circulation haben, die man doch wirklich in ihnen sieht, der Pflanzen gar nicht zu gedenken. Es ist also mit dem Princip der Metamorphose von Arterien- und Venenblut allein nicht durchzukommen, obgleich die Gegensätze beider ganz in der Natur begründet sind; es gehören viel

mannigfaltigere Beziehungen zum concreten Begriff des Ganzen. Derselbe Grund, den die Metamorphose selbst hat, ist es auch, der aller Circulation, ohne den Gegensatz von Arterien- und Venenblut, zum Grunde liegt. Dieser Grund liegt zunächst in der organischen Differenzirung des Blutes selbst, in dem, was wir die organischen Bestandtheile des Bluts, nach Schultz, nennen, welche als Blutplasma und Blutblasen erscheinen. Die Thätigkeiten dieser beiden organischen Gegensätze bilden den treibenden Keim der Blutbewegung und der Metamorphose des Vfs. zugleich. In diesem Betracht aber geräth der Vf. ganz auf die alten Abwege. Er faßt die organischen Bestandtheile des Bluts gar nicht auf, und geht nur auf die todten chemischen Bestandtheile ein, um darin das Leben zu suchen, worauf sich die vitale Kreislaufstheorie gründet. Dabei geht derselbe sogleich auf den Gegensatz von Arterien- und Venenblut los, ohne vorher die organischen Elemente des Bluts überhaupt, deren Veränderungen erst die Differenzen von Arterien- und Venenblut bedingen, zu berücksichtigen. Der Gegensatz des Arterien- und Venenbluts ist der des Aciden und Basischen (Zündrigen und Brennstoffigen) nach dem Vf. Das Arterienblut ist acid, das Venenblut basisch. In den Lungen wird der basische Charakter des Bluts in den aciden metamorphosirt, in der Körperperipherie umgekehrt. Dies sind die alten Redensarten. Basisch und acid sind chemische Verhältnisse und sie könnten nur nach chemischen Verwandtschaften sich in einander umbilden; somit würde des Vfs. Theorie darauf hinauslaufen, daß, weil seine Metamorphose eine bloß chemische Veränderung der basischen in die acide Qualität ist, der Grund der Circulation in der chemischen Verwandtschaft der Blutstoffe liege; und ein Chemismus wäre an die Stelle des Mechanismus gesetzt, was der Vf. in seinen allgemeinen Vorbegriffen selbst ablehnt, und also im Widerspruch mit sich selbst dennoch durchführt. Dies liegt allein darin, daß er seine allgemeinen Begriffe über Polarität, polarische Gegensätze bloß formell auf das Organische überträgt, und sie nicht aus den Verhältnissen des Organismus selbst im Besondern reproducirt. Die lebendigen polarischen Gegensätze sind nicht in den chemischen Bestandtheilen des Bluts zu finden, sondern allein in den organischen Formbestandtheilen: dem Blutplasma und den Blutblasen. Dieses sind die Elemente, durch deren Erregungsproceß das Blutleben überhaupt bedingt ist, und aus deren Metamorphosen zugleich der Unterschied von Venenblut und Arterienblut hervorgeht. Die Metamorphose ist dem Vf. bloße Stoffumwandlung. Auch dieser Begriff ist irrthümlich; es sind vielmehr Umwandlungen der organischen Erregungsverhältnisse, wobei zwar auch Stoffumwandlungen geschehen, aber so, daß sie untergeordnet sind und von der Erregung beherrscht und bedingt werden. Den Gegensatz von Plasma und Blutblasen könnte man in mancherlei allgemeinen Beziehungen auffassen. Zunächst als Contraction (Blasen und deren Kerne) und Expansion (Plasma, das sich Entwickelnde, Bildende); allein diese Bestimmungen erschöpfen die ganze Bedeutung nicht. In den Blasen sind es mehr die Kerne (ursprüngliche Lymphkügelchen), in denen sich bei ihrer Bildung aus der Flüssigkeit das verdichtende contractive Princip zeigt, wogegen die Blasenbildung selbst schon eine expansive Entwicklung ist, so daß jedoch die organische Eigenschaft der Contractilität, welche die Blasenmembran besitzt, dem ursprünglichen contractiven Princip entspräche. Im Ganzen würde sich in den Blasen selbst schon der Gegensatz von Contraction und Expansion doch mit einem entschiedenen Uebergewicht der Contraction darstellen. Aehnliches ist im Plasma. Dieses zeigt in der Flüssigkeit seiner organischen plastischen Bestandtheile, in der Neigung zur Bildung des dehnbaren, elastischen Faserstoffs eine expansive Natur; allein in seiner Tendenz zum Festwerden in vielen Bildungen liegt, wenn gleich untergeordnet, wieder etwas Contractives, so daß die Blasen nur von überwiegend contractiver, das Plasma von überwiegend expansiver Natur sein können. Indessen sind diese, obgleich schon zusammengesetzten, polaren Bestimmungen beider Blutbestandtheile immer noch nicht erschöpfend für das ganze Blutleben. In den Blasen ist ein mehr ruhendes materielles Princip, in dem Plasma ein bewegendes, thätiges. Die Blasen geben den Stoff, aus dem sich das Leben im Plasma herausbildet; der Stoff hat das Uebergewicht in den Blasen, sie sterben in der Stoffproduction durch Erschöpfung in der Reihe ihres Alters wieder ab, während im Plasma sich im Gegentheil die Lebenserregung immer mehr steigert und dieses sich zuletzt ganz in die organische Bildung überträgt. Alle diese Gegensätze ließen sich wohl auf den allgemeinen Begriff von Contraction und Expansion zurückführen; allein dabei würde dann auf die Kenntniß der Mannigfaltigkeit der Entwicklungen von diesem Einheitspunct aus mehr, als auf den abstracten Gegensatz ankommen. Die Bestimmungen an sich einfacher polarischer Gegensätze, wie im Chemischen und Physikalischen, reichen im Organismus durchaus nicht aus, wo alle Gegensätze sich in zusammengesetzten Systemen entwickeln. Zu allem diesen fügen sich noch die Stoffgegensätze und die Stoffmetamorphosen in den organischen Bestandtheilen, wie sie durch die Formentwicklung und Erregung bedingt sind. In den Blasen haben kohlenstoffige Producte (Fett, Farbstoff), in dem Plasma stickstoffhaltige, flüchtige das Uebergewicht. In dem Vor- und Zurücktreten, dem gegenseitigen Uebergewicht und Gleichgewicht beider beruhen mancherlei Veränderungen des Bluts. Im Allgemeinen sieht man hieraus, daß die Bedingungen zur Lebenserregung und

Bewegung schon in den organischen Blutbestandtheilen überhaupt gegeben sind, ohne daß dazu deren Metamorphose zu dem Gegensatz von Arterien- und Venenblut nothwendig wäre. Gehen wir indessen von diesen Gegensätzen zu den Veränderungen über, wodurch sich der Unterschied von Arterien- und Venenblut bildet, so sind auch diese mehr organisch als chemisch aufzufassen. Allerdings absorbirt das Blut das Sauerstoffgas der Luft beim Athmen und ist, wie Schultz, zur Lösung aller frühern Zweifel hierüber, durch ein entscheidendes Experiment gezeigt hat, sogar die Luft noch wieder aus dem Blute abzuscheiden. So enthalten denn die röthern Bläschen des Arterienbluts mehr Sauerstoff; die dunklern des Venenbluts mehr Kohlenstoff in Form von Kohlensäure; aber dessen ungeachtet ist erstres nicht acid, letztres nicht basisch; vielmehr möchte man das Venenblut wegen der Kohlensäure acid nennen. Der Stoffunterschied liegt vielmehr in der Menge und Qualität des Farbstoffs beider Blutarten, noch viel mehr aber darin, daß die fetthaltigen Kerne der Arterienblutblasen durch das respirirte Sauerstoffgas allmälig in Plasma metamorphosirt werden. Die Stoffumwandlungen bilden aber überhaupt nur eine Seite in dieser Metamorphose. Viel wichtiger sind die organischen Erregungsverhältnisse. Die contractilen Blasen im Arterienblut befinden sich in einem höhern Zustand der Erregung und Reizung. Das absorbirte Sauerstoffgas wirkt nicht bloß stoffumwandelnd, sondern organisch reizend und dieser veränderte Erregungszustand charakterisirt das Arterienblut vorzüglich. Das Venenblut hat erschöpfte, erschlaffte, von Farbstoff ausgedehnte Blasen; das Arterienblut hat belebte, contrahirte, von Kohlenstoff durch Aushauchung der Kohlensäure befreite. Jede Blase wiederholt das Einathmen und Ausathmen. Die Metamorphose ist daher eine organische, lebendige, in dem Erregungsverhältniß begründete und eben in diesen Lebensverhältnissen liegt die bewegende Kraft. Daß beim Ein- und Ausathmen das Blut von den Lungen zurück und nach ihnen hin strömt, ist also nur eine Steigerung ursprünglich vorhandener Erregungsverhältnisse, ohne welche in andern Fällen die Bewegung eben sowohl auch ohne die Umbildung von Arterien- und Venenblut geschieht. Das alleinige Bewegungsprincip kann daher schon deßhalb nicht in dieser Metamorphose liegen.

In seiner weitren Entwicklung bleibt der Vf., weil es ihm nicht gelingen konnte, in seiner Metamorphose das eigentlich Wirksame der Blutbewegung zu finden, bei den ältern abstract dynamischen Vorstellungen von Propulsivkraft, Bildungstrieb u. dergl. stehen, und sagt, daß, was er Selbstbewegung durch Metamorphose nenne, dasselbe sei, was man früher Propulsivkraft genannt habe. Man sieht aber leicht ein, daß in diesem Fall die Metamorphose ganz überflüssig war, weil man in beiden Fällen nicht zum wahren Proceß und zum innern Verlauf der Thätigkeiten kommt. Ob man hier an die Stelle der Propulsivkraft die Metamorphose setzt, oder nicht, bleibt vollkommen gleichgiltig. Man behält dabei immer nur einen negativen Standpunct gegen die mechanische Circulationstheorie, man sucht zu beweisen, daß dieser Theorie Widersprüche im Wege stehen, daß sie auf Irrthümern beruht; aber man setzt nichts Besseres, Positives an die Stelle.

Nicht nur im Blut sucht der Vf. die einfachen polarischen Gegensätze auf den Gegensatz von Arterienblut und Venenblut anzuwenden, sondern auch in der Blutgefäßgliederung wünscht er diese Polarität nachzuweisen. Er findet diese Gefäßpolarität in den symmetrischen Bifurcationen der Adern, deren gegenüberstehende Zweige Gegensätze seien. Da nun im menschlichen Körper in der Gefäßverzweigung große Unregelmäßigkeit sich gleich vom Herzen aus zeigt, so giebt sich der Vf. große Mühe, in diesen Unregelmäßigkeiten, z. E. der aufsteigenden Aortenverzweigungen, die paarigen Gegensätze aufzufinden, und nimmt, wo dies nicht gelingt, eine trichotomische Gliederung an. Diese Deutung hat er sich sehr erschwert und oft verfehlt dadurch, daß er dabei nicht auf die Entwicklung des Gefäßsystems im Embryo Rücksicht genommen, wo ursprünglich das ganze Gefäßsystem eine symmetrische Anlage hat, so daß später erst durch Verkümmerung einzelner Zweige das Unsymmetrische entsteht. Auch bei den Fischen ist noch vollkommene Symmetrie. Allein obgleich dies der Fall ist, so wird sich niemals dadurch beweisen lassen, was der Vf., indem er Burdach, der ihn so häufig irre führt, folgt, zu beweisen wünscht, daß nämlich „in jedem Aste, Zweige und Zweiglein ein qualitativ anderes Blut sei", damit jedem Organ schon die ihm entsprechende Stoffbildung aus dem Blute zugeführt werde.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 160. 7. Juli. 1842.

Grabau „Die vitale Theorie des Blutkreislaufes."

(Schluß.)

Abgesehen davon, daß auch durch keine einzige Naturerscheinung die Thatsache einer solchen Blutverschiedenheit unterstützt wird, so beruht der ganze Traum einer solchen Differenzirung der Blutmasse in allen Adern auf der ganz falschen und unphysiologischen Voraussetzung, daß das Blut ein Magazin von fertigen Baumaterialien für die einzelnen Organe sey. Das Blut ist aber vielmehr der identische organische Keim, woraus sich der Körper nicht anders wieder ergänzt, als er sich ursprünglich aus seinem Keim im Ei erzeugt. Hier hat man die Evolutionstheorie, nach der alle Glieder im Keim vorgebildet sein sollten, mit allen möglichen Gründen widerlegt; allein man überträgt dessen ungeachtet diese Evolutionstheorie auf das Blut, indem man alle Stoffe für die einzelnen Organe darin vorgebildet finden will! Man sieht aus allem diesen bald, daß die Bemühung, die Idee der Polarität auf alle organischen Erscheinungen zu übertragen, in ein willkürliches Schematisiren ausarten kann, worein nur Haltung kommen kann, indem man die wahren polarischen Gegensätze aus der Natur selbst entwickelt.

Den ganz von der Natur dictirten Gegensatz von Peripherie und Centrum im System des Kreislaufs erkennt der Vf. nur halb und kommt nicht dazu, die gehörige Anwendung von demselben für seine Zwecke zu machen. Er sieht das Herz einerseits als eine secundäre, die Capillargefäßnetze als die primäre Bildung an, kommt aber nicht dazu, die Selbständigkeit der Blutbewegung in den peripherischen Netzen vor der Herzbildung und ihre relative Unabhängigkeit nach der Herzbildung zu würdigen, weil ihn der Begriff der Metamorphose von Arterien- und Venenblut davon abhält, indem dieser Gegensatz ursprünglich nicht vorhanden, aber doch dem Vf. zur Erklärung der Bewegung nothwendig ist. Der Vf. erkennt also einerseits das Factische der Blutbewegung vor der Herzbildung und ohne das Herz an, giebt aber die Selbständigkeit der peripherischen Bewegung ohne Herz wieder auf, weil die Metamorphose darin fehlt.

Auf der andern Seite geht nun der Vf. so weit, da wo er aus der Metamorphose von Arterien- und Venenblut die Bewegung erklären zu können glaubt, alle mechanische, die centrale Bewegung unterstützende Wirkung der Herzcontractionen zu läugnen, vielmehr die ganze Blutbewegung durch das Herz und selbst den Puls als durch Selbstbewegung des Bluts hervorgebracht zu betrachten. Mit der Durchführung dieses Themas beschäftigt sich vielleicht der größre Theil des ganzen Werkes, wobei denn alle Kräfte angestrengt werden, um die mechanischen Theorien überhaupt zu widerlegen. Der Vf. unternimmt hier, das Unglaubliche und ganz Unnöthige zu beweisen, wobei er denn andrerseits sich wieder in so engem Kreise bewegt, daß er seine vitale Circulationstheorie nur zur Erklärung der Bewegung des Bluts anwendet; aber die sämmtlichen lebendigen Wirkungen des Bluts im Bildungs- und Erregungsproceß, also den eigentlichen Zweck des Blutlebens, ganz und gar außer Acht läßt. Gerade dieser Zweck, über welchen durch die Untersuchungen von Schultz so viel Licht verbreitet worden, indem dadurch gezeigt wird, daß die bewegende Kraft von der bildenden und erregenden im Blute gar nicht getrennt werden kann, muß aber das Ziel aller Bestrebungen, den Kreislauf zu begreifen, sein, und schon deßhalb ist des Vfs. große Mühe auf ein eitles Ziel gerichtet; ganz abgesehen davon, daß es nicht einmal erreicht wird. Das Blut bewegt sich, nicht weil es sich aus Arterien- in Venenblut metamorphosirt, sondern es bewegt und metamorphosirt sich, weil es sich in den Bildungsproceß überträgt und sich andrerseits beständig regenerirt, wie es verbraucht wird. Zwischen den Polen der Blutzeugung und der Bildung aus dem Blute wird das Blut hin- und hergetrieben. Der Gegenstand hat so viel Interesse, daß es der Mühe lohnt, ihn noch etwas im Einzelnen zu verfolgen.

Zunächst sieht man den Vf. sonderbarer Weise in dem Streben nach Vitalität zu den Hauptsätzen der mechanischen Circulationstheorie selbst zurückkommen. Zu diesen Sätzen gehört z. B., daß der Kreislauf ein untheilbares einfaches Ganze mit vollkommener Continuität der peripherischen Ströme aus den Arterien in die Venen sei. Die Nothwendigkeit einer solchen Continuität bringt nun auch unser Vf. heraus. Er sagt, das Blut bewegt sich durch das systematische Verhalten seiner Glieder zu einander.

Wenn man dieses stört und den continuirlichen Zusammenhang unterbricht, so vernichtet man die Selbstbewegung. Durch diese Ansicht wird nun der Vf. über die mancherlei Experimente über Blutbewegung nach Wegnahme des Herzens oder Unterbindung der großen Gefäße ganz irre, und glaubt nothwendig annehmen zu müssen, daß dabei auch die Bewegung in den vom Herzen isolirten Theilen sogleich aufhöre, weil die Continuität des Ganzen unterbrochen ist. Dies geschieht nicht bloß im Widerspruch mit seiner eignen Annahme, daß das Herz das Secundäre bei der Circulation sei, sondern noch mehr im Widerspruch mit allen sonstigen Lebenserscheinungen, welche eine relative Selbständigkeit der Blutbewegung in den peripherischen Gefäßen aller Organe und deren Unabhängigkeit vom Herzen zeigen, eine Unabhängigkeit, die so weit geht, daß im Winterschlaf und in Ohnmachten das Herz ganz still steht und das Blut in der Peripherie sich doch bewegt; ganz abgesehen von dem periodischen Steigen und Fallen der Blutbewegung in einzelnen Organen, z. E. im Uterus während der Schwangerschaft, im Magen während der Verdauung, während das Herz allen Organen gleichmäßig Blut zusendet. Im Blutsystem ist zwar ein systematischer Zusammenhang; allein es ist, wie alles Systematische, zusammengesetzt mit relativer organischer Selbständigkeit seiner untergeordneten Glieder. Gerade in dem ununterbrochenen continuirlichen Zusammenhang liegt der Mechanismus, den der Vf. vermeiden will. Der einzige Grund nun, weßhalb sich der Vf. einen solchen continuirlichen Zusammenhang ausersehen, ist der, um dadurch die Unmöglichkeit der Unterbrechung der Blutströme bei den Contractionen des Herzens zu beweisen, und auf diese Art die mechanische Theorie zu widerlegen, die eine solche Unterbrechung annehmen muß. Aber wie oft kommt unter den mannigfaltigsten Verhältnissen eine Unterbrechung der Blutströme bis zum Stillstande vor (bei Aderlässen, Compressionen, Unterbindungen und aus hundert andern innern Ursachen), ohne daß darum das Leben im Blutsystem zerstört würde. Indem aber der Vf. der mechanischen Theorie nun die Unterbrechung im Herzen abspricht, giebt er ihr die Continuität in der Peripherie zwischen Arterien und Venen zu, während darin gerade die Unvollkommenheit dieser Lehre beruht, daß sie eine solche Continuität annimmt, indem hier das selbständige peripherische Leben im Gegensatz gegen die centrale Thätigkeit mit einer gradweise verschiedenen Unterbrechung der Bewegung eben hervortritt in dem Maße, als der Bildungsproceß hier rege wird.

Hiebei ist nun zu bemerken, daß dem Vf. die wahren Mängel der Harveyschen Circulationstheorie durchaus nicht klar werden. Diese Mängel aber bestehen wesentlich darin, daß der Bildungs- und Ernährungsproceß aus dem Blute, überhaupt die Lebensäußerungen des Bluts im Ganzen, nicht nur unerklärt bleiben, sondern sogar ebendeßhalb ganz unmöglich erscheinen, weil das Blut continuirlich und direct ohne Aufenthalt aus den Arterienenden in die Venen überfließen soll. Alles dieses berührt aber der Vf. ebensowenig und es bleibt nach seiner eignen Theorie eben so unerklärlich. Anstatt dessen zielen alle seine Bestrebungen nur darauf ab, zu widerlegen, daß es irgend eine mechanische Ursache der Blutströmung durch das Herz und die großen Gefäße gebe, obgleich eine solche den Lebensäußerungen des Bluts bei seinen selbständigen Actionen in der Peripherie nicht im Mindesten hindernd in den Weg treten kann. Wäre es auch wirklich gelungen, die mechanischen Einwirkungen auf die Blutbewegung als nichtvorhanden zu beseitigen, so wäre damit noch nicht im Mindesten gezeigt, wie nun das Blut positiv seinen Bildungsproceß ausübe; man hätte ein altes Gebäude eingerissen, aber kein neues an dessen Stelle gesetzt; und so bleibt auch der Verf. mehr in meist ganz fruchtlosen Negationen gegen den Mechanismus der Circulation stehen. Seine positiven Bestrebungen beschränken sich allein darauf, als Ursache der Blutströmungen durch das Herz seine Metamorphose anstatt des Mechanismus zu setzen, den Mechanismus durch die Metamorphose zu widerlegen, wobei er aber über den Lebens-Proceß in der Peripherie völlig im Dunklen und Unklaren bleibt und den Bildungsact aus dem Blute nicht einmal berührt. Der Mangel der Harveyschen Theorie erscheint hier nicht im Mindesten ersetzt und der Verfasser bemüht sich nur, ihre wahren Seiten zu widerlegen. Die Harveysche Theorie ist nicht sowohl gänzlich falsch, als in einzelnen Stücken darin unrichtig, daß sie die unterstützenden mechanischen Wirkungen des Herzens als einzige Ursache der Bewegung betrachtet und auf die selbständige Bewegung des Bluts im Bildungsproceß überträgt; auch unvollkommen darin, daß überhaupt der Lebensproceß des Bluts in seiner organischen Gliedrung gar nicht berührt wird. Es kam also darauf an, diese Lehre zu berichtigen, zu ergänzen und etwas Beßres dafür an die Stelle zu setzen, nicht bloß zu widerlegen und weiter nichts zu thun, als eine neue Hypothese vorzubringen. An die Stelle der rhythmischen Pulse des Herzens und deren Fortpflanzung auf die Gefäße setzt nun der Verf. einen Rhythmus seiner Metamorphose. Indem sich das Blut rhythmisch metamorphosirt, bewegt es sich rhythmisch, stärker und schwächer, je nachdem es sich stärker oder schwächer metamorphosirt. Aber alles dieses bleibt bloße Fiction, man sieht die Quellen eines solchen Rhythmus nicht ein, nichts ist davon in der Natur nachzuweisen; auch nicht die vom Verf. noch angenommenen Stadien (Herzstadium, Arterienstadium, Venenstadium), in welchen sich das Blut durch die einzelnen Abtheilungen des Gefäßsystems bewegen soll. Wozu aber einen fingirten Me-

tamorphosenrhythmus, wenn der Rhythmus der Muscularbewegung des Herzens, der ja eben so lebendig ist, als es der Metamorphosenrhythmus nur sein könnte, seine mechanisch pulsirende Wirkung auf das lebendige Blut vor Augen legt. Das Blut ist darum nicht weniger lebendig, daß es durch mechanische Wirkungen in seinen Bewegungen unterstützt wird. Warum sollen denn lebendige Kräfte gar keine mechanischen Wirkungen haben? Die lebendige Muskelkraft bewegt die Glieder nach den mechanischen Gesetzen des Hebels und die lebendigen Herzcontractionen treiben stoßweise das Blut in die Adern. Die Wirkung des Blutlebens auf seine Bewegung und die unterstützende mechanische Einwirkung des Herzens können sehr wohl neben einander bestehen; sie schließen sich nicht absolut aus, wie der Verf. überall voraussetzt, indem er, freilich einem allgemeinen Zuge folgend, nur die Alternative für möglich hält, daß die Circulation entweder rein lebendig oder rein mechanisch sei. Das Leben bedient sich ja in vielen andern Fällen mechanischer Mittel, und eben so auch bei der Circulation. Das Falsche der Harveyschen Ansicht ist einmal die Vorstellung, daß das Herz nicht bloß als Druck-, sondern auch als Saugwerk wirke, und vorzüglich, daß sich die treibende Kraft des Herzens durch die ganze Peripherie erstrecke, bis das Blut wieder zum Herzen zurückkehre, dann aber, daß das Blut dabei als eine todte Flüssigkeit betrachtet wurde, wobei der Mechanismus allein die Quelle aller Thätigkeiten sein sollte. Nun folgt aber daraus, daß das Blut lebendig ist, nicht, daß es nicht auch mechanisch sollte bewegt oder in seiner eignen Bewegung unterstützt werden können, wie hier vorausgesetzt wird, und der Beweis, daß das Blut lebendig ist, ist noch kein Beweis dafür, daß keine mechanischen Kräfte auf seine Bewegung einwirken oder mit einwirken.

Was für die relative Selbständigkeit der Blutbewegung in der Peripherie angeführt werden kann und muß, läugnet der Verf.; dagegen müht er sich ohne Noth ab, bei der Bewegung durch das Herz die Metamorphose allein wirken zu lassen, wo die Herzcontractionen derselben nicht bedürfen. Daß das Blut sich schon vor der Herzbildung bei Embryonen, niedern Thieren, Mißgeburten wie der Pflanzensaft bewegt; daß diese selbständige Bewegung auch nach der Herzbildung immer noch in einzelnen Organen wiederkehrt und auf das Herz rückwirkt; daß es Fälle giebt, wo die mechanischen und lebendigen Einwirkungen auf die Blutbewegung gesondert wirken — dies sind die Phänomene, von denen neben der genauern Kenntniß der organischen Eigenschaften des Bluts ein lebendiger Fortschritt in der Circulationslehre zu entwickeln ist. Hat man diese selbständige, vom Mechanismus mehr oder weniger unabhängige Capillarcirculation erst erfaßt, deren treibende und absorbirende lebendige Rückwirkung auf die Herzströmungen erst eingesehen, so wird man bald inne, wie ursprünglich die Herzbildung und Bewegung von der Peripherie angeregt werden kann und wie das Herz sich zuerst mit dem Blute bloß mitbewegt, wie dies Schultz in seinen Darstellungen der Herzbildung beim bebrüteten Hühnchen und bei Fischembryonen so anschaulich dargestellt und sogar abgebildet hat. Dieser Reichthum von Erscheinungen wird durch die ärmliche Annahme einer Metamorphose von acidem Blut in basisches weder umfaßt noch erklärt, und es gehört ein viel durchdringendres Eingehen in die zusammengesetzte organische Gliedrung dazu, das gesammte Blutleben zu begreifen.

Es ist indessen nicht zu verkennen, daß bei der vorwaltend materiellen Tendenz der neuern Zeit zu anatomischem Mechanismus und chemischen Erklärungen ein vernünftig-theoretisches Auffassen der Lebenserscheinungen sehr zum Bedürfniß geworden, und es ist wohl zu entschuldigen, wenn Jemand bei solchen Bestrebungen von der Schwierigkeit der Sache überwältigt wird, der in dem labyrinthischen Gemenge von abstract naturphilosophischen Ideen mit anatomischem, chemischem, physikalischem Empirismus sich nicht zurecht finden kann, weil die Irrwege sich nach allen Richtungen hier durchkreuzen.

Eine vernünftige philosophische Auffassung des Kreislaufsystems ist bei dem jetzigen Zustande der Wissenschaft übrigens schon sehr erleichtert, nur muß dabei von den natürlich verschiednen Formen und Entwicklungsstufen desselben im Pflanzenreich und den verschiednen Classen des Thierreichs ausgegangen und nicht der Kreislaufstypus bei Säugethieren und beim Menschen als das alleingiltige einfache Schema betrachtet werden, nach dem alle übrigen Erscheinungen desselben abgeurtheilt werden sollen. Schultz ist auf die erstre Weise zu Werke gegangen. Die Auffassung kann ganz nach dem Princip der organischen Gegensätze und Polaritäten geschehen; aber es ist überall ein sich verzweigendes System von Polaritäten, was hier analysirt werden muß. Zuerst tritt in der Lymphe und im Pflanzensaft der Gegensatz des Plasma und der Kügelchen auf, der sich dann in den Kügelchen im Blute zu dem Gegensatz von Blase und Kern weiter entwickelt. Das Plasma ist wie das Flüssige so auch das Bewegende, Ernährende, sich Entwickelnde und von der Körpersubstanz Angezogne und zum Strömen Fortgezogne, Centrifugale; die Kügelchen das Centripetale, Stoffgebende. Die Circulation fängt mit einer einfachen in einer einzigen Kreislinie sich drehenden, in allen Zellenschläuchen einer Pflanze sich wiederholenden, aber in jedem Kreise abgeschloßnen Saftbewegung, der Rotation, bei den niedern Pflanzen an; sie geht, auf zweiter Stufe, in netzförmig verschlungnen und in einander überströmenden ebenfalls rein peripherischen Gefäßkreisen, der Cyklose, weiter, wodurch schon ein Zusammenhang in der ganzen Pflanze hergestellt

wird; doch ohne höhere Einheit, ganz dem Zerfallen der Pflanze in lauter sich selbst gleiche Glieder entsprechend. Beide Bewegungen erscheinen noch rein centrifugal, wie die um einen galvanischen Schließungsdrath kreisenden magnetischen Ströme. Allein bei der Cyklose tritt der Gegensatz von Saft und Gefäßwandung hervor, während in der Rotation der Saft sich noch frei im Innern an der Schlauchwand herum bewegt. Mit der Gefäßwand tritt eine neue polare Spannung zwischen Saft und Gefäß, und ein fernerer Gegensatz von Contraction und Expansion der Gefäße, wodurch diese auf den Saft zurückwirken, ein. Damit ist organische Wechselwirkung und höhere Erregung der polarischen Gegensätze durch einander gegeben. Mit der Stufe der Cyklose beginnt die thierische Circulation bei den Würmern und Insecten im Thierreich, und bei den Embryonen der höhern Thiere, wo überall die Circulation noch in viele centrumlose Kreise auseinander fällt. Der Gegensatz von Peripherie und Centrum fehlt noch, so lange kein Herz da ist, welches als Centrum allen peripherischen Stromnetzen gegenüber und diese zu einer höhern Einheit verbindend auftritt, wobei denn die Gefäßramificationen hervortreten als vermittelnde Glieder zwischen Peripherie und Centrum, die dann aber eine beiden ganz untergeordnete und von ihnen abhängige Bedeutung haben. Somit wird die Circulation der höhern Thiere und des Menschen abermals zusammengesetzter und zwar ebenfalls wieder durch mehrere vermittelnde Stufen, die als Uebergänge zur höhern Form bei Fischen, Amphibien permanent bleiben, indem hier der Gegensatz von Herz und Peripherie noch nicht zum völligen Gleichgewicht gekommen ist, sondern die Peripherie noch das Uebergewicht hat, womit dann auch die Zähigkeit des Lebens dieser Thiere und die große vegetative Unabhängigkeit des Lebens ihrer einzelnen Organe zusammenhängt. Ueberall aber tritt erst mit der vollendeten Herzbildung die Vollendung des Athemorgans und damit der Gegensatz von Arterien- und Venenblut ein, der also erst durch höhere Entwicklungsstufen bedingt ist, und auf diesen erst in das polarische Getriebe des Ganzen eingreifen kann. Man sieht hieraus, welchen Reichthum von Zusammensetzung der Organismus des Circulationssystems entwickelt, der durch die Anwendung abstracter Begriffe von einfacher Polarität niemals zur Anschauung kommen kann.

Alexander Jung, Vorlesungen über die moderne Literatur der Deutschen. Danzig 1842. Gerhard.

Je erfreulicher die gewaltige geistige Bewegung ist, mit welcher Königsberg sich in den Mittelpunct der deutschen politischen Entwicklung zu setzen sucht, je freier und ausgebildeter sich dort die öffentliche Meinung beweist, um so seltsamer erscheint es, daß an eben diesem Orte in philosophischer Beziehung ein gewisses Juste-Milieu sich geltend zu machen sucht, das mit der Majorität des dortigen Publicums offenbar in Widerspruch gerathen muß. Und wenn Rosenkranz immer noch manche respectable Seite hat, obwohl auch ihm der Muth der Consequenz abgeht, so tritt die ganze Schlaffheit und Erbärmlichkeit des philosophischen Juste-Milieu in Herrn Alexander Jung ans Tageslicht.

Es giebt bei jeder Bewegung, bei jedem Ideenkampfe eine gewisse Art verworrner Köpfe, die sich nur im Trüben ganz wohl befinden. So lange die Principien mit sich selbst noch nicht im Reinen sind, läßt man solche Subjecte mitlaufen; so lange Jeder nach Klarheit ringt, ist es nicht leicht, ihre prädestinirte Unklarheit zu erkennen. Wenn aber die Elemente sich scheiden, Princip gegen Princip steht, dann ist es an der Zeit, jenen Unbrauchbaren den Abschied zu geben und sich definitiv mit ihnen ins Reine zu setzen; denn dann zeigt sich ihre Hohlheit auf eine erschreckende Weise.

Zu diesen Leuten gehört auch Herr Alexander Jung. Sein obiges Buch bliebe am besten ignorirt; da er aber außerdem ein „Königsberger Litteraturblatt" herausgiebt und seinen langweiligen Positivismus auch hier allwöchentlich vors Publicum bringt, so mögen die Leser der Jahrbücher es mir verzeihen, wenn ich ihn einmal aufs Korn fasse und etwas ausführlicher charakterisire.

Zur Zeit des weiland jungen Deutschlands trat er mit Briefen über die neueste Litteratur auf. Er hatte sich der jüngern Richtung angeschlossen und gerieth nun mit ihr in die Opposition, ohne daß er es wollte. Welche Stellung für unsren Vermittler! Hr. Alexander Jung auf der äußersten Linken! Man kann sich die Unbehaglichkeit, in der er sich befand, den Schwall von Beschwichtigungen, von dem er sprudelte, leicht denken. Nun hatte er eine besondre Passion für Gutzkow, der damals für den Erzketzer galt. Er wollte seinem gepreßten Herzen Luft machen, aber er fürchtete sich, er wollte nicht anstoßen. Wie sollte er sich helfen? Er fand ein Mittelchen, das ganz seiner würdig war. Er schrieb eine Apotheose Gutzkow's, und vermied es, seinen Namen darin zu nennen; dann setzte er darüber: „Fragmente über den Ungenannten." Wenn Sie erlauben, Hr. Alexander Jung, das war feig!

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 161. 8. Juli. 1842.

Jung „Vorlesungen über die moderne Litteratur der Deutschen.“

(Fortsetzung.)

Seitdem trat Jung wieder mit einem vermittelnden und verworrnen Buche auf: Königsberg in Preußen und die Extreme des dortigen Pietismus. Welch ein Titel schon! den Pietismus selbst läßt er gelten, aber seine Extreme müssen bekämpft werden, ebenso gut, wie jetzt im Königsb. Litteraturblatt die Extreme der junghegelschen Richtung bekämpft werden, wie alle Extreme überhaupt vom Uebel sind und nur die liebe Vermittlung und Mäßigung etwas taugt. Als wenn nicht die Extreme die bloßen Consequenzen wären! Uebrigens ist das Buch seiner Zeit in den Hallischen Jahrbüchern besprochen worden.

Jetzt kommt er mit dem obigen Buch heran, und gießt einen reichlichen Eimer voll vager, kritikloser Behauptungen, verworrner Urtheile, hohler Phrasen und lächerlich beschränkter Anschauungen vor uns aus. Es ist, als wenn er seit seinen „Briefen“ geschlafen hätte. Rien appris, rien oublié! Das junge Deutschland ist vorübergegangen, die junghegelsche Schule ist gekommen, Strauß, Feuerbach, Bauer, die Jahrbücher haben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gelenkt, der Kampf der Principien ist in der schönsten Blüthe, es handelt sich um Leben oder Tod, das Christenthum steht auf dem Spiele, die politische Bewegung erfüllt Alles, und der gute Jung ist noch immer des naiven Glaubens, „die Nation“ habe nichts Andres zu thun, als auf ein neues Stück von Gutzkow, einen versprochnen Roman von Mundt, eine zu erwartende Bizarrerie von Laube gespannt zu sein. Während ganz Deutschland wiederhallt vom Kampfgeschrei, während die neuen Principien zu seinen eignen Füßen debattirt werden, sitzt Herr Jung in seinem Kämmerlein, kaut an der Feder und grübelt nach über den Begriff des „Modernen“. Er hört nichts, er sieht nichts, denn er steckt bis über die Ohren in Bücherballen, für deren Inhalt sich jetzt kein Mensch mehr interessirt, und müht sich ab, die einzelnen Stücke recht ordentlich und nett unter Hegelsche Kategorien zu rangiren.

Ans Thor seiner Vorlesungen stellt er als Wache den Popanz des „Modernen“ auf. Was ist das „Moderne?“ Herr Jung sagt, als Ausgangspuncte dafür setze er Byron und George Sand voraus, die nächsten principiellen Elemente der neuen Weltzeit seien für Deutschland: Hegel und die Schriftsteller der sogenannten jungen Litteratur. — Was dem armen Hegel nicht Alles zugeschoben wird! Atheismus, Alleinherrschaft des Selbstbewußtseins, revolutionäre Staatslehre, und jetzt noch das junge Deutschland. Es ist aber geradezu lächerlich, Hegel mit dieser Coterie in Verbindung zu bringen. Weiß denn Hr. Jung nicht, daß Gutzkow von jeher gegen die Hegelsche Philosophie polemisirt hat, daß Mundt und Kühne so gut wie gar nichts von der Sache verstehen, daß namentlich Mundt in der Madonna und sonst das verrückteste Zeug, die größten Mißverständnisse in Bezug auf Hegel ausgesprochen hat, und jetzt erklärter Gegner seiner Lehre ist? Weiß er nicht, daß Wienbarg sich ebenfalls gegen Hegel aussprach und Laube in seiner Litteraturgeschichte Hegelsche Kategorien fortwährend falsch gebrauchte?

Jetzt geht Hr. Jung an den Begriff des „Modernen“, und quält sich auf sechs Seiten damit herum, ohne ihn zu bewältigen. Natürlich! Als ob das „Moderne“ jemals „in den Begriff erhoben werden“ könne! Als ob eine so vage, gehaltlose, unbestimmte Phrase, die von oberflächlichen Köpfen in gewisser geheimnißvoller Weise überall vorgeschoben wurde, jemals eine philosophische Kategorie werden könne! Welcher Abstand von dem „Modernen“ Heinrich Laube's, das nach aristokratischen Salons riecht und sich nur in Gestalt eines Dandy verkörpert, bis zu der „modernen Wissenschaft“ auf dem Titel der Straußschen Glaubenslehre! Das hilft aber Alles nicht, Hr. A. Jung sieht diesen Titel als einen Beweis an, daß Strauß das Moderne, das speciell jungdeutsche Moderne als eine Macht über sich anerkenne, und bringt ihn flugs mit der jungen Litteratur unter Einen Hut. Endlich bestimmt er den Begriff des Modernen als die Unabhängigkeit des Subjects von jeder bloß äußerlichen Autorität. Daß das Streben danach ein Hauptmoment der Zeitbewegung sei, haben wir längst gewußt, und daß die „Modernen“ damit zusammenhängen, läugnet Keiner; aber es zeigt sich hier recht glänzend die Verkehrtheit, mit der Hr. Jung platterdings einen Theil zum Ganzen, eine überlebte Durchgangsepoche zur Blüthezeit erheben will. Das junge Deutschland soll nun einmal, es mag biegen oder brechen, zum Träger des gan=

zen Zeitinhalts gemacht werden, und nebenbei soll Hegel auch noch sein Stückchen abbekommen. Man sieht, wie Hr. Jung bisher in zwei Theile getheilt war; in der einen Herzkammer trug er Hegel, in der andern das junge Deutschland. Jetzt, als er diese Vorlesungen schrieb, mußte er diese Beiden nothwendig in Zusammenhang bringen. Welche Verlegenheit! Die linke Hand caressirte die Philosophie, die rechte die oberflächliche, schillernde Unphilosophie, und auf gut christlich wußte die rechte Hand nicht, was die linke that. Wie sollte er sich helfen? Statt ehrlich zu sein, und von den beiden unvereinbaren Liebhabereien die eine fallen zu lassen, machte er eine kühne Wendung und leitete die Unphilosophie aus der Philosophie ab.

Zu diesem Zwecke wird der arme Hegel auf dreißig Seiten beleuchtet. Eine schwülstige, phrasenstrotzende Apotheose ergießt ihre trübe Fluth auf das Grab des großen Mannes; sodann plagt sich Hr. Jung, zu beweisen, daß der Grundzug des Hegelschen Systems die Behauptung des freien Subjects gegen die Heteronomie der starren Objectivität sei. Man braucht aber nicht eben bewandert im Hegel zu sein, um zu wissen, daß er einen weit höhern Standpunct in Anspruch nimmt, den der Versöhnung des Subjects mit den objectiven Gewalten, daß er einen ungeheuren Respect vor der Objectivität hatte, die Wirklichkeit, das Bestehende weit höher stellte, als die subjective Vernunft des Einzelnen, und gerade von diesem verlangte, die objective Wirklichkeit als vernünftig anzuerkennen. Hegel ist nicht der Prophet der subjectiven Autonomie, wie Herr Jung meint und wie sie als Willkür im jungen Deutschland zu Tage kommt, Hegel's Princip ist auch Heteronomie, Unterwerfung des Subjects unter die allgemeine Vernunft. Zuweilen sogar, z. B. in der Religionsphilosophie, unter die allgemeine Unvernunft. Das, was Hegel am meisten verachtete, war der Verstand, und was ist dieser Andres, als die in ihrer Subjectivität und Vereinzelung fixirte Vernunft? Nun wird mir aber Hr. Jung antworten, so habe er das nicht gemeint, er rede nur von bloß äußerlicher Autorität, er wolle in Hegel auch nichts Andres sehen, als die Vermittlung beider Seiten, und das „moderne" Individuum wolle seiner Ansicht nach weiter Nichts, als eben sich bedingt sehen nur „durch eigne Einsicht in die Vernünftigkeit eines Objectiven" — dann bitte ich mir aber auch aus, daß er mir Hegel nicht mit den Jungdeutschen zusammenbringt, deren Wesen eben die subjective Willkür, die Marotte, das Curiosum ist; dann ist „das moderne Individuum" nur ein andrer Ausdruck für einen Hegelianer. Bei einer so grenzenlosen Verwirrung muß Hr. Jung denn auch das „Moderne" innerhalb der Hegelschen Schule aufsuchen, und richtig ist die linke Seite dazu vorzugsweise berufen, mit den Jungdeutschen zu fraternisiren.

Endlich kommt er zur „modernen" Litteratur, und es geht jetzt eine allgemeine Anerkennung und Loberei los. Da ist Keiner, der nicht irgend etwas Gutes gethan hätte, Keiner, der nicht etwas Bemerkenswerthes repräsentirte, Keiner, dem die Litteratur nicht irgend einen Fortschritt verdankte. Dieses ewige Becomplimentiren, dieses Vermittlungsstreben, diese Wuth, den litterarischen Kuppler und Unterhändler zu spielen, ist unerträglich. Was geht das die Litteratur an, ob dieser oder jener ein bischen Talent hat, hier und da eine Kleinigkeit leistet, wenn er sonst nichts taugt, wenn seine ganze Richtung, sein litterarischer Charakter, seine Leistungen im Großen nichts werth sind? In der Litteratur gilt Jeder nicht für sich, sondern nur in seiner Stellung zum Ganzen. Wenn ich mich zu einer solchen Art Kritik hergeben wollte, so müßte ich auch mit Hrn. Jung selbst glimpflicher verfahren, weil vielleicht fünf Seiten in diesem Buche nicht übel geschrieben sind und einiges Talent verrathen. — Eine Masse komischer Aussprüche fließen Hrn. Jung mit einer großen Leichtigkeit und einer gewissen Grandezza aus der Feder. So, von den scharfen Abfertigungen Pückler's durch die Kritik sprechend, freut er sich, daß diese „ohne Ansehen der Person und des Ranges ihr Urtheil fälle. Es zeugt dieses in Wahrheit von einem hohen, in sich selbst unabhängigen Standpunct deutscher Kritik." Welch eine schlechte Meinung muß Hr. Jung von der deutschen Nation haben, daß er ihr dergleichen so hoch anrechnet! Als ob Wunders welche Courage dazu gehörte, die Werke eines Fürsten zu tadeln!

Ich übergehe dies Geschwätz, das den Anspruch macht, Litteraturgeschichte zu sein, und außer seiner innern Hohlheit und Zusammenhangslosigkeit auch noch grenzenlos lückenhaft ist; so fehlen die Lyriker, Grün Lenau, Freiligrath, Herwegh, so die Dramatiker Rosen und Klein u. s. w. Endlich kommt er dahin, worauf er von vorn herein losgearbeitet hat, auf sein liebes junges Deutschland, das für ihn die Vollendung des „Modernen" ist. Er beginnt mit Börne. In Wahrheit aber ist Börne's Einfluß auf das junge Deutschland so groß nicht, Mundt und Kühne erklärten ihn für verrückt, Laube'n war er zu demokratisch, zu entschieden, und nur bei Gutzkow und Wienbarg äußerten sich nachhaltigere Wirkungen. Gutzkow namentlich verdankt Börne'n sehr viel. Der größte Einfluß, den Börne gehabt hat, das ist jener stille auf die Nation, die seine Werke als ein Heiligthum bewahrt und sich daran gestärkt und aufrecht erhalten hat in den trüben Zeiten von 1832—40, bis die wahren Söhne des pariser Briefstellers in den neuen, philosophischen Liberalen erstanden. Ohne die directe und indirecte Wirkung Börne's wäre es der aus Hegel hervorgehenden freien Richtung weit schwerer geworden, sich zu constituiren. Es kam jetzt aber bloß darauf an, die verschütteten Gedankenwege zwischen Hegel und

Börne auszugraben, und das war so schwer nicht. Diese beiden Männer standen sich näher als es schien. Die Unmittelbarkeit, die gesunde Anschauung Börne's erwies sich als die praktische Seite dessen, was Hegel theoretisch wenigstens in Aussicht stellte. Hr. Jung sieht das natürlich wieder nicht ein. Börne ist ihm gewissermaßen allerdings ein respectabler Mann, der sogar Charakter hatte, was unter Umständen gewiß viel werth ist, er hat unläugbare Verdienste, wie etwa Varnhagen und Pückler auch, und hat namentlich gute Theaterkritiken geschrieben, aber er war ein Fanatiker und Terrorist, und davor behüte uns der liebe Gott! Pfui über so eine schlaffe, mattherzige Auffassung eines Mannes, der allein durch seine Gesinnung ein Träger seiner Zeit wurde! Dieser Jung, der das junge Deutschland und sogar die Persönlichkeit Gutzkow's aus dem absoluten Begriff construiren will, ist nicht einmal im Stande, einen so einfachen Charakter, wie Börne, zu begreifen; er sieht nicht ein, wie nothwendig, wie consequent auch die extremsten, radicalsten Aussprüche aus Börne's innerstem Wesen hervorgehen, daß Börne seiner Natur nach Republicaner war, und für einen solchen die pariser Briefe wahrlich nicht zu stark geschrieben sind. Oder hat Hr. Jung nie einen Schweizer oder Nordamerikaner über monarchische Staaten sprechen hören? Und wer will es Börne'n zum Vorwurf machen, daß er „das Leben nur aus dem Gesichtspuncte der Politik betrachtete"? Thut nicht Hegel dasselbe? Ist nicht auch ihm der Staat in seinem Uebergange zur Weltgeschichte, also in den Verhältnissen der innern und äußern Politik, die concrete Realität des absoluten Geistes? Und — es ist lächerlich — bei dieser unmittelbaren, naiven Anschauung Börne's, die in der erweiterten Hegelschen ihre Ergänzung findet und oft aufs Ueberraschendste zu ihr stimmt, meint Hr. Jung dennoch, Börne habe sich „ein System der Politik und des Völkerglücks entworfen", so ein abstractes Wolkengebilde, aus dem man sich seine Einseitigkeiten und Verhärtungen erklären müsse! Hr. Jung hat keine Ahnung von der Bedeutung Börne's, von seinem eisernen, geschloßnen Charakter, von seiner imponirenden Willensfestigkeit; eben weil er selbst so ein gar kleines, weichherziges, unselbständiges Allerweltsmännchen ist. Er weiß nicht, daß Börne einzig dasteht als Persönlichkeit in der deutschen Geschichte, er weiß nicht, daß Börne der Bannerträger deutscher Freiheit war, der einzige Mann in Deutschland zu seiner Zeit; er ahnt nicht, was es heißt, gegen vierzig Millionen Deutsche aufstehen und das Reich der Idee proclamiren; er kann es nicht begreifen, daß Börne der Johannes Baptista der neuen Zeit ist, der den selbstzufriednen Deutschen von der Buße predigt und ihnen zuruft, daß die Axt schon an der Wurzel des Baumes liege und der Stärkere kommen wird, der mit Feuer tauft und die Spreu unbarmherzig von der Tenne fegt. Zu dieser Spreu darf sich auch Hr. A. Jung rechnen. Endlich kommt Hr. Jung zu seinem lieben jungen Deutschland und beginnt mit einer erträglichen, aber viel zu ausführlichen Kritik Heine's. Die Uebrigen werden sodann nach der Reihe durchgenommen, zuerst Laube, Mundt, Kühne, sodann Wienbarg, dem verdientermaßen gehuldigt wird, und endlich auf fast funfzig Seiten Gutzkow. Die ersten Drei verfallen der gewöhnlichen Juste-Milieu-Huldigung, viel Anerkennung und sehr bescheidner Tadel; Wienbarg wird entschieden hervorgehoben, aber kaum auf vier Seiten, und Gutzkow endlich mit einer unverschämten Unterwürfigkeit zum Träger des „Modernen" gemacht, nach dem Hegelschen Begriffsschema construirt und als Persönlichkeit ersten Ranges behandelt.

Wäre es ein junger, sich erst entwickelnder Autor, der mit solchen Urtheilen aufträte, man ließe sich das gefallen; es giebt Manchen, der eine Zeit lang Hoffnungen auf die junge Litteratur gesetzt, und im Hinblick auf eine erwartete Zukunft ihre Werke nachsichtiger betrachtet hat, als er es sonst vor sich selbst verantworten konnte. Namentlich wer die jüngsten Entwicklungsstufen des deutschen Geistes in seinem eignen Bewußtsein reproducirt hat, wird irgend einmal mit Vorliebe auf die Productionen Mundt's, Laube's oder Gutzkow's geblickt haben. Aber der Fortschritt über diese Richtung hinaus hat sich seitdem viel zu energisch geltend gemacht, und die Gehaltlosigkeit der meisten Jungdeutschen ist auf eine erschreckende Weise offenbar geworden.

Das junge Deutschland rang sich aus der Unklarheit einer bewegten Zeit empor, und blieb selbst noch mit dieser Unklarheit behaftet. Gedanken, die damals noch formlos und unentwickelt in den Köpfen gohren, die später erst durch Vermittlung der Philosophie zum Bewußtsein kamen, wurden vom jungen Deutschland zum Spiel der Phantasie benutzt. Daher die Unbestimmtheit, die Verwirrung der Begriffe, die unter den Jungdeutschen selbst herrschte. Gutzkow und Wienbarg wußten noch am meisten, was sie wollten, Laube am wenigsten. Mundt lief socialen Marotten nach, Kühne, in dem etwas Hegel spukte, schematisirte und classificirte. Aber bei der allgemeinen Unklarheit konnte nichts Rechtes zu Tage kommen. Der Gedanke von der Berechtigung der Sinnlichkeit wurde nach Heine's Vorgang roh und flach gefaßt, die politisch-liberalen Principien waren nach den Persönlichkeiten verschieden, und die Stellung des Weibes gab zu den fruchtlosesten und confusesten Discussionen Anlaß. Keiner wußte, woran er mit dem Andern war. Auf die allgemeine Verwirrung der Zeit müssen auch die Maßregeln der verschiedenen Regierungen gegen diese Leute geschoben werden. Die phantastische Form, in der jene Vorstellungen propagirt wurden, konnte nur dazu beitragen, jenen wirren Zustand zu vermehren. Durch das glänzende Exterieur der jungdeutschen Schriften, die geistreiche, pikante,

lebendige Schreibart derselben, die geheimnißvolle Mystik, mit welcher die Hauptschlagwörter umgeben waren, sowie durch die Regeneration der Kritik und die Belebung der belletristischen Zeitschriften, die von ihnen ausging, zogen sie bald jüngere Schriftsteller in Masse an sich, und es dauerte nicht lange, so hatte Jeder von ihnen, mit Ausnahme Wienbarg's, seinen Hof. Die alte schlaffe Belletristik mußte dem jungen Andrange weichen, und die „junge Litteratur" nahm das eroberte Feld in Besitz, theilte sich darein und — zerfiel in sich selbst über der Theilung. Hier kam die Unzulänglichkeit des Princips zum Vorschein. Jeder hatte sich im Andern getäuscht. Die Principien verschwanden, es handelte sich nur noch um Persönlichkeiten. Gutzkow oder Mundt, das war die Frage. Cliquenwesen, Häkeleien, Streitigkeiten um Nichts und wieder Nichts begannen die Journale zu füllen.

Der leichte Sieg hatte die jungen Herren übermüthig und eitel gemacht. Sie hielten sich für welthistorische Charaktere. Wo ein junger Schriftsteller auftrat, gleich wurde ihm die Pistole auf die Brust gesetzt und unbedingte Unterwerfung gefordert. Jeder machte den Anspruch, exclusiver Litteraturgott zu sein. Du sollst keine andern Götter haben neben mir! Der geringste Tadel erregte tödtliche Feindschaften. Auf diese Weise verlor die Richtung allen geistigen Inhalt, den sie noch etwa gehabt hatte, und sank in den reinen Skandal herab, der in Heine's Buch über Börne culminirte und in infame Gemeinheit überging. Von den einzelnen Persönlichkeiten ist Wienbarg unbedingt die nobelste; ein ganzer, kräftiger Mann, eine Statue von hellglänzendem Erz aus Einem Gusse, daran kein Rostfleck ist. Gutzkow ist der Klarste, Verständigste; er hat am meisten producirt, und neben Wienbarg auch die entschiedensten Zeugnisse seiner Gesinnung gegeben. Will er auf dem dramatischen Gebiet bleiben, so sorge er indeß für beßre, ideenvollre Stoffe, als er sie bisher gewählt hat, und schreibe statt aus dem „modernen", aus dem wirklichen Geist der Gegenwart heraus. Wir verlangen mehr Gedankengehalt, als die liberalen Phrasen des Patkul oder die weiche Empfindsamkeit des Werner. Wozu Gutzkow viel Talent hat, ist die Publicistik; er ist ein geborner Journalist, aber er kann sich nur durch Ein Mittel halten: wenn er sich die neuesten religions- und staatsphilosophischen Entwicklungen aneignet, und seinen Telegraphen, den er, wie es heißt, wieder auferstehen lassen will, der großen Zeitbewegung unbedingt widmet. Läßt er aber die entartete Belletristerei seiner Herr werden, so wird er nicht besser werden, als die übrigen schönwissenschaftlichen Journale, die nicht Fisch und nicht Fleisch sind, von langweiligen Novellen strotzen, kaum durchblättert werden, und überhaupt an Gehalt und in der Achtung des Publicums mehr als je gesunken sind. Ihre Zeit ist vorbei, sie lösen sich allmälig in die politischen Zeitungen auf, die das bischen Litteratur noch ganz gut mit abfertigen können.

Laube ist bei all seinen schlechten Eigenschaften doch noch gewissermaßen liebenswürdig; aber seine unordentliche, principlose Schreiberei, heut Romane, morgen Litteraturgeschichte, übermorgen Kritiken, Dramen u. s. w., seine Eitelkeit und Flachheit läßt ihn nicht aufkommen. Den Muth der Freiheit hat er eben so wenig als Kühne. Die „Tendenzen" der weiland „jungen Litteratur" sind längst vergessen, das leere, abstracte Litteraturinteresse hat Beide ganz in Anspruch genommen. Dagegen ist die Indifferenz bei Heine und Mundt zur offnen Apostasie geworden. Heine's Buch über Börne ist das Nichtswürdigste, was jemals in deutscher Sprache geschrieben wurde; Mundt's neueste Thätigkeit im Piloten nimmt dem Verf. der „Madonna" die letzte Spur von Achtung in den Augen der Nation. Man weiß hier in Berlin nur zu gut, was Hr. Mundt mit einer solchen Selbstentwürdigung bezweckt, nämlich eine Professur; um so ekelerregender ist diese plötzlich in Hrn. Mundt gefahrne Unterthänigkeit. Hr. Mundt und sein Waffenträger F. Radewell mögen nur fortfahren, die neuere Philosophie zu verdächtigen, den Nothanker der Schelling'schen Offenbarung zu ergreifen und sich durch ihre unsinnigen Versuche, selbst zu philosophiren, vor der Nation lächerlich zu machen. Die freie Philosophie kann ihre philosophischen Schülerarbeiten ruhig und unwiderlegt in die Welt gehen lassen; sie zerfallen in sich selbst. Was den Namen des Hrn. Mundt an der Stirn trägt, ist, wie die Werke Leo's, mit dem Malzeichen der Apostasie gebrandmarkt. Vielleicht bekommt er an Hrn. Jung bald einen neuen Hintersassen; er läßt sich bereits gut an, wie wir gesehen haben und noch weiter sehen werden. —

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 162. **9. Juli.** **1842.**

Jung „Vorlesungen über die moderne Litteratur der Deutschen."

(Schluß.)

Nachdem Hr. Jung nun den eigentlichen Zweck seiner Vorlesungen hinter sich hat, drängt es ihn gewaltig, sich zum Schluß noch einmal recht dem Gelächter der Nation preiszugeben. Er geht von Gutzkow auf David Strauß über, schreibt ihm das eminente Verdienst zu, „die Resultate von Hegel und Schleiermacher und des modernen Styls" (ist das etwa moderner Styl?) in sich zusammengezogen zu haben, klagt dabei aber entsetzlich über die gräuliche, ewige Negation. Ja die Negation, die Negation! Die armen Positivisten und Juste-Milieu-Leute sehen die negative Fluth immer höher und höher schwellen, klammern sich fest aneinander und schreien nach etwas Positivem. Da jammert nun so ein Alexander Jung über die ewige Bewegung der Weltgeschichte, nennt den Fortschritt Negation und spreizt sich zuletzt zum falschen Propheten auf, der „eine große positive Geburt" weissagt; die er mit den verschrobensten Phrasen im Voraus beschreibt, und die Strauß, Feuerbach und was damit zusammenhängt, mit dem Schwerte des Herrn besiegen werde. Auch in seinem Litteraturblatt predigt er das Wort vom neuen „positiven" Messias. Kann es etwas Unphilosophischeres geben als ein so unverhohlnes Mißvergnügen, eine so offne Unbefriedigung in der Gegenwart? Kann man sich weibischer und kraftloser betragen, als es Hr. A. Jung thut? Kann man sich eine ärgre Phantasterei denken — die neuschellingsche Scholastik ausgenommen — als diesen frommen Glauben an den „positiven Messias?" Wann gab es eine größre — und leider auch verbreitetre Verwirrung, als diejenige, welche jetzt in Beziehung auf die Begriffe „positiv und negativ" herrscht? Man gebe sich nur einmal die Mühe, die verschriene Negation näher anzusehen, und man wird finden, daß sie durch und durch selbst Position ist. Für diejenigen freilich, die das Vernünftige, den Gedanken, weil er nicht still steht, sondern sich bewegt, für nicht positiv erklären, und deren kraftloses Epheugemüth einer alten Mauerruine, eines Factums bedarf, um sich an ihm zu halten, für die ist freilich aller Fortschritt Negation. In Wahrheit aber ist der Gedanke in seiner Entwicklung das allein Ewige und Positive, während die Facticität, die Aeußerlichkeit des Geschehens eben das Negative, Verschwindende und der Kritik Anheimfallende ist.

„Wer aber wird der Geber dieses unendlichen, in unsrer Nähe weilenden Schatzes sein?" fährt Hr. Jung mit gesteigertem Pathos fort. Ja, wer wird der Messias sein, der die schwachen, zagenden Seelen aus dem Exil der Negation, aus der finstern Nacht der Verzweiflung zurückführen wird in das Land, da Milch und Honig fließt? „Ob Schelling? — — — — Große, heilige Hoffnungen setzen wir auf Schelling, eben weil Er so lange der Einsamkeit vertraut, eben weil er jenen Ruhesitz am Urquelle des Denkens und Schaffens entdeckt hat, jenen Herrschersitz, welcher die Zeit aufhören macht, Zeit zu sein!" u. s. w. Ja, so spricht ein Hegelianer, und weiter (Königsb. Litt.-Bl. Nr. 4): „Wir versprechen uns von Schelling außerordentlich viel. Schelling wird, hoffen wir, mit derselben Leuchte eines niegesehenen, neuen Lichtes durch die Geschichte schreiten, wie er einst durch die Natur geschritten ist" u. s. w. Sodann Nr. 7 eine Huldigung für den unbekannten Gott Schelling's. Die Philosophie der Mythologie und der Offenbarung wird als nothwendig construirt, und Hr. Jung ist selig in dem Bewußtsein, Schelling's, des großen Schelling Gedankenbahnen auch schon von Ferne mit seinem begeisterten Auge nachahnen zu können. Solch ein markloser, sehnsüchtiger Geist ist dieser Jung, daß er nur in der Hingebung an einen Andern, in der Unterwerfung unter fremde Autorität sich befriedigt findet. Keine Ahnung von Selbständigkeit ist bei ihm zu finden; so wie ihm der Halt genommen wird, den er umfaßt, knickt er in sich selbst zusammen und weint helle Thränen der Sehnsucht. Sogar an Etwas, was er noch nicht kennt, wirft er sich weg, und trotz der ziemlich genauen Nachrichten, die man schon vor Schelling's Auftreten in Berlin über seine Philosophie und den speciellen Inhalt seiner Vorlesungen hatte, kennt Hr. Jung keine größre Seligkeit, als zu Schelling's Füßen im Staube zu sitzen. Er weiß nicht, wie Schelling sich in der Vorrede zu dem Cousinschen Werk über Hegel ausgesprochen hat, oder vielmehr er weiß es wohl, und dennoch wagt er, ein Hegelianer, sich an Schelling wegzuschenken, wagt es, nach solchen Antecedentien den Namen Hegel's noch in den Mund zu nehmen,

auf ihn gegen die neuesten Entwicklungen zu provociren! Und um seiner Selbstentwürdigung die Krone aufzusetzen, fällt er in Nr. 13 nochmals anbetend vor Schelling nieder, der ersten Vorlesung desselben den Weihrauch seiner ganzen Bewundrung und Proskynese zollend. Ja er findet es hier Alles bestätigt, was er von Schelling „nicht bloß voraussetzte, sondern wußte, jene wunderbar frische, jene auch der Form nach vollendete Durchdringung aller wissenschaftlichen, künstlerischen und sittlichen Elemente, welche in solcher Vereinigung antiker und christlicher Welt den so Verherrlichten zu einem ganz andern Priester des Höchsten und seiner Offenbarung weihen mag, als es Priestern niedern Grades und Laien auch nur einfallen kann." Freilich werden Einige so verworfen sein, „daß sie aus Neid sogar die Größe wegläugnen, welche sich hier rein und klar, wie das Licht der Sonne, Jedem offenbart." „Die ganze Größe Schelling's, die Ueberlegenheit über alles Ausgezeichnete bloß einseitiger Richtungen strahlt uns aus seiner ersten Vorlesung herrlich entgegen." — — „Wer so anfangen kann, der muß gewaltig fortfahren, muß als Sieger enden, und wenn sie Alle ermüden, weil sie Alle, solchen Fluges ungewohnt, sinken, und Keiner mehr zu folgen, zu verstehen vermag, was Du von Ur an Begeisterter sprichst; so lauschen Dir sicher die Manen des mit Dir Ebenbürtigen, des treuesten, des herrlichsten Deiner Freunde, es lauschen Dir die Manen des alten Hegel! —"

Was mag Herr Jung dabei sich vorgestellt haben, als er diesen Enthusiasmus ins Blaue, diese romantische Schwebelei zu Papier brachte! Was wenigstens hier in Berlin Jeder im Voraus wußte oder mit Sicherheit schließen konnte, davon ahnt unser frommer „Priester" Nichts. Was aber jener „Priester des Höchsten" uns für „Offenbarungen" gepredigt, worin die „Größe", der „Beruf, der Menschheit das Höchste zu enthüllen", der „gewaltige Flug" bestanden, wie Schelling „als Sieger geendigt" hat, das weiß jetzt alle Welt; in dem Schriftchen: „Schelling und die Offenbarung", als dessen Verfasser ich mich hiemit bekenne, habe ich den Inhalt der neuen Offenbarung in durchaus objectiver Weise dargelegt. Herr Jung möge die Erfüllung seiner Hoffnungen daran nachweisen, oder wenigstens die Aufrichtigkeit und den — Muth haben, seinen glänzenden Irrthum einzugestehen.

Ohne mich auf die Kritik Seatsfield's, mit der Herr Jung sein Buch schließt, weiter einzulassen, da ich vom belletristischen Felde doch schon weit gnug entfernt bin, will ich zum Schlusse noch auf einige Stellen des „Königsberger Litteraturblatts" eingehen, um auch hier die Marklosigkeit und marklose Aufgedunsenheit Herrn Jung's nachzuweisen. Gleich in Nr. 1 wird, jedoch sehr zurückhaltend, auf Feuerbach's Wesen des Christenthums hingewiesen, in Nr. 2 die Negationstheorie der Jahrbücher angegriffen, jedoch noch mit Respect, in Nr. 3 wird Herbart'en gehuldigt, wie vorhin Schelling'en, in Nr. 4 allen Beiden und zugleich noch eine Verwahrung gegen den Radicalismus ausgesprochen, in Nr. 8 beginnt eine ausführliche Kritik des Feuerbachschen Buchs, in der die Halbheit des Juste-Milieu ihre Ueberlegenheit über den entschiednen Radicalismus geltend machen will. Und was sind die schlagenden Argumente, die hier aufgewandt werden? Feuerbach, sagt Herr Jung, hätte ganz Recht, wenn die Erde das ganze Universum wäre; vom irdischen Standpuncte aus ist sein ganzes Werk schön, schlagend, vortrefflich, unwiderleglich; aber vom universalen, vom Weltgesichtspunct aus ist es nichtig. Schöne Theorie! Als ob auf dem Monde zwei mal zwei fünf wäre, als ob auf der Venus die Steine lebendig herumliefen und auf der Sonne die Pflanzen sprechen könnten! Als ob jenseits der Erdatmosphäre eine aparte, neue Vernunft anfinge, und der Geist nach der Entfernung von der Sonne gemessen würde! Als ob das Selbstbewußtsein, zu dem die Erde in der Menschheit kommt, nicht in demselben Augenblick Weltbewußtsein würde, in welchem es seine Stellung als Moment desselben erkennt! Als ob ein solcher Einwand nicht nur ein Vorwand wäre, um die fatale Antwort auf die alte Frage hinauszuschieben in die schlechte Endlosigkeit des Raumes! Klingt es nicht seltsam naiv, wenn Herrn Jung mitten in die Hauptreihe seiner Argumente sich der Satz eingeschmuggelt hat: „die Vernunft, welche über jede bloß sphärische Bestimmtheit hinausgeht?" Wie kann er dann, bei zugestandner Consequenz und Vernünftigkeit des Bestrittnen vom irdischen Gesichtspunct aus, diesen vom „universalen" unterscheiden? Es ist aber eines Phantasten, eines Gefühlsschwärmers, wie Herr Jung einer ist, vollkommen würdig, sich in die schlechte Unendlichkeit des Sternenhimmels zu verlieren und über denkende, liebende, phantasirende Wesen auf den andern Weltkörpern sich allerhand curiose Hypothesen und wundersame Träumereien auszuklauben. Dabei ist es lächerlich, wie er vor der Seichtigkeit warnt, Feuerbach und Strauß nun ohne Weiteres des Atheismus und der unbedingten Läugnung der Unsterblichkeit zu beschuldigen. Herr Jung sieht nicht, daß diese Leute gar keinen andern Standpunct in Anspruch nehmen. Weiter. In Nr. 12 droht uns Herr Jung bereits mit seinem Zorn; in Nr. 26 wird Leo construirt, und über das unläugbare Talent des Mannes seine Gesinnung ganz und gar vergessen und beschönigt; ja Ruge'n wird ebenso sehr Unrecht gegeben wie Leo'n. Nr. 29 erkennt Hinrichs' nichtssagende Kritik der Posaune in den Berl. Jahrbb. an und erklärt sich noch entschiedner gegen die Linke; Nr. 35 vollends liefert einen langen, grauenvollen Artikel über F. Baader, dessen somnambüle Mystik und Unphilosophie ihm noch dazu als Verdienst angerechnet wird; end-

lich Nr. 36 klagt über „unselige Polemik", mit andern Worten, offenbar über einen Artikel von E. Mayen in der Rheinischen Zeitung, worin Herrn Jung einmal die Wahrheit gesagt wird — es ist sonderbar! In einem solchen Dusel und Traumleben ergeht sich Herr Jung, daß er glaubt, er sei unser „Kampfgenosse", er „vertheidige dieselben Ideen", daß er glaubt, es „walteten zwar Differenzen" zwischen ihm und uns ob, „doch stehe die Identität der Principien und Zwecke fest." Hoffentlich wird er jetzt gesehen haben, daß wir mit ihm fraternisiren weder wollen noch können. Solche unglückliche Amphibien und Achselträger sind nicht brauchbar für den Kampf, den nun einmal entschiedne Leute entzündet, und nur Charaktere hindurchführen können. Im Verfolge obiger Zeilen thut er sich noch den Tort an, daß er in die trivialste Redeweise von litterarischer Despotie der Liberalen verfällt und sich seine Freiheit wahrt. Die soll ihm bleiben; es wird ihn Jeder ruhig fortfaseln lassen bis in alle Ewigkeit. Aber er wird uns erlauben, für seine Unterstützung zu danken, und ihm ehrlich und offen zu sagen, wofür man ihn hält. Sonst wäre er ja der litterarische Despot, und dazu ist er doch etwas zu weichherzig. Dieselbe Nummer wird in würdiger Weise beschlossen von einem Hilferuf gegen „das selbstsüchtige, hohle Geschrei, welches in rasender Weise das Selbstbewußtsein zum Gott erhebt", — nun wagt das K. Littbl. es, diese schaudervollen Ausrufungen nachzusprechen: „Nieder mit dem Christenthum, nieder mit der Unsterblichkeit, nieder mit Gott!!" Doch es tröstet sich damit, daß „die Träger bereits im Vorhause stehen, um diejenigen, welche noch bei so guter Stimme sind, als lautlose Leichen herauszutragen." Also wieder die Kraftlosigkeit einer Appellation an die Zukunft!

Eine weitre Nr. des Jungschen Blattes ist mir noch nicht zu Gesicht gekommen. Ich denke, die gegebnen Beweise werden gnügen, die Zurückweisung des Herrn Jung aus der Gemeinschaft der Entschiednen und „Freien" zu begründen; er selbst ist jetzt in den Stand gesetzt, zu sehen, was man an ihm auszusetzen hat. Noch eine Bemerkung sei mir gestattet. Herr Jung ist unzweifelhaft der charakterschwachste, kraftloseste, unklarste Schriftsteller Deutschlands. Woher kommt das Alles, woher die erbauliche Form, die er überall zur Schau trägt? Sollte es damit zusammenhängen, daß Herr Jung, wie es heißt, früher ex officio erbaulich sein mußte?

Friedrich Oswald.

Das Hellenische Alterthum und seine Mission.

Panathenäische Festrede von P. W. Forchhammer, gehalten am 28. Juni 1841 in der Akademischen Aula in Kiel. 8. 26 Seiten. Kiel 1842. Universitäts-Buchhandlung.

Es ist so gar lange noch nicht her, daß von Seiten einer gewissen Partei die zahlreichen Angriffe gegen das Alterthum als Grundlage unsrer höhern Jugendbildung, auch durch die politische Verdächtigung der classischen Studien unterstützt wurden. Man machte auf den Einfluß aufmerksam, welchen es haben müsse, wenn der Jugend fort und fort das griechische und römische Alterthum als ewiges Vorbild in Kunst und Leben, im ποιεῖν und ἀπράττειν, dargestellt, und damit auch die Freiheitsliebe und ihre That, die Vertreibung der Könige und Tyrannen den jungen Herzen zur Bewundrung empfohlen würden. Und in der That, die Sache war bedenklich gnug. Harmodios und Aristogeiton wurden in Schulreden gefeiert, und Brutus, der den letzten König und sein Geschlecht aus Roms Thoren bannte, und Brutus, der dem ersten Imperator den Dolch ins Herz stieß, gaben Stoff zu den exercitiis der studiosa juventus in Prosa und Versen. Merkwürdig! in einer Zeit und in einem Volke, in welchen an dem göttlichen Rechte der gebornen Alleinherrscher und ihrer absoluten Gewaltmacht zu zweifeln für Frevel und Hochverrath galt, lehrte man die Jugend ein Volk wie das hellenische bewundern, welchem jener Glaube ein Gräuel war, ein Volk, das alle seine Größe der Freiheit verdankte, und im Bewußtsein dessen durch den Mund seiner Weisen und Geschichtschreiber es aussprach: „die absolute Herrschaft eines Einzigen in einem Staate sei eine Ungerechtigkeit, und sowohl aus religiösen als aus sittlichen Gründen verwerflich." Da mußten wir lesen, wie der alte Herodotos den Maiandrios von Samos „den gerechtesten Mann" nannte, weil er sein Vaterland von der Herrschaft eines Einzelnen befreien, und an seine Stelle die Herrschaft des Gesetzes und die Gleichheit Aller vor dem Gesetze (ἰσονομίη) herstellen wollte. Wir mußten hören, wie er sogar die aristokratische freie Verfassung der Lakedaimonier noch für ungnügend achtet, gegen die Demokratie Athens, und wie dieses erst da seine volle Größe erlangt habe, als es sich von seinen Beherrschern befreit hatte. Und ich entsinne mich noch, als wär' es heute, daß unser, jetzt längst entschlafner Prorector, als wir in der Herodotstunde an die Stelle der „Terpsichore" kamen, wo der alte Vater der Geschichte die höchstdemagogischen Worte ausspricht: „Man findet es aber nicht nur durch diesen Einen Fall, sondern durchgängig bestätigt, daß die Freiheit und gesetzliche Gleichheit (ἰσηγορίη, d. h. demo-

kratische Verfassung oder Freiheit schlechtweg) eine vortreffliche Sache ist, sintemal auch die Athener, so lange sie unter absoluten Herrschern standen, keinem ihrer Nachbarn im Kriege überlegen waren, während sie, sobald sie dieselben losgeworden waren, bei Weitem die Ersten wurden. Es ist hieraus offenbar, daß sie, so lange sie Unterthanen waren, mit Willen sich feig benahmen (ἐθελοκάκεον), als Leute die ja für ihren Herrn arbeiteten, während, nachdem sie frei geworden, Jeder für sich selbst zu arbeiten Lust und Liebe hatte" — ich erinnre mich, daß unser Lehrer bei diesen Worten ein sehr bedenkliches Gesicht machte, und die naseweise Frage eines Schülers: ob denn das wirklich wahr und richtig sei, mit der Gegenfrage nach der Abwandlung irgend eines Verbi abschnitt.

In der That, es war lange Zeit ein ungeheurer Widerspruch zwischen Schule und Leben auch nach dieser Seite hin bei uns zu finden, und man kann kaum begreifen, wie dieser Widerspruch so lange unbeachtet blieb, und zum Theil auch jetzt noch unbeachtet bleibt. Indessen besorgte weder die Censur Ausgaben der alten Classiker „in usum Delphini mit Lücken", noch verboten Oberstudienbehörden die Explication des freien alten Volksgeistes und der von ihm durch Freiheit geschaffnen Herrlichkeit in Thaten und Werken. Ebensowenig aber schlug auf der andern Seite das Feuer der Begeistrung für das Alterthum bei der Jugend in gefährlichen Flammen über in die umgebende Wirklichkeit der Gegenwart. Wir wissen, daß die weiland Burschenschafter mit dem heidnischen „Hellas und Latium" nichts zu schaffen hatten, und ihre Freiheitsschwärmereien und Deutschthümeleien aus ganz andern Regionen, aus Christenthum und Mittelalter herholten. Auch haben wir nirgends gehört, daß in den Acten der Centraluntersuchungscommission Herodot und Thucydides, Plato und Aristoteles als Jugendverführer irgend eine Rolle spielen.

Der Grund dieser merkwürdigen Erscheinung, daß das vorherrschende Studium des classischen Alterthums nicht bedeutender während einer so langen Zeit auch auf die politische Bildung der Nation einwirkte, war ein doppelter. Einmal nämlich war die Bewundrung der politischen Größe und Tugend der alten Welt eine durchaus naive und unbefangne. Man suchte zwar, wenn es hoch kam, Demosthenes und Pindar, Horaz und Cicero in Schulerercitien nachzuahmen, und ging sogar in der blinden Uebertreibung und anbetenden Bewundrung so weit, daß man in Kunst und Poesie mit den Resultaten der alten Welt abschloß, und dieselben zwar als die steter Nachahmung würdigen alleinigen, aber auch zugleich als unerreichbare Muster und Vorbilder aufstellte. Aber während man hier wenigstens den Zusammenhang der alten mit der neuen Welt, der Vergangenheit mit der Gegenwart anerkannte, selbst bis zur Uebertreibung anerkannte, und Homer und Sophokles, Thucydides und Tacitus auch in der deutschen Litteratur repräsentirt haben wollte, verhielt man sich zu dem Boden, auf welchem einst jene edelsten Früchte der Kunst und Wissenschaft erwachsen, zu dem Staatsleben der Alten als zu einem völlig Fremden, uns und die Gegenwart in keiner Weise Berührenden. Man bewunderte die Thaten und Gesinnungen dieser freien Jugend der Menschheit wie ein schönes Mährchen aus einer längst verklungnen Zeit, und schrieb proskynirende Dedicationen an Fürsten und Herren — und an was für welche mitunter! — zu den Editionen des Demosthenes und Thucydides, des Herodot und Cicero, Dedicationen, vor deren Speichelleckereien sich zuweilen die Geister jener Alten in ihren Gräbern hätten rühren mögen. Freilich gab es eine Zeit, wo auch Niebuhr und Jacobs den Schlachtruf demosthenischer Philippiken — wenn gleich heimlich und verdeckt als Uebersetzer, gegen den großen Meister der *Τυραννίς* des Jahrhunderts ertönen ließen. Aber im Ganzen darf es als Thatsache gelten, daß bis auf die neueste Zeit hin in Deutschland das Studium der Alten auch als politisches Erziehungs- und Bildungsmittel ein völlig unbenutztes war. Ja, es schien vielmehr das Gegentheil eine so ausgemachte Sache, daß man die Bildung unsrer Jugend mehr und mehr vorzugsweise den Händen derjenigen überantwortete, welche ihrem Berufe nach gerade am meisten hätten erfüllt sein sollen von dem gewaltigen Odem der Freiheit, welcher alle classischen Schöpfungen des Alterthums durchweht.

Indessen hatte es damit keine Noth. Vielmehr schienen gerade die Philologen par excellence, die Kenner und Bewundrer des Alterthums durch ihr Verhalten Zeugniß dafür abzulegen, wie ungefährlich in politischer Rücksicht die Alterthumsstudien, und wie sehr sie vielmehr geeignet seien, Herz und Sinn von dem Leben der Gegenwart, von der Praxis des Menschen als Bürger und Staatsbürger abzuziehen. Und hier mögen wieder die Acten der gedachten Commission bezeugen, ob irgend ein rechter und gerechter Philologe sich unter den zahllosen Schuldigen und Verdächtigen jener geächteten Verbindungen findet.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 163. 11. Juli. 1842.

Das Hellenische Alterthum und seine Mission.

(Fortsetzung.)

Jenem unbefangnen und bewußtlosen Verhalten zu der politischen Seite des Alterthums gesellte sich als zweiter Erklärungsgrund der oben gedachten Erscheinung noch ein andrer, nicht minder wichtiger. Der süße Kern des Alterthums steckt in rauher harter Schaale, und Tausende und aber Tausende mußten ihre Zähne daran setzen, diese zu zerbeißen und zu zerbröckeln, ehe ein nachkommendes glücklicheres Geschlecht zu jenem gelangen konnte. So geschah es, daß, während sich die kunstsinnigen Italiener, wie überhaupt die romanischen Völker, vorzugsweise seit der großen Umwälzungsperiode, die das Mittelalter von der neuen Zeit schied, der sprachlichen Kunstform der ihnen stammverwandten Römer zuwendeten, dagegen die Franzosen und mehr noch die Holländer, Britten und Deutschen sich in das Einzelne und Einzelnste des sachlichen und sprachlichen Stoffes hineinarbeiteten, und mit wahrem Bergmannsfleiß als ächte Söhne des alten *Χαλκέντερος* jene Speicher und Vorrathskammern zusammenthürmten, die uns Spätern einst so trefflich zu Statten kommen sollten. Diese Versenkung in das Besonderste und Particularste ist rührend und darf nicht ohne Pietät beurtheilt werden. Der Ruhm großer Namen der vergangnen und selbst noch manches Veteranen der Philologie unsers Jahrhunderts erscheint an sie geknüpft. Aber ebensowenig darf und soll vergessen werden, daß dieser Geist der Mikrologie und Kyminopristie, dies Behandeln des Einzelnsten ohne Bezug auf das Ganze, diese Haarspalterei in Kritik und Grammatik, dieses Gezänk um Conjecturen und Lesarten ohne philosophisches Princip, diese Versenkung des Lebens und aller seiner Thatkraft in Vergleichung von alten Handschriften und Drucken die Geister verödete, und die Herzen verengte, und den Blick und Sinn für das ächte Leben und die wahre Kunst, und das ewige Verhältniß des Menschen zu beiden nicht bloß für das hochgepriesne und adorirte A l t e r t h u m selbst, sondern in noch höherm Maße für die eigne G e g e n w a r t abstumpfte. Zunächst für das A l t e r t h u m. Oder wie alt ist denn unsre wahrhafte Behandlung und gründliche Erforschung seiner Geschichte, unsre Kenntniß und unser Verständniß seiner sittlichen und politischen Institutionen und Zustände, unsre Einsicht in den vollen Werth ihrer Werke der Philosophie wie der bildenden und sprachlichen Kunst? Sind nicht alle diese Dinge recht eigentlich trotz der drei- bis vierhundertjährigen Arbeit der Philologie erst in ihren Anfängen, obschon man das Alles bereits vor 50—60 Jahren längst an allen vier Zipfeln gefaßt zu haben meinte? Und was die Gegenwart betrifft, ist es nicht historisches Factum, daß keine Seite des Lebens, keine Wissenschaft sich von dem erwachenden Leben, von der Jugendperiode unsrer modernen deutschen Litteratur ferner gehalten, ja hier und da fast hermetisch abgeschlossen gehalten hat als die gleichzeitige Schulphilologie in Deutschland, wenn man von wenigen Heroen absieht? Man denke an die Fürstenschulen Sachsens und an die Mitscherlichii und Döringii, welche in zahllosen Exemplaren aufgezählt werden könnten. Und das mochte noch hingehen. Mochten immerhin solche Leute eine Ehre darein setzen, keinen deutschen Dichter gelesen zu haben, geschweige denn sich um die neuere Zeit und ihre Geschichte, um den Fortschritt der Philosophie und Naturwissenschaften, kurz um alle die lebendigen Interessen der Gegenwart zu kümmern. — Aber wie sah es mit der eignen pädagogischen Praxis ihres Wissens und Könnens, wie sah es mit den studiis humanitatis aus, mit deren Milch die Jugend genährt wurde? Die Gräuel der Landsmannschaften und ihre furchtbare Verrohung nicht minder wie die Bornirtheit der ihnen gegenüberstehenden Verbindungen, kurz das ganze Universitätstreiben, abgesehen von den Wenigen, die sich in jener obengedachten Weise in die Wissenschaften versenkten, oder die der eingeborne Genius auf den rechten Pfad führte, geben eine niederschlagende Antwort. Aber wie konnte es auch anders sein, wenn die Lehrer, statt die jungen Herzen, nach der strengen aber nothwendigen Vorschule der Grammatik, in den höhern Bildungsstufen unsrer Schulanstalten mit dem ächten Geiste des Alterthums zu erfrischen, und der Jugend ein Bild des Wissens, Wollens und Könnens jener Jugendperiode der Menschheit zu geben, und an der hohen Schönheit der Composition einer Tragödie des Sophokles und einer Ode Pindar's ihren Sinn zu stärken, oder an der politischen Großheit eines Perikles und Demosthenes ihrer Begeistrung Flammen zu entzünden, — wenn, sage

ich, die überwiegende Mehrzahl der Lehrer die Werke der Alten nur als Belege für Matthiä und Hermann ad Vigerum, Zumpt und Buttmann tractirte und Cicero und Livius nur als Speicher und cornua copiae für den color latinus der Schulerercitien ansah, und höchstens nebenbei die tractirten Alten in Bausch und Bogen von dem ledernen Cornel und dem schwülstigen Curtius an, in allgemeinen Phrasen als ewige Muster und unübertreffliche Vorbilder aller Zeiten pries und bewunderte? Oder rede ich etwa die Unwahrheit, ist meine Schilderung übertrieben, und nicht vielmehr jetzt noch theilweise wahr und anwendbar? Man gehe doch nur einmal den unübersehlichen Wald der Editionen der Alten in usum scholarum durch, man betrachte die Weise, wie hier die Schriftsteller behandelt, wie die Interpretation gehandhabt wird, wie ein ungeheurer, zum Theil sinnloser, zum Theil unnützer Citatenballast diese Bücher beschwert, oder die Kümmelspalterei kritischer, grammatischer und etymologischer Noten den Text erträntt, um sich zu überzeugen, wie viel es hier noch auszufegen giebt, und wie arm an geistiger Nahrung, wie unfruchtbar für sittliche Bildung, wie unzureichend für wahre Einsicht und gründliche Auffassung des antiken Geistes diese Specimina der Behandlung der Classiker auf unsern Schulen sich großentheils erweisen. Und es ist kein „junger Deutscher", der diese Sprache hier führt, keiner, dem auf der Schule die altclassische Zucht den Geschmack am Alterthum verleidet hat, und der nun seinen Aerger und Unmuth an den Peinigern seiner Jugend ausläßt. Es ist ein Philologe, der aus freier Neigung dem Alterthum sich zugewendet, dem das Glück zu Theil geworden, durch einen trefflichen Lehrer schon auf der Schule „einen Hauch des Geistes" zu verspüren, mit dem das Alterthum Jeden, der ihm auf dem rechten Wege naht, so überwältigend anwehet. Es ist ein Schulmann, der seit anderthalb Jahrzehnten fortwährend in diesem Berufe das Glück seines Lebens gefunden hat. Wie sollte er gegen sein eignes Fleisch wüthen und die Alterthumsstudien anklagen, wo er es mit vielen ihrer Vertreter und deren Schlendrian zu thun hat? mit denen, die sich in lächerlichem Stolze von der Philosophie und Litteratur ihrer Zeit absperrten, und in eitlem Dünkel sich noch als das Licht und Salz der Welt betrachteten, wenn sie zu 99 Conjecturen einer verdorbnen Stelle die hundertste und zu hundert Editionen eines Autors die hundertsoundsovielte hinzugefügt hatten. Diese Leute, die den „summum philosophum" Platon lasen, um ihre Kenntniß der Partikeln zu bereichern, und den Aristoteles bewunderten, ohne ihn zu lesen, dabei aber Philosophie und ihr Studium für einen Philologen für die unnützeste Sache von der Welt erklärten, die die trivialste Ode des Horaz als unübertrefflichstes Kunstwerk priesen, im Nepos nach immer neuen Feinheiten suchten, sie, denen nie eine Ahnung von dem gekommen war, was eigentlich die Alten gewesen, und was sie uns sein sollen, — diese sind es, welche die Philologie und ihren pädagogischen Bildungswerth in bösen Leumund gebracht, und einer neuen Generation die schwierige Aufgabe bereitet haben, gegen eine leidenschaftlich andrängende feindselige Partei das Kind vor dem Verschütten mit dem Bade zu bewahren, und der Philologie als Mittel der Bildung des geistigen Kerns der Nation wieder Achtung zu verschaffen. Auf dem alten Wege wird dies nun und nimmer geschehen. Die goldne Zeit der prunkenden Lateinschreiberei und Schwatzerei ist unwiederbringlich dahin. Die Bewundrung muß dem Begreifen weichen, und es muß heraus und gezeigt werden, was wir an den Alten im Ganzen und Einzelnen haben. Und da wird sich denn zeigen, daß dieser frische Born der Erquickung und Stärkung des Jugendgeistes noch lange nicht erschöpft, und noch viele Adern des reichen Schachtes kaum mit dem Hammer berührt, geschweige denn ausgebeutet sind.

Einen Beleg zu dem, was ich meine, liefert Forchhammer's Panathenäische Festrede, durch welche diese Zeilen entstanden sind. Sie führt uns zugleich auf dem kürzesten Wege zu dem Anfange unsers Aufsatzes zurück. Forchhammer ist in diesen Jahrbb. erst einmal, soviel ich weiß, wegen seiner mythologischen Ketzereien besprochen worden. Seitdem sind Jahre vergangen. Eine neue Reise nach Italien und Griechenland, die er bis in den Orient und Aegypten ausdehnte, hat, wie es scheint, seine frühern Ansichten theils modificirt, theils bestärkt; jedenfalls aber seinen Beruf, ein lebendiger Vertreter des Geistes der antiken Welt und ihres ächten Verständnisses zu sein, gekräftigt, und ihn vor Vielen befähigt, in diesen Dingen seine Stimme zu erheben. Das hat er denn auch, wie in mehrern frühern öffentlichen Reden über Gegenstände des Alterthums und seiner Wissenschaft, welche er in der kieler Aula vor einem gemischten Kreise von Zuhörern gehalten, so namentlich in dieser „Panathenäischen Festrede" gethan. Und diese Rede wiegt hundert und aber hundert sogen. orationes academicae auf, in denen ein Professor der Eloquenz in den zierlich geschweiftesten Perioden und tönendsten Phrasen sein Publicum am Geburtstage des Fürsten über die Zahl der Choreuten oder über sonst einen hochwichtigen Gegenstand mit Belegen aus Suidas, Pollur und den Scholiasten gründlichst belehrt, oder über die richtige Schreibung des Namens eines der Ankläger des Sokrates zurechtweiset.

Der Zweck und die äußre Veranlassung dieser Rede war, die Zuhörer, Mitbürger seiner Stadt zu gewinnen für die Errichtung eines Museums, einer Kunstsammlung, die das Schönste und Herrlichste der alten bildenden Kunst, was Thorwaldsen selbst unübertroffen nennt, in Abgüssen zu Genuß und Belehrung für Jedermann, zur Ehre der

Stadt und des Landes, zur Fördrung des Schönen in Allen darbiete. Dem entsprechend ist die ganze Festrede ein begeisterter Panegyrikus des von der Kunst und dem Schönen durchdrungnen griechischen Alterthums. Seine Rede führt in großen und freien Zügen den Hörern vor, wie, von der niedersten der Künste, von der Architektur beginnend, der hellenische Geist den Stempel vollkommner Schönheit dem rohen Stoffe eingedrückt, und weiter hinaufschreitend durch Sculptur und Malerei, Musik und Poesie, zuletzt im Staate, in dem Gesammtleben Aller das erhabenste Kunstwerk voll ewiger, unvergänglicher Schönheit ausgearbeitet habe. „Und der Dichter des Prometheus (heißt es S. 8 f.), nicht saß er daheim im Kämmerlein und schwelgte thatenlos in großen Gedanken. Bei Marathon hatte er mitgefochten und bei Salamis. In sich das Bewußtsein, daß auch von ihm das Vaterland von den Barbaren gerettet war, erschien er im Volksrath unter den Bürgern, und stimmte mit, und redete zum Wohl des Staates. Wer so kräftig und selbstbewußt mitten im Leben stand, der dichtete zu anderm Zweck, als zu müßigem Zeitvertreib der Hörer. Im Sturmschritt, wie beim Angriff auf die Perser, und mit mächtigem Laut schreitet seine Rede daher, den Gegenwärtigen zur Mahnung, den Nachgebornen zur Bewundrung. — Wie noch viel mehr griff in der Komödie die Kunst ins Leben ein! Wohl war Aristophanes:

„Volk und Mächtige zu geißeln ein gefürchtet Haupt im Staat."

Und war das Schauspiel nun das Höchste, was die Kunst in Athen erreichte? O nein! Immer mehr erweiterte sie ihre Kreise. Es gnügte ihr nicht, das Schöne darzustellen nur in einem ideellen, nicht mehr wirklichen Leben, nur durch die Einheit einer kleinen Zahl von Künstlern, nur auf dem beschränkten Raum der Bühne, in der beschränkten Zeit einiger Stunden, nur zum vorübergehenden Genuß, zur unbefriedigten Sehnsucht des schauenden Volks. Nein, Athen, Attika selbst machte sie zu ihrer Bühne, die Geschichte zur erfüllten Zeit ihrer Darstellung, das gesammte Volk zum Künstler, den gesammten Staat ihr erhabenstes Kunstwerk, in welchem sie selbst sich vollendete zur Staatskunst. Das war nicht ein Name, entlehnt von einem Aehnlichen und bedeutend etwas Andres. Nicht entstand ihnen der jedesmalige Staat als eine Wirkung der Mängel seines Zustandes, der Zeit und äußrer Einflüsse, die ihn vorwärts trieben. Sondern ein Ziel hatten sie vor Augen und im Bewußtsein, wohin sie strebten. Und dieses Ziel war die Harmonie des Ganzen, die Harmonie mit sich und den Göttern, es war das höchste Gut, wie sie es nannten, das von Wahrheit und Tugend unzertrennliche Schöne. Aristoteles, den sie den Nüchternen nennen, von dem es heißt, er habe seine Staatskunst nicht aus der Phantasie geschöpft, sondern aus dem Leben und der Geschichte, stellt an die Spitze dieser Kunst den Satz: „da wir sehen, daß der Staat ein Verein von Menschen ist, und da jeder Verein um eines Guten willen da ist, so ist offenbar, daß zwar jeder Verein auch dieses Gute erstrebt, am meisten aber und das höchste Gute der höchste Verein, der alle andern in sich befaßt. Dieser aber ist der Staat." Und jenes höchste Gute nennt er dann die Thätigkeit des Geistes — die Thätigkeit des Geistes in Uebereinstimmung mit der höchsten Tugend (ἀρετή) in einem möglichst vollkommnen Leben. Und dieses Gute ist ihm das Schöne, das geistig Schöne, von dem er sagt: es sei für den Staat und für den Einzelnen dasselbe, daher nur durch Theilnahme an dem Staat, sei er eine Monarchie, oder Aristokratie, oder Demokratie, der Mensch, der von Natur ein geselliges, ein Staatswesen sei, seine Bestimmung erreichen könne, ein Sklave aber, eben weil er vom Staate ausgeschlossen, wenn auch einer gewissen Tugend fähig, doch die höchste nie erreichen könne, und ein Jeder nur in dem Maß, in welchem für ihn und für den Staat das höchste Schöne identisch sei."

(Schluß folgt.)

Balladen und Romanzen. Von Wolfgang Müller. Düsseldorf 1842. Schreiner.

Das Interesse für Balladen- und Romanzenpoesie ist durch die tiefere subjective Gestaltung der Lyrik, welche Herwegh derselben gegeben hat, bedeutend in den Hintergrund gedrängt worden. Wir fordern auch vom lyrischen Dichter jetzt Gesinnung, Durchbildung des Charakters, substantiellen Inhalt, und sind es müde, in den weiten phantastischen Räumen des unbestimmten Gefühls umherzuschwärmen und uns der Natur zum Raube zu geben, oder von dem Heroismus einzelner mittelalteriger Individualitäten etwas vorsingen zu lassen. Das war recht schön zu seiner Zeit, als wir eben nichts zu thun hatten; jetzt aber, da es sich um die Erringung unsrer höchsten politischen Rechte handelt, und auch die Lyrik an diesem Kampfe Theil nimmt und muthigen Schlachtgesang ertönen läßt, erscheint uns die Balladenpoesie als müßiges Handwerk, als eine nur formell ererbte Beschäftigung, die ihrem Ende entgegengeht.

In der That konnte unsrer poetischen Litteratur nichts Beßres begegnen, als diese kriegrische Diversion, welche die Frühlingspoeten plötzlich in ihre Erlen- und Fliederbüsche zurückscheucht, und die übermäßige Kraftvergeudung der deutschen Jugend paralysirt. Es soll ihr künftig wohl die Lust vergehen, so leichtfertigen Muthes nach dem Dichterlorbeer zu haschen. Nicht für Knaben ist er gewachsen, sondern für Jünglinge, welche der Geist früh der Bildung ihrer Zeit zutreibt, und die des Umgangs mit Männern sich würdig zeigen. Solchen soll es auch nicht verwehrt sein, wenn ein mildrer Geist sie belebt, den minder lebendigen Formen der Poesie sich zuzuwenden, und ihre Kunst an ihnen zu üben.

Wolfgang Müller gehört zu diesen. In seinen „jungen Liedern" hatte er sich uns als muntren, kecken Rheinlandssohn dargestellt, dem das Lied so frisch aus der Kehle strömt, wie dem Vogel sein Gesang, und der sein Heimathland gern so herzig und freiheitslustig besingen möchte, wie Robert Burns, sein Lieblingspoet, Schottland besang. Als solcher war er uns lieb und willkommen, nun er aber als Balladensänger vor uns hintritt, dürfen wir es auch ihm nicht verhehlen, daß uns diese Richtung antiquirt scheint. Der epische Stoff unsrer Lyrik sucht sich ersichtlich größre Formen, er strebt wieder dem Epos zu, und nährt sich am liebsten von Völkerschildrungen und Völkerkämpfen. Diese entsprechen dem Geiste der Zeit. Aber ob einmal ein Freiherr von Altenahr mit dem Roß vom Felsen setzte, wie Harras der kühne Springer, als die Feinde ihn verfolgten, oder ob der Glockengießermeister Tancho in Aachen von der herunterstürzenden Glocke erschlagen wurde, weil er Karl den Großen um das Silber, das ihm dieser dazu gegeben, betrogen hatte, dergleichen Geschichten und Sagen können uns wenig mehr ansprechen. Es sind doch immer nur versificirte Anekdoten. Das aber wollen wir Wolfgang Müller gern zugestehen, daß er bemüht gewesen ist, die wahre Kunst der Balladenform in der einfachsten Darstellung zu erreichen, daß er Uhland und Justinus Kerner fortwährend im Auge gehabt, und sich in ihrem Ton, ohne nachzuahmen, glücklich fortbewegt hat. Dabei ist die Frische und Lebendigkeit der Empfindung zu rühmen. So schließt z. B. die Ballade vom Herrn von Altenahr mit den muntren Versen:

> Viel besser, als verderben
> In schlimmer Sklaverei,
> Ist Kämpfen, Leiden, Sterben
> Als Männer frank und frei.

Das ist ein frischer, männlicher Muth, der uns freudig zu Herzen geht, und um den wir selbst die alte Erzählung ertragen. Auch die Balladen, zu denen die Liebe den Stoff hergegeben hat, sind frisch und kräftig gehalten, so vom Herzog Otto, der zur schönen Müllerin schleicht, und von Wilhelm von Holland, dem alle Zauberkünste des Albertus Magnus nicht gnügen, weil ihm „die rosige Maid" fehlt. Minder gelungen sind dagegen die Balladen, deren Stoff der Dichter aus dem eignen Liebesunglück entnommen zu haben scheint, da deren Töne auch in den jungen Liedern sehr häufig anklingen. Ein Jüngling sieht ein Mädchen, beide lieben sich, werden aber getrennt und sterben vor Liebeskummer. Das ist ein trister, langweiliger Liebeskummer, dem mit der rechten Energie auch der rechte Inhalt fehlt, und dessen Schildrung nur einen lästigen Eindruck macht. So in der „Liebesgeschichte". Das deutsche Nationalgefühl spricht sich am kräftigsten in der „nächtlichen Erscheinung zu Speier" aus, von der bereits früher in diesen Blättern bei Gelegenheit des rheinischen Jahrbuchs die Rede war. Aber gerade die Fortbildung dieser Gesinnung vermissen wir in den Balladen. Wir könnten W. Müller nur dann einen Fortschritt zugestehen, wenn er sich mit gleicher Energie der Anschauung in die weitre Geschichte der Nation vertiefte, und den Kampf um die Freiheit mit gleicher Energie und Frische schilderte. Nach den Befreiungskriegen sind freilich keine Nationalkriege mehr geführt worden, aber es sind geistige Thaten gnug geschehen, welche den Dichter begeistern müssen, und sei es nur zum Zorn und Haß. „Wir haben lang genung geliebt, wir wollen endlich hassen!" Aber wir fürchten, W. Müller ist zu sanft zum Hassen, sein Gemüth ist zu weich. Er hat zu viel Hinneigung zu dem Enthusiasmus der malerischen Romantik, es spukt etwas düsseldorfer Malerschule in seinen Gedichten. Die „Geisterschlacht" ist nach Kaulbach's Gemälde gedichtet, erreicht aber dessen Wirkung bei Weitem nicht, eben weil die Poesie solcher nebelhaften Romantik gar nicht fähig ist. Sehr gut ist Müller dagegen der Eindruck des Landschaftlichen gelungen. Das „Mährchen" ist das schönste Gedicht der Sammlung.

> Es liegt so abendstill der See,
> Und spiegelt des Westens bleichende Glut,
> Am Ufer trinkt der Hirsch und das Reh,
> Und Schwäne durchkreisen die stille Flut.
>
> Der Fischerknabe löset den Kahn,
> Mit plätscherndem Ruder hinaus er zieht,
> So träumerisch schaut der Abend ihn an,
> Er weiß nicht, wie seinem Herzen geschieht rc.

Man fühlt in diesem Gedicht ordentlich den Hauch der schwülen Luft, es ist Einem, als habe man das selbst jüngst erlebt oder geträumt. Dabei nimmt das Gedicht eine sehr hübsche Wendung. Der Knabe wird lüstern nach einer Wasserrose und bricht diese, da rauschen plötzlich die Wälder, der See hebt sich brausend empor, der Mond blickt zornig auf den Knaben, da rudert dieser voll Angst heim und läuft zur Mutter.

> O Mutter, es brauste der See empor,
> Es rauschte der düstre Wald mir nach,
> Am Berge trat zornig der Vollmond hervor,
> O Mutter, weil ich die Blumen brach.

Das Gedicht erinnert lebhaft an Goethe's Romanzen, nur ist es einfacher und natürlicher, aber dafür auch weniger reich an Erfindung. Die südlich tropischen Schildrungen in dem „Guaraunen" und dem „Grab des Volkes" erinnern zu sehr an Freiligrath, und stehen hinter dessen Dichtungen dieser Art zurück. Die Uebersetzungen, welche ein Drittheil der Sammlung füllen, sind theils aus dem Spanischen, theils aus dem Englischen, frei gehalten und wohlgelungen. Müller hat sich dieselben so angeeignet, daß die meisten davon auch er gemacht haben könnte, namentlich die aus dem Spanischen. Von Byron hat er den Gefangnen von Chillon, von Shelley: Ginevra übersetzt. Neu wird dem Leser die Ballade von Lardon: „der junge Rächer" sein. E. M.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 164. 12. Juli. 1842.

Das Hellenische Alterthum und seine Mission.

(Schluß.)

Und war dieser Gedanke etwa auch nur ein Philosophem, wie so manches spätre, ohne Wirklichkeit und Bewußtsein im Streben der Nation? Und war zu keiner Zeit in Gegenwart und Vergangenheit die Mehrzahl der Staatsgenossen eines solchen Bewußtseins und des Handelns danach fähig? Hören wir des Redners Antwort auf diese Fragen, die das Herz der Gegenwart höher schlagen machen. O nein! ruft er aus, dem ist nicht so. „Die Verwirklichung des Schönen im Staate war den Athenern keine Träumerei, auch kein Streiten um Rechte nach hüben und drüben, auch kein blindes Herumtappen nach unbestimmten, wenn auch rühmlichen Gefühlen und billigen Fordrungen einer bescheidnen Moralität. Vielmehr faßten sie das Ziel mit dem klarsten Verstande und brachten es auf Begriffe, in denen ihnen das Schöne mit dem Besten und Wahrsten identisch, in denen ihnen das Ziel selbst nur als das Resultat größter Tüchtigkeit im Einzelnen erschien; und dieses Ziel als das höchste der vereinten Kräfte des höchsten menschlichen Vereins, die geistige Vollendung des Ganzen und der Einzelnen — und Christus selbst gebietet: „seid vollkommen!" — trugen sie mit jener Klarheit in einem energischen Bewußtsein. Der Staat wurde nicht, was er wurde, sondern die Athener machten ihn dazu."

Und hier nun ruft der Redner einen Zeugen auf, der wohl auch in den Augen des Ungläubigsten Zeugniß ablegen kann dafür, daß das Volk der Hellenen auf dem Gipfel seiner Blüthe ein Bewußtsein hatte von der höchsten Aufgabe des Menschen, sein Leben künstlerisch zu höchster Vollendung auszugestalten im Staate. Es ist Perikles, den er jetzt statt seiner reden läßt, und seine berühmte Rede ist das schönste Zeugniß, welches je ein großer Staatsmann eines freien Staates seinem Volke, seinen Mitbürgern ausgestellt hat. Freilich werden da auch Leute kommen, welche über „Pleonasmus" in solcher Rede spotten, denn *ὅτε ἄπειρος ἔστιν ἃ καὶ πλεονάζεσθαι (νομίσειε ἄν), διὰ φθόνον εἴ τι ὑπὲρ τὴν ἑαυτοῦ φύσιν ἀκούοι.* Denn, wie derselbe große Mann sagt, *μέχρι τοῦδε ἀνεκτοὶ οἱ ἔπαινοί εἰσι περὶ ἑτέρων λεγόμενοι, ἐς ὅσον ἂν καὶ αὐτὸς ἕκαστος οἴηται ἱκανὸς εἶναι δρᾶσαί τι ὧν ἤκουσε· τῷ δὲ ὑπερβάλλοντι αὐτῶν φθονοῦντες ἤδη καὶ ἀπιστοῦσιν.* Oder mit andern Worten, wie der Franzose sagte: Nous ne voyons que ce que nous sommes portés à voir. Aber wir wollen uns darum doch nicht abhalten lassen, der Gegenwart einmal im Spiegel des Alterthums die eignen Züge zu zeigen.

„Wir haben einen Staat," sagt Perikles, „dessen Gesetze nicht denen unsrer Nachbarn nachgebildet sind, vielmehr Andern ein Muster als Andere nachahmend. Zu der Verschiedenheit dessen, was Jedem eigenthümlich, gesellt sich rücksichtlich der Gesetze Allen Gleichheit. In der öffentlichen Geltung aber, wie Jeder sich worin auszeichnet, wird er nicht mehr nach der Beisteuer zu den Staatsbedürfnissen, als nach seiner Tüchtigkeit geschätzt, und wiederum wird der Arme, der dem Staate etwas Gutes zu erweisen hat, nicht durch die Glanzlosigkeit seiner Stellung gehindert. Mit Freiheit betreiben wir, was dem Allgemeinen förderlich ist, und fern von Argwohn im täglichen Verkehr mit einander sehen wir ohne Unmuth den Nächsten nach seinem Gefallen handeln." Dann rühmt er die Achtung und Ehrfurcht vor dem Gesetz, dem geschriebnen wie dem ungeschriebnen (der Sitte und ihrer Satzung in den Herzen der Menschen), und den Gehorsam gegen die jedesmaligen Diener des Gesetzes; er preist den Genuß des Lebens im Schönen und am Schönen, den die Volksfeste, Wettkämpfe und Opferfeiern gewähren. Er vergleicht den athenischen Staat mit dem spartanischen und hebt überall die Herrschaft des Geistes und das geistige Dasein hervor gegen die einseitig körperliche Ausbildung und die Unterdrückung des Geistes bei den Lakedaimoniern. Und dann bezeichnet er mit wenigen, aber durch Jahrtausende hallenden Worten den Boden und das Fundament, auf welchem solche Schönheit und Herrlichkeit des Staats sich emporbaute. „Denenselben liegt ob Sorge für das Haus und für den Staat, und die, welche die That in Anspruch nimmt, haben zugleich nicht dürftige Kenntniß von den Staatsangelegenheiten, denn wir allein halten den, der an allem diesen keinen Theil nimmt, nicht allein für unthätig, sondern auch für ein unnützes Glied des Staats. Mit einem Worte zu sagen: der ganze Staat ist Hellas' Lehrer, und

jeder einzelne Bürger unter uns bietet zu der mannigfachsten Thätigkeit mit Fähigkeit und Anmuth eine selbständige Persönlichkeit dar. Und daß dies Gesagte nicht Leerheit der Rede, sondern die Wahrheit der That ist, das beweiset die Macht dieses Staats, den wir durch diesen unsern Charakter aufgerichtet haben. Und wahrhaftig mit sprechenden Beweisen und nicht ohne Zeugen bieten wir denselben dar zur Bewundrung der Gegenwart und Nachwelt, ohne eines Homer oder sonst eines Dichters zu unsrer Verherrlichung zu bedürfen. Und für diesen Staat sind die freudig in den Tod gegangen, die meine Rede preist, und keiner der Ueberlebenden ist, der nicht für denselben Gut und Blut einsetzen möchte." So weit Perikles. Und ist dies nicht Alles wahr? setzt unser Redner hinzu, sind die Beweise und die Zeugen nicht da, nicht zwei oder sieben, sondern hunderte? Das höchste Geistige haben sie erstrebt, gewollt mit Bewußtsein, und haben es erreicht, wie kein andrer Staat. —

Diese Rede giebt Anlaß zu wichtigen Betrachtungen. Haben wir mit dieser Milch der Schönheit und Freiheit unsre Jugend getränkt? Haben wir überhaupt den Grundsatz des Perikles: „ein ἀχρεῖος, ein nutzlos Geschöpf, ein faules Glied sei der Mensch im Staate ohne Theilnahme am Staate," zu dem unsern gemacht, und die Lehre des Aristoteles: „nur durch Theilnahme am Staate könne der Mensch seine Bestimmung erreichen", in unsre Herzen geschrieben und in Saft und Blut verwandelt? Haben wir gelernt, daß Redefreiheit (d. h. bei uns Preßfreiheit), „Isegorie", mit der Freiheit identisch und daß das Recht, „über Angelegenheiten des Staats seine Meinung auszusprechen", ein Palladium der Bürgerfreiheit sei? „Was ist", sagt Euripides, „für den Verbannten, Landesflüchtigen das schwerste Leid? Das eine größte ist's: οὐκ ἔχειν παῤῥησίαν." — Lesen wir aus den Alten heraus diesen freien Mannessinn, der sich zum Höchsten fähig und berechtigt hielt, weil er sich dazu fähig und berechtigt wußte durch Gesetz und Bildung, und der doch dem überlegnen Verdienste, der tiefern Einsicht, aber auch nur diesen willig und gern den Vorzug über sich selbst in der Leitung des Staats und in der Handhabung seiner Gesetze einräumte? Begeistern wir uns an der nahen Hoffnung, daß auch das Kunstwerk des Staats und des staatlichen Lebens, wie es Perikles schildert, in noch höherer Schönheit wieder zu erneuen unsre Aufgabe und der Beruf der heutigen Welt sei? Oder sprechen wir mit unserm Redner (S. 19): „Doch ferne sind die Tage, da ein Edelstes und Freiestes, das dem Vertrauen so möglich und so menschlich erscheint im Leben — ein Wirkliches sein wird?"

Und ist der Geist ewig, und kehrt er wieder in immer neuen und höhern Formen, hat die Nachwelt den Gedankenbau der hellenischen Denker vollendet, und Goethe den Zauber hellenischer Dichtkunst in verklärter Gestalt erneuert; sind anerkannt die Hellenen in allem Schönen, in aller Kunst unsre Vorbilder und Bildner gewesen und sind sie es noch fortwährend alle Tage: wie sollten sie es nicht in dem jenigen Höchsten sein, in welchem all ihr Thun und Machen seinen Gipfel fand, wie hinwiederum aus ihm der herrliche Baum ihres schönheitvollen Daseins die Nahrung seiner Lebenswurzeln sog, im Staate und der Staatskunst, in der vollendeten Bildung des Einzelnen durch und für den Staat!

Wenn unsre Jünglinge in ihrem Thucydides lesen, wie es ein Kleon war, den Thucydides den „gewaltthätigsten Bürger" und den selbst Heinrich Leo einen „rohen" wilden Demagogen nennt, der aus Besorgniß im geistigen Wettstreit zu unterliegen, die Denk- und Redefreiheit als die Quelle alles Uebels im Staate anklagt, derselbe Mann, der den Frieden hintertrieb, „weil dieser seine Nichtswürdigkeit und Gemeinheit aufdecken würde" (Thuc. V, 16), der Mann, den der Fluch der Mit- und Nachwelt auf ewig unauslöschlich gebrandmarkt hat, — was sollen sie von ähnlichen Gegnern der Rede- und Gedankenfreiheit unsrer Tage halten, deren Sprache mit der ihres Herrn und Meisters (s. Thuc. III, 37 ff.) oft wörtlich zusammentrifft?

Das Alterthum hat seine Mission noch keineswegs erfüllt. Das Höchste haben wir noch von ihm zu lernen, und was dieses Höchste sei, hat Forchhammer in seiner Rede mit ächt hellenischem Freimuth ausgesprochen. Lange gnug haben wir im Vorhofe gewandelt, während das innerste Heiligthum unsern Blicken verschlossen blieb. Aber die Zeit der Erfüllung ist nahe. In tausend Keimen regt und bewegt sich der neue Frühling in den Herzen der Völker. Die ewige Sonne des Alterthums wird ihre belebenden Strahlen senden und dem schwachen Keime die Lebensfasern stärken, daß er die schwere Last der schwarzen Ackerscholle durchlockert und zersprengt und in freier Schönheit aufschießt zum hohen Baume, der seine Zweige mit freudigem Rauschen hinausstreckt in die freien Lüfte des Himmels.

Adolf Stahr.

Ueber Kunst.

Deutsche Städte und deutsche Männer. Nebst Betrachtungen über Kunst, Leben und Wissenschaft. Reiseskizzen von Ludwig v. Jagemann. Zwei Bände. Leipzig 1842. Robert Binder.

Die Reiseskizzen sind gegenwärtig etwas aus der Mode, da sie durch die Verfasser derselben in Mißcredit gekommen sind. Fragt man nach dem Grunde davon, so ist er einfach

der, daß jene weniger darauf bedacht waren, wirkliche Beobachtungen zu geben, sondern vielmehr diese Form zu benutzen, um allerhand subjectiven Trödel in die Welt zu bringen und ihre liebe Person zur Schau auszustellen. Wenn nun aber ein Mann sich zur Aufgabe setzt, das, was er auf seinen Reisen Merkwürdiges gesehen und erfahren, zur Belehrung Andrer anspruchslos mitzutheilen, so sehe ich nicht ein, warum ein Solcher unter den Fehlern seiner Vorgänger leiden soll. Ein solcher Mann ist der Verf. des vorliegenden Buches. Man merkt diesem sogleich an, daß dem Verf. seine Person die Nebensache ist; es fehlt ihm daher auch jene Arroganz und jenes absprechende Wesen, wodurch sich ein Theil unsrer jungen Litteratur auf eine so wenig vortheilhafte Weise auszeichnet. Ja, ich möchte eher an ihm auszusetzen haben, daß er sich über Manches zu mild ausspricht, was eine schärfere Kritik verdient hätte. Bei alledem ist das Buch leicht, gewandt, anziehend geschrieben und hat demnach die Vorzüge, welche man an jenen Reiseverfertigern zu rühmen pflegt.

Wie wenig dem Verf. darauf ankam, auf seine Reiseabenteuer Gewicht zu legen, sondern wie er bemüht war, nur allgemein interessirende Gegenstände uns vorzuführen, sieht man gleich an der Eintheilung des Buches. Es ist nicht, wie ein Reisejournal, chronologisch geschrieben, sondern in folgende Hauptrubriken abgetheilt: 1) Zur Physiognomie deutscher Städte. 2) Reiseglossen. 3) Zur Charakteristik deutscher Männer. 4) Vorbilder und Richtungen der neuern deutschen Malerei.

Unter diesen ist der letzte Abschnitt unstreitig der bedeutendste, und nimmt über den dritten Theil des ganzen Werkes ein. Um so mehr ist zu verwunden, daß er auf dem Titel eine Nebenrolle spielt. Wir werden auf diesen Abschnitt später ausführlicher zurückkommen. Auch die ersten drei sind nicht ohne Interesse. Der Verf. bespricht fast alle bedeutenden Städte von Deutschland, die am nördlichsten gelegnen ausgenommen, Berlin, Weimar, Dresden, Leipzig, Prag, Wien, Stuttgart u. s. w. Besonders hat uns angesprochen, wie er die Wiener und Oesterreicher überhaupt charakterisirt, dann die Beschreibung des Goethehauses in Weimar und der Besuch beim Maler Lessing. Die Persönlichkeiten, welche er bespricht, sind Friedrich Wilhelm IV., Tieck, Savigny, Ranke, Hitzig in Berlin, Zeune, Vorsteher des berliner Blindeninstituts, Seidelmann, Lessing, Kaulbach, Hildebrandt, Franz Lachner, Mendelssohn-Bartholdy, Boisserée. Hier tritt jene Milde in der Beurtheilung, die wir einigermaßen rügten, besonders hervor. Sie ist aber auch zu entschuldigen. Denn der Verf. kannte die Meisten persönlich, wurde auf das Beste von ihnen aufgenommen und verschmähte jene Mode der jungen Litteratur, wonach ausgezeichnete Männer, welche sich rücksichtslos den Besuchenden erschließen, nun im Schlafrocke dem großen Publicum vorgeführt werden. Ich erinnre mich nicht mehr, wo ich es gelesen habe, daß sich zumal die Wiener durch diese indiscrete Veröffentlichung gekränkt fühlten und nun gegen jeden Fremden vorsichtiger geworden seien. Was der Verfasser über die neuen Communicationsmittel sagt, verdiente von unsren Polizeien beherzigt zu werden, daß nämlich durch die Unverschämtheit der Packträger und durch die unmäßigen Preise in den Gasthöfen alle pecuniären Vortheile, welche Eisenbahnen und Dampfschiffe den Reisenden gewähren, wieder verloren gingen. Die Polizei, die sich sonst in allerlei Dinge mischt, welche sie weniger angehen, sollte doch hierauf ihr besondres Augenmerk richten.

Doch wenden wir uns zu dem vierten Abschnitte, über die Kunst. Es ist erfreulich, gerade bei diesem Gegenstande, worüber so viele oberflächliche Urtheile sich breit machen, einem Manne zu begegnen, der unverkennbar mit Vorliebe sich mit ihm beschäftigt hat, tief in ihn eingedrungen ist, sich von keinen Vorurtheilen beherrschen läßt, sondern überall verständig und mit sich selbst im Reinen, ein durchaus reifes Urtheil entwickelt.

Er beginnt mit einer Opposition gegen die Vornehmthuerei der sogenannten Kunstkenner von Profession, welche sich allein das Urtheil über Kunstwerke anmaßen: er vindicirt dieses der gebildeten empfindenden Classe überhaupt. Wenn wir nun zwar mit ihm nicht darin übereinstimmen, daß er den Zweck der Kunst in Veredlung und Bildung des Menschengeschlechts setzt — denn dies ist nicht der Zweck, sondern die nothwendige Wirkung der ächten Kunst — so sind wir doch darin vollkommen mit ihm einverstanden, daß das beste Kriterium eines Kunstwerks der Eindruck ist, den es auf das Gefühl des Beschauers äußert. Ich habe oft ausgezeichnete Künstler sagen hören, daß sie sich zur Beurtheilung ihrer Leistungen keinen jener Kunstkenner von Profession, sondern einfache, unbefangene, aber gebildete Menschen wünschen: die letztern träfen immer den rechten Punct.

Noch mehr tritt die Opposition des Verf. gegen die herrschende Ansicht in dem heraus, was er über die sogenannte mittelalterliche Kunst sagt. Er ist nämlich keineswegs von einer so unbedingten Verehrung jener alten Kunstwerke durchdrungen, welche ihnen insbesondre von der romantischen Schule gezollt zu werden pflegt. Er hat gar Manches an ihnen auszusetzen, nicht nur in Bezug auf das Technische, sondern auch in Bezug auf die geistigen Elemente der Kunst. So tadelt er an der altdeutschen Malerei nicht mit Unrecht den Mangel an Geschmack und Schönheit: die Figuren seien dürr, eckig, das Colorit einfärbig, grell, ohne Mitteltinten; an der italienischen Malerei, insofern sie religiöse christliche Gegenstände behandle, gerade das Vorwiegen des menschlichen Elements (anstatt jenes übersinn-

lichen, welche unsre Romantiker ihm andichten wollen), was er auf der andern Seite wieder sehr natürlich findet, indem das Charakteristische jener Malerei in dem ersten neuerwachten Streben nach Naturwahrheit bestanden und die häufige Behandlung der religiösen Gegenstände weit weniger in innern Motiven der Maler ihren Grund gehabt hätte, als vielmehr darin, daß sie am meisten bestellt worden wären.

Ueberhaupt ist der mittelalterlichen Malerei — und dies haben wir unsren Romantikern zu danken — eine ganz falsche Bedeutung beigelegt worden. Sie trugen alle Ansichten, die sie sich über Kunst, Poesie und Wissenschaft gebildet, mit großer Willkürlichkeit auf die geistigen Erzeugnisse des Mittelalters über, in denen sie Alles bestätigt zu finden glaubten, was sie für recht und wahr hielten. Ich bin aber so weit entfernt, das, was sie über die tief religiöse Bedeutung der alten Malerei gesagt haben, zu unterschreiben, daß ich sogar das Gegentheil annehmen möchte. Es wird gewiß Niemand mehr in Abrede stellen, daß in jeder bedeutenden Periode alle Thätigkeiten des menschlichen Geistes mit einander in einem innigen Zusammenhange stehen, die ihre gemeinsame Quelle in dem Genius der Zeit finden. So wenig, wie die Wissenschaft und die Poesie sich dem Einflusse desselben entziehen können, indem sie vielmehr der Ausdruck von dem jedesmaligen Geiste der Zeit sind, so wenig vermag es die Kunst. Vielmehr wird sie, je bedeutender und lebenskräftiger sie ist, auch desto mehr vom Charakter der Zeit an sich tragen. Nun frage ich, was der Charakter jener Epoche war, in welche wir die Anfänge und die Blüthe der mittelalterlichen Kunst zu setzen pflegen. Die Zeit von der Mitte des 13. bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts war eine Zeit der heftigsten Gährung, der gewaltigsten Opposition gegen die Kirche und Hierarchie; sie war eine Zeit, in welcher sich die lang unterdrückte Natur wieder ihr Recht zu vindiciren suchte, in welcher die Nationalitäten sich wieder geltend machten gegen die kosmopolitische Richtung der Hierarchie. Wie ist zu erwarten, daß diese außerordentliche Bewegung, diese großartige Umbildung des Geistes der Zeit an den Künstlern spurlos vorübergegangen sei?

Und betrachtet man wirklich unbefangen und vorurtheilslos die alten Kunstwerke, so muß man zu der Ansicht kommen, daß bei ihnen weit weniger ein Streben nach religiösem Ausdruck, als vielmehr ein Ringen nach Naturwahrheit anzutreffen sei, das denn freilich von Unzulänglichkeit, wie gar nicht anders möglich, keineswegs freizusprechen ist. Und hier äußert denn die Nationalität sogleich ihre unverkennbare Wirkung. Die Italiener, auf antikem Boden, ohnedies in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit, in ihrem häuslichen und politischen Leben zu den Alten sich hinneigend, gefördert seit dem 14. Jahrhundert durch das neu erwachte Studium der Classiker, streben vorzüglich danach, in der Malerei die schönen menschlichen Formen wiederzugeben. Mit Recht hat der Verf. bemerkt, daß in den Bildern der Maria, Christus, der Heiligen und in Darstellungen aus der biblischen Geschichte überhaupt die Heiligkeit, das tiefreligiöse, übersinnliche Moment die Nebensache sei, dagegen die schönen Formen die Hauptsache; und es ist schon von Andern bemerkt worden, daß z. B. die Maria weit öfter als hübsches Mädchen oder als hübsche Mutter, denn als eine Gottheit dargestellt worden sei, selbst von Raphael. Eine Bekanntschaft mit dem Leben der damaligen Künstler — ich verweise hier nur auf Rumohr's italienische Forschungen, besonders was er von Giotto sagt — muß ebenfalls zu der Bemerkung führen, daß das religiöse Element bei ihnen mit wenig Ausnahmen, worunter namentlich Fiesole zu rechnen, eine ziemlich untergeordnete Rolle spielt.

Ist nun bei den Italienern das Streben nach schönen menschlichen Formen das Charakteristische, so tritt bei den Deutschen als eigenthümliches Moment das Streben nach der Darstellung der unmittelbaren derben Wirklichkeit hervor. Eine Vergleichung der Malerei mit der damals in Deutschland herrschenden Volkspoesie wird nicht uninteressante Aufschlüsse geben. Die Volkspoesie strebte danach, natürlich zu sein, die unmittelbaren Empfindungen wiederzugeben, und zwar ohne auf Form oder auf Eleganz Rücksicht zu nehmen. Dasselbe Streben bemerken wir bei der Malerei. Auch bei ihr wird die Schönheit außer Augen gelassen, desto mehr die Wirklichkeit und zwar in der größten Unmittelbarkeit, ohne ideale Vorbilder, dargestellt. Daher die unverkennbare Porträtmalerei, nicht nur bei den Personen, sondern auch bei den Sachen, wie Kleidung, Städte, Gegenden, daher die Aengstlichkeit in der Ausmalung der einzelnen Theile des Körpers, des Anzugs, daher das Streben, Kreuzigungen, Hinrichtungen rc. so natürlich als möglich — wenn auch unschön und das Gefühl beleidigend — wiederzugeben. Wenn der Verf. an der altdeutschen Malerei lobt, daß eine gewisse Innigkeit in der Behandlung religiöser Gegenstände ihr nicht abzusprechen sei, so möchte ich auch dieses bestreiten, wenigstens möchte ich das Motiv zu dieser Erscheinung in etwas Andrem suchen, als in der den Malern inwohnenden religiösen Begeistrung. Es ist nichts Andres, als Porträtmalerei in einem weitren Sinne.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 165. 13. Juli. 1842.

Ueber Kunst.

(Schluß.)

Die deutschen Maler nahmen die Köpfe zu ihren historischen Gemälden von ihren Landsleuten, und diesen wohnte eben jener gemüthliche, beschauliche, zum Theil beschränkte Ausdruck bei, den wir auf den altdeutschen Kunstwerken bemerken. Ich habe in Bezug auf diese Bemerkung eine sehr belehrende Erfahrung gemacht. Ich war einmal in der Kirche eines Dorfes nicht weit von Nürnberg, dessen Einwohner meist außer Berührung mit den umliegenden Städten den ursprünglichen Typus deutscher Bauern beibehalten hatten. Wie erstaunte ich, indem ich sie näher betrachtete, fast lauter Köpfe unsrer altdeutschen Gemälde wieder zu finden! So hat denn das Streben, die Natur auf das Unmittelbarste, auch in den Gesichtern, nachzuahmen, unsre Maler zu jenem religiösen Ausdrucke geführt, den man in ihren Werken wahrnehmen will: es sind eben nichts, als deutsche nationale Physiognomien.

Aber die Uebereinstimmung unsrer sogenannten altdeutschen Malerei mit der Richtung der damaligen, keineswegs so gläubigen Zeit, tritt noch in einem andern Puncte hervor, nämlich in der Satyre, in der Opposition gegen Geistlichkeit und Hierarchie, welche ebenfalls in unsren Volksbüchern anzutreffen ist. Die Satyren auf Kunstwerken unmittelbar vor und in der Reformation, wie z. B. Holbein's Todtentanz, die Sachen von Nicolaus Manuel, sind bekannt. Aber noch vorher bemerken wir diese Richtung, wie z. B. auf einem Bilde von Wohlgemuth, das ich in der Kirche von Katzwang in der Nähe von Nürnberg sah, wo der Papst sammt Cardinälen und dem übrigen Klerus in die Hölle wandern muß. Aehnliche Gemälde fanden sich häufig in den Städten, wie z. B. in Basel, in Straßburg: und die Kunsthistoriker könnten sich ein Verdienst erwerben, wenn sie einmal die Geschichte der alten Malerei von dieser Seite aus betrachteten; wenn man sich nur die Mühe nehmen will, wird man auf eine Menge interessanter Thatsachen stoßen.

Ich möchte hier noch eine Meinung über die gothische Baukunst aussprechen, die im ersten Moment als die unverzeihlichste Ketzerei aussehen mag, der man aber, hoffe ich, bei näherer Ueberlegung beistimmen wird. Ich halte nämlich die gothische Baukunst nicht für den Ausdruck des mittelalterlichen Geistes, sondern gewissermaßen für den der neuern Zeit, insofern man diese nicht mit dem Anfang des 16. Jahrhunderts beginnt, sondern von dem Moment an, als die sie charakterisirenden Ideen angefangen haben, die mittelalterliche Richtung zu untergraben. Denn fragen wir, wann die gothische Baukunst aufkam, in welcher Zeit sie blühte, wo sie vorzugsweise gepflegt ward, so werden wir auf die Jahrhunderte gewiesen, die sich durch die Opposition gegen die Kirche auszeichneten (13., 14. u. 15. Jahrhundert), und auf die Städte, in denen jene Opposition ganz besonders ihre Nahrung fand. Betrachten wir nun die gothische Baukunst vom technischen Gesichtspuncte aus, so werden wir, wie das Werk über den regensburger Dom von Popp zur Genüge dargethan hat, auf eine sehr genaue Bekanntschaft mit den mathematischen Gesetzen hingewiesen; man weiß aber, daß im Mittelalter das Studium der Mathematik vernachlässigt wurde, daß sie eine jener Wissenschaften war, welche der neuern Zeit insbesondre ihre Entwicklung und Fortbildung verdanken, unter den Aeltren dem Roger Bacon, dann Peurbach, Regiomontan u. s. w. Ferner weisen die Verzierungen an den gothischen Domen auf eine innigere Bekanntschaft mit der Natur hin, die ja im Mittelalter verpönt war, indem einheimische Pflanzen und Blätter zu Vorbildern und Mustern genommen wurden, während beim byzantinischen Styl die Blätterverzierungen, die hier allerdings auch vorkommen, nicht aus einer unmittelbaren Anschauung der Natur entnommen sind, sondern traditionsweise aus den Bauwerken des römischen und griechischen Alterthums mit herübergebracht waren. Sodann sind in den Kirchen selbst, namentlich in den Bildhauereien an den Portalen oder in Nischen, in Sacramentshäuschen u. dergl. eine Menge von Satyren auf die Geistlichkeit und Oppositionen gegen die Hierarchie angedeutet. Und endlich wissen wir ja aus neuern Untersuchungen, daß in den Bauhütten des Mittelalters eine gewaltig freie Richtung in Bezug auf Religion geherrscht habe: schreibt man ja die heutige Freimaurerei aus jenen mittelalterlichen Bauhütten her. Ich weiß nicht, ob ich als Argument für meine Behauptung noch eine Appellation an das Gefühl vorbringen darf. So weit meine Erfahrung reicht, habe ich immer bemerkt, daß die gothische Baukunst auf jeden,

und zwar nicht gerade bloß auf die religiös oder frömmlich Gesinnten, einen ganz gewaltigen Eindruck gemacht habe (auch bei mir, ich gestehe es, ist der Eindruck, den sie macht — und er ist so groß, daß ich jeden andern Kirchenstyl unbedingt dem gothischen nachsetze — keineswegs gerade religiöser Natur): wie wäre dies aber möglich, wenn nicht ganz moderne Elemente in ihr wären, da wir doch sonst das Mittelalterliche, wenn es uns im Leben aufstößt, ziemlich leicht über Bord werfen?

Die gothische Baukunst ist die deutsche oder vielmehr die germanische Baukunst, und zwar entstanden und fortgebildet in einer Zeit, in welcher auf der einen Seite die neuen Ideen schon gewaltigen Einfluß geäußert, besonders auf die Baumeister, auf der andern aber die alte Richtung noch im Besitze der Macht war. Da nun die Bauleute zunächst für diese, die Kirche, arbeiteten, so konnte man wohl zu der Voraussetzung kommen, daß sie überhaupt im geistigen Dienste der alten Richtung gewesen, und ich glaube mich nicht zu irren, wenn ich die gewaltige Verachtung, welche Voltaire und seine Genossen der gothischen Baukunst angedeihen ließen, unter Anderm auch jener falschen Voraussetzung zuschreibe. Aus dem Umstand aber, daß sie eine deutsche Baukunst war, läßt sich auch der Einwand beantworten, den man vielleicht machen könnte, wie es nämlich komme, daß man sie schon im 16. Jahrh. als eine vorzugsweise mittelalterliche resp. barbarische angesehen und sie gegen den sogenannten italienischen resp. antiken Styl aufgegeben habe. Die Opposition gegen die gothische Baukunst ging von den Italienern aus, denen sie bekanntlich auch ihren Namen verdankt, indem sie damit etwas Barbarisches und Deutsches bezeichnen wollten; in Italien war jene Baukunst nicht entsprungen, sondern sie wurde von Deutschland hingebracht; als nun die humanistische Bildung hier immer größre Fortschritte machte, als die Italiener bald als das geistreichste Volk galten in Bezug auf Wissenschaft und Kunst, warfen sie auch die gothische Baukunst als etwas Fremdes, Aufgedrungnes bei Seite und legten sich dafür auf den antiken, ihnen mehr analogen Styl. In Deutschland aber war man noch im Reformationszeitalter so wenig gegen die gothische Baukunst eingenommen, daß ihre Denkmale vielmehr auf das Rühmlichste hervorgehoben werden und zwar von Männern, die auf das Entschiedenste der neuen Richtung angehören, wie z. B. von einem Celtes, Wimpheling, Sebastian Franck, Münster. Auch brach sich die neue italienische Bauart nur langsam Bahn, und man sieht aus den Uebergängen des Styls bei manchen Gebäuden, wie z. B. in Nürnberg, wie schwer man sich vom gothischen trennte. Erst eine verschrobne unnatürliche Zeit, die des Perückenstyls, konnte sie ganz verdrängen und herabsetzen, auch bei uns. Wäre die gothische Baukunst endlich ein so bezeichnender Ausdruck vom mittelalterlichen Geiste gewesen, so würden gewiß die Päpste bei der Reaction im 16. u. 17. Jahrhundert dafür gesorgt haben, sie wieder herzustellen, zumal da sie in andern Dingen Unglaubliches leisteten und auch gegen die humanistische Richtung eiferten. Keinem aber fiel es ein, vielmehr wurde ein ganz andrer Styl eingeführt.

Doch gnug der Abschweifung! Kehren wir zu unserm Verfasser zurück. Der Malerei des Mittelalters erkennt er also keinen absolut künstlerischen, sondern nur einen relativen, einen historischen Werth zu, indem sich in ihr die ersten Anfänge und Strebungen der neuern Malerei gezeigt hätten. So wenig er aber unsre ältern Maler unbedingt zur Nachahmung empfiehlt — und dies trifft auch die spätern im 16. und 17. Jahrhundert, die er mit derselben unparteiischen Kritik würdigt und beurtheilt — so wenig will er eine sklavische Nachahmung der Antike. „Möchte doch," sagt er S. 236 im zweiten Bande, „kein Bildner anders modelliren, als im Anblick lebender schöner Gestalten. Die sklavische Nachahmung antiker Muster würde dann bald nicht mehr nothwendig befunden werden. Wer aus der Quelle schöpfen kann, wäre wohl thöricht, wenn er aus dritter Hand den Born der Erkenntniß sich darreichen ließe. Die Natur ist ein ewig unveränderliches Urbild."

Fragen wir nun, nachdem wir des Verf. Ansichten über die ältre Malerei vernommen, was er von der heutigen deutschen Kunst hält, so sehen wir, daß er diese allerdings sehr hoch stellt, vielleicht zu hoch. Daß sie im Technischen vor der frühern weit voraus ist, wird Niemand läugnen wollen, ob sie aber in andern nicht minder wesentlichen Dingen die Fordrungen der Kritik befriedigt, könnte noch zweifelhaft sein. Allein der Verf. ist ein Mann, der den Aufschwung der deutschen Kunst innig wünscht, und darum erscheint er mehr als ein milder, aufmunternder Beurtheiler, denn als ein unzufriedner pedantischer Kritiker. Doch fehlt es keineswegs an mißbilligenden Winken.

Was zuvörderst die Sculptur betrifft, so findet er ein Haupthinderniß für ihre vollkommne Entwicklung in den socialen Verhältnissen unsrer Zeit. Die Hauptstärke der Sculptur beruhe in der Darstellung des Nackten: dem aber stehe unsre gesellschaftliche Ansicht entgegen, und zwar in einem so lächerlichen Grade, daß man in München selbst die antiken Statuen mit Feigenblättern versehen habe. Sodann hätten wir zu wenig Gegenstände, die sich zu plastischer Darstellung eignen. Aus der christlichen Religion passe kein Stoff dazu, indem sie die schönen Formen, welche die Plastik ja darstellen will, eher perhorrescire, als begünstige, und vielmehr Alles auf das Gemüthsleben reducire. Es blieben also nur die Statuen bedeutender, ausgezeichneter Männer der neuern Zeit übrig. Hier aber mache die Kleidung kein geringes Hinderniß, und der Verf. findet es mit Recht lächerlich, Standbilder, die doch eine, wenigstens approximativ, ewige Dauer haben sollen, mit dem unschö-

nen, unnatürlichen Costüm unsrer Zeit und gar mit unsern Uniformen zu bekleiden. Was er über die „Bavaria" S. 237 sagt, fügen wir ganz bei. „Das erste und wohl überhaupt bedeutendste Standbild, was Schwanthaler bis jetzt concipirte, ist die Bavaria, welche auf die Theresienwiese bei München, nämlich auf den Platz bestimmt ist, wo alljährlich ein großes Volksfest gefeiert wird. Die Figur soll colossal werden und zwar so, daß man behauptet, es bestehe keine Statue von solchen Dimensionen an irgend einem andern Orte. Die Höhe der Figur wird 54 Fuß betragen, also ungefähr zehnmal die Höhe eines Menschen von gewöhnlicher Größe. Daß eine solche Figur imponiren muß, kann man im Voraus zugeben, ob aber der Gedanke in der projectirten Weise Beifall verdiene, ist eine andre Frage. Ist denn das baierische Volk an und für sich eine so unnennbare Größe? Man kommt hier von selbst auf ein Ereigniß der neuern Landesgeschichte, wodurch die Baiern förmlich dismembrirt wurden. Freilich mag der König bei der Verordnung, womit er die alten historischen Namen der Provinzen, wie Oberbaiern, Mittelfranken, Schwaben u. s. w. wieder einführte, die Absicht gehabt haben, dadurch der Nation einen festern Halt zu geben; aber gerade der geschichtliche Boden ist für die gemeinsame Entwicklung der modernen Conglomeratstaaten ungünstig, weil er keineswegs auf einen innern Einigungspunct, vielmehr auf Perioden hinweist, wo die Leute andern Sceptern untergeben, ja wo sie zum Theil reichsstädtisch frei waren. Auf dem Fries der Landseite des neuen Königsbaues stehen die sieben Kreise des Königreiches in allegorischer Abbildung. Würde ihnen gegenüber diese Riesenbavaria aufgestellt werden, so könnte man allenfalls sagen, sie sei die Mutter dieser sieben Kinder, und zwar in so großartigem Verhältniß, daß sie alle sieben zugleich geboren haben könnte. Nun wird aber die Riesenmutter auf eine abgelegne öde Fläche, die man Wiese zu nennen beliebt, so einsam und gespenstisch hinpostirt, daß man an ihre Familie gar nicht erinnert wird, ja es nicht einmal wünschen kann, weil sonst der ästhetische Genuß durch die Nahrungssorgen getrübt würde, die in einer so dürren Umgebung gar nicht ausbleiben könnten."

So hat er selbst an dem Berühmtesten unsrer neuern Künstler Manches zu tadeln. Ganz besonders gut hat uns das Urtheil über Cornelius gefallen, was die Leser im Buche selbst nachschlagen mögen.

Am ausführlichsten hat er sich natürlich über die zwei Hauptschulen unsrer Zeit, über die münchener und düsseldorfer ausgesprochen. Er findet in München eine größre Mannigfaltigkeit der Richtungen, aber auch mehr feindliche Gegensätze: in Düsseldorf ein innigres Zusammenhalten und gegenseitige Unterstützung, aber auch eine einseitigre Richtung. Es würde uns zu weit führen, wollten wir dem Verf. bis ins Einzelne folgen. Nur zwei Bemerkungen wollen wir machen. Die erste ist die, daß uns die Richtung der münchner Schule, zumal die historische — mit Ausnahme natürlich der wahrhaft genialen Künstler, wie eines Kaulbach z. B. — doch mehr eine gemachte, als unmittelbar aus einem innern Drange entsprungne zu sein scheint. Diese Bemerkung machte mir auch einmal Rückert. Der König Ludwig verdient zwar allen Dank, daß er so viel für die Hebung und Fördrung der Künste thut: wenn man aber bedenkt, wie außerordentlich viel in kurzer Zeit geschaffen worden ist, in einem Lande, das eigentlich doch für höhere Bildung des Geistes wie des Herzens unempfänglich ist, so muß man zu der Ansicht kommen, daß das Ganze mehr einem Treibhause ähnlich sieht, als einer aus natürlichem Triebe frei schaffenden Thätigkeit.

Die zweite Bemerkung betrifft die religiöse Richtung der neuern Kunst. Der Verf. tadelt nämlich an der düsseldorfer Schule, die er übrigens sonst sehr hervorhebt, eine gewisse Neigung zum Mystischen, Pietistischen, Asketischen, von welcher die Ausgezeichnetern wohl frei sein mögen — aber die Behandlung vorzugsweise biblischer Gegenstände scheint doch dort so ziemlich allgemein zu sein. Wir geben dem Verf. vollkommen Recht, wenn er sagt, was schon Goethe öfter denn einmal ausgesprochen, daß jeder Gegenstand das gleiche Recht habe, künstlerisch dargestellt zu werden, und daß es nur darauf ankomme, ihm eine poetische Seite abzugewinnen. Nun gar das ewige Wiederholen biblischer Gegenstände scheint mir durchaus verfehlt, unsrer Zeit auf keine Weise mehr angemessen. Wenn man sich nicht auf das rein Menschliche bei solchen Stoffen beschränken will, so kommt nichts dabei heraus, man mag sich plagen wie man will — wir können keine vergangne Zeit mehr heraufbeschwören. Will man aber Jenes, so hat man andre weltliche Stoffe gnug. Unsre Historienmalerei sollte darauf ausgehen, sich unmittelbar mit den Ideen der Zeit in Verbindung zu setzen, und diese künstlerisch zu behandeln. Man könnte hier freilich einwenden: unsre Zeit sei so arm an Thaten, daß die Maler zu wenig Stoffe fänden; höchstens biete die französische Revolution dergleichen dar, und diese gehöre nicht einmal uns an. Gut, wenn uns die Thaten und die Personen fehlen, so nehmt diese aus unsrer Vergangenheit! Unsre Geschichte ist so außerordentlich reich an Stoffen zu Kunstwerken und zugleich so reich an Thatsachen, die mit den jetzigen herrschenden Ideen in Verbindung stehen, daß der Maler, wenn er nur wollte, sich hier die schönste Fundgrube erschließen könnte. Ich erinnre nur an die Merowinger, an Karl den Großen, an die Sachsenkriege, an die sächsischen, fränkischen Kaiser, an Heinrich IV., an die Hohenstaufen, Reformation, dreißigjährigen Krieg. Man stelle sich nur die Hauptmomente dieser Geschichten und Personen vor, und überall hat man ein Bild.

Aber so wenig unsre Poeten verstehen, diesen Stoff auszubeuten, so wenig verstehen es unsre Maler!

Und so schließen wir denn diese Anzeige mit dem Wunsche, daß das Buch des Hrn. von Jagemann recht viele Leser finden möchte.

K. H.

Das Leben Jesu, kritisch bearbeitet von Dr. D. F. Strauß. Band 1. 2. Tübingen 1840.

Bei aller Verachtung, die man den Beschuldigungen und Verläumdungen der Parteien zukommen läßt und ihnen in Betracht der Leichtfertigkeit, mit der sie vorgebracht werden, zukommen lassen muß, ist es doch die Pflicht desjenigen, der sich in öffentliche Verhandlungen eingelassen hat, auf die Vorwürfe zu achten, die ihm von den Parteien gemacht werden. Wäre seiner Sache der Sieg auch noch so gewiß, so muß er dennoch auf jene Anklagen achten, selbst wenn der Schein, daß sie nur aus Böswilligkeit hervorgegangen seien, noch so groß wäre, da eben jene Verläumdungen und Verdrehungen die letzte Waffe von Parteien sind, die ihrem Untergange entgegen gehen.

Außerdem sind die Parteien, wie Guizot in der Vorrede zu einer seiner Schriften bemerkt, aufrichtiger, als man gewöhnlich voraussetzt. In ihrem Tadel, in ihren Lügen, selbst in ihren sinnlosesten Beschuldigungen darf man nicht nur Absicht und Böswilligket, sondern muß man auch Irrthum sehen. Wenn sie sich so hartnäckig der Wahrheit verschließen und entgegensetzen, so geschieht das nicht nur, weil sie dieselbe nicht wollen, sondern auch deßhalb, weil sie dieselbe nicht sehen. Ihre Augen dürfen sich nur öffnen und müssen sich schließen, je nachdem es ihre Leidenschaft und ihr Interesse gebietet: dadurch, daß man einen Parteimenschen auf einen Berg führt, hat man seinen Gesichtskreis noch nicht erweitert, da er im Stande ist, sich auf die Erde zu werfen und zu behaupten, er befinde sich nicht auf einem Berge, sondern in der Ebene, und es sei nur eine Lüge, wenn man behaupte, man habe ihn auf einen Berg geführt. Was klar ist, scheint diesen Leuten wirklich dunkel; was bewiesen ist, bleibt für sie ungewiß oder ist ihnen selbst falsch. Das Licht, das in ihre Finsterniß zu dringen sucht, ist ihnen zugleich unerträglich und zweifelhaft. Die Wahrheit ist es aber sich selbst schuldig, diese Verblendung, die zum Theil nicht absichtlich und freiwillig ist, unermüdet zu verfolgen: verkannt muß sie sich unter neuen Formen darstellen, zurückgewiesen muß sie darauf bestehen, sich öffentlich zu produciren, denn die Standhaftigkeit in der Vertheidigung der Wahrheit ist ehrenvoller und nützlicher als ein stolzes Stillschweigen.

Wenn ich nun auch spreche, so habe ich doch nichts Neues zu sagen: einerseits ist die Sache selbst so weit abgemacht, daß sie nicht mehr von Neuem Gegenstand der Untersuchung zu werden braucht, andrerseits haben es die Gegner zu verantworten, wenn sie die durchgeführtesten Beweise so wenig beachtet haben, daß sie ihnen einfach nur wiederholt werden müssen. Es ist vorauszusehen, daß auch der wiederholte Beweis die Gegner nicht überzeugen wird; allein mit ihnen selbst hat es auch die Wahrheit eigentlich nicht zu thun und wenn sie ihnen ihre Irrthümer noch einmal nachweist, so thut sie im Grunde damit nichts Andres, als daß sie der Geschichte ein Zeugniß von den Umständen, unter denen sie auftrat, ein Zeugniß von den Mißverständnissen, mit denen sie zu kämpfen hatte, übergiebt.

Als Strauß seine Schrift herausgab, glaubten ihn seine Gegner damit vernichtet zu haben, daß sie die dreiste Behauptung aufstellten, er habe nichts Neues vorgebracht, sondern nur die Argumente wiederholt, die der Unglaube schon längst der Wahrheit entgegengestellt habe. In derselben Weise glaubt man meine Schrift vernichtet zu haben, wenn man behauptet, ich sei über Strauß nicht hinausgekommen, ich hätte ihn nicht widerlegt, ich hätte kein neues, höheres Princip aufgestellt und durchgeführt.

Wer meine Schrift kennt und ihrem Gange zu folgen verstand, wird sich davon überzeugt haben, daß der Kitzel, etwas Neues zu sagen und meinen Gegner jeden Augenblick fühlen zu lassen, daß er nicht mehr auf der Höhe der Principien stehe, mir fremd sei. In jedem Abschnitte, bei jeder Frage hätte ich nachweisen können, daß Strauß nicht im Stande gewesen sei, die Sache zu entscheiden oder auch nur richtig zu treffen; ich habe es nicht gethan, weil ich es für unästhetisch hielt, weil es gegen den innern Rhythmus meiner Schrift war, weil die reine Entwicklung der Sache den frühern Standpunct von selbst überschreitet, und weil es gnug war, wenn ich an besonders entscheidenden Puncten die Widersprüche und die Mangelhaftigkeit des frühern Princips nachwies.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 166. 14. Juli. 1842.

Strauß „Das Leben Jesu."

(Fortsetzung.)

Die neuere Kritik hat die gesammte theologische Exegese, die von Wort zu Wort, von Satz zu Satz fortkroch, ohne das Einzelne wirklich zu erklären, weil sie sich nie zu allgemeinen Uebersichten und Gesichtspuncten erhob, dadurch mit Einem Schlage vernichtet, daß sie dem Einzelnen seine wahre Erklärung gab, indem sie den Rhythmus, die Bewegung und die innre Natur des Ganzen erklärte. So hat sie auch der bisherigen theologischen Polemik, die bei jedem Worte, bei jedem Satze die verschiednen Erklärungen aufführte und aufführen mußte, weil sie nicht Principien gegen Principien in Kampf zu versetzen und das untergeordnete Princip dadurch zu besiegen verstand, daß sie es durch die freie Entwicklung des höhern überschritt, vollständig ein Ende gemacht, indem sie in der Darstellung der innern Schwierigkeiten der Sache und in dem harmonischen Schluß dieser Darstellung die Dissonanzen, die in den frühern Principien gegeben sind, sich auflösen läßt. Es gehörte noch zur Unvollkommenheit des Straußschen Standpunctes und war noch ein Zeugniß seiner theologischen Natur, wenn in jedem Abschnitte dieselbe einförmige Dialektik in derselben Weise wiederholt wurde: diese Einförmigkeit, die mit der tödtlichsten Langeweile verbunden ist, war darin begründet, daß der Kritiker, um fortzuschreiten, noch äußrer Stützen und Krücken bedurfte, weil er die Sache noch nicht vollkommen in seiner Gewalt hatte, sie noch nicht in ihrer wahren Bestimmtheit entwickeln und in dieser Entwicklung die falsche Bestimmtheit, die ihr die Theologie zuschrieb, die Beschränktheit, in der sie von der Theologie festgehalten wurde, auflösen und zersprengen konnte.

Wenn nun nicht nur Theologen, die an den Voraussetzungen des Straußschen Werkes hängen und dieselben bei Leibe nicht aufgeben wollen, sondern auch Leute, die nicht diese Voraussetzungen theilen und denen es nur darum zu thun ist, die Höhe der Principien zu läugnen und — wenn sie es vermöchten — herabzusetzen, die Behauptung aufstellen, die neuere Kritik habe das Straußsche Princip nicht überschritten, so ist es Pflicht, noch einmal dasselbe zu thun, was schon gethan ist, noch einmal die Schwäche der frühern Kritik mit der Kraft der neuern in Berührung zu bringen.

So wenig diese Arbeit sich persönlich gegen jene Leute richtet, denn sie können und wollen nicht überzeugt sein, die Sache soll nur um ihrer selbst willen und für diejenigen, die noch bildungsfähig sind, dargestellt werden, so wenig hat diese Arbeit eine persönliche Beziehung auf Strauß selbst. Für die Sache, für die Geschichte und für die Gattung, die immer von Neuem für Generationen zu sorgen weiß, die sich der fortschreitenden Entwicklung der Wahrheit widmen, ist es in hohem Grade gleichgiltig, ob ein Individuum sich gegen den Fortschritt abschließt und durchaus auf seinem niederern Standpuncte bleiben will. Es kann daher auch nicht unsre Frage sein, ob Strauß nach der Art und Weise, wie er sich im Jahre 1840 zu den bereits vorhandnen Arbeiten verhielt, wohl noch fähig ist, sich dem Fortschritt anzuschließen. Aber erwähnt muß es werden, daß er damals schon keine Fähigkeit bewies, die einzelnen, vollendeten Resultate der Weißeschen Arbeit zu verstehen und sich anzueignen und dasjenige, was bei Weiße noch unklare, aber glückliche Divination war, zu würdigen und zur Klarheit umzuarbeiten. Nicht einen einzigen Punct hat Strauß in seinem Werk in dasjenige entschiedne Licht gesetzt, in welchem die letzte Entscheidung gegeben ist: Weiße hat einige der wichtigsten Cardinalpuncte als solche zur Anerkennung gebracht, aber Strauß hat ihm seine Anerkennung kurzweg versagt und Sachen, die der vollendeten Gewißheit nahe gebracht waren, indolent in der fürchterlich langweiligen Unbestimmtheit zurückgehalten, die seinem Princip eigen ist. Weiße und Wilke hatten die Traditions-Hypothese, soweit als sie die Form der Evangelien betrifft, kritisirt und gestürzt: Strauß fährt fort, von Tradition zu sprechen, als sei Nichts, gar Nichts geschehen. Als Strauß die vierte Auflage seiner Schrift herausgab, hatte Wilke für alle Zeiten längst den Beweis geliefert, daß Marcus der „Urevangelist" sei: Strauß hat es gewagt, eine Schrift, die damals schon seit zwei Jahren zugänglich war, vollständig zu ignoriren, von dem späten Ursprung des Marcusevangeliums, von dem Compilator zu sprechen, der die Evangelien des Matthäus und Lukas benutzt habe, und seiner Schrift die exegetische Nullität zu lassen, die längst ein vollständiges Dementi erfahren hatte. Es ist wahr, er

hätte nach dem Erscheinen einer Schrift, wie die von Wilke ist, seine ganze Arbeit umwerfen und eine durchaus neue geben müssen — aber was schadet das der Sache, der Wahrheit, der Mitwelt? Hat die Welt danach zu fragen, ob es einem Individuum schwer fällt, sich von seinen Voraussetzungen loszusagen? Gewinnt die Welt dadurch mehr, wenn ein Individuum das, was die Zeit vollständig gereift hat, eben so vollständig ignorirt?

Fragt man, welche Strafe wohl demjenigen gebühre, der lange nach dem Erscheinen der Wilkeschen Schrift ohne alles Bedenken zu sagen wagt (I, 67), das zweite Evangelium (das des Marcus) „ist nachweislich aus dem ersten und dritten zusammengeschrieben", so würde man allerdings keine gerechtere und strengere auffinden können, als diejenige ist, die unmittelbar aus einem Standpunct von dieser Art selbst hervorgeht. Dies Ignoriren von classischen Arbeiten ist seine eigne Strafe und beweist sich als seine Strafe. „Es ist nachweislich, sagt Strauß, aus dem ersten und dritten, sei es auch nur in der Erinnerung, zusammengeschrieben." „Sei es auch nur in der Erinnrung", eine so haltlose Möglichkeit, indem zugleich von „Nachweislichem" gesprochen wird, ist das Dunkel, in welches derjenige sich allerdings flüchten muß, der die Untersuchungen ignorirt, die für leere Möglichkeiten keinen Platz lassen. „Sei es auch nur in der Erinnrung" sagt Strauß zu einer Zeit, wo die philologische Vergleichung der synoptischen Berichte bewiesen hatte, daß Lukas und Matthäus nicht aus der Erinnrung dem Marcus nachgeschrieben, sondern ihre Schriften in der Art abgefaßt haben, daß sie die ihres Vorgängers auf dem Tische aufgeschlagen vor sich zu liegen hatten. Wie in diesem Puncte enden die wichtigsten Untersuchungen bei Strauß immer in Möglichkeiten, die nicht einmal ernstlich ins Auge gefaßt, nicht einmal durch die innre Natur der Sache irgendwie motivirt sind. „Nachweislich, sagt Strauß, ist das Evangelium des Marcus aus dem ersten und dritten zusammengeschrieben" — und nirgends hat er den philologischen Beweis geführt, daß die Natur, die Anlage, der Rhythmus und die gesammte Beschaffenheit der Texte sich nur mit Hilfe jener Hypothese erklären lasse oder daß die Beschaffenheit der Texte zu dieser Annahme führe. Was Strauß wenigstens hätte thun müssen, nämlich den Text des Marcus darauf hin untersuchen, ob er aus der Erinnrung aus den Schriften der beiden Andern zusammengeschrieben sei, ob die Bauart der Sätze, die Natur der Uebergänge, der Rhythmus der einzelnen Berichte, die Gruppirung der Abschnitte in ihnen selbst und unter einander nicht nur die Abhängigkeit des Marcus überhaupt, sondern die bestimmte Art und Weise derselben bezeuge — Alles das hat er nicht gethan und die Richtigkeit der Griesbachschen Hypothese voraussetzend hat er nur dafür gesorgt, sie durch einige haltlose Gemeinsprüche zu stützen.

Von den zahllosen Fällen, in denen Marcus durch einen solchen Gemeinspruch um seine gerechten Ansprüche gebracht wird, führe ich ein Paar als Beispiele der unglaublichsten Nachlässigkeit, Oberflächlichkeit und Uebereilung an. Ueber die synoptischen Berichte von der Hinrichtung des Täufers sagt Strauß I, 396, eine der Differenzen zwischen ihnen bestehe darin, daß „Marcus in anschaulicher Ausführlichkeit die Scene bei dem Festmahl erzählt, Lukas dagegen sich mit einer kurzen Angabe begnügt, während Matthäus in der Mitte steht." Es war vielmehr zu untersuchen, ob die Anschaulichkeit des Marcus eine nothwendige und von der Beschaffenheit sei, daß sie in dem Berichte, der zuerst die Hinrichtung des Täufers zu einem innern Gliede in der Entwicklung der evangelischen Geschichte machte, durchaus nicht fehlen durfte. Es war die Frage, ob die „kurze Angabe" des Lukas zu der gesammten Anlage der evangelischen Geschichte in richtigem Verhältniß steht, ob die Mitte, in der Matthäus steht, die rechte ist. Das Geschäft des Kritikers ist es nicht, die Anschaulichkeit mit der Elle zu messen, sondern ihre innre Bestimmtheit, ihr innres Maß, ihre innre Harmonie und ihr innres Verhältniß zu dem Ganzen der evangelischen Geschichte zu untersuchen und darzustellen. Macht der Kritiker diese Untersuchung nicht zu seiner Aufgabe, so muß er auch dann, wenn er mit Gewalt auf die Besprechung dieses innern Verhältnisses der Berichte einmal geführt wird, den wahren und einzigen Gesichtspunct verfehlen. „Während nach dem Bericht des Matthäus Herodes den Täufer zu tödten wünschte, aber nicht dazu kommen konnte, weil er das Volk scheuen mußte, das ihn für einen Propheten hielt: so ist es nach Marcus nur Herodias, welche ihm nach dem Leben trachtet, aber ihren Zweck nicht erreichen kann, weil ihr Gemahl den Johannes als einen heiligen Mann scheute u. s. w. Auch hier kann man gerade, sagt Strauß, um das Verhältniß der Berichte nicht zu erklären, sondern dictatorisch nach seiner Voraussetzung zu charakterisiren, in den Ausmalungen und Aendrungen bei Marcus — er setzt also voraus, daß diese Ausmalungen Aendrungen sind, welche das Ursprüngliche, das in der Schrift des Matthäus zu finden sei, erlitten habe — die Spur des Traditionellen zu erkennen glauben." Diese marternde Ungewißheit, dies peinliche Gerede von Möglichkeit — „man kann zu erkennen glauben" — diese Sprache und Haltung, die allerdings nothwendig ist, wenn der Kritiker die Sache selbst nicht wirklich ansieht, diese Höllenqual beseitigt zwar Strauß den Augenblick nachher, indem er fragt: „wie nahe lag es nämlich, zu weitrer Erhebung des Täufers den Contrast herbeizuführen, daß selbst der Fürst, gegen welchen er gesprochen und der ihn deßwegen verhaftet hatte, im Gewissen gehalten gewesen sei, ihn zu achten und nur sein rachsüchtiges Weib zu seinem Bedauern ihm den Mordbefehl abgelistet habe." Wie nahe vielmehr lag es, die

Sache zu treffen, wenn der Kritiker, statt mit abstracten Grundsätzen und willkürlichen Hypothesen Alles machen und entscheiden zu wollen, dasjenige, was ihm am nächsten lag, die evangelischen Berichte wirklich ins Auge gefaßt hätte. Die Frage ist einfach die, in welchem Berichte sich Harmonie finde und welcher Bericht mit seiner gesammten Umgebung und mit dem Ganzen der evangelischen Geschichte in Einklang stehe. Statt dem Marcus oder nicht einmal dem Marcus, sondern der Tradition die Tendenz, den Täufer noch weiter zu erheben, zuzuschreiben, statt also mit dem abstracten Kanon, daß der verherrlichende Bericht die Wahrscheinlichkeit für sich habe, daß er der spätre sei, statt diese Wahrscheinlichkeit wie sonst immer in Einem Augenblick und ohne Weitres zur Gewißheit zu erheben, hätte der Kritiker darauf achten und von Wilke lernen sollen, daß die Geschichte von der Hinrichtung des Täufers die Eliasabschnitte der evangelischen Geschichte einleite, er hätte es finden müssen, daß Herodes der neutestamentliche Ahab, Herodias die Isabel sei, daß also Marcus allein die Sache in ihrem ursprünglichen Zusammenhange darstelle und Matthäus dem Ganzen eine schiefe, falsche Haltung gegeben habe, wenn er den Charakter des Herodes total verändert. Weiter: der Kritiker hätte bemerken müssen, daß Matthäus durch seine Darstellung es schlagend beweise, daß er einen fremden Bericht, den Bericht des Marcus abschreibe. Wenn er sagt, Herodes sei traurig geworden, als er sich von der Herodias überlistet sah, nur um seines Eides willen und wegen der Gäste, die Zeugen seines Eides waren, habe er sich dazu verstanden, den Befehl zur Hinrichtung des Täufers zu geben, muß dann nicht dasjenige vorangehen, was in der Darstellung des Marcus vorangeht, daß Herodes den Täufer achtete? Ist es dann nicht klar, daß Matthäus die Sache vollständig in Unordnung gebracht hat, wenn er vorher sagt, Herodes hätte den Tod des Täufers gewünscht? Der Kritiker, der sich einmal dazu versteht, die Sache anzusehen, statt ihr von Außen mit abstracten Principien zuzusetzen, wird auch, wie ich in meiner Schrift nachgewiesen habe, in der Schrift des Matthäus selbst den Grund zu jener Aendrung auffinden. Welcher Sprung in ein ganz fremdes Gebiet ist es, wenn der Kritiker zwei Schriftsteller zu erklären, ihre Arbeiten zu untersuchen hat und plötzlich und ohne Weitres, d. h. ehe er die schriftstellerischen Arbeiten und ihr schriftstellerisches Verhältniß untersucht hat, von der Tradition spricht, in dem einen der Berichte die Spur des Traditionellen zu erkennen glaubt und in demselben Augenblicke, wo er es mit Schriftstellern zu thun hat, deren Charakter doch erst zu erklären ist, den einen Bericht eben so willkürlich als den geschichtlich richtigen bezeichnet, wie er in dem andern die Spur des Traditionellen zu erkennen glaubte. Die Willkür muß allein herrschen, wenn die Sache nach keiner Seite hin ihr Recht erlangt. Zwar meint Strauß, daß diesmal Josephus dem Matthäus zur Hilfe komme, allein diese Meinung stützt sich auf eine Menge von falschen Voraussetzungen. Zuerst darf der Kritiker sich nicht durch das materielle Interesse an dem geschichtlichen Thatbestande fortreißen lassen: er hat vielmehr zunächst das innre Verhältniß der einzelnen Berichte, so wie ihr gegenseitiges Verhältniß zu untersuchen. Wenn er die Reihenfolge bestimmen soll, in der die synoptischen Berichte entstanden sind, so hat er sich sehr zu hüten, sein philologisches und ästhetisches Geschäft durch die voreilige Annahme, der Bericht, der mit der Geschichte übereinstimme, sei der ältre, zu durchkreuzen oder von vornherein abzubrechen und sich desselben zu entschlagen. Denn gesetzt den Fall, ein Bericht stimme mit der bekannten Geschichte in Einem Zuge mehr überein als der andre, so ist es noch sehr die Frage, ob diese Uebereinstimmung mit der Geschichte zufällig, nämlich durch schriftstellerische Tendenzen, die mit der Geschichtsforschung gar Nichts zu thun haben, in den Bericht gekommen oder ob der Verf. durch Erkundigung und Nachfrage zu seiner bessern Kenntniß gelangt sei. Endlich ist es noch sehr die Frage, ob die Berichte, die zu untersuchen sind, überhaupt auf einer richtigen geschichtlichen Voraussetzung ruhen, ob sie also auch mit wirklichen historischen Berichten, falls sich dieselben, was auch immer erst zu entscheiden ist, als historisch richtig beweisen, überhaupt zusammengestellt werden dürfen. Daß dies hier nicht der Fall ist, daß der Bericht des Josephus die evangelischen Berichte von der Hinrichtung des Täufers ausschließt, daß die letztern rein idealen Ursprungs sind und nach dem Bericht des Josephus der Täufer schon hingerichtet war, als Herodes die Herodias zur Gemahlin nahm, hätte den Kritiker Ein Blick in die Schrift des Josephus lehren können, wenn ihn nicht die Voraussetzung von der Richtigkeit der evangelischen Voraussetzungen für diesen Blick untüchtig und unfähig gemacht hätte.

In die geschilderte Verwirrung von unbegründeten Möglichkeiten, die sich so schnell, wie man die Hand umkehrt, in Wirklichkeiten verwandeln, und von falschen Voraussetzungen verlaufen sich die meisten Untersuchungen, wo es sich zugleich um die Frage nach dem geschichtlichen Thatbestande handelt, falls es Strauß nicht vorzieht, die Schwäche seines Princips und die Mangelhaftigkeit seiner Methode damit einzugestehen, daß er mit der Aufstellung und Proposition zweier entgegengesetzter Möglichkeiten schließt.

Ich werde nun einen der Fälle anführen, wo die Sache des Marcus rein ästhetisch zu entscheiden ist, d. h. wo das materielle Interesse an einem geschichtlichen Thatbestande die Untersuchung nicht verwickelter macht.

Daß Marcus in dem Bericht von der Verfluchung des Feigenbaumes bemerkt, als sei damals nicht die Feigenzeit gewesen, als Jesus eine Feige suchte, sei ein Zusatz, be-

merkt Strauß II, 230, den erst der spätre Evangelist in seinem erläuternden und veranschaulichenden Bestreben hinzugefügt habe, wobei er, wie auch sonst, nicht auf die überlegteste Weise zu Werke gegangen sei. Daß die Jünger erst am andern Tage, als sie wieder vorbeigehen, die Verdorrung des Feigenbaumes bemerken, sei wieder nur ein Zug, der aus demselben veranschaulichenden Bestreben wie jener Zusatz hervorgegangen ist. Allein Marcus hat jenen Zusatz hingeschrieben, hat die Sache so geordnet, daß erst am andern Tage beim Vorbeigehen die Verdorrung des Baumes bemerkt wird, weil er zuerst diese Geschichte aus den Elementen des A. T. gebildet hat, und Matthäus hat jenen Zusatz ausgelassen, die Stellung und Entwicklung der Sache verändert, weil er die Bedeutung des Ganzen nicht mehr verstand und das Einzelne nicht mehr zu würdigen wußte. Matthäus wußte nicht mehr, daß das Volk (Hos. 9, 10) die Frühfeige ist, die Jesus sucht, und daß die Beschreibung vom Untergang des Gottlosen, die der Psalmist giebt (Ps. 37, 35 u. 36), das Muster für die Erzählung des Marcus war. Matthäus wußte auch nicht mehr, daß die Tempelreinigung nach der Verfluchung des Feigenbaumes folgen muß und daß der Ernst des Gerichts, welches Jesus über die Entweihung des Heiligthums halten muß, und die Gewißheit des Untergangs, der dem unheiligen Volke bevorsteht, durch den Thatbestand, den die Jünger am andern Morgen vorfanden, als sie bei dem Feigenbaum vorübergingen, bestärkt und verbürgt werden soll.

Allgemeine Regeln, die mit Nichts weniger als mit der Sache zu thun haben, die aus der Luft genommen sind, aber nicht aus der Natur des Gegenstandes hervorgehen, allgemeine Regeln, die wie die angegebne nur Eine Seite des Gegenstandes, — die Anschaulichkeit der Darstellung — und auch diese wieder nur sehr schief berühren — (denn es kann doch nicht bloß die Frage sein, welcher Bericht der anschaulichere ist, sondern in welchem die vermeintlichen Veranschaulichungen innre nothwendige Bestandtheile sind und ob der Bericht, dem jene Züge fehlen, noch überhaupt einen gesunden Organismus hat) — — solche Regeln müssen der Kritik fremd bleiben und Strauß würde ihre Mangelhaftigkeit und Schädlichkeit erkannt haben, wenn es ihm nicht beliebt hätte, Wilke's Arbeit zu ignoriren.

Noch ein Beispiel, wie wenig der Kritik Gemeinplätze helfen. Um zu beweisen, daß der Fischzug Petri in der Schrift des Lukas die zu einer Geschichte umgewandelte Anrede sei, mit der Jesus die ersten Jünger berufen habe, fragt Strauß I, 565: „seit wann es wohl in der Art der Sage wäre, zu vergeistigen, Reales, wie eine Wundergeschichte ist, in Ideales, wie bloße Rede, zu verwandeln?" In der Art der Sage sei vielmehr das Gegentheil begründet.

Immer die Sage! Immer und von vornherein wird die Sage in Untersuchungen hineingezogen, die einen ganz andern Gang nehmen sollten und durch diesen Pfahl, der in sie hineingeschoben wird, durch und durch verkehrt, entstellt und um ihre richtige Bewegung gebracht werden. Wenn es auch nur Ein Schriftsteller wäre, der zu untersuchen ist, so müßte doch erst aus der Natur seiner Berichte, aus dem gegenseitigen Verhältniß derselben, aus der Natur seiner ganzen Arbeit bewiesen werden, daß die Sage und wie weit sie — denn wenn auch der Schriftsteller von der Sage abhängig sein sollte, so ist er als Schriftsteller, als Subject, als Mensch doch unmöglich Nichts als der Mund der Sage — auf ihn eingewirkt habe. Nirgends aber denkt Strauß an einen Beweis dieser Art. Wenn wir aber nun gar drei oder vier parallele Berichte vor uns haben, so sollte man doch meinen, ehe die Sage als Erklärungsgrund für ihr gegenseitiges Verhältniß uns aufgedrungen wird, müßte vorher die schriftstellerische Anlage und Durchführung der Berichte daraufhin untersucht werden, ob nicht aus ihr das Verhältniß derselben klar werde. Nun wohl! Die Kritik des Berichts des Lukas beweist, daß er später als der des Marcus gebildet ist, und daß der Verfasser die Schrift des Marcus in feiner Weise benutzt hat. An die Sage, deren Einfluß und Thätigkeit sogar ist auch nicht im Geringsten zu denken.

Wollte man nun aus diesem Ergebniß in der Manier der Straußschen Kritik — und noch dazu mit mehr Recht, da ein wirklicher Fall vorliegt — den Satz ziehen, es sei in der Art der spätren Schriftsteller, „Ideales, wie bloße Reden, in Reales, wie eine Wundergeschichte ist, zu verwandeln", so würde derselbe Lukas sehr stark dagegen protestiren. Denn sonnenklar läßt es sich beweisen, daß er aus der Geschichte von der Verfluchung des Feigenbaumes die Parabel vom Feigenbaume gemacht hat.

Wer in der Art wie Strauß von der Sage und Tradition spricht und dem Leser durch die Unbestimmtheit dieses Geredes alle Gedanken nimmt oder die größte Qual bereitet, darf ebenso wenig, wie er die Berichte selbst untersucht, die Frage aufwerfen, wie wohl in aller Welt der Tradition das möglich gewesen sei, was ihr zugeschrieben wird. Er darf nicht so fragen, da die geliebte Chimäre vor einer ernsthaften Untersuchung nicht Stand halten kann, und es ist consequent von ihm, wenn er die gründlichen Untersuchungen von Weiße und Wilke durchweg ignorirt.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 167. **15. Juli.** **1842.**

Strauß „Das Leben Jesu."

(Fortsetzung.)

Von einem wunderbaren Fischzug weiß auch das vierte Evangelium aus den Tagen nach der Auferstehung Jesu zu erzählen. „Daß dies eine von der bei Lukas erzählten Geschichte verschiedne sei," sagt Strauß I, 566, „ist wegen der großen Aehnlichkeit kaum denkbar." Gut! wir wollen noch nicht verlangen, daß der Kritiker untersuche, ob die Natur jener Erzählung nicht beweise, daß der Verfasser des vierten Evangelium die Schrift des Lukas benutzt habe. Wenn aber Strauß fortfährt, „ohne allen Zweifel (!) ist dieselbe Erzählung durch die Tradition in verschiedne Theile des Lebens Jesu verlegt worden", so müssen wir über einen Standpunct der Kritik unwillig werden, wo es noch möglich ist, daß die Floskel: „ohne allen Zweifel" hinreicht, um die wichtigsten Fragen zu entscheiden, nachdem der Anstoß zu einer ernstern Fassung solcher Fragen bereits gegeben war, so können wir uns nicht dazu verstehen, uns alle Gedanken aus dem Kopf zu jagen, so fragen wir nicht nur, was denn das für eine Tradition war, die so streng auf Ordnung hielt und zugleich so willkürlich mit der Anordnung der Begebenheiten umging, sondern, da wir doch keine Antwort erhalten können, sehen wir lieber nach, ob es nicht der vierte Evangelist allein ist, der hier seine Hand dazwischen hatte. Im dritten Bande meiner Schrift habe ich den Beweis geliefert, daß der Anhang des vierten Evangelium mit diesem von Einem Verfasser herrührt und daß dieser die Schrift des Lukas hier wie anderwärts benutzt und zwar in seiner Weise benutzt hat. Von den vielen Beweisstücken werde ich Eines anführen. Als der auferstandne Jesus den Eilfen erschien, berichtet Lukas, und diese erschraken, läßt er sich von ihnen befühlen, damit sie sich überzeugen, daß er Fleisch und Knochen habe und kein Geist sei, als sie aber noch zweifelten, fragt er, ob sie Nichts zu essen hätten, und ißt er vor ihren Augen, als sie ihm Speise gaben. Das ist Alles klar, verständig und zusammenhängend, um nicht zu erwähnen, daß es hier in diesem Zusammenhange zuerst gebildet ist. Wenn aber an jener Stelle im vierten Evangelium die Jünger auf dem See sich befinden, Jesus am Ufer steht und ehe diese ihn erkannt hatten, und ohne daß dieser Ausruf irgendwie motivirt ist, ihnen zuruft: Kinder, habt ihr Nichts zu essen, so ist es klar, daß der Vierte ein Stichwort, das er in dem Evangelium des Lukas vorfand, aus seinem wahren Zusammenhange herausgerissen und von allen natürlichen Motiven abgelöst hat. Jedes Wort über die unangemeßne Stellung jener Frage und über die äußerliche Abhängigkeit des Vierten von Lukas, die ich im dritten Bande in allen Abschnitten seines Evangelium nachgewiesen habe, wäre Zeitverschwendung. Nicht die Sage hat hier geschaltet und gewaltet, sondern einzig und allein der Schriftsteller.

Dieselbe Unbestimmtheit, die immer dann in die Sache kommt, wenn die Sage, Ueberliefrung und Tradition in die Erklärung hineingezogen wird, oder wohl gar den einzigen Erklärungsgrund bildet, herrscht auch in den allgemeinen Ausführungen, in denen Strauß davon spricht, wie der Stoff der evangelischen Geschichte durch die Ueberliefrung hindurchgegangen sei.

Daß er nach den Arbeiten, die ihn eines Beßren belehren konnten, noch von einem „bestimmten Typus" der Tradition spricht, als ob in der Ueberliefrung ein solcher Typus überhaupt existiren könne, als ob es Wunder wie sehr bewiesen sei, daß in der ältesten Kirche das Interesse an einem solchen Typus der evangelischen Geschichte vorhanden war, ja als ob es von vornherein außer allem Zweifel stehe, daß in der evangelischen Verkündigung und Tradition wirklich solcher Stoff enthalten gewesen sei, der als geschichtlich zuverlässig anerkannt werden müsse und als solcher in die Evangelien übergegangen sei, daß Strauß das Wagstück nicht fürchtet, die Vermuthung, es habe „vielleicht auch ein Apostel zu einer oder der andern der ersten evangelischen Schriften die Grundlinien geliefert", in die Luft zu stellen — — das Alles wollen wir ihm nicht mehr zum Vorwurf machen, noch als einen Wust von unbewiesnen Voraussetzungen charakterisiren. Es ist gnug, wenn wir zeigen, wie diese Sätze und Behauptungen sich durch ihre eigne Unbestimmtheit auflösen und wie diese Unbestimmtheit gerade darum so haltlos ist, weil sie die widersprechendsten Dinge in ihrer Gedankenlosigkeit zusammenstellt. „Die Apostel, heißt es I, 71, zerstreut, sterben in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach und nach ab; die evangelische Verkündigung breitet sich im römischen Reiche allmälig aus und fixirt sich mehr und mehr nach

einem bestimmten Typus" — — was heißt aber in diesem Zusammenhange „die evangelische Verkündigung"? Ist es die Predigt, d. h. die Geschichtserzählung der Apostel? (Wir fragen nämlich nicht, woher der Kritiker weiß, daß die Apostel die Geschichte ihres Herrn und Meisters vorgetragen haben.) Wenn sich „die evangelische Verkündigung" allmälig ausbreitet: ist es so zu denken, daß die zerstreuten Apostel die Nachrichten vom Leben Jesu verbreitet haben? Oder ist es ihr geistiger Nachlaß, der nach ihrem Tode auf die Gemeinden übergegangen ist? Wer ist es aber dann, der die persönliche Sorge für diesen Nachlaß übernommen hat, d. h. welches sind die wirklichen Organe dieser evangelischen Verkündigung? Ferner: wenn diese Verkündigung ursprünglich von den Aposteln ausgegangen ist, sollten diese nicht schon für einen bestimmten Typus gesorgt haben? Giebt es überhaupt eine Geschichte ohne einen bestimmten Typus? Kann, wenn ein solcher fehlt, noch von einer „Verkündigung" oder von einem Leben einer geschichtlichen Person die Rede sein? Statt auf alle diese Fragen bestimmt und genau zu antworten oder sie sich nur vorzulegen, schlägt sie Strauß vollständig nieder, indem er auf einmal von der Tradition spricht und zwar von „dieser Tradition", von der er also schon angefangen hatte, von „dieser Tradition", die also mit einemmale mit jener Verkündigung Eines und Dasselbe ist und „bald in verschiednen Schriften aufgefaßt wurde", in Schriften, „zu deren einer oder der andre vielleicht auch ein Apostel die Grundlinien lieferte," in Schriften, „welche anfangs noch keine feste Gestalt, und daher manche Umgestaltungen zu erleiden hatten." Als ob nicht auch Schriften, die eine sehr feste Gestalt haben, Umgestaltungen erleiden könnten! Was sind das aber für Schriften, die noch keine feste Gestalt haben? Meint Strauß, wie es nach seiner folgenden Aeußrung den Anschein hat, daß das Hebräerevangelium das „Beispiel" einer solchen Schrift sei: so hätte er uns über dies Evangelium zuvor genauer belehren und vor Allem beweisen sollen, daß es eine von jenen Schriften war, die noch keine feste Gestalt hatten, weil sie zu den ersten gehörten. Es ist aber vielmehr Gesetz und in der Natur der Sache begründet, daß Schriften, in denen zuerst der Versuch gemacht wird, allgemeine Anschauungen und Ueberliefrungen zu fixiren, eine feste Gestalt haben, daß ihre Verfasser die Nothwendigkeit der Ordnung, des Zusammenhangs und der Motivirung am meisten fühlen und daß die Spätern vielmehr, die den schon geschriebnen Buchstaben vor sich haben, ihre Voraussetzungen, ihre Bekanntschaft mit dem Zusammenhange und mit den Motiven unmittelbar ihren Lesern leihen, ohne diese Voraussetzungen auch wirklich in ihren Schriften auszuarbeiten oder auch nur auszudrücken, und somit so gestaltlose Schriften abfassen können, wie sie Lukas, Matthäus und der vierte Evangelist abgefaßt haben, nachdem Marcus bewiesen hatte, daß der Erste, der den heiligen Gegenstand gestaltete, sich ernstlicher um Zusammenhang und dergleichen Dinge bekümmern müsse.

Derselbe Mangel an kritischer Schärfe verräth sich oder tritt in seiner ganzen Blöße hervor in allen Fragen, die beantwortet werden müssen, wenn der Ursprung und der Charakter der evangelischen Geschichte aufgehellt und erklärt werden soll. Es ist ein theologisches Argument, der sittliche Charakter und Werth, durch welchen sich die heilige Geschichte von den Göttersagen der Heiden unterscheide, beweise ihren geschichtlichen Charakter. Strauß beweiset zwar dagegen, auch eine sittliche Göttergeschichte könne erdichtet sein (I, 75 u. 76). Wenn er aber bemerkt, jener Unterschied der Sittlichkeit und Unsittlichkeit sei „in Bezug auf das N. T. jedenfalls zuzugeben", so hätte er die allgemeinen Kategorien und die innern Verhältnisse der heiligen Geschichte vorher etwas genauer untersuchen sollen, ehe er ein „jedenfalls" von dieser Art niederschrieb.

Die Frage nach dem Antheil, welchen das Bewußtsein an der Gestaltung der religiösen Anschauungen habe, mußte Strauß nach seiner Grundvoraussetzung so wenig wie möglich dringend und ernsthaft werden lassen und demgemäß mit einigen allgemeinen Floskeln, mit den gewaltthätigen Phrasen der Verlegenheit beantworten.

Gewaltsam, d. h. ein Schreckschuß, der für ängstliche Gemüther berechnet ist, aber die Sache selbst wahrhaftig nicht entscheiden kann, ist die Fassung der Frage, ob bei der Schöpfung eines religiösen Geschichtskreises, wie der des N. T. ist, ein „künstliches System des Betruges", etwa die List und Absicht einer besondern Kaste mitgewirkt habe oder gar allein thätig gewesen sei. Ist es schon Unrecht, eine Frage damit von vornherein zu beantworten, daß man ihr eine extreme, aber falsch extreme Fassung giebt, so ist die Antwort, jene Annahme sei der „edeln Einfalt jener Zeiten, in die man einen solchen Betrug verlegen wolle, nicht angemessen", äußert precär und nur für diejenigen befriedigend, die mit allgemeinen Worten wie „edle Einfalt" ein so reiches und vielumfassendes Wesen wie die Zeit, in der das Christenthum entstand und sich gestaltete, charakterisirt glauben.

„Wir kommen also dahin," fährt Strauß fort, „daß auch ein Erfinder des Mythus im eigentlichen Sinne des Wortes ungedenkbar sei." Also? deßhalb, weil das System des künstlichen Betrugs „der edeln Einfalt" jener Zeiten sehr wenig angemessen ist? Deßhalb also, weil die Sache von vornherein so gefaßt ist, daß die Redensart, „es wäre ja schrecklich" oder „es widerspräche jener edeln Einfalt", Alles entscheiden soll, deßhalb ist es „offenbar, daß der ganze Begriff der Erfindung als unpassend für die Entstehung des Mythus von unsrer Betrachtung zu entfernen ist"? Deßhalb ist es „der Begriff einer gewissen (!) Nothwendig-

keit und Unbewußtheit im Bilden der alten Mythen, auf welchen wir dringen müssen"? Diese Unbewußtheit ist aber unmöglich, wenn verschiedne Elemente zu combiniren sind oder wenn aus einem gegebnen Stoffe etwas Neues zu schaffen ist. Man betrachte doch nur einmal die Sache selbst, man erwäge nur z. B. die Fälle, die ich oben angeführt habe, und entscheide, ob dieses bloße Reden von Unbewußtheit die Frage, um die es sich handelt, zu entscheiden vermag.

Dann, meint Strauß, „trifft auch der Streit, ob der Mythus von Einem oder Vielen, von dem Dichter oder dem Volke ausgehe, nicht die Hauptsache." Allerdings, weil die Sache dann im Mysteriösen zurückgehalten wird, weil dann für denjenigen, der ein schriftstellerisches Werk erklären soll, dieses Werk von vornherein aufgehört hat, ein schriftstellerisches zu sein, kurz, weil es dann für den Kritiker einer gegebnen Schrift nicht mehr zur Hauptsache gehört, zu untersuchen, ob und wie weit die Schrift eine Schrift ist. Die Schrift ist dann zu einer solchen geworden, die gar nicht mehr im eigentlichen Sinne eine Schrift ist. Es wird dann nicht mehr darauf reflectirt, daß dasjenige, was der Einzelne gestaltete, den Vielen als dies Gestaltete unmöglich vorher bekannt sein konnte, daß also das Gestaltete vor der Gestaltung als solches noch nicht existirte.

„Der Eine, der Erzählende, sagt Strauß, ist nur der Mund, durch den Alle reden", d. h. er ist kein wirklicher, kein eigentlicher Mund mehr. Sonst aber, in der wirklichen Welt, herrscht immer und überall, besonders aber bei so wichtigen Dingen, die das Wohl und Weh einer ganzen Welt entscheiden, eine so große Sparsamkeit, daß es immer nur Einer ist, der das entscheidende Wort spricht oder die Gestalt ausarbeitet, die das allgemeine Verlangen befriedigt und dasjenige gewährt, was die unvollkommnen vorhergehenden Versuche und das chaotische Ringen der Frühern nicht zu erreichen vermochten.

Wenn Strauß selbst sagt, dieser Eine gebe dem, „was Alle aussprechen möchten, zuerst Gestalt und Ausdruck", so spricht er es selbst aus, daß vorher diese Gestalt noch nicht existirte, daß also der Eine etwas Neues gebe und daß seine Anstrengung während des Gestaltens ihm selbst lehren mußte, wie weit seine Schöpfung etwas Neues sei. Was der Eine gestaltete, existirte vorher als dieses Bestimmte noch nicht und ist selbst von den vorhergehenden frühern Versuchen wesentlich verschieden und in der Erscheinung nichts weniger als seinen noch so nothwendigen Bedingungen und Voraussetzungen ähnlich. Was noch nicht Gestalt und Ausdruck hat, existirt auch noch nicht für den Menschen.

Es kann auch nicht gesagt werden, daß sich die „Mythen" „allgemach und successiv" — also allmälig — „in der Tradition" bilden, da die Gestalt als solche, die Gestalt, die der Sache erst ihr Dasein giebt, nie etwas allmälig Entstehendes ist, sondern nur der wirklichen, einzelnen Subjectivität ihren Ursprung verdankt, wie sie selbst, wenn wir das so ausdrücken dürfen, die Idealität und Subjectivität der Sache ist.

Daß deßhalb die Gestalten der religiösen Anschauung noch nicht Producte des „rein individuellen" Bewußtseins sind, daß die Grundlage des allgemeinen Volksbewußtseins oder des Bewußtseins der Gemeinde nicht geläugnet wird — wie Strauß I, 89 die Alternative stellt — brauch' ich wohl nach den neuerlichen Ausführungen nicht zu erwähnen.

„Allerdings indessen, lenkt Strauß ebend. ein, ist die Grenzlinie zwischen Absichtslosem und Absichtlichem hier nicht leicht zu ziehen." Allein die Kritik muß diese Grenzlinie ziehen, sie darf die Frage nicht damit beantworten, daß sie sagt, sie könne nicht beantwortet werden, sie darf nicht die Sache damit ins Dunkel schieben, daß sie bemerkt, es sei uns fast unmöglich, uns in jene Zeiten der schöpferischen Phantasie zurückzuversetzen: der Kritiker kann und muß vielmehr bestimmen, wie weit ein religiöser Schriftsteller von seinen Voraussetzungen beherrscht wurde, wie weit er sie frei beherrschte und verarbeitete und wie weit es ihm möglich war, sich selbst wieder von dem Product seiner freien Thätigkeit beherrschen zu lassen.

Daß Strauß nicht einmal ahnen konnte, wie weit der Antheil des Selbstbewußtseins an der Gestaltung der evangelischen Geschichte ging, weil er die unkritische Voraussetzung festhielt, daß sogar schon vor der Zeit Jesu die jüdische messianische Dogmatik gegeben war, brauche ich auch nicht erst noch zu erwähnen.

Ich gebe dafür noch ein Beispiel, wie überall da, wo Strauß von der Tradition ins Blaue spricht, also auch die Sache nicht im Entferntesten treffen kann, vielmehr die Schriftsteller zu kritisiren gewesen wären, wenn der Kritiker seinen wahren Gegenstand im Auge behalten und hinter die Sache kommen wollte.

Alle vier Evangelisten erzählen davon, daß Jesus einmal von einer Frau gesalbt worden ist. Trotz aller Differenzen ihrer Berichte ist es noch möglich, zu beweisen, daß sie Eine und dieselbe Begebenheit erzählen wollen, und es fragt sich nur, wie die Differenzen entstanden sind und in welchem Verhältniß die Berichte zu einander stehen. Wie faßt nun Strauß die Frage? „Sind demnach, sagt er I, 742, die vier Erzählungen nur unter der Voraussetzung zu vereinigen, daß mehrere derselben bedeutende traditionelle Umbildungen erfahren haben, so fragt es sich jetzt, welche von ihnen dem ursprünglichen Factum am nächsten stehe?" Alles viel zu eilig! Vor- und Nachsatz übereilt und falsch! Also das wäre die einzige Voraussetzung, unter welcher die Berichte in Verhältniß zu stellen sind, daß ihre Differenzen aus der Tradition herrühren? Woher kommt auf einmal diese Voraussetzung? Man sollte doch meinen, das

Nächste wäre die Untersuchung und Prüfung der Berichte selbst: vielleicht läßt sich aus ihnen selbst ihr Verhältniß bestimmen. Und sollte das nicht in der That der nächste Gedanke sein, wenn man nur bedenkt, daß wir von geschriebnen Berichten handeln, die, sobald sie wirklich ins Auge gefaßt werden, — durch wirklich übereinstimmende Constructionen, durch Wendungen, die nicht anders erklärt werden können — in jedem Satze den Beweis führen, daß sie schriftstellerisch einer aus dem endern entstanden sind? Dieser Beweis ist aber — im dritten Bande meiner Schrift führe ich ihn — so absolut sicher und gewiß, daß an die Tradition nicht zu denken ist. Ferner: die nächste Frage wäre die, welche der vier Erzählungen dem ursprünglichen Factum am nächsten stehe? Wir sollten doch meinen: welche von ihnen der Urbericht, d. h. diejenige Erzählung ist, von welcher die übrigen, oder diejenige, die für die folgenden die Voraussetzung ist, abzuleiten sind. Ist die Frage einmal so — d. h. richtig — gefaßt, so werden sich die Aendrungen, welche unter der Hand der Spätern mit dem Urbericht vorgegangen sind, richtig erklären und wird es endlich zu der letzten Frage kommen, wie der Urbericht entstanden ist, d. h. ob ihm ein geschichtliches Factum zu Grunde liege.

Strauß denkt niemals daran, in dieser Weise die Frage zu stellen, d. h. wirklich von der Sache zu handeln, immer schiebt er die angegebne Voraussetzung und die bezeichnete voreilige Frage sogleich in den Vordergrund, es ist ihm also auch nicht möglich, die wirkliche, die einzige Frage zu lösen.

Ich kann hier nicht ausführen, was ich in meiner Schrift durch alle Seiten des Beweises hindurchgeführt habe, daß der Bericht des Marcus, der Urbericht rein und allein Werk der idealen Anschauung ist, wie Lukas mit dem Urstoff die andre Pointe von dem Gegensatz der Gerechten und Sünder nicht glücklich verarbeitet hat, wie Matthäus zum Urbericht zurückgekehrt ist, der Vierte denselben in seiner Weise umgearbeitet und die Sünderin des Lukas selbständig wieder in seiner Erzählung von der Ehebrecherin aufgeführt hat — (indem er zugleich die synoptische Erzählung von der Frage der Pharisäer über die Ehescheidung umarbeitete) — aus dem tädiösen Hin- und Herreden Straußens über allerlei Möglichkeiten werde ich nur das Eine herausheben, daß vermittelst der Sage von der Ehebrecherin, die wir im vierten Evangelium kennen lernen, — natürlich wieder in der Sage (!) — die salbende Frau im (!) Evangelium des Lukas zur Sünderin wurde (I, 749). Man höre nun — ich führe nur ein Atom des Beweises an! — : die Sünderin des Lukas kommt in das Haus, wo Jesus zu Gaste ist, stellt sich hinter ihm zu seinen Füßen, weint, benetzt seine Füße mit ihren Thränen, trocknet sie mit dem Haar ihres Hauptes und küßt seine Füße und salbt sie. Daß Lukas, der sich so viel mit den Füßen beschäftigt, die unglückliche Aendrung getroffen hat, daß die Frau nicht wie bei Marcus das Haupt salbt, geht uns hier Nichts an: gnug, was wir in seiner Schrift lesen, hat wenigstens Zusammenhang. Nun höre man, was der Vierte von der Frau sagt: sie salbte — mit einem Pfunde (!) Narde — die Füße Jesu und trocknete seine Füße mit ihren Haaren ab. Ich frage nicht, woher kommt auf einmal dieser Zug der äußersten Wegwerfung und Demüthigung — ein Zug, der allein bei Lukas motivirt ist — ich dränge alle Fragen zurück, die hier noch zu behandeln sind und die ich an einem andern Orte löse; ich frage bloß: wie kommt es, daß die Frau die Salbe, die sie so eben auf die Füße Jesu gegossen hat, abtrocknet, daß sie dieselbe mit ihrem Haar abtrocknet? Die Antwort ergiebt sich für Jeden, der den Bericht des Lukas und des Vierten vergleicht und der es weiß, in welcher Manier der Vierte auch sonst das Evangelium des Lukas benutzt hat.

Wer von jetzt an in solchen Angelegenheiten noch von Tradition spricht, muß sich erst muthwillig die Augen verschließen.

Im Vorbeigehen ein Beispiel, wie Strauß die Entstehung der idealen Anschauungen in den Evangelien zu erklären liebt. Er sagt: die mythische Anschauung ist einmal so, also ist sie auch diesmal so, oder: es war im Systeme der jüdischen messianischen Dogmatik so vorgeschrieben, also finden wir es auch in der christlichen Tradition so wieder. Z. B. I, 130: „von bedeutenden Männern nahm man gern an, daß sie Spätgeborne seien, Johannes der Täufer war ein großer Mann und Prophet: also machte auch ihn die Sage zu einem Spätgebornen." Der Kritiker hat aber seine Pflicht erst gethan und die Sache wirklich erklärt, wenn er fragt, untersucht und beantwortet, weßhalb man denn dies oder jenes „gern annahm." Von Weiße hätte Strauß über diesen Punct Manches lernen können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, mit dem bloßen Vorwurf, daß sie eine allegorische sei, die richtige Erklärung sich vom Leibe zu halten. Weiße's Erklärung der Urgeschichte mag an manchen Puncten noch nicht richtig durchgeführt sein: deßhalb durfte sie Strauß nicht zurückweisen; er hätte sie vielmehr vollenden müssen.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 168. 16. Juli. 1842.

Strauß „Das Leben Jesu."

(Schluß.)

Ich werde nun an mehrern Beispielen zeigen, wie die Unsicherheit, Unzuverlässigkeit und das Precäre des Räsonnements, wie das Hin- und Herschwanken zwischen Möglichkeiten, die selbst willkürlich aufgestellt sind und nicht wirklich zur Sache gehören, wie die falschen Wendungen der Dialektik, also auch ihre absolute Erfolglosigkeit daher rührt, daß Strauß das Verhältniß der Evangelien untereinander nicht untersucht, statt dessen auf die Tradition baut und wie ich nachher zeigen werde, jeden Augenblick in Gefahr steht, sich von einzelnen Angaben der Evangelien so imponiren zu lassen, daß er sie unbesehen für geschichtlich passiren läßt.

„Ueberall im N. T., heißt es I, 156, gilt Jesus als Abkömmling David's. Doch könnte leicht u. s. w." Marcus beweist nicht nur, daß die Bezeichnung Jesu als des Sohnes David's einen nur dogmatischen Grund haben könnte, sondern daß sie rein und allein diesen Grund hat. Was in der Schrift des Marcus sogar selbst noch erst rein ideale Bedeutung hat, ist von Lukas und Matthäus in die prosaisch geschichtliche Beziehung verarbeitet worden.

Ein Fall, wo bei der Vergleichung nur zwei Evangelien in Betracht kommen! Von der Erzählung über die Geburt Jesu, die wir bei Matthäus finden, sagt Strauß I, 172, daß sie „einfacher und in gröberem Styl gearbeitet ist, indem sie es nicht vermeidet, wenn auch nur in einem vorübergehenden Verdacht des Josephus, einen Schatten auf die Maria zu werfen, der erst hintennach wieder entfernt wird; wogegen die Darstellung bei Lukas schon feiner und kunstreicher gleich von vornherein die Maria in dem reinen Lichte einer Braut des Himmels zeigt." Diese Worte „grob, fein" sind aber hier sehr unbestimmt. Die Frage wäre vielmehr die gewesen, ob der erste, der ursprüngliche Bericht so ohne Weitres, wie der des Matthäus thut, in die Collision sich hineinstürzen durfte, ob er nicht im Gegentheil einen andern voraussetzt, in welchem das, was er sogleich voranstellt, motivirt ist. Sodann: wenn Matthäus, sei es auch nur für Einen Augenblick, auf die Maria einen Schatten fallen läßt, so beweist er gerade seine spätre Zeit, so ist seine Tendenz verwickelter als die des Lukas und hat er den ältern naivern Bericht einer spätern Reflexion zu Liebe oder um einer solchen Reflexion entgegenzuarbeiten, umgestaltet. Später erst, als es schon feststand, daß Maria die Braut des Himmels sei, konnte man es wagen, die Sache so darzustellen, daß sie oder der Himmel mit einem ungerechten Verdachte zu kämpfen gehabt habe.

Die Widersprüche zwischen den einzelnen Anschauungen kann Strauß nicht einmal richtig auffassen und zusammenstellen, geschweige denn entwickeln und in ihrer Entwicklung erklären und auflösen. Der Anschauung von der übernatürlichen Erzeugung Jesu widerspricht die Angabe, daß Jesus Geschwister gehabt habe, die in derselben Weise wie er Kinder der Maria genannt werden. Drückt nun Strauß (I, 184) die letztre Seite des Widerspruchs so aus: „alle seine Zeitgenossen überhaupt hielten Jesum nach unsern Evangelien für einen Sohn des Joseph", so müssen wir uns sehr wundern, was hier die Zeitgenossen sollen, wie der Kritiker die Kritik der Berichte vergessen und einen solchen Seitenschritt auf das Gebiet der Geschichte, das er noch nicht untersucht hat, thun konnte und wie er von Evangelien schlechtweg sprechen konnte, da doch Marcus den Vater Jesu nicht namentlich erwähnt. Die Frage war vielmehr die, ob wir ein Evangelium haben, in welchem jener Widerspruch noch nicht vorhanden ist, und ob die Art des Widerspruchs in den andern beweist, daß sie später sind und jenes das ursprüngliche ist. Dieses Urevangelium ist das des Marcus, nach welchem Jesus in derselben Weise, wie seine Geschwister, Sohn der Maria ist; der Widerspruch in den Evangelien des Lukas und Matthäus rührt daher, weil neben der neuen Anschauung von der übernatürlichen Erzeugung Jesu wegen der Abhängigkeit der spätern Evangelisten von dem Buchstaben des Urevangelium sich noch die frühere Ansicht erhalten hat.

Wie sich in dieser Frage das vierte Evangelium gestellt habe, bedarf noch einer besondern Untersuchung, die ich im dritten Bande meiner Schrift gegeben habe.

Nicht einmal die Widersprüche zwischen den Voraussetzungen, die sich innerhalb Eines und desselben Evangelium finden, kann Strauß auffassen und erklären. So spricht er immer so, als ob das Evangelium des Lukas die Bekanntschaft des Täufers mit Jesus voraussetze. Allein nur im Mutterleibe, in dem Evangelium von der Geburt

des Vorläufers und des Messias kennt jener seinen Herrn. In dem folgenden Theil seiner Schrift fällt Lukas unwillkürlich in die Voraussetzungen seines Vorgängers, des Marcus, zurück. Wenn dieser Umstand nicht beachtet wird, kann die Kritik die Entwicklung der evangelischen Anschauung nicht erkennen, die Botschaft des Täufers aus dem Gefängnisse in ihrer richtigen Bedeutung nicht sicher auffassen, die Stellung, die der spätre Matthäus einnimmt, nicht richtig erklären.

Der Widerspruch zwischen dem Satze, daß Jesus der Taufe sich unterzogen habe und bei Gelegenheit seiner Taufe mit himmlischen Kräften ausgestattet sei, und zwischen der Anschauung, daß der Messias durch den heiligen Geist gezeugt sei, kann auch nur durch die richtige Erklärung des Verhältnisses der Evangelien unter einander gelöst werden.

Bei den Synoptikern, sagt Strauß I, 496, findet sich der Widerspruch, daß die Jünger und die Anhänger Jesu unter dem Volke ihrem Glauben, den sie in frühern Fällen bekannt haben, später nicht immer treu bleiben. Bei den Synoptikern also? Der Kritiker und jeder unbefangne Leser wird finden, daß in der Schrift des Marcus vollkommner Zusammenhang stattfinde, der Kritiker wird es sich demnach zur Aufgabe stellen, zu untersuchen, wie die beiden Andern zu ihrem Widerspruch kamen, und wenn in der Wunderthätigkeit Jesu ein innrer Widerspruch mit den sonstigen Voraussetzungen des Marcus enthalten ist, so wird der Kritiker diesen Widerspruch aus der Sache selbst, aus der Natur der evangelischen Anschauung und der Wundertheorie erklären.

Daß auch die Art und Weise, wie die Evangelisten von dem Kampfe Jesu mit den Dämonen sprechen, daß selbst das Stillschweigen des Vierten über diesen Kampf aus dem Verhältniß der Evangelien, d. h. aus der richtigen Auffassung des Ganges, welchen die Entwicklung der evangelischen Anschauung genommen hat, sich vollkommen erklärt, habe ich bereits gezeigt und werde ich im dritten Bande noch zeigen, so weit die Frage den Vierten betrifft. Der Vierte kannte die synoptischen Evangelien: weßhalb also erzählt er Nichts von jenem Kampfe mit den Dämonen? Wir werden sehen. Redensarten, wie die: dem Vierten habe „die ursprüngliche, palästinische Tradition" nicht zu Gebote gestanden, sind eben so unkritisch wie die orthodoxe Voraussetzung von dem apostolischen Ursprunge der Evangelien.

Mit der Einsicht in die Composition und Tendenz der Evangelien und ihrer einzelnen Abschnitte ist auch die Einsicht in ihren Ursprung und in die geschichtliche Grundlage oder ideale Bedeutung ihrer Berichte gegeben. So z. B. beweist die Anlage des Evangelium des Marcus, daß die Anschauung von dem Kampfe Jesu mit den Dämonen rein und allein in dem idealen Plan dieses Evangelium begründet und daß an Nichts weniger, als an eine geschichtliche Grundlage der hieher gehörigen Berichte zu denken ist.

Da Strauß den wahren Boden des Kritikers nie betritt, d. h. niemals daran denkt, wie ein Mann zu handeln, der vier synoptische Schriften zu erklären hat, so muß er beständig irre gehen, sich von dem Gespenst der Tradition necken lassen, immer in Gefahr stehen, eine geschichtliche Grundlage anzunehmen, wo sie nicht zu finden ist, oder falls er einen Bericht für durchaus mythisch erklärt, den Proceß der Untersuchung mit einem gewaltsamen dogmatischen Machtspruch schließen, nachdem er den Leser durch ein Labyrinth der bodenlosesten Möglichkeiten hindurchgeschleppt hat.

Was sind das aber dann auch für Gründe, wenn Strauß doch zuweilen nicht umhin kann, seine Annahme, daß er auf geschichtlichem Boden stehe, näher zu begründen oder dem Leser annehmlicher zu machen! Den Evangelisten giebt er gegen Josephus darin Recht, daß die Taufe des Johannes von diesem selbst schon zum Messiasreich in Verhältniß gestellt sei. „Dann wird auch, sagt er I, 353, die Erscheinung Jesu begreiflicher, wenn schon Johannes die Idee des nahen Messiasreiches auf die Bahn gebracht hatte." Als ob das Spätre dadurch begreiflicher würde, daß das Vorhergehende völlig unbegreiflich gemacht wird!

Die Untersuchung über die Sprüche des Täufers vom Lamme Gottes und von der Präexistenz des Messias (I, 368—371) führt Strauß kaum soweit, wo er sich bei entgegengesetzten Möglichkeiten beruhigen muß, aber nicht soweit, wo die Sache absolut entschieden wird.

Als historisch gelten ihm die Aeußrungen Jesu über den Täufer, historisch scheint es ihm zu sein (I, 391), daß Jesus durch den Ruf der Taufe des Johannes angezogen sich derselben unterwarf und nachdem er einige Zeit vielleicht im Gefolge des Täufers gewesen u. s. w. u. s. w. u. s. w. u. s. w.

Er kann sich noch nicht von dem Gedanken trennen, daß Jesus von Johannes getauft sei, und statt diesen Gedanken kritisch zu betrachten und die Grundlage zu untersuchen, auf der er möglicherweise beruhen könnte, giebt er uns zu bedenken, „daß die Taufe Jesu durch Johannes den natürlichsten Anknüpfungspunct für eine Erklärung des messianischen Auftretens Jesu giebt." Eben daraus aber, weil diese Taufe ein natürlicher Anknüpfungspunct für das Auftreten Jesu scheinen konnte, folgt noch viel eher die andre Möglichkeit, daß die evangelische Anschauung von der Taufe Jesu eine rein ideale ist, eine Möglichkeit, die für die weitergehende Kritik sich als Wirklichkeit beweist.

In der Frage, wer Recht habe, die Synoptiker oder der Vierte, wenn jene die galiläische Wirksamkeit Jesu und den Aufenthalt in Jerusalem in ihrer einfachen Weise unterscheiden und abgrenzen, der Letztre aber von vielen Fest-

reisen nach Jerusalem zu erzählen weiß, stellt Strauß nur Möglichkeiten auf, die für die Synoptiker oder für den Vierten sprechen, natürlich nur Möglichkeiten, die aus der Luft, nicht aus der Sache genommen sind, und darf er sich demnach auch nicht für eine oder die andre Seite entscheiden. Natürlich! da er noch beschränkte materielle Interessen hat, von dem Gedanken, daß auf einer Seite das Richtige und Geschichtliche zu finden sei, sich nicht trennen kann und sich nicht zu dem Gedanken erheben darf, ob nicht beide evangelischen Voraussetzungen reine Werke des spätern Pragmatismus seien. Die Kritik beweist, daß der Festreisen-Cyclus des vierten Evangelium ebenso nur ein gemachter ist, wie die synoptische Anschauung die Folge eines nur einfachern und mehr künstlerischen Pragmatismus.

Die Frage nach der Dauer des Lebens und der Wirksamkeit Jesu konnte Strauß aus den angegebnen Ursachen auch nicht beantworten, so wenig wie er auf den Gedanken kommen konnte, daß die synoptische Angabe von der Zeit der letzten Mahlzeit Jesu eine rein gemachte, nur von idealer Bedeutung und die differente Angabe, die wir im Evangelium des Vierten finden, von diesem mit reflectirter Absicht aufgestellt ist.

Als „Thatsache" gilt es Strauß von vornherein, daß sich Jesus (I, 495) als des Menschen Sohn bezeichnet habe, als „unbestreitbare Thatsache" steht es ihm fest, daß Jesus die Ueberzeugung, der Messias zu sein, gehabt und ausgesprochen habe. Doch es ist wahr, er giebt auch einen Grund an, weßhalb diese Thatsache als unbestreitbar gelten müsse: „Daß den Gestorbnen seine Jünger als den Messias festhielten und verkündigten, läßt sich nicht begreifen, wenn nicht der Lebende schon durch bestimmte Erklärungen diese Ueberzeugung in ihnen gepflanzt hatte." Nicht zu erwähnen, daß die vermeintlichen, für uns aber die einzigen Erklärungen Jesu, von denen wir wissen, daß die Erklärungen, von denen die Evangelien berichten, daraufhin untersucht werden müßten, ob sie sich wirklich als geschichtlich bewähren: ist es denn nicht selbst eine bodenlose Voraussetzung, wenn Strauß zwischen dem Tode Jesu und dem Auftreten der ersten Glaubensboten oder der Entstehung der Gemeinde einen so kurzen Zeitraum annimmt, daß es ihm möglich ist, jene Tirade anzubringen?

Ueber den Plan Jesu räsonnirt Strauß, nicht nur ohne die Voraussetzung, ob sich Jesus als den Messias seinen Zeitgenossen präsentirt habe, selbst erst zu kritisiren, sondern auch ohne die Sprüche und Situationen, aus denen er die Elemente zu seinem Räsonnement schöpft, daraufhin zu untersuchen, ob sie wirklich Sprüche Jesu, ob sie Situationen waren, in denen sich Jesus wirklich befunden habe.

Eben so unkritisch handelt Strauß über die Stellung, die sich Jesus zu dem Mosaischen Gesetze gegeben habe.

Daß die Zwölfzahl der Apostel schon zu Lebzeiten Jesu sich festgestellt habe, scheint ihm (I, 570) nicht bezweifelt werden zu können; er bezweifelt es nicht, daß Jesus getauft haben solle; daß da, wo Matthäus die Bergpredigt mittheilt, „ein bestimmter Redeact zu Grunde liege", ist ihm (I, 603) unbezweifelbar — und was ist ihm nicht Alles unbezweifelbar!

Die Berichte von der Auferstehung Jesu sind erst dann erklärt, die Verwirrung der Widersprüche ist erst dann gelöst, wenn ihr schriftstellerischer Ursprung anerkannt und wenn die Abhängigkeit der spätern Evangelisten von den Berichten ihrer Vorgänger nachgewiesen ist. Da Strauß nicht darauf hat hören wollen, daß Marcus der Urevangelist, daß sein Bericht die Quelle für Lukas und Matthäus ist, da er nicht die weitern Spuren verfolgen konnte, die zu der Gewißheit führen, daß der Vierte in jedem Falle die Schriften des Marcus und Lukas benutzt hat, so hat er auch die Widersprüche in der Auferstehungsgeschichte nicht lösen können.

Hätte er sich nicht gegen den Gedanken: daß die Evangelien schriftstellerischen Ursprungs sein könnten, verschlossen, d. h. hätte er sich nicht auf einen Standpunct gestellt, auf dem ihm dieser Gedanke völlig fremd bleiben mußte, so würde er auch in der Leidensgeschichte sich zurechtgefunden und seine unerquickliche Halbheit abgelegt haben. Er würde z. B. erkannt haben, daß Barrabas das sündhafte Abbild des Messias, daß er der Bock des Versöhnungsfestes ist, der freigelassen wird, während der andre Jehova als blutiges Opfer dargebracht wird, er würde es gefunden haben, daß der Gebrauch des Paschafestes, von dem in diesem Falle die Evangelisten erzählen, erst von Marcus eingesetzt ist.

In keinem Puncte hat Strauß die Sache entschieden und bis zu jener Gewißheit gebracht, wo aller Zweifel aufhört. In den meisten Puncten haben ihn seine Voraussetzungen gehindert, auch nur zu ahnen, was die Aufgabe und das Ziel der Kritik sei. Die Menschheit will aber jetzt in dieser Sache volle und vollständige Gewißheit, da die Zeit bevorsteht, wo sie an Dinge denken muß, die für unschlüssige, halbe, schwankende und resultatlose Untersuchungen, wie sie eine halbtheologische Kritik geliefert hat, keinen Raum mehr übrig lassen.

B. Bauer.

Der Geist der mathematischen Analysis und ihr Verhältniß zur Schule. Von Dr. Martin Ohm. Erste Abhandlung. XVI u. 159 S. Berlin 1842.

Die Evidenz der Mathematik, die strenge Nothwendigkeit ihrer Resultate ist sprichwörtlich geworden; und wenn auch der speculative Philosoph mit vornehmer Verachtung

auf den „abstracten" Mathematiker herabsieht, so geschieht dies doch mehr wegen des angeblich geringfügigen Gedankengehaltes der Mathematik, als weil er Zweifel hegte an der Consequenz ihres Beweisganges. Und in der That müssen auch den, der nicht in die Mysterien der Mathematik einzudringen vermag, doch die Ergebnisse derselben mit Achtung vor einer Wissenschaft erfüllen, deren Berechnungen die tägliche Erfahrung so genau, als man nur wünschen kann, bestätigt. Der Eingeweihte dagegen, der das ganze Gebiet zu überschauen und in alle einzelnen Theile zu verfolgen versteht, erblickt, obgleich natürlich niemals wankend in dem Vertrauen zu dem Ganzen seiner Wissenschaft, doch im Einzelnen bald da bald dort noch Manches, was nicht ist, wie es sein sollte, anscheinende Widersprüche, sogenannte Paradoxien, die zu lösen er oft vergeblich sich bemüht, und hierauf gerade beruht das Interesse an der Geschichte der Mathematik. Die Lösung solcher im Verlauf der Entwicklung sich herausstellenden Widersprüche, die Untersuchung, auf welche Weise dieselben haben entstehen können, welche falschen Begriffe, falschen Schlüsse daran Schuld sind, kurz die Geschichte der Methode der Mathematik giebt weit beßren Aufschluß über das Wesen dieser Wissenschaft, als die Erweitrung ihres Gebiets ins Unermeßliche. Jene dem Laien zugekehrte Seite der Mathematik, die Materie derselben, ist nicht das, was die Mathematik zur Wissenschaft macht; schon deßwegen, weil die Wissenschaft ihrem Begriff nach der Entwicklung und Fortbildung fähig sein muß, in Betreff jener Resultate aber kein Fortschritt, der immer nach einer Seite hin negativ ist, sondern nur eine Erweitrung stattfinden kann; vielmehr zur Wissenschaft wird die Mathematik nur durch ihre Form, ihre Methode. Diese macht das allein Wissenschaftliche derselben aus, hier findet ein wahrer Fortschritt, eine Entwicklung der Sache statt. Insofern nun Ohm in vorliegender Schrift die Grundzüge seiner Reformation der bisherigen Methode der Mathematik, durch welche er die Mängel dieser zu vermeiden weiß, niedergelegt hat, hält Ref. eine Anzeige derselben in diesen Jahrbüchern für vollständig gerechtfertigt.

So lange die Mathematik noch in den ersten Elementen sich bewegte, konnte natürlich von Widersprüchen innerhalb derselben keine Rede sein; die Rechnungen waren zu einfach, zu übersichtlich, als daß nicht der Grund eines etwaigen Widerspruchs sogleich hätte entdeckt werden sollen. Als aber die Entdeckung (wenn man so sagen darf) der Analysis des Unendlichen nicht bloß das Gebiet der Mathematik ins Ungeheure erweiterte, sondern auch Veranlassung wurde, das bisher Bekannte sorgfältiger zu bearbeiten und nach allen Seiten hin zu verallgemeinern, als man so in immer weitläufigere, schwierigere Rechnungen sich verwickelte und die Uebersicht über das Ganze verlor: da erschienen zuerst jene Paradoxien, die Manchem ein ungelöstes Räthsel blieben und seinen Glauben an die Mathematik erschütterten. Euler besonders war es, der neben seinen so fruchtbaren Leistungen auf dem Felde der Differential- und der Integralrechnung auch auf die Analysis des Endlichen seine Aufmerksamkeit richtete, sofern jeder Fortschritt, den jene macht, auch eine Weiterbildung dieser voraussetzt; und auf dem Grunde, den er gelegt, bauten die französischen Mathematiker, vor Allen Lagrange, weiter. Aber der Grund war zu schwach, um das zu einer riesigen Höhe herangewachsne Gebäude zu tragen; über der Anhäufung des Materials hatte man die sorgfältige Zusammenfügung der Theile, die Rücksicht darauf, ob auch der eine zum andern passe, vernachlässigt; und nur zu bald zeigte dies die Erfahrung. Kramp zuerst in seiner 1799 erschienenen analyse des réfractions astronomiques et terrestres chap. III findet Formeln, von denen er selbst gesteht, daß er von ihrer Unrichtigkeit überzeugt sei, ohne doch, trotz aller Mühe, die er sich gegeben, den Grund dieser Unrichtigkeit in der Herleitung der Formeln entdecken zu können; und einige Zeit später setzte die von Poisson aufgefundne Falschheit der Formeln für die Potenzen der Sinus und Cosinus, welche Euler und Lagrange gegeben hatten, manches mathematische Talent in Bewegung. Der Eine nahm Anstoß an dem Begriff der imaginären Größen, Kramp suchte die Unrichtigkeit in der ungnügenden Theorie der Potenzen und Logarithmen, Abel (in einem Briefe in der Gesammtausgabe seiner Werke, auch abgedruckt in Grunert's Archiv 1841, 1. Heft) in dem Rechnen mit divergenten Reihen. Jeder suchte auf seine Weise zu helfen, ja man griff in der Verzweiflung zu den entgegengesetztesten Mitteln, im Ganzen aber ohne besondern Erfolg. Und wenn in der Gegenwart von vielen Seiten Cauchy als der neue Apostel der Wahrheit gepriesen wird, so hat doch Cauchy weit mehr nur ein negatives, als ein positives Verdienst; er hat in der Regel nur das Unhaltbare zerstört, ohne etwas Neues an die Stelle zu setzen. Wenn nichts Andres Mathematik wäre, als was Cauchy dafür erklärt, wenn man keinen andern Weg gehen dürfte als den, den Cauchy geht bei dieser enormen Specialisirung, wo nichts Allgemeines übrig bleibt und in jedem besondern Falle stets aufs Neue die Berechtigung, so zu rechnen, nachgewiesen werden soll, wahrlich ich weiß nicht, ob es dann noch der Mühe werth wäre, Mathematik zu studiren.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 169. 18. Juli. 1842.

Die wahre Romantik und der falsche Protestantismus, ein Gegenmanifest.

Wir Alle erinnern uns wohl noch des Manifestes gegen die Romantik, welches fast alle Dichter außer den beiden heidnischen Goethe und Schiller absetzte und ein großes Aergerniß in unsrer genialen Welt anrichtete; und wer es ja vergessen haben sollte, dem rief es jener große Unbekannte oder eine jener unbekannten Größen, die jetzt die litterarische Zeitung zur Repräsentantin der berliner Bildung erhoben haben, ganz neuerlich ins Gedächtniß zurück. Die Jahrbücher haben gesagt, die Kritik sei frei, ein Standpunct fresse den andern auf; gut, wir wollen die Probe machen. Wir sind ein neuer Standpunct, eine neue Negation in dem unaufhörlichen Veitstanz des Negirens. Mit jenem Manifeste ist es nichts. Es quält sich, „die Romantik" aufzuheben und „das Romantische" zu retten, es giebt sich viel Mühe, den Protestantismus von der Romantik zu unterscheiden und doch auch wieder die Romantik für eine Tochter des Protestantismus auszugeben, als wenn nicht vielmehr umgekehrt der Protestantismus aus der Romantik geboren und die neusten Romantiker, die wirklich aus dem Protestantismus, ja noch mehr aus der Aufklärung, wenn auch als ihr Gegensatz entsprungen sind, nicht vielmehr Romantiker aus Reflexion, nur capricirte Restauratoren der alten ächten Romantik wären. Es hat sich daher auch gar bald gezeigt, daß weder die Protestanten, noch die Romantiker mit dem Manifeste sonderlich zufrieden waren. Sie hatten Recht. Und da wir einmal in einer Zeit der Palinodien, der Bekenntnisse schwacher Seelen, der Bekehrung ganzer Völker und sogar der Deutschen Jahrbücher leben, so hoffen wir, die Redaction werde nichts dawider haben, daß die Jahrbücher für die Romantik eintreten und was sie selbst, ohne Zweifel aus Verachtung, bisher unterlassen hat, die Widerlegung jenes Manifestes bringen. Und warum sollten sie nicht? Wie oft haben sie seitdem gemausert? Können die Heiden und Philosophen unsrer Zeit mit jenem Artikel noch einverstanden sein? sind die Jahrbücher noch dieselben, die sie 1839 und 40 waren? ist ihr Stichwort noch immer Protestantismus? ist es nicht vielmehr wie ausgekehrt aus ihren Spalten? und Romantik? nun, es kommt wohl hin und wieder noch ein Hieb auf diesen Popanz vor, im Ganzen aber möchte leicht nachzuweisen sein, daß seine Bedeutung durchaus nicht mehr dieselbe ist, als in jener glücklichen, unbefangnen Zeit, die harmlos alle ihre Bedürfnisse in den Schranken erlaubter Kategorien befriedigte und darum sich ohne allen Anstand ganz so geben durfte, wie sie war, während jetzt kein Wort mehr legitim ist, das aus dem Herzen dieser umgewandelten Zeitjünger aufsteigt. Die Jahrbücher haben sich bisher immer selbst widerlegt, bei nichts sind sie geblieben, am allerwenigsten beim Protestantismus, den sie nun nicht einmal mehr in den Mund nehmen mögen, während er früher ihre Fahne, oder soll ich sagen ihr Aushängeschild? war. Warum sollte es also uns, die wir die wohlmeinende Tendenz haben, alle Tiefen der Romantik zu erfahren und zu erforschen, und die wir uns wirklich getrauen, jene dunkle Materie aufs Beste aufzuklären — man verzeihe uns dies Wort, es ist wohlmeinend — nicht erlaubt sein, die Romantik sowohl, als den Protestantismus an den Junghegelianern zu rächen und jenes anmaßende, verletzende und gänzlich unhaltbare Manifest aufzulösen?

Die Sache ist, wie die Wahrheit immer, sehr einfach. Was ist Protestantismus? Christenthum. Was die Romantik? Christenthum nicht minder, eher mehr. Soll also der Protestant nicht romantisch sein? So soll er kein Christ sein. Doch — ohne auf das Wort Christ zu pochen, worüber sich die Schriftgelehrten schon so lange streiten und vielleicht nur an den allerhöchsten Stellen jetzt die richtige Auslegung anzutreffen ist, denn wer ist noch ein Christ und wer ist es nicht mehr? — wir wissen unmittelbar, was wir am Romantischen haben. Klingt romantisch nicht schön? finden nicht selbst Leute aus niedern Ständen eine schöne Gegend und besonders eine großartige Gebirgsgegend romantisch? Wie soll man dieses Unsagbare sagen, wenn man das unerforschliche Wort aus der Sprache verbannt? Klingt es nicht gleichbedeutend mit ahnungsvoll, schaurig, überschwenglich, oder vielmehr ist es nicht eine Mischung aus allen dreien? und manchmal wieder ist es nicht, was wir sonst himmlisch und erhaben nennen? Ist die malerische Landschaft, die sehnsüchtige Musik, ist die göttliche Poesie selbst, die uns mit ihrem Zauber aus diesem Jammerthal erlöst und in eine höhere, hehre Welt erhebt, uns aus uns selbst entführt, nicht romantisch? Und gegen all diese

Herrlichkeiten wollt ihr eure Philosophie, eure sogenannte Freiheit einsetzen, den Sonnenschein und sein unverschämtes Licht wollt ihr zum Princip erheben und über die „mondbeglänzte Zaubernacht" und ihren milden Dämmer setzen, über alles das,

> Was von Menschen nicht gewußt
> Oder nicht bedacht,
> Durch das Labyrinth der Brust
> Wandelt in der Nacht?

Und ihr wollt kommen mit eurer widerwärtigen Wahrheit, die dem Menschen seine Ahnung, seinen Himmel, seine Sehnsucht und alle Zauber der Verzückung raubt? O geht mir, geht! Das vermögt ihr nicht, das würdet ihr nimmer vermögen und wäre die Zeit auch noch viel tausendmal prosaischer und verruchter, als sie ist.

Allerdings unterschied das Manifest zwischen romantisch und Romantik, allerdings sollte die Romantik der ausgeartete und die Philosophie der ausgebildete Protestantismus sein. Aber welche unnöthige Sprachverwirrung, welche kraftlose Sophisterei! Wollt ihr die Romantik nicht, so laßt auch das Romantische fahren. Seid doch einfach und ehrlich; geht heraus mit der Sprache und bekennt, daß ihr weder Protestanten, noch Katholiken, weder Romantiker, noch romantisch sind, weil ihr Philosophen, keine Christen, ja nicht einmal Heiden, sondern einfach gar nichts Andres, als Menschen und freie Menschen, wie ihr zu sagen pflegt, sein wollt. Wir kennen euern Wahlspruch, welchen ihr von jenem Tscherkessen entlehnt habt, den die Russen zur Unterwerfung aufforderten und der ihnen zur Antwort gab: Ich denke, so zwischen meinem Kopf und dem Himmel soll nichts sein, als meine Mütze. Wir wissen es, ihr haßt, ihr verachtet, ihr verlacht das Christenthum; wie wollt ihr da noch Protestanten sein, wie Sinn für das Romantische haben und wie etwas erkennen, wofür ihr keinen Sinn habt? Wer von euch liebt den Mond, wer von euch kann ihn, die Hand aufs Herz, begrüßen wie Goethe:

> Füllest wieder Busch und Thal
> Still mit Nebelglanz,
> Lösest endlich auch einmal
> Meine Seele ganz?

Beruft euch nur nicht auf Goethe! Goethe war ein Dichter, ein Dichter war Goethe und ihr seid keine Dichter und wißt auch nicht, was ein Dichter ist. Doch ich rechte nicht mit euch, und streite nicht mit Worten, sondern vielmehr mit dem Geist einer großen Vergangenheit, des Christenthums, welches ihr nicht begreift. Hört mich an und es wird euch klar werden, was romantisch ist und wo es fehlt, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß das Romantische etwas eben so Unsagbares, Unerforschliches ist, als der Dichter.

Romantisch ist christlich. Das habt ihr nicht gesagt, die ihr damals noch so frech wart, euch selbst für Christen auszugeben, wohl aber kann man es aus Hegel entnehmen. Aber was ist christlich? Die Schwierigkeit geht damit nur wieder von vorne an. Hegel setzt das Christliche in die Innerlichkeit der Subjectivität und darum sind ihm auch die romantischen Künste diejenigen, die das Leben und Weben dieser Innerlichkeit zu ihrem Element haben, die ganze Welt in sich hineinreißen und diesen Inhalt als Sentiment aussprechen. Er macht damit einen Gegensatz zwischen dem Subjectivismus der neuern Künste und dem objectiven, plastischen Ideal der alten Welt. Aber wissen wir denn nun, was romantisch ist?

(Fortsetzung folgt.)

Ohm „Der Geist der mathematischen Analysis und ihr Verhältniß zur Schule."

(Fortsetzung.)

Hier nun ist es, wo Ohm eine Stelle in der Geschichte der neuern Mathematik gebührt. Er hat in einer Reihe von Schriften die Mathematik auf eine Weise begründet und nach einer Methode behandelt, welche alle jene Uebelstände vermeidet und im Einzelnen wenig, ihrem Wesen nach nichts zu wünschen übrig läßt. Vorzüglich gehören hieher die „Abhandlungen aus dem Gebiet der höhern Mathematik" (Berlin 1823) und die zwei ersten Bände des „Systems der Mathematik" (2. Aufl. Berlin 1828 u. 29). Aber Ohm wurde mit seinem Streben nicht beachtet, weil man das Heil in der Ferne suchte, er wurde nicht nur nicht anerkannt, sondern sogar — wer sollte es glauben? — in amtlichen Gutachten wegen seiner revolutionären Ideen in der Wissenschaft als gefährlicher Neurer bezeichnet! (Welche geübte Spürnase oder welche beleidigte Eitelkeit gehört dazu, in rein mathematischen Bestrebungen etwas Staatsgefährliches zu entdecken!) Dazu kommt, daß die Mathematiker von Fach sich selten mit dem Lesen von Lehrbüchern befassen, in welcher Form hauptsächlich Ohm seine Resultate niedergelegt hat, während in der Regel nur in kürzern Abhandlungen, in Journalen Neues gesucht wird. Um daher wenigstens von seiner Seite nichts zu versäumen, theilt der Verf. der vorliegenden Schrift in derselben so kurz und gedrängt als möglich die Hauptresultate seiner Forschungen mit. Unter Voraussetzung alles Materials sollen nur die mathematischen Begriffe, um die es sich handelt, logisch bestimmt, scharf und entschieden ausgesprochen hingestellt werden.

Nach Ohm geht das Unrichtige in der bisherigen Behandlung der Mathematik von zwei Hauptmängeln aus. Erstens von der schiefen Auffassung des Begriffs der Mathematik und zweitens von der Verwechslung des All=

gemeinen und des Besondern. Der letzte Zweck der Mathematik ist allerdings die Vergleichung der Größen, aber darum hat es die Mathematik nicht mit den Größen selbst zu thun. Was eine Größe sei und andre derartige Fragen sind ihr völlig gleichgiltig; sie hat dies zu ihrer Voraussetzung. Ihr Gegenstand ist nur das Verhalten der Größen zu einander, sie operirt nur mit denselben; diese Operationen, die Verbindungen der Größen unter einander, aber nicht die Größen selbst machen ihren Inhalt aus. Eine Gleichung drückt daher auch keineswegs Gleichheit der Quantität aus, oder wie man dieselbe sonst definiren mag, sondern Identität der Operationen. Ist dies sogleich klar, wenn man nur mit allgemeinen Buchstabenausdrücken rechnet, so gilt es nicht weniger auch bei den eigentlichen Zahlen, denn von diesen sind nur die wirklichen wahrhaft so zu nennenden Zahlen, d. h. die positiven ganzen, wirklich Größen, alle andern reellen und imaginären sogenannten Zahlen sind nur angezeigte Operationen, und auch mit den wirklichen Zahlen beschäftigt sich die Mathematik nicht sofern sie Größen sind, sondern nur sofern mit ihnen operirt wird. Eine Ansicht von dem Wesen der Mathematik, welche namentlich auf die Theorie der Reihen vom bedeutendsten Einfluß ist. Das Zweite betreffend, so unterscheidet Ohm aufs Bestimmteste die bloßen Formgleichungen von den Zahlengleichungen. Das Wesen jener allgemeinen Gleichungen, der Formgleichungen zwischen ganz allgemeinen Ausdrücken, bilden die Operationszeichen, die Buchstaben dagegen sind nur die Träger, an welchen diese Operationszeichen haften, sie sind an sich völlig gleichgiltig, vollkommen inhaltslos und leer, keine Größen und keine Zahlen. Von diesen Formgleichungen unterscheiden sich dann die Zahlengleichungen dadurch, daß in ihnen die Buchstaben bereits einen Inhalt erhalten haben und bestimmte Zahlen, reelle oder imaginäre, vorstellen. Diese Zahlengleichungen sind daher nichts Andres, als Anwendungen der allgemeinen Gleichungen auf besondre Fälle und erfordern in dieser Beziehung besondre Vorsichtsmaßregeln. Die vorliegende Abhandlung beschäftigt sich zunächst nur mit den allgemeinen Formgleichungen als der ersten und nothwendigsten Grundlage alles Rechnens. Eine zweite noch zu erwartende Abhandlung soll die Zahlengleichungen, die Uebergänge der allgemeinen Formen in speciell numerische zu ihrem Gegenstande haben und namentlich auch einen Beitrag zur Theorie der bestimmten Integrale liefern.

Der Verf. giebt in der Einleitung als die Ursache der scheinbaren Paradoxien des Calculs fünf Puncte an, und wir werden am besten thun, wenn wir das, was über die Leistungen des Verf. und seine Stellung zur Vergangenheit und Gegenwart zu sagen ist, unter dieselben fünf Puncte vertheilen. Das Erste ist die einseitige Auffassung des Begriffs der Null, wenn man nämlich dieselbe nur auffaßt als Uebergang vom Positiven zum Negativen. Von dieser Definition aus sagt man dann in der Regel: $1/0$ bedeute das Unendlichgroße. Allein abgesehen davon, daß der Begriff des Unendlichgroßen in die Analysis gar nicht gehört, sondern nur in der Geometrie einen Sinn hat, aber auch hier $1/0$ durchaus nicht immer das Unendlichgroße bedeutet; ist auch obige Definition falsch. Denn die Null bedeutet eben so gut den Uebergang vom Reellen zum Imaginären oder sogar vom Imaginären zum Imaginären. Der wahre Begriff der Null, wie denselben der Verf. entwickelt, führt vielmehr zu dem Resultat, daß Formen wie $1/0$, log. 0 u. dgl. im Rechnen durchaus unzulässig sind, und wenn sie sich für bestimmte Zahlenwerthe der allgemeinen Ausdrücke ergeben sollten, nur anzeigen, daß für solche besondre Fälle die Rechnung geradezu wieder von vorn anzustellen ist. — Ungleich wichtiger ist der zweite Punct, die Nichtachtung der Eigenschaften mehrdeutiger oder unendlich vieldeutiger Ausdrücke. Es ist bekannt, daß die Wurzeln namentlich mehrdeutige oder besser mehrförmige Ausdrücke sind; woraus folgt, daß in jedem speciellen Falle erst untersucht werden muß, welche Bedeutung, welche Form der Wurzel nun gerade diesmal zu nehmen ist; insbesondre aber, daß, wenn in einer und derselben Gleichung mehrere Wurzeln vorkommen sollten, sorgfältige Untersuchungen darüber angestellt werden müssen, welche Formen derselben zu einander gehören und welche zu verwerfen sind. Die Nichtbeachtung dieser Vorsichtsmaßregel ist der Grund aller jener falschen Resultate bei Lagrange, leçons sur le calcul des fonctions XIe leçon. Je schwieriger aber eine solche Untersuchung ist, da so gut als gar keine Vorarbeiten dazu vorhanden waren, um so größres Verdienst hat sich Ohm dadurch erworben, daß er überall in seinen Schriften über die Zusammengehörigkeit der Formen zweier solcher mehrförmigen Ausdrücke, so viel darüber im Allgemeinen gesagt werden kann, Sätze aufstellt; daß er für die mehrförmigen Potenzen mit gebrochnen Exponenten und die unendlich vielförmigen mit irrationalen oder imaginären Exponenten, für die Logarithmen und die Bögen genaue die bisherigen berichtigende Formeln aufstellt, aus denen sogleich erhellt, wie viele und welche Formen jene Ausdrücke vorstellen, Formeln, die er in vorliegender Abhandlung kurz und anschaulich zusammenstellt, zum Theil auch herleitet; daß er endlich stets mit der ängstlichsten Sorgfalt darauf sieht, daß sämmtliche Gleichungen, deren er sich bedient, auch wirkliche Gleichungen sind, deren eine Seite unbedingt für die andre gesetzt werden darf, und nicht bloß solche halbe Gleichungen, wie sie so oft aufgestellt werden, in denen die eine Seite nur eine oder einige von den vielen Formen der andern Seite repräsentirt. — Eine dritte Quelle von Paradoxien des Calculs liegt darin, daß es in der Analysis bei mangelnder Aufmerksamkeit nicht selten geschieht, daß allgemeine Urtheile allgemein

umgekehrt werden; ein Verstoß gegen die ersten Regeln der Logik, der zu den irrigsten Resultaten führen muß. Es tritt häufig der Fall ein, daß man weiß: wenn überhaupt ein Werth von x existirt, der eine bestimmte Aufgabe löst, so muß er diese oder jene Gleichung befriedigen; aber nun daraus zu schließen, daß auch jeder Werth, der diese Gleichung befriedigt, der Aufgabe gnügen müsse, dieser Schluß, dem man nicht so gar selten begegnet, ist offenbar nichts Andres als der oben gerügte Verstoß gegen die Logik. Diese Bemerkung trifft namentlich das Verfahren bei der sogenannten Methode der unbestimmten Coefficienten; will man hier sicher gehen, so muß man stets entweder a priori beweisen, daß für die betreffende Function eine solche Reihe existirt, wie sie verlangt wird, oder aber a posteriori, wenn man eine Reihe gefunden hat, zeigen, daß dieselbe wirklich das Verlangte leistet. — Ein vierter Punct, der in der neuesten Zeit bei Weitem am meisten besprochen und untersucht worden ist, betrifft das Rechnen mit unendlichen Reihen. Euler und Lagrange rechneten ganz allgemein mit unendlichen Reihen, ohne sich um ihre Convergenz oder Divergenz zu bekümmern. Aber einige offenbar fehlerhafte Resultate, die daraus hervorgingen, bewogen Manche, ja den größten Theil der neuern Mathematiker, hier eine Radicalcur vorzunehmen. Weil ein Zehen beim Auftreten schmerzte, nahm man lieber sogleich den ganzen Fuß ab; weil der ungeschickte Gebrauch der unendlichen Reihen einige Inconvenienzen herbeiführte, zog man es vor, dieselben lieber gar nicht zu gebrauchen oder wenigstens ihre Anwendung so sehr zu beschränken, daß dieselbe nicht viel mehr leistete, als ein vollkommner Nichtgebrauch. Einem solchen Streben, eines ihrer fruchtbarsten Hilfsmittel der Analysis zu entreißen, ist Ohm aufs Entschiedenste entgegengetreten. Er hat in der vorliegenden Abhandlung seine Ansicht darüber mit einer solchen Anschaulichkeit, Bestimmtheit und Deutlichkeit vorgetragen, daß absichtliches Nichtverstehenwollen oder hartnäckiger Eigensinn dazu gehört, um bei der bisherigen Ansicht zu beharren. Die Unterscheidung der Form- und der Zahlengleichungen findet hier ihre schönste Anwendung. Nach dieser Unterscheidung sind die unendlichen Reihen entweder ganz allgemeine, die nach Potenzen eines Ausdrucks fortlaufen, welcher noch ganz inhaltslos und bloßer Träger der Operationen ist, oder aber numerische, in welchen jener allgemeine Ausdruck einen bestimmten Ziffernwerth vorstellt. Daraus nun, daß es endliche Ausdrücke giebt, welche in allgemeine unendliche Reihen umgeformt, entwickelt werden können, folgt umgekehrt, daß es allgemeine Reihen giebt, die einem endlichen Ausdruck gleich sind, d. h. solche, für welche überall, wo gerechnet wird, ein endlicher Ausdruck gesetzt werden kann, und dieser endliche Ausdruck heißt die Summe der allgemeinen Reihe. Eine numerische Reihe dagegen hat keine Summe, sondern nur, im Fall sie convergent ist, einen Werth. Bei allgemeinen Reihen kann, eben weil in denselben die Buchstaben noch ganz inhaltsleer, bloße Träger der Operationen sind, von keinem Werthe, also auch nicht von Convergenz oder Divergenz die Rede sein. Das Wesen der Reihen besteht überhaupt nicht in der Gesammtheit ihrer Glieder, sondern in dem Gesetz, nach welchem sie fortschreiten (vgl. die Beispiele S. 87 u. 88, wo für zwei unendliche Reihen, die ganz aus denselben Gliedern, aber in verschiedner Ordnung zusammengesetzt sind, verschiedne Summen gefunden werden; überhaupt zeichnet sich das Schriftchen durch eine passende und reichhaltige Auswahl von Beispielen aus). Aus diesem Begriff der allgemeinen Reihen folgt, daß auf dieselben Alles, was von den ganzen Functionen abgesehen von der Zahl ihrer Glieder gilt, gleichfalls seine Anwendung findet; gerade so wie auf krumme Linien angewandt werden kann, was von den Polygonen abgesehen von ihrer Seitenzahl gilt. Wird aber nun in eine solche Reihe statt des allgemeinen Ausdrucks ein bestimmter Ziffernwerth gesetzt, so hat diese numerische Reihe entweder einen Werth, sie ist convergent, oder nicht. In jenem Falle muß auch die Summe der allgemeinen Reihe, d. h. der derselben gleiche endliche Ausdruck, denselben Werth liefern; im andern Falle dagegen, wenn die numerische Reihe divergent ist, ist das Resultat nicht unrichtig, sondern dieser Umstand zeigt nur an, daß für diesen besondern Fall das allgemeine Resultat nicht mehr zuläßig und mithin die Untersuchung von Neuem aufzunehmen ist. Es ist gerade derselbe Umstand wie mit der Null. Daraus, daß eine Function für einen bestimmten Werth der Veränderlichen die Form $^{1}/_{0}$ annimmt, wird keineswegs gefolgert, daß nun die Gleichung, in welcher jene Function vorkommt, allgemein unrichtig ist, sondern nur, daß für jenen besondern Fall eine eigne Untersuchung anzustellen ist. Man schließt z. B. daraus, daß in einer Integralformel in einem bestimmten Falle die Null im Nenner erscheint, keineswegs auf die allgemeine Unrichtigkeit derselben, sondern nur auf die Unzuläßigkeit in dem besondern Falle. Die divergente Reihe aber ist gar nichts Andres, als eine Function, die für einen bestimmten Werth des Veränderlichen die Form $^{1}/_{0}$ angenommen hat. Warum also für die allgemeinen Reihen ganz andre Gesetze aufstellen als für die allgemeinen Ausdrücke überhaupt?

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 170. 19. Juli. 1842.

Die wahre Romantik und der falsche Protestantismus, ein Gegenmanifest.

(Fortsetzung.)

Wie schwer verständlich dieser Hegel ist! ein wahrer Stein des Kronos, an dem die Zeit so lange vergeblich verdaute, bis die Empörer gegen seine Autorität unter dem Schall der Korybanten und Kategorien groß geworden waren! Welche weitschichtigen Worte, „Subjectivität, Innerlichkeit"! als wenn die alte Welt nicht auch im Elemente der Innerlichkeit gelebt hätte! als wenn die „unendliche Subjectivität" mit dem Christenthum zur Welt gekommen und die Subjectivität nicht von jeher die unendliche gewesen wäre! Deutlicher wird die Sache, wenn man ihn sagen hört, die Innerlichkeit sei jetzt als das Unendliche gesetzt worden, oder wie Feuerbach in seinem „Wesen des Christenthums" diesen Gedanken ohne Zweifel richtig deutet, das Christenthum mache die Innerlichkeit des Gemüthes und den Inhalt der Subjectivität zum Gott, wie denn überhaupt Feuerbach eine große Gabe der Deutlichkeit hat und Niemanden über seine eigentliche Meinung in Zweifel lassen wird, der jenes merkwürdige Buch aufmerksam liest. Er läugnet den objectiven oder persönlichen Gott, und sagt, der Gott der Christen sei ihr objectivirtes Gemüth. Hiemit wird gemeint: Die Alten vergöttern die Natur und den Menschen; die Christen vergöttern das Wesen des Gemüthes und des Geistes: Gott ist der Geist. Der Gott der Griechen ist die menschliche Gestalt, in welche die Natur verklärt und die sittlichen Mächte verkörpert sind; der Gott der Christen ist die Subjectivität des Geistes als solche. Die christliche Welt ist nicht die objective unmittelbare. Die findet der Christ ungöttlich, er entgöttert Natur und schöne Menschengestalt, und vergöttert dagegen die geistigen Mächte als solche.

Man gebe wohl Achtung, wenn die Bibel sagt: Gott ist ein Geist, so sagen unsre Philosophen, Gott ist der Geist, und meinen diesen irdischen Geist und seine Geschichte, während der christliche Gott im Himmelsthrone des Jenseits seinen Sitz hat. Dieß ist die vielbesprochne Transcendenz, der Faden des Damokles, an dem das Schwert über unsrem Haupte schwebt; schneiden wir ihn durch, so stürzt die ganze bisherige Weltordnung zusammen, von dem corrosiven Selbstbewußtsein der Philosophie zerstört. Die Romantik hängt an demselben Faden, denn sie ist überall der Zug des Herzens nach dem Jenseits, sie ist so in der That christlich, wie Hegel von ihr und keineswegs polemisch behauptet. Die Polemik der Junghegelianer gegen die Romantik war daher nichts Andres, als die versteckte Polemik gegen das Christenthum.

Wir behaupten das Jenseits, und wenn wir das Jenseits in irgend einer Form behaupten können, so können sie uns die Romantik nicht streitig machen. So lange noch irgend eine Brust von Sehnsucht gepreßt, so lange ein Mädchen von dem abwesenden Geliebten in sein Jenseits hinüber gezogen wird, so lange der Dämmer des Mondes uns das reizend macht, was er uns verhüllt, so lange der Flor den keuschen Busen lockend verhüllt, so lange die Nachtigall im Frühling verlangende Melodien haucht, so lange die Menschheit an ein verlornes Paradies sich erinnert, sich nach dem Tage des Edlen und Freien sehnt, daß er endlich komme und alle Mühsal der Unterdrückten ende; — so lange steht der schöne Tempel des Jenseits, zu dem die Welt ihren verlangenden sehnsüchtigen Blick erhebt, und diese Gemüthsbewegung ist romantisch.

Man kann die Philosophie und ihren Begriff zugeben, man kann ihr das Aergste nachsehen; sie wird das Jenseits nicht überwinden, sie wird die Romantik nicht stürzen.

Die Wahrheit des Christenthums ist nach ihr das Zurückziehen des Bewußtseins in sich bei der Inconvenienz und Mangelhaftigkeit aller Existenzen. Und damit geht die rechte Religion erst auf. Denn was ist Religion Andres, als im Subjecte das Pathos für das Wesen gegen die Existenz? Das Wesen ist der Geist, das innerliche Weben. Vor seiner rastlosen Arbeit stürzen alle Existenzen in Natur und Geschichte zusammen, aus ihm erheben sie sich neu. Das Auflösen aller Existenzen in ihr Wesen, den absoluten Proceß, und die Aufnahme dieses Processes in Gefühl und Empfindung des Subjects nach dem Ausdruck der Religion, das Beziehen aller Dinge auf Gott (Gott ist dem Philosophen der Name des Wesens, das die Religion personificirt), die Empfindung und das Pathos für dieses jüngste Gericht, welches zugleich Schöpfung einer neuen Welt ist, wäre also Religion.

In der christlichen Religion ist damit der Proceß gege-

ben; denn das Wesen zieht sich unaufhörlich aus allen Existenzen in sich zurück und geht unaufhörlich zu neuen Existenzen aus sich hervor. Das Wesen ist in den Existenzen, aber es ist als Proceß ihnen zugleich immer transcendent und stellt sich immer selbst als das Jenseits dieser Welt dar. Die Philosophie sagt, die Objectivirung des Geistes als des Wesens sei die Geburt des Gottes in der Religion.

Vergöttert nämlich die griechische Religion die Existenz, so vergöttert das Christenthum dagegen das Wesen selbst und erkennt eben wegen der absoluten Macht des Wesens über die Existenz gar keine Existenzen an; die einzige Existenz, die es aber dennoch als gesichert anerkennt, nämlich Gott, soll das absolute Wesen selbst und unmittelbar als das allgemeine Wesen zugleich die einzelne Existenz, Person, sein. So erklärt sich Feuerbach die religiöse Anschauung.

Das ist unmöglich, sagt die Philosophie; aber es ist so und ist ein Wunder, sagt das Christenthum. Das Wunder ist das absolute Jenseits der Vernunft, wo das Wunder anfängt, steht uns der Verstand still. Das Wunder ist das Princip des Christenthums, und wie das Wunder der Vernunft transcendent ist, so ist die christliche Innerlichkeit, die sich in sich zurückzieht, der Welt transcendent: die entgötterte Welt des Christenthums, die Natur, ist dem Geiste, der Geist, der zum Gott objectivirt oder personificirt worden, sich selber transcendent. Das Gefühl, die Darstellung und die Anschauung dieser Wunderwelt des Christenthums, das ist das Romantische.

So hat die Philosophie selbst uns das Romantische, diese goldne Zeit „christlich-germanischer" Herrlichkeit, ganz Poesie, eine völlig umgekehrte Welt, — beweisen müssen. Romantisch also durch und durch ist das Mittelalter, nur um so schöner, wie eine Landschaft vom Berge aus nur gewinnt, wenn man den Kopf zwischen die Beine steckt und sie verkehrt sieht. — Daß das Mittelalter romantisch sei, das ist gnug gesagt, aber nicht gnug bedacht; romantisch ist das Geistliche in ihm, welches sich aus der Welt zurückzuziehen strebt, und das Weltliche, welches sich nach dem Himmel sehnt; romantisch die Treue, die ihr Pathos in einem Andern hat und ihre Ehre darein setzt, einem fremden Selbst zu dienen; romantisch ist die freiwillige Knechtschaft aus solchem Princip; romantisch aber auch die Liebe, welche sich dem ersehnten Gegenstande widmet und ihn zerstört zu haben glaubt, sobald sie ihn erreicht; romantisch ist die Liebe überhaupt, so lange sie als Sehnsucht ihren Zweck nicht erreichen kann und dennoch ihm nachzustreben sich gedrungen fühlt; romantisch ist die Geschichte des Mittelalters, das Abenteuer in der unbekannten Welt, die Kreuzzüge, der Bannstrahl, der Fluch, der Segen, der wunderthätige Namen Christi, die Reliquien und die Sagen dazu, das Haus zu Loretto und alle die Wallfahrten zu den heiligen Stätten; romantisch aber auch jenes entzückende Gefühl, auf classischem Boden zu stehen und den Pfad zu wandeln, den ein Heros der Geschichte betreten. Das Princip der Romantik ist die Transcendenz der Phantasie.

Warum erklärte nun das Manifest die Romantik ohne diesen wesentlichen Begriff für das Gemüthsleben in der Form der Willkür oder für den Egoismus der abstract-ironischen Beziehung auf sich? warum leitete sie die Romantik aus dem Protestantismus ab? Es handelte sich allerdings um die Romantik im Protestantismus, um die romantische Schule im neusten der Litteratur; aber darum ist noch der Begriff der Romantik nicht aus dem Protestantismus abzuleiten, sondern nur die historische Kategorie der romantischen Richtung unsrer neusten Litteratur. Der Begriff ist ohne die Transcendenz, ohne das wesentlich christliche Bewußtsein nicht zu bestimmen. Und nun vollends die Romantiker als inconsequente Protestanten und die Philosophie als den consequenten Protestantismus zu bezeichnen, war ganz verfehlt, wenn es mehr als eine Sache der Politik war. Umgekehrt die Philosophie fällt vom Protestantismus ab, der Protestantismus aber ist erst recht romantisch. Er restaurirt das Christenthum, er stiftet von Neuem das Gemüthsleben im Jenseits und die Innerlichkeit des lebendigen Glaubens, welche die Welt in sich untergehen läßt; und es ist wahrlich nicht die Schuld seines Glaubens, sondern das Werk des Unglaubens, den er mit den Wissenschaften ins Leben rief, wenn die Welt sich allmälig als den Parasiten erwies, der ihm sein Mark aussaugte. Die Protestanten, nicht der Protestantismus hat das christliche Princip verlassen. Er ist darum mit der ganzen Welt seiner Anschauung so romantisch, als das Mittelalter und der Katholicismus nur immer sein kann.

(Schluß folgt.)

Ohm „Der Geist der mathematischen Analysis und ihr Verhältniß zur Schule."

(Schluß.)

Näher auf das Einzelne einzugehen erlaubt uns der Zweck dieser Jahrbücher nicht, und wir müssen daher dem, der sich für die Sache interessirt, dringend empfehlen, die Abhandlung selbst zu lesen. — Der fünfte Punct endlich, in welchem Ohm eine Quelle von Paradoxien sucht, ist, daß man Resultate als allgemein giltig ansieht und verwendet, die nur für specielle Fälle erwiesen und auch nur in denselben speciellen Fällen wahr sind. Euler und Lagrange haben diesen Fehler nicht selten sich zu Schulden kommen lassen, indem sie die nur für ganze Potenzen geltenden

Formeln auch auf Potenzen mit gebrochnen, ja mit imaginären Exponenten anwandten, was den oben als zweiten Punct gerügten Umstand zur Folge hatte. Derselbe Fehler ist es, der Kramp's falsche Resultate veranlaßte, sofern er die nur für ganze Facultäten erwiesnen Gleichungen auch auf gebrochne Facultäten ausdehnte. In neuerer Zeit jedoch kommen solche Verirrungen nicht leicht mehr vor, und fast einzig in seiner Art, ein gespensterhaftes Zerrbild à la Don Quixote von dem Fehler jener großen Mathematiker ist das S. 6 aus nicht gar ferner Vergangenheit angeführte Beispiel. Aber dieselben Mathematiker, die bei den unendlichen Reihen so summarisch verfahren sind, haben hier ein ganz entgegengesetztes Verfahren eingeschlagen. Statt auch hier mit solchen Formeln und Ausdrücken lieber gar nicht zu rechnen (freilich wäre dann nicht mehr viel von der Mathematik übrig geblieben), übersprang man lieber das Besondre ganz und fing sogleich mit dem Allgemeinen an. Die Sache hat auf den ersten Anschein etwas Plausibles, ist aber gar nichts Andres als die Realisirung jenes Vorsatzes, nicht ins Wasser gehen zu wollen, ehe man schwimmen könne. Man stellt z. B. für die Facultäten drei Gleichungen hin und sagt: Alles nenne ich Facultät, was diese drei Gleichungen befriedigt, und leitet sofort daraus die ganze Lehre der Facultäten ab, denkt aber nicht daran, nachzuweisen, daß auch jene drei Gleichungen nichts Widersprechendes enthalten, daß sie in besondern Fällen zu keinem Widerspruch führen können. Und gerade bei den Facultäten ist es der Fall, daß eine der drei Gleichungen nur für eine ganz specielle Classe derselben richtig ist, für alle übrigen nicht. So wäre man also nicht weiter gekommen, denn zuvor. Soll diese Methode zu richtigen Resultaten führen, so muß zuerst gezeigt werden, daß in keinem besondern Fall die aufgestellten Definitionsgleichungen einander widersprechen, und dies kann nicht anders geschehen, als auf dem Wege vom Besondern zum Allgemeinen, wie er in den Ohmschen Schriften zuerst vollständig und wahrhaft großartig durchgeführt ist. Jenes obige Verfahren, statt der Definitionen Formeln zu gebrauchen, ist aber auch in sich selbst ungereimt und der Natur der Sache widersprechend. Der B e g r i f f der Potenz z. B. ist mir zuvor gegeben, ehe ich die F o r m e l n für die Potenzen finde. Wenn man also sicher sein will, daß man wirklich das bekommt, was man unter der Potenz versteht, muß zuerst nachgewiesen werden, daß die aufgestellten Definitionsgleichungen auch für a l l e Potenzen gelten, und dies ist eben der Gang, den Ohm nimmt. Dazu kommt, daß, wenn man die Begriffe in einer Darstellung des Ganzen der Wissenschaft auf jene Art einführt, man nicht einsieht, wie man zu denselben kommt, warum man gerade diese und nicht andre Formeln nimmt; sie stehen dann alle wie vom Himmel gefallen da, während sich doch so schön immer der eine aus dem andern entwickeln ließe. Das Einzige, was in der ganzen Entwicklung Ohm's noch mangelhaft ist, ist der Begriff der allgemeinen Summe. Wenn diese definirt wird als die Form, begabt mit der Eigenschaft, daß in ihr die Summanden in beliebiger Ordnung gedacht werden können, so paßt dies mutatis mutandis gerade eben so auf das allgemeine Product, und dieses wäre somit nur eine Unterart von jener. Dieser Mangel scheint seinen Grund darin zu haben, daß Ohm die Null als die Differenz zweier gleicher Ausdrücke definirt, während es vielmehr erst aus dem durch den Begriff der Addition unmittelbar gegebnen Begriff der Subtraction zu beweisen ist, daß die Differenz zweier gleichen Ausdrücke der Null gleich ist. Der Begriff der Null ist wie der Begriff der Eins mit dem Begriff der Zahl unmittelbar gegeben und für die Mathematik Voraussetzung. Giebt man dies zu, so ist der Begriff der allgemeinen Summe erschöpft, wenn man zu der obigen Bestimmung noch hinzufügt, daß $0 + a = a$ ist. Diese Gleichung, aus welcher dann sogleich weiter folgt, daß jede Differenz zweier noch ganz allgemein gedachter, aber gleicher Ausdrücke der Null gleich ist, drückt offenbar das eigentlich Charakteristische des Addirens aus. Will man aber die Null nicht voraussetzen, so kann man, nachdem die Begriffe der Summe und der Differenz für ganze Zahlen hingestellt sind, die Null als die Differenz zweier gleichen ganzen Zahlen definiren, daraus für ganze Zahlen wieder $0 + a = a$ ableiten, diese Gleichung als Definitionsgleichung der allgemeinen Summe benützen und daraus schließen, daß auch die Differenz zweier gleichen a l l g e m e i n e n Ausdrücke der zuvor definirten Null gleich ist. Uebrigens hat dieser Mangel bei Ohm natürlich für die weitre Entwicklung keine nachtheiligen Folgen; vielmehr schreitet diese mit bewundernswürdiger Consequenz von Stufe zu Stufe fort, nichts überspringend, Schritt für Schritt sich Bahn brechend, bis das allgemeinste Resultat erreicht ist. Die Entwicklung der Lehre von den Potenzen und den damit zusammenhängenden Wurzeln und Logarithmen ist ein Muster für eine jede ähnliche Entwicklung. Auf jeder Stufe wird von Neuem geprüft, ob die Formeln, die auf der vorigen Stufe erhalten worden sind, auch jetzt noch gelten; und wichtig ist hier namentlich das Resultat, daß die beiden für die Potenzen als allgemein giltig angenommnen Gleichungen nur in besondern Fällen richtig sind, im Allgemeinen aber noch einer Ergänzung bedürfen.

Dies die Resultate seiner langjährigen Studien, welche Ohm in der vorliegenden Abhandlung darlegt. Es sei uns nun noch vergönnt, einiges Wenige zu seiner Charakteristik überhaupt zu sagen. Ohm's Verdienst um die Mathematik besteht nicht darin, daß er dieselbe mit neuen Entdeckungen bereichert hätte, sondern sein Streben concentrirt sich ganz darauf, das von Andern Gefundne auf eine verständige, logisch und mathematisch sichre Grundlage zu stellen und, soweit es nöthig ist, zu berichtigen. Dies zeigt sich nicht

bloß auf dem Gebiete der reinen Analysis, wie es sich oben herausgestellt hat, sondern auch in seinen andern Werken, besonders in der Mechanik und auch in der analytischen Geometrie. Man findet hier überall eine Präcision, eine Bestimmtheit, die den Gegenstand nach allen Seiten erschöpft und dem Leser keine hergehörige Frage unbeantwortet läßt. Wenn auch Ohm auf diese Weise manchmal Fehlgriffe sich hat zu Schulden kommen lassen, so sind diese doch für die Wissenschaft weit förderlicher, als wenn man die Sache ganz übergeht oder in eine unbestimmte Dunkelheit sich zurückzieht; weil auf diese Art wenigstens die Puncte bezeichnet werden, auf welchen eine oft weitgreifende Berichtigung stattzufinden hat. Zu den Ursachen, welche der weitern Verbreitung der Ohmschen Schriften und Lehre im Wege stehen, gehört außer den oben angedeuteten besonders auch die Einführung neuer Zeichen für alte oder nur wenig veränderte Begriffe. Ref. könnte mehr als ein Beispiel anführen, daß Mathematiker, die sonst mit der neuern Litteratur ziemlich auf dem Niveau sich befinden, durch diese neuen ungewohnten Zeichen abgehalten die Ohmschen Schriften bei Seite liegen lassen. Es kann natürlich damit nicht gemeint sein, daß für wirklich neue Begriffe nicht auch neue Zeichen sollten eingeführt oder notorisch unbrauchbare Bezeichnungen sollten abgeändert werden; aber doch darf das Letztre nur im äußersten Nothfall geschehen. Daß Ohm die Rothesche Aggregatenbezeichnung aufgenommen hat, kann ihm keineswegs zum Tadel gereichen, da dieselbe vielmehr wesentlich zu einer größern Anschaulichkeit, Deutlichkeit und Evidenz der Beweise beiträgt; aber seine Bezeichnung der Functionen überhaupt durch die unten angehängten Veränderlichen, der Logarithmen durch ein zwischen Logarithmanden und Basis hineingestelltes Fragezeichen, der Sinus und Cosinus durch S und K, wie er dies in der vorliegenden Abhandlung thut, der Bögen, der Ableitungen u. A., solche Bezeichnungen unterliegen mit Recht einem Tadel, da die bisher dafür gewöhnlichen Zeichen keineswegs viel unbequemer, im Gegentheil noch manchmal weit passender und deutlicher sind als die neuen Ohmschen. Uebrigens trifft dieser Tadel nicht Ohm allein; vielmehr gehört auch dies zu den Gebrechen der neuern Mathematik, daß Jeder, sei es daß er wirklich an einer ältern Bezeichnung etwas Unbequemes entdeckt hat, sei es aus bloßem schlechtverstandnen Streben nach Originalität, neue Bezeichnungen einführt, und bei Cauchy ist dies bis zum Unfug ausgeartet, so daß man in jedem seiner Werke wieder neue Zeichen einstudiren muß. Was aber die Ohmschen Lehrbücher vor allen andern auszeichnet, ist die sprachliche Darstellung, die Klarheit, Präcision, Gedrängtheit, welche dem Ganzen einen eigenthümlichen Reiz verleiht. Den anscheinend verwickeltsten Beweis weiß er auf eine Art zu gestalten, daß er klar und übersichtlich Jedem vor Augen liegt, ohne doch die nöthige Kürze zu verlieren; ein Talent, das Niemand wird in Abrede ziehen wollen, und wofür fast jede Seite seines Systems Belege gnug an die Hand giebt. Man hat der Ohmschen Darstellung Breite zum Vorwurf gemacht, allein mit Unrecht. Jeder, der in irgend einem Gebiete eine neue Bahn bricht, muß sich nach außen polemisch verhalten; diese Polemik allerdings könnte Ohm weglassen, wenn er lauter Leser voraussetzen dürfte, die im Ganzen schon mit ihm einverstanden sind; aber dies kann er eben nicht. Seine Schriften haben ja gerade den Zweck, den Leser erst für seine Ansicht zu gewinnen, nicht bloß sie ihm auseinanderzusetzen; und so mußte, um mögliche oder gar absichtliche Mißverständnisse zu vermeiden, Manches gesagt, Manches wiederholt werden, was an sich nicht zum System gehört. Von dem aber, was zu diesem selbst gehört, möchte Ref. auch nicht eine Linie vermissen. Wer den innern Zusammenhang des Ganzen durchschaut, wird erkennen, wie Alles seine nothwendige Stelle darin einnimmt, und nichts entfernt werden kann, ohne die Einheit und Harmonie zu zerstören. Diese Consequenz ist es, welche der Ohmschen Methode früher oder später gewiß allgemeine Anerkennung verschaffen und Ohm seine Absicht wird erreichen lassen, für die gesammte Mathematik das zu werden, was Euklid seit zweitausend Jahren für die Geometrie gewesen ist.

Ref. schließt mit dem Wunsche, daß der Verf. die versprochne zweite Abhandlung bald möglichst möge erscheinen lassen; noch sehnlicher aber sieht er der Fortsetzung des Systems entgegen, welcher unerwartete Hindernisse in den Weg getreten zu sein scheinen; möge es dem Verf. gelingen, diese zu beseitigen, um seinen von Tag zu Tag sich mehrenden Anhängern seine Ansichten auch über die Theile der Mathematik darzulegen, über die er sich bis jetzt noch nicht ausgesprochen, sondern nur mit Andeutungen begnügt hat. J. Z.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 171. 20. Juli. 1842.

Die wahre Romantik und der falsche Protestantismus, ein Gegenmanifest.

(Schluß.)

Nicht also die pure Willkür oder nicht jede Willkür des Gemüthslebens (z. E. nicht der Jähzorn) war als Romantik zu bestimmen; Romantik ist diese bestimmte Willkür, welche den Geist transcendent setzt, eben aus Gemüthsbedürfniß, nicht aus Verstandesnothwendigkeit. Steift sich die Philosophie auf die Nothwendigkeit des immanenten Geistes; so lassen wir Romantiker uns dieser Nothwendigkeit zum Trotz die Jenseitigkeit nicht rauben und finden gerade darin die Tiefe und den Reiz des Geistes, daß er sich selbst unzugänglich und unerforschlich ist. Nicht auf den elenden Zufall, nicht auf die äußerlichen Gesetze der Natur, nicht auf die Entschlüsse und Einsicht der Menschen führen wir die Dinge zurück, die uns imponiren. So ist Haiti nicht durch die vulcanische Gährung, sondern durch den unerforschlichen Rathschluß Gottes erschüttert, Napoleon nicht durch das Feuer von Moskau und den russischen Winter, sondern durch die Vorsehung aus Rußland vertrieben worden.

Auch die Begründung und Ableitung der modernen Romantik in der Litteratur wäre dem Manifest viel leichter geworden, hätte man sie einfach als geflissentliche oder mit Reflexion unternommne Wiederherstellung des Christenthums aufgefaßt. So wird Alles klar. Antichristlich ist die Aufklärung, Kant und Fichte. Die Aufklärung geht von der Philosophie und Wissenschaft aus, sie hat wesentlich den Zweck, das ganze Jenseits und seine unerforschliche Region, mit einem Wort die christliche Weltanschauung aufzuheben. Als die Hexen und der Teufel erst gefallen waren, ging es rüstig weiter in der Gottlosigkeit gegen alle übrigen Dogmen und Glaubensgegenstände, am schroffsten in Frankreich, wo auf kurze Zeit sogar das Christenthum abgeschafft und die Religion des Atheismus eingesetzt wurde. Dies war aber auch die Höhe der Aufklärung; sowohl gegen ihre politische, als gegen ihre religiöse Freigeisterei traten vornehmlich unter uns Deutschen eine Menge Schriftsteller auf, meist bekehrte Aufklärer; Novalis, Schelling, die Schlegel und Tieck führen den Reigen der romantischen Schule, die vorzugsweise so genannt wird, und schließen sich in ihrer Geistes-Philosophie ausdrücklich an den ächtprotestantischen Philosophen, Jacob Böhme, den görlitzer Schuster, an. Das Princip ihrer Weltansicht ist nun wieder das christliche und von dem alten naiven Christenthum nur der Unterschied bei ihnen, daß sie, obgleich aufgeklärte Leute, dennoch aus Gründen sich ausdrücklich zum Christenthum entschließen und daher auch ihre ästhetischen Bestrebungen und ihre weltliche Eitelkeit und Geniesucht mit ins Christenthum herüberbrachten. Wir sind nicht so schwach, diese Schwächen überall vertheidigen zu wollen, ja wir stimmen sogar gern den Ausstellungen bei, welche in dem Manifest das eitle und geniale Subject erfährt, wir geben nicht zu, daß das geniale Subject ohne Transcendenz oder Sünden- und Nichtigkeitsbewußtsein christlich sei, wir lassen die Lucinde, wir lassen die berliner Vorlesungen, wir lassen die Tiecksche Lyrik, ja wir lassen sogar manches von Novalis' unüberlegten Aussprüchen im Stich; aber wir vertheidigen die Romantik, obgleich wir auch den Romantikern die Anerkennung nicht versagen können, daß sie die Jesuiten, die der Aufklärung entgegentreten, sind, wie die alten Jesuiten der Reformation die Stirn bieten. Je schwächer sich aber die Werkzeuge gezeigt, desto stärker muß die Sache in sich selbst sein, die so weit gedeihen konnte, als sie nun doch augenscheinlich gediehen ist.

Wo sie unter den breiten Schild des Christenthums gestellt und als katholische Religion, wenn nicht mehr ganze Völker, doch noch viele Individuen und hochgestellte Männer, Fürsten, Prälaten, Cardinäle und Päpste zu ihren Vertretern hat, wo sie in der protestantischen Geistlichkeit so viele wackre Streiter aufzuweisen vermag, ich nenne nur einen, unsern Krummacher; da steht und fällt ihre Sache mit dem Christenthum selbst und da wäre es eben so vermessen, eine Vertheidigung zu unternehmen, als es ein ohnmächtiger Frevel wäre, einen ernstlichen Angriff zu versuchen. Wo er geschah, folgte ihm die Verwünschung.

Das Jenseits des Christenthums ruht im Schooße der Mächtigen und der Gelehrten dieser Erde; wenn auch die ganze Welt in ihrer Verblendung von dem Himmel und seiner Verheißung abfiele und der Papst und die Mächtigen bleiben ihm treu, so ist keine Gefahr vorhanden. Die

Mittel der Macht sind unendlich, ist doch das Alter und sein ehrwürdiges Siegel selbst eine Macht.

Wo aber das christliche Jenseits aufhört und das menschliche ganz allgemeine beginnt, da würde sich selbst, nach dem gänzlichen (übrigens, wie wir so eben gesehen, nicht zu befürchtenden) Untergange des christlichen Glaubens noch ein Asyl für die Romantik eröffnen. Der Mensch wird sich ewig Illusionen machen, und die vorzüglichste wird immer die sein, daß er glaubt, was er wünscht, und daß er mit der Phantasie unmittelbar sich erfüllt, was seines Herzens Wunsch ist.

Die Sehnsucht der getrennten Liebenden, die Sehnsucht der Liebesuchenden und ihre Klagen über Verschmähung werden ewig dauern; die Sehnsucht nach Befreiung ist die Mitgift jedes Gedrückten, jedes Gefangnen, jedes Sklaven; und wer frei ist, wird erst recht den Reiz einer weitern und größern Freiheit empfinden. Darum hat die Welt eine Geschichte und steht nie stille.

Hier treffen wir auf die historische Jenseitigkeit, die Zukunft, so wie die natürliche Jenseitigkeit des Geistes, die Außenwelt selbst ist. Die phantastische und wahrhaft transcendentale Aufhebung beider Jenseitigkeiten in unmittelbarer Gemüthsbewegung ist nun auch hier Romantik. Die Erkämpfung der Zukunft ist die prosaische Arbeit, die poetische Vorbildung oder Darstellung ist die romantische Befriedigung der historischen Sehnsucht. So verhält sich etwa die Stumme von Portici zur Julirevolution. Die romantische Unterwerfung oder Vergeistigung der Außenwelt, der geistlosen und entgötterten Natur ist die Landschaftsmalerei, die Naturschwärmerei, kurz diejenige Auffassung der Natur, welche, wie Vischer dies neulich in diesen Blättern sehr faßlich aussprach, der Natur unsre Empfindung und Gemüthsbewegung leiht, eine Stimmung in sie hineinlegt und in ihr wiederfindet. Die Landschaftsmalerei und die moderne Naturpoesie, der Cultus der Nachtigall und der Lerche, des Frühlings und des jungen Morgens beruht auf dieser Romantik. Auch der musikalische Genuß ist romantisch, so lange die Empfindung außer dem Verständniß bleibt. Wird die Intention und der Satz vollkommen verstanden, so hört die Jenseitigkeit und Ueberschwenglichkeit der Musik auf, im Gegentheil ihre Mangelhaftigkeit in der Intention, die ganze Seele herauszusagen, wird alsdann ihre Romantik, sie erscheint als die ewige Sehnsucht, den Geist zu erreichen, dessen volles Selbstbewußtsein ihr ewig transcendent bleibt. Ihre höchste Macht ist, den höchsten Inhalt der Freiheit in der Concentration der Empfindung zu incarniren.

Das Jenseits der Vergangenheit spricht Goethe in dem berühmten Liede an den Mond mit den Versen aus:

Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh,
So verrauschte Scherz und Kuß,
Und die Treue so.
Ich besaß es doch einmal,
Was so köstlich ist!
Daß man doch zu seiner Qual
Nimmer es vergißt!

Ja wohl, zu seiner „Qual!“ Qual ist die Erinnrung, Qual die Sehnsucht, Qual mischt sich in jedes romantische Gefühl: immer ist sein Ideal im Jenseits und es muß die Bitterkeit dieser Qual zur Würze seiner Seligkeit mit in den Kauf nehmen, es muß ihre allzugroße Herbigkeit durch die Stärke der Phantasie überwinden. Schon Robespierre antwortete den Atheisten seiner Zeit: „wenn es keinen Gott gäbe, man müßte ihn erfinden zum Troste der unterdrückten Unschuld“, und Robespierre wußte, wie Viele in dem Fall waren, diesen Trost des Himmels dringend zu bedürfen, weil er ihnen selbst den Trost der Erde, den Kopf, abschnitt. In der Qual der Erde allerdings wurzelt die Romantik und so wird man ein Volk um so romantischer und elegischer finden, je unseliger sein irdischer Zustand ist. Ist mit der Verewigung irdischer Unseligkeit die Sehnsucht nach der seligen Zukunft gesichert; so ist freilich auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß die ganze und volle Freude, der Sieg, das erreichte Ideal, der volle Sonnenschein der Freiheit nicht romantisch ist, und wenn unsre Gegner lauter Siegeshymnen singen, alle Schlachten gewinnen und allen Leiden der Erde die Spitze bieten könnten, so wären alle Quellen der Romantik sicher verstopft. Bis dahin:

„Fließe, fließe, lieber Fluß!
Nimmer werd' ich froh!“

Ja, ich setze kühn hinzu, auch die Sehnsucht aus der Romantik heraus, der heiße Wunsch, der vollen Freiheit in vollen Zügen zu genießen, diese geheimste Herzensangelegenheit unsrer gespannten Zeit, so wenig ich natürlich mit ihr sympathisire, ist romantisch.

Ewiges Rom, du erneust uns noch immer die Fesseln des Geistes,
Und du erhältst dich im Zorn ewiger Geister; wie groß!
Möge der Donner, der fern dir über dem Haupte heranrollt,
Ferne verhall'n und der Blitz achten dein heiliges Haupt.
Unter den Hymnen, die siegend auf deinen Trümmern sie sängen,
Fände die christliche Welt ihr philosophisches Grab.

Dr. Dreigüm.

Charles Dickens, genannt Boz.

1) Die Pickwickier von Boz, 5 Bände aus dem Engl. von Roberts.
2) Dessen Londner Skizzen, übers. von Roberts. 1 Bd.
3) — Oliver Twist, übers. von Roberts. 3 Bde.
4) — Leben und Schicksale Nicolas Nickelby's, übersetzt von Roberts. 6 Bde.
5) — Master Humphrey's Wanduhr, übers. v. E. A. Moriarty. 5 Bde.
6) — Barnaby Rudge, übers. von E. A. Moriarty. 3 Thle. Alles bei J. J. Weber. Leipzig 1838—41.

Die Poesie, als die ideale Reproduction des Menschenlebens, schließt Nichts aus ihrem Bereiche aus, was eben in dieses Menschenleben fällt, und selbst die Schattenseiten desselben, die dem ersten Anschein nach im directen und sprödesten Gegensatz zur Idee stehen, jene häßlichen Blößen: Hunger und Durst und Mangel an den ersten Lebensbedürfnissen, und jene kleinlichen Verdrießlichkeiten von der versalznen Suppe an, die dem erhabensten Gedankenfluge des Mannes oft eine bedenkliche Richtung giebt, bis zu dem verlegten Schlüssel herab, der das sanfteste Weib zur Verzweiflung bringt, können und müssen von der Poesie bewältigt werden. Freilich, die lyrische Empfindung, die in einer rein idealen Welt lebt, wendet sich mit Ekel von diesen Stoffen ab, und noch weniger sind sie ein Gegenstand für das ernste Drama, welches die Misere des gewöhnlichen Menschenlebens ganz ignorirt und nur auf den Höhen der Menschheit verweilt, aber desto reichere Ausbeute gewähren sie dem modernen Epos, dem Roman, der dieser Genremalerei durch effectvolle Nebeneinanderstellung der schroffsten Gegensätze eine unerwartete Bedeutung zu geben weiß. Die rohe Natur, der unvernünftige Zufall wollen natürlich überwunden sein, aber dieser Sieg kann auf zwiefache Weise erfochten werden, durch eine äußre rein praktische Thätigkeit und durch einen innern Proceß, der den Nadelstichen des Lebens ihre verwundende Spitze nimmt. Wir finden auch hier die spanische und englische Litteratur, als die beiden Pole, die am vollständigsten die Verschiedenartigkeit der Weltanschauung in den beiden Hauptbestandtheilen der europäischen Menschheit darstellen, in einem bedeutsamen Gegensatze. Die zahlreichen spanischen sogenannten Schelmenromane zeigen uns den Menschen, wie er sich durch das Elend und die Erbärmlichkeiten des irdischen Daseins muthig durchschlägt, und das Erhebende daran ist eben die Energie, Schlauheit und triumphirende Ueberlegenheit des praktischen Verstandes, die alle Schwierigkeiten glücklich überwindet und sich am Ende doch eine eigne Existenz zu sichern weiß. Dabei wird es denn freilich mit den Mitteln nicht so genau genommen: das Leben in der Welt ist ein Kampf Aller gegen Alle, und in diesem Kriegszustande ist der Schlaue, der seinen Nebenmenschen übervortheilt, im vollkommensten Rechte. Immer handelt es sich um die Erhaltung der eignen Existenz in jeder Beziehung; entweder gilt es, der materiellsten Noth zu entgehen, daher der Hunger mit seiner naiven Begierde, das erste Bedürfniß zu erfüllen, eine Hauptrolle in diesen Romanen spielt, oder es werden Neckereien und Beleidigungen auf das Rücksichtsloseste, ja Unbarmherzigste vergolten. Gewöhnlich ist der Held ein verlaßner, allein auf sich angewiesner Bursche, der, zum Dienen und Arbeiten gezwungen, schon dadurch in ein feindseliges Verhältniß zu der Classe der Befehlenden und bloß Genießenden tritt und im Verkehr mit den verschiedenartigsten Herren die schönste Gelegenheit hat, sein Talent zum schlauen Betruge zu entwickeln. Die Schildrung dieser Herren giebt dann Veranlassung, Charaktere und Sitten der Zeit wie im Spiegelbilde wiederzugeben, denn da diese ganze Gattung von Romanen (und dies gilt von den englischen so gut, wie von den spanischen) ihre Helden in den Wirthshäusern und auf den Straßen aufgreift, so wird sie dadurch zu der saubersten Genremalerei und lebenvoller Charakteristik getrieben. Ein rechtes Musterstück spanischer Schelmenromane ist Diego de Mendoza's vortrefflicher Lazarillo de Tormes. Nach einander dient er zweien Herren, von denen der erste, ein blinder Bettler, dem er als Führer dient, von dem zweiten, einem Geistlichen, an schmuzigem Geiz noch überboten wird. Unerschöpflich ist hier der schlaue Lazarillo in immer neuen Wendungen, den hartherzigen Herren seinen Unterhalt abzugaunern, und wir können es ihm kaum verdenken, treibt ihn doch die Noth der Existenz. Aber der harmlose, scheinbar nur um die tägliche Füllung seines Magens bekümmerte Bursche wird boshaft, wenn er sich gereizt und beleidigt sieht. Als der Blinde es entdeckt hat, daß er ihm eine Wurst gestohlen, und ihn hart dafür züchtigt, beschließt er sich zu rächen, und als bald darauf starkes Regenwetter eintritt, giebt er vor, es sei ein kleiner Bach, der die Passage hemme, zu überspringen, führt aber in der That seinen Herrn vor einen steinernen Pfeiler. Der unglückliche Blinde unternimmt den Sprung und zerschellt sich die Hirnschale, Lazarillo aber wandert seines Weges, ohne sich weiter um ihn zu bekümmern oder je wieder Etwas von ihm zu hören. Er glaubt sich, indem er seine Existenz einer andern gegenüber geltend macht, in seinem guten Rechte und wir finden auch nicht die leiseste Spur einer Gewissensunruhe über den begangnen Mord. Einen ergötzlichen Gegensatz zu den beiden ersten Herren bildet der dritte, ein escudero, einer von den vornehm stolzirenden, aber hungerleiderischen Adligen, die um die Mittagszeit, angeblich in Geschäften, ausgehen, um ihre frugale Mahlzeit im Freien zu verzehren. Suchten jene Geizhälse den zusammengescharrten Besitz vor Jedermann zu verheimlichen, so ist dieser pauvre honteux nicht minder bestrebt, seine totale Besitzlosigkeit und äußerste Dürftigkeit

vor den Augen der Welt zu verbergen. In einem andern Gegensatz steht er zu seinem Diener; der Herr hat nur Interesse für die Beobachtung oder Nichtbeobachtung der Gesetze eines mit der peinlichsten Aengstlichkeit ersonnenen Ehrencodex; der materielle Diener denkt nur an die Beschwichtigung des bellenden Hungers. Als aber das sich unbarmherzig geltend machende Bedürfniß den Herrn zwingt, sich gegen seinen Diener zu verrathen, ist dieser gutmüthig gnug, seine zusammengebettelte und gestohlne dürftige Nahrung mit dem hungrigen Herrn zu theilen, denn er sieht ein, daß dieser mit doppelter Noth zu kämpfen hat, da er nicht nur hungern, sondern auch den Satten spielen muß. Leider ist das interessante Werkchen nicht vollendet, die Fortsetzung von fremder Hand ist werthlos und giebt den Charakter des ersten Theils ganz auf.

Auf ganz andre Weise suchen die Engländer die Verdrießlichkeiten und Bagatellen des Alltagslebens der Poesie zu vindiciren. Indem sie die Unvernunft des rohen Zufalls in die unmittelbarste Verbindung mit dem Erhabensten und Beseligendsten bringen, was der Menschengeist kennt, erscheint der Zufall in seiner ganzen Nichtigkeit und Kleinheit und dadurch innerlich überwunden, und doch als der nothwendige Begleiter endlicher Wesen gewissermaßen berechtigt, während das Ideale durch diese seltsame Combination zugleich eine irdische Färbung erhält, so daß die ganze Welt wie auf den Kopf gestellt erscheint. Die neuere Aesthetik hat diese wunderbare Vermischung des Heterogensten, die nur der modernen Weltanschauung möglich war, Humor genannt.

Im vorigen Jahrhundert lebten gleichzeitig die drei ausgezeichnetsten englischen Humoristen: Smollet, Goldsmith und Sterne, die freilich unter sich wieder mannigfache Verschiedenheit zeigen. Smollet steht noch fast auf dem Standpunct der spanischen Schelmenromane und zeigt am wenigsten von dem ächt nationalen Humor. Im Peregrine Pickle z. B. finden wir dieselbe atomistische Darstellung der buntesten Abenteuer, durch die sich der Held durchschlagen muß. Auch hier fehlt es nicht an boshaften Streichen, rohen Scherzen, bei denen es nicht darauf ankommt, ob der Geneckte Arm oder Bein bricht, und selbst frivolen Situationen, und doch tritt das Alles mit der naiven Prätension auf, bloß komisch zu sein. Es ist, als hätten wir es mit einem andern derbern Geschlecht zu thun, das, von Gewissensscrupeln wenig beunruhigt und selbst den gewöhnlichen Gesetzen der Sittlichkeit enthoben, nur der Energie des Willens den Preis zuerkennt. Die wechselnden Lagen, in die der Held geräth, geben dem Autor die mannigfachste Gelegenheit zu den verschiedensten Charakteristiken, die oft sehr glücklich behandelt sind, nicht selten aber auch der Uebertreibung beschuldigt werden dürfen. Näher steht Goldsmith dem wahren Humor. Sein sanftes und frommes Gemüth weiß das Uebel und das Böse in der Welt durch eine Alles umfassende Liebe und ein unerschütterliches Gottvertrauen zu überwinden, und sein Vicar of Wakefield ist die vortrefflichste Theodicee. Wie lieblich schildert er uns die kleinen Freuden guter Menschen, und wie versteht er es, uns in dem liebenswürdigen Familienkreise seines Vicars heimisch zu machen, so daß wir selbst die Schwächen und kleinen Ungeschicklichkeiten einzelner Mitglieder desselben nicht missen möchten! Wäre etwas an dieser freundlichen Idylle auszusetzen, so möchte es die pastorale Salbung und theologische Absichtlichkeit sein, die freilich, da die ganze Erzählung dem Vicar in den Mund gelegt wird, nicht unangemessen erscheint, die aber dennoch der Freiheit des poetischen Genius Fesseln anlegt. — Als der wahre Repräsentant des englischen Humors muß Sterne angesehen werden. Es gehört eine eigen disponirte Natur dazu, den Sprung vom Erhabnen zum Trivialen so oft und so keck zu wagen, und Sterne fühlte selbst in sich dies Ineinandersein des Himmlischen und Irdischen, und daß es sich stärker in ihm mische, als in andern Sterblichen, daher er so häufig aus den Wallungen des Bluts und dem Spiele der Nerven die Sittlichkeit oder Unsittlichkeit menschlicher Handlungen ableiten möchte. Ein feiner Materialismus, eine überaus genußfähige Sinnlichkeit, ja ein gewisser Cynismus durchzieht alle seine Schriften und kreuzt sich wunderbar mit dem lebendigsten Gefühl für alles Gute und Edle. Die unbedeutendste sinnliche Erscheinung, wie der todte Esel in der empfindsamen Reise, lockt aus ihm einen Strom der wahrsten und tiefsten Empfindungen, eine Fülle der innigsten Liebe hervor, und umgekehrt vermag er die Scene, wie der alte Shandy, vom Gram überwältigt, auf dem Bette liegt, und der unvergleichliche gutmüthige Bruder Toby in stummer Theilnahme neben ihm sitzt, nicht auszumalen, ohne hinzuzufügen, daß des ausgestreckten Mannes eine Hand die ganze Zeit über auf der Handhabe des Nachtgeschirres geruht habe.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 172. 21. Juli. 1842.

Charles Dickens, genannt Boz.

(Fortsetzung.)

Aber alle diese Bilder ernster und komischer Art sind nur ein buntes Spiel der Phantasie, ein freies Schaffen des poetischen Genius, und er denkt nicht daran, sie zu praktischen Consequenzen benutzen zu wollen, so daß er es sich wohl nicht träumen ließ, als er die Geschichte mit dem Mönche erzählte und die Empfindungen seines überwallenden Herzens dabei schilderte, daß einst Lorenzo-Dosen ausgetheilt und empfangen werden würden. Ja seine Empfindungen sind oft so sehr ein bloßes Spiel der Einbildungskraft, daß sie uns fast unwahr erscheinen, indem er selbst vergißt, ihnen die entsprechende Handlung folgen zu lassen. Am schlagendsten zeigt dies die kleine Episode von dem Staar in der empfindsamen Reise, dessen klägliches: I can't get out, I can't get out, ihn so tief rührt und zu einer begeisterten Apostrophe an die Freiheit veranlaßt. Er bringt ihn käuflich an sich, und wir erwarten nun, er werde ihn frei lassen, aber keineswegs, er schenkt ihn dem Lord A., dieser dem Lord B. u. s. w., bis er endlich in der Bedientenstube sein Ende findet. In der Behandlung der kleinen Unebenheiten des Lebens ist Sterne unerreicht; Keiner weiß, wie er, die ganze Verdrießlichkeit dieser Bagatellen ins Licht zu setzen und doch zugleich ihre völlige Nichtigkeit zu veranschaulichen und sie dadurch zu paralysiren. Zehn Jahre lang ist der alte Shandy täglich durch die knarrende Thürangel im Nachmittagsschlafe gestört worden, und ebenso lange eifert er dagegen. Drei Tropfen Oel könnten das Uebel abstellen, wie gering ist es also gegen den Jammer, den das Leben über die meisten Menschen bringt!

In der Reihe der humoristischen Schriftsteller Englands muß nun auch Charles Dickens, der zuerst unter dem Namen Boz auftrat, genannt werden. Er wurde 1812 zu Portsmouth geboren. Von da wurde sein Vater, der eine Verwaltungsstelle bei der Marine bekleidete, als Charles erst zwei Jahre alt war, nach London, von dort nach Chatham, dann abermals nach London versetzt. Durch diesen wechselnden Aufenthalt und die bunten Bilder, die dadurch an dem Auge des Knaben vorübergingen, mochte sich die Beobachtungsgabe des jungen Dickens früh entwickeln und schärfen. Auch trug vielleicht sein Verkehr mit einem Attorney, in dessen Dienst er trat, Einiges dazu bei. Bald jedoch verließ er, von seinem innern Berufe getrieben, diese Stellung und studirte zwei Jahre an dem brittischen Museum Litteratur, indem er zugleich Stenographie trieb. Von Jugend auf hatte er sich mit der englischen Litteratur beschäftigt und liebte namentlich die humoristischen Schriftsteller, vor Allen Goldsmith und Sterne, denen er sich bald unter dem angenommenen Namen Boz, den er in seiner Jugend einem seiner Brüder seiner struppigen Haare wegen im Scherz beizulegen pflegte, anschloß, wodurch er sich eine unabhängige Stellung erwarb und in der neuesten Zeit die glänzendsten Triumphe bereitete. Zwar unterscheidet er sich von seinen Mustern, namentlich in seinen spätern Romanen, durch die vorwaltende Charakteristik, wodurch er sich der Manier Fielding's nähert, bei dem der Humor fast ganz zurücktritt und die bloße Charakteristik überwiegt, aber in seinem Erstlingswerke, den köstlichen Pickwickiern, ist ächter, unverfälschter Humor, und ihr Verf. darf Anspruch auf den Namen eines Dichters machen. Allerdings wird in diesen spätern Romanen die Nachtseite unsrer socialen Verhältnisse mit großer Lebendigkeit geschildert, und wenn auch keine humoristische, doch eine sittliche Aussöhnung erstrebt, aber ihr Verfasser giebt die heitre Unbefangenheit des Dichters gegen die ernsten Zwecke des Moralisten auf und wie Goldsmith eine theoretische, so verfolgt er eine praktische Tendenz, die ihn aus dem freien Reiche der Poesie, die keinen andern Zweck kennt, als sich selbst, nothwendig ausschließt. Man hat diesen Romanen nachgerühmt, daß in Folge derselben Armen- und Waisenhäuser reformirt, Schulanstalten verbessert worden seien, aber was will das Andres sagen, als daß die Menschen dadurch über die vorhandnen Mängel dieser Institute belehrt worden sind, was doch keinen Falls eine Aufgabe der Poesie sein kann? Der Autor hat es in diesen Werken, wie gesagt, hauptsächlich auf Charakteristik abgesehen, und diese ist gewöhnlich meisterhaft, nur wählt er die Farben häufig zu eintönig und malt entweder grau in grau oder in lauter Lichtfarben, eine Manier, die dem Verständniß des Lesers zu wenig zumuthet und nicht deutlich gnug sein zu können glaubt, durch Uebertreibung und zu starke Farbengebung aber Widerwillen erregt.

Wir haben also den Humoristen Boz von dem Charak-

teristiker zu sondern und den Erstern nur in seinem ersten größern Werke, den Pickwickiern, zu suchen. Man hat den vortrefflichen Hrn. Pickwick nicht mit Unrecht den modernen Don Quixote genannt. Wie jener, tritt er, von einem falschen Idealismus befangen, in die demselben durchaus nicht entsprechende wirkliche Welt hinaus; wie jener im Sancho, so hat er in seinem Sam seinen unmittelbaren Contrast, den derbsten Realismus, zu seinem steten Begleiter; wie jener, durchzieht er zwecklos die Welt, um Abenteuer aufzusuchen. Die fixe Idee des Hrn. Pickwick besteht darin, daß er, der sein Leben am einsamen Comtoirtische zugebracht hat, sich dennoch eine scharfe Beobachtungsgabe, eine besondre Stärke in der Welt- und Menschenkenntniß, mit einem Worte ein praktisches Talent zutraut, das ihm in der That gänzlich abgeht. Seine Freunde und Reisegesellschafter theilen mehr oder minder diesen glücklichen Wahn, und besonders glaubt Herr Winkle eine ausgezeichnete Gewandtheit in allen Leibesübungen zu besitzen. Ihre Berührung mit der wirklichen Welt, wie sie in einer zum Zweck der Menschenbeobachtung unternommnen Reise nothwendig wird, muß sie daher in die ergötzlichsten Abentener und Verlegenheiten verwickeln. Der Autor hat es auf das Geschickteste verstanden, seinen sich überall lächerlich machenden Helden dennoch unserm Herzen nahe zu bringen, indem er ihn unschuldig, wie ein Kind, darstellt und ihm eine starke Dosis liebenswürdiger Gutmüthigkeit und unverwüstlicher heitrer Laune zutheilt, die einem ältlichen Manne so wohl steht. Wir lachen über ihn, aber müssen ihn lieben. Es ist interessant zu beobachten, wie dem Autor selbst sein Held, während er ihn unter Händen hat, ins Herz wächst, denn im Anfang läßt er ihn im Verhältniß zu dem von ihm gestifteten Klub fast narrenhaft erscheinen; im Verlaufe der Erzählung läßt er den Klub und seine einfältigen Mitglieder ganz fallen und gestattet nur noch ein gutmüthiges Lächeln über den komischen alten Herrn, und gegen das Ende umgiebt er ihn mit dem Heiligenschein eines Menschen, der Alles, was ihn umgiebt, glücklich macht, ohne daß man ihm doch Schuld geben könnte, den ursprünglichen Charakter seines Helden im Verfolge aufgegeben zu haben. Hrn. Pickwick zur Seite steht die andre Hauptfigur des humoristischen Bildes, sein Bedienter Sam Weller. Wie Herr Pickwick völlig unpraktisch, so ist Sam durch und durch praktisch oder, wie man zu sagen pflegt, mit allen Hunden gehetzt und weit entfernt, sich irgend welchen Illusionen hinzugeben oder sich durch irgend Etwas imponiren zu lassen. Es ist in ihm John Bull's nil admirari auf das Lebendigste personificirt: auf seine Fäuste sich verlassend, fürchtet er weder Gott noch Teufel und bringt durch seine unerschütterliche Ruhe reizbarere Naturen zur vollkommnen Verzweiflung. Auch fehlt es ihm nicht an natürlichem Witz, den er in den seltsamsten Bonmots ausstreut, von denen sich eine hübsche Aehrenlese anstellen ließe. Hier nur einige zur Probe: „Dieses heißt Beleidigung zum Unrecht hinzufügen, wie der Papajuy sagte, da sie ihm nich bloß aus seinem Vaterlande entführten, sondern hinterher auch noch machten, daß er engelsch sprechen mußte. — Es geht nichts nich über een ruhiges Leben, wie der Mann sagte, da er die Wächterstelle auf dem Leuchtthurme annahm. — Weg mit die Traurigkeit, wie der kleine Knabe sagte, da seine Schullehrerin starb. — Als Herr Pickwick bemerkt, es sei eine strenge Kälte, erwiedert Sam: Jute Witterung für denjenigen, der jut eingehällt is, wie der Eisbär bei sich selber sagte, da er übers Eis spazierte." Aber auch dieser englische hörnerne Siegfried hat auch eine weiche Stelle, wodurch er ein höheres Interesse in Anspruch nimmt, das ist seine unerschütterliche Anhänglichkeit an seinen Herrn, dessen der Welt gegenüber wehrlose Herzensgüte er ganz erkennt, und den er daher mit der aufopferndsten Liebe zu schützen und nöthigenfalls auch etwas zu bevormunden bereit ist. So mischt sich in ihm, wie in Herrn Pickwick, das Edelste mit dem Burlesken und Trivialen, und Beide sind daher ächt humoristische Gestalten. Auch die übrigen Charaktere sind fast alle mit großer Gewandtheit gezeichnet, nur zeigen sich hie und da schon bedenkliche Spuren der später so häufigen Uebertreibungen, wie z. B. in dem alten Weller, der nur eine ins Groteske forcirte zweite Auflage seines Sohnes ist, ferner in dem Schäfer oder methodistischen Prediger, der einen wahrhaft unersättlichen Durst zeigt, wie denn überhaupt in diesem Buche eine immense Quantität Branntwein getrunken wird, und endlich in dem ewig schlafenden Bedienten Joe, dessen Schläfrigkeit leicht ansteckend wirken könnte. Die Abenteuer des Hrn. Pickwick und seiner Freunde werden, namentlich im Anfang, durch eingestreute kleine Novellen unterbrochen. Es sind dies größtentheils Skizzen, die eine Meisterhand entworfen hat, die aber, da sie meistens nur Bilder des Elends sind, das aus unsern socialen Verhältnissen resultirt, schon eine Perspective auf die spätre Manier des Verf. eröffnen. Zu ihnen gehört: die Erzählung des wandernden Schauspielers, die Rückkehr des Deportirten, die Handschrift eines Wahnsinnigen und die wahrhaft erschütternde Erzählung von dem merkwürdigen Clienten. Den heitersten Gegensatz zu diesen etwas düstern Tableaux bilden die erwähnten Abenteuer, deren Scene auf das Mannigfaltigste wechselt, denn bald ereignen sie sich in Gasthöfen, bald auf ländlichen Hochzeitsfesten, dann wieder in einer Stadt, wo eine Parliamentswahl stattfindet, und endlich sogar im Fleetgefängniß, dessen buntes Treiben schon Smollet im Peregrine Pickle ausgebeutet hat. Vortrefflich versteht es auch Boz, wie alle Humoristen, die kleinen unberechenbaren Streiche des Zufalls für seine poetischen Zwecke zu verwenden. Immer kommen diese neckenden Kobolde dem Herrn Pickwick zwischen die Beine, wenn er

die feinsten Beobachtungen anstellt und sich eben den erhabensten Empfindungen überlassen will, oder wenn er, ein Ritter der Sittlichkeit, für Recht und Tugend in die Schranken zu treten im Begriff ist. Als er bei einem Manoeuvre zu Rochester eben mit Entzücken „die unabsehbare Linie von rothen Röcken und weißen Beinkleidern" überschaut, und sein poetischer Freund, Mr. Snodgras, gerade die erhebende Bemerkung gemacht hat: „'s ist in der That ein herrlicher Anblick, die tapfern Vertheidiger ihres Vaterlandes in kriegerischem Schmucke vor ihren friedlichen Mitbürgern dastehen zu sehen, ihre Gesichter strahlend, nicht von soldatischer Wildheit, sondern bürgerfreundlicher Milde, — ihre Augen Blitze sprühend — glühend, nicht vom gemeinen Feuer des Raubes und der Rachwuth, sondern im sanften Lichte der Intelligenz und Humanität" — da gewahren die Freunde mit Entsetzen, daß das ganze Halbdutzend Regimenter mit gefälltem Bajonet und im Sturmschritt nach der Stelle hin chargirt, wo sie stehen. „Der Mensch ist sterblich und über einen gewissen Punct reicht kein menschlicher Muth. Mr. Pickwick schaute durch seine Brille ein paar Augenblicke nach den heranrückenden Massen hin, und wendete darauf den Rücken und — wir sagen nicht, daß er davonlief: erstlich, weil dies ein unedler Ausdruck ist, und zweitens, weil Mr. Pickwick's Gestalt für diese Rückzugsart keineswegs geeignet war — und er trabte davon, so schnell seine Füße ihn forttragen wollten, und in der That so eilig, daß er die Schwierigkeit seiner Lage in ihrer ganzen Ausdehnung erst erkannte, als es zu spät war. Er sah sich plötzlich mit seinen Freunden mitten zwischen zwei langen Linien, deren eine im Sturmschritt anrückte, während die andre den Angriff kampffertig erwartete." Kaum sind die Pickwickier dieser fürchterlichen Gefahr entgangen, nicht ohne einige heftige Stöße und schwere Fußtritte erlitten zu haben, als Herr Pickwick schon wieder mit einer neuen Fatalität zu kämpfen hat; seine Freunde sehen nämlich den verehrten Meister in einiger Entfernung hinter seinem neckend vor ihm hinhüpfenden Hute herlaufen, und der Autor macht dabei folgende humoristische Bemerkung: „Es giebt wenige Augenblicke im menschlichen Leben, wo man so viel spaßhaftes Leid erfährt und so wenig Mitleid zu erwarten hat, als wenn man in der Verfolgung seines Hutes begriffen ist. Es gehört große Geistesgegenwart, Fassung und Behendigkeit dazu, sich eines Hutes wieder zu bemächtigen. Man darf nicht zu hastig sein, weil man sonst darüber hinausläuft; und darf eben so wenig in das andre Extrem fallen, weil man ihn sonst gar nicht einholt. Die beste Manier ist, nachzueilen, ohne sich abzuarbeiten, mit scharfem Blick den rechten Zeitpunct erspähen, sich bemühen, ein wenig vorzukommen, sich rasch bücken, den Hut aufheben und fest auf den Kopf drücken und fortwährend dabei lächeln, als wenn man das Ganze für einen eben so guten Spaß hielte, als alle Welt." Wie man schon aus diesem Beispiele ersieht, bewegt sich Boz besonders gern und geschickt auf dem Gebiete des Burlesken, d. h. des niedrig oder für die sinnliche Anschauung Komischen, durch das leibliche Gebrechen, körperliche Ungeschicklichkeiten dem Gelächter preisgegeben werden. Die Unerfahrenheit seiner Helden in allen praktischen Verrichtungen führt ihn immer wieder, wie von selbst, auf dies Thema zurück. Von frappanter Naturwahrheit und mit der heitersten Laune gezeichnet ist die Scene, als Herr Pickwick mit seinen Freunden zu Herrn Wardle auf das Land fahren will. Ein Cabriolet steht vor der Thüre des Gasthofes bereit, ihn, so wie Herrn Tupman und Snodgras aufzunehmen; Herr Winkle, als der Gewandteste unter ihnen, soll reiten. „O Himmel! rief Herr Pickwick aus, als er mit seinen Freunden vor die Thür trat; o Himmel! wer soll denn fahren? Daran hab' ich ganz und gar nicht gedacht. Sie selbst, natürlich, sagte Herr Tupman. Natürlich, sagte Herr Snodgras. Ich! rief Herr Pickwick aus. Haben's nur keine Furcht, Sir, fiel der Hausknecht ein, der die Zügel in der Hand hatte, der Braun' ist ganz ruhig, Sir; ein Kind kann ihn regieren. Er ist also nicht scheu — ist er nicht? fragte Herr Pickwick. Scheu, Sir? — Er würd' nicht scheuen, und wenn er an 'nem ganzen Wagen voll Affen mit verbrannten Schwänzen durch müßte. Dies klang vollkommen tröstlich. Herr Tupman und Herr Snodgras stiegen ein, und Herr Pickwick stieg auf — jene in den Wagen, und dieser auf den sehr hohen Bock. Der Hausknecht reichte ihm die Zügel und die Peitsche hinauf. Brrr! rief Herr Pickwick, als das große Thier eine entschiedne Neigung an den Tag legte, das Fuhrwerk rückwärts in das Gastzimmer-Fenster zu drängen. Brrr! schrieen Herr Snodgras und Herr Tupman aus dem Wagen. Bloß seine Munterkeit, Sir, sagte der Hausknecht ermuthigend, fiel dem Pferde in die Zügel und befahl seinem Gehilfen, Herrn Winkle das Reitpferd vorzuführen und ihm beim Aufsteigen behilflich zu sein. Auf der andern Seite, Sir, wenn's gefällig ist, sagte der Gehilfe. Beim Denker, er will auf der unrechten Seite aufsteigen, flüsterte ein greinender Postknecht dem unendlich vergnügten Kellner zu. Herr Winkle klimmte, gehörig instruirt, in den Sattel, und es wurde ihm eben nicht schwerer, als wenn er die Wand eines Linienschiffes hätte ersteigen müssen. Alles in Ordnung? fragte Herr Pickwick mit einem Vorgefühl, daß die Verwirrung nun erst recht anheben würde. Alles in Ordnung, erwiederte Herr Winkle mit schwacher Stimme. In Gottes Namen, sagte der Hausknecht, das Pferd loslassend; und fort rollte der Wagen und sprengte Herr Winkle zur höchsten Belustigung des ganzen dienenden Gasthof-Personals." Nicht minder ergötzlich ist der weitre Verlauf des unter so bedenklichen Vorbedeutungen begonnenen Abenteuers. Außer Herrn Pickwick selbst ist es vorzüglich

Hr. Winkle, den, eben weil er den Ruf einer ausgezeichneten Leibesgewandtheit hat, die neckischen Dämonen des Zufalls am häufigsten zu Fall bringen. Unvergleichlich ist die Eispartie geschildert, bei der er sich als Schlittschuhläufer zeigen soll, denn auch als solcher hat er das Unglück zu gelten. „Herr Winkle hatte schon mit blaugefrornen Händen Löcher in seine Stiefelsohlen gebohrt, die Schlittschuhe, die Spitzen nach hinten gekehrt, angeschnallt und die Riemen in eine fast gordische Verwirrung gebracht, wobei ihm Herr Snodgras geholfen, der noch weniger als ein Hindu vom Schlittschuhlaufen verstand. Die Eisen waren indeß endlich mit Sam Weller's Beistande richtig an den Füßen und Herr Winkle wurde emporgehoben. Jetzund los dafür, Sir, sagte Sam ermuthigend, und zeigen Sie den Leiten, wie man Schrittschuh fährt in Fenedig. Halt, Sam, halt, sagte Herr Winkle heftig zitternd und nach Sam's Arme wie ein Ertrinkender haschend. Wie glatt es hier ist, Sam! Keene besondere Sache nich auf den Eise, Sir, erwiederte Weller. Stehen Sie fest, Sir. Diese letztern Worte Sam's bezogen sich auf eine Demonstration, welche Herr Winkle in demselben Augenblick machte, und die nicht anders aussah, als wenn er von dem vollen Wunsche beseelt wäre, die Füße in die Luft und sich rücklings mit dem Kopfe auf das Eis niederzuwerfen. Diese — diese Schlittschuhe sind sehr ungeschickt für meine Füße; nicht wahr, Sam? fragte Herr Winkle hin- und herwankend. Ich besorge, daß een ungeschickter Herr auf ihnen steht, Sir, erwiederte Sam. Herr Pickwick ahnte nicht, welche Hindernisse sich bei Herrn Winkle gefunden hatten, und rief ihm laut zu, er möge kommen, die Damen warteten mit Sehnsucht auf ihn. Ja, ja, rief Herr Winkle mit einem jammervollen Lächeln zurück, ich komme ja schon. Fängt just an loszugehen, rief Sam und suchte sich von ihm loszumachen. Jetzund, Sir, munter los dafür! Noch einen Augenblick, Sam, ächzte Hr. Winkle und hing sich noch fester an Weller's Arm. Ich entsinne mich, daß ich zu Hause ein paar Röcke hängen habe, die ich nicht mehr trage, Sam. Ich würde sie Ihnen gern geben, Sam. Danke, Sir, erwiederte Weller. Lassen Sie das Hutabnehmen nur, Sam, sagte Herr Winkle hastig. Sie brauchen darum nicht loszulassen. Ich dachte Ihnen heute Morgen ein kleines Weihnachtsgeschenk von fünf Schillingen zu machen, Sam. Ich werde sie Ihnen nachher geben, Sam. Haben heite die Spendirhosen angezogen, Sir, versetzte Weller. Halten Sie mich nur jetzt noch ein wenig, Sam; wollen Sie? sagte Herr Winkle. So — so ist's recht. Ich werde bald hineinkommen, Sam. Nicht zu rasch, Sam, nicht zu rasch. Herr Winkle beugte sich mit dem ganzen Oberleibe vorn über und stolperte auf diese Weise, von Sam unterstützt, sehr unschwanengleich über das Eis hin, als Herr Pickwick in seiner gänzlichen Unschuld vom andern Ufer her Sam rief. Sir? rief Sam zurück. Hieher, Sam. Ich bedarf Ihrer. Lassen Sie los, Sir, sagte Sam. Mein Herr ruft mir. Lassen Sie los. Er machte sich mit einer gewaltsamen Kraftanstrengung von dem geängsteten Pickwickier los und gab dabei dem unglücklichen Winkle einen kräftigen Antrieb, sich selber zu helfen. Winkle flog mit einer Genauigkeit, für welche er weder bei Uebung noch natürlicher Gewandtheit hätte bürgen können, wie ein Pfeil mitten zwischen den Reel*), und zwar gerade als Herr Bob Sawyer einen Bogen von unvergleichlicher Schönheit in das Eis schnitt. Winkle rannte ihn über den Haufen und Beide stürzten mit schwerem Falle nieder." — Aus den mitgetheilten Beispielen wird erhellen, daß Boz zwar nicht, wie der feinre Sterne, die Misere des Zufalls in ihrer ganzen Blöße darzustellen und dadurch zu vernichten, wohl aber durch ein herzliches Lachen darüber hinauszukommen und sie unschädlich zu machen versteht. Die ernste und komische Seite des Humors sind bei ihm nicht, wie bei Sterne, vollkommen eins geworden, sondern zum Theil noch unvermittelt, wie denn der tiefre Schmerz des Lebens sich vorzugsweise in den oben erwähnten, in das Werk selbst nicht verarbeiteten Novellen ausspricht.

(Schluß folgt.)

*) Ein Tanz, hier die künstlichen Evolutionen auf dem Eise.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 173. 22. Juli. 1842.

Charles Dickens, genannt Boz.

(Schluß.)

Boz' spätre Romane erreichen die Höhe der Pickwickier auf keine Weise. Zwar hat ihnen die derbe, auch dem blödesten Auge verständliche Charakteristik ein zahlreiches Publicum gewonnen, aber eben diese des Humors ganz entbehrende, nur nach Effect haschende, mit den Farben verschwendrisch umgehende Malerei, die häufig zur bloßen Farbenklekserei wird, und das immer mehr hervortretende Bestreben des Autors, auf das praktische Handeln seiner Leser einzuwirken, verweisen diese Erzeugnisse aus der Sphäre der Kunstwerke in die der oberflächlichen, dem täglichen Bedürfnisse dienstbaren Unterhaltungslectüre. Es kommen hier vorzüglich drei größre Werke als charakteristisch für diese spätre Manier des Verfassers in Betracht. „Das Leben und die Schicksale Nicolas Nickelby's und der Familie Nickelby" schildern die Erlebnisse einer rechtlichen und unbescholtnen Familie, die allmälig aus einer dürftigen und ganz verlaßnen Lage verdienter Maßen zu Glück und Wohlstand gelangt. Ein solches Thema hat für das größre Publicum, das sich gar zu gern mit den Personen eines Romans identificirt, immer etwas sehr Ansprechendes. Dazu kommt nun, daß der junge Nicolas die mannigfachsten Lebenserwerbe aufsuchen muß (selbst Schauspieler wird er) und die buntesten Abenteuer zu bestehen hat, ehe er in den Hafen einläuft, wie sollte da das Glück des Romans nicht gemacht sein? Das böse Princip der Familie ist ein Oheim, der Wuchrer Ralph Nickelby, dessen Charakter indessen durch eine menschliche Mischung von gut und böse nicht unnatürlich erscheint. Aber die Extreme von Laster und Tugend sind der Schulhalter Squeers und die Brüder Wohlgemuth, die schlechthin nicht mehr als Menschen, sondern nur als Teufel und Engel gelten können. Dieser Squeers hält auf dem Lande in Yorkshire eine Pension, in der die Zöglinge bei Weitem ärger, als die Sträflinge in einem Zuchthause gemißhandelt werden. Offenbar treibt hier den Autor eine moralische Ereifrung gegen die Mißbräuche so vieler englischer Schulanstalten zu einer alles Maß überschreitenden Uebertreibung. Der junge Nicolas, der zum Unterlehrer an dieser Schulanstalt bestimmt ist, hat bei seinem Eintritt in dieselbe folgenden erbaulichen Anblick: „Bleiche und hohle Wangen, knöchrige und hungerleiderische Gestalten, Kinder mit Männer- und Greisen-Gesichtern, Mißgestalten mit eisernen Schienen an den Gliedern, Knaben, deren Wachsthum unterdrückt, und andre, deren lange, dünne Beine kaum die wankenden Leiber zu tragen vermochten, drängten sich vor seinen Blicken. Hier Triefaugen, Hasenscharten, Klumpfüße, dort Häßlichkeiten und Mißgestalten zehnfacher andrer Art, die hier entweder an eine unnatürliche Abneigung der Eltern gegen die eignen Kinder, oder doch überhaupt an entsetzliche Vernachläſſigungen, an Grausamkeiten von frühester Kindheit an erinnerten. Hier sah man kleine, der Anlage nach schöne, aber in Folge dumpfen Hinbrütens oder verstockten Duldens entstellte grämliche Gesichter; dort Bilder der Kindheit, deren Augenlicht erloschen, deren Schönheit verschwunden und deren Hilflosigkeit allein geblieben war; dort Knaben mit Bosheit im Ausdruck, die mit bleiernen Augen, gleich armen Sündern im Gefängniß, auf eine und dieselbe Stelle schauten; dort junge Geschöpfe, an denen die Sünden ihrer schwachen Eltern sich rächten, die sogar nach den Lohnwärterinnen seufzten, welche sie gekannt hatten, und verlassen selbst noch in ihrer Verlassenheit waren. Welch eine aufschießende Höllensaat sproßte hier, wo alle Gefühle der Liebe und Zärtlichkeit in ihren Keimen erdrückt, wo jede frische, gesunde, kindliche Empfindung durch Schläge und Hunger ausgetrieben wurde, jede schlechte Neigung, zurückgepreßte Rachsucht und Erbittrung ungesehen die innersten Herzkammern zerfraß!" Dieser ekelhaften Sammlung verwahrloster Kinder wird von der völlig furienhaften Frau Squeers alle Woche einmal eine Mischung von Schwefel und Syrup eingegeben, um durch diese „köstliche Latwerge", die angeblich das Blut reinigen soll, ihren Appetit zu schwächen und sie so wohlfeiler erhalten zu können. Nach dieser angenehmen Frühkost wird ein Schulunterricht ertheilt, in welchem eine entsprechende geistige Kost gespendet wird, dem Nicolas zuerst als Hospitant beiwohnt. „Nach einer halben Stunde erschien Squeers wieder, und die Knaben nahmen die Bücher zur Hand, von denen etwa eins auf acht Schüler kommen mochte. Der Schulmonarch blickte ein Paar Minuten mit gelehrter, weiser Miene umher, als ob er die vollkommenste Kenntniß des Inhalts sämmtlicher Bücher besäße, und Alles, was

darin stand, auswendig hersagen könnte, wenn er sich nur die Mühe geben wollte. Endlich rief er die erste Classe auf, und gehorsam dem Rufe, stellte sich ein halbes Dutzend Vogelscheuchen mit entblößten Knieen und Ellenbogen vor seinen Pult, und eine derselben legte ein beschmuztes und zerrißnes Buch unter sein gelehrtes Auge. Dies ist die erste Classe im Englisch=Lesen und gemeinnützigen Kenntnissen oder Philosophie, Nickelby, sagte Squeers, Nicolas an seine Seite winkend. Wir wollen eine lateinische Classe bilden und Ihnen übergeben. Wo ist der Erste? Er putzt die Fenster in der Wohnstube, Sir, antwortete das interimistische Haupt der philosophischen Classe. Recht so, sagte Squeers. Hier wird nach der praktischen Methode unterrichtet, Nickelby, worin das wahre Erziehungssystem besteht. P=u=t=z=e=n putzen, verbum activum, reinigen, blank machen. F=e=n=s=t=e=r, lateinisch fenestrum, Fenster, das heißt ein Fenster. Hat das der Schüler aus dem Buche gelernt, so geht er hin und thut es, nach demselben Princip, wie die Globen gebraucht werden. Wo ist der Zweite? Er jätet im Garten, Sir. Jätet im Garten, gut, sagte Squeers, ohne die Fassung zu verlieren. B=o=t, bot, t=a=n, tan, n=i=k, nik, Bottannik, nomen substantivum, Pflanzenkunde. Hat er gelernt, daß Bottannik so viel als Pflanzenkunde bedeutet, so geht er hin und übt sich darin. Das ist mein System, Nickelby; was däucht Ihnen davon? Es ist in der That preiswürdig, erwiederte Nicolas mit ironischem Nachdruck. Das will ich glauben, sagte Squeers, ohne Arg aus der Betonung zu haben, welche Nicolas in seine Erwiedrung gelegt hatte. Der Dritte: was ist ein Pferd? Ein Thier, Sir. Recht so, sagte Squeers, ein Thier! Nicht wahr, Nickelby? Ich glaube, es läßt sich nicht bezweifeln, Sir, erwiederte Nicolas. Gewiß nicht, fuhr Squeers fort. Ein Pferd ist ein Quadruped, und Quadruped ist das lateinische Wort für Thier, wie Jeder weiß, der Lateinisch versteht, denn wozu lernte man sonst Lateinisch? Freilich, sagte Nicolas zerstreut. Da Du so gut weißt, was ein Pferd ist, sprach Squeers weiter, so geh' hin, sieh nach meinem Pferde und putz und striegle es, aber ordentlich, oder ich werde Dich striegeln. Die Andern von der ersten Classe gehen hinaus und tragen Wasser, bis ihnen gesagt wird, daß sie aufhören sollen; denn morgen wird gewaschen, und die Kessel müssen gefüllt sein." Rechne man zu diesem Schulunterricht die unaufhörlichen Schläge, die ausgetheilt werden, den Hunger und Frost, den die Knaben erdulden müssen, die plumpe Unverschämtheit, mit der ihnen Alles, was sie von Hause erhalten, geraubt wird, endlich die unbarmherzige Behandlung der Erkrankten, und man wird zugeben: durch eine so crasse Satyre, an der man die Anatomie des Häßlichen studiren könnte, mag Boz zur Abstellung mancher Mißbräuche in den Schulen seines Vaterlandes beigetragen und sich dadurch eine Bürgerkrone gewonnen haben, seinem dichterischen Lorbeerkranze hat er dadurch kein Blättchen hinzugefügt. Die Brüder Wohlgemuth dagegen sind lauter Güte, lächeln und scherzen immer, wie Kinder, und überschütten Alles, was ihnen vor die Klinge kommt, mit Wohlthaten. Es ist ein Unglück, wenn sich ein Autor, wie es hier der Fall ist, in die Geschöpfe seiner eignen Phantasie verliebt und dann zum Verdrusse aller Unbefangnen mit ihnen, wie mit verzognen Kindern, herumhätschelt und herumquängelt. Seltsamer Weise nimmt Boz in einem Schlußworte gerade diese unmöglichen Charaktere, Squeers und die Brüder Wohlgemuth, noch besonders in Schutz und versichert, in dem Bilde des Erstern hätten sich mehrere yorkshirer Schulhalter wieder zu erkennen geglaubt, und die Letztern seien durchaus nach dem Leben gezeichnet. Aber die Erbittrung jener Schulmeister beweist nur, daß einzelne Züge des Bildes Einzelne getroffen haben, die Zusammenhäufung dieser Einzelnheiten zu Einem Ganzen kann dennoch ein unwahres Facit geben, und wir erkennen in dieser Vertheidigung vor der Anklage nur die Stimme des sich meldenden Autorgewissens. Auch die meisten übrigen in dem Roman auftretenden Charaktere, wie z. B. die alte Mrs. Nickelby, deren Schwatzhaftigkeit so treu nach der Natur copirt ist, daß sie bei dem Leser in der That dieselbe Langeweile hervorbringt, die eine geschwätzige Matrone im Leben zu erregen pflegt, ferner der verkommne, von Squeers dumm geprügelte Smike, der stutzerische Mantalini, der sich von Zeit zu Zeit vergiftet, um seiner reichen Frau Geld abzupressen, der schäbige Geizhals Arthur Gride u. s. w. sind mehr oder minder Carricaturen, die dem geschickten Carricaturenzeichner Phiz, der das Buch mit Bildern ausgestattet hat, vortreffliche Modelle für seine verzerrten Gestalten abgeben mußten.

Der zweite der hier zu besprechenden Romane, „Oliver Twist", erzählt die Geschichte eines Waisenknaben, der, vor den Mißhandlungen in einem Armen= und Arbeitshause, wo er erzogen wird, entfliehend, in die Gewalt einer Diebesbande geräth, die ihn zu ihren Zwecken anzuleiten sucht, und erst nach vielfachen Abenteuern in die Hände guter Menschen kommt, bei denen er nicht nur Schutz, sondern auch Auskunft über sein Herkommen findet. Die Moral ist dieselbe, wie im Nickelby: Guten ergeht es am Ende doch gut. Boz zeigt in diesem Werke noch entschiedner, als im Nickelby, eine besonders rege Theilnahme für das Schicksal hilfloser Kinder, und man muß gestehen, er weiß uns das lebendigste Interesse für den kleinen, gutgearteten, von aller Welt verlaßnen und von bösen Menschen auf das Grausamste verfolgten Oliver einzuflößen. Sobald aber sein junger Held, der übrigens den ganzen Roman hindurch ein Knabe bleibt, in den Hafen des Glücks eingelaufen ist, beschäftigt er sich vorzugsweise mit den fernern Schicksalen

jener verruchten Gauner und Diebe, die das Kind gefangen hielten, und die uns eigentlich nur als Gegner dieser gemißhandelten Unschuld interessirten. Da fehlt es denn nicht an Knalleffecten und Gräuelscenen aller Art, denn die Gauner- und Spitzbubenwelt ist ein beliebter Tummelplatz englischer Romanschriftsteller, und solche Schreckensromane, von der seligen Miß Ratcliff geheimnißvollen Schlössern bis auf des modernen Ainsworth Jack Sheppard, dem Diebe, wie er sein soll, herab, fanden von jeher und finden noch in England ein zahlreichres und vornehmres Publicum, als unsre Ritter- und Räuberromane, die sich nur noch durch die Gunst der dienenden Classen erhalten. Wir Deutschen finden im Allgemeinen an solcher Lectüre, die auf die Wiederbelebung eines sehr geschwächten und erschlafften Nervensystems oder auf die Aufrüttlung dickhäutiger Puddings-Naturen berechnet ist, wenig Geschmack, und werden ohne Bedenken die erste Hälfte des Bozschen Romanes der zweiten vorziehen, denn in jener enthält sich der Autor der ihm sonst gewöhnlichen Uebertreibungen durchaus und zeigt nur in der etwas grellen Ausmalung aller Mängel des Armen- und Arbeitshauses zu Mudfoy wieder eine gewisse Neigung, seine menschenfreundlichen, aber der Poesie leider fremden Zwecke zur Verbeßrung der bürgerlichen Institutionen seines Vaterlandes zu verfolgen.

„Master Humphrey's Wanduhr" ist ursprünglich auf eine Novellensammlung nach Art des Tieckschen Phantasus oder der Hoffmannschen Serapionsbrüder angelegt. Aber die alten Herren, die sich um die Wanduhr versammeln, und zu denen auch Herr Pickwick gehört, der hier mit seinen Begleitern, dem ältern und jüngern Weller, ähnlich wie Falstaff in den merry wives of Windsor, als Revenant und daher in etwas abgeblaßter Gestalt auftritt, haben sich kaum einige ganz artig erzählte Novellen mitgetheilt, als der Autor seinen ursprünglichen Plan aufgiebt und eine größre Erzählung folgen läßt, die er „das Raritäten-Cabinet" betitelt. Auch der Inhalt dieses Romanes ist das Schicksal eines verlaßnen Kindes, und zwar diesmal eines kleinen Mädchens, das seinen schwachsinnigen Großvater, der seltsamer Weise aus Liebe zu seiner Enkelin, der er durchaus Reichthümer gewinnen will, ein leidenschaftlicher Spieler geworden und deßhalb von Haus und Hof vertrieben ist, getreulich durch die Welt geleitet, vielfache Abenteuer besteht, und endlich, als ihm ein beßrer Stern aufgeht, in Folge der erlittnen Trübsale eines sanften Todes stirbt. Die Geschichte dieser kleinen liebenswürdigen Nell und ihres wahrhaft rührenden Endes ist vortrefflich erzählt, und die Schildrung des reinen, unschuldigen Kinderherzens, das zu früh in Berührung mit der buntscheckigen Narrheit und empfindungslosen Rohheit der Welt zu treten gezwungen wird und im Conflict mit derselben bricht, zeigt einen Anflug tiefen Humors und manchen wahrhaft poetischen Zug, und ist gewiß das Beste, was Boz nach den Pickwickiern geschrieben hat. Für den Zwang aber, den ihm die in dieser Partie bewiesne Mäßigung auferlegen mußte, weiß sich der Autor auf einer andern Seite reichlich zu entschädigen, indem er in demselben Werke seiner Unart, Carricaturen statt Lebensbilder zu zeichnen, auf eine noch nicht dagewesne Weise nachgiebt. Der Erzfeind nämlich, nicht nur der kleinen Nell und ihres Großvaters, sondern des ganzen Menschengeschlechts, ist der boshafte Quilp, der das Böse aus reiner Lust an demselben ohne bestimmten Zweck oder Nutzen für sich selbst ausübt, wo er nur kann. Er ist ein koboldartiger Zwerg mit unverhältnißmäßig großem Kopf, der gern auf hohe Tische oder die Lehnen der Stühle klettert und dort mit gekreuzten Beinen sitzt, unmäßig Taback raucht, viele Gläser kochenden Brantweins verschlingen kann und gewöhnlich in einem Schuppen auf seinem Holzhofe residirt, wo er einsam sein Wesen treibt, obgleich er verheirathet ist und eine ordentliche menschliche Wohnung besitzt. Dieses widrige Ungeheuer, das auch nicht die leiseste Spur einer menschlichen Empfindung zeigt und tief unter einem Caliban steht, macht nicht einmal den unheimlichen und gespenstischen Eindruck eines Hoffmannschen Capriccio's, dazu ist es zu plump, es ist Nichts als ein zähnefletschender Affe mit menschlicher Sprache, der theils Ekel, theils Lachen erregt. Eine würdige Freundin und Spießgesellin dieses Phantoms ist Miß Sally Braß, die Schwester eines in Quilp's Dienste stehenden Advocaten, eine vollkommne Vogelscheuche und Virago, die sich dem Studium der Rechte gewidmet hat und bei ihrem Bruder als Schreiber fungirt. An diesen beiden Carricaturen hat der Verfasser sein Müthchen gekühlt, und die übrigen Figuren des Romans sind daher ziemlich menschlich, ja zum Theil, wie z. B. Mr. Swiveller, mit der heitersten Laune gezeichnet, obgleich es nicht gebilligt werden kann, daß gewöhnlich Eine hervorstechende Eigenschaft übermäßig urgirt wird, so daß wir von dem hastigen Herrn z. B. fast Nichts erfahren, als daß er eben hastig ist.

Boz' neuster Roman: „Barnaby Rudge" zeigt zwar in der scharfen, aber outrirten Charakteristik die bekannte Manier des Verfassers; da er sich aber dem historischen Romane nähert, so scheint der Autor in demselben eine noch unversuchte Bahn betreten zu wollen, und wir halten es daher für angemessen, diese neuste Entwicklung desselben erst weiter abzuwarten, ehe wir sie einer Beurtheilung unterwerfen. Boz' Stärken und Schwächen sind in dem Vorhergehenden abgewogen worden, und das Resultat dieser Erwägung wird sich etwa in dem Einen Worte zusammenfassen lassen: daß Boz als der Humorist unsrer auf das Materielle und Reale gerichteten Zeit, als ein vergröberter Sterne angesehen werden kann. A. Wellmann.

Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit von Dr. O. F. Gruppe. Berlin 1842. Albert Nauck.

Herr Gruppe hat sich auf verschiednen Gebieten versucht, er ist als Philolog, als Philosoph, als Dichter aufgetreten und pflegte in der Staatszeitung über die Gemäldeausstellungen zu berichten. Durch alle diese Bestrebungen geht der Aesthetiker hindurch, und wenn es wahr ist, daß sein „Antäus" und sein „Wendepunct der Philosophie" die Wirkung und die Wendung nicht gleich hervorbringen konnten, die sie im Auge hatten, weil die Welt damals noch von der bekannten „Vernünftigkeit ihrer eignen Wirklichkeit" allzusehr eingenommen war, wenn es ferner nicht zu längnen ist, daß die stricten Philologen allerlei Verstöße gegen Verständniß und Grammatik in der „Ariadne" und in der „römischen Elegie" aufstöberten, die allerdings in solchen Werken wesentliche Uebelstände hervorbrachten, ja, wenn sogar seine „Gedichte", eine Sammlung, die bei Reimer in Berlin erschienen ist, wenig eingedrungen und ziemlich in Vergessenheit gerathen sind; — so sind wir doch die Letzten, die Hrn. Gruppe's Verdienste verkennen. Er ist ein Mann von Geschmack, ein Aesthetiker, von dem die Philologen und die Maler sich Manches wohl gesagt sein lassen könnten. Hr. Gruppe hat Talent und ein feines stylistisches Gefühl. Wenn er sich gehen läßt und nicht mit Rücksicht und Verschleierung schreibt, ist seine Kunstkritik immer gar sehr der Beachtung werth gewesen. Es ist auch recht hübsch, daß ein Autor sein formelles und specifisches Verdienst lebhaft empfindet, nur so wird er den rechten Weg nicht verfehlen; aber es ist leicht zu entdecken, wie weit das Talent der feinen Kunstkritik reicht. Schon die stricte Wissenschaft verlangt, daß der Mann sich ihr ganz mit Leib und Seele verkaufen soll, der Dilettantismus, der sich fürchtet, von dem Gegenstande ganz eingenommen und gefärbt zu werden, der den Schusterdraht des Handwerks nicht an seine Hände kommen lassen will, hat nicht Gesinnung gnug, um einzugreifen in das innerste Getreibe des Geistes, ja, schon die Poesie, welche nicht geschworen, die neue Minerva selbst mit der Art aus dem alten Jovishaupte zur Welt zu bringen, richtet nichts aus mit Form und Sinn und Eleganz, sie wird ein Ladenhüter; und der Poet und der vielgewandte Mann von Anstand und Geschmack klagt vergeblich die Welt des Stumpfsinns an und bemüht sich umsonst, fremde Erfolge — das Ueberfluthen des Hegelschen „Holzschuhtanzes" und das Vergessen der „Winde" gegen diese Fluth — begreiflich zu finden. Vox populi, vox dei. Herr Gruppe hat so wenig Glück gemacht, weil ihm die substantielle Gesinnung und die Hingebung an die Sache fehlt.

Nun kommt unsre in Parteien zerrißne Zeit. Ares der Schreier ins Feld stürmt durch die Geister, die Holzschuhe, Parteidichter, extreme Fanatiker und ebenso extreme Philosophen treten auf; und es wäre sicher Aeneas mit all seinen Schiffen ersoffen, wenn nicht Neptun mit seinem Quos ego! für das Justemilieu aufgetreten wäre.

Was sagt Hr. Gruppe dazu? Gruppe? Otto Friedrich Gruppe, der Aesthetiker? Der Verfasser der hübschen Aufsätze über die Kunstausstellungen? Derselbe; er, der die Maler alle so schonend behandelte und seine abweichende Ansicht immer nur entfernt durchblicken ließ. Es ist klar, seine Zeit ist gekommen, die Hegelei officiell gestürzt, Schelling nicht gefährlich, gefährlich nur die extreme Entschlossenheit der „neuen Giganten", selbst wenn es ihnen ebenso wenig als den alten gelingen sollte, „den Himmel wirklich zu stürmen". Je weniger Hr. Gruppe mit seiner Gesinnungslosigkeit in dieses wilde, „sich selbst überstürzende," allen „Anstand", alles „Maß" überschreitende Parteiunwesen hineingehört, um so mehr ist seine Zeit gekommen, er sitzt ganz vorn auf der Muschel des calmirenden Neptun, und man wird seine Stimme vernehmen, — sobald die Stürme und die wilden Wasser verbraust sind. Verbrausen sie nicht, so wird auch in dieser Sache Herr Otto Friedrich Gruppe Unglück haben. Wir wollen sehen.

Er hat eine Schrift edirt: „Bruno Bauer und die Lehrfreiheit."

Diese Schrift ist nicht so unzweideutig klar, daß man sogleich wüßte, wie man mit ihr daran ist. So viel leuchtet indeß ein, daß der Verfasser die Beschränkung der Lehrfreiheit und die Verbannung Bruno Bauer's vom Katheder vertheidigen will. Aber die Gründe, welche er anführt, sind alle von der Art, daß er den unbefangnen Leser schwerlich überzeugen wird, er habe es mit denselben ernst gemeint. Die Hauptstärke des Buches liegt in den Stellen, welche der Verf. aus Schriften Bauer's, Feuerbach's und Andrer citirt. Wir wußten es ihm ordentlich Dank, daß er solche Kern- und Kraftworte ausgezogen und zur weitern Verbreitung derselben beigetragen habe. Ja, wir glaubten im Anfange, es sei die Absicht des Herrn Gruppe gewesen, jene Aussprüche auf eine bequeme Weise unter das Volk zu bringen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 174. 23. Juli. 1842.

Gruppe „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit."

(Fortsetzung.)

Wir glaubten also, das ganze Buch sei eine Art Posaune. Nicht als ob wir damit sagen wollten, der Verfasser hätte den wahren Posaunenstyl getroffen. Gott bewahre! der wahrhafte Posaunist ist unparteiisch, mit dröhnendem Geschmetter ruft er nur die Parteien zu energischem Kampfe zusammen. Ja er findet eine Freude darin, den frommen Eifrer mit recht schwerem Geschütz, mit ehernem Glaubensschwerte, mit zischenden Blitzen auszustatten. Das ist der wahre Posaunenstyl. Hier finden wir nur einen falschen, nachgemachten, eine Art Posthorn- und Schwagerstyl. Es ist, als ob Herr Gruppe mit Willen die Sache, welche jener Eifrer vertritt, durch so schwache Gründe, durch so hohle Redensarten, durch so abgenutzte Kunstgriffe stütze, recht um die Stärke der Wissenschaft dagegen hervortreten zu lassen. Das ist es, warum man das Buch mit dem vollkommensten Rechte für eine verunglückte Posaune halten könnte. — Der Verfasser hat sich dreierlei zur Aufgabe gemacht: er will Bruno Bauer seinem Wesen nach schildern; er will von der Bestimmung der Universitäten und von der Lehrfreiheit auf denselben sprechen; und danach will er sehen, ob Bauer seiner Tendenz nach in diese Lehrfreiheit passe. Untersuchen wir nun, ob er bei seinen Beweisen logisch zu Werke geht, logisch zu Werke gehen kann.

Es ist klar, wer eine Beschränkung der Lehrfreiheit, der Denkfreiheit fordert, der weiß nicht, was Denken, er weiß nicht, was Wissenschaft ist. Wüßte er es, so müßte er ja von vorn herein behaupten, daß eben das Wesen des Denkens, das Wesen der Wissenschaft die Freiheit sei. Aber Hr. Gruppe macht es uns leicht; er gesteht es uns selbst, daß er das reine Denken nicht begreife, daß er die Logik des Gedankens für eine Verrücktheit halte, daß nur das „feierliche Helldunkel" des Halbverstandnen, Halbunverstandnen wohl thue (S. 94). Er erblickt in dem freien Gedanken nur die „subjective Willkür der Philosophen" (S. 42). Er erklärt, der Verstand gehe nur dann sicher, so lange er mit dem Gemüthe gleichen Schritt halte (S. 25). Er nennt den Baco einen Mann des Fortschrittes, weil er gesagt, daß dem menschlichen Erkenntnißvermögen nicht Flügel gegeben, sondern Blei und Gewichte angehängt werden müssen (S. 72). Unsre Zeit sieht er als eine Zeit der Rhetoren und Sophisten an (S. IV). Die ganze Entwicklung der Philosophie seit Kant, ja, seit Plato und Aristoteles, mit einziger Ausnahme Baco's, ist ihm Nichts, als ein fortlaufendes Gewebe von Trug und Sophistereien. Diese hätten in Hegel ihren Gipfel erreicht, und müßten daher auch in ihm ihren Sturz erleben.

Also mit dem ganzen bisherigen Denken bis auf Herrn Otto Friedrich Gruppe in Berlin ist es Nichts? Diese Freiheit des Denkens und des Lehrens nimmt sich Herr Gruppe, und doch soll die Lehrfreiheit nicht sein? Ist es nicht humoristisch, daß einer, der in der Wissenschaft der Philosophie nur Sophistereien erblickte, von der Lehrfreiheit redet? Ist es nicht gerade, als ob er vor uns die Fabel aufführen wollte von dem klugen Thiere, das aufs Eis ging und das Bein brach? Allerdings, die Sache hat ihre komische, sie hat aber auch ihre ernste Seite. Weniger darum, daß Hr. O. F. Gruppe damit auftritt und noch einmal in nuce uns vorträgt, was in seinem Antäus und in seinem Wendepunct der Philosophie ebenso wenig Glück und Eindruck machen wollte, wie seine übrigen Schriften, als vielmehr darum, daß diese Ansicht der Dinge jetzt politisch einen so guten Klang hat, daß sie sich bereits den Sieg über das, „was wirklich und vernünftig" ist, zuschreibt. Sollen wir dulden, daß man mit dem Heiligsten, was der Mensch besitzt, daß man mit der Vernunft sein Spiel treibt? Dürfen wir es ruhig mit ansehen, daß Menschen, welche den Gedanken, und seine tiefste Arbeit, die er bisher vollbracht, mit Füßen treten, der Welt weiß machen wollen, sie dächten noch? „Wie ein Trunkner wohl sich für nüchtern und alle Andern für berauscht hält" (S. 18), so stellen sie die Philosophie statt ihrer als sophistisch und trügerisch dar. Welch ein Unternehmen! und welch eine liebenswürdige Aussicht für die Deutschen, diese Narren, wenn sie plötzlich all den Kram der Philosophie los wären und „Franzosen" würden!

Es ist klar, wer die Consequenz des Gedankens, wer die geschichtliche Entwicklung des Menschengeistes läugnet, der muß auch in der Wissenschaft nur Willkürlichkeiten, Zufälligkeiten, Gemachtes erblicken. Ein solcher objectivirt sich seine eigne Unfähigkeit in der Geschichte und was er nicht begreifen kann, nennt er absolut unbegreiflich. Wo

seine Augen zu blöde sind, den Zusammenhang zu erblicken, da, glaubt er, sei für den denkenden Menschen überhaupt nichts Zusammenhängendes. Er sieht nicht, daß bei solcher Betrachtungsweise die subjective Willkür und der Egoismus der Beschränktheit allein auf seiner Seite ist; er merkt es nicht, daß er seine Schwachheit der Geschichte, seine Unfähigkeit der Menschheit im Ganzen und Großen aufbürdet. Solche Art ist bequem. Wie sie mit der ganzen Geschichte und namentlich der Geschichte der Philosophie fertig wird, so noch viel leichter mit der Philosophie in ihrer neuesten Entwicklung, und je weniger sie selbst sich geltend machen konnte, um so mehr gereicht es ihr zur Gnugthuung, in den Bestrebungen eines Bauer, eines Feuerbach Producte des subjectiven Behagens und der Skandalsucht zu finden. „In der That," sagt Hr. Gruppe (S. 38), „Bauer's Buch macht auf mich den Eindruck, daß der Verfasser sich foltert, etwas zu erreichen, das ihm doch nicht gelingen will, nämlich in aller Eile eine neue Ansicht zu Tage zu bringen." Hr. Gruppe weiß aus Erfahrung, wie schwer dies ist, selbst wenn Hr. Lachmann und andre Gelehrte vorher schon „nicht ungünstig" von seinen neuen Ansichten geurtheilt haben. Hr. Gruppe spricht sehr officiell, und doch kann er unmöglich officiell sein. Nähmen wir seine Argumentation so, alsdann müßten wir sagen: Man ist auf die Sache aufmerksam geworden; man hat Schritte dagegen gethan. Indem man sich aber gegen sie wandte, indem man ihr einen gewissen Wirkungskreis entzog, erkannte man ihr doch auch eine gewisse Macht und Wirksamkeit zu. Gegen diese letztre Consequenz des eignen Verfahrens möchte man sich nun wieder verwahren. Man möchte nun, nachdem gegen Bauer eingeschritten ist, nachweisen, daß die ganze Sache im Grunde nicht des Aufhebens werth war, das man davon machte. Man möchte beweisen, daß Bauer im Grunde „nichts Neues", nichts Wichtiges, nichts Großes gelehrt und bewiesen habe, man möchte nun die Sache so unbedeutend wie möglich machen. Und man bedenkt nicht, daß man hiedurch sich selbst widerlegt, sich selbst widerspricht. War die Sache so unbedeutend, warum habt ihr sie bedeutend gemacht? Und war sie früher bedeutend, warum soll sie es jetzt nicht mehr sein? —

Wahrlich, diejenigen, welche die Bauersche Angelegenheit jetzt so darstellen möchten, thun der Regierung keinen Gefallen. Nein, sie setzen sie und ihre Staatsweisheit nur damit herab. „Warum habt ihr so viel Geschrei gemacht um eine Sache, die, zufällig entstanden, auch eben darum der Zufälligkeit, nicht den Gesetzen anheimfallen mußte? Warum habt ihr die Sache nicht ihren Gang gehen lassen? Ihr habt sie erst wichtig gemacht, ihr erst zu Ansehen verholfen." Das liegt in den Ansichten solcher Leute. Aber sie meinen es nicht einmal hiemit ernst, sie möchten sich vielmehr nur in ihrer Furcht und Herzensangst etwas vorgaukeln, und aus dem Riesen, den sie vor sich sehen, eine Windmühle machen.

Wenn Bauer also im Grunde nichts Neues sagt, kein gewaltiges Princip durchzuführen strebt, was ist es denn, was die Aufmerksamkeit der Regierung auf ihn gelenkt hat?

Da glaubt nun Hr. Gruppe der Regierung einen recht großen Dienst zu erweisen, wenn er den Anlaß zu dem Verfahren gegen Bauer ganz auf die Seite des Letztern schiebt. „Bauer hat aber auch selbst seine Schrift über die Synoptiker dem geistlichen Ministerium eingereicht, dieses also ausdrücklich veranlaßt und genöthigt, nähere Kenntniß von der Richtung seiner Bestrebungen zu nehmen." Da haben wir's; die Regierung hätte gern die Sache ignorirt; aber hat nicht Bauer selbst muthwilliger Weise zu einem Einschreiten gegen ihn provocirt und gezwungen? Also „Carnikel hat angefangen!" In was für ein Licht stellt Herr Gruppe nun wieder hiedurch die Regierung? War es nicht vielmehr Pflicht derselben, von vornherein die Fortschritte, welche die neuere Wissenschaft mit Bauer machte, zu beobachten und genau zu verfolgen? Doch — trotz alle dem — es bleibt dabei: Bauer ist allein schuld, Bauer hat selber die Regierung gegen sich ins Feld gerufen.

Wenn dies der erste Grund sein soll, wodurch Herr Gruppe die Regierung rechtfertigt, so spricht er hier eher eine Anklage derselben aus. Wie es natürlich ist, daß er sich in seiner beschränkten und gewöhnlichen Ansicht nicht wohl fühlt und sie gern noch von einem Andern getheilt sähe, so will er sie hier der Regierung in die Schuhe schieben. Wenn die Regierung ihn berücksichtigt, so hat sie wahrlich mehr seinen guten Willen als seine Gewandtheit zu belohnen.

Giebt nun Hr. Gruppe zu, daß in Bauer's Schriften, die er „unklugerweise" selber dem Ministerium einreichte, Grund gnug gewesen sei, um ihn, in einem christlichen Staate wenigstens, vom akademischen Lehrstuhle zu verbannen, so erlaubt ihm sein Gewissen nicht, auf lange hin in der Bauerschen Richtung allein diesen Grund zu erkennen. Nein, er quält sich ab, um die persönliche Stimmung Bauer's als eine solche darzustellen, die fürs erste des Mitleidens werth sei, dann aber auch ihn unfähig mache, um länger vom Katheder herab zu dociren. Ja Herr Gruppe möchte der Regierung auch gern das Verdienst rauben, eine gefährliche Lehre von den Universitäten vertrieben zu haben; vielmehr möchte er auch hier ganz und gar die Schuld, die Initiative, eine freiwillige Entsagung auf Seiten Bauer's finden.

Also erstens: Mitleiden verdient Bauer!

Welch ein Phänomen, wenn auf einen Mann, der in dem Feuer der Begeistrung sein ganzes Selbst seiner Sache opfert, der jeden Makel, welchen man der reinen und freien Wissenschaft ankleben möchte und angeklebt hat, mit ener=

gischem Eifer zerstört, der aber auch seiner gerechten Entrüstung Worte leiht, wenn, sage ich, auf einen solchen Mann von kleinen schwachen Seelen hingewiesen und ausgerufen wird: „Der Arme! Er tobt! Er ist sein selbst nicht mächtig!" Ihr, die ihr nichts von der Nothwendigkeit dieser Entwicklung begreift, ihr könnt freilich auch nicht den Eifer für sie begreifen. Für euch ist jede Hingebung, jede Aufopfrung Raserei, weil ihr nur immer euer eigen schwaches Ich vor Augen habt. Stürmt Jemand muthig in die Schlacht, so ruft ihr: Haltet ihn, er rast. Brennt es und eilt Jemand zu retten, so sagt ihr: Der Thörichte, er wird sich verbrennen. Leonidas ist euch ein Tollkopf, Sokrates ein Schwärmer.

Soll ich nun noch davon sprechen, daß diese Leute Bauer'n für unfähig erklären zu dociren, weil er für seine Sache begeistert ist? Weil er nicht in den gewöhnlichern Schlendrian und in die Redeweise einer hochgelahrten hochwohlweisen Perücke einstimmt? Weil er offen darlegt, was ist und wie es ist, und weil er nicht bemäntelt? Weil der die Jugend fortreißen, begeistern, erheben könnte? Weil er, wäre er ein Docent, wie Herr Gruppe hoffentlich bald einer sein wird, nur „anregen, nicht aufregen" müßte? Nein, die Sache ist nicht werth, um noch mehr Worte darüber zu verlieren.

Es kommt nun ein Grund, den man wegen seiner Allgemeinheit und Wohlfeilheit mit Sir John einen wahren Brombeerengrund nennen könnte. „Bruno Bauer, sagt er S. 22, befindet sich in einer Verfassung, welche ihn nicht zum Theologen eignet, und wenn er von Außen her erst darauf hat aufmerksam gemacht werden müssen, so kann er sich wenigstens hinterdrein über nichts beklagen, er, der sich ja selbst so förmlich von der Theologie losgesagt, der sich benimmt, als schäme er sich des Namens eines Theologen."

Es ist wahr, diese Behauptung, daß Bauer ja selbst und von freien Stücken dem Charakter eines Theologen entsagt habe, ist auch schon von andern Seiten her aufgestellt worden. Sehen wir jetzt, was es damit auf sich hat. Bauer befindet sich, das ist bekannt, im Kampfe mit der Theologie, die eben nichts sein will als Theologie. Er weist ihr ihre Beschränktheit nach und bemüht sich, sie aus derselben herauszureißen. Nun ist freilich gewiß, daß er sie gerade hiedurch ihres Wesens beraubt, und daß er sie, indem er sie über sich selbst hebt, aufhebt. Es ist gewiß, daß er nicht bloß auf eine Reinigung, nein, daß er auf die Auflösung der Theologie hinarbeitet. Und doch, so widersprechend es scheint, er ist und bleibt Theologe und eines theologischen Lehrstuhls würdig. Und er ist Theologe, weil er noch kämpft, er ist Theologe, so lange, als er die Theologie noch nicht überwunden hat. Gerade der Kampf ist es, der ihn an die Theologie fesselt; denn der Kampf ist noch nicht Sieg. Sagt ihr, er sei kein Theologe mehr, so zeugt ihr wider euch selbst. Denn ihr behauptet hiemit, Bauer habe wirklich gesiegt und es gäbe keine Theologie mehr. Doch er widerlegt euch ja alle Tage, denn alle Tage bekämpft er die Theologie. Wer die Theologie bekämpfen kann, der muß die Theologie sehr genau kennen, und wer sie kennt, der ist Theologe und verdient es zu sein. Hr. Gruppe bekämpft die ganze Philosophie, sagt sich Hr. Gruppe damit von der Philosophie los? Ja, würde er nicht, je entschiedner ihm dieser Kampf glückte (sei es auch nur so weit, daß er damit eine Beachtung, wie nach seiner Meinung Bauer in der Theologie erlangte), um so entschiedner ein Philosoph und eines philosopischen Lehrstuhls würdig sein? Die Wahrheit — wer sie auch bringt und wen er auch damit niederwirft — ist gnug, um den Menschen zu einem Professor zu machen.

Der Grund aber, welcher Hrn. Gruppe's ganzer Argumentation die Krone aufsetzt, und welcher würdig ist, in meiner Darlegung den Schlußstein zu bilden, ist folgender: „Bauer's wissenschaftlicher Standpunct ist ein unsittlicher."

Beweis: Bauer hat einen Aufsatz verfaßt mit der Ueberschrift: „Theologische Schamlosigkeiten." Hier beehrt er seine Collegen mit den Beiwörtern: „schamlos, frech;" mit den verbindlichen Ausdrücken „Thorheit, Narrheit" ist er nicht sparsam. Er schließt seinen Aufsatz mit den Worten: „Die Schamlosigkeiten, die der moderne Glaube begeht, sind zahllos. In Schriften, in Katheder- und Kanzelvorträgen, in Zeitungen, politischen und Kirchenzeitungen, überall wo nur der Glaube reden und schreiben kann, werden die Schamlosigkeiten zu Tausenden begangen" (S. 12 u. 13). Bauer also, sagt Hr. Gruppe, tobt. „Außerdem, heißt es weiter, behandelt er in seinen „„Synoptikern"" alle bisherige Theologie, als ob es in ihrem Begriffe läge, mit der Wahrheit im Widerspruch und mit der Unwahrheit im Bunde zu sein. Er kennt in seinem Innern nichts, das ihn abhielte, der heiligen Schriftsteller selbst mehr zu schonen, als der Theologen, ja er rechnet es sich recht eigentlich zum Verdienst, ihre Heiligkeit nicht zu respectiren. Daß er gegen sie fast fortwährend ironisirt, ist dabei noch das Wenigste" (S. 14). Dies sei doch gegen allen „Anstand."

Die Anklage der Unsittlichkeit steht da. Werden wir mit derselben Freiheit die Anklage widerlegen dürfen, wie sie keck und ungescheut erhoben ist? Wir glauben es nicht. So sei es uns wenigstens vergönnt, Hrn. Gruppe einige Fragen vorzulegen.

Hr. Gruppe mag auf diese Fragen immerhin mit ja antworten. Er hat sich schon durch so viele Behauptungen bloßgestellt, daß ein ja oder nein weniger ihm nicht mehr schaden noch nützen kann.

Wir fragen ihn also: Sind denn die Theologen, bei

denen ja die menschliche Schwäche ein Hauptdogma ist, gegen diese Schwäche sicher? Ist es ein Verbrechen, einen Theologen, nur weil er ein Theologe ist, in seinem Wesen zu charakterisiren? Wenn ich meine Behauptung durch wissenschaftliche Gründe unterstütze und nicht aus der Luft greife, so kann nur der Feind der Wahrheit es wagen, mich zu tadeln.

Nicht gegen meine Behauptung hast du dich zu wenden, sondern gegen meinen Beweis, gegen meine Gründe. Eine Behauptung an und für sich ist weder sittlich, noch unsittlich; auf die Gründe kommt es an, in denen sie ihre Stütze findet.

Doch ich höre schon, wie Hr. Gruppe uns zuruft: „der Anstand, meine Herren, der Anstand!" — Die Wissenschaft steht nicht unter den Gesetzen des Anstandes. Sie sucht und thut nicht, was uns und Andern ansteht, sondern was die Natur der Sache mit sich bringt. Ihre Gesetze sind nicht die Gesetze der Rücksicht, sondern die rücksichtslosen Gesetze der Vernunft.

Noch eine Merkwürdigkeit! Schleiermacher ist jetzt der Zauberkönig, der Philosoph und Christ zugleich gewesen. Hr. Gruppe weiß das. Hr. Gruppe hatte also neben der Absicht, die kritische Richtung Bauer's zu verdammen, gelegentlich auch die, Schleiermacher gegen den Vorwurf zu rechtfertigen, daß er es sei, welcher zu der ganzen neuern Kritik den Anlaß gegeben habe. In seiner Absicht lag also doch die Voraussetzung, Bauer als eine wichtige, selbständige Macht anzuerkennen. Und zu welchem Resultat gelangt er? Er erklärt, die Resultate der Bauerschen Kritik seien nichts Neues, nichts Selbständiges. „Er macht sich selbst einen Schatten zurecht, um ihn desto leichter überwinden zu können." Ja, die Anhänglichkeit an seinen Helden, Schleiermacher, ist so groß, daß er ihm sogar die gefährliche Ehre zu Theil werden und Bauer's Resultate nun doch theilweis aus der Schleiermacherschen Kritik hervorgehen läßt. So kommt er an einem ganz andern Ziel an, als er gewollt. Wie können wir aber auch verlangen, daß er logisch fortschreiten soll, er, der die Logik des Gedankens nicht anerkennt!

Ja, es liegt in dem Wesen dieser Herren, sich fortwährend in Widersprüche, in die trivialsten Widersprüche zu verwickeln. Sie, die ewig auf der Flucht sind vor ihrer eignen Beschränktheit, können zu keinem feststehenden Ziele gelangen. Mit Allem, was sie zu sprechen wagen, sitzen sie über sich selber zu Gericht, sprechen sie selbst ihr Urtheil aus. Und wir brauchen nur dieser Tragikomödie zuzusehen, wir brauchen nur „in aller Seelenruhe" dies Spiel vor unsren Augen sich abwickeln lassen, um die Nichtigkeit desselben uns und dem Publicum deutlich zu machen. Man höre, welche Ansicht von der Lehrfreiheit Herr Gruppe aufstellt.

Hr. Gruppe hütet sich wohl, das Wort Lehrfreiheit in den Mund zu nehmen, er spricht von „akademischer Lehrfähigkeit"; und sagt: „nur diese ist es, welche Bauer entzogen worden." Nur!

Außerdem war er „nur" Privatdocent. Der Privatdocent steht aber unter Aufsicht seiner Facultät. Was war daher natürlicher, als „daß die bonner Facultät darauf antragen konnte, den Privatdocenten Bauer in der weitern Ausübung der licentia docendi zu hindern!"

Das ist doch noch eine ächte Logik, eine Logik, welche die Restauration der Wissenschaften bewirken wird. Es soll untersucht werden, ob ein akademischer Docent, gleichviel welchen Ranges, in seiner Lehrfreiheit angetastet werden darf, und man beweist es daraus, daß es wirklich geschehen sei. Hrn. Gruppe's Schluß ist ungefähr folgender: die Polizei beaufsichtigt und beschützt den Bürger, was ist daher natürlicher, als daß sie täglich nach Belieben aufgreift und einsteckt, wen sie will!

Es sei aber auch, meint Hr. Gruppe, ein gar zu kitzlich Ding mit dem Docententhum auf Universitäten. Man dürfe doch die „Hilflosigkeit" der armen studirenden Jugend nicht der Möglichkeit von allerhand Irrthümern aussetzen. Die Jugend, diese Kinder von 20—22 Jahren können doch unmöglich selbst urtheilen, was Nahrung gebe und was Spreu sei, was Arznei und was Gift. Also recht bevormunden! und die Wahrheit compact, wo möglich in einem Compendium geben! Auch müsse der Staat für die Kirche sorgen und dazu seien die Universitäten. Wir hätten eine Medicinalpolizei, welche Aerzte und Apotheker prüft und controlirt, und wir sollten nicht gern auch eine Polizei haben, welche die jungen Theologen ihrer Aufsicht unterwirft? „Nein, die Jugend selbst kann nicht die Entscheidung haben, was ihr dient, ihr kann nicht die unbedingte Wahl anheimgegeben sein über das, was ihr gefährlich und was ihr heilsam ist, ebenso wenig, als bei ihr allein oder auch nur hauptsächlich die Entscheidung über den Werth ihrer Lehrer liegen kann." Es sei gewiß eine wesentliche Eigenschaft eines guten Docenten, daß er erwärme, Theilnahme erwecke, anrege, aber er dürfe nicht aufregen. (Sie sollen, wie jene Königsberger verlangten, zeugen ohne „zu straucheln".)

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 175. **25. Juli.** **1842.**

Gruppe „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit."

(Schluß.)

Heftige Polemik, Antastung und Verdächtigung dessen, was ehrwürdig und heilig ist, wäre für jeden Lehrer der akademischen Jugend unverzeihlich, dem Theologen aber lägen hier noch strengre Pflichten ob. „Wenn nun schon einander entgegen stehende und sich bekämpfende philosophische Lehrmeinungen auf einer und derselben Universität ein Umstand sind, der nur bei der größten Vorsicht und Haltung der Lehrenden mehr ersprießlich als schädlich sein wird, so wäre ein solcher Fall in theologischen Dingen gewiß noch zartrer Natur, und Alles fehlt daran, daß wir die Vollständigkeit der sich widerstrebenden Ansichten für eine Vollkommenheit in der Besetzung einer theologischen Facultät zu halten hätten, in der falschen Hoffnung, daß die Extreme in den Gemüthern der Studirenden schon von selbst eine Ausgleichung finden würden. An eine Neutralisation solcher Art zu glauben, wäre wohl gewagt, während nur allzu sicher ist, was hiedurch verloren geht: die Würde der Wissenschaft und die Pietät der Gemüther." (S. 4—11.)

Krummacher sagt, es gebe Behauptungen, die mit keinen Gründen und Antworten, sondern schlechterdings mit einem „Pfui" und „Bah" abgewiesen werden, es gebe Fragen, die nur durch Gelächter gehoben werden müßten.

Aristoteles, der blinde Heide, sagt, es gebe Behauptungen, die nur durch Ruthenstreiche widerlegt werden könnten.

Hr. Gruppe sagt: „In der That, man sollte solche Ansichten gar nicht für möglich halten."

Wenn Hr. Gruppe auf Grund seiner Auseinandersetzung beweisen will, daß Bauer vom akademischen Lehrstuhle verbannt werden mußte, so liegt in seinen Behauptungen die traurige Folgrung, daß Bauer in Bonn nicht zu dulden war, weil er die Wahrheit suchte und sagte. Denn Herr Gruppe, um die Fähigkeit eines Docenten zum Lehren zu begründen, geht nirgends von der Wahrheitsliebe und Wissenschaftlichkeit desselben aus, sondern es sind kleinliche Rücksichten und Nebenbeziehungen, aus denen er die Bedingungen für die Lehrfähigkeit herleitet. Die jungen, lieben Kinderchen sollen vor jeder Zugluft geschützt werden, indem man ihnen von Außen her giebt und anzeigt, was sie als Wahrheit in sich aufzunehmen haben. Es liegt aber im Wesen der Wahrheit, nicht durch äußre Autorität, sondern in und durch sich selbst begründet zu werden. Die Jugend würde, wenn ihr durch Staatsgewalt angewiesen würde, was sie zu lernen habe, wenn die Lehrstühle durch Autorität einseitig besetzt würden, nicht die Wahrheit lernen; sie würde vielmehr einzig und allein dahin gelangen, daß ihre Köpfe mit trocknem, geisttödtendem Wissenskram angefüllt würden. In der That, eine Einrichtung, wie sie Herr Gruppe meint, würde den Verfall aller Wissenschaft herbeiführen, wenn sie auch gewissen Leuten lieb sein sollte, welche es gern sehen, daß die Geister nach einer steifen Uniform zugeschnitten und für ein unerquickliches Exercitium eingeschult würden. Ja, es wäre freilich schön, wenn es irgend eine Macht gäbe, welche unbedingt und mit Wahrheit über die Wahrheit aburtheilen könnte. Aber ist Jemand unfehlbar? Und ist nicht die Wahrheit, die Wissenschaft ihre eigne, einzig legitime und unfehlbare Richterin? Man lasse sie daher in ihrer Freiheit und sie wird am besten dahin gelangen, wohin sie gelangen soll.

Hiedurch allein kann „die Wissenschaft und die Pietät des Gemüthes" in ihrer Würde erhalten werden. Im entgegengesetzten Falle ginge sie unbedingt verloren.

Für die Wissenschaft giebt es nichts Heiliges, als sie selber. Was heißt das also: „Antastung des Heiligsten." Ist nicht die wissenschaftliche Kritik die heiligste Beschäftigung, gerade weil sie wissenschaftlich und selbständig ist, und weil sie die Freiheit des Geistes aufrecht erhält?

Hr. Gruppe ist es daher, welcher das Heiligste antastet und verspottet, wenn er verlangt, daß die Kritik vor irgend etwas Scheu haben soll, als vor sich selber. —

„Der Schreibende", sagt Herr Gruppe, „hat nie einer Partei gedient, und er steht auch hier unter keinem Einfluß. Hoffentlich wird die Schrift selbst diesen Eindruck nicht verfehlen, und sicher wird es mißlingen, ihr niedrige Motive unterzuschieben — womit die bekämpfte Partei immer so freigebig ist."

Wir wollen es ihm recht gern zugestehen; seine Schrift „verfehlt den Eindruck nicht", daß es nur Herr Gruppe ist, der sich hier ausspricht. Wir wollen Herrn Gruppe recht gern den Ruhm lassen, daß er nur unter den „niedrigen Motiven" und unter dem Einflusse seiner eignen Geistesan=

lagen geschrieben hat und daß er, wie er mit Emphase sagt, keiner Partei angehört, also selbst und allein seine Partei ausmacht.

Dr. Radge.

Heemskerk's Seezug nach Gibraltar. Gedicht von Mr. A. Bogaers, aus dem Niederländischen übertragen von F. W. v. Mauvillon. 96 S. Rotterdam 1842. Baedeker.

Obgleich die holländische Gesellschaft für schöne Künste und Wissenschaften dem Original dieses epischen Gedichtes (De togt van Heemskerk naar Gibraltar etc. 1837) schon vor fünf Jahren den auf die gelungenste poetische Behandlung eines Stoffes aus der vaterländischen Geschichte ausgesetzten Preis zuerkannte, können wir es doch als eine neue Erscheinung begrüßen, da es, bei der dürftigen Pflege der niederländischen Litteratur im Auslande, wohl dem größten Theile des deutschen Lesepublicums erst durch diese Uebertragung zugänglich wird. Daß dies niederländische Epos selbst in dem übersetzungslustigen Deutschland nicht so schnellfertige Uebersetzer fand, als die englischen und französischen Romane von Bulwer, Boz, Balzac rc., wovon, wie durch Taschenspielerkunst, die deutschen Uebersetzungen zu gleicher Zeit mit dem Original zu erscheinen pflegen, ist aus innern und äußern Gründen leicht erklärlich.

Das auch bei uns lange gehegte Vorurtheil, als sei die niederländische Sprache eine durchaus unpoetische, ist in neuerer Zeit durch die glänzenden Erfolge eines Bilderdyk, der beiden Lennep und mancher Andern siegreich widerlegt worden, wie denn auch der Sänger Heemskerk's schon in seiner „Jochebed" einen Beweis mehr lieferte, daß das kluge rührige Volk der Dünen bei der Vertheilung germanischen Dichtergeistes mit Nichten leer ausgegangen, daß bei ihm der, freilich vorzugsweise gepflegte Dienst Plutus' und Mercur's den Musen nicht alle Priester und Verehrer entzogen hat, ohne übrigens mit letztern die alten gelehrten Perücken von Leyden und Utrecht, die sich zwar par excellence dafür ausgaben, zu vermengen.

Sicher verdient die Verherrlichung einer glänzenden Waffenthat aus der Heldenzeit des Vaterlandes eine glücklichere Wahl genannt zu werden, als die Bearbeitung jenes alttestamentlichen Stoffes, und dürfen wir den öffentlichen Berichten glauben, so bewies nicht nur der, dem Dichter zuerkannte Preis, sondern noch mehr der enthusiastische Beifall, womit sein Werk vom Volke aufgenommen wurde, daß er seine Aufgabe würdig gelöst, und zugleich, daß die heutigen Niederländer keineswegs für den Heldenkampf und Ruhm ihrer Ahnen so unempfindlich und gegen die Güter, für deren Erringung und Bewahrung jene stritten, so gleichgiltig geworden sind, als die meisten ihrer östlichen Nachbarn und Stammgenossen glauben. Daß zu dem Anklange, den Bogaers' Gedicht bei seinen Landsleuten fand, neben dem innern poetischen Werth der im Ruhme der tapfern Väter sich freudig spiegelnde Patriotismus der Niederländer, so wie ihre genaue Bekanntschaft mit allen Einzelnheiten ihres Befreiungskampfes nicht wenig beigetragen, ist eben so unzweifelhaft, als es wahrscheinlich ist, daß, wenn nicht seiner Anerkennung, doch seiner Popularität im Auslande die Unkenntniß eben jener Details sehr im Wege stehen dürfte. Wenn es z. B. S. 12 nach der Aufzählung der Verdienste mehrerer holländischer Seehelden jener Zeit, wie Spilberg, Padburgh, Lambrecht, Harpert, zuletzt heißt:

> Auch Wouters, Janssen und de Lange,
> Verhoeven, Evertsen und Bras,
> Nebst Seelands Helden Alteras,
> Und hundert Andere, schon lange
> Bekannt durch ihre Tapferkeit,
> Erschienen zu der Fahrt bereit,

so sind das unstreitig Namen, die, wie einst jene der Homerischen Helden bei den alten Hellenen, in dem Herzen des mit der Geschichte seines Landes innig vertrauten Niederländers eine Menge erhebender, patriotischer Reminiscenzen wecken und schon dadurch in seinem Ohre poetischen Klang haben, für den ausländischen Leser aber sind es eben nur Namen, bei denen er sich nicht viel denken kann, die ihn mindestens kalt lassen, bei deren bloßem Klange nicht sein Auge leuchtet und die Brust stolzer sich hebt, wie bei den Enkeln der Gefeierten, und über die ihm erst des Uebersetzers erläuternde Anmerkung nachträglich nothdürftige Auskunft verschafft.

Die ganze hier besungne Unternehmung selbst, die Zerstörung der spanischen Silberflotte vor Gibraltar im Jahre 1607, gehört nicht zu den allgemein bekanntern Episoden des niederländischen Befreiungskampfes, wie sehr sie immer als eine der kühnsten und glorreichsten Offensivmaßregeln des jungen Freistaates gegen seine ehemaligen Tyrannen beachtet zu werden verdient, die eben durch jene entscheidende Niederlage von fernern Versuchen, den anfangs verachteten Feinden von Neuem das Joch überzuwerfen, abgeschreckt und zu der thatsächlichen, wenn auch noch nicht formellen Anerkennung der niederländischen Unabhängigkeit in dem zwei Jahre später abgeschloßnen Bestand bewogen wurden.

Schon die Geschichte verlieh Jakob Heemskerk's blutigen Lorbeern die höchste poetische Weihe, denn der Heldentod des Feldherrn in siegreicher Schlacht ist, zumal wenn er für seines Volkes Freiheit kämpfte und fiel, an sich schon die herrlichste Poesie, die durch die Zuthat poetischer Fictionen schwerlich gewinnen kann. Der niederländische Dichter hat daher wohlgethan, die Thaten und den Fall seines Hel-

den zwar mit der vollen Gluth patriotischer Begeistrung, doch ohne sogenannte „poetische Ausschmückungen", die sich in historischen Gedichten nur zu oft als höchst unpoetische Entstellungen ausweisen, in einfach edler Weise zu besingen. Weder Götter, wie die alten, noch allegorische Personen, wie einige der neuern Epiker, mischt er ins Spiel, sondern hält mit Recht Niederlands Triumph durch die Gerechtigkeit seiner Sache, die Tapferkeit seiner Söhne und den Uebermuth seiner Feinde für hinlänglich motivirt.

Der Zweck des Gedichtes ist nicht, zu unterhalten und zu spannen, sondern zu erbauen und zu veredeln, die Begeistrung für Vaterland und Freiheit, Beides durch der Ahnen Muth und Blut errungen, in den Herzen der Niederländer zu wecken oder neu zu beleben, das Bewußtsein seiner Kraft und seines Werthes im Volke zu erhöhen. Man erwarte demnach keine künstlichen Verwicklungen, keine anziehenden Episoden oder gar üppige Liebesgeschichten, wie bei Tasso's, Camoens' und Voltaire's Helden. Männlicher Ernst, oft zu kriegerischer Begeistrung sich steigernd, ist der würdig gehaltne Grundton des Heemskerk-Liedes, in welchem auch, was die äußre Form betrifft, die kräftig gedrungnen vierfüßigen Jamben mit zwanglos wechselnden Reimen dem häufig ans Lyrische streifenden Inhalt besser entsprechen, als sich die bei uns für die epische Dichtungsart gebräuchlichen Metra, der Herameter, der Nibelungenvers oder die Octave, dafür eignen würden.

Der höchst einfache Gang der Erzählung ist, wie gesagt, durch die Geschichte streng vorgezeichnet.

An einem sonnigen Abende, zu dessen poetischer Umschreibung Eos und der Sohn Latonens nicht eben hätten in Requisition gesetzt werden sollen, läßt der Dichter im Angesicht der Küste Portugals eine Flotte erscheinen.

> Es ist, als stiege aus den Wellen,
> Mit Fahnen, Zelt und Kriegestroß,
> Ein Eiland dort vor Cintra's Schloß.
> Woher dies mächt'ge Wasserheer,
> So kühn sich lagernd auf dem Meer?
> Sind's Spaniens hohe Gallionen,
> Die schwarz an fremder Küsten Strand
> Schier von der Sonne Gluth verbrannt,
> Begrüßend laut ihr Vaterland,
> Anschwimmen aus entfernten Zonen?
> Und die von Auf- und Niedergang
> Der Welt Tribut mit Siegsgesang
> In Gold und feinen Perlenschnüren,
> In Spezerei und Elfenbein,
> In Silber, Weihrauch, Edelstein
> Hin nach dem frohen Tajo führen? —
> Nein, diese Flotte, die ihr sehet,
> Sie wird euch keine Schätze bringen,
> Sie kommt, euch, Spanier, zu bezwingen,
> Sie kommt, das Racheschwert zu schwingen;
> Der Geusen Flagge ist's, die wehet.

Durch einen Rückblick auf den damaligen Stand des Krieges wird das Erscheinen der holländischen Schiffe auf so fernen Meeren erklärt. Durch vierzigjährigen, wechselvollen, aber meist siegreichen Kampf ist es den Niederländern nicht gelungen, den Stolz des Spanierkönigs zu beugen, ihn zur Verzichtleistung auf seine, durch blutige Tyrannei verwirkte Herrschaft über Niederland zu bewegen, da beschließen die Staaten, durch einen kühnen Angriff auf seine Armada an den Küsten Spaniens selbst die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit zu erzwingen. Die Flotte wird in Bereitschaft gesetzt, die ersten Krieger und Seeleute Hollands schließen sich dem Zuge an, da es aber gilt, einen Führer zu ernennen, wird mit einstimmiger Begeistrung Jakob Heemskerk dazu erkoren, jener vielfach erprobte Seeheld von Amsterdam, bekannt durch die merkwürdige, drangsalvolle Ueberwinterung auf Nova Zembla bei der (damals freilich mißlungnen) Aufsuchung einer nördlichen Durchfahrt nach Indien, so wie durch die spanischen Gallionen, die er auf dem Ocean, durch die Schätze, die er in Indien für sein Vaterland erbeutet.

> Den Zaubergarten Indiens schmückt
> Der Goldbaum, von dem Spaniens Drachen
> Den Geusen abzuwehren wachen,
> Der aber trotz den feur'gen Rachen
> Vom Baume manchen Apfel pflückt.

Um Heemskerk's Patriotismus in ein desto glänzendres Licht zu stellen, berichtet der Dichter, auch hierin der historischen Ueberliefrung folgend, wie ein grausames Geschick ihm das geliebte Weib, das einzige Kind entrissen, wie er aber auf des Vaterlandes Ruf alsbald den eignen Schmerz vergißt. Heemskerk's bei dieser Gelegenheit mitgetheiltes zweimaliges Gebet, erst um „ein holdes Weib", dann um das Glück der Vaterfreude mag fromm und gut gemeint sein, poetisch aber können wir es nicht finden, so wenig wie sein Glück „ohne Grenzen", als er und seine Geliebte „im Hochzeitschmucke glänzen." Inwieweit diese Unpoesie, so wie manche andre matte Ausdrücke, wovon wir schon im Anfange eine Probe anführten, auf Rechnung des Dichters oder auf die des Uebersetzers zu schreiben, läßt sich in Ermanglung des uns nicht zu Gebot stehenden Originals nicht entscheiden. Wahrhaft männlich und deßhalb schön, wenn auch nicht neu, sind dagegen Heemskerk's gleichfalls historisch verbürgte Worte, womit er aus seinem Trübsinn auffährt:

> — Ja, du mein Land
> Sollst lebend oder todt mir danken.

Und nicht minder tief empfunden seine freudige Todesahnung bei der Uebernahme der Feldherrnwürde:

> Es schien, als ob ein Freudenstrahl
> Ihm röthete die bleichen Wangen.
> Wie kam's, daß jetzt zum erstenmal
> Aus seinen Augen Blitze drangen?
> War's Todes- oder Siegsgefühl?

War's Hoffnung, in dem Schlachtgewühl
Als Sieger für sein Volk zu fallen,
Und dann vereint vor Gottes Throne
Mit dem geliebten Weib und Sohne,
Im Chor der Engel auch zu wallen?

Die Flotte wird eine Zeit lang durch widrige Winde auf der Rhede zurückgehalten, bis endlich ein günstiger Ost sie auf das hohe Meer führt. Sie durchschifft den Kanal und begrüßt bei der Insel Wight „der Fahne Englands bunte Schlippe", welche — es war zur Zeit Jakob's I. — „mit Neid" auf den Löwen Niederlands blickt — ein Verhältniß, das sich, nachdem es anderthalb Jahrhunderte umgekehrt war, so paradox dies noch klingen mag, mit der Zeit wenigstens in Indien erneuern dürfte. Sicher ist der mit jedem Jahre wachsende Flor der den Holländern dort gebliebnen Colonien kein Gegenstand freudiger Theilnahme für das hochherzige Britannien, welches vor 28 Jahren den alten Nebenbuhlern und Bundesgenossen zum Ersatz für die ihnen geraubten überseeischen Besitzungen die Vereinigung mit Belgien garantirte und sechzehn Jahre später die Lossagung eben dieses Belgien von den Niederlanden zuerst gut hieß. —

Nachdem Heemskerk's Flotte Cap Finisterre umsegelt, gelangt sie zu den Barlingsinseln der Küste Portugals gegenüber.

Hier ward, wer nie die Fahrt gethan,
Ihn einzuweihn im Seemanns-Kreise,
Nach altem Brauch bei jeder Reise,
Mit Jubel auf gewohnte Weise
Getaufet in dem Ocean.
Indeß die Feuertaufe wird
Sie bald zu höhern Ehren weihen,
Wenn durch der kühnen Kämpfer Reihen
Die Kugel zischt, das Eisen klirrt.

Jedoch findet die Kampflust der niederländischen Helden an den Gestaden des einst ihrem Volke befreundeten, jetzt aber unter Spaniens Zwingherrschaft seufzenden Portugal noch nicht die gehoffte Befriedigung. Vor dem Felsenschlosse Cintra liegt die Flotte vor Anker, doch vergebens späht der Admiral nach der hier erwarteten Armada des Feindes. Da nahet im Nebel der Nacht ein Boot. Dickson, ein Britte, den Heemskerk auf Kundschaft voraus und den Tajo hinauf gesandt hat, betritt in Begleitung eines als Laienbruder vermummten Alten den Aeolus, das holländische Admiralschiff. Von diesem Greise, einem heimlichen Juden, der nicht um Sold, sondern aus Rachsucht gegen seine Glaubenstyrannen Spanien verräth, vernimmt der Held voll Unmuth über die Verzögrung des Kampfes, daß er die spanische Flotte in der Bucht von Gibraltar aufzusuchen habe, wo sie, unter Alvarez' Befehlen, jedem durch die Meerenge segelnden holländischen Schiffe auflaure. Der Jude erzählt, wie Pfaffenwuth ihm Weib und Tochter geraubt, er flucht deßhalb dem Lande seiner Geburt und erfleht vom Himmel Sieg und Freiheit den Niederlanden, als den Schützern seines Volkes. Wenn schon als einzelnes Factum erdichtet, ermangelt diese eingewebte Geschichte keineswegs der innern und allgemeinen Wahrheit, indem sie zeigt, welche gefährliche Feinde Philipp's II. unsinniges Regiment, würdig eines byzantinischen Pfaffenkaisers der finstersten Zeit, selbst im Innern Spaniens erweckte. Unbegreiflich ist es, wie noch neuere Historiker diesen verächtlichsten aller Söhne Habsburgs, dessen wahrhaft bornirte Bigotterie und Halsstarrigkeit den Grund zu seines Volkes Ruin auf Jahrhunderte legte und der mit all seiner gepriesnen Politik und den gigantischsten materiellen Mitteln fast keinen seiner weitaussehenden, doch darum nicht minder engherzigen Pläne durchzusetzen vermochte, als einen profunden Staatskünstler können gelten lassen, wenn sie ihn auch als einen Heuchler und Wütherich verdammen.

Der zweite Gesang beginnt mit einer blühenden Schilderung der paradiesischen Schönheit Iberiens, des „Gartens von Europa", und einem Rückblicke auf seine alte Herrlichkeit unter der Herrschaft der Mauren, deren Enkel mit vergeblichem Sehnen von Afrikas glühendem Strande nach dem verlornen Eden zurückblicken. Der Dichter aber tröstet sie, indem er mit grellen Farben das Elend ihrer christlichen Ueberwinder malt. Er beneidet Spanien nicht um seine üppigen Wälder, nicht dicht gnug, daß nicht die Flammen von den Scheiterhaufen der Inquisition prasselnd durch ihr Laub hervorbrechen, nicht um das Rieseln der Quellen, das Rauschen der Blätter im sanften Westwind und den süßen Glockenton der Heerden, denn

lauter steigt der Unschuld Jammern
Vom Holzstoß und aus Folterkammern
Zum Throne Gottes in die Höh'.

Doch plötzlich unterbricht ferner Gesang diese Schreckenslaute.

Ein Lied, ein Lied, das Krieger singen,
Getragen auf des Windes Schwingen,
Trifft, horch! mit Stahlgeklirr das Ohr.
Das Meer scheint Freude selbst zu fühlen,
Denn aus des Riesenbusens Wühlen
Dröhnt mit sein tiefer Baß im Chor.
Das, Niederland, das sind die Töne,
Womit du deine tapfern Söhne
Begleitest in den Schlachtendrang!
Tyrannen fliehn, wenn sie erschallen;
Laßt, Felsen, laßt sie wiederhallen,
Es ist der Geusen Freiheitsang!

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 176. 26. Juli. 1842.

„Heemskerk's Seezug nach Gibraltar. Gedicht von Mr. A. Bogaers, aus dem Niederländischen übertragen von F. W. v. Mauvillon."

(Schluß.)

Die holländische Flotte nähert sich der Bai von Gibraltar, dessen Lage und Umgebungen in einer romanzenartigen, im Versmaß etwas abweichenden*) Episode geschildert werden. Hier ruht in stolzer Sicherheit König Philipp's Silberflotte unter des greisen, aber jugendkräftigen Alvarez d'Avila Befehlen, eines der Helden von Lepanto, dessen prächtiges Admiralschiff von Spaniens Glanz und Reichthum Zeugniß giebt. Die von der Strandwacht von San Lucar anlangende Botschaft vom Herannahen der Geusenflagge entflammt das heiße Castilianerblut zu reger Kampfbegier. Auf beiden Flotten rüstet man sich zur Schlacht. Der Dichter führt uns erst in Heemskerk's, dann in Alvarez' Kriegsrath. In des Erstern Rede an seine Waffenbrüder spricht sich frommes Vertrauen auf Gott und Niederlands gerechte Sache aus, die Worte des Spaniers athmen fanatischen Haß und übermüthige Verachtung der Feinde, die ihm nur als ketzerische Rebellen gelten und deren unfehlbaren Untergang er zugleich als den „Beginn ihrer Höllenfahrt" verkündet. Mit brünstigem Gebet bereiten Heemskerk und die Seinen sich auf den Kampf. Ueberhaupt läßt der Dichter seinen Helden oft beten, vielleicht zu oft für den Geschmack unsers profanen Jahrhunderts, wiewohl ganz gemäß dem Geiste jener Zeit und namentlich dem durch die Glaubensverfolgungen der Spanier noch gesteigerten religiösen Sinne der damaligen Niederländer, die denn doch wenigstens dem Gebete durch kräftige mannhafte That die rechte Weihe gaben, statt daß unsre modernen Frommen durch das Gebet schlaffe Thatlosigkeit oder wahre Thaten der Finsterniß zu heiligen vermeinen. Besser, als an dem Gebete, mögen sich die Weltkinder an den Pokalen „gefüllt mit Rebensaft vom Rheine" erbauen, die Hollands tapfre Söhne vor der Schlacht auf „Wohl und Sieg der Niederlande" leeren, „und was von altem Groll und Haß noch irgendwo im Herzen saß", fröhlich damit hinwegschwemmen. Den Schluß macht hierauf die, in den Hauptpuncten gleichfalls historisch treue Beschreibung der Seeschlacht, die Zerstörung der stolzen Gallionen Spaniens, die Flucht d'Avila's, der Heldentod Heemskerk's und Niederlands Triumph — das ganze Schlachtgemälde ein kühner, lebenswarmer Vernet und offenbar der Glanz- und Höhepunct des ganzen Gedichtes, eine grandiose Amplification der einfachen Worte unter dem Titelbilde (welches den sterbenden Helden, von seinen trauernden Getreuen umringt und mit spanischen Flaggen bedeckt, darstellt):

> Der Held, der Spanien überwand,
> Er fiel, beweint von Niederland.

Man hat mehrfach die Frage erörtert, ob Gedichte der epischen Gattung im engern Sinn überhaupt noch Glück machen können. Als Antwort darauf könnte füglich Voltaire's bekannter Ausspruch gelten: Tout genre est bon hors le genre ennuyeux — ein Satz, womit dieser Poet freilich unbewußt zunächst über sein Lieblingskind, die Henriade, und, falls Herder mit Recht dem Heldengedichte im Allgemeinen das Privilegium der Langweiligkeit vindicirt, über die gesammte epische Gattung den Stab bricht. Vor der Henriade, mit der das Heemskerks-Lied hinsichtlich seines Inhalts mehr Vergleichungspuncte, als mit irgend einem andern bekanntern Epos, bietet, hat es neben andern entschiednen Vorzügen vornehmlich den wahrer poetischer Begeistrung, wovon jenes ächte Product der Perückenzeit nicht eine Spur zeigt, und was auch nicht gering anzuschlagen ist, das Verdienst der Kürze voraus, da es statt zehn nur zwei Gesänge zählt. Beide Dichter besingen beinahe gleichzeitige und durch gleichen Religionszwiespalt erzeugte Kämpfe, in beiden ist spanische Tyrannei der unterliegende Theil, aber in der Henriade handelt es sich darum, ob der König von Spanien oder der König von Navarra den Thron Frankreichs behauptet, in dem niederländischen Gedichte dagegen, ob die Tyrannei oder die Freiheit siegt; dort triumphirt die Legitimität in der Person Bourbon's, der einen Theil seiner Mitbürger abschlachten läßt, um über die Andern als Vater zu herrschen (qui fut de ses sujets le vainqueur et le père), der auch um der Herrschaft willen, da es nicht anders geht, wohlgemuth sein Credo in die Schanze schlägt, und dessen, zur Zeit des Dichters herrschenden Nachkommen nach

*) Die vierfüßigen Jamben sind hier mit dreifüßigen untermischt und gehen, bis auf den letzten Vers, nur auf männliche Reime aus.

guter alter Sitte aller irgend anzubringende Weihrauch gestreut wird, hier triumphirt das niederländische Volk durch die Tapferkeit seiner bis auf den letzten Blutstropfen für Altar und Heerd kämpfenden Söhne und von den braven Nassauern jener Zeit, nicht von ihren Enkeln im siebenten und achten Gliede ist gerade nur so weit die Rede, als die historische Gerechtigkeit es zu fordern scheint*). Mit einem Worte, die Geusen triumphiren, und hiemit eben ist die einfache, aber nicht zu verachtende und noch täglich ihre Anwendung findende Moral dieses kühnen Kriegsgesanges ausgesprochen. Es ist bekannt gnug, was das Wort Geusen bedeutet und was es mit den Geusen des 16. und 17. Jahrhunderts für eine Bewandtniß hatte, doch die Wiederholung eines lehrreichen historischen Factums kann nicht schaden und mag deßhalb hier immerhin ein Plätzchen finden. Im Jahre 1566 überreichten dreihundert Edle aus den hartbedrückten Niederlanden der Herzogin von Parma, der Statthalterin und selbst einem Neben-Sprößling des spanischen Hauses Oesterreich, eine lange Bittschrift, worin sie demüthigst und unterthänigst um Erleichtrung des schwer auf ihrem Volke lastenden Joches flehten, um jenes Almosen, um welches auch der bescheidne Client des Wiener Poeten im Vorzimmer des allmächtigen Ministers vergebens bettelt. Die Statthalterin stutzte über die stattliche Anzahl und die „würdige Haltung" der Bittenden, einer ihrer Höflinge aber, der Graf Barlaimont, flüsterte ihr zu: „Madame, ne craignez pas une troupe de gueux!" Die Fürstin ließ sich das gesagt sein und antwortete den Wortführern der unglücklichen Niederländer, wenn auch nicht wörtlich, denn mit leidlich glatten Worten wurden sie zuerst hingehalten, doch thatsächlich ungefähr, wie einst Rehabeam den Abgeordneten der zehn Stämme — eine Antwort, der ihr Nachfolger noch größern Nachdruck gab, indem er die dringendsten jener Bettler köpfen, hängen und verbrennen ließ. Wie nun die demüthigen Supplicanten, die sich den Ehrentitel des Hofschranzen gemerkt hatten und sich jetzt selbst mit dem Hohne der Verzweiflung Geusen nannten, endlich inne wurden, daß ihre ehrerbietigen Bittschriften und ihre würdige Haltung nichts fruchteten, setzten sie solche bei Seite und nahmen eine ganz unwürdige Haltung an, das heißt, sie griffen statt des Bettelstabes zu Schwert und Donnerbüchse, schlugen sich auf Tod und Leben mit den Soldknechten ihres legitimen Herrn, verbrannten ihm manches schöne Schiff, unter andern die Silberflotte in der Bucht von Gibraltar, und erzwangen so nach vierzigjährigem Blutvergießen, was sie als Almosen nicht zu erbetteln vermocht hatten. Das ist in nuce die Geschichte der alten, anfangs so musterhaft bescheidnen und nachher so empörend unverschämten Geusen oder Bettler Niederlands. Ihre Zeit ist vorbei, aber oft haben die Hauptmomente ihres Elends, ihres Bettlerthums und ihres Kampfes an andern Orten und unter verschiednen Gestaltungen sich erneut und öfter wird es noch geschehen. Auch unsrer Zeit fehlt es nicht an demüthigst supplicirenden Geusen, an deren Spitze freilich kein Nassau oder Brederode steht, aber auch nicht an superklugen Barlaimont's, die (gleichfalls auf Französisch, wiewohl sie sonst von den Franzosen nichts mehr wissen wollen) zuversichtlich flüstern: „Ne craignez pas ces gueux!" A. Ellissen.

*) Die einzige, auf jene trefflichen Fürsten (deren directe Descendenz übrigens mit König Wilhelm III. von England erlosch) bezügliche Stelle (S. 7) lautet:

Umsonst warb Spanien, um zu siegen,
Verräther an zum Fürstenmord;
Mag Wilhelm auch im Grabe liegen:
Lebt doch sein Geist in Moritz fort!
Auf trat als Sieger und als Rächer
Des weisen Vaters tapfrer Sohn;
Des Löwen Grimm traf die Verbrecher,
Die vor dem Schwert des Helden floh'n.

Eichendorff bei Gelegenheit der Gesammtausgabe seiner Werke. Berlin 1842. Simion.

Die romantische Schule, nachdem sie durch die Dauer beinahe eines halben Jahrhunderts dem deutschen Vaterland ihre bunten und mannigfaltigen Gaben spendete, scheint sich endlich erschöpft und ausgesungen zu haben. Junger erheblicher Nachwuchs will sich keiner mehr zeigen; theils ist, was einzelne Notabilitäten noch von poetischen Novitäten auf den litterarischen Markt bringen, wie Tieck z. B., von keinem weitern Belang mehr; theils hat die Reihen der Romantiker der Tod mehr und mehr gelichtet; endlich haben Andre ihre Leier freiwillig niedergelegt, und gehen an das letzte Geschäft des Schriftstellers, eine abschließende Sammlung ihrer geistigen Erzeugnisse den Wohlwollenden als Vermächtniß zu übergeben.

So hat vor Kurzem wieder Einer, der Freiherr von Eichendorff, eine Gesammtausgabe seiner Werke veranstaltet, von welcher wir eine kurze Anzeige zu liefern haben. Der Verleger hat dieselbe bereits in einer etwas pomphaften Ankündigung dem Publicum ans Herz gelegt. Ist denn aber, wie man auf diese Empfehlung hin vermuthen könnte, das Eichendorffsche Talent ein großes, wirklich bedeutendes? Nein, und der liebenswürdige Dichter würde uns dies gewiß auch selbst bereitwillig zugestehen. Oder — eine weitre Frage, die sich uns hier unwillkürlich aufdrängt — hat uns die nunmehr der Vergangenheit anheimfallende romantische Schule überhaupt je einmal eine eigentlich bedeutende Dichtung, ein Kunstwerk von absolutem, ewigem Werth zu schenken vermocht? Wir werden auch diese Frage mit Recht verneinen dürfen.

Unsre ersten Dichter, ein Schiller und Goethe, sind groß und unsterblich, weil ihre beßren Dichtungen zugleich die Verkörperungen der höchsten, tiefsten geistigen Wahrheiten, weil ihre Poesien — die Worte natürlich nicht im ordinären Sinne genommen — für unsren Geist so lehrreich und für unser Herz so erhebend sind; weil diese Geister, indem sie das frische Bild des Lebens und der Geschichte vor uns aufrollen, zugleich, so gut als ein Philosoph oder religiöser Seher, das schwierige Räthsel der Welt uns lösen helfen. Der Kunst wird ja eben darum die für sie schmeichelhafteste Ehre erwiesen, als die dritte im Bund mit der Religion und Philosophie gerechnet zu werden, weil sie uns, wie diese beiden, und noch dazu in ganz besonders eindringlicher Weise, die ewige Vernunft der Welt zum Bewußtsein zu bringen weiß; solche Aufschlüsse nun aber über das die Welt beherrschende und ordnende Schicksal, mit dessen göttlichen und nothwendigen Gesetzen unsre menschliche Freiheit sich in Einklang setzen soll — solche letzten Aufschlüsse sind es, die uns aus Schiller's und Goethe's Meisterwerken so wahr und überraschend entgegenleuchten. Von der Romantik dagegen kann man nicht sagen, daß die Gebilde, welche sie uns vorführen, einen in der eben angedeuteten Art höhern geistigen, und was damit zusammenfällt, sittlichen Kern und Gehalt in sich bärgen. Die Romantik tritt vielmehr am Ende des verfloßnen Jahrhunderts einer damals sich breit machenden, an der gemeinen, ordinären Wirklichkeit haftenden, geistverlaßnen Alltagspoesie als das andre ebenfalls einseitige, über die Wirklichkeit hinausfliegende, oder dieselbe auf den Kopf stellende, und darum streng genommen auch wieder geistlose Extrem gegenüber, während die wahre, höchste Poesie, wie die Schillersche und Goethesche, zwar einerseits allerdings mit dem trivialen Spießbürgerthum, bei welchem für Geist und Seele Nichts zu holen ist, auch Nichts zu schaffen haben will, andrerseits aber dennoch sich wohl hütet, den Boden der Wirklichkeit zu verlassen, weil sich der Geist nirgends anders als eben im Reich der Wirklichkeit manifestirt, weil nur in Staat und Geschichte, nur in dem Leben und der That des Menschen höherer Sinn und tiefre Bedeutung liegt. Man wird darüber einverstanden sein, daß z. E. Iffländische Pedanten von Kriegsräthen, Oberförstern und dergl. keine ebenbürtigen poetischen Figuren, daß sie nicht die Leute sind, unsre Phantasie zu entzünden und unsren Geist zu heben; aber die bloße Phantasie, wie sie bei Tieck dichtet, wenn sie uns Fortunat's Seckel und Hütlein in die Hand drückt, wenn sie ihre Zaubertränke kocht, uns in den Venusberg führt — sie kann uns wohl erheitern und ergötzen, oder ein gewisses poetisches Grauen und Erschrecken bereiten, nicht aber wirklich rühren, erschüttern und versöhnen, wie das Genie jener Dichter, die uns in des Friedländers glänzendem, rasch niedergleitendem Stern das Bild und die Schranke irdischer Größe zeigen, oder über dem Grab jener Ottilie, jener liebenswürdigsten aller Sünderinnen uns die höhere, göttliche Wahrheit und Nothwendigkeit der heiligsten menschlichen Institution anzuerkennen nöthigen.

Die Romantiker haben sich aus der prosaischen Gegenwart in die Regionen einer poetischern Vergangenheit hinübergeflüchtet; sie sind unter großem Geräusch ins Mittelalter ausgewandert, sie haben sich hier Hütten gebaut, sich in demselben förmlich eingelebt. Wenn also Einer mit ihren Poesien selber noch völlig unbekannt wäre, der sollte beinahe, wenn er nun an die Lectüre derselben ginge, voraussetzen, daß er in ihnen auf eine großartige Abspieglung jener gewaltigen, thatenreichen Jahrhunderte sich gefaßt halten dürfe. Aber, wie wir schon andeuteten, die Romantiker brachten nicht das Herz und den Geist in jene alten Zeiten mit hinüber, den Fortschritt und die Bedeutung der Geschichte, interessante sittliche Conflicte und Wahrheiten, die sich ihnen aufdringen mußten, durchzufühlen und wiederzugeben, sondern zum Mittelalter führte sie eine lebendige, überraschend frische Phantasie, die mit den heitern und lockenden Gestalten einer bunten Fabel- und Mährchenwelt recht schön und anmuthig zu spielen weiß. Wenn wir wieder den Chef der romantischen Schule, Tieck, als Beispiel nehmen wollen, wo finden wir in seinen vielen aus dem Mittelalter gegriffnen Poesien, daß er etwa die großen, ungeheuren Zwiste der Kirche und der weltlichen Macht, tapfrer, geistvoller Kaiser und begeisterter, herrschsüchtiger Priester, oder den energischen Kampf starker Fürsten und eifersüchtiger Vasallen, daß er Solches oder Aehnliches, was das Mittelalter erst eigentlich ausmacht, zu schildern im Stand gewesen? Von All dem hat ihm jene alte, reiche Zeit nur wenig wiedererzählt: für All das hat das Mittelalter in Herz und Geist der Romantiker keinen Anknüpfungspunct gefunden. Die Romantiker traten allerdings aus ihrer Zeit heraus, um sich ganz einer andern zu geben, um sich ganz vom Wehen derselben erfüllen zu lassen. Aber wir dürfen nicht vergessen, daß es in Hinsicht auf Leihen und Borgen im Lande der Poesie noch weit strenger als im gemeinen bürgerlichen Verkehr gehalten, daß auf dem Gebiete jener einzig und allein Denjenigen von einem Artikel etwas geborgt und abgegeben wird, die von demselben schon vorher selbst eine reiche, entsprechende Fülle besitzen. Haben die Romantiker dem Mittelalter nicht ein großes Herz, eine entsprechende Tiefe des Geistes aufweisen können, so konnte ihnen diese Zeit auch ihren eigentlichen Inhalt, was sie im Innersten bewegte und weiter zog, nicht aufschließen und ablassen, während das noch weit entlegnere Zeitalter der alten Hellenen einem von der Romantik mit vielleicht unbewußtem Neid so hart angegriffnen Dichter von seinem besten, innersten Mark etwas schenken wollte, weil Dieser, weil Schiller etwas Eignes, Verwandtes mit- und entgegen-

brachte, nämlich einen tiefen Geist, ein freies und großes Herz, dem eine sich neu gebährende Zeit die Schwingen zum Flug gehoben hatte.

Aber freilich, wenn wir uns sagen müssen, daß die Romantiker keine Dichter vom ersten, besten Schlag gewesen sind, so bleiben die Gaben, die sie uns bieten, dennoch Poesie, wenn auch Poesie zweiten Ranges, und wenn auf dem reichen Boden unsrer poetischen Litteratur neben der vollen, nährenden Aehre auch noch die müßige, aber augerfreuende, farbenprangende Blume sich findet, so wäre es ebenso undankbar, die letztere als überflüssig auszuraufen, wie wenn wir einem gefälligen, freigebigen Wirth, nachdem wir uns an seinen substantiellen Gerichten hinlänglich ersättigt, zuletzt mit vornehmer Gleichgiltigkeit sein Dessert, den süßen Wein und das feine, saftige Obst verschmähen wollten. Zwar, wenn nicht geläugnet werden kann, daß die ganze Richtung der Romantiker nothwendig für Viele eine gewisse geistige Genußsucht und Schwelgerei, eine zähe Anklammrung an alte, ausgelebte, wohl für die Phantasie anziehende, aber unsrer Zeit sich nicht mehr eignende Institutionen und Vorstellungen, oder eine ironische Gleichgiltigkeit gegen den Ernst und die Fordrungen der Wirklichkeit zur Folge gehabt hat, so wird man es nicht anders als billigen können, wenn diese Jahrbücher, welche den Fortschritt in Leben und Erkennen auf ihre Fahne gestickt haben, mit besorgten, warnenden Worten ein mäßiges und besonnenes Sichbefassen mit der Romantik anempfehlen zu müssen glaubten. Nur aber hat man, wenn von der nunmehr absterbenden Schule die Rede wird, die poetische Potenz derselben, soweit sie wirklich vorhanden war, um so bereitwilliger und offner anzuerkennen, als unsre jungen Poeten, die mit ihrem Dichten und Schaffen einen andern, zeitgemäßen Weg einschlugen, vorerst nur kleine, bescheidne Proben ihrer Befähigung abgelegt haben, und als daher dem jungen Geschlecht so leicht vorgehalten werden könnte, daß es, dem Fuchs in der Fabel ähnlich, die Producte der alten, verdrängten Romantiker sauer und ungenießbar schelte, weil es selber der Kräfte ermangle, sich reife, schmackhafte Trauben vom Parnaß herunterzuholen.

Indessen, wenn wir den Romantikern als ihre eigenthümliche, charakteristische poetische Mitgift eine frische, lebendige Phantasie vindiciren, die bald in verführerischen oder schaurigen Trug- und Zaubergestalten die blinden, ungestümen Triebe und Begierden des menschlichen Herzens zur Anschauung bringt, bald das lustige Feuerwerk eines ergötzlichen, neckischen Humors vor uns aufprasseln läßt, so wird hiegegen wohl Mancher im Stillen die Einwendung machen, daß doch das eine und andere Mitglied der romantischen Schule sich auch in ernstern, höhern Regionen der Poesie bewegt und auf Behandlung von Fragen und Interessen eingelassen habe, zu welchen Adel, Freiheit und Stärke des Geistes nothwendig mitzubringen seien. Was nun vorerst die religiösen, die frommen romantischen Dichtungen und Anklänge betrifft, so ist denselben leicht anzufühlen, daß sie nicht sowohl, wie man verlangen könnte, aus dem Glauben und Gemüth, sondern vielmehr aus der Phantasie, aus einer ästhetischen Begeistrung des Dichters entsprungen sind, und also, weil nicht vom Herzen kommend, auch nicht zum Herzen dringen können. Lieder, wie Hardenberg's „Wenn Alle untreu werden", und andere, sind nachgemachte, todte Blumen, deren künstliches Parfüm einem gesunden, natürlichen Sinn nur widerstehen kann. Wirklichen Schwung dagegen, ächte Begeistrung und Theilnahme des Herzens zeigen allerdings mehrere der spätern Romantiker in den politischen und patriotischen Weisen, welche sie ihrer Zeit angestimmt haben. Allein dieses ihr Sichbefassen mit den Dingen und Händeln der Welt war doch im Grunde ein bloß zufälliges, von der augenblicklichen Schmach und Noth des deutschen Vaterlandes hervorgerufnes; diese Dichter waren einfache, lyrische Naturen, denen wohl über den Druck und die Erschlaffung der Zeit mit schöner Entrüstung sich auszusprechen gegeben war, aber welchen es bei Weitem an der erforderlichen Stärke, Tiefe und Weite des Geistes fehlte, um es etwa zu der Producirung von eigentlichen Dramen zu bringen, in welchen über die entfesselte Freiheit des Menschen, über die stolzen Entwürfe kühner, in Haß und Liebe gewaltiger Naturen der Donner des erhabnen Schicksals hereinbräche. Nur von Einem Dichter, der als Ausnahme unter seinen romantischen Brüdern dasteht, ließe sich behaupten, daß er von der Natur zum dramatischen Dichter angelegt gewesen sei, vom Verfasser des Prinzen von Homburg; aber so ungünstig und feindselig wollte sich nun einmal dieser Schule die tragische Muse erweisen, daß denn auch jenes herrliche Talent durch die Ungunst der Zeiten und die allzuheftige Reizbarkeit dessen, der es besaß, vor seiner eigentlichen Ausbildung und Läutrung der Bühne verloren ging.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 177. 27. Juli. 1842.

„Eichendorff bei Gelegenheit der Gesammtausgabe seiner Werke.“

(Schluß.)

Wenn wir nun endlich auf Eichendorff wieder zurückkommen und bei demselben bleiben wollen, so besitzt er von den poetischen Gaben, die wir als die charakteristischen der Romantiker bezeichnet haben, hauptsächlich den glücklichen Humor, die ergötzliche, phantastische Laune. Weniger weiß er, wie wir nachher belegen werden, den Pinsel zu jenen düstern und grausigen Nachtstücken zu führen, wie der Verfasser des Hexensabbaths und ähnlicher Compositionen, der den geheimen Wahnsinn, der im Nacken jedes Sterblichen lauert, mit so staunenswerther Meisterhand zu schildern weiß. Wenn sich aber Eichendorff an Stärke und Gluth der Phantasie mit Tieck und Andern nicht messen kann, so theilt er dagegen mit einem Uhland und Kerner die zur lyrischen Dichtung befähigende Wärme und Innigkeit des Gemüths. Denn es ist ja allerdings einer der schönsten Triumphe der Romantik, daß sie uns nach den frostigen, trostlos verständigen Tagen der Aufklärung die innern, lieben Wunder unsrer Brust wieder aufgeschlossen, daß sie das deutsche Gemüth, welches uns beinahe abhanden gekommen wäre, der Nation erst eigentlich wiedergeschenkt hat, und wir haben in unsren Einleitungsworten dieses beste Geschenk der Romantik bloß darum unerwähnt gelassen, weil wir uns dort vorerst nur fragen wollten, ob die romantische Schule in den höchsten, obersten Gattungen der Poesie Bedeutendes geleistet habe, und ja aber die Lyrik, in welcher sie freilich eine ihre Stärken hat, in der Kunst nur eine niedrigere, untergeordnete Stellung einnimmt.

Zwar, wenn wir jetzt von den lyrischen Productionen Eichendorff's reden wollen, so sind wir damit von selbst zugleich schon auch auf seine größern Compositionen, auf seine Novellen und Romane vorwärts gewiesen. Denn nicht bloß daß der größre Theil seiner Gedichte in seine Erzählungen einverwebt ist, sondern bedeutende Partien dieser Erzählungen fallen selbst unter die Kategorie des Lyrischen, sind, wenn wir so sagen wollen, Lyrik in Prosa. Eichendorff hat eine eigenthümlich anmuthige, liebenswürdige Gabe, alles Poetische, von welchem er selber angesprochen und voll ist, in Vers und Prosa, man muß fast sagen, stofflich auf den Leser einwirken zu lassen. Wir begleiten ihn hinaus unter die traulich rauschenden Bäume des Waldes, wir lassen uns mit ihm von der frischen, kühlenden Morgenluft anwehen, wir hören die Vögel lustige Liedchen pfeifen, die Donau in der Ferne aufrauschen, wir kehren mit ihm im reizend vor dem Dorf gelegnen Gasthaus ein, wo uns ein hübsches, freundliches Mädchen kühlen Wein kredenzt u. dergl. Der Dichter sagt uns eigentlich bloß, daß er all das gesehen, gehört, genossen habe, oder er giebt uns die stets neu wiederkehrende Versichrung, wie ihn dieses Schweifen hinaus in schöne Gäuen und zu fremden, lieben Menschen so froh und glücklich stimme, und doch, obwohl diese Gedichte und Schildrungen so häufig mehr bloß poetisirend als wirkliche Poesie aus der Feder eines schaffenden, künstlerisch gestaltenden Poeten genannt werden müssen, können sie, weil sie von dem Dichter mit so ganzem, frischem Herzen durchgefühlt und erlebt sind, auf Keinen eine günstige, reizende Wirkung verfehlen. Ich will auf gut Glück eines der kürzern Eichendorffschen Lieder herausgreifen.

> Fliegt der erste Morgenstrahl
> Durch das stille Nebelthal,
> Rauscht erwachend Wald und Hügel:
> Wer da Flügel hat, nimmt Flügel.
>
> Und sein Hütlein in die Luft
> Wirft der Mensch vor Lust und ruft:
> Hat Gesang doch auch noch Schwingen,
> Nun so will ich fröhlich singen!

Der Dichter giebt uns hier eine kleine, einfache Naturbeschreibung, und darauf eine ebenso einfache Versichrung seiner heitern, muntern Laune, aber beides so treuherzig und lebendig, daß wir uns mit Einem Schlag in einen erquickenden Frühlings- und Sonntagsmorgen versetzt finden. — Nur werden für einen Dichter dieser Art Wiederholungen nicht zu vermeiden sein, und allzuviele seiner Lieder wird man auf Einmal nicht ohne Ermüdung lesen können. Von seinen Erzählungen namentlich wird man sagen müssen, daß sich in denselben Eichendorff manchmal beinahe gar zu wohlfeiler Mittel bediene. Wenn z. B. in der Novelle: „Dichter und ihre Gesellen“ etliche zehn Mal ein erfrischendes Gewitter losbricht, so wird der geneigte Leser gegen solche Effecte doch am Ende etwas abgekühlt. In Goethe's Wilhelm Meister erinnere ich mich bloß eines

einzigen Gewitters, das dann aber auch eine prächtige Wirkung thut.

Wir sprachen bisher von der Eichendorffschen Lyrik, sofern sie sich namentlich an dem Reiz und Zauber der Natur erfreut. Bei den Gedichten erotischen Inhalts hat unser Dichter seine bedeutendste Stärke in der Behandlung der unglücklichen, schmerzensreichen Liebe. Ein hieher einschlagendes ist wohl das gelungenste, das überhaupt aus Eichendorff's Feder geflossen ist. Der Dichter schrieb demselben im deutschen Dichterwald, wo es zuerst erschien, den Namen Florens unter, und Viele haben es lange Zeit für ein Uhlandsches genommen, um seiner volksthümlichen Haltung willen, die doppelt erfreulich ist, als das rührende Lied so, im Munde eines einfachen Naturmenschen gedacht, auch den härtesten Kritiker mit der Passivität der darin ausgesprochnen Stimmung und namentlich mit der vollends desperaten Schlußwendung versöhnen muß. Doch wir sprachen bereits so viel von dem kleinen Wesen, daß wir wohl schuldig sind, für den Leser, der Eichendorff's Werke nicht bei der Hand hat, es hier beizusetzen.

In einem kühlen Grunde,
Da geht ein Mühlenrad —
Mein Liebchen ist verschwunden,
Das dort gewohnet hat.

Sie hat mir Treu' versprochen,
Gab mir einen Ring dabei:
Sie hat die Treu' gebrochen,
Das Ringlein sprang entzwei.

Ich möcht' als Spielmann reisen
Weit in die Welt hinaus,
Und singen meine Weisen,
Und zieh'n von Haus zu Haus.

Ich möcht' als Reiter fliegen
Wohl in die wilde Schlacht,
Um stille Feuer liegen
Im Feld bei dunkler Nacht.

Hör' ich das Mühlrad gehen —
Ich weiß nicht, was ich will;
Ich möcht' am liebsten sterben,
Dann wär's auf einmal still!

Nicht trefflicher und wahrer, als in diesem Gedicht kann die bitterste Kränkung verrathner Liebe wiedergegeben werden; wie die gefolterte Seele des betrognen Liebenden bald immer und immer aufs Neue an ihren Qualen selbstquälerisch sich weiden, bald ins Leben und die Welt zu muthiger Zerstreuung hinausstürzen möchte, um doch auch dann wieder zu dem alten, trostlosen Brüten über ihrem Schmerz zurückzukehren, bis sie am Ende müde und gebrochen mit ihrem Leid zu Boden sinkt.

Noch sichrer, als auf dem Gebiet der Lyrik und mit wirklich ausgezeichnetem Glück bewegt sich Eichendorff, wie wir dies schon oben voraussagten, auf dem Feld eines phantastischen, drolligen Humors, und wieder am vollsten und reichsten sprudelt dieser in der Novelle „aus dem Leben eines Taugenichts", einem durchaus gelungnen, in seinem Genre unübertrefflichen Product.

Unser Taugenichts ist der Sohn eines Müllers, ein köstlicher Naturmensch von mäßigem Verstand, großer Herzensgüte und noch größrer Trägheit, der, mit ein Paar Groschen und seiner Geige in der Tasche, sein einsames elterliches Haus verläßt, um in der weiten Welt sein Glück zu probiren. Und wirklich, nachdem er kaum das freie Feld gewonnen, lächelt ihm auch alsbald Fortuna in der Gestalt zweier Gräfinnen, die ihn auf ihrem Reisewagen nach ihrem in der Nähe der Residenz gelegnen Schloß mitführen und dort als Gärtnerburschen placiren, ja sogar bald darauf zu dem ebenso sorgenfreien und noch ehrenvollern Posten eines Zolleinnehmers promoviren. Hier macht er denn von seinen Freistunden, die sich des Tags so ziemlich auf vier und zwanzig Stunden belaufen, im vollsten Umfang Gebrauch. Die Glieder gehen ihm ordentlich aus allen Gelenken, es ist ihm, als würde er vor Faulheit noch ganz auseinanderfallen; und manchmal, wenn er mit seiner Pfeife auf der Bank sitzt, und aufmerksam an sich hinunter sieht, will es ihm fast vorkommen, als sei er doch eigentlich ein rechter Lump. Doch nein, unser Held ist, gleich Faust, zu edel und gut, um in dem Sumpf solch eines ordinären Glückes untergehen zu dürfen, und ein weises Schicksal legt ihm zu seiner Beßrung und Heilung eine wohlthätige Prüfung auf; er muß lieben, natürlich vorerst unglücklich lieben: die jüngere seiner zwei gräflichen Beschützerinnen thut's ihm mit ihren schönen Augen und ihrer reizenden Stimme an. Zunächst freilich in den ersten Zeiten seines Sehnens und Schmachtens ist er nicht ohne Hoffnung, aber bald, o Schrecken! entdeckt er, daß seine Flamme bereits einen Verlobten, vielleicht gar einen Mann hat; er entflieht in stolzem Schmerz, er treibt sich unter allerhand Nöthen und Fatalitäten in Italien umher (wiewohl sich der Schalk auch hier zur Abwechslung bisweilen goldne Tage zu bereiten weiß), bis endlich das Geschick, gerührt von seinem ritterlichen Verhalten im Allgemeinen und der treuen Ausdauer seiner ersten, einzigen Liebe insbesondre, ihn doch noch mit seiner wunderholden Gräfin zusammengiebt und glücklich werden läßt, nur daß sich dieselbe am Schluß, was ihn aber erst hocherfreut, als die bloße hübsche und liebenswürdige Kammerzofe im gräflichen Schlosse herausstellt. „Mir war jetzt so wohl, als sie so fröhlich und vertraulich neben mir plauderte, ich hätte bis zum Morgen zuhören mögen. Ich war so recht seelenvergnügt, und langte eine Hand voll Knackmandeln aus der Tasche, die ich noch aus Italien mitgebracht hatte. Sie nahm auch davon, und wir knackten nun und sahen in die stille Gegend hinaus. — Siehst du, sagte sie nach einem Weilchen wieder, das weiße Schlößchen, das da drüben im Mondschein glänzt, das hat uns der

Graf geschenkt, sammt dem Garten und den Weinbergen, da werden wir wohnen" u. s. w. „Sie lächelte still und sah mich recht vergnügt und freundlich an, und von fern schallte immerfort die Musik herüber, und Leuchtkugeln flogen vom Schloß durch die stille Nacht über die Gärten, und die Donau rauschte dazwischen herauf — und es war Alles, Alles gut!"

Und es war Alles gut. Die ganze Erzählung weiß uns von Anfang bis zu Ende durch die überaus köstliche und naive Darstellungsweise des seine Schicksale selbst berichtenden Helden, durch die geschickt angelegte komische Verwicklung, durch die in raschem Wechsel aufeinander folgenden, bald mit keckem, frischem Humor, bald mit zartem Gefühl und lieblicher Phantasie ersonnenen und ausgeführten Scenen aufs Anmuthigste zu fesseln und zu ergötzen. Sollten aber unsre Leser doch vielleicht wünschen, auf einzelne, besonders verdienstliche Partien unsrer Novelle aufmerksam gemacht zu werden, so möchte ich sie namentlich auf den Aufenthalt des „Taugenichts", auf einem italienischen Schloß hinweisen, wo derselbe für ein Frauenzimmer genommen wird; ein Abschnitt des kleinen Werks, in welchem alle seine mannigfaltigen, eben von uns gerühmten Vorzüge in Einem Brennpunct zusammenlaufen. Freunde burlesker, phantastischer Federzeichnungen werden sich vorzüglich von der allerliebsten Figur eines höchst würdigen und philisterhaften Schloßportiers erheitert finden, einem Mann mit einer außerordentlich langen, gebogen kurfürstlichen Nase im Gesicht, einer unheimlichen Gestalt, die unsrem Helden großen Respect und Schrecken einflößte, als sie „wie der Perpendikel einer Thurmuhr in der Halle auf- und abwandelte, und eben wieder majestätisch und schauerlich aus dem Hintergrund heraufgezogen kam;" kurz einer Person, wie man sie nicht possierlicher und origineller in J. Kerner's vortrefflichen Reiseschatten finden kann.

Ueber zwei andre kleinre Novellen Eichendorff's können wir kürzer sein. Die eine „Viel Lärmen um Nichts", eine satyrische Allegorie, eine allegorische Satyre, oder wie man dergleichen zu benennen hat, ist geradezu unbedeutend; die andre, das Marmorbild betitelt, in welchem die alte Venus einem jungen Ritter nachstellt, wäre durchaus nicht ohne Verdienst, wenn der Verf. hier nicht mit Tieck concurrirte, dessen glühende Phantasie ihm nun einmal nicht zu Gebot steht; auf jeden Fall muß man sich durch die fatale Schlußwendung verstimmt fühlen, nach welcher der Held, den verführerischen Netzen der heidnischen Göttin glücklich entronnen, in das prosaische Joch einer gewöhnlichen Ehe mit einer gewöhnlichen christlichen Jungfrau eingefangen wird; gewiß eine fast freischützartige Lösung.

Dagegen wird nun ohne Zweifel der Leser eine ausführliche Besprechung und Würdigung der größren, umfangreichern Productionen unsres Dichters erwarten; allein auch von diesen nur mit ein Paar kurzen, wenigen Worten zu handeln, werden wir uns erlauben müssen, aus dem einfachen und wohlgnügenden Grunde, weil in keinem der beiden uns vorliegenden Romane irgend eine bestimmte, nachweisbare Idee sich explicirt, an die wir uns halten könnten. In „Dichter und ihre Gesellen" setzt sich der Held einige hundert Seiten durch mit der gewöhnlichen Jugend in Opposition, die, sobald sie das Examen im Rücken hat, so rasch als möglich in das Joch eines Amts und namentlich der Ehe hineinrennt; aber das Ende der Geschichte ist, daß auch er sich ehelich verbindet, während man doch glauben sollte, daß es beim Heirathen auf ein halb Jahr auf oder ab durchaus nicht ankomme. Den wesentlichen Inhalt von „Ahnung und Gegenwart" bildet, daß der Held von allen möglichen interessanten weiblichen Charakteren an- und abgestoßen wird, bis er am Ende Ein für alle Male den ziemlich abstracten Entschluß faßt, gar keine Frau zu nehmen. Indessen, wenn man auch läugnen muß, daß uns einer der beiden Eichendorffschen Romane Gelegenheit gebe, ein zusammenhängendes, organisches Ganzes an ihm nachzuweisen, und wenn namentlich der etwaige Grundgedanke von „Dichter und ihre Gesellen" sich geradezu selbst wieder aufhebt, so wird doch allerdings in dieser Erzählung die Schildrung einer freien, ungebundnen Jugendlust, deren Illusionen am Ende das Philisterium „mit seinem Pelzärmel" hinwegstreift, Niemand lesen können, ohne sich in eine heitre, poetische Stimmung versetzt zu fühlen. Und ebenso müssen wir umgekehrt von den verschiednen, in „Ahnung und Gegenwart" gezeichneten, zerfahrnen und angefaulten Charakteren rühmen, daß sie uns ein scharfes und getreues Bild jener unseligen, dem deutschen Befreiungskriege voraufgehenden Zeit geben, obwohl feststeht und aus den nächsten besten Beispielen erhellt (wie wenn z. E. das Schillersche „Wohlauf Kameraden" ein „fürchterliches" Lied genannt wird, oder der Held, zum Voraus gegen alle Angriffe des bösen Feinds gewappnet, die verführerische Gräfin Romana beten gehen heißt), daß auch unsrem Dichter das höhere Talent gebricht, ein Werk zu schaffen, in welchem erst aus dem gegenseitigen energischen und gewaltigen Kampf des Rechten und des Schlechten der nothwendige, erst wahrhafte Sieg der Wahrheit hervorgeht.

Doch nicht weiter davon. Wir haben ja schon in unsrer Einleitung die unübersteiglichen Grenzen bezeichnet, welche dem Talent der romantischen Schule gezogen sind. Ohnehin ist der Zweck dieser Ankündigung nicht der, zu tadeln und zu rügen, sondern vielmehr anzuerkennen und zu rühmen, was zu rühmen und anzuerkennen ist, und so wollen wir denn jetzt schließen, indem wir sämmtliche Schriften des Herrn von Eichendorff unsren Lesern als eine im Ganzen höchst erfreuliche, anmuthige und liebenswürdige Lectüre empfehlen. Theodor Ruoff.

Ueber Stellung und Verhältniß der Gymnasiallehrer in Preußen.

„Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück" —

Und das ist auch kein Wunder. Glück ist Zufall, Zufall der Erbfeind aller Vernunft, also auch der Billigkeit. Kommt die Vernunft zur Erkenntniß ihrer selbst und ihres Erbfeindes, so heißt sie Wissenschaft, und als solche hat sie das Recht und die Aufgabe, den Widersacher nach allen Seiten hin zu bekämpfen, den dunkeln Nebel des Zufalls durch ihr Licht zu zerstreuen und nun ihrerseits der Welt Gesetze vorzuschreiben. Zu diesem letzten Resultate ist die Wissenschaft freilich noch nicht gekommen, aber sie wird, sie muß dahin kommen, denn Herrschen ist ihr Begriff, und um dahin zu kommen, hat sie sich zu rühren und nachzuweisen, was Vernunft und was Zufall oder Unvernunft ist. — Diese Bemerkungen mögen gnügen, die Stellung vorliegenden Aufsatzes zu einer wissenschaftlichen Zeitschrift zu rechtfertigen und zugleich die Art und Weise anzugeben, wie derselbe angesehen sein will. Ein homo de plebe beabsichtigt einen prüfenden Blick auf Stellung und Verhältnisse seines eignen Standes zu werfen, ohne zu verkennen, daß ihm die Unbefangenheit und der weitre Horizont einer Behörde abgeht, jedoch in der Ueberzeugung, daß Angst und Schweiß eigner Erfahrungen dem Urtheile einigermaßen an Frische ersetzen werden, was ihm an Erhabenheit des Standpunctes fehlt. Es ist aber nicht zu befürchten, daß sich diese individuelle Anschauungsweise, so lockend es auch bisweilen scheinen dürfte, bis zu Persönlichkeiten und Anekdoten zuspitzen werde, die allerdings oft am besten geeignet sind, gewisse Verhältnisse schlagend zu charakterisiren. Eines so schlüpfrigen Bodens wird sich vorliegende Darstellung jedenfalls zu enthalten suchen und vielmehr nach Kräften bemüht sein, durch Weitung des Auges und Herzens den individuellen Standpunct zu überwinden.

Die Noth und Arbeit des Staatsbürgers besteht darin, daß das in ihm allmälig erwachende Bewußtsein seines Inhalts in der Allgemeinheit seines Staates Anerkennung, Berechtigung und Verwirklichung finde. Je entwickelter und gebildeter dieser Staat ist, desto reicher und vielseitiger ist dieses Bewußtsein des Einzelnen, desto mannigfaltiger, geistiger und sprechender sind seine Bedürfnisse und Fordrungen an den Staat, desto mehr ist aber auch dieser Staat befähigt und verpflichtet, diesen Bedürfnissen und Fordrungen zu gnügen, um nicht hinter dem Selbstbewußtsein der Einzelnen zurückzubleiben. Je roher dagegen der Staat, desto dürftiger ist das Selbstbewußtsein der Individuen, desto mechanischer ihre Interessen, desto weniger aber auch der Staat befähigt, das, was von ideellen Interessen auftaucht, anzuerkennen und allgemein zu gestalten. So ist es im Mittelalter, wo sich dann jene ideellen Interessen, die im Staate nicht zu ihrer Verwirklichung kommen können, wie Strahlen in einem Focus sammeln, nämlich in der Kirche, und was sich diesem entziehen will, gilt als unberechtigt oder als bloßer Refler desselben.

Mit der Reformation nimmt nun zwar der Staat jenen ideellen Gehalt wieder in sich zurück, und es ist nun seine weitre Aufgabe, das, was nun an sich sein Eigenthum ist, als solches anzuerkennen, geltend zu machen und mit seinen übrigen Momenten harmonisch zu gedeihlicher Entwicklung fortzuführen. Aber das will seine Zeit haben. Aeußre Interessen sind es zunächst, die den Staat auch auf seinem neuen Boden vorzugsweise in Anspruch nehmen: die Administration, das Militär und das Recht gelten als seine eigenthümlichen Elemente, wovon zwar das letzte eine geistige Sphäre ist, die aber durch den bis zur Autokratie fortgebildeten Monarchismus allmälig immermehr zum Mechanismus herabsinkt und erst in neuerer Zeit sich wieder mit einem frischern und lebendigern Gehalte zu erfüllen strebt. So kann man sagen, daß sich auf den Grundlagen der Administration, des Militärs und des Rechts die neuern Staaten aufgebaut haben, und daß, je tüchtiger die Staaten sind, desto geordneter und ausgebildeter diese Seiten des öffentlichen Lebens sein werden. Es bedarf aber keines scharfen Blickes, um zu gewahren, daß in dem Staatskörper noch andre Thätigkeiten und Kräfte wirksam sind, die den rohen Mechanismus des Kriegswesens und der Administration bei Weitem überwiegend im Verein mit der Rechtsthätigkeit das wahre Herz des Staates bilden, unsichtbare Kräfte, aber von der gewaltigsten Energie, die in der Stille, aber in immer gesteigerter Potenz fortwirken, und welches die wahren sittlichen Mächte wie des Lebens, so des Staates, sein wahrer Inhalt und seine wahre Bedeutung sind. Diese Kräfte sind Religion und Wissenschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 178. 28. Juli. 1842.

Ueber Stellung und Verhältniß der Gymnasiallehrer in Preußen.

(Fortsetzung.)

So unzweifelhaft sie aber die höchsten Momente des Staatslebens sind, so mächtig und Alles durchdringend ihr Einfluß, so haben sie sich doch im Staate noch nicht zur angemeßnen Existenz emporschwingen können, der zwar weit entfernt, sie zu verachten, sich ihre Pflege angelegen sein läßt und sich namentlich zu Zeiten viel mit ihnen beschäftigt — aber immer nur dilettantisch, immer nur als allergnädigster Patron, der die Hand abziehen und reichen kann nach Belieben. Er hütet sich wohl, sie als seine eigenthümliche Substanz anzuerkennen und sich dadurch zu einem sittlichen Institute im höchsten Sinn zu erklären, denn damit wäre allem persönlichen Belieben, dem bequemen Schlendrian, der hohlen Ostentation, dem principlosen Träumen das Heft aus den Händen gewunden und Tugend und Intelligenz wären die alleinigen Richter des Lebens, die rücksichtsloseste Kritik des Geistes der belebende Odem alles Handelns geworden. Allerdings lassen sich diese geistigen Mächte ebenso wenig durch Regierungsdecret abschaffen, als einführen, sie bemächtigen sich des Staates auch gegen seinen Willen, aber es ist natürlich ein großer Unterschied, ob dieselben geradezu als die wesentliche Substanz des Staates anerkannt zu formeller Berechtigung kommen oder nicht. Im ersten Falle ist der Staat mit ihnen identisch und das Verhältniß ein durch und durch freies, im zweiten ist er, so despotisch und selbständig er auch ihnen gegenüber aufzutreten scheint und vermeint, ein Spielball derselben, geängstet zwischen ihren antiquirten und neuen Gestaltungen.

Was hier im Allgemeinen bemerkt worden ist, findet seine entschiedne Anwendung auf den preußischen Staat und sein Verhältniß zur Wissenschaft, ja es möchte keinen Staat geben, wo es sichtlicher wäre und sich zu schneidendern Consequenzen herausarbeitete. Das ist eben seine Schwäche und seine Stärke, seine ärmliche Gegenwart und seine große Zukunft. Auf der einen Seite die herrlichsten Elemente, der reichste Inhalt, auf der andern Seite Formen, die diesem Inhalte so gar nicht entsprechen und der Entwicklung dieser Elemente so feindselig im Wege stehen. Wenn irgendwo, so ist in Preußen der mechanische Staat wohl geordnet und aufgebaut, wenn irgendwo, so sind in Preußen die Elemente des geistigen Staates gepflegt und gefördert. Aber nur der erstre ist als Staat anerkannt, die letztern sind bloß untergeordnete, dienende Mächte, die nach Zeit und Umständen benutzt, aber nicht als seine Substanz und seine Seele angesehen werden. Sie drängen sich aber natürlich dennoch von selbst ein und machen sich mit mehr oder weniger Glück zur Staatsweisheit, müssen es sich jedoch gefallen lassen, neben und über sich eine Menge andrer herrschender Kategorien zu sehen, die durchaus nichts mit Wissenschaft und Intelligenz gemein haben. Um mich deutlicher zu machen, führe ich ein Paar Beispiele an. Als die Hannoveraner sich wegen der Aufhebung ihres Staatsgrundgesetzes an mehrere deutsche Universitäten wandten, um an diesen Heerden deutscher Rechtswissenschaft eine unparteiische Entscheidung zu erholen, so verbot, wie man sagt, die preußische Regierung ihren juristischen Facultäten, über den fraglichen Gegenstand ein Gutachten abzugeben. That sie dies, weil sie eine ungerechte Entscheidung fürchtete? Ich glaube nicht. Fürchtete sie aber die gerechte Entscheidung, so gab es hier offenbar eine Kategorie in der Staatsräson, die dadurch mit dem Rechte in Collision gerathen wäre, und der zu Liebe man deßhalb der Rechtswissenschaft den Mund verbot. — Jedermann weiß, daß Vermögen weder den Werth, noch die Tüchtigkeit, noch die Intelligenz des Menschen verbürgt. Gleichwohl werden in Preußen die Rittergüter landtagsfähig und gehören bedeutende Einkünfte dazu, um fähig zu sein, die wichtigsten Interessen der Provinzen zu erkennen und auszusprechen. Dieser Grundsatz herrscht in Frankreich auch, ist aber weder christlich, noch wissenschaftlich zu rechtfertigen, es muß also auch hier eine Kategorie vorhanden sein, die der Intelligenz nicht bloß ebenbürtig ist, sondern auch mehr als dieselbe gilt.

Das läugnet übrigens der Staat auch gar nicht; er ist weit entfernt, seine Weisheit, mag sie nun Staatsklugheit oder Politik oder Diplomatik genannt werden, mit der Wissenschaft zu identificiren, blickt vielmehr in vornehmer Zurückhaltung auf seinen Pflegling, als auf etwas von sich völlig Verschiednes herab. Daß er dieses mit Vornehmheit thut, dürfte, wie die Geschichte bald lehren wird, aus einem großen Irrthume hervorgehen; daß er aber seine

Weisheit für etwas wesentlich Verschiedenes hält, darin hat er offenbar Recht. Denn die Praktik der Empirie, die Rücksichten und Bezüge, die Schlauheit, das Geheimniß, endlich der spiritus familiaris, um mit Herrn Schubarth zu reden, welche nebst allerhand wissenschaftlichen Beimischungen die Grundelemente der Staatsweisheit bilden, sind in den Augen und vor der Kritik der Wissenschaft nur sehr untergeordnete Momente, so vortreffliche Resultate sich auch bisweilen daraus herleiten lassen.

Wäre nun aber der preußische Staat weiter nichts, als diese wohlgeordnete Staatsmaschine, wäre seine reelle Spitze diese ausgebildete Bureaukratie und diese sogenannte Staatsklugheit, so stände es um seine Zukunft schlecht, denn in allen diesen Dingen kann es uns jeder beliebige Staat nach Umständen gleich= oder auch zuvorthun. Aber dieser mechanische Staat, diese geheime Hof= und Staatsklugheit hat zugleich auch, wie von einem innern Dämon getrieben, für die Erziehung ihres Volks und für die Pflege der Wissenschaft gesorgt, wie kein andrer Staat und hat dadurch die Grundlagen zu einem Staate gelegt, wie er noch nirgends existirt, wie er auch nur in Deutschland existiren kann, und wodurch Deutschland zur ersten Weltmacht wird und werden muß. Ich sage: wie von einem Dämon getrieben, denn daß sie dadurch eigenhändig ihrem exclusiven Hochmuth und ihrem Herrschaftsmonopol ein tiefes Grab graben würde, das hatte sie wohl bei ihren edlen Bestrebungen nicht geahnet. Es schien allerdings zunächst nichts zu besorgen. Die Wissenschaft spann sich in ihre Studirstuben ein, sie glänzte nur in particulären Kreisen und in den Examinibus, sie trat mit bescheidnem Zagen in die Bureaux und ließ sich durch die dortige Temperatur bald rectificiren. Das ist aber allmälig anders geworden. Die Wissenschaft ist der Studirstube entwachsen, sie wandelt auf den Markt, sie ruft von den Dächern und bläst von den Thürmen, sie ist muth= und vertrauenvoll, sie drängt sich mit unabweisbarer Gewalt an Alles, auch das Geheimste heran und mustert es mit ihrem hellen, ernsten Auge, sie ruft Allen zu: denket und prüfet! während das alte System herrscht: glaubet und vertrauet! Der Kampf ist da, kann die Entscheidung zweifelhaft sein? Wird es heißen:

Geist.
Du hast mich mächtig angezogen,
An meiner Sphäre lang gesogen,
Und nun —

Faust.
Weh! ich ertrag' dich nicht!?

Nein, gewiß nicht. Dafür bürgt die furchtbare Realität der Wissenschaft, die sich trotz des besten Odems nicht wie Seifenblasen verscheuchen läßt, dafür bürgt die Energie des preußischen Volks, die in den entscheidenden Augenblicken so entschieden bewährte. Aber so gewiß die Zukunft der Wissenschaft und ihrer Stellung in Preußen ist, so wenig ist sie des Kampfes und seiner Noth in der Gegenwart überhoben, denn diese Stellung will ihr der Staat nicht gewähren und will dadurch ihre Selbständigkeit gefährden. Auf die antiquirte, die stillwandelnde, göttingensche Wissenschaft legt er zwar noch einen großen Werth, sie entspricht entweder seinen eignen Ansichten und Meinungen oder ist ihnen wenigstens nicht hinderlich, aber die neue, die Himmel und Erde stürmende, sie wird verachtet, geschmähet und gedrückt, denn sie greift die Lieblingsmeinungen des Staates auf schonungslose Weise an. Aber sie greift nicht bloß an, sie beweist auch das Recht von alledem, was sie thut. So weit sie das nicht kann und so weit ihre Beweise durch Gegenbeweise entkräftet werden, so weit ist sie keine Wissenschaft; aber diese Gegenbeweise ist man ihr schuldig. Nun steht die alte Wissenschaft stumm und gesenkten Blicks und empfängt von dem Gegner einen tödtlichen Streich nach dem andern, unfähig Gründe durch Gegengründe zu widerlegen — will da der Staat, der sich der Wissenschaft gegenüber stets nur als äußerlicher Schutzherr und als vornehmer Eklektiker gezeigt hat, der die Speculation nur geduldet, die Dialektik in ganz andrer Weise geübt hat, der eigentlich gar keinen Hehl daraus macht, daß er die neue Lehre in ihrem Zusammenhange nicht kennt, in ihrer Nothwendigkeit nicht begreift, will da der Staat Richter sein, er, der auf diesem Standpuncte gar nicht empfindet, was eigentlich die Brust seiner Jugend schwellt und begeistert und ihr einen Muth giebt, der dem, welcher sich ihr als Gegner entgegenstellt, Hochachtung, wenn nicht Furcht einflößen muß? Der Staat versucht es, aber gewiß, er wird es nicht lange versuchen. Die Männer, die an seiner Spitze stehen, und die jetzt diesen Kampf unternommen haben, sind zu wohlwollend, sind selbst zu gebildet, als daß sie sich den Consequenzen dieses Wohlwollens und dieser Bildung, sie sind zu preußisch, als daß sie sich den Consequenzen des preußischen Princips lange entziehen könnten; sie können sich unmöglich lange der Illusion hingeben, als könne der Staat richten in einer Sache, die er nicht versteht, als vermöge er, sich, sein Thun und seine Formen der Kritik der Wissenschaft zu entziehen oder sich auf die Dauer ihren Fordrungen zu widersetzen, als sei überhaupt seine Wissenschaft etwas Andres als er selbst und nicht vielmehr sein eigner Geist, so weit sich derselbe mit Selbstbewußtsein der alten, überlebten und deßhalb rechtlosen Hüllen und Schalen zu entledigen und immer neu zu entpuppen sucht. So wenig diese Erkenntniß ausbleiben kann, so gesichert daher die Zukunft der Wissenschaft im preußischen Staate und so glänzend dadurch die Zukunft des Staates selbst ist, so ist doch der Entscheidungskampf schwer und lastet drückend auf den Streitern.

Unter solchen Umständen kann sich die Schule und zunächst die gelehrte Schule nicht verwundern, daß sie neben Administration, Justiz und Militär nur eine spätgeborne Schwester ist; darüber aber hat sie sich bitter zu beschweren, daß sie, nachdem sie erwachsen ist, die herrlichsten Dienste geleistet und dem Staate zum Theil sein charakteristisches Gepräge aufgedrückt hat, immer noch wie ein Findling angesehen, unter strenger Vormundschaft gehalten wird und immer noch in ihren Kinderkleidern einherschreiten muß, die kaum ihre Blöße bedecken. Wer außer dem Kreise des Schullebens steht, dürfte das mindestens für parador halten in dem Lande der „Schulen" und „Casernen", dessen Interesse und Aufopfrungen für die Schule eben so notorisch sind, als der Flor der Schulen selbst. Wir sind auch keineswegs geneigt, Preußens Bestrebungen und Leistungen in diesem Puncte zu verkennen und zu verkleinern, wir meinen aber, daß Bildung und Wissenschaft eben so gewiß das charakteristische Element Preußens sind, als Handel und Industrie der unterscheidende Charakter Englands, und daß es also überflüssig, ja lächerlich ist, immerwährend Preußens Verdienste um Schule und Wissenschaft hervorzuheben, da es ja Niemand einfällt, Englands Verdienste um Handel und Industrie zu preisen. Der Fisch lebt im Wasser, der Vogel in der Luft, der Frosch im Sumpfe, man rechnet's keinem zum Verdienste an. Um so kläglicher klingt es, wenn man immer wieder die „Gnade und nicht hoch gnug zu preisende Municifenz der hohen Behörden" lobhudeln hört, wenn sie irgend etwas zur Fristung der Existenz eines Gymnasiums oder zu den nothwendigen Bildungsmitteln beigetragen haben; es zeigt dies eine sehr geringe Einsicht in das Wesen und die hohe Bedeutung der Schule sowohl, als in die Pflicht einer Behörde, es zeigt, daß die Schulbildung die Leute noch so wenig emancipirt hat, daß wirklich eine Anweisung der Behörde wünschenswerth wäre, die diesem zweideutigen Lobe ein Ende machte. Aber hiezu scheint in der That wenig Aussicht zu sein, da die Regierung keine Neigung zeigt, die höhere Erziehung der Jugend als eine ihrer wichtigsten Aufgaben anzuerkennen, und sie nicht bloß äußerlich zu controliren und zu administriren, und sie somit als ein untergeordnetes Institut zu behandeln, sie ferner nicht bloß, wo es nöthig scheint, zu unterstützen und im Uebrigen der zufälligen Einsicht und Mildthätigkeit der Privaten zu überlassen oder anzuempfehlen, sondern sie als ein wesentliches Moment des Staatslebens anzusehen, dessen Erhaltung und Entwicklung mindestens eben so nothwendig als die Gerechtigkeitspflege und Verwaltung des Staates ist, das demnach ein von der Administration völlig abgezweigtes Institut, ein freier selbständiger Organismus auf eignen Mitteln beruhend sein muß.

So würde die halbschiedige Stellung der Gymnasiallehrer verschwinden, die nicht recht wissen, ob sie sich als Staatsbeamte anzusehen haben oder nicht, indem sie zwar durch Landrecht und Cabinetsverfügungen in diese Kategorie gestellt sind und derselben Controle und Beschränkung unterliegen, andrerseits aber sich so entschieden in Gehalt, Beförderung, Geltung, Auszeichnung und Berücksichtigung hinter den anerkannten Staatsbeamten zurückgesetzt sehen. So würde auch die große Ungleichheit der Mittel und die theilweise Mittellosigkeit der Gymnasien mit dem großen Gefolge von Nachtheilen, Halbheiten und Beschwerlichkeiten, die daraus erwachsen, verschwinden. Jetzt beruht die Erhaltung der Gymnasien theils auf dem Staate, theils auf den Städten, theils auf Stiftungen und den precären Geschenken Einzelner. So verwendet z. B. der Staat auf die 18 Gymnasien der Rheinprovinz (nach einer statistischen Angabe von 1835) nur 22,000 Rthlr., die übrigen Erhaltungsfonds fließen aus andern Quellen. Daraus folgt, daß, wenn auch der Staat alle gleichmäßig controlirt und alle einer im Ganzen gleichmäßigen wissenschaftlichen Organisation unterliegen, doch die Verhältnisse der einzelnen Anstalten in ihrer Stellung zu Stadt und Publicum und in ihren materiellen Angelegenheiten wesentlich verschieden sind. Man muß die Paupertätsverhältnisse mancher Gymnasien kennen, die Dürftigkeit und Gebrechlichkeit so mancher Localitäten, die peinliche Oekonomie, die nicht nur die Beschaffung wichtiger Lehr- und Erziehungsmittel und die Einführung ersprießlicher Aendrungen unmöglich macht, sondern auch die geringsten Ausgaben, ja ich möchte sagen, das Einschlagen eines nothwendigen Nagels an umständliche Berichte und Correspondenzen und dann noch an monatlange Verzögrung knüpft, man muß, sage ich, dieses kennen gelernt und den so mannigfach drückenden Einfluß, den diese Armuth auch auf das Walten und die Stellung der Lehrer übt, erfahren haben, und wird es dann gewiß in der Ordnung finden, daß der Schulmann unbehagliche Vergleichungen anstellt und sich und die Schule wesentlich zurückgesetzt, die Bedeutung der Schule noch gar nicht erkannt wähnt.

Nur ein Beispiel will ich anführen, um zu zeigen, wie hinderlich im Allgemeinen die Mittellosigkeit der Gymnasien ist, und wie schwer es hält, den Staat zu bedeutenden, aber höchst zweckmäßigen, ja nothwendigen Unterstützungen zu vermögen. Es ist bereits längst anerkannt, daß die Gymnastik des Leibes für körperliche und moralische Kräftigung von der höchsten Bedeutung, daß sie daher als ein wesentliches Bildungsmittel für die Erziehung der Jugend anzusehen ist und nothwendig in den Kreis der öffentlichen Erziehungsmittel hereingezogen werden muß. Nachdem die Angst vor

den Demagogen vorübergegangen, hat daher auch wirklich der Staat die Fördrung der gymnastischen Uebungen den Gymnasien anempfohlen; daß aber hier mit einer Empfehlung sehr wenig gethan ist, das ist bei der ungleichen Vermögensbeschaffenheit, ja bei der theilweisen Mittellosigkeit der Gymnasien einleuchtend, um so mehr, als die gymnastischen Uebungen nur von einem höhern Gesichtspuncte aufgefaßt, nach einem allgemeinen Plane geleitet zu einem wahren Moment der Jugenderziehung werden können. Viele Gymnasien haben daher keine gymnastischen Uebungen aus Mangel eines zur Leitung tüchtigen Subjects, aus Mangel einer geeigneten Localität und der nöthigen Utensilien, andre haben sich durch die Mildthätigkeit der Communen oder einzelner Personen einen nothdürftigen Apparat zu verschaffen gewußt und einer der Lehrer hat sich, so gut oder so schlecht er dazu befähigt ist, zur Leitung des Unterrichts verstanden; es ist aber klar und praktisch erwiesen, daß dies in der Regel zu einem unvollkommnen und lauen Betriebe und zu keinem Nutzen führt. Warum nimmt sich der Staat eines so wichtigen Bildungsmittels nicht an, warum sorgt er nicht für die Anstellung besondrer Lehrer der Gymnastik, warum schafft er nicht seiner edelsten Jugend die so nothwendigen Palästren, warum überläßt er einen so wichtigen Gegenstand dem Zufall, warum hat er überhaupt zu tausend andern Dingen so viel Geld, für seine Gymnasien so wenig? Erweist sich heute beim Militär eine Maßregel als vortheilhaft, ja nur als plausibel, so ist sie morgen eingeführt. Die Kosten? Ja was fragen wir nach den Kosten. Aus unserm Militärbudget lassen sich die imposantesten Festungen, die großartigsten Casernen bauen, die glänzendsten Revuen ausführen und nebenbei noch viele Experimente bestreiten. Unsre mechanisch-militärische Ausrüstung nebst Zubehör fordert die Summe von 23,721,000 Rthlr.; dagegen begnügt sich unsre moralisch-intellectuelle Instandsetzung mit 3,029,000 Rthlr.

Wann wird endlich einmal der mechanische Staat hinter den moralischen Staat zurücktreten, wann wird die sittlich-intellectuelle Bildung freier Männer, die in ihrem Vaterlande nicht nur ihre Familien, nicht nur ihre materielle Habe und ihr bürgerliches Behagen, sondern ihre heiligsten Mächte, ihr Recht, ihre Freiheit, ihre Bildung und Ueberzeugung vertheidigen, als die wahre und hauptsächlichste Wehr des Staates anerkannt werden? Daß die militärische Dressur, daß die Mechanik des Kriegswesens, daß Festungen und Musterungen nothwendige Dinge sind, wer zweifelt daran? Aber Jedermann weiß es auch, daß, kommt es zum wirklichen, ernsthaften Völkerkampfe, die letzte Entscheidung in der moralischen Kraft der gebildeten Staatsbürger liegt. Nun, warum geizt man, wenn es gilt, diese Triarier körperlich und moralisch zu kräftigen? Warum behandelt man dagegen etwas völlig Secundäres als eine Hauptsache? Warum spricht man so viel und so zuversichtlich vom militärischen, vom kriegerischen Staate, warum opfert man ihm diese ungeheuern Summen, warum glaubt man ihn gerade dergestalt in Ehren halten zu müssen, daß sich die höchsten Personen des Staates nur in militärische Uniformen kleiden und nicht in den bürgerlichen Rock? Preußen ein militärischer Staat! Was heißt das? Sind die Preußen ein besonders kriegslustiges Volk, gehen sie darauf aus, Erobrungen zu machen? Ich glaube nicht. Machen sie den Anspruch, tapfrer zu sein, als andre Nationen, ihr Vaterland besser vertheidigen zu können, als andre? Ich glaube das auch nicht. Glauben sie dadurch einen Sitz im Rathe der europäischen Großmächte zu verdienen, dadurch ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale Europa's zu legen, daß sie ein wohlgerüstetes Heer haben? Sicherlich wäre das ein trügerischer Wahn; auch 1806 hatten wir ein wohlgerüstetes Heer und tapfre Soldaten. Nun, was heißt das also, Preußen sei ein militärischer Staat? Nichts heißt es; es ist nichts, als eine alte, längst abgenutzte Kategorie, mit der man die Kritik zurückzuweisen sucht, und die nun schon so oft gesagt und gehört ist, daß man ziemlich allgemein daran glaubt. Schlechtweg kriegerisch sein ist Rohheit; je gebildeter und vernünftiger ein Staat ist, desto weniger ist er kriegerisch — aber desto wehrhafter ist er auch im Falle der Nothwendigkeit eines Krieges. Möge also der Staat immerhin Fleiß, Mühe und Geld auf die Befähigung zum Kriege verwenden; nur möge er als etwas unendlich Wichtigeres die geistige Kräftigung seiner Bürger und vorzüglich seiner Jugend betrachten und behandeln. Läßt sie sich auch nicht zu äußerm Schimmer und Pomp verwenden, so ist sie doch die einzig wahre Ehre und Kraft des Staates, und ihr ist die größte Berücksichtigung, die aufopferndste Pflege zu schenken. Sie ist das wahre Centrum der Staatsthätigkeit, und diese Erziehung des Volkes zur geistigen Freiheit giebt dem mechanischen Staate erst seine Einheit, sein Herz, seine Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 179. **29. Juli.** **1842.**

Ueber Stellung und Verhältniß der Gymnasiallehrer in Preußen.

(Fortsetzung.)

Vorstehende Bemerkungen über die noch bei Weitem nicht gnug anerkannte Wichtigkeit der höhern Schulerziehung und die dadurch bedingte Zurücksetzung der damit beschäftigten Männer sollen mir zur Einleitung dienen zu einer nähern Betrachtung des Verhältnisses dieser Männer, der Gymnasiallehrer. Je rücksichtsloser ich jedoch mein Urtheil und meinen Tadel auszusprechen beabsichtige, um so ausdrücklicher verwahre ich mich gegen die Annahme, als wolle ich die Mangelhaftigkeit der jetzigen Zustände lediglich der Regierung aufbürden. Die Bedeutung der Schule und die Nothwendigkeit ihrer Entwicklung wird erst spät von der Regierung anerkannt, weil überhaupt das ganze Volk erst spät darüber zum Bewußtsein kommt; der Organismus des Unterrichtswesens bildet sich daher erst spät auf verschiednen Grundlagen fußend, durch verschiedenartige Verhältnisse bedingt aus und in das Staatsleben hinein. Jene Grundlagen und Verhältnisse können, wenn auch ihre Unzulänglichkeit erkannt ist, nicht plötzlich beseitigt werden. Aber es muß ein Anfang damit gemacht werden, die Schule muß allmälig zum freien selbständigen Staatsinstitute erhoben werden; und daß dieses nicht geschieht, fällt allerdings der Behörde zur Last. Das Gymnasium verdankt dem Minister von Altenstein und seinen tapfern Mitarbeitern sehr viel, daß aber der Fortschritt der Zeit neue, lebhafte Bedürfnisse erweckt hat, das sprach sich in den gespannten Hoffnungen der Gymnasiallehrer aus, die in ihnen das Jahr 1840 hervorrief. Der Wind hat seitdem zweimal die Stoppeln gefegt, und es ist nichts geschehen — gar nichts.

Man muß das Befinden der preußischen Gymnasiallehrer nicht nach dem theoretischen Verhalten Einzelner in den philologischen Journalen ermessen wollen: dort scheint eitel Behagen zu herrschen, man glaubt in den Wohnungen der seligen Götter zu wandeln, wo man weit jenseits der Grenzen von Raum und Zeit hoch über den irdischen Kämpfen steht, die die Brust der armen Menschheit durchwühlen. Manuscripte und Varianten, Conjecturen und Eleganzen bilden den Lebensäther dieser *ῥεῖα ζώοντες* und in dieser stickstofffreien Sphäre gedeiht jene classische Ruhe, jene göttliche Humanität, jenes biderbe Händedrücken und beiläufige Zunicken, jene ächt epische Ornamentik, die den Sauhirt *δῖος ὑφορβός* und die Mutter des Bettlers *πότνια μήτηρ* nennt, und von allen Seiten hört man's erschallen: der „treffliche", der „wackre", der „gelehrte", der „fleißige", der „ehrwürdige", der „verdienstvolle" u. s. f. — o terque quaterque beati! Nur selten wagt sich ein praktischer Seufzer unter der schüchternen Anonymität eines „Philalethes" in diese heitern Regionen einzustehlen und eine Elegie zum Besten der Orbilier zu singen; doch flugs springt ein Herold herbei, der den

πτωχὸν ἀνιηρὸν, δαιτῶν ἀπολυμαντῆρα

zur Ruhe verweist und auf den Rath der Olympier vertröstet, der bis jetzt so weise gesorgt habe und auch ins Künftige sorgen werde. Ich sage also, auf diesen Schaubühnen solider Gelehrsamkeit findet man die praktischen Fragen der Gymnasiallehrer selten oder gar nicht erörtert, im Leben werden sie aber desto häufiger und eifriger discutirt. Siehst du zwei oder drei Schulmeister beisammen, siehst du sie in lebhafter Unterredung begriffen, so kannst du auch wissen, daß das Ungnügende ihrer Stellung der Gegenstand ihrer Unterhaltung ist, den sie murrend, lachend, witzelnd, klagend, zürnend, je nach der Temperatur ihres Blutes, in größter Einmüthigkeit ausbeuten. Es herrscht eine große Unzufriedenheit in diesem Stande, ein fast allgemeines Klagen. Ich möchte nicht der Anwalt einer jeden Klage sein, die über die Lippen meiner Herren Amtsbrüder schleicht oder springt, denn es giebt viele darunter, die ihren Ursprung mehr dem Unterleib und der Galle, nebst der Herzensverknöchrung verdanken, als der wirklichen Vernachlässigung von Seiten der Behörde; aber warum giebt es auch gerade unter den Gymnasiallehrern neben so vielen tüchtigen, ja ausgezeichneten Männern so zahlreiche Philister und Hypochonder? Offenbar, weil kümmerliche Verhältnisse die beste Wasserwage für unentschiedne Charaktere bilden; Noth erzieht entweder zu entschiednem Muth und Kraft, oder sie drückt zur Schwäche hinab. Der Staat hat aber kein Recht, solche Wasserwagen zu fabriciren.

Die Laufbahn der Gymnasiallehrer beginnt unter günstigen Auspicien. Auf den Bänken der Schule sind sie sicher in der Regel unter denen, welche als die fleißigsten, die

tüchtigsten, die kenntnißreichsten Schüler gelten und belobt und durch Prämien ausgezeichnet werden, sie sind unter denen, welchen Schule und Lehrer ein günstiges Horoskop stellen, und die sie mit vortheilhaften Zeugnissen entlassen. Auf der Universität, ich glaube auch das ohne Widerspruch sagen zu können, gehören sie nicht minder zu denen, die ihren Studien am fleißigsten obliegen, und die den soliden Kern der Studirenden bilden. So nahet heran

das Examen.

„Mir wird von alle dem so dumm,
Als ging' mir ein Mühlrad im Kopf herum."

Das Examen ist ein Institut, wodurch man im Verlaufe einiger Stunden den wissenschaftlichen Werth oder Unwerth Jemandes kennen zu lernen sucht. Daß dem Staate eine solche Prüfung und Kenntnißnahme nöthig ist, liegt auf der Hand; daß aber eine solche Prüfung höchst unvollkommen, ja zu Zeiten sehr gefährlich ist, liegt eben so klar vor Augen — es ist also das Examen ein nothwendiges Uebel. In einem Staate, der in der frischen Bergluft eines öffentlichen Lebens athmet, durch dessen Adern die lebendige Kritik eines angeregten Volksgeistes pulsirt, wo der Beamte nicht bloß als eine Domäne der Regierung, sondern als lebendiges Glied der bürgerlichen Gesellschaft, ihr verbunden durch Theilnahme und Verantwortlichkeit, angesehen wird, tritt die Bedeutung des Examens natürlich etwas mehr in den Hintergrund, und wird das Unvollkommne, ja Gefährliche desselben mehr oder weniger paralysirt, da in einem solchen Staate bei Weitem mehr Kriterien der Wahrheit und bei Weitem mehr Möglichkeiten, verkannte Tüchtigkeit zu bewähren oder versteckte Untüchtigkeit zu verrathen, vorhanden sind. Dagegen ist in einem mechanisch-bureaukratischen Staate, wo der Beamte, Werkzeug der Regierung, dem Volke und der Oeffentlichkeit gegenüber steht, und nur der Controle seiner oft weit entfernten Behörde unterliegt, die Wichtigkeit des Examens weit größer, je mehr die Behörde im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit durch solche Werthmesser sich ihrer Beamten versichert halten muß; und mit der Wichtigkeit tritt natürlich auch die Unvollkommenheit und theilweise Gefährlichkeit des Instituts mehr hervor. Diese Unvollkommenheit und Gefährlichkeit des Examens beruht in der Prätension, sich in kurzer Zeit durch allerhand Manipulationen der wissenschaftlichen Individualität Jemandes dergestalt zu bemächtigen, daß man über ihren Werth ein gründliches Urtheil haben und aussprechen kann. Wie viel hiebei auf die zufällige Beschaffenheit des Charakters, des Geschicks, ja der Stimmung des Beurtheilers, wie viel andrerseits auf die zufällige Beschaffenheit des zu prüfenden Subjects, auf seine Zugänglichkeit, Unbefangenheit, äußerliche Gewandtheit u. s. w. ankommt, springt so in die Augen, daß schon hiedurch die Zuverlässigkeit der Prüfungszeugnisse problematisch werden muß. Aber die Wissenschaft ist eine fortwährende Ueberwindung von Schranken, eine fortwährende Erweitrung des Gesichtskreises und Vertiefung der Erkenntniß; was gestern unübersteiglich schien, ist heute überwunden, dadurch ist neues Licht, ein neuer Ueberblick, ein höherer Standpunct gewonnen, neue Thatsachen treten hervor, alte erhalten eine ganz neue Bedeutung und mit jedem neuen Jahresringe des Baumes der Wissenschaft tritt eine wesentliche Verändrung und Umgestaltung der wahrscheinlich κατ' ἀντίφρασιν sogenannten feststehenden oder positiven Thatsachen und Kenntnisse ein, die mit der tiefern Erkenntniß des geistigen Princips tiefer und vielseitiger erkannt werden und demgemäß in ihrer Würdigung und systematischen Stellung nichts weniger als positiv sich erweisen. Bei dieser fortwährenden Entwicklung der wissenschaftlichen Erkenntniß und den nothwendigen Conflicten und Gegensätzen der verschiednen Erkenntnißstufen und ihrer vermittelnden Stellungen erhellt es, wie verschiedenartig die Handhaben und Operationen sein werden, deren sich die Prüfenden bedienen können, um den wissenschaftlichen Kern des Individuums zu erfassen, und wie verschieden deßhalb auch die Urtheile ausfallen können, da, was der Eine als die Hauptsache betrachtet, dem Andern nur secundäre Wichtigkeit zu haben scheint. Nicht minder einleuchtend ist es, zu welchen schreienden Mißverhältnissen dieses bei einer schroffen, einseitigen und eigensinnigen Persönlichkeit des Examinators und einem schüchternen und wenig gefaßten Examinandus führen kann, zumal wenn sich in Beiden, wie das meistens der Fall ist, zwei völlig fremde Personen gegenüber stehen. So kann das Examen von der einen Seite zum schnödesten Despotismus der veralteten Wissenschaft gegen die neuere und andrerseits zur geistigen Tortur werden.

Doch abgesehen von der Qual des Examens selbst und den nachtheiligen Folgen, die unverschuldeter Weise daraus erwachsen können, so scheinen mir die deprimirenden Rückwirkungen für die wissenschaftliche Ausbildung noch weit gefährlicher. Principiell mit seinen Examinatoren zu collidiren ergiebt sich jedenfalls als höchst bedenklich; was ist also natürlicher, als daß man sich entweder sklavisch der Auctorität derjenigen unterwirft, von denen man die Prüfung zu gewärtigen hat, und daß man auf ihre Worte schwört, oder daß man von vornherein auf Principien verzichtet und sein Heil in den sogenannten positiven Kenntnissen versucht, um so mehr, als offenbar im Examen gerade diese positiven Kenntnisse die einzige Handhabe bilden, womit der Examinator die Schätze des Examinandus in kurzer Zeit heben zu können scheint? So dienen die Examina häufig dazu, in die Sklaverei des Auctoritätsglaubens und in die trüben Regionen jenes unfreien, todten Wissens hin-

abzudrücken, so sinkt die Universität zur bloßen Lernanstalt herab, auf der gelehrte Thiere, aber nicht sittlich freie Menschen gebildet werden. Hat sich der Mann seine freie Ueberzeugung, sein wissenschaftliches Princip erobert, und legt sich ihm dann die Beschränktheit, die Intoleranz, der Despotismus als momentan berechtigte Macht entgegen, so entspinnt sich ein Kampf, der für das freie Princip nur förderlich sein, es nur zu seiner Kräftigung und Verherrlichung führen kann, denn der freien wissenschaftlichen Ueberzeugung ist keine Macht zu stark, kein Kampf zu schwer. Aber in den jugendlichen Gemüthern ist diese freie Ueberzeugung noch nicht oder erst in geringem Grade vorhanden, sie hat sich erst aus den trüben Schichten des angelernten und angelebten Materials herauszukämpfen, ihre Gegner sind die eigne Beschränktheit, die Trägheit, der Zweifel, ihr Kampfplatz die gemeinschaftliche Discussion, hier kann sie kämpfen und siegen — aber wälzt man ihr die Furcht vor dem officiellen Examen und seinen Folgen entgegen, da krümmt sich der frei aufstrebende Geist wie ein zarter Schößling demüthig wieder zum Staube hinab, das Mark verdorrt, der Wuchs verkrüppelt; und diese Zwergtannen sollen dann dereinst die Träger und die Zierden des freien wissenschaftlichen Geistes sein?

Finden diese hingeworfnen allgemeinen Bemerkungen mehr oder weniger auf jedes wissenschaftliche Examen ihre Anwendung, in welchem die Hauptsache eine mehrstündige mündliche Prüfung zu sein pflegt, so scheint doch gerade das Examen der Schulamtscandidaten denselben vorzugsweise zu unterliegen in Folge der gesetzlichen Bestimmungen, die für diese Prüfung gegeben sind.

Schon im Jahre 1824 bestimmte eine Circularverfügung des Ministers, um der philologischen Einseitigkeit entgegenzuwirken, daß ebenfalls Philosophie und Theologie gründlich betrieben werden sollten. Die Prüfung der Schulamtscandidaten soll auch auf die Kenntnisse derselben in der Philosophie und namentlich in der Logik und Metaphysik, in der Psychologie und in der Geschichte der Philosophie, sowie in der Geschichte ausgedehnt werden. Noch wichtiger aber erscheint es dem Ministerium, daß die künftigen Gymnasiallehrer (nicht bloß die Religionslehrer) sich schon auf der Universität die Jedem nothwendigen Kenntnisse in der Theologie und namentlich in der Exegese des alten und neuen Testaments, in der Dogmatik und christlichen Moral und in der Kirchengeschichte aneignen, und es bestimmt daher, daß die Schulamtscandidaten, die hinsichtlich ihrer philosophischen, philologischen, historischen und mathematischen Kenntnisse und in Betreff ihrer Lehrgeschicklichkeit das erforderliche Prüfungszeugniß beibringen, nachträglich in Bezug auf ihre Kenntnisse in der Theologie und namentlich in der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, in der Exegese des alten und neuen Testamentes und in der Kirchengeschichte geprüft werden sollen.

Dem Reglement von 1831 zufolge wird die unbedingte facultas docendi demjenigen ertheilt, der außer einer genügenden, wenn auch noch nicht ausgebildeten Lehrgabe wenigstens in einem der drei wesentlichen Stücke des höhern Schulunterrichts, d. h. 1) in den beiden alten Sprachen und in der Muttersprache, 2) in der Mathematik und den Naturwissenschaften, und 3) in der Geschichte und Geographie des Stoffes so weit mächtig ist, um bei gehöriger Vorbereitung diese Gegenstände in einer der beiden obern Classen eines Gymnasiums mit Erfolg zu lehren, mit allen übrigen Gegenständen der Prüfung aber so weit bekannt ist, um ihr Verhältniß zu den übrigen Lehrgegenständen und ihre relative Wichtigkeit richtig würdigen und auf die Gesammtbildung der Schüler wohlthätig einwirken zu können. Diejenigen aber, welche entweder mit den beiden alten Sprachen, oder mit Physik und Mathematik, oder mit Geschichte und Geographie ganz unbekannt sind, sind abzuweisen. Gesetzt also, es will Jemand in den alten Sprachen den Unterricht in den obern Classen haben, so gehört dazu außer einer genauern Kenntniß der griechischen und lateinischen Grammatik ein ausgebreiteteres Studium der Classiker beider Sprachen, besonders derjenigen, welche in den beiden obersten Classen der Gymnasien gelesen werden, Bekanntschaft mit dem gegenwärtigen Standpuncte der Philologie und den wichtigsten Hilfsmitteln des philologischen Studiums, so wie Sicherheit und Fertigkeit im lateinischen Vortrag. In den philologischen Disciplinen, namentlich der Mythologie, den Alterthümern, der Geschichte der Litteratur der Griechen und Römer und der Metrik muß die Prüfung die Ueberzeugung gewähren, daß er sich mit diesen Wissenschaften, so weit sie in den Vorträgen der Universitätsprofessoren abgehandelt werden, beschäftigt habe, daß er auf den richtigen Weg geleitet sei, um die Lücken seiner Kenntnisse auszufüllen, und daß er sowohl Trieb, als auch Fähigkeit besitze, sich durch eine selbstthätige Anstrengung immer mehr dieselben anzueignen. Im Deutschen bezieht sich die Prüfung auf die allgemeine Grammatik, auf den eigenthümlichen Charakter und die Gesetze der deutschen Sprache, so wie auf ihre historische Entwicklung und die Geschichte ihrer Litteratur. Im Französischen ist von Jedem Kenntniß der Grammatik und die Fertigkeit, einen Dichter oder Prosaiker mit Geläufigkeit zu übersetzen, zu fordern. Hiezu kommt nun das Examen in der Geschichte und Geographie, in der Mathematik und den Naturwissenschaften, in Philosophie

und Pädagogik, und in der Theologie, in der oben bestimmten Weise.

Man liest's und staunt und schlägt an seine Brust und spricht: ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin dieser einer. Wohl dem, der das aes triplex eines unverwüstlichen Leichtsinns um die Brust sich in dieses Meer von Ansprüchen stürzt — Dreistigkeit und Glück können ihn vielleicht durchlootsen. Wohl auch dem, der auf den göttlichen Duft, die Musik und den heiligen Schauer des Waldes verzichtend am Boden liegen und Eicheln fressen kann. Er wird unter der traulichen Führung praktischer Leitfaden oder tabellarischer Uebersichten im Stande sein, sich im Verlaufe seines quadriennium der Quintessenz aller der geforderten Wissenschaften, Künste und Fertigkeiten dergestalt zu bemächtigen, um sie memoriter recitiren zu können. Aber wehe dem, der von tiefern Bedürfnissen getrieben, es nicht über sich gewinnen kann, sich mit dieser compendiarischen Form der Wissenschaften zu begnügen, und durstig von Quelle zu Quelle eilt, sich immer wieder in neuer Forschung zu berauschen. Dreimal wehe aber dem, den es drängt, das Eine Princip aller Dinge denkend zu begreifen, und der sich nicht entschließen kann, seinem Gedächtnisse Lasten aufzubürden, die nicht zugleich Stoff seiner lebendigen Erkenntniß sind, der die Ahnung hat, daß alle diese Wissenschaften nur organische Zweige eines großen Organismus sind, in welchem sie erst ihr wahres Licht und ihre vollständige Bedeutung erhalten, und der nun diese Ahnung zur Klarheit und zum Begriff zu erheben bemüht ist. Wenn man weiß, wie viel Zeit, Ausdauer und Hingebung dazu gehört, sich eines wissenschaftlichen Feldes auf fruchtbringende Weise zu bemächtigen, so daß man nicht nur einen Ueberblick über die Thatsachen, z. B. der Geschichte oder der alten Sprachen gewinnt, sondern daß man Leben und Zusammenhang darin wahrnimmt, daß der Geist den Geist erkennt, so kann man in der That nicht begreifen, wie die Behörde der Jugend solche Zumuthungen machen kann. Durch solche Reglements erzieht man encyclopädische Schwätzer und gelehrte Philister, aber keine Männer von Charakter und Intelligenz. Dieses Wissen, worauf jetzt Alles hinarbeitet, und worauf Alles ankommt, es ist Etwas, aber das Wollen, worauf jetzt Nichts hinarbeitet, und worauf Nichts anzukommen scheint, ist auch Etwas. Hat sich der Wille im Wissen zu sättigen, so hat sich das Wissen durch den Willen erst zu beleben, und wie der Mann unvollständig ist, dem das Material fehlt, worin er seine Willenskraft und Ueberzeugung bethätigen und bewähren kann, so ist das abstracte Wissen völlig Uncultur und Unfreiheit und nichts weniger als geeignet, die Jugend zu bilden und zur Freiheit zu erziehen.

Ich weiß recht wohl, daß die Grausamkeit dieser gesetzlichen Prüfungsbestimmungen in der Praxis durch die Einsicht der Examinatoren wesentlich gemildert, ja wohl theilweise aufgehoben werden kann; aber abgesehen davon, daß auch hiedurch die Macht des Zufalls im Examen nur erweitert wird, so schwebt auch die gesetzliche Verordnung der studirenden Jugend stets als das drohende Schreckgespenst vor und kann durch die mögliche Erleichtrung seinen niederdrückenden Einfluß nicht verlieren.

Man bedenke, daß die Energie des Charakters, die Liebe der Wahrheit, die Freiheit der Gesinnung, die Selbständigkeit des Urtheils, die Gewissenhaftigkeit, das Wohlwollen, die Hingebung und Aufopfrungsfähigkeit, und nicht die Vielwisserei das Wesen wie des Mannes überhaupt, so des Jugenderziehers insbesondre ist, und man wird zugestehen müssen, daß diese Art von Examen, wie sie schon der freien Entwicklung dieser Tugenden feindlich im Wege steht, so auch gar nicht geeignet ist, eine Sonde für diesen wahren geistigen Kern und die wahre wissenschaftliche Tüchtigkeit zu bilden, und daß es in den zahlreichsten Fällen nichts ist, als ein geistiges Hahnenschlagen — man trifft den Topf und nicht den Hahn, man sondirt die Schale, aber nicht den Kern, und nichts als Topf und Schale ist in den zahlreichsten Fällen diese Polyhistorie, dieser litterarische Notizenkram, diese philologische Gelehrsamkeit, die in dem Examen eine so glänzende Rolle spielen, und das Herz kalt, den Verstand stumpf, den Geist unfrei und trübe lassen. Die Erziehung und Bildung des Jugenderziehers namentlich kann nicht freisinnig, nicht großartig, nicht charakterbildend und charakterausprägend gnug sein, um der Jugend ein sittlicher Damm, ein belebender Quell, ein reinigendes Feuer, ein leuchtendes Vorbild zu werden. Er bade unverdrossen seine Brust in der kühlen Fluth der Wissenschaft und stärke in ihren Wellen seine Glieder, aber er werde nicht, wie ein scheues Wild in tausend Feldern des Wissens herumgehetzt, um strenge Rechenschaft von den tausend Dingen abzulegen, aus denen er seine geistige Nahrung gesogen hat. Was hilft es ihm, in Sturmeseile allerwärtsher die goldnen Früchte und bunten Blüthen zusammenzuraffen, denn fehlt ihm das belebende Princip — und dies wird nicht in Sturmeseile errafft — so liegen sie in seiner Hand als verschrumpftes Gerülle und klappernde Hülsen, und so wird er kein Bildner der Menschheit, sondern eine von den vielen Vogelscheuchen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 180. 30. Juli. 1842.

Ueber Stellung und Verhältniß der Gymnasiallehrer in Preußen.

(Fortsetzung.)

Was den wahren und eigentlichen Werth des Mannes sowohl, als des Gymnasiallehrers insbesondre ausmacht, davon kann freilich nur im Verlaufe der Praxis gnügende Rechenschaft abgelegt werden, aber ein nicht allzutrügliches Prognostikon wenigstens muß das Examen gewähren. Dies kann nicht anders geschehen, als wenn man der freien Individualität möglichst freien Spielraum läßt, sich frei zu gebahren und zu erschließen; und dies wird wiederum am besten geschehen in einer Reihe von freien Productionen theils über selbstgewählte, theils über gegebne Themata, Themata, die freilich nicht aus dem Schutt alexandrinischer Gelehrsamkeit, nicht aus dem Abhub der Grammatik und Litterarhistorie entlehnt sein dürfen, wobei sich nur der abstracte Fleiß und das Gedächtniß bewähren können, sondern Themata, in deren Bearbeitung sich eine geist- und lebenvolle Auffassung des Alterthums und der Geschichte im Allgemeinen, wie einzelner Lehrstoffe insbesondre, in der sich Sinn, Gemüth, Urtheil, strenges Denken, Gesinnung, Charakter mehr oder weniger aussprechen und darlegen können. So wird man sich der wissenschaftlichen Persönlichkeit gewiß sichrer bemächtigen, als in der bisherigen Weise, wo die Bedeutung der wenigen schriftlichen Arbeiten hinter dem mündlichen Examen nicht wenig zurücktritt, wie das schon daraus erhellt, daß die Aufgaben so oft bloß Gegenstände specieller Gelehrsamkeit sind. Bleiben Zweifel übrig, so können sich an die einzelnen Arbeiten ergänzende Fragen anschließen, um das Bild zu vervollständigen.

Warum giebt es in Preußen so viele Gymnasiallehrer, die so ganz und gar nicht zur Direction befähigt sind? Man blicke in die Examenverordnungen, und sie werden wenigstens eine Antwort geben: wir erziehen viele Wisser, aber wenig Männer.

Der Schulamtscandidat.

> Pol! me miserum, patrone vocares,
> Si velles, inquit, verum mihi ponere nomen.

Hat man die hoffnungsreichen Schulbänke, die fleißigen Universitätsjahre und die Examenangst glücklich hinter sich, so ist man ehrsamer Schulamtscandidat. Hat man einen geringfügigen Schulunterricht, keine Universitätsstudien, aber ein unbedeutendes militärisches Examen vollendet, so ist man besoldet, hat einen Wirkungskreis und eine ehrenhafte öffentliche Stellung. Weniger bieten zwar nach vollbrachter Prüfung die Justiz und die Administration, aber sie stellen das aspirirende Individuum unter die directe Aufsicht des Staates und es wird von diesem zu seiner Fortbildung beschäftigt. Die Auscultatoren und Referendarien treten in die Collegien ein, werden eidlich verpflichtet und genießen mit den Arbeiten auch den Schutz und die Ehre ihrer Corporation. Die neueste Zeit eröffnet ihnen auch Aussichten auf Geldentschädigungen, so daß also in Betreff ihrer der Staat zu thun scheint, so viel in seinen Kräften steht. Der Schulamtscandidat dagegen ist, sein Probejahr abgerechnet, das verlassenste Geschöpf, was sich denken läßt. Er kann leben, wo er will, er kann sich beschäftigen, wie er will, er hat keinen festen Boden, keinen sichern Anhalt, er hat vom Staate nicht das Geringste zu erwarten — er ist ein Ritter vom Stegreif; nicht als ob der Staat den künftigen Lehrer für etwas Unwichtiges hielt — o nein, das widerlegen schon die überspannten Prüfungsanfordrungen, das widerlegen noch deutlicher die Verordnungen, welche die Schulamtscandidaten einer polizeilichen Beaufsichtigung dringend empfehlen. In einer Verfügung des Ministers an sämmtliche Consistorien vom 6. October 1819 wird es den Consistorien zur Pflicht gemacht, in ihren Anträgen auf Stellenbesetzungen mit der gewissenhaftesten Umsicht zu verfahren und Keinen eher in Vorschlag zu bringen, als bis sie sich durch die sorgfältigste und genaueste Prüfung von den Grundsätzen und der bisherigen Denk- und Handlungsweise des Anzustellenden vergewissert haben. Bis hierüber vollständige Gewißheit in jedem einzelnen Falle erlangt ist, dürfen Candidaten nur unfixirt und unter Aufsicht Lehrstellen anvertraut werden, und die Vorschläge sind ausdrücklich hienach zu richten. Daß hierunter wirklich Alles geschehen sei, was die Erreichung der Allerhöchsten Willensmeinung Sr. Maj. des Königs erfordert, hat das Königl. Consistorium in Hinsicht jedes neu anzustellenden oder weiter zu befördernden Lehrers nicht nur in jedem einzelnen Falle ausdrücklich zu bemerken, sondern auch von jedem Einzelnen, welcher fortan zu einer Lehrstelle wird in

Vorschlag gebracht werden, eine specielle, sich über die Grundsätze und die bisherige Handlungsweise des Anzustellenden in allen seinen Lebensverhältnissen verbreitende Nachweisung einzureichen, in welcher Alles, was in dieser Hinsicht für oder wider denselben spricht, aufs Genaueste anzugeben ist, und für deren Richtigkeit das Consistorium dem Ministerio verantwortlich bleibt.

Und so weist ein ministerieller Erlaß vom 16. August 1833 die Prov.-Schulcollegien auf die Probejahre als auf eine besonders sichre und schickliche Gelegenheit hin, die Schulamtscandidaten noch vor ihrer Anstellung auch in Hinsicht ihrer sittlich-religiösen Denk- und Handlungsweise, und insbesondre ihrer politischen Grundsätze, genauer kennen zu lernen u. s. w.

Also man sieht, daß der Staat die Wichtigkeit dieser Persönlichkeiten wohl zu würdigen versteht; aber er begnügt sich, diese Würdigung durch eine polizeiliche Beaufsichtigung kundzugeben, ohne irgend etwas zu ihrer äußern Unterstützung, zu ihrer allmäligen Einführung in die Praxis und weitern Erziehung zu thun. Dem Bedürfnisse des Candidaten und seinem eignen Interesse gemäß würde der Staat handeln, wenn er denselben nach Beendigung des Examens nicht bloß auf ein Jahr, sondern bis zu seiner Anstellung einem Gymnasium, oder im Verlaufe der Zeit mehrern Gymnasien zuwiese, um hier allmälig seine praktische Ausbildung und zugleich damit einen Anhalt, eine Stellung im öffentlichen Leben zu gewinnen, die zur sichern Ausbildung des jungen Mannes, der den Kreisen des Universitätslebens entwachsen, unumgänglich nothwendig sind. Zugleich wäre aber auch dadurch einem dringenden Bedürfnisse der Schule abgeholfen. Die Geschäfte und Aufgaben des Schulmannes sind von der Art, daß Unterbrechungen des Unterrichts durch Krankheiten einzelner Lehrer oder durch Stellenvacanzen oft zu peinlichen Verlegenheiten, stets aber zu einer großen Belästigung der übrigen Lehrer führen, eine Belästigung, die mit ähnlichen Verhältnissen in den Kreisen der Justiz und Administration gar nicht verglichen werden kann und für Lehrer und Schüler die nachtheiligsten Folgen hat. Wie wohlthuend würde es nun sein, wenn die Schulamtscandidaten der Provinz bei den Gymnasien vertheilt, ebenso ihrer weitern Ausbildung, als den dringenden Bedürfnissen der Anstalten selbst dienen könnten.

Es scheint der Nutzen hievon so einleuchtend, daß er der Einsicht der Behörden unmöglich entgangen sein kann, aber es ist offenbar ein Punct da, der, was so höchst wünschenswerth, so sprechendes Bedürfniß ist, unausführbar macht. Der Lehrerstand hat wenig Lockendes, wenig Aussichten, er bietet viel Schwieriges und ein bescheidnes Loos, wohlhabende Leute pflegen sich diesen Studien nicht zu widmen; es sind in der Regel Unbegüterte, die von der Liebe zum Studium selbst, nicht von seinen Aussichten gewonnen werden. Wenn nun der Staat in der angegebnen Weise die Candidaten in ihrem und seinem Interesse benutzte, so wäre eine Geldentschädigung unabweisbar — wir haben aber kein Geld; so groß der Nutzen, so gering die Kosten sein würden — wir haben dazu kein Geld.

Diesen Druck der Beschränktheit der Staatsmittel und des Zufalls in den Vermögensumständen der Gymnasien müssen aber die Schulamtscandidaten auch in der Zeit des Probejahrs und in andern Fällen, wo der Staat ihre Kräfte für sich in Anspruch nimmt, schwer empfinden. Denn da das Ministerium in billiger Rücksicht auf die beschränkten ökonomischen Verhältnisse der meisten Candidaten verordnet, „daß ihnen für ihren Unterricht (im Probejahr) eine angemeßne Remuneration auf den deßfallsigen Antrag des Directors der betreffenden Anstalt, in soweit es die Fonds derselben gestatten, von dem Königl. Schulcollegio bewilligt werde," so erhellt es, wie die Hoffnung auf Entschädigung bloß von der zufälligen Beschaffenheit der einzelnen Schulfonds abhängt. Noch weit drückender wird dies aber, wenn ein Schulamtscandidat, außer dem Probejahre, einer Anstalt anhaltende und schätzenswerthe Dienste leistet und sie auf die Zusichrung einer Remuneration hin leistet, und dann sich in seinen gerechten Hoffnungen getäuscht sieht. Es ist dies Letztre keine aus der Luft gegriffne Behauptung, und ich beziehe mich zu meiner Rechtfertigung auf einen speciellen Fall, in dessen Mittheilung ich zwar von meinem Vorsatze, mich vorläufig aller pikanten Thatsachen zu enthalten, abweiche, aber aus dem Grunde abweiche, weil ich diesen Fall selbst verbürgen kann. Ein Schulamtscandidat, der bereits seit mehrern Jahren das Examen überstanden, sein Probejahr gemacht hatte und sich durch Privatunterricht ernährte, übernahm an einem Gymnasium eine Anzahl von Stunden. Nach Verlauf eines halben Jahres bat ihn der Director, diesen Unterricht auch ferner zu vertreten, und da derselbe als Mitglied des Verwaltungsrathes mit dem Zustand des Gymnasialvermögens bekannt war, sprach er ihm die zuversichtliche Hoffnung aus, daß ihm die Behörde, wenn er noch ein Jahr der Anstalt diene, sicher eine Remuneration von 100 Thlrn. verwilligen werde. Diese Hoffnung wurde zur sichern Aussicht durch die Anwesenheit des K. Prov.-Schulraths, der in einer Conferenz diese Zusage wiederholte, vorausgesetzt, daß der Candidat außer den bisherigen noch andre Lectionen übernähme. Das geschah, und das Gymnasium erfreute sich eines tüchtigen Mitarbeiters. Nach Verlauf eines Jahres wurde das Gesuch um eine Remuneration abschläglich beschieden, wiederholte Gesuche hatten dasselbe Schicksal, und der Schulamtscandidat entschloß sich zu einem zweiten Dienstjahre. Als dieses verflossen, erfolgten neue Suppliken und

Vorstellungen, der Verwaltungsrath berichtete, es seien reichliche Ueberschüsse vorhanden, die vorgesetzte Finanzbehörde entgegnete, es seien keine Ueberschüsse vorhanden. Beide Theile hatten Recht, Ueberschüsse waren vorhanden, aber die Regierung erklärte, sie sollten capitalisirt werden, in der Mitte zwischen beiden Rechthabenden stand der arme Candidat — er erhielt fünfundzwanzig Thaler Entschädigung.

(Fortsetzung folgt.)

Der Göttinger Manifest.

Endlich haben sich die Göttinger einmal über ihre Charakteristik in den Jahrbüchern vernehmen lassen und zwar in einer öffentlichen Rede. Dieselbe wurde bei Gelegenheit der akademischen Preisvertheilung am 4. Juni gehalten und liegt uns, im Ausdruck etwas gemildert, gedruckt vor*). Sie wirft wieder manches Licht auf die Universität; sie argumentirt wenigstens etwas ausführlicher, als die schwarzen Kugeln des litterarischen Museums, und wir verfehlen deßhalb nicht, darauf zu antworten. Denn wir wenigstens sehen nicht, wie der Herr von Itzstein, darin einen Vorwurf, im Gegentheil, wir rechnen es uns zum Lobe an, wenn von uns gesagt wird, wir hätten Unruhe unter die Professoren gebracht. Es ist uns lieb, wenn wir dazu beitragen können, die Geister in einige Bewegung zu setzen, im raschen Austausch der Gedanken die Wahrheit zur Existenz zu bringen, und bekommen wir bei der Gelegenheit auch einige Nackenschläge, — die härten nur den Muth ab für herbere Kämpfe.

Herr Lücke war in diesem Augenblick allerdings wohl der passendste Mann, um eine akademische Philippica zu halten. Unsere Juristen, Mediciner, Naturforscher befassen sich selten mit allgemeinern, über ihr Fach hinausgehenden Angelegenheiten. Die Philosophen sind spröde und wortkarg, wie schmollende Mädchen, und unsere Philologen, denen die Rednerbühne bei festlichen Gelegenheiten bisher nach altem Herkommen fast ausschließlich gehörte, sind zusammengeschrumpft und sehen allmälig vielleicht selbst ein, daß classische Formen da nicht mehr ausreichen, wo man lebendigen Inhalt der Rede zu verlangen anfängt. Um so mehr ist es anzuerkennen, daß Herr Lücke als Theolog mit seiner bekannten Rührigkeit und mit dem guten Willen, sich in die Zeit zu stellen, bei passender Gelegenheit gern mit Rede und Schrift am Platze ist. Die Theologen bequemen sich auf die Weise wenigstens profanes Gebiet zu betreten, sich aus der knappen Isolirung ihres Fachdenkens herauszuarbeiten, und je mehr sie sich mit weltlichen Dingen abgeben, desto mehr müssen sie sich, wenn sie zunächst auch noch supranaturalistisches Wachs gnug an den Füßen herumschleppen, zu der Weisheit der Menschen herablassen, worin doch im Grunde unser ganzer Reichthum besteht.

Desto mehr müssen sie aber auch ihre eigne ganze Geistesenergie darin zu entfalten suchen. Je weniger sie sich auf Sätze berufen dürfen, die über alle Kritik erhaben sind, je weniger sie sich auf irgend eine Unfehlbarkeit stützen dürfen, desto schärfer, tiefer, vielseitiger müssen ihre Sätze in weltlicher Logik, menschlicher Erfahrung und Wissenschaft begründet werden.

Ob unserm Redner das gelungen sei, ist freilich eine andre Frage. Er hat sich Mühe gegeben; es ist ihm aber nicht geglückt, im Gegentheil, wir müssen das, was er vorgebracht hat, durchaus schwach nennen. Daß die Philologen das Latein der Rede hier und da für unlateinisch erklären, darauf legen wir hier kein Gewicht. Dasselbe ist verständlich und es hat uns scheinen wollen, als würde der Redner mit seiner Rede, hätte er deutsch sprechen wollen, bei dem großen Gedankenmangel, der Menge oberflächlicher Andeutungen, der vagen Allgemeinheit seiner Behauptungen und der Ohnmacht seiner Argumente noch mehr Mühe und Noth gehabt haben.

Wie gewöhnlich beginnt Herr Lücke nämlich damit, über seine Furcht und Scheu vor dem Unternehmen zu reden. Dann ermuthigt er sich sogar so weit, daß er auch Andre zu trösten unternimmt. Erfreuliches, wie es kürzlich in der Allg. Zeitung gewünscht wurde, hat freilich auch er nicht zu berichten. Otfried Müller, der an diesem Tage hätte reden sollen, fand sein Grab in ferner hellenischer Erde, und Mitscherlich, der deßhalb noch einmal aus seiner Zurückgezogenheit herausgestört wurde und der „in ipsa senectute amabiliter juvenescere videtur," ist durch Krankheit verhindert zu reden. Herr Lücke mußte so, da kein Andrer da war, fast wider Willen das Wort nehmen, und wollte er bei solcher Veranlassung den Zustand der Universität als einen erfreulichen und glücklichen schildern und die offenkundigen Unglücksfälle derselben verschweigen, so würde er die augenfälligsten Verluste, die sich in der Versammlung selbst fühlbar machen, vergeblich zu verheimlichen suchen. „Profecto nemo nescit, nemo non dolet, per quinquennium hoc proxime elapsum partim *publica illa calamitate*, partim dira mortis necessitate nobis ereptam esse tantam optimorum et celebratissimorum virorum copiam, ut *numerare relictos facilius possis, quam amissos.*" Der Redner beklagt sodann die noch in diesem Jahr erlittnen Verluste von Herbart und Heeren. „Et vero, mirum quantum augetur continuatae

*) Academiae Georgiae Augustae Prorector Fridericus Bergmann D. cum senatu civium suorum, qui in certamine litterario in a. d. IV. Junii a. MDCCCXLII. constituto ex regis nostri augustissimi munificentia praemia ordinum academicorum judicio reportaverunt, nomina, novasque quaestiones in annum sequentem promulgat. Gottingae, officina Dieterichiana.

illius dolor calamitatis eo maxime, quod pars quidem damnorum, quae passi sumus, ne poterit quidem unquam, pars vero *temporum iniquitate nondum potuit* resarciri.“

Diese Unglücksfälle sollen aber natürlich nicht erwähnt sein, um den Geist in weinerlicher Trauer niederzudrücken, sondern vielmehr, damit sich die Zuhörer bei der unverhüllten Anschauung der Sachlage zu neuer Hoffnung, die alte (pristina) glückliche Zeit wieder zu erlangen, aufrichten. Dabei will Herr Lücke aber nicht als Theolog, sondern der Sache gemäß (ipsius rei veritas ac natura postulat) mit dem Troste der Religion anfangen (ab eo quod in religione summum est et dulcissimum mortalium solatium). Dieser Trost beruht aber auf dem festen Glauben, daß Alles, was geschieht, Gutes und Böses, von dem gütigen und fürsorglichen Gott ausgehe. Der gütige und allweise Gott aber hat uns auch diese Schicksalszeit bereitet (ruinosa haec nobis tempora fecit); worüber wir uns nicht wundern dürfen. (Hoc ne miremini!) Denn Gott hat es einmal so gefügt, daß kein Mensch beständig unter einerlei Umständen lebe, sondern die Einzelnen, die Staaten, die Gesellschaften sollen unter dem Wechsel der Zeit und des Geschicks ihr Leben in Gottseligkeit hinbringen und Tugend lernen (ut vitam decurrerent et virtutem discerent religiose). Unter diesem ewigen Gottesgesetz ist auch die Universität gegründet, damit sie von Anfang an nach dem Glück auch das Unglück erfahre, um im Conflict mit dem Bösen nicht bloß zu lernen, das Böse kräftig abzuweisen, sondern auch die Sünde abzulegen, um aus dem Kampfe als ein desto würdigeres und heiligeres Werkzeug der Weisheit und Tugend hervorzugehn. — „Apostolus dixit, gratiam esse apud Deum, si quis patiatur.“ — Was ist damit gesagt: wie es kam, so mußte es kommen? Hilf dir selber, so wird Gott dir helfen, müssen wir dem entgegensetzen.

Das scheint auch unser Redner weiter unten wenigstens zu ahnen. Und doch wollte er die alte Erfahrung bestätigen, daß, wenn der Meister zürnt, die Gesellen ihren Aerger nicht gegen ihn, sondern wo möglich gegen die Lehrburschen austoben lassen. Was von einer Seite kam, nach der hin Herr Lücke nicht zu eifern wagt, das hat Gott gethan, das ist göttliche Fügung und Schicksal, da muß man dulden und schweigen. Aber gegen „Menschen,“ die die Universität beleidigten, muß man sich tapfer vertheidigen. Allein auch hier kommt es zu keinen wirklichen Angriffen; was uns sehr leid ist, indem wir nur da, wo uns wohlbegründete Einwendungen gemacht wären, unsre ganze Kraft hätten zusammennehmen müssen, um uns zu rechtfertigen. Herr Lücke plänkelt aber nur ganz oberflächlich und da wäre es komisch, wenn wir in schwerer Rüstung herankommen wollten.

Herr Lücke meint nämlich, daß in dem Sturme, der die Universität betroffen, sich alter Haß und Neid aufgemacht habe, um in ganz Deutschland Feinde und böswillige Ankläger aufzubringen, die nicht etwa, wie es recht gewesen wäre, in wohlwollendem Mitleid (benevola commiseratione) durch billiges und wahres Urtheil und verständigen Rath Hilfe leisten und bessern wollten, sondern gottlos verspotteten, mit stolzer Rede, mit Tadel, ja Schmähungen und Injurien. Gegen dieser Menschen Angriffe sei es heilige Pflicht aufzutreten und die Universität scharf (acriter) zu vertheidigen. Denn, meint der Redner, die deutschen Universitäten hingen von Anfang an nicht nur von der Fürsten Gnade, sondern auch vom guten Ruf beim Volke ab. Wenn wir aber, fährt er fort, sehen, wie uns der gute Ruf bei den Guten durch die schlechten Künste der Schlechten zerstört und entrissen wird, da muß von uns herzhaft gestritten werden, als ginge es für Heerd und Altar. Dann, wohlauf! müssen wir, wenn noch irgend wahre Tapferkeit in uns ist, gegen jene Feinde, welche der Akademie die Lebensadern abzuschneiden trachten, rasch zu den Waffen eilen. („Quod si bonam illam bonorum famam, qua vivimus, nunc malis malorum artibus subverti atque eripi nobis sentimus, strenue pugnandum nobis est verae fortitudinis, contra istos hostes, qui nervos vivendique causas Academiae nostrae succidere studeant, *agite, gnaviter properemus ad arma.*“)

Als Herr Lücke den Wunsch aussprach, daß der Universität Beileidsbezeigungen gemacht worden wären, erwarteten wir von ihm schon keine sonderliche Tapferkeit mehr. Unter den aequis verisque judiciis konnte er nur möglichst reiches Lob verstehen und die Rathschläge sollten natürlich nur in zahmster, Ergebung empfehlender Weise vorgebracht werden, am liebsten unstreitig nachdem die Professoren längst entschieden hatten. Bei den letzten Worten aber glaubten wir dennoch, der Redner habe sich aufgerafft, um freimüthigem Tadel eben so unumwundne Vertheidigung entgegenzusetzen. Herr Lücke machte hier den Anlauf dazu, es kommt aber zu keinem Entscheidungsschlage. Nicht einmal, zweimal biegt er aus. Er ruft zu den Waffen, bevor er seine Vertheidigungsarten geprüft hat. Das thut er erst nachträglich. Und worin bestehen dieselben? Einmal darin, daß er gegen die vorgebrachten Urtheile und Schmähungen der Böswilligen (malevolorum sive judiciis sive calumniis) einzeln nach der Reihe disputire, ihre einzelnen Irrthümer aufdecke, das Wahre endlich, was etwa in den Anklagen enthalten sein möchte (quod in quaque incusatione videatur esse), selbst frei zeige und eingestehe. „Id si debebit, poterit *aliquando* fieri“! Warum soll es nicht sogleich geschehen? Der Grund ist ein sehr schwacher.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 181. 1. August. 1842.

Der Göttinger Manifest.

(Schluß.)

Wollte ich diese Vertheidigung übernehmen, so würde ich den Zuhörern sowohl als mir selbst Ueberdruß bereiten und der Tag würde nicht hinreichen; dann aber würde es auch die Würde und Ehre der Akademie verbieten. Ei! Wenn jene ins Einzelne gehende Disputation wirklich eine Vertheidigungsart ist, um die Ehre der Universität zu retten, so kann sie nicht auch zugleich diese Ehre verletzen oder Herr Lücke beging selbst einen Widerspruch. Wir selbst halten übrigens die angegebne Vertheidigungsweise für die einzig mögliche. Nur wenn sie unser Princip widerlegte, unsre einzelnen Folgerungen daraus vernichtete, uns Irrthümer im Ganzen und Einzelnen aufdeckte, würden wir das Feld räumen. Und dazu sollte, nachdem Herr Lücke einmal für Altar und Heerd zu den Waffen gerufen hatte, die Zeit am wenigsten fehlen. Wenn im englischen Parlamente wichtige Dinge vorkamen, so dauerten die Sitzungen oft länger als volle vierundzwanzig Stunden. Und Ueberdruß würden die Untersuchungen den Akademikern wohl schwerlich gemacht haben, da hier nicht allein die als richtig erkannten Vorwürfe auf die schonendste Weise der Beherzigung empfohlen werden konnten, sondern bei dieser Gelegenheit auch das lieblichste Lob, die schönste Ermunterung der Herren Collegen, auf dem begonnenen Wege fortzufahren, nicht gefehlt haben würde. — Wenn aber, was der Redner freilich auch zu spät hinzufügt, die Anschuldigungen, kaum ausgesprochen, an ihrer eignen Nichtigkeit und Verworfenheit (turpitudine) untergingen; wenn einen Theil davon, der sich recht gut hören ließ (speciosa), wie jedes Meinungsmachwerk (quaecunque commenta opinionum) die Zeit zerstört; wenn endlich etwas Wahres darin enthalten sein sollte (habere videretur) und der Redner das nicht ignorirt, sondern zu seiner Zeit vorsichtig zu benutzen verspricht: wenn das, so mußte Herr Lücke klug sein, in der Stille überlegen, aber kein Feldgeschrei erheben.

Jedenfalls würde uns die zu zweit vorgeschlagne „kürzere und ehrenvollere" Vertheidigungsart niemals ganz, höchstens halb entgegenzutreten vermögen. Hier ist sie aber völlig Schein und Spiegelfechterei. Herr Lücke bezeichnet sie selbst als eine difficillima ac laborum plenissima, longa et *periculosa* und läßt sie endlich im Stich mit einem: *neque ego is sum*, qui huic quamvis utilissimo negotio *me parem esse duxerim*. Die Vertheidigungsart soll darin bestehen, daß man der Ursache jener der Universität ungünstigen Urtheile und Meinungen genauer nachforscht. Und da findet Herr Lücke nicht etwa, daß die Akademiker zum großen Theil in ahnenstolzer Eitelkeit hinter der Zeit und ihrem höhern Princip zurückgeblieben sind; sondern er meint, daß die Gegner, selbst die verständigern (cordatiores) sich durch die von der öffentlichen Meinung (fama vulgivaga!) vergrößerten Uebelstände der Universität hätten blenden lassen. Das Gute und Schöne, welches das Nachtheilige überwiege und stets offen vorliegend und dauernd sei, werde aus Zorn und Hitze übersehen, man gehe darüber weg oder verachte es bei flüchtiger Betrachtung. Dieser böswilligen Uebergehung und Verachtung des Guten sei am entschiedensten dadurch zu begegnen, daß die Universität, ohne Verhehlung ihrer Gebrechen und Fehler, ihre Schätze frei und offen zeige, mit Bescheidenheit herausstelle (praedicemus), beharrlich festhalte, ämsig mehre, ganz ohne Stolz und Neid gegen Andre.

Der Anklage, welche für die Jahrbücher darin enthalten sein könnte, als hätten wir Göttingens Verdienste und wahrhaft großen Männer mißkannt, ist in der Vorrede zur zweiten Auflage der Charakteristik schon begegnet. Wir können nicht ewig auf diese unmotivirten Vorwürfe zurückkommen. Herr Lücke läßt sich aber, wie schon erwähnt, auch auf diese indirecte Vertheidigung nicht einmal ein. Indeß, fährt er fort, ne videar ab incepta et quasi *ostensa* re timidus refugere, agite, nunc e multis rebus, quae huc facere videntur, unam brevissime exponam hancce.

Werden wir jetzt zu Boden gedonnert werden? Was wird der wackre Streiter vorbringen? Wir dachten, wenigstens würde Herr Lücke über den Inhalt eines Buches sprechen, allein er redet nur von dem Papier und dem Einband desselben. Er bemerkt nämlich sehr scharfsinnig, daß es in Deutschland zweierlei Universitäten gäbe, nach Verschiedenheit des Orts: solche, die in Hauptstädte, und solche, die in Provincialstädte verlegt seien. Beide haben natürlich

ihre Vortheile und Nachtheile vor einander und Jedermann wird nun schon, ehe Hr. Lücke es sagt, errathen, daß diese größern Vortheile oder Nachtheile in dem größern Geräusch oder der größern Stille, in dem größern Glanz, Luxus, Menschengewühl oder den Annehmlichkeiten des Landlebens (amoenitas ruris), in der Sittenverderbniß der großen Städte und dem reizenden Philisterthum (umbratilis vita) der kleinen besteht. Für unsren Redner, den Mann der Mitte, liegt Göttingen natürlich auch in der Mitte; zwar in einer kleinern Stadt, aber wegen ihrer hohen Bedeutung und ihres Adels scheint sie in einer königlichen Stadt (regia urbs), ja an der Spitze von ganz Deutschland zu stehen (magnitudine sua ac nobilitate in regia urbe, immo in capite totius Germaniae collocata videtur).

Ob der folgende Satz: atque, qua generosa mente et maxima liberalitate primum condita fuit, eadem deinceps a curatoribus magnificis *ad hunc usque diem et conservata est et aucta*, nicht im grellsten Widerspruch stehe mit den im Anfang der Rede ausgebrachten Lamentationen, überlassen wir, ohne weiter auf den Thatbestand selbst Rücksicht zu nehmen, dem Leser zur Entscheidung. Daß wir bei der gegenwärtigen Richtung des Geistes den größern Städten jedenfalls in Bezug auf Universitäten den Vorzug vor Landstädten geben, mag dahin gestellt bleiben. Aber es setzt die Naivetät eines Siebenkäs und Schneckenhausbewohners voraus, wenn Jemand behauptet, Göttingen vereine in sich die Vortheile der großen und kleinen Städte. Daß es dann consequent auch beider Nachtheilen ausgesetzt sein müßte, ist gewiß absichtlich verschwiegen. Wir selbst aber haben in der „media conditione" Göttingens nie sonderlich großartige Verhältnisse entdecken können und wer Gelegenheit hatte, Vergleiche anzustellen, wird gewiß unsrer Meinung sein.

Aber gesetzt, die deutschen Verhältnisse wären der Art, daß Göttingen noch die alte Bedeutsamkeit hätte, daß es unter Anderm noch kein Berlin gäbe, so ist doch die Folgrung daraus eine solche, daß wir Hrn. Lücke's Logik und Mannhaftigkeit — nicht gnug haben bewundern können. Er, der sein pro aris et focis! sein gnaviter ad arma properemus! ausrief, so daß wir ihn schon das Schwert schwingen sahen, bricht jetzt in einen Hilferuf aus, den wir selbst für der Universität unwürdig erklären müssen. Für so schwach, wie es Hr. Lücke thut, hatten wir dieselbe in der That nicht gehalten. Atqui, sind seine eignen Worte, quum nostra universitas in illud rerum discrimen inciderit, *ut adversus hostes stare*, nisi auxiliante patria, *nequeat*, pro jure belli attestor et *appello universam Germaniam*, ut Georgiam Augustam, quae ipsius est germana filia, pergat *in sinu ferre* oculisque, tamquam bona mater, ut bona sua gratia publicoque favore eam conservatam et sustentam esse velit, ut aequius veriusque de nostris rebus et discat judicare et doceat, ut frivolos, si qui sunt, accusatores non audiat*) contemptos, denique caveat, ne communis illa et publica hominum opinio, quae, si vera est et justa, in rebus publicis mirum quantum roboris ac nervorum habet, studiis partium irisque, tum levitate hominum ac malignitate corrupta et depravata in contemptum bonorum omnium turpiter decidat.

Wie stimmt solcher Ausruf zu der rührenden Ergebung des Anfangs der Rede und wie kann Hr. Lücke auf der andern Seite nach einem solchen Geständniß der Ohnmacht noch wieder auf den Satz kommen: Niemand sei noch von Gott und Menschen verlassen, der sich nicht selbst verlassen und aufgegeben habe? Da Hr. Lücke sich augenscheinlich selbst verlassen hat, so liegt die Folgrung ganz nahe. Oder heißt das nicht sich selbst aufgeben, wenn man in einer langen polemischen Rede droht und schmäht, nirgend aber ein Wort der Widerlegung giebt und endlich in einem Hilferuf endet? Die Thatsache selbst aber, daß ein (natürlich reactionärer) Landsturm aufgeboten werden soll, hat uns viel Vergnügen gemacht. A. B.

Die litterarische Wirksamkeit der Brüder Grimm.

Die Reformation wird mit Recht als der Schluß des Mittelalters und der Beginn einer neuen Zeit angesehen, aber sie war es nur dadurch, daß sie theoretisch die Freiheit des Individuums proclamirte; die praktischen Consequenzen der nun beendeten Periode vermochte sie nicht mit einem Male zu bewältigen und aufzuheben, sie dauerten vielmehr bis in die neueste Zeit fort. Erst die französische Revolution fing an, mit Gewalt an den mittelalterlichen Institutionen zu rütteln, und sie fielen, wenn auch nur allmälig, so daß dieselbe in Bezug auf das Mittelalter recht eigentlich le commencement de la fin genannt werden kann. Auch in Deutschland konnte das Mittelalter im Beginne des gegenwärtigen Jahrhunderts als überwunden betrachtet werden, und es fehlte auch nicht an Zeichen und Erscheinungen, wie sie den Ausgang einer großen Geschichtsperiode anzudeuten und zu begleiten pflegen. Es sind vorzüglich zwei entgegengesetzte Symptome, die den Tod eines Zeitalters constatiren: auf der einen Seite wird von einigen der Wirklichkeit entfremdeten Feuerköpfen ein Versuch gemacht, dem, was doch todt und unwiederbringlich dahin ist, durch eine forcirte Begeistrung noch einmal ein frisches Leben einzuhauchen; auf der andern Seite bemächtigt sich die wissenschaftliche Forschung kaltblütig des Leichnams und nimmt ihn unter das anatomische Messer. Beide Symptome zeig-

*) Audiatur et altera pars!

ren sich fast gleichzeitig bei uns in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts. Jene Reaction, die es eigentlich auf die Restitution des ganzen Mittelalters abgesehen hatte, sich aber vorläufig mit der Wiederbelebung der altdeutschen bildenden Kunst und Poesie begnügte, ging von der romantischen Schule aus, die gerade das an der mittelalterlichen Kunst, was unsre Zeit glücklich überwunden zu haben glaubte: das Kindisch-Spielende und Mystisch-Dunkle in der Poesie, die unnatürlich steife und fleischlose Composition in der Malerei, als das Allerherrlichste und die köstlichste Einfalt hervorhob und nicht gnug preisen konnte. Aber wie Julianus Apostata vergeblich seine Hekatomben durch die Straßen führte, so sang auch sie umsonst ihre lallenden Liebeslieder und wunderstrotzenden Legenden und zeigte umsonst ihre spindeldürren Marienbilder; das Volk im Ganzen blieb ungerührt von diesen mittelalterlichen Herrlichkeiten, die ihm eher komisch, als ehrwürdig erschienen. Wohl aber wurde die leicht erregbare Jugend der gebildeten Stände Deutschlands zum großen Theile von dem Enthusiasmus der Romantiker für alles Altdeutsche angesteckt, doch gab es unter diesen Jünglingen auch sehr talentvolle nicht nur, sondern auch sehr besonnene, die nicht leicht jedem Blendwerk nachliefen. Den Grund zu dieser Erscheinung haben wir theils in dem damaligen politischen Zustande Deutschlands zu suchen, der so manchen Wohlmeinenden zur Flucht aus der unerquicklichen Gegenwart in die schöne alte stolze Zeit veranlassen mochte, wo es noch ein einiges Deutschland gab, das etwas galt in Europa; theils müssen wir eine rege Theilnahme für eine dahin geschwundne Zeit der Anziehungskraft des mancherlei Vortrefflichen beimessen, das die Romantiker neben vielem Trivialen und Abgeschmackten aus den Schachten des Mittelalters ans Licht förderten. Bald hatte sich das, durch die Romantiker erweckte Interesse für altdeutsches Leben und altdeutsche Litteratur von seinen Schlacken gereinigt, und eine ruhige und besonnene Forschung trat an die Stelle des flackernden Enthusiasmus und hob Schätze, die für fast alle Wissenschaften auf eine unerwartete Weise gewinnreich wurden.

Auf diesem Wendepuncte, wo an die Stelle des bloßen Behagens an der Gemüthlichkeit und Naivetät der alten Zeit eine ernste wissenschaftliche Erforschung des Mittelalters tritt, stehen die Brüder Grimm, denen jene dilettantische und tändelnde Beschäftigung mit mittelalterlicher Litteratur und Kunst nicht zusagen konnte, die vielmehr mit schöpferischer und fast herculischer Kraft an die wissenschaftliche Bearbeitung des ungeheuren Materials gingen und eine neue Wissenschaft: die deutsche Philologie, begründeten. So manches Treffliche war auch in früherer Zeit zur Erforschung deutscher Sprache und Litteratur von einem Schilter, Haltaus, Bodmer, Müller geleistet worden, aber diese Bestrebungen waren doch nur vereinzelte Liebhabereien gelehrter Männer, die ihren Stoff keineswegs vollkommen beherrschten und von dem Gedanken, die Sprache und das Leben aller germanischen Völker als ein Ganzes und im Zusammenhange aufzufassen, weit entfernt waren. Selbst die Studien eines v. d. Hagen, Docen, Büsching, die sich kurz vor und neben den Brüdern Grimm eifrig mit mittelhochdeutscher Poesie und Kunst beschäftigten, blieben fragmentarisch; es fehlte diesen Studien an Methode und an einem, die Bruchstücke zu einem Ganzen verbindenden Systeme. Natürlich sprang auch die neue Wissenschaft nicht fertig, wie Minerva, aus dem Haupte ihrer Schöpfer hervor, sondern entwickelte sich allmälig und stufenweise. Die Brüder Grimm standen in ihrer Jugend in freundschaftlichen Verhältnissen zu einigen Mitgliedern der romantischen Schule, und vielleicht von ihnen angeregt, beschäftigten sie sich früh mit der Sammlung deutscher Sagen und Mährchen, auf welche die Romantiker ja einen so großen Werth legten, und von deren tiefer Poesie und rührender Einfalt auch sie zunächst angezogen wurden, die ihnen aber bald ein Anlaß zu den ernstlichsten Studien und zu einer weitern Umschau über das ganze Sagengebiet der germanischen und der ihnen benachbarten Völker wurden. Diese Vorliebe für die Sagenpoesie ist charakteristisch für die erste Periode der litterarischen Thätigkeit beider Brüder. Erst in der zweiten reifern Periode stellte sich namentlich Jacob Grimm die gewaltige, von Einem Menschen kaum zu lösende Aufgabe, das gesammte Leben aller germanischen Völker in Einem großen Bilde zu reproduciren, und es entstand ein Gebäude, das, gigantisch und allerdings auch unvollendet, wie der Thurm zu Babel, doch nicht, wie dieser, die Völker zerstreute, sondern vielmehr die blutsverwandten, aber lange getrennten Stämme Eines Volks in seinen Hallen vereinigt und durch seinen Bau das Bewußtsein ihres gemeinsamen Ursprungs in ihnen erneuert.

Indessen machte sich Jacob Grimm zunächst durch eine polemische Schrift (über den altdeutschen Meistergesang. Göttingen 1811) bekannt, die wie eine vorläufige Ankündigung und Beglaubigung erscheint, daß ein neuer, ungewöhnlich scharfsinniger und wohlausgerüsteter Forscher in den Kreis dieser Studien eintrete, wie denn dies Werk schon die vertrauteste Bekanntschaft seines Verfassers mit den mittelhochdeutschen Dichtern beurkundet. Docen hatte die von Grimm im neuen litterarischen Anzeiger aufgestellte Ansicht, daß man falsch verfahre, wenn man die Meistersänger von den frühern Minnedichtern trenne, in demselben Blatte und später im altdeutschen Museum heftig bestritten und dagegen behauptet, beide seien wesentlich verschieden, theils durch den Gegenstand ihrer Gedichte, theils durch ihren Stand, durch Reichthum und Armuth, und nach diesen Merkmalen könne man allerdings auch aus den bis-

her so genannten Minnesängern Meistersinger ausscheiden. Grimm legt nun in diesem Buche seine Meinung vollständig und überzeugend dar und zeigt, daß Minnesänger und Meistersänger in den wesentlichsten Puncten identisch seien, daß beide dieselben Formen der Kunstpoesie im Gegensatz zur Volkspoesie entwickelt haben, und daß die Meistersängerei nur das Absterben des Minnegesangs darstelle. Er stützt sich dabei theils auf die Trilogie in der Structur der Minne= wie Meisterlieder (Stollen und Abgesang), theils auf das Gemeinsame, was Minne= wie Meistersänger in ihren Genossenschaften, Namen und Tönen (Weisen) zeigen, ferner auf die Tradition der Meistersänger, das Zeugniß von Schriftstellern, die Ungeschiedenheit Beider in den Handschriften und ihre ungefähr übereinstimmende geographische Ausbreitung. Die Beweisführung ist gründlich und erschöpfend, und man sieht schon, daß man es hier mit einem werdenden Meister zu thun hat; in den beigefügten Rückblicken auf die ähnlichen Verhältnisse des Auslands bemerkt man schon eine weitre Ausbreitung der Studien, aber es fehlt noch an jener vollkommnen Beherrschung des ungeheuren Stoffes, die die Gestaltung einer neuen Wissenschaft erst möglich machte. Noch war Jacob Grimm wohl nicht bis zur Wurzel des deutschen Sprachbaumes hinabgestiegen, in dessen Blätterkrone er schon wie zu Hause ist, mit andern Worten: es fehlte ihm noch die Kenntniß des Gothischen, so daß er z. B. (S. 186), indem er von der sinkenden Bedeutung der joculatores spricht, auch das deutsche „Schalk" von den Skalden und Schallern ableiten möchte, eine Zusammenstellung, die uns zeigt, daß er noch auf dem Standpuncte der herumtappenden, dem bloßen Wortschall nachgehenden Etymologie stand.

Nach dieser ersten Waffenthat des jungen Forschers sehen wir ihn, wie seinen Bruder, der getreulich Leben und Studien mit ihm theilte, sich vorzugsweise der Beschäftigung mit der Sagenpoesie zuwenden, die indessen bald den Charakter der bloßen Liebhaberei verlor und beide Brüder zu sehr weitgreifenden Combinationen und demgemäß zu den umfassendsten Untersuchungen führte. Gleichzeitig mit der erwähnten Schrift seines Bruders gab Wilhelm Grimm eine Uebersetzung altdänischer Heldenlieder, Balladen und Mährchen heraus (Heidelberg 1811). Die Heldensage, die, dem skandinavischen Norden und Deutschland gemeinsam, in einer Reihe von Epen auf uns gekommen ist, ist von früh an ein Lieblingsgegenstand von Wilhelm Grimm's Forschung gewesen, und es ist auf diesem Gebiete recht eigentlich seine Stärke und sein Verdienst zu suchen. Die eigenthümliche Erscheinung, daß dieselbe Sage, namentlich die Siegfrieds= und Dietrichssage sich im Norden und in Deutschland in verschiedner, selbständig ausgebildeter Gestalt vorfindet, obgleich beide Gestaltungen nicht etwa bloß eine Benutzung desselben Stoffes, sondern eine viel tiefer gehende Verwandtschaft ausweisen, mußte die Blicke der Forscher bald nach dem Norden hinziehen. Wilhelm Grimm trat daher zunächst mit dieser Uebersetzung eines Theils der altdänischen Kämpe-viser und Elskovs-viser hervor, welche theils eine von den Eddaliedern unterschiedne Behandlung der Heldensage, theils Balladen und Mährchen andern Inhalts enthalten. Die Uebersetzung ist vortrefflich, und die Sammlung enthält eine Reihe der köstlichsten Dichtungen, welche auch dem, der der gelehrten Forschung fremd ist, den schönsten Genuß darbieten. Ueberraschend ist es, wie die Heldenlieder Bruchstücke der Siegfrieds= und Dietrichssage auf eigenthümliche Weise, oft der deutschen, zuweilen der nordischen Auffassung näher stehend, behandeln; auch Stücke aus der Göttersage der Edda kommen vor, auf menschliche Verhältnisse übertragen. Wie wir in ihnen die ganze rauhe Erhabenheit der nordischen Dichtung wiederfinden, so klingt in den Balladen und Mährchen die Lieblichkeit der deutschen Mährchen an, mit denen sie oft im Stoffe übereinstimmen. Die Frage nach der Art und Weise dieser Uebereinstimmung mit fremden Sagen mußte nothwendig einen interessanten Gegenstand der Forschung abgeben, und Wilhelm Grimm hat es versucht, in einem Anhange zu dieser Uebersetzung diese Uebereinstimmung nachzuweisen und seine Ansichten darüber zu entwickeln, eine angemeßne Vorarbeit zu der Bearbeitung der deutschen Heldensage, in der er später seine Forschungen auf diesem Gebiete zusammenfaßte. — Diese Uebersetzung altdänischer Heldenlieder erfuhr eine unbillige Recension in den Heidelberger Jahrbüchern, welche Wilhelm Grimm zu einer Antikritik veranlaßte (drei altschottische Lieder in Original und Uebersetzung, nebst einem Sendschreiben an Hrn. Professor Gräter. Heidelberg 1813), die in einer überaus bittern, ja vernichtenden Polemik des Recensenten Gräter mangelnden Beruf zu einem solchen Urtheil nachweist. Die drei beigegebnen schottischen Lieder sind Proben einer beabsichtigten Uebersetzung schottischer Balladen, und haben mit dem Inhalte des Buchs Nichts zu thun, das, so sehr der Verfasser auch in seinem Rechte ist, doch durch seine ungemäßigte Heftigkeit und ein gewisses Schwelgen in der Niederlage des Gegners überrascht.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

'# Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 182. 2. August. 1842.

Die litterarische Wirksamkeit der Brüder Grimm.

(Fortsetzung.)

Wie dieser erste Versuch Wilhelm Grimm's, so sind die in den nächstfolgenden Jahren erschienenen und meistens von beiden Brüdern gemeinschaftlich besorgten Ausgaben und Uebersetzungen alter Dichtungen (das Lied von Hildebrand und Hadebrand und das Weisenbrunner Gebet, herausgegeben von Jacob Grimm. Cassel 1812. — Der arme Heinrich von Hartmann v. d. Aue, herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Berlin 1815. — Die Lieder der alten Edda, herausgegeben und erklärt durch die Brüder Grimm. Erster Band. Berlin 1815), so wie die in den „Altdeutschen Wäldern" (herausgegeben durch die Brüder Grimm. 3 Bde. Frankfurt 1813—16) zerstreuten Bruchstücke und Untersuchungen nur als Vorarbeiten zur Sagenforschung oder als beiläufige Ergebnisse derselben zu betrachten. Die Ausgabe des armen Heinrich ist der Kurfürstin und Kurprinzessin von Hessen gewidmet, die eben damals in ihr befreites Land zurückgekehrt waren, und beginnt daher mit einer freien Uebersetzung des alten Gedichts, dem der Text nach der straßburger Handschrift folgt. Auch die beigefügten Anmerkungen setzen einen der alten Sprache noch völlig unkundigen Leser voraus, so daß diese mundrechte Ausgabe recht dazu geeignet ist, in das Studium der mittelhochdeutschen Poesie einzuführen, während manche spätre Editionen altdeutscher Werke sich fast zu vornehm gegen den Unkundigen verhalten. Angehängt aber sind neben einer Auskunft über den Dichter und die benutzte Handschrift eine Vergleichung der epischen Züge des Gedichts mit verwandten Stoffen, historische Nachweisungen über den Aussatz und eine Zusammenstellung der einzelnen Sagen über die Heilung des Aussatzes durch Blut. Besonders wird die Sage vom aussätzigen Blutsbruder beleuchtet, der dadurch, daß sein Freund die eignen Kinder für ihn opfert, geheilt wird. Allgemeine Betrachtungen über Opfer und über den Namen des Gedichtes vom armen Heinrich schließen das anregende Büchlein. — Die angefangne Uebersetzung und Erklärung der Eddalieder umfaßt hauptsächlich die auf die Siegfriedssage bezüglichen Stücke. Die altdeutschen Wälder, zu denen außer den Herausgebern auch Docen beisteuerte, enthalten eine bunte Sammlung von Volksliedern, Räthseln, Waidsprüchen, Fabeln, mittelhochdeutschen Gedichten aller Art, namentlich aber wieder die schätzbarsten Beiträge zur Sage und insbesondre zur deutschen Heldensage. Die den alten Sprachdenkmalen beigegebnen sorgfältigen und reichlichen Erklärungen zeigen, ähnlich wie die erwähnte Ausgabe des armen Heinrich, noch das Bestreben, diese Studien populärer zu machen, welches beide Brüder in der spätern Periode ihrer Wirksamkeit, in der sie eine gelehrte Behandlung ihres Stoffes zum ausschließlichen Gebrauche der Gelehrten vorzogen, mehr und mehr aufgaben.

Die Bemühungen der Brüder Grimm um die Sagenforschung concentrirten sich aber in der Sammlung der deutschen Mährchen und Sagen, die wiederum beide Brüder gemeinschaftlich veranstalteten. Die „Kinder- und Haus-Mährchen, gesammelt durch die Brüder Grimm" (3 Bde. Erste Ausgabe. Berlin 1812—14) eröffnen uns zuerst die Aussicht in das heimliche Treiben des deutschen Volks am stillen Heerde. Das sind die Erzählungen, mit denen sich der Bewohner des Nordens die langen Winterabende kürzt, in die er seine ganze Natur hineindichtet, so daß sie ein treues Abbild seines Wesens werden. Denn wiewohl vielen von diesen Mährchen ein Stoff zu Grunde liegt, der in dem größten Theile Europas, ja selbst im Orient bekannt ist, so ist dieser Stoff doch in den deutschen Mährchen so eigenthümlich behandelt, daß sie ein Spiegel deutschen Denkens und Lebens sind. Wie der Kern des deutschen Wesens in dem Familienleben des Bürgerstandes zu suchen ist, so erscheint in diesen Mährchen überall eine ächt bürgerliche Lebens- und Weltansicht. Zwar haben sie Ueberfluß an schönen Königssöhnen und Königstöchtern, aber das Leben dieser Könige wird nur aus der Perspective des Bürgerstandes aufgefaßt und zwar auf kindliche Weise idealisirt, denn der König tritt stets mit der Krone auf, er fährt in einem mit sechs Schimmeln bespannten Wagen, und seine Gemächer glänzen von Gold und Edelsteinen, aber daneben bricht die bürgerliche Färbung immer wieder durch, und wir finden auch im Königshause die beschränktesten Verhältnisse: die Königstochter erfährt von dem Dasein ihrer Brüder, als sie bei der Wäsche ihre Hemden bemerkt, und das Lieblingsgericht des Königs ist Brotsuppe. Gut-

müthig schließt das Mährchen fast immer glücklich, ein gesunder, sittlicher Sinn läßt den Guten zu Ehren kommen und den Bösen verderben, der oft, dem derben Gerechtigkeitsgefühl zu genügen, recht grausam bestraft wird. Es ist allbekannt, wie meisterhaft die Brüder Grimm die alten Mährchen nacherzählt haben; das deutsche Volk hat mit Freuden in ihnen die alten Träume seiner Kindheit wieder gefunden, und sie sind, namentlich durch die kleinere Ausgabe, wieder in sein Fleisch und Blut übergegangen, aus dem sie hervorwuchsen. Beigegeben sind dem ersten Theile einleitende Betrachtungen, die namentlich die Spuren heidnischen Glaubens in den Mährchen nachweisen, eine Uebersicht ihres Inhalts geben und auf die stehenden Charaktere in denselben, den Dümmling, Lalenbürger, Bruder Lustig u. s. w. aufmerksam machen, dem zweiten Theile eine Zusammenstellung alles dessen, was sich in Bezug auf Kinderwesen und Kindersitte, Kinderspiele, Kinderfeste und Kinglauben im deutschen Volke erhalten hat. Der dritte Theil endlich enthält den gelehrten Apparat, Anmerkungen zu den einzelnen Mährchen, Zeugnisse für den Werth solcher Erzählungen und die Litteratur.

Wenn das Mährchen uns das deutsche Familienleben im Reflexe der deutschen Phantasie abspiegelt, so spricht sich in der Sage das Bewußtsein des Volkes über die dasselbe umgebende äußre Natur und über die in ihm sich entwikkelnde geistige Bewegung, d. h. über seine Geschichte aus. Auch diese Seite des deutschen Geisteslebens ist erst durch die Behandlung der Brüder Grimm in das rechte Licht getreten und zugänglich geworden. Die „Deutschen Sagen" (herausgegeben von den Brüdern Grimm. 2 Bde. Berlin 1816—18) enthalten eine reiche Sammlung solcher Erzählungen in der angemessensten Form, in alterthümlicher, zum Theil den Quellen entlehnter Sprache. In dem ersten Bande ist ein Theil der zahlreichen Sagen mitgetheilt, die an einem bekannten Orte haften, der zweite Band enthält die historischen „Geschlechts- und Stammsagen" in größter Vollständigkeit. Jene ersten geben Zeugniß davon, wie das Volk, sobald es zum Bewußtsein erwacht, mit poetischem Geiste die umgebende Natur sich anzueignen und das Räthselhafte in derselben, ihre Nachtseite durch selbsterschaffne Gebilde sich zugänglich zu machen sucht. Die starren Gebirge beleben sich durch eine Menge thätiger Geschöpfe, da treiben Zwerge, Wichte, Moosleute, Bergmännlein und Riesen ihr Wesen, in den Gewässern wohnen Wassermänner und Wasserfrauen, in den Lüften jagt der wilde Jäger. Diese personificirten Naturkräfte sind gewaltig und unbändig, aber der Mensch ist sich seiner Ueberlegenheit wohl bewußt; jene fremdartigen Wesen bedürfen seiner, wenn sie in Noth sind, besonders wenn ihre Weiber gebähren sollen, ja sie leisten ihm als Kobolde die niedrigsten Dienste, für die sie sich freilich durch mannigfache Neckereien entschädigen. Sogar wenn jene unheimliche Macht in der Gestalt des Fürsten der Hölle selbst dem Menschen gegenüber tritt, wird sie in der Regel durch seinen Geist überwältigt, und es bleibt ihr Nichts übrig, als ihre ohnmächtige Wuth an der todten Natur auszulassen, über die sie Gewalt hat. Aber der Mensch verliert seine Ueberlegenheit dieser finstern Naturmacht gegenüber und wird ihr Sklave und Opfer, wenn er mit unreinem Sinn, aus Begierde nach Macht und Reichthum sich mit ihr einläßt. Daher die Gefahr, der sich Schatzgräber, Hexen und Diejenigen aussetzen, die sich festmachen oder nie fehlende Schüsse verschaffen wollen. Und wie diese verloren sind, weil sie die Scheu vor der Nachtseite der Natur nicht bewahrt haben, so sind es Andre, weil sie die Lichtseite derselben, die dem Menschen freundlichen Kräfte in ihr, nicht achten, die das wohlthätige Korn mißbrauchen, indem sie Semmelschuhe daraus machen und mit Brot den Leib abtrocknen, oder die die heiligen Grenzsteine verrücken. Ueberall erscheint auch hier ein tief begründeter sittlicher Sinn als das Bestimmende und Leitende. Wie sich in diesen Sagen das Volk die Natur zum Bewußtsein zu bringen sucht, so erfaßt es in den historischen Sagen den Menschen, und wie wir in jenen die Natur des deutschen Landes wieder erkennen, so finden wir in diesen den Charakter seiner Bewohner abgespiegelt, wie er sich im historischen Handeln manifestirt. Zuerst alte Stammsagen der Vandalen, Gothen, Longobarden, Sachsen, Schwaben, Baiern, Franken, Friesen, dann ungeheure Thaten, ungewöhnliche Leiden einzelner Menschen. Alles Unbelebte hat hier nur Bedeutung, insofern es den Schauplatz für merkwürdige Erlebnisse hergiebt. Zum Gedächtniß solcher Begebenheiten werden Städte gegründet, ja die todte Natur erscheint hier von dem Menschen bestimmt, und Seen und Berge tragen den Namen der Menschen, denen dort Merkwürdiges begegnet ist. Es ist das erwachende historische Bewußtsein des Volks, das sich in diesen Sagen ausspricht, daher wird in ihnen nicht immer, wie in den Mährchen, eine peinliche und dadurch bisweilen kleinliche Gerechtigkeit geübt, denn sie spiegeln ja das bunte Leben der Welt ab, wo es dem Guten nicht immer glücklich geht, wo vielmehr oft ein unerforschliches Schicksal zu walten scheint. Das sittliche Moment tritt in dem lauten Getümmel des historischen Lebens weniger scharf hervor, als am stillen Heerde oder in dem einsamen Feld- und Waldleben des Hirten und Jägers.

Das Gebiet der Sage läßt sich nicht in feste Grenzen einzwängen, die Nationen theilen einander mit, und dieselbe Sage erscheint vermöge ihrer flüssigen Natur an verschiednen Orten in verschiedner Gestalt. Daher ist es natürlich, wenn der deutsche Sagenforscher auch auf das Ausland seinen Blick richtet. Einer solchen Beachtung fremder Sagenkreise verdanken wir außer einer von Jacob Grimm

besorgten Ausgabe altspanischer Romanzen (Silva de romances viejos, publicada por Jacobo Grimm. Vienna de Austria 1815) auch die „Irischen Elfenmärchen, übersetzt von den Brüdern Grimm. Leipzig 1826." In der anmuthigsten Weise werden die Erzählungen von dem stillen Volk, von dem Cluricaun oder Hauskobold, der Bagschi oder weißen Todtenfrau, der Phuka (dem deutschen Alp) und von dem Land der Jugend, das sich auf dem Grunde des Wassers befindet, mitgetheilt, während eine Einleitung und Anmerkungen theils Erklärungen, theils die Resultate für die gelehrte Forschung geben. Da das Buch nur eine Uebersetzung aus dem Englischen ist, so ist es nicht die Schuld der Uebersetzer, wenn die Darstellung bei aller Vortrefflichkeit oft an die Wagnerschen Gespenstergeschichten erinnert, die zum Besten des gesunden Menschenverstandes nie verfehlen, eine natürliche Auflösung des Wunderbaren auf dieses folgen zu lassen. Auch hier wird nicht selten nach Erzählung der abenteuerlichsten Begebenheiten schließlich auf die Flasche als die Ursache so vieler Wunder hingedeutet, einmal sogar die baare rationalistische Erklärung beigefügt, indem sich die angeblichen weißen Elfen als große Pilze ausweisen. Daß durch diese altkluge Art der Behandlung dem Mährchen aller Reiz geraubt wird, versteht sich von selbst, indessen ist diese kalte Vernichtung des Wunderbaren nicht vorherrschend, der größte Theil dieser Mährchen ist musterhaft und gewinnt eine eigenthümliche Lebendigkeit durch die Einführung bestimmter irischer Persönlichkeiten, denen die Erzählungen zum Theil in den Mund gelegt werden, und die sie in ihrer nationellen Besonderheit mit der Wärme wirklichen Lebens vortragen.

Obgleich erst in spätern Jahren erschienen, doch in den Kreis dieser Sagenstudien gehörig, sind zwei Bücher von Jacob Grimm, die sich ihres Stoffes wegen hier bequem anschließen und auch deßhalb hieher zu ziehen sind, weil sie zum Theil die Resultate viel früher angestellter und dann bei Seite geschobner Forschungen enthalten. Wie die Sage die ganze umgebende Welt in ihrer Weise in sich aufnimmt, so konnte ihr das rege und dem menschlichen Treiben wie in unbewußter Ironie oft so ähnliche Leben der Thierwelt nicht entgehen. Die Thiersage ist daher ein uraltes Product aller Volkspoesie, und wie sie auch unter dem deutschen Volk sich selbständig entwickelt hat, zeigt uns Jacob Grimm in seinem „Reinhart Fuchs" (Berlin 1834). Sie bildet den nothwendigen Gegensatz zu dem heiligen Ernste der Heldensage; sie läßt das Böse in der Welt mit schalkhafter Heiterkeit in seiner Verkehrtheit gelten und gesteht ihm eine gewisse Berechtigung zu, wo es mit überlegner Klugheit seine selbstischen Zwecke verfolgt. Die deutsche Thiersage hat eine beschränktere Verbreitung, als die Heldensage; ihr Vaterland ist Flandern, von wo aus sie dem Norden Deutschlands und Frankreichs, zum Theil auch England bekannt geworden ist, der Süden Europas, so wie der skandinavische Norden, kennt sie nicht. Sie ist in sechs größern Dichtungen auf uns gekommen, von denen drei, nämlich der lateinische Isengrimus, der mittelhochdeutsche Reinhart und der niederländische Reinaert in dem eben erwähnten Grimmschen Werke mitgetheilt werden. Der lateinische Reinardus ist von Mone, der französische Renart von Méon früher herausgegeben, der sächsische Reineke endlich in vielfachen Abdrücken in Deutschland verbreitet. Außer diesen größern Dichtungen sind einzelne Scenen der Thiersage in kleinern lateinischen und deutschen Stücken erhalten, die Grimm seiner Ausgabe beifügt. In allen diesen Dichtungen sind Fuchs und Wolf die Hauptfiguren, jener der Betrüger, dieser der Betrogne, und das Interesse hält sich stets auf Seiten des Betrügers, was durch seine unvergleichliche List und die gefräßige, räuberische Natur des Wolfs gerechtfertigt wird. Alle übrigen Thiere sind Nebenfiguren, nur der König tritt unter ihnen hervor, als welcher gewöhnlich der Löwe erscheint, doch macht Grimm es wahrscheinlich, daß in der uralten deutschen Thierfabel der Bär als das stärkste einheimische Thier diese Rolle übernahm. Wird nun in diesen Dichtungen in fröhlicher Laune die sittliche Welt auf den Kopf gestellt, so kann es nicht fehlen, daß zuweilen das Bewußtsein dieser Umkehrung hervorbricht, und somit ist es natürlich, daß man die ganze Thierfabel für Satyre gehalten hat. Sie ist es auch in gewissem Sinne, aber mit Recht bekämpft Grimm die Ansicht derer, die in ihr eine detaillirte Personalsatyre wittern, welche überdies nur durch die gezwungensten Combinationen herausgebracht wird. Dadurch würde sie alle Naivetät einbüßen, und eine solche Absichtlichkeit würde sich schlecht mit dem hohen Alter vertragen, das wir der Thiersage zuzuschreiben haben, die nach Grimm's Untersuchungen in Nordfrankreich schon um die Mitte des eilften Jahrhunderts entsprungen sein muß, ja vielleicht schon den alten Franken bekannt war. Wie heimisch die Thiersage sich im Herzen des Volks gemacht hat, davon zeugen besonders die Eigennamen, die den Thieren beigelegt werden, und durch die sie eine unauslöschliche Persönlichkeit gewinnen. Ueber diese Namen, so wie über alles die Thierfabel Betreffende enthält das Grimmsche Buch die gründlichsten Erörtrungen, so wie es auch die einzelnen Gedichte aus diesem Kreise mit Rücksicht auf ihre Verfasser und die Zeit ihrer Abfassung ausführlich bespricht. Grimm hat eine unverkennbare Vorliebe für diesen Theil der deutschen Sage, und es mag daher kommen, daß diese Untersuchungen über die Thiersage unabsichtlich eine von ihm sonst nicht erstrebte Eleganz der Form zeigen.

Als ein nicht unwichtiger Beitrag zu der Geschichte der verschiednen Sagenkreise sind ferner die „Lateinischen Gedichte des X. und XI. Jahrhunderts" (herausgegeben von

Jacob Grimm und Andreas Schmeller. Göttingen 1838) zu betrachten, die als eine Ergänzung oder ein Nachtrag zu den vorhergehenden Forschungen über die Sagenpoesie gelten können. Von den drei größern Stücken, die darin enthalten sind, greift der Waltharius in die deutsche Heldensage ein, indem er mit der Flucht Walther's von Aquitanien aus Hunnenland die Helden der Nibelungensage, die aber die dort erzählten Abenteuer hier noch nicht bestanden haben, in Verbindung setzt. Ruodlieb erzählt uns eine sonst unbekannte Sage in ziemlich unbefriedigenden Fragmenten, die den Zusammenhang des Ganzen kaum zu übersehen erlauben, und die Ecbasis, die eigentlich die Entweichung eines Mönchs aus dem Kloster zum Gegenstande hat, enthält ein nicht unbedeutendes Stück aus der Thiersage. Unter den kleinern Stücken ist der Unibos das bedeutendste, welcher einen guten deutschen Schwank launig erzählt. Es fällt in die Augen, wie wichtig für das Studium des Mittelalters die lateinische Dichtung desselben sein muß, indem das Lateinische theils in demselben lebendige Sprache ist, und eine unmittelbare Production in diesem Idiom Statt findet, theils verlorne deutsche Dichtungen in lateinischer Form uns erhalten sind, wie dies mit dem eben erwähnten Waltharius der Fall ist. Es war daher natürlich, daß Jacob Grimm auch auf diese Form, in der der Geist des Mittelalters auf eigenthümliche Weise zur Erscheinung kommt, sein Auge richtete, und wie er selbst aus der besondern Gestaltung der lateinischen Dichtung (dem leoninischen Verse und den kurzen iambischen oder trochäischen Strophen) ergiebige Consequenzen für die Construction deutscher Dichtweise, namentlich des deutschen Versbaues zu ziehen weiß, zeigen die einleitenden Untersuchungen.

Die spätre Periode der litterarischen Wirksamkeit der Brüder Grimm unterscheidet sich von der frühern, wie das Mannes= vom Jünglingsalter. Die Brüder arbeiten nun nicht mehr gemeinsam, sie geben die populärere, oft heiter=gemüthliche Darstellung gegen eine, von dem Gegenstande gebotne, strenger wissenschaftliche, nur dem Gelehrten verständliche Fassung auf, und wie früher alle ihre Bestrebungen von der Sagenforschung ausgingen und sich um sie drehten, so liegt allen ihren spätern Arbeiten ein genaues, seiner Natur nach oft minutiöses grammatisches Studium zu Grunde. Jacob Grimm tritt jetzt in den Vordergrund und schafft mit gewaltiger Anstrengung eine neue Wissenschaft, die jüngre Philologie, die sich die Reproduction der deutschen Vorzeit zum Ziel setzt und ihrer ältern Schwester, der vorzugsweise sogenannten Philologie, zwar Vieles verdankt, sie aber auch in mancher Hinsicht gleich bei ihrem Entstehen überholt und ihr selbst wiederum Muster und Lehrerin wird; Wilhelm Grimm begnügt sich fortan damit, einzelne Partien der neuen Wissenschaft mit dem treuesten Fleiße anzubauen. Sprache, Recht, Religion und Sitte sind die starken Pfeiler, auf denen eine Nationalität ruht: um daher eine vollkommne Anschauung von dem deutschen Alterthum zu gewinnen und geben zu können, unterwarf Jacob Grimm eins nach dem andern dieser Elemente, auch des deutschen Lebens, seiner unermüdlichen Forschung, die er dann in umfassenden Werken mittheilte; nur das Buch über die Sitten unsrer Vorfahren hat er zwar versprochen, aber noch nicht zu Stande gebracht. Wie aber die Sprache der unvertilgbarste Stempel einer Nationalität ist, so bleibt auch die Erforschung der deutschen Sprache die Hauptbasis für alle Grimmschen Untersuchungen. Mit der Grammatik beginnt die neue Wissenschaft, und auf die Grammatik kommt sie immer wieder zurück und stützt und beruft sich bei den schwierigsten Fragen am liebsten auf das Wort und seine ursprüngliche Bedeutung.

Die „deutsche Grammatik" erschien in der ersten Auflage im Jahr 1819 und ist allmälig zu vier Theilen angewachsen, ohne doch ganz vollendet zu sein. Die Behandlung der Grammatik war in Deutschland durchaus durch das Studium der alten Sprachen und besonders der lateinischen bestimmt worden. Man stellte, um die Erlernung derselben zu erleichtern, einen Complex von Regeln zusammen, deren nächster Zweck es war, die Abweichungen der zu erlernenden Sprache von der Muttersprache in einer dem Gedächtniß leicht eingänglichen Weise aufzuzählen. Diese unwissenschaftliche Art der Behandlung, welche die Sprache wie ein rohes Material zusammenhanglos und stückweise überlieferte, hatte wenigstens, so lange sie sich auf die lateinische oder eine andre fremde Sprache beschränkte, eine gewisse Berechtigung vom Standpunct des praktischen Nutzens aus; nun aber wurden die auf diese Weise für die lateinische Grammatik ausgeprägten Formen ohne Weitres auf die deutsche Grammatik übertragen, und der ganze Unsinn von einem deutschen Ablativ, von sogenannten unregelmäßigen Verben u. s. w. ging von einer Grammatik in die andre über. Man darf diesen bejammernswerthen Zustand der deutschen Grammatik nur flüchtig ins Auge fassen, um über den ungeheuern Fortschritt, den durch die Erscheinung des Grimmschen Buches nicht bloß die deutsche, sondern die Grammatik im Allgemeinen als Wissenschaft machte, sich aufzuklären und wahrhaft zu erstaunen.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 183. 3. August. 1842.

Die litterarische Wirksamkeit der Brüder Grimm.

(Schluß.)

Hier erschien die Sprache plötzlich als ein organisches Wesen, bei dem kein Theil, auch der geringste nicht, als überflüssig oder der Beachtung unwerth angesehen werden darf, dessen Verändrungen nicht aus einer zufälligen und willkürlichen Umgestaltung, sondern aus einer nothwendigen Entwicklung der in ihm liegenden Keime hervorgehen, das eine räumliche und zeitliche Ausdehnung und ein Verhältniß zu andern Sprachindividuen, mit einem Wort eine Geschichte hat. Deutsch hatte man bisher vorzugsweise das neuhochdeutsche Sprachidiom genannt, aber war nicht das Niederdeutsche auch deutsch, und war diesem nicht wieder das Holländische, Englische, selbst Schwedische und Dänische nahe verwandt, und hatten nicht alle diese Sprachen schon eine ältre Gestalt, in welcher sie völlig so lebensfähig, wie jetzt, zum Theil reiche Litteraturen hervorgetrieben hatten? Statt des einen aus sich selbst kaum verständlichen Idioms bietet uns die Grimmsche Grammatik daher (nach der dritten Ausgabe) vierzehn verschiedne Entwicklungsstufen des deutschen Sprachgeistes, nämlich: das Gothische, Althochdeutsche, Mittelhochdeutsche, Neuhochdeutsche, das Altsächsische, Mittelniederdeutsche, Mittelniederländische, Neuniederländische, Angelsächsische, Englische, Friesische, Altnordische, Schwedische, Dänische, wobei freilich das Niederdeutsche, dieses vernachlässigte Kind des deutschen Sprachstammes, das doch noch zur Zeit der Reformation und selbst später in vielen Provinzen Schriftsprache war, gegen das aber auch Grimm eine eigensinnige Geringschätzung zeigt, gegen die Schwesterdialekte unbillig zurückgesetzt erscheint. Und diese mannigfachen Gestalten, in die der Eine Sprachgeist sich kleidet, entstehen nicht durch ein willkürliches Würfelspiel mit verschiedenartigen Formen, sondern es erfolgt ein regelmäßiger, in vernünftigen Gesetzen darstellbarer, allmäliger Uebergang einer Gestaltung in die andre. Diese historische Entwicklung der Sprache ist am einleuchtendsten an dem Körper des Wortes, dem Laute, nachzuweisen, an dem regelmäßigen Wechsel von Vocalen und Consonanten, der am sichtbarsten und consequentesten in der von Grimm aufgefundnen Lautverschiedenheit der Labial-, Lingual- und Gutturallaute hervortritt, die nicht nur das Gothische und Althochdeutsche unter einander, sondern auch diese gemeinschaftlich mit dem Griechischen durch ein unläugbares Band innigster Verwandtschaft verknüpft. Daher muß denn die Laut- und Formenlehre in der Grimmschen Grammatik eine überwiegende Bedeutung gewinnen, da in der Syntax die Uebergänge und Entwicklungsstufen weit weniger vermittelt erscheinen. Der durch diese historische Behandlung der Lautlehre gewonnene feste Grund und Boden kommt dann besonders der Wortbildungslehre zu gut, die nun plötzlich, den Einwirkungen etymologischer Phantasterei und Träumerei entzogen, wissenschaftliche Haltung gewinnt und nicht mehr im Dunkeln herumtappt und sich aufs Rathen legt, sondern vernünftig schließt und beweist. Dabei ist es dieser historisch-grammatischen Forschung eigen, alles für sie unnütze Theoretisiren und Speculiren zu vermeiden, sie stellt daher in gewissem Sinne keine neue Grammatik auf, sondern reiht nur (freilich auf andre Weise, wie dies früher geschah) die Resultate ihrer nüchternen, aber großartigen Untersuchungen in die vorhandnen grammatischen Formen ein, sie speichert vorläufig ein ungeheures Material auf, dessen Anordnung und Vertheilung von einem philosophischen Standpuncte aus nur Verwirrung in die Massen gebracht haben würde, die doch erst gekannt sein müssen, ehe man sie begriffsmäßig gestaltet. Jedoch besteht dies überkommne grammatische Fachwerk nur in den allgemeinsten Kategorien, im Einzelnen geht die deutsche Grammatik ihren eignen Weg, unabhängig von allen andern grammatischen Vorarbeiten, und giebt nur sich selbst Rechenschaft. Demgemäß schließt sie sich zwar auch an die vorhandne grammatische Terminologie an, scheut es aber auch nicht, eine neue zu begründen, wo passende Bezeichnungen fehlen oder eigenthümliche deutsche Verhältnisse zur Sprache kommen (An-, Aus-, Um-, Ablaut, starke und schwache Declination und Conjugation). Sie ist ein ächt deutsches Erzeugniß, gründlich bis zur Schwerfälligkeit, aber dabei ohne alle Prätension, rein auf die Sache gerichtet, ein Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Liebe zur Forschung, auf das die Nation mit Recht stolz ist.

Nächst der Sprache ist jedem Volke sein Recht das heiligste Besitzthum und der treuste Spiegel seines innersten Wesens, daher für den Beobachter der sicherste Maßstab der

jedesmaligen Culturstufe, auf der ein Volk steht. Es konnte daher nicht fehlen, daß Jacob Grimm, wie er allmälig das Bild des deutschen Volksgeistes aufrollte, seine Studien auch auf das deutsche Recht, dies eigenthümliche Product der deutschen Natur, richtete. Die dahin gehörigen Forschungen sind in den „Deutschen Rechts-Alterthümern." (Göttingen 1828) enthalten, die ein erwünschtes Complement zu den Untersuchungen der gelehrten Juristen und Germanisten abgeben. Wenden diese ihre Kraft größtentheils auf das Sachverhältniß und den Inhalt des deutschen Rechts, so ist es hier besonders die Form, die in Betracht kommt. Hier, wie in allen Grimmschen Büchern, ist es das Wort, also zunächst die Rechtsterminologie, von der die Untersuchung ausgeht, eine Sphäre, in der die Germanisten am wenigsten zu Hause sind, und neben diesem Aeußerlichsten bietet vorzugsweise das reiche Gebiet der Symbole, die alle Rechtshandlungen zu begleiten pflegten, einen unerschöpflichen Stoff für die Forschung dar. Das Recht, seine Feststellung und Ausübung ist von uralter Zeit her in Deutschland ein Besitzthum der freien Gemeine, von dem gesammten Volk ausgehend, ihm zugänglich und in seinem Bewußtsein wurzelnd, nicht das Eigenthum einer exclusiven Gelehrtenkaste gewesen. Daher erschuf es sich seinen sinnlichen Leib, eine Reihe bedeutungsvoller symbolischer Handlungen, denn nur durch diese poetische, lebendige Gestaltung konnte es vom Volke erfaßt und in seinem Gedächtniß bewahrt werden. Diese Symbole schließen sich an die einfachsten Gegenstände der sinnlichen Umgebung des Volks an, an Erde, Gras und Wasser, die Theile des menschlichen Körpers, Kleidungsstücke u. s. w., und die damit verknüpften Vorstellungen des Rechts gewinnen leicht eine Unvergänglichkeit, wie diese Bedürfnisse des täglichen Lebens selbst. War es besonders diese sinnliche Seite des deutschen Rechts, auf die Grimm's Forschung sich richtete, so mußten ihm natürlich die aus dem Volke hervorgegangnen und für das Volk bestimmten Rechtsquellen einen höhern Werth haben, als die theoretisch geordneten Gesetzsammlungen, weil in jenen diese uralte Symbolik sich fort und fort erhielt, selbst als sie in der Praxis schon eingeschränkter war. Daher seine Vorliebe für die Bauern-Weisthümer, deren er eine große Menge zusammengebracht und benutzt und später in einem eignen Werk gesammelt hat; daher der nicht seltne Seitenblick auf Sagen und Dichterstellen, die manchem Juristen von Profession seltsam gnug vorkommen mögen. Aber welch ein lebendiges Bild wird auch hier gewonnen! Wir lernen, was das Volk bei seinem Rechte fühlte und über dasselbe dachte, und statt einer Sammlung abstracter todter Rechtsbestimmungen liegt ein reiches Culturgemälde vor uns ausgebreitet, das die Rechtsgebräuche aller deutschen Stämme umfaßt und dadurch noch an Leben gewinnt, daß der Blick zuweilen auf die Rechtsverhältnisse der verwandten Stämme hinübergeleitet wird. Die Beweisstellen sind in den Text mit aufgenommen, aber nur in den Originalsprachen (z. B. altnordisch, angelsächsisch u. s. w.) abgedruckt, wodurch das Buch, obwohl Grimm die Kenntniß dieser Sprachen einem Jeden zumuthen zu können meint, der sich mit diesem Gegenstande beschäftigen wolle, doch nur dem gelehrten Sprachforscher vollkommen zugänglich sein möchte.

Bei den Untersuchungen über die deutsche Göttersage mußten Jacob Grimm seine frühern Sagenforschungen wesentlich zu Statten kommen, und die „Deutsche Mythologie" (Göttingen 1835) konnte daher, auf diese Vorarbeiten gestützt, sogleich bei ihrem Erscheinen in einer Vollendung auftreten, die sich z. B. die deutsche Grammatik erst langsam und allmälig gewinnen mußte. Die Mythologie unterscheidet sich wesentlich durch den beschränktern Umfang ihrer Forschung von Grimm's übrigen Arbeiten; sie schließt die altnordische, vollständig erhaltne Mythenwelt aus ihrem Kreise aus, um ihre ganze Sorgfalt darauf zu verwenden, die Trümmer des im engern Sinn so genannten deutschen Heidenthums zu sammeln. Wenn man nun wegen der wenigen vorhandnen directen Zeugnisse für die Existenz einer solchen Mythologie deren Dasein früher wohl überhaupt bezweifeln zu können meinte, so kann man nicht anders, als mit Erstaunen diese Schöpfung aus einem scheinbaren Nichts betrachten, die aus den unscheinbarsten Quellen ein überraschendes Resultat zu gewinnen weiß. Die Untersuchung geht wieder, wie gewöhnlich, von der Sprache aus, von der Bedeutung der Wörter: Gott, Welt, Opfer u. s. w. und findet in sprachlichen Analogien mit der nordischen Mythologie, wie in den Namen der Wochentage oder in der altsächsischen und althochdeutschen Bezeichnung der Flammenwelt: Muspilli, die dem Muspell der Edda entspricht, ihre stärksten Stützen. Auch Thier-, Pflanzen- und Ortsnamen werden benutzt, und selbst Wendungen der gegenwärtigen Sprache, wie: der Teufel ist los, hol' ihn der Kuckuck und sein Küster, der Teufel reitet ihn u. s. w. zeigen sich nicht unfruchtbar für die Untersuchung. Dann aber sind es vorzüglich Sagen, wie die vom wüthenden Heer, von in Berge entrückten Helden, von Teufelssteinen und Teufelsmauern u. a., so wie das weite Gebiet des Aberglaubens, des Hexen- und Zauberwesens, endlich auch eigenthümliche Sitten, wie das Todaustragen, der Mairitt, aus denen mit großer Kunst die alten heidnischen Bestandtheile ausgeschieden werden. Das Heidenthum hatte, als es dem mächtigern Christenthum weichen mußte, sich mit diesem selbst zu amalgamiren gesucht, und die heidnischen Götter haben sich, wenn auch oft durch den Einfluß der feindlichen Religion in Unholde und böse Geister verwandelt, unter dem Schutze des Christenthums häufig bis in unsre Tage gerettet. Hier ist nun der rechte Tummelplatz

für Grimm's eigenste Natur, hier bethätigt sich diese Liebe zur Forschung, der Nichts gering gilt, der das Alltäglichste wichtig und bedeutend wird, die mit klarem Auge das Alterthümliche auch in seinen entstelltesten Formen zu erkennen weiß. Eine solche Forschung ist rein auf die Sache gerichtet und frei von allen philosophischen und physikalischen Vorurtheilen, mit denen erfüllt die Mythologen an ihr Geschäft zu gehen pflegen; sie ist eine ausschließlich historische, die sich nur den Seitenblick auf die Mythen der stammverwandten Nationen erlaubt, ohne auch hier sich in nebelhafte Regionen zu verlieren, in denen das Auge durch übermäßige Anstrengung des Sehnervs dann so leicht Dinge erblickt, die nicht existiren. Es ist dies Buch ein seltnes Beispiel tiefer und doch nicht todter Gelehrsamkeit, nüchterner und doch geistvoller Forschung.

Während sein Bruder diese inhalt- und umfangreichen Werke vollendete, hatte sich auch Wilhelm Grimm mehr und mehr einer gelehrtern Bearbeitung des deutschen Alterthums, wenn auch in beschränkterm Kreise, zugewendet. Diese seine spätre Richtung zeigt sich schon in der gelehrten, jedoch etwas trocknen Abhandlung: „Ueber deutsche Runen" (Göttingen 1828). Das reifste Product dieser Periode aber ist sein Buch über „die deutsche Heldensage" (Göttingen 1829), das aus einem frühern Versuch über denselben Gegenstand in den altdeutschen Wäldern zu einem selbständigen Werke erwachsen ist, in welchem er die Geschichte der Heldensage, die der deutsche Volksstamm in fast allen seinen Zweigen besitzt und auf mannigfache Art ausgebildet hat, und deren Hauptbestandtheile die Siegfrieds- und Dietrichssage ausmachen, mit dem ihm eigenthümlichen saubern und fast ängstlichen Fleiße verfolgt. Eine lange Reihe von Zeugnissen, chronologisch geordnet und in drei Perioden getheilt, von Jornandes an bis auf die Reste, die sich von der Sage in der Gegenwart erhalten haben, beweist, wie dieselbe, soweit die Geschichte reicht, mit dem Volke gelebt hat. Daran schließt sich die Darstellung des Fortschritts der Sage, die, so vielen zwar verwandten, aber allmälig sich fremd gewordnen Stämmen gemeinschaftlich, und durch so viele Jahrhunderte fortlebend, nothwendig mancherlei Veränderungen unterworfen war. Wie wenig Billigung auch die Ansicht derer verdient, die in der Sage nur eine ausgeschmückte Historie sehen, so ist doch nicht zu läugnen, daß die Sage eine Neigung zur historischen Anlehnung und geographischen Bestimmung hat, die auf ihre Gestalt einwirken kann. Ferner werden Sagen verknüpft und verschmolzen, wie im Nibelungenliede die Siegfrieds- mit der Dietrichssage in Berührung tritt. Natürlich ist es, daß der Sage in verschiednen Zeiten und Landschaften manche ihr ursprünglich fremde Bestandtheile hinzugefügt werden, wie z. B. im Nibelungenliede Volker der Spielmann eine neue Gestalt ist, deren Einschiebung sich dadurch erklärt, daß die Herren der Burg Alzei in der Nähe von Worms eine Fiedel im Wappen führten. Auch kommt es vor, daß fremde Sagen in das Gewand des Fabelkreises gekleidet werden, oder dieselbe Fabel in zwei ganz verschiednen Gestalten erscheint. Ein sehr wirksamer Beweggrund zur Umbildung der Sage ist ferner die Parteilichkeit für die Helden der Dichtung, die alles ihnen Nachtheilige ausstößt, und die allmälig veränderte Sitte, wie z. B. in den alteddischen Liedern ein heidnischer, erhabner Trotz und die Ansicht von der Rechtmäßigkeit der Blutrache herrschen, die weit abliegen von dem verfeinerten Geist des Ritterthums in dem Nibelungenliede. Damit in Verbindung steht die verschiedne Weise in Auffassung der Ueberliefrung. Welch ein Abstand zwischen der strengen Kürze und dramatischen Lebendigkeit der eddischen Lieder und der epischen Ausführlichkeit in der Nibelungen Noth? Auch die Ueberliefrung selbst, die Mittheilung der Sage von Mund zu Mund und später die schriftliche Aufzeichnung mußte sie nothwendig mannigfach verändern, und ihr Verhältniß zu der Bildung der Zeit konnte nicht ohne Einfluß auf sie bleiben, denn es mußte einen Unterschied machen, ob sie die Freuden des Mahls an der Königstafel erhöhte oder dem Bänkelsänger der Straßen seinen dürftigen Unterhalt verschaffte. Dieser auf das Gründlichste ausgeführten Entwicklung läßt der Verf. eine Betrachtung des Wunderbaren und Uebernatürlichen in der Sage folgen und kommt schließlich auf die vielbesprochne Frage, ob der Ursprung der Sage historisch oder mythisch sei, indem er geschickt das Einseitige beider Ansichten an der deutschen Sage darzulegen weiß.

Später beschäftigte sich Wilhelm Grimm vorzugsweise mit der Herausgabe mittelhochdeutscher Gedichte und war bemüht, die philologische Kritik auch auf die neue deutsche Alterthumswissenschaft anzuwenden. Mit Uebergehung der kleinern von ihm herausgegebnen Stücke und bloßen Textabdrücke (Grave Rudolph. Göttingen 1828. — Wernher vom Niederrhein. Göttingen 1839. — Konrad's von Würzburg goldne Schmiede. Berlin 1840. — Konrad's von Würzburg Silvester. Göttingen 1841) machen wir hier nur auf die größern Arbeiten dieser Art aufmerksam, die entweder die Sorgfalt und den kritischen Scharfsinn des Herausgebers ins Licht stellen oder ihn zu einer Wiederaufnahme der früher so eifrig betriebnen Sagenforschung veranlassen. Im Jahre 1834 erschien: Vridankes bescheidenheit (Göttingen). Freidank, ein Spruchdichter aus dem Anfang des dreizehnten Jahrhunderts, machte den Kreuzzug unter Kaiser Friedrich II. mit, dessen eifriger Anhänger er war, und gab seinem Gedichte den Titel: Bescheidenheit, „weil es über den sittlichen und religiösen, den öffentlichen und häuslichen Zustand der Gegenwart Aufschluß und Bescheid ertheilen soll." Nachdem der Herausgeber die Handschriften des Gedichtes gesichtet hat, stellt er mit gewohnter

Gründlichkeit zusammen, was sich aus dem Gedichte selbst über das Leben des Dichters und seine Weltansicht ergiebt, und schenkt den eingestreuten Fabeln, der Darstellung der Thierwelt und der Behandlung der Sprüchwörter eine besondre Aufmerksamkeit. Zuletzt veranlaßt ihn eine auffallende Uebereinstimmung des Dichters mit Walther von der Vogelweide zu der Hypothese, daß Beide Eine Person seien, da Freidank von keinem andern Dichter vorher genannt wird und mit Walther verschwindet, diesen aber, der übrigens noch nicht zu alt war, den Kreuzzug mitzumachen, die Kühnheit der Ansichten, die in dem Gedichte ausgesprochen werden, wohl bewegen konnte, sich unter einem angenommnen Namen zu verbergen. Dem gereinigten Texte sind sämmtliche Lesarten, erklärende Anmerkungen und ein Reimregister beigefügt. — „Der Rosengartn" (Göttingen 1836) ist eine dem deutschen Epos nachgebildete Dichtung, welche die Siegfrieds- und Dietrichshelden im Kampf um Kriemhild's paradiesischen Rosengarten darstellt. Die Begebenheit wird als der in den Nibelungen erzählten vorangehend gedacht, die handelnden Personen sind nur theilweise dieselben und selbst die Charaktere der in den Nibelungen auftretenden hier anders gehalten. Mit Vorliebe wird eine halb komische Figur unter den Begleitern Dietrich's gezeichnet, der rohe Mönch Ilsan, der zugleich ein gewaltiger Streiter ist. Der Ausgang des Kampfes ist durchaus zum Vortheile der Dietrichshelden, die in sämmtlichen zwölf Einzelkämpfen Sieger bleiben. Wilhelm Grimm hat mit dem peinlichsten Fleiße die sehr von einander abweichenden und verderbten Handschriften des Gedichts mit einander verglichen und in der Einleitung die genauste Rechenschaft darüber abgelegt, so wie auch die nöthigen Erörtrungen über das Alter des Gedichts und sein Verhältniß zu den Nibelungen gegeben und endlich einen leicht lesbaren Text geliefert. — Das „Ruolandes Liet" (Göttingen 1838) bietet dem Herausgeber Gelegenheit dar, seine Lieblingsforschungen über Ursprung und Fortbildung der Sage an einem einzelnen Beispiele weiter auszuführen, und die Richtigkeit der früher gewonnenen Resultate nachzuweisen. Nachdem er die Handschriften durchmustert, die Bilder in der pfälzischen Handschrift erklärt und Auskunft über den Dichter ertheilt hat, welcher sich Conrad nennt und das Gedicht für seinen Herrn, vermuthlich Heinrich den Löwen, und zwar wahrscheinlich zwischen 1173 und 77 aus dem Französischen übersetzte: stellt er die verschiednen Darstellungen des Rolandsliedes zusammen. Er theilt den Bericht Turpin's, den Inhalt einiger altfranzösischen Gedichte, von Conrad's deutschem Gedicht und eines andern deutschen vom Stricker, ferner eines lateinischen Gedichtes, eines hieher gehörigen Stückes im Gallien restauré, endlich eines isländischen, altitalienischen (La Spagna) und altenglischen Gedichtes im Auszuge mit und verfolgt die Spuren der Sage unter den gegenwärtigen Basken. Aus der Untersuchung über das gegenseitige Verhältniß dieser Gedichte und aus der Kritik der Sage wird das Resultat gewonnen, daß diese sämmtlichen Darstellungen als unabhängig von einander angesehen werden müssen. Besonders interessant ist der Abschnitt über Ursprung und Fortdauer dieser Sage, die, ein Eigenthum der romanischen Völker, sich nachweislich aus der Erinnrung an ein bestimmtes historisches Factum entwickelt hat. Endlich wird die poetische Auffassung in dem Gedichte Conrad's besprochen; es ist der Geist der Kreuzzüge, der darin lebt, der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum ist das darin herrschende Pathos, die Helden sind Glaubenshelden, die in großartiger Einseitigkeit das eine Ziel, die Verherrlichung ihrer Religion im Auge und mit den Helden Ariost's Nichts gemein haben, als den Namen. Dem Texte folgen erklärende Anmerkungen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die durchlaufne Bahn zurück, so dürfen wir über die hier nur mit leichten Strichen skizzirte, enorme Thätigkeit der Brüder Grimm mit Recht erstaunen. Auch hat ihnen noch Niemand einen riesenhaften Fleiß und eine umfassende Gelehrsamkeit abgesprochen. Wohl aber hat man ihnen vorgeworfen, daß sie einer tiefern philosophischen Bildung ermangelten, und daß sie namentlich der neusten Entwicklung der Philosophie nicht gefolgt seien. Auch hört man von denen, die eine elegante Form und eine mundgerechte Darstellung selbst für die complicirtesten wissenschaftlichen Untersuchungen prätendiren, wohl hin und wieder äußern, das von den Brüdern Grimm aufgehäufte gewaltige Material sei doch nur eine rudis indigestaque moles, — man brauche nur einen Blick in die deutsche Grammatik zu werfen, um vor diesem unterschiedlosen Chaos ohne Absatz und Ruhepunct, dem selbst der gewohnte Wechsel kleiner und großer Buchstaben fehle, zurückzuschaudern. Aber gerade dieser unersättliche Wissensdurst, diese rastlose Forschbegierde, die, eben weil sie unverwandt ihr Ziel verfolgt, keine Zeit hat zum Speculiren oder zu einer gefälligern Gestaltung der gewonnenen Resultate, waren nothwendig, um der neuen Wissenschaft einen Boden zu erobern. Hercules, der Bezwinger der rohen Natur, mußte den Staatenbildnern vorangehen, und die Ehre des Halbgotts ward ihm nicht versagt. Fügen wir nun zu diesem, besonders bei Jacob Grimm hervortretenden, nie ermüdenden Triebe zum Forschen und immer weiter Forschen, zu dem sich dabei bethätigenden Scharfsinn und der daraus hervorgehenden ausgebreiteten Gelehrsamkeit eine Innigkeit der Empfindung und eine ächt deutsche Gemüthlichkeit, die sich auch in seinen Schriften nicht verläugnen; verbindet sich endlich mit diesen Eigenschaften eine Energie des Handelns, an der sich in einer Zeit, als es durch die Aufhebung der hannöverschen Verfassung schmerzlich betroffen war, das gesammte deutsche Vaterland erheben und stärken konnte: so gewinnen wir das Bild eines Gelehrten, wie er selten ist und selten war, und unsre Zeit kann stolz darauf sein, einen Mann aus sich geboren zu haben, der mit männlichem Ernst die reichsten Schätze der Wissenschaft aus den unzugänglichsten Schachten ans Licht zu fördern und zugleich durch seine lieblichen Mährchen eine lauschende Kinderschaar um sich zu sammeln weiß, der in seltenster Vereinigung den Menschen mit dem Gelehrten verbindet.

A. Wellmann.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 184. 4. August. 1842.

Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Kultur. Nach physiologischen Untersuchungen in praktischer Anwendung dargestellt von Dr. Carl Heinrich Schultz, ord. Professor an der Universität zu Berlin. 445 S. gr. 8. 1842.

Der Inhalt dieser Schrift berührt die wichtigsten medicinischen Interessen der Zeit. Die Physiologie arbeitet sich hier auf eigenthümlichen Grundlagen zur Praxis durch und verfolgt von den im Ganzen aufgefaßten Naturanschauungen ausgehend, einen ruhigen vernünftigen Gang, der eine tiefere philosophische Lebensansicht durchblicken läßt. Man strebt in neuerer Zeit, je mehr die allopathische sowohl als die homöopathische Empirie sich unzulänglich erweist, immer allgemeiner dahin, die medicinische Praxis durch Physiologie wissenschaftlich zu machen; indessen kommt hiebei auf den Zustand der Physiologie selbst, von der man ausgeht, Alles an, und vielleicht hat es weniger an den Aerzten als an dem unbefriedigenden entweder zu ätherischen oder zu massigen Zustand der Physiologie gelegen, wenn ihre Anwendung nicht überall von fruchtbarem Erfolg gewesen ist. Der Verfasser hat den großen Vortheil, daß ihm seine glücklichen neuen Entdeckungen, im Gebiete der Physiologie der Verdauung und der Circulation besonders, erlaubt haben, sich hier auf diesem plastischen Boden ganz neue Grundlagen zu bauen, die dann mit vergleichender Rücksicht auf die im Großen und Ganzen aufgefaßten praktischen Erfahrungen von ihm eben so glücklich angewendet worden sind. Es ziehen sich daher durch den Inhalt der Schrift viele wichtige neue Untersuchungen neben den praktischen Ausführungen hin und im Allgemeinen werden die letztern auf erstere gegründet. Obgleich im Laufe des Werks sich beide überall durchflechten, wird es für unsern Zweck ersprießlicher sein, wenn wir zunächst die wissenschaftlichen Untersuchungen von deren praktischer Anwendung sondern, und jedes für sich betrachten.

Die Grundlage der wissenschaftlichen Untersuchungen bildet die eigenthümliche Ansicht des Verfassers von der natürlichen Verjüngung des organischen Lebens überhaupt, welche dann zugleich als praktischer Hebel zur künstlichen Erregung derselben dient. Es ist oft gesagt worden, daß der menschliche Körper sich umbilde und seine Substanz beständig erneuere; allein dies ist eine allgemeine Betrachtung geblieben, und niemals ist man darauf gekommen, den innern Verlauf der Thätigkeiten in dem Proceß dieser Erneuerung in Concreto physiologisch zu zergliedern und noch viel weniger an den einzelnen Functionen und Organen des Körpers diese Erneuerung nachzuweisen, so daß eine praktische Anwendung dieser Kenntniß möglich geworden wäre. Es ist nun das Eigenthümliche der gegenwärtigen Schrift, daß der Gesammtproceß der organischen Erneuerung der Hauptsysteme des menschlichen Organismus physiologisch verfolgt, und was uns am wichtigsten erscheint, daß die einzelnen Acte dieser Thätigkeit empirisch nachgewiesen und wissenschaftlich aufgefaßt werden, so daß man nun künstlich auf diese lebendigen Elemente einzuwirken und sie zu handhaben im Stande ist. Schultz geht von dem Grundprincip aus, daß während der Dauer des menschlichen Lebens der große Gegensatz von Leben und Sterben in allen Organen sich immerfort wiederholt und daß hierin allein die Selbsterhaltung des Lebens beruht, welche daher eine permanente Wiedergeburt ist. Hierin treten nun zwei Acte hervor, die sich so nothwendig wie die Pendelschwingungen einander folgen: das Organisiren und das Desorganisiren, oder das Aufleben und Ableben der organischen Gebilde. Den ersteren dieser beiden Acte nennt Schultz das Neubilden, den letztern das Mausern; das Ganze aber die Verjüngung, so daß die Verjüngung ein aus Bilden und Mausern zusammengesetzter Proceß ist, oder in der nothwendigen Einheit von Bilden und Mausern besteht und nicht vollendet werden kann, wenn der eine oder der andre dieser beiden Acte fehlerhaft ist. Die Gattung verjüngt sich eben so durch die Fortpflanzung, wie das Individuum durch Bilden und Mausern, daher auch in dem Proceß der Generation selbst diese beiden entgegengesetzten, sich aber nothwendig bedingenden Acte wiederzufinden sind. „Man könnte von den im Geburtsacte selbst über der Brut sterbenden Insecten sagen, daß der ganze mütterliche Körper als Residuum des Sterbens im Zeugungsacte erscheine; daß der Geburtsact hier nichts Andres sei, als der erste Häutungsproceß der Eier, der sich in den späteren Insectenmetamorphosen nur wiederholt; oder daß der eintrocknende mütterliche Körper

selbst als die erste Raupenhaut von der jungen Brut bei der Geburt abgeworfen werde. Bei den höhern Thieren und beim Menschen treten zwar diese Verhältnisse zurück; aber in der That muß man sagen, daß überall die Individuen ganz oder theilweis in der Zeugung der Jungen am Ende untergehen."

So ist nun auch am Individuum alles Wachsen der Organe immer mit einem gleichzeitigen Einschrumpfen und Abwerfen des absterbenden verbunden, wie sich bei den niedern Thieren sogar das ganze Wachsthum als ein fortgesetzter Zeugungsproceß darstellt, wobei die Jungen zugleich als Zweige und Glieder des alten Stammes erscheinen, wie wir dies bei den Polypen sehen, wo der ganze Stamm aus den aufgeschichteten Mauserstoffen des Verjüngungsprocesses besteht.

Hiebei wird aber noch weiter zurückgegangen, indem die Verjüngung nicht bloß materielle, sondern auch Kraftverjüngung ist, wobei wir denn ganz neue Aufschlüsse über den Begriff der organischen Kräfte erlangen. Schultz betrachtet die Lebenskraft weder als ein hinter der Materie liegendes Dynamisches, noch als eine abstracte Einheit von Ideellem und Materiellem überhaupt, sondern ihm ist die Kraft nichts Andres als Resultat des Processes. Lebenskraft ist ihm nichts Einfaches, sondern ein aus den Elementen des Processes zusammengesetzter Begriff, und es sind also die Gegensätze oder Polaritäten der organischen Substanz, durch deren Wechselwirkung die Lebenskraft bedingt ist und zur Erscheinung getrieben wird. Er löst also den Begriff der Kraft überall in Proceß auf, und zeigt so, wie dann mit der Verjüngung des Lebensprocesses zugleich nothwendig die Lebenskraft verjüngt wird. Er geht hiebei über die gewöhnlichen Vorstellungen eines allgemeinen Lebens in der ganzen Natur, nach denen man das organische Leben auf das Naturleben überhaupt oder die Weltseele zu beziehen oder daraus abzuleiten strebt, ganz hinaus, und faßt das organische und Weltleben nicht als eine bloß in ruhiger Harmonie befindliche Einheit, sondern als in einem entschiednen Gegensatz von Leben und Tod befindlich auf. Nach Schultz' Idee würde das organische Leben aus dem Weltleben, wenn wir uns des Vergleichs bedienen dürfen, wie die galvanischen Pole aus der Differenzirung der magnetischen Einheit, oder wie die magnetischen Pole aus dem galvanischen Schließungsdrath hervorgehen. Kurz er begreift das organische Leben nur aus dem Gegensatz des Todes, weil das organische Leben nicht existiren würde, wenn der Tod nicht wäre. Dieser Tod ist zwar selbst ein Leben, aber in andrer Form; das chemische und physikalische allgemeine Naturleben. So sind also zwei verschiedne Lebensformen im Gegensatz, die man bisher beide immer als eine harmonische Einheit hat betrachten wollen. Uns erscheint diese Ansicht durchaus naturgemäß und schon im Allgemeinen von unberechenbaren Folgen nicht bloß für die Physiologie, sondern auch für die Philosophie des Lebens. Wir müssen dem Verfasser jedoch noch einen Schritt weiter im Besondern folgen. Im organischen Körper kann nun nothwendig der Chemismus weder der Lebensquell sein, noch, wie so häufig geschieht, die Thätigkeit desselben chemisch erklärt werden. Vielmehr geht der Chemismus im Organismus zu Grunde, wie ähnlich der Organismus im Chemischen zu Grunde geht, wenn er stirbt. So ist also auch Chemie und Physiologie in einem Gegensatz; aber beide gewinnen wieder eine Beziehung auf einander, indem der Organismus sich aus dem allgemeinen Naturleben (Luft, Nahrung) verjüngt und seine Mauserproducte demselben immer wieder überliefert, in einem Kreis von Thätigkeiten, wobei Leben und Tod wie die Pole der galvanischen Säule immer sich gegenseitig verschlingen und wieder aus einander hervorgehen. Die Chemie nützt uns also in der Physiologie nur insofern als das Neubilden den Chemismus allmälig zernichtet und das Absterben in der Mauser die organische Substanz wieder in den Chemismus zurückführt.

Es frägt sich nun, worein Schultz den Unterschied setzt, der die beiden Pole von organischem Leben und Tod bedingt. So schwierig dieser Punct ist, so finden wir ihn doch keineswegs übergangen. Der Unterschied ist der von Stoff und Form. Im allgemeinen Naturleben sind Stoffelemente; im organischen gestaltet sich der Stoff, und hier treten Formelemente hervor. Wie nun der Proceß der Stoffelemente durch chemische Verwandtschaft geschieht, so geschieht der Proceß der Formelemente im Organismus durch die innere Erregung, welche Schultz die Selbsterregung nennt, zum Unterschied von der Erregung durch äußere Reize. Es ist hienach nämlich das Wesen des organischen Lebens, daß es seine eignen Formgegensätze (Organe und organische Systeme) aus sich, selbst mit der Urgestaltung hervorruft, und dadurch in sich schon ohne äußere Reize, das Lebensfeuer selbst anfacht, daher denn die Selbsterregung im organischen Proceß an die Stelle der chemischen Verwandtschaft im Naturleben tritt. Wir können diese allgemeinen Lebensbegriffe hier nur andeuten, glauben auch sie um so weniger noch weiter charakterisiren zu dürfen, als sie leicht für sich selbst sprechen, wobei wir nur bemerken, daß, obgleich sie an die Spitze des Werks gestellt sind, sie doch keineswegs als speculative Sätze dastehen, sondern nur als Resultate der empirischen Untersuchungen, die im Besondern folgen, daher sie denn mit diesen in ganz concretem Zusammenhang stehen. So wichtig uns diese naturgemäßen Begriffe des organischen Lebens auch sein müssen, so würden sie doch von weniger tief greifenden Wirkungen sein, wenn wir dieses Allgemeine nun nicht an den einzelnen Organen und Functionen des Kör-

pers völlig durchgebildet fänden. Es wird nämlich nunmehr in Concreto der lebendige Verjüngungsproceß und seine beiden Acte von Neubildung und Mauser an den einzelnen organischen Systemen des Körpers genauer nachgewiesen, und gezeigt, wie das Digestionssystem, das Blutsystem, das Nervensystem sich immerfort bilden und mausern, und welche Phänomene dem Bildungsproceß, welche der Mauser zuzuschreiben sind.

Unzweifelhaft gehört der Digestions- und Assimilationsproceß der Nahrung nicht nur zu den bedeutungsvollsten, sondern auch zu den geheimnißvollsten Lebensvorgängen, und eine durchgreifende Aufklärung darüber ist von den Naturforschern und Aerzten mit Sehnsucht gewünscht.

Die gang und gäben Digestions-Theorien, wonach ein vom Magen abgesonderter saurer Magensaft die Speisen chemisch auflösen sollte, schneiden uns von Hause aus jede Möglichkeit ab, einzusehen, wie und auf welche Art lebendiges Blut aus der Nahrung entstehen sollte, und stehen außerdem mit den alltäglichsten Erfahrungen im Widerspruch, weil Jedermann weiß, daß bei wirklich vorhandener Magensäure die Digestion krankhaft ist, und daß durch Trinken von solchen Säuren, denen man die auflösende Kraft zuschreibt, der ganze gesunde Digestionsproceß nicht nur nicht gefördert, sondern gestört wird. Niemand wird Säuren als Digestivum brauchen, obgleich in allem Ernst die Physiologen behaupteten, daß Säuren die Speisen im Magen auflösten. Man müßte erstaunen, daß eine solche Physiologie sich nicht längst an der Praxis den Hals gebrochen hat, wenn nicht bekannt wäre, daß eben wegen dieses Zustandes die wenigsten Aerzte Physiologie studiren. Auch Schultz deutet diese Widersprüche an, und hatte in der That schon früher in dem Werk „de alimentorum concoctione“ wichtige Thatsachen bekannt gemacht, aus denen man sieht, daß die Säure bei gesunder Digestion nicht von einem vorher im Magen vorhandnen sauren Saft herrühre, sondern eine Folge der Verarbeitung der Speisen selbst ist, daß der nüchterne Magen vielmehr alkalisch ist, und daß der Grad der Säure, den Schultz zuerst durch Sättigung mit kohlensaurem Kali bestimmt hat, höchst gering ist und niemals hinreichen würde, eine solche chemische Zerfressung hervorzubringen, wie man sie durch künstliche Versuche mit stärkren Säuren hat bewirken wollen. Ohne die Sache zur letzten Entscheidung zu bringen, hatte Schultz damals schon gezeigt, daß es der alkalische Speichel ist, der in unglaublicher Menge abgesondert und mit verschluckt die Speisen zu der Verändrung ansteckt, die sie im Magen erleiden, und wobei sie, wie man an der später stattfindenden Säure- und Zuckerbildung sieht, in einem hohen Grade oxydirt werden, wie auch ähnlich die Pflanzennahrung. Diese Veränderung aber, weit entfernt, eine chemische Auflösung zu sein, hat vielmehr die Aufhebung der chemischen Qualität der Speisen zur Indifferenz zum Zweck. In gegenwärtiger Schrift finden wir nun eine Reihe neuer Versuche, welche den Gegenstand völlig aufklären. Der Grund nämlich, warum man durch gewöhnlichen Speichel nicht so schnell, wie im Magen, darin einfundirte Speisen digeriren sieht, liegt darin, daß der Speichel durch Absorption des Wassers im Magen concentrirt wird, und Schultz hat nunmehr mit künstlich durch Abdampfen concentrirtem und zum Theil ganz eingetrocknetem Speichel allerdings in einer Reihe von künstlichen Digestions-Versuchen, auf deren Einzelnheiten wir hier nicht eingehen können, dieselben Stoffveränderungen, wie bei der Digestion im Magen, in den Speisen hervorgebracht, während man in den frühern Versuchen mit dem sogenannten Magensaft niemals die Stoffveränderungen nachgewiesen, sondern immer nur auf chemische Auflösung geachtet hat. Man sieht hieraus, daß die frühern Versuche von Beaumont, Eberle, Schwann und Andern mit unreinen, zum Theil schmuzigen Gemengen von Flüssigkeiten angestellt wurden, daher sie auch nie ein reines Resultat geben konnten. Eine andere Reihe neuer Versuche hat Schultz über die weitere Bildung der organischen Stoffe durch die Chylification aus der verdauten Nahrung angestellt, aus denen man sieht, daß eine früher nicht geahnte Menge (der vierte oder dritte Theil der festen Nahrung) von Fett auch aus gar nicht fetthaltiger Nahrung sich bildet, und daß Fett und Eiweiß die beiden chemisch indifferenden Elemente sind, welche den ersten organischen Gegensatz bilden, woraus die Blutbestandtheile sich entwickeln. Wir erhalten hiebei zugleich Aufschluß über die bisher ganz räthselhaft gebliebene Erfahrung, daß mit ganz einfachen Substanzen, z. B. reiner Butter oder reinem Eiweiß, gefütterte Thiere so verhungern, als wenn sie gar keine Nahrung erhielten. Schultz hat nämlich, was bisher nicht geschehen war, den Chylus nach dem Genuß solcher Substanzen mikroskopisch untersucht, und gefunden, daß, wenn dergleichen Substanzen überwiegend kohlenstoffig sind, wie Fett, sich danach eine Lymphe erzeugt, die nur Lymphkügelchen enthält, aber keine Blasen um dieselben bildet; wenn aber diese Substanzen mehr stickstoffhaltig sind, wie Eiweiß, so bilden sich zwar Blasen, die aber keine ausgebildeten Kerne, sondern nur einen feinkörnigen Niederschlag enthalten. In beiden Fällen fehlt also der Gegensatz der nöthigen organischen Elemente zur Bildung vollständiger Blutbläschen, und somit ist die Fähigkeit des Bluts zur Athmung, zur Plasmabildung und Färbung nicht vorhanden, oder vielmehr *es bildet sich gar kein wahres Blut*. Damit dieses entstehe, ist also ein bestimmtes Verhältniß von stickstoffreicher und von kohlenstoffreicher, oder von thierischer und Pflanzennahrung beim

Menschen nothwendig, indem letztere den Kügelchenstoff, erstere das Material zur Blasenbildung liefert.

Hieran werden dann von unserm Verfasser weitere Beobachtungen über die Elementarentstehung der organischen Belebung geknüpft, welche mit der Formbildung in dem organischen Stoff gleichen Schritt geht. Die organischen Kräfte entwickeln sich daher durch den Gestaltungsproceß selbst. Das Erste, was in einer organisch werdenden Flüssigkeit sich bildet, sind Kügelchen, die durch eine Contraction oder Verdichtung der in der Flüssigkeit gelösten Theile, durch eine Art Niederschlag oder Krystallisation entstehen. Das Leben würde so mit einem Schlage, d. i. mit einem organischen gestaltenden Schlage entstehen. So ist denn auch im Chylus die Kügelchenbildung der erste Lebensact, der durch eine Contraction der festen Theile entsteht, wobei die Flüssigkeit expandirt, d. i. flüssiger wird, als sie vorher war. Das Zweite ist, daß an den so gebildeten Lymphkügelchen der Gegensatz von Contraction und Expansion sich sofort wiederholt, und die contractiven Kügelchen um sich expansive Blasen bilden. Da nun die Kügelchen nur durch kohlenstoffreiche, die Blasen nur durch stickstoffreiche Nahrungsmittel sich bilden, so erscheinen die erstern hier als das Princip der contractiven, die letztern als das Princip der expansiven Kräfte. Inzwischen wiederholt sich an den Lymph- und Blutblasen sofort der Gegensatz der Contraction, so daß diese mit Expansion und Contraction begabte Membranen haben. So wird also der Stoff in seinen Uebergängen zur Organisirung Schritt für Schritt verfolgt, und ein größeres Licht als jemals ist auf die geheimnißvollsten Phänomene des bildenden Lebens geworfen. In dem Maße, als nun dieser Proceß des Auflebens im Darmkanal vor sich geht, läuft ihm zugleich ein Act des Ablebens und der Mauser durch Abschuppung der Darmschleimhaut, durch die Bildung der Auswurfsstoffe in der Galle, den Darmsecreten u. s. w. parallel, und nur in dem Fluß dieser beiden Acte von Bildung und Mauser ist die Verjüngung im Digestionssystem vollständig.

Nicht minder wichtig sind des Verfassers Darstellungen der Verjüngung des Bluts, des eigentlichen Mittelpunctes des bildenden Lebens. Wir dürfen, so weit das Blutleben in Schultz' System der Circulation dargestellt ist, die ausführlichen Grundlagen dieser Lehren hier als bekannt voraussetzen, und halten uns nur an die eigentlichen Verjüngungsacte selbst. So lange man im Blut nur chemische Bestandtheile und unveränderliche anatomische Formen von Blutkügelchen sah, konnte man an den Begriff des Lebens im Blute und seine fortwährende vor unsern Augen vorgehende Verjüngung nicht denken, und die Beobachtung der Entwicklungs- und Rückbildungsgeschichte so wie der dadurch bedingten fortwährenden Metamorphosen der lebendigen Blutbestandtheile beginnen eine neue Epoche in der Physiologie der Circulation.

Das Blut enthält ein Gemenge von Blutbläschen aus allen Entwicklungsstufen von ihrer Entstehung aus der Lymphe bis zu ihrer Auflösung und Ausscheidung in der Pfortader in sich, und die Acte von Bildung und von Mauser im Blute laufen in entgegengesetzter Richtung neben einander hin. Sie weichen zwar in den zwei Polen des Gefäßsystems: den Lymphgefäßen oder der Lebenspforte, und der Pfortader oder der Todespforte, aus einander, aber nur die letzten Extreme sind so aus einander gehalten, und alle Mittelstufen umschließt das übrige Gefäßsystem. In dem Maße nun, als die jungen sich noch färbenden contractilern Blasen mit reichem Bildungsmaterial in ihren großen Kernen der Blutmasse hinzutreten und sich weiter und weiter ausbilden und mit Hilfe der Respiration das Plasma vermehren, müssen die ältern Blasen mit erlöschender Contractilität der Membranen, den verbrauchten Kernen und den Residuen von angesammeltem Farbstoff der Last ihrer Schwere ohne Lebenskraft erliegend, abtreten, und durch die Todespforte als Galle, welche der Mauserstoff des Bluts darstellt, entfernt werden. Dieser Fluß von Bildung und Mauser ist zur Erhaltung der normalen Verjüngung des Bluts nothwendig, und der ganze Proceß ist gestört, wenn auch nur einer seiner Acte gehemmt ist. Der Chylus treibt die Galle am andern Pol vor sich her, und die Gallensecretion zieht die Chylusbildung nach sich.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 185. 5. August. 1842.

Schultz „Ueber die Verjüngung des menschlichen Lebens und die Mittel und Wege zu ihrer Cultur.“

(Schluß.)

Das Muskel- und Nervensystem sind von dieser Verjüngung durch eine fortlaufende ihrer Bildung entsprechende Mauser nicht ausgeschlossen. Wir können die Reihe vergleichender Untersuchungen nicht verfolgen, welche den Verfasser zu dem Resultat führen, daß Schweiß und Urin die Mauserstoffe für Muskeln und Nervensystem sind. Es bleibt unentschieden, ob der Schweiß genau der Muskelmauser, der Harnstoff genau der Nervenmauser entspricht; daß aber überwiegend ein solches Verhältniß stattfindet, sieht man daran, daß Muskelbewegung das beste schweißtreibende Mittel und Unterdrückung des Schweißes die Ursache von Muskelkrankheiten (Rheumatismen) ist; wie auf der andern Seite Nervenanstrengungen (der Sinne wie des Gehirns) die Harnabsonderung vermehren und bei Nervenkrankheiten die Harnstoffbildung verändert wird. Der Verfasser unterscheidet übrigens im Schweiß, wie im Urin die eigentlichen Mauserstoffe von dem Wasser, worin sie gelöst sind. Die Wasserabsonderung kann im Schweiß und Urin erhöht und vermindert sein, ohne daß dies die Bildung der Mauserstoffe (Harnstoff im Harn, Ammoniak und Kohlensäure im Schweiß) ändert. Höchst wichtig erscheint uns die Bemerkung, daß nur die Wasserabsonderung im Schweiß und Harn vicariren, d. i. von der Haut auf die Nieren (wie im Winter) übertragen, oder von den Nieren auf die Haut abgeleitet werden kann (im Sommer); niemals kann die Haut wahre Harnmauserstoffe, oder die Niere wahre Schweißmauserstoffe absondern, sondern diese Mauserstoffe bleiben ungeachtet alles Wechsels des Wassergehalts im Schweiß und Urin constant dieselben. Die gewöhnlichen harn- und schweißtreibenden Mittel sind nur wassertreibend, ändern die Mauserstoffe nicht. Hienach ist also der regelmäßige Fluß der Bildung der Harn- und Schweißmauserstoffe durch die ihnen entsprechenden Organe ebenso nothwendig zur Verjüngung der animalen Organe, wie die Gallenbildung zur Verjüngung des Bluts und die Darmmauser zur Verjüngung im Digestionssystem.

Nachdem wir nun eine, wenn freilich nur ganz allgemeine Anschauung der neuen wissenschaftlichen Untersuchungen des Verfassers über die Verjüngung gegeben haben, gehen wir zu deren praktischer Anwendung über. Zuvor dürfen wir inzwischen nicht übergehen, was uns in der Schrift über das Verhältniß der Krankheiten zum Verjüngungsproceß geboten wird.

Die Krankheiten werden überhaupt als Todesprocesse betrachtet. In so fern aber der Todesproceß auch als Mauser überall eine Seite der Verjüngungsacte darbietet, und häufig durch Stockung dieser Mausern Krankheiten entstehen, so werden durch künstliche Tödtung der lebenszähen alten Theile und deren Entfernung, um der jungen Generation Platz zu machen, die Mausern hervorgerufen, und auf diese Art wirken viele Krankheiten wahrhaft verjüngend auf den Menschen. Die alte Krisenlehre erscheint hier in einem ganz neuen Gewande!

Die verjüngende Praxis besteht nun in dem künstlichen Hervorrufen oder Hemmen einer der beiden Verjüngungsacte. Dies ist es, was Schultz die Cultur der Verjüngung nennt, welche also ein genaues wissenschaftliches Eingehen in die mancherlei Störungen einer oder der andern beider Verjüngungsacte in den verschiednen Functionen erfordert, so daß in jeder Function die Cultur der Bildung und die Cultur der Mauser unterschieden wird. Im Allgemeinen kömmt es hiebei darauf an, daß der natürliche Fluß von Bildung und Mauser in allen Functionen im normalen Gleichgewicht bleibe und nirgends die Bildung über die Mauser noch die Mauser über die Bildung überwiege (S. 110); wobei denn der Natur in ihrem periodischen Wechsel von Steigen und Fallen der Lebensthätigkeiten gefolgt werden muß. Durch „das freie Schwingen von einem Pol zum andern“ und das Zügeln der entgegengesetzten organischen Pole durcheinander erhält man den freien Gang der Natur. Wichtig erscheint hiebei, daß die Stockungen der Mauser sehr häufig die normale Verjüngung stören, und daß man durch Förderung des Todesprocesses in den Mausergebilden oft allein die Verjüngung hervorrufen kann, während alle Mittel zur Belebung vergeblich sind, bevor man die Lebenstrümmer der Mauser aus den Organen geschafft hat. Die Idee von Baco und Hufeland, durch Retardation des Lebens dieses zu verlängern, beruht auf dem

falschen Vergleich des Lebens mit der Flamme, wonach es ein bloßer Consumtionsproceß ist, während es sich in der That durch seine eigne Thätigkeit immer regenerirt und man ihm „durch Retardation den Quell seiner eignen Verjüngung raubt". Daher ist denn Schultz kein Freund der hochgepriesnen absoluten Enthaltsamkeitsregeln von Cornaro, Sanctorius, Sinclair, Hufeland.

Im Besondern giebt nun der Verfasser Regeln zur Cultur der beiden Acte der Verjüngung in der Verdauung, im Blutsystem und der Ernährung, ferner im animalen und selbst im Seelenleben, wo überall die Cultur der Bildung und die Cultur der Mauser unterschieden wird. Wir können dem Werk hier durch den großen Reichthum seines Inhalts nicht folgen und heben nur Einzelnes hervor.

Bei der Cultur der Bildung in der Verdauung kömmt Alles auf den Zweck der progressiven Metamorphosen der Nahrungsstoffe zur Blutbildung an. Die Wahl der Nahrungsmittel, die der Verfasser zum großen Theil nach eignen Untersuchungen einzeln durchgeht, hängt sowohl von ihrer Abstammung, als Zubereitung ab. Das Fleisch der niedern Thiere: der Mollusken, Crustazeen bis zu den Fischen, ist für den Menschen schwerer verdaulich und wenig nährend, weil es mehrere Metamorphosenstufen zu durchlaufen hat, bevor es zu den höhern Stufen der menschlichen Blutbildung geeignet ist, und dabei leicht in Zersetzung umschlägt. Es ist mehr zellig und schleimig, und nähert sich darin dem Fleisch junger Säugethiere und Vögel. Die Fleischfasern der Säugethiere werden im Magen ganz aufgelöst. Die Verarbeitung vegetabilischer Nahrung ist schwieriger, sie geht daher beim Menschen zum Theil unverändert in den Darmkanal über und wird im Blinddarm (der den Carnivoren fehlt, weil Fleisch im Magen ganz digerirt wird) auf zweiter Stufe verarbeitet. Geht Fleisch unverändert beim Menschen zum Blinddarm, so schlägt es leicht in chemische Zersetzung um, und die Blinddarmdigestion bildet sich krankhaft aus, daher ein Uebermaß von Fleischspeisen zu vermeiden ist. Auch ist ein normales Verhältniß von Fleisch- und Pflanzenspeisen beim Menschen aus dem Grunde nothwendig, weil die Fleischnahrung eine überwiegende Bläschenentwicklung und daher zu reizbares Blut, die Pflanzennahrung eine überwiegende Kernentwicklung mit zu schwacher Blasenbildung und torpides, phlegmatisches Blut erzeugt, wobei die Wärmebildung abnimmt. Es wird also ein periodischer Wechsel in dem Verhältniß beider Nahrungsmittel empfohlen. In Betreff der Zubereitung der Speisen wird vor dem Verkohlen derselben durch Braten gewarnt, weil die Nahrung dadurch mumificirt und wie alle Kohle unzersetzbar wird. Den Magen soll man ganz anfüllen, weil dann seine Bewegung durch die Bauchmuskeln unterstützt wird, aber nicht früher essen, als bis er ganz entleert ist, auch nicht zur Zeit der später eintretenden Blinddarmdigestion. Die ausführlichen neuen Untersuchungen über die Wirkung des Branntweins werden den Mäßigkeitsvereinen zur Beachtung zu empfehlen sein, wenn auch nur um ihre extreme Tendenzen selbst zu mäßigen; wir können sie nur andeuten. Zur Fördrung der Magendigestion dient sonst die Integrität des Kauprocesses und die Cultur der Zähne (deren Krankheiten als gemeinhin von dem Zustand des Magens abhängig geschildert werden), weil die Zähne überhaupt epidermatische Productionen der Darmschleimhaut sind (daher auch hornig, klauenartig bei vielen Thieren, sogar sich abschuppend bei andern), vorzüglich aber die möglichste Unterstützung der Speichelsecretion selbst nach dem Essen, sowie Verhütung (nicht Fördrung) der Magensäure durch alkalische Wässer. Was über die Cultur der Darmmauser und der Darmbewegung zum Zweck derselben und der Abscheidung des Chylus von den Mauserproducten, als integrirenden Theil der Verjüngung im Assimilationssystem gesagt ist, wird man im Zusammenhang lieber in dem Werke selbst nachlesen.

Die Cultur der Verjüngung des Bluts wird als der Mittelpunct der ganzen Lebensverjüngung betrachtet, weil das Blut der Quell aller Bildungen und das Thor seiner eignen, so wie der meisten übrigen Mauserstoffe ist, daher denn sowohl durch Störungen der Bildung wie durch Störungen der Mauser das Blutleben so vielfach gehemmt wird. Alles kömmt bei der Cultur der Blutverjüngung auf die Einsicht in den Gang seiner natürlichen Bildung und Mauser an, damit man den Punct in dem Strom der Verjüngungsacte desselben treffe, wo die hauptsächlichsten Hindernisse zu beseitigen sind. In die Darstellung dieser Verhältnisse ist aber eine solche Masse von neuen Ansichten und Beobachtungen, aus denen praktische Folgerungen gezogen werden, verflochten, daß der Raum es uns nicht erlaubt, ein vollständiges Bild des Ganzen zu geben, und wir uns nur mit einzelnen Bemerkungen begnügen müssen.

Bei der Cultur der Blutbildung ist die Rücksicht auf die verschiednen Entwicklungsstufen, vorzüglich der Blutblasen, nothwendig, insofern sich dieselben in einem Zustande der Unreife, der Reife und der Ueberreife befinden können. Das Hauptziel der Cultur der Blutbildung ist, einen normalen Zustand der Reife des Bluts zu erhalten und zu bewirken, weil nur in diesem der Gipfel der Lebenserregung wirklich ist. Diese verschiednen Zustände finden sich bei den Thierclassen zum Theil permanent, so daß die wirbellosen Thiere immer relativ unreifes Blut mit embryonischen farblosen Blasen haben, deren höhere Ausbildung beim Menschen z. E. in bleichen scrophulösen und chlorotischen, phthisischen Anlagen durch die Cultur zu erzielen ist. Die Mittel zur Fördrung dieser Blutreife liegen theils in dem normalen Proceß der vollendeten Blasenbildung in den Lymphdrüsen (welche Schultz Lymphplacen-

ten nennt, weil sie durch eine Art Kiemenathmung das Blut zur Luftathmung vorbereiten, indem nach ihm alles Blut diese Stufe der Kiemenathmung durchlaufen muß), theils in Fördrung der Erregung und Stärkung der Contractilität in den Bläschenmembranen durch weinige u. a. Mittel, damit sich die Färbung ausbilde und das Blut durch kräftige Respiration zur Verarbeitung der Kernsubstanz und zur Plasmabildung geschickt werde; theils in einem richtigen Verhältniß der flüssigen und festen Bestandtheile des Bluts, sowie in einer passenden Proportion der Elementarstoffe (Fett und Eiweiß), welche durch die Digestion geliefert werden müssen, damit das Blut Kraft erhalte, seine eignen Bestandtheile zu entwickeln und fremde auszuscheiden. Als ein wichtiges Mittel zur Reifung und Steigrung des Blutlebens wird die Cultur der Athmung dargestellt, die man bisher nur als chemischen Combustionsproceß zu betrachten gewohnt war. Völlige Anfüllung der Lunge mit Luft wie das Magens mit Speisen, willkürlich verstärktes Athmen (was als ein Mittel wider das Gähnen empfohlen wird, weil dieses nur durch Vernachlässigung der Respiration entsteht), wobei dem weiblichen Geschlecht die Schnürbrüste, weil sie die Wirbelsäule aufrichten und die Hebung des Brustkastens unterstützen, zugestanden werden, indem die weibliche Brust anders als die männliche gebildet ist, werden unter Andrem empfohlen.

Wie in jugendlichen Körpern die Blutbildung, so ist im Alter vorzüglich die Blutmauser zu unterstützen, um die sich anhäufenden absterbenden Blutblasen durch die Pfortader oder auf andre Art aus dem Körper zu schaffen. Oft ist eine übermäßige Lebenszähigkeit der Blutmauserstoffe da, die dann künstlich zum Absterben gebracht werden. Hier ist der Ort, wo auch die Wassercuren zur Unterstützung der Auflösung des abgestorbnen Farbstoffes bei Pfortaderstockungen empfohlen werden, wogegen der Wassergebrauch bei Leiden der Blut b i l d u n g sehr nachtheilig werden kann. Welche andre mannigfaltige Mittel und Wege zur Fördrung der Blutmauser, den Puncten, wo ihr Fluß in Stockung geräth, entsprechend, empfohlen werden, können wir bei allem Interesse des Gegenstandes (vielleicht der interessanteste Theil des Buchs) hier nicht weiter berühren.

In dem Abschnitt: Cultur der Verjüngung durch Ernährung, finden wir den allgemeinen Proceß der Wiedergeburt aller Organe, sowohl der vegetativen als auch des Muskel- und Nervensystems abgehandelt. Die hier niedergelegten Ansichten und praktischen Regeln über die beiden Verjüngungsacte: 1) die Cultur der Ausbildung und Wiederbildung und 2) die Cultur der Mausern bei der Ernährung, sind so durchaus neu, daß eine vollständige Anschauung nur durch ausführliches Eingehen in die Einzelnheiten gegeben werden könnte. Wir heben daher nur einiges Allgemeinre hervor. Das Blutplasma ist der gemeinsame Keim, der sich, wie der Keim im Embryo, zur Wiederbildung aller Organe entfaltet; daher auf den Zustand der Lebenserregung in demselben die Mittel und Wege zur Cultur der Wiederbildung besonders zu richten sind, „während chemische Regeln eben so wenig zur Cultur der Ernährung als zur Cultur der Zeugung brauchbar sind.“ Da indessen gleichzeitig die zu verjüngenden Organe sich den Keimstoff zu ihrer Wiederbildung assimiliren müssen, so wird auch eine Anregung und Uebung der verschiednen Organe eben so wesentlich ihren Verjüngungsproceß fördern; so daß demgemäß nach diesen beiden Seiten hin die vom Verfasser gegebnen speciellen Culturregeln sich richten. Der Cultur der Mausern der verschiednen Organe bei ihrer Wiederbildung wird eine besondre Sorgfalt gewidmet und es werden hier von Schultz die Cultur der Harn- und Schweißmauser, der Verjüngung der animalen Organe entsprechend und durch die Wasserausscheidung zugleich auch andre fremdartige Stoffe mit ausführend, abgehandelt, so wie die Hautmauser, die Cultur des Haut- und Oberhaut- und Haarlebens überhaupt umfassend, in Beziehung auf den allgemeinen Bildungsproceß dargestellt. „Das Hautleben hat eine allgemeine Beziehung auf die Wiederbildung aller Organe, indem die Haut als allgemeine Körperdecke noch die Embryonalhäute wiederholt, deren Häutungen mit den innern Metamorphosen des Embryo, wie bei den Insectenmetamorphosen, zusammenhängen, und sich später auf das Hautleben überhaupt übertragen.“ Daher behält die Haut durch das ganze Leben allgemeine Beziehungen zur Erneurung aller innern Organe und die Hautabschuppungen sind beim Menschen, wie bei den Schlangen, immer Zeichen einer innern Verjüngung. Da nun Bäder die Abwürfe der absterbenden Oberhautschichten fördern, sagt Schultz von ihnen: „durch Unterstützung dieser Mauser werden sie ein wichtiges Mittel, die Verjüngung überhaupt hervorzurufen, und insofern die geistige Wiedergeburt einen freien Fluß der Körperverjüngung voraussetzt, wäre die Taufe des ganzen Körpers nicht bloß ein Sinnbild geistiger Verjüngung, sondern zugleich die praktische Weisung einer durch das Leben fortzusetzenden Cultur der Hautmauser, um in einem sich immer verjüngenden Körper auch eine dauernde Wiedergeburt des Seelenlebens hoffen zu lassen.“

Cultur der Verjüngung des animalen Lebens.

Wie das animale Leben eine immaterielle Assimilation der Sinneseindrücke ist und als Rückwirkung die Sinnesempfindungen in willkürliche Thätigkeiten plastisch, als animale Bildungen, ausdrückt, also nur die Momente des vegetativen Lebens wiederholt; so treten auch hier die allgemeinen Gesetze der Verjüngung des Lebens und deren beiden Acte als Bildung und Mauser ein. Wie nun der Ver-

fasser die Cultur der stufenweisen Ausbildung des Sinneslebens, von der Aufnahme der Sinnesnahrung bis zur Bildung des sinnlichen Bluts (der Vorstellungen) analog dem vegetativen Assimilationsproceß, physiologisch auch die Cultur der animalen Plastik (bei der besonders solche natürliche Bewegungen, wobei die Rückenwirbelsäule, als Mittelaxe und Grundlage des ganzen Körpergerüstes, geübt wird, hervorgehoben werden) in diesem Sinne behandelt; wie derselbe ferner auf eine ebenso geniale als scharfe und schlagende Weise den Schlaf als den wahren Mauseract und die Spitze der Verjüngung des animalen Lebens betrachtet, wobei die sinnlichen Mauserproducte in den wie Schlangenhäute zersetzten Traumbildern abgeworfen werden, wagen wir hier nicht weiter auszuführen, aus Besorgniß, mit wenigen Worten nicht immer den rechten Sinn wiederzugeben. Die eine Bemerkung heben wir nur hervor: „während man sich früher (hier scheint Sinclair und Hufeland gemeint zu sein) in Betreff des Schlafs damit abmühte, wie hoch die Bettstellen sein müssen, um gegen die Gefahr des Herausfallens sicher zu sein, wie weich oder wie hart, wie warm oder wie kalt das Lager, wie groß oder wie klein, wie dunkel oder hell das Schlafgemach sein müsse, ob man gerade oder gekrümmt, rechts oder links umgewendet, aufgerichtet oder gesenkt liegen solle und was dergleichen Aeußerlichkeiten mehr sind; kommt Alles, zum Zweck der Cultur der animalen Mauser und der Verjüngung der Kräfte, darauf an, daß ein gewisses Gleichgewicht des periodischen Wechsels von Schlaf und Wachen hergestellt werde, und daß, wer schlafen will, gewacht, wer wachen will, geschlafen haben muß, der Mensch aber nicht lebt, um zu schlafen, sondern schläft, um wachend leben zu können", wonach denn die Regeln für den Schlaf, mit Rücksicht auf die schlafförderndern und schlafstörenden Zustände in dem Blutleben und der Verdauung, eingerichtet werden.

Auch die Cultur der Verjüngung des Seelenlebens wird nach denselben Grundsätzen der geistigen Verjüngung, worin sich Bilden und Mausern wiederholt, ächt physiologisch abgehandelt und diese Auffassung möchte ein gutes philosophisches Fundament der Erziehung geben. Hienach werden die sinnlichen Anschauungen einerseits und die immer wieder zu versinnlichenden Rede- und Schriftbilder andrerseits als das zu assimilirende Material angesehen, welches, wie die Nahrung, durch die indifferente Stufe des Gefühls und der Empfindungen zu dem alle Gegensätze frei beherrschenden vernünftigen Gedanken sich heraufbildet. Die geistige Mauser in diesem Generationsproceß der Gedanken ist das Vergessen. „Die Seele des Jünglings und der Jungfrau muß ihre kindlsche Puppenhaut, der Geist des Mannes die jugendlichen Vogelfedern abwerfen, wenn die neuen geistigen Knospen der Verjüngung mit Kraft hervortreiben und nicht in dem überlebten Mauserstoff früherer Jahre verkümmern sollen." Auch die Wissenschaften haben ihre Verjüngung und ihre Mauser. „Im Kirchen- und Staatsleben, nicht minder wie in der Wissenschaft, häuft sich von Zeit zu Zeit eine Menge von altem Mauserstoff im Fortschritt der Verjüngung an, der von selbst nicht absterben will und dessen Tödtung und Abwurf durch den Sturm von Revolutionen oft künstlich hervorgebracht wird."

Wir haben hier nur eine einfache Darstellung des Ganges und Inhalts der Schrift, ohne weitres kritisches Eingehen, zu geben versucht. Es ist dies geschehen, nicht weil wir die Achtung, welche wir gegen den Verfasser hegen, dadurch zu verringern geglaubt hätten, sondern weil bei dem sprudelnden Reichthum der Schrift an neuen Ideen, neuen Beobachtungen und überraschenden Vergleichen es uns schwer geworden sein würde, Anfang und Ende der Besprechung zu finden, und wir glauben, daß Jeder es vorziehen wird, sich nach den gegebnen Andeutungen selbst ein Urtheil zu bilden. Was uns selbst betrifft, so haben wir kein neueres medicinisches Werk gelesen, das wir mit so viel Belehrung und so viel Befriedigung, als uns das gegenwärtige gewährt hat, aus der Hand gelegt hätten.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 186. 6. August. **1842.**

Die deutschen Studien auf preußischen Universitäten und Schulen.

Das königliche Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten zu Berlin hatte eine nähere Erklärung von mir gefordert, warum ich im Wintersemester 1839—40 zwei Vorlesungen nicht gelesen, da der angeführte Grund „wegen unzureichender Zahl der Zuhörer" für nicht haltbar erachtet werde. Am 30. Juni 1840 gab ich diese nähere, und meines Erachtens vollkommen genügende Erklärung. Bei dieser Gelegenheit sprach ich unverhohlen meine Ansicht aus über den gegenwärtigen traurigen Zustand der deutschen Studien auf Universitäten und Schulen.

Seitdem ist Alles beim Alten geblieben, fürs Deutsche ist gar nichts gethan; wohl aber hat das hohe Ministerium neue strenge Vorschriften gegeben, wonach kein Zögling höherer Bürger- und Realschulen, wenn er nicht die vorschriftmäßige Prüfung im Lateinischen besteht, zum Eintritt in das Post-, Bau- und Forstfach und in die Bureaux der Provincialbehörden berechtigt ist; auch hat dasselbe hohe Ministerium eine Professur fürs Slavische mit 1500 Thlr. Gehalt in Breslau gegründet und jährlich 1500 Thlr noch nebenbei zu Anschaffung slavischer Bücher u. dgl. ausgeworfen.

Somit mag es denn gerechtfertigt erscheinen, daß ich jetzt, wo alle Welt von „wiedererwachtem deutschen Nationalgefühl" singt und sagt, ein Stück meiner damaligen Eingabe veröffentliche.

Die Gründe meiner beschränkten akademischen Thätigkeit liegen nur in der gänzlichen Untheilnahme an deutscher Sprache und Litteratur von Seiten der Studirenden. Es hat sich unter ihnen der Glaube an gewisse nothwendige Collegia gebildet, welche Jeder dereinst gehört haben muß; zu diesen Collegien gehört keins über deutsche Sprache und Litteraturgeschichte. Dieser Glaube ist zu einer heiligen Ueberliefrung geworden, die sich wie ein alter Zunftbrauch fortpflanzt und fanatisch festgehalten wird. Dagegen richtet kein Professor etwas aus: es ist eine Macht, an die man sich gewöhnt hat, die man als süße Bequemlichkeit nicht aufgeben will, worin man sogar durch die Erfahrung an Andern bestärkt wird. Der Philologe treibt nur Griechisch und Latein, der Theologe und Jurist halten sich ziemlich eng in den Grenzen ihrer Wissenschaft, und der Mediciner denkt vollends nicht daran, sich eine allgemeine Bildung anzueignen, wie das curriculum vitae jeder medicinischen Dissertation zur Genüge darthut.

Der Nachtheil, der aus dieser Einseitigkeit für das gesellige und Staatsleben entspringt, ist unberechenbar, wenn auch noch heute nicht in allen seinen verderblichen Wirkungen und Einflüssen recht ersichtlich. Zunächst wirkt er empfindlich auf die Wissenschaft selbst. Das Institut der Privatdocenten in der philosophischen Facultät wird dadurch so gut wie zu Grunde gerichtet. Die Privatdocenten sind bis jetzt unbesoldet; wenn sie also nicht mehr auf Honorare von Seiten der Studirenden rechnen können, so müssen sie von vornherein so viel eignes Vermögen haben, um eine besoldete Professur abzuwarten; fehlen ihnen aber die Subsistenzmittel, was beinahe immer nach vollendeten Schul- und Universitätsjahren der Fall ist, so müssen sie auf eine akademische Laufbahn verzichten. Es werden also hinfort nur Wenige sich zu akademischen Lehrern ausbilden, und wer leidet dann zunächst? Die philosophische Facultät, die Universität, ja zuletzt die Wissenschaft selbst. Der gegenwärtige Andrang junger Leute zur Docentenlaufbahn scheint mit dieser Ansicht zu streiten. Aus den Jahrbüchern aller Universitäten erhellt jedoch, daß nicht alle Docenten Ausdauer und Zähigkeit genug hatten, abzuwarten, bis ihnen das Glück eine Professur, vielleicht ohne Gehalt, bescheerte. Ob jene glücklich Ausharrenden immer die Besten waren, bliebe zu erörtern.

Es erscheint unglaublich, wie eine solche Untheilnahme an vaterländischer Sprache und Litteratur entstehen konnte, wenn man die vorhandnen Schulprüfungsreglements durchblättert.

Im Edict über die Abiturienten-Prüfungen vom 25. Juni 1812, §. 6. A. d. nimmt das Deutsche noch den vierten Platz ein nach Latein, Griechisch und Französisch:

„Im Deutschen muß der schriftliche Ausdruck nicht nur von grammatischen Fehlern, sondern auch von Undeutlichkeit und Verwechslung des Poetischen mit dem Prosaischen frei sein. Eben so muß ein zusammenhangender mündlicher Vortrag gelingen. Auch wird Bekanntschaft mit den Haupt-

epochen in der Geschichte und Litteratur und den vorzüglichsten Schriftstellern der Nation verlangt."

Nachdem aber die Wiederbelebung deutscher Sprache und Poesie zur Befreiung von fremdem Joche anfachte und Preußens Ruhm und Größe mit begründen half, durfte auch dem Deutschen in der Schule ein beßrer Platz eingeräumt werden, und das geschieht denn wirklich in dem Reglement für die Prüfungen der zu den Universitäten abgehenden Schüler vom 4. Juni 1834, worin zugleich die Anfordrungen an den Schüler noch etwas gesteigert werden.

§. 23 beginnt: „Die mündliche Prüfung ist: 1) in der deutschen Sprache auf allgemeine Grammatik, Prosodie und Metrik, auf die Hauptepochen in der Geschichte der vaterländischen Litteratur, so wie auch darauf zu richten, ob die Examinanden einige Werke der vorzüglichsten vaterländischen Schriftsteller mit Sinn gelesen haben."

Diese hohen Bestimmungen setzen einen zweckmäßigen und gnügenden Unterricht im Deutschen auf den Gymnasien voraus; der Unterricht ist aber weder das eine noch das andre. Die meisten Lehrer, denen das Deutsche als Unterrichtsfach auf Gymnasien zugetheilt ist, verstehen von dem, was heutiges Tages bei dem Stande der deutschen Philologie verlangt werden kann, gar wenig, haben oft von einem geschichtlichen Entwicklungsgange der Sprache gar keine Ahnung, wollen auch nebenbei nichts darin leisten, und die wenigen dafür beseelten Lehrer, die sich eine gehörige Kenntniß dieses Faches erworben haben, können nichts darin leisten, weil (nach mehrseitigen Erkundigungen) für das Deutsche auf den meisten Gymnasien wöchentlich nur zwei Stunden*) bestimmt sind.

Daß eine solche schmähliche Vernachlässigung des Studiums unsrer eignen vaterländischen Sprache und Litteratur nicht in der Absicht der hohen Behörden liegt, spricht sich deutlich aus in dem Reglement für die Prüfung der Candidaten des höhern Schulamts vom 20. April 1831. §. 17 heißt es ausdrücklich: „Im Deutschen bezieht sich die Prüfung auf die allgemeine Grammatik, auf den eigenthümlichen Charakter und die Gesetze der deutschen Sprache, so wie auf ihre historische Entwicklung und die Geschichte ihrer Litteratur. Wer nicht so viel Kenntniß der deutschen Sprache und Litteratur und so viel wissenschaftliche Bildung besitzt, daß er in jeder Classe, selbst der höchsten mit Nutzen in der deutschen Sprache zu unterrichten vermöchte, kann auf die unbedingte *facultas docendi* im philologischen Fache keinen Anspruch machen."

Die Absichten der höchsten Behörden sind also klar und deutlich ausgesprochen und behaupten noch jetzt volle Gesetzeskraft. Wie aber zwischen Idee und ihrer Verwirklichung, zwischen Wort und That ein großer Abstand liegt, so auch zwischen diesem Reglement und seiner Befolgung.

Die wissenschaftlichen Prüfungs-Commissionen bestehen nur aus 6 (7) Männern, es hat also nicht jede Schuldisciplin ihren Vertreter, mehrere Fächer werden in einer und derselben Person als vereinigt vorausgesetzt, und es ist nur dem Zufalle zu verdanken, wenn Einer etwas wissenschaftliche Kenntniß vom Deutschen hat, oder, wie Lachmann, classische und deutsche Philologie in sich vereint. Selten also kann einmal ein Candidat die unbedingte Facultas docendi erlangen, weil Niemand vorhanden ist, der in einem noch dazu erforderlichen Fache gehörig nach Vorschrift prüfen kann. Doch wenn auch das Glück einen deutschen Philologen mit in die Prüfungscommissionen geführt hat, und wenn dieser nun die Candidaten in deutscher Sprache und Litteraturgeschichte prüft, nun, so ist es auch weiter nichts, wenn der Candidat nicht besteht. Ich habe aus Lachmann's Munde gehört, daß die meisten Candidaten erst in Gotthold Ephraim Lessing den Anfangspunct der deutschen Litteratur fanden, daß nur Einige etwas vom Theuerdank und Hans Sachs wußten, auch wohl mal vom Nibelungenliede gehört hatten, daß Einer den Jacob Böhm 1720 noch leben ließ u. dergl.

Ich will nicht für meine Wissenschaft oder für mich eine Bevorzugung haben — traurig um die Wissenschaft, noch trauriger um den Lehrer, wenn beide eines Privilegiums bedürfen, um wirksam ins Leben zu treten — aber ich muß den innigen Wunsch hegen, daß meine Wirksamkeit als akademischer Lehrer nicht unmöglich gemacht wird, oder daß sich ihr nicht Schwierigkeiten entgegenstellen dürfen, die nur aus Bevorzugung andrer Disciplinen entstehen können; ich muß die Hoffnung aussprechen, daß das Studium vaterländischer Sprache und Litteraturgeschichte so geschützt und fördrungsfähig dastehe, daß ihm die einmal eingeräumten Rechte niemals mehr geraubt oder auch nur verkürzt werden können.

Und wenn ich gefragt würde, welche Mittel denn zu einem umfassendern und gründlichern Studium deutscher Sprache und Litteratur auf Schulen und Universitäten führten, so würde ich vorläufig folgende vier zu hochgeneigter Berücksichtigung empfehlen.

1. An jedem Gymnasium müßte ein Oberlehrer angestellt werden, der als deutscher Philologe eben solchen An-

*) Das schlesische Provincial-Schulcollegium theilt 12. Dec. 1837 eine Verfügung des hohen Ministeriums mit, wonach (in Folge der Lorinserschen Schrift) ein neuer Lehrplan eingeführt werden soll; nach diesem sind in den obern 4 Classen für das Deutsche (es nimmt die dritte Stelle ein) wöchentlich 2, in der 5. und 6. Classe 4 Stunden bestimmt, während alle Classen im Lateinischen 10 Stunden (mit Ausnahme der 1., die nur 8 hat) unterrichtet werden, und im Griechischen die 4 ersten 6 Stunden. Leider ist es anderswo auch nicht viel besser. In Frankfurt a. M. waren 1840 in den 6 Classen des Gymnasiums der latein. Sprache wöchentlich 66 Stunden, der griechischen 26 bestimmt, während sich die deutsche mit 16 begnügen mußte.

forderungen in seinem Fache entspräche, als man an den classischen Philologen im Griechischen und Latein macht. Nur auf diese Weise ließe sich mit der Zeit ein zweckmäßiger und gnügender Unterricht erwarten und es würden nicht Klagen darüber laut werden, wie ich sie bereits 1834 in der Vorrede zu meiner deutschen Philologie S. XXVIII aussprach oder wie sie Thiersch einem ausgezeichneten Schulmanne in Berlin nachsprach. (S. Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts 1. Thl. 1838, S. 446.)

2. Für den deutschen Unterricht müßte eine g n ü g e n d r e Anzahl Lehrstunden, zumal in den höhern Classen festgesetzt werden. Beim ersten Blick in die meisten Lehrpläne unsrer gelehrten Schulen wird ersichtlich, daß ein großes Mißverhältniß stattfindet zwischen der Stundenzahl für das Classische und jener für die Muttersprache. Bei der oberflächlichsten Kenntniß unsrer Sprache und Litteratur muß man die Nothwendigkeit einsehen, daß in w e n i g e n Stunden der gewaltige Lehrstoff nur berührt, keineswegs aber bewältigt werden kann. Wer glaubt heutiges Tages nicht, daß allerdings in diesem Studium, welches sich von Jahr zu Jahr mehr zu einer strengen Wissenschaft ausbildet, viel gelehrt und gelernt werden muß? Sagte doch J a c o b G r i m m vor z w a n z i g Jahren schon, als er mit seiner Grammatik auftrat: „Kein Volk auf Erden hat eine solche Geschichte für seine Sprache, wie das deutsche. Zweitausend Jahre reichen die Quellen zurück in seine Vergangenheit, in diesen zweitausenden ist kein Jahrhundert ohne Zeugniß und Denkmal. Welche ältre Sprache der Welt mag eine so lange Reihe von Begebenheiten aufweisen?“ (Deutsche Grammatik 1. Th. 1. Ausg. S. XVII.)

Darf heutiges Tages noch Jemand zweifeln an der Nothwendigkeit und Vortrefflichkeit wissenschaftlicher Beschäftigung mit dieser unsrer deutschen Sprache und Litteratur? Muß nicht Jeder heutiges Tages denken, was derselbe Jacob G r i m m schon vor z w a n z i g Jahren sagte?

„Ich bin des festen Glaubens, selbst wenn der Werth unsrer vaterländischen Güter, Denkmäler und Sitten weit geringer angenommen werden müßte, als wir ihn gerecht und bescheiden voraussetzen dürfen, daß dennoch die Erkenntniß des Einheimischen unser die würdigste, die heilsamste und a l l e r a u s l ä n d i s c h e n Wissenschaft vorzuziehen wäre.“ (Brief an Hrn. v. Savigny 1819.) Ist etwa der wahrhaft poetische Gehalt in der deutschen Litteratur gering? hat nicht j e d e r Zeitraum vom Ludwigsliede an bis auf König Ludwig von Baiern etwas aufzuweisen, das des Studiums, das des Lesens werth ist, und das Gemüth erquickt und zu einer edlen und höhern Bildung den Geist leitet? Freilich ohne Studium der altdeutschen Dichtung ist kein Genuß in ihr zu erwarten, auch kein richtiges Urtheil über sie zu erlangen. Sollte dann aber Mancher nicht auch so denken, wie Wilhelm G r i m m sich gelegentlich aussprach? (Rec. von Lachmann's Walther von der Vogelweide, Gött. gel. Anzeigen 1827, S. 2038.)

„Freilich mit einer ungefähren Kenntniß der Sprache kommt man nicht fort, und wer hier und da eine Strophe lesen und den äußern Zusammenhang errathen kann, versteht gerade am wenigsten. Wer aber das Ganze wirklich versteht, kann unmöglich auf die Behauptung gerathen, die wir mit Erstaunen in einer vor Kurzem öffentlich gehaltnen, an sich wohlmeinenden Rede gelesen: daß die Dichtungen dieser Zeit nur für die Geschichte der Sprache und poetischen Entwicklung Werth hätten, nicht aber, wie die Erzeugnisse des classischen Alterthums an und für sich selbst den Geist reizen und beschäftigen könnten. Verglichen werden mit jenen unsterblichen Werken sollen sie nicht, das würde auf beiden Seiten keinen rechten Vortheil bringen, aber an ihrer Stelle dürfen sie sich wie jene aufrichten und ihren Werth geltend machen. Und um nicht mit bloß allgemeinen Betrachtungen zu schließen, so fragen wir, ohne lange Wahl, ob wohl das griechische Alterthum ein Lied von der innigen und großartigen Gesinnung, wie das letzte hier in Walther's Sammlung: owê war sint verswunden alliu mîniu jâr! von sich weisen würde? ob Epimenides' Klage edler lauten könne? und ob die römische Litteratur etwas dagegen zu stellen habe?“

3. Bei den Abiturientenprüfungen müßten die darauf bezüglichen von einem hohen Ministerium (4. Juni 1834 im §. 23, 1) vorgeschriebnen Bestimmungen genauer befolgt werden. Wie wenig dasselbe hie und da geschieht, läßt sich an jenen wenigen Studenten wahrnehmen, die, obschon mit dem Zeugnisse der Reife versehen, dennoch im Deutschen ganz unvorbereitet zu den akademischen Vorlesungen über deutsche Sprache und Litteraturgeschichte gelangen.

4. a. Müßte j e d e r Student ohne Ausnahme, ehe er sein Fachstudium begönne, verpflichtet sein, ein halbes Jahr philologische, litterarhistorische und historische Vorlesungen zu hören, und ein zweites halbes Jahr Vorlesungen aus dem Gebiete der Philosophie und Naturwissenschaften. Oder soll einmal die ohnehin kurze akademische Studienzeit nicht geändert werden, so müßte

4. b. Völlige L e r n freiheit gestattet sein, so daß also Niemand künftig gefragt wird, ob er dies oder jenes g e h ö r t hat, sondern ob er von dem, was zu seinem künftigen Berufe als nothwendig erachtet wird, wirklich etwas w e i ß. L e h r freiheit, wie sie heutiges Tages noch als wesentliches Merkmal unsrer Universitäten gilt, ist nur Schein, sobald nicht L e r n freiheit ihr zur Seite steht; Lernfreiheit aber ist factisch nicht vorhanden, weil von den Consistorien, Oberlandesgerichten und andern Staatsbehörden, denen die Prüfungen für irgend ein Staatsamt obliegen, mancherlei Disciplinen als gehört und getrieben verlangt werden, die mit dem künftigen Berufe des Examinanden oft nur in sehr

loser Verbindung stehen, die sich auch auf einem bequemern und sichrern Wege als auf dem akademischen erlangen lassen.

So lange sogenannte Brodcollegia, sei's nun nach Vorschrift oder aus Mißverständniß, als die wahrhaft privilegirten den Studirenden drei Jahre lang ausschließlich beschäftigen, werden alle Vorlesungen, die auf eine allgemeinre Bildung hinwirken, verabsäumt werden, und eine langweilige Einseitigkeit muß nothwendiger Weise immer mehr um sich greifen, wobei nicht nur das gesellige Leben, sondern sogar der Staatsdienst empfindlich leidet. Es wird eine Zeit kommen und wir werden häufiger als jemals aus dem Munde studirter Leute das bekannte Faustsche Klagelied hören:

Was man nicht weiß, das eben brauchte man,
Und was man weiß, kann man nicht brauchen.

Hoffmann von Fallersleben.
Eichberg im hirschberger Thale.

Das Heptaplomeres des Jean Bodin. Zur Geschichte der Cultur und Litteratur im Jahrhundert der Reformation. Von Dr. G. F. Guhrauer. Berlin 1841. Eichler.

Jean Bodin wurde 1530 zu Angers geboren. Nachdem er mit Eifer eine große Masse von Kenntnissen aus allen Sprachen und Wissenschaften in seinen umfassenden Geist aufgenommen hatte, wie de Thou in seinem Eloge erzählt, ging er nach Toulouse, wo er die Rechtswissenschaften erst lernte, dann lehrte. Etwa dreißig Jahre alt, begab er sich zum ersten Male in den Strudel des pariser Lebens. Er wurde Advocat am Parlamente und schriftstellerte. Obgleich er bei Hofe in Ansehen und Gunst stand, brachten doch auch ihn manche den Reformirten günstige Aeußrungen während der Bartholomäusnacht dahin, daß er sein Leben durch Flucht retten mußte. Später kehrte er zurück und seine Stellung im Publicum und bei Hofe wurde noch bedeutender. Heinrich III. schätzte ihn wegen seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit sehr hoch. Nach de Thou fiel er durch Hofcabalen in Ungnade. Sein vertrautes Verhältniß mit dem Herzog von Alençon wurde erst späterhin politisch bedeutend. Gegen das Jahr 1576 kam Bodin als Rath am Präsidial nach Laon, wo er den ungemessensten öffentlichen Einfluß erlangte. Deßhalb erwählte ihn die Provinz Vermandois einstimmig zu ihrem Abgeordneten des dritten Standes bei der allgemeinen Ständeversammlung zu Blois 1576. Hier, wo auch Montaigne erschien, entwickelte er die ganze Kraft seines gediegnen Charakters auf einem Felde, wo sie gewöhnlich sehr Noth thut und Haß von oben, Dank von unten erntet. Wir bedienen uns der Worte Guhrauer's: „In dem Gelehrten und Genius, geschweige erst in dem Hofmann und Günstling haben wir den sittlichen Prüfstein nicht, wohl aber in dem kühnen Volksvertreter, dem unerschrocknen Vertheidiger tiefgefaßter Ansicht und Ueberzeugung." Heinrich III. nannte den Bodin „den Herrn und Meister" des Reichstages, und äußerte, „derselbe sei nicht bloß selbst seinen (des Königs) Vortheilen abgeneigt, sondern pflege ihm auch den Willen und den Eifer seiner Collegen abwendig zu machen."

Bodin selbst berichtet, er habe auf dem Reichstage „für die Vortheile des Volkes gegen die Macht der Großen nicht ohne Gefahr seines Lebens gekämpft". Namentlich in zwei Richtungen war Bodin's eifrige Thätigkeit hervorstechend: gegen die Absichten des Königs und die Bestrebungen der Guisenpartei. Der König versuchte die Stände zu bereden, daß sie sich durch bevollmächtigte Abgeordnete in seinem Rathe bei der Prüfung der Cahiers vertreten ließen. Dieser Kunstgriff, eine Spielart des divide et impera, wurde bekanntlich von den Fürsten mit ihren Ständen öfter probirt. Die Stände von Blois, auch der dritte, waren beinahe schon zu jenem Schritte entschlossen, als Bodin ihn verhinderte, indem er die naheliegenden Gefahren, besonders Einschüchtrung und Verführung der wenigen Commissäre, dringend vorstellte. Nicht minder hintertrieb Bodin die vom Hofe vorgeschlagne Entäußrung eines Theils der Krongüter. „Der verschwendrische König würde dieselben jämmerlich verschleudert haben," meint de Thou, und nennt es Sophisterei, daß man auch als Grund anführt, die Wohlfahrt des Volkes als das höchste Gesetz erheische die Maßregel. Wie würde sich de Thou wundern, wenn er sähe, daß die „publica salus" jetzt noch mehr als jemals in Mode ist! — Eine andre Angelegenheit, welche dem Bodin harte Arbeit gab, war die Religionsfrage. Er wandte alle Kräfte zur Erhaltung des Friedens und zur Bekämpfung des wieder drohenden Bürgerkrieges auf, indem er Duldung der Andersglaubenden verlangte. Hiedurch machte er sich nicht wenig verhaßt und verdächtig. Bekanntlich wurde der Beschluß des Reichstages, daß alle der königlichen Herrschaft unterworfnen Völker zur Einheit der apostolisch-römisch-katholischen Religion zurückgebracht werden sollten, der Geburtshelfer eines neuen Religionskrieges.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 187. 8. August. 1842.

Ueber die Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten. Theologisches Votum. Berlin 1842. Berliner Lesecabinet.

Ein berühmter Franzose aus der Revolutionszeit macht folgenden Unterschied zwischen dem Berufe des Philosophen und dem des Staatsmannes. „Wenn der Philosoph eine Bahn bricht, so hat er mit Irrthümern zu thun; will er vorrücken, so muß er sie ohne Schonung niederschlagen. Der Staatsmann kommt nachher; er stößt auf Privatinteressen, die schwerer zu behandeln sind; hier bedarf es eines neuen Talents, einer seltnern Wissenschaft, verschieden von den bloßen Untersuchungen des Philosophen, aber, man irre sich nicht, noch weit verschiedner von der Kunst dieses oder jenes Ministers, die sich für Staatsmänner halten, eben weil sie keine Philosophen sind. Die Verschiedenheit der dem Philosophen und der dem Staatsmann auferlegten Pflichten besteht darin, daß der letztre vorrückt, so gut er kann; sobald er nur nicht die richtige Bahn verfehlt, verdient er nichts als Lob. Aber der Philosoph muß seinen Weg bis ans Ziel verfolgen, weil er sonst nicht bürgen könnte, daß der Weg wirklich dahin führt."

Ich frage: Sind wir nun Philosophen gnug gewesen, um endlich einmal Staatsmänner und Diplomaten zu sein? Haben wir die Irrthümer, so viel an uns lag, niedergeschlagen? Haben wir den Weg bis ans Ziel vollendet, um zu zeigen, daß er wirklich dahin führt? Wenn das ist, warum sollten wir nicht die Functionen des Diplomaten annehmen? So lange wir gegen die Irrthümer in abstracto kämpften, so lange man glaubte, daß wir uns im Streite gegen Schatten abmühten, so lange hielt man uns selbst noch für Schatten. Jetzt ist die Sache compacter, concreter geworden. Jetzt stoßen wir auf „Privatinteressen, die schwerer zu behandeln sind." Jetzt befinden wir uns auf dem Gebiete des Diplomaten, welcher den Gegenstoß des Privaten dadurch zu mildern hat, daß er sich ihm auf eine subtile Weise nähert. Man fordert nun mit Recht von uns einen diplomatischen Styl. Nähmen wir einen solchen Styl nur an als Accommodation, als Zugeständniß an die Censur, so würden wir hiedurch nur eine betrübende Schwäche offenbaren. Nein die Sache ist anders. Wir legen nicht die schonungslose Form ab, weil die Censur diese Form nicht mehr haben will, sondern weil wir sie nicht mehr haben wollen; denn wir brauchen sie nicht mehr. Wir legen sie nicht ab, weil man uns etwa „geschult" hat; das würde eines freien Mannes unwürdig sein, der dann gewiß lieber schwiege. Wir legen sie ab, weil wir sie nicht mehr nöthig haben. Wir kämpfen nicht mehr für Principien; wir kämpfen für die Anwendung dieser Principien im Leben. Und im Leben „rückt man vor, so gut man kann; sobald wir nur nicht die richtige Bahn verfehlen, verdienen wir nichts als Lob." Im Leben accommodirt man sich dem Leben; man spricht nicht mehr abstract — alles Abstracte ist schonungslos — man spricht, wie es dem Lebemanne bequem ist, man erinnert ihn an dies und jenes Beispiel, man braucht dies und jenes Bild, was dem Manne des Lebens gerade am nächsten liegt. Freilich hat es mit der Anwendung von Bildern auch seine Gefahr; wir erläutern das durch die Stelle aus einer Rede, welche Sieyes im Convente hielt. Er sagt:

„Wenn Redner im Gebrauche haben, die Beihilfe eines Bildes nicht zu vernachlässigen, um das, was sie sagen, desto verständlicher zu machen, so haben es auch manche Hörer im Gebrauch, nichts als das Bild zu sehen. Der Redner hat ihnen mit einer Krystalllinse zu Hilfe kommen wollen, um den Gegenstand zu vergrößern und sichtbarer zu machen, und nun findet sich's, daß sie nur ein gläsernes Spielzeug bekommen haben, das den Lichtstrahl nicht durchläßt, sondern mißleitet. — Ich habe eine Lection des thierischen Magnetismus nicht vergessen, welche die Herren Despremenil und Bergasse in Mesmer's Hause wenige Tage vor der Revolution gaben. Es waren viele Frauenzimmer gegenwärtig, und ich habe eine zu gute Meinung von dem natürlichen Verstande dieses Geschlechts, als daß ich glauben sollte, es hätte das Geringste von alle dem begriffen, was vorgetragen wurde. Der Professor hat den Einfall, ein Bild aus dem täglichen Leben zu gebrauchen; er vergleicht, ich weiß nicht was, mit den Scheiben eines Fensters. Die Zuhörer waren todt und stille; bei dem Worte Fenster aber sehe ich Jedermann sacht und gravitätisch sich gegen das Fenster des Zimmers wenden. Der bisher leergebliebne, obgleich gespannte Geist füllt sich mit einmal an, denn jeder denkt an seine Fenster, und in welcher Verbindung steht nicht ein Fenster mit tausend und aber tausend Ideen!

Dabei war freilich kein Schade; allein von dem Augenblicke an gute Nacht Stillschweigen und Aufmerksamkeit, jede kleine Person hatte zwanzig Einwürfe, zwanzig Anmerkungen zu machen, eine entfernter als die andre von dem, was die Herren Professoren abhandelten, denn alle paßten nur auf die Scheiben und Fenster ihres Hauses. So gefährlich sind die Bilder. Bürger, ich weiß, vor wem ich rede, und ich hüte mich wohl, eine beleidigende Anwendung zu machen, sondern möchte nur einen Lichtstrahl auf die Quelle von Irrthümern fallen lassen, die vielleicht hier weniger, aber anderswo nur zu gewöhnlich sind."

Obgleich ich kein Redner wie Sieyes bin, sage ich auch: Brüder, hütet euch wohl, im Bilde nur das Bild zu sehen. Wenn ich vom Fenster spreche, so erinnert euch, daß das Fenster dazu da ist, um Licht hindurchzulassen. Und — ich gebrauche ein andres diplomatisches Bild, was aber dabei, weil es grob ist, undiplomatisch ist — wenn ich vom Sack spreche, so bedenkt wohl, daß ich den Esel meine.

Dies ist die eine Gefahr bei der diplomatischen Schreibart. Aber es giebt noch eine andre. Um nicht aus der Rolle zu fallen, brauche ich ein andres Bild.

Ich habe einen Freund, der ausnehmender Dandy ist. Da er aber nicht bloß Dandy, sondern auch geistreich ist, so könnt ihr euch denken, daß er sich mit dem trivialen Dandysm des Modenblattes nicht begnügt. Sein Witz will hiebei Beschäftigung haben, und daher bringt er System in seine Thorheit. Er ironisirt sie selbst, indem er sie wissenschaftlich betreibt. Er hat einen Thermometer vor seinem Fenster und einen entsprechenden Thermometer in seinem Kleiderschrank. Für jeden höhern oder geringern Grad von Kälte oder Wärme nämlich hat er auch einen entsprechenden Anzug, an welchem der Grad bemerkt ist. Und so oft er sich ankleidet, vergleicht er nur den Thermometer Petitpierre's und den seines Schneiders. Ich, dessen Haut und dessen Vermögen gleichmäßig gegen die Witterung fühllos ist, brauche nur meinen Freund Gottlieb vor dem Fenster vorbeigehen zu sehen, um auch gleich zu wissen, was wir für Wetter haben.

Dies das Bild, dies die Diplomatik. Jetzt die Anwendung, wobei wir leider wieder „philosophisch" werden müssen.

Bei Schriften, die unter Censur herauskommen, kann man nie wissen, ob ihre Diplomatik freiwillig oder unfreiwillig ist. Der Diplomat muß leider so mancher allgemeinen Phrase gebrauchen, hinter der der Kluge entweder nichts findet, oder in der er einen allgemeinern Sinn entdeckt, welchen jener vielleicht gar nicht gemeint hat. Liegt die Schuld von diesen Phrasen in dem phrasenhaften Geiste des Verfassers oder liegt sie an der Censur? Dies ist eine Frage, die sich dem Beurtheiler oft mit erschrecklicher Pein aufdrängt. Hat der Verfasser je nach dem Wetter, welches in der Censur herrscht, einen gröbern oder feinern Styl umgethan, hat er sich also accommodirt, war seine Diplomatik eine unfreiwillige? Oder lag sie in seinem Wesen; ist er von Natur ein Phrasenmacher? Ist dies Buch nur ein Thermometer und ein Anzeichen des rauhern oder gelindern Windes, der draußen bläst? Oder würde dies Buch bei jedem Wetter ebenso gewesen sein? Ist der Verfasser ein Dandy, oder nicht?

Diese Fragen stellten wir uns auch, als wir das vorliegende Buch lasen. Wir werden finden, daß sich manches Phrasenhafte in dem Buche entdecken läßt. Wir werden uns genöthigt sehen, solche Phrasen in sich aufzulösen und zu zeigen, daß nichts dahinter steckt. Wir sind aber auch zu der Ueberzeugung gelangt, daß jene Phrasen nicht auf Rechnung der Censur, sondern auf Rechnung des Verfassers zu setzen sind. Thun wir dem Verfasser Unrecht, und hätten wir vielmehr in ihm den Dandy erkennen sollen, der ein ganzes Register verschiedner Style hat, so machen wir ihn nur darauf aufmerksam, daß er nicht Dandy gnug war. Denn sein Benehmen ist nicht so stutzerhaft, um uns zu überführen, daß der, welcher es annimmt, wirklich ein Stutzer ist, und daß hinter seinem Dandysm nur eine gewisse ironische Geistreichheit versteckt liege.

Uebrigens, wenn auch der Verfasser die Dandy- oder die Wind- und -Wetter-Diplomatik angewandt hätte, so wäre das immer noch nicht die rechte gewesen. Denn die ächte Diplomatik findet, wie wir im Anfange sahen, ihre Nothwendigkeit nicht in äußerlichen Gründen, etwa im Druck der Censur, sondern in sich selber und in der Wissenschaft, die endlich dahin gekommen ist, staatsmännisch zu werden. Die Wetter-Diplomatik sieht, wie jener Dandy in seinen Kleidern, schon im Bilde, in der Phrase die Hauptsache, die sie nur nach Umständen abändert. Dies können wir auch die Schneider-Diplomatik nennen. Die schlechteste Diplomatik ist dann die, welche gar nichts mehr von sich selber weiß. —

Jetzt zu unserm Buche.

„Wenn der Geist längst entflohen ist, sagt der Verfasser (S. 3), geht seine Hülle noch immer langsam ihrer Auflösung entgegen, bis sie wieder den Elementen zur Beute wird. So schleppt sich auch, was in der geistigen Entwicklung längst überwunden ist, in dem Leben noch lange nach, und hemmt mit drückender Last die freie Bewegung des Geistes, bis ein letzter gewaltsamer Stoß ihn davon befreit." Dieser Gegensatz von Wissen und Leben ängstige besonders uns Deutsche, sowohl auf politischem Gebiete, als auch da, wo seit geraumer Zeit der innerste Nerv unsers Lebens sei, in unsrer Philosophie und Theologie. Hier hätten wir noch täglich mit Verhältnissen einer hingeschwundnen Zeit zu kämpfen. „Wir müssen uns deutlicher

erklären: es ist vor Allem die Stellung der Philosophie und noch mehr die der Theologie an den Universitäten, in welcher sich immermehr ein tiefer innerer Widerspruch kundgiebt, ein Widerspruch zwischen den Anforderungen der freien Wissenschaft und denen des kirchlichen Lebens." Der Verfasser frägt nun weiter (S. 4), warum gerade jetzt jener Widerspruch zum Vorschein komme, und antwortet, der Grund hievon sei ein solcher, daß sich unsre Zeit etwas darauf zu Gute thun könne. „Es ist das Wiedererwachen eines tiefern religiösen Sinnes, der sich überall, in dem Katholicismus, wie in dem Protestantismus zeigt und mit allen Mitteln auf eine Regeneration der Kirche hinarbeitet."

(Fortsetzung folgt.)

Atellanen. dramatische arbeiten von Rapp-Jovialis. zweite samlung. Stuttgart und Tübingen 1842. Cottasche Verlagshandlung.

Die Atellanen von Jovialis (Moritz Rapp) haben einen guten Ruf, sie gelten für etwas ganz Besondres, Apartes, Erquisites. In den Leihbibliotheken sind sie nicht zu haben, aber Kunstkenner und Litterarhistoriker wissen sich etwas damit, sie anzuführen. Ueberdies sind sie bei Cotta erschienen, und auf sehr schlechtem Papier, mit lateinischen Lettern und klein geschriebnen Hauptwörtern gedruckt, so daß die Verlagshandlung selbst gleichsam zu sagen scheint: ich gebe Euch hier ein Buch, für das ich auf großen Absatz nicht rechnen darf, das ich aber doch verlege, weil es mir seltsam vorkommt, und weil ich hoffe, daß es einmal künftig eine litterarhistorische Rarität werden wird.

Und doch wäre dies gerade das Gegentheil, was der Verfasser von „Atellanen", von „Volksschwänken" hat beabsichtigen können, und was der gute Jovialis wirklich beabsichtigt hat. Er möchte dem Drama von Grund aus auf die Beine helfen, möchte in die Tragödie das Komische als Volkselement wieder einführen, und die Komödie selbst so lustig, frei und froh erblühen lassen, wie Andreas Gryphius einst dazu das Zeichen gegeben. Aber seit Peter Squenz seine derben, dem Shakspeare abgeborgten Späße dem alten reichsstädtischen Publicum ins Antlitz schleuderte, ist viel Wasser ins Meer geflossen, wir haben seitdem den Shakspeare selbst kennen gelernt, und die Ueberzeugung gewonnen, daß an ein wahrhaft volksmäßiges Lustspiel nicht zu denken ist, bevor wir nicht mindestens ein eben so freies Volksleben haben, wie Altengland, das keine Censur und keine Hoftheaterintendanzen kennt. Ein Land, das keine politischen Carricaturen drucken lassen darf, kann auch kein Lustspiel haben, das ist ein alter, aber nur zu wahrer und begreiflicher Satz. Wo der fröhliche, naive Spott über die Gegenwart verpönt ist, da fehlt überhaupt der Stoff zum Lustspiel, da ist es polizeilich verboten, und es bleibt dem Humor nichts Andres übrig, als sich in andre Formen zu flüchten, die leichter zufrieden zu stellen sind, und mit der allgemeinen Satyre und Ironie sich zu begnügen. Jean Paul, Börne und Heine waren in der bisherigen deutschen Litteratur möglich, nach einem Aristophanes aber sehen wir uns vergebens um, es ist kein Dichter da, der auch nur entfernt an dessen Bedeutung erinnerte. Was Tieck, Platen und Jovialis-Rapp versucht haben, ist nur eine litterarische Reaction gegen den schlechten, unfreien Zustand, aber selbst noch keine freie Schöpfung, die ins Leben zu greifen und auf das Volk zu wirken vermöchte, und was auf den Bühnen sich bewegt, ist nur ein trauriger Nothbehelf wirklicher Kunst, ein langweiliges mechanisches Produciren nach fremden Mustern.

Jovialis-Rapp ist ein Schwabe, und, wie seine kleingeschriebnen Hauptwörter beweisen, ein Anhänger jener altdeutschen Richtung, die sich in das Mittelalter so verliebt hat, daß sie es mit Haut und Haaren, vor allen Dingen aber in unsern Büchern wiedererzeugen möchte. Hat das Volk, meinen sie, sich erst daran gewöhnt, aufs Neue buchstabiren zu lernen, um unsre Bücher zu lesen, dann wird es auch die Geduld haben, die altdeutschen Gedichte einzusehen, und haben sich diese einmal Bahn gebrochen, so geht's auch unaufhaltsam weiter, und der Einfluß der modernen Litteratur ist paralysirt. Aber nein, so arg treibt es Jovialis-Rapp nicht, denn er selbst will ja der modernen Litteratur angehören, und strebt nur dahin, dieser einen lebendigen Sinn für das Volksthümliche überhaupt, und für eine lebenskräftige Auffassung unsrer Vergangenheit einzuimpfen. Daher ist er in seinen Formen selbst freier wie Tieck und Platen, er wendet sich unmittelbar an die körnige Prosa, und Eulenspiegel steht ihm näher als Aristophanes, obwohl er auch zu diesem ein Verhältniß hat, er hat nämlich versucht, ihn ins Schwäbische zu übersetzen, ein Versuch, der wunderlich gnug ausgefallen ist.

Aber dennoch kommt Jovialis nicht weiter, als Jene, auch ihm gelingt es nur, anzuknüpfen, nicht selbstthätig Ursprüngliches, Originelles zu schaffen, es fehlt ihm an Erfindung, wie an Tiefe der Intention, seine Productionen sind gut gemeint, aber bleiben doch ohne sonderliche Wirkung, sie können nur anregen, nicht befriedigen.

In der obigen neuen Sammlung der Atellanen finden wir eine Tragödie: Gustav Adolph, ein Lustspiel: des Kaisers Zorn und — ein wunderliches Ding: „Graf Egmond. Nach Goethe's Schauspiel und Beethoven's Musik neu bearbeitet."

Die Tragödie Gustav Adolph ist ein ganz bühnengerechtes Stück, das trotz seiner Volksscenen alle Tage aufgeführt werden könnte, und einen ganz leidlichen Beifall

erringen würde. Aber geleistet ist damit wenig. Wir sehen Gustav Adolph im Lager vor Naumburg, wo er den letzten Angriff gegen Wallenstein rüstet. Der Herzog von Lauenburg eröffnet die Scene mit seiner Unzufriedenheit und seinem kleinlichen Haß gegen Gustav, der seinerseits ihn nichtsdestoweniger als Jugendgefährten und Waffenbruder schätzt und liebt. Das beßre Element des deutschen Lebens ist dagegen in Bernhard von Weimar repräsentirt, der seine unbedingte Hingebung für Gustav kund giebt. Die Bürger von Naumburg, welche sich vorher mit ziemlich schlechten Witzen unterhalten haben, empfangen den König mit Jubel- und Triumphgeschrei. Zu Lauenburg war gleich zu Anfang des Stücks ein Mensch, Namens Drenton, geschlichen, der „von Gott" gedungen war, den Schwedenkönig zu ermorden, Lauenburg hat ihn von sich gewiesen, aber doch auch nicht verhaftet; dieser weiß sich jetzt in des Königs Nähe zu schleichen, indem er das scheugewordne Pferd der eben im Lager angekommnen Prinzessin Christine rettet, und als Belohnung dafür sich die Aufnahme in die Leibgarde ausbittet. Es geschieht, und bald darauf hört man einen Schuß auf den König abfeuern, der aber fehlt. Damit hat uns der Dichter, wie er meint, in die rechte Todesstimmung versetzt, dazu passen dann die Klagen der Königin und die Spielereien der kleinen Christine, welche im Zelt des Vaters sich dessen Helm aufsetzt, und „des großen Gustav großgesinnte Tochter" spielt; vortrefflich, wir wissen nun, woran wir sind, hier muß gestorben werden. Dazu bereitet uns dann noch ein drei Seiten langes Gebet an den „Allerhöchsten", das Gustav selbst knieend verrichtet, zur Gnüge vor. Aber das ist schwerlich die Art und Weise, wie ein wahrer Dichter das tragische Ereigniß des selbst in der Geschichte zu plötzlichen Todes des tapfern Schwedenkönigs vorbereitet. Soll dieser nicht einen bloß betrübenden und betäubenden Eindruck auf uns machen, so muß er uns als Endpunct der langen Kette von Gustav Adolph's Thaten erscheinen, als Gewähr, daß Gustav Adolph wirklich der Mann war, der Gut und Blut an die Sache seiner Ueberzeugung setzte, und der werth war, Deutschlands Retter zu sein. Hätten wir gesehen, unter wie schwierigen Umständen sich Gustav Adolph Bahn gebrochen, hätten wir ihn im Streit mit den widerspenstigen deutschen Fürsten, die er zur Erhebung für ihre Sache förmlich zwingen mußte, und dann im Kampf gegen die Tyrannei Oesterreichs und die Perfidie des Jesuitismus gesehen, hätten wir ihn von Schlacht zu Schlacht, von Sieg zu Sieg begleitet, so würden wir auch seinen Tod gefaßt mit ansehen, und die Ueberzeugung gewinnen, daß Gustav Adolph das Hauptsächliche seiner Wirksamkeit, die Erschüttrung des österreichischen Princips, erreicht hatte, und daß Deutschland von nun an selbständig an seiner Befreiung arbeiten konnte. Eine Sache, für die so viel geopfert war, mußte siegen.

Einen solchen Verlauf dieser Thaten und ihre verschiednen Elemente zugleich darzustellen, ist indeß noch keinem von den vielen Dichtern, welche sich an Gustav Adolph gewagt, gelungen, das Genie eines Shakspeare gehört dazu, um die Fülle desselben zu sichten, und die epische Breite zu überwinden. Schiller's ganzer Wallenstein würde als kleine Parcelle in dieses große Völkertableau aufgenommen werden, und doch, kurz zusammengedrängt, vielleicht eine um so größre Wirkung machen.

Jovialis-Rapp hat das deutsche Element in seinem perfiden Herzog Lauenburg und dem braven Bernhard von Weimar nur sehr oberflächlich charakterisirt; was wir sonst noch von Soldatenscenen finden und die, worin Pappenheim auftritt, lebend und sterbend, sind eben Soldatenecken, die wohl lebendig gehalten sind, aber doch keinen tiefern Inhalt haben, wie denn überhaupt nur Schlachtscenen den 4. und 5. Act füllen. Auf dem Herzog Lauenburg bleibt zuletzt der Verdacht haften, daß er den König absichtlich ins Feuer und dadurch in den Tod geführt, indessen ist damit dramatisch wenig gewonnen, da Lauenburg durchaus kein entschieden böser Charakter ist, der Gustav Adolph persönlich gegenüberträte.

Von Seiten der Schweden sehen wir Wrangel, Banner, Orenstjerna, aber von der Erstern ausgezeichneter Persönlichkeit und von des Letztern Staatsklugheit werden wir wenig gewahr, es sind noble Leute, die recht gebildet sprechen, und auch zu diesem Ganzen ganz gut passen, aber dem Ganzen fehlt eben der Charakter und der tiefre Gehalt. Ebenso ist es mit den Volksscenen. Jovialis-Rapp besitzt die Kunst Goethe's nicht, in wenigen Zügen so zu individualisiren, daß eine bestimmte Persönlichkeit uns entgegentritt. Die Einzelnen bleiben in dem allgemeinen Elemente, dem sie angehören, stecken, und machen den Eindruck, welchen sie hervorbringen, nur durch die Situation, nicht durch sich selbst.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 188. 9. August. 1842.

„Ueber die Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten."

(Fortsetzung.)

Der Widerspruch und die Unklarheit, die sich in diesem Anfange zeigt, ist durchgehend in dem vorliegenden Buche. Der Verfasser spricht zuerst von einem Leichnam, der, obgleich im Wissen schon längst als solcher aufgewiesen, im Leben immer noch ein gewisses Recht, ja ein Vorrecht und Uebergewicht sich anmaße. Dieser Cadaver sei es, der mit seinem Modergeruch den reinen Aether der Wissenschaft verpeste. Nun ist es natürlich, daß wir den Verfasser fragen, wo wir diesen Leichnam zu suchen haben, damit auch wir an dem tröstlichen Werke, ihn unter die Erde zu schaffen, eifrigst mitarbeiten können. Die Antwort hierauf bleibt uns der Verfasser schuldig. Denn wenn er nachher von dem Wiedererwachen kirchlichen Lebens spricht, einer Erscheinung, auf die sich unsre Zeit etwas zu Gute thun könne; wenn er uns erklärt, daß gerade das stärkere, energischere religiöse Leben einen mächtigern Kampf gegen die Wissenschaft begonnen habe; so befinden wir uns mit Einem Male im Unbestimmten. Der Verfasser statuirt zuerst einen Widerspruch zwischen todter Unfreiheit und lebendig freier Regsamkeit, parallelisirt dann diesen Widerspruch mit einem andern zwischen kirchlichem Leben und freier Wissenschaft; dies berechtigt uns zu dem Glauben, der Verfasser befinde sich ganz auf Seiten der Wissenschaft, finde allein bei ihr die Voraussetzungen zu freiem, gediegnem Fortschritt, als er mit einem Male auch auf der andern Seite wahres Leben entdeckt; als er plötzlich erklärt, die „geistverlaßne Hülle" sei doch noch nicht zur Beerdigung reif, denn sie ist ja fähig, Lebendigkeit und Kampfesmuth hervorzubringen. Wir haben nun keinen Leichnam mehr, der so arrogant ist, sich noch eine Weile mit scheinbarer Kraft fortschleppen zu wollen, sich dem Leben gegenüberzustellen, und ihm den Platz streitig zu machen; nein wir haben jetzt zwei Leben, zwei Freiheiten, zwei Rechte, von denen es noch zweifelhaft ist, welches den Sieg davontragen werde. Solch eine Annahme ist aber in sich selber ein Widerspruch; es giebt nur Ein Recht, nur Ein Leben, nur Eine Freiheit. Nimmt der Verfasser deren zwei an, so kann er es nothwendig mit dem Einen nicht ernstlich meinen; auf einer Seite muß die Phrase sein, das Bild, die Schneider-Diplomatik; oder vielmehr, der Verfasser ist in sich selbst unklar, da er ohne höchstes Princip ist, unentschieden, und so wird sein ganzes Votum zu einer Phrase. Man beachte diese Sache wohl. In dieser Unklarheit, welche sich vor dem Extrem fürchtet, liegt der Hauptgrund, weßhalb man die Fragen unsrer Zeit gar nicht zu lösen weiß. Nur gar zu lange hat es schon gewährt, daß man diejenigen für entschieden hielt, welche doch nur zwischen zwei Seiten umhertappten, daß man ein Paar Phrasen zu Gunsten der Wissenschaft für eine überkühne Heldenthat ansah, und daß man die, welche ein unverhohlnes, rücksichtsloses aut aut forderten, für hohle Schwärmer ausrief. Heißt das über den Rubicon gehen, wenn man nur ewig hinüber- und herübersteuert? Heißt das den Würfel werfen, wenn man ihn ewig wieder in der Luft auffängt? Ein solcher Unentschiedner mag uns recht ergötzliche Kunststücke und Taschenspielerstreiche vormachen, aber vorwärtsbringen kann er uns nicht.

Jedes Juste milieu verläuft sich in nichtssagende Phrasen, es führt zu Abspannung, Ekel, Langweile. Wer ist nun gefährlicher? Wir, die wir frei und offen erklären, was wir wollen? Oder jene, die bei jeder Behauptung immer noch einen Hinterhalt haben? Die rechts sind, wenn wir sie links suchen, und links, wenn wir sie rechts suchen! Darf man uns verwehren, zu sprechen, uns, die wir allein dadurch, daß wir die Sache klar hinstellen, die Möglichkeit, zu einem Resultat zu gelangen, offen lassen? Soll es uns verboten sein, uns so zu zeigen, wie wir sind? Und gesetzt den Fall, wir zeigten eine erschreckende Gestalt, warum seid ihr nicht so klug und laßt uns gewähren? Würden wir dann nicht durch unsre Erscheinung allein schon uns selbst widerlegen? So aber umgebt ihr uns mit dem Heiligenschein des Martyriums, regt das Mitgefühl zuerst, dann die Neugierde, dann die Anhänglichkeit auf und schadet weniger uns als eurer Sache. Doch gesetzt den Fall, ihr hättet zu viel ästhetisches Gefühl, um die nackte Gestalt, und wäre es selbst die nackte Gestalt der Wahrheit sehen zu wollen, so laßt uns wenigstens das Recht, diejenigen, die sich nur scheinbar auf unsre Seite stellen, zurückzuweisen! Laßt uns das Recht, diejenigen, welche uns nur zaghaft und zuweilen am diesseitigen Ufer des Rubicon besuchen,

ganz auf das jenseitige Gestade zurückzubannen und ihnen zuzurufen: wer nicht für uns ist, der ist hinter uns. Hindert uns nicht, jenen zu zeigen, daß sie in Wahrheit den Würfel nie werfen! Thun wir Unrecht, wenn wir jenen ihr eignes Wesen zum Bewußtsein bringen? Soll uns die Befugniß genommen sein, rein objectiv einen Standpunct zu schildern, so wie er ist? O über die schmachvolle Zeit, die ihr eigen Bild nicht im Spiegel zu sehen wagt! Feigheit, die vor ihrem eignen Antlitz zurückschreckt!

Ich will mich im Folgenden rein gegenständlich verhalten. Ich will nur die Widersprüche, in welche der Juste-milieu-Standpunct des Verfassers verfällt, aus den eignen Worten des Buches entwickeln. Ich selbst will keine Entscheidung geben, ich will nur die Zunge der Wage mitteninne stellen und beide Schalen ins Gleichgewicht bringen dadurch, daß ich jene schwankenden, Schwankung erzeugenden Unentschiednen entferne. Führen wir nicht hiedurch allein die Gelegenheit herbei, daß dann endlich die Wahrheit sich mit ihrem ganzen Gewicht der Einen Schale zuneige, und die andre für immer in die Höhe schnelle? Welche der beiden Seiten siegen wird, beide können einem solchen Beginnen nur dankbar zusehen.

Also die Phrasenmacherei, das ist das Grundübel des Standpunctes, auf welchem sich der Verfasser des vorliegenden Buches, mit so vielen andern, befindet. Was heißt aber Phrasenmacherei? Nimm ein Princip an, das seinem Wesen nach exclusiv ist, scheue dich aber vor den Consequenzen des Princips, wage es nicht, dich ganz gegen die andre Seite zu erklären, welche das Princip ausschließt, und du bist ein Phrasenmacher. Laß dich durch die Höhe des Extrems schrecken, schankle dich zwischen zwei Extremen hin und her, und du bist ein Phrasenmacher. Ergehe dich in Lobpreisungen der „freien Wissenschaft", suche dann deine Kühnheit durch Vermittlungsversuche wieder gut zu machen, und du bist ein Phrasenmacher. Dem Phrasenmacher wird die Wissenschaft etwas Unbestimmtes, Utopisches, er sucht sie bald hier, bald dort; will man sie aufs Leben anwenden, so ruft er, sie müsse in ihrer Reinheit aufbewahrt, in ihrer heiligen Erhabenheit erhalten werden; schreitet man schonungslos im Reiche der Theorie vorwärts, so beklagt er sich, daß man aufs Leben keine Rücksicht nehme.

Seite 8 sagt der Verfasser: „Nur mit Trauer läßt es sich sagen, es scheint Mode werden zu wollen, Fragen, die der reinen Wissenschaft angehören, *in die Sphäre des Lebens herüberzuspielen*, und man scheint sich zu gefallen, indem man sich und Andre erniedrigt."

Das heißt: bei der Wissenschaft ist nicht nach dem Glaubensbekenntniß zu fragen.

Seite 9: „Das Verhältniß wird plötzlich ein ganz anderes, wenn die ganze Frage *auf den Boden gestellt wird, auf dem sie allein sich entscheiden läßt, nämlich den des äußern Lebens*. Man hat bis jetzt noch nicht überall verstanden, der Frage diese Wendung zu geben; aber da, wo man noch nicht über dem bloßen Parteigezänke die Sache selbst vergessen hat, wo man mit den gewöhnlichen Rauch- und Knalleffecten noch unbekannt ist, da ist das wahre Verhältniß schon weit klarer hervorgetreten. *Hat die Kirche, so gestaltet sich hier die Frage, nicht das Recht, eine Wissenschaft, durch welche sie in ihrer Existenz bedroht, durch welche sie ihrer Diener beraubt wird, von dem öffentlichen Lehrstuhle fern zu halten?*"

Widerspricht sich nun der Verf. nicht selber? Zuerst bezeichnet er es als etwas Trauriges, daß sich die Kirche mit ihrem Glaubensbekenntniß und ihrer „Ketzerriecherei" eine Aufsicht über die Wissenschaft anmaßen wolle, er weist also die Frage von vornherein verneinend von sich ab; dann aber erkennt er sie gleich darauf doch wieder als berechtigt an. Und mit dem Letztren hat er Recht. Ja, der Kampf bewegt sich nicht in dem blauen Dunste einer jenseitigen Theorie; auf dieser Erde da ist unser Tummelplatz; dies Leben hier ist es, welches die Wissenschaft befreien und durchgeisten will, und welches ihr von der Kirche streitig gemacht wird. — Aber der Verf. verdreht sich den Gesichtspunct, er halbirt sich die Frage, indem er sie gleich wieder zu äußerlich nimmt. Sollte es wirklich die ganz gewöhnliche Furcht, *ihre Diener zu verlieren*, sein, was die Kirche zum Kampfe gegen die Wissenschaft anspornt? Ist es bloß die Rücksicht auf ihre äußerlichste Existenz, wodurch die Kirche zur Vernichtung der Wissenschaft angespornt wird? Nein, die Sache ist innerlicher, schneidet tiefer ins Leben, und, man mag sich sträuben, so viel man will, hier herrscht ein rücksichtslosestes aut aut. Die Kirche will die Wissenschaft, die Wissenschaft will die Kirche in ihrem Wesen, ihrem Princip aufheben. Es ist wichtig, daß beide Seiten dies klar im Auge behalten. Zwei exclusive, zwei extreme Principien stehen einander gegenüber, keins will dem andern das Feld räumen — das ist die Sache; und entscheiden wird sich erst, wer siegt. Kann man nun den Krieg enden, indem man beide Parteien auseinanderhält? Keineswegs! Und doch schlägt der Verf. einen solchen Frieden vor, der keiner ist.

(Schluß folgt.)

Rapp-Jovialis „Atellanen."

(Schluß.)

Das Lustspiel „*des Kaisers Zorn*" beruht auf einer Anekdote, die Gottsched in seinem „Nöthigen Vorrath

zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst" aus des Jesuiten Masenius „Speculum imaginum veritatis occultae" mittheilt, daß vor Kaiser Karl V., als er in Augsburg war, von den ketzerischen Bürgern eine Komödie aufgeführt worden sei, in der drei Doctoren, Reuchlin, Erasmus und Luther, erschienen, welche Einer nach dem Andern einen Reisigbündel herbeibringen, aufschichten und anzünden. Ein Ritter will den Brand auslöschen und schlägt mit dem Schwerte drein, aber die Flamme schlägt nur desto lustiger empor, da erscheint ein Bischof und leert zwei Krüge über der Flamme aus, aber er hat nur Oel ins Feuer gegossen, und es droht ihn selbst zu verzehren, so daß er flüchten muß. Karl V. soll über dies Spektakel sehr böse gewesen sein.

Diese Notiz ist als Factum ganz interessant, aber eine Komödie daraus zu machen, dazu gehört ein so einfacher Sinn, wie ihn Jovialis=Rapp besitzt. Was kommt dabei heraus? Wir sehen den Kaiser bei Fugger, er läßt sich dessen Magazine zeigen, und der Geschäftsführer des Hauses, Joseph, erklärt ihm die Art und Weise der Zuckerbereitung. Dieser Joseph ist mit Fugger's Nichte, Elisabeth, heimlich vermählt, und sie sind es, welche als lutherisch Gesinnte jene Komödie vorbereiten und aufführen lassen. Vorher wird aber auch auf der Straße Komödie gespielt, und zwar was für eine? Hans Sachsens Narrenschneiden, und vor dem Kaiser dann noch als Einleitung desselben Hans Sachs' Komödie von Cain und Abel. Wer kann das aushalten? In den Büchern des guten alten Hans Sachs selbst will ich seine breite, kindlich naive Poesie recht gern lesen, aber hier, mitten in einer modernen Production, dafür danke ich. Das heißt die Liebhaberei denn doch zu weit treiben.

Jovialis will uns ein Bild der Zeit geben, gut, aber was würde er zu einem Maler sagen, der in Lucas Cranach's Manier malte, und dessen steife, lederne, geschmacklose Formen reproducirte, um jene Zeit der Reformation recht getreu wiederzugeben. Die Physiognomien mag er aus den alten Bildern entnehmen, aber die kindische Unbeholfenheit der Formen soll er daheim lassen. Was thut nun aber Jovialis=Rapp Andres, wenn er uns den leibhaftigen Hans Sachs statt eigen erfundner Volksspäße vorführt! Die Komödie von den drei Doctoren ist äußerst dürftig. Der Erste spricht:

> Vom schutt des alterthumes
> hab' ich durch geistes kraft
> die kostbarsten reliquien
> mit fleiss herbei-geschafft;
> auf dass mein volk sich wärme,
> lass' ich sie (die Reiser) liegen so,
> zu hause heiss' ich Reuchlin, sonst
> Johannes Capnio.

Was Erasmus und Luther sagen, ist noch bedeutungsloser. Das Ganze endet dann damit, daß Karl V. erzürnt aufsteht, die Schauspieler verfolgen läßt, und Augsburg sogleich verlassen will. Er ist um so zerknirschter über das Schauspiel, als er Elisabeth, die ihm sehr gefallen, einen förmlichen Liebesantrag gemacht, und diese sich zum Schluß des Schauspiels offen als dessen Urheberin bekannt hat. Fugger giebt das Strafamt über Joseph in des Kaisers Hand, und Elisabeth bekennt jetzt, daß sie heimlich mit Jenem vermählt ist. Karl verhängt über Joseph die leichte Strafe, daß er ein Jahr lang in Fugger's Colonien auf Hispaniola zubringen soll, Elisabeth beschließt sogleich, ihm zu folgen, und der Kaiser zieht ab. Lassen wir ihn ziehen, und begeben uns zu dem Jovialisirten „G r a f e n E g m o n d!" Welches thörichte Flickwerck erblicken wir hier! Der ganze Goethesche Egmont mit neuen Scenen verbrämt, und theilweise in Jamben gebracht. Aber nein, das Beste daraus fehlt. Der ganze Alba und die köstliche Scene zwischen Alba und Egmont, der Mittelpunct des ganzen Stücks, der Höhepunct fast des ganzen dramatischen Dichtens Goethe's, das einzige Document seiner wahrhaft freien politischen Gesinnung. Wie, hat denn Jovialis=Rapp so wenig politischen Sinn, daß er diese Sünde gegen Goethe und gegen die Geschichte über das Herz bringen kann, ist es ihm in Wahrheit lieber, den Grafen Egmont noch leichtfertiger zu machen, als er bei Goethe schon ist, ihn auch noch mit andern Weibern, als seinem Clärchen buhlen, und für Wein und Austern schwärmen zu lassen. Egmont's Liebe verliert durch diesen Materialismus alle idealische Weihe und damit auch alle Berechtigung. Doch wie kann Jovialis=Rapp überhaupt das ganze Flickwerk verantworten? Wozu soll es dienen? Der Goethesche Egmont ist nun einmal so gut und so schlecht, wie er ist. Wir wissen sehr wohl, und Schiller hat es in seiner Kritik schon angedeutet, daß noch eine größre Auffassung des Stoffes möglich ist, und daß Goethe zu viel Zeit mit Clärchen's Liebeständeleien verliert, aber wird denn dieses Größre nun erreicht, wenn man dem Allen noch ein paar historische Namen beifügt, und ein paar nüchterne Scenen dichtet, die Goethe's Drama geradezu entstellen? Das heißt einen neuen Lappen auf ein altes Kleid flicken, und das hat bekanntlich schon die alte Volksweisheit der sogenannten Evangelisten verpönt. Und was für Lappen sind es, die Jovialis dazu benutzt, er muß sie, glaub' ich, von irgend einem schwäbischen Plundermatz erhandelt haben. Das Stück beginnt z. B. so: Zwei Ritter des Geusen=Bundes treten auf, und unterhalten sich über die Zustände und den „eitlen Hofmann" Egmont, dann erscheint ein Prediger, das Volk singt einen französischen Psalm und Jener hält eine P r e d i g t in Form einer Haririschen Makama; einer Form, welche der Unmittelbarkeit der religiösen Empfindung

geradeweges widerspricht, und fast eine Wirkung hervorbringt, wie die Kapuzinerpredigt bei Schiller, obwohl nichts weniger als dies damit beabsichtigt ist. Denn es gilt hier den höchsten Ernst. Nach Beendigung der Predigt kommen Papisten dazu, es giebt Schlägerei, und ein Marienbild wird zerstört. Das ist der Aufruhr, von dem die Regentin im ersten Act bei Goethe erzählt. Dann folgt die große Volksscene Goethe's, und Margaretha's Gespräch mit Barlaimont, der an Machiavell's Stelle getreten ist, aber abgekürzt und iambisirt. Egmont erscheint dann noch im Ball=Haus des jungen Grafen Aremberg, wo er mit diesem Ball schlägt, und bei dieser Gelegenheit Alles auskramt, was er über die Warnungen des alten Aremberg bei Goethe zu seinem Secretär sagt. So zerrt Jovialis wieder zur Handlung auseinander, was Goethe mit vielem Geschick in die Erzählung verflochten hat, und was seinem Stücke, wie er es sich gedacht, vortrefflich zum Relief dient. Und wie thut er es, wie geistlos!

Im zweiten Act sehen wir eine neue Scene: Graf Egmont und Markesin Saint=Foir stehen am Wasser, Gräfin Hoogstraten zeichnet. Egmont bringt die Rede auf Venedig und dann durch Tizian auf die Malerei, um der Gräfin Hoogstraten Complimente zu machen. Die Saint=Foir sagt:

> Die Wahrheit treibt
> die gnäd'ge etwas weit. Fürwahr sie hat,
> im vorder=grund den schwein=stall nicht vergessen.

Worauf — — Egmont erwiedert:

> Die perspective
> stellt auch den schwein=stall, wie die luft des himmels,
> in sein gemessen, idealisch recht.

Wer hätte dem Goetheschen Egmont diese tiefe Kunstbemerkung zugetraut? Und wozu das Alles, wozu diese Plapperscene? — bloß um Egmont von dieser Gesellschaft auf zehn Minuten fortgehen, und das berühmte Gespräch mit Oranien halten zu lassen. Man wird gestehen, das geht doch etwas zu weit. Das heißt Goethe travestiren! Statt Alba's erscheint dann bloß dessen Sohn Federigo, und Egmont wird gleich nach dem Einmarsch der spanischen Truppen kurz und gut auf der Straße der Degen abgefordert. Dann folgt das Uebrige, wie bei Goethe, aber in Jamben, doch ist zum Schluß noch die Aendrung hinzugefügt, daß Brakenburg zu Egmont ins Gefängniß geht, um ihm Clärchen's Tod anzuzeigen. An ihn richtet dann Egmont einige jener Worte, welche er bei Goethe zu Ferdinand sagt, und er begleitet den Grafen zum Schaffott. Der Goethesche Brakenburg hätte das nicht vermocht, hätte auch nimmermehr sich überwinden können, zu dem Manne, den er so glühend hassen muß, zu schleichen, um ihm Trost zu bringen. Brakenburg ist allerdings eine höchst traurige Figur bei Goethe, einer jener „Schmachtlappen", wie sie in der Kunst=Zigeunersprache heißen, die heut zu Tage nur Lächeln erregen, aber es liegt doch immer viel Poesie des Gefühls auch in diesem unglücklichen, von Liebe verzehrten Jüngling, und er bildet immer ein hübsches Relief zu der nicht minder heftigen, aber weil sinnlich befriedigten, auch glücklichen Liebe Clärchen's zu Egmont. Wie das Stück einmal ist, können wir auch Brakenburg nicht entbehren. Doch gnug über das schwäbische Flickwerk.

Jovialis=Rapp aber hat mit diesem Mißgriff sein Talent gänzlich in Frage gestellt, und ich meinestheils bin sehr gesonnen, hienach, und selbst nach der ersten Sammlung der Atellanen dasselbe nur sehr gering anzuschlagen und es als eine große Mittelmäßigkeit zu bezeichnen, die wohl voll guter Absichten, aber ohne wirkliche Kraft des Producirens ist.

Auch solch litterarhistorisches Wirken, solch antiquarisches Anknüpfen an das historisch Dagewesne hilft der Kunst nicht, wenn ihm die Seele fehlt, der eigne schöpferische Geist. Dieser aber wird sich erst erzeugen, wenn wir ihn unmittelbar der Gegenwart entnehmen, wenn wir den Inhalt unsers Sinnens und Denkens auf die Form des Dramas übertragen, und uns ebenso frei und schöpferisch darin bewegen, wie Goethe und Schiller es zu ihrer Zeit für ihre Epoche gethan. Der Anfang dazu ist gemacht, aber auch nur der Anfang. Es fehlt selbst die Bühne noch, auf der eine wahrhaft freie Production zu dem Volke sprechen könnte. Die Productionen des jungen Deutschlands sind Spielereien. Erst mit der Erringung der Preßfreiheit wird die Zeit des neuen Dramas, und namentlich des Lustspiels, beginnen.

Um zu einem solchen zu gelangen, müssen wir daher alle unsre Kräfte zunächst auf den Kampf um die Preßfreiheit concentriren, und alle Versuche von „Atellanen", auch wenn sie sich auf das mittelaltrige Costüm beschränken, liegen lassen, bis wir die Analogie zu Volksschauspielen in unserm eignen Leben, in dem freigewordnen Volke gesehen haben. Ohne diese bleiben dergleichen Versuche, wie wir bei Jovialis=Rapp sehen, im Sande der Gelehrsamkeit stecken, und das ist ein trauriger Anblick.

E. Meyen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 189. 10. August. 1842.

„Ueber die Anstellung der Theologen an den deutschen Universitäten."

(Schluß.)

Wäre der Verfasser reiner Kirchengläubiger, oder wäre er reiner Anhänger der Wissenschaft, er würde solchen Vorschlag nicht machen können. Aber er steht im Justemilieu und da will man die Sache schlichten, indem „man sich und Andre erniedrigt." Wie will nun der Verf. vermitteln? „Es ist nur dadurch möglich, heißt es S. 12, daß einerseits den Universitäten ihre Bedeutung, Sitze der freien Wissenschaft zu sein, ungeschmälert gelassen wird, andrerseits aber die Kirche ihre eignen Institute erhält, in denen ihre Diener herangebildet werden." Zwar liege es im Princip der protestantischen Theologie, sich nicht gegen die Fortschritte der Wissenschaft abzuschließen. Doch (S. 16) „dann erst, wenn die moderne Richtung die Herrschaft errungen und anerkanntermaßen den Sieg davongetragen hätte, wenn sich die Kirche der Wissenschaft gegenüber nicht mehr halten könnte, dann erst ließe sich daran denken, die Wissenschaft unmittelbar auch in die Kirche einzuführen; für jetzt muß die Wissenschaft in heilsamer Trennung von der Kirche ruhig ihren Gang fortgehen. Ist die Zeit da, wo ein neues großes Princip sich Bahn brechen soll, dann wird es sich unwiderstehlich, Alles durchdringend gleich der Atmosphäre, in der wir leben, durch die Gesellschaft verbreiten." Ehe wir die Haltlosigkeit dieses Vorschlags, ehe wir die Widersprüche, welche sich in demselben vorfinden, darlegen, sehen wir erst, wie der Verf. die Kühnheit, einen endlichen Sieg der Wissenschaft angenommen zu haben, zwei Seiten darauf wieder gut macht. S. 19: „Noch wird man vielleicht sagen: wozu jene ängstliche Trennung dessen, was doch vom Anfang an vereinigt gewesen ist? man vertraue dem Geist der Wahrheit, der die Wissenschaft von selbst ihrem Ziele zuführen wird und zu welchem sich auch die Kirche nicht in Gegensatz stellen kann. Wohl! aber so lange man durch Begünstigung bloß e i n e r Richtung thatsächlich zeigt, daß man dieses Vertrauen nicht hat, so lange muß auch jene Trennung gefordert werden; und in Wahrheit läßt es sich auch der Kirche nicht verargen, wenn sie sich keiner so gefährlichen Probe aussetzen will, d e n n m ö c h t e s i e a u c h g l e i c h z u l e t z t d e n S i e g b e h a l t e n, so liegt ja darin doch noch keineswegs die Bürgschaft, daß nicht eine Zeit lang durch das Umsichgreifen einer unkirchlichen Richtung der Dienst der Kirche beeinträchtigt werden könnte." Also eigentlich müßte die Wahrheit siegen, aber es ist doch möglich — man kann nicht wissen — es geht sonderbar her in der Welt. — Aber was meint ihr zu jenem Vorschlage? Wenn sich auch die Wissenschaft dazu verstehen sollte, darein zu willigen, würde es die Kirche thun? Würde sie, die herrschen, allein herrschen will, es ruhig mit ansehen, wenn man sie in einen Winkel beiseit schieben wollte? Und wie, wenn nun gerade jetzt die Zeit wäre, wo „ein großes Princip sich Bahn brechen soll", wenn gerade jetzt dies Princip behauptete, unwiderstehlich und durchdringend zu sein, wie die Atmosphäre? Ja, sogar den Fall gesetzt — was aber nicht möglich ist — die Kirche zöge sich zurück, würde nicht später, wenn, nach der Meinung des Verf., „die Wissenschaft unmittelbar in die Kirche einzuführen" wäre, derselbe Kampf entstehen, würde sich dann nicht die Kirche sträuben, die Wissenschaft als das sie auflösende Element in sich aufzunehmen? Und mit Recht — denn Kirche und Wissenschaft verhalten sich total exclusiv gegen einander.

Diese ganze Ansicht hängt — wir wiederholen es — mit der Unklarheit des Verf. zusammen. — Eben so wenig wäre die Sache gelöst, wenn, nach einem andern Vorschlage des Verf., die Wissenschaft das zurücktretende Theil wäre, sie wäre nicht gelöst durch den Austritt aus der Kirche. Bei einem Kampfe auf Leben und Tod wäre dies nichts als ein feiger Rückzug. — Doch die Sache ist zu wichtig und von zu vielen Seiten her in Anregung gebracht, um mit wenigen Worten abgemacht werden zu können. Bekannt ist die Erklärung des Philalethen-Vereins, außerdem hat man in der Königsberger Zeitung und in Folge dessen in der Allgem. Leipziger Zeitung die Nachricht gelesen, daß auch in Berlin ein Verein Solcher, welche das Band der christlichen Kirchengemeinschaft von sich lösen wollten, zusammenzutreten bereit sei. Bei der Leidenschaftlichkeit, mit welcher man jetzt im Gebiete kirchlicher Fragen kämpft, konnte es nicht fehlen, daß man sich auch dieser Anregung mit Eifer bemächtigte, nur die scheinbar günstige Seite an der Sache ins Auge faßte, ohne zu bedenken, wie gefährlich ein solcher Schritt, nicht der Kirche, nein der Wissenschaft wäre.

Freilich das ist wahr, die Sache wäre gelöst, aber nicht auf eine der Wissenschaft würdige Weise, nicht wissenschaftlich gelöst. Die Wissenschaft, die Kirche, beide wollen siegen oder sterben. Würde nun das Band, welches gerade der Kampf zwischen Wissenschaft und Kirche knüpft, auf so gewaltsame Weise gelöst, hörte die Spannung auf, wie sollte der Kampf fortgeführt werden? Er würde fortan unberechtigt, ungesetzlich, ja lächerlich und verächtlich sein. Ist die Kirche eine so ungefährliche, kraftlose, daß man sie durch einfache Erklärung von sich abzuweisen vermag, wozu später den Kampf gegen Windmühlen fortsetzen! Wir würden geradezu Don Quirotes sein. Nein, kein Zurücktritt, kein Austritt, Kampf, Kampf und noch einmal Kampf. Das will die Kirche, das will die Wissenschaft. Geschichtliche Lösung, nicht eine solche, welche im willkürlichen Belieben des Einzelnen gegeben wäre; wissenschaftliche Entscheidung, nicht ein Zerhauen des Knotens! Wollt ihr mich deßhalb stabil, unentschieden nennen? Immerhin, aber ihr thut es mit Unrecht! Ihr seid stabil, ihr seid unentschieden, die ihr kein Vertrauen habt, zurücktreten wollt, und dann Wunder wie weit vorgerückt zu sein glaubt. Kirche und Wissenschaft, sie stehen sich mit Entschiedenheit gegenüber, kämpfend tummeln sie sich in der Arena; hier hilft kein vermittelnder Herold, hier Schwert des Herrn und Gideon!

Der Verfasser verwirft zwar auch den Austritt aus der Kirche, aber aus einem Grunde, der dem unsrigen entgegengesetzt ist. S. 32: „Warum erscheint doch jener Schritt, wenn man ihn nicht bloß im Lichte der Theorie betrachtet, vielmehr in dem Leben selbst, unter all den bestehenden Verhältnissen sich vorstellt, als ein so gar verzweifelter? Warum würde es auch dem, der an sich selbst dazu geneigt wäre, dennoch so hart fallen, seiner Ueberzeugung dies Opfer zu bringen? Der Grund davon ist ein sehr einfacher. Ist es denn ein so völlig durchgreifender Unterschied, der ihn von seiner Kirche trennt? Ist er sich nicht bewußt, das nur in vollendeter Form zu haben, was die Kirche in unvollkommner hat? Ist ihm jener Unterschied eine letzte Lebensfrage, die über Heil oder Verdammniß entscheidet? Er ist es nicht." Ja, ja, er ist es. Die Kirche selbst will keine solchen halben Concessionen und stößt sie mit Recht verachtend von sich. Das Unvollkommne ist der größte Feind des Vollkommnern, wie das Beßre der größte Feind des Guten ist. Wenn nach des Verf. Meinung das Wissenschaftliche nur eine höhere Entwicklung des Kirchlichen ist, so hätte er sich auch erinnern sollen, daß das höher Entwickelte seine vorhergehende Stufe negirt, und daß daher diese sich mit aller Gewalt jenem widersetzen wird und muß.

Dem Phrasenmacher des Juste milieu muß sich unter der Hand die Wissenschaft in ihr Gegentheil verdrehen. Indem er nicht fähig ist, sie bis in ihre letzten Consequenzen zu verfolgen, wird er auch nicht begreifen können, wie sie diese Consequenzen organisch aus sich entwickeln konnte. Es kann nicht fehlen, daß er von Auswüchsen, Verirrungen spreche. Das heißt, die Wissenschaft ist ihm nicht mehr die reine, selbständige, welche ihre Productionen rücksichtslos aus sich hervortreibt; sie wird ihm ein phantastisches Gebilde mit Auswüchsen, Geschwüren, Schmarotzerpflanzen u. s. f., denn Alles, was über seine Fassungskraft geht, wird er so nennen. So lesen wir denn auch hier Seite 9: „So lange die Wissenschaft nicht Sätze aufstellt, die an sich selbst anerkannt unsittlich sind, so lange ist es immer eine mißliche Sache, ihr von dieser Seite beikommen zu wollen. Von jeher aber ist es die schlechteste Polemik gewesen, eine geschichtliche Erscheinung wegen der Auswüchse anzugreifen, die aus ihr hervorgegangen sind. Das Größte, Ehrwürdigste in der Geschichte hat dieses Schicksal gehabt, sich verzerren und entstellen lassen zu müssen, und nur mit demselben Rechte, mit welchem der Katholicismus die Reformation angreift wegen der Verirrungen, mit denen sie verbunden war, könnte man dies auch bei der modernen Wissenschaft thun." Wären diese Worte nicht bloß ins Blaue hinein gesprochen, gelänge es dem Verfasser, irgend eine Verirrung u. s. w. wirklich aufzuweisen, wir wären die Ersten, die sich gegen Verzerrungen, Entstellungen, Auswüchse wenden würden. Nennen wir etwa die Rechtgläubigkeit, die mit aller Demuth ihre Vernunft der Autorität gefangen giebt, eine Verirrung des kirchlichen Wesens? Nein, wir erkennen sie als eine Consequenz desselben an, und lassen sie so vollkommen in ihrem Rechte. Man sei unparteiisch und lasse der Wissenschaft das Recht, auf gleiche Weise ihre Consequenzen zu ziehen und auszusprechen.

Wir sind nun mit dem „theologischen Votum" fertig. Es ist Phrase, Phrase, nichts als Phrase. Und warum? weil der Verfasser nie feststeht, nie festzustehen wagt und vermittelnd hin- und herläuft. Solche Vermittlungssucht, was will sie eigentlich? Sie ist rein egoistisch. Nicht im Interesse der Sache wird sie unternommen, denn die Sache will Klarheit, Entschiedenheit und ihre halben Anhänger sind ihr nur schädlich. Nein, der Vermittelnde hat nur sich im Auge, scheut das kräftige Auftreten, und indem er nirgends anstoßen will, verletzt er überall, wenn man sein Treiben genauer ansieht. Und sonderbar, gerade diese Vermittelnden, welche als die größten Feinde jeder Partei anzusehen sind, werden hochgehalten. Noch sonderbarer der Glaube, daß wir, indem wir uns gegen sie wenden, uns gegen die Kirche wenden. Man sehe die Sache doch nur genauer an. Indem wir diese falschen Freunde verwerfen, thun wir der Kirche einen gleichen Gefallen wie der Wissenschaft. Wir verscheuchen die, welche nur hindernd in der Mitte stehen und es nicht zulassen wollen, daß sich

die Parteien klar ins Auge sehen. Man bedenkt immer nur, daß jene Leute halb auf Seiten der Kirche stehen, nicht, daß sie ebenso halb der Wissenschaft sich zuwenden. Wenn wir also, sie bekämpfend, die Kirche angreifen sollen, so kann man mit demselben Rechte sagen, daß wir auch die Wissenschaft angreifen.

O, dürften wir doch mit den Worten des Verfassers schließen: „Wir haben gesprochen.“ Aber so weit ist es schon gekommen, daß es uns zweifelhaft geworden ist, ob wir sprechen dürfen, und ob es unsrem Worte vergönnt sein wird, in die Oeffentlichkeit zu schallen. Wir haben unparteiisch geredet. Wir haben nur eine Partei geschildert und in ihrer Nichtigkeit aufgewiesen, die keine Partei ist. Wir haben die Sachen so dargestellt, wie sie sind; wir haben Kampf gerufen da, wo Kampf ist. Wird man uns auch das noch verwehren? Will man auch das nicht mehr leiden, daß wir die Zurufe unsrer Gegner erwiedern? Sollen wir stumm sein, wo Alles redet, sollen wir müßig sein, wo Alles handelt? Wird man uns vielleicht daraus ein Verbrechen machen, daß wir Kampf, nicht Sieg gerufen haben, da, wo noch kein Sieg entschieden ist? Wird man uns schelten darum, weil wir gesagt, die Zunge steht mitten inne, die Schalen stehen gleich, die Sache ist nicht entschieden? Dies, und nicht mehr, haben wir gesagt! Wir haben jede Seite in ihrem Rechte gelassen. Wir haben nicht gesagt: Hier ist Frevel, dort nicht, hier Trug, dort Wahrheit, hier Unrecht, dort Recht. Denn so lange noch Streit ist, hat jede Seite Recht. Auf der einen Seite die Macht der Tradition, auf der andern die Macht des Selbstbewußtseins und des freien Geistes. Nein, wir können nicht glauben, daß man den Geist verpönen will. Wir können nicht glauben, daß man gar nicht klar sehen will, und daß man dem, welcher mit dem Lichte der Vernunft kommt, zuruft: Bleib uns vom Halse, du bist gefährlich! Wir können nicht glauben, daß der Mensch das heiligste Geschenk, welches ihm die Natur gegeben, mit Willen und Bewußtsein mit Füßen treten kann. Freilich, der seligen, friedlebigen Dämmerung ist es unlieb, wenn man mit der Leuchte der Kritik an sie herantritt. Aber ist die Dämmerung allein berechtigt, zu existiren? Ist das Halbdunkel fähig, daß man in ihm eine Sache ausfechte? Nein, noch einmal, es widersteht unsrem Glauben an die heiligste Würde der Menschheit, anzunehmen, daß sie die Theorie in den Bann thun will. Aber wenn! Es ist immer schlimm, daß man ihr eine Apologie nachschicken muß.

B. Radge.

Die Hegelsche Rechtsphilosophie und die Politik unsrer Zeit.

Erster Artikel.

Unsre Zeit ist politisch, unsre Politik will die Freiheit dieser Welt. Wir bauen nicht mehr am Kirchenstaat, sondern an dem Weltstaat, und das Interesse an dem öffentlichen Wesen der Staatsfreiheit wächst mit jedem Athemzuge der Menschheit. Die sogenannten materiellen Interessen widersprechen der Idee des Jahrhunderts nur scheinbar. Wie das Kind mit jedem Zuge aus der äußerlichen Atmosphäre auch die geistige der Vernunft und des Selbstbewußtseins in sich hineinzieht, so ist jeder materielle Aufschwung unsrer Mitwelt unmittelbar auch ein geistiger. Wir wollen dies nicht weiter verfolgen, der politische Zug braucht nicht erst unter der Maske des materiellen Angesichtes hervorgezaubert zu werden, er liegt unverschleiert vor Augen. Sogar die Deutschen leben nicht mehr mit ganzer Hingebung in der Natur, — das idyllische Leben hat nur momentanen Reiz, — auch nicht ausschließlich in der Familie, — das patriarchalische Leben wäre langweilig, wenn nicht gar ridicül, — und eben so wenig allein in der Stadt und im Gewerbe — spießbürgerlich, ja, es ist auch nicht mehr genug, daß sie sich „draußen in der Türkei“ die Geschichte vorspielen lassen, sie beginnen das „Inland“ in ihren Zeitungen und das Gefühl für den Staat, seine Verfassung und innere Selbstregierung in ihrem Gemüthe bedeutend zu erweitern. Unsre Gelehrsamkeit über die auswärtigen Verhältnisse und Ereignisse wird sehr bald durch die Gelehrsamkeit über die innre ergänzt, vielleicht auch geschmälert werden, wie dies bei den politisch freien Völkern der Fall ist. Die englischen, amerikanischen und französischen Publicisten bieten uns übereinstimmend das Beispiel und sie müssen wohl zu der gleichen Erscheinung den gleichen Grund haben. Man darf dreist annehmen, daß nicht die reine Unwissenheit, sondern die Stellung des öffentlichen Bewußtseins bei den freien Völkern das Inland bei Weitem zur Hauptsache erhebt, man darf dies selbst auf die Gefahr hin, dadurch bei der Augsburger Zeitung und bei den österreichischen Politikern anzustoßen. Lediglich im Auslande die Geschichte, das Interessante, das Wissenswürdige, das Löbliche und das Verwerfliche zu finden, ist eine Abwesenheit des Geistes, eine Transcendenz des Bewußtseins (eine Romantik), die man schonend Unfreiheit, schonungslos aber geistige und politische Verwahrlosung nennt, wie es moralische Verwahrlosung ist, sich mehr in fremden, als in der eignen Familie zu Hause zu fühlen (dies Letztre ist die wahre Form des patriarchalischen Geistes) und seine Befriedigung mehr im Geklätsch über fremde, als in richtiger Führung seiner eignen Angelegenheiten zu finden. Im Auslande nur das Ausland

zu sehen, ist ein Fehler, den wir längst abgelegt haben — die Revolution und die Revolutionskriege haben die europäische Continuität sehr anschaulich gemacht; — aber im Auslande nur das Inland wieder zu finden und bei allen Vorgängen, wo es auch sei, zu begreifen: hic tua res agitur, ist eine Tugend, in der wir noch lange nicht stark gnug sind; endlich für das „langweilige" Inland mehr Sinn und Interesse zu haben, als für die „Curiositäten" fremder Ereignisse, das ist ganz neu, das ist geradezu von gestern und dies Gestern ist sehr genau in Jedermanns Gedächtniß. Von welcher Begebenheit schreibt es sich her, daß das Inland aufhört langweilig zu sein?

Wir nennen diesen Aufschwung ein erhöhtes politisches Lebensgefühl, den Anfang des Staatsbürgerthums, dessen wesentliche Entwicklung für uns an die Geschichte Preußens geknüpft ist.

Wenn nun aus dieser ersten Dämmerung endlich der helle Tag eines wirklichen Staatslebens aufginge, würde damit die ganze Herrlichkeit der alten Kunst und Wissenschaft verschwinden? Würden wir gleich philosophisch roh und heuchlerisch bigott, wie die Engländer, metaphysisch leichtfertig, wie die Franzosen, und nur praktisch prosaische Männer, wie die Nordamerikaner, werden? Schreckliche Aussicht! aber das ist nicht zu fürchten.

Die Griechen, diese durch und durch politischen Menschen, waren weder unpoetisch, noch unphilosophisch, sie waren freier als die Engländer und eben so frei als die Nordamerikaner, ohne darum so roh zu sein und so bigott als diese beiden Nationen. Wenn aber Jemand bange ist um die Trübheit oder deutlicher die Gemüthsrohheit des deutschen Geistes, der sich's zur Ehre rechnen soll, an die schlechtesten Reliquien einer sehr mangelhaften Geistesentwicklung in Religion und Politik sein dumpfes Herz zu hängen, der tröste sich mit England und Nordamerika. Doch es ist nicht recht, sich mit fremden Beispielen zu behelfen, wo man sein eignes Bewußtsein gegenwärtig hat. Mit der endlosen Unverfänglichkeit von Wissenschaft und Kunst, mit dem Leben des theoretischen Geistes ganz privatim auf seine eigne Hand, haben wir ein gewisses Ziel erreicht. Nicht daß unsre gute deutsche Wissenschaft und Kunst, auf die wir so stolz sind, in die wir so ganz allein unsern Trost setzen, nun gleich aufhörten und verschwänden, obgleich es nöthig wird, die alexandrinische Zeit und viel Wust aus ihr mit Flammen zu verzehren, nicht daß neben der alten Juristerei und leider auch Theologie nun sofort auch die Naturwissenschaft aufgelöst werden müßte; o nein, es ist nur nothwendig, daß diejenigen Wissenschaften, welche als historische ihr Object ändern können, diese radicale Reform vornehmen, wenn die Zeit erfüllet ist, und wir begreifen leicht, daß die Erfüllung unsrer Zeit der Tod der jetzigen Juristerei und Theologie sein werde, während die Naturwissenschaft ihr Object nicht wechseln kann. Mit Einem Wort: Juristerei und Theologie haben historische Existenzen des Geistes zum Gegenstande, die Historie also, die diese Existenzen einander verzehren läßt, entzieht den beiden wohllöblichen Facultäten von Zeit zu Zeit ihren Gegenstand: mit den griechischen Götiern stirbt die griechische Theologie, mit ihrem Staat ihre Jurisprudenz, mit dem heiligen römischen Reich ging eine ungeheure juristische Welt, ein wahres Paradies des großen Enkelwehs der Rechtsgelehrten zu Grunde; ein Glück nur noch für das Kirchenrecht, daß der Papst wieder hergestellt ist, das profane Recht und der Code Napoléon hätten uns fast die ganzen kölner Wirren verschluckt; von dem Eldorado der katholischen und jüdischen Theologie wollen wir nicht reden, um unsre Mächtigen nicht zur Wiederherstellung dieser Herrlichkeiten, in denen sie zehn Generationen von Unzufriedenen untertauchen könnten, zu reizen. Unverfänglich ist nur das Wissen der Thatsachen, die hinter uns liegen oder die unter uns sind, wie die der Natur; sobald Jurisprudenz und Theologie Thatsachen in Aussicht stellen müssen, was sie jetzt nicht mehr verhindern können, sind sie mit ihrer Unverfänglichkeit am Ziel. Eine neue politische Welt, ein wirkliches öffentliches Leben und eine reelle Staatsfreiheit wird also einem breiten Wust des Wissens seine gegenwärtige Bedeutung rauben. In der Poesie und sonstigen Kunst geschieht dies schon im Voraus. Naturpoesie, Familiengeist, Familien- oder Liebespoesie — das ist ein Genre, so ewig, als die Natur selbst, auf der es ruht, aber es ist klar gnug, wie es jetzt damit steht. Die historische, d. h. die politische Gemüthsbewegung, das Leben des menschlichen Geistes in seinem eigensten Element, in der Freiheit und ihrer geschichtlichen Gestaltung, das Interesse, diese Welt schaffen zu helfen — das ist es, was jetzt schon die fähigsten Köpfe ergreift, die feurigsten Herzen erfüllt und ein isolirtes Fortspinnen der Natur-, Liebes-, Familien- und Spießbürgerscenen in der Poesie würde Niemandem munden. Die Absurditäten der Liebescaprieen vom Wertherschen Sichtodtschießen bis zum Prellen der Alten und Vormünder und die Forderung, die in diesen untergeordneten Interessen liegt, daß der Mensch über den Besitz und den Genuß (was die Sache immer bleibt und wenn beides auch in dem schönsten und genialsten Weibe dargestellt wird) niemals hinauskommen, nie die Geburtsstätte, das Nest des Geistes und der Sittlichkeit, die Familie, verlassen solle, diese Forderung erscheint uns seit Kurzem als eine Beleidigung. Wir fühlen, daß wir keine Neger sind, welche nur die Proles für den Pflanzerhof des Staates zu liefern hätten, sondern ebenbürtige Herren mit Jedem, wer er auch sei, in dem Reiche der Sittlichkeit und Freiheit, welches zwar aus der Familie hervorgeht, aber nur zu einer Gemeinschaft der Freien.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 190. **11. August.** **1842.**

Die Hegelsche Rechtsphilosophie und die Politik unsrer Zeit.

(Fortsetzung.)

Dies Gefühl und diese Indignation über das Proletariat, wie es unsre Geschichte und Litteratur mit so grellen Zügen aufstellt, wird erzeugt durch das erwachte Staatsinteresse und den politischen Sinn und bringt überall neues Leben hervor: eine neue Form der Tugend, die öffentliche, eine neue Form der Kunst, die historische (die historische Lyrik und die historische Komödie, welche im Gegensatz zu der Genrekomödie nicht die Gestalten des gemeinen oder natürlichen und spießbürgerlichen Geistes, sondern seine reellen geschichtlichen Stufen, wie der Don Quixote das Ritterthum auflöst, werden wir jetzt schon bei uns entdecken können: wir nennen Herwegh, Hoffmann von Fallersleben, ferner die Posaune, sodann das Tractätchen: Schelling der Philosoph in Christo und die Kritik eines Gläubigen von Hegel's Lehre über Kunst und Religion, Bücher, die als Kunstwerke genommen, historische Komödien sind, wir erinnern endlich an die historischen und politischen Dramen und Romane und an das, was neuerlich von Vischer über die Stoffe der Malerei in diesen Blättern gesagt wurde, und werden „obwaltender Umstände wegen" an einem andern Orte ausführlicher namentlich darüber reden, was das Auftreten der historischen Komödie in unsrer Zeit für eine Bedeutung hat), und eine neue Form der Philosophie, die freie oder die sich aus der Scholastik vollends befreiende.

In der Philosophie und Kunst sind die neuen Formen sehr augenscheinlich, weniger in der Politik, wo das Element der öffentlichen Tugend, der Staat, erst geschaffen werden soll; indessen würde es nicht schwer fallen, aus Preußen, Hannover und Baden eine glänzende Reihe von Namen zu nennen, welche sich durch politische Thaten die Sympathie ihrer Mitbürger und die Anerkennung der Nachwelt verdient haben.

Alles zusammengenommen — die öffentliche Tugend, die historische Kunst und die freie Philosophie — drückt den nämlichen Ruck des Bewußtseins aus, durch den wir uns aus einer beschränkten Einhausung herausgehoben und zu einem neuen Leben, dem politischen, befähigt haben.

Es ist leicht zu begreifen, daß ein Werk, wie Hegel's Rechtsphilosophie, durch diese Bewegung des Geistes wesentlich erschüttert sein müsse, denn es ist ein Kind seiner Zeit und beruht in einem ganz andern Bewußtsein, als das unsrige ist.

Hegel's Zeit war der Politik nicht sehr günstig, Publicistik und öffentliches Leben entbehrt sie gänzlich (versteht sich bei uns), sie zieht sich in die Weisheit der Theorie zurück und die Menschen vergessen es in langjähriger Indolenz, daß ihre Theorie todt ist, wenn sie sich in ihr vergraben, statt die Welt aus ihr heraus neu zu gestalten. Diese Anmaßung, die jede Theorie haben muß, deprecirt Hegel geflissentlich. Und dennoch konnte Niemand lebhafter fühlen, als er, daß wir Deutsche es noch nicht zum Staate in der Form des Staats gebracht haben. Hegel hat die Griechen zu sehr mit Vernunft gelesen und seine Zeit, das Zeitalter der Revolution, mit zu klarem Bewußtsein durchlebt, um nicht über den Familienstaat (Dynastiebesitz) und den Staat der bürgerlichen Gesellschaft (Polizei- und Beamtenstaat) hinaus zu der Forderung des Staats in der Form des öffentlichen, sich selbstbestimmenden Wesens zu gelangen. Implicite, theoretisch oder wie man sagt in Abstracto thut er dies nun auch, indem er ausdrücklich den „Nothstaat der bürgerlichen Gesellschaft" von dem freien Staat oder von der Wirklichkeit desselben unterscheidet und den tiefsten Begriff des Staates aufstellt, den die Menschheit bisher erreicht hat. Er sagt §. 257: „Der Staat ist die Wirklichkeit der sittlichen Idee, — der sittliche Geist als der offenbare, sich selbst deutliche, substantielle Wille, der sich denkt und weiß und das was er weiß und insofern er es weiß, vollführt. An der Sitte hat er seine unmittelbare, und an dem Selbstbewußtsein des Einzelnen, dem Wissen und der Thätigkeit desselben, seine vermittelte Existenz, so wie das Selbstbewußtsein des Einzelnen durch die Gesinnung — im Staate, als dem Wesen, dem Zweck und dem Producte seiner Thätigkeit, seine substantielle Freiheit hat."

Also der öffentliche Geist und der Vorgang des öffentlichen Denkens und Vollbringens ist der Staat, — der Staat das Wesen, das selbstbewußte Subject die

Existenz, das Wesen aber nicht nur der Zweck, sondern auch das Product der Thätigkeit des selbstbewußten Subjects, die Freiheit also dieses sich selbst producirende und regierende Denken und Wollen, welches unmittelbar als Sitte existirt, vermittelt durch die selbstbewußten Subjecte.

Um daher den Staat in der Form des Staats zu haben, sind alle jene großen uns Deutschen fast sämmtlich noch fehlenden Institutionen (Nationalvertretung, Geschworne und Preßfreiheit) nöthig, welche den Menschen in seiner ganzen Würde und im vollen Lichte des öffentlichen Bewußtseins davon zum Schöpfer seiner Freiheit erheben. Allerdings nimmt Hegel alle diese Institutionen, wenn auch zum Theil sehr verdorben und verblaßt in seine Staatstheorie auf; allerdings weiß er es 1817 in der Kritik der würtembergschen Landtagsverhandlungen sehr gut, daß seit dem Freiheitskriege und der Aufhebung der alten Reichsverfassung die Stände in ein ganz neues Element, das politische, versetzt sind (Werke 16. S. 246); es heißt dort: „Aus der politischen Nullität, zu welcher das deutsche Volk durch seine Verfassung herabgebracht war, aus der Unvermögenheit der vielen kleinen Ganzen, des größern Theils der Reichsstände, einen eignen Entschluß und Willen zu haben, mußte ein Geist der Versumpfung ins Privatinteresse und der Gleichgiltigkeit, ja der Feindschaft gegen den Gedanken, eine Nationalehre zu haben und für sie Aufopferungen zu machen, hervorgehen. Wenn zum Exempel in der englischen Nation das Gefühl der Nationalehre die verschiednen Volksklassen allgemeiner durchdrungen hat, so hat das Recht des Parlaments, die Abgaben jährlich zu verwilligen, einen ganz andern Sinn, als dasselbe Recht in einem Volke haben würde, das in dem Privatsinne auferzogen, und, weil es außerhalb des politischen Gesichtspunctes gestellt, in dem Geiste der Beschränktheit und Privateigensucht gehalten war. Schon gegen solchen Geist bedürften die Regierungen zur Erhaltung des Staats neuer Garantien." Mit der Souverainetät und Staatseinheit statt der unendlichen Zerstücklung in verschiedne Landestheile sei nun zunächst die Möglichkeit herbeigeführt worden, den Völkern freie Verfassungen vorerst zu versprechen, den Staat in der Form des Staats. Hegel legt den ganzen Accent auf diese Form und unterscheidet sehr wohl die alten Landstände, dieses Muster politischer Nullität, von dem, welches der wahre Sinn jenes Versprechens war. Er sagt S. 223: „Das Versprechen ließ sich auf eine Weise erfüllen, welche für die klügste gehalten, ja sogar für für die rechtlichste ausgegeben werden konnte, welche aber der perfideste Rath gewesen wäre, den Minister hätten geben können. Wenn die Fürsten der neuen Reiche ihre Völker recht gründlich hätten betrügen und sich Ehre, so zu sagen, vor Gott und den Menschen hätten erwerben wollen, so hätten sie ihren Völkern die sogenannten alten Verfassungen zurückgegeben; — Ehre vor Gott und der Welt, — denn, nach so vielen öffentlichen Stimmen und insbesondre auch nach der vorliegenden Geschichte könnte man meinen, daß die Völker in die Kirchen geströmt wären, um laute Tedeums zu singen. Für Machiavelli's Namen hätten sich die Fürsten den Ruhm der feinen Politik der Auguste und der Tibere erworben, welche gleichfalls die Formen des vorhergehenden Zustandes, damals einer Republik, bestehen ließen, während die Sache nicht mehr und unwiderruflich nicht mehr sein konnte, — ein Bestehen (Conservatives) und ein Betrug, in welchen die Römer eingingen und wodurch die Errichtung eines vernünftigen monarchischen Zustandes, dessen Begriff die Römer noch nicht fanden, unmöglich wurde. — König Friedrich (von Würtemberg) hat sich über die Versuchung dieser Täuschung erhaben gezeigt." Allerdings also wußte Hegel sehr gut, wo uns Deutsche der Schuh drückt. Nichtsdestoweniger schrieb er 1831 in der Preußischen Staatszeitung jenen bekannten Aufsatz, der es sich recht eigentlich zur Aufgabe macht, die politische Form des englischen Staates herabzusetzen gegen den Polizeistaat, „den die Formen nicht gehindert hätten, sich eines unendlichen Wustes von Privilegien und Ungerechtigkeit zu entledigen, der so vernünftig auf Prüfungen die Wahl seiner Beamten basirte und der außerdem diesen tiefen Inhalt der wissenschaftlichen Ergründung aller Verhältnisse voraus habe." Die tiefe Weisheit unsrer Mufti's oder Mandarinen der Trost dafür, daß wir keinen Staatssinn und kein Staatsleben haben, — die alte Leier! Ueber die Abstraction tröstet euch mit der Abstraction! Das advocatorische Talent dieses Aufsatzes ist bewundernswürdig, der calmirende Effect spürt sich noch heute. Man vergesse es einen Augenblick, daß beim Staate Alles darauf ankommt, daß er selbst in der Form des Staates und sein Inhalt der politische Sinn sei, und man wird zugeben, England ist unendlich hinter uns zurück; alle seine Schwächen sind bloßgelegt und die ganze Superiorität unsers Staatswesens, obgleich wir nichts davon sehen oder hören, ja, Hegel selbst es nicht einmal „in Erfahrung hat bringen können, wie es bei den Stadtverordneten-Wahlen hergeht", ergiebt sich von selbst. Der Aufsatz ist sehr wahr und sehr lehrreich über England, allerdings handelt er auch nur von England, — wie hätte damals auch vom Inlande die Rede sein können! — aber es ist zu bedauern, daß Hegel 1831 in Berlin nicht mehr in dem Humor war, über die andre Seite der Sache, nämlich „die politische Nullität" der Staaten sich vernehmen zu lassen, welche nur den „Privatsinn" wollen und nicht den Staat in der Form des Staates. Und wenn Hegel in den Vergleichungen bald Deutsch-

land, bald den Continent nennt, so ist es nicht deutlich geworden, daß er damit im Grunde nur die Producte der französischen Revolution dem englischen Feudalunwesen vorzieht. Denn er sagt dies nicht. Hegel ist ein Feind „der Alles besserwissenden Unzufriedenheit", sonst hätte er jenen Aufsatz leicht mit dem Facit des Dilemmas schließen können, daß der historische Continent wegen seines tiefern Inhaltes, sobald er zu diesem Inhalt die freien Formen des wirklichen Staates gewönne, England weit übertroffen haben würde. Freilich heißt das eine andre Seele gewinnen, und eine solche Seele 1831 in der Staatszeitung citiren — das ging nicht. Hegel verweist vielmehr den Idealisten seiner Zeit, namentlich den Demagogen, das Sollen und die Fordrung, aber er thut ihnen Unrecht, wenn er ihnen dies darum verweist, weil sie unwissend über den Staat wären, da sie ja nichts eifriger fordern, als die Möglichkeit, dieser Unwissenheit ein Ende zu machen, und da er selbst, er mag es wollen oder nicht, mit seinem Begriff vom Staate ein Sollen und eine Fordrung hinstellt, wie sie nicht fundamentaler gedacht werden kann. Daß er dies thut, ist ihm entweder entgangen oder er sucht es sich und der Welt zu verbergen und wie er gegen die dogmatischen Idealisten aus den Freiheitskriegen auftrat, so unterließ er es auch nicht, die liberalen Consequenzen, wie sie Gans z. B. schon bei seinen Lebzeiten hervorkehrte, möglichst zu dämpfen. Bekannt ist in dieser Rücksicht seine Gegenvorlesung über die Rechtsphilosophie gegen Gans, in der ihn der Tod unterbrach.

Die Widersprüche mit dem Princip, welche in solchen Wendungen zu Gunsten der „Vernünftigkeit" eines „Unwirklichen", wie des Staates, der noch kein Staat ist und auch keiner werden will, liegen, sind nicht abzuläugnen; und wenn sie ein Product der Klugheit sind, so stimmen sie eben nicht sonderlich mit der Weisheit oder mit dem Begriff.

Also auch Hegel ein Diplomat! — O wir Deutsche sind nicht so täppisch als es scheint; ist doch auch sogar Kant, diese anima candida, ein Diplomat. Beide machen keine Opposition, sie begnügen sich damit, es zu sein. Ihre Systeme sind Systeme der Vernunft und der Freiheit mitten in der Unvernunft und Unfreiheit; und dies Verhältniß wird verdeckt. — Doch wäre es sehr unrecht, zu verkennen, wie wesentlich sowohl Kant als Hegel dem Bewußtsein ihrer Zeit und den Schranken ihres eignen Standpunctes anheimfallen und daß sie keineswegs gleich sittlich anzugreifen sind, wenn sie die Opposition, die sie *sind*, nicht *vertreten* wollen.

Die verschiednen politischen Standpuncte der beiden Männer sind sehr beachtenswerth. Von Kant ist das berühmte Wort: „Zwar denke ich Vieles mit der allerklarsten Ueberzeugung, was ich niemals den Muth haben werde zu sagen, niemals aber werde ich etwas sagen, was ich nicht denke" (Werke Th. 11, 1. 7). Man wird heutiges Tages nicht mehr zweifelhaft sein, daß auch schon diese Ehrlichkeit diplomatisch und nicht philosophisch ist. Man wird zugestehen, daß Kant's Lage selbst unter Friedrich II. (der Brief an Mendelssohn, der jene Stelle enthält, ist von 1778) durch den damaligen Zustand des öffentlichen Geistes stark beschränkt wurde, man wird nicht fordern, daß jene Zeit die volle Philosophie ertragen haben sollte, wenn man sieht, daß die gegenwärtige noch nicht einmal dahin gelangt ist. Kant, trotz seiner Zurückhaltung, und Friedrich der Große, obgleich er König gewesen war, wurden gar bald Gegenstände des öffentlichen Verdachtes und der Verketzrung. Einer freien Philosophie ist nur ein freies Volk fähig; und will man einmal die Rücksicht auf die Zeitgenossen gelten lassen, so ist kein Volk so frei, daß ihm nicht jedesmal seine Philosophen zu frei wären. Dennoch begleitet den Verlust der Parrhesie unausbleiblich das Gefühl, unter Barbaren zu leben, dennoch ist nichts philosophisch, als der ganze, volle, rückhaltslose Ausdruck des Gedankens. Wer die Weisheit liebt, der folgt ihr. Kant ist nun der treuste und reinste Charakter, den man sich denken kann, wie kommt dieser Mann zu der Maxime des Rückhalts? Der Zwiespalt zwischen Theorie und Praxis, zwischen Denken und Sagen, den er in jenen berühmten Worten ausdrückt, gehört bis jetzt dem deutschen Geiste überhaupt an. Kant konnte es nicht unternehmen, diesen Zwiespalt aus eignen Mitteln aufzuheben; Kant wickelt sich daher in sein Bewußtsein ein. Er spricht in jenem Briefe von der *Selbstbilligung*, als dem Princip der Moralität: „Sie werden, sagt er, niemals Ursache haben, Ihre Meinung von mir zu ändern, nachdem ich den größten Theil meiner Lebenszeit hindurch gelernt habe, das Meiste von demjenigen zu entbehren und zu verachten, was den Charakter zu corrumpiren pflegt, und also der Verlust der Selbstbilligung, die aus dem Bewußtsein einer unverstellten Gesinnung entspringt, das größte Uebel sein würde, was mir nur immer begegnen könnte, aber gewiß niemals begegnen wird. Zwar denke ich Vieles &c." Dies ist ungefähr derselbe Inhalt, den gleichzeitig Goethe so ausspricht:

> „Das Beste, was du wissen kannst,
> Darfst du den Menschen doch nicht sagen."

Aber Kant hat als Philosoph die Aufgabe, das Beste zu sagen; darum reflectirt er bei dem Conflict, in dem alle aufgeklärten Männer jener Zeit zu den Verhältnissen standen, auf sein Gewissen. Es ist offenbar, daß *diese* Moralität, diese Ueberzeugungstreue und Selbstbilligung die Sache *des* Menschen ist, welcher *noch unter einer fremden Gewalt gebeugt* und noch nicht darauf

angewiesen ist, unbedingt nur der Vernunft zu folgen. Eine solche fremde Gewalt ist der Staat, wenn er nicht seinem Begriffe, wie ihn Hegel oben bestimmte, entspricht. Kant kommt daher später im Jahr 1794 unter Friedrich Wilhelm II. durch das Wöllnersche Rescript, welches in seinen Schriften „Entstellung und Herabwürdigung einiger Haupt- und Grundlehren der heiligen Schrift und des Christenthums rügte, und ihm strenge gebot, dergleichen Schriften und Lehren nicht mehr von sich ausgehen zu lassen" — ernstlich in den Fall, von seiner Maxime Gebrauch zu machen, und gelobt daher in seiner Antwort an den christlichen Minister wirklich: „aller öffentlichen Vorträge, die Religion betreffend, es sei die natürliche oder die geoffenbarte, sowohl in Vorlesungen, als in Schriften sich gänzlich zu enthalten." Er hat daher auch fast wörtlich, nur angewandter jene Moralmaxime in einem seiner Antwortsentwürfe niedergeschrieben (Werke 11, 2. 138). Sie lautet dort: „Widerruf und Verläugnung seiner innern Ueberzeugung ist niederträchtig; aber Schweigen in einem Fall, wie der gegenwärtige, ist Unterthanenpflicht; und wenn Alles, was man sagt, wahr sein muß, so ist darum nicht auch Pflicht, alle Wahrheit öffentlich zu sagen." Die Maxime ist negativ; rechnet man aber das positive Pflichtgebot auch zur Moralität, so könnte es wohl kommen, daß ein Philosoph es eben für die höchste Philosophenpflicht hielte, alle Wahrheit oder die ganze Wahrheit öffentlich zu sagen; und in der That, was wäre Philosophenpflicht, wenn nicht diese? Dann aber mußte bei Kant Unterthanen- und Philosophenpflicht in Conflict gerathen; das sind die ungeschriebnen und die geschriebnen Gesetze der Antigone. Mit Einem Worte: dem Unterthan des Wöllnerschen Staates war es nicht erlaubt, Philosoph zu sein. Der „Unterthan" ist Diplomat: er thut nicht was absolut, sondern was unter den „obwaltenden Umständen" zu thun ist.

Kant verhält sich also mit jener berühmten Maxime keineswegs im höchsten Sinne sittlich (seine eigenthümliche und höchste Sittlichkeit wäre die philosophische gewesen, und Philosophie ist Parrhesie), ohne daß man ihm deßhalb einen Charakterfehler vorwerfen könnte. Zum Begriff der Opposition aus dem Recht der ungeschriebnen Gesetze erhebt er sich nicht. Ohne Zweifel aber fühlte er bei seiner Unterwerfung die Selbstbilligung, von welcher die Moralität bedingt ist. Der Standpunct ist beschränkt, er ist die protestantische Bornirtheit, die Freiheit nur als Gewissensfreiheit in Anspruch zu nehmen; aber der Mangel seines Standpunctes ist der Mangel des damaligen und auch noch des jetzigen deutschen Geistes, der keine andre Tugend als diese Privattugend der innerlichen Selbstbilligung anerkennt und die politische Tugend: die ganze Wahrheit öffentlich nicht nur zu sagen, sondern auch geltend zu machen, für eine Untugend hält. Es giebt in einem solchen Volke nur moralische, auf sich gewiesne Subjecte, keine Staatsbürger und das Gewissen selbst ist nicht sicher, denn es wird ihm zugemuthet, auch solchen Befehlen zu gehorchen, die seinen ganzen Inhalt, die Vernunft, nicht anerkennen. Kant ist das Exempel dazu.

Wie steht nun Hegel zu dieser Frage? Ist es ihm, der selbst gegen die Kantsche Moral den Gesichtspunct der höhern Sittlichkeit des Staatsbürgers geltend macht, noch erlaubt, bei der Kantschen Selbstbilligung stehen zu bleiben? Muß er nicht vielmehr auch an seinem eignen Beispiel die politische Tugend entwickeln, die er in seiner Philosophie der Privattugend entgegenstellt?

Die abstracte Innerlichkeit des Protestantismus läßt auch ihn nicht aus der Illusion heraus, als könne man theoretisch frei sein, ohne es politisch zu sein. Sein Standpunct ist wesentlich der theoretische und seine Zeit hat ebenso wenig den deutschen Staat in der souveränen Form des Staates gewonnen, als die Kantsche. Dazu kommt seine eigenthümliche Stellung in Preußen. Hegel erlebte den praktischen Kampf der Philosophie nicht, und in seinem Bewußtsein mußte sich die Differenz seiner Philosophie und des Polizeistaates schon darum verdecken, weil er eben nicht, wie Kant, die Anfeindung seiner Principien erlebte, vielmehr so lang er lehrte, im Auftrage des Staates selbst, in jeder Hinsicht mit vollkommner Freiheit verfuhr. Es ist daher leicht einzusehen, daß er ebenso wenig, wie der Staat, den Widerspruch seiner Stellung merkte und daß beide, was sie davon merkten, zu verdecken suchten, um nach alter guter protestantischer Sitte den Kampf zu vermeiden und die Gegensätze lieber aussterben, als sich im Kampfe ausleben zu lassen. Erst die Entschlossenheit des katholischen Princips, welches auch die widersprechende Innerlichkeit nicht duldet und der Theorie den Krieg macht, zwingt auch die Theorie, dem katholischen Staate den Krieg zu machen. Hegel hat seine „Ueberzeugung weder widerrufen, noch verläugnet", weil dies gar nicht verlangt wurde; aber seine Zeit war von der Art, daß sie den Schein duldete, als sei der theoretische Widerspruch kein erheblicher oder gar keiner. Hegel konnte sich daher abstract auf der Seite der Theorie behaupten und er that es.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 191. 12. August. 1842.

Die Hegelsche Rechtsphilosophie und die Politik unsrer Zeit.

(Fortsetzung.)

Behandelte Kant das Denken so zu sagen als eine Privatsache, den Philosophen als eine Privatperson, nicht als den Mann, dessen Pflicht es ist, den Geist auch politisch weiter zu bringen und zu dem Ende die ganze Wahrheit als Ferment in die Welt zu werfen (die Frage, ob Kant denn so Wesentliches und was wohl verschwiegen habe, gehört nicht hieher, möchte aber nicht so gar schwer zu beantworten sein); so weiß Hegel allerdings zu sagen, daß die Philosophie die Zeit in Gedanken faßt, die geltende Philosophie das Wort der Zeit ausspricht; aber er nimmt dies Wort als ein Wort lediglich an die Einsicht, nicht an den Willen der Menschen gerichtet. Dies ist der theoretische Standpunct. Aus olympischer Ruhe sieht er an Alles, was die Vernunft gemacht hat, und siehe es war gut, denn die Vernunft in allen ihren Producten oder Existenzen läßt sich nachweisen. Und wunderbar, so lange man bei der vernünftigen Seite der Sache bleibt, ist nichts dabei zu thun, die Vernunft beruhigt sich bei der Vernunft, Hegel beim Absolutismus, der so vernünftig war, die Vernünftigkeit des Hegelschen Systems anzuerkennen. Diese Seite ist die rosenfarbige und die bequeme, so schwer es auch mitunter fällt, den Existenzen die Vernunft zu vindiciren, — erklärt es doch Hegel in der Religionsphilosophie für das Allerschwerste! — Sobald aber die Einsicht sich auf die andre Seite, auf die Unvernunft der Existenzen wirft, tritt die Unruhe, das unbefriedigte Wesen, die Fordrung und das leidige Sollen der Praxis ein. Nun muß etwas dabei gethan werden, die Vernunft muß auch in dieser Existenz zu ihrem Rechte, sie muß wieder zu sich selbst kommen, der theoretische Standpunct wird verlassen, das Wort der Kritik wendet sich an den Willen der Menschen und obgleich die reine Einsicht in die Sache der Ausgangspunct, so ist doch der Entschluß, die Sache ihr zu unterwerfen, der Endpunct dieses Denkens. Sein Standpunct ist also nun nicht mehr abstract oder einseitig theoretisch, sondern die richtige Einheit des Denkens und Wollens. Erst das Wollen (versteht sich auf dieser Basis vernünftiger Einsicht) ist das reelle Denken.

Was nun bei Hegel eine Sache des bewußten Entschlusses genannt werden muß, ist die Wahl des Standpunctes selbst. Er will seine Theorie als solche durchsetzen, ja er hat das Interesse, sie als abstracte Theorie oder als das Wort der reinen Einsicht an sich selber zu behaupten; schien es doch darauf anzukommen, die Philosophie aus der Allerweltspraxis nur wieder zur exacten Wissenschaft, zur disciplinirten und Disciplin voraussetzenden Existenz, die nicht jeder Narr von Natur in Besitz habe, zu erheben. Die Theorie, die Wissenschaft als solche, die Wissenschaft κατ' ἐξοχήν, das war zunächst die Aufgabe — eine Riesenarbeit — und Hegel machte sie sich und Andern so schwer, daß die Leute schon an der Arbeit merkten, wie sehr es mit der Wissenschaftlichkeit und der Philosophie Ernst war; denn wer sich nicht mit Fleiß und Ausdauer unterrichtet hatte, dem ward bei jedem Hegelschen Worte seine Laienschaft womöglich noch klarer, als dies bei den Kantschen Werken der Fall gewesen war. An und für sich ist Hegel kein Feind der politischen Praxis und des reellen Denkens, welches als Wille auftritt und an den Willen sich wendet, seine frühere Thätigkeit beweist dies; aber sein Lebensberuf, das System der reinen Einsicht zu gründen und durchzusetzen, wirft ihn auf den einseitig theoretischen Standpunct.

Dieser muß nun aber eben darum, weil er einseitig ist und sein soll, die schreiendsten Widersprüche entwickeln, ja er treibt sich wider Willen über sich selbst hinaus: sobald nämlich die reine Einsicht wirklich vorhanden und der Wirklichkeit als Kritik lebendig gegenübergetreten ist, kann das praktische Pathos gar nicht mehr gebändigt werden. Wir haben gezeigt, daß die Kritik den Entschluß erzeugt und also die praktische Wendung nicht abwehrt, wie die „Speculation", sondern vielmehr in sich begreift. Die „Speculation" befriedigt sich in sich und vergleicht die geistige Wirklichkeit nicht nach ihrer Differenz, sondern nach ihrer Identität mit der äußerlichen. Die Meinung Hegel's, daß darum nun die Versöhnung beider vorhanden sei, weil der Unterschied verdeckt und nur die Identität, daß beide Vernunft seien, hervorgehoben wurde, ist der Meinung des Staats entsprechend, daß er seine Formen um der Theorie willen nicht zu ändern brauche,

zumal da die Theorie die Vernunft in ihm anerkenne. Dies ist das Bewußtsein seiner Zeit, über welches Hegel nicht hinauskommt und in welchem beide Seiten, ohne die Selbstbilligung zu verlieren, den Conflict vermeiden konnten.

Sollte Hegel Gelegenheit finden, für seine Theorie einzustehen, so mußte sich vorher die Zeit gegen ihn wenden, wie gegen Kant. Erst dann konnte er mehr als moralisch, er konnte ein politischer Charakter werden. Ja, er mußte es werden. Denn es ist jetzt nicht mehr denkbar, daß einer, wie Kant, Wöllnersche Zumuthungen im Pult verschließt und nur sein Gewissen salvirt. Die öffentliche Vertheidigung der angegriffnen Philosophie wäre aber eine politische That gewesen. Dieser Conflict, der ihm erspart wurde, ist statt dessen den spätren Philosophen bereitet worden. Sowie die Philosophie kritisch auftritt (Strauß macht den Anfang), ist der Conflict da. Wer sich jetzt noch mit der Selbstbilligung begnügt und für seine Sache nicht öffentlich einzustehen wagt, ist kein Philosoph mehr; und so leuchtet es ein, daß die Zeit oder der Standpunct des Bewußtseins wesentlich verändert worden ist. Die Entwicklung ist nicht mehr abstract, die Zeit ist politisch, wenn gleich noch gar Vieles daran fehlt, daß sie es gnug wäre.

Der Mangel der ganzen Hegelschen Wendung, aus der lebendigen Geschichte heraus sich auf den einseitig theoretischen Standpunct zu stellen und diesen als den absoluten zu befestigen, ist nun auch der Mangel seiner Rechtsphilosophie und es ist gerade hier der Ort, wo dieser Mangel vorzugsweise gefühlt werden muß.

Den Staat absolut zu nehmen und aus der Geschichte loszulösen, ist schon darum nicht möglich, weil jeder Begriff von ihm und überhaupt jede bestimmte Philosophie selbst ein geschichtliches Erzeugniß ist; aber es ist auch darum unmöglich, die Staatsverfassung, d. h. den bestimmten Staat, als eine ewige Form zu fassen, weil der bestimmte Staat nichts Andres ist, als die Existenz des Geistes, in welcher dieser sich geschichtlich verwirklicht.

Das allgemeine Wesen des Staates ist allerdings eben so faßbar, als das des Geistes überhaupt, ja, es ist gar nichts Andres, als dieses selbst in der Form seiner öffentlichen (offenbaren) Selbstrealisirung. Der wirkliche Staat und die Existenz seiner Verfassung hat aber dasselbe Interesse, wie die wirkliche Philosophie, das geschichtliche. Sobald also die Philosophie den Boden des Staates und damit den des geschichtlichen Geistes betritt, ändert sich ihr Verhältniß zu den Existenzen.

In der Logik oder in der Untersuchung des ewigen Processes und der Bestimmtheiten und Formen der Dialektik des Denkens giebt es keine Existenzen. Hier ist die Existenz, der Denkende und sein Geist, die gleichgiltige Basis, weil das, was dieser Einzelne thut, nichts Andres sein soll, als die allgemeine That oder vielmehr das allgemeine Thun (des Denkens) selbst. Mit einem Wort, es handelt sich hier um das allgemeine Wesen als solches, nicht um seine Existenz. — In der Naturwissenschaft hat die Existenz des Naturdinges kein Interesse. Obgleich die Naturdinge und die existirenden Processe das Object der Untersuchung sind, so sind sie doch nur das gleichgiltige immer wiederkehrende Beispiel des ewigen Gesetzes und des ewigen Verhaltens der Natur in dem Kreislauf ihrer Selbstreproduction. — Erst mit dem Eintreten der Geschichte in das Bereich der Wissenschaft wird die Existenz selbst das Interesse. Die Bewegung der Geschichte ist nicht mehr der Kreislauf wiederkehrender Bildungen, wie die Bewegung der Natur, sondern sie fördert in der Selbstproduction des Geistes immer neue Gestalten zu Tage. Die Verfassung des Geistes und des Staates zu den verschiednen Zeiten hat als diese Existenz ein wissenschaftliches Interesse. Die Zustände der Bildung sind nicht mehr gleichgiltige Beispiele, sondern Stufen des Processes und die Erkenntniß dieser geschichtlichen Existenzen geht wesentlich ihre Eigenthümlichkeit an, es handelt sich um diese Existenz als solche.

Sobald also das Hegelsche System in die Sphäre des wirklichen Geistes trat, mußte es die Form der geschichtlichen Entwicklung annehmen, denn die ist hier die Form der Sache. Die Kritik hat sich bekanntlich zunächst auf die Religionsphilosophie geworfen und diese ist daher sogleich in die historische Form hineingedrängt worden, so Strauß und Stuhr, und wenn man auch zugeben muß, daß Geschichte nur durch den Kampf des Geistes mit der innern und äußern Natur erzeugt wird, daß also die Religionen erst dann eine geschichtliche Entwicklung gewinnen, wenn durch die Weltbildung ihr Inhalt verändert wird, wenn sie aufhören Phantasien zum Inhalt zu haben, die weder Kunst noch Wissenschaft, weder schön noch wahr sind; so hatte also doch schon die Religion des Griechenthums eine Geschichte, und das Christenthum hat sie nicht minder durch seine Verwicklung sowohl mit der Kunst und Wissenschaft, als mit dem Staat und seiner Verfassung, ja es tritt sogar selbst als Staat auf in der Hierarchie. Diese Verwicklung ist seine Entwicklung. Bei Strauß in der Dogmatik ist dies Verhältniß allerdings zu sehen; weil aber der Dogmatik selbst die Entwicklung zugeschrieben wird, so ist der Standpunct noch theologisch und abstract, vielmehr ein Vermeiden der Verwicklung, als ein ausdrückliches Aufzeigen derselben. Daß Strauß dennoch die Weltbildung hereinnehmen muß — schon Spinoza und dann die neuste Philosophie — lag in der Sache, denn die geschichtliche Entwicklung des christlichen Glaubens kann außerhalb der weltlichen Geschichte nicht

nachgewiesen werden. In der Aesthetik hat Hegel selbst schon das historische Moment in Wirksamkeit gesetzt, jedoch noch nicht durch und durch; viele Kunstformen, die nur geschichtlich erklärt werden können, bleiben daher unerklärt. Am wenigsten nimmt Hegel in der Rechts- und Staatsphilosophie den historischen Gang und doch wird er hier sowohl durch die Spannung der Zeit, in der wir leben, als durch die Natur der Sache am lebhaftesten und dringendsten gefordert.

Der historische Gang ist die Beziehung der Theorie auf die geschichtlichen Existenzen des Geistes, dies ist Kritik und zwar ist die historische Bewegung selbst die objective Kritik. (cf. Vorrede zu Strauß' Dogmatik.) Diese Wendung der Theorie auf die Existenz fehlt in der Hegelschen Politik. Sie ist nicht gänzlich wegzubringen gewesen, sie ist aber geflissentlich vermieden, und die Folge davon ist ähnlich wie bei der Phänomenologie: das Buch hat etwas Nebelhaftes, einen Charakter wie die Wolkengebilde, die man nicht fassen und halten kann: der Hegelsche Staat (die Verfassungslehre) ist nicht reeller, als der Platonische, und wird nie reeller werden, denn er erinnert zwar, wie jener an den griechischen, so an den jetzigen Staat, er nennt ihn sogar bei Namen, allein er läßt sein Resultat nicht aus dem historischen Proceß hervorkommen, er wirkt daher auch nicht direct auf die Entwicklung des politischen Lebens und Bewußtseins. Die Franzosen haben dies vor uns voraus. Sie sind überall historisch. Bei ihnen ist der Geist lebendig und bildet die Welt nach sich. Deßwegen greifen treffende Kritiken des Gegenwärtigen so tief ein und finden eine Sensibilität, von der wir Deutsche noch gar keine Vorstellung haben.

Die Theorie kann nur da von dem kritischen Proceß der Geschichte abstrahiren, wo sie ewige Bestimmtheiten vor sich hat, als Person, Familie, Gesellschaft, Staat, oder deren Principien Wille, Liebe, Recht, Freiheit in ihrem Begriff. Diese Bestimmtheiten lassen sich allerdings in der Form der Allgemeinheit fassen, Hegel sagt: in ihrem Begriff. So sind sie logische oder metaphysische Bestimmtheiten; ihre Aufstellung führt zu einer Metaphysik des ethischen Gebietes; und in einer solchen kann von der Staatsverfassung und überhaupt von den historischen Formen der Freiheit nicht die Rede sein, ohne daß der Begriff der Freiheitsformen auf die Existenz derselben bezogen wird, d. h. ohne das Geschäft der Kritik. Allerdings ist die jetzige Metaphysik selbst eine historische Existenz, sie kann sich selbst als solche aber nur darstellen, indem sie ihre Begriffe aus der historischen Kritik entspringen läßt, ihre eigne Auflösung muß sie der Zukunft zur Aufgabe machen. Es ist daher einerlei, ob in der Darstellung die Metaphysik der Kritik oder die Kritik der Metaphysik vorausgeht, da im Bewußtsein des Philosophirenden allemal nur Eins durch das Andre ist, ohne Kritik kein Begriff und ohne Begriff keine Beziehung des Begriffs auf die Existenz, keine Kritik.

Die Theorie hat aber die Aufgabe, streng zu unterscheiden, wo sie sich als Metaphysik und wo sie sich als Kritik verhält, wo sie eine logische und wo eine historische Kategorie vor sich hat oder wo sie die Bestimmtheit in der Form der Allgemeinheit und wo in der Form der Existenz nimmt. Die Hegelsche Rechtsphilosophie, um sich als „Speculation" oder als absolute Theorie zu verhalten, also die „Kritik" nicht hervortreten zu lassen, erhebt die Existenzen oder die historischen Bestimmtheiten zu logischen Bestimmtheiten. So z. E. ist gleich die Verfassung des Staats, seine historische Form, dieser geschichtliche Zustand des Geistes, bei Hegel nicht ein Product der historischen Kritik oder der Entwicklung der Menschheit, und wenn es gleich nicht fehlen kann, daß der damals gegenwärtige Zustand des Geistes in der Darstellung stark ausgedrückt wurde, so fehlt es doch gänzlich an der bewußten Scheidung des Historischen und des Metaphysischen. Hegel also unternimmt es, den erblichen König, die Majorate, das Zweikammernsystem u. s. w. als logische Nothwendigkeiten darzustellen, während es doch nur darauf ankommen konnte, alles dies als Producte der Geschichte nachzuweisen und als historische Existenzen zu erklären und zu kritisiren. Was Verfassung überhaupt und was ihr Zweck ist, läßt sich mit Abstraction von der Geistesentwicklung sagen, daß aber die wirkliche Verfassung eine historische Kategorie und nur die Kritik dieser Existenz der Puls der Entwicklung sei, leuchtet ein. Daher die geringe Wirkung der Hegelschen Metaphysik der Politik. Die Vernunft, welche sich aus diesem gegenwärtigen Leben des Geistes zurückzieht, verblaßt und wird ohnmächtig, die Vernunft, welche uns die flüssigen Existenzen der Geschichte als ewige Bestimmtheiten verkaufen will, sinkt zu einer lächerlichen Taschenspielerei herab. Die historischen Existenzen sind eben darum, weil sie nicht ewige und nothwendige, nicht Träger eines Kreislaufs, sondern freie und einzige Bestimmtheiten, so zu sagen geistige Individualitäten sind, höherer Natur, sie haben ein Interesse als Existenzen und schließen in diesem Interesse dem Geiste neue Tiefen seines Wesens auf.

Dies Interesse für die Existenz der historischen Bildungsstufen und ihrer Staatsformen, welches der Hegelschen Politik fehlt, wird die Politik der Zukunft sich nicht entgehen lassen, es liegt auch schon in jedem kritischen Wort, welches laut werden darf, und noch viel intensiver steckt es in jedem Herzen, wohin es zurückgedrängt wird. Denn die wahre Verbindung des Begriffs und der Wirklichkeit ist nicht die Apotheose der Existenz zum Begriff, sondern die Incarni-

rung des göttlichen Begriffs zur Existenz; die Auflösung dieser Verbindung ist sodann das Weitre.

Doch dies giebt uns einen neuen Gesichtspunct, das Verhältniß des Wesens und der Wirklichkeit, der Idee und der Realität oder das Verhältniß dessen, was Hegel den absoluten Geist nennt, zum Staat. Unter dem Namen Religion und Staat spricht Hegel selbst von diesem Verhältniß, welches jetzt eine so vielbesprochne Tagesangelegenheit bildet. Hegel behandelt diese Frage von S. 332 in einer langen Anmerkung, wodurch aber in Wahrheit die Sache nicht klarer geworden ist, sondern eher verworrener. Und der Grund davon? Ist wieder der eine durch das ganze Werk hindurchgehende, daß meistentheils die existirende Religion für den Begriff der Religion, manchmal aber auch wieder der vorausgesetzte Begriff untergeschoben, der Leser also nirgends auf sichern Boden gestellt wird. Hegel hat hier die publicistische Popularität, auf die er mit seiner Voraussetzung actueller Zustände auszugehen scheint, nicht erreicht, und die scharfe Begriffsbestimmung, durch welche er sich die große Ausdehnung erspart haben würde, lag wohl nicht in seiner Absicht. Er „erinnert an den Begriff", er spricht es gelegentlich aus, „daß in der Religion aller Inhalt die Form der Subjectivität hat", daß „die Frömmigkeit, wo sie an die Stelle des Staats tritt, das Bestimmte nicht aushalten kann und es zertrümmert"; aber er nimmt auch wieder die Religion als die bestimmte, als bestimmte „Lehre" und „Vorstellung". Dies verwirrt die Sache. Wie soll die Religion eine Bestimmtheit der Lehre in sich aushalten können, wenn sie das Bestimmte überhaupt nicht aushalten kann?

Um diesem Probleme auf den Grund zu kommen, gehen wir einen Schritt zurück. Der Staat ist Hegel'n die Objectivität und Wirklichkeit des Geistes, die Selbstverwirklichung der Freiheit; gut, warum sind nun aber die Realisirungsformen des Geistes, welche Religion, Kunst und Wissenschaft darstellen, über die Sphäre des Staats und der Geschichte hinausgehoben? Kann es etwas Höheres geben, als die Selbstverwirklichung der Freiheit, und kann diese vor sich gehen ohne Religion, Wissenschaft und Kunst? greifen alle drei nicht vielmehr fortdauernd in die Geschichte ein? oder vielmehr sind sie es nicht ganz eigentlich, die die Geschichte machen?

Die Hegelsche Wendung auf die abstracte Theorie erklärt uns auch dies. Wie er den Staat aus der Geschichte herausnimmt und alle seine historischen Formen nur unter logischen Kategorien betrachtet (weßhalb denn auch mit dem Allgemeinen, dem Besondern und dem Einzelnen immer wieder von vorne eingesetzt wird), so nimmt er auch der Religion, Kunst und Wissenschaft die praktische Seite. Sie sind ihm wohl Selbstverwirklichung der Freiheit, aber nur im Elemente des (theoretischen) Geistes selbst. Er hält sie auf der Seite des reintheoretischen Geistes fest. Das Empfinden, Anschauen, Wissen der Wahrheit ist Selbstzweck, das ist richtig; aber die Wahrheit ist selbst geschichtliche Bestimmtheit, die Welt widersteht ihren neuen Formen. Der Selbstzweck ist nicht abstract zu erreichen, sondern nur in Beziehung auf die schon erreichte äußre Wirklichkeit, also als bestimmter, endlicher Zweck und als Product der endlichen Wirklichkeit. Auch die Freiheit im Element des theoretischen Geistes ist nicht absolute, losgelöste und vollkommne Freiheit, sondern nur Befreiung des Geistes aus einer bestimmten Aeußerlichkeit oder Existenz. Gegen diese, und wäre sie nur seine eigne Denk- und Bildungsform, muß der Geist sich immer wenden. Das ist Kritik und Praxis. Diese Wendung wehrt Hegel ab. Die Wissenschaft ist ihm nicht zugleich Kritik, die Kunst nicht zugleich Verarbeitung und Abklärung der Gegenwart, die Religion wesentlich Vorstellung und Lehre, nicht praktisches Pathos.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 192. 13. August. 1842.

Die Hegelsche Rechtsphilosophie und die Politik unsrer Zeit.

(Schluß.)

Es wird hier nicht geläugnet, daß Kunst und Wissenschaft theoretische Formen sind, wir wollen auch Hegel nicht lehren, was wir nur von ihm gelernt, daß das Moment das Ganze, kein Wille ohne Denken, kein Denken ohne Willen, daß alle Theorie selbst eine Praxis und der Unterschied nur die Wendung des Geistes nach Innen oder nach Außen ist; aber es wird behauptet, was auch allmälig als Thatsache des öffentlichen Bewußtseins sich geltend macht, daß sowohl die Hegelsche Philosophie, als der deutsche Geist überhaupt die praktische Beziehung und Bedeutung der Theorie verdeckt und verborgen hat, um von dem Wesen der Religion noch gar nicht zu reden.

Die Wissenschaft geht nicht in die Logik zurück, sondern in die Geschichte, und die Logik selbst wird in die Geschichte hineingezogen, sie muß es sich gefallen lassen, als Existenz begriffen zu werden, weil sie dem Bildungszustande dieser Philosophie angehört, d. h. die Wissenschaft, die selbst eine historische Form des Geistes ist, faßt die Wahrheit nicht in der absoluten Form, sie wirft den ganzen Inhalt der Idee (oder der Wahrheit) in ihre Form, so wie sie aber als Existenz begriffen, also der Kritik unterworfen ist, geht die Geschichte über sie hinaus. Die Kritik ist die Bewegung, der Secretionsproceß, der zugleich Zeugungsproceß ist.

Diese Bewegung geht sowohl inneralb der Theorie, als gegen das ganze Material der Theorie und namentlich gegen den objectiven Geist oder das Leben vor. Durch die Kritik setzt die Wissenschaft ihren Inhalt ab. Die Kritik ist der Verstand der Welt, der jenen Inhalt faßt und verdaut, sie ist die Voraussetzung der Kunst und der Religion und wirkt durch beide hindurch. Wenn dies parador klingt, so hoffen wir es gleich deutlicher zu machen. Die Kunst ist Darstellung der Idee, sie setzt den Verstand oder das Verständniß des Inhaltes, den der wissenschaftliche Geist erworben, voraus, sie ist Praxis, aber sie ist heitere Praxis, „der Schein der Idee in ihrem Andern", der Witz, — und der Witz ist die Kritik in der ästhetischen Form. Der Witz ist die Voraussetzung aller Kunst; die Heiterkeit, das Fertigwerden mit aller Realität, die nicht als Erscheinung, sondern wesentlich als Schein genommen wird, ist ihr Element. Weil die Kunst nicht die Erscheinung oder die Idee in ihrer örtlichen und zeitlichen (äußerlichen) Wirklichkeit bezweckt, sondern nur die Objectivirung im Fürsichsein des Geistes, nur für die Anschauung, nicht für endliche Zwecke, so nimmt sie ihre Gestalten aus allen Zeiten und läßt die vergangene Zeit in der gegenwärtigen wiederscheinen. Weil sie aber das Moment der Kritik zur Voraussetzung hat und die Befreiung, welche der Witz ist, den Stempel der Heiterkeit, allen ihren Bildungen aufprägt, so ist sie nichts weniger als unpraktisch. Sie befreit den ganzen gegenwärtigen Geist von seiner alten Form, indem sie ihm eine neue giebt und ihm dieselbe in ihrem Spiegel zeigt; ihre höchste Form ist aber die, welche ausdrücklich wieder in Selbstkritik des Geistes ausschlägt, die Komödie, der reine Genuß der Herrschaft des schöpferischen Geistes über alle seine Gestalten und dennoch unmittelbar selbst Gestaltung. Das Verhältniß von Wissen und Kunst ist das von Idee und Ideal. Das Verhältniß von Wissenschaft und Religion ist das von Idee und Realisirung der Idee, nicht als Ideal, sondern als Wirklichkeit. Wie das Hegelsche System die Kritik vernachläßigt, so auch das Entsprechende in der Aesthetik, den Witz und das Komische, neben der Komödie dagegen führt die Stellung des Aristophanes zum griechischen Geist die tiefsten und schönsten Erörterungen des großen Philosophen herbei.

Die Religion kann keinen andern Inhalt haben, als den Wissenschaft und Kunst ihr geben. Die Bildung des Geistes als Wissenschaft und als ideale Selbstformation ist aller Inhalt. Sie hat auch nie einen andern Inhalt gehabt und ist daher, was Hegel ganz richtig gefühlt hat, nicht dem Inhalte nach von jenen zu unterscheiden; wenn ihr aber Hegel eine eigne Theorie des „Absoluten" zugesteht, so reflectirt er damit auf eine mit dieser Prätension auftretende empirische Existenz, nicht auf das reine Wesen der Religion. Die Religion in ihrem Begriff ist nichts Andres, als das praktische Pathos für das Ideale, für die Wahrheit. Sie faßt die Idee ins Gemüth zusammen, sie macht die reine Einsicht zur Substanz des Charakters

und richtet sich in dieser Concentration des Inhalts auf die Realisirung desselben. Ihr Wesen ist diese Praxis, die keineswegs damit endigt, daß das Subject in leerem Hinbrüten nun für sich selbst die Idee ins Gemüth aufnimmt, — das ist eine Abstraction, — sondern die sich nun erst als die reelle Kritik offenbart, indem sie die alten Existenzen aufhebt und neue begründet.

Die Religion ist darum keine Alltagsangelegenheit und nicht Jedermanns Sache. Die abstracte, nicht ernstlich gemeinte Aufnahme der Wahrheit (der Idee, des Zeitgeistes, der Substanz, des Göttlichen) ins Gemüth, die wohl Jedermann sich zumuthen könnte, wäre eben keine wirkliche Gemüthssache. Ist das Gemüth wirklich erfüllt, so geht es sogleich über, und es kann nicht fehlen, daß jede Wirklichkeit der Religlon in allen Gemüthern ein großer Welttag, ein jüngstes Gericht und eine „Zertrümmerung eines Bestimmten" sein muß. Die jetzt so viel nach Religion schreien, haben nichts mehr zu fürchten, als das Wiedererwachen der Religion, und nichts so sehr zu preisen, als daß eine allgemeine Realität der Religion so selten ist. Die Concentration ins Gemüth abstrahirt allerdings von der bestimmten Auslegung des Inhaltes, das praktische Pathos bricht die Contemplation an irgend einer Stelle ab und stürzt nun das Subject, wie es ist, in den Kampf. Allein es wird immer ein bestimmter Inhalt im Ganzen vorausgesetzt und die Bestimmtheit der theoretischen Ausbreitung, welche die Religion für den Augenblick aufhebt, kommt sogleich aus ihrer Praxis wieder hervor. Ist es Sache des Religiosen, der Idee im Ganzen treu zu sein und für eine neue Form derselben allerdings aufs Unbestimmte hin sich persönlich einzusetzen; so ist es bei der theoretischen Bestimmung der öffentlichen Lage und bei der Ausbildung der eroberten Wirklichkeit im Einzelnen, welche auf religiöse Praxis folgt, die Aufgabe, jene Religiosität fortwirken und von der Treue gegen das Princip alle neuen Bestimmungen durchdrungen sein zu lassen. Man erinnere sich der Freiheitskriege oder der Julirevolution oder der ersten französischen Revolution. Die Religion machte sich geltend als Pathos und Hingabe für die bestimmte Idee, aber zunächst ganz im Allgemeinen als Gemüthsbewegung dafür. Die spätern Bestimmungen sind wahr und maßgebend, so lange sie sich der Religiosität der Zeit noch erinnern. Der Abfall von der Idee, wenn die Menschen aufhören vom Geist und von der Wahrheit erfüllt zu sein, oder die Irreligiosität legt sich dann in den Zwischenzeiten als drückender Alp auf die Gemüther der Menschen, und preßt sie zu neuen Manifestationen des still und innerlich in ihnen wirkenden Göttlichen zusammen. Daher fehlt es denn auch der Religion nie an Gegenständen weder des historischen Zornes, noch der historischen Sehnsucht. Hegel sagt, „daß die Religion, wo sie an die Stelle des Staats tritt, das Bestimmte zertrümmert."

Wann tritt nun die Religion an die Stelle des Staats?

Offenbar nur dann, wenn der Staat so geistlos geworden ist, daß die ideale Praxis, das Pathos für die Idee, ihm völlig entfrembet und sein Feind geworden ist. Das Pathos der Reformation tritt so an die Stelle der Hierarchie, das der Revolution an die Stelle des alten Staatsunwesens.

Wie verhält sich denn nun Religion und Staat?

Sehr einfach, wie Wesen und Existenz, da die wahre Religion allen Inhalt des Zeitgeistes, der das Wesen ist, in sich concentrirt und als subjective Macht oder Gemüthsbewegung in die Welt einzuführen trachtet; diese Welt ist der Staat und seine Existenz, jener Inhalt sein Wesen; und es ist die Aufgabe, das Wesen und seine Bewegung nicht zum Feinde, sondern zur Seele der Existenz selbst zu erheben, d. h. das praktische Pathos, die Begeisterung für die Idee, der Trieb der Kritik, welche die Progressen des theoretischen Geistes mit den Existenzen zusammenzubringen sucht, muß in den Staat selbst aufgenommen werden. Ein Staat, der Wissenschaft, Kunst und Religion außer sich hat oder sie gar zu Feinden haben kann, muß nothwendig einen plötzlichen Untergang in die Bewegung des Wesens, die er zurückweist, erleben. Der geordnete Untergang der Existenzen ins Wesen ist die einzige Rettung vor dem Mißstande jenes plötzlichen Unterganges, d. h. die Auslegung des realen Geistes, welche der Staat ist, darf die Concentration der neuerrungenen Idee im Gemüthe, die Religion, nicht bis zum Zerspringen comprimiren, er muß vielmehr sich selbst so organisiren, daß seinem eignen innern Leben das neue Streben, dieses Schwellen der knospenden Entwicklung zu Gute kommt.

Nach der Seite des Staats ist also die Lehre der Geschichte, seine Verfassung auf die wesentliche Bewegung des menschlichen Geistes einzurichten, ganz allgemein gefagt, die sich selbst regierende Vernunft anzuerkennen, zu organisiren und alsdann gewähren zu lassen. Nach der Seite der Religion, daß es ihre Aufgabe ist, lediglich in Staat, Kunst und Wissenschaft ihr Positives und ihren Inhalt, ihre Existenz und ihr Element zu suchen; nicht aber ein Positives, welches sowohl außer der Vernunft, als außer Staat und Wirklichkeir liegt, für sich in Anspruch zu nehmen.

Man wird es nicht zugeben, daß dies wirklich das wahre Sachverhältniß sei; man wird die Historie dagegen aufrufen und behaupten, von jeher hätte die Religion ihren eignen Inhalt für sich gehabt. Allein man wird mit der Geschichte nur sich selber schlagen. Die Religion

ist viel praktischer, als jene ihre unpraktischen und wahrlich unberufnen Vertheidiger denken. Die zwei Wege der Praxis, die ihr offen standen, hat sie eingeschlagen, sobald sie aufhörte, Naturreligion zu sein, den Weg der idealen Praxis, der Kunstbildung, und der realen Praxis, der Staatenbildung. Von der griechischen, jüdischen, muhammedanischen Religion in dieser Beziehung noch weiter zu reden, da die Kunstschöpfungen der einen und die staatsbildnerische Energie der beiden andern in die Augen springt, wäre überflüssig. Nun kommt aber das Christenthum und scheint dem Staate sowohl als der Kunst nicht günstig zu sein, denn es will nur das Himmelreich gründen; nur das Himmelreich? o nein, das Himmelreich auf Erden. Ja wäre es möglich gewesen, wirklich nur im Gemüthe, in der Innerlichkeit des Geistes zu leben und von der Erde ernstlich loszukommen, alsdann hätte zwar das Christenthum nicht aufgehört, praktisches Pathos zu sein, dieses Loskommen zu wollen, es hätte auch nicht aufgehört, die Gründung eines Reiches, wenn auch immerhin eines himmlischen Reiches zu wollen; aber es wäre allerdings nicht zur Zeugung eines irdischen Staates zu schreiten gewesen. So blieb ihm aber nichts übrig, als das Himmelreich auf Erden, und es ist nie ein durchgebildetres, consequentres Reich gegründet worden, als das Reich der Hierarchie, ein heiliges, aber nicht minder diesseitiges Staatswesen, so rein aus der Theorie heraus, wie nur irgend eins und gewiß nicht ohne die Concentration der jedesmaligen Theorie zum praktischen Pathos. Gegen diesen bewundernswürdigen, weltbeherrschenden Priesterstaat erhob sich nun die Wissenschaft; und als diese sich wieder zur Religion concentrirte und das wahre Wesen gegen jene geistlos gewordne Existenz geltend machte und nun das Gewicht auf die Religion als solche und auf die Bewegung des Wesens in der Innerlichkeit des Gemüthes legte, ward zwar das Staatswesen der Hierarchie gebrochen; allein die Reformation war ebenso wenig, als das ursprüngliche Christenthum im Stande, sich der Staatbildung zu enthalten. Den Staatssinn des Katholicismus hebt sie auf, den Staat aber, wenn auch nur als Nothstaat und als äußren Schutz für die Menschen mit überirdischen Interessen muß sie gerade aus ihr sich herausbilden lassen. Es entstehen die Staaten ohne Staatssinn, die protestantische Staatenbildung, die nicht eigentlich gewollt, sondern nur von der Noth erzwungen wird, weil die innerliche, die Glaubens- und Geistesfreiheit, nur so zu erzielen ist. Hieraus entspringt die theoretische Durchbildung, aber auch die theoretische Abstraction der deutschen Welt. Die abstracte Religion, als reintheoretische Gemüthsbewegung, wie wir sie im protestantischen Cultus haben, wird bald blaß und erscheint als Indifferentismus; die praktische Religiosität, das praktische Pathos kann bei den reinen Protestanten nur in Zeiten der Noth und Gefahr auftreten, denn der Staat ist nur Nothstaat, er geht die Bürger nichts an, als nur sofern er sie schützt. Die Menschen sind mit ihren Privatangelegenheiten allein beschäftigt und die Religion sorgt nur für die Privatgemüthsbedürfnisse, für der Einzelnen Seelen Seligkeit, für das Heil des Privat-Subjects in jener Welt, sie bezieht sich nicht mehr auf ein Gemeinwesen, das sie geschaffen und zu fördern hätte, das Gemeinwesen ist ihr abhanden gekommen, die Kirche ist die unsichtbare geworden und der Staat der geheime. In der That ist diese Lage sehr abstract und trotz aller theoretischen Bewegung einer Verödung des Geistes in seiner edelsten Beziehung vollkommen gleich zu setzen.

Der politische Sinn, das staatenbildnerische Pathos, welches der reelle Protestantismus (von dem englischen kann nur als katholischem Protestantismus die Rede sein) in den Gemüthern der Deutschen erstickt hat, ist daher von den katholischen Nationen zuerst wieder aufgenommen worden. Sie haben zum Wenigsten die theoretische Abstraction sich nicht zur fixen Idee werden lassen und sind zuerst ans Werk gegangen, den neuen Inhalt, welchen die protestantische Bildung des Geistes in die Welt gebracht, zum praktischen Pathos und zur politischen Bildung zu erheben. Die jetzige Zeit scheint nun damit beschäftigt zu sein, „die abstracten Theoretiker" und „die einseitigen Politiker", die Deutschen und die Franzosen, durch einander zu bilden. Hindert der Katholicismus die geistige Freiheit, so hindert die protestantische Abstraction, deren höchste umkippende Höhe in Hegel erscheint, die politische Freiheit; aber es ist nicht zu verkennen, daß ohne politische Freiheit nur eine abstracte Geistesfreiheit und keine reelle Entwicklung aus eigner Kraft, sondern nur durch äußre Nothstände eintreten kann. Daher hat Deutschland eben sowohl von dem praktischen Pathos der Franzosen sich das Nöthige anzueignen gesucht, als Frankreich von den theoretischen Consequenzen der Reformation Nutzen zieht; aber beide müssen in der Austauschung ihrer Güter noch viel weiter gehen, als bis jetzt geschehen ist. Beiläufig sei es den Altdeutschen ans Herz gelegt, daß also die Deutschen mit ihrer Privatsittlichkeit und egoistischen Religiosität gegen die politische Sittlichkeit und den religiösen Aufschwung des Staatssinnes, wie beides in der französischen Geschichte auf eine wahrhaft welterschütternde Weise auftritt, unendlich zurück sind, und wenn die Deutschen ja etwas vor den Franzosen voraus haben wollen, so mögen sie sich lieber mit Hegel auf ihre Wissenschaft, als mit den Zopfgermanen auf ihre Sittlichkeit berufen.

So sehr kommt die Geschichte aller Jahrhunderte und

nicht minder die gegenwärtige Weltlage unsrer Ansicht von dem Verhältniß der Religion zum Staate zu Hilfe. Sie auseinander halten, heißt beiden ihren Lebensnerv entziehen.

Wenn man nun, erschreckt, vor der Bewegung dieser gewaltigen Mächte, der sich doch die Welt nicht erwehren kann, zurücktritt, also die Geschichte nicht will, also wesentlich im Sinne des verblaßten Protestantismus, der indifferenten Spießbürgerlichkeit denkt und fühlt; so wird man ausrufen: diese Religion sei nur Fanatismus und, was das Aergste bei der Sache, es vereinige sich auf diese Weise der religiöse und der politische Fanatismus in Eine Bombe, um so das Gewölbe alles Positiven um so sichrer zu sprengen. Die französische Entwicklung sei darum „verrucht". Obgleich der Begriff des Fanatismus nicht leicht zu fassen ist, so muß man doch zugestehen, daß mit ihm immer dieses Sprengen und sein gewaltsamer Ausbruch gemeint wird. Der Fanatiker kehrt sich an keine, weder moralische, noch äußerliche, Hindernisse, er stürzt rücksichtslos seinem religiösen Drange (des praktischen Pathos) nach, er sprengt sich selbst in die Luft, wenn er nur die Gegner auf seiner Mine hat, er sagt, wie Götz,

„Es liegt mir nichts daran, daß ich umkomme,
Wenn nur die Hunde alle mit erstochen werden!"

Das praktische Pathos steigert im Fanatismus das Selbstgefühl zu einer solchen Wollust, daß der Mensch ganz darin aufgeht, und, wenn's, wie in dem Falle von van Spyk, dabei etwas zu sprengen giebt, darin auffliegt, daß er endlich, wenn er einmal sich nicht schont, auch die Andren grausam seinen Zwecken opfert. Der Fanatismus ist die gesteigerte Religion, die tragische Gestalt derselben; und wird die Religion als Lust der Befreiung empfunden, so der Fanatismus als die Wollust des comprimirten Durchbruchs; hebt die Religion die unberechtigte Existenz zu einer wahren auf, so sprengt der Fanatismus Alles in die Luft und sich dazu, wenn er seinen Kopf nicht anders durchsetzen kann; ist also die Religion rücksichtslos gegen die Hindernisse ihrer Bewegung, so ist der Fanatismus grausam. So ist Religion und Fanatismus verschieden; ob aber und wie der Fanatismus zu vermeiden sei, läßt sich leicht begreifen. So lange noch Batterien zu nehmen und Positionen mit dem Leben zu behaupten sind, werden wir keine Geschichte ohne Fanatismus haben; daß es aber der Zweck der Staatsverfassung sei, die Bewegung der Religion in sich aufzunehmen und in geordneter Circulation wirken zu lassen, haben wir schon erörtert.

Wie ist der Staat zu ordnen, das heißt daher genau genommen, wie ist die innre Geschichte zu ordnen, da wir einmal anerkannt haben, daß der gesammte Inhalt der theoretischen Erwerbung immerwährend zur praktischen Circulation gebracht und das reformatorische praktische Pathos der Religion legalisirt werden muß.

Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 193. 15. August. 1842.

Guhrauer „Das Heptaplomeres des Jean Bodin."

(Fortsetzung des in Nr. 186 abgebrochnen Artikels.)

Bodin ging nach Laon zurück, um seine ständische Wirksamkeit auf dem Wege der Presse fortzusetzen. Er gab sein berühmtestes Werk de la République heraus, die Urkunde, in welcher er sich der Nachwelt vermachte. Als Früchte ihrer Zeit „erscheinen Werke, wie das genannte", sagt Guhrauer, „gleich Thaten, und ihres Kerns bemächtigt sich die Universalgeschichte, wenn so oft die Gelehrten- und Litterarhistorie sich mit den bloßen Schalen begnügt." Bodin untersucht die verschiednen Staatsverfassungen und erklärt sich für die durch Gesetze eingeschränkte Monarchie. Recht und Gerechtigkeit ist ihm die Grundlage des Staatslebens und der Staatsverwaltung. Mit Grund hat man den Verfasser des Werkes „vom Staate" den Vorläufer Montesquieu's genannt; es war die erste bedeutende Arbeit der neuern Zeit in der empirischen Physiologie des Staats.

Die politische Wirksamkeit Bodin's erneuerte sich durch Wiederanknüpfung seines Verhältnisses zum Herzog von Alençon (damals Anjou). Bodin war der Vertraute des unruhigen Prinzen und begleitete ihn auf mehrern Reisen nach England und den Niederlanden. Nach dessen Tode 1584 zog sich Bodin nach Laon zurück, wo er bald königlicher Procurator wurde. Zu der Ständeversammlung in Blois von 1588 wurde Bodin nicht gewählt; der Herzog von Guise und die Ligue hatten die Wahlen und den Reichstag in ihrer Gewalt. Als bald darauf nach Guise's Ermordung Paris gegen Heinrich III. sich auflehnte, war auch Laon unter den vielen Städten, welche diesem Beispiele folgten. Bodin war hiebei hauptsächlich thätig, was bei seiner Hinneigung zu den Reformirten nicht wenig Befremden erregte. Sein Uebertritt zur Ligue hat ihm auch von spätern Beurtheilern Tadel zugezogen. Bodin wurde, wie er selbst in einem Rechtfertigungsbriefe sagt, bei jenem Schritte von der Ueberzeugung geleitet, daß die Stimme der sich gegen einen schlechten Fürsten erklärenden Nation für den Patrioten entscheidend sein müsse; in solchem Falle „habe man keine Rebellion, sondern Revolution."

Mitten unter diesen Unruhen verwaltete Bodin sein Amt mit strenger Rechtlichkeit. Oefter rettete er des Royalismus verdächtige oder angeklagte Personen. Sein Widerstand gegen die Leidenschaften des großen Haufens und der fanatischen Volkslenker zog ihm Verfolgung und Lebensgefahr zu. Er wurde als Ketzer angeklagt, jedoch ohne Erfolg. Man brachte es nur bis zur Verbrennung seiner Bücher, indem er als Zauberer dargestellt wurde.

Nach der Erobrung von Paris und noch vor der von Laon schloß sich Bodin der Sache Heinrich's IV. an. Der öftre Parteiwechsel könnte ihn zweideutig erscheinen lassen, wenn nicht sein ganzes Leben ihn als Mann von grundsätzlicher Ueberzeugung und von gediegner Rechtschaffenheit auswiese. Er starb arm 1597.

Der im Allgemeinen seiner Zeit so weit vorgeschrittne Bodin theilte dennoch, seinen Tribut der Schwäche entrichtend, ihren astrologischen und dämonologischen Aberglauben. Das Ansehen, welches er durch Geist und Gelehrsamkeit besaß, erhöhte noch den Glanz und das Gefährliche solcher Irrthümer. Die Rohheit der damaligen Naturkunde siegte noch nicht über den Unfug der Geheimwissenschaften. Gegen den die Zaubrer als Kranke auffassenden Arzt Johann Wier (Weyer), welcher de pseudomonarchia daemonum schrieb, richtete Bodin seine Démonomanie, welche oft aufgelegt und in vielen Sprachen erschienen ist. Ja er nahm sogar Theil an der Verurtheilung einer Frau wegen Zauberei!

Dieser selbige Mann war in einer an Fanatismus reichen Zeit der eifrige Prediger der Gewissensfreiheit und Duldung für alle Religionen und Secten. Diese für das sechzehnte Jahrhundert hochzupreisende Denkart bethätigte er in Leben und Schriften.

Das 1593 abgefaßte Heptaplomeres, über dessen Textur und äußre Geschichte sich Guhrauer ausführlich verbreitet, heißt vollständig: Colloquium heptaplomeres de rerum sublimium arcanis abditis, und ist ein Gespräch zwischen sieben Personen über Alles und noch Etwas, besonders über religiöse Dinge. Bisher war es nur in Handschriften bekannt; in der vorliegenden Ausgabe ist ein Theil abgedruckt. Das Werk ist von Vielen verwünscht worden, aber auch oft abgeschrieben und gelesen. Die Handschriften sind zum großen Theile mit Anmerkungen, besonders polemischen, ausgeziert. Zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts

kannten es die meisten bedeutenden Gelehrten. Unter den Personen des siebzehnten Jahrhunderts, welche diese Schrift besaßen, werden genannt: Christine von Schweden, Milton, Boineburg, Conring. Das Urtheil der beiden Letztren kennt man; sie sprechen von Bodin so schlecht wie möglich. Hugo Grotius erklärte das Heptaplomeres für sehr lesenswürdig. Im Jahr 1684 machte sich der Superintendent zu Bremen, Diecmann, zum leipziger Doctor der Theologie durch das Schediasma inaugurale de naturalismo tum aliorum tum maxime J. Bodini. Hier werden einzelne Fetzen von Bodin's Werke abgerissen und von einer siegge-krönten Refutation vernichtet. Es ist, wie Guhrauer sagt, „fromm eifernde, die ganze Geschmacklosigkeit des Zeitalters an der Stirn tragende Polemik". Könnte das Schediasma nicht mit Glück jetzt wieder aufgelegt werden, besonders da, wo man mit Wenigerm die höchsten Ehren in der Theologie erlangt? Leibnitz fand in seinen zwanziger Jahren, daß das Heptaplomeres mehr Gelehrsamkeit als Frömmigkeit enthalte, fürchtete, daß es einmal zu großem öffentlichen Schaden herausgegeben werde, und begann eine Refutation zu schreiben, von welcher ein Paar Bogen in seinem Nachlasse befindlich. Der reife Leibnitz dagegen schätzte das Werk sehr hoch. In drei Briefen aus seinem Todesjahre 1716 spricht er den Wunsch aus, daß es Jemand herausgeben möge. Bücher, wie de tribus impostoribus und dergleichen „Possen" hätten keinen Werth; aber das Heptaplomeres müsse hievon ausgenommen werden. Leibnitz und Christian Thomasius erklären es für „ungefährlich". Das ist wahr und nicht wahr, je nach der Definition des „Gefährlichen". — 1719 fing Leyser in Helmstädt*) eine Ausgabe des Werkes an. Schon meldete die Leipziger gelehrte Zeitung, „daß der Druck begonnen habe." Da kam ein höheres Verbot dazwischen. Der ehrenfeste Leyser hatte also nicht einmal das Vergnügen, den Ketzer gedruckt zu sehen. In einem aufgeklärtern Zeitalter pflegt erst alsdann confiscirt zu werden.

Im achtzehnten Jahrhundert wurde die Bekanntschaft mit dem Bodinschen Werke sehr selten, freilich auch in dem Verhältniß, als das Jahrhundert kühner wurde, weniger nöthig. Lessing erwähnt es nirgends. Der Freiherr von Senkenberg veranstaltete eine kritische Redaction, welche aber nicht im Drucke erschien, wohl aus Mangel an einem Verleger**). Guhrauer endlich wurde durch Leibnitzens Aeußrungen zu dem Werke hingeführt, und, sagt er selbst: „mein Vorhaben, die Frucht meines Fleißes zu veröffentlichen, hat der berühmte Theolog in dem Schreiben, welches diese meine Schrift ziert, nur gebilligt und bestärkt."

Die Anlage des Gespräches Heptaplomeres ist, daß in dem freiern gegensatzreichen Venedig sieben Personen von verschiednen Religionsparteien ihre Meinungen in scharfgehaltner Individualität austauschen. Der Wirth Coronäus ist römisch-katholisch; seine Gäste sind Fridericus der Lutheraner, Curtius der Reformirte, Salomo der Jude, Octavius der Muhammedanische Renegat, Senamus, welcher das Heidenthum repräsentirt, und Toralba, von welchem später. In sechs Büchern werden sechs Gespräche dargestellt. Die mit eckiger Kraft und zugleich kritischer Gewandtheit auftretende Figur des Salomo hat vermuthlich den Bodin bei einigen Gelehrten des siebzehnten Jahrhunderts in den Ruf eines heimlichen Juden gebracht, um so leichter, da der Verfasser den Salomo mit hoher sittlicher Würde ausgestattet hat. Auch jetzt ist es gäng und gebe, daß starre Tauf- und Symbolgläubige bei Nichtchristen eo ipso alle Tugend vermissen. Außerdem wurde man früher leicht für einen Juden gehalten, wenn man sich mit der von Juden öfter geübten polemischen Kritik der christlichen Religion beschäftigte. — Bodin arbeitet in dieser Schrift auf die gleichmäßige politische Berechtigung aller Religionen hin; sie war eins der schönsten Vorzeichen des Edicts von Nantes. Als entschiedner Kopf dehnte Bodin freilich sein religiöses Freiheitsprincip bis zur wahren Peripherie aus. In Betreff des Judenthums bemerkt Guhrauer sehr gut: „Man wird eingestehen, daß in diesem Concert von Stimmen, welche hier für religiöse und politische Duldung in den christlichen Staaten sich erheben, der Ruf des Juden, aus dem Jammer der Jahrhunderte voll Pein, Drangsal und Verfolgung, für sein unglückliches Volk am tiefsten erschallen, am ergreifendsten rühren sollte. Der ist kein Menschenfreund, dem es Bodin darin nicht recht gemacht hat."

Für die Frage, welcher Confession Bodin angehört habe, ist von Belang sein Brief an einen vertrauten Freund, den Katholiken Botrü. Guhrauer verwirft sowohl die Meinung, daß Bodin guter Katholik gewesen (Biographie universelle), als diejenige, er sei guter Hugenotte gewesen (Bayle), und behauptet: „Bodin war und blieb Katholik mit protestantischen Gesinnungen, wie es deren damals viele gegeben hat, und denen man Protestanten mit katholischen Gesinnungen früher und jetzt entgegenstellen könnte." Allerdings ist diese Auffassung die bei Weitem wahrscheinlichste, sobald man nur den Katholiken vom katholisch Getauften, den Protestanten vom protestantisch Getauften unterscheidet. Die Hurter, die Pusey sind sicher Katholiken, auch ohne überzutreten; ebenso sind eine Menge „Katholiken" wirkliche Protestanten. Bodin nun, wenn man sein Heptaplomeres und sein Werk vom Staate

---

*) Von ihm hat man eine Abhandlung: Selecta de vita et scriptis Jo. Bodini.

**) Dieser Apparat befindet sich in Gießen. Guhrauer konnte ihn nicht bekommen. „Das (Groß)herzogliche Ministerium findet sich seit längrer Zeit veranlaßt, keine Handschrift aus dem Lande gehen zu lassen." Beitrag zur deutschen Nationaleinheit.

betrachtet, muß als eklektischer Rationalist erscheinen. Er hielt es wohl nicht der Mühe werth, zur reformirten Confession überzugehen, da seine religiösen Ansichten sich in weitren Bahnen bewegten, als in dem engen Kreise des Unterschiedes zweier christlicher Confessionen. Sein öffentliches Benehmen in Bezug auf dieselben (namentlich daß er anfänglich gegen, später für die Ligue auftrat) kann nicht aus dogmatischen, sondern bloß aus politischen Gründen erklärt werden.

Von den sechs Büchern des Heptaplomeres hat Guhrauer einen deutschen Gesammtauszug auf 159 S., und ein längres Stück des lateinischen Originals (S. 161—253) veröffentlicht. Hinterher folgt ein Aufsatz: „Zur Vergleichung mit den wolfenbüttelschen Fragmenten." Das ganze Werk, in den Handschriften ein starker Folioband, verdiente gedruckt zu werden; vielleicht darf man hoffen, daß Guhrauer selbst diesen seinen Wunsch erfülle. Wünschenswerth jedoch wäre, daß der Herausgeber größre Sorgfalt auf Redaction und Correctur verwendete. — Zur Probe theilen wir Einiges mit, und zwar Solches, was durch lebhafte Färbung am leichtesten charakterisirt.

Die drei ersten Bücher beschäftigen sich meistens mit physischen, metaphysischen und ethischen Fragen; dabei auch gründliche Untersuchungen über Engel und Dämonen. Das vierte Buch kommt auf die Zulassung oder Ausschließung der Religionen. Der Lutheraner möchte nur Eine Religion als herrschende im Staate; der Muhammedaner hält dies für einen frommen Wunsch, wenigstens müßte die alleinherrschende Religion auch die wahre sein. Der Jude sagt, eine Religion, die nicht wahr, sei gar keine. Dagegen erklärt Senamus, der Vertreter des skeptischen Paganismus und des Indifferentismus: „Bei der so großen Vielheit der Religionen, welche wir sehen, kann es geschehen, daß mehr als eine die wahre sei; und so lange als die Priester aller Religionen mit tödtlichem Hasse von einander sich entfernen, ist es sichrer, jede Religion, als von vielen eine zuzulassen, welche vielleicht die falsche ist, oder diejenige, welche von allen die wahrste ist, ausschließen zu wollen." An andern Orten erklärt Senamus sich weiter dahin: er glaube, daß alle Menschen Gott, den Vater aller Götter, anerkennen, obschon die Meisten durch Mittheilung der Ehren die Geschöpfe mit dem Schöpfer verbinden. Gott entschuldige gewiß gerechten Irrthum und habe Gefallen an allen Religionen, sobald sie ohne Heuchelei und mit Herzensreinheit geübt würden. In Rücksicht auf „den gemeinschaftlichen Urheber und Vater der ganzen Natur" betritt Senamus, wie er versichert, alle Tempel und Kirchen, wo es angehe, „um bei Keinem als Atheist Anstoß zu erregen, oder den Schein zu haben, als wollte er die öffentliche Ruhe stören." — Octavius beruft sich auf die tolerante Praxis der Muhammedanischen Herrscher, welche glaubten, „daß alle Menschen dem unsterblichen Gotte angenehm sein werden, wenn mit reinem Geiste jeder seine Gottheit verehre, wenngleich er völlig unwissend darüber sei, was für einen Gott man haben müsse."

Bei Erörterung des Kriteriums der wahren Religion bemerkt Toralba: „Wenn die Grundlagen der wahren Religion auf das Ansehen von Schriften allein sich stützen, so werden die Pythagoräer mit ihrem alten Worte αὐτὸς ἔφα leichtes Spiel haben. Wenn aber die Dunkelheit der Worte von der Art ist, daß sie einen verschiednen Sinn geben kann, so wird die Sache vor die Schiedsrichter oder die Weisen zu bringen sein." — Im Verlaufe des vierten Buches setzen die sieben Freunde jeder die Vorzüge seiner und die Mängel der andern Religionen und Ueberzeugungen auseinander: besonders kommen die Mosaische Religion und der Islam zur Sprache. Salomo nimmt seinen Glauben und Cultus mit großer Wärme in Schutz; bei Gelegenheit des Ritualgesetzes führt er einen gewaltigen Streich auf die römische Kirche*): „Vieles zwar hat die römische Kirche von den Juden angenommen, den größten Theil der heiligen Gebräuche jedoch von den alten Griechen und Lateinern, wie wir noch jetzt die Opferthierfelle, mit welchen die Opfrer selbst das Haupt einhüllten, von den Kanonikern gebraucht sehen; die Abscheerung des Scheitels nahm vielleicht schon seit der Isis ihren Anfang, welche auf die Nachricht von dem Tode des Osiris das Haupt zugleich mit dessen Priestern abschor; dann auch die Entlassung des Volkes nach vollbrachtem Gottesdienste, das Reinigungswasser, die Tänze, die Theophanien, die Götterwagen, die Schmausereien und die Speisepolster der Götter." Hiezu bemerkt Curtius der Reformirte, der Pomp der römischen Religion zieme sich mehr für die theatralischen Spiele und Schauspiele der alten Heiden, als für die wahre Frömmigkeit, welche die Schminke und den heuchlerischen Schein verabscheue. Nichts sei trügrischer, als das äußerlich Glänzende. Wie es nichts Grausamres gebe, als den Tiger mit der Farbenpracht seines Felles, so müsse man auch von den Religionen urtheilen, welche sich bloß auf heilige Gebräuche und Ceremonien stützen.

Im fünften Buche treten die verschiednen Religionsmeinungen schärfer, gegliederter und mit feinrer gegenseitiger Kritik hervor. Die christliche Mythologie namentlich wird lebhaft angegriffen. Salomo sucht die messianischen Weissagungen des A. T. zu entkräften; auch die Harmonie der Evangelien bietet Stoff zur Disputation. Mit aller Mühe, sagt Salomo, können die Theologen keine Uebereinstimmung zwischen vier Evangelien herausbringen; was würde erst geschehen, wenn die funfzehn verloren ge-

*) Auch wirft er ihr vor, daß sie den Monotheismus verlassen habe und 300,000 Götter verehre, während das Alterthum doch nur 300 Jupiter gehabt habe.

gangnen Evangelien vorhanden wären? Die übernatürliche Geburt Jesu wird in Betrachtung genommen.

Im sechsten Buche kommt die Gesellschaft der sieben Freunde auf Fasten, Processionen, Kirchenmusik zu sprechen. Alsdann wird über die Lehre von den beiden Naturen in Christo und der Menschwerdung Gottes verhandelt. Die Gottheit Christi und die göttliche Dreieinigkeit werden genauer angegriffen und vertheidigt. Toralba's Ansicht ist: „Wenn in die Eine Natur Christi zugleich die göttliche und menschliche Form zusammengehen, so müssen beide untergehen, und aus beiden ein gewisses Drittes, von beiden Verschiednes, entstehen, wie wir sehen, daß aus Wasser und Honig Hydromel componirt wird, indem die Natur der Einfachen verdorben wird." Weiterhin bedient sich Toralba der Prämisse: „keine Dualität kann ein Princip sein, sondern die Einheit ist der Anfang der Dualität", und demonstrirt: „wenn nun aber beide Naturen, die göttliche und die menschliche, nicht in ein und dasselbe verschmolzen sind (concreta) und keine von der andern gänzlich abgesondert (discreta), so wird fürwahr die Dualität verbunden sein (copulata), welche mithin eines Bandes und der Verbindung bedarf, weil jene beiden Naturen durch einen größern Abstand von einander getrennt sind, als Entgegengesetztes, das in dieselbe Gattung (Begriff) eingeschlossen ist. Allein das Endliche und das Unendliche kann nicht von derselben Gattung eingeschlossen sein, folglich können sie auch durch kein Band vereinigt werden" ꝛc. An andern Orten bringt Toralba folgende Syllogismen vor: „Christus, da er wahrer Mensch, wahre Creatur gewesen ist, hat nicht sein selbst Schöpfer sein können. Denn weder gestattet die Natur, noch läßt es die Vernunft zu, daß der, welcher von einem Andern ist, eben derselbe sei, von welchem er ist." — — „Vater ist der Name entweder einer Essenz oder eines Actus. Wenn eines Actus, so ist wahrlich der Sohn ein geschaffner; wenn Name der Essenz, so ist der Sohn nach der ganzen Substanz ein Andrer als der Vater." — — „Damit das, was geboren wird, sei, muß eine Zeit vorhergehen, da es noch nicht war. Woraus folgt, daß der Sohn entweder nicht erzeugt worden, oder, wenn er jemals erzeugt worden, nicht ewig sein könne." — Toralba findet ferner die Menschwerdung Gottes gar nicht nöthig zum Heile des menschlichen Geschlechts. „Man soll in der Natur des Universums nichts statuiren, was, ohne daß dem Universum etwas von seiner Vollkommenheit und der höchsten Glückseligkeit mangle, fehlen kann. Aber nichts ging dem höchsten Gute oder dem Universum von der Vollkommenheit ab, ehe Gott den Menschen, wie ihr wollt, angezogen hatte. Daher würde Gott ohne Grund die mit Blut gemischten Exuvien eines Menschen angezogen haben, weil es nicht nothwendig war. Die Pluralität aber in der Natur darf niemals anders, denn als nothwendig zugelassen werden. In der ganzen Natur ist es durchgehend, daß das Nothwendige nicht fehlt und das Ueberflüssige nicht vorhanden ist."

Diesem Läugnen der Gottheit Christi und der ewigen Zeugung schließen sich Octavius und Salomo an. Der Erstre erwähnt, daß Aëtius nach Epiphanius' Bericht 300 Argumente gegen die Gottheit Christi gesammelt hatte; für schlagend hält er das eine schon: „Christus (Gottes Sohn) ist Gott aus sich selbst, nicht aus einem Andern. Denn, wenn er von einem Andern hat, daß er Gott ist, so kann er nicht Gott sein." Der Christusdienst ist dem Muhammedaner sehr anstößig: „Giebt es irgend eine Entschuldigung der Idololatrie, so fehlen diejenigen gewiß minder, welche die Sonne, dieses schönste Abbild der göttlichen Majestät, als die, welche einen gestorbnen Menschen anbeten, wie die Christen." Salomo meint, Gott müsse durch seine Verwandlung in einen Menschen entweder besser oder schlechter geworden sein. Er nimmt seinen ewigen, unveränderlichen Gott mit dem ästhetischen Argumente in Schutz: „Daß Gott mit der menschlichen Natur sich verbunden und eine fleischige Masse angezogen habe, vor nicht gar langer Zeit, ist nicht nur gegen die Natur und Wesenheit Gottes, sondern auch gegen den Anstand seiner Majestät." — Unter den übrigen Mysterien hat auch die Dreifaltigkeit ein lebhaftes Kreuzfeuer zu bestehen. Toralba verwirft durchaus die numerische Unterscheidung in der einfachen Natur Gottes. Der Jude nimmt besonders Aergerniß daran, daß nach einander im Lauf der Zeiten auf verschiednen Kirchenversammlungen erst der Sohn und dann der heilige Geist „in die Zahl der Götter aufgenommen" seien.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 194. 16. August. 1842.

Guhrauer „Das Heptaplomeres des Jean Bodin."

(Fortsetzung.)

Als Coronäus im ächtrömischen Geiste der Plusmacherei und des kirchlichen Mechanismus die anderthalb Jahrtausende und die große Ausbreitung des Christenthums für Beweise der Göttlichkeit dieser Religion erklärt, setzt ihm Senamus die Bemerkungen entgegen: „Dem unsterblichen Gott gegenüber kann es keine Verjährung durch die größte Länge der Zeit geben." — „Die, welche durch das Alterthum und die Dauer allein die Vorzüglichkeit einer Religion messen, erklären, daß die Religion der Heiden von allen die beste sei." — „Wenn Menschenopfer und andre große Gottlosigkeiten auf dem ganzen Erdkreise in so vielen Jahrhunderten als höchst religiös angesehen wurden, wie läßt sich durch die Länge der Zeit die wahre Religion beweisen?" — Octavius macht dem Coronäus bemerklich, daß andre Religionen weit mehr Anhänger haben als das Christenthum.

Von selbst versteht sich, daß zum Besten der geoffenbarten Religion auch die Wunderthaten Christi vorgeführt werden. Dadurch wird das Gespräch auf Magie geleitet. Octavius sagt: „Wenn die Wunder Götter machen, was hindert, daß die größten Magier sich Gott zu sein rühmen?" Er führt Zaubrer und Wunderthäter beiderlei Geschlechts mit einer Menge außerordentlicher Thaten an, besonders wie „Apollonius von Tyana einige Jahrhunderte als ein Gott verehrt und den Christen der Vorwurf gemacht wurde, daß er an Wunderthaten Christum weit hinter sich gelassen habe." Salomo erinnert an den Simon Magus, „welcher an Gottlosigkeit und Betrügereien Alle übertroffen zu haben scheine", und spricht die tiefe historisch-psychologische Bemerkung aus: „Maßlos war, soll ich sagen der Wahnsinn oder die Gottlosigkeit Vieler, welche nicht allein den Ruf der Gottheit sich anmaßten, sondern auch Gott selbst vom Himmel herab und herbei zu bannen versuchten, wie ehemals die zur Himmelsstürmung verschwornen Brüder."

Die Disputation über die Erbsünde ist scharf und vielseitig. Salomo äußert: „Wie auch Adam gesündigt habe, warum sollte diese Sünde auf die unschuldigen Nachkommen übergehen?" — „Alle Philosophen und Theologen wissen, nach langer Erfahrung, daß keine Tugenden der Eltern auf die Nachkommen übergehen; also können es auch die Sünden nicht." Toralba führt alle Sünde auf den freien Willen des Einzelnen zurück und läugnet durchaus die Erbsünde. Auch kann Toralba den Sühntod Jesu nicht mit dem weltlichen Richteramt in Einklang bringen: „Wenn an Lebendigen oder Todten gerechte Strafen wegen ihrer Vergehung geübt werden, so ist eitel jene Taufe, eitel Christi Tod für die Unsträflichkeit der Verbrechen." Auch Octavius erklärt sich gegen das Erbsündendogma und betont namentlich dessen Schädlichkeit in sittlicher Hinsicht: „Die Folge ist, daß die Schlechten, welche vertrauen, durch einen sehr oberflächlichen Glauben in den Himmel zu kommen, während sie sich in dem Schlamme ihrer Lüste wälzen, die Natur anklagen, und auf Gott selbst, den Vater der Natur, die wirkenden Ursachen aller Schlechtigkeiten, an der Tugend verzweifelnd, übertragen."

Mehrmals kommt auch die christliche Sittenlehre in Untersuchung. Ihre Schwächen und Unzulänglichkeiten entgehen theilweise nicht der Rüge. Mit Nachdruck erhebt sich Salomo gegen das Princip der Backenstreichverdopplung. „Nach allen göttlichen und menschlichen Gesetzen war es immer erlaubt und wird es sein, ungerechte Gewalt auf löbliche Art von seinem Haupte abzuwehren." Wenn solche Vorschriften demüthigster Unterwerfung „irgend eine Kraft hätten, so würde nirgends der Unschuld gegen die Stärke der Schlechten eine Statt gelassen werden, sondern den Ruchlosen würde Alles gegen die Guten, den Guten aber gegen die Ruchlosen nichts erlaubt sein."

Auch über die Begriffe Glaube, Werke, Rechtfertigung, Tugend, Seligkeit, Rettung oder Verdammniß der Heiden entspinnt sich ein Streit. Salomo behauptet, der nach Menschenmeinung Gerechteste sei oft vor Gott der Ruchloseste. Octavius kann in „dem Glauben und der eitlen Gläubigkeit an Christi Tod" nichts Tüchtiges erblicken. Senamus „sieht, daß durch treffliche Handlungen Jeder selig wird;" in der That sei das Höchste für den Menschen, daß er sich um sein Vaterland, seine Familie, die Dürftigen verdient mache und „Gerechtigkeit gegen Alle" beweise. „Um den unsterblichen Gott können wir uns gar nicht verdient machen." Toralba findet es „gegen alle Vernunft", daß man durch den Glauben an

den Opfertod Christi von allen Sünden gereinigt und gerettet sein solle, während die großen Griechen und Römer, „welche wegen ihrer ausgezeichneten Tugenden allgemein als eine unsterbliche Zierde der Sterblichen betrachtet werden", zu ewigen Höllenstrafen verurtheilt würden. Der Lutheraner meint aber, „ohne den Heiland konnten sie nicht gerettet werden." Toralba nennt und rühmt wiederholt die herrlichen Charaktere der alten Welt. Diese Staatsmänner und Feldherren, ruft er aus, „was für Männer! Auch unter den Philosophen gab es Männer von großer Tugend und Unbescholtenheit, mit welchen keine Christen zu vergleichen sind. Und nicht mit Unrecht sagt Erasmus: wenig fehlt, daß ich sage: heiliger Sokrates, bete für uns!" Der Haß des Toralba gegen alle Aeußerlichkeit und allen Formeldienst spricht sich in dem offnen Bekenntniß aus: „Wir sehen, daß Gewaschne wie Ungewaschne, Christen wie alle übrigen Menschen, in Tugenden und Lastern dieselben Mittel haben, dieselben Fortschritte machen, und daß die einen nicht geneigter sind als die andern zur Uebung des Guten oder zur Meidung des Unsittlichen; aber wer immer, sei er Christ oder Heide, von der Wissenschaft in Zucht genommen und zum wahren Gott von Kind auf erzogen worden ist, der glänzt und leuchtet an Tugenden" ec. —

Von vielen andern Gegenständen, welche zur Sprache kommen, nennen wir noch die Prädestination, die Ehescheidung, die Ehe- und Sittenlosigkeit der Geistlichen, die Messe, das Abendmahl, den Sabbath, die Ewigkeit der Höllenstrafen, das Fegefeuer, den Ablaß, die Seelmessen. Es wird der katholische Ceremonienschwall angeklagt; Curtius, der Reformirte, sagt: „Die Menge der Ceremonien untergräbt den Dienst des wahren Gottes, wie bei den Heiden und denjenigen, welche sich den Heiden nähern, den Katholiken." Derselbe kann es nicht billigen, daß die Spanier gegen die Bewohner von Amerika so hart verfuhren und „Idole mit Idolen vertauschten." Bei Erörtrung der Heiligenverehrung macht der Lutheraner auf deren heidnischen Ursprung aufmerksam.

Am Schlusse des Gesprächs wird dessen praktischer Endzweck betont: Gewissensfreiheit. Fridericus bringt die Antwort des Theodorich vor, als er vom römischen Senate aufgefordert war, die Arianer durch Todesstrafe zum katholischen Glauben zu zwingen, nämlich: „Die Religion können wir nicht befehlen, weil Niemand gezwungen wird, wider seinen Willen zu glauben." Daran knüpft Curtius: „Noch besser that der Kaiser Jovianus, welcher durch sein Henotikon Heiden, Christen, Arianer, Manichäer, Juden und an die zweihundert Secten zur Eintracht vereinigend, die Redner ohne Unterlaß zur Bescheidenheit ermahnte, damit sie nicht durch aufrührerische Predigten das Volk und den Staat in Unruhe stürzten, sondern zur Frömmigkeit, Gerechtigkeit und gegenseitigen Liebe aufforderten."

Die Versammlung der sieben Freunde endet mit dem von einem Sängerchor vorgetragnen: Ecce quam bonum et quam jucundum, cohabitare fratres in unum etc. Die Glücklichen! So gute Zeit aber ist nicht immer. — Der Verfasser meldet zuletzt: „In der Folge haben sie in bewundernswerther Eintracht, Frömmigkeit und Unbescholtenheit gemeinschaftliche Studien und Zusammenleben gepflogen, aber keine Disputation über die Religion mehr gehalten, obgleich ein Jeder seine Religion in höchster Heiligkeit des Wandels behauptete."

Wir werfen jetzt noch einen Gesammtblick auf die Person des Toralba. Er stellt sich wesentlich als Naturalisten und Philosophen dar; in seinen Aeußrungen über Gott ist er Theist, zuweilen Deist, nach der vulgären Unterscheidung. Er bekennt sich als Anhänger der ältesten patriarchalischen einfachen Naturreligion und hält überhaupt die Gebote der Natur sehr hoch. Die Menschen sind ihm ursprünglich Theodidakten. „Die beste und älteste aller Religionen ist von dem ewigen Gotte mit der rechten Vernunft den menschlichen Gemüthern eingepflanzt worden." Jene Religion hätten die Patriarchen von Adam bis Jacob bewahrt; durch Entfernung von ihr habe man sich „in unentwirrbare Labyrinthe gestürzt." — „Wer aber so lebt, daß er dem reinen Dienste Gottes und den Gesetzen der Natur folgt, genießt derselben Glückseligkeit, wie jene Gerechten." — „Die rechte Vernunft und das Naturgesetz reicht hin, um das Heil zu erlangen." Deßhalb „bedürfe man nicht des Jupiter, des Moses, des Christus, des Muhammed, nicht sterblicher und gemachter Götter, nicht der zahllosen Ritualgesetze heidnischer und geoffenbarter Religionen." — „Welcher Theologe habe jemals Gottes Majestät, Weisheit und Güte besser geschildert als der Araber Hiob?" Toralba preist die alte einfache Naturreligion gegenüber der Zerrissenheit der Offenbarungskirchen in Secten und Controversen. Die Christen am meisten, dann auch die Muhammedaner, sogar die Juden seien unter sich zerfallen. Schon Epiphanius und Tertullian zählten 120 Ketzerarten; aber auch die Kirchenväter und Scholastiker wichen von einander ab, so daß immer „der letzte die Schriften seiner Vorgänger durchhechle." Die Sorbonne habe sogar im Magister sententiarum 25 Ketzereien angemerkt. „Die Einzelnen werden von den Einzelnen, und Alle von Allen mit wechselseitigen Flüchen und Verwünschungen widerlegt." Dies ist in Kurzem der Gehalt von Stellen, wie S. 57, 58, 154, 171, 176, 196, 213.

Den Begriff der Natur stellt Toralba immer voran; mit dem Lichte der einfachsten Gesetze, des Naturrechts, untersucht er die Finsterniß von Dogmen und Institutionen

spätrer Zeit. „Was von Natur ungerecht ist, kann im Verlauf der Zeit nicht gerecht werden, und umgekehrt.“ Der Naturbegriff aber fließt dem Toralba mit der Vernunft zusammen; letztre ist die Seele der Natur. Ohne diese natürliche Vernunft, welche allein göttliches Licht ist, können wir nichts begreifen noch erforschen. Wissenschaft ist des menschlichen Geistes wahre Norm und Instanz, höchste Stufe und Kraft. Daher Toralba's glühender Haß gegen alle Autorität, Gläubigkeit und Nachbeterei. Er verlangt in allen Dingen ohne Ausnahme freie Prüfung, Beweis mit Vernunftgründen und Freimüthigkeit. „Ich möchte, daß Niemand etwas Andres sagte, als er denkt.“ — Auf des Curtius Aeußrung: „des Salomo und Toralba Zweck, sehe ich, ist dieser, in die Natur Gottes und die Geheimnisse der Trinität durch Vernunftgründe und Argumente einzudringen. Aber glauben muß man,“ — erwiedert Toralba, dies möge immerhin unter den Christen gelten, aber so könne man nicht die abfertigen, welche den eingegebnen Glauben oder die Evangelien abweisen. Ein andermal tadelt er seine Gegner wegen ihrer häufigen Berufung auf die Kirchenschriftsteller: „Wenn ihr länger mit Autorität verhandeln wollt, so werde ich alle Secten der Philosophen aufsuchen, welche durch die Vortrefflichkeit der Erudition und Wissenschaft diese kleinen Theologen übertreffen; aber besser ist es, durch die Sinne selbst und Vernunftgründe argumentiren.“ Und wiederum: „Ich bitte euch, laßt doch das Licht unsrer Vernunft und Intelligenz durch die Autorität der Conciliabuln oder geringrer Schriftsteller und unerfahrner Menschen nicht auslöschen.“ Eben so in Bezug auf die heiligen Schriften: „Den bessern derselben stimme ich nicht bei wegen der Autorität des Buchstabens, sondern weil ich durch sichre und klare Gründe bewogen werde.“ Der wächsernen Leichtgläubigkeit hält Toralba folgende Standrede: „Wenn es das Zeichen eines hartnäckigen Herzens ist, bei deutlichen Gründen sich nicht beruhigen zu wollen, so ist es wiederum der größte Leichtsinn, Allen in Allem ohne Weitres beizustimmen. Es fehlt auch nicht an solchen, welche uns mit der Menge der Theologen niedern Ranges zu überschütten suchen; aber ich bin für jene nicht gläubig.“ Dergleichen Protestationen gegen Autoritätsglauben finden sich an vielen Stellen, S. 86, 109, 121, 126, 135, 213, 214 u. a.

Was das Verhältniß des Bodin zu seinen sieben Disputanten, namentlich dem Toralba betrifft, so kann man ihn freilich nicht auf mathematischen Beweis mit einem derselben identificiren. Jedoch scheint uns, als wenn Guhrauer für den Bodin zu viel Christliches in Anspruch nehme. Stellt man die drei christlichen Figuren, den Katholiken, den Lutheraner und den Reformirten den vier übrigen entgegen, so kann die erdrückende Uebermacht der letztern gar nicht zweifelhaft sein. Vielmehr ist augenfällig, daß der Schriftsteller, welcher solche Kritiker des Christenthums sprechen läßt, kein Anhänger desselben ist. Wer namentlich einen solchen Toralba schuf, mußte mit ihm ziemlich congruent sein. Die spätern Gelehrten und Theologen haben wohl mit richtigem Instincte herausgefunden, in welcher persona Bodin stecke. Daß man ihn sogleich geradewegs zum Atheisten oder zum Irreligiösen stempelte, ist der gute alte Brauch. Am Ende einer Handschrift des Heptaplomeres hat Jemand hinzugefügt: Qui tot religiones laudavit, nullam habuit. War Bodin wirklich noch ein Christ, so war er ein schlechter; denn er war vor Allem Philosoph, wenn gleich nur Empiriker. Diese Bemerkung drängt sich Jedem auf, welcher die drei Christen des Heptaplomeres näher in Augenschein nimmt. Was sich für sie thun ließ, hat der Verf. ihnen mitgegeben; aber auch so stehen sie gegen die übrigen sehr im Schatten. Coronäus bleibt in aller Ruhe hinter der Brustwehr der katholischen Kirche; Fridericus hält sich an heil. Schrift und Augsburgische Confession; Curtius, strenger Reformirter, ist von allen Dreien der gewandteste Disputant. Von den vier Gegnern haben Salomo und Toralba die Hauptarbeit; an des Letztern Reden namentlich erkennt man des Verfassers Vorliebe. Pectus est quod facit disertum. Toralba wird gewöhnlich vorgeschoben und behandelt die Verfechter des Positiven oft etwa wie Schulknaben. In der That treten dieselben meistens als Autoritätsmenschen und Wiederkäuer auf; sie sind sehr stark in Cirkelbeweisen und argumentiren gern ex inconcessis. Bodin hat sich dabei getreu an die Naturgeschichte der Theologen gehalten.

Durch sein Heptaplomeres hat sich Jean Bodin entschieden den Freidenkern zugesellt, welche das sechzehnte Jahrhundert (schon durch die reagirende Kraft des classischen Alterthums) hervorbrachte, namentlich im Mutterlande der römischen Hierarchie. Der unabhängige Gedanke durchbrach damals schon manche finstre Masse, welche der Glaube dem Menschengeschlechte auf den Weg geworfen hatte. Von verschiednen Standpuncten aus und mit verschiednen Kräften wirkten Männer wie Pomponatius, Cäsalpinus, Cardanus, Charron, Vanini, Giordano Bruno u. A. Einer von denen, die sich selbst über die positive Offenbarung am klarsten waren, ist offenbar Bodin gewesen. Das schönste Denkmal hat ihm die römische Curie und Kirche gesetzt: in allen Indices, dem römischen, spanischen und trienter, sind sogar seine Druckschriften meistens ganz verboten. Der Mann hat es verdient. Ebenso geistreich als wahr bemerkt im Heptaplomeres der Lutheraner Fridericus: „Als Pelagius mit philosophischen Gründen zu beweisen suchte, daß es keine Erbsünde gebe, nannte Hieronymus die Philosophen: die Patriarchen der Ketzer. Gewiß, wenn wir den Spitzfindigkeiten der Philosophen beistimmen, müssen wir Glauben und Frömmigkeit abschwören.“ So viel wird immer klarer: man kann

nicht zweien Herren dienen. Aber dem freien Geiste ist auch Einer zu viel.

Das Heptaplomeres ist ein merkwürdiges Buch. Es hat seinem Verfasser den Vorwurf des Atheismus zugezogen, und verdient schon deßhalb die Aufmerksamkeit Aller, welche die erhabensten Dinge gedankenmäßig behandeln. Seichte Poltrons, welche sich selbst gern Atheisten nennen, sind für die Philosophie Nieten; aber die großen Köpfe, welche zu allen Zeiten ohne große Mühe*) in den Ruf von Atheismus oder etwas Aehnlichem erriethen, haben den vollsten Anspruch auf genauere Berücksichtigung. Denn was die Welt Atheismus nennt, dazu gelangt man erst durch langes und ernstes Denken. Millionen Gelehrte und Gebildete haben sich mit einem überlieferten Gedankenkreise begnügt, welchen einige von ihnen mehr oder weniger ausschmückten und ausfüllten; eine kleine Zahl dagegen war es immer, welche die gezognen Kreise überschreitend nach höherer Wissenschaft rangen, und sich selbst zum bisherigen Besitzthum des Geistes hinzuaddirten. Kein Wunder, daß diese Wenigen fast nie der Excommunication entgingen. Auch Jean Bodin gehört zu ihnen. Er war nach gewöhnlichen Begriffen kein Denker erster Ordnung, wohl aber gelehrt-geistvoller Ausdruck einer damals ziemlich stark verbreiteten Betrachtungsweise, welche sich gegen die positiven Religionen wesentlich negativ verhielt. Wohl zu keiner Zeit hat es an einzelnen Repräsentanten dieser negativen Denkweise gefehlt. Es ist nicht ihre Schuld, wenn Andre nichts weiter als das Nein an ihr erblickten. Womit hätten solche Philosophen das fix und fertige Positive verneinen können, als mit den stärksten und inhaltreichsten Positionen? Dadurch, daß ihre Positionen etwas Andres besagten, als das Traditionelle, waren sie noch nicht negativ. Wenn sie zerstörend auftraten, so galt dies dem Alten. Aber sie verstanden auch Neues zu bauen. Sogar die vielverrufnen Denker des achtzehnten Jahrhunderts, welche man häufig jetzt mit dem Namen Aufklärer zu brandmarken meint, haben mitten unter ihren Sprengungen schöne Ergebnisse der Nachwelt überliefert. Was ist positiver: die Finsterniß oder das Licht? Was ist beglückender, nützlicher: der Aberglaube oder die Erkenntniß? Wie würde es heute um die Gewissensfreiheit und die menschliche Behandlung der Menschen stehen ohne die feurigen Kämpfe, die unermüdlichen Angriffe jener „Aufklärer" gegen drückende Institutionen? Die Dankbarkeit gegen sie kann nie erlöschen.

*) Hieß doch sogar ein Leibnitz beim Volke Lövenix (Glaubenichts).

Soll überhaupt Wachsthum, Entwicklung sein, so ist die Verneinung nothwendig. Das Abgebrauchte wird verneint; es muß dem Neuen, Bessern Platz machen. Der Mann und die Männer des Neuen sind unmittelbar auch negativ, selbst wenn sie es gar nicht beabsichtigen; sie sind eben zweischneidig. Es ist das Gewissen ihres Geistes, daß sie das Unbrauchbare anfeinden und niederkämpfen. Daß sie von ihren Gegnern als zerstörende Dämonen behandelt werden, ist natürlich. Und doch sind die, welche mit aller Gewalt das lästige, schädliche Alte aufrecht erhalten wollen, die wahrhaft Zerstörenden, die negativen Arbeiter; denn sie wollen die treibende Lebenskraft siech machen und das edlere Neue zerstören. Sind demnach die Freunde des letztern die wahrhaft Positiven, Conservativen, so ist ihnen das Verdienst um ihre Mitmenschen nicht abzusprechen. Wie Recht hat Dahlmann: „Weil nichts vollkommen ist, was besteht, so ist das höchste Darstellbare der Fortschritt!"

Die Erbittrung der Geleisemenschen, namentlich der christlichen, gegen die Männer der Negation und die Freigeister aller Art hat sich noch jedes Mal erneuert. Es wird auch wohl immer so bleiben. In vorzüglichem Grade gilt davon, was Montaigne im Allgemeinen sagt: „Kein Haß ist so bitter als der christliche." Ein Hauptgrund jenes Hasses ist wohl der, daß es in der Regel den Rechtgläubigen beim besten Willen nicht möglich wird, die Ketzer zu verachten. Der Ernst des Denkens über die höchsten Dinge ist verwandt mit dem sittlichen Ernste. Und während da, wo die Menschen sich Gott am weitesten weg denken und ihr Verhältniß zu ihm in der sinnlichsten Aeußerlichkeit auffassen, wo folglich immerfort äußerliche Versöhnungsmittel angewandt werden und periodisch durch Gnadenmittel an dem Risse geflickt wird, — während dort die reinsittlichen Beweggründe mit geringer Kraft wirken und bald ganz in Vergessenheit gerathen, hat andrerseits der Mensch, welcher in seiner eignen Brust die Macht des Gottes empfindet, die allerstärkste Aufforderung, desselben würdig zu leben. Den Zweiflern aber und den Atheisten wird Gott meistens durch die Tugenden ersetzt.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 195. 17. August. 1842.

Guhrauer „Das Heptaplomeres des Jean Bodin."

(Schluß.)

Die Geschichte bezeugt es, daß fast alle verrufnen Skeptiker, Pantheisten und Atheisten, weit entfernt Pferdefuß und Hörner zu haben, die rechtschaffensten Leute waren. Wenigstens waren sie um nichts schlechter als die Normalgläubigen, deren Mitleid oder Neid oder Haß sie erregten. Der Anblick des Ketzerlebens vermag in den Umschwung des allzeit spruchfertigen confessionellen Dogmatismus etwas heilsame ἐποχή zu bringen. Wir empfehlen zu diesem Behufe außer der allgemeinen Ketzergeschichte gute Biographien des Pyrrhon, des Arkesilaos, des Charron, des Spinoza, des Bayle, des Hume, des Helvetius, des Fichte und so vieler Andrer. Als Motto solcher Lectüre kann die Unterhaltung zweier edinburgher Bürger bei Hume's viele Theilnahme erweckendem Leichenbegängnisse dienen. Der Eine sagte: „Leider war er ein Atheist;" der Andre erwiederte: „Schadet nichts, er war ein rechtschaffner Mann." Allerdings leichter, als Pflichten erfüllen, ist, heilige Meinungen im Kopfe zu haben und fromme Glaubenslehren auswendig zu wissen. Der Jähzorn des Verdammens findet sich auch nur bei solchen Leuten, welche Erlösung und Seligkeit vom Herunterbeten sinnlicher oder geistiger Rosenkränze erwarten. Sie werden desto aufgebrachter, je mehr sittliche Tüchtigkeit für ihre Gegner spricht. Ein frommes Mitglied der den Arminianern feindseligen Synode zu Dordrecht rief aus: „Die Kirche leidet von keinen Ketzern größern Schaden, als von solchen, die tugendhaft leben!"

Die, welche in der Religion ihre eignen Gedanken, nicht fremde denken, werden selten von Verlästrern verschont, mögen sie noch so ruhige Bürger und ehrliche Leute sein. Und doch verlangen sie für ihre Ansichten kein weitres Recht, als dasselbe, welches ihren Gegnern im vollsten Maße gestattet wird: nämlich freie Entwicklung. Sie thun keinem Menschen Zwang an, ihnen Glauben zu schenken. Sie fordern lediglich, daß auf dem Gebiete geistiger Kämpfe alle materielle Gewalt entfernt bleibe. Man müßte sich einigermaßen wundern (verböte es nicht die Menschenkenntniß), daß trotz aller in der Geschichte niedergelegten Erfahrungen jenes einfache Recht denkender Menschen noch immer bestritten oder geradezu verweigert wird. Wie würde es gar erst mit der Gewissensfreiheit stehen, wenn die Päpste der evangelischen Kirchenzeitung das Ruder in die Hände bekämen?

Doch mitten unter mancherlei trüben Erscheinungen giebt es auch zahlreiche Symptome, daß gerade unser Jahrhundert in Hinsicht der vollständigen Emancipation der Geister und ihrer Bewegungen auf jedem Forschungsgebiete noch Ansehnliches leisten wird. Hier sprechen wir bloß von dem religiös-kirchlichen Felde. Die „positiven" Schöpfungen in Dogmatik und Cultus sind mehr als jemals bedroht; durch noch positivre Schöpfungen sind sie bis in die innersten Tiefen erschüttert. Die Propaganda des Glaubens verlor schon manche Schlacht und manchen Kopf an die Propaganda des Wissens. Hören wir hierüber einen innerhalb der theologischen Wissenschaften hochverdienten Mann. In einem Schreiben an den Herausgeber des Heptaplomeres sagt Neander: „Ich sehe eine große Reaction der weltlichen Bildung oder der natürlichen Vernunft, welche unter dem Einflusse des Christenthums sich entwickelt hat und gegen dasselbe sich auflehnt, jenen Strom, der, um mit Strauß in seiner Dogmatik zu reden, wie ein Sturm wieder hervorbricht und endlich alle Schleusen und Dämme durchbricht. Die Macht des Evangeliums hatte in der Reformation diese Reaction, die in Italien und Frankreich begann, überwunden, wenn schon sie später wieder hervortrat, und endlich in den Erscheinungen der neuesten Zeit zu ihrem Gipfel gelangte. Der Christ und der christliche Beobachter der Weltgeschichte kann über das Ende dieses Kampfes nicht in Zweifel sein" ꝛc. Diese Worte rufen die vielfachsten Betrachtungen hervor. Zunächst ist das Wort Christenthum ein sehr vieldeutiges; wessen Christenthum ist zu verstehen, dasjenige Christi oder das der Apostel oder das der Kirchenväter oder das der katholischen Kirche oder das der einen oder andern protestantischen Confession und Secte? Da sind doch sehr beträchtliche Verschiedenheiten. Soll aber das allen jenen Gemeinschaftliche für Christenthum gelten, so bleibt von der Dogmatik nicht viel übrig, wenn man ihre Subtilitäten genau nimmt, und es kann im Grunde nur noch von den Hauptlehren der Moral die Rede sein. Diese aber sind von sehr vielen Rationalisten verschiedner Art nicht in Frage gestellt, im Gegentheil recht oft

mit größter Schärfe gegen den todten Dogmenglauben hervorgehoben worden. Daß übrigens der freie Geist die christliche Moral eben so wie alle Dinge der unbeschränkten Prüfung unterwirft, das ist sein gutes Recht. Die Blößen jener Moral, welche dadurch sichtbar werden, hat er nicht verschuldet. Doch wir wollen annehmen, daß in der angeführten Darstellung das Christenthum der evangelischen Kirche gemeint ist, nämlich so weit dort über die Gegenwart gesprochen wird. Ist nun, wie von vielen Seiten versichert wird, die Gewissensfreiheit und die freie Forschung Princip der evangelischen Kirche, so gehören zu dieser Alle, welche sich jenes Rechtes bedienen. Demnach käme ihnen immerfort der Name Christen zu, auch wenn sie zu Ergebnissen gelangten, welche den Grundlehren der Kirche widersprechen. Aber es wäre thöricht, sich und Andre zu täuschen. Keine Kirche in der Welt gewährt die durchaus freie Untersuchung der Wahrheit, und wenn sie es auch selbst sagt. Die freie protestantische Forschung unterscheidet sich bloß dadurch von der katholischen Gebundenheit, daß diese ihrem Mitgliede gar keine Untersuchung und Abweichung gestattet, jene nur bis zu einem gewissen Puncte und innerhalb gesteckter Grenzen.

Mehr als jemals ist es Aufgabe unsrer Zeit, den ewigen Unterschied, die gründliche Unverträglichkeit zwischen Philosophie und Theologie laut zu bekennen. Bekanntlich sind schon die verschiedenartigsten Coalitionen zwischen ihnen versucht und gemacht worden; manche davon waren für ihre Zeit von Verdienst und bereiteten höhere Stufen vor. Aber je selbständiger das philosophische Denken und je ausgedehnter die theologische Gelehrsamkeit wurde, desto klarer trat ihre Grundverschiedenheit hervor. Allerdings ist es auch jetzt eine ganz gewöhnliche Erscheinung, daß Theologen philosophiren und Philosophen theologisiren. Man geht davon aus, die Wahrheit müsse doch Eine sein; deßhalb läßt man Theologie und Philosophie gegen einander manövriren und chassiren, bis sie sich beide zärtlich umarmen. So macht es eine zahlreiche Classe, welche sowohl vor der nackten Theologie, als vor der nackten Philosophie erschrickt. Solche Amphibien sind unsrer Uebergangszeit ganz natürlich. Das Kind, welches aus der Ehe der Theologie und Philosophie hervorgegangen, weint und lacht in Einem Augenblicke.. Mehr Entschiedenheit und Schärfe, als hier im Centrum, findet sich auf der Rechten bei den reinen unbefleckten Theologen, welche alle weltliche Gemeinschaft z. B. mit der Philosophie von sich stoßen, und auf der Linken bei den reinen Philosophen, welche mit Freiheit nach Einheit des Wissens streben.

Beide, der reine Philosoph und der reine Theolog, weichen polarisch auseinander, nach Form und Inhalt der Erkenntniß. Erstlich geht der Eine auf eine äußerliche, überlieferte Autorität zurück und nimmt dieselbe zur Richtschnur seiner Forschung, der Andre dagegen huldigt der unbedingten Autonomie des Geistes und kennt keine andre berechtigte Offenbarung als die innre, die Bewegung des eignen Denkens. Zweitens ist der Theolog wesentlich Dualist, indem er Gott und Welt, Uebernatürliches und Natürliches schroff auseinanderhält, dagegen der Philosoph kann sich nur im Monismus beruhigen, er forscht dem Einen Urgrunde, dem einfachsten Wesen des Alls nach.

Nur für die Gläubigen ist ein Mekka vorhanden; Offenbarung giebt es nur für den, welcher daran glaubt. Die äußerliche Gegenüberstellung des Göttlichen und Weltlichen kann dem nicht gnügen, welcher wahrhaft und innerlich Grund und Gemeinschaft alles Seins begreifen will. Also nur eigne Mühe kann den Geist in die Stadien der Befriedigung führen; welcher Geist aber, der sich nicht selbst überlebt, ist jemals mit einem letzten firirten Ergebnisse zufrieden? Abgeschmackt wäre die Annahme, der Denker schließe sich hermetisch ab und spinne Alles aus sich selbst nach einem logischen Formalismus heraus, sei demnach ein bloßer ideologischer Träumer, der immer mit und um sich selbst die Runde mache. Vielmehr kann allein ein ernstes und gewissenhaftes Eindringen in den Doppelreichthum der Geschichte und der Natur ihn zum philosophischen Denken befähigen, dessen Bedürfniß er ja gar nicht empfinden würde, hätte ihn nicht jenes Doppelstudium erfüllt und begeistert. Die Philosophie ist eben der Ausbau, die Vollendung und lebendige Vergeistigung des bloß Historischen und des bloß Natürlichen. Sie strebt auf diesem Wege, das Empirische in die Sphäre des Rationellen erhebend, zur Wissenschaft des Einen Princips aller Dinge. So wie der denkende Mensch in sein sittliches Verhalten Harmonie und Einheit zu bringen trachtet, ebenso ist seinen intellectuellen Strebungen die Einheit unentbehrlich. Er will die Intelligenz des Alls in ihrer einheitlichen Gleichartigkeit, die universalen Gesetze in ihrem organischen Zusammenhange begreifen. So weiß er denn sehr bald mit jener Ansicht nichts anzufangen, welche die Welt in zwei Hälften, eine göttliche oder geistliche und eine ungöttliche oder weltliche, mitten durchschneidet. Dieser Dualismus erklärt nicht das Räthsel des Universums, sondern macht zwei Räthsel daraus. Er schwebt in der Luft, indem er irgendwo von Außen her die Lösung erwartet. Er sucht nach dem Archimedischen Puncte und sieht nicht, daß wir diesen im eignen Geiste allein besitzen. Die souveräne Anthropologie ist der Anfang und das Ende der Philosophie. Begreifen wir das Allernächste, das uns Innerlichste nicht, so begreifen wir gar Nichts. Gesichert gegen Wahngebilde, fire Meinungen und sprungweises Denkverfahren ist der nicht mehr, welcher von den Gesetzen seiner eignen Vernunft abfällt. Der Grund, warum wohl keine Menschenclasse so viel Unnatürliches und Unvernünftiges behauptet

und gethan hat, als Priester und Theologen, liegt darin, daß sie sich mit einem Satze in dem Uebernatürlichen und Uebervernünftigen befindlich glauben. Die römische Hierarchie, welche sich am meisten mit Göttlichkeit spreizte, wurde das Ungöttlichste; ihre Uebermenschlichkeit schlug logisch in Unmenschlichkeit um. Abgesehen von den so häufigen üblen Folgen solcher Anmaßung für den Charakter (Hoch- und Demuth, dieser Doppelstern findet sich leicht ein), ist die gräulichste Verwirrung, der theologische Weichselzopf, eine unvermeidliche Wirkung vom Rechnen mit unbekannten Größen, vom Erklären der Welt durch etwas Außerweltliches, vom Herausreißen der Geschichte aus ihrem menschlichen Boden.

Ewig wird der Philosoph gegen solches Verfahren protestiren, indem er sich vollständig und rücksichtslos seiner eignen Denkorgane bedient und sich nicht zur Marionette einer Wolkenhand wegwirft. In seiner Betrachtung der sogenannten Offenbarung ist oberster Grundsatz: Der menschliche Geist ist die Quelle aller Religionen ohne Ausnahme. Sie alle haben eine gleiche formale Berechtigung und sind innerhalb ihrer Aussagen von Gott und göttlichen Dingen bloß dem Grade nach von einander verschieden. Ihre Abstammung bezeichnen die Religionen stets als eine außer- und übermenschliche. Aber die „höhere Inspiration" und der „göttliche Ursprung" beweist nicht das Geringste, höchstens den begeisterten Aufschwung oder die kluge Geschicklichkeit derer, welche Religionen gestiftet haben. An den Himmel haben sie Alle ohne Ausnahme ihre Lehre angeknüpft; auch Wunder haben sie Alle gethan, mindestens in den Berichten ihrer Anhänger und Nachfolger.

Prüfen wir jetzt den Sinn der Darstellung, nach welcher „die weltliche Bildung oder die natürliche Vernunft sich unter dem Einflusse des Christenthums entwickelt hat und gegen dasselbe sich auflehnt". Es hat den Anschein, als solle hiemit ein Vorwurf gemacht werden. Hinsichtlich der Beiwörter, welche der reinen Philosophie gegeben werden, gnüge nach Vorausschickung des Obigen die Bemerkung: was in der Welt ist, muß ohne Ausnahme auch weltlich sein; was zur Natur gehört, ist nimmermehr etwas Andres als natürlich. Daß und was in Welt und Natur implicite Göttliches ist, bleibt eine Frage für sich. Allgemein gesprochen, ist alles Menschenthun menschlich; die Bezeichnung einiger Erscheinungen der Geschichte als göttlicher ist reine Willkür. Die (strenge) Wissenschaft erkennt solche Prärogativen nicht an. — Daß die Philosophie vom Christenthum Nutzen gezogen hat, verpflichtet sie zu Nichts, am wenigsten zur Selbstuntreue. Auch das Christenthum ist nicht geharnischt aus dem Haupte eines Zeus hervorgesprungen; es hat sich unter dem Einflusse des Judenthums entwickelt. Ist man deßhalb beim Judenthum geblieben? (Wenigstens nicht auf bewußte Weise; denn so wie es christliche Philosophen, so giebt es auch jüdische Christen.) Anstatt also daß die christliche Religion ihre Mutter, die jüdische, geehrt und genährt hätte, hat sie dieselbe blutig verfolgt und deren Bekennern vielerwärts noch heute nicht alle bürgerlichen Rechte bewilligt. Die Philosophen nun, welche dem Christenthum abgeneigt sind, läugnen gar nicht die welthistorische Bedeutung, auch nicht das fortlebende Element desselben. Alle Erscheinungen, welche einmal eine wahrhafte Bedeutung hatten, enthalten Keime spätrer Bildungen.

Blicken wir aber gar auf die Geschichte der christlichen Kirche, worin bestände das Verdienst derselben um die Philosophie, ja um die Wissenschaften überhaupt? Als die Philosophen noch für die Theologie Wasser trugen und deren Gnadenbrot aßen, hatten sie nichts zu bedeuten. Als sie sich aber selbständig einrichteten, als die Philosophie mit der frevelhaften Anmaßung hervortrat, Alles, was die Theologie nicht wußte (und es war zum Erstaunen viel), zu lernen, als sie das Prohibitivsystem der Kirche durchbrechend unerforschte Gebiete eroberte, — welchen Haß, welche Verfolgungen und Verketzrungen hatte sie nicht von der Inhaberin der christlichen Lehre und Liebe zu dulden? Wo aber und wann sind die Theologen, die Normalchristen und Frommen von den Deisten, Pantheisten, Atheisten, von den Rationalisten jeder Art im Geringsten hart und ungerecht behandelt worden? Gestehen wir, daß die „natürliche Vernunft" häufig gnug von dem „Einflusse des Christenthums" auf sehr handgreifliche Weise berührt worden ist. Und das ist bis auf diese Stunde so fortgegangen. Man braucht noch gar kein schroffer Philosoph zu sein, um den Vorwurf der Auflehnung gegen das Christenthum auf sich zu ziehen. Auch solchen Theologen ist er geworden, welche in der Morgendämmurung weilten, welche das Christenthum vervollkommnen oder auch nichts, als die vollständige Anwendung einiger Lehren desselben auf gewisse sociale Verhältnisse wollten.

Im Gegensatze mit jenen fühlbaren Einwirkungen des Christenthums auf die philosophische Bildung, sind dieselben auch von beßrer Art gewesen. Es wäre unhistorisch, dies in Abrede zu stellen. Die sittliche Goldader des Rechtsgrundsatzes im Urchristenthum ist das Einzige gewesen, wodurch diese religiöse Entwicklung überhaupt der Menschheit heilsam geworden ist. Und gerade diesen Culturkern, welcher in den christlichen Kirchen so vielfach verwahrlost war, haben die Philosophen benutzt und in Ehren gehalten. Sollten sie dafür etwa besondres Dankgefühl gegen die Kirche und die Theologie hegen? Sollten sie dadurch sich abhalten lassen, über das Christenthum hinauszugehen? Dasselbe ist bei Weitem noch nichts Vollkommnes; auch seine Moral nimmt nur eine gewisse Stufe ein.

Der Einfluß des Christenthums auf die Bildung der

Menschheit ist ein Thema, welches noch seinen Geschichtschreiber erwartet. Theologen können diese Geschichte nicht schreiben; sie werden das Apologetische und das Panegyrische nicht los. Unparteilichkeit ist gar nicht nöthig, schon aus dem deckenden Grunde, weil sie nicht möglich ist. Jeder, welcher ein geistiges Leben führt, ist individuell; er hat diese oder jene Ueberzeugung. Aber damit die bezeichnete und jede sonstige Geschichte geschrieben werde, bedarf es vor allen Dingen der Ehrlichkeit, der Gewissenhaftigkeit eines Protocollanten. Freilich ist die geschichtliche Erforschung der Bilanz der christlichen Menschheit keine leichte Arbeit. Sie erfordert die tiefsten und ausgebreitetsten Studien. Unser Jahrhundert scheint zu jenem großen Rechnungsabschluß ausersehen; die Wasser der unvermeidlichen Reaction gegen den Antichristen des achtzehnten Jahrhunderts haben angefangen sich zu verlaufen. Wir besitzen schon verdienstvolle Vorarbeiten zur actenmäßigen Aufnahme der Activa und Passiva des Christenthums.

An diesem Orte sei bloß gegen die übermäßige Meinung von den Wohlthaten, welche die „weltliche Bildung" und die Menschheit überhaupt vom Christenthum genossen habe, protestirt. Es verdient gewiß die dringendste Berücksichtigung, daß die Philosophie von jeher mit allen sehr wesentlichen Hindernissen, welche für sie in dem Wesen des Christenthums und in der kirchlichen Starrheit lagen, anstrengende und hartnäckige Kämpfe zu führen hatte. Gerade die Auflehnung gegen vieles specifisch Christliche machte die Vertheidiger des letztren zu den bittersten Feinden der Philosophen. Wenn hier also von Wohlthätigkeit die Rede sein kann, so hat vielmehr das Christenthum die offenbarsten Verpflichtungen zur Dankbarkeit. Religion, Theologie und Kirche allein führen noch nicht auf die geistigen Höhen der Menschheit. Die philosophische Bildung hat immer in Gegensatz mit der Volksreligion und der positiven Offenbarung treten müssen; sie schließen sich beide aus. Die christliche Theologie hat dies vielmals erklärt; sie sollte aber auch allgemeiner der Wohlthaten eingedenk sein, welche sie von der philosophischen Bildung genossen hat, theils direct, theils vermittelt durch die Atmosphäre des allgemeinen Bildungsfortschritts. Die Theologie hat dem Einflusse der „natürlichen Vernunft" sehr viel zu danken, wenn gleich mehr formell, als materiell. Gerade so wie die römisch-katholische Kirche schon im 16. Jahrhundert eine Anzahl protestantischer Bäder nahm und auch späterhin von der allgemeinen Bildung ihren Theil Nutzen gezogen hat, ist auch die protestantische Theologie bei der Philosophie in die Schule gegangen. Daß sie es noch nicht bis zum Maturitätszeugnisse gebracht hat, ist nicht die Schuld der Lehrerin. —

Doch wozu diese Instanzen hier weiter ausführen? In seinem „Wesen des Christenthums" hat Feuerbach die eindringendste Erörtrung gegeben, welche sicherlich in dem großen Processe zwischen unsrer Religion und unsrer Philosophie ein unumgängliches Actenstück ist. Er hat die Gegensätze schärfer geschieden, das Schlachtfeld klarer gemacht. Deßhalb glauben wir auch nicht, daß die Reaction der Philosophie gegen die Religion gegenwärtig zu ihrem „Gipfel" gelangt sei. Sie wird wachsen und lebendig sein, so lange es wissenschaftliches Denken giebt.

K. Nauwerck.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 196. **18. August.** **1842.**

Die Philosophie der Mathematik. Zugleich ein Beitrag zur Logik und Naturphilosophie von Const. Frantz. 8. Leipzig 1842. Verlag von Hermann Hartung.

Οὐ τοῦ γεωμέτρου θεωρῆσαι, τί τὸ ἐναντίον, ἢ τέλειον, ἢ ἓν, ἢ ὂν, ἢ ταὐτὸν, ἢ ἕτερον, ἀλλ' ἢ ἐξ ὑποθέσεως. Ὅτι μὲν οὖν μιᾶς ἐπιστήμης τὸ ὂν ᾗ ὂν θεωρῆσαι, καὶ τὰ ὑπάρχοντα αὐτῷ ᾗ ὂν, δῆλον.

Aristoteles Metaphysica T. II.

Die Mathematik braucht ihre Objeete nicht zu rechtfertigen; sie macht den Gegenstand wie sie ihn haben will, ob der Gegenstand ist und warum und wie, das beantwortet nur die Philosophie. — Nicht darf hierunter verstanden werden, daß die Mathematik das Vorrecht der Willkür hätte, denn durch die Willkür würde sogleich die gleichsam sprichwörtliche Consequenz und Strenge derselben aufgehoben, sie würde selbst ein Nichts, ein Unding; das Voraussetzen, was die Mathematik thut, muß vielmehr immer den Ausgangspunct von der Wirklichkeit nehmen und bereitet nur durch die Macht der Abstraction dieselbe so zu, daß sie geeignet wird, sich den Formen der Mathematik zu fügen. Ist diese Vorbereitung getroffen, so muß der so gewonnene Gegenstand gelassen werden, wie er bestimmt ist, wenn überhaupt durch das Verfahren Sicherheit bezweckt werden soll. Die Mathematik erkennt also eine Macht des Gedankens an, und wenn es auch nur die des abstracten Gedankens ist, so liegt doch eben in dieser Anerkennung der einzige wissenschaftliche Werth der Mathematik, wodurch sie zugleich gesichert ist, nicht zur Chimäre zu werden. Mag nun immerhin das weitre Verfahren so maschinenmäßig betrieben werden, wie es immer will, der Gedanke ist hineingelegt und kann nicht verloren gehen, sondern leidet und leitet durch seine eigne unsichtbare Macht alle die Umformungen, die mit ihm auf eine scheinbar äußerliche Weise vorgenommen werden. Darin besteht das Unwiderstehliche und Zwingende, was das mathematische Verfahren auszeichnet, und wenn es auf der einen Seite als das Unbegreifliche und deßhalb Bestaunenswürdige erscheint, so ist es auf der andern Seite gerade dasjenige, wodurch überhaupt ein Begreifen der Mathematik möglich ist. —

Um dieses Begreifen ist es dem Verfasser des vorliegenden Werkes zu thun, und ihm gehört nicht nur das Verdienst, diesen Zweig der Wissenschaft zuerst als einen besondern Zweig der Philosophie hervorgezogen, sondern auch das, warum es sich dabei handelt, sogleich auf consequent methodische und wissenschaftliche Weise durchgeführt zu haben. — Seine Aufgabe bestimmt der Verf. S. 2 so: „Die Mathematik setzt schlechthin voraus, und ist darum vielmehr dies zu erkennen, wie diese Voraussetzung an sich selbst nothwendig bestimmt ist, wie das willkürliche Bestimmen der Mathematik bewußtlos dem Begriffe folgen muß, da es ohne diese Uebereinstimmung mit dem Begriffe überhaupt nichts Wissenschaftliches enthielte." — Diese Aufgabe ist nun im Wesentlichen durch das vorliegende Werk gelöst, und wenn auch hier und dort eine weitre Ausführung oder ein tiefres Eindringen zu wünschen blieb und wir dieser oder jener Einzelnheit nicht unsre unbedingte Zustimmung geben können: so ist doch unbedenklich zu behaupten, daß dieses Werk eine ganz neue Sphäre, die bis jetzt nur durch Andeutungen berührt, sonst aber noch völlig unangebaut lag, mit einem schönen Erfolge für das Gebiet der Wissenschaft eröffnet, wodurch nicht allein über die Mathematik ein hellres Licht verbreitet und dieselbe erst eigentlich wissenschaftlich, d. h. philosophisch begründet wird, sondern auch einzelne Kategorien der Logik, namentlich der Quantität, und die Anfänge der Naturphilosophie detaillirter entwickelt und beleuchtet werden.

Der Verf. lehnt seine Untersuchungen ausgesprochnermaßen (S. 3) an die von Hegel in der Logik gegebne Entwicklung der Kategorie der Quantität an, jedoch so, daß er sich dadurch die Hände nicht binden läßt, sondern seine Untersuchungen selbständig und unabhängig durchführt, wobei es nicht fehlen kann, daß er öfter gegen die in den Hegelschen Schriften sich findenden und auf den vorliegenden Stoff Bezug habenden Aussprüche polemisirt. — Wie weit diese seine Abweichungen sich erstrecken und namentlich, welchen Standpunct der Verfasser seinen Bemühungen angewiesen wissen will, darüber wird man am besten aufgeklärt durch die Worte der Schlußbemerkung (S. 193): „Wenn ich gleich manche Bestimmungen Hegel's verwerfen, auch in der Entwicklung der Größe und der Figur von der seinigen abweichen mußte, so ist dies eben auf den Grund Hegelscher Principien selbst geschehen, und sind

meine Veränderungen an und für sich unbedeutend, wenn sie es gleich für die Mathematik nicht sind." — Insofern jedoch die Veränderungen die Sphäre der Quantität in der Hegelschen Logik in Bezug auf die wichtigste Kategorie derselben, das Verhältniß, und den Anfang der Naturphilosophie, besonders die Figuration des Raumes ganz neu entwickeln, sind dieselben auch an und für sich bedeutend gnug, und werden gewiß manche schärfre Ausführungen anregen. Wenn wir daher hauptsächlich dasjenige hier anführen, worin wir mit dem Verf. nicht einverstanden sind, so würde man uns sehr mißverstehen, wenn man glaubte, daß die Tendenz des Werkes selbst dadurch wankend gemacht werden sollte, vielmehr sind wir, um es nochmals zu erklären, über die ganze Anlage und das Princip desselben mit dem Verf. durchaus eines Sinnes, und unsre Einwendungen haben nur die Absicht, im Sinne des Verf., dessen Interesse lediglich die Wahrheit der Sache ist, den Gegenstand, so viel an uns ist, zu fördern und zu lichten. Es wird uns daneben nicht an Gelegenheit fehlen, auch die Seiten ins Licht zu stellen, worin der Verf. seinen Gegenstand wesentlich gefördert hat.

Das ganze Werk ist in 3 Theile getheilt, von denen der erste den Stoff der Mathematik oder die Größe überhaupt entwickelt, der zweite die Methode der Mathematik betrachtet und endlich der dritte eine Darstellung des ganzen Systems der Mathematik, wie es nach den nunmehr deducirten philosophischen Bestimmungen nach Inhalt und Form sich gestalten muß, enthält.

Wir übergehen die logische Entwicklung der Quantität, oder wie der Verf. es nennt, des „Großen", weil sie nichts Neues, von der Hegelschen Entwicklung Verschiednes darbietet. Das Einzige, was wir, aber nur beiläufig, berühren wollen, ist, daß der Verf. (S. 6) das „Nichts" Hegel's nur das „Nicht" nennt; er kommt darauf folgendermaßen: „Der Anfang des reinen Denkens ist das Sein, das bestimmungslose und inhaltslose Denken selbst. Solches Denken ist die reine Abstraction, und da es ausdrücklich inhaltslos sein soll, so ist es als Abstraction gesetzt, d. i. als Abstrahiren, und zwar als reines Abstrahiren, Negiren, das ist das Nicht." — Der ganze Mangel dieser Entwicklung besteht darin, daß der Verf. das Abstractum mit dem Abstrahiren verwechselt. Das, was das Sein im Sein ausmacht, ist das Nichtsein des Bestimmten, was nicht heißt, daß erst von dem Bestimmten abstrahirt wird, sondern sowie das Sein ist, ist das Bestimmte schon nicht mehr, es ist also schon davon abstrahirt. Man hat demnach nur ein Wort zu finden, in welchem das Weggeschafftsein alles Bestimmten liegt, ohne daß das Bestimmte (was eben nicht mehr ist) noch durchscheint; und das Wort kann kein andres sein als „Nichts", denn „Nicht" ist das Negiren selber, dagegen „Nichts" das Resultat des Negirens.

Für die Entwicklung der Vielen aus dem Eins hätten wir Ausführlicheres erwartet, besonders da neuerdings von Prof. Werder*) dem Begriffe des Ausschließens des Eins und dadurch der Richtigkeit der vom Verf. hier aufgenommenen Entwicklung des Vielen durch das Ausschließen des Eins, auf das Bestimmteste widersprochen und im Gegentheil die Entwicklung durch das Einschließen des Eins, d. h. durch seine Immanenz, wie uns scheint, mit der größten Schärfe abgeleitet ist. Es ist dies von um so größrer Wichtigkeit, als diese Bestimmung eine durchgreifende ist, und z. B. auf Seite 9 sich gleich wiederholt, wo die vielen Großen aus dem Großen wieder mittelst des „Sich-außer-sich-habens" einfach entstehen gelassen werden. Ja in gewisser Rücksicht hat die Deduction des Positiven und Negativen durch denselben Mangel an Schärfe und Präcision verloren. Der Verfasser giebt diese Entwicklung (S. 18) folgendermaßen an: „Die Zahl ist, als eine bestimmte, für andre. Somit ist sie für sich nur als das Unterscheiden ihrer von ihrer Bestimmtheit, als eines Seins für Andres. Indem aber gleichwohl die Beziehung auf andre ihre eigne Bestimmung ist, ist sie nur für sich als das Unterscheiden ihrer von sich, — ein mit sich vermitteltes Sein zu sein, ist ihr Wesen. Die Zahl in ihrem Verhalten zu andren erscheint als Wesen."

„Insofern die Zahl eine Zahl nur ist unter andren, ist damit eine Vergleichung der Zahlen gefordert nach den Kategorien der Gleichheit und Ungleichheit. Denn als Zahlen sind sie überhaupt gleich, aber als bestimmte, sich von einander unterscheidende, sind sie ungleich. Aber dieser Unterschied der Gleichheit und Ungleichheit als ein wesentlicher entwickelt sich zum Gegensatze. Eine Zahl ist durch andre bestimmt, und dies zu sein, ist ihr Bestimmung. Ihre Bestimmtheit ist sie selbst. Indem diese Bestimmtheit in andern liegt, ist sie selbst die andren; das Setzen der andern ist ihr eignes Gesetztsein, und ihr Gesetztsein ist das Setzen der andern. Es ist nur ein Setzen und Gesetztsein, die Zahl ist gegen andre positiv. Aber als positiv ist sie auch eine bestimmte, und dies ist sie nur, indem sie sich von andern unterscheidet, nicht die andern ist. Wie sie als positive bestimmte gesetzt ist, ist sie den andern entgegengesetzt, ist sie gesetzt als negative."

Hiezu haben wir Folgendes zu bemerken: Aller Gegensatz ist im Eins zusammengegangen, aber nur als der Gegensatz des Etwas und seines Andern, und nur als dieser muß er auch deßhalb zugleich mit der ersten qualitativen Bestimmtheit wieder hervortreten. Diese erste qualitative

*) Logik 1841. S. 222 u. 226.

Bestimmtheit tritt aber hervor in der bestimmten Größe. Als bestimmte Größe muß sie sogleich ihr Andres sich gegenüber haben. Dies ist es, was in der Mathematik mit + und — bezeichnet wird. Es ist dies also noch nicht der „wesentliche" Gegensatz, sondern der qualitative. Die einfache bestimmte Größe als unmittelbar unterscheidet sich schon an sich von allen andern, wobei diese übrigen Größen überhaupt gleichgelten und gleichgiltig sind, und da die bestimmte Größe selbst eine Größe ist, ist sie selbst so unmittelbar von der Größe nicht unterschieden; um also wirklich bestimmt zu sein, muß sie sich von sich selbst, d. h. von der unmittelbaren Größe als von dem Andern ihrer selbst unterscheiden. Dies Unterscheiden ihrer von sich selbst macht die Qualität an der Größe aus und wird deßhalb auch ganz richtig in der üblichen Terminologie der Mathematik mit diesem Worte bezeichnet. Nicht wie der Verf. sagt „entwickelt sich" auf dem Gebiete der Quantität „der Unterschied der Gleichheit und Ungleichheit als ein wesentlicher zum Gegensatze", sondern so, wie dieser Unterschied auf dem Gebiete der Quantität auftritt, ist er qualitativ, d. h. äußerlicher Unterschied, der nur dadurch äußerlich ist, daß die beiden Unterschiednen selbst gegen einander undurchsichtig, bloß Andre gegeneinander sind; deßhalb hat man denselben auch nur mit der dafür üblichen Benennung Differenz zu bezeichnen, und deßhalb hat ebenmäßig die entgegengesetzte Qualität der Größen auf dem Felde der Mathematik die Bedeutung der Differenz. —

Der wesentliche Gegensatz gehört nicht dem Gebiete der Quantität, sondern dem der schon vollendeten Durchdringung der Qualität und Quantität an und findet seine Realisirung in den natürlichen Erscheinungen des Chemismus. Dies fühlt auch der Verf. (S. 19), und sieht sich zu der Erklärung veranlaßt: „daß die Deduction des Positiven und Negativen nicht in die Entwicklung der Größe als solche gehöre." Wenn das wäre, so dürfte in einer consequenten Philosophie der Mathematik auch nicht die Rede davon sein. Aber vielmehr ist zu bemerken, daß von dem Begriffe des Positiven und Negativen, wie er in der Quantität vorkommt, gar nicht mehr (wie es Hegel*) noch thut) in der Sphäre des wesentlichen Gegensatzes zu sprechen ist. — Daß dem Verf. die ganz richtige Einsicht hierüber vorgeschwebt hat, ergiebt sich aus einer Stelle (S. 147), die wir um so lieber hieher setzen, als sie zugleich einen tiefen Blick in die Bedeutung des Wechsels und Ueberganges der Größen-Qualitäten in einander gestattet; es heißt daselbst: „Null und Unendlich als die Grenzen der Größe als solcher, wo sie aufhört, Größe zu sein, sind überhaupt qualitative Grenzen; indem die Größe sich in diese Grenzen selbst hinein continuirt, wird sie eine qualitativ andre, das Qualitative der Grenzen ist somit Qualität der Größe, Positiv und Negativ. — Dieses Unendlichwerden und Verschwinden folgt aus der Bestimmung der Größe in der analytischen Gleichung, aber nur aus einem Momente dieser Bestimmung, der Variabilität als bloß unendlicher Verändrung. Diese formelle Bestimmung wird bei allen allgemeinen Betrachtungen der Functionen an der Größe gesetzt, und so erscheint auch z. B. bei den goniometrischen Functionen das Umschlagen der Qualität an den Grenzen Null und Unendlich." — Auch bezeichnet der Verf. das Positive und Negative fortwährend z. B. S. 132 als „Gegensatz der Qualität" oder „qualitativer Gegensatz."

*) Logik 1833. 2r Theil S. 52.

Aus diesem Allen geht, wie gesagt, hervor, daß dem Verf. der ganz richtige Begriff vorgeschwebt hat, und es ist daher der Mangel der eben näher beleuchteten Entwicklung für den Verlauf des Ganzen von weiter keinem Belange, wenn man nicht das als Folge desselben ansehen will, daß späterhin in der logischen Entwicklung der Kategorien das Positive und Negative ganz fallen gelassen ist. Eine wahre Entwicklung darf aber nichts darstellen, was nicht wieder zur fernern Entwicklung dient, und da wir es vorhin übernommen haben, unsre Ansicht von der Entwicklung darzulegen, so erwächst deßhalb für uns die Aufgabe, den Anknüpfungspunct des fernern Fortganges wenigstens in den Grundzügen anzugeben. — Das Positive und Negative ist dargestellt, als an der Größe haftend, die Größe hat sich selbst als positiv und negativ bestimmt und zwar dadurch, daß sie sich als die negative von sich als der positiven unterschied. Dieses Unterscheiden ihrer von sich selbst ist aber kein festes, ein für alle Mal abgemachtes, sondern ein werdendes, denn die negative Größe hat daran ihre ganze Innerlichkeit, daß sie nach Außen sich bezieht, ihre Wahrheit ist also selbst diese Aeußerlichkeit, sie treibt sich somit über sich selbst hinaus, wird extensive Größe. Aber eben diese Aeußerlichkeit ihrer selbst ist ihre eigne Innerlichkeit, denn sie ist eben nur dadurch, daß sie sich von dieser ihrer Aeußerlichkeit abgrenzt, wobei die Aeußerlichkeit ihre Innerlichkeit bleibt, sie ist intensive Größe. Und hiemit schließen wir uns wieder an des Verfassers Entwicklung der Extension und Intension als in Wahrheit an der Zahl haftend (S. 20 u. ff.) an, woraus sich dann ferner ergiebt, daß die Einheit beider nicht wie bei Hegel der Grad, sondern die Ordinalzahl ist. „Da wir ganz bei der Zahl geblieben sind, sind wir nicht zum Grade gekommen. Dieser ist wohl eine philosophische Bestimmung, aber keine besondre Form der Größe als solcher" (S. 22).

Von hier aus wird nun die Entwicklung ganz auf dieselbe Art, wie es in der Hegelschen Logik geschehen ist,

durch den quantitativ unendlichen Proceß, als „den realisirten Begriff der Zahl" durchgeführt und daraus dann das Verhältniß, wie folgt, abgeleitet: „Als endlich wird die Zahl unendlich, ihre Grenze wird ein Jenseits; indem dieses Jenseits selbst eine Zahl ist, ist es als Jenseits negirt, und die Zahl darin zu sich selbst zurückgekommen. Die Zahl ist außer sich, dieses Außersich ist ihre Negation; aber da es selbst Zahl ist, ist es als Negation negirt, und somit ist die Zahl durch Negation der Negation mit sich selbst vermittelt, — eine dritte Zahl. Als mit sich vermittelt ist sie eine andre, selbständige dritte Zahl, weil diese Vermittlung außerhalb ihrer sich vollzog. So ist die Zahl als Verhältniß und ist damit nach ihrem Begriffe gesetzt" (S. 24).

Die Sphäre des Verhältnisses wird nun durch zwei Stufen entwickelt: „das unmittelbare und das variable Verhältniß." Aber das unmittelbare Verhältniß ist an und für sich variabel und deßhalb ist die Variabilität keine höhere Stufe des Verhältnisses in sich. Von einem andern Verhältnisse als dem variabeln kann in der Philosophie der Mathematik wenigstens nicht die Rede sein, denn das nicht variable also constante Verhältniß ist immer nur ein specieller Fall, und um einen solchen handelt es sich in der philosophischen Betrachtung niemals. Auch ist ein solcher specieller Fall selbst in Wahrheit gar nicht mehr das, was man Verhältniß zu nennen hat, denn in demselben ist die Vermittlung der Seiten in dem Exponenten erloschen, Alles ist fixirt statt flüssig; nur bei der Variabilität der Seiten tritt die Bedeutung der Vermittlung in dem Exponenten hervor. Deßhalb ist auch die Variabilität, im gedoppelten Sinne dieses Wortes stets in den Seiten des Verhältnisses gegenwärtig; nämlich: daß die Seiten schlechthin veränderlich sind nicht nur nach der negativen Bestimmung, an keinen bestimmten Werth gebunden zu sein, sondern auch nach der affirmativen, daß sie so die reine Beziehung selbst darstellen, d. h. daß sich das eine Glied nach Maßgabe der Veränderung des andern Gliedes und des Exponenten verändert.

Der Verf. hat die Entwicklung des quantitativen Verhältnisses, wie sie Hegel in der Logik gegeben hat, gänzlich verlassen und sucht in einer großen Anmerkung von S. 27—38 die Hegelsche Entwicklung zu widerlegen, was ihm jedoch unsres Erachtens nicht gelungen ist. Die Hegelsche Entwicklung scheint hier mißverstanden zu sein und es ist dies wohl durch die dunkle und theilweise allerdings mangelhafte Darstellung derselben herbeigeführt; wir wollen deßhalb versuchen, diese Entwicklung, wie dieselbe uns klar geworden ist, hier kurz darzustellen. —

Die Momente der Zahl sind Einheit und Anzahl, diese Momente sind verselbständigt worden als intensive und extensive Größe, die Bedeutung der intensiven und extensiven Größe ist, wie wir gesehen haben, keine andre, als daß das Quantum sich aus sich bestimmt. Denn die extensive Größe ist die eigne Innerlichkeit der intensiven Größe und letztre ist durch die extensive Größe bestimmt, folglich ist die intensive Größe aus und durch sich selbst bestimmt, aber dies nur dadurch, daß sie aus sich selbst heraustritt. Wir haben also zunächst zwei äußerliche und gleichgiltige Größenbestimmtheiten, die näher die Bestimmung an ihnen haben, mit einander in Beziehung und zwar in der Beziehung der Einheit und Anzahl zu stehen. Dies drückt Hegel *) so aus: „Einheit und Anzahl waren zuerst die Momente des Quantums; jetzt im Verhältnisse, dem insofern realisirten Quantum, erscheint jedes seiner Momente als ein eignes Quantum, und als Bestimmungen seines Daseins, als Begrenzungen gegen die sonst nur äußerliche, gleichgiltige Größenbestimmtheit. — Hienach machen beide eigentlich nur Ein Quantum aus, das eine hat gegen das andre nur den Werth der Einheit, nicht einer Anzahl; das andre nur den der Anzahl." Hiedurch findet die Einwendung des Verfassers (S. 28), daß „der Unterschied der Einheit und Anzahl, als Vermittlung der Zahl mit sich selbst, schon in der Extension und Intension der Zahl abgethan, daß derselbe für das Verhältniß als solches gleichgiltig sei, das nur überhaupt dies enthielte, daß der Exponent durch die Vermittlung zweier Zahlen, als solcher dargestellt wäre," ihre Widerlegung.

(Fortsetzung folgt.)

*) Logik 1833. 1. Theil. S. 382.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 197. 19. August. 1842.

Frantz „Die Philosophie der Mathematik.“

(Fortsetzung.)

Da nun die eine Größe die Bedeutung der Anzahl und die andre die Bedeutung der Einheit haben und eben hierin ihre Beziehung zu einander bestehen soll, trotz dem aber, um der Unmittelbarkeit willen, beide Größen äußerliche und gleichgiltige Größenbestimmtheiten sind, so daß die eine Seite nicht die Anzahl solcher Einheiten sein kann, welche der andern Seite gleich wären: so ist ihre Beziehung, die Bestimmung dieser Anzahl, in eine dritte Größe, den Exponenten, zu setzen, der also angibt: wie oft die eine Seite als Einheit in der andern Seite als Anzahl enthalten sei. Da hier der Exponent, als bestimmte Bestimmtheit, d. h. als daseiende Bestimmtheit, constant ist: so wächst die eine Seite zugleich mit der andern, und dies ist das directe Verhältniß. Hiegegen kann der Verf. nicht mehr seine Behauptung: „daß die Formel des directen Verhältnisses nicht deducirt, sondern nur angenommen sei“ (S. 29), halten. Die Nachweisung aber, daß die ganze Entwicklung des Verhältnisses in der Hegelschen Logik „nicht den reinen Begriff, sondern die mathematische Formel betreffe,“ welche der Verf. auf S. 29 und 30 gegeben zu haben glaubt, leidet daran, daß dieselbe bloß nachweist, daß das von Hegel Gesagte auch auf die Formel, aber nicht, daß es nur auf die Formel passe, und leistet deßhalb das Beabsichtigte nicht. — Aus der von uns gegebenen Entwicklung ergiebt sich nun sogleich beiläufig auch noch dies, daß das sogenannte arithmetische Verhältniß, welches der Verf. (S. 137) noch als ein solches ansieht, in Wahrheit gar kein Verhältniß ist.

Der Mangel des directen Verhältnisses besteht nun ferner darin, daß der Exponent 1) seine Bestimmung, die daseiende (constante) Bestimmtheit des Verhältnisses zu sein, nicht erfüllt, er ändert sich noch danach, ob die eine Seite oder die andre als Anzahl oder Einheit genommen wird, und deßhalb hat jedes directe Verhältniß zwei Exponenten, von denen der eine das Reciproke des andern ist; und 2) daß er selbst nicht als vollständig bestimmte Größe, sondern nur nach dem Momente der Anzahl hin erscheint. Beide Mängel werden dadurch aufgehoben, daß die Seiten an ihnen selber ihre Bestimmung erfüllen und die Möglichkeit, daß jede der Seiten die Einheit und jede die Anzahl sein kann, selbst an sich setzen und manifestiren. Hiedurch erscheinen die beiden Seiten als die beiden Factoren eines und desselben Products, welches der Exponent darstellt. Weil nun das Product, als Exponent, constant ist, die Seiten also immer dasselbe effectuiren müssen, so muß die Einheit sich verkleinern, wenn die Anzahl wächst, und die Anzahl sich verkleinern, wenn die Einheit wächst. Die Seiten stehen also im umgekehrten Verhältnisse. Wir können somit dem Verf. nicht beistimmen, wenn er (S. 31) behauptet, daß „das umgekehrte Verhältniß um nichts besser als das directe“ sei; wenn wir nämlich das Wort „besser“ in der hier doch einzig zulässigen Bedeutung von „entwickelter“ nehmen.

Die Variabilität ist in dem umgekehrten Verhältnisse innerhalb des Umfanges des Exponenten gehalten, der Exponent hat also eine negative Beziehung angenommen, während im directen Verhältnisse der Exponent wesentlich positiv war. Die Möglichkeit der Veränderlichkeit, des Wachsens und Abnehmens der Seiten war im directen Verhältnisse ganz ohne Grenzen, im indirecten tritt darin eine Grenze ein, und zwar ist diese Grenze die Grenze des ganzen Verhältnisses, denn das indirecte Verhältniß grenzt hiemit an das gleich zu entwickelnde Potenzenverhältniß.

Wenn man nämlich, nachdem die beiden Seiten einander gleich geworden sind, die Veränderung der Seiten fortsetzt, so ist diese Fortsetzung eine bloße Wiederholung der frühern Veränderung, und man kommt also über diesen Punct in der Veränderlichkeit in Wahrheit nicht hinaus. Aber eben dies, daß die Seiten einander gleich werden, ist die Grenze, das Aufhören und das Ueber-sich-hinausweisen des umgekehrten Verhältnisses, nach dessen Begriffe die Seiten ungleich sein sollen, weil ihre Beziehung eben in dem gegenseitig negativen Verhalten besteht, d. h. darin, daß eine Seite auf Kosten der andern wächst. Dieses Gleich-werden-können ist noch der Mangel des indirecten Verhältnisses. Die Seiten hören dadurch als Seiten auf, weil sie eben gleichgiltig geworden, ihre negative Bestimmtheit gegeneinander nicht halten können. Die eine Seite bezog sich auf die andre, jetzt, wo die andre Seite sie selbst ist, bezieht sie sich

auf sich, und diese ihre Beziehung ihrer auf sich selbst muß im Exponenten gesetzt werden, d. h. der Exponent ist das Quadrat (die Potenz). Das ist der Begriff des Potenzenverhältnisses. Der Exponent des Potenzenverhältnisses ist nun kein besondres Quantum mehr, sondern nur die Beziehung auf sich, also Bestimmtheit durch sich selber, Qualität. Aber Qualität an Quantis, welche letztren also immer noch der Veränderlichkeit unterworfen sind. — Hiemit ist das Potenzverhältniß, in dessen Darstellung Hegel *) allerdings mehrere Ungenauigkeiten hat unterlaufen lassen, entwickelt und da der Verf. wegen der Nothwendigkeit dieser Verhältnißbestimmung auch unumgänglich darauf kommen muß, so dürfte es nicht ohne Interesse sein, den Uebergang, den der Verf. selbst — freilich nicht in dem philosophischen, sondern in dem mathematisch darstellenden Theile seines Werkes — zu derselben macht, hier mitzutheilen; derselbe lautet (S. 154) so: „In $y:x = a$ ist nur das eine sich gleich bleibende Verhältniß, die Unveränderlichkeit der Veränderung von y und x. Damit die Verhältnißbestimmung für sich sei, darf sie nicht in der Gleichheit der Veränderlichkeit selbst bestehen; als das Gesetz der Veränderlichkeit muß sie von dieser selbst verschieden sein, um sich für sich selbst zu bethätigen. In der Potenzgleichung $y^2 = a^2x^2 + b$ ist die Verhältnißbestimmung von der gleichmäßigen Veränderung von y und x verschieden.“ Hiegegen ist einzuwenden, daß der Begriff der Potenz nicht bloß die Verschiedenheit der Verhältnißbestimmung von der gleichmäßigen Veränderung selbst, daß also hier die Potenzgleichung oder das Potenzverhältniß nicht wirklich entwickelt, sondern vielmehr empirisch aufgenommen ist. Wozu der Verf. dadurch gekommen zu sein scheint, daß er (S. 155) glaubt: „daß Dialektik des Verhältnisses sich“ (nur?) „an der Formel vollziehe und darum weder das umgekehrte, noch das Potenzverhältniß eine reine Kategorie sei.“

Aus der Ansicht des Verfassers, daß die Variabilität des Verhältnisses eine besondre Stufe desselben sei und nicht bei dem Verhältnisse überhaupt stattfinde, scheint auch seine Polemik gegen die Behauptung Hegel's, daß $s^3 = at^2$ das Keplersche Gesetz der Bewegung der Körper des Sonnensystems ausdrücke, entstanden zu sein. Der Verf. läßt sich hierüber (S. 40) folgendermaßen vernehmen: „Dieses Gesetz lautet bekanntlich, für die verschiednen Planeten verhalten sich die Cuben der mittlern Entfernung, $a_1, a_2, a_3, \ldots$ wie die Quadrate ihrer (vollendeten) Umlaufszeiten, $t_1, t_2, t_3, \ldots$ und führt daher überhaupt nicht auf eine einfache Gleichung, sondern auf eine Gleichung von Verhältnissen.

$$a_1^3 : a_2^3 : a_3^3 : \ldots = t_1^2 : t_2^2 : t_3^2 : \ldots \text{“}$$

Was aber bedeutet denn eine solche „Gleichung von Verhältnissen“? Ohne Zweifel nichts Andres, als daß der Bruch der zusammengehörigen Glieder immer einen constanten Werth behält, nämlich

$$\frac{a_1^3}{t_1^2} = a, \quad \frac{a_2^3}{t_2^2} = a, \quad \frac{a_3^3}{t_3^2} = a, \ldots,$$

und wenn wir nun als den allgemeinen Ausdruck für $a_1, a_2, a_3, \ldots$ s und für $t_1, t_2, t_3, \ldots$ t setzen: so erhalten wir als die Gleichung, welche das Gesetz jener Gleichung von Verhältnissen oder jene Gleichung von Verhältnissen im Allgemeinen ausdrückt: $s^3 = at^2$. In dieser Gleichung ist nur a constant, s und t nehmen aber alle die Werthe resp. der halben großen Axen und „(vollendeten)“ Umlaufszeiten der „verschiednen“ Planeten an. Es drückt also $s^3 = at^2$ wirklich das Keplersche Gesetz aus und nicht wie der Verf. meint „nichts“, denn „die gehörige Veränderung der Constanten a“, wodurch „jede beliebige andre Formel ebenso gut gesetzt werden könnte“, ist eben nicht zuläßig.

Wir gehen nunmehr mit dem Verf. zum zweiten Abschnitte des ersten Theiles, zur „Figur“ über. Zur Figur bedarf man des Raumes, denn Figur ist bewegter Raum. Sollen die Figuren philosophisch entwickelt werden, so hat man sie aus dem reinen Begriffe des Raumes zu deduciren. Im Hegelschen Systeme erscheint der Raum erst nach Verlauf der ganzen Logik, und da unser Verf. diesen großen Weg wegen der Weitläufigkeit vermeiden will, so wählt er den „subjectiv-phänomenologischen Weg zur Naturphilosophie“ und stellt denselben (S. 46) auf folgende Weise dar: „Alles natürliche Sein, wie es sich als ein in sich beschloßnes und fertiges zeigt, hätte sich zu erweisen so nur ein Schein zu sein, und sich in die reine Idealität aufzulösen, die als zunächst unterschieds- und bestimmungslos, der Raum ist.“ — Im Wesentlichen stimmt diese Bestimmung des Raumes mit der von Hegel *) gegebenen; „daß der Raum eine bloße Form, d. h. eine Abstraction ist und zwar die der unmittelbaren Aeußerlichkeit“, überein, und im Hegelschen System ist die Entwicklung des Raumes aus der absoluten Idee gesichert, wenn auch dieselbe Schelling in seiner Vorrede zu „Cousin, über deutsche und französische Philosophie“ auf eine eines Philosophen, der Zeit gnug gehabt hätte, seine Polemik gegen Hegel bei dessen Lebzeiten hervortreten zu lassen, unwürdige Weise, erst nach Hegel's Tode lächerlich zu machen gesucht hat. Unser Verf. hat diesem für die

*) Logik. 1833. 1. Theil. S. 386 u. 387.

*) Encyklopädie. 1830. S. 235.

jetzige Zeit höchst wichtigen Gegenstande eine umfangreiche Anmerkung von Seite 46 bis 61 gewidmet, der wir, um uns nicht zu weit auszubreiten, nur eine Stelle entnehmen. Seite 57 heißt es: „Die Natur wird ewig geschaffen, und die Naturphilosophie hat nur das ewige Leben der Idee in der Natur zu erkennen, welches das continuirliche Uebergehen der Idee in die Natur ist. Das Princip desselben liegt aber in dem, was die totale Einheit der Entgegengesetzten ist, der Uebergang der Idee zur Natur geschieht im absoluten Geiste. Hat dies Hegel nicht ausdrücklich gesagt, so folgt es doch klar gnug aus seinem Grundprincipe, daß die im Proceß der Momente als Resultat erscheinende Einheit, in Wahrheit das prius, und das Setzen der Momente und des Processes selbst ist."

(Schluß folgt.)

Conservatismus und Radicalismus.

Beitrag zur Philologie.

Mit der Entwicklung der Völker und Zeitalter hat es eine ähnliche Bewandtniß wie mit derjenigen der einzelnen Menschen. Beide gerathen in Lagen, wo sie experimentiren und umhertappen müssen, damit sie den rechten Weg wieder finden. Ihre Entwicklung bildet keine gerade Linie. Beide lernen selten etwas, ohne daß sie zugleich verlernen müßten. Nicht allein das Schlechte müssen sie verlernen, sondern auch das Gute, damit sie das Beßre erlangen. Blickt man auf das ungeheure Heer der Vorurtheile und Ungerechtigkeiten, welche im Menschengeschlechte gehaust haben und hausen, so begreift man, daß das letztre sich niemals der Ruhe und dem Schlummer ergeben darf, ohne die drohendsten Gefahren herbeizurufen. Noch niemals hat es eine Zeit gegeben, welche auf ihren Lorbeeren ruhen konnte. Es gab immer eine Menge Dinge zu thun, namentlich das Wegräumen des Zeitenschuttes. Wo sich ein Volk dem Faullenzen ergab, blieben die Folgen nicht aus. Manches ist dadurch in Trümmer zerfallen. Keine Zeit aber hat ein so lebhaftes Bewußtsein, wie die unsrige, davon gehabt, daß jeder Tag seine Arbeit hat. Deßhalb darf man den Conservatismus für den gefährlichsten Feind der Völker halten. Dieses System ist durch und durch nichtig, es hat gar nicht einmal einen Sinn. Denn die, welche es bekämpft, die „Destructiven" sind weit entfernt, Alles zerstören zu wollen, z. B. den Staat. Sie wollen nur das Schlechte am Staate zerstören, ihn gerechter machen; folglich fördern sie die Bedingungen seiner Blüthe und Stärke, sind also die wahrhaft Conservativen, wenn man durchaus den Namen haben will. Aber das Conserviren ist überhaupt etwas rein Unmögliches. Die, welche Alles beim Alten lassen, conserviren nicht, sondern lösen auf, lassen auseinanderfallen. Der Stillstand des Lebendigen, dessen, was schreiten muß, ist Rückschritt. Wollen aber die Conservativen bessernde Entwicklung und Fortschritt, so führen sie einen falschen Namen und sind Bewegungsmänner, wenn sie sich auch dagegen sperren. Manche freilich von den Anhängern der Stabilität wissen recht gut, daß sie nicht glauben, was sie sagen. Mögen sie sich aber nicht einbilden, daß sie Jeden durch ihre liberale Maske täuschen. Vergesse man nie, daß Conserviren auf Deutsch heißt: bewahren, erhalten. Will man also den Staat oder irgend eine öffentliche Einrichtung so erhalten, wie sie ist, so heißt dies: Festhalten, Zurückhalten. Alles Organische aber, weil es Leben hat und weiterstrebt, will und darf nicht festgebannt werden. Wodurch es conservirt wird, ist die Freiheit. Unsre Conservativen wenden wirklich auch keine andre und höhere Kunst an, als die Japanesen, welche für Krüppelpflanzen eine wahre Leidenschaft haben und ihre Gärten und Zimmer mit den niedlichsten Zwergblümchen und Miniaturfrüchtchen anfüllen. Sie verstehen nämlich gerade so viel als unsre Stabilisten: die Dinge auf Zoll und Linie einzusperren, so daß es mit dem Wachsen aus ist und das Siechthum beginnt. Warum gebt ihr euch doch so viel Mühe mit dem Conserviren? Die menschliche Natur ist ohnehin conservativ gnug, sie hat hinlänglich Bleigewichte mitbekommen, um diese nicht noch zu vermehren. Ueberzeugt euch doch, daß das Gute sich schon von selbst conservirt, wenigstens besser als durch eure ungeschickte Einmischung. Aber wer wüßte und sähe nicht, daß ihr meistens und mit Vorliebe das Schlechte conservirt? Nicht etwa, weil ihr es als schlecht erkennt (so teuflisch ist selten ein Mensch), sondern weil euer Vortheil darin steckt, wenigstens eurer Meinung nach. Darum aber, weil das Schlechte euch nützlich ist, ist es noch nicht gut und des Conservirens werth. Was euch aber statt alles Andern am besten charakterisirt, das ist euer Haß gegen die Freiheit, nämlich andrer Menschen; denn für euch selbst verlangt ihr Autonomie und unbedingte Willkür. Wären eure großen Worte von öffentlicher Ruhe und Ordnung mehr als Wörter, so würdet ihr mit Eifer für die Freiheit kämpfen; denn sie ist die allein naturgemäße Ordnung der menschlichen Gesellschaft, und giebt gerade so viel Ruhe, als man unter Lebendigen erwarten kann.

Conserviren also, genau und klar gesprochen, paßt bloß auf anatomische Präparate und Herbarien. Da ist die höchste Kunst, Alles so zu erhalten, wie es ist. Aber das Organische, die Seele wird durch solche Kunst geschwächt und zerstört. Deßhalb möchte kaum ein Conservativer aufzutreiben sein, welcher ungescheut den Namen eines Reformisten ablehnte. Auch der erklärteste Optimist und Status-quo-Mann muß zugeben, daß einige Dinge noch anders und

besser sein können. Deßhalb sehen wir manchen Stabilisten sich mit dem Reformernamen schmücken. Daß Reactionäre es thun, ist vollends begreiflich; denn sie reformiren ja wirklich, aber rückwärts. Sie verstehen das Wort gerade wie restauriren, wiederherstellen, wobei sie zuweilen gute Radicale sind und vor der vulgären Reformpartei den Vorzug der Entschiedenheit haben. Die Reformisten sind meistens eine Art Zwitter, zwischen Thür und Angel. Sie haben wenig Glück und machen wenig Glückliche. Das kommt von ihrer Halbheit und ihrem Schaukelsysteme. Ihre Natur und ihr Geschäft ist das Ausbessern, die Altflickerei; ihre höchste Weisheit ist das Abschaffen von Mißbräuchen, welche sich in eine Sache eingeschlichen haben. Nun kommt es aber gar zu viel vor, daß die Sache selbst ein Mißbrauch ist; z. B. wie soll man Patrimonialgerichte verbessern, ein Uebel vervollkommnen? Da ist es mit dem Reformisten aus, und der Radicale muß ihn ablösen. Ist der Kopf gerade und das Herz frisch, so tritt eine Verwandlung des Reformisten in den Radicalen ein. Die gewöhnliche Abneigung dagegen ist das ganze Geheimniß des öftern Mißgeschicks und Unterliegens der englischen Whigs und Reformers. Sie haben nicht den Muth, ihren Zauberkreis zu verlassen, und bleiben unreif und sauer.

Dagegen der Radicalismus, das System der Consequenz, sollte von Rechts wegen bei allen Parteien in Gunst stehen. Er ist eine ehrliche Haut. Unbegreiflich, daß man aus diesem bon enfant einen Ruprecht gemacht hat und Kinder damit zur Ruhe lullt. Radical muß Jedermann sein, der ein bestimmtes Streben hat, wenn er aufrichtig und treu gegen sich selbst ist. Ohne Wurzel ist keine Potenz denkbar. Was man will, muß man ganz wollen. Curirt ein guter Arzt auf Symptome? Nein, er faßt das Uebel bei der Wurzel und trachtet die Ursache zu entfernen. Radicaler sein heißt demnach so viel als Grundsätze haben, gründlich sein in Wissen und Leben. Gerundet und in sich fest ist der, welcher sein Wissen lebt, dessen Worte und Handlungen die getreuen Abdrücke seiner Gedanken sind. Die Censurstriche überwiegender Gewalt kommen nicht auf seine Rechnung.

Die vis inertiae ist der Menschheit hemmendste Kette. Radicale Thätigkeit von jeder Art bringt uns lediglich weiter. Der lauwarme Reformist macht sich erst wahrhaft nützlich, wenn er sich zum Eise oder zum Feuer bekehrt. Der Conservative oder richtiger der Reactionär, wenn er gründlich zu Werke geht, ist ein Prachtexemplar der Menschheit, welche ihm ihre gerechte Bewundrung nicht versagt. Die Stuarts, die Polignacs, die Adam Müller und nähere Personen von Extraction sind als radicale Reactionärs höchst achtbare Menschen und werden gerade von ihren bittersten Feinden am meisten geschätzt. Die letztern bedauern bloß, daß die Energie und Consequenz sich nicht häufiger bei den Anhängern der Reaction vorfindet. Die leidenschaftlichen Anhänger der Mäßigung wollen nicht viel von dieser Entschiedenheit wissen; aber wie kann man Andern übel nehmen, was man sich selbst verstattet? Jeder Virtuose im Handeln, jeder Freund der Gründlichkeit würde es z. B. ganz natürlich finden, wenn Jemand, der von dem „Mißbrauch und den verderblichen Wirkungen" der Preßfreiheit eine tiefe Ueberzeugung hätte, die Buchdruckerkunst abschaffte, falls er die Macht dazu hätte. Die Ansicht, daß die Censur nur ein Palliativmittel sei, wäre ihm fürwahr zu verzeihen. Aber auch dann bliebe noch viel zu thun übrig. Unser Mann müßte consequenter Weise jede Mittheilung unter Menschen vereiteln und würde eigentlich erst dann ein großer Mann, wenn er den menschlichen Geist abschaffte. Die heil. Inquisition war einmal nahe daran, aber sie versäumte noch Manches, und so entwischte ihr der endliche Sieg.

Der Radicalismus unterscheidet sich vom Reformismus auch im Tempo, wie das Allegro vom Andante. Jener zieht die Eisenbahn dem besten Fuhrwerke vor, und sich die Beine abzulaufen, bloß damit er länger unterwegs sei, darum giebt er vollends nichts. Sicherlich sind die entschiednen Vorwärts- und Rückwärtsmenschen darin einverstanden, daß ein Mißbrauch, ein Uebelstand, eine Ungerechtigkeit besser heute als morgen aufhört. Wenn Einer Hunger leidet oder unverschuldet im Kerker liegt, wäre es Barbarei, erst lange über die Mittel und Wege seiner Rettung zu berathen. Die langsame Allmäligkeit wäre dann ein neues Vergehen. Lieber Alles mit Nelson eine Viertelstunde früher als später.

Demnach mögen sich alle Menschen, welche geradeaus denken und geradeaus wollen, über dem Altar des Radicalismus die Hände reichen, und sollten sie sich auch gleich nachher auf Leben und Tod bekämpfen. Denn die Losung des Radicalismus ist: Gründlich und rasch!

K. Nauwerck.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 198. 20. August. 1842.

Frantz „Die Philosophie der Mathematik.“

(Schluß.)

„Dies ist der Mittelpunct der Philosophie, wo das Absolute zuerst als die totale Vermittlung mit sich selbst, als Einheit der Form und des Wesens erkannt wird. Um dies zu erkennen muß die Form für sich zur Totalität entwickelt werden. Ohne Logik ist gar keine Philosophie, ist nur Phantasiren und Raisonniren. — Wenn nun Schelling (und so manche Andre) diesen Uebergang nicht begreift*), so hat er die Grundprincipien Hegelscher Philosophie nicht begriffen, die consequent zu demselben führen; wonach er nicht nur zu „„imaginiren““, sondern ganz klar zu denken ist; und die, wie gezeigt, die Entwicklung des Schellingschen Anfanges selbst sind. Diese Entwicklung wäre dann zu widerlegen. Solche Phrasen hingegen, wie von einem „„Sich-überstürzen und In-sich-zurückschlagen““ des Begriffs können wohl bei rohen Unphilosophen ein Beifallsgelächter, bei den Kundigen aber nur Mitleid erregen. Aber auch sonst ist es für einen Philosophen eine unverständige Rede, so schlechthin zu sagen, daß man „„mit dem rein Rationalen““ nicht an die Wirklichkeit kommen könne.“

Ungern nur versagen wir uns, noch mehr Mittheilungen aus dieser sehr klar und scharf abgefaßten Anmerkung, die sich über das ganze Gebiet der Philosophie erstreckt und als ein trefflicher Umriß einer philosophischen Encyklopädie mit geschichtlichen Hinweisungen anzusehen ist, zu machen: um noch Raum zu behalten, hauptsächlich das mathematisch Interessante des vorliegenden Werkes so viel thunlich in Uebersicht und auszugsweise mitzutheilen.

Die Entwicklung der Raumfigurationen, ein Gebiet, was sowohl für den Mathematiker als auch für den Naturphilosophen von der höchsten Wichtigkeit sein muß, und welches leider bis jetzt noch so wenig angebaut da lag, giebt der Verf. etwa so: (S. 62) „Als Abstraction ist der Raum nicht, sondern er ist das Negiren, und zwar nur, reines Negiren, das noch keine weitre Bestimmtheit hat, — auch nicht das Negiren von Etwas; denn es ist nichts da. Nur der Raum ist da; als das Negiren ist er das Negiren seiner selbst. Er war das Außereinander, und damit die Gleichheit mit sich als ein Sein, absolute Ruhe. Aber das Negiren ist das Negiren dieser Ruhe, somit des Raumes selbst; und da er selbst das Negiren ist, ist er das Negiren, das sich selbst negirt, — die Zeit.“

(S. 63) „Die Abstraction der Natur ist an ihr selbst eine Abstraction. Darum hebt sie sich 1) auf, der Raum geht in die Zeit auf, und 2) zerfällt sie in ein selbständiges Sein und Nicht, Raum und Zeit. In ihrem Aufheben erklärt sie sich selbst als unwahr, wie sie nur das Sein wäre, daß sie vielmehr nur ist als das Sein und das Nicht, und somit in Wahrheit die Einheit des (abstracten) Raumes, und der (abstracten) Zeit.“

(S. 64) „Diese Einheit ist selbst Sein, Raum als Einheit seiner und der Zeit. Dies ist der wirkliche Raum, die erste Wirklichkeit der Natur. Als Einheit von Zeit und Raum ist er Bewegung, aber die reine Bewegung seiner in sich selbst.“

(S. 68) „Wie sich uns jetzt der Raum bestimmt hat, ist er die Negation seiner als des Außereinanders. Dieses ist selbst der Raum, so ist er in sich selbst die Negation seiner, der Punct. Als der Punct ist er nicht, oder vielmehr er ist nur die Abstraction. Die Negation des Außereinanders ist jetzt eben des Raumes Bestimmung, nicht ein abstractes Nicht; es ist seine Negation, und damit selbst räumlich, die gerade Linie, — die erste Dimension.“

(S. 69) „Der Raum hat sich als Linie gerichtet“ (unterschieden) „in sich selbst. Darum ist die Linie eine bestimmte Richtung, und als solche ist sie eine gegen andre. — Indem der Raum sich richtet, setzt er in sich unendlich verschiedne Richtungen, — ein unendliches Strahlen seiner in sich selbst. Diese Linien sind bestimmte nur durch ihre Richtung gegen andre, durch den Winkel.“

(S. 70) „Daß eine Richtung sei, dies ist die Linie; und dieser Linie ist der Perpendikel entgegengesetzt. Der Gegensatz überhaupt tritt ein, da wo der Unter-

*) Cousin rc.

schied aufhört ein gleichgiltiger zu sein. Hier ist der Unterschied ein Mehr oder Weniger der Neigung oder Abneigung einer Linie gegen die andre; sobald sich die Neigung bis zu einem Rechten vergrößert, tritt Neigungslosigkeit ein. Der Perpendikel, der gegen beide Seiten der Linie gleich geneigt ist, ist keiner zugeneigt." —

(S. 69) „Die Wahrheit aber der Perpendicularität ist diese. Wenn die gerade Linie sich auf die andre bezieht als auf ihren Gegensatz, so ist sie diese zweite selbst als außer sich. Die gerade Linie bezieht sich auf sich selbst als auf sich außerhalb ihrer, sie ist, sie wird ihre Parallele. Als Parallele ist sie außer sich gekommen, und kommt sie außer sich. Sie erweitert sich zur Ebene."

(S. 71) „Die Ebene ist das Außersichsein, und zwar der Linie, der Richtung des Raumes. Damit hat sich das Sich-Unterscheiden des Raumes als seiendes Außereinander selbst bestimmt. Die Ebene ist selbst der Raum. Aber der Raum ist jetzt als Ebene bestimmt, — durch die zwei Dimensionen. — Indem der Raum sich nach Linien richtet, ist dies seine eigne Bestimmung. Er ist darin qualitativ bestimmt; die Linie ist nach dieser ihrer qualitativen Bestimmung zu betrachten. Wir sahen, wie die Linie im Außersichsein sie selbst ist. Indem sie aber jetzt der Ebene angehört, ist an die Stelle der nur ideellen Beziehung, die sie zur Parallele hat, die reelle gesetzt, daß sie im Außersichsein die reelle Rückkehr zu sich darstellt. Danach ist 1) die Linie für sich, 2) ist sie außer sich, und 3) ist sie die Rückkehr zu sich. Die eine Linie wird zu dreien und damit zum Dreieck; welches darum die Grundlage aller andern Figuren ist, weil es den reinen Proceß der Linie selbst darstellt, — darum aber auch unbestimmt, und zum Maße selbst nicht geeignet ist."

Soviel als Proben der Deduction der Raumfiguration. Es würde uns natürlich zu weit führen, wollten wir auch nur einen ungefähren Umriß geben, der hinreichte, diese ganze Entwicklung zu übersehen. Nur dies sei noch angeführt, daß der Kreis das Durchlaufen aller Richtung selbst darstellt (in seinen sämmtlichen Tangenten) und deßhalb auch durch Drehung einer Linie um einen Punct mechanisch beschrieben wird (S. 73). Und endlich zeigt es sich, daß die Richtung des Raumes im Ellipsoid vollendet und somit der totale Raum wieder hergestellt ist (S. 80 u. 81).

Wenn man den Entwicklungsgang des Verfassers mit dem Hegel's vergleicht, so ergiebt sich sogleich der Unterschied darin, daß der Verf. die in Hegel's Encyclopädie bei der Entwicklung des Raumes (freilich nur scheinbar) äußerlich herantretende Negation dem Raume immanent nachgewiesen hat; dann aber dieselbe sogleich Zeit nennt, während Hegel die Negation des Raumes selbst als den Punct bestimmt. Der Verf. legt hierauf ein besondres Gewicht, indem er sagt (S. 85): „Es kommt zunächst darauf an, den Raum als den lebendigen, gestaltenden, selbst zu entwickeln. Wenn der Raum nur das ruhige, gleichgiltige Außereinander ist, so sind seine Formen ebenso unlebendig, und damit unwahre Abstractionen, wie jener Raum selbst. Denn Form ist eben die Lebendigkeit selbst. Wie könnten die Formen des Raumes sich erfüllen, und als erfüllte energiren, wenn sie nicht an sich selbst lebendig, wenn nicht der Raum durch die Zeit belebt, und so erst wirklicher Raum wäre?"

Aber die Raumfigurationen gehören nur dem Raume an, ohne im Mindesten das Moment der Zeit an sich zu tragen. Es wäre auch auffallend und ganz und gar nicht zu begreifen, wie die Mathematik, wenn sie von Raumfiguren handelt, ganz ohne die Bestimmung der Zeit fertig werden könnte, wenn die Zeit ein wesentliches Moment bei denselben wäre. Die Lebendigkeit des Raumes, wodurch er fähig wird, sich zu figuriren, liegt in der Negation, und ist diese als dem Raume immanent nachgewiesen, so bedarf es nicht erst noch der Zeit, um die wirkliche Figuration zu entwickeln. Es ist auch von dem Verf. nur den Worten, nicht der That nach, die Zeit in die Entwicklung hereingenommen, denn obgleich er, wie wir vorhin mittheilten (S. 62), „das Negiren als das Negiren der Ruhe, somit des Raumes selbst", als „Zeit" bestimmt, so heißt es doch (S. 68): „die Negation seiner als des Außereinanders, ist selbst der Raum, so ist er in sich selbst die Negation seiner der Punct." Und die nächste Erfüllung des Raumes ist bei unserm Verf. „die Negation des Raumes", d. h. „die Richtung" und nicht die Zeit. Aber die Richtung, die der Verf. so prägnant als die immanente Bestimmung des Raumes deducirt hat, hat deßhalb als solche noch keine wahre Realität, sie ist und bleibt Abstraction, und tritt erst in die Wirklichkeit an der Materie, etwa in der Krystallisation, die aber als solche in die Philosophie der Mathematik nicht gehört. Dessen ist sich auch der Verf. sehr wohl bewußt, indem er (S. 86) sagt: „Die reine" — im Gegensatz zur reellen — „Bewegung der mathematischen Mechanik aber ist nur eine Abstraction der reellen Bewegung, die nur als sich bewegende Materie ist, und gehört daher der Speculation überhaupt nicht an." — Weil der Verf. die Zeit bloß zu früh genannt hat, muß er seine eigne Kategorie, „die reine Bewegung", für der Speculation nicht angehörig, d. h. für unspeculativ erklären. Da sich nun der Verf. auf die Principien der Mechanik nicht mit eingelassen hat, so ist der vorliegende Mangel von weiter keinem wesentlichen Einflusse.

Den zweiten Theil: „das mathematische Erkennen", in

welchem die Bestimmung des Stoffs, die Symbolik, die Methode und die Bedeutung der Mathematik auf streng wissenschaftliche Weise abgehandelt ist, übergehen wir hier, um uns nur noch Einem wichtigen Puncte des dritten Theiles zuzuwenden, nämlich der neuen Begründung der Parallelen-Theorie, welche zugleich eine Probe des Einflusses abgeben mag, welchen die philosophische Betrachtungsweise auf die Entwicklung des Systems der Mathematik selbst ausübt. —

Es handelt sich bei der Parallelentheorie bekanntlich darum, ob der Lehrsatz: daß in einem Dreiecke die Summe der Winkel gleich zweien Rechten ist, vor der Lehre von den Parallelen oder mit Hilfe derselben zu beweisen ist. Wir wollen versuchen, den Gang, den der Verf. nimmt, in einem möglichst gedrängten Auszuge wiederzugeben, damit die Sache für sich selber rede. — Die Bestimmung, daß die Summe der Winkel eines Dreiecks gleich zweien Rechten ist, „ist die wesentliche Bestimmung des Dreiecks; und wie wir früher gesehen haben, daß das Princip des Dreiecks in dem Parallelismus liegt, als der ideellen Beziehung der Linie auf sich aus ihrem Außersich, so ist diese Bestimmung des Dreiecks vermittelst des Parallelismus zu beweisen. — Daher ist es ein vergeblicher Versuch Legendre's, umgekehrt die Parallelentheorie auf diesen Satz zu gründen, und für denselben einen von dem Parallelismus unabhängigen Beweis aufzustellen" (S. 116). Es wird nun weitläufiger nachgewiesen, worin der Mangel des Legendreschen Beweises beruht; worauf der Verf. so fortfährt (S. 118): „Wenn nun aber die Parallelentheorie nothwendig vorauszusetzen ist, so bietet diese eine neue Schwierigkeit dar; man bedarf alsdann den elften Euklidischen Grundsatz. — Daß aber der Beweis bis jetzt nicht gelungen ist, liegt nur in der mangelhaften Definition des Parallelismus. In der Definition muß implicite aller Gehalt liegen. In der gewöhnlichen Definition aber: „„daß zwei Linien parallel sind, wenn sie sich nicht schneiden können"", liegt nichts, oder vielmehr sie enthält nur das Nicht, das Negative. Es ist wohl merkwürdig gnug, wie diese Definition, die die eigentliche Sache gar nicht angiebt, sich bisher noch hat erhalten können." — Nach einer Definition muß man den definirten Gegenstand construiren können; „zwei Linien aber, die sich nicht schneiden sollen, können nach diesem Nicht nicht construirt werden. Sie werden construirt nach dem, was in dem Parallelismus das Positive ist, was aber gewöhnlich nur beiläufig gesagt, oder gar nicht hervorgehoben wird, nämlich ihre sich gleich bleibende Entfernung; daß die zweite Linie die erste selbst ist außerhalb ihrer, und somit nur eine Richtung ist. Ich sage also: eine gerade Linie ist einer andern parallel, wenn sie in allen ihren Puncten von derselben gleichweit absteht."

S. 119: „Aber nun ist erst noch die Frage aufzuwerfen, ob eine Linie, die von einer andern in allen ihren Puncten gleichweit entfernt ist, selbst eine Gerade sei? Eine solche Linie würde mechanisch entstehen, wenn sich auf einer geraden Linie, in einer Ebene und auf derselben Seite derselben, eine constante Gerade rechtwinklig fortbewegte. Daß aber so eine gerade Linie entsteht, folgt aus der Euklidischen Definition: „„eine gerade Linie ist, die zwischen allen ihren Puncten auf einerlei Art liegt"", denn alle Puncte solcher Linie sind in der That auf dieselbe Weise bestimmt. Was sie bestimmt, ist 1) die erste gerade Linie, die als gerade allenthalben gleich gelegen ist; 2) die Länge der als bewegt gedachten Linie; 3) die Richtung derselben gegen die erste Linie; 4) die Seite der ersten Linie, auf welcher die Construction, und endlich 5) die Ebene, in welcher sie geschieht; was Alles nach der Annahme unverändert bleibt. Es ist sonst nichts vorhanden, was die Construction bestimmte." — „So wie nun überhaupt Sätze, deren Richtigkeit durch ein einfaches Räsonnement zu erweisen ist, als Grundsätze hingestellt werden, weil der geometrischen Methode das Räsonnement fremd ist, so würde zum Behufe der Parallelentheorie dieser Grundsatz aufzustellen sein: Eine Linie, die mit einer Geraden in derselben Ebne liegt, und von derselben in allen ihren Puncten gleichweit absteht, ist selbst eine Gerade." — Nun folgt die Darlegung des Ganges, den die Parallelentheorie zu nehmen hätte, indem die wichtigsten Lehrsätze in gehöriger Reihenfolge aufgeführt werden.

Sowohl an der vom Verf. gegebnen Definition der Parallellinien, als auch an dem eben zuletzt mitgetheilten Grundsatze haben wir das auszusetzen, daß in beiden von den einzelnen Puncten der Linien gesprochen wird. Es kann hiedurch leicht die falsche und schon von Hegel*) auf das Kräftigste folgendermaßen bekämpfte Vorstellung entstehen: „Daß die Linie nicht aus Puncten, die Fläche nicht aus Linien besteht, geht aus ihrem Begriffe hervor, da die Linie vielmehr der Punct als außer sich seiend, nämlich sich auf den Raum beziehend und sich aufhebend, die Fläche eben so die aufgehobne außer sich seiende Linie ist." — Der Verf. hätte sich einzig und allein an die Richtung, als den Begriff der Linie, halten müssen; und da aus der von ihm selbst so trefflich gegebnen und von uns schon oben mitgetheilten Entwicklung der Raumfiguren hervorgeht, daß „die Linien nur durch ihre Richtung gegen andre (d. h.) durch den Winkel bestimmt sind": so war nichts einfacher und der consequenten Entwicklung gemäßer, als die Definition der Parallelen etwa so aufzustellen: Parallellinien sind solche, die gegen eine andre Linie gleiche Richtung haben, oder die mit einer andern

*) Encykl. 1830, S. 237.

Linie gleiche Winkel bilden. Nach dieser Definition allein sind Parallellinien zu „construiren"; und man würde sich vergeblich bemühen, nach der vom Verf. angegebnen die wirkliche Construction auszuführen, denn man würde alsdann genöthigt sein, die Entfernung der beiden Linien „in allen ihren Puncten" als gleich zu bestimmen, was aber eine sogenannte „schlecht unendliche" Arbeit sein würde. Der Verf. hat sich auch, wahrscheinlich aus unmittelbarem richtigem Gefühl, nicht auf diese Danaiden-Arbeit eingelassen, sondern will die Construction dadurch bewerkstelligt wissen, daß „sich auf einer geraden Linie, in einer Ebne und auf derselben Seite derselben, eine constante Gerade rechtwinklig fortbewegte." Hier kommt er aber aus der Charybdis in die Scylla, denn wodurch soll die zweite Linie entstehen? — Darauf ist nach des Verf. eigner Angabe der Construction nicht anders zu antworten, als: durch die Bewegung des einen Endpunctes der „constanten Geraden", die sich „auf einer geraden Linie rechtwinklig fortbewegt." Dies streitet aber schnurstracks gegen des Verf. eigne (S. 149) sehr richtig hingestellte Bemerkung: „insofern die Bewegung nicht der Größe und nicht der Linie als solcher angehört, ist dies eine hier ungehörige Vorstellung", womit man auch Hegel's Encyklopädie 1830, S. 237 vergleichen kann. —

Trotz diesen zu machenden Ausstellungen gehört es zu den Verdiensten dieses Buches, den bisher immer noch so oberflächlich behandelten Punct der elementaren Mathematik an seiner tiefsten Wurzel ergriffen und deßhalb wenigstens den Weg gezeigt zu haben, wenn der Verf. auch in dem vorliegenden Werke denselben noch nicht selbst ganz consequent verfolgt hat. —

In dem weitern Verlaufe des dritten Theiles wird nun das ganze System der Mathematik in einem wissenschaftlichen Gange im Ueberblick dargestellt; es eröffnen sich hiebei so viele neue Gesichtspuncte und Einsichten, daß wir uns nur ungern enthalten, davon noch Mehreres mitzutheilen; indessen hoffen wir, daß die von uns mitgetheilten Proben hinreichen werden, den Werth des Buches ins Licht zu stellen. Wir beklagen nur, daß die engen Grenzen des Buches (12 Bogen) die weitre Ausführung mancher Einzelnheiten verhindert haben.

Wir schlagen das von uns bis ans Ende mit dem höchsten Interesse gelesne Buch mit dem Wunsche zu, daß es endlich allgemein anerkannt werden möge, daß das Suchen nach Neuem, das doch nichts Neues sein darf (vgl. S. 112), dem Durchdringen des Stoffes mittelst des philosophischen Gedankens weichen muß, daß nicht die technische Fertigkeit im Umgehen mit Formeln, sondern vielmehr die Einsicht in den innersten Nerv des ganzen Systems es ist, welche die wahre mathematische Erkenntniß ausmacht, zu welcher das vorliegende Werk einen würdigen Beitrag bildet.

Dr. Menzzer.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 199. 22. August. 1842.

Das Wesen des Christenthums von Ludwig Feuerbach: Leipzig 1841. Otto Wigand.

Aller Fortschritt in der Entwicklung des Geistes besteht darin, daß die durch die Arbeit des Gedankens errungnen Ergebnisse wieder zur Basis einer neuen Reihe von Entwicklungen werden. Diese Resultate sind aber nur für denjenigen befruchtend, der sie selbstbewußt gewonnen hat und von ihnen durchdrungen ist. Wer noch innerhalb der Probleme und Gegensätze befangen ist, über welche der philosophirende Geist uns hinausgeführt, wen die Widersprüche, Zweifel und Fragen, welche eine Stufe des Geistes gelöst hat, noch immer von Neuem umherwerfen und zur Opposition gegen die darüber hinausgegangne Philosophie antreiben, der ist als ein hinter den Fordrungen des Geistes Zurückgebliebner zu betrachten, auf den man sich in ernsthaftem Kampfe im Grunde nicht weiter einzulassen hat. Die Philosophie hat bei Gestalten der Art eigentlich nur an das, was sie geworden, und an ihre Stufe zu erinnern, und sich ein mühseliges und selbst unfruchtbares Widerlegen zu ersparen, da sie dabei immer nur wieder auf Bekanntes und längst Bewiesnes zurückkommen müßte. In einer solchen Arbeit ermattet sie aber, anstatt sich neue Kräfte zum Weiterschreiten aus dem Kampfe zu gewinnen. Eine Philosophie hat daher in den großen Fragen, über deren Beantwortung sie mit sich selbst völlig einig ist, eine vornehme Haltung gegen diejenigen zu zeigen, welche durch ihr eigensinniges und bornirtes Festhalten an dem, was die Philosophie bereits aufgelöst und in seiner Einseitigkeit und Unwahrheit aufgezeigt hat, nur als die Fortentwicklung hemmend erscheinen.

Eine Arbeit im Gebiete der Theologie, welche ihre Waffen noch aus dem abstracten, verkommnen Rationalismus oder aus dem Supranaturalismus nimmt und mit ihnen eine Philosophie zu bekämpfen wähnt, welche schon aus dem einfachen Grunde über beide hinausgegangen ist, weil sie beide in ihrer Wahrheit und Unwahrheit und damit in ihrer gegenseitigen Berechtigung begriffen hat, kann sich nicht über den Stolz der Philosophie beschweren, wenn diese dergleichen, so viel Gelehrsamkeit auch dabei im Einzelnen aufgewendet werden mag, als bedeutungslos zurückweist und ihm kein Recht in der Gegenwart vergönnt. Wer in seinen theologischen Untersuchungen noch von der Trennung des in der Offenbarung wirksamen göttlichen Geistes und des im philosophischen Denken wirksamen nur menschlichen Geistes ausgeht, verdient, daß die Philosophie der Gegenwart ihn wie einen Todten behandelt und nach vollbrachter Todtenschau begräbt. Der Begriff des Fortschritts wäre ein leerer Schall, wenn er nicht auch darin Ernst machte, das Vergangne als vergangen zu behandeln und es kurz und gut an die Resultate der denkenden Vernunft zu verweisen.

Aber die Gegensätze thun sich auch innerhalb der errungnen Resultate der Philosophie selbst auf und bringen hier einen Kampf andrer Art hervor. So lange es sich nur um den Sieg gegen die Einseitigkeiten vergangner Standpuncte handelt, wenden sich die Kräfte aller der Philosophirenden, welche in einer Gestalt der Philosophie eine neue Aera begrüßen, derselben freudig zu und streben den Bruch mit der Vergangenheit gründlich herbeizuführen. Bald aber trennen sich auf dem Boden der neuen Erobrung Diejenigen, welche, fast erschreckt über das gewonnene Resultat, in ihrer Geistbewegung Halt zu machen suchen, aus Furcht, zu weit von der Bewegung hinweggerissen zu werden, von Denjenigen, welche die Resultate mit allen ihren Consequenzen gewollt haben und nicht gewillt sind, still zu stehen, sondern sich beeifern, die Bewegung bis zu einer absoluten Durchführung der Principien zu verfolgen, an welche sie sich mit ganzer Seele aufgegeben haben. Nachdem die Philosophie die Einheit der göttlichen und menschlichen Vernunft nachgewiesen hat, nachdem Christenthum und Philosophie als Zweige eines und desselben Baumes erkannt, die Sphäre der Religion und Philosophie als Selbstoffenbarungen des absoluten Geistes aufgezeigt worden sind, suchen die Einen in ihrer Beschäftigung mit den Dogmen der Kirche nichts eifriger zu thun, als die Einheit der Religion und Philosophie also nachzuweisen, daß sie sich zwar den Schein geben, als gewönnen sie auf dem Wege des philosophischen Denkens die Wahrheit der Dogmen und die Rechtfertigung der Kirchenlehre, während sie in der That doch durch die ganze Art ihrer Untersuchungen und zum Theil auch durch die Resultate den Beweis geben, daß sie die Philosophie zu einem bloßen M i t t e l herabsetzen, um durch dieselbe die Lehren der Kirche zu beweisen. Die Einheit der Religion

und Philosophie, der Offenbarung und der Vernunft wird zwar hier auch noch behauptet, aber im Gange der Untersuchungen ergiebt sich, daß die Dogmen zu etwas Festem und Unantastbarem gemacht worden sind, welches die Philosophie nur zu rechtfertigen habe, und wo sich etwa eine Kluft zwischen beiden hervorthue, soll dies nur der Ohnmacht des philosophischen Denkens zuzuschreiben sein, welches die Kategorien noch nicht aufgefunden, um den ganzen Umfang der kirchlichen Lehren zu rechtfertigen. Wenn auch diese Richtung auf dem Boden der Philosophie gewachsen zu sein scheint, weil sie sich der Sprache und des Rüstzeugs der Philosophie bedient, so ist sie doch vielmehr ein Abfall von derselben und insofern auch ein Rückfall in einen vergangnen Standpunct, welcher bei scharfer Prüfung die größten Resultate des philosophirenden Geistes wieder in Frage zu stellen droht. Ist die Philosophie der Gegenwart nur dadurch Philosophie, daß sie dem Gedanken die Kraft vindicirt hat, sich selbst zu versöhnen und aus sich alle Räthsel der Welt zu lösen, ist die Einheit der Offenbarung und der Vernunft eine Wahrheit, so ist sie dies nur, insofern die Philosophie, aus sich selbst anfangend und unbekümmert um irgend eine Voraussetzung, wäre dieselbe auch die der Kirche, sich ihren Gehalt erzeugt, ihren Himmel sich selbst erobert und kraft ihrer immanenten Thätigkeit ihr ganzes Gebäude errichtet. Daß sie auf dem Wege ihrer das Leben des Universums und das Wesen des absoluten Geistes erkennenden Thätigkeit auch die Vernunft des Christenthums und den absoluten Inhalt der Kirchenlehre begreift, ist ihre That, welche sie aber schöpfrisch, d. h. einzig und allein durch das Princip ihrer eignen freien Bewegung geleitet, vollbringt.

Für wen die Philosophie nur ein Mittel ist, die Vernunft der Kirchenlehre zu erkennen, der ist aus dem Kreise der Wissenschaft der gegenwärtigen Welt herausgetreten und in den Standpunct der mittelalterlichen Philosophie zurückgesunken. Denn so viel ächt Speculatives die Denker des Mittelalters über die Dogmen ausgesprochen, so erfolgreiche Anstrengungen sie gemacht haben, die Lehren der Kirche zu rechtfertigen, so war ihnen dabei doch immer der christliche Glaubensinhalt eine feste Voraussetzung, woran mithin das Denken seine Schranke hatte. Das Denken dieser durch die Kirche gegebnen Voraussetzung bewegte sich daher wohl um dieselbe herum, aber ohne die Kraft zu haben, sich selbst zum Mittelpuncte zu machen und von sich selbst, d. h. von seiner Entscheidung, Alles abhängig zu machen, aus der unendlichen Gewißheit seiner Wahrheit die Wahrheit des Glaubensinhalts beurtheilen und begreifen zu können. Auch für die Philosophie der Gegenwart sind die Lehren der Kirche Voraussetzungen, aber nur in dem Sinne, wie die gesammte geschichtliche Entwicklung und der ganze Umfang des historischen Stoffs eine Voraussetzung für das begreifende Erkennen ist, — wie der Inhalt jeder Religionsstufe eine Voraussetzung für den darüber Philosophirenden ist, — nicht aber in dem Sinne, daß diese Voraussetzung nicht wieder in ein Gesetztes, d. h. in einen aus dem Gedanken frei erzeugten Inhalt verwandelt werden müßte. Dieser Inhalt ist dann wahr, insofern die begreifende Vernunft ihn als wahr erweist. Sie hat also nicht nur das Geschäft des Rechtfertigens dessen, was durch die Autorität der Kirche gegeben ist, sondern die Aufgabe, in diesen wie in jeden historisch gegebnen Inhalt sich denkend zu vertiefen und den Gehalt desselben zu beweisen. Hier gräbt sich also der philosophirende Geist in den Schacht des Glaubensinhalts hinein, zwar mit dem Zutrauen, daß hier Gold zu heben sei, wie in jeder Gestalt des objectiven Geistes, aber ohne Furcht davor, auch manches an das Licht des Gedankens geförderte Stück für werthlos erkennen und mit jedem den Läuterungsproceß vornehmen zu müssen. Wir wissen, daß die Philosophie der Gegenwart nur durch das Bekenntniß dieses Princips die freie und freimachende Wissenschaft ist, wir wissen aber auch, daß Manche nur durch die Formen der Philosophie, deren sie sich bedienen, scheinbar innerhalb derselben stehen, in der That jedoch vor der entwickelten Stellung derselben zum christlichen Glaubensinhalt zurückbeben und zu einer kategorischen Antwort auf die absolute Frage gezwungen: Ist dir ein Inhalt wahr und heilig, insofern ihn die Kirche lehrt, oder insofern ihn dir die speculative Vernunft als wahr und darum als heilig erweist? sogleich der Philosophie den Rücken kehren würden. Diese sind, so viel sie auch mit den Formen der Philosophie operiren, nicht ihre mündig gewordnen Söhne, sondern stehen auf dem Boden des gläubigen Bewußtseins, von dem sie daher auch zum Lohn die Anerkennung empfangen, mit dem Bekenntniß, daß die Handhabung der speculativen Formen der letzte Zipfel sei, an welchem sie der Satan noch festhalte. Die Philosophie aber muß sich danach sehnen, diese in der Halbheit des Gedankens und in der Selbstbelügung Befangnen ganz los zu werden und sie offen auf die Seite der Gegner treten zu sehen. Für die Philosophen giebt es keine höhere Beglaubigung, als die des Gedankens und seiner dialektischen Kraft. Weil in der Philosophie der absolute Geist kraft seiner eignen, immanenten Thätigkeit sich mit sich selbst zusammenschließt, weil die Philosophie uns den absoluten Inhalt in seiner von ihm selbst gesetzten und daher absolut freien Form erschließt, ist sie auch die Richterin über das Angemeßne und Nichtangemeßne der Formen, in denen sonst der absolute Inhalt erfaßt wird und für das Bewußtsein erscheint. Der Ausspruch: das Wahre sei index sui et falsi, gilt auch in dem Sinne, daß die absolute Gestalt der Wahrheit, die Philosophie, wohl die andern Gestalten, in welchen sich die Wahrheit offenbart, begreifen und in

ihrem Werthe beurtheilen kann, nicht aber umgekehrt. Die Religion vermag daher nicht die Philosophie, wohl aber die Philosophie die Religion zu richten und in ihrem absoluten Gehalt zu begreifen. Dies ist eine einfache Consequenz, welche aus der Stellung der Philosophie zur Religion hervorgeht, eine Consequenz, vor der nur Diejenigen zurückbeben, welche zwar von der Identität des religiösen und philosophischen Inhalts sprechen, aber doch die reservatio mentalis machen, daß die Religion noch etwas in ihrem Schooße zurückhalte, was nicht in die Philosophie aufgehe, und damit zugleich einen göttlichen Inhalt hypostasiren, der sich der Kritik und der Erkenntniß des menschlichen Denkens entziehe.

Das Verhältniß der Religion zur Philosophie ist von der Speculation so ausgesprochen worden, daß in der erstern der absolute Geist für die Vorstellung, in der letztern für das Denken sei, d. h. daß in der Religion der absolute Inhalt für das Bewußtsein noch ein Andres sei und damit die Gestalt endlicher Reflexionsbestimmung habe, welche für das Subject als ein selbständiger Verlauf des Geschehens erscheine und mit dem Charakter einer außer dem Subjecte gegebnen Objectivität behaftet sei. Die Religion, obwohl die Selbstoffenbarung des absoluten Geistes für den Geist, kann daher, weil ihre Form die der Vorstellung und nicht die des Gedankens ist, auch sich selbst nicht begreifen und in ihrer Wesenheit erkennen. Mit diesem Acte hebt sie sich als Religion auf und wird Philosophie. Als Religion ist es ihr wesentlich, den absoluten Inhalt für das Bewußtsein als ein Gegenständliches festzuhalten, was also noch nicht von dem Gedanken als sein innerstes, eigenstes Leben erkannt und in dasselbe verwandelt ist. Worin aber besteht diese Verwandlung? An die Stelle der Vorstellung tritt der Gedanke, an die Stelle eines Inhalts, der vom Subject noch als ein gegen dasselbe Andres, als ein Gegenständliches gefaßt und geglaubt wird, der also nicht vollständig vom Subject durchdrungen wird, tritt der Inhalt, welchem der Charakter eines dem denkenden Subject fest gegenüberstehenden Andern, mithin einer noch für sich seienden Objectivität abgestreift worden, in dessen Vertiefung das denkende Subject nicht nur mit sich selbst zusammengegangen ist, sondern auch weiß, daß es darin nur in seine eigenste Wesenheit zurückkehrt.

Da eine jede Stufe des Bewußtseins in dem Momente, wo dieselbe völlig begriffen worden ist, auch aufhört den absoluten Inhalt des Subjects zu bilden und der Anfang einer neuen Stufe ist, so schreitet der absolute Geist über jeden Kreis seiner Offenbarungen hinaus, indem er sich völlig darin erfaßt und damit des Widerspruchs seiner reinen Wesenheit und seiner Gestalt inne geworden ist. Der absolute Geist geht also über die Gestalt, welche er sich in der absoluten Religion gegeben, in dem Augenblicke hinaus, wo er die Form der Vorstellung, in welcher er sich auf dem Gebiet der Religion befindet, begriffen hat. Denn indem er sie begriffen, hat er sie als Vorstellung aufgehoben und in Gedanken verwandelt, d. h. er hat ihr noch den letzten Rest eines Gegenständlichen abgestreift, das noch nicht zur Durchsichtigkeit des Gedankens verklärt war. Die Gestalt der Philosophie als Selbstoffenbarung des absoluten Geistes resultirt mithin aus der Religion, indem der Gedanke die Vorstellung zu seiner Voraussetzung hat und derselben die sinnlichen Formen, in welche sie sich kleidet, und damit überhaupt den Charakter eines dem Subject Gegenständlichen nimmt. Das religiöse Bewußtsein kann daher auch sich selbst nicht begreifen, d. h. sich des innersten Pulsschlages seiner Thätigkeit nicht zugleich bewußt werden, weil es in demselben Augenblicke aufhörte religiöses Bewußtsein zu sein und in das philosophische übergegangen wäre. Daher erscheint dem unbefangnen religiösen Bewußtsein, — und alles wahrhaft religiöse Bewußtsein ist unbefangen, d. h. noch nicht in die Differenz des Zweifels und der Kritik getreten, — das Thun des philosophischen Bewußtseins zunächst als ein Frevel, weil dieses ihm die Formen und damit scheinbar den Inhalt nimmt, in welchem es sich allein bewegt und befriedigt, mithin seinem Inhalt den Charakter eines dem Bewußtsein Gegenständlichen, eines Angeschauten entzieht und ihn als die eigenste Form des unendlichen Selbstbewußtseins begreift.

Auf diesen Standpunct stellt sich Feuerbach's Werk. Indem er das absolute Wesen des religiösen Bewußtseins erfaßt und der Bewegung desselben nachgeht, muß er nothwendig den Widerspruch aufzeigen, in welchem alles religiöse Bewußtsein gegenüber dem philosophischen noch befangen ist. Wer ganz innerhalb eines Standpuncts steht, kann nicht zugleich die Schranke dieses Standpunctes erfassen, d. h. er kann nicht zugleich den Widerspruch desselben mit der Wahrheit inne werden. Sobald er sich dieses Widerspruchs bewußt wird, sobald er die Schranke eines Standpunctes erkennt, hat er ihn auch verlassen und die höhere Stufe betreten. Die Schranke eines Standpunctes ist also nur für den, welcher über denselben hinausgegangen ist. Das Aufzeigen der Schranke, mithin des Widerspruchs, in welchem der Geist auf einer Stufe befangen ist, hat daher für Denjenigen, welcher sich noch innerhalb derselben unbefangen und vertrauungsvoll bewegt, zunächst etwas Schmerzliches und Erschütterndes. Denn der Mensch wird einem Bewußtsein entrissen, mit dem er mit allen Nerven und Sehnen seines Lebens verflochten ist, ohne daß er zunächst etwas Andres, als den Schmerz dieser Losreißung, den Bruch mit seinem ganzen Dasein empfände. Dieser Schmerz aber muß sich steigern mit der Höhe der Sphäre, mit der Heiligkeit des Gebiets, in welches dieser Gegensatz einbricht. Das absolute Gebiet für das allgemeine Bewußt-

sein ist die Religion, in ihr ist demselben der absolute Geist selbst gegenständlich als Object der Anbetung. In der Religion erscheint aber diese Vermittlung des göttlichen und menschlichen Geistes wesentlich noch in der Form der Vorstellung, mithin in endlichen Kategorien und Bildern, in welchen die absolute Selbstvermittlung des göttlichen Geistes mit sich also noch nicht in ihrer adäquaten Form angeschaut wird. Das ins Bewußtsein gefaßte religiöse Verhalten wird aber, indem die Formen, in denen es sich bewegt, als solche erkannt werden, welche die Bewegung des absoluten Geistes nicht völlig erschöpfen, über sich zum philosophischen hinausgeführt.

Die Aufzeigung dieser Mangelhaftigkeit, welche sich in allem religiösen Bewußtsein, verglichen mit dem philosophischen, findet, ist Feuerbach's Aufgabe. Er versenkt sich zu diesem Zwecke mit der rücksichtslosesten Wahrheitsliebe in die Natur des religiösen Bewußtseins und geht allen Anschauungen und Gestaltungen desselben nach, um in ihnen die negative Seite nachzuweisen, welche demselben und allem religiösen Verhalten innewohnt und wodurch sich das philosophische Bewußtsein aus dem religiösen entbindet. In dieser Beziehung ist Feuerbach durchaus nicht in Widerspruch mit der Speculation, sondern macht im Gegentheil ganz unumwunden Ernst mit der auch von Hegel geforderten Erhebung des philosophischen Bewußtseins über das religiöse. Denn es kommt, und kann doch nur aus dem Grunde in der Bewegung des absoluten Geistes zur Philosophie kommen, weil derselbe sich als religiöser Geist noch nicht absolut gnügt. Er gnügt sich aber wieder nur darum nicht, weil er hier noch mit endlichen Formen verflochten erscheint, welche seiner Natur nicht völlig angemessen sind, von denen er sich also noch befreien muß, um sich völlig in seiner reinsten Wesenheit zu erfassen, d. h. um absolut bei sich und in sich zurückgekehrt zu sein.

Indem dem Menschen in der Religion das Absolute Gegenstand der Anbetung ist, weiß er mithin dies noch nicht als sein eignes absolutes Wesen. Sobald der Mensch aber die Natur der Religion begreift, so erfaßt er ihre Bewegung auch als eine solche, in welcher das zunächst außer dem Menschen verlegte Wesen ununterbrochen in sein Selbstbewußtsein zurückgenommen wird, das ihn nur darum befriedigt und beseligt, weil es das tiefste Bedürfniß seines Innern und seines Selbstbewußtseins ausdrückt. Subjectiv ist daher jede Religion gleich wahr, d. h. eine jede, insofern sie wirklich als eine bestimmte Gestalt des religiösen Geistes aufgetreten ist, befriedigt auch das religiöse Bedürfniß einer bestimmten Entwicklungsstufe. Das religiöse Bedürfniß wird aber wieder nur dadurch in einer Religion gestillt, weil sie das innerste Wesen des Menschen, zu welchem sich derselbe auf einer bestimmten Stufe zu erheben fähig ist, gegenständlich macht. Die objective Wahrheit einer Religion dagegen begreifen wir nothwendig nur von einem Standpunct aus, der uns die verschiednen Gestalten des religiösen Bewußtseins als eben so viele nothwendige Formen aufzeigt, welche sich der Geist in seiner Entwicklung gebildet hat. Dieser Standpunct enthüllt aber eben sowohl die Schranke jeder einzelnen Religion, als auch die Schranke des religiösen Bewußtseins überhaupt. Mit einem Worte, nur das philosophische Bewußtsein vermag die einzelnen Religionen als Formen eines und desselben Geistes zu begreifen, mithin zu rechtfertigen und zugleich die Schranke derselben gegen einander aufzuzeigen. Denn für das religiöse Bewußtsein als solches ist nur die jedesmalige Stufe seines religiösen Lebens, auf welcher es sich befriedigt, eine Wahrheit, andre Religionen aber sind ihm Irrthum und Aberglauben. Weil ihm das Absolute nur als ein vom Bewußtsein unterschiednes Gegenständliches erscheint, mit welchem es sich zwar durch die Andacht und Hingebung vermittelt, das es aber doch nicht als aus dem Abgrunde seiner eignen Wesenheit heraufbeschworen erfaßt, so ist der religiöse Mensch auch wesentlich ausschließend, indem er in seinen religiösen Inhalt ganz aufgeht. Derselbe Geist, welcher die Energie hat, sich das religiöse Bewußtsein überhaupt zum Gegenstand seines Begreifens zu machen, derselbe Geist, aber nur dieser, vermag auch die besondern Gestalten des religiösen Bewußtseins, die verschiednen Religionen, als Offenbarungen ein und desselben sich entwickelnden Geistes zu begreifen und zu rechtfertigen. Dieser Geist aber ist der aus allen besondern Stufen, aus jedem bestimmten Inhalt und jeder beschränkten Form sich befreiende Geist der Wissenschaft, welcher darum auch der absolut liebevolle ist, indem er in der Fülle der Gestalten des religiösen Bewußtseins immer Offenbarungen eines und desselben Geistes sieht, welche er in ihrer Bedeutung anerkennt. Nur insofern der Geist wissender Geist ist, vermag er also das Wesen des religiösen Geistes überhaupt und dessen besondre Organisationen zu würdigen und zu verstehen, weil der religiöse und der philosophirende Geist nur Formen ein und desselben absoluten, in der Menschheit webenden und sie gestaltenden Geistes sind.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 200. **23. August.** **1842.**

Feuerbach „Das Wesen des Christenthums."

(Fortsetzung.)

Wir mußten zur wahrhaften Würdigung des Feuerbachschen Werks diese Gedanken vorausschicken, welche nur Consequenzen der Speculation sind, und von Denen, welchen es Ernst mit derselben ist, welche sie nicht nur wie ein Kleid beliebig an- und ausziehen, anerkannt werden müssen. Feuerbach spricht diese Schranke des religiösen Bewußtseins, im Gegensatz des philosophischen, worauf das ganze Buch beruht, an mehrern Stellen mit eben so großer Bestimmtheit als Energie aus. „Wenn aber die Religion, sagt derselbe S. 18, das Bewußtsein Gottes, als das Selbstbewußtsein des Menschen bezeichnet wird, so ist dies nicht so zu verstehen, als wäre der religiöse Mensch sich direct bewußt, daß sein Bewußtsein von Gott das Selbstbewußtsein seines Wesens ist, denn der Mangel dieses Bewußtseins begründet eben die differentia specifica der Religion. Um diesen Mißverstand zu beseitigen ist es besser zu sagen: die Religion ist die erste und zwar indirecte Selbsterkenntniß des Menschen. Die Religion geht daher überall der Philosophie voran, wie in der Geschichte der Menschheit, so auch in in der Geschichte der Einzelnen. Der Mensch verlegt sein Wesen zuerst außer sich, ehe er es in sich findet. Das eigne Wesen ist ihm zuerst als ein andres Wesen Gegenstand. Der geschichtliche Fortgang in den Religionen besteht deßwegen darin, daß das, was frühern Religionen für etwas Objectives galt, als etwas Subjectives, d. h. was als Gott angeschaut und angebetet wurde, jetzt als etwas Menschliches erkannt wird. Die frühere Religion ist der spätren Götzendienst: der Mensch hat sein eignes Wesen angebetet. Der Mensch hat sich verobjectivirt, aber den Gegenstand nicht als sein Wesen erkannt; die spätre Religion thut diesen Schritt. Jeder Fortschritt in der Religion ist daher eine tiefre Selbsterkenntniß. Aber jede bestimmte Religion, die ihre ältern Schwestern als Götzendienerinnen bezeichnet, nimmt sich selbst — und zwar nothwendig, sonst wäre sie nicht mehr Religion — von dem Schicksal, dem allgemeinen Wesen der Religion aus; sie schiebt nur auf die andern Religionen, was doch — wenn anders Schuld — die Schuld der Religion überhaupt ist. Weil sie einen andern Gegenstand, einen andern Inhalt hat, weil sie über den Inhalt der frühern sich erhoben, wähnt sie sich erhaben über die nothwendigen und ewigen Gesetze, die das Wesen der Religion constituiren, wähnt sie, daß ihr Inhalt, ihr Gegenstand ein übermenschlicher sei. Aber dafür durchschaut das ihr selbst verborgne Wesen der Religion der Denker, dem die Religion Gegenstand ist, was sich selbst die Religion nicht sein kann."

Die Wahrheit dieser Worte folgt aus der Identität des Inhalts der Religion und der Philosophie. Indem die Religion nicht sich selbst begreiflich ist, nimmt sie nicht, wenigstens bewußtvoll nicht, den vorgestellten Inhalt der Anbetung wieder in das Selbstbewußtsein zurück und faßt ihn mithin nicht als Offenbarung des eben sowohl göttlichen als menschlichen Geistes. Der Religion beruht der Proceß ihrer Bewegung vielmehr noch auf einem Dualismus, indem sie denselben aus zwei in der Vorstellung geschiednen Wesenheiten werden läßt, welche zwar ineinander übergehen, aber ohne deßhalb den Charakter der Vorstellung, d. h. des Gegensatzes des Diesseitigen und Jenseitigen absolut aufzuheben. Absolut ist der Gegensatz aber erst dann aufgehoben, wenn die in dem religiösen Verhalten noch von zwei als geschieden vorgestellten Wesenheiten ausgehende Bewegung und Vermittlung als die unendliche Selbstvermittlung des Geistes begriffen wird. Dies thut aber, im Unterschiede der Religion, die Philosophie; darum ist sie auch die der Natur des Absoluten adäquateste oder vielmehr die absolut adäquate Form. Daher sagt Feuerbach mit vollem Rechte S. 311: „Die Religion macht allerdings auch das Gedachtwerden Gottes zum Selbstdenken Gottes, aber weil dieser Proceß hinter ihrem Bewußtsein vorgeht, indem Gott unmittelbar vorausgesetzt ist als ein für sich existirendes persönliches Wesen, so fällt in ihr Bewußtsein nur die Gleichgiltigkeit der beiden Seiten. Die Speculation aber identificirt, was die Religion entzweit. Da der Speculation zufolge das Gedachtwerden Gottes mit seinem Selbstdenken zusammenfällt, so fällt in der Wahrheit beides in ein und dasselbe Wesen. Gott wird uns hier vindicirt, zurückgegeben als unser eignes Wesen; er wird von uns gedacht, von uns gewußt, und dieses Denken, dieses Wissen ist sein eignes Wissen und Denken, unsre subjective Thätigkeit objective Thätigkeit, unser Wesen also Gottes Wesen."

Feuerbach hat in diesen Worten die Cardinalfrage, um welche sich in neuster Zeit alles speculative Interesse bewegt, unumwunden beantwortet. Die Philosophie muß diesen Worten das Zeugniß des vollen Verständnisses ihres tiefsten Wesens zuerkennen. Feuerbach hat nur unverschleiert und ohne Halbheit ausgesprochen, was die Substanz der Philosophie im Unterschiede der Religion ist, und was sie, wenn sie nicht von sich selbst abfallen und auf einen überwundnen Standpunct zurücksinken will, mit vollem Herzen zugeben muß. Eine Philosophie, welche sich noch dagegen wehrt, oder gar darin eine Geistesbewegung zu erkennen glaubt, welcher gewehrt werden müsse, weil sie das Wesen Gottes verkenne, zeigt sich dadurch über ihr eignes Bewußtsein im Unklaren und damit bis auf einen gewissen Grad in Selbsttäuschung befangen. Versuchen wir mit wenigen Andeutungen die Wahrheit des Gesagten und damit die Uebereinstimmung des Feuerbachschen Standpuncts mit dem der Speculation nachzuweisen. Es muß als ein durchaus unphilosophischer Gedanke abgewiesen werden, wenn man aus dem Satze: daß, weil das Gedachtwerden Gottes und sein Selbstdenken schlechthin zusammenfallen, d. h. Beides in ein und dasselbe Wesen falle und dies mithin als das Wesen der Menschheit gefaßt werden müsse, — wenn man aus diesem Satze folgert, daß Gott hienach erst durch das Denken des einzelnen Subjects zu seiner wahren Existenz komme, daß ihm also der einzelne Mensch erst zu seiner Wesenheit verhelfe. Gott, sagt man dann wohl, müsse also erst darauf warten, ob Hegel, ob Feuerbach u. s. f. ihn denke, denn er werde ja nach deren Lehre erst in dem Denken des Menschen wahrhaft wirklich; Gott müsse aber vielmehr wesentlich als das unendliche, von dem Denken des Menschen unabhängige, für sich seiende Wesen gefaßt werden, welchem es mithin gleichgiltig sei, ob es gedacht werde oder nicht, das mithin an seiner Wesenheit nichts einbüße, ob es vom Menschen geglaubt und erkannt werde, oder nicht. Gott, heißt es weiter, dürfe nicht als nur immanent, er müsse ebensowohl als transcendent, d. h. als eine vom Denken des Menschen unabhängige Persönlichkeit, als das absolute Fürsichsein gefaßt werden, welches sich also nicht absolut zur Immanenz entäußre. Ja, man bezeichnet dann die obige Lehre auch wohl als ein Zurücksinken in den Pantheismus, dem uns die speculative Philosophie gerade dadurch entrissen habe, daß sie ebenso sehr die Transcendenz, wie die Immanenz Gottes lehre, daß sie also die absolute Persönlichkeit Gottes behaupte und damit ihn auch vom Denken des Menschen unabhängig in seiner Wesenheit festhalte.

Der zuerst ausgesprochne Satz, daß, wenn Gott erst durch das philosophische Denken in seiner absoluten Wesenheit erfaßt werde, der Philosoph dann Gott erst erzeuge und in seiner absoluten Gestalt zur Existenz bringe, beruht auf der völligen Verkennung der wahrhaften Bewegung alles Lebens und mithin alles Denkens. Denn alles Leben bringt sich in immer höhern, dem Begriffe des Lebens adäquatern Formen hervor. Es drückt also in jeder folgenden Stufe die Idee des Lebens voller und entwickelter aus, kommt mithin immer mehr zu sich selbst, d. h. zu seinem eigentlichen Ziel. Sein Ziel ist sein absoluter Endzweck. Der Endzweck ist aber das, um dessentwillen das Frühere war. Dies ist das Princip. Aristoteles drückt dies ebenso bestimmt als entscheidend also aus (Metaph. 9, 8): „Alles Werdende schreitet seinem Principe und seinem Ziele zu. Denn das Princip ist Dasjenige, um dessentwillen etwas ist. Das Werden ist um des Endzwecks willen. Der Endzweck aber ist die bewegende Thätigkeit und um seinetwillen wird das Vermögen der Entwicklung empfangen." Wenn also das sich entwickelnde Leben erst auf seiner höchsten Stufe, dem philosophischen Denken, Gott in seiner absoluten Wesenheit erfaßt, so bewegt es sich doch nur seinem absoluten Principe zu; es mündet mithin, so zu sagen, erst in den Strom, durch den es selbst ist, was es ist, und um dessentwillen die ganze Bewegung ist. Dies Ziel also, weit entfernt nur ein Product des philosophirenden Denkens zu sein, ist vielmehr das absolute Princip des Denkens, wie alles Lebens. Denn alles Leben entwickelt sich nur darum, weil es in sich die treibende und pulsirende Macht hat, über jede bestimmte Gestalt hinaus zu seinem absoluten Ziele zu kommen, das heißt doch wohl, um sich mit sich selbst zusammenzuschließen? Darum hat es die Negation als sein eignes Moment in sich selbst, weil es nur kraft derselben sich selbst erreichen kann.

Erreicht aber das Denken, als die höchste Frucht des Lebens, sich selbst in der Erkenntniß des Absoluten, weil es hier in sein eignes Princip zurückgeht, und hebt es damit zugleich den Schein auf, als sei das Ziel jeder Stufe des Erkennens und also auch das Ziel des philosophischen Denkens nur ein Resultat der Bewegung, so ergiebt sich damit auch dieser Proceß des Lebens und Denkens als dem Princip wesentlich und nothwendig, d. h. es ist dem absoluten Princip eben so wesentlich, daß es durch alle Formen seines Lebens erzeugt und durchlebt werde, als daß die ganze Fülle seiner Gestaltungen ewig in dasselbe, als in ihre absolute Quelle zurückkehre. Wird nicht anerkannt, daß es dem Absoluten nothwendig ist, vom Denker, als höchstem Lebensproceß, gedacht zu werden, weil es nur dadurch die Kreisbewegung erfüllt und abschließt, weil nur dadurch das Absolute sich selbst gnügt, indem es mit sich selbst zusammengeht, so wird die ganze Bewegung des philosophischen Denkens zu etwas Zufälligem gemacht, damit aber auch ausgesprochen, daß das Absolute einsam für sich, d. h. ohne pulsirende Kraft, ohne Selbstentäußrung zu sein vermöchte. Damit ist es aber als Princip aufgehoben. Denn

dies ist es nur als absolute Energie, welche alle Formen und Gestalten des Lebens zur Entwicklung nöthigt, d. h. sie erst zum Leben bringt und darin sich allein völlig genießt und abschließt.

Es ist also eine und dieselbe Nothwendigkeit, welche das Absolute, Gott, treibt, die Fülle der Gestalten, die Stufen des Lebens, d. h. der Natur und des Geistes zur Entwicklung, mithin zur Bewegung nach ihrem absoluten Ziele und Principe hin zu nöthigen, und welche dieselben dem Absoluten unablässig entgegenführt, mithin jede der Stufen so lange verwandelt, so lange immer höhere Formen des Lebens gebiert, bis dieselben das Absolute wahrhaft erreicht haben, d. h. bis der Inhalt auch seine adäquate Form und die Form ihren absoluten Inhalt gewonnen hat. Da aber eine und dieselbe Nothwendigkeit diesen scheinbaren Doppelproceß hervorbringt, so ist diese Bewegung zugleich die absolut freie, aus der Natur des Absoluten selbst hervorgehende.

Weil, wie aus unsrer Darstellung in vollster Uebereinstimmung mit dem Geist der Hegelschen Philosophie folgt, es ein und dieselbe Bewegung ist, wodurch Gott gedacht wird und wodurch sich Gott selbst denkt, so ist dieser Proceß ebenso wohl ein objectiver als subjectiver, d. h. das Denken bewegt sich in seinem durch es selbst erzeugten Inhalt und der Inhalt entfaltet sich in seiner ihm immanenten Form. Wir können daher Feuerbach nur beistimmen, wenn er ganz im Einklang mit unsrer Darstellung sagt, S. 310: „Gott ist ein innres geistiges Wesen, das Denken, das Bewußtsein, ein innrer geistiger Act, das Gedachtwerden Gottes, daher die Bejahung dessen, was Gott ist, das Wesen Gottes als Act bethätigt. Daß Gott gedacht, gewußt wird, ist wesentlich; daß dieser Baum gedacht wird, ist dem Baume zufällig, unwesentlich. Gott ist ein unentbehrlicher Gedanke, eine Nothwendigkeit des Denkens. Wie ist es nun aber möglich, daß diese Nothwendigkeit nur eine subjective, nicht zugleich objective ausdrücken soll? wie möglich, daß Gott, wenn er für uns Gegenstand sein soll, nothwendig gedacht werden muß, wenn Gott an sich selbst, wie ein Klotz gleichgiltig dagegen ist, ob er gedacht, gewußt wird, oder nicht? Nein! es ist nicht möglich. Wir sind genöthigt, das Gedachtwerden Gottes zum Sichselbstdenken Gottes zu machen."

Fassen wir aber die nothwendigen Consequenzen unsrer Darstellung auf, so treten uns in ihnen Gedanken entgegen, gegen deren Anerkennung sich nur Diejenigen sträuben können, denen der Muth fehlt, sich dem Denken in seiner immanenten Thätigkeit völlig hinzugeben und Ernst mit dem gewichtigen Worte Hegel's zu machen, daß der wahrhaft Philosophirende nur dem Processe des Denkens zusehe. Gott ist die absolute ewige Bewegung, welcher sich eben sowohl zu einer Fülle von Gestalten und Lebensstufen entäußert, deren jede in die höhere überzugehen durch ihre eigne Natur getrieben ist, als sie auch stätig zum absoluten Grunde ihres Daseins zurückkehrt. Darin erst genügt Gott sich, denn darin gelangt er erst zum Gefühl seiner Seligkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Schweiz.

Antwort an Herrn Dr. N. in Genf.

△ Die berichtigenden Worte, welche Herr Dr. N. in Genf Ihnen zur Aufklärung Deutschlands über die schweizer Zustände und Ereignisse eingesandt hat, und die ich, jetzt erst, in der 100. Nr. der Deutschen Jahrbücher lese, sehen selbst ein, daß sie „wieder neue Erörtrungen hervorrufen" dürften, und achten dies nur für Gewinn. Auch wir wünschen durch diese Bemerkungen nur Anlaß zur Fortsetzung solcher Erörtrungen zu geben.

Die deutsche Philosophie und die freiere Ansicht über Staat, Kirche, Schule, die sie begründet, ist allerdings in der Schweiz, wenn auch noch lange nicht eingebürgert, so doch „hintersässig". Ihr kühnster, competentester Vertreter, so weit sie unmittelbar ins Leben der Völker eingreift, ist der in Zürich erscheinende „Deutsche Bote aus der Schweiz", der seit dem Januar 1842 von einem Verein von Schweizern und in der Schweiz eingebürgerten oder ansässigen Deutschen herausgegeben wird, dessen Tendenz und bisherige Leistungen wohl auch in den Deutschen Jahrbüchern näher besprochen zu werden verdienten. Vorläufig hierüber nur so viel: daß dieses Blatt, weit entfernt (wie man Anfangs vermuthete) eine politische Verbindung Deutschlands und der Schweiz, die besonders unter den gegenwärtigen Conjuncturen ein Unding wäre, zu wünschen oder zu fördern, vielmehr nur darauf hinarbeitet: an die Stelle gegenseitiger Geringschätzung oder Anfeindung („die eben die Leidenschaftlichkeit feindlicher Brüder ist, in denen das nicht zu vertilgende Gefühl der Verwandtschaft bei jeder Wahrnehmung eines Gegensatzes zu neuer Erbittrung treibt") wahrhaftes Interesse an, und motivirte Sympathie für einander zu erwecken. Es ist eine oft gehörte Klage der Schweizer, daß man ihre Verhältnisse in Deutschland mißkennt, oder absichtlich entstellt. Auch Ihr Correspondent hat die banale Phrase sich nicht versagen können, daß die Deutschen die Schweizerzustände nicht begreifen, daß diese überhaupt, wie man hier sagt, für einen Fremden undurchdringlich, ein unauflösbares Räthsel seien. Wir wollen dagegen nur Eins anführen, daß der Deutsche Bote schon mehrere leitende Artikel gebracht hat, die in die schweizer Blätter mit der Bemerkung übergegangen sind: der wohlunterrichtete Verfasser müsse ein Eidgenosse sein. Und siehe da — er war ein Deutscher! Doch so viel ist wahr an jener Klage: man muß sich in das schweizerische Volksleben mit Achtung und Neigung hineingelebt haben, um unter all den kleinlichen Zänkereien und ephemeren Bestrebungen von zwei Dutzend Duodezstaaten, die einen machtlosen Bund bilden, das edle, große Princip nicht zu verkennen, das tiefer zu suchen ist, als auf der Oberfläche der in 70 Blätter zersplitterten Journalistik, der Schützenfestreden, Großraths- und Tagsatzungsverhandlungen.

Vor Allem haben die Schweizer darin Recht, wenn sie die deutsche Journalistik darüber verklagen: daß sie geflissentlich, mit unverkennbarer Vorliebe Alles ihren Lesern mittheilt, was auf den innern Verfall der Schweiz hinzudeuten scheint, was sie in den Augen des Auslandes herabsetzen muß. Aber wer schickt diese ungünstigen Berichte über die letzten Dinge der Eidgenossenschaft, über den politischen und socialen Ruin der Schweiz in den Freihafen, in die Allgemeine Zeitung und in andre deutsche Blätter? Herr N. wird diese Correspondenten aus „der östlichen Schweiz", die ⊙ und wie sie sonst zeichnen mögen, so gut kennen, wie wir. Ich nenne Ihnen nur Troxler, Baumgartner und Bluntschli. Die Schweizer, d. h. die reactionäre Partei in der Schweiz ist es, die ihr Vaterland beim Ausland aufs Schmählichste verläumdet, nicht aber die „anmaßlichen und burschicosen Sendlinge", mit denen nach Hrn. N. Deutschland die Schweiz überschwemmt haben soll. Es war allerdings viel Schund unter den deutschen Refugiés, aber Herr N. wird darum nicht alle diese zum Theil edlen Märtyrer der Freiheit und in keinem Fall die jetzt noch in der Schweiz lebenden, lehrenden und schreibenden Deutschen so bezeichnen wollen. Erkennt er doch selbst an, daß die Aufgabe der Zeit hier wie anderwärts jetzt vorzugsweise eine pädagogische ist, und daß die Schweizer zur Lösung derselben sich auch der Ideen, Arbeiten und Fortschritte fremder Völker, namentlich aber der Deutschen, das wird er nicht läugnen, bedienen müssen.

Und ist z. B. die pädagogische Revue, an der freilich auch Hr. Dr. N. und Krüsi und andre Schweizer mitarbeiten, und die Pestalozzi's Werth (der etwas emphatisch ein pädagogischer Tell heißt) am nachdrücklichsten in neuerer Zeit hervorgehoben hat, ist sie nicht ein deutsches Blatt? Hat sie namentlich nicht auch die richtige Ansicht über den 6. Septbr. ausgesprochen, fast mit den nämlichen Worten, wie Herr N.? Ueberhaupt ist diese Ansicht gar nicht so neu, als sie sich hier giebt, ich selbst habe immer gesagt: wer die Demokratie will, muß auch ihre Consequenzen wollen! Die schweizerischen Liberalen aber haben gar zu großes Wohlgefallen daran, die kleinen Könige zu spielen, und scheuen sich vor der strengen Durchführung des liberalen Princips. Der Hr. Verf. mag nur sein Genf nehmen, wie es sich durch die neueste Revolution gestaltet hat. Heißt diese doctrinäre Arbeit wohl „ein Organisiren des Menschen- und National-Lebens vom sich selbst anschauenden und begreifenden Geiste aus?" Wir verweisen hierüber, so wie über die walliser und tessiner Fragen auf die Correspondenzartikel des Deutschen Boten, da wir selbst hier nicht näher auf diese Specialitäten eingehen können.

Das geben wir Herrn N. gern zu und haben es auch wiederholt im Deutschen Boten ausgesprochen, daß ein ungleich höheres, positivres Volksleben in der Schweiz besteht, als man in Deutschland ihr zutraut; man spricht hier viel und laut und derb, man zieht Alles ohne Unterschied vor das Forum der Oeffentlichkeit, Neben- und Hauptfragen werden durcheinander besprochen, strenge Logik und Anstand mag man oft vermissen, nicht aber ein tüchtiges, energisches Vorwärtsstreben, das, wenn es etwa augenblicklich erlahmen wollte, durch die nicht minder energische Thätigkeit der Jesuiterpartei immer neu geweckt und angefeuert wird. Aber will er deßhalb den Zustand der schweizerischen Presse im Allgemeinen als einen freien bezeichnen, so müssen wir ihm aufs Bestimmteste widersprechen. Die Preßprocesse nehmen kein Ende, und daß ihrer z. B. im größten Canton der Schweiz nicht noch mehrere sind, das liegt einzig in der Willkür der Machthaber, denen das Achtungsgesetz jeden der Regierung unangenehmen Artikel zu verfolgen und mit Erfolg zu verfolgen erlaubt, man möchte fast sagen, gebietet. Von Lucern, wo man die Preßfreiheit todtgeschlagen und für eine Verfassung, die dies thut, beim römischen Kirchenfürsten die Bestätigung nachgesucht hat, ehe man sie von der Tagsatzung verlangte, will ich gar nicht reden. Und doch — dieser Canton wird im nächsten Jahr Vorort, und die wichtigsten Fragen werden unter seinen Auspicien in der Tagsatzung besprochen werden. — Der schweizerische Vorort ohne Preßfreiheit! das ließe sich freilich in Deutschland Niemand träumen, und doch ist es so, und die andern Cantone, selbst Bern, haben diese Verfassung gut geheißen, wie sie auch dem Gebet gegen Spanien ihr Placet nicht vorenthalten haben. Basellandschaft, über das man sich so oft lustig macht, Baselland mit seinem General Buser und seinem Tagsatzungsgesandten Frei ist in dieser, wie in der Klosterfrage der einzige consequent radicale Canton. Ehre dem kleinen Helden! Will Hr. Dr. N. Angesichts dieser Thatsachen, denen wir noch zwanzig andre beifügen könnten, noch behaupten: „Wir dürfen öffentlich, wie privatim, Alles unbedingt frei besprechen und thun es auch"?

Doch wir müssen andrerseits unsre Zustimmung von ganzem Herzen geben, wenn behauptet wird, daß in der Schweiz das Volksleben, wenn nicht allgemein, so doch größtentheils erwacht ist. Ist auch der Funfzehner-Bund ohne alle Wurzel im Volksleben, dient er auch mehr dazu, dieses zu hemmen, als zu fördern, ist er auch in der Achtung der Nation so gesunken, daß unter den Augen, ja im Schooße der Tagsatzung diese lächerlich gemacht wird — nur Ein Beispiel statt vieler: Ein Gesandter sagte kürzlich, er sei von seinem Großrath dahin instruirt, in der Bundesrevisionssache Alles zu thun, was der Tagsatzung möglich sei, d. h. Nichts! — der Kern, der gesunde Kern ist da, und spricht sich in einzelnen wenigen Blättern, wie dem Republicaner in Zürich z. B., in den Schützen- und Sängerfesten, in den Volksversammlungen, in Prosa und Versen oft und nachdrücklich gnug aus. Dieser Kern wird die alte, verwitterte Schale sprengen, der schweizerische Volksgeist ist kräftig gnug zu einer neuen, der größten That seiner Geschichte, durch die er nicht nur dem Namen nach, sondern auch factisch die Schweizer zu einer Nation machen wird, mit der dann auch das Ausland anders, als in entwürdigenden Noten reden wird. Haben die Schweizer erst zu einem neuen, wahrhaft liberalen Bund sich vereinigt, den der Volksgeist, nicht die Tagsatzung schaffen wird, dann ist das Alpenland wieder die Veste der Freiheit im Herzen Europa's: früher nicht!

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

// Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 201. 24. August. 1842.

Feuerbach „Das Wesen des Christenthums.“

(Fortsetzung.)

Das Absolute ist also schlechthin immanent, weil es in die Fülle seiner Entäußrungen aufgeht, und transcendent nur insofern, als jede Stufe den Trieb zum Absoluten, als zu dem Grunde und Principe ihres Wesens hin, in sich fühlt und durch denselben über sich, d. h. über jede bestimmte Gestalt ihres Daseins hinausgeführt wird. Die Transcendenz ist also allerdings von der Immanenz Gottes schlechthin untrennbar, weil ohne die erstre keine Stufe, keine Gestalt des Lebens in eine höhere übergehen, überhaupt also keine Bewegung stattfinden könnte. Die Transcendenz Gottes kann daher nur als das Pulsiren jeder Stufe gefaßt und begriffen werden, wodurch dieselbe der nächsthöhern und damit reichern zugeführt wird; sie ist also die Negativität jedes Kreises, wodurch derselbe durchbrochen und ein neuer Kreis des Lebens erzeugt wird. Gott transcendirt allerdings absolut, weil er in keiner Stufe schlechthin beschlossen ist, sondern jede über sich hinausweist zu der nächstfolgenden, in der sie sich erst wahrhaft erreicht, d. h. zu ihrer Wahrheit kommt. So ist Gott in der Natur als Naturgeist immanent und zugleich transcendent, da er die absolute Thätigkeit ist, sich aus der Natur zum Geiste hervorzubringen; er transcendirt nur darum, weil der absolute Geist, als Natur, nicht in seiner wahrhaften Wesenheit existirt, sondern den ewigen Trieb hat, sich selbst zu erreichen, mithin über sich als Natur hinauszugehen und Geist zu werden. Der Geist ist aber wieder nur, insofern er sich entwickelt und sich zu dem macht, was er dem Vermögen nach ist. So transcendirt er über alle besondern Stufen des endlichen Geistes, erbaut sich als objectiver Geist die Welt des Rechts und der Sittlichkeit aus seinem eignen Elemente. Kraft seiner Transcendenz ist er über sich, als subjectiven Geist, hinausgeschritten und hat sich eine geistige Wirklichkeit zugleich als Boden aller geistigen Güter gegründet. Er transcendirt aber auch über den objectiven Geist, weil er als solcher, in den Kampf von Nothwendigkeit und Zufälligkeit, von Naturbestimmtheit und Geistigkeit verflochten, sich noch nicht gnügt und mit seinem Principe zusammengeschlossen hat. So erbaut er sich endlich als absoluter Geist aus seinem eignen Elemente seine Welt, indem er sich in die sinnliche Erscheinung hinein adäquat gestaltet und als Kunstgeist sich ebensowohl in die Sinnlichkeit übersetzt, als diese zu sich erhebt und sie verklärt. Dann aber, auch hier sich nicht gnügend, transcendirt er ebenfalls über sich als Kunstgeist und geht in den Proceß über, in welchem er, selbst als das Absolute dem Bewußtsein gegenständlich erscheinend, dasselbe zur Hingebung an sich nöthigt und dadurch aus den Banden der Endlichkeit erlöst. Daher erscheint er hier als ein Proceß, der für das menschliche Bewußtsein, als von einem außer ihm seienden Absoluten anhebend, sich ebensowohl als Einkehr in das menschliche Bewußtsein, wie als Erhebung des letztern zu dem Absoluten darstellt. Weil aber der absolute Geist auf dieser Stufe noch, wie oben bereits gezeigt, an dem Mangel krankt, nur für die Vorstellung zu existiren und in seinem Gefolge daher auch endliche Gestalten und Bilder zu haben, welche ihn nicht in seiner absoluten Reinheit und Durchsichtigkeit hervortreten lassen, so transcendirt er auch noch über diesen Kreis und erbaut sich seine Welt aus seinem eigensten Elemente, dem Denken selbst. Durch diese letzte Transcendenz aber, aus dem Widerspruch der Erscheinung und der Idee hervorgegangen, erreicht er sich absolut, indem er zu sich zurückkehrend sich als die absolute Idee erfaßt. Ueber die Form des reinen Denkens, durch welche der absolute Geist die Gestalt der Religion verlassen hat, weil er sie nicht völlig seiner Wesenheit entsprechend fand, kann er aber nicht etwa noch einmal transcendiren. Es wäre die Bewegung Gottes dann in Wahrheit keine absolute, d. h. sich in sich selbst zusammenschließende und durch ihre eigne Energie unablässig sich verwirklichende, sondern eine nur sich ewig suchende, aber niemals sich erreichende.

Die Lehre, es müsse ebensowohl die Transcendenz, wie die Immanenz Gottes behauptet werden, kann daher, dem Geist ächter Speculation zufolge, nur den von uns entwickelten Sinn haben, daß der Geist, obgleich sich allen Formen seines Daseins ganz mittheilend, doch über alle diese Formen transcendirt, bis er zu der seinem Inhalt absolut entsprechenden letzten Form seiner Wirklichkeit gelangt. Dadurch allein ist der Geist zugleich unendliche Subjectivität. Faßt man hingegen die Transcendenz Gottes als in

irgend einem Momente von seiner Immanenz geschieden, d. h. Gott, wie es in neuster Zeit *auch* auf dem Boden der Speculation geschehen ist, als unendliches Fürsichsein auf, welches nicht völlig zur Selbstentäußrung komme, sondern so zu sagen ein unsagbares Etwas für sich behalte, so befindet man sich in einer Halbheit des Gedankens und damit zugleich auch in einer Unklarheit der Vorstellung. Denn während nach unsrer Darstellung in jedem Momente ebenso wohl die Immanenz als die Transcendenz Gottes ausgesprochen und *entwickelt* werden kann, bleibt Denen, welche die Transcendenz noch für sich festhalten, sie also nicht als das über jede Bestimmtheit hinausschreitende Moment fassen, ein nebelhaftes Bild übrig, was, weil es eben nicht zur bestimmten Gestalt sich entäußert, d. h. immanent ist, auch ein unsagbares und dem Gedanken unfaßbares Wesen ist. Wir geben zu, daß Gott über die Natur und den endlichen Geist ununterbrochen transcendirt und sie zu Stufen seines Thrones macht, aber wir machen auch Ernst zu sagen, *wohin* er transcendirt, d. h. zu den Gestalten des objectiven und absoluten Geistes. Wir sagen also, *worin* er, um zu sich selbst zurückzukehren, immanent wird. Transcendirt Gott aber auch noch über sich, als den Geist, der sich in der Form des Gedankens erfaßt? Und wenn, *wohin* transcendirt er denn? Der absolute Geist geht also nicht über die Gestalt des philosophirenden Geistes hinaus und macht sich zu einer sich noch für sich erhaltenden und für sich behaltenden Persönlichkeit. Diese wäre, wenn sie sich nicht völlig manifestirte, d. h. in jedem Momente schlechthin immanent würde, ein abstractes Wesen und die Annahme derselben gehörte dem Glauben, nicht der Erkenntniß; denn die Erkenntniß ist Wissen des Inhalts in seiner Bestimmtheit und seinen Unterschieden, also Entwicklung der göttlichen Immanenz.

Wenn der absolute Geist über sich als religiösen Geist hinausgeht, so ist dies in der Nothwendigkeit begründet, auch die letzte ihm unangemeßne Form der Vorstellung aufzulösen und sie zur Form des Gedankens zu reinigen. Aber hört deßhalb die Bewegung auf, weil sich der absolute Geist in der Gestalt des philosophirenden Geistes absolut erreicht hat und er diese Form nicht mehr auflösen kann, da sie seine Wesenheit völlig durchsichtig zeigt? Nein, die Bewegung fällt nur innerhalb dieses höchsten Kreises, der nicht, wie die frühern Kreise, in welchen sich der Geist Dasein gab, wieder durchbrochen wird, um für denselben ein reineres Element zu gewinnen. Also auch hier transcendirt der Geist, jedoch nur so, daß er über jede einzelne Gestalt der Philosophie, über jede besondre That übergreift, weil keine einzige ihn absolut erschöpft und er nur in der Totalität derselben ganz waltet. Der absolute Geist ist also auch hier stets zugleich immanent und transcendent. Jede neue Frucht gebiert sich hier aus dem absoluten Triebe, sich in jedem Momente zur Totalität zu ergänzen. Jeder einzelne wahrhafte Denker, jeder ächte Philosoph ist daher in dem Act des Philosophirens selbstbewußt in Gott, d. h. er hat sein Selbst zum allgemeinen Selbst erweitert. Darum ist die Thätigkeit seines Denkens zugleich objective Thätigkeit, oder sein individuelles Selbst ist schlechthin überwunden von der in ihm persönlich gewordnen göttlichen Vernunft. Insofern aber der Einzelne zugleich empirisches, individuelles Ich ist, so sinkt er auch wieder aus dieser absoluten Thätigkeit in die Bedürftigkeit zurück. Darin besteht seine Schranke. Dies ist der tiefe Sinn der erhabnen Vorstellung des Aristoteles in der Metaphysik, wo er sagt: „Wenn Gott so wohl ist, wie uns bisweilen, so ist es wunderbar, wenn aber wohler, noch wunderbarer, er verhält sich aber also.“ Aristoteles drückt in diesen erhabnen Worten die Seligkeit des mit dem göttlichen Denken identischen menschlichen *Denkens* aus.

Nach unsrer Entwicklung, in welcher wir die Cardinalfrage der gegenwärtigen Philosophie über die Transcendenz und Immanenz Gottes beantwortet zu haben glauben, ist es nur eine ganz einfache Consequenz, wenn Feuerbach sagt S. 311: „Da der Speculation zufolge das Gedachtwerden Gottes mit seinem Selbstdenken zusammenfällt, so fällt in der Wahrheit beides *in ein und dasselbe Wesen*. Gott wird uns hier vindicirt, zurückgegeben als unser eignes Wesen, er wird von uns gedacht, von uns gewußt, und dieses Denken, dieses Wissen ist sein eignes Wissen und Denken, unsre subjective Thätigkeit objective Thätigkeit, unser Wesen also Gottes Wesen. Es wird hier also *eingestanden*, was die *Religion verschweigt*, durch die Phantasie umgeht, eben so, daß dieses Eingeständniß der Speculation selbst nur noch ein nur *indirectes*, *unklares*, *unvollkommnes* ist, denn es wird zugleich noch Gott im religiösen Sinne festgehalten, Gott als ein objectives, von uns unterschiedenes Wesen gesetzt. Es ist daher außerordentlich schwer, diesen Gedanken der Speculation zu fassen, weil das göttliche und das menschliche Wesen doch noch als *zwei Wesen* vorgestellt werden und das Bewußtsein des Einen das Selbstbewußtsein des Andern sein soll, während doch das Selbstbewußtsein die innigste, einfachste Identität eines Wesens mit sich selbst ausdrückt, so daß also hier das Untheilbare an Zwei vertheilt erscheint.“ Aber, höre ich sagen, ist dies nicht purer Pantheismus, sinkt ein solches Philosophiren nicht auf eine Stufe zurück, welche der philosophirende Geist verlassen hat und welche wissenschaftlich überwunden zu haben gerade eines der größten Verdienste der letzten Gestalt der Philosophie bleibt? Mit diesem Vorwurfe verhält es sich wie mit dem oben entwickelten Verhältniß der Immanenz und Transcendenz Gottes, welche, wie gezeigt, als absolut flüssige Momente ein und derselben Thätigkeit erkannt wer-

den müssen, durch deren Trennung die göttliche Energie zerstört und in ein sich entäußerndes, und ein für sich beharrendes Wesen geschieden wird. Dies zeigte sich uns aber als ein Zurückfallen aus der Speculation in eine unbestimmte, nur durch den Glauben geheiligte Vorstellung, welche nicht den Muth hat, die Gedanken der göttlichen Thätigkeit bis zu Ende zu verfolgen, und dem subjectiven Bedürfniß der religiösen Empfindung noch eine unantastbare Stätte bewahren will.

Bei diesem Vorwurf des Pantheismus hat man eigentlich nur den Spinozismus im Sinne, verschweigt dies jedoch oder ist sich auch dieser Verwechslung vielleicht nicht bewußt. Der Pantheismus ist aber kein Wort, das medusenartig wirkt; es kommt allein auf den Begriff an, den man mit demselben verbindet. Der Pantheismus in der Form des Spinozismus ist allerdings überwunden und zwar gründlich überwunden durch die ganze Bewegung des philosophirenden Geistes von Leibnitz bis Hegel. Denn das Absolute wird nicht mehr als unbewegte Substanz gefaßt, der Denken und unendliche Ausdehnung inhäriren, sondern es wird begriffen als die sich selbst bewegende, d. h. ihre Unterschiede frei aus sich entlassende, aber dieselben in sich zurücknehmende und darin sich mit sich selbst zusammenschließende Substanz, d. h. als absolutes Selbstbewußtsein. Dieser Pantheismus ist also unendliche Selbstvermittlung der Substanz und dadurch über den frühern Pantheismus erhaben. Wir können daher auch sagen: Der Spinozistische Pantheismus faßt das Absolute nur als immanent und darum nicht als sich selbst bewegend; der Pantheismus der gegenwärtigen Philosophie, wenn man ihn so nennen will, begreift das Absolute als sich selbst zu allen Stufen des Lebens bestimmend und durch seine Energie sich im unendlichen selbstbewußten Denken ununterbrochen zusammenfassend und in sich zurückkehrend. Dieser Pantheismus ist also gerade um das Moment der Transcendenz reicher, d. h. um die Kraft, über jede bestimmte Gestalt, die er hervorgebracht, durch seine Energie hinauszugehen und sich in diesem Proceß ewig zu erreichen. Hier ist also nichts ein Jenseitiges, was nicht schlechthin ein Diesseitiges wäre, oder vielmehr die Begriffe des Jenseits und Diesseits sind absolut aufgehoben und in den Einen Begriff der absoluten Gegenwart, des ewigen, hier des denkenden Selbstbewußtseins verschwunden. Hören wir also endlich einmal auf, durch ein Schlagwort uns imponiren zu lassen, das allein dann einen Vorwurf einschließt, wenn man damit Begriffe verbindet, oder vielmehr voraussetzt, welche auch wir bekämpfen.

Wenn die Philosophie wirklich ihre Stellung, die höchste Form des Absoluten zu sein, erfüllt, so ist dies nur möglich, indem sie den noch unangemeßnen Ausdruck des religiösen Bewußtseins aufhebt und zur völligen Angemessenheit reinigt. In der Philosophie ist die Trennung des göttlichen und menschlichen Denkens aufgehoben; es ist also nur eine Identität da. Ist diese aber todt, abstract, unlebendig, oder bringt sie sich ewig aus sich, d. h. aus ihrem eignen immanenten Unterschiede hervor? Diese Identität ist das absolute, energische Selbstbewußtsein, das Denken der Menschheit, welche sich darin ihres absoluten Wesens auf absolute Weise bewußt wird, mithin sich mit sich selbst zusammenschließt. Dagegen ist auf der Stufe des religiösen Bewußtseins noch des Diesseits und Jenseits in der Vorstellung getrennt, die götliche und menschliche Natur werden noch nicht als absolut ineinander aufgehend, als sich zu einer einzigen Wesenheit durchdringend begriffen. Es bleibt, wie Feuerbach ganz richtig sagt, noch bei der Duplicität stehen. S. 313: „Aller Identität, die nicht wahrhafte Identität, Identität mit sich selbst ist, liegt noch die Trennung in Zwei zu Grunde, indem sie zugleich aufgehoben wird, oder aufgehoben werden soll." Die Philosophie hebt also diese letzte Halbheit, diesen noch zurückgebliebnen Widerspruch auf.

Wenn aber der Religion, welche doch als die Selbstoffenbarung des absoluten Geistes bestimmt wird, nicht die absolute Identität des Geistes in der Form des selbstbewußten Denkens zum Grunde läge, so könnte das religiöse Bewußtsein nicht über sich zur Gestalt der Philosophie fortschreiten. Dies ist nur möglich, insofern schon die absolute Identität der göttlichen und menschlichen Wesenheit der tiefste Grund der Religion ist, dessen sie sich nur noch in dieser Form nicht bewußt wird. Denn eine Gestalt des Lebens hebt sich zu einer höhern, reichern Form des Lebens nur um deßwillen auf, weil diese ihr an sich, d. h. dem Vermögen nach schon innewohnt. So entbindet sich aus der Natur der Geist nur darum, weil sie an sich schon Geist ist, weil er in ihr schon waltet und sich zum Hervorgang in seiner eigentlichen Wesenheit hindrängt. In dem religiösen Bewußtsein ist also schon das philosophische Bewußtsein thätig; nur weiß das erstre dies nicht; dieser Widerspruch treibt es aber unaufhaltsam fort, sich in das letztre zu verwandeln. Die Menschheit ist sich also auf dem Standpunct der Religion ihres Wesens noch nicht absolut bewußt, sie erreicht mithin sich selbst noch nicht völlig, gewinnt noch nicht den schlechthin angemeßnen Ausdruck für sich.

Wird sich aber der Geist der Menschheit seiner Identität mit dem göttlichen in der Philosophie also bewußt, daß er nicht mehr über diese Erscheinung hinausgehen, diese nicht mehr wie die andern untergeordneten Stufen zur Basis einer reinern, adäquatern Gestalt machen kann, so folgt mit Nothwendigkeit daraus, daß jede Religion nur aus dem Triebe der Menschheit erwächst, sich in sich selbst zu versöhnen, ihr Wesen zu erfassen, daß sie aber dies auf der Stufe

des religiösen Bewußtseins noch nicht vollständig erreicht, indem sie sich dieses absoluten Zieles und damit des ganzen Grundes ihres Strebens und ihrer religiösen Anschauungen nicht bewußt wird. Weil also die Menschheit in der Religion ihre Wesenheit ausgesprochen und in Symbolen niedergelegt hat, ohne sich jedoch dieser ihrer That auf diesem Standpuncte bewußt zu werden, so entspricht auch jede Religion dem jedesmaligen Bedürfnisse des Geistes eines Volkes und einer Stufe der Menschheit. Den Nachweis dieser Uebereinstimmung eines Volkes mit seiner religiösen Anschauung vermag aber nur die Philosophie zu geben. Das philosophische Bewußtsein, welches vermittelst seiner Freiheit und Idealität in allem Inhalt nur wissend sich zu sich selbst verhält, ist zugleich über jede besondre Gestalt der Religion, also auch über die absolute, übergreifend und darum allein im Stande, diese wie jede andre als nothwendige Offenbarungen der Menschheit auf den verschiednen Stadien ihrer Entwicklung zu begreifen. Nur aus diesem Begriff war eine Religionsphilosophie Hegel's in weltgeschichtlicher Entwicklung möglich, welche alle Religionen mit gleicher Liebe umfaßte, weil sie alle als Gestalten der nach Entfaltung ihres Wesens ringenden Menschheit begriffen wurden, deren besondrer Inhalt und Form auch mit der jedesmaligen Bildungsstufe eines Volks und der Menschheit übereinstimmte. Die Religionsphilosophie Hegel's ist daher eine Kette, in welcher jede Religion einen Ring bildet, der in den folgenden mit Nothwendigkeit eingreift, indem jede Religion als der concrete Ausdruck des Absoluten einer bestimmten Menschheit für das Bewußtsein derselben eine gleiche Berechtigung mit allen andern hat, weil keine andre religiöse Gestalt hätte an die Stelle gesetzt werden können. Es ist daher völlig auch im Geiste des Hegelschen Systems und seiner Religionsphilosophie, wenn Feuerbach den Gedanken ausspricht, den er zum Thema seines ganzen Buchs macht: „Der sinnliche Gegenstand ist an sich ein indifferenter, unabhängig von der Gesinnung, von der Urtheilskraft. Der Gegenstand der Religion aber ist ein auserlesner Gegenstand und das vorzüglichste, das erste, das höchste Wesen; er setzt wesentlich ein kritisches Urtheil voraus, den Unterschied zwischen dem Göttlichen und Nichtgöttlichen, dem Anbetungswürdigen und Nichtanbetungswürdigen. Und hier gilt daher ohne alle Einschränkung der Satz: Der Gegenstand des Subjects ist nichts Andres, als das gegenständliche Wesen des Subjects selbst. Wie der Mensch sich Gegenstand, so ist ihm Gott Gegenstand; wie er denkt, wie er gesinnt ist, so ist sein Gott. So viel Werth der Mensch hat, so viel Werth und nicht mehr hat sein Gott. Das Bewußtsein Gottes ist das Selbstbewußtsein des Menschen, und Erkenntniß Gottes die Selbsterkenntniß des Menschen. Aus seinem Gotte erkennst du den Menschen, und wiederum aus dem Menschen seinen Gott; beides ist identisch. Was dem Menschen Gott ist, das ist sein Geist, seine Seele, und was des Menschen Geist, seine Seele, sein Herz, das ist sein Gott. Gott ist das offenbare Innere, das ausgesprochne Selbst des Menschen, die Religion ist die feierliche Enthüllung der verborgnen Schätze des Menschen, das Eingeständniß seiner innersten Gedanken, das öffentliche Bekenntniß seiner Liebesgeheimnisse."

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 202. 25. August. 1842.

Feuerbach „Das Wesen des Christenthums."

(Schluß.)

Ist denn aber dadurch die Religion gefährdet, wenn der Mensch die Erkenntniß gewinnt, daß er sich in ihr zu seinem eigensten Wesen verhält? Erscheint sie dadurch nicht als die Bestätigung, als die Bejahung des Menschen, als der Ankergrund seines Lebens, seiner Hoffnungen und Wünsche, wenn sie als aus der innersten Tiefe, aus dem Abgrund seiner Natur hervorgegangen erkannt wird? Ist sie der Zufälligkeit nicht erst dadurch völlig entrissen, daß die concrete Gestalt einer Religion aus einem Proceß geworden erscheint, der, über das Belieben, das Wollen, das Denken des Einzelnen erhaben, sich als die gestaltende Macht des allgemeinen, gegenwärtigen und wirkenden absoluten Geistes kund giebt, welcher der Einzelne unbewußt unterthan ist, weil er das Glied einer Totalität bildet, welche von demselben Geiste getragen wird, weil er mit unsichtbaren Fäden an die Substanz eines Weltbewußtseins gebunden ist, dem er sich nicht entziehen kann, da es eben mehr als das individuelle Selbstbewußtsein ist? Aber wenn die Religion als das innerste Leben der Menschheit erkannt wird, worin sie das Höchste, das sie zu empfinden und anzuschauen vermag, in Uebereinstimmung mit allen ihren übrigen Lebensäußrungen, in einer Summe von Vorstellungen niedergelegt hat, welche sie nur darum noch aus sich hinausstellt und versinnlicht, weil sie dieselben noch nicht als ihr eigenstes Wesen ausdrückend anerkennt, ist mit dieser Erkenntniß die Ehre Gottes angetastet? Oder ist es nicht vielmehr die absolute Ehre des Menschen, von allem nur Gegenständlichen sich zu befreien und es als die That des Geistes zu erkennen? Ist darum, weil der jenseitige Himmel aufgelöst, weil die nur vorgestellte, noch im Kampf sinnlicher Formen und übersinnlicher Gedanken begriffne Wahrheit, welche darum dem religiösen Bewußtsein noch als ein wirklich Andres und Gegenständliches erscheint, von ihrer letzten Schranke befreit wird, welche sie noch von der immanenten Gegenwart des selbstbewußten Geistes trennte, weil also mit der absoluten Präsenz des Geistes Ernst gemacht wird, ist deßhalb die sichre Burg zerstört, in der die Menschheit friedlich wohnen kann? Ist diese etwa darum haltungslos dem Zerwürfniß Preis gegeben? Oder hat sie nicht vielmehr den letzten Grund ihres Daseins und aller ihrer Lebensäußrungen, also auch des religiösen Verhaltens erst dann absolut gewonnen, wenn sie alle Erscheinungen als sich zur Totalität des absoluten Geistes ergänzend betrachtet, in denen der Geist sich zur Gegenwart seiner selbst bringt, wodurch er in sein eignes Wesen mündet, mithin wirklich zum absoluten Prius seiner historischen Existenz und aller zeitlichen Entwicklung vordringt? Ist die Einheit der göttlichen und menschlichen Natur die Angel, um welche sich das ganze Christenthum bewegt, der Eckstein seiner Lehre, mit der eine neue Aera der menschheitlichen Entwicklung beginnt, so erfüllt man nur den Geist dieser Lehre, wenn man den ganzen Umfang aller seiner religiösen, zur Kirchenlehre entwickelten Vorstellungen als aus dem, der christlichen Menschheit immanenten, göttlichen Geiste entsprossen begreift, der aber damit auch nothwendig aufhört, ein jenseitiger, sich der Menschheit nur von außen offenbarender zu sein. Erst indem dieser energirende, die religiösen Lehren hervorbringende Geist als die Identität des göttlichen und menschlichen, und darum das Wesen der Menschheit ausdrückende Geist erkannt und entwickelt wird, darf man behaupten, daß derselbe in seiner absoluten Bedeutung und seine Bewegung als eine in sich nothwendige begriffen worden ist. Nur Diejenigen können vor diesem Gedanken erbeben, welche eine verächtliche Meinung vom Menschen haben, daher das wahrhaft Uebersinnliche und Ewige auch in der Religion nicht als das Resultat und Ziel seines eignen sich selbst darin erfassenden Lebensprocesses anschauen, sondern dasselbe als ein von einem außer ihnen seienden jenseitigen Gotte an sie kommendes Gnadengeschenk betrachten.

Indem Feuerbach nun in den mannigfaltigsten Beziehungen und Wendungen den mit der Speculation völlig übereinstimmenden Gedanken durchführt, daß in der Religion dem Menschen sein eignes Wesen Gegenstand ist, ohne daß er weiß, daß es das seinige ist, d. h. daß das eigne Wesen ihm als ein andres Wesen Gegenstand ist, so darf es uns nicht Wunder nehmen, wenn er mit einem für diese Sphäre durchaus ungewöhnlichen Ausdruck mehrmals das Wesen der Theologie oder Religionsphilosophie als Anthropologie bezeichnet. Wer diesen Ausdruck in dem gäng und gäben Sinne nehmen wollte, und namentlich diesen Begriff auf den Kreis beschränkte, den er im Systeme Hegel's hat,

wo er die ganze Lehre der Verflechtung der Seele mit der Leiblichkeit umfaßt, wo er also die Voraussetzung der Psychologie, oder des sich individuell entwickelnden Geistes bildet, der würde Feuerbach das entschiedenste Unrecht thun. Er nimmt den Ausdruck im prägnantesten Sinne, wo er das Wesen, die Substanz der Menschheit bezeichnet, insofern sie sich des Absoluten in der Form sinnlicher Anschauungen und Vorstellungen bewußt wird, also den ihr gegenständlichen Gott zwar mit menschlichen Prädicaten ausstattet und endliche Vorstellungen auf ihn überträgt, aber ohne sich des absoluten Grundes dieser ganzen Bewegung bewußt zu werden. Feuerbach ist also weit entfernt, durch diesen Ausdruck die Religion etwa in den Kreis des nur Individuellen, oder gar der psychisch-somatischen Zustände herabziehen zu wollen, mit deren wissenschaftlichen Entwicklung es die Anthropologie im engern Sinne allerdings zu thun hat. Die Religion ist auch ihm Sache der Menschheit, mithin, wie wir schon oben angedeutet, auch ihm weit erhaben über das Empfinden und Denken des Einzelnen, vielmehr den individuellen Geist unablässig erhebend in die allgemeine Substanz der Menschheit, welche sich aus dem tiefsten Grunde ihres Wesens und aus dem Elemente ihrer innersten Anschauung und Denkens ihr göttliches Reich erbaut und sich darin genießt. Feuerbach's Werk dürfte daher für eine gründliche, von eben so großem Ernst als Energie des Gedankens beseelte Entwicklung des berühmten Dichterworts Goethe's angesehen werden, wenn dieser in fast naiver Weise das Mysterium der Religion und das Verhältniß des Menschen zu ihr also ausspricht:

Im Innern ist ein Universum auch;
Daher der Völker löblicher Gebrauch,
Daß Jeglicher das Beste, was er kennt,
Er Gott, ja seinen Gott benennt,
Ihm Himmel und Erden übergiebt,
Ihn fürchtet und wo möglich liebt.

In diesem Sinne deducirt nun Feuerbach im ersten Theile seiner Schrift, nach der allgemeinen Entwicklung des Wesens der Religion, die einzelnen Lehren des Christenthums als in ihrer Uebereinstimmung mit dem innersten Wesen des Menschen, sie zurückführend auf das tiefste Bedürfniß des Herzens, sie gleichsam aus dem Abgrunde des Gemüths heraufbeschwörend, überall nachweisend, daß ein absoluter, über das individuelle Empfinden weit hinausliegender Trieb die christliche Menschheit bewogen habe, sich in diesen Lehren zu befriedigen, in ihnen ihr innerstes Wesen bestätigt anzuschauen. Auf dem Boden der Ausführung ins Besondre möchte sich allerdings manche Opposition erheben lassen, die aber nur die Deutung und Fassung der einzelnen Lehren und die Quelle ihrer Entstehung im religiösen Bewußtsein, nicht aber dies Princip selbst betrifft. Wir müssen es uns aber versagen, dem Verf. auf diesem Gebiete ins Einzelne zu folgen. Uns kam es vor Allem darauf an, das gestaltende Princip des Verf. als ein aus der Philosophie der Gegenwart mit Nothwendigkeit folgendes, mit dem Geiste derselben völlig übereinstimmendes nachzuweisen und damit auch seine wissenschaftliche Berechtigung festzustellen. Uebrigens bekennen wir uns gern mit den Hauptpuncten der durchaus interessanten, geistreichen und den Leser in steter Spannung erhaltenden Entwicklung einverstanden, worin wir namentlich die Capitel, welche die religiöse Bedeutung und das Wesen der Vorsehung, des Wunders, der Schöpfung und des Gebets, als aus dem tiefsten Bedürfniß des Gemüths abgeleitet und das innerste Leben des religiösen Bewußtseins ausdrückend und bestätigend mit überzeugender Klarheit dargestellt finden.

Während Feuerbach im ersten Theile die religiösen Lehren auf ihren menschlichen Ausdruck zurückführt und als Offenbarungen des unbewußt wirkenden göttlichen Bewußtseins in der Menschheit auffaßt, geht er im zweiten Theile darauf aus, den Widerspruch nachzuweisen, worin die Religion noch befangen ist, indem sie sich selber in ihrem absoluten Wesen nicht erfassen kann und daher auch der sinnlichen Form der Vorstellung nicht zu entgehen vermag. Von diesem Standpuncte aus ist Feuerbach allerdings auflösend, aber nur insofern er die religiöse Vorstellung an dem speculativen Standpuncte mißt und an ihr die Duplicität des Jenseits und Disseits, des Unsinnlichen und Sinnlichen, also den, mit der absoluten Form des Geistes verglichen, ihr beiwohnenden Dualismus nachweist. Wäre ihr derselbe nicht wesentlich, wäre die Religion nicht, um den Ausdruck Feuerbach's zu gebrauchen, „das Licht des Geistes, welches sich in das Medium der Phantasie und des Gemüths entzweibricht, dasselbe Wesen als ein g e d o p p e l t e s veranschaulicht", so hätte es keinen Sinn, aus ihr in die Philosophie als in die reinre Form für den absoluten Inhalt überzugehen. Dieser Uebergang würde dann nur auf willkürlicher Annahme beruhen, wenn die Religion sich nicht durch ihr eignes Wesen selbst in die Philosophie übersetzte, wenn sie nicht selbst zu ihrer absoluten Bewährung des Gedankens bedürfte. Die Religionswissenschaft muß aber ein Bewußtsein haben über den Unterschied der Religion und Philosophie. Denn durch dies Wissen unterscheidet sich der wahrhafte Theolog, mehr als durch die etwaige Summe gelehrter Kenntnisse, von dem populären Bewußtsein der Gemeinde. Erst durch das Wissen dieser Differenz, mithin durch das absolute und zwar entwickelte Bewußtsein der in der religiösen Vorstellung enthaltnen ewigen Bedeutung und der sie nicht völlig deckenden Form ist der Theolog der von Gott wahrhaft wissende. Der Mangel dieses Bewußtsein macht jetzt allein das Wesen der Laien aus, die in der protestantischen Religion nicht mehr die dem Klerus gegenüberstehende Gemeinde, also einen festen

abgeschloßnen Stand bilden, sondern die nicht Erkennenden, das Wesen des Christenthums nicht wahrhaft Begreifenden sind, die also unter den Theologen nicht weniger heimisch sind, als in der Gemeinde.

Gegen diese aus der alten intensiven Frömmigkeit herausgetretne, aber in der Halbheit des Wissens und des Glaubens steckende und darum in den Sumpf der Selbstbelügung hineingerathne Schaar moderner Theologen richtet sich daher auch nicht selten Feuerbach in der Entwicklung der einzelnen Lehren, indem er die Ohnmacht ihres Glaubens wie ihres Wissens nachweist, sie als die eigentlich langewordnen bezeichnet, welche sich nur noch mit den Formen der religiösen Vorstellungen verbrämen. Die Zeit des unbefangnen, in der vollen, ungeschwächten Energie des Gemüths sich beseligenden Glaubens ist durch die erstarkte Kraft der Reflexion verdrängt worden. Es ist entweder die gewaltigste Selbsttäuschung, oder etwas Schlimmres, die verächtlichste Heuchelei, die ungeheure Umgestaltung des Bewußtseins, die Erstarkung des Gedankens ignoriren zu wollen und in dem Wahne zu leben, den Glauben und das Wissen in einem grauen juste milieu versöhnen zu können. Gegen diese Ohnmacht des Bewußtseins und die davon unzertrennliche Gesinnungslosigkeit muß es uns freuen, in Feuerbach's Werk ein Product ächter Selbständigkeit des Geistes begrüßen zu können, dem auch selbst die Gegner wenigstens den Ernst der Gesinnung und die aus der Freiheit des Philosophirens und aus dem reinsten Wahrheitseifer stammende Beredtsamkeit des Gedankens zugestehen müssen, wie herbe und schneidend freilich mitunter auch seine Fassung ist.

Wenn alles Ringen der Menschheit im Theoretischen wie im Praktischen darauf hingeht, den absoluten Geist in das Selbstbewußtsein aufzunehmen, ihn aus seiner Höhe zur Einkehr in uns zu nöthigen, und die Wirklichkeit so zu gestalten, daß wir uns als freie Söhne dieses Geistes in ihr heimisch finden, so ist eine jede That, welche das, was der Menschheit noch als ein Andres ihrer selbst entgegentritt, ihr selbst, als ihr innerstes Leben, als ihre über das Belieben und individuelle Vorstellen des Einzelnen erhabne Substanz vindicirt, eine That zur Ehre der Menschheit, welche daher auch den Einzelnen zu dem Entschlusse begeistern muß, sich der das Göttliche ganz in sich ausgestaltenden Menschheit zu weihen. Denn je höher und erhabner dem Menschen die Menschheit erscheint, je mehr er sich in ihr heimisch fühlt, desto energischer wird er seine Kraft aufbieten, um sie frei und groß zu machen. Nur der legt beschaulich die Hände in den Schooß, der sich für ein verfehltes Diesseits mit einem Jenseits zu entschädigen hofft.

So nehmen wir denn von dieser ihrem Principe nach von uns gerechtfertigten, auf der Höhe des gegenwärtigen Denkens stehenden Schrift Abschied mit dem Bemerken, daß der Verf. in derselben ganz im Geiste des großen Mannes fortgedacht hat, welcher am Schlusse seiner Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie (3. S. 689) das Wesen und die absolute Fordrung der Gegenwart also ausgesprochen hat: „Es ist eine neue Epoche in der Welt entsprungen. Es scheint, daß es dem Weltgeist jetzt gelungen ist, alles fremde, gegenständliche Wesen sich abzuthun und endlich sich als absoluten Geist zu erfassen, und was ihm gegenständlich wird, aus sich zu erzeugen, und es mit Ruhe dagegen in seiner Gewalt zu behalten. Der Kampf des endlichen Selbstbewußtseins mit dem absoluten Selbstbewußtsein, das jenem außer ihm erschien, hört auf. Das endliche Selbstbewußtsein hat aufgehört endliches zu sein, und dadurch andrerseits das absolute Selbstbewußtsein die Wirklichkeit erhalten, der es vorher entbehrte."

Was in diesem Sinne durch den Gedanken erfaßt und durch die freie That verwirklicht wird, beweist sich als eine reife Frucht des gegenwärtigen Geistes; wer theoretisch oder praktisch davor zurückschreckt und sich aus einem überwundnen Standpuncte recrutiren will, hat damit auch auf das Recht und die Ehre verzichtet, ein völlig mündig gewordner Sohn seiner Zeit zu sein. Dr. Stöhr.

Louis Blanc, Histoire des dix ans 1830—1840. Zweiter Band.

Das Buch Louis Blanc's ist eines der merkwürdigsten, die in der neusten Zeit geschrieben worden sind. Es ist mit einer Schärfe der Beobachtung aufgefaßt, mit einer Kunstfertigkeit durchgeführt, durch welche der Gegenstand, den es behandelt, oft so klar als möglich hervortritt. Wir erhalten in demselben ein lebendiges Bild der Ereignisse und scharfe Porträts der handelnden Personen. Aber Alles, Ereignisse und Personen, sind von dem Verfasser in einem ihm eigenthümlichen Lichte hingestellt, wodurch dann auch er zu einer überall durchschimmernden Individualität wird. Und erst hiedurch wird das Buch selbst zu einem gerundeten Ganzen. Wenn ein Anhänger der verschiednen, heute herrschenden Parteien, ein Guizot, ein Dupin, ein Thiers, ein Odilon-Barrot, die Geschichte der zehn Jahre geschrieben hätte, so würde nur ein Stückwerk herausgekommen sein; der Geist der außerparlamentarischen Opposition, der Geist der Presse und besonders der französisch-republicanischen Bestrebungen, nebst den diese vertretenden Persönlichkeiten würden zu sehr in den Hintergrund verdrängt, verwischt oder absichtlich verpfuscht worden sein. Dieser Geist aber, der in allem nicht parlamentarischem Leben und Schaffen der zehn Jahre thätig war, ist das nothwendigste Element der Geschichte derselben. Und

Louis Blanc ist einer seiner talentvollsten, seiner tüchtigsten Vertreter. Viele wurden matt und stumpf neben ihm, Viele fielen ab, viele Neue drängten sich hinzu; aber diese und jene würden nicht vermocht haben, die Geschichte der zehn Jahre zu schreiben, wie Louis Blanc dazu im Stande war, denn er stand von Anfang auf seinem Posten, er war überall, horchte überall, und dachte stets an Gestern und an Morgen.

Der Geist, der dieses Buch auf allen Blättern durchweht, ist also derselbe, der seit zehn Jahren in die Segel der Juliregierung blies, und sie in den Hafen trieb, in dem sie jetzt wohl eine Weile ausruhen wird. Ohne diesen Beigeschmack, ohne diese eigenthümliche Färbung, würde eine Geschichte der zehn Jahre des Julikönigthums den ersten zehn Jahren jeder aus einer ähnlichen Revolution hervorgehenden Regierung wie ein Ei dem andern ähnlich sehen; und somit war also eine Auffassung in der Weise Louis Blanc's vielleicht die einzige natürliche und richtige, um alle Elemente des französischen Volkslebens seit 1830, das Königthum, die Bourgeoisie und die hinschwindende, sich allmälig in eine sociale Reform verpuppende Revolution in Einen Rahmen zusammenzufassen.

Der zweite Band geht von den ersten Tagen des Julikönigthums bis zum Sturze Warschaus und enthält also den Proceß der Minister Karl's X., die belgische und die polnische Revolution, so wie die innre Geschichte Frankreichs während dieser Zeit. Es ist nicht meine Absicht, Hrn. Louis Blanc hier Schritt für Schritt zu folgen, und es wird gnügen, die Hauptelemente, das Julikönigthum, die Bourgeoisie und die Revolution, nebeneinander zu charakterisiren.

Wir haben das Julikönigthum und seinen Vertreter schon früher am Werke gesehen. Scharfe Berechnung, seine Ausbeutung der ehrlichen, der schwachen und der schlechten Seiten der Menschen waren von Anfang an sein Wesen; die augenblickliche Existenz, die momentane Besiegung der nächsten Hindernisse stets sein Ziel. Für die Zukunft mögen die Götter sorgen, das Heute aber muß um jeden Preis gerettet sein.

Die erste Ernennung, die Louis Philipp nicht von den Verhältnissen aufgedrungen wurde, war die Talleyrand's zum Gesandten in London. Als der König dieselbe am 4. September 1830 dem Ministerrathe vorschlug, sprachen sich Laffitte, Dupont, Molé und Bignon, die damals zusammen Minister waren, gleich kräftig gegen diese Wahl aus, und der König unterbrach die Verhandlungen.

„Andern Tages, am 5. September, war Hr. v. Talleyrand bei Laffitte zur Tafel, und sagte: „Ich danke Ihnen für Ihre gestrigen Worte. Ich weiß Alles. Der König hat mir Alles erzählt." — „So wissen Sie auch", antwortete Laffitte, „mit welchen Ausdrücken ich von Ihrer Capacität gesprochen habe." — „Passons!" — „Ich habe hinzugesetzt, daß ich Sie unfähig hielt, Ihr Wort zu brechen." — „Das ist es, wofür ich Ihnen danke." — „Es ist wahr, daß ich auch von Ihrer Impopularität gesprochen habe." Hr. v. Talleyrand antwortete nur durch ein Lächeln. Die Gäste folgten seinem Beispiele. Und ein Paar Stunden später erfuhr Laffitte aus dem Munde des Königs, daß Hr. von Talleyrand Gesandter in London sei." — (S. 96.)

Laffitte ließ geschehen. Es war das eine erste Prüfung, die er nicht bestand; er hatte nicht den Muth, einen Willen zu haben, wenn sein königlicher Freund einer andern Ansicht war. Die Sache seines Vaterlandes, die Sache des Rechts, seine Stellung als verantwortlicher Minister waren ihm nicht heilig gnug, sie gegen den ungnädigen Blick eines Königs einzusetzen. Von diesem Augenblicke war sein Urtheil gesprochen, und sein königlicher Freund konnte dann den Boden, auf dem er stand, so fein, so nach und nach untergraben, daß er selbst erst merkte, in welcher Gefahr er schwebte, als es zu spät für ihn war, ihr auszuweichen. Man kann Mitleiden mit dem bald eintretenden, immer tiefern Sinken des einst so hochgestellten Mannes haben, man kann Laffitte's gegenwärtige Lage beklagen, — aber gerecht ist sein Geschick, denn es war in seine Hand gegeben, seines Volkes Zukunft zu sichern, und er hatte nicht den Muth, nicht den Willen, die Gunst eines Mannes gegen die Pflicht, die seine Stellung ihm auflegte, einzusetzen. Wenn er gegen Talleyrand's Ernennung mit Ernst und Würde protestirt und sie rückgängig gemacht hätte, würde die ganze Politik Frankreichs vielleicht eine andre Richtung genommen haben; jedenfalls aber dürfte Laffitte — wenn er auf der Bahn, die ihm die Pflicht seiner Stellung anwies, fortgewandert — heute trotz seines Sturzes, trotz seiner politischen und commerziellen Decadenz, mit Stolz an seine Vergangenheit zurückdenken, anstatt daß er jetzt beklagen zu müssen glaubt, was er einst für das Wohl seines Volkes zu thun wähnte. Es ist nur seine Schuld, wenn er, arm und machtlos, nicht eben so hoch steht, wie er ja früher stand, nicht ebenso, wie sonst, der Regierung gegenüber mit Erfolg die Sache, die er für die rechte hält, vertheidigen kann. Er hat über sich selbst den Stab gebrochen, als er nicht wagte, seine Ansicht ohne Rücksicht durchzusetzen, wo es galt, Frankreich durch einen besudelten Diener aller Gewalten oder durch einen Mann von Ehre vertreten zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 203. **26. August.** **1842.**

Blanc „Histoire des dix ans 1830—1840.“

(Fortsetzung.)

Ich glaube nicht, daß Frankreich nach 1830 eine andre Politik als die des Friedens hätte annehmen können und dürfen; ich glaube, daß die Franzosen selbst in unendlicher Mehrzahl keine andre wollten; aber Laffitte hätte dieser Politik eine ehrbare, eine edle, eine stolze Stellung geben können, wenn er ein Mann von innerm Ernst und tiefem Rechtsgefühl gewesen wäre. Die Politik des Friedens, die jetzt Frankreich in einem trüglichen Spiele mit sein gemischten Karten verfolgt, würde, offen und unumwunden auftretend, die ganze Welt gezwungen haben, sich vor dem Genius der neuen Zeit zu beugen, während sie gerade durch das falsche Kartenspiel um ein heiliges Recht die ganze Welt in beständiger Kriegsgefahr erhält. Unsinn aber ist es, zu glauben, daß gerade zu diesem System ein Talleyrand, daß zu diesem Ziele die schlechten Mittel, Trug und Hinterlist im Innern und nach Außen, nothwendig gewesen, denn nicht durch diese, sondern trotz ihrer, hat Louis Philipp bis jetzt die Politik des innern und äußern Friedens aufrecht erhalten können. Diese liegt in allen Verhältnissen, in allen Lebensbedingungen des heutigen Frankreichs, und mehr oder weniger des ganzen civilisirten Europas. Die unendliche Masse des französischen Mittelstandes hat diese Politik unterstützt, wahrlich nicht weil sie von Talleyrand eingeführt wurde, weil sie mit Lug und Trug Hand in Hand ging, sondern weil sie in seinen Bedürfnissen lag. Der Erfolg hat bis heute das Friedenssystem Louis Philipp's gekrönt, aber der Erfolg der Mittel, die er anwendete, war, daß noch heute der Friede in Zweifel steht, daß noch heute Frankreich von allen Seiten bedroht ist, und im Innern nur zu einem Ruhepuncte, nicht aber zur Beruhigung gelangt ist.

Laffitte aber hat es mit zu verantworten, wenn Frankreich heute in Folge seiner glorreichen und großen Revolution einer trüben unheildrohenden Zukunft entgegen sieht; er hat es mit zu verantworten, daß eine Politik möglich wurde, die in Belgien, in Italien und Polen der Revolution schmeichelte, so lange sie ihrer bedurfte, und die sie verrieth, sobald dieser Verrath mehr Nutzen bringen zu können schien; die alle Parteien auszubeuten suchte, und die dann auf einen Punct gelangte, auf dem sie auf keine Partei mehr bauen kann, und nur in Folge der jeder Regierung inwohnenden Schwerkraft aufrecht stehen bleibt. —

Laffitte stürzte, nachdem er vorher sowohl in der äußern Politik wie in der innern den Grundstein des „Systems“ legen geholfen hatte. In den äußern Verhältnissen ist dies „System“ bereits in dem Obigen angedeutet. Im Innern bestand dasselbe in dem Schmeicheln und Hegen aller Bourgeoisieegoismen, des kleinbürgerlichen Philisterthums der pariser Banquiers und Boutiquiers. Und auch hier hat Laffitte das System begründen helfen in dem Gesetze über die Wahlreform und die Nationalgarde, durch welche das Volk sowohl aus den Kammern als von der Bürgerbewaffnung ausgeschlossen blieb.

Aber Laffitte war nicht bloß seinem königlichen Freunde gegenüber schwach, sondern auch einem andern, der fast noch gefährlicher in seiner Laune ist, als die Könige. Ich meine das Volk. Laffitte hatte nicht Charakter gnug, dem königlichen Lächeln zu widerstehen, aber er war ebenso wenig im Stande, seine Popularität zu wagen, wo es galt, das Gesetz der neuen Gestaltungen aufrecht zu erhalten, die Ordnung gegen die Nachwehen der Revolution zu sichern Laffitte stand zwischen zwei Feuern, und wurde von beiden ergriffen. Mit Ernst und Kraft würde er die Freiheit gegen den König, und die Ordnung gegen das Volk geschützt haben. Durch seine Schwäche ließ er den König und das System des Julikönigthums eine Bahn einschlagen, auf der die Freiheit Schritt für Schritt neuen Gefahren ausgesetzt ist, und an deren Ende eine neue Revolution droht, während dieselbe Schwäche dem Volke gegenüber die Ruhe und Ordnung alle Tage an dem drohenden Abgrunde der Anarchie vorbeiführte. Diese Stellung, diese Gefahr gab dann natürlich dem System des Julikönigthums nothwendig wieder neue Kraft, und führte jenen unheilschwangern Zustand herbei, in dem jeder Eingriff in die Rechte des Volkes, in dem die Sünden gegen den Geist, die Ehre und die Freiheit Frankreichs den Geist des Aufruhrs immer nährten, und so zu Vergehen gegen Gesetz und Recht führend, dem System, das dieselben hervorgerufen hatte, stets neue Kraft gab.

Die Schwäche Laffitte's dem Volke, den Leuten gegenüber, die Popularität geben und nehmen können, trat oft gnug sehr klar an den Tag. Die Mehrzahl der republicanischen Julikämpfer, Cavaignac, Bastide, Thomas Guinard an ihrer Spitze, hatten sich in die Artillerie der Nationalgarde einreihen lassen, bildeten hier ein besondres Corps, und gingen augenscheinlich darauf aus, ihre Ansicht sobald als möglich mit Hilfe ihrer Kanonen durchzusetzen. Die Kanonen sind wunderbare Argumente, ganz erbauliche Ueberredungsmittel; aber sie sind so wenig im Stande, die Sache der Republik als die des Königthums zu rechtfertigen. Wer ihrer bedarf, beweist nur, daß alle andern Mittel nicht ausreichen, daß er gezwungen ist, zur Gewalt zu greifen, weil er nicht im Stande ist, ohne Gewalt zu überzeugen und zu überreden.

Der Proceß der Minister Karl's X. gab den republicanischen Kanonieren der Nationalgarde Gelegenheit, ihre Denkart und Handlungsweise ziemlich klar an den Tag zu legen. Das Volk verlangte ein Todesurtheil für das Blut, das die Minister Karl's des X. vergossen hatten. Die Regierung und die Kammern suchten dieselben zu retten. Auf welcher Seite das höhere Recht war, ist hier einerlei; das Gesetz aber war auf Seiten der Regierung und der Kammern, und die Pflicht der Nationalgarde war, dasselbe aufrecht zu erhalten. Deßwegen wurde sie, als der Schrei: mort aux ministres! das Volk in die Straßen trieb, zusammenberufen, um das Gesetz zu schützen.

„Das Innre des Louvre vor Allem hatte ein drohendes Ansehen. Um die Artilleurs der 2. Batterie, die von den Gens du Roi verdächtigt wurden, ihre Geschütze dem Volke überliefern zu wollen, in Respect zu halten, hatte man den Zugang zum Hofe von der Straße Coq-St.-Honoré durch Soldaten, die Kartuschen erhielten, und in die linke Seite des Louvre vertheilt wurden, geschlossen. Diese Vorsichtsmaßregeln schienen aber noch nicht zu gnügen, und deßwegen ließ man noch überdies Compagnien der Nationalgarde in den Hof kommen; der General von Rumigny, aide de camp des Königs, schickte mehrere Kisten Kartuschen an den Commandanten des Louvre, Hrn. Carrel. Die republicanischen Artilleurs hatten ihrerseits ihre Carabiner geladen. Voll Zorn, Tapferkeit und Großmuth, waren sie bereit, ihr Leben zu opfern. Aber die Spaltung bestand nicht nur zwischen der Nationalgarde und der Artillerie, sie bestand im Innern der letztern selbst. Die zweite Batterie war republicanisch, so wie auch ein Theil der dritten. Die erste und die vierte dagegen waren im Ganzen der Regierung und der Dynastie ergeben. Am Vorabend hatte der Commandant Barré die Befehle des Colonels eingeholt. „Man weiß, sagte ihm Hr. v. Pernetti, daß das Volk gegen unsre Stücke, um sich ihrer zu bemächtigen, marschiren wird. Sie müssen Sie vernageln und die S wegnehmen, wenn das Volk ins Louvre dringt.“ — „Sie vernageln“, antwortet der Commandant Barré, „hieße die Artillerie insultiren, aber man kann die S wegnehmen.“ Er übernahm diesen Auftrag, und führte ihn wirklich Abends am 21. December aus. Auf einmal tritt der Capitain Bastide in den Hof, und auf die 3. Batterie zuschreitend, befiehlt er dem Commandanten Barré, sich zurückzuziehen. Dieser tritt auf den Capitain zu und sagt: „Wer befiehlt hier, Sie oder Ich?“ „Ich kenne Sie nicht“, antwortet Hr. Bastide mit Energie, „und wenn Sie nicht auf der Stelle die S zurückgeben, so stehe ich für nichts und gebrauche Gewalt.“ Die Stellung war kritisch; noch ein Wort, und Blut floß. Schon bedrohten die Kanoniere der 4. Batterie Hrn. Bastide, während die der 3ten die Säbel zogen, bereit, ihn zu vertheidigen. Der Commandant Barré ließ die S zurückbringen, und lief zum Colonel, um seine Stelle niederzulegen, was dieser aber nicht annahm. Jeden Augenblick konnte der Kampf hier beginnen. Eine, von dem Maréchal-de-Logis-chef der 2. Batterie verfaßte, und in der Wachstube von einem Kanoniere vom Tische herab vorgelesne republicanische Proclamation wurde von einem andern Kanoniere zerrissen. Abermals glaubte man, daß der Kampf beginnen müsse.“ (S. 224.)

Louis Blanc sagt uns an einer andern Stelle, weßwegen Hr. Bastide die S, trotz des Befehls seiner Vorgesetzten, nicht habe wegnehmen lassen wollen. Bei Gelegenheit, wo er die Republicaner und insbesondre die Gesellschaft des amis du peuple schildert, fügt er hinzu: „Keine Partei hatte damals Bestand gnug, um die Initiative einer neuen Revolution zu übernehmen, diese Initiative hätte nur vom Volke ausgehen können in dem Falle, wo die durch den Proceß hervorgerufne Aufregung es zu einem Aufstande wie im Juli getrieben hätte. Der Bewegung folgen, sie unterstützen, der Menge, wo möglich, Waffen und Kanonen zu Gebote stellen, ganz besonders den nächstfolgenden Tag vorbereiten; — die Allerkecksten konnten ohne Extravaganz nicht mehr wagen. Somit conspirirten die Republicaner nicht, sie hielten sich bereit.“ „Les républicains ne conspiraient *donc* pas, ils se tenaient prêts.“ — (S. 209.)

Die Scenen der Nacht vom 21. Decbr. im Louvre gaben der Regierung Veranlassung zu einem Processe, in dem man neunzehn Kanoniere, unter ihnen Cavaignac, Guinard, Prélat anklagte, beabsichtigt zu haben, mit Gewalt die Republik zu proclamiren. Der Proceß selbst aber gab den Angeklagten nur Gelegenheit, ihre Ansichten, ihr Glaubensbekenntniß offen aufzulegen, worauf sie dann von den Geschwornen freigesprochen wurden. Hr. Bastide aber war nicht einmal unter den Angeklagten, obgleich die schwerste Schuld, die einzige, die sich thatsächlich manifestirt hatte,

auf ihm lastete; und die Kanonen blieben vor wie nach in den Händen Derjenigen, die auf dem Puncte gestanden, sie gegen die Regierung zu richten und ihre Ansicht in Kartätschen gegen ihre Feinde zu schleudern.

Aber Laffitte hatte nicht nur keine Kraft, keine Energie den gesetzlosen Parteibestrebungen gegenüber, sondern er rief die Unordnung selbst zu Hilfe, um mit ihr die Ordnung zu sichern. Als die Emeute gegen die Minister Karl's des Zehnten die Straßen durchzog und die Pairskammer zu stürmen, die Minister der Restauration zu ermorden drohte, wendete sich die Regierung in ihrer Angst selbst an die Studenten. Diese versammelten sich, bildeten freiwillige Bataillone, machten und eröffentlichten mit Bewilligung des Seinepräfecten, Hrn. Odilon-Barrot, eine Adresse ans Volk, und zogen mit der zwölften Legion der Nationalgarde zusammen durch die Straßen, um Ordnung zu predigen und Ordnung zu halten. Auch die polytechnischen Schüler wurden in die Straßen gelassen, und Tausende von Arbeitern, die ihnen folgten, bildeten eine Gegenemeute zur Beruhigung der wahren Emeute.

Schon am andern Tage (23. Decbr.) sollte Laffitte den bittern Kern dieser süßen Schale schmecken. Die Studentenproclamation, die Odilon-Barrot und Laffitte genehmigt hatten, enthielt neben den Wünschen für die Aufrechthaltung der Ordnung auch den Zusatz, daß die Regierung, wenn die Ordnung gesichert sei, dann auch die Freiheit nicht vergessen möge. Das Centrum der Kammer war mit dieser Wendung unzufrieden und behauptete, daß die Studenten Studenten und keine Gesetzgeber seien. Nichtsdestoweniger wurde ihnen auf den Antrag Laffitte's eine Danksagung votirt. Aber nun wiesen die Studenten dieselbe zurück, weil sie über die Aeußerungen der Mitglieder des Centrums empört waren. Ein paar Tage später war der Federkampf zwischen den Studenten und den Regierungsorganen schon sehr heftig, und von nun an spielten die Erstern in den meisten Emeuten eine nicht unbedeutende Rolle.

Noch klarer wurde die Unordnung von der Regierung bei einer andern Gelegenheit zu Hilfe gerufen, nämlich beim Sturme auf den Erzbischofpalast. — Die neue Regierung, die aus der alten Opposition hervorgegangen war, die nur bestand, weil die Legitimität besiegt war, konnte die Demonstrationen und Bestrebungen der Legitimisten, die, als Unzufriedenheit eintrat, nach und nach wieder ihr Haupt hoben, nicht ruhig mit ansehen. Es mußte ihr daran gelegen sein, diesen Demonstrationen sobald als möglich ein Ende gemacht zu sehen. Ob die Emeute, die den erzbischöflichen Palast und die Kirche St. Germain l'Auxerrois stürmte, zu diesem Ende von der Regierung hervorgerufen wurde, ist nicht bewiesen; dagegen ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Regierung gewähren ließ, als das Volk den Legitimisten une leçon gab. Louis Blanc bringt dafür unwiderlegliche Beweise. Arago commandirte damals ein Bataillon der Nationalgarde und rettete mit derselben durch eine List die Notre Dame, die dem Bischofpalast gegenüber lag und ebenfalls bedroht war. Von der Notre Dame aus sah Arago der Zerstörung des Palais zu. „Zeuge dieses kläglichen Schauspiels, schauderte Arago sowohl als Bürger denn als Gelehrter ob seiner Ohnmacht. Ueberzeugt, daß die Regierung absichtlich die Emeute fördre, gab er endlich seinem Bataillon Ordre, vorzudringen, entschlossen, eher Alles zu wagen, als noch länger zuzusehen. Da wurde er benachrichtigt, daß mehrere hochgestellte Personen in den Reihen der Nationalgarden umherzögen und die Bürgergarden bearbeiteten, auf daß sie geschehen lassen möchten. Man bezeichnete ihm insbesondre Hrn. Thiers, Sécrétaire d'état im Ministerium der Finanzen. Er sah diesen wirklich vor den Ruinen zufriednen Gesichtes und lächelnder Miene einherziehen. — Gegen drei Uhr erschien eine Legion der Nationalgarde, aber nur um sich zu zeigen; und als Hr. Arago den Commandanten Hrn. Talabot aufforderte, in den Palast hineinzudringen und die Emeute aus demselben zu vertreiben, antwortete dieser: „Ich habe Ordre hier zu erscheinen und dann zurückzukehren"" (S. 292).

Sowohl dem Könige als dem Volke gegenüber zeigten sich also Laffitte und die durch ihn vertretne Regierung ohne Kraft und ohne Würde. Ich habe vielleicht Unrecht, diese Erscheinung an einen Namen, an den Laffitte's zu binden; denn sie lag bei näherer Berücksichtigung der damaligen Zustände nicht an den Personen, sondern in den Zuständen selbst.

Wir haben in dem ersten Bande der Geschichte der zehn Jahre gesehen, daß die Gewalt nothwendig geworden war, um dem Rechte den Sieg zu sichern, daß der gesetzliche Widerstand den Einen zu gefährlich, den Andern zu langsam schien, und daß so der glückliche Aufstand vom Juli Gesetz und Recht im Namen des Gesetzes und des Rechts zu Boden warf, um die Freiheit der Nation zu retten. Die Regierung, die Laffitte vertrat, war die Folge dieses so glücklichen und zugleich so unglücklichen Ereignisses. Der Wurm der Gewalt war mit dem Siege des Aufstandes in den Apfel der Julirevolution — in den Grundsatz der Freiheit und der Volksrechte — gedrungen und hat ihn faulen gemacht. Laffitte und Alle, die mit ihm durch Gewalt zum Sieg und zur Herrschaft gelangt waren, hatten nothwendig das heilige Gefühl des unangreifbaren Gesetzes verloren. Für sie selbst und für Andre hatten sie somit keinen allgemeinen, sondern nur einen persönlichen Maßstab, da sie aus dem allgemeinen, für alle ebengiltigen Maßstabe, aus dem Gesetze herausgetreten waren. Von nun an konnten sie nur den Nützlichkeitsbegriff, den eignen nämlich, als das Kriterium ihrer persönlichen wie der Staatshandlungen betrachten; und deßwegen

frug sich Laffitte bei der Wahl Talleyrand's nicht: „Hat der König ein Recht, ohne seine Minister Gesandte zu ernennen?" sondern nachdem er ernannt war: „Was kann diese Ernennung nützen oder schaden?" Deßwegen konnte er ruhig zusehen, daß die Unordnung und Gehorsamverweigrung durch die Reihen der neuen Bürgergarde schlich; deßwegen konnte er glauben, die Schüler zur Aufrechthaltung der Ordnung, die Emeute zur Bestrafung der Feinde der Revolution zu Hilfe rufen zu dürfen. Das Alles war nicht recht, aber konnte im Augenblicke als höchst klug erscheinen. Aber das ist die Affenklugheit der Menschen, die sich einbilden, daß über ihnen nichts Höheres stehe, als ihr bischen Ich, deutlicher gesprochen, die keinen Glauben haben und kein Vertrauen zu der Allmacht der allgemeinen Vernunft, dem Geist der Gesetzlichkeit, vielmehr, statt im Namen dieses Geistes gegen die Willkür vereinzelter Individuen aufzutreten, der Willkür nur wieder eine Form der Willkür, dem vereinzelten Willen jener ihren eignen vereinzelten (subjectiven und außergesetzlichen) Willen als Gewalt (gegen Gewalt) entgegensetzen. Wo der Geist der Gesetze, die allgemeine Vernunft, lebendig ist, da ist keine Ausnahme von der Vernunft, keine Gewalt, möglich. Freilich ist dann die Sache die, daß das Gemeinwesen die erreichte politische Freiheit, und im Geiste Aller die Vernunft, nicht die Gewalt und die Willkür der vereinzelten Subjecte, die Voraussetzung und die Lebensbasis sei. Bei der gewaltsamen Entwicklung ist der Aberglaube an die Gewalt und der Unglaube an das Recht allemal der Ausgang; und wenn die Menschheit in diesen Herenkreis einmal gebannt ist, so braucht es ohne Zweifel eine Erfahrung von Jahrhunderten, um die wahre Religion, den lebendigen Glauben an die Allmacht der Vernunft und Gerechtigkeit, einzuführen und thatkräftig zu machen. Wer zuerst das Rechtsgefühl aus dem öffentlichen Geiste verscheucht und mit gewaltsamen Maßregeln die Meinung zu erzeugen unternimmt, die Macht beruhe in der Willkür und in der geschicktesten Handhabung der frevelhaftesten Abweichung von der Linie des Rechts (Macchiavelli hat dies systematisirt), der hat die Corruption des politischen Geistes auf seinem Gewissen. Ist Gewalt und Willkür thatsächlich so nothwendig, wie die Unvernunft in der Vernunft, so ist es nichtsdestoweniger die Aufgabe der Politik, den Geist der Gesetzlichkeit oder die reale Freiheit zur unüberwindlichen in seiner eignen Religiosität gesicherten Macht zu erheben und den Aberglauben an die Gewalt schlechthin zu stürzen. Die Gewalt, die nothwendig wurde, weil den Franzosen von 1830 der rechte Bürgermuth, der keiner Gewalt bedarf, fehlte, führte nothwendig zu der Politik des Ministeriums Laffitte, und diese dann wurde theils die Veranlassung, theils die Ursache der Politik Louis Philipp's bis auf den heutigen Tag. Ja, diese Gewalt, dieser glückliche Wurf des revolutionären Widerstandes — im Gegensatze zu dem gesetzlichen — ist es auch, die von 1830 an, oder besser, die schon seit dem Sturme der Bastille die verschiednen Oppositionsparteien in Frankreich und durch sie fast in ganz Europa beseelt. Ihr wesentlicher Charakter besteht darin, daß die Partei und in ihr wieder jeder Einzelne nicht in dem Kreise des Gesetzes sich an die ganze Nation richten, sondern sich in ihrem Partei- oder persönlichen Standpuncte von vornherein über das Gesetz stellen und dessen Reform von der Gewalt hoffen. Diese Stellung — diese revolutionäre Opposition im Gegensatze zu der gesetzlichen — führt nothwendig zum Untergange des höhern Rechtsbegriffes in Jedem, der sich ihr überläßt, und dann sind Verschwörung, Emeute, vereinzelte Gewalthandlungen, die Lüge einer systematischen, recht- und gewissenlosen Opposition natürliche und nothwendige Folgen. Die unedlern Leidenschaften der Menschen werden durch dieselbe in Bewegung gesetzt, und an diese unedlern Elemente richtet sich auch nothwendig der, der durch sie zum Siege seiner Ansichten kommen will. Die gegenwärtige Stellung Frankreichs, die Denkart und Handlungsweise fast aller Parteien, denn alle haben den Wurmstich der Gewalt im Herzen sitzen, insbesondre aber die der antidynastischen Parteien sind eine Folge der revolutionären, gesetzlosen Einzelnopposition; und Louis Blanc, einer der edlern, der tüchtigern, der klarsten Geister der französischen Oppositionsparteien, ist in seinem zweiten Bande ein wahrhaft abschreckendes Beispiel, wie diese Denkart jede höhere Selbständigkeit vernichtet und den Sklaven der Gewalt an die Laune des Windes, der die Parteifahne hin- und herdreht, fesselt. —

Louis Blanc ist zufällig ein Corse; er hat eben so wenig ein Recht, darauf stolz zu sein, als sich dessen zu schämen. Aber weil er ein Corse ist, so muß diese Insel von „einer edlen Race, par une race aussi *loyale* qu'intrépide" bewohnt sein. Loyal heißt gesetzlich, gesetzachtend, und es ist bekannt, daß die Corsen ganz ruhig sich selbst Recht zu schaffen suchen, und zwar durch den Dolch hinterrücks und durch die Kugel aus dem Busche hervor. Dafür kann nun Hr. Blanc eben so wenig als Napoleon. Nur zeigt dies Eine Wort, wie leicht es Hrn. Blanc wird, schwarz für weiß auszugeben, wenn die Parteiansicht des Gewaltsystems, die vorgefaßte Meinung für diese ganz besondre Art der Loyalität im Spiele ist.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 204. 27. August. 1842.

Blanc „Histoire des dix ans 1830—1840.“

(Fortsetzung.)

Wie ohne alles regulative Rechtsgefühl aber Hr. Louis Blanc als Parteimann ist, zeigen zwei Anekdoten, die er auf zwei sich folgenden Seiten erzählt.

Es handelt sich von dem Zeugenverhör in dem Processe gegen die Minister Karl's X.

„Von allen Anklagezeugnissen war das Hrn. Arago's, der die Worte Hrn. von Polignac's: „wenn die Soldaten sich dem Volke anschließen, wohlan, dann muß man auch auf die Soldaten schießen“, wiederholte, das gewichtigste. Hr. von Martignac, der Vertheidiger des Prinzen, hatte gesucht, über diese Thatsache Zweifel zu erheben. Arago nahm ihn zur Seite und sagte ihm leise: „Ich fordre Respect für mein Zeugniß und für das des Hrn. Delarue, das ich bestätige. Im Namen Ihres Clienten, zwingen Sie mich nicht, die ganze Wahrheit bekannt zu machen; diese würde ein Todesurtheil sein. Sie mögen wissen, daß Hr. von Polignac am 28. zu Hrn. Blanchard, bekannt als guter Sänger, und der eben auf dem Platz de Grève mit Kanonen unters Volk hatte schießen lassen, gesagt hat: „Ihre Stimme ist mir nie zum Herzen gedrungen, wie heute.“ — — „Ist das möglich?“ rief Hr. von Martignac entsetzt. „Und wissen Sie, daß, als er den Kummer sah, den alle diese gräßlichen Scenen bei dem General Promolin hervorriefen, er diesem sagte: „Was fürchten Sie? Wenn die Aufrührer einmal auf dem Platze Vendôme vereinigt sind, dann sind sie verloren. Ich werde sie bezahlen für das, was sie thun.“ Hr. von Martignac barg sein Gesicht in seine Hände; Hr. Arago, der den Tod der Angeklagten nicht wollte, versprach, seiner Aussage diese gefährlichen Confidencen nicht hinzuzufügen.“

„Seit einigen Tagen“, fährt Hr. Louis Blanc unmittelbar fort, „hatte sich das Gerücht verbreitet, daß Hr. von Sémonville sehr bedeutende und merkwürdige Aufklärungen zu geben habe. Die Neugierde war sehr gespannt. Sie wurde noch größer, als sein Name aufgerufen wurde. Er trat schwankenden Schrittes vor und sank, wie von dem Gewichte seiner Erinnrungen erdrückt, in sich selbst zusammen. Sein Gesicht, das die Spuren seines Alters trug, hatte in diesem Augenblicke einen ungewöhnlichen Ausdruck der Spannung und der Leiden. Halb kniend auf dem Stuhle, der ihm zur Stütze dienen sollte, sprach er mit schmachtender und schwacher Stimme. Er hatte die Demarchen zu erzählen, die ihn am 28. Juli erst in den Ministerrath und dann nach St. Cloud geführt hatten. Bei dem Augenblicke angekommen, wo Karl X. ihn empfing, hielt er auf einmal, sichtbar bewegt, ein. Die Versammlung war aufs Höchste erregt. „Ich weiß nicht, ob ich fortfahren soll“, sagte er. Aber auf den Befehl des Präsidenten greift er seine Erzählung wieder auf. Er zeigt Karl X., wie er erst jeder Transaction widersteht, dann, nach und nach durch das Andenken an die unglückliche Tochter Ludwig's XVI. ergriffen, den Kopf auf die Brust senkt und mit Kummer die Demüthigung annimmt, den Degen der Monarchie seinen Gegnern zu übergeben. Der Eindruck, den dies Bild hervorbrachte, war tief, und Thränen flossen. — Diejenigen, die Herr v. Sémonville kannten, sahen in seiner Attitude Nichts, als eine gewandt vorbereitete Scene.“ — (S. 190 u. 191.)

Es würde schwer sein, etwas Charakteristischeres zu ersinnen, als diese beiden Anekdoten in der obigen Art nebeneinander. Hr. Louis Blanc, Hr. Arago, oder besser der Geist der ganzen Denkart französischen Oppositionswesens, treten hier so lebendig heraus, daß man kaum begreift, wie Leute so ausgezeichneten Talentes nicht auf den ersten Blick fühlen, daß sie sich selbst auf eine unbegreifliche Weise bloßstellen. Aber das beweist dann klarer als Alles, wie die Anhänger der revolutionären, gesetzlosen Opposition in Frankreich nachgerade den Begriff des Rechts, das Gefühl der höhern Würde verloren haben.

Hr. von Sémonville ist ein alter, grauer Legitimist, der seinem Glauben bis ans Grab treugeblieben ist. In der ganzen Stelle, die ich nach Louis Blanc angeführt, ist keine Zeile, die auf eine Unwahrheit in dem Zeugnisse dieses Greises hindeutet, und die Stellung des Mannes erklärt sein Benehmen vor Gericht als natürlich und edel. Louis Blanc ist Republicaner, und somit ist sein Urtheil über Hrn. v. Sémonville bald gesprochen, er ist ein Komödiant. Hr. Arago dagegen ist ein Republicaner, der Freund Hrn. Louis Blanc's. Mit Wohlgefallen erzählt dieser das Zeug=

niß Jenes. Und er ahnet gar nicht einmal, daß er in diesen paar Zeilen seinen Freund vor der Geschichte bloßstellt.

Der Zeuge Arago hatte geschworen, die Wahrheit zu sagen, die ganze Wahrheit, und Hr. Louis Blanc erzählt — sicher nach der besten Quelle, den Angaben Hrn. Arago's selbst — ganz einfach, daß dieser für gut befunden habe, nicht die ganze Wahrheit zu sagen. Ist das so, so ist das ein Eidbruch. Der Richter fragt, ehe er den Zeugen entläßt: „Ist das Alles, was Sie wissen?" Hr. Arago antwortete: Ja! — Das ist eine Lüge. — Aber warum machte er sich dieser schuldig? — „weil er den Tod der Angeklagten nicht wollte." Das ist eine Anmaßung, durch die der Zeuge sich unberufner Weise auf den Richterstuhl setzt, und über Leben und Tod der Angeklagten aburtheilt, ein Eigendünkel, durch den Hr. Arago im unterstellten Falle ganz ruhig die Gesellschaft, den Staat, das Gesetz und das Gericht auf die Seite schiebt, und seine Persönlichkeit, seine individuelle Ansicht über Alles stellt.

Es fällt mir nicht ein, Hrn. Arago, Hrn. Louis Blanc persönlich für die babylonische Rechtsverwirrung, in der sie stecken, verantwortlich machen zu wollen. Ich kenne Beide und weiß, wie achtbar Beide nicht nur durch ihr Talent, sondern überall und in allen Beziehungen sind, wo die Parteiansicht nicht durch den Nebel der revolutionären Oppositionsweise getrübt wird. Freilich aber tritt dieser Nebel auch ins Privatleben über, wenn das letztre bei Männern, die eine große öffentliche Bedeutung, nach und nach mit dem Staatsleben immer mehr zusammenfließt. Die Ursache dieser babylonischen Sprach- und Rechtsverwirrung der französischen Parteien liegt überall in der egoistischen Empörung gegen das Gesetz, in der revolutionären Opposition, die jeden Einzelnen zum Richter über das Allgemeine erhebt, anstatt den Einzelnen zu zwingen, mit dem Gesetze in der Hand und dem Gesetze gehorchend, sich an das Allgemeine, an die ganze Nation zu richten, um das schlechte Gesetz zu reformiren. Ohne eine solche heilige Scheu und Achtung selbst vor dem schlechten Gesetze, stößt man nicht dies schlechte Gesetz, sondern das Ganze, den Gesetzbegriff um, und mit diesem schwindet dann jede Achtung vor allem Höhern, werden die Menschen und die Nationen, die so denken, zu crassen Egoisten, zu Feinden alles Rechts und aller Völker.

Die Franzosen sind auf dem Wege, der wieder zum Gesetze und zur Achtung des Rechtes führt. Aber sie selbst begreifen noch heute nicht, worin einst ihre Kraft lag, und worin gegenwärtig ihre Ohnmacht begründet ist. Die Verhältnisse, die Nothwendigkeit, die Ohnmacht selbst, in der heute Frankreich ist, werden es wieder auf die rechte Bahn leiten, und schon oft gnug schlugen die Plänkler aller Parteien den Ton an, der die dreiunddreißig Millionen vereinzelte Franzosen der Gegenwart wieder zu einem Volke, zu einer Nation sammeln wird. Die Vorposten der Republicaner, ein Cavaignac, ein Lamennais halten fest an dem Rechtsbegriffe und stellen ihn höher als Personen und Parteiinteressen; die Vorposten der Conservativen, Lamartine an ihrer Spitze, suchen dem Rechte ebenfalls wieder den Sieg und die Herrschaft zu sichern. Alle nicht in die officiellen Oppositionen eingepferchten Bewegungen, die Arbeiter, die Phalansterianer, und selbst die Communisten, gehen ebenfalls von dem gesetzlichen Standpuncte aus, und beugen sich als Einzelne willig vor dem Ganzen, wenn sie auch die Organisation des Ganzen anklagen und seine Reform beantragen zu müssen glauben. Das sind die Zeichen der Wiedergeburt. Aber erst wenn die Ursache des Uebels recht erkannt ist, wird man auch dessen Folgen bekämpfen können. Und gerade deßwegen ist es nothwendig, diesen Geist, seine Ursachen und seine Folgen recht klar darzustellen. Und um so klarer, als auch in Deutschland ein Theil Derjenigen, die in allem Ernste das Beßre wollen, die Zukunft ihres Volkes und der Sache, die sie vertheidigen, durch die Mittel, die sie wählen, die sie der französischen Opposition abborgen, auf alle Weise gefährden.

Louis Blanc sagt irgendwo: „Die Gerechtigkeit ist eine schlechte Chance des Sieges." Das mag immerhin wahr sein im Einzelnen, ist aber nicht wahr im Ganzen, im Großen. Sokrates, Christus, Huß rc. wurden getödtet, aber nicht ihre Lehren; der gesetzlose Widerstand siegte 1830, aber das Gesetz rächte sich auf eine Weise an den Siegern, die Demjenigen, der hier Ursache und Wirkung klar durchschaut, ein unwillkürliches ehrfurchtvolles Schauern abnöthigt. Aber jener Ausruf ist natürlich bei einem Manne, der keinen höhern Begriff von Recht und Gesetz kennt, der das Ganze verloren hat und nur noch an dem Einzelnen hängt, und der dann auch nicht den Erfolg für das Ganze, sondern nur noch für den Einzelnen berücksichtigt.

Wie weit diese Verwirrung in Louis Blanc gediehen, wie egoistisch recht- und gewissenlos er den Parteien und den Völkern gegenüber ist, will ich noch an ein paar Stellen zeigen. Er sagt bei Gelegenheit der polnischen Revolution: toute révolution qui a peur d'aller trop loin, est une révolution avortée. Das heißt mit klaren Worten: Die Revolution darf das Unrecht, das trop nicht scheuen. Wenn diese Stelle nur zufällig aus der Feder des Verfassers geflossen wäre, dann würde ich darauf kein Gewicht legen, aber sie ist gleichsam die Formel seiner Grundansicht. Ja, sie ist mehr, sie ist der Geist jeder revolutionären Opposition, jeder Opposition, die vom Einzelnstandpuncte das Gesetz umzustoßen sucht. Diese ist gezwungen, immerfort niederzureißen, und fällt in sich selbst zusammen, wo sie stille stehen will oder muß. Es ist wahr, sie darf das trop nicht fürchten, denn fürchtete sie es, so finge sie nicht mit der Revo-

lution, sondern mit dem gesetzlichen Widerstande, der überall ausreicht, wo der Staat in der Form des Staates, als gesetzliche Ordnung des öffentlichen Wesens vorhanden ist, gegen das ungerechte Gesetz an. Thatsache kann die Ungerechtigkeit sein, Thatsache die Revolution und die Gewalt, aber nie Maxime. Eine Ungerechtigkeit immer durch die andre aufheben, wäre der endlose Progreß der Ungerechtigkeiten. Das Wahre ist, daß der öffentliche Geist stark gnug ist, um alle Ungerechtigkeit zur Ohnmacht herabzusetzen. Das öffentliche Wesen muß das gerechte sein. Nur das kann Maxime sein.

Louis Blanc, selbst Republicaner, schildert uns seine Glaubensgenossen, die tapfersten, die redlichsten, die biedersten unter allen französischen Oppositionsparteien, und sagt: „Sie waren in Mehrzahl ausgezeichnete, glänzende, geistreiche Männer voll ritterlichen Muthes, die selbst mit mehr Wahrheit als die Legitimisten den alten Nationaltyp wiedergeben. Zu ihnen hatten sich aus einer Gesellschaft, die der Mercantilismus unterjochte, jene Traditionen moquirenden Leichtsinns und turbulenter Intelligenz, jener Geschmack an Abenteuern, jene Wildheit in der Aufopfrung, jene Lust in der Gefahr, jenes Bedürfniß zu handeln, jene lebendige Art die ernsten Gegenstände zu besprechen, die sonst den hervorstechenden Charakter der Nation bildeten, geflüchtet ...... Aber diese Qualitäten, die sicher keine Art politischer Aptitude ausschlossen, waren weit entfernt, den groben und materiellen Tendenzen der herrschenden Classe zu entsprechen. Die republicanische Partei war übrigens schwer zu leiten. Wenn sie die Tugend von Allem, was stark und mannbar ist, hatte, so hatte sie zum Ersatz auch schwere Fehler; Ueberfluß an Eifer, übermüthige Etourderie, einen blinden Glauben in die Zulänglichkeit der Handstreiche, eine geheime Neigung den tüchtigern Leuten nicht zu trauen, Intoleranz und Indisciplin. Diese Fehler hätte eine kluge Direction ohne Mühe zu den ausgedehntesten Absichten benutzen können. Unglücklicher Weise befanden sich die Anführer der Partei in einer Umgebung, wo Alles ihnen entgegenarbeitete. Von der Masse der Bourgeoisie, die sie für gefährliche Träumer hielt, zurückgestoßen, ohne Einfluß auf die Gesammtheit der Affairen, der Unterlage einer erworbnen Position entbehrend, stets von der Regierung bedroht und von der Polizei verläumdet, war es ihnen nicht gegeben, weder ihre Bewegung zu ordnen, noch ihre Anstrengungen zu combiniren, weder das thatlustige Heer, das sich ihnen anbot, einzuregimentiren, noch ihre Bundesgenossen zu wählen. In einer Partei, die der bestehenden Regierung und allen herkömmlichen Tyranneien offen den Krieg erklärt hat, sind die Ueberläufer um so häufiger, als ihnen öfter ein Lohn, denn eine Strafe droht. Daher für die Führer der Partei die Nothwendigkeit, in ihren Bundesgenossen von Gestern den möglichen Gegner von Morgen zu schonen. Man mußte Vorurtheile, die man beklagte, gerecht finden, sich von den Leidenschaften der Massen zu weit*) mit fortreißen lassen, um sie nicht gegen sich zu haben; man mußte schwach aus Berechnung sein, und vor Bewegungen, die man beklagte, weichen und einen Theil des Befehls fahren lassen, um ihn nicht ganz zu verlieren. Eine schwere Stellung, die natürlich Verlegenheiten und Gefahren erzeugte! Es ist gewiß, daß die republicanische Partei sich nicht stets auf den sichersten Theil des Volkes stützte. Es ereignete sich selbst, daß sie in ihren Reihen sich Bürger einschleichen sah, die total unwürdig waren, in denselben zu erscheinen, und die so eine unheilvolle Solidarität auf sie häuften. Ein Paar Führer, wie Charles Tortout und Charles Texte, tüchtige Männer, wollten eine strengre Wahl. Aber bei den meisten andern Chefs widersetzte sich jedem System der Säubrung in der Partei selbst der Wunsch, mit Macht Breche in eine verhaßte Regierung zu schießen, die Ungeduld, das Ziel zu erreichen." (251—252.)

Diese Stelle ist ein wahres Meisterstück, die republicanische Partei ist aufs Schlagendste geschildert, jede Phrase ein lebendiger Zug. Aber sie schildert gewiß ebenso schlagend ihren Verfasser und die Auffassungsweise der französisch-revolutionären Partei, die er vertritt. In dieser ganzen Schildrung ist auch nicht Ein Element der Ordnung, Alles dagegen vereinigt sich, um die Theile dieser Partei zu zersplittern, zu zernichten, und doch kann sich Hr. Louis Blanc einbilden, daß eine tüchtige Leitung, une habile direction diese Splitter ohne innern Zusammenhang zu einem großen Ganzen, zu einem lebendigen Baume hätte vereinigen können. Hr. L. Blanc würde sich das schon zutrauen. Aber Cavaignac, Carrel, Lamennais waren Männer, die Keinem der neuern Geschichte Frankreichs zu weichen brauchen, und sie zernichteten sich selbst in der Danaidenarbeit, die sie versuchten. Daran ist die Republik nicht Schuld, sondern die Auffassungsweise der Revolutionspartei in Frankreich. Etwas Leichtsinn, etwas Moquerie, etwas Muth, etwas Keckheit, etwas Abenteuersucht; ohne Rechtsbegriff, ohne Pflichtgefühl, ohne andern Glauben, als den an die Unfehlbarkeit der Coups de main; ohne Chefs, weil Alle Chef sein wollten, ohne Moral, weil jeder Lump gleich aufgenommen wurde — und dazu eine direction habile — das gnügt Hrn. Louis Blanc, damit getraut er sich l'accomplissement des plus vastes desseins zu bewirken. Ich glaube es gern, er ist ein Corse. Napoleon fand ähnliche Elemente und wußte damit les plus vastes desseins durchzusetzen, nur hatte er nicht Lust und hätte auch nicht die Macht dazu

*) Also hier ist das zu weit, das trop, nicht mehr so nothwendig, wie früher.

gehabt, mit ihnen die Freiheit seines Vaterlandes, Recht und Gerechtigkeit zu sichern. —

(Schluß folgt.)

Einige unvorgreifliche Worte über Friedrich von Sallet's Laienevangelium.

„Niemand fasset Most in alte Schläuche; sonst zerreißt der Most die Schläuche und der Wein wird verschüttet und die Schläuche kommen um. Sondern man soll neuen Wein in neue Schläuche fassen." An diese Stelle wird man lebhaft erinnert, wenn man die genannte Schrift durchblättert. Der Dichter huldigt der allerneuesten und freiesten Richtung und spricht das ganz unverhohlen in seinen Versen aus. Dagegen könnte man nun Nichts haben. Aber wenn er diesen seinen modernen Reflexionen durchgängig biblische Texte zu Grunde legt, immer von neutestamentlichen Erzählungen oder Reden Christi, synoptischen und Johanneischen ohne Auswahl und Kritik, ausgeht, so muß man hiegegen in jedem Betrachte sich erklären. Lassen wir den dogmatischen Gesichtspunct bei Seite und halten uns nur ans Aesthetische, so muß das Zusammenfassen zweier so heterogener Elemente unter Einer Haube auf Jedermann einen unerquicklichen Eindruck machen. Da kommt zuerst eine versificirte Stelle aus den vier Evangelien. Wozu dies? Ueberlassen wir das Friedrich Rückert; denn kein Mensch von Geschmack wird daran Gefallen finden, Jeder wird zehnmal lieber nach dem einfach kräftigen Originale greifen. Namentlich von der Paraphrase des hohenpriesterlichen Gebetes mußte ich gestehen, daß ich mich bei ihr sehr bald nach dem Schlusse und ebenso bald nach dem Urbild gesehnt habe. — Auf dieses biblische Element folgt dann das moderne, natürlich ohne je mit ihm zur künstlerischen Einheit zusammenzugehen, so wenig als Oel sich mit Wasser verbinden kann. Wenn z. B. von der Erzählung des bethlehemitischen Kindermords der Uebergang gemacht wird zu einer Invective gegen die Censur, so kann das doch wohl nur einen komischen Effect hervorbringen. Zudem ist dieses Element dann die reine Reflexion, moderne Predigten in Reimen. Daher wir uns am Ende fragen: wozu diese Einkleidung? Sollten etwa unter dem christlichen Mantel bei Christen heidnische Gedanken eingeschwärzt werden? Der Titel Laien-Evangelium wird sie schon stutzig machen und nach der ersten Seite werden sie merken, daß das kein Evangelium für sie, nicht ihr Evangelium ist. Die bairische Polizei hat's bald auch herausgerochen gehabt. Wenn aber das Buch für Christen zu unchristlich ist, so wird es dagegen für Andre zu christlich sein; sie werden alsbald das ganze Stück Christlichkeit ausreißen, wofern sie nicht vorziehen, das Buch überhaupt bei Seite zu legen. So hat es der Dichter Niemand recht gemacht. Vielleicht aber doch wenigstens sich selbst? Wir können nicht glauben, daß er die ganze große Mühe der Versification der Evangelien rein zum Zeitvertreib auf sich genommen habe, und auch Andres führt darauf, daß der Verfasser am Ende gar im Ernste sich für einen guten Christen hält. Merkwürdig wär's, aber unmöglich ist's nicht; man hat ja Exempel von Beispielen.

Noch eins. Der Verfasser wollte mit seinem Titel offenbar an Leopold Schefer's Laienbrevier erinnern; wir greifen das auf. Andre mögen vielleicht einen Augenblick anstehen mit ihrem Urtheile; ich gestehe, daß mir Schefer's Werk ungleich lieber ist. Man hat ihm in diesen Jahrbüchern schon harte Prädicate gegeben und ich will es auch nicht schlechthin vertheidigen. Aber in poetischer Beziehung steht es gerade ebenso hoch über Sallet's Büchlein, als Herwegh's Gedichte über den „Unpolitischen". Oder anders: Schefer verhält sich zu Sallet, wie Schleiermacher's Reden über die Religion zu seiner Dogmatik. Dieser mißt sich mit dem Christenthume, ohne aber die Miene anzunehmen, mit seinem Principe zu brechen; jener betrachtet es als weit unter sich im Thale liegend, unbefangen wie jede andre historische Erscheinung. Hier viel Prosa und Rede, dort die lautre Poesie, wenngleich freilich bisweilen hyperpoetisch, phantastisch und süßlicht. Schefer giebt uns den geschälten Kern, wenn auch in einer süßen Brühe; Sallet in einer mühsam zusammengeleimten und doch nirgends festhaltenden Schale. Dieser ist männlich, kühn, selbst in seinem Positivismus; dieser weiblich, weich, duftig, zerfließend, mit dem Wurme fühlend und das Blümchen an sein liebevolles Herzchen drückend. Schefer ist Spinozist, Sallet ein Neuhegelianer, der aber mit dem Christenthume liebäugelt oder jedenfalls es zu thun scheint. Jener geht nicht über die Sphäre des Gemüths, des religiösen Lebens hinaus; dieser umfaßt das ganze menschliche Leben, auch die politische Seite mit eingeschlossen, und bespricht es kühn und freimüthig. Er bespricht es — aber daß er es besungen, kann ich nicht zugeben. Ueberhaupt scheint für die neuesten Ideen die Form der Rede die weit geeignetere und außerdem nur noch etwa das Epigramm zu passen. Für die Lyrik wenigstens taugen sie, so lange sie noch im Ringen um Anerkennung begriffen und noch nicht concret durchgedacht und ausgearbeitet sind, nur unter vieler Beschränkung. Man sieht das selbst bei Herwegh; wie oft ist er auf dem Sprunge, in die Rhetorik überzugreifen, und wie Recht hat der Recensent in den Jahrbb. gehabt mit dem, was er an seiner Form zu tadeln fand. —

W. T.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 205. 29. August. 1842.

Blanc „Histoire des dix ans 1830—1840.“

(Schluß.)

Ist es hienach noch nöthig, Hrn. Louis Blanc und den Geist, den er vertritt, dem Auslande gegenüber zu schildern und am Werke zu zeigen? Wie der revolutionäre Franzose, der sich über dem Gesetze dünkt, kein Recht mehr anerkennt, nur sich selbst berücksichtigt, von sich aus das All ordnet; so setzt er dem Auslande gegenüber Frankreich an seine Stelle, und denkt und handelt für dasselbe, wie er für sich dachte und handelte. Belgien mag theilweise Frankreich sehr nahe liegen, aber danach zu forschen, was eher zu Frankreich, was eher zum Auslande passe, ist überflüssige Mühe, ein Scrupel, den eine direction habile nicht aufkommen läßt. Hr. Louis Blanc findet den ganzen Bissen mundgerecht. Charakteristisch aber ist wieder, wie nach ihm Frankreich sich den Fetzen hätte zueignen sollen. „Unter den einflußreichen Leuten Belgiens waren die Einen, wie Hr. de Potter, Republicaner, die nicht wieder einem Volke, das unter dem Joche der Monarchie schmachte, zufallen wollten. Die Andern waren, wie Hr. v. de Weyer und Nothomb, halbskeptische Männer, ungeduldig wegen ihrer frühern Unbedeutendheit, ohne System, und eine kalte Unterwürfigkeit gegen die Decrete der Gewalt für die beste Art, die Angelegenheiten ihres Vaterlandes zu ordnen, ansehend. Die französische Regierung hätte diese Letztren ohne Mühe für die Interessen Frankreichs gewinnen können, wenn sie denselben ihre Macht bewiesen, und ihnen eine Stelle versprochen hätte.“ (S. 110.) Der edle Lafayette war gegen jede Vereinigung Belgiens mit Frankreich; und Hr. L. Blanc charakterisirt diese Ehrlichkeit ganz einfach als ein désintéressement puéril (105); wie er an einer andern Stelle Lafayette schulmeistert, weil er es wagen konnte, seine Popularität — die ein ganz vorzügliches „Instrument“ der Action und Agitation sei — zu opfern, sobald er dies Opfer für nothwendig hielt, um seine eigne Würde zu retten. (228.)

Wie Belgien, so ist dann auch Polen, Italien, Spanien und der Rest nur um Frankreichs willen da. So verlangt Hr. Louis Blanc einfach, daß Frankreich die Welt regieren (S. 27), und wenigstens das Scepter des Orients tragen soll. (S. 102.) Wir Deutsche insbesondre kommen dabei schlecht weg, da Hr. Louis Blanc die Zeit, wo Deutschland von und für Deutschland façonnirt — behalten wir den Jargon bei: façonnée par et pour la France (S. 96) — war, zurückzaubern wird.

Ich weiß nicht, ob es mir gelungen ist, die Kette, die sich Ring an Ring durch die zwei Bände Revolutionsgeschichte der zehn Jahre durchzieht, so klar zu machen, wie sie mir vorschwebte. Die Julirevolution war eine Niederlage des Unrechts, aber diese Niederlage fand nur durch einen Kämpfer statt, der selbst zum Unrechte griff, um seinen Gegner zu besiegen. Das Gesetz wurde von beiden Seiten mit Füßen getreten, von dem Angreifer in keckem Uebermuthe, von dem Angegriffnen in wilder Verzweiflung. Das Ministerium Laffitte und die ganze spätre Opposition gingen aus dieser zur Nothwehr gewordnen Gewalt hervor, und konnten dann nicht wieder zum Rechtsbewußtsein kommen. Die revolutionäre, d. h. die auf gewaltsamen Umsturz abzielende Denk- und Handlungsweise der Parteien war eine nothwendige Folge der Ereignisse von 1830, und gerade vermittels dieser Weltanschauung konnte Louis Philipp den edlen Laffitte zur Begründung eines Listsystems gebrauchen und in demselben abnutzen, während nach diesem alle andern Oppositionsbestrebungen sich auf dieselbe Weise vernichteten, an ihrer beständigen Auflösung arbeiteten, und so zu einer Zeit führten, in der alles Rechtsgefühl aus den Parteien verschwunden ist und die gräßlichste Begriffs- und Gefühlsverwirrung die Zerrissenheit nur immer vergrößert.

Die Parteien in Frankreich haben sämmtlich, die eine mehr, die andre weniger, das Interesse des Landes als ihr Ziel aufgestellt, ja, ich glaube, daß es ihnen sämmtlich bis zu einem gewissen Puncte und mit Ausnahme von den Haupterploiteurs der Gefoppten, um dieses Ziel sehr Ernst ist. Aber keine begreift, daß es nicht gnügt, das Gute zu wollen, sondern daß das Wie der Weg ist, um zu demselben zu gelangen. Jener Heilige, der stahl, um den Armen zu geben, war ein Räuber — oder ein Fanatiker, d. h. ein in Herz und Kopf Verwirrter. Es gnügt nicht, daß das Ziel ein edles, auch das Mittel muß rein sein. Wer den Teufel zum Fuhrmann macht, braucht nicht zu fragen, wo die Reise hingeht.

Das Mittel aber, das in Frankreich zum Ziele füh-

ren soll, ist die List von Seiten der Regierung, die Gewalt von Seiten der Oppositionsparteien. Und deßwegen herrscht heute in Frankreich die unheildrohendste Begriffsverwirrung. Die heiligsten Grundsätze, die schönsten Absichten müssen im Bunde mit List, Trug und Gewalt bald gnug zerfließen und sich in diese umsetzen. Und was noch schlimmer ist, nur die schlechtern Elemente des Volkes drängen sich zu diesem Kampfe, nur die gemeinern Seiten jedes Einzelnen bilden sich in diesem Streite aus. So lange in Frankreich nicht der Gedanke: Recht und Gerechtigkeit auf dem Wege des Rechts und des Gesetzes, das edle Ziel mit dem gerechten Mittel — das überdies noch das beste, das durchgreifendste ist —, wieder zur Anerkennung und zur Herrschaft gelangt, wird auch der edelste Grundsatz, das heiligste Streben des Einzelnen ohnmächtig und nutzlos bleiben und nur um so rascher zum Untergange führen, je edler dieser Einzelne ist. Denn in dieser höhern Würde selbst liegt eine Bürgschaft, daß der, der sie besitzt, mit der gemeinen Waffe, mit den schmuzigen Mitteln, die ihm aufgezwungen sind, schlecht bestehen wird.

Wir Deutsche aber wollen an dem Unglücke unsrer Nachbarn uns ein Beispiel nehmen. Das Recht, die Freiheit, das Gesammtwohl sei unser Ziel, das Gesetz unsre Waffe. Die französische Geschichte ist seit 1789 eine ewige Folge von Trugschlüssen, und sie wird nicht zum Schlusse, nicht zur Beruhigung kommen, bis die Lehre dieser funfzigjährigen Geschichte begriffen ist. Deutschland aber ist berufen, den Weg des Gesetzes, der auf den ersten Blick, weil er gerade, ohne Schluchten und ohne Klippen ist, so viel weiter erscheint, zu wandern. Auch auf diesem ist der Kampf möglich, und es gehört zu demselben ganz andre Manneskraft und Ausdauer als zum Guerillakrieg des rechtlosen Widerstandes. Da gilt es Alles gegen Alles, — aber auch die erste allgemeine Schlacht führt zu einem entscheidenden Siege, zu einem Schlusse, zur Beruhigung, Vermittlung und Aussöhnung für Jahrhunderte.

Was man die französische Revolution nennt, war der Sieg eines Grundsatzes für die ganze Welt, der der Volksfreiheit, der Volksherrschaft. Diesen Grundsatz mit allen seinen natürlichen Consequenzen geltend zu machen, ist der Zukunft vorbehalten. Aber das Princip, das 1789 und auch 1830 siegte, ist ein andres, als das Mittel, das zum Siege führte. Die Gewalt ist überall zu groß oder zu klein; sie ist, um im Bilde zu sprechen, eine Amputation, die nothwendig werden kann, um den ganzen Körper zu retten; aber der Arzt, der überall kein andres Mittel kennt, würde nicht viel Kranke heilen. Das Princip der Revolution von 1789 wird erst zum Durchbruche kommen, wenn die Form, in welcher es zuerst auftrat, Revolution und Gewalt, erst wieder zertrümmert ist, um dem Geiste, Recht und Gesetz, die freie Bewegung zu sichern. So lange dies nicht begriffen und realisirt ist, werden die Völker in ihren Bestrebungen nach Freiheit und Recht, wie die unglücklichen Franzosen, nur zu Trugschlüssen gelangen, und solche Trugschlüsse sind dann stets Siegestage für die Feinde der Freiheit. Deßwegen müssen sich ihre Freunde erst klar werden, wodurch die Consequenzen des Grundsatzes der Revolution verhindert werden konnten. Das aber steht in der Geschichte der zehn Jahre auf jeder Seite mit Lapidarschrift in die kleinsten Ereignisse wie in die größten eingegossen. Ich würde mich freuen, wenn es mir gelungen wäre, diese Schrift auch Andern leserlich zu machen, denn erst von dem Augenblicke an, daß die Freunde des Fortschrittes die Form der Revolution von dem Grundsatze derselben trennen, erst von dem Augenblicke an, wo sie Freiheit und Recht nur mit dem Gesetz in der Hand — und keines ist dazu zu enge und zu klein!! — und nicht mit der Aussicht auf Gewalt vertheidigen, ist ihr Sieg sicher und bleibend, kommt die Revolution zu einem endlichen Schlusse, zu einem Schlusse, der Freiheit und Recht auf Jahrhunderte sichern wird. —

Und, noch einmal, Deutschland ist berufen, diesen Schluß herbeizuführen.

Heinrich Marc in Paris.

Nachschrift. Ohne Zweifel hat der Hr. Rec. Recht, daß nur die Vernunft und die Gerechtigkeit Maxime sein könne, ohne Zweifel ist die gesetzliche Opposition die einzige Form, unter welcher diese Maxime realisirt werden kann. Aber ist dann nicht die Aufnahme der gesetzlichen Opposition in die Ordnung des öffentlichen Wesens die Voraussetzung, unter der die Maxime der vernünftigen und nicht gewaltsamen Weise der Entwicklung festzuhalten ist? Wo die Opposition überhaupt nicht gesetzlich ist, da ist begreiflicherweise auch keine gesetzliche Opposition möglich. Ob bei dem Ausdruck, „daß kein Gesetz zur Vertheidigung der Freiheit zu eng und zu klein sei", an diese Voraussetzung gedacht worden, ist nicht ganz klar, da Deutschland theils die Form des öffentlichen Staats angenommen, theils noch immer zurückgewiesen, theils aber auch wieder abgeschafft hat, das Räsonnement also eigentlich nur auf Frankreich paßt. Gleichwohl hat die Meinung des Hrn. Rec. den sehr guten Sinn, daß die gewaltsame Entwicklung weder zur Maxime zu erheben, noch auch einer Theorie fähig ist. Dies beruht auf dem Begriff der Gewalt. Man verbindet damit einen schlimmen und einen guten Sinn zum sichern Zeichen, daß sowohl die Vernunft, als die Unvernunft Gewalt ausübt. Gewalt brauchen heißt ein Subject seiner Selbstbestimmung berauben, den Willen desselben einem fremden Willen unterwerfen. Die Gewalt ist recht gegen solche Subjecte, die ihrer Vernunft noch nicht, oder gegen solche, die derselben nicht mehr mächtig sind — die väterliche Gewalt

gegen Unmündige, die Gewalt der Gesellschaft gegen Verbrecher und Wahnsinnige. Dies ist aber im Grunde schon Gewalt gegen Gewalt, denn die Unvernunft des Kindes thut dem vernünftigen Willen, den es haben sollte, und die Handlung des Verbrechers dem öffentlichen Willen Gewalt an, der Wahnsinn thut der Vernunft überhaupt Gewalt an, indem er den vernünftigen Willen und die freie Selbstbestimmung ganz aufhebt. Gegen diese drei Formen der Gewalt muß von Seiten der Vernunft wieder Gewalt gebraucht werden. Die Nothwendigkeit liegt ganz einfach darin, daß Kindern, Verbrechern, Wahnsinnigen die Vernunft schon fremd ist, die Anwendung der Vernunft auf sie also nothwendig Aufhebung ihrer Selbstbestimmung sein muß. Tritt nun im Staate und den Formen des Staats eine dieser Arten der ersten Gewalt auf: also gesetzt den Fall, eine Staatsgewalt zeigte sich kindisch, verbrecherisch oder wahnsinnig (und diese Fälle sind in der Geschichte oft gnug dagewesen), so ist die Aufhebung der ersten Gewalt nur die Gewalt im Namen der Vernunft oder Gewalt im guten Sinne. Im Uebrigen versteht es sich von selbst, daß, wie der Mensch die Präsumtion für sich hat, vernünftig zu sein, so auch die Staatsgewalt die Präsumtion für sich hat, nur Gewalt der Vernunft und nur kraft der Vernunft gewaltig zu sein. Die Staatsgewalt ist die realisirte Maxime der Vernunft, sie beruht auf den öffentlichen Gesetzen. So ist leicht einzusehen, daß nur die Vernunft ihre Theorie sein kann. Versuche, die Gewalt zum Princip des Staates zu machen, wie Macchiavelli und Haller sie unternommen haben, bringen es daher nicht zu einer wahren Theorie, nicht zu einer Einsicht in das Wesen der Vernunft, des Menschen und des Staates, sondern nur zur Confusion, zum theoretischen Wahnwitz.

Wenn der Hr. Rec. also nur mit dem Gesetz in der Hand opponiren will, so ist dies nur so lange möglich, als noch nicht die totale Negation der Vernunft der Gegenstand der Opposition ist; und nicht mit jedem Gesetz in der Hand läßt sich opponiren, sondern nur mit dem Gesetz der Vernunft. In despotischen Staaten also, wo das Gesetz der Freiheit ganz fehlt und wo es nur Herren und Sklaven giebt, findet auch keine Möglichkeit „des gesetzlichen Widerstandes" statt. Das Gesetz, aus dem heraus die Geschichte fortbewegt wird, ist das ewige Gesetz der Vernunft und ihrer Entwicklung; das Gesetz, aus welchem heraus „der gesetzliche Widerstand" oder die politische Opposition beginnen kann, ist — das Staatsgrundgesetz, welches den Staat für das öffentliche Gemeinwesen erklärt und darum auch der Opposition eine loyale Stellung in ihm anweisen muß.

In Kriegen oder gewaltsamen innern Entwicklungen findet allemal die totale Negation der ganzen Sphäre der Freiheit statt, und es handelt sich alsdann darum, ob die erste Negation oder die Negation der Negation durchgesetzt wird. Der Krieg läßt sich nur von Räubern, die Revolution nur von Wahnsinnigen zur Maxime erhoben, ohne daß es deßhalb weder im Innern der Staaten, noch im Verhältniß der Staaten gegen einander jemals zu einem ewigen Frieden gebracht werden könnte. Jedes neue Princip, das eine totale Negation des alten Geistes enthält, entzündet nothwendig gewaltsame Kämpfe, denn die feindlichen Principien sprechen sich gegenseitig die Vernunft ab, sobald sie ihre totale Differenz bemerken.

Man hat die Ungerechtigkeit oder den Irrthum begangen, die Nothwendigkeit der Gewalt in der Geschichte, welche darauf beruht, daß die frühere und spätre Bildung der Vernunft sich zu Zeiten bis zur totalen Entfremdung steigert, der Philosophie aufzubürden, in dem Sinne, als wenn nun die Philosophie, indem sie jene Nothwendigkeit anerkennt, ein gewaltthätiges System oder die Theorie der Gewalt und der Revolution sei. Dies ist derselbe Unverstand, als wenn man von einer Theorie oder einem vernünftigen System der Unvernunft reden wollte, darum, weil die Thatsache der Unvernunft in der Vernunft und der Willkür in der Freiheit anerkannt und als eine Nothwendigkeit behauptet wird. Die Philosophie oder das Vernunftsystem wendet sich gar nicht an die Unvernunft; an diese wendet sich, wer Verbrecher zu strafen und Wahnsinnige zu curiren hat, während die Philosophie überall die Vernunft voraussetzt und Niemand zwingt, sondern zu überzeugen sucht.

Das Durchsetzen der Vernunft aber für Gewalt zu erklären, gehört einem der drei Standpuncte an, denen die Vernunft als Gewalt gegenübertritt.

Die Ausführungen des Hrn. Rec. werden ohne Zweifel vielfaches Interesse, besonders bei den „guten Deutschen", erregen: doch ist leicht zu sehen, daß es zu weit gegriffen ist, wenn man die Bethätigung der totalen Negation, womit in Frankreich die Gegensätze gegen einander aufgetreten sind, statt sie zu erklären, ohne Weitres als das schlechthin Verwerfliche bezeichnet. Ist man doch selbst in Deutschland längst davon zurückgekommen, Napoleon lediglich als den Tyrannen zu fassen, und doch negirte Napoleon den öffentlichen Staat und alle Opposition schlechthin. Freilich, weil er die Bewegung im Innern negirte, so kam sie ihm von Außen, und er war mit seinem Staat im Innern schon am Ende, als ihm das Ende von Außen bereitet wurde. Die Geschichte der Franzosen ist sehr lehrreich, aber es wäre schlimm, wenn sie nur für Andre die Moral zu ziehen taugte und nicht auch Geschichte ihrer eignen Vernunft und Sittlichkeit sein sollte.

Arnold Ruge.

Griechenlands Gegenwart und Zukunft.

Mittheilungen über Griechenland. Von Christian August Brandis. Drei Theile. gr. 12. XII, 377, 401 und 304 S. Leipzig 1842. Brockhaus.

> Demandez à un homme de la dernière classe du peuple, quelle est la capitale de la Grèce? Il vous répondra que c'est Constantinople. Ajoutez: „Et votre révolution quand sera-t-elle terminée?“ Sa réponse sera: „Quand la croix s'élevera sur Sainte-Sophie!“
>
> THIERSCH, de l'état actuel de la Grèce, vol. I, p. 198.

Unläugbar ist die Theilnahme für Griechenland, welche vor zwanzig Jahren ganz Europa beseelte, seit der Einführung und Befestigung eines geordneten öffentlichen Zustandes in jenem Lande, wenn nicht ganz erloschen, doch merklich erkaltet. Wer denkt noch an Griechenland? wer mag noch etwas von den Griechen hören? wer noch die interessanten Artikel der Allgemeinen Zeitung aus Athen lesen, die doch von Hofbällen, Ordensverleihungen, Ankunft und Abreise hoher Personen und mitunter auch von Ministerwechseln so viel Erfreuliches berichten? Der Grund solcher Gleichgiltigkeit liegt in der menschlichen Natur, die analoge Erscheinungen gnug darbietet. Das Interesse an jedem Romane oder Schauspiele hat, wie mit dem Untergange, nicht minder mit der ersehnten Vereinigung des liebenden Paares ein Ende. Das Volk von Hellas hat seine blutig erstrittne Braut heimgeführt. Das Stück ist aus, denkt das Publicum und kümmert sich nicht darum, ob und wie hinter den Coulissen noch fortgespielt wird. Daß das Drama sich als eine antike Trilogie gestalten kann, wovon erst das Vorspiel vollendet ist und deren äußerlich minder bewegter Mittelact jetzt den verhängnißvollen dritten Theil vorbereitet, scheinen die Wenigsten zu beachten. Und doch möchte der Zeitpunct nicht allzufern sein, wo der entscheidende Schlußact beginnt, ja wo auch wir vielleicht von den Zuschauerbänken willenlos in den Kreis der Handlung gezogen werden, in jene Welttragödie des Orients, in der Griechenland gewiß eine Hauptrolle, wenn nicht die erste, zu spielen berufen ist, wie sehr es jetzt anscheinend in den Hintergrund tritt und wie wenig Großes oder gar Gutes man noch von ihm sich versprechen zu dürfen glaubt.

Denn nicht bloß mit Gleichgiltigkeit wandte die Menge längst die Blicke von Griechenland und seinen Bürgern hinweg, bei Vielen trat selbst an die Stelle enthusiastischer Bewundrung und Zuneigung für die hochherzigen „Hellenen“, die gepriesnen Enkel und würdigen Nebenbuhler des Leonidas und Epaminondas, entschiedner Widerwille und maßlose Verachtung gegen das falsche, heimtückische, undankbare Volk, dem man jetzt sogar den Griechennamen, ja jeden hellenischen Blutstropfen streitig zu machen und es für ein Gemisch slawischer und arnautischer Barbaren zu halten geneigt war. Für moralisch verloren, jeder Beßrung unfähig galten die Griechen, weil man nach Jahrtausenden der Unterjochung und Jahrhunderten der bittersten Sklaverei, nicht wie mit einem Zauberschlage ein Volk von Aristiden und Phokionen aus dem Boden wachsen sah, weil neben einem neuen Leonidas ein neuer Ephialtes, neben dem Nikias der Kleon nicht fehlte; für undankbar insbesondre, weil sie, durch das Schicksal Alexander Ypsilanti's, durch die schnöde Zurückweisung ihrer hilfeflehenden Gesandten vom Congreß zu Verona, durch die offen dargelegten türkischen Sympathien des wiener Cabinets, durch das, den Verfolgungen des Sultans und seiner Paschas wenig nachgebende Wüthen eines Sir Thomas Maitland gegen griechische Flüchtlinge, kurz durch die unzweideutigsten Beweise einer entschieden griechenfeindlichen Politik der Großmächte während der ersten fünf Jahre des Befreiungskampfes scheu geworden, auch die spätern Wohlthaten aus den Händen dieser Mächte, als sie die Rolle der Befreier übernommen, nicht ohne Mißtrauen empfingen und namentlich auch die baierischen Truppen, die sich vielleicht hin und wieder ein wenig zu sehr das Ansehen der Wohlthäter, Schutzherren und Lehrer gaben, nicht völlig mit der selbstentäußernden Deferenz aufnahmen, worauf diese Anspruch machten; für slawische und schkipitarische Barbaren endlich, weil Hr. Professor Fallmerayer all seinen Scharfsinn und seine Gelehrsamkeit aufbot, durch die Verfechtung dieser (seitdem von Thiersch, Zinkeisen u. A. hinlänglich gewürdigten) Hypothese darzuthun, daß Griechenland zunächst vom Weltgeist determinirt sei, durch den „großen Herrscher von Turan“, dessen Schutz und Glaubensgenossenschaft ihm zwar bis jetzt mehr bittre und blutige, als heilsame Früchte getragen hat, der slawischen Universalmonarchie einverleibt zu werden*).

(Fortsetzung folgt.)

*) „Es ist einmal durch die Weltstellung so geordnet, daß von Archangel bis Cap Matapan ein Glaube, ein Gesetz, eine Praxis, eine und dieselbe bewegende Kraft gelten soll. Und was sich dieser Ordnung widersetzt, verzehrt sich selbst oder geht im Strudel unter.“ Fallmerayer's Geschichte von Morea. II. Vorrede, S. XVII.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 206. **30. August.** **1842.**

Griechenlands Gegenwart und Zukunft.

(Fortsetzung.)

Je tiefer nun so gehässige Meinungen bereits Wurzel faßten und je nachtheiliger, wenigstens hemmender, sie auf das Gedeihen des neuverjüngten, die Keime künftiger Kraft wohl in sich tragenden, doch zu ihrer vollen Entwicklung der Achtung und dadurch bedingten Theilnahme der Abendländer allerdings noch bedürftigen Hellas einzuwirken vermögen, um so willkommner muß jedem Griechen und Griechenfreunde ein Werk über Griechenland sein, worin jene ungünstigen, zum Theil auf den äußern trügerischen Anschein sich stützenden, zum Theil aus unlautern Beweggründen geflissentlich verbreiteten und unterhaltnen, von Vielen irrthümlich gehegten, von den Meisten gedankenlos nachgesprochnen Vorurtheile nicht in der enthusiastischen Weise des frühern Philhellenismus, aber desto siegreicher durch klares, überzeugendes, auf richtig aufgefaßten Thatsachen begründetes Räsonnement widerlegt werden, worin Land und Volk, wie es ist, der Theilnahme und des Wohlwollens Europas würdig und der heranbrechende Morgen seiner Zukunft, wenn auch noch nicht in der Glorie der Perikleïschen Zeit, doch in erquicklichem, einen schönen Tag verheißendem Lichte erscheint. Doppelt erfreulich ist aber eine solche Apologie griechischer Zustände, wenn sie von einem Manne ausgeht, der durch Geist, Wissenschaft und Beobachtungsgabe zu ihrer gründlichen Erkenntniß und unbefangnen Würdigung vor Vielen befähigt, überdies vermöge der, mehrere Jahre von ihm eingenommnen persönlichen Stellung alle Licht- und Schattenseiten des neuhellenischen Lebens, wie es sich in Kirche, Staat, Litteratur und Volksthum bethätigt, in nächster Nähe zu erforschen die herrlichste Gelegenheit hatte und dessen Urtheil wir daher, ohne in Allem damit übereinzustimmen, mehr Gewicht beilegen dürfen, als all den misohellenischen Berichten Solcher, die Griechenland gar nicht oder im Fluge sahen, oder die sich vielleicht für getäuschte Erwartungen, sei es in Bezug auf das Land oder auf das ihnen dort zu Theil gewordne Loos, durch monströse, meistens nicht sehr geistreiche Carricaturen rächten.

Hr. Brandis, der bekanntlich noch vor wenigen Jahren dem Könige von Griechenland, zwar ohne officiellen Antheil an den Regierungsgeschäften, doch gewiß nicht ohne segensreichen Einfluß auf den Gang derselben, als Freund und Lehrer zur Seite stand, erkärt in der Vorerinnerung zu seinen Mittheilungen über Griechenland mit fast zu scrupulöser Bedenklichkeit, „er sei mit dieser Arbeit über den Bereich seines nächsten wissenschaftlichen Berufs hinausgegangen und fühle lebhaft den Mangel an derjenigen Beruhigung, die aus dem Bewußtsein hervorgehe, im Dienste der erwählten Wissenschaft und auf ihren Ruf das Wort zu ergreifen." Gewiß wird das Bewußtsein, dem edeln Drange des Herzens gefolgt zu sein und den Dank jedes, sein Wohlwollen theilenden Lesers zu verdienen, noch mehr aber die Ueberzeugung, dem von ihm vertretnen Lande schwankend gewordne Freunde wieder zu gewinnen und neue ihm zuzuwenden, dem Verfasser mehr als jene Beruhigung gewähren und ihn mit der Herausgabe seines Buches aussöhnen, wenn es dessen bedürfte. Seit den Werken von Thiersch und Maurer wüßten wir kein drittes zu nennen, welches uns ein so vollständiges, klares und lebendiges Bild Griechenlands in fortschreitender Entwicklung vor Augen bringt, als das vorliegende, welches jene beiden auf das Erfreulichste fortführt und ergänzt. Lehrte Thiersch, wie die Wurzeln des jungen Baumes von Hellas in Wahrheit dem Samen jenes alten, die Welt beschattenden und erquickenden Stammes entsprossen und wie sein Boden zu bewässern und zu pflegen sei, bewies Maurer durch die lehrreichen Ergebnisse seiner gründlichen und scharfsinnigen Forschungen, daß auch den scheinbar verdorrten Aesten jenes Baumes das belebende Mark nicht fehle, so zeigt uns jetzt Brandis, wie bereits Blätter- und Blüthenschmuck der sich allgemach entfaltenden Krone die Fülle saftiger Früchte verheißt. Nächst eigner Anschauung vermag nichts wirksamer, als dies Buch, die Ueberzeugung zu befestigen, daß Griechenlands Zukunft gesichert und das Volk in einer segensreichen Phase seiner Geschichte begriffen ist, vermag kein gnügenderes und gewichtigeres Zeugniß die Hoffnung zu verbürgen, daß einer frei gebornen und erzognen Generation nicht mehr jene Schlacken anhaften, die bei den Vätern als ein Maal der angeerbten Knechtschaft den edlern Metallkern umgaben, ohne ihn gleichwohl ganz verbergen oder gar zerstören zu können, daß das Volk der Griechen durch rüstiges Fortschreiten auf der Bahn euro-

päischer Civilisation und Geistesfreiheit am würdigsten den Dank darbringen wird für die Wohlthaten, wodurch Europa einen Theil seiner Schuld dem Vaterlande seiner gemeinsamen Cultur abtrug, daß endlich sie, die als Enkel der alten Hellenen unsre Theilnahme in Anspruch nahmen, diesen stolzen Titel durch die That rechtfertigen, daß sie durch die Bewährung hellenischer Kraft und hellenischen Geistes eine Ahnenprobe ablegen werden, die keine noch so blendende philorussische Dialektik zu erschüttern vermag, da sie keineswegs durch unvermischtes hellenisches Blut bedingt ist. Wir verglichen Griechenlands Befreiungskampf einer Liebesgeschichte, die gesetzliche Begründung seiner Selbständigkeit der Hochzeit. Sprangen nun auch nicht, wie Manche vielleicht unbillig oder befangen gnug waren zu erwarten, die Kinder jener Verbindung gewappnet mit Schild und Speer, wie Pallas aus dem Haupte des Vaters, alsogleich aus dem befreiten Boden hervor, so ist doch zu hoffen, daß die milde Sonne von Hellas ihre Entwicklung zur reifen Manneskraft vergleichungsweise beschleunigen wird, vorausgesetzt, daß man ihnen nicht zu lange Wickel- und Gängelband aufzwingen will. Dies scheinen freilich die für den Augenblick einflußreichsten Vormünder des jungen Staates noch als das ersprießlichste Erziehungssystem für denselben anzusehen. Doch besitzt er in drei mächtigen Talismanen, die das Wohlwollen und die Einsicht der eignen Regierung ihm trotz jenem fremden Bevormundungssystem zu erhalten wußte, die sichre Bürgschaft, daß jenes wohlgemeinte und wohlberechnete Hemmen freier Bewegung nicht lange gnug wird dauern können, um das wiedergeborne Hellas, „das Lieblingskind der Morgenwelt", in seinem geistigen und materiellen Wachsthum wesentlich zu beeinträchtigen oder gar zu verkrüppeln, ja man mag wohl sagen, er besitzt darin schon die wesentlichsten Elemente der allgemeinen Freiheit selbst. — Die Talismane heißen Freiheit der Presse, Oeffentlichkeit der Gerichte und Autonomie der Gemeinden (so weit solche mit dem Begriff der Monarchie vereinbar) — die zuverlässigsten Garantien der Volksfreiheit überhaupt, zuverlässiger, als alle Verfassungsurkunden und Eide der Fürsten. Fürst Pückler nennt die Preßfreiheit für Griechenland ein scharfes Messer in der Hand eines unmündigen Kindes. Wir möchten dagegen die Scheu davor in Griechenland und überall, wo das Volk nicht reif sein soll, der Vorsicht jenes klugen Scholastikers vergleichen, der nicht eher ins Wasser gehen wollte, bis er perfect schwimmen könne. Hiemit ist zugleich der wesentlichste Punct ausgesprochen, worin wir die Ansicht des Hrn. Brandis nicht theilen können. Auch dieser hegt (Th. III, Seite 283) die Ueberzeugung, daß Preßfreiheit, auf Zeitungen und Flugschriften ausgedehnt, nur als Frucht, nicht als Wurzel freier Institutionen betrachtet werden dürfe. Es würde zu weit führen, wollten wir dies tausendmal besprochne Thema hier in seiner Allgemeinheit abhandeln, nur in Bezug auf Griechenland bemerken wir, daß dort, wie überall, wo die ganze denkende, lesende und schreibende Classe des Volkes mehr oder minder leidenschaftlichen Antheil an den Parteikämpfen nimmt, die Einführung der Censur mit mehr Schwierigkeiten, ja Gefahren verknüpft sein dürfte, als der zügelloseste Preßunfug je verursachen kann. Wo sollte man einen unparteiischen Censor unter einem Volke finden, bei dem es, wie nach Solon's Gesetzen, für unehrenhaft gilt, bei politischen Streitfragen neutral zu bleiben? Durch einen Ausländer aber dem Griechen das Wort verbieten lassen, wäre eine zu gehässige Maßregel, als daß sich nicht sofort alle Parteien dawider vereinigen würden. Kann die Freiheit der Tagespresse wirklich Gift für die Ruhe des Landes werden, so muß man doch zugeben, daß sie das Gegengift und mehr, als das, zugleich in sich trägt. Wo den Streit nicht physische Kraft, sondern die Waffe des Geistes, das Wort, entscheidet, wird jedesmal die gute und gerechte Sache auch den' tüchtigsten und wirksamsten Verfechter finden und so ist nicht zu besorgen, daß in Griechenland die Zeitungsausfälle eines Lewidis, Antoniadis und Consorten jemals die nur auf die Fördrung des gemeinen Wohls gerichteten und von weiser Umsicht geleiteten Schritte der gesetzgebenden und ausübenden Gewalt wesentlich zu hemmen vermögen, selbst wenn die öffentlichen Blätter dort eine größre Macht über die Volksgesinnung ausübten, als Herr Brandis ihnen zugesteht. Wollte man aber jenen ungefährlichen Schreiern gewaltsam den Mund stopfen und dem müßigen Zeitungspublicum der Kaffeehäuser seinen unschuldigen Zeitvertreib rauben, wer weiß, ob sich nicht, nach Analogie gewaltsam zurückgetriebner Exantheme, bedenklichere Uebel dadurch erzeugen würden, als jene, denen man abhelfen wollte. Hr. Brandis wird, glauben wir, nicht in Abrede stellen, daß schon das von ihm erwähnte, durch einen skandalösen Auftritt zwischen einem baierischen Offizier und dem damaligen Redacteur der Elpis zunächst veranlaßte Preßgesetz vom 23. Nov. (5. Dec.) 1837, so milde es noch war, bei der Mehrzahl des denkenden Theils der Nation entschiednes Mißvergnügen, wie keine andre Regierungsmaßregel, erregte. — Was endlich die Annahme betrifft, daß vorzugsweise der unruhige Geist der griechischen Presse dem Credite des Staates im Auslande schade, daß namentlich fremde Capitalisten durch das daraus geschöpfte nachtheilige Vorurtheil abgehalten werden, durch Ankauf von Ländereien und durch Wechselgeschäfte, mit eignem sehr bedeutendem Vortheile, das Emporblühen Griechenlands zu beschleunigen (Th. III, S. 286), so sollten wir glauben, daß, wer sonst ernsthaft daran denkt, sich mit Griechenland irgendwie in Beziehung

zu setzen, sich durch besser verbürgte Zeugnisse, als durch die Declamationen und Invectiven der athenischen Oppositionsjournale, wird bestimmen lassen, dem Bestand der Dinge in jenem Lande sein Zutrauen zu schenken oder zu versagen.

Bei Gelegenheit der obengenannten unschätzbaren Palladien griechischer Volksfreiheit können wir nicht unerwähnt lassen, daß das öffentliche Gerichtsverfahren nach dem Muster des französischen organisirt wurde, so wie auch, daß die Regierung, indem sie die Preßfreiheit unangefochten ließ, nächst der eignen Einsicht, vornehmlich dem wohlmeinenden Rathe Frankreichs folgte, dessen Einfluß freilich später, seit der Entfernung seiner Truppen aus dem Peloponnes, durch England und Rußland, wenn nicht ganz paralysirt, doch temporär in den Hintergrund gedrängt wurde. Nur temporär, wie wenigstens im Interesse Griechenlands zu wünschen ist, denn während einerseits der französische Nationalgeist dem griechischen am nächsten verwandt und schon deßhalb von Seiten Frankreichs die wohlthätigste und erfolgreichste Einwirkung auf die Zukunft des griechischen Staates zu erwarten ist, erscheint zugleich vermöge der äußern Stellung dieser Macht ihr Einfluß als der uneigennützigste oder doch als der mindest bedrohliche für Griechenlands Selbständigkeit. Frankreich erkennt, daß bei der früher oder später unausbleiblichen Katastrophe im Orient Griechenland ihm als freier und starker, durch Gesinnung und Dankbarkeit ihm verbundner Kampfgenosse wirksamere Dienste leisten wird, als es von einer unterjochten und jedes, auch das mildeste fremde Joch nur mit Widerwillen tragenden Provinz sich würde versprechen können. Daher war und ist es eifrig und aufrichtig für die kräftige Entwicklung des jungen Staates besorgt, daher suchte es ihm den Besitz jener kostbaren Unterpfänder derselben zu sichern, daher dringt es endlich, wiewohl bis jetzt vergeblich, auf die Erfüllung der, den Griechen ertheilten Zusage freier Volksvertretung — einer Verfassung, die unsers Dafürhaltens schon jetzt, weit entfernt, „das Land von Neuem den Gefahren des Bürgerkrieges und der Anarchie Preis zu geben", vielmehr dahin führen würde, das fortwährend unter der Asche glimmende Feuer des Parteihasses, der bislang nur auf dem Wege im Finstern schleichender Conspiration und Volksverhetzung sich Luft machen kann, statt dessen durch friedliche Verständigung auf offnem parlamentarischen Felde, aber unter der ehrfurchtgebietenden Aegide des Thrones, vollständig und gefahrlos zu beseitigen, den Widerstreit der Interessen auf die dem Gesammtwohl ersprießlichste Weise zu beherrschen und zu lösen. Liegt aber, wie gesagt, eine solche Gestaltung der Dinge in Griechenland im Wunsche Frankreichs, so sind dagegen Rußlands und Englands Bestrebungen in Bezug auf das junge Königreich völlig entgegengesetzter Art. Beiden ist aus verschiedenen Gründen an Griechenlands Besitz gelegen (so plump dies jetzt Vielen noch klingen mag) und beide suchen die Möglichkeit, ihn zu erlangen, auf verschiednen Wegen vorzubereiten. Rußland bedarf seiner als eines Vorpostens seiner Herrschaft im Mittelmeer, als des Schlußgliedes jener weiten Länderkette, womit es Europa, zunächst die größere slawische Hälfte der österreichischen Monarchie, wie bis jetzt im Norden und Osten, auch im Süden zu umzingeln hat, um demnächst von einer noch breitern und furchtbarern Basis seine weitern, entschiednern Schritte zur Vollendung seines Weltreiches zu beginnen. Zur Erreichung solchen Zweckes bietet ihm in Griechenland die gemeinschaftliche Religion ein treffliches und wohlbenutztes Werkzeug in dem griechischen Klerus, dessen einflußreichste Mitglieder, in Rußlands geheimem Sold, durch Rußland in dem Besitz der reichsten Klostergüter geschützt, es sich angelegen sein lassen, der über alle Begriffe bigotten, ja fanatisch orthodoxen Masse des Volkes die väterliche Herrschaft des rechtgläubigen Autokrators von Moskau, des rechtmäßigen Erben und Nachfolgers der Konstantine, als das Ideal der Glückseligkeit für alle anatolische Christen darzustellen. Auch wenn ein Ikonomos, der Unabhängigkeit der hellenischen Kirche gegenüber, die vermeinten Rechte des Patriarchen von Konstantinopel verficht, ist leicht abzusehen, in wessen Interesse dies geschieht, da die Wahl und das geistliche Regiment jenes Priesters schon jetzt weniger von dem ohnmächtigen Willen der Pforte, als von den Winken des russischen Gesandten abhängt, hingegen die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten Griechenlands durch dessen eigne, die heilige Synode zu Athen unmittelbar überwachende Regierung den russischen Umtrieben keinen so erwünschten Spielraum gewährt. Dem materiellen Gedeihen des Landes wirkt Rußland nicht entgegen, ja die Förderung desselben ist ihm vielleicht erwünscht, da es in Griechenland ein, nur provisorisch noch für sich bestehendes, russisches Gouvernement sieht, natürlich sucht es aber die Entwicklung des Volkes zu einem freien, intelligenten, selbstbewußten Zustande, der allerdings eine schlechte Vorschule für die, demnächst zu fordende Gefügigkeit unter die Autokratie wäre, nach Kräften zu hintertreiben. Zur Fahne Rußlands, dessen Anhänger bekanntlich der Namen Kyvernitiker oder Napisten (ehemals Kapodistrianer) bezeichnet, schwören außer den erwähnten Klerikern einige ehemalige Klephtenhäuptlinge, Archonten und Phanarioten, die unter dem Titel des absoluten Königthums nichts Andres, als eine Primaten-Oligarchie bezwecken, um, einstweilen im Namen des Königs, der aber durch die Verwirklichung ihrer Pläne mehr, als es bei der Herrschaft des Gesetzes (σύνταγμα) möglich wäre, zur Null werden würde, ungehindert, wie einst unter dem Schutze des Sultanismus, jede Gewaltthat, Räuberei und Erpressung gegen das schirmlose, unvertretene Volk zu üben.

Ganz andrer und ihren Motiven nach mehr defensiver Art ist die feindliche Gesinnung Englands gegen Griechenland. Es schent die, seiner Allgewalt auf zwei Seiten den Todesstoß drohende Herrschaft Rußlands im Orient und arbeitet daher auch seinen Umtrieben in Griechenland emsig entgegen, fürchtet aber gewiß nicht minder das Erstarken dieses Staates zu einer selbständigen Macht, da es weiß, daß kein Volk des europäischen Festlandes durch sein Naturell und die Lage seines Landes befähigter ist, mit der Zeit eine furchtbare, der englischen die Wage haltende Marine zu schaffen und zu behaupten, als die Griechen. Zwar wurde ihre beginnende Seemacht bis auf wenige Schiffe einem unglücklichen Verhängniß zum Raube und ist auch während der königlichen Regierung erst bis auf einige dreißig meistens unbedeutende Schiffe mit etwa 150 Kanonen wieder angewachsen, aber man erinnre sich, wie vor 21 Jahren die Handelsschiffe dreier kleinen Felseninseln des ägeischen Meeres zum Erstaunen Europas in eine Kriegsflotte von mehr als 2000 Segeln und 4000 Kanonen sich verwandelten, die der vereinigten türkisch-ägyptischen Flotte kühn und siegreich die Spitze bot, man erwäge, daß jetzt mehr als 3300 griechische Handelsschiffe das Mittelmeer befahren und daß der größte Theil ihrer Besitzer und ihrer 15000 rüstigen Matrosen in einem neuen Kampfe den damaligen Ydrioten, Spezzioten und Psarioten an Patriotismus und seemännischer Tüchtigkeit nichts nachgeben würde, und man wird die oben in Aussicht gestellte Nebenbuhlerschaft mit England für keine griechische Gasconnade erklären, man wird wenigstens zugeben, daß Griechenlands Flotte, wie sie nach solchen Antecedentien und bei der ununterbrochenen Thätigkeit auf der königlichen Schiffswerft von Poros sich gestalten kann, wenn sie ihr Gewicht mit in Frankreichs Wagschale legt, der stolzen brittischen Armada gegenüber als kein verächtliches Geschwader erscheinen dürfte. Was England bei einer Collision im Orient zunächst zu besorgen hätte, wäre wohl der Verlust der ionischen Inseln, die jetzt seiner Macht im östlichen Theile des Mittelmeers, mit Einschluß des adriatischen, zum Haltpuncte dienen, wie es dessen westliches Thor durch Gibraltar und die mittlern Regionen durch Malta beherrscht. Trotz der materiellen Vortheile, welche die Inseln der Politik ihrer reichen Schutzherren danken, zeigten sich dort, besonders in den letzten Jahren, eben so deutliche Symptome der Unzufriedenheit mit dem Hochmuth und Despotismus der englischen Gewalthaber*), als der Sympathie mit der stammverwandten Bevölkerung des griechischen Festlandes, dem sie nach der natürlichen Geographie angehören, Symptome, denen das Gouvernement durch geschärfte, ja nicht selten zu wahrem Terrorismus sich steigernde Willkürherrschaft zu begegnen für zweckmäßig hält, während ihm zugleich die Lage dieser brittischen Waffenplätze die bequemste Gelegenheit bietet, die innern Angelegenheiten Griechenlands in drohender Nähe zu überwachen und der Insolenz des englischen Repräsentanten in Athen mehr Nachdruck zu geben. Wie auch Thiersch (Etat actuel de la Grèce, I. p. 206) sehr wahr bemerkt, kann Griechenland nicht für unabhängig gelten, so lange der Peloponnes durch Cerigo und Zante, das westliche Rumelien und der Eingang des korinthischen Golfes durch die mittlere ionische Inselgruppe förmlich blokirt wird. Schwerlich ist es aber jenem edeln und einsichtsvollen Philhellenen Ernst mit der Annahme, die brittische Großmuth könne sich je dazu verstehen, auf so wichtige Besitzungen, und mögen sie immer in pecuniärer Hinsicht mehr kosten, als einbringen, gutwillig zu verzichten. Daran denkt sie gewiß so wenig, als an die Zurückgabe der ehrlich erhandelten Elginschen Sculpturen an den Boden, für den Phidias sie meißelte. Vielmehr läßt sich erwarten, daß England den gelegenen Zeitpunct wird wahrnehmen wollen, die unnatürliche Trennung nicht durch Abtretung Ioniens an Griechenland, sondern umgekehrt durch Erwerbung des letztern aufzuheben, dann natürlich mit Inbegriff Kretas, dessen, die Herrschaft des Archipels bedingenden Besitz das Ministerium Wellington dem neuen Königreiche trotz der dringenden Verwendung Frankreichs aus leicht begreiflichen Gründen beharrlich verweigerte. Wenn England die constitutionelle Partei in Griechenland begünstigt, so geschieht das sicher nicht aus lauterm Eifer für das Wohl dieses Landes oder gar für die Sache der Freiheit, die es bekanntlich, wie den Welthandel, für sich allein in Anspruch nehmen möchte, sondern lediglich, um den Bestrebungen und dem bei den jetzigen Verhältnissen schwerer zu controlirenden Einflusse Rußlands entgegenzuwirken, während es sich für seine eignen Operationen bei einer, der eignen homogenen Regierungsform Griechenlands eine bequemere Handhabe versprechen zu dürfen glaubt. Was eine repräsentative Verfassung unter englischem Schutze zu bedeuten hat, zeigt am augenfälligsten das Beispiel eben jener ionischen sogenannten Republik, die ein englischer Beamter willkürlicher, als der absolute König von Griechenland sein Königreich, regiert. Dennoch möchte in Bezug auf letzteres jene Hoffnung an der erwachenden geistigen Selbständigkeit der Nation zu Schanden werden und die undiplomatische Verachtung des griechischen Volkscharakters an der schlau berechnenden englischen Diplomatie sich rächen, die den Griechen das Syntagma als ein Almosen, worüber sie sich die Verfügung vorbehält, hinwerfen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vergl. Neigebaur, die Verfassung der ionischen Inseln rc. rc. 1839.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 207. **31. August.** **1842.**

Griechenlands Gegenwart und Zukunft.

(Fortsetzung.)

Daß wir weit entfernt sind, durch die unbefangene Darstellung der Politik des brittischen Staates gegen Griechenland den Ruhm der hochherzigen englischen Philhellenen verunglimpfen zu wollen, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Treuer, als die Regierung, die Gesinnung ihres Volkes vertretend, opferten sie gleich so vielen edeln Deutschen, Franzosen und Schweizern mit selbstverläugnender Großmuth Blut und Habe der Sache Griechenlands, ohne sich auf dem einmal betretenen Wege und in der Theilnahme für das unglückliche Volk durch vielfache schmerzliche Enttäuschungen, ja selbst nicht, was ihren Werth ins glänzendste Licht stellt, durch erfahrenen bittern Undank wankend machen zu lassen. Hinsichtlich der öffentlichen und Privat-Theilnahme Europas an den griechischen Händeln ergiebt sich ein auffallend verschiedenes Verhältniß unter den verschiedenen Nationen. Während in England und Frankreich zuerst Einzelne aus innerm Antriebe, später die Regierungen aus Politik bei der Wiederherstellung Griechenlands sich betheiligten, hat auf der einen Seite Rußland, dessen Namen unter den Schutzmächten obenan steht, keinen einzigen Philhellenen aufzuweisen, den die orthodoxe Glaubensgenossenschaft zu gleicher Aufopferung vermocht hätte, als wozu geläuterte Humanität und die Nachwirkung einer auf hellenischen Elementen basirten Erziehung so viele abendländische und nach griechischen Begriffen ketzerische Christen begeisterte, auf der andern Seite dagegen sehen wir unter den letztern die deutschen Griechenfreunde allen andern an Eifer und Beharrlichkeit vorangehen, obwohl, bis auf einige feindliche Demonstrationen Oesterreichs, die deutschen Mächte (die überhaupt in europäischen und Weltangelegenheiten, auch wenn ihnen das Wort vergönnt wird, eben nur mitzusprechen scheinen, um Seni's „heilige Fünfe, die erste Zahl aus Grad' und Ungerade," vollzumachen) bei der griechischen Frage völlig neutral blieben. Daß in Deutschland, dem Brennpuncte der classischen Bildung, schon der Name Griechenland die Gemüther am mächtigsten erregte, ist eben so natürlich, als daß hier in dem Paradiese der Philologen und der Schulweisen überhaupt, neben den Philhellenen „vom Leder" — man gestatte uns diesen bergmännischen Ausdruck — besonders auch die „von der Feder" sich bemerklich machten. Bei dem Leben und Weben im alten Griechenland und der mangelhaften Kenntniß des neuen, worin man das alte wiederzufinden sich in den Kopf gesetzt, ohne von der radicalen Umgestaltung durch mehr als 20 verheerende Jahrhunderte sonderlich Notiz zu nehmen, konnte es nicht fehlen, daß behufs der Wiederherstellung der alten Herrlichkeit manche gutgemeinte, aber abenteuerliche und unfruchtbare Theorien zu Tage kamen, die dann, wenn sie sich als solche auswiesen, ihre für Hellas enthusiasmirten Urheber mit ungerechtem Groll gegen das verkannte, weil überschätzte Griechenvolk erfüllten. Dem Geiste wahrer deutscher Wissenschaft aber gereicht es um so mehr zum Ruhme, daß von ihm beseelte und erleuchtete Gelehrte durch Studium und Autopsie den Charakter und die Bedürfnisse der heutigen Griechen tiefer und klarer erkannten, als Staatskünstler von Profession, die sich und dem ihrer Fürsorge anvertrauten Lande manche bittre Erfahrung erspart haben würden, hätten sie sich bei Zeiten die heilsamen Winke Jener zur Richtschnur dienen lassen. Vor Allen glänzt hier der Name des trefflichen Thiersch, der schon 1813 die Erhebung Griechenlands voraussagte und seitdem nicht ermüdete im segensreichen Wirken für dessen geistige Entwicklung, der aber auch zur Zeit der heillosesten Verwirrung selbst im Lande anwesend, rathend, besänftigend und vermittelnd dem Sturme der Anarchie kräftig steuern half und sich durch lauteres, verständiges und fruchtbares Wohlwollen die dauernde Liebe und Verehrung der bessern Griechen von allen Parteien, wie wenige seiner Landsleute, erwarb. Seine in dem schon oben angeführten Werke de l'état actuel etc. niedergelegten Rathschläge für die Organisation des Landes bewährten sich, wo man ihnen folgte, als ausführbar und ersprießlich und können noch für die Folge eine Quelle des Segens für Griechenland werden, je mehr die Zeit die Richtigkeit der Beobachtungen und Combinationen, worauf sie sich stützen, bestätigen wird.

Mit der Berufung eines deutschen Fürstensohnes auf den griechischen Thron, womit die drei europäischen Großmächte am deutlichsten die Ueberzeugung aussprachen, daß ein, den ihrigen beeinträchtigender Einfluß auf Grie-

chenlands politische Gestaltung von Deutschland aus am wenigsten zu besorgen sei, begann gleichwohl eine neue Aera für den deutschen Philhellenismus, dem sich jetzt das schönste Feld öffnete, seine eigentliche Sendung zu erfüllen: durch die Ausstrahlungen althellenischer Wissenschaft und Kunst, welche, da auf ihrem Vaterlande die Nacht der Barbarei ruhte, den Abendländern als Erbe zugefallen, von den Deutschen vor Allen treu und liebevoll gepflegt wurde, Griechenland geistig und sittlich zu verjüngen, es der, bei jetzigem Weltstande freilich nimmer erreichbaren Herrlichkeit seiner Vorzeit anzunähern, während Frankreich berufen ist, es mit der Gegenwart zu vermitteln, die Forderungen des Jahrhunderts auch für Griechenland zu vertreten. Wohl mochte bei solchen Bestrebungen der mißverstandene oder zu weit gehende Eifer deutscher und französischer Philhellenen oder von dem Geiste deutscher und französischer Bildung geleiteter Griechen sich als unpraktisch, wenigstens als vorschnell ausweisen und Fallmerayer's Vorwurfe scheinbaren Grund leihen, „statt Konstantin's Labarum und der Apokalypse habe man diesem Volke bald ein erbleichtes Phantom, Hellenenthum genannt, bald die Freiheit im Gewande der europäischen Bureaukratie mit ihren unzähligen organischen Edicten als Panier hingestellt, um welches sich die politisch und moralisch verwaisten Elemente sammeln und zu einem gegliederten Körper verbinden sollen." (Geschichte von Morea II. S. XIII.) Nichtsdestoweniger ist dieser Vorwurf seinem Wesen nach irrig und ungerecht. So thöricht es wäre, Griechenlands Gegenwart, wie Einige wollten, mit Nichtachtung der dazwischenliegenden Jahrtausende unmittelbar an die Zeiten des achäischen Bundes zu knüpfen, so wenig ist doch das Hellenenthum noch „ein erbleichtes Phantom," so gewiß ist es vielmehr ein siegverheißendes Palladion, ja ein wahres Lebenselement für Griechenlands heutiges Volk, vor Allem für seine Jugend, die, gleichviel, ob aus slawinischem oder albanischem oder hellenischem Blute entsprossen, von Begeisterung für ihres Landes glorreiche Vorzeit glüht und durch deren immer hellere Vergegenwärtigung in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft und im thätigen Wirken dafür erstarkt. So weise es andrerseits sein mochte, den Stürmen der Anarchie eine absolutistische Regierungsform provisorisch, gleichsam als nothgebotne Dictatur folgen zu lassen, um dadurch für die Gründung gesetzlicher Freiheit das Feld zu ebnen, statt diese, wie ebenfalls Manche begehrten, gleich im vollen Umfange ins Leben zu rufen oder vielmehr ununterbrochen fortbestehen zu lassen, so ausgemacht ist es doch, daß der Begriff solcher Freiheit, die man freilich in einer, jede Selbständigkeit des Individuums paralysirenden „Bureaukratie" nicht suchen darf, den Griechen nicht fremd ist, daß sie, weit entfernt sie „zurückzustoßen," in ihr das Ziel ihres Strebens erkennen, daß endlich ein Volk, das für seine Freiheit zu sterben weiß, ihres Genusses nicht unwürdig ist. Und warum sollten nicht jene beiden Ideen sich zu einem gegliederten Ganzen verschmelzen lassen und zwar unbeschadet der Integrität der anatolischen Kirche und der byzantinischen Reminiscenzen, die als Lebensbedingungen der heutigen griechischen Nationalität anzuerkennen, allerdings kein Verständiger Anstand nehmen wird? Waren etwa sächsisches Volksthum, normännischer Feudalismus und römische Hierarchie, aus deren Vereinigung Englands Glück und Größe erwuchs, gleichartigere Elemente? Und gelangten nicht auch die Griechen unter den, ihnen jetzt in glänzenderm Lichte, als Konstantin's Labarum, vorschwebenden vereinigten Bannern des Hellenenthums und der bürgerlichen Freiheit bereits zu Anfängen, die einen glücklichen Fortgang auf der Bahn der Gesittung und des Wohlstandes verheißen? Unbillig wäre es, diese Anfänge als vergleichungsweise kümmerlich der zeitiger entfalteten Blüthe Nordamerikas und der weiland niederländischen Republik gleich nach den Befreiungskämpfen dieser Völker gegenüber zu stellen. Denn um aller übrigen für die letztern unendlich günstigern Verhältnisse zu geschweigen, wann wälzte sich wohl über sie die Wucht so furchtbar niederdrückender physischer Uebermacht, wie über Griechenland in den Heerhaufen jener, den besten Theil seiner Bevölkerung vernichtenden und das Mark des Landes aussaugenden, ja fast zerstörenden ägyptischen Kannibalen Ibrahim's, die der Sultan auf den Rath seiner christlich europäischen Collegen herbeirief, da er die ihm allein und bis dahin, trotz ihrer innern Zerwürfnisse siegreich entgegenstehenden Griechen mit seinen dreifach überlegenen Türken allein nicht zu überwältigen vermochte? Daß das Volk unter so zermalmenden Schlägen dennoch ausdauern und von ihren traurigen Folgen, wiewohl nur allmälig, sich erholen konnte, zeugt mehr noch, als die Großthaten der Sulioten und Ydrioten, von einer geistigen Spannkraft der Griechen, wie sie die, auf ihre Kosten von dem „wohlmeinenden und redlichen Griechenfreunde"*) Fallmerayer so hoch gepriesenen Serwen und Montenegriner nie zu bethätigen Gelegenheit hatten. Und schon that diese dem Volke inwohnende geistige Kraft unter weiser Leitung wohl mehr für die Befestigung gesetzlicher Ordnung so wie für die Entwicklung der reichen Hülfsquellen des Landes, als jenes Gold, das „Europa in ein bodenloses Danaidenfaß gegossen" haben soll, das aber so gewiß, wie Griechenland als Schuldner dafür haftet, leider! zum großen Theil seinen Boden in nicht griechischen Taschen fand und zum Theil auf eine Weise verwendet wurde, über die gleichfalls kein Grieche zur Rechenschaft gezogen werden kann. Der Mehrzahl nach uner-

*) A. a. O. S. XXXIX.

müdet thätig, gelehrig, ordnungsliebend, klug berechnend, zugleich unternehmend und vorsichtig, vor Allem aber mäßig und sparsam, wie kaum irgend ein andres Volk, werden die Griechen, auch sich selbst überlassen, bald die dem materiellen Wohle ihres Landes geschlagenen tiefen Wunden vernarben sehen und ihre Verpflichtungen gegen Europa lösen können, während der, für alles Gute und Schöne empfängliche Sinn des heranwachsenden Geschlechts die treue Sorge, womit erleuchtete und wohlwollende Männer dem geistigen Bedürfnisse der Nation entgegenkommen, mit dem vollständigsten Erfolge zu krönen verspricht. Für beide Arten des Fortschritts finden sich in den Mittheilungen von Brandis die erfreulichsten Belege und es ist nicht zu verwundern, daß Hr. Fallmerayer über dies Werk, bei Gelegenheit der Besprechung von Stieglitz' Buch über Montenegro in der Allgemeinen Zeitung, in den wegwerfendsten Ausdrücken aburtheilt. Ihm, der vor sechs Jahren ziemlich unumwunden Griechenlands baldiges Zurücksinken in Anarchie und Barbarei weissagte, kann wohl jede neue Bestätigung fatal sein, daß Gesetzlichkeit und Civilisation dort mit jedem Jahre festere Wurzeln fassen und, was noch schlimmer ist, daß die Ideen des Jahrhunderts im Verein mit den neugeweckten und im Herzen der Griechen laut widertönenden Anklängen der Perikleïschen Zeit, weit entfernt „gleich Seifenblasen über die Wasserfläche hinzutreiben," in Vorstellung und Willen des Volks täglich festere Gestalt gewinnen und dem Kreuze des heiligen Andreas schon mächtig die Wage halten. Sein Widerwillen gegen das griechenfreundliche Buch erinnert an den Ingrimm des Propheten Jonas über die Erhaltung Ninive's, dessen Untergang er geweissagt. Er zählt jene Mittheilungen zu den officiellen Berichten über Griechenland*) und nennt sie „drei Schalen lauwarmen Ilissuswassers ohne Salz." Wir untersuchen nicht, ob es attisches oder schkipitarisches oder oberbaierisches Salz ist, was diese Lauge ungenießbar macht, übrigens läßt sich ihr Gehalt leicht nachweisen. Zu den officiellen Berichten gehören die Mittheilungen ohne Zweifel, weil sie mit jenen allerdings in der unumstößlichen Thatsache übereinstimmen, daß Griechenland trotz Fallmerayer's Prophezeiung als „unabhängiges Königreich" annoch besteht und es auch für sein ferneres Bestehen als solches an „hinlänglich zahlreichen und hinlänglich starken Elementen" nicht gebricht. Lauwarm heißen sie vermuthlich, weil der Verfasser die Ergebnisse seiner Forschungen und Beobachtungen weder in feindseligem noch in enthusiastisch philhellenischem Tone, sondern in der ruhig besonnenen Weise unbefangenen Wohlwollens vorträgt und in der Entwicklung seiner Ansichten jene Klarheit und Nüchternheit des Urtheils bewährt, die man von dem Erläuterer des Aristoteles erwarten durfte. Salzlos endlich und überhaupt wässerig muß vielleicht Hr. Brandis sein Werk schelten lassen, weil er nicht, wie ein andrer, in Fallmerayer's Meinung über die Griechen eingehender berühmter Reisender, seinen Berichten durch pikante Anekdoten von der (angeblichen) Schweinerei der griechischen Mönche und ähnliche Delicatessen mehr haut goût zu geben sucht, noch auch, wie eben jener gefeierte Schriftsteller, durch geistreiches Kokettiren bald mit seiner Mannhaftigkeit, bald mit seinem Sybaritismus der griechischen Frugalität gegenüber, bald mit den ihm widerfahrenen Huldigungen und den Beweisen Allerhöchster Gunst und Vertraulichkeit, kurz mit der eignen interessanten Persönlichkeit die Notizen über das uninteressante Griechenland salzt und amplificirt, sondern in schmuckloser, aber edler und gefälliger Rede nur mittheilt, was sich von griechischen Zuständen, während eines mehrjährigen dortigen Aufenthalts, seinem Auge und seinem Nachdenken darbot und ihm behufs der bessern Kenntniß Griechenlands in Deutschland als neu und wichtig erschien, unbekümmert, ob parteiische Liebe oder noch ungerechterer Haß der Leser darin die erwünschte Nahrung finden und das Buch demnach für gehaltvoll oder für ilissuswässerig erklären werde.

Die Reiseskizzen, welche den ersten Theil füllen, beschränken sich größtentheils auf das nördliche Festland, da Hr. Brandis im Peloponnes nur die, an merkwürdigen Puncten besonders reichen Landschaften Argolis und Korinth, von den Inseln nur die nördlichen Kykladen besuchte. Auf der Reise durch alle Provinzen Rumeliens werden ihn die meisten Leser um so lieber begleiten, da er sich nicht in weitläufige Beschreibungen der oft und ausführlich besprochenen Reste des Alterthums einläßt, sondern vorzugsweise auf die Natur und die Menschen, wie sie sind und, was noch wichtiger ist, wie sie zu werden versprechen, sein Augenmerk richtet. Freilich werden jene Ruinen und andre, durch Mythe oder Geschichte geheiligten Plätze, auch abgesehen von ihrem wissenschaftlichen und poetischen Interesse, schon insofern sie als Malzeichen einer, Griechenland als Ideal vorleuchtenden Vergangenheit auch für dessen Gegenwart und Zukunft von praktischer Wichtigkeit sind, von keinem denkenden Reisenden übersehen werden. Hr. Brandis vernachlässigt sie auch in dieser Beziehung keineswegs. So knüpft sich z. B. an die zahlreichen Spuren alter Städte in den öden Felsgebirgen der ozolischen Lokrer, die von dem Ertrage der wenigen steinigen Aecker in den angrenzenden Schluchten und auf den Höhen unmöglich bestehen konnten (S. 93), von selbst die Betrachtung, daß in diesen, vergleichungsweise wenig beachteten Gegenden Handel und Verkehr in

*) Daß er auch den Reisebericht von Greverus dahin rechnet, der bei all seinem Schimpfen auf die Griechen doch auch ihn selbst mit friesischer Grobheit geradezu einen Erzlügner schimpft (Reise in Griechenland, S. 256), kann noch weniger befremden.

einem jetzt kaum geahnten Umfange zu Hilfe kommen mußten, und damit die Hinweisung auf die mögliche Wiederkehr eines solchen Zustandes. Die Reste der alten Kunststraße über die steilen skironischen Uferfelsen zwischen Megara und Korinth (S. 100) erinnern daran, welch weise Sorgfalt das Alterthum einem hochwichtigen Hebel aller Cultur und alles Wohlstandes zuwandte, der jetzt in dem gebirgigen Hellas bis auf wenige Wiederanfänge noch danieder liegt. (Wohl hätte bei dieser Gelegenheit die merkwürdige Metamorphose erwähnt zu werden verdient, vermittelst der die Natur auch hier, wie bei dem Theater auf der munychischen Halbinsel u. a. O., die Trümmer starker Werke von Menschenhand im Lauf der Jahrhunderte mit einer Kruste, scheinbar so alt, wie sie selbst, überzog und so gleichsam sich neu einverleibte. Ueber die auf Felsengrund und am Fuße noch höher aufstrebender Felsen hinlaufenden künstlichen Fahrgleise tritt an verschiedenen Stellen, sie unterbrechend und zu einer völlig compacten Masse mit ihnen verschmolzen, der Felsabhang hervor, so daß die Bruchstücke der Straße so alt wie das Gebirge selbst zu sein scheinen.) Im Ganzen entgeht nicht leicht eine Antiquität von einiger Bedeutung der Aufmerksamkeit des Reisenden, welchem die Archäologen namentlich die Entdeckung einer, so viel uns erinnerlich, noch nirgend beschriebenen, doppelten polygonischen Ringmauer nebst zwei Reliefs im Felsen (S. 60) auf einem Berge an der Küste Akarnaniens (vermuthlich einem Vorberge des Wips) Dank wissen werden. Die Erwähnung Delphi's, des „Edelsteins von Phokis," wovon aber schon der fromme Alarich nur die Fassung, die ewigen Berge, übrig ließ, erneuert das Andenken an einen der herbsten Verluste deutscher Wissenschaft. „Nur Otfried Müller's divinatorischem Blicke hätte es gelingen mögen, schon jetzt aus den zu Tage liegenden Mauerstücken Grundriß und Form des großen Apollotempels zu enträthseln, hätten nicht die Strahlen des Gottes, dessen Dienste er sich vorzugsweise geweihet, eben dort ihn getroffen und seinem Leben ein so frühzeitiges Ziel gesteckt." (S. 259.) Kaum bedurfte es für andre, als stockphilologische Leser der Entschuldigung des Verfassers (S. 75), daß er auf der Kaki-Skala zwischen Messolongi und Lepanto, durch die grandiose Pracht der Landschaft hingerissen, einiges alte Gemäuer und eine Schwefelquelle am Fuße des Taphiassos außer Acht gelassen, welche den Mythos von dem an diesem Berge befindlichen Grabe des Kentauren Nessos bewähren soll. Wohl jedem Gelehrten, dem noch der Anblick der Berge und des Meeres und des Himmels von Hellas Herz und Sinn öffnet und die archäologischen Reminiscenzen auf einen Augenblick in den Hintergrund drängt! Auffallender ist die Nichterwähnung der merkwürdigen Stalaktiten-Höhle des Philotheos bei Gelegenheit des Besuchs des Penteliкon, dagegen gewinnt die Nachricht von demselben durch die Beschreibung eines von dem Verfasser dort mitgefeierten griechischen Volksfestes ein desto höheres Interesse (S. 335 ff.). Ueberhaupt bilden die, den Reiseskizzen eingewebten Scenen aus dem Volksleben den anziehendsten Theil derselben und der Leser wird die Griechen, wie sie sich hier darstellen, nur liebgewinnen können. Dabei ist freilich nicht zu übersehen, daß Hr. Brandis, der in Begleitung des Königs reiste, die Provinzen Rumeliens gleichsam im Sonntagsschmuck sah und daß der den Reisenden aller Orten entgegenkommende Jubel des frohbewegten Volks, der sogar bei der Brücke von Tartárina einige Klephten des Waltos als friedliche Zuschauer soll herbeigelockt haben (S. 37), wohl einen freundlichen Eindruck machen und die Erbärmlichkeit der Straßen, der Quartiere und andre, von Andren hinlänglich gerügte Schattenseiten des Landes vergessen lassen konnte. Die Beweise der wirklich aufrichtigen Liebe der Griechen zu ihrem Könige darf man durchaus nicht mit jenen mehr als degoutanten officiell-herzlichen Huldigungen und loyalen Rührungen der Unterthanen in — civilisirten Ländern in eine Klasse stellen und noch weniger ihre wahrhaft kindliche Zuneigung wegen der naiven Weise, wie sie sich mitunter äußert, mißachten. Für höchst naiv kann unter Anderm auch die von dem ehrlichen Schullehrer in Talanti im Lande der opuntischen Lokrer dem Schlafzimmer des Königs gegenüber angebrachte transparente Inschrift aus dem Homer gelten:

Keinem Richter gebührt's, die ganze Nacht zu durchschlummern,
Dem zur Hut sich die Völker vertraut und so Mancherlei obliegt.

(S. 165.) Ein boshafter Entomolog könnte darin eine classische Apologie jener unnennbaren Calamitäten finden, die in den meisten griechischen Nachtquartieren weder dem Könige, noch dem Bettler gestatten, „die ganze Nacht zu durchschlummern."—An der Nordgrenze Akarnaniens besieht sich von Weitem eine Schaar Türken aus Arta den königlichen Zug (S. 43), vielleicht weniger verwundert, in Griechenland einen christlichen Herrscher, als sich selbst noch in Epirus zu sehen. Auch Hr. Brandis beklagt die enge Begrenzung des neugeschaffnen Staates, die von den Griechen selbst schmerzlich oder richtiger gesagt ungeduldig empfunden wird.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 208. 1. September. 1842.

Griechenlands Gegenwart und Zukunft.

(Fortsetzung.)

Lebhaft erinnert sich Referent der nachdrücklich gesprochnen Worte eines graubärtigen Phalangiten in Karitena, der unter Kolokotronis und Nikitas gekämpft hatte. Auf einer Karte der europäischen Türkei und Griechenlands sich schnell orientirend deutete er mit der einen Hand auf Kreta, mit der andern auf Epirus und Thessalien und rief funkelnden Auges: „Dies und dies da ist unser eigen und die Stadt (Konstantinopel) unsrer Kinder!" Analog, wie Wallenstein dem Kaiser keine Armee von 20,000, wohl aber eine von 60,000 Mann unterhalten zu können versicherte, würde Griechenland unfehlbar bei größrer Ausdehnung eher zu innerm festen Zusammenhang und zu einer seinem Areal angemeßnen Bevölkerung und Wohlhabenheit gelangt sein, als es innerhalb der jetzigen beschränkten Grenzen möglich ist. Für jetzt müssen sich die Griechen begnügen, auf dem eignen Gebiete Erobrungen zu machen, und daß diese wenigstens einen erwünschten Fortgang nehmen, geht auch aus Hrn. Brandis' Nachrichten hervor, welcher der Beschaffenheit und Cultur des Bodens der von ihm durchreisten Provinzen besondre Aufmerksamkeit schenkte. Aus seiner Vergleichung des östlichen und des westlichen Theils von Rumelien ersieht man den entschiednen Vorzug des letztern hinsichtlich seiner agronomischen und überhaupt vegetativen Ergiebigkeit, da hier die natürliche Fruchtbarkeit des von Flüssen und Bächen bewässerten Erdreichs (wie in vielen Gegenden des Peloponnes und auf den meisten Inseln) den Fleiß des Menschen fast überflüssig macht, wogegen auf dem dürren, steinigten Boden Attika's und längs dem Canal von Euböa Ackerbau und Gartenzucht fast überall durch sorgfältige Pflege und namentlich durch künstliche Bewäßrung bedingt ist. Diese spielt überhaupt eine je nach der Beschaffenheit des Bodens und der Luft mehr oder minder wichtige Rolle in Griechenland und daher auch in des genialen Forchhammer's tiefsinnigen naturhistorischen Deutungen der alten Mythen, die wohl Mancher bei gnügender Kenntniß der mit frappanter Genauigkeit darin dargestellten geo- und meteorologischen Eigenthümlichkeiten jenes Landes minder abenteuerlich finden würde. Auf eine wunderbar ansprechende Weise findet jene Erklärungsart unter Andern ihre Anwendung auf die in den Sagencyklus von Athamas und dem goldnen Vließe gekleideten Erscheinungen des kopaischen Sees in Böotien mit seinen Abzugscanälen, von denen auch Hr. Brandis eine kurze, aber anschauliche Beschreibung giebt. — Aus der oben genannten Ursache sind die westlichen Provinzen im Ganzen auch an Waldungen reicher als die östlichen, doch ist es hiemit an den Küsten überall schlecht bestellt. Im Innern des Landes besitzt Griechenland trotz der frühern gänzlichen Vernachlässigung des Forstwesens die schönsten Wälder und mehr als gnug Holz für den eignen Bedarf. Dennoch wurde nach der Handelsbilance im Jahre 1838 noch für mehr als eine Million Drachmen Holz eingeführt. Auf so empfindliche Weise macht sich der Mangel fahrbarer Wege fühlbar! Und man dachte daran, den Isthmos von Korinth zu durchstechen! — — Auch über den Weinbau und den bittern, aber guten und gesunden Resinatwein — der süße aromatische Samier ist Einfuhrartikel für Griechenland und dort theuer gnug! — finden sich interessante Bemerkungen, doch hält der Verf. die Oel- und Maulbeerpflanzungen für wichtiger. (S. 154.) In der That ging schon nach der erwähnten Bilance 1838 an roher Seite für mehr als 700,000 Dr. ins Ausland, wogegen freilich an verarbeiteter für mehr als 200,000 eingeführt wurde; die Ausfuhr an Oel und Oliven aber belief sich unbegreiflicher Weise in jenem Jahre noch nicht auf 15,000 Dr. gegen eine Einfuhr von mehr als einer halben Million! Indessen ist es notorisch, daß diese Verhältnisse sich mit jedem Jahre, Dank der väterlichen und weisen Fürsorge der Regierung, günstiger gestalten, und noch schneller werden sie es, wenn diese durch offne Berathung mit den Abgeordneten der Diöcesen und Gemeinden von den Bedürfnissen jeder Provinz und den Mitteln, wie überall die Production zu mehren, Gewerbe und Handel zu fördern sei, sich genauer wird unterrichten können. Diese und andre heilsame Früchte ließen sich jetzt von der Einberufung einer volksvertretenden Versammlung mit Bestimmtheit erwarten, mochten immerhin in den Zeiten der Anarchie nach des Präsidenten Ermordung, wie Herrn Brandis auf der Insel Salamis erzählt wurde (S. 365) und wie wir hier zum Trost unsrer absolutistischen Reactionsmänner nacherzählen, die Mütter mit dem Worte Syntagma ihre Kinder zu Bette scheuchen. Auch

der Zwiespalt, der sich jetzt in einer solchen Versammlung offenbaren möchte, würde sich unfehlbar vorzugsweise auf jene „Spaltungen der Interessen" beschränken, von denen unser Verf. (S. 314) sagt, sie seien „in der Natur der Dinge gegründet und eben darum so ungleich weniger nachtheilig, wie Parteiungen, die in allgemeinen, in der Regel unbestimmt gnug aufgefaßten Strebungen und Ansichten wurzeln, dem althergebrachten Tummelplatz aller Selbstsucht und aller Leidenschaften." In welchen dunkeln Regionen solche verderbliche Parteiungen in Griechenland gerade jetzt ihren Tummelplatz finden und von welcher Seite ihnen Vorschub geleistet wird, haben wir oben gesehen.

Den Beschluß der Reiseskizzen machen Wandrungen in Attika, wo begreiflicher Weise die Alterthümer insbesondre in Betracht kommen und wo selbst Hr. Brandis, oder, da diese Wandrungen laut der Ueberschrift Bruchstücke aus den Briefen Zweier sind, der Verfasser der Nachricht von der Akropolis bei Gelegenheit des Parthenon die Ehrfurcht vor dem Schönheitssinn der Alten zu einem Grade von Selbstentäußrung treibt, wohin wir ihm nicht folgen zu können gestehen. „Die Einen behaupten", heißt es dort (S. 368), „nur die architektonischen Zierrathen seien bemalt gewesen, Andre wollen auch die schönen glänzenden Säulen mit Farben überziehen. Ich bin dessen ganz ruhig; die Alten hatten einen so bestimmten Sinn für das Schöne, daß, wenn sie ihre Tempel bemalt haben, auch das schön gewesen sein muß." Unbefangner ist die Würdigung der, meist rührende Abschiedsscenen darstellenden Grabdenkmäler im Theseustempel (S. 371), am anziehendsten in diesem Abschnitte die Beschreibung der Feier des Osterfestes, charakteristisch endlich für die Gesinnung des Verf. die Betrachtung bei Gelegenheit der Eröffnung eines alten Sarkophags: „Die Spuren der großen Vergangenheit bereichern hier die Gegenwart und das Auge blickt auf zu dem, der die Geheimnisse der Weltgeschichte in seiner Hand trägt, der in Christi Blut alle Herrlichkeit der Welt verklärt und in diesem Lande ein christliches Reich neu und fest sich begründen läßt, das alle Wunden der herbsten innern und äußern Kämpfe in Segnungen verwandeln kann" (S. 377). Derselbe Geist spricht sich an manchen Stellen des Buches aus, und wir sind weit entfernt, ihn hier bekämpfen zu wollen. Auch wer sich gedrungen sieht, die Fügungen des Weltgeistes in minder apokalyptischer Weise aufzufassen und in minder asketischer zu verehren, wird solche positiv christliche Gesinnung, wo sie sich als redliche Ueberzeugung kund giebt, ehren und sie, wenn irgendwo, in der Betrachtung eines Landes gelten lassen, in welchem die christlichen und kirchlichen Elemente mehr, als in irgend einem Staate, zu den Lebensbedingungen der nationalen Selbständigkeit gehören, ja wo diese Jahrhunderte lang allein durch starres Festhalten selbst an dem Buchstaben des Dogma sich behauptete. Auch der griechische Freiheitskampf war zunächst als eine Auflehnung des unterdrückten Glaubens gegen die tyrannische Gewalt des Islam anzusehen, gegen welchen freilich andre für das heutige Europa in seiner Gesammtheit, so wie für die Blüthe, wenn auch nicht für die Masse der griechischen Nation mächtigre Motive mit jenem in Bund traten. Nachdem aber die anatolische Kirche, die Trägerin des Selbstbewußtseins für die culturfähigen Völker des Orients, wie die occidentalische Jahrhunderte lang der einzige Heerd für die letzten kümmerlichen Funken römischer Intelligenz war, nachdem jene Kirche, sagen wir, ihre Sendung erfüllt, nachdem der Glaube an den Erlöser in Griechenland seine weltlich erlösende Kraft bewährt und das Kreuz wieder frei auf dem Boden steht, auf den die Apostel es pflanzten, wird es Zeit sein, der Herrschaft des trüben Halbmondes kein andres trügerisches Nebel- und Dämmerlicht, sondern die hehre Sonne des Tages folgen zu lassen, Zeit, das Glaubensgesetz Johann's von Damaskos und der sieben ökumenischen Concilien mit dem ewigen Gesetze der Natur und des Menschengeistes, das endlich trotz des Widerstandes, nur durch die Kraft desselben bedingt mehr oder minder zerstörend, sich geltend machen muß, zu vermitteln, mit jenem wahren Parakletos, der freilich nicht in dem mystisch katholischen Qualm eines Lamennais, doch sicher noch weniger in dem lichtscheuen Treiben der „Heiligen und der Ritter" zu suchen ist, die sich von Rom bis Petersburg und Konstantinopel die Hände reichen und deren, von Goethe im Munde des frommen Kanzlers mit unübertrefflicher Schärfe skizzirtes*) System in Griechenland durch die russisch-orthodoxe Partei, mit Konstantin Ikonómos — dem griechischen Görres**) — als Wortführer an der Spitze, vertreten wurde. Daß selbst die von der Regierung eingesetzte Synode von Athen hinter den hierarchisch-reactionären Bestrebungen des römischen Klerus nicht zurückzubleiben geneigt ist, zeigte nur zu deutlich das Verbot der gemischten Ehen und andre Acte ächt byzantinischer Intoleranz, worunter namentlich das Verfahren gegen Theophilos Kaïris hervorgeho-

*) „Natur und Geist — so spricht man nicht zu Christen.
Deßhalb verbrennt man Atheisten,
Weil solche Reden höchst gefährlich sind.
Natur ist Sünde, Geist ist Teufel,
Sie setzen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind.
Uns nicht so! — Kaisers alten Landen
Sind zwei Geschlechter nur entstanden,
Sie stützen würdig seinen Thron.
Die Heil'gen sind es und die Ritter;
Sie stehen jedem Ungewitter
Und nehmen Kirch' und Staat zum Lohn.
Dem Pöbelsinn verworrner Geister
Entwickelt sich ein Widerstand,
Die Ketzer sind's! die Hexenmeister!
Und sie verderben Stadt und Land!"

**) Auch hinsichtlich der Apostasie.

ben zu werden verdient. Es sei uns vergönnt, das auch in öffentlichen Blättern besprochne Schicksal dieses trefflichen Mannes mit den eignen Worten unsers Verf. mitzutheilen, der ihn noch in seiner segensreichen Wirksamkeit sah, und durch seine Persönlichkeit und sein Verhältniß zu seinen Schülern an das, uns bei Platon und Xenophon von Sokrates hinterlaßne Bild erinnert wurde. Leider sollte die Aehnlichkeit durch eine neue Heliäa, die nur nicht bis zum Giftbecher schritt, noch frappanter werden. „Als Mönch eines großen aber unwissenden Klosters der Insel (Andros) hatte Kaïris aus den wenigen Büchern, die er mit Mühe erlangte, sich zu unterrichten gewußt und dann Gelegenheit gefunden, zu seiner fernern Ausbildung einige Zeit nach Frankreich zu gehen. Zurückgekehrt nach Griechenland hatte er hierauf in dem kleinasiatischen Kydoniä gelehrt, bei Ausbruch des Befreiungskrieges aber die Waffen ergriffen. Verwundet und kränklich faßte er zu Ende desselben den Entschluß, eine Waisenanstalt auf seiner Insel zu errichten, und erhielt durch freiwillige Beiträge, die zu erlangen er eine Reise nach Frankreich und Holland unternahm, die zum Bau und zur Einrichtung nöthigen Mittel. Begeistert für den von ihm erwählten Beruf, nicht gebeugt durch zunehmende Kränklichkeit, geliebt und verehrt von fast Allen, die ihn kannten, wie nicht leicht ein andrer Grieche, lebte und lehrte Kaïris in Andros, bis Gerüchte und Denunciationen, die ihn unchristlicher Lehre beschuldigten, die heilige Synode des Königreichs veranlaßten, ihn zur Ablegung eines Glaubensbekenntnisses aufzufordern. Kaïris lehnte die Aufforderung durch die Erklärung ab, daß er dogmatische Theologie zu lehren nie sich vermessen habe, weil er nicht lehren könne, was zu begreifen er sich außer Stand sehe, wiewohl er mit Freuden sein Leben tausendmal lassen würde, jene Erkenntniß zu erlangen, und nie aufhören werde, ihr nachzutrachten, von ganzem Herzen den Vater des Lichts und des Lebens anflehend, ihn zu erleuchten. Nachdem er eine neue dringendre Aufforderung in ähnlicher Weise beantwortet hatte, ward er zu persönlicher Vertheidigung vor die Schranken der Synode gestellt (2. Nov. [21. Oct. alten St.] 1839). Da er nun mit der Betheurung, nie im Gegensatze gegen die christliche Lehre gelehrt oder geredet zu haben, seine frühern Erklärungen wiederholt und sich auch eines allgemein gefaßten Bekenntnisses geweigert hatte, — er nehme an, was die orientalische Kirche annehme, — ward er von jener obersten geistlichen Behörde bezüchtigt, eine neue gottlose Religion, Gottesverehrung (θεοσεβισμός) genannt, einzuführen und die Dogmen und Lehren des orthodoxen christlichen Glaubens aufzuheben. Kaïris' Verbannung in abgelegne Klöster und die vorläufige Schließung seiner Anstalt war die Folge dieses Spruchs" (Th. III, S. 36 f.). Die von Hrn. Brandis (ebendaselbst (S. 38) aufgeworfne Frage, ob es nicht selbst dem Interesse des strengen Kirchenglaubens, wenn man diesen in seiner vollen Integrität sichern wollte, gnügt hätte, „den Religionsunterricht am Institute in Andros einem anerkannt gläubigen Geistlichen der orthodoxen orientalischen Kirche zu übertragen, um so die Anstalt und den edeln Begründer seinem Berufe zu erhalten", diese Frage könnte wohl nur ein enragirter Zionswächter mit Nein beantworten, so wie jene kaum der Erörtrung bedarf, ob es nicht zweckmäßig wäre, den Anmaßungen dieser geistlichen Behörde durch die Unterwerfung ihrer die Freiheit des Bürgers und die Rechte der Regierung beeinträchtigenden Beschlüsse unter den Entscheid eines obern weltlichen Cassationshofes ein Ziel zu setzen. Glücklicher Weise fehlt es übrigens der griechischen Kirche nicht an Mitgliedern, die wohl erkennen, wie das neuaufgepflanzte Banner wahren oder erheuchelten Fanatismus nur den Blitz des Verderbens auf ihr altehrwürdiges Gebäude herabbeschwören kann, indem dadurch den keineswegs verächtlichen, weil bei Vielen mit Geist und Einfluß gepaarten Elementen des Unglaubens und Indifferentismus bedenklicher Vorschub geleistet wird, und die daher die Umtriebe der Hyperorthodoxen mit redlichem und beharrlichem Eifer bekämpfen. Noch giebt es eine Menge Kleriker, die, wie Apostolídis, Koudogonnis u. A. das wahre Wohl Griechenlands dem lockenden Trugbilde einer nie und nirgend mehr zu verwirklichenden Theokratie im byzantinischen Sinne vorzuziehen wissen, und vornehmlich wird die Nation Ursache haben, die schlagende Beredtsamkeit des an Schärfe und Gewandtheit seiner Polemik mit Lessing verglichnen Theoklitos Pharmakidis und deren schon errungne und noch zu hoffende Erfolge zu segnen. Auf ihn und seine Gesinnungsgenossen stützt sich namentlich die von Hrn. Brandis am Schlusse seiner Nachricht über die kirchlichen Zustände ausgesprochne Hoffnung auf das Mißlingen der Pläne eines Ikonómos und seiner Finsterlinge. „Auch bei den ihrer Kirche eifrig Ergebnen finden die Gleißner glücklicherweise noch wenig Anklang; selbst einen großen Theil der Geistlichkeit dafür zu gewinnen, hat ihnen bis jetzt nicht gelingen wollen, und sich selber überlassen, werden ihre Anschläge hoffentlich bald zu Schanden werden" (Th. III, S. 235). So wie die Mehrzahl der großentheils noch rohen und stupiden Weltpriester, Dank den jetzt für sie eröffneten Bildungsanstalten, eine ihres Berufs würdigere Stellung wird eingenommen haben, werden vermuthlich auch die noch übrigen größern Klöster, einst ehrwürdige Zufluchtsstätten ungeheuchelter Religiosität, der Reste byzantinischer Gelehrsamkeit, ja in gewissem Sinne griechischer Nationalität überhaupt, jetzt meistens Heerde der Unduldsamkeit und fanatischen Aberglaubens, und für die Gegenwart und nächste Zukunft nur allenfalls noch als empirisch bewährteste Muster für die Bewirthschaftung des Landes brauchbar, nach und nach bis auf sehr wenige verschwinden, ohne daß darum Griechen-

land je aufhören wird, die Verdienste, die sie im Allgemeinen, so wie einzelne Welt- und Ordenspriester sich erwarben, mit dankbarer Anerkennung zu ehren. Wie die Geschichte Roms das Andenken eines Alexander Borgia brandmarkt, ohne darum dem Heldenmuthe eines Leo IV. die verdienten Lorbeeren zu entziehen, so werden Griechenlands Annalen der Pfaffenmeuterei der Philorthodoxen strafend gedenken, zugleich aber rühmend die Namen der begeisterten Männer bewahren, die in dem Beruf eines Priesters des Kreuzes den höhern des Priesters und Kämpfers der Freiheit erkannten: den Namen eines Germanós, des hochherzigen Metropoliten von Patras, des Schilderhebers für den Peloponnes, eines Bischofs von Arta, des Kampf- und Todesgenossen Kapsális', des Märtyrers von Messolongi, eines Gregor Dikäos, jenes feurig kühnen, wohl durch Leidenschaft vielfach irregeleiteten, doch die Aechtheit seiner Vaterlandsliebe mit dem Blute besiegelnden Priester-Soldaten, eines Dionys Pyrrhos endlich, des ehrwürdigen, patriotischen und gelehrten Archimandriten aus dem Meteorkloster, des unerschrocknen Kreuzzugpredigers wider die Feinde seiner Kirche und seines Volkes, der seit der Befreiung des Vaterlandes, wie früher, als Schriftsteller unermüdet für die Belehrung des Volkes wirkte, doch bei der Anspruchlosigkeit, womit er sich der öffentlichen Aufmerksamkeit entzog, im Auslande wenig bekannt wurde und auch bei Hrn. Brandis nicht vorkommt; so vergessen sie nicht das spartiatengleiche Standhalten der Mönche Megaspiläons, die auf Ibrahim's glänzende Lohnverheißungen für die ihnen angesonnene Uebergabe des Klosters und auf seine furchtbaren Drohungen für den entgegengesetzten Fall erwiderten: „Da wir ins Kloster gingen, haben wir unser Ich zu Grabe getragen und achten des Todes nicht; darum sind wir bereit, unsre Pflicht zu erfüllen und unserm Eide nachzuleben", und die durch heldenmüthigen, siegreichen Widerstand bekräftigten, daß die hochsinnige Antwort keine leere Phrase war.

Die Erzählung der eben erwähnten Thatsache entlehnt Hr. Brandis (Th. II, S. 303) der Geschichte des wiedergebornen Griechenlands von Ambrosius Phrantzis, Protosynkellarios des Patriarchen von Christianopolis (Arkadia), einem Schriftsteller, dem mit Recht Mangel an wissenschaftlicher Durchbildung und namentlich auch seine Ungerechtigkeit gegen die Philhellenen vorgeworfen wird, der sich aber andrerseits durch die genaue Darstellung mancher Einzelnheiten und durch die mitunter an Homer erinnernde epische Naivetät des Ausdrucks auszeichnet. Außer ihm benutzte unser Verf. als Autoritäten für die im zweiten Theil enthaltnen Mittheilungen „zur Geschichte des Befreiungskrieges nach griechischen Quellen" die Denkwürdigkeiten des Bischofs Germanós von Patras (der freilich von seinem Commentator Londos mancher Irrthümer geziehen wurde), sodann jene des Obersten Christoph Perrhäwos (dessen früher erschienene Geschichte der Suliotenkriege Niebuhr den hellenischen Historiographen an die Seite setzte), ferner die für die Kenntniß und Würdigung der Ursachen des Aufstandes wichtige Geschichte der Hetärie von Joh. Philimon, Demetr. Ypsilanti's Secretär, für einzelne Partien des Kriegs; die Geschichte des taktischen Corps von Christos Wysandios und die Geschichte Athens während des Befreiungskrieges von Dionys Surmelis, für die innern Verhältnisse die Sammlung der Verfassungsentwürfe, Gesetze und Verhandlungen von 1821 bis 1832 von Andreas Mamukas, endlich die unter der Redaction des oben erwähnten Theoklitos Pharmakidis von 1825 bis 1827 an trefflichen Aufsätzen reiche allgemeine Zeitung Griechenlands. — Aus allen diesen Quellen setzt Hr. Brandis keine umfassende Geschichte des griechischen Befreiungskrieges zusammen, deren Abfassung ihm überhaupt unthunlich scheint, sondern sie dienen ihm nur zu Ergänzungen der in Deutschland über diesen Gegenstand bekannt gewordnen Schriften, unter denen er mit Recht dem von Zinkeisen übersetzten trefflichen Werke des edeln Philhellenen, General Gordon, den ersten Platz einräumt. „Der Krieg, dem Griechenland seine Befreiung verdankt", heißt es zu Anfang dieser historischen Skizzen, „wird schwerlich je in treuer umfassender Geschichte sich darstellen lassen. Ueber weite Länderstrecken verbreitet, durch vereinzelte Waffenthaten mehr als durch Schlachten entschieden, von einander durchkreuzenden Leidenschaften gefördert und gehemmt, bot er ein Schauspiel dar, das kaum der helle, unbefangne Geist eines Thukydides aufzufassen und wiederzugeben vermocht haben würde, und ein Thukydides, der den glänzenden Erfolg des Krieges voraussehend, ihn von seinen Anfängen an mit prüfendem Blicke verfolgt hätte, hat sich nicht gefunden."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 209. 2. September. **1842.**

Griechenlands Gegenwart und Zukunft.

(Fortsetzung.)

„Aber bestimmter, als es früher aus Zeitungsnachrichten und den Berichten fremder Beobachter geschehen konnte, lassen sich einzelne entscheidende Ereignisse, Verhältnisse und Helden des Kampfes aus den Mittheilungen von Griechen zeichnen, die mehr oder weniger an ihm Theil genommen haben. Mögen sie nach beschränkten Standpuncten, nicht frei von Parteihaß und Parteiliebe, ohne höhern historischen Sinn wahrgenommen und dargestellt haben, — in ihren Geschichten spiegeln sich Richtungen und Gesinnungen ab, die als mehr oder weniger wichtige Triebräder des Befreiungskrieges gewirkt, durch sie lernen wir Thatsachen kennen, die früher entweder überhaupt nicht oder nicht mit der Anschaulichkeit und Bestimmtheit zu öffentlicher Kenntniß gekommen waren, mit der sie Augenzeugen und Theilnehmer wiederzugeben vermochten.“ In diesen Worten liegt schon die Kritik des historischen Theils der Mittheilungen und zugleich eine Andeutung, welche unerschöpfte Fundgrube jener Krieg dem Geschichtsforscher, welchen vielleicht noch reichern Stoff er dem Dichter bietet. An großen Schlachten, gigantischen Heeresmassen, hervorragenden Kriegsmeistern und welterschütternden Erfolgen den 25jährigen Revolutionskriegen Mittel-Europa's nicht entfernt zu vergleichen, gewinnt gleichwohl Griechenlands Kampf durch den ehrwürdigen Schauplatz, jenen Boden, wo schon vor Jahrtausenden, nach Otfried Müller's Ausdruck, die Geschichte jeder Scholle Landes ihre unvertilgbaren Fußstapfen eindrückte, und noch mehr durch die scharf hervortretenden Eigenthümlichkeiten der ihn schlagenden Volksstämme und Führer einen Reiz, dessen die bewundertsten Feldzüge des großen Kaisers und seiner Gegner entbehren. In der Art seiner Führung bald an die Ilias, bald an die spanischen Guerillas erinnernd, läßt er sich, um ein uns näher liegendes Interesse zu berühren, seinen Motiven nach mit dem deutschen Befreiungskriege vergleichen, so grell übrigens der Unterschied zwischen beiden in die Augen fällt. Dort hatte die Fremdherrschaft der Franzosen sieben bis dreizehn Jahre, hier jene der Türken beinahe vier Jahrhunderte gedauert, dort war das numerische Verhältniß der Unterdrückten und ihrer Verbündeten gegen die Unterdrücker durchschnittlich Zwei oder Drei gegen Einen, hier meistens ungünstiger, als umgekehrt, dort endlich halfen, neben dem Schlag auf Schlag folgenden Abfall der durch des Kaisers Gnade mächtig gewordnen und durch sein Unglück zum Gebrauch ihrer Macht ermuthigten Bundesgenossen desselben in Deutschland, die Heere Rußlands und Schwedens, die Millionen Englands, kurz das Eisen und Gold von halb Europa den Kampf in Jahresfrist (vom 16. März 1813 bis zum 31. März 1814 gerechnet) zum Ziele führen, hier traten die heiligen Alliirten erst als Befreier des christlichen Volks auf, nachdem der Krieg sechs Jahre gewüthet hatte und die Hälfte der Griechen theils abgeschlachtet, theils in die Sklaverei geschleppt, theils im Elend verkümmert war. Den Erfolg der Kämpfe beider Völker gegen einander zu halten, dazu möchte die Zeit noch nicht gekommen sein. Wenn Hr. Brandis (siehe oben) von dem glänzenden Erfolge des griechischen spricht, so muß nothwendig der jetzt noch zu erwartende damit inbegriffen werden, sonst wäre die Bezeichnung hyperbolisch. Jedenfalls hatten die Hetäristen andre Erfolge als die bis jetzt errungnen im Auge.

> Entzünden wir ein Feuer im ganzen Türkenland
> Von Bosniens Gefilden bis zu Arabiens Sand!
> Ein Herz seid, Eine Seele, Ein Wille und Ein Geist,
> Kämpft, bis die letzte Wurzel der Tyrannei
> zerreißt!*)

So rief Konstantin Rhigas seinen Landsleuten zu, ehe er auf Befehl des Cabinets Sr. k. k. apostolischen Majestät den Türken überliefert und von diesen lebendig durchgesägt wurde, und auch der unglückliche Alexander Ypsilantis dachte wohl nicht, daß der Othrys die Nordgrenze des zu befreienden Griechenlands bilden werde, als er im Norden der Donau das Banner des Aufruhrs entfaltete. Daß er nicht statt dessen im Peloponnes den Kampf begann, macht ihm auch Hr. Brandis mit Recht zum Vorwurf. Wohl hätte er von hier aus durch die eigne Kraft des griechischen Volkes im Streit wider den ungewarnten und unvorbereiteten Feind eher siegreich bis an den Hämos und die Propontis vordringen mögen, als auf kürzerm Wege von Norden her im eiteln

---

*) Ν' ἀνάψωμεν μιὰν φλόγα εἰς ὅλην τὴν Τουρκιάν.
Νὰ τρέξ' ἀπὸ Βόσναν ἕως τὴν Ἀραβιάν!
Μὲ μιὰ καρδία ὅλοι, μιὰ γνώμη, μιὰ ψυχὴ
Κτυπᾶτε, τοῦ τυράννου ἡ ῥίζα νὰ χαθῇ!

Vertrauen auf die Nähe russischer Hilfe. Dies Vertrauen war sein Fehler und sein Verderben. Er wußte, wie funfzig Jahre früher die große Katharina die von ihr zu den Waffen gerufnen Peloponnesier und Kreter der Rache Mustapha's preisgegeben, er konnte nicht vergessen haben, wie sein eigner Großvater, ohne daß Rußland nur ein Fürwort für ihn eingelegt, bluten mußte, weil sein Sohn Konstantin für Rußland die Waffen ergriffen, er kannte das Schicksal der im Frieden von Bukarest von demselben Rußland schmählich verrathnen und verlaßnen Pallikaren des Ossa und Olymp, und nach dem Allen konnte er, wie auf ein Evangelium, auf das nicht einmal verbriefte Wort des Kaisers Alexander bauen: „Wenn in Griechenland der Bann der Heerschilde aufsteht, soll er nicht vergebens auf die Hilfe meiner Kosaken warten!"*) Armer Ypsilantis! Im Kerker von Munkatsch gönnte Hr. v. M. dir Zeit, über deine unselige Verblendung nachzudenken. — Mag man übrigens den Ausbruch der Empörung in den Fürstenthümern für malplacirt und übereilt erklären, so ist gewiß, daß man, nachdem die Flamme dort einmal entbrannte, auch in Griechenland nicht länger zaudern durfte. „Das Blutbad in Konstantinopel, Smyrna u. a. a. Orten hat gezeigt, daß Vernichtung das Schicksal der Nation gewesen sein würde, hätte man im eigentlichen Griechenland erst, wenn hinlänglich gerüstet, zu den Waffen greifen wollen. Nachdem die Sachen so weit gediehen, konnte nur ein jeder Gefahr Trotz bietender Angriff retten" (Th. II, S. 36). Eben so wohlbegründet ist des Verfassers Bemerkung über die Ersprießlichkeit der Gerüchte europäischer Hilfe für die griechische Sache, wie sehr der Erfolg dieselben auch Lügen strafte, da sie „bei den Griechen Muth und Zuversicht, bei den Türken Ungewißheit, Furcht und Mißtrauen erzeugten" (ebend. S. 41). Bald freilich mußten die Griechen, wenn sie dieser Belehrung bedurften, erkennen, „daß einem Volke, wenn es sich zu einem bessern Zustande erheben will, in letzter Instanz nichts übrig bleibt, als sein Arm und seine Tüchtigkeit" — ein Satz, dessen Wahrheit Niemand Herrn Fallmerayer wird bestreiten wollen, den er aber, die Serwen als slawisches Mustervolk für die illyrische Halbinsel proclamirend, höchst ungerecht als Verdammungsurtheil der Griechen hinstellt. Wahrlich, diese wären der europäischen Diplomatie mehr Dank schuldig gewesen, hätte sie anfangs ihre hundert Augen ganz von ihnen gewandt, statt mit, oft freilich sich kreuzenden Intriguen und klugem Freundesrath bei der Pforte gegen sie zu wirken und später den verderblichen Brand der Factionswirren in Griechenland mehr anzufachen und zu unterhalten, als zu löschen, wie es denn für Beides an notorischen und hinlänglich bekannt gewordnen Belegen nicht fehlt. Das, was die Griechen, mag man sie nun Hellenen, Slawen oder Schkipitaren nennen, durch ihren eignen Arm und ihre eigne Tüchtigkeit leisteten, kann nur parteiischer Haß in Abrede stellen oder verkleinern wollen, und wie hoch auch andrerseits die, von dem griechischen Volke dankbar anerkannte Hilfe so vieler edeln Philhellenen anzuschlagen ist, so wird man doch nicht behaupten, daß jenes sich durch sie allein der Türken erwehrt habe, oder längnen, daß sie wenigstens der Zahl nach durch die europäischen Officiere im Heere der Aegypter reichlich aufgewogen wurden. Ja, man muß selbst Fälle einräumen, wo der wohlgemeinte, aber stolze und hartnäckige Eifer philhellenischer Befehlshaber der griechischen Sache mehr schadete, als nützte, wie denn z. B. der unglückliche Ausgang des Treffens von Phaleron (6. Mai 1827) und der dadurch herbeigeführte Verlust der Akropolis von Athen hauptsächlich Lord Cochrane's Dringen auf eine Schlacht und seiner Weigrung zuzuschreiben ist, in Karaïskaki's klugberechneten Plan auf Negroponte einzugehen. (Vgl. Br. Th. II, S. 350 ff.) Wohlgethan hätten die Griechen vielleicht auch, sich mit ihrer selbstgeschaffnen, gegen Türken und Aegypter ausreichenden Marine zu begnügen, statt im Abendlande für enorme Summen Dampf- und andre Schiffe zu kaufen, die ihnen, Dank den Spitzbübereien der, mit Mehemed Ali einverstandnen, englischen und amerikanischen Verkäufer, theils spät, theils gar nicht zu Nutze kamen. Die Geschichte, wie sie, die vielverschrieenen Betrüger, bei dieser Gelegenheit von ihren christlichen Freunden Ricardo und Galloway in England, Roy Bovard und Howland in New-York &c. um Millionen geprellt wurden, ist zu empörend, als daß wir sie hier nacherzählen möchten und wir verweisen daher auf Hrn. Brandis' Bericht darüber (Th. II, S. 376 f.). Daß Letztrer nicht parteiisch für die Griechen eingenommen ist, haben wir schon früher hervorgehoben und jede Seite seiner historischen Skizzen bezeugt es aufs Neue. Der Undank Einzelner gegen hochverdiente Philhellenen entgeht so wenig der Rüge, als einzelne Barbareien, wodurch sie mehrmals, besonders im Anfange des Krieges, ihre Triumphe befleckten. Es gehört dahin der Mord der Gefangnen von Kalamata, die nach Phrantzis' Ausdrucke „der Mond gefressen", d. h. die nächtlicher Weile bei Seite geschafft wurden (S. 76), das Massacre der Türken in Neokastron (S. 94) und andre Unthaten, die als Repressalien für das noch ärgre Wüthen der Türken und ihre lang erduldete Tyrannei keine Entschuldigung finden können. Es ist eine nur zu bekannte Wahrheit, und einzelne, wiewohl glücklicherweise seltne und immer seltner werdende Klephtenstreiche an der Grenze haben sie noch während der königl. Regierung bestätigt, daß der rohe Grieche und Albanese, einmal zu Wuth und Rache entflammt, zum wilden Thiere wird und Gräuel verübt, die in ihrer raffinirten Unmenschlichkeit nicht bloß an

*) Schreiben Al. Ypsilantis' an den Kaiser Nicolaus. 1828.

das byzantinische Zeitalter, sondern zugleich buchstäblich an das des Homer*) erinnern, die jedoch von den Scheußlichkeiten der Aegypter unter Ibrahim himmel- oder vielmehr höllenweit überboten wurden. Zu letztern rechnen wir unbedenklich auch die von dem vielgepriesnen Pascha selbst angeordnete Vernichtung so vieler herrlicher Baumpflanzungen (S. 305), wodurch er Griechenland eine bleibendere Wunde schlug, als durch alle Grausamkeiten gegen Menschen verübt, zugleich aber seinem Namen eins jener Brandmäler aufdrückte, die keine Lob- und Schutzrede der Parasiten seines Adoptivvaters wegwaschen wird. Gern wendet sich das Auge von diesen Schattenseiten der Geschichte zu erfreulichern und erhebendern Scenen, wie die Seetriumphe der Helden von Ydra, Spezzia und Psara, der Fall des herrlichen Suliotenführers, die glorreiche Katastrophe von Messolongi und andre Lichtpuncte des Kampfes, die, wenn gleich allbekannt, doch wie jeder wahrhaft historische Moment ewig neu und anziehend bleiben und in dieser Hinsicht durch unsers Verfassers geist- und lichtvolle Darstellung nur gewinnen können. Uebrigens setzt die Benutzung seiner Skizzen eine wenigstens oberflächliche Kenntniß der Kriegsgeschichte voraus, da man ohne diese, bei seiner Methode, die Begebenheiten nicht möglichst synchronistisch, sondern nach Ort und innerm Zusammenhang in einzelne Partien gesondert dem Leser gleichsam gruppenweise vorzuführen, sich leicht in Anachronismen verwickeln könnte. So hat es z. B. nach seiner Erzählung (S. 245 und 247), wenn man nicht genau auf das nur beiläufig bemerkte Datum achtet, ganz den Anschein, als sei der Tod Byron's dem (8 Monate früher erfolgten) des M. Botzaris vorausgegangen. — Die Geschichte ist im zweiten Theil bis auf die Ermordung Johann Kapodistria's fortgeführt, über dessen Charakter, Fähigkeit und Pläne Hr. Brandis sich, diplomatisch ausbeugend, eines entscheidenden Ausspruchs enthält. Doch auch seine Unentschiedenheit möchte mit den schweren positiven Anklagen eines Thiersch, A. Ssutsos u. A. wider den „neuen Timoleon"**) so wenig zu vermitteln sein, wie die bombastischen Apotheosen der Verehrer seines Andenkens. Eine Fortsetzung dieser Geschichten bildet die, den Abschnitt über „den griechischen Staat" im dritten Theil einleitende und im Wesentlichen den trefflichen und ausführlichen Berichten von Thiersch und Maurer entlehnte Erzählung der unglücklichen Parteikämpfe nach dem Tode des Präsidenten bis zur Selbstregierung des Königs, worin zuerst die Residenten der drei Mächte, Herrn Dawkins an der Spitze, später der Chef der Regentschaft eine so wenig erbauliche Rolle spielten. Letztern behandelt Hr. Brandis äußerst milde, indem er seine „ungemeine Feinheit" gelten läßt und nur bedauert, daß er „zu ausschließlich einseitigem diplomatischen (englischen) Einflusse sich hingegeben" (S. 273) und „das Vertrauen der Nation zu gewinnen oder sich zu bewahren nicht vermocht habe" (S. 278). Der segensreichen Wirksamkeit der, durch Jenen verdrängten HH. Maurer und Abel wird dagegen die volle Anerkennung gezollt, womit auch Griechenland das Andenken dieser seiner wahren Wohlthäter dankbar ehrt, deren Erster um die Begründung eines wohlgeordneten (auf französische Principien basirten) Rechtszustandes, Letztrer um die Organisation der schon im Anfange gerühmten trefflichen Gemeindeverfassung sich unsterbliche Verdienste erwarb. Prägnante Charakteristiken der vorzüglichsten Krieger und Staatsmänner Griechenlands von denen, welche die Gründung des Thrones, des „Ankers des Heils, der einzig möglichen Stütze des politischen Bestandes für die Hellenen" nach den Worten Miaulis', erlebten, bilden nicht den uninteressantesten Theil dieses Abschnittes. So wird uns eben dieser edle Andreas Miaulis vorgeführt, der „nur noch die Morgenröthe des neuen Tages der Wiedergeburt seines Vaterlandes schauen sollte" (S. 250), er, der ein Virginius an Kraft und Heldensinn den Kern von Griechenlands Flotte, das Kind seiner treuen Pflege, lieber dem Untergange weihen, als in den danach ausgestreckten Händen eines Appius wissen wollte. An ihn reihen sich die wackern Seehelden Anton Kriésis, Georg Sachinis und Konstantin Kanaris, die Feuergeißel der Flotte Mahmud's, und demnächst das treffliche Brüderpaar von Ydra, Lasaros und Georg Konduriotis, die ihre Kräfte und Reichthümer freudig dem Vaterlande opferten. Wir begegnen ferner dem alten ehrwürdigen Maniotenhäuptling Peter Mawromichalis, den der Krieg seiner tapfersten Söhne, Brüder und Neffen beraubte, ohne doch seinen redlichen Eifer für das Wohl Griechenlands und zunächst seiner armen Mani schwächen zu können, dem verständigen und scharfsichtigen peloponnesischen Primaten Andreas Saïmis, durch dessen Tod der Staatsrath eines seiner einsichtsvollsten Mitglieder verloren, dem unter Großthaten und Freveln ergrauten Theodor Kolokotronis endlich (S. 257), diesem „griechischen Blücher an Selbstvertrauen, Thatkraft in entscheidenden Augenblicken und schlagender Beredtsamkeit", einer „Löwennatur", die sich auch in Gesichtsbildung und Haltung aufs Unverkennbarste ausspricht, die aber auch bei ihm am wenigsten vergessen läßt, daß der Löwe ein

---

*) *Τοῦ δ' ἀπὸ μὲν ῥῖνάς τε καὶ οὔατα νηλέϊ χαλκῷ*
Τάμνον· μήδεά τ' ἐξέρυσαν κυσὶν ὠμὰ δάσασθαι,
Χεῖράς τ' ἠδὲ πόδας κόπτον κεκοτηότι θυμῷ.
Ὀδ. χ' 475.

**) Ein Vergleich, der von den Kapodistrianern nicht unglücklicher gewählt werden konnte, besonders wenn man erwägt, daß der Korinther seinen nach der Tyrannei strebenden Bruder dem Vaterlande opferte, der Korphiot hingegen den Nepotismus so weit trieb, die unwürdigsten und unfähigsten Subjecte seiner Familie dem Volke als Gebieter im Rath und im Felde aufzudringen.

Raubthier ist und zum Katzengeschlechte gehört. Noch werden wir an Theodor's tapfern Sohn Gennäos, seinen Neffen Nikitas, den Türkenfresser, den kühnen, offnen Sulioten Kitzos Tzawellas, den kretischen Reiterobersten Kalergis und manche andre Koryphäen im Felde und im Rathe erinnert. Unter jenen vermissen wir nur den durch wilde, blutdürstige Tapferkeit nicht minder als durch sein markiges imponirendes Aeußre sich auszeichnenden Serwen Chadschi (*Χάτζης*) Christos, den man wohl mit gleichem Recht einen Tiger, wie den alten Klephten von Karytena einen Löwen nennen könnte, den aber Hr. Brandis vielleicht wegen seines (Ch. Ch.'s) selten unterbrochnen Aufenthalts in Tripolitzá nicht persönlich kennen lernte, unter letztern erscheinen uns an Geist, Bildung und Einfluß Allen vorragend der gewandte Johann Kolettis und neben ihm, oder vielmehr meistens ihm gegenüber der treffliche Alexander Mawrokordatos, unstreitig der um Griechenland verdienteste unter den sonst nicht ohne ihre Schuld vom Volke mit Mißtrauen angesehnen Phanarioten. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß viele, wenn nicht die meisten der bedeutendern griechischen Staatsmänner ihrem ursprünglichen Berufe nach Aerzte waren, doch liegt der Grund sehr nahe. Wenn in den letzten Zeiten der türkischen Herrschaft der durch den Handel wohlhabend und mit den westlichen Nationen bekannt gewordne Grieche sich gedrungen fühlte, vermittelst der im Schweiße seines Angesichts aufgehäuften Piaster und Zechinen seinem Sohne noch andre Schätze zuzuwenden, deren höhern Werth er ahnen gelernt, und ihn deßhalb die Lehranstalten des Abendlandes besuchen ließ, welches gelehrte Fach bot dann wohl, abgesehen von dem wissenschaftlichen Interesse, dem jungen Griechen einen sichrern Weg, im Vaterlande zu Reichthum und Ansehen zu gelangen, als das medicinische? Mit der abendländischen Theologie, sowohl der römisch-katholischen, als der vielnamigen protestantischen, war im orthodoxen Orient nichts anzufangen, die Jurisprudenz in der Türkei beschränkte sich meistens auf beliebige Auslegung und Anwendung der Gesetze des Koran oder, wo diese nicht ausreichten, auf so und so viel Hiebe auf die Fußsohlen nach Gutbefinden des Kadi, zu welcher Würde natürlich kein Raja gelangen konnte, bei den Griechen, soweit ihnen eigne Justiz gestattet war, auf die Kenntniß einer Menge alter Gewohnheitsrechte, die im Abendlande durch das Studium der Pandekten oder des Code civil nicht zu erlangen war; dagegen konnte ein auf den Schulen der Franken gebildeter „*ἰατροδιδάσκαλος*“, bei der auch unter ihren Landsleuten in Mißcredit gerathnen crassen Ignoranz der türkischen Hakim, eines befriedigenden, ja nicht selten glänzenden Looses in der Heimath gewärtig sein. Mit ihrer eigentlichen Berufswissenschaft aber verbanden die jungen griechischen Medici ner vermöge ihrer unermüdeten Wißbegierde, manche vielleicht auch in bewußter Vorahnung der kommenden Ereignisse, je nachdem Zeit und Verhältnisse es gestatteten, die mannigfachsten andern Studien (vgl. Brandis III, S. 27 f.), wie das der Philosophie, der für die Erweckung hellenischen Geistes hochwichtigen classischen Philologie, der Rechte und endlich der Staatswissenschaften in weitestem Verstande. Hienach kann es nicht befremden, wenn diese gewesnen Aerzte den, ihren frühern Nebenstudien entsprechenden Aemtern nicht mit der unzuverlässigen Geschäftsroutine oberflächlich eingeschulter Dilettanten, sondern mit dem Geschick und der Sicherheit gründlich vorbereiteter Fachmänner vorstehen, daß sie mit eben so klarem, geübtem Blicke, wie einst die Wahrzeichen physischer Uebel, jetzt die Symptome der Krankheiten des Staates erkennen, daß wir endlich Namen, die sonst nur unter Recepten zu finden waren, unter andern Verordnungen sehen, die hoffentlich so wirksam oder noch wirksamer, wie jene, gegen die Gebrechen, welchen sie abhelfen sollen, sich erweisen. Was wird nun erst, bei der reichbegabten geistigen Disposition des Volkes, von einer Generation zu erwarten sein, wo, wie unter der jetzt heranblühenden Griechenlands, dem Einzelnen vergönnt ist, sich der Vorbereitung auf die einzelnen Zweige des Staatsdienstes mit ungetheiltem Eifer zu weihen, und zumal wenn die Wirksamkeit der Regierenden bei vorangeschrittner Intelligenz auch der untern Classen nicht mehr mit einem so ungefügigen Stoffe, wie die sich jetzt erst allmälig den Fesseln der Stupidität und Barbarei entwindende große Masse des griechischen Volkes, zu kämpfen haben wird.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

// Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 210. 3. September. 1842.

Griechenlands Gegenwart und Zukunft.

(Schluß.)

Daß in dem Charakter und den natürlichen Anlagen dieses Volkes schon jetzt die immer festre Begründung eines bessern Zustandes keine wesentlichen Hemmnisse findet, zeigt vor Allem klar die Möglichkeit des friedlichen, segensreichen Bestehens der mehrgerühmten Gemeindeverfassung, sowie, von Resten alten Klephtenunfugs in einzelnen Distrieten abgesehen, die Seltenheit schwerer Criminalfälle; ja, von den griechischen Bauern, und zwar sowohl rhomäisch, als arwanitisch redenden, läßt sich im Allgemeinen behaupten, daß sie von dem Landvolke in einigen besonders gedrückten und verarmten Gegenden Deutschlands an roher Brutalität, an viehischer Unzucht und Völlerei, an sklavischer Kriecherei gegen Höhere und plumpem Hochmuth gegen die noch Aermern unter Ihresgleichen, an dumpfer Bornirtheit, die jedoch mit heimtückischer Bosheit und diebischer Verschmitztheit wohl vereinbar und in der That sehr häufig damit vereint ist, kurz an vollendeter Ruchlosigkeit und Entmenschung weit übertroffen werden. Ausgemacht ist, daß die Griechen zu der fast einstimmigen Verunglimpfung ihres Charakters im Auslande Veranlassung die Fülle gaben; will man jedoch gerecht sein, so unterscheide man ihr Verhalten unter einander und das gegen Fremde und man wird finden, daß sich ihre meisten sogenannten Nationalfehler auf den eines unbegrenzten Mißtrauens und leicht geweckten Hasses gegen Alles, was nicht griechisch und orthodox ist, zurückführen lassen, — eine Untugend, die auch abgesehen von jenem aus finstern Zeiten stammenden religiösen Fanatismus durch Erwägung des Jahrhunderte lang von Lateinern und Türken über sie gehäuften Elends und Jammers aller Art erklärlich und verzeihlich wird. Wie man sonst wohl den Juden Schuld gab, hält allerdings noch mancher Grieche gegen den ketzerischen Fremden Betrügereien und Ungerechtigkeiten für erlaubt, die er sich gegen den rechtgläubigen „Bruder" nun und nimmer würde zu Schulden kommen lassen, und kann sich dann freilich nicht beklagen, wenn sein und seines Volkes moralischer Werth danach tarirt wird. Mit Recht hebt Hr. Brandis unter den guten Eigenschaften der Griechen die liebevolle Innigkeit ihres Familienlebens hervor (Th. III, S. 20 u. a. a. O.), dem Auslande gegenüber betrachten sich aber alle Griechen als engverbundne Glieder einer Familie und ihre *ἀδελφία* ist ein nicht bloß im Sprachgebrauch begründetes Zeichen davon. In die allgemeine Misoxenie sind indessen die christlichen Arwaniten, wenn gleich ursprünglich fremde Eindringlinge, nicht mit inbegriffen. Auch zählen sie sich selbst zu den Griechen und haben im Befreiungskriege durch die glänzendsten Waffenthaten — zu ihnen gehören die Männer von Ydra und Suli! — das volle griechische Bürgerrecht erkämpft. Es läßt sich voraussehen, daß allmälig auch die griechische Sprache, die schon jetzt die meisten verstehen und reden, völlig einheimisch bei ihnen sein wird. Bei Besprechung der Gegensätze zwischen Arwaniten und Rhomäern kommt Hr. Brandis (Th. III, S. 5 ff.) auf Fallmerayer's Ansicht über die Abstammung der letztern, die nach ihm bekanntlich rein slawischer Herkunft und durch die byzantinischen Kaiser vermittelst kleinasiatischer Colonisten rc. gewaltsam gräeisirt sein sollen. Hr. Brandis sucht diese Hypothese durch die Beschaffenheit der neugriechischen Sprache zu widerlegen, während Hr. Fallmerayer in derselben gerade eine Hauptstütze für seine Behauptung findet. Des Letztern aus der Sprache hergenommner Beweis für die skythische Abkunft der Neugriechen ist zu merkwürdig, als daß wir uns versagen könnten, ihn hier im Wesentlichen zu wiederholen. Er giebt zu (Gesch. v. Morea, I, S. 235 ff.), daß die Neugriechen griechisch reden, aber mit skythischem Accent und Organ. Sie lieben es, wie alle Slawen, den Ton auf die drittletzte Sylbe zu setzen, und schreiben und sprechen daher *Λάρισσα, Κόρινθος, Ὄλυμπος, Ἐπίδαυρος,* wogegen die Hellenen zwar ebenso schrieben, aber (nach Hrn. F.) *Λαρίσσα, Κορίνθος, Ὀλύμπος, Ἐπιδαύρος* sprachen. Ferner sprachen die Alten den Spiritus asper wie h aus, die Neugriechen aber nicht, da allen Slawen die Aspiration fremd ist rc. Folglich sind die Neugriechen Slawen. Der Schluß wäre immer kühn, auch wenn die Prämissen nicht falsch wären, was doch notorisch der Fall ist. Die richtige neugriechische Aussprache richtet sich in der Betonung durchaus nach der Ton-Bezeichnung des Hellenischen, mag hienach nun der Accent auf der letzten, vor- oder drittletzten Sylbe ruhen. Ist also die Betonung

slawisch, so hat Aristophanes von Byzanz, als er zuerst Tonzeichen setzte, sich dabei nicht nach der Aussprache seiner Zeitgenossen gerichtet, sondern die Accente mit prophetischem Geist für die Slawen erfunden, die 800 Jahre später Griechenland überschwemmen und den Hellenenstamm mit Stumpf und Stiel ausrotten sollten, um ihnen das Griechische mundgerecht zu machen. Was aber den Spiritus asper betrifft, der sich beiläufig auch in der neugriechischen Aussprache, ganz wie das franz. h aspirée, für ein geübtes Ohr vom lenis merklich unterscheidet, so möchten wir wissen, woher Hr. Fallmerayer so bestimmt weiß, daß derselbe im Hellenischen unserm h entsprochen. Selbst vom lateinischen h ist dies sehr zu bezweifeln, da die Römer dann nicht das h in germanischen Eigennamen durch ch würden wiedergegeben haben, wie noch jetzt die Griechen durch χ. Dagegen ließe sich nach Fallmerayerscher Schlußweise ein schlagender Beweis für die nichtslawische Abkunft der Griechen aus der jetzigen Aussprache des ϑ ziehen, da derselben kein Consonant irgend eines slawischen Idioms entspricht.

Man sucht jetzt die Sprache in ihrem grammatischen und syntaktischen Bau der altgriechischen wieder möglichst anzunähern, manche Gelehrte vielleicht allzuraschen Schrittes (vergl. Brandis, III, S. 208). Das Beste für ihre Reinigung von den gröbsten Barbarismen ist wohl von dem Einflusse der Schulen zu erwarten, durch deren glückliches Gedeihen überhaupt noch wichtigere Fortschritte bedingt sind und auf welche die Regierung eine Sorgfalt wendet, woran manche alte culturstolze Staaten sich spiegeln könnten. In dem Abschnitte über „den öffentlichen Unterricht" (III, S. 26 ff.) giebt Hr. Brandis die anziehendsten Berichte von der Einrichtung der Volksschulen, unter denen sich die trefflichen Lehranstalten der, durch die Mißgunst bigotter Pfaffen in ihrem wohlthätigen Wirken leider nicht wenig gehemmten, amerikanischen Missionäre vor Allen auszeichnen; sodann der 31 sogenannten hellenischen Schulen, die unsern Progymnasien entsprechen, der Gymnasien, und endlich der mehr nach deutschem als französischem Muster eingerichteten Universität, die mehr und mehr (an Konstantinopels Stelle) zum Focus griechisch-anatolischer Wissenschaft und Intelligenz und zur Vermittlerin derselben mit jener des Occidents zu werden verspricht. Auch die Wichtigkeit und der Flor der, von einem wackern deutschen Offizier (Hptm. Zentner) gegründeten Gewerbeschule in Athen wird hervorgehoben, dagegen zu unsrer Verwunderung die ausgezeichnete Kriegsschule im Piräeus, die bis jetzt vielleicht unter allen am vollständigsten ihren Zweck erfüllt, mit Stillschweigen übergangen. Merkwürdig ist, daß schon im vorigen Jahrhundert in manchen aus Privatstiftungen hervorgegangenen Schulen in Griechenland die Lancastersche (ἀλληλοδιδακτική) Unterrichtsmethode mit Erfolg eingeführt war, ehe man noch im übrigen Europa von derselben Notiz genommen. (S. 31.) — Mit der intellectuellen Ausbildung wünscht Hr. Brandis vor Allem eine auf Bekämpfung roher Selbstsucht gerichtete ethische Erziehung verbunden zu sehen. Mehr und mehr werden nach seiner Ueberzeugung die mannigfachen Schattenseiten des griechischen Volkscharakters und Zustandes weichen, „je mehr die vorzüglichen Männer, deren Leitung die öffentliche Erziehung anvertraut ist, sich überzeugen, daß der geistigen Belebung und Entwicklung sittliche Uebung der Selbstbeherrschung hinzukommen muß, — der geistig belebenden Tugend die sittlich bekämpfende, um zugleich mit Aristoteles und Schleiermacher zu reden, — je mehr letztere in organisch gegliederten Gemein- und Körperschaften ihre Strebepfeiler finden wird; je mehr endlich die christlichen Lehren der Demuth und Selbstverläugnung das Leben durchdringen werden" (III, S. 240), — wobei wir nur in Bezug auf den Schlußpassus zu bedenken geben, daß christliche Demuth das Perikleïsche Zeitalter nicht schuf und den Thron des heiligen Konstantin nicht vor dem Umsturz bewahrte und daß vermuthlich sie allein ohne energischere geistige Hilfstruppen auch denselben nicht wird neu errichten und behaupten können.

In dem, die neugriechische Litteratur betreffenden Abschnitt (Th. III, S. 49 — 211) giebt unser Verfasser vollständige und trefflich geschriebne Auszüge, zuerst aus dem kretischen Rittergedichte Erotókritos, über welches Referent sich an einem andern Orte (Revue des Auslandes, 1842, 6tes Heft) ausführlicher ausgesprochen, sodann aus den bedeutendern Dichtungen der Brüder Sjutsos, der Dioskuren des neugriechischen Parnaß, in deren Vornamen Panagiotis — von *Παναγία*, die heilige Jungfrau — und Alexander sich durch ein Spiel des Zufalls die fast weibliche, zum Mystisch-Religiösen sich hinneigende Natur des Einen und die entschiedene, männlich polemische Richtung des Andern schon angedeutet findet. Von dem Erstern werden uns im Auszuge die Dramen der Wanderer und der Messias, jenes sentimental lyrisch, dieses politisch religiös, und der Roman Leandros mitgetheilt, worin wir nur eine gräcisirte Rumination des Werther und des Jacopo Ortis finden konnten, von Alexander Bruchstücke aus dem romantischen Gedichte der Umherschweifende und dem mehr politischen, als erotischen Romane der Verbannte, beide an Reichthum der Erfindung, wie an poetischem Feuer und Leben ungleich höher stehend, als die nebelhaften Dichtungen seines Bruders. Mit Recht wirft Hr. Brandis dem Brüderpaare Mangel an objectiver Auffassung und Behandlung ihrer Stoffe vor, sowie eine nähere Wahlverwandtschaft mit den modernen französischen Poeten, als mit den Classikern ihrer hellenischen Vorzeit, deren Einfluß sich mehr in den Wor-

ten, als in dem Wesen ihrer Dichtungen offenbaren soll. Allerdings strebt besonders A. Ssutsos in seinen Liedern und Oden, wie in dem, auch von Hr. Brandis als trefflich anerkannten Panorama von Griechenland mehr den Lorbeeren eines Beranger und Barthelemy, als jenen Pindar's oder Anakreon's nach, doch wär' es wohl ungerecht, ihm darum jenes, den hellenischen Geist charakterisirende, klare Bewußtsein über sein eigenes Wollen und Streben abzusprechen und ihn des unstäten Herumtummelns in vagen, unverstandenen Abstractionen zu beschuldigen. Es ist aber einmal das Schicksal der von ihm vertretenen Richtung, für bodenlose, im Leeren und Finstern tappende Theorie erklärt zu werden, während doch gerade ihre praktischen Motive jedem Menschen in die Brust gepflanzt sind, hingegen das ihr und der Natur widerstrebende System sich nur durch blendende windige Illusionen und leeres Phrasengeklingel zu empfehlen sucht. — Da wir besorgen müssen, bereits zu vielen Raum für diesen Bericht in Anspruch genommen zu haben, versagen wir es uns, aus den, von Hr. Brandis gegebenen Auszügen unsrerseits wieder die Quintessenz zu destilliren. Nur eine, uns eben beim Blättern auffallende Stelle aus P. Ssutsos' Prolog zu seinem Messias (Brandis, III. S. 168) möge hier, als bezeichnend für seine Auffassung der christlichen Lehre und zugleich für seine Ansicht von der Civilisation des Abendlandes, einen Platz finden. „Den Lehren zufolge, die Jesus durch sein götliches Leben bewährt und geweiht, die er durch seinen Tod am Kreuze zum Siege geführt hat, sind wir Alle gleichberechtigte Kinder Eines Vaters, Alle gleichberechtigte Brüder. Aber wie weit ist die hochgepriesene Weisheit des Abendlandes entfernt, von dieser Wahrheit durchdrungen zu sein! — Und wo findet sich jene Weisheit? Die Völker des Nordens" — auch Skandinavier und Dänen nach des griechischen Vf. Begriffen? — „liegen noch in den Windeln; Deutschland ist ins Knabenalter getreten, Frankreich und England nähern sich dem Jünglingsalter, und Italien, das unglückliche Italien, schleicht am Stabe des Greisenalters einher" u. s. w. Mag man diese Ansicht gut heißen oder nicht, jedenfalls wird nur beschränkter Sinn die Kühnheit, sie auszusprechen, im Munde eines Neugriechen für Anmaßung erklären. Wenn sie ihm, als Weltbürger, sich aufdrang, so war er berechtigt, sie auszusprechen, und stände sein Volk auf der Culturstufe der Hottentotten. — Die ungemeine lyrische Kraft und Wärme Alexander Ssutsos', verbunden mit meisterhafter Beherrschung der Sprache und des Verses, leuchtet, wenn gleich in geringerm Grade, als in den oben erwähnten kleinern Gedichten, aus vielen der von Hr. Brandis angeführten Stellen seines *Περιπλανώμενος* hervor. Wahrlich wohl verstand er sich selbst und Griechenland ihn, wenn er den Geist der Freiheit anruft:

Ἅγιον καὶ παντοκράτορ Πνεῦμα τῆς ἐλευθερίας!
Ὁ Θεὸς ἀπὸ τὴν πρώτην ὥραν τῆς δημιουργίας
Σ' ἐνεφύσησεν ὡς αὔραν εἰς τὴν κτίσιν ζωογόνον,
Καὶ σὲ εἶπε· „Πνέε μέχρι συντελείας τῶν αἰώνων!"
Ξίφος σου τὸν λόγον ἔχεις, κεραυνόν σου τὴν ἰδέαν,
Στρατιώτας σου τὰ ἔθνη καὶ τὴν ἔριδα σημαίαν·
Μᾶς φωτίζεις, μᾶς θερμαίνεις,
Καὶ τὸν νοερὸν συστρέφεις ἄξονα τῆς οἰκουμένης!

Nur unvollkommen getrauen wir uns den Sinn dieser Feuerworte in der Uebersetzung wiederzugeben:

Hehrer, heil'ger Geist der Freiheit, Herrscher rings im Weltenrunde!
Gott, der Allgewalt'ge, hauchte seit der Schöpfung erster Stunde
Dich als Lebensluft dem All ein, Gottesodem der Nationen,
Sprechend: „Wehe segenspendend bis zum Abschluß der Aeonen!"
Und als Schwert gab er das Wort, als Donnerkeil dir den Gedanken,
Und als Streiter führt der Völker Heer dein Banner in die Schranken.
Strom des Lichts, der Wärme, wachse
Uns zum Heil! durch dich bewege sich der Erde geist'ge Axe! —

Als bedeutungsvoller indessen für die Würdigung des griechischen Geistes und den dadurch bedingten Blick in die Zukunft des Landes, als jene Blüthen ächter, aber durch Studium geläuterter Poesie, erkennen wir mit Hr. Brandis (III, S. 26, 197 rc.) die schon ältere und durch manche Bearbeitungen in Deutschland bekannt gewordenen Volkslieder und unter ihnen vor Allen die Gesänge der thessalischen Klephten, ächte Naturlaute, die in ihrer wilden hinreißenden Weise keinen Menschenlippen, sondern wie schäumende Bergströme den Felsen des Oeta und Olymp entquollen zu sein scheinen. Goethe erklärte sie für die besten ihm bekannten Volkslieder, weil sich in ihnen das epische, lyrische und dramatische Element der Poesie in der reinsten Harmonie durchdringe, und Niebuhr begrüßte sie als „sichere Gewähr, daß ein Volk, in welchem das Nationalgefühl mit solcher Kraft der Begeisterung und so eigenthümlich sich ausspreche, der Freiheit werth sei und sie sich erkämpfen werde." Noch jetzt möchten wir weder aus den gelehrten geistvollen Schriften eines Koraïs, Wamwas, Schinas rc., noch aus den künstlich ausgearbeiteten Poesien eines Rhisos Nérulos, Rhisos Rankáwis oder selbst der Brüder Ssutsos so tröstliche Hoffnungen für Griechenlands Zukunft schöpfen, als aus jenen Kernliedern, die, aus der Seele des Volkes hervorklingend, durch die in ihnen sprühenden Funken ahnen lassen, mit welcher belebenden Flamme der wieder erwachte Griechengeist, wenn nichts ihn in seiner Entwicklung hemmt, zum zweiten Mal im Kreislaufe der Jahrtausende den schlummernden Orient durchdringen wird.

Unbedeutende Versehen in dem Buche des Hrn. Brandis,

wie der durchgängige Gebrauch des Plural *Καταβόθρα* als Femininum im Singular (I, S. 128 ꝛc.) und die Bezeichnung der Lage der Vorgebirge Kolias, Anaphlystos ꝛc. als nördlich vom Hafen Phaleros statt südlich von demselben (ib. S. 110 ff.), liegen natürlich außerhalb des Bereichs der Kritik, doch mag es erlaubt sein, behufs der Berichtigung in einer zweiten Auflage darauf aufmerksam zu machen. A. Ellissen.

An einen berliner Scholastikus über das Buch: Differenz der Schellingschen und Hegelschen Philosophie*).

Das Buch, lieber Freund, welches Sie mir empfahlen, hab' ich gelesen. Der Verf. isolirt sich, und ich fürchte sehr, er bleibt allein stehen. Sie denken anders darüber; daß Sie Sich nur keine Illusionen machen über die Art, wie eine neue Philosophie zur Welt kommt! Das Buch hat seine Stärke in der Gelehrsamkeit und seine Schwäche im Urtheil, oder wenn Sie wollen in der Philosophie. Der Verf. lebt abstract und denkt abstract. Die Vorrede über die neue Fassung des Problems der Philosophie — „über die That, durch welche die Welt da ist", compromittirt ihn, und die unendliche Breite der Ausführung ist der alte deutsche Fehler, auch der Ihrige.

Sie werden ihn wohl nicht kritisiren, wie Sie denn überhaupt das kritische Element nicht zu lieben und die Krisen unsrer Zeit nicht zu befördern scheinen.

Es ist sehr verdrießlich, daß Ihr Freund die Sache nicht mit Einem Schlage abgemacht, und wenn er durchaus so langweilig sein wollte wie er ist, nicht wenigstens die ganze Geschichte mit einem Male zu Markt brachte. Was ist das für ein Monstrum von Buch, das mit seinem Thema schließt, ja, wenn man auf „Differenz" den Accent legt, gar nicht mal bis zu seinem Thema vordringt.

Ich fürchte ganz bei Ihnen außer Credit zu kommen; aber es muß ja so sein in der Welt. Fällt doch der Sohn von seinem Vater ab. Gehen Sie nur tapfer ins Geschirr und suchen Sie durchzudringen. Vielleicht haben wir noch 10 oder 100 Jahre Frieden und also Zeit, das scholastische Problem der Philosophie noch einmal auszuarbeiten und die praktischen Probleme bei Seite zu lassen, also lieber zu untersuchen, „durch welche That die Welt da ist", als sich um die Untersuchung der Welt zu bekümmern, welche durch die That da ist, durch die Thatlosigkeit der Philister aber vielmehr nicht da ist. Indessen tu, Tityre, beatus in umbra, — auch gut! — Ungefähr haben wir Deutsche es dahin gebracht, daß seit 1815 unsre Geschichte still steht und nur im Innern einige schwache Regungen gemacht werden, das wieder zu erobern, wovon unsre großen Vorfahren ausgingen. Die Freiheit eines Goethe, Lessing, Schiller erreichen die neuen Scholastiker noch in tausend Jahren nicht, wenn nicht Simson unversehens die Füchse in das Korn der Philister schickt. Ein Volk ohne Freiheit und Geschichte wird endlich seine alexandrinischen Bibliotheken gegen Niemand vertheidigen können, der der Welt eine neue Religion bringt, und wäre sie noch schlechter, als die orientalischen alle miteinander sind.

Doch gnug. Versuchen wir unser Glück! Wenn ich nach Berlin zum Besuch komme, hoff' ich Sie zu sehen. Werden Sie nicht alt unterdessen, im Gegentheil jünger!

Empfehlen Sie mich dem Verfasser der indifferenten „Differenz". Er sollte nach Paris reisen und unter die Franzosen gehen. Ich halte ihn übrigens für einen Kryptoschellingianer. Denn etwas Gelegneres konnte Schelling wohl schwerlich kommen, als dieser Schuß übers Ziel hinaus. Ist Schelling ein Plagiarius? Auch unter der Voraussetzung des Verf. nein! Ist er, der so vielfach angeregt und mit der ganzen romantischen Richtung so intim verwickelt ist, eine geistige „Potenz"? Ist die Combination verschiedner Standpuncte nicht wieder ein neuer?

In nova fert animus mutatas dicere formas
Corpora.

Doch das Buch mag sehen, wie es durchkommt.

Leben Sie wohl! Ihr .e.

*) Eine näher eingehende Kritik erwarten wir noch.

Als ich am 26. Juli d. J. in Begleitung meines Schwagers und Sohnes das Universitätsgebäude zu Halle in Augenschein nahm, fiel es uns ein, auch einmal zu hospitiren. „Wer liest"? Herr Consistorialrath Tholuck von 10—11 Uhr über die Korintherbriefe. Den wollten wir hören. Kaum waren wir etwa 10 Minuten nach dem Schlage still und bescheiden, wie es sich für Fremde geziemt, in das Auditorium getreten, so wurde von mehrern Seiten gezischt. Voll Verwundrung hierüber, da meines Bedünkens kein Grund dazu vorhanden war, ging ich weiter, um die hintern, unbesetzten Plätze zu erreichen. Indeß bald erhob sich ein ziemlich allgemeines Trommeln mit den Füßen. Ich blickte nach dem Katheder, ob etwa dem erschienenen Hrn. Professor diese freundliche Begrüßung gelte. Kein Professor!? Wunderbar! Da trat denn endlich ein Student auf mich, als den Ersten von uns Dreien, zu und fragte: „Haben Sie vielleicht schon dem Hrn. Consistorialrathe Ihre Aufwartung gemacht?" Auf meine verwundernde Verneinung entgegnete er, dies sei nach den Gesetzen der Universität nothwendig, wenn wir hospitiren wollten; dazu bedürfe es der speciellen Erlaubniß des Herrn Consistorialrathes. Mit der Erklärung, daß wir dies nicht gewußt, verließen wir das Auditorium, ohne uns durch den Ruf einiger Studenten: „Bleiben Sie doch hier!" aufhalten zu lassen. Noch in dem Universitätsgebäude hörten wir von Studenten, daß der Herr Consistorialrath Tholuck allein von allen Professoren diese Fordrung mache, ja schon Einem oder Mehrern die Erlaubniß zu hospitiren verweigert habe. Wie es sich damit verhält, lasse ich dahingestellt sein und wünsche nur das einfache Factum zu veröffentlichen, damit Andre, dadurch gewarnt, sich nicht derselben Rohheit preisgeben.

Witte,
Oberlehrer u. Subrector am Gymn. zu Salzwedel.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 211. 5. September. 1842.

Die Aquarell-Copien von Ramboux in der Gallerie zu Düsseldorf.

(Forts. d. in Nr. 140 abgebr. Art.)

2. Die Copien.

Ich habe der Anzeige dieser trefflichen Nachbildungen eine Betrachtung des Zustandes der gegenwärtigen Kunst vorangeschickt, ich habe auf die Geschichte der Malerei, insbesondre der italienischen als auf eine Quelle der wichtigsten und fruchtbarsten Lehren über die einzig richtige Wahl der Stoffe und die aus ihr fließende Behandlung der Form hingewiesen. — Wir kennen aber die alte Malerei zu wenig; es fehlt an der unentbehrlichen Anschauung. Kupferstiche reichen nicht hin, sind theuer zu kaufen, in Bibliotheken mühsam durchzusehen und von den herrlichen Werken der Meister vor Raphael ist so wenig gestochen, daß sie uns fast nur dem Namen nach bekannt sind. Wer kennt denn bei uns einen Fiesole, einen Perugino, den Himmel von Unendlichkeit, der aus dem lieblichen Schleier ihrer halbreifen Formen hervordämmert? Von den großen Meistern der reifsten Periode geben die in Deutschland da und dort zerstreuten Originale nur einen mangelhaften Begriff. Man kennt Raphael noch nicht, wenn man einige h. Familien, einige Madonnen von ihm, wenn man selbst die Sixtinische Madonna gesehen hat; die Stanzen, die Tapeten, die Loggien, wo er sich zu dramatischer Handlung entfaltet, muß man sehen. Von Mich. Angelo hat außer einem paar zweifelhaften Staffeleibildern, die eine ganz falsche Vorstellung von ihm geben, keine deutsche Gallerie ein Werk; seine Fresken in der Sixtin. Kapelle sind in Italien zwar mehrfach gestochen, aber in unserm Kunsthandel gar nicht in Umlauf. Derjenigen, die an Ort und Stelle die Originalwerke anschauen können, sind verhältnißmäßig wenige; Künstler reisen erst nach der Vollendung der Lehrjahre, und gerade diesen sollte das wunderbare Licht jener einzigen Muster erhebend vorleuchten. Das Publicum aber, oder besser das Volk, sollte endlich einmal lernen, was idealer Styl ist, den durch Modebilder, durch theatralische Effectmalerei, durch Illustrationengekritzel abgestumpften Sinn sollte es an jenen unsterblichen Werken schärfen und verjüngen, die durch die blasse Aufklärung abgebleichte Phantasie erwärmen, und sich so ein Urtheil bilden, das rückwirkend dem Künstler eine bisher unbekannte höhere Richtschnur darböte. Unsre im Sammeln, Aneignen, Ausbeuten, Vervielfältigen sonst so emsige Zeit hat hierin noch eine große Lücke auszufüllen: jede Hauptstadt, worin eine Kunstschule und Kunstsammlung besteht, sollte in guten Copien die wichtigsten Schulen und Meister aus der Geschichte der ältern Malerei vereinigen, wobei aus Gründen, welche auszuführen nicht weiter nöthig ist, die italienische Schule immer das Haupt-Augenmerk bleiben müßte. Mag die Copie immerhin nur ein schwacher Widerschein des Originals sein, sie giebt doch eine Idee von der Composition, vom Style, ja mehr als dies, denn die Copie kann wahrlich Bedeutenderes leisten, als Derjenige glaubt, der nur an Handwerks-Arbeiten denkt. Man hat angefangen, diese Schuld anzuerkennen; Frankreich, Rußland, Preußen, Oesterreich lassen die Fresken der Sistina, die Stanzen, Tapeten, Loggien copiren. Einen höchst bedeutenden Schatz hat nun aber neuerdings die Gallerie zu Düsseldorf erworben, die Aquarellcopien von Ramboux.

Dieser Künstler, aus Trier gebürtig, in Rom wohnhaft, hat einen wunderbaren und höchst achtungswerthen Act der Resignation geübt. Sein Talent gab ihm vollständige Berechtigung, sich auf dem Felde der freien Schöpfung zu bewegen, wer seine genialen Farbenskizzen zu Dante im Städelschen Institute betrachtet, kann daran keinen Augenblick zweifeln, und einen nicht minder sprechenden Beweis seines Berufs sollen idyllische Darstellungen von seiner Hand in einer Gartenwohnung zu Trier liefern. Er genoß seine künstlerische Bildung in Frankreich und kam als ein geschworner Classiker im Sinne David's nach Deutschland, dann nach Italien, wo er im Umgang mit den deutschen Romantikern seine Künstler-Laufbahn wieder von vornen zu beginnen beschloß. Während nun aber Andre aus dieser Schule ihrer Begeistrung eine dogmatische Wendung gaben, wenn sie das Mittelalter unnatürlich zu erneuern suchten, sein Princip, seine Stoffe, seine Formen, ja gerade seine frühern unreifen Formen als Gesetz für die moderne Kunst aufstellten, so schlug dagegen diese gesundre und objectivre Natur den geschichtlichen Weg ein. Was auch werden, was die Bestimmung der neuen Kunst sein möge: aus einer innigen Vertiefung in den großen Entwicklungsgang, den wir hinter uns haben, muß Gutes und

Heilsames hervorgehen, so dachte er, und bestimmte nun die Kraft seiner besten Lebensjahre dazu, in einer umfassenden Folge von Abbildungen in Wasserfarbe die Entwicklungsgeschichte der italienischen Malerei vom vierten bis ins sechzehnte Jahrhundert darzustellen. Die geschichtliche Bedeutung eines Werkes bedingte seine Wahl, doch durfte Neigung und Gelegenheit hier, wie immer beim Künstler, eine Stimme haben und zugleich leitete ihn die Absicht, Unbekanntes oder zu wenig Bekanntes dem Dunkel zu entziehen. Keine Zeit dauerte ihn, keine Plackerei verdroß ihn, kein Aufwand war ihm zu groß, nicht Müdigkeit, Staub, Frost und Hitze in Kirchen und Palästen, Klöstern und Gerichtsstuben, in staubigen Winkeln und modrigen Kammern hielten ihn zurück, und eine von den gründlichsten Kunstrichtern bewunderte Technik wußte mit dem einfachen Mittel der Wasserfarbe so überraschend zu schalten, daß mit den Grundzügen des Styls und Colorits zugleich der eigenthümliche Ton der Mosaik, des Tempera- und Oelgemäldes, der Freske, der Teppichweberei, ja selbst des halb Verwischten, Verwitterten je nach der Gattung und dem Zustande des Originals wie durch Zauber wiedergegeben ist und man bald in den uralten Räumen ernster Basiliken, bald in den mächtigen, dämmernden Hallen gothischer Kathedralen, bald in heitern Palästen zu wandeln, die specifische Atmosphäre dieser Locale in der Erinnerung wieder zu spüren glaubt. Hier ist eine Technik, die ihren Sitz im tiefsten geistigen Verständnisse hat und von da bis in die Fingerspitzen dringt.

Es sind 305 Blätter; leider verhinderte mich bei meinem Aufenthalte im Winter 1839 — 40 zu Rom der Zufall, die damals noch in den Händen des Künstlers befindliche Sammlung zu sehen, an den mich Herr Director von Schadow freundlich empfohlen hatte. In Düsseldorf sind bis jetzt 130 Stücke in Glas und Rahmen aufgehängt, und die Anschauung dieser gab mir einen vollständigen Begriff von dem Werthe des Ganzen, von dem ich nun an der Hand des Katalogs, der mir durch die Güte eines Freundes zugekommen ist, einen Ueberblick gebe.

Eine Reihe von Gebäude-Ansichten eröffnet das Ganze und versetzt uns in die architektonische Stimmung, welche dem Charakter der Malerei entspricht, die wir nun kennen lernen sollen. Die Dome von Siena, von Orvieto erheben ihre prachtvollen Façaden, wir treten in die ehrwürdige Dämmerung der Kirche des h. Franziscus zu Assisi, die Lateran-Kirche in ihrer ursprünglichen Form, die alte Peters-Kirche zeigt sich uns neben verschiedenen ältern und gleichzeitigen Gebäuden. Aus dieser Vorhalle treten wir nun ins Innere.

Große Kunstperioden haben immer ein abgelaufenes früheres Kunstleben zu ihrer Voraussetzung und ihrem Ausgangspunct. Was früher als die höchste Form erschien, wird jetzt wieder zum bloßen Stoffe, an welchem ein neuer Geist bildend und umgestaltend seine Kräfte übt. Die christliche Kunst befand sich jedoch in einem ganz besondern Falle. Wenn der Grieche die Aufgabe hatte, eine unreife und in Unreifheit durch Priestersatzung versteinerte Kunstform, die ihm aus Aegypten überliefert war, beseelend fortzubilden, so traten dagegen die ersten christlichen Jahrhunderte in die Erbschaft einer Kunst, welche nicht als eine nur relative Reife betrachtet werden kann, sondern, freilich innerhalb einer bestimmten Weltanschauung —, ein schlechtweg Höchstes und Reifstes war; hier blieb nichts mehr zu thun übrig, die alte Kunst hatte alle ihre Stadien organisch durchlaufen und sich von innen heraus sammt der ganzen geistigen Welt, aus der sie geflossen, ausgelebt. Nur ein schwacher Schimmer antiten Formgefühls hatte sich noch erhalten, wir erkennen ihn in den Mosaiken vom vierten bis siebenten Jahrhundert, wie sie sich in jenen fremdartig ehrwürdigen Räumen der Baptisterien, Begräbniß-Kirchen, Basiliken Roms und des einst so blühenden Ravenna befinden, wohin uns zunächst eine Reihe von Ramboux' Copien führt, insbesondre in jenen merkwürdigen alttestamentlichen Darstellungen, welche über die Säulenreihen des Hauptschiffs von S. Maria maggiore hinlaufen, und welche d'Azincourt mit den Reliefs der Trajansäule zusammenstellt, um uns zu zeigen, wie diese Formen zwar bereits tief unter der selbst schon nicht mehr reinen Kunst der Trajanischen Zeit stehen, aber doch noch einen Rest antiken Schwungs, antiker Bewegung und Composition verrathen. Man sollte meinen, an diesen Punct werde die christliche Kunst-Entwicklung ihren Faden anzuknüpfen haben. Aber erwägen wir, wie die Welt, welche mit der christlichen Religion und ihrer durch die Innigkeit germanischer Völker vertieften Gefühlswelt dem Geiste aufgegangen war, der antiken als eine völlig neue gegenüberstand, so kann es uns weder überraschen, noch betrüben, daß auch jener letzte Strahl antiker Kunst bis auf einen kaum merkbaren Schimmer erlosch. Der Geist, dem die Idee seiner innren, über jede sinnliche Grenze absolut übergreifenden Unendlichkeit aufgegangen war, konnte sich nicht in Kunstformen bewegen, die aus dem Princip des schönen Gleichgewichts zwischen Geist und Sinnenleben flossen; er mußte sich seine eignen neuen Formen schaffen, und in diesen mußte nothwendig das sinnliche Gnügen gegen das inwohnende unendliche Seelenleben zuerst verkürzt und verkümmert erscheinen: der Ausdruck sollte die Form überwiegen. Es versteht sich, daß durch dies größere Gewicht, das nun auf die Seite des geistigen Ausdrucks fiel, an sich die Schönheit der Form nicht ausgeschlossen war; die Aufgabe war vielmehr, den unendlich seelenvollen Ausdruck selbst wieder mit der Schönheit der Form zu vereinigen. Aber dies konnte nicht das Erste sein, sondern nothwendig

mußte jener zuerst seine Rechte auf Kosten dieser behaupten, so wie die neue Religion selbst der verdorbenen Welt zuerst rigoristisch entgegentreten, der harmlosen Ungetheiltheit des plastischen Lebens, welche unaufhaltsam in sich selbst erkrankt und erstorben war, die Negativität des Geistes streng entgegenhalten mußte. Erst auf das Moment des Schmerzes und der Buße folgt im religiösen Leben des Einzelnen das der Versöhnung; erst auf eine lange Periode strenger Entgegensetzung läßt sich die Kirche ein friedliches Verhältniß zum Leben gefallen und giebt eine weltlich vernünftige Durchbildung ihres Princips zu, wodurch sie es aber auch in seiner Besonderheit opfert. So sollte auch die christliche Kunst erst spät, nachdem sie alle ihre Kräfte der Darstellung einer sinnlich armen Innerlichkeit gewidmet hatte, diesem Geiste der Askese entsagen und, vor einer falschen Nachahmung jetzt gesichert, wieder in die Schule der Alten gehen, um der vertieften Seele endlich auch einen schönen Leib als Wohnsitz anzuweisen. Diesem innern Gesetze kamen die Umstände von selbst entgegen; Italien versank mehr und mehr in Barbarei und vergaß auch die letzten Erinnerungen antiker Kunstbildung, die es in den frühern Jahrhunderten christlicher Kunstversuche noch bewahrt hatte.

Dagegen übernahm nun Byzanz seine merkwürdige Rolle. Ihm war die Aufgabe geworden, ein, freilich dürftiges Ueberbleibsel der erstorbenen Kunstform als Mumie zu bewahren und in spätere Jahrhunderte hinüberzuretten. Nicht absolut durfte alles, von der alten Kunst überlieferte Verständniß der alten Form und alle Technik aussterben, selbst in dem Leichnam der Kunst mußten noch einige letzte Spuren der Seele zurückbleiben, die einst den lebendigen Leib nach dem Rhythmus der Schönheit gebildet und bewegt hatte: sonst fand ein erwachendes neues Kunstleben keinen Stoff umzubilden und zu verklären. Wenn ich nun die nächste Bestimmung der christlichen Kunst darein setzte, das negative Verhältniß zwischen Geist und Sinnenleben, wovon ihr religiöses Princip ausging, in solchen Formen darzustellen, worin die sinnliche Wohlgestalt durch die überwiegende Unendlichkeit des Ausdrucks verkümmert erscheint, so darf man doch in der byzantinischen Kunst-Periode auch diese Kunstgestalt noch nicht im eigentlichen Sinne suchen und erwarten. Diese Belebung der verarmten Form durch Herz und Gemüth ist bereits ein zweiter Schritt und setzt im religiösen Leben selbst, wie die Lyrik in der Poesie, eine subjective Durchbildung und Durcharbeitung voraus, welcher, wie der lyrischen Dichtung die epische, eine Periode vorherrschend epischer Auffassung vorausgeht. Jenem ältesten christlichen Bewußtsein ist es wesentlich um die großen Thatsachen der göttlichen Offenbarung, die gewaltigen persönlichen Werkzeuge zu thun, durch welche der neue Geist in die Welt eintrat: Christus, sein Lehramt, seine Leiden, seine Auferstehung, und die Apostel in strenger und trockner Majestät feierlich hinzustellen ist die einfache Aufgabe der altchristlichen Kunst. Diesen objectiven, aus einer fernen Vergangenheit wunderbar herüberragenden Gestalten dem gegenwärtigen wirklichen Menschen gegenüberzustellen, wie er, das Herz voll unendlicher Sehnsucht, nach ihnen hinüberschmachtet, diese Spiegelung im Innern, diesen subjectiven Reflex auszubilden war einer schon vorgeschrittenen Zeit aufgespart. Kaum dämmert in den anfangs noch sehr seltnen Darstellungen der Maria mit dem Kinde diese Welt des Gemüths und der Liebe, und auch der Geist, der in jenen männlichen Werkzeugen der neuen Weltordnung lebte, wird, wie in den ersten Jahrhunderten der christlichen Malerei in Italien, so auch in der ganzen byzantinischen Periode noch mehr durch äußerlich hinzugestellte apokalyptische Symbole, als durch einen, den Gestalten selbst inwohnenden Geist vergegenwärtigt. Um dieses Leuchten eines innern Lebens darzustellen, fehlen noch die technischen wie die tiefern künstlerischen Bedingungen. Erhöhung der äußern Maße ins Riesenhafte muß den Ausdruck innrer Größe ersetzen; strenger Ernst spricht aus den großen Augen, der todten Ruhe der Situation, an deren Stelle nur selten das andre Extrem, eine gewaltsame, heftige Bewegung tritt, die Hagerkeit der Körperformen weist alles weltliche Behagen im Zuschauer ab und wirft ihn in sein Innres zurück, doch nicht, um hier die Seligkeit der Liebe, sondern die Schmerzen der Entsagung zu empfinden und im Bewußtsein seiner Sündhaftigkeit sich von jener aus goldner Ferne ernst hereinblickenden jenseitigen Welt göttlicher Gestalten ausgeschlossen zu fühlen. Die Italiener nahmen diese Kunstform von den Griechen auf, da ihre eigne Kunstthätigkeit noch ungleich tiefer gesunken war. Mehrere Copien nach Mosaiken aus dem achten, neunten und zehnten Jahrhundert, namentlich drei Blätter nach den Mosaiken in S. Prassede zu Rom vom Jahr 818 geben in unsrer Sammlung von diesem tiefen Verfalle der italienischen Malerei eine Anschauung. Eine weitre Folge trefflicher Blätter führt uns dann in den byzantinischen Styl ein, wo wir uns sogleich überzeugen, daß ein so tiefes Sinken, ein solches Ausfüllen dicker Umrisse mit Farbenflecken, ein solches Aufgeben aller Mitteltöne und Schatten-Uebergänge, wie in Italien, in Byzanz nicht stattfand, und daß die Zeichnung hier einen schwachen Nachschein antiken Formgefühls immer noch durchschimmern läßt. Die Italiener blieben aber nicht lange bei dem äußerlichen Aufnehmen dieser byzantinischen Weise stehen; gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts bemerkt man bereits ein fühlbares Aufsteigen, wie z. B. in dem merkwürdigen Mosaik der Tribune in S. Maria maggiore zu Rom, das Jacopo da Torrito gegen 1290 ausführte. Hier ist schon Weichheit der Behandlung, Ausdruck innren Lebens sichtbar, Maria scheint mit einer bittenden Bewegung ihrer Hände der hohen, göttlichen

Ehre, die ihr Christus erweist, indem er ihr die Krone aufsetzt, in holder Bescheidenheit sich zugleich erwehren zu wollen, indem sie dieselbe demüthig hinnimmt, die Gewänder sind schon fließender behandelt, durchgängig zeigt sich eine freiere Regung. Noch mehr würde dieser Forschritt einleuchten, wenn Rambour die Mosaiken in der Vorhalle der Marcus-Kirche zu Venedig aufgenommen hätte, deren sichtbar reinre und naturgemäßre Zeichnung Rumohr veranlaßt hat, sie ins sechste oder siebente Jahrhundert zu setzen, wo sich ihr Kunstwerth aus den damals noch dauernden Reminiscenzen antiker Motive erklären würde, die jedoch nach neuren Forschungen offenbar ins dreizehnte Jahrhundert fallen. Außer diesen Mosaiken giebt unser Künstler eine Auswahl von Wandgemälden im byzantinischen Style, die uns bereits in jenes herrliche Local führt, wo die ganze mystische Gluth mittelalterlicher Andacht sich zusammendrängte, nach S. Francesco in Assisi. In der Askese, den Gesichten und Verzückungen des h. Franziscus, in der schwärmerischen Verehrung seines Andenkens, seines Leichnams haben wir, wie Rumohr dies zuerst in Erinnrung gebracht hat, den Brennpunct zu suchen, in welchem jene Entzündung des subjectiven Lebens eintrat, das wir oben als Bedingung einer neuen, den Geist der christlichen Zeit eigenthümlich aussprechenden Kunststufe forderten. Wirklich ist es jene prachtvolle, über dem Grabe des Heiligen sich erhebende Doppelkirche, in welcher, wie der so eben aus Deutschland übergesiedelte Baustyl des Mittelalters, so auch die Regungen eines neuen Lebens in der Malerei ihre Stätte finden. Außer jenem Aufglühen eines neuen innren Lebens wirkte allerdings zugleich ein äußres, formelles Moment mit; denn obwohl im Allgemeinen der Drang des Mittelalters zunächst dahin ging, eine Kunst zu schaffen, denen Charakter eine, selbst auf Kosten der Form einseitig herrschende Innerlichkeit sein sollte, so mußten doch eben, um für diese die rechte Gestalt zu finden, die ersten Schwierigkeiten der Darstellung überwunden sein. Es war in Pisa, wo dem Bildhauer Nicolaus durch das Studium der Bildwerke eines antiken Sarkophags zuerst wieder ein Gefühl reinerer Form aufging, und sein Vorgang scheint in derselben Stadt entsprechende Regungen in der Malerei hervorgerufen zu haben; denn der erste Maler, in dessen Werken wir ein kräftiger durchdringendes Streben nach freierer Bewegung erkennen, ist der Pisaner: Giunta da Pisa, dessen sehr beschädigte Fresken Rambour in vier Blättern darstellt.

Der höhere Beruf aber war der blühenden Toscana und ihren sinnigen Bewohnern vorbehalten; zwei Städte, kräftig durch Bürgersinn, gedeihend in Wohlhabenheit, wetteifernd in der Pflege alles Schönen, treten schon in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunders mit den berühmten Namen hervor, welche an der Spitze einer so langen und glänzenden Kette stehen: Duccio von Siena und Cimabue von Florenz. Rambour behandelt die zu wenig gekannte sienesische Schule, deren eigentliche Bedeutung im Gegensatze gegen die florentinische und in ihrer ganzen Wichtigkeit für die Entwicklung jenes subjectiven Moments im vierzehnten Jahrhundert erst stärker hervortritt, mit sichtbarer Liebe. So hat er mehrere Werke der Vorgänger des Duccio, worunter das Madonnenbild von Guido da Siena in S. Domenico nicht fehlt, zu hellrer Beleuchtung des wunderbaren Fortschritts zusammenstellt, den jener Duccio um das Ende des dreizehnten und den Anfang des vierzehnten Jahrhunderts machte. Von seinem berühmten Bilde im Dome zu Siena ist nur die eine Seite: Madonna mit dem Kinde, von Heiligen umgeben, copirt; Schade, daß Rambour nicht auch die Scenen aus der Leidensgeschichte auf der andren Seite aufgenommen hat, denn der Fortschritt zu dramatischem Leben in figurenreicher Handlung, zur Darstellung der Leidenschaft mit ihren Contrasten und Abstufungen, wie er vereinigt mit überraschenden Zügen wahren Schönheitsgefühls auf diesem Theile des Gemäldes hervortritt, ist noch wunderbarer, als die tiefe und warme Seele, welche in jenem Madonnenbilde noch mitten zwischen den Härten byzantinischer Formen so einzig überrascht. Duccio wurde nicht so berühmt, und steht doch mindestens ebenso hoch, als Cimabue der Florentiner, wovon der Grund theils in dem größren Ruhme liegt, den später Florenz erwarb, theils in der Gelegenheit, die dem Cimabue sich eröffnete, in einem so weitberühmten und von Andächtigen aller Gegenden Italiens besuchten Locale, wie die Kirche in Assisi, sich auszubreiten. Rambour hat von Cimabue keine der beiden Madonnen zu Florenz aufgenommen, die einst alles Volk als ein Wunderwerk entzückten, und in denen wir jetzt kaum den ersten Anbruch weichrer Formen, erwärmten Ausdrucks finden; dagegen führt er uns in die obere Kirche zu Assisi und zeigt uns, wie der wackre Altvater der Malerei in größren Compositionen sich allmälig aus der byzantinischen Härte herausringt und in jenen Darstellungen großer Kirchenlehrer und biblischer Scenen nach ernster Größe charaktervoller Gestalten, nach bewegter Handlung und Gruppirung mühsam hinstrebt.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 212. 6. September. 1842.

Die Aquarell-Copien von Ramboux in der Gallerie zu Düsseldorf.

(Fortsetzung.)

Inzwischen sind wir schon ins vierzehnte Jahrhundert hinübergeschritten. Die streitenden Kräfte nehmen jetzt eine andre Stellung gegeneinander ein. Bis dahin wandelten wir in der Gruft der byzantinischen Mumien, einzelne Lichtstrahlen streiften herein und zitterten schüchtern durch das Dunkel. Jetzt ist das Licht erstarkt und ringt wie die aufgehende Sonne mit großen Nebelmassen: es ist die Periode des Kampfes mit unentschiedenem Siege, mit gleichen Kräften, deren vorherrschender Ton daher strenge Schärfe und Gewaltsamkeit ist. Die Knechtschaft der byzantinischen Ueberliefrung ist gebrochen; keine stabile Autorität bindet mehr den seiner Kräfte sich bewußten Geist; er wagt es, die Augen aufzuthun, frei herumzugehen, die Dinge anzusehen, wie sie sind, er merkt sich die starken Grundzüge aller Erscheinungen, Stimmungen, Leidenschaften; aber er sieht noch nicht die feinren Uebergänge, welche ihre harte Bestimmtheit vermitteln, nicht die unendlichen Brechungen jener allgemeinen Züge im Individuum: daher hat er nur Eine stehende Physiognomie, nur Ein Exemplar. Wer kennt nicht die Gestalten des Giotto sogleich an ihren schmalgeschlitzten Augen, an den langgezogenen, doch an Nase und Kinn abgestumpften Profilen, der untersetzten Figur u. s. w.? Die seltsame Behandlung des Augs z. B. mag er theils aus Opposition gegen die starre Größe der griechischen Augen angenommen haben, theils aber und gewiß noch mehr leitete ihn die Beobachtung, daß Andacht, fromme Scheu und ähnliche Stimmungen die Augenlieder zusammenziehen, um durch diese Bedeckung anzuzeigen, daß der Blick jetzt nicht mit freier Ueberlegenheit die Objecte als dem Geiste untergeordnete erfassen soll; und allmälig wurde ihm dieser Zug stehend. Diese noch abstracte Beobachtung des Lebens trifft mit der strengen Objectivität des innren Sinns, welcher mit den großen Vorstellungen der Kirche noch einfach verwachsen ist, in Einem Resultate zusammen: der Charakter der Schule Giotto's, von welcher wir reden, ist strenge Sächlichkeit, einfaches Losgehen auf den Gegenstand, es ist mehr um Wahrheit, als um Schönheit, ja um die erstere selbst auf Kosten der letztern zu thun, und eine Hinneigung zu allegorischen Darstellungen im Geiste und selbst in unmittelbarer Benutzung des Zeitgenossen Dante ist hiemit von selbst gegeben. Dies Alles spricht sich noch durch unvollkommne Mittel im Charakter einer unendlichen Naivetät aus; die Kunst ist nicht mehr durch ein fremdes Gesetz, wohl aber noch durch ihre eigne beschränkte Geschicklichkeit gebunden; die Hand kann der innren Anschauung noch nicht folgen, die Composition ist häufig noch architektonisch, statt malerisch, und wo die Gestalten in wirklicher Wechselbeziehung sich gegeneinander hinwenden, da fehlt noch die Leichtigkeit, es ist, als zwänge sie Jemand, der ihnen die Faust in den Nacken setzte und sie gewaltsam vordrückte. Und sammt allen diesen Härten, diesen Einfältigkeiten, dieser schonungslosen Strenge — ich behaupte keck: unsre moderne Kunst mit all ihrer Fertigkeit dürfte sich Glück wünschen, wenn sie nur schon wieder da stünde, wo der ehrliche alte Giotto stand. Er war in der Sache, er war Eins mit der Welt, in der er als Künstler wie als Mensch sich bewegte, daher ist er zwar hart, aber auch groß und ehrfurchtgebietend. Es giebt ein andres höheres Verhältniß des Künstlers zu seinem Stoffe: von ihm erfüllt sein und doch frei darüber schweben, Einheit der Begeistrung und der Ironie; wir Neuren aber bewegen uns, so Ernst es uns zu sein scheint, nur in dem einen dieser Momente, dem ironischen, d. h. wir sind mit unsrem Bewußtsein und unsrer Innigkeit aus den Stoffen heraus und treiben uns nach der Willkür subjectiver Freiheit vom Hundertsten zum Tausendsten. — Die Schule des Giotto ist von Ramboux reichlich bedacht worden; auch hier befolgt er seinen Grundsatz, vieles bisher wenig oder nicht Bekannte aus dem Dunkel übersehener Locale hervorzuziehen. Der Meister selbst ist unter Anderm ganz würdig vertreten durch seine Dantesken Allegorien zu Assisi, die drei Gelübde des h. Franziscus, und durch den berühmten Schmuck der Kirche S. Maria dell' Incoronata zu Neapel, die Darstellung der sieben Sacramente. Ueber manchen, theils bekannten, theils namenlosen Werken aus der Schule Giotto's hat auch der, seit Rumohr vielleicht mit Unrecht unter die Mythen versetzte Buffalmaro eine Stelle erhalten, nicht mit seinen Werken im Campo santo zu Pisa, sondern mit drei neutestamentl. Scenen in der Kirche zu Assisi. Zu bedauern ist, daß unser Künstler, der freilich die Bestim-

mung unmittelbarer Belehrung, die jetzt seine Arbeiten gefunden haben, nicht ursprünglich im Auge haben konnte, zweierlei Erscheinungen überging, die für die Schule des Giotto besonders merkwürdig sind. Auf der einen Seite nämlich weiß ich nicht leicht ein Werk, worin die naturwahre, aber harte und schonungslose Sächlichkeit dieser Schule schärfer hervortritt, als den Triumph des Todes und das Weltgericht des Orcagna im Campo santo zu Pisa; ein Local, das Ramboux wohl deßwegen mit seinem ausgezeichneten Pinsel nicht besucht hat, weil er es durch das bekannte Werk des Casinio für hinlänglich bekannt hielt; aber welcher Genuß müßte es sein, den Schmuck jener merkwürdigen Hallen in der Kraft der Farbe erneut zu sehen! Auf der andren Seite fehlt der florentinischen Schule des vierzehnten Jahrhunderts, die wir nach ihrem Streben, die heiligen Geschichten in den scharfen Grundzügen der in ihr thätigen Affecte darzustellen, als eine vorzüglich pathetische und dramatische bezeichnen und mit der frühsten kirchlichen Schaubühne des Mittelalters vergleichen können, doch das entgegengesetzte Moment der weichren Anmuth, des idyllischen Gefühles mit den entsprechenden idealern Formen nicht völlig; Taddeo Gaddi war es besonders, der diesen Weg einschlug, Ramboux hat jedoch nichts von ihm, sondern nur ein Gemälde seines Sohnes Giovanni Gaddi aufgenommen. Der treffliche Nicola di Pietro, der in diesem Geiste sich noch höher hob und dem Adel der Seele den Reiz der Schönheit in einem für diese frühe Epoche überraschenden Grade zu vermählen wußte, fand keine Stelle.

Wir scheinen von demjenigen Puncte, den wir von Anfang an suchten, durch die Betrachtung der Schule des Giotto abgeschweift zu sein. Die christliche Kunst, sagte ich, strebte danach, den Ausdruck für die Unendlichkeit eines vertieften Seelenlebens zu finden, und hier trat vielmehr eine sehr bedeutende Schule vor uns, die einen vorherrschend objectiven Charakter trägt, indem nicht der musikalische Wiederhall der göttlichen Offenbarung in den erzitternden Tiefen des Gemüths, sondern die großen Thatsachen dieser Offenbarung selbst ihre vorherrschende Aufgabe waren. Es ist aber nicht zu übersehen, daß der Geist der christlichen Kunst, den wir allerdings durch die Prädicate der Innerlichkeit und Subjectivität bezeichnen mußten, selbst wieder den Gegensatz einer objectiven und subjectiven Richtung aus sich hervortrieb, von welchem das erstre Moment auszubilden im vierzehnten und noch mehr im funfzehnten Jahrhundert die Bestimmung der florentinischen Schule war. Verglichen mit der byzantinischen Leblosigkeit erscheinen auch die leidenschaftlich bewegten Darstellungen der florentinischen Schule als subjective Beseelung eines vorher todten Stoffes; vergleichen wir aber diesen Schritt mit demselben Schritte, den die antike Kunst durch Belebung der vorher starren Götterbilder vollzog, so ist der Sinn, in welchem dies in beiden Weltaltern geschah, doch immer noch so verschieden, als das christliche Gefühl von dem griechischen, die Subjectivität von der Objectivität. Allerdings blieb es nun aber Aufgabe der christlichen Malerei, nicht nur die großen Thatsachen der Offenbarung selbst, sondern auch ihr Echo in den Tiefen der Seele, diese subjective Einwohnung ausdrücklich zu ihrem Gegenstande zu machen; und dies war nicht der florentinischen Schule vorbehalten, welche mit dem ihr stets eignen Wirklichkeitsgeiste die geschichtlichen Stoffe festhielt, sondern der weichre Sienese war es, der zuerst in dieses innre Heiligthum hinabstieg.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber einige Zeichen der Zeit in Oesterreich.

Vor mir liegt der Prospectus einer Zeitschrift, die sich als österreichisches Centralorgan für Litteratur ankündigt. Als Redacteur und Herausgeber nennt sich Dr. Ignaz Joseph Prochazka, gewesner supplirender Professor der Philosophie an den Hochschulen Innsbruck und Wien.

Bekanntlich giebt jedes neu entstehende Journal vor, einem Bedürfnisse abzuhelfen. Der Ausdruck ist stereotyp geworden und ich zweifle auch gar nicht, daß die Leute, welche ihn brauchen, es ernstlich mit ihm meinen. Wenigstens hilft das neue Journal den Bedürfnissen eines Buchhändlers, des Redacteurs, irgend eines deutschen Krähwinkels ab oder bespricht nach Würden die dramatischen Leistungen des Hoftheaters in Flachsenfingen und geberdet sich entzückt über die erstaunliche Kunstfertigkeit eines Maultrommelvirtuosen oder die ins Ueberschwängliche sich verlierenden Rouladen der berühmten Sängerin ....ini — ani. Nebenbei bringt es im Feuilleton das Neueste und Interessanteste aus allen Weltgegenden, z. B. daß im Ambigu comique ein Stück durchgefallen ist, daß die Stimme des Tenors Dandini merklich schwächer wird und daß der Bassist Tromboni noch immer volle Häuser macht. Wir haben lange Zeit in Deutschland fast keine andern Journale gehabt, und der Schaden, den sie anrichteten, ist gar nicht zu berechnen. Selbst solche Zeitschriften, die auf höhern Werth Anspruch machten, sanken und sinken jetzt noch auf dieses Niveau herab und behandelten in ihren Spalten Theater, Concerte und Aehnliches mit einer Wichtigkeit, wie sie etwa die Engländer auf die Darstellung einer Parlamentssession verwenden. In neuester Zeit sind in Deutschland, zum Theil mit Erfolg, Versuche gemacht werden, das Journalwesen zu regeneriren, und wenn man den zarten Pflänzchen nur Luft gönnt, werden sie auch wachsen. Wäre bis jetzt auch nichts Andres bewirkt worden, als daß die Staats- und Fachmänner, welche diesen Zweig der Litteratur wie eine Art Kalendermacherei ansahen und behandelten, demselben mehr Aufmerksamkeit widmen, so hätte man Ursache, damit zufrieden zu sein.

Aber das österreichische Centralorgan für Litteratur soll ja keine schönwissenschaftliche Zeitschrift werden. Gewiß nicht. Ein griechischer Weiser sagte einst, er ziehe es vor, Staatsmänner zu bilden, als selbst einer zu sein. Möge uns das „Centralorgan" ein paar gute Zeitschriften bilden. Es nimmt sich unter Anderm vor, „den Geschmack zu veredeln." Möge es uns Köche bilden. Hoffe ich zu viel, wenn ich erwarte,

vom „Centralorgan" werde eine Reform des österreichischen Journalwesens, d. h. des sogenannten belletristischen, ausgehen? Freilich, wer eine solche Reform unternimmt, muß nicht „vermitteln", sondern mit der Schärfe des Schwertes dreinschlagen.

Der Prospectus hat ganz Recht, wenn er sagt, daß die Wiener Jahrbücher dem Bedürfnisse eines Organs für die Litteratur „in ihrer Einheit und Allgemeinheit" nicht abhelfen. Nicht bloß „wegen der großen Entfernung der Zeitpuncte, in welchen sie erscheinen." Die englischen Reviews erscheinen auch nur alle drei Monate, und dies ist kein Nachtheil. Sie ersparen dadurch das unangenehme Geschäft des Abschäumens der Litteratur, indem sie nur das wahrhaft Bedeutende zu beachten brauchen, und ihr Urtheil, was es an Frische verliert, an Gehalt gewinnt. Die Wiener Jahrbücher helfen dem Bedürfniß nicht ab, weil — ich bin verlegen, den Grund davon anzugeben. Liegt er darin, daß sie eigentlich nach dem Grundsatze: denominatio fit a potiori, orientalische heißen sollten? Ich glaube nicht; denn da die Jahrbücher zunächst auf Oesterreich berechnet sind, und Oesterreich durch Lage und Geschichte angewiesen ist, dem Oriente großen Antheil zu widmen, so würde man sehr Unrecht thun, sich an den unendlichen Recensionen arabischer, persischer, türkischer, mongolischer Werke und an den respectiven Handschriftenverzeichnissen der Jahrbücher zu stoßen. Ist die Censur daran Schuld? Ich will mich nicht zum Vertheidiger derselben aufwerfen und einen Theil der Schuld trägt sie gewiß. Wenn sie jedoch gestattet, Bücher, wie die „Gedichte eines Lebendigen", anzuzeigen, zu recensiren und zu loben, wie dies neuerlich geschehen ist, so kann man billiger Weise nicht viel mehr von ihr verlangen. Werden die Jahrbücher zu wenig durch Beiträge unterstützt? Wer die Namen liest, welche der Prospectus des Centralorgans vorläufig als Mitarbeiter anführt, sollte denken, die nämlichen wären auch für die Jahrbücher zu gewinnen. Warum werden sie nicht gewonnen? Ich will mich nicht länger mit Vermuthungen beschäftigen; gewiß ist nur, daß die Wiener Jahrbücher auf den Gang der Litteratur in Oesterreich nicht denjenigen Einfluß ausüben, welcher einem Institute dieser Art, das noch dazu vom Staate so liberal unterstützt wird, gebührt; daß sie im übrigen Deutschland nicht die Achtung genießen, welche dem ersten litterarischen Organ eines Reiches von 35 Millionen Menschen gezollt werden sollte.

Von den Wiener Jahrbüchern sollte sich also das Centralorgan nicht bloß dadurch unterscheiden, daß es wöchentlich dreimal erscheint. Auch sollte es nicht, statt eines Centralorgans, das Organ einer Schriftstellercoterie werden, welche Gefahr in Wien sehr nahe liegt. Die Centralisation ist in Oesterreich gottlob noch nicht auf den Fuß eingerichtet, wie in Frankreich, und die Provinzen behaupten eine gewisse Selbständigkeit. Deßwegen werden sie im Centralorgan später hoffentlich besser vertreten werden, als dies im ersten Mitarbeiterverzeichnisse geschieht.

Revenons à nos moutons. Die Wiener Zeitschrift, redigirt von Dr. Friedrich Witthauer, ist unstreitig das beste der sogenannten belletristischen Journale Oesterreichs*). Litterarisch und gesellschaftlich hochstehende Männer, Hammer-Purgstall, Lenau, Fürst Schwarzenberg beehren sie mit Beiträgen. Und doch ist sie mehr französisch, englisch, kurz ausländisch, als deutsch und österreichisch. Man sehe einmal ihr Feuilleton nach. Auf zwanzig Nachrichten, die das Ausland betreffen, kommt eine aus Deutschland. Bietet das Vaterland den Feuilletonisten der Wiener Zeitschrift so wenig Ausbeute dar? Die Verzeichnisse der in den Gewächshäusern von Schönbrunn blühenden Pflanzen, welche, wenn ich nicht irre, die Wiener Zeitschrift vor Jahren brachte, waren dort unstreitig besser am Platze, als die prätentiösen Mittheilungen über Possen, die auf den pariser Boulevardtheatern beklatscht und ausgepfiffen werden. Am mangelhaftesten jedoch ist es in diesem Journale mit der Kritik bestellt. Da ich Niemanden persönlich verletzen will, so enthalte ich mich Namen anzuführen und gebe bloß eine Blumenlese von Phrasen, die ich aufs Gerathewohl aus einigen Nummern des Jahrganges 1842 herausgreife:

„Die Aufnahme bei der zweyten" (auf das y hält man in Oesterreich noch große Stücke) „Vorstellung, welcher ich beywohnte, war durchaus günstig, leider aber von sehr schwachem Besuche ausgehend."

„Was sich allenfalls gegen die Weiblichkeit der Pointe und das Hinausfristen der voraussichtlichen Lösung erinnern ließe, würde zu mikrologisirender Kritteley führen, für welche der Gegenstand zu würdig." (Es ist von einem Lustspiele der Frau von Weißenthurn die Rede.)

„Beide Neuigkeiten wurden günstig aufgenommen, insbesondre reussirte die letzte und hatte die Folge, daß die verdienstvolle Frau Verfasserin mehrere Male gerufen wurde."

„Sobald der Künstler aufhört zu wirken, beginnt für ihn die Nachwelt, vor welcher das Künstlerleben daliegt wie ein Tagebuch, geführt im Angesichte Gottes durch den Geist seiner Offenbarung, die in ächten Künstlernaturen verkörpert auf Erden wallt." (Diese transcendentale Phrase bezieht sich auf eine Schauspielerin.)

Eine Recension über Carlozago's Odeon, einen in Lieferungen erscheinenden österreichischen Musenalmanach, nimmt sich aus wie eine Stylübung über die Aufgabe, den Satz „diese Gedichte sind vortrefflich" in infinitum zu variiren. Die Oesterreicher haben nebst andern guten Eigenschaften auch die, gute Lyriker zu sein, und die Aufmuntrung Uhland's „Singe, wem Gesang gegeben" brauchte nicht hinzu zu kommen, um dort das tausendstimmige Poetenconcert in Gang zu bringen. Die österreichische Kritik benimmt sich dabei wie ein wohlerzogner Gast in einer Privatabendunterhaltung, wenn die Töchter vom Hause Musik machen. Jedes zwitschernde Subject wird für eine Nachtigall ausgegeben, und statt zu sagen: du machst ganz erträgliche Verse, aber mehr nicht, und dies leistet gegenwärtig jeder Gymnasiast — läßt man sich vernehmen wie folgt (Recens. des österr. Odeon): „Gedichte von Joh. Ph. Freiherrn von Lazarini. Dieser Autor (sic) dürfte einst zu den Zierden unsers Parnasses gerechnet werden; besonders sind die Arbeiten, wo er den Satyr walten läßt, vortrefflich." Lieber Gott! der Parnaß wäre für seine Zierden schon lange viel zu klein, wenn Alle hinaufkämen, die man hinauf prophezeit. Zum Glück bleiben die Meisten am Fuße des Berges.

Wenn man von der wiener Belletristik spricht, kann man unmöglich die Theaterzeitung, welche Hr. Bäuerle redigirt, übergehen. Dieses Blatt ist besser und schlechter als sein Ruf. Besser, wenn dieser Ruf, wie angenommen werden muß, im umgekehrten Verhältnisse zu der Länge der Ankündigungen steht, die Hr. Bäuerle bezahlt. Die Theaterzeitung

---

*) Die von Frankl herausgegebnen Sonntagsblätter kenne ich nicht.

hat wenigstens ein Verdienst, das ihr zum Lobe angerechnet werden muß. Sie pflegt, so gut sie kann, das nationale Element. Nicht in ihren lithographirten und illuminirten Beilagen, die das „wiener Volksleben" zum Gegenstande haben. Das wiener Volksleben ist in der Wirklichkeit originell gnug und hat nicht nöthig, im Bilde erst die Wandrung durch den Charivari und die Europa zu machen, bevor es Hr. Bäuerle abconterfeit. Nicht in ihren aus dem Französischen übersetzten Originalnovellen, in ihrem aus dem Kehricht andrer Journale zusammengelesnen Potpourri alberner Neuigkeiten und neuer Albernheiten, nicht in ihren Modenbildern endlich, denn die Wienerinnen sind hundertmal graziöser und liebenswürdiger, als man nach diesen glauben könnte. Sie pflegt es, weil sie selbst das leibhafte Abbild eines ächten Oesterreichers, in specie Wieners ist. Patriotisch, gutmüthig, lebenslustig, auf Neuigkeiten erpicht — im Uebrigen den lieben Herrgott einen guten Mann sein lassend. Nur Schade, daß mit Saphir der „Humor" aus ihr fortgezogen ist, wie man in Wien das Spaßmachen zu nennen pflegt. Sie ist zwar noch immer „bei gutem Humor", allein sie fördert keinen mehr zu Tage. Nach dem Gesagten ist es überflüssig, zu beweisen, warum die Theaterzeitung schlechter ist als ihr Ruf.

Das Centralorgan wird zur Hebung dieser Zeitschriften, der erwähnten und der andern, und wenn sie sich nicht heben lassen, zu ihrer Erniedrigung und Vernichtung am besten mitwirken, wenn sie dieselben etwa alle Monate in einer Beilage ausführlich bespricht. Es darf sich nicht darauf beschränken, ein bloßes Inhaltsverzeichniß zu geben und mit kurzen Bemerkungen zu begleiten, wie dies in der Abendzeitung geschieht. Es muß den Muth haben, wenn man ihm die Erlaubniß dazu giebt, es nöthigenfalls mit dem ganzen Heere zünftiger und nicht zünftiger Litteraten, das sich in den Journalen herumtummelt, aufzunehmen. Es muß den Muth haben, mit Hrn. Bäuerle selbst eine Lanze zu brechen und die Brut nichtsnütziger Scribler wie ein Wespennest mit einem Tritte zu zertreten, auf die Gefahr hin, daß einige entkommen und ihm um die Ohren sausen. Dazu gehört allerdings viel Courage, aber nicht mehr als ein „Centralorgan für Litteratur" haben soll. So lange noch ein Journal sein Dasein fristet, welches sich patriotisch dünkt, weil es ein schlechtes Deutsch schreibt, gründlich, weil es langweilig, unterhaltend, weil es gemein ist, so lange darf der Kampf nicht aufhören. „Schlagt todt — todt — todt!" citire ich mit Hrn. v. Deinhardstein.

Das Centralorgan wird wohl daran thun, wenn es sich von Zeit zu Zeit auch mit den Provincialzeitschriften beschäftigt. Die meisten Zeitungen der Provinzen erscheinen mit belletristischen Beiblättern, in denen gewöhnlich die einheimischen Genies zuerst auftreten. Diese Beiblätter könnten auf die Geistesbildung ihrer Leser, deren sie in der Regel viele haben, einen sehr wohlthätigen Einfluß üben, wenn sie über Geschichte und Statistik des Landes, über seine Industrie und ähnliche gemeinnützige und anregende Gegenstände in populärem Tone sprächen, oder, wenn sie nichts Eignes bringen können, Auszüge aus guten Büchern brächten, statt ihre Spalten mit Gedichten an den Mond und die Geliebte, mit abgedroschnem Novellenfutter, Charaden und Mitteln gegen die Wanzen zu füllen. Mögen sie immerhin auch einen Poetenwinkel haben — nur nicht für diejenigen talentvollen Jünglinge, welche in der Schule scandiren gelernt haben, ein Reimlexikon besitzen und nun vor Begierde brennen, ihren Namen in der Carinthia, dem Aufmerksamen u. s. w. unter einem Producte zu lesen, das ein Gedicht heißt, weil es aus einer gewissen Anzahl langer und kurzer Sylben besteht.

Begreiflicher Weise kann das Centralorgan gewissen Verhältnissen nicht gebieten. Wir hoffen aber zuversichtlich, daß die nämliche Regierung, welche die Körper durch die großartigen Eisenbahnzüge beflügelt, auch den Geistern gestatten wird, im Reiche der Gedanken ihre Schwingen freier zu regen. Es heißt im Prospectus, das Centralorgan werde sich besonders mit jenen Zweigen des menschlichen Wissens befassen, welche das allgemeine Interesse in Anspruch nehmen. Unter A—H werden diese Zweige angeführt. Mit Geographie wird angefangen, mit Poetik aufgehört. Daß der Mensch in einem Staate lebt und eine Religion bekennt, davon darf das Centralorgan, wie es scheint, keine Notiz nehmen. Sind Religion, Staatsverfassung, Gesetzgebung Geheimwissenschaften, die nur einem Kreise von Auserwählten zugänglich sein dürfen? Nehmen sie das „allgemeine Interesse" nicht „in Anspruch"? Sind sie vielleicht nicht discutirbar, ungefähr wie das Einmaleins? Die katholische Religion und das monarchische Princip sind in Oesterreich so fest gegründet, daß selbst auf dem Standpuncte, auf welchem man dort steht, das Betasten ihrer Auswüchse nicht gefährlich erscheinen kann. In keinem Staate deutscher Nation sollten dem anständigen Besprechen vaterländischer Angelegenheiten — um diese handelt es sich zunächst — auch wenn sie Religion und Gesetzgebung betreffen, Hindernisse entgegengestellt werden. In Oesterreich, wo das Herrscherhaus zugleich das angestammte ist, wo der Thron über jeden Angriff erhaben dasteht, wo eine reiche Aristokratie alter, berühmter, theilweise auch beliebter Geschlechter, ein zahlreicher und begüterter Klerus das Princip der Stabilität so überwiegend repräsentirt und eine halbe Million Bewaffneter zu dessen Schutze aufgerufen werden kann, ist am wenigsten zu besorgen, daß die Presse, wenn man sie von einigen ihrer drückendsten Fesseln befreit, die Grenzen einer gemäßigten Opposition je überschreiten werde. Bis jetzt durfte man nicht einmal loben, man mußte schweigen. In einem chinesischen Polizeistaate, wo Alles in Fächer eingetheilt und in Rubriken geordnet ist, mag dies in der Ordnung sein, allein dem Culturzustande, welchen Europa nächst Gott den Germanen zu danken hat, widerspricht es. Zwischen der Theorie, welche lehrt, das Volk dürfe seine Fürsten um ihrer Nase willen absetzen, und dem Vorgeben, es sei nur wegen seiner Regenten da, hat so unendlich viel Discussion Platz, daß ein Antheil an derselben den Oesterreichern gar wohl eingeräumt werden mag. Erst dann, wenn dort Jedermann ungescheut wird sagen und drucken lassen dürfen, es sei im Vaterlande Allerlei zu verbessern, da und dort, und dieses und jenes — — — erst dann wird das Wort Patriot einen Sinn haben, und die erhabne Stellung, welche das Geschlecht der Habsburger im Laufe der Zeiten errungen, eine beneidenswerthe sein.

Nach dem Sprichworte: Ex ungue leonem, ließen sich aus dem Prospectus auf das „österreichische Centralorgan für Litteratur" selbst allerlei Schlüsse ziehen; z. B. aus dem Umstande, daß er mit der Entwicklung der Sprache beginnt, künftige Gründlichkeit folgern u. s. w. Allein ich enthalte mich dessen und wünsche dem Centralorgan das beste Gedeihen, wenn es dasselbe verdient, und, unter der nämlichen Bedingung, diesen vom Augenblick eingegebnen und flüchtig hingeworfnen Bemerkungen eine freundliche Beachtung.

F. E. Pipitz.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 213. 7. September. 1842.

Die Aquarell-Copien von Ramboux in der Gallerie zu Düsseldorf.

(Fortsetzung.)

Die überraschenden Anfänge des Duccio in der Beherrschung der Form, in der Darstellung bewegter Handlung fanden in seiner Vaterstadt keineswegs unmittelbare Nachfolge; die Sienesen befreien sich schwerer und langsamer, als die Florentiner, von der byzantinischen Härte, die alterthümlichen Motive dieses Typus sagen ihnen sogar aus innern Gründen zu; diese stillen Gruppen der Mutter mit dem Kinde von Heiligen und Engeln angebetet, diese feinen, langen Hände, diese hagern Figuren, diese schmächtigen Köpfe bieten sich dem stillen und schüchternen Liebesleben der Seele, dem diese Schule ihre Kräfte weiht, als willkommne Formen dar. Wir lernen in unsrer Sammlung die wichtigsten Meister dieser Schule kennen; zuerst Simone di Martino (sonst Simon Memmi) und Lippo Memmi, vom Letztern insbesondre sein bedeutendstes, sonst fast unbekanntes Werk im Rathhause zu S. Gimignano, vom Erstern die berühmte Madonna im Gerichtssaal des öffentlichen Palastes zu Siena, die Uebermalung und Umschaffung eines ältern Werkes, nebst zwei Heiligenbildern in Assisi. Von beiden zusammen hätte auch jene rührende Annunziata im Corridor der Uffizien zu Florenz, worin die Jungfrau mit einem zwar mühsam, aber doch glücklich dargestellten Ausdruck von Schrecken wie vor einem Gespenste nach der überirdischen Erscheinung sich herumwendet, eine schöne Vorstellung gegeben. Damit wir nun nicht vergessen, daß Gegensätze nicht absolut auftreten, sondern wie in Florenz der weiche und seelenvolle Styl, so in Siena die Ausbreitung nach der Seite der Wirklichkeit und Handlung nicht fehlt, treten die naiven Lebensbilder uns entgegen, wodurch Ambrogio di Lorenzo (oder Lorenzetti) in der Sala delle balestre desselben Hauses die gute und schlechte Regierung versinnlichte. Von seinem Bruder, dem anmuthigen Pietro, erhalten wir eine Geburt Mariä im Dome zu Orvieto. Zwei Bilder führen in die Bekanntschaft mit Berna ein, und der liebliche Taddeo di Bartolo, doppelt merkwürdig, weil durch seine Thätigkeit in Umbrien der schlummernde Künstlergeist in dieser Landschaft entbunden wurde, der bald in derselben Richtung das Höchste ersteigen sollte, erscheint in dem Begräbniß und der Himmelfahrt Mariä in der Capelle desselben Stadthauses zu Siena in seiner ganzen Freundlichkeit und stillen Treue. Auf diesem Puncte blieben aber die Sienesen auch stehen, und wir können hier, ohne die innre Ordnung zu stören, ein Paar Schritte vorwärts ins funfzehnte Jahrhundert thun, die Madonna von Matteo di Siena, die Krönung der Jungfrau von Sano oder Ansano di Pietro betrachten, wo wir noch dieselbe unentfaltete, aber süßen Hauch duftende Knospe sehen.

Aber jetzt stehen wir vor den großen Entwicklungen des funfzehnten Jahrhunderts, dieser Schwelle der höchsten Reife. Halb ist die Rose aufgebrochen, halb scheint sie noch beschämt zu zaudern, ihr glühendes Geheimniß zu entfalten. Das Licht und die Freiheit hat gesiegt, das Dunkel und die Unfreiheit ist an den Rand des Horizontes gedrängt und legt sich nur noch als ein schmaler Saum an den Grenzen hin. Es ist, als sähen wir die reizende Erscheinung jungfräulicher Schönheit, die eben zur Mannbarkeit übergeht: die Formen füllen und runden sich, die Gliedrung wird freier und bestimmter, aber ein Rest mädchenhafter Herbe und Schüchternheit scheint die reizende Bildung von dem Schritte zur höchsten Reife zurückzuhalten, eine rührende Ungeschicklichkeit mischt sich noch zwischen die beginnende freiere Herrschaft über die Bewegungen, das Auge blickt träumend über die unendliche Bedeutung neuer Ahnungen in die noch unverstandne Welt hinaus. Diese Erscheinung war es, von deren Schönheit die deutsche Malerei berauscht wurde, als sie sich, müde der überreifen Gestalten des achtzehnten Jahrhunderts, unbefriedigt auch durch die kalte Vollkommenheit der erneuerten classischen Formen, in das Mittelalter zurückwandte. Man konnte ihr diese Entzückung, wenn sie nur einem freiern Urtheil wich, gerne verzeihen. Denn wenn es wahr ist, daß die höchste Reife nur einen Augenblick dauert, daß mit der satten Fülle auch die ersten Spuren der Uebersättigung, mit der Freiheit auch die ersten Auswüchse der Willkür alsbald sich ansetzen, wenn selbst ein Raphael auf der höchsten Stufe seiner Entwicklung bereits die ersten Spuren effectsuchender Virtuosität zeigt, so mag man gern bei der holden Unbewußtheit verweilen und selbst in ihre Härten und Naivetäten sich verlieben. Wer erholt sich nicht jetzt noch von der unruhigen Vielthätigkeit unsrer heutigen Kunst,

ihrer anspruchvollen Reflectirtheit, ihrer innerlichen Greisenhaftigkeit in der Anschauung jenes ersten schönen Jugendtages? Freilich aus denselben Gründen, aus denen man jene erste Begeistrung für diese Epoche rechtfertigen muß, erscheint es aber auch als die äußerste Verkehrtheit, einen solchen Zustand künstlich wieder zum Gesetze der Gegenwart erheben zu wollen, aus der Bewußtheit und der Absicht heraus die Mängel der Unbewußtheit, die unbefangne Härte der Absichtslosigkeit zum Loosungswort auszurufen; es ist, als ob ein gemachter Mann, um jugendlich, kindlich zu erscheinen, sich stellen wollte, als könne er noch nicht recht gehen.

Diese letzte Stufe vor dem Ideal zu erreichen, schlägt sich der Weg in zwei Aeste auseinander, oder richtiger, ein schon vorher sichtbarer Gegensatz bildet sich jetzt noch bestimmter aus: der Gegensatz der florentinischen und sienesischen Schule, nur daß jetzt an die Stelle der letztern die umbrische tritt. Nicht bälder sollte, wie wir dies im Anfang dieses Ueberblicks als innres Gesetz aufstellen mußten, die christliche Kunst den unendlichen Gehalt wieder der harmonischen Form vermählen, als bis für jenen derjenige Ausdruck gefunden war, der seiner asketisch-mystischen mittelalterlichen Auffassung entsprach. Aber nicht unvorbereitet konnte dann die schöne Form eintreten, lange und schwierige Vorstudien setzte ihre Erreichung voraus. Zu der gleichen Zeit also, da man die innigste Tiefe des Ausdrucks suchte, mußte man auch bereits die schöne Form suchen. Dies ist aber auf dem Standpuncte des Mittelalters ein Widerspruch; nur eine gewisse besondre Art von Schönheit der Form war mit dem ächten Ausdruck seines religiösen Bewußtseins verträglich: unentwickelte jugendlich zarte, schmächtige, oder alters- und lebensmüde Züge und Formen, wenig Handlung, stille andächtige Gruppen. Das Reich Christi ist nicht von dieser Welt, also durfte so wenig Welt als möglich in seine Darstellung aufgenommen werden. Da man nun dennoch zu gleicher Zeit, von der Grundbedingung alles künstlerischen Thuns getrieben, die Form, die Handlung, die Welt mit vollen Kräften suchte, so war die nothwendige Folge, daß zwei Schulen hervortraten, deren eine an Innigkeit und ächter religiöser Begeistrung verlor, was sie an schöner Form gewann, die andre an Form einbüßte, was sie an Tiefe der Seelendarstellung erreichte. Wir wissen schon, welche Schule die Entwicklung des Formlebens übernahm, sie hatte diese Aufgabe eigentlich bereits übernommen: das heitre Florenz, wo zuerst die freie Wissenschaft, die Kenntniß der Alten wieder aufblühte, wo die Mediceer eine Platonische Akademie gründeten, Brunneleschi die Formen der classischen Architektur wieder aufnahm, Paolo Uccello die Perspective, Andre das anatomische Präparat, den Gyps-Abguß studirten, wo die Bildhauerei noch vor der Malerei durch einen Ghiberti, Donnatello, Luca della Robbia so überraschende Fortschritte machte, von wo die lustige Gesellschaft des Boccaccio nach ihrer Villa zieht, um sich jene neckischen Geschichten zu erzählen, woraus zu erlernen, daß jeder Mensch ein Mensch ist, Abt und Nonne, Bischof und Mönch, Abbate und Einsiedler diese wohnliche, freundliche Stadt, nach welcher Ghiberti das Heimweh hatte, wenn er kaum erst ihre Mauern verlassen, ist der Sitz des mächtigen Formsinnes, der aus der Mönchskutte unaufhaltsam herausringt, die große Zeichenschule, die Universität der Maler schon im funfzehnten Jahrhundert. Man verstehe aber unter Form nicht bloß Zeichnung und Farbe; der wichtigere Theil derselben ist die Composition, und diese nicht ein äußerliches, für sich bestehendes Moment, sondern wo Composition sein soll, wird Handlung, Bewegung, naturgemäße, nicht miraculös durchbrochne Wechselbeziehung thätiger und leidender Menschen, und um dazu den Weg und die Mittel zu finden, wird Weltsinn, schöne Menschlichkeit vorausgesetzt. Niemand konnte hiezu mehr berufen sein, als die feinen, heitern Florentiner, die früher als irgend Jemand im Mittelalter g e b i l d e t waren, und sich auf dieser schönen Welt, in ihren anständigen, wohnlichen Häusern, unter ihren schönen Frauen, starken Kriegern, schlauen Staatsmännern, geistreichen Gelehrten heimisch, wohl und behaglich fühlten. Frühe brach daher hier der Drang hervor, diese vertraute, freundliche Gegenwart in der Kunst wiederzugeben und wir müssen in jener den florentinischen Malern des funfzehnten Jahrhunderts gemeinsamen Sitte, um die heilige Scene, welche zunächst dargestellt werden sollte, einen Kreis von Porträtfiguren, von schönen Florentinerinnen, Gelehrten, Staatsmännern zu versammeln, das erste dunkle Streben nach dem profanhistorischen Gemälde erkennen; denn diese Zuschauer sind häufig wo nicht überflüssig, doch mit solcher Vorliebe behandelt, daß die eigentliche religiöse Aufgabe darüber zu kurz kommt, eine Geburt Mariä oder des Johannes wird nur benutzt, um eine Kindbettstube in damaligem Style recht behaglich wiederzugeben, der Bau des babylonischen Thurms, um Nimrod und andre alttestamentliche Zuschauer durch Mediceische Fürsten und Prinzen vertreten zu lassen. Es ist ein Suchen nach dem eigentlich historischen (nicht mythischen) Kunstwerk, das nicht zu sich, zur Einsicht seines Zieles kommen kann, weil Grundanschauung und Aufgabe noch transcendent ist. Es könnte scheinen, man müsse diese Darstellungsweise vielmehr porträt- und genre-artig nennen; allein die städtischen Zustände und Gestalten, die hier auftreten, sind mit einem Auge für das Stattliche, Markige, Bedeutende ausgewählt, welches den Geist des Historikers, nicht des Porträteurs oder Genre-Malers verräth. Auch in einzelnen Leistungen des Leonardo da Vinci, des Michael Angelo, des Raphael wollte das historische Gemälde auftauchen; aber es sind nur

vereinzelte Bewegungen, die auf halbem Wege stehen blieben; immer bricht wieder die Transcendenz herein, welche den geschichtlichen Zusammenhang aufhebt. Man wird ganz verstehen, was ich hiemit meine, wenn ich z. B. das Gemälde Raphael's als Beispiel anführe, welches darstellt, wie Leo den Attila bewegt, vor den Mauern Roms umzukehren. Statt daß hier die beiden Hauptfiguren durch die einfach natürliche Wechselbeziehung der religiösen Beredtsamkeit und ihrer Wirkung auf ein barbarisches Gemüth gegenseitig aufeinander bezogen wären, erscheinen über Leo die Gestalten des Petrus und Paulus in den Lüften, Attila blickt nach ihnen statt nach Leo, und der innre Zusammenhang, die Einheit, ja die Composition ist aufgehoben, indem der Papst, wenn Apostel für ihn handeln, ganz überflüssig wird. Die Ausbildung des reinen, durch keine mythische Transcendenz durchbrochnen historischen Gemäldes war — nach langer Unterbrechung, langen Vorarbeiten, einer andern, der modernen Zeit aufgespart.

(Fortsetzung folgt.)

Lieder der Gegenwart. Königsberg 1842. Th. Theile. Gedruckt in der Degenschen Buchdruckerei.

„Lieder der Gegenwart", politische Lieder! als ob sich's bereits von selbst verstünde. Die neue Form breitet und bildet sich immer mehr aus. Hoffmann von Fallersleben und Herwegh, welche die politische Lyrik zuerst wieder aufgenommen und mit Erfolg durchgeführt haben, sind selbst keineswegs stehen geblieben, Hoffmann hat seine epigrammatische, Herwegh seine religiose Art weiter ausgebildet. Hoffmann wird nächstens einen dritten, Herwegh einen zweiten Band erscheinen lassen. Die zweite Auflage der ersten Bände von beiden Sammlungen ist erschienen, die Ausstattung der Herweghschen Lieder in einem zierlichen Duodezbande wird diese noch außerdem in viele Hände bringen. Unterdessen hat die politische Gemüthsbewegung unter den Lyrikern stark um sich gegriffen; und wenn es anfangs für den Ungläubigen in Sachen der Geistesregung den Anschein haben mochte, als sei die neue Richtung nur in der Poesie zu Hause und auch in der Poesie nur als eine Capriee, weßhalb man denn auch die unberufnen Neuerer, wie sich's gehöre und gebühre, in den Bann gethan habe; so ist es nun doch, seit die neue Dichtungsart ein großes, ja das größte Publicum gefunden, ziemlich klar geworden, daß die neue Richtung im Nationalgeiste überhaupt eingetreten sei. Und so ist es immer. Eine Lyrik, die sich geltend macht, ist die Gemüthsbewegung der Zeit. Nur ein Beispiel und das nächste, das wir nehmen können, die frühere politische Lyrik. Als Körner, Arndt, Schenkendorf, Uhland Freiheits-, Vaterlands- und Oppositionslieder sangen, thaten sie dies nicht auf ihre eigne Faust; ihre Lyrik war vielmehr das erwachende Volksgefühl selbst, sie war die Religion der Zeit, ja, sie war es, die „der Tyrannei den Kopf zertrat", und was die Taktik unsrer Generale verdarb, das machte dieser Sturm des Geistes wieder gut. Früher, als Körner noch allein stand und mit seiner Erstürmung von Sigeth nur ein Räthsel gegen Napoleon aufgab, das nicht errathen werden durfte, als die Hoffnung noch so entfernt war, daß Keiner sie fassen konnte, damals, zur Zeit der französischen Herrschaft, wußte wohl jeder Ehrenmann, was ihm das Herz bewegte, aber es gab noch keine Sänger, die es laut durch das ganze Land wiederhallen ließen. Höchstens, daß Schill's Geisterstimme und Arndt's Bundeslied verstohlen und im Stillen gesummt wurden. Erst mit dem Ausbruch des öffentlichen Geistes bricht dann auch die Lyrik unwiderstehlich hervor, es ist ein und derselbe Act; und als alle Geister auf Leben und Tod der Realisirung der deutschen Freiheit sich ergeben haben, da erst wird Körner lyrisch, da wird er gehört, und nun wird er nicht bloß gehört, nun singt er die Feinde nieder. Freiheitslieder zu singen, ist für den Sklaven umsonst, für den Freien überflüssig, in den Befreiungskriegen nothwendig. Freiheitslieder werden nur gehört und empfunden, wenn das Freiheitsgefühl zur Religion der Zeit wird, und dies geschieht nur, wenn der Zeitgeist lastende Fesseln abschüttelt. Religion ist eben dies Pathos für die Realisirung der Idee.

So lange die Welt hoffnungslos daniederliegt, ist keine Lyrik möglich. Die Empfindung einer unüberwindlichen Sklaverei drückt dem Menschen das Herz zusammen und erstickt seine Stimme in der Brust; die Lyrik ist vielmehr der Schrei, welcher die Geburt des jungen Geistes begleitet: der erste Ton des ersten Freiheitsliedes lüftet die Brust und giebt dem neugebornen Geist die ersten Züge seiner neuen Lebensluft zu kosten.

Wenn wir also jetzt neue Freiheitslieder haben, so ist das ein Symptom unsrer Wiedergeburt und beweist unwiderleglich, daß wir im Begriff stehen, ein neues Leben anzutreten und bereits die innerste Gewißheit der geistigen und politischen Wiedergeburt gewonnen haben.

Diese „innerste Gewißheit", die Hoffnung und der gute Muth, wird von Seiten wohlmeinender Tröster empfohlen, von der andern Seite aber ironisirt. Das verborgne Innre wäre freilich noch nichts, und was nur im Herzen der abgesonderten Einzelnen als eine Abstraction und private Selbstbefriedigung lebt, das verdient jenen böswilligen Trost und jene aufstachelnde Satyre. In diesem Sinne sagte Heine neulich:

„Nur in der Tiefe des Gemüthes
Ein deutscher Mann die Freiheit trägt."

Sobald aber der Vereinzelte sich an die Vielen wendet, und sobald nun alle Gemüther sich mit der Sache befassen, kommt die „Tiefe" ans Tageslicht des Volksgeistes und wird der Privatgeist öffentlicher Geist.

Die Abstraction und die Machtlosigkeit, welcher der menschliche Geist anheimfallen kann, besteht lediglich in der Vereinzlung. Wer ein Gefühl ganz allein für sich hätte, wäre ohne Zweifel am allerschlimmsten daran. Was die Welt nicht schon im öffentlichen Bewußtsein vorbereitet hat, das nimmt sie nicht an, und um eine historische Macht zu gewinnen, ist Jeder genöthigt, an diese Vorbereitung anzuknüpfen. Daraus folgt nicht die tode Apotheose des Erfolgs, es folgt nicht daraus, daß die Vorläufer einer Bewegung und diejenigen Träger derselben, die geopfert werden, Unrecht haben; es folgt nur, daß ihr Untergang selbst oft erst zur Vorbereitung der Gemüther dient. Wird dann später ihr Gedanke ins Werk gerichtet, so ist der Gedanke und ihr Verdienst um ihn damit nur gerechtfertigt.

Die vielgepriesne Wirklichkeit, die besser sein soll, als die Idee, ist daher nichts Andres, als die Eine Idee im Besitz der Vielen, die offenbare und im Lichte ihres eignen Selbstbewußtseins sichre Vernunft. Dieser Staat, den wir billigen, ist nur darin reell, daß die Vielen ihn wollen und anerkennen; und daß sie dies thun, beruht auf der Bildung des Geistes, unter deren Einflüssen ihr Wollen und Denken steht. Man denkt sich diesseits des Oceans die Vielen gewöhnlich als wild und unvernünftig; wenn man dies thut, nimmt man sie aber vereinzelt und trotz der Masse, in der sie doch eine Einheit bilden, als lauter disparate Atome. Die Vielen und Alle im Licht des hellen Tages der Oeffentlichkeit sind in der Vernunft vereinigt. Einig werden können die vielen Einzelnen nur im Elemente der öffentlichen Vernunft selbst. Die Willkür vereinzelt, die Vernunft ist das Einzige, was einigen und aus vielen Subjecten Eine Substanz gemeinsamen Denkens und Wollens — den Staat — bilden kann. Und wenn Goethe meint:

> Im Zuschlagen ist die Masse respectabel,
> Urtheilen gelingt ihr miserabel;

so gehört zu allererst schon zum Zuschlagen Urtheil, dem Zuschlagen der Masse geht ein allgemeines Judiciren voraus, und um die Masse recht warm beim Zuschlagen zu finden, muß die Sache ganz gründlich in ihrem Kopfe verurtheilt sein; sodann aber hat Goethe „die Theile in seiner Hand, fehlt ihm leider das geistige Band", und ist ihm deßhalb Aristoteles entgegenzusetzen (Polit. III, 10. §. 5), welcher sagt: „Einzeln genommen ist vielleicht Jeder von geringrem Belang; aber mit dem Staate als dem Inbegriff Vieler ist's, wie mit einem aus Beiträgen zusammengebrachten Schmause, der schöner ist als einer, der von einem Einzigen veranstaltet wird. Aus diesem Grunde beurtheilt auch die Masse Vieles besser, als Einer, er sei wer er sei." (*Κρίνει ἄμεινον ὄχλος πολλὰ ἢ εἷς ὁστισοῦν.*) Die Masse aus der Vereinzlung befreien, heißt sie als objective Vernunft setzen, als wahren Staat organisiren. Was daher eine Zeit geistig und gemüthlich beherrscht, ist schon dadurch als eine Form der Vernunft gerechtfertigt: der öffentliche Geist ist schlechthin der souveräne Weltherrscher, und die gebildeten Völker finden in seiner Selbstkritik und Bewegung ihre höchste Befriedigung.

Hat bisher diese Bewegung bei uns eine gar große Stagnation erfahren durch die Trennung des theoretischen und praktischen Geistes, diese gänzliche Abstraction vom Staatsleben, die im Genius des Protestantismus liegt und ihm jetzt als sein „beschränkter Gesichtskreis" mit Recht zum Vorwurf gemacht wird; so ist ohne Zweifel das Erwachen der politischen Gemüthsbewegung, welche in der jetzigen Lyrik zum Vorschein und zur Anerkennung kommt, der Uebergang zur Einführung des theoretischen Inhaltes in die Praxis des öffentlichen Lebens. Man fragt nun: „Wie ist dies möglich ohne freie Presse?" Ist der öffentliche Geist frei, so kann ihm die Presse keinen Widerstand leisten. Die Presse ist frei überall, wo der Sinn und der Geist der Menschen frei ist und frei werden will. Eine solche Insel der Seligen ist Ostpreußen und vornehmlich Königsberg. Von Königsberg ist das Thema der neuen Zeit ausgesprochen, von Königsberg ist die Praxis danach eingerichtet. Der Geist in Ostpreußen ist frei und zur Freiheit entschlossen. Wir übrigen Deutschen, den Rhein etwa ausgenommen, sind weit hinter den Ostpreußen zurück.

Die „Lieder der Gegenwart" sind nur wieder ein neuer Beweis davon. Sie schließen sich mehr an die Herweghsche, als an die Hoffmannsche Richtung an, obgleich auch eine Satyre auf die „Mucker" darin ist, ein „Hosianna" aus ihrem Geist heraus, welches (S. 24) so schließt:

> Jehovah, Zebaoth! Du Schutz der Frommen!
> Bald wird dein Sohn, der Weltenrichter, kommen
> Ja, der Messias kommt! Aus wessen Lenden
> Wirst du, o Herr, den Himmlischen uns senden?
> Wer ist so auserwählt in unsern Tagen,
> Den ew'gen Gott in seinem Schooß zu tragen?
> Wir selbst, von deinem heil'gen Geist beseelt,
> Wir haben Himmelsbräute uns gewählt.
> Wir schlürfen ihrer Lippen heil'ge Küsse;
> Die Brautnacht winkt bei düstrer Ampeln Schein;
> Bald bricht die Sonne durch die Finsternisse,
> Bald wird erzeugt der Welterlöser sein!
> Hosianna!

Doch, wie gesagt, der Charakter, welcher durchgeht, ist der „lebendige Patriotismus" in directer Form. Gleich hinter der Dedication oder dem „Rückblick", der uns nicht ganz klar geworden ist, folgt ein Lied an „Schön", dem wir Folgendes entnehmen:

> Als unser Land sich auf vom Schlummer rang, (?)
> In seinen Adern heißen Thatendrang,
> Als hier, von der Begeistrung Rausch erhitzt,
> Ein weltgeschichtlich Leben aufgeblitzt,
> Da standest du, ein Schutzgeist, an der Wiege
> Der neuen Thaten und der neuen Siege.
>
> Jetzt stehn wir hoffend an der Zukunft Thor;
> Wer schiebt den eisenschweren Riegel vor?
> Wer wagt's, die Geister, die zum Licht erwacht,
> Zurückzustürzen in die alte Nacht?
> Wer wagt's, dem jugendlichen Volk der Preußen
> Den Blüthenkranz vom lock'gen Haupt zu reißen?

Dann fordert der Dichter Deutschland auf, seine Blicke nach Ostpreußen zu richten, denn

> — Frischer, als der Ostsee Wogenschlag,
> Hallt unser Herz des Zeitgeists Brandung nach. (?)
>
> Kein vorgeschobner Posten ist dies Land,
> So wie es sonst an Deutschlands Thoren stand; (?)
> Kein Wartthurm, der nach Osten spähend schaut;
> Jetzt ist dies Land der Weltgeschichte Braut,
> Und darf mit Recht auf seine Flitterwochen,
> Auf seiner Minne Frühling freudig pochen.
>
> — — —
> — — — —
> Ja, du bist flügge, und im alten Nest
> Hält kein Verbot, o Preußenaar, dich fest.
> Im reinsten Aether wiege deine Schwingen;
> Zur höchsten Höhe mögst du siegend dringen!
>
> Ein Cincinnatus tritt der Freiheit Held
> Jetzt schweigend ab vom Schauplatz seiner Welt;
> Ja, seiner Welt, die er zur Welt gemacht,
> Sie, die vorher ein Kind der dunklen Nacht.
> Zum letzten Gruß mögt ihr die Hüte schwenken,
> Die Trommeln rühren und die Fahnen senken!

Dies Bewußtsein ist stolz, aber es ist vollkommen gerechtfertigt.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 214. 8. September. 1842.

Die Aquarell-Copien von Ramboux in der Gallerie zu Düsseldorf.

(Fortsetzung.)

Im gegenwärtigen Zusammenhang kam es aber zunächst nur darauf an, zu zeigen, wie bei den Florentinern die religiöse Aufgabe durch ihren Sinn für das Menschliche, Wirkliche, vertraulich Nahe, Bürgerliche nothwendig verkürzt werden mußte. Dagegen übernahm nun die umbrische Schule die Ausbildung des andern Moments, die Darstellung des innern Lebens der Andacht und Frömmigkeit. Sie, die Meisterin des Ausdrucks, hütet sich vor jener Ausbreitung und Einwohnung in der Welt und stellt dem aus goldner Beschauung der Wolken von jenseits herüberleuchtenden himmlischen Wunder nur wenige, handlungslos gruppirte Gestalten aus der Wirklichkeit zur Seite, die nun nach dem nahen und doch fernen, geoffenbarten und doch verhüllten Geheimniß der Erlösung mit trunkner Andacht, mit unsagbarer Wehmuth, mit einem Himmel von Schmerz und Entzückung hinaufblicken. Diese bräutliche Sehnsucht der ahnenden und träumenden Seele erscheint allerdings im Schmucke der lieblichsten Schönheit, aber jener zarten, weiblichen, schüchternen Schönheit, nicht der weltlich freien und starken; nur die Gluth der Farbe behält sich der Meister dieser Schule, nachdem er auf die Ausbeute seiner technischen Studien in Florenz dem tiefern Ausdruck zu Liebe halb zu verzichten anfing, als symbolischen Wiederschein der innern Magie seines Traumlebens vor.

Nicht sogleich mit ihrem ersten Aufschwung im funfzehnten Jahrhundert spricht die florentinische Schule den bezeichneten Charakter vollständig aus. Die umbrische Schule hat sich noch nicht entwickelt, jene beiden Aufgaben sind noch nicht an zwei Organe vertheilt, sondern noch unentzweit fallen hoher Ernst, tiefe Innigkeit und freies Streben nach Form zusammen. Von dem Begründer dieser Epoche der florentinischen Schule, dem ehrwürdigen, feierlichen Masaccio zeigt uns Ramboux nur eine Madonna mit dem Kinde, getreu seinem Zwecke, vorzüglich das noch Unbekannte aus seinem Dunkel zu ziehen. Wie erwünscht wäre es aber, von seinem geschickten Pinsel ein würdiges Abbild der Kapelle Brancacci in S. Maria del Carmine zu Florenz zu erhalten, dieses Studirzimmers der größten Künstler, eines Leonardo da Vinci, eines Raphael, eines Michael Angelo! Hier würden wir begreifen, wie es mit Masaccio auf einmal Luft und Licht wird, wie eine große, männlich ernste Seele in die satte Rundung, die gehaltne Würde frei entwickelter Körperformen, bis heraus in die großartigen und doch unbefangnen Falten des Gewands, zugleich aber mit dramatischer Entfaltung in die Wechselverschlingung harmonisch componirter Gruppen sich ergießt, wie mit der Durchführung der perspectiven Gesetze die Malerei nun erst ihrer Bestimmung entspricht, ihrem Werke den vollen Schein der eignen Räumlichkeit zu geben. Wenn nun Masaccio durch den hohen Ernst seiner Gestalten den profanern Tendenzen der spätern florentinischen Schule zwar noch ferner steht, jedoch den freiern Welt- und Natur-Sinn des Florentiners bereits durch die freie Ausbildung der Form, durch Versammlung porträtartiger Figuren um neutestamentliche Scenen, durch so manche genre-artige Motive, wie z. B. den zitternden Nackten bei der Taufe, unverkennbar ankündigt, so ist dagegen der fromme Fiesole ein voller Beweis, daß anfänglich auch der florentinische Geist noch an der alterthümlichen Innigkeit kirchlichen Sinnes haftete. Ein Sommermorgen der Andacht, eine Sabbathstille liegt auf den Werken dieses Malers, der noch ganz Mönch im strengen alten Sinne des Wortes, dessen kindliche Seele von jenem Verderben unberührt ist, das zu seiner Zeit bereits unaufhaltsam, als nothwendige Folge ihrer Principien die Kirche des Mittelalters ergriffen hatte, und von welchem das Leben eines Fra Filippo Lippi sammt seinen unruhigen, wenig edlen, zackig gezeichneten Gemälden ein treues Abbild liefert. Es wird uns vor jenen frommen, stillen Bildern zu Muthe, als müßten wir mit dem tragischen Helden der modernen Geistesschmerzen ausrufen:

> Sonst stürzte sich der Himmelsliebe Kuß
> Auf mich herab in ernster Sabbathstille,
> Da klang so ahnungsvoll des Glockentones Fülle,
> Und ein Gebet war brünstiger Genuß.

Freilich folgte auch hier Ramboux der schon erwähnten Methode seiner Auswahl, daher giebt er uns keine der so charakteristischen Darstellungen himmlischer Seligkeit, wie sie in den Uffizien, im Palast Corsini zu Rom auf kleinen Tafeln sich finden, nicht die Kreuzabnahme in der Akademie

zu Florenz, an der wir sehen, wie die frommen Maler allerdings auch Scenen der Handlung nicht verschmähten, doch nur solche wählten, wo stille Andacht oder tiefer lautloser Schmerz waltet; keines seiner Wandgemälde aus der Kapelle des h. Laurentius im Vatican, wo vielleicht mehr als anderswo die rührende Anmuth, der erste leise Anklang plastischer Formen sichtbar ist, die diesem zurückgezognen Mönch doch im Einzelnen erreichbar waren, auch keine der Fresken im Kloster S. Marco zu Florenz, wohl aber zwei Gruppen aus seinen, über dem bewunderten Werke des Luca Signorelli gewöhnlich übersehenen Wandgemälden im Dome zu Orvieto. Ebendaher erhalten wir von seinem Schüler Benozzo Gozzoli keine seiner Fresken im Campo Santo zu Pisa, sondern nur zwei seiner unbekanntern Werke, das eine in Montefalco, das andre in S. Gimignano. Jene Fresken sind bekanntlich von Lasinio gestochen, aber wie erfreulich wäre es, sie hier in der warmen Wirkung der Farbe wiederholt zu sehen! Wir würden erkennen, wie dieses heitre Gemüth sich nicht mit der weltlosen Sonntagsstille des Meisters begnügt, sondern herausgeht in heitre Villen, lachende Thäler und Vignen, unter die Loggien edler Gebäude, wo Pfauen stolziren, Kaninchen hüpfen, Tauben flattern und an dem Faden der alttestamentlichen Sage alle Zustände patriarchalischer Menschheit, Geburt, Knabenspiele, Jünglingsschicksale, Liebe und Krieg, Segen und Fluch des Vaters, Hochzeitfeste, Ehe und Mutterliebe, Landbau und Weinlese, aber auch Verwüstung, Feuersbrunst, Untergang im hellen Sonnenlichte einer milden und doch kräftigen Objectivität wie ein Epos vor uns ausbreitet. Liebenswürdiger Gozzoli! Nur einmal in jedem Jahre möchte ich an jener Wand des herrlichen Campo Santo auf- und niedergehen und alle Spannung und Ansprecherei der neuern Kunst im Anblick deiner gesunden und naiven Lebensbilder vergessen können!

Unsre Sammlung eilt überhaupt über die weitre Entwicklung der florentinischen Schule nunmehr etwas flüchtig hinweg, um bei der umbrischen mit desto mehr Vorliebe zu verweilen. Ramboux scheint uns zeigen zu wollen, welche noch ungehobnen Schätze von wunderbarer Seelenschönheit die ächtreligiöse Malerei des Mittelalters durch diese Schule zu Tage gefördert hat, und führt uns daher an den ersten Regungen eines weltlichern Sinnes, der diese ganze Leben-Periode der Malerei von innen heraus aufzulösen bestimmt war, schnell vorüber. Hierin scheint der treu beflißne Mann doch nicht von aller dogmatischen Befangenheit frei zu sein; sonst würde er einen Fra Filippo Lippi, Filippino Lippi, einen Cosimo Roselli, der in der Kapelle von S. Ambrogio zu Florenz so herrlich begann, um freilich, wie manche seiner Zeitgenossen, in verhärteter Handwerksmanier zu endigen, nicht übergehen, um nur von Botticelli eine seiner Fresken in der Sixtin-Kapelle zu geben; er würde vor Allem Ghirlandajo reichlicher bedacht haben, als bloß mit seinem, obzwar bereits sehr tüchtigen Bilde, der Berufung des Petrus und Andreas zu Aposteln, in der Sixtinischen Kapelle und einem sonst unbekannten Werke zu S. Gimignano, er würde durch Nachbildung seiner schönen Fresken in der Kapelle Sassetti in S. Trinità und der noch schönern im Chore von S. Maria Novella zu Florenz zeigen, welche freundliche, bürgerlich menschliche Gegenwart, welch lieblicher und edler Anklang antiker Motive in den Werken dieses schlichten, naiven, in der Technik ausgezeichneten, die florentinische Schule besonders treu vertretenden Meisters sich ausbreitet. Dagegen hat Ramboux nicht versäumt, den merkwürdigen Vorläufer des Michael Angelo, Luca Signorelli, uns vorzuführen, in dessen Werken der effectreiche Geist dieser Schule mit ihrem hohen Formsinn, ihrem gründlichen Studium des organischen Körpers in eine bereits so gezeitigte Einheit zusammenfällt, daß wir ihn als die reifste Frucht der florentinischen Schule des funfzehnten Jahrhunderts ansehen müssen. In dieser Auferstehung der Todten, gemalt im Dome zu Orvieto, diesen lobsingenden, blumenstreuenden Engeln, dem Sturz der Verdammten entfalten sich ein Adel und eine Vollendung, eine Kühnheit in der Darstellung nackter und würdevoll bekleideter, in seliger Ruhe sich neigender, beugender, in wilder Verwirrung, Wuth, Verzweiflung stürzender, schwebender, verschlungner Körper, wovon zu Michael Angelo nur noch ein Schritt ist.

Aber jetzt thut sich eine andre Welt auf: der ausgedehnte Kreis verengert sich wieder, wir treten ins innre Heiligthum der Seele, die hinweg aus dieser freundlichen Gegenwart in unendlichen und namenlosen Gefühlen sich nach der ewigen Heimath, nach den verklärten Gestalten sehnt, die von da einst gekommen, um uns zu sagen, wie schön und herrlich es dort ist: es öffnet sich die umbrische Schule und mit ihr das unendliche Liebesleben im Wechselverkehr zwischen der andachttrunknen Seele und dem himmlischen Kinde, das aus dem Schooße einer Jungfrau einst geboren ist. Noch erscheint Buonfiglio, von welchem Ramboux den Tod eines Heiligen im öffentlichen Palaste zu Perugia copirt hat, als ein mittelmäßiger Maler, in welchem kaum eine Spur von der tiefen Seele der umbrischen Schule zu finden ist. Nicolo di Alunno und Matteo di Gualdo treten als die eigentlichen Begründer dieses Styles auf, durch zwei Copien vergegenwärtigt. Ihr Höchstes aber erreicht die Schule durch Raphael's Meister, den herrlichen Pietro Perugino. In mehrere Städte werden wir versetzt, die dieser Meister mit seinen wehmüthig frommen Bildern schmückte, nach seiner Vaterstadt Città della Pieve, nach Orvieto, nach Montefalco, nach Panicale, nach Perugia. Auf keinem der gegebnen Bilder wird man ihn besser kennen lernen, als auf seinem herrlichen Presepio

(Anbetung der Hirten) auf S. Francesco al Monte bei Perugia; doch hätte ich gewünscht, daß von diesem Maler der Seelenschönheit im ächt katholisch mittelalterlichen Sinne des Worts mehrere der besonders bezeichnenden Bilder gegeben wären. Seiner tiefen und stillen Natur entsprechen vielleicht am meisten jene einfachen Bilder, wo in bloßer Situation ohne Handlung Madonna mit dem Kinde in den Wolken oder auf einem Throne erscheint und sehnsuchtsvolle, durch Leiden und Glauben geheiligte Menschen zu ihr hinauf- oder in tiefem Träumen vor sich hinsehen. Solche Bilder scheinen mir eigentlich symbolisch für diese Form des Ideals: jenes tiefe Insichsein der von dem Geheimniß der Menschwerdung verzückten Seele, und dafür hat dieser Meister die absolut entsprechenden Formen gefunden, jene himmlisch schönen und zarten, träumerischen Jünglings- und Jungfrauen-Köpfe, jenes leidensmüde und doch selige Greisen-Angesicht, jenes unsagbar liebliche, huldvolle Neigen der göttlichen Jungfrau, des Kindes, der Engel; das Dürftige und Unfreie der körperlichen Formen trifft mit der Schüchternheit solches verschloßnen Gefühlslebens ganz passend zusammen, und die einfache Situation der Anbetung muß ihm mehr zusagen, als bewegtere Handlung. Nicht leicht erscheint dies Alles ergreifender und hinreißender, als auf jener herrlichen Tafel in der Pinakothek zu Bologna, wo Maria dem Evangelisten Johannes, der heil. Katharina und dem Erzengel Michael erscheint. Allerdings geht nun Perugino auch zu Compositionen wirklicher Handlung fort, doch wählt er, wie Fiesole, nur solche, wo aller Lärm der Leidenschaft entfernt ist, und nur Stille der Andacht und unendlicher, aber ergebungsvoller Schmerz waltet.

(Fortsetzung folgt.)

„Lieder der Gegenwart.“

(Schluß.)

Ostpreußen ist der Punct, in welchem der politische Sinn und das Streben für die Wiedergeburt unsers Vaterlandes zum zweiten Mal die ersten Lebenszeichen von sich giebt; nicht nur, daß hier die bestimmte politische Frage: Allgemeine Vertretung, Preßfreiheit und Emancipation vom Ausland und eben so von dem ausländischen System, bestimmt gestellt und mit dem Nachdruck einer bedeutenden Majorität aufrecht erhalten worden ist; die ganze Haltung und Physiognomie der Provinz ist bis jetzt dieser freien Richtung treu geblieben. Schön's Verdienst ist unverkennbar, schon der Enthusiasmus der Provinz für ihn bezeugt dies; dennoch würde man den Preußen Unrecht thun, wenn man Einem Manne Alles zuschriebe, und es ist daher nicht zu bezweifeln, daß die Provinz auch nach Schön's Rücktritt fortfahren wird, einen Geist zu bethätigen, der in der That eine weltgeschichtliche Bedeutung hat und der dort am wenigsten aufgegeben werden kann, wo sein Gegensatz so drückend empfunden wird, wie dies an der russischen Grenze unausbleiblich ist. Der protestantische Staat, um den die Unterthanen nicht wissen, der sie bloß bei ihrer Privatfreiheit, zu glauben, was sie wollen, schützt — die Schutzanstalt der Bildung, des Geistes, der freien Innerlichkeit — diese Form des Staates hat nicht Energie gnug, um den Stürmen der Geschichte zu trotzen. Die Erfahrung davon ist bereits gemacht worden und es bleibt jetzt nur die Alternative übrig, entweder zum öffentlichen Staat mit der öffentlichen Freiheit der Staatsbürger überzugehen oder die Probe der Geschichte noch einmal zu machen und auf die Gefahr hin, daß sie das zweite Mal besser ausfällt, den Privatstaat und das Privatinteresse aller seiner Theilnehmer den kommenden Ereignissen auszusetzen.

So weit hat uns das stoffliche Interesse fortgerissen. Wir haben das alte Thema, das ewig neu und unerschöpflich ist, sogleich ins Auge gefaßt. Das Gedicht treibt darauf hin. Dies ist denn auch sein Verdienst. Die Form ist bei Weitem nicht vollendet, sie erreicht die Herweghsche Rundung in sich, sein Rondeau und seinen epigrammatischen sichern Schwung nicht von ferne; sie löst sich vielmehr auf in eine dithyrambische Breite, aus der Manches weggeschnitten werden muß, in der aber auch Manches einen ergreifenden Accord giebt. Wir haben die ganze Sammlung mit großem Interesse gelesen und Einzelnes wiederholt gelesen. Dasselbe Schicksal wird das Buch in vielen Händen haben; und wenn wir auch an der Form sehr Vieles vermissen, sowohl das Gesangmäßige, als das Kunstmäßige, so würde es doch sehr verfehlt sein, das ganze Interesse dem Stoff zuzuschreiben. Der ist in Jedermanns Besitz auch ohne diese Lieder; was interessirt, müssen also doch immer diese Formen sein, in denen er auftritt; und es ist, um es mit Einem Wort zu sagen, der Schwung und der religiöse Ernst, der diese Formen adelt und belebt. Die Form ist überhaupt die ganze Erscheinung. Bringt diese es nun dahin, daß der neue Geist mächtig aus ihr hervorstrahlt und durch sie hindurch wirklich lebendig empfunden wird, so ist sie berechtigt, Effect zu machen. Dabei wird eine vollendete Technik nicht erlassen, und die ist es in der That, welche wir dem jungen Dichter empfehlen, damit es ihm gelingen möge, ein weltbezwingendes, unsterbliches Lied zu singen.

Er besingt den „Lenzes-Anfang“. Die zwei ersten Verse sind polemisch gegen die Frühlingsdichter und geradezu verfehlt; er besingt den Lenz ironisch, dann fragt er sich, ob auch er „den Poetensparren der Frühlingsbänkelsängerei habe“ und sagt:

> Nein! Ein ganz andrer Lenz ist's, den ich singe,
> Ein Lenz in deutschen Landen,
> Wenn sich aus Kett' und Banden
> Die Freiheit hebt empor mit Adlerschwinge.
> Das sind die Keime, die zum Lichte streben,
> Der Freiheit erstgeborene Gedanken;
> Das ist das leise, ahnungsvolle Beben,
> Durchzitternd des Jahrhunderts Blüthenranken.
>
> Schon lacht der goldne Mai in unsern Herzen;
> Des Lebens Bilder malen
> In Frühlingssonnenstrahlen
> Sich lichter auf dem *Hintergrund* der Schmerzen.
> Vom süßen Traum des *Werdens* fortgerissen,
> Dem *Weltgeist* treu und gläubig hingegeben,
> Wird sich ein Strahl des Lichts aus Finsternissen,
> Glorreich die neue, freie Zeit erheben.

Die durchschoßnen Worte sind zu reflectirt. Sonst ist es nicht das Selbstbewußtsein über die Zeit des Freiheitsliedes und über seine Bedeutung, über die reelle Hingebung, sondern

nur der reflectirte an die philosophische Prosa erinnernde Ausdruck, der hier ungehörig ist.

Ein eben so vortreffliches Thema und auch im Einzelnen gut ausgeführt, ist „des Helden Traum"; aber der Schluß und wiederum manche Wendung im Verlauf ist verfehlt. Die Freiheit spricht zu Napoleon:

> O Bonaparte! Abtrünniger Verräther!
> Du ungerathner Sohn der Republik!
> Du kronenräuberischer Missethäter,
> Verlasse dich auf ewig jetzt dein Glück!
>
> Mich selbst, die Freiheit, senden Danton's Manen.
> Mich schickt Saint-Just, mein todesmuth'ger Held!
> Sie schleudern ihren Fluch auf deine Fahnen,
> Und ihren Fluch vollstrecken wird die Welt.
>
> Die Welt, die du willst keck zu Boden treten,
> Die Völker, die du schlugst im Räuberkrieg,
> Flehn jetzt zu mir in brünstigen Gebeten;
> Denn nur bei mir ist Rettung und ist Sieg.
> — — — — —
>
> Siehst du der Völker freudiges Bewegen?
> Vom Boden hebt sich ihr zertretnes Recht.
> Ich selbst, die Freiheit, zieh' dir jetzt entgegen,
> Und waffne ganz Europa zum Gefecht.

Zuletzt wird ihm denn doch noch selbst der Frevel an dem ewigen Rechte des Volks verziehen; er zieht in den Himmel ein:

> Und er erwacht! Da sieht er das Jahrhundert
> So winzig klein zu seinen Füßen stehn;
> Und Bertrand und Las Cases sind verwundert,
> Weil sie den Kaiser nie so froh gesehn.

Worüber? Ohne Zweifel über die Lumpenwirthschaft, weil er nicht mehr regiert! und mit solchem Volk aus der kaiserlichen Cortege sollen wir schließlich zufrieden sein? Nein, wir wundern uns mehr über sie, daß sie da sind, als sie über den Kaiser — hol' ihn der Geier, wie er denn auch gethan hat!

Das „Walhalla", welches Börne, Heine, Anastasius Grün, Karl Beck, Freiligrath, Lenau, Gutzkow, den Nachtwächter und Herwegh umfaßt, hält ein strenges Gericht und spricht überall den unerbittlichen Spruch der Zeit; aber es ist, wenn gleich der Inhalt dieses Gerichts neu, doch die Form, litterarische Größen zu richten und immer wieder mit der Litteratur auf die Litteratur zurückzukommen, das alte deutschprotestantische Laster der abstracten Bewegung der Theorie in sich selbst. Liest man aber dies Gericht, so sind alle seine Sentenzen politisch und gehen die öffentlichen Charaktere, nicht die Künstler an. Dies ist auch schon daran zu erkennen, daß Börne an die Spitze gestellt ist.

Damit wäre denn wieder ein Beispiel, und ein recht schlagendes gegeben, wie sehr sich das Bewußtsein der Zeit seit Kurzem herumgewendet hat; und es kann nicht fehlen, daß die „unsterblichen Poeten" über den Mißbrauch der Kunst schreien werden, eben so wie die „absolute" und „reine" Wissenschaft über den Mißbrauch des Wissens schreit. „Man ist so sehr aus dem Himmel herausgefallen, daß man auch mit dem Edelsten und Höchsten nur den Effect, den endlichen, historischen, politischen Zweck will. Wo bleibt da der absolute Selbstzweck der Theorie?" Wenn der Zweck absolut ist, so wird auch sein Effect absolut und seine Realisirung ewig sein; man sollte also meinen, er hätte sich vor der Endlichkeit nicht zu fürchten, denn er weiß es ja, daß er aus jedem Zustande der wirklichen Freiheit einen neuen und weitern zubereitet. Aber die Kunst und Wissenschaft, welche sich vor ihrem eignen unmittelbaren politischen Effect, den alle reelle Existenz mit sich führt, fürchtet, ist ein Gespenst, keine geistige Macht. — Aber selbst das Traumleben in absoluter Abgeschiedenheit ist dennoch ein sehr reeller Ausdruck seiner Zeit. Es zeigt die abstracte Form der Zeit. Ist die Theorie unlebendig in sich gekehrt, so ist die Praxis öde, geistlos und interesselos. Die Geschichte schweigt, das Leben ist der Tod überall, wo es nur ein Privatleben giebt. Die Interessen, welche das Herz des politischen Menschen erfüllen, müssen in Wissen und Kunst erfaßt werden; sind diese reellen Interessen aus allen Herzen verschwunden, so träumt man sich andre; schlimm gnug also, wenn das absolute Traumleben die einzige Form der Beziehung von Theorie und Staatsleben ist. Was man das Absolute nennt, dem bleibt überhaupt nichts Höheres übrig, als das Bilden neuer Formen des Geistes im Geist; alle Theorie und alle Kunst, denen wir selbst die historische Initiative mit aller Macht zu vindiciren suchen, resultiren aus der Geschichte; sie erheben sich aus ihr als ihre Blüthe und senken ihren Samen ins Leben zurück: wie sehr aber bei alledem Praxis und Theorie gleichzeitig und als in eins verschlungen aufzutreten genöthigt sind, davon haben wir oben bei der politischen Lyrik des Freiheitskriegs ein Beispiel angeführt. Daß die jetzige politische Lyrik ebenfalls einen reellen, wenn auch unblutigen Freiheitskrieg begleitet, dies auszuführen und darüber die Documente vorzulegen, verbieten die noch laufenden Verhandlungen in dieser Sache; was jedoch davon emanirt ist, reicht vielleicht schon hin, um darüber ins Klare zu kommen. Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 215. 9. September. 1842.

Die Aquarell-Copien von Ramboux in der Gallerie zu Düsseldorf.

(Fortsetzung.)

Das Leben der Maria ist das Gebiet, worin diese Gefühlsweise eigentlich heimisch sich bewegt, und das genannte Presepio, so wie das andre Bild desselben Inhalts nach einem Gemälde in S. Maria delle Lacrime bei Trevi, ferner die ebenfalls copirte Kreuzabnahme in Città della Pieve, worauf die ohnmächtige Madonna vorzüglich hervortritt, mögen beweisen, daß hierin die ganze Stärke des Perugino sich concentrirt. Da aber Ramboux die letztre Stadt nicht überging, so hätte er uns ein schönes Geschenk gemacht, wenn er auch die Anbetung der Könige in der sogenannten Chieserella ebendaselbst gegeben hätte. Mit welcher himmlischen Güte, mit welcher Ergebung in ihre hohe Würde, welcher süßen Schaam und welchem stolzen Mutterglück, mit welchem holden Nichtwissen und tiefen Träumen über das Geheimniß, das sie auf ihrem Schooße hält, blickt die Mutter über das Kind hinaus zur Erde, mit welcher trunknen Andacht sehen die ernsten Männerköpfe zu dem göttlichen Knaben hinauf! Die Welt des Schmerzes eröffnet sich im Leiden Jesu, aber Perugino stellt nicht es selbst in seinen herben Kämpfen dar, sondern sein Ende, den Todten, der so viel gelitten und in dessen Antlitz die Furchen des Leidens mit dem Ausdruck unendlicher Güte sich durchdringen, und um ihn herum die Mutter, die Freunde, denen ein dreifaches Schwert durch die Brust fährt, und an denen wir doch keine heftige Geberde, keinen lauten Schrei des Jammers, sondern nur ein stilles, aber tiefes innres Weinen bemerken. Ramboux giebt uns eine solche Scene (eine Pietà, wie es die Italiener nennen) aus der spätesten Zeit des Malers, aber er hat in seiner besten Kraft diesen Gegenstand so oft dargestellt, so herrlich besonders in dem berühmten, von einem Frankfurter sehr mangelhaft lithographirten Gemälde in den Uffizien zu Florenz!

Mit Liebe sind auch mehrere talentvolle Schüler Perugino's bedacht: Pieturicchio (doch wäre es willkommen gewesen, auch eines der trefflichen Werke in Ara Celi, in der Kapelle des Palastes der Conservatoren auf dem Capitol, in S. Pietro in Montorio zu Rom hier mitgetheilt zu sehen), Andrea di Luigi, genannt l'Ingegno, Tiberio d'Assisi, Girolamo Genga, Giovanni di Spagna, Franc. Melangi von Montefalco, mehrere Unbekannte, endlich Raphael's liebenswürdiger Vater mit seinen sanften, rührenden Engelkindern. Und damit wir nicht vergessen, in welcher Zeit, an welcher Schwelle zum Höchsten wir uns befinden, ist jene Freske in S. Severo zu Perugia nicht vergessen, welche Raphael unvollendet hinterließ, als er zum zweitenmal nach Florenz wanderte, und Perugino ausführte: ein Werk, worin die Kräfte des Schülers schon so vielversprechend über dem Meister stehen.

Diese zwei Schulen, die florentinische und umbrische, in ihrem ausgesprochnen Gegensatze stellen die Bewegung der Malerei im funfzehnten Jahrhundert bis in den Anfang des sechzehnten so tactgebend dar, daß wir in ihnen den eigentlichen Gesammtbegriff derselben erkennen. Doch hat Ramboux nicht versäumt, auch verwandte Bewegungen zweiter Ordnung darzustellen, die uns zunächst noch auf einigen Puncten der Romagna festhalten. In Bologna stand ein Meister auf, der dem Perugino so innig verwandt ist, daß man nothwendig annehmen muß, er sei von dessen Geiste auch wirklich berührt worden: Francesco Francia. R. giebt uns von ihm drei Bilder aus Kirchen in Bologna, eine Gruppe von Aposteln, eine Madonna mit Heiligen, eine Verkündigung Mariä. Könnten wir freilich auch die wunderbare Annunziata in Mailand, die Pietà zu Parma abgebildet sehen, so würden wir diesen Meister in seinem ganzen Werthe erkennen, dessen Madonnen zwar nicht den träumerischen Schleier Perugino's haben, sondern aus den großen, dunkelbraunen, im bläulichen Weiß ruhenden Augen heller blicken, aber uns in dieselben wunderbaren Tiefen geheimnißvoll andächtiger Gefühle einweihen. In Oberitalien legte sich die paduanische Schule, verwandt mit einer Gruppe der florentinischen (Castagno, Polajuolo, Verocchio), insbesondre auf anatomische Richtigkeit der Zeichnung nach plastischen Vorlagen und hob das Einzelne des Organismus mit jener harten Gründlichkeit hervor, wie dies zu geschehen pflegt, wo eine unreife Zeit dieses Moment in seiner Abstraction sich zu seiner Aufgabe macht. R. hat keinen Maler dieser Schule aufgenommen; sie ist auch, Andrea Mantegna ausgenommen, nicht eben wichtig, da ihre herbe Zeichnung bestimmt war, in Venedig, wohin sie sich verbreitete, in dem Schmelz der Farbe zu erlöschen.

Nur den Ferraresen Lorenzo Cossa finden wir in unsrer Sammlung, in welchem die Einflüsse dieser Schule auf Ferrara sich darstellen. Von dem scharfen, charaktervollen Melozzo da Forli erhalten wir die zwei merkwürdigen Stücke, die der Vatican und der Quirinal aufbewahrt; in dem letztern, der Himmelsahrt des von Engeln umgebnen Erlösers, erhebt er sich über die hartkantige Strenge der Paduaner bis in die Nähe des Luca Signorelli. Aus Urbino stammt der liebliche Timoteo della Vite, später Raphael's Schüler, dessen rührendes Magdalenenbild in der Pinakothek von Bologna wir hier antreffen. Endlich führt uns R. aus der Reihe dieser einzelnen, meist kaum gekannten und doch merkwürdigen Meister den Lorenzo von Viterbo vor mit seinen Fresken in der Kirche S. Maria della Verità in seiner Vaterstadt, Arbeiten, worin die Einwirkung der florentinischen Schule auf ein Talent sichtbar ist, das an Formsinn und feinem Gefühl ihren besten Meistern wenig nachgiebt. Wie ein verlorner Posten steht Neapel in der Geschichte der italienischen Malerei; Einflüsse der umbrischen Schule sind zu erkennen, zugleich aber auch der deutschen, und die letztern äußern sich besonders in einer liebevollen Ausführung behaglicher, einladender Umgebungen, seien es wohnliche architektonische Räume oder landschaftliche Hintergründe. Von den Fresken des Antonio Solario, genannt der Zigeuner, im Kreuzgange von S. Severino, die Wunder des h. Benedict darstellend, giebt uns R. drei sehr interessante Stücke.

Doch jetzt gnug von dieser Zeit der letzten Vorbereitungen zum höchsten Aufschwung. Die Sonne des sechzehnten Jahrhunderts ist aufgegangen, alle bisherigen Resultate werden zu bloßen Vorstudien, die Rose öffnet ihren vollen Kelch, der Zauber des Genius vereinigt, was bisher in Gegensätze auseinanderfiel und an verschiedne Schulen sich vertheilte; Ausdruck und Form, die geistigste Tiefe und die freiste Entfaltung derselben zur körperlichen Erscheinung gehen in die reine Harmonie des Ideals, des absoluten Styls zusammen. Das Mittelalter schüttelt eben, da es zu Ende geht, seine vollen Samenkapseln aus und erzeugt eine Frucht, die seinen besten Kern enthält und zugleich unendlich über es hinaus ist. Wir stehen jetzt an jenem merkwürdigen Puncte, wo in Eins zusammenfließt, was bisher sich zu fliehen schien. Wir sahen, wie der christliche Geist, nachdem die Rechte der antiken Kunst, in deren Erbschaft er zunächst getreten, frühe erloschen waren, sich eine eigne Kunstform suchte, die seinem weltverachtend asketischen, mystisch glühenden Sinne entsprach, eine Form, worin die Unendlichkeit des Ausdrucks auf Kosten der sinnlichen Fülle und Entfaltung ihr Recht behauptete; wir sahen aber auch, wie gleichzeitig der ununterdrückbare Trieb aller Kunstbewegung nicht ruhte, die schöne Form aufzusuchen, die heitere vertraute Wirklichkeit, das offene Weltleben herbeizuziehen, wie aber ebendamit auch jenes erste Gesetz beeinträchtigt wurde. Denn der Geist des Mittelalters konnte es nicht dulden, daß es dem Gemüthe mit seinem Himmel von Ahnung, Liebe, Sehnsucht auch wohl sei in dieser schönen Welt; nach einem fernen Jenseits phantastisch gerichtet sollten die besten Kräfte auf ihre weltlichen Zwecke verzichten; wer sich dem Himmel weihte, sollte der Erde nicht mehr gehören, sollte ehelos, willenlos, besitzlos in Gebet, Gefängniß, Fasten und Kasteien den Leib abtödten. Indessen hatte sich allerdings diese düstre Abstraction thatsächlich längst überlebt, freilich ohne ihr Princip aufzugeben. Je strenger man Kirche und Welt sondern wollte, desto unaufhaltsamer war der weltliche Geist in die Kirche selbst eingebrochen, denn, wie es in diesen Blättern schon so treffend gesagt worden ist: das Gelübde der Keuschheit, des Gehorsams, der Besitzlosigkeit schwören, heißt das Gelübde der Wollust, der Herrschsucht und Habsucht schwören. Wie konnte es überhaupt mit dem Princip der Askese, der Verflüchtigung aller sinnlich-sittlichen Kräfte ins blaue Jenseits einem Volke in die Länge Ernst sein in Leben und Kunst, das auf der Stätte wandelt, wo tausend kunstvolle Zeugen des verblichnen Lebens einer noch ungebrochnen, ungetheilten Menschheit täglich aus Schutt und Trümmern auferstanden, wo die erneute Wissenschaft jenes Leben objectiver Sittlichkeit, wo die Religion selbst politischer Natur war, dem staunenden Geiste erschlossen hatte? In Deutschland erfolgte die Krisis des Geistes auf dem geistigen Boden selbst, die Reformation brach durch, auch hier nicht ohne den mächtigen Einfluß der neuerweckten classischen Bildung; aber in der ernsten Sorge um das innre Heil der Seele hatte hier der Mensch keine Zeit mehr, um das heitre Spiel der Kunst sich zu kümmern. In Italien dagegen sehen wir nun die wunderbare Erscheinung, daß auf einen Moment jene widersprechenden Extreme in der Kunst sich versöhnen: Kirche und Welt, asketisch transcendenter katholischer Glaube und antiker Form- und Lebenssinn. Ein Inhalt, der wesentlich als übersinnlich gefaßt ist, schlägt den lachenden Körper der Sinnlichkeit um und verklärt ihn zum Ideal. Das Bewußtsein des Künstlers ist frei, ist emancipirt, bindet sich an keinen ängstlichen Typus, kein Pfaffengesetz mehr, erfreut sich unbefangen der heitren Fabelwelt der Alten, und bleibt doch an die Kirche, ihre Glaubenswelt, ihre Stoffe gebunden. Nur einen Moment konnte diese höchste Einheit von Widersprüchen dauern, sie hatte, wie ich es früher in diesen Blättern nachgewiesen, ihren Feind in sich selbst, und zwar auf doppelte Weise: die Schönheit hatte ihren Feind an dem Gehalte, den sie umkleidete, denn dieser war als schlechtweg überschwenglich bestimmt, und dieser Gehalt hatte seinen Verräther an der Schönheit, in die er sich gehüllt. Der Sieg mußte nothwendig der freien, der formellen Seite zufallen, und da man doch die widersprechen-

den Stoffe nicht aufgab, so entstand eine unwürdige, subjective, manierirte Behandlung kirchlicher Stoffe. Daher sehen wir mitten in der Zeit des religiösen Kunst-Ideals auch schon die Andeutungen der Leichtfertigkeit, daher schwankt Raphael selbst zwischen wahrhaft heiligen und zwischen nur weltlich schönen Madonnen-Gestalten, daher erscheint in der Freiheit auch schon der erste Keim der Willkür, und beginnen Mich. Angelo und Correggio, sowie sie nach einer Seite die Kunstvollendung abschließen, nach der andern die Ausartung, jener ins überspannt Gewaltsame, dieser ins abgespannt Empfindsame und Lüsterne; jener in die falsche Kraft, dieser in die falsche Grazie.

Rambour' eigentliche Aufgabe war, den Entwicklungsgang bis an diesen Punct zu verfolgen; diesen selbst, das Ziel, bezeichnet er mit wenigen, aber meisterhaft geführten Strichen. Zunächst erscheint Leonardo da Vinci, der große Lehrmeister dieser Zeit der Vollendung, ich möchte ihn die über sich und ihre Gesetze zum Bewußtsein gekommne Malerei nennen. Er bewährt sich, um von seiner übrigen Vielseitigkeit hier nicht zu reden, sogleich dadurch als ein Genius, daß er auf beispiellose Weise diese Reflexion der Kunst über sich und die Kunst selbst, die ungeschwächte Production vereinigt, innerhalb der letztren aber die Extreme der tiefen Innigkeit, der frommen, stillen Seelen-Anmuth und der männlichen, in Handlung sich ausbreitenden Energie, und diese beiden Momente des Ideals in der Fülle der vollendeten Form. Schon in ihm sehen wir also eine Verschmelzung des umbrischen und florentinischen Geistes, die sich in einer doppelten Reihe von Werken so äußert, daß Ausdruck und Form in allen sich zur reifen Schönheit vereinigen, die eine Reihe aber in dramatischen Compositionen das männliche in reicher Handlung entfaltet, die andre das sanfte weibliche Ideal in stiller Situation darstellt. In der erstern Richtung schuf er zwei weltberühmte Werke, die Kampfscene in der Schlacht bei Anghiari, einen Carton, der nicht bis zur Ausführung kam und bis auf einen in Kupferstich erhaltenen Rest zerstört ist, und das h. Abendmahl. Vom letztren Werke kann man sogar sagen, daß es eine Durchdringung beider Formen enthalte; Christus und Johannes sind Gestalten voll himmlischer, stiller Sanftmuth, während rings um sie, durchzuckt von dem Worte Christi wie von einem elektrischen Schlage, die ernsten, mächtigen Männergestalten in der reichsten Entfaltung markiger Charaktere sich bewegen. In der andern Reihe steht gewiß die Vierge aux rochers an der Spitze, dieses wunderbar romantische Gebilde, wo im Dunkel der phantastisch zerklüfteten, kaum dem Himmel einen Durchblick gewährenden Grotte an klarer Quelle die himmlische Erscheinung der h. Jungfrau mit jenem unsagbaren Lächeln und den reich umschattenden Locken über den kleinen Johannes, der das Christuskind anbetet, sich herunterbeugt, während ein freundlicher Engel ihr Kind hält. Alle diese Werke konnte R. als bekannt voraussetzen, er erwirbt aber unsern aufrichtigsten Dank durch die Nachbildung jener lieblichen, von einem Donator angebeteten Mutter mit dem Kinde, welche sich im Corridor von S. Onofrio befindet. Diese Seite von Leonardo's Geist wirkte besonders auf die mailändische Schule; vielleicht daß in Leonardo selbst diese Romantik des Gemüths sich erst durch die Einflüsse in ihm erschloß, die frühere Meister dieser Schule, wie der liebliche Borgognone, bei seinem Aufenthalt in Mailand auf ihn ausübten, und daß er nun erst rückwirkend seine Schüler lehrte, den Edelstein dieses holden Seelen-Ausdrucks in das reine Gold der durchgebildeten Form zu fassen. Keiner verherrlichte seinen Meister so sehr, wie der bewundernswerthe Bernardino Luini. Wer die Madonnen, die von Engeln aus dem Grab emporgetragne h. Katharina im Eingange der Brera, das Christuskind mit dem Lamm in der ambrosianischen Bibliothek, die spielenden Genien in S. Ambrogio, die Madonna im Lavatorium der Certosa bei Pavia gesehen hat, wird mich nicht tadeln, wenn ich sage, daß diese Holdseligkeit in der tiefen Wehmuth, diese Grazie der unendlichen Liebe jedes Gemüth zum Entzücken hinreißen muß. Von Borgognone und Luini möchte ich dieser Sammlung besonders dringend einige Copien wünschen.

Um aber seine letzte Höhe zu erreichen, schlägt nun das Ideal noch einmal die in ihm enthaltenen Momente auseinander, um sie dann zum letztenmal und absolut zu vereinigen. Wie Aeschylos dem Sophokles, so geht dem Raphael der titanische Mich. Angelo voraus, der nicht die milde Grazie, nur die furchtbare Erhabenheit kennt, nicht die Liebe, sondern nur die Allmacht, die er in kraftschwellenden, wie einer Urwelt angehörigen Riesenkörpern, aber auch in dem fürchterlichen Ernste des Gerichtes verherrlicht, das die Frevler unter den Tönen der letzten Posaune zur Hölle schleudert. Man weiß, welche Keime der Ausartung sich an dieses Ideal des Mich. Angelo knüpfen. Die höchste und reichste Frucht der florentinischen Zeichner- und Compositionskunst, geht er im Gefühl seiner Virtuosität bereits in Willkür über, bringt kühne Stellungen und Verkürzungen an, wo es nicht die Sache fordert, sondern nur sein Wunsch, sich zu zeigen, legt überhaupt als Maler, während er als Bildhauer einen malerischen genialen Wurf sucht, zu viel Gewicht auf das plastische Moment, verachtet die stehenden kirchlichen Bezeichnungen und tritt so bereits merklich aus der Substanz heraus, von welcher doch die Malerei des sechzehnten Jahrhunderts noch nicht, oder nur vereinzelt sich befreien konnte, und ruft im Anblicke seines jüngsten Gerichts selbst aus: O, wie Viele wird dies mein Werk verblenden und auf Abwege führen! Es ist daher wohl zu bevorworten, wenn man ihn zu Raphael in das Verhältniß des Aeschylos zu Sophokles stellt, oder mit Schelling

den Geist seiner Werke mit dem Kampfe der Titanen vergleicht, nach welchem sich der Himmel aufklärt und die heitere Herrschaft des Jupiter beginnt! Es ist zunächst richtig, aber dann wendet es sich anders: Raphael folgt dem Mich. Angelo und bildet sein harmonisches Ideal der reinen Schönheit aus; aber Mich. Angelo lebt fort, treibt sein Ideal der Erhabenheit bis an die Schwelle des Gewaltsamen und Ueberreifen, Raphael selbst ist in großer Gefahr, von dieser überzeitigen Virtuosität angesteckt zu werden, und stirbt im rechten Moment, Mich. Angelo überlebt ihn lang und vererbt dem Ende des Jahrhunderts seine Fehler, die er selbst mit gigantischer Kraft am Bande seiner Genialität behalten. Um so wünschenswerther muß es nun aber sein, diesen wunderbaren Menschen auf der Höhe zu sehen, da die übersprudelnde Kraft sich noch vor Schwulst bewahrt und in der Majestät ächter Erhabenheit einherschreitet. Dies ist in den Deckengemälden der Sixtinischen Kapelle, von denen uns R. fünf Abtheilungen copirt hat. Zwei davon, Gruppen der Propheten und Sibyllen darstellend, zeigen, wie dieser sonst so ungestüme Geist auch eine hohe und großartige Ruhe kennt, voll des Ausdrucks tief brütender Contemplation, ernster Ahnung, der aus den gewaltigen classischen Gestalten spricht. Dagegen entwickelt er in der Belebung des Adam und in dem Sündenfall nebst der Vertreibung aus dem Paradiese, die hier ebenfalls copirt sind, seine stürmische Kraft, doch auch diese noch in gehaltner Majestät. Dort saust Gott, unter dem ausgebreitet schwebenden Mantel von Cherubim getragen, durch die Luft, verweilt einen Augenblick und hält seinen Zeigefinger an den des Adam, um den elektrischen Funken des Lebens in ihn überströmen zu lassen — ganz ein Mich. Angelesker Gedanke; hier erscheint die Schlange mit dem menschlichen Leibe, die sonst immer ruhig einschmeichelnd dargestellt wird, ebenfalls stürmisch bewegt, mit fliegendem Haare, wie im Zorn der Zerstörungslust. In diesen beiden sehen wir aber auch, wie unser Meister in der Darstellung des Wundergewächses des menschlichen Gliederbaus in ursprünglich gesunder Fülle und elastischem Schwunge der noch nicht übermäßig starken Formen einer gewissen colossalen Anmuth fähig ist, die wir auch in seinem Carton der Venus zu Neapel erkennen, die man aber im jüngsten Gerichte nicht wiederfindet; ein herrlicher männlicher Körper voll reinen Ebenmaßes ist jener Adam, der auf der Erde liegend sich eben erhebt und seinen Arm gegen den Finger Gottes hinstreckt, und eine gewaltige hohe Schönheit ergießt sich durch die mächtigen weiblichen Formen der am Baume hingelagerten Eva im letztern Bilde. Ebenso gesund und harmonisch erscheint der in tiefem Schlaf hingesunkene Adam auf einem weitern Blatte, die Erschaffung der Eva darstellend: so ganz hingegossen in stillem Weben der Gesundheit, man meint, die herrliche Gestalt leise athmen zu hören. Nur Ein Blatt ist dem jüngsten Gerichte gewidmet und giebt eine Ahnung von der furchtbaren Meisterschaft dieses Künstlers im Gräßlichen; es ist eine Gruppe auferstehender Todter mit jenem versteinernden Ausdrucke des gähnenden, bleiernen Schlummers, der noch auf den todesbangen Gestalten liegt, die eben die zuckende Erde aus ihren Gräben herausdrückt.

Von Leonardo da Vinci und Mich. Angelo ging in Florenz eine weitere Schule von Künstlern aus, die man nicht ohne den tadelnden Sinn, welche die Romantik dem Worte beilegt, Classiker nennen möchte: vollendete Zeichner und Coloristen, Muster der Correctheit, aber von wenig Gemüth, mehr der Bewunderung des sogenannten Kenners, als der Liebe und Begeistrung Aller würdig: Fra Bartolomeo, Andrea del Sarto, Albertinelli und Andre, in einzelnen Werken wohl edel und bedeutend, selbst nicht ohne tiefere Wärme, doch darin nicht sich selber treu, sondern durch Kälte oder gewöhnliche bürgerliche Stimmung sich unsrer Theilnahme wieder entziehend. R. läßt sich nicht weiter auf diesen Zweig ein, als daß er drei Bilder nach Fra Bartolomeo giebt, dessen großartiger Zeichnung und Composition ein gewisser höherer Ausdruck innren Lebens zwar nicht abgeht, aber es ist ein Ausdruck ekstatischer Entrückung, die keinen liebevollen und wehmüthigen Blick mehr dieser schönen Erde gönnt, und welcher daher das Gefühl des Zuschauers nicht zu folgen weiß. (Eine Ausnahme bildet das gemüthliche Familienbild, die Darstellung Christi im Tempel im Belvedere zu Wien.)

Endlich tritt nun aber Raphael vor uns, d. h. die reine und ganze Schönheit, die vollendete und durchgedrungene Einheit dessen, was die umbrische und die florentinische Schule erstrebte, und damit ist Alles gesagt. Dem Mich. Angelo war ein Moment des Schönen zugefallen, das Erhabne; Raphael vereinigt alle Momente desselben in der höchsten Potenz. Es wäre ganz schief, diese Beiden so zusammenzustellen, daß man jenem das Erhabne, diesem die einfache Grazie zuerkennte, welche das Erhabne ausschließt, und das Ideal als ein Drittes ansähe, welches Beide gemeinsam constituiren. Nein, was Mich. Angelo hat, hat Raphael auch und noch unendlich mehr dazu; Raphael kennt nicht nur die weiche Grazie der Sanftmuth und Seelenstille, er kennt auch die Größe und Erhabenheit der Handlung, die männliche Energie, die ewige Macht, aber freilich auch sie gebändigt und verklärt durch Grazie. Nur wenn man meint, das Erhabne könne da, wo es als ein Moment im ganzen Schönen auftritt, in eben der Gestalt wahrgenommen werden, wie da, wo es sich in seiner Besonderheit ausbildet, nur dann kann man zweifeln, welchem von beiden Meistern der höhere Rang einzuräumen sei.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 216. 10. September. 1842.

Die Aquarell-Copien von Ramboux in der Gallerie zu Düsseldorf.

(Schluß.)

In Deutschland nun ist Raphael fast nur als Künstler des weiblichen Ideals bekannt, als Maler jener milden Grazie, welche zwar nicht die Erhabenheit der geistigen Läuterung und Verklärung, wohl aber die Erhabenheit der kämpfenden Energie, der männlichen That ausschließt. Um so mehr verdient es unsern Dank, hier von Meisterhand eine Reihe von Werken wiedergegeben zu sehen, worin sich nicht bloß der sanfte, sondern der starke Raphael ausspricht, und welche durch Kupferstich zwar längst, aber doch nur verhältnißmäßig Wenigen bekannt sind. Drei Blätter geben die sog. disputa, richtiger die Darstellung der Theologie, und hiemit dasjenige Gemälde in den Stanzen, das zwischen der florentinischen Strenge und der spätren über alle Mittel der Darstellung vollständig herrschenden Freiheit in der Mitte steht. Ich finde in meinem Katalog den Beisatz von R.: Raphael's bestes Werk. So lange man die Weise der Composition nicht in Anschlag nimmt, welche hier durch den Stoff geboten war, kann man dies etwa einräumen; denn wir bewundern hier jenen keuschen und edeln Styl, der noch nirgends einen Anflug von Virtuosen-Eitelkeit zeigt, wir bewundern die Einheit hoher religiöser Würde, feierlicher Majestät, lieblicher zarter Schönheit und höchst markiger Charakteristik. Allein wir wissen nicht, ob Raphael in demselben Zeitpuncte schon fähig gewesen wäre, dieselben Mittel vollkommen zu beherrschen, wenn der Gegenstand eine freie, naturgemäße, d. h. nicht eine architektonisch symmetrische Composition gefordert hätte. Die letztre Weise der Anordnung war hier durch die kirchlichmystische Aufgabe — Verherrlichung der Transsubstantiation — geboten; gewiß steht aber doch der Künstler da höher, wo er eine Vielheit von Charakteren auf Einem Boden zu einer gemeinsamen mächtig bewegten Handlung vereinigt, als wo er sie in Halbkreisen theils in den Himmel, theils auf die Erde stellt, wie viel er übrigens in Belebung der einzelnen Gruppen nebenher geleistet haben mag. Freilich, wo jene volle Freiheit eintritt, da verschwindet auch der letzte Rest alterthümlicher Gebundenheit und finden sich einzelne, erst ganz leise Spuren von Willkür: daher gefällt unsrem Künstler jenes Werk Raphael's besser als alle spätren. Auch in den weitren Wandgemälden der päpstlichen Zimmer war jedoch die freie Ergießung der vollkommen gereiften Meisterschaft, die sich schon in der Schule von Athen offenbart, durch mancherlei Anstände gehemmt. Theils verlangten die vorgeschriebenen Gegenstände wieder mehr repräsentative als handelnde Massen, wie die Poesie, die Philosophie u. s. f., wobei wir freilich die Belebung und Gliederung der an sich wenig dankbaren Stoffe durch den Genius der Kunst um so mehr bewundern müssen; theils war eine Verherrlichung des Papstthums und der Kirche vorgeschrieben, welche bei dankbarern Stoffen der Einheit hindernd entgegentrat, wie z. B. in der Vertreibung Heliodor's aus dem Tempel, wo auf Einem Bilde mit dieser jüdischen Begebenheit der Papst Julius, von theilnahmlosen Porträtfiguren getragen, erscheint; theils störte hier die Einmischung des Wunderbaren, weil sie bei Begebenheiten der beglaubigten Geschichte stattfindet, wie ich dies von der Ueberredung des Attila durch Leo I. bereits oben nachgewiesen habe. Dagegen band kein Widerstreben des Stoffs, keine hemmende Rücksicht die schaffende Phantasie, als ihm der Auftrag ward, große Scenen aus der Apostelgeschichte für die Teppiche zu entwerfen, welche die Sixtinische Kapelle schmücken sollten. Das Wunderbare ist hier an seinem Orte, denn es ist Geschichte auf ursprünglich mythischem Boden, und die wunderwirkende Kraft ergießt sich in der Handlung selbst, drängt sich nicht zwischen sie, wie in der Ueberredung des Attila durch Leo. Diese herrlichen Entwürfe, welche leider bestimmt waren, durch eine so mangelhafte Technik, wie es die feinste Teppichweberei bleibt, eine ihrer nicht würdige Ausführung zu finden, sind nun für die Geschichte der Kunst dadurch zunächst höchst merkwürdig, daß sie, was Leonardo begonnen, aufs Herrlichste vollenden: Fortschritt von der einfach handlungslosen Situation zur großartig bewegten Handlung, von der Lyrik zum Drama innerhalb des religiösmythischen Bodens selbst, und dies mit allen Mitteln der reifen Kunst; Fortschritt vom engen Kreise der h. Familie zur Ausgießung des Geistes in die Gemeinde. Hier hat Raphael seinen höchsten Styl erreicht, ja man kann sagen, den idealen Styl schlechtweg; hier ist dem Wirklichen, ohne ihm weder die Schärfe der Charakteristik noch die freie Bewegung zu entziehen, jedes Gemeine und Kleinliche ab-

gestreift, hier drückt die Gestalt nichts aus, als was mächtig ihr Innres erfüllt, hier ist die Handlung in dem Momente ergriffen, wo sie auf der Spitze der Entscheidung schwebt, in diesen Schlag der Entscheidung dringt, sich selbst erklärend, völlig durchsichtig durch die verschlungne und doch klar gegliederte, jedes Einzelne frei entlassende Composition. Neun dieser Tapeten sind uns hier geschenkt, von denen eine — der Fischzug Petri — den lieblichsten idyllischen Charakter trägt, die übrigen aber alle, bald furchtbarer, bald leiser bewegt jenen strengen und großen Geist der Handlung athmen.

Wenige Schritte über dieses Ziel hinaus begleitet uns noch unsre Sammlung; zunächst treten einige vereinzelte, von dem Aufschwunge dieser großen Zeit gehobene Künstler auf. Zwei derselben sind Sienesen. Die sienesische Schule blieb, wie wir sahen, im funfzehnten Jahrhundert zurück, die umbrische übernahm die Fortbildung dessen, was sie glücklich begonnen. Einzelne Sienesen lernten jedoch wieder von den Umbriern, so Pacchiarotto, von dem wir ein Bild erhalten. Ein ungleich bedeutenderes Talent war Antonio Razzi, genannt Sodoma, den das Genie eines Leonardo und Raphael in einzelnen Lichtblicken seiner unsteten Laufbahn nahe an die Höhe der Koryphäen seiner Zeit erhob; dies beweist die herrliche, tief gefühlte Darstellung in S. Domenico zu Siena: die Entzückung und die Stigmatisirung der heiligen Katharina, die hier in zwei Blättern wiederholt sind. Ihm eifert Beccafumi nach, von dem das schöne Heiligenbild in der Akademie copirt ist. Endlich lehrt uns eine Copie nach Francucci von Imola einen der würdigsten Schüler Raphael's kennen.

Die Entwicklung der italienischen Malerei folgte mit derselben Bestimmtheit, wie die griechische Plastik, dem organischen innern Gesetze, das aus dem Begriffe der Kunst selbst fließt. Man strebte zuerst nach dem strengen Ausdrucke des unendlichen Gehalts, man wandte sich zur Form, und beides durchdrang sich in dieser reifsten Periode, die aber zugleich auf vielen Puncten vom Kirchlichen nach dem Weltlichen herausstrebt. Es folgt nun noch eine Schule, welche, was zunächst die Form betrifft, das letzte abschließende Moment derselben, worin alle Wirkungen der Malerei als in ihrer Spitze zusammenlaufen, zur höchsten Vollkommenheit erhebt: die Farbe. Daß dies nicht heißen soll, man habe früher dieses Moment vernachlässigt, versteht sich; welche Licht-Effecte schon Ghirlandajo, welche tiefe Wärme der Farbe Perugino, Francesco Francia haben, ist bekannt; auch erreichte die venetianische Schule, von welcher hier die Rede ist, immer noch frühe gnug die Meisterschaft in der Farbengebung, daß dieser Fortschritt einem Raphael noch zu gut kommen konnte. Es handelte sich aber darum, daß dieses Moment das Augenmerk einer besondren Schule werde, denn durch solche Theilung der Geschäfte wird das Höchste erreicht. Daß nun aber eine Schule, welche sich in diesem Elemente des heitren Scheines vorzüglich bewegte, eben keinen besondren Beruf hatte, in dem sich hervorzuthun, was die eigentliche Substanz aller bisherigen Malerei des Mittelalters gewesen war, in den religiösen Stoffen, dies begreift sich schon durch sich selbst. Man nehme dazu eine Stadt voll politischen Selbstgefühls und Lebens, den Juristengeist, der hier so schlau und scharfsinnig waltete, den Welthandel, der hier die Genüsse aller Zonen vereinigte, den rührigen Lebenssinn des Venetianers überhaupt: so wird man sich nicht wundern, wenn man bemerkt, daß religiöse Würde und Innigkeit dieser Schule nicht nachgerühmt werden kann. Vielmehr drängt hier von allen Seiten Alles nach dem Profanen hin; die alte Mythologie und ihre heitre Sinnlichkeit, die Herrlichkeit des weiblichen Körpers im Schwung seiner Formen und in der Farbenmagie seiner Lebenswärme, das Porträt, wozu die strengen, drohenden Republicaner-Gestalten und die üppigen, glühenden Weiber unendlichen Stoff lieferten, städtische Processionen und Prospecte, Seeschlachten und Verhandlungen: hier war das Feld des venetianischen Pinsels. Wohin nun mit diesem offenen, politischen, weltlichen Geiste? Das eigentliche historische Gemälde war hier durch alle gegebnen Bedingungen gefordert, und doch konnte es sich nicht ausbilden, denn auch diese Geister waren und blieben im Glauben der Transcendenz gefangen, der die Geschichte in ihrem Kerne aufhebt. Daher behielt man neben den vereinzelten weltlichen Darstellungen die religiösen als die vermeintlich höchsten bei, faßte sie aber mit weltlichem Geiste auf, und so wurden es Genre-Gemälde, denen freilich die Gediegenheit der aufgenommnen Lebensbilder immer noch einen höchst tüchtigen Charakter gab. Paolo Veronese benutzt den Besuch Jesu bei dem Gastmahle im Hause des Levi zur heitren Darstellung eines venetianischen Pracht- und Schau-Essens, wobei selbst der Mohr und der Zwerg nicht fehlt; die Hochzeit zu Kana wird zu einem venetianischen Hochzeitschmaus, wobei die gleichzeitigen Künstler als Musikanten functioniren; Christus, das Wunder wird völlig zur Nebensache. Ganz ähnlich Titian im ersten Tempelgang der Maria; sonst zeigt sich auf seinen berühmtesten Werken religiösen Inhalts nicht dieselbe Verdrängung des Hauptgegenstands durch Beimischung von genre-artigem Stoff, aber was man auch von der Grablegung, vom Zinsgroschen sagen mag, menschlich schön und würdig sind sie, aber den Charakter der Heiligkeit, die kirchliche Stimmung tragen sie nicht. Titian ist ungleich größer im Porträt und in jenen herrlichen Darstellungen weiblicher Schönheit nach mythologischen Motiven; volles Weltbehagen, die vollkommenste Abweisung aller Jenseitigkeit athmet aus seinen Werken; aber wohin dies Alles strebt, die bewußte Ausbildung des rein geschichtlichen Gemäldes, das kann auch bei

ihm nicht zu Stande kommen. Wohl aber stellt diese Schule den auslaufenden Posten der italienischen Malerei dar, der sich mit dem deutschen, zunächst dem niederländischen Geiste berührt. Dem deutschen Volke aber war es vorbehalten, erst auf dem Wege des Denkens von dem Standpuncte der Jenseitigkeit sich zu befreien, auf den Boden der weltgeschichtlichen Anschauung zu stellen und in der modernen Zeit den Beruf der reinen Geschichtsmalerei zu übernehmen. Die niederländische Genre=Malerei habe ich bereits in einer frühern Abhandlung als die Vorstudien zu dieser, noch ungelösten, ja nur von Wenigen noch gefaßten Aufgabe dargestellt, und da diese es ist, zu welcher uns die venetianische Schule hinüberweist, so kehrt hier der Schluß unsrer an diese Copiensammlung geknüpften Betrachtungen von selbst in den Anfang zurück. R. hat von der venetianischen Schule nur noch zwei Bilder gegeben, die aber trefflich gewählt sind. Es sind zwei Wandgemälde in der sog. scuola di S. Antonio zu Padua, in welchen man so glänzend, kraftvoll und lieblich als irgendwo die Mittel sieht, welche in der venetianischen Schule sich vereinigten, um nach dem historischen Gemälde hinzustreben, nur freilich auch hier am Zusammenwirken nach einer reinen Mitte durch den Legenden=Stoff gehindert. Das eine stellt dar, wie S. Antonio durch ein unmündiges Kind die Unschuld seiner Mutter bezeugen läßt, R. schreibt es Giorgione zu, sonst hält man es für ein Werk Titian's; das andre, wie S. Antonio ein in einen Kessel gefallenes Kind belebt, von Titian.

Den Beschluß machen einige Künstler=Bildnisse, von ihnen selbst ausgeführt, z. B. Pieturicchio und Raphael nach der Freske in der Libreria des Doms zu Siena, Perugino und Andere.

Und nun sei es mir erlaubt, noch zwei Wünsche auszusprechen. Der eine betrifft eine Fortsetzung dieser trefflichen Sammlung. Wenn ich an mehrern Puncten Lücken in derselben hervorhob, so meine man nicht, dies solle R. zum Vorwurf gesagt sein. Er hatte ursprünglich nicht den Zweck einer zusammenhängenden Belehrung über die Geschichte der italienischen Malerei im Auge; Neigung, Gelegenheit durften eine Stimme bei seiner Auswahl führen. Jetzt aber hat diese Sammlung durch den Ankauf von Düsseldorf eine Bedeutung erhalten, die sich nicht von Anfang voraussehen ließ: der Deutsche kann sie als einen nahen, bequemen Leitfaden zum Studium der Geschichte der italienischen Malerei betrachten, und es entsteht billig der Wunsch größrer Vollständigkeit. R. malt, wie ich vernehme, in der frühern Weise unverdrossen fort; er wird nicht abgeneigt sein, Aufträge zu übernehmen, die auf Vervollständigung des Frühern zum Zwecke methodischer Belehrung zielen, und die edlen Pfleger der Kunst, die schon so Bedeutendes geopfert haben, diese Sammlung zu erwerben, werden auch weitre Opfer nicht scheuen.

Der andre Wunsch gilt der Vervielfältigung dieser Arbeiten. Wir haben nun dieses herrliche Anschauungsmittel in Deutschland, einen Trost für Alle, denen die Reise nach Italien versagt ist, einen Sporn für Diejenigen, welche von den Schätzen dieses Landes keine Vorstellung hatten, einen Anhalt der Erinnerung für Diejenigen, welche die Originale gesehen haben. Aber dieses Kleinod befindet sich wieder nur an Einem Orte und die verdienstvollen Käufer würden ihr Verdienst erst vollenden, wenn sie für Verbreitung derselben durch die großen technischen Mittel, die unsrer Zeit zu Gebote stehen, besorgt wären, so daß jede größere Bibliothek, insbesondre jede Universitätsbibliothek sich diese Copien erwerben könnte, wobei freilich eine Erleichterung durch allmäliges Erscheinen wünschenswerth wäre. Wer in einer Stadt, an einer Universität, wo alle Anschauungsmittel fehlen, Geschichte der Malerei vorzutragen versucht hat, wird wissen, mit welchem Eifer man einen solchen Wunsch hegen und aussprechen muß; aber auch wer mit Hilfe einer Gemälde=Gallerie, einer Kupferstichsammlung denselben Stoff behandelt hat, weiß, wie unvollständig solche Mittel sind, wie wenig insbesondre noch der Kupferstich zur Darstellung der herrlichen Meister vor dem sechzehnten Jahrhundert gethan hat; und endlich muß jeder Freund der Kunst die Unwissenheit des großen Publicums bitter beklagen, welches unbekannt mit so viel Großem, mit einer so organischen Entwicklungsgeschichte, mit hergebrachter und blinder Bewundrung der berühmtesten Namen sich abspeisend, von der koketten und unwürdigen Sudelei des kleinen Kunstmarktes verführt und verdorben wird. Vollends wo Kunstschulen bestehen, zeige man dem Schüler an dieser künstlichen Reihe, was die Kunst vermag, wenn sie treu dem führenden Geiste und den Gesetzen des Zeitbewußtseins, streng in die Sache vertieft, ihren festen Gang vorwärts geht, und enthülle ihm die Scala, auf welcher die Meister des höchsten, classischen Styles stehen. Gewiß ich bitte im Namen von ganz Deutschland, daß dieser werthvolle Besitz nicht auf Einen Ort beschränkt bleibe, der Dank eines jeden wahren Kunstfreundes wird unendlich sein. Man lernt jetzt überhaupt den Werth von wohlgewählten Copien schätzen; Preußen, Oesterreich, Frankreich, Rußland lassen die Meisterwerke eines Raphael, eines Mich. Angelo in Rom durch tüchtige Talente copiren. In meiner Vaterstadt Stuttgart ist ein Kunstgebäude errichtet, das eine erweiterte, selbständige Kunstschule und eine, von sparsamen Anfängen aus erst zu begründende Gemälde=Gallerie in sich aufnehmen soll. Ich habe mit großer Wärme in einem öffentl. Blatte empfohlen, man solle dem Beispiele jener Länder folgen und jene höchsten Muster in guten Copien dem Volke und den Jüngern der Kunst, jenem zur Erhöhung des stumpfen Sinnes, diesen als beschleunigendes Mittel der Ausbildung, als würdigste Vorlage hinstellen; dies sei der würdigste Mittelpunct und Kern einer Gemäldesammlung, an welchen sich dann Originale andrer Meister und Schulen, wo der dürftige Kunstmarkt unsrer Zeit noch eine Gelegenheit zum Ankauf darbietet, weiterhin anschließen können. Aber man will lieber Summen hinauswerfen, um bloß obscure Originale großer Meister oder Werke von Schulen, denen nur ein beschränktes Verdienst zukommt, anzukaufen; man will den Fremden mit der Lorgnette herumführen, von Tinten, Incarnat, Impastirung, Lasuren reden und sagen: da haben wir einen ächten Breughel, einen ächten Potter, Denner u. s. f.; daher verzweifelt man an der äußren Möglichkeit, jene Copien ausführen zu lassen, da doch das Erste wäre, einzusehen, daß, die Werke der absoluten Meister der Anschauung darzubieten, ein absoluter Zweck ist, wo aber ein solcher stattfindet, auch die Mittel sich finden müssen.

Fr. Vischer.

Kurze Replik auf das Schreiben eines alten Republicaners an Dr. Ruge, Herausgeber der Deutschen Jahrbücher. Leipzig 1842. Otto Wigand.

In der Buchhändleranzeige dieses Schriftchens (Jahrbb. Nr. 193) findet sich der Druckfehler „von" statt „an". Ich eile ihn zu berichtigen, um einem zwiefachen Verdachte zu entgehen, dem, daß ich mir die Ehre der Replik, wenn auch nur bei denen, die sie noch nicht gelesen haben, anmaßte, und dem entgegengesetzten nicht ungefährlichen, als stände ich mit einem Republicaner in Briefwechsel. Im Gegentheil, so wenig man in diesem Autor den Republicaner hat finden wollen, so republicanisch ist er doch darin verfahren, daß er mir sein Sendschreiben gar nicht zugesendet, es vielmehr darauf hat ankommen lassen, ob es auf den Wogen der Oeffentlichkeit von selbst zu mir herangetragen würde oder nicht. Als ich aber hier in den Buchläden nachforschte, war das Schreiben natürlich bereits confiscirt, und hätte ich nicht einen Freund bei der Polizei, ich hätte es noch heute nicht gelesen.

Beantworten durft' ich es jedoch, auch wenn es mir direct und auf dem ordentlichen Wege zukam, natürlich nicht. Man hätte das Ganze für eine Komödie gehalten, die die Republicaner unter sich spielten, bloß um das transatlantische Wort einzuschwärzen und europäische Ohren wieder daran zu gewöhnen. In diesen unsern delicaten Verhältnissen wittert Alles überall, wie die scheugewordnen Biber, von denen neulich Kohl so hübsch erzählte, Fallen und wieder Fallen. Ist es doch dahin gekommen, daß selbst hallenser Studenten „wegen obwaltender Verhältnisse, die sie nicht compromittiren dürften", anonym an mich schreiben, und ein Licentiat der Theologie, ein Privatdocent der heiligen Speculation oder gar ein P. P. O. würde seine jetzige und zukünftige Familie unglücklich zu machen befürchten, wenn er auf einem sträflichen Briefwechsel mit mir sich ertappen ließe. Man denke nur nicht, daß ich diesen Horror der Leute durch republicanische Correspondenz leichtsinnig zu verstärken im Stande wäre oder dies Vogelscheuchenbewußtsein etwa gar interessant finde, weil ich darüber scherze. O nein, es ist sehr uninteressant. Natürlich. Diese jungen und alten officiellen Männer wissen Staatsgeheimnisse; Staatsgeheimniß ist jetzt wenn nicht Alles, doch das Beste, und nun sind sie durch die hermetische Sperre des heiligen Eifers, durch den natürlichen Instinct für Berücksichtigung bei einer zweiten Vertheilung von Universitätsfondserhöhungen, durch ihre Frauen und Angehörigen, welche die üblen Folgen ihres bisherigen (ich meine frühern) naiven Betragens in ihrem Geldbeutel empfinden, für mich so gut wie todt. Es begreift sich, daß mir dies sehr uninteressant und sehr unbequem ist. Ich werde dadurch vom Leben ab- und in die reine Wissenschaft hineingeschnitten, und doch ist es bekannt, daß ich gar keinen Geschmack an dieser Reinheit habe und durch Thiers, Camille Desmoulins, Kleon und sonstige Demagogen zu der „sträflichen Neugierde" um politische Dinge verführt worden bin.

Der alte Republicaner hat mir das mit dürren Worten gesagt, und wenn er mir gleich prophezeiht, es würde nichts daraus werden, so muß ich ihm doch zugestehen, daß er ein großer Psycholog ist.

Durft' ich nun wohl antworten? Hab' ich nicht schon zu viel gesagt in der Ausführung dieses Einen Grundes, warum ich es nicht durfte? Und wie viel Gründe mag es im Grunde, im „Urgrunde" und im „unvordenklichen Sein" des Urgrundes noch geben, die man ohne die reine negative Philosophie der „Metropole der Wissenschaft" gar nicht wissen kann!

Ich war daher erschrocken, als mich die Buchhändleranzeige dennoch antworten ließ, und sehr freudig enttäuscht, als ich die Replik selbst in die Hände bekam.

Diese bewegt sich keineswegs in den engen Grenzen des „alten Republicanismus", im Gegentheil, sie nimmt ihn nur zur Veranlassung, um die Fragen, welche über und durch die Jahrbücher jetzt vorzüglich angeregt worden sind, zu erörtern; und es würde nicht am Orte sein, mit einer Kritik dieser Kritik aufzutreten: vielmehr sprechen wir es geradezu aus, daß es uns nicht wenig freuen würde, wenn wir den Verfasser und sein feines polemisches Talent für die Jahrbücher selbst gewinnen könnten. Und hier ist wirklich mehr Hoffnung, als bei den armen Studenten, Licentiaten, Doctoren, Professoren, Rectoren, Prorectoren. Dieser Schriftsteller ist so kühn, das Delicate nicht zu meiden, sondern zu suchen. Er nimmt die geladne Granate ruhig in die Hand, er faßt sie mit Glacéhandschuhen an, und kein Leser läßt auch nur die entfernteste Furcht aufkommen, sie werde ihm unter den Händen zerplatzen. Er sagt seinen Gegnern, daß sie ihnen einmal von einem Constabler, dem es zukommt, an den Kopf geworfen werden würde, aber auch sie können ruhig sein, denn er selbst wird sie nicht werfen. Gewiß wird diese unendliche Ruhe den Jahrbüchern, die er in Schutz nimmt, bei den Diplomaten, die sie anfeinden, sehr nützlich sein, und ich würde unbedenklich sagen: nützlicher, als mein eigner leidenschaftlicher Ungestüm, wenn nicht Weiße längst bewiesen hätte erstlich, daß ich nicht den Fehler der Leidenschaft und der Unzufriedenheit, sondern vielmehr den der schändlichsten Kaltblütigkeit und der vollkommensten humoristisch-philiströsen Zufriedenheit hätte, weßhalb ich denn auch meine frommen Gegner nur zu verspotten und selten ihrem Eifer einen gleichen entgegenzusetzen pflegte. Das sagte Weiße bei Gelegenheit des nunmehr verschollnen und eben wegen seiner Harmlosigkeit verschollnen „Novellisten", als er ihn in den litterarischen Unterhaltungsblättern besprach. Es ist wohl noch so; oder es ist auch vielleicht jetzt ganz anders: mir kommt es nicht zu, hierüber zu entscheiden. Nur so viel ist gewiß, daß die Replik auch nicht einmal am Verdachte der Leidenschaftlichkeit und der Aufgeregtheit leiden und schon durch ihre Haltung, geschweige denn durch ihren thatsächlichen Inhalt viele Wohlmeinende überzeugen, Andre zur Wohlmeinenheit — verführen wird.

Und so sei es gnug über diese Angelegenheit, die mich zu nahe angeht, als daß ich ohne Uebelstände viel darüber reden dürfte, ja, ich hätte verschämt ganz und gar geschwiegen, wäre mir nicht eine Universität vorangegangen, Jena nämlich, welche es eingeführt hat, daß ihre Professoren ihre Bücher selbst anzeigen und also die Gelegenheit von sich selbst zu reden nicht nur nicht vermeiden, sondern sogar ergreifen. So hat uns gleich Hase neulich sehr wesentliche Aufschlüsse über sich und seine Verdienste gegeben. Er „vermittelt Origenes mit Schleiermacher", sein Princip ist „die relative Freiheit", „die Freiheit des Menschen, welche die Abhängigkeit von Gott ist". Die guten Theologen! Ja, es ist schön und gut, Gott so sicher zu haben und in seinem Schooße ruhend zu philosophiren. Freilich ist dies keine Philosophie, so schlechtweg mit dem lieben Gott anzufangen und aufzuhören, aber es giebt viel junge Leute in Weimar und Eisenach, die diesen Fehler nicht merken und ihn ruhig fortpflanzen —

Doch ich rede, wie ein jenenser Professor, immer noch von mir selbst, und habe doch nicht seine Würde und die statutarische Veranlassung. Ich erinnre mich also hoffentlich noch zur rechten Zeit des alten Bilderovids, den ich als Knabe las, und des Verses daraus:

„Narcissus ihme selbst gefällt,
Und wird in eine Blum verstellt!"

Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 217. 12. September. 1842.

Bewegungen auf dem religiösen Gebiete zu Bremen.

Ref. hat hier fünf kleine Schriften aufzuzählen, welche bei Gelegenheit des hamburger Brandes, sämmtlich in der Buchhandlung von W. Kaiser, Bremen 1842, erschienen sind und einen Widerspruch zu Tage fördern, der unsre Zeit immer heftiger in Anspruch zu nehmen scheint:

1) Das hat Gott gethan. Eine Predigt, veranlaßt durch die Nachricht von dem Hamburger Brande, über Evang. Luc. XIII. V. 1—5, gehalten am 8. Mai d. J. von F. Mallet, Pastor Primarius zu St. Stephani in Bremen. (Zweite Auflage.)
2) Richtet nicht! Ein Wort über die von dem Past. Prim. F. Mallet zu Bremen während des Brandes von Hamburg gehaltne Predigt von Adolf Stahr.
3) Vernunft und Glaube. Eine Rechtfertigung für Hrn. Past. Prim. Mallet von Proculejus.
4) Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten. Ein Wort über Adolf Stahr's Wort von F. Mallet, Past. Prim. ꝛc.
5) Erwiedrung auf Herrn Pastor Mallet's Schrift: „Du sollst kein falsches Zeugniß reden wider deinen Nächsten", von Adolf Stahr.

Wir haben in Hrn. Mallet einen Gegner zu bekämpfen, der schon seit langer Zeit sich im freien Felde nicht mehr sehen lassen darf, da haben ihm seine schwerfällige Schlachtordnung die Colonnen der Revolution so oft nach allen Seiten durchbrochen, seine Feldzeichen genommen, seine Truppen in schimpfliche Flucht gejagt, daß dieser Standpunct für ihn jetzt ein gewesner, ein historischer zu nennen ist. Aber hartnäckig und gewandt von jeher hat er sich in Gebirge und Sümpfe zurückgezogen, hier hat er sein blutrothes Banner aufgesteckt, um das er seine Anhänger sammelt, von hier aus führt er den kleinen Krieg und streift in das umliegende Land, um sein Königreich, das so groß und fett war, sich wieder zu erobern. Wie einst Hamilcar am Eryx-Berge den letzten Rest Siciliens nicht nur gewaltig vertheidigte, sondern auch überall seine verwegnen Angriffe hintrug, so steht Hr. Mallet, dieser kriegerische Pfarrer im Norden Deutschlands, in der alten Hansestadt Bremen an der Spitze einer rüstigen Partei, die ihren Feinden viel zu schaffen macht. Die Population ist ihm großentheils zugefallen, das Terrain ihm günstig wie keines.

Nothwendig daher sind die Resultate, welche sich ergeben haben. Der Mensch Niedersachsens in seiner Naturwüchsigkeit, als ein dem Moore und der Haide angehöriges Geschöpf, ist der Herrschaft der trägen, elementarischen Stoffe seiner Leiblichkeit noch gänzlich unterworfen, das Substrat, die Natürlichkeit, hat er weder zu negiren, noch sich den eigenthümlichen Einflüssen seines Landes auf den Geist in freier Weise entgegenzustellen vermocht. Auffallend ist die Parallele zwischen Gegend und Mensch. Die weiten einsamen Felder und Haiden, der auf ihnen liegende helle, eintönige, urgewöhnliche, gleichsam festgenagelte Sonnenschein haben eine unheimliche Stabilität, aber doch wiederum ein Etwas, welches das Gemüth mit heiliger und erhabner Stille, mit Hingebung und Sehnsucht erfüllt. Dies ist ein ganz eigenthümlicher Zug, der durch Land und Mensch geht, das ist die dem Süddeutschen, wenigstens dem Frankenstamme, ganz unbekannte, aus der ganzen specifischen Eigenthümlichkeit, aus dem geheimsten Herzensborn, aus dem Centrum der geistigen Bewegung stammende Gemüthlichkeit. Gemüthlichkeit ist ein Ergebniß der Stabilität, welche die äußern Objecte in ihrem Ansichsein läßt. Und eine ungewöhnliche Stabilität ist die geistige Naturbasis des Norddeutschen, so ist hier des Geistes erste freie Erscheinung beschaffen, die wirkliche Seele. Schwerfällig erhebt er sich zur Stufe des Bewußtseins, er negirt die Natürlichkeit nur insoweit, als es die ersten Bedürfnisse erfordern; auf dieser Stufe kömmt die Gemüthlichkeit zur Erscheinung. Dies ist noch immer der zähe, alte Sachsensinn, der sich für seine Götter todtschlagen läßt, der schon Karl dem Großen so viel zu thun machte; noch dieselben Gestalten, weiß, lang und schlank wie die Haidebirke, noch dieselbe geistige Abneigung gegen alles Neue. Schwer auch beugt er sich in politischen Dingen, nicht so leicht einst der Landeshoheit, die Kämpfe des oldenburgischen Adels gegen seine Grafen, des bremischen gegen seine Erzbischöffe schließen sich auf eine nicht unwürdige Weise dem Streben der Reichsritterschaft an, wenn

der Erfolg gleich ein ungünstiger war; die Haidebrocker, die Bauern der Lüneburger Haide, waren ihren Herzögen nicht selten rebellisch. Wenn der Bremer noch heute auf sein freies Bürgerthum stolz ist, so hat er noch eine dunkle Ahnung von den Anstrengungen und Drangsalen, die seine Vorfahren, der factischen Freiheit wegen, erduldet haben. Wiederum aber ist Ref. keine andre Reichsstadt bekannt, in welcher auf so langsame, unmerkliche, aber höchst nothwendige, aus den Formen des veränderten Criminalprocesses resultirende Weise eins der juristischen Merkmale der Reichsunmittelbarkeit, der Blutbann, auf Rath und Bürgerschaft übergangen ist (vgl. Donandt, Brem. Rechtsgeschichte).

Solche Leute nun, welche eben aus der Naturwüchsigkeit zu Bewußtsein, zu dem allergewöhnlichsten Verstande emporgerissen sind, liefern unsern Gegnern die besten Truppen, die Garde, welche stirbt, aber sich nicht ergiebt. Bei diesen ist es sehr zweckdienlich und am besten, daß man auf ähnliche Weise verfährt, wie die pommersche Landwehr im Befreiungskriege. Aber wie überall, so vermag auch hier nicht der Geist auf seinen ersten Stufen stehen zu bleiben, zu weitrer Entwicklung des Bewußtseins zum Selbstbewußtsein, das ihn den alten Prädicaten fast ganz entfremdet, ist schon das Element, wenn auch anfangs noch außer ihm vorhanden. Dies ist die günstige Lage der Stadt an dem Flusse, in der Seenähe, die den Handel bedingen. Bremens einstweilige Bestimmung in der Weltgeschichte scheint der Handel zu sein. Dessen eigenthümliche Bedeutung an sich in Bezug auf die geistige Entwicklung ist aber erst nur eine durch Darreichung der verschiedensten Erzeugnisse geschaffne Erleichtrung und ein schnellres Abthun der materiellen Bedürfnisse, damit nicht der Geist durch die ihm nothwendige, natürliche Basis beschränkt werde. Diese erste tiefre Nothwendigkeit des Handels erreicht aber in dem Zusammenbringen der Menschen verschiedner Gegenden und Erdtheile ein Zweites, ein Höheres, ein Geistigeres, den Austausch der Ideen. Dies öffnet dem geistigen Blick eine unermeßliche Weite, der Kaufmann umspannt den Erdkreis mit seinen Gedanken, er muß sich aus der Natürlichkeit losreißen, da der Geist hier nach einem Allgemeinen strebt.

Dieses bloß nach Außen gerichtete Streben wirft sich drittens auf das eigentliche Innre, und eine Persönlichkeit geht hervor, die eine auffallende Negation des sächsischen Naturmenschen aufweist. Die Stadt ist die Destillirkolbe, in die man den Bauer geworfen hat, ein andrer, ein geistigerer Mensch ist daraus hervorgegangen; die Stadt ist die Negation des Landes. Die Stabilität ist zu einem ernsten, nüchternen, verständigen Streben geworden, der Geist bewegt sich freilich noch in Wahrheiten, die er nur für sich haben will, er stellt die Welt auf und schlägt sie zusammen wie ein Regiment Bleisoldaten; — sic volo, sic jubeo, — er ist die absolute Subjectivität. Ein leichtes, weltmännisches Treiben hat sich seiner bemächtigt, der Kaufmann fühlt seine Bedeutung in der Welt, denn er hat sie sich unterworfen. Die Natürlichkeit hat er zum Diener, wie es sich gebührt, geschaffen. Aber Eins, wir gestehen es mit innigem Schmerz, eine liebliche Blüthe des Naturlebens, die Gemüthlichkeit, geht dabei verloren. Aber sie geht nothwendig verloren. Gemüthlichkeit kann nur aus den Wurzeln eines, wenn auch nicht stabilen, doch ruhigen geistigen Lebens entsprießen, das seine Objecte, die Idee, als ewige setzt. Ruhe aber als seine Negation darf der Handel, der seine Objecte immer durcheinander wirft, nicht kennen und kennt sie nicht. Gemüthlichkeit kehrt nur auf einer höhern Stufe, dem Vernunftbewußtsein, als eine durchgebildete freie, aber auch hier nicht Vielen zurück; sie mit Bildung vereint macht die Erde zum Paradiese. Sie schafft den gewaltigen Humor, der das Geistige mit dem Natürlichen, das Hohe mit dem Niedern, die Wissenschaft mit dem Leben verbindet.

Hr. Mallet hat also hier keinen stärkern Gegner zu bekämpfen, als den Handel, der die Geister aufklärt, das ist sein schlimmster Feind, der ihm das Terrain unmerklich unterwühlt; diesen muß er tüchtig angreifen, wenigstens aber über jedes vom Stapel gelaufne Seeschiff die Hände vor Schmerz über den Kopf zusammenschlagen — terra marique oppugnor. Die Aufklärung ist ein viel gefährlicherer Feind als die Philosophie; diese will nur durch ihre Angriffe den Gegner sich unterwerfen, in sich aufgehen lassen, jene aber läßt Alles über die Klinge springen. Hrn. Mallet's Stellung zu Bremen ist nothwendig eine absolut negative. Hr. Mallet wird finden, daß Ref. gegen ihn nicht bitter ist, das verbietet ihm schon seine Achtung für Hrn. Mallet als Menschen, was er gern gesteht; aber ein nothwendiges Ergebniß spricht hier.

Es war bei Gelegenheit des noch brennenden Hamburgs, als Hr. Mallet einen heftigen Ausfall in das freie Feld machte, indem er dieses Unglück für eine Strafe Gottes, für ein von Gott gewolltes Uebel erklärte. Eine allgemeine Entrüstung aller Gebildeten folgte, und Hr. Professor Adolf Stahr wies ihn von Oldenburg her zweimal kräftig in seine gebührenden Schranken zurück, Stahr Erwied. S. 1: „Das weitergeschrittne allgemeine Bewußtsein hat den religiösen Standpunct, auf welchem Leute, wie Mallet und Krummacher, stehen geblieben sind, längst überwunden, die Wissenschaft ihn bereits zu einem geschichtlichen Momente gemacht. Der orthodoxe und darum fanatische Pietismus hat von dieser geschichtlichen Thatsache auch selbst ein dunkles Bewußtsein. Das bezeugen seine unaufhörlichen Klagen über die stets zuneh-

mende Verderbniß der Welt und das stets abnehmende Häuflein der „Kinder Gottes", d. h. der Gläubigen, als der Christen in seinem Sinne." Es wird in der That dem deutschen Publicum auffallend sein, mit welchen veralteten Waffen die Partei kämpft. Es sind diese in der That, das läugnen wir nicht, orientalische Glaubenssätze des Christenthums, die in der Bibel enthalten sind. Der Standpunct muß so gefaßt werden, daß man nicht sagt, was Hr. Mallet gepredigt, steht nicht in der Bibel, da steht es in den bei Weitem meisten Fällen gewiß, sondern, das was er gesagt, steht darin; aber wie verhält es sich zur fortgeschrittnen Vernunft, die ihre Mißbilligung äußert, wie zu den mannigfaltigen Anstalten, die eigentlich im Gegensatze zur Bibel stehen. Man muß sich nicht den Schein geben wollen, als wolle man diese Widersprüche bestehen lassen, nein, diese Orthodoxie des Hrn. Mallet kömmt uns gerade sehr erwünscht, sie enthüllt die schwächsten Seiten des Systems, die muß man nicht wieder zudecken wollen, da muß man hineinbrechen. Wir wollen hier Hrn. Mallet selbst sprechen lassen, S. 7 seiner Predigt (2. Aufl.) sagt er: das Schändlichste, was den Menschen am meisten entwürdigt, ist der Unglaube. Also wer nicht schnurstracks an Alles, was in der Bibel steht, glaubt, wer keinen Lohn für Gutes und Böses verlangt — der ist ein schändlicher Mensch? Hr. Mallet ist entweder zu wenig Logiker, um einzusehen, daß er sich wenigstens eines andern Ausdruckes hätte bedienen müssen, oder er tritt hier einem gewöhnlichen Vorwurfe bei, den eine christliche Theologie der neuen Philosophie gemacht hat, daß diese den Blick von dem wahren Wesen des Bösen abwende, so daß sie die Sünde nicht eigentlich um ihrer selbst willen verabscheuungswerth finde, sondern weil sie den Menschen mannigfach elend mache. Das wäre allerdings schändlich. Der eigentliche Begriff der Sünde soll ihr namentlich aus den Gründen verloren gehen, weil kein Gesetz eines außer der Welt stehenden Gottes verletzt werde, keine Strafe, kein Lohn erwartet werden, und weil die Sünde eine metaphysische, daher das Schuldbewußtsein vernichtende, sei. — Man sollte kaum glauben, daß irgend Jemand, der nur den leisesten Begriff von Ehre und Würde des Mannes hat, dergleichen auszusprechen wagte, und doch ist dies oft geschehen und geschieht noch täglich. Man könnte hier sogleich an das unmittelbare Gefühl appelliren, aber Ref. hat mit dem Gefühl in philosophischen Dingen nicht gern Etwas zu thun. Wenn der Mensch gut ist und handelt, befindet er sich in einem solchen Zustande zu Mitmenschen und Staat, daß seine eigenthümliche Besonderheit in der Allgemeinheit anerkannt wird und ihre Stelle findet. Diese Anerkennung der andern Persönlichkeit ist eine Aufopfrung, deren sich Jeder, sobald er die fremde Persönlichkeit mit dem Ganzen harmonisch stimmen sieht, unterziehen muß. Dies ist die Achtung, die Ehre, die dem Guten von der Außenwelt zu Theil wird, und nur dem guten und geistigreichen Menschen, denn erstrer ist durch letztern bedingt; dies ist der der Mündigkeit zum Grunde liegende Begriff. Das ist die objective Seite. Die andre, die subjective, ist dann die Selbstachtung, die wahre Ehre, die im Einklang mit der Allgemeinheit die Besonderheit der Person als eine errungne, verdiente und darum von sich selbst geachtete fühlt. Der Geist setzt sich hier ganz identisch mit sich selbst, er achtet und würdigt sich daher selbst. Das Böse dagegen muß ihm nothwendig den Standpunct der vollbürtigen Persönlichkeit rauben, je mehr er sich zu sondern strebt, desto heftiger drückt man ihn unter die Allgemeinheit zurück; das sittliche Bewußtsein in ihm weist ihm einen Platz an, der in der Allgemeinheit und für ihn keine Geltung mehr besitzt, er erniedrigt sich selbst durch die Sünde und darum auch vor Andern. Aber das Böse, sagt ihr, ist den Philosophen ja ein metaphysisches, ein nothwendiges, daher nicht verabscheuungswerth. Das Böse ist gewiß ein metaphysisches, und dies wird auch das Christenthum, wie sehr es sich auch sträubt, in letzter Instanz zugeben müssen, so daß sein Vorwurf auf es selbst zurückfiele. Wir wollen hier nicht eine von den christlichen Theorien nehmen, die das Böse in die Sinnlichkeit setzen, das wäre ein gar zu leichter Beweis, sondern die vernünftigste und auch orthodoxe, welche den Möglichkeitsgrund der Sünde in den freien Willen des Menschen setzt. In dem freien Willen, der formalen Freiheit soll der Grund der Sünde als Möglichkeit vorhanden sein, und zwar so, daß der freie Wille nicht der positive Grund ist, der Wille an sich soll nicht böse sein, sondern er ist nur die Voraussetzung, die Bedingung, wodurch die Sünde zu Existenz kömmt.

(Fortsetzung folgt.)

Constitutionelle Phantasie.

Der schon durch eine Reihe werthvoller Artikel wohlbekannte *┼* Correspondent der Allgemeinen Zeitung liefert in Nr. 178 derselben, der Beilage, eine eben so humane, als offne und verständige Entgegnung auf des Herrn von Bülow Erörtrungen über Preußens Reichsstandschaft und dessen Stellung zum constitutionellen Deutschland. Der Aufsatz führt selbst die Ueberschrift: „Das constitutionelle Deutschland". Wir haben lange nichts so klar Gedachtes und einfach schön Dargestelltes in jenem Blatte gelesen und glauben deßhalb dem Verfasser nicht angemeßner danken zu können, als wenn wir seine Ansichten dadurch unterstützen,

daß wir an das erinnern, was über denselben Gegenstand nun gerade vor zehn Jahren in der Hannoverschen Zeitung (sonst und jetzt!!) gesagt wurde. Es ist erfreulich, daß diese hochwichtigen Gegenstände endlich wenigstens in Preußen selbst aufdämmern, und sagt Hr. von Bülow eigentlich auch für Deutschland nichts Neues und sieht er selbst auch noch immer mit preußischem Mißtrauen auf Sachsens, Würtembergs, Badens Verfassungen, so ist wenigstens dadurch schon viel gewonnen, daß die sonst nur außerhalb Preußens aufgestapelten Theorien in Hrn. v. Bülow einen Piloten gefunden haben, um nicht mehr bloß um Preußen herumzuschiffen, sondern in dasselbe einzulaufen.

Woran wir erinnern wollten, ist die damals Aufsehen machende Rede eines Fürchtenden, ohne allen Zweifel von Dahlmann verfaßt. Es wurde ihr freilich damals vorgeworfen, daß sie sich nicht herzhaft gnug fürchte: aber ihre Besonnenheit und vorsichtige Dialektik, denken wir, soll uns gegenwärtig zu Statten kommen, wo wir auf ärztliches Anrathen stets, wenn wir zu schreiben anfangen, eine Blase mit kaltem Wasser auf den Kopf legen und statt des gewöhnlichen Schriftstellertranks, des Wallungen verursachenden Kaffees, Eis genießen.

Der „Fürchtende" sieht zunächst ein Mißverhältniß entstehen zwischen den Verfassungen vieler Bundeslande und dem bisherigen Bildungsgange unsrer deutschen Bundesverfassung.

„Die Stimme der Kammern begehrt Oeffentlichkeit, Preßfreiheit, ungeschmälerten Antheil an der Gesetzgebung und Steuerbewilligung; mit einem Wort, sie begehrt Einrichtungen, welche es fortan jeder deutschen Regierung unmöglich machen, ohne Hilfe der öffentlichen Meinung zu bestehen. Von der andern Seite ist die Bundesversammlung, welche die gemeinsamen Angelegenheiten Deutschlands zu besorgen hat, ihrer Einrichtung nach für die Einwirkung, welche von der Bevölkrung der einzelnen Staaten ausging, unzugänglich; sie stand von jeher sehr isolirt da, ist es aber vollends geworden, seit kurze Protokollauszüge uns gnügen müssen, seit ein Verbot für die deutschen Zeitungen besteht, etwas mehr als wörtlich diese aufzunehmen, während Alles, was lebendiges Interesse für die Deutschen hat, in den geheimen Protokollen verschlossen liegt. So viel dennoch wissen wir, daß der Bundesversammlung als solcher viele Dinge mißfallen, welche von Bundesregierungen gleichwohl ihren Ständen eingeräumt sind."

In Bezug auf diesen Satz mag die Frage gnügen: ist dies Verhältniß ein andres geworden? In Hinsicht auf das Folgende dürfen wir wirklich zeigen, daß sich die Verhältnisse in einer feinen Nuance geändert haben. Es heißt nämlich weiter, es sei zu fürchten, daß bei dem Bestande dieses Widerspruchs „zu gelegner Zeit Widersetzlichkeiten eintreten würden, daß, wenn der Europa umbrausende Kriegssturm doch einmal endlich losbreche, die Bundesordnung im entscheidenden Augenblicke leicht gar nichts gelten würde, indem jeder Regierung am Ende nur die Seite zu wählen bliebe, auf der sie ihres Volkes gewiß ist. Wir unsers Theils sind weit entfernt, alle Diejenigen, welche so die Raben unsrer Zukunft machen, zu den flachen Bewundrern des französischen Revolutionsglücks zu zählen; wir kennen unter ihnen wohldenkende Männer, die Frankreich nicht lieben, die es fürchten, die sich erinnern, daß Deutschland ihm niemals mehr als ein Werkzeug bedeutet hat; aber sie wollen nicht, daß die Errungenschaft von deutschen Volksrechten wieder zu Grunde gehe, sie wollen dieser gewiß werden, selbst im Nothfalle durch fremde Hilfe."

Diese letzte Befürchtung ist jetzt glücklicher Weise vernichtet. Deutschland will heut zu Tage Alles durch sich selbst werden. Unser Nationalgefühl ist erstarkt und hat den Stolz der Selbständigkeit über die ganze Weite unsers Vaterlandes ausgespannt. Mag der Rheinliedsenthusiasmus illusorisch gewesen sein: die kalte, nüchterne, starre Idee, welche dahinter lag, war: Frankreich bleibe in jeder Hinsicht, mit Heeren und mit Propaganda in seinen Grenzen; Frankreich verlange nichts, und gebe uns nichts; und für diese Idee würden sich die Deutschen aller Gaue gewaffnet haben. In jedem Winkel von Deutschland würden wir auf Vertheidiger zählen dürfen, sobald es diese Sache aller Deutschen gilt.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 218. 13. September. 1842.

Bewegungen auf dem religiösen Gebiete zu Bremen.

(Fortsetzung.)

Diese Möglichkeit soll eine solche sein, daß sie ohne die That des Willens ein Nichts ist. Aber aus dem absoluten Nichts wird Nichts, das haben schon die griechischen Philosophen gewußt; der Wille des Menschen kann aus einem absoluten Nichts nichts schaffen. Die Möglichkeit die Sünde zu begehen ist schon ein Etwas, daher ein Metaphysisches, wie sehr sich auch die christliche Theologie sperren mag, ein Etwas, das am Geiste an sich haftet. Wenn sich das Denken durch den Willen objectivirt, so muß es doch Etwas haben, was es zur Erscheinung bringt, ein Nichts kann es nicht zu Etwas machen. Die Möglichkeit der Sünde ist daher ein nothwendiges Etwas, ein dem menschlichen Geiste Anerschaffenes. Dieses Etwas gesteht auch Augustinus de lib. arb. vollkommen ein, indem er als den Grund der Möglichkeit des Bösen aufstellt, daß die Creatur, als weder von sich selbst, noch aus dem Wesen Gottes entsprungen, sondern durch den schöpferischen Willen Gottes aus dem Nichts gemacht, wiederum ein Streben nach dem Nichts habe, (tendit ad non esse), das sei der Grund des Bösen; aber sein Ziel vermöge es nie ganz zu erreichen, weil es sonst selbst nicht existiren könne. Das Axiom der ältern Theologie unsrer Kirche ist: πᾶν κτιστὸν τρεπτόν; für die Tendenz nach dem Nichts, dem Bösen, sind die Weltwesen deßwegen empfänglich, weil sie selbst aus dem Nichts erschaffen sind. Das ist doch durchaus metaphysisch, Gott also ist Urheber des Bösen, und die christliche Theologie wird den Vorwurf, daß, wenn das Böse ein nothwendiges, es nicht mehr verabscheuungswerth sei, selbst hinnehmen müssen. — Aber auch ein metaphysisches Böses nimmt der Sünde keineswegs ihr Wesen. Obwohl das Böse eine Nothwendigkeit ist, die erste That des freien Willens, der sich aus der Natürlichkeit losmacht, so ist es doch kein Bleibendes, der Mensch soll aus dem Insichsein zu vernünftiger Freiheit vordringen, die das Gute allein will. Die Unerreichbarkeit des Ziels für diese Welt ist im Christenthum und der Philosophie dieselbe; die gnügliche Vollkommenheit im Jenseits gehört nicht hieher, diese ist als eine Glaubenssache nicht satisfactionsfähig. Allein das Alles hilft uns bei Hr. Mallet Nichts, denn es sind die Ungläubigen, wie er in seiner Antwort an Hrn. Stahr sagt, S. 33, die sich für so weise halten, in göttlichen Dingen so dumm! Es ist erstaunlich, wie tief der Mann der neuen Philosophie, der gesammten Wissenschaft, auf den Grund gesehen hat.

Wir kommen jetzt auf den eigentlichen Kern der Predigt S. 13 — 15, wo die Fürchterlichkeit der Sünde Hamburgs und ihrer Strafe in einem fürchterlich langen Satze beschrieben wird. Wer von den Gläubigen um ein Amulet verlegen ist, um es gegen Heiden und Pantheisten auf dem Herzen zu tragen, der braucht sich nur diesen Satz aus seinem Exemplare herauszuschneiden und ihn dazu zu benutzen. Hr. Mallet sagt: „Wenn aber in einer Stadt, die man schon längst wegen ihrer Größe, ihrer Reichthümer, ihrer Schifffahrt, ihres weltumfassenden Handels, aber auch wegen ihres Hochmuths, ihrer Eitelkeit, ihrer Ueppigkeit und Schwelgerei das deutsche Tyrus und Ninive genannt hat, wo das Gewühl der Geschäfte, das Geräusch des irdischen Lebens, der Strom der Lust so stark und groß geworden ist, daß Unzählige, in den Strudel eines ganz dem Vergänglichen zugewandten Lebens hineingerissen, nicht merken, wie sie in einem solchen rastlosen Jagen nach Gewinn und Genuß nur Armuth und Täuschung und Elend finden und sich selbst verlieren; wenn in einer Stadt, wo die unzähligen Orte des Erwerbs und der Lust so glänzend und voll, die wenigen Kirchen so arm und so leer sind, wo jedes mündliche Wort, das die göttliche Wahrheit, das heilige herrliche Evangelium vom Kreuz Christi antastet, auf den Beifall einer fürchterlichen Majorität rechnen kann, und der christliche Glaube zur Schmach, der antichristliche Unglaube zum Ruhme, der Sadducäismus fast zur Lebensform geworden ist, und das Laster, das sich sonst am meisten verbirgt, zum Erwerbzweig und zur Sitte geworden ist, und am hellen Tage durch die Straßen geht; wo Alles, was für weltliche Zwecke geschieht, in überschwenglicher Ueppigkeit sich entwickelt, während jede Pflanzung für das Himmelreich dagegen absticht, wie der kleine Acker eines Armen gegen den großen,

blühenden Park seines reichen Nachbarn — kurz, wenn da, wo je länger je mehr für das Fleisch und sein Gelüste ein reiches, irdisches, lockendes Paradies aufblühte, während für die Seele und ihre ewigen Bedürfnisse mit jedem Jahr Alles mehr zur Wüste ward — wenn in eine solche Stadt die Brandfackel der Zerstörung plötzlich geschleudert wird und das stürzt, was Jahrhunderte gestanden hat, das in wenigen Stunden zerstört, woran Generationen gebaut und gesammelt haben, wenn mit den Häusern, die in Asche versinken, auch die Gebäude zu Ruinen werden, an deren Mauern die Geschichte der Stadt geschrieben steht, ja ohne welche sie selbst nicht stehen und bestehen kann, wenn sogar die Kirchen nicht verschont werden, und die Thürme, welche schon längst für Viele, die unter ihnen wohnten und wandelten, vergebens gen Himmel gewiesen hatten, zusammenstürzen, und da der Mangel, der Schrecken, das Elend, das Entsetzen einkehrt, wo bisher der Ueberfluß, die Sicherheit, der Uebermuth und alle Lust und Herrlichkeit der Welt gewohnt hat, und den Menschen es so ernst und erschütternd ins Herz hineingerufen wird, stille zu stehen und zu bedenken, wie nichts sie selbst sind und Alles was sie haben, und welche Tage plötzlich wie ein Wetter über sie hereinbrechen können — da müssen wir uns beugen und bekennen: Das hat der Herr gethan! es ist seine Hand, es ist seine Züchtigung, es ist sein Gericht; er hat mit feurigen Buchstaben über Hamburgs Thore geschrieben: Man hat dich gewogen und zu leicht gefunden!" O horrible! o horrible! most horrible! Die Bibel erlaubt allerdings eine solche Auslegungsweise, allein woher weiß Hr. Mallet so gewiß, daß der Brand eine Strafe und keine Züchtigung ist. Hr. Mallet ist aber ein schlechter Logiker, er kennt nicht und verwirrt unaufhörlich die Begriffe Züchtigung und Strafe, παιδεία und τιμωρία, δίκη, worauf doch in theologischer Hinsicht so viel ankömmt. Der Begriff der Züchtigung schließt in sich, daß der Leidende schon ein Kind Gottes ist, bei dem die Erlösung eingetreten, und der durch das Unglück im Guten bestärkt werden soll; die Züchtigung ist ein Mittel zu etwas Anderm, sie ist ein Moment der Erlösung selbst. Hr. Mallet, obwol er das Factum für eine Strafe hält, da Hamburg ja gottlos ist, braucht doch das Wort Züchtigung, wo er den Ausdruck Strafe anwenden mußte. Strafe ist Selbstzweck, eine Folge der Schuld, diese soll gebüßt werden, sie hat an sich nicht den Zweck zu bessern, denn diesen hat die Erlösung. Zu Ende der Predigt aber wird gesagt, daß die Stadt sich einst reiner und reicher aus der Asche erheben würde, das ist doch wieder der Begriff der Züchtigung; in der That eine Verwechslung ohne Unterlaß. Wir wollen nun annehmen, daß es eine Strafe sei, da dies, obwohl uns Hr. Mallet den Beweis schuldig geblieben, keineswegs eine unbiblische Ansicht ist. Nach dem neuen Testament ist Gott die reine Liebe, aber eine solche Liebe, die als ein verzehrendes Feuer, πῦρ καταναλίσκον, das Böse aus dem Dasein tilgt, ohne von ihrer Eigenschaft als Liebe einzubüßen. Aber auch mit einer solchen Auffassung dieser Eigenschaft Gottes steht das fortgebildete Vernunftbewußtsein mit seinen Objectivirungen im vollkommensten Widerspruche, die Vernunft mit dem Glauben. Hr. Adolf Stahr in s. Erwieder. S. 11 antwortet hier: „Der Glaube als Glaube ist der rein unbestimmte, subjective, damit willkürlichste. Es kommt auf den Inhalt an, der geglaubt wird, und auf die Beschaffenheit dieses Inhalts. Der Glaube an sich kann alles Mögliche enthalten, das Edelste so gut wie das Rohste, das Beste wie das Schlechteste. Daß ich glaube ist nicht das Wichtige, worauf es ankommt, sondern was ich glaube ist es, was dem Glauben seinen Werth giebt. Wer nun Wissen und Glauben so ohne Weitres einander gegenüberstellt, als zwei ganz fremde sich gar nicht berührende Welten, der vergißt, daß das, was man glaubt, doch jedenfalls in unserm Bewußtsein ist, daß man also davon weiß, und zwar davon als von etwas Gewissem weiß. Sind es keine sinnlichen Dinge, an die man glaubt, sondern geistige, so ist es ohnehin klar, daß diese nur für den Geist als denkenden da sind, daß der Mensch auch indem er glaubt, sich als denkend zu ihnen verhält. Freilich ist der Glaube das Erste, das, wovon ganze Völker ausgegangen sind, so wie noch bis auf den heutigen Tag jedes Individuum davon den Ausgang seiner Bildung nimmt..... Der Fortschritt geschieht nicht ohne schwere Kämpfe, nicht ohne arbeitsvolles Ringen. Dabei aber geht der Glaube selbst nicht verloren, er wird vielmehr neu gewonnen, indem das, was ich als Denkender erkannt habe, das was ich weiß, jetzt Gegenstand, jetzt Inhalt meines Glaubens ist. Wer da weiß, was er glaubt, der glaubt, was er weiß. Mit andern Worten: Glauben und Wissen, die sich anfangs schroff gegenüberstanden, werden auf jener Stufe zu einer höhern Einheit verklärt. So wenig der einfache, naive, unvermittelte, mit einem Worte der kindliche Glaube ein Gewolltes, ein Verdienst ist, so wenig ist das Verlassen desselben, das Hinausschreiten über denselben durch den Zweifel zum Erkennen und Wissen ein Beliebiges, was der Mensch auch lassen könnte. Und einem Menschen vorwerfen, daß er nicht glaube, ist somit, genau betrachtet, etwas Sinnloses. Ebenso widersprechend verfährt der, welcher alle Gräuel der christlichen Religionsgeschichte, die aus dem Glauben entsprangen, damit zu beseitigen meint, daß er sie dem falschen Glauben zuschreibt. Denn der Glaube an und für sich genommen ist Glaube, über seine Qualität entscheidet sein Inhalt und über den Inhalt entscheidet — nun etwa wieder der

Glaube? Gewiß nicht, sondern doch nur in letzter Instanz das Denken und Erkennen."

(Schluß folgt.)

Constitutionelle Phantasie.

(Schluß.)

Aber das ist gewiß: „unsre Zeit ist kein Zeitalter außerordentlicher Tugenden der Enthaltsamkeit." Und auf die innern Verhältnisse Deutschlands zurückkommend und den Mißstand zwischen den Ansprüchen und Fortschritten einzelner Bundesstaaten dem Bundestage gegenüber spricht der Fürchtende das bedeutsame Wort aus, welches auch jetzt wieder, wenn auch noch unbestimmt, verhalten von Hrn. von Bülow, doch schon kecker und klarer in Königsberg und am Rhein hervortritt:

„Wir haben einen Staat in Deutschland, der den wunderbaren Speer besitzt, welcher heilt zugleich und verwundet; das Vaterland hat ihn manchmal mit Zorn, öfter mit Bewundrung betrachtet. Er besitzt die Kraft, auch dieses Mal zu heilen nach beiden Seiten hin, wie es Noth ist, oder, damit wir nicht zu viel sagen, er kann uns helfen, die nächste Gefahr zu überstehen. Oesterreich hat viel deutsches Blut in sich, aber es wird beherrscht von den Bestimmungen seines wunderbar zusammengesetzten Staates, es muß seinen eignen Sternen folgen, es kann fortan nicht schöpfrisch für Deutschland wirken. Preußen kann das, es folgt nur seiner Bestimmung. An dem Tage, da der König von Preußen in seinem Staate die Reichsstandschaft begründet, wird der gesetzliche Deutsche wieder aufathmen; er hat die Versichrung, daß bei der Freiheitsentwicklung Gesetz wohnen werde, daß unsern Dynastien ihre Ehre verbleibe, daß aber auch fortan die Bundesversammlung in ihre Berathungen die leitenden Ideen aufnehmen und allmälig dem Grundgesetze einverleiben werde, welche das gute heimische Recht sicher stellen vor jeder verderblichen Einwirkung, sei's von Osten oder von Westen. Dann aber auch wird es sich zeigen, welche Kraft noch übrig sei in der vaterländischen Gesinnung so vieler Einzelnen, denen bis jetzt die Bahn verschlossen blieb, weil sie weder die Form der Freiheit wollen, von Außen her leichtfertig ausgeprägt, noch den Versuchen, die wichtigsten Krisen der Menschheit auf bloß polizeilichem Wege zu beendigen, die Hand bieten mögen."

Der „Fürchtende" fährt fort: „wir wissen, daß es mit der scenischen Erscheinung einer Ständeversammlung nicht gethan sei, daß ein guter König etwas bedeute und eine in vielen Theilen löbliche Verwaltung u. dgl. m.; aber wir wissen ebenfalls, daß es mit der halben Wahrheit nicht gethan sei, und behaupten, daß die preußischen Wortführer des Gegentheils nicht mehr als höchstens diese gesagt haben" u. s. w.

An diese Argumentation knüpfte sich nachher eine mannigfache Debatte. Der Verf. selbst fragt noch:

„Wird Preußen, wie die Zeit steht, ohne eine Reichsstandschaft in gnügender Selbständigkeit als Staat unter den Staaten des Welttheils dastehen können und Deutschland stützen können in der Stunde der Gefahr und Deutschlands sicher sein und Deutschland seiner?"

Diese Frage kann gegenwärtig vielleicht, was ihren ersten Theil betrifft, mit ja beantwortet werden. In Bezug auf das Verhältniß zwischen Deutschland und Preußen lassen wir zunächst die Männer von damals reden. Zunächst kommt ein Hannoveraner ohne Princip:

„Wir gehören wahrlich nicht zu denen, welche von der Einführung freisinniger Verfassungen *an sich* alles Heil erwarten und einen abgöttischen Werth auf Volksvertretung, geregelte Opposition gegen die Regierungsgewalt, auf Oeffentlichkeit und Preßfreiheit legen. Wir dürfen unser Glaubensbekenntniß wiederholen, daß *die* Verfassung die beste sei, in welcher jeder Einzelne an seinem Theile am besten seine Pflicht erfüllt."

Nach welchem *Gesetz* der Einzelne seine Pflicht erfüllen soll, ist in einem solchen Satze freilich gar nicht gesagt, und ob die Pflichterfüllung aus freier Ueberzeugung und Entschließung hervorgehe oder als Servitut zu betrachten sei, ist doch auch ein riesiger Unterschied, der in einer zur Mündigkeit herangereiften Nation wohl zur Sprache kommen darf. Davon aber abgesehen spricht es der Hannoveraner, was anzuerkennen ist, aus, daß er wohl weiß: es giebt eine Macht der Ideen, des Zeitgeistes, der öffentlichen Meinung, die durch keinen Widerstand zu unterdrücken ist, und dürfen wir ihm auch noch heute zugeben, daß nur dann aus diesem Verlangen eine heilbringende Schöpfung hervorgehen kann, wenn die „Besten", das heißt die Intelligentesten, Gesinnungsfestesten, Ehrenhaftesten sich an die Spitze der Bewegung stellen. Eine Hauptsache bleibt, daß die Regierungen, welche die Macht des Widerstandes in Händen haben, sie nur insofern gebrauchen, als es nöthig ist, nicht wie der Correspondent meint, „um das Uebermaß, welches aus der Begeistrung (?) größrer Massen entspringt, zu verhüten," sondern vielmehr das einseitige Vordringen einer einzelnen Partei zu verhindern, indem sie alle berechtigte Stimmen gegen einander abwägt und daraus die arithmetische Mitte nimmt. Sodann will dieser hannoversche Correspondent es dahin gestellt sein lassen, ob Preußen seiner selbst wegen die Reichsstandschaft bedürfe: jedenfalls, meint er, werde dieselbe für die Gesammtheit von Deutschland wünschenswerth und nothwendig, weil Preußen berufen sei, Oesterreich mit dem jetzt schon constitutionellen Deutschland vermittlungsweise immer enger zu vereinigen. „Vom Rhein" aus wird nun jenes Erstre geradezu in Abrede gestellt. Ein Brief von dort weist besonders noch

auf das in Preußen schon Gewonnene hin, was gegenwärtig stets noch zu erwähnen, wie die Königsberger Zeitung aus dem richtigen Gesichtspuncte aussprach, überflüssig erscheint. Der Rheincorrespondent ist mit dem „Fürchtenden" einverstanden, daß man aufhören müsse, mit dem historischen Princip oder gar mit dem Christenthum zu klimpern. Doch ist er ein gar zu großer Gönner der Vorbereitungsjahre, wofür sich die Gegenwart dann nach einem wieder verlaufnen Jahrzehnt nicht mehr sonderlich enthusiasmiren will. Er weist auf den Zollverein hin und gegenwärtig können wir allerdings hinzufügen, daß des Rheinländers Hoffnung: Wegräumung der den Handel und Verkehr Deutschlands so sehr hemmenden Sperren werde den innern Aufschwung und die Einheit Deutschlands mächtig erstarken lassen —, zu großem Theile schon in Erfüllung gegangen ist. Aber wie er dem „Fürchtenden" einräumt, so müssen wir — was auch in Preußen selbst jetzt ausgesprochen wird — darauf wieder hinweisen: daß Preußen dem constitutionellen Deutschland noch immer gegenübersteht, statt daß es seinem Berufe gemäß an der Spitze desselben stehen sollte. Und vergleichen wir endlich den Brief „gegen den Fürchtenden", der bei sonstiger großer Umsicht sich dennoch wieder vom Princip deutscher Einheit und harmonischer Wechselwirkung der Staaten und vom Princip der Freiheit der Nation losmacht: so müssen wir, selbst wenn wir uns aus dem allgemeinen deutschen Interesse auf ein specielles zurückziehen, dennoch gegen Beide, den Fürchtenden und den Nichtfürchtenden, immer aufs Neue Partei nehmen. Der Verf. des Briefs „gegen den Fürchtenden" meint nämlich: es komme ihm wenig darauf an, ob in Preußen Reichsstände seien, Alles aber darauf, wie man in Preußen in Rücksicht auf die unsrigen (er selbst hatte die hannoverschen im Auge) gesinnt sei.

In Bezug auf die speciellen Interessen eines kleinen Bundesstaates mag das allerdings diesem gnügen. Wer aber die ganze Bedeutung der politischen Freiheit Deutschlands begriffen und eingesehen hat, wie viel dazu gehört, sie festzuhalten, der wird dies keinen zufälligen Bedingungen überlassen wünschen, sondern muß es in Thatsachen anerkannt sehen. Wenn wir z. B. in Hannover oder Sachsen oder Baden Preßfreiheit hätten, so würde es für den Schriftsteller und Buchhändler dieser Staaten gnügen, wenn seine Bücher nur in Preußen nicht verboten würden. Aber wir haben Beispiele vom Gegentheil. So lange die Begünstigung der Presse in den verschiednen Ländern schwankt, die Regierung des einen Landes ihre Bürger nöthigt, für ihre freie Meinungsäußrung ein auswärtiges freieres Organ zu suchen, und diese wieder auf Ansuchen jener Regierung dem doch auch berechtigten constitutionellen Leben gegenüber ihre Censur schärft, so haben wir sogleich wieder einen Mißstand, den die Wissenschaft aufdecken muß, da er lediglich daraus hervorgeht, daß die Staatsentwicklung, mag sie immer noch so viele Elemente des Wohlwollens enthalten, zum welthistorischen Princip, zu dem die Gegenwart belebenden, treibenden Grundgedanken nicht durchgedrungen ist.

Wir entschlagen uns alles verdeckten Spiels. Wir wollen noch einmal ein Beispiel setzen. Die preußischen Zeitungen gaben noch vor Kurzem in männlicher Vertheidigung des hannoverschen Staatsgrundgesetzes den constitutionellen Staaten nichts nach, im Gegentheil, sie schritten voran. Wie leicht war es unter den jetzigen Verhältnissen möglich, daß auf geschehene Reclamation der hannoverschen Regierung auch in Bezug auf hannoversche Angelegenheiten die Censur geschärft wurde. Wie hat man eine Garantie für das Gegentheil in diesem von ganz Deutschland mit empfundnen Processe, wenn Preußen nicht durch Facta bewiesen hat, daß es der Verfassungssache, der gemeinsamen Arbeit des Volks und der Regierung an der Entwicklung der eignen innern Verhältnisse nicht abgeneigt ist?

Unwillkürlich gerieth selbst der Schriftster „gegen den Fürchtenden" damals schon auf dieselbe Bahn, ja er ging weiter, indem er andeutungsweise auf die preußischen Verhältnisse selbst kam. Und wir meinen auch, daß Preußen selbst an der größern Oeffentlichkeit aller seiner Verhältnisse so viel gelegen sein muß, als dem übrigen Deutschland. Der Autor sprach über den Anfang des Anfangs — vor dem auch die Gegenwart, wenn auch weit dichter als die damalige Zeit, — vor dem sie aber doch immer noch steht. Er erinnerte an Stein, der zugleich „ein vornehmer und geringer Mann war, der in die harten Hände des Landmanns blickte und ihrer nicht vergaß in seinem Schlosse." —

„Daß einem solchen Manne, auf dessen Schöpfungen Jeder zuerst hinweist, der einem Minderunterrichteten mit wenig Worten begreiflich machen will, was es mit Preußen eigentlich auf sich habe, kein allgemeiner Nachruf der Klage gefolgt ist, keine vaterländische Stimme der Bewundrung und des Danks, das ist kein gutes Zeichen."

— Nach solchen Zeugnissen und Vorarbeiten dürfte es für keinen Staat wieder zweifelhaft werden, daß in der letzten Ausbildung seiner Verfassung, wie lange auch noch die Erfüllung in der Zeit ausstehe, ein wesentlicher und nothwendiger Fortschritt enthalten sei. Wenn derzeit große Ueberspannung überall in Deutschland herrschte, eine tiefe Unwissenheit in den ersten Principien der Politik, so war doch die tiefste nicht schmählicher, als der Mißgriff derjenigen Staatsmänner, welche glaubten, die europäische Bedeutung der nordamerikanischen Revolution, der französischen, der in der Theilung von Polen enthaltnen ignoriren zu können.

Wir fügen weiter nichts hinzu, als daß polizeiliche Ruhe und bewegter, gestaltender Friede ein großer Unterschied ist. — —

A. Bock.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 219. 14. September. 1842.

Bewegungen auf dem religiösen Gebiete zu Bremen.

(Schluß.)

Herr Stahr hat in seiner gewohnten klaren Weise den Nagel auf den Kopf getroffen. Aber für Herrn Mallet ist das Alles umsonst, wir wollen ihn zwar nicht beschuldigen, daß er vornehm ignorire, was diese Partei gewöhnlich thut, sondern Herr Mallet, wie gern er auch wollte, kann nicht begreifen. Denn die Religion, die in ihren Vorstellungen ihren Inhalt noch immer außer sich, nicht in sich hat, versteht nur das, was mit ihr auf gleichem Standpunct steht. Die Religion versteht nicht die Philosophie; aber die Philosophie, die den Inhalt ihres Denkens in sich hat, die Vorstellungen in sich herabgerissen, versteht sich selbst und die Religion. Hr. Mallet betrachtet den Menschen nicht als ein der Vernunftentwicklung fähiges Geschöpf, er balsamirt ihn wie eine ägyptische Mumie ein, steckt ihn in die Katakomben und singt davor das alte Wiegenlied: „Schlaf, mein Kindchen, schlaf." Auch spricht noch sehr für das gefällte Urtheil des Hrn. Mallet, wie Ref. S. 13 seiner Schrift Proculejus dargethan hat, die Gerichtspraxis des Mittelalters, die dergleichen Zeichen als Strafen Gottes erklärte, so daß das Gewohnheitsrecht hier einen erklecklichen Beitrag zum Beweise liefert. — Wie mit der Vernunft an sich, so streitet jene Ansicht zweitens mit den Objectivirungen jener. Hr. Stahr hat dies S. 14 und 15 f. Erwied. schlagend dargethan: „Denn dieser Standpunct, von welchem aus man das Walten Gottes in der Natur nicht als ewige gesetzliche Naturnothwendigkeit, sondern darin eine willensbegabte Beziehung Gottes auf den Menschen auffaßt, eine aus temporärer Entschließung hervorgehende, in den nothwendigen Gang der Dinge gewaltsam eingreifende That, eine gewollte Züchtigung, eine gewollte Warnung erblickt: dieser Standpunct ist ein unfreier, der in den Händen des Fanatismus zu den furchtbarsten Consequenzen geführt hat und führen muß. Der Mensch würde wahrhaft unfrei erscheinen, wenn er die naturnothwendigen Gesetze als maßgebende sittliche Macht anerkennen müßte. Der Mensch würde damit an seinem eignen Verstande zu Grunde gehen. Allein, eben weil wir erkannt haben, daß unser Verhältniß zur Natur und den elementaren Mächten ein freies ist, darum streben wir diese Freiheit auch dadurch zu bethätigen, daß wir in unserm körperlichen Dasein die möglichste Sicherheit gegen ihre Wirkungen zu erreichen suchen. Meere und Stürme verschlingen unsre Schiffe, der Hagel zerschmettert, die Fäule zerstört unsre Saaten, die Flammen verzehren unsre Häuser und Speicher; Seefahrts=, Hagel=, Feuer=, und andre Versichrungsanstalten brechen die Kraft der Elemente und die Erfahrung lehrt mehr und mehr, diese Anstalten immer vollkommner einzurichten, und schon ist die Zeit nicht mehr fern, wo ganze Nationen an die Stelle einzelner Genossenschaften als Garantie in solche Versichrungsanstalten gegen die elementaren Mächte eintreten werden. — Ist nun aber jedes derartige Unglück ein von Gott gewolltes Strafgericht, wie, frage ich noch einmal, wie ist es dann erlaubt, ihm hindernd in den Weg zu treten?"

Was der Ausdruck des Hrn. Mallet (S. 18 f. Pred.): in Bremen fehle es den schmuzigsten Göttern der Heiden nicht an Verehrern, bedeutet, verstehen wir in der That nicht; auch können wir nicht verlangen, daß Hr. Mallet von der Mythologie sive Teufelsgeschichte richtige Kenntniß habe. S. 21 f. Pr. nimmt Hr. Mallet noch einmal einen gewaltigen Anlauf, gegen den wir aufs Neue Fronte machen müssen: „Aber wenn der Herr das sündige Geschlecht bis an jenen Tag nur tragen und schonen würde, ohne ihm auch in außerordentlicher und schreckender Weise entgegenzutreten, ohne ihm seinen Ernst zu zeigen, und selbst an sein Gericht zu mahnen, wer würde sich vor ihm noch fürchten?" Biblisch, aber in der That nur für „Kinder Gottes." Qui metuens vivit, liber mihi non erit unquam. Die Abschreckungstheorie ist sogar schon aus dem Menschlichen, dem Criminalrechte, verbannt, und Gott soll sie noch üben? Er zeigt, daß er noch da ist, um zu strafen, und daß man ein Exempel daran nehmen soll. Stahr sagt (S. 16 f. Erwied.): „Unterlassung der Sünde und Besserung aus Furcht vor der Strafe ist nur für geistig unfreie Menschen. Für den freien Menschen dagegen erscheint es als höchste Aufgabe: das Böse zu meiden und das Gute zu thun, jenes um des Bösen, dieses um des Guten willen, ohne Furcht vor Strafe und ohne Anspruch auf Lohn, als welche beide schon mit

beiden Handlungsweisen verbunden sind. Zu diesem die Menschheit hinzuleiten, ist die Aufgabe, die der Entwicklung des menschlichen Geistes gestellt scheint." Ref. kennt sehr wohl die andre Seite der Lehre des Christenthums, daß man das Gute aus Liebe gegen Gott, den man in sich aufgenommen, thun solle und thue. Aber hier ist doch der Grund des Gutesthun immer etwas Andres, etwas Aeußres, das den Menschen eigentlich bestimmt; und die erste Seite, die Furcht vor Gott, ist ja ein entschiedener Glaubenssatz der Bibel. Oderunt peccare boni virtutis amore, Tu nihil admittes in te formidine poenae. Den unentwickelten Menschen ist es in der That mit ihrer Freiheit ein eignes Ding, die, statt mit dem Schwerte, welches man ihnen recht scharf gemacht und in die Hand gegeben, sich zu vertheidigen, vor demselben erbeben und es wegwerfen. Die menschliche Freiheit, die Geistesfreiheit, obwohl sie diese fast unbewußt und noch nicht herausgebildet besitzen, schreckt sie, aus Schwäche des Geistes können sie mit dem Gedanken sich nicht versöhnen, daß der Geist wirklich ein freier sei. Denn das erfordert in der That Kraft, die Freiheit des Geistes zu ertragen, dieses Selbstbewußtsein, das nur durch sich selbst steht und fällt. Es ist aber nicht allein natürliche Schwäche, sondern auch Faulheit im Nachdenken und Mangel an Bildung. Das macht die Menschen nur unselbständig, sie können sich weder in sich befriedigen, noch auf sich verlassen. Es ist die ekelhafteste Spießbürgerlichkeit. Sie suchen daher etwas Andres, außer ihnen Stehendes, von dem sie Rath, Hilfe, Lohn, aber auch Strafe erwarten, wie Kinder bei ihren Eltern und Vormündern thun. Solchen bequemen und schwachen Seele reichen nun die heiligen Bücher den gereinigten jüdischen Nationalgott. In seiner ganzen Feigheit und Erbärmlichkeit zeigte sich dieser Gedanke der göttlichen Affecte im Alterthume, der einen Neid der Götter statuirte, der das Menschenglück zerstörte. Hatte der Mensch sich durch Anstrengung ein sorgenfreies, glückliches Leben und Freiheit errungen, so fürchtete er sich hinterher vor dieser Freiheit, er vernichtete sie wieder. Dies nach Außen objectivirt, ist der Neid der Götter, das πᾶν θεῖον φθονερόν bei Herodot. Es giebt in der That noch heutigen Tages einige Menschen, die bei einem Glücke sich durch freiwillige Aufopferung eines Theiles desselben, durch Verschenken oder Wegwerfen gegen Neid und Rache des Schicksals zu sichern streben. Das ist der Ring des Polykrates von Samos. Kräftige und durchgebildete Geister sind durch sich selbst befriedigt, sind homines sui juris, in sua potestate, ihre Selbständigkeit, die Alles in eigner Anstrengung beruhend erkennt, sträubt sich wie der alte Deutsche vor einem Schützer und Vogt, dem Verehrung, Bete und Frohndienst geleistet wird, er will kein liber malmann et mundmann sein, er ist in seinem eignen mundium. Wahr ist das alte Sprichwort: jeder ist seines Glückes Schmied. Es ergiebt sich ferner daher, wo einsichtslosen, schwachen Wesen der Verstand nicht ausreicht, daß das Andere herhalten muß; und am lächerlichsten ist, daß, wenn einmal der Grund einer Sache erkannt ist, sie dann Gott genommen und den Menschen vindicirt wird. Die Allmacht Gottes ist es immer bei ihnen, die alles Unmögliche und Sinnlose zu verantworten hat; das aber, was sie Allmacht nennen, ist gerade ihre eigne geistige Bornirtheit.

Wenn Hr. Mallet in dieser Predigt, so wie überhaupt den Glauben allein in den Vordergrund stellt, so ist dies wiederum eine Folge seiner schrecklichen Unkenntniß der Logik. Hr. Mallet macht keinen Unterschied zwischen den Begriffen: Hauptsatz und einziger Satz. Der Glaube an Jesum Christum ist allerdings der Hauptsatz im christlichen Systeme, aber doch nicht der einzige.

Am wunderlichsten kommt es heraus, wenn Hr. Mallet einmal gelehrt wird. In seiner Antwort an Hrn. Stahr fragt er diesen nach seinem Beglaubigungsschreiben, er verlangt zu wissen, wo das geschrieben steht, Hr. Stahr kann das natürlich nicht sagen und wird darum unter „die Trompeter des Unglaubens" gestellt. S. 9 macht sich Hr. Mallet auch einmal an die Bildung und Humanität, die Bildung aber kann er nicht brauchen, die wirft er geschwind wieder fort und hinkt eine Seite lang auf einem Bein, statt einzusehen, daß Humanität ohne Bildung ein Unding ist. S. 19 nennt Hr. Mallet die Philosophen von Athen zu Paulus' Zeit stolz und doch nichts wissend. Gewiß waren sie durch ihre Beschäftigung mit dem Aristoteles beßre Logiker als Hr. Mallet.

Am schlimmsten macht er es aber S. 31: „Das Schändlichste wird erst dann kommen, wenn der Pantheismus und der Polytheismus sich die Hände reichen und der Aberglaube und Unglaube, die Kinder eines Vaters und gleiche Brüder sind — sich zur Vertilgung des Glaubens und der Gläubigen miteinander verbinden. Dann schlägt die Stunde der Mitternacht, aber dann bricht auch bald die Morgenröthe des Sabbaths der Ruhe herein, auf den kein Abend und keine Nacht mehr folgt." Man sollte es in der That kaum glauben, daß ein gebildeter Mann, wie doch Hr. Mallet sein will, solches Zeug ohne irgend einen Sinn schwatzen könnte. Hr. Stahr hat sehr Recht, wenn er S. 16 seiner Erwied. sagt: Auf diese — Weissagung haben wir keine andre Antwort, als die Dessen, „der für die, so ihn schmäheten und lästerten, ohne Ihn zu kennen, die göttlichen Worte sprach: „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun.""

Aber auch die Lehre des Hrn. Mallet hat ihre Nothwendigkeit und Wirkung, sie fällt unter die sorglosen Verstandesmenschen, welche, ohne sich um die Principien

des Wahren, Guten und Schönen zu kümmern, doch als brave Leute im Genuß einer gebildeten Zeit ohne Gefahr vor den Scheiterhaufen leben wollen, wie eine verletzende Bombe, die sie aus der gewöhnlichen Ruhe bringt. Christenthum und Philosophie, beide wollen im Grunde dasselbe, sie wollen den Menschen über das Gemeine erheben, das Unwesentliche von dem Wesentlichen trennen. Das Wesentliche an sich ist beiden dasselbe, aber im Christenthum ist es nur erst in der Form des Vorstellens, wobei der Geist seine Formen aus dem Leben und der Erfahrung sich zur Verständlichkeit bringt, diese sind das Mythische, das Geschichtliche und das Dogmatische darin. Der Geist ist noch nicht zum vollkommnen Bewußtsein seines Inhaltes gekommen, er setzt diesen, den Begriff, noch nicht in sich, sondern nach außen, in das Jenseits. Der Gott ist ihm nicht der Geist, sondern Ein Geist, „der Vater im Himmelsthron." Dies ist der Unterschied von der Philosophie, die das Jenseits in das Diesseits setzt, sich selbst setzt. Nur auf dieser Stufe ist ein Ergreifen und Begreifen möglich. Aber die Gegner verstehen den Begriff der Identität ganz und gar nicht, die Coincidenz von Sein und Wissen. Sie wollen immer einen andern als den einzigen naturgemäßen Beweis. Aber ein andrer ist unmöglich, wie Ref. (S. 12 s. Schrift Proculejus) dargethan zu haben glaubt: „Das Wissen muß sich durch sich selbst beweisen .... Auch ist es rein unmöglich, die Coincidenz des Seins und Wissens geradehin darzuthun. Beweisen heißt die Wahrheit eines Satzes aus der Wahrheit eines andern darthun. Sein und Wissen sind aber die alleinigen, unendlichen Wahrheiten, die nichts Andres außer sich haben, wodurch ihre Wahrheit bewiesen werden könnte. Der Begriff kann sich also in seiner Entwicklung nur durch sich selbst beweisen. Sein und Wissen sind zwei Unendlichkeiten, daß aber zwei wesentlich von einander verschiedne Unendlichkeiten seien, dem widerspricht der Begriff der Unendlichkeit, beide müssen Selbstunterscheidungen Eines und Desselben sein und daher zusammenfallen." Das ist immer wieder der alte Fehler, daß der Mensch die Freiheit, die Selbständigkeit scheut, wie er selbst in seiner zufälligen Stellung etwa von einem Andern abhängt, so soll es auch der Begriff. Odi profanum vulgus et arceo. Beim Lesen der Schleiermacherschen Schriften konnte sich Ref. nie des Gedankens erwehren, daß dieser tiefsinnige Gelehrte nur ironisire; der weggelaßne Refrain jedes Satzes ist in der That: „so und so ist es vernünftig, aber es darf nicht so sein, weil es so und so religiös ist."

Schließlich sagt Hr. Mallet, S. 36 seiner Antwort an Hrn. Stahr, es sei ihm sauer geworden; er ist also durch Verbindung mit dem Sauerstoffe der Stahrschen Broschüren zum Oxyd umgewandelt. Und allerdings nur durch das Hinzutreten solches Sauerstoffes kann die allmälige Cremakausie seiner Lehre bewirkt werden; denn so wird sie untergehen, nicht im blitzenden Meteorfeuer.

Proculejus in Bremen.

Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker von B. Bauer. 1. 2. Leipzig. Otto Wigand.

Das Werk von B. Bauer über die evangelische Geschichte verläßt den angewöhnten Kreis der Gedanken und die geheiligten Vorurtheile von Jahrhunderten, die ihn beschreiben und noch jetzt, wenn auch nicht die ganze, doch die theologische Welt gefangen halten. Solche Bücher können nicht sobald ihren sichern Platz und eine öffentliche Anerkennung gewinnen, als Arbeiten, die keinen Sprung der Entwicklung bezeichnen, vielmehr nur wesentlichen Bedürfnissen der bisherigen Ordnung entsprechen. Immer aber ist die Anerkennung, ja die Sympathie, noch früher möglich, als die Kritik. So hat man es lange mit Strauß gehalten. Erinnern wir uns nur, wie es zuging. Der alte Stand der Dinge wurde heftig in Bewegung gesetzt, es entbrannte ein ausgedehnter theologischer Kampf gegen das Leben Jesu. Die Theologen waren noch überzeugt, daß sie dem Uebergriffe auf litterarischem Wege steuern könnten. Strauß griff offenbar die heilige Schrift an. Dagegen schrieben sehr Viele. Aber man konnte nicht sagen, daß dies Kritiken waren, und wie lange es gedauert hat, bis eine wirkliche Kritik des Straußischen Standpunctes sich herausgearbeitet, wissen wir erst jetzt. Die Anerkennung war dagegen viel früher da, selbst der Eifer der Widerlegung enthielt sie in sich und die Jugend trat mit der Mehrzahl der fähigsten Köpfe unbedingt auf die Seite des Neuerers. Die Anerkennung der Jugend ist die unbefangne Auffassung und das eingehende Verständniß des Neuen. Die wahre Unbefangenheit und das durchdringendste Verständniß ist aber erst die Kritik. Wir haben darum vor dem Erscheinen der Arbeit von B. Bauer über die Synoptiker keine wirkliche Kritik des Lebens Jesu erhalten, und auch zu dieser sind wir erst gelangt, nachdem die umfassenden Untersuchungen von Weiße und Wilke vorangegangen waren. Wenn dagegen Straußens Dogmatik durch Feuerbach's Wesen des Christenthums schneller, ja sogleich bei ihrem Erscheinen kritisirt worden ist, so muß man bedenken, die Dogmatik ist nur eine Durchführung desselben Standpunctes, den das Leben Jesu behauptete (der Substantialität, wie ihn B. Bauer ganz richtig bezeichnet) und Feuerbach's folgenreiches Werk, welches ziemlich gleichzeitig mit der Dogmatik erschien, vollbrachte

nur durch die Entdeckung des tiefern Princips, nicht in ausdrücklicher Beziehung und Anwendung desselben die Kritik des Straußischen. Diese Anwendung zu machen wird wiederum eine Arbeit sein, welche nicht Jedermann gelingt, sie ist noch nicht öffentlich gemacht worden, die Welt wartet darauf, und sie hat das Recht, dies zu erwarten, aber auch die Zeit, in aller Ruhe zuzuwarten. Jedermann weiß nun, wie weit es mit der Anerkennung und richtigen Auffassung Straußens bereits gekommen ist. So sehr man anfangs darin fehlgriff, so sicher ist man jetzt geworden. Ganz anders steht es mit Feuerbach und Bruno Bauer. Ueber Beide ist die Welt noch nicht einmal gehörig unterrichtet. Nicht daß so bedeutende Leistungen keine Aufmerksamkeit erregt hätten. Gelesen werden diese Schriften von Allen, die es angeht. Aber das bloße Lesen hilft nichts, es muß mit Verstand gelesen werden, und der Verstand kommt nicht mit einem Male. Ich schreibe dies nieder mit dem Gefühl, daß nicht nur die Theologen, sondern sogar die meisten Hegelianer und selbst die von der äußersten Linken den Kopf dazu schütteln, und ich antworte auf diese väterliche Bewegung ganz einfach: ja, seht, so steht es jetzt. Ihr erkennt alle Beide noch nicht an und Sympathie habt ihr vollends nicht mit ihnen. Das Letztre wagt ihr nicht und das Erstre würde euch zu einer ganz neuen Denkungsweise nöthigen. Ihr müßtet, um Feuerbach zu verstehen, viele üble Angewohnheiten, namentlich die übersichtige Speculationswuth, die fertigen Redensarten vom Absoluten, von demselben Inhalte der Vorstellung und des Begriffs, von dem Wirbel des Absoluten, in dem Alles Eins ist, ja ihr müßtet sogar den geschliffnen Styl der absoluten Methode aufgeben; und ich bin nicht so schlecht unterrichtet, daß ich nicht wüßte, was dies sagen will: es heißt, ihr müßtet euch selbst aufgeben, oder zum Mindesten, ihr müßtet euch erniedrigen, „um Menschen zu werden, wie wir, und unter uns zu wohnen." Ihr werdet nicht der Meinung sein, daß ihr um diesen Preis euch verkaufen dürft, ihr würdet glauben, Hegel umsonst studirt zu haben. Also ihr verachtet den Feuerbach, der auf eure friedlichen Wohnungen herunterstürzt? „Wir verlachen ihn in seiner speculativen Ohnmacht". Und ihr könnt euch nicht in sein Wesen finden? „Nein, wir finden darin nur das Unwesen eines haltungslosen Subjectivismus". Nun, so lebt wohl! Ziehet hin in alle Welt und lehret alle Heiden!

Mit Bruno Bauer, dem Theologen, steht es begreiflicher Weise noch etwas schlimmer. Erinnern wir uns kurz der Sachlage. Bruno Bauer war ein orthodoxer Althegelianer und streifte so nah an Hengstenberg, als dies jetzt etwa Göschel thut; da wurde eine starke Umwandlung bei ihm sichtbar, er gab „die evangelische Landeskirche" heraus, ein Buch, welches trotz seiner exclusiv philosophischen Haltung gerade jetzt alle Beachtung verdient, dem Verf. aber schon damals unter den Freunden der Kirche und der Wiederherstellung der Hierarchie keine günstige Stimmung bereitete. Man dachte wohl nicht, daß Bruno Bauer noch weiter gehen würde. Er lehrte in Bonn und wartete dort auf die von Altenstein versprochne außerordentliche Professur der Theologie. Aber Altenstein starb darüber weg und es trat eine förmliche Systemsändrung ein, die Wendung zu dem „christlichen und theologischen Geist", der uns jetzt statt des philosophischen aus Preußen entgegenweht, während B. Bauer seinerseits sich immer mehr von der Christlichkeit entfernte und in die allerfreiste Philosophie und Kritik hineingerieth.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 220. 15. September. 1842.

Bauer „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker."

(Fortsetzung.)

Bruno Bauer schrieb die Synoptiker; ihm wurde die Licentiatur und die bestimmte Anwartschaft auf die Professur entzogen; und es zeigte sich der Conflict der Kritik und der Theologie noch viel schroffer, als dies schon bei Strauß der Fall gewesen war. Strauß war nicht von Facultäten und Behörden förmlich für unchristlich erklärt worden, er war ja nicht förmlich von einem theologischen Katheder zu removiren; er wurde auch nicht einfach aus seiner tübinger Stellung entlassen und sich selbst überlassen, vielmehr unter der Form einer Beförderung von Tübingen ans ludwigsburger Gymnasium versetzt. Strauß wurde von Theologen nicht gerichtet, sondern bekämpft. B. Bauer dagegen hat die Theologie mit ihrem einfachen „damnamus" gegen sich, er ist auf dem allgemeinen Concilium der preußischen Facultätstheologen verurtheilt und das Urtheil von der ausführenden Behörde, dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, vollzogen worden. Das heißt durch seine Stellung und durch den Inhalt seiner wissenschaftlichen Arbeiten war der Conflict entstanden, daß die theologischen Facultäten förmlich den Ausspruch thun mußten: nicht die Wissenschaft, nicht das Gericht vor dem wissenschaftlichen Forum, sondern die Kirche und das Gericht vor dem Forum des christlichen Glaubens ist das Princip und das Maß der theologischen Facultäten, während bei Strauß noch der Anschein der wissenschaftlichen Freiheit und Gerichtsbarkeit behauptet worden war; hatte man doch nur eine wissenschaftliche Controverse vor sich, und das weitre Verfahren, diesen oder jenen berühmten Gelehrten nicht zu berufen, gehört ohne Zweifel doch auch zur Freiheit der Wissenschaft, wenn auch nur der zünftigen. Ja, die Berufung nach Zürich mußte sogar den Gedanken erzeugen, als läge es nicht an den deutschen Universitäten und also nicht an der Theologie, wenn sie irgend ein wesentliches Moment nicht in sich aufnähmen, denn es war augenscheinlich gnug, wie viel Antheil die Politik an der züricher Revolution hatte, und hätte sie auch keinen gehabt, immer ging die züricher Universität jenes Ereigniß, welches Strauß unmöglich machte, nichts an. Bei B. Bauer dagegen ist der Conflict rein. Er negirt das Theologische (das nicht rein Wissenschaftliche) an der Theologie, und die Theologie negirt ihn nicht aus einem rein wissenschaftlichen, sondern aus einem theologischen oder kirchlichen Grunde. Sie sagt nicht: was du lehrst ist falsch und widerspricht der Vernunft, sondern: deine Lehre stimmt nicht mit dem Christenthum überein, eignet sich also nicht zur Ausbildung künftiger Seelsorger. Dieser Bruch ist für beide Theile unendlich wichtig. Die protestantische Theologie ist dadurch zu dem Bewußtsein gekommen, daß sie nur die Freiheit des christlichen Gewissens, sonst aber und allgemein genommen weder die Gewissens-, noch die Glaubens-, noch die Wissensfreiheit zum Princip hat, denn die Realität von allen dreien wäre die Lehr- und Schreibefreiheit. Die Lehrfreiheit ist beschränkt durch den Zweck der Kirche, die Kirche will christliche Religionslehrer und Seelsorger, tritt also bei einem Lehrer der Theologie an die Stelle des christlichen Gewissens ein andres, etwa das Gewissen der unbedingten Vernunft, so ist der Kreis überschritten, innerhalb dessen jene Freiheit des Protestantismus sich bisher bewegt hat. Unter der Voraussetzung des christlichen Gewissens war die Lehrfreiheit vorhanden. Jetzt aber bekommt die Frage nach der Lehrfreiheit einen ganz andern, einen universellen Sinn. Kurz die Voraussetzung des Protestantismus, daß das christliche Gewissen das Gewissen überhaupt sei, erweist sich als nicht mehr stichhaltig. Daher wird die Schranke der Lehrfreiheit, die früher nicht empfunden wurde, also auch nicht vorhanden war, jetzt als eins der schwierigsten Probleme unsrer religiösen und wissenschaftlichen Entwicklung gefühlt. Nicht so stricte ist die Grenze der Schreibefreiheit gezogen und dem größern Publicum von der Glaubensfreiheit vor der Hand die Frucht geblieben, daß die Seelen, wie es scheint, nicht in demselben Maße, wie die Seelsorger, wirklich christlich zu sein brauchen. Man hat Strauß' Schriften, man hat Feuerbach's Wesen des Christenthums, man hat die zwei ersten Theile von Bauer's Werk dem Publicum nicht entzogen, und wenn nun der dritte Theil von Bauer, wenn die zustimmenden Kritiken über Feuerbach nicht überall das Imprimatur erlangt haben, wenn also auch keine Schreibefreiheit vorhanden ist, so ist doch das nur das längst bekannte Princip der Censur überhaupt oder der Anwendung

der Polizei (aus politischen Gründen, weil der Staat nur als Polizeistaat begriffen wird) auf das rein geistige Gebiet der Theorie. Diese Schranke der Geistesfreiheit entspringt allerdings aus dem Nothstaat des Protestantismus, sobald die Geistesfreiheit etwas Andres werden will, als die beliebigen Vorstellungen der Privaten von jener Welt. Der protestantische Staat, der nur Unterthanen kennt, deren Gedanken als Gedanken zollfrei sind, kann es nicht erlauben, daß diese Gedanken gedruckt werden, wie sie auch sein mögen; denn es ist unter Anderm auch gefordert worden, der Nothstaat müsse Vernunftstaat, die Ordnung der Vernunft selbst werden, und wenn die Geistesfreiheit nicht mehr im beliebigen Glauben und Meinen über himmlische Dinge besteht, so wird sie den Versuch machen, die nothwendige Erkenntniß alles Irdischen und vor Allem des Staats und seiner Geschichte zu werden. Offenbar wird an dieser Stelle der Entwicklung der Staat, welcher Nothstaat bleiben will, den Wunsch hegen, den alten Kreis der christlichen Gewissensfreiheit wiederherzustellen; aber es wird nicht möglich sein, alles weltliche Interesse aus den Gemüthern zurückzuziehen, die Censur wird also höchstens die Gesetze der jetzigen politischen Ordnung, nicht die der ursprünglichen protestantischen Christlichkeit zum Maßstabe des Erlaubten erheben können. Die Theologie kann wohl hie und da, aber nicht überall die Censur theologisch machen, so sehr sie auch das Bedürfniß fühlen muß. Die Theologie erfährt also jetzt, daß sie weder die Lehr- noch die Schreibefreiheit ertragen kann und was sie bisher als einen Vorwurf würde von sich gewiesen haben, daß sie nicht die Wissenschaft, sondern die Kirche, die mit der neuesten Wendung der Wissenschaft im Kampfe liegt, zum Princip habe. Das hat sie jetzt freiwillig selbst erklärt.

Auf der gegenüberstehenden Seite der Wissenschaft ist nun ebenfalls die Erfahrung gemacht, daß das Princip des Protestantismus nicht ausreicht, und daß die Wissenschaft, welche nicht alle Sphären des Geistes durchdringen und einzig unter ihrer eignen Gerichtsbarkeit gestalten und beherrschen darf, nicht frei ist, daß also eine Vermittlung der Geistesfreiheit, wie sie die protestantische Theologie und der protestantische Nothstaat versteht, mit der Geistesfreiheit, wie sie sich seit den letzten funfzig Jahren und am entschiedensten gerade jetzt erzeugt und zum Theil schon realisirt hat, nicht möglich ist: mit einem Wort, daß sich Theologie und Philosophie (und entsprechend der jenseitige geheime Polizeistaat und der sich selbst gegenwärtige offenbare Vernunftstaat) nicht verträgt.

Das ist der Conflict, den die Bauersche Angelegenheit nicht geschaffen, aber zum öffentlichen Bewußtsein gebracht und in einer geschichtlichen Thatsache fixirt hat. Die Thatsache erkennen beide Theile an, denn beide Theile erkennen darin, wenn auch von verschiednen Ausgangspuncten, nur den Ausdruck ihrer Ansicht, daß aber jeder Theil die Berechtigung des andern anerkennen sollte, daran fehlt viel. Und dies ist in der Ordnung. Die Berechtigung der Theologie ist eine factische. Diese soll durch die Philosophie aufgehoben werden. Die Berechtigung der Philosophie behauptet also die historische zu sein. Oder auch so: was historisch ist und was historisch werden will, steht sich gegenüber. Hieraus entspringen die gegenseitigen Anfechtungen sowohl, als auch der große Troß der Halben, denen der gänzliche Bruch unbequem ist.

Die Halben sind nicht von Außen her zu vertilgen. Der Bruch mit dem Alten wird so lange nur ein innerlicher sein, bis das Neue sich in das Alte vollkommen eingenistet hat. Eine äußerliche Scheidung in zwei Welten ist nicht so schnell möglich, als die Extreme sie haben möchten, sie ist zunächst von keiner Seite herbeizuführen, weil keine die reine Einsicht der Individuen in seiner Gewalt hat, und wenn die Extreme den äußerlichen Bruch auch noch so eifrig wollen, sie können die Mitte nicht eher entzwei brechen, als bis das neue Princip auch in ihr seine Uebermacht selbst fühlt, die Halben also die Nothwendigkeit der Halbheit nicht mehr anerkennen. Die Halben gehen mit List zu Werke, sie sind Heuchler, sie haben keinen Glauben, keinen Eifer, kein Herz oder sie sind beschränkt, sie merken den Riß nicht, so lange sie noch hinüber und herüber können. Sie tragen selbst dann, wenn der qualitative Sprung innerlich schon vorhanden ist, die Form der Allmäligkeit in die Entwicklung wieder hinein und erkennen das, was innerlich in ihnen ist, äußerlich nicht an. Aber sie führen hiedurch die Bedeutungslosigkeit des Aeußerlichen, mit dem sie so lange spielen, bis sie es merken, daß sie es in ihrer Gewalt haben, selbst herbei. Haben sie als Heuchler mit der Innerlichkeit gespielt, so ist dies wahrlich keine Hochachtung für die Stellung, das Amt oder den Vorgesetzten gewesen, der sich die Heuchelei für die Wahrheit mußte bieten lassen; aber was soll er anfangen, wenn die Wahrheit nicht zu haben ist? Er ist also der Ohnmächtige und der Heuchler der Mächtige. Nicht er spielt mit dem Heuchler, sondern dieser mit ihm. Ist aber der Heuchler aus Politik das geworden, was er ist, so wird er auch klug gnug sein, die Macht zu erkennen, die er durch die reine Einsicht in Händen hat. Die Halben sind die Brücke von einem Extrem ins andre, aber eine Brücke, die sich selbst aufhebt und das Alte dazu.

Anstatt aber daß die Halben für ihre eigne Moralität Sorge tragen sollten, häufen sie alle möglichen moralischen Vorwürfe auf die Extreme. Das Wort Extrem ist ihnen schon selbst ein Vorwurf, und daran knüpft sich sogleich der weitre, er sei forcirt, leidenschaftlich überspannt, aus der Sucht sich hervorzuthun oder gar aus einem rein dämonischen Triebe, aus Fanatismus entsprungen. Und doch

haben es begreiflicher Weise die Extreme nach beiden Seiten viel leichter, moralisch zu sein, als die Halben.

Diese Fragen liegen alle schon in dem äußerlich bekannten Verlauf der Bruno Bauerschen Angelegenheit, und es ist weiter nichts nöthig, als auf die Sachlage hinzuweisen, so erinnert sich sogleich ein Jeder der Stichworte, in denen sie sich bereits laut gemacht haben. Was ist denn nun an der Sache? an einer Sache, die, wie es scheint, nirgends als auf dem äußersten Extrem, welches sie selbst bildet, ihre Anerkennung und ihren Anhalt findet?

Die Sache ist sehr einfach, so einfach, daß am Ende ihr Princip gar nicht mehr neu und am allerwenigsten überraschend ist, denn es besteht wesentlich darin, daß aus den bisherigen künstlich erzeugten Voraussetzungen eines Uebervernünftigen und Unbegreiflichen zur geraden und ganzen Vernunft zurückgekehrt wird. B. Bauer liest die heilige Schrift, wie ein andres Buch, und kritisirt die Verfasser der Evangelien, wie man andre Autoren kritisirt. Kurz er verläßt die theologische Weise und geht in die rein menschliche über, weßhalb sein Buch von den Theologen denn auch nur verworfen und verdammt werden konnte, ohne daß darum die Theologie sich seiner zu erwehren vermöchte. Denn es wird eben der Anspruch an sie gemacht, daß sie sich geradeswegs als natürliche Vernunft verhalte, und die Unmöglichkeit eines andern Verhaltens der Vernunft, die aller Welt bereits einleuchtet, nun endlich auch ihrerseits anerkenne. Sagt die eine Seite: „wir können nicht begreifen", so sagt die andre: „ihr müßt und ihr könnt." Auf alle Schwierigkeiten geht sie ein, alle hebt sie auf und alle weist sie als Probleme des Selbstbewußtseins nach, kurz sie beweist ihre Begreiflichkeit; und so bekannt es ist, daß hiemit eine breite Voraussetzung aufgehoben wird, eben so gewiß ist es auf der andern Seite, daß die natürliche Vernunft und die Begreiflichkeit der göttlichen Probleme fast schon zum Vorurtheil der heutigen Welt geworden ist, B. Bauer also an diesem Vorurtheil zum Wenigsten einen eben so mächtigen Verbündeten, als seine theologischen Gegner an der Unbegreiflichkeit dessen, was sie dessenungeachtet in ihrer Weise begreifend vortragen, sich gewonnen habe.

Nicht das also ist neu, nicht das ist extrem, daß ein Kritiker nichts Andres anerkennt, als die Vernunft; daß aber ein solches Princip auf diesen Gegenstand angewendet und unerbittlich an ihm durchgeführt wurde, dies — man muß es gestehen — ist die auf den Kopf gestellte Theologie und das extreme Gegentheil ihres bisherigen Verfahrens. Es ist untheologisch, es ist gegen das christliche Gewissen, weil es das Gewissen der reinmenschlichen Vernunft zum Princip macht; und doch konnte es nur von einem Theologen unternommen werden; denn die ganze übrige Welt hat keinen Begriff von den Qualen und Windungen, womit die Apologetik den Grund alles Heils vertheidigt, den die Reformation in der heiligen Schrift hingestellt und die spätre Bildung bereits wieder verlassen hat, — die spätre Bildung, die Weltbildung und die Weltweisheit, die wirklich in ein vollständiges Laienthum, in eine gänzliche Sorglosigkeit gegen die theologischen Fragen verfallen ist, die so wenig anerkennt, es liege alles Heil in dem Glauben an das Unbegreifliche, daß sie vielmehr statt auf das jenseitige Heil mit ihrem ganzen Eifer auf das diesseitige gerichtet ist, ja daß sie alles Göttliche für diesseitig, wirklich, präsent und realisirbar im Menschen erklärt: die Liebe, die Freiheit, der Geist und seine ewigen Güter, alle liegen im Leben der Menschheit, nicht jenseits seiner Grenzen. Die Erde stürzt sich unaufhörlich in den Aether des Himmels, und wer die Himmelfahrt nicht verfehlen will, der hat sich an die Erde zu halten, denn frei wird Keiner, der ihren Gesetzen nicht nachlebt.

Doch wir wollen die Theologen nicht ängstigen. Vielleicht sind die Copernicanischen Gedanken über Erde und Himmel eben so unrichtig, als die Rousseauschen über den Staat und das Christenthum, eben so unpraktisch, als die Menschenrechte und die Republik; und warum sollte die Theologie nicht so gut die Naturwissenschaften, als Haller die Rousseauschen Irrthümer widerlegen können? Es giebt noch sehr viel Leute, die überzeugt sind, daß mit der Vernunft weder im Staate, noch in göttlichen Dingen auszukommen ist, und deren vollends, die diese Praxis haben, ist Legion. Wir wollen die Gemüther nicht beunruhigen, die ihre Hoffnung auf den Herrn setzen, die der Vernunft aber nicht mehr zutrauen, als sie unmittelbar fühlen, daß sie ihnen leistet. Wir wollen vielmehr sagen, wie Bruno Bauer das orthopädische Princip, welches wir ihm zuerkannt, auf die apologetische Vernunft anwendet; Apologetik nämlich nennt er die ganze bisherige theologische Vernunft.

Zunächst tritt die Frage ein: wie steht B. Bauer zu Strauß? Der Verf. setzt das Verhältniß, in welches auch Weiße und Wilke aufgenommen werden, in der Vorrede zum ersten Bande mit großer Deutlichkeit auseinander. Weiße trat gegen die Straußische Traditionshypothese, nach welcher der unbewußt mythenbildende Geist der Gemeinde der Schöpfer der Evangelien ist, auf. Er findet in Marcus den Urevangelisten, dessen Angaben nur die beiden andern Synoptiker schriftstellerisch bearbeitet hätten. Marcus selbst, sagt Weiße, hat seine Thatsachen, nach dem Bericht des Papias beim Eusebius, aus dem Munde des Apostel Petrus und Matthäus hat eine Spruchsammlung des Apostel Matthäus vor Augen gehabt.

„Beide Arten den Ursprung der Evangelien zu erklären, bemerkt B. Bauer, können wir unter einen allgemeinen Gesichtspunct bringen und mit der gesammten Weltanschauung ihrer Urheber in Verbindung setzen. Die von

Strauß ist mysteriös, die von Weiße durchgeführte ist positiv. Strauß bleibt mit seiner Hypothese dem Standpuncte treu, den er nun auch in seiner Kritik der Glaubenslehre mit der gründlichsten Consequenz und mit der Entschiedenheit eines wissenschaftlichen Charakters durchgeführt hat, — dem Standpuncte, welchem die Substanz das Absolute ist." „Diese Ansicht ist mysteriös, weil sie in jedem Augenblick, wenn sie den Proceß, welchem die evangelische Geschichte ihren Ursprung verdankt, erklären und zur Anschauung bringen will, immer nur den Schein eines Processes hervorbringen kann und die Unbestimmtheit und Mangelhaftigkeit des Substantialitätsverhältnisses verrathen muß. Sie ist mysteriös, weil sie tautologisch ist. Der Satz: die evangelische Geschichte habe in der Tradition ihren Ursprung und ihre Quelle, setzt zweimal dasselbe: „die Tradition" und „die evangelische Geschichte", setzt beides allerdings auch in Verhältniß, aber sagt uns nicht, welchem innern Proceß der Substanz die Entwicklung und Auslegung derselben ihren Ursprung verdankt. Auch orthodox ist noch diese Ansicht. — Für die Frage, auf die es allein doch ankommt, wenn wir wissen wollen, wie die evangelische Geschichte und ihre Darstellung in den Evangelien entstanden sei, ist es gleichgiltig, ob man antwortet, die Evangelisten hätten unter der Inspiration des heiligen Geistes die gegebne Geschichte niedergeschrieben oder die evangelische Geschichte habe sich in der Tradition gebildet. Beides ist im Princip dasselbe, da es gleich transcendent und die Freiheit und Unendlichkeit des Selbstbewußtseins in gleicher Weise beeinträchtigt."

Weiße's Ansicht ist positiv. Er glaubt Alles gethan zu haben, wenn er die Sache auf die sichre Bürgschaft einer Person zurückgeführt hat (S. XI). Die nähere Verbindung der Straußischen und Weißeschen Ansicht, und die Kritik der ganzen positivistischen Denkungsart Weiße's ist in der Vorrede vortrefflich ausgeführt. Während nun Wilke in seinem Werke — „dessen Andenken unsterblich sein wird" — Weiße's Annahme von der Spruchsammlung aufhebt, beweist er zugleich den „Fund Weiße's", daß Marcus der Urevangelist und von den beiden andern benutzt und abgeschrieben sei, und spricht es aus, daß das Werk des Marcus nicht die Copie eines mündlichen Urevangeliums, sondern „künstlerische Composition" ist. Dennoch nimmt Wilke einen gegebnen Stoff an, den eben Marcus nur formirt habe. Wilke ist also eben so positiv, als Weiße.

B. Bauer knüpft hier nun sein eignes Werk an. Er sagt: „Wenn die Form durchweg schriftstellerischen Ursprungs ist und dem Evangelium des Marcus den Charakter eines „„Kunstwerks"" giebt, wenn aber eine „„künstlerische Composition"" auf den Inhalt nicht nur von Einfluß ist, sondern selber Inhalt schafft, können wir dann noch bei der Anerkennung eines bestimmten Positiven stehen bleiben? d. h. können wir in der Darstellung des Marcus als solcher — als künstlerischer — das vermeintlich Positive als solches — als das rein Gegebne und nackt Reale — noch unmittelbar vorzufinden hoffen? Nein! Die Aufgabe der Kritik ist nun offenbar die, daß zugleich mit der Form auch der Inhalt darauf hin untersucht wird, ob er gleichfalls schriftstellerischen Ursprungs und freie Schöpfung des Selbstbewußtseins ist."

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 221. 16. September. 1842.

Bauer „Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker.“

(Schluß.)

Diese Aufgabe war in der That nothwendig geworden. Hatten die Positivisten die Freiheit der Formirung bewiesen, so hatten sie schon mehr bewiesen, als ihre Absicht war; sie dachten an eine Kunst des Historikers und es ergab sich eine wirkliche freie Kunst schon aus ihren Resultaten. Die Thatsachen und der Inhalt, den also Marcus nicht überlieferte, mußte von Lukas und Matthäus geschaffen sein. Und es ist völlig einerlei, wenn einmal Eine einzige Thatsache geschaffen ist, ob dann noch zehn andre es erweislicher Weise nicht sind; indem mit der Einen Schöpfung sogleich das neue Princip des nicht gegebnen, sondern erzeugten Inhalts anerkannt und von der Historie in die Poesie übergegangen wird. Halten die Positivisten das reine Kunstwerk (auch das historische, sobald es nach dem idealen Bedürfniß des freien Geistes, nicht nach dem realen der zum Grunde liegenden Thatsache formirt ist) für unwürdig, für ohnmächtig, für entheiligt; so wird vom Standpuncte der Substanz „die reflectirte, absichtliche Dichtung“ für weniger dem Bildungsgange der Völker und dem allgemeinen Weben des Geistes angemessen, d. h. ebenfalls für ohnmächtig und eben darum (da die Macht dieser Werke doch vor Augen liegt) für unmöglich erachtet. Die Ersten denken, es werde die Thatsache, Christus oder das Christenthum und sein reeller Ursprung gänzlich vertilgt, die Andern, es werde die Substanz und das allgemeine Weben des Geistes in eitel Willkür und ohnmächtige Subjectivität aufgelöst. Für den Positiven ist der Dichter ein Lügner, für den Substantiellen ein isolirtes Subject. Beide sind im Irthum. Alle Epen gehen aus der Geschichte hervor. Allen liegen Thatsachen zum Grunde, alle werden aus dem allgemeinen Geist, in den die Thatsachen aufgenommen sind, also aus der Substanz heraus gezeugt. Wo es aber auf rein geistige Thatsachen und ihre einfache Bewährung in religiöser Hingebung ankommt, da ist begreiflicher Weise nicht viel äußerliches Geschehen anzutreffen; und zuletzt ist hier die Thatsache, auf die es ankommt, nicht die Biographie, sondern der zur allgemeinen Substanz ausgebreitete Geist.

B. Bauer kann daher viele Thatsachen als Schöpfungen der Dichter nachweisen, ehe er die Eine, wesentliche, den einfachen Ursprung der ganzen Ausbreitung, erreicht. Was an der Meinung der Positivisten wahr ist, die ursprüngliche That, welche den Spätergebornen als Thatsache entgegentritt, bleibt also auch dann noch stehen, wenn selbst diese letzte oder vielmehr erste Thatsache nichts Andres, als freie That des Selbstbewußtseins ist. Und eben so kann der Dichter völlig frei mit seinen Thatsachen schalten, ohne daß er deßhalb von dem allgemeinen Geist, der idealen Anschauung der Gemeinde, d. h. von der Substanz unabhängig wird. Man wird unsre Zeit gewiß für sehr „reflectirt“ erklären; aber sei Einer so frei, als er will, so „absichtlich“, als er kann, und versuche er's einmal, die Substanz der Bildung zu verlassen, der er angehört. Es wird ihm unmöglich sein. Und will er wirken und mächtig in der Zeit auftreten; so bleibt ihm nichts übrig, als die schärfste Reflexion, das eingeübteste Auge für die Gestalten und Subjecte, in denen die Substanz neue Realität gewonnen hat und zu gewinnen sucht; nur so kann er selbst ein wirklich gestaltendes, ein historisches Subject werden. Ein unbewußtes Weben der Substanz giebt er nur für die, welche gar keinen Antheil an der Gestaltung des Geistes haben und derselben erst inne werden, wenn sie sich von ihr überrascht sehen. Also auch den Geist der Gemeinde oder die allgemeine Substanz giebt Bruno Bauer nicht in dem Sinne auf, als erkennte er nicht an, daß eine Stufe des Denkens allgemein und dann wieder Substrat für die Schürzung eines neuen Knotens durch das schöpferische Subject wird. Reine Willkür ist diese Thätigkeit des Subjectes nicht, aber daß sie Willkür, eigne Wahl und entschiedenste Reflexion sein kann und sogar sein muß, ohne deßhalb außerhalb der vernünftigen Nothwendigkeit der Sache zu stehen, dafür vergleiche man wiederum jeden Menschen, der jemals eine historische Aufgabe zu lösen hatte, man vergleiche Strauß selbst und Spinoza dazu. Isolirte oder rein willkürliche Subjecte sind allerdings das Gegentheil von historischen; wer sich aber mit seiner Schöpfung zur allgemeinen Geltung bringt, der ist, er mag noch so reflectirt, noch so absichtlich, noch so bewußt sein, weder isolirt, noch rein willkürlich.

B. Bauer hat den Schluß seines Werkes, der die

Hauptfragen und die eigentlichen Cardinalpuncte, um die sich zuletzt Alles dreht, enthält, noch nicht veröffentlichen können; in den zwei vorliegenden Bänden ist aber schon gnug gethan, um im Allgemeinen die neue Methode und das neue Princip bewährt zu sehen.

Daß es sich hiebei um jede einzelne Wendung nicht handelt, versteht sich von selbst; daß aber mit der rein menschlichen und vernunftgemäßen Betrachtung die ungeheure Last der Jahrtausende von unsern Schultern fällt, ist eben so klar. Die Verhältnisse der einzelnen Schriftsteller definitiv festzusetzen und in allen Puncten festzusetzen, das ist gar nicht die Sache. Daß aber dies Verhältniß überhaupt nicht eben imponirend wirkt, daß die Composition, um verstanden zu werden, nicht noch einmal den Zeitraum von Jahrtausenden braucht; dies hat B. Bauer klarer, als die Sonne, gemacht. Und das ist es, worauf es ankommt.

Ein berühmter französischer Gelehrter hat neulich gesagt: „die Deutschen wären seltsam, daß sie sich über die Wunder so weitläufig herumstritten; man glaubte sie entweder, so möchte man sich an ihnen erbauen, oder man glaubte sie nicht, so möchte man sich nicht um sie bekümmern." Die Deutschen sind so dumm nicht, als es den Anschein hat; und die unbekümmerten Franzosen sind so sicher nicht, als sie denken. Wer die Sache nicht ganz durchschaut, der hat an ihr einen bösen Dämon, dem zu verfallen er fortdauernd Gefahr läuft. Mit unsrer Weitläufigkeit über Principien zu streiten hat es eine sehr praktische Bewandtniß. Ungefähr so, wie neulich ein Maler von dem Liepmannschen Copirverfahren, als man ihn fragte, ob es praktisch sei, sagte: es ist sehr praktisch, aber es ist nicht theoretisch und darum taugt es nichts, ungefähr so denken wir von jener französischen Maxime, sich mit den Wundern, d. h. mit dem ganzen christlichen Bewußtsein abzufinden. In dem Wunder und der Heiligkeit seiner Ueberliefrung erblicken wir die protestantische Voraussetzung, also die Grundlage einer großen Epoche, die zum Theil allerdings bereits vergangen, zum Theil aber eben so sehr noch gegenwärtig ist. Die alte Grundlage bestehen zu lassen, auch wenn ein großer Theil der Welt auf sie sich nicht mehr stützen kann, und nun die Altgläubigen beim Alten zu lassen und daneben ganz unbekümmert und zusammenhangslos das Neue aufzubauen, giebt keine beneidenswerthe Einrichtung. Es ist vielmehr nöthig, die Grundlage des Alten auf das Genauste zu untersuchen und in ihrer Beschaffenheit das Bedürfniß des Neuen gründlich nachzuweisen. Bis zu dieser Untersuchung ist der Proceß der protestantischen Theologie fortgeschritten; und wenn es gleich nicht geläugnet werden kann, daß jede neue Theorie erwartet, ja ersehnt und an sich in den Gemüthern der Mitlebenden schon vorhanden sein muß, um auftreten und Erfolg haben zu können, so ist es doch damit nicht gnug, daß die Sache an sich vorhanden sei: in unserm Falle z. B. reichte es nicht aus, daß die profane Welt sich um die heilige Grundlage des Protestantismus, das Wunder der Offenbarung, keine grauen Haare wachsen ließ, lange bevor die Theologen die Offenbarung menschlich faßten; es war nothwendig, daß die reinmenschliche Betrachtung der Schrift und ihres Ursprungs von der Theologie selbst zum Princip der Theologie erhoben wurde, um in der Entwicklung der protestantischen Welt eine neue Basis, die der reellen Freiheit, zu gewinnen. Wenn also B. Bauer das wirklich erreicht hat, was wir ihm zuschreiben, daß er die theologische Theologie zur Vernunftwissenschaft erhebt, so ist damit der Protestantismus vollendet und aufgehoben. Das theologische Interesse wird in das vernünftige umgewandelt und es fällt eine ganze große Richtung, die apart-theologische, vollkommen aus der Arbeit des Geistes heraus. Wie die Scholastiker und die alttheologischen Spitzfindigkeiten auch der Protestanten außer Curs gesetzt, ja zum Theil als ein sehr naiver Luxus des umgekehrten Bewußtseins erkannt und dem Staube der Erde um so sicherer verfallen sind, je himmlischer sie ihre Weisheit hielten; so wird es auch der jetzigen Theologie, die sich auf einer andern Basis, als der der menschlichen Vernunft halten zu müssen glaubt, ergehen. Hat der Protestantismus nicht die Fähigkeit, auch gegen sich selbst zu protestiren und die Vernunft als das Selbstbewußtsein, als den Schöpfer der heiligen Schrift, seiner Grundlage anzuerkennen, — so wird er katholisch. Seine Aufhebung zu vermeiden, ist nicht mehr möglich, er hat nur die Wahl, nach rückwärts oder nach vorwärts in seinen Grund zurückzukehren, oder vielmehr er hat keine Wahl, denn die ganze Welt steht bereits unter der Herrschaft des neuen Gestirns der reinmenschlichen Freiheit. Kein Bannstrahl wirkt mehr und die Flammen der Hölle nicht nur, auch die Freuden des Himmels haben ihren Zauber verloren.

B. Bauer geht die Evangelien durch mit der Absicht, ihre Intentionen, das Bewußtsein der Schriftsteller und die consequente oder inconsequente Durchführung der Intentionen in der Composition aufzudecken. Die Betrachtung ist nur darum kritisch gegen das ganze bisherige Verfahren, weil Intention und Composition als solche noch niemals in Frage gekommen sind, auch nicht in Frage kommen konnten. Widersprüche hat man entdeckt und sie bloßzulegen oder zu verdecken gesucht, Schwierigkeiten gegen die historische Voraussetzung hat man bis zur Qual empfunden, und man hat gemeint, sie seien durch die mythische Ansicht mit einem Schlage gehoben; sie sind es, denn der Mythus und der unbewußt dichtende Volksgeist kennt keine Schwierigkeiten und braucht keine zu kennen, eben weil er unbewußt ist; aber die mythische Ansicht kannte die Schwierigkeiten besser, als alle ihre Vorfahren, sie ver-

dankt nur ihnen ihren Ursprung. Erst die Frage nach Intention und Composition der Verfasser hat diese Schwierigkeiten wirklich hinter sich, weil es ihr nicht darauf ankommt, eine ebne Fläche und einen schönen Tempel herzustellen, sondern zu untersuchen, wie der wirkliche Tempel beschaffen und warum ihn sein Gründer so gegründet, wie er gethan, auch natürlich nebenbei, ob er recht daran gethan und wie es um seinen Sinn, seine Kunst und seine Zwecke bestellt gewesen ist.

Man lese den Abschnitt über die Kindheitsgeschichte, über den „Berg" und über die „Wüste" und man wird Wunder gnug entdecken, die Wunder nämlich, die uns Allen und vornehmlich den Gläubigen passirt sind, daß wir nämlich nicht daran gedacht, daß Niemand von einem wirklichen Berge, nicht einmal von einem räsonnablen Hügel herab predigen und der Menge vernehmlich werden kann, daß also der „Berg" nur ein Product der idealen Anschauung sein kann, und daß die Wüste eine eben so wüste Localitätsbestimmung ist, als der Berg, wenn man nur näher darauf achtet, wie sie benutzt wird. Nur ein Beispiel, wie B. Bauer dergleichen behandelt hat I. S. 149:

„Ob nun, wenn die Wüste der Welt der idealen Anschauung angehört, die Ufer des Jordan der beständige Aufenthaltsort des Täufers waren, können wir nicht entscheiden. Denn wie leicht war für den Geschichtschreiber, der die Wirksamkeit des Täufers beschreiben wollte, die Voraussetzung, daß ihr einzig angemessener Schauplatz das Ufer „des Stromes" von Palästina war? Aber ist es denn nicht bekannt gnug, könnte noch der Apologet sagen, daß das Uferland des Jordan öde und unfruchtbar, daß es also selbst jene Wüste ist, wo der Täufer predigte und taufte? Ganz wohl! Nur müßte nicht geschrieben stehen, daß sich Jesus aus dieser Wüste hinwegbegeben mußte, um in die Wüste zu gelangen. Wir wissen nichts davon, in welcher bestimmten Localität der Täufer aufgetreten ist und gewirkt hat. — Daß die ideale Anschauung sich gern auch in der Topographie versucht, dafür liefert uns die Schrift des Lukas noch einen Beweis. Sie schickt zwar den Täufer nach der Berufung aus der Wüste nach dem Jordanufer; dafür läßt sie ihn aber bis zu seinem öffentlichen Auftreten in der Wüste verweilen, sie kann also die Combination, welche Marcus gemacht hat, nicht ganz auflösen. Lukas thut aber noch mehr, als sein Vorgänger: die Anschauung von der rauhen und unbebauten Umgebung, in welcher der Täufer auftrat, so wie von seinem persönlichen Charakter, der einer solchen Umgebung entsprach und ihn fähig machte, rauh und rücksichtslos in sie einzugreifen, diese Anschauung hat er so weit in der heiligen Topographie ausgeprägt, daß nun sogar der Geburtsort des Mannes seinem Charakter und der geschichtlichen Umgebung, in der er auftritt, entsprechend geworden ist. Nichts als diese ideale Anschauung hat den Geburtsort des Täufers ins Gebirge verlegt."

Nachdem so im Einzelnen die drei Synoptiker vielfach wirklich erst in eine reale Synopsis gebracht worden sind, spricht sich B. Bauer II, 45 über die ideale Anschauung selbst noch näher aus:

„Damals erst, als die Gemeinde ihr allgemeines Princip in der Dialektik mit dem Gesetz gesichert hatte und die Anschauung des Leidens, der Auferstehung und der Verherrlichung ihres Erlösers befestigt war, entstand das Bedürfniß, von den geschichtlichen empirischen Verhältnissen, Verwicklungen und Ereignissen des Lebens Jesu das Genauere zu hören; als es aber entstand, war die Möglichkeit seiner Befriedigung nicht mehr vorhanden. Was konnte nun Jesus in seinem Leben und während seines Kampfes mit der jüdischen Welt erfahren? Was Andres als die Erfahrungen der Gemeinde? Was konnte er sprechen und vortragen? Was Andres als das Selbstbewußtsein der Gemeinde? Sehen wir auch davon ab, daß die Erinnrung an die einzelnen Ereignisse des Lebens Jesu untergegangen war, davon ferner, daß das christliche Princip als rein positiv die wahre Form der Geschichtschreibung nicht fassen konnte — denn das Einzelne konnte doch nicht seine reine und angemessene Darstellung und die gegenseitige Verknüpfung gewinnen, wenn es als solches und in jedem Puncte als Erscheinung des Allgemeinen galt, somit der Gefahr einer maßlosen Aufspreizung ausgesetzt war, das Allgemeine also nicht in der innern Bewegung der einzelnen Ereignisse und Verhältnisse erkannt wurde, sondern jeden Augenblick in jeder Einzelnheit unmittelbar angeschaut werden sollte — sehen wir von alle dem ab, so war damals, als die Evangelien entstehen sollten, durch eine Reihe wichtiger Umwälzungen die wahre Form der Geschichtschreibung überhaupt untergegangen. Die Historie war zur Anekdoten-Sammlung geworden. In der römischen Welt hatte sich bereits das moderne Princip der Individualität und Persönlichkeit angekündigt und in der Weise, wie es damals möglich war, d. h. in der Weise der Unmittelbarkeit durchgesetzt. Der Herr der Welt hatte den Thron zu Rom bestiegen, um alle Interessen, alle Rechte und das Maß von Allem in seiner Person zu concentriren und darzustellen, und da nun die Sittlichkeit und das substantielle Band, welches sonst die Einzelnen zu einem Ganzen machte, verschwunden und an die Stelle der sittlichen Einheit die Macht der Einen Person getreten war, die für Alle und anstatt Aller gelten sollte, so reagirten die atomistischen Puncte der Andern und waren sie gezwungen, von ihrer Seite wieder in ihrer Persönlichkeit Halt und Festigkeit zu gewinnen, wenn sie nicht ganz untergehen wollten. Das Princip der Persönlichkeit war aufgegangen, die Geschichte ward zur

Biographie, die Weltgeschichte zur Anekdoten-Sammlung. Suetonius hatte Nachfolger, die seiner würdig waren."

„Während in Rom die Persönlichkeit, welche die Macht der Welt umfaßte, den Thron einnahm, entstand die christliche Gemeinde durch das ungeheure Wunder, daß eine Person auftrat, welche die Macht des Himmels in ihr Innres gezogen hatte, und als der Verheißne, als der Ewige und Einzige im Glauben auferstand. Als der Ewige und von Anfang an Verheißne stiftete er die Gemeinde und da nun seine Kirche gestiftet war und die spätre Reflexion auch den empirischen Hergang auffinden wollte, wie dieses Werk sich geschichtlich gebildet und im Kampf mit der Welt durchgesetzt habe, da gab es keine andre Geschichte mehr als die Geschichte dieser Einen Person, welche die Eine blieb, wie sie hier auf Erden gewirkt hatte und vom Sitz ihrer himmlischen Herrlichkeit herab in ihren Dienern fortwirkt. Die Form der Evangelien war dadurch unabänderlich bestimmt — die Hauptsache war und blieb die, daß Einzelnes und immer wieder Einzelnes berichtet wurde, wenn es nur ein einzelner Zug aus dem Leben dieses Einen war, in welchem seine himmlische Unendlichkeit unmittelbar erschien. Außer dem Leiden, Tod und der Auferstehung wußte man aber Nichts, als man Einzelnes wissen wollte — und doch wußte man gnug: der Glückliche, der dazu berufen war und es zu finden wußte, fand es in der Anschauung, in den Interessen und Kämpfen der Gemeinde, denn was die Gemeinde war, erlebte und in ihrem Innern besaß, das war und hatte sie nur durch den Einen oder vielmehr das war der Eine."

Wir dürfen der Kühnheit, dem Geiste und der Sicherheit des Kritikers unsre Anerkennung nicht versagen und wird auch der Theologe nur um so unwilliger von dem Buche sich abwenden, weil in einer so schönen und edlen Sprache solche Ansichten vorgetragen sind; so dürfen wir nicht verkennen, daß es hier ja eben darauf ankam, alles Laienthum dadurch aufzuheben, daß das Theologenthum nicht mehr die Grundlage abgiebt. Dies Buch ist also in der That für Alle geschrieben und nur dem Nichttheologen recht genießbar, denn nur der weiß es so unbefangen zu lesen, als es geschrieben ist.

Was ist an eurer Anerkennung gelegen, sagt die Theologie, wenn wir das Buch verwerfen? Versteht ihr unsre Fragen, unsre Zweifel, unsre unendlich ausgebreitete Wissenschaft? Wir abgefallnen und nie zugefallnen Söhne der Theologie sagen ganz einfach: desto schlimmer, wenn wir einander nicht mehr verstehen sollten; aber Luther wurde von dem Papst eben damals nicht verstanden, als alle Welt den Luther und Luther den Papst sehr gründlich, ja, bis auf den Grund des Grundes verstand. Damit ist wenig auszurichten, daß ihr euch in euer Zunftbewußtsein zurückzieht. Auch Strauß gilt heute noch den armen Teufeln, die über Grammatik und Lexikon nicht hinaussehen, für einen schlechten Exegeten, und es giebt gelehrte Theologen auf allen Universitäten, die ihn verachten, wie es Joseph Görres noch heute mit Martin Luther hält.

Viel wichtiger wäre die Frage: ist denn nun die Anerkennung eine Kritik, und ist die unkritische Anerkennung nicht werthlos?

Darauf dient zur Antwort: Das Princip haben wir kritisirt, indem wir seine Nothwendigkeit und Wahrheit nachwiesen. Die Ausführung zu kritisiren, d. h. als überflüsig und überwunden nachzuweisen, das ist eine Sache der Zeit, und wenn die Zeit kommt, welche wirklich ein Recht hat, sich über eine solche Ausführlichkeit in so klaren Dingen zu wundern, dann wird die Bauersche Arbeit kritisirt sein; dann wird man aber auch die Gelehrsamkeit derer, die vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen wollten, und denen man eben deßhalb so ausführlich jeden Baum zeigen mußte, kritisirt haben: und wir hoffen, daß es noch mehr der Mühe werth sein soll, die Kritik des Bauerschen Werkes zu erleben, als ihn und seine Gegner zu lesen, so wenig sträuben wir uns gegen den Untergang dieses anerkannten, epochemachenden Werkes, daß wir es sehr gut wissen, erst sein Untergang wird die Epoche seines Princips sein.

D. Rhenius.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 222. 17. September. 1842.

Om Begrebet Ironi med stadigt Hensyn til Socrates. Af S. A. Kierkegaard. (Ueber den Begriff der Ironie mit steter Rücksicht auf Sokrates 2c.) Kjöbenhavn 1841. Philipsen.

Der Hr. Verf. hat sich in dieser Schrift eine doppelte Aufgabe gestellt, theils die historische, den Sokrates in seiner phänomenalen Wirklichkeit zu erkennen, theils die philosophische, das Sokratische Princip — die Ironie — in seiner allgemeinen welthistorischen Bedeutung zu begreifen. Diese Doppeltheit der Aufgabe ist jedoch keine willkürliche Wahl des Verf., sondern in der Sache selbst gegeben; wenn es nämlich die Natur des allgemeinen Geistes, der Idee ist, seine einzelnen Momente in bestimmten Individuen niederzulegen, sie zum Centrum des Lebens und der Wirksamkeit derselben zu machen, so können diese Bestimmungen der Idee nur durch die Erkenntniß dieser substantiellen Individualitäten begriffen werden. Wie aber die Idee nur erst durch diese uns ihre Momente offenbart, so ist es andrerseits auch nur dieses Innre, wodurch wir zur Erkenntniß solcher Persönlichkeiten kommen, und es wird dann auch nicht weniger Voraussetzung als Resultat. Dieser Widerspruch, der jeder wissenschaftlichen Untersuchung eigenthümlich ist, tritt im gegenwärtigen Falle um so schärfer hervor, als die phänomenale Wirklichkeit, die uns hier geboten wird, in den verschiednen Darstellungen in einem vollkommnen Widerstreite mit sich selbst steht, der nur durch die Erkenntniß des Princips, dessen Unbestimmtheit zu dieser phänomenalen Vielseitigkeit Veranlassung gab, gehoben werden kann. Wie jedoch der Verf. bemerkt, ist das vorausgesetzte Resultat nur eine Möglichkeit, die erst im Schlusse zur Wirklichkeit und Wahrheit wiedergeboren wird, nachdem es die Gegensätze, wodurch es sich bewegte, versöhnt hat. Diese Schrift hat dergestalt einen speculativ-kritischen Charakter, und giebt eine interessante Parallele zur Kritik der evangelischen Geschichte ab, die in neuester Zeit die theologische Welt in Bewegung gesetzt hat. Der Herr Verf. bemerkt S. 163: Ueberall, wo davon die Rede ist, durch eine wie man sie nennen möchte Auffassung in strengrem, geschichtlichem Verstande eine Erscheinung wiederherzustellen, ist eine doppelte Aufgabe: man muß nämlich die Erscheinung erklären und darunter das Mißverständniß, man muß durch dieses die Erscheinung erwerben und durch die Erscheinung die Zauberei des Mißverständnisses lösen. Es ist hier also ausgesprochen, wie die wirkliche, geschichtliche Erscheinung unter einer andren verborgen ist, die ihr Reflex in ein bestimmtes Bewußtsein ist, das sie in ihrer reinen Objectivität sich nicht hat zueignen können, wie dies auch durch die Kritik der evangelischen Geschichte bestätigt wird. Den Grund, daß das von einer weltgeschichtlichen Persönlichkeit wie Sokrates bestimmte Bewußtsein die Erscheinung in ihrer unmittelbaren factischen Wirklichkeit uns nicht wiedergiebt, leitet der Hr. Verf. von der intensiven Macht her, womit das Geschlecht von ihr ergriffen, von der Lebens- und Geistesfülle, die ihm in einer solchen Persönlichkeit zugetheilt ward. Das Verhältniß zu einer solchen Persönlichkeit ist für das secundäre Bewußtsein, bemerkt der Verf., kein bloß impulsirendes, sondern rotirendes, eine dem Individuum selbst unerklärliche Springquelle eines ewigen Lebens. Bestimmter würde man dies Verhältniß durch die Bemerkung entwickeln, daß, wenn eine Persönlichkeit an der Spitze einer sich ihr anknüpfenden weltgeschichtlichen Entwicklung steht, sie dann für das zunächst empfangende Bewußtsein Princip ist, und dies persönliche Princip, das dem Geiste eine neue Welt offenbart hat, wird sich eine solche Macht in ihm bewahren, daß er den Reichthum, den er aus sich selbst entwickelt, von jenem Princip nicht unterscheidet, sondern unmittelbar ihn damit vermischt. Freilich enthält das Princip unentwickelter Weise oder abstract die ganze folgende Entwicklung in sich und darin liegt eben die welthistorische Bedeutung jener Persönlichkeit, die concrete Bestimmung aber, die Entfaltung jenes substantiellen Reichthums kommt erst durch die weitre Arbeit der Geschichte über jenes persönliche Princip hinaus zu Stande. Dies tritt selbst mit einer gewissen Leere und Unbestimmtheit auf, es ist nur der allgemeine, anregende Einfluß dieser Person auf das Bewußtsein, was unmittelbar wirkt, eine neue geistige Atmosphäre, die sich verbreitet, und daraus folgende Opposition gegen die schon entwickelte Positivität des Lebens und des Bewußtseins; der eigentliche Gehalt offenbart sich erst in der darauf gegründeten neuen Macht, in der nachfolgenden Entwicklung. Indem aber nun die unmittelbar historische Thätigkeit solcher Personen in einer bestimmten, fertigen Positivität nicht vor uns steht, durch deren Be-

trachtung wir sogleich ihr Werk von dem des nachfolgenden Geschlechtes oder des Kreises, der sich ihnen zunächst anschloß, unterscheiden können, so wird es eine Aufgabe nicht weniger von historischem als philosophischem Interesse, jene persönliche, unmittelbare Thätigkeit in ihrer ursprünglichen Bestimmtheit zu erfassen, im Unterschiede von der folgenden Entwicklung ihre phänomenale Existenz ausfindig zu machen. Es ist hier jedoch nicht von Thatsachen die Rede, die durch bloß empirische Betrachtung und Vergleichung hieher gehöriger Urkunden ermittelt werden können, sondern von Gedanken, Phänomenen des Bewußtseins; die historische Kritik muß daher philosophisch sein. Es wird freilich erfolgen, daß solche rücksichtslose Kritik, die den größten Männern der Weltgeschichte die Herrlichkeit, in der man sie bisher betrachtete, entzieht, empörend auf die Pietät wirke; von dem vernünftigen Standpuncte aber wird erkannt, daß nur dadurch, daß sie auf ihr vernünftiges Maß zurückgeführt werden, jene Persönlichkeiten zu ihrem wahren geschichtlichen Recht gelangen, und gegen die Angriffe sicher gestellt werden, die gegen sie gerichtet worden sind, so lange man sie nur in der schiefen Stellung betrachtete, worin sie sich uns unmittelbar zeigten in den Darstellungen der Zeitgenossen aus nächster Zeit. Hiemit sind wir im Allgemeinen in dem Standpuncte, den die Kritik einnimmt, orientirt, von dem Rechte, womit sie denselben einnimmt, vergewissert; wir wollen jetzt sehen, wie der Hr. Verf. dies geltend macht, um die phänomenale Existenz des Sokrates ausfindig zu machen.

Wir haben schon erwähnt, daß, was erst Resultat der Untersuchung sein konnte, sich selbst schon in der Betrachtung der Persönlichkeit, die der weltgeschichtliche Repräsentant des abgehandelten Princips ist, voraussetzen mußte, daß also Sokrates nur durch den Begriff der Ironie begriffen werden, seine wirkliche, phänomenale Existenz nur in diesem Begriffe reconstruirt werden kann, so wie die falschen, halbwahren Auffassungen nur ihre Erklärung in den verschiednen Seiten, die dieser Standpunct darbot, finden konnten. Die Ironie ist nun die gegen alles Positive sowohl in der Wirklichkeit des Lebens als im Bewußtsein negativ sich verhaltende Macht, eine absolute Alles in das Abstracte nivellirende Negativität. Sie hat nur ihre Bedeutung durch diese Auflösung, durch die Destruction, die sie unternimmt, als diese negative befreiende Macht, nicht durch ihr Resultat, denn dies ist eben Nichts; sie kommt zu gar keinem Resultate, ist vielmehr nur die stete Einleitung dazu, während das aus der Destruction resultirende Positive stets ihre Schranke bleiben muß. Es ist ihr so mit Nichts Ernst, die ganze Wirklichkeit hat nur Bedeutung für sie als das Material, an dem sie ihre verzehrende auflösende Thätigkeit anwendet, als das an sich Nichtige. Das Absolute ist in der Ironie Nichts (cf. S. 162, 152, 31 u. a.). Die welthistorische Bedeutung der Ironie liegt also darin, daß sie dem Bewußtsein aus der Berückung des Relativen heraushilft und es damit zur Speculation vorbereitet, sie macht, wie der Verf. bemerkt, das Schiff der Speculation flott. Die Ironie oscillirt zwischen dem empirischen und ideellen Ich (S. 133), insofern sie nämlich die Auflösung der Unmittelbarkeit ist, worin das Bewußtsein versenkt war, ohne daß sie es zur Wiederherstellung des Ideellen durch diese Negation bringt. Die ironische Negativität ist dergestalt von der immanenten speculativen unterschieden, die als in der Selbstbestimmung des Begriffes gesetzt affirmativ wird, und hierin liegt eben ihr subjectiver, oder wie herausgesagt, egoistischer Charakter, indem sie mit aller Auflösung des Positiven und Unmittelbaren es nicht zur Aufopferung ihrer selbst bringt, sondern mitten in und nach diesem Auflösungsprocesse selbst unverbessert bleibt, in abstracter Idealität mit sich verharrend (S. 160). Mittelst dieses einseitigen Standpunctes kann man mit dem Hrn. Verf. den Ironiker eine Abbreviatur einer vollständigen Persönlichkeit nennen, in dieser Negation ist er nämlich nur zur Voraussetzung einer solchen gelangt.

Ein solcher Standpunct aber, der es nicht zur Entwicklung eines bestimmten, positiven Inhaltes bringen konnte, der immer resultatlos blieb, der außerdem aus der gewöhnlichsten Alltäglichkeit zur Entwicklung seiner Oppositions-Virtuosität Anlaß nahm, konnte von so verschiednen Seiten aufgefaßt, in so unähnlichen Gestalten wiedergegeben werden, daß der Vereinigungspunct, worin sie zusammengehen, sich unsrem Blicke fast entzieht. Dieser Unterschied in der Auffassung und Wiedergebung ist ein andrer als der Unterschied zwischen den evangelischen Darstellungen des Lebens Jesu. Durch die Persönlichkeit Christi war das absolute Resultat der Religion der Gemeinde vermittelt, und es ist daher wesentlich derselbe Typus, der sich durch die Evangelien ausprägt, der Unterschied ist nur formell. Durch Sokrates aber war kein solcher positiver Reichthum dem Geschlechte eingeflößt, so daß sein Tod unmittelbar zur Auferstehung in dem Bewußtsein umschlagen konnte. Das Resultat seiner Wirksamkeit war nur negativ, die Befreiung des Bewußtseins vom Gebundensein in den positiven Fesseln, und die Liebe zu seiner Person, durch welche diese Befreiung erworben war. Da nun das Princip des Sokrates ein solches latentes, nicht unmittelbar erscheinendes, sondern nur in seiner Wirksamkeit auf das Bewußtsein zu verspüren war, so war es möglich, theils daß er durchaus verkannt wurde, und daß die Bedeutung des Sokratischen Unterrichts in allerlei endliche Belehrungen, Mahnungen u. s. f. gesetzt wurde (Xenophon), theils daß der speculative Gehalt, zu dessen Entwicklung dieses Princip den Anstoß gegeben hatte, ohne es selbst dazu bringen zu können, unmittelbar auf dasselbe übergetragen wurde (so in der Darstellung

Platon's), theils daß die Negativität des Princips in ihrer Einseitigkeit als empörend gegen die substantiellen Mächte des Lebens, nicht als verschwindendes Moment, wodurch das Ideelle sich in seiner wahren Positivität entwickeln konnte, gefaßt wurde (so bei Aristophanes).

Hinsichtlich der Kritik des Xenophon hat der Verf., wenn auch nicht die Sache aufs Reine gebracht, doch durch seine scharfsinnigen Bemerkungen den Anstoß zu einem tiefren und eindringendern Ergründen der eigenthümlichen Art und Weise dieses Schriftstellers gegeben. Des Hrn. Verfassers schonungslose, fast höhnische Behandlung dieses Mannes steht in einem seltsamen Contraste zu der ausgezeichneten Aufmerksamkeit, die man ihm sonst erwiesen, als ob er allein oder doch vorzüglich den Sokrates nach seiner historischen Wirklichkeit wiedergegeben hätte. Hrn. Kierkegaard's Kritik des Xenophon zeigt, wie unzulänglich eine bloß empirische Beobachtungsgabe dem Historiker sei, besonders wenn der Gegenstand, den er schildern will, ein so wenig handgreiflicher, ein so ätherisch schwebender, gegen die unmittelbare Erscheinung negativ sich verhaltender ist als Sokrates. Der Verf. sucht zu zeigen, wie Xenophon des Sinnes für Situation ermangele, d. h. daß er die gemeine Aeußerlichkeit und Trivialität, worin er uns den Sokrates vorführt, mit der Idee zu durchdringen nicht vermöge; es wird ferner bemerkt, daß Xenophon für die Kritik das Gehör mangele, daß also das Wesentliche des Sokratischen Unterredens*) ihm entgangen, dieser leise Klang der Idee (nämlich der ironischen Negativität) durch das anscheinend alltägliche Geplauder. Es ist bemerkenswerth, daß gerade diese oder doch ähnliche Bemerkungen hinsichtlich des Evangeliums Johannis von Bauer geltend gemacht worden sind. Frage und Antwort stehen auch hier in keinem innren, wahrhaft nothwendigen Zusammenhange, die verschiednen Seiten, Jesus und die Zuhörer, können gar nicht so nahe an einander kommen, jede derselben expectorirt sich von ihrem Standpuncte aus, der ganz in Abstraction vom entgegengesetzten gefaßt ist. Eben so fehlt in diesem Evangelium alle Situation, die ganze Bewegung ist ungeachtet aller detaillirten chronologischen Bestimmtheit nicht durch die eigne Natur der Verhältnisse herbeigeführt, sondern eine willkürlich ersonnene, nur damit die allgemeine Ansicht des Verf. von Jesu Person Gelegenheit sich auszudrücken bekommen könnte. Hr. Kierkegaard macht ferner Xenophon den Vorwurf, daß er den Sokrates in Kategorien, die seiner Wirklichkeit durchaus incommensurabel sind, nämlich den Kategorien der endlichen schlechten Teleologie auffaßt, wodurch der Ironiker von Hause aus gerade zum Entgegengesetzten von dem was er ist verwandelt und in die Sphäre der lächerlichsten Spießbürgerlichkeit herabgezogen ward. Dies, bemerkt Hr. Kierkegaard, ist vielleicht eine Nemesis, die das Schicksal hat Sokrates widerfahren lassen, weil er so oft Andre lächerlich machte. Auch hinsichtlich dergleichen, der Wirklichkeit incommensurablen Kategorien giebt Johannes eine interessante Parallele zum Xenophon ab (wovon übrigens dem Hrn. Verf. kein Gedanke aufgekommen ist, der vielmehr von einer gewissen Befangenheit in der traditionellen Theologie sich durchaus nicht frei zeigt), nur mit dem Unterschiede, daß der Evangelist Christum nicht unter den Xenophontischen Nützlichkeits- und ähnlichen Kategorien, sondern unter der Kategorie einer abstracten Ueberschwenglichkeit auffaßt, worin die bestimmte, scharf ausgeprägte Persönlichkeit des Herrn sich verliert, daher eine gewisse Weichheit und Sentimentalität diesem Evangelium eigen ist. Es soll jedoch hiemit nicht die Meinung erregt werden, als wäre ohne Weitres Xenophon mit Johannes zusammenzustellen, der vielmehr stets mit Plato zusammengestellt worden ist; das Element, wodurch er in Verhältniß zum Plato kommt, nämlich einen über die geschichtliche Persönlichkeit hinaus entwickelten Standpunct, stellen wir durchaus nicht in Abrede.

In den Platonischen Schriften nimmt nun Sokrates einen Standpunct ein, der ihn nicht bloß hoch über die Ideelosigkeit, als deren Vertreter er sich bei Xenophon zeigt, erhebt, sondern sogar über die negative Dialektik der Ironie zur speculativen Entwicklung der Idee fortgeschritten ist. Dies konnte geschehen, wenn auch Sokrates selbst nicht dazu gekommen wäre; wenn nämlich der bloß negative Standpunct des Sokrates es zu keinem bestimmten Lehrtypus kommen lassen konnte, worin als wie in einem Dritten seine Schüler sich in Einheit mit ihm finden konnten, sondern er nur durch den unmittelbaren Einfluß seiner Person wirkte, so mußte das Verhältniß der Schüler zum Lehrer ein rein persönliches Liebesverhältniß werden, so daß sie Alles, was sie wußten, ihm schuldig zu sein wünschten und ihre eignen Gedanken erst dadurch die reelle Bedeutung für sie bekamen, daß sie dieselben von Sokrates ausgesprochen hörten (S. 27). Das Wissen Platon's, bemerkt der Hr. Verf., war ein Mitwissen mit Sokrates, er war in der Einheit des Geistes unauflöslich mit ihm verschmolzen, und die Verwechselung des dem Lehrer und Schüler Angehörigen mußte nach dem Tode des Ersten um so größer und damit das poetische Bild ganz mit der historischen Wirklichkeit vermischt werden. Obgleich es aber an einer bestimmten Unterscheidung des poetischen und historischen Sokrates in den Platonischen Dialogen fehlt, so sind diese doch nicht in dem Maße aus Einem Gusse, daß die Dialektik in ihnen allen sollte dieselbe sein, und die positive Platonische Anschauung

*) Die Sokratische Methode ist die Frage; sie bewegt sich nicht fort durch die innre Macht des Gegenstandes, sondern nur in solcher subjectiven Weise. Dies Sokratische Fragen vertritt noch dem Verf. die Stelle des Momentes der Negation bei Hegel, nur daß dies letztre durch die immanente Selbstbestimmung des Begriffes gesetzt ist.

durchaus die ironische Negativität verdrängt haben sollte. Der Hr. Verf. macht darauf aufmerksam, daß wir in den Platonischen Dialogen eine doppelte Art von Ironie finden, eine solche, die bloß Stimulus der Gedanken ist, die ihn forttreibt, wenn er schläfrig wird, und eine solche, die selbst die operirende, selbst der Terminus ist, nach dem gestrebt wird; die eine ist die ächt Platonische Ironie, in letztrer Rücksicht dagegen war Plato nur reproducirend, primär gehörte sie dem Sokrates an. Der Verf. zeigt, wie diese Sokratische Ironie in den ersten Platonischen Dialogen, dem Symposium, Phädon, Protagoras und dem ersten Buche vom Staate sich findet, in denen alles Concrete und Bestimmte (so im Protagoras die Tugend, im Phädon das Leben nach dem Tode) in leeren Abstractionen nivellirt wurde, welche also in negativen Resultaten endigen. Besonders aber erscheint diese Negativität der Ironie in der Apologie, die für jedwede andre Auffassung unübersteigliche Schwierigkeiten darbietet, weßhalb denn auch berühmte Philologen wie Ast sie für ein untergeschobnes Machwerk gehalten haben. Wenn in andern Dialogen die Dialektik über jenen negativen Standpunct hinausgekommen ist, so ist es freilich historisch unrichtig, daß sie Sokrates zugeschrieben wird, insofern aber jener negative, ironische Standpunct das nothwendige Nichts war, womit begonnen werden mußte, „um das Schiff der Speculation flott zu machen," konnte es an sich die spätre Positivität enthalten. Dadurch nun, daß Plato die später entwickelte Erkenntniß auf die Person übertrug, die nur das abstracte Princip hatte, kann er in Verbindung mit Johannes gebracht werden. Christi Bewußtsein war das absolut-religiöse, in dem alle endlichen Bestimmungen aufgehoben sind, es ist eben als religiös das Bewußtsein der Nichtigkeit, Endlichkeit derselben. Negativ, insofern Christi empirisches Selbst in das Absolute aufgehoben war, war sein Selbstbewußtsein identisch mit dem Bewußtsein von Gott, die Johanneische Reflexion aber machte diese Negation zur positiven Selbstaffirmation, obgleich diese gerade das Aufgehobensein der unmittelbaren Begrenztheit, des endlichen Fürsichseins des Individuums voraussetzt; die Affirmation von Christus als Gott fällt dann auch nicht ihm selbst, sondern seiner Gemeinde zu.

Die dritte Auffassung von Sokrates, zu deren Behandlung der Verf. übergeht, ist die des Aristophanes, d. h. die komische. Es wäre jedoch, damit man das Recht der komischen Betrachtung der Ironie einsehe, nothwendig gewesen, das innre Verhältniß dieser beiden so eng verwandten Begriffe nachzuweisen. Eine solche Erörtrung hat aber der Verf. nicht gegeben, wodurch diese ganze Partie der Abhandlung einen etwas schwankenden Charakter bekommen hat. Der Hr. Verf. läßt nun die Aristophanische Lächerlichmachung des Sokrates durch das Interesse für das substantielle Leben, die Religion und den Staat, motivirt sein, — richtig: hier aber mußte eben der Unterschied des ironischen und komischen Standpunctes hervorgehoben sein, damit man nicht glaube, Aristophanes sei durch exoterische, mit der Kunst in keiner Verbindung stehende Motive, als die religiösen und politischen sind, geleitet. Das Komische ist nicht weniger als das Ironische die Nivellirung der Erscheinung, des Positiven, nicht aber die bloß subjective, sondern die metaphysische, so daß das Substantielle, Ideelle in dieser Negation bewahrt wird, ohne also daß das Resultat zu einem abstracten Nichts wird. Die Komödie negirt das Substantielle nicht überhaupt, sondern nur in einer bestimmten, dem Selbstbewußtsein fremd oder gegenständlich gewordnen Form. Daher die unendliche Ruhe und Zufriedenheit im Komischen, die in der endlosen, negativen Dialektik der Ironie nicht gefunden werden konnte*) (vergl. Vischer über das Erhabne und Komische). Vermittelst dieser seiner innern, substantiellen Unendlichkeit kann der komische Standpunct sich gegen die Ironie geltend machen, die ihm gegenüber selbst ein endlicher ist; nur ist er als Negation der positiven Wirklichkeit, daher unauflöslich an sie gebunden, ohne daß sie jemals aus der schlechten Unendlichkeit des Negirens heraus und zur Idee kommt. Mit aller Anstrengung kommt sie zu keinem Resultate, und ist in diesem Selbstwiderspruche unmittelbar komisch.

(Schluß folgt.)

*) Außer wenn diese eine „welthistorische Leidenschaft" war, wie der Verf. sagt; Sokrates fand seine Befriedigung daran, aber nicht seine Schüler.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 223. 19. September. 1842.

Kierkegaard „Om Begrebet Ironi med stadigt Hensyn til Socrates."

(Schluß.)

Diesen ersten Theil seiner kritischen Untersuchung hat der Hr. Verf. die Möglichmachung der Auffassung genannt. Die drei erwähnten Schriftsteller nämlich geben kein unmittelbar getreues Bild des Sokrates wieder, sondern eine eigenthümliche, einseitige Darstellung, welche die ächt historische Auffassung nur möglich macht. Diese Möglichkeit hat der Verf. durch Vergleichung derselben und durch die Erklärung ihrer Einseitigkeit aus der Voraussetzung der Ironie als des Sokratischen Standpunctes ausgemittelt. Im folgenden Capitel hat der Verf. mit geschichtlichen Thatsachen zu thun, die rein und unverfälscht uns vorliegen und durch eine mißverstehende Auffassung nicht gewonnen zu werden brauchen. Es werden hier zwei Fragen behandelt, nämlich die von dem Dämon des Sokrates und seiner Verurtheilung. Was das Dämonische betrifft, wovon man immer so viel gesprochen hat, so könnte dies eine Positivität zu enthalten scheinen, die im Streite mit der Ironie als dem vorausgesetzten Standpuncte des Sokrates steht. Das ist jedoch nicht der Fall. Der Verf. entwickelt, wie die Thätigkeit des Dämonischen sich allein auf Warnung beschränke, also auf das bloß Negative, ferner wie durch dasselbe die concreten Göttergestalten in das Abstracte, Unbestimmte nivellirt werden, und endlich daß es sich niemals mit den substantiellen Interessen des Staates, sondern nur mit des Sokrates und seiner Freunde particulären Angelegenheiten befasse. Dies kann auf diese Weise sehr gut mit der Auffassung des Sokratischen Standpunctes als Ironie in Einklang gebracht werden. Diese als die Alles nivellirende, abstracte Dialektik ist unmittelbar der Egoismus der ironischen Persönlichkeit, die Particularität des ironischen Subjectes bewährt sich, dieselbe wird gewissermaßen im Dämonischen affirmirt. Die Verurtheilung des Sokrates hat, wie man weiß, viele Jahrhunderte hindurch Anlaß zu sentimentalen Betrachtungen gegeben. In Uebereinstimmung mit Hegel hebt der Hr. Verf. das Recht des Staates hervor. Er macht darauf aufmerksam, daß Sokrates durch die Verbreitung seiner negativen Richtung unter die Jugend das substantielle Leben im Staate untergrub, das in Griechenland ganz anders die Kräfte des Individuums für sich in Beschlag nahm, als in der modernen, vom Princip der Subjectivität durchdrungnen Welt. Die Vertheidigung Sokrates' hält sich ganz innerhalb des ironischen Standpunctes und konnte daher seine Freisprechung nicht motiviren, ohne insofern es einleuchtend gemacht werden konnte, daß er eine dem Staate incommensurable Größe war, was freilich vom universellen historischen Standpuncte erkannt wird, der Staat aber keineswegs von dem seinigen erkennen konnte. In der Weltgeschichte hat er Recht behalten, ebenso wie Christus, der auch vom Staate verurtheilt wurde. Ihre Stellung ist nämlich in gewisser Rücksicht dieselbe, und doch wiederum unendlich verschieden. In Sokrates trat das occidentalische Princip der Subjectivität zum ersten Male in der Weltgeschichte auf in der abstractesten Bestimmung als Ironie, in Christus, der höchsten Entwicklungsspitze des orientalischen Geistes, trat auch eine alle Mächte des Lebens auflösende Negativität auf, die jedoch als religiös*) zugleich auch unendlich positiv war. Es ist daher richtig, wenn der Verf. gegen Baur bemerkt, daß die Aehnlichkeit zwischen Christus und Sokrates in ihrer Unähnlichkeit bestehe, obwohl er kaum in der Art und Weise, wie wir den Unterschied angegeben haben, mit uns einig sein wird.

Im dritten Capitel, „die Nothwendigmachung der Auffassung" überschrieben, entwickelt der Verf., wie der Sokratische Standpunct — die Ironie — aus dem geistigen Zustande der griechischen Welt resultirte. Die eitle Weisheit der Sophisten mußte durch die Ironie zum Schweigen gebracht werden, die oberflächliche Positivität dieses Wissens konnte nur durch einen rein negativen Standpunct, der gar nichts Positives geltend zu machen hatte, überwunden werden. Diese Negativität war das Fegefeuer, worin die eitle Allerweltweisheit ausbrennen mußte, damit das Bewußtsein zur wirklichen Erkenntniß der Wahrheit vorbereitet würde. Der Sokratische Standpunct hat dergestalt eine welthistorische Giltigkeit und Nothwendigkeit und seine göttliche Mission wird erkannt, ob man ihm gleich nicht das geringste Positive beilegt. In einem Anhange geht der

*) oder als das Pathos, die Wahrheit in die Welt zu bringen und „im Reiche Gottes" zu verwirklichen.

Hr. Verf. zur Betrachtung der Hegelschen Auffassung über. Es soll im Allgemeinen das Princip der Subjectivität sein, das Sokrates geltend machte. Der Verf. giebt Hegel Recht hierin, insofern die Ironie die abstracteste Bestimmung der Subjectivität, d. h. die rein formelle nicht mit dem Objectiven versöhnte ist. Es scheint übrigens der Fall zu sein, daß Hegel zwar im Allgemeinen das Richtige gefunden, seine Ansicht aber noch nicht zur vollkommnen Bestimmtheit gebracht hat, wodurch die widersprechenden Elemente von selbst wegfallen würden (es ist jedoch hiemit keineswegs unsre Meinung, Hegel deßhalb einen Vorwurf machen zu wollen, der bei den umfassenden Aufgaben, die er zu lösen hatte, unmöglich gleiche Aufmerksamkeit auf alle Puncte verwenden konnte). Wenn nun Hegel dem Sokrates die Idee des Guten vindicirt, so scheint dies freilich ein Positives zu sein; wenn er aber dies genauer bestimmen will, kommt er doch in Verlegenheit, da er nicht nachweisen kann, wie Sokrates sich das Gute dachte, es war ihm nämlich etwas unendlich Abstractes, worin alle positive Bestimmtheit vernichtet war, es war ihm überhaupt mit nichts Bestimmtem Ernst; man kann daher, wie der Verf. bemerkt, dem Sokrates nur die Idee des Guten beilegen, insofern sein Standpunct gleichsam die Grenze war, über welche hinaus die Nachwelt erst durch ihn zur Idee geführt ward. Man kann ihn Stifter der Moral nennen, insofern er das Bewußtsein von aller positiven Autorität befreite, und die Subjectivität als das Bestimmende, Entscheidende erfaßte, wenn man nur diese in ihrer reinen Abstraction, nicht in ihrer concreten Form als Gewissen erfaßt. Die Realität war durch das Absolute (die Subjectivität) vernichtet, sagt Hr. K., dies war aber selbst Nichts. Wenn man aus Pietät sich dazu versucht finden sollte, Sokrates etwas Positives beizulegen, so giebt Hr. K. die treffende Antwort, daß welthistorische Individualitäten eben dadurch so groß sind, daß ihr ganzes Leben der Welt angehört und sie gleichsam Nichts für sich selbst haben (S. 250).

Im zweiten Hauptabschnitte der Untersuchung geht der Hr. Verf. zur besondern Abhandlung des Begriffes der Ironie über, und bringt namentlich die Frage auf die Bahn, ob die Ironie mehr als einmal in der Weltgeschichte aufzutreten berechtigt sei. Es wird hier auf die doppelte Erscheinung dieses Begriffes aufmerksam gemacht, nämlich da die Subjectivität zum ersten Male ihr Recht gegen die objectiven Mächte des Weltlebens geltend machte, und da sie, nachdem sie schon dies ihr Recht erlangt hatte, abermals gegen die Objectivität sich sträubte, als die Subjectivität in zweiter Potenz, der potenzirte subjective Standpunct. Da die Frage vom Begriffe der Ironie im vorhergehenden Abschnitte schon in aller wesentlichen Rücksicht abgehandelt ist, so wird das Interessante im gegenwärtigen Theile der Untersuchung hauptsächlich in der Behandlung der modernen Form der Ironie liegen. Es knüpft sich hieran eine Polemik gegen die Auffassung der Ironie durch Hegel, der mittelst des unmittelbar nahen und entschieden feindseligen Verhältnisses zu ihrer modernen Form in der romantischen Schule nicht ganz frei von einer gewissen Einseitigkeit ist. Hegel polemisirt immer auf das Bitterste gegen jene Schule (so in der Aesthetik), und er betrachtet die Ironie als die qualificirteste Lüge (in der Rechtsphilosophie) und setzt sie in eine Classe mit den verworfensten Gestalten des moralischen Bewußtseins, dem Jesuitismus und dem nur formellen Moralprincip der subjectiven Ueberzeugung. Er protestirt daher gegen die Auffassung des Sokratischen Standpunctes als Ironie. Der Hr. Verf. weist nun nach, wie die Ironie des Sokrates von der modernen zu unterscheiden sei, so daß man zwar Hegel's Polemik gegen diese billigen kann, ohne im Allgemeinen seiner Auffassung des Begriffes zu huldigen. Diese moderne Form steht in Verbindung mit dem Fichteschen Systeme, das auf dem formellen negativen Unendlichkeitsprincip, dem absoluten und doch inhaltslosen Subjectivitätsprincip ruhte; was aber bei Fichte ein metaphysischer Standpunct war, ward bei den Herren v. Schlegel und andern „vornehmen" Leuten unmittelbar praktisch *). Es war so ein unberechtigter Standpunct, eine capricirte Verstockung des Subjectes gegen die Wirklichkeit, in ihr war nämlich schon das Princip der Subjectivität zu seinem Rechte gekommen und das Subject konnte sich so nach seinen allgemeinen, vernünftigen Bestimmungen hierin wiederfinden. Zu dieser modernen Form der Ironie giebt die moderne, abstracte Religiosität, der Pietismus, eine interessante Parallele ab. Die Religion hat ihr Recht als das Princip, in dessen göttlicher Positivität das profane, unwahre Wesen dieser Welt verklärt und verherrlicht werden soll, ihre abstracte Form kann sie nur bewahren, so lange die Welt sich im Gegensatze zur Idealität ihres Princips befindet. Wenn aber jene Idealität schon die Weltwirklichkeit durchdrungen hat, dann hat das religiöse Bewußtsein nicht länger jenes absolute Recht gegen die Welt, wie ehemals, und wenn sie dasselbe dessenungeachtet behaupten will, bekommt sie einen abstrusen, barocken Charakter nach außen, und innerlich ist sie nicht länger Bewegung des göttlichen Princips, sondern vielmehr Caprice, subjective Verstimmtheit; dies der Charakter des Pietismus. Ungeachtet nun die moderne Form der Ironie im Allgemeinen vom Hrn. Verf. als unberechtigt erkannt wird, so ist er doch nicht der Meinung, damit ihr Recht gegen die Trivialität und Geistlosigkeit,

*) Beiläufig gesagt, ist es uns aufgefallen, daß Hr. K. auf die Abhandlung: „Protestantismus und Romantik" in den Hall. Jahrbb., die bestimmter und ausführlicher als Hegel die Ironie der Romantiker entwickelt, keine Rücksicht genommen hat. —

worein sowohl die Herrlichkeit des Lebens als der Intelligenz hinauslaufen kann, ihr abzusprechen; da aber solche Trivialität nur eine isolirte und beschränkte Stellung hat und das Weltleben im Allgemeinen nicht durchdringt, so hat die Ironie ihre Stelle als beherrschtes Moment. Auch der Religion kann man das Recht nicht absprechen, gegen das Profane, Rohe im Dasein, welches der Macht der Idealität noch trotzen darf, aufzutreten, da aber dieser Gegensatz ein verschwindender, ein im Princip überwundner, also an sich machtlos ist, so kann die religiöse Bestimmtheit des Bewußtseins nur noch ein Moment in seinem universellen Leben sein.

Die Sprache des Hrn. Verf. ist fließend, leicht, nur von einem gewissen Sichgehenlassen und von Incorrectheit nicht ganz frei. Die Darstellung ist von einem Humor durchdrungen, der auch dem bloß Gebildeten die Lesung der Schrift anziehend machen wird. Es muß dagegen getadelt werden, daß sich im Buche eine Menge Anspielungen und Hindeutungen auf (Gott weiß, welche) Verhältnisse, Zustände, Vorgänge meistens wohl in Dänemark oder vielmehr in Kopenhagen finden, die nicht als allbekannt vorausgesetzt werden dürfen, und in denen namentlich der Ref. dem Hrn. Verf. zu folgen die Freude nicht haben konnte; ebenfalls scheint der Verf. zuweilen invita Minerva mit seinem Witz glänzen zu wollen; was in einem Straßen- oder „Schlafrocksgeplauder" gefallen und passiren kann, macht einen ganz andern Eindruck durch die Prätension, womit es in der gedruckten Schrift auftritt: ergötzen kann es freilich, das läugnen wir nicht, und Ref. hat es wirklich amüsirt, aber auf Unkosten des Hrn. Verfassers.

Dr. Friedrich Beck,
Lic. theol. in Kopenhagen.

Geschichte Friedrich's des Großen, geschrieben von Franz Kugler, gezeichnet von Adolph Menzel. Leipzig 1842. J. J. Weber.

Das Werk ist nun mit der 20sten Lieferung vollendet und liegt in vier Büchern vor. Von dem ersten Buche, welches die Jugend Friedrich's enthält, haben wir schon gesprochen. Der Schriftsteller sowohl, als der Zeichner sind ihrer Weise treu geblieben und wenn es irgend eine giebt, welche eine entschwundne Zeit mit wenig Umschweif und deutlicher Energie mehr in spielender als anstrengender Beschäftigung vor uns hinzustellen vermag, so ist es in der That diese. Kugler entfernt sich fast nie von der einfachen anspruchslosen Erzählung und wenn ja eine Reflexion mit einfließt, so bleibt auch sie in diesem Charakter der anspruchslosen Einfachheit; es ist ein Verdienst, diesen Tact zu haben, im Stoff sich so zu beschränken und in der Darstellung eines solchen Stoffes der Controverse sich mit plastischer Ruhe zu enthalten, und dies Verdienst ist bei Kugler's persönlicher Ansicht um so mehr anzuerkennen. Macht nun der Text des Werkes einen durchaus wohlthuenden Eindruck, so muß man gestehen, daß die Zeichnungen von Menzel ihn heben und würzen. Die Porträts aller Hauptpersonen des großen Dramas, die Darstellungen Friedrich's aus den verschiednen Perioden, die Befreiung seiner Gestalt von dem Kampf mit der Krankheit des Alters, die Costüme und die Hauptmomente, endlich die geniale und lebendige Fassung — Alles dies giebt eine so eindringliche Reproduction der Zeit, wie sie sonst nirgends so auf einen Schlag und doch in so reicher Fülle hervortritt. Daß einige Nachtstücke des 7jährigen Krieges in die absolute Nacht untergetaucht sind, ist vielleicht ein Fehler des Drucks, vielleicht auch des ungeübten Auges, jedenfalls nicht von großem Belang. Die historische Genauigkeit und der Nachweis über die Quellen der Darstellungen von Porträts, Localitäten und Costümen wird ohne Zweifel allen Lesern sehr willkommen sein, auch denen, welche sonst für die Freiheit der Kunst eine Rechnung mit unbekannten Größen sehr eifrig in Anspruch nehmen; hat doch der Künstler sein Recht zu idealisiren und in Scene zu setzen aufs Entschiedenste behauptet und gebraucht.

Das Interesse für den König und seine Zeit muß nothwendig in unsern Tagen steigen und immer steigen, so lange wir Deutsche einen solchen Mittelpunct der Geschichtsbewegung und der höchsten geistigen Freiheit, wie er in Friedrich II. für seine Zeit gegeben ist, nur noch erstreben. Wir gehen im Gefühl unsrer momentanen geschichtlichen Ohnmacht, im Mißvergnügen über unsre untergeordnete Rolle bei den großen Fragen der Zeit gern in die Erinnrung zurück. Die Werke über Friedrich II., welche wir jetzt erscheinen sehen, möchten mit diesem Regreß, der in der That der wahre Progreß ist, wohl in Verbindung zu bringen sein. Warum erscheint die erste treue und vollständige Ausgabe seiner Werke? Es ist einer von den liberalen Schritten, die man wünschte und erwartete. War es nicht bestimmt dieser Entschluß, so war es doch die Sympathie mit der Aufklärung und mit der von Friedrich II. erkämpften Unabhängigkeit des Geistes und des Staats, die im Zeitgeiste gegeben war. Das Volk und die Gelehrten gehen gerne zu Friedrich's Gedanken zurück und beide wissen sehr wohl, wie viel Zukunft in dieser richtig verstandnen Vergangenheit liegt. Gleichzeitig mit dem Werk von Kugler und Menzel von 1840—1842 ist sodann „das Tagebuch aus dem Regentenleben Friedrich's des Großen von Rödenbeck" erschienen, vor einigen Monaten „Stuhr's Forschungen und Erläuterungen über Hauptpuncte der Geschichte des siebenjährigen Krieges nach archivalischen Quellen" und Venzel's Geschichte Friedrich's II. ist uns als Fortsetzung

seines Werkes in der Sammlung von Heeren und Ukert zunächst in Aussicht gestellt. Die Gesichtspuncte, aus denen diese Arbeiten unternommen wurden, sind sehr verschieden, das Interesse ist aber wesentlich dasselbe, und was Köppen in seiner Jubelschrift über Friedrich den Großen mit vollem Bewußtsein ausgesprochen, was die jetzige Philosophie dem philosophischen Könige in Gedanken und That zuerkennt, das fühlt das Volk und das zieht die Arbeiter aus der Gelehrtenwelt auf diesen Punct unsrer Geschichte. In ihm ist der Nibelungen Hort verborgen und verschlossen, er wird von Zwergen bewacht und in neidischem Zauber den Seinen entrückt: ein dichter romantischer Nebel legt sich zwischen uns und seinen goldnen Schimmer; aber Alles drängt gewaltig auf ihn los, schon die geistige Eroberung, mit der wir jetzt beschäftigt sind, ist eine Niederlage der exclusiven Zwerge und ihres Zaubers, und ihr wird früher oder später auch die Wirklichkeit der historischen That folgen, die in Friedrich's II. wesentlichem Erfolge, der Gründung des neuen Deutschlands, vorgebildet ist.

Stuhr's Forschungen stellen die Bedeutung des siebenjährigen Krieges, in dem wirklich eine neue Weltlage erkämpft und sicher gestellt wurde, aufs Evidenteste heraus. Kugler dagegen hat sich den Kern der Sache sehr aus dem Gesichte gerückt, wenn er meint:

„So hatten 7 Jahre voll unsäglicher Anstrengungen, voll Blutes und Elends, zu keinen weitern Erfolgen geführt, als zu der einfachen Erkenntniß, daß alle Mühen und alle Leiden hätten gespart werden können, wenn man geneigt gewesen wäre, den Grimm der Leidenschaften zu unterdrücken und die Waffen unblutig zu erhalten. Wohl möchte man bei solcher Betrachtung lächeln über die Eitelkeit menschlicher Pläne und Berechnungen. Aber dennoch war durch diesen Krieg Großes, unendlich Großes erreicht. In einer matten Zeit war den Augen der Menschen eine Kraft des Geistes, eine Standhaftigkeit des Gemüthes, ein ausdauerndes Heldenthum offenbart worden, wie die Welt lange mehr kein ähnliches Beispiel gesehen hatte. Das deutsche Volk, in seinen politischen Verhältnissen schier ohne Würde, herabgesunken von der Höhe geistiger Klarheit und Bildung, vermochte sich an dem, was Preußen, was Friedrich gethan, wiederum aufzuerbauen und in dem Schwunge einer lebhaften Begeisterung für das Hohe, dessen Zeuge es gewesen war, aufs Neue die Blüthen eines frischen, freudigen Lebens zu entwickeln. Der dreißigjährige Krieg bezeichnet in der Geschichte Deutschlands den Verfall der alten Herrlichkeit, der 7jährige Krieg den jugendlichen Aufschwung einer neuen."

Dies zieht offenbar die Sache zu sehr ins Moralische. Der Inhalt Preußens, der vertheidigt wird, und das Gewicht, welches dieser Staat nach seiner Sicherstellung in der Welt erlangt, ist doch das nächste Resultat. Es geht eine wirkliche Befreiung vor sich, es ist keineswegs ein abstractes Heldenthum, wofür man sich begeistert, sondern es ist dieser Inhalt, dieser Geist der Aufklärung und der neuen Zeit, der die Sympathien der Welt hat. Daun und Loudon sind auch tapfer und klug, die Oesterreicher haben auch ihre Helden, warum sind sie es also nicht eben so gut, welche die Begeistrung erregen? Es ist nicht gnug, daß man ein Held ist, man muß auch der Held seiner Zeit sein: König sein, General sein, tapfer sein, Schlachten gewinnen, das ist nichts, wenn es nicht im Dienste der Freiheit geschieht, um die es sich in der jedesmaligen geschichtlichen Entwicklung handelt. Nur der König hat die Herzen seiner Zeit und einen Namen bei der Nachwelt, der die Idee seiner Zeit ergreift und vollführt. Unterläßt dies der König, so thut es ein andrer Mann; der geschichtliche Gewinn ist aber jederzeit mehr, als ein moralischer, er ist vielmehr die Ausführung, Gestaltung und Sicherstellung eines neuen Geistes, der, durch Krieg und Frieden sanctionirt, fortan die Welt zu bewegen berufen ist. Wir sehen das ja mit Augen an Friedrich selbst und später an Frankreich. Jetzt ist eine Zeit, wo der neue Herrscher im Stillen sich rüstet. Welches Volk wird die Initiative haben? Wird man sie Frankreich entwinden können? und wenn man es könnte, wäre dazu nicht mindestens ein ähnlicher Aufschwung, eine ähnliche Befreiung und Gestaltung wie unter Friedrich II. nothwendig? Die Sache liegt so sehr auf der Hand, daß alle Publicisten sie offen fordern und alle Geister dahin drängen. Wir könnten sogar Kugler's moralisch-theologische Reflexion, besonders wo wir sie unterstrichen, dafür anführen.

Wir kommen aber noch einmal darauf zurück, daß ungehörige Reflexionen nicht der Fehler dieser populären Geschichte des großen Königs sind und daß sie eben in der Vermeidung dieser Klippe und in der objectiven Haltung ein wesentliches Verdienst hat.

Ohne Zweifel wird das Werk viel Freunde finden und seine Autoren mit der Anerkennung belohnen, die sie so sehr verdient haben.

A. Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 224. 20. September. 1842.

Handbuch für Reisende in Griechenland von Dr. Johann Ferdinand Neigebaur (königlich preußischem Geheimen Justizrathe) und Ferdinand Aldenhoven zu Athen. Zwei Theile. XIV, 532 und 552 S. Leipzig 1842. Brockhaus.

Unter dem bescheidenen Titel eines Handbuches für Reisende und mit der noch bescheidenern Bevorwortung, „daß der gelehrte Reisende eines solchen nicht bedürfe, da er Alles besser und genauer wisse, als das, was diese wenigen zum Mitnehmen auf der Reise bestimmten Bogen enthalten könnten" (Vorrede, S. VIII), bietet das vorliegende Werk einen Schatz eben so fleißig und sorgfältig ausgewählter, als im Ganzen mit Umsicht und Geschmack geordneter Materialien zur Kenntniß Neugriechenlands, der ihm unter der immer reicher werdenden Litteratur über diesen Gegenstand einen ehrenvollen Platz sichert. Seinen nächsten Zweck erfüllt das Buch in der Art, daß es dem Reisenden eine kleine Bibliothek von, meistens nicht wohlfeilen Reisebeschreibungen, Topographien, Geschichtswerken rc. entbehrlich macht, deren Mitsichführen sonst auf einer Reise in Griechenland doppelt nothwendig, aber zugleich eben dort, wo man schon an Betten, Victualien und Kochgeschirr gnug zu schleppen hat, doppelt beschwerlich ist. Doch auch dem, welcher Griechenland nur hinter seinem Schreibtische oder resp. Ofen kennen lernen will, oder dem es eben um irgend eine historische, geographische, physikalische, naturgeschichtliche, ethnographische oder statistische Notiz in Betreff dieses Landes zu thun ist, wird dies überaus bequeme Compendium alles Wichtigsten und Interessantesten in den meisten Fällen die Mühe des Nachschlagens in weitläufigern, aber minder umfassenden Werken ersparen. Daß das Buch größtentheils Compilation ist, kann ihm seinem Zwecke nach nicht zum Vorwurf gereichen, doch ist es laut dem Vorworte den Verfassern auch möglich gewesen, durch die wohlwollende Unterstützung der griechischen Regierung selbst, viele bisher noch nicht veröffentlichte statistische Nachrichten zu erhalten (Th. I. S. 2). Zu wünschen wäre nur, man hätte dies jedesmal bei den betreffenden Stellen angedeutet, so wie überhaupt das Buch an Interesse gewonnen haben würde, wenn überall die benutzten Quellen kurz allegirt wären *). In einem fortlaufenden Notensouterrain konnte dies füglich geschehen, ohne den Text auf störende Weise zu unterbrechen oder den Umfang des Buches übermäßig auszudehnen, welchem letztern Uebelstande besonders durch noch sorgfältigeres Vermeiden unnöthiger Wiederholungen würde vorgebeugt sein.

Der erste Theil beginnt mit einer, wie wir gestehen müssen, etwas schulerereitienmäßig classificirenden und rhetorisirenden Darstellung des verschiedenen Nutzens und Interesses einer Reise in Griechenland für die verschiednen Arten von Reisenden, als da sind 1) der Freund der schönen Natur, 2) der Kunstfreund, 3) der Freund des Alterthums, 4) der Geolog, 5) der Botaniker, 6) der Agronom, 7) der Krieger, 8) der Freund des friedlichen Verkehrs, 9) der Philhellene, 10) der Maler, 11) der Staatsmann und endlich 12) der Menschenfreund — das Ganze vielleicht nicht unbrauchbar zum Auswendiglernen für manche, wohl nicht selten um eine wohlklingende, wenn auch noch so banale Phrase über ihren Reisezweck rc. verlegne Touristen gewöhnlichen Schlages. Daß auch des, hinsichtlich dieses Prädicates wohl nachgerade zum solum nimis tritum gewordnen „classischen Bodens" wiederholt gedacht worden, kann nicht fehlen.

Von praktischerm Nutzen für jeden Reisenden ist die zunächst folgende Anleitung, die Reise durch Griechenland zweckmäßig einzurichten, und besonders sind die hier gegebnen ökonomischen und diätetischen Regeln sehr beherzigenswerth. Die Kosten einer solchen Reise, auf vier Monate berechnet, sind freilich mit einem Minimum von 400 Thalern für Jeden, der sich einigermaßen einzuschränken versteht, viel zu hoch angeschlagen, ja im Innern des Landes wird man fast überall (man müßte denn Zelte und zahlreiche Dienerschaft mit sich führen, wozu natürlich ein englisches Reisegeld erforderlich wäre) mit 6 Drachmen den Tag so weit reichen, als mit 12, da europäische Bequemlichkeiten weder für wenig noch für viel Geld zu haben sind.

*) So wüßte man u. a. gern, aus welchem Autor die seltsame Notiz geschöpft ist, daß nach der dreifachen Erziehung (durch Pädotriben, Kytharisten und Grammatisten) der athenische Jüngling für einen Schönen und Guten gegolten, „der sich mit den Siegern von Marathon messen konnte." (Th. I, S. 176.)

Schon in diesem Abschnitte zeigt sich beiläufig, wie in dem ganzen Buche, ein in seinem Princip gewiß sehr lobenswerthes Wohlwollen für Griechenland, das sich indessen in der gutmüthigen Vertuschung grober und baldige Abhilfe dringend heischender Mängel seines dermaligen Zustandes auf eine nicht zu billigende Weise kundgiebt. Seite 17 heißt es: „das Hauptverbindungsmittel in Griechenland ist das überall nahe Meer, daher das Bedürfniß der Straßen weniger dringend." Nun giebt es aber gar kein dringenderes Bedürfniß, als, wenigstens praktikable Straßen, für dies Land, welches von den unentbehrlichsten Dingen, die es im Innern in reicher Masse erzeugt, z. B. Holz, Korn rc., wegen der Schwierigkeit oder vielerwärts gänzlichen Unmöglichkeit des Transports, jährlich für viele tausend Thaler einzuführen gezwungen ist, abgesehen davon, was durch ordentliche Wege für die Belebung des innern Verkehrs überhaupt und insbesondre für die Befreiung von den letzten Resten des in den unwegsamsten Schlupfwinkeln am besten geborgnen Klephtenthums, kurz für den geistigen und materiellen Fortschritt des Landes in jeder Beziehung gewonnen sein würde*). Wie der alte Cato nicht müde wurde, allen seinen Reden sein Praeterea censeo etc. anzuhängen, sollte jeder Schriftsteller über Griechenland, der es gut mit dem Lande meint, es sich zur Pflicht machen, sein Anathem über die griechischen Ziegenpfade auszusprechen, bis das Königreich mit einem Netze von Heerstraßen bedeckt ist und sich in dieser Hinsicht nicht mehr von den kleinen ionischen Inseln beschämen läßt.

Der „Anleitung zum Reisen" folgt eine, über Griechenlands Sagenzeit, seinen Wachsthum und seine Blüthe nur sehr summarisch, über seinen Verfall unter Makedonern, Römern, Byzantinern, Franken und Türken und über seine Wiedergeburt weitläufiger sich ausbreitende „geschichtliche Uebersicht," sodann eine ausführliche physisch-geographische Beschreibung des Landes, ein eben so erschöpfender Bericht über dessen Erzeugnisse in allen drei Naturreichen, ferner eine anziehende Abhandlung über Griechenlands ehemalige und jetzige Bewohner, über den Bildungsgang, die wissenschaftlichen und Kunstleistungen der Hellenen und über Herkunft, Anzahl, Sitten und Sprache der Neugriechen, endlich eine vollständige vom gründlichsten und sorgfältigsten Studium zeugende Statistik, hierunter begriffen die Darstellung der frühern und jetzigen Verfassung, der Eintheilung des Landes, der obersten Staatsbehörden, der kirchlichen Verhältnisse, des öffentlichen Unterrichts, der Rechtspflege, der Verwaltung der Finanzen, des Innern und der auswärtigen Angelegenheiten, der bewaffneten Macht zu Lande und zur See, des Handels und der damit zusammenhängenden Gegenstände, der Gewerbthätigkeit und des Landbaues — Alles mit systematischer Ordnung rubricirt, ja mitunter fast allzu systematisch. Wenigstens nehmen sich die rein archäologischen Bemerkungen über die altgriechischen Münzen (S. 333 bis 339) in dem Kapitel von der Finanzverwaltung völlig so ergötzlich aus, wie z. B. die „Naturgeschichte des deutschen Studenten" in einer naturhistorischen Bibliothek oder Platon's mäeutische Dialoge in einer geburtshilflichen.

*) Nicht ohne Grund bezeichnen die Chinesen die Begriffe Weg und geistiges Licht durch Ein Zeichen.

Das Erfreulichste in dem ebengenannten Abschnitt ist unstreitig (S. 320) der Abschluß des Budgets von 1841 mit einem, wenn auch noch geringen Ueberschuß (von 10,400 Dr. bei einer Einnahme von 17,800,000 und Ausgabe von 17,789,600) nach endlicher Ausfüllung des jahrelang anwachsenden, unheilverkündenden Deficit, bei dem sich freilich die damaligen Finanzverwalter so wohl befanden, wie die französischen Generalpächter unter dem verhungerten Volke am Vorabende der Revolution. Der in der griechischen Verwaltung eingeführten großen Sparsamkeit, seitdem der König selbst die Zügel der Regierung ergriffen (vergl. S. 312), wird jeder Unparteiische Gerechtigkeit widerfahren lassen, wiewohl sich nicht läugnen läßt, daß noch nicht alles früher Versehene wieder gut und namentlich einige damals begonnene kostspielige und nichts weniger als dringend nöthige Unternehmungen, da sie einmal angefangen waren, nicht wohl wieder rückgängig gemacht werden konnten. Wir können nicht umhin, bei dieser Gelegenheit der ungerechten Beschuldigung eines Berichterstatters über Griechenland in der Bibliothèque universelle de Génève zu gedenken, der, überhaupt sehr feindselig gegen die Regierung des Königs eingenommen, ihr die absurdesten und, wie aus seinen eignen Worten (on dit, on raconte etc.) hervorgeht, lediglich auf die Autorität irgend eines leeren Geredes sich stützenden Calumnien aufheftet. Unter Anderm rechnet er es ihr zum Verbrechen an, bei dem schlechten Stande der Finanzen einen theuern Palast zu bauen. Natürlich, meint er, müßten die Griechen auf den Gedanken kommen, daß die Civilliste, von der ein, soviel Geld verschlingendes und dem Lande so nutzloses Unternehmen bestritten werde, zu groß sei. Dieser Reisende hätte doch wissen sollen, daß die Kosten des Schloßbaues, der nicht von dem Könige, sondern noch zur Zeit der Regentschaft begonnen wurde und durch dessen Ausführung jetzt meistens nur Griechen gewinnen, durchaus nicht von der Civilliste, sondern allein von der baierischen Apanage des Königs bestritten werden, so wie größtentheils auch dessen bescheidne Hofhaltung, während er die allerdings verhältnißmäßig hohe Civilliste (die sich jedoch auf 1,000,000, nicht, wie der Schweizer angiebt, auf 1,300,000 Dr. beläuft) fast ganz den Bedürfnissen des Landes, insoweit sie durch das Budget nicht hinlänglich gedeckt sind, opfert. Ein Recht, sich über den Palastbau zu beklagen, haben also die Griechen keineswegs, wobei wir freilich dahin gestellt sein lassen, ob nicht das (Baiern entzogene) Geld auf eine für Griechenland im Allgemeinen ersprießlichere Weise hätte verwandt werden können. Ueber zu hohe Besteurung kann sich letztres nicht beklagen, wenn gleich, wie Brandis in seinem gehaltvollen Werke über Griechenland sehr richtig bemerkt, den Griechen auch bei der sparsamsten Verwaltung ihre jetzige Freiheit formell mehr kostet, als die ehemalige Sklaverei, womit aber, wie er eben so wahr hinzusetzt, die Vertauschung eines anarchischen, vollkommen rechtlosen Zustandes gegen den der Ruhe und des gesicherten Besitzes gewiß nicht zu theuer erkauft ist. — Höchst ungerecht ist auch der Vorwurf jenes Schweizers, daß nicht gnug für den öffentlichen Unterricht geschehen sei

und noch geschehe. Vielleicht ist, wenn man die Verhältnisse erwägt, in keinem Lande Europa's in neuster Zeit gerade hierauf eine größre Sorgfalt verwandt worden, als in dem armen Griechenland. Eine liberal ausgestattete und mit den tüchtigsten Lehrern besetzte Universität, eine treffliche Militär-Schule, eine eben so gute polytechnische, 30 wohleingerichtete und starkbesuchte Gymnasien und Progymnasien, endlich, was wohl das Wichtigste, ein tüchtiges Schullehrerseminar und 535 zum Theil schon sehr zweckmäßig organisirte Volksschulen bilden gewiß eine Summe von Instituten zur Förderung der allgemeinen Intelligenz, wie man sie in einem, kaum der Nacht der Knechtschaft und Barbarei sich entwindenden Lande von etwa 800,000 Menschen irgend verlangen kann, und welchen durchgreifenden Einfluß das Inslebentreten dieser Anstalten auf die geistige und demnächst politische Gestaltung des, mit den glücklichsten Anlagen und der regsten Wißbegierde ausgestatteten Volkes ausüben muß, zeigt sich schon jetzt und noch augenfälliger wird die Zukunft es bethätigen.

Minder befriedigend, als das Resultat des Budgets von 1841, ist das der gleichfalls (S. 391 ff.) mitgetheilten Handelsbilance von 1838, wonach sich noch ein, die Ausfuhr beinahe um das Dreifache übersteigendes Mehr der Einfuhr ergiebt. Doch belief sich erstere in jenem Jahre bereits auf 7,237,806 Dr. (über 1,800,000 Thaler) und die Vermehrung der Handelsmarine um 76 Schiffe in demselben Jahre, die seitdem notorisch noch weit rascher zunahm, beurkundet einen rüstigen Fortschritt auch in diesem Zweige der öffentlichen Thätigkeit, der allerdings als einer der wesentlichsten, wenn nicht als der allerwichtigste Lebensnerv für Griechenland anzusehen ist und dessen kräftiger Entwicklung daher englischerseits nach bestem Vermögen, doch hoffentlich auf die Dauer erfolglos entgegengearbeitet wird. Die ausführliche Darstellung der finanziellen und mercantilen Verhältnisse Griechenlands in dem Handbuche ist besonders dankenswerth und vor Allem die genauen Zahlenangaben (in diesen und andern Abschnitten), da die, neuerdings freilich auch angefochtene Wahrheit von Napoleon's Ausspruch, daß Zahlen nicht trügen und mehr beweisen, als alle Declamationen, sich stets bewähren wird. Dagegen muß man sich wundern, mitunter jene Ausführlichkeit über wahre Lappalien ausgedehnt zu sehen, während Wichtigeres kaum berührt oder ganz mit Stillschweigen übergangen worden. Hielten es z. B. die Verfasser für einen wichtigern Punct der „Verfassung Griechenlands," daß die Ritter des silbernen und des goldnen Kreuzes des Erlöserordens das Ehrenzeichen auf Silber und resp. auf Gold emaillirt an einem blauen, mit schmalem weißen Rande eingefaßten und gewässerten, seidnen Bande auf der linken Seite der Brust tragen, die Comthure dagegen an einem gleichen, jedoch etwas breitern, um den Hals geschlungenen Bande, daß der in Silber gestickte achtspitzige Stern der Großcomthure vorschriftsmäßig sieben und der der Großkreuze zehn Centimetres im Durchmesser hält ꝛc. ꝛc. (S. 259), als daß in Griechenland Preßfreiheit herrscht, deren mit keinem Worte gedacht wird, oder als die den Griechen zugesicherte, aber noch nicht ins Leben getretene allgemeine Volksvertretung, von der es, mit Ignorirung des Versprechens, nur kurz heißt, man habe dagegen eingewandt, daß im Ganzen das Volk (??) und die Geistlichkeit (!) sie nicht gewünscht und daß dadurch die Leidenschaften aufs Neue Nahrung gefunden haben würden (S. 256)? Oder widerrieth vielleicht dem sonst so freisinnigen Herrn Dr. Neigebaur der Königl. Preußische Herr Geheime Justizrath, so delicate Puncte zu berühren? — Beachtenswerther, als die Nachrichten über Cocarde, Wappen, Flagge, Amtssiegel und Erlöserorden, sind ohne Zweifel jene über die Gemeindeverfassung (S. 256,350 ꝛc.), so wie über die bürgerliche Gleichheit in Griechenland. In Bezug auf letztere heißt es: „Sehr erleichtert war die Gesetzgebung dadurch, daß sie eine tabula rasa vorfand, und daß die Volksversammlung zu Trözene alle Standesvorrechte, namentlich alle Adelstitel für unzulässig erklärt hatte. Alle Nachkommen der Hospodare der Moldau und Wallachei, welche die Pforte nur auf einige Jahre aus den Phanariotenfamilien zu Konstantinopel ernannt hatte, waren gewöhnlich mit dem Fürstentitel beehrt worden. Davon ist in Griechenland aber nicht mehr die Rede und der König ist frei von einer gebornen Camarilla" (S. 87). Freilich war schon die Stiftung des Erlöserordens ein Schritt zur Reaction gegen das Gesetz von Trözene, wie einst die Gründung der Ehrenlegion gegen die Beschlüsse der 4ten Augustnacht. —

Eine etwas ausführlichere Berücksichtigung hätte auch wohl die neugriechische Litteratur verdient, welcher nur in dem Abschnitt über den öffentlichen Unterricht (S. 284) ein dürftiges Schriftstellernamen-Verzeichniß gewidmet ist. Von den, in dem Kapitel über die Sprache mitgetheilten Versen von Rhigas hätte die Aussprache lieber gar nicht angegeben werden sollen, als so höchst fehlerhaft, wie es (S. 241) geschehen ist.

Befremdend ist noch, daß man in einigen Puncten mehr Rücksicht auf die nächste Vergangenheit, als auf die Gegenwart genommen. So sind in dem Abschnitt über die Eintheilung des Landes sämmtliche 471 Gemeinden des Königreichs nach der frühern Provincialeintheilung aufgeführt (S. 262 ff.), nicht aber wie sie unter die, seit dem 4. Juli bestehenden und hier (S. 266) nur kurz angegebnen Provinzen repartirt wurden, und so findet man auch unter den Nachrichten aber die Kirchenverfassung die vielen ehemaligen Bisthümer bei Namen aufgezählt, von den jetzigen aber nur kurz bemerkt, daß ihre Zahl auf zehn herabgesetzt sei (S. 280).

Außer vollständigen Nachrichten über die französische und österreichische Dampfschifffahrt in den östlichen Gewässern des Mittelmeeres, wodurch jetzt die Reise nach Griechenland leichter geworden, als vor nicht langer Zeit die nach Rom und Unteritalien, und einer Anleitung zur Bereisung jenes Landes je nach dem kürzern oder längern Aufenthalte des Reisenden daselbst, wobei von den Routen durch die sehenswerthesten Landschaften eine genaue, im Ganzen zwar etwas trockene, doch stellenweise recht anziehende Beschreibung zugeben wird, enthält der erste Theil noch eine reichhaltige Nachweisung der wichtigsten Schriften zur Kenntniß Griechenlands (S. 425 ff.), für Reisende, die sich gründlicher unterrichten wollen, gewiß eine willkommne Zugabe. Doch hätten hier, bei übrigens sehr lobenswerther Auswahl, Schriften, wie die von

Clarke, Quin, Trant, Gordon, Fauriel, Carrel, Leake's Nord-Griechenland u. a. wohl eher Erwähnung verdient, als solche, wie z. B. die „historischen und malerischen Wanderungen" rc. von Hr. J. M. Braun (S. 432), ein Buch, dessen ungeschickte und geistlose Zusammenstoppelung aus beliebig aufgerafften Fetzen andrer Werke man unbedenklich für die Arbeit eines Tertianers halten würde, sähe man nicht glücklicherweise auf dem Titel, daß sie von einem Professor herrührt.

Der zweite Theil des Reisehandbuchs enthält in alphabetischer Ordnung Nachrichten von den Landschaften und Inseln, den merkwürdigsten Gewässern, Bergen, Städten und andern wichtigen Plätzen Griechenlands und einigen zu demselben in besonders naher Beziehung stehenden oder für den Reisenden dahin vorzugsweise in Betracht kommenden Puncten in benachbarten Ländern, wie von den ionischen Inseln und Kreta, den Ländern Epirus, Makedonien, Illyrien, Dalmatien, Istrien, den Städten Larissa, Saloniki, Ragusa, Triest rc. Aus gleicher Rücksicht, wie diese, ja wohl mit mehr Recht, als z. B. Cattaro oder Montenegro, hätten freilich auch Samos, Chios, Janina und andre Städte und Inseln auf die Aufnahme Anspruch machen können. — Die meisten Artikel sind reich ausgestattet mit topographischen, physikalischen, archäo- und mythologischen und besonders ausführlichen historischen Notizen, indem bei der Beschreibung der einzelnen Oerter die Erzählung der, in alter und neuer Zeit dort vorgefallnen, denkwürdigen Begebenheiten eingeflochten wurde, für die in der „geschichtlichen Uebersicht" des ersten Theils kein Raum war. Sehr anziehend sind namentlich die, an die Städtenamen Patras, Korinth, Andrawida, Arkadiá, Kalamata, Weligosti rc. sich knüpfenden Erinnerungen an die Zeiten des fränkischen Ritterstaates in Morea unter den Villehardouin's und ihrer Kämpfe mit den Byzantinern — beiläufig eine der Romantik so reichen Stoff bietende Periode, daß man sich wundern muß, warum noch kein Dichter sie für novellistische oder dramatische Schöpfungen ausgebeutet*). Weniger berücksichtigt ist die, in eben jenen Zeitraum fallende Herrschaft der La Roche, Brienne, Acciajuoli und der katalonischen Compagnie in dem Artikel Athen, der übrigens, durch seine Ausdehnung vor allen ausgezeichnet, nebst dem über Attika eine ziemlich vollständige kleine Monographie bildet. Die gründlichsten physikalischen Bemerkungen sind den warmen Bädern von Aedepsos und der abnormen Strömung der Ebbe und Fluth im Euripos gewidmet, letztrer nach Privatmittheilungen des Hauptmann v. Fortenbach.

Daß sich in ein Werk, welches so viele und verschiedenartige Gegenstände umfaßt, auch Irrthümer einschlichen, ist verzeihlich und es verdient Anerkennung, daß deren nicht noch mehr und bedeutendere vorkommen. Von denen, auf die wir zufällig aufmerksam wurden, erwähnen wir nur die Angabe der Gründung des Patriarchats von Moskau zur Zeit der Taufe Wladimir's im Jahre 988 (Th. I, S. 271), also etwa 160 Jahre vor der Erbauung dieser Stadt und 600 vor der Erhebung ihres Metropoliten zum Patriarchen, die wiederholte Verlegung der Meteorklöster auf den Berg Athos (Th. I, S. 78 und 280), während deren Lage jedoch im zweiten Theil unter dem Artikel Volo richtig angegeben und sehr genau beschrieben wird, die Identificirung des Fleckens Thorikos (an der südlichen Ostküste von Attika) mit dem äußern Keramikos (Th. II, S. 141), so wie endlich die Vermengung der in den Theseusmythen figurirenden Räuber Sinis und Prokrustes, welcher letztre Name als ein Beiname des Sinis angegeben wird (Th. II, S. 217). — Stylfehler ließen sich eine Menge anführen und besonders entsteht bisweilen durch das Streben nach Kürze eine seltsame Confusion (wie z. B. in der mythologischen Notiz über die Arethusa, Th. II, S. 41, wo es ganz so herauskommt, als habe Alpheus die Arethusa verwandelt, um sie gegen seine eignen Nachstellungen zu schützen). Die etwas zu zahlreichen und zum Theil consequenten Entstellungen griechischer Wörter und Namen, wie Ptolomeus, Hypythros, Kibs (für Lybs) rc., sind wohl auf Rechnung des Correctors zu schreiben. —

Hoffentlich wird dies Buch, das wir, trotz aller gerügten Schwächen, als eins der vorzüglichern unter den Reisehandbüchern des, in diesem Zweige der Litteratur rühmlich bekannten (Haupt-) Verfassers zu bezeichnen kein Bedenken tragen, nicht bloß seinen nächsten Zweck erfüllen, den modernen Salon-Telemach's und Anacharsen, für die es vorzugsweise bestimmt scheint, als Wegweiser oder, wie man die meisten solcher Handbücher grob gnug, aber nicht ganz mal-à-propos qualificiren mag, als hodegetische Eselsbrücke zu dienen, sondern im Allgemeinen dazu beitragen, allein durch die verständige, lichtvolle und meistens gründliche Darstellung der Thatsachen und Thatbestände, die man in keinem andern Werke über Griechenland in so compendiöser Form bei einander findet, eingewurzelte Vorurtheile auszurotten und aufs Neue das sehr erkaltete Interesse für ein Land zu beleben, dessen Gegenwart und Zukunft uns noch mehr, als seine gepriesene Vorzeit, der innigsten Theilnahme und aufmerksamsten Beachtung Deutschlands, wenigstens aller über morgen und übermorgen hinausdenkenden Deutschen würdig zu sein scheint. Ohne diese Hoffnung würden wir es unterlassen haben, auf ein Reisehandbuch in diesen Blättern aufmerksam zu machen.

A. Ellissen.

*) Eine der wichtigsten und unstreitig die interessanteste Quelle für diesen Zeitraum der griechischen Geschichte ist die, von Buchon (Paris 1825) im 4. Theil seiner französischen Chroniken aus dem Mittelalter herausgegebene *Χρονικὴ τῶν ἐν Ῥωμανίᾳ καὶ μάλιστα ἐν τῷ Μωρέᾳ πολέμων τῶν Φράγκων*. Leider ist von dem zweiten und bei Weitem umfangreichsten und anziehendsten, Morea betreffenden Theile dieser, in reimlosen politischen Versen abgefaßten Chronik nur die französische Uebersetzung mitgetheilt. Diese übersetzte wieder Hr. Prof. Fallmerayer in seiner Geschichte von Morea größtentheils fast wörtlich ins Deutsche.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 225. 21. September. 1842.

Protestantische Lehrfreiheit.

1) Minerva, Maiheft 1842. Beitrag zur Verständigung über Begriff und Wesen, Nothwendigkeit und Schranken der theologischen Lehrfreiheit. Mit Beziehung auf den Bruno Bauerschen Fall.
2) Bruno Bauer und die protestantische Lehrfreiheit, ein politisches Votum.

Ist's Gottes-Werk, so wird's bestehen,
Ist's Menschen-Werk, wird's untergehen.

Sollte man es glauben, daß man diesen Spruch auch für Bruno Bauer hat geltend machen wollen? Man hat es wirklich mit ganz ernster Miene gethan, und nicht gewußt, welche Ironie das war. Bruno Bauer's Kritik durch diesen Spruch gegen alle Angriffe sicher stellen wollen, ist dasselbe, als wenn man Robespierre durch die Bourbonen, Cromwel durch die Stuarts hätte bestätigen wollen. Gehen wir nicht darauf aus, jenen Spruch geradezu umzukehren? Ist es nicht Bauer's ganzes Bestreben, alle die Producte des religiösen Bewußtseins, welche von diesem als Gottes Werk behauptet und gegen die Vergänglichkeit verassecurirt werden sollen, durch freie Kritik in sich aufzulösen? Wir wollen hier davon absehen, daß jener Gegensatz von Gottes-Werk und Menschen-Werk, welches nichtig sein soll, die Menschheit entwürdigt. Wir wollen nur sagen, daß die neuere Kritik Alles eben nur als Menschenwerk auffaßt, daß sie aber den Unterschied macht, ob das menschliche Product aus dem freien, selbstschöpferischen, oder ob es aus dem unfreien, gebundenen Bewußtsein hervorgegangen. Das letztere Bewußtsein heiligt seine Schöpfungen, es vermag sich nicht in seiner vollen Thatkraft zu begreifen. Nur die Hervorbringungen des freien menschlichen Selbstbewußtseins sind wahres Menschenwerk und als solche werden sie bestehen.

Freilich, was man so bestehen nennt. Nichts besteht, und Nichts darf bestehen, weil das Bestehen den Stillstand unmittelbar voraussetzt und zur Folge hat. Man kann nicht einmal sagen, daß die That der Vernunft bestehe, weil die Vernunft sich fortwährend entwickelt und mit jeder höhern Bildungsstufe, die sie erreicht, eine andre wird. Keine That der Vernunft ist dazu da, um erst durch die Zukunft bestätigt zu werden; nein die Zukunft soll sie widerlegen, wenn die Zukunft eben nichts weiter, als der Fortschritt ist. Jede That der Vernunft bestätigt sich durch sich selbst, sie bestätigt sich in der Gegenwart, in der sie auftritt. Der Stein, der ist ewig, das Gedankenlose, das Starre, die vergehen nicht, weil sie keine Fortbildung kennen. Der Gedanke dagegen arbeitet stets an seiner eignen Vernichtung, er ist ein organisches Gebilde, dessen spätres Wachsthum das frühere aufhebt. Wozu macht ihr also euren Gott, wenn ihr von seinen Thaten behauptet, daß sie ewig bestehen werden?

Nein, Bauer wird gewiß am wenigsten wollen, daß sein Werk sich als Gottes Werk ausweise und bestehe. Denn wenn dies bestände, dies Werk, welches nichts ist, als ein Kampf, so müßte ja auch das Andre bestehen, gegen das er kämpft. Bauer's ganze Kritik trägt in höherer Weise die Voraussetzung zu ihrem eignen Untergange in sich; sie wird sich selbst vernichten, wenn das, was sie aufzuheben trachtet, aufgehoben sein wird; dann wird sie auf die einzig vernünftige Art widerlegt sein, sie wird sich selbst widerlegt haben. Das Jetzt ist es, wo sie ihre Wahrheit zu bewähren hat; spätre Zeiten werden hoffentlich mehr zu thun haben, als unsre Kämpfe nur immer von Neuem wieder durchzumachen.

Nur die Schwäche will ewig sein. Das ist die größte Stärke, zu handeln mit dem Bewußtsein, daß unsre That nicht ewig sein wird. Die Schwäche, welche aus Furcht vor sich selber sich selbst vergöttert, welche die Freiheit des Menschen herabsetzt, weil sie sie nicht begreift, nur sie kann den obigen Spruch als etwas Großes, als ein Palladium vor sich her tragen. Menschenwerk! Wenn ihr wüßtet, was Menschenwerk ist!

Das theologische Bewußtsein wird nie das Menschenwerk begreifen lernen. Und der Protestantismus, eben weil er Theologie ist, mußte zurückschaudern, als die Kritik an dem Puncte angekommen war, wo sie in der Geschichte nichts als die eigne That der Menschheit erkannte, wo sie das unbedingte Recht des Fortschritts in Anspruch nahm, und daher alle Schranken, welche der noch unfreie Menschengeist sich gesetzt hatte, zu zerstören trachtete. Eben weil es Theologie ist; denn als Protestantismus konnte er nicht umhin, zum Theil das menschliche Recht der Kritik anzuerkennen, zum Theil die menschliche Vernunft zur Richterin über die Traditionen der Offenbarung zu machen, zum

Theil eine gewisse Lehr= und Denkfreiheit auszurufen; als Theologie aber hatte er noch im Gegensatze zu jenem menschlichen Denken das göttliche, vor welchem sich jenes doch immer noch zu beugen habe. Heutzutage nun, wo die Theologie dahin gekommen ist, ganz und gar Protestantismus zu werden, ist der Protestantismus dahin gekommen, ganz und gar Theologie zu werden. Das heißt der Protestantismus ist gegen die Kritik, welche nur noch das menschliche Recht kennt, zum Katholicismus geworden, welcher der profanen Kritik das Heilige, das Bestehende, das Göttliche als das einzig Berechtigte entgegensetzt, und sich gegen allen weitren Fortschritt entschieden auflehnt. Der Protestantismus hat sich in die zwei Seiten, welche von Anfang an in ihm lagen, gespalten: die eine Seite ist consequent vorwärts gegangen, und die andre Seite, welche sich gegen jene Consequenz sträubte, ist zurückgefallen.

Ein recht ergötzliches Bild jenes Rückfalls giebt ein Aufsatz, der von einem protestantischen Professor der Theologie in Jena herrühren soll:

„Beitrag zur Verständigung über Begriff und Wesen, Nothwendigkeit und Schranken der theologischen Lehrfreiheit. Mit Beziehung auf den Bruno Bauerschen Fall.“*)

Ein ergötzliches Bild, sage ich; denn es ist wirklich komisch, zu sehen, wie jene Leute mit ein Paar Trivialitäten, mit ein Paar längst antiquirten Behauptungen, mit ein Paar unbegründeten und hochmüthigen Assertionen Alles niedergeschlagen zu haben glauben, was die neuere Kritik durch gründliches, freies Denken, durch rücksichtslose Dialektik und durch die scharfe Einsicht in das Wesen des Menschengeistes gewonnen hat. Sie ist komisch diese Harmlosigkeit, welche in ihrem befangenen Wesen nie weiß, warum es sich eigentlich handelt, welche noch spielen zu dürfen glaubt da, wo hitzig gekämpft wird, welche durch Ignoranz den Sieg zu erringen vermeint. Er ist komisch dieser Hochmuth, welcher mit ein Paar Formeln den „sogenannten Geist unsrer Zeit“ begreifen und bändigen will. Denn wenn wir nicht darüber lachten, so müßten wir ihn verächtlich finden; und das wäre Pleonasmus.

Unser Minerva = Jünger nimmt zuerst eine süßliche Miene an, die um so komischer ist, als sie sich zum Theil mit dem Schein väterlich = stolzen Ernstes zu verbinden trachtet. Er zeigt uns nämlich zuerst die eine Seite seines Gesichts, welche er geschminkt und der er noch das Aussehen eines gewissen Lebens gegeben hat. „Allerdings, sagt er, ist Glaubensfreiheit und Gewissensfreiheit ein unveräußerliches Menschenrecht,“ eine Wahrheit, welche durch das welthistorische Ereigniß der Reformation, von welcher unsre ganze Zeit datire, allgemeine Anerkennung gefunden habe.

*) In „Minerva. Ein Journal historischen und politischen Inhalts.“ Von D. Friedrich Bran. Mai 1842. Jena. S. 312 — 358.

Es ist also die Schminke der Gewissensfreiheit und der Reformation, mit der der Verf. die eine Wange geschmückt hat. Wir werden so heidnisch sein, ihm auf diese Wange einen Streich zu geben, und er wird dann so christlich sein, uns auch die andre Wange darzureichen.

Als Theologe muß der Mann nämlich gleich restringiren, er muß die Beschränktheit des menschlichen Geistes als Postulat voranstellen, kurz er muß sagen, daß man „das Kind nicht mit dem Bade ausschütten dürfe;“ man habe unter der religiösen Freiheit oder allgemeinen Toleranz eine absolute Ungebundenheit verstanden, bei welcher, abgesehen von den verderblichen Folgen einer flachen Aufklärerei für die Religion, das Wesen der Kirche in der That nicht bestehen konnte. — Was ist also seine gepriesene Glaubens= und Gewissensfreiheit, „dies unveräußerliche Menschenrecht?“ Sie ist ein Recht, welches man bei einem gewissen Puncte doch veräußern müsse, bei dem Puncte nämlich, wo man überhaupt keinen Glauben mehr will. Die Leute wissen eigentlich gar nicht, was sie mit diesem Worte „Glaubensfreiheit“ besagen. Wie sie es meinen, ist es entweder eine bloße Redensart, oder es ist ein Unsinn; in ihrem Sinne heißt es so viel als: du kannst glauben was du willst, aber du mußt glauben; in ihrem Sinne ist es ein Wort, was sich selbst widerspricht. Denn wenn ich von Jemandem fordre, daß er unbedingt glauben müsse, so kann ich diese Forderung doch nicht so ins Blaue hinein stellen; ich muß ihm zugleich etwas Bestimmtes geben, was er glauben solle, ich muß ihm eine Confession geben; das Glauben also, welches seinem Wesen nach sich an etwas ganz Bestimmtes bindet, schließt die Freiheit geradezu von sich aus. Und in dem Sinne der Theologen ist die „Glaubensfreiheit“ ein Widerspruch, den man so hinsagt, weil er schön klingt und anlockt, den man aber nicht in sich aufzulösen wagt.

Wir lösen den Widerspruch, indem wir das Wort richtig verstehen. Und wir verstehen es richtig, indem wir den einen Bestandtheil des Wortes dem andern, der Freiheit, aufopfern. Freiheit kann nur bestehen, wo nicht eine äußerliche Schranke, nicht ein äußerlich Positives mich bindet, sondern wo ich mich rein durch mein Selbstbewußtsein bestimmen lasse. Dies Selbstbewußtsein ist aber auch die höchste Macht, es hat zu seinem Wesen, was unser Mann „absolute Ungebundenheit“ zu nennen beliebt, das heißt, es läßt sich nur durch die Vernunft und ihre weltgeschichtliche Entwicklung binden.

Nur diese Vernunft, nur diese Freiheit des Selbstbewußtseins, welches sich gegen alle positiven Schöpfungen des religiösen Bewußtseins richtet, kann Glaubensfreiheit genannt werden, jene Glaubensfreiheit, welche sich durch

ihren eignen Widerspruch aufgelöst hat, und absolute Freiheit geworden ist.

Die Glaubensfreiheit, wie sie unser Mann versteht, ist die Glaubensfreiheit der katholischen Scholastiker. Wie Alexander von Hales sich fragte, ob, wenn die ersten Menschen nicht gefallen wären, dann mehr Personen des männlichen, als des weiblichen Geschlechtes geboren sein würden, wie er sich für die erstre Annahme entschied, weil die Menschen dann bloß erzeugt und geboren sein würden, um die Stellen der gefallnen Engel zu ersetzen, die Personen unsres Geschlechts aber vortrefflicher seien, und weil im Himmel keine Ehen stattfänden, man dort also auch keine Weiber brauche; wie Hugo der Victoriner dann viel menschenfreundlicher gesinnt war, und behauptete, es würde eine gleiche Anzahl Männer und Weiber geschaffen worden sein, weil in einem vollkommnen Zustande es Keinem unsres Geschlechts an einer Gehilfin fehlen dürfe: so möchten die Theologen unsrer Zeit die biblische Kritik auf gleiche Kleinigkeiten und glaubenswonnige Träumereien zurückführen. An dem Fundamente der Bibel dürfe bei Leibe nicht gerührt werden, dies Fundament aber sei stark gnug, um die albernsten Hypothesen zu tragen. Und wenn man nur gläubig ist, im Elemente des Glaubens werden uns die ärgsten Ketzereien und Widersprüche verziehen.

Wie die Scholastiker ihre „Maximen" hatten, von denen abzuweichen Hochverrath, innerhalb deren nicht zu grübeln unscholastisch gewesen wäre, so hat die heutige Theologie die Unantastbarkeit der Bibel im Ganzen als ihre Maxime. Möge im Einzelnen fallen, so viel da will, ja möge alles Einzelne angezweifelt werden; „die Bibel im Ganzen" muß aufrecht erhalten werden; an dieser „Bibel im Ganzen" muß die unbefangne, der Heuchelei abholde Gewissensfreiheit sich den Kopf einrennen. Unsre Theologen können immer noch dasselbe sagen, was Alanus von Ryssel seiner Zeit lehrte: „die überhimmlische Wissenschaft hat gewisse Regeln, die durch ihre Dunkelheit und Feinheit allen andern den Vorzug streitig machen. Denn die Nothwendigkeit aller übrigen Regeln wankt, weil sie bloß auf dem gewöhnlichen Laufe der Natur beruht, die Nothwendigkeit der theologischen Maximen hingegen ist uneingeschränkt und unwidersprechlich, weil sie den Dingen Glauben zulegen, die wider die Natur und deßhalb keiner Veränderung fähig sind, daher sie auch von den Philosophen parador genannt werden, quasi gloriosae rectae, παράδοξα." — Paradore Maxime war z. B.: „deus omnipotens dicitur, quia potest non solum quae sunt vel fieri possunt, sed etiam ea quae fieri non possunt." Eine solche göttliche Allmacht wider die Regeln der Natur und des Geistes hat auch die Theologie unsrer Tage. Kann man sich da wundern, daß unser Minerva-Mann sich gerade nicht viel um die Gründe der Kritik kümmert, daß er in seinem kannibalischen Wohlbehagen den Geist unsrer Zeit mit Hilfe von ein Paar scholastischen Dunkelheiten todtschlagen und aufspeisen zu können vermeint?

Wir haben gesehen, was es mit der Gewissensfreiheit unsrer Theologen auf sich hat. Den Protestantismus, der consequent fortgeht und, wenn er mit der Aufhebung Einer Schranke begann, nicht eher ruht, als bis er die letzte niedergerissen und so sich selber widerlegt, weil er sich überflüssig gemacht hat, diesen Protestantismus kennen sie nicht. Und in der That, der Protestantismus konnte nicht so weit fortgehen, so lange er noch bloß Theologie war, er mußte sich, wie wir schon gesagt haben, scheiden; und diese Scheidung ist in unsern Tagen vor sich gegangen. Was für eine Gefahr aber für die Theologie daraus, daß sie ihrem Princip untreu wurde, und, als Theologie, untreu werden mußte, erwächst, werden wir nachher sehen.

Vorher müssen wir noch die andre Wange unsers Mannes, die uns dieser darzureichen so gut ist, betrachten. Diese ist nicht geschminkt, sie zeigt sich uns in ihrer natürlichen Blässe, und wir hoffen nicht einmal, daß sie je die Röthe der Schaam gekannt hat.

Der Mann verspricht zuerst: „da übrigens bisher unsers Wissens noch keine Prüfung der Bauerschen Behauptungen bekannt geworden ist, so wollen wir uns einer solchen hiemit unterziehen."

Wir können einfach versichern, daß er dies Versprechen nicht erfüllt; er hat es wahrscheinlich vergessen, indem er an himmlische Dinge dachte. Das ist überhaupt sein Fehler. Sein Reich ist so wenig von dieser Welt, daß er gar nichts daraus macht, die Versprechen dieser Welt zu halten, oder den Regeln der „menschlichen" Vernunft sich zu unterziehen.

Aber was thut denn nun unser Vogel der Minerva? Gar nichts, und das ist eben unsre Aufgabe, zu zeigen, daß er bei aller scheinbaren Rührigkeit gar nichts thut. „Er müsse zuerst den Thatbestand erörtern", und um dies zu können, führt er die Anzeige des Bauerschen Werkes im Namen des Verlegers an, dann einige Aufsätze aus den „Hallischen Jahrbüchern", und eine Correspondenz aus der Leipziger Allg. Zeitung. Das heißt also den eigentlichen Thatbestand „erörtern"! Wir müssen freilich unserm Theologen glauben, obgleich er selbst kein einziges Wort zur „Erörterung" beibringt.

„Sich einer Prüfung Bauerscher Behauptungen unterziehen" wird doch der Verfasser nicht das nun Folgende in seinem Aufsatze nennen, wo er einige Behauptungen in der von ihm zuletzt citirten Correspondenz aus der Leipz. Allg. Zeitung zu widerlegen sucht? Der Correspondent hatte nämlich gesagt: „Ohne Freiheit keine Wissenschaft, ohne Wissenschaft keine Theologie, ohne Theologie keine protestantische Kirche." „Dieser Sorites", meint nun unsre

Minerva-Eule, welche hell sehen zu können glaubt, da ihr jener Satz dunkel ist, „dieser Sorites ist allerdings auf den ersten Blick sehr blendend; bei näherer Prüfung aber zeigt sich, daß er eine Menge Erschleichungen und Sophismen enthält, welche einzeln aufzudecken somit nöthig erscheint."

1) „Ohne Freiheit keine Wissenschaft." Es ist natürlich, daß unser Theologe zuerst die Richtigkeit des Satzes zugiebt, um dann desto bequemer seine Restrictionen anzuknüpfen; daß er zuerst streichelt, um dann desto bequemer kratzen zu können. Die ganze folgende Auseinandersetzung ist aus einer Reihenfolge solcher schmeichlerischen „Zwar" und heuchlerischen „Aber" bestehend. „Zunächst müsse man zwischen Wissenschaft und „Lehre" unterscheiden. Die Wissenschaft sei „durchaus nur Privatangelegenheit des Einzelnen"! Die Lehre dagegen enthalte in ihrem Begriffe das Merkmal eines geselligen Verhältnisses und das Merkmal der Ungleichheit." — Mir schaudert!

Die Sache ist gerade umgekehrt. Der Theologe meint, weil die Religion Sache jedes Einzelnen sei, so wäre es auch die Wissenschaft, und er will dann Freiheit der Wissenschaft damit definiren, daß Jeder auf seinem Kämmerlein denken und theoretisiren könne, was er wolle. Er macht hieraus den Schluß, daß jeder öffentliche Lehrer, so wie er hervortrete, seine Wissenschaft, seine Privat-Wissenschaft in etwas zügeln, und den Anordnungen, den Fordrungen des Staats accommodiren müsse. Das mag theologisch sein! Wir nennen es heuchlerisch. Auf seinem Kämmerlein soll Jeder seinen bequemen Pantoffel anziehen können; auf offner Straße aber müsse er sich in Stiefeln klemmen, wie sie der Staat vorschreibt. Nein, wir kennen diese theologische Unterscheidung zwischen Lehre und Wissenschaft nicht. Was die innre Vernunft, was die nothwendige Entwicklung der Wissenschaft organisch in dieser wachsen und sich bilden läßt, gehört nie dem Einzelnen, nie dem Kämmerlein; es gehört rein und allein der Gesellschaft an, es muß sich wenigstens hier wie dort auf gleiche Weise aussprechen. Und weit entfernt, daß der Lehrer, wie unser Theologe meint, etwas Andres als seine „Privatwissenschaft" öffentlich aussprechen müsse, weil sein Verhältniß zu den Schülern das der Ungleichheit sei, so ist gerade bei der wissenschaftlichen Lehre von keiner Ungleichheit die Rede; hier, im Elemente der Wissenschaft, herrscht unbedingte Gleichheit; der Lehrer dürfte nicht den Mund aufthun, wenn er nicht die Schüler für seines Gleichen ansähe, welchen ein Urtheil über seine Gedanken zusteht. Denn die Wissenschaft ist nur dann Wissenschaft, wenn ich sie frei in mich aufnehme. Ist der Verfasser unsers Aufsatzes Professor an einer Universität, und glaubt er hiemit **über** seinen Zuhörern zu stehen, so setzt er sich eben hiedurch herab. Denn er macht sich zum Eintrichterer, zum „Einpauker", zum Dorfschulmeister, der das Abc mit Hilfe der Ruthe einprügelt. Ein wahrhaft würdiger Lehrer der Wissenschaft ist ein Lehrer, der, so wie er das Katheder besteigt, alle Schranken zwischen sich und seinen Zuhörern als gefallen ansieht, der sich ganz und rücksichtslos giebt, wie er ist, weil er nur hiedurch die Ueberzeugung einflößen kann, die dem Jünger der Wissenschaft geziemt.

„Wenn auch", meint unser Mann, der sich gewiß nicht in die Nähe der Minerva gewagt hätte, wenn er nicht wüßte, daß die Minerva längst zu ihren Vätern versammelt ist, „wenn auch in Beziehung auf die Universität sich nicht so, wie bei der Kirche, ein bestimmt abgeschloßner Kanon von Lehrsätzen aufstellen läßt, über welchen die wissenschaftliche Forschung und die akademische Mittheilung der Resultate derselben nicht hinausgehen dürfte, so muß doch auch hier ein Oberaufsichtsrecht des Staates anerkannt, darf nicht vergessen werden, daß die Universitäten dem Volks- und Staatsleben angehören, zu dem bestimmten Zwecke der Förderung und Vervollkommnung desselben, keineswegs **bloß** für die Wissenschaft, bestimmt und vom Volke und Staate dazu erhalten werden, wie dies unter Andern Dahlmann und Welcker ebenso besonnen als freisinnig entwickelt haben." Man sieht es diesen Worten an, wie sie sich so ängstlich zwischen ihrem Zwar und Aber hindurchzuwinden trachten. Wie so gern möchte der Mann doch die Nothwendigkeit bequemer Compendien behaupten; Compendien, durch welche der Wissenschaft, die sich von Tag zu Tage entwickelt, ein allmächtiges Nonplusultra entgegengehalten würde; Compendien, welche für feige und seichte Geister so viel Annehmlichkeiten darbieten, weil man durch ein einziges Citat aus ihnen widerlegen und verketzern könnte. Aber gerade **weil** „die Universitäten dem Volks- und Staatsleben angehören, zu dem bestimmten Zweck der Förderung und Vervollkommnung desselben", **gerade deßhalb sind sie bloß für die Wissenschaft bestimmt**, darf auf ihnen die Wissenschaft durch Nichts in ihrer selbständigen Entwicklung aufgehalten werden. Denn das Staatsleben kann nicht organisch vorwärts gehen ohne Geistesfreiheit, und die Geistesfreiheit ist nichts Andres als Freiheit der Wissenschaft. Die Wissenschaft ist das Einzige, worin das Volksleben und Volksbewußtsein eine sichre Grundlage findet. Aus den Worten unsers Athenejüngers geht also einfach hervor, daß der Staat die Wissenschaft auf den Universitäten Wissenschaft sein lassen muß, das heißt, daß er diese sich selbst zu überlassen hat.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 226. 22. September. 1842.

Protestantische Lehrfreiheit.

(Fortsetzung.)

Doch der Athenäer giebt sich nicht so leicht gefangen. „Die Sache leuchtet auch dem gesunden Menschenverstande sicherlich schon an und für sich ein, der bei aller Achtung vor der Freiheit der Forschung und Mittheilung auf unsern Universitäten doch einsehen muß, daß, so wie die bürgerliche und politische Freiheit nicht in der völligen Ungebundenheit, Alles zu thun, was man nur will, besteht, so auch die Lehrfreiheit Schranken anzuerkennen hat.“ Ei, ei, wer läugnet denn, daß die Wissenschaft, oder irgend eine ihrer Arten, sich auszusprechen, „schrankenlos“ sein solle? Wir wollen einmal bei dem Vergleiche bleiben. Die bürgerliche und politische Freiheit ist nicht ein und dasselbe mit der Schrankenlosigkeit, meint er. Ganz recht; sie regelt sich nach Gesetzen. Aber diese Gesetze giebt sich die Gesellschaft selber, sie macht diese Gesetze durch die ihr eigenthümliche Vernunft. Die Freiheit, die Vernunft der Gesellschaft ist es, welche sich selbst durch ihre Gesetze regelt. Was würde die Gesellschaft dazu sagen, wenn sie sich nicht nach ihren Gesetzen bewegen, sondern wenn ihr etwa die Gesetze der Botokuden aufgedrungen werden sollten? Also die bürgerliche Freiheit giebt sich ihre eignen vernünftigen Schranken. Und so ist es auch mit der Wissenschaft. Was wir nicht wollen ist nur, daß die Wissenschaft durch andre, als durch ihre eignen Schranken beschränkt werde, daß ihr von außen her Regeln gegeben werden sollen. Ueberläßt man die Wissenschaft sich selber, so wird sie auch sich selber die vernünftigsten Gesetze geben, weil sie sie nur aus sich nehmen darf, so wie die bürgerliche Gesellschaft nur sich selbst ihre Gesetze zu geben hat.

Somit fallen auch die Vergleiche, die der Athenienser vorbringt, in sich selbst zusammen. „Wer würde sich nicht empört fühlen, sagt er, wenn irgend ein akademischer Lehrer, selbst in der relativ freiesten Facultät, der philosophischen, ein System ungehindert vortragen dürfte, wodurch die Grundveste des Staats- und Volkslebens erschüttert würde; z. B. wenn ein Professor der Philosophie öffentlich den Atheismus vortragen wollte; wenn er gegen die Heiligkeit der Eidschwüre, der Ehe, des Eigenthums und für Ehebruch, Unzucht sprechen wollte.“ Er ist unklar. Erst soll er uns beweisen, ob letztre Lehren wissenschaftlich sind, oder ob sie nur als Vorurtheile hingestellt werden. Sind sie keine bloßen Vorurtheile, gelingt es dem Philosophen, sie vernünftig zu begründen, dann müssen wir für sie freilich auch Lehrfreiheit in Anspruch nehmen. Kann sich der Atheismus, die Güter- und Frauen-Gemeinschaft, was freilich unser Athenienser Alles nicht „Emancipation des Fleisches“ nennen darf, können sich jene Lehren systematisch, vernünftig behaupten, so kann eben nur die Unvernunft sie vertilgen wollen. Bis dahin aber sind sie keine Beispiele, wie sie der Autor der Minerva braucht; auch widerlegt er sich gleich selber. „Daß alle diese Grundsätze von sogenannten Philosophen alter und neuer Zeit wirklich gelehrt und ausgesprochen sind, ist bekannt.“ Das sagt der salzige Athenienser, und dann will er immer noch die Lehrfreiheit beschränken? Man hat die Frauengemeinschaft gelehrt, und dennoch hat man sie nicht durchgesetzt: das ist ja gerade ein Beweis, wie wenig eine Lehre zu sagen hat, die noch nicht ganz und gar im Zeitgeiste wurzelt, und von diesem zurückgestoßen wird. Ueberlaßt es also ihm und seiner Vernunft, der Lehrfreiheit Schranken zu setzen.

Auf der unhaltbaren Basis seiner Unterscheidung von wissenschaftlicher und Lehrfreiheit argumentirt nun unser Sokrates weiter, daß ja die erstre B. Bauer'n unbeschränkt gelassen, und nur die letztre genommen sei. „Die Behauptung, man müsse die Studenten der Gefahr aussetzen, in ihrem Geiste von der Neologie vergiftet zu werden, weil, wer Lehrer des Volks werden wolle, die Lehre um und um in ihrer Stärke und in ihrer Schwäche kennen lernen müsse — würde nur dann hier in Betracht kommen, wenn jene sogenannten neologischen Werke gar nicht in der Litteratur geduldet, sondern überall confiscirt worden wären; eine Maßregel, wozu freilich die Staatsgewalt kein Recht haben würde.“ O Sokrates, Sokrates! Was ist nun also gewonnen? Wenn die Studirenden denn doch sich mit jenen „neologischen“ Werken bekannt machen dürfen, so bleibt ja dieselbe Möglichkeit, daß diese ihren „vergiftenden“ Einfluß auf das Volk ausüben. Wenn also der Staat consequent sein wollte, so mußte er wenigstens wissenschaftliche und Lehrfreiheit als Eins ansehen und er hatte nicht bloß das „Recht“, sondern auch die Pflicht, jene Werke zu

confisciren. Wenn ihm die unmittelbare Aufsicht über die Bildung des Volkes zusteht, so durfte er die neologische Richtung durch kein Mittel zu Worte kommen lassen. Aber, o Sokrates, du wolltest dem Staat nur aus einer unangenehmen Patsche helfen. Der Staat wollte nicht, meinst du, den Schein haben, als ob er, einen neologischen Docenten an einer Universität belassend, die Richtung desselben autorisire. Doch du ziehst ihn nur scheinbar aus dieser Verlegenheit. Denn es wäre ein ungeeignetes Sophisma vom Staate, wenn er sich nur dadurch von der Neologie losmachte, indem er sie von der Universität entfernte, wenn er glaubte, sie dadurch sich vom Halse geschafft zu haben, wenn er nicht bedächte, daß er sie immer noch autorisirt, sobald er ihr nur irgend ein Mittel, sich auszusprechen, läßt. Sprichst du doch selbst, o Sokrates, dem Staate das Recht zu, sich um die Volksbildung zu kümmern, und du weißt gewiß eben so gut als ich, daß ein Buch mehr in das Volk eindringt, als ein Wort, was hier oder da vor 50 oder 60 Studenten ausgesprochen wird.

„Indem endlich das Königl. Preuß. Ministerium des Cultus in dem vorliegenden Falle nicht sofort einschritt, sondern die Gutachten der Facultäten erst einholte, liegt ebenfalls der klarste Beweis einer Anerkennung nicht nur der Freiheit der Wissenschaft, sondern auch der akademischen Lehrfreiheit."

Erstens ist das nicht wahr. Wenn ich zweifle, ob ich das Princip der Lehrfreiheit aufrecht erhalten solle oder nicht, so erkenne ich wahrhaftig die Lehrfreiheit nicht an, ich mag um Rath fragen, wen ich will. Und zweitens siehst du, o Sokrates, denn nicht, daß du mit diesen Worten deiner eignen Ansicht vom Staate entgegen bist? Denn der Staat, wenn er die Universitäten beschränken will, darf sich nicht von diesen das Recht dazu einholen, sondern er, als Staat, hat sich und sein Princip, das Staatsprincip, zu fragen, und nach diesem sich zu entscheiden.

2) „Ohne Wissenschaft keine Theologie." Zwar sei die Theologie eine Wissenschaft, sagt der Mann hiegegen, doch könne, was von der Freiheit der Wissenschaft gelte, nicht auch von der Theologie gelten, und es sei grundfalsch, zu behaupten: „die Theologie ist ebenso frei, wie jede andre Wissenschaft." Die Theologie sei positiv und praktisch, sie werde so lange bestehen, als das Christenthum, eben weil dies eine Lehre sei, weil es schriftlich verfaßte Urkunden habe, „die durch eigne Einsicht, durch Prüfung jeder Christ verstehen lernen soll, daher eben die Beihilfe der Wissenschaft nie entbehrt werden kann." Dabei bleibe aber immer die Theologie eine positive Disciplin, wenn sie das nicht wäre, würde sie sich in Philosophie verwandeln. Wie ein juristischer Professor des deutschen Staatsrechtes nicht das Princip der Volkssouveränetät als das wahre, oder die demokratische Staatsform als die einzig vernünftige lehren dürfe, so stehe es auch keinem Theologen an, den positiven Gehalt der Theologie anzurühren, da in ihr offenbar Alles auf wirkliche, lebendige Ueberzeugung von der Wahrheit des religiösen Glaubens ankomme. Auch müsse ein großer Unterschied zwischen Wissen und Wissen gemacht werden. In der Religion gebe es kein absolutes Wissen, keine Theorie, vielmehr erscheine das Wissen in ihr nur als untergeordnetes Mittel. Die Gegenstände der Religion gehören einer übersinnlichen Ordnung der Dinge an, und seien daher „gar kein Object eines eigentlich wissenschaftlichen Erkennens in bestimmten Begriffen, Urtheilen, Schlüssen und Beweisen."

Gegen die Richtigkeit dieser Behauptungen kann auch nicht Ein Wort gesagt werden. Wir würden uns selbst im Lichte stehen, wenn wir uns mit einer Widerlegung umsonst abmühen wollten. Der Verf. hat von seinem Standpuncte aus als Theologe unbedingt Recht, aber es ist sein Unglück, daß er Recht hat. Da er nur dasselbe ausspricht, was wir schon längst behauptet haben, so haben wir nur noch einmal das Geschäft, die Folgrungen zu ziehen, die wir auch schon so oft gezogen haben. Also der Mann hat ganz Recht, wenn er sagt, daß die Theologie die Rechtmäßigkeit ihres Bestehens nicht aus wissenschaftlichen Gründen, nicht aus vernünftigen Deductionen, sondern nur aus dem Factum, daß sie ist, herleite. Die Theologie ist, weil sie ist: das ist zwar nicht vernünftig, das giebt unser Mann selbst, aber es ist theologisch, ja er würde sich mit Händen und Füßen dagegen sträuben, wenn wir den Satz als einen „vernünftigen" aussprechen wollten. Die Theologie hat also kein Princip, sie läßt also als Theologie keine Kritik zu, sie ist keine Wissenschaft; so wie der Lehrer des deutschen Staatsrechts, wenn er dasselbe theologisch vorzutragen hat, nicht den Maßstab einer höhern Kritik, nicht den Maßstab des vernünftigen Staatsrechts daran legen und auf diese Weise jenes als beschränkt in sich auflösen darf, so darf auch der Theologe, als Theologe, Nichts von den Grundsätzen einer vernünftigen Kritik wissen. Er hat zu glauben. Freilich macht diese Ansicht jenen Staatsrechtslehrer zum Sklaven, zur Maschine eines ganz bestimmten Staatsrechts, aber er kann das seinige eben nicht anders behaupten und gegen die auflösende Macht der Vernunft schützen, als indem er sich alle Aussicht auf ein vernünftiges Princip abschneidet. So entrückt sich auch die Theologie „der natürlichen Ordnung der Dinge", welche der Mensch begreifen kann, auch sie streift alles menschliche Denken von sich ab, weil sie einsieht, daß sie nur dadurch ihr Bestehen sichern könne. Sie stellt sich uns als eine compacte Masse gegenüber, welche für den fortschreitenden Menschengeist auch nicht einen einzigen Anknüpfungspunct mehr darbietet, sie beweist uns, daß sie so lange ist als sie ist, sie läßt uns also auch nur einen Ausweg offen. — Freilich indem sie,

ihrer eignen Existenz wegen, die Kritik aus sich hinauswirft, oder vielmehr über sich stellt, indem sie, ihrer eignen Existenz wegen, die weltgeschichtliche Entwicklung der Vernunft desavouirt, wird sie katholisch. Sie setzt sich dadurch aber der Gefahr aus, auf die ich schon vorher hindeutete, der Gefahr, daß nun auch der schonungslose Kampf, auf den sie selbst hingearbeitet hat, von der andern Seite angenommen werde. Sie sträubt sich dagegen, die Vernunft in sich aufzunehmen; und hierin wird sie von einem ganz sichern Tacte geleitet. Denn durch jenes Sträuben zeigt sie, daß sie recht wohl wisse, wie die Vernunft in ihr nur einen zerstörenden und auflösenden Einfluß ausüben könne. Sie sieht ein, daß, wenn sie in ihrem Wesen sich richtig begreifen läßt, sie eben dadurch über sich selbst fortgetrieben wird. Sie hat das Unglück, ein doppeltes Wesen zu besitzen; ihrem wahren Wesen nach hebt sie durch die Kritik sich selber auf; um zu bestehen, muß sie daher ihr wahres Wesen von sich abweisen und ein Scheinwesen annehmen. Der ganze Fehler in der Deduction unsers Mannes ist, daß er, in einem dunkeln protestantischen Gefühl, noch nicht ganz katholisch zu sein wagt, und daß er immer noch die Wissenschaft, wenn auch nur als Mittel, in seiner „Lehre" haben will. Er, der sonst so scharf sieht, hätte wissen sollen, daß die Wissenschaft nie gern Dienerin ist, daß sie, wo sie dient, immer darauf aus ist, die Banden von sich abzuwerfen und Alleinherrscherin zu sein. Es ist daher ganz in seinem Interesse, wenn wir ihm rathen, auch den letzten Rest dieser gefährlichen Wissenschaft abzulegen und sich mit dem alleinseligmachenden Glauben zu befriedigen.

3) „Ohne Theologie keine protestantische Kirche." Ganz consequent ist unser Mann, wenn er behauptet, daß die Kirche, welche einzig und allein die Anerkennung der heiligen Schriften als Gottes Wort und den Glauben an Christus zu ihrer Basis habe, die Theologie nicht als vernünftige Wissenschaft, sondern nur als diejenige Institution brauchen dürfe, welche ihr ihre Diener erzieht; welche sich also auch nicht von der Annahme jener Göttlichkeit der Bibel und von dem Glauben an Christus entfernen könne. Daher sei Lehrfreiheit in einer protestantisch-theologischen Facultät unmöglich.

Das ist doch noch Consequenz! Eine Consequenz, wofür wir dem Manne danken müssen; denn er bestätigt nur, was wir so oft behauptet haben; er läßt uns die Anmaßung der Kirche, welche den freien Geist unterwerfen will, deutlich in die Augen springen. In der That ist der Verf. strenggläubig gnug gewesen, um uns ganz unbefangen die letzten Folgrungen vorzuführen, um uns zu zeigen, daß die Kirche nicht die geringste Kritik dulden dürfe, daß sie die menschliche Vernunft nicht in ihrem Rechte anzuerkennen habe, daß die Kirche uns fortan vermittlungslos und feindlich gegenüberstehe.

Nur müssen wir den Verf. noch ganz freundschaftlich tadeln, daß er sich denn doch in seiner unbedingten Hingebung an die Kirche noch nicht recht befestigt, daß er sich eine Inconsequenz erlaubt hat. Er meint nämlich, Bruno Bauer sei zwar aus der theologischen Facultät entfernt, aber „die philosophische steht ihm ja fernerhin offen!" Wenn er den rechten Begriff von der Kirche hat, so mußte er wissen, daß diese ihrem Wesen nach nicht sich mit einem ausschließlichen Gebiete begnügen darf, daß sie vielmehr nach der Alleinherrschaft und das Ganze des Menschen, also auch den philosophischen zu umfassen trachten muß. Er soll bedenken, daß dann also auch die philosophische Facultät unter der Aufsicht der Kirche steht, daß diese nirgends ein antikirchliches Element duldet und daß es daher ihre Pflicht ist, Bruno Bauer auch von dem philosophischen Katheder zu verbannen. Eine solche Herrschaft übte die Kirche, als sie wahrhafte und gloriose Kirche war, im Mittelalter. Wenn der Verf. Bauer'n jene Concession eines philosophischen Lehramtes machte, so glaubte er entweder, dies Zugeständniß könne mit seiner Kirche bestehen; und da hatte er doch noch nicht die vollkommne Einsicht in das Wesen der Kirche: oder er glaubte, eine durchgreifende Maßregel sei heut zu Tage nicht mehr durchzusetzen; und dann wollen wir ihn doch liebreichst, wegen seines wankenden Glaubens an die Macht der Kirche, vor jeder ketzerlichen Zweifelsucht verwarnt haben.

Unser Mann hat seinem Aufsatze einen Zusatz nachgeschickt, den ich nicht zu erwähnen vergesse, weil er auf zwei gar zu komische Gründe hinausläuft. „Könnte B. Bauer, sagt er, mit gutem Gewissen den theologischen Facultätseid schwören?" In dieser Frage liegt das Ganze seiner vorigen Argumentation. Die Facultäten dürfen nicht mit der Zeit vorwärtsschreiten, sie können sich nur halten, indem sie sich an das Alte festschmieden und unbedingt die Bestimmungen bewahren, welche ihnen vor Zeiten gegeben sind. Zweitens, wenn Jemand Professor würde, so könne er auch bis zu den summis honoribus hinaufrücken, er könne also im Nothfall Doctor der heiligen Schrift werden; „und diese Würde ist, wie bekannt, unter allen akademischen noch am meisten in Ehren, ja wie einer unsrer berühmtesten Staatsgelehrten und Staatsmänner früher geäußert hat, es steht ihr vielleicht noch eine bedeutende Zukunft bevor, indem es von der künftigen religiösen Gesinnung unsers Volkes abhängen wird, ob alsdann der Doctor der Theologie seinen Platz *unter* oder *neben* dem Fürsten einnehmen wird." *Nun sei es doch* „*ungeheure Ironie*", B. Bauer *als Doctor der heiligen Schrift zu denken*. — Freilich, wenn man so manche Kämpfe und Bestrebungen der neuern Zeit aufmerksam betrachtet, so kann man nicht lange zweifelhaft sein, in welcher Beziehung die Völker ge-

neigt sein werden, die Priester neben die Fürsten und die Fürsten neben die Priester zu stellen. —

Es ist uns nun deutlich geworden, welchen Gefahren sich die protestantische Kirche aussetzt, wenn sie die Grundsätze des so eben beurtheilten Aufsatzes zu den ihrigen macht. Sie muß dann ganz und gar das Princip des Protestantismus, das Princip der freien Forschung von sich abweisen und alleinseligmachende katholische Kirche werden. Und wenn sie das thäte, welche Folgrungen würde sie uns aufdringen? Sie würde uns beweisen, was sie doch gewiß nicht wollen wird, daß jede Kirche, ihrem Wesen nach, zum Princip des Katholicismus zurückgedrängt werde; sie würde sich hiedurch nicht außerhalb des Kampfes stellen. Denn der Kampf wird nur dann matt geführt, wenn die Gegenpartei uns immer noch beweisen möchte, daß sie halb und halb zu uns gehöre, wir also nicht gegen unser eigen Fleisch und Blut kämpfen möchten. Nein, sie würde den Kampf nun erst zu einem wahrhaft berechtigten machen. Denn das unselige Bewußtsein des Bürgerkrieges würde aufhören und zwei Heere würden sich trotzig, schlachtenmuthig und mit dem Fanatismus der Vertilgung in die Augen schauen. —

Wenn nun unser Athenienser ein deutliches Bild jenes Theologen abgab, der in seinem Hasse gegen die Kritik bereit ist, mit allem Gepäck in das Lager des Katholicismus überzulaufen, so haben wir in folgendem Buche eine schönes Daguerrotyp des Protestanten, dem sein Protestantismus auch zu weiter Nichts geholfen hat, als ein halber Mensch zu sein.

„Bruno Bauer und die protestantische Freiheit. Ein politisches Votum"*).

Nehmen wir dies politische Votum durch, und wir werden finden, daß der Verf. gar nicht weiß, wen er eigentlich vertheidigt, daß er, wenn er die Consequenzen gekannt hätte, zu denen Bauer's Kritik führt, gewiß sich unter die Gegner Bauer's gestellt hätte; weßhalb wir ihn auch der Sache nach zu Bauer's Gegnern rechnen müssen.

In dem ersten Abschnitte (Unsre Zeit. Deutschland. Preußen. ist er überschrieben) sagt der Verf., mit Recht nenne man unsre Zeit die Zeit der Bewegung. An innrer Haltung und Würde, so wie an äußrer Geltung habe diese Bewegung in Deutschland durch die Constitutionen unverkennbar wesentlich gewonnen. Deutschland habe sich durch diese Bewegung zu einer Achtung gebietenden Macht emporgehoben, und jetzt „behauptet es den großen Nachbarstaaten gegenüber, namentlich dem jenseit des Rheins, der sich in Deutschland wieder einen Tummelplatz seiner Gelüste öffnen

*) Leipzig 1842, Robert Binder. 32 Seiten.

wollte, eine schreckende Stellung, nicht sowohl durch seine Heermassen, sondern vielmehr durch die deutsche Gesinnung des deutschen Volkes." Immer schwerer werde nun das Gewicht des deutschen Geistes.

Schon aus diesem Anfange sehen wir, daß der Verf. ein Franzosenfresser ist. Man muß aber sagen, daß ein Mann, der heutiges Tages noch so sehr in die Beschränktheit der Nationalität und in den bornirten Enthusiasmus der Freiheitskriege verrannt ist, am wenigsten die Befähigung hat, über „unsre Zeit" zu sprechen. Unser Politiker hier ist ganz zufrieden mit den Constitutionen, und wenn wir ihm auch nicht zugeben können, daß die deutschen Constitutionen wesentlich dazu beigetragen haben, den Keim der Bewegung nicht absterben zu lassen, so müssen wir ihn doch erinnern, daß das constitutionelle Wesen eine Erfindung und ein Geschenk des „Erbfeindes" ist. Wir müssen ihn also auch daran erinnern, daß alle Ideen, welche jetzt in Deutschland eine nachhaltige Bewegung hervorbringen, durch die große Revolution dieses Erbfeindes den ersten Anstoß erhalten haben, und daß daher, je mehr Bewegung in Deutschland ist, dem französischen Geiste auch ein desto größrer „Tummelplatz" eröffnet wird.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 227. 23. September. 1842.

Protestantische Lehrfreiheit.

(Schluß.)

Mit einer solchen Redensart wie: „die deutsche Gesinnung des deutschen Volkes" ist nichts gethan. Der Verfasser soll uns einmal erst diesen vagen Begriff definiren. Ein wahres Malheur für Deutschland ist dieser hohle Stolz, der sich mit einem bloßen Namen begnügt, der das Wort Deutsch zu einem prangenden Titel benutzt, dem er keinen Inhalt zu geben versteht. Wenn es wahr ist, daß das französische Wesen das der Bewegung ist, so würde im Gegensatz hiezu „Deutsch" nichts Andres bedeuten, als die Liebe zum Alten, das Phlegma, welches sich aus dem alten Moraste nicht herauszureißen versteht, die kleinliche Gesinnung, welche alles Fremde, alles Neue für gefährlich hält, und dann doch, weil sie selbst nichts Bedeutendes hervorbringen kann, sich das Fremde borgen muß.

In der That, wann in der Geschichte hat sich das deutsche Volk als Volk und als großes Volk bewiesen? giebt es irgend eine Periode, wo von dem deutschen Volke ein Anstoß ausgegangen, wo sich an den Namen Deutsch eine große Erinnrung knüpfte? Wahrhaftig, zu betrübend ist dieser Hochmuth, welcher gnug zu haben glaubt, wenn er einen Namen hat. Ein ächtes Zeichen des deutschen Geistes, der sich mit dem Titel „Deutsch" befriedigt. Und wir werden es nicht eher zu etwas bringen können, als bis wir uns selbst, unser ganzes bisheriges Wesen verachten gelernt haben. Man sage uns doch nur irgend eine deutsche Tugend, die einen politischen, einen öffentlichen Charakter hat. Da kommt ihr zuerst mit der deutschen Biederkeit! Das ist eine Privattugend, eine Familientugend, und ihr werdet doch nicht so exclusiv sein wollen und diese „Tugend" irgend einem andern Volke absprechen. Dann mit der deutschen Treue. Wie man wohl auch an dem Pudel die Treue rühmt!

Doch sehen wir nur einmal, was unser Politicus von „unsrer Zeit" und von dem Deutschthum sagt. Statt von unsrer Zeit zu sprechen, die er, wie wir schon gesehen haben, nicht versteht, nicht verstehen kann, spricht er von der Zeit der Freiheitskriege. Ganz andre Interessen bewegen uns heute, als im Jahre 1813. Den Enthusiasmus der Freiheitskriege haben wir hinter uns, ja wir können eher sagen, daß unsre Zeit eine Reaction gegen diesen Enthusiasmus als eine Consequenz desselben ist. „Alles das, was dem deutschen Volksleben an Selbständigkeit der Gesinnung und nationaler Entwicklung derselben durch Wissenschaft, Industrie und politische Institutionen jetzt eigen ist, muß als der Preis schwerer Leiden, Anstrengungen und Kämpfe betrachtet werden; denn als sich der betrügerische fränkische Alp auf Deutschland gewälzt und hier sich durch seine List und Gewalt festgenistet hatte, war Deutschland durch Furcht gebannt, in Träume versunken, und freies Leben schmachtete unter dem fremden Druck. „„Gott"" aber wachte über sein Geschick. Die Edelsten des Volks" rc. — Nun kommen die Männer des Tugendbundes. — O über den betrügerischen fränkischen Alp, welcher ganz Deutschland aus dem Schlummer von Jahrhunderten aufweckte, welcher in den verrosteten Institutionen Deutschlands so schrecklich aufräumte, und welchem es zuerst gelang, nach unserm Vaterlande wieder etwas Bewegung und politischen Sinn zu bringen. Nein, sie ist doch zu komisch, diese Umkehr, wonach Deutschland, gerade als der Erz- und Erbfeind in ihm hauste, „in Träume versunken" gewesen sein soll, in einer Zeit, wo zuerst das deutsche Volk einen politischen Wunsch, politische Absichten, politische Erhebung zu haben wagte, während es gerade die frühere Zeit war, in welcher Deutschland träumte.

Ja, wir haben schwere Leiden, Anstrengungen und Kämpfe zu bestehen gehabt, und wenn sie nothwendig waren, um uns aufzuregen, so wäre es schon undankbar, das Volk, welches nicht bloß nach Deutschland, nein nach ganz Europa diese Aufregung verpflanzte, zu verfluchen. Und als wir nun scheinbar gesiegt hatten, welcher Same war es, der in unserm Vaterlande zurückgeblieben war und aufging, welche Institutionen waren es, die uns nach dem allgemeinen Schiffbruche bewahrt waren? War es nicht der demokratische Sinn, welchen die französischen Heere über ganz Europa verbreitet hatten, waren es nicht die demokratischen Institutionen, welche jene Heere in Europa zurückgelassen hatten?

Doch jene Franzosenfresser, welche die Freiheitskriege vom beschränkt-nationalen und nicht vom weltgeschichtlichen Gesichtspuncte aus betrachten, erkennen jene Wirkung derselben nicht an. Unser Politicus giebt uns vielmehr ein

Pröbchen ächt-edel-deutscher Gesinnung, wie sie zu jener Zeit ein ächter deutscher Mann hätte haben müssen. Er citirt nämlich einen Brief des von Gneisenau an den von Horn, worin jener schreibt: „Lassen Sie sich sagen, daß ich, obgleich ich mit Hindernissen und selbst Demüthigungen zu kämpfen hatte, obgleich ich sogar in manchen Zeiträumen fast gänzlich hoffnungslos war, ich dennoch nie aufgehört habe, für die gute Sache zu wirken und das zwar bloß aus Pflichtgefühl, um mir nichts, wenn Alles mißlungen wäre, vorzuwerfen zu haben. Hätte mich dieses Gefühl nicht gehalten, so hätte mich meine Empfindlichkeit längst vermocht, nach Spanien zu gehen."

Sollte das wirklich das Zeichen einer „ächt deutschen" Gesinnung sein, nicht aus Begeistrung und Hingebung für die Sache, nicht aus enthusiastischer Ueberzeugung von dem endlichen Siege derselben zu handeln, sondern aus reinem Pflichtgefühl, aus bedientenartiger Anhänglichkeit an die Sache und aus zarter Rücksicht für sich selber, für das eigne Gewissen, um sich nachher nichts vorzuwerfen zu haben!

Diese edle deutsche Mannhaftigkeit, fährt der Verfasser fort, habe das stolze Kaiserthum besiegt. Darum sei es Pflicht, an jene Männer zu erinnern, die alle Preußen angehört hätten. Preußen habe sich durch sie auf die Bahn des Fortschrittes lenken lassen, und sei unter seinem „edlen König" Fr. Wilhelm III., „dessen ruhmwürdiges Andenken keine Zeit in den Jahrbüchern der Geschichte tilgen wird", stets auf dieser Bahn „vorwärts gegangen", „durch Verbeßrungen im Rechts- und Schulwesen, in der Staatswirthschaft, im Kirchenthum durch eine neue Agende." „Dadurch hat Preußen den Ruhm gewonnen, als Staat des Fortschrittes zu gelten." Preußen werde sich dies Verdienst nicht verkümmern. „Freilich mag der Deutsche, der es weiß, wodurch Deutschland das wurde, was es jetzt schon ist, aber auch sieht, daß noch gar viel (ei! ei!) zu dem Abschluß seiner nationalen Entwicklung fehlt, und daß man vorwärts, nicht rückwärts muß — mag derselbe auch noch so genügsame Hoffnungen hegen (wie kann er das, wenn er weiß, daß „noch gar viel fehlt"), mag er auch noch so frei von demjenigen Neide gegen die Zukunft sein, die Erfüllung aller Wünsche für die Hebung des öffentlichen Lebens in Deutschland von der Gegenwart zu hoffen und zu fordern, so würde er doch nur mit Kummer sehen, wenn Preußen von seiner so lange ruhmvoll festgehaltnen Bahn abweichen wollte." Dieser Satz ist schlecht, aber der Inhalt ist noch schlechter, oder man kann vielmehr gar nicht daraus klug werden, was der Verf. eigentlich will. Der deutsche Mann weiß, daß noch gar viel fehlt, dennoch mag er nur ganz genügsame Hoffnungen haben, dennoch muß er mit Kummer sehen *rc.* Was ist das für Logik! — Allerdings, fährt der Verf. fort, Preußen ist nicht Deutschland, und Deutschland kann auch ohne Preußen fertig werden. „Die Fürsten wie die Völker, beide in ehrenhafter und fester Uebereinstimmung des Wollens und Handelns" werden von freudiger Entwicklung nicht abstehen. Beweis dieser „ehrenhaften und festen Uebereinstimmung" für „freudige Entwicklung" seien Baiern, Hessen, Hannover *rc.*, „an die sich mit gleicher deutscher Gesinnung die übrigen Fürsten anschließen." In welcher Zeit mag der Verf. leben? Schläft er oder wacht er? Oder verfälscht er wissentlich die Geschichte?

Und auch von Preußen sei ja „bei der hohen Gesinnung des Königs" gar nicht zu fürchten, daß es zurückschreiten werde. „Daher wird auch die Entsetzung Bruno Bauer's bald eine glücklichere Wendung erhalten, als sie bedenklich begonnen." — Nun, da ist ja Alles gut. Nach der frühern Platzregenmiene des Verf. welcher Sonnenschein!

Ueberblicken wir noch einmal, was der Verf. im ersten Abschnitte gesagt hat, so können wir gar nicht finden, was er eigentlich will. Er will von „unsrer Zeit" sprechen und beginnt damit, daß er auf die Franzosen schimpft und die Männer des Tugendbundes hervorhebt. Hiebei schien er die Absicht zu haben, gegen jene Zeit der „Erhebung" die unsre, welche still gestanden sei, zu tadeln. Bald aber findet er bis zu uns hin unabläßigen Fortschritt, bis er endlich mit einem gloria der ehrenhaften Uebereinstimmung deutscher Fürsten und Völker und mit dem Ausdruck des seligsten Vertrauens schließt. Es wäre doch schlimm, wenn wir nun auch im Folgenden fänden, daß der Verf. nichts thut, als nutzlos, planlos hin- und herzusprechen.

Der zweite Abschnitt ist überschrieben: „Bruno Bauer's Entsetzung von seinem theologischen Lehramt. Christenthum. Theologie. Protestantismus. Kirchenwesen."

Es sei falsch, sagt der Verf., die kritische Richtung als unchristlich zu bezeichnen. Wer das thue, verstehe das Wesen des Christenthums nicht. „Ist denn das Christenthum wesentlich etwas so Aeußerliches, daß man dessen Haltung und Bestehen von einem Schriftwerk abhängig machen müßte? Eine solche Beschränktheit der Ansicht darf man doch kaum berufnen Vertheidigern des Christenthums jetzt noch zutrauen! Dem Christenthum schaden zu können, wie auch immer die Anfechtung beschaffen sein möchte, das kann nur Blödsinn wähnen; einem Vernünftigen steht dessen Göttlichkeit in seinem ursprünglichen und unveränderlichen Wesen über Alles erhaben fest."

Das haben wir nun bei Allen gesehen, deren Anklage oder Vertheidigung Bruno Bauer's wir bisher angezeigt haben, daß sie bei dem Punct, auf den Bauer vor Allem hin will, bei dem Christenthum stutzen und stehen bleiben.

Sie können sich kaum denken, daß Bauer wirklich gegen das Christenthum kämpfe. Die Göttlichkeit desselben stehe dem Gläubigen — sagen die Einen, — dem Vernünftigen — die Andern — fest. Aber dem Vernünftigen steht von vorn herein Nichts fest, dem Gläubigen Alles. Deßhalb muß der vernünftige Kritiker irreligiös sein, während der wahrhaft Gläubige gegen alle Kritik sein muß. Nur der religionslose Kritiker und der kritiklose Gläubige sind wahrhaft consequent. Jenes Zwitterwesen, welches der freien Wissenschaft nicht in den Weg treten möchte und auf der andern Seite dieselbe nicht bis zu ihren Consequenzen will gelangen lassen, ist nichts als ein Hemmniß.

Diese Schwankenden sagen: das Christenthum ist nichts so Aeußerliches, um ꝛc. Aber indem ihr das Christenthum ganz der Bewegung der kritischen Geister entrückt, indem ihr es überhaupt ganz aus der fortschreitenden Entwicklung des menschlichen Geistes hinausstellt, wißt ihr nicht, daß ihr es gerade dadurch zu etwas rein Aeußerlichem macht? Ihr wollt den Geist nicht an das Christenthum kommen lassen, und wollt dann immer noch, daß es den Geist der Menschheit bewegen soll.

Und wenn nun auch die Kritik diesem enerm erhabnen Christenthum nicht schaden kann — was freilich bei eurem Christenthum wahr ist, da ihr euch in ihm nichts Deutliches denkt, es vielmehr bei euch reine Phrase geworden ist — wenn also die Kritik ihm auch nicht schadet, ist sie deßhalb gleich christlich? Was nicht für euch ist, ist wider euch. Aber die Kritiker sind nicht bloß nicht für das Christenthum, sondern wider dasselbe.

Ihr wollt euer reines Christenthum zu einer recht ächten Licht- und Vernunftreligion machen; ihr behauptet daher, das Christenthum sei von keiner Schrift, von keiner Bibel abhängig. „Wäre die Aeußerlichkeit jener Urkunden die einzige und wahre Stütze des Christenthums, so würde es daran eine sehr unsichre haben, weil .... gar Vieles erst aus dem Geist des Christenthums durch Nachdenken gewonnen werden muß. — — Hat denn Christus selbst eine Norm aufgestellt, von der man nicht abweichen dürfe?“ (S. 12.) Aber, mein Lieber, woher kennen Sie denn den „Geist des Christenthums“, wenn nicht aus den Schriften, welche durch die Vorstellungen der christlichen Gemeinde geschaffen sind? In demselben Augenblick, wo Sie die Autorität dieser Schriften verwerfen, berufen Sie sich auch wieder auf dieselben, indem sie aus ihnen die Erkenntniß der Absichten Christi ableiten wollen. Und nun, welche Lehre Christi entnehmen Sie denn aus jenen „äußerlichen Urkunden“?

„Er (Christus) wies uns einfach an Gott, den Vater, und beweist dadurch das einfache Verhältniß eines Christen zu Gott.“

Da haben Sie es sich ja recht bequem gemacht! Um die „Göttlichkeit des Christenthums“, die „Lichtreligion“ aufrecht zu erhalten, verflüchtigen Sie das Christenthum, lösen es auf, machen es zu einer Phrase. Wie? das Christenthum wäre reiner Deismus? Es wäre nicht viel mehr die Lehre von Gott dem Sohne, als von Gott dem Vater? Wenn Sie nicht mehr reiner Christ, gläubiger Christ sind, warum wollen Sie sich und Andern vorreden, daß Sie es noch sind? Warum wollen Sie Ihre hohle Vorstellung von einem höchsten Wesen, die ebenso gut jüdisch wie christlich, oder vielmehr der Abhub aller Religion ist, christlich nennen? Warum wagen Sie bei Ihrem Deismus nicht einmal, gerade mit der Sprache herauszugehen?

Erstens: weil Sie unklar in sich selber, und zweitens, weil Sie aus Unklarheit ein Vermittlungssüchtiger sind!

Die Folgrung aus der deistischen Ansicht des Christenthums, daß man die Theologie kritisiren lassen könne, wie viel sie wolle, weil ja die Göttlichkeit des höchsten Wesens immer unangefochten bleibe, haben wir schon in frühern Recensionen widerlegt.

Jene Deisten nennen dann das Protestantismus: freie kritische Forschung, welche aber nimmer sich von dem Boden der Bibel und von ihrer Göttlichkeit entfernen dürfe. Das heißt: sie machen aus dem Protestantismus eine Halbheit. Entweder er ist wahre Religion und wahre Kirche, und dann ist er nur consequent, wenn er bis zur katholischen Firirung der Kirchenlehre zurückgeht und die Kritik ganz verwirft, oder er ist wahrhaft freie Forschung, und dann darf ihn keine Schranke hindern, bis zu seinen letzten Folgrungen fortzugehen und der auflösenden Macht der Kritik Alles zu unterwerfen.

Wenn nun also der Verf. Bruno Bauer vertheidigt, so weiß er nicht, wen er vertheidigt, er weiß nicht, daß er, der Halbe, der Inconsequente, der Mann der Phrase, den Consequenten, den Religionslosen, den Unchristen, kurz seinen Gegner vertheidigt.

Es wird hoffentlich nicht mehr lange dauern und diese Halben, die sich nicht von ihrem höchsten Wesen, nicht von ihrem „Licht-Christenthum“ lossagen können, werfen auch den Schein der Wissenschaftlichkeit ab, einen Schein, welcher der Wissenschaft nur zur Schande gereicht, weil er ein Mißbrauch derselben ist.

Wir hoffen, daß diese Leute bald in sich gehen und fromm werden. Dann haben wir doch nicht mehr das langweilige Geschäft, diesen Negern, welche sich weiß geschminkt haben, das Gesicht und den Kopf zu waschen.

Radge.

Herr von Raumer als Liebhaber der Philosophie.

Hr. von Raumer läßt sich nicht warnen; wie ein Kind greift er nach Allem, bis er sich die Finger tüchtig verbrannt hat. Er ist ein Universalgenie, zu Deutsch ein Allerweltsgelehrter; er ist zwar Historiker, aber auch Aesthetiker, er ist Politiker, aber auch Philosoph und Theolog; es giebt kein Ding im Himmel und auf Erden, wovon sich seine Schulweisheit nicht träumen ließe. Und dabei doch die liebenswürdige Bescheidenheit, wo er Dinge berührt, die über seinen Horizont hinauslagen, offen zu bekennen, daß er nur Dilettant in dem Fache sei, daß er eigentlich so zu sagen Nichts von der Sache verstehe. Kann man mehr verlangen? Allerdings. Si tacuisses, philosophus mansisses.

Hr. v. Raumer hat den ersten Jahrgang von der neuen Folge seines historischen Taschenbuchs (1840) mit einem Aufsatze beschenkt: „Ueber die Philosophie und die Philosophen des 12. und 13. Jahrhunderts." Wie kommt Saul unter die Propheten? wie kommt Hr. v. Raumer unter die Philosophen? Es ist ein Stück von Geschichte der Philosophie, und die Geschichte der Philosophie darf freilich einem Historiker, der seine Wissenschaft von einem allgemeinern, höhern Standpuncte aus betrachtet und betreibt, nicht ganz fremd bleiben. Wer aber vollends über die Philosophie des 12. und 13. Jahrh., welche, wie der Verf. klagt, selbst für Männer von Fach eine terra incognita ist, Licht verbreitet, der hat doch gewiß gegründete Ansprüche auf den Dank des Publicums? Er muß eine Masse vergilbter, schweinslederner Foliobände durchstöbern, er muß Berge von Dunghaufen durchwühlen, um die Perlen hervorzusuchen, welche einen bleibenden Werth haben. Um aber diese zu finden, muß er einen scharfen Blick besitzen, und um sie gehörig aneinander zu reihen, dazu wird auch Tact erforderlich sein. Es kommt jedoch nur auf den Vortheil an, man kann sich das Geschäft auch vereinfachen. Das historische Taschenbuch ist für ein größres Publicum berechnet; man sucht hier nicht gerade eigentliche Gelehrsamkeit, man will also auch für die Darstellung der Philosophie des Mittelalters nicht einen Reichthum von Material, nicht eine Darlegung tiefrer, gründlicher, eigenthümlicher Forschungen. Gut. So wünscht man aber ohne Zweifel eine allgemeine Uebersicht des Wesentlichen, es soll der Standpunct dieser Periode der Philosophie, es sollen die Hauptmomente derselben entwickelt, die Hauptrichtungen unterschieden, es soll der goldne Faden gezeigt werden, der durch dieses dunkle Labyrinth hindurchführt. Hic haeret aqua. Da hilft der Dilettantismus nicht, da reichen die Excerpte nicht aus, es gehört gründliche philosophische Bildung dazu. Es gilt aber eine Wette, daß von 100 Lesern des Taschenbuchs 99 den Aufsatz des Hrn. v. Raumer überschlagen, und der Einzige, der ihn etwa liest, auf der 578sten Seite so klug ist als zuvor; am allerwenigsten wird „das alte Vorurtheil, die Geschichte des Mittelalters zeige nichts als Barbarei" (S. 465), durch diese Darstellung seiner Philosophie ausgerottet, sondern im Gegentheile eingeimpft oder befestigt werden.

Hr. v. Raumer macht keine hohen Ansprüche: „Als bloßer Liebhaber der Philosophie bezweckt er nur andern Liebhabern, welche zu dem mühsamen Erforschen der Quellen weder Zeit noch Lust haben, eine möglichst kurze und verständige Uebersicht des Ansprechendsten aus jenem vernachlässigten Zeitraum zu geben, und zugleich eine Gelegenheit und Veranlassung darzubieten, die spätre Entwicklung der Philosophie mit jener frühern zu vergleichen" (S. 466). Es zerfällt daher die Darstellung in 2 Abtheilungen, wovon die erstre Allgemeinres über Beschaffenheit und Inhalt der Philosophie des 12. und 13. Jahrhunderts, die zweite einige der wichtigsten Philosophen jener Zeit näher schildern will.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 228. 24. September. 1842.

Herr von Raumer als Liebhaber der Philosophie.

(Schluß.)

Im ersten Theile also erwartet man Aufschluß über den Zusammenhang der scholastischen Philosophie mit der frühern Periode, über Ursprung, Princip und Charakter derselben, über ihr Verhältniß zur Theologie, über ihren allgemeinen Verlauf u. s. w. Von dem Allen findet man hier so gut wie gar Nichts, oder, wo Hr. v. Raumer auf das Eigenthümliche des Gegenstandes einzugehen den Anlauf nimmt, nur Einseitiges, Schiefes, Verfehltes.

Hr. von Raumer unterscheidet (S. 470) „drei große Grundlagen (sic!) oder Richtungen, welche bei jeder höhern philosophischen Entwicklung hervortreten, die wir daher auch im 12ten und 13ten, wie im 18ten und 19ten Jahrhundert finden", nämlich Dogmatismus, Mysticismus, Skepticismus, je nachdem man entweder „vom Wissen und Erkennen, oder vom Fühlen und Glauben, oder vom Zweifeln und Läugnen ausgehe." Diese Eintheilung macht der Philosophie des Verf. alle Ehre; wollen wir ihn selbst in einem dieser Fächer, die ja bei jeder höhern Entwicklung der Philosophie vorkommen, unterbringen, so werden wir ihn ohne Zweifel dem Mysticismus zutheilen müssen, denn vom Wissen und Erkennen macht er wenigstens keinen Gebrauch, und Skeptiker wird er doch auch nicht sein wollen. Giebt es nur Dogmatismus oder Skepticismus und keine höhere Einheit, als die Mystik? ist nicht vielmehr gerade die ächte Speculation der Standpunct, der die Elemente, welche sich in jenen beiden Richtungen einseitig verselbständigt haben, in sich vereinigt? Mit welchem Rechte nennt Hr. v. Raumer den Abälard und Duns Scotus Skeptiker? ohne Zweifel weil sie vom Kirchenglauben auf manchen Puncten abgewichen sind? Aber stehen sie denn in einem schlechthinnigen Gegensatz gegen den Dogmatismus? und ist zwischen denen, welche der Verf. als Dogmatiker bezeichnet, und zwischen diesen sogenannten Skeptikern eine solche Kluft befestigt, daß sie nicht können herüber- und hinüberkommen? Vielmehr ist beiden das dialektische Element gemeinschaftlich, nur daß es bei denen Einen freier heraustritt, bei den Andern gebundner bleibt.

Nachdem Hr. v. Raumer die drei von ihm unterschiedenen Richtungen oberflächlich charakterisirt hat (S. 473), geht er über auf den Hauptpunct, um welchen sich die ganze mittelalterliche Philosophie dreht, den Kampf des Nominalismus und Realismus, und eben hier zeigt sich die philosophische Einsicht des Hrn. v. Raumer in ihrem glänzendsten Lichte. Er giebt darüber nur die allergewöhnlichste Worterklärung, wonach der ganze Streit von modernem Standpuncte aus betrachtet immer als etwas Fremdartiges und Wunderliches erscheinen muß; von der allgemeinen philosophischen Bedeutung jenes Gegensatzes erfahren wir keine Sylbe; namentlich von dem höhern Interesse des Nominalismus hat Hr. v. Raumer kaum eine Ahnung; am bemerkenswerthesten sind in dieser Hinsicht zwei Data, die er über Roscelin preisgiebt, einmal daß seine Ansicht unvereinbar mit der Platonischen Ideenlehre sei, und dann, daß es überhaupt ungründlich sei, die Nominalisten kurzweg für Platoniker auszugeben (sic!), als ob dies irgend einem Verständigen jemals hätte einfallen können. Aeußerst scharfsinnig aber ist das Urtheil, das Hr. v. Raumer im Allgemeinen über den Gegensatz des Realismus und Nominalismus fällt: „beide Systeme, sagt er S. 476, führen in ihrer Einseitigkeit und Getrenntheit nicht zum Ziele. Es giebt wahre und falsche Universalien und Individualitäten. In den Begriffen todter Abstraction liegt keine Wesenheit, sie sind das Gegentheil Platonischer Ideen und christlicher Dogmatik; eben so wenig aber kommt in der Atomistik vereinzelter Personen das Wesen und Geheimniß der Individualität zu Tage."

Schade für euch, ihr großen Philosophen des 12. und 13. Jahrhunderts, daß ihr nicht zu den Füßen des Doctor illuminatissimus Hrn. v. Raumer gesessen seid! Da hättet ihr in wenigen Minuten gelernt, den Hund aus dem Ofen zu locken, und hättet eure unverständlichen dickleibigen Bücher ins Feuer werfen können. — Aber was will Hr. von Raumer von der Philosophie? Vergessen wir nicht: er ist ein Historiker, ein Staatsmann, ein durch und durch politischer Kopf; er frägt bei Allem: wenn was wie ist oder gewesen wäre, was wird oder wäre dann geschehen? So sieht er sich denn auch den Streit zwischen dem Realismus und Nominalismus darauf an, ob nicht Politik dahinter stecke? Und richtig, die Nominalisten sind eigentlich beim Lichte besehen Nichts als verkappte Demagogen, deßwegen

kann sie Hr. von Raumer nicht leiden. „Vom Standpuncte der alleinherrschenden, abgeschloßnen Persönlichkeit kommt man nie zu Gott, nie zu Staat und Kirche, sondern zu einem Kriege Aller gegen Alle und einem anmaßenden und doch zuletzt hilflosen atomistischen Egoismus. Hobbes, Gassendi, Condillac liegen in einer, damals freilich noch ungekannten Richtung des einseitigen Nominalismus" (S. 476). Der Realismus auf der andern Seite aber wird „ohne Bezug auf Christenthum zum Pantheismus, und führt zu kirchlicher und weltlicher Tyrannei" (S. 478). Also ein juste milieu in der Theorie, wie in der Praxis, das ist das Wahre; etwas Christenthum, etwas Pantheismus; ein wenig Liberalismus, ein wenig Absolutismus.

Abälard sucht eine Vermittlung jener Gegensätze, aber er hat leider nicht die rechte gefunden, und warum? „Seine Lösung ist nur logischer, nicht ontologischer und metaphysischer Art (als ob Abälard oder überhaupt die mittelalterliche Philosophie je an die moderne Trennung von Logik und Metaphysik gedacht hätte). Selbst Roscelin würde diesen Conceptualismus angenommen haben: denn hinter dem Worte liegt der Geist, und der Geist bildet das Wort(?). Hiemit ist aber getrennte Wesenheit (sic!) noch gar nicht gegeben oder die wichtige Frage beantwortet: Woher stammt denn der individuelle Geist, dieser vorgebliche alleinige Schöpfer einer allgemeinen hindurchgehenden Wahrheit?" (S. 478.) Verstehe es, wer kann. Besondre Beachtung aber verdient noch eine Anmerkung Hrn. v. Raumer's zu Abälard's System, welche so lautet: „Sofern Abälard in den einzelnen Dingen nur eine Mannigfaltigkeit der Accidenzen sah, nennt Bayle seine Lehre einen unentwickelten Spinozismus" (S. 477). Hätte Hr. von Raumer in Bayle's Artikel nachgesehen, so konnte er finden, daß dort gar nicht von Abälard's System im Allgemeinen die Verwandtschaft mit dem Spinozismus prädicirt, sondern nur behauptet wird, Abälard's Lehre von Gott und zwar speciell von seiner Wirksamkeit, sofern diese in der Form der Nothwendigkeit aufgefaßt ist, habe Aehnlichkeit mit der Spinozistischen. Fürs Zweite aber, wie kommt Hr. v. Raumer dazu, dem Abälard die Meinung unterzuschieben, daß die einzelnen Dinge nur durch eine Mannigfaltigkeit von Accidenzen unterschieden seien? Dies ist ja gerade diejenige Form des Realismus, von welcher sich Abälard am weitesten entfernt, und die er in der Person des Wilhelm von Champeaux am eifrigsten bekämpft hatte, was Herr von Raumer hätte lernen können, wenn er sich die Mühe nehmen wollte, einen Blick in die von Cousin veröffentlichte Dialektik Abälard's, welche er ja selbst citirt, zu werfen.

Besser als der Vermittlungsversuch Abälard's gefällt Hrn. v. Raumer die Theorie des Thomas v. Aquino, weil dieser behauptet habe: „das Wahre ist in den Dingen und in dem Geiste, und die Individualisirung widerspricht dem allgemein Geistigen und Universellen nicht" (S. 478). Allein das Gleiche behaupteten ja von Anfang an alle Realisten, denn dies war eben das Problem, an dessen Lösung sich die damalige Philosophie zerarbeitete. Es wäre also gerade die Aufgabe gewesen, nachzuweisen, wie Thomas dieses Räthsel gelöst, auf welche Weise er den Uebergang vom Universellen zum Individuellen vermittelt hat. Darin liegt allein seine philosophische Bedeutung, und jener abstracte Satz, an welchem Hr. v. Raumer so großes Wohlgefallen findet, besagt somit in Wahrheit gar nichts.

Von hier aus berührt er sodann auch das Verhältniß der Religion und Philosophie, wie es im 12. und 13. Jahrhundert bestimmt wurde, ohne aber einen Versuch zu machen, diesen Gegensatz in nähere Berührung mit dem eben besprochnen philosophischen zu setzen, und doch ist eben dies ein Punct, welcher für das allgemeine Verständniß der scholastischen Philosophie und Theologie von wesentlicher Bedeutung ist. Aber freilich Etwas der Art darf man bei Hrn. v. Raumer nicht suchen, er gesteht ja selbst, daß er kein Philosoph sei. Aber was hat denn der Leser davon, wenn nicht durch tiefre Auffassung und Durchdringung sein Interesse für einen Gegenstand, der ihm an sich so fremd ist, erregt wird?

Sehen wir aber näher zu, wie Hr. von Raumer den Standpunct der Scholastik in Beziehung auf das Verhältniß von Glauben und Wissen bestimmt, so adoptirt er hiefür die Formel von Möhler: „Die Scholastik habe das Christliche als vernünftig und das wahrhaft Vernünftige als christlich zu erweisen gesucht." Aber sieht denn Hr. v. Raumer nicht, daß diese Fassung des Begriffs der Scholastik nur vom Standpunct des Katholicismus aus gebildet ist? Eine oberflächliche Kenntniß der Sache konnte ihn ja belehren, daß das Verhältniß zwischen Vernunft und Christenthum zur Zeit der Scholastik durchaus nicht so innig gedacht, nicht als Identität bestimmt wurde, so daß das wahrhaft Vernünftige und Christliche als Wechselbegriffe hätten betrachtet werden dürfen. Sondern nur in Möhler's Interesse lag es, das Princip der Scholastik, über welches der Katholicismus bis auf den heutigen Tag nicht hinausgekommen ist, und über welches er nicht hinaus kann, auf eine Weise auszusprechen, daß es auch dem Standpuncte der neuern Wissenschaft zu genügen scheinen konnte. — Eben so hält sich Hr. v. Raumer bei der Erklärung der Spitzfindigkeiten, welche in der Scholastik so reichlich mit unterlaufen, an die Vertheidigung von Möhler, daß oft der Unglaube das spitzfindig nenne, was ihm nicht zusage; wenn er aber demselben Gewährsmann auch das Weitre nachspricht, daß ohne rechtes Wissen und Erkennen auch kein rechtes Wollen möglich sei, so steht dieser Satz offenbar bei

Hrn. v. Raumer ohne Sinn und Zusammenhang da, und Niemand wird wissen, was er damit anfangen soll, wenn er nicht die Entwicklung dieses Gedankens bei Möhler selbst nachliest.

Was nun die Nothwendigkeit und die Bedeutung der verschiednen Richtungen betrifft, welche Hr. von Raumer schon oben unterschieden hat, so weiß er darüber Nichts weiter zu sagen, als daß er einige Sätze voll tiefsinniger Weisheit aus seiner Geschichte der Hohenstaufen wiederholt, als da sind: „Ohne diejenigen, welche die Kirchenverfassung reinigen wollten, wäre sie noch schneller ausgeartet", und: „ohne die Bemühungen der Dogmatiker und Skeptiker dürfte die kirchliche Theologie in noch größern Widerspruch mit dem Verstande gerathen sein; ohne die allgemeine rechtgläubige Kirche in ihrer belehrenden, ordnenden und verwaltenden Richtung hätte sich damals die ganze Christenheit aufgelöst; — und gar leicht wären dann die Philosophirenden in eitlem Bestreben, die Mystiker in abergläubigem Dünkel und die an der Verfassung Künstelnden durch unhaltbare Gleichmacherei oder weltliche Uebermacht zu Grunde gegangen." Wer wagt es noch zu läugnen, daß Hr. v. Raumer ein Philosoph ist, ein Mann, der solche originelle, unerhörte, inhaltschwere Gedanken producirt? Müssen wir nicht auch hier über den prophetischen Scharfblick des Historikers erstaunen, den wir auch in seinen übrigen Werken zu bewundern Gelegenheit haben? Und mit welch feiner Bescheidenheit, mit welcher philosophischen ἐποχή trägt er seine tiefen Ideen vor! Was der Ungebildete in einem Tone ausspricht, als ob es sich nur so ohne Weitres von selbst verstände, das nimmt Hr. v. Raumer, wie wir es von ihm zu erwarten berechtigt sind, nicht auf die Zunge, ohne ein „gar leicht" und „dürfte" und „möchte wohl" rc.

Auch hier, mit der schwierigen Frage nach dem Verhältniß von Philosophie und Religion, von Vernunft und Offenbarung, womit sich die Wissenschaft bis auf die neueste Zeit unablässig beschäftigt hat, ist Hr. von Raumer, der Allerweltsvermittler, gleich im Reinen: „Man darf, sagt er S. 481, die Frage nach dem Verhältniß der theologischen und philosophischen Wahrheiten und Ergebnisse nicht von der Hand weisen (hört!). Wenn das Mittelalter beide Wissenschaften zu sehr vermischte und dadurch ihre natürliche und nothwendige Unabhängigkeit gefährdete, so hat die neuere Zeit auf einen unvermittelten, unbedingten Gegensatz derselben übertriebnen Nachdruck gelegt" (nun weiß Strauß, worin sein „tiefgehendes Mißverständniß" liegt). Und doch fühlt der Laie, „es sei nicht Zwiespalt oder Unterjochung, sondern Aussöhnung und Friede das wesentliche Verhältniß und letzte Ziel beider A n s i c h t e n (sic!), und so wie die tiefre Philosophie sich des festen Bodens der Offenbarung erfreut, oder ohne Offenbarung den Schlußstein ihres Gewölbes entbehrt, so ist die Offenbarung etwas ganz Sinn- und Wesenloses, wenn sie nicht ihren Samen in dem mit Vernunft begabten, zum Gebrauche der Vernunft erschaffnen Menschen aussäen kann" (S. 482). „Man dürfte versucht sein zu behaupten", daß es ein Mißgriff der göttlichen Providenz sei, Hrn. v. Raumer zum Geheimen Hofrath und Reichshistoriographen gemacht zu haben, da er doch augenscheinlich berufen war, die Theologie aus den Wirren zu erlösen, in welche sie sich selbst durch unbegreifliche Verblendung gestürzt hat.

So sehr indeß Hr. v. Raumer die Bemühungen der Scholastiker für die Wissenschaft anerkennt, das kann er ihnen doch nimmermehr verzeihen, daß sie die P o l i t i k nicht häufiger bearbeitet haben, und doch konnten sie ahnen, daß diese einmal das Steckenpferd des Hrn. v. Raumer sein werde und daß das Christenthum „ohne Zweifel" auch für sie einen neuen und eigenthümlichen Standpunct darbietet. „Was hätte sich z. B. nicht daraus folgern oder daran reihen lassen, wenn Albert der Große sich an Augustin und Ambrosius anschließend behauptete: Glaube, Liebe und Hoffnung seien die drei theologischen von Gott eingegebnen Tugenden, wogegen die vier erworbnen Cardinaltugenden nur die Gemüthsbewegungen regeln und ordnen" (S. 483). Schade, daß Hr. v. Raumer in petto behalten hat, was sich Alles für die Rechtsphilosophie daraus folgern oder daran reihen läßt; gewiß ist Jedermann begierig, auf dieser Grundlage das Gebäude einer „c h r i s t l i c h e n P o l i t i k" errichtet zu sehen, da leider die Politik bis jetzt noch allzu unchristlich nicht nur, sondern auch unmoralisch zu sein pflegt.

Im z w e i t e n T h e i l e nun stellt Hr. v. Raumer den Männern, welche er kurz besprechen will, den A n s e l m an die Spitze, da dieser „ohne Zweifel" zuerst Erwähnung verdient. „Man betrachtet ihn oft, heißt es S. 487, als den Begründer einer natürlichen Theologie, im Gegensatze zur positiven." Diese Ansicht konnte füglich übergangen werden, da sie von einem bereits verschollnen theologischen Standpuncte herrührt. „Dieser Gegensatz, fügt Hr. von Raumer hinzu, war ihm jedoch kein unbedingter." Es war ihm vielmehr gar keiner, was aus einer nähern Betrachtung der Principien Anselm's erhellt, worüber wir freilich durch die dürftigen Notizen, die hier beigebracht werden, keinen Aufschluß erhalten. Denn Hr. v. Raumer eilt, uns einen Auszug des „Wesentlichen" aus den Schriften über die Wahrheit, den freien Willen, die Vorherbestimmung und das Dasein Gottes zu liefern. Am meisten Interesse in philosophischer Beziehung bieten unstreitig der dialogus de veritate, wovon aber gerade das „Wesentliche", nämlich Cap. 7 u. f., übergangen ist, und die beiden Schriften über das Dasein und Wesen Gottes.

Hr. v. Raumer entwickelt nun einige Hauptgedanken aus dem Monologium, indem er das Proslogium gänzlich

überspringt, und doch behauptet er: „Gegen diese Schlußfolgen machte Gaunilo scharfsinnige Einwendungen" (S. 493), als ob derselbe gegen das Monologium in Opposition getreten wäre.

Zu wissen, daß das Handbuch der Theologie, welches auch hier (S. 494) dem Hildebert von Tours zugeschrieben wird, nicht diesem angehört, kann man Hrn. v. Raumer nicht zumuthen, da er ja „kein Theologe von Fach" ist, dafür konnte er aber die moralische Schrift desselben füglich übergehen, indem dieselbe durchaus keine philosophische Bedeutung ansprechen darf.

Wir haben oben aus dem Munde Hrn. v. Raumer's gehört, daß er durch seine Abhandlung den Liebhabern der Philosophie das mühsame Studium der Quellen ersparen will, aber es ist überall ersichtlich, daß er sich desselben auch für seine eigne Person überhoben hat, sonst hätte er nicht z. B. behaupten können, daß die Theologia christiana das Hauptwerk Abälard's sei, die Introductio aber minder vollständig und eigenthümlich (S. 500), während doch eine ganz oberflächliche Vergleichung beider das vollständige Gegentheil beweist; eben so wenig, daß Abälard die Dreieinheit mit den drei Theilen des Syllogismus verglichen habe (denn dies berichtet nur Otto von Freisingen). Wo hätte ferner Abälard mit besonderm Nachdruck die Sätze behandelt: „Nichts ist vorhanden durch sich selbst; Gott wirkt Alles in allen Dingen; wir sind, leben und bewegen uns in ihm und er bedient sich unser als Werkzeuge"? (S. 500.) Sollen darin pantheistische Lehren verborgen sein, wie Hr. von Raumer behauptet (S. 501), so ist das ganze Christenthum Pantheismus und jeder Bauersmann ein Pantheist. Hr. v. Raumer gesteht: „die Darstellung der Lehren Abälard's habe große Schwierigkeiten, weil innre Entwicklung (!) und äußre Verhältnisse darauf wesentlich einwirkten, sie modificirten und das doppelte Element des Theologischen und Philosophischen gar eigenthümlich in einander greife, vielleicht wie in unsern Tagen bei Schleiermacher" (S. 502). Es hat aber auch noch einen andern Haken, vor Allem muß man die Werke Abälard's lesen und seine Lehre im Zusammenhange aufzufassen wissen.

In dieser Weise schleppt sich die ganze Abhandlung fort. — Doch wir sind bereits zu weitläufig geworden, um auf die folgende Darstellung Hrn. v. Raumer's näher eingehen zu können. Wie bisher, so ist auch im übrigen Theile derselben allenthalben sichtbar, wie wenig er das „Wesentliche" und philosophisch Bedeutende hervorzuheben versteht, denn gerade der Hauptpunct, die Fortbildung des Realismus im 12. und 13. Jahrhundert, ist gänzlich übergangen, dagegen hebt Hr. v. Raumer überall die psychologischen (und moralischen) Untersuchungen der Scholastiker mit besonderm Nachdruck hervor, als ob darauf die Philosophie beruhte, oder als ob die Scholastik auf diesem Felde viel Eigenthümliches zu Tage gefördert hätte. Namentlich aber verweilt Hr. von Raumer mit Vorliebe bei Thomas von Aquino, weil sich bei ihm Spuren von einer Bearbeitung der Politik finden, und bei Raymund Lullus, an dessen phantastischen Ergüssen über die personificirten Principien der Philosophie der poetische Sinn des Hrn. v. Raumer besondres Wohlgefallen findet. — Es ist lobenswerth, daß Hr. v. Raumer auch von der Philosophie Notiz nimmt; es hat Niemand etwas dagegen, wenn er selbst auf seine Leistungen in diesem Fache besondern Werth legt. „Möge man aber auch darüber denken, wie man wolle", so viel „dürfte doch unmaßgeblich behauptet werden", daß er sie künftig besser für sich behalte, und sich allein an ihrer Vortrefflichkeit weide.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 229. 26. September. 1842.

Ueber den Charakter der christlichen Geschichte in den ersten zwei Jahrhunderten.

Eine Entgegnung von L. Georgii.

Je größer das Interesse ist, welches von jeher Untersuchungen über den ursprünglichen Charakter des Christlichen und seiner ersten geschichtlichen Entwicklungen im Allgemeinen in Anspruch genommen haben, je bedeutender diese Frage besonders für die erste und wesentliche Aufgabe der Geschichtschreibung ist, den stetigen Fluß des geschichtlichen Lebens überall nachzuweisen, und so die als spröde Größen aus einander stehenden Puncte desselben durch Linien zu verbinden: um so mehr glaube ich Nachsicht zu verdienen, wenn ich diesen von mir in der Kritik der Schweglerschen Schrift über den Montanismus (Januar und Februar 1842.) erörterten Gegenstand noch einmal zur Sprache bringe, nachdem die daselbst ausgesprochnen Ansichten von dem Herausgeber der Tübinger theologischen Jahrbücher (1842. H. 2. S. 383, 1.) ziemlich allgemein widersprochen und mit Gründen widersprochen worden sind, gegen welche ich die von mir entwickelte Anschauungsweise nicht aufgeben zu dürfen glaube.

So sehr ich die Schweglersche Schrift als eine der bedeutendsten Erscheinungen der Gegenwart auf ihrem Gebiete anerkenne, so große Auszeichnung sie mir um des Fleißes, der Gelehrsamkeit, der scharfsinnigen Combination willen, die der Verfasser darin an den Tag legt, zu verdienen scheint, so sehr ich besonders das künstlerische Geschick bewundre, womit derselbe das massenhafte Material der zerrissenen Thatsachen der zwei ersten Jahrhunderte zu einem geordneten, durch den Faden eines fortwirkenden Princips zusammenhängenden Ganzen zu verknüpfen wußte: so scheint mir doch auch jetzt noch die Grundanschauung, von welcher er bei Auffassung des Charakters sowohl der allgemeinen Entwicklung des Christlichen jenes Zeitraums, als des Montanismus insbesondre ausgeht, eine verfehlte zu sein.

„Es ist Baur's unschätzbares Verdienst, in dem Gegensatz des Judaismus und Paulinismus den archimedischen Punct für die älteste Kirchen- und Dogmengeschichte aufgezeigt zu haben.“ Ich stimme von ganzem Herzen ein in dieses die geschichtlichen Verdienste meines hochgeschätzten Lehrers anerkennende Urtheil. Durch glückliche Benutzung der geschichtlichen Daten über den Gegensatz zwischen Petrinismus und Paulinismus hat Baur in das Dunkel des Urchristenthums ein klares Licht gebracht, und die dogmatischen Vorurtheile, welche dasselbe vorher verhüllt hatten, erfolgreich zerstreut. Worin ich aber der Schweglerschen Auffassung der Hypothese des berühmten Forschers nicht beipflichten kann, ist die Ausdehnung dieses Gegensatzes über die ganze Fläche der ersten zwei Jahrhunderte.

Die Entwicklung des Christenthums als einer geschichtlichen Größe eröffnet sich durch den Gegensatz, in welchem Paulus der jüdisch beschränkten Form, die dasselbe an sich trug, entgegen trat. Will man nun das wesentliche Merkmal des Jüdischen in seinem eigensten historischen Charakter aussprechen: so, glaube ich, kann und darf es nur in dem dem Judenthum eigens zukommenden Particularismus, dem abstracten Begriff des Volkes Gottes, wie er durch das Ritualgesetz, insbesondre das Institut der Beschneidung in ganz natürlicher Bestimmtheit fixirt war, gesucht werden. Und daß dann dieser Begriff die Axe war, um die sich die ersten Bewegungen, in welche das Christenthum gezogen wurde, vorzugsweise und fast ausschließlich drehten, ist eine Thatsache, die durch alle Erscheinungen jener Zeit unläugbar festgestellt ist. In dem Gegensatz gegen die Auffassung des Christlichen in dem Sinne jenes Particularismus nahm Paulus seinen wesentlichen Standpunct, und die Idee einer Juden und Griechen in sich verbindenden Religion, die Idee des religiösen Universalismus ist das Element, in welchem sich seine ganze Thätigkeit concentrirte. Dieser große Geist hatte das Princip des Weltalters, dem er angehört, in seinem tiefsten Grunde begriffen, und es mit siegreichem Erfolge zum Princip der religiösen Entwicklung desselben gemacht. Hiemit aber war auch der Entwicklung des Christenthums eine neue Basis gegeben, von welcher aus dieselbe einen neuen Charakter, die Gegensätze, durch welche sie sich weiter bewegte, eine neue Farbe gewannen. Es widerspricht dem ganzen Wesen und geistigen Organismus der Geschichte, daß eine principielle Idee, auf deren Production alle historischen Kräfte gespannt waren, nachdem sie einmal zum Bewußtsein gekommen und ausgesprochen war, noch anderthalb Jahrhunderte lang brach gelegen, daß die Interessen, um die es sich nachher handelte,

nur ganz dieselben gewesen sein sollten, wie die Interessen der vorangehenden Zeit. Sie wird ganz natürlich nicht alsbald in einer adäquaten concreten Erscheinung sich verkörpern; denn dies ist ja grade das Problem der neuen Epoche; sie ist ja selbst eine geschichtliche Größe; aber sie wird dem Charakter und Gang der folgenden Entwicklungen wesentlich influenziren, indem es sich nun nicht mehr um die Production der Idee handelt, sondern um die Art ihrer Auffassung. Der überwundne Gegensatz wird wieder kämpfend auftreten, weil die immanenten Grundverhältnisse des Geistes, die psychischen Grundformen, auf denen er beruht, nie aufhören; aber es wird nicht mehr der alte Gegensatz sein; sondern das Princip der neuen Epoche ist die unveräußerliche Voraussetzung seiner historischen Möglichkeit für die Zukunft. Vielleicht tritt ein Stillstand, ein scheinbarer Rückschritt ein; die Richtung, welche in der Geburt der Idee ihren Sieg gefeiert hat, unterliegt vielleicht in dem Kampf um die Auffassung und Gestaltung derselben; es macht sich vielleicht eine Auffassung geltend, die selbst von der Form des Selbstbewußtseins, in welchem sie sich ursprünglich producirte, weit abzustehen scheint, und insgemein vertritt diejenige Partei, die in den Kämpfen der frühern Epoche den Fortschritt repräsentirte, in der neuen die Sache des Stillstandes oder gar des Rückschritts, eine Erscheinung, die die Geschichte auf jedem Blatte bezeugt, und Jeder sich selbst erklären kann. Aber die Idee selbst geht nicht verloren, und die obscurste und finsterste Erscheinung der spätern Epoche ist, gegen die von gleichem Charakter der frühern gehalten, ein unendlicher Fortschritt. So war der Pietismus vor hundert Jahren unter den Vorkämpfern der Rechte der Subjectivität gegen die abstracte Objectivität der symbolischen Orthodoxie, während er heut zu Tage eine gerade entgegengesetzte wesentlich dem Objectiven zugekehrte Richtung genommen zu haben scheint. Dennoch könnte man keinen größren historischen Verstoß begehen, als den heutigen Pietismus mit dem Standpunct eines Daniel Hofmann oder Calov zu identificiren. So hatte die Schleiermachersche Theologie ihrer Zeit ihren Standpunct auf der äußersten Linken genommen, während sie seit Strauß eben so auf die rechte hinübergeschnellt ist. So ließe sich zwischen der Gegenwart und frühern theologischen Perioden eine durchgehende parallele Reihe analoger Erscheinungen ziehen; aber was ähnlich ist, ist sich noch nicht auch gleich; und das allen Formen der modernen Theologie, wenn auch in noch so geringem Maße einwohnende philosophische Element würde einen wesentlichen Differenzpunct der beiden Reihen im Ganzen bilden. Aus diesem Grunde widerstreitet es auch meinem ganzen historischen Gefühle, anzunehmen, daß eine so lebendige und durchgreifende Bewegung, wie sie Paulus veranlaßt hatte, gleichsam spurlos vorübergegangen, daß die Gegensätze, welche sich nach seiner Zeit geltend gemacht haben, nur eben ganz dieselben gewesen seien, wie die, in deren Streit er selbst sich bewegte, daß der Streit, den Paulus erregt und nach dem Zeugniß der Geschichte siegreich durchgeführt hatte, noch über hundert Jahre unentschieden liegen geblieben sei. Und die Geschichte bestätigt denn auch meine Ansicht aufs Vollkommenste, wenn man ihr nur darin ihr Recht geschehen läßt, daß man über dem Merkmal der Aehnlichkeit der Richtungen nicht das viel bedeutendere Merkmal der Verschiedenheit ihres Princips in den einzelnen Erscheinungen übersieht.

Die Frage über die Verbindlichkeit des jüdischen Ritualgesetzes für die Bekenner des Christenthums ist ein so bedeutender Punct in der Entwicklung desselben, daß dieselbe nothwendig eine absolute Trennung der Parteien nach sich ziehen mußte, deren Grundsätze hierüber von einander abwichen. Der Sieg der Paulinischen Ansicht hatte dann auch rückwärts die historische Folge, daß die jüdisch-particularistische Auffassung des Christlichen verlassen, derjenige Kreis des kirchlichen Lebens, worin dieselbe festgehalten wurde, als Secte allmälig ausgeschieden wurde, und unter dem Namen des Ebionitismus ausgeschieden blieb. Nach Vorwärts aber wirkte diese wesentliche Umgestaltung des christlichen Princips in der Art, daß alle von da an auftretenden Entwicklungsformen des Christlichen wesentlich von der Anschauung des Christenthums als der allgemeinen für Juden und Griechen bestimmten Religion ausgingen, daß griechisch philosophische Begriffe, in denen dieser Universalismus sich als innres Moment fixirte, wie namentlich der Begriff des Logos, die jüdisch beschränkten Vorstellungen, besonders die jüdische Messiasidee zurückdrängten, kurz daß das Paulinische Element die unveräußerliche Voraussetzung der christlichen Geschichte wurde, während die überwundne Anschauung des Christlichen unter den palästinensischen Judenchristen in sich selber allmälig verkam, und ihr Dasein wohl selbst dadurch fristete, daß sie unwillkürlich hin und wieder einzelne freiere Elemente in sich aufnahm, eine Entwicklung des Ebionitismus, welche die Berichte der Väter über denselben zur Gewißheit macht.

Der Grundfehler der Schweglerschen Ansicht über den Standpunct der nachpaulinischen Kirche liegt nun, wie ich glaube, darin, daß er denselben mit dem Ebionitismus identificirt. Es gab eine Zeit, da man sich viel damit abmühte, den Arianismus in den Ansichten und Aussprüchen der älteren vornicäanischen Väter zu finden. Das Motiv dieser Bemühungen war nicht eben ein geschichtliches Interesse, so wenig das dabei beobachtete Verfahren ein geschichtliches war. Hatte man dort den historischen Mißgriff begangen, eine spätre formell ausgebildete Entwicklungsstufe in eine Zeit zurückzuverlegen, die nur erst die formlosen, unentwickelten Keime derselben enthielt, so versucht nun Schweg-

ler umgekehrt, die erste unvollendete Form der christlichen Substanz als den fortdauernden Charakter einer Periode geltend zu machen, in welcher dieselbe doch vollkommen überwunden und durch Elemente einer ganz entgegengesetzten Richtung verdrängt war. Mag das Motiv, das ihn dabei leitet, ein noch so unbefangnes sein, das Verfahren, das er bei seiner Ebionisirung der nachpaulinischen Kirche beobachtet, ist um Nichts den Forderungen der Geschichtschreibung angemessener, als das jener Bemühungen, die christliche Urgeschichte zu arianisiren. Was ist das wesentliche, differentielle Moment des Ebionitismus? Wenn man von Jemand sagt, er sei ein Platoniker, ein Epikuräer, ein Stoiker, so kann man doch wohl diese Behauptung nicht so verstehen, daß derselbe diejenigen Elemente des Platonismus, Epikuräismus, Stoicismus sich angeeignet habe, welche Plato, Epikur, Zeno mit Aristoteles und Chrysippus, oder welche sie auch unter sich gemeinsam haben; sondern jene Behauptung wird sich vielmehr wesentlich auf diejenigen Momente beziehen, die dem Platonismus u. s. w. als solchem eigen sind, wodurch er gerade von allen übrigen Formen der Philosophie sich unterscheidet. Es wäre doch gewiß ausnehmend sonderbar, wenn man Jemanden als Spinozisten charakterisiren wollte, der einzelne Sätze mit Spinoza gemein hat, Sätze, die auch ganz entgegengesetzte Standpuncte sich aneignen, aber das Princip und Resultat des Spinozismus ausdrücklich umgeht, wie dieses wohl meinem Freund Zeller mit Schleiermacher begegnet ist. Der Schweglersche Satz, daß der Standpunct der nachpaulinischen Kirche in den ersten zwei Jahrhunderten Ebionitismus gewesen sei, kann daher offenbar nur den Sinn haben, das, was nach den Angaben der Väter das specifische Princip des Ebionitismus ist, das, wodurch er sich von allen übrigen Richtungen seiner Zeit unterscheidet, das, wodurch er sich namentlich auch nach der bisherigen Ansicht der Geschichtschreiber von der Kirche der ersten zwei Jahrhunderte unterschied, sei eigentlich das Princip dieser Kirche selbst gewesen; man habe die Ebioniten bisher mit Unrecht als außerkirchliche Partei angesehen, und gewiß ist auch der Beweis hiefür mit in der Intention der Schweglerschen Schrift gelegen. Der specifische Standpunct des Ebionitismus nun ist nach den Angaben der Väter in seiner Ansicht von dem Messias und dem Ritualgesetz enthalten, wonach der Erlöser nur zu den verlornen Schafen vom Hause Israel im leiblichen Sinne kam (Orig. c. Cels. 2. §. 1. prim. S. 744. Eus. h. e. 3, 27.), das Ritualgesetz seine Geltung fortwährend behauptet, und Paulus als Apostat erscheint (Iren. haer. I, 26.). Das war die wesentlich ebionitische Ansicht noch zur Zeit des Irenäus, Origenes, Epiphanius. Der Ebionitismus hat nun zwar auch noch andre Seiten, die die Kirche und wohl auch noch andre demselben absolut entgegengesetzte Parteien mit ihm gemein haben, wie die Hochschätzung der Askese; allein diese Seiten sind doch eben darum nicht wesentlich ebionitisch! Indem nun Schwegler bei dem Beweis seines Satzes sich gerade ausschließlich an diese Seiten hält, nirgends aber zeigt, daß die principiellen Vorstellungen der Ebioniten vom Messias und dem Gesetz der Kirche eigen waren, ist es offenbar bei der bloßen Intention seiner Schrift in dieser Beziehung geblieben. Zeller bemerkt nun, daß ich eben den Ausdruck Ebionitismus in viel engrem Sinne nehme, als ihn Schwegler genommen wissen wolle. Allein ich nehme ihn nur in dem historisch begründeten Sinn; Schwegler aber nimmt an dem Ebionitismus gerade dasjenige als wesentlich, was an ihm nichtebionitisch ist, was er mit der ganzen Zeit, was er selbst mit dem Paulinismus gemein hat. Er nennt die der Kirche mit dem Ebionitismus gemeinsamen Elemente ebionitisch, während er eben so gut hätte sagen sollen, sie seien am Ebionitismus die kirchlich gebliebene Seite, oder richtiger, sie seien das in dem Geiste der ganzen Zeit beruhende Gemeinsame beider. Der Schweglersche Satz ist in der That dadurch zur bloßen Tautologie geworden. In der Sache ist Nichts geändert; der Ebionitismus bleibt nach wie vor eine von der Kirche jener Zeit durch seine wesentlichen Ansichten vom Messias und Gesetz geschiedene Secte, die Kirchenlehrer der zwei ersten Jahrhunderte behalten noch immer ihren wesentlich antiebionitischen Standpunct, gegen welchen das, was sie mit den Ebioniten gemein haben, gar nicht in Betracht kommt. Nur mit dem Namen findet eine Aenderung statt, die Nichts mehr ist, als eine Spielerei, indem der Ausdruck Ebionitismus ohne alle Rücksicht auf seine wirkliche, historisch fixirte Bedeutung willkürlich von Erscheinungen gebraucht wird, welche das ebionitische Princip ausgeschlossen haben, und nur in unwesentlichen Seiten mit dem Ebionitismus zusammentreffen. Will man aber einmal ein solches mit Namen spielendes Verfahren in die Geschichte einführen, so will ich es auf mich nehmen, auch zu zeigen, daß die Ebioniten Platoniker, Buddhisten, oder was sonst beliebt, gewesen seien, indem ich ganz einfach die eigenthümlichen, differentiellen Seiten der in gegenseitige Beziehung gesetzten Erscheinungen bei Seite lasse, die ähnlichen aber als ausschließlich bedeutend hervorhebe.

Der weitre Sinn, in welchem Schwegler den Ebionitismus genommen wissen wolle, beruht nach Zeller darin, daß er mit diesem Namen, „nach Baur's Vorgange, das Judenchristenthum überhaupt im Unterschied vom Paulinismus" bezeichne. Ich läugne nicht, daß ich mir bei diesen Worten wenig Klares denken kann. Also nicht der Ebionitismus soll so genannt werden, sondern das „Judenchristenthum überhaupt!" Was ist nun das Charakteristische dieses „Judenchristenthums überhaupt?" Da haben wir wieder einen Namen; was ist der Inhalt, der

damit gegeben sein soll? Wenn von Judenchristenthum „im Gegensatz des Paulinismus" geredet wird, so denkt man unvermeidlich wieder an jene von Paulus bekämpfte und überwundene jüdisch particularistische Anschauung des Christlichen, deren Mittelpunct die ebionitische Lehre vom Messias und Ritualgesetz ist, die particularistische Beschränkung des Christenthums im jüdischen Sinne durch die Forderung der Verbindlichkeit des Ritualgesetzes, besonders des Gesetzes der Beschneidung für alle Christen. Allein dieses Merkmal wird Zeller seinem nachpaulinischen „Judenchristenthum überhaupt" schwerlich beigelegt wissen wollen; so wie es schwer gehen möchte, eine nachpaulinische kirchliche Schrift aufzuweisen, welche die Beschneidung zur Bedingung der Theilnahme am Christenthum gemacht hätte, oder welche Speisegesetze gegeben hätte, die denen des Pentateuch in Sinn und Form ähnlich gewesen wären. Sichtbar ist ja auch die Bezeichnung „Judenchristenthum überhaupt" gerade darauf abgesehen, diese wesentlich jüdischen Elemente ferne zu halten. Aber bei historischen Objecten, meine ich, sollte man es denn doch nicht so leicht überhaupt nehmen.

Bezog sich aber nun der Gegensatz des Zellerschen „Judenchristenthums überhaupt" gegen den Paulinismus nicht auf die ebionitischen Ansichten von Messias, Gesetz und Beschneidung, so sehe ich nicht klar, worin der eigentliche Charakter desselben bestanden haben soll. Man mag allerdings in der Entwicklung der nachpaulinischen Kirche noch hin und wieder anscheinend jüdische Elemente wahrnehmen; aber um dieselben in der Art aufzufassen, daß sie der Hypothese von einem zwei Jahrhunderte lang fortgehenden Gegensatz zwischen Paulinismus und Judenchristenthum als Unterlage dienen sollen, wäre doch vorerst zu zeigen, daß dieselben wirklich nur als jüdische begriffen werden können, daß sie nicht vielmehr theils als wesentliche und bleibende Bestandtheile des Christenthums selbst zu betrachten sind, theils nicht in einer einseitigen und unvollkommnen Entwicklung des Christlichen ihre gnügende Erklärung finden.

Es ist sehr natürlich, daß das Christenthum seine Abstammung aus dem Judenthum hin und wieder in manchen ursprünglich jüdischen Elementen beurkundet. Allein diese Elemente hören im Zusammenhang der christlichen Denkweise auf, jüdische zu sein, zumal wenn sie, wie z. B. die Eschatologie, bleibende Geltung in der Kirche behaupteten. Die Form, in welcher solche Vorstellungen aufgefaßt werden, konnte dabei immerhin eine verschiedne, mehr oder minder sinnliche sein, konnte sich an jüdische Vorstellungen anlehnen, und so die Eschatologie sich z. B. zum crassesten Chiliasmus ausbilden, ohne daß darum derselben eine judaisirende oder antipaulinische Tendenz zu Grunde liegen mußte. Neben der allgemein und unentwickelt gehaltenen Paulinischen Eschatologie, so wenig diese übrigens alle sinnliche Form abstreifte, konnte jede andre Form dieser Vorstellung bestehen, ohne mit derselben in Streit zu gerathen. Justin der Märtyrer und Irenäus stehen dem Paulinismus gewiß nicht feindselig entgegen; und doch haben dieselben sich chiliastische Vorstellungen der sinnlichsten Art angeeignet (vergl. Just. Dial. c. Tr. 32. 39. 49. 110. 121. 11. 131. Iren. haer. V. 25 ff.). Ganz irre aber wird man, wenn die Askese und die prophetische Ekstase als judaistische, antipaulinische Elemente aufgeführt werden. Daß dieselben nicht einmal jüdische Elemente sind, habe ich, wie ich glaube, in dem ersten Artikel meiner Kritik der Schweglerschen Schrift zur Gnüge gezeigt. Sie sind vielmehr in der allgemeinen Geistesrichtung der Zeit begründet, und soweit sie z. B. von den Essenern auf jüdischen Boden übergetragen wurden, können sie nur als Belege gelten, daß das Judenthum längst seinen eigensten volksthümlichen Charakter unter dem Andrang fremdartiger Einflüsse aufgegeben habe.

Zwar ist es nun unläugbar, daß in der nachpaulinischen Kirche sich eine engherzige und äußerliche Auffassung des Christlichen geltend machte, daß besonders in Gestaltung des christlichen Lebens eine Art von Werkheiligkeit aufkam, welche nahezu einen jüdischen Charakter an sich zu tragen scheint. Allein Engherzigkeit und Aeußerlichkeit der Denkweise ist denn doch noch ganz und gar nicht ein Kriterium des Jüdischen, wie überhaupt ein rein formelles Moment nicht als materiales Kriterium gebraucht werden darf. Auch das Hegelsche Princip hat seine engherzige und äußerliche Auffassung erfahren, die sich an das äußere Wort und den Buchstaben seines Urhebers hielt, und Niemand wird diese Auffassung ebionitisch oder judaistisch nennen. Jedes Princip, jede Idee ist einer freiern oder beschränktern Auffassung fähig, je nachdem diese sich mehr an das Wesentliche und den Gedankeninhalt, oder an das Unwesentliche, an die zufällige Aeußerlichkeit anschließt, und zumal auf dem Boden der Religion, der Umbildung des absoluten Wissens in die Form des Positiven und Traditionellen wird eine Entwicklung dieser Art nie ausbleiben, wie ja denn gewiß die Veräußerlichung des Religiösen, die Auffassung desselben als abstracter Objectivität dem Heidenthum nicht minder eigen war, als dem Judenthum. Man braucht daher gar nicht auf judaisirende Einflüsse zurückzugehen, um diese Veräußerlichung des Christlichen in der nachpaulinischen Zeit zu erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 230. 27. September. 1842.

Ueber den Charakter der christlichen Geschichte in den ersten zwei Jahrhunderten.

(Fortsetzung.)

Auf keinen Fall ist es gestattet, jene Art von christlicher Werkheiligkeit, das asketische Leben, mit der pharisäischen, ganz in dem particularistisch gesetzlichen Standpunct des Judenthums begründeten Hypokrisie zu verwechseln. Vielmehr ist dieselbe ganz einfach als Ergebniß der ersten und einseitigen Auffassung des Paulinischen Christenthums selbst zu erklären, und selbst in ihrer abstractesten Form, in ihrer einseitigsten Aeußerlichkeit beruht die Askese so wenig auf dem Gedanken einer juridischen Gesetzeserfüllung in jüdischem Sinne, daß sie vielmehr stets die Paulinische Idee der allgemeinen Sündhaftigkeit und Verderbtheit des Menschlichen und Weltlichen zur Grundlage hat. Jüdische Einflüsse sind sehr natürlich und auch historisch gewiß in Palästina, wo der ursprüngliche volksthümliche Zusammenhang der Christengemeinden mit der jüdischen Religion fortdauerte, und den particularistischen Charakter der letztern auch für jene aufrecht erhielt. Wo aber dieser Zusammenhang nicht stattfand, in heidnischen Ländern und Städten, als ferner das Judenthum überhaupt aufhörte, eine historische Macht, eine in sich geschlossene Größe zu sein, konnte die Einwirkung desselben auf die christliche Religion, in der es sich zudem überlebt, zu der es sich in ein nur feindselig verbittertes Verhältniß gestellt sah, unmöglich von Bedeutung und Dauer sein, war diese Einwirkung vielmehr zuverlässig auf den mehr oder minder jüdischen Charakter, in dem das Christenthum da oder dort ursprünglich begründet war, beschränkt, und durch den Einfluß entgegengesetzter Elemente aufgewogen. Denn, wenn man einmal von äußren, fremdartigen Einflüssen auf die Entwicklung der Kirche reden will, so waren in den Gemeinden heidnischer Städte die von dem Heidenthum ausgehenden Einwirkungen, besonders die Einflüsse der heidnischen Philosophie gewiß ohne Vergleich mächtiger und stärker, als die Eindrücke, welche etwa da und dort herumreisende Ebioniten zurücklassen konnten, deren Bildungsstand nach allen Nachrichten ohnehin im Allgemeinen nicht eben sehr imponiren mochte. Auf diese Gründe gestützt, glaube ich bei der Ansicht bleiben zu müssen, daß diejenigen Bildungselemente der nachpaulinischen Kirche, welche vorzugsweise einen jüdischen Charakter an sich zu tragen scheinen, nur theils die Ergebnisse einer einseitigen und äußerlichen Entwicklung des Christlichen selber seien, theils in dem ursprünglichen Verwandtschaftsverhältniß des Christenthums und Judenthums ihre Erklärung finden, in diesem Falle aber eben darum nicht als jüdische, sondern als christliche beurtheilt werden müssen, indem für die Kirche das Princip des Judenchristenthums, die particularistische Ansicht vom Messias und Gesetz durch Paulus ein- für allemal überwunden und der Paulinismus zur Basis ihrer Entwicklung gemacht worden war.

Eben damit ist aber auch schon gesagt, daß ich besonders von dem behaupteten A n t i p a u l i n i s m u s in der nachpaulinischen Kirche keine Spur zu entdecken vermag, und die Hypothese von einem durch das erste und zweite Jahrhundert fortgehenden Gegensatz zwischen Paulinismus und antipaulinischem Judenchristenthum nur in soweit anerkennen kann, als jener in der Kirche im Allgemeinen, dieses in dem von der Kirche allmälig aufgegebnen Ebionitismus im engern Sinne repräsentirt war, deren Differenzpunct gerade die Frage über die fortdauernde Verbindlichkeit des Ritualgesetzes, besonders der Beschneidung, und die Vorstellung vom Messias ausmachte. In diesen beiden Beziehungen entwickelte Paulus eine die Schranken des Judaismus durchbrechende freiere Denkweise. Die große That dieses Apostels ist die Aufnahme der Heiden in den Verband der Christen ohne die Beschneidung, die Verwirklichung der Idee einer allgemeinen Weltreligion durch das Christenthum. In dieser Idee wurzeln die sämmtlichen eigenthümlichen Bestandtheile seines Lehrbegriffs, in ihr haben sie ihre ursprüngliche Bedeutung. Hier ist auch der einzige wesentliche Punct, an welchen antipaulinische Tendenzen anknüpfen mußten, während jede Richtung, welche die Paulinischen Ansichten von dem Messias und der Verbindlichkeit des Ritualgesetzes theilte, eben damit das Princip des Paulinismus in sich aufgenommen hatte, mochte sie in sonstigen Aeußerlichkeiten von dem Paulinischen Standpunct noch so sehr abzustehen scheinen. Abweichungen der letztern Art aber scheinen nun gerade die Merkmale der antipaulinischen Tendenz des Zellerschen „Judenchristenthums überhaupt“ zu sein, da dieses ja nicht mit dem Ebionitismus im engern

Sinne identificirt werden will, da es vielmehr eine Richtung der Kirche selbst gewesen sein soll. Allein daß nun Paulus auch noch in andren, als den bezeichneten, Hinsichten wesentlich antijüdische Grundsätze gehegt habe, daß ein bedeutender Streit von ihm über solche anderweitige Fragen angeregt worden wäre, aus dem sich in der Folge ein langwieriger Gegensatz zwischen Paulinismus und Antipaulinismus entwickelt habe, das ist eine Voraussetzung, die nur in dem Streben ihren Grund hat, die Paulinische Geistesfreiheit über die Grenzen, die sie sich selber gesteckt hatte, auszudehnen, ein Streben, das die nothwendige Kehrseite der bezeichneten Auffassung des Ebionitismus ist. Nachdem man einmal diesem eine Ausdehnung gab, nach welcher er in der That den Paulinismus in sich begriff, mußte natürlich dieser auch eine entsprechende Erweiterung des Begriffs erhalten. Eine eigentliche Charakteristik dieses Paulinismus findet sich in der Schweglerschen Schrift und der Zellerschen Kritik derselben so wenig, als sie vom Ebionitismus, d. h. dem „Judenchristenthum überhaupt" gegeben ist, obgleich jene noch ein ungleich interessanterer Gegenstand wäre, als diese. Bis dahin figurirt er als Name. Was waren nun aber die Differenzpuncte zwischen diesem Paulinismus und kirchlichen Antipaulinismus? Die Frage über Messias, Gesetz und Beschneidung nicht, welche ja ganz innerhalb der Beziehung des Apostels zum Ebionitismus im engern Sinne, der von dem „Judenchristenthum überhaupt" unterschieden wird, fallen. Die Ansicht von dem prophetischen Charisma? Wohl ebenfalls nicht, da die prophetische Ekstase auch nach Zeller's Geständniß nicht als antipaulinisch gelten kann. Die Eschatologie? Nicht wohl, da sie ja ein gemeinsames Element aller christlichen Parteien war, auch bei Paulus sich findet, und die mehr oder minder sinnliche Auffassung derselben unmöglich das Schiboleth eines durch die ganze Kirche gehenden Parteigegensatzes werden konnte, sofern vielmehr die Auffassung und Ausbildung dieser Vorstellung durchaus freie Sache des Subjects blieb. So bliebe also nur etwa die weithin verbreitete und übertriebene Werthschätzung des asketischen Lebens als der eigentliche Punct des Gegensatzes übrig, und es liegt in der That nicht allzuferne, in den durch die nachpaulinische Kirche hierüber verbreiteten Grundsätzen einen Widerspruch wahrzunehmen gegen die Paulinische Lehre vom Glauben im Gegensatz gegen die Werke des Gesetzes. Indessen wenn es auch in der spätern Kirche, nachdem sie als solche concentrirt und die Paulinische Denkweise durch Feststellung des Kanon auch in ihren einzelnen Nüancen Gemeingut derselben geworden war, etwa geschehen konnte, daß man hin und wieder die Uebertreibungen asketischer Werkheiligkeit als unpaulinisch betrachtete, oder vielmehr, da die Kirche im Ganzen eine solche Censur nie übte, sondern die Askese und die daraus entspringende christliche Werkheiligkeit immer entschieden förderte, wenn es auch dem Bewußtsein unsrer Zeit, das sich der kirchlichen Voraussetzungen, auf welche die Werthschätzung der Askese sich gründete, entschlagen hat, möglich ist, in der Gestaltung des christlichen Lebens der nachpaulinischen Kirche unpaulinische Elemente zu erkennen: so würde man doch gewiß sehr irren, wenn man diese Erscheinung auf ein bewußtes und absichtliches polemisches Verhalten einer Partei gegen die Paulinische Lehre von dem Glauben und der Rechtfertigung zurückführen wollte. Denn man kann nicht einmal voraussetzen, daß die Paulinischen Ansichten hierüber von Anfang an weiter und allgemeiner verbreitet gewesen seien. Denn während die Grundidee des Paulinismus, die Idee einer Juden und Griechen umfassenden Weltreligion als eine praktische Macht, als geschichtliche That ins Leben überging, wie sie die Grundlage der Ausdehnung der Kirche über die Grenzen des Judenthums hinaus bildete, eben damit aber auch das kirchliche Bewußtsein, so weit sich die Kirche erweiterte, durchdrang: blieben die einzelnen doctrinären Formeln des Paulinischen Lehrbegriffs ihrer Natur und Bestimmung nach lange hin auf einzelne, eng begrenzte Kreise beschränkt. Einen Einfluß auf die erste Gestaltung des kirchlichen Lebens im Großen und Ganzen übten sie daher nicht wohl aus. Sondern wie diese ihren innern und unabhängigen Proceß hatte, so war es gar wohl möglich, daß sich eine Menge von Formen und äußerlichen Abnormitäten entwickelt hätte, die mit jenen Paulinischen Lehrsätzen im Widerspruch gestanden wären, ohne daß denselben darum die mindeste antipaulinische Tendenz inhärirte. In der That aber findet ein solcher Widerspruch jener Paulinischen Grundsätze und der Werthschätzung des asketischen Lebens nicht einmal statt. Die Paulinische Lehre von dem Glauben, den Werken, der Rechtfertigung steht offenbar in dem engsten Zusammenhang mit der Paulinischen Polemik gegen die ebionitische Ansicht von dem Messias, dem Gesetz und der Beschneidung. Sie ist die innere, doctrinäre Begründung dieser, und hat daher hier auch ihre wesentliche und ursprüngliche Stelle. Wenn der Brief Jacobi, wie ich nicht zweifle, sich direct auf jene Paulinische Lehre bezieht, so kann derselbe doch nur als Complement der letztern gelten, sofern er gegen Folgerungen aus dieser gerichtet ist, die Paulus selbst nie anerkannt, die er eben so oft wirklich widerlegt hatte. Mit der asketischen Werkheiligkeit aber hatte jene Paulinische Lehre in allewege Nichts zu thun; sondern hatte, wie schon oben bemerkt wurde, das ascetische Leben vielmehr die Anerkennung der Befleckung und Verderbtheit des menschlichen überall zur Voraussetzung, läßt sich die übertriebne Werthschätzung desselben sogar in der That als das Ergebniß einer einseitigen Entwicklung Paulinischer Grundsätze selbst begreifen, so ist es dann auch historische Thatsache, nicht nur daß Paulus selbst großen Werth auf

die Askese legte, sondern daß dieselbe gerade von denjenigen Richtungen, die dem Judenchristenthum am schroffsten gegenüber stehen, von Marcion und den Manichäern am weitesten getrieben wurde. Und so kann ich denn auch nach dieser Seite hin nirgends einen Anknüpfungspunct finden für die Hypothese eines durch die zwei ersten Jahrhunderte sich hinziehenden Gegensatzes zwischen Paulinismus und antipaulinischem Judenthum, Ebionitismus oder gar Petrinismus; so wie ich auf der andern Seite auch nicht bemerken kann, daß die Kirche mit dem Ablauf des zweiten Jahrhunderts, selbst nicht abgesehen von dem Passahstreit, sollte auf einmal einen so viel freiern, mehr als bisher Paulinisch gehaltenen Aufschwung genommen haben, da vielmehr gerade von dieser Zeit an zwar nicht in Folge der Bemühungen einer Partei, wohl aber durch den Einfluß des alten Testaments die Gestaltung der kirchlichen Verhältnisse nach Innen eine entschieden judaisirende Richtung einschlug. Die Hypothese von einem durch die zwei ersten Jahrhunderte gehenden Gegensatz des Paulinismus und Antipaulinismus in der Kirche scheint mir daher noch immer nicht mehr zu sein als eine Hypothese, die keinen andern Stützpunct hat, als die Combinationskraft ihrer Vertheidiger. Ein kirchliches Document, in welchem jener Antipaulinismus offen und rückhaltslos hervorträte, in welchem Paulus wirklich als Apostat angefeindet, als solcher mit Namen genannt wäre, giebt es nicht. Den Vertheidigern jener Hypothese bleibt daher Nichts übrig, als in indirecten Beziehungen, in Winkelzügen, verdeckten Anspielungen einzelner Schriften aus jener Zeit diese Polemik gegen Paulus zu finden, oder vielmehr zu diviniren. Aber gerade dieser Umstand ist denn doch sehr mißlich und nicht eben der Hypothese günstig. Warum, muß man fragen, haben doch die Antipauliner solche Umschweife gebraucht? was hat sie gehindert, den Heidenapostel offen und gerade, wie die Ebioniten im strengen Sinne thaten, anzufeinden? Sind die Ansichten, welche die Clementinen dem Petrus in den Mund legen, antipaulinisch, haben sie es gewagt, durch den Namen des Apostelfürsten diese Ansichten zu sanctioniren, wie erklärt sich die Feigheit, daß sie den verhaßten Gegner nur in verkappter Gestalt, unter fremdem Namen angreifen? Und wie unbegreiflich ist dieses Verfahren, wenn nach der Schweglerschen Ausbildung dieser Hypothese jener Antipaulinismus nicht nur eine vereinzelte Fraction der christlichen Welt, wenn die Kirche in den ersten zwei Jahrhunderten vielmehr nach ihrem Gesammtumfang diesem antipaulinischen Ebionitismus ergeben war? Soll etwa der mächtige Geist des Heidenapostels wie ein Gespenst mit magischer Gewalt auf dem Leben der Kirche gelastet haben, das sie wohl zu bekämpfen, aber nicht bei Namen zu nennen wagte? Gewiß eine räthselhafte, unbegreifliche Erscheinung! Ist es möglich, in der Zeichnung des Simon Magus der Clementinen wirklich den historischen Paulus zu finden, des Simon, der die Auferstehung der Todten läugnete? (Clem. hom. II. 22.)

(Fortsetzung folgt.)

Der sociale Roman und Jean Charles.

In der Zeit von 1815—30 war dem deutschen Volke so viel abhanden gekommen, daß wir uns nicht wundern können, wenn innerhalb dieses Zeitraums auch die lyrische, epische und dramatische Poesie, ja selbst der sociale Roman sich verloren hatte. Es war die Zeit, wo die Deutschen ihre Tractätchen über Faust von Goethe und Novellettchen schrieben und lasen. Es war die Zeit der Almanachs mit Goldschnitt und Küpferchen. Als das Publicum auch diese Spielereien satt hatte und die Buchhändler zu dem Bewußtsein gekommen waren, daß man keine Verse mehr lese, trat Heinrich Heine auf mit seinen Reisebildern und der naiven Frage: wie aber, liebes Publicum, wenn ich die Poesie und dich zugleich verhöhnte? Und das Wunder war vollbracht, die Apathie ging auf in Jubel und Entzücken. Man ließ es sich sagen, ja, man hatte den Humor, Heine'n nachzusagen:

> Schöner Süden, wie verehr' ich
> Deinen Himmel, deine Götter, —
> Seit ich dieses Menschenkehricht
> Widerseh' und dieses Wetter.

Und manche süße Stimme nicht nur in dunkeln verrufnen Gäßchen flüsterte in lächelndem Bewußtsein:

> Himmlisch war's, wenn ich bezwang
> Meine sündige Begier, —
> Aber wenn mir's nicht gelang,
> Hatt' ich doch ein groß Plaisir!

Es war die schöne Hundstagszeit, wo selbst Spanien und Griechenland von den blutigen Freiheitskämpfen ausschliefen in den Armen der Diplomatie der Großmächte. Es war eine ähnliche Zeit wie jetzt, wenn auch ein klein wenig anders; denn wie jetzt glaubten hochstehende Personen gemüthlich den Strich unter das Contobuch der Weltgeschichte gemacht und sie beendigt zu haben. Aber wider Erwarten schlug eine eherne Hand das Blatt um und schrieb in der Juliwoche mit rothen Buchstaben: Transport! — Von dieser Zeit an begann allerdings ein neues Volksleben, ein neuer Enthusiasmus und eine neue Poesie, — welche in ihrer Hauptrichtung durchaus politisch und plastisch ist. Die Deutschen scheinen dazu da zu sein, um von den Thatsachen überrascht zu werden. In der Litteratur stellte sich diese Ueberraschung durch die französische Thatsache in der Juliwoche dar in dem sogenannten „jungen Deutschland". Es war die Selbstironie so bequem und genial geworden, das zerrißne Herz war so interessant, und nun sollten die Jungen und die Alten plötzlich wieder sich ein wenig an den

Enthusiasmus gewöhnen. Das hielt schwer, da man in Deutschland dazu keine polizeiliche Erlaubniß bekommen konnte; eine Regierung, welche seit dem Wartburgsfeste sich die Ueberwachung der deutschen Jugend zur Pflicht gemacht hatte, that auch jetzt ihre Schuldigkeit und gebrauchte scheinbar mit Glück die Abkühlungsmittel, welche bei den romantischen Burschen der Wartburgszeit von so gutem Erfolg gewesen. Nur war es Schade, daß man den guten, altromantischen, gläubigen Geist der Burschenschaft, wie er noch jetzt in Leo, dem Hallenser, blüht, gern wieder zu sich gebracht hätte, nachdem man ihn in Carcern, Central-Untersuchungscommissionen und in Festungsarresten glücklich zu Tode gequält hatte. Während man jetzt Heine und das junge Deutschland mit den todten, christlich-burschenschaftlichen Ideen zu bekehren suchte, brach von einer andern Seite der politische Enthusiasmus für die freie Zukunft in die Poesie und Abstraction hinein. Während Mosen die alte Ballade, welche selbst in Uhland nur noch ritterlich ist, in „Andreas Hofer", „dem Trompeter an der Katzbach", „der Völkerschlacht bei Leipzig", in den „letzten Zehn vom 4ten Regiment" u. A. modernisirte und in Volksliedern dem Volke auf die Zunge legte, stürzte sich die Lyrik in Anastasius Grün, Beck, und jetzt in Herwegh, Hoffmann und Dingelstedt resolut, rhetorisch und epigrammatisch in der Tagesdebatte. Zugleich brachen sich junge Talente, an welche sich glücklich, wenn auch polizeilich irritirt, Gutzkow und Laube anschlossen, die Bahn auf das Theater. Ob diese neue Phase der politischen Poesie wie einst bei den großen dramatischen Dichtern Athens sich sattsam wird entfalten können, um vollständig ihre Aufgabe zu lösen, ist eine Frage an die Zukunft. Dagegen unterliegt es keinem Zweifel, daß die politische Poesie im Romane, wie bei den Franzosen und Engländern, aller socialen Fragen sich bemächtigen und von Jahr zu Jahr ihre Herrschaft ausbreiten wird; denn diese Form der Poesie ist so proteusartig, daß die spitzfindigste Censur sie nicht eher überwachen und nullificiren wird, bevor nicht England russisch und Paris .....isch geworden ist. Zu den thätigsten und gelesensten modernen Romanciers gehört der pseudonyme Jean Charles. Seine Romane: „Schöne Welt", „Das Leben kein Traum", „Stimme des Blutes", welche uns hier vorliegen, behandeln die Krankheitsgeschichte des am Marasmus senilis hinsiechenden deutschen Adels. Mit ruhigen, parquettgewöhnten Schritten geht der Verf. sanft dahingleitend im gewöhnten, vornehmen Anstande bis in das vertraulichste Boudoir hinein, um die haute volée ihre großen und kleinen Sünden, ihre geistigen und leiblichen Leiden und ihr unsagbares Ennui beichten zu lassen. Auch Bulwer führt uns seinen Tory-Adel in den verschiedenartigsten Bildern vor, dort können wir noch lachen, weil die vornehme Welt Englands doch noch Charakter hat, der selbst zum Lächerlichen gehört, hier aber bei dem deutschen Adel treffen wir nur auf blasirte Seelen, welche nicht einmal mehr einer Schrulle, geschweige denn irgend eines Enthusiasmus fähig sind. Man hat dem Verf. vielleicht nicht mit Unrecht Schuld gegeben, daß lebende Personen in seinen Romanen unter fremden Namen auftreten, — es ist dies der Vorwurf, welcher den Lustspieldichtern und den Dichtern socialer Romane von jeher, erst vor Kurzem noch Bulwer in England gemacht worden ist. Man bedenkt dabei nicht, daß jeder Künstler Studien machen muß, der Historienmaler muß Gesichter sehen, studiren und benutzen, der plastische Poet — Menschen und menschliche Verhältnisse. In dem Romane „Schöne Welt" führt uns der Verf. die Leiden und Freuden einer norddeutschen Familie vom hohen Adel, in „Leben kein Traum" eine österreichische Adelsfamilie vor die Seele. Beide Häuser sind unglückselig in sich selbst verwirrt. Das norddeutsche Adelshaus ist angefault durch geheime Sittenlosigkeit und Standesvorurtheil; dem fashionabeln Laster und der Thorheit fallen Vater und Söhne, dem Vorurtheile die Töchter zum Opfer. Das Schlimmste ist, daß diese Blumen der haute volée ein leises, schauderndes Vorgefühl vor der entscheidenden Krisis sich nicht abwehren können, um doppelt unglücklich zu sein. Ob „die Adelsreunion", dieses Palliativmittel, zu welchem der hohe Adel seine Zuflucht nehmen mochte, wirklich helfen wird? — Hat er doch, wie es scheint, nicht einmal so viel Energie in sich, um sich eine neue Geltung durch Erringung einer Ständeverfassung zu verschaffen, wozu er keine gelegnere Zeit, als die jetzige jemals wird finden können. Noch viel schlimmer aber scheint es nach Jean Charles mit dem süddeutschen Adel zu stehen, welcher nicht einmal mehr die Kraft zum geistreichen ennui hat, sondern nur auf seinen reichen Besitzungen in Sitte, Bildung und Geschmack verroht, um Pferd und Bauer zu quälen und die Walzer von Strauß und Lanner zu spielen; denn wo alle Ideen aufhören und aller und jeder Charakter absorbirt ist, bleibt noch das musikalische Hinbrüten im Menschen übrig. Es giebt nirgends mehr Musik und Tanz, als auf dem Verdecke eines Sklavenschiffes. Mit welchen sichern, unbarmherzigen Griffen Jean Charles aus diesen Elementen die Geschichte seiner Romane zusammengeballt hat, dafür zeugt das Publicum, welches fleißig darin liest, wenn auch nicht zwischen den Zeilen.

Will man die Geschichte gebildeter Völker begreifen, so studire man ihre Romane und Memoiren, welche oft nur allein nachfolgende, welterschütternde Ereignisse erklären. Zu einer solchen Lectüre über und für den Milchschaum der Gesellschaft empfehlen wir die oben besprochnen Romane des geistreichen Verf. M.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 231. **28. September.** **1842.**

Ueber den Charakter der christlichen Geschichte in den ersten zwei Jahrhunderten.

(Fortsetzung.)

Sollte diese Figur wirklich auf eine historische Person gedeutet werden, so würde, glaube ich, in der That die als spielender Versuch von mir gegebne Deutung auf den Apollos in zehn Fällen sich durchführen lassen, bis die auf Paulus in Einem Stich hielte. Wie viel treffender ist die Beziehung auf Marcion, welches Baur in der Gnosis durchführte? Ist es mir erlaubt, meine Ansicht über die Clementinen, dieses dunkle und räthselhafte Buch, hier zu äußern, so glaube ich, daß nach der Gestalt der wesentlichsten Ideen desselben seine Bedeutung vorzüglich in seiner Beziehung zur Gnosis zu suchen ist. Die Gnosis bildet gleichsam eine Ausbeugung von der geraden Linie der kirchlichen Entwicklung, deren erster Punct in Korinth, deren letzter in den Clementinen zu finden ist, in welchem die Gnosis im Begriff ist, in die Kirche zurück=, wie in Korinth davon abzugehen, womit auch die mannigfache in dem gleichen Abstand von der Linie der Kirche begründete Aehnlichkeit beider Grenzpuncte sich erklärt. — Ebenso räthselhaft scheint es mir, wie gerade Petrus als Vorfechter dieses Antipaulinismus vorgeschoben worden sein sollte. Denn entweder sind die Berichte über sein persönliches Mißverhältniß mit Paulus so zu verstehen, daß er auf die Grundidee des Paulinismus eingegangen ist, und nun sehe ich nicht, welche wesentliche Differenz noch zwischen beiden bestehen konnte, die einen zweihundertjährigen Gegensatz verschiedner Richtungen begründen mochte. Oder aber stellte sich Petrus damals dem Paulus feindselig gegenüber, erklärte sich gegen die Aufnahme der Heiden in den Verband des Christenthums ohne Beschneidung, und blieb hiemit in den Grenzen des strengen Ebionitismus beharren, dessen Grundsätze aber nun auch wohl nach Schwegler und Zeller für die nachpaulinische Kirche keine Geltung behaupteten.

Wenn nun Zeller bemerkt, „dagegen, daß der Judaismus als solcher" (versteht sich, daß er damit nicht den Ebionitismus im strengen Sinne, sondern das „Judenchristenthum überhaupt" meint), am Ende des ersten Jahrhunderts von der Kirche ausgestoßen gewesen wäre, lege nur nicht Alles, was wir von jener Zeit wissen, Protest ein": so nehme ich es als gutes Zeichen, daß die Belege, die er für diese Behauptung gab, und gewiß wählte er von der Menge derselben die schlagendsten aus, nicht zwingendere Beweiskraft haben. Zur Verständigung über diesen Punct ist immer zu erinnern, daß unter dem Judaismus in Zeller's Sinn, um den es sich handelt, weder der außerkirchliche Ebionitismus, noch das der Kirche ursprünglich, somit auch dem Paulinismus inhärirende jüdische Element gemeint ist, sondern ein die Kirche selbst beherrschender, dabei entschieden antipaulinischer Judaismus. Wenn nun „der in weitem Kreise als kanonisch verehrte Hirte des Hermas" für das Vorhandensein dieses Judaismus zeugen soll, so wäre doch vorerst zu beweisen, daß dieses Buch selbst aus diesem Judaismus geboren worden, daß die allerdings sehr engherzigen und oft crassen Vorstellungen desselben nicht gnügend aus einseitiger Auffassung und Entwicklung des Christlichen erklärt werden können, daß ihnen namentlich gegen die Paulinische Denkweise eine directe Tendenz des Widerspruchs eigen sei. Ich glaube nicht, daß von dieser Tendenz auch nur Eine Spur in jener Schrift gefunden werden könne, und wenn z. B. die seltsame Form der Christologie in derselben mit den Paulinischen Vorstellungen hierüber nicht übereinzukommen scheint, so ist die Schrift darum noch nicht antipaulinisch, sondern jener Punct vielmehr ein schlagender Beleg dafür, daß das Christliche hier nur erst in den unvollkommnen Anfängen seiner eignen Entwicklung begriffen war; und wenn z. B. noch Justin eine ganz ähnliche christologische Vorstellung zwar nicht selbst annimmt, aber doch als annehmbar freigiebt (Dial. c. Tr. 267), so sieht man daraus deutlich, wie dieser Gegenstand noch ganz unfirirt und der subjectiven Auffassung überlassen war. Ich kann mir daher nichts Willkürlicheres denken, als aus der allgemeinen Verbreitung und Achtung, die diesem Buche zu Theil wurde, ohne Weitres das Vorhandensein eines die Kirche beherrschenden antipaulinischen Judaismus zu folgern. Mir scheint daraus vielmehr umgekehrt hervorzugehen, daß es einen solchen Paulinismus, wie er durch diesen Gegensatz vorausgesetzt wird, überall nicht gab, daß die Paulinische Geistesfreiheit, so entschieden sie gegen jüdisch beschränkten Particularismus sich bethätigte, in andern Puncten ihre Grenzen gehabt habe, innerhalb deren sogar die Auffassung des Christlichen bei

Hermas nicht als unpaulinisch erschien. Sollte dieses nicht ganz entschieden aus der hohen Achtung hervorgehen, welche z. B. Clemens v. Alexandrien, Origenes, Eusebius vor diesem Buch hegten? oder waren diese Männer wohl auch antipaulinische Judaisten? (Strom. I, 29. 17. II, 1 etc. ad Rom. 16, 14: quae scriptura valde mihi utilis videtur, et ut puto divinitus inspirata; u. öft. hist. eccl. 3, 3.) Dasselbe scheint mir aus dem Zeugniß der Orthodoxie, das Hegesippus der gesammten Kirche seiner Zeit ausstellt, zu folgen. Denn da dieses Zeugniß ja ganz besonders auf die Kirchen zu Rom und Korinth sich bezieht, in welchen gewiß, wenn irgendwo, der Paulinismus sich erhalten haben mußte, wo gerade die entschiedensten Documente desselben niedergelegt waren, so meine ich, liegt es ohne Zweifel ebenso nahe, zu schließen: daß die Paulinische Denkweise, so freisinnig sie sich gegen die Verbindlichkeit des Gesetzes und der Beschneidung für die Christen aussprach, doch in dieser Freisinnigkeit nicht absolut weit ging, und in andern Hinsichten Grundsätze zuließ, in denen Hegesippus seine eignen wiederfinden mochte, — als: daß, da Hegesippus ein Ebionite(?) war, da er in der ganzen Kirche denselben Glauben fand, also die ganze Kirche einem antipaulinischen Ebionitismus zugethan gewesen sei. Aber Paulus soll nun auch selber gegen sich zeugen, wenigstens als apokryphische Figur, wenn Zeller nach Schwegler's Vorgang die Acta Pauli et Theclae als Beleg für seinen antipaulinischen Judaismus aufführt. Dieses Argument ist ein wenig zusammengesetzt, und verdient erst eine Auswicklung. Vorerst wird einmal angenommen, jene Schrift enthalte judaistische und antipaulinische Grundsätze; sodann, dieselben werden dem Paulus in den Mund gelegt, um sie ihn durch die Auctorität seines Namens selber sanctioniren zu lassen (Schwegler S. 214. 262. 64). Gewiß eine feine, raffinirte, überscharfsinnige Combination! Wie häufig die Veröffentlichung von Schriften unter falschem Namen der Verfasser in jener Zeit vorkam, ist bekannt; aber glauben, daß ein Parteimann auf den raffinirten Einfall gekommen wäre, seine Ansichten geradezu unter dem Namen seines Gegners und Feindes vorzutragen, heißt doch ein Maß von Absichtlichkeit und Berechnung in jene dunkeln Vorgänge hineintragen, wodurch die Sache auf eine Spitze gestellt wird, daß sie sich nothwendig überstürzen muß. Sichtbar konnten Kunstgriffe dieser Art sich Gelingen versprechen nur, wenn die Ansichten des Gegners, also hier des Paulus, dem Publicum, auf das man den Betrug berechnete, unbekannt waren, weil man sonst das ganze Machwerk als Betrug und Lüge alsbald durchschaut hätte. War es aber so, welch vernünftigen Grund konnte der Verfasser jener Schrift noch haben, den Paulus durch einen so raffinirten Betrug zu petrinisiren? oder war seine Täuschung vielleicht nicht auf die Mit-, sondern die Nachwelt abgesehen? wie unwahrscheinlich, daß auf einem Boden, wo man von Paulus nicht mehr wußte, als seinen Namen, ein einzelnes Individuum in den großen Streit des Paulinismus und Antipaulinismus eingeweiht, und zu solcher Hitze entzündet gewesen sein sollte, daß er eines solchen Streitmittels sich bedient hätte! Ferner, welchen Vorschub konnte denn der Name Paulus dem imaginären Petrinismus Zeller's und Schwegler's leisten in den zwei ersten Jahrhunderten, wenn die ganze Kirche jener Zeit nach der Ansicht des Letztern einem antipaulinischen Ebionitismus huldigte, neben dem der Name Paulus gewiß nicht eben in hohen Ehren sich erhalten konnte? welchen Grund konnte besonders jener Autor, — und ein ergrimmter Antipauliniker muß er gewesen sein, daß er eine so bösartige, hinterlistige Strategie befolgte, — haben, unter dem Namen des von ihm und der ganzen Zeit gehaßten und angefeindeten Apostels aufzutreten? welchen Grund, ihn nicht mit offnem Visier anzugreifen? Und worin bestehen nun diese Angriffe? Ich halte mich hier an die Schweglersche Darstellung (S. 263), da ich die Acta selbst nicht bei der Hand habe, und jene gewiß Nichts übersehen hat, was ihrem Zwecke dient. Der Inhalt der Paulinischen Predigt werde bezeichnet als *λογος θεου περι ἐγκρατειας και ἀναστασεως*; ihr Thema sei, *ἑνα και μονον θεον φοβεισθαι και ζην ἁγνως*. Sollten wirklich die Lehren von der Enthaltsamkeit, von dem Einen Gott, dem heiligen Leben unpaulinisch sein? wird nicht die *ἐγκρατεια* sogar dem Namen nach durch Gal. 5, 23, dem Sinne nach durch 1 Cor. 7 entschieden paulinisirt? Ferner, die von Schwegler beigebrachten Seligsprechungen tragen zwar die Paulinische Form des Ausdrucks nicht (vgl. übrigens 1 Cor. 7, 40); aber Niemand will ja sagen, Paulus habe das Buch geschrieben, sondern nur die Ansichten desselben seien nicht antipaulinisch. Und nun lassen sich sogar für die Schlagworte dieser Stelle Paulinische Aussprüche citiren, z. B. *μακαριοι οἱ ἁγνην την σαρκα τηρησαντες, ὁτι αὐτοι ναοι θεου γενησονται,* verglichen mit 1 Cor. 3, 16. 17. 6, 19, in welch letztrer Stelle vor der *πορνεια,* weil sie den Leib, der ein Tempel Gottes bei den Christen sein soll, entheilige, gewarnt wird, welche Warnung mit der Empfehlung der Enthaltsamkeit, und des *ἁγν. τ. σαρ. τηρειν* gemeint ist (cf. 2 Cor. 4, 2); ferner, *μακαριοι οἱ ἐχοντες γυναικας, ὡς μη ἐχοντες, ὁτι αὐτοι ἀγγελοι θεου γενησονται,* — erklärt sich theils als gar nicht unpaulinisch, wenn man 1 Cor. 7, 29, theils als ächt und rein christlich, wenn man Matth. 22, 30 vergleicht. Ist es unpaulinisch und jüdisch, wenn *οἱ το βαπτισμα καθαρον τηρησαντες,* oder die *σωματα των παρθενων* selig gepriesen werden? (cf. ib. 7, 1. 7. 8. 26. 33. 34. 37, besonders aber V. 40 *μακαριωτερα δε ἐστιν ἐαν οὑτω μεινῃ.*) Ich kann mir für-

wahr gar keine Vorstellung machen, wie Schwegler seinen Paulus sich denkt. Wenn endlich dieser in jenen Acten die Agapen mit Brot, Gemüse und Wasser feiert, warum soll dieses antipaulinisch sein? weiß man, daß sie Paulus anders gefeiert hat oder hätte? ja selbst wenn in diesem Merkmal wirklich die ἀσθενεια sich offenbarte, die Paulus Röm. 13, 1. 2 bezeichnet: ist sie darum auf eine antipaulinische Tendenz zurückzuführen, und nicht vielmehr natürlicher daher zu erklären, daß der Verfasser die Paulinischen Vorstellungen im Einzelnen nicht kannte, seine Schriften nicht gelesen hatte, und daher in seinem Bilde sich Züge beigehen läßt, die nach unsrer detaillirten Einsicht in den Paulinismus diesem sich nicht accommodiren wollen, wie z. B. hieher der Widerspruch der Grundsätze des ächten und unächten Paulus über die kirchliche Stellung der Frauen, die sich gewiß nicht eignen, überhaupt als wesentliches Unterscheidungszeichen des Paulinischen zu gelten, gehört! Ist nicht Schwegler selbst ein Versehen dieser Art begegnet, wenn er 1 Cor. 7 zum Trotz die Hochschätzung der Jungfräulichkeit als unpaulinisch hinstellte? Nehmen wir dann noch hinzu, daß die Predigt des Paulus auch wieder λογος της ἀναστασεως, oder λ. περι ἀγαπης και της ἐν Χριστῳ πιστεως heißt, so meine ich, sollte die antipaulinische Tendenz jener Schrift ziemlich schwinden, und das Vertrauen zurückkehren, daß der Verf. von der raffinirten Betrügerei, die man ihm zutraut, keine Ahnung hatte. Er war gewiß überzeugt, daß sein Paulus die Sprache des ächten Paulus führe, und das große, unangefochtne Ansehen, das dieser besaß, veranlaßte ihn, Jenen zu fingiren *).

(Schluß folgt.)

*) Daß diese apokryphische Schrift gerade ein „so getreuer Ausdruck der religiösen Vorstellungen und Grundsätze ihres Zeitalters“ (!!) gewesen sei, ist denn doch zu viel gesagt, wenn man sieht, daß schon Tertullian ihre Unächtheit aufdeckte, und vor ihrem Gebrauch warnte. Seltsam, der antipaulinische Montanist warnte vor den antipaulinischen acta P. et Theclae!

Eine Geschichte Deutschlands fürs Volk bearbeitet.

Die öffentlichen Blätter brachten vor einiger Zeit die Nachricht, daß Schlosser gegenwärtig mit der Ausarbeitung einer volksthümlichen Geschichte Deutschlands beschäftigt sei. Ist das wahr, dann dürfen wir ein te Deum laudamus anstimmen, dann Halleluja, Heil dir, mein Vaterland!

Nicht als ob ich glaubte, daß gerade Schlosser einem solchen Werke ganz vorzüglich gewachsen sei; im Gegentheile bezweisle ich das sehr, ob er dafür der Mann ist. Das aber ändert nichts an der Sache, stimmt meinen innern Jubel nicht um ein Tönchen herab; denn ist Schlosser nicht der Rechte, um eine Geschichte Deutschlands fürs Volk zu schreiben, so wird er der Vorläufer eines Andern, der Prediger in der Wüste sein. Jedenfalls aber verkündigt er den Messias, denn sonst wäre das Wunder nicht geschehen. Das Wunder aber besteht darin, daß endlich einmal wieder ein deutscher Gelehrter, daß, allgemeiner gesprochen, die Gelehrten wieder ans Volk denken, und fürs Volk schreiben möchten.

Von Luther bis zur Schlacht bei Jena gab es der Schriftsteller, die ans Volk dachten, fast gar keine, und zwar sehr einfach aus dem höchst natürlichen Grunde, weil es kein deutsches Volk gab, weil dasselbe einen Jahrhundertschlaf hielt, aus dem es 1813 wieder in etwas aufgerüttelt wurde. Da erstanden denn auch wieder ein paar Volksschriftsteller, Görres, Arndt, Körner und Andre.

Damals wurden ein paar deutsche Geschichten fürs Volk erdacht, von denen freilich nur die eine, die von Kohlrausch, schon gleich nach 1813 herauskam, während die andre von Wolfgang Menzel als Spätherbstfrucht zwar viel dicker, aber auch viel saurer erst mehrere Jahre später das Tageslicht sah.

Aber die guten Deutschen waren damals, wie das bei Leuten, die man aus ihrem gefährlichen Schlummer selbst an steilem Abhange aufweckt, ziemlich natürlich ist, sehr brummiger Natur und besonders ungehalten über den ungeschickten Wecker; der mußte es böse vergelten. Diese mürrische Stimmung gegen Frankreich spukt sowohl in der Geschichte von Kohlrausch als in der von W. Menzel, und erlaubt Beiden nicht, weder ihr eignes noch die andern mit diesem in Berührung kommenden Völker richtig zu beurtheilen. Das führt insbesondre Kohlrausch zu gar lustigen Mißverständnissen und Fehlgriffen.

Kohlrausch ist ein sehr braver Preuße, und Friedrich II. ist sein Hausgott: Im Namen des Vaters, des Sohnes und des einzigen Friedrich ist der Segen, mit dem er seine Kinder zu Bette legt.

Nun hat aber dieser Friedrich die Theilung Polens, wenn auch vielleicht nicht ausgedacht, doch thätigst mitbewirkt. Kohlrausch erzählt dies Ereigniß in folgender Art:

„Im Jahre 1765 war August III. gestorben; Rußland und Preußen mischten sich in die Angelegenheiten der durch Zwietracht geschwächten Polen. Beide Mächte forderten, daß ein geborner Pole zum König gewählt werde, und 10000 Russen, die plötzlich gegen Warschau heranrückten, und ebenso viel Preußen, die sich an der Grenze sammelten, bewirkten, daß Stanislaus Poniatowsky auf den Thron gesetzt wurde. Von da an war kein Reichstag, auf welchem nicht die Fremden ihren Einfluß übten.“

„Bald darauf entstand ein Krieg der Russen gegen die Türken, worin jene die Moldau und Wallachei eroberten und diese Länder behalten wollten. Das konnte Oesterreich

wieder auf keine Weise zugeben, damit Rußland nicht zu mächtig würde, und Friedrich der Große war in Verlegenheit, wie er das Gleichgewicht am besten erhalten sollte. Aus dieser Spannung schien am Ende der erträglichste Ausweg der zu sein, daß dem Volke, welches sich am wenigsten gegen eine solche Gewaltsamkeit vertheidigen konnte, den Polen, ein Theil ihres Landes abgefordert würde, um damit allen dreien einen Zuwachs zu verschaffen."

„Im Herbste 1773 mußte das, von drei Seiten bedrohte, polnische Volk seine Einwilligung dazu geben, daß von seinem Grundeigenthum 3000 Quadratmeilen abgerissen, und unter Oesterreich, Preußen und Rußland vertheilt wurden."

„Frankreich ließ diese schnöde That ohne Einwendung geschehen." — —

— — — Die schändlichen Franzosen, dieses gottvergeßne Volk, diese Feuerbrände Europas, diese Rheingrenzendiebe, diese — diese — es fällt mir nichts mehr ein, was so recht meinem und Hrn. Kohlrausch's innerm Zorne entspräche, — diese unverbesserlichen Revolutionärs — das ist's — ließen ruhig, ohne Einwendung eine so schnöde That geschehen! Ja dafür sollen sie dereinst büßen, dafür müssen sie von den Preußen, Oesterreichern und Russen in die Zucht genommen werden.

So eine einzige Stelle gnügt, um den Geist zu zeigen, in dem das Buch geschrieben ist. So lange er die Preußen, Oesterreicher und Russen am Werke sieht, mukst er nicht, spricht wohl ein wenig von „Gewaltsamkeit," aber meint dann doch, daß in der „großen Verlegenheit, in der Friedrich II. gewesen, um das Gleichgewicht aufrecht zu erhalten," am Ende die Theilung eines Volkes, das außer Vertheidigungszustand war, die Wegnahme von 3000 □Meilen Landes, der „erträglichste Ausweg" gewesen sei, um der „Spannung" ein Ende zu machen. Aber kaum macht er ein: Rechts um kehrt! — so sieht er die Franzosen vor sich, und denen geht's dann schlecht: „Ihr schnödes Volk, wie könnt ihr nur so schnöder That zusehen!" In seinem Aerger vergißt er, daß sein einziger Friedrich es war, der die schnöde That begangen; in seinem Zorne gesteht er sogar halbwegs zu, wie die Franzosen bis jetzt sich so benommen, daß man ihnen bei so schnöder That wohl Einspruch hätte zutrauen sollen, ja daß es sogar ganz unverzeihlich von ihnen war, jetzt gewähren zu lassen.

Ich habe diese Stelle herausgehoben, weil sie eine der schlagendsten ist. Aber sie ist im Geiste des ganzen Buches, und beweist an und für sich, daß der Geschichtschreiber, dem sie entschlüpfen konnte, keinen Begriff von geschichtlichem Rechtsgefühl hat, daß er ohne höhern Standpunct ist, inmitten der Zänker steht, und Partei nimmt. Ein Volk, eine Jugend, die aus solchen Werken die Geschichte lernen, sind in Gefahr, das gesunde Urtheil, den Rechtsbegriff zu verlieren. Und das ist das höchste Unglück, das einem Volke begegnen kann.

Die Geschichte der Deutschen von Wolfgang Menzel ist eigentlich nur eine durchgesehene, vermehrte, verbesserte Auflage der von Kohlrausch. Der Geschichtschreiber ist im Geist und in der Wahrheit derselbe. Er hat nur während der Friedensjahre einige nachträgliche Studien machen können, und überdies die im Kriege gewonnenen Lorbeern fleißig begossen, so daß sie ihm fast über den Kopf gewachsen sind, und er vor Lorbeern den Wald, Land und Leute, nicht mehr sieht.

Die Deutschen sind ein tüchtiges Volk, sie haben sich ihrer Geschichte nicht zu schämen, und ich glaube fast, daß die Geschichte sich auch der heutigen Deutschen nicht zu schämen hat. Ein paar Jahrhunderte büßten sie für die Mißgriffe ihrer Väter, und mußten dann manche Schmach erdulden, und Vieles über sich ergehen lassen. Wir haben noch heute abzutragen an der alten Schuld, aber Deutschland zahlte schon einen guten Theil, ohne dabei zu Grunde zu gehen, und das ist sein Verdienst. So lange es aber nicht neuen Ehrenreichthum erworben hat, mag es sich mit diesem bescheidnen Verdienste begnügen, sein früheres Unrecht, seine Schuld und Schmach eingestehen, sich in Zukunft anders benehmen, und vor Allem die erste Gelegenheit ergreifen, um zu zeigen, daß es mit der alten Schlafmützenzeit ein Ende hat.

Aber wer sich viel darauf zu gut thut, daß sein Vetter und Schwager ein reicher, tapferer, geachteter und achtbarer Mann ist, der ist — ein Wicht, aus dem all sein Leben nichts Rechtes wird.

Menzel, als er die Eroberung Britanniens durch die Angelsachsen erzählt hat, fährt schließlich fort und sagt: „Wie sehr wir auch in den Engländern unser Brudervolk erkennen, müssen wir doch hier ihre Geschichte verlassen. Doch dürfen wir niemals vergessen, wenn irgendwo von der Größe und Herrlichkeit Englands die Rede ist, daß diese stolzen Engländer ursprünglich Deutsche und die Brüder unsrer Väter waren, und daß jenes bürgerliche Wesen, durch welches sie so groß geworden sind, die Frucht der altdeutschen Verfassung war und noch ist." —

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 232. 29. September. 1842.

Ueber den Charakter der christlichen Geschichte in den ersten zwei Jahrhunderten.

(Schluß.)

Ein besondres Moment für den antipaulinischen Judaismus, der die Kirche der zwei ersten Jahrhunderte beherrscht haben soll, ist die kleinasiatische Passahfeier. Ueber den Hauptpunct, die antipaulinische Tendenz derselben, wird Zeller wohl nicht abgeneigt sein, zu accordiren. Sie läßt sich auch nicht durch eine Spur beweisen. Ja, wenn Paulus selber das Passah noch mitfeierte, wäre ich doch auf den Nachweis begierig, daß er dabei nicht die kleinasiatische, sondern die römische Sitte beobachtet habe. Aber selbst das halte ich noch nicht für ausgemacht, daß die kleinasiatische Sitte absolut als judaistisch, der von Rom aus erhobne Widerspruch dagegen als Demonstration des freiern Princips gegen Ueberbleibsel des Judaismus im Christenthum zu fassen sei. Vorerst feierten die Orientalen gewiß ihr Fest dem Sinn und den Bräuchen nach nicht als jüdisches Passah, das als solches für das Christenthum überhaupt, zumal aber für Heiden, die zum Christenthum übergegangen waren (und die kleinasiatischen Gemeinden bestanden doch wohl vorzüglich aus Heiden), gar keine Bedeutung haben konnte. Denn welche Theilnahme konnten Heidenchristen für das Andenken an den Ausgang aus Aegypten hegen? Welche Bedeutung konnte eine Feier dieses Andenkens überhaupt noch haben da, wo der Begriff des Volkes Gottes in seiner Beschränkung auf das leibliche Israel, wo zumal die Beschneidung aufgegeben war? Heidenchristen konnten unmöglich mit der Feier einen Sinn verbinden, wenn sie ihr nicht eine unmittelbare Beziehung auf Christus zu geben vermochten. Hiefür aber bot sich ganz von selbst die Erinnrung an das letzte Mahl Christi und die Stiftung der Eucharistie dar, welche denn ohne Zweifel auch der einzige Gegenstand der orientalischen Feier des vierzehnten Nisan war, wobei ich zugleich nicht einsehe, warum mit dieser Feier nicht ebenfalls sollte die typische Auffassung des Passah als Vorbild des Todes Christi verbunden worden sein, wie sie z. B. Justin (Dial. c. Tr. §. 40) darlegt, wenn gleich die eigentliche Feier des Todes erst den folgenden Tag stattfand. Dieser Tag war ein Trauer- und Fasttag (was auch für die antirömische Partei aus Tert. jejun. 14: Sabbatum nunquam nisi in Pascha jejunandum, hervorgeht), weil er der Erinnerung an das schmerzliche Leiden als Factum gewidmet war, der vorhergehende ein Tag der Freude, weil man sich in der Feier der Eucharistie die seligen Wirkungen dieses Todes vergegenwärtigte. Durch diese Beziehung, und noch mehr durch den Umstand, daß in unmittelbarer Folge an diese Feier sich die des Leidens und der Auferstehung Christi reihte, erhielt dieselbe einen durchaus antijüdischen, specifisch christlichen Charakter. Daß sie Passah genannt wurde, beweist Nichts dagegen, indem ja auch die römische Feier mit diesem Namen bezeichnet wurde. Ferner ist es doch ziemlich ungenau, wenn man die römische Sitte auf die Absicht zurückführt, das Andenken an den Tod Christi ausdrücklich an die Stelle des Passah treten zu lassen; denn dieses wäre nur dann der Fall gewesen, wenn die Feier des erstern jedes Mal am 14. Nisan begangen worden wäre, d. h. an dem Tage, an welchem die Juden das Passah feierten. So, wie die römische Feier begangen wurde, hatte sie gar keine Beziehung mehr auf den jüdischen Brauch, je nachdem der 14. Nisan in der Woche fiel, traf die römische Sitte doch mit der kleinasiatischen und jüdischen zusammen; während die Festfeier der Kleinasiaten den Gegensatz des christlichen und jüdischen Passah gerade darin anschaulich machte, daß sie zu gleicher Zeit mit den Juden eine wesentlich andre Feier begingen, eine Antithese, die in der von Neander citirten Stelle der διαταξεις ἀποστολικαι bei Epiph. haer. 70, 11 (Neander K.G. I. 2. 523, 1) auf eigenthümliche Weise anschaulich dargelegt ist. Eben darum scheint mir auch ferner die Ansicht ganz ungegründet, daß die römische Sitte auf Paulus zurückzuführen sei. Denn schwerlich hätte Hegesippus auf seiner Visitationsreise der römischen Kirche eine so gute Note gegeben, wenn er eine solche Abweichung gefunden hätte; denn daß es sich hier um Sitte, nicht um Lehre handelte, konnte kaum für diesen Mann in Betracht kommen, zumal wenn, wie nach Schwegler's Ansicht, der Gegenstand des Streits in der That die ganze wesentliche Grundanschauung des Christenthums betroffen hätte. Und Paulus hatte gewiß nach Analogie der jüdischen Feste den einfachen Jahrescyklus beibehalten, und etwa also im Gegensatz gegen die Juden den 14. Nisan für die Todesfeier fest bestimmt. So, wie die Differenz beschaffen war, ist sie

gewiß absichtslos und zufällig entstanden und bezieht sich nur theils darauf, daß die Kleinasiaten allein den Jahrescyklus, die Römer aber, als bei ihnen Jahresfeste aufkamen, bei Bestimmung derselben zugleich die herkömmlich distinguirten Wochentage berücksichtigten, theils darauf, daß in Folge davon jene das Fasten durch ihre Feier unterbrachen, während diese bis zum Auferstehungstag fortfasteten. Daß aber nun, als der Streit ausbrach, eine oberflächliche Ansicht der Sache den Brauch der Kleinasiaten als Judaismus anklagen mochte, kann nicht auffallen (vgl. die von Schwegler angeführten Aeußrungen dieser Art. S. 196. Anm. 119).

Hiemit sind die Hauptbelege beleuchtet, welche Zeller für das Vorhandensein eines antipaulinischen Judaismus in der nachpaulinischen Kirche geltend macht. Denn „die Entstehung vieler Petrinischer Sagen" besagt Nichts, wenn nicht die antipaulinische Tendenz derselben bewiesen wird, oder vielmehr sie haben ihr beweisendes Moment in der unerwiesnen Voraussetzung eines Gegensatzes zwischen Paulinismus und Petrinismus. „Die offenbar auf Gewinnung von Judaisten gerichtete Tendenz der Apostelgeschichte u. s. w." aber, selbst abgesehen davon, daß solche Tendenzgründe immer sehr subjectiver Natur sind, ist gewiß nicht nothwendig ein Beleg für einen Judaismus in der Kirche, da die Judaisten, welche die Apostelgeschichte, der Brief des Barnabas u. s. w. im Auge hat, unläugbar die streng particularistischen Grundsätze des Ebionitismus hegen. Und so glaube ich, bis jetzt keine Ursache zu haben, meine Ansicht aufzugeben, daß das Judenchristenthum, dessen wesentliches Merkmal, wenn man mit historischen Terminologien kein Spiel treiben will, die Uebertragung des jüdischen Particularismus, der jüdischen Begriffe von Messias und Gesetz, besonders von dem der Beschneidung auf das Christenthum ist, durch die Paulinische Denkweise entschieden überwunden und aus der Entwicklung der Kirche ausgestoßen wurde, daß keine Erscheinung der nachpaulinischen Kirche, sie sei noch so äußerlich oder engherzig, als sie wolle, zu ihrer historischen Erklärung directe jüdische Einflüsse erheische, sondern ganz natürlich als Ergebniß einer einseitigen und engherzigen Entwicklung des Christlichen selbst zu begreifen sei, daß die jüdischen Elemente, die etwa der nachpaulinischen Kirche inhäriren, zureichend aus dem ursprünglichen Verwandtschaftsverhältniß von Judenthum und Christenthum abgeleitet und Anknüpfungspuncte für dieselben auch bei Paulus nachgewiesen werden können, daß demnach aber die Hypothese von einem durch die zwei ersten Jahrhunderte sich hinziehenden Gegensatz zwischen Paulinismus und Antipaulinismus nicht mehr als eine Hypothese sei. Diese Bemerkungen werden sich gewiß in das gehörige Licht stellen, wenn man versucht, eine genaue Charakteristik beider Gegensätze zu geben, indem es sich dann zeigen müßte, daß der angebliche Antipaulinismus entweder historisch gefaßt, mit dem Ebionitismus zusammen- und über die Kirche hinaustreffen, oder aber auf eine Art charakterisirt werden müßte, daß er nicht mehr antipaulinisch wäre.

Daß der Montanismus dieser Ansicht im Wege stünde, haben mich die Zellerschen Bemerkungen nicht überzeugt. Da dieselben meine eigenthümliche positive Auffassung dieser Erscheinung unberührt lassen, so kann ich kurz hierüber sein. Ich gestehe, daß mir die Annahme einer Entstehung des Montanismus aus jüdischen Elementen in einem durch und durch heidnischen Lande, wo die heidnische Naturreligion immer eine ganz besonders lebendige Entwicklung behauptet, wo sich immer ein sehr erregtes religiöses Treiben erhalten hatte, wo alle Momente der Erklärung einer religiösen Schwärmerei ganz ohne Hilfe äußrer Einflüsse gegeben sind, völlig grundlos erscheint. Ich wiederhole, was ich im zweiten Artikel meiner Kritik der Schweglerschen Schrift ausgeführt habe, daß der Montanismus in seinen ältesten Denkmalen sich als eine rein chiliastische Erscheinung darstelle, dessen unkirchliche Seite nur in der übertriebnen, aus dem phrygischen Volkscharakter gnügend zu begreifenden, prophetischen Ekstase beruhte. Wenn Zeller bei dieser Betrachtungsweise besonders den tiefeingreifenden Einfluß, den der Montanismus übte, unbegreiflich findet, so erinnre ich nur daran, daß die Erwartung des Weltendes von der apostolischen Zeit an der eigentliche Hebel der kirchlichen Entwicklung war, daß diese Erwartung sich mit dem Verlauf der Zeit mehr und mehr spannen, und eine Erscheinung, die ihre Erfüllung ankündigte, nothwendig eine gewaltsame Aufregung nach sich ziehen mußte, die ihre Schwingungen über die ganze Kirche verbreitete. Aber eben darin finde ich nun auch die große historische Bedeutung des Montanismus, daß in ihm das eschatologische Element zu einer Gährung ausbrach, die ihm seine Schärfe nahm, und die Kirche aus dem krankhaften Zustand, in welchem sie das ängstliche Harren auf das Ende der Dinge erhielt, zu einer ruhigen, immanenten Entwicklung führte, indem sie sich nun als einen festen, innerlich und äußerlich wachsenden Organismus anschauen lernte. Diese Wirkung ergab sich aus der unerbittlichen Wirklichkeit, welche die Montanistischen Prophetien Lügen strafte, und der sich der Montanismus selbst, wenn er sein Leben fristen wollte, fügen mußte. Was denn auch darin geschah, daß der spätre Montanismus seinen momentanen Charakter aufgab, die Vorstellung eines plötzlichen Einbruchs des Weltendes gegen die Idee des letzten Weltalters mit unbestimmter Dauer vertauschte, und dieser von ihm eingenommnen Stellung dadurch ein Princip verlieh, daß man in Montanus eine Incarnation des Paraklet (eine ihm ursprünglich gemäß den ältesten Nachrichten über ihn fremde Vorstellung) fand, eine Wendung, die wieder dadurch auf

die Kirche zurückwirkte, daß sie den letzten entscheidenden Anstoß zur Entwicklung der Trinitätslehre gab, die selbst der sicherste Reflex der veränderten Selbstanschauung der zur Ruhe gekommnen Kirche ist.

Den Montanismus mit Zeller und Schwegler als Judaismus betrachten und ihm eine trinitarische Anschauung Gottes zuschreiben, scheint mir geradehin der unauflöslichste Widerspruch. Ich finde die letztere nicht im ursprünglichen Montanismus; dennoch erscheint er mir nicht judaistisch. Wenn Zeller das hauptsächlichste jüdische Merkmal des Montanismus in der Askese und der Auffassung des Christenthums als nova lex findet, so erwiedre ich mit seinen Worten, „jene findet sich in der urchristlichen Zeit überhaupt, diese auch bei Paulus." Ja noch mehr, die Askese ist überhaupt nicht jüdisch, und selbst die äußerste asketische Werkheiligkeit hat eine der Vorstellung eines juridischen Gesetzesvertrags in jüdischem Sinne schlechthin entgegengesetzte Basis. Wenn er weiter bemerkt: „es ist zweierlei, ob sich solche Elemente als untergeordnete Momente auch finden, oder ob sie das Bestimmende einer ganzen religiösen Denkart sind", so ist er den Nachweis schuldig geblieben, wo der Montanismus Speisegesetze, Fastengebote u. s. w. gab. Ich finde Nichts von einem geschloßnen System asketischer Gesetze bei Tertullian; wohl aber fühlt man es noch bei Tertullian durch, daß die Montanistische Askese im engsten Zusammenhang mit der Montanistischen Eschatologie steht, also nicht das Bestimmende des Montanismus, sondern eine Consequenz seines wesentlichen Standpunctes ist. Gewiß hat die Askese bei Marcion eine noch weit schärfre und unbedingtre Bedeutung erhalten. Die Asketen der Kirche sind ihm eigentlich die wahren Christen; ihre Lebensweise scheint ihm zum Wesen des ächten Christenthums zu gehören; er fordert sie als etwas Unerläßliches. Und Tertullian, der Montanist, bekämpft ihn hierin gerade aufs Entschiedenste. Ist Marcion deßhalb ein Judaist? Ist die Askese das Bestimmende seiner ganzen religiösen Denkart? Gewiß nicht, wie sie überhaupt in allen asketischen Erscheinungen immer nur Consequenz ihrer sonstigen Principien ist, so auch bei Marcion, so auch im Montanismus. Die Behauptung, daß „der Montanismus das Christenthum nicht nebenbei, sondern vorzugsweise als Gesetz, den Glauben nur als das um der Gesetzeserfüllung willen Nothwendige" (Zeller meint wohl, als das neben den Werken Unwesentliche) betrachte, scheint mir rein aus der Luft gegriffen. Unter den Montanistischen Orakeln habe ich Nichts dieser Art gefunden. Gewiß ist aber eine solche Denkweise dem finstern Tertullian, dem Vorläufer Augustin's, der das Dogma von der Erbsünde und der unwiderstehlich wirkenden Gnade zuerst ausbildete, schlechthin fremde.

Eine Geschichte Deutschlands fürs Volk bearbeitet.

(Schluß.)

Der stolze Engländer, der den demüthigen Deutschen sich in aller Bescheidenheit die Größe und Herrlichkeit Englands zurechnen hört, wird sich wahrlich eines mitleidigen Lächelns und Achselzuckens nicht erwehren können. Ich habe in Frankreich zwei Brüder gekannt, Söhne alten, stolzen Adels, deren Väter durch die Revolution ruinirt worden waren. Der Eine, schon ein Greis, ging stets mit halbschmuzigen, aber feinen Glacéhandschuhen, in abgetragenem Rocke nach alter Mode einher, — ein Marquis, den die Zeit vergessen hatte. Aber wie freudig stolz sah er aus seinen Fetzen heraus, wenn er von seinen Ahnen sprach, wie groß hob er sich auf seinen dürren Beinchen, wenn er uns, so oft der Hr. Graf Th. vorbeiging, sagte: voici mon cousin, und wie strahlte er in Ruhm, wenn sein cousin in der Pairskammer eine tapfere Rede hielt. — Aber er war ein Bettler.

Sein Bruder war ein Arbeiter, eine Kernnatur, ein rüstiger Schreinermeister, der sich seiner Ahnen nicht schämte und nicht zu schämen hatte; der, als Frankreich die Fremden ins Land rücken sah, sein Leben einsetzte; der, als im Juli ein König sich gegen das Gesetz empörte, ruhig die Flinte zur Hand nahm, und trotz zweier Wunden, bis der Sieg errungen war, in den Reihen des Volkes mitkämpfte. Wo von seinen Ahnen die Rede war, da sagte er: „Jener war ein Ehrenmann, dieser ein Wicht!" Seinem Bruder gab er, so oft er konnte; seines Cousins des Hrn. Pairs Reden entlockten ihm meist ein mitleidiges Lächeln, und nur Einen von seinen Verwandten hielt er seiner Freundschaft werth, denn dieser war ein Ehrenmann, der wie unser Schreiner seine Familie durch seine Arbeit nährte, und stets und überall bereit war, seine Pflicht als Mann, als Bürger und als Familienvater zu thun. —

Die Engländer sind ein Volk, das des Großen viel vollbracht hat, aber wahrlich, um ihrer Großthaten willen möchte ich doch nicht, daß mein Vaterland mit für die Geschichte Englands verantwortlich sein müßte. Im Innern wie nach Außen hin herrschte in der Politik Englands stets der Grundsatz der Eroberung, die Aristokratie Englands unterdrückte das Volk und beutete es aus, und die Engländer suchten dann außer Landes Ersatz, unterjochten ganze Welttheile und saugten sie aus bis aufs Blut. Die Geschichte Deutschlands hat manchen Rostflecken, aber sie ist purer Stahl gegen die Englands.

Doch wenn die Engländer auch die schönste Geschichte der Welt durchgelebt hätten, wenn sie das edelste, größte, tapferste, aufopferndste, menschenfreundlichste Volk wären, das die Erde je gesehen, so würde es nicht weniger kleinlich

sein, diese Geschichte sich anmaßen, sich mit fremden Federn schmücken zu wollen. Nur das ängstliche Bewußtsein der eignen Nichtigkeit kann sich so weit vergessen. Wäre Deutschland nicht zur Zeit, als W. Menzel jene Zeilen schrieb, wirklich im erbärmlichsten Zustande gewesen, er würde nie darauf gekommen sein, die abgetragenen Flitter des Nachbars borgen zu wollen, um damit seine eigne zerrissene Armuth zu bedecken.

Die neueste Zeit hat die Deutschen wieder zu Selbstbewußtsein kommen lassen. Freund und Feind haben daran ihr Theil mitgeholfen. Die Freunde haben uns so hart zugesetzt, daß uns die Augen aufgingen; die Feinde uns so derb gerüttelt, daß wir uns wohl regen mußten. Die Probe auf dies neue Selbstbewußtsein muß das deutsche Volk noch bestehen, aber wir, die wir den Glauben unsrer Zeit theilen, fürchten uns nicht vor dem Augenblicke, wo diese unserm Vaterlande geboten wird. Dies Bewußtsein ist die erste Bedingung einer Volksgeschichte fürs Volk. Deßwegen ist wirklich jetzt die Zeit zu einem solchen Unternehmen günstiger als je eine, und deßwegen wird auch nächstens sicher eine solche Geschichte hervortreten, mag nun Hr. Schlosser sie schreiben oder irgend ein Andrer, geschrieben wird sie werden, und bald gnug.

Der aber, der sie schreibt, wird nur dann sein Werk vollenden, nur dann fürs Volk und alle Zukunft arbeiten, wenn er begriffen, daß die Weltgeschichte das Weltgericht, die Geschichte eines Volks dessen Gericht sein muß. Strenge, unbestechliche Gerechtigkeit muß der Leiter des Geschichtschreibers sein. Jede That des eignen Volkes muß er vor seinen Richterstuhl fordern, und dann abwägen, ob sie Recht oder Unrecht war. Und kein Glanz, kein Ruhm, keine Tapferkeit dürfen ihn bestechen und verhindern, dem Unrechte das Brandmaal der Wahrheit aufzudrücken, und keine zufällige Niederlage, kein vorübergehendes Elend, kein augenblickliches Unglück darf ihn veranlassen, das Recht sinken zu lassen.

So und nur so wird er auf die ewigen Spuren der Volksgröße kommen und nach und nach auch einsehen lernen, daß sein eignes Volk dereinst groß war, weil es gerecht war, weil es Nichts wollte, als sein Recht, seine Freiheit, seine Selbständigkeit; so wird ihm klar werden, warum es von der Höhe seiner einstigen Größe herabsteigen mußte, warum es, wenn auch oft bei noch so großem äußern Glanze, zur innern Nichtigkeit verdammt wurde, und nach und nach immer mehr zerfiel, bis wieder eine Zeit kam, wo es nur Recht und Gerechtigkeit wollte und dann sich wieder in seinem alten Glanze erhob.

Das Volk, dem so in seiner Geschichte sein Gericht lebendig vor Augen gestellt werden würde, würde an seiner Vergangenheit lernen seine Zukunft sichern; es würde Mannes gnug werden, des Nachbars eitle Flitter zu verachten; es würde an seinen Fehlern begreifen, warum es unglücklich und rechtlos; es würde in dem strengen Rechte und der rücksichtslosen Gerechtigkeit, mit denen es sich selbst beurtheilte, eine Bürgschaft finden, daß es dereinst wieder zu seinem Rechte und seiner Freiheit gelangen werde. Mit einem solchen Geschichtswerke in der Hand würde das deutsche Volk die kleine Eitelkeit, die sich die Großthaten Englands zuschreiben mochte, belächeln; ja es würde nicht nur wissen, „daß jenes bürgerliche Wesen, durch welches die Engländer so groß geworden sind, die Frucht der altdeutschen Verfassung war und noch ist", sondern auch sehen, wie und auf welche Weise die Frucht seiner Hand entfallen konnte, sondern auch begreifen, wie und auf welche Weise es sie zu ersetzen, durch Beßres zu ersetzen im Stande ist. Ein solches Geschichtswerk, ein solches Gericht über das deutsche Volk, vom Anbeginne seines Volkslebens bis auf Heute, wäre das höchste Gut, das dem deutschen Volke geboten werden könnte, und würde mehr zur Begründung seiner neuen Zukunft beitragen, als Alles, was bis jetzt geschehen ist. Die Werke Kohlrausch's und Menzel's sind nicht ohne Einfluß gewesen; aber sie haben eben so viel verkehrt als gut gemacht; beide Geschichtschreiber waren die Schmeichler ihres eignen Volkes und haben nie begriffen, daß, je höher ein Mensch oder auch ein Volk steht, sie desto eher sich auch ihrer schwachen Seiten, ihrer Fehler bewußt sind und sie ruhig zugestehen dürfen. Die Schmeichler leiten die Menschen und die Völker auf Irrwege und führen sie zur Verachtung, zur Geringschätzung oder zum Hasse der Menschen und der Völker. Das deutsche Volk wird erst, wenn es gerecht und strenge gegen sich selbst wie gegen seine Nachbarn ist, begreifen lernen, daß Niemand Andres als es selbst das Unglück herabbeschworen hat, das oft auf ihm lastete, daß es insbesondre die Schmach der letzten Siege Frankreichs nur sich selbst zuzuschreiben hat. Erst aber auf dieser Stufe der Beruhigung, der Selbstbeurtheilung und der Gerechtigkeit angekommen, wird es auch im Stande sein, seine innre wie seine äußre Politik gerecht zu ordnen, und nicht Rache zu fordern, wo es die eigne Schuld trägt, nicht anzuklagen, wo es selbst der Vertheidigung bedarf, nicht zu richten, wo es dem Himmel danken soll, daß das Ende seines eignen Strafgerichts nachgerade herannaht.

Wer den Deutschen ein solches Gericht vorführt, wird ein großer Wohlthäter seines Volkes werden. —

H. Marc in Paris.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 233. 30. September. 1842.

System der speculativen Ethik, eine Encyklopädie der gesammten Disciplinen der praktischen Philosophie, von Dr. Johann Ulrich Wirth. 1. Band, reine Ethik. S. X u. 196. 2. Band, concrete Ethik. S. VI u. 543. Heilbronn 1841 und 1842. Carl Drechsler.

Wenn unsre praktische Philosophie sich theilt in Moral und Naturrecht, oder Ethik und Politik, so kannte die antike Speculation diese Gliedrung fast gar nicht, sondern beide Disciplinen waren ihr in einander, Ethik und Politik identisch, der Einzelne wurde in der griechischen Welt nicht in seinem Fürsichsein betrachtet, sondern bloß als Glied des Staates, weil der Begriff der Freiheit zwar aufgegangen war, aber nur erst so, daß doch das Individuum das Bewußtsein seiner Freiheit nicht in sich selbst trug, sondern allein an und in dem Staate hatte. Das eclatanteste Beispiel hiefür ist derjenige Philosoph, der am getreuesten das Wesen des griechischen Geistes wiedergegeben hat, Plato. In seiner Schrift de republica wird ausgegangen vom Begriff der δικαιοσύνη, es soll das Ideal eines gerechten Mannes gefunden werden; zuerst werden nun mancherlei formale Bestimmungen aufgestellt und dialektisch beseitigt, bis am Ende Sokrates vorschlägt, um den Begriff leichter zu finden, ihn zuerst im Staate als einem Größern aufzusuchen; hier nämlich stehe in großer Schrift verzeichnet, was am Einzelnen wegen der Kleinheit der Buchstaben nicht wohl zu erkennen sei. Zwar scheint daraus für den ersten Anblick sich das entgegengesetzte Resultat von dem zu ergeben, das wir oben als den Standpunct der griechischen Philosophie aufgestellt haben, indem ja bei Plato die Betrachtung des Staates eben nur ein Mittel zu sein scheint, um den Begriff der Gerechtigkeit des Einzelnen zu finden, wie denn z. B. Schleiermacher ausdrücklich diese Auffassung der Tendenz Plato's für die einzig richtige erklärt, allein jene Auskunft hat Sokrates vielmehr nur darum vorgeschlagen, weil der Begriff des gerechten Mannes eben nirgends anders zu finden war, als im Staate. Daher wird gerade vom Begriff des δικαιοσύνη ausgegangen, indem dieser schon an und für sich hinweist auf die Sphäre des Rechtes, des Staates. Die Bestimmung des Griechen war, ein guter Bürger zu werden, das Verhältniß des Einzelnen zum Staate also dieses, daß der Einzelne nur um des Staates willen da ist. — Als nun aber das Princip der subjectiven Freiheit in seiner ganzen Intensität erwacht war, kam die entgegengesetzte Ansicht auf, daß der Staat nur um des Einzelnen willen da sei. Die neueste Philosophie ist zu dem alten Verhältniß zurückgekehrt, es ist nach Hegel der Moralität wesentlich, sich aufzuheben in die objective Sittlichkeit, welche realisirt ist im Staate, aber das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen ist hier doch nicht mehr das der unmittelbaren, substantiellen Einheit, wie im Alterthum, so daß die Individualität in der abstracten, selbstlosen Allgemeinheit unterginge, sondern dieses Verhältniß ist vermittelt durch den Begriff der Subjectivität, im Staate findet der Einzelne vielmehr die Verklärung und Vollendung seiner Freiheit. Dies wird, kann man sagen, in Hegel's Rechtsphilosophie dadurch anschaulich, daß die Sphäre der Moralität, als die Darlegung des Begriffs der Subjectivität, die Vorhalle bildet zum Heiligthum des Staates, als der concreten Sittlichkeit.

Es bleibt das unsterbliche Verdienst Hegel's, den Staat aus der Verachtung, in welche er als bloße Noth-, Schutz- und Rechtsanstalt gesunken war, zur Idee eines sittlichen Organismus emporgehoben und die Subjectivität von der verkehrten Stellung zur Objectivität, in welche sie sich durch den abstracten Idealismus versetzt sah, befreit zu haben. So hat sich in der Philosophie Hegel's die sittliche Idee, der es auf dem Standpuncte der bloßen Moralität an aller Gestaltungsfähigkeit gefehlt hatte, zu einem in sich geschloßnen System, zu einer organischen Totalität entfaltet.

Dieser dreifachen Anschauungsweise des Wesens der Sittlichkeit, von der bisher die Rede war, entspricht denn auch die verschiedne Behandlung der Ethik oder der praktischen Philosophie überhaupt in Beziehung auf die Form. Die ächt griechische Form der Ethik ist nicht eine construirende, sondern eine beschreibende. So wenn Plato die Idee des gerechten Mannes darlegt in dem Prospect des Staates, der zwar idealistische Elemente gnug hat, aber doch seinem tiefsten Grunde und seinen wesentlichsten Zügen nach nichts ist als eine Zusammenfassung und Verklärung der im griechischen Volksleben auseinandergelegten Momente. Eben so, wenn Aristoteles die Tugenden der Reihe nach aufführt und entwickelt, so ist schon seine empirische Behandlungsweise ein

Zeugniß, daß er nicht an ihrer Realität zweifelt, gleicherweise, wenn seine Politik sich auferbaut auf die Betrachtung der verschiednen Staatsverfassungen. Ueberall ist die Methode eine historische. Als Instanz dagegen könnten allerdings die Stoiker mit ihrem Ideal des Weisen aufgeführt werden. Aber einmal ist dieses auch schon das letzte Product der griechischen Nationalität, die bereits ihrem Untergange entgegeneilt, und sodann verstehen auch sie unter ihrem Weisen doch nicht ein Ideal, das bloß sein soll und nicht irgendwie ist, sondern die Bedeutung des Stoicismus bestand ja eben darin, gegen das hereinbrechende Unglück der Welt einen Trost in der Realisirung jenes Ideals zu finden.

Ganz dem entgegengesetzt ist die Manier der modernen praktischen Philosophie, wie sie durch Kant begründet worden ist. Offenbar will sie den Fesseln der Empirie entfliehen und sich in den reinen Aether der Idee aufschwingen, aber darüber vergißt sie ganz die Realität, und indem sie ihr Haupt zum Himmel emporhebt, stößt sie bei jedem Schritt auf dem Boden der Erde an. Was sie Idee nennt, ist bloßes Ideal im Sinne eines Gedankenbildes, dem alle Realität abgeht. Je mehr sie ihrem Ziele sich zu nähern glaubt, desto fühlbarer wird ihr der Abstand von demselben und die Unmöglichkeit, es zu erreichen. Die sittliche Thätigkeit ist auf diesem Standpuncte die Arbeit und Qual des Sisyphus, die Erhabenheit des Sollens eine bloß formale, ohne Gehalt und Energie.

Beide Extreme, die rein geschichtliche Methode und die bloß abstracte Form des Sollens, hat die speculative Form der Ethik abzustreifen und sie als Momente in sich aufzunehmen, wodurch sie ihrer Einseitigkeit entkleidet werden. Das Wahre an jener Form ist, daß die Idee immer auch Realität hat, das Unwahre aber, daß sie in einer einzelnen historischen Gestalt ihre Fülle erschöpfe. Das Wahre an der zweiten Methode ist, daß die Idee das Bewegende der Wissenschaft sein soll, aber das Unwahre, daß sie nicht auch Kraft habe, sich zu verwirklichen, während sie doch allein das Treibende in der Entwicklung des Individuums wie der Völker ist.

Von dieser Anschauung, daß die Idee der Grund aller Wirklichkeit, ja das allein Wirkliche sei, geht nun Hegel in seiner Rechtsphilosophie aus.

Aber es handelt sich hier um die Ethik, es fragt sich: kann sie mit der Gestalt, welche sie in dem Hegelschen System erhalten hat, sich wirklich befriedigen? Bekanntlich ist schon bisher immer gegen diese Seite der neuesten Philosophie der Einwurf gemacht worden, daß es falsch sei, die Sittlichkeit im Staate auf- und eben damit untergehen zu lassen, und das Gewicht dieser Einwendung hat sich, was auch die Anhänger Hegel's dagegen vorbringen mochten, inzwischen wesentlich verstärkt. Wir wollen uns den großartigen Begriff, den Hegel vom Staate aufgestellt hat, nicht rauben lassen, aber wir dürfen auch nicht vergessen, daß der Staat keineswegs die Totalität der sittlichen Idee an und für sich ist, sondern nur die Erscheinung derselben in der Form des Rechts. Es ist wahr, der Staat darf von nun an sich nicht mehr damit begnügen, gute Bürger, sondern Menschen zu erziehen. Aber eben so gewiß ist, daß er für sich doch nur das Erste fordern und leisten kann, daß er also, um auch das Andre zu erzielen, weitre und höhere Potenzen in sich hereinwirken lassen muß. So ist also doch die Subjectivität in ihrem ganzen Umfange auch bei Hegel keineswegs zu ihrem Rechte gekommen, vielmehr erscheint bei ihm die sittliche Idee doch wieder nur in der Form der Substantialität, und wie wenig Hegel im Stande war, die Berechtigung des Subjects anzuerkennen, wie niedrig der Begriff ist, den er von der Subjectivität überhaupt hat, dies zeigt sich am deutlichsten in der Art und Weise, wie er den Standpunct der Moralität zwischen die beiden Theile seiner Rechtsphilosophie hineingezwängt hat. Schon der Titel derselben: Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft, zeigt zur Gnüge, wie wenig er mit dem, was bisher Moral genannt wurde, anzufangen weiß, und wie wenig dieser sogenannte zweite Theil eigentlich in den Organismus der Rechtsphilosophie hinein gehört. Dies sieht man denn auch ihrer ganzen Gestaltung deutlich an. Wie gezwungen ist der Uebergang, den Hegel vom dritten Theile des Naturrechts zur Moralität macht, wie gewaltsam ist eben so der Anknüpfungspunct an die sogenannte Staatswissenschaft, und wie kläglich ist überhaupt die Gestalt, welche dieser zweite Theil unter den Händen Hegel's erhalten hat! Müssen wir die dialektische Kunst bewundern, mit welcher das Naturrecht sowohl als der Organismus des Staats entwickelt sind, so ist dagegen die Moral zu einem Inbegriff einiger wenigen leeren, ärmlichen Kategorien zusammengeschrumpft. Allerdings ist dem subjectiven Idealismus Recht geschehen, daß man ihm gezeigt hat, wohin der Standpunct führt, von welchem aus er die sittliche Idee zu betrachten gewohnt gewesen war. Aber unglücklicher konnte doch nichts genannt werden, als der Gedanke Michelet's, die Hegelschen Grundzüge des Standpunctes der Moralität zu einem System der Moral ausarbeiten zu wollen, denn dieses Werk zeigt auf den ersten Blick, wie sehr es jenen Andeutungen Hegel's an aller Entwicklungsfähigkeit gebricht und wie die Ausführung derselben nur durch Herbeiziehung von allerlei fremdartigem Material gelingen konnte. Die Moral ist offenbar durch Hegel in eine bedenkliche Klemme gerathen; was ist aber das Princip, das durch sie sich hindurchbewegt? Nichts Andres als die Subjectivität, und diese sollte auf eine solche Weise zu ihrem Rechte gekommen sein? Sie

kommt nach Hegel her aus dem Unrecht, Betrug und Verbrechen, und endigt in Heuchelei, Probabilismus und Ironie. Wenn die Subjectivität freilich nichts weiter ist als dies, dann hat Hegel Recht gethan, sie aus dem Organismus des Staates, als in welchem allein die sittliche Idee ihre Verwirklichung finden soll, zu verbannen. Aber mit welchem Rechte mag dann noch gesagt werden, daß die Subjectivität im Staate ihre Anerkennung und Verklärung finde, wenn sie doch in der That nichts Andres ist als das Princip des Bösen? Kann doch der Staat von diesem Standpuncte aus erst dann seine Bestimmung, Träger und Pfleger der Sittlichkeit zu sein, erfüllen, wenn er zuvor jene dämonische Macht mit Stumpf und Stiel ausgerottet hat.

(Fortsetzung folgt.)

Herr Fr. Nork ein Plagiarius.

Von G. Fr. Daumer.

Herr Fr. Nork hat neuestens eine Schrift mit dem Titel: „Die Götter Syriens", Stuttgart 1842, herausgegeben, in der ich Gedanken und Bibelerklärungen, die mir ganz eigenthümlich sind, als die eignen des Verfassers hingestellt finde, und die zum Theile mit den von mir zuvor veröffentlichten Schriften und Aufsätzen nicht nur dem Inhalte, sondern auch der Form nach so genau zusammenstimmt, daß ein Abschreiben aus ihnen am Tage liegt, ohne daß dieser Quellen irgendwie Erwähnung geschieht. Ich lege folgende Proben vor.

In meinem Schriftchen: „Sabbath, Moloch und Tabu", Nürnberg 1839, dessen historischer Inhalt sich jetzt in dem zu Braunschweig bei Fr. Otto erschienenen Werke: „Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer", ausführlich behandelt findet, steht S. 4 f. Folgendes: „Der Sabbath, dieser vom hebräischen Volke von Alters her so heilig gehaltne Wochentag, ist dem Alterthume der heilige Tag des Gottes Saturnus gewesen, und hat als dies Saturni dessen Namen geführt. Dieser Saturnus war der Kronos der Griechen, der Baal und Moloch der palästinensischen und phönicischen Völkerschaften, derselbe Gott, dem die alten Hebräer unter dem Namen Kijjun in der Wüste dienten, und der, wie ich an einem andern Orte ausführlicher erörtern werde (s. jetzt das genannte größre Werk), mit dem hebräischen Jehova, der gleichfalls Baal und Melech, König, eins mit Molech, Moloch hieß, ursprünglich ganz ein und derselbe Gott gewesen, so daß nur eine spätre, reformirende Partei den Gott anders aufgefaßt und die ihm von den Hebräern gebrachten gräßlichen Menschenopfer abgeschafft haben wollte. Rücksichtlich dieser ursprünglichen Identität kommt hier besonders die auszeichnende Bestimmtheit in Betracht, mit welcher der Gott Israels den Saturnustag als *seinen*, ihm eigenthümlich angehörigen und geweihten Tag hervorhebt, wenn er sagt: „„Haltet meinen Sabbath; denn er ist ein Zeichen zwischen mir und euch auf eure Nachkommen, daß ihr wisset, daß ich der Herr bin, der euch heiliget; darum haltet *meinen* Sabbath, denn er soll euch heilig sein"" (2 Mos. 31, 13—17) — wo also der hebräische Nationalgott nach seinem eignen nachdrücklichen Zeugnisse mit dem allgemeinen Gotte des Tages in Eins zusammenfällt und jene Nachrichten der römischen Historie bestätigt, nach welchen die Juden ihren Sabbath zu Ehren des Saturnus begingen (Tac. hist. 5, 4; Dio Cass. 37, 17; Tibull. 1, 3, 17). Was nun aber die Natur und den Charakter dieses alten Moloch-Jehova, Baal, Kijjun, Kronos, Saturn betrifft" u. s. w. In einer Note hiezu stehen die Worte: „(Jehova heißt) König — König Jehova — Jehova, König Israels — großer König — König der Majestät, s. z. B. Ps. 5, 3. 24, 7—9. 44, 5. 47, 3. 98, 6; Zephania 3, 15; Maleachi 1, 14; vergl. 1 Sam. 8, 7. 12, 12; Ps. 2, 6: „„Ich habe meinen König (Melech) eingesetzt auf meinem heiligen Berg Zion"", geht auf die Einweihung eines Molochbildes, und 2 Sam. 12, 31 verbrennt David gefangne Feinde im Molochofen, vergl. Athenäum Augustheft 1838, S. 48." An dem zuletzt angeführten Orte heißt es: „David verbrennt 2 Sam. 12, 31 Feinde im Ziegelofen, מלבן nach der Rand-Lesart, nach der Text-Lesart מלכן aber: im Molochofen, in der geheizten Molochstatue." Hiemit vergl. man Nork a. a. O. S. 32 f., wo von der Identität des Saturn und Moloch die Rede ist und in meist wörtlicher Uebereinstimmung mit dem Angeführten, selbst was die beigebrachten Citate und ihre Aufeinanderfolge betrifft, Folgendes zu lesen ist: „Der Name Jehova bedeutet König, wie auch Jehova heißt (Ps. 5, 3. 24, 7—9. 44, 5. 47, 3. 98, 6; Zephania 3, 15; Mal. 1, 14; vergl. 1 Sam. 8, 7. 12, 12; Ps. 2, 6): „„Ich habe meinen König (Melech) eingesetzt auf meinem heiligen Berge Zion."" Ursprünglich war Jehova gewiß nicht vom Moloch verschieden; nur eine spätre, reformatorische Partei hatte den grausamen Cultus mildern und die von den Hebräern gebrachten Menschenopfern abgeschafft wissen wollen" — womit bereits ins reine Abschreiben eingelenkt, diesem sodann in folgender Weise freier Lauf gelassen wird: „Rücksichtlich dieser ursprünglichen Identität kommt besonders die auszeichnende Bestimmtheit in Betracht, mit welcher der Gott Israels den Saturnustag als *seinen*, ihm eigenthümlich angehörigen und geweihten Tag hervorhebt, wenn er sagt: „„Haltet meinen Sabbath; denn derselbe ist ein Zeichen zwischen mir und euch auf eure Nachkommen, daß ihr wisset, daß ich der Herr bin, der euch heiliget; darum haltet *meinen* Sabbath, denn er soll euch

heilig sein'''' (2 Mos. 31, 13–17) — wo also der hebräische Nationalgott nach seinem eignen, nachdrücklichen Zeugnisse mit dem allgemeinen Gotte dieses siebenten Tages in Eins zusammenfällt und jene Nachrichten der römischen Historiker bestätigt, nach welchen die Juden ihren Sabbath zu Ehren des Saturnus (Tac. hist. 5, 4; Dio Cass. 37, 17; Tibull. 1, 3, 17) begingen. Was die Natur und den Charakter des Moloch betrifft'' u. s. w. Zu den Worten: „Ich habe meinen König (Melech) eingesetzt'' u. s. w. bemerkt Nork in einer Note: „Sollte dies auf Einweihung eines Molochbildes Bezug haben? So viel ist gewiß, daß es ein Molochofen, d. h. eine glühende Molochstatue war, in welchem David seine gefangnen Feinde verbrannte (2 Sam. 12, 31). Die apologetischen Schrifterklärer haben freilich מַלְבֵּן, Ziegelofen, statt מַלְכָּן, Molochofen gelesen'' u. s. w. Er spricht dann meine Behauptung aus: „daß der Molochdiener Salomo (1 Kön. 11, 7) nur den von seinem Vater auf ihn vererbten Cultus fortbestehen ließ''; vergl. die von mir in den deutschen Jahrbüchern (Nr. 46 vom 24. Febr. 1842) aufgestellten Sätze. Ferner heißt es in meiner Schrift: Sabbath, Moloch und Tabu S. 7: „Ueber allgemeines Kinderschlachten der Hebräer klagen die biblischen Propheten, z. B. Jes. 57, 5; Ezech. 16, 20 f. 23, 39 — und daß man in Palästina das Fleisch der geschlachteten Kinder aß und ihr Blut trank, sagt ausdrücklich das Buch der Weisheit 12, 4—6.'' Eben so bei Nork S. 35: „daß derselbe grausame Cultus unverändert bei den Juden Statt gefunden, bezeugen viele Schriftstellen, wie Jes. 57, 5; Ezech. 16, 20, vergl. 23, 39, wo vom Kinderschlachten deutlich gnug die Rede ist; ja sogar gegessen wurde das Fleisch der geschlachteten Kinder.'' Ich sage a. a. O. S. 7: „Insbesondre heischte er (der althebräische Gott) die Kinder der ihm dienstbaren Menschheit zum Opfer, die man ihm theils schlachtete, indem man dem Gotte die Knochen zutheilte und zum Opfer verbrannte, das Uebrige aber zu heiligen Opfermahlen verwandte, theils auf den glühenden Armen eines metallenen geheizten Götzenbildes verbrannte.'' Und Nork S. 36 f.: „Kinder wurden entweder geschlachtet und dann zum Opfer verbrannt, indem man dem Moloch die Knochen zutheilte und das Uebrige zu heiligen Opfermahlen verwandte, oder man verbrannte sie lebend, indem man sie dem glühenden Götzen in die Arme legte.'' Bei mir heißt es S. 9: „Micha behauptet, Jehova verlange weder Thier-, noch Menschenopfer, nicht die Frucht des eignen Leibes, nicht den erstgebornen Sohn: „„Womit soll ich vor Jehova treten? .... Soll ich meinen erstgebornen Sohn für meine Uebertretung geben? Meines Leibes Frucht für die Sünden meiner Seele?'''' — so daß als herrschender Glaube unzweifelhaft dieser ausgesprochen wird, daß Jehova nicht nur an Thier-, sondern auch an Menschenopfern Wohlgefallen habe, und daß die Opferung eines erstgebornen Sohnes eine ihn versöhnende Kraft habe, so wie auch das wirkliche im Schwange Gehen solches Kinderopfercultus, als dem eignen, nationalen Gotte geltend, sicher dadurch beurkundet wird, denn Niemand eifert und polemisirt gegen Etwas, was gar nicht vorhanden ist.'' Und bei Nork S. 35: „Micha ermahnt: „„Jehova verlange weder Thier- noch Menschenopfer, nicht die Frucht des eignen Leibes, nicht den erstgebornen Sohn für die Sünden des Opferers.'''' Wer aber eifert gegen Etwas, welches nicht vorhanden ist? Also war es herrschender Glaube, daß auch Jehova an Menschenopfern Gefallen finde und die Opferung des erstgebornen Sohnes sühnende Kraft besitze.'' Eine Bibelstelle wird bei mir S. 8 folgendermaßen erklärt: „5 Mos. 33, 17 wird der Stamm Joseph gepriesen, weil er ein stierköpfiges Molochbild besitze; denn es heißt: „„In (ב) seinem Stierofen (כור שורו) ist ihre Herrlichkeit'''', d. i. sein stierköpfiges Molochbild gereicht ihm zur Ehre, zum Ruhm; woraus man erkennen kann, mit welchen Augen das alte Israel diesen gräßlichen Cultus betrachtete.'' Ganz so bei Nork S. 50: „5 Mos. 33, 17 wird der Stamm Joseph gelobt, weil er ein stierköpfiges Molochbild besitzt; denn es heißt: „„In (ב) seinem Stierofen (כור שורו) ist ihm Herrlichkeit und die Hörner des Büffelkalbs sind seine Hörner'''', also sein Molochbild gereicht ihm zur Ehre, zum Ruhme; woraus man ersehen kann, mit welchen Augen Israel den Molochcultus betrachtete.'' Doch ich bin müde, abzuschreiben, und das Vorgelegte wird gnügen. Auf diese Art fabricirt Herr Nork seine Bücher; Einige, die er ausschreibt, nennt er, Andre, bei denen er es wagen zu können glaubt, verschweigt er, und kommt so auf die schönste Manier zu neuen, absonderlichen Gedanken und Entdeckungen. Uebrigens gereicht es ihm zur Ehre, daß er, obgleich hebräischen Geschlechtes, auf Erkenntnisse und Erklärungen eingeht, wie die berührten sind. Möchte er es nur auf ehrliche und geziemende Weise thun! Ich zweifle nicht, daß er aus jüdischen Quellen viel Bestätigendes und Erläuterndes beibringen könnte, was mir noch unbekannt, ja unerreichbar ist, und hier würde er sich ein wahres und eigenthümliches Verdienst um Wahrheit, Wissenschaft und Menschheit zu erwerben vermögen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 234. 1. October. 1842.

Wirth „System der speculativen Ethik."

(Fortsetzung.)

Die Moralität muß also aus dieser Gefangenschaft, in welche sie durch Hegel beschlossen worden ist, befreit werden, und dies wird seiner Rechtsphilosophie nur zu Gute kommen. Denn wie unnatürlich werden in ihr Naturrecht und Staatswissenschaft von einander gerissen! Allerdings kann man auch diese Trennung historisch berechtigt finden; das frühere Naturrecht war freilich, wie auch das Princip desselben ausgesprochen werden mochte, schlechterdings unfähig, auch nur ein einziges Rechtsverhältniß als ein für den Menschen praktisch nothwendiges abzuleiten, vielmehr wurde dadurch Alles in Wahrheit dem Belieben des Subjects anheimgestellt; man kann es daher für ein wesentliches Verdienst Hegel's erklären, dieses Naturrecht von der Staatswissenschaft abgesondert zu haben, sofern daraus am deutlichsten hervorgeht, daß erstres es nur mit dem Individuum in seinem Verhältniß zu andern Individuen zu thun habe, und daher unfähig sei, es zu festen, organisirten Normen und Verhältnissen zu bringen. Allein gerade diese Anerkennung sollte vielmehr dazu führen, das Naturrecht in seiner bisherigen Gestalt als selbständige Wissenschaft ganz aufzugeben, insofern ja die Begriffe von Eigenthum, Vertrag und Strafe, mit denen es diese Disciplin zu thun hat, doch offenbar erst im Staate ihre Bedeutung und Giltigkeit finden; am unnatürlichsten erscheint es auf den ersten Blick, den Begriff des Unrechts im Naturrecht zu entwickeln, der doch erst im dritten Theile unter dem Abschnitte der Rechtspflege seine Erledigung finden muß.

Je weniger also die Hegelsche Bearbeitung der praktischen Philosophie gnügen kann, desto willkommner muß uns der neue Versuch sein, das System der speculativen Ethik als eine Encyklopädie der gesammten Disciplinen der praktischen Philosophie darzustellen.

Der Verf. der anzuzeigenden Schrift hat selbst im Vorwort zum ersten Bande sein Verhältniß sowohl zum subjectiven, als zum objectiven Idealismus klar und bestimmt ausgesprochen, und hier ist ihm in dem, was er über den letztern (die Hegelsche Rechtsphilosophie) urtheilt, ohne allen Zweifel Recht zu geben. „Indem, sagt er S. VII, dieses System die Einzelnen als Accidentien der besondern, substantiellen Einheiten bestimmt, ist mit dem Aggregate der absoluten und einander beschränkenden Ichs auch die Freiheit verschwunden, welche die Seele und das Große des subjectiven Idealismus ausmacht, und indem die allgemeine Substanz selbst nicht als Thätigkeit construirt wird, sich durch die Besondrungen hindurch als Allgemeinheit mit der Einzelheit zusammenzuschließen, bleibt sie bloße Substanz, sie wird nicht Geist, nicht Subject. — Ein reinrer Gegensatz zum subjectiven Idealismus, welchem das Allgemeine nicht Substanz, sondern reiner Act des Ich war, aber auch eine gründlichere Vernichtung der unendlichen Bestimmung des Einzelwillens, die bei aller Besonderheit anerkannt bleiben muß, läßt sich nicht denken."

Das System nun, das der Verf. vorlegt, hat in seiner ganzen Entwicklung die Tendenz, die genannten speculativen Gegensätze zu versöhnen. „Die Lösung dieser Gegensätze aber kann (S. IX) nur die absolute Idee selbst sein. Indem nämlich diese Idee erkannt wird als die Substanz, welche ihr allgemeines Leben in die besondern Potenzen auseinanderlegt und diesen die Einzelnen als accidentelle Glieder zutheilt, aber so, daß die Einzelnen zurückgehen in die allgemeine Einheit und Jeder die Totalität, obwohl nun in charakteristischer, concreter Form als seine Seele in sich reflectirt: wird eben so sehr die Welt des Willens als der große Organismus des sittlichen Universums, wie darin die wahre Idee der Persönlichkeit begriffen und das geleistet, was die Philosophie längst als ihre Aufgabe verkündigt hat, Gott als Subject, als Geist zu erkennen."

Sehen wir nun zu, wie der Verf. den Begriff der Ethik und ihre Stellung im Organismus der philosophischen Wissenschaften bestimmt, so zeigt sich darin schon die ganze Eigenthümlichkeit seines Systems. Die Ethik ist ihm nämlich (Einleitung §. 1) die Wissenschaft des absoluten Geistes als des sein absolutes Selbstbewußtsein zu einer eben so unendlichen Realität verwirklichenden Willens. Aus dieser Definition ergiebt sich dann auch eine von der Hegelschen abweichende encyklopädische Stellung der Ethik. Das Absolute nämlich, welches der Gegenstand der Philosophie ist, kann nach dem Verf. (§. 2) entweder als Weltwesen oder als Weltseele oder als Weltgeist betrachtet werden. Die Philosophie des Weltwesens ist die Logik oder Dialektik, welche nach

der Idee, die der Verf. von ihr aufstellt und die er auch schon früher in diesen Jahrbüchern in der Recension von Trendelenburg's logischen Untersuchungen ausgesprochen hat, weder eine rein formale Wissenschaft ist (wie die gewöhnliche Philosophie sie behandelt), noch aber (wie bei Hegel) ein Theil der Metaphysik, ein rein objectives Denken, vielmehr einzig und allein die Erhebung des Denkens zur Identität von Form und Inhalt, also Wissenschaftslehre im wahren Sinne des Wortes. — Die Philosophie der Weltseele ist die Naturphilosophie. Die Philosophie des Weltgeistes aber, auf deren Organisation es uns hier wesentlich ankommt, gliedert sich nach dem Verf. auf folgende Weise: 1) zuerst wird der Geist nach seiner Naturbestimmtheit betrachtet, die Naturlehre des Geistes ist die Anthropologie. 2) Sodann gewinnt der Geist seine Reflexion in sich oder sein Selbstbewußtsein in der Religion, Metaphysik (welche von der Dialektik wohl zu unterscheiden wäre) und Kunst, drei Sphären, welche den Stufen der Intelligenz, dem Verstande, der Vernunft und der Phantasie genau entsprechen. 3) Das Letzte aber und Höchste, die Verwirklichung jenes Selbstbewußtseins in der eignen Natur, wie in der tellurischen Leiblichkeit überhaupt, ist die Sittlichkeit.

Diese Organisation der Philosophie ist im Allgemeinen die Hegelsche Trias, nur daß die Logik wieder von der Metaphysik getrennt und die Hegelsche Eintheilung der Geistesphilosophie und die Lehre vom subjectiven, objectiven und absoluten Geiste verworfen wird. Was bei Hegel die Lehre vom objectiven Geiste ist, das wird hier als dritter Theil hinter die drei Disciplinen des absoluten Geistes gestellt und somit das System der Sittlichkeit als der Schlußpunct der ganzen Philosophie betrachtet.

Was nun die Idee betrifft, welche der Verf. von der Logik hat, so würde sie, als Heranbildung des Denkens zur Identität der Form und des Inhalts, offenbar mit dem zusammentreffen, was Hegel die Phänomenologie nennt, aber eben damit würde sie auch nicht in den Kreis der Philosophie selbst hereinfallen, sondern die Einleitung zum eigentlichen System der Philosophie bilden. Soll sie aber, wie der Verf. will, die erste encyklopädische Wissenschaft selbst sein und das Absolute als Weltwesen betrachten, dann darf sie gewiß nicht mehr bloß als Wissenschaftslehre aufgefaßt, sondern sie muß in der Art, wie von Hegel geschehen ist, behandelt werden; die reinen Wesenheiten, als die bewegenden Kräfte des Universums, sind ja eben die Kategorien, aber freilich nicht als leere Formen, sondern als die lebendigen Keime des ganzen Reichthums, der in der Welt der Natur und des Geistes ausgebreitet ist. — Doch dies nur nebenher.

Das Wichtigre ist die Umstellung, welche der Verf. in der Geistesphilosophie für nothwendig erachtet hat. Was nun zuerst dies betrifft, daß er die Kunst, welche in der Hegelschen Encyklopädie als das erste Stadium des absoluten Geistes betrachtet wird, vielmehr zum letzten macht, so ist dies eine Hinneigung zur Schellingschen Anschauungsweise, welche wohl schwerlich ihre Berechtigung hat. Der Verf. urgirt mit Recht (§. 4), daß das Element der Kunst die vom Gefühl beseelte Phantasie sei und diese wohl von der Einbildungskraft unterschieden werden müsse, insofern die letztre die Vorstellungen in ihrem unmittelbaren Gegebensein aufnehme und verarbeite, die erste aber ihre Gebilde aus der Vernunft schaffe. Wenn er es aber für verkehrt hält, die Kunst als eine niedrigre Potenz der Religion und dem metaphysischen Selbstbewußtsein vorangehen zu lassen, „da doch die Religion es sei, der die Kunst in ihrer ersten Epoche ihre Tempel baue und ihre Bildsäulen errichte, deren Gestalten sie in die malerische Form und deren Gefühl sie in den seelenvollen Ton übersetze, und da doch dieselbe Kunst späterhin, wenn der Geist zum speculativen Bewußtsein gelangt sei, die philosophischen Ideen zur Schönheit verlebendige": so könnte man freilich geneigt sein, daraus zu schließen, daß folglich das religiöse und das speculative Bewußtsein schon erwacht sein müssen, bis die künstlerische Begeistrung sich beider Factoren bemächtige, allein dies wäre offenbar ganz gegen das Zeugniß der Geschichte, und aus den Worten des Verf. selbst geht ja hervor, daß die Kunst, indem sie sich in den Dienst der Religion und Philosophie gestellt hat, keineswegs beiden über-, sondern untergeordnet sein will. Auch wird der Verf. doch gewiß nicht meinen, daß der künstlerische Genius zuerst eine religiöse Vorstellung oder eine philosophische Idee habe und sie sodann erst hinterher zur Schönheit verlebendige, denn dies gäbe gerade das allerschlechteste Kunstwerk; es ist vielmehr die Anschauung, aus welcher der Künstler schafft, der Vernunftinstinct, der in seiner Phantasie thätig ist, der aber von Hause aus in concreten Formen und Gestalten lebt, welche die Religion und weiterhin die Philosophie ihrer sinnlichen Hüllen entkleidet. Die Phantasie aber der Vernunft überordnen hieße zugestehen, daß die Philosophie, deren Organ die Vernunft ist, immer nur in Abstractionen sich herumbewege, weil sie im Aether des unsinnlichen, reinen Gedankens schwebt; und doch haben wir aus der neuesten Philosophie gelernt, das abstracte Denken des Verstandes von dem lebendigen und concreten der Vernunft zu unterscheiden.

Ebenso wenig wird zuzugeben sein, daß die herrschende Form des Selbstbewußtseins, in welche der religiöse Geist das substantielle Gefühl erhebe, der Verstand sei, und nicht die Vorstellung (§. 3); vielmehr lebt die Religion ursprünglich im Gefühle, wie der Verf. selbst anerkennt, dieses Gefühl ist die Begeistung aus der unendlichen Lebensquelle, als noch „unmittelbares Vernehmen,"

es ist also auch hier das geheime Wirken der Vernunft, welche zuerst im Gefühle sich manifestirt, und weiterhin in der Form der Vorstellung, keineswegs aber des Verstandes sich expandirt.

Die Hauptsache jedoch ist die Stellung, welche der Verf. der Ethik in der Philosophie des Geistes angewiesen hat. Hier aber scheint uns, auch zugegeben, daß die Ansicht des Verf. die richtige sei, doch in der von ihm gewählten Anordnung der Geistesphilosophie eine Lücke zu sein. Sehen wir nämlich auf die allgemeinste Gliederung, welche bei ihm das System der concreten Ethik erhält, als System der individuellen, der objectiven und der absoluten Sittlichkeit, so setzt diese Eintheilung, wenn doch die Ethik die höhere, lebendige Einheit der vorhergegangenen Momente sein soll, offenbar voraus, daß sich im Organismus der Geistesphilosophie auch eine Stelle für den objectiven Geist finden müsse, und der Organismus des objectiven Geistes wäre eben der Staat, dessen Construction dann freilich aus dem System der Ethik herausfiele, ohne daß aber darum der Begriff der objectiven Sittlichkeit zur reinen Null würde. Ebenso müßte dann der erste Theil der Geistesphilosophie zufolge der Eintheilung, welche der Verf. im System der Ethik macht, doch die Lehre vom subjectiven Geiste genannt werden, trotz dem, daß er selbst diese Benennung (§. 2) ausdrücklich für unrichtig erklärt.

Es fragt sich nun aber: Ist die Ethik geeignet, der Schlußstein des Gebäudes der Philosophie zu sein?

Um uns diese Frage zu beantworten, ist es nöthig, uns den Organismus der concreten Ethik in ihrem dritten Theile etwas genauer anzusehen.

Ist die Ethik nach dem vom Verf. aufgestellten Begriff die Wissenschaft des absoluten Geistes als des sein absolutes Selbstbewußtsein auch unendlich verwirklichenden Willens, so können wir schon vermuthen, daß die Ethik ihre Absolutheit durch Herbeiziehen derjenigen Elemente, in welche sich der absolute Geist dirimirt, erlangen wird. Sind diese Momente nach der Anordnung des Verf. Religion, Metaphysik und Kunst, so zerfällt also das System der absoluten Sittlichkeit in die religiöse, in die intellectuelle und in die schöne Sittlichkeit.

Auf den ersten Anblick könnte diese Anordnung der Ethik sehr viele Aehnlichkeit mit dem ersten Theile der Schleiermacherschen Ethik zu haben scheinen, sofern auch diese im constructiven Theile der Lehre vom höchsten Gute neben dem Staate noch die nationale Gemeinschaft des Wissens, die freie Geselligkeit und die Kirche als ebenso viele vollkommene ethische Formen aufführt.

In beiden Systemen also werden Religion, Philosophie und Kunst als Factoren der sittlichen Idee betrachtet. Allein abgesehen von dem formellen Puncte, daß die Schleiermachersche Ethik auch in diesem Theile durch ihren Mangel an dialektischer Fortbewegung hinter dem Werke des Verf. zurücksteht, findet neben jener Aehnlichkeit doch zugleich eine wesentliche Verschiedenheit statt. Während nämlich Schleiermacher sagt: die nationale Wissenschaft, die freie Geselligkeit und die Kirche (mit der aus ihr erblühenden Kunst) sind Organe des sittlichen Geistes, sagt der Verf. vielmehr umgekehrt: der sittliche Geist ist ein Organ sowohl der Religion, als der Wissenschaft und der Kunst. Mit andern Worten: Nach Schleiermacher sind jene Formen von der sittlichen Idee selbst producirt, nach dem Verf. dagegen helfen sie die sittliche Idee erst produciren. Dort verzeichnet das System der Ethik der Religion, der Wissenschaft und der Kunst den Ort, an welchem sie als selbständige Organismen hervorwachsen; hier aber sind diese Totalitäten schon vorhanden, und werden nur herbeigezogen, um das Gebäude der Ethik zu vollenden. Die Sittlichkeit muß, um absolut zu werden, ein religiöses, ein intellectuelles und ein ästhetisches Element in sich aufnehmen.

Was sollen wir aber von dem Hereinziehen dieser Elemente in das System der Ethik urtheilen? Ist die sittliche Idee nicht im Stande, diese Momente aus sich zu produciren, so darf sie dieselben auch nicht anderwärtsher zu Hilfe rufen; im Systeme der Ethik handelt es sich nicht von der Sittlichkeit als religiöser, oder intellectueller, oder ästhetischer, sondern von der Sittlichkeit als solcher; sie soll nichts als ihr eignes Wesen organisiren; was sie nicht selbst sich erschaffen kann, das ist für sie auch gar nicht vorhanden. Bei Schleiermacher ist es, wie wir gesehen haben, anders; die sittliche Idee läßt nach ihm die verschiednen concreten ethischen Formen aus sich selbst hervorwachsen, und zeichnet ihnen ihre Grundzüge vor, sofern sie ethische Organismen sind. Bei dem Verf. handelt es sich dagegen eigentlich nicht um die Frage, wie die Kirche oder die nationale Wissenschaft oder die freie Geselligkeit sich gestalten, sofern sie als Producte der sittlichen Thätigkeit zu betrachten sind, sondern vielmehr darum: wie die sittliche Thätigkeit sich gestaltet, sofern sie in der Potenz des religiösen oder intellectuellen oder schönen Elementes wirkt. Hier also wird die religiöse Sittlichkeit, die intellectuelle Sittlichkeit und die schöne Sittlichkeit als Leben, als unmittelbare Bethätigung darzustellen sein, keineswegs aber wird, wie bei Schleiermacher, die Aufgabe entstehen, nachzuweisen, wie nun die Kirche oder die Wissenschaft oder die Kunst als sittliche Totalität sich organisirt. Der Verf. dagegen hat Beides in einander, er entwickelt bei der religiösen Sittlichkeit einmal den Cultus, sodann das Kirchenrecht, und endlich die praktische Religiosität, obgleich aus dem Bisherigen hervorgeht und auch unmittelbar einleuchtet, daß eigentlich bloß der letzte Abschnitt hieher gehört. Ebenso stellt er im System der intellectuellen Sittlichkeit zuerst den Organismus des Unterrichts, sodann das speculative Leben dar,

wovon auch wieder nur der zweite Punct hier zu betrachten war.

Wie also Schleiermacher die Grundzüge der concreten ethischen Formen verzeichnet, so hat der Verf. auch dieses Element in seine Darstellung aufgenommen, das eigentlich seiner unmittelbaren Aufgabe gänzlich fremd ist; denn eben was Schleiermacher allein und eigenthümlich hat, darauf konnte der Verf. in der That von seinem Standpuncte aus nicht geführt werden. — Anders ist dies bei dem dritten Hauptstück der absoluten Sittlichkeit, da dieses eine andre Gliederung hat.

Es ist hier 1) von der schönen Sittlichkeit im Elemente des Einzelnen die Rede, hier ergeben sich die Gymnastik, die schöne Seele und die schöne Persönlichkeit, welche letztre sich in der Würde, in der Anmuth und in der Einheit beider darstellt; 2) von der schönen Sittlichkeit im Elemente der Familie — Schmuck, Gastfreundschaft; 3) im Elemente der Gesellschaft — geselliges Gespräch, Gesang und Tanz, endlich Spiel. Das letztre ist die Einheit der beiden erstern. Ist nämlich die Gesellschaft (2. Band §. 133. C.) eine, die freie Bildung und Selbstthätigkeit der Einzelnen in sich schließende, rhythmische Totalität, so ist im geselligen Gespräche zwar die selbstthätige Darstellung der Einzelnen, nicht aber der Rhythmus der Einheit rein gesetzt, sein nie ganz verschwindender Mangel ist nämlich die Zähigkeit und positive Bestimmtheit des Behauptens. Dieser Rhythmus umgekehrt verwirklicht sich im Gesang und Tanz vollkommen, aber ohne selbstthätige Productivität, insofern der Rhythmus, in welchem die Individuen ihr Innres ausströmen oder in welchem sie sich bewegen, eine von außen gegebne Form, nicht ihr selbstthätiges Produciren ist. Was so in jenen beiden Weisen nur vereinzelt erscheint, dessen durchdringende Einheit ist das Spiel als ein zugleich die Selbstthätigkeit der Einzelnen in sich schließendes und doch rhythmisches Ganzes. In seiner niedrigsten Form ist das Spiel Glücksspiel; höher stehen schon die Spiele der Fertigkeit, entweder theoretische oder gymnastische, welche beide sich endlich vereint messen in der letzten Art des Spiels, im Liebhabertheater, als in welchem einerseits die Totalität der sittlichen Potenzen als eine in sich geschloßne Geschichte, andrerseits nicht eine bloß vereinzelte Fertigkeit der Individuen, sondern ihre ganze schön sittliche Persönlichkeit zur künstlerischen Darstellung gelangt (§. 136).

Es ist uns nicht möglich, hier auf das Einzelne näher einzugehen, und zu untersuchen, ob denn wirklich das gesellige Gespräch immer und nothwendig mit der Einseitigkeit des Rechthabenwollens behaftet sei und zu endlosem Streite führe, wie der Verf. behauptet, oder ob nothwendig bei Gesang und Tanz die selbstthätige Production zu kurz komme, und Aehnliches. Aber das Liebhabertheater im Ernst als die Spitze der Sittlichkeit hinzustellen, ist doch wirklich gar zu komisch. Ganz Recht zwar geschieht es der gewöhnlichen Moral, daß hier gerade diejenigen Formen des geselligen Lebens, welche sie entweder als unsittlich schlechthin verworfen oder mit denen sie wenigstens nichts anzufangen gewußt hatte, vielmehr als das Höchste der Sittlichkeit, als die ideale Verklärung des ethischen Lebens dargestellt werden. Offenbar aber mußte der Verf., um dem ganzen Systeme der Ethik einen würdigern Abschluß zu geben, über die Sphäre des Liebhabertheaters noch hinausschreiten zur Idee des Nationaltheaters, in welchem die bewegenden Mächte der Weltgeschichte künstlerisch zur Darstellung und Anschauung gebracht werden. Hier wäre er mit der großen Idee, welche Schiller von der Schaubühne hatte, zusammengetroffen, und ein solcher Schluß des ethischen Systems wäre zugleich die einfachste und würdigste Anknüpfung an diejenige Wissenschaft gewesen, welche nach dem Verf. (Band 2, Vorr. S. V) den Abschluß der praktischen Philosophie und der Philosophie überhaupt bildet, nämlich an die Philosophie der Weltgeschichte.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 235. 3. October. 1842.

Wirth „System der speculativen Ethik."

(Schluß.)

Warum aber hat der Verf. das gesellige Gespräch als die niederste Form der schönen Sittlichkeit im socialen Leben, Gesang und Tanz in die Mitte, und das Spiel, in concreto das Liebhabertheater als den Gipfel schön sittlicher Thätigkeit hingestellt, da doch ohne Zweifel Jedermann mit uns die Ordnung lieber gerade umkehren möchte? Dies hat seinen Grund in der Ansicht, welche der Verf. von der Aufeinanderfolge der Künste hat. Während nämlich Hegel, gewiß mit Recht, die bildenden Künste zuerst, in die Mitte die Musik, und ans Ende die Poesie stellt, setzt der Verf. umgekehrt (Band 1. §. 4) die Poesie voran, und die bildenden Künste, vorzugsweise die Sculptur, zuletzt. „Was die Poesie zur Vorstellung bringt, das setzt die Musik in das individuelle Gefühl um; ganz zur Anschauung heraus aber stellen es erst die bildenden Künste, und namentlich ihr Mittelpunct, die Sculptur, deren Statüen alle durchaus eine charakteristische Bestimmtheit und doch Totalität darstellen." Indem der Verf. die schöne Sittlichkeit in der Weise, wie er sie auffaßt und entwickelt, zum Gipfelpunct der Ethik macht, giebt er dem Schönen eine Bedeutung für die Totalität des sittlichen Lebens, welche dasselbe nur in der griechischen Weltzeit hatte. Der Verf. kommt daher oft auf die Schönheit des griechischen Volkslebens zu reden, bedauert mit tiefem Schmerze den Untergang dieser edlen Blüthe, und hält es für nothwendig, die moderne Zeit mit den Elementen des griechischen Nationalgeistes neu zu beseelen. Die Volksfeste sollen frisch belebt, den griechischen nachgebildet und vom Staate in positive Fürsorge genommen werden, welche namentlich in der Erlaubniß bestehen soll, daß die Jugend unter Aufsicht der Gemeindeältesten sich öfter den öffentlichen Formen heitrer Geselligkeit überlassen dürfe (2. Bd. 3. Hauptst. 1. Abschn.). Ebenso soll auch das religiöse Leben durch die Kunst im rituellen Cultus gehoben werden, den der Verf. dem intellectuellen und dem gemüthlichen Cultus zur Seite setzt (2. Band S. 422). Besteht nämlich der gemüthliche Cultus (S. 409) in der religiösen Wiedergeburt, im religiösen Gemeinsinn und im religiösen Weltsinn, worin sich ein Aufsteigen vom Individuellen zum Universalen zeigt, so stellt sich die Wiedergeburt dar im Einweihungsritus, in den Waschungen u. dergl.; der religiöse Gemeinsinn aber soll sich aussprechen in den Opfer- und Liebesmahlen; der religiöse Weltsinn endlich soll sich dadurch zur Anschauung bringen, daß die reinsten Gestalten der menschlichen Thätigkeit in agrarischen, gymnastischen, industriellen Festen, in Gesang, religiösen Tänzen u. dergl. eine göttliche Weihe erlangen, und das Göttliche umgekehrt nicht als ein transcendentales oder rein innerliches, sondern als das reale Leben der Einzelnen, als ihre eigne freie Gesammtthat zur Erscheinung bringe.

Allein was sich in dieser Beziehung nicht von selbst macht, das kann auch durch die schönsten Vorschläge nicht hervorgerufen werden; sollte sich unser Volksleben in dieser Weise umgestalten, so müßte ihm der griechische Nationalgeist eingegossen werden, das moderne Bewußtsein müßte völlig zum antiken zurückkehren, was einmal unmöglich ist. Mag man immerhin bedauern, daß die Poesie des griechischen Volkslebens in der Prosa der modernen Zeit untergegangen ist, aber man kann doch nicht dem Weltgeiste ins Angesicht widersprechen, und verlangen, daß er seine Entwicklung hätte anders anlegen sollen; eben so wenig kann man durch jene Mittel dem Volksbewußtsein in unsrer Zeit einen neuen Aufschwung verleihen, so lange nicht das politische Leben ein völlig andres wird.

Ist es aber wirklich wahr, daß wir den Begriff der schönen Sittlichkeit gänzlich verloren haben? Vielmehr ist er erst in der christlich germanischen Welt recht aufgegangen, aber freilich in einem tiefern, geistigern Sinne, als der Verf. ihn aufstellt. Soll die schöne Sittlichkeit im Einzelnen als schöne Seele, in der Familie als Schmuck und Gastfreundschaft, in der Gesellschaft als geselliges Gespräch, Gesang und Tanz und endlich als Spiel erscheinen? Dies gäbe in der That einen bedenklichen Aristokratismus der natürlichen Begabung, des Reichthums und der Bildung. Vielmehr ist die schöne Sittlichkeit dies, daß die ethische Idee nicht als Norm und Gesetz, nicht als kategorischer Imperativ dem Einzelnen gegenübersteht, sondern daß sie als die belebende Macht, als das Pathos des Individuums sich manifestirt. Dies ist die ganz richtige Idee, welche Schiller von der schönen Sittlichkeit aufgestellt hat, und welcher nur der Abschnitt des Verf. von der schönen Persönlichkeit sich annähert. Dazu aber bedarf die Sitt-

lichkeit durchaus nicht, die Kunst zu Hilfe zu rufen, sondern sie bleibt ganz innerhalb ihrer Sphäre, und es ist ihre eigne Energie, sich bis zu diesem Puncte hin zu entwickeln.

Gehen wir nun von hier aus zurück auf die beiden andern Hauptstücke der absoluten Sittlichkeit, die Systeme der religiösen und der intellectuellen Sittlichkeit, so bleibt uns vom zweiten Hauptstücke, nachdem wir schon oben den ersten Abschnitt, der vom Organismus des Unterrichts handelt, ausgeschieden haben (wobei übrigens Schleiermacher das Richtigere getroffen hat, indem er sich nicht auf die Organisation der Volks- und Realschule einläßt), nur der zweite Abschnitt übrig, der das speculative Leben entwickelt, aber auch dieser kann einer genauern Betrachtung nicht Stand halten. Abgesehen davon, daß hier nicht bloß vom speculativen Leben, sondern gemäß der Anordnung des ersten Abschnitts vom intellectuellen Leben überhaupt nach seinen verschiedenen Stadien die Rede sein sollte, abgesehen hievon ist es gewiß ungeeignet, von speculativer Wiedergeburt und speculativer Seligkeit zu reden, denn dies sind Ausdrücke, welche nur im religiösen Gebiete ihren Sinn haben, in der Speculation aber nichts bedeuten. Es ist dies eine Sprachverwirrung, die schon Spinoza (Ep. 36) ernstlich gerügt hat, und die um so mehr vermieden werden sollte, je häufiger sie gerade in der neuesten Zeit wieder um sich greifen will, damit die Uebereinstimmung der Philosophie und Religion recht eclatant dargethan werde.

Und so muß denn auch über das erste Hauptstück geurtheilt werden, daß die speculative Ethik nichts von Gott weiß, daß sie also auch gar nicht den Beruf hat, ein System der religiösen Sittlichkeit zu construiren. Der Verf. betrachtet hier im ersten Abschnitt den Cultus, im zweiten das Kirchenrecht, im dritten die praktische Religiosität, wo §. 121 auch die Mission speculativ deducirt wird. Alles dies gehört gewiß nicht in eine philosophische Ethik, aber am allerwenigsten ein Kirchenrecht, sondern wenn die Ethik über die engen Grenzen des Patriotismus hinausschreitet, so ist es der Begriff des allgemeinen Weltlebens, des Kosmopolitismus, der sich ihr ergiebt, niemals aber wird sie auf die Idee der Kirche stoßen, weil diese in einer ganz andern Sphäre ihre Wurzel hat.

Somit blieben uns nur noch die zwei ersten Theile des Systems übrig, die individuelle und die objective Sittlichkeit.

Wir haben nun oben dem Verf. Recht gegeben, wenn er gegen Hegel einwendet, daß die Sittlichkeit keineswegs im Staate aufgehe; wenn er aber dem Hegelschen System wenigstens so viel zugiebt, daß der Staat doch das System der objectiven Sittlichkeit sei, so müssen wir auch dieses bestreiten. Wer nichts von Hegel wüßte, müßte offenbar sich verwundern, wenn er bei dem Verf. läse: System der objectiven Sittlichkeit oder Philosophie des Rechts. So wenig ein Kirchenrecht, ebensowenig gehört auch ein Staatsrecht in das System der Ethik; es könnte Einer die vortrefflichste Rechtsphilosophie schreiben, er hätte damit nicht im Mindesten das Wesen der objectiven Sittlichkeit entwickelt. Der Staat ist nicht nur nicht die ganze Sphäre der Sittlichkeit, sondern er ist auch nicht die Sphäre der objectiven Sittlichkeit, sofern er das Sittliche nicht als solches, sondern nur in der Potenz des Rechtes darstellt. Der Boden der objectiven Sittlichkeit ist vielmehr die Gesellschaft. Alles also, was eine Manifestation des Rechtsprincips ist, muß aus der Ethik ausgeschieden werden, folglich auch was der Verf. im ersten Theile (dem System der individuellen Sittlichkeit) über die Rechtsverhältnisse der Ehe aussagt.

Wenn es als unnatürlich betrachtet werden muß, daß Hegel die Moralität zwischen die beiden Theile der Rechtsphilosophie, das Naturrecht und die Staatswissenschaft, einklemmt, so ist es gewiß nicht minder gewaltsam, die Staatswissenschaft zwischen die beiden Theile der Ethik, die individuelle und die absolute Sittlichkeit, einzuzwängen.

Sollen wir aber, da wir einmal bei der Betrachtung des vorliegenden Werkes uns von hinten gegen vorne zu wenden, einige Blicke auf die Bearbeitung der Rechtsphilosophie werfen, so ist zuzugestehen, daß die allgemeine Anordnung derselben wesentliche Vorzüge vor der Hegelschen hat.

Der Verf. ist mit Recht zu der alten Eintheilung in bürgerliches Recht, Staatsrecht und Völkerrecht zurückgekehrt, während bei Hegel unlogischer Weise der letzte Punct nur ein untergeordnetes Moment des dritten Abschnittes, der vom Staate handelt, bildet. Wenn ferner Hegel auffallend gnug Polizei und Corporation zusammengestellt hat, so hat der Verf., wie es sich gebührt, die erstre wieder dem Staatsrecht einverleibt, und ebenso die Rechtspflege, da diese doch offenbar nicht, wie bei Hegel, in den Abschnitt von der bürgerlichen Gesellschaft, sondern in das Staatsrecht gehört.

In der ersten Abtheilung (bürgerliches Recht) macht der Verf. einfach 3 Abschnitte, deren erster, die Theilung der Production, vom Ständeorganismus, von der Abgrenzung der Stände (Zunft) und vom Eigenthum handelt, der zweite die Lehre vom Vertrag, der dritte die Gemeinde betrachtet. In der zweiten Abtheilung (Staatsrecht) entwickelt der Verf. im ersten Abschnitte die Idee des Staatsoberhauptes als Centralgewalt nach außen sowohl als nach innen, im zweiten Abschnitte die gesetzgebende Gewalt, im dritten Abschnitte die Staatsverwaltung, und zwar hier 1) das Finanzsystem, 2) die Polizei, 3) die Rechtspflege, ungefähr ebenso wie Hegel in der innern Staatsverfassung die fürstliche Gewalt, die Regierungsgewalt und die gesetzgebende Gewalt unterscheidet. Hier ist nun offenbar die

Art, wie Hegel die Idee der fürstlichen Gewalt deducirt und entwickelt, sehr mangelhaft. Aber auch der Begriff, den der Verf. vom Staatsoberhaupte aufstellt, ist wohl schwerlich stichhaltig. Der staatsrechtliche Organismus, argumentirt der Verf. (2. Band §. 47), gliedert sich in qualitative Differenzen, welche als besondre Potenzen hervortreten. Aber die identische oder allgemeine Einheit darf nicht bloß das Innere der differenten Einheiten bleiben, sondern sie muß auch als solche eine Macht werden, es muß also ein Grundwille als Gewalt gesetzt sein, welche die besondern Gewalten bei aller ihrer relativen Selbständigkeit sich subjicirt erhält. Die differenten Gewalten sind nämlich differente Willen und darin liegt unmittelbar die Möglichkeit, daß sie auseinanderstreben und so die Einheit des Ganzen zerreißen. Folglich kann die absolute Gewalt, welche alle andern Gewalten in der Unterordnung unter die Einheit erhalten soll, nicht selbst aus mannigfaltigen Willen bestehen, sondern sie kann nur Ein Wille sein, und diese Einheit ist das Staatsoberhaupt.

Allein auch in dieser Deduction liegt derselbe Widerspruch, daß die absolute Gewalt auf einem individuellen Puncte concentrirt sein soll, während sie doch nur in der organischen Totalität der sich gegenseitig ergänzenden Gewalten ihren adäquaten Ausdruck findet. Oder soll im individuellen Selbstbewußtsein weniger die Sollicitation liegen, der Forderung der Rechtsidee sich zu entziehen, soll es der Möglichkeit, in den Organismus des Ganzen hemmend einzugreifen, gänzlich entnommen sein? Vielmehr ist jene Indifferenz, welche allein in der Punctualität des individuellen Bewußtseins gefunden werden will, nichts Andres als die Idee des Staates selbst, dieser als Organismus ist die in sich gegliederte Einheit, welche die differenten Gewalten ebenso aus sich entläßt, wie sie dieselben wieder in sich zurücknimmt, der Staat ist nicht dadurch eine sich wissende Monade, daß er seine Absolutheit in Einem Puncte concentrirt, sondern daß er sich selbst differenzirt und als absolute Entelechie alle seine Glieder durchfluthet, so wenig als die Fordrung, das Absolute nicht bloß als Substanz, sondern als Subject zu begreifen, so verstanden werden darf, daß das Absolute sofort als Ein persönliches Wesen aufgefaßt werden müsse. Man wird also genöthigt sein, wieder auf die frühere Unterscheidung der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt zurückzukommen, wie es denn gewiß unrichtig ist, mit dem Verf. die Rechtspflege zugleich mit dem Finanzsystem und der Polizei der Staatsverwaltung unterzuordnen. Ein Mechanismus aber wird durch jene Coordination der drei Gewalten keineswegs entstehen, wie der Verf. behauptet (2. Band §. 47), sondern nur er selbst verkehrt jene Theorie zu einer mechanischen Ansicht, wenn er gegen sie einwendet, die drei Gewalten als einander beigeordnet wären damit im Gleichgewichte, und dies würde entweder zum Stillstande der Maschine oder, wenn ihre Wechselwirkung künstlich erhalten würde, zu beständigen Reibungen und zur Auflösung des Ganzen führen. Von dieser Ansicht, daß der Staat eine Maschine sei, gehen wir eben gar nicht aus, sondern die differenten Potenzen sind uns die Glieder in dem staatsrechtlichen Organismus, von denen jedes dem andern bei- und zugleich untergeordnet ist; werden sie aber so nicht als mechanische, sondern als organische Mächte betrachtet, so ist ihre Differenz nichts Andres als die Selbstdirection der Identität, sie tragen Gesetz und Maß in sich. Dagegen hat gerade die Theorie des Verf., welche den mannigfaltigen Potenzen den Einheitspunct außerhalb ihrer selbst geben will, die mechanische Ansicht von den differenten Gewalten zur Voraussetzung, als wäre es von Hause aus ihre nothwendige Tendenz, auseinander und gegeneinander zu streben.

Auf den nähern Inhalt des Staatsrechts können wir uns hier nicht mehr einlassen, und machen nur noch im Vorübergehen die Bemerkung, daß uns der Verf. doch zu weit gegangen zu sein scheint, wenn er der Idee zumuthet, das Finanzsystem und die Polizei in der Art, wie sie vom Verf. entwickelt sind, bis ins Einzelste hinein zu organisiren. Hier wirkt offenbar nicht mehr die Vernunft, sondern es beginnt die Sphäre des endlichen Verstandes, dem es obliegt, die ganz particulären Verhältnisse zu ordnen.

Und so wären wir beim ersten Theil der concreten Ethik, beim System der individuellen Sittlichkeit angelangt, welche der Verf. in drei Abschnitte zerlegt, indem er zuerst die identischen Formen der individuellen Sittlichkeit betrachtet — Selbsterhaltung und individuelle Mäßigkeit, jene auf die ideale, diese auf die reale Seite des Ich sich beziehend, sodann auf die differenten Formen übergeht — Bildung des Geschlechts, des Talents, des Temperaments, indem vom Allgemeinen durch das Besondere zum Einzelnen fortgegangen wird —, und endlich die concreten Formen der individuellen Sittlichkeit entwickelt, nämlich Charakter (der aber doch mehr zur zweiten Abtheilung zu gehören scheint), Freundschaft und Ehe. Der Verf. verlangt für die absolute Giltigkeit der letztern unter Beziehung auf die neuerlichen Verhandlungen mit allem Nachdruck die kirchliche Trauung, auf welche aber die speculative Ethik an sich gewiß nicht geführt wird; vielmehr wird ihr die bürgerliche Trauung gnügen, insofern nur nicht in diesem Act etwas rein Positives und Formelles gesehen wird.

Indem wir uns sowohl mit der allgemeinen Anordnung als mit der Entwicklung des Einzelnen in diesem Theile einverstanden erklären, wenden wir uns noch zuletzt zum ersten Theile des Systems, zum System der reinen Ethik, welche die formalen Begriffe entwickelt. Die reine Ethik theilt der Verf. ein in ethische Metaphysik, ethische Anthropologie und ethische Kosmologie. Die

erstre (§. 2) hat zum Gegenstande das reine ideelle Wesen des Willens, sofern es Eins ist mit dem ewigen Wesen des Absoluten. Indem sich aber dieses ideale Wesen nur aus der Natur heraus als das Leben des realen Willens gestaltet, so beginnt hiemit der Kampf der Selbsthervorbringung des Willens aus seiner angebornen Natur, und diesen schildert die ethische Anthropologie. Wie endlich beides eins werde, wie jenes absolute, aber noch abstracte Wesen des Willens sich zurückbildet in die Realität als seine, aber nun begeistete Welt, dieser Proceß stellt sich seinen allgemeinen Zügen nach in der ethischen Kosmologie dar. Die ethische Metaphysik also entwickelt den Begriff des Guten als den Inhalt des Willens; die ethische Anthropologie betrachtet zuerst den natürlichen Willen, sodann den intellectuellen Willen (praktische Intelligenz und Freiheit) und endlich das Gewissen. Die ethische Kosmologie aber entwickelt das Sittliche in seinen drei Formen 1) als absolute Norm, 2) im Elemente der Persönlichkeit, 3) als höchstes Gut. Das Verhältniß der drei Theile kann man mit andern Worten auch so bestimmen: die Metaphysik betrachtet das Sittliche seinem absoluten Wesen nach, die Anthropologie als menschliche Anlage, die Kosmologie endlich als Macht und Entelechie.

Uns scheint jedoch die ethische Anthropologie sich nicht als eigner Theil gegenüber von dem, was der Verf. ethische Kosmologie nennt, halten zu können, denn was ist der zweite Abschnitt der letztern (das Sittliche im Elemente der Persönlichkeit) Andres als ethische Anthropologie? Ist es nicht gewaltsam, die sittliche Anlage von ihrer Verwirklichung im Subjecte auf die Weise trennen zu wollen, wie der Verf. gethan hat? Der erste Abschnitt der Anthropologie, der vom natürlichen Willen handelt, fällt ohnedies, wie auf den ersten Blick erhellt, in den zweiten Abschnitt der ethischen Kosmologie hinein, und ebenso ist es im zweiten Abschnitt der Anthropologie mit dem Begriff der Freiheit, den übrigens die Ethik nach unsrer Ansicht nicht gegen die verschiednen Theorien zu vertheidigen hat (wie der Verf. thut im Capitel von der Freiheit und Nothwendigkeit), sondern nur in ihrer Entwicklung und ihren verschiednen Formen darstellen soll. Die Entwicklung der praktischen Intelligenz aber (als praktische Vernunft, praktischer Verstand und praktische Anschauung) scheint uns für die Ethik nicht viel auszuragen. Fiele also die ethische Anthropologie ihrem wesentlichen Inhalte nach in den zweiten Abschnitt des dritten Theils hinein, so könnte vollends dieser Theil nicht mehr ethische Kosmologie genannt werden, wie denn diese Bezeichnung auch jetzt schon gewiß für den zweiten Abschnitt, der vom Sittlichen im Elemente der Persönlichkeit oder mit andern Worten vom Werden der Tugend handelt, nicht als passend erachtet werden kann. Sondern zu einer organischen Totalität, zu einer realen sittlichen Welt gelangt die ethische Idee erst in ihrer letzten Form als höchstes Gut, wovon der dritte Abschnitt handelt. Wir würden also auf die Benennung: ethische Metaphysik, ethische Anthropologie und ethische Kosmologie verzichten (die doch aus einer andern Wissenschaft, der alten Metaphysik, genommen sind, und zur Vervollständigung der Aehnlichkeit eigentlich noch mit einer ethischen Theologie bereichert werden müßten, da doch die ethische Metaphysik eigentlich die Ontologie ist), und dafür würden wir mit einfachen Worten sagen: Wir betrachten das Sittliche zuerst seinem allgemeinen Wesen nach und sodann in seinen verschiednen Formen.

Im letztern Theile nun (der ethischen Kosmologie) ist der Verf. mit Recht der von Schleiermacher gefundnen Trias gefolgt, ohne aber, wie dieser auffallender Weise in seiner Ethik thut, die Ordnung der Formen zu verkehren, so daß bei ihm das höchste Gut die erste Stelle einnimmt, während ihm doch die letzte gebührt. Auch in Beziehung auf das Verhältniß dieser drei Formen unter einander und zum Wesen des Sittlichen als Totalität hat der Verf. die richtige Einsicht, daß es ein Widerspruch ist, wenn Schleiermacher behauptet, jede der drei Formen erschöpfe das Wesen des Sittlichen vollständig und doch könne keine die beiden andern entbehren. Dieser Uebelstand, der an der Schleiermacherschen Ethik grell hervortritt, ist vom Verf. vermieden, indem er die drei Formen als die Momente eines dialektischen Processes darstellt, wodurch das Sittliche sein absolutes Wesen expandirt, wie überhaupt die reine Ethik des Verf. sowohl ihrer dialektischen Form, als ihrem Inhalte nach uns als vorzugsweise gelungen erscheint.

Obgleich wir bisher, wie es eine Recension mit sich zu bringen pflegt, hauptsächlich dasjenige von dem Werke des Verf. hervorgehoben haben, worin wir mit ihm nicht übereinstimmen zu können glaubten, so ist es doch, wie aus der gegebnen Uebersicht selbst erhellt, so originell, geistvoll und ideenreich und bei aller Steifheit der Diction, die von der Erziehung des Verf. in der Schule Hegel's herrührt, doch zugleich so durchsichtig, so dialektisch durchgebildet, daß wir überzeugt sind, dieses neue System der speculativen Ethik werde eine Epoche machende Bedeutung für die Wissenschaft gewinnen, und daß wir daher nicht dringend gnug zum eignen Lesen des Buches einladen können.

G. Friedrich.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 236. **4. October.** **1842.**

Der „Berliner Scholastikus" an seinen Freund —e über das Buch „Differenz" u. s. w.

Als Antwort auf dessen Brief Deutsche Jahrbb. Nr. 210. (3. Spt.)

Ihr Urtheil, lieber Freund, kam uns nicht unerwartet, Ihre Ansicht über das Werk und die Principien, auf denen es beruht, mußte Ihnen unveränderlich feststehen, nachdem Sie auch nur die erste Abtheilung gelesen; was konnten, was durften Sie anders denken von einem Buche, das von einer noch bevorstehenden Lösung des Problems der Philosophie spricht, das metaphysische Fragen erörtert, das noch einmal auf die öden Speculationen Kant's zurückkommt, das der Gegenwart die Worte des Philosophen von Stagira in das Gedächtniß zurückruft? Welch eine Scholastik! Sind wir nicht gottlob! mit alle dem fertig geworden und haben, was daran nütz war, in uns aufgenommen, so daß unsre Kinder schon mit der Muttermilch diese Weisheit einsaugen, ist es nun nicht Zeit, praktisch zu werden, den freien Geist, den wir in der Idee erfaßt, zu realisiren, und die Welt, an welche bereits die Axt gelegt ist, in Trümmer zu schlagen? Lieber Freund! ja, es ist eine schöne Sache um die Praxis, und Sie wissen, daß ich sie am höchsten stelle, denn Freiheit ist das Wesen des Menschen, ist seine Tugend. Aber man hat zu allen Zeiten gehandelt, und hat zu allen Zeiten den Menschen nach seinen Handlungen geschätzt, die Freiheit und ihre Verwirklichung für das Höchste geachtet, und doch hat man philosophirt zu allen Zeiten und in allen Zungen; die thatkräftigsten Zeitalter haben sich auch in die abstrusesten Fragen verloren, und da, wo die schleunigste Umwandlung der Formen sittlichen Lebens der theoretischen Speculation keinen Raum zu gönnen schien, hat die Metaphysik die schönsten Lösungen ihrer Aufgabe vollzogen. Die Menschheit hat sich nicht mit dem Bewußtsein gnügen lassen, daß Freiheit sei, und daß sie ihr unveräußerliches Gut sei, sie hat auch gefragt, wie Freiheit möglich sei und wodurch, sie hat den Menschen in der Kette der Weltwesen in Betrachtung gezogen, und selbst nach der Möglichkeit einer Welt, die sie doch als wirkliche vor sich sah, gefragt, und die That zu begreifen gesucht, durch welche die Welt da sei? Und welches Unheil besorgen Sie von der Beschäftigung mit diesen Fragen, wenn nur immer im Auge behalten wird, welches der Zweck des Menschen sei, und daß für diesen allein und um seinetwillen auch jene Untersuchung geführt werde? Wollen Sie den Tadel gegen die Philosophie, den die praktische Mystik stets im Munde führt, wiederholen? Die Religion zwar so wenig als die Dogmatik hat jene Fragen zu behandeln, und das Princip, von welchem die Dogmatik ausgeht, muß ihr ein gewisses, allem Zweifel entnommnes sein, aber darum haben sie kein Recht, der Philosophie diese Untersuchungen zu verbieten. Setzen Sie, l. F., Ihre Aufgabe in das praktische Leben, in die Anregung zur kräftigen Lösung der sittlichen Aufgaben, in den Aufruf eines trefflichen Volkes zum Genuß seiner Freiheit, in die Ausrottung sittlicher Schäden und Verkehrtheiten, wohlan! ich werde Sie darin nicht irren; einer Nation gegenüber, wenn man sie an ihre Pflichten mahnt, an ihre Rechte erinnert, bedarf man keiner metaphysischen Deductionen über die objective Realität unsrer Erkenntniß u. s. f., so wenig als eine neue Religion oder eine Reformation deren nöthig hat; an das praktische Bedürfniß der Menschheit sich anschließend, pflanzt sie in der Tiefe des Bewußtseins ein neues Lebensprincip, das um so mehr sich als beseligend erweist und um so festre Gewißheit des Geistes verleiht, als alle Kräfte geistigen Lebens in dasselbe verschlungen werden. Die Religion und die Freiheit sind so wenig gebunden an eine alexandrinische Bibliothek, als an die Mathematik und Philosophie; sie sind ein gemeinsames Gut der Menschheit, das in einem Jeden auf eigenthümliche Weise lebt, oder vielmehr sie haben die Menschheit selbst im Besitz. Aber hatte ein Volk, eine Zeit durch sie eine höhere Lebensstufe erstiegen, da warf man sich auch wieder auf gelehrte Studien, auf die Fortbildung der freien Wissenschaften und Künste, und in diesen seinen Erscheinungsformen trieb das waltende Princip seine Blüthen und Früchte, in ihnen ist es zu erkennen, in ihnen verlieh es sich Dasein: die Geschichte erschien in einem andern Lichte, in einem höhern Zusammenhang, der Schauplatz menschlichen Daseins, die Welt und Natur wurden in ein wahreres Verhältniß zu ihrer Bestimmung gesetzt und die Fäden, welche ihre mannigfaltigen Erscheinungen mit ihrem Zweck verketteten, tiefer erforscht, die umfassendsten, allgemeinsten Fragen befriedigender gelöst. Warum also wollen Sie ein Glied verstoßen, das doch zur Verherrlichung des Ganzen dient? da doch ein Princip sich nicht unmittelbares

Dasein giebt, sondern in einem Material, das es mannigfach bestimmt; auch wirkt es nicht ohne Weitres auf dasselbe ein, sondern durch ein Mittelglied. Gesetzt, was ich nicht anerkenne, das politische Leben sei das Princip und die absolute Sphäre menschlichen Daseins, und dies Princip sollte alle Seiten dieses Daseins unmittelbar bestimmen, warum gebieten Sie nicht auch der Mathematik, der Naturwissenschaft u. s. f., daß sie politisch seien, so wie Sie es von der Kunst und von der Philosophie verlangen, würde daraus nicht das Lächerliche in noch höherm Maße entstehen, das Ihr Freund Feuerbach an der christlichen Anatomie, Geologie u. s. f. zu verhöhnen fand?

Warum doch eifern Sie so sehr gegen die Philosophie, da sie doch der Hort auch Ihres Lebens ist? Woran halten Sie sich und worauf bauen Sie, als auf etwas Unvergängliches, etwas Aprioriſches, das auch, ohne in der wirklichen Erfahrung vorzukommen, Ihnen doch gewisser ist als Alles, was der Augenschein darbietet, — kurz ein Princip und die Gewißheit von demselben, seine Alleinherrschaft über das menschliche Bewußtsein möchten Sie in Allen erwecken, was ist denn aber die Philosophie, als das Wissen um die Principien und der Beweis derselben, das Wissen um ihr Walten und die Art und Weise ihres Waltens in allen Sphären der Natur und des Geistes; die That, durch die die Welt da ist, ist auch die That, wodurch sie erhalten wird; ich kann aber die Welt nicht erklären, ohne ihr Princip zu kennen, und die Weise, wie das Mannigfaltige des Daseienden auf jenes Princip zurückgeführt wird. Wäre hierin das Gesetz der Specification gefunden, so würde sich auch wohl das Gesetz einer jeden Species der Weltwesen entdecken; und damit wäre metaphysisch die Möglichkeit dessen dargethan, was als ein Wirkliches und sich Verwirklichendes ein andrer Theil der Philosophie zu untersuchen hätte. Da würde dann aus dem eine jede Sphäre beherrschenden Gesetz, das zugleich ihren specifischen Unterschied von andern angäbe, das Mannigfaltige der Erscheinung sich erklären oder die Bestimmungen ableiten lassen, unter denen sie zu stehen habe. Es würde also das, was Sie als nächste und dringendste Aufgabe der Philosophie setzen, als ein wesentlicher Theil ihrer Gesammt-Aufgabe sich ergeben, den sie aber, will sie ihrem Problem wirklich genügen, nicht isolirt lösen kann. Wodurch erhalten Ihre und Andrer Ausstellungen an der Hegelschen Rechts- und Religions-Philosophie ihr Gewicht? Weil es sich zeigt, daß die gerügten Mängel aus der Gesammt-Lösung der Aufgabe der Philosophie von Seiten dieses Systems aus seinem bestimmten Princip fließen? Religion und sittliches Leben erheben immer zuerst ihre Stimme gegen eine Philosophie, die ihren gerechten Ansprüchen nicht genügt; denn sie sind der Fond und die Wurzel, so wie der Zweck des gesammten geistigen Lebens, ihr Urtheil ist untrüglich, und ihre Stimme wird in jeglicher Menschenbrust laut. Darum, was tadeln Sie den, der sich so wenig als Sie mit dem Bisherigen zufrieden giebt, der eine neue Lösung versucht, die wohl auch noch das Gebiet erreichen wird, wo Sie es zuerst zur Lösung gebracht wissen wollen? Daß er sich isolirt, kann das ein Vorwurf sein? oder ist es schon klar, in welchen Zusammenhang er sich mit dem Vergangnen und mit dem Werdenden setzt? Auch ist die metaphysische Lösung des Problems nicht die Sache der Masse. Ob auf diese Weise eine neue Philosophie zur Welt komme? Warum sollte sie nicht? Ist sie nicht immer die freie und geniale That eines Individuums gewesen oder ist sie von gewissen physischen Bedingungen abhängig? Ob es überhaupt eine neue Lösung sei? Zur Beantwortung dieser Frage liegen noch nicht gnug öffentliche Documente vor; selbst was entschieden über die bisherige Lösung des philosophischen Problems hinausführt (S. 100—117, 134—144, 150—152), ist nur in seinen allgemeinsten Zügen hingeworfen; es kann daher vor weitrer Veröffentlichung Niemand ein abschließendes Urtheil fällen.

Glauben Sie nicht, l. F., daß wir uns unter dem Schatten eines hundertjährigen Friedens ausruhen und uns in seine Thatlosigkeit flüchten wollen; unser reges Streben könnte Ihnen ein Beweis sein, daß wir uns nicht auf Rindertriften satt mästen wollen. Daß Sie den Beinamen „der Scholastiker" uns gegeben haben, daran thun Sie sehr Unrecht und werden sich von diesem Unrecht inskünftige überzeugen; der Name enthält, man mag ihn wenden wie man will, immer eine falsche Trennung des Theoretischen und Praktischen, und diese ist von unsern Ueberzeugungen vielleicht am weitesten entfernt. Die Freiheit eines Goethe, Schiller, Lessing aber halten Sie einem Philosophen nicht vor, sie ist auch nicht die Ihrige; das Wesen der Philosophie ist die Nothwendigkeit und auf Möglichkeiten darf sie sich nicht ertappen lassen; im Gedanken sind alle Momente nothwendige Glieder des Ganzen. Die Phantasie darf willkürlich ihre Vorstellungen verbinden, ihr gehört das Reich der Möglichkeit. Wir aber so gut wie Sie haben es mit dem Ernst der Wirklichkeit des Lebens zu thun; und so gerne wir in jenes Reich zauberischer Freiheit uns eintauchen, uns ruft die ernste Stunde wieder zur Arbeit, auf daß wir einen Fortschritt sehen. Die Poeten mögen in die Zukunft sehen und die einstige schönre Welt schon als wirkliche vorausnehmen, aber um sie her in der Wirklichkeit war es so rauh und finster wie bei uns. Will die Geschichte fortschreiten, oder vielmehr wollen wir uns vorwärts bewegen, wohlan, wir schließen uns nicht aus, doch sei es zu dem, was wir nach ernstlicher Prüfung als das Beßre erkannt haben, und woran messen wir es? an den Principien, die sich uns als die wahren erwiesen haben. — Leben Sie wohl, ich freue mich auf Ihre Ankunft. Sollten

Sie auch diesem Briefe gemüthliche Breite vorzuwerfen haben, so verzeihen Sie es Ihrem Landsmann; wenn Sie sich über die Breite und Gründlichkeit der besprochnen Schrift beklagen, so bedenken Sie, daß es sich nicht um eine ephemere Frage handelte und daß zur Erledigung der Sache weit zurückgegangen werden mußte, bedenken Sie, daß auch einer der ausgezeichnetsten französischen Geschichtschreiber, Augustin Thierry, **11** Bücher in 4 Bänden über die **conquête de l'Angleterre par les Normands** geschrieben und erst im 4. Buche bei seinem Thema angelangt ist. Also mag es wohl nicht bloß ein Naturfehler der Deutschen sein.

Ihr

.t.

Antwort.

Aus meiner Antwort, lieber Freund, sollen Sie sehen, wie sehr mich die Ihrige erfreut. Also auch Sie haben das Bedenken, daß die Negation der Scholastik nichts sei als reine Publicistik und daß die Publicisten weder Metaphysiker, noch Philosophen seien? Wie leicht ist dies Bedenken zu heben! Ihr Freund will „die That entdecken, durch welche die Welt da ist." Ohne Zweifel meint er doch „die ganze Welt". Aber ist denn auch die natürliche Welt oder ist bloß die geistige durch die That da? Bedenken Sie unsre Zeit. Selbst die Gläubigsten sind schon so ketzerisch, daß sie die Natur durch Wuchs da sein lassen und alle Zeugung des Geistigen sodann mit nichts Stärkerm zu intercipiren wissen, als mit diesem thatlosen Werden der Natur, Sie kennen das hübsche Wort: „Naturwuchs". Selbst die Gläubigen erkennen also das jetzige Werden der Natur als das gesetzliche oder ewige an; und Ihr Freund ist so theologisch, um auf das Dasein der Natur durch die That zurückzukommen?

Ich muß gestehen, daß ich ein Gegner einer solchen Metaphysik zu sein, mich nicht scheuen würde. Die Metaphysik der Natur wird sich an die Untersuchungen unsrer Zeit anschließen, wenn sie Philosophie bleiben will. Schließt sie sich an das alte Testament und an die christliche Schöpfungshypothese von der Entstehung der Welt durch einen einfachen Willensact an, so ist sie nichts als Theologie. Ihr Freund wird Feuerbach's Ausführung über die Creationshypothese nicht unwiderlegt lassen dürfen, denn durch diese ist die einfältigliche Voraussetzung des persönlichen, Thaten vollführenden, absoluten Werkmeisters sehr zweifelhaft gemacht worden.

Glauben Sie nun, daß die Leute Gegner der Philosophie sind, welche Gegner einer theologischen Naturphilosophie sind? Ich glaube nur, daß diese Leute vielmehr Gegner der Theologie und derjenigen Philosophie sind, welche nur Theologie, also Scholastik ist, und sollte sie auch von allen Voraussetzungen nichts übrig behalten haben, als Gott und Unsterblichkeit, woran allerdings die jetzige Christenheit, vornehmlich die schönre Hälfte derselben, sich gnügen läßt. Wer die That voraussetzt, der setzt doch auch den Thäter voraus. Die Welt als Zweck der That setzt den absoluten Thäter, den persönlichen Gott voraus. Will Ihr Freund nur die That wissen, durch welche die Welt da ist, so will er nichts weiter wissen, als was die Theologie längst weiß: „im Anfang schuf Gott Himmel und Erde". Ist diese Voraussetzung ein Problem oder gar eine neue Fassung des Problems der Philosophie? Problematisch gestellt wäre die Frage: Ist die Welt durch die That da und durch welche? Aber auch so wäre das Problem kein neues und kein philosophisches. Im Gegentheil, jeder Chemiker, Physiker, Geognost und überhaupt jeder wissenschaftliche Naturforscher fragt philosophischer, als es eine solche Frage thun würde, und nun vollends die Voraussetzung der alten Weltansicht, mit der unsre ganze Naturwissenschaft nichts mehr zu schaffen hat.

Nicht die Naturwissenschaft, nicht die Philosophie feinde ich an, sondern diejenige Metaphysik, welche beide ignorirt, um die Probleme der Theologie noch einmal als oberste Wissenschaft auf die Bahn zu bringen. Und Sie fürchten, die Naturwissenschaft sollte politisch gemacht werden, wenn es heißt, sie sei in der theologischen Form veraltet? Politisch? Praktisch? Wie kopfscheu und kopflos die jetzige deutsche Welt mit diesen Worten umspringt! Alles Geistige ist ein *κτῆμα πολιτικόν*. Diese ganze Welt des Geistigen, welche durch die That der Menschen da ist, geb' ich ihrem thatenlustigen Freunde für seine Schöpfungstheorien frei; aber freilich ist auch hier ein großer Riß zwischen uns eingetreten.

Es scheint nämlich gegenwärtig die ganze geistige Welt den entschiednen Drang zur Einheit zu fühlen, dergestalt, daß es nun nicht mehr eine isolirte Theorie, eine Theorie der Privatleute und eine eben so isolirte Praxis, einen freien Willen nur des Staatsmannes geben soll. Der Unterschied zwischen Privatmann und Staatsmann ist so schlimm, als der zwischen Laien und Klerikern, er schneidet die geistige Welt entzwei. Die Wissenschaft soll nichts Politisches sein, heißt: die Wissenschaft ist eine Privatsache. Die Wissenschaft ist etwas Oeffentliches, heißt: ihr Proceß und seine öffentliche Ordnung ist eine wesentliche Form der Freiheit, und auch ihr Inhalt nicht exclusiv, kein Zunftbesitz, sondern ein so entschiednes Gemeingut, daß keines Einzelnen That eher berechtigt und werthvoll genannt werden darf, bevor sie nicht ihren Ursprung aus dem Gemeingut und ihren Rückgang in dasselbe dargethan hat. Die Discussion und das öffentliche Denken ist daher keineswegs schlechter, als das isolirte Meditiren; ja, es ist leicht ein-

zusehen, daß die Gelehrsamkeit auch in der Einsamkeit nichts Andres thut, als die Acten der öffentlichen Discussion repetiren und verdauen, um alsdann von Neuem in die Discussion einzutreten. Selbst im Geschäfte des Meditirens also ist der Mensch kein isolirter, sondern auch darin ein ἀνὴρ πολιτικός, der mit seiner Section die öffentlichen Angelegenheiten vornimmt. Wie kommt also eine neue Philosophie zur Welt? Unbedingt vollkommen republicanisch: durch Einleben in den öffentlichen Geist und durch Befriedigung desselben in der öffentlichen Discussion; und „sich isoliren" heißt nicht meditiren, sondern dem öffentlichen Geiste der Mitwelt nicht entsprechen und aus dem Grunde von ihm nicht an- und aufgenommen werden. Jede philosophische That geschieht im Elemente des öffentlichen Geistes. Alle Weiterbildung des Geistes beruht auf dieser That, alle Freiheit in der Welt des Geistes auf dieser Einsicht.

Man muß es wissen, wie sehr das öffentliche Denken über das isolirte erhaben ist, um dem Geiste seine eigne Jurisdiction zuzutrauen und um den Spruch des öffentlichen Gerichtes, welches er hält, anzuerkennen. Ohne dieses Vertrauen keine Lehr-, keine Lern-, keine Preß-, keine Geistesfreiheit. Der Protestantismus hat es zu allen diesen Formen der Freiheit noch nicht gebracht, weil er die respublica des Geistes nicht kennt und dem Atomismus verfällt, als seien die mächtigen Individuen vereinzelte Individuen und pure Privatpersonen. Der Protestantismus denkt sich die Gläubigen und die Wissenden als solche, die innerlich nur ihrem Gewissen und ihrer Einsicht zu folgen brauchen und in dieser Freiheit, die gar keine Freiheit, sondern nichts als Unabhängigkeit ist, vom Staate geschützt werden. Das ist aber nicht gnug. Es muß nicht bloß die Privatperson im Rechte dieser absolut unabhängigen Innerlichkeit geschützt werden, es muß die Privatperson und der Schutzgeber zusammengebracht und beide in die öffentliche Freiheit untergetaucht werden. Kann man mir meine öffentlichen Thaten und Werke confisciren, so bin ich nur privatim berechtigt; der Mensch aber ist seinem Begriffe nach ein Republicaner; erst das öffentliche Leben ist menschliches Leben, und alles geistige Leben ist ein solches. Oeffentliche Person ist bei uns ein Schimpfwort, öffentlicher Charakter ein übersetztes Wort; so sehr stecken wir in jener Abstraction des Protestantismus; und wenn in der That jeder Gelehrte, der Etwas durchsetzt, dies nur als öffentlicher Charakter in der Discussion thut, so ist dennoch in den Gedanken der Menschen das Wesen der Wissenschaft die Isolirung, Isolirung sowohl vom Staat, was sich von selbst versteht, als aus der Gesellschaft, gerade als wäre der Einsame unter Büchern auf dem Monde und nicht so erst recht eigentlich im Kerne der Gesellschaft und mitten in der Gemeinschaft des Geistes.

Uebrigens, mein verehrter Freund, mache ich dem Subjecte damit, daß ich es in die Republik stürze, seine Ehre nicht streitig, sich auszuzeichnen; nur ist diese Auszeichnung, die dem Erfinder zu Theil wird, nichts Andres als der öffentliche Erfolg, dem Bedürfniß des öffentlichen Wesens entsprochen zu haben; und so haben Sie denn ganz Recht, wenn Sie erinnern: wie es mit dem neuen Princip stehe, welches Ihr Freund durchbilden wolle, das werde die Zeit lehren; ich wünsche nur, daß die Zeit dazu sich Zeit nehmen und nicht zu schnell mit ihm fertig werden möge.

Ihr

— e.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 237. 5. October. 1842.

Der kölner Dom und Kaiser Friedrich der Rothbart.

Und sprachen: Wolauf, lasset uns einen Thurm bauen, deß Spitze bis an den Himmel reiche.
Genesis XI, 4.

„Qui nescit simulare et dissimulare, nescit regnare."
Symbolum Friderici I. Imperatoris.

Kaiser Barbarossa. Dichtergabe zum kölner Dombau von Ludwig Bauer. Stuttgart und Tübingen 1842. Cotta.

Zwei verschieden begabte Dichter zeigten uns jüngst, mit vaticinirendem Geiste zwanzig Jahre vorwärts blickend, in amöbäischem Gedicht den kölner Dom vollendet. Während sich in dem zukunfttrunknen Auge des Einen das Bild der kühnsten und heiligsten Wünsche seiner eignen Brust und seines Volkes in glänzender Verwirklichung spiegelt und er uns im Fluge ächter und eben darum nicht weitläufig analysirter und beschriebner Begeistrung, wenigstens momentan, auf die Höhe seiner Empfindung trägt, findet der Andre zuerst mit prophetischem Behagen an sich und seinem Freunde, dem „alten Hause", den Satz bewährt, daß Unkraut nicht vergeht (wobei der von so liebenswürdiger Naivetät überraschte Leser sich natürlich nur auf eine höfliche Verbeugung und ein verbindliches: Bitte recht sehr! angewiesen sieht), wird aber später sehr gerührt und beschreibt genau, wie diese Rührung in 20 Jahren mit der Erlaubniß seines Freundes, der ihn sein Angesicht senken, ihn Wange und Stirne an einen Pfeiler drücken lassen soll x., in Thränen und verschiednen Gesten sich zu offenbaren hat, bethätigt auch beiläufig einen mehr als divinatorischen Blick, indem er hinter der sinnenden Miene des Königs den Gedanken wittert, es sei doch eine Lust, daß er die Beiden — den Dom und den Prinzen, bei dem er vor zwanzig Jahren Gevatter gestanden — so beisammen habe — ein erhabner Gedanke unstreitig und wohl würdig, zwei Decennien, ehe er in dem königlichen Haupte zur Reife kommt, als Embryo in der Zirbeldrüse eines Poeten zu spuken, wiewohl der König vielleicht Ursache hätte, über diese Anticipirung, wie der alte Julius Cäsar Scaliger über die Plagiarier, qui nostra ante nos dixerunt, ungehalten zu werden, wogegen ein andrer Herrscher durch die Anwendung seines Bonmots: „Nicht obgleich, sondern weil" auf den in der Vollendung des kölner Doms zu feiernden Triumph des Zusammen- und Durcheinander-Wirkens geistiger und materieller Bestrebungen sich nur geschmeichelt fühlen kann.

So sehr wir nun dem Werthe dieser Dichtung, als solcher, alle verdiente Anerkennung zollen, so müssen wir doch, auf die Gefahr, abergläubischer Befangenheit geziehen zu werden, gestehen, daß die ganze Idee, worauf sie beruht, das kecke Lüften des geheimnißvollen Schleiers, den noch kein Sterblicher ungestraft angetastet, uns als bedenkliche Vermessenheit erschien, die an so vielen frühern, durch den Ausgang sämmtlich als eitel sich ausweisenden poetischen Weissagungen ein warnendes Beispiel hätte nehmen sollen. Der liebe Gott ließ sich noch von Keinem in die Karten sehen, und wär' es auch, um seine Beschlüsse über die Vollendung eines Hauses in majorem ipsius gloriam zu erforschen. Die Unternehmer des babylonischen Thurmbaues träumten sich auch schon in dem Himmel, bis in welchen sie seine Zinnen zu erhöhen vermeinten: hüten wir uns, mit allzu freudiger Zuversicht auf den Himmel auf Erden zu rechnen, der sich, wie uns verheißen wird, mit der Vollendung des kölnischen Thurmes über Deutschland niedersenken soll! Damals verwirrte der Herr die Sprache der Bauleute, daß Niemand den Andern verstand, und heuer, wie es scheint, nicht minder die Begriffe über den Zweck des Baues, die, wie sie bei den verschiednen Classen der Domenthusiasten auf das Verschiedenste, ja zum Theil Widersprechendste sich gestalteten, wohl so schwer zu klarem, dem Werke förderlichem Einklang sich möchten vermitteln lassen, als ein solcher einst bei dem Kauderwälsch der Sineariten zu erzielen war. Die Kunst-Energumenen, unter denen natürlich, wie das der Charakter unsrer Zeit überhaupt mit sich bringt, die Zahl der ehrlich Begeisterten von der der Heuchler zehnfach und von jener der Nachbeter hundertfach überwogen wird, sehen in dem kölner Dom den Schlußstein mittelalterlicher Kunst, die Apotheose der Gothik, die dem 19. Jahrhundert als wichtigste Sendung vorbehalten sei; die deutschen Patrioten verehren darin ein Palladium deutschen Volksthums und deutscher Einheit und betrachten ihn nebenbei als einen nachträglichen Ersatz für den, vor 160 Jahren freilich schmählich gnug verlornen, straßburger Münster; der katholische Klerus und seine weltlichen Agenten, die am genauesten

wissen, was sie wollen, und am consequentesten darauf hinarbeiten, und die sich daher möglicherweise in ihren Bestrebungen am wenigsten gehemmt und in ihren Erwartungen am wenigsten getäuscht finden dürften, erblicken in der Wiederaufnahme des in den goldnen Zeiten der Gregore und Innocenze begonnenen und in Luther's Jahrhundert ins Stocken gerathnen Baues der ersten katholischen Kathedrale Deutschlands (wofür sie wenigstens jetzt erklärt wird) einen, den reichsten Fang verheißenden Fischzug Petri und in seiner zu hoffenden Vollendung den Triumph der Kirche, den wieder aufgehenden Stern der Hierarchie in den bisherigen partibus infidelium der germanischen Provinzen*); von den Freunden der Freiheit und des Fortschrittes endlich, deren Illusionen bei dieser Gelegenheit am unbegreiflichsten sind, glauben Viele in dem Dom-Enthusiasmus eine als solche freudigen Herzens von ihnen getheilte Nationalbegeistrung für die Verwirklichung idealer Bestrebungen zu erkennen, und in dem Schutze und der Unterstützung, welche die Großen dem Werke angedeihen lassen, deren Hinneigung zu solchen Ideen und ihre Bereitwilligkeit, das Inslebentreten derselben zu fördern, während vielleicht nur Wenige an das analeptische Spiritusfläschchen denken, das, nach der Bemerkung des auf Père la Chaise modernden Sünders, zu gewissen Zeiten dem deutschen Volke unter die Nase gehalten wird. Wir entscheiden nicht, welche von all diesen den Enthusiasmus verschiedenartigst motivirenden Ansichten sich als die bestbegründete wird geltend machen, ob sie sich bei der Ausführung des Baues wechselseitig hemmen oder unterstützen werden, ob endlich der Dom wirklich zu Stande kommen wird, was übrigens, wenn sich auch nur die Reichen und Mächtigen in ganz Deutschland dabei betheiligten, keinesweges für ein solches Riesenwerk gelten könnte, als man Europa glauben machen will, wogegen freilich jetzt das Steckenbleiben eines der Welt mit so entsetzlichem Geschrei angekündigten Unternehmens allzu sehr an den kreisenden Berg erinnern würde. Wir sind auch weit entfernt, die Begeistrung für diesen Bau, wo und wie sie sich immer kund giebt, durchweg für Heuchelei oder Schwindelei, für forcirt oder künstlich angeschürt zu erklären, aber — es ist nun eben eine allerhöchsten Orts genehmigte Begeistrung, ein Enthusiasmus, der die Censur passirt hat, und so viel scheint ausgemacht, daß derselbe, so viel auch bereits darüber geredet und gedruckt wurde und so reichliche Beiträge für den Dom mögen eingelaufen und zugesagt sein, im Volke, wenn überhaupt, doch nur sehr schwache Wurzeln faßte und auch keine Aussicht da ist, es je zu thätiger oder gar dauernder Theilnahme für ein den Begriffen und Interessen der Meisten so ganz fremdes Werk zu entflammen. Auch die poetischen Schöpfungen, die der Dombau ins Leben gerufen, mögen immerhin als Ausdruck der individuellen Begeistrung ihrer Urheber gelten, mit Nichten aber der allgemeinen. In Bezug auf letztre können sie höchstens als Mittel, dieselbe zu erzeugen, angesehen werden, obgleich die stumpfe Masse des Volkes wohl nur in einigen strengkatholischen Ländern, wo noch ein Residuum des religiösen Lebens des Mittelalters pulsirt, durch rein religiöse Vermittlung in dieser Sache zu begeistern wäre, die Mittelclassen aber sichrer als durch alle religiöse oder poetische Ideen, durch eine bündige Vorrechnung, daß jeder zum kölner Dom beigesteuerte Thaler sich mit so und so viel Procent verinteressiren werde, sich für den Bau, wenn nicht begeistern, doch gewinnen lassen würden.

Sollte indessen in dieser Sache, die man nun einmal zur Nationalangelegenheit gestempelt hat, eine poetische Einwirkung aufs deutsche Volk oder, bezeichnender gesagt, aufs deutsche Publicum versucht werden, so ist augenscheinlich das Drama die für solchen Zweck zuerst sich darbietende und ersprießlichste Dichtungsform. Schon in der Wahl dieser Form scheint uns daher Hr. Ludwig Bauer, der Verfasser des Kaiser Barbarossa, einen zweckmäßigern Weg, als die anfangs erwähnten Dichter, eingeschlagen zu haben, vorausgesetzt, daß es ihm, wie jenen, um fruchttragende Propagation der eignen Begeistrung zu thun war. Noch entschiedner aber müssen wir, von dem äußern Umfange und innern Reichthum seiner Dichtung abgesehen, seiner ganzen Auffassung und Behandlung des Stoffs den Vorzug geben. Statt in der Nebelsphäre der Zukunft — Jenen freilich ein lichter Sonnennebel! — seinen Pegasus zu tummeln, läßt er sich von ihm, ein rückwärts blickender Seher, ins Land der grauen Vorzeit tragen, um von dort aus, über historischem Boden schwebend, wenn auch nur in einzelnen Momenten darauf fußend, die Zukunft, d. i. unsre Gegenwart, durch kühne Streiflichter zu beleuchten, wir möchten sagen durch Ricochet-Prophezeiungen, wobei allerdings, wie manche Dichter seit Virgil erprobten, weniger als bei directen, zu befahren ist, die vielmehr meistens bis auf den Tag, wo sie niedergeschrieben wurden, pünctlich eintrafen.

Auch Hr. Bauer sucht in seinem Barbarossa die verschiednen beim Dombau sich kreuzenden Bestrebungen harmonisch zu verschmelzen, was sich in den voranstehenden schönen Weiheversen am prägnantesten ausspricht und was gewiß im heitern, freien Reiche der Phantasie durch den Zauber der dichterischen Idee eher gelingen kann, als es je in der trüben, eckigen Wirklichkeit zu erlangen sein möchte. Dort erscheint der Geist milder Religiosität ohne die sich im Leben hinter ihm verbergenden Dämonen geistlicher Heuchelei, Herrschgier und Tyrannei und brüderlich vereint mit dem in ungetrübtem Glanze

*) Dies Wort im engern kirchlichen Sinne gebraucht.

strahlenden Geiste deutscher und allgemeiner Freiheit, den wir im Gedichte so wenig mit jenen Dämonen, als mit der, den Dom gleichfalls unter ihre Obhut nehmenden und als Emanation Gottes und des Volkswillens mehr als alles Andre idealisirten, weltlichen Macht in bedenklichen Zusammenstoß gerathen sehen. Das Alles läßt sich freilich in der Idee gar schön und friedlich vereinen —

Leicht bei einander wohnen die Gedanken,
Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen!

Von einem richtigen Principe geleitet erkennt der Dichter die ursprüngliche, die religiöse Bedeutung des Baues, wenn auch nicht der Wahrheit gemäß als einzige, doch als die vorherrschende an, aber es sind fromme poetische Träume, wenn er die Verwirklichung der andern, dem Unternehmen untergelegten Zwecke durch religiöse Vermittlung in unserm Jahrhundert für möglich hält, in wie schönen Versen sich diese freudige Zuversicht auch kund giebt.

Kein Kaiser an des Volkes Spitze,
Nicht Wahlstatt mehr, noch Krönungsort,
Kein Reich mit seinem Herrschersitze,
Kein von dem Feind geraubter Hort,
Kein irdisch Gut, uns führt in Liebesflammen
Der Heiland und ein Gotteshaus zusammen.

Das ist ohne Zweifel eine brave, patriotische und vor Allem fromme Poesie, aber es ist auch nur Poesie. Wie! Im frommgläubigen Mittelalter zur Zeit der Einheit der heiligen Kirche und der wenigstens äußerlich auch noch bestehenden des heiligen deutschen Reiches galt diese Kathedrale, und wenn sie auch fertig geworden wäre, eben für die erste Kirche der kölner Diöcese und für nichts mehr und nichts weiter, und jetzt im 19. Jahrhundert sollte sie uns mit einem Male für die längst verlorne Einheit Deutschlands vollen Ersatz gewähren, sollte sie zum Pangermanien, zur heiligen Eiche werden, um die sich mit einem Zauberschlage die seit Jahrhunderten einander gründlichst entfremdeten Enkel Teut's in Liebe sammeln, sollte sie, diese eine katholische Kirche, all die katholischen, reformirten, lutherischen, unirt-evangelischen und, was das Schlimmste, in allen diesen Confessionen trotz der neuen würzburger und der evangelischen Kirchenzeitung großentheils sehr indifferent gewordnen Christen in 38 Reichen, Ländern und Ländlein mit deutschem Nationalgefühl und deutscher Nationaleintracht segnen und sättigen, wie Christus 4000 Mann mit sieben Broten und ein wenig Fischlein? — Indem freilich unser Dichter den „Sieg der Eintracht" und, wenn wir ihn recht verstehen, die in Aussicht gestellte Einheit Deutschlands „durch blut'ge Läuterungen" für vorbereitet hält, kommt er der Wahrheit in der Theorie wenigstens näher, als die, welche die deutsche Einheit gleichfalls im Munde führend, doch jetzt, wo sie fehlt, ringsum nichts als Glück und Herrlichkeit und Freude sehen. Wer diese Einheit — was wir dahin gestellt sein lassen — für ein den Völkern Deutschlands wünschenswerthes Gut hält, sollte sich enthalten, das Glück der getrennten Theile zu preisen, bedenkend, daß dies nun und nimmer zu dem ersehnten Ziele führen kann. Einzig und allein vermöchte solches die aufs Höchste gestiegne gemeinsame Noth. Hat aber die deutsche Einheit weiter keine Hoffnung, als auf die Vermittlung der Religion, und keinen andern Haltpunct, als den kölner Dom, so mag sie sich immer ins Hospital kaufen; um seinetwillen wird wahrlich weder der König von Baiern, noch der Fürst von Reuß-Schleiz-Lobenstein-Ebersdorf, noch einer der übrigen 32 souveränen Herrscher in Deutschland ein Iota von seiner Souveränetät aufgeben, so wenig wie die 80 oder 90 Mediatisirten ein Titelchen von ihren standesherrlichen Rechten.

Wäre der dem Dichter zunächst vorschwebende Zweck des Dombaues, die Vereinigung Deutschlands durch gemeinsame religiöse Weihe, erreichbar, so möchte er auf seine Verwirklichung vielleicht mit Recht den letzten basiren, der unmittelbar noch weniger damit in Verbindung zu bringen ist, die Wiederherstellung von Deutschlands Größe und Macht. Die der Aebtissin Hildegard in den Mund gelegten prophetischen Worte:

Doch wenn sie wieder bau'n am kölner Dome,
Wird groß das deutsche Volk und mächtig werden,

sind offenbar die Losungsworte, ja der Kern und Grundgedanke des ganzen Gedichtes und nur für unsre Zeit gesagt, wiewohl ihr Ausspruch, in eine Zeit zurückverlegt, da der Dom noch gar nicht angefangen war, über ihre Deutung, abgesehen von dem wieder, Zweifel erwecken könnte, und zwar um so eher, da wirklich gerade während des ganzen Zeitraums, da man zuerst am kölner Dome baute, im 13., 14. und 15. Jahrhundert, die Macht und der Wohlstand der Städte Deutschlands, des Kernes seiner mittelalterlichen Größe nach untergegangner Hoheit des Reiches, in der höchsten Blüthe stand und insbesondre auch der Glanz Kölns als einer der vier Hauptstädte des freien, reichen, gewaltigen Bundes der Hansa, der den besten Theil des Welthandels in Händen hielt, dessen Kriegs- und Friedensflagge der Ocean und das Mittelmeer fürchtete und ehrte, vor dem England sich beugte und die Staaten des Nordens zitterten. Diesen Bund stellt wieder her in seiner alten Größe und seiner im erweiterten Umfange dem jetzigen Weltstande angepaßten Bedeutung, so bedarf Deutschland nicht der Restauration baufälliger Dome, die seinen Feinden nun und nimmer, wie Hr. Bauer hofft, „Schreck und Grauen" bringen, über die sie vielmehr mit Recht lachen werden, wenn sie erfahren, daß wir so sanguinische Erwartungen davon hegen.

Um dem zum Nationalheiligthum zu erhebenden Gebäude schon in incunabulis eine höhere, nationalere Weihe zu geben, knüpft der Dichter den Gedanken seiner Entstehung, statt an den wenig bekannten und für das Geschick Deutschlands völlig bedeutungslosen Namen des Erzbischofs Konrad von Hochsteden, an einen der höchstgefeierten der deutschen Geschichte, an den Namen des Helden, „dem die Furcht der Welschen von seinem Bart den Namen lieh", und von dem er seinem Volke zuruft:

Die Liebe laut, die Mißgunst auch, nur leiser,
Nenn ihn den kaiserlichsten deiner Kaiser,

an den Namen Friedrich Barbarossa.

Nach dem Beispiele Shakspeare's, der die Geschichte des sechsundachtzigjährigen Kampfes der beiden Rosen*) in einem vierzigactigen Riesendrama mit Flammenzügen in die Herzen des englischen Volkes schrieb, versuchten schon mehrere deutsche Dichter, besonders durch Raumer's mehr geist- und kunstvolles, als kritisch probehaltiges Geschichtswerk angeregt, eine nicht minder, doch in ganz andrer Weise verhängnißvolle Periode der deutschen Vorzeit, die Geschichte der Hohenstaufen, theils in einzelnen Dramen, theils in dramatischen Cyklen dem Volke näher zu bringen und es durch das Vorhalten der Heldengröße seiner Väter selbst zu veredeln und zum Bewußtsein seiner Kraft und seines Werthes zu wecken. Nienstädt, Grabbe, Raupach und Andre wagten solchen Versuch mit ungleichem Genie und Glück, Keiner aber mit einem, der Wirkung der Shakspeareschen Nationaldramen nur entfernt vergleichbaren Erfolge. Zum Theil und wohl größtentheils trug die Schuld des Mißlingens offenbar der Stoff. Der Kampf der Häuser Lancaster und York lag dem englischen Dichter nahe gnug und war, wenigstens in den Hauptmomenten, auch dem Volke hinlänglich bekannt, um eben durch seine völlig verstandne Dichtung in dessen Gedächtnisse und Phantasie auf immer fixirt zu werden; dann aber sagte auch den Engländern ein, vielleicht unbewußtes, doch darum nicht minder entschiednes Gefühl, welches, ohne vom Dichter ausgesprochen oder absichtlich angeregt zu sein, durch die Consequenz der in seiner Dichtung treu abgespiegelten Ereignisse, ihrem offnen Geiste sich unwillkürlich aufdrang, daß jener Kampf, wie furchtbar er immer ihre Väter heimgesucht und das fröhliche England mit Blut und Thränen überschwemmt haben mochte, die Wiege ihres Glückes und ihrer Größe war, daß über dem Leichenfelde von Bosworth die Morgenröthe einer neuen Zeit für England aufging, daß erst über den Gräbern der gefallnen Fürsten des alten Helden- und Herrscherhauses Plantagenet der Baum der brittischen Freiheit siegreich emporwachsen konnte. In diesem Geiste sahen die Engländer zur Zeit Elisabeth's die, nichts weniger als „hehren", aber markigen und lebenswarmen Gestalten eines Heinrich Lancaster, eines Percy Hotspur, eines Eduard und Richard von York, in diesem Geiste erquicken sie sich noch heute daran. — Welche Sisyphus-Aufgabe stellten sich dagegen die unglücklichen Sänger der Ghibellinen und Guelfen! Eine für das Volk, auch in den letzten Nachklängen der Sage total verschollne, durch die Wellen von beinahe sechs Jahrhunderten spurlos hinweggeschwemmte, von jedem Zusammenhange mit der Gegenwart rein abgeschnittne Zeit unternahmen sie neu zu beleben und für dies unverstandne Phantom die deutsche Mitwelt zu begeistern; an die für uns gänzlich bedeutungslos gewordnen, an sich meistens einförmigen und in ihrem Zusammenhange wenig spannenden Kriegs- und Staatsactionen des 12. und 13. Jahrhunderts versuchten sie die Aufmerksamkeit des, auf der tragischen Bühne nur durch spannende Verwicklungen, hochklingende Phrasen und Knalleffecte zu gewinnenden, modernen Publicums zu fesseln und was, auch hievon abgesehen, ihr Vorhaben höchst mißlich machen mußte, als Koryphäen und Repräsentanten deutscher Größe und deutschen Heldenthumes wollten sie ein Geschlecht auf den Schild heben, das, wenn auch durch die Thatkraft und die glänzenden Erfolge einiger seiner Söhne hervorleuchtend, doch im Ganzen durch das Unvermögen, sich über die verworrnen Begriffe seiner Zeit zu erheben, zumal durch das engherzige Streben nach außerdeutscher, die Kraft Deutschlands nur lähmender Herrschermacht, sich selbst den jähen Sturz bereitete und damit zugleich den unwiederbringlichen Verlust von des alten deutschen Reiches Glanz und Größe und dessen, von jetzt an unheilbar werdende und wie ein Krebsschaden um sich greifende innre Auflösung herbeiführte. Und doch hätte das Wagstück, diese, wenigstens in ihren letzten Sprößlingen, wie die Pelopiden und Labdakiden, durch ihr Unglück poetische Herrscherfamilie mit Erfolg der Bühne anzueignen und ihr die Theilnahme der Gegenwart zu gewinnen, gelingen mögen, wäre man entweder mit der lebendigen Intuition Shakspeare's und Goethe's oder der regen Schöpferkraft Schiller's daran gegangen, welcher Letztre freilich auch seine historischen Stoffe meistens in der Fremde, doch auf einem der Poesie günstigern Boden suchte. Allein zwischen Shakspeare's kernigen, lebenswarmen Geschichtsgemälden und den genialen romantischen Umschöpfungen Schiller's schlug man den unglücklichen Mittelweg ein, sich einerseits in der Darstellung der Begebenheiten möglichst streng an die Geschichte zu halten, so daß die Dramen, wie ihnen wenigstens vorgeworfen wurde, theilweise das Ansehen in Scene gesetzter Chroniken gewannen, dagegen aber die Charaktere zu idealisiren, das heißt, den derben, hainbüchnen, zum Theil wohl edel-, aber nicht zartfühlenden, wohl klug verständigen, aber nichts weniger als philosophischen Kämpen des Mittelalters die langen, phrasenreichen, bald sentimentalen, bald tiefsinnig reflectirenden, mitunter auch wohl modern humoristischen Reden der Theaterhelden des 19. Jahrhunderts in den Mund zu legen, durch welche Combination denn dramatische Undinger entstanden, die man an Ungenießbarkeit allenfalls einem magern Rostbeef mit einer langen süßen Crèmesauce vergleichen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Von der ersten Schilderhebung der rothen an gerechnet.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 238. 6. October. 1842.

Der kölner Dom und Kaiser Friedrich der Rothbart.

(Fortsetzung.)

Das erste Verfahren möchte, sobald nur die rechten Momente der wahren Geschichte mit poetischem Tacte hervorgehoben und zusammengereiht wären, sehr gebilligt werden, da am Ende doch der alte Gott auch in den scheinbar uninteressantesten Perioden der Weltgeschichte ein tiefrer und fruchtbarerer Dichter bleibt, als der genialste Sterbliche. Dagegen erscheint in Verbindung mit dieser historischen Treue die Idealisirung der Helden als ein um so auffallendrer Mißgriff, da die ergreifende Wirkung eben jener nicht im Mindesten idealisirten und uns Deutschen historisch doch auch fern gnug stehenden Shakspeareschen Helden auf uns, noch eindringlicher aber das Beispiel des herrlichen, noch unerreicht dastehenden, vaterländischen Götz lehren sollte, daß namentlich auch in der historisch-dramatischen Charakterzeichnung „die Wahrheit ein großes Ding ist und mächtig über Alles." Wie schlagend bethätigt sich dieser Satz vor Allem durch die moralische Wirkung der Stücke! Die Helden der rothen und der weißen Rose von Heinrich Bolingbroke bis auf Heinrich Tudor verrathen ihrem wahren Charakter gemäß in ihren Reden nicht eine Spur bewußter Vaterlandsliebe, die Raupachschen Hohenstaufen fließen gelegentlich über von deutsch-patriotischen Hochgefühlen. Und nun frage man, wessen Publicum dadurch zu wärmerm, ächterm Nationalgefühl entflammt wird!

Eine etwas andre Methode, als die erwähnten Dichter des Guelfen- und Ghibellinenkampfes, befolgte der Verfasser des vorliegenden Drama. Noch mehr, als jene, die Charaktere seiner Helden, zumal des Hauptheldeu, veredelnd, setzt er sich zugleich, wohl nicht so sehr aus Rücksicht auf die poetischere Gestaltung des Stückes, als dem kölner Dome zu Gefallen, auch über die historische Treue hinsichtlich der Thatsachen hinweg und würde sich somit der historisch-dramatischen Auffassungsweise Schiller's nähern, wenn, wie bei diesem, das Interesse der Handlung in einer willkürlich erfundnen, in sich abgerundeten, aber dem geschichtlichen Stoffe angepaßten und das ganze Drama durchdringenden Fabel centralisirt wäre. Dies geschieht aber nicht, weniger, wie wir denken, weil es dem Dichter an Erfindungskraft gebräche, als um die Aufmerksamkeit nicht von der Hauptsache, dem Dombau, abzulenken, der sich unmöglich zum Kern einer solchen Fabel machen ließ, da er überhaupt nur, indem man der Geschichte Gewalt anthat, ins Spiel zu ziehen war. Die eingeflochtne, wohl zarte und sinnige, doch den Leser und gewiß auch den Zuschauer kalt lassende Liebesgeschichte ist nur als Staffage anzusehen und absichtlich in den Hintergrund geschoben. Die das Gedicht tragende Idee ist der kölner Dombau, der Heros, unter dessen Auspicien sie ins Leben tritt, Kaiser Friedrich, und um die Volksthümlichkeit des Baues durch seine Verbrüderung mit einem andern, als deutscher Nationalschatz angesehenen Kunstwerke zu potentiiren, erscheint der erste Gedanke daran als gleichem Boden entsprossen mit dem des Nibelungenliedes, der Riesenbau als Zwillingsbruder des, für das Volk leider nie wieder zu belebenden Riesengedichtes deutscher Vorzeit, das jetzt freilich an erkünstelter Celebrität, wie an faetischer Unpopularität mit dem Dome wetteifert. Ja, um das Kleeblatt altdeutscher Kunst zu vollenden, wird, wie der Plan des Dombaues aus dem nachfolgenden Jahrhundert, noch die Erfindung der Mensuralmusik aus dem vorhergehenden herangezogen und unter Barbarossa's Schutz gestellt, der damit so wenig zu schaffen hatte, wie mit dem Nibelungenliede und dem kölner Dom, oder diese beiden sammt Franko's Erfindung mit einander.

Die Geschichte hat diesen Kaiser schon so hoch gestellt, daß es scheint, als könne er kaum noch durch die Poesie erhöht werden. „Sein Bild ist nicht zu fälschen", meint auch unser Dichter, und doch möchte Friedrich gerade zu denen gehören, von welchen selbst die Geschichte, diese vermeintlich unbestechliche Richterin, ein verschönertes und in solcher Verschönrung typisch gewordnes Bild, wenn nicht allen Zeiten, doch vielen Jahrhunderten überlieferte. Wollte man, was unsers Wissens noch von keinem Geschichtskritiker, mit Einschluß Raumer's, geschehen ist, Kaiser Friedrich's Thaten, ihre Beweggründe und Erfolge auf ganz gleicher Wage wägen, statt das Gewicht des zu solchem Geschäft mitgebrachten bewundernden Vorurtheils mit in die Schale seiner Tugend und Heldengröße und des Segens,

den er über Deutschland gebracht, zu legen, so würde diese, fürchten wir, in die Höhe schnellen und der ihn umgebende Nimbus, wie bei so vielen andern gepriesnen Helden und Herrschern beträchtlich erbleichen. Ohne Furcht, uns durch Widerspruch den Vorwurf der Mißgunst zuzuziehen, lassen wir doch das, ihm vom Dichter beigelegte Prädicat des „kaiserlichsten" der deutschen Kaiser unangefochten, nur scheint uns nicht das Lob darin zu liegen, das jedenfalls darin ausgesprochen sein soll. Wie seit Otto I. alle deutsche Kaiser ohne eine einzige Ausnahme, handelte auch Friedrich sechsmal in seinem und seines Hauses Interesse, ehe er Einmal an die Wohlfahrt des Reiches, wohl zu verstehen des deutschen Reiches, dachte. Wozu frommten diesem seine sechs, zum Theil mit blutigen Triumphen, zum Theil mit noch blutigern Demüthigungen verknüpften Heerfahrten nach Italien? was hatte Deutschland davon, daß der Kaiser für sein Haus die, wohl mit deutschem Blut besiegelte, doch nie zu ruhigem unangefochtnen Besitz gedeihende Herrschaft über so heterogene Länder, wie Burgund, Toscana und Neapel gewann, daß er in Italien den, seinen Vergrößerungsplänen entgegenarbeitenden Papst bekämpfte, während er daheim durch Verleihung ausgedehnter Territorialmacht an Bischöfe und Aebte das Pfaffenregiment erst recht eigentlich begründete, daß er endlich, trotz seiner gepriesnen Geistesklarheit der herrschenden Manie seines Zeitalters folgend, ins Morgenland zog, um mit vielen Myriaden deutscher Krieger, die dem Vaterlande besser hätten dienen mögen, nicht einmal kämpfend am heiligen Grabe, sondern ruhmlos in den Bergen Ciliciens zu enden? Man hat ihn häufig mit Karl dem Großen verglichen und auch unser Dichter, der ihn zwar in den Worten: „Und der ihm gliche, lebte nie", über jede Vergleichung erhaben erklärt, läßt den Schiffer Volknand (S. 73) rühmend sprechen:

> Es ist, der freundlich unsern Thoren naht,
> Seit dem alten Karl der größte Potentat.

Fand hier wirklich eine Aehnlichkeit und, wie es heißt, von Seiten Friedrich's eine absichtliche Nacheifrung statt, so ward sie besonders für das alte Volk der Sachsen unheil- und verhängnißvoll. Karl hatte die Sachsen mit blutiger Gewalt ihrer äußern Unabhängigkeit beraubt, Friedrich brachte sie mit nicht minder empörender Ungerechtigkeit um ihre, auch unter dem Scepter der deutschen Könige noch Jahrhunderte lang mit Ehren behauptete Nationaleinheit und damit um ihre innre Selbständigkeit. Um die Herrsch- und Ländergier, welcher er selbst, nicht bloß als Reichsoberhaupt, sondern als Reichsglied und europäischer Fürst sich ungescheut hingab, an einem mächtigen und ihm, wenn nicht an Lauterkeit des Willens, doch vielleicht an Heldengeist und Herrschergröße überlegnen Vasallen zu strafen, zersplitterte er ohne Bedenken den edelsten und kräftigsten deutschen Volksstamm, aus dessen Mitte der größte deutsche König hervorgegangen war, ohne doch durch diese Zerstörung der Selbständigkeit des damals gesundesten und in sich compactesten Theiles für die, seit Heinrich IV. in ihren Grundvesten erschütterte Einheit des Ganzen das Mindeste gewinnen zu können. Man hat Friedrich Barbarossa als einen Freund und Beschützer der Aufklärung, des geistigen Fortschrittes gerühmt; für den Unbefangnen aber leuchten die Flammen vom Scheiterhaufen Arnold's von Brescia mit grellerm Glanze durch das Dunkel der Jahrhunderte, als die Glorie, wovon patriotisch verblendete Panegyriker seinen kaiserlichen Mörder umstrahlt sahen, den Mörder des Märtyrers, den man keines andern Verbrechens zeihen konnte, als des Bestrebens, das Volk zu erleuchten und zu veredeln, und ihm, bei streng gewahrter Ehrfurcht vor dem kaiserlichen Ansehen, den Druck der Adels- und Pfaffentyrannei leichter zu machen. Aber des Kaisers Nutzen forderte damals die Freundschaft des Papstes und der Papst als Preis dieser Freundschaft das Blut des rebellischen Ketzers — wie sollte da ein Kaiser nicht gewähren!

Doch es ist Zeit, uns von dem wahren Barbarossa zu dem poetischen zu wenden, dem eben jener, nicht sowohl durch die Geschichte, als durch die Historiker aufgestellte Typus zum Muster gedient hat. Die Dichtung, deren Held er ist, und die, wie gesagt, der Einheit des Interesses, insofern solches sich auf eine abgeschloßne dramatische Fabel concentrirt, entbehrt, können wir nur als eine Aneinanderreihung mehr Dialog als Handlung bietender und in das letzte Regierungsjahr Kaiser Friedrich's verlegter Scenen bezeichnen, die in ihrer Gesammtheit bestimmt sind, das deutsche Nationalgefühl zu wecken oder zu kräftigen und beiläufig manche für Deutschland wichtige Fragen der Gegenwart theils durch ziemlich directe Prophezeiungen, theils durch indirect parallelisirende Fingerzeige zu erörtern. Der Dichter verschmäht es, durch die gewöhnlichen Hebel der tragischen Wirksamkeit, Furcht oder Mitleiden, die Theilnahme zu erregen und zu fesseln. Er erwartet alle Wirkung von der Größe des Stoffs, von der Tiefe des Gedankens und der Kraft des Wortes. Für die Aufführung ist das Stück wirklich bestimmt, wie aus der ganzen scenischen Anordnung und manchen, offenbar auf den Bühnen-Effect berechneten Pointen erhellt; doch ist zu befürchten, daß die Spannung der Zuschauer nicht immer lange gnug ausdauert, daß sie vielmehr durch die langen Reden und Wechselreden trotz des nicht zu verkennenden Aufwandes von Rhetorik in denselben häufig zur Abspannung und gegen die elektrische Wirkung jener Schlagwörter wenigstens zum großen Theil indifferenzirt wird. Um so mehr ist dies zu besorgen, da für das fehlende Interesse der Handlung auch keine originelle und anziehende Charakterzeichnung

Ersatz leistet. Die Charaktere im Barbarossa sind zu anschaulicher plastischer Schärfe bei allem sichtbaren Streben danach nicht gelangt, sondern schwanken, trotz des Wortreichthums der Hauptpersonen, in unklaren Umrissen. Kaiser Friedrich bekennt zwar selbst seine Menschlichkeit in den Worten:

> Stellt, wenn ihr Fürsten heischet, die nie schwindeln,
> Nicht Menschen, stellet Engel auf die Zinne
> Des wirren, unabsehbar weiten Reichs!

Uebrigens aber ist, wie er in Worten und Werken sich darstellt und in der Bewundrung seines Zeitalters sich spiegelt, wenigstens nach des Dichters Absicht, an ihm als Fürsten und Menschen kein Tadel zu finden, wodurch er freilich eben einem solchen als tragischer Charakter anheimfällt. Der sich im Gedichte nirgends verläugnende Grundzug seiner Sinnesart ist natürlich eben so glühende als erleuchtete Vaterlandsliebe, deren Aeußerungen dem Dichter in so warmen schönen Worten aus der Seele quellen, daß sich manches deutsche Herz daran erwärmen und erbauen mag. In kräftiger Klage schildert er das mühe- und sorgenvolle Leben eines deutschen Kaisers und das wüste, wirre Treiben im Reiche, wovon er den „faulen Fleck" darin findet,

> Daß jedes winzige deutsche Ritterlein
> Sich gnädig spreizt auf seinem Hühnerhofe!
> 'ne Meisterzunft, Gesetze zu bestellen,
> Doch meisterlos, wenn das Gesetz sie trifft.
> Ein Fürstenthum spukt jeglichem im Kopfe,
> Das enge Wamms bläht sich zum Kaisermantel
> Und drüber springt das römische Reich in Stücke.
> Bedenk' ich dies — unlustig anzuschauen!
> Die wohlgenährten Glieder und kein Haupt,
> Die stolzgeschirrten Rosse sonder Zügel,
> Das Schiff in vollem Lauf, doch ohne Steuer!
> Ich fürcht', ich fürchte, kommen wird die Zeit,
> Wo sie verwaist, verscheucht zum Himmel flehen:
> „Ach, einen Herrn, der uns gebieten wolle,
> Ach, unser Gut und Blut um einen Kaiser!"
> Und werden keinen finden.

In noch kernigerm Wort und Gleichniß wird aber weiterhin des deutschen Volkes inwohnende Kraft und Herrlichkeit gepriesen:

> Ein hoher Baum, gesetzt von Gottes Hand
> Als Ziel und Merkmal in der Länder Mitte,
> Vier mächt'ge Ströme netzen seine Wurzel,
> Im Meere dreifach spiegelt sich sein Bild,
> Es siedeln unter seinem Schatten Stämme,
> Zahllose Sänger horsten im Gezweig,
> Durch seinen Wipfel braust des Schicksals Athem,
> Und tief in Welschland, Frankreich, Spanien,
> Verschwenderisch aus weggewehtem Samen,
> Erblüht und grünet sein gepriesner Nachwuchs.
> Den Wunderbaum sollt ihr zu Mayntz erblicken,
> Die riesige, die vaterländ'sche Eiche,
> Das deutsche Volk in aller seiner Kraft.
> Da lernt den Stolz der Demuth: was bisher
> Euch groß geschienen, Eigenlob und Flitter,
> Das schrumpfe nun in sein verdientes Nichts:
> Kein Nennwerth gelte mehr, nur Wesen, nur
> Gehalt. Wie Millionen Kügelchen
> Des Blutes, wo sie rollen mögen, stets
> Begriffen auf dem Weg zum Herzen sind,
> So kreisen die Gedanken braver Männer
> Auf jeder Bahn zurück nach dem Gemeinwohl.
> Hört ihr sie nicht, die fromme deutsche Mutter?
> „Gesäugt und auferzogen hab' ich dich,
> Die Namen aller Dinge dich gelehrt,
> Du lalltest mir sie nach, hast sie behalten,
> Und könntest doch den meinigen vergessen,
> Den süßen Mutternamen?"

Gewiß wird jeder patriotische Leser an dieser glühenden und wenn nicht tief gedachten, doch tief empfundnen Apotheose Deutschlands, aus der nur allenfalls die allzu anatomisch-physiologischen Blutkügelchen wegzuwünschen wären, sich erquicken und aus vollem Herzen in den tausendfachen Dank einstimmen, den der Dichter in der Person Heinrich's von Ofterdingen sich selbst ohne falsche Bescheidenheit dafür abstattet. Nicht minder beherzigenswerthe, weil namentlich auch die Schattenseiten berührende, Standreden hält Kaiser Friedrich dem deutschen Nationalgeiste der Aebtissin Hildegard gegenüber (S. 56) und auf dem Reichstage zu Mayntz (S. 88), wo er vor Allem zur Eintracht ermahnt:

> Sieghaftes Volk, besiegbar nur durch dich,
> Die Zwietracht meide du, der Eintracht huld'ge!
> Und möge nie mehr, nie ein Tag erscheinen,
> Den mit vergoßnem Bruderblut ihr netztet!

Eine Mahnung, die leider in den 653 seitdem verfloßnen Jahren von dem biderben Brudervolke der Deutschen, die „im Hader endlos, weil sie's gründlich treiben", nur etwas öfter, als 653 Mal im Großen und im Kleinen bei Seite gesetzt wurde. — Schlecht verträglich mit des Kaisers warmem Eifer für Deutschlands Wohl und überhaupt durch seinen Charakter, wie er im Gedichte dargestellt ist, ungnügend motivirt, erscheint am Ende sein plötzlicher Entschluß zum Kreuzzuge auf die Nachricht von der Wiedereinnahme Jerusalems durch die Ungläubigen. Vergebens mahnen ihn die Fürsten, sich dem Reiche, das seiner noch bedürfe, nicht zu entziehen. Das deutsche Reich, meint er, wofür er „mehr gethan, als Einer, der auf Erden lebt", müsse vor dem Reiche des Ewigen zurückstehen:

> Zum Krieger hat der Herr mich auserkoren,
> Unwiderstehlich faßt mich seine Hand.
> „Mein Knecht! du sollst zum Morgenlande ziehen,
> Dich messen sollst du mit Aegyptens Sultan,
> Im Jordan waschen deiner Sünden Menge!
> Dich will ich, deinen greisen Arm, auf daß
> Nicht Jugendkraft des Siegs sich etwa rühme;
> Denn Kraft und Sieg und Herrlichkeit sind mein." rc.

Wem drängt sich nicht bei diesen Worten die Erinnrung an Schiller's herrlichen Monolog der Jungfrau auf, so gern man sich dieser Reminiscenz entschlagen möchte, da Friedrich's rein improvisirtes apokalyptisches Kriegsmanifest gegen sein hohes Vorbild so ganz und gar im Schatten steht und überdies, wie leider allzu bekannt, der Erfolg seiner vermeinten Gottesbürgschaft so wenig entsprach. Die gottbegeisterten Worte Johanna's eröffnen eine Reihe wunderbar heroischer Thaten, die, gleichviel ob historisch oder nicht, vor den Augen des Zuschauers, dessen Aufmerksamkeit auf sie ausschließlich gelenkt ist, die Göttlichkeit des Berufs der Jungfrau bestätigen und, nach kurzer Verirrung ihres Herzens, mit ihrem versöhnenden und ihre Sendung glorreich erfüllenden Heldentode schließen. Die Kreuzzugpredigt des alten Kaisers dagegen, der auch von Gott berufen sein will, erscheint wie ein Hors d'oeuvre nach seinen bisher im Drama ausgesprochnen und unsre Theilnahme in ganz andrer Weise in Anspruch nehmenden Bestrebungen, und da wir seine siegverkündenden Worte in der Dichtung nicht mehr in Erfüllung gehen *sehen*, muß uns in Bezug darauf unwillkürlich die traurige historische *Thatsache* einfallen, daß Friedrich, ohne den Jordan gesehen und sich mit dem Sultan von Aegypten gemessen zu haben, auf seinem Zuge starb und seine ganze Unternehmung kläglich scheiterte. — In den Schlußworten der Abschiedsrede *Friedrich's* wird auf die Volksbegeistrung durch seinen Namen nicht ungeschickt hingearbeitet, indem der Dichter dessen (noch sehr zweifelhafte) Popularität als ausgemacht *voraussetzt*.

> Und hört, ihr Lieben! steht mein Name doch
> So feurig tief gegraben in der Brust
> Jedwedes Deutschen, ist mein Wesen doch
> So eng verwachsen mit des Volkes Kern,
> Daß mich kein Schicksal, keine Ferne mich
> Losreißen wird vom Bann des Vaterlandes!
> Und rast der Sturm im Wipfel *deutscher Eiche*,
> Und stehen schon mit hochgeschwung'ner Axt
> Die Feind' umher, zu fällen ihren Stamm:
> So wird *mein* altes *Heldenschwert* sich schüttern,
> Erglänzen wird die Wölbung meines Schildes,
> Aus seiner Gruft herfahren wird mein Geist,
> Die Axt zu stumpfen, Feindeshand zu lähmen,
> Frisch anzuhauchen den bemoosten Baum,
> Daß neue Lebenskraft und Jugendfülle
> Aufrieselt von der Wurzel bis zur Krone.

Alles gut und schön gesagt! Zur Herstellung solcher Lebenskraft und Jugendfülle aber bedarf die deutsche Eiche (da es nun einmal eine Eiche sein soll) wahrlich keiner alten und, mit des Dichters Wohlnehmen, *längst vergeßnen* Kaisergespenster, sondern, da die *historischen Wurzeln ihrer Macht einmal ausgerottet sind*, eines erquickendern Lebenshauchs und fruchtbringendrer, dem Boden der Gegenwart entquellender Nahrungssäfte. Der Kyffhäuser ist so wenig, wie das Nibelungenlied und der kölner Dom, der Born, woraus sie jene Kräftigung schöpfen kann.

Hauptpersonen des Gedichtes sind, nächst dem Kaiser, *Heinrich von Ofterdingen*, (hier unbezweifelt) der Sänger des Nibelungenliedes, und *Gerhard von Köln*, der Baumeister des Doms. Jener, ein wackrer, minnefröhlicher Knab, bewährt sich als *Dichter* durch seine treue Liebe, die Jahre lang von nichts Andrem zehrte, als dem Bilde der Geliebten, „gemalt auf Seelengrund, gefaßt im lichten Rahmen treuer Wünsche", durch seine Passion, Nachts fern von gebahnten Straßen durch unwegsame Wälder zu ziehen oder nach dem Ausdrucke seines Reisegefährten „zu Rosse mitten durch die Welt zu einsiedeln", durch seinen ungeheuchelten Enthusiasmus für den großen Kaiser und für alles Gute und Schöne, durch eine Menge mehr oder weniger poetischer und origineller Gleichnißreden, am entschiedensten endlich durch ein dreistrophiges Liedchen voll frischsäuselnder Waldluft und einen, von patriotischem Humor übersprudelnden, obzwar im 12. Jahrhundert sich gar seltsam ausnehmenden Spottgesang im Namen des *Rheins* auf den „Besenbinder, den argen Schelm vom Haag", und dessen famöses Jusqu' à la mer. Als Dichter des *Nibelungenliedes* aber legitimirt er sich nur durch seine Versichrung, es schreiben zu wollen, und die davon (S. 95 f.) gegebne geistvolle und ausführliche Exposition, keineswegs aber durch die wilde, herbe, finstre Kraft, die wir uns unwillkürlich auch von der Persönlichkeit des Urhebers der düstern, gewaltigen Dichtung unzertrennlich denken, von dem Sänger jenes nachtumschatteten Hünenliedes, dessen größrer Theil mit warmem, klaffenden Todeswunden entströmtem, wenn auch für die Jetztwelt vergilbtem und verwittertem Blute niedergeschrieben scheint.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst.

№ 239. **7. October.** **1842.**

Der kölner Dom und Kaiser Friedrich der Rothbart.

(Fortsetzung.)

Gerhard, der Baumeister, ist, was man mit einem belebten Terminus einen „sinnigen" Künstler zu nennen pflegt. Schlichter und wortärmer, als sein Gefährte, der adlige Sänger, der ihn früher belehrt, „das Ritterwesen sei eine Kunst, zu leben, wie's dem Ritter ziemt", fühlt er sich „beengt, unritterlich im Ritterkreis zu sitzen", ist aber nicht minder empfänglich als jener für alles Edle, und so auch für des Kaisers Heldengröße, zumal da „Jegliches, was Barbarossa baut, ein kaiserlicher Stempel ziert." Ganz Feuer und Leben wird der stille Gerhard, wie die Idee seines großen, Deutschland verherrlichenden Baues in seiner Seele zu klarer Gestaltung gelangt ist und er den Entwurf dem Freunde mittheilt. Ausführlich entwickelt auch er (wie Ofterdingen) den Plan seines Werkes vor dem Kaiser auf dem Tage zu Mainz, liefert aber damit, trotz der Anschaulichkeit seiner Beschreibung, als solcher, einen Beweis, daß ein architektonisches Kunstwerk fast so unmöglich poetisch darzustellen ist, als ein musikalisches durch den Pinsel. Friedrich's Seherblick sieht gleichwohl auf Gerhard's Schildrung den Dom im Geiste schon vollendet, ja, er sieht, wie Enkel einst „beschwingten Laufs den Rhein herunterstürmend" in seinen zwei Thürmen „zwei zum Schwur der Eintracht aufgehobne Finger" erblicken werden. Heut zu Tage haben aber freilich zwei zum Schwur gehobne Finger, und wären sie von Stein und 500 Fuß lang, weniger Bedeutung und Credit, als zwei auf eine Kanonenlunte oder auf den Knopf eines wohlgefüllten Geldbeutels oder selbst auf den Kiel einer wohlgeschnittnen und geführten Schreibfeder gelegte Finger, und diese möchten auch sämmtlich in das gegenwärtige und künftige Geschick Deutschlands mächtiger eingreifen, als die gigantischen kölner Domfinger. — Von tiefer Wirkung sind in Gerhard's Munde, nachdem er inne geworden, daß es der Kaiser war, der ihm und dem Freunde Gastfreundschaft erwiesen, die einfachen Schriftworte (Luk. 24, 32): „Brannte doch das Herz in uns, da wir ihn reden hörten."

Eine untergeordnetre und kürzre als die Ebengenannten, doch auch eine Hauptrolle spielt der alte Scholastikus Franko, der Erfinder der Mensuralmusik. In wenigen Zeilen läßt er manch schönes sinniges Wort über seine göttliche Kunst vernehmen, die ihm, dem Greise, der „wie der Fisch im Wasser darin lebt und webt", den Lenz des Herzens, „der Jugend Schmelz, der Freude Schaum und Duft" bewahrt. Für ihn „ist jedes Lied ein Tropfen goldner Zeit, ein Seelenabdruck jeglicher Gesang." Schade nur, daß des trefflichen Franko Audienz bei dem Kaiser durch die leidigen Erkundigungen nach Namen, Stand, Geburtsort rc. an den verzweifelten Nante mahnt, wenn Einem dessen verrufne und bei alledem in ihrer Art classisch gewordne Eulenspiegeleien einmal um die Ohren schnurrten. Bei Barbarossa's lakonisch inquisitorischem „Geboren?" kann man sich kaum erwehren, auf ein promptes „Ich schmeichle mir mit meinem Dasein" oder „Im Bullenwinkel" gefaßt zu sein. — Wie alle Welt in diesem Stücke prophezeit, weissagt auch Franko einen Messias in der Musik, „im Tongebiet den künftigen Homer, voll Kindereinfalt, Morgenroth ums Haupt" rc., den wir nicht errathen zu können gestehen. Als Preis seiner Erfindung bittet Franko nicht um Gold, sondern um die Sichrung seines Nachruhms, den freilich kein Kaiser verbürgen kann und über dessen Ungewißheit für die nächste Zukunft Friedrich ihn mit dem Beispiele des Ortlers vertröstet, dessen riesiges Schneehaupt, in der Nähe durch kleinre Berge verdeckt, doch in die weiteste Ferne hoch über alle Kuppen ragt — ein Vergleich, der wohl für den bescheidnen Erfinder der Viertel-, Achtel-, Sechzehntel- und Zweiunddreißigstel-Tact-Noten ein wenig zu stolz ist.

Den meisten Anklang findet Franko's „trefflicher Gedanke" bei des Kaisers ältestem Sohn, dem römischen König Heinrich, den wir hier überhaupt nur in der Eigenschaft eines Gönners der schönen Künste kennen lernen. Es haften an diesem Fürsten, dem nachherigen Kaiser Heinrich VI., zu gehässige und zu notorische Makel, als daß selbst unser idealisirender Dichter es für rathsam gehalten hätte, ihn positiv zu sehr zu verherrlichen. Doch erscheint er im Drama wenigstens harmlos und verräth in den wenigen Worten, die er vernehmen läßt, nicht entfernt den Tyrannen, der später in Neapel ärger als Nero wüthete, und doch seinen und den deutschen Namen fast noch mehr durch den niedern Wucher schändete, womit er den

gefangnen Richard Löwenherz von Oesterreich erhandelte und ihm dann die Freiheit mit Profit wieder verschacherte — auch einer der vielgepriesnen Hohenstaufen! — Hier spricht er nur mit cavaliermäßiger Bescheidenheit von seinen poetischen Leistungen als „zwischen Jagd und Ritterspiel gepfuschten Kindereien", spottet in Mainz über den „Schwabenstreich" der ehrlichen schwäbischen Venninger, „den Rheinfall, der Verkehr und Schifffahrt hindert", auf ihre Fahne zu malen, was allerdings, abgesehen von jener etwas philiströsen Rücksicht, ein seltsamer Einfall ist, und zeigt sich später, den zur Verzeihung geneigten Kaiser an die Vergehen Heinrich's des Löwen mahnend, als schwerer zu versöhnenden Feind der Guelfen, was ihm doch auch nicht zum Verbrechen angerechnet werden kann. Seines Vaters warnende Worte:

Mein Sohn, dir wünsch' zum Fest ich gutes Wetter,
Willkommnen Sonnenschein in Aug' und Miene.
Die harten Worte spar'! Du weißt, es möchte
Das Volk von dir nicht fürchten, sondern hoffen,

scheinen allerdings einen Zweifel an des Sohnes Sinnesart zu verrathen, der ihn indessen nicht hindert, vor seinem Aufbruche nach dem Morgenlande Heinrich, in dessen Hand er sein Scepter befiehlt, seinen „Stolz" zu nennen.

Des Kaisers andre Söhne, die Herzöge Friedrich von Schwaben, Konrad von Franken, Otto von Burgund und der nachherige Kaiser Philipp, letztrer hier als zwölfjähriger Klosterschüler erscheinend und von seinem Bruder Heinrich als der Mutter Augapfel, vom Cardinal Hugolino mit Ingrimm als designirter Papst bezeichnet, figuriren in dem Drama (was sehr zu billigen) nur als stumme Personen auf dem Tage zu Mainz. Unter den übrigen Reichsfürsten stehen im Vordergrunde die Erzbischöfe Christian von Mainz und Philipp von Köln. Erstrer ist ein alter deutscher Degenknopf, mehr ein Mann des Schwertes als des Krummstabes, ein treu ergebner Freund des Kaisers, um dessen gnädigen Blick er nach der Bemerkung Hugolino's „den Papst zusammt der ganzen Klerisei verkauft", und ein abgesagter Feind der „Welschen", auf die er, wie eben jener Cardinal ihm vorwirft und er sich rühmt, bei Tusculum „grimmig eingehauen", dabei einem guten Trunk und einem guten Scherze nicht abgeneigt, wiewohl sein eigner witzig sein sollender Ausfall gegen die Welschen, wie überhaupt alle Späße in dem Drama, sehr frostig ist. Der Erzbischof von Köln durchblättert nämlich Gerhard's aus Italien mitgebrachte Zeichenmappe und lobt die Bilder:

Recht schöne Sachen! Bloß der Alte da,
Der Graubart will mir nicht so ganz gefallen:
Sein Antlitz, mein' ich, ist zu sehr gedunkelt.
Christian: So ist's fürwahr von keinem Welschen. Philipp: Ei,
Wie so? Christian: Die machen weiß uns ins Gesicht,
Und schwärzen an im Rücken.

Man lache.

Philipp von Köln, in der Geschichte von Anfang an aus Interesse des Kaisers Freund, muß hier zuerst als dessen Widersacher auftreten und erst durch Friedrich's herzgewinnende Beredtsamkeit zum Nachgeben bewogen werden, um an sein anfängliches halsstarriges Bestehen auf einem vermeinten Rechte, wobei es sich noch dazu behufs desto handgreiflichrer Nutzanwendung um eine streitige Ehesache handelt, und an sein spätres Verzichten darauf aus Rücksicht auf Deutschlands Wohl eine der zahlreichen Anspielungen auf die Gegenwart zu knüpfen und ihm insbesondre Veranlassung zu den prophetisch mahnenden Worten zu geben:

— Mög' in Wahrheit,
Was ich gethan, zu Deutschlands Heil sich wenden,
Und Jeder, der einst sitzt auf meinem Stuhle,
In solchem Falle so zu handeln wissen.

Das „sogenannte Deutschthum", wodurch nach Cardinal Hugolino's Ausdruck der Kaiser diesen Kirchenfürsten gewonnen, war bekanntlich bei historischem Lichte besehen nichts Andres, als des Letztern wohlbenutzter Haß gegen den Pfaffenfeind Heinrich den Löwen, und die aus dessen Beute durch des Kaisers Gunst ihm zugefallne Herzogsgewalt über Westphalen.

Behufs einer noch deutungsvollern Parallele mit den heutigen Verhältnissen ist die Geschichte Brandenburgs willkürlich verändert. Als dessen Herrn sehen wir auf dem Reichstage statt des für die künftige Bedeutung seines Landes an Rang und Macht allzu geringfügig erscheinenden Markgrafen Otto von Askanien seinen Bruder, den nach des Löwen Sturz zum Herzog über die Reste Sachsens bestellten Bernhard, an welchen dann der Kaiser die Worte richtet:

Ihr Brandenburger! haltet redlich fest
An Heinrich's*) Bürgerthum und Wehrgesetzen! —
Uns droht vom Süden List, das blanke Schwert
Vom Westen, und vom Osten — Finsterniß.
Laßt leuchten euer Licht! schwingt hoch die Fackel,
Daß sie des Moskowiters Brauen senge!
Dann hallt der stolze Name Brandenburg
Mit silberreinem Klang durch alle Zeiten,
Nie dorren wird das Mark in euren Sehnen,
Erlahmen nie die Strebekraft der Schwinge,
Nie altern eures Auges Adlerblick!

Die freilich schon an sich mehr klang-, als gehaltvollen Worte sind gewiß gut gemeint und werden auch vielleicht auf der Bühne den beabsichtigten Effect nicht ganz verfehlen, allein in eine Zeit verlegt, da die brandenburgischen Mar-

*) König Heinrich's des Finklers.

ken einen unbedeutenden, kaum zur Reichsunmittelbarkeit erhobnen Winkel Deutschlands ausmachten, das Großfürstenthum Wladimir aber gewiß den wenigsten Deutschen nur dem Namen nach bekannt war, dreht sich doch die ganze hochtönende Rede um allzu grelle Anachronismen, als daß nicht, eben wie bei den erwähnten Spottversen auf die Rheinsperre, ihr Eindruck beträchtlich dadurch gelähmt werden müßte.

Oesterreich wird zwar nicht auf eine, die Geschichte so gewaltsam beseitigende Weise ins Spiel gezogen, doch unmöglich können wir uns mit der Ansicht befreunden, wonach den Baiern zugemuthet wird, sich bei Kaiser Friedrich für die Losreißung Oesterreichs noch zu bedanken:

> Ihr Baiern werdet sichrer wohnen nunmehr,
> Da hinter euch aus schiffbesäter Donau
> Sich vielverheißend Oestreichs Stern erhebt.

Ein merkwürdiges, doch in der Geschichte nicht beispielloses Verhängniß war es freilich, daß Friedrich Barbarossa, indem er der Herrschaft seiner Erbfeinde, der Guelfen, über zwei deutsche Urvölker ein Ende machte und die Gelegenheit benutzte, zugleich die selbständige Macht der letztern nicht zu Deutschlands, sondern, wie er hoffte, zu seines Hauses Nutzen durch Zerstücklung ihrer Gebiete auf immer zu vernichten, in den beiden östlich abgesonderten Theilen dieser alten Nationalherzogthümer zwei neue Staaten ins Leben rief, die beide, anfangs unbedeutend, im Verlauf der Jahrhunderte unter neuen, zur Vergrößrung ihrer Macht keine Maßregel der List und Gewalt scheuenden Dynastien zu den Ansatzkernen und Schwerpuncten großer Monarchien wurden, zu Staaten, welche, selbst aus den heterogensten Völkern und Volksstämmen, wie Zufall und Erobrungslust der Herrscher es fügten, zusammengesetzt, vom Geschick ausersehen waren, der politischen Einheit des deutschen Volkes den letzten Stoß zu geben. Verehren müssen wir dies Verhängniß, wie jedes andre, jedenfalls es als factisch gelten lassen, aber thörichte Anmaßung wäre es, die weisen Zwecke der Vorsehung dabei bis ins Kleinste ausklügeln zu wollen und, als aus Erscheinungen, die sehr verschiedner Auffassung unterliegen können, erkannt, zu preisen. Daß Friedrich Barbarossa durch die Trennung Oesterreichs von Baiern und die Befreiung seines Markgrafen von allen wesentlichen Lehensverbindlichkeiten gegen das Reich, den ersten Grund zu Oesterreichs Entfremdung vom übrigen Deutschland gegeben, wird selbst von seinen Bewundrern mißbilligend eingeräumt. Friedrich's Versichrung, daß die ihnen entrißne Provinz die Baiern als Vormauer gegen die Stürme aus Osten schützen werde, ist widersinnig und überdies durch Herzog Ludwig's Klage, Baiern empfinde noch (nach drittehalb Jahrhunderten) die Nachwehen der Hunnenkriege, ziemlich gezwungen vorbereitet. — Daß Baiern prophetisch „der Künstler Wiege, alles Schönen Wohnsitz" genannt wird, ist ganz dem Geiste des Stückes gemäß.

Nach eben diesem durchweg befolgten Grundsatze, bei jeder sich irgend darbietenden Gelegenheit Liebes und Gutes über unsre herrliche Gegenwart zu verkünden, muß man sich fast wundern, nicht auch eine Weissagung über die glorreiche Wiedererhebung der Nachkommen Heinrich's des Löwen angebracht zu finden. Dieser erscheint aber ohne alle Andeutung der künftigen Größe seines Geschlechts, nur als reuiger, zerknirschter Sünder, zuerst sogar nur als namenlose „Stimme", und, wie es scheint, allein, um der Weisheit, Gerechtigkeit und Milde des Kaisers zur Folie zu dienen (der beiläufig bei seiner Begnadigung die fünfte Bitte des Vaterunsers mit der sechsten verwechselt).

Charakteristisch für den damaligen ultramontanen Gesichtspunct, aber auch absolut wahrer, als der Dichter, da er die Worte einem Feinde in den Mund legt, vielleicht beabsichtigte, ist Hugolino's Schildrung des Verhältnisses der deutschen Fürsten zu Kaiser und Reich, wo es u. A. heißt, Sachsen und Oesterreich habe Friedrich „für zwei Getreue, wie einen Rock, beliebig zugeschnitten aus ehmals welfischem Besitz", und weiterhin, „Heinrich, kaum ein Schatten noch vom Löwen", werde „so durchaus nicht mehr gefürchtet, daß man huldvoll ihn der Acht enthoben." Der Cardinal selbst, der diese Bemerkungen macht, ist ein kluger, kalter, mitunter hämischer, doch, wo es die Politik fordert, eben so glattzüngiger welscher Priester aus der Schule Alexander's III. und wohl der gelungenste, wenigstens der am schärfsten ausgeprägte Charakter im ganzen Stücke. Bekannt ist, welche Rolle dieser Hugolino später als Papst Gregor IX. und erbitterter Widersacher Kaiser Friedrich's II. spielte. Daß in unserm prophezeiungsreichen Drama Philipp von Köln seine Stirn „vorahnend" mit der dreifachen Krone geschmückt sieht, kann nicht befremden. Mit nicht so gehässigen Farben malte der Dichter den Cardinal Albano, da durch dessen Erzählung von der Wiedererobrung Jerusalems eine reine christliche Begeistrung bei Kaiser und Fürsten erzeugt werden muß.

Hugolino's welscher List gegenüber wird noch kräftiger, als durch Erzbischof Christian, der gerade und verständige Sinn der Deutschen, wie er nämlich in deutscher Poesie und deutschen Zeitungen typisch geworden, durch den hohenstaufenschen Kanzler Gottfried vertreten, unter dessen kernigen Worten besonders die über römisches und deutsches Recht beherzigenswerth:

> — Ihr rathet uns, den deutschen Aufzug
> Durch einen welschen Einschlag zu verzetteln?
> Dem Wirrwarr abzuhelfen durch Verwickelung?
> Was nützen mir die kahlen Folgesätze,
> Die ihr aus dünnem Faden endlos zwirnt?
> Wer Recht bei Fremden sucht, ist schon verloren.
> Wir haben ja, gottlob! ein altes Recht,

Kein dehnbares, wie jenes römische,
Ein derb gediegnes, streng und scharf gezacktes,
Erzadern ähnlich in der Erde Schooß.
Weh' denen, die zu Kaiser Lothar's Zeiten
Nach fremder Süßigkeit uns lüstern machten,
Von wilden Wassern faselnd und von Schwaden,
Daß unser Schacht nun zu verfallen droht!
Drum grabet nur und wenn auf hundert Klaftern:
Es muß zu Tag, das ächte deutsche Recht!

Man sieht, Götz hat nicht übel Lust, der Jakob Grimm des zwölften Jahrhunderts zu werden, in welchem ein Regenerator des, damals erst hie und da durch das römische beeinträchtigten, sonst überall noch im Geist und Leben des Volkes festwurzelnden, deutschen Rechts leichteres Spiel haben mochte, als im 19ten, wo es wohl bei einer, nur Wenigen zugänglichen Theorie sein Bewenden haben wird.

Um auch den deutschen Bürgerstand jener Zeit wenigstens auf der Bühne nicht unvertreten zu lassen, „stürmen" auf dieselbe im dritten Act fünf mainzer Bürger, die, auf des Kaisers Einzug wartend, zuerst über den unersättlichen deutschen Durst, also etwas sehr Reelles, sodann über deutsche Politik, also etwas rein Ideales, munter und gemüthlich discuriren und zwar, um die niedrigre Stufe ihrer Bildung anzudeuten, in Knittelreimen, im Gegensatz zu den fünffüßigen Jamben der Fürsten, Prälaten, Ritter und andern vornehmen oder an vornehmen Umgang gewöhnten Leute. Dem Dichter scheint hiebei das Beispiel Schiller's in Wallenstein's Lager vorgeschwebt zu haben, doch wäre zu wünschen, er hätte diese Leute lieber nach Shakspeare's Muster in Prosa reden lassen. In dem Schillerschen, von dem Hauptdrama durchaus getrennten Vorspiele ist jene Versform sehr am Platze, ungleich störender als Prosa dagegen mitten in einem iambischen Stücke, zumal wenn die Verse an sich etwas holprig sind und noch mehr, wenn sie, wie im folgenden vierten Acte geschieht, mit den reimlosen Jamben bunt durch einander laufen. Die Verse möchten indessen immer noch eher hingehen, als einige in ihnen geführte verfängliche und durchaus nicht in den Mund guter deutscher Spießbürger gehörende Reden. Zwar die Witze des Bildwebers Wunnibald, des Spaßmachers der Gesellschaft, sind nur über alle Maßen frostig und breit mit den Haaren herbeigezogen und befriedigen um so weniger, da man nach Franko's, diese Scene vorbereitenden Worten:

Im derben Witz des Volkes steckt, gleichwie
Im grobgekörnten Salz, die beste Würze,

etwas Vorzügliches zu erwarten berechtigt ist; doch sind diese Späße wenigstens harmlos, ja, der Satz des Würzkrämers Dietrich:

Besser ein Kaiser, der uns kuranzt,
Als ein Kaiser, der nach unsrer Pfeife tanzt,

ist sogar höchst loyal, so loyal, als er von einem deutschen Würzkrämer zu verlangen ist und kann nur Billigung finden; was soll man aber von dem Schuft, dem Metzger Harpprecht, denken, der sich nicht schämt, die alte, längst beseitigte Dummheit aufzuwärmen:

Wenn wir im Krieg mit den Edeln thaten,
Warum im Frieden nicht mit ihnen rathen?

Was solch ein Pinsel sich herausnimmt! Geräth in Feuer! will mitrathen, weil man es ihm etwa einmal versprochen! — Hier ist der kölner Dom! Dafür enthusiasmir' Er sich! Subscribir' Er einen Thaler oder wenigstens fünf Silbergroschen und das Rathen und Regieren überlass' Er andern Leuten, die klüger sind als Er, und deren Wahlspruch ist: Alles für, aber nichts durch die Canaille! — —

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 240. **8. October.** **1842.**

Der kölner Dom und Kaiser Friedrich der Rothbart.

(Schluß.)

Von den weiblichen Charakteren im Barbarossa läßt sich im Ganzen wenig sagen. Der hervorragendste ist die, nur in einer Scene des dritten Actes erscheinende, 84jährige Aebtissin Hildegard, deren Seherkraft Friedrich über den Ausgang seines ziemlich vage ausgesprochnen Vorhabens, den Frieden in Deutschland fest zu begründen, in Anspruch nimmt und welche unter andern jene, im Anfang angeführten segensvollen Prophetenworte über den Dombau ausspricht. Ihre Erscheinung mahnt an die alttestamentliche Chulda und zugleich an die Druden des Nordens. Der kräftige, aber nur noch in geheimnißvollen Träumen und Ahnungen sich bewegende Geist, das von der Dumpfheit des Alters verdüsterte, nur in Momenten noch hell aufblitzende, innre Licht ist nicht ohne Kunst angedeutet, aber wir müssen es gestehen, wie alle andern Gestalten in diesem Drama, schwankt auch die ihre eben nur auf dem Bretergerüst künstlicher Dichtung, ohne plastisch und anschaulich den Boden des Lebens zu berühren. Es ist ein opus operatum, keine freie Schöpfung.

Die Kaiserin Beatrix zeigt sich, wenn gleich eine burgundische Prinzessin, als wackre deutsche Hausfrau, natürlich mehr nach dem poetischen Ideal des 19ten, als nach der Realität des 12ten Jahrhunderts, was ihre sinnigen Worte über Musik vor Allem bethätigen.

Fräulein Richenza, Ofterdingen's Geliebte, spielt, wie alle liebende Mädchen in Dramen, wo die Liebe Nebensache ist, eine ziemlich undankbare Rolle. Daß sie eine zarte, innige, sinnige deutsche Maid ist, versteht sich von selbst, doch findet sie eben keine Gelegenheit, dies auf eine neue oder ergreifende Weise auszusprechen. Das Interesse, welches sie erweckt, knüpft sich weniger an ihre Person, als an den Rechtshandel zwischen dem kölner Erzbischof und dem Kaiser, dessen Gegenstand sie ist. Erstrer will als Lehnsherr ihres verstorbnen Vaters über ihre Hand verfügen, gegen welche Anmaßung der hohenstaufensche Kanzler im Namen des Kaisers und später dieser selbst sie vertheidigt, da er als Herr von Staufen Lehnsherr ihrer Mutter und des ihr von dieser zugefallnen Kunkellehens ist. Doch auch ohne diesen mächtigen Schirm verleiht die Liebe Richenze'n, sonst schüchtern, wie eine Taube, Muth gnug, dem Willen des Erzbischofs zu widerstreben.

Mathilde, unternehmender und redseliger, als ihre Gebieterin, ist ein keckes, vorlautes Zöfchen der altfranzösischen Komödie in altdeutschem Costüm und mit neualtdeutschen Redensarten. —

Da das Interesse an der Dichtung und dem Gegenstande uns bisher zu einer vielleicht ungebührlichen Ausführlichkeit verleitete, werden wir uns bei dem Bericht über die scenische Anordnung desto kürzer fassen.

Den ersten Act eröffnen Ofterdingen und Gerhard, die sich auf dem Wege nach Mainz Nachts im Walde nahe bei Hohenstaufen verirrt haben. Scherzhaften Neckereien der Freunde und Ofterdingen's Erzählung von seiner Liebe macht der Anblick des Schlosses, wo sie gastliche Aufnahme hoffen, ein Ende. Wir sehen hierauf den Kaiser auf seiner Burg inmitten der Seinen zur Fahrt nach Mainz sich rüstend. Die beiden späten Gäste empfängt er ungekannt (auf seiner eignen Burg, wozu allerdings ein starker Glaube gehört), gewinnt aber auch als einfacher Ritter durch seine weise, kräftige und liebevolle Rede ihre Herzen. Schlaflos vor schaffendem Seelendrang begegnen sich Beide in einem Zimmer der Burg und die durch ihres Wirthes Rede in ihrem Innern erregten großen Ideen austauschend geben sie sich das Wort, durch riesige, alles Frühere überstrahlende Werke der Dicht- und Baukunst den deutschen Namen zu verherrlichen. „Ins Freie" strebend, da „der offnen Seele ein Blick ins Weite ziemt", ersteigen sie die Zinne des Thurms, wo ihnen der Hochwächter Ruprecht über die im Gesichtskreise liegenden Berge und Burgen Bescheid giebt, und zufällig auch den Burgherrn als Herrn des Nibelgau's, in dem sie ständen*), nennt. Da erkennen sie, wer ihr Wirth sei, und zugleich ihr Wort als besiegelt, weil sie es sich unter seinem Dache gegeben. Mit feurigen Betheurungen seiner Anhänglichkeit an den Kaiser beschließt Ofterdingen den ersten Act:

---

*) Die Burg Staufen lag nicht im Nibelgau, sondern im Namesdal (Remsthal), der Nibelgau dagegen südlich von der Donau zwischen den Flüssen Iller, Argen und Riß um Leutkirch, Wurzach, Ochsenhausen rc.

Und sollt' ich leben, wenn du nicht mehr bist: —
Gebannt, geächtet, werd' ich nie verzweifeln;
Denn mich ermuthigt, kühn ans Ziel zu laufen,
Die eine Nacht, verlebt auf Hohenstaufen!

Im zweiten Acte, der durchgehend auf dem Dobel im Schwarzwalde vor dem Zelte des auf der Fahrt nach Mainz begriffnen kölner Erzbischofs spielt, erblicken wir wieder zuerst Gerhard und Ofterdingen, der seine als zarte Knospe von zehn Jahren verlaßne Richenza jetzt in herrlichster Jugendblüthe wiedergesehen zu haben glaubt, sich aber erst durch einen Gang in den Tannen zu dem Entschluß, ihr vor Augen zu treten, sammeln will. Es folgen sodann Herzensergießungen zwischen Richenza und ihrer Zofe und hierauf in ihrer Gegenwart die Erörtrung der Streitfrage über sie zwischen ihrem aufgedrungnen Schutzherrn, dem kölner Erzbischof, und dem staufenschen Kanzler, von denen jener den Cardinal Hugolino, dieser den Erzbischof von Mainz als Beistand und Zeugen mitgebracht. Der Streit bleibt unerledigt und wird durch das Erscheinen Gerhard's und Ofterdingen's unterbrochen. Während Erstrer sich seinem Herrn, dem Erzbischof von Köln, vorstellt, feiern die Liebenden das Fest des Wiedersehens, bis zuletzt das Gespräch allgemein wird und der Act mit Ofterdingen's Rheinschwank und einem Trinkspruche des patriotischen Kanzlers auf den großen, freien, deutschen Rhein schließt.

Die erste Scene des dritten Actes zeigt uns Kaiser Friedrich in Unterredung mit der Aebtissin Hildegard im St. Rupertskloster zu Bingen, in der zweiten erblicken wir in der mainzer Bürgerstube zuerst den Scholastikus Franko und Gerhard von Köln, dem jener seine Erfindung mittheilt, sodann die mainzer Bürger, deren oben angedeutete Gespräche mit den volltönenden Worten des Schiffers Volknand enden:

In Treue sturmfest, in der Liebe stark,
Befruchten wir zu Thaten unser Mark.
Zum Kampf gestählt durch friedliche Gewalten,
Laßt freudig jetzt die Banner uns entfalten!

worauf Glockengeläute und das Geschrei des Volks: der Kaiser! der Kaiser! den Act beschließen.

Der vierte Act beginnt in dem Lustlager vor Mainz mit einem Liebesgespräche zwischen Richenza und Ofterdingen, der beim Turnier, wo er den Dank davon getragen, ihr heimliches Gebet für ihn belauscht hat und, dadurch ermuthigt, ihr jetzt erst förmlich seine Liebe bekennt. Er bittet, den Kaiser um ihre Hand angehen zu dürfen, wozu sie nach anfänglichem jungfräulichen Widerstreben ihre Einwilligung giebt. Die zweite Scene zeigt das Innre des großen, prachtvoll erleuchteten kaiserlichen Zeltes, wo Friedrich auf dem Throne, von den Seinen und geistlichen und weltlichen Fürsten umgeben, die Repräsentanten der vier deutschen Stämme empfängt. Zuerst erscheinen Winzer und Winzerinnen aus Franken, die ihn und seinen Sohn, ihren Herzog Konrad, zur Weinlese laden, sodann der Herzog von Sachsen mit Berg- und Hüttenleuten, der Herzog von Baiern mit Hirten verschiedner Art und zuletzt die Schwaben mit zwei Benningern an der Spitze, deren Einer mit Worten voll kriegrischer Kraft und Gluth das Reichspanier schwingt, während der Andre jene Fahne mit dem Rheinfall entfaltet, die, König Heinrich's Spott reizend, zugleich eine der kräftigen Lobreden Kaiser Friedrich's auf Deutschland veranlaßt. Auf des Letztern Frage, ob neben dem, was die Heimath an irdischer Habe biete, Niemand was Köstlicheres zu zeigen habe, wie's sinnend aus sich selbst der Geist erschafft, ob die freien Künste leer ausgegangen, tritt Franko mit seinem Notenblatte auf und empfängt die gebührende Anerkennung seines schaffenden Geistes. An Richenza's Seite erscheint jetzt Ofterdingen, sie mit holden Worten den Schutz der Kaiserin anflehend, er kühn und eindringlich die Entscheidung ihres Lebensstreites und den Wunsch seines Herzens dem Kaiser anheimstellend. Der anfangs aufbrausende Erzbischof wird nach kurzem Widerspruch durch Friedrich's weise, versöhnende Rede, zumal durch die Berufung auf sein heiliges Amt und seine Vaterlandsliebe gewonnen und die Liebenden vom Kaiser, dem es auch hiebei an salbungsvollen Worten nicht fehlt, vereint, worauf Ofterdingen von Liebe und Dankbarkeit begeistert mit feuriger Beredtsamkeit den Plan seines großen Gedichtes entwickelt. Beifällig hört ihn der Kaiser, obschon mit düstrer Ahnung, daß Heinrich's Lied „der Nachwelt nicht als Trauerlied erscheine um einen andern Stamm als den Chriemhildens." „Wie neulich als ein Gast" tritt nunmehr „als Bittender zur Seite Ofterdingen's" Gerhard von Köln vor den Kaiser und bringt, als die Hauptfrage dieses Actes und des ganzen Drama, den Dombau zur Sprache, für dessen Beginn er den Kaiser gleichfalls durch ausführliche Darlegung des Planes zu gewinnen strebt. Friedrich's Zweifeln wegen der Mittel zu einem solchen Werke begegnet er durch den Vorschlag, von dem im Schrein der heiligen drei Könige gesammelten Schatze den Dom in Köln zu bauen. Von dieser Rede, die ihn „wie ein Donner rührt", an Hildegard's prophetisches Wort gemahnt, verpfändet Friedrich sein Kaiserwort, den Dom ins Leben zu rufen. Die durch Vermittlung des versöhnten Philipp von Köln geschickt an das Vorhergehende geknüpfte rührende Versöhnungsscene zwischen dem Kaiser und Heinrich dem Löwen beschließt den vierten Act.

Im fünften erscheinen vor der kaiserlichen Wasserburg zu Gelnhausen zuerst die Cardinäle Hugolino und der so eben von Rom anlangende Albano in vertraulichem, natürlich die gehässigste Gesinnung gegen das Kaiserhaus

athmendem Gespräche über die Verhältnisse Deutschlands und Italiens, und nachdem sie zu wichtiger Berathung abberufen, der Kaiser und die Kaiserin. Von der Betrachtung der örtlichen Umgebung nimmt Friedrich Veranlassung, seiner Gemahlin die Geschichte seiner ersten Liebe zur schönen Gela zu erzählen oder vielmehr auf ihre Bitte zu wiederholen. Da ersuchen ihn durch Philipp von Köln die geistlichen Fürsten wegen hochwichtiger Botschaft aus Rom um Gehör. Er bescheidet sie und auf die Bitte der weltlichen Reichsfürsten auch diese zu sich. Sie versammeln sich und in ihrer Mitte verkündet nun Albano in ausführlicher emphatischer Rede, zu Zeiten von den Trauerpsalmen eines den Hintergrund füllenden Priesterchors unterbrochen, die Schreckenspost von der Einnahme Jerusalems durch die Ungläubigen. „Aus tiefer Erschüttrung sich ermannend" beschließt Friedrich, des Glaubens, daß „ein Heide Jerusalem erobern, aber nicht besitzen kann", ihm dies Kleinod wieder zu entreißen. Nachdem er durch nochmalige Verbannung Heinrich's des Löwen auf drei Jahre und die Vermahnung an die Fürsten, seinem Sohne Heinrich, ihrem erwählten Könige, treu, gewärtig, hold und gehorsam zu sein, die Ruhe des Reichs hinlänglich gesichert zu haben glaubt, überrascht er die Versammlung durch Verkündung des Kreuzzuges. Umsonst suchen die Seinen und die Fürsten ihn zurückzuhalten; mit salbungsvollem, prophetischem Wort nimmt er von ihnen und Deutschland Abschied und ein Psalm des Priesterchors beschließt das Drama.

„Wie der Schauplatz leer geworden ist, sieht man einige Augenblicke das Innre der kyffhäuser Burg: Friedrich in langem Barte vor dem steinernen Tisch. Plötzlich steigt aus dem Hintergrund in prachtvollem Farbenspiele das Bild des kölner Domes."

In diesen äußern Umrissen wird man des Dichters Kunst und feinen Tact in der Anordnung und Verknüpfung der Scenen so wenig verkennen, als in den meisten der mitgetheilten Stellen den Reichthum der Gedanken, die Tiefe des Gefühls, die Aechtheit der Gesinnung, die Kraft und den Adel der Sprache. Man wird aber auch die Mängel nicht übersehen, die wir absichtlich in diesem Bericht nicht kunstrichterlich hervorgehoben und analysirten, sondern nur gelegentlich andeuten wollten. Vor Allem möchte man wünschen, ein so reiches und schönes, wenn schon unsres Dafürhaltens mehr zur Lyrik als zum Drama sich hinneigendes Talent einem dankbarern Stoffe sich zuwenden zu sehen. Auf tragische Wirkung kann hier nicht gerechnet sein, da durchaus kein tragisches Moment vorliegt. Doch erregt es ein unbehagliches Gefühl, auch den offen gnug zur Schau liegenden patriotischen Zweck des Stückes durch die im eigentlichsten Sinne unausfüllbare Lücke des Stoffs verkümmert, wenn nicht ganz vereitelt zu sehen. Die an den Dombau sich knüpfenden segensvollen Prophezeiungen, so wie überhaupt alle die heilverkündenden Anspielungen auf die Gegenwart würden vielleicht von guter Wirkung sein, wären seit der Zeit, in die sie verlegt werden, etwa ein Paar hundert Jahre verflossen, während welcher Deutschlands Zustand sich dem, Friedrich vorschwebenden Ideale immer mehr genähert und man am Dom rüstig fortgebaut hätte, so daß jetzt seine Vollendung zugleich mit der vollen Verwirklichung der dort ausgesprochnen Hoffnungen vor der Thür stände. Wie aber die Sachen wirklich stehen, weiß der Leser oder Zuschauer so wenig als vermuthlich der Dichter, was er, in Bezug auf eben jene Weissagungen und Hoffnungen, mit den zwischen Friedrich Barbarossa und uns liegenden Zeiten des furchtbarsten Elends, der kläglichsten Ohnmacht und schmachvollsten Entwürdigung Deutschlands, was er mit den Jahrhunderten, wo der, dort schon mit Sehergeist als vollendet geschaute Dom brach gelegen, was er endlich mit unsrer, wir wollen nur sagen zweifelhaften Gegenwart anfangen soll. Wahrscheinlich selbst an der Lösung dieser Frage verzweifelnd, speist uns der Dichter, statt sie zu geben, am Schlusse des Stückes mit jener Phantasmagorie ab, die, wie glücklich auch die übrigen Schlageffecte am Schlusse jedes Actes herbeigeführt waren, denn doch gar zu abrupt aus Tausend und Einer Nacht an das Ende eines ernsten historischen Drama geschneit kommt. Der momentane Eindruck dieses Operncoups auf die Menge ließe sich allenfalls verbürgen, ob aber ein nachhaltender und überhaupt ein dem Dichter wünschenswerther, möge dieser sich selbst fragen.

A. Ellissen.

Zur Kritik der heutigen Naturwissenschaft.

Die bisherigen Hypothesen und das Gravitations-Gesetz.

Aufgabe der Wissenschaft ist es, das objective Leben in der Mannigfaltigkeit, Gleichzeitigkeit und Aufeinanderfolge seiner Phänomene dem subjectiven Bewußtsein vorzuführen, und sodann die vereinzelten Facta einer vorläufigen Empirie als Bestimmungen, Entwicklungsstufen, kurzum als Functionen des Lebensbegriffes in organisch nothwendiger Zusammenhängigkeit dem Denken einzuverleiben. Die Wissenschaft vom Geist ist in unsrer Zeit bereits dahin gelangt, die Lebensformen des Geistes in ihrer organischen Bedeutung zu erfassen, die vereinzelten, oder durch den bloßen Causalnexus auf einander bezognen Symptome unter dem höhern Gesichtspuncte des in sich begründeten Zweckes zu vereinigen. Dagegen ist die Naturwissenschaft noch weit entfernt von einer solchen teleologischen Durchdringung

ihres empirischen Stoffes. Denn an sich schon ist die Natur das dunklere Lebensgebiet, dessen Formen spröder und weniger handhablich sind, als die des geistigen Lebens, für deren Umfang und Bestimmung der Geist in sich selbst einen unmittelbaren Maßstab hat. Dazu kommt dann aber noch der Mißcredit, in welchen sich die Speculation durch ihre vormalige Libertinage bei den Jüngern der Naturwissenschaft gebracht hat, so daß wir dem ohnehin schon, auch bei emsigem Suchen so schwer zu erreichenden Ziel speculativer Naturerkenntniß jetzt, da man es sogar aufgegeben hat, überhaupt danach zu streben, noch fast um keinen sichern Schritt näher gekommen sind. Aber die Mißgriffe, welche sich die Naturphilosophie hat zu Schulden kommen lassen, sind nicht auf Rechnung der Speculation zu stellen, sondern müssen der schlechten Gesellschaft zur Last gelegt werden, in der sie zuerst auftrat, und ihrer eignen Bestimmung nicht treu bleiben konnte. Sprudelnde Phantasie, geniale Willkür setzte sich über die besonnene, gerechte Würdigung des Positiven hinweg, während die wahre Speculation diese vielmehr als ihre eigne nothwendige Voraussetzung anerkennen muß. Die Speculation in der Naturwissenschaft wird daher nur an die Betrachtung solcher Lebenskreise herantreten dürfen, deren Umfang man als empirisch vollkommen ermessen betrachten darf. So scheint es, sind wir mit den empirischen Bestimmungen der im Begriff der Schwere zusammengefaßten Erscheinungen zu Ende gekommen, da ihre Kenntniß seit mehr als einem halben Jahrhundert ohne einen Zuwachs zu erlangen im Status quo verblieben ist. Mit ihnen darf es daher die Speculation wohl wagen, den Anfang zu machen, und sodann Grund zu legen für das darauf zu bauende weitre System der Naturerkenntniß.

In der Definition der Schwere und der Auffassung der durch sie bedingten Phänomene zeigen die Lehrbücher der Physik nicht wenig Verwirrung. In einigen heißt es, Schwere sei die Kraft, vermöge welcher ein jeder Körper nach der Oberfläche der Erde zu fallen strebe (Kämtz, Lehrbuch der Experimentalphysik. 1839. S. 13, §. 2 u. A.). Diese Erklärung hält sich selbst gar sehr an der Oberfläche der Erscheinungen. Zuerst kann man nämlich fragen, was denn unter Oberfläche der Erde verstanden sei. Wird die Erde als Himmelskörper gemeint, ihre festen und flüssigen Theile als ein Ganzes betrachtet, so wäre als ihre Oberfläche die Grenze der Atmosphäre anzusehen, und es müßten zu Folge der Definition alle Körper in die Höhe nach der Oberfläche der Atmosphäre streben, was der Erfahrung geradezu widerstreitet, denn die meisten Körper fallen nach der Tiefe. Wollte man aber unter Erde im engern Sinn den festen Theil unsers Planeten im Gegensatz zu dem flüssigen verstanden wissen, so wäre die Definition nichtsdestoweniger abermals falsch. Denn wenn die Qualität, nach der Oberfläche der Erde hinzustreben, nicht bloß ein einzelnes Merkmal, sondern eine den Begriff der Schwere erschöpfende Bestimmung sein soll, so enthält die Definition dies, daß an der Oberfläche der Erde jenes Streben aufhöre, und nicht früher als an der Oberfläche. Allein unter Umständen hören die Aeußerungen der Schwerkraft schon auf, wenn der fallende Körper auch nur auf der Oberfläche eines tropfbar flüssigen Körpers angelangt ist; unter veränderten Umständen ist dagegen wieder das Streben der Schwere auch dann noch nicht befriedigt, wenn der Körper bereits auf eine feste Grundlage zu liegen gekommen ist; endlich befolgt die Schwere sogar in andern Fällen eine von der Oberfläche des festen Erdkörpers abstrebende Richtung. So z. B. bleibt Holz auf Quecksilber in Ruhe, Blei auf Holz zeigt dagegen das Fortwirken der Schwere durch den sichtbaren Eindruck, und der Ballon steigt in der Luft gar in die Höhe. Es stimmt also diese erste Definition durchaus nicht zu den thatsächlichen Erscheinungen. —

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 241. 10. October. 1842.

Zur Kritik der heutigen Naturwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Eine andre Definition bestimmt die Schwere als die Kraft, vermöge welcher ein Körper nach dem Mittelpuncte der Erde angezogen wird. Es hat es aber noch Niemand gesehen, daß ein fallender Körper nach dem Mittelpuncte der Erde jemals gekommen wäre, mit welchem Recht also die Existenz einer solchen Kraft behaupten, die niemals zur Erscheinung kommt? Dagegen könnte eingewendet werden, daß wir am fallenden Körper einen Zug in der Richtung nach dem Erdmittelpuncte wahrnehmen, daß sodann dem Gesetze der Trägheit zur Folge durch die einmal eingeleitete Bewegung, der Körper, wenn er auf kein Hinderniß träfe, wirklich bis zum Mittelpunct gelangen würde; an der Oberfläche der Erde stoße er aber auf widerstehende Mittel, welche ihn in seiner Bewegung aufhielten und zur Ruhe brächten. Darauf erwidern wir aber: Die Körper, welche den festen Erdtheil bilden, sind ebenfalls schwer; was hindert sie denn, von den dem Erdmittelpuncte zunächst anliegenden Puncten an bis zur Peripherie nach und nach in das Erdcentrum hineinzufallen, und so im Ganzen einen einzigen ausdehnungslosen, untheilbaren Punct, das heißt ein materielles Nichts zu bilden? Daran soll sie das allen Körpern nothwendige Attribut der Ausdehnung hindern. Gut; aber wie steht es dann um die Definition? Schwere soll die Kraft sein, durch welche alle Körper in den Mittelpunct der Erde fallen würden, wären sie nicht durch ein absolutes Hemmniß an der Aeußrung dieser Kraft gehindert, eine Kraft also, welche aus innrer Unzulänglichkeit niemals zur Erscheinung gekommen ist, niemals zur Erscheinung kommen kann, also eine in Bezug auf diese Bestimmung rein willkürlich erdichtete Kraft. — Die jetzt am meisten beliebte und recipirte Ansicht von der Schwere ist die von Newton aufgestellte Gravitationslehre. Alle Körper ziehen nach ihr sich gegenseitig an in einem Verhältniß der Kräfte, das dem geraden Verhältniß der Masse in das umgekehrte des Quadrats ihrer Entfernung gleich ist. Der Stein in der Luft zieht eben sowohl die Erde an, als er von sämmtlichen materiellen Puncten der Erde angezogen wird, aber das Verhältniß der von jenem auf diese zu der von dieser auf jenen ausgeübten Anziehung ist so verschwindend klein, daß es der Wahrnehmung gänzlich entgeht. Die Gesammtwirkung aller anziehenden materiellen Puncte der Erde setzt sich sodann zu einer mittlern Resultante in der Richtung des Erdhalbmessers zusammen, und die Bewegung des Körpers in dieser Richtung sei eben eine Folge der von unendlich vielen Puncten ausgeübten Anziehung. Allein diese Auffassungsweise hilft uns eben so wenig über unsre Widersprüche hinaus. Sie verlegt die wirkende Kraft in die materiellen Puncte, ohne sich über die Bedeutung eines Punctes Rechenschaft zu geben. Ein Punct ist aber für sich ein Undenkbares, ein materielles Nichts, und wir können aus einem unendlich vervielfachten Nichts kein Etwas gewinnen. Ferner müßten doch wohl Puncte — zugegeben, daß solche vorstellbar wären —, wenn sie einander stetig anziehen, doch wiederum damit enden, daß sie zuletzt alle in einen Punct zusammenfielen. Diesem Einwurf stellt man aber entgegen, daß die aufeinander geübte Einwirkung der Atome nur bis zu einer gewissen Nähe eine gegenseitig anziehende bleibe; in dieser gemeßnen Entfernung strebten sie sich zu erhalten, und stießen sich sogar ab, wenn sie über diese Grenze hinaus einander genähert würden. Das Erkünstelte und Gemachte dieser Voraussetzung ist nicht zu verkennen. Denn zunächst sollte man denken, daß in der größten Nähe die mit dem abnehmenden Quadrat der Entfernung zunehmende Kraft der Anziehung auch eine größre Intensität erlangen müßte. Doch auch dies zugegeben, da wir uns einmal den atomistischen Standpunct haben gefallen lassen. Die Körper mögen also als Complexe von Atomen gelten, die einander gegenseitig anziehen und bei gewisser Entfernung wieder von einander abstoßen. Nun sehen wir aber, daß Körper von gleichem Volumen von ein und demselben dritten Körper mit verschiedner Kraft angezogen werden. Dies kann offenbar nur davon herrühren, daß jeder der beiden Körper seinerseits dem größern dritten Körper mit einer verschiednen Anziehung entgegentritt, der sich dieser durch Entgegensetzung eines verschiednen Widerstandes erst entledigen muß, so daß ihm nach Abzug der auf den Widerstand verwendeten Kraft für die verschiednen Körper ein verschiednes Quantum anziehender Kraft übrig bleibt. Man bezeichnet diese Verschiedenheit des Angezogenwerdens zweier Körper von dem Erdkörper als specifische Schwere. Der stärker

angezogne Körper muß also dem anziehenden einen schwächern, der schwächer angezogne einen stärkern Widerstand leisten. Diese Verschiedenheit des Widerstandes verschiedner Körper gegen den Einfluß der vom Erdkörper auf beide ausgeübten Anziehung dürfen wir alsdann aber nicht auf eine specifische Verschiedenheit der in ihnen enthaltnen Atome zurückführen. Denn das hieße das aufzulösende Problem nur wiederholen, nicht erklären. Sie läßt sich auf Grund der einmal gefaßten atomistischen Anschauung nur herleiten aus einer Verschiedenheit der bei gleicher Ausdehnung in verschiednen Körpern enthaltnen Menge von Atomen; es müßten demnach z. B., beiläufig gesagt, im Golde, als dem von der Erde stärker als Holz angezognen Körper die Atome minder dicht geordnet sein, das Gold müßte weniger Masse haben als Holz. Die specifische Verschiedenheit der Schwere scheint also doch, mit einigem Zwang freilich gegen bisher gehegte Anschauungen, sich ganz gnügend auf die verschiedne Menge der in gleichem Raum enthaltnen Atome zurückführen zu lassen. Aber was ist denn nun in den Räumen zwischen den einander mehr oder weniger genähert sein sollenden Atomen? Der leere Raum ist für uns undenkbar; dem Undenkbaren können wir keine objective Existenz zugestehen; es wäre Unsinn, das Nichts als ein existirendes Etwas gelten zu lassen. Soll also der Zwischenraum bestehen, so müssen wir ihn uns auch als erfüllt denken. Sein Inhalt ist alsdann entweder als schwer oder als nicht schwer zu betrachten. Im ersten Falle besteht er nach den vorausgeschickten Begriffen der Schwere wiederum aus Atomen, die einander anziehen, und um nicht ganz in einander zu fallen, bei einer gewissen Entfernung sich wieder abstoßen, somit wieder einen Zwischenraum lassen müssen, der abermals mit einem neuen, noch feinern, ebenso beschaffnen Stoffe ausgefüllt zu denken wäre, und so fort ins Unendliche. Die ganze materielle Welt wäre alsdann durchsiebt und durchlöchert, und in ihr durchaus kein fester Halt zu finden; jeder kleinste Theil, bei welchem wir ausruhend stehen bleiben wollten, würde sich sogleich wieder als ein von Poren Durchhöhltes, und das Ganze somit als eine zu Nichts verflüchtigte Existenz erweisen. — Im zweiten Falle, daß nämlich der Inhalt der Poren als nicht schwer betrachtet würde, als imponderabel, so könnte man ihn dabei nur als aus Theilen zusammengesetzt oder nicht zusammengesetzt denken. Nähme man das Erste an, daß nämlich der an sich imponderable, nicht etwa bloß wegen der Unzulänglichkeit unsrer mechanischen Werkzeuge, sondern seiner eignen innern Natur nach als nicht schwer zu betrachtende Inhalt der Poren aus Theilen zusammengesetzt sei, so wird mit dieser Bestimmung zugleich das gesetzt, daß die Theile einander weder anziehen, noch abstoßen; denn in dieser Wechselthätigkeit von Anziehen und Abstoßen besteht ja nach der Voraussetzung die Eigenthümlichkeit der Schwerkraft, deren Einflusse eben die Theile des Poreninhalts entzogen sein sollen. So also einander weder anziehend noch abstoßend, lägen sie indifferent bei einander, ohne gegenseitige Beziehung in absoluter Getrenntheit; sie bildeten eben nur Theile, die in einem beziehungslosen, abstracten Auseinander sich nicht zu einem Ganzen vereinigten. Zwei in noch so naher Berührung denkbare Atome des Poreninhalts würden doch nur scheinbar einander berühren; immer müßte ein trennendes Etwas hinzugedacht werden, welches die Zwei ewig auseinander hielte, und nicht zur Vereinigung kommen ließe. Die Puncte des von imponderablem Inhalt erfüllten Porenraumes in ihrer von einander abgewandten Isolirtheit bedeuten dann aber nur das Verschwinden alles Inhalts überhaupt; denn der Punct ist nur die ausdehnungslose Grenze des verschwindenden Raumes. Die Bestimmungen der Imponderabilität und gleichzeitiger Getheiltheit des Poreninhalts sind mit einander unverträglich und heben in ihrer Vereinigung den Begriff des Poreninhalts überhaupt auf. Die zweite Annahme wäre, daß der imponderable Inhalt des Porenraumes als nicht aus Theilen bestehend betrachtet würde. Freilich ist diese Fordrung schon von vorn herein mit der Natur der Ausdehnung nicht zu vereinbaren; denn das Continuirliche hat zu seiner nothwendigen Voraussetzung sein Gegentheil, das Discrete, das in ihm zwar untergegangen und aufgehoben, aus seiner starren Vereinzlung zu einer continuirlichen Einheit verschmolzen ist, aber doch so in ihm fortlebt, daß es jederzeit muß in seiner Einseitigkeit wieder herausgehoben werden können. Doch wir wollen sie gelten lassen, weil wir hier nicht analytisch aus den letzten metaphysischen Gründen, sondern apagogisch aus der Unmöglichkeit der Consequenzen die Mangelhaftigkeit der Voraussetzung erweisen wollen. Es wird also vorausgesetzt, daß die Ausdehnung des Porenraumes erfüllt sei von einer nicht schweren, nicht theilbaren, auch nicht als theilbar zu denkenden Materie. Das Verhältniß der Ausdehnung dieser Porenzwischenräume, in zwei verschiednen Körpern, bestimme sodann die specifische Schwere derselben, so, daß den größern Porenräumen die geringre Schwere entspräche, diese also mit jenen in umgekehrtem Maße ab- und zunehme. Hiebei wird doch immer eine durchgreifende Verschiedenheit des Poreninhalts und der materiellen, durch die Poren getrennten Puncte, welche die eigentliche Körpermasse bilden, statuirt. Jener wurde als nicht schwer, nicht getheilt, und nicht theilbar, diese als absolut getheilte, aber gegen einander gravitirende und nur durch die Porenfüllung auseinander gehaltne Puncte betrachtet. Der Poreninhalt dagegen darf eben sowenig nach Innen, als nach Außen gravitiren, denn jenes würde eine Getheiltheit desselben erfordern, die abermals eine in den Porenraum selbst wieder zu verlegende Poren-Einschachtelung voraus-

setzen müßte, was Alles nach der Annahme nicht stattfinden soll. Eine gravitirende Beziehung der Porenfüllung zu den äußerlich sie umgebenden Massenpuncten kann ebensowenig unter den bestehenden Voraussetzungen gedacht werden. Denn es sollen die Poren mit ihrem Inhalt als ein Fremdes dazwischen treten, zwischen den zu einander gravitirenden Massenpuncten, um das überlebendige Einigungs- und Verschmelzungs-Streben derselben zu dämpfen und zu paralysiren. Nur durch seine gleiche Beziehungslosigkeit zu allen ihn umgebenden Massenpuncten kann der Poreninhalt diese in ewiger Abgeschiedenheit von einander erhalten. Der Poreninhalt kann demnach an der Grenze seiner Ausdehnung sich absolut niemals mit den ihn umgebenden Massenpuncten vereinigen. Zwischen die Massen-Puncte und die Grenze des Poreninhalts haben wir also wiederum ein trennendes Etwas hineinzusetzen, das zu diesen beiden in demselben Verhältniß stehen muß, wie bei der frühern Voraussetzung der Poreninhalt selbst zu den ihn begrenzenden Massenpuncten. Mithin wird sich uns derselbe Proceß in einer unendlichen Kette wiederholen, und uns immer nöthigen, zwischen das Trennende und das zu Trennende ein neues Trennendes einzuschieben. Die Widersprüche, welche wir durch das *πρῶτον ψεῦδος* einer angenommnen Schwerlosigkeit und Untheilbarkeit des ausgedehnten Poreninhalts hatten beseitigen, oder vielmehr uns verbergen wollen, drängen sich doch wieder hervor mit dem einzigen Unterschiede, daß der Boden, an welchem diese Widersprüche haften, sich von dem Innern des Porenraumes nach den Grenzen seiner Ausdehnung hingezogen hat, wo aber der Kampf der widerstrebenden und nicht zu vereinigenden Momente mit derselben Härte fortgesetzt wird. —

Geht man also von der Betrachtung der atomen Raumpuncte aus, so giebt es keinen Ausweg aus den überall sich häufenden Widersprüchen. Darin aber liegt eben der Grundfehler dieser ganzen Anschauung, daß ohne das lebendige Bewußtsein von der aller Vielheit zu Grunde liegenden Einheit die Atome als nur disparate Theile ins Auge gefaßt und von ihnen aus zu einer Zusammensetzung des Ganzen fortgeschritten werden soll. In Wirklichkeit aber ist die Vielheit gar nicht zu begreifen, ohne den Vorbegriff der Einheit, aus welchem sie entsprießt; denn die Vielheit ist nur Resultat des in sich einigen und continuirlich sich wiederholenden Selbsttheilungsactes der Einheit. Die Einheit ist das Grundwesen, von dessen Anschauung aus wir erst zum wahrhaften Begriff und zur Würdigung der Vielheit gelangen können. Alles Sein ist ein Einiges, das sich in drei einander fordernde Reihen entfaltet, und in jeder derselben wiederum zu einer gesetzlichen Vielheit von Formen ausprägt. Die erste Reihe begreift das metaphysische Sein, oder den in sich einigen, allem Dasein als ewige Norm zu Grunde liegenden Lebensrhythmus. Seine Einheit spricht sich aus in der Mannigfaltigkeit der die Welt bewegenden Kategorien, die aus dem Begriffe des Seins wissenschaftlich zu entwickeln und zu bestimmen, Geschäft der Logik ist. Dieses metaphysische Sein wird geistiges Sein, indem es in sich selbst einkehrt, seine innre Einheit und die aus ihr sich verzweigende Mannigfaltigkeit in sich selbst findet, empfindet und wiedererkennt. Zwischen das metaphysische und geistige Sein tritt das Sein der Natur, in ihm ist das metaphysische Sein ergossen, thätig bildend, ohne aber in seinem Werke sich selbst zu haben. Das in der Natur sich selbst vergessende, in ihr gefesselte, metaphysische Sein verlangt durch den Geist erlöst zu werden. Die Natur fleht uns mit stummer Bitte an, die in ihr erstarrte Metaphysik im lebendigen Bewußtsein des Geistes erwarmen und zu sich selbst kommen zu lassen. Sie selbst aber ist es, die aus ihrem eignen Schooße den Geist erzeugt, um ihrem eignen Dasein auf den Grund zu kommen, sich selbst zu durchschauen. In der Naturwissenschaft aber verfolgt der Geist die Bestimmungen des im Außersichsein der Natur sich regenden und zur Entwicklung des Bewußtseins hinstrebenden Lebens. An der Leine des logischen Begriffes fortschreitend, betrachtet sie daher zuerst die Natur unter dem Attribute der absoluten Identität ihres Daseins, als Materie schlechthin, als außer sich seiendes Sein, und deducirt die aus diesem Attribut des bloßen Außersichseins herstammenden Eigenschaften in der Mechanik, welche den ersten Theil der Naturwissenschaft bildet. Der zweite Theil, die Physik, hat zu ihrem Mittelpuncte die Lehre von dem chemischen Proceß, und verfolgt die aus der Identität der Materie hervortretenden Verschiedenheiten; sie läßt die Natur sich bestimmen unter dem Lichte der qualitativen Gegensätzlichkeit, die in der durchgreifenden Polarität aller physikalischen Kräfte zur Erscheinung kommt. Endlich erkennt sie in ihrem dritten, physiologischen Theile die über dem Spiel der polaren Kräfte waltende, und in ihm eben nur sich bethätigende Einheit, indem sie das Naturleben unter dem Gesichtspuncte eines sich selbst zum Zwecke habenden, für das Selbstbewußtsein sich vorbereitenden Organismus betrachtet.

Materie ist das Sein, das außer sich ist, verloren ist in diesem sich selbst Entfremdetsein. Der Begriff dieses Außersichseins hat zunächst keine anderweitige Bestimmung an sich ausgeprägt, als nur die des abstracten, reinen Außersichseins; es bietet daher in seiner ersten, unmittelbaren Identität mit sich unserm Denken noch kein andres bestimmendes Attribut als dies, eben nur Materie zu sein. Wegen dieses Mangels aller ihn charakterisirenden Bestimmtheit haben wir daher im Begriff der Materie schlechthin nur den eines materiellen Nichts, einer Negation aller Bestimmtheit des Außersichseins. Indem wir vom Begriff der

Materie alle weitre Bestimmtheit durch Abstraction fern halten wollen, reducirt er sich auf den Begriff des materiellen Punctes. Für die Mathematik, welche den Raum, oder die Form des Außersichseins nicht als befreit und getrennt von der ihren Inhalt bildenden Materie, sondern nur in ihrer Gleichgiltigkeit gegen die specifische Qualität der ihn erfüllenden Materie betrachtet — denn totale Leerheit des Raumes ist eine undenkbare Abstraction — für die Mathematik also hat der Punct die Bedeutung, Grenze des Raumes zu sein, Raum in dem Aufhören aller specifisch gestalteten Räumlichkeit, Raum in seinem Verschwinden. In der Naturwissenschaft, welche den Raum in seiner concreten Beziehung zur Qualität des ihn erfüllenden Inhalts erforscht, hat der Punct ebenfalls die Bedeutung einer Grenze des materiellen Seins, an welcher außer der bestimmten Gestaltung auch alle bestimmte Qualität und somit der Begriff der Materie selbst im Verschwinden ist. Denn das Sein ist überhaupt nur erfaßbar in irgend einer Bestimmtheit; das Sein, für welches man die Bedingung stellt, aller Bestimmtheit zu entbehren, ist Nichts; das materielle Sein, das wir als ein reines, bestimmungsloses Sein der Materie festzuhalten versuchen, erkennen wir als das materielle Nichts, als den jeder Gestaltung und jeder Qualität entbehrenden Punct. Aber wir täuschen uns, wenn wir in dem Begriff des Nichts bloß die Abwesenheit aller Bestimmungen wirklich zu erfassen glauben. Das Nichts zu denken ist nur ein ohnmächtiger Versuch der gegen das Einfließen jeglicher Bestimmtheit sich wehrenden Abstraction, die gerade in ihrem Bestreben, alle Bestimmungen abzuweisen, sie erst alle herbeizieht, um sie wieder von sich zu stoßen. Nichtsdenken und Nichtdenken sind nämlich wohl zu unterscheiden; dieses ist Erloschensein und Aufgehörthaben der Denkthätigkeit überhaupt, jenes aber ist denkendes, bewußtes Ausschließen aller Bestimmtheit. Das Denken des Nichts hat also alle Bestimmtheit in sich als eine auszuschließende; der Begriff des Nichts ist geradezu eine Hinweisung auf den Begriff der Totalität des Bestimmtseins, welchen das Nichts freilich negirt, aber doch erst in sich aufgenommen haben muß, um ihn zu negiren. Wer Nichts denken will, muß in der That an Alles denken, um auch mit Bewußtsein Alles nicht zu denken; der Begriff des Nichts führt daher nothwendig auf den Begriff des Alles, und von diesem erst wieder auf den des Nichts zurück. Der Versuch, Nichts zu denken, und in diesem Nichtsdenken auszuruhen, hebt somit sich selber auf, und gestältet sich zu einem Denkproceß, in welchem das Denken vom Nichts zum All, vom All zum Nichts oscillirt, und im Anschauen dieses Uebergangs und dieser Spieglung der beiden in einander den Begriff des absoluten Werdens gewinnt. Wie nun das Denken in der Metaphysik sich verhält gegenüber dem Begriff des Nichts, so in der Naturwissenschaft gegenüber dem Begriff des Punctes. In ihm will das Denken den Begriff der Materie in seiner Reinheit ohne alle einschränkende Bestimmtheit der Dimensionen, d. h. in gleicher Abwesenheit aller Dimensionen festhalten, setzt aber mit diesem Streben der Negirung sogleich das Gegentheil, die Totalität der Dimensionen, und zwar die Totalität der nach allen Seiten hin gleich gerichteten Dimensionen. Denn um eine Gleichmäßigkeit des Nichtausgedehntseins denkend erfassen zu können, muß doch zuvor die Gleichmäßigkeit der Ausdehnung, welche zu negiren ist, als die zu negirende gesetzt sein. Der Begriff des Punctes fordert daher nothwendig den Begriff der nach allen Seiten hin gleichmäßig expandirten Kugel, deren in sich concentrirte und verschwindende Ausdehnung eben den Punct zur Grenze hat. Dies ist der Mittelpunct, dessen Begriff demnach den der Kugel voraussetzt, als woraus wir ihn durch allseitige gleichmäßige Abstraction der Ausdehnung gewonnen haben, so wie auch vice versa der Begriff der Kugel den des Mittelpuncts voraussetzt, als die Grenze, von welcher aus das Maß für die Identität ihrer Ausdehnung genommen wird. Kugel und Mittelpunct stehen also in begrifflicher Wechselbeziehung auf einander; die Kugel ist der gleichmäßig expandirte Mittelpunct, der Mittelpunct die gleichmäßig concentrirte Kugel. Diese innre Begriffsbestimmung des Seins im Außersich, oder des materiellen Seins, wonach Kugelinhalt und Mittelpunct sich als abstracte Momente des Einen concreten Begriffes der Ausdehnung gegenseitig fordern, manifestirt sich als G r a v i t a t i o n.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 242. 11. October. 1842.

Zur Kritik der heutigen Naturwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Die Bestimmung, welche im Leben der metaphysischen Substanz die Kategorie des Werdens bildet, eine Beziehung des Alls auf das Nichts und des Nichts auf das All, dieselbe drückt sich im Leben der Natur durch die Kategorie der Gravitation aus. Gravitation nämlich ist das die Gesammtheit der Materie in ihrer Continuität durchdringende Streben, sich zur Weltkugel zu gestalten, und diese in der Wechselbeziehung des Umfangs und Mittelpuncts auf einander zu erhalten. Daß die Materie in einem formlosen Zustande existiren könnte, ist für uns ein undenkbares Problem, und deßhalb unwahr. Unter irgend einer Form müssen wir sie immer vorstellen; aber sobald wir es versuchen, sie in ihrer von Innen heraus gebildeten Form begrifflich zu erfassen, drängt sich uns mit Nothwendigkeit, wie oben erwiesen, die Kugelgestalt auf, welche sich auch für alle Materie, die sich unter dem einzigen Attribute identischer Ausdehnung vor der Einmischung des Attributs qualitativer Differenz darstellt, als die ursprüngliche Form erfahrungsmäßig bestätigt (Tropfenbildung der structurlosen Flüssigkeiten).

Die in sich nirgends abgeschloßne, aber in ihrer räumlichen Grenzenlosigkeit doch immer nur in Kugelform zu denkende Weltmasse ist also in allen ihren Theilen von dem Streben nach centraler Einheit belebt. Denn die Gesammtheit der Materie bildet Ein Ganzes, von dessen Theilen nicht als von gesonderten für sich bestehenden Existenzen die Rede sein kann. Vielmehr ist der Begriff der Theile ein Product des in seiner Thätigkeit getheilten Denkens, das nur in zeitlicher Aufeinanderfolge das räumlich Auseinanderliegende zu übersehen vermag, und diese Getheiltheit seines subjectiven Actes sich gegenüber zu einer Getheiltheit des objectiven Daseins heraussetzt. Aber der getheilte Denkact ist selbst in seiner zeitlichen Getrenntheit ein continuirliches Ganzes, und so auch seine in der Welt ihm objectiv werdende Bestimmung in der Getheiltheit ein stetig zusammenhängendes Ganzes. Alle Theile der Kugel sind demnach bemüht, die auf identische Weise ihnen allen inwohnende Gegenseitigkeit der Beziehung zwischen Peripherie und Centrum zur realen Erscheinung zu bringen, und dieses der Masse selbst immanente Streben, sich zur Einheit abzurunden, nennen wir Gravitation schlechtweg, oder die allgemeine Schwere. Bei dieser Identität des Bezogenseins der gesammten Weltkugel auf das Weltcentrum treten aber sodann specifische Differenzen hervor. Es erzeugt sich in gesetzlich bestimmten Abständen gegenüber dem universellen Streben der Materie, sich zur Weltkugel zusammenzufügen, das nur in beschränktem Umfange wirkende Streben nach Individualisirung dieser allgemeinen Bestimmung. In gemessenen Entfernung von einander bilden sich die individuellen Weltkörper (in unserm Planetensystem z. B. in einem Abstandsverhältniß von $8 : 8+6 : 8+2.6 : 8+4.6 : 8+8.6$ etc.), deren Grundtypus ebenfalls die Kugel ist. Auch sie haben ihren Mittelpunct, auf welchen allseitig bezogen ihre peripherische Vielheit in abgeschlossener Einheit erhalten wird. Aber der individuelle Weltkörper bleibt zugleich der universellen Weltkugel einverleibt, seine individuelle Tendenz ist selbst nur eine besondre Function innerhalb der aller Materie gemeinsamen Beziehung auf das Weltcentrum. Deßhalb erleidet die individuelle Abgeschlossenheit seiner Kugelgestalt eine Modification. Die gleichzeitige Abhängigkeit und relative Unabhängigkeit des individuellen Weltkörpers vom Gesetz der Einheit der gesammten materiellen Welt offenbart sich nämlich in einem dreigliedrigen Proceß, dessen erstes Moment ist, daß sich der besondre Weltkörper setzt als selbständig und in sich geschlossen. Er bewegt sich um seine eigne Achse, hat in sich selbst die feste Norm, die unbewegte Richtungslinie für seine in der Bewegung sich scharf gegen die ihm nicht zugehörige Masse abschneidende Individualität. Zweites Moment ist, daß der durch die Achsenumdrehung sich selbst in seiner individuellen Selbständigkeit ponirende Weltkörper dazu fortgeht, den mitbestimmenden Einfluß des universellen Centrums zu negiren. Er strebt in der Richtung der auf die Verbindungslinie seines Centrums mit dem Weltcentrum senkrecht stehenden Tangente sich loszureißen von dem Zusammenhange mit dem universellen Grunde, aus welchem sich seine besondre Existenz gebildet hat. Weil aber das Universum niemals aufhört der Träger aller besondern Gestaltungen zu sein, so tritt dieser negirenden Tendenz des Individuums das universelle Princip der Gravitation entgegen, die mit centraler Kraft den individuellen Weltkörper in seiner Abhängigkeit vom uni-

versellen Centrum zu erhalten strebt. So resultirt endlich drittens aus dem Gegensatz und dem Kampfe der in tangentialer und centripetaler Richtung zugleich auf den individuellen Weltkörper wirkenden Kräfte die Umdrehung des Planeten um seine Sonne, gleichzeitig mit der Rotation um die eigne Achse.

Diese Sonne ist aber selbst wieder ein individueller Weltkörper, rotirt als solcher um die eigne Achse und kreist mit ihrem ganzen Planetensystem um eine weiter entfernte Sonne. Jedes in Form eines individuellen Weltkörpers auftretende Centrum weist auf ein andres von höherer Allgemeinheit, und ebenso jeder individualisirte Weltkörper auf andre von noch bestimmtrer Sondrung hin. Derselbe Planet, welcher sich gegen sein relativ universelles Centrum als eine individuelle Bildung verhält, ist selbst wieder ein relativ allgemeines Centrum für untergeordnete, innerhalb seines Umfangs sich regende Individualisirungstendenzen. Die homogene, structurlose, flüssige Masse seiner Peripherie strebt den stetigen Zusammenhang ihrer concentrischen Flächen durch eine centrifugale Sondrung aufzuheben, und die Kugelmasse in abgelöste, aber einander noch immer einhüllende Kugelflächen zu zerfällen. Die Individualisirungstendenz dieser aus der planetarischen Körpermasse aufgetriebnen Kugelfläche geht dann dazu fort, daß sich ihre geschloßne Kugelform an den Polen durchbricht, die Fläche selbst verkürzt, und zu einem Ring contrahirt, dabei die Richtung des Meridians befolgend, welcher die der Aequatorialebene, in der sich das planetarische Ganze bewegt, senkrecht durchkreuzt. Die Individualisirung vollendet sich zuletzt, indem auch noch der Ring seine geschloßne Kreisform auflöst, seine lineare Stetigkeit zerstückt, und die sich trennenden Theile in einer der Ringbewegung entgegengesetzten Richtung zu neuen individuellen Kugelmassen zusammentreten läßt. Die Annahme dieser auf den ersten Blick so abenteuerlich erscheinenden Bestimmungen ist, wie ich glaube, aus dem Gegensatz von Einheit und Mannigfaltigkeit a priori hinreichend motivirt, sie erklärt die Entstehung des Weltsystems auf eine einfache Weise ohne Zuziehung andrer Agentien als der aus dem Begriff der Gravitation allein abgeleiteten, und wird endlich dadurch gerechtfertigt, daß vermittelst derselben sonst vereinzelt dastehende Erscheinungen am Himmel mit ähnlichen auf der Erde erkennbaren Phänomenen in eine stricte Verbindung gebracht werden können. Während nämlich Laplace (Exposition du système du monde), um die Entstehung der Weltkörper herzuleiten, einen ursprünglich festen Centralkörper annimmt, der in Brand gerathen um sich eine Atmosphäre bildet, dann bei der Abkühlung sich mit dieser Atmosphäre zusammenzieht und an der Grenze derselben Verdichtungen in verschiedner Form erzeugt, setzen wir mit den meisten neuern Physikern als Urgebilde eine Dunstkugel, in der sich ein compacter Kern bildet, der während der Rotation der ganzen Kugel um ihre Achse seine obern Flächen in centrifugaler Richtung von sich abstößt, worauf dann die vom Kern abgelösten Kugelflächen sich in Ringe zertheilen, bis auch diese endlich sich zerstücken und ihre getrennten Massen zu neuen Kugeln sich gestalten, welche sodann denselben Proceß beginnen. So denken wir uns aus der Centralsonne die Firsterne, aus diesen die Planeten, aus diesen die Monde herausgebildet. Während Firsterne, Planeten und Monde uns nur die fertigen Resultate dieses Bildungsactes zeigen, bestätigen uns einzelne interessante Spuren auch den in der Theorie vorausgesetzten Bildungsverlauf. So sieht man um den Saturn noch zwei auf halbem Wege der Ausbildung befindliche concentrische Ringe, die aus der Verkürzung zweier ursprünglich einhüllender Kugelschalen entstanden sein mögen, und deren dunkle Kerne als die Ansätze neuer, aus ihrer Masse sich zu bilden strebender Monde gedeutet werden dürfen. Wenn aber der individuelle Weltkörper nicht ganz aufgehen soll in seiner weitern Individualisirung, so muß dieser Bildungsproceß sich auf nur einen Theil seines Umfangs beschränken. Die Individualisirungstendenz muß mit der Entfernung der Schichten von seiner Peripherie gegen das Centrum hin immer mehr abnehmen, und von einer gewissen Schicht an so schwach sein, daß sie nur Tendenz bleiben und nicht zu actueller Sondrung führen kann. Wirklich weisen uns aber auch mehrere auf unsrer Erde vorgehende Erscheinungen auf eine solche in ihren peripherischen Schichten vorhandene Dreiheit der Individualisirungstendenzen hin, die zwar von der Erdschwere überwunden ihr Streben nicht zu vollendeter Wirklichkeit bringen können, jedoch durch eine gleichmäßig sich wiederholende Störung der aus dem bloßen Gesetz der Gravitation erfolgenden Bestimmungen das verborgne Mitwirken des individualisirenden Princips bekunden.

(Fortsetzung folgt.)

---

1. **Süden und Norden** vom Verf. des Virey, der Lebensbilder aus beiden Hemisphären, des Cajütenbuchs 2c. 1. Band. Stuttgart. Metzler.

2. **Ulrich von Hutten, der Streiter für deutsche Freiheit.** Historisches Gemälde aus den Zeiten der Reformation, nach Originalquellen bearbeitet von **Ernst von Brunnow.** 1. Band, 1. Heft. Leipzig. Teubner.

Beide Bücher oder vielmehr beide Bücheranfänge, so verschieden die Stellung und der Gesichtskreis der Verff. ist, verfolgen im Grunde dasselbe Ziel; sie wollen uns unter der Form der Poesie, des Romans, eine wirkliche Welt schildern. Das historische Gemälde will Brunnow, das

Natur- und Volksleben einer neuen Welt will Seatsfield darstellen. Auf die Vergleichung beider Autoren kommt es uns nicht an; es fühlt sich aber leicht heraus, daß die verschiedensten Geister, und so weit zerstreut sie auch leben, unter der Herrschaft Eines Gestirns denken und dichten; und diese Einsicht gewinnt sogleich eine große Bedeutung, wenn wir dem Herrscher näher treten und ihn darauf ansehen, woher er sein Recht und seine Macht hat. Es ist offenbar ein doppeltes Verhältniß in der Kunst denkbar. Entweder die Poesie beherrscht die Wirklichkeit, oder umgekehrt die Wirklichkeit die Poesie. Nicht daß nicht zu allen Zeiten die ganze Wirklichkeit und ihre historische Manifestation in der Poesie gegenwärtig, ja ihr wesentlichster Halt und Kern wäre; in diesem Sinne beherrscht die Wirklichkeit alle wahre, ja sogar auch die falsche Poesie: aber es giebt Zeiten, wo man poetisch disponirt ist, wo man auf die Schönheit und auf die bildende Macht des Geistes den ganzen Accent legt, wo man heiter hinlebt und sich an der künstlerischen Ueberwindung der Welt gnügen läßt; und wieder andre Zeiten sind historisch disponirt, ihnen wird die Poesie zu leichtfertig, zu leichtfüßig, und sie sind nicht zufrieden mit der historischen Wirklichkeit, die im Kopfe des Dichters steckt und diesem bei jedem Worte, auch wenn es scheint, als wär' er noch so frei, die Feder führt; sie wollen die Wirklichkeit im Stoff, den der Dichter formirt, und verlangen eine gewisse Sicherheit dafür, daß er ihnen diesen Stoff nicht willkürlich umformt und unter seinen Händen unkenntlich macht. Ist die poetische Disposition der Zeit für die Lyrik, so ist ohne Zweifel die historische dem Drama und Epos günstig, dem Roman am allermeisten, aber — sie macht ihm die Zumuthung, er solle Portrait sein. Sie will die Arbeit und alle Kämpfe des Geistes in der Physiognomie des Gezeichneten treu wiedergegeben haben; auf den Anblick dieser Kämpfe geht sie aus, denn sie fühlt, wie wir es jetzt fühlen, daß ihre Erneuerung bevorsteht. Darum kann sie ihr Auge von der Geschichte nicht wegwenden, darum räumt sie dem Dichter ungern das Recht ein, willkürlich zu zeichnen; er soll von seinem Rechte, frei zu bilden, lassen, und vielmehr abbilden.

Der Künstler kann sich dies immer gefallen lassen, er verliert nichts von seinem Recht: er giebt nur wieder was er sieht, und sehen ist bilden und dichten, richtig sehen und den Gegenstand durchschauen ist der wesentlichste Act in der Schöpfung der zweiten Welt, die der Dichter bildet. Diese Auffassung ist sein Interesse an der Sache, sein Verständniß derselben, seine Empfindung, seine Seele. Der Geist des Dichters schwärzt sich immer wieder ein, und jemehr er scheinbar resignirt, desto mehr Macht gewinnt er in Wahrheit. Beide Romane stehen unter dem Einflusse des historischen Tics unsrer Tage.

Niemand unter uns ist aber der realistischen Disposition der Zeit so sehr entgegengekommen, als der Verf. der transatlantischen Reiseskizzen, des Cajütenbuchs u. s. w.; er ist freiwillig weiter gegangen, als Walter Scott, er hat der Schildrung und Charakteristik die Composition fast ganz geopfert und scheint uns zuzurufen: „Nun, da habt ihr die wirkliche Welt ohne den Dichter, ein Labyrinth, räthselhaft anziehend, aber sinnverwirrend, seht zu, wie ihr den Faden findet, der euch zurecht führt.“ Hatte schon der Virey eine gute Portion chaotischer Schildrung und gewaltige Massen, die von der Hand des Bildners ungebändigt umherschweiften, so fürchtet man nach dem Torso, den man in dem ersten Bande des „Norden und Süden“ vor sich sieht, eine noch ärgre Verwildrung der losgebundnen Wirklichkeit. Ja, ja, der losgebundnen, der anarchischen Wirklichkeit, die erst durch Menschen-Geist und -Kunst in Harmonie tritt.

> Wenn die Natur des Fadens ew'ge Länge,
> Gleichgiltig drehend, auf die Spindel zwingt;
> Wenn aller Wesen unharmon'sche Menge
> Verdrießlich durcheinander klingt;
> Wer theilt die fließend immer gleiche Reihe
> Belebend ab, daß sie sich rhythmisch regt?
> Wer ruft das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
> Wo es in herrlichen Accorden schlägt?
> Wer läßt den Sturm zu Leidenschaften wüthen?
> Das Abendroth im ernsten Sinne glühn?
> Wer schüttet alle schönen Frühlingsblüthen
> Auf der Geliebten Pfade hin?
> Wer flicht die unbedeutend grünen Blätter
> Zum Ehrenkranz Verdiensten jeder Art?
> Wer sichert den Olymp, vereinet Götter?
> Des Menschen Kraft im Dichter offenbart.

In der That können wir nach dem ersten Bande von „Norden und Süden“ noch nicht urtheilen, ob die weltbeherrschende Kraft des Menschen in dieses interessante Chaos eintreten und alle Dissonanzen, die uns nach der Lectüre noch im Kopfe summen, lösen werde. Der Verf. hat uns schon häufig unsre neugierigsten Fragen unbeantwortet gelassen, und wo er ein Ganzes giebt, um „den Olymp zu sichern und die Götter zu vereinen“, wie dies am entschiedensten der „Legitime und der Republicaner“ thut, da muß man gestehen, daß allerdings die Composition nicht seine starke Seite ist. In dieser Hinsicht also dürfen wir immerhin für den Fortgang des „Nordens und Südens“ mehr fürchten, als hoffen. Das Selfgovernement ist das Princip auch dieser Abbildung der transatlantischen Wirklichkeit, und wir kommen nicht eher zur Ruhe über dies Genre, als bis wir die Anarchie selbst anerkennen und von den Fordrungen des „wohlgeordneten Ganzen“ ein Bedeutendes nachlassen.

Eine Anarchie anzuerkennen, die nichts als reine Verwirrung und unvernünftige Willkür wäre, wer würde das wagen, und wenn er es wagte, wer würde es durchsetzen? Die Anarchie, welche wir in Boz' Pickwickier, im Don-

quirote und in vielen Ausführungen unsers Verf. vor uns haben, braucht aber ihre Anerkennung nicht erst durchzusetzen, es ist ihr bereits gelungen; sie wird also wohl so unvernünftig nicht sein, als sie auf den ersten Blick aussieht. Ihr gegenüber steht die Composition und das wohlgeordnete, nach einer Spitze hinaufstrebende Ganze. Ist in der Anarchie eine Welt in die Breite auseinander geworfen, so ist in der Composition die Zusammenziehung der verschiednen Elemente in eine augenfällige Einheit vorhanden. Die Anarchie kann sich an nichts halten, als an das Charakteristische. Ihre Personen, ihre Zustände, ihre Begebenheiten wären gar nichts werth, wenn sie uns nicht zwängen, die Vernunft und die innre Consequenz des Charakteristischen anzuerkennen, überall wiederzufinden und, gestehen wir es nur, zu bewundern. Die Anarchie ist so kühn, den Compaß wegzuwerfen, das Schiff vor allen Winden gehen zu lassen, und nun nur die Fahrt selbst auszubeuten, nicht das Ende derselben gleich im Anfang, ja nach Gelegenheit überhaupt nicht ins Auge fassend. Neuerdings haben sich Boz und unser Verf. stark gezeigt in diesem naturforscherischen Wanderleben, in diesem Vagabundiren auf Charaktere und Charakteristisches; es ist dabei zum Theil zur Carricatur und zum Seltsamen, ja zum Kindischen gekommen, man hat Dinge aufgegriffen und für charakteristisch ausgegeben, die es wohl sein mögen, die man aber nicht hätte aufgreifen sollen, man hat den Lesern einen Glauben und eine Nachsicht zugemuthet, wie sie kein Türke und kein Jude haben wird, geschweige denn ein Christenmensch in unsrer zweifelsüchtigen Zeit. Ich erinnre nur an die Geldmänner in Newyork, London und Paris, die die ganze Geschichte in Händen haben und die Revolutionen machen, wie die Hühner ihre Eier legen, von denen man hinterher auch nicht wissen würde, welches Huhn sie gelegt hätte, wenn man's nicht gackern gehört. Dennoch, obgleich in einer solchen Ausartung die scheinbare zur wirklichen Anarchie, das Charakteristische zur willkürlichen Phantasiegestalt wird, dennoch ist diese anarchische Form des Romans gegen die Composition, welche das Element des Charakteristischen nicht in sich aufgenommen hat, so sehr im Vortheil, wie etwa ein stolzer und bewußter Amerikaner, „der in seinen eignen Schuhen steht", dem deutschen Privatmann überlegen ist, der nicht mal auf seinen eignen Beinen steht, sondern lediglich in dem „wohlgeordneten" Getriebe, das „höhere Einsicht" lenkt, als unbewußte Schraube mitrotirt. Die Composition und das wohlgeordnete Ganze ohne die freien Charaktere wird hohl, leer, degoutant und nichtig. Was politisch vorhanden ist, bildet sich poetisch ab; und es ist unbedingt zuzugeben, die Charakteristik ohne Composition hat eine viel größre geistige Bedeutung, als die Composition ohne Charakteristik. Im Uebrigen, versteht sich's, wer die Krone gewinnen will,

> „Der führt das Einzelne zur allgemeinen Weihe,
> Wo es in herrlichen Accorden schlägt."

Doch, wie gesagt, bis die übrigen Theile des Werks erscheinen, halten wir uns an das Einzelne. Eine Gesellschaft junger Amerikaner, welcher ein Deutscher sich anschließt, verläßt kurz nach der Befreiung Mexico's aus der spanischen Herrschaft die Hauptstadt dieses Landes, um die Provinz Oaxaca gegen Süden und in ihr das Hochland die Misteeca und Tzatopecan zu besuchen. Die Abenteuer in dem Gebirgslande sind zuerst eine Verirrung in den Bergen, dann so ziemlich eine zweite Verirrung, aber in der Gesellschaft der ganz eigenthümlichen Bewohner dieses Paradieses der Misteeca. Als die Gesellschaft eine tiefe Baranka durchklettert und einen hohen Felskegel umgangen hat, findet sie auf einmal das Paradies vor sich. „Das schönste Land der Erde! Nirgends wehen die Lüfte so rein, blühen die Blumen so duftend, schmecken die Früchte so süß! Ein ewiger Frühling herrscht da, den selbst die Estacion des aguas nur benäßt, nicht unterbricht. Den Schnee kennt sein glückliches Völkchen nur von den Spitzen der höchsten Berge her, den Frost als einen seltnen Gast. Es liegt edenartig zwischen den Porphyr- und Basaltgebirgen — die es nördlich von Puebla und Michoacan und Mexico, und südlich von Chieppe und Guatimala herauf einschließen — die sengende Hitze des Aequators, die erstarrende Kälte des Nordens — die Ströme eurer debauchirten Civilisation, die Raubzüge eurer wilden Erobrer gleich kräftig abwehrend. Selbst die entsetzlichen Conquistadores haben in diesem Ländchen nicht mit der gewohnten zügellosen Wuth gehauset — sie wurden sanfter, als sie diesen classischen Boden betraten, die milden Lüfte, die wonnigen Düfte, die paradiesische Schönheit stimmten sie versöhnlicher, die zarte, kluge Einfalt der Bewohner entwaffnete sie."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 243. 12. October. 1842.

Zur Kritik der heutigen Naturwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Das Dasein einer centrifugalen Tendenz der oberflächlichen Erdschichten, sich in ihrer Totalität als Fläche abzusondern von dem centralen Kern, erkennen wir daran, daß sich in der Erfahrung eine Bestimmung erfüllt, welche durch den Begriff der Centrifugalität gefordert, zwar in der Newtonschen Theorie ebenfalls ihre Erklärung findet, aber auch aus unsrer Entwicklung sich so leicht und ungezwungen ergiebt, daß wir keinen Anstand nehmen, sie damit in Verbindung zu bringen. Ist nämlich ein solches Streben der Peripherie vorhanden, sich im Gegensatz zur Bewegung des Erdganzen abzusondern in der Richtung des vom Erdcentrum aus verlängerten Halbmessers, so wird dem quantitativen Verhältniß nach dies Streben sich am stärksten in seiner Gegensätzlichkeit da bethätigen müssen, wo die zu negirende Einheit des Erdganzen durch die größte Achsendrehungs-Geschwindigkeit sich am entschiedensten ausspricht. In jedem concentrischen Kugelelement wird also am Aequator, dessen einzelne peripherische Puncte bei der täglichen Umdrehung der Erde um ihre Achse einen größten Kreis beschreiben, das gleichzeitige Streben dieser Puncte, sich vom Erdcentrum zu entfernen, im Verhältniß zu dem aller übrigen Puncte derselben Kugeloberfläche sich am stärksten bekunden müssen; und ebenso bei Gleichheit des Breitengrades oder der Entfernung vom Aequator in verschiednen Kugelelementen am stärksten in den vom Erdcentrum weitest abstehenden Flächen. Obgleich nur der überwältigende Einfluß der Erdschwere diese Tendenz der Flächensondrung nicht zu wirklicher Vollziehung kommen läßt, fehlt es uns doch nicht an Mitteln, um diese Voraussetzung zu verificiren. Ließe sich nämlich ein solches Zusammentreffen von Bedingungen herbeiführen, daß ein Körper unter verschiednen Zonen der Erdoberfläche dem Einflusse einer Kraft ausgesetzt würde, welche für sich allein diesen Körper in allen Zonen auf gleiche Weise und *gleich stark* zu einer dem Erdcentrum zustrebenden Bewegung erregte, so würde durch die miteinfließende Bestimmung der in den verschiednen Zonen für einen gleichen Raumtheil und jede Erfüllung dieses Raumtheils *verschiednen* centrifugalen Erregung, die aus dem gegensetzlichen Antrieb resultirende wirkliche Bewegung in den verschiednen Zonen verschieden sein müssen. Diesen Bedingungen wird nun am einfachsten gnügt im Proceß des freien Falls der Körper, die specifisch schwerer sind als die atmosphärische Luft, deren jeder also vermöge seiner besondern Schwere in allen Zonen den gleichen Zug hat, sich in bestimmter Weise nach der Richtung des Radius gegen das Erdcentrum hin zu bewegen, welches Streben aber durch die in den verschiednen Zonen verschiedne centrifugale Tendenz verschiedentlich modificirt wird, so daß, je näher dem Aequator bei gleicher Höhe über dem Meeresspiegel die Fallgeschwindigkeit eines Körpers sich immer mehr verzögert, die Pendelschwingung sich verlangsamt. — Die weitre Individualisirungstendenz der Fläche zum Ringe finden wir in der durch Meridian-Messung direct erwiesnen Abplattung der Pole und Anschwellung des Aequators ausgesprochen. Das Streben nach oberflächlicher Sondrung und ringförmiger Contraction, welches in der Urzeit die ganze damals flüssige Erdmasse durchzuckt haben mußte, ist bei ihrem jetzigen Zustande nur noch erkennbar in der Atmosphäre, dem fortbildenden Heerde alles individuellen Lebens. Die Atmosphäre ist noch gegenwärtig während der Erdrotation um die Achse in einer centrifugalen Hebung und zugleich von N. und S. her gegen den Aequator in einer beständig erregten lebendigen Strömung begriffen. Vielleicht daß diese den ersten Impuls giebt zur Entstehung der regelmäßigen Winde und Meeresströmungen, die eine weiterhin bedingende Grundlage werden für alle höhere organische, selbst alle geistig strebsame Lebendigkeit (Schifffahrt, Handel). Jedenfalls darf, wenn man auch die regelmäßigen Luft- und Meeresströmungen aus der bloßen Temperaturverschiedenheit der verschiednen Zonen herleiten könnte, die bedeutsame Mitwirkung dieser theoretisch anerkannten Transversalbewegung der flüssigen Erdoberfläche nicht übersehen werden. Die letzte Individualisirungstendenz endlich, vermöge welcher der Ring sich zu zertheilen und seine Stücke wieder zur Kugelform zu centriren strebt, drückt sich darin aus, daß die peripherischen Theile in jeder Parallelzone eines jeden Elements der Atmosphäre im Verlauf der Bewegung des Erdganzen um die Achse zwar immer eine größre Geschwindigkeit haben als die Theile des festen Erdkerns, aber nicht dieselbe Stellung zu den ihnen früher entsprechenden Theilen des Erdkerns behalten, sondern in

jedem folgenden Moment mit einer westlichen Abweichung gegen sie zurückbleiben. Wie der Wassertropfen an einem umschwingenden Rade sich von seiner festen Unterlage in einem ihrer Bewegung entgegengesetzten Sinne losreißt, und nach hinten fortfließt, so müssen wir auch annehmen, daß jeder Theil der flüssigen Atmosphäre sich in der Richtung von O. nach W. entgegengesetzt der Rotationsrichtung der Erde loszulösen strebe, und daß er, weil sein Streben wegen der gleichzeitigen Gravitation nicht realisirt werden kann, wenigstens seine Mitbewegung mit dem Erdkern in westlicher Declination verzögere. Dies Zurückbleiben wird fälschlich als eine passive Trägheit betrachtet, muß vielmehr als ein actives Ansichhalten und Widerstreben gegen den Fortschritt seiner um die Achse von W. nach O. sich bewegenden Zone anerkannt werden; denn Alles ist Ein Leben, und kein fauler, unthätiger Punct darin zu finden. Diese dritte Tendenz eines jeden Atmosphären-Theiles zu einer rückgängigen Bewegung in seiner Zone von O. nach W. verbunden mit der zweiten Bestimmung, vermöge welcher er zugleich zu einer Bewegung von N. oder S. her gegen den Aequator hin getrieben wird, kann man als Ursache der schiefen, nordöstlichen und südöstlichen Richtungs-Resultante der regelmäßigen Luftströme ansehen, aus deren Zusammentreffen am Aequator endlich als letztes Resultat eine rein östliche Richtung erfolgt. So sehen wir also innerhalb des Erdganzen das individualisirende Princip sich nach allen drei Dimensionen der Körperwelt bethätigen, nach der Höhe durch die Tendenz zur centrifugalen Oberflächen-Sondrung, nach der Länge durch die Tendenz zu transversaler ringförmiger Contraction der Oberflächen, nach der Breite durch die Tendenz zu retrograder Vereinzlung der Ringtheile. Unsre in jeder Hinsicht so schön normirte und temperirte Erde bekundet auch darin den Vorzug ihrer mittlern Stellung, daß sie diese individualisirenden Tendenzen in Zaum hält, sie nicht wie Jupiter, Saturn und Uranus bis zur Production einer Fülle von unfruchtbaren Trabanten gedeihen läßt, die zwischen ihren Hauptkörper und die Sonne tretend ihm das Licht derselben entziehen. Vielmehr läßt die Erde durch die Opposition des individualisirenden Princips in ihr nur sich selbst zu einer reichen Entwicklung von Lebensindividualitäten erregen, die nicht aus ihr herausfallen, sondern ihr fortdauernd eigenthümlich angehören und im Verband mit ihr verbleiben. —

In dem Bisherigen sollte erwiesen werden, daß die Erdschwere oder das die Gesammtheit der Erdmasse beherrschende Streben nach einer in sich abgeschloßnen Einheit niemals in absoluter, von allen andern Bestimmungsgründen befreiter Reinheit wirkt, sondern in doppelter Weise modificirt wird, durch eine zwiefache Gegenwirkung, welche jedes der beiden Momente, die den Begriff der Erde constituiren, besonders negirt. Als individueller Weltkörper betrachtet, erleidet die Erde in ihrer Gravitation oder dem Ausdruck ihrer Selbständigkeit eine Störung durch den Einfluß des Weltganzen, von dem sie wie die übrigen Weltkörper nur einen besondern, abhängigen Theil bildet. Als relativ Ganzes betrachtet, wird dann ebenso von Seiten der von ihr sich loszureißen strebenden Theile das Princip der gesammten Erdschwere modificirt. Aber diese Einflüsse können den Begriff der Erdschwere nur beschränken, nicht ganz und gar aufheben. In diesem Conflict der Erde gegen die ihr über- und untergeordneten Existenzen besteht sie eben doch als ein in sich gravitirendes Ganzes. Alle Bestimmungen, welche aus dem allgemeinen Begriff der Schwere herzuleiten sind, werden daher trotz der durch die Individualität bedingten Einschränkung noch immer für die Erdschwere gelten müssen, da in ihr durch die Modificationen nicht der Begriff der Schwere überhaupt aufgehoben ist. Gehen wir nun näher auf diese Bestimmungen selbst ein. Alle Theile der Erdmasse sind schwer; denn Schwersein heißt eben nur zum Erdganzen gehören (NB. auch ohne ausdrückliche Erinnrung soll fortan unter Schwere die Erdschwere immer gemeint sein). Ferner sind alle Theile qualitativ gleich schwer, denn alle sind in gleicher Weise integrirende, zur Darstellung des Ganzen nothwendig erforderliche Theile, und haben also in gleicher Weise die Qualität des Schwerseins an sich. Und doch ist diese Gleichheit der Schwere nicht ohne den innern Unterschied; vielmehr fordert der Kugelraum, gerade wegen der Gleichmäßigkeit der an ihm sich bethätigenden Schwere, eine unendliche Quantitäts-Verschiedenheit und Abstufung dieses Schwerseins. Die Kugel ist nämlich stetige Expansion des Mittelpunctes, oder um mathematisch zu sprechen, das Integral der unendlich vielen, concentrischen, continuirlich in einander sich fortsetzenden Hohlkugeln, welche als die Elemente der Kugel zu betrachten sind. Die auseinander liegenden Hohlkugeln haben in ihrer verschiednen Entfernung vom Centrum einen im quadratischen Verhältniß der Halbmesser wachsenden Umfang. Jede derselben bildet in Bezug auf das Erdganze eine besondre Region, welche in sich gleichartig, in jedem einzelnen ihrer peripherischen Puncte eine identische Beziehung auf das Erdganze offenbaren soll. Außerdem soll auch der ganze Umfang einer jeden so in sich gleichartigen Hohlkugel nach der Voraussetzung mit allen übrigen an Umfang von ihr verschiednen eine Gleichmäßigkeit des Bezogenseins auf das Erdganze zeigen. Daraus folgt denn mit Nothwendigkeit, da dem größern Umfang mit dem kleinern ein gleiches Maß des Schwerseins zukommen soll, daß für die einzelnen Theile der besondern Hohlkugeln der Grad der Schwere oder die Massenhaftigkeit um so kleiner ist, je größer die Hohlkugel, zu welcher sie gehören.

(Fortsetzung folgt.)

1. „Süden und Norden."
2. Brunnow „Ulrich von Hutten."

(Fortsetzung.)

„Sie sind eine herrliche Race diese Mistezzen und Tzatopeken! Ihre Weiber heißen und sind die Circassierinnen des Westens und bei Weitem die schönsten der rothen Stämme. Ihre Physiognomien haben bei gleichem Adel nicht das Strenge, Düstre der übrigen rothen Stämme. Eine heitre, freudige Hoheit umglänzt sie, die bei ihrer angebornen Grazie, ihrer Frische, ihrer Lebendigkeit unwiderstehlich hinreißt. Nirgends findet ihr reizendre weibliche Formen, regelmäßigre Schönheiten. Ein schmachtendes Verlangen flammt aus ihren schwarzbraunen Gazellenaugen, lodert aus ihren leicht gebräunten Wangen wie glühende Unterströmung hervor, nichts Reizendres als ihre Bewegungen! Nirgends erscheint das Spiel der Mantilla's und Rabozzo's graziöser, sie verstehen es, diese auf eine wahrhaft antike Weise zu drappiren. Trachten und Gestalten haben hier etwas wirklich antik Clasisches. Sie tragen ihre Haare in Knoten geschlungen und von goldnen oder silbernen Kämmen gehalten, um den Hals Korallen, häufig kostbare Perlenschnüre."

Und diese schönen Kinder sind so naiv, daß sie einen aus der Reisegesellschaft, den jungen schönen Gourney, überall mit Liebkosungen, mit Küssen und Umarmungen begrüßen, die Familien sind so gastfrei, daß sie sich um die Ehre der Bewirthung streiten und beneiden. Ueberall, wo unsre Reisenden hingelangen, ist ein Fest und eine Freude. Die Sache verwickelt sich aber und wird sehr bedenklich, als Gourney, der sich in eine hervorragende Schöne wirklich verliebt, selbst dadurch nicht zu retten ist, daß man ihn mit ächter Warrenwichse zum Neger umwandelt. Die schlauen Mistezzinen entdecken den Betrug, waschen ihren Liebling wieder weiß, und am Ende des ersten Theils seiner Geschichte hat es gar sehr den Anschein, als sei er den grünen Bergen Kentuckys auf immer entfremdet und an dieses Paradies gefesselt. Nur ein kleiner Uebelstand ist dabei, die armen oder vielmehr die reichen und göttlichen Mistezzen sind sehr bornirte Katholiken und denken sich die Hölle, in der die Ingleses leiden, viel zu nah und viel zu sicher. Einen Ketzer, in ihrer Sprache Inglese (Engländer), würden sie gewiß nicht anrühren, viel weniger unter sich dulden. Dazu kömmt, daß die Gesellschaft die erste Kunde von der neuen Constitution, von der Gründung der Republik und der Gleichstellung der genta irrazionale (der Indianer) in die Mistecca gebracht und nun ohne es zu wissen zwischen den Jungen und den Alten die Zwietracht erregt hat. Während die Jungen sie wie Götter ehren, bringen die Alten sie zum Thor hinaus, denn diese wollen von keiner Verändrung etwas wissen und im Statusquo verharren. Seltsamer Weise zerreißt eben so die Reisegesellschaft in zwei Parteien, in eine, die bleiben will, und in die andre, die so schnell als möglich aus diesem Labyrinth den Ausweg sucht. Der Roman, so weit er vorliegt, endet damit, daß der Deutsche, Herr Bohne, unschlüssig zwischen diesem Entweder Oder hin und her oscillirt, während Gourney völlig verzaubert wider Willen mit fortgeführt wird. Ohne Zweifel wird die weitre Folge der Geschichte alle diese Schwierigkeiten noch schärfen und das Problem auf die Spitze treiben, wo es wirklich gelöst werden kann.

Zunächst haben wir nur die Schildrungen und Charakteristiken vollendet vor uns; und da müssen wir denn auch diesmal bei allem Vortrefflichen, ja Hinreißenden manches Uebertriebne und Verfehlte entdecken. Der deutsche Michel möchte noch hingehen, es ist eine Seite an ihm hervorgehoben (die abstrahirende Uebersichtigkeit, die nirgends als in einer erträumten Phantasiewelt zu Hause ist), die man treu wiedergegeben nennen muß, obgleich Farben von der grellsten Sorte stark aufgetragen sind; aber auch die praktische Vernunft der Amerikaner erscheint nicht überall ohne das Läppische, welches dem Gegensatz seine Schärfe nimmt und es nur zu deutlich macht, daß diese Auswüchse ins Seltsame nicht den reellen Charakteren der Nationen und der nothwendigen Anschauung, die mit dem einzelnen Charakter gegeben ist, sondern vielmehr der Willkür des Verf. angehören. Am auffälligsten ist der seltsame Effect, den auf die prosaischen Amerikaner das Kreuz des Südens macht, welches unsern Reisenden in einer schönen Nacht auf der Höhe einer Felsenplatte sichtbar wird. Sie rufen unaufhörlich: Glory to God and his son! und begreifen jetzt erst die Macht des Christenthums, sie sehen gar keine Naturerscheinung, sondern nur das mystische Symbol, und als der Deutsche, Herr Bohne, nicht gleich in diesen wahrlich sehr gelehrten Enthusiasmus einstimmt, verachten sie ihn als einen gelehrten kalten Pedanten. Eben so lächerlich, als dieser exclusive Enthusiasmus der „praktischen Republicaner" ist die immer wiederkehrende crasse Vorstellung, „das Land sei so jugendlich, als wäre es eben frisch aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen."

Glaubt der Verf. mit dieser Wendung, die wir schon im Cajütenbuch sehr häufig antreffen, einen Effect der Frische zu machen, so muß er sie vor allen Dingen selten vorbringen, dann aber auch die Vergleichung des Schöpfers mit dem Bäcker nicht scheuen; und bei alledem ist die Frische so etwas Universales, daß sie viel eher ihren Ursprung aus dem Backofen und seinem allgemeinen Duft, als aus der Hand des Bäckers entnimmt. Das Motiv zu solchen Wendungen, als die Macht des Christenthums durch das Kreuz des Südens und die crasse Schöpfungsvorstellung liegt in der Naivetät einer ziemlich oberflächlichen Bildung, welche

des Menschen Geist und Empfindung nicht befreit und die Tiefen der Poesie nicht erreicht. Der Dichter darf sich keine conventionelle Oberfläche für baare Münze verkaufen lassen, er muß suchen:

> Ob ihm durch Geistes Kraft und Mund
> Nicht manch' Geheimniß würde kund,
> Schaun alle Wirkenskraft und Samen
> Und nimmermehr in Worten kramen.

Selbst die republicanische Praxis läßt sich der ποίησις nicht entgegenhalten. Denn sie wird unpraktisch, sobald sie nicht radical theoretisch und theoretisch radical ist. Dichter, die nicht auf der Höhe und in der Tiefe des Geistes stehen, reißen die Welt nicht mit sich fort. Es ist daher sehr störend, wenn man in der Lectüre so geistvoller Schriften, als die Seatsfield-schen Romane sind, auf solche Untiefen des Bewußtseins stößt, als in jenem Glory to God and his son und in der obenerwähnten Erklärung der Weltgeschichte durchs Wechselcomptoir ans Licht treten. Hat der Hr. Verf. keine große Achtung vor unsrer politischen Fähigkeit, so gestehen wir ihm zu, diese Geringschätzung verdienen wir; will er aber unsrer Geringschätzung sich nicht aussetzen, so wird er sehr wohl thun, solche Naivetäten zu vermeiden. Doch ist dies keine deutsche Rancune; im Gegentheil, wir möchten nichts lieber, als diese Flecken aus seinen Schriften entfernt sehen. Sie haben das große Verdienst, eine neue Welt und eine unbefangne Form der politischen Freiheit uns nahe zu bringen, die auch für uns Keime einer großen Zukunft enthält, einer größern ohne Zweifel, als selbst die Geschichte der letzten funfzig Jahre, die vielfach ihre ersten Anknüpfungspuncte in der Befreiung und Republicanisirung Amerika's zu suchen hat. Was können wir eifriger wünschen, als unsre eignen Schwächen, namentlich unsre ganze politische Verkommenheit in dem Spiegel des amerikanischen Jungbrunnens recht deutlich, ja recht grell zu erblicken? Gewiß, wir thun dies auch; nur muß der Dichter uns nicht durch Verstöße, wie die gerügten, scheu machen. Vielleicht stößt auch das Barocke und Sinnliche dieser Schildrung des mexicanischen Südens manchen Leser ab; wir bekennen gern, daß es uns nur um so mehr angezogen hat, und so sehen wir mit gespanntem Interesse der Fortsetzung entgegen.

Brunnow's Ulrich von Hutten bewegt sich in einem heimischen Elemente, es ist Deutschland und die Zeit der Reformation. Wir finden viele Fäden, mit denen jene Verhältnisse an die unsrigen sich anknüpfen, Hutten selbst ist ein Charakter, wie unsre Zeit sie dringend braucht; und dennoch ist jene Welt uns schon so sehr entfremdet, wie es die transatlantische aus „Norden und Süden" nur sein kann. Beides, die Gleichartigkeit des reformatorischen Triebes in allen Sphären des Lebens und das Pikante der entfremdeten Vorzeit kommt dem Romane sehr zu Statten. Es ist ein glücklicher Stoff, und ihm, so viel wir davon vor uns haben, auch eine glückliche Behandlung zu Theil geworden. Der Titel läßt es zweifelhaft, ob wir Roman oder Geschichte haben werden; die Vorrede giebt uns die Bürgschaft, daß die Physiognomie jener Zeit bei aller Freiheit mit möglichster Treue wiedergegeben werden solle. Der Verf. hat sich mit großer Liebe in seinen Gegenstand eingelebt. Er sagt: „Ulrich von Hutten war es, in welchem sich alle reformatorischen Hauptbestrebungen, die litterarischen, politischen und religiösen, im seltensten Vereine spiegelten und im deutschen Herzen ihren Brennpunct fanden. Deßhalb mag er als der vollkommenste Vertreter und Verfechter seiner kühnen freiheitathmenden Aera betrachtet werden. Hutten war ein ächtes Kind seiner Zeit, das nur mit und aus dieser sich richtig begreifen läßt. Wir werden uns deßhalb bei unsrer Darstellung auch nicht bloß auf die Schicksale unsers Helden beschränken, sondern ein möglichst vollständiges Gemälde der bedeutendsten damaligen Zustände und Persönlichkeiten zu geben suchen. Wir werden den ehrenhaften Bürgerstand in seinen freien Städten, den Ritter auf seinem Felsenschloß, den Fürsten in der glänzenden Hofhaltung, den Mönch im dunkeln Kloster, den Professor und Studenten auf tumultuarischer Universität, den Künstler in seiner Werkstatt, den Krieger auf dem Schlachtfelde schildern. Wir werden den biederdeutschen Kaiser Maximilian und den spanisch verschlagnen Karl V., Papst Leo X. und Luther, den Helden des Evangeliums, Churfürst Albert von Mainz und seinen Ablaßkrämer Tetzel, Reuchlin und die kölner Dominicaner, Albrecht Dürer zu Nürnberg und Rafael zu Rom, Herzog Ulrich von Würtemberg und die freiheitliebenden Bauern des Konradbundes, die nach Unabhängigkeit strebenden Reichsfürsten und den für deutsche Reichseinheit streitenden und fallenden Franz von Sickingen in bewegten Bildern an uns vorüberziehen sehen. Und durch Alles dies hindurch schreitet unaufhaltsam verwegen zum Ziel fort Ulrich's v. Hutten geharnische Gestalt; denn er ist es, der mit allen jenen Zuständen und Persönlichkeiten in den lebendigsten Wechselverkehr tritt." —

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 244. 13. October. 1842.

Zur Kritik der heutigen Naturwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Mit der ersten Bildung der Erdkugel, als zum ersten Mal die organisirende Kraft der Erdschwere in der embryonischen Masse sich zu äußern anfing, mußte zugleich auch eine specifische Verschiedenheit der Schwere in den einzelnen Schichten hervortreten; dem Centrum näher zu liegen kommen, und specifisch schwerer werden, waren daher identische Bestimmungen. Stellen wir uns die Erde vor in dem Momente, wo sie vermöge des organisirenden, gestaltgebenden Princips der Schwere sich aus formloser Masse zu einem individuellen Weltkörper abrundete, so müssen wir in dem Einen untheilbaren Act, welcher die Schwere der Kugel einbildete, die Kugel der Schwere anbildete, eine unendliche quantitative Variation ein und desselben Processes anerkennen. Der Ort in der Kugel, an welchen ein Massentheil hingerieth, seine Entfernung vom Mittelpunct bestimmte und bedingte den ihm fortan verbleibenden Grad specifischer Schwere. Was wir heute Metall nennen, bildete sich aus der anfangs homogenen Erdmasse in abstufender Verdichtung aus den Stoffen, welche dem Centrum zunächst zu liegen kamen, während die Luft ebenfalls in stetig abnehmender Dichtigkeit sich aus den an der Kugelperipherie befindlichen Stoffen bildete. Jede Entfernung vom Centrum forderte also von Hause aus einen bestimmten Grad specifischer Verdichtung der in ihm weilenden Masse, und wiederum fordert jeder bestimmte Grad specifischer Verdichtung, der sich an einem Körper fixirt hat, eine bestimmte Entfernung vom Centrum. Gelangt demnach ein Körper durch secundäre Processe (Verdunstung und Wiederverdichtung, vulcanische Eruptionen, Eingriffe menschlicher Willkür) an einen seiner specifischen Schwere, d. h. dem Grade seiner centralen Abhängigkeit nicht entsprechenden Ort, so wird der Körper reagiren, streben, den ihm vermöge seiner specifischen Natur zukommenden Platz wiederzugewinnen, und Ausdruck dieses Strebens, die Unangemessenheit der Lage zu negiren, ist, so lange es bloß beim Streben bleibt, der Druck. Ein Körper drückt in der Richtung des Erdradius nach dem Centrum oder der Peripherie hin auf die über oder unter ihm gelegnen Körper, je nachdem die seiner specifischen Natur entsprechende primäre Lagerungsstelle sich näher oder entfernter vom Centrum befindet, als die, in welche er durch secundäre Zufälle versetzt worden war. In diesem Streben, die Unangemessenheit seiner Lage aufzuheben, wird der Körper von der neuen Umgebung, in welche er hineingerathen ist, wirksam unterstützt. Denn auch sie ist aus dem ihr zukommenden Platze verdrängt worden, und leidet an dem Widerspruch zwischen innrer Bestimmung und zufälliger Wirklichkeit. Bildet sich z. B. eine Luftblase am Grunde des Wassers, so giebt dies ein doppeltes Mißverhältniß der Lagrung; das specifisch Leichtre nimmt den Platz des Schwerern, das Schwerere den des Leichtern ein. Die entgegengesetzten Bestrebungen des Wassers und der Luft kommen einander förderlich entgegen, die in der Richtung des Erdradius gegen die Kugelperipherie auf das Wasser nach oben drückende Luft, und das in der Richtung des Radius gegen das Centrum hin auf die Luft nach unten drückende Wasser haben endlich dies zum Resultat ihrer wechselseitigen Spannung, daß die Luft steigt, das Wasser sinkt. Jeder Druck hat zum Resultat den Fall, denn Druck ist nur Fallbestreben, Tendenz, den Widerspruch der secundären Lage gegen die der specifischen Natur des Körpers gemäße ursprüngliche Ortsbestimmung aufzuheben. Der Druck ist also nur ein vorübergehender Zustand, eine Spannung, die, sobald sie sich auf ihrer Höhe befindet, sogleich sich wieder aufzulösen anfängt. Der Druck bleibt nur dann ohne Fall, der vorübergehende Zustand des Widerspruchs, welcher vermöge der sich selbst in Harmonie erhaltenden Erdschwere sich ausgleichen müßte, fixirt sich nur dann zu einem dauernden Widerspruch, sobald eine die Erdschwere überhaupt negirende Tendenz in den Versöhnungsproceß der innerhalb des Bereichs der Erdschwere einander widerstrebenden Bestimmungen sich hindernd eindrängt. Der Schwere, vermöge welcher die Gesammtheit der Erdmasse Ein Ganzes zu bilden strebt, tritt aber vornehmlich die im Gegensatz zu ihr ausgebildete Individualität der einzelnen Theile entgegen. Die ursprünglich flüssige, structur- und individualitätslose Erdmasse nimmt in den verschiednen Hohlkugelelementen eine verschiedne Dichtigkeit, und in den verschiednen Theilen derselben Hohlkugel ein verschiednes Gefüge an. Einzelne Theile derselben erlangen so bei gleicher specifischer Schwere ungleiche Cohäsionsverhältnisse, Härtegrade, und es tritt

sodann die individuelle Cohäsion oder die specifische Gravitation der Theile zu sich selbst in einen Conflict gegen die allgemeine Gravitation der Körper zum Erdganzen. So ist z. B. Glas leichter als Blei, dieses würde im geschmolzenen Glase untersinken, aber das feste Glas ist härter als Blei, und macht gegen das Fallbestreben desselben, das in ihm durch das Princip der universellen Schwere erregt wird, seine individuelle Cohäsion geltend, mit welcher es sich aus der ursprünglich nur von der Erdschwere bestimmten, form- und structurlosen Masse herausgebildet hat. Die Härte des Glases verhindert den Fall, der Druck bleibt als Druck bestehen, und wahrscheinlich, daß diese Spannung den ersten Impuls giebt zur Erregung der über das Gebiet der Mechanik hinausgehenden, in das Bereich der Physik gehörenden Phänomene des chemischen Processes. Da nämlich das Mißverhältniß der specifischen Natur eines Körpers zu seinem secundären Orte nicht mehr durch den Fall, d. h. durch die Rückkehr des Körpers an seinen primären Ort ausgeglichen werden kann, so strebt jetzt umgekehrt der secundäre Ort, die specifische Natur des Körpers, mit der er nun einmal unverträglich ist, aufzuheben, den Körper mit solchen Qualitäten zu begaben, wie sie für seinen gegenwärtigen Ort gefordert werden. Der Körper muß, um seine Natur dem gegenwärtigen Orte anzupassen, sich verdichten oder verdünnen, je nachdem sein ursprünglicher Ort dem Centrum ferner oder näher lag, als sein gegenwärtiger. Bei dieser Compression oder Dilatation wird Wärme entbunden und gebunden, eine Wärmeströmung findet Statt, durch diese werden elektrische Spannungen hervorgerufen, die immer nur die Einleitung eines chemischen Processes bilden. Doch zurück zu den Erscheinungen des nicht unterdrückten, sondern wirklich zu Stande kommenden Falles in der Atmosphäre.

Ist die Fallbewegung überhaupt ein im Körper durch den Widerspruch seines secundären und primären Ortes angeregtes Streben, so wird auch die intensive Größe dieser Bewegung, d. h. ihre Geschwindigkeit, abhängig sein müssen von der Größe jener Differenz. Daraus würde folgen, daß die Fallgeschwindigkeit eines Körpers um so intensiver sein müsse, je weiter er von dem Orte seiner Bestimmung noch entfernt ist, und daß gerade die Anfangsgeschwindigkeit in jedem Fallprocesse am intensivsten sein, und im Verlauf des sich vollziehenden Falles, je mehr sich der Körper seinem Ziele nähert, in irgend einem progressiven Verhältniß abnehmen müsse. Es kommt aber die Bestimmung hinzu, daß das Fallen, als ein die Quelle seiner continuirlichen Erregung in sich selbst tragendes Streben, die in seinen einzelnen Momenten gewonnene Erregung nicht verbraucht und verloren gehen läßt, sondern für alle spätern Momente beibehält, zusammenfaßt, und durch ein in jedem Moment neu hinzutretendes Quantum von Erregung erhöht. Anstatt sich zu schwächen, verstärkt sich also vielmehr die Fallbewegung in ihrem Verlauf. Aber die Beschleunigung selbst ist keine gleichmäßige, sondern eine abnehmende, d. h. der in jedem folgenden Zeitmoment erlangte Zuwachs der Erregung ist kleiner als der Zuwachs in jedem der frühern Momente. Denn die jederzeitige Zunahme der Erregung steht in irgend einem geraden Verhältniß zur Größe der Entfernung des Körpers von seinem Ziele, durch welche allein sie bedingt ist, nimmt also mit ihr zu gleicher Zeit zu und ab. Da nun bei der wirklichen Bewegung des Falles die beiden Factoren desselben, die seit dem Anfang verfloßne Zeit, und die Entfernung vom Ziele, sich stetig verändern, da jene zunimmt, während diese abnimmt, da also mit der durch die Zeitverlängrung bedingten Zunahme an Geschwindigkeit eine durch die Annäherung ans Ziel zugleich bedingte Abnahme derselben unzertrennlich eintreten muß, so kann auch eine positive Beschleunigung der Fallbewegung nur so lange dauern, als der Zuwachs der Erregung positiv bleibt, d. h. so lange als die aus der Annäherung ans Ziel herrührende Abnahme des Zuwachses noch übertroffen wird von der Größe der im ersten Moment vorhandnen und in jedem folgenden nur mit einer Verringrung sich wiederholenden Anregung. Die Beschleunigung wird $= 0$, sobald die zunehmende Abnahme des Zuwachses gleich geworden ist der constanten Größe der im ersten Moment gesetzten Erregung, und es wird sodann bei der immer wachsenden Zunahme der negativen Glieder des Ausdrucks gegen die positive, nur um die constante Größe der ersten Erregung wachsende Seite, über den Moment hinaus, in welchem die Beschleunigung gleich 0 ward, die Beschleunigung sogar negativ, d. h. die Bewegung verlangsamt, und endlich wenn die Summe der negativen und positiven Glieder des Ausdrucks gleich der ursprünglichen Distanz geworden, wird die Bewegung $= 0$, d. h. sie geht in Ruhe über. Bezeichnen wir nämlich die Größe der ursprünglichen Fallerregung g, die wir als abhängig erkannten von der Distanz p zwischen dem primären und dem secundären Orte des Körpers als $g = \varphi . p$, wo φ eine noch unbestimmte Function bedeutet, die aber jedenfalls so beschaffen sein muß, daß sie für den Werth von $p = 0$, auch $g = \varphi . p = 0$ zum Resultate hat. Vermöge dieser Erregung wird im Laufe des ersten Moments der Weg $\varphi . p$ zurückgelegt, und im Anfang des zweiten Moments ist daher dann nur noch die Distanz $p - \varphi . p$ vorhanden, die eine neue Erregung zur Folge hat, welche wir durch $\varphi (p - \varphi . p)$ bezeichnen müssen, und jedenfalls in $\varphi p - \varphi' p$ zerlegen können, wo φ' eine gleichfalls noch unbestimmte, aber jedenfalls von φ verschiedne Function vorstellt. Im Laufe des zweiten Moments wirkt aber auch noch die schon im ersten Moment vorhandne Erregung mit, das ganze Quantum der Erregung im zweiten Moment ist daher

$= 2\varphi p - \varphi' p$, und der am Ende des zweiten Moments seit dem Anfang der Bewegung durchlaufne Raum ist $= 3\varphi p - \varphi' p$, so daß die im Anfang des dritten Moments hinzukommende, von der Distanz der Oerter abhängige Erregung gleich ist $\varphi\,(p - [3\varphi p - \varphi' p])$, welcher Ausdruck sich jedenfalls zerlegen läßt in $\varphi p - \varphi'(3\varphi p - \varphi' p) = \varphi p - \varphi'' p$ u. s. w. In eine Tabelle zusammengestellt würden sich die Resultate so ergeben:

	Zuwachs der Erregung	Summe der Erregung
Im 1sten Moment:	φp	φp
„ 2ten „	$\varphi p - \varphi' p$	$2\varphi p - \varphi' p$
„ 3ten „	$\varphi p - \varphi'' p$	$3\varphi p - \varphi' p - \varphi'' p$
„ 4ten „	$\varphi p - \varphi''' p$	$4\varphi p - \varphi' p - \varphi'' p - \varphi''' p$

Zurückgelegter Weg nach 4 Momenten:

$$\varphi p\,(n+1)\frac{n}{2} - \varphi' p(n-1) - \varphi'' p(n-2) - \varphi''' p(n-3) \text{ rc.}$$

In diesen Formeln bezeichnet p die Distanz des Ortes, in welchem der Fall beginnt, von dem, in welchem er aufhört, φ, φ', φ'', φ''' von einander verschiedne, unbestimmte, aber jedenfalls dergestaltige Functionen von p, daß für $p = 0$ auch ihr Ausdruck $= 0$ wird. Nach zunehmender Größe geordnet, folgen auf einander $\varphi' p > \varphi'' p > \varphi''' p$; denn sobald $\varphi p - \varphi' p$ noch einen positiven Werth hat, so ist $\varphi' p < \varphi p$, deßhalb $\varphi\,(p - 3\varphi p + \varphi' p) = \varphi\,(p - [2\varphi p + x]) < \varphi\,(p - \varphi . p)$, also $\varphi p - \varphi'' p < \varphi p - \varphi' p$, d. h. $\varphi'' p > \varphi' p$; auf dieselbe Art läßt sich beweisen, daß $\varphi''' p >$ sein muß als $\varphi'' p$. Demnach ist aus der ersten Reihe der Tabelle zu ersehen, daß die Bewegung nur so lange sich beschleunigt, als sie noch einen positiven Zuwachs erlangt, so lange als $\varphi p >$ als die immer wachsenden $\varphi' p$, $\varphi'' p$, $\varphi''' p$ rc., daß sie dagegen sich verlangsamt, sobald $\varphi^{n-1} p$ größer geworden ist als $\varphi . p$; ferner ergiebt sich aus der dritten Reihe, daß die Bewegung 0 werden, in Ruhe übergehen kann, sobald die Summe der positiven und negativen Glieder gleich p geworden. Ueberdies geht aus den frühern Erörtrungen hervor, daß Körper von verschiedner specifischer Dichtigkeit, wenn sie von derselben Höhe aus zu fallen beginnen, doch nicht einen gleichen Gang der Fallbewegung haben können; denn bei derselben Entfernung vom Erdcentrum hat doch die Distanz p des secundären Ortes von dem primären, welcher das maßgebende Ziel des Fallbestrebens bildet, für jeden der verschiednen Körper einen specifischen Werth. Der Zahlenwerth für φp, $\varphi' p$, $\varphi'' p$ rc. muß also für jeden Körper besonders gesucht werden, um eine auf ihn bezügliche Formel zu erhalten, so wie für den Gang der Ausdehnung durch die Wärme für jeden Körper besondre Untersuchungen angestellt werden müssen. Der Galileische Ausdruck des durchfallnen Raumes hat nur ein einziges Glied $g\,(n+1)\frac{n}{2}$, das der Form nach gleich ist dem ersten Glied der Formel in der dritten Reihe unsrer Tabelle, aber doch auch davon wieder insofern abweicht, daß es anstatt der nach der specifischen Natur des Körpers erst zu bestimmenden Größe φp, die für alle Körper als constant angenommne Größe g enthält. Sie ist unter der Voraussetzung berechnet, daß 1) für alle Körper der Mittelpunct der Erde das identische Ziel sei, dem sie zustrebten; daß 2) dies Streben im quadratischen Verhältniß der Annäherung ans Ziel zunehme; 3) daß diese Bewegung mit einer gleichmäßigen Beschleunigung vor sich gehe. Dagegen aber suchten wir aus Gründen, die aus der Natur der Materie hergenommen sind, dies ersichtlich zu machen, daß 1) für keinen der Körper, die in unsrer Atmosphäre zu Falle kommen können, das Erdcentrum, sondern für einen jeden derselben ein specifisch bestimmter Ort in der Kugel das durch die Bewegung erstrebte Ziel sei; 2) daß die durch die Distanz des primären und secundären Ortes bedingte Erregung mit der Annäherung ans Ziel gerade abnehme; 3) daß die Beschleunigung der Geschwindigkeit nicht als eine gleichmäßige, sondern nur als eine abnehmende gedacht werden dürfe. Die Galileische Formel löst somit auf sinnreiche Weise nur ein mathematisches Problem, aber nicht ein naturwissenschaftliches. Die Mathematik darf Bedingungen setzen, die keine reale Existenz haben, denn sie ist die Wissenschaft, welche die objectiven Bestimmungen der subjectiv denkbaren Verhältnisse anzugeben hat; unbekümmert um die reale Existenz eines Kreises, einer Kugel, setzt sie diese als denkbar voraus, und untersucht die aus einer solchen bloßen Hypothese sich ergebenden Consequenzen.

(Fortsetzung folgt.)

---

1. „Süden und Norden.“
2. Brunnow „Ulrich von Hutten.“

(Schluß.)

In neun „Schildrungen“ führt uns die erste Liefrung verschiedne Scenen aus Hutten's Jugendleben vor. Die erste ist gleich eine der gelungensten, sie ist überschrieben „das Urtheil des Vaters“ und enthält den Entschluß, Ulrich ins Kloster zu thun, und die Ausführung desselben. In dem erfurter Studentenleben breitet sich dann die Scene schon aus, Charaktere treten faßlich hervor und sind mit fester Hand geschildert, namentlich macht sich Ulrich's Freund, Pirkheimer, eine noble feste Figur, bemerklich, und gewinnt das Interesse. Ein andrer Studiengenosse, Namens Krotus, wird weniger deutlich, und Hutten selbst ist noch wie biegsames Wachs, das seine Form erst erhalten soll. Diese Beiden treten daher noch nicht plastisch hervor. Die Seuche, welche die Freunde aus Erfurt vertreibt, unter

der Form eines „dämonischen Waltens" aufzufassen, war ein poetisches Gelüst, das nicht so poetisch ist, als es scheint. Das Dämonische ist das Natürliche nur noch einmal, und das Wirken und Weben desselben in der Menschenwelt stellt sich am besten dar durch die reellen Ereignisse und Gemüthsbewegungen, die eben so schwer zu fassen und wiederzugeben sind, als die rein phantastische Form leicht zugänglich gefunden wird. Doch stört dies wenig und führt uns rasch über ein Bild des Elends hinweg zu neuen Scenen, zu den Finsterlingen in Köln und den Humanisten, ihrem Gegensatz. Die Finsterlinge sind etwas arabeskenartig und beispielsweise genommen. Dies Gefühl drängt sich darum auf, weil gleich von vornherein ihre verwerflichen Absichten zu bloß vor Augen liegen und Keiner, wenn auch nur eine Weile, bona fide zu Werke geht. Beispielsweise Schildrungen sollte der Dichter sich gar nicht gestatten. Wenn wir z. E. „die Advocaten zu den ausgebeutelten Clienten, die rothwangigen Köchinnen auf den Markt, die Aerzte mit wichtigen Mienen und Famuli mit großen Medicinflaschen zu den genarrten Kranken eilen sehen", so glauben wir an diese Allgemeinheiten eben so wenig, als an die determinirte Gottlosigkeit aller Dominicaner, zumal wir die Dominicaner auch ohne Gottlosigkeit hinlänglich satt haben und sie zum Beispiel in ihren Resten, den Pfaffen des neunzehnten Jahrhunderts, rein um des Princips willen alle Tage bekämpfen. Ja, wie den Zeloten die moralischen Atheisten nur um so verhaßter sind, so sind die moralischen Dominicaner, Ketzerrichter, Krummacher und Fanatiker erst die ächten Feinde des Humanismus. Gewiß werden die Hierarchen zur Zeit des Untergangs der Hierarchie nicht anders, als verderbt gewesen sein, das Verderben liegt alsdann aber, eben wie jetzt, nicht gerade überall in dem Privatcharakter, sondern in der gänzlichen Verkommenheit des öffentlichen Geistes. Das politisch Verderbte und Verderbliche afficirt nicht in jedem Individuum den Charakter; viele Menschen finden sich bereits mitten im Ocean einer verkehrten Welt, wenn sie über diese Verkehrtheit zur Besinnung kommen, wo es dann nicht mehr möglich ist, mit einem Ruderschlage das Land der Vernunft und der Wahrheit zu erreichen. Kein Dämon ist gewaltiger, als der böse Geist überlebter Institutionen. Wie ein Vampyr zieht er immer junge Kräfte in den Dienst der alten Hierarchie; die Jugend ist blind, erst allmälig erwacht sie in den Armen des Ungeheuers, und nun macht sie gar häufig die Reflexion der Verzweiflung, daß sie, so wie sie sich findet, doch nichts Beßres mehr werth sei, als dem hohlen Gerüste der existirenden Unwahrheit geopfert zu werden. Dies Gerüste selbst ins Feuer zu werfen ist ein Heroismus, der nicht Jedermanns Sache ist. Bei edlen Naturen, die dem Dienst einer Sache verfallen, welche sie selbst verwerfen, ist gar häufig noch der Gedanke im Hintergrunde, so noch am besten für die Wahrheit wirken zu können. Sie sind im Verlauf ihres Dienstes von den besten Absichten beseelt, sie vollstrecken die Todesurtheile an den Neuerern, denen sie Glück und Sieg wünschen; ihr einziger Fehler ist ihr Dienst, ihr Dienst aber hat sie überrascht; es war anfangs der Dienst des Guten, und als es ihnen klar wurde, daß sie dem falschen Princip verfallen, da war ihr bestes Lebensblut vergeudet und keine Hoffnung zu einem neuen Leben. Wir vermissen unter den „kölner Finsterlingen" diesen tragischen Conflict der geistigen Mächte im Innern des Individuums selbst; und wir haben wohl ein Recht dazu, ihn zu vermissen: denn es ist die Tragödie unsrer eignen Zeit, der so viele Jünglinge und Männer anheimfallen, die fähig zu sein schienen, das wuchernde Verderben mit um so größrem Erfolge auszurotten, als sie es in ihrer eignen Erfahrung kennen und verabscheuen gelernt.

Im Uebrigen liest der Roman sich gut. Er fesselt, er veranschaulicht, er belehrt und macht uns vertraut mit Kreisen und Lebensregungen, die der Autor selbst erst aus tiefem Staube verlegner Rüstkammern hervorgegraben. Sein Zweck, Hutten der Zeit ans Herz zu legen und sie für diese Gestalt und ihre welthistorischen Kämpfe im Großen zu erwärmen, wird ihm gewiß im Verlaufe seiner Geschichte noch besser gelingen, als es in diesem Anfange schon geschehen ist, noch besser, weil mit jedem Schritt in die Geschichte vorwärts ergreifendre und größre Verhältnisse zur Sprache kommen, der Verf. aber schon im Kleinen sein Talent, Menschen und Zeit zu zeichnen, aufs Beste bewährt hat. R.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst.

№ 245. 14. October. 1842.

Zur Kritik der heutigen Naturwissenschaft.

(Fortsetzung.)

Die Naturwissenschaft dagegen muß sich an die positiv vorliegenden Bestimmungen der Phänomene halten, eine von der Mannigfaltigkeit ihrer realen Bedingungen absehende Formel wird abstract, und umfaßt alsdann nicht alle concreten Fälle des durch sie auszudrückenden Lebensverhältnisses. So stimmt denn auch die Galileische Formel nur unter den speciellsten Bedingungen mit den Erscheinungen des freien Falles überein. Versuche, welche die angenäherte Proportionalität der Zeit mit dem Quadrate des durchfallnen Raumes erweisen sollen, müssen mit Körpern von bedeutender Dichtigkeit bei unbedeutender Höhe angestellt werden (300 F. hoch war der Thurm, von welchem aus Galilei experimentirte, die Attwodsche Maschine hat gar nur im Maximum die Höhe eines Zimmers). Da nun nach der mittlern Dichtigkeit der Erde zu schließen, das Ziel, dem der zum Versuche gewöhnlich benutzte Körper zustrebt, oder das concentrische Element der Erdkugel von der dem fallenden Körper entsprechenden Dichtigkeit wenigstens viele Meilen unterhalb der Oberfläche der festen Erdrinde liegt, da der Raum also, den zurückzulegen ihm wirklich verstattet ist, zu dem Raume, den er bis zur Vollendung des Fallprocesses durchmachen müßte, in einem so verschwindenden Verhältnisse steht, daß in ihm die Verlangsamung sich der Beobachtung noch entzieht, so kann zum Schein freilich die experimentirende Erfahrung als Bestätigung der Galileischen Theorie angeführt werden, ohne daß darum diese im Allgemeinen mehr bewahrheitet würde. Dagegen ist in der obigen Formel für den Fallraum der specielle Fall, für welchen allein die Galileische Formel sich als richtig erweist, mit enthalten, aber als das, was er wirklich ist, nämlich als der specielle Fall, für welchen die negativen Glieder des Ausdrucks noch zu keiner erkennbaren Entwicklung gekommen sind. Denn der durch die erste Reihe der Tabelle ausgedrückte, die Formel der dritten Reihe bedingende Uebergang des positiven Wachsthums der Geschwindigkeit durch 0 hindurch zu einem negativen Wachsthum oder zu einer Verzögrung der Geschwindigkeit bis zum endlichen Eintreten der Ruhe kann bei dem jetzigen Bildungszustande der Erdmasse sich nur für die Körper vollständig entfalten, welche specifisch minder dicht sind als die untersten Schichten der atmosphärischen Luft, in oder über welchen schon sie im Verfolg ihres Falles, als an dem Orte ihrer Bestimmung, zu gesetzlicher Ruhe gelangen. Dagegen können die Körper, welche specifisch dichter sind als die untersten Schichten der Atmosphäre, nur einen Theil des ganzen Fallprocesses entwickeln, weil sie schon in einem mittlern Stadium seines Verlaufes durch den an der Oberfläche der Erdrinde eintretenden Conflict der individuellen Cohäsionsverhältnisse gegen das Princip der universellen Gravitation aufgehalten werden. Fast alle in der Luft zu beobachtenden Fallbewegungen sehen wir daher nur im Stadium der Beschleunigung vor sich gehen, weil die Cohäsion der Mittel den Proceß, der sich nur bei einem flüssigen, nicht weiter individualisirten Zustande der ganzen Erdmasse vollständig realisiren konnte, schon in seinem Anfang abbricht, und nicht zur Ausbildung gedeihen läßt. Durch diese mit Körpern von bedeutender Dichtigkeit aus unbedeutender Höhe angestellten Fallversuche wird daher die allgemeine Richtigkeit der Voraussetzungen nicht erwiesen, auf welche sich die Galileische Formel für den Fallraum bezieht. Ebensowenig ist durch die im leeren Raum angestellten Versuche mit fallenden Körpern die Richtigkeit des Satzes erwiesen, daß die Schwere an sich alle Körper bei gleicher Entfernung vom Centrum zu gleicher Anfangsgeschwindigkeit errege. Die Ausführung dieses Einwandes muß ich jedoch bis auf Weiterhin verschieben, da wir uns erst über die Bedeutung des in der Glasröhre erzeugten luftleeren Raumes zu verständigen haben. Vorher soll aber noch ein Punct berührt werden, den man als Einwurf gegen die bisher vorgetragne Theorie aufstellen könnte. Da wir nämlich das Aufsteigen der Luft im Wasser, des Luftballons in der Atmosphäre nur als ein nach der Peripherie hin gerichtetes Fallen, als ein Aufwärtsfallen betrachten, das als eine besondre Art des Fallens die allgemeinen Fallgesetze befolgen müßte, so ergäbe sich als Consequenz der Ansicht, daß die Geschwindigkeit des aufsteigenden Ballons sich anfangs gleichfalls beschleunigen müsse. Dieser Umstand aber ist es, der wahrscheinlich nicht zugegeben werden wird aus dem einzigen Grunde, weil wir uns einmal daran gewöhnt haben, jede aufwärts gehende Bewegung als eine von vornherein sich verlangsamende zu be-

trachten. Denn auf die Erfahrung können sich die Gegner bei ihrer Bestreitung ebensowenig berufen, als wir zur Unterstützung unsrer Annahme, da es wohl unmöglich ist, hierüber im Freien Versuche anzustellen, die von seitlichen Luftströmungen so ungestört blieben, daß sich daraus auf das bloße Wirken der Schwere ein sichrer Schluß sollte ziehen lassen. Durch Angriffe von dieser Seite her kann demnach die innre Consequenz der Theorie nicht entkräftet werden. Wir gehen jetzt zur Erledigung einer andern Frage über, zur Lehre vom Druck der Luft.

Auch diese muß nach unsrer Auffassung des Begriffs der Schwere eine von der üblichen Darstellungsweise abweichende Gestalt annehmen. Die Luft hat, weil sie minder dicht ist als alle festen Körper der Erde, ihre Stelle nothwendig an der Peripherie der Kugel; denn der Begriff des specifisch Leichtesten und des vom Centrum weitest Entfernten sind identisch, decken einander vollkommen. Umgiebt daher die Atmosphäre den festen Erdkörper, und ist ihre Hohlkugel nach der ganzen Dicke selbst wieder von einer im geometrischen Verhältniß der Halbmesser abnehmenden Dichtigkeit, so steht sie sowohl zu der festen Erde, als auch zu ihren eignen Theilen in einem harmonischen Verhältniß. Sie drückt dann weder auf die Oberfläche des Erdkerns, noch besteht in ihrem eignen Innern ein Druck der obern Luftschichten auf die untern; denn Druck ist Fallbestreben, aber weder strebt die Luft an die Stelle des festen Erdkörpers, noch auch streben die obern Luftschichten an die Stelle der darunterliegenden zu treten, da der Ort, den sie gegenwärtig einnehmen, der ist, welcher ihnen vermöge ihrer innern Natur nothwendig zukommt. Man berechnet den erstaunlichen Druck, welchen die Luft auf unsre Körperfläche ausüben soll, und der organische Leib soll nur dadurch vor dem Erdrücktwerden geschützt sein, daß die Luft in ihm oder seine festen Theile dem Drucke der Luft außer ihm einen gleichen Druck entgegensetzten, wodurch jener aufgehoben werde. Diese Anschauung, welche das Gleichgewicht der Luft aus zwei einander entgegengesetzten Druckrichtungen resultiren läßt, ist aber eben so unbegrifflich, als wenn man den Zustand der Gesundheit aus zwei einander entgegengesetzten und sich wechselseitig aufhebenden Krankheiten herleiten, oder das Ebenmaß geistigen Lebens als eine Gleichzeitigkeit von Blödsinn und Raserei definiren wollte. Denn in Wahrheit ist der Druck immer nur Ausdruck der Unruhe, des innern Dranges, einen vorhandnen Widerspruch aufzuheben, der in der Ruhe des Gleichgewichts eben erloschen und getilgt ist. Ein Druck zwischen der Luft und den andern Körpern findet nur dann statt, wenn die Harmonie ihrer Lagrungsverhältnisse gestört ist, wenn also an irgend einen Ort der Atmosphäre ein Körper gelangt, dessen ursprüngliche Stelle dem Centrum näher oder ferner liegt, als die er gegenwärtig einzunehmen gezwungen ist. Hier hat nun der Druck ein doppeltes Resultat, je nachdem die Schwere frei zu wirken vermag, oder durch eine ihren Einfluß überhaupt neglirende Tendenz der individuellen Cohäsion frei zu wirken gehemmt ist. Im ersten Falle wird der frei schwebende Körper nach den oben angegebnen Gesetzen, seiner innern Natur gemäß, gegen die ursprüngliche Lagrungsstelle hin steigen oder sinken, indem die beiden aus ihrem ursprünglich harmonischen Verhältnisse verdrängten Factoren in ihrem Ausgleichungsdrange einander unterstützend entgegenkommen. Wird aber der in eine fremde Umgebung versetzte Körper durch eine feste Unterlage getragen, deren individuelle Cohäsion stark gnug ist, durch den im Körper wirkenden specifischen Grad der universellen Schwere nicht überwunden zu werden, so kann der Druck nicht durch Fallen sich ausgleichen, und es wird die Harmonie in andrer Weise sich wiederherzustellen suchen. Der Körper wird mit der ihn umgebenden Luft einen chemischen Proceß eingehen und einen neuen Körper von einer specifischen Dichtigkeit bilden, die von der der Luft wie von der des frühern Körpers selbst verschieden ist; dabei wird sich dieser von dem ihn stützenden Träger ablösen und dem Orte zufallen, wohin er vermöge seiner jetzigen specifischen Dichtigkeit gehört. Dieser Proceß der Assimilation wird um so lebhafter vor sich gehen, je größer das Mißverhältniß ist zwischen dem augenblicklichen Orte eines Körpers und dem seiner ursprünglichen Bestimmung, daher z. B. das raschre Verdunsten des Wassers, die stärkre Verwitterung des Gesteins in größern Höhen. Was hier mit festen und flüssigen Körpern bei einer über ihrem Bestimmungsort liegenden Höhe geschieht, dasselbe tritt nur in entgegengesetzter Weise bei dem Wasserstoffgas ein, das sich in dem von einem Seile am Boden festgehaltnen Ballon befindet. Durch die vom Ballon verdrängte Luft, welche in die höhern und niedern Luftschichten hat ausweichen müssen, sind diese ungebührlich verdichtet worden, es befindet sich über und unter dem Ballon eine für ihre Entfernung vom Centrum zu sehr verdichtete Masse, und an dem Orte des Ballons selbst eine für die Entfernung vom Centrum zu sehr verdünnte Materie. Der gegenwärtige Ort des Ballons wird also Mittelpunct für ein über die ganze Atmosphäre sich verbreitendes Mißverhältniß. Denn so wenig als das kleinste Sandkorn in der Schöpfung verloren gehen kann, darf auch die erhöhte Verdichtung der umgebenden Luft außer Anschlag gelassen werden, wenn auch für jeden einzelnen Punct derselben der von ihm ausgehende Einfluß noch so klein in der Berechnung ausfallen sollte. Das Mißverhältniß auszugleichen, drückt nun der Ballon mit seinem Inhalt in der Richtung des Radius nach Oben, dagegen die Luft von allen Seiten herdrängt, um den Ueberschuß ihrer Verdichtung wieder dahin abzugeben, von wo er durch den Ballon war ausgetrieben und ihr aufgedrungen worden. Da aber die Festig-

keit des Seiles den Ballon nicht aufsteigen läßt, und auch die Cohäsion der Wände den Wasserstoff am Entweichen nach Oben hindert, so werden die gegen einander gespannten Gase des Ballons und der Atmosphäre gezwungen, ihre physikalische Natur zu ändern. Der Wasserstoff muß sich verdichten, die Atmosphäre sich verdünnen, um einen Körper zu erzeugen, dessen Dichtigkeit der Stellung des Ballons entspricht; sie mischen sich mit einander vermöge der untern Oeffnung des Ballons, durch welche allein sie mit einander communiciren. Diese Vereinigung des leichtern Hydrogens mit der schwerern atmosphärischen Luft, welche den sonst angenommnen, nicht organisch definirten Gesetzen der Schwere geradezu widerspricht, ergiebt sich mit Consequenz aus unsrer Auffassung des Begriffes der Schwere, wonach diese Nichts ist als das Streben, welches jeden Ort in der Kugel in einem bestimmten Verhältniß zur specifischen Dichtigkeit der ihn einnehmenden Materie erhält. Wäre aber der Ballon allseitig geschlossen, so daß seine Wände durchaus keine Verbindung mit der Luft zuließen, außerdem aber auch die Festigkeit des Seiles das Auffliegen nicht gestattete, so würde eine Spannung eintreten zwischen der Luft außerhalb und dem Gase innerhalb des Ballons, in Folge welcher jene sich zu verdünnen, dies sich zu verdichten streben wird. Aber das Hydrogen hat für sich ein individuelles Gesetz des Elasticitäts-Grades für die verschiednen Temperaturhöhen. Sein Verdichtungsstreben, angeregt von einem nicht durch das Fallen aufzulösenden Mißverhältniß zwischen seinem secundären und primären Orte, geräth in Conflict zu dem ihm ebenfalls immanenten Gesetz der specifischen Elasticität. Dadurch wird die Verdichtungsfähigkeit des Gases begrenzt, noch bevor es die dem Orte enspr echende Dichtigkeit erlangt hat. In der umgebenden Luft bleibt also ein Ueberschuß von Verdichtung, in dem Raume des Gases ein Ueberschuß der Verdünnung bestehen, ein Rest der Spannung muß fortdauern, und vielleicht ließe sich durch zweckmäßig angestellte Versuche herausbringen, ob der Ballon selbst an seiner äußern und innern Oberfläche elektro-chemische Verändrungen zeigte, die dann als Folge der Spannung betrachtet werden dürften. Nehmen wir aber, um der störenden Einwirkung der specifischen Elasticitätsverhältnisse zu entgehen, anstatt des Hydrogens verdünnte atmosphärische Luft zur Füllung des Ballons, oder, was dasselbe ist, verdünnen wir durch die Pumpe die in der Campane befindliche Luft, so verdichten wir gleichzeitig die umgebende Luft, und erzeugen so ein Mißverhältniß durch das Uebermaß einer localen Verdünnung und einer universalen, über die ganze Atmosphäre sich vertheilenden Verdünnung. Die geschloßne Glocke mit der verdünnten Luft würde in die Höhe steigen, wäre sie nicht durch das Gewicht ihres eignen Stoffes oder durch Schrauben festgehalten. Soll also die Spannung gehoben werden, so muß die äußre Luft sich verdünnen, die innre sich verdichten; wird daher die Communication zwischen dieser und jener wieder hergestellt, so findet zu gleicher Zeit ein Saugen von Innen und ein Drängen von Außen her statt, um die Disharmonie aufzuheben.

(Schluß folgt.)

Die Staatsgewalt und die Zeitschriften.

Wenn in dieser Ueberschrift eine Entgegensetzung ausgesprochen ist, so liegt das Recht dazu in der Geschichte der preußischen Tagespresse. Diese Geschichte ist betrübend kurz; sie enthält bloß den einen Satz: Wir hatten keine Tagespresse. Eine solche hat erst seit wenigen Monaten ihre Entwicklung begonnen. Früher hatte es das militärische Subordinationsprincip im ganzen Staate dahin gebracht, daß in keiner einzigen Zeitschrift, wenigstens in keiner politischen, ein freies Wort laut wurde. Die bestehenden Zeitschriften meldeten aus dem Inlande gar nichts oder die dürftigsten erbärmlichsten Dinge, welche kein Interesse für das Publicum hatten. Die Staatsgewalt handelte vollkommen als Partei, indem sie bloß solchen Zeitungen das Dasein vergönnte, welche über vaterländische Dinge schwiegen oder die maßlosesten Loblieder, oft in abgeschmacktester Weise, anstimmten. Blickt man auf die Ministerialrescripte der vergangnen Jahrzehnte, so kann man sich über die Grundsätze, welche die Regierung der Presse gegenüber befolgte, nicht täuschen. Sie wollte keine politische Volksbildung; wenigstens war ihre Feindseligkeit gegen das mächtigste Mittel zu derselben, die Presse, offenkundige Thatsache. Wir greifen zum Beweise dieser Anklage, deren Schwere wir nicht läugnen, aufs Gerathewohl ein Circularrescript heraus. Es ist das der Ministerien der geistlichen Angelegenheiten und des Innern und der Polizei vom 26. März 1837:

„Des Königs Majestät haben mittelst einer an das Königl. Staatsministerium erlassenen Allerhöchsten Cabinetsordre, unter Mißbilligung der bei einer Provinzial-Zeitung eingetretenen Veränderung ihres Quartformats in groß Folio, zugleich auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht, der schädlichen Vermehrung der Zeitschriften entgegen zu wirken, und dabei befohlen, daß durch die betreffenden Behörden für die allmählige Verminderung der periodischen Blätter gesorgt werde.

„So wie es sich hiernach von selbst versteht, daß künftig Formatänderungen der gedachten Art nicht weiter zu gestatten sind, so empfehlen wir den Königl. Ober-Präsidien, was die Allerhöchst angeordnete Verhinderung einer Vermehrung der Zeitschriften betrifft, zuvörderst unter Bezugnahme auf unsern Erlaß vom 18. December

1833 in Zukunft den von uns in neuerer Zeit befolgten Grundsatz, neue Concessionen zur Herausgabe periodischer Schriften nur dann zu urtheilen, wenn besondere Gründe für die Bewilligung geltend zu machen sind, für die etwa in dieser Hinsicht bei uns zu machenden Anträge zum Anhalt zu nehmen" ꝛc.

Diese „besondern Gründe" waren schon ältern Datums; sie wiesen sich thatsächlich oft von der Art aus, daß sie der öffentlichen Meinung, der Intelligenz der Nation als stichhaltig nicht im Geringsten einleuchteten, z. B. in den Concessionen, welche im Jahre 1832 der Rankeschen „historisch-politischen Zeitschrift" und später dem „politischen Wochenblatte" ertheilt wurden. Hiemit vergleiche man das Verfahren gegen die Zeitschrift „Athenäum", schon bei der geringfügigsten Bitte derselben. Das „Athenäum" in Berlin erschien wöchentlich einmal. Als es um Erlaubniß einkam, zweimal zu erscheinen, ohne jedoch das Format zu ändern oder den Inhalt zu vermehren, schlug das Oberpräsidium der Provinz dies ab, aus dem Grunde: „weil die Zeitschrift noch nicht lange gnug bestehe, um ein Urtheil über deren Werth zu haben." Dies geschah in Berlin, dem Sumpfboden so vieler gehaltloser Journale, welche jeden Keim politischen Lebens im Volke ersticken. Seitdem wurde das „Athenäum" ganz unterdrückt. — Eine besondre Erläuterung der Grundsätze, welche die Regierung in Preßsachen befolgte, läßt sich aus der Anwendung des Stempelgesetzes entlehnen. Die Cabinetsordre vom 6. Dec. 1822 gestattet, daß die nicht über einen halben Bogen starken Wochenblätter für den geringern Bürger und Landmann, statt des gesetzlichen Stempels von Einem Thaler jährlich für jedes Exemplar, nur dreizehn Silbergroschen jährlich, also von jeder Nummer drei Pfennige, entrichten. „Davon müssen jedoch dergleichen Blätter, welche einen schlechten Geist verbreiten, ausgeschlossen bleiben" ꝛc., lautet die Zusatzclausel.

Unter den Ursachen, welche einem kräftigern Aufschwunge der preußischen Presse hinderlich sind, ist die Schwierigkeit, Concessionen zu neuen Zeitschriften zu erlangen, nicht die letzte. Dies gilt vornehmlich von Berlin, wo seit dem neuesten Censurcircular mehrere Gesuche abgeschlagen worden sind. Sehr wünschenswerth ist, daß das bevorstehende Preßgesetz auch diesen Uebelstand beseitige. Schon im Entstehen ist die Presse der Beliebigkeit der Verwaltungsbehörden unterworfen, ohne daß sie den Weg gerichtlicher Entscheidung betreten könnte. Es mangeln ihr feste Rechtsverhältnisse; die Gnade ist der schwankende Boden, auf welchem sie steht. So z. B. kann die mühsam erlangte Concession zu einer Zeitschrift jederzeit durch Verwaltungsmaßregel zurückgenommen werden, wobei, wie schon bei der Ertheilung, Einseitigkeit und Parteilichkeit eine naheliegende Möglichkeit ist. Ungeschminkt heißt es in einem Bericht des Oberpräsidiums der Provinz Brandenburg vom 24. April 1838: „Die Erlaubniß zur Herausgabe einer Zeitschrift ist eine bloß precäre Verwilligung, die der betreffenden Person in der Voraussetzung ihrer wissenschaftlichen Befähigung und ihrer moralischen Würdigkeit ertheilt ist. Geht die letztre Voraussetzung nicht in Erfüllung und läßt sich der Herausgeber einer Zeitschrift eine Handlungsweise zu Schulden kommen, die eines achtbaren Mannes unwürdig ist, so unterliegt es weder in rechtlicher, noch in sonstiger Beziehung einem Bedenken, ihm die ertheilte Erlaubniß wieder zu entziehen, und dies ist auch schon in frühern ähnlichen Fällen mehrmals vorgekommen." Man sieht hieraus, wie die ernstesten Interessen an einem Faden hängen, wenn statt des Rechtes die Macht entscheidet. Voriges Jahr war es „eines achtbaren Mannes unwürdig", einem Ehrenmanne, Namens Welcker, mit polizeilicher Erlaubniß eine Abendmusik gebracht zu haben. Da der Redacteur des „Athenäums" daran Theil genommen hatte, so wurde ihm als Ausländer der Aufenthalt zu Berlin nicht weiter gestattet, und die Concession der Zeitschrift entzogen. —

Aus solcher Offenheit, mit welcher in dem angeführten Circularrescripte vom 26. März 1837 gerade heraus gesagt wurde, was man eigentlich wollte, erklärt sich denn auch die Nichtbeachtung des bestehenden Censurgesetzes von 1819, wie sie so viele Jahre geherrscht hat. Diese dürftigste Zuflucht des freien Wortes wurde ebenfalls geraubt; die Feinde der Verfassungsurkunden können daraus abnehmen, was im eigentlichen Sinne eine „papierne Constitution" ist. — Unnöthig ist übrigens, hier weiter auf die permanente Feindseligkeit einzugehen, welche die Staatsgewalt mittelst einer schrankenlosen Censur gegen die Presse übte. Man kennt sie.

Berlin im August. K. Nauwerck.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 246. 15. October. 1842.

Zur Kritik der heutigen Naturwissenschaft.

(Schluß.)

Der leere Raum hat wirklich einen horror vacui, so wie der überfüllte einen horror superflui, vermöge deren durch Abstoßen einerseits und Anziehen andrerseits das Mittelmaß der einem bestimmten Raum gebührenden Erfüllung wieder hergestellt wird. Ist aber keine Verbindung der eingeschloßnen und der umgebenden Luft vorhanden, so streben sie von selbst, eine solche gewaltsam zu bewirken. Die im Innern sich contrahirende Luft zieht die Wände des Gefäßes an sich, die von Außen umhüllende, sich zu expandiren bestrebte Luft unterstützt durch ihr Nachdrängen den nach Innen gerichteten Zug der Wände, diese brechen zusammen, sobald die trennende Kraft des vereinigten Zuges und Druckes die Grenze ihrer Cohäsion überschritten hat. Dies Phänomen ist demnach durch zwei Factoren bedingt, durch das Saugen des leeren Raumes von Innen und das Drücken des überfüllten Raumes von Außen her. Da ferner der durch das Auspumpen in der umgebenden Luft erzeugte Zuwachs gleich ist der in der eingeschloßnen Luft entstandnen Abnahme der Stoffmenge, so ist auch die durch dieses Plus und Minus auf beiden Seiten geweckte Reaction für jeden der dabei betheiligten Factoren gleich groß. Allein da die Gesammtheit des äußern Raumes unzählig viel Mal größer ist als der in der Glocke umfaßte Raum, zwischen beiden aber das Maß der zum Zerbrechen erforderlichen Kraft gleich getheilt ist, so ist die Intensität der Reaction für jeden Punct des innern Raumes ungleich viel stärker als für jeden des äußern Raumes, und es war daher ein viel verzeihlicherer Irrthum der Alten, daß sie einseitig das Streben des leeren Raumes, seinen Inhalt zu verdichten, als die einzige Ursache des Stoffanziehens betrachteten, als daß in unsern Tagen eben so einseitig der Druck der äußern Luft als alleinige Ursache des Phänomens angesehen wird. Denn das im engern Umfang des innern Raumes concentrirte Streben äußert sich für die unmittelbare Wahrnehmung wirklich sehr energisch, während wir erst durch eine theoretische Schlußreihe dahin kommen, auch dem äußern Raume einen gleich großen Antheil an der Wirkung zuzurechnen. Setzen wir z. B. ein Glas an die Lippen und saugen die Luft aus, so werden alsbald die weichen Theile des Mundes sehr fühlbar nach Innen gezogen, während die Hand, welche von Außen so fest als möglich an den Fuß des Glases gehalten wird, an ihrer Dorsalfläche durchaus keinen Druck verspürt. In der That ist es also vielmehr der horror vacui des innern Raumes, als die Stoßkraft der äußern Luft, wodurch der leere Raum getrieben wird sich zu erfüllen, die Wände des Gefäßes oder eine andre weniger feste Masse (Quecksilber, Wasser), welche mit seinem übermäßig verdünnten Inhalt in Verbindung steht, in sich hinein zu ziehen. Die Phänomene, welche Galilei dazu bestimmten, anstatt des horror vacui die Lehre vom Luftdruck in die Naturwissenschaft einzuführen, lassen sich in ganz gnügender Weise auch nach unsrer Ansicht erklären, und die aus ihr sich ergebende Deutung dürfte alsdann den Vorzug deßhalb verdienen, weil sie sich in das Ganze der bisher dargestellten Combination auf eine organische Weise einreiht. Die Voraussetzung eines horror vacui soll nämlich durch den Umstand widerlegt sein, daß er eine nach der Natur der verschiednen Körper verschieden bestimmte Grenze hat, daß er beim Wasser sich auf eine Höhe von 32 Fuß erstreckt, beim Quecksilber dagegen auf nur 28 Zoll beschränkt. Dieser Einwand hat aber nur einen Sinn, wenn man den horror vacui vorher als ein abstractes, maßloses Streben nach Erfüllung aufgefaßt hat; dann nämlich kann in der That gegen diese willkürliche Bestimmung der Unbegrenztheit die Erscheinung geltend gemacht werden, daß der horror vacui doch eine bestimmte Grenze habe. Denn dies allein wird durch das Phänomen bewiesen. Aber dieses Resultat widerstreitet nicht nur unsrer Auffassungsweise nicht, sondern hilft vielmehr sie bestätigen. Wir erkannten nämlich in der Erdschwere das Princip der planetarischen Individualität, vermöge dessen die Erdkugel sich aus dem Universum aussondert, bildet und erhält. Der Abstand vom Centralkörper, in welchem dieser individuelle Bildungsproceß vor sich geht, ist einer gesetzlichen Bestimmung unterworfen (vergleiche oben); eben so ist auch das Quantum der Masse des Weltkörpers, d. h. das Maß der einem individuellen Weltkörper zukommenden Kraft des Zusammenhaltens in gesetzlicher Weise durch den Abstand vom Centralkörper bedingt. Der Umfang der Weltkörper würde um so kleiner ausgefallen sein, an je dichterm Stoffe sie das Maß der ihnen zuertheilten organisirenden Schwere hätten

offenbaren müssen. Der Umfang einer Erde von Quecksilber, welche sich in der Gegend des Raumes gebildet hätte, wo unsre jetzige Erde sich befindet, würde zum Umfange dieser im umgekehrten Verhältniß der Dichtigkeit des Quecksilbers zur mittlern Dichtigkeit unsrer Erde gestanden haben. Die mittlere Dichtigkeit der einem Weltkörper wirklich zuertheilten Masse stuft sich aber im Proceß seiner vom Centrum nach der Peripherie fortschreitenden Bildung ab in unzähligen Hohlkugeln von immer abnehmender Dichtigkeit, bis in allmäligem Uebergang die Grenze erreicht wird, an welcher sich die Sphäre des Weltkörpers scharf abschneidet von dem Aether, welcher die Intermundien erfüllt und die einzelnen Weltkörper in derselben Weise verbindet, wie die Atmosphäre auf der Erde die einzelnen individuellen Gebilde dieser. Die Dichtigkeit des Aethers ist also die Grenze für die Dichtigkeit der noch zur Erde gehörigen Stoffe. Für unsre Erde, die an ihrem Umfang die Atmosphäre hat, liegt diese Grenze, wie man annimmt, 10 Meilen über der festen Erdrinde; wäre der Stoff der Atmosphäre ein andrer, dichter oder dünner, so wäre auch die Grenze ihrer Erhebung unserm Haupte näher oder weiter hinaus gerückt. In der Torricellischen Röhre bilden wir einen sogenannten luftleeren Raum, d. h. einen Raum, dessen Inhalt die Dichtigkeit des Aethers haben mag; wir versetzen also künstlicherweise die Grenze irdischer Stoffverdünnung an eine Stelle des Raumes, die vermöge der ihr immanenten, durch die Erdschwere in sie gesetzten Bestimmung über sich noch eine Abstufung von Dichtigkeitsgraden verlangt, entsprechend der einer Luftsäule, welche sich außerhalb des abgesperrten Raumes über der Kugeloberfläche erhebt, in der er selbst sich befindet. Der abgesperrte Raum strebt daher die an seinem Fuße plötzlich aufhörende Aeußrung der Erdschwere durch allmälige Uebergänge bis zur Grenze ihrer Wirkung zu vermitteln; er in seiner Isolirtheit muß das unvollendete, durch gewaltsamen Abschluß verstümmelte Erdganze vervollständigen und innerhalb verkürzter, zusammengezogner Grenzen dieselben Verhältnisse der Dichtigkeitsstufen erzeugen, wie sie in der Atmosphäre draußen vorhanden sind. Je nachdem nun dem leeren Raum zur Realisation dieser Uebergänge ein mehr oder minder dichter Stoff geboten wird, muß auch die Integration dieser Stufen eine kleinre oder größre Säule geben, und es ist daher nur eine ganz natürliche Folge, daß Wasser als 13—14 Mal minder dicht gegen Quecksilber durch den **horror vacui** 32 Fuß, Quecksilber nur 28 Zoll in die Höhe getrieben wird. Fragt man aber, wie in einer Säule von 28 Zoll Höhe dieselbe Menge der Abstufungen sein soll, als in der von 32füßiger Höhe, so darf nur auf den Begriff der Aehnlichkeit hingewiesen werden. Alle Kreise sind z. B. einander ähnlich, wie verschieden auch ihre Halbmesser und also auch ihre Umfänge sind, jeder Kreis aber ist ein Polygon von unendlicher Richtungsverschiedenheit der Seiten, ein kleiner und ein großer Kreis haben also eine gleiche Menge von Verschiedenheiten in der Richtung ihrer Seiten. — Halten wir nun an der Anschauung fest, daß der in der Glasröhre abgesperrte, luftleere Raum eine über die Grenze irdischer Stofflichkeit hinaus verdünnte Materie zum Inhalt habe und demnach inmitten des Erdkörpers einen Stoff festhalte von einer dem Planeten ganz fremdartigen Verdünnung, so erkennen wir leicht, daß, wenn von der Gleichheit der Fallgeschwindigkeit zweier specifisch verschiednen Körper in einem solchen Medium auf das Vorhandensein einer Schwerkraft an sich und auf eine Gleichheit des von dieser Schwere an sich auf alle Körper ursprünglich ausgeübten Einflusses geschlossen wird, dieser Schluß ganz etwa den Schlüssen parallel zu setzen sei, an sich hätten alle Oberflächen einen gleichfarbigen Lichtrefler, da in der Nacht alle Körper schwarz aussähen, oder an sich wären alle geistigen Fähigkeiten gleich, da im Schlafe die Individuen keine Verschiedenheit zeigten. Die Verkehrtheit dieser Schlüsse liegt darin, daß man das Verhalten einer Lebensbestimmung (Farbigkeit, Geistigkeit) unter speciellen Umständen (Nacht, Schlaf) als Norm für das allgemeine Verhalten derselben aufstellt, und die unter andern Umständen auftretende Abweichung von diesem Verhalten als nur secundärer Art und durch die accessorischen Bedingungen erst hervorgerufen bezeichnet. Am klarsten wird die Ungründlichkeit dieses Schlußverfahrens einleuchten, wenn wir uns ein Seitenstück dazu aus der Zahlenwelt aufsuchen. Eine jede Zahl ist ein Complex von Einheiten, welcher mit der ursprünglich erzeugenden Einheit verglichen wird ($4 = 4.1$). Stellt man mit den Zahlen Experimente an, indem man mit ihnen verschiedne Operationen vornimmt, um ihr allseitiges Verhalten zu prüfen, so erweisen sich die verschiednen Zahlen als Complexe von verschiedner Qualität unter der Bedingung, daß man sie mit 1, 2, 3 rc. und überhaupt mit irgend einer bestimmten Zahl vergleicht. Dagegen erweisen sich alle die verschiednen Complexe als gleich unter der Bedingung, daß man sie mit 0 vergleicht; alsdann nämlich erhalten sie alle den Werth ∞. Fiele es nun Jemand ein, aus der unter dieser speciellen Bedingung resultirenden Gleichheit der Quotienten auf eine an sich vorhandne Gleichheit aller Zahlen zu schließen, die erst durch secundäre Umstände zum Unterschiede differenzirt würde, so würde man ihn unmittelbar damit abweisen, daß diese Gleichheit nicht ursprünglicher als die Differenz, sondern eben so ein Product bestimmter Bedingungen sei, wie die Differenz ein Product anders bestimmter Bedingungen ist, denen man die Qualität der Zahl sich hatte unterwerfen lassen. Zwei Körper von verschiedner Dichtigkeit fallen im luftleeren Raum für die kurze Strecke, die wir sie zu beobachten Gelegenheit haben, nur deßwegen mit gleicher Geschwindigkeit, weil unter der Bedingung,

der wir sie aussetzen, die Distanz des Ortes, dem in der Kugel ein Dichtigkeitsgrad entspricht, wie der des Mediums ist, in dem sich die Körper befinden, von den Oertern, welche den Dichtigkeiten dieser Körper selbst entsprechen, so groß ist, daß mit ihr verglichen die Differenz dieser Distanzen gegen einander in der Rechnung als verschwindend betrachtet werden darf und ihr Einfluß auf das Resultat des Fallens von dem sinnlichen Auge auch wirklich als nicht vorhanden übersehen wird. Hiemit wären denn alle Erscheinungen der Schwere auf eine mit dem Princip, das wir aus der Natur der Materie herleiteten, verträgliche Weise erklärt, und wir nehmen vom Leser freundlichen Abschied.

Dr. N. Löwenthal.

Gedanken über Recht, Staat und Kirche von Paul Pfizer. 2 Theile. Stuttgart 1842. Hallbergersche Verlagshandlung.

Unter allen philosophischen Wissenschaften ist keine, welcher durch die gegenwärtige Weltlage ein größres und allgemeinres Interesse verbürgt würde, als der vom Recht und Staat. Sie hat es mit dem Menschen zu thun, sofern er mit seines Gleichen in objectiver Gemeinschaft steht und seine Ansprüche mit den Ansprüchen Aller ausgleicht. Sie hat zum Feld das sociale Leben, dessen Interessen die handgreiflichsten, allgemeinsten, unabweisbarsten, mannigfaltigsten, am meisten in alle übrigen eingreifenden sind. Sie ist die am meisten praktische, weil ihre Praxis keinem Stande ausschließlich angehört, sondern Alle dabei mehr oder minder betheiligt erscheinen. In sie fallen alle Zeitfragen, Alles, was die Tagespresse bewegt, was an jedem Tag aus den Zeitungen in das Tischgespräch aller Familien übergeht. Sie ist es, die dem Strom der öffentlichen Meinung sein Bett zeichnen und Antwort geben soll auf alle Fragen, die das Wohl der thätig wirkenden Menschheit, die Wunden der Gesellschaft, die Hoffnungen getäuschter Völker, den Feldzugsplan des Jahrhunderts berühren. Sie ist das Centrum aller sittlichen Probleme, die Vorhalle der Weltgeschichte.

Man wundert sich billig, daß diese Wissenschaft gleichwohl nicht die Theilnahme findet, die ihr gebührt, wenn gleich die Gründe dazu in Deutschland unschwer aufzufinden sind. Der vorhandne Staatszustand hat hier eine Kluft zwischen Staatswissenschaft und Staatspraxis befestigt, wovon man in andern Ländern nichts weiß. Denn freilich rechnen wir zu jener nicht, was auf dem Standpunct der Empirie zur Erörtrung des Bestehenden geschrieben wird, wenn es auch sonst sehr schätzbar sein mag. Die Idee selbst sitzt trauernd, dem Leben abgewandt. Die herrschenden Mächte glauben ihrer nicht zu bedürfen, so lange sie ihre entlaufne Dienerin, die Politik, im Solde haben. Die Virtuosen des Tags genügen sich selbst und sehen mitleidig auf Alles herab, was sie Schulweisheit nennen, um sich einbilden zu können, daß sie es hinter sich haben. Die Juristen vom Fach, seit sie Romantiker geworden sind und für die Vergangenheit schwärmen, haben entschieden mit der Idee gebrochen und bekämpfen sie unmittelbar und mittelbar. Und, wer sonst berufen wäre, Ritterdienste bei ihr zu thun, der muß im Angesichte der Wirklichkeit des Staatslebens, welche die Praxis der Idee zu einem Monopol der Fürsten macht und mit Ausnahme der constitutionellen Halbheit der kleinern deutschen Staaten nur immer eifriger dahin strebt, die Nation und somit den Bürger als solchen von dem activen Staatsleben auszuschließen und zum bloß passiven Stoff desselben zu machen, — er muß, wenn er die erste Bedingung für das würdige Auftreten der Idee, die Freiheit der Presse, verweigert sieht, daran verzweifeln, ihren Ritter zu machen. Denn, gelingt es ihm auch, sich selbst die nöthige Fähigkeit zur angemeßnen Ausführung der Idee, welche allein die Anschauung einer vernünftigen Wirklichkeit des Staatslebens geben kann, zu verschaffen, so muß er um die Zuhörer und Theilnehmer verlegen werden, da das Publicum, welches trotz der obrigkeitlichen Gedankensperre sich noch um die letzten Gründe von Recht und Staat bekümmert, wenigstens die strenge Form der wirklichen Philosophie nicht liebt, sondern sich lieber an die Wortführer des Liberalismus hält, die mit Idealen spielen und dem gläubigen Hörer wesenlose Wunderdinge vormachen, im Uebrigen aber auch diese Theilnahme bei der steigenden obervormundschaftlichen Wachsamkeit und pädagogischen Kunst an den Ufern des Mains immer mehr zu erkalten den Anschein hat, — noch ganz abgesehen von den Fatalitäten, welche die Dienstfertigkeit der Censur einem Kreuzzug der Idee zu bereiten ohne Zweifel nicht anstehen würde.

So ist es denn freilich dahin gekommen, daß die Rechtsphilosophie sehr verlassen und fast verschollen erscheint. Zehren wir als Epigonen an Hegel's Werk? Wenigstens E. Gans pflegte die Wissenschaft nicht viel anders vorzutragen, als er sie vom Meister überkommen hatte. Was sonst auf deutschen Kathedern und in deutschen Büchern gelehrt wird, ist Nachklang Kantischer Ideen und vermag das wissenschaftliche Bedürfniß nicht mehr zu befriedigen. Und wie viel wird denn überhaupt auf deutschen Kathedern von Rechtsphilosophie gesprochen! leider vielmehr verschwiegen! wenn sie nicht etwa den Historikern dazu dienen muß, ihr Müthchen daran zu kühlen! Man muß froh sein, daß sie nur nicht schon gar ausgestorben ist, daß doch das Werk des letzten Meisters sich immer größrer Verbreitung erfreut, daß wenigstens auf einigen deut-

schen Universitäten — wir dürfen Tübingen namentlich rühmen — der lebendigste Sinn dafür die Jugend beseelt. Und so werden wir auch hoffen dürfen, daß sich trotz der angeführten Schwierigkeiten dennoch auch die rechten Geister finden werden, um diesem lebendigen Sinne auf die rechte Weise entgegen zu kommen. Ja, diese Hoffnung beginnt schon sich zu erfüllen. Wir nennen z. B. das System der speculativen Ethik von Wirth, das einen in den meisten Hinsichten höchst gelungnen, überaus dankenswerthen Versuch enthält, die substantielle Abstraction des Hegelschen Systems zu durchbrechen und die objective Nothwendigkeit mit der subjectiven Freiheit auf eine neue, großartige Weise zu versöhnen. Es soll diese Erscheinung demnächst besprochen und dabei auseinandergesetzt werden, welchen Weg die Speculation nothwendig einschlagen muß, um für die Rechtsphilosophie die richtige Stelle und das ausreichende Princip zu gewinnen, — eine Arbeit, wozu es freilich nicht gnügt, mit einigen Schlagworten der Tagespresse gegen den alten Hegel auszufahren und ihn mit unverschämter Naseweisheit am Bart zu zupfen, wie es jetzt der und jener macht und sich dabei einbildet, über jenen hinaus zu sein. Diesmal jedoch haben wir Gründe, zuvörderst die oben genannte Schrift zu besprechen, theils um zu zeigen, daß der Weg, den sie zur Begründung ihrer im Wurf des Nationalbedürfnisses liegenden Resultate einschlägt, wenigstens dem wahrhaft philosophischen Bedürfnisse nicht gnügen kann, theils um sie jenen unberufnen Schwätzern als eine Frucht geordneten Denkens, edler Gesinnung und gediegensten Charakters, als eine der lebendigsten Theilnahme würdige, zum Nachdenken und zur Nacheifrung im seltnen Grade anspornende Erscheinung entgegenzustellen.

Der Verf. ist als einer der edelsten deutschen Männer bekannt. Er hat im Anfang des vorigen Jahrzehents eine glänzende Carriere aufgegeben, um als Volksabgeordneter zu wirken. Während er diesem Zweck mit einer seltnen Ausdauer und Thätigkeit lebte, hat er nebenher mehr als Ein publicistisches Werk ausgehen lassen. Nachdem er aber an der Fruchtbarkeit seiner ständischen Wirksamkeit verzweifeln zu müssen geglaubt hatte (wofür er die Gründe in der Vorrede dieser Schrift scharf und fast schneidend darlegt), zog er sich in die Stille des Privatlebens zurück, jedoch nicht um die Hände in den Schooß zu legen. Vielmehr giebt er uns hier die wohlgepflegte, nach Form und Gehalt schön ausgereifte Frucht seiner Muße in einer That des Geistes, die, wie wir zur Ehre des deutschen Volks hoffen, keine verlorne sein wird. Nach diesen Vorbedingungen haben wir es daher hier mit einem Manne zu thun, der befugt und fähig ist, in politischen Dingen seine Stimme zu erheben, von dem wir nicht, wie von Rohmer u. Comp., „Illusionen zu erwarten haben, womit sich politische Kinder einseifen, um die Welt glauben zu machen, daß sie Haare auf den Zähnen haben", — mit einem Manne, der für die Wahrheit gehandelt und geduldet hat, mit einem deutschen Charakter. An seiner Schrift hat der Egoismus keinen Antheil, auch nicht der verzeihlichste des wissenschaftlichen Ehrgeizes, geschweige denn ein andrer, wie sie uns mit politischem Gewäsche überschwemmen. Eine Seite der politischen Idee selbst, die subjectiv-sittliche, hat sich in dieser Schrift verkörpert, darum hat sie denn auch Hände und Füße und ist Ein Guß.

Eben diese Einheit aber, indem sie zur Einseitigkeit wird, ist auch der Fehler des Buchs. Schon in seinen frühern Schriften, insonderheit in dem „Briefwechsel zweier Deutschen" ist es dem Verf. nicht gelungen; auch wohlmeinende und unparteiische Freunde ganz zufrieden zu stellen. Dort war es das sichtliche Schwanken in der philosophischen Grundlage, was das Interesse getheilt erhielt und die Erwartung wenigstens in ihrer Vollständigkeit unbefriedigt ließ; auch hatte die Ausführung über die preußische Hegemonie noch viel vom poetischen Ideal an sich und vermochte deßhalb Solche, die dem süddeutschen Constitutionalismus etwas zutrauten und in dem, was dieser gewährte, eine beßre Handhabe fanden, als in der Anweisung auf einen schönen Traum, nicht zu überzeugen. Jetzt tritt der Verf. im philosophischen Theile allerdings entschieden gnug hervor und stellt auch die preußische Hegemonie keineswegs mehr im Farbenschiller des Ideals, sondern in ernster Nüchternheit dar. Aber er kann sich mit dem erstern den Dank Derer nicht gewinnen, welche die Philosophie keinen Rückschritt machen sehen wollen, und er wird auch mit dem praktischen Theile Manchen verletzen, der nicht dieselbe Bitterkeit, wie er, gegen den gegenwärtigen, allerdings beklagenswerthen Zustand des Staatslebens im constitutionellen Deutschland hat. Wir wollen keineswegs vertheidigen, was der Verf. mit Recht tadelt, — die undeutsche Selbstgefälligkeit, womit sich der süddeutsche Käskrämerliberalismus gegenüber von Preußen bespiegelt; wir würdigen mit ihm vollkommen, was das preußische Königthum bis zum Zollverein als Vorbedingung für die Wiedererhebung deutscher Nationalität geleistet hat. Aber wir hätten es gerechter gefunden, wenn er mit eben so vieler Liebe gesagt hätte, was zu demselben Erfolge im Bereich des constitutionellen Deutschlands geleistet worden ist, wovon wir unter Anderm gerade in der Bildung solcher Charaktere, wie der Verfasser, eine Frucht sehen, wenn er diesen Punct wenigstens minder negativ und nur von seinen Schattenseiten behandelt und eben damit weniger Gelegenheit gegeben hätte, die Stammeseifersucht aufs Neue zu schüren, die er selbst beschwichtigen will.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 247. 17. October. 1842.

Die Reaction in Deutschland.

(Ein Fragment von einem Franzosen*).

Freiheit, Realisirung der Freiheit — wer kann es läugnen, daß dies Wort jetzt obenan steht auf der Tagesordnung der Geschichte? Freund und Feind werden und müssen das zugeben, ja, es wird Niemand wagen, sich offen und keck selbst als einen *Feind* der Freiheit zu bekennen. Aber das Sagen, das Bekennen macht es nicht, wie das auch schon das Evangelium weiß; denn leider giebt es noch immer eine Menge von Leuten, welche in Wahrheit, in ihrem innersten Herzen nicht an die Freiheit glauben. Es ist schon der Mühe werth, *um der Sache willen* sich auch mit diesen zu beschäftigen. Denn sie sind sehr verschiedner Natur. Zunächst begegnen uns da hochgestellte, bejahrte und erfahrne Leute; in ihrer Jugend selbst Dilettanten der politischen Freiheit — denn es liegt ein gewisser pikanter Genuß für einen vornehmen und reichen Mann darin, von Freiheit und Gleichheit zu sprechen, und macht ihn noch dazu in der Geschaft doppelt interessant — suchen sie nun, da es mit der Fähigkeit zum jugendlichen Lebensgenuß vorbei ist, ihre physische und geistige Abspannung unter dem Schleier des so oft gemißbrauchten Wortes „*Erfahrung*" zu verhehlen. — Mit diesen Leuten lohnt es sich gar nicht zu sprechen; — es war ihnen niemals Ernst mit der Freiheit und die Freiheit war ihnen niemals eine Religion, welche die größten Genüsse und die tiefste Seligkeit nur auf dem Wege der ungeheuersten Widersprüche, der bittersten Schmerzen und einer vollständigen, unbedingten Selbstentsagung darreicht. — Schon deßhalb lohnt es sich mit ihnen nicht zu sprechen, weil sie alt sind und somit alle bon gré mal gré bald sterben werden.

Es giebt aber leider auch viele junge Leute, welche dieselben Ueberzeugungen oder vielmehr denselben Mangel an aller Ueberzeugung mit ihnen theilen. — Diese gehören entweder und zum größten Theil der ihrem Wesen nach in Deutschland politisch längst abgestorbnen Aristokratie an, — oder zur bürgerlichen, commerciellen und Beamtenclasse. — Mit ihnen auch ist nichts anzufangen und selbst noch weniger als mit der ersten Kategorie der klugen und erfahrnen, ihrem Tode schon so nahe stehenden Leute; — diese *hatten* wenigstens einen Schein von Leben, jene aber sind vom Hause aus unlebendige und todte Menschen. Ganz eingewickelt in ihre kleinlichen Eitelkeits- oder Geldinteressen und durch ihre alltäglichen Sorgen vollständig in Anspruch genommen, haben sie selbst nicht die mindeste Ahnung vom Leben und von dem, was um sie vorgeht; — so daß, wenn sie in der Schule nicht etwas von Geschichte und Geistesentwicklung gehört hätten, sie wahrscheinlich glauben würden, daß es in der Welt nie anders gewesen ist als jetzt. — Das sind farblose, gespensterhafte Naturen, sie können weder nützen noch schaden; von ihnen haben wir nichts zu fürchten, weil nur das Lebendige wirken kann, und da es nicht mehr Mode ist, mit Gespenstern umzugehen, so wollen wir auch unsre Zeit nicht mit ihnen verlieren.

Es giebt aber noch eine dritte Kategorie von Gegnern des Princips der Revolution, das ist die bald nach der Restauration in ganz Europa aufgetauchte *reactionäre Partei*, welche in der Politik: *Conservativismus*, in der Rechtswissenschaft: *historische Schule* und in der speculativen Wissenschaft: *positive Philosophie* genannt wird. — Mit dieser wollen wir reden; es wäre abgeschmackt von uns, ihre Existenz zu ignoriren und so zu thun, als ob wir sie für unbedeutend hielten; wir werden im Gegentheil aufrichtig gestehen, daß sie jetzt überall die regierende Partei ist, und noch mehr: wir wollen ihr zugeben, daß ihre gegenwärtige Macht nicht ein Spiel des Zufalls ist, sondern in der Entwicklung des modernen Geistes ihren tiefen Grund hat. — Ueberhaupt räume ich der

---

*) *Anmerkung der Redaction.* Wir theilen hier nicht bloß eine Merkwürdigkeit mit; es ist eine neue bedeutende Thatsache. Dilettanten und abhängige Schüler, wie Cousin und Andre, hat die deutsche Philosophie schon früher im Auslande erzeugt: Leute aber, die den deutschen Philosophen und Politikern philosophisch den Kopf gewaschen, sind bis jetzt nicht außer unsern Grenzen zu finden gewesen. So entreißt uns denn das Ausland auch den theoretischen Kranz; und wir dürfen wohl hoffen, daß die neue Thatsache: ein Franzose versteht und übersieht die deutsche Philosophie, sowohl die „von der stricten Observanz", als die von der „rechten Mitte" und vom „Extrem" — manchen Siebenschläfer von seinem Lorbeerfaulbett herunterwerfen werde. Vielleicht hat Herr Jules Elysard Recht, wenn er uns eine große praktische Zukunft verheißt; aber gewiß hat er sich in uns geirrt, wenn sein Beispiel uns nicht vermögen sollte, den theoretischen Hochmuth abzulegen, freiwillig auf unser Vorrecht zu verzichten, und — horribile dictu — wahre — Franzosen zu werden.

Zufälligkeit keine wirkliche Gewalt in der Geschichte ein; — die Geschichte ist eine freie, somit aber auch eine nothwendige Entwicklung des freien Geistes; so daß, wenn ich die gegenwärtige Oberherrschaft der reactionären Partei zufällig nennen wollte, ich dadurch dem demokratischen Glaubensbekenntniß, welches sich einzig und allein auf der unbedingten Freiheit des Geistes gründet, den schlechtesten Dienst leisten würde. — Desto gefährlicher würde uns so eine schlechte, lügenhafte Beruhigung sein, da wir leider bis jetzt noch sehr weit davon entfernt sind, unsre Stellung zu begreifen, und da — in nur zu häufiger Verkennung der wahren Quelle unsrer Macht, so wie der Natur unsers Feindes — wir entweder von dem traurigen Bilde der Alltäglichkeit niedergedrückt, unsern Muth gänzlich verlieren, oder — was vielleicht noch schlimmer ist, da die Verzweiflung in einem lebendigen Menschen nicht lange dauern kann — uns einem unbegründeten, knabenhaften und fruchtlosen Uebermuthe ergeben. Nichts kann der demokratischen Partei nützlicher sein, als die Erkenntniß ihrer momentanen Schwäche und der relativen Kraft ihrer Gegner; — durch diese Erkenntniß tritt sie erst aus der Unbestimmtheit der Phantasie in die Wirklichkeit hinein, in der sie leben, leiden und am Ende siegen muß; — durch diese Erkenntniß wird ihre Begeistrung besonnen und demüthig; — und erst wenn sie durch diese schmerzliche Reibung mit der Wirklichkeit zum Bewußtsein ihres heiligen, priesterlichen Amts kommen wird, wenn sie aus den unendlichen Schwierigkeiten, die ihr überall im Wege stehen und die nicht allein, wie sie oft zu meinen scheint, aus dem Obscurantismus ihrer Gegner fließen, sondern vielmehr aus der Fülle und Totalität der menschlichen Natur, die sich durch abstract theoretische Sätze nicht erschöpfen läßt — erst wenn sie aus diesen Schwierigkeiten die Unzulänglichkeit ihrer ganzen gegenwärtigen Existenz erkennen und daher begreifen wird, daß ihr Feind nicht nur außer ihr, sondern auch und viel mehr in ihr selber vorhanden ist, und daß sie damit anfangen muß, diesen ihr inwohnenden Feind zu besiegen; — erst wenn sie sich überzeugen wird, daß die Demokratie nicht nur in Opposition gegen die Regierenden besteht, und nicht eine besondre constitutionelle oder politisch-ökonomische Veränderung ist, sondern eine totale Umwandlung desjenigen Weltzustandes und ein in der Geschichte noch nie gewesnes, ursprünglich neues Leben verkündigt, erst wenn sie aus allem dem begreifen wird, daß die Demokratie eine Religion ist, wenn sie also durch diese Erkenntniß selbst religiös wird, d. h. durchdrungen von ihrem Princip nicht nur im Denken und Räsonniren, sondern ihm treu auch im wirklichen Leben, bis zu seinen kleinsten Erscheinungen, — erst dann wird die demokratische Partei die Welt wirklich besiegen.

Somit wollen wir aufrichtig gestehen, daß die gegenwärtige Macht der reactionären Partei nicht zufällig, sondern nothwendig ist; sie hat ihren Grund in der Unzulänglichkeit nicht des demokratischen Princips, — dieses ist ja die in der Freiheit sich realisirende Gleichheit der Menschen, somit aber auch das innerste, allgemeinste und allumfassendste, mit einem Worte das einzige sich in der Geschichte bethätigende Wesen des Geistes; — sondern in der Unzulänglichkeit der demokratischen Partei, welche noch nicht zum affirmativen Bewußtsein ihres Princips gekommen ist und deßhalb nur als Negation der bestehenden Wirklichkeit existirt. Als solche, als nur Negation hat sie zunächst nothwendig die ganze Fülle des Lebens außer sich, eine Fülle, die sie noch nicht aus ihrem von ihr selbst fast nur negativ begriffnen Principe entwickeln kann. Deßhalb ist sie aber bis jetzt auch nur eine Partei und noch nicht die lebendige Wirklichkeit — Zukunft und nicht Gegenwart. — Schon dieses, daß die Demokraten nur eine Partei bilden, — und dazu noch eine ihrer äußerlichen Existenz nach schwache Partei, — und daß sie als nur Partei das Bestehen einer andern, ihnen entgegengesetzten, kräftigen Partei voraussetzen, — schon dieses allein müßte ihnen eine Aufklärung über ihre eigne wesentlich ihnen inwohnende Mangelhaftigkeit geben. Ihrem Wesen, ihrem Principe nach ist die demokratische Partei das Allgemeine, das Allumfassende, ihrer Existenz nach aber, als Partei, ist sie nur ein Besondres, das Negative, dem ein andres Besondre, das Positive, gegenübersteht. — Die ganze Bedeutung und die unaufhaltsame Kraft des Negativen ist das Zugrundegehen des Positiven; — mit dem Positiven richtet es aber sich selbst, als dieses schlechte, besondre und seinem Wesen unadäquate Dasein, zu Grunde. — Der Demokratismus besteht noch nicht als er selbst in seinem affirmativen Reichthum, sondern nur als das Negiren des Positiven, und deßhalb muß es auch in dieser schlechten Gestalt mit dem Positiven zusammen zu Grunde gehen, um aus seinem freien Grunde in einer wiedergebornen Gestalt, als lebendige Fülle seiner selbst wieder hervorzuspringen; — und diese Veränderung der demokratischen Partei in sich selber wird nicht nur eine quantitative Veränderung sein, d. h. nicht nur eine Verbreitung ihrer jetzigen, besondern und somit schlechten Existenz, — Gott bewahre! — so eine Verbreitung wäre die Verflachung der ganzen Welt, und das Endresultat der ganzen Geschichte wäre eine absolute Nichtigkeit, — sondern eine qualitative Umwandlung, eine neue, lebendige und lebendig machende Offenbarung, — ein neuer Himmel und eine neue Erde, — eine jugendliche und herrliche Welt, in der alle gegenwärtigen Dissonanzen zur harmonischen Einheit sich auflösen werden.

Noch weniger kann der Mangelhaftigkeit der demokratischen Partei dadurch geholfen werden, daß man die Einseitigkeit ihrer Existenz als Partei durch eine äußerliche

Vermittlung mit dem Positiven aufhebt; — das wäre ein eitles Streben, denn das Positive und das Negative sind mit einander ein= für allemal unverträglich; — das Negative scheint zunächst, insofern es in seinem Gegensatze zum Positiven isolirt und für sich genommen wird, inhalts= und leblos zu sein; — und diese scheinbare Inhaltslosigkeit ist auch der Hauptvorwurf, den die Positiven den Demokraten machen; — ein Vorwurf, der aber nur auf einem Mißverständniß beruht; — denn das Negative ist gar nicht als Isolirtes, als solches wäre es gar nichts; — es ist nur im Gegensatze zum Positiven; sein ganzes Sein, sein Inhalt und seine Lebendigkeit ist nur die Zerstörung des Positiven. „Die revolutionäre Propaganda, sagt der Pentarchist*), ist ihrem tiefsten Wesen nach die Negation der bestehenden Staatszustände; denn ihrer innersten Natur nach hat sie kein andres Programm als die Destruction des Bestehenden." — Ist es aber möglich, daß das, dessen ganzes Leben nur Zerstören ist, sich mit dem, was es seiner innersten Natur nach zerstören muß, äußerlich vertragen könnte? — so können nur laue Halbmenschen, denen es weder mit dem Positiven, noch mit dem Negativen Ernst ist, denken.

(Fortsetzung folgt.)

Pfizer „Gedanken über Recht, Staat und Kirche."

(Fortsetzung.)

Der Verf. geht (S. 1—37) davon aus, daß es drei vorherrschende Ansichten vom Rechte gebe, eine naturalistische, die das Recht in der Macht des Stärkern (also in der Regel in der Gewalt der Mehrheit) finde, eine mystische, die dasselbe für eine göttliche Offenbarung ansehe, endlich eine rationalistische, die dasselbe aus der praktischen Vernunft ableite. Man könnte gleich hier über die Berechtigung zu dieser Eintheilung fragen und dagegen behaupten, daß die Glieder derselben keineswegs gleiche Dignität haben, vielmehr die erste und zweite Ansicht aus Einem Princip stammen, bei der ersten aber wieder sehr zu unterscheiden sei, ob das Naturgesetz auf Spinozistische Weise genommen, oder nur als Hilfsmittel für die Begründung des Rechts als Product des Einzelwillens gebraucht werde; man könnte ferner sogleich fragen, ob unter der praktischen Vernunft nur die des endlichen Subjects verstanden sei, in welchem Falle man die naturalistische Ansicht in der zweiten der eben angedeuteten Formen mit der rationalistischen für sehr gefährlich verwandt erklären und sehr bedauern müßte, daß nicht auch eine andre Form der rationalistischen Ansicht, die im Gegensatz zu jener eine gewisse Verwandtschaft zur mystischen hat, genannt sei. Wir wollen jedoch nicht im Eingang schon streiten, sondern uns vorläufig damit begnügen, daß wir bedauern, den Gegensatz, welchen wir für den wesentlichen halten, vom Verf. nicht aufgeführt zu finden, zugleich aber uns darüber freuen, daß er gleich von vornherein die naturalistische und mystische Ansicht so treffend abweist und die Nothwendigkeit der rationalistischen, — sie gehe nun vom Allgemeinen zum Einzelnen oder vom Einzelnen zum Allgemeinen fort —, so einleuchtend aufzeigt. Er führt namentlich vier Arten von Gegnern derselben auf: 1) Stahl und Comp.: „die Vernunft ward in die Acht erklärt und die Religion empfing im Interesse weltlicher Herrschaft wieder Huldigungen in Kreisen, wo bisher ihre Nichtachtung einheimisch oder ihre Verspottung an der Tagesordnung gewesen war"; 2) die reinen Anhänger des jeweilig Bestehenden; 3) die historische Schule; 4) „Männer der Ordnung, die, weil sie in sich die Kraft fühlen, Dauerndes zu gründen, nicht gewillt sind, auf den beweglichen Sand der Meinungen zu bauen, und allzuheftig angewidert von dem Mißbrauch der Gleichheit und der aus ihr abgeleiteten Volksherrlichkeit, um auch nur den Versuch zu machen, diese Begriffe auf ihr richtiges Maß zurückzuführen, in ihrem eignen Geist die Vollmacht finden, dem Unverstand der Massen sich entgegenzusetzen und die Menschen zu dem, was ihnen nützlich ist, zu zwingen." Von diesen Tendenzen wird namentlich die dritte aufs Treffendste beleuchtet, indem ihr der tiefe Widerspruch mit ihrem eignen Princip aufgewiesen und sie einfach daran erinnert wird, daß das Vernunftrecht selbst, und nicht erst seit gestern, eine historische Macht geworden ist.

Fragt man nun aber nach der Ansicht des Verf. selbst, so wird man mit Verwundrung vernehmen, daß er uns nicht mehr und nicht weniger giebt, als die Kantsche Theorie vom Recht, nur in geschmackvollrer Form, aber auch ohne die Naivetät, die den herrlichen Alten bei all seinem anwidernden Begriffsmechanismus so liebenswürdig kleidet. Nur wenige Züge sind unwesentlich verändert. Im Uebrigen liegen die metaphysischen Anfangsgründe der Rechtslehre aus dem vorigen Jahrhundert in neuer Auflage vor uns.

Wie kam der Verf. dazu? War sein Zweck zunächst der wissenschaftliche? Das wird uns schwer zu glauben, weil wir dann ein solches Zurückgehen um ein halbes Jahrhundert rein nicht begreifen, weil wir uns nicht überreden können, daß der Verf. mit Wissen und Willen die ganze Weiterentwicklung der Rechtsphilosophie über Kant hinaus ignorirt habe, da er gar keinen Versuch macht, sie zu widerlegen. Wenn er auch der Hegelschen Philosophie nach seinem ausdrücklichen Zeugnisse nicht günstig ist, so kann er doch nach dem, was er selbst gegen die historische Schule

*) S. 154.

vorbringt, nicht den Fehler begehen, sie durch bloßes Ignoriren nicht anzuerkennen. Wenn er im Dienste der Wissenschaft schrieb, so mußte ihm der geschichtliche Zusammenhang der neusten Entwicklung der Rechtsphilosophie mit den früher hervorgetretnen Ansichten, es mußte ihm die Betrachtung, daß nach der in dem Kriticismus vollzognen Auflösung der Wolffschen Orthodoxie der Spinozistische Gedanke in ihr verjüngt und bereichert wieder auflebte und in offenbaren Gegensatz gegen das Kantsche Princip trat, es mußte ihm dies die Nothwendigkeit auferlegen, von dieser auch praktisch wahrlich nicht unwichtigen Erscheinung Notiz zu nehmen, und um so mehr, wenn er den kritischen Idealismus wieder in seine Rechte einsetzen wollte, da dieser auf dem Boden der Wissenschaft selbst gerade gar keinen andern wirklichen Feind hat, als die Hegelsche Rechtslehre (weder Stahl, noch die historische Schule können darauf Anspruch machen, wesentliche Glieder in dem wissenschaftlichen Entwicklungsprocesse zu sein). — Vielleicht hat aber der Verf. einen andern Zweck gehabt? Es läßt sich wenigstens denken, daß dieser zunächst ein politisch-praktischer war; und in dieser Annahme bestärkt uns der populäre Ton der Schrift, die bei aller ihrer edelgehaltnen Redeweise offenbar an das große Publicum gerichtet ist. Der Verf., scheint es, läßt die Frage, was die Wissenschaft in ihrem esoterischen Kreise mit dem in Kant und in der französischen Revolution hervorgetretnen Principe weiter unternommen habe, dahingestellt; er nimmt an, daß dieses Princip seine volle Wirksamkeit noch nicht erlangt, sich noch nicht ganz in die Wirklichkeit eingelebt, daß aber das allgemeine Bewußtsein der Zeit die Tendenz habe, eben dieses Princip in sich aufzunehmen und ihm seine volle Wirksamkeit noch zu verschaffen. Dazu will er beitragen, indem er es gemeinverständlich entwickelt, es aus der Schule auf den Markt trägt und seine Anwendung auf den bestehenden Staatszustand zeigt. Hiebei kann er allerdings die spätre philosophische Schule auf sich beruhen lassen, sei es nun, daß er ihre Weisheit für eine zu früh kommende hält, für welche das Zeitbewußtsein noch nicht reif sei, oder daß er ihr aus irgend einem andern Grunde die Befähigung, sich in das dermalige allgemeine Bewußtsein einzuleben, abspricht. Gnug, daß unverkennbar das große Publicum auch jetzt noch und jetzt erst mehr und mehr den Stoff in sich verarbeitet, den die Philosophie vor 50 Jahren ans Licht gefördert hat, daß höchst populäre Schriftsteller, wie Rotteck, daß Ständeversammlungen, inländische und fremde Zeitungen hiezu eifrigst vorgearbeitet haben und stündlich noch mitarbeiten. Es scheint nur noch nöthig, die Theorie aus der Einseitigkeit des modernen Liberalismus zu befreien und auf ihrer würdigen sittlichen Grundlage gemeinfaßlich wiederherzustellen. War das der Zweck, so war der Verf. eben der rechte Mann, um ihn auszuführen.

Es ist denn also nicht anders: Aus dem Sittengesetz wird das Rechtsgesetz abgeleitet. Weil jenes Freiheit zu seiner Erfüllung fordert, so muß der Wille nicht nur innerlich, sondern auch äußerlich frei sein und eine Willenssphäre haben. Der Mensch muß freie Causalität in der Außenwelt sein, dadurch ist er Rechtssubject, die Freiheit selbst ist das Urrecht, eigentlich das einzige Recht. Diese äußre Freiheit erhält jedoch ihr nothwendiges Maß durch die Maxime der Coexistenz, vermöge welcher es einen erzwingbaren Theil des Sittengesetzes geben muß, und dieser ist das Recht im objectiven Sinne. Der Verf. definirt das Rechtsgesetz als: das erzwingbare Gesetz der wechselseitig gleichen Geltung Aller, soweit solche vereinbar ist mit der vernünftigen Bestimmung jedes Einzelnen. Er legt darauf Gewicht, daß er hiemit von der gewöhnlichen (Kantschen) Definition abweiche. Diese fordre nämlich so viel Freiheit für jeden Einzelnen, als mit der gleichen Freiheit Aller sich vertrage; er aber fordre so viel gleiche Freiheit Aller, als mit der nothwendigen Freiheit jedes Einzelnen sich vertrage. Allein hierin können wir einen wesentlichen Unterschied nicht entdecken, so wenig als darin, daß er den ganz formalen Ausdruck des Kantschen Sittengesetzes in den nur scheinbar inhaltsvollern: Gleichheit der Achtung — verwandelt. Nicht anders verhält es sich auch mit den Folgrungen aus dem aufgestellten Rechtsgesetze: der Unverletzlichkeit jeder fremden Persönlichkeit und der Rechtskraft der Verträge. Die aus der Physik geborgte Deduction ersetzt hier nur das Kantsche Postulat der reinen Vernunft; die Sache selbst bleibt ganz dieselbe.

Nach dieser Grundlegung ist zu erwarten, daß auch aus den folgenden Capiteln der wissenschaftlich gebildete Leser kaum etwas Neues erfährt. Der Rechtsphilosophie gehören nämlich die vier nächsten Abschnitte an: die allgemeinen Menschenrechte S. 38—75, die Hilfsrechte S. 76—148, Entstehung und Begriff des Staats S. 151—220, die Staatsgewalt S. 221—317. Erst mit dem letzten Capitel des ersten Bandes tritt eine andre Betrachtungsweise auf, indem der Verf. vom abstracten Rechte zur Politik übergeht.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 248. 18. October. 1842.

Die Reaction in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Die reactionäre Partei unterscheidet sich jetzt innerhalb ihrer selbst in zwei Hauptabtheilungen: in die der reinen, consequenten, und in die der inconsequenten, vermittelnden Reactionäre; die ersten fassen den Gegensatz in seiner Reinheit; sie fühlen wohl, daß das Positive und Negative sich eben so wenig vermitteln lassen, wie Feuer und Wasser, und da sie im Negativen nicht sein affirmatives Wesen sehen und somit nicht an das Negative glauben können, so folgern sie daraus ganz richtig, daß das Positive durch eine vollständige Unterdrückung des Negativen durchaus erhalten werden müsse. Daß sie nicht zugleich einsehen, daß das Positive nur insofern dieses, von ihnen vertheidigte Positive ist, als ihm das Negative noch gegenübersteht, und daß es folglich im Falle eines vollständigen Sieges über das Negative, nunmehr außer dem Gegensatze, nicht mehr das Positive, sondern vielmehr die Vollendung des Negativen wäre, — daß sie dieses nicht einsehen, muß ihnen verziehen werden, da die Blindheit der Hauptcharakter alles Positiven ist und die Einsicht nur dem Negativen angehört. In unsrer schlechten und gewissenlosen Zeit aber, wo so Viele aus Feigheit die strengen Consequenzen ihres eignen Princips vor sich selbst zu verbergen suchen, um dadurch der Gefahr zu entfliehen, in dem gekünstelten und schwachen Gebäude ihrer vermeintlichen Ueberzeugungen beunruhigt zu werden, muß man diesen Herren einen großen Dank wissen. Sie sind aufrichtig, ehrlich, sie wollen ganze Menschen sein. Viel reden läßt es sich nicht mit ihnen, weil sie niemals in ein vernünftiges Gespräch eingehen wollen; es ist ihnen so schwer, jetzt, da das auflösende Gift des Negativen sich überall verbreitet hat, — es ist ihnen so schwer, ja fast unmöglich, sich in der reinen Positivität zu erhalten, so daß sie von ihrer eignen Vernunft abstrahiren und vor sich selbst, vor dem kleinsten Versuche, ihre Ueberzeugungen zu beweisen, was ja die Widerlegung derselben wäre, sich fürchten müssen. — Sie fühlen dieses recht wohl und deßhalb schimpfen sie auch da, wo sie sprechen müßten; und dennoch sind sie ehrliche und ganze Menschen, oder richtiger, sie wollen ehrliche und ganze Menschen sein; eben so, wie wir, hassen sie jede Halbheit, weil sie wissen, daß nur ein ganzer Mensch gut sein kann, und daß die Halbheit die faule Quelle aller Schlechtigkeit ist.

Diese fanatischen Reactionäre verketzern uns; — wenn es möglich wäre, würden sie vielleicht selbst die unterirdische Macht der Inquisition aus der Rüstkammer der Geschichte aufrufen, um sie gegen uns zu brauchen; sie sprechen uns alles Gute, alles Menschliche ab, sie sehen in uns nichts Andres als eingefleischte Antichristen, gegen welche jedes Mittel erlaubt ist. — Werden wir ihnen mit derselben Münze bezahlen? Nein, es wäre unser und der großen Sache, deren Organe wir sind, unwürdig. Das große Princip, dessen Dienste wir uns geweiht haben, giebt uns unter vielen andern Vortheilen das schöne Vorrecht, gerecht und unparteiisch zu sein, ohne dadurch unsrer Sache zu schaden. Alles, was nur auf einer Einseitigkeit beruht, kann nicht die Wahrheit selbst als Waffe brauchen, da die Wahrheit die Widerlegung aller Einseitigkeit ist; — alles Einseitige muß in seiner Aeußrung parteiisch und fanatisch sein, und der Haß ist sein nothwendiger Ausdruck, weil es sich nicht anders behaupten kann, als durch ein gewaltthätiges Abschaffen aller andern ihm entgegengesetzten und eben so, wie es selbst, berechtigten Einseitigkeiten. Eine Einseitigkeit setzt schon durch ihr Dasein allein das Dasein andrer Einseitigkeiten voraus, und doch muß sie ihrer wesentlichen Natur zufolge diese ausschließen, um sich zu behaupten. Dieser Widerspruch ist der Fluch, der über sie verhängt ist, ein ihr eingeborner Fluch, der alle guten Gefühle, die doch jedem Menschen schon als Menschen eingeboren sind, in ihrer Aeußrung in Haß verwandelt.

Wir sind unendlich glücklicher in dieser Hinsicht; — als Partei stehen wir wohl den Positiven gegenüber und kämpfen mit ihnen, und alle schlechten Leidenschaften werden auch in uns durch diesen Kampf aufgeweckt; insofern wir selbst einer Partei angehören, sind wir auch sehr oft parteiisch und ungerecht; wir sind aber nicht nur diese dem Positiven entgegengesetzte negative Partei; — wir haben unsern lebendigen Quell in dem allumfassenden Principe der unbedingten Freiheit, in einem Principe, das alles Gute, was nur im Positiven enthalten ist, auch in sich enthält und das über das Positive, eben so sehr wie über uns selbst als Partei, erhaben ist. — Als Partei treiben

wir nur Politik, als eine solche sind wir aber nur durch unser Princip berechtigt; sonst hätten wir nicht einen bessern Grund als das Positive, und so müssen wir, schon unsrer Selbsterhaltung wegen, unserm Principe, als dem einzigen Grunde unsrer Macht und unsres Lebens, treu bleiben, d. h. uns als diese einseitige, nur politische Existenz in der Religion unsers allumfassenden und allseitigen Princips immerwährend aufheben. Wir müssen nicht nur politisch, sondern in unsrer Politik auch religiös handeln, religiös in dem Sinne der Freiheit, deren einzig wahrer Ausdruck die Gerechtigkeit und die Liebe ist. Ja, uns allein, die wir Feinde der christlichen Religion genannt werden, uns allein ist es vorbehalten und selbst zur höchsten Pflicht gemacht, die Liebe, dieses höchste Gebot Christi und dieses einzige Wesen des wahren Christenthums, selbst im heißesten Kampfe wirklich zu üben.

Und so wollen wir auch gegen unsre Feinde gerecht sein, wir wollen anerkennen, daß sie sich b e s t r e b e n, das Gute w i r k l i c h zu wollen, ja, daß sie durch ihre Natur zum Guten, zum lebendigen Leben berufen und nur durch ein unbegreifliches Mißgeschick von ihrer wahren Bestimmung abgelenkt worden sind. — Wir sprechen nicht von Jenen, welche sich ihrer Partei angeschlossen haben, nur um ihren schlechten Leidenschaften Raum geben zu können. Tartüffen giebt es leider viele in allen Parteien; wir sprechen nur von den aufrichtigen Vertheidigern des consequenten Positivismus; diese bemühen sich um das Gute, aber sie können es nicht zum thatkräftigen Wollen bringen; das ist ihr großes Unglück, sie sind in sich selbst zerspalten. In dem Principe der Freiheit sehen sie nur eine kalte und nüchterne Abstraction, — wozu auch manche nüchterne und trockne Vertheidiger desselben viel beigetragen haben, — eine Abstraction, welche aus sich alles Lebendige, alles Schöne und Heilige ausschließt. Sie sehen nicht ein, daß dieses Princip mit seiner jetzigen schlechten, nur negativen Existenz gar nicht zu verwechseln ist, und daß es nur als lebendige, das Negative eben so auch wie das Positive aufgehoben habende Affirmation seiner selbst siegen kann und sich realisiren wird. Sie meinen, — und diese Meinung ist noch leider von manchen Anhängern der negativen Partei selbst getheilt, — sie meinen, daß das Negative sich als solches zu verbreiten strebt, und sie denken, eben so wie wir selbst, daß die Verbreitung desselben die Verflachung der ganzen geistigen Welt wäre; zugleich haben sie in der Unmittelbarkeit ihres Gefühls ein ganz berechtigtes Streben zum lebendigen, vollen Leben, und da sie im Negativen nur die Verflachung desselben finden, so kehren sie zur Vergangenheit zurück, zu der Vergangenheit, so wie sie noch vor dem Entstehen des Gegensatzes zwischen dem Negativen und Positiven war. Insofern haben sie Recht, als diese Vergangenheit wirklich eine in sich lebendige Totalität war, und als solche viel lebendiger und reicher als die zerrißne Gegenwart erscheint; — ihr großer Irrthum besteht aber darin, daß sie meinen, sie in ihrer vergangnen Lebendigkeit vergegenwärtigen zu können; sie vergessen, daß die vergangne Totalität ihnen selbst nunmehr nicht anders als in dem auflösenden und zerspaltenden Reflexe des heutigen, unvermeidlichen und aus ihr selbst entstandnen Gegensatzes erscheinen kann, und daß sie, als Positives, nur der entseelte, d. h. dem mechanischen und chemischen Processe der Reflexion preisgegebne Leichnam seiner selbst ist. Als Anhänger des blinden Positivismus begreifen sie das nicht, — als ihrer Natur nach lebendige Menschen fühlen sie diesen Mangel am Leben recht wohl; — und da sie nicht wissen, daß schon dadurch allein, daß sie positiv sind, sie das Negative an ihnen selbst haben, so wälzen sie die ganze Schuld dieses Mangels und das ganze Gewicht ihres durch diese Impotenz sich zu befriedigen in Haß verwandelten Strebens zum Leben und zur Wahrheit auf das Negative. Dies ist der nothwendige innre Proceß in jedem consequenten Positivisten, und deßhalb sag' ich auch, daß sie wirklich zu bedauern sind, da der Quell ihres Strebens doch fast immer ehrlich ist.

Die v e r m i t t e l n d e n Positivisten haben eine ganz andre Stellung; sie unterscheiden sich von den consequenten einerseits dadurch, daß sie, von der Reflexionskrankheit der Zeit mehr als diese angefressen, nicht nur das Negative nicht unbedingt als ein absolut Böses verwerfen, sondern ihm selbst eine relative, momentane Berechtigung zugestehen; andrerseits aber dadurch, daß sie nicht dieselbe energische Reinheit besitzen, eine Reinheit, zu der die consequenten, rücksichtslosen Positivisten wenigstens streben, und die wir als das Merkmal einer vollen, ganzen und ehrlichen Natur bezeichnet haben. Den Standpunct der Vermittelnden können wir im Gegentheil als den der t h e o r e t i s c h e n U n e h r l i c h k e i t bezeichnen, der theoretischen, sag' ich, weil ich gern jede praktische, persönliche Beschuldigung vermeide und weil ich nicht glaube, daß ein persönlich böser Wille in die Entwicklung des Geistes wirklich hemmend eingreifen könnte; obgleich man auch gestehen muß, daß die theoretische Unehrlichkeit der Nothwendigkeit ihres Wesens nach fast immer in eine praktische umschlägt.

Die v e r m i t t e l n d e n Positivisten sind klüger und einsichtsvoller als die consequenten; — sie sind die Klugen, die Theoretiker par excellence, und insofern sind sie auch die Hauptrepräsentanten der Gegenwart; — wir könnten auf sie das, was im Anfange der Julirevolution von einem französischen Journale über das Juste-milieu gesagt wurde, anwenden: le côté gauche dit: 2 fois 2 font 4, — le côté droit: 2 fois 2 font 6, — et le juste-milieu dit: 2 fois 2 font 5; — das würden sie uns aber übel nehmen; — und so wollen wir versuchen, ihr unklares und schweres

Wesen in allem Ernste und mit der tiefsten Ehrfurcht vor ihrer Weisheit zu untersuchen. — Mit ihnen ist es viel schwerer, als mit den Consequenten, fertig zu werden; — diese haben die praktische Energie ihrer Ueberzeugungen; sie wissen und sie sprechen mit klaren Worten aus das, was sie wollen; — sie hassen ebenso wie wir alle Unbestimmtheit, alle Unklarheit, weil sie als praktisch energische Naturen nur in einer reinen und klaren Luft frei athmen können. — Mit den Vermittelnden ist es aber eine eigne Sache; — sie sind pfiffig, — oh! sie sind klug und weise! sie erlauben niemals dem praktischen Drange zur Wahrheit, das zusammengekünstelte Bauwerk ihrer Theorien zu zerstören; — sie sind zu erfahren, zu klug, um der gebietenden Stimme des einfachen praktischen Gewissens ein gnädiges Gehör zu schenken. — Von der Höhe ihres Standpunctes sehen sie auf dieses mit Vornehmheit herab, — und wenn wir sagen, daß nur das Einfache wahr und wirklich ist, weil nur ein solches allein schöpfrisch wirken kann, so behaupten sie dagegen, daß nur das Zusammengesetzte wahr ist, weil es ihnen die größte Mühe gekostet hat, ein solches zusammenzuflicken, und weil es das einzige Merkzeichen ist, woran man sie, kluge Leute, von dem dummen und ungebildeten Pöbel unterscheiden kann; — mit ihnen ist es schon deßhalb sehr schwer fertig zu werden, weil ihnen Alles bekannt ist, — weil sie als weltkluge Leute es für eine unverzeihliche Schwäche halten, sich durch etwas überraschen zu lassen, — weil sie mit ihrer Reflerton alle Winkel des natürlichen und geistigen Universums durchgeschlüpft haben und weil sie nach dieser langen und mühevollen Reflerions-Reise zu der Ueberzeugung gekommen sind, daß die wirkliche Welt es nicht der Mühe werth ist, daß man sich mit ihr in eine wirklich lebendige Berührung einlasse. — Mit diesen Leuten ist es schwer ins Reine zu kommen, da sie eben so, wie die deutschen Constitutionen, mit der rechten Hand zurücknehmen das, was sie mit der linken zugeben; — sie antworten niemals „ja" oder „nein"; — sie sagen: „gewissermaßen haben sie Recht, aber, doch", und wenn sie schon nichts mehr zu sagen haben, da sagen sie: „Ja, es ist ein eigen Ding."

Und doch wollen wir versuchen, uns mit ihr einzulassen; — die Partei der Vermittelnden, ihrer innerlichen Haltungslosigkeit und ihrer Unfähigkeit aus sich was hervorzubringen ungeachtet, ist jetzt eine mächtige, ja die mächtigste Partei; — es versteht sich, daß sie es nur ihrer Majorität und nicht ihrem Inhalte nach ist; — sie ist eines der wichtigsten Zeichen der Zeit, und so darf man sie nicht ignoriren und umgehen.

(Fortsetzung folgt.)

Pfizer „Gedanken über Recht, Staat und Kirche."

(Fortsetzung.)

Der Mensch, sagt er, hat unveräußerliche Rechte, d. h. solche, welche das zur Erfüllung seiner sittlichen Bestimmung unentbehrliche Willensgebiet umfassen. Das unveräußerliche Urrecht ist: unter dem Rechtsgesetze zu stehen; es schließt, dem Begriffe des Menschen gemäß, als besondre Rechte in sich das Recht auf Leben, Ehre und Freiheit. Wenn gleich unveräußerlich, so ist nun aber das Urrecht doch nicht unbeschränkt und unbeschränkbar. Vielmehr ist es theils nothwendig beschränkt durch die Marime der Coeristenz, theils willkürlich beschränkbar durch Vertrag. Es darf jedoch diese Beschränkung nicht weiter gehen, als sich mit der sittlichen Bestimmung des Menschen verträgt. Es unterscheidet sich daher das Urrecht selbst wieder in ein unbeschränkbares und ein beschränkbares. Vermöge der Freiheit des Willens nämlich muß der Mensch ebensowohl seinen Willen über die Grenze seines unbeschränkbaren Rechtsgebiets ausdehnen, als bis zu dieser Grenze zurück wieder beschränken können. Beschränkbar kann aber nur ein solches unveräußerliches Recht sein, bei dem sich die Ausübung vom Wesen trennen läßt, mithin nicht das Recht auf Leben, Ehre und innre Freiheit, sondern nur das Recht auf äußre Freiheit. Und auch hier hat die Beschränkbarkeit wieder ihr Maß an der sittlichen Bestimmung des Menschen, d. h. sie darf nicht so weit gehen, daß der Mensch entweder gezwungen werden könnte, unsittlich zu handeln, oder daß er aufhörte, Selbstzweck zu sein und als solcher sich äußerlich geltend zu machen (daher kein Mönchsgelübde, kein unwiderruflicher Dienstbarkeitsvertrag). Außer dem hienach abgegrenzten unbeschränkbaren Rechtsgebiete ist nun also alles weitre Recht theils beschränkt durch das Gesetz der Gleichheit (die Marime der Coeristenz), theils beschränkbar durch freien Vertrag, durch welchen allerdings eine materielle Ungleichheit entstehen kann, die mit der formellen Gleichheit des Rechtsgesetzes nicht im Widerspruch steht, daher auch diese ideelle, dynamische Gleichheit nicht mit einer reellen, mechanisch-mathematischen Gleichheit verwechselt werden darf. Letztre ist ein Unding, erstre dagegen die Grundbedingung der Freiheit und damit alles Rechts. Denn, nimmt man sie als Gleichheit vor dem Rechtsgesetz, so begründen selbst die unveräußerlichen Rechte (im e. S.) keine Ausnahme von ihr. Das Gesetz setzt nämlich nicht nur für Alle die gleiche Bedingtheit oder wechselseitige Gleichheit (als Regel), sondern auch (unter gleichen Ausnahmsverhältnissen) die gleiche Unbedingtheit in der Geltung ihres Willens fest. Die Gleichheit bildet daher die Form für die Freiheit als den Inhalt. So sind Freiheit und Gleichheit die Factoren alles Rechts, worauf

sich daher auch alle erworbnen Rechte zurückführen lassen. Zum angebornen Rechte gehört nämlich auch das Recht der Zueignung und der Verträge. Durch erstres entsteht das Eigenthum mittelst Besitzergreifung und Formgebung, — es giebt kein angebornes Eigenthum, keine ursprüngliche allgemeine Gütergemeinschaft, die daher als Ideal aufzustellen wäre; vielmehr ist der Krebsschaden der vorhandnen Besitzverhältnisse das überall eingeführte Erbrecht, welches sich naturrechtlich absolut nicht begründen läßt (das Princip der Vererbung ist ein Princip der Billigkeit, das sich lediglich auf den im Gesetz ausgesprochnen Willen der Ueberlebenden gründet und daher auch in keinem civilisirten Staate fehlen wird, nur daß es gegenwärtig weit über seinen zu billigenden Zweck ausgedehnt ist). — Ein Vertrag dagegen ist eine freie Willenseinigung zweier oder mehrerer Personen über eine Leistung oder Unterlassung, wozu außerdem keine Verpflichtung vorhanden gewesen wäre. Ein solcher Vertrag ist bindend, weil sonst der Wille Dessen, der ihn nicht halten will, mehr gelten müßte, als der Wille Dessen, der ihn halten will. Nur wesentlicher Irrthum oder unbefugter Zwang kann einen Vertrag ungiltig machen, auch gegen den Willen der Parteien. Dagegen hört die Rechtskraft eines Vertrags natürlich auf, wenn beide Parteien davon abgehen wollen. Aber auch schon die gänzliche oder theilweise Nichterfüllung (absichtlich oder unabsichtlich) von Seiten des einen Theils bewirkt, daß nun auch der andre Theil nicht mehr an den Vertrag gebunden ist. Aus dem Gesagten folgt, daß es keine angeborne positive Leistungspflicht giebt, sondern nur angeborne negative Rechtspflichten, daß daher zur Begründung aller und jeder nicht bloß negativen Rechtsverbindlichkeiten der Vertrag das einzige rechtliche Mittel ist. Eben sowenig kann es erbliche Vertragspflichten geben. Dagegen entsteht allerdings eine Unterlassungspflicht aus rechtsgiltig geschloßnen Verträgen auch für jeden Dritten, sofern jeder, der einen Contrahenten an der Erfüllung seiner Pflicht verhindert, das Recht des andern Contrahenten verletzt (daher kann z. B. der Staat nur auf Vertrag beruhen, und ein Dritter, der den einen Contrahenten im Staatsvertrage an Erfüllung seiner Pflicht verhindert, — wie etwa der deutsche Bund einen deutschen Regenten —, verletzt das Recht). S. 38—75.

Dieser Auszug beweist hinlänglich, daß die Ausführung des Verf. eine reine Entwicklung des Kantschen Princips ist. Es sind allerdings einige Folgrungen gezogen, die Kant selbst noch nicht gezogen hat, die aber gleichwohl durch Gros u. A. längst entwickelt worden sind; Folgrungen, vor deren Hervorhebung freilich Kant zum Theil durch sein richtiges Gefühl bewahrt worden ist, durch deren Verschweigung er sich denn aber freilich den bekannten Vorwurf von Fichte nicht unverdient zugezogen hat.

Dasselbe ist mit dem fernern Abschnitte: die Hilfsrechte, der Fall, der übrigens einige interessante Parthien darbietet. Der Gedankengang ist einfach folgender: das Rechtsgesetz bedarf zu seiner Verwirklichung eines Zwangs; da nun die Erzwingbarkeit ein wesentliches Moment alles Rechts ist, so hat der Mensch auch auf die Rechts-Verwirklichung durch Zwang ein unveräußerliches Recht. Der Zwang ist gegen bevorstehendes, wie gegen erlittnes Unrecht rechtmäßig und darf, ohne Rücksicht auf die Größe des zu schätzenden Guts, soweit gehen, als für den Zweck der Rechtsbehauptung nothwendig ist. Es entsteht jedoch ein Conflict zwischen diesem Grundsatz und dem Begriff der unveräußerlichen Rechte. Das unveräußerliche Recht nämlich bildet eine Ausnahme von der aus dem Gesetze der Gleichheit fließenden doppelten Verpflichtung, Andre nicht zu verletzen und eingegangne Verträge zu erfüllen. Andrerseits scheint aber eine solche Ausnahme das Gesetz der gleichen, mithin bloß (durch die Maxime der Coexistenz) bedingten Geltung Aller aufzuheben. — Keine eigentliche Collision nun entsteht, wo es sich von der Erzwingbarkeit von Verträgen handelt, durch welche auf ein unveräußerliches Recht verzichtet wird. Ihre Erfüllung muß freistehen und die Erfüllung des Vertrags gegenüber dem Einwilligenden ist kein Unrecht (z. B. die Töötung im Duell; Volenti non fit injuria); dagegen kann ihre Erfüllung nicht erzwungen werden, eben weil das unveräußerliche Recht eine Ausnahme von dem Gesetze der Gleichheit bildet, aus welchem allein die Rechtskraft der Verträge fließt. Dagegen entsteht eine wahre Collision, wenn unveräußerliche Rechte zu ihrer Behauptung die Verletzung eines fremden Rechts unumgänglich fordern. Diese Collision findet ihre Lösung in dem Nothrechte, welches eine sehr ausgedehnte Anwendung hat (Nothstand, Nothwehr, Todesstrafe, die der Staat vollzieht, Aufopfrung seiner Bürger im Kriege, die sich der Staat erlaubt), übrigens nur ein subsidiarisches Recht ist und in der Ausübung auf die mindeste Abweichung von der sonstigen Regel des für Alle gleichen Rechtes beschränkt werden muß (Anwendung auf das Militärinstitut, worüber sehr treffende Bemerkungen gemacht werden). Auch leidet das Princip des Nothrechts eine nothwendige Ausnahme durch das Recht der Wahrung der Rechts-Gleichheit gegen unbefugte Rechtsverletzung; daher giebt es kein Recht, der Vollziehung des Rechts gegen das Unrecht Gewalt entgegenzusetzen, obgleich der Verletzer des Rechts zu freiwilliger Hingabe seines unveräußerlichen Rechts keine positive Rechtspflicht haben kann, weil positive Leistungspflichten nur durch Vertrag möglich und Verträge zum Nachtheil unveräußerlicher Rechte nichtig sind (woraus die Unrechtmäßigkeit des in Deutschland bestehenden Inquisitionsprocesses gefolgert wird).

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 249. 19. October. 1842.

Die Reaction in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Ihre ganze Weisheit besteht darin, daß sie behaupten, zwei entgegengesetzte Richtungen seien schon als solche einseitig und somit unwahr; — wenn die beiden Glieder des Gegensatzes aber für sich abstract genommen unwahr sind, so muß die Wahrheit in ihrer Mitte liegen und so muß man sie mit einander vermitteln, um zur Wahrheit zu gelangen. — Dieses Räsonnement scheint zunächst unwiderleglich zu sein; — wir haben ja selbst zugegeben, daß das Negative, insofern es dem Positiven entgegengesetzt und in dieser Entgegensetzung auf sich bezogen ist, einseitig sei; — folgt aber daraus nicht nothwendig, daß es an dem Positiven seine wesentliche Erfüllung und Ergänzung hat? — Und haben die Vermittelnden nicht Recht, das Positive mit dem Negativen vermitteln zu wollen? — Ja, wenn diese Vermittlung möglich ist; — ist sie aber wirklich möglich? Ist das Zugrunderichten des Positiven nicht die einzige Bedeutung des Negativen? — Wenn die Vermittelnden ihren Standpunct auf der Natur des Gegensatzes begründen, nämlich darauf, daß zwei entgegengesetzte Einseitigkeiten sich als solche gegenseitig voraussetzen, so müssen sie doch jene Natur in ihrem ganzen Umfange gelten lassen und anerkennen; — sie müssen es der Consequenz wegen, um sich selbst, ihrem eignen Standpunct treu zu bleiben, — da die ihnen günstige Seite des Gegensatzes von der ihnen ungünstigen untrennbar ist; diese ungünstige Seite aber besteht darin, daß das Voraussetzen des einen Gliedes durch das andre nicht ein positives, sondern ein negatives, ein auflösendes ist. — Die Herren sind an die Logik Hegel's zu verweisen, wo die Kategorie des Gegensatzes so schön behandelt ist. —

Der Gegensatz und dessen immanente Entwicklung macht einen der Hauptknoten-Puncte des ganzen Hegelschen Systems, — und da diese Kategorie die Hauptkategorie, das herrschende Wesen unsrer Zeit ist, so ist auch Hegel unbedingt der größte Philosoph der Gegenwart, die höchste Spitze unsrer modernen, einseitig theoretischen Bildung; — ja, gerade als diese Spitze, gerade dadurch, daß er diese Kategorie begriffen und somit aufgelöst hat, — gerade dadurch ist er auch der Anfang einer nothwendigen Selbstauflösung der modernen Bildung; — als diese Spitze ist er schon über die Theorie, — freilich zunächst noch innerhalb der Theorie selbst — hinausgegangen und hat eine neue praktische Welt postulirt, — eine Welt, welche keineswegs durch eine formale Anwendung und Verbreitung von fertigen Theorien, sondern nur durch eine ursprüngliche That des praktischen autonomischen Geistes sich erst vollbringen wird. — Der Gegensatz ist das innerste Wesen nicht nur aller bestimmten, besondern Theorien, sondern der Theorie überhaupt, und so ist der Moment des Begreifens derselben zugleich auch der Moment der Vollendung der Theorie; — die Vollendung dieser ist aber ihre Selbstauflösung in eine ursprüngliche und neue praktische Welt, — in die wirkliche Gegenwart der Freiheit. Hier ist es aber noch nicht der Ort, dieses weiter zu entwickeln, und so wollen wir uns wieder zur Erörtrung der logischen Natur des Gegensatzes wenden.

Der Gegensatz selbst, als das Umfassen seiner beiden einseitigen Glieder, ist total, absolut, wahr; — ihm kann man nicht die Einseitigkeit und die mit dieser nothwendig verbundne Seichtigkeit und Armuth vorwerfen, da er nicht das Negative allein, sondern auch das Positive ist und da er, als dieses allumfassende, die totale, absolute, nichts außer sich habende Fülle ist; — das berechtigt die Vermittelnden zu fordern, daß man nicht das Eine der beiden einseitigen Glieder abstract festhalte, sondern sie in ihrem nothwendigen Bunde, in ihrer Untrennbarkeit, als Totalität auffasse: — nur der Gegensatz ist wahr, sagen sie, und jedes der entgegengesetzten Glieder, für sich genommen, ist einseitig und somit unwahr; — den Gegensatz haben wir folglich in seiner Totalität zu ergreifen, um die Wahrheit zu haben. — Hier fängt aber gerade die Schwierigkeit an; — der Gegensatz ist wohl die Wahrheit; er existirt aber nicht als solcher, er ist nicht als diese Totalität da; — er ist nur eine ansichseiende, verborgne Totalität und seine Existenz ist gerade die sich widersprechende Entzweiung seiner beiden Glieder, — des Positiven und des Negativen. — Der Gegensatz als die totale Wahrheit ist die untrennbare Einheit der Einfachheit und der Entzweiung seiner selbst in Einem; das ist seine ansichseiende, verborgne, somit aber auch seine zunächst unfaßbare Natur, und gerade weil diese Einheit eine verborgne ist, so existirt er auch ein-

seitig nur als die Entzweiung seiner Glieder; — er ist nur als das Positive und das Negative da und diese schließen sich so entschieden gegenseitig aus, das dieses gegenseitige Sichausschließen ihre ganze Natur ausmacht. — Wie ist aber denn die Totalität des Gegensatzes zu ergreifen? — Hier scheinen zwei Auswege zu bleiben: — entweder muß man von der Entzweiung willkürlich abstrahiren und zur einfachen, der Entzweiung vorangehenden Totalität des Gegensatzes flüchten; — dieses ist aber unmöglich, weil das Unfaßbare einmal unfaßbar ist — und weil der Gegensatz als solcher unmittelbar nur als Entzweiung, ohne diese gar nicht ist; — oder die entgegengesetzten Glieder mütterlich zu vermitteln suchen; — darin besteht denn das ganze Streben der vermittelnden Schule. — Wir wollen sehen, ob es ihnen wirklich gelingt.

Das Positive scheint zunächst das Ruhige, das Unbewegliche zu sein; es ist ja nur dadurch positiv, daß es ohne Störung in sich ruht und in sich nichts hat, was es negiren könnte, — nur dadurch, daß es innerhalb seiner selbst keine Bewegung hat, da jede Bewegung eine Negation ist. — Das Positive ist aber gerade ein solches, in welchem die Bewegungslosigkeit als eine solche gesetzt ist, ein solches, welches in sich als die absolute Bewegungslosigkeit reflectirt ist; — die Reflexion auf die Bewegungslosigkeit ist aber mit der Reflexion auf die Bewegung untrennbar; oder vielmehr sie sind eine und dieselbe Reflexion, und so ist das Positive, die absolute Ruhe, nur gegen das Negative, die absolute Unruhe positiv; — das Positive ist innerhalb seiner selbst auf das Negative, als auf seine eigne lebendige Bestimmung bezogen. — So hat das Positive eine doppelte Stellung in Bezug auf das Negative: einerseits ruht es in sich selber und hat in diesem apathischen Beruhen auf sich nichts von dem Negativen in sich; — andrerseits aber und gerade dieser Ruhe wegen, als ein dem Negativen in sich selber Entgegengesetztes, schließt es thätig das Negative aus sich aus; — diese Thätigkeit des Ausschließens ist aber eine Bewegung und so ist das Positive, gerade seiner Positivität wegen, an ihm selber nicht mehr das Positive, sondern das Negative: — indem es das Negative von sich ausschließt, schließt es sich selber von sich aus und richtet sich selber zu Grunde.

Das Positive und das Negative sind folglich nicht gleichberechtigt, wie die Vermittelnden es denken; — der Gegensatz ist kein Gleichgewicht, sondern ein Uebergewicht des Negativen, welches der übergreifende Moment desselben ist; — das Negative, als das bestimmende Leben des Positiven selbst, schließt in sich allein die Totalität des Gegensatzes ein und so ist es auch das absolut Berechtigte. — Wie, wird man mich vielleicht fragen, haben Sie uns nicht selbst zugestanden, daß das Negative für sich abstract genommen eben so gut wie das Positive einseitig ist und daß die Verbreitung der jetzigen schlechten Existenz desselben eine Verflachung der ganzen Welt wäre? — Ja, — aber ich sprach nur von der jetzigen Existenz des Negativen, von dem Negativen, insofern es, von dem Positiven ausgeschlossen, ruhig auf sich bezogen und somit selbst positiv ist; — als solches ist es auch durch das Positive negirt und die consequenten Positivisten verrichten, indem sie die Existenz des Negativen, seine ruhige Beziehung auf sich negiren, zugleich ein logisches und ein heiliges Amt; — obgleich sie nicht wissen, was sie thun. Sie glauben das Negative zu negiren und sie negiren im Gegentheil das Negative nur insofern, als es sich selbst zum Positiven macht; sie wecken das Negative aus der philisterhaften Ruhe auf, zu der es nicht bestimmt ist, und sie führen es zu seinem großen Berufe zurück, — zum rast- und rücksichtslosen Vernichten alles positiv Bestehenden.

Wir werden zugeben, daß das Positive und das Negative, wenn dieses ruhig und egoistisch auf sich bezogen und somit sich selber untreu ist, gleichberechtigt sind; — das Negative soll aber nicht egoistisch sein, — es soll sich mit Liebe dem Positiven hingeben, um dasselbe zu verzehren, und um in dieser religiösen, glaubensvollen, lebendigen That der Vernichtung die unerschöpfliche und zukunftsschwangre Tiefe seiner Natur zu offenbaren. — Das Positive ist durch das Negative und das Negative umgekehrt durch das Positive negirt; — was ist denn das in Beiden Gemeinsame und das über Beide Uebergreifende? — Das Negiren, das Zugrunderichten, das leidenschaftliche Verzehren des Positiven, — selbst wenn dieses sich pfiffig unter der Gestalt des Negativen zu verbergen sucht. — Nur als dieses rücksichtslose Negiren ist das Negative berechtigt, — als solches ist es aber absolut berechtigt, — weil es als solches das Thun des in dem Gegensatze selbst unsichtbar gegenwärtigen praktischen Geistes ist, — der durch diesen Vernichtungssturm mächtig die sündhaften, vermittelnden Seelen zur Buße mahnt und sein nahes Kommen, seine nahe Offenbarung in einer wirklich demokratischen und universell-menschlichen Kirche der Freiheit verkündigt.

Dieses Sichselbstauflösen des Positiven ist die einzig mögliche Vermittlung des Positiven mit dem Negativen, weil es die immanente, die totale Bewegung und Energie des Gegensatzes selber ist, und so ist jede andre Weise, sie zu vermitteln, eine willkürliche und Jeder, der eine andre Vermittlung bezweckt, beweist dadurch nur, daß er von dem Geiste der Zeit nicht durchdrungen und somit entweder dumm oder gesinnungslos ist, weil man nur dann wirklich geistreich und sittlich ist, wenn man sich diesem Geist vollständig hingiebt und von ihm durchdrungen wird. — Der Gegensatz ist total und wahr; — das geben selbst die Vermittelnden zu; — als totaler ist er aber durchaus lebendig und die Energie seiner allumfassenden Lebendigkeit besteht

gerade, wie wir es eben gesehen haben, in diesem rastlosen Sichselbstverbrennen des Positiven in dem reinen Feuer des Negativen.

Was thun die Vermittelnden nun? — Sie geben uns dies Alles zu, sie anerkennen die Totalität des Gegensatzes ebenso wie wir, nur daß sie diesen seiner Bewegung, seiner Lebendigkeit, seiner ganzen Seele berauben, oder vielmehr berauben wollen, — weil die Lebendigkeit des Gegensatzes eine praktische, eine mit ihren halben und impotenten Seelen unverträgliche, aber eben dadurch eine über alle ihre Versuche, sie zu ersticken, erhabne Macht ist. — Das Positive, haben wir gesagt und bewiesen, ist für sich genommen unberechtigt; — es ist nur insofern berechtigt, als es die Ruhe des Negativen, seine Beziehung auf sich negirt, insofern es unbedingt und entschieden das Negative aus sich ausschließt und es dadurch in seiner Thätigkeit erhält, — insofern es selbst zum thätigen Negativen wird. — Diese Thätigkeit des Negirens, zu der die Positivisten durch die unüberwindliche, in allen lebendigen Naturen unsichtbar gegenwärtige Macht des Gegensatzes selbst erhoben werden und welche ihre einzige Berechtigung und das einzige Merkmal ihrer Lebendigkeit ausmacht, — gerade diese Thätigkeit des Negirens wollen ihnen die Vermittelnden verbieten. — In Folge eines sonderbaren, unbegreiflichen Mißgeschicks, oder vielmehr aus dem ganzen begreiflichen Mißgeschicke ihrer praktischen Gesinnungslosigkeit, ihrer praktischen Impotenz, erkennen sie in den Positiven gerade das an, was an ihnen todt, verfault und nur der Vernichtung würdig ist, — und verwerfen an ihnen das, was ihre ganze Lebendigkeit ausmacht: — den lebendigen Kampf mit dem Negativen, die lebendige Gegenwart des Gegensatzes in ihnen.

(Fortsetzung folgt.)

Pfizer „Gedanken über Recht, Staat und Kirche.“

(Fortsetzung.)

Außerhalb der Fälle des Nothrechts besteht jedoch das Gesetz der Gleichheit des Rechts in voller Geltung; es hat daher der Mensch in Beziehung auf alle Rechtsverletzungen, die nicht durch die Noth geheiligt sind, ein unveräußerliches Zwangsrecht, und zwar ein gedoppeltes, das Recht auf Schadenersatz und das Recht auf Strafe. — Letztres steht nämlich nicht dem Staat als solchem (hier thut der Verf. auch einen Seitenhieb auf die Ansicht der neuen Philosophie vom Staate), sondern dem Einzelnen, und dem Staate nur als dem Bevollmächtigten des Einzelnen zu. Es ist ein Recht, auf welches auch verzichtet werden kann (daraus leitet der Verf. die Begnadigung ab), keine absolute Pflicht. Deßhalb ist es zwar allerdings der Gerechtigkeit gemäß, zum Maßstab der Strafe die Wiedervergeltung und noch überdies die im Verbrechen liegende Gefährlichkeit, sonach die Abschreckung zu machen. Aber es kann auch auf die volle Anwendung dieser strengen Grundsätze verzichtet werden, indem der im Gesetz civilisirter Staaten sich aussprechende Wille mit der Beßrung des Verbrechers sich begnügt und die Todesstrafe abschafft. (Beiläufig erklärt sich der Verf. mit gerechter Indignation gegen die beliebten politischen Tendenzverbrechen und die daraus entstehende politische Ketzerrichterei.) S. 76 — 133.

Auch in diesem Abschnitte sehen wir den Verf. nur das Kantsche Princip durchführen, obgleich in der Begründung des Strafrechts von Kant, jedoch nicht wesentlich, abgewichen wird. Als Anhang folgt noch eine kurze Erörterung des Vormundschaftsrechts, deren Hauptsätze diese sind: Unmündige, Minderjährige, Geisteskranke, überhaupt Diejenigen, welche keines vernünftigen Willens fähig sind, auch keinen giltigen Willen haben, aber darum doch nicht rechtlos sein können, dürfen zwar von der Verletzung fremder Rechte abgehalten und unschädlich gemacht werden; aber rechtswidrig ist im Uebrigen gleichwohl gegen sie Alles, was bei vollem Vernunftgebrauch sie nicht selbst wollen würden oder könnten, mithin jede Beschränkung ihrer natürlichen und unschädlichen Freiheit, die nicht zu ihrem eignen Besten dient; dagegen dürfen sie zu dem gezwungen werden, was ihnen selbst nützlich, besonders der Entwicklung ihrer Geisteskräfte förderlich ist. Hievon wird dann sogleich eine merkwürdige Anwendung auf die Bevormundung unmündiger, minderjähriger und wahnsinnig gewordner Nationen gemacht. S. 133 — 148.

Indem nun der Verf. auf den Staat zu sprechen kommt, so unterscheidet er wiederum Willkür-, Glaubens- und Rechtsstaat und erklärt den letztern für den allein der Vernunft gemäßen. Was er über das empirische Vorkommen jener verschiednen Formen sagt, übergehen wir hier und folgen zunächst der philosophischen Entwicklung. — In dieser scheint nun der Verf. einen Sprung zu machen, indem er den Staat nicht, wie Kant, für den peremtorischen Zustand erklärt, der als ein Postulat aus dem bloß provisorischen Wesen des natürlichen Rechtszustands hervorgehe, sondern den Staat ein nothwendiges Naturproduct nennt, für welches das Rechtsgesetz nur die vernünftige Regel hergebe. Indessen verläßt hiemit der Verf. den Kantschen Standpunct noch nicht. Denn er will keineswegs die Substantialität des Staats behaupten, welche er vielmehr ausdrücklich abläugnet. Wenn er daher von einem nothwendigen Bestehen des Staats spricht, so ist damit nur eine empirische Nothwendigkeit gemeint, „das unvermeidliche Nebeneinandersein mit Andern,“ wie Kant sagt, ohne daß diese Nothwendigkeit vernünftig begründet wäre. Viel-

mehr bleibt auch hier die Wirklichkeit, der Inhalt ein lediglich Gegebnes und Unbegriffnes, und die Philosophie hat nur die ideale Form dafür zum Gegenstand. In der That muß daher auch der Verf. doch wieder auf den formalen Begriff des Rechtsgesetzes als eines Zwangsgesetzes zurückkommen, welches die Fordrung eines Zustandes seiner Verwirklichung enthalte. Auch ist dies, wie wir gesehen haben, schon in dem vorigen Abschnitt geschehen, indem der Verf. das Recht auf einen solchen Zustand für ein unveräußerliches Hilfsrecht des Einzelnen erklärt, womit er noch viel entschiedner, als Kant selbst, den Staat unter die Kategorie des Privatrechts stellt. Ebenso entschieden ist er in Beziehung auf die specifische rechtliche Natur des Staats. Kant sagt ziemlich zweideutig: „der bürgerliche Verein ist nicht sowohl, als macht vielmehr eine Gesellschaft." Der Verf. dagegen sagt es gerade heraus: der Staat kann nur eine Gesellschaft sein. Und zwar deßhalb, weil eine Rechtsordnung ohne Unterordnung und positive Leistungspflichten nicht bestehen kann, Unterwerfung unter einen mehrgeltenden Willen aber und positive Leistungspflichten bloß durch Vertrag constituirt werden können, ferner aber dieser Vertrag, da er auf immer und für Zwecke aller Einzelnen gegründet wird, kein Dienstbarkeits-, sondern nur ein Gesellschaftsvertrag sein kann, dessen Wesen eben in der dauernden freien Vereinigung verschiedner Willen zu Einem Willen für einen von sämmtlichen Genossen der Gesellschaft selbst gewollten Zweck besteht. Es ist daher auch die Staatsgewalt für den Gewaltträger nichts Eignes und zu eignem Recht Beseßnes, sondern das Staatsoberhaupt ist, wie jeder Gesellschaftsvorstand, bloß Bevollmächtigter der Gesammtheit. Ferner fragt sich nun: was ist im Gegensatz von jeder andern Gesellschaft das unterscheidende Kennzeichen des Staats? Es kann einfach geantwortet werden: der Staat ist die Urgesellschaft. Einmal nämlich erhält jede andre Gesellschaft die Rechtsordnung, ohne welche überhaupt keine Gesellschaft bestehen kann, vom Staate, während der Staat die allgemeine, allen übrigen immanente, aus sich selbst wesentlich bestehende Rechtsordnung ist, diese mithin bei ihm als wesentlicher Zweck hervortritt. Allein es ist unrichtig, den Staat auf diesen Zweck zu beschränken, da die Erfahrung aller Zeiten einer solchen Beschränkung widerspricht und vielmehr zeigt, daß er eventuell auch die Erreichung aller andern beliebigen Gesammtzwecke zur Aufgabe habe, mithin das allgemeine Gesammtleben selbst, die Urgesellschaft darstelle. Dies erweist sich negativ daraus, daß außer dem Staate keine andre Art von Gesammtleben sich als die Urgesellschaft angeben ließe, positiv aber daraus, daß einmal der Staat allein alle formellen Bedingungen für jede Weise von Coexistenz enthält, ferner aber eben dadurch auch alle materiellen Zwecke menschlichen Gesammtlebens wenigstens facultativ umfaßt, so daß jede Gesellschaft, sobald sie ihren besondern Zweck zu dieser Allgemeinheit ausdehnt, eben damit Staat wird. Allerdings ist die Verwirklichung der Rechtsordnung der erste und absolute Hauptzweck des Staats, sie kann auch sein einziger sein, aber sie muß dies nicht sein und ist es auch nach der Erfahrung nicht. — Als Rechtsverein hat nun der Staat, gegenüber von allen andern Gesellschaften, das Eigenthümliche, daß er als souveränes und unabänderlich endgiltiges Organ des Gesammtwillens die Stimmenmehrheit anerkennen muß. Denn da er das Rechtsgesetz verwirklichen soll, so muß im Staate die Stimme des Einen so viel gelten, als die des Andern, mithin, da eine fortwährende Stimmeneinhelligkeit zu den Unmöglichkeiten gehört und ihre Fordrung den Naturzustand perpetuiren würde, eine Mehrheit von Stimmen mehr, als eine Minderheit. Denn wenn gleich im Naturzustand absolute Rechtsgleichheit ist, so ist diese doch gegen den Begriff der Gesellschaft, daher muß im Staat als Rechtsverein vernunftnothwendig diejenige Beschränkung der natürlichen Gleichheit gestattet sein, ohne welche keine Gesellschaft denkbar ist; diese besteht aber in der Verwandlung der natürlichen absoluten Gleichheit in die gesellschaftlich staatsbürgerliche, d. h. in der Unterwerfung unter das Gesetz der Stimmenmehrheit. Denn nur dieses garantirt jedem Gesellschaftsmitglied fortwährend gleichen Antheil an allen Gesellschaftsrechten mit jedem andern. Jede Ungleichheit, die der Staat einführt, muß auf das Princip der rechtlichen Gleichheit als ihren letzten Grund sich zurückführen lassen. Gleiche Willensgeltung ist aber in jeder Gesellschaft nichts Andres, als Herrschaft der Stimmenmehrheit. Die Rechtsgleichheit, deren Verwirklichung der Staat zum ersten Zweck hat, besteht nicht darin, daß vor dem Eintritt in den Staat der Wille des Einen so viel gegolten habe, als der jedes Andren, sondern darin, daß er die gleiche Geltung auch im Staate fortwährend behalte.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 250. 20. October. 1842.

Die Reaction in Deutschland.

(Fortsetzung.)

Sie sagen den Positiven: „Meine Herren! Sie haben Recht, die verfaulten und verdorrten Reste der Herkömmlichkeit zu bewahren; es lebt sich so hübsch und so angenehm in diesen Ruinen, in dieser vernunftwidrigen Rococo-Welt, deren Luft unsern schwindsüchtigen Geistern eben so gesund ist, wie die Luft eines Viehstalls für schwindsüchtige Körper; — was uns anbetrifft, so hätten wir uns mit der größten Freude in Ihrer Welt ansässig gemacht, — in einer Welt, wo nicht die Vernunft und die vernünftigen Bestimmungen des menschlichen Willens, sondern das lange Bestehen und die Unbeweglichkeit der Maßstab des Wahren und Heiligen sind und wo demzufolge China mit seinen Mandarinen und seinen Bambusschlägen als absolute Wahrheit gelten muß! — Aber was ist da zu thun, meine Herren! — Die Zeiten sind schlecht, unsre gemeinsamen Feinde, die Negativen, haben sehr viel Raum gewonnen; — wir hassen sie ebenso und vielleicht noch mehr als Sie selbst, da sie in ihrer Ungebundenheit uns zu verachten sich erlauben; — aber sie sind mächtig geworden, und man muß nolens volens auf sie Rücksicht nehmen, um nicht gänzlich von ihnen vernichtet zu werden; — seien Sie doch nicht so fanatisch, meine Herren, — räumen Sie ihnen einen kleinen Platz in Ihrer Gesellschaft ein; — was liegt Ihnen daran, wenn sie in ihrem historischen Museum die Stelle mancher, *sonst* sehr ehrwürdigen, *aber doch* ganz verfallnen Ruinen einnehmen? — Glauben Sie uns, ganz beglückt durch die Ehre, die Sie ihnen dadurch erweisen, werden sie sich schon in Ihrer ehrwürdigen Gesellschaft sehr ruhig und bescheiden benehmen; — denn es sind am Ende nur junge Leute, die durch Noth und Mangel an „sorgenfreier Lage erbittert"*), nur deßhalb so schreien und so viel Lärm machen, weil sie sich dadurch eine gewisse Bedeutung und eine angenehme Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen hoffen."

Nachdem wenden sie sich zu den Negativen und sagen ihnen: „Ihr Streben ist edel, meine Herren! Wir begreifen Ihre jugendliche Begeistrung für die reinen Principien und haben die größte Sympathie für Sie; glauben Sie uns aber, die reinen Principien sind in ihrer Reinheit auf das Leben unanwendbar; — es gehört eine gewisse Dosis von Eklekticismus zum Leben; — die Welt läßt sich nicht so bemeistern, wie Sie es wünschen; Sie müssen ihr etwas nachgeben, um auf sie wirken zu können, — sonst werden Sie Ihre Stellung in ihr gänzlich verderben." — Und wie man von den polnischen Juden erzählt, daß sie im letzten polnischen Kriege den beiden kämpfenden Parteien, den Polen ebensowohl wie den Russen, zugleich dienen wollten und von beiden aufgehängt wurden, — so plagen sich diese Armseligen mit dem unmöglichen Geschäft der äußerlichen Vermittlung, und werden zum Dank von beiden Parteien verachtet. — Schade nur, daß die gegenwärtige Zeit zu schwach und zu energieles ist, um das Solonsche Gesetz auf sie anzuwenden!

Das sind Phrasen, wird man mir entgegnen; die Vermittelnden sind meistens ehrwürdige und wissenschaftlich gebildete Leute; — es giebt sehr viel allgemein geachtete und hochgestellte Personen unter ihnen, und Sie haben sie als einsichts- und gesinnungslose Menschen dargestellt! — Was kann ich aber dafür, wenn es so wirklich ist? — Ich will Keinen persönlich angreifen; — das Innre eines Individuums ist mir ein unantastbares Heiligthum, ein Incommensurables, über welches ich mir niemals ein Urtheil erlauben werde; — dieses Innre kann für das Individuum selbst einen unendlichen Werth haben; — für die Welt, in der Wirklichkeit aber ist es nur insofern, als es sich äußert, und nur ein solches, als welches es sich äußert; — jeder Mensch ist wirklich nur das, was er in der wirklichen Welt ist, — und das Schwarze kann ich doch unmöglich weiß nennen.

Ja, wird man mir erwiedern, Ihnen scheint ihr Streben schwarz, oder vielmehr grau zu sein; — in der That wollen Jene und bezwecken sie nur den Fortschritt und befördern ihn viel mehr als Sie selbst, indem sie besonnen zu Werke gehen und nicht übermüthig wie die Demokraten die ganze Welt auseinandersprengen wollen. — Wir haben aber gesehen, was dieser vermeinte, von den Vermittelnden bezweckte Fortschritt ist; — wir haben gesehen, daß sie eigentlich nichts Andres als die Erstickung des einzig

---

*) s. Marheineke's Votum in der B. Bauerschen Angelegenheit S. 86.

lebendigen Princips unsrer sonst so armen Gegenwart, die Erstickung des schöpfrischen und zukunftsvollen Princips der auflösenden Bewegung wollen; — sie sehen eben so wie wir ein, daß unsre Zeit eine Zeit des Gegensatzes ist; — sie geben uns zu, daß dies ein schlechter, ein in sich zerrißner Zustand ist, — und anstatt durch die Vollendung des Gegensatzes ihn in eine neue, affirmative und organische Wirklichkeit umschlagen zu lassen, wollen sie ihn, diesen in seiner jetzigen Existenz so dürftigen und schwindsüchtigen Zustand, durch eine endlose Allmäligkeit ewig erhalten. — Ist das ein Fortschritt? — Sie sagen den Positiven: „erhalten Sie das Alte, aber erlauben Sie zugleich auch den Negativen, es allmälig aufzulösen;“ — und den Negativen: „lösen Sie das Alte auf; — nur nicht auf einmal und gänzlich, — damit Sie immer etwas zu thun haben; — d. h. bleiben Sie Jedes in Ihrer Einseitigkeit; — wir aber, die Auserwählten, werden den Genuß der Totalität für uns bewahren;“ — armselige Totalität, mit welcher sich nur armselige Geister befriedigen können! — Sie berauben den Gegensatz seiner bewegenden, praktischen Seele und freuen sich, daß sie mit ihm nach Willkür schalten und walten können; — der große heutige Gegensatz ist ihnen keine praktische Macht der Gegenwart, der sich jeder lebendige Mensch rücksichtslos aufgeben muß, um lebendig zu bleiben, sondern nur ein theoretisches Spielwerk. — Sie sind nicht von dem praktischen Geiste der Zeit durchdrungen und deßhalb sind sie auch unsittliche Menschen; ja, sie, die sich so sehr ihrer Moralität rühmen, sind unsittliche Menschen, weil die Sittlichkeit außer der alleinseligmachenden Kirche der freien Menschheit unmöglich ist. — Ihnen muß man wiederholen, was der Apokalyptiker den Vermittelnden seiner Zeit sagt:

„Ich weiß deine Werke, daß du weder kalt noch warm bist. — Ach daß du kalt oder warm wärest.

„Weil du aber lau bist und weder kalt noch warm, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde.

„Du sprichst: Ich bin reich und habe gar satt und bedarf nichts; — und weißt nicht, daß du bist elend und jämmerlich, arm, blind und bloß.“

Aber, wird man mir sagen, fallen Sie nicht mit Ihren rein auseinandergehaltnen Extremen in den abstracten von Schelling und Hegel längst überwundnen Standpunct zurück? — Hat dieser Hegel, den Sie so hoch schätzen, selbst nicht die ganz richtige Bemerkung gemacht, daß im reinen Lichte ebenso wenig gesehen werden kann als in der reinen Finsterniß und daß erst die concrete Einheit beider das Sehen überhaupt möglich macht, — und besteht nicht das große Verdienst Hegel's gerade darin, bewiesen zu haben, wie jede lebendige Existenz nur dadurch lebendig ist, daß sie ihre Negation nicht außer sich, sondern in sich als immanente Lebensbedingung hat; und daß, wenn sie nur positiv wäre und die Negation außer sich hätte, sie bewegungs- und leblos wäre? — Das weiß ich sehr gut, meine Herren! Ich gebe Ihnen zu, daß ein lebendiger Organismus zum Beispiel nur dadurch lebendig ist, daß er den Keim seines Todes in sich trägt; — aber wenn Sie mir Hegel citiren wollen, so müssen Sie ihn vollständig citiren; — dann werden Sie ersehen, daß das Negative nur so lange die Lebensbedingung dieses bestimmten Organismus ist, als es nur in ihm als ein in seiner Totalität gehaltnes Moment ist; — daß aber ein Punct vorkommt, wo die allmälige Wirkung des Negativen plötzlich abgebrochen wird, so daß dieses zum selbständigen Principe umschlägt; — und daß dieser Augenblick der Tod dieses bestimmten Organismus ist, ein Moment, das in der Hegelschen Philosophie als der Uebergang der Natur in eine qualitativ neue Welt, — in die freie Welt des Geistes bezeichnet wird.

Dasselbe wiederholt sich in der Geschichte: — das Princip der theoretischen Freiheit zum Beispiel regte sich schon in der vergangnen katholischen Welt vom Anfange ihrer Existenz an; — dieses Princip war die Quelle aller Häresien, an denen der Katholicismus so reich war; — ohne dieses Princip aber wäre der Katholicismus bewegungslos und so war es zugleich auch das Princip seiner Lebendigkeit, aber nur so lange als es in seiner Totalität, als bloßes Moment, gehalten war; — so ist auch der Protestantismus allmälig hervorgegangen; — seinen Anfang hatte er im Anfange des Katholicismus selbst; — einmal aber wurde diese Allmäligkeit abgebrochen und das Princip der theoretischen Freiheit erhob sich zum selbständigen, unabhängigen Principe; — da wurde erst der Gegensatz in seiner Reinheit offenbar, und Sie wissen wohl, meine Herren, — Sie, die Sie sich Protestanten nennen, — was Luther den Vermittelnden seiner Zeit antwortete, als sie ihm ihre Dienste vorschlugen. —

Sie sehen, meine Ansicht über die Natur des Gegensatzes ist nicht nur einer logischen, sondern auch einer historischen Bestätigung fähig; — ich weiß aber, daß Ihnen mit keinem Beweise geholfen werden kann, da Sie in Ihrer Leblosigkeit kein andres Geschäft so gern übernehmen als das Bemeistern der Geschichte; — Sie sind ja nicht umsonst trockne Zurechtmacher genannt worden!

„Noch sind wir nicht geschlagen, — werden mir vielleicht die Vermittelnden antworten, — Alles, was Sie vom Gegensatze sagen, ist wahr; nur Eines können wir Ihnen nicht zugeben, — nämlich daß es jetzt in unsrer Zeit so arg wäre, wie Sie es behaupten; — es giebt wohl Gegensätze in der Gegenwart, sie sind aber nicht so gefährlich, wie Sie es versichern. — Sehen Sie, überall ist Ruhe, überall hat sich die Bewegung gelegt; — Keiner denkt an Krieg und die Mehrzahl der Nationen und der jetzt lebenden Menschen strengen alle ihre Kräfte an, um den Frieden zu erhalten,

weil sie wohl wissen, daß die materiellen Interessen, welche jetzt zur Haupt-Angelegenheit der Politik und der allgemeinen Cultur geworden zu sein scheinen, ohne Frieden nicht zu befördern sind. — Wie viel wichtige Veranlassungen zum Kriege und zur Auflösung der bestehenden Ordnung der Dinge gab es nicht von der Juli-Revolution an bis zu unsrer Zeit! — Es kamen im Laufe dieser zwölf Jahre solche Verwicklungen vor, von denen man unmöglich erwarten konnte, daß sie sich friedlich auflösen lassen würden, — solche Augenblicke, wo ein allgemeiner Krieg fast unvermeidlich schien und wo die schrecklichsten Stürme uns bedrohten; — und doch lösten sich alle Schwierigkeiten allmälig auf, Alles blieb ruhig und der Friede scheint sich für immer auf die Erde niedergelassen zu haben!" —

(Schluß folgt.)

Pfizer „Gedanken über Recht, Staat und Kirche."

(Fortsetzung.)

Gehört aber die Herrschaft der Mehrheit zum Wesen des Staats, so ist sie auch ein unveräußerliches Recht des Staats oder der Staats-Gesammtheit und dies führt auf sein zweites Kriterium der Staatsgesellschaft: daß sie die einzige mit unveräußerlichen Rechten ausgestattete Gesellschaft ist. Auf keine andre Gesellschaft nämlich hat der Mensch ein unveräußerliches Recht; dagegen hat er ein solches auf den Staat, weil dieser das einzige Mittel ist, das sich nicht von selbst realisirende Rechtsgesetz zu verwirklichen. Nothwendig muß dann aber auch im Staate jeder Einzelne ein unveräußerliches Recht auf Alles haben, was zum Wesen des Staats gehört, und der Staat somit ebenfalls, als der Inbegriff der so Berechtigten. Mithin hat der Staat nicht nur, wie jede andre Gesellschaft, ein Recht auf Dasein, Ehre und Freiheit, er braucht nicht nur jeden seinem Zwecke widersprechenden Vertrag als aus Irrthum hervorgegangen nicht anzuerkennen, sondern er kann auch seine Rechte im Wege des Nothrechts auf Kosten fremder Staaten oder Individuen, sowie der eignen Angehörigen behaupten. Aufhören kann er von Rechts wegen nur entweder in Folge einer Rechtsverwirkung, oder in Folge freier Entschließung der Gesammtheit, die jedoch auch durch die Mehrheit rechtsgiltig vertreten wird, weil ein Staat, dessen Fortdauer die Mehrheit nicht mehr will, ein unmöglicher wäre. S. 151 — 220.

Als Staatsgewalt (Organ des Gesammtwillens im Staate) erkennt mithin der Verf. allein die Mehrheit an, weil der Zweck des Staats als Rechtsvereins Verwirklichung des Rechtsgesetzes ist und das Rechtsgesetz vor Allem Gleichheit fordert. Das Gesetz der (staatsgesellschaftlichen, nicht der absoluten) Gleichheit muß das oberste im Staate sein, auch da, wo der Staat über den Zweck der bloßen Rechtsverwirklichung hinausgeht. Außer dem Staat, im Privatrecht, muß sich Alles auf das Gesetz der absoluten Gleichheit, der Stimmeneinhelligkeit, im öffentlichen Rechte Alles auf das Gesetz der gesellschaftlichen Gleichheit, der Stimmenmehrheit zurückführen lassen. Nur zur Gründung des Staats ist, so weit nicht etwa das Nothrecht eine Ausnahme begründet, Stimmeneinhelligkeit nothwendig; seine Erhaltung und Regierung aber muß nothwendig auf Stimmenmehrheit beruhen. — Indessen ist der durch die Mehrheit ausgesprochne Gesammtwille zwar formell allmächtig, aber materiell ist er doch auch wieder beschränkt, sofern die Mehrheit doch nur ein Theil der Gesammtheit, mithin gegen diese, so wie gegen die Minderheit und die Nachkommenschaft ihrerseits Pflichten hat, deren Grenzen sie einhalten muß. Diese Grenzen sind die Grenzen der gesetzgebenden Gewalt, in welcher überhaupt die gesammte Staatsgewalt sich abschließt, da es keine von der gesetzgebenden unabhängige vollziehende Gewalt geben kann. Sie bestimmen sich einfach aus der Vertragsnatur des Staats, worin eben dies liegt, daß jeder Einzelne sich den Beschlüssen der Mehrheit innerhalb der Grenzen des vernünftigen Staatszwecks unterworfen hat. Es kann hienach 1) nichts als Gesetz giltig sein, was als Vertrag unsittlich wäre; sonach kann kein Gesetz unveräußerliche Rechte entziehen, namentlich nichts Unsittliches gebieten; 2) kann kein Gesetz zu Recht bestehen, das dem vernünftigen Staatszweck widerspricht. Zu solchen Gesetzen würde gehören: a) ein solches, das die Rechtsgleichheit verletzte, das die Minderheit gegen ihren Willen nach einem andern Gesetze behandelte, als welches die Mehrheit für sich aufstellt. Uebrigens wird hiemit nicht die Fordrung materieller Rechtsgleichheit für alle Staatsgenossen ausgesprochen. Denn einmal ist es keine Rechtsungleichheit, wenn einzelne Classen, um eine Ungleichheit ihrer Leistungen oder Leistungsfähigkeit auszugleichen, in den staatsbürgerlichen Rechten zurückgesetzt werden; ferner nicht, wenn von der Mehrheit zu Gunsten einer Minderheit eine Ungleichheit festgesetzt wird; endlich nicht, wenn die Minderheit selbst — auch nur in der Mehrheit ihrer Stimmen — in eine solche rechtsverkürzende Ungleichheit einwilligt (Beispiele: Ausschließung der Juden von Staats- und Gemeindeämtern, der Armen und Bildungslosen von den politischen Rechten, des weiblichen Geschlechts von beiden rc.); b) ein rückwirkendes, d. h. erworbne Rechte verletzendes Gesetz; c) ein solches, das die Auswandrung verböte. Denn wenn gleich ohne Verwandlung der absoluten in die gesellschaftliche Gleichheit der Staat unmöglich ist, so muß er dennoch als Rechtsverein alle Rechte der Menschen, mithin auch das auf absolute Gleichheit verwirklichen, was eben durch die Gestattung der Auswandrung geschieht.

Eine Ausnahme begründet nur das Nothrecht (Militärpflichtigkeit); auch kann durch den persönlichen Austritt aus dem Staatsverbande das dingliche Recht des Staats am Staatsgebiet nicht verloren gehen; denn im Staatsvertrag liegt die Uebertragung eines Obereigenthums über das Staatsgebiet an die Gesammtheit. d) ganz insbesondre aber ein Verfassungsgesetz, welches die Ausübung der Staatsgewalt an irgend ein Organ anders, als im Namen der Gesammtheit und auf widerrufliche Weise überträge. Denn in einer unwiderruflichen Uebertragung läge eine völlige Veräußrung, mithin eine in sich nichtige Hingabe eines unveräußerlichen Rechts. Es ist jedoch mit der Unveräußerlichkeit nicht auch die Unbeschränkbarkeit gefordert. So wenig im Kreise des Privatrechts ein auf eine gewisse Zeitdauer beschränkter Dienstvertrag rechtswidrig ist, so wenig ist es gegen das Recht, daß die Staatsgesammtheit durch eine nach Umfang und Zeitdauer begrenzte Uebertragung der Staatsgewalt oder der Repräsentation des Gesammtwillens an bestimmte (physische oder moralische, einheimische oder auswärtige) Personen ihre Freiheit vertragsmäßig beschränke. Als äußerste Zeitgrenze für den Ablauf der Vollmacht, sofern sie nicht erneuert wird, bietet sich die Lebensdauer des bevollmächtigten Individuums dar. Ist Derjenige, dem die Ausübung der obersten Gewalt im Staate übertragen wurde, selbst eine unsterbliche Gesammtperson (eine Gemeinde, eine Kirche, ein auswärtiger Staat), so wäre das Natürlichste, die Uebertragung nur als bindend anzusehen bis zum Heranwachsen einer neuen Generation; oder wenn man, um ja kein Recht auf Seiten Derer, die den Vertrag unmittelbar geschlossen haben, zu verletzen, weiter gehen will, so muß vernunftrechtlich ihr Anspruch spätestens mit dem Tode des letzten Mitglieds, das zur Zeit des Vertragsabschlusses oder der Unterwerfung schon am Leben war, erlöschen. Am wenigsten können bloß angebliche Gesammtpersonen, wie die Fürstenhäuser, ein unwiderrufliches Recht auf Ausübung der Staatsgewalt haben. Die Uebertragung der Staatsgewalt an ein bestimmtes Fürstenhaus nach einer bestimmten Successionsordnung kann daher auch für diejenigen Familienmitglieder, welche nicht ausdrücklich den Vertrag mit abgeschlossen, vernunftrechtlich nur die Rechtswirkung haben, daß, so lange das Volk in seiner Mehrheit einen solchen Beschluß nicht ändert oder ganz zurücknimmt, dem gesetzlichen Thronerben die Nachfolge von keinem Andern streitig gemacht werden darf. Von der Gesammtheit aber ist der jedesmalige Nachfolger die Huldigung zu fordern nicht berechtigt, sondern es muß von ihrem Willen abhängen, ob sie auch ihm sich unterwerfen oder andre Verfügung treffen wolle. Hienach ist auch das verfassungsmäßige Recht eines Staatsoberhaupts, seinen Nachfolger zu ernennen, vernunftrechtlich ein bloßes Vorschlagsrecht, das erst durch die hinzukommende freie Beistimmung oder den Nichtwiderspruch des Volks ein erworbenes Recht für den Ernannten begründet. Wo ferner die Staatsgewalt in aristokratischer Weise einer Anzahl von Familien übertragen ist, da kann die Uebertragung gleichfalls höchstens bis zum Aussterben der vertragschließenden Generation verbindlich sein. Dagegen schließt auch eine demokratische Verfassung erworbne Rechte der höchsten Staatsbeamten nicht aus. — Absolut widerruflich ist dagegen jede Uebertragung der Staatsgewalt soweit, als sie dem Umfang nach die Schranken überschreitet, worin sie eingeschlossen bleiben muß, wenn nicht der Wille der Mehrheit aufhören soll, mehr zu gelten, als der ihres Bevollmächtigten. Ein solches Mißverhältniß wird dann ausgeschlossen, wenn neben dem unveräußerlichen Rechte der Verfassungsändrung bei jedem Regentenwechsel das Volk zugleich so viel Antheil an der Gesetzgebung sich vorbehält, daß wider seinen Willen vom Staatsoberhaupte kein Gesetz erlassen werden darf. Auf eine solche Verfassung hat denn auch jedes Volk ein unveräußerliches Recht, wiewohl durch die Uebertragung der Staatsgewalt ohne einen solchen Vorbehalt der Begriff des Rechtsstaats nicht aufgehoben wird; denn auch in der absoluten Monarchie hat das Volk dasselbe Recht, nach dem Willen der Mehrheit regiert zu werden, und der Rechtsstaat geht nur dann in Despotie über, wenn dem Volk die Befugniß abgesprochen wird, sobald es will, an der Gesetzgebung Antheil zu nehmen und, unbeschadet der erworbnen Rechte des jeweiligen rechtmäßigen Staatsoberhaupts, seine Verfassung selbst zu ordnen. Auch besondre Verfassungen, die von bevollmächtigten Organen des Volks ausgegangen sind, machen keine Ausnahme. Die Mehrheit verliert dadurch ihre constituirende Gewalt nicht auf längre Zeit, als überhaupt nach dem Grundsatz der Unveräußerlichkeit der Staatsgewalt auf deren Ausübung von einem Dritten ein Recht erworben werden konnte. Die Mehrheit ist daher z. B. nicht an das Successionsgesetz einer solchen Verfassung gebunden, ja nicht einmal an die Verfassung selbst, vollends nicht, wenn die constituirende Versammlung bloß vermöge einer Fiction die Mehrheit vertrat.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 251. 21. October. 1842.

Die Reaction in Deutschland.

(Schluß.)

Friede, — sagen Sie, — ja, was man nun Friede nennt! — Ich behaupte aber dagegen, daß noch nie die Gegensätze so scharf hingestellt waren wie jetzt, — daß der ewige Gegensatz, der in allen Zeiten derselbe ist, nur daß er sich im Fortgange der Geschichte immer mehr steigert und entwickelt, — daß der Gegensatz der Freiheit und der Unfreiheit sich in unsrer, den Auflösungsperioden der heidnischen Welt sonst so ähnlichen Gegenwart zu seiner letzten und höchsten Spitze getrieben und emporgeschwungen hat! — Haben Sie nicht auf dem Vorgrunde des durch die Revolution erhobnen Tempels der Freiheit die geheimnißvollen und furchtbaren Worte: **Liberté, Egalité** und **Fraternité** gelesen, und wissen Sie und fühlen Sie nicht, daß diese Worte die gänzliche Vernichtung der bestehenden politischen und socialen Welt andeuten? — Haben Sie nichts von den Stürmen der Revolution gehört und wissen Sie nicht, daß Napoleon, dieser vermeintliche Bezähmer des Demokratismus, die nivellirenden Principien desselben, als ein würdiger Sohn der Revolution, in ganz Europa mit siegender Hand verbreitet hat? — Haben Sie nicht auch vielleicht etwas von Kant, Fichte, Schelling und Hegel gehört, oder wissen Sie wirklich nichts von einer Philosophie, welche in der intellectuellen Welt dasselbe nivellirende revolutionäre Princip, — und Princip der Autonomie des Geistes aufgestellt hat, und begreifen Sie nicht, daß dieses Princip im höchsten Gegensatze mit allen jetzigen positiven Religionen, mit allen gegenwärtigen Kirchen steht?

„Ja, — werden Sie mir antworten, diese Gegensätze gehören ja eben zur vergangnen Geschichte; die Revolution ist in Frankreich selbst durch die weise Regierung Ludwig Philipp's und die moderne Philosophie durch einen ihrer größten Urheber, durch Schelling selbst neulichst überwunden worden; — der Gegensatz ist nun überall, in allen Sphären des Lebens aufgelöst." — Und Sie glauben wirklich an diese Auflösung, an diese Ueberwindung des revolutionären Geistes? — sind Sie denn blind und taub und haben Sie keine Augen und Ohren für das, was um sie her vorgeht? — Nein, meine Herren, — der revolutionäre Geist ist nicht überwunden; — er ist nur, nachdem er durch seine erste Erscheinung die ganze Welt in ihren Fugen erschüttert hat, wieder in sich zurückgegangen; er hat sich nur in sich vertieft, um bald wieder sich als affirmatives, schaffendes Princip zu offenbaren, und gräbt jetzt, wenn ich mich dieses Ausdrucks Hegel's bedienen darf, wie ein Maulwurf unter der Erde, — und daß er nicht umsonst arbeitet, das können Sie an den vielen Ruinen sehen, von denen unser religiöser, politischer und socialer Boden bedeckt ist. — Sie sprechen von Auflösung, von Versöhnung! — Sehen Sie sich nur um, und sagen Sie mir, was ist lebendig geblieben von der alten katholischen und protestantischen Welt? — Sie sprechen von der Ueberwindung des negativen Princips! — Haben Sie aber nichts von **Strauß, Feuerbach** und **Bruno Bauer** gelesen, und wissen Sie nicht, daß ihre Werke in Aller Händen sind? — Sehen Sie nicht, daß die ganze deutsche Litteratur, Bücher, Broschüren, Zeitungen, — ja daß die Werke der Politivisten selbst unbewußt und unwillkürlich von diesem negativen Geiste durchdrungen sind? — und das nennen Sie Versöhnung und Friede!

Sie wissen wohl, daß die Menschheit, ihrer erhabnen Bestimmung zufolge, sich nur in einem universell-praktischen Principe befriedigen und beruhigen kann, in einem Principe, das die tausendfach verschiednen Erscheinungen des geistigen Lebens mächtig in sich zusammenfaßt; — wo ist aber dieses Princip, meine Herren? — Sie müssen doch mitunter auch lebendige, menschliche Augenblicke in dem Fortgange Ihrer sonst so traurigen Existenz erleben, — solche Augenblicke, wo Sie die kleinlichen Motive Ihres Alltagslebens von sich abwerfen und sich nach der Wahrheit, nach dem Großen, nach dem Heiligen sehnen; — antworten Sie mir nun aufrichtig, die Hand aufs Herz, haben Sie irgendwo was Lebendiges gefunden? — Haben Sie je unter den Ruinen, die uns umgeben, diese ersehnte Welt entdeckt, wo Sie sich gänzlich aufgeben und in dieser großen Communion mit der ganzen Menschheit sich neu wiedergebären könnten? — Ist etwa diese Welt der Protestantismus? — Aber er ist der furchtbarsten Anarchie preisgegeben; — in wie viel verschiedne Secten ist er nicht auseinandergerissen? „Ohne großen, allgemeinen Enthusiasmus giebt es nur Secten, keine öffentliche Meinung," sagt Schelling,

und die jetzige protestantische Welt ist himmelweit davon entfernt, von einem allgemeinen Enthusiasmus durchdrungen zu sein, ist die nüchternste Welt, die man sich nur vorstellen kann. — Ist es etwa der Katholicismus? — Wo ist aber seine alte Herrlichkeit? — Ist er nicht jetzt, — er, der sonst über die ganze Welt gebot, — ist er nicht zum gehorsamen Werkzeuge einer ihm fremden, unsittlichen Politik geworden? — Oder finden Sie vielleicht Ihre Beruhigung im gegenwärtigen Staate? — Ja das wäre wirklich eine schöne Beruhigung! — Der Staat ist jetzt im tiefsten innerlichen Widerspruche begriffen, — weil der Staat ohne Religion, ohne eine kräftige allgemeine Gesinnung unmöglich ist; — sehen Sie nur auf Frankreich und England, wenn Sie sich davon überzeugen wollen; — von Deutschland will ich schon gar nicht sprechen! —

Gehen Sie endlich in sich, meine Herren, und sagen Sie mir aufrichtig, sind Sie mit sich selbst zufrieden und können Sie mit sich zufrieden sein? — sind Sie nicht selbst, ohne Ausnahme, traurige und dürftige Erscheinungen unsrer traurigen und dürftigen Zeit? — sind Sie nicht voll von Widersprüchen? — sind Sie ganze Menschen? — glauben Sie an etwas wirklich? — wissen Sie, was Sie wollen, und können Sie überhaupt etwas wollen? — hat an Ihnen die moderne Reflexion, diese Epidemie unsrer Zeit, einen einzigen lebendigen Theil übrig gelassen und sind Sie nicht durch und durch von ihr durchdrungen und durch sie gelähmt und gebrochen? — In der That, meine Herren, Sie müssen gestehen, daß unsre Zeit eine traurige Zeit ist und daß wir Alle ihre noch viel traurigern Kinder sind!

Andrerseits aber regen sich Erscheinungen um uns her, welche uns verkündigen, daß der Geist, dieser alte Maulwurf, sein unterirdisches Werk bereits vollbracht hat und daß er bald wieder erscheinen wird, um sein Gericht zu halten; — es bilden sich überall, und besonders in Frankreich und England socialistisch-religiöse Vereine, welche, der gegenwärtigen politischen Welt ganz fremd, aus ganz neuen uns unbekannten Quellen ihr Leben schöpfen und sich im Stillen entwickeln und verbreiten. — Das Volk, — die arme Classe, welche ja ohne Zweifel die größte Mehrzahl der Menschheit bildet, — die Classe, deren Rechte man schon theoretisch anerkannt hat, die aber bis jetzt noch durch ihre Geburt, durch ihre Verhältnisse zur Besitzlosigkeit und zur Unwissenheit, somit aber auch zur factischen Sklaverei verurtheilt ist, — diese Classe, welche das eigentliche Volk bildet, nimmt überall eine drohende Stellung an und beginnt die im Verhältnisse zu ihr schwachen Reihen ihrer Feinde zu zählen und die wirkliche Vollführung ihrer ihr von Allen schon zugestandnen Rechte zu fordern. — Alle Völker und alle Menschen sind von einer gewissen Ahnung erfüllt und Jeder, dessen Lebensorgane nur nicht gelähmt sind, sieht mit einer schauerlichen Erwartung der nahenden Zukunft entgegen, welche das erlösende Wort aussprechen wird. — In Rußland selbst, in diesem endlosen und schneebedeckten Reiche, das wir so wenig kennen und dem vielleicht eine große Zukunft bevorsteht, — in Rußland selbst sammeln sich dunkle, Gewitter verkündigende Wolken! — O, die Luft ist schwül, sie ist schwanger von Stürmen!

Und darum rufen wir unsern verblendeten Brüdern zu: Thut Buße! Thut Buße! — Das Reich des Herrn ist nah!

Den Positivisten sagen wir: — öffnet Eure geistigen Augen, — laßt die Todten das Todte begraben und überzeugt Euch endlich, daß der Geist, der ewigjunge, ewig neugeborne, nicht in verfallnen Ruinen zu suchen ist! — Und die Vermittelnden mahnen wir, ihre Herzen der Wahrheit zu öffnen und sich von ihrer armseligen und blinden Weisheit, von ihrem theoretischen Hochmuth und von der knechtischen Furcht zu befreien, welche ihre Seele austrocknet und ihre Bewegungen lähmt.

Laßt uns also dem ewigen Geiste vertrauen, der nur deßhalb zerstört und vernichtet, weil er der unergründliche und ewig schaffende Quell alles Lebens ist. — Die Lust der Zerstörung ist zugleich eine schaffende Lust!

Jules Elysard.

Pfizer „Gedanken über Recht, Staat und Kirche."

(Fortsetzung.)

Alles dies wäre nun aber Wahn, wenn das Volk auf eine solche Staatsgewalt nicht auch ein erzwingbares Recht hätte. Wer das Recht des offensiven Widerstandes dem Volke abspricht, der spricht ihm das Recht selbst ab. Vertragsverletzung von einer Seite hebt eo ipso auch auf der andern alle Verpflichtung aus dem Vertrage auf. Dies gilt für absolute, wie für constitutionelle Staaten; die sogenannte Unverantwortlichkeit des constitutionellen Regenten ist auch keineswegs ein Freibrief zu Verfassungsverletzungen für ihn; sie schützt ihn nur vor persönlicher Verantwortung und Bestrafung, nimmt aber dem Volke nicht das Recht, die Verfassung zum Nachtheil des Treubrüchigen zu ändern. Auch gilt hier das Nichterfüllenkönnen dem Nichterfüllenwollen gleich. — Jedoch, was von der Mehrheit gilt, das gilt nicht auch von dem Einzelnen. Dieser kann nur auf eigne Gefahr revolutioniren. Im Uebrigen ist er, mit Ausnahme des bloß verfassungsgemäßen Gehorsams in Beziehung auf Handlungen der vollziehenden Gewalt, an die Entscheidung der von der Mehrheit anerkannten Gewalt als an formelles Recht gebunden; und, wenn er dieses formelle Recht nicht mit dem materiellen übereinstimmend findet, so mag er auswandern.

Nur an dem unveräußerlichen Rechte hat auch dieses formelle Recht seine Schranken. Deßhalb hat der Sklave volles Recht, auch mit Gewalt sich selbst zu befreien. Jeder Einzelne darf revoltiren gegen eine Staatsgewalt, welche Menschenopfer, Prostitution, Ketzerverfolgungen ꝛc. gebietet. Provinzen dürfen revoltiren, an deren Einwohnern durch willkürliche Ausschließungsgesetze und Unfähigkeitserklärungen die Rechtsgleichheit verletzt wird. Ebenso Nationen, die naturwidrig mit fremden Nationen zu Einem Staate gemengt sind; nicht minder aber auch die Bruchtheile einer naturwidrig in Theilstaaten auseinandergerißnen Nation. — Gegen die aus alle dem sich ergebenden Fordrungen kann auch nicht eingewendet werden, daß das positive Recht es anders wolle. Denn das positive Recht beruht selbst nur auf Vertrag und hat das Vernunftrecht zu seiner Grundlage, wie denn dies auch immer mehr in das allgemeine Bewußtsein tritt. Denn die unveräußerlichen Menschenrechte hat die Menschlichkeit der Fürsten des 18ten und 19ten Jahrhunderts willig anerkannt, und ebenso werden auch die unveräußerlichen Rechte der Nationen sich ihre Anerkennung zu verschaffen wissen. Denn die Giltigkeit alles Rechts beruht einzig und allein auf der Stimmenmehrheit. S. 221 — 317.

Auch in den beiden hievor ausgezognen Abschnitten weicht der Verf. von Kant nicht wesentlich ab, wenn gleich die Resultate theilweise andre sind. Die Deduction des Staats ist dieselbe, ganz formalistische, wenn schon, was der Verf. nebenher von der Nothwendigkeit des Staats und seiner Beziehung auf das naturbestimmte Dasein der Nation sagt, ziemlich anders klingt, als bei Kant. Der Staat ist ein Product der Einzelwillen, nichts Substantielles, er kann nur durch Vertrag erklärt werden, als die einzige Form, in welcher der Einzelwille (nach jener Ansicht der Wille überhaupt) seine Freiheit positiv beschränken kann. Mag immerhin der Staat empirisch anders entstehen; das vernünftige, rechtliche Bestehen desselben gründet sich allein auf das Princip des Vertrags. Seine Begründung auf Vertrag ist daher ein Ideal, ein Sollen, das consequenterweise auch zur Realität gebracht werden muß. Alles das ist gut Kantisch. Als ein Vertrag Aller mit Allen ist nun der Staat Gesammtwille, der gemeinsame Wille aller Einzelnen, sein Organ ist die gesetzgebende Gewalt, die dem Begriff des Gesammtwillens gemäß nur eben der Gesammtheit, dem Volk, zukommen kann. „Denn," sagt Kant, „wenn Jemand etwas gegen einen Andern verfügt, so ist es immer möglich, daß er ihm dadurch Unrecht thue, nie aber in dem, was er über sich selbst beschließt (volenti non fit injuria)." Die gesetzgebende Gewalt des Volks ist daher die souveräne Staatsgewalt, von der die übrigen Staatsgewalten abhängig sein müssen. Auch dies ist von Kant genommen. Giebt man nun diese Vordersätze zu, so erheben sich zwei Hauptfragen: 1) Wie ist es möglich, den Begriff eines bindenden Gesammtwillens mit der vorausgesetzten absoluten Freiheit des Einzelwillens zu vereinigen? 2) Wie verhält sich der kategorische Imperativ der Vernunft zur empirischen Wirklichkeit? — An der ersten Frage ist die Kantsche Philosophie theoretisch gescheitert; die zweite Frage hat ihre Dialektik an der Geschichte der franz. Revolution und ihrer Folgen.

Ad 1) unterschied schon Kant selbst zwischen activen und passiven Staatsbürgern und gestand damit ein, daß der Begriff des quantitativen Gesammtwillens in sich selbst widersprechend und nur durch Fiction aufrecht zu erhalten sei (Metaph. Anfangsgründe §. 46). Der Verf. sucht diese Schwierigkeit nur mit Kant's eignen Argumenten zu heben, indem er sagt, es dürfe auch gegen die bloßen passiven Staatsbürger das Gesetz der idealen gleichen Willensgeltung nicht verletzt werden. Allein damit ist man noch nicht am Ende. Denn wenn sich eine ganze, und zwar die überwiegende Menge der Staatsgenossen (die Weiber, die Armen, Ungebildeten, Minderjährigen, in Privatabhängigkeit Stehenden ꝛc.) auf eine solche negative Rechtsgleichheit beschränken lassen müssen, so fehlt es an aller Berechtigung für den Rest der activen Staatsbürger, wenn doch diese eben nur aus der Vereinigung aller Einzelwillen abgeleitet wird. Dieser Rest ist dann nur fictionsweise das souveräne Volk. Es kann ebensowohl ein Einzelner oder eine Curie sich selbst als Gesammtwillen fingiren und alle Uebrigen auf die bloß negative Rechtsgleichheit beschränken. Spricht ein solcher fingirter Gesammtwille dann nur nichts Andres aus, als was der Inhalt eines Vertrags Aller mit Allen sein könnte, so ist er ebensogut wirklicher Gesammtwille, rechtmäßiger Souverän, wie das Kantsche Volk oder die Mehrheit des Verf. Das Resultat ist das ganz formelle: die souveräne Gewalt im Staate ist das Gesetz. Aber eben damit ist noch nicht erwiesen, wem es zustehe, das Gesetz auszusprechen. Vielmehr, wenn irgend Consequenz sein soll, so muß gesagt werden: durch Keinen oder durch Alle müsse es ausgesprochen werden. Denn sobald nur Einige nicht Antheil nehmen, so ist es immer möglich, daß diese durch die Andern auch in ihrer nur idealen oder virtuellen Rechtsgleichheit verletzt werden. Hat daher das Gesetz seine Kraft eben nur darin, daß es als Inhalt eines Vertrags Aller mit Allen angesehen werden kann, so kann aus diesem Princip nur entweder das Gesetz der fortwährenden Stimmeneinhelligkeit abgeleitet oder es muß darauf verzichtet werden, daraus über das Organ des Gesammtwillens etwas zu entscheiden. Kant ist dieser Consequenz, so wie andern Klippen, vermöge der Proteusnatur seines Systems ausgewichen. Ihm bleibt das Volk der Souverän; daneben erkennt er alle möglichen empirischen Souveränetäten an, erklärt sie aber später sammt und sonders wieder-

um für bloße Provisoria und landet endlich guten Muths und ganz friedlich bei der peremtorischen Republik. Dagegen haben Andre das Vertragsprincip von einer andern Seite genommen. Sie haben argumentirt: Ist es unmöglich, daß der freie Wille sich anders verpflichte, als durch Vertrag, so muß allerdings auch der Staat auf einem Vertrage beruhen. Allein dieser Vertrag muß doch auch einen Effect haben, er muß bindend sein; der Inhalt desselben kann nach dem Abschlusse nicht noch immerfort dem Gesetz der Stimmeneinhelligkeit unterliegen; die Einzelwillen müssen dem Gesammtwillen unterworfen sein; diese haben sich damit zu begnügen, formell im Gesammtwillen enthalten zu sein, aber die Materie des letztern ist von ihnen unabhängig, wenn nicht die Bildung des Staats zugleich seine Auflösung sein soll. Der Staat ist daher zwar ein Product der absoluten Freiheit, er ist nicht einmal eine Nothwendigkeit der Vernunft, sondern ein technisch praktischer Begriff. Aber sobald er entstanden ist, muß er auch ein reelles Zwangssystem sein und seine Festigkeit in der Macht eines vom Fette der individuellen Freiheit genährten, von dem Einzelwillen unabhängigen Gesammtwillens haben. Darauf ward der Fichtesche Staatsterrorismus gegründet, der dann in Hegel's System seinen principiellen Gegensatz hervorrief. Der Verf. nun sucht offenbar Kant und Fichte zu verbinden, eine Tendenz, die ihm bei seiner hohen und edeln Begeistrung für die subjective Sittlichkeit doppelt nahe liegt. Er giebt den Grundsatz der Stimmeneinhelligkeit behufs der Entstehung des Staats zu und leitet daraus die Volkssouveränetät ab; aber die Einsicht, daß die Durchführung dieses Princips unmöglich sei, daß der Vertrag doch auch einen Inhalt und Effect haben müsse, bestimmt ihn dazu, innerhalb des Staats jenem ersten Grundsatz den der Stimmenmehrheit zu substituiren, indem er den Staatsvertrag näher als Gesellschaftsvertrag bestimmt. Es soll mit Fichte ein wirklicher, lebendiger Gesammtwille gegründet, aber es soll zugleich mit Kant der reelle Antheil jedes Einzelnen an diesem Gesammtwillen, und als Folge die Souveränetät des Volks als Inbegriff aller Einzelnen gerettet werden. Allein dieser Versuch kann nach den Grundelementen des Systems nicht gelingen. Hienach ist der Wille als einzelnes Ich das Absolute. Daraus läßt sich nun wohl jene abstracte und formelle Souveränetät des Gesetzes rechtfertigen, niemals aber ein Organ des Gesetzes, in welchem nicht der Grundsatz der Stimmeneinhelligkeit festgehalten ist. Die Mehrheit ist dieselbe Tyrannei, wie der Fichtesche Staat und wie jede Gewalt, an welche der absolute Wille des Ichs unter der Form des Vertrags verkauft wird. Auch ist dagegen die dem Einzelnen belaßne Auswandrungsfreiheit ein schlechtes Auskunftsmittel. Denn in dem Staat, nicht neben und außer dem Staat und als Rettungsmittel gegen den Staat soll die Freiheit des absoluten Ichs berechtigt sein. Der Verf. sagt: das Rechtsgesetz setzt absolute Gleichheit, die verwirklicht werden muß, weil das Recht nur ist, wenn es gilt. Die absolut gleichen Ichе haben daher ein unveräußerliches Recht auf den Staat, als das einzige Mittel, das Recht zu verwirklichen. Nun kann aber im Staat die absolute Gleichheit nicht verwirklicht werden, sondern nur eine relative. Da aber gleichwohl der Staat alles Recht verwirklichen muß, so muß er auch die absolute Gleichheit realisiren, und dies geschieht dadurch, daß er dem Einzelnen überläßt, nicht am Staat Theil zu nehmen, auf den er doch ein unveräußerliches Recht hat und durch den allein sein Recht verwirklicht werden kann, d. h. das Recht ist zu verwirklichen durch den Staat, der es aber nur so verwirklichen kann, daß er die Möglichkeit des wirklich zu verwirklichenden Rechts außerhalb seiner offen lassen muß. Ist aber das Recht das Gesetz der absoluten Gleichheit, so ist der Staat nicht seine Verwirklichung, sondern die Auswandrungsfreiheit, d. h. die Verwirklichung des Rechtsgesetzes besteht in der unbeschränkbaren Willkür der Individuen, ob sie im Staate leben wollen oder nicht. Dieser selbst aber kann keineswegs als die Realisirung des Rechtsgesetzes prädicirt werden, da er anerkanntermaßen nur durch die Negation des Princips bestehen kann, worauf das Rechtsgesetz beruht. Es ließe sich noch hören, wenn der Verf. es wagte, die Auswandrungsfreiheit zu opfern und zu behaupten, die vom Staat gesetzte relative Gleichheit ersetze vollkommen die im Rechtsbegriffe liegende absolute. Indem er aber dies nicht thut, so räumt er selbst den Widerspruch seiner Theorie ein. Dieser wird auch nicht durch die Ausführung aufgehoben, daß eine bloß relative Gleichheit oder daß der Grundsatz der Stimmenmehrheit im Wesen der Gesellschaft liege. Denn es folgt daraus nur, daß der Staat keine Gesellschaft sein kann, weil er, um dies zu sein, eben das Rechtsgesetz verläugnen müßte, dessen Verwirklichung er sein soll.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 252. 22. October. 1842.

Pfizer „Gedanken über Recht, Staat und Kirche."

(Fortsetzung.)

Giebt man die Kantsche Unterscheidung zwischen activen und passiven Staatsgenossen zu, so ist es allerdings eine richtige Consequenz, wenn der Verfasser den Staat als einen Gesellschaftsvertrag bestimmt, der von der Stimmenmehrheit beherrscht wird, und es läßt sich auch auf die daraus gemachten Folgrungen in der Hauptsache nichts einwenden. Die Theorie des Verf. erscheint als eine kühne Entwicklung des von Kant Verschwiegnen, zugleich als ein Versuch, den ganz formellen Gesammtwillen Kant's einigermaßen concret zu machen. Aber auch dies ist nur scheinbar; denn das Gesetz der Mehrheit ist eben so unproductiv und inhaltslos, wie das der Einhelligkeit. Es sagt wiederum nur: Souverän ist das Gesetz, und Gesetz ist, was mit dem Willen der Mehrheit übereinstimmt. Ueber den Inhalt des Gesetzes ist daher gleichfalls nichts ausgesagt, und eben so wenig darüber, welches Organ die gesetzgebende Gewalt auszuüben habe. Nur das ist allerdings gewonnen, daß nach diesem Systeme der gesetzgebenden Gewalt eine absolute Grenze gesetzt ist. Wo der Staat rein als Gesammtwille, ohne Verwandlung in den Willen der Mehrheit, angesehen wird, da kann das Revolutionsrecht eigentlich gar nicht in Frage kommen; denn entweder muß man sagen, es könne gar nichts Gesetz werden, womit nicht Alle übereinstimmen, oder wenn man ein Gesetz als vorhanden setzt, so kann dies gar nicht aufgehoben werden, wenn auch nur Einer es nicht will; gesetzt also, ein Regent bedrücke das Volk, so kann die Revolution nicht erlaubt sein, weil eine Abändrung der bestehenden Gesetze im Sinne des Volks nicht eher rechtlich gestattet sein kann, bis auch der Regent seinen Willen dazu giebt. Wo die gesetzgebende Gewalt Allen zukommt, da kann also vernünftigerweise gar nicht von einer Grenze derselben die Rede sein, weil mit jeder Meinungsverschiedenheit der Staat selbst aufhört. Dagegen wird allerdings jene Frage bedeutend, wo der übereinstimmende Wille der Mehrheit zum Kriterium des Gesetzes gemacht wird; denn da die Mehrheit etwas Zufälliges ist, so kann es formelle Gesetze geben, die, von einer Mehrheit rechtlich ausgegangen, einer andern Mehrheit widersprechen können. Ist dies nun der Fall, so hören sie eo ipso auf, Gesetze zu sein. Es ist hiemit allerdings die Mehrheit zu einer Macht erhoben, welche dem Kantschen Volk nicht zukommt. Dennoch ist diese Macht nicht, wie der Verf. sagt, als gesetzgebende, sondern vielmehr als gesetzaufhebende Gewalt zu bestimmen. Es ist damit also immerhin kein constitutives, sondern nur ein regulatives Princip gegeben, womit der Kantsche Formalismus keineswegs überwunden ist. Abgesehen hievon aber, so ist, wie gesagt, dieses ganze Mehrheitsprincip mit all seinen Consequenzen ein Widerspruch gegen das Grundprincip des ganzen Systems, die Absolutheit des Einzelwillens und den Begriff des Rechts als des absoluten Gleichheitsgesetzes. Denn hieraus folgt vielmehr nur die absolute Freiheit der Individuen vom Staat; da dieser anerkanntermaßen die absolute Rechtsgleichheit nicht verwirklichen kann; nur auf diese also hat der Mensch auch ein unveräußerliches Recht, nicht aber auf den Staat, der vielmehr bloß eine Anstalt der Zweckmäßigkeit für Diejenigen ist, welche von dem Rechte keinen Gebrauch machen wollen. Weder die Nothwendigkeit des Staats ist mithin erwiesen, noch ist das Gesetz des Staatslebens aus dem Rechtsprincip deducirt. Denn ein System, das von der Absolutheit des einzelnen Willens ausgeht, ist gerade am wenigsten berechtigt, auf den Staat die Grundsätze des Gesellschaftsvertrags anzuwenden, weil der Staat als die Verwirklichung der Rechtsidee nothwendig ewig ist, die Eingehung eines Vertrags aber, der die absolute Freiheit dauernd zur bloß relativen herabsetzt und sie seiner Natur nach nöthigt, sich in die stetige Möglichkeit, Unrecht zu erleiden, zu versetzen, dem Principe der Ansicht geradezu widerstreitet. Dieser Widerspruch wird aber nur immer größer, wenn man, wie der Verf. thut, nebenher auf die Nothwendigkeit des Staats, auf das Substantielle der Nationalität dringt und den Staat geradezu als die Urgesellschaft prädicirt. Es sind dies freilich indirecte Einräumungen, welche der neuern Philosophie gemacht werden; aber sie dienen nur um so mehr dazu, das philosophische Gebäude des Verf., in welches sie nicht passen, als unhaltbar aufzuzeigen. — Mit Recht wird es als eines der großen Verdienste der neuern Speculation gepriesen, daß sie die Begründung des Staats auf einen Vertrag verworfen und vielmehr den Staat, wie die Familie, Gemeinde, Corporation ꝛc. auf

objectiv sittliche Grundlagen gebaut hat. Erscheint nun gegen den Fortschritt der neuen Wissenschaft die Stahlsche Tendenz, diese objectiv sittliche Nothwendigkeit in der Abstraction und mit Ausschluß der subjectiven Freiheit festzuhalten, als eine bloße Reaction, so ist doch auch das gerade entgegengesetzte Bestreben des Verf. nicht wohl anders zu bezeichnen. Auch er ist ein Reactionär, indem er den Staat wieder zu einem bloßen Gesellschaftsvertrag machen, ihm also die Substantialität absprechen will, indem er nicht einsieht, daß der Begriff des Vertrags rein dem Privatrecht angehört, daß er bloß besondres Recht, nicht aber die Totalität des Rechts setzen kann, weil damit alles Recht zur Sache des zufälligen Beliebens gemacht würde. — Wir sind keineswegs gemeint, die Anwendungen anzufechten, denen zu Lieb der Verf. den Staat so construirt. Aber der Zweck heiligt nicht die Mittel. Die Wissenschaft hat ihr Recht, und dies darf ihr nicht verkümmert werden. Reactionen hat sie von keiner Seite her zu dulden. Und so ist auch die vom Verf. gegebne Begründung durchaus abzuweisen. Die subjective Freiheit als praktisch mächtige Potenz im Staate braucht aber auch einer solchen Motivirung gar nicht. Der richtige Weg ist schon bei Hegel wenigstens angedeutet, wenn gleich die Freiheit hier mittelst der seltsamen Stellung der Moralität einer ziemlich perfiden Behandlung ausgesetzt und von den breiten Tatzen der Substanz nahezu strangulirt wird. In keinem Falle kann aber der Vertrag die Form sein, in der sie im Staatsrecht aufzutreten hat, vielmehr muß es bei dem principiellen Unterschiede des Privatrechts und des Staatsrechts bleiben, den der Verf. mit Unrecht wieder über den Haufen wirft. Denn so wesentlich die Freiheit des Subjects ihr Recht haben muß, so wesentlich ist es auch, das Recht der objectiven, substantiellen Sittlichkeit anzuerkennen, welche zwar im Kreise des bürgerlichen Rechts nur als formelle Allgemeinheit, dagegen in der Sphäre des Staats auch dem Inhalte nach als sich selbst bestimmende Allgemeinheit hervortritt. Gegen dieses Ergebniß der neuern Speculation hat sich freilich der Verf. von vorn herein verschlossen, indem er mit der Reflexionsphilosophie von der Absolutheit des Einzelwillens im Subjecte ausgeht. Denn von diesem Anfangspuncte aus versteht es sich allerdings von selbst, daß Recht und Staat nur Product der subjectiven Willkür sein können. Ganz vergebens verwahrt sich daher auch der Verf., daß seine Ansicht vom Staate keine atomistische sei, daß er ihn nicht als etwas ansehe, das zu machen oder nicht zu machen, dem Zufall des Beliebens anheimfalle. Denn diese Consequenz vermag er weder dadurch abzuschneiden, daß er die Realisirung des Rechtsgesetzes für eine Fordrung des Sittengesetzes erklärt (diese Taschenspielerei der Begriffe hat schon Fichte mit Entschiedenheit abgewiesen), noch dadurch, daß er mit rhetorischer und poetischer Wärme über Nationalität, Nothwendigkeit des Staats u. dergl. spricht, da dies Alles nur neben seiner Philosophie hergeht und bei mehrern solcher fremdartigen Modulationen seine Darstellung auch der Form nach offenbar in das Gebiet dichterischer Beredtsamkeit und geheimnißvoll geistreicher Begriffsverdunklung übergeht (z. B. S. 93, 94, 178, 182).

Ad 2) war die Frage, wie sich der kategorische Vernunftimperativ zu der empirischen Wirklichkeit verhalte? — Die Lösung Kant's ist sehr unbefriedigend. Er erschrickt offenbar vor der Consequenz des Sollens, die in seiner Darstellung der Staatsidee liegt. Das für souverän erklärte Volk findet sich daher sehr getäuscht, wenn es in der Ausführung über die rechtlichen Wirkungen aus der Natur des bürgerlichen Vereins an die bestehende Staatsgewalt geradezu verrathen und verkauft und seine Souveränetät damit zu einer schlechten Fiction herabgesetzt wird. Das Volk, heißt es, kann über die oberste Staatsgewalt nicht rechtskräftig urtheilen, weil es, um dies zu thun, schon als unter einem souverän gesetzgebenden Willen vereint angesehen werden muß; es kann daher über die oberste Staatsgewalt überhaupt nicht anders urtheilen, als das gegenwärtige Staatsoberhaupt es will. Daher sagt Kant: der Herrscher habe gegen das Volk überall nur Rechte, keine Pflichten. Selbst wenn seine Organe den Gesetzen zuwider handeln, sei nur Beschwerde, nicht Widerstand gestattet. Daher nennt er die gemäßigte Staatsverfassung ein Unding und weist das Volk in der Wirklichkeit, obgleich es in der Idee souveräner Gesetzgeber sei, ganz nur auf die Stelle des Unterthans an. Deßhalb gestattet er nur Reform von Seiten des Staatsoberhaupts, nicht aber Revolution von Seiten des Volks, obgleich er hinwiederum gegen eine glückliche Revolution durchaus nachsichtig ist und weder den Staatsgenossen, noch auswärtigen Staaten gestatten will, eine Reaction dagegen zu unterstützen. Freilich fühlt er nun selbst, daß diese Ausführung wenig befriedigen könne, da es dem Souverän doch möglich sein müsse, die bestehende Verfassung der Idee des ursprünglichen Vertrags gemäß zu ändern. Weder der Souverän, noch das Volk soll dies einseitig thun können. So kommt er denn endlich zu einem Resultate, das von der Vertröstung auf das tausendjährige Reich wenig voraus hat, wenn er sagt: „die (empirischen) Staatsformen sind nur der Buchstabe der ursprünglichen Gesetzgebung im bürgerlichen Zustande, und sie mögen also bleiben, so lange sie, als zum Maschinenwesen der Staatsverfassung gehörend, durch alte und lange Gewohnheit (subjectiv) für nothwendig gehalten werden. Aber der Geist jenes ursprünglichen Vertrags enthält die Verbindlichkeit der constituirenden Gewalt, die Regierungsart jener Idee angemessen zu machen und so sie allmälig und continuirlich dahin zu verändern, daß sie mit der einzig rechtmäßigen Verfassung, nämlich der einer reinen Republik, ihrer Wir-

kung nach zusammenstimme und jene alten statutarischen Formen, welche bloß die Unterthänigkeit des Volks zu bewirken dienten, sich in die ursprüngliche (rationale) auflösen, welche allein die Freiheit zum Princip, ja zur Bedingung alles Zwangs macht und dahin auch dem Buchstaben nach endlich führen wird.“ Die Volkssouveränetät ist hienach Ideal in dem eminenten Sinne, daß ihre Verwirklichung nur als schöner Traum eines gutmüthigen Denkers erscheint, während auf diese Verwirklichung Niemandem ein Recht gegeben und sie eben damit dem Zufall überlassen wird. Ein solcher Zufall mag denn freilich auch eine Revolution sein, die dann utiliter zu acceptiren, im Uebrigen aber höchlich zu verdammen ist. Dieser Dualismus zwischen Idee und Wirklichkeit konnte unmöglich für eine befriedigende Lösung des Problems gelten. Daher sehen wir auch hier den Verf. viel entschiedner auftreten. Er läßt die Idee der Volkssouveränetät nicht als bloßes Ideal über dem Graben stehen; vielmehr macht er sie praktisch eben dadurch, daß er den Staat bestimmt für eine Gesellschaft erklärt und unter das Gesetz der Stimmenmehrheit stellt. Denn nunmehr ist, bei aller formellen Unterscheidung zwischen Volk als Unterthan und Volk als Souverän, denn doch einmal die gänzliche Indifferenz hinsichtlich des Organs der Staatsgewalt aufgehoben. Das Volk ist keine bloße Fiction mehr, sondern eine reelle Macht, wenn gleich keine productive, vielmehr bloß zerstörende. Es ist nicht mehr bloß ein unschädliches Kriterium des Gesetzes, sondern eine mächtige Controle desselben gegeben. Die Mehrheit ist befugt, über die oberste Staatsgewalt zu urtheilen, insbesondre das zu urtheilen, daß alle thatsächliche oberste Staatsgewalt nur ihre Bevollmächtigte sein könne und daher gegen ihren Willen nichts als Gesetz aufstellen dürfe. Nun kann daher auch von einer Aendrung der Staatsverfassung gegen den Willen des thatsächlichen Oberhaupts die Rede sein, — eben weil nicht mehr Stimmeneinhelligkeit die Alles regierende, d. h. nichts zu Stande bringende Norm ist. Der Gesammtwille des reellen Volks braucht nicht mehr vor dem ideellen Gesammtwillen, dem jeweiligen Gesetz, sich zu demüthigen; er erhält sein gutes Recht, das, was sein Product ist, auch wirklich als solches zu behandeln. Das Recht der Revolution ist eine ganz nothwendige Consequenz, ohne welche alles Uebrige Lüge wäre. Denn Revolution ist nichts Andres, als Ausübung der Souveränetät in der negativen Weise, wie sie nach dem Princip dieser Philosophie überhaupt allein bestimmt werden kann. Denn wie man die nähern Bestimmungen machen möge, immer ist der Souverän das abstracte Gesetz, das entweder als Uebereinstimmung mit dem Willen Aller oder mit dem Willen der Mehrheit angegeben wird. Liegt nun als Gesetz etwas vor, das diesem formellen Kriterium nicht entspricht, so kann es auch die Mehrheit oder die Gesammtheit nicht binden. Wer nun freilich Stimmeneinhelligkeit fordert, der muß zu einer Aendrung einen Vertrag Aller mit Allen fordern, d. h. die Sache auf die lange Bank schieben. Eben deßwegen aber weicht der Verf. ab, um die nothwendige Consequenz ziehen zu können. Ganz richtig; denn entweder muß man mit Fichte weiter gehen und dem Gesammtwillen die Menge der Einzelwillen schlechthin opfern; oder man muß, wenn man diesen die Freiheit retten und doch ein praktisches Resultat haben will, das privatrechtliche Moment ins Extrem des Gesellschaftsvertrags verfolgen, woraus sich denn die Unterwerfung der bestehenden gesetzlichen Ordnung unter die praktische Kritik der Mehrheit von selbst ergiebt. Der Verfasser vertheidigt daher die Revolution mit dem vollkommensten Rechte. Er findet mit allem Rechte auch in den zeitlich hervorgegangnen besondern Constitutionen nichts, was der Mehrheit die Hände binden könnte. Es ist sogar anzuerkennen, daß er hier mit großer Mäßigung verfährt, da er nach seinem Princip wohl noch viel weiter gehen dürfte. Läßt doch auch er den Einzelwillen als solchen bei dieser Frage nichts gelten, sondern unterwirft ihn schlechthin dem Willen der Mehrheit als dem formellen Rechte, dem er nur durch Lossagung vom Staate entgehen kann. Gleichwohl wird man in gewissen Kreisen nicht anstehen, die Lehre des Verf. als eine gefährliche zu bezeichnen. Und diesem Urtheile muß die Wissenschaft, wenn gleich aus andern Gründen, beistimmen. — Wir sind nämlich wiederum keineswegs gemeint, die Anwendungen, denen zu Lieb die Theorie des Verfassers construirt zu sein scheint, zu bekämpfen. Aber gleichwohl finden wir in dieser ein an sich wohl berechtigtes Moment höchst einseitig aufgefaßt und maßlos ausgedehnt. Nichts kann fester stehen, als die Gewißheit, daß das Recht der Vernunft sich durchsetzen muß, daß kein positives Recht diesen Sieg aufhalten kann, daß das positive Recht selbst gar nichts Andres ist, als die zeitliche Erscheinung der Entwicklungsgeschichte der Idee. Ebenso wenig kann es einem Zweifel unterliegen, daß die gesetzgebende Gewalt dem in Ständen repräsentirten Volke zukommt und daß in dieser, dem Volk zustehenden Fortsetzung des allgemeinen Willens zugleich die Fordrung der Autonomie für den besondren Willen sich befriedigt (eben wie im Privatrecht diese Fordrung an der Form des Vertrags ihre Erfüllung hat). Ebensowenig kann sich die Philosophie mit der abstracten Substantialität, worein Hegel die Verfassung bannt, und mit dem formellen (ganz Kantschen) Ausspruch begnügen, daß eine Verfassung nur auf dem verfassungsmäßigen Wege abgeändert werden dürfe; sie muß vielmehr auch jede Revolution für gerechtfertigt halten, durch welche ein der Idee nicht entsprechender politischer Zustand in ein reifres Entwicklungsstadium hinübergeführt wird. Sie muß die Lehre von der absoluten Verdammlichkeit des offen-

ſiven Widerſtands abſurd und geradezu lächerlich finden, da offenbar jede desorganiſirende Thätigkeit einer beſondern Staatsgewalt den Organismus des Staats als der entwickelten Rechtstotalität an und für ſich ſelbſt aufhebt und daher die Gewalt inſoweit und ſolange legitimirt, bis jener Organismus wiederhergeſtellt iſt. Ja, ſie bindet ſich hier nicht einmal an die Fordrung der Stimmenmehrheit, als ob dieſe formelles Recht für den Einzelnen machen könnte. Aber freilich erhebt ſie ſolche entſchiednen Anſprüche nicht, ohne zuvor die Staatsidee in ihrer poſitiven Fülle entwickelt und einen Organismus conſtruirt zu haben, in welchem die Willkür der Maſſe ebenſo unberechtigt iſt, als die Willkür der Staatsgewalten. Dagegen iſt es nun der Fehler des Verf., daß er es über ein bloß negatives und formaliſtiſches Geſetz des Staatslebens nicht hinausbringt und daher auch keine productive, ſondern nur eine abſtract deſtructive Staatsgewalt ſchafft, deren Princip die Willkür iſt und bleibt. Inſofern iſt nun allerdings ſein Syſtem praktiſch gefährlich. Ohne Zweifel iſt zwar ſeine Meinung die beſte, der Vernunft die Herrſchaft zu ſichern. Aber mit welchem Rechte kann man denn behaupten, daß der Wille der Mehrheit mit dem der Vernunft identiſch ſei? Der Verf. wird ſagen, daß er dieſe Vorausſetzung ſelbſt nicht mache, daß aber nun eben einmal der Rechtsbegriff die gleiche Willensgeltung für Alle fordre, und daher die Form der Geſellſchaft die der Vernunft entſprechende ſei. Allein das folgt eben nur aus dem Princip der Abſolutheit des Einzelwillens, deſſen gefährliche Einſeitigkeit durch die neuere Speculation hinlänglich nachgewieſen iſt. Denn hiemit iſt eben die Freiheit nur als negativ und zerſtörend geſetzt, und aller poſitive Inhalt für dieſelbe dem Zufall der Willkür überlaſſen, da der Geſammtwille oder Mehrheitswille hier niemals qualitativ, ſondern nur quantitativ von dem maßloſen Einzelwillen ſich unterſcheidet. Allerdings hat der Wille der Vernunft ſeine Erſcheinung am Willen des Individuums und dies muß der Stahlſchen Reaction gegenüber dringend behauptet werden. Allein ebenſo einſeitig iſt es, die Erſcheinung allein feſtzuhalten und ihre Identität mit dem Weſen unmittelbar vorauszuſetzen. Eine ſolche Entwicklung führt zu Reſultaten, die formell mit den Ergebniſſen der wahren Speculation zuſammentreffen können und doch grundfalſch ſind, weil ſie neben der Möglichkeit des vernünftigen Inhalts auch die Berechtigung zu den gerade entgegengeſetzten Folgrungen in ſich enthalten. Denn daß der Wille der Mehrheit organiſirend wirke, das liegt in dem bloß quantitativen Princip keineswegs; im Gegentheil iſt dieſes gerade recht dazu gemacht, zu der entgegengeſetzten Art von Thätigkeit die willkommne Legitimation zu geben, eben weil es in ſich ſelbſt ganz formell und negativ iſt. Die praktiſche Erſcheinung davon iſt im Verlauf der franzöſiſchen Revolution mit hinlänglicher Deutlichkeit ans Licht getreten, indem an dieſem negativen Princip der Mehrheit alle organiſchen Bildungen ſolange ſcheiterten, bis die Dialektik des Begriffs an Napoleon ihr Organ fand, um ſonnenklar zu beweiſen, daß die willkürliche Begrenzung der Geſammtheit zur Mehrheit keine Schranke gegen den Einzelnen enthält, der die Grenze noch enger ziehen und ſich ſelbſt als Geſammtwillen ſetzen will, oder, um mit dem Verf. zu reden, daß mit dem Princip der Stimmenmehrheit ſelbſt der Rechtsſtaat, der darauf gegründet werden ſoll, bereits in den Willkürſtaat umſchlägt.

Die im Bisherigen in ihrem dialektiſchen Gange angegebne und geprüfte Entwicklung des Verf. zeigt, daß wir Recht hatten, ſie als Reaction nach der Seite der Reflexionsphiloſophie zu bezeichnen. Dabei haben wir nun aber ſchon oben angedeutet und führen hier ausdrücklich an, daß er daneben doch auch, zwar nicht direct, aber doch indirect von den Ergebniſſen der neuern Speculation Notiz genommen hat. Nur daß dieſelben keineswegs in die Entwicklung ſelbſt verarbeitet ſind, vielmehr bloß nebenher gehen und deßhalb zwar der Entwicklung des Verf. eine geiſtreiche Vielſeitigkeit geben, aber darum doch das Urtheil über den philoſophiſchen Kern der Arbeit nicht modificiren können. Schon oben wurde in dieſer Beziehung der intereſſante Abſchnitt über die Naturnothwendigkeit des Staats erwähnt (S. 176 ff.). Noch ſtärker klingt der fragliche Ton an, wenn geſagt wird, der Staat, wie die Familie, die Kirche ſeien natürlichſittliche Exiſtenzen, deren Erhebung in die Sphäre ſelbſtbewußter Sittlichkeit eben durch die Entwicklung der Rechtsidee vor ſich gehe („denn eben hiedurch und hiedurch allein gelangt das urſprünglich bewußtloſe Geſammtleben zum Selbſtbewußtſein und die bloß inſtinctmäßige Vereinigung verſchiedner Willen zu Einem Willen wird zum bewußten und freien Geſammtwillen" S. 177). Ganz beſonders aber iſt hieher zu ſtellen, was der Verf. über die geſchichtlichen Entwicklungsſtufen der Staatsidee mehr als einmal ausführt, und was freilich wieder zu ſeiner Philoſophie ſelbſt ſo wenig paſſen will, als der Ausſpruch, daß die Vernunft das principium cognoscendi ſein müſſe (da ſie ja nach ſeinem Syſteme viel mehr, als dies iſt). S. 144 — 148. 151 — 166.

(Fortſetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 253. 24. October. 1842.

Pfizer „Gedanken über Recht, Staat und Kirche."

(Fortsetzung.)

Wie könnte der Verf. zu einer philosophischen Darstellung der Entwicklung der Staatsidee in der Wirklichkeit berechtigt sein, da er die Vernunft von vorn herein nur als subjectivendliche anerkennt und alle Substantialität der Rechtsidee geradezu abläugnet? Wenn also ja diese, im Uebrigen ganz schönen Excurse sich für mehr als bloßen Schmuck geben wollten, so würde daraus nur folgen, daß man die philosophische Ueberzeugung des Verf. nach dieser Schrift noch ebenso für schwankend halten müßte, wie man es nach dem Briefwechsel zweier Deutschen zu thun berechtigt war. Trotzdem begrüßen wir jedoch auch diesen philosophischen Theil mit Freuden; denn vermögen wir auch dem Verf. darin nicht beizustimmen, daß er die Vernunft in der Abstraction der Subjectivität zum Princip macht, so ist es doch schon erfreulich gnug, die Vernunft überhaupt an die Spitze gestellt und so ritterlich für sie gekämpft zu sehen. Es ist doppelt erfreulich, wenn dies von einem Manne geschieht, dessen Namen einen so guten Klang im Vaterland, der sich theoretisch und praktisch so kernhaft und lauter erprobt hat, dessen Rede zugleich schon der Form nach so gewinnend und durch ihren Zauber auch dem Inhalt Eingang zu verschaffen geeignet ist. In Einem wenigstens stimmen wir ihm vollkommen bei, — wenn er sagt: „Das Bollwerk des Glaubensstaats ist unwiderruflich abgebrochen. Und dahin mußte es nothwendig kommen, nachdem die Kirchenreformation allen Glaubensparteien Denkfreiheit erkämpft hat, denn wenn man gleich in Sachen des Staats Rationalist sein und dabei in Glaubenssachen Supranaturalist im strengsten Sinne (?) bleiben kann, so ist das Umgekehrte doch eine Unmöglichkeit. Wie aber die kirchliche Reform, als ihre Zeit gekommen, durch keine menschliche Gewalt zu unterdrücken war, so kann auch die politische, die eine Folge der kirchlichen ist, in unsern Tagen nicht mehr hintertrieben werden. Denn nicht bloß einzelne, der Bildung ihres Jahrhunderts vorausgeeilte Geister, deren Stimme einsam verhallt und deren Wort wie eine vorzeitige Blüthe hinstirbt, sondern der Zeitgeist oder Weltgeist selbst, das Weltgesetz der geistigen Entwicklung fordert für unsre Zeit die Herrschaft des vernünftigen Rechts, und dieses Weltgesetz, dieses Naturgesetz der Geister müßte lügen, wenn durch irgend eine Macht der Erde die Strömung sich aufhalten und rückwärts wenden ließe, bevor sie ihre Bahn durchlaufen hat." —

II. Nach der ganzen Anlage seines Systems muß nun freilich der Verf. sofort seiner Philosophie selbst das testimonium paupertatis ausstellen, indem er neben oder hinter ihr eine eigne Wissenschaft in der Politik aufstellt. Das Verhältniß dieser zur Rechtsphilosophie wird S. 324 ganz in der Weise der Kantschen Schule angegeben. Zugleich wird aber augenscheinlich, daß dieselbe nach des Verf. Meinung gerade das leisten soll, womit die neure Speculation gegenüber der Dürre der Kantschen und Fichteschen Theorien die Rechtsphilosophie bereichert hat. Denn er selbst nennt dies Vernunftrecht für sich eine unproductive Wissenschaft, auf deren abstractem Formalismus erst die Politik das concrete Staatsleben aufzubauen habe. Er tadelt den formalen Liberalismus, der sich bloß an das mathematische Element halte und nicht auf die innern Verschiedenheiten, das Dynamische und Qualitative Rücksicht nehme. Letztres findet er nothwendig und meint nur, daß dieser Betrachtungsweise die mathematische vorhergehen müsse, wie ja überall das Organische den Mechanismus zur Voraussetzung habe. Allein wir müssen hier nochmals dem Verf. entgegentreten. Zunächst müssen wir an das erinnern, was er früher sagt. S. 180 spricht er vom Staat als Gesellschaftsvertrag, nach seinem eignen Zeugnisse also von dem mathematisch oder mechanisch betrachteten Staat, und gleichwohl vindicirt er ihm schon hier, und zwar mit Emphase, die Bedeutung eines Organismus. Dies zeigt wenigstens einen nicht sehr entschiednen Begriff vom Organismus an. Weiter aber können wir den aus der Naturphilosophie geborgten Beweis, daß das Mathematische überall die Grundlage des Organischen bilden müsse, deßhalb nicht für treffend anerkennen, weil wir uns hier innerhalb der Philosophie des Geistes befinden, für welche die Naturgesetze nicht bindend sind. Auch heißt es geradezu an der Philosophie verzweifeln, wenn ihr nur die Fähigkeit, das mathematische, mechanische, negative Princip zu produciren, zusprochen, dagegen die Kraft, das organische, dynamische,

positivgestaltende zu finden, nicht zugetraut, sondern dieses an eine empirische Wissenschaft überwiesen wird. Es ist dies um so auffallender, wenn dann doch wieder diese organisirende empirische Wissenschaft an die mechanische Philosophie festgenagelt wird, während doch in der letztern das Princip für die erstre nicht liegen soll und nicht liegen kann. Es scheint, daß dem Verf. seine poetische Natur nicht erlaube, die Wirklichkeit auf apriorischem Wege zu construiren oder mit Fichte zu verlangen, daß sie dem a priori gefundnen Gesetz adäquat gemacht werden solle. Allein eines von beiden muß doch geschehen, wenn man innerhalb der Philosophie bleiben will. Diese hört auf, sobald man Bedingungen, die nicht mehr von der Idee beherrscht werden, eine Macht einräumt, die eben deßhalb auch nicht mehr von der Idee bezähmt werden kann, was doch der Verf. verlangt. Er giebt der Erscheinung gegen das Wesen ein für sich seiendes Recht und läßt sie an diesem nur ihre Grenze haben, so daß beide außereinander bleiben und das philosophische Bedürfniß zwischen einer abstracten Nothwendigkeit, einem dürren Schemen einerseits und einem principlos wuchernden, zufälligen Leben andrerseits unbefriedigt mitten inne steht. Die Voraussetzung aber, als ob durch das Begreifen das eigenthümliche Leben der Wirklichkeit zerstört würde, ist in der Philosophie des Geistes so wenig richtig, als in der Philosophie der Natur, da ja vielmehr eine wahre Anschauung vom Leben der Wirklichkeit hier wie dort nur Derjenige gewinnt, der das Gesetz der in die bunteste Mannigfaltigkeit hinauswuchernden Bildungen kennt.

Hievon nun abgesehen, sind wir weit entfernt, den Reichthum geistreicher Ansichten und treffender Bemerkungen zu verkennen, wodurch der empirische Theil der Schrift sich auszeichnet. Vielmehr finden wir gerade hierin die Hauptstärke des Verf. und gehören daher keineswegs zu Denjenigen, die, wie er vermuthet, in seinem Buche *zuviel* Ideologie finden. Gleichwohl müssen wir bedauern, die freilich unausbleiblichen Folgen der philosophischen Halbheit auch in dieser Parthie wahrgenommen zu haben.

Der Verf. beschränkt seine politische Abhandlung auf die Einrichtung und Gliedrung der Staatsgewalt. Das Erste, was er nun thut, ist, daß er das Princip seiner Rechtsphilosophie: die Herrschaft der Mehrheit — für unzulänglich erklärt, indem er die Demokratie, als die reine Darstellung dieses Princips ebenso verwerflich findet, als die unumschränkte Monarchie. Er wiederholt dies so oft und so nachdrücklich, daß man die Behauptung für ernstlich nehmen muß. Eben deßhalb begreift man aber nicht recht, wie er gleichwohl wieder sagen kann, die reine Demokratie sei die vernünftigste Verfassung; denn, Reife des Volks vorausgesetzt, sei es das Vernunftgemäßeste, daß überall und immer das geschehe, was die Meisten wollen. Man sollte hienach meinen, daß die Empfehlung der gemischten Verfassung für die jetzige civilisirte Welt bei dem Verf. den Vorwurf involvire, daß diese Welt noch nicht zur politischen Reife gekommen sei. Und doch gründet er auch die Fordrung der Repräsentativverfassung wieder vornehmlich auf die Mündigkeit der gebildeten Völker. Der Verfasser scheint andeuten zu wollen, eine reine Demokratie sei ein schöner Traum, der sich wohl einmal unter besonders glücklichen Bedingungen realisiren könne, ohne daß jedoch die Wahrscheinlichkeit dafür spreche. Eben wie er denn auch die absolute Monarchie nicht unbedingt verwirft, sondern unter der Voraussetzung, daß der Herrscher den Willen der Mehrheit respectire, für so rechtmäßig hält, als irgend eine andre Verfassungsform. Der Verf. hat ja nun überhaupt die Kategorie der Rechtmäßigkeit hinter sich und fragt nur noch nach der Zweckmäßigkeit. Wenn er daher jetzt zu den vorher angegebnen mathematischen Gesetzen noch weiter organische Gesetze für den Staat aufstellt, so gehören diese nicht mehr zum Recht; die Völker haben also z. B. auf die Staatsform der constitutionellen Monarchie kein Recht, sie haben überhaupt kein Recht auf eine bestimmte Staatsform, sondern sie haben nur das Recht, eine Staatsform nicht zu dulden, bei der factisch gegen den Willen der Mehrheit regiert wird. Ebensowenig ist ein Unterschied in der Dignität zwischen reiner Monarchie, Aristokratie, Demokratie und constitutioneller Monarchie gesetzt. Es ist gleichgiltig, ob die Staatsgewalt quantitativ oder qualitativ getheilt ist, es wird im Uebergang vom einen zum andern kein Fortschritt der Idee, noch weniger ein nothwendiger Entwicklungsgang angenommen. Vielmehr bleibt es auch hier in der Hauptsache bei der Kantschen Ansicht, daß alle Staatsformen dem Recht entsprechen, wenn nur im Geiste der Republik regiert werde, wobei dann diese selbst in die Ferne des idealischen Traumbildes hinausgerückt wird. S. 325 — 331. Nur insoweit wird eine Differenz zwischen den Staatsformen zugegeben, daß die einen den extremen, andre aber den mittlern Culturzuständen angemeßner seien. Die reine Monarchie wird hier mit Recht der Naivetät des ersten Anfangs zugewiesen, ebenso aber auch die reine Volksherrschaft, von der jedoch wiederum behauptet wird, sie eigne sich auch für das Extrem der vollendeten Bildung. Gleich darauf aber sucht der Verf. wieder nachzuweisen, wie nach den Grundbedingungen der menschlichen Natur kaum anzunehmen sei, daß bei diesen beiden Staatsformen auf die Dauer das Gute und Vernünftige im Sinne der Machthaber überwiegen werde; somit wird denn die Demokratie mitsammt dem Zustande der vollendeten Bildung, den sie bedingen soll, wieder nach Utopien verwiesen. Da der Verf. nur empirisch zu Werke geht, aus den Bedingungen der menschlichen Natur aber die Unhaltbarkeit der Demokratie folgert, so muß man

schließen, daß er auf diese überhaupt nichts halte und an ihre Verwirklichung im Ernste selbst nicht glaube, es müßte denn die menschliche Natur, die nach ihm von Grund aus aristokratisch ist, eine andre werden; wie er sich denn auch auf die Geschichte beruft, die jene Staatsform nur bei einigen Schweizercantonen und einigen längst untergegangnen Stadtrepubliken des Mittelalters aufweise. In der That sagt er ihr auch wo möglich noch mehr Schlimmes nach, als der reinen Monarchie. S. 331 — 336.

Wie man sich nun aber mit den schwankenden Erklärungen des Verf. über diesen Punct zurechtfinden möge, — sein Hauptinteresse ist, zu zeigen, daß für den jetzigen Zustand der Cultur die constitutionelle oder gemischte Staatsform, d. h. eine Mischung aus demokratischen und antidemokratischen (monarchischen und aristokratischen) Elementen die zweckmäßigste sei, und überhaupt wenigstens die solideste, weil sie den unvertreiblichen Eigenheiten der menschlichen Natur am meisten entspreche. Hier nämlich wird nun das qualitative Element eingeführt. Der Verf. will nicht zu Denjenigen gehören, die durch die Fordrung des Gleichgewichts der Staatsgewalten den Staat zu einem Mechanismus machen; er will ihm das organische Gesetz des Gegensatzes und der Vermittlung desselben vindiciren. Dabei bedauern wir nur, daß er einmal dies Gesetz nur wieder als Naturgesetz aufführt, mithin den Staat nicht als nothwendigen Organismus des Geistes begreift, daher ihm denn auch die constitutionelle Staatsform nur unter der Kategorie der Zweckmäßigkeit steht, nicht aber die nothwendige Form für die entfaltete Totalität der Rechtsidee ist; und dann, daß er die Anwendung der Gesetze des Organismus nur eben auf dieses Eine Moment beschränkt, mithin keineswegs wahrhaft productiv macht (sonst könnte er ja nicht die quantitative, d. h. anorganische Theilung der Staatsgewalt für ebenso rechtmäßig halten, als die qualitative, d. h. organische, er könnte auch nicht von einer Mischung demokratischer, aristokratischer und monarchischer Elemente zu einem organischen Ganzen reden, worin eine begriffswidrige Verwechslung des quantitativen und qualitativen Moments liegt). Der Verf. ist mithin hinter der Einsicht der Wissenschaft, welche über die Frage nach der quantitativen Theilung der Staatsgewalt hinaus ist, zurückgeblieben, will aber gleichwohl seiner Politik wenigstens theilweise das organische Moment auch vindiciren. Dies thut er, wenn er sagt: „durch die gemischte Verfassung — und dies ist ihr Hauptverdienst, — wird ein Gegensatz geregelt und organisirt, den die Demokratie vernichten will, und doch, weil er eine Naturnothwendigkeit ist, niemals los wird: jener ursprüngliche Gegensatz, auf welchem alles Leben, alle Bewegung, auch im Staate beruht. Denn alles Leben, das wir kennen, ist Spannung oder Widerstreit entgegengesetzter Kräfte in tausenderlei Gestalt und äußrer Erscheinung, vom wildesten Vernichtungskampfe bis zum heitersten Spiele friedlicher Wechselwirkung, von der gewaltsamsten Erschüttrung bis zu jener schwebenden Ruhe, in welcher aller Streit versöhnt und ausgelöscht zu sein scheint, die aber doch nur eine Blüthe eben jenes Kampfs, der Silberblick des höchsten und bewegtesten Lebens ist." Dieser Gegensatz ist im Staate der von Herrschenden und Gehorchenden, Reichen und Armen, Starken und Schwachen, Begabten und Beschränkten, — ein natürlicher, nie aufzuhebender Gegensatz. Die Demokratie (die vernunftmäßige Verfassung) hat nun zwar die Tendenz, diesen Gegensatz aufzuheben; aber sie wird im Gegentheil natur- und auch vernunftgemäß handeln, wenn sie ihn anerkennt und sich selbst durch ein antidemokratisches Element beschränkt. — Hiemit zeigt der Verf. selbst den innren Widerspruch seiner Entwicklung in seiner Blöße auf. Er läßt seiner reinen Demokratie ein antidemokratisches Element geradeso willkürlich sich entgegensetzen, wie Fichte sein Ich an dem Nichtich sich anstoßen ließ. Auch muß die dialektische Lösung gerade dieselbe sein. Wie nämlich die unbegreifliche Schranke, welche in dem Nichtich liegen soll, durch die Setzung der ursprünglichen Identität von Ich und Nichtich aufgehoben werden muß, so ist auch hier das, bloß äußerlich als Schranke herbeigebrachte, antidemokratische Element mit dem demokratischen als ursprünglich eins in der Idee des Staats als eines Organismus zu setzen, woraus sich dann freilich weiter ergiebt, daß die Staatsgewalt nicht bloß allgemeiner Wille (beim Verf. durch den Begriff des gemeinsamen Willens hindurch zum Willen der Mehrheit entartet) sein kann, sondern wesentlich allgemeiner Wille in der Form der Einheit gesetzt sein muß, — eine Einsicht, wobei sich fernerhin zeigt, daß das, was der Verf. als das aristokratische Element bezeichnet, keineswegs die Dignität hat, welche er ihm zuschreibt, vielmehr nur ein untergeordnetes Moment in der Sphäre der gesetzgebenden oder volksvertretenden Gewalt ist.

Ganz treffend ist es nun übrigens, wenn der Verf. behauptet, daß das antidemokratische Element dem wahrhaft republicanischen Geiste an sich nicht feind sei. „Der eigentliche Zauber republicanischer Freiheit liegt nicht in der thatsächlichen Gleichheit Aller, noch weniger in der Herrschaft der Gemeinheit und Alltäglichkeit, sondern in dem Bewußtsein, daß Jeder, weil er unter Gleichen lebt, den Blick so frei und weit erheben darf, als sein Auge trägt, daß er im höchsten Aufschwung nicht durch Höherstehende gehemmt ist und sich nicht beugen muß vor innrem Unwerth in bloß äußrer Bevorzugung." S. 341. Ob nun aber diesem Maßstabe die Art und Weise entspreche, in welcher der Verf. das geforderte antidemokratische Element eingeführt wissen will, das dürfte noch sehr die Frage sein. Es scheint, daß ihn gerade die philosophische Halbheit zu Ein-

räumungen verleitet habe, die er dem monarchischen und aristokratischen Principe nicht zu machen gebraucht hätte. Indessen möge hier bemerkt sein, daß das Hauptinteresse bei der Darstellung des Verf. nicht sowohl in den Resultaten und deren eigentlicher Begründung, als vielmehr in den geistreichen Ausführungen liegt, die neben dem unsteten philosophischen Saumschlage überall als reizende Seitenpartien sich ausbreiten.

Nach mehrfach wiederholter Schildrung der Gefährlichkeit der Demokratie insbesondre für intellectuelle und sittliche Interessen erhalten wir sofort eine Kritik der bisher historisch hervorgetretnen antidemokratischen Elemente, des aristokratischen und des monarchischen. Der Verf. erweist sich dem erstren noch mehr geneigt, als dem letztren, obgleich er auch dem Königthum eine sehr weitgehende Huldigung nicht versagt. Alle Aristokratie ruht nach ihm auf der geistigen Ueberlegenheit, die sofort eine natürliche Tendenz hat, zum Geburts- oder Geldadel zu werden. Die Frage, auf welches Princip denn nun die Aristokratie gegründet werden soll, ob auf Geburt, oder Reichthum, oder Talent, — sei nicht a priori zu entscheiden. Wenn das Erstre leicht zur Aussaugung und Mißhandlung des Volks führe, so sei bei völliger Abschaffung des erblichen Vorrechts eine reine Geldherrschaft oder eine auf Pöbellaunen gegründete Demagogentyrannei zu fürchten (Frankreich; NAmerika). Aus der geistreichen Kritik geht endlich das wenig befriedigende Resultat hervor, daß die Sache „zeitgemäß" eingerichtet werden müsse. S. 345 — 355. Indessen wird doch anerkannt, daß Reichthum und Talent wesenhaftre Mächte seien, als der theilweise auf bloßer Vorstellung beruhende Vorzug der Geburt. Jedenfalls aber wird die Aristokratie überhaupt für unentbehrlich erklärt. — Nicht so gut ergeht es dem monarchischen Element.

Als Gründe, die demselben das Wort reden, werden angeführt: daß ohne Unterordnung unter Einen leitenden Willen keine menschliche Verbindung Nachdruck und Bestand habe, daß bei gemeinschaftlichen Angelegenheiten die Menschen sich gern der Mühe, selbst zu denken und zu sorgen, überhoben sehen, daß namentlich gewisse Zweige der Staatsgewalt, Kriegsgewalt, Heerwesen, fast nothwendig ihre Richtung von dem Willen eines Einzigen erhalten müssen, daß überhaupt die nothwendige Einheit des Staats, die bei souveränen Volksversammlungen nur eine künstliche sei, ihren kräftigsten Stütz- und Mittelpunct in der natürlichen, physischuntheilbaren Einheit eines individuellen Willens finde. Allein zunächst wird nun ausgeführt, daß damit das aristokratische Element nicht entbehrlich gemacht werde, theils weil andre Zweige der Staatsgewalt, wie namentlich Gesetzgebung und Richteramt, besser durch eine Mehrheit von Theilnehmern besorgt werden, theils weil, wo man ein aristokratisches Element nicht gesetzlich constituire, ein solches auf unerträglichere Weise von selbst sich aufdrange; der wesentliche Gegensatz bleibe aber immer der zwischen Aristokratie und Demokratie und so sei, wo einmal ein monarchisches Element anerkannt sei, auch ein aristokratisches schon des nöthigen Gleichgewichts halber nicht zu entbehren. Weit eher sei dies mit dem monarchischen der Fall. Denn eine Aristokratie, ja ein ganzes Volk könne sosehr von nationalem Gemeinsinn durchdrungen sein, daß selbst in Rücksicht auf diejenigen Theile des öffentlichen Dienstes, welche Eine lenkende Hand erfordern, die Nothwendigkeit hinwegfalle, an die Spitze der Regierung einen Mann zu stellen, dessen gesetzliche Befugnisse die eines bloßen Staatsbeamten überschreiten (Rom; Nordamerika). Eine Aristokratie könne jedenfalls ohne Monarchie bestehen, nicht aber diese ohne jene. Viel leichter sei es aber, eine ihrer Bestimmung gemäße Aristokratie zu schaffen, als eine selbständige, kraftvolle Monarchie. „Denn schon von vorn herein ist es viel weniger unnatürlich, daß eine auserlesne Minderzahl die Mehrzahl leite, als daß ein Einziger so viel und mehr gelte, als Alle. Sodann kann einer Aristokratie die nöthige Selbständigkeit leicht ohne Erblichkeit durch das Recht der Selbstergänzung gegeben werden. Die Krone des Monarchen dagegen muß, um eine unabhängige und selbständige Macht zu sein, erblich sein; damit verzichtet man aber auch darauf, das wichtigste und schwierigste Amt im Staat mit dem Tüchtigsten zu besetzen. Endlich bedarf es, um eine Aristokratie dem Volk ehrwürdig zu machen, nicht jener widerstrebenden und gewaltsamen Fictionen, wodurch ein Mensch mit allen Schwächen und Gebrechen der Sterblichkeit für heilig, unfehlbar und unverletzlich erklärt wird." Der Verf. fragt nun, warum dennoch in Europa die Aristokratie mit ungünstigern Augen angesehen werde, als die Monarchie? Er findet die Erklärung in dem, was er als den poetischen Zauber des Königthums bezeichnet, was aber, wie er treffend ausführt, eben in dieser Vorstellungsweise mit einer fatalen politischen Unreife zusammenhängt, vermöge der wir hinter den Männern des classischen Alterthums weit zurückstehen. Hier bricht dann der Gedanke wieder durch, als wäre denn doch bei größrer politischer Reife der Uebergang zur buchstäblichen Republik das allein Angemeßne; indessen verscheucht sich auch hier der Verf. den reizenden Traum sogleich wieder durch Erinnrungen an bittre Erfahrungen der Wirklichkeit, in deren Prosa das Ideal keinen Boden finden will. Er kommt daher zuletzt doch wieder auf die gemischte Verfassung zurück und gesteht den europäischen Völkern sogar das monarchische Princip als ein solches zu, auf welches nach ihrer Natureigenthümlichkeit bei ihnen der politische Schwerpunct falle. Ja, er sagt ausdrücklich: „Wo die erbliche Monarchie die Fordrungen der Zeit begreift und mit naturgemäßer Volksentwicklung Schritt zu halten weiß, da sollte sie bei dem reichen Erbe der Vergangenheit auch auf eine lange Zukunft rechnen können, während bei dem aristokratischen Staatselement die Erblichkeit sichtbar schon in der Gegenwart bedroht ist und die Meinung der Gebildeten in einem vielleicht übertriebnen (?) Grade gegen sich hat." S. 355 — 384.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 254. **25. October.** **1842.**

Pfizer „Gedanken über Recht, Staat und Kirche."

(Fortsetzung.)

So wird denn freilich auch dieses Element wieder aus dem Schiffbruch der Kritik gerettet, ohne daß man klar darüber sähe, ob der Verf. darin ein wirklich durch das organische Gesetz gerechtfertigtes antidemokratisches Element sieht, oder ob er als solches bloß die Aristokratie erkennt, und mit dem monarchischen nur der unaustreiblichen poetischen Idealsucht der germanischen Nationen eine Concession machen will. Jedenfalls wendet er sich sofort zu einer wiederholten Kritik der aristokratischen Möglichkeiten. Obgleich er schon früher wiederholt nur die geistige Befähigung für den wahren Grund zur Bevorrechtung anerkannt hat, so redet er nun doch sowohl dem Geburts-, als dem Geldadel das Wort, ja er behauptet, daß die einzige Bevorzugung des Talents zum „Mandarinenthum" führen würde; trotz allem Bösen daher, was er andrerseits dem Geburts- und Geldadel, mit specieller Bezugnahme auf Deutschland und Frankreich nachzusagen weiß und wirklich auf vortreffliche Weise sagt, kommt er doch wieder nur zu dem alten Resultate, daß er die Vermittlung in der mechanischen Vermengung, in dem Nebeneinander der drei Momente sucht. Nämlich es soll 1) Denjenigen, die sich im Besitze eines standesherrlichen Hausvermögens befinden, erbliche Pairschaft zugestanden, damit aber lebenslängliche Pairschaft für ausgezeichnete Verdienste verbunden werden; 2) der Geldmacht, dem beweglichen und wechselnden Besitze kann das Wahlgesetz durch ein größres Stimmengewicht bei der Wahl der Volksvertreter sein Recht widerfahren lassen; 3) die Aristokratie des Geistes endlich hat ihren natürlichen Sitz und Mittelpunct, neben dem öffentlichen Civil- und Militärdienst, in der Volksvertretung. S. 385 — 392.

So überrascht uns denn der Verf. damit, daß er uns mit der Frage nach der richtigen Bildung des aristokratischen Elements mitten in den Hauptsitz des demokratischen hineinwirft. Und gewiß ist es ein sehr guter Gedanke, wenn er in der Volksvertretung selbst die rechte Aristokratie sucht. Man fragt, warum nicht die einzige? Er antwortet darauf, nachdem er eine längre Ausführung über Geschichte des deutschen Ständewesens, Begriff und Rechte der Volksvertretung 2c. vorausgeschickt hat. Im Verlaufe dieser Ausführung werden an dem Repräsentativ-Systeme zwei Seiten als durchaus wesentlich hervorgehoben: 1) die aristokratische, entsprechend dem Begriff der Volksvertretung, wonach sie den geläuterten vernünftigen Willen der Gesammtheit aussprechen soll und woraus die Fordrung mannigfacher Beschränkungen des allgemeinen Wahlrechts hervorgeht; 2) die demokratische, wonach dadurch möglichst Allen die Theilnahme an der Regierung gesichert werden soll und woraus die entgegengesetzte Fordrung eines möglichst unbeschränkten allgemeinen Wahlrechts sich ergiebt. Der Verf. erkennt das Recht der letztern Fordrung als ein durchaus begründetes an, redet aber der erstern mit größrer Theilnahme das Wort. Er führt gegen die letztre den Grundsatz: volenti non fit injuria, an, wonach sich die Ausschließung der Weiber wohl immer von selbst verstehen werde; ebenso glaubt er, daß es sich mit dem Recht vereinigen lasse, die Erkennbarunfähigen auszuschließen. S. 396—409. Allein diese Einwürfe scheinen ihm späterhin selbst nicht vollkommen Stich zu halten. „Es fehlt in vielen Fällen an einem unzweideutigen äußern Merkmale der Befähigung, und das bisherige Hauptunterscheidungszeichen, der Besitz von Vermögen, wird allmälig unzureichend und sogar gehässig. In Capacität, Bildung und Unabhängigkeit des Charakters werden heutzutage die Reichen und Gelehrten nicht selten von den Armen und Ungelehrten übertroffen. Seine Hauptrechtfertigung muß daher jedes nicht dem Grundsatz des allgemeinen Stimmrechts huldigende Wahlsystem in der freiwilligen Verzichtleistung des Ausgeschloßnen suchen, und wenn nach der Erfahrung ganze Classen von Staatsbürgern bisher die Theilnahme an den politischen Rechten nicht verlangten, so ist dies in der Gegenwart doch immer weniger der Fall. Denkbar ist es nun allerdings, sogar bei allgemeinem Stimmrecht, daß ein Volk aufgeklärt gnug sei, um nicht nur bei den Wahlen selbst die Tauglichsten herauszufinden, sondern auch von diesen sich leiten zu lassen. So lange aber darauf nicht mit Sicherheit zu rechnen ist, bleibt auch die Ueberwältigung jeder selbständigen Regierungsgewalt durch die Volksvertretung ein für die Volkssache selbst, wie für die höhern Menschheitszwecke höchst unsichrer Gewinn. Nur weil dies übersehen wird, erwarten Manche alles Heil von dem voll-

ständigen Triumph des demokratischen Princips über das aristokratisch-monarchische mit einer Zuversicht, als ob die Erfahrung, wie wenig auf freie Selbstbeschränkung einer ungemeßnen Gewalt zu rechnen ist, noch nie gemacht und die triviale Wahrheit, daß alle Macht dem Mißbrauch ausgesetzt ist, erst noch zu entdecken wäre.“ Dies führt denn zur Antwort auf die obige Frage. Um das aristokratische Moment der Volksvertretung nicht dem demokratischen Momente derselben zur Beute zu geben, muß ein aristokratisches Element in specie geschaffen werden und in oder neben der Volksvertretung seinen Ausdruck finden, und zwar nicht bloß Aristokratie des Geistes, sondern auch Adel der Geburt und des Gelds. Denn ohne diese Beigabe ist Mandarinenthum oder demagogische Kriecherei des Talents, Herrschaft der Gemeinheit, von der Schlauheit und der Schlechtigkeit geleitet, zu erwarten.

Wenn uns nun dies Resultat befremdet, da wir nach den vorhergehenden Ausführungen unmöglich glauben können, daß der Verf. im Ernste dem Geldadel, und noch weniger, daß er dem erblichen Vorrechte hold sei, — so begegnen uns auch wieder ganz andre Aeußrungen. Der Verf. sagt: „Einer Aristokratie kann leicht die nöthige Selbständigkeit ohne Erblichkeit durch eine an gewisse gesetzliche Qualification und Erfordernisse des Vermögens oder des persönlichen Verdienstes gebundne und etwa noch durch Vorschlags- und Verwerfungsrechte der vollziehenden Gewalt oder der Volksvertreter beschränkte Selbstergänzung verliehen werden“ (S. 368), und am Schlusse, nachdem er gezeigt hat, wie das erbliche Vorrecht und die Macht des Geldes mehr und mehr sich abnütze und der Ruf nach allgemeinem Stimmrechte immer lauter werde, während andrerseits die Versuche, aus den geistigen und politischen Nobilitäten ein Oberhaus zu bilden, bisher ebenso mißlungen seien, wie die Versuche mit vom Volk erwählten Senaten, — findet er es verwunderlich: „daß noch kein Versuch mit dem zwischen Erblichkeit und Volkswahl mitten inne stehenden Grundsatz der Selbstergänzung gemacht worden ist, um eine vom Volk, wie von der Regierung unabhängige Aristokratie des Geistes zu schaffen“ (S. 457). Woran soll man sich nun halten? Ist etwa dieser letztre Rath auch nur ein schöner Traum? Oder meint es der Verf. ernstlich mit einer solchen reinen Aristokratie des Geistes? Wir hoffen und glauben, das Letztre sei anzunehmen; aber dann steht dem Verf. seine eigne Ausführung über die Gefährlichkeit einer solchen Institution entgegen. Oder meint er, diese Gefahr werde sich bei zunehmender Reife der politischen Bildung verlieren? Dieser Hoffnung steht aber seine eigne Ausführung über die unveränderlichen Gebrechen der menschlichen Natur entgegen. Das Resultat am Ende des politischen Kapitels ist daher, daß wir so klug sind, wie zuvor; wir müssen die Natur walten lassen und haben nicht einmal eine Gewähr dafür, daß der Weg der Natur dahin führen werde, diejenigen Mächte, welche der Verf. selbst als die wesenhaften bezeichnet, zur Geltung zu bringen.

Das Labyrinth dieser politischen Ausführung hat etwas Trostloses. Bei keinem positiven Resultate ruhen wir aus; immer weiß der Verf. wieder Gefahren und Uebelstände aufzuweisen, die auch das Vernünftige nicht räthlich machen. Er kämpft gegen sein eignes Ideal, für das ihm die Wirklichkeit keinen Boden geben will. Bald rückt es nah, daß man es mit Händen greifen möchte; aber gleich kommt der nüchterne Verstand und führt es wieder ins Reich des Traums hinaus. Dabei haben wir keinen festen Boden unter den Füßen. Denn die negative Rechtsphilosophie des Verf. ist nach seinem eignen Geständniß unproductiv; sein organisches Princip aber ist nur ein inductionsweise gefundnes Naturgesetz und vermag daher keine nothwendige Entwicklung zu tragen, sondern verfällt gleichfalls dem bunten, alle Momente zusammenwürfelnden und jede Combination wieder zerstörenden Spiele der willkürlichen Reflexion. Auf diesem Wege kann das wissenschaftliche Bedürfniß nicht befriedigt werden. Vielmehr ist das organische Gesetz, welches der Verf. ganz richtig beibringt, zum productiven Entwicklungsprincip der Idee selbst zu machen, nicht aber der Laune der Natur, als einer unberechenbaren, gläubig zu verehrenden Macht preiszugeben. Damit ist der Geschichte und der reichen Belehrung, die sie giebt, der Werth nicht abgesprochen; es ist nur die Meinung, daß auch sie nicht willkürlich schaffe, sondern daß in ihr der Geist sein Leben auf eine nothwendige, darum erkennbare Weise in stufenweiser Entwicklung zur Wirklichkeit bringe. Ist dem aber so, dann gnügt es nicht mehr, auf den politischen Schwerpunct in der jeweiligen historischen Erscheinung zu verweisen, sondern es ist positiv anzuzeigen, wo dieser Schwerpunct auf dieser oder jener Stufe nothwendig ruhen oder bei dieser oder jener Uebergangskrisis gesetzt werden müsse. Der Verf. reducirt die geschichtliche Entwicklung gleichfalls auf eine Art von Nothwendigkeit, indem er die Völker von der Unmündigkeit durch eine Jünglingsperiode zur Mannheit heranreifen läßt und nicht verfehlt, die Verfassungen zu bestimmen, die jeder dieser Perioden angemessen seien. Wenn es nun eine Anmaßung sein soll, die Geschichte construiren zu wollen, so ist dies wenigstens der Anfang dazu, nur in einer noch ungebildeten Weise. Fängt man aber einmal an, das Leben der Natur auf Gesetze zu reduciren, so ist es doch wohl wissenschaftlicher, ja es ist die gar nicht zu hemmende Tendenz der Wissenschaft, solchen vom einzelnen Individuum abstrahirten physiologischen Gesetzen das reichre und tiefre Gesetz der sich selbst entwickelnden Idee zu substituiren und die Völkerindividuen als Volksgeister, d. h. als die Besondrung des allge-

meinen sittlichen Geistes anzusehen. Von einer solchen Betrachtung ist allerdings das Resultat auch kein andres, als daß die angemeßne Form der vollkommen entwickelten Rechtsidee der constitutionelle Staat sei. Aber es wird zugleich die positive Einsicht gewonnen, daß dieser Staat über die bloß quantitative Theilung der Staatsgewalt hinaus sei, daß er, um wirklich Organismus zu sein, eines individuellen Oberhauptes (wenn auch keineswegs, wie Hegel will, eines erblichen Monarchen) bedürfe. Wie aber das richtig entwickelte organische Gesetz hiezu führt, so führt es auch zu einem entschiednen Resultate in Beziehung auf das, was der Verf. das aristokratische Element nennt. Es ist vollkommen richtig, wenn der Verf. andeutet, daß in einem vernünftigen Staate, wie ihn das heutige Bedürfniß verlangt, von dem abgenützten Vorrecht der Geburt nicht mehr die Rede sein kann, sondern nur von den wesenhaften Mächten des Talents und, in untergeordneter Weise, des Vermögens. Eben so treffend ist es, wenn der Verf. das hieraus gebildete aristokratische Element in die Volksvertretung selbst verlegt haben will, nur daß er bei seinen Ansichten über das Wesen der Volksvertretung die Nothwendigkeit einer ersten Kammer oder eines Senats als wesentlich vermittelnden Moments zwischen dem einheitlich conservativen Princip der Regierung und den mannigfaltigen und wechselnden Interessen, welche die Abgeordneten vertreten, nicht erkennen kann. Ueberhaupt würde dann an die Stelle der Unbestimmtheit, in welcher der Verf. die Volksvertretung beläßt, überall die Bestimmtheit treten.

Ueber die Volksvertretung überhaupt handelt nämlich der Verf. S. 393—449 und spricht dabei manches gewichtige Wort, manche treffende Bemerkung aus. Aber die Grundlage, worauf sich die ganze Ausführung bewegt, kann wiederum keineswegs gnügen, daher auch hier die Resultate sich in vages Schwanken verlieren. Die Idee der Volksvertretung ist ihm der Begriff einer Vertretung des gesammten Volks durch Männer des Vertrauens, die als erwählte Abgeordnete freie Vollmacht haben, die Sache des Volks nach eigner bester Einsicht zu führen. Sie hat ihm hienach, wie schon angeführt, zwei wesentliche Seiten, eine demokratische und eine aristokratische. Aber der wesentliche Mangel hiebei ist, daß der Verf. die Volksvertretung nicht bloß, wie es geschehen muß, als Moment im Staat setzt, sondern daß er das Princip derselben zum Staatsprincip überhaupt macht, so daß auch die Regierung des Staats nur eine Seite der Volksvertretung, nämlich die durch dieselbe ermöglichte Vorherrschaft der talentvollen und gebildeten Minderheit sein soll. Er verwechselt den Begriff des Volks mit dem Staate, während doch beides wohl auseinanderzuhalten ist. Der Staat ist ihm kurzweg das sich selbst regierende Volk. Am besten sei es, wenn das Volk zu dieser Regierung in Masse die erforderliche Fähigkeit besitze; da dies aber nicht in der menschlichen Natur liege, so müsse das Volk sich eine volkshemmende Macht, ein aristokratisches oder aristokratisch-monarchisches Element entgegensetzen, und diesem die Regierung soweit überlassen, daß diese Vorherrschaft ihrerseits wieder durch das allgemeine demokratische Princip begrenzt sei. Allein der Verf. sollte selbst bemerkt haben, daß der Staat hiemit keineswegs zu einem Organismus, sondern nur zu einem Mechanismus gemacht wird. Sein Gegensatz ist nicht, wie er meint, ein organischer. Die Glieder desselben treten nicht als qualitativ unterschiedne, gegeneinander selbständige, unter einer concreten Einheit zusammengeschloßne Potenzen auf; vielmehr ist das Eine nur die Negation des Andern, nichts für sich Seiendes, ein durchaus Willkürliches, das mit dem Andern nur in der mechanischen Einheit des Gleichgewichts steht. Das organische Gesetz, worauf der Verf. mit Recht so viel Werth legt, ist daher in der That bei ihm ein werthloses; es ist eine bloße Maßregel der Klugheit, der man nur so lange bedarf, als die Gebrechlichkeit der menschlichen Natur die Völker nicht zur vollkommnen Reife des Mannesalters kommen läßt, deren idealer Zustand alle organischen Experimente entbehrlich macht. Angenommen aber, der Verf. glaube in der That nicht an die Realisirbarkeit des Ideals und halte die gemischte Verfassung für das Ziel der politischen Perfectibilität, so tritt doch immer der Nachtheil ein, daß die Erfüllung des organischen Gesetzes nach dem Systeme des Verf. eine Sache der bloßen Willkür bleibt und der daraus hervorgegangne Staat immer nur ein Gleichgewichtsmechanismus, keineswegs ein lebendiger Organismus wird.

In der Lösung der ersten Frage, die der Verf. abhandelt: ob Vertretung nach Ständen oder nach Bezirken? muß man natürlich mit ihm übereinstimmen und das Letztre fordern, da seine Gründe auch dann richtig sind, wenn man die Volksvertretung nicht als das Organ des Staats überhaupt, sondern nur als Moment im Staate auffaßt (S. 398—409). Dagegen ist dies nicht der Fall bei der Frage nach den Rechten der Volksvertretung. Dem Verf. ist der Wille der Mehrheit eo ipso der allgemeine Wille, und die gesetzgebende Gewalt der Inbegriff der gesammten Staatsgewalt. Daher ist jede Theilung der Staatsgewalt, jede Unterscheidung von (demokratischen und antidemokratischen) Potenzen nur eine Sache des Beliebens; die Organisirung des Staatswillens ist in der That dies nicht, d. h. keine aus der Idee fließende Unterscheidung qualitativ differenter Potenzen, sondern eine mechanische Theilung nach der äußerlichen Regel des Gleichgewichts, nach dem bloß regulativen Princip des Maßes. Die Verfassung ist hienach keine wahre Constitution, da es ihr gerade am constitutiven Princip fehlt. Der Verf. kommt daher auch hier nur zu negativen Resultaten. Das Volk, heißt es,

muß sich in der Ausübung der Staatsgewalt mit seinen Herrschern in der Art theilen, daß es die Mitwirkung bei allen Hauptverrichtungen nicht verliert. Es ist aber klar, daß alle Grenzbestimmung hier willkürlich wird. Der Verf. selbst redet keineswegs den ultrademokratischen Forderungen das Wort, er will nicht einmal eine gleiche Theilung der legislativen Gewalt zwischen Regierung und Volk. Aber diese Concessionen, die bloß aus dem subjectiven Belieben des Verf. stammen, haben eben deßhalb keinen Werth; er übertreibt es gar zu sehr mit der Biegsamkeit, die er allerdings mit Recht als einen Hauptvorzug der Repräsentativverfassung rühmt. Man kann in diesem und jenem Puncte dem Volk in seinen Vertretern noch ausgedehntere Befugnisse einräumen, als der Verf. es thut, und man erhält dafür eine beßre Garantie, wenn man nicht, wie er, von vornherein Staat und Volk verwechselt. Aber um so weniger wird man darin mit ihm übereinstimmen, daß alle wesentlichen Zweige der Staatsgewalt zwischen Regierung und Volk getheilt sein sollen, daß also die Regel des Gleichgewichts für die letzte angesehen und somit ein rein mechanisches Princip als das oberste aufgestellt wird. Der Verf. erklärt sich allerdings mit Recht gegen die alte Theorie von der abstracten Trennung der gesetzgebenden, vollziehenden und richterlichen Gewalt. Aber es ist die wahre Hilfe gegen den daraus entstehenden Mechanismus keineswegs das, was er angiebt, womit man vielmehr nur aus dem Regen in die Traufe gelangt. Im Gegentheil besteht die Hilfe darin, daß das organische Gesetz auch wirklich zur Erfüllung gebracht, die Idee des Staats in ihre nothwendigen Unterschiede auseinandergelegt, und diese Unterschiede in relativer Selbständigkeit fixirt werden. Der Verf. sagt: „Gesetzgebung und Verwaltung verhalten sich zu einander theils wie Wollen und Vollbringen, theils wie Allgemeines und Besondres, und so wenig das Besondre dem Allgemeinen, das Thun dem Wollen widersprechen darf, eben so wenig darf die Verwaltung unabhängig sein von der Gesetzgebung. Es giebt demnach nur Eine untheilbare Staatsgewalt, wenn auch einzelne Zweige ihrer Thätigkeit ausgeschieden und eignen Behörden übertragen werden, und die ureigenste Function, die Urgewalt im Staate ist die Gesetzgebung; jede gesetzgebende Macht muß daher zugleich Vollziehungsmacht sein.“ Damit macht er seine mechanische Auffassung des Staats unwidersprechlich klar. Er sieht die Staatsgewalt und ihre besondern Zweige im Verhältniß des Ganzen zu seinen Theilen an. Wer dagegen den Staat wahrhaft für einen Organismus hält, der muß hierin vielmehr das Verhältniß der Lebenseinheit zu relativselbständigen Gliedern sehen. Es ist somit Selbsttäuschung, wenn der Verf. seine Ansicht vom Staate als eine dynamische oder organische prädicirt, da sie vielmehr in seiner Politik, wie in seiner Rechtsphilosophie eine durchaus mechanische bleibt.

Den besten Gewährsmann hiefür haben wir am Verf. selbst, der in seinen Gedanken über die Kirche nun weiter offen sagt, alles bisher von ihm Ausgeführte gehe nicht weiter als auf Herstellung des Gleichgewichts: um den Staat endlich wirklich organisch zu machen, bedürfe es einer weitern Vermittlung. Aber freilich wird man nicht wenig erstaunen, wenn man erfährt, worin das demokratische und das antidemokratische Element ihre Versöhnung finden sollen — eben in der Kirche. Der Verf. sagt hier, es könne nicht fehlen, daß man ihn für einen Träumer halten werde, und diesmal auch nicht ganz mit Unrecht, weil er anticipire, was wohl erst späte Jahrhunderte bringen werden. Indessen ist er doch sehr fest von der Wahrheit seiner Ansicht überzeugt, und verfehlt namentlich nicht, sie mit wiederholten Seitenhieben gegen die neuere Speculation durchzufechten. Sehen wir denn zu, was er unter Kirche versteht!

Zunächst ist ihm die Religion, ganz wie bei Kant, das Erzeugniß eines sittlichen Bedürfnisses. Gott und Unsterblichkeit sind Postulate der praktischen Vernunft. Daher ist es die Bestimmung eines Jeden, Religion zu haben, und, wenn gleich der Glaube keineswegs mit Nothwendigkeit zur gesellschaftlichen Vereinigung führt, so ist doch die würdigste, natürlichste und vernünftigste Erscheinungsform desselben die gesellschaftliche. Die Kirche zeigt denn auch dem Staat entsprechende Bildungen und Entwicklungen. Es giebt eine Naturreligion, eine geoffenbarte und eine Vernunftreligion; eigentlich zwar nur eine Natur- und eine Vernunftreligion; aber die letztre entwickelt sich, im Gegensatz zu der modernen Speculation, welche mit der theoretischen Vernunft auszureichen meint, zum Offenbarungsglauben mittelst der Ueberordnung der praktischen Vernunft über die durch Kant in ihre Schranken zurückgewiesne theoretische.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 255. 26. October. 1842.

Pfizer „Gedanken über Recht, Staat und Kirche."

(Fortsetzung.)

Der Verf. ist nun zwar ein entschiedner Rationalist, hält aber doch die Form des Supranaturalismus für eine unentbehrliche, weil die Menge derselben immer bedürfen werde. Ebenso entsprechen verschiedne kirchliche Verfassungsformen den rechtlichen, nur daß hier die Grunddifferenz herrscht, daß nicht nothwendig auch in der Kirche die Mehrheit das Organ des Gesammtwillens ist. Die natürlichste und vernunftgemäßeste Verfassungsform für die Kirche ist übrigens dem Verf. die aristokratische, so daß, wie er sagt, Familie, Kirche, Staat in einem Stufengang dem monarchischen, aristokratischen und demokratischen Principe entsprechen. — Diese Analogie zwischen Kirche und Staat hat nun ferner ihre Rechtfertigung in der Gleichheit des Ursprungs und des Endzwecks von Glauben und Recht. Denn, was 1) den Ursprung betrifft, so ist ja das Rechtsgesetz nur ein Theil des Sittengesetzes, und bloßes Mittel für dasselbe, so daß die Rechtsordnung ohne die moralische Weltordnung und den Glauben an dieselbe sinn- und zwecklos wäre, mit welchem Glauben der an einen persönlichen Gott und ein jenseitiges Leben unzertrennlich verbunden ist; 2) ist eben darum der Rechtsstaat nur der nothwendige Durchgangspunct zum Vernunftstaat; d. h. die Aufgabe der Politik ist nicht, das Recht bloß für sich, sondern es so zu verwirklichen, daß es sich als bloßes Mittel für die Realisirung der Fordrungen des gesammten Sittengesetzes erweist; eben dies ist aber der eigenthümliche Zweck der Kirche, die nur diesen Zweck durch andre Mittel realisirt. (II. S. 1—29.) — Wir bemerken hier nur beiläufig, wie nahe der Verf. mit dem von Hegel construirten Staate zusammentrifft, der gleichfalls nur die entwickelte Idee der Sittlichkeit sein soll, nur daß Hegel freilich von dem Dualismus einer Rechts- und einer religiös-moralischen Ordnung, die neben, in, über und unter einander laufen sollen, nichts weiß. So wenig aber, als der streng durchgeführte Hegelsche Staatsbegriff, oder vielmehr noch viel weniger wird sich dieses Nebeneinander von Recht und Moral halten lassen, wie es beim Verf. vorkommt. —

Die Kirche ist nämlich nach dem bisher Angegebnen nichts andres, als die irdische Trägerin der moralischen Weltordnung, mit welcher der Staat wegen gleichen Ursprungs und Endzwecks sich verschwistern soll. Die weitre Ausführung handelt die Frage über das Verhältniß Beider ab. Die bisherigen Erscheinungsformen hiefür werden als ungnügend verworfen und der Philosophie das Verdienst zugeschrieben, das richtige, nämlich das der Coordination angegeben zu haben. Allein dieses Verhältniß sei in der gegenwärtigen Welt so wenig praktisch realisirt, daß vielmehr, um beide Glieder des Gegensatzes zu ihrem Rechte zu bringen, vorerst eine gänzliche Trennung von Staat und Kirche (ein freiwilliges Kirchenthum, wie in Nordamerika) zu wünschen und zu erwarten sei, worauf denn erst (nach vielen Jahrhunderten) die wahre Versöhnung und Vermittlung derselben erfolgen könne. S. 29—68. Was heißt nun aber Coordination? daß beide Glieder in ihrer Sphäre unabhängig sich bewegen, sagt man; aber das gnügt nicht, weil die Sphären beider an allen Orten und Enden sich berühren und zusammenfallen. Dogma, Cultus und Disciplinargesetz der Kirche kann dem Staate aufs Höchste gefährlich werden (z. B. die Lehre, daß die Kirche Eide lösen könne, Klosterleben, Cölibat, Ehegesetzgebung, Bann, Interdict); ebenso aber greift die Staatsgesetzgebung tausendfach in die Interessen der Kirche ein (Gesetze über Schule, Unterricht, Eid, Ehe, Armenpflege, Strafjustiz). „Wie kann nun aber den Uebergriffen von Seiten des Staats gewehrt, wie die Autonomie der Kirche gerettet, und doch zugleich verhütet werden, daß sie zu einem Staat im Staat emporwachse? Bis jetzt kennt Wissenschaft und Leben nur Einen wirksamen und erprobten Schutz gegen Mißbrauch der obersten Staatsgewalt: Theilnahme an der Staatsgewalt und deren Ausübung, — also Berufung der Kirche zur Mitvertretung bei der bürgerlichen Gesetzgebung." Den Beweis der Ausführbarkeit liefert das deutsche Frankenreich, da nur das Papal-, nicht das Episkopalsystem dem Staat feindselig gewesen ist, da die Geistlichen sich von jeher als treffliche Geschäftsmänner gezeigt haben und früher schon Kunst und Wissenschaft im engsten Bunde mit der Kirche standen. Wenn nun nämlich gefordert wird, daß dem Volksrath ein geistlicher Senat an die Seite gestellt werden soll, so ist hiefür nach dem Verf. die Sicherstellung kirchlicher Unabhängigkeit keineswegs der einzige Grund, son-

dern ein noch wichtigerer ist „der, daß auch für die höchsten Fragen und Angelegenheiten, welche den Cultus, die Sittlichkeit, die Geistesbildung, die Humanität und öffentliche Wohlthätigkeit, die Veredlung und Verschönrung des Lebens betreffen, der Staat ein eigenthümliches Organ besitze." S. 69—80.

Wir sehen, wie dem Verf. sein Stoff unter den Händen wächst, wie wenig genau er es mit den Begriffen nimmt, wie sehr die Ideen bei ihm die Form des aller Bestimmtheit entfliehenden Ideals annehmen. Kaum war noch die Kirche das Organ des Restes von Moralität, welcher nach Abzug des Rechtsgesetzes übrig bleibt, das trockenste Residuum von Religion, wie man es nur auf der Haide der dürrsten Reflexion finden kann, das Schooßkind des ordinären Rationalismus, — und nun, wie mystisch wird sie mit einem Male aufgeschraubt zum Centrum aller geistigen Interessen, der Kunst, der Wissenschaft, der Humanität überhaupt! Der geistigen Interessen, gegen welche dann, sonderbar gnug, nicht allein die materiellen Interessen als Gegensatz aufgestellt werden, sondern auch das des Rechts und seiner Verwirklichung! Sodann ist es gerade dieser Abschnitt, in welchem der Verf. nicht scharf und hoch gnug herab gegen die Zeitphilosophie polemisiren zu können glaubt. Um so mehr muß es dann auffallen, wenn man in seiner eignen Ansicht im Wesentlichen doch nichts Andres entdecken kann, als einen freilich unvermittelten Uebersprung aus der Kantschen Philosophie in die Hegelsche Staatslehre. Denn diese ist es ja eben, welche dem Staat die Verwirklichung der gesammten Sittlichkeit vindicirt. Der Verf. will aber dasselbe, nur daß er sagt, der Staat solle diese Aufgabe mittelst der Kirche erfüllen, und daß er seinerseits die Sittlichkeit an die Kantschen Postulate der praktischen Vernunft als ein symbolisches Buch festbindet. Er degradirt nur den von Hegel apotheosirten Staat zur Rechts- und Polizei-Anstalt, und schmückt mit dem Raube desselben das unbestimmte Etwas, daß er Kirche nennt. Wenn er sich also rühmt, hiemit den geistigen Interessen das Bürgerrecht im Staate gegeben zu haben, so muß im Namen der Wissenschaft erwidert werden, daß er damit zu spät kommt. Denn gerade diesen Ruhm hat sich Hegel vor mehr als 20 Jahren schon erworben, und jetzt dreht sich das Interesse gar nicht mehr um diese längst als nothwendig anerkannte Fordrung, sondern vielmehr darum, ob die Verwirklichung der gesammten Sittlichkeit wirklich den Staatsinstituten zu vindiciren sei oder nicht? Hier scheint nun allerdings der Verf. etwas Neues zu sagen, indem er die Kirche als Mittelglied einschiebt; allein dieser Schein geht sogleich wieder verloren, wenn er das Interesse der von der Kirche zu vertretenden Sittlichkeit nur eben dadurch gewahrt haben will, daß die Kirche an der bürgerlichen Volksvertretung Theil nehmen solle. — Das Bestreben des Verf. erkennen wir gleichwohl als richtig an. Wir glauben, daß es bei der Hegelschen Staatsidee nicht bleiben könne, daß Religion, Kunst und Wissenschaft in ihrer praktischen Verwirklichung eben so wie die Sittlichkeit des individuellen Geistes wieder selbständig gemacht und in ein freieres Verhältniß zum Staate, wenn auch immer in ein solches gestellt werden müssen, daß alle Verwirklichung des sittlichen Geistes zu objectiver Existenz unter den Staat fallen muß. Aber eben deßhalb können wir es nur für verfehlt halten, wenn der Verf., was übrigens auch nicht neu ist, die über das Recht hinausfallenden geistlich-sittlichen Interessen eben nur wieder in der bürgerlichen Volksvertretung realisirt haben will, und noch viel mehr, wenn er diese Interessen sammt und sonders der Kirche unter die Schürze schiebt. Auch hier also kann die Wissenschaft dem Verf. wenigstens die Einrede der Entbehrlichkeit seiner Bestrebungen entgegensetzen, so wie die, daß, was er erreichen will, jedenfalls auf anderm Wege erreicht werden muß. Denn freilich kann sie sich auch nicht in solidum zu Allem bekennen, was der Verf. mit seiner Vereinigung von Kirche und Staat zu erreichen verhofft.

Das zwar ist anerkennenswerth, wenn der Verf. will, es soll dadurch an die Stelle des mechanischen Gleichgewichts ein organisches Verhalten treten. Nur ist zu bezweifeln, wie dies dadurch geschehen soll, daß der Verf. die Kirche nur eben in seinen ganz mechanisch bleibenden Staatsbau einfugt. Denn, wenn er sagt, durch die Aufnahme specifisch-sittlicher Momente gewinne der Staat die Kraft der Selbstbeschränkung, welche das mechanische Gleichgewicht ersetze, eine sittliche Macht, welche Erhaltung und Fortschritt in sich vereinige, so könnte dies ja, vorausgesetzt, daß die Kirche eben diese Macht sei, nur dann erwartet werden, wenn der Staat ganz in die Kirche aufginge, nicht aber, wenn die Kirche nur als immerhin untergeordnetes Moment in die Rechtsordnung eingeführt wird. Abgesehen von den Prämissen des Verf. aber muß man eine Vorstellung vom Staate, die das Moment der Vermittlung von Fortschritt und Erhaltung anders woher zu borgen genöthigt ist, sehr dürftig erkennen; man muß den Verf. anklagen, wenn er die Staatsidee selbst so sehr alles Gehalts beraubt hat, daß er ihr nun einen Bettelbrief an seine mystisch aufgeputzte Kirche ausstellen muß. Es kann und muß aber vielmehr jene Vermittlung, wozu der Verfasser die Kirche braucht, der Entwicklung der Staatsidee immanent sein (S. 81—85). Vollends transcendent wird aber die Erörtrung, wenn der Verf. behauptet, es erhalten überhaupt die höchsten Aufgaben der Staatskunst eine würdige Lösung nur „auf dem Standpunct eines durch Vernunft und Wissenschaft erleuchteten Glaubens", woraus die Fordrung hervorgeht, daß die Staatsmänner künftig eine Prüfung als rationalistische Christusverehrer bestehen müssen. Denn

es wird verlangt, die Staatsmänner sollen nicht nur an die Perfectibilität der gesammten Menschheit und die Nothwendigkeit des Fortschritts in den Staatseinrichtungen, sondern sie sollen noch an viel Mehreres glauben, z. B. an einen persönlichen Gott, an Unsterblichkeit des Individuums, an eine freie, allem erkennbaren Gesetz entnommne Weltregierung, sie sollen sich innerhalb der durch Kant der theoretischen Vernunft angewiesnen Grenzen halten und die ganze neuere Speculation verabscheuen, sie sollen die von Berlin kommende neue Offenbarung der Philosophie erwarten und dies und das. Was nun durch eine solche Rehabilitation des Kantschen Vernunftglaubens gewonnen werden soll, reducirt sich auf Folgendes. Die herrschende Macht soll dann der Ueberzeugung leben, daß, wenn auch die größre Wahrscheinlichkeit für eine stetige Aufeinanderfolge von Wachsen, Blühen, Reifen und Verwelken im Leben einzelner Völker wie der ganzen Menschheit, als für eine Unendlichkeit des Fortschritts spreche, doch auch in dieser naturgemäßen Fortbewegung von der Kindheit zum Alter ein Fortschritt liege (später folgt eine bestimmtre Auseinandersetzung über die Weltalter), ferner soll sie überzeugt sein, daß dieser Fortschritt bis zu einem gewissen Grade frei geleitet werden könne, daß der Weltlauf eine Mischung von Freiheit und Nothwendigkeit sei, daß in ihm das Walten einer Vorsehung sich offenbare. Wenn nun die Staatsgewalt alles dies glaube, dann werde sie auch alle Staatseinrichtungen mehr auf den sittlichen, als den natürlichen Menschen berechnen, das Gesetz der Liebe werde immer mehr siegen über das schonungslose Walten des Naturgesetzes. Der Verf. meint damit, kurz gesagt, das Princip der Humanität werde sich immer mehr im Staate geltend machen. Das wäre nun ganz gut, wenn nur nicht der Verf. dieses Princip wieder einzig und allein dem Christenthum und insbesondre der christlichen Kirche als Monopol vindicirte. Was das Christenthum betrifft, so macht er den falschen Schluß: post hoc, ergo propter hoc; was aber die Kirche betrifft, so widerlegt ihn tausendfältig die Geschichte, auf die er sich beruft. Es hat allerdings eine Zeit der Barbarei gegeben, in welcher der Staat unter der Vorherrschaft der Kirche stehen mußte, und in dieser auch die übrigen Interessen des absoluten Geistes, Kunst und Wissenschaft, ihre natürliche Vertretung fanden. Aber diese Zeit ist gottlob vorüber, Kunst und Wissenschaft sind emancipirt, und es kann nichts Geistfeindlichres geben, als das Verlangen, sie wieder unter das Principat der Kirche zurückzubringen. — Wir glauben nun, wie schon gesagt, keineswegs, daß Staat, Kirche, Kunst und Wissenschaft in schlechthin negativer Stellung beharren sollen, vielmehr wir verlangen, daß auch der sittliche Geist der absoluten Sphäre, so weit er seine Darstellung in objectiven Existenzen findet, im Staate seine positive Repräsentation haben müsse, nur darf dies nicht eine Einheit auf Kosten der nothwendigen Unterschiede sein. Wenn daher der Verf. meint, man werde den Gedanken einer Mitherrschaft der Kirche durch die Geistlichkeit verspotten, weil man dabei nur an verschüchterte Landgeistliche u. dgl. denke, so sind wir wenigstens keineswegs gemeint, ihn auf diesem Puncte anzugreifen. Allerdings soll der Geist herrschen, und nur der Geist. Aber dieses Resultat weiß die Wissenschaft gottlob noch auf ganz andre Art herbeizuführen, als durch eine totale Begriffsverwechslung, als wäre die Kirche eben das Centrum des Geistes überhaupt, der Staat nur eine negative Rechtsordnung und Polizeianstalt für materielle Interessen, und könnte nun die wahre Versöhnung darin bestehen, daß die Kirche als untergeordnetes Staatsinstitut, repräsentirt durch die Aristokratie des Klerus, auftrete. Es ist ganz richtig, daß die politische Volksvertretung nicht ausreicht, um die Interessen des sittlichen Geistes in der absoluten Sphäre im Staate zur Geltung zu bringen, daß die letzte und höchste Bestimmung des Menschen nicht die staatsbürgerliche ist u. dgl. Aber das behauptet auch die Wissenschaft nicht mehr, die seit 20 Jahren immerhin über Hegel hinaus mehr gelernt hat, als der Verf. über Kant hinaus gelernt zu haben scheint. Nur, daß die Kirche in einer aller Begriffsbestimmtheit entfliehenden Weise das leisten soll, was allerdings aus dem Princip des Rechts unmittelbar nicht abgeleitet werden kann, das ist es, was ein besonnenes Denken niemals zugeben kann, am wenigsten auf den gar nichts oder vielmehr das Gegentheil beweisenden Grund hin, weil ja die Kirche schon im Mittelalter jene exotische Stellung eingenommen habe. In so weit also müssen wir wirklich die Theorie des Verf. in das Reich der Träume verweisen, namentlich auch in dem Sinne, daß wir bedauern müssen, daß er als ein Träumer die Augen zumacht und deßhalb nicht sieht, wie der Zweck, den er erreichen will, innerhalb der seit 50 Jahren fortgeschrittnen Wissenschaft auf eine viel befriedigendre Weise, nämlich auf dem Wege des dialektischen Fortschritts angestrebt und neuerdings auch erreicht worden ist (S. 85—109).

Eben deßhalb halten wir denn auch für ziemlich überflüssig, was fernerhin über die derzeit dem Traum des Verf. noch entgegenstehenden Hindernisse, so wie über die für allmälige Beseitigung dieser Hindernisse sprechenden Zeichen gesagt wird. Als Hindernisse führt der Verf. auf 1) die gegenwärtige Staatslehre, in welcher der Geist als gesetzgebende, selbstherrschende Vernunft um sein selbst willen noch nicht das Bürgerrecht erlangt habe. Eine solche Behauptung ist nur aus der absoluten Feindschaft des Verf. gegen die neuere Speculation zu erklären. Denn wenn er diese auch nur oberflächlich angesehen hat, so muß er ja wissen, daß sie gerade diese Tendenz und zwar in einem nicht zu rechtfertigenden Uebermaß verfolgt hat. Nur dieses Uebermaß, die Identification von Recht und Sittlichkeit

war Schuld, wenn Kirche, Schule, Kunst mehr als Werkzeuge, denn als Glieder des Staats erschienen. Aber dies ist ein leicht zu beseitigender Mangel, der nur freilich dadurch nicht gehoben werden kann, daß man mit dem Verf. den gordischen Knoten zerhaut und die Kirche im Klerus zur Vertreterin von Wissenschaft, Kunst, Humanität und Allem, was über Maschinen und Runkelrüben hinausgeht, kurz und gut constituirt; 2) die Macht der Erblichkeit. Es ist aber klar, daß selbst die erbliche Monarchie keineswegs gegen eine Verwirklichung des wissenschaftlichen, künstlerischen und religiösen Geistes zu sein braucht, wenn man nicht eben mit dem Verf. darauf versessen ist, daß diese nur mittelst einer Aristokratie des Klerus stattzufinden habe; 3) die Kirche selbst in ihrem dermaligen Zustande und Verhältnisse zur Wissenschaft. Eine Kirche, wie der Verf. sie im Sinne hat, müßte nämlich zwar nicht über alle confessionellen Unterschiede hinaus sein, aber sie müßte doch freier, als der Katholicismus, consistenter, als der Protestantismus, sie müßte nicht in allgemeiner Zersetzung begriffen, sondern positiv gestaltend, es müßte eine Staatskirche möglich sein, welche alle verschiednen Bekenntnisse in sich aufnähme und auf die gemeinschaftliche Wurzel alles Glaubens, sc. die von aller Ueberlieferung unabhängigen Postulate der Kantschen Vernunft zurückführte, was aber bei der gegenwärtigen Irrfahrt der Philosophie nicht sobald zu erwarten sei. Eben so müßte eine solche Kirche nicht, wie die heutige, mit Kunst und Wissenschaft außer Zusammenhang oder gar positiv verfeindet sein, sondern es müßte die schöne Zeit des Mittelalters zurückkehren, da alle diese Potenzen noch ineinander gewesen seien. Auch diese beiden Momente können wir nicht als gewichtig anerkennen. Denn was einmal die Kirche für sich betrifft, so ist eine solche Amalgamirung derselben mit dem Staate, wie sie der Verf. wünscht und prophezeit, ganz begriffswidrig, da die Aufgabe der Kirche, auch wenn sie über ihre gegenwärtigen Leiden und Kämpfe hinauskommt, stets eine von der des Staats wesentlich verschiedne und Kirche und Staat auch dann in demselben das Princip beider nicht berührenden, relativen Verhältnisse gegen einander bleiben müssen, welches auch jetzt schon für beide zu fordern möglich und nothwendig ist, daher denn auch der jetzige betrübte Zustand des Kirchenwesens keineswegs als ein Hinderniß gegen eine vernünftige Gestaltung des fraglichen Verhältnisses betrachtet werden kann. Noch weniger aber ist das andre Moment zu beklagen, daß Kunst und Wissenschaft von der Kirche sich emancipirt haben, da ja dies als der wesentlichste Vortheil zu preisen ist, namentlich auch für die Kirche selbst, welche dadurch von Uebergriffen in grundverschiedne Gebiete des Geistes abgeschnitten und auf das Eine, was ihr Noth thut, zurückgewiesen wird. — Trotz aller Hindernisse meint aber doch der Verf., es werde sich sein Traum realisiren, zwar nicht mittelst des Katholicismus, aber doch mittelst des Protestantismus, wovon dann die Wiederunterordnung der sogenannten materiellen Zwecke unter die geistigen die Folge sein müsse (da der Sieg erst in mehrern Jahrhunderten erfolgen soll, so werden hienach freilich indessen auch „die Runkelrüben ihre Zukunft noch glücklich erleben" können, und die Philosophie hätte Zeit zum Ausruhen, da sie vorerst ihr Geschäft von den exacten Wissenschaften verrichtet sähe. Sie wird sich aber hoffentlich dieser gütigen Erlaubniß nicht bedienen und nicht den glücklichen Zufall abwarten, bis die Nationen „aus ihrer Entfremdung vom Göttlichen, der Gebanntheit ihres Gedankens und Willens an die Erde, aus diesem Schlummer der Betäubung und Verschlossenheit des innern Sinns, diesem Sündenschlaf erwachen und in Masse Buße thun, — wie damals, wo mit Tausenden von Büßern die Wüsten und Einöden sich bevölkerten 2c."). Ja der Verf. erkennt schon in der gegenwärtigen Zeitlage mancherlei Zeichen dieser — durch den Protestantismus zu vollziehenden — Rehabilitation des Mittelalters, in Lammenais, im Pietismus und in der gegenwärtig endlich aus Berlin zu erwartenden Offenbarung der Einheit von Glauben und Philosophie (S. 109—137).

Wenn der Verf. bei dieser Gelegenheit für eine Universalkirche sich ausspricht, während er die Nothwendigkeit und Erwünschtheit eines Weltstaats in Abrede stellt, so trifft er hierin nach unsrer Ansicht ganz das Richtige, sofern allerdings die Religion eine universale Angelegenheit, das Recht dagegen und seine Verwirklichung im Staate eine Angelegenheit der besondern Volksgeister ist. Dagegen läßt der Verf. am Schlusse der Abhandlung, wo er auf die Weltalter der Menschheit zu sprechen kommt und behauptet, die gesammte Menschheit sei einem doppelten Jugendalter (in der Zeit des classischen Alterthums und im Mittelalter) noch nicht lang entwachsen und diejenigen Völker, welche das Mannesalter darzustellen bestimmt scheinen, die europäischen Völker, deren Hauptstamm die Germanen bilden, hätten die reifen Jahre erst seit kurzer Zeit erreicht, — nach Form und Inhalt läßt er hier wieder seinem rhetorischen und poetischen Elemente bestens die Zügel schießen (S. 137 bis 143).

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst.

№ 256. 27. October. 1842.

Pfizer „Gedanken über Recht, Staat und Kirche.“

(Fortsetzung.)

III. Auch mit dem Schlußstein, welchen die Gedanken über die Kirche hinzufügen, können wir daher durch die Rechtsphilosophie und Politik des Verf., durch dieses wunderliche Gemisch von mechanischer Rechtsordnung und Vernunftstaat, von Kantschen Postulaten und organischen Gesetzen, von Rationalismus und mittelalterlicher Schwärmerei, von abstracten Begriffen und hyperconcreten intellectuellen Anschauungen die Wissenschaft nicht für bereichert halten. So interessant denn auch manche Partien der beleuchteten Entwicklung sind, so finden wir doch die Hauptbedeutung des Buchs wesentlich nur in dessen letztem Capitel, welches: das Vaterland überschrieben ist (S. 147—356).

Wenn der Verf. hier zunächst eine Anwendung seiner Ansichten auf die deutschen Verhältnisse beabsichtigt, so scheint es, daß diese Praxis an den nämlichen Mängeln leiden müsse, wie die Theorie. Dem ist aber nicht so, wenigstens im Wesentlichen. Denn das Grundthema seiner Ausführung bedarf glücklicherweise keiner Unterstützung durch die Vertragstheorie und die übrigen falschen Vordersätze des Verf. Es läßt sich, und noch viel prägnanter, auch aus der Staatsidee der neuern Speculation ableiten. Deßhalb können wir mit den wesentlichen Resultaten dieser Ausführung vollkommen übereinstimmen, ohne darum die vorhergehende Entwicklung zu billigen. Aber nicht nur die nüchterne Anerkennung sind wir dem Verf. schuldig, vielmehr auch die warme Bewundrung der meisterhaften Darstellung, die tiefste Achtung seiner männlichen Entschiedenheit und Kühnheit, die herzlichste Theilnahme an seiner wahrhaft patriotischen Gesinnung. Je mehr gerade dieser Theil seiner Schrift Anfechtung erfahren wird, um so mehr drängt es uns, gerade für diesen Theil die Wissenschaft als seine Mitschuldige zu bekennen und ihr seine Consequenzen zu vindiciren.

Das Thema ist einfach: die Idee der Volksvertretung ist die Losung der politischen Entwicklung der Zeit; diese Idee hatte vom Anfang ihres geschichtlichen Auftretens an den germanischen Geist zu ihrem Träger. Sie ist es, die sich über kurz oder lang auch in Deutschland realisiren muß; ihre Verwirklichung setzt aber die politische Einheit der jetzt zerstückelten Nation voraus, eine Einheit, die in der Bundesverfassung keineswegs ihren Ausdruck findet, vielmehr eine Gesammtvertretung des deutschen Volks zur Basis verlangt.

Einleitend bespricht der Verf. die Vorzüge und Mängel der deutschen Nation. Jene faßt er unter dem Ausdruck: Allseitigkeit zusammen, — „Allseitigkeit des Geistes, der sich über jedes Gebiet des Wissens und des geistigen Schaffens verbreitet; Allseitigkeit der Empfindung, die, aus dem Innersten der Seele entspringend, auch jeden äußern Eindruck willig und gleichmäßig aufnimmt; Allseitigkeit der Gesinnung, die durch den immer regen Antheil am Geschick der ganzen Menschheit den Deutschen zum gebornen Weltbürger und das deutsche Volk zum Weltvolk stempelt.“ Aus dieser Allseitigkeit folgt der deutsche Spiritualismus, zugleich der Sinn des Deutschen für das Besondre und Einzelne (am schlagendsten als Rechtssinn ausgeprägt), und das deutsche Gemüth. Das deutsche Volk ist hienach das Herz, das höhere Erkenntnißvermögen und das Gewissen der europäischen Menschheit (S. 145—156). Wenn nun aber das Ausland uns diese Vorzüge größtentheils zugesteht, dagegen uns den Trieb zur Einheit abspricht und den Geist der Sondrung und Zersplittrung als unsern herrschenden Charakterzug aufstellt, so fragt sich, inwiefern und inwieweit haben wir uns zu diesem Mangel zu bekennen? Daß wir auch im Bereich des Geistes keinen Mittelpunct zu finden wüßten, diesen Vorwurf widerlegt allein schon die deutsche Philosophie. Daß aber auch sonst der Mangel an diesem Trieb nicht als Charakterzug der Deutschen ausgesprochen werden könne, das zeigt ihre Geschichte vom Cheruskerbunde bis zum Zollverein herab; das zeigt der Associationsgeist des germanischen Englands und Nordamerikas. Allerdings ist der eine wie der andre Trieb dem deutschen Charakter wesentlich, aber nur eben beide, nicht einer mit Ausschluß des andern (Weltreich und Weltkirche neben Sonderthümlichkeit der Volksstämme). Aber ein Schein von Wahrheit ist wirklich in jenem Vorwurfe. Denn durch feindselige Einwirkung von Rom und Frankreich hat die sonderthümliche Richtung im Leben das Uebergewicht erhalten und die einheitlich-allgemeine hat sich in das Gebiet des Geistes flüchten müssen, — ein Zustand, der auch jetzt noch

fortdauert und der allerdings die Schattenseite zu dem zuvor entworfnen Lichtbilde liefert (S. 156—167). Es folgt nun die Schildrung dieser betrübenden Folie, mit erschütternder Beredtsamkeit entworfen. Zunächst findet der Verf. den Rechtssinn der Deutschen, ihre Achtung für das Positive zur Schafsgeduld entartet (den Beweis liefert die Rücksichtslosigkeit, womit der Bund die ihm nicht einmal zustehende, aber factisch von ihm behauptete Staatsgewalt über Deutschland ausüben darf, „während noch zur Zeit des Kaisers Maximilian das deutsche Volk an Willkürherrschaft so wenig gewöhnt war, daß der genannte Kaiser die Gewalt des französischen Königs über seine Unterthanen eher für Lastthiere, als für Menschen passend finden wollte"). Damit verbindet sich eine leidige Selbstzufriedenheit, womit sich die Deutschen für die nationale Schmach im praktischen Leben an ihrer geistigen Errungenschaft tröstend erbauen. Nicht als ob man ihnen ihren Ruhm in diesem Gebiete verleiden wollte; aber es ist zu fürchten, daß auch dieser sich antiquiren möchte, wenn die jetzige naturwidrige Geschiedenheit des innern und des äußern Lebens fortdauern sollte. — Endlich reiht sich an: die verderbliche Gespaltenheit des deutschen Volks in ihrem Einfluß auf die gemüthlichen Eigenschaften, denn der edle deutsche Weltbürgersinn nährt sich leider auf Kosten des Sinns für die eigne Nationalität, wovon die natürliche Folge die Verachtung ist, worin das deutsche Volk beim Ausland steht. „Den Engländern gelten die Deutschen für ein einfältiges und knechtisches Volk, das man durch Handelsbündnisse überlisten müsse. In Frankreich ist man überzeugt, daß die deutschen Völker französische Schutzherrschaft nur als ein Glück und eine Ehre zu betrachten hätten. Und wenn das Anerbieten russischer Protection für deutsche Unabhängigkeit und Geistesbildung zuletzt doch einige Aeußrungen der Entrüstung selbst deutscher Geduld entreißt, so ist die höhnische Antwort in Rußlands Namen und in deutschen Blättern: die Deutschen sind nicht die Leute, sich gegen fremde Völker lange mit Uebermuth zu brüsten, sobald ihr Gewicht in der politischen Wagschale bemerkbar wird; und sollten die Slaven in der That die islamitische Welt zertrümmern und ihr Antlitz gegen Abend kehren, so wird Deutschland nicht säumen, seine Genuflexionen dem neuen Götzen des Tages zuzuwenden, Kleiderschnitt, Wendungen und Theorien von ihm zu entlehnen, seine Sprache schön zu finden und wohl gar noch seine uralte Größe und Majestät in Versen zu verherrlichen" (S. 167—216). Etwas besser ist es nun zwar mit alle dem geworden; aber die Fortschritte sind theils unwesentlich, theils wenigstens zweideutig. Es war zu viel Gemachtes und Concessionirtes in manchem Ausbruch eines wieder freigelaßnen Deutschthums; die alten Fehler dauern noch fort, zum Beispiel Stammseifersucht, Demuth im eignen Haus, Hinneigung zu fremden Nationen, und zwar leider eine in den Verhältnissen ihre Rechtfertigung findende Hinneigung (S. 216—226).

Trotzdem ruft uns aber der Verf. zu, an unserm Heile nicht zu verzweifeln. Wir brauchen nur dem faulen Flecke nachzuspüren, wo die Ursache aller jener Mißstände sitzt. Diese ist aber eben nichts Andres, als die durch äußre Verhältnisse uns aufgedrungne Zerstücklung der Nation zur Viel- und Kleinstaaterei unter der nur den Machthabern dienenden Einheit des Bundes. So lang dieser Zustand dauert, hilft es nichts, die Nation über ihre Gebrechen auszuschelten oder die nothgedrungne Hinneigung zu den Freiheitsideen und Einrichtungen des Auslandes als Verrath zu verdammen oder uns mit Ermahnungen zur Eintracht taub zu predigen. Die einzige Aushilfe ist: die wirkliche Verkörprung des Nationalgedankens im deutschen Volk. Das einzige Mittel hiezu ist die Realisation der dem germanischen Geiste eigenthümlichen Idee der Repräsentativverfassung in Beziehung auf die gesammte Nation.

Mit siegreicher Beredtsamkeit widerlegt sofort der Verf. größtentheils die bekannten Einwürfe gegen eine deutsche Nationalvertretung, welche er in Folgendem zusammenfaßt: 1) an eine deutsche Nationalvertretung sei in der Gegenwart gar nicht zu denken, da fromme Wünsche nichts für sie vermögen und von den Mächtigen und Einflußreichen Niemand sie wolle, die Zukunft aber lasse sich von keinem menschlichen Verstande berechnen, mithin sei auch die ganze Frage so unzeitig als müßig, und wer fürs Ganze wirken, der allgemeinen Sache seine Kräfte widmen wolle, der thäte besser, sich mit praktischen Dingen zu beschäftigen; 2) sei die deutsche Nation weder für nationale Einheit, noch für die Repräsentativverfassung recht empfänglich und geschaffen, ihre Bestimmung scheine anderswo zu liegen und ihrer vorherrschend geistigen Richtung, wie ihrer ganzen sonstigen Eigenthümlichkeit entspreche gerade der jetzige Zustand; dieser sei der naturgemäßeste und beste, oder werde wenigstens, wo er noch Einiges zu wünschen übrig lasse, sich von selbst am besten machen. 3) Wenn aber je das deutsche Volk für den Gedanken einer Nationalvertretung zu erwärmen wäre, so stände doch der Einheit Deutschlands durch Gesammtvertretung der Wille und das Recht der deutschen Regierungen unüberwindlich entgegen, und daß gegen sie die Wortführer der deutschen Verfassungsmäßigkeit so viel wie nichts vermögen, beweise sattsam die Geschichte der zehn letzten Jahre. —

Ad 1) gießt der Verf. gerechten Spott aus theils über die, welche sich sogar ausschließlich für praktische Köpfe halten, bloß weil sie von den Thaten des Geistes in der Wissenschaft nichts wissen, theils auf die friedsamen Ehrenmänner und Respectspersonen, die von der Gesinnung der Stabilität unter allen Umständen erfüllt sind. Er zeigt das Problematische des gegenwärtigen Zustandes, die innre

Haltlosigkeit der deutschen Bundesverfassung, ihre politische Nichtigkeit bei der Einkeilung zwischen den wachsenden Mächten der Franzosen und der Russen. Unter solchen Umständen könne es wenigstens nicht schaden, das Eine, was Noth thut, voraus zu bedenken, um sich nicht wieder von den Ereignissen überraschen und den halberrungnen Preis aus der Hand spielen zu lassen. Für jetzt zwar, meint er, sei die Idee der Nationalvertretung ein bloßer Gedanke, und vorläufig sei von der Vereinigung der materiellen Interessen, die ihren Ausdruck am Zollverein haben, mehr zu erwarten, als von den constitutionellen Bemühungen der Publicisten. Gleichwohl sei der Zollverein nur ein halbes Werk, so lang zu dem materiellen Bande nicht auch ein organisches komme, schon deßhalb, weil in diesem Vereine das Volk eine bloß passive Rolle habe. Der Verf. hätte noch weiter sagen können: wissenschaftliche Einsichten seien selbst Thaten, und es sei daher ganz vorzüglich praktisch, wenn sich die Wissenschaft bemühe, die Nothwendigkeit der Einheit und Repräsentativverfassung aller Deutschen zu deduciren, da ja dies das Erste sein muß, wenn dieser Gedanke fernerhin durch die Masse des Volks sich verbreiten soll. Thoren sind jene Praktiker, die an diese Macht des Geistes nicht glauben, wovon doch die französische Revolution ein so leuchtendes und einleuchtendes Beispiel aufgestellt hat. Nur freilich müßte dann der Verf. auch seine Feindseligkeit gegen die moderne Wissenschaft ablegen, er müßte nicht im Widerspruche gegen sie Theorien wieder versuchen, die jetzt den Denkenden nicht mehr fesseln können. Eine Theorie, die als Praxis mächtig werden soll, muß aus dem Fokus des gebildeten Zeitbewußtseins ausgehen; dieses hat aber die Reflexionsphilosophie hinter sich und bedarf einer ganz andern Grundlegung für Recht und Staat, als sie uns hier geboten ist.

Ad 2) sagt der Verf.: Man verwechselt den Deutschen, wie ihn Gott geschaffen, mit dem Deutschen, wie ihn Mißgeschick und Mißregierung gemacht haben. Man vergißt, daß Deutschland das Land der Gegensätze ist und nur eben in dieser Anlage zum Organismus sein specifischer Charakter besteht. Man denke nur an die Volksthümlichkeit der Urverfassung, an die Kämpfe Karl's des Großen, an die Freiheit der Friesen, an den Bauernkrieg, an die Heldenkämpfe der Niederlande und der Schweiz! Sind nicht die Deutschen in Nordamerika die eifrigsten Demokraten? die Deutschen im Elsaß die äußersten Liberalen? Was die deutsche Freiheit unterdrückt hat, ist die dem Adel in den Lehnszeiten überlaßne Vertretung des Volks in den Reichsversammlungen und im Heerdienst, und die Eifersucht der Fürsten, die sich dem Volk mitgetheilt und die Sonderthümlichkeit der Stämme genährt hat. Aber auch jetzt noch hat das deutsche Volk ein Herz für die Freiheitsstimmen aus der ganzen übrigen Welt, und noch im letzten Krieg hat es sein Blut — leider umsonst — für seine eigne Freiheit vergossen. — Aus innerlichen Gründen läßt sich der Mangel nationalen Zusammenhalts bei den Deutschen nicht erklären. Von jeher strebt vielmehr das deutsche Wesen mit seinen Genossenschaften, Zünften, Bünden aller Art zu gesellschaftlicher Einigung und Gliedrung. Auch im Lehenswesen lebte dieser Trieb. Welches Volk gleicht an Nationalsinn dem germanischen Volke Englands? Der Deutsche als Amerikaner, als Franzose, als Russe ist stolz, einem großen Reiche anzugehören. Selbst die deutschen Fürsten dachten 800 Jahre lang an keine andre Möglichkeit, als daß die deutschen Völker Ein Reich bilden müßten. — Eben so wenig ist es wahr, daß das Princip der Volksvertretung dem deutschen Volkscharakter fremd sei. Im Gegentheil ist dieses gerade dem germanischen Geiste eigenthümlich; auch das Feudalsystem war davon getragen und seine wesenhafte Ausbildung als Repräsentativsystem hat es bei Völkern germanischer Abkunft erlangt. Allerdings hat nun dieses System seit seiner Aufnahme in Deutschland wenig Frucht getragen. Es giebt doch immer sogenannte Vermittler der Extreme, welche Freiheitssurrogate empfehlen, als da sind: statt Volksvertretung Stadtverordnete und Postulatentage, statt Nationalvertretung diplomatische Congresse und von den Regierungen abhängige Bundesgerichte, statt Preßfreiheit Censurbefreiung für besonders würdige und unschädliche Gelehrte, oder als Vertreter der öffentlichen Meinung einen eignen Mann in der Umgebung des Königs, der ihm stets die Wahrheit sagt." Gleichwohl hat die Geschichte der zehn letzten Jahre bewiesen, daß den Deutschen nicht die Fähigkeit, sondern nur Uebung und Gelegenheit des constitutionellen Lebens fehlt. Der Jammer liegt nur darin, daß sie künstlich in der Unmündigkeit erhalten werden. Denn die Mächtigen verbanden sich, um von der Volksvertretung, als sie eine Wahrheit werden wollte, in Deutschland bloß den Namen und die äußre Form übrig zu lassen, und bei dem Gegendruck von halb Europa konnten die Volksvertretungen einzelner deutscher Staaten unmöglich den Punct erreichen, wo in naturgemäßer Entwicklung über sich selbst hinausgehend sie die Vertretung des gesammten Deutschlands hätten fordern müssen. Gleichwohl haben die Regierungen selbst den mächtigen Flügelschlag des deutschen constitutionellen Lebens gar wohl empfunden und verstanden; sie haben es durch die außerhalb des Rechts und der Verträge liegenden Maßregeln, die sie nahmen, deutlich bewiesen und nur eben hiedurch einen offnen Bruch der constitutionellen Staaten mit den absoluten verhindert. — Die Stammesverschiedenheit aber, worauf man so viel Gewicht legt, will überhaupt so viel nicht bedeuten. Es lassen sich naturgemäß vier deutsche Hauptstämme (Franken, Sachsen, Schwaben, Baiern) unterscheiden, welche aber die längste Zeit hindurch mehr eine Stütze, als ein Hinder-

niß der nationalen Einheit waren. Erst vom Ende des 12ten Jahrhunderts an gewann die Trennungspolitik der Kaiser und das Streben der im Lehenthum verwilderten und unbotmäßig gewordnen Fürsten nach selbständigem, zerstückeltem Länderbesitz, und nach ihrem Vergange jede Art von Trennung nach bloß örtlichen und persönlichen Interessen entscheidend die Oberhand. Nicht der Sondergeist der deutschen Völker also, sondern der Sondergeist der deutschen Fürsten hat Deutschland so unnatürlich auseinandergerissen, daß, wenn diese Trennung dauernd und durch Verhindrung jeder volksthümlichen Einigung künstlich unterhalten würde, die schlimmsten Folgen zu befürchten sein müßten. Es sind jedoch im Volksleben selbst die alten Stammesgegensätze bis auf Einen (den von Nord- und Süd-Deutschland) fast erloschen. Aber dieser braucht, wie er es auch ehemals nicht war, kein zerspaltender zu sein, er kann jetzt noch in höherm Grade, als früher, lebenfördernd wirken, wie dies dem dualistischen Grundzug der deutschen Nationalität entspricht. — Es ist ferner ganz falsch, wenn man behauptet: ohne ihre Getheiltheit müßten die Deutschen den Ruhm verlieren, das gebildetste Volk der Welt zu sein, und zugleich sichere ihnen diese Getheiltheit den Besitz aller Vortheile und Vorzüge, deren sich kleine Staaten vor den großen zu erfreuen haben. Denn was das Erstre betrifft, so ist es fehlgegriffen, den Deutschen die französische Centralisation als Schreckbild vorzuhalten, da man Deutschland mit Frankreich gar nicht, sondern nur mit der Schweiz, mit Nordamerika, höchstens mit Großbritannien vergleichen darf, andrerseits aber die kläglichen Folgen der Vielstaaterei für Geltung und Ehre der Nation nach Außen auf der Hand liegen. Die Vortheile der Vielheit und Kleinheit der Staaten dagegen, auf die man sich ferner beruft, reduciren sich gegenüber jenen Nachtheilen auf Null. Daß aber der deutsche Optimismus gleichwohl die deutschen Zustände naturgemäß finden kann, das ist nur ein Beweis von der vollendeten Unnatur, in der die deutsche Nation theilweise sich selbst verloren hat. — Somit bleibt nur

Ad 3) die dritte Einwendung als eine gewichtige übrig, welche von den dynastischen Interessen und dem Willen der Regierenden hergenommen ist (S. 226—280).

Hier tritt nun der Verf. mit seiner Rechtsphilosophie ein; er sagt: auch die deutsche Nation hat auf Freiheit und Volksehre ein unveräußerliches Recht, wonach die deutschen Völker das volle Bürgerrecht im Bunde verlangen dürfen. Sie konnten ihr Recht auf Einheit durch Handlungen, wobei sie nicht gehört wurden, nicht verlieren; sie hätten es auch ohne die positiven Verheißungen der Bundesgrundgesetze, ja sogar wenn sie auf diese Verheißungen verzichtet hätten. „Denn jede unbedingte Unterwerfung unter den Willen Einzelner, ja schon jede Verfassung, vermöge welcher der Wille eines Einzelnen im Ganzen mehr gilt, als der Wille der Gesammtheit, ist eben so ungiltig, als ein Dienstbarkeitsvertrag, durch den der einzelne Mensch auf jede eigne Willensgeltung verzichtet. Daher muß von Rechtswegen jede Regierung die Einrichtungen und Beschränkungen sich gefallen lassen, wodurch der Volkswille neben dem Willen der Regierenden Geltung erlangt.“ — Erinnert man sich nun an die Reihe von Consequenzen, welche der Verf. im theoretischen Theile aus dem Princip des Gesellschaftsvertrags, insbesondre in Beziehung auf die Erblichkeit der Monarchie ableitet, so muß man ihn rühmen oder schelten, wenn er nun hier auf einmal so sehr sich mäßigt, daß er aus dem Grundsatz der Stimmenmehrheit eben nichts weiter, als das Recht der Deutschen auf Beschränkung ihrer Regierungen durch Nationalvertretung deducirt. Wissenschaftliche Schärfe wird man in dieser Mäßigung nicht finden können. Andrerseits wird man aber auch, wenn man das ganze Staatsprincip des Verf. verwerfen muß, sich mit der von ihm deducirten Rechtlosigkeit der Bundesverfassung nicht befriedigt finden. Und doch ist hierauf die ganze folgende politische Entwicklung gebaut, wenn auch die Fordrung gegenüber dem Princip unerhört gemäßigt und überdies eine bloß hypothetische, nämlich von dem übereinstimmenden Willen der Mehrheit der Deutschen bedingte ist. Eben der letztgenannte Umstand benimmt denn aber auch der Abhandlung des Verf. wieder alle praktische Schärfe. Denn es ist ja das ganze politische Gebäude, welches er aufführt, auf das Belieben der Mehrheit gestellt, somit nicht als eine innre Nothwendigkeit aufgewiesen, wodurch es allein wahrhaft bedeutend werden könnte. Einer gewissen Partie wird der Verf. freilich schon Entsetzen gnug erregen, wenn er sagt: die Deutschen haben ein Recht auf Verändrung der Bundesverfassung: wenn daher die Mehrheit unter ihnen will, so kann sie Dies und Jenes thun (nämlich Preußen eine Volksvertretung verschaffen, sofort dem deutschen Bund, aus dem Oesterreich ausscheiden müßte, eine Gesammtrepräsentativverfassung unter preußischem Protectorat geben und gegen Frankreich und Rußland zunächst mit Oesterreich ein Schutz- und Trutzbündniß und weiterhin eine Allianz mit England suchen). Andre dagegen könnten mit mehr Recht dem Verf. vorwerfen, daß er seinem eignen Princip nicht gnug thue, und daß selbst die gemäßigte Fordrung, die er daraus ableite, nicht als eine innerlich nothwendige aufgewiesen sei. Letztern Vorwurf müssen nun auch wir erheben, während wir dem Verf. seine Inconsequenz gegen sein Princip nicht verargen, weil wir dieses privatrechtliche Staatsprincip überhaupt für falsch halten, eben deßhalb aber auch seine Deduction des hypothetischen Rechts, welches er den Deutschen zuspricht, nicht für ausreichend halten können.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 257. 28. October. 1842.

Pfizer „Gedanken über Recht, Staat und Kirche."

(Schluß.)

Die erste Bedingung zur Erreichnng des Zwecks ist nach der Theorie des Verf. die, daß Preußen ein constitutioneller Staat werde; die erste Bedingung, nicht nur in dem Sinne, daß (S. 282, 283) ein Recht, das man zu verwirklichen keine Aussicht hat, ein leeres und nur unter jener Bedingung zu hoffen wäre, daß der Widerstand der Regierungen aufhören würde, unüberwindlich zu sein, sondern in dem viel prägnantren Sinne, daß erst unter jener Bedingung das von der Stimmenmehrheit geforderte Recht ein wirkliches Recht wäre. Insofern erscheint das weitre Moment, worauf er soviel Gewicht legt, ganz indifferent: daß nämlich mit dem Constitutionswesen der kleinern deutschen Staaten nichts herauskomme, — während es andrerseits für seinen Zweck allerdings sehr am Platz ist, nachzuweisen, wie viele Gründe es gäbe, um Preußen zum Eintritt unter die constitutionellen Staaten zu bewegen. Alles beruht ja bei ihm darauf, die Stimmenmehrheit im deutschen Volke für die Nationalvertretung zu gewinnen. In diesem Sinne könnte man vielleicht seine ziemlich bittren Satyren auf die Quasiconstitutionalität der deutschen Repräsentativstaaten eher für verfehlt halten, und jedenfalls wünschen, daß es ihm gefallen haben möchte, auch den unläugbaren Gewinn, den das politische Leben dieser Staaten mit sich gebracht hat und noch mit sich bringt, ebenso beredt darzustellen, wie er die Schattenseite davon, die Unselbständigkeit gegenüber den größern Staaten schildert. Es wäre wenigstens gerecht gewesen, so manches große Verdienst einzelner deutscher Regenten, die nicht namentlich genannt zu werden brauchen, da sie in Jedermanns Munde sind, anzuerkennen und nicht mit so besondrer Vorliebe darauf zu beharren, daß den constitutionellen Regierungen ihr constitutioneller Ursprung und ihre einzelnen verdienstlichen Handlungen durch preußische Inspiration und preußisches Exempel an die Hand gegeben worden seien. Wir sind in der Hauptsache einverstanden, daß der Spruch: ut desint vires etc. in der Politik und im Recht nichts tauge und daß der gegenwärtige deutsche Constitutionalismus eine Halbheit sei, worin keine befriedigende Garantie liege. Aber wir fürchten, daß der Verf. seinem Zweck entgegenhandelt, wenn er in seiner Parallele die alte Eifersucht von Neuem schürt. Wir fürchten noch mehr, daß er der Sache selbst schadet, wenn er geradezu auf die preußische Hegemonie lossteuert, in welcher sich überall keine innre Nothwendigkeit entdecken läßt, und wenn er eben dieser Hegemonie zulieb Regenten und Völker der kleinern Staaten in eine überaus demüthigende Stellung bringt, wofür wir uns gleichfalls keinen innren Grund denken können. Es ist ganz richtig, daß sie derzeit eine Minderheit sind, die nur durch den Hinzutritt von Preußen zur Mehrheit werden kann. Aber daraus folgt noch nicht, daß das Endresultat eben eine preußische Hegemonie sein müsse. Denn die Zukunft, der man die Bildung dieser Mehrheit überlassen muß, kann auch andre Beschlüsse dieser Mehrheit reifen, Beschlüsse, welche keineswegs nach den derzeitigen Territorialverhältnissen normirt zu sein, welche nicht Verhältnisse zu perpetuiren brauchen, die nach der eignen Ausführung des Verf. keine natürliche Rechtfertigung in sich tragen. Ob die Vorschläge des Verf. durch die Connivenz gegen diese Verhältnisse praktischer werden, möchten wir sehr bezweifeln; denn praktisch im eminenten Sinn ist nur, was den Forderungen der Idee entspricht. Wenn nun die Rede davon ist, daß auch in Deutschland die Idee des Repräsentativstaats zur Wirklichkeit werden müsse, so ist nicht einzusehen, wie damit solche Bedingungen vereinbar sein sollen, auf welche der Verf. die neue Ordnung der Dinge gründet, Bedingungen, welche von vorn herein den Staat, wovon die Rede ist, in seinen wesentlichsten Momenten hindern und lähmen würden; der Verf. selbst prophezeit seiner Prophezeiung eine nicht sobald erfolgende Erfüllung, und will dadurch nur eine Verständigung über das einleiten, worauf die Blicke sich zu richten haben, wenn einmal durch irgend einen Anstoß die Stimmenmehrheit für das Eine Deutschland gebildet werden sollte. Ob aber dann der vorgehaltne Preis der wahrscheinlichen Opfer werth wäre? Darüber dürfte noch gerechtes Bedenken stattfinden.

Indessen geben wir vollkommen zu, daß der Verf. von seinem Grundprincip aus richtig fortschreitet, wenn er die neue Ordnung der Dinge auf dem Wege der friedlichen Vereinbarung herbeiführen will, wobei er denn allerdings die preußische Hegemonie und den Ausschluß Oesterreichs

nicht wohl entbehren kann, wie er uns gegen seine schon früher hervorgetretnen Gegner richtig auszuführen scheint. S. 341 — 352. Nur braucht man aber nicht zu den politischen Dilettanten, die das Unmögliche wollen, zu gehören, wenn man den vom Verf. vorgeschlagnen Weg nicht für den nothwendigen und allein möglichen hält. Für den Vorzug desselben giebt er selbst aus, daß die Deutschen durch gemeinsame Vertreter zu Rath und That vereinigt und an die Spitze ihres Bundes eine Macht gestellt sei, welche den gemeinsamen Beschlüssen die Vollziehung führe. Das Erstre ist ohne Zweifel richtig; was aber die Macht betrifft, wovon die Rede ist, so ist es eine vom Verf. noch gar nicht erörterte Frage, ob denn wirklich mit Grund zu hoffen wäre, daß die von ihm bevorzugte Macht eben die ihr angewiesne Stellung einnehmen würde, ob auf eine solche Selbstbeschränkung zu rechnen, ob überhaupt auch nur den Rücksichten der Zweckmäßigkeit dadurch Rechnung getragen, ferner ob die Stimmenmehrheit dafür zu erwarten, ob bei einem Umschwung der Dinge, wie ihn das Ganze voraussetzt, nicht eine viel zweckmäßigre vollziehende Kraft zu hoffen wäre? Ferner aber ist die Frage: ob denn wirklich eine solche Bundeshauptmannschaft über 38 so verschieden abgegrenzte Theilstaaten der Idee des Repräsentativstaats entspreche? Solang wir über diese Hauptfragen keine Auskunft erhalten, können wir der positiven Ausführung des Verf. nicht dasselbe Verdienst zuschreiben, wie der negativen Einleitung dazu. Im Gegentheil kann dieselbe schaden, wenn sie den Blick in die Zukunft auf einer Stufe fixiren sollte, die man gleichfalls für eine zu überwindende erkennen müßte, oder wenn sie, weil sie etwas Unpraktisches empfehlen sollte, den Verdacht erwecken könnte, als ob auch das Bedürfniß, woraus sie hervorgeht, bloß eine Thatsache des ideologischen Bewußtseins wäre. Hält der Verf. es wirklich für wahrscheinlich, daß, wie so manche wichtige Verändrung in Deutschland, auch die zukünftige Gesammtverfassung das Werk eines Anstoßes oder einer Nöthigung von außen sein werde, so scheint es doch uns gerathner, über die Mittel und Wege im voraus nicht zu deliberiren, theils um nicht über des Kaisers Bart zu streiten, theils um nicht die schönen Locken der Hoffnung zum voraus in einen Zopf zu flechten. Um so wesentlicher ist es aber, das Bedürfniß der Sache selbst hervorgehoben und dieses in dem Geiste des Volks lebendig zu machen, damit ihn der Ruf eines großen Geschicks nicht unvorbereitet treffe. Damit ist nicht gesagt, daß man entweder Alles oder gar nichts wolle, daß man das Gute in Erwartung des Bessern verschmähe, und in bequemer träumrischer Hoffnung auf die unbekannte Macht, die alle Pfade vor uns ebnen, jedes Hinderniß entfernen soll, den Stand der Dinge in der Wirklichkeit ignorire. Man könnte eher dem Verf. aus seiner Theorie heraus vorwerfen, daß er die Geschichte construiren und die freie göttliche Weltregierung unschicklich bevormundschaften wolle. In der That braucht man aber den Stand der Dinge in der Wirklichkeit keineswegs zu ignoriren, wenn man sich enthält, der positiven Ausführung des Verf., welche den Fortschritt der Idee in den Stiefel dieser Wirklichkeit schnürt, Beifall zu zollen. Es heißt nicht das Unmögliche wollen, wenn man darauf vertraut, daß der Geist in seinem nothwendigen Fortschritt sich auch sein angemeßnes, nur aus ihm selbst berechtigtes Dasein verschaffen werde. Es heißt nicht das Gute wegen des Bessern verschmähen, wenn man das Beßre für ebensowohl erreichbar, als das Gute hält. Am allerwenigsten aber heißt es, die Hände träumerisch in den Schooß legen, wenn man darauf dringt, daß dasjenige, was seiner Zeit Praxis werden wird, zuvörderst Theorie, und zwar ins Gemeinbewußtsein übergehende Theorie werden solle. Eben hiezu ist aber die bloß politische Deliberation des Verf. nicht nöthig und seine rechtsphilosophische Ausführung nicht tauglich. Eine solche Theorie muß vielmehr aus dem w i s s e n s c h a f t l i c h e n Zeitbewußtsein hervorgehen und dieses zu seiner Rüstkammer nehmen. Dies ist aber die neure, rüstig über die Hegel'sche Mark Brandenburg vorschreitende Speculation, der es obliegt, das Wesen des Repräsentativstaats und seine nothwendige Beziehung zur Einheit einer Nation darzustellen.

Dessenungeachtet sehen wir ein wesentliches Verdienst des Verf. darin, daß er dieser Idee auch auf seine Weise den Weg zu bahnen sucht und daß er dies namentlich in Beziehung auf Deutschland mit so hinreißender Beredtsamkeit thut. Insbesondre danken wir ihm die vortreffliche Ausführung über die Abgenütztheit des absoluten Königthums, nur daß wir eben von diesem Standpunct aus unsrerseits den Stand der Dinge in der Wirklichkeit nicht ignoriren und gerade im Vergleich mit jener Erscheinung die Wohlthaten auch des halbconstitutionellen Lebens segnen und die Regierungen der kleinern Staaten, möge ihre Zukunft sein, welche sie wolle, vorläufig nicht auf den Altar des sich selbstberäuchernden Staatsgötzen als Opfer tragen, ehe denn dieser wirklich die ihm vorgeschriebne Rolle spielt, ebensowenig an dem deutschen Constitutionalismus, soweit er besteht, deßhalb ganz verzweifeln, weil er statt des Guten nicht noch Beßres geleistet hat, darum auch keine Lust haben, die Absolutheit der Staatsgewalt des Bundes als eine vollendete Thatsache hinzunehmen, als ob schon Alles verloren wäre und als ob wir uns erst nackt ausziehen müßten, um des Gewands der Freiheit würdig zu werden. Die constitutionellen Regierungen Deutschlands haben Blätter ins Buch der Geschichte geliefert, die wir nicht in der Verzweiflung ausreißen wollen. Es ist durch sie sehr viel für den Zweck geschehen, den auch der Verf. will, und es geschieht dafür noch heute Vieles, wenn auch

Manches dagegen. Warum sollen wir nun jenes vor der Zeit wegwerfen? Was kommen muß; das wird kommen; aber warum sollte es sich nicht zunächst an Elemente knüpfen, die ihm jetzt schon verwandt sind? Tadeln wir also die Völker der constitutionellen Staaten nicht, wenn sie vom Zauber der physischen Größe sich nicht verblenden lassen, sondern mehr dem Zauber der geistigen Macht vertrauen, die in ihren vorhandnen Institutionen doch wenigstens als Vorbild gegenwärtig ist! Es braucht darum keiner eigenliebigen Vergleichung mit dem nordischen Staate. Aber das wird doch der Verf. nicht in Abrede stellen, daß dem Bürger des constitutionellen Staats wenigstens das Princip seines Staats theurer sein muß, als das des absoluten, wenn gleich dieser seiner physischen Größe halber mehr materielle Vortheile erringen kann. Es braucht also keiner Verkleinrung der kleinern Staaten, sondern nur einer Einladung an den größern, zu seinen materiellen Gütern auch das geistige zu fügen, was die kleinern schon haben, was aber allerdings bei ihnen solang nicht in Blüthe und Frucht ausschlagen kann, als sie es nicht mit dem größern in einer Gemeinschaft theilen, deren Verfassung ihr Gesetz freilich in sich selbst, nicht in bloß historisch gegebnen Momenten tragen wird. Jene Einladung ist aber wie gesagt, dem Verf. sehr gelungen, wenn er sagt: „Wohl ist in Preußen viel geschehen ohne Volksvertretung durch die Macht des Königthums: aber die Vergöttrung dieses Königthums, das Preßfreiheit und Volksvertretung überflüssig machen und besser sein soll, als jede geschriebne Verfassung, macht einen widrigen Eindruck in solchen deutschen Ländern, wo man, an etwas mehr Freiheit gewöhnt, es weniger vortrefflich findet, wenn die Regierung mit ihren Beamten Alles und das Volk nichts ist, als was höhren Orts beliebt, das Volk sein zu lassen. Kommen dazu noch so unglückliche Behauptungen, wie die, daß Landstände, die mehr als einen guten Rath ertheilen, der Vergangenheit angehören, und daß über Volksrechte zur Beschränkung des das höchste Staatsbewußtsein in sich tragenden Königthums die preußische Intelligenz hinaus sei, giebt die Unfreiheit sich für eine höhre Freiheit aus, so steigert sich die Abneigung zum Widerwillen. Man denkt sich Preußen als ein Land, das einer unermeßlichen Kaserne gleicht, mit keinem andern Triebrad, als Subordination, und die Gedanken selbst dem Volke wie eine Parole vorgeschrieben. — Mit Recht gilt im constitutionellen Deutschland Preußen für die Heimath eines absoluten Staats- und Königthums, das auf die Freiheit und die Bestrebungen der Freiheit mit verstellter und wirklicher Geringschätzung herabsieht und stolz ist auf die zweideutige Ehre, vom Strom der Zeitbewegung unergriffen und gegen den gewaltigsten Gedanken des Jahrhunderts verschlossen geblieben zu sein. Zu einer Zeit, wo Nationalität und Freiheit, selbständige Geltung jedes Volks im Innern, wie nach Außen, allgemeine Losung war, half Preußen in Polen eine mit dem Tode ringende Nationalität, in Deutschland eine keimende Freiheit erdrücken, und auf jede Fordrung der Zeit war die Antwort ein hochmüthiges Verneinen. Die Stärke des preußischen Königthums besteht darin, in jedem zeitgemäßen Fortschritt mehrere Menschenalter lang dem übrigen Deutschland vorangegangen zu sein. Aber seitdem auch andre deutsche Staaten zu Gesetzen und Einrichtungen gelangt sind, bei denen sich ihr Volk zum mindesten nicht schlechter als das preußische befindet und bei geringren öffentlichen Lasten größre politische Freiheit genießt, bildet das, was Preußen gethan, nicht mehr ein solches Kapital von Ruhm und Größe, daß sich ewig davon zehren ließe. Vielmehr erregt es Ueberdruß, wenn man als Inbegriff und Summe aller wahren Freiheit immer wieder die preußische Städteordnung rühmen hören muß oder gar aus der Wahlart und Zusammensetzung der unmächtigen Provincialstände der Beweis geführt wird, daß Preußen eine liberalre Verfassung als Frankreich besitze, wenn man dem Auslande zumuthet, als unerschütterliche Grundsäule des gesammten preußischen Rechtszustands die Windmühle zu Sanssouci und die preußischen Gerichte zu bewundern, weil sie, deren wichtigste Erkenntnisse in Strafsachen der Bestätigung des Ministeriums bedürfen, in Civilsachen bisweilen zum Nachtheil der Finanzverwaltung entscheiden oder gegen Verfügungen des Justizministers eine Vorstellung an den König richten. Zudem hat Preußen dadurch, daß es im Verein mit Oesterreich eine den politischen Fortschritt hemmende Macht geworden ist, mit seiner eignen Vergangenheit sich in Widerspruch gesetzt. Auch darf man im Hinblick auf die seit 1819 geltenden und kaum in neuster Zeit etwas gemilderten Grundsätze in der That bezweifeln, ob das heutige Preußen mit seiner revidirten Städteordnung und der versuchten Wiederauffrischung des Adelswesens und der Standesunterschiede, mit seiner die öffentliche Stimme unterdrückenden Censur und den Verboten selbst wissenschaftlicher oder noch ungeschriebner Werke, mit seinen Universitäts- und Wandersperren, seinen dem protestantischen Glaubenszwang entfliehenden Auswandrern und dem die Stelle offner Besprechung vertretenden Geflüster über mögliche, wahrscheinliche, für Jeden, der nur warten kann, gewiß befriedigende Rathschlüsse der obern Mächte noch das Preußen von 1813 sei? Nicht minder zweifelhaft ist Preußens Ruhm geworden, die erste protestantische Macht und das Land der freisten Intelligenz zu sein, seitdem gerade Preußen dem Papstthum so schüchtern und so rathlos gegenüberstand und an die Stelle des kirchlichen Absolutismus einen politischen der unfehlbaren Staatsgewalt und der alleinseligmachenden Büreaukratie gesetzt hat."

Freilich hat nun auch in Preußen der Geist der deut=

schen Freiheit sich zu regen begonnen, er hat im Traume aufgeseufzt, daß ein begeisternder Schauer allen Freunden des Vaterlands durch's Mark ging. Aber eben in dieser Begeistrung war das specifische Preußenthum kein Moment; es hat nur der Deutsche den Deutschen erkannt. Daß dies immer mehr und allgemeiner geschehe, dafür möge immer der Zollverein von außen her sorgen! Aber dem Leib die Seele, den wissenden Geist einzuhauchen, damit auch den sich selbst bestimmenden Willen, — das ist die Aufgabe der Wissenschaft, nicht der rückwärts gewendeten historischen Schule, sondern der vorwärts blickenden Rechtsphilosophie.

R. Köstlin.

Walhalla's Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Baiern, den Gründer Walhalla's. — VIII und 268 Seiten. 1¼ Thaler. München 1842. Litterarisch-artistische Anstalt.

Lange schon hatte es mich, des Königs Ludwig mannigfache, besonders die um die deutsche Sprache erworbnen, Verdienste bemerkt habend, gesehnt, öffentlich Zeugniß zu geben von den bisher kaum geahnten, nun aber herrlich kund gemachten Schönheiten, welche selbiger ans Licht gebracht. Groß das Verdienst Johannes v. Müller's, welcher zuerst, die Kürze und den Kraftausdruck der classischen Sprachen betrachtet, sie in die deutsche einzuführen gestrebt, doch ungleich größer und unsterblich des Königs Ludwig, welcher (und das praktisch, und darum am bündigsten) dargethan, daß keiner Sprache Eigenschaften der deutschen, allumfassenden und alles ertragenden, fremd seien. Gewalt anthun der Sprache nennt's die große, es nicht begreifende Menge, aber Unverstand! weil des Volkscharakters Abdruck die Sprache, muß sie sein, wie er, welcher, gern das Fremde anerkennend, aufnimmt. Bisher nur mit seiner Sprachkunst einzelnen Proben bekannt gemacht, hat uns jetzt König Ludwig mit obigem Werke beschenkt, welches näher zu besprechen meine Aufgabe, und was für eine, eine wie belohnende! Doch bevor die Sprache, muß ich Andres betrachten, nämlich die Aufnahme in die Walhalla und die tiefen und neuen, im Buche ausgesprochnen Gedanken und Ansichten.

1) Die Aufnahme in die Walhalla.

Ueber das Verdienstliche von Walhalla's Gründung des Breitern zu sprechen, überflüssig, weil schon von Vielen; über ihre Einrichtung ebenfalls, weil Allen bekannt. Wie der Gedanke dazu sich allmälig in König Ludwig entwickelte, in der Vorrede zu lesen, ist lehrreich. In der Zeit des Unglückes Deutschlands, im 1807ten Jahre, die erste Idee im Kronprinzen: nur der funfzig rühmlichst ausgezeichnetsten Deutschen Bildnisse sollten in Marmor verfertigt werden; „später wurde die Zahl vermehrt, dann auf keine beschränkt, und nur rühmlich ausgezeichneter Deutscher, fühlend, daß, sagen zu wollen, welche die rühmlichsten, Anmaßung wäre, wie denn auch zu behaupten, daß es keine gäbe, die ebenso verdienten, in Walhalla aufgenommen zu sein, und mehr noch als manche, die es sind." Hier zeigt sich des großen deutschen Königs großes deutsches Herz: nicht abschließen (was kalt und stolz), sondern für jedes Verdienst den Sinn offen erhalten, welches ihm noch dermalen entgangen, seine Sache. Doch viele Herrliche sind schon der undankbaren Nachkommen leichtsinnigem Vergessen entzogen, und Viele, welche unverständiges Urtheil einseitig beurtheilt, in ihrem wahren Lichte gezeigt und eben deßwegen in Walhalla aufgenommen worden. Auf Einige aufmerksam machen und, mit welcher Umsicht König Ludwig auswählend zu Werke gegangen, darthun will ich jetzt. Wenn Deutschlands Befreier Hermann, wenn Marobod und Claudius Civilis in Walhalla aufgestellt, so war der überall bemerkbaren geschichtlichen Forschung nicht Gnüge geleistet, wenn nicht aus jener uraltdeutschen Zeit Deutschlands hehrer Seherin Velleda (von der wir in Tacitus und in allen durchweg selbständig geforscht habenden spätern, mit Unrecht oft zurückgesetzt wordnen Schriftstellern (Autoren) lesen) eine Stelle gegeben. Der Ostgothen erhabner König Hermannrich, der, „die Unmöglichkeit, des Reiches Untergang abzuhalten, fühlend, ihn nicht zu überleben, sich selbst in seinem hundertundzehnten Jahre den Tod gab", der Vandalen glorreicher König, „den Verrath, Verstellung, Wind und des Augenblickes geschickte, tapfre Benutzung retteten", Genserich, der Franken König Klodwig, „durch weit mehr Böses als Gutes ausgezeichnet", von dem es heißt: „Herrschen sein Zweck, Mittel alles, doch Tücke, Meuchelmord willkommner als Krieg, wie geschickt und tapfer er ihn gleich zu führen wußte", der Longobarden König Alboin, „groß für einen Barbaren, ein solcher in des Wortes ausgedehntester Bedeutung;" — sie durften aus Deutschlands Entstehungszeit nicht übergangen werden. Aus der spätern Zeit, da die christliche Religion Deutschland durchdrungen, ist es, die ein heiliges Leben geführt haben und, wenigstens zum größern Theile, von der Kirche als Heilige verehrt werden, die in Walhalla aufzunehmen, ein rühmliches Streben, sintemal selbe, wenn auch sonst nichts in der Welt Strahlendes gethan, doch die rühmlichst ausgezeichnetsten sind.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 258. **29. October.** **1842.**

„Walhalla's Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Baiern."

(Fortsetzung.)

So finden wir denn zur großen Freude außer Baierns Apostel Emmeran dem Heiligen und mehrern andern, welche hier aufzuführen und ihr Recht zur Aufnahme in Walhalla nachzuweisen, zu weitläufig wäre, Mächthildis die Heilige, Rhoswitha, den heiligen Bernward, Otto den Heiligen, Hildegard die Heilige, den heiligen Nicolaus von der Flüe und den Erzbischof Paris Lodron von Salzburg, deren einige manchem der Walhalla's Besucher fremd gewesen sein mögen; aber desto größer und unbestritten König Ludwig's Verdienst, welcher, auf der Deutschen Unbekanntschaft mit ihren großen Männern und Frauen (ihre Erbsünde!) liebevoll Rücksicht nehmend, in kurzen, aber doch, daß man sie kennen lerne, ausreichenden Andeutungen ihr Leben erzählt. Doch nicht parteiisch hat König Ludwig solche gerechte Vorliebe gemacht, sintemal theils große Männer aufgenommen, welche nicht bloß die allgemeine Meinung, sondern selbst König Ludwig's durch genaues Studium, strenge sittliche Ansicht und eindringenden Scharfsinn geläutertes Urtheil nicht anders als schlecht zu nennen befähigt, theils auch solche nicht ausgeschlossen, welche, wenn auch sonst im Allgemeinen als äußerlich gut bezeichnet zu werden verdienend, doch der Kirche und ihren (wenigstens in der damaligen Zeit allgemein) geheiligten Dienern sich nie unterworfen, beständig ihr getrotzt haben. Von der ersten Art schon oben einige Beispiele, zu denen, der Kürze halber, nur Einer noch namhaft gemacht werden soll, Arnulf von Baiern, der Böse genannt; von der andern strahlt besonders König Heinrich, seines Namens der dritte: daß er Päpste ab- und wieder einsetzte, wird der Wahrheit gemäß berichtet. Wahre Unparteilichkeit zu nennen! Noch mehr: ächter und eifriger Katholik ist König Ludwig, dennoch verstattet er Protestanten den Eintritt in Walhalla: Neben Wallenstein und Kurfürst Maximilian I. von Baiern findet sich auch Herzog Bernhard von Weimar, neben den vielen katholischen Heiligen, Bischöfen und Erzbischöfen, auch der Reformation eifrige Beschützer Ulrich von Hutten, Christoph Herzog von Würtemberg, Wilhelm von Oranien und August I., Kurfürst von Sachsen, selbst ein protestantischer Gelehrter, Hugo Grotius, ist nicht ausgeschlossen, der spätern Zeiten und der vielen, dem Protestantismus zugethan gewesnen, Gelehrten, Künstler und Dichter nicht einmal zu gedenken. Luther'n dagegen nicht unter Walhalla's Genossen zu finden, vielleicht Manchem auffällig, aber um nichts weniger lobenswerth. Wohl, außer dem, Katholiken immer verdächtigen, Verdienste der Reformation, hat er sich um die deutsche Sprache große, nicht gut hinwegzuleugnende erworben; allein da noch Mancher zu nennen, der auch nicht aufgenommen, als Opitz und andre. Was aber die Reformation, sind auch wir Protestanten von neusten Geschichtsforschern, wie Leo, belehrt, daß Luther's Verdienst mehr untergeordnet, und daß aus der katholischen Kirche Schoos hervorgegangne mäßige (ein Erasmus von Rotterdam und besonders die Jansenisten) höher zu stellen, als er; denn aufs Leben kommt es an, in welchem u. a. der Graf von Zinzendorf viel höher steht, deßhalb selbiger in Walhalla. Vorherrschen muß immer das Sittliche, darum sind auch des Rütli drei Männer, Walter Fürst, Werner Stauffacher und Arnold vom Melchthal, Walhalla's Genossen, Tell nicht, welcher, so sehr auch genützt, doch blutige Hände. Denn daß Tell nicht aufgenommen, weil König Ludwig, auf übertriebner Skeptiker Träume achtend, Tell's That bezweifelte, nicht glaublich bei einem so treu die geschichtliche Ueberlieferung achtenden Schriftsteller (man vergleiche des Nicolaus von der Flüe und andrer Heiligen Schildrung), welcher jedenfalls, einem Hisely und Mönnich mehr, als einem Häußer und Aschbach glaubt (vergl. über dieser Schriftsteller Verhältniß in: Heidelberger Jahrbücher der Litteratur 1842, No. 26 u. 27). — Daß dem Weltweisen Hegel keine Stelle in Walhalla, könnte auffallen, aber so könnte man auch, warum Fichte, Jacobi und Andre nicht aufgenommen, fragen; Kanten ein Platz angewiesen, ist die neuere Weltweisheit vertreten. Bemerkt muß noch werden, daß deutscher Name hier erst die rechte Ausdehnung erhalten, denn nicht nur eine Ungarin ist aufgenommen, weil ihr Leben in Deutschland zugebracht (Elisabeth die Heilige von Thüringen), sondern auch

ein geborner Deutscher, dessen Herz französisch und Leben in und für Frankreich zugebracht (Graf Moritz von Sachsen, Maréchal de France). Nur einige, zum Zeichen, wie umsichtig König Ludwig's Wahl, mache ich noch namhaft: Julius Echter von Mespelbrunn, Bischof zu Würzburg, Maximilian I., Kurfürst von Baiern, „dem es zu danken, daß katholische Religion in Deutschland nicht vertilgt", Johann Philipp von Schönborn, Kurfürst von Mainz, Ludwig Markgraf von Baden-Baden, Burkhard Christoph Graf von Münnich, Russischer Feldmarschall, der Schriftsteller Heinse und Michael Fürst Barclay de Tolli, Russischer Feldmarschall. Daß König Ludwig dagegen des großen Friedrich's s. g. Helden, als Fürst Leopold von Dessau, Schwerin, Seydlitz und Ziethen, nicht aufgenommen, muß Jeder billigen, der Loudon's, des Grafen Wilhelm von Schaumburg-Lippe (beide sind Walhalla's Genossen) und jener russischen Feldmarschälle überlegnes Verdienst für Deutschland einzusehen vermag; auf den Wilhelmsplatz in Berlin, nicht in Deutschlands Walhalla, wohin Loudon, Graf Wilhelm und die beiden russischen Feldmarschälle, gehören die Preußen; und daß König Ludwig durch die Verwandtschaft mit Preußen zu einem parteilichen Urtheile sich nicht bestechen läßt, doppelt anerkennenswerth.

Wer so das wahre Verdienst hervorzieht und der Vergessenheit entreißt, regt schon ohne Weitres eines gediegnen Urtheils und urselbständigen (originellen) Denkens Erwartung auf, welche auch erfüllt wird. Das betrachte ich jetzt zweitens, und daß König Ludwig die Walhalla's-Genossen bündig und scharf beurtheilt, beweise ich zunächst durch Beispiele: Pipin's von Heristall Größe faßt er, seine Siege längst verklungen nennend, richtig auf, sie darin, daß er „den heiligen Willibrod das beglückende Christenthum in Friesland [wo Bonifaz noch zwanzig Jahre später als Apostel starb] verbreiten ließ, setzend." Gediegen ist das über Ulrich von Hutten gefällte Urtheil: ...... „bald zerrissen zu Fuße wandernd, beinahe Bettler, mehrmalen in Kriegsdiensten (stets tapfer), als gemeiner Söldner in dem, Padua belagernden Heere Kaiser Maximilian's I., von ihm auf dem Reichstage eigenhändig als Dichter gekrönt, mit dessen Enkel, Kaiser Karl V., gegen Frankreich im Feld, befand sich in des Lebens verschiedensten Lagen Ulrich von Hutten. Ein Deutscher, freier Gelehrter, das war er, und so keiner." Unvergleichlich spricht über Albrecht Dürer sich aus König Ludwig: „Kein Oberdeutscher hat solche lebendige Färbung, kein Deutscher solche richtige Zeichnung, wie aber in den vorzüglichern altdeutschen Bildern Seele wohl, nicht Geist zugleich, drücken auch meistens jene nur die seinigen aus, einige doch beide, wenige sogar, fast wie Raphael, herrlich." Uebereinstimmend ist dieses Urtheil, wenn auch bisweilen anders ausgesprochen, fast mit aller Kunstkenner! Nicht mehr noch mitzutheilen, kommt mir schwer an; doch so herrlich das ganze Buch, daß fast Alles aushebenswerth; darum nur noch zwei Proben, Kant und Goethe. Jener „war ein scharf untersuchender Denker, ein Verstandesmann, trocken an Seele, wie an Körper, nicht lachend, doch in muntrer Gesellschaft gerne, und kein größrer Kenner des weiblichen Putzes, als dieser Philosoph. Des Gefühles Seligkeit blieb ihm fremd, verschlossen der Himmel, Feind der Phantasie, Musik (die Freundin des Menschen) mochte er nicht, Mathematik hingegen sehr, metaphysischen Scharfsinns, wie kein andrer seiner Zeit; doch er sogar sah ein, daß nicht Alles zu beweisen u. s. w." Von Diesem heißt es: „Frühe schon war Goethe mit sich im Reinen, und mit Allem; ihn ergriff nichts mehr, er schwebte wie ein Gott über der Welt, gestaltend nach Belieben. Hohe Klarheit sein Wesen, die sich auch in seiner unerreichten Schreibart zeigte. Verstand, wie in seinen meisten Schriften, in seinem Leben vorherrschend; er gehörte dem heidnischen Alterthum an, wäre einer seiner tiefsten Denker gewesen, und, wie Sinnlichkeit dasselbe durchdringt, ist sie fast mit allen seinen Werken verwebt. Hätte Goethe auch nur keinen Faust geschrieben, sein Name wäre schon unsterblich u. s. w." Wie trefflich! daß noch niemand Goethe so zu beurtheilen verstanden, darf behauptet werden! —

Tiefer und wahrer Gedanken finden sich viele, welche, zwar nicht immer neu seiend, im Gegentheil auch oft sehr bekannt, doch durch König Ludwig's selbständigen Ausdruck der Neuheit Reiz kriegen; einige anführen will ich jetzt: Seite 64 heißt es sehr tief und wahr: „der selbst ein Großer dieser Erde, täglichen vertrauten Umgang mit ihnen und ihren Geschäfts- und Heerführern hat, ein solcher ist zu der Begebenheiten richtigen Darstellung ungleich geeigneter, als der ebenso geistvoll, doch bloß Gelehrter." Vom Nibelungenliede sagt König Ludwig: es ist der Deutschen Ilias und Odyssee; doch wie des Mittelalters Deutsche sich gegen des Alterthums Griechen verhalten, so diese Gedichte zu einander." Unvergleichlich! Schade, daß es König Ludwig nicht gefallen, diesen neuen und schönen Gedanken weiter auszuführen. Aus Kaiser Friedrich's II. Leben wird die herrliche (groß gedruckt wordne) Lehre: „nur der sich für rettungslos hält, ist es", gezogen. Seite 134: „die Reformation ging auf, die bildende Kunst ging unter." Seite 169: „die Zeit ist der Prüfstein; wer nach Jahrhunderten geehrt, der verdient es." Wie wahr! Seite 203: „Händel war reizbar (was fast alle Künstler, eben weil sie Künstler)." Es ist äußerst

schön gesagt! und Seite 243 in Kant's Lebensbeschreibung: „Unzählbar sind die einander folgenden, sich verdrängenden philosophischen Systeme. Wo Wahrheit? fragt seit Jahrtausenden sehnend der Forscher, und übersieht, was vor seinen Augen sie enthält, — das Buch (die heilige Schrift)“*). Jeder Zusatz würde des schönen Gedankens edle Einfalt zerstören! — — Trotz solcher, von König Ludwig selbst gehabter, Gedanken verschmäht er es nicht, fremde anzunehmen, welche dann stets durch Anführungszeichen kenntlich gemacht, wenn auch nichts Eigenthümliches bietend. So wird, als von einem Andern gedacht und ausgesprochen, gesagt, daß Otto der Erlauchte „„ein mächtiger und gottesfürchtiger Herr““ gewesen; von Erasmus von Rotterdam: „„ein Mann von dem größten Verdienst und Einfluß, dessen Bücher bleiben werden, wenn längst von den damaligen Controversschriften keine mehr in einer Bibliothek stehen wird;““ und des Johannes von Müller Gedanke: „„Deutschland kann stolz sein, daß Lessing sein Bürger.““ Auch der, Walhalla's Genossen zu werden Gewürdigten, eigne Worte werden oft und immer sehr wirksam angeführt; zwei Beispiele gnügen; in dem Lebensabriß Blücher's Seite 255 heißt es: „Von den verbündeten Heeren siegten bei Groß-Görschen nur die Preußen unter Blücher, welchem erst während des Waffenstillstandes der Oberbefehl über das schlesische Heer: „„Nun Kinder, habe ich gnug Franzosen herüber gelassen, nun vorwärts!““ und vorwärts ging's, und in wilder Flucht stürzten die Franzosen in die Katzbach.“ — Und von Heinse wird erzählt: „Er brachte, in spätern Jahren wenigstens, seine Gedanken nicht mit der Feder zu Papier: „„sie verwehen, indem diese eintaucht““, hatte deßwegen immer ein Dutzend gespitzter Bleistifte neben sich.“ —

3) Doch alle diese Vorzüge, die umsichtige Wahl bei der Aufnahme, der aufgenommen wordnen scharfe Beurtheilung und die scharfsinnigen Wahrheiten, so trefflich auch an und für sich, werden fast noch durch die der Sprache überboten, obschon eine solche der schönen Sache einzig würdig. Um ihren ganzen Werth zu beweisen, ist, aufs Einzelne einzugehen und hier König Ludwig's Verdienst nachzuweisen, nöthig. Wenn über deutscher Sprache Anwendung gesprochen wird, vorerst ein Wort über den Gebrauch von teutsch oder deutsch zu reden, ist am Orte; ausführlich darüber gehandelt, und die über diesen Gegenstand geschrieben habenden Schriftsteller namhaft gemacht, u. a. m. „Jahn's Werke zum deutschen Volksthum“, welcher sich für deutsch entschieden. Doch obgleich sehr entschieden abgeurtheilt, nicht gnügend, und ich schreibe mit König Ludwig teutsch, wiewohl eine andre hohe Gewähr, des Königs von Preußen, nicht mehr. — Obschon König Ludwig's Sprache schlechthin eigenthümlich, sintemal noch Niemand vor ihm so geschrieben, kann doch an ihr noch eine besondre Eigenthümlichkeit, außerdem ein dichterischer Ausdruck und vorzügliche Kürze unterschieden werden. Zum ersten, die Wortstellung, den Gebrauch einzelner Wörter und Verbindungen und die Rettung sonst für veraltet geltner Wörter zu rechnen berechtigt zu sein, glaube ich. Die erste oft entweder für ganz willkürlich, oder aber an ganz feste, unumstößlich gleichmäßig zu beobachtende Regeln gebunden, geglaubt, weiß König Ludwig den classischen Sprachen gleich zu kommen, sie besonders nach dem Grundsatze einrichtend, daß das Bedeutendere immer an den Anfang oder an das Ende, zur Vermehrung des Nachdrucks, müsse gesetzt werden. Beispiele sind: Seite 44: „Gehorsam dem römischen Stuhle schwur er.“ S. 72: „Um Sachsen stritt mit Albrecht dem Bären der Löwe Heinrich, glücklich.“ Seite 191: „Tapfrer Mann, einsichtsvoller, kluger und rascher Feldherr, seines Volkes sorgsam liebender Vater, während [achtund]vierzigjähriger Regierung war er“ (Friedrich Wilhelm, Kurfürst von Brandenburg 1640—1688). Seite 221: „Als Europas größter, mächtigster Theil gegen ihn einen Vernichtungsbund geschlossen, begann, ehe die Feinde völlig gerüstet, (kühn und klug) er selbst den Krieg;“ und S. 252: „Als Mensch, Gelehrter, Held, Heerlenker ehrwürdig war Scharnhorst.“ Von einzelnen Wörtern, welche König Ludwig eigenthümlich anwendet, zu merken: sich sehnen, unpersönlich, also „es sehnt ihn“ (u. a. Seite 238), und erstaunen, transitiv: „das erstaunte die Menge“ (S. 63), die Verhältnißwörter vor und nach, als Umstandswörter für vorher und nachher (man könnte dies auch allenfalls zu des Ausdrucks Kürze zählen): „mit der Vandalen Könige Genserich in Spanien hatte er Krieg, vor und nach mit den Römern.“ Aehnlich kurz gebraucht für kurze Zeit oder dergleichen: „blieb es jedoch nur sehr kurz“ (Seite 166). Angemerkt muß noch werden, daß König Ludwig einen Gebrauch aufgenommen, der, als unumgänglich nothwendig erkannt, schon jetzt ziemlich allgemein in die Zeitungs-Anzeigen übergegangen, nämlich die Steigrung des höchsten Steigrungsgrades (Superlativs), wie „vollständigst glänzendst“ (S. 99), „der möglichst beste Friede“ (S. 173), „rühmlichst ausgezeichnetster Maler“ (S. 216). Von seltnen, und fast, wenigstens theilweise, für veraltet gehaltnen Wörtern, welche König Ludwig dem deutschen Sprachschatze rettet, hervorzuheben: das Verbindungswort „sintemal“ (u. a. Seite 46, 66, 106), welches in der That wegen seines wesentlichen Unterschiedes von „weil“ höchst nöthig; das Umstandswort „dortmals“ (S. 70), nicht zu verwechseln

*) Mit Recht wird sie vorzugsweise das Buch (βιβλος) genannt.

Anmerkung des König Ludwig.

mit „damals"; das Fürwort „selber" als hinweisendes gebraucht (Seite 176: „die bis dahin nur den häuslichen Pflichten gelebt, erfüllte, ohne selbe zu vernachlässigen, die gegen das Land"), wesentlich unterschieden von und nicht zu ersetzen durch „dieser oder jener"; und das Zeitwort „aufgehen" in geistigem, übertragnem Sinne (S. 244: „in Ludwigsburgs trefflicher Karlsschule ging es Schiller'n plötzlich auf"). — Zu dem dichterischen Ausdruck, welchen König Ludwig's Ausdrucksweise habend ich behauptet hatte, zähle ich Mehreres, was man sonst nur bei Dichtern, vorzüglich lateinischen, zu finden gewohnt war, als: eine kühne Beziehung des zurückweisenden Fürworts (Seite 138: „ihm vertraute sein Herzog die Erziehung seiner zwei ältesten Söhne, welche er ..... besorgte." S. 157: „Da er viel baute, viele Sammlungen anlegte, und dennoch einen großen Schatz hatte, der eine große Schuldenlast gefunden ...." Seite 238: „Geringen Standes, unwissend Heinse's Aeltern, welcher .... lernte"), ferner des hinweisenden Fürworts auf ein erst nachfolgendes Hauptwort Beziehung (Seite 46: „Heinrich verwarf, weil es ungerecht, Heribert's, Grafen des beträchtlichen Vermandois, Anerbieten ..." S. 48: „da seine mächtige Nachkommenschaft erloschen, hielten die Baiern die von Karl dem Großen ihnen geraubte Unabhängigkeit für heimgefallen." S. 215: „Damit sie in der kleinen Stadt Außig entbunden werde, zog mit seiner Frau Ismael Mengs aus Dresden dahin"), überhaupt des Abhängigen Voranstellung vor das Regierende (S. 62: „von Polens, einen Theil Pommerns erobert habenden Herzog ersucht ..." S. 125: „des durch Klugheit, Beredsamkeit, als Geschäftsmann ausgezeichneten Berthold weisen Raths bediente sich oftmals Kaiser Maximilian"), und die Aendrung der angefangnen Wortfügung (Construction) (Seite 43: „Kaiser Karl den Dicken abgesetzt habend, traten (zum ersten Male) die Deutschen zusammen, erwählten einmüthig Arnulf zu ihrem Könige, in dem von des großen Karl's Geist und Blut, aber unehelich seine Geburt." Seite 238: „Zur Gottesgelehrtheit bestimmt [war Bürger], wurde sie jedoch bald aufgegeben, die Rechtskunde ergriffen").

Verdienstliche und wesentliche Verbeßrungen der sonstigen deutschen Sprachweise allerdings das bislang Angeführte doch nicht König Ludwig's Hauptstärke, welche in der schlagenden Kürze besteht, sich zeigend in Verschiednem. Der erlauchte und erleuchtete Schriftsteller läßt 1) häufig das persönliche Fürwort aus, macht dagegen 2) um eines Haupt- oder andren Wortes Wiederholung zu sparen, häufige Anwendung vom hinweisenden, vermeidet es 3) oft sehr glücklich, das lästige Hilfszeitwort sein und auch wohl andre für den Sinn sich von selbst ergebende Zeitwörter zu setzen, macht 4) von der Klammer (Parenthese) äußerst geschickte, der Rede Fluß verdeutlichende und verkürzende Anwendung und 5) (was das Augenfälligste und Verdienstlichste!) weist durch kunstreichen Gebrauch dem Mittelwort (Participium) seine richtige Stelle im Sprachschatze zu. Auf daß aller dieser wesentlichen Vorzüge hohes Gewicht und ganze Bedeutung besser erkannt werde, gebe ich jetzt einige Proben: „Auslassung des persönlichen Fürworts. Seite 70: („Welch gewandter, tapfrer Ritter, trefflicher oft glücklicher Feldherr er gleich war, dennoch Krieg ihm nur Mittel, Erobrung nicht Zweck, Herstellung alter Kaisermacht der seine); hielt es für Recht, für Pflicht, was dagegen für Empörung; wollte Kaiser sein, wie Karl der Große, aber die Verhältnisse waren geändert." S. 205: „Freundlich wurden sie von dem zurückkehrenden Zinzendorf empfangen, wollte jedoch keinen Andrang, der aber nicht ausblieb" S. 250: „Zum Rathsherrn ernannte Wielanden seine Geburtsstadt, die ihm verzieh, Dichter zu sein, kam dann als Professor nach Erfurt, bald darauf als Erzieher des Herzogs und seines Bruders nach Weimar, blieb daselbst." — 2) Des Haupt- oder eines andren Wortes Wiederholung durch der Fürwörter Setzung vermieden. S. 37: „Nicht England, Egbert war's, der die Normänner besiegt: darum solches von ihnen, sobald er gestorben." S. 152: „Des Lebens satt, noch nicht 54 Jahre alt, endigte das seinige." S. 187: („Ein Siegeslauf sein Leben, dessen glänzendste That: das Hinaufschiffen in der Themse, wie er trotz den versenkten Schiffen und sperrenden Ketten und Brandern die Durchfahrt bei Chatam erzwang, daselbst die größten Kriegsschiffe verbrannte, Schrecken bis London verbreitete) und dem Feinde in jeder Hinsicht empfindlichsten Schaden zugefügt, dann, ohne daß sie welchen litt, seine Flotte bis ins Meer zurückgeführt." S. 260: „Ein heitrer Mann, bescheiden, offen, mittheilend, lebte Herschel daselbst, bis sein Geist aus dieser irdischen Welt, von der solcher meist ohnehin entfernt, völlig schied." Aehnlich ist zu lesen S. 144: „Bücher lesen liebte er nicht, las in der Natur, verfaßte aber viele." —

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 259. 31. October. 1842.

„Walhalla's Genossen, geschildert durch König Ludwig den Ersten von Baiern."

(Schluß.)

3) Auslassung des Hilfszeitwortes sein und andrer Zeitwörter. S. 36: „Des gelehrten Beda gelehrter Schüler Alcuin, ein Priester, nur Diakon, aber schon Abt zu Canterbury, als Karl der Große ihn, dessen Ruhm vorgeeilt, in Parma kennen lernte und zu seinem Lehrer machte." S. 38: „Als sein, zum Herrscher ihn eingeübt habender Vater, Pipin der Kurze, gestorben, ward Karl mit seinem Bruder Karlomann, und, als dieser bald todt, alleiniger König der Franken." S. 42: („Erst nach dreizehnjährigem Diakonate erfolgte seine Priesterweihe, wahrscheinlich nicht lange darauf seine Wallfahrt nach Palästina). In Fulda zurück, dessen Abt." S. 121: „Freunde der Churfürst und Dalberg, dessen Einfluß entscheidend, bloß heilsam." S. 181: „nun eroberte er Holstein, Schleßwig, Jütland und (auf's Ziel geradezu seine Art) über den gefrornen Belt, ein noch nie geschehnes Wagniß; warf den Feind...." S. 256: „Lothringen durch, traf und schlug er Napoleon bei Brienne, dann, in vereinzelten Schlachten zu schnell vor, geschlagen; doch bald wurde es Napoleon wieder von ihm bei Laon, siegte bei Paris, erstürmte dessen Montmartre." — 4) Anwendung der Klammer (Parenthese). S. 6: „Darinnen stimmen alle Geschichtschreiber überein, daß Ulphila, ein Kleingothe (welche in dem, von Kaiser Valens ihnen auf dem rechten Donauufer in Dacien, einem Theile Ungarns und Serbiens, zugewiesnen Lande angeerbte Unabhängigkeit behaupteten), zwanzig Jahre Bischof, des neuen und fast des ganzen alten Testaments erster Uebersetzer in seines Volkes Sprache war." S. 37: „Zu Karl dem Großen (gut aufgenommen, sich ausbildend) hatte Egbert sich frühe begeben." S. 149: „das seine Länder trennende Frankreich, dessen König Franz I. fast in Allem sein Nebenbuhler (auch in der Kunst, von beiden geliebt und geehrt) und die Reformation hinderten ihn ꝛc." und Seite 151: „.... obgleich eifrig für die Verbreitung des (später, als sein Vater, von ihm angenommnen) Augsburgischen Glaubens-Bekenntnisses." — Nunmehr 5) auf den Gebrauch des Mittelworts (Participium) gekommen, muß, damit ich König Ludwig's ganzes Verdienst deutlich machen kann, ich mehrere Gebrauchsarten, sämmtlich bei König Ludwig sich findend, unterscheiden, will aber, um des Lesers Geduld nicht zu ermüden (was freilich bei des besprochnen Gegenstands Wichtigkeit kaum zu befürchten), auf wenige Beispiele mich beschränken. Daß erstlich Seine Majestät sich des, von fast allen Schriftstellern bisher vernachläßigt wordnen, Mittelworts der vergangnen Zeit kräftigst angenommen, sowohl aus seinen Cabinets-Ordres als aus den bereits hier angeführten Stellen, ersichtlich. Doch daß Er auch in andrer Weise das Mittelwort, wo es sonst kaum üblich, äußerst fein zu brauchen weiß, beweisen u. a. zwei Stellen. S. 68: „herabrollen gelaßne Felsstücke drohten Jedem Tod." S. 228: „Sechs Jahre ohne Besoldung in Wien zugebracht, sollte er dann mit geringer Capellmeister an der Stephanskirche werden; da starb er." Ferner scheut der hohe Verfasser auch eine Häufung dieses Redetheils nicht. S. 62: „Seiner an Polens Herzog vermählten Schwester hatte Kaiser Heinrich IV den, durch dem Christenthum eigne Demuth und Sinnen-Reinheit, wie durch Wissenschaft hoch ausgezeichneten schwäbischen Edelmann Otto als Hofgeistlichen mitgegeben" und S. 146: „durch die Menge verschiedenartiger, zu Ptolemäus System angenommen werden müssender Kreise an demselben zweifelnd geworden, erregt durch Stellen Cicero's und Plutarch's, bekam nach sechs und dreißigjährigem Beobachten Copernicus die Gewißheit. . . . ." Wenn auch nicht gebräuchlich, sondern im Gegentheil stark auffallend, sind doch fast nur Consequenzen (und das nothwendige) aus immer Ueblichem diese Beispiele; dagegen eine schöne Anwendung von dem bisher der lateinischen Sprache Eigenthümlichen S. 44: „der Normänner Lager, als Harfenspieler, ausgespäht, griff Alfred an." Noch mehr nähern sich dem Lateinischen und bieten etwas dem Ablativus absolutus genau Entsprechendes, Stellen, wie S. 71: „das Kreuz genommen zog Friedrich zu Lande nach Asien." S. 262: „Sieger zwar in jedem Treffen, wo er befahl, zog sich dennoch der Krieg in die Länge." S. 253: „die Stadt Ulmer nach dreitägigem Marsche über dem gefrornen Meere erobernd, somit Schweden in seinem Herzen selbst angegriffen, wurde es zum Friedens-Abschlusse vermocht." Diese Stelle, welche,

wohin zu rechnen (denn auch Wechsel der Wortfügung in ihr), zweifelhaft, macht den Uebergang zum letzten Gebrauch König Ludwigs vom Mittelwort, welcher nach des französischen Gérondif Aehnlichkeit (Analogie) gebildet; zwei Stellen genügen. S. 52: „In Rom eine Versammlung deutscher und italienischer Bischöfe haltend [nämlich Kaiser Otto I.], wurde der angeklagte, von ihm vorgeladne, aber nicht erschienene Papst abgesetzt." S. 144: („An vielen deutschen Orten übte Hohenheim (Paracelsus) die Heilkunde aus mit glücklichstem Erfolge;) dennoch verfolgt, vertrieben, ward sein Leben eine Reise."

Noch finden sich Stellen, welche, wohin zu rechnen, ungewiß, sich den gemachten Kategorien nicht fügen wollen; nur so viel unzweifelhaft, daß sie des Ausdrucks Kürze zu vermehren beitragen; um diese recht einzusehen, einige noch anführen will ich jetzt. S. 57: „dies empfand Italien, Ungarn und Polen, deren vertriebner Herzog, sein Feind, zu dem Böhmens geflüchtet, welcher, sich zu versöhnen, den Freund ausliefern wollte, was Konrad verwarf." S. 84: „Wie der große Scipio, Italiens Räumung zu erzwingen, Afrika angriff, so Leopold, um die Palästinas, Aegypten, dessen Schlüssel Damiette, seine beharrliche Tapferkeit eroberte." S. 112: „Geboren in Franken, aus Königsberg, (daher Regiomontanus), konnte Müller ohne Uebereilung mit 12 Jahren (was sehr selten) die Leipziger Hochschule besuchen, von wo, vernommen: Peurbach wäre der lebenden Sternkundigen größter, nach Wien, der als Gottesgabe ihn aufnahm." S. 166: „Mit dem dreißigjährigen (Deutschlands verderblichstem) Kriege begann Bernhard's von Weimar kriegrische Laufbahn, hielt in ihr, nach seines Bruders Wilhelm's Tod dessen Land geerbt habend, jedoch inne, bis Schwedens König bei Leipzig gesiegt, von dem an in seinen Diensten und immer im Feld." S. 238: „Nach Italien sehnte es ihn, beide waren für einander, [trefflich gesagt!] schade, daß er nur vom Irdischen durchdrungen, das Himmlische ihm verschlossen blieb."

Noch ein eigenthümliches Verdienst dieses königlichen Buches nachzuholen. Fremdwörter nämlich vermeidet Seine Majestät so viel möglich; wo sie aber eingerissen, setzt Er sie in Klammer (Parenthese) neben Seine deutsche Uebersetzung; so liest man Fernsicht (Perspective), das Göttliche (θειον), Ort (Canton), Tonsetzer (Compositore), Ichheit (Individualität), Urdichter (Original), der französische Umwälzungs- (Revolutions-) Krieg; umgekehrt Melanchthon (Schwarzerd), Teleskop (Fernforscher). Niemand wird, daß dieses Verfahren, überdies auch schon am Ende des vorigen Jahrhunderts von Lessing's Lebensbeschreiber Schink beobachtet, recht sei, bezweifeln. Daß man aber überhaupt Fremdwörter vermeiden müsse, gewiß; denn, wie schon oben bemerkt, des Volkcharakters Abdruck die Sprache; deßhalb zwar in Fremdes einzugehen und es anzunehmen, ist Pflicht (wie ich denn auch, daß es Seine Majestät gethan hat, gezeigt habe); aber wie es im Aeußern, in der Tracht, für die Deutschen ein Abzeichen geben muß (der deutsche Rock), so müssen in der Sprache, wenn sie auch fremdländische Wortfügungen aufnimmt, die Fremdwörter selbst vermieden werden.

Soll ich nun ein allgemein zusammenfassendes Endurtheil über König Ludwigs Walhalla's Genossen abgeben, (was freilich bei der mannigfachen, hoffentlich einleuchtend dargestellten, Verdienste Größe eine eigne Sache), so werden, daß ich eigentlich nur in das größte Lob ausbrechen kann, alle Leser einsehen und es mir daher erlassen. Nur noch ein kurzes Wort über der Sprache König Ludwigs Vorzüglichkeit. In einem Septemberhefte der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik sagt Hr. Preuß, das Buch recensirend, es sei die Sprache im Johannes von Müller'schen Geiste behandelt; was, wenn es des Hrn. Preuß ernstliche Meinung, daß er entweder Johannes v. Müller's oder Seiner Majestät des Königs Ludwig Redeweise nicht kennt, verräth. Um eines Schriftstellers Kürze im Ausdruck zu bezeichnen, eine hergebrachte Redensart, es sei nach Johannes v. Müllers Weise. Doch Johannes v. Müller, meist sich an dem einmal hergebrachten Typus der deutschen Sprache haltend und nach der klassischen Sprachen Muster selten nur ihn ändernd, und König Ludwig, selbständig nach Seinem Geiste und auch wohl andrer Sprachen Vorbild sie zurichtend, haben nichts miteinander gemein, und durch solche Vergleichung den Letztren herabsetzen, durchaus unrecht. Auch zwischen beiden der große Unterschied, daß Johann v. Müllern seine Sprache schon natürlich, König Ludwig sie Sich mit großer Mühe und Kunst erst erworben; und um wieviel Kunst überall über Natur, um so viel der König über Johann v. Müller. Auch eine andre Bemerkung des Herren Preuß, daß König Ludwigs Sprache, wenn ein Held behandelt, für den besondres Intresse im König, sich auch besonders erhöbe (also — und zwar parteiisch-ungleich sei) ganz zurückzuweisen; daß vielmehr die Sprache durchweg gleich in derselben Trefflichkeit behandelt, selbst schon aus den aus dem ganzen Buche ausgehobnen Proben ersichtlich. Nur Ein Mal, in Justus Möser's Lebensabriß, weicht König Ludwig fast ganz von seinen Grundsätzen ab, und schreibt wie ein gewöhnliches Menschenkind, die Vorzüge, welche ich gemeldet, außer Acht gelassen.

Diese Anzeige schließen kann ich nicht, ohne den Leser, wie das Buch „Walhalla's Genossen" eine wesentliche Ergänzung zur Walhalla selbst bildet, erinnert zu haben. Der großentheils in Deutschland gebliebnen, theils dasselbe verlassen und andern Ländern gedient habenden, Deutschen Bildnisse, und der sonst bis zum Ueberdruß oft genannt

werdenden, hier aber mit Recht ausgelaßnen Fehler kann nur von dem ganz genossen werden, welcher das wahre Verdienst von Seiner Majestät dem König Ludwig zu schätzen gelernt hat. Darum wer München und Deutschlands Walhalla besuchen will, unterlasse nicht, aus diesem Buche des Geistes rechte Stimmung sich anzueignen!

Berlin den 29. Septbr. 1842.

Philipp Stips.

Nöthige Erinnrung an die Leser von Herrn Léon de Laborde: „*Commentaire géographique sur l'Exode et les Nombres.*“ Paris, 1841 fol.

Von D. L. Zunz.

Der Verfasser genannten Werkes macht in der Einleitung mehrere neuere Autoren — Ritter, Gosselin, Letronne u. s. w. — namhaft, die zu einer gründlichern Kenntniß biblischer Geographie beigetragen, und erzeigt mir die Ehre, mich diesen Männern „d'un haut mérite“ zuzugesellen, indem er als Beleg hinzufügt: „Zunz; ce savant a publié déja de nombreux et importants travaux, nous citerons: Die gottesdienstlichen Vorträge“ u. s. f. (introd. p. XII). Allerdings wird in dem angeführten Buche Mancherlei erörtert, insbesondre der Midrasch, wie Hr. Laborde selber anerkennt (ib. p. XIV), nur nicht Syrische Länderkunde. Unmittelbar darauf (ib. p. XIII) meldet der Verfasser, daß die jüdische Litteratur, deren geographische Hilfsquelle mit einer bisher unerhörten Unparteilichkeit erforscht worden, mit unerwarteten Ergebnissen belohnt habe, und verweist auf Wolfs bibliotheca hebraea, de Rossi's Wörterbuch und Jul. Bartolocci, obwohl in diesen Werken von solchem Studium der Litteratur und jenen Ergebnissen nichts zu finden ist. Hr. Laborde ist jedoch im Besitze der belohnenden Ergebnisse, denn ohne weitre Quellen-Angabe fährt er also fort: „Man sah, daß diese Nation in dem gesammten geographischen Studium nur eine Richtung, und in der Welt nur eine Reise verfolgte, nämlich das Studium Palästina's und die Reise nach den Gräbern der Vorfahren. Spuren solcher Wandrungen reichen bis in das sechste Jahrhundert hinauf; in Aegypten Gestorbne ließen ihre Leichen nach Palästina bringen. Ihre letzten Lebensjahre verwandten sie zur Erforschung des heiligen Landes, seiner Eintheilung und Beschaffenheit, seiner Erzeugnisse. Denn was sollte den Juden bewegen, die Welt zu erforschen, Intressen von denen er ausgeschlossen, Gebiets-Eintheilungen an denen Nichts ihm gehörte? — höchstens seine zerstreuten Brüder kennen zu lernen, und sich eine Exilstätte auszusuchen. Es kann daher nicht befremden, wenn bis in das funfzehnte Jahrhundert die Erdkunde in ihrer Erziehung wie von ihren Encyklopädien ausgeschlossen war; ihre Gelehrten wandten ihre Studien lieber dem Himmel zu, wo sie Verheißungen sahen, als der Erde, wo Nichts als Druck sie erwartete..... Philo, Josephus, die unter dem Namen Mischna bekannte Sammlung, die in beiden Talmuden niedergelegten Ueberliefrungen, Midraschim Targum und die Commentare der unterrichtetsten Rabbinen, solcher namentlich die an Ort und Stelle geschrieben, wurden in einem neuen Geiste erforscht“ u. s. w. Dazu heißt es in den Noten: „Bei der Vertreibung der Juden aus Frankreich im Jahre 1306 verließ Parchi die Provence und begab sich nach Bisam [Beisan], ehemals Scythopolis in Palästina, wo er sieben Jahre an einer Beschreibung des Gebiets der 12 Stämme arbeitete, genannt Castor [Kaftor] Waferack und in Venedig gedruckt. Folgendes sind in der Kürze die Namen jener Reisenden, bis zu Ende des 16. Jahrhunderts: Saadia b. Joseph aus Fajum, gest. 942 in Sora; Abraham b. Meir Aben Esra aus Spanien, gest. 1168; Jehuda b. Elia Hadasi aus der Türkei, gest. gegen 1170; Hibetallah ebn Dschemi aus Fostat bei Cairo, gest. 1153; Maimonides aus Spanien, gest. in Cairo 1204; Samuel b. Simson gest. gegen 1240; Simson b. Abraham aus Sens, gest. in Acre 1260; Joseph b. Baruch, gest. gegen 1260; Jehuda Charisi b. Salomo aus Spanien, gest. 1235; Nachmanides, gest. in Acre gegen 1270; Parchi, Estori b. Mose, aus der Provence, gest. in Bisam [Beisan] gegen 1335; Joseph b. Eleasar aus Spanien; Obadia aus Italien, gest. 1510; Mose Basola aus Italien, gest. 1560; Uri b. Simeon, gest. gegen 1580; Isaac Akrisch b. Abraham aus der Türkei. — Unter den interessanten Notizen, die wir aus ihren Werken sammeln können, finde ich eine ziemlich neue, der aber hier eine Stelle gebührt: sie betrifft den Berg Hor. Joseph Shalit Riqunti b. Eliezer, der sich in Safet niedergelassen, schrieb um das Jahr 1640, daß die Araber Aaron's Grab auf dem Berge Hor aufgefunden und man an den Mauern einer Höhle Inschriften bemerkt habe.“ Herr Laborde, dessen hebräisch mitgetheilte Stellen vor Fehlern unleserlich sind, ein solcher Fremdling in der jüdischen Litteratur, daß er aus Gaon und Saadia zwei Autoren macht (p. 96), woher weiß er Dinge, die weder Wolf und de Rossi, noch die gottesdienstlichen Vorträge ihm verrathen haben können? Was giebt es hier für ein geheimnißvolles Wunder?

Wunder, lieber Leser, sind hier gar nicht zu haben, aber ein kleines Geheimniß. Es enthält nämlich der im März 1841 in Berlin erschienene zweite Band der englischen Ausgabe von Benjamin von Tudela, von mir außer zahlreichen Anmerkungen zum Text des Benjamin, zwei größre Abhandlungen: 1) die geographische Litteratur der Juden (p. 230 — 317); 2) Zur Geo-

graphie Palästina's aus jüdischen Quellen (p. 393 — 448). Die erste verfolgt den Lauf der Jahrhunderte seit der biblischen Epoche bis zu Ende des Jahres 1840 und giebt alle hieher gehörigen Autoren und Werke, unter 160 Nummern, quellenmäßig an; die Resultate werden zusammengestellt, um ein Bild von dem Ganzen zu entwerfen, und ein vollständiges Register erleichtert das Auffinden. In der zweiten ist aus dem seltnen Buche „Caftor Waferach" von Esthori Ha-Parchi — dessen Namen und Leistungen vorher so gut wie unbekannt waren — der ganze Palästina betreffende Inhalt zusammengefügt, übersetzt und durch Anmerkungen bereichert worden. Der Orient (1841 Lit. Bl. 22. 29. 30) und die Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik (1842 Nr. 25 bis 27) geben ausführliche Beurtheilungen. Aus diesen Schatzkammern nun hat Hr. Laborde seine Seltenheiten geholt. „Der Haß, heißt es bei mir p. 230 u. f., der sie ringsum einschloß, machte vor ihren Augen alles Nichtjüdische gleich, und wies ihnen nur das eigne Volk als den würdigen Gegenstand der Forschung. Wurde dann auch durch Bücher oder eignes Sinnen eine Theilnahme für die Kunde der Erde hie und da angeregt, so blieb sie haften bei demjenigen, was als unmittelbar göttliches Werk den Geist zu dem Schöpfer erhob, nicht getrübt durch das Thun und die Einrichtungen der Menschen. Schemtob Palquera (A. 1264) und ein Ungenannter (A. 1308) in ihren Encyklopädien übergehen die Geographie...... de Castro (in der biblioteca española) wußte unter den jüdischen Schriftstellern Spaniens 20 Astronomen und 18 Geschichtschreiber, aber nicht einen Geographen zu nennen. Nur zwei Richtungen konnten sich der Gunst jener Jahrhunderte erfreuen: die jüdische und die praktische. Zu der jüdischen rechne ich diejenigen Schriften, welche sich entweder über die Kunde des heiligen Landes oder über die Schicksale und Wohnplätze des zerstreuten Israel verbreiten" u. s. f. Weiterhin (p. 306 u. f.) ist nochmals von einer Encyklopädie und der Einführung der Geographie in die Erziehung die Rede. An einem andern Orte (p. 308 — 310) bespreche ich die Beiträge jüdischer Autoren zur Palästinischen Geographie, die Gräber-Verzeichnisse, die Reisenden, und unter andern die Sitte, Todtengebeine nach dem heiligen Lnde zu schaffen, und weil ich (p. 309 Note b) auf eine Quelle verweise, die laut p. 242 dem sechsten Jahrhundert gehört, schließt Hr. Laborde, die erwähnte Sitte reiche bis in jenes Jahrhundert hinauf. Ueber Aristeas (genannt introd. p. XIII note 7), Philo, Josephus, Mischna, palästinischer und babylon. Talmud, Midrasch und palästinisches Targum, über Parchi und Schalit Riqunti — den Hr. Laborde deßhalb auch englisch Sh nicht französisch Ch schreibt — ist das Nähre bei mir p. 234 — 242, 260—263, 396, 286 nachzulesen. Auch alle obengenannten auteurs voyageurs — zu welchen übrigens in der Eile auch Saadia, Hadasi und ibn Dschemi gezählt worden — sind in meiner ersten Abhandlung zu finden, und zwar Saadia (N. 26), Aben Esra (N. 36), Hadasi (N. 37; in Constantinopel, d. h. in Griechenland, nicht in der Türkei. Ob er 1170 gestorben, weiß Niemand), ibn Dschemi (N. 41; sein Lehrer, nicht er, starb 1153), Maimonides (N. 42), Samuel b. Simson (N. 44; das Sterbejahr ist 30 mehr als das bei mir befindliche Jahr), Simson b. Abraham und Joseph b. Baruch (N. 44; bei mir p. 256 kommt zufällig das Jahr 1260 zwischen den Namen beider Männer vor, darum läßt Hr. Laborde beide in jenem Jahre sterben), Charisi (N. 45, ist vor, nicht in dem Jahre 1235 gestorben), Nachmanides (N. 48), Esthori Ha-Parchi (N. 52; das Jahr 1335 gehört der folgenden Nummer), Joseph b. Eleasar (N. 53), Obadia (N. 66), Mose Basola (N. 77), Uri b. Simeon (N. 79), Isaac Akrisch (N. 80).

So ist es denn vollkommen richtig, daß die geographischen Autoren, vorzugsweise Parchi, in einem neuen Geiste durchforscht worden sind, nämlich von L. Zunz, nicht von L. Laborde. Arglose Leser der Introduction sollten vermuthlich das Gegentheil glauben, da der Verfasser bei der Erwähnung sowohl meines Namens als der geographischen Litteratur, gerade auf die rechten Schriften, auf meine zwei Abhandlungen, die allein seine Führer gewesen, nicht verwiesen hat. Seltsam! Handelte mein Buch von Alltäglichem, von Heuschrecken etwa, so hätte ich einen ordentlichen Platz neben 175 Collegen*), aber um die aus Meerestiefen geholten Perlen werde ich, weil sie unverkäuflich sind, in aller Stille bestohlen. Daß dergleichen dem Ernst verwandt sei, der jede die Bibel betreffende Arbeit durchdringt**), habe ich wirklich nicht gewußt. Sei immerhin gegen einen Juden, dem überhaupt von seiner Mühe nicht die Erfolge gebühren, solches Unrecht gestattet, wenn man sich nur Christen***) nützlich machen will: darf aber diesen Christen vorgelogen werden, daß von Asher's Benjamin der zweite Band mit den Anmerkungen erst erscheinen werde†)?

*) So viele Werke hat der Verf. nachgeschlagen (que j'ai consultés); sie werden p. 52 u. ff. aufgezählt.

**) Tout travail sur la Bible prend un caractère de gravité, beginnt die Einleitung.

***) Vorrede: J'ai le plus vif désir que ces recherches soient pour tous les Chrétiens aussi utiles etc.

†) Einleitung p. XIII note 5: „Benjamin de Tudèle . . . . a été publié de nouveau par Asher de Berlin, avec une traduction anglaise; *on annonce, que le second Volume contiendra des notes de differents auteurs.*"

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst.

№ 260. 1. November. 1842.

Theater von Julius Mosen. Stuttgart und Tübingen 1842. Cotta.

Ein eignes Ding, wenn es unsern Dichtern einmal einfiele, die Poesie, wie die englischen Fabrikarbeiter ihr Tagewerk, einzustellen, bis ihnen die Politik ein neues Terrain gewonnen hätte. Kein Klang und Sang, kein Liebesgedicht, keine epische, keine dramatische Schöpfung in ganz Deutschland: eine Stille, wie zur Zeit des Kirchenbanns!

Ob wir dann wohl statt des abstracten, privaten Denkens ein öffentliches Leben bekämen?

Man sagt, es gebe Politiker, die dergleichen erleben möchten. Der Aesthetiker giebt die Poesie nicht so schnell auf. Der Dichter, welcher das Dichten lassen kann, ist kein wahrer Dichter mehr. Und die Deutschen haben zu viel Phantasie, als daß sie nicht unter jeder Bedingung die nackten Wände unsrer Wirklichkeit mit der Draperie der Dichtung schmücken sollten. Der gesunde Baum hat Trieb zu grünen und zu blühen, selbst wenn das Wetter ihm Blüthe und Blatt zerschlägt, und der Frühling bricht stets durch den unleidlichsten Juste-milieu-Monat, den April, hindurch. Auch das gegenwärtig lebende Geschlecht muß durch das Leben hindurch, selbst wenn es die Gewißheit hätte, daß keine seiner schönsten Hoffnungen erfüllt würde. Durch müssen wir: kein Stillstand, keine Rast: wir werden alt, ein jüngres Geschlecht tritt uns auf die Fersen: beuten wir also den Augenblick aus, nehmen wir also neben der herben Lust des Kampfes zugleich mit, was uns an friedlichern Genüssen geboten wird. Politisiren und philosophiren wir und sehen in dem Abschaffen des Unsinns auch ein Schaffen des Geistes; aber dann schenken wir auch dem heitern Geschäft des Dichters unsre Theilnahme, der mit edler Begeistrung die Welt seiner innern Anschauung zur Darstellung bringt, sich im Strome der Zeit wissend in die Geschichte greift, um auch seinen Beitrag zu liefern für den Inhalt der Gegenwart.

Wir bedürfen der rauhen, spartanischen Prosa: reden wir sie laut, wo sie noth thut; aber lassen wir der Poesie, wenn sie sich anders nicht in abgethanen oder indifferenten oder gar läppischen Dingen herumtreibt, ihre weichre, attische Grazie. So wenig der Philosoph aus Resignation oder Zorn schweigen, sondern seinen Kampf mit aller Anstrengung durchkämpfen soll, eben so wenig ziemt es dem Dichter, weil er Manches nicht sagen soll, weil er manche Voraussetzung nicht erzwingen kann, gänzlich zu verstummen. Thut Jeder das Seine, so wird die Welle der Cultur allmälig in einer einzigen großen Woge am Gestade heraufdringen.

Deßhalb haben wir vor einiger Zeit gern auf Hans Köster's Dichtungen aufmerksam gemacht, der sich durch den Zwist und die Widersprüche, welche unsre Zeit entstellen, an der Poesie nicht hat irre machen lassen, und besprechen mit demselben Vergnügen die vorliegenden Dramen von Julius Mosen.

Beide Dichter haben viel Aehnlichkeit mit einander. Beide sind liberale Männer, die das Ziel, welches die Menschheit zu erstreben hat, erkannten und ohne bei der Erfahrung der langsamen Annäherung an dasselbe den Humor zu verlieren oder in mürrischen, verbißnen Ingrimm zu gerathen, nach Kräften auch von der ihnen entsprechenden Seite auf den harmonischen Einklang unsrer geistigen Zustände hinzuwirken suchen. In Beiden ist bei der Kraft, in die Objectivität einzugehen, zugleich ein lyrisches Element thätig. Mosen, wie Köster, stehen als Dichter auf demselben Boden, wo das Gewicht der realen Welt der Phantasie weder überschwänglich zu werden erlaubt, noch sie in ihrer freien Bewegung beeinträchtigt. Sie stehen auf historischem Boden, wo die prosaischen Reminiscenzen der unmittelbaren Gegenwart weit gnug zurücktreten, um die Idee sich entfalten zu lassen und zugleich die plastische Sicherheit wirklicher Vorgänge noch zwingend gnug hervortritt, um die unklaren Dämonen der Sage und Mythe, der Allegorie und des Symbols oder die Musterbilder abstracter Tugend und das personificirte Laster abzuweisen. Die historische Grundlage überhob sie der Gefahr, Gestalten zu schaffen, die keinen Verstand, sondern höchstens Phantasie haben, überirdische oder kindische Zwecke verfolgen und weder aufrichtige Leidenschaft noch rechtschaffne Sinnlichkeit besitzen. Und wenn man ihren Stücken in Struktur und Charakteristik auch noch manche Schwäche ablauscht, so läßt sich ihnen das Verdienst doch nicht schmälern, daß sie durch ihre Dichtungen die Strenge der Kunst zu erhalten trachten, im guten Geschmack verharren und so der Ver-

weichlichung und Verschlottrung der Poesie in eitler Subjectivität und der Accommodation der Bühne an die Launen des Publicums die Spitze bieten.

Der Unterschied zwischen Köster und Mosen ist schwerer zu finden, als ihre Aehnlichkeit; doch möchte er wohl darauf beruhen, daß Köster, der jüngre von beiden, mehr jugendliche Laune und Sinnlichkeit, Mosen mehr Ernst und männliche Ruhe selbst in der Leidenschaft durchfühlen läßt. Köster protegirt das Trauliche, das Weibliche, Mosen das einfach Rechtliche und besonnen Männliche. Köster ist rühriger in seiner Lyrik, während Mosen hie und da noch an des Knaben Wunderhorn erinnert, in Versen, wie:

> Am Berge steht eine Tanne,
> Die rauscht zu jeder Stund',
> Und könnt' ich sie nur sehen,
> So würde ich gesund.

Da wird das Mittelalter etwas trocken und kommen gar Reminiscenzen aus bekannten neuern Dichtungen, so stören diese den Styl des historischen Dramas. Außerdem läßt Mosen, was wir nicht zu oft herangebracht sehen möchten, seine Charaktere leicht von einem nervösen Irresein überfallen. —

Doch treten wir an seine Stücke selbst heran. Es sind Otto III., Rienzi, die Bräute von Florenz und Wendelin und Helene. — Otto III. und die Bräute von Florenz wurden, wie der Verfasser berichtet, von der dresdner Bühne aufgeführt. In Otto III. und Rienzi ist die Charakteristik das Eigenthümlichre, während in den Bräuten die Verwicklung am meisten interessirt. Wendelin und Helene leidet dagegen an Dürftigkeit und Kargheit der Charaktere und Situationen, so daß die tragische Erhebung vor prosaischem Mitleiden nicht aufkommen kann.

Man hat den Zeitraum von Kaiser Otto I. bis zum hohenstaufischen Friedrich II. wohl die Ilias der deutschen Geschichte genannt. Indeß wüßten wir nicht, mit welchem Homerischen Helden wir Otto III. vergleichen sollten, namentlich in Mosen's Darstellung. Daß aber Rom das Capua für die Deutschen gewesen, die zu streiten, aber nicht zu gewinnen, zu erobern, aber nicht zu besitzen wußten, an der Schlauheit und Treulosigkeit, eigentlich dem Fremdenhaß der Italiener einen glücklichen Feind hatten und an Verweichlichung im schönen Italien untergingen, sehen wir hier. Wir sehen, wie Rom unter dem Wankelmuth, der Uneinigkeit und der Feigheit seiner Bewohner in Otto's Hände kommt, der es belagerte. Der Ruf nach Brod und Frieden und der Aberglaube, welcher sich an das Abrollen des ersten christlichen Jahrtausends knüpft, beschleunigt seinen und seines Consuls Crescentius Fall. (Act 1.)

Der Kaiser hat der Stadt Verzeihung versprochen. Er bildet sich selbst ein, den Wunsch gehabt zu haben, Rom zu seiner Herrlichkeit unter Cäsar und Augustus wieder zu erheben, was ihm mit Undank belohnt worden. Deßhalb glaubt er nach der Uebergabe zwischen dem verführten Volk und dem Verführer, der sich Consul hatte nennen lassen, unterscheiden zu dürfen, und er ist schwach und eitel gnug, Crescentius in aller Form verurtheilen zu lassen, um ihn nachher begnadigen zu können. Des Unglücklichen Gattin wirft sich dem Kaiser zu Füßen; es ist keine Zeit zu verlieren, wenn jener gerettet werden soll; aber die Schönheit des Weibes blendet und verwirrt den Fürsten und Crescentius fällt auf dem Blutgerüst. — Otto rächt an Crescentius einen Meineid, indem er selbst mehr durch Verhängniß als Absicht wortbrüchig wird. (Act 2.)

Otto's Heer drängt zur Rückkehr nach der Heimath. Die Unthätigkeit behagt den Deutschen nicht. Allein dem Kaiser gefällt's, „im Mittelpunct der Welt" zu stehen; römische Schmeichelei macht ihn sorglos; die Schönheit Stephaniens, der Wittwe des hingerichteten Consuls, stürzt ihn in eigne Träumereien; nur die Erinnrung an die Hinopfrung eines Mannes, der ihm theuer war, läßt ihn noch nicht zur Liebesschwärmerei kommen. Doch argwohnt man, er habe um der Gattin willen den Gatten fortgeschafft. — Er bleibt also in Rom. Schon während der Trauerfeierlichkeiten um Crescentius schürt derselbe Taraglia, Crescentius' Bruder, der den Abfall von Otto veranlaßte, die Stadt diesem wieder übergab, des jetzt Gerichteten Weib zum Fußfall trieb, den Gatten zu retten und dem Kaiser Treue gelobte, die neue Verschwörung gegen den letztern. Die Unschlüssigkeit und Unselbständigkeit des Volks, das sich wie stille Mäuse gern in fetten Käs mit Weib und Kind einhöhlt, doch ganz äußerlich durch die Leiche des Geopferten gerührt wird, ist recht gut dargestellt. — Inzwischen offenbart es sich, daß Stephanie trotz alles Widerstrebens dem Mörder ihres Gatten ebenfalls gewogen ist. All ihre Frömmigkeit kann sie vor diesem innern Kampfe nicht schützen. Doch schrickt sie, als ihr Otto mit dem Geständniß seiner Zuneigung entgegentritt, vor ihm zurück. (Act 3.) — Er selbst wird schwermüthig. Seine Begleiter deuten dies auf gewaltige Pläne, mit denen der Kaiser das neue Jahrtausend stempeln wolle, oder auf den Umgang mit Büchern und Gelehrten, Dichtern und Philosophen, zumeist auf den, „wie eine Blindschleiche herumkriechenden" Taraglia. Nur Einer trifft das Richtige. Otto selbst möchte seine Gedanken verbergen und auch merken lassen, er wird, wie alle Verliebte, poetisch. In Regierungsangelegenheiten erscheint er desto schwächer, so daß ihm seine derben treuen Deutschen zurufen, daß ein böses Roß den sanften Reiter am ersten abwerfe. Laßt Rom die Zügel spüren, sagen sie, und die Sporen; und er handelt unpolitisch gnug, weder dies noch das Gegentheil nicht zu thun und Bittenden die Amnestie ihrer Verwandten zu gewähren. Desto sichrer ist Taraglia, daß die Verschwörung

glückt. Auf einem Faschingstanz soll sie ausbrechen. Taraglia ist es wieder, der den Kaiser zum Feste einladet. Dieser erscheint; man will ihn wegen der Mummerei daran erkennen, daß er Stephanien folgt. Doch stört seine Erinnrung an Crescentius' Mord wieder ihre zärtliche Unterredung, und der Mörder wird durch das Costüm des Kanzlers, der aus Vorsicht sich dem Kaiser gleich trug, getäuscht. Der Kanzler wird statt des Kaisers ermordet. Otto selbst ergreift die Flucht und befestigt sich mit wenigen Treuen gegen die Rebellen im Palaste des hingerichteten Consuls. (Act 4.)

In dieser Bedrängniß sieht der Kaiser ein, wie er seine Plane einem Weibe geopfert hat. Er will sich aufraffen und wieder seinem Heere angehören: die Noth scheint ihn zur Besinnung zu bringen und er fängt an, Stephaniens Gunst überdrüssig zu werden. Wieder erscheint Taraglia, der sich in den Palast geschlichen hat, und Stephanie soll den Kaiser zu ermorden behilflich sein. Sie widersteht und Taraglia ist zu feig, sich an dem Weibe dafür zu rächen: er ergreift die Flucht, da sie ihm kühn entgegentritt. — Die Deutschen sind indeß im Anzuge, ihren Herrn zu befreien und er will Stephanie verlassen, um in die Heimath zurückzukehren, und die letzte Unterredung ist vielleicht die gelungenste Partie des ganzen Stücks. Die Trennung selbst aber bringt sie zum Wahnsinn und nun muß derselbe Dolch Otto und sie selbst durchbohren. Die Deutschen kommen mit ihrer Entsetzung des Palastes zu spät: nur Taraglia haben sie gefangen und der stirbt gern, da Crescentius, dem er Stephaniens Liebe einst abgetreten hatte, um denselben, wie er es damals nannte, für die Sache Roms gegen den Kaiser zu gewinnen, da Otto der Erbfeind, Stephanie selbst, die er haßte, todt sind.

Wir zweifeln nicht, daß das Stück auf der Bühne einen recht guten Eindruck macht. Es ist leicht und lebendig in der Handlung; hat einen gewandten Dialog und die Spannung wird aufrecht erhalten und einzelne kurze Abbrüche der Scene werden ihre Wirkung nicht verfehlen. Das Ganze ist der Schwerfälligkeit des Mittelalters enthoben, ohne in moderne Manier zu fallen. Sehr trostreich ist indeß der ganze Vorgang nicht. Der deutsche Kaiser spielt darin eine höchst traurige Rolle. Die Staatsactionen, die er hier vollzieht, hätte auch sein Geheimschreiber ausrichten können und die Angelegenheiten seines Herzens bringen ihn aus der Fassung. Allein der Dichter hat nun einmal das despotische Recht, seinen Charakteren Geist, Herz und Schicksal nach seiner Machtvollkommenheit zuzumessen, und wer hat ihn verpflichtet, seine gekrönten Häupter so auszustatten, daß der Panegyrikus ohne Schwierigkeit zu halten wäre? Und in der That, die mittelalterlichen Herren bringen, wie sie in der Geschichte erscheinen, die höchste Weisheit, weil ihr alle nöthigen Erfordernisse, als Scharfsinn, Lebenserfahrung, schnelle Umsicht fehlen, beträchtlich in Mißcredit. Wie sollte es in dem historischen Drama viel anders sein? Otto's kaiserliche Gnaden bringen allerdings Unruhe ins Stück und machen höchstihren getreuen Unterthanen viel Kummer. Allein das Steuer des Schiffes führen Sie nicht; das thut jener Italiener, der seine Lebensmaxime dahin aussprach:

> Da einmal der Mensch
> Im Leben einer Leidenschaft bedarf,
> Schmackhaft zu machen diese fade Speise,
> So spiel' ich Komödie auf dem Theater
> Der Welt.

Er erhält die auftretenden Charaktere dadurch in beständiger Bewegung, daß er mit boshafter Charakterlosigkeit, bittrer Ironie gegen Mensch und Geschick, Verrath an Freundschaft und Liebe stets den betrügt, der für den Augenblick im Vortheil ist. Er ist die hervorstechendste Person des Dramas, erinnert an Richard III., ist nüchtern und kalt wie Mephistopheles; aber seine glatten Reden vor Männern und Frauen halten das Interesse an ihm stets aufrecht. — Bei Stephanien machen wir auf die ursprüngliche weibliche Passivität aufmerksam, die sich erst allmälig zu der Kraft steigert, entscheidende Schritte zu thun, zuletzt freilich den äußersten, wo der Dolch gezückt wird.

In Rienzi ist das Bild, welches man sich meist von dem bekannten Manne, „dem letzten römischen Volkstribun" macht, festgehalten worden. Die alte römische Freiheit entzündet in ihm noch einmal den flüchtigen Traum, um dann desto sichrer zu verlöschen. Das schöne Bild, welches Rienzi in der Tragödie verfolgt, muß an der phantasielosen und, was schlimmer ist, an der unverständigen Gleichgiltigkeit der Menschen untergehen. Er selbst ist als Charakter zunächst eine einfache, klar blickende Natur, die für Menschenwohl ein Herz hat. An Livius hat er sich gestärkt. Allein zu bald erwacht der Ehrgeiz in ihm, der sich im Glück aufs Aeußerste steigert und ihn stürzt.

Rienzi ist als päpstlicher Notar und Advocat nach Rom gekommen, sieht die Tyrannei der Aristokraten in der Nähe und fühlt, daß hier etwas geschehen muß. Zahlreiche Clienten suchen seine Hilfe, besonders gegen die Glieder der Familie Colonna. Jeder Einzelne fühlt den Druck, der auf das Allgemeine ausgeübt wird. Doch äußert sich Rienzi noch unklar, so daß er den Leuten bald als Träumer, bald als Weiser, bald auch als Thor erscheint, der die Patrizier mit Possen unterhält. Das Letztre erklären wir uns nun freilich anders. — Einzelne rufen ihm schon zu:

> Bist du ein Brutus, wirf die Maske ab,
> Bist du ein Cäsar, so ergreif' die Zügel
> Des Regiments von Rom! Entschließe dich!

Auch sein Weib kann ihn nicht recht begreifen. Sie schwärmt. Sie will einen Kaiser in ihm mit den Armen

umfangen, sie will ihm die Kaiserkrone in die Locken drükken und den Purpur um die Schultern schlagen, so daß ihr Rienzi zuruft:

Mein einz'ger Stolz ist, daß ich Römer bin,
Plebejer auch, wie Marius gewesen.

In der Einsamkeit ist es ihm freilich schon einerlei, ob Brutus, ob Cäsar ihm voranschreitet, wenn einer ihm nur den Kranz verleiht. — Inzwischen wächst die Gährung im Volke. Selbst der Leichtsinn schürt dieselbe (was gut angelegt ist, weil, was den Witz vertragen kann, eine gewisse Festigkeit schon errungen hat und den Ideenkreis der Menschen erfüllt, um jeden Augenblick auf die Schwelle des Bewußtseins zu treten). So viel wird endlich klar, das alte Rom soll wieder hergestellt werden. Die Patrizier feiern unterdeß ihre Feste und verlachen Rienzi's Träume vom besten Staat. Colonna geht so weit, den päpstlichen Nuntius (der Papst war in Avignon) schnöde abzufertigen und es geradezu auszusprechen, nicht mehr Gouverneur, sondern Tyrann sein zu wollen. Zunächst steht deßhalb der päpstliche Stuhl auf der Volkspartei. Das Volk selbst bettelt um Gerechtigkeit, der Adel antwortet, ihr sollt Gehorsam lernen. Stephano Colonna gebraucht Gewalt gegen einen Sprecher des Volks und um so mehr zündet hier der Gedanke der „alten großen Zeit" Roms. Rienzi benutzt diese Stimmung: redet öffentlich vom guten alten Römerrecht, wird in der Begeistrung zum Tribun ausgerufen und die Kirche schenkt seinem Schritt ihren entschiednen Beifall.

Rienzi's strenge Gerechtigkeit, die er in Rom übt, wird gefürchtet. Wo aber Furcht einen Organismus aufrecht erhalten soll, da werden leicht herrschsüchtige Absichten vorausgesetzt, und die, welche am Regiment gern Theil nehmen möchten, suchen den Günstling des Glücks auf, um mit ihm zu theilen. Rienzi widersteht den Schmeicheleien Montreale's und den schlauen Lockungen Baroncelli's, der da meint: „Gold oder Ruhm, es glänzt am Ende beides." Baroncelli geht zu Colonna über. — Ein Sieg über Colonna läßt Rienzi die höchste Volksgunst ersteigen.

Doch nun bemächtigt sich seiner unbändiger Stolz. Das alte Rom mit seiner Weltherrschaft raubt ihm die kalte Ueberlegung; so daß selbst übrigens einfältige Menschen, wie Enrico Recht haben, ihn zu warnen, der Volksgunst nicht zu viel zu trauen. Rienzi's Pracht und Aufwand machen Neid und Argwohn. Selbst der Kirche, an der ein bigottes Volk hängt, bietet er Trotz, um in Rom ein ganzer Römer zu sein. Die an ihren Nepoten ausgeübte Strenge reizt die Geistlichkeit. Rienzi hat Recht:

„Nicht herrschen kann die Kirche, herrscht das Volk."

Allein er hat vergessen, daß der Römer jener Zeit kein Volk ausmacht und er täuscht sich darüber, daß er selbst auch das Volk gar nicht herrschen lassen, sondern selber herrschen will. Den ganzen Erdball möchte er wie einen Apfel auf der Hand wuchten. Er runzelt schon die Stirn, wenn seine Freunde ihm offen die Wahrheit sagen. Daniello, ein schlichter Bürger, steigt schon in seiner republicanischen Einfachheit weit höher in der Gunst des Zuschauers, während des Tribunen Stolz verletzt, zumal wenn derselbe von Rienzi's Gattin, Camilla, geschürt wird. Mit denen er die Macht nicht theilen wollte, sie verschwören sich gegen ihn. Die Huldigung fremder Fürsten ist eine vorübergehende Erscheinung. Rienzi geht in seinem Uebermuth so weit, zu decretiren, der Papst soll als Römerbischof nach Rom zurückkehren, sonst verweigert er ihm den Gehorsam. Da trifft ihn der Kirchenbann und aus ist es mit aller Anhänglichkeit an den Volkstribun. Er muß ins Exil gehen.

Indeß tyrannisirt Baroncelli, jener leichtfertige Parteigänger, der sich einst Rienzi's Freund nannte, das ewige Rom und dasselbe sehnt sich nach Rienzi zurück. Auch der Papst zeigt sich günstiger, indem er denselben nach der Demüthigung und Reue im Exil besser gebrauchen zu können wähnt. Der Kirchenbann ist gelöst. Allein da Rienzi von den Gesandten Roms, die ihn zurückrufen, Geld verlangt, verlassen sie ihn. So verbindet er sich denn, nach langem Kampfe mit sich selbst, um schnell zur Macht zu gelangen, mit dem Schurken Montreale und verspricht ihm für die Herbeischaffung eines Heeres von Freibeutern eine unerhörte Summe. Und Rienzi zieht mit gewaffneter Hand gegen Rom. Er hält sich für ein Kind des Schicksals, das dessen Zuge willenlos folgen muß: ein Dämon soll die Schuld übernehmen, die er auf sein eignes Haupt nicht zu nehmen wagt.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 261. 2. November. 1842.

„Theater von Julius Mosen."

(Schluß.)

Rienzi siegt und steht noch einmal in der ganzen Hoheit seiner Macht auf dem Capitol. Doch seine unbefangne Begeistrung für Roms Freiheit hat er eingebüßt. Er haßt die Römer: sie sollen lernen, wie gefährlich es ist, mit Rienzi zu spielen. Gerechtigkeit auf Erden zu suchen, meint er jetzt, sei Narrheit: nur die Gewalt gilt. Er wüthet gegen seine Feinde und deßhalb glauben Baroncelli und Colonna, die ihm haben weichen müssen, Rom desto leichter wieder zu gewinnen. Montreale schwankt, da Rienzi's Glück kein Gleichgewicht in der Wage finden will. Montreale thut nichts ohne Geld und Geld hat Rienzi nicht. — Dagegen hat er wie von Montreale, so auch von Baroncelli gelernt, daß List ebenfalls ihren Werth habe. Er wird gegen Montreale in Bezug auf die Auszahlung des Soldes wortbrüchig; übereilt sich und schafft sich denselben auf den Grund eines allerdings beabsichtigten Verraths hin, aus dem Wege. Daß Baroncelli bei ähnlicher Gelegenheit verschont wurde und daß Montreale auch seinen bedeutenden Anhang hat, ist dabei vergessen. Indeß siegen des Tribunen Getreue und die Kirche ist klug gnug, ihm, dem Glücklichen ihre Billigung zu gewähren. Allein Rienzi ist — und diese Stelle ist nicht deutlich gnug motivirt — gebrochen. Die Hinrichtung Montreale's beunruhigt ihn (da sie wenigstens nicht ungerecht war, wohl zu sehr). Montreale's Anhänger beginnen einen Aufstand, und das Volk nennt ihn wieder Tyrannen und tobt ärger als je zuvor. Rienzi's persönliches Erscheinen wirkt zwar noch einmal magisch auf die Menge zu seinem Vortheil. Allein Baroncelli's Rache ereilt ihn. Camilla folgt dem Gatten in den Tod. Die Kirche erscheint mit ihrem Beistande (wie oft) zu spät und kann nichts, als Versöhnung und Sühne predigen; Baroncelli wird gefangen genommen und der päpstliche Legat nimmt Rom wieder in Besitz.

Wie schon gesagt, der dumpfe Schmerz Rienzi's nach Montreale's Hinrichtung scheint uns nicht hinlänglich motivirt. Blut hatte Rienzi schon vergießen gelernt, ein Verräther war Montreale wirklich, also lag keine moralische Schuld nach damaligen Begriffen in der That. Unpolitisch war der Streich, wie der Erfolg lehrte, allerdings; allein deßhalb ist der Tribun weniger außer sich und darüber hätte er's allenfalls sein können. Man sieht, der Dichter hat die Leidenschaft Rienzi's steigern wollen und da ist die Gelegenheit etwas gewaltsam genommen. Die Steigrung selbst ist auch etwas zu rasch: der Charakter ringt mit sich selbst nicht gnug: jedenfalls würden die Eindrücke gewaltiger gewesen sein, wenn die Wendepuncte etwas markiger gezeichnet wären; zuweilen sind sie nur angedeutet. Enrico ist der Wagner eines politischen Charakters: es charakterisirt ihn, daß er, Rienzi's Schreiber und Jugendgenoß, beträchtlichen Respect vor diesem hat, doch sich die Bemerkung erlaubt, Rienzi möge wohl etwas zu hastig geschrieben haben, aber sich dessen ungeachtet etwas auf die Fractur und Schnörkel seiner Copie zu Gute thut.

Die Tragödie: die Bräute von Florenz, hat das Thema der Heirath, die nach äußern Rücksichten, ohne Befragung der betheiligten Personen, beschlossen wird. Sie beginnt ganz heiter und faßt ihren Gegenstand, wie es zu geschehen pflegt, ehe die Ausführung eines so gemachten Planes Ernst wird, von der leichten Seite an. — Buondelmonte, der Hauptcharakter des Stücks, ein junger Mann von reiner Gesinnung, voll Weltton, aber von wenig praktischem Blick, etwas leichtsinnig, wie vornehme Herren gern sind, raschen Entschlusses, aber nicht ausdauernd gnug, um Widerwärtigkeiten mit Energie niederzukämpfen, ist noch nicht über die Thürschwelle des Familienlebens und der Festlichkeiten in das mühsamere öffentliche Leben hinausgeschritten. Er könnte allenfalls an Romeo erinnern, so wie der Arzt Trivellio an Lorenzo. Doch entwickelt sich in den eigenthümlichen Situationen eine diesen so wohl entsprechende Dialektik der Leidenschaft, der Gemüthsstimmung überhaupt, daß jener Vergleich wieder zurücktritt.

Buondelmonte kehrt von dem Krönungsfeste eines Kaisers in Deutschland zu dem Feste einer freien Stadt, zu dem Johannisfest in Florenz zurück. Seine nachdenkenden Freunde schildern ihm Florenz als einen schönen, modrig grünen Sumpf des langen Friedens und „alle Frösche schreien: seht wie glücklich ist dieses Röhrig und wie weich der Schlamm." — „Das Blut des Staats muß das Verderbniß aber wohl fieberhaft ausstoßen." Indeß will Buondelmonte „nicht mit dem Lurche da unten melancholisch brüten, sondern von dem Himmel noch ein blaues

Stück abschneiden.“ Allein wir sollen bald mehr in der Nähe erfahren, was die gute Stadt Florenz für Streitigkeiten in ihren Mauern hegt. — Die Anhänger des Hauses Uberti rühmen sich gegen die Glieder der Familie Donati, ihre Hände nie mit Geld und bürgerlichem Handel beschmutzt zu haben, machen es diesen zum Vorwurf, das Schwert mit der Elle vertauscht zu haben, und trotzen auf das Ottonenblut, das (unstreitig ganz legitim) in ihren Adern rollt. Der Podesta Gherardo Orlandi vermittelt. Die Gegner erkennen sein Haus als das mächtigste der Stadt und zugleich als das an, welches die Parteien im Gleichgewicht hält, indem es sich zu keinem der Streitenden vorzugsweise hinneigt. Darauf bezieht sich Buondelmonte's, Orlandi's Neffen, Ausspruch: „damit Uberti nicht zu mächtig wird, hat mich mein kluger Oheim in die Schaale der Donati geworfen.“ Doch schon wird Buondelmonte von Constanza Donati, die ihm, ohne daß er sie gesehen, verlobt ist, zu Bianka, Uberti's Tochter, hingezogen, die ihm beim Feste begegnet.

Rasch, wie er ist, eilt er ihr in ihren Palast nach. Er hat einen tiefen Eindruck auf sie gemacht, allein nur träumend mit offnen Augen gesteht sie's. Buondelmonte wird vom Vater Bianka's überrascht, doch sein Wort: wir sind verlobt! kommt allem Hader zuvor.

Allein das schnell geschloßne Bündniß löst sich wieder. Denn Bianka kennt den Geliebten nur in jenem Zustande, wo sie nicht wacht, nicht schläft, wo ihre halbgeschloßnen Augen ohne Glanz und starr sind: wenn sie völlig bei Besinnung, ist er ihr fremd. — Moska, der früher Bianka heimzuführen gedachte, wendet sich, da diese verlobt, an Constanza, die verschmähte Braut Buondelmonte's. Inzwischen ist dieser Constanzen begegnet und bedauert, sie, noch ehe er sie sah, verschmäht zu haben. Sie ist ihm geneigt, doch wagt sie's nicht zu gestehen und er ist in der größten Verlegenheit; seine letzten Schritte haben ihn gereut: dennoch ist es ihm zunächst nur um Versöhnung mit der beleidigten Constanza zu thun. — Moska hat ihn bei seiner Zusammenkunft mit ihr belauscht. Und grade als Bianka's Seele wieder hell wird, kommt der Vater und Moska mit der Nachricht von Buondelmontes Wortbrüchigkeit. — Als er deßhalb mit um so leichtrem Sinn, da er sein Gewissen durch die Abbitte vor Constanza beruhigt zu haben meint, zu Bianka zurückkehrt, ihm dort aber der unfreundlichste Empfang wird und er sogar das Haus meiden soll, so gesteht er offen, daß er so seines eignen Versprechens entbunden, zu dem Gelöbniß zurückkehren werde, welches die Verwandten statt seiner eingegangen waren.

Diese Aufregung sucht der Arzt Trivello, der schon früher den leidenschaftlichen Gemüthern den ruhigen Verstand geliehen hat, eine neue Idee in Buondelmonte anzufachen. Dieser hält Bianka für völlig geisteskrank, in ihrem Seelenleben vielleicht durch ihn gestört, während der Arzt in ihr eine zukunftschauende, Unheil weissagende Jungfrau erblickt. Sie ahnet über die Stadt hereinbrechende Kämpfe und Trivello sucht Buondelmonte selbst für den Gedanken zu begeistern, daß der Kampf der italienischen Städte gegen Friedrich Barbarossa jenen ihre Selbständigkeit und Selbstregierung wiederbringen soll. Doch gelingt's ihm nur ganz entfernt. Der durch Familienverhältnisse genährte Haß der Parteien zieht sich auf das politische Gebiet hinüber, bricht hier aber erst nach Buondelmonte's Ermordung offen aus. — Zuvor soll Buondelmonte selbst noch in seiner Liebe glücklich sein, um desto plötzlicher unterzugehen. Er führt Constanza ins Brautgemach: hier bekommt sie aber Gift, das Moska in den Wein hat mischen lassen. — Die gleichzeitigen Leichenzüge Constanza's und Bianka's, die als Mondsüchtige auf einer Nachtwandrung angerufen in einen Abgrund gestürzt ist, werden Veranlassung, daß Aufruhr in den Straßen ausbricht. Die Donati haben erfahren, daß Ubertis Anhänger Boten zum Kaiser, der mit Heeresmacht in Verona steht, abgeschickt haben, um ihn nach Florenz einzuladen. Die Leichenzüge treffen auf einander. Buondelmonte und Moska fechten: jener fällt. Der Ruf hie Welf, hie Ghibellin läßt sich schon hören, doch wird durch Trivello vermittelt, daß man erst die Leichen bestattet und dann zu den Waffen greift.

Wir bemerken, daß oft die Einleitungen zu Verwicklungen sehr wohl getroffen sind; das Gespräch z. B., in dem Moska von Bianka herauszubringen sucht, was für Gesinnung sie gegen Buondelmonte hegt. Und wenn wir oben sagten, Trivello habe einige Aehnlichkeit mit Lorenzo in Romeo und Julie, so müssen wir noch hinzufügen, daß sie sich auch wieder darin unterscheiden, daß Lorenzo durch sein ascetisches Leben Fatalist geworden, Trivello, als Arzt stets mit hilfreicher Hand unter den Menschen verkehrend, ein rüstiger Mann geblieben ist, der nicht bloß für die leibliche Gesundheit, sondern auch für das öffentliche Wohl zu wirken sucht. — Der Charakter Bianka's bekommt, so natürlich und gefällig er sich anfangs darstellt, doch wie des Mädchens Krankheit zunimmt, etwas Widerwärtiges, Unpoetisches. Wo ein Mädchen, nicht etwa dem dauernden Schmerz der Empfindung im raschen, den Tod herbeiführenden Dämonenrausche, wie Bürgers Leonore, überhoben wird, sondern im stillen Schmerz hinsiecht, da möchten wir die Arme von der Bühne fort ins Bett bringen lassen. — Die Scenen der Versöhnung Constanza's mit Buondelmonte und die Brautnacht machen einen gar herzlichen Eindruck.

Wendelin und Helene ist eine Tragödie von geringrem Werth. Der Stoff selbst hat zu viel Unschönes, den Humor der Poesie Verletzendes. Die Verführung eines Mädchens aus niederm Stande durch die Arglist und die falschen

Versprechungen eines Mannes der Aristokratie ist schon zu oft dargestellt, als daß das Mißverhältniß gegenwärtig nicht lieber auf ganz prosaischem Gebiet, als auf poetischem bekämpft werden sollte. Selbst die Komödie sollte diesen Gegenstand nicht mehr verspotten, da es in der Wirklichkeit selbst eine gar zu kümmerliche Erscheinung ist, daß sich der Leichtsinn der Reichen gegen die Dummheit der Armuth verschwört.

Die Handlung des Stücks fällt in die Zeit des Bundschuhes, wo Bürger und Bauer seine Abhängigkeit vom Adel leider zu unbehilflich abzuschütteln trachtete. Der Anfang hat viel komische Elemente. Nachher übersetzt sich Clavigo, Karlos, Beaumarchais und Marie Beaumarchais ins Spießbürgerliche zum Theil, zum Theil ins Adlige, wo übrigens viel bürgerliche Gewissenhaftigkeit und Sentimentalität bleibt. Der Dichter nimmt für das Stück selbst Nachsicht in Anspruch und wir wollen uns auf die Einzelheiten nicht einlassen. Nur das sei bemerkt: daß dem Drama eine gesunde Beobachtung der Wirklichkeit zum Grunde liegt. Nur wenn Seibold, ein rechtschaffnes Bürgerkind und betrogner Liebhaber, den ihm verhaßten Grafen Wendelin fragt: wenn wir feilschten um eine der Euren, wie würdet ihr uns anschauen? so müssen wir das für eine höchst überflüssige Frage erklären. Das Standesvorurtheil läßt der Bursch gelten, nur soll sich Jeder auch darin halten! Erst, Herr Seibold, meinen wir, gewinne eine Gräfin für dich, dann läßt sich mit dem Adel weiter sprechen. Nicht den Grafen, sondern das Mädchen, die Helene solltest du zur Rede stellen. Hier ist die, welche sich betrügen läßt, eben so schuldig, wie der welcher betrügt. — Die Wendung des Stücks will nun allerdings das beleidigte Sittengesetz versöhnen, doch bleibt ihr immer viel, was, prosaisch genommen, gut gemeint, doch unpoetisch ist.

Die ganze Sammlung enthält Stücke aus einer frühern Periode des Dichters. Sie befriedigen die Leidenschaft der Zeit nicht. Die Bräute enthalten sie allegorisch, viel Räsonnement läßt sich übertragen; plastisch enthalten auch sie sie nicht. Im Rienzi ist die Idee so verworren und so crude, daß sie scheitern muß; die Freiheit ist dort Restauration und zwar Restauration des Römerthums ohne Römer. Das ist unerfreulich. Also eine Freiheit, die keine ist. Im Otto ist ein Kaiser, der keiner ist; und was bewegt sich als allgemeiner Inhalt in ihm? Ganz abstract „die Nationalität" der Deutschen gegen die der Italiener. O Nationalität, wärst du doch erst übersetzt, nicht ins Deutsche, sondern ins Menschliche, in die Freiheit und ihr universelles Gesetz, das zwar verschiednen Individuen gegeben ist, aber den Einen geistigen Inhalt aller Charaktere und Nationen ausmacht!

Die Sprache der Mosenschen Dramen ist mehr rhetorisch als charakteristisch, mehr pointenartig als dramatisch, mehr lyrisch und schwunghaft, als plastisch und anschaulich objectivirend. Wir vermissen die Macht, welche in dem innern Gesetz eines lebensvollen Charakters liegt. Mosen fehlen wohl die Studien der Individualität und die wirklichen ganzen Menschen. Es ist schwer Originale aufzutreiben in der breiartigen Einerleiheit dieser Zeit und dieses Lebens. Dennoch sind sie vorhanden, und sollten besser benutzt werden, als es geschieht. Für Mosen sind die Studien des Individuums viel wichtiger, als die allgemeinen Gesichtspuncte; und sein ganzer Erfolg wird von der Charakteristik abhängen, versteht sich von einer solchen, die dann auch die ganze Handlung beherrscht und durchdringt. Die neuen Dramen des Dichters, „des Fürsten Sohn" (Friedrich der Große), der in Breslau dargestellt wurde, und „der Herzog Bernhard von Weimar," der im October in Dresden zur Aufführung kommt, sind unter der Herrschaft des Tagesgestirns, der Poesie mit dem Inhalte der Zeitleidenschaft, entstanden. Beide würden uns schon darum mehr spannen und wir bedauern, daß die Rücksicht auf die Bühnenpraxis uns diese Stücke grade jetzt vorenthält. Aus einer halben Kenntniß eines Autors wird man immer auch nur zu einer halben Kritik gelangen, obgleich nirgends mehr, als hier, das alte Sprüchwort gilt: ex ungue leonem! A. Bock.

Lebensbilder aus dem Befreiungskriege. I. Ernst Friedrich Herbert Graf von Münster. Zwei Abtheilungen. Jena 1841. Friedrich Frommann.

Der Titel des Buchs läßt auf Fortsetzung schließen und wir wünschen, daß dieselbe recht bald erfolge. Der berühmte Name des Grafen Münster ist ein würdiger Chorführer.

Wer indeß eine vollständige Biographie des Mannes als eines so bedeutenden öffentlichen Charakters erwartet, möchte sich sehr getäuscht fühlen. Die Partie, welche eine Biographie vorstellen soll (I, S. 1 — 148) ist höchst mangelhaft, so weit sie auch ausholt. Das Beiwerk ist die Hauptsache. Da ist kein bedeutender Mann des Jahrhunderts, der nicht sein Blatt hätte, zu dessen Charakteristik nicht etwas gesagt wäre, der sich nicht durch Briefe, Urkunden, Aussprüche, Thaten und Unterlassen selbst charakterisirte. Viele Dinge, die bisher für das nichtsalonfähige Publicum Geheimniß waren und deren Entschleierung von den neidischen Göttern höchst ungern bemerkt sein wird, sind hier enthüllt; nur muß der Leser das Geschäft der Prüfung, der Sichtung englischer, französischer, preußischer, österreichischer, russischer Diplomatie, englischer, französischer, preußischer, österreichischer, russischer Dynastieinteressen, Ministerwünsche, Völkerphantasien selbst über-

nehmen: muß es mit der theilnahmlosen Kälte des Diplomaten, der gefaßten Ruhe des Historikers vollziehen, und muß über den schönen Wahn, als ginge es im Olymp nur nach ewigen Gesetzen, voll Weisheit und ohne Selbstsucht her, schon hinweg sein. Wer ein Freund von Illusionen ist, wer sich über Dummheiten noch ärgert und über Treulosigkeit noch staunt, wer Montesquieu in dem Satze noch nicht begriffen: c'était la victoire seul qui a décidé, s'il fallait dire, la foi punique — ou la foi romaine, wer den Machiavellismus der Depeschen, Noten, geheimen Conferenzen und geheimen Gesandtschaften nicht schon längst durchschaut hat, wer die Politik der Fischerei im Trüben noch nicht kannte, der vermeide lieber diese Lektüre.

Auch vermeide sie, wer die Geschichte mit künstlerischem Auge betrachtet, wer angenehme Unterhaltung darin sucht und Alles in der Anordnung einer aus der universellren historischen Entwicklung herausgehobnen festen Gruppe finden will. Die Zeit, welche hier in Rede kommt, ist selbst noch keineswegs ein abgeerndtetes Feld; ihr Reichthum ist noch nicht eingespeichert, um den Gelehrten des Worts ohne That anheimzufallen. Die zahlreichen Memoiren, Denkwürdigkeiten, Briefwechsel, welche erscheinen, fahren noch immer ein und sind um so wichtiger, wenn sie von Männern herrühren, die die Hand selbst mit im Spiele hatten, wie es bei den „Lebensbildern" der Fall ist, die unstreitig vom Freiherrn von Hormayr verfaßt sind. Sie werden für den künftigen Historiker die ergiebigste Quelle werden. Für den Historiker von Fach sind sie eigentlich geschrieben. Und wie sehr wir auch wünschten, daß sie unmittelbar schon umfassendre Zwecke erfüllen möchten, so haben sie doch auch in dieser Form keinen unbeträchtlichen Werth. Die Lebensbilder sind Felsblöcke von Urkunden, schwere Metallbarren, gänzlich kunstlos, wie die Feder läuft, hingeworfen: hier und da dröhnt ein taciteischer Zorn hindurch; hier und da wird dem Lustspiel eine Beute zugeworfen; Charaktere werden gezeichnet so poetisch, als wären sie einem Shakspear'schen Drama entlaufen; doch findet sich auch wieder Diplomatie genug, so daß eben so viel zwischen, als in den Zeilen zu lesen ist. Der Verf. spricht seine eigne Meinung über ähnliche Arbeiten (I, 90.) selber aus: „Obgleich jener Zeitraum längst den sibyllinischen Blättern der Historie verfallen ist, zeichnen doch immer noch Urkunden und Actenstücke am Triftigsten die Ansichten, die Absichten, die Hoffnungen, die Mittel und Wege aller Parteien — und diese kennen zu lernen, ist der Zweck aller Historie: — nicht eine fable convenue, die allen Portraits geschmeichelt und allen Causalzusammenhang auf ein kosmatisches Prokrustesbette gestreckt, die alles Entgegenstehende auf ewig begraben wissen will, die, nicht zufrieden, die Zeitgenossen irre geführt zu haben, auch die Nachwelt mit agreablen Lügen zu bedienen und jede wahre Geschichte unsrer Zeit für immer unmöglich zu machen strebt, die jede unbequeme Wahrheit als Indiscretion und Verrath denuncirt!?" — Wer in seiner Jugend das Heldenbuch gelesen, der hat hier den Commentar dazu: das Spiel hinter den Coulissen; neben vielen erhebenden Erinnrungen eben so viele niederschlagende. —

Doch versuchen wir's, den historischen Faden, welcher das Ganze durchwebt, trotz der unzähligen Einmischungen bloßzulegen: wir wollen im Folgenden hauptsächlich sehen, wie der Graf Münster durch alle die verworrnen Massen hindurchschreitet; aber auch die andren Partien nicht aus dem Auge lassen.

Der Verfasser holt sehr weit, von der Zeit aus, wo einerseits die Araber die pyrenäische Halbinsel und das untere Italien inne hielten und ihre Rosse in Rhone und Loire tränkten, andrerseits die Sachsen und Friesen über den Rhein brachen und das innre Germanien gegen die Franken für Das kämpfte, was es seine Freiheit hieß. Er will damit nachweisen, wie die Sachsen trotz ihrer Ueberwindung allein ihren Uradel bewahrten, auf dessen altgermanischen, „edelfreien" Erbgütern kein frührer oder fremder Besitzer irgend zu finden sei. — Freilich ließ sich dieser Uradel, der nimmermehr „seines Genossen Mann" werden mochte, dennoch vom Krummstabe durch List und Gewalt, durch Vortheile, durch Drohungen, durch planmäßige Internacionskriege in ein Abhängigkeitsverhältniß von der Kirche bringen, was nur besser ausgedrückt: Gott dienen, hieß. Daß aber die Geschichte der Münsterschen Familie der Kampf des freien Ritterschwerts gegen den bannenden und niederbeugenden Krummstab sei, erhärte schon der Name. Und daß die Häuptlinge des Stamms den Haupttheil ihrer Besitzungen zur Gründung der Stadt und des Bisthums Mimigavorda gegeben, soll durch die Localität, Analogie und spätren Ergebnisse wahrscheinlich gemacht werden!

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 262. **3. November.** **1842.**

„Lebensbilder aus dem Befreiungskriege."

(Fortsetzung.)

Ueberlassen wir's indeß den Sprossen des Hauses selbst, dem Verfasser seine heraldischen Nachforschungen zu danken und sich Glück zu wünschen, daß der Name Münster schon in der Zeit Kaiser Friedrichs I., „jener tiefen hohenstaufischen Abendröthe", und später im Bauernkriege hervorgetreten; und wenden wir uns sogleich zu dem Leben Ernst Friedrich Herbert's, Grafen von Münster, Freiherrn auf Grootehaus, Herrn auf Derneburg, Ladenburg, Dornum und Linder 2c., Erblandmarschall des Königreichs Hannover, königlich großbritannisch-hannoverschen Staats- und Cabinetsministers 2c. — Er war am 1. Mai 1766 in Osnabrück geboren, von 1778 — 81 im Philanthropinum Basedow's erzogen, besuchte von 81 — 84 die Ritterakademie zu Lüneburg, oder wie sich der Verf. ausdrückt, studirte dort, dann von 1784 — 88 in Göttingen. In die Zeit dieses Studiums fiel das funfzigjährige Jubiläum der Universität, woran sich die letztere bei dem hundertjährigen im Jahre 1837 erinnerte, indem sie, wie Hormayr sagt „aus offnem Grabe" dem Grafen das Doctordiplom mit dem Motiv: „libertatis principatui miscendae vindici acerrimo" überreichte. Daß diese Motivirung „in einer Zeit vielfacher Unwahrhaftigkeit wenigstens eine Wahrheit gewesen" ist mindestens sehr mißlich zu behaupten, denn die Thaten des Jahres 1819 und die Folgezeit hatten die Worte Münsters von 1815 längst neutralisirt und was man schon im September 1837 von Derneburger Zusammenkünften erzählte, war eben nicht geeignet für die Zukunft in Münster einen Beschützer zu verheißen. Nur für das damals von Dahlmann repräsentirte Princip der Universität war der Ausdruck bedeutungsvoll. —

Wichtiger für Münster war offenbar, daß damals drei Söhne Georgs III., die Prinzen Ernst August Herzog von Cumberland, der Herzog von Sussex und Herzog Adolph von Cambridge in Göttingen studirten oder vielmehr in sehr jugendlichem Alter deutsch lesen und bei dem Schreiblehrer Fricke deutsch schreiben lernten. Es ist zu bedauern, daß uns der gewiß auch über die damaligen Verhältnisse genau unterrichtete Verf. die Stellung Münsters zu den Prinzen, deren Individualität sich gewiß schon markirt genug äußerte, gar nicht erläutert. Wir werden nicht einmal gewahr, ob diesen Verhältnissen, oder welchen sonstigen Verdiensten die „uredlen Freien von Münster" ihre Erhebung in den Grafenstand verdanken, welche am 27. Juni 1792 unter dem Reichsvicariat Karl Theodors, Kurfürsten von Pfalz-Baiern, kurz vor Erwählung des letzten römisch-deutschen Kaisers, erfolgte. Ernst von Münster war damals schon vom Kanzlei-Auditor zum Kanzleirath in Hannover avancirt und erhielt als solcher im Frühjahr 1793 „ganz unerwartet" von Georg III. „unmittelbar" den Befehl, sich zu dem Herzog von Sussex nach Italien zu begeben und demselben, der sich damals ohne die Einwilligung seines Vaters mit der Lady Auguste Murray vermählt hatte, die Weisung zur Heimkehr nach England zu überbringen. Ein solcher Auftrag setzt doch ein Vertrauen voraus, das sich der Graf bei Georg III. kaum anders als durch die Empfehlung vielleicht eines ältern Bruders vom Herzog von Sussex erwerben konnte. Münster traf den Prinzen in dem italienischen Göttingen, dem fetten, la grassa und so gelehrten Bologna. Er genoß nach seiner Ankunft in England des täglichen Umgangs mit der königlichen Familie und begleitete Georg III. sehr häufig auf den gewaltsamen Touren zu Pferde.

In der ersten Hälfte des Jahres 1794 kehrte Graf Münster auf Befehl des Königs mit dem Herzoge von Sussex nach Italien zurück. Hier fehlen übrigens alle Aufschlüsse: ein Exil in Italien scheint ein Widerspruch zu sein. Inzwischen weilte Münster fünf Jahre in Rom und Neapel und es kam die Zeit, wo in Rom wieder Consuln und in Neapel und Turin keine Könige mehr sein sollten; für Münster ward der Aufenthalt in Italien unheimlich, er bat dringend, dem Vaterlande, das man für den ruhigsten Port der Aristokratie hielt*), „wiedergegeben" zu werden. Münster trat als Kammerrath in die oberste Domainenverwaltung. Ob und in welche Beziehungen derselbe damals schon zu Rehberg und Ernst Brandis trat, inwiefern die Grundsätze Burke's, welche von beiden durch die Gött. Gel. Anzz. und sonst verbreitet wurden, seine Beistimmung fanden, darüber erhalten wir abermals keine Andeutung. Auch vermissen wir einen aufklärenden Blick über die bu-

*) Das braunschweigische Blankenburg beherbergte zwei Jahre den Herzog von Provence und kurz vorher hatte man sich des Hofrichters von Berlepsch entledigt.

reaukratisch= ultraaristokratischen Verkehrtheiten, die 1803 in unzähligen Schriften ans Licht gezogen wurden. In welchem Verhältniß stand Münster zu der hannoverschen Aristokratie? Zu dem Ministerium Lenthe u. s. w.? Was der Verf. über den Fall von 1803, der die „maudites perruques de Hannovre“ noch glänzender zu Tage legte, als das Ereigniß von 1806; was er ferner von dem Ministerialrescript erzählt, das dem General Wallmoden befahl, „Alles zu vermeiden, was ombrage oder Aufsehn erregen könne“, und von dem klassischen Befehl: die Truppen sollten nicht feuern und nur im dringenden Nothfall vom Bajonett, jedoch mit Moderation Gebrauch machen“ — ist aus Beamish Geschichte der englisch= deutschen Legion entnommen. Statt hier auf Münster's eignes Verhalten einzugehen, führt uns Hormayr die allgemeine Weltlage und die diplomatischen Verhandlungen darüber vor. Kaiser Paul, „für die Freiheit des Nordens von der englischen Seetyrannei febricitirend“, drang ungestüm in Preußen, Schweden und Dänemark, den Briten die Mündung der Elbe, der Weser und Ems zu versperren und Hannover in Besitz zu nehmen. Nicht Unrecht hat der Verf., wenn er sagt: „am Ende wäre dies, bezüglich politischer und strategischer, intellectueller und materieller Interessen für das Land eben so wünschenswerth gewesen als für Preußen und die Gesammtheit von Deutschland.“ Wenn wenigstens 1814 Steins Pläne über die dynastischen Münster's gesiegt hätten, so besäße Deutschland jetzt vielleicht eine Flotte, einen belebtren Handel ꝛc. und Dr. List würde nicht nöthig haben, seine langen Artikel in der A. A. Z. ohne alle Aussicht auf Erfolg zu schreiben.

Statt hierauf weiter einzugehen, folgen wir dem Grafen Münster als Gesandten nach Petersburg, wo er gerade früh gnug ankommt, um über die tragische Katastrophe Paul's genaue Erkundigungen einzuziehen und von einem russischen Großen die Belehrung zu empfangen: „mais, mon dieu! que voulez-vous, Monsieur le Comte? c'est notre magna charta: la tyrannie tempérée par l'assassinat!“ — Münster's Geschäftskreis in Petersburg befaßte hauptsächlich die Umgestaltung Deutschlands in Folge von Art. V—VII des Lüneviller Friedens; denn Napoleon und Alexander waren es bekanntlich, welche den Reichsdeputations=Receß dictirten. Münster'n war für Hannover Hildesheim und Goslar versprochen, allein Preußen wußte diese Besitzungen durch den geheimen pariser Tractat Lucchesini's mit Bournonville vom 27. Mai 1802 und durch die Unterredung Friedrich Wilhelm's mit Alexander zu Memel an sich zu bringen. Der Verf. giebt nun werthvolle Andeutungen über die Politik jener Tage, die Politik der Hausinteressen, des materiellen Gleichgewichts, der Schwächung der Freunde, der geheimen Entschädigungs= und Besitzergreifungsverträge und der schadenfrohen Benutzung aller Nachbarwirren. „So tief gesunken war bereits damals Deutschland, so wenig durfte eine andre Stimme mehr laut werden, als die des allgemeinen Zwingherrn, daß alle Umgriffe Frankreichs seit dem Lüneviller Frieden, die willkürliche Beherrschung Hollands und der schweizerischen Eidgenossenschaft, die Invasion Hannovers mit andern Verletzungen des deutschen Reichsbodens, die Einverleibung von Lucca und Piombino, der Republik Genua als lauter Kleinigkeiten bezeichnet wurden gegen die Vergrößrung Oesterreichs durch allerlei Parcellen in Schwaben, die keine 6000 Seelen betrugen.“

Preußen hielt es für seinen größten Ruhm, inmitten so großer umgestaltender, weltgeschichtlicher Ereignisse den Frieden durch ein Jahrzehnt erhalten, sich selbst aber dabei vergrößert zu haben. Deßhalb glaubten denn die kleinen Mächte, Preußen und Oesterreich zögen nur ihre Privatinteressen in Betracht und kümmerten sich wenig darum, daß die minder mächtigen Zwischenstaaten mitten im Frieden allen Besorgnissen und Drangsalen des Kriegs bloßgestellt blieben. — Vierzehn Tage nach der Kriegserklärung Englands war Hannover im Besitz der Franzosen. Die hannoversche Armee hatte weder „Ombrage“ erregt, noch von dem Bajonnet überhaupt Gebrauch gemacht. Die schmähliche Convention von Suhlingen ward geschlossen. Münster war indeß im August 1804 nach London zu geheimsten und bedeutsamsten Berathungen und „wegen seines Wissens und Wirkens“ zum Staats= und Cabinetsminister beim Könige ernannt. Freilich war das ein Ministerium in partibus infidelium. Münster war aber „das Fernrohr, durch welches die brittischen Lenker die Continentalangelegenheiten, besonders die deutschen, betrachteten.“

Höchst interessant ist hier ein Memorandum Münster's vom Mai 1805 über die Reihe der damals wider Napoleon eingegangnen geheimen Schutz= und Trutzbündnisse, wovon eins am 18. Nov. (26. Oct. a. St.) 1804 von Czartoryski und Tatitscheff russischer, dem Grafen Stadion österreichischer Seits unterschrieben wurde. Dieser Tractat war eine Defensivallianz, wodurch Frankreichs weiterm Vordringen Schranken gesetzt werden sollten. Oesterreich soll bei glücklichem Kriegsgange seine Grenzen bis an die Adda und den Po ausdehnen, Salzburg erhalten, auch Passau und Baiern bis an den Inn nach den geheimen Artikeln von Campoformio und Rastadt ꝛc.

Mit Preußen hatte Rußland unterm 24. Mai 1804 Declarationen gewechselt; Hannover war für dasselbe als Anreizungsmittel in den Hintergrund gestellt. — Zur Geschichte der dritten Coalition nur sehr wenig Neues; Gentz ist hier Hauptquelle, „der gerade hier noch einen heiligen, wohlbegründeten Zorn aussprach, der vor der letzten Epoche dieses merkwürdigen Mannes, wo er Alles, was von Oben ausging, als lobwedelnder Furcht=Paganini auffaßte,

nicht zu übersehen ist." Pitt bietet Preußen alles deutsche Land am linken Rheinufer bis zur Einmündung des Main herab und selbst die ehemals spanisch-österreichischen Niederlande, wenn es nur eifrig miterobern wolle. Rußland beschränkt aber dies Anerbieten; es möchte lieber aus Belgien, Holland und den Niederlanden überhaupt ein eignes starkes Reich bilden. Preußen beharrte bei seiner Neutralität. Der Krieg wurde eröffnet, die schmähliche Capitulation Ulms, die Besetzung Wiens, die aus Verblendung gelieferte Dreikaiserschlacht folgten; die Russen und Engländer schifften sich schnell in Neapel wieder ein; und auch das nördliche Deutschland, das Russen, Schweden, Britten, Hannoveraner durch ihr bloßes Erscheinen in der Weser und Elbe, in Meklenburg und Stralsund befreit hatten, mußte wieder aufgegeben werden, da Preußen, das nach dem potsdamer Vertrage den Krieg hatte erklären, sein Heer mit den Hessen und Hannoveranern an der Werra hatte vereinigen sollen, erschrocken die Abtretung der ältesten Zollerschen Stammlande und die ruhmlose, gefährliche Erwerbung Hannovers vorzog und Haugwitz das Schutz- und Trutzbündniß zwischen Napoleon und Friedrich Wilhelm unterzeichnete. Nur wenige Tage hatte Münster im Dec. 1805 in Hannover zugebracht; preußische Adler wurden in allen hannoverschen Staaten aufgesteckt. Daß diese That Preußens in England beispiellosen Unwillen erregte, ist erklärlich. Preußen eröffnete, unversöhnt mit England und als russische Hilfe noch fern war, den Kampf. Bei Jena und Auerstädt aber war das Heer und der Staat des großen Friedrich in wenig Stunden zerstört; vom ganzen Reiche bot nur noch eine Stadt Rettung; was Preußen behielt, erhielt es als Geschenk.

Münster soll in diesen Tagen der Noth Tag und Nacht auf Preußens Wiederherstellung gesonnen haben. Unzweifelhaft wenigstens möchte sein, daß gerade in dem Zwischenraum der Schlachten von Eylau und Friedland er es war, der das brittische Ministerium zu reichen Subsidien für Preußen und Rußland, zu mächtigen Landungen bei Stralsund und Colberg zu bewegen suchte und daß es „wegen der kaum begreiflichen Hartgesottenheit und Zeitversäumniß Lord Howick's (Grey's), welchen kaum der Fall Danzigs etwas durchrüttelte, beinahe zu einem Duell mit Münster kam, gewiß aber zu einer Animosität, die bis zu Ende ihrer Tage dauerte.

Ob aber der Freundschaftsbund, den Münster mit Gneisenau, Hardenberg, Scharnhorst, Stein, Dörnberg, Nugent, Wallmoden schloß, so classisch war und so sehr an ächten Hannibalshaß erinnerte, wie Hormayr meint, oder ob auch er, wie die endliche spätre Vereinigung ein Werk der Noth war, mag dahin gestellt bleiben. Wir finden in allen mitgetheilten Münsterschen Briefen nicht eine Spur von Begeistrung. Immer ist es nur der Diplomat, welcher spricht und nicht für Deutschland, sondern nur für die Dynastie etwas will. — Wohl aber mochte zur Zeit des Königreichs Westphalen „Münster, der stolze Aristokrat, mehr als einmal darüber knirschen, wie begierig und dienstbeflissen selbst Altadlige um den nagelneuen Thron krochen, ihre Kammerherrnschlüssel und Ehrentitel König Georg ganz säuberlich zurückschickten und nicht nur ihre Söhne, sondern auch Frauen und Töchter an einem Hof auf die Weide trieben, der wenigstens an Sittenlosigkeit mit jenem Ludwig's XV. auf gleicher Höhe stand."

Münster haßte in Napoleon kaum so sehr den Unterdrücker als den parvenu und wüthete innerlich, als die Zeit gekommen, wo dieser zu Tilsit dem Kaiser Alexander die Theilung der Welt anbieten konnte; wo aus Spanien die Achtserklärungen gegen den: nommé Stein, voulant exciter troubles en Allemagne dictirt wurden; wo an Preußen das Verbot erging, sein Heer nicht über 40,000 Mann zu erhöhen.

Da regte es sich wieder in Oesterreich. Kaiser Franz hatte nach seiner Zusammenkunft mit Napoleon gesagt: „Jetz, weil I'n gsögn hab, jetz kann I'n gar nimmer leiden!" Was zu Tilsit verhandelt war, unter Andern die Theilung der europäischen Türkei, die Herstellung Griechenlands, ein selbständiges Königreich Polen für den Großfürsten Constantin, zu dem Oesterreich Ost- und Westgalizien mit Lemberg und Krakau abtreten sollte, das wurde in Erfurt vor dem Parterre der Könige ziemlich offen ausgesprochen und Oesterreich blieb darüber nicht ununterrichtet. Da schloß sich dieses wieder näher an England an. So weit war es übrigens gekommen, daß Oesterreich zunächst die feierliche Versichrung gab: „der wiener Hof begehre durchaus keine Vergrößrung, werde aber auch nicht in die geringste Abtretung mehr willigen und jeden Tauschvorschlag ohne Weitres von der Hand weisen. Denn, setzte Stadion hinzu, von der einen Seite abtreten, um von der andern zu erwerben, sei nur ein Fallstrick, um Oesterreich gleich jetzt in seinen unausbleiblichen Ruin zu verwickeln." — Ein großer Schritt, daß man endlich zu solcher Einsicht gekommen war! Ja, Oesterreich erklärte: es halte den Krieg für unvermeidlich und fürchte Rußland, das philanthropische Ideen eines Weltfriedens vorgebe, England über Oesterreichs Gesinnungen irre führen und es bewegen könne, in einem Augenblick auf den Frieden zu hören, wo Oesterreich nur im Kriege Heil sehe. Die Pforte sei die einzige Macht, mit der man in Unterhandlung getreten und von der man außer von England Unterstützung hoffe. Oesterreich wolle mit 400,000 Mann erscheinen und müsse von England als ersten Fond zwei Millionen, als jährliche Subsidie fünf Millionen Pf. Sterling erhalten. So wurde am 8. Oct. 1808 zwischen Stadion und Hardenberg verhandelt.

Allein die erste Erwiedrung von London war nicht allzutröstlich: es habe sich durch den Krieg auf der Halbinsel erschöpft, die Subsidie sei übergroß, dazu gehöre eine ausdrückliche Bewilligung des Parlaments. England werde übrigens Oesterreich mit aller Kraft zur Seite stehen, wenn der Handschuh wirklich hingeworfen sei, ohne zu einem Kriege reizen zu wollen, den Oesterreich aus eigner Kraft nicht zu bestehen vermöge.

Tyrol erhob sich, Oesterreich griff zu den Waffen. Die Gebrüder Stadion unterließen kein Mittel, das Volk selbst herbeizuziehen, ihm eine Seele zu geben. Daß Münster damals, wie Hormayr behauptet, Alles aufgeboten habe, um die englischen Minister zu einer raschen und bedeutenden Geldhilfe und zugleich zu einer Diversion in die Elbe und Weser zu vermögen, ein Hannover zu befreien, um den Bewegungen in Hessen, Braunschweig, in den ausgesognen und verzweifelnden preußischen Provinzen kräftig die Hand zu bieten, ist zwar durch keine Documente nachgewiesen, allein sehr wahrscheinlich, und Hormayr hat hier gewiß nicht die Geschichte verfälschen wollen, wie ihm jüngst in der Rheinischen Zeitung (Beiblatt zu Nr. 242) vorgeworfen wurde. Denn Dörnberg war Münster's Neffe, und daß er schon 1809 eine engre Verbindung mit Gneisenau und Hardenberg anknüpfte, ist nachgewiesen. Zwar hätten auch wir gewünscht, über diese Zeit Näheres zu erfahren, als daß Münster's geheime Boten in Helgoland Nachricht gaben und nahmen; wir hätten gern die „Zusammenkünfte der Diplomaten und Generale aus allen Ländern", die in Helgoland gehalten wurden, belauscht, um zu erfahren, ob dabei Vergrößrung, Ländertausch, das bloße Interesse der Dynastie vorgewaltet und die Dinge als Sache der Cabinette verhandelt wurden, oder ob man zu der Einsicht gekommen, daß das Material der Macht nicht höher zu achten sei, als die geistig vereinigte Macht der Dynastie und des Volks; daß nicht Gleichgiltigkeit des letztern („Ruhe ist die erste Bürgerpflicht"), sondern nur die enthusiastische Theilnahme desselben das Vaterland retten könne.

Daß Münster bei diesen Verhandlungen nur den „Agenten des englischen Interesses gespielt, gar nichts für Hannover gethan habe", wirft ihm jener Artikel der Rheinischen Zeitung schon deßhalb mit Unrecht vor, weil das Interesse Hannovers und Englands damals identisch war. Es galt England, Deutschland von den Franzosen zu befreien: mochte der Grund dafür Feindschaft gegen ein selbständiges Frankreich, Feindschaft gegen das revolutionäre Princip, das, wie Burke nur zu deutlich äußerte, auch den mittelalterlichen Formen Englands gefährlich werden konnte, gegen den die Handelsinteressen Englands an der empfindlichsten Seite fassenden Napoleon, oder mochte es die Aussicht sein, nach aufgehobner Continentalsperre seine Factoreien in Deutschland wieder herzurichten: jedenfalls mußte Deutschland erst vom Fremdenjoch befreit, mußte das Königreich Westphalen aufgelöst werden, bevor von einem Hannover die Rede sein konnte. Was konnte, was sollte Münster thun für ein Hannover, das nicht existirte?

Herzog Wilhelm von Braunschweig mit seiner tapfern Schaar, Dörnberg, Katte, der Magdeburg überrumpeln wollte, Schill's todesmuthiger Zug vom Exercirplatz zu Berlin über Halle, Bernburg nach Stralsund: das Alles waren Zeichen zwar vom erwachenden deutschen Geiste, aber was immer geschah, geschah stets mit dem Hinblick auf das mächtige England, geschah nicht ohne englischen Einfluß und theilweise Unterstützung. Ja man wollte, wäre es Canning's und Münster's Plane nachgegangen, im Juli 1809 in Ostfriesland und in der Elbe landen. Wersebe war schon mit Geld und Waffen die Weser hinübergegangen und seine Leute rückten auf Hannover zu und konnten nur mit Mühe zurückgehalten werden: da scheiterte der ganze Plan an der „Hartmäuligkeit" Castlereagh's, der durchaus Antwerpen nehmen wollte, das schöne brittische Heer in der holländischen Sumpfluft untergehen ließ und der erst dann an ein Losbrechen Oesterreichs glaubte, als zugleich die Hiobspost von Landshut, Regensburg und bald darauf von Wagram eintraf. — Wie groß der Einfluß Münsters, ob er selbst immer nur das „Fernrohr" Pitts, Castlereaghs, Cannings gewesen sei, wird durch das hier Mitgetheilte wieder nicht erläutert. Aber unmittelbar scheint er allerdings die Hand nicht im Spiele gehabt zu haben. Denn was er wollte, z. B. nach den verunglückten Plänen Hannover zu befreien, Hormayr in Tyrol zu unterstützen, geschah stets zu spät oder höchst unvollkommen oder gar nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 263. 4. November. 1842.

„Lebensbilder aus dem Befreiungskriege."

(Fortsetzung.)

Daß es der Krieg Oesterreichs vom Jahre 1809 war, welcher trotz der Niederlage bei Aspern und Eßlingen in Deutschland den Gedanken anfachte, es gelte der Ehre und Rettung des Vaterlandes, und Ermuthigung gab, deutet der Verf. an, aber betont es nicht gnug. Namentlich durfte die Einwirkung aus Preußen, das sich durch die Steinsche Regeneration von Innen heraus gekräftigt hatte, mehr hervorgehoben werden. Wir erwarteten hier einmal einen genauen Aufschluß über den Tugendbund. Allein Hormayr sagt nur: „Auch hier (in Preußen) geschahen die eigentlichen Rettungschritte nur durch den heiligen Zorn weniger auserwählter (nur zu häufig als tolle Fanatiker verschrieener) Männer, durch die „Jacobins du Nord", dabei auch einige „Ideologen", am meisten durch treue Bewahrer des angebornen (!) und des so sehr verkümmerten militärischen Adels unter dem Siegel eines bewundrungswerthen Geheimnisses und nach solcher unmenschlichen Aussaugung auch mit bewundrungswerther Kraft." S. 77: „Welcher Augenzeuge jener tiefsten Erniedrigung Deutschlands konnte es leugnen, wie alle von oben ausgegangnen vereinzelten Rettungsversuche nur Verderben auf Verderben gehäuft, wie bis dahin alle Weisheit der Könige, Minister und Feldherren, Coalitionen, Cabinette, Hauptquartiere nur zu den Katastrophen von Rivoli, Marengo, Hohenlinden, Ulm, Austerlitz, Auerstädt, Friedland, Regensburg und Wagram, zu den antaleidischen Verträgen von Basel, Preßburg, Charlottenburg, Tilsit, Wien, Paris (Allianzen wider Rußland von 1812) geführt hatten? — Es ist das schönste Blatt im reichen Ruhmeskranze des Grafen Münster, das geweihte Band gewesen zu sein, das jenes Pfeilbündel treuer deutscher Eidgenossen eng und kräftig zusammenhielt und aus jenen, wie es schien, unerschöpflichen kreideweißen Meeresfelsen Albions durch den allmächtigen Dreizack Hilfsquellen ohne Ende hervorspringen ließ." Wir hätten hier abermals lieber Thatsachen gewünscht, als Bild und Phrase. Hormayr beruft sich zwar auf den Briefwechsel Münster's mit Gneisenau — „kein Briefwechsel des classischen Alterthums stelle mit mehr antiker Einfachheit und mit schärfrer Keilschrift den Entschluß, den theuern Hannibalseid zur Weltbefreiung hervor als jener." Allein es sind in der II. Abtheilung S. 243—299 nur die Briefe Gneisenau's an Münster, nicht die Briefe Münster's mitgetheilt. Hervor geht daraus, daß Münster in alle Pläne der „Eidgenossen" in Deutschland eingeweiht war, daß diese bei der Schwäche und Unterwürfigkeit zu Hause, allein mit Hoffnung auf England und die Gesinnung des Prinz-Regenten blickten, daß sie von dort durch Münster beständig Waffen, Munition und Geld begehrten. Und sehr wichtig bleiben sie immer für die Geschichte der Jahre 1811—1813, wie aus den folgenden Auszügen hervorleuchten mag. In dem ersten Briefe Gneisenau's vom 14./29. Juli 1811 ein historischer Rückblick.

„Bekannt wird es Ihnen sein, daß Herr von Hardenberg nur mit Bewilligung des französischen Kaisers das Ruder wieder ergreifen durfte; ein finstres Wort des letztern würde ihn wieder davon entfernt haben. Sein erstes Bestreben war daher, mit den französischen Auctoritäten gut zu stehen und die Contributionen pünctlich zu leisten. Das Unmögliche geschah. Die Nation gewöhnte sich an die Idee eines Bündnisses mit Frankreich. Daher die alsbaldige Unterwerfung unter den Colonialtarif und die Vollstreckung der Confiscation der englischen Schiffe in unsern Häfen. Die beiden letzten Gegenstände halfen zur Möglichkeit, die Contribution zu leisten, welches sonst nicht zu bewirken gewesen wäre, da Handel und Gewerbe stockten. Für so viel Unterwürfigkeit hoffte man durch den Antrag eines Bündnisses belohnt zu werden."

Nun erfolgen russische Rüstungen: gegen die Tractaten dringen französische Colonnen in Preußen ein; Gneisenau räth, sogleich Truppen zusammenzuziehen, feste Stellungen zu nehmen, die Festungen in Vertheidigungsstand zu setzen und insurrectionelle Maßregeln vorzubereiten. Allein man fand — „meine Rathschläge zu kühn, man führte nur die Hälfte derselben aus, nämlich man glaubte im Stillen Alles abmachen zu können."

Gneisenau hatte vorhergesagt, die Absicht Napoleon's sei, in die Festungen der Oder, so wie nach Danzig so viel Truppen als möglich zu legen, dann von der Elbe aus nach Berlin zu rücken und den Hof zu jedem Unterwerfungsvertrage zu nöthigen.

„Man glaubte, ich sähe zu schwarz. Alles jedoch

erfolgte, wie ich's vorhergesagt hatte; nur der letzte Act ist noch nicht begonnen, aber wir dürfen ihn jeden Augenblick erwarten. Es wird dann sehr viel Muth, Einsicht und Glück dazu gehören, den König zu retten. — Was möglich ist vorzubereiten, um dem Unglück zu begegnen und zu wehren, daß uns nicht ein Schimpf widerfahre, soll redlich geschehen. Ich rede und schreibe im Vereine mit dem tapfern Scharnhorst, ich hauche Muth ein, ich gebe Mittel zur Rettung an, ich beweise, daß sie groß sind, und vielleicht wird es gelingen, zu kräftigen Entschlüssen zu bewegen."

Gneisenau drang deßhalb vor Allem darauf, daß der König nach Königsberg gehe, weil er glaubte, daß dort seine Entschlüsse kräftiger und rücksichtsloser ausfallen würden, weil er dort nicht durch so viele schlechte Menschen beirrt sei. Er wollte dem Kriege einen insurrectionellen Charakter geben und alle Streitkräfte des Landes entwickeln, um (Brief vom 14. Aug. 1811) „einen spanischen Krieg, der meist des Nachts geführt wird, in Gang zu bringen." Er berechnet, daß er mehr als 300,000 Mann aufstellen könne, wenn dafür nur Waffen und Munition. Er will nicht, daß man an Schlachttagen in wenigen Stunden die Hoffnung der Völker vernichte, sondern den Krieg in die Länge ziehen. (Brief vom 10. Septbr. 1811.)

Indeß verlangt der französische Gesandte, Graf Marsan, Auskunft über den Zweck der Bewaffnung, und Hardenberg erwiedert kühn: „Mourir l'épée à la main et ne jamais succomber avec déshonneur." Es kommt zu drohenden Erklärungen. Preußen soll entwaffnen oder Marsan reist ab und Davoust rückt ein. Gneisenau räth, die Einstellung der Rüstungen zu verweigern und solche vielmehr zu verdoppeln. Allein man sucht nur durch Ausflüchte Zeit zu gewinnen.

Gneisenau schildert höchst eindringlich das Gefährliche des Verweilens des Königs in Berlin; allein derselbe ist nicht zur Abreise zu bewegen. Er hofft, Münster oder ein welfischer Prinz selbst werde mit einem britischen Corps an der Küste Hannovers erscheinen. Geld soll durch eine Anzahl englischer Banknoten, „giltig für den Umlauf in Großbritannien nach errungner deutscher Unabhängigkeit", geschafft werden, vor Allem aber müssen Waffen und Munition nach Colberg. Für die englische Hilfe werden aber nicht bloß der Dynastie, sondern auch dem Lande Vortheile versprochen: „Wenn der Mächtigste der Welfen so denkt, so kann es nicht fehlen, daß das Erbtheil dieses Hauses nicht dereinst wieder an seine rechtmäßigen Herren kommen und den räuberischen Händen eines glücklichen und verwegnen Emporkömmlings wieder entrissen werde. Sogar meine ehemalige Idee, für das welfische Haus einen neuen Thron auf dem Continent zu gründen, der mit Britannien als Secundogenitur verbunden, von diesem Reiche Schutz erhielte und ihm dagegen mannigfache Handelsvortheile gewährte, könnte jetzt verwirklicht werden." (Brief vom 28. Oct. 1811.)

Allein Gneisenau's Pläne verwirklichen sich nicht so schnell. Der berliner Hof ist nicht von der nahen und unbezweifelten Gefahr zu überzeugen. „Man ist in Apathie und Verblendung versunken. Nur ein kräftiger Anstoß von Außen kann daraus wecken." Der Rückschritte sind (bis Nov. 1811) viele geschehen. Die Furcht hat dazu vermocht und man läßt sich durch Drohungen schrecken, die nie hätten erfüllt werden können, wenn man sich mit Standhaftigkeit dagegen waffnete."

Daran trägt denn freilich Rußlands Benehmen viel Schuld. Erst hat es gerüstet; dann will es aber abwarten, bis es angegriffen werde, und so ist auch Frankreich gerüstet und findet den günstigen Zeitpunct. Gneisenau klagt über diese engherzige Politik; er klagt, daß sich die Gegenpartei, die Nachgiebigkeit gegen Frankreich wolle, täglich verstärke, und er und die Wenigen, welche andrer Grundsätze seien, „im Licht von Enragés erschienen, die den Staat in die Gefahr des Umsturzes bringen wollten." Jene siegen. Preußen unterzeichnet den Unterwerfungsvertrag, „der Blut und Vermögen des Volks fremder Willkür preisgiebt."

„Als im Jahre 1808, schreibt Gneisenau (II, Seite 260—61) am 10. März 1812, uns in Königsberg die Nachricht von den Bayonner Vorfällen erreichte, sagte der König: „Mich soll er (Bonaparte) wohl so nicht fangen!" und nun giebt er sich seinem bittersten Feinde, Hände und Füße gebunden, hin, der ihn sicherlich, wofern Rußland besiegt werden sollte, vom Throne stoßen, oder falls er selbst ein Unglück erfahren sollte, als Geißel bewahren wird. — — —

„Und wenn man weiß, durch welche Personen dieses Unglück über uns gekommen ist? Ein kindisch gewordner Feldmarschall, ein altes Weib von üblem Ruf, ein durch Stupidität ausgezeichneter General, ein Hofpfaffe und was sich denn sonst noch — — — unter den höhern Ständen an diese Koryphäen schloß, diese haben den armen, geängsteten König so viel von den Gefahren, denen eine Waffenerhebung gegen Frankreich ihn bloßstelle, so viel von dem Unglück, das dadurch über das Volk komme, von den Vortheilen, die ein Bündniß mit Frankreich herbeiführen könne, vorgeredet, daß er sich zuletzt zu dieser Meinung hinneigte, durch Unterhandlungen gute Bedingungen zu erhalten hoffte, daß darüber die Anstalten zur Rettung versäumt, Alles am Ende von französischen Truppen umstellt und von dem Tractat überrascht wurde.

„Nicht Willens, mich als Werkzeug zur Ausführung des Unterwerfungsvertrags gebrauchen zu lassen, habe ich meine Entlassung gefordert und erhalten. Noch ist

es mir nicht möglich, einen festen Entschluß über meine Zukunft zu fassen. Aber ich gehe in einigen Tagen nach Petersburg, um dort die Entwicklung der Begebenheiten abzuwarten."

Gneisenau wendet sich nach Petersburg, nach Stockholm. Von hier aus ist der nächste Brief vom 24. Juli 1812 und er kündet seine Abreise nach London an, wo er den 22. August auch eintrifft.

Daß Gneisenau nicht selbst Mitglied des Tugendbundes war, ergiebt ein Brief aus Berlin vom 4. Oct. 1812: „Weiß der Himmel, was einem regelrechten Diplomaten unser Dörnberg mag gesagt haben, daß er sich veranlaßt fand, mir einen Sermon am Ende des Briefs zu halten und den Tugendbund, wovon ich nicht Mitglied bin, scheel anzusehen? Dörnberg mochte sich wohl über die deutschen Fürsten etwas ereifert haben, und wer möchte da nicht zornig werden? Wenn er etwa die britischen Minister in Verdacht hat, daß sie die Deutschen stürzen wollen, so thut er den Unschuldigen zu viel Ehre." Noch bestimmter spricht er sich in einem Schreiben vom 13. Nov. 1812 (II, Seite 275) aus. — In einem Briefe vom 25. Oct. 1812 erzählt Gneisenau, daß der Erzherzog Karl zu ihm im letzten Frühjahr gesagt habe: „die Welt könne nur durch Männer, nicht im Fürstenstande geboren, gerettet werden" — und giebt ihm Recht. Wie aber, wenn Jemand verbesserte, die Welt könne nur durch Männer, auch nicht als Aristokraten, sondern bloß als Männer und ganz als Männer geboren, gerettet werden? — In demselben Briefe, aus Burton in England datirt, wird Münster „die einzige Stütze der deutschen Angelegenheiten in diesem Lande hier" genannt. —

Im November 1812 bespricht Gneisenau mit Münster Stein's Pläne, Deutschland als ein großes Ganzes, oder getheilt zwischen Oesterreich und Preußen, oder mit nur wenigen Mittelmächten herzustellen. Ausführbar sei dergleichen nimmermehr. Vor der Hand seien diese Pläne vertagt, wenn nicht Wunder geschähen. Man müsse bei der jetzigen Wendung der Dinge auf etwas Andres denken. „England muß nur *sich* erobern und allen Erobrungen seine Constitution geben, dieselben mit sich vereinigen als einen mitgewinnenden Theil des britischen Reichs. Die so mit Britannien vereinigten Völker werden sich unter einer freien Verfassung höchst glücklich fühlen." — Man kann hier in der That auf den Briefsteller anwenden, was er selbst von Stein sagt, „daß die Natur der widerstrebenden und sich wechselsweise vernichtenden Fordrungen und Bedingungen und seine Stellung ihm die Erschaffung eines solchen *Ungeheuers* geboten." Wie gering schlug man doch deutsche Nationalität an! Fichte's Reden an die deutsche Nation mußten nicht zu Gneisenau gedrungen sein, daß er so etwas einem deutschen Manne vorschlagen konnte. Hier scheint er Münster nicht als Deutschen, sondern als Briten betrachtet zu haben. Aber Gneisenau war auch unglücklich gnug, „als Ausgewanderter dem Eigensinn eines alien office gehorchen zu müssen", und mehr als einmal rief er aus: „sollte man nicht verzagen über diejenigen, die ihr eignes Glück und das ihrer Freunde durch Mangel an Entschlossenheit vernichten?"

Endlich am 13. Nov. geht ihm eine neue Hoffnung auf. In England ist die Nachricht eingetroffen, daß die Franzosen Moskau aufgegeben haben. Aber der wiederholte Wechsel von Hoffnung und Hoffnungslosigkeit hat Gneisenau mißtrauisch gemacht. Er glaubt nicht, daß die Russen ihre Erfolge über die Weichsel hinaus treiben werden. England müsse den Ausschlag geben; der Krieg dürfe sich nicht fortkränkeln wie in Spanien. Nur eine Landung in Deutschland könne helfen. Wellington müsse dahin. — Der spanische Feldzug wird interessant beleuchtet.

Im Anfange des Jahres 1813 ist Gneisenau wieder in Schweden und sucht von dort das Mißtrauen gegen England zu zerstreuen. Am 26. Februar kommt er nach Colberg, wo er schon mit Freudenbezeugungen empfangen wird. „Ew. Excellenz sehen hieraus, schreibt er an Münster, daß ich nicht erst auf den Geist zu wirken brauche, sondern daß er schon vortrefflich ist. Studenten, Referendarien, die Söhne der reichsten Familien sind sogleich auf den ersten Ruf der Regierung als gemeine Soldaten unter die Jäger eingetreten. Die Regierung hat Alles aufgefordert, was in den Jahren zwischen 17 und 25 ist, unter die Waffen zu treten — und sich doch noch nicht gegen Frankreich erklärt.

Am 1. März: der Geist ist vortrefflich, aber doch an vielen Orten kein Geist vorhanden, um diesen Enthusiasmus zu benutzen und zu steigern. Ich habe sehr bitter hierüber geschrieben. Ein solcher Ton wird meine Rückkunft nicht willkommen machen. Schanden halber wird man mich indeß doch zu Gnaden annehmen? — — (Viele Auslassungen.)

Endlich am 4. März erhält er Befehl vom König, von Colberg sogleich nach Breslau zu kommen. Die Allianz mit Rußland ist abgeschlossen. Von Breslau: „Es ist rührend, alle diese Söhne des Adels und höhern Bürgerstandes von der feinsten Bildung als Gemeine in zahlreichen Jägercompagnien eingestellt zu sehen, wo sie sich selbst bewaffnen, bekleiden, besolden." — Aus Heynau: „Die Truppen wachsen aus der Erde. Allerwärts eilt die junge Mannschaft zusammen. Aber es fehlt an Bedürfnissen. Ich flehe Ew. Excellenz daher an, zu bewirken, daß die mir bewilligten Gegenstände, für 20,000 Mann Waffen, Kleidung, Ausrüstung und Geschütz schleunigst nach Colberg geschickt werden. Wir wollen wahrlich einen guten Gebrauch davon machen. Auch drückt uns bittrer Geldmangel. — Von Puschkau schreibt Gneisenau, nachdem

er über die Ursachen des Rückzuges von Lützen und Bautzen berichtet: „die Oberleitung der Armee kommt aus dem russischen Hauptquartiere. Wir haben keinen Antheil daran. Man hört uns sogar nicht. Wir sind bloß ausführende Werkzeuge." — „Uebrigens haben wir manchen Verdruß. Wir sehen unser Land durch unsre Freunde nicht minder, als durch unsre Feinde geplündert. Selbst unsren Soldaten raubt man die Lebensmitteltransporte, die wir mit Sorge und Kummer herbeigeschafft haben. Doch will ich nicht klagen, sondern vor der Hand nur fechten. Aber es empört zu sehen, daß unsre eignen Verwundeten auf dem Schlachtfelde durch unsre Freunde ausgeplündert werden." — Ja diese Freundschaft der Russen! Man höre nur Gneisenau am 18. Sept. 1813: „Möchte doch Kaiser Alexander selbst den obersten Befehl übernehmen, um den zahllosen Divergenzen, Zeitverlusten und Eifersüchteleien ein Ende zu machen. — So wenig ich gemeint bin, meinen Herrn und König und die gute Sache zu verlassen, so muß ich doch fast fürchten, daß Undank und Haß mich veranlassen werden, mich zurückzuziehen, so wie nur die Hauptarbeit gethan ist. Für diesen Fall nehme ich Ew. ꝛc. Wohlwollen in Anspruch, mir ein Asyl zu bereiten, wo ich so vieler mir übel wollender Menschen entbehren kann und nicht genöthigt bin, manche Gesichter zu ertragen, die von Schlaffheit oder Schlechtigkeit gestempelt sind."

Und als nun „viele Hunde des Hasen Tod" bei Leipzig bewirkt hatten, da verlor man die kostbarste Zeit mit Festen in Weimar. Die schlesische Armee hatte Bertrand bei Eisenach abgeschnitten und in den Thüringer Wald geworfen. York erhielt Befehl ihn von der Werra abzuschneiden; aber unwillig über die unaufhörlichen Märsche verlor York in lauter Flüchen gegen das Blüchersche Hauptquartier die Geduld. Der Briefwechsel bricht hier ab. —

Wie die Zukunft Deutschlands und seine Wiederherstellung aber die edelsten Gemüther beschäftigte, davon geben die Briefe Stein's an Münster die beste Kunde. Stein sah in der Individualität der Fürstenhäuser den Grund der Uebel. Er schreibt im Oct. 1811 von Petersburg, wie dort „das Ganze auf roher Kraft und dem Druck jeder Art beruhe;" wie keine Gelegenheit unbenutzt bleibe, um durch höhnenden Uebermuth, durch rauhe Formen, durch Kränkung jedes edeln Gefühls den Druck unerträglich zu machen. Aber, meint er doch, diese Handlungsweise wirkt wohlthätig, sie erhält in dem Menschen einen regen Unwillen, ein Streben nach dem Zerbrechen der Fesseln und verhindert das Versinken in den Todesschlaf. Und, fährt er fort, dieser allgemeine Unwille hat aber auch in Deutschland die Bande, welche den Unterthanen an den Fürsten knüpfen, gelöst, — er sieht in ihnen entweder feige Flüchtlinge, die nur für ihre Erhaltung besorgt, sich durch die Flucht retteten, taub gegen die Fordrungen der Ehre und Pflicht, oder betitelte Sklaven und Untervögte, die mit dem Gut und Blut ihrer Unterthanen eine hinfällige Existenz erbetteln. Daher entsteht der allgemeine Wunsch nach einer Verfassung, auf Einheit, Kraft, Nationalität gegründet; jeder große Mann, der sie herzustellen fähig wäre, würde der Nation, die sich von den Mittelmächten abgewendet hat, willkommen sein. Die Individualität der Fürstenhäuser ist herabgesunken, durchaus herrscht in ihnen Erbärmlichkeit, Schwäche, niederträchtige, kriechende Selbstsucht.

„Was soll aber die Stelle des Alten ersetzen? Könnte ich einen Zustand wieder herzaubern, unter dem Deutschland in höchster Kraft blühte, so wäre es der unter unsern großen Kaisern des 10. — 13. Jahrhunderts, welche die deutsche Verfassung durch ihren Wink zusammenhielten und vielen fremden Völkern Schutz und Gesetze gaben."

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 264. **5. November.** **1842.**

„Lebensbilder aus dem Befreiungskriege."

(Fortsetzung.)

„Läßt sich aber ein solcher Zustand erwarten? Hat nicht Religion, Sprache, Verschiedenheit im Zustande der Civilisation, Temperament, eine unglückliche Spaltung verursacht? Läßt sich diese heben? Aber gesetzt, der alte deutsche Staatenbund unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte würde wieder hergestellt; soll das auf den Bahnen des westphälischen Friedens geschehen, eines Gesetzes, das fremde Uebermacht, unterstützt durch Factionsgeist, Deutschland aufdrang, um das Band, das es umschlang, zu lösen und der Zwietracht und der Selbstsucht freies Spiel zu lassen? — muß nicht das Bundesverhältniß fester geschlossen und das kindische Puissanciren der einzelnen Theile aufhören?"

Aber wie Stein hier einen Theil, aber nicht die Wurzel des Uebels erfaßte, so hatte er auch das Vertrauen zu dem Volke verloren.

„Auf freiwillige, plötzliche, ausgebreitete, zugleich ausbrechende Insurrection kann man bei dem Phlegma der nördlichen Deutschen, der Weichlichkeit der obern Stände, dem Miethlingsgeist der öffentlichen Beamten nicht rechnen; man wird vielmehr, wenn es unter dem Schutze einer Armee geschehen kann, Volksbewaffnung, Bildung von Landwehren, Rekrutenstellung befehlen und den Adel mit Degradation, den Beamten mit Todschießen, wenn sie Lauigkeit und Schlaffheit beweisen, bestrafen müssen."

Münster, meint Hormayr, sei mit Stein nur um Worte auseinander: „wie in der Idee die Reichsverfassung als noch existirend anzunehmen, bloß ihre Fehler zu verbessern, ihre Mängel verbessern zu wollen: statt zu sagen, sie existire gar nicht mehr, man müsse eine neue Liegue stiften unter einem Oberhaupte und nach einer großen Lehre, die unsre nationalen Unfälle uns gegeben." Allein der Unterschied war doch ein durchgreifender. Stein wollte, daß, wem er kein Recht zum Leben mehr einräumte, auch nicht ferner existiren sollte: Münster sah in der bisherigen Existenz ein Recht; Stein wollte von Neuem organisiren, nach Theorien: Münster wollte das Alte restauriren, verbessern. Stein hatte von den ungeheuren Ereignissen der Revolution viel gelernt, Münster wollte nichts von dem vor diesen Ereignissen Liegenden vergessen.

Deßhalb nahm sich Münster vorzugsweise der Fürstenhäuser an: „Sie sagen, daß Ihnen die Dynastien gleich sind, schreibt er an Stein, mir sind sie es nicht. Es herrscht in ihnen ein Geist, den man durch Jahrhunderte verfolgen kann. Lesen Sie, was Joh. Müller in seinem Fürstenbunde über das guelphische Haus sagt: „Soll ich des Ruhms der Guelphen gedenken, deren ungebeugter Heldensinn ihren Namen zum Signal der Freiheit gemacht hat" u. s. w. Vergleichen Sie damit den preußischen Prügel und Ladestock! Ich verehre Friedrich den Großen, aber er hat den Ruin Deutschlands (?) durch seine Vergrößrung herbeigeführt und den seines Staates dadurch, daß er einen Körper gezeugt hatte, den nur ein großer Geist beleben konnte, der mit ihm schied*). Als ich dem Regenten die erwähnte Stelle Ihres Briefes zeigte, sagte Er: wenn Stein die Dynastien gleichgiltig sind, warum nennt er nicht uns statt Preußen? Die Frage möchte auch ich thun."

Münster hatte, wie schon an einem andern Orte (Beilage zu Nr. 72 der Rheinischen Z. vom 13. März) gründlich erörtert wurde, Recht, daß er der verständigen Praxis das Wort redete. Stein's Theorie mußte so lange hohl erscheinen, als das deutsche Volk ihr noch keinen verständigen Inhalt gab. Allein Münster hat kein Recht, an der Aufrechthaltung einer Verfassung zu arbeiten, von der er selbst sagte, daß sie nur noch in der Idee vorhanden wäre, deren Grundsäulen von der französischen Revolution ein für alle Mal gestürzt waren. — Warum arbeitete Münster aber dennoch an der Aufrechthaltung dieser Verfassung? Er selbst spricht es naiv genug aus. „Lassen Sie uns doch für unsre eigne Lebenszeit sorgen:" so folgt unmittelbar nach der vorgeführten Explication. — Guter Forstmann! — Das eben war das Unpolitische der Wiener Thaten von 1815, daß man nicht die eine, ganze, volle Zukunft, den Plan, den Fortschritt der Geschichte, den Drang des Geschichte werdenden Geistes ins Auge faßte, sondern

*) Diese Ansicht wird sich in der Geschichte immer mehr widerlegen. Friedrich der Große brachte durch den Gegensatz Preußens zu Oesterreich die Opposition in Deutschland hervor. Ein großer Geist organisirte und belebte den Staat damals; jetzt ist die factische Einheit und Größe ein unendlicher Gewinn, indem nun die Möglichkeit angebahnt ist, wie der Mangel eines großen Geistes durch den Geist einer Gesammtheit ersetzt werde.

engherzig knappe Fristen für sich, so lange man selbst lebte, erringen wollte. Wenn wir inzwischen heraus sind, meinte man, so mag es gehen, wie es gehen will. Das ist die Philosophie der Ermüdung und Ermattung, des abgespannten Alters, nicht der rüstigen Baulust des Mannes. Diese Diplomatie der Fristen, des Zauderns, welche selbst da, wo die Einsicht der Erfahrensten und Klügsten längst es ausgesprochen hat, daß man die ganze Hand geben müsse, immer nur den kleinsten Finger reicht und auch den zehnmal, als wenn es Scherz wäre, zurückzieht, die ist es — welche sich in England jetzt so deutlich beobachten läßt und die den bedenklichsten Katastrophen nicht vorbeugt, sie nicht unmöglich macht, sondern höchstens aufschiebt. Aufgeschoben ist keineswegs aufgehoben!

Die Worte Stein's, worauf Münster erwiederte, lauteten (II, S. 241): „Es ist mir leid, daß Ew. rc. in mir den Preußen vermuthen und in sich den Hannoveraner entdecken, — ich habe nur ein Vaterland, — das heißt Deutschland, und da ich nach alter Verfassung nur ihm und keinem besondern Theile desselben angehörte, so bin ich auch nur ihm und nicht einem Theile desselben von ganzem Herzen ergeben. Mir sind die Dynastien in diesem Augenblick großer Entwicklung vollkommen gleichgiltig, es sind bloße Werkzeuge, mein Wunsch ist, daß Deutschland groß und stark werde, um seine Selbständigkeit, Unabhängigkeit und Nationalität wieder zu erlangen und beides in seiner Lage zwischen Frankreich und Rußland zu behaupten, das ist das Interesse der Nation und ganz Europas; es kann auf dem Wege alter, zerfallner und verfaulter Formen nicht erhalten werden, dies hieße das System einer militärischen künstlichen Grenze auf den Ruinen der alten Ritterburgen und der mit Mauern und Thürmen befestigten Städte gründen wollen und die Ideen Vauban's, Coehorn's und Montalembert's verwerfen."

Wenn Münster dagegen ferner geltend machte: „warum gelang es denn Napoleon den Rheinbund zu einem Werkzeuge der Welteroberung zu machen? und lassen Sie uns nicht nach dem greifen, was vielleicht theoretisch wünschenswerth sein möchte, und dagegen verlieren, was praktisch ist;" so konnte er dies nur aus dem damals richtig erfaßten Gesichtspuncte: daß Deutschlands Verfassung keineswegs das Werk eines aufgeklärten Nationalwillens und der Erkenntniß seiner großen Interessen war;" aber desto entschiedner hätte er darauf halten sollen, daß gerade die Einsichtsvollen und alle Diejenigen, welche durch die jüngste Vergangenheit für hochherzige, das Wohl der Menschheit umspannende Ideen begeistert waren und die Macht und den guten Willen zugleich hatten, nicht von den frühern Vorurtheilen wieder bestrickt wurden.

Hormayr selbst äußert sich über diese Dinge I, S. 92: Durch des Unheils Größe und Langwierigkeit war die Sehnsucht nach radikaler Heilung des alten Krebsschadens der Zersplitterung wo nicht gerechtfertigt, doch einigermaßen erklärt. Um so stolzer dürfen wir sein auf die noch in neuster Zeit ruhmvoll erprobte deutsche Treue, Rechtlichkeit, Langmuth, die sich eben damals durch begeisterte Anhänglichkeit an die vertriebnen Fürsten und durch die großen Anstrengungen für ihre Wiedereinsetzung bewährte, zu welcher sie selbst kaum Nennenswerthes zu leisten im Stande waren."

Ueberhaupt ist es ein Verdienst des Verfassers, daß er an verschiednen Orten hervorhebt und belegt, wie alles nur durch die Völker geschehen, und daß er Gentz (I, S. 206 bis 209), der im Widerspruch mit seiner frühren Darstellung der gallbittersten Thatsachen jetzt als privilegirter Schönfärber in den Artikeln über die Congresse, das Wartburgfest, die Bremer Zeitung bloß die wundervolle (ja!) Eintracht der Höfe, die im Stillen längst vorbereitet war, bloß die Minister, die Feldherrn, die stehenden Heere alles Herrliche und Größte allein verrichten ließ und den (ihm so verhaßten) Völkern, der Jugend, den Freiwilligen alles Verdienst absprach, nach Gebühr derb abfertigt.

Leider können wir uns bei der scharfen Kritik, die Hormayr hier über Gentz' schnöde „Censorsbemerkungen zu Julius Schneller's österreichischen Geschichten", dessen „Falschmünzerei und Strecken aller Thatsachen und Wahrheiten auf den karlsbader und mainzer Prokrustesbetten" ergehen läßt, nicht aufhalten. Eben so nicht bei den Erklärungen in Hinsicht des Yorkschen Abfalls und der Künste, welche es kostete, Oesterreich zur Allianz zu bewegen. Die diplomatischen Actenstücke darüber sind II, S. 135—153 mitgetheilt, wir erhalten später noch von einer andern Seite Licht darüber, und wissen wir doch alle, was geschehen ist. Wir kehren zu Münster zurück, um zu sehen, was er für Deutschland, für Hannover that, als die Zeit zur Organisation für die Diplomaten gekommen war.

Münster äußerte in einem Briefe an Gagern, von der Fregatte Pactolus (1814) datirt: „es scheint mir, der brave Stein habe allerdings Ursache, finster auszusehen. Der Tractat, oder vielmehr die Tractaten, welche völlige Souveränitäten in Deutschland nicht sowohl bestätigen, als neu schaffen, sind für Deutschlands Vereinigung in unserm Sinne und noch mehr für die Freiheit der Nation höchst schädlich."

„Ich kann nicht umhin, zu glauben, daß wir solche Hindernisse vermieden haben würden, wenn wir gleich anfangs mehr constitutionell gewesen, wenn wir die Fürsten nicht durch Umwälzungspläne erschreckt und dadurch das künftige Schicksal Deutschlands ganz unbestimmt und dunkel gelassen hätten. Das mag sich großentheils Stein vorwerfen." — Da hätten wir also den Knoten,

über den das Weberschiff der Gegenwart noch immer nicht weg kann. —

„Ich gehe nach Deutschland, schrieb Münster wieder an Gagern, um Hannover zu reorganisiren, besonders aber auch, um mit den Ministern der alliirten Höfe mich über das künftige Schicksal Deutschlands zu unterreden. Ich kann nur durch Gründe wirken und Namens des Regenten so reden, wie das Haupt der Regenten für deutsche Freiheit reden sollte. Ob ich Nutzen stiften werde, darüber bin ich zweifelhaft — das Meinige werde ich thun."

„Ohne wahrhafte nationale Einheit und innre Freiheit wäre das Verdienst der Befreiungskriege nur eine glänzende Sünde", hatte er am Tage des pariser Friedens geschrieben. Nach diesem Ausspruche wäre er zu beurtheilen. Hat ihn sein Biograph danach beurtheilt? Hormayr hebt hervor, Münster's Lebensodem sei gewesen, 1815 einen Contrecoup auf 1180 zu geben, und in der That hat der Letztre für seine Dynastie nicht nur die hannoversche Königskrone erwirkt, sondern den „deutschen Meierhof" selbst durch ein Beträchtliches vergrößert durch das Eichsfeld, die hessischen Dörfer bei Göttingen, durch das hildesheimsche Stift, durch Goslar und endlich Ostfriesland. Allein Hormayr vergißt, daß dagegen das reiche und der Dynastie anhängliche und getreue Herzogthum Lauenburg aufgegeben wurde; daß man ferner, als sich nach Münster's Abgange das große Deficit der königlichen Kasse offenbarte, eben die Vergrößrung Hannovers und die Abtretung Lauenburgs officiell als Grund dafür angab und daß Hannover von dem Erwerb Ostfrieslands und der Emsmündung bei weitem nicht den Gebrauch gemacht hat, den Deutschland fordern durfte.

Hormayr giebt aus Klüber die schönen Worte wieder, welche Münster auf dem wiener Congreß gesprochen hat: „daß die Rechte bestimmt werden möchten, die den deutschen Unterthanen von Alters her zuständen, daß die auf Gesetzen und Verträgen beruhende Territorialverfassung unter den nöthig werdenden Modificationen bestehen solle; daß da, wo keine ständische Verfassung gewesen, solche geschaffen und daß die Einwilligung der Stände erforderlich sei a) zu den Steuern; b) bei neu zu verfassenden Gesetzen; c) daß sie eine Mitaufsicht über die Verwendung der Steuern haben; d) berechtigt sein sollen, im Fall der Malversion die Bestrafung schuldiger Staatsdiener zu begehren; daß lediglich nach Gesetzen gesprochen und alle Cabinetsjustiz wegfallen solle und endlich, daß gegen Mißbrauch der Souveränitätsrechte ein Recurs an den Bund stattfinden müsse. Allein wer die Geschichte des Art. 13 und Art. 18—19 der deutschen Bundesacte kennt, wer Münster's Gesinnung und Handlungsweise von 1819 erfuhr, der vermag nicht wohl in die Ode eines „sehr vornehmen Dichters einzustimmen", die Münster selbst zuerst in seiner „Erklärung" von 1831 und die nach ihm (mit denselben Auslassungen) Hormayr I, S. 255 mittheilt:

Gottlob, du hast die Bahn gebrochen,
Heil, Heil dir, deutscher Mann!
* * * *
Mit Ingrimm seh'n Dich die Tyrannen an,
Du hast zu rechter Zeit ein wahres Wort gesprochen,
Der Sultanismuswuth den Stab gebrochen,
Und Deine Sprache war der Freiheit Talisman rc. rc.

Daß Hormayr Münster gegen Arndt vertheidigt, der ihn der Mißgunst gegen Preußen anklagt und einen geistesarmen, engherzigen, undeutschen Mann nennt, wollen wir nur als Thatsache erwähnen; allein gegen Angriffe von einer andern Seite suchen wir vergebens die Widerlegung in dem Werke. Münster selbst antwortete 1831 auf die Anklage, er sei 1814 und 15 auf Reisen, beim wiener Congreß, in Paris und London beschäftigt gewesen. In Hannover verspürte man nichts von seinen Versprechungen. Als hier der Feind vertrieben, fing man sogleich an, das Alte wieder herzustellen, namentlich so weit dies den eximirten Adel und die Beamten begünstigte. Der Haß gegen alles Fremde mußte auch die zeitgemäßen Abändrungen, die der Feind getroffen hatte, vernichten. Nicht mehr das Princip der Freiheit wurde genannt, sondern das der Legitimität, und nur auf dem Wege der Billigkeit war man jenem Zugeständnisse zu machen gesonnen. Das „alte Recht" gewann wieder die Oberhand, während doch zu bedenken war, daß Leibeigenschaft, Frohnen, Zehnten, Banal- und Zwangsrechte, Exemtionen an sich kein Recht zu bestehen hatten und daß dieselben, wenn sie auch „durch eine Auctorität der Gewalt, deren Macht nicht länger, als sie selbst bestehe", abgeschafft waren, unter manchen Ausgleichungen besser aufgehoben blieben. Wo es den Vortheilen des Adels galt, wollte man sich über den Rechtspunct nicht hinwegsetzen; während man doch einsah, daß man in allen den ganzen Staat angehenden Dingen mit dem alten Recht nicht auskomme, und deßhalb nicht mehr die alten Provinzialstände berief, sondern eine allgemeine Ständeversammlung, ohne eine neue Staatsverfassung zu geben. Es war also zu erörtern, ob diese Dinge mehr oder weniger in den Grundirrthümern des Referenten dieser Angelegenheiten, des Geh. Cabinets-Raths Rehberg beruhten, oder in den Ansichten Münster's. Davon nichts. Münster ließ sich zum Erblandmarschall machen, während die Zeit schon hinlänglich bewiesen hatte, daß Talent und Kenntnisse und Geschicklichkeit nicht Gegenstand einer Vererbung sei. Münster ließ sich die eben dem Staat erworbne Domaine Derneburg schenken, obgleich er sehr gut wissen mußte, daß der Fürst kein Recht an solches Staatsgut hatte. Rechtfertigt sich die Sache etwa dadurch, wie der Verfasser

will, daß der König von Preußen die hildesheimsche Abtei Ringelheim seinem Minister Graf Schulenburg verlieh? Analogie könnte dann tausend Dinge rechtfertigen.

Wie sehr sich Münster's Ansichten überhaupt 1819 geändert hatten, beweist am schlagendsten sein Schreiben an das Geheimeraths-Collegium zu Braunschweig vom 24. Aug. 1819, worin er die Einführung repräsentativer Verfassungen in Süddeutschland für eine unrichtige factische Auslegung des Art. 13 der B.-A. erklärte, und eben so sein Rescript an die Provinzialstände, worin er die Oeffentlichkeit als das verderblichste Gift, das wir von den Nachbarn bekommen haben, bezeichnet und deßhalb verweigerte. — Hormayr sucht dem Grafen „ein offnes Ohr für jede Beßrung" zu vindiciren, zumal er die materiellen Interessen als köstliche Ableiter für die constitutionellen Haarspaltereien betrachtet. Allein wer da weiß, wie vielmal die Stände auf ganze Reihen von rein materiellen Gesetzen vergeblich angetragen (z. B. Revision der Militärstrafgesetze, Gewerbeordnung, Medicinalordnung, Criminalgesetz, Strandordnung rc.); wer da weiß, daß das vielfach verlangte und so nothwendige Hypothekengesetz bloß deßhalb nicht erlassen wurde, weil der Adel fürchtete, seine Ueberschuldung komme an den Tag; wer da weiß, daß im Jahre 1831 mehr geschah, als in dem ganzen Zeitraume von 1820 — 1830, der wird sich durch die wirklichen Lobhudeleien Hormayr's nicht täuschen lassen. Hier ist überhaupt eine höchst schwache Seite des Buchs. Dem Geschichtschreiber, der es benutzt, ist äußerste Vorsicht anzurathen. Hormayr hat fast nur wörtlich wiedergegeben, was Münster selbst 1831 zu seiner Rechtfertigung hat drukken lassen. Zur Erklärung der Widersprüche zwischen Münster's früherem und jetzigem Auftreten Nichts! Freisinnig erscheinend, so lange er es abstract sein konnte, so lange Hannover in fremden Händen war, wurde er sofort wieder Aristokrat, als es zur Anwendung von Principien kommen sollte. 1831 sagte Münster selbst, daß man bei Besetzung von Staatsämtern besondre Rücksicht auf den Adel nehmen müsse. Das sei nöthig und weise, da der Grundbesitz dem Vaterlande sichrere Garantien gewähre, als sich bei Männern finde, die durch Capitalien und Fähigkeiten an kein Land gefesselt wären. — Den ganzen Kampf der Zeit faßte Münster, wie er unzähliche Mal wiederholte, in dem Satze zusammen: „die Antichambre will in den Salon dringen." —

Eine andre Partie des Buchs vom höchsten Interesse sind namentlich die Schilderungen österreichischer Staatsmänner. Gleich I, S. 284 begegnen wir einem merkwürdigen Charakter, dem Staatskanzleihofrath, nachmaligen Staatsrath Joseph von Hudelist. Sein Beispiel bewies, wie oft die Livrée und der Hausstaat durch Glück sich aufschwingt, damit dann getreue Privatdienste vom Laufer und Kutscher bis zum Secretär und Erzieher vom Staate reichlich bezahlt werden müssen. Hormayr bemerkt, daß sich von diesem hochgestellten Manne kein einziges Memoire würde aufweisen lassen, welches mit Ehren veröffentlicht und der Nachwelt übergeben werden könne. Und in der That, die kurze Schildrung enthält viel Pikantes von der Instruction, welche er im Spätherbst 1806 dem Commandanten des Neutralitätscordons in Galizien bei Napoleon's Vordringen von der Oder an die Weichsel gab: „keine unzeitige Aengstlichkeit zu verrathen und in allen Dingen weder zu viel noch zu wenig zu thun" — bis zu seinen Abenteuern in Neapel mit hohen polnischen und russischen Damen und seinem Auftreten in Berlin neben dem neuen Gesandten Grafen Clemens Metternich (1803): ein Thersites, Pickelhäring neben dem Götterjüngling Achill. Selbst Stadion, „der Edelmann par excellence, in Wort, Schrift und That", gebrauchte diesen Menschen ohne Kenntnisse und gründliche Bildung, der nur „Manches gesehen, viel erfahren, sich überall durchgewunden hatte und in allen Serailkünsten fir und fertig war", für die „Mückenstecherei des Details", obwohl er sonst immer das: „nein, nein, ein Parvenu will weiter parveniren" im Munde führte und die „kleine Schwäche" hatte feuerroth zu werden, wenn etwa ein als Ordensritter gleichfalls hoffähiger Bürgerlicher ihm bei Hof auf demselben Parquet nahe kam. Derselbe Hudelist war es nach Vieler Meinung, welcher (1808 — 1809) in Ofen und Pesth (dem Sitz aller dahin geflüchteten Staatsbehörden) alle in den Hauptquartieren zu Wolkersdorf und Wagram dem tyroler Kampfe zugedachte Unterstützung lähmte, verzögerte und ganz vereitelte. Von ihm sollte die übrigens ganz österreichisch gedachte Ansicht ausgehen, durchaus keine Volksbewegung zu begünstigen: „der Tyroler Aufstand ist ein böses Beispiel. Was sie heute für den Kaiser leisten, können sie ein ander Mal gegen ihn thun!"

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 265. **7. November.** **1842.**

„Lebensbilder aus dem Befreiungskriege."

(Fortsetzung.)

I, S. 289—362 wird sodann „ein Bruchstück aus den (schon lange vom Horazischen nonum prematur in annum unter englischer Presse niedergehaltnen): Geschichten Oesterreichs in den drei letzten Jahrhunderten, gegeben. Alles chaotisch durcheinander, aber höchst werthvolle Nachrichten. Der Verfasser hatte schon früher bemerkt, daß unter den Staatsreferendarien Oesterreichs in einem ganzen Jahrhundert vom Tode Ludwig's XIV. bis zu Bonaparte's Sturze (1715—1815) nicht ein einziges wahrhaft großes Talent, nicht ein einziger europäischer, ja nicht einmal ein deutscher Name zu finden ist. Hier charakterisirt er mit kurzen, scharfen Umrissen den Ausländer Friedrich Binder, der die in Oesterreich unerhörte Wahrheit aussprach: es sei nicht gnug, die Dinge bloß empirisch zu umfassen, sondern man müsse auch Grundsätze haben. Dann kommt Anton Spielmann an die Reihe, dessen Verwaltungsgrundsätze sich ganz und gar der „Josephinischen Sonne" zuneigten. Doch hatte er für Joseph selbst zu viel „Carrure" (Schulterbreite) und er imponirte dem ungeduldigen Kaiser nicht gnug durch rasche Einfälle und praktische Lichtblitze. Endlich springt der Verfasser ganz auf das Ministerium Kaunitz über, das „für die Vorzeichen und für den Vorabend der Revolution von vielseitiger Bedeutung ist."

Kaunitz 1753 als Gründer der geheimen Haus-, Hof- und Staatskanzlei und Minister der niederländischen und lombardischen Angelegenheiten, weil die Verwaltung dieser entlegnen Provinzen weit mehr von politischen als von administrativen Rücksichten abhing. — Seine schwierige Stellung zu seinen Freunden, indem Englands Politik nur darauf hinausging, Frankreich durch Oesterreich in Schranken zu halten und nebenbei Oesterreich selbst zu schwächen und seinen Einfluß zu verringern. — Sagte doch der englische Staatssecretär, der zu dem Zwecke die Höfe von Turin und Berlin stärken wollte, in einem hitzigen Wortwechsel zu Kaunitz: „Le roi de Sardaigne n'a pas tort, n'a jamais eu tort, n'aura pas tort, et ne peut pas avoir tort!" Je mehr Oesterreich und Frankreich sich näherten, desto weniger hielten die britischen Minister mit ihrer Vorliebe zu Preußen hinter dem Berge. Aber Kaunitz verschmähte auch keine kleinen Mittel zu großen Zwecken. Es galt Schlesien. Deßhalb unterhielt er einen ununterbrochnen Briefwechsel mit Frau von Pompadour und er vermochte Theresien, wiewohl mit der größten Mühe, die Pompadour: „Madame ma très chère soeur" zu nennen. — Kaunitz bringt die Reichsacht gegen Friedrich zu Stande. Um ihn aber schnell mit Massen zu erdrücken, stellt er achtzig Millionen wider weniger als sieben in diesen Krieg! Joseph's II. Wahl zum römischen König schon geheime Mitbedingung des Hubertsburger Friedens.

Unter vielen trefflichen Entwürfen des Fürsten Kaunitz (der Staatsrath, bloß dirigirend und informativ, nicht mit Detail, sondern mit Uebersicht, mit Abschaffung der Gebrechen und Stockungen beschäftigt, durchaus nicht vollstreckend) auch eine Gabe, „Medea's Hochzeitsgeschenke vergleichbar": die geheime Polizei: „eine entsetzliche Nothwendigkeit in den Tagen, als Ludwig's XIV. und seiner Minister wilde Gewaltstreiche, die Sittenlosigkeit und asiatische Verschwendung seines Hofs, das allgemeine Elend und das allgemeine Verderbniß durch die Siege Turenne's, Luxemburg's und Catinat's nicht mehr zu verschleiern waren." — Schon nach der Schlacht am weißen Berge, nach der Zrinisch-Nadasdischen und Rakoczischen Verschwörung in Ungarn, Oesterreich und Böhmen häufte sich der Stoff für Angeberei und Auflauern, doch war unter Theresia's geachteter und geliebter Regierung wenig eigentliche Krankheit im Staats- und Volksleben: es herrschte noch kein gegenseitiges allgemeinres Mißtrauen. Aber die Bewegungen für und wider die Jesuiten, für und wider die Polen, schafften der geheimen Polizei den ersten Eingang. „Die Freunde des Alten erlaubten sich Dinge gegen die hereinbrechende Cultur, daß das Verlangen, ihre Maulwurfsgänge schärfer zu verfolgen, erklärbar wird. — Joseph war von jeher, bei aller Menschenfreundlichkeit, doch immer ein großer Liebhaber dieser Künste, die sich ihm gleichwohl erst später durch die preußischen Umtriebe in Ungarn und in den Niederlanden und durch die russischen unter den Griechen empfahlen. Dagegen mußte man der geheimen Polizei (der größten Verderberin der Moralität), bei Theresien dadurch den langerschwerten Eingang bahnen, daß man sie als das beste Werkzeug ihrer Keuschheits-Commissionen und ihrer Bekehrungen darstellte."

„In Oesterreichs gefeytem Hort, in Ungarn, hat Kaunitzens Rath manches Wunder gewirkt. Theresia hatte den Ungarn Alles zu danken, aber sie bekümmerte sich, gleich manchen ihrer Ahnen, eben nicht viel um den Eid ihrer Krönung, den die Ungarn mit dem berühmten „moriamur pro rege nostro Maria Theresia! — vitam et sanguinem damus", erwiedert hatten." Indeß war das Verhältniß damals doch ein sehr patriarchalisches. „Waren der Kaiserin Maßregeln im Großen auch gegen die Verfassung und gegen die Nationalfreiheit gerichtet, zeigte sie sich um so staatskluger als die Mutter jeder einzelnen Familie, als die liebevollste Vertreterin ihrer Wünsche und Bedürfnisse. Ihre Persönlichkeit war noch hinreißend, auch als die Schönheit längst dahin war. Sie hütete sich wohl, Nationaleifersucht zu wecken, ja sie schmeichelte dem Nationalstolze. Was die vorhergehenden Könige nicht wagen durften oder theuer bezahlen mußten, die von Kaunitz wohlberathne Monarchie führte es (wenn auch hier und da etwas machiavellistisch, oder wie der Verf. an einem andern Orte sagt: idyllisch-machiavellistisch) mit freundlichem Lächeln und Kopfnicken fast mühelos aus. — Einzelnes Unrecht wurde vergessen, wenn man die Regierung im Ganzen betrachtete, und das Unrecht am Ganzen wurde verschmerzt, weil jeder Einzelne in Theresien eine wohlthätige Mutter verehrte; und (was wohl die Hauptursache ist) ihre Verändrungen geschahen so successiv, ohne Aufsehen, ohne Härte, so gleichen Schrittes mit der steigenden Aufklärung der Nation, daß die Aufklärer selbst mitjubelten, wenn ein Riß nach dem andern in ihrer Nationalität und Selbständigkeit geschah, und daß gar keine rechte Furcht aufkam, wohin die Verändrung doch endlich führen müsse, wenn ein Nachfolger den Faden im gleichen Sinn, mit gleicher Beharrlichkeit und mit gleicher Mäßigung fortführte?"

Hormayr kehrt zu der auswärtigen Politik Oesterreichs zurück. Zu Paris und Hubertsburg war Frieden geschlossen, Joseph II. nach seines Vaters plötzlichem Hintritt (1765) zur Kaiserkrone und Mitregentschaft gelangt und Maria Theresia von einer Krankheit genesen, als Unruhen in Polen ausbrachen und von Katharina recht treulos genährt mit einem Türkenkriege zusammentrafen. Das Mißtrauen gegen Friedrich währte aber auch jetzt noch mit zu viel Erbittrung fort, als daß man sich, Oesterreich und Preußen mit Polen und der Pforte hätte verbinden können, den Vergrößrungsplänen Rußlands Einhalt zu thun. Statt dessen schlossen dieselben drei Mächte, die 1815 die heilige Allianz eingingen, 1773 die erste (1793 die zweite, 1795 die dritte und gänzliche) Theilung Polens. — Welches Geschrei hatte sich nicht einst gegen Oesterreichs gewaltsame Hoheitsversuche im Zehntgerichten- und Gotteshausbund und im Veltlin erhoben, welche die tyrolische Linie mit der in Mailand herrschenden spanischen in unmittelbare Verbindung setzen sollten? Welches Geschrei, welche Bündnisse gegen Ludwigs XIV. Reunionskammern? und was waren diese gegen die jetzigen Gräuel in Polen, für welches gar kein Recht mehr auf Erden zu sein schien. —

Was Kaunitz über die große Wichtigkeit Deutschlands für Oesterreich „Tiefes gedacht," ist natürlich durch die Revolution größten Theils zur Merkwürdigkeit ohne Nachwirkung geworden: doch folgen wir ihm einen Augenblick. „Gegenüber seinem Köhlerglauben an die Unzerstörbarkeit des französischen Thrones war um so auffallender sein völliger Unglauben an eine längre Fortdauer des, freilich längst wurmstichigen und monstruösen, deutschen Reichs. — Noch seltsamer, — von Frankreich her ahnete der ergraute Staatsmann keine Gefahr für dieses gothische colifiché, wohl aber von Preußen; darin eben auch nicht größer als Herzberg und Haugwitz und vollends der verfaulte Lombard, denen noch immer nur vor Oesterreich bangte, als der revolutionäre Krater bereits die schrecklichsten Feuersäulen ausgestoßen, die Selbstschüsse der Separatfrieden, Demarkationslinien und geheimen Indemnisationen losgegangen und der Revolution undankbarer Erbe Napoleon riesengroß erstanden war. —

„Kaunitz wußte intellectuelle Kräfte und moralische Triebfedern gar wohl zu würdigen, wenn er es auch nur gelegentlich und ungern gestand."

Indem er einsah, daß das Triebwerk des deutschen Reiches bald still stehen würde, hatte er es auf Baiern abgesehen. Oesterreich selbst wollte er vergrößern, abrunden; es sollte durch die böhmischen und tyroler Berge befestigt werden und die Donau von Ehingen und Riedlingen bis Belgrad sollte es beherrschen. „Da es Karl VII nicht verstanden hatte, Oesterreich bairisch zu machen, so sollte Baiern nun österreichisch werden." Damit die Monarchie, welche bisher in der Verschiedenheit ihrer Bestandtheile, in dem Separatismus der Deutschen, Slaven, Magyaren und Italiener seine Unzerstörbarkeit gesichert wußte, durch das vorherrschende deutsche Princip, doch auch wieder für ihre Fortbildung ein Princip gewänne. Kaunitz dachte und fühlte als Oesterreicher. Geheimer Lieblingsplan war es deßhalb auch, daß er die Türken, obwohl sie, ein sehr unchristliches Mittel, im 30jährigen Kriege, im spanischen, im österreichischen, im baierschen Erbfolgekriege, im französischen Revolutionskriege den Oesterreichern den Rücken frei hielten, aus Europa vertrieben sehen wollte. Auch das alte mächtige Ungarn wünschte er vom adriatischen Meere bis zum schwarzen approximativ wiederhergestellt. In der Freiheit der Donau sei, meinte er, Ungarns geknebeltem Nationalreichthum der Weg zu öffnen, ohne daß das Colonialverhältniß Ungarns zu den deutsch-böhmischen Erbstaaten aufzuheben

sei, deren Markt sonst mit ungarischen Erzeugnissen überschwemmt, so daß sie selbst zahlungsunfähig würden. —

Kaunitz knüpfte alle Bourbons durch die zartesten Bande an das von ihnen so lange und unversöhnlich verfolgte Haus Lothringen. Er stiftete Verbindungen in Versailles und Madrid, in Neapel und Parma. Er brachte durch die Erbtochter Beatrix Modena, Massa und Carrara ins Haus. Er errang dem jüngsten Sohne Maximilian die Kur von Köln, die Inful von Münster und das Hoch- und Deutschmeisterthum, eingedenk unstreitig des Spruchs: Tu felix Austria, nube! — Was Kaunitz am wenigsten vermuthete, die französische Revolution trat alle seine Liebeswerke nieder.

Er hatte den französischen Bund für ein ewiges Werk gehalten. Die Donner von Austerlitz brüllten auf seinem Grabe. — Nie glaubte er an eine dauernde Vertreibung der Bourbons, wie Christjerns oder der Stuarte; For hatte gesagt: „die schlimmste aller Revolutionen ist — eine Restauration."

Recht interessant ist, was Hormayr über Kaunitz privaten Charakter sagt. Der alte Herr war ein ergötzliches Original.

Kecker noch ist Franz Thugut gezeichnet. Der ursprüngliche Geschlechtsname war Thuniggut und hier sehen wir, warum Münster und alle deutschen Patrioten so viel mit der unseligen Gleichgewichtspolitik Oesterreichs zu kämpfen hatten. — Kein Plebejer machte vor Thugut in Oesterreich so schnelles Glück. Kaum 30 Jahr alt war er schon Ministerresident an der ottomanischen Pforte. Seine schönsten Jahre verlebte er in der Türkei und der Serailsduft zog durch sein ganzes Leben. Während der wichtigsten Epoche, während des großen russischen Kriegs und der ersten Theilung Polens war er Internuntius in Constantinopel. Hinter Joseph's Rücken und zu seinem höchsten Zorn, machte er auf Theresia's Befehl die Friedensentwürfe zur Beilegung des bairischen Erbfolgekriegs an Friedrich II. und ebnete er den Weg zum Teschner Congreß durch die Braunauer Conferenzen. Er sah Paris und Neapel in Aufträgen mehrere Mal. 1780 war er Gesandter in Warschau, kurz vor dem Ausbruch des Türkenkriegs vertauschte er ihn mit dem Posten in Neapel, begleitete 1789 das Coburg-Suwarowsche Heer in die Moldau und Walachei und leistete auch bei den Friedensunterhandlungen große Dienste. Bei der letzten Waffenthat des Türkenkriegs, bei der Belagrung von Giurgewo war er der einzige, der, selbst Civilist, im Lager den Kopf nicht verlor. Bald darauf mußte er in den kochenden Krater der Tuilerien, der unglücklichen Marie Antonie guten Rath zu geben, der aber zugleich zu früh und zu spät kam. I, S. 318.

S. 322: Polen gab ihm die Wasserscheu gegen die Aristokraten. Paris hielt ihm das Medusenhaupt der Demokratie entgegen. Es ist auch für einen bloßen Gewaltmenschen Nichts schrecklicher, als eine (gleich empörten Elementen) unwiderstehliche Gewalt. — In ihm (dem Todfeinde aller Volksrechte) herrschte gleichwohl die eiskalte Demagogenhoffart eines Cooke und Jefferies. Man kann sich denken, was dieser Mann in seinem Innern gelitten haben mag bei jener geheimen Sendung in Paris, zum Beistande der unglückseligen Königin und zur Unterhandlung mit Mirabeau, der gerade jetzt im verhängnißvollsten Augenblicke hinwegstarb.

Oderint, dum metuant, murrte er oft zwischen den Zähnen und erzählte lachend, was Nero für ein scharmanter Mann, den man nur nicht verstanden habe. — „Was Arzneien nimmer heilen, heilt das Eisen, und wo kein Eisen mehr hilft, heilt das Feuer," war so ziemlich das Consommé von Thugut's innrer Politik. Die Gewalt war ihm das einzige Unfehlbare, Ewige, Göttliche; darum ertrug er auch das Unglück so standhaft, denn es war auch nur die Gewalt, die ihn geschlagen — und lächelte sie ihm wieder, so war gar nichts verloren. — Seine Politik kannte weder Tugend noch Laster, sondern nur Mittel. Er verlangte weder zu überzeugen noch zu verführen, sondern war begnügt, wenn er zwingen konnte. — Selbständige Charaktere, freisinnige Ansichten, reine Tugend waren ihm so widrig, wie manchen Nerven der Moschus. Er witterte sie auch ungesehen, wie rothhaarige Leute die Katzen. Bei guter Laune sprach er selbst darüber: „ihm ein willkommnes Werkzeug zu sein, müsse man entweder einen Flecken auf sich haben, bei dem er im geringsten Ungehorsam seinen Mann, wie den Schröter am Faden zurückreißen und vernichten könne, oder man müsse so beschränkt sein, um ihn selbst mechanisch nur zur Nothdurft zu verstehen, aber auf keinen Fall zu errathen oder zu durchschauen. Leute von eignen Ansichten und von eignem Willen echauffirten ihn zu sehr und raubten ihm zu viel Zeit. Er war duldsam gegen schlimme Streiche seiner Untergebnen, hatten sie nur keine politische Verzweigung oder traten sie nicht seinen Ansichten und Absichten in den Weg.

Thugut liebte den Umgang mit Gelehrten, weil er lieber fragte als las. Uebrigens war seine geschichtliche, staatsrechtliche und politische Bildung eine französische. Sieben Jahre lang war er unumschränkter Premierminister.

Der 34jährige, kraft- und talentvolle, in jedem Verwaltungszweige einheimische, in litterarischer, devoter und absolutistischer Richtung mit ihm übereinstimmende Graf Franz von Saurau schloß sich bald an ihn und schlug zugleich eine, freilich nur lückenhafte, Laufbrücke zwischen dem despotischen Emporkömmling und zwischen der durch die Emigranten so sehr gesteigerten haute volée. Thugut

brachte den Grafen Saurau an die Spitze der Polizei und der Finanzen. Im Hofkriegsrathe duldete er nur blind gehorchende Schreiber. — Neben seinen sichtbaren Diplomaten hatte Thugut stets an wichtigen Plätzen Agenten und Spione. Keiner wußte von dem Andern. — Am meisten wunderten sich seine Vertrauten, wie er den Grafen Ludwig Lehrbach so viel brauche und ihn überall voranstelle, da doch der ungestüme Mann seine Zuversicht gar nicht bergen könne, heute lieber als morgen Thugut's Nachfolger zu werden? — „Dem brauche ich nicht den Hals zu brechen, er thut es schon selber. Ich liebe es, Jemanden voranzustellen, den ich alle Augenblicke hängen lassen kann."

Gelegenheitlich des Blutgerichts auf der Generalswiese unter der Festung Ofen gegen Saurau gedenkend, sagte Thugut, froh die Hände reibend: „einen Gelehrten haben wir (Hainoczy) und ein halb Dutzend Dichter (Kaczinsky, Verszéghi, Batsányi), einen Grafen (Szigray) und einen hohen Pfaffen (Martinovits); 's ist doch ärgerlich, daß wir keinen Fürsten haben."

Gern hätte er Sonnenfels weggeräumt. Aber alle Thugutisch-Sauranschen Agents-Provocateurs scheiterten trotz der Freimüthigkeit des Mannes, trotz seiner freimaurerischen Großmeisterschaft an Sonnenfels' Biedersinn und strenger Pflichttreue. — Der scharfsinnige, vielkundige Born kam jenen nicht auf den Schuß, Alringern rettete seine übergroße Etourderie, Blumauern seine Ertrunkenheit und Ostentation im Cynismus. — In der neuen Gesetzgebung mußte sogar eine eigne Satzung die, durch hundertfache Polizeikünste zum täglichen Brod gewordne Steigerung der Vergehen und das Verleiten zum Verbrechen verbieten! Der allgemeine Unwille hatte sich erhoben und selbst der Fremde bemerkte die beklagenswerthe Rückwirkung solcher Ränke auf den offnen, biedern Nationalcharakter und selbst auf das gesellige Leben in dem herrlichen Wien. Die hohe Polizei galt allmälig als ein innres Lebensprincip, das die Gebrechen andrer Verwaltungszweige aufwiegen oder heilen müsse. Es begann die Vergeudung großer, in der Nationalbildung und in der Armee oft und schwer und lange vermißter Geldmittel für dieses Arsenal zweischneidiger und giftiger Waffen, zu denen häufig genug diejenigen selbst contribuirten, deren ganzes Lebensglück dadurch verflüchtigt ward.

Ein fühlendes Herz, fährt Hormayr fort, müßte es beugen, von einem so guten und treuen Volk so bitter gehaßt zu sein, die Ersten und Edelsten offen wider sich auftreten, und sich „weltverheerender, unsinniger Hartnäckigkeit" beschuldigt zu sehen. Im März 1797, im Herbst 1800 fehlte es nicht an verwegnen, durch faux frères immer entdeckten und ohne viel Federlesen unterdrückten Anschlägen gegen Thugut. Er selbst wäre kaum über ein Erdbeben erschrocken (wieder ein Jugendrest von türkischem Fatalismus) und wie Fabricius hätte er nur ganz langsam nach dem versteckten Elephanten des Pyrrhus sich umgesehen. Doch machte dieser Mann (auch hierin wieder byzantinisch) der Camarilla aufs eifrigste den Hof. Seine längste und festeste Stütze war der fromme und redliche, aber sehr beschränkte Cabinetsminister Graf Franz Colloredo, des Kaisers Franz gewesener Erzieher. In den langen Unterredungen mit ihm erreichte Thugut manchmal den Scheitelpunct shakspearischer Ironie. — Nach seiner Abdankung, lange Jahre in Preßburg, späterhin in Wien, sah er nur gar wenig Freunde, meist Litteratoren, und darunter diejenigen mit der ausgezeichnetsten Freundlichkeit, die er früher verdächtigte oder fallen ließ. Manchmal sprach er mit solchem Freimuth über die großen Geschicke, wie Georg III in dem plötzlichen lichten Augenblick vor seinem Tode. Doch beredete er dann lieber die Gegenwart, als seine eigne Laufbahn. I, S. 325.

„Strengre Einheit ist nirgend begehrt, als in dem unaufhörlich fortrollenden Staats- und Kriegesdrama. „Der Geist der Gesetze" meinte, es gebe gewisse Einheitsideen, die von wahrhaft großen Seelen gehandhabt, Großes hervorbringen, für kleine Geister aber zu verderblichen Selbstschüssen werden. — Thugut's dramaturgische Einheit in dem großen Trauerspiel seiner Tage war Einseitigkeit nach Außen und Einförmigkeit im Innern. Er hatte Geschichte gelernt, aber gewohnt, immer auf Hintertreppen zu klimmen, die majestätische scala de' giganti vom Gedächtnisse zum allüberblickenden Urtheil verfehlt! — Jeder Ring ist wichtig in der unendlichen Kette, und wie in jedem guten Lexikon auch das kleinste Wörtlein seine Stelle haben muß, so hängt jedes große Interesse an hundert kleinen und an einer Unzahl von Mitteln, jedes durchzufechten. — Thugut umfaßte aber weder seine Zeit, noch was an ihr vorüberbrausend, was dagegen das Unvermeidliche und das Bleibende sei? Noch weniger begriff er die in solchem Gewühle dem, aus so heterogenen Grundstoffen zusammengediehenen Oesterreich zusagende Rolle. Er betrachtete die Geburtswehen eines neuen Europa eben nur wie einen gefährlichen und weitverzweigten Tumult, fest überzeugt, daß, wie man selben durch eigne Kraft oder durch Bündnisse zu erdrücken vermöge, Alles wieder für ein paar Jahrhunderte im alten Rinnsale des Gehorsams bleibe! — Das langmüthige Inland behandelte er durchgehends, wo es auf ihn ankam, wie das Bett des Prokrustes."

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 266. 8. November. 1842.

„Lebensbilder aus dem Befreiungskriege."

(Schluß.)

Was immer gegen den Druck des Augenblicks ankämpfte — ob mit dem heiligsten Recht, ob mit unleugbarem Frevel? warf Thugut Alles in einen Topf, die französischen Schreckensmänner, die deutschen Clubbisten, die um das Heiligste fechtenden Polen, die Griechen oder Serben. — Es kostete ihm kein Viertelstündchen seiner Sieste, den muthigen Rigas und andre Gleichgesinnte den Türken auszuliefern, daß sie selbe in glühende Backöfen warfen, oder in Fässer gespündet, in die Donau rollten; oder Polens erste Patrioten (heimlich von ihm selbst aufgefordert und unterstützt), als einmal durch Suwarow die eisernen Würfel gefallen waren, von Festung zu Festung herumschleppen, französische Diplomaten auf neutralem Gebiet aufheben zu lassen, wie Semonville und Maret, und auf die blutigste und doch vergebliche Weise in den Papieren der französischen Gesandten zu Rastadt ergründen zu wollen, wie weit der Berliner Hof sich mit dem Directorium, wie weit der höchst unwillkommne Erbe Carl Theodors, Max Joseph etwa mit dem Reichsfeind sich eingelassen habe.

Edle, selbständige Männer traten häufig aus dem öffentlichen Leben zurück, wie Philipp Stadion von dem Londoner Posten. Erst nach der großen Niederlage bei Hohenlinden (2. Dec. 1800) trat Thugut aus dem Ministerium und Graf Ludwig Cobenzl unterhandelte mit Joseph Bonaparte den Lüneviller Frieden. Bei dem Uebergewicht und der ungeheuren Popularität des Erzherzogs Carl konnte Thugut so wenig mehr, als Lehrbach bestehen.—

Hier kommt Hormayr denn gelegentlich auf einen beachtenswerthen Vergleich zwischen dem „goldnen" Zeitalter der Nationalbildung Oesterreichs vor dem Aufdämmern der Reformation mit dem Zustande beim Abschlusse des lüneviller Friedens: Man glaubt in Wahrheit inmitten der herrlichen unerschöpflichen Länder, inmitten der anlagenreichen Völker nicht drei Jahrhunderte vorwärts, sondern drei Jahrhunderte zurück zu sein. — Allerdings war die (von den edelsten Männern so lange begehrte, von den schlechtesten immer vereitelte) Reformation in Haupt und Gliedern zuletzt unter solchen Wehen und Zuckungen eingetreten, die selbst die Besten mißtrauisch machten und denen der Kühnste erbebte. — Aber aus dem vitiosen Zirkel wird man sich schwerlich zurechtfinden, ob diese Convulsionen es waren, die den Widerstand und die Verfolgungen abnöthigten? — oder ob sie so riesengroß anwuchsen, weil man durch Jahrhunderte die Ansprüche des Jahrhunderts unklug und ungerecht vertagt und mit Füßen getreten hatte?? Binnen unglaublich kurzer Zeit verfielen die Unterrichtsanstalten. Niemand schrieb mehr in der Muttersprache.

Die Mittelmäßigkeit, die Gemeinheit nahm sich keck den Platz des Guten und Besten. Trägheit und Gleichgiltigkeit hinderten um so erboster Andere zu thun, was sie nicht selber thaten. — Jede Entdeckung, jede Verbeßrung hieß eine Neuerung, und man zitterte vor jeder Neuerung im Rückblick auf die Blut- und Trauerscenen des 16. und 17. Jahrhunderts. — Eins war in Oesterreich bewundernswerth: die unerschütterliche Beharrlichkeit bei der einfachen Maxime, die hervorragenden Mohnköpfe wegzuhauen, der niedrigen aber (oder die sich selbst erniedrigten) zu schonen; und der jesuitische Nachklang, die Nationalbildung allenfalls in den sciences exactes (und bis auf einen gewissen Grad auch überhaupt) ungehindert fortgehen zu lassen, dann aber mit Ruhe und Sicherheit bloß den Hahn zu drehen, daß auch nicht ein Tröpflein weiter rinne. In der Philosophie, Theologie, Historie und gesammten Staatswissenschaft war dieses vorzugsweise der Fall. Aber in wie verkümmerter Gestalt treten selbst die Naturgeschichte, die Erdbeschreibung, die Staatenkunde auf. — Unter Carl VI. geschahen die ersten Schritte zum Bessern. Er war in der Schule des Unglücks gewesen. Der Umgang mit Briten und Holländern, die ihn auf den spanischen Thron gesetzt, hatte den Kreis seiner Begriffe erweitert und die angeborne Unduldsamkeit gemildert. — Es fehlte jedoch im Innern fortan am Besten, — an Freiheit des Eigenthums, des Gewerbfleißes und des Geistes.

Unter der großen Maria Theresia ging die Nationalbildung unstreitig vorwärts. In ihr lag ein tiefer Natursinn dafür, ihre deutschen Lande dadurch zu heben, Ungarn aber, dem sie Alles schuldig war und das ihr Gedächtniß fortan verehrt, vollends zu zähmen. — Wie Ferdinand II. in Böhmen, Mähren und Schlesien, Leopold I. in Ungarn die Religion, so gaben Theresien und Joseph

II. die menschenfreundlichen Ideen des Jahrhunderts den durchgreifendsten Anlaß zur Vollendung schrankenloser Machtvollkommenheit auf den Trümmern des längst veralteten Feudalwesens. Dem Absolutismus strebte Theresia nicht minder nach als Joseph, — die große Mutter Alles erwartend, der feurige, langgehemmte Sohn Nichts erwartend, — Theresia, Schritt für Schritt, gegen jeden Einzelnen wahrhaft mütterlich, in verdünnter und versüßter, Ferdinandeischer Weise, idyllisch-macchiavellistisch, — der Sohn doctrinirend-marc-aurelisch.

Die Tage Joseph's, fährt Hormayr S. 333 voll Hast fort, waren eine Zeit des Dominikanerglaubens an die Allmacht der Ziffern und Massen, eine manchmal ekelhafte, alle Dichtung mit Erdichtung verwechselnde Aufklärung, ein fabrikartiges Raffiniren der Mechanik und Technik aller finanziellen und militärischen Staatskräfte, Heißhunger nach möglichster Gleichförmigkeit im Innern, wie nach Vergrößrung, Ausründung und Absondrung nach Außen, vornehme Geringschätzung aller moralischen Triebfedern, —. völlige Gesunkenheit der Kunst und mühsames, eklektisches Aufhaschen der Form, — seit der Aufhebung der Jesuiten gar keine alten Sprachen mehr und nur langsames Erwachen der deutschen, die gleichwohl den Ungarn und Böhmen gewaltsam aufgedrungen wurde, — die Tonkunst, wohl ein erster Schritt aus der Rohheit und Vernachlässigung, aber bei der Menge allzu oft nur ein Surrogat und ein Abfinden geistiger Bildung. Daß Joseph die Geistesfesseln sprengte, daß er die mönchische, wie die bureaukratische Censur aufhob, daß er Preßfreiheit gab und die gegen ihn gerichteten Pasquille tiefer hängen ließ, damit man sie bequemer lese (wie Friedrich II.), hat allerdings sein Großes. Aber nach zwei Jahrhunderten vielseitigen Druckes gnügt das bloße Oeffnen von Schloß und Riegel bei weitem nicht, um gleich in allen Fächern mit reichhaltiger Productivität aufzutreten. — Das eben ist der schwerste Fluch der Verfinstrung. — Der Staat, die Familie, die nicht stirbt, hat ein ganz andres Zeitmaß als der Einzelne: eine große Warnung, eben so gegen rasches Neuern und Experimentiren, wie gegen Rückschreiten und Verbieten, diese einzige Weisheit derjenigen, denen ein launenhafter Zufall die Gewalt in die Hände gab, aber ohne den Geist und ohne den Muth, sie Andern zum Heil, sich selber zum unverwelklichen Nachruhm, mit weiser Mäßigung zu brauchen. Es war in der That ein arges Jahrzehnt für die Nationalbildung von Joseph's Hintritt bis zum lüneviller Frieden, — in allen höhern Zweigen des Wissens, außer den sciences exactes, nicht eine einzige ruhmwürdige, vollendete litterarische Erscheinung, — die Journalistik in dem weiten herrlichen Reich wie Null, — die guten Köpfe entmuthigt, verdächtigt, häufig auch durch verleumdrische Angebereien den hartnäckigsten Verfolgungen ausgesetzt, deren rechtsbegründeter Anlaß eben so wenig zu ergrübeln als ihr Ende abzusehen war! Die materiellen Genüsse waren zwar wenig verkümmert und in dieser Hinsicht freute man sich eines (freilich mehr asiatischen als europäischen) Daseins und Wirkens.

Wie sonnig wohl, — (fast möchten wir mit Faust's Zechgesellen im leipziger Keller sagen): so wohl, „als wie fünfhundert Säuen", mußte es nicht den Ignoranten werden, die steif und fest glaubten: was sie nicht wüßten, sei auch der ganzen übrigen Welt ein tiefes Geheimniß, und es hänge nur von ihnen ab, es auf ewig in dunkle Vergessenheit zu stürzen.

Soll denn jene mystische Inschrift Friedrich's IV.: A. E. I. O. V. (Austria Erit In Orbe Ultima) dahin gedeutet werden, fragt der Verf., daß Oesterreich in jenen unblutigen und darum herrlichsten Erobrungen im unermeßlichen Gebiete des Wissens und der Kunst ewig das letzte sei? — Von den herrlichsten Werken, z. B. Gibbon, Robertson, Hume, waren einzelne Theile verboten — und nicht einer aus Deutschlands großen Geistern (Goethe, Schiller, Johannes Müller, Herder, Wieland, Lessing, Jean Paul rc.), der nicht ganz oder theilweise verpönt gewesen wäre. Mancher (was noch empörender ist) wurde in eigens fabricirten, erbärmlichen Verstümmlungen ausgeboten!

Eine läppische Sucht der Beziehungen und Anspielungen, die Vermengung einer der Vergangenheit ganz und gar unähnlichen Gegenwart mit derselben, der Irrsal, überall nur sich und seine Zeit zu erblicken, war auch auf dem Punct, alle wahre Kunst und selbst die Kunstfähigkeit zu untergraben. Auch das war ein Symptom der gesunknen Nationalbildung, denn Alles zu kühn, Alles erstaunlich und das Meiste anstößig zu finden, ist das eigenste Eigenthum der Unwissenheit und der Beschränktheit. Die unendlichen Verschiedenheiten alle übersieht der Idiot und starrt nur in den Bodensatz des crassesten, materiellsten Parallelismus. — Otto von Wittelsbach, Hamlet, Macbeth, Richard II. und Richard III., König Johann und Heinrich VI. durften nicht erscheinen, damit die menschlichen Gewohnheitsthiere sich nicht auch etwa, in der Zerstreuung, an Absetzung und Ermordung von Kaisern und Königen gewöhnten, wie man sich zum Beispiel das Fluchen und das Gesichterschneiden angewöhnen kann: — König Lear, damit man nicht glaube, die Fürsten verlören im Unglück den Kopf; Maria Stuart war eine Anspielung auf Marie Antoinette. Egmont, Fiesko, Tell, Wallenstein (obgleich specifische Gegengifte und Warnungstafeln) provocirten Revolutions- und militärische Meuterei, der Kaufmann von Venedig aber einen Hepp-Hepp-Tumult!

Seltsam gnug wurde Johannes von Müller nach Wien gerufen, aber Thugut machte gar keinen Gebrauch von

seinem Talent. Der Schweizer, der die althabsburgischen Fürsten mit einer Wärme zeichnete, die sich bis dahin daheim noch nicht gefunden; der Republicaner, dem die monarchischen Formen so wohl gefielen; der orthodoxe Reformirte, der „die Reisen der Päpste, die Briefe zweier Domherren, die Gespräche über das Christenthum" schrieb, den jedes freundliche Gesicht anzog und jedes gute Wort rührte, mit welchem es den Großen so leicht ward, der viel zu gern lobte und viel zu mild tadelte, der selbst an Ludwig XI. liebenswürdige Seiten fand, der wäre zum Geschichtschreiber des Ferdinandeisch-Leopoldinischen Jahrhunderts vortrefflich gewesen! —

Hormayr kommt auf die drei Cobenzl: Carl, Statthalter der Niederlande (st. 1770), seinen Sohn Ludwig (st. 1809) und seinen Brudersohn Philipp (st. 1810). Die Männer hatten als große Herren viel erlebt, besonders Ludwig. Er war ein liebenswürdiger, kluger Hofmann, mit mehr glücklichem Intriguengeist als wahrhaft grandioser Combination: aber er war kein Minister des Aeußern für einen solchen Staat und in solcher Zeit. Er war durch und durch Franzose mit einem unermeßlichen Respect vor Rußland. Zwanzig Jahre in Rußland hatten Cobenzl mit einem solchen Servilismus übermoost, daß derselbe durch seine vis comica überraschend war. Jedoch frei von Eigennutz und Selbstsucht, lag darin keine Herabwürdigung. Das l'Autriche, c'est mói, das car tel est mon plaisir würde man Ludwig Cobenzl mit Unrecht in den Mund legen. — Philipp dagegen, ein Mann der innern Verwaltung, war ein Anhänger der französischen Encyklopädisten und Physiokraten. —

Endlich werden noch die Brüder Friedrich und Philipp Stadion geschildert, bei denen beiden Hormayr besonders ihre ächte humane Bildung hervorhebt, die sie zu liebenswürdigen, edlen Menschen machte. Friedrich, sagt er, brachte in des Bruders Studien das Schöne und den Aufschwung, Philipp dagegen die Ordnung und das sondernde Urtheil. In ihm war der Verstand vorherrschend, in jenem das Gemüth. Zu rein zur Zweideutigkeit, zu stolz zur Lüge, zu hochsinnig und zartfühlend für die Luftansteckung ihrer Zeit, „groß im Kleinen, dagegen aber klein in allem Großen zu sein", bei hoher sinnlicher Reizbarkeit nachhaltiger Begeistrung fähig, fähig der Selbstverläugnung bis zur Rauheit, wenn es noth that, und dieselbe Verläugnung für das bedrohte Gemeinwohl, für die einmal angeregte Idee auch von Andern begehrend, so waren Beide und so sind sie geblieben.

Beide Brüder, zeitlebens Vorkämpfer wider die Revolution, waren eifrig für freiwillige, successive, gemäßigte Reform. Also Anhänger des Juste milieu, setzen wir hinzu, auf der Bahn etwa, wo nicht das unerbittliche Recht, sondern die Höflichkeit zum Princip erhoben wird. Dabei kommt allerdings manches gesunde Urtheil zum Vorschein. Die ursprüngliche Kunst des Adels waren die Waffen. Mit dem Adel und den Soldtruppen wären die alten Dynastien Bonaparte unterlegen. Er aber unterlag erst, als die Völker sich wehrhaft machten und leidenschaftlich Partei nahmen für die Dynastien. — Seit der Klerus das Geheimniß seiner ursprünglichen Stärke, das Monopol der Wissenschaft und der öffentlichen Meinung nicht allein aufgegeben, sondern ihnen noch obendrein oftmals erbitterte Fehde geschworen hat, hat er seine Simsonslocken selber verschleudert und die öffentliche Meinung hat sich oft gegen ihn gewendet. Die alte oder doch eine ältre Zeit bloß durch ein Machtwort zurückzudrehen, ist eben so unmöglich, als etwa den Frauen eine umgekehrte venia aetatis zu ertheilen, die nämlich, wieder jung zu werden oder stets jung zu bleiben. Man darf eben mit den jetzo viel gerühmten Stützen des Thrones und Altares höher nicht hinaufsteigen, als da Beide es bequem fanden, sich vor dem mächtig aufstrebenden dritten Stande und der Geldmacht, vor der Wasserhose des großen Bauernkrieges und vor dem eindringenden Landregen der Reformation, unter den Baldachin des Thrones zu flüchten. Nach gebrochner alter Adelsgröße trat allzu früh jenes von den Stadion's so derb gescholtne Selbstaufgeben und Selbstvergessen hervor und eine schwärmerische Sehnsucht nach der geräumigsten und lohnendsten aller Antichambern, nach der kaiserlichen in Wien, wo der Waizen derjenigen am längsten blühte, welche glaubten, zu Allem geboren zu sein, ohne Etwas zu verdienen! — Von einem Adel, der am Throne nur das Holz liebt, um länger darauf fortzuschwimmen, hatten die Stadion's keine Vorstellung.

Wie der Knabe Tell's wünschten sie, „frei zu stehen auf ihrem eignen Erbe", wahrhaftig ein Wunsch, im Ritter wenigstens eben so billig als im Bauer oder im Bürger.

Das Gräulichste für die Stadion's war eine „an den Blicken ihrer Herrn alternde", in Vorzimmern und Vestibulen nistende Camarilla oder Privados, nach dem Verluste der dinglichen Rechte sich an den persönlichen um so fester klammernd, als an den Fleck des Archimedes außer der jetzigen Welt, Revange nehmend aufwärts gegen den Hof, abwärts gegen das Volk.

„Der Mann für den Dienst, nicht der Dienst für den Mann", war Stadion's Sprichwort.

Ein geheimer Herzenswunsch Stadion's war, neben der Wiederherstellung des deutschen Reiches und Kaiserthums, die Wiederbelebung der ständischen Verfassungen, freilich nicht mit ideologischen Blech- und Pappeconstitutionen (?), sondern ein Epimenides-Erwachen der alten (!) geschichtlichen, bei jedem Regierungswechsel neu beurkundeten aristokratischen Stände, mit Rücksicht auf das zeither

in geometrischer Progression vermehrte Gewicht des dritten Standes und der Geldmacht, mit sorgsamer Umsicht, daß das Unbewegliche im Staate von dem Beweglichen nicht überwogen und mit fortgerollt werde: eine neue Bürgschaft zu Gunsten des Credits, willig vermehrte Finanz-Hilfsquellen, gesteigerte Theilnahme am öffentlichen Leben, an Selbständigkeit, Dynastie und Ehre — Wachsamkeit gegen unnöthige Verschwendung im großen militärischen Haushalt, für polizeiliche und diplomatische Gespinste, deren erstern Stadion überhaupt nicht hold war und von den letztern in jener eisernen Zeit nur wenig erwartete. — Noch entschiedner war hierin Graf Friedrich Stadion, ein administratives Talent mit praktischer Einübung; aber diese ständischen Ideen fanden gleich beim allerersten Anwurf so wenig Anklang bei dem selbst in kirchlichen Dingen auf seine Gewalt überaus eifersüchtigen Kaiser Franz, daß Stadion sie, als noch nicht hinlänglich gereift, fallen ließ und sich begnügte, den Gemeingeist durch die tragischen Bilder von Tilsit und Erfurt, Kopenhagen und Calabrien, Rom und Lissabon, Bayonne und Madrid in Athem gehalten zu sehen, im Kreise der Edeln, der in Wahrheit schier so groß war, als das ganze Volk.

Zuletzt erwähnen wir noch einige tyroler Actenstücke. II, S. 340 findet sich eine schon im Titel als merkwürdig bezeichnete Aeußrung der Abgeordneten des tyrolischen Bauernstandes bei der ersten großen Viertelsconferenz des obern Innthales 1801, nach dem zu Lüneville wiederhergestellten Continentalfrieden. Die Abgeordneten vertheidigen mit großer Energie ihre ständischen Rechte, da man ihr Zusammentreten „gleichsam als gefährliche Zusammenrottirungen" zu verhüten trachtete.

„Wo ist unsre Verfassung, heißt es, und wo sind die Vorzüge derselben, zu deren Vertheidigung man uns und zwar hauptsächlich eben am meisten von Seite der Obrigkeit, unter so reizenden Schildrungen so oft aufgeopfert hat, wenn wir keine Stände mehr haben? Oder wozu nützen uns Stände, wenn sie nicht einmal mehr in die altherkömmlichen, verfassungsmäßigen Versammlungen sollen zusammentreten dürfen, um sich über so wichtige als nothwendige Angelegenheiten zu berathen?" — „Was hat ein guter, gerechter Fürst von einem biedern, redlich gesinnten Volke zu fürchten, das ihn noch jetzt mit eben der Anhänglichkeit, mit eben der unveränderlichen Treue liebt und verehrt, mit der es vordem für ihn gestritten, Leib und Leben gewagt, Gut und Blut hingegeben hat? Warum soll ein Franz II. seinen Tyrolern nicht mehr trauen dürfen?"

Als Hauptquellen für den denkwürdigen Aufstand der Tyroler 1809 „für ihren alten Herrn und (wie die guten Leute träumten) für ihr gutes altes Recht", werden auch hier noch als einzige unverfälschte Quellen die Urkunden in den historischen Taschenbüchern auf 1837, 1838 und 1840 des Freiherrn von Hormayr bezeichnet. Doch wird auch hier noch manches interessante Detail beigebracht. Die Geschichte, wie Hormayr Hofer aus dem Theater in Wien wegholt, charakterisirt diesen ungemein, und auch wir sind der Meinung: „wäre Hofer den Klauen des Feindes entronnen, wäre er nach Wien gekommen, so hätte er unerträglich gelangweilt und alles Poetische wäre aus jenem heroischen Ringen verschwunden. Jetzt hat er sein Grabmal in der Innsbrucker Hofkirche neben den Mausoleen Kaiser Max, des letzten Ritters, Ferdinands, des Gründers von Ambraß, und neben noch einer demokratischen Tendenz, neben der schönen Philippine Welser."

Wichtig sind auch die Aufschlüsse über Hormayr's eigne Wirksamkeit in Tyrol und über die Conflicte, die er und der Erzherzog Johann wegen des „Königreichs Rhätien" mit der geheimen Polizei und der Regierung in Wien hatte. Daß Vieles über Hormayr's eigne Verdienste gesagt, ist nicht zu tadeln: wer sich im Rechte weiß, braucht nicht zu schweigen. Nur scheint uns Gagern etwas gar zu wegwerfend behandelt zu sein, den Hormayr „nur durch einen schmalen Spalt in die Sache gucken ließ."

Zu tadeln bleibt übrigens, daß der Verfasser so Mancherlei wieder abdrucken läßt, was sich in Jedermanns Hand befindet. Sieht es nicht aus, als habe er bloß eine Seite mehr füllen wollen, wenn er die Horazische Ode: Integer vitae, ganz hersetzt? Eher schon lassen wir uns die 11 Seiten Räsonnement aus Stüve gefallen, da hier eine neue Anregung nicht ganz überflüssig ist.

A. O. und A. B.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 267. 9. November. 1842.

Der christliche Staat.

Gegen den Wirtemberger über das Preußenthum. (Hall. Jahrbb. 1839.)

Mit Recht wurde neulich vor einem großen Publicum die Frage aufgeworfen, ob wohl ein Journal fähig sei, die Welt zu belehren, welches selbst noch so wenig mit sich abgeschlossen habe, daß es fortdauernd zu wesentlich neuen Stellungen des Geistes mit fortgerissen werde und dann mit der heitersten Miene von der Welt eine Widerlegung des früher Verkündigten abfänge? Gewiß, es ist unfähig zu lehren; aber desto besser können andre es benutzen, um an seinem Beispiele zu lernen, grade so, wie man in frühern barbarischen Zeiten Verbrecher rädern sah, „ihnen selber zur Warnung, Andern zum Beispiel." „Ein Werdender wird immer dankbar sein." — Ist nun noch etwas Weiteres zu sagen? — Nein! — Die Frage, so sehr wir ihre Berechtigung anerkennen, ist hiermit gewiß erledigt. Und so stürzen wir uns getrost noch einmal in die Wogen, sagen der Insel der seligen Vollendung Lebewohl, und wollen, Mensch mit Menschen, irren, lernen und umlernen.

Diesmal gilt es einem großen Gegenstande, der uns fast erschreckt, wenn wir bedenken, wie viel berühmte Namen — auch außer jenem Wirtemberger — sich erfolglos an ihm versucht. Es ist Preußen. („Anständig," „wohlmeinend," „nicht unehrerbietig" werden wir reden, das bei Seite!) Es wäre in einer wissenschaftlichen Zeitschrift gar nicht am Orte, von einem bestimmten Staate zu sprechen, wenn dieser nicht einen geistigen Gegensatz und eben darin den allgemeinen Geist unsrer Zeit darstellte, ja, wir glauben auch dann noch, wenn ein solches politisches Phänomen schon völlig ausgebildet vor unsern Augen liegt, eine litterarische Veranlassung abwarten zu müssen. Beides kommt in unserm Falle zusammen. Preußen gewährt uns den Anblick eines entschloßnen Bekenntnisses, und wir sind es selbst, die durch den Aufsatz jenes Wirtembergers uns die dringendste Veranlassung gegeben, ein berichtigendes Wort zu sagen.

Wir können mit jenem Aufsatze und mit dem Vorwurfe: „der preußische Staat sei der katholische," nicht mehr übereinstimmen. Zum wenigsten würden wir jetzt diesen Satz nicht mehr als einen Vorwurf und den Protestantismus nicht mehr als die Freiheit aussprechen. Im Gegentheil, wir geben es zu, wie kein Mensch aus seiner Haut, so kann auch der Protestantismus nicht über sich hinaus, ohne sich um seinen Namen (Gewissensfreiheit), seinen Inhalt (die Theologie) und seine Methode (das abstracte Theoretisiren) zu bringen. Der freie Staat ist keine Form des Protestantismus, er wäre vielmehr seine Aufhebung.

Katholisch bedeutete uns damals unfrei und hierarchisch überwacht, protestantisch frei und autonomisch, wie die Wissenschaft, die aus dem Protestantismus entsprungen ist. Wir warfen damals dem Staate die Hierarchie vor und mutheten ihm die freie Form der Wissenschaft zu. Aber die Zeit hat uns gewitzigt.

Wir begreifen jetzt, wie aus dem Protestantismus Folgerungen hergeleitet werden konnten, die der politischen Freiheit völlig entgegengesetzt sind, noch mehr, wie die praktischen Folgen keine andern sein können, als die, in denen wir uns befangen fühlen, die allgemeinste Bevormundung und Ueberwachung der Privatleute durch die Staatsleute. Und wenn die Staatsmänner, ja der Staat selbst und alles Große dieser Welt, Kunst und Wissenschaft gar nicht ausgenommen, hinter dem Rücken des Protestantismus, der den Himmel und seine Gnadenmittel vor Augen hatte, entstanden sein sollte, dürfen wir es unrichtig und treulos finden, daß nun die Staatsmänner, diese neuen Priester und Herren der Welt, zu uns andern, den Privatleuten, sagen: „ihr wollt ja nur innerlich in eurem Gewissen frei sein, wir schützen euch, aber wir erhalten euch auch dabei; so seid denn, was ihr sein wollt, isolirte Privatmenschen in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit, aber denkt nicht an das Allgemeine; der Staat und alle Macht der Erde ist unser, der geht euch nichts an, es müßte denn sein, daß wir euch dazu aufriefen, ihn zu vertheidigen?"

Wir begreifen jetzt, daß in dieser Art zu schließen Methode ist, und so machen wir das Unrecht wieder gut, etwas ächt Protestantisches katholisch genannt zu haben in dem Sinne, als sei der protestantische Staat seinem Princip untreu geworden, wenn er Hierarchie der Staatsmänner und also ein himmlisches Reich bleibt, das uns Andern die

Aussicht in seine Herrlichkeit verschließt. Wir begreifen, daß dieser Staat den Republikanismus der Wissenschaft und des Geistes für eine fremde Pflanze erklären muß, die auf seinen Boden durchaus nicht versetzt werden könne; daß er sagen muß: die Constitution des theoretischen Geistes zur Staatsconstitution zu machen, sei Thorheit, wie denn die theoretische Weisheit immer noch praktische Dummheit, z. B. nichts lächerlicher sei, als ein Philosoph in Staatsgeschäften, ausgenommen natürlich allezeit den Philosophen von Sanssouci.

Es ist klar, daß wir sehr übel daran thaten, diese Ansicht der Sache eine katholische zu nennen, — könnten wir für sie doch sogar Hegel und den weltweisen Göthe citiren! — sie ist so gut protestantisch, als irgend eine. „Aber," wird man sagen, „was ist denn damit gewonnen, wenn ihr nur die Namen wechselt, die Sache aber wesentlich dieselbe bleibt oder gar noch ärger wird, denn es scheint doch nun dahin gekommen zu sein, daß ihr die ganze protestantische Welt, selbst Philosophen und Dichter mit eingeschlossen, für politische Dualisten oder Katholiken erklärt."

Ihr habt Recht, so scheint es; und wenn ihr meint, daß die Sache damit nur um so ärger würde, so wird es auch um so nöthiger werden, ihr in aller Ruhe näher auf den Leib zu rücken und die Principien und Staatsformen, um die es sich handelt, genetisch zu erklären. Außerdem sind die alten Namen „katholisch" und „protestantisch" in neuerer Zeit durch einen generellern ersetzt worden, der preußische Staat ist von Männern, die in dieser Hinsicht ein Wort mitzusprechen haben, der christliche Staat genannt worden. Hiervon ist vor allen Dingen auszugehn. Was also ist damit gewonnen? Er hat sich durch den neuen Namen zu einem Princip bekannt, und, wie die Geschichte der Jahrhunderte zeigt, zu dem sichersten und mächtigsten, daß es giebt.

Dennoch ist von der andern Seite dies Bekenntniß als unwahr bezeichnet, und sogar behauptet worden, den Staat einen christlichen zu nennen, sei nichts, als eine leere Phrase.

Wir sagen das nicht. Es macht uns stutzig, daß die, welche so reden, damit doch wesentlich ihr eignes Bewußtsein und die Schätzung derer, welche sie regieren, an den Tag legen.

Man hat darauf hingewiesen, daß der neue Name den Staat in einer ganz besondern Bedeutung zu nehmen scheine. Statt des reellen Gemeinwesens und seiner gesetzlichen Ordnung und Verfassung verständen nämlich die Männer, welche den Ausdruck „christlicher Staat" geltend zu machen suchten, unter Staat nur die Officiellgesinnten, und das hieße jetzt die „christlichen" Männer, die als Staats-Männer und -Diener den sichtbaren Staat ausmachten. Wir antworten: sie verstehn es so und sie wissen was sie sagen, denn das, was sie sagen, sind sie selbst. Es ist umsonst, dieser Realität die wahre Bedeutung des Staats entgegenzuhalten und ihnen nun etwa zuzurufen: „Seht, wie unwissend ihr seid, daß ihr euch und eure Organisation für den Staat haltet, uns Staatsbürger aber und die ganze neueste Geschichte, unsre Mutter, ja selbst die Gesetze und die Verfassungsansätze, die in euer System sich nicht fügen, ignorirt!" Die liberalen Männer, welche sich von einer solchen Vorhaltung irgend einen Erfolg auf ihre christlichen Gegner versprächen, wären in einem großen Irrthum. Wollen sie sich auf den universellen Begriff vom Staate als dem öffentlichen Wesen nicht stützen; nun so ist es wenigstens klar, daß sie auf ihrer beschränktern Grundlage zur Zeit noch sicher ruhen können. „Die Thatsachen sind brutal," sagt Talleyrand, sie sind so frei, der Vernunft in's Gesicht zu lachen, und ihr einfach ihre Existenz entgegenzuhalten. Aber man hat ja eben die Existenz des „christlichen Staates" selbst in Abrede gestellt. Wir erwidern, wissen wir noch nicht, was er ist, so haben wir doch gesehen, wer er ist. Seine Existenz ist daher ganz einfach die, welche er dafür ausgeben darf, und wer wollte es ihm bestreiten, daß er es darf? Ohne Zweifel also ist jener sichtbare Staat christlicher Staatsmänner der existirende, und es leuchtet von selbst ein, daß der unsichtbare Begriff nicht die Befugniß hat, sich für den existirenden Staat auszugeben. Nur der wirklich existirende Staat hat das Recht des Subjects, sein Selbstbewußtsein zu proclamiren; was wir andre sagen, ist Privatmeinung.

Der existirende Staat ist sodann nicht nur das selbstbewußte, Grundsatz und Gesetze publicirende, sondern auch das thätige Subjective, das alles Uebrige nur als sein Material verzehrt. Ohne Zweifel wird die Verdauung dieses Materials ihn in seinem Innern immer mehr alteriren; und es könnte wohl kommen, daß er zuletzt, wie ein gutes Kaleidoskop, nur einer geringen Erschütterung bedürfte, um die herrlichsten Farben und Gestalten aus einem jetzt zurückgedrängten Inhalte zu entwickeln: vorläufig aber ist der viel accentuirte „christliche Staat" ein Bekenntniß, welches nicht nur darum, weil es officiell, sondern auch darum, weil es, richtig verstanden, sehr wahr und reell ist, alle Aufmerksamkeit verdient.

Wir stehen hiemit an der großen Kluft zwischen dem Weltbewußtsein und diesem specifischen Staatsbewußtsein der „christlichen Staatsmänner." Man hat sich auf die Macht des Zeitgeistes berufen, man hat 1840 an allen Enden das Wort gehört: „welch' eine Macht in den Händen des neuen Königs sich versammeln würde, wenn er die Ideen der Zeit zu den seinigen machte!" Die Welt hat damals wohl die Macht der Idee überschätzt. Ist die Macht der Thatsache nicht auch eine, und zwar eine sehr zähe?

Ist die Hierarchie widerlegt, wenn man ihr nachweist, wie sehr ihr Reich von dieser Welt ist? Gewiß. Aber ist sie damit aufgehoben und zur Phrase herabgesetzt? Gewiß nicht. Erst wenn alle Menschen, die der Geschichte angehören, alles Göttliche als menschlich erkennen, erst wenn der Beweis von Allen verstanden und angenommen ist, haben wir die Herrschaft jenes übermenschlichen Heiligen aufgehoben. Sage dem Menschen: du stellst dein eignes Inneres äußerlich vor dich hin (dies enthält alle Vorstellung des Geistigen), und betest an, was du selber erdacht und gemacht hast, beweise es ihm dazu; er wird seine Götter anbeten nach wie vor, wenn er nicht den ganzen metaphysischen Weg deines Denkens dir nachgeht, ja, er wird dich verwünschen, wie die Jenaer Litteraturzeitung den Feuerbach, wenn er dich nicht versteht. Und dennoch, was ist sicherer und ausgemachter, als der reelle menschliche Inhalt alles Heiligen und aller Götter? Die Illusion der Vorstellung, als sei ihr Gegenstand selbstständig gegen den Geist, verhält sich wie die Gespensterfurcht, die der Vernunft unzugänglich ist und darum im Dunkeln immer wiederkehrt. Nun haben wir gesagt, der christliche Staat beruht auf der Vorstellung seiner Christlichkeit, die er, neben dem wirklichen und rein menschlichen Inhalte des Staats, sich bildet. Die Welt sagt, diese Vorstellung ist eine Illusion: das Christliche kann kein selbstständiger Inhalt, gegenüber der menschlichen Freiheit, dem Geist und seinem Organismus, sein, sie weis't ihm auch wirklich seinen rein menschlichen Inhalt nach, aber sie richtet mit diesem Beweise gegen seine Realität nichts aus, denn seine Realität ist die Realität der Illusion, seine eigne Meinung von sich, die nichts andres ist, als eben ihre Sprödigkeit gegen die Vernunft.

Es kommt also alles darauf an, die Illusion selbst zu erkennen; wir wollen dies metaphysische Geschäft möglichst menschlich unternehmen, und erbitten uns dazu einen Augenblick Geduld. Also was ist die Illusion selbst und wie entsteht sie?

Die Illusion oder die Täuschung ist die Vorstellung, die aus dem lebendigen Proceß einen todten Gegenstand macht, den sie nun vor sich hingestellt hat. Stelle dir den Fluß, den Wasserfall vor, du verlierst in dem Bilde schon dieser äußerlichen Bewegung ihre Lebendigkeit, obgleich die äußerliche Bewegung, die du vor Augen hattest, auch noch als Bewegung vor deine Seele tritt; erinnere dich vollends eines geistvollen Gesichts, und du wirst dir gestehn, daß auch der beste Moment, in dem du es vorstellst, das Leben nicht erreicht. Die Vorstellung fixirt, und wenn sie das Leben selbst fixirte, es hörte damit auf, das Leben zu sein. Gegenstand und Lebens-Proceß widerspricht sich. Wird also der lebendige oder geistige Proceß zum Gegenstande gemacht, so mußt du ihn mitmachen, zum wenigsten in deiner innerlichen Bewegung. Kannst du dir eine Melodie vorstellen? Nein! Ein Bild, eine Aeußerlichkeit außer ihrer Bewegung, giebt es nicht; du kannst sie nur durchmachen und wiederholen. Das Leben und den Geist kann der Gegenstand zwar andeuten, bedeuten, darstellen, aber nie erreichen. Das Leben des Bildes ist die Täuschung, der Schein des Lebens im Gegenstande. Ist nun schon das Leben selbst durch den Schein des Gegenstandes im Bilde nicht zu erreichen, so ist es vollends der Geist und der Gedanke gar nicht. Da bringt uns nun aber die Kunst die Bilder des Geistigen; und so haben wir es vorgestellt. Aber das sprechendste Bild ist stumm, und du hast, hingerissen von seinem Zauber, die Qual oder die Befriedigung, alle Fragen, die du an seinen innersten Sinn zu stellen genöthigt bist, dir selbst zu beantworten. Processiren die Dinge, lebt die Welt und bewegt der Geist die Erscheinung; so ist dieses Sein, diese Gegenständlichkeit des Processes, des Lebens und des Geistes in der Natur, nur der Schein, auf dem alle darstellende Kunst und ihre Illusion beruht. Denn nun lernen wir dem Gegenstande und der Person ab, wie sich Leben und Geist in ihnen spiegelt.

Sind wir nun Herr der Illusion, wissen wir, daß sie eine ist und sein soll, so erhalten wir uns frei und künstlerisch zu ihr. Ist aber die Illusion Herr über uns, so sinken wir zu Götzendienern herab. Die Anbetung der Kunstgebilde und die Anbetung der Personen sind keineswegs reinvergangne Phänomene. Die Heiligenbilder werden sogleich selbst heilig, die heiligen Personen betet man an.

Die Anbetung der Kunstwerke ist Folge der Macht, mit welcher der Künstler von der Illusion Gebrauch zu machen wußte. Ich bete deinen Apollo nicht an, wenn du mir nicht den Geist Apollons vor die Seele zauberst, konnte der Grieche zur Zeit der Kunstreligion sagen.

Die Anbetung der Personen dagegen, die als wirkliche Personen (Menschen) genommen werden, beruht nicht mehr auf der speciellen Illusion dieser bestimmten Erscheinung, sondern auf der Herrschaft einer totalen Illusion über die Menschen und ihre Gedanken. Der Geist, dieses Innere des Menschen überhaupt und ein für allemal, wird vorgestellt, der Geist im Allgemeinen wird zu einem Gegenstande gemacht, eine göttliche Person soll der ganze Geist sein. Dieses bewegte Innere des Gedankens und des Gemüths wird nun in der Form des Gegenstandes, der Person, fixirt, vor die Seele gestellt und angebetet.

Die Illusion ist nun die totale, indem ein für allemal der ganze Geist in eine allgemeine Person gesetzt und unter dieser Person vorgestellt wird. Da diese Illusion nicht künstlerisch oder natürlich zu verwirklichen, die allgemeine Person die unsichtbare ist, so ist allerdings diese Illusion eine fingirte, die es zur wirklichen Vorstellung nur dadurch bringen kann, daß sie doch wieder unter der Hand die allgemeine Person in eine bestimmte verwandelt und diese bei der Anbetung vor Augen hat.

Jedes Gebet beweis't daher die Unmöglichkeit, das Allgemeine als Allgemeines, den Geist als Geist vorzustellen, und eben so die Nothwendigkeit, daß jede Vorstellung des Geistigen auf einer künstlerischen und natürlichen, also reellen und individuellen Illusion beruhen muß, die totale Illusion aber nichts ist als eine Fiction und eine Meinung.

Die totale oder fingirte Illusion ist die Illusion der Unmöglichkeit oder die rein phantastische. Sie kann überall blos behauptet und gemeint, nur bekannt, nicht wirklich realisirt werden, wie die künstlerische; ihre einzige Realität ist daher diese Sprödigkeit gegen die Vernunft der Sache selbst.

Mit dieser Illusion nun, welche als Meinung und Glaube die ganze nicht denkende Welt beherrscht und die Mutter der christlichen Weltanschauung ist, haben wir es hier zu thun. Sie ist darum, weil sie nur Meinung ist,

nicht reine Caprice, sondern eine wesentliche Form des geistigen Processes, sie ist Abstraction, und zwar die fixirte Abstraction, das Bestreben, bei dem Allgemeinen und Unbestimmten stehn zu bleiben. Diese Philosophie, wenn man sie so nennen darf, ist der Meinung, das Allgemeine als solches sei das Wahre. Sie verehrt das allgemeine Wesen und will sich auf dasselbe oder in dasselbe zurückziehen. Sie behandelt die Welt und die Natur, den wirklichen Menschen und alle Realität als das Unwahre gegen jenes einzig Wahre, welches über alle Realität erhaben sein soll, höher als die Vernunft über der Natur, — das allgemeine Wesen. Für Gott ist es darnach eine Erniedrigung, realisirt zu werden, und obgleich diese Erniedrigung vorgekommen ist, so ist sie doch nur einmal geschehn und keineswegs eine regelmäßige Erscheinung; im Gegentheil, sie wurde sogleich wieder aufgehoben und damit unsrer Fassung entrückt. Das Wahre ist also, auch nach dieser Erniedrigung, nicht hier, sondern jenseits.

Die Abstraction von der Welt aller Realitäten, die Abtödtung dieser Wirklichkeit und das Auswandern in das Reich der Abstraction, das also ist auf dieser Stufe des Denkens das wahre, das göttliche Verhalten. Man rede aber hinfort nicht mehr von müßigen und ohnmächtigen Theorieen. Hier ist die Abstraction von der Wirklichkeit zum Princip erhoben, also das Unmögliche gefordert; — war diese Theorie also nicht durch sich selbst zum praktischen Tode verdammt? Und dennoch, welch eine imposante Praxis, die Jahrtausende hindurch die Welt beherrschte und gestaltete, ist aus ihr hervorgegangen!

Die große Wahrheit dieses Standpunctes der Menschheit ist die, daß nur der denkende Mensch die Fähigkeit der Abstraction und der Phantasie hat. In der Abstraction ist der Mensch schlechthin frei und souverain. Wer die Welt und sich selbst aufgiebt, — dieser eine Entschluß macht den Sklaven zum Freien, mit diesem einfachen Acte hat er die Welt unterworfen. Keine Freiheit ohne diesen Fanatismus der Abstraction:

„Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Wie sollt' euch das Leben gewonnen sein?"

Der Mensch kann durch den einfachen Act der Abstraction, durch das bloße: ich will! von sich selber und von der Welt freiwillig sich loslösen, er kann mit Bewußtsein gegen die Natur handeln und sich selbst dem Allgemeinen zum Opfer bringen. Aber er kann das Allgemeine als Allgemeines, er kann die reine Abstraction, das pure Aufheben der Welt in den leeren Himmel, nicht realisiren. Sein Himmelreich ist nur auf Erden zu gründen, und die tiefste Wüste, in die der Flüchtling aus der Welt und allem Irdischen sich zurückzieht, ist immer nichts andres als wieder nur die entschiedenste Weltlichkeit, die Welt in ihrer wahren Cruditát und Schlechtigkeit. Dieser Widerspruch ist evident; aber der Glaube (diese Meinung, daß die Abstraction dennoch zu realisiren sei) erkennt ihn nicht an.

Das Himmelreich ist unmöglich, — der Glaube unternimmt seine Gründung; die Gründung ist ein irdisches Reich, — der Glaube nennt sie ein himmlisches. Sage dem Eremiten: du lebst nicht geistig, wie die geselligen Menschen, sondern thierisch, wie das Wild einer Wüste; er wird dir antworten: ich bin ein heiliger Mann. Beweise ihm den Wahnsinn seiner Abstraction; er wird es dir doppelt zurückgeben und die ganze wirkliche Welt für verrückt und heillos erklären. Setzt er seinen Willen und seine Meinung durch — er braucht sie nur für sich zu behaupten, — so hat dieser Wille und diese Meinung der Verrücktheit an ihrer Hartnäckigkeit ihre Existenz und Realität; und behauptet eine solche Weltansicht sich der Vernunft zum Trotz, so hat sie zum Ueberfluß auch noch bewiesen, daß der Mensch auch von der Vernunft abstrahiren könne. Es ist ein Märchen, aber Jahrtausende füllt es aus.

Wären alle Proselyten des ersten Christenthums consequent gewesen, auch nur bis zum Mönchsthum, so war es nicht zu gründen; hätten sie ernstlich alle politische Ordnung verschmäht, so wäre es nie zu Gemeinden, nie zu Bischöfen, nie zum Papst und nie zur Kirche gekommen. Die abgetödtete Welt und die gekreuzigte Wirklichkeit wird daher immer zu einer Hinterthüre wieder hereingelassen. Was der Gläubige zu thun meint, davon muß der Mensch immer das Gegentheil wirklich thun.

Man hat gesagt: „Die Welt, der Staat, das geistige Leben der alten Welt konnte die unterjochten Völker des römischen Weltreichs nicht befriedigen; da trat das Christenthum auf mit seiner Verheißung: ihr seid elend, ihr werdet selig sein, glaubt, denkt euch den Himmel, haltet fest an dem ewig jenseitigen Allgemeinen, abstrahirt von „dieser schlechten" Wirklichkeit, im Glauben seid ihr gerettet. So war Jeder auf sich und die souveraine Macht seiner Abstractionsfähigkeit angewiesen." Freilich ist nun Jeder in sich selbst gerettet: ein unerreichbares Heiligthum hat er in seinem Innern, einen Trost für alle Leiden in seinem Glauben gefunden. Gut! ganz vortrefflich. Aber ist er die „schlechte" Wirklichkeit damit losgeworden? Das gemeinsame Loos und das gemeinsame Bekenntniß stiftet sogleich wieder eine — irdische Gemeinschaft der Brüder in „der Gemeinde."

Der Christ meint den Staat aufzugeben, aber er stiftet die Gemeinde, er meint Privatmann zu werden und wird unmittelbar Glied eines heiligen Reiches. Die wirklichen, weil bewußten Glieder der Hierarchie, die Priester, trennen sich nun von dem unbewußten, nur gläubigen Material dieses Staats, den Laien. Aber es kommt die Zeit, wo das weltliche Reich der Priester im Namen des abstracten Glaubens, der reinen Innerlichkeit zerschlagen, wo also der ursprüngliche Glaube, der Mensch in seiner reinen Privatnatur, der Innerlichkeit, in der ein Jeder frei und ein Jeder privatim für sich ist, wieder hergestellt wird. Jeder ist nun Priester, weil jeder Priester Laie ist; denn das Reich, — und doch nur in ihm konnte vom Priester (Staatsdiener der Hierarchie) die Rede sein, — ist von nun an ernstlich ein unsichtbares und nicht von dieser Welt. Dies thut die Reformation.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 268. 10. November. 1842.

Der christliche Staat.

(Schluß.)

Der geistliche Staat hört auf, und der weltliche geht die gläubigen Privatpersonen nichts an, es müßte denn sein, daß man ihrer Innerlichkeit, ihrem Glauben von den jenseitigen und himmlischen Dingen Gewalt anthun wollte. Der weltliche Staat will die Seelen der Gläubigen in ihren himmlischen Phantasieen und gelehrten Gedanken darüber und daneben nicht stören. Die Gläubigen dagegen wollen sammt und sonders, auch die Priester nicht ausgenommen, unterthan sein der Obrigkeit, sie in ihrem Regiment, es sei wie es sei, wenn es nur den Glauben anerkennt, auch ihrerseits nicht stören und behelligen; die gläubigen Privatpersonen wollen keine Politiker, keine Staatsbürger sein, alle sind sich darin gleich, daß sie nichts als Unterthanen sind.

Dies Verhältniß beruht eben so vollkommen, als früher der geistliche Staat, auf der Abstraction. Wie der geistliche Staat sich von dem weltlichen unterscheidet, ohne deßhalb etwas Andres zu sein, als ebenfalls ein weltliches, menschliches Institut; so will jetzt der Gläubige dem weltlichen Staate bloß unterthan sein, übrigens nichts von ihm wissen: des Menschen höchste Angelegenheiten sollen die himmlischen, der Seelen Seligkeit in jener Welt sein. Und der weltliche Staat will den Menschen in seinen Gedanken frei lassen, ja er hat kein höheres Amt, als ihn bei dieser Gedanken- und Gewissensfreiheit zu schützen.

Aber gehören denn die Schützenden nicht auch zu den Gläubigen und sind es nicht die neuen Gläubigen, die den weltlichen Staat von seinem geistlichen Nebenbuhler befreit und das universale Reich der überall gleich gehorsamen Unterthanen aufgerichtet? Wodurch also anders, als durch den neuen geistigen Inhalt, entsteht der neue Staat? Und wird nicht eine weitere Ausbildung der freigelassenen innern Gedankenwelt im Verlauf der Zeit auch wieder einen neuen Staat bilden? Ist also das Auseinanderhalten der Staatswelt und der geistigen Welt, der Wissenschaft und der Politik, des wirklichen Lebens und der Gedankenwelt, etwas andres als eine neue Form der alten Abstraction?

Diese Abstraction ist die wesentliche Form des Protestantismus, die heutiges Tags in allen Lebensverhältnissen zu einer moralischen Unnatur und zu einer Auflösung ihrer innersten Seele gediehen ist. Die Kraft und die souveräne Macht über diese Abstraction ist die Erkenntniß, daß sie eine ist. Ist es nicht so kinderleicht, diese Einsicht zu haben? Ja, ist es auch nur noch möglich, dieser Einsicht sich zu entziehn, sobald sie ausgesprochen ist? Sind nicht schon einmal die interesselosen Unterthanen unterjocht und die geistlose Staatswirthschaft, die keinen Menschen etwas angehn sollte, in Trümmern geschlagen worden? Haben die Aerzte, die den Leichnam wieder zum Leben brachten, andre Mittel gewußt, als die Aufhebung jener altprotestantischen Abstractionen? Wurde nicht der Anlauf gemacht, aus dem Privatmenschen einen Staatskörper, aus dem Spießbürger einen Vaterlandsvertheidiger zu machen? Haben wir nicht schon Alle in der Religion dieser Welt gelebt und mit Enthusiasmus das öffentliche Wesen für das Ziel unsrer Thaten erklärt? Sind nicht Hunderttausende für das freie Vaterland, d. h. meine Herren, für den freien Staat, der das wirkliche, diesseitige Allgemeine ist, in den Tod gegangen?

O ja, es ist sehr leicht, die Abstractionen des protestantischen Staates zu erkennen und bei ihrem wahren Namen zu rufen. Aber wie ein Nachtwandler auf der Zinne des Dachs, erschrickt er vor seinem eignen Namen. Weh' dir und ihm! Das eben ist es ja, daß er diese Einsicht nicht ertragen und gleichwohl ihrer nicht entbehren kann. Kurz, die geistige Revolution ist vorhanden, eben weil die Einsicht alle Köpfe in Besitz nimmt; aber die alte Abstraction ist die Hartnäckigkeit selbst. Alle egoistischen Interessen des alten Organismus, die mit den Personen verwachsen sind, legen die Hand auf jene Abstraction und sagen: *ich will sie!* Und so ist es denn dahin gekommen, *daß die Einsicht und der Egoismus in dem Herzen unsers Gemeinwesens, ja, in dem Herzen der einzelnen Menschen selbst den erbittertsten Kampf mit einander führen, und überall, wo der Egoismus trotz der Einsicht, ja, trotz den Gesetzen für die alte Abstraction auftritt, zieht er die vollkommenste moralische Auflösung nach sich.*

Die Abstractionen des protestantischen Staates sind in der That sogar radicaler und *christlicher*, als die der

Hierarchie, weil sie einfacher beim Glauben und Meinen stehn bleiben, und gleich alle Realisirung außerhalb des Denkens, Meinens, Glaubens perhorresciren. Wäre es daher möglich, das alte Verhältniß des Staates, der kein Staat sein soll, noch aufrecht zu erhalten; so, muß man gestehn, ist der Name des *christlichen Staates* der allergeeignetste, den man hätte finden können. Aber er ist ein Product *der* Reflexion, welche mit der Gewalt der Geschichte aus der Position des *protestantischen* Staats sich vertrieben sieht und dennoch im Wesentlichen den geheimen, jenseitigen Staat und die gläubigen Unterthanen beizubehalten wünscht. Es fragt sich daher, wie weit diese Reflexion und ihre gute Meinung, dem Drange der Dinge und der Gedanken gegenüber, reichen wird. Es ist schon geraume Zeit her, daß der preußische Staat aufgehört hat, sich den *protestantischen* zu nennen. Der Grund liegt nicht in der Einsicht, daß die Abstractionen: „unpolitische Unterthanen und geistig unbetheiligte Obrigkeit" nicht mehr haltbar seien; sondern in der historischen Abschwächung der Gegensätze des Katholischen und Protestantischen, ein Resultat, welches freilich selbst wieder darin liegt, daß der Mensch den Christen ausgezogen hat und schon in der Zeit der Aufklärung aus dem abstracten Himmel sehr ernstlich in die irdische Wirklichkeit herabgestiegen war. Die Revolution ist die äußerliche Darstellung dieses zurückgekehrten Bewußtseins, dieser Einkehr aus der Entfremdung des Geistes in sein präsentes Selbstbewußtsein. Preußen und Oestreich nahmen an der Republik und der Religion des Diesseits mit ihrem: Allons, enfans *de la patrie!* den ernstlichsten Anstoß. Die alte Feindschaft verschwand vor diesem neuen gemeinschaftlichen Feinde. Die Revolution führte Preußen sogar in ein Bündniß mit Oestreich zusammen. In den Revolutionskriegen entwich auch der letzte Rest eines confessionellen Pathos aus der Seele der Menschen, und an die Stelle desselben trat das *Dynastie-* und das *nationale* Interesse.

Dynastie und Republik, Nation und Nation standen sich gegenüber. Das Dynastie-Interesse war der alte Staat, wie er sich im Verlauf der vorrevolutionären Geschichte gebildet hatte. Ihm galt das Volk, die Masse der Unterthanen, nur als Material, dagegen die Dynastie und was daran hängt, als Zweck. Der Staat war die Verwaltung, nicht das Verwaltete, wenn man so sagen darf; ein Verhältniß, welches überall aus der Abstraction von der Welt und dem wahrhaft Menschlichen hervorgehn mußte. Denn ist die Welt und der Mensch nichts werth, was verdienen sie anders, als mit Füßen getreten zu werden?

Dagegen erweckt die Revolution, wohin sie reicht, überall das Selbstgefühl der Menschen, die früher als Volk nur willenloses Material waren. Das nationale Interesse wird sogar in Deutschland, wo es erst als Product der Noth, der tödtlichsten Noth ins Leben tritt, als Einimpfung des Selbstgefühls der Revolution empfunden, die Volkserhebung der Freiheitskriege hat eine sehr nahe Verwandtschaft mit der Volkssouverainität der Revolution. Alles war damals voll von Volk und Vaterland, selbst die Fürsten, die man sich wiedereroberte, waren Gegenstand dieser Anstrengung als vaterländische, als „angestammte" und nationale. Das Nationale ist aber politisch, nicht religiös im christlichen Sinne; es ist nicht die Hingabe an eine abstracte, von der Phantasie ausgestattete außerweltliche Allgemeinheit, sondern das Interesse für das wirkliche reelle Gemeinwesen, den Staat, der unser Product ist, unsre Heimath und die Quelle aller unsrer Leiden und Freuden, aller Vernunft, aller Bildung, alles Ewigen und Heiligen im Schooße des menschlichen Geistes. Und wenn es auch wahr ist, daß der nationale Sinn nur zur Unabhängigkeit, nicht zur Freiheit führt, da wirkliche politische Freiheit nur die innere, nicht die bloß äußere genannt werden darf, so ist doch für die völlige Umkehr des Weltbewußtseins genug bewiesen mit der einfachen Thatsache, daß die große Begeisterung der Freiheitskriege nicht dem Himmel, sondern ganz und gar dem irdischen Vaterlande galt.

Gleichwohl sind diese *Freiheitskriege Restaurationskriege*; sie sind eine Auflehnung der Unabhängigkeit gegen die (freilich ausgeartete und von sich selbst abgefallene) Freiheit. In ihnen siegt das alte Europa, das feudale England und der contrerevolutionäre Continent über die Revolution. Die Erbitterung von Nation gegen Nation war allerdings der Krieg und das Leben des Krieges, aber mit dem Siege über die Franzosen triumphirte man doch auch über die Principien der Franzosen. Alles Fränkische war schlecht; daß die Freiheit eine allgemeine geistige Angelegenheit und in Wahrheit nicht nach den Nationen verschieden sein könne, wurde von den Urbären des Deutschthums u. s. w. übersehen. Es ist also nicht zu verwundern, daß aus dem Restaurationskriege auch der alte Staat, das Dynastie-Interesse mit den verwalteten willen- und gedankenlosen Unterthanen wieder hervorgeht. Allenfalls von einer englischen und altdeutschen, **ständischen** Freiheit und Glückseligkeit (die in der That etwas andres als die wirkliche, die „französische", Idee der Freiheit ist), hätte die Rede sein können; aber die Mittel zu dieser Herrlichkeit sind vor der Revolution schon durch den Absolutismus so gründlich vernichtet, daß alle Anstrengungen für diese antifranzösische, d. h. in der That unhistorische und utopirte Freiheit an dem alten dynastischen Staate scheiterten. Ja, sie sanken vor ihm so sehr zum Schein herab, daß sogar die ebenfalls nur scheinbare

Vereinigung Deutschlands im Bunde noch Herr über diese Freiheiten und Constitutionen geblieben ist.

Gestehn wir uns dieses Faktum, das übrigens alle Welt beweist, ehrlich ein, so ist es leicht erklärlich, wie nun auch das altchristliche, das himmlische Interesse, ja sogar die Legitimität des Papstes, der dem himmlischen Reiche vorsteht, wieder zum Vorschein kommen mußte. Der alte Staat, in dem die Unterthanen nur Material sind, muß diese Unterthanen mit ihren höchsten und heiligsten, den geistigen Interessen auf den Himmel verweisen, denn die ganze Erde gehört nach seiner Doctrin und nach den Concessionen des Protestantismus den Herren des Staats. Die politische oder die Vaterlandsreligion der Freiheitskriege — man sang damals: „Das Höchste, was wir kennen, ist unser deutsches Vaterland" — gerieth daher seit 1815 in einen Kampf auf Tod und Leben mit dem Beamtenstaat, der sich bereits wieder mit all' seinen Theorieen und Praktiken fixirt hatte, als der Freiheitskrieg und seine diesseitige Religiosität noch in den Gemüthern der Menschen brauste, aber freilich ohne ihnen die Fähigkeit zur Constituirung eines neuen Staates zu geben, weil sie eben davon herkamen, das „fränkische" Princip des neuen Staates besiegt zu haben, und es vielmehr anfeindeten, als begriffen. Auch hier also siegte consequent der Zug dieses Zeitalters, die Restauration. Die Demagogie oder das nationale und revolutionäre Element der Freiheitskriege kam nicht zur politischen Macht und Geltung.

Das Bedürfniß führt die Menschen aber immer wieder zum Idealen. So entsteht nun, statt der patriotisch-politischen Religiosität, die auf das allgemeine Interesse politischer und geistiger Freiheit gerichtet war, wirklich wieder, wenn auch nur als künstliches Reflexionserzeugniß, die Privatreligiosität des Altchristenthums, die zwar aus der Begeisterung der Freiheitskriege, also aus dem demagogischen Elemente herstammt (das beweis't auch der Lebenslauf ihrer entschiedensten Anhänger, Hengstenberg, Leo, Krummacher u. s. w.), aber sich dennoch ganz consequent unter den officiellen S c h u t z des alten Staates begiebt. Eben so kommt die abstracte Geistesfreiheit der Wissenschaft, die den Staat nur als ihren hohen unerreichbaren Herrn, nicht als ihr Product kennt, wieder zum Vorschein. Kurz die Restauration wird zur Restauration des protestantischen Geistes überhaupt und darum auch des protestantischen Staates und des entschiedenen Privatlebens aller seiner Unterthanen. Der ganze Schein des politischen Lebens in Deutschland, dem die Presse, die Jury, die Oeffentlichkeit, die Souveränität fehlt, dient nur dazu, um die Sache desto augenfälliger zu machen. Nie ist diese Restauration vollendeter gewesen, als in diesem Augenblick, nie aber war sie auch ihrem Umschlagen in reelle Freiheit näher als jetzt, wo man wenigstens weiß, was die specifisch deutsche Freiheit denn eigentlich sei. Wenn wir auch langsam lernen, so sind doch 30 Jahre auch eine schöne Schulzeit, um zu begreifen, daß der kein politisch Freier ist, der nicht einmal den Ort der Freiheit, die Presse und das offene Gericht, erobert hat.

Der politische Zustand eines Volkes ist nie das Product einer isolirten Willkür, sondern allemal einer breiten theoretischen Voraussetzung, wie der alte Staat auf der christlichen Abstraction und in Norddeutschland speciell auf der protestantischen Weltanschauung gegründet ist. Die Einsicht Einzelner gründet noch keine neue Staatsform; die Einsicht eines Volkes ist unmittelbar der Staat selber.

Nun kann es Niemand entgehn, daß die Restauration ihr Glück lediglich der Ansicht, der wirklich noch überwiegenden alten Weltanschauung des Volks zu danken hatte. Man würde sich aber sehr irren, wenn man nun darum die nationale oder volksmäßige und weiterhin politisch freie Seite unsrer historischen Bewegung für vernichtet hielte. Im Gegentheil, je mehr sie im officiellen Staate verkümmert und gedrückt wurde, um so tiefer ist sie im Geiste und in Gedanken innerlich durchgebildet. Aber nicht nur die Wünsche und Theorieen, auch die Erscheinungen sind voll davon: die Theorieen werden von politischen Organen, ja von Majoritäten, die formell berechtigt sind, entschieden und unablässig vertreten. Wir haben überall in Deutschland, theils in greller schreiender Weise, theils in moderirter den Zusammenstoß des alten Vormundes und des großjährigen, wenn auch noch nicht förmlich dafür erklärten Volkes. Man drückt dies auch gewöhnlich und ganz richtig so aus, und geht damit zunächst auf die Aufhebung des Laienthums im Staate aus; indem man aber dieses Interesse überhaupt nur fassen kann, muß schon die ganze Voraussetzung, daß die Erde nur eine Stufe für den Himmel und die jenseitige Welt die wahre, diese aber vom Uebel sei, verschwunden sein. Die ärgste Ketzerei ist die Politik, das verruchteste Wort: „politische Freiheit." Doch es giebt keine Ketzerei mehr, oder, wenn man will, so tief ist dieser liebenswürdige Begriff gesunken, daß er selbst politisch geworden und nur als politische Kategorie noch einiges Leben hat. Allmälig scheint man aber auch damit zu Ende zu kommen. Bei dem grellen Conflict in Hannover, bei den sanfteren in Ostpreußen, am Rheine, in Baden, ja selbst in der censirten Litteratur ist die Aechtung der politischen Freiheit machtlos geworden. Ueberall zeigt sich außerdem eine große politische Habilität der Opposition, und wenn auch das Gefecht hie und da auf praktischem Boden (vergleiche Baden) fast zum Scheingefecht, anderswo sogar zur obligaten Scheinheiligkeit eines vorgeblichen Lobes herabsinkt; so ist jedoch so viel klar, daß die Religion der politischen Freiheit nicht ausgestorben, daß sie vielmehr seit den Freiheitskriegen

einen unendlich reichern und völlig abgeklärten Inhalt gewonnen hat. Die Franzosenfresserei, einst der Hauptinhalt der deutschen Freiheit, ist heutzutage bereits eine solche Lächerlichkeit geworden, daß selbst die beiden abgeschmacktest „deutschen" Zeitungen diese altdeutsche Barbarei nicht lange mehr fortzusetzen im Stande sein werden. Das nationale Pathos in dieser Rohejt wieder aufzuwärmen, erscheint nur als ein kopfloses Unternehmen; die Sehnsucht dagegen nach dem freien, völlig offengelegten und selbstgeschaffenen Gemeinwesen aus den Herzen und seine Erkenntniß aus den Köpfen der deutschen Nation zu verbannen, dazu ist gar kein Mittel vorhanden. „Die Erde hat uns wieder." Die schönsten Kirchen voll Musik und Weihrauch, die höchsten Dome und himmelstürmenden Münster haben die Gedanken der Menschen nicht wieder auf außerweltliche Tröstungen und Verheißungen zu locken vermocht; man hat mit ihnen sogleich Politik getrieben, die Einheit und Freiheit Deutschlands als Devisen darangehängt, und wenn wir auch zugestehn, daß diese Politik eine leere Phantasie ist, so beweist sie doch mindestens so viel, daß jene Richtungen von der Seligkeit der menschlichen Freiheit, der politischen Ehre und Größe, selbst aus ihrem eigensten Asyl verdrängt worden sind.

Und was wird der Schluß des Drama's sein, in dem die alte und die neue Zeit sich auf den Tod bekämpfen? Die neue, die politische Welt, die Welt der freien Menschen, die den Privatmenschen und seinen Egoismus in den Flammen des reellen Patriotismus verzehrt, wird wirklich werden, es wird äußerlich erscheinen, was innerlich schon ist.

„Es wird sein!" — Ja, es wird! — Man muß über die Narren lachen, die nichts haben als ein Futurum und die, weil sie nichts sind, nur prophezeien können, sie würden einmal etwas werden." Aber, ihr Herren, ist denn dies eine phantastische Apokalypse? Bedeutet denn das „es wird sein" etwas andres, als lediglich die Manifestation und Bloslegung dessen, was schon ist? Die Philosophie kümmert sich um keine Zukunft der Phantasiegebilde und der Visionen eines erregten Gemüthes. Ihre Zukunft ist selbst, ihr Glaube ist das Selbstgefühl der Vernunft, und was sie prophezeit, das erfüllt sie unmittelbar selbst, indem sie diese neue Form der Wahrheit für das ganze Geschlecht der denkenden Menschen erobert. Eine Prophezeiung, die man beweis't, ist keine mehr, und ein Beweis, der mit der Thatsache, daß man ihn ausspricht, geführt werden kann, ist nicht schwer. Und dennoch ist damit Alles gesagt und schon ein großes Stück Arbeit wirklich gethan.

Wir haben zwei Welten vor uns. Die eine ist die *fertige*, die andre die *werdende*. Beide sind, und beide sind ineinander. Die fertige Welt unsrer Zeit ruht auf der werdenden. Die Begeisterung der Demokratie, die Demagogie der Freiheitskriege ist ihr Schöpfer; die Jugend, die Philosophie, der Sinn für das Allgemeine des Staats und seiner Freiheit ist ihr Erhalter und ihr Kern. So trägt die fertige Welt die werdende als ihren Gott im Herzen. Sie braucht nur in ihren Busen zu greifen und den Hochmuth ihrer Vollendungseinbildung aufzugeben, um selbst in ihren Gesetzen und Einrichtungen (von 1808 — 1815) den Geist der neuen Welt wieder zu finden und das Wunder einer großen Todtenerweckung auf die natürlichste und vernünftigste Weise zu vollziehen.

Andrerseits ruht die ganze werdende und innerlich in den (reponirten) Gesetzen, wie in den Gemüthern schon gewordene Welt der Freiheit noch im Schooße der alten fertigen Welt. Die, welche den Staat nicht als öffentliches Gemeinwesen verstehn, haben ihn im Besitz; die, welche die Religion der Hingabe an den allgemeinen Geist, an die reale diesseitige Idee, für eine Thorheit und für ein Aergerniß ausgeben, sind Verwalter der Religion; die, welche die Gesetze der Freiheit über Staats- und Gemeinde-Verfassung, über Volks-Erziehung und -Bewaffnung auszulegen und auszuführen haben, sind mit dem Princip der Volks-Freiheit und Souverainität, aus denen sie entspringen, nicht einverstanden. Nicht die Menschenrechte der Revolution und die Religion für alles Hohe und Große in der Welt des Geistes, sondern die göttlichen Gesetze der jenseitigen Religion und des eben so jenseitigen alten Staates, nicht der Staatsbürger der neuern Zeit, sondern der Spießbürger und Unterthan der guten alten Zeit — das ist es, was dem Geiste unsrer Politiker vorschwebt, und die Summe und die höchste Spitze des fertigen Staates wäre in der That sein eignes Bekenntniß: er sei *der christliche*; denn seine ganze Praxis beruht auf der Jenseitigkeit, oder, was einerlei ist, auf der Nichtanerkennung der menschlichen Freiheit. Das politische Leben soll noch erst geboren werden; außer dem politischen Leben giebt es aber keine freien Menschen, nur resignirende Christen.

Ist also der existirende, der fertige Staat nicht wirklich der christliche, wenigstens derjenige, welcher nur darum entstehn konnte, weil die Welt unter der Herrschaft, bei uns der protestantischen, überall der christlichen Vorstellungen stand? — Ohne Zweifel; und es geht seiner Christlichkeit weiter nichts ab, als 1) die Möglichkeit, ihre Abstractionen in der Wirklichkeit festzuhalten und den Menschen außer dem Staate in der Luft schweben zu lassen, und sodann 2) die ganze werdende Welt der politischen Freiheit, welche sich außer der fertigen Welt, das heißt, wie wir gezeigt, in ihrem Herzen gebildet hat, und doch ihrem Herzen so fern steht.

Bis auf diese zwei Kleinigkeiten ist der christliche Staat der wirkliche; und man würde ihm zu seiner Wirklichkeit Glück wünschen können, wenn nicht jede *fertige* Wirklichkeit das Mißliche an sich hätte, daß nun die Welt auch mit ihr fertig wird. Ist vollends die fertige Wirklichkeit nur eine geflissentlich restaurirte, so tritt noch das Bedenken hinzu, daß die Welt auch schon weiß, wie sie das erste Mal mit ihr fertig wurde. Doch wie gesagt, die Wirklichkeit „des christlichen Staates" glauben wir nicht nur behauptet und bewiesen, sondern auch genugsam charakterisirt zu haben, und alles sine ira (denn der Zorn gehört der Praxis), wenn auch nicht sine studio, — denn wer könnte Fragen von diesem Gewicht in Betracht ziehn, ohne mit ganzer Seele dabei zu sein?

Arnold Ruge.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

// Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 269. 11. November. 1842.

Geschichte der politischen Hetärieen in Athen von der Zeit der Kylonischen Verschwörung bis zum Ausgange der Dreißig, mit besondrer Berücksichtigung des politischen Characters derjenigen Staatsmänner, welche sich ihrer bedienten; aus den Quellen bearbeitet von Dr. Hermann Büttner. 8. VI und 88 Seiten. Leipzig 1840. Verlag von A. Brandes.

Unter anspruchslosem Titel und in geringem Umfange wird uns hier eine Schrift dargeboten, die sich nicht nur in Bezug auf gelehrte und gewissenhafte Quellenforschung den bedeutendsten Leistungen der neuern Zeit auf diesem und auf verwandten Gebieten der Alterthumswissenschaft würdig anschließt, sondern deren eigentliche Tendenz, einen der wichtigsten Abschnitte der alten Geschichte aus dem Wesen des antiken Volks- und Staatslebens heraus zu begreifen, und wiederum letztres in die historische Entwicklung des Menschengeschlechtes überhaupt einzureihen, eben diese Schrift als ein Bedürfniß zugleich und Ergebniß der neusten wissenschaftlich-politischen Bewegungen charakterisirt. Die Blüthezeit des am feinsten organisirten antiken Staatswesens wird hier in den leisesten Uebergängen und Schattirungen seiner Existenz mit behutsamer und glücklich gewandter Hand zu dem unverkennbaren Zweck ausgebeutet, die Grenzen der politischen Bildung des Alterthums, ihr wissenschaftliches und historisches Verhalten zum modernen Bewußtsein darzulegen und die Berechtigung und den Werth beider an dem Maßstab der Idee des Staates überhaupt zu ermessen. Daß zu diesem Zweck kaum eine passendre Periode erwählt werden konnte, als die ereignißreiche Zeit Athens von Kylon's Verschwörung bis zu den Dreißig, ergiebt sich aus dem Angedeuteten von selbst. Aber eben daraus erhellt, daß bei einer durchaus concreten und auf den einzelsten Factis gegründeten Darstellung, oder näher, bei einer objectiven Selbstentwicklung der Facta gerade in dieser Epoche auch entlegne Anekdoten und apokryphische Tradition nicht unbeachtet bleiben durften. Denn wenn sie auch oft Zweifel über die Wirklichkeit der in ihnen referirten Thatsachen zulassen, so geben sie doch sichern und unschätzbaren Aufschluß über die Art, wie die Zeitgenossen oder wenigstens das Alterthum die betreffenden Ereignisse und Persönlichkeiten angesehen und zu begreifen gesucht haben. Dagegen durfte bei der monographischen Haltung der Arbeit das minder charakteristische Detail der allgemein zugänglichen Quellen als bekannt vorausgesetzt werden. Hier konnte, wo nicht etwa Differenzen in den verschiednen Berichten durch die Kritik des Einzelnen zu beseitigen waren, die Darstellung sich freier bewegen. Und wenn auch hier, wie überall, das wahrhaft historische Räsonnement durch die Ereignisse selbst geschaffen, nicht von außen an sie heran geworfen sein soll, so durften und mußten sie als ihr eignes Ergebniß den Begriff zuletzt auf ihrer Spitze tragen. Natürlich ist es zunächst immer wieder der Verfasser, dem die nicht gerade zeitliche Anordnung des Stoffes zuzurechnen ist, es ist zunächst der Verfasser, welcher das Facit aus den Factoren zieht. Und in sofern wird jede historische Arbeit eine subjective sein. Ihre wahrhafte Objectivität manifestirt sich vielmehr in der Anerkennung des Lesers, daß die Facta so und nicht anders geordnet sein, daß ihre Ergebnisse so und nicht anders ausfallen konnten, als der Verfasser sie darstellt, oder genauer, in der Selbstvergessenheit, mit der er sich an die Dialektik der Geschichte und ihre zwingenden Consequenzen so gefangen giebt, daß er den historischen Proceß in sich selbst zu produciren vermeint. Diese Anerkennung, für welche gemeinhin der sehr bezeichnende Ausdruck gilt, daß ein Buch dem Leser aus der Seele geschrieben sei, darf die vorliegende Schrift im höchsten Maße in Anspruch nehmen. Um so auffallender klingt daher vielleicht der Vorwurf, daß der Verfasser, dessen wahrhaft objective Vorstellung wir eben durch dies Urtheil anerkennen, wenigstens an einer, freilich wiederum sehr bedeutsamen Stelle, das Wesen dieser Objectivität nur abstract auffaßt, und in Folge davon für den Augenblick mindestens in dem Leser das Gefühl einer Lücke verursacht, welches um so empfindlicher ist, als es sich gerade um die Aufzeigung eines Standpunctes handelte, von dem die ganze folgende Entwicklung sich klar übersehen ließe. Er wehrt nämlich (S. 5) die Fordrung einer Definition der athenischen Hetärien aus dem Grunde ab, weil sie eine Geschichte haben. „Was aber eine Geschichte hat, dessen Wesen läßt nur durch die Explication derselben sich in seiner Wahrheit erkennen." Wohl; aber doch nur zunächst

und indem es nachgesucht wird. Wenn hingegen die Erklärungen Droysen's, Hüllmann's, Hermann's, Wachsmuth's, Schömann's, Krüger's, Vischer's theils als unzulänglich, theils als schlechthin falsch verworfen werden, so erwartet man mit Recht, daß der Nachweis davon nicht durch die folgende Forschung dem Leser selbst zu finden überlassen werde, sondern daß das Ergebniß derselben als scharf fixirter Begriff von dem Verfasser selbst den falschen Definitionen entgegengestellt werde. Daß aber auch dieses Wort, so wie jedes andre seine Definition habe und haben müsse, kann keinem Zweifel unterliegen. Auch bei den verschiedenartigsten Formen und politischen Färbungen, die im Laufe der Geschichte die verschiedne Gestaltung der staatlichen Verhältnisse den Hetärien aufnöthigt, müssen sie ein Gemeinsames haben, welches alle diese Verbindungen zu dem Namen berechtigt. Dieses Gemeinsame, aus welchem durch die Modification der Verhältnisse die besondern Erscheinungen sich mit Nothwendigkeit ergeben, ist ihr Wesen, ihre Definition. Ihre Explication, das heißt der Nachweis, daß alle jene Besonderheiten wirklich aus dem Wesen der Hetärien sich entwickelt und wie sie sich entwickelt haben, also der Nachweis, daß die gegebne oder zu gebende Definition wahr und mit dem Wesen identisch sei, das ist allerdings ihre Geschichte, die Aufgabe des vorliegenden Buches. Implicite liegt also in ihm die Definition und wir gestehen gerne, daß wir die Möglichkeit, eine solche zu geben, erst der gediegnen Forschung und gewandten Darstellung des Verfassers verdanken. Es sind aber die athenischen Hetärien-Clubbs, welche ohne gesetzliche Berechtigung, meist um einzelne Persönlichkeiten gesammelt, Verfassungsfragen vorbereiten und Modificationen des Bestehenden durchzusetzen beabsichtigen: Verbindungen, wie sie in ähnlicher Art jedes freie Gemeinwesen erzeugen muß, das entweder rein demokratisch (die Clubbs der französischen Revolution, die nordamerikanischen Meeting's) oder in welchem die minder berechtigte und sich gekränkt fühlende Classe nicht bereits als eine Corporation constituirt und gesetzlich anerkannt ist. Im entgegengesetzten Falle freilich, wie in den Verhältnissen der römischen Plebs zu den Patres, der Gemeinde in den mittelalterlichen Städten zu den Geschlechtern, wird der Kampf, wo nicht wirklich parlamentarisch, doch einfacher, offner, geregelter, dem Gemeinwesen wie der sittlichen Haltung der Individuen minder gefährlich. Aber nach Ausgleichung der Stände bietet Rom durchaus den athenischen Hetärien analoge Erscheinungen; wie denn App. Claudius Cäcus in den Bestrebungen wie in den Mitteln, sie durchzusetzen, lebhaft an Kimon, die Scipionen mit ihrem Anhange an Thukydides den Aeltern erinnern. Brutus und Cassius aber haben sich selbst mit Harmodios und Aristogeiton vergleichen wollen. Natürlich daß der römischen Volksbildung und wir möchten sagen dem grobkörnigern Elemente des Nationaltypus angemessen, dort alle diese Bewegungen massenhafter, unbeholfner, gewaltsamer vor sich gehen. Hier aber wie dort ist Untergrabung des sittlichen Bodens, auf welchem die Verfassung basirt, gewaltsamer Umsturz derselben, Zertrümmrung des ganzen Staats- und Volkslebens, Untergang der wahren Bildung und Freiheit die endliche Folge dieser Machinationen. Daher könnte es zuerst auffällig erscheinen, wenn der Verfasser den Grund solchen Unheils in den Widerspruch setzt, in welchem die Geltendmachung individueller Einsicht und Thatkraft mit der dem griechischen und vor allen dem athenischen Volke eigenthümlichen Betrachtungsweise getreten sei, als wäre das einzig berechtigte Verhältniß des Individuums zum Staate nur der einfältige Gehorsam und unmittelbare Unterwürfigkeit (S. 4 u. 5).

Und in der That würde diese Auffassung als eine einseitige gelten müssen, wenn sich nicht im Laufe der Untersuchung herausstellte (vergl. S. 24. 33. 45), daß auch der Verfasser das Gesetzlose und Heimliche dieser Verbindungen als das unmittelbar verderbliche und demoralisirende Moment in ihnen anerkennt, daß er es anerkennt, wie die den ältesten Verhältnissen angemeßne Fordrung des einfältigen Gehorsams, auch da noch geltend gemacht, wo dem Begriffe des Staates ein ganz andres Wesen, die absolute Volkssouveränität, untergestellt war, in dem Bewußtsein jedes Einzelnen zum schreiendsten Widerspruche führen mußte, wie dieser Widerspruch zunächst in den hervorragenden und ihre Thatkraft vorzugsweise fühlenden Individuen als eine Renitenz gegen das Allgemeine sich offenbaren mußte, die sich ihrer Schuld oder mindestens ihrer Gefahr bewußt war, und wie endlich dieses gesetzlose, heimliche und darum unsittliche Verhalten gerade der ausgezeichnetsten Individuen, der nothwendige und gemeinsame Fluch jeder abstract gefaßten Demokratie sein werde. Hiermit erst gewinnen wir den allgemeinen Standpunct für die Beurtheilung der Hetärien, die nur darum in Athen zu einer so vollkommnen und ausgebreiteten Entwicklung gekommen sind, weil in keiner Zeit und von keinem Volke die Demokratie abstracter aufgefaßt und rücksichtsloser der Wirklichkeit aufgenöthigt ist, als eben in Athen. Und so ist denn nicht sowohl auf die Fordrung des einfältigen Gehorsams der Nachdruck zu legen, als auf die innre Constitution des Gemeinwesens, welche diese Fordrung an das Individuum stellt, die Lüge einer Verfassung, deren Name selbst die freiste Entfaltung persönlicher Tüchtigkeit zuzusichern scheint und die unter demselben Rechtstitel eben diese Entfaltung eifersüchtig überwacht, die unveräußerlichsten Rechte der Einzelnen despotisch beeinträchtigt, sie selbst zur Lüge und Verstellung zwingt, auf die uneigennützigsten Bestrebungen edler Bürger das zweideutige Licht der Heimlichkeit wirft, ja selbst

Wohlthaten nur dann ungestraft sich bieten läßt, wenn der Geber sie ihr wie ihre eigne Erfindung aufschmeichelt. Daß aber in Athen die Entwicklung der Demokratie diesen Verlauf nahm, hat noch eine andre von dem Verfasser unsers Bedünkens nicht gnug in den Vordergrund gestellte Ursache. Die fromme Scheu und Ehrfurcht für das Herkömmliche nämlich, in welcher der Staat selbst als ein göttliches Institut erschien und von der ein nicht geringer Theil auf die Erben der königlichen Gewalt, die Eupatriden, überging, gestaltete sich durch innre und äußre Motive gezeitigt zur Achtung für das Gesetz und dessen lebendigen Vertreter, das Volk. Aber indem das, vorzugsweise durch die Perserkriege gesteigerte Volksbewußtsein, dem Gedanken Raum gab, als bedinge die gleiche Thatkraft und die gleiche Bereitwilligkeit Alles, ihr Bestes dem Wohl des Vaterlandes zu opfern, auch eine gleiche Einsicht in die Interessen des Staates, mußte die Achtung für den Volkswillen unwillkürlich und fast unmerklich die Seite der Selbstachtung herauskehren und somit war der erste Schritt zu dem folgenden und eigentlich letztem Stadium geschehen. Da nämlich selbst in dem ausgebildetsten Volke die politische Befähigung der Individuen nie eine gleiche gewesen ist, aber nur in dieser Befähigung ein vernünftiger Maßstab für die Theilnahme an der Oeffentlichkeit und die Berechtigung zum Regimente geboten wird, so ist die Prätension des Volkes, ohne innre Gliedrung und Abstufung als monotone Masse Achtung und Gehorsam zu beanspruchen, von welchem auf jedes seiner Atome ein gleicher Theil abfallen solle, eine unvernünftige. Von diesem Augenblicke an wird der Demos Despot. Die erste und nothwendigste Consequenz solcher Ansicht aber ist der O s t r a c i s m u s, welcher jedes Element, das nicht mit den übrigen als eine gleiche Einheit g e z ä h l t werden kann, sondern dessen Natur es ist, andre zu überragen und durch sie g e m e s s e n zu werden, ausstoßen muß. Und aus diesem Gesichtspuncte scheint auch der Bericht Plutarchs, daß jenes Institut deßhalb abgeschafft sei, weil es durch Anwendung auf einen so jämmerlichen Menschen als Hyperbolus für die Zukunft geschändet worden, wenn nicht historisch begründet, doch durchaus folgerecht erfunden. Es ist das Aufhören des Ostracismus das Todesurtheil des athenischen Volkes, sein Eingeständniß, daß es keinen bedeutenden Mann mehr aus sich zu erzeugen vermag, der der uniformen Mittelmäßigkeit Aller gefährlich werden könnte. Das Institut war daher schon durch seinen Mißbrauch aufgehoben, und gegen diesen Grund erscheinen die übrigen vom Verfasser geltend gemachten (S. 62. 63) nur secundär und ergänzend. Die Ursache aber einer so raschen, fast explodirenden Entwicklung des athenischen Staates und ihres jähen Sturzes wird immer in der Hast zu suchen sein, mit welcher in dem Jahrhundert ihres Entstehens die Herrschaft von der einen berechtigten Kaste zuerst an das fromme Sittlichkeitsgefühl der Individuen, und da dieses der Reife und Durchbildung ermangelte, bald an die Willkür der nur arithmetischen Mehrzahl abgegeben ward. Es versteht sich, daß dem Verfasser diese Verhältnisse, wenn er sie auch nicht an die Spitze seiner Untersuchung stellt, in keiner Weise entgehen konnten. Jede Seite des Büchleins beweist, daß er nicht nur die einzelnen Hetärien als die Anfangspuncte neuer Bewegungen, als die pulsirenden Keime angesehen, welche in dem Gewächs des athenischen Staates bald neue herrliche Blüthen und Früchte hervortrieben, bald als Schmarotzerpflanzen und tödtliche Afterbildungen die gesunden Säfte desselben aufzehrten und allmälig nur eine morsche, zerfreßne und taube Schuttmasse zurückließen. Vielmehr liegt gerade das Wesen und die Kunst seiner Darstellung darin, daß er die Reflexe, welche die stets veränderte Gestalt des Staatswesens auf die in ihm und doch im Kampfe mit ihm sich entwickelnden Hetärien nothwendig warfen, und den Begriff dieses Namens in den verschiednen Phasen der Verfassungsgeschichte modificiren mußten, in concretester Weise zur Anschauung gebracht hat. Daß hierdurch mit Voraussetzung des bekannten und zugänglichen Details eigentlich schon im Entwurfe die ganze athenische Geschichte gegeben ist, und daß gerade die geheimsten und feinsten Lebensnerven aufgedeckt sind, welche diesen Organismus in Bewegung gesetzt haben, ergiebt sich nach den obigen Bemerkungen von selbst. Da aber der Verfasser mit Recht sich die Aufgabe stellt (S. 6) die „B e d e u t u n g der H e t ä r i e n seit den sichern Anfängen der Geschichte Athens durch d i e j e n i g e n P e r s ö n l i c h k e i t e n z u b e g r e i f e n, die sich ihrer bedienten, bis zu der Zeit, in welcher umgekehrt die Personen nur Bedeutung haben durch die Genossenschaften, denen sie angehören" — so mußten die bedeutendsten Staatsmänner der Blüthezeit Athens in möglichst erschöpfender Charakteristik vorgeführt werden, und diese Charakteristik ist es, von der der competenteste Richter auf diesem Gebiete der Alterthumskunde eingesteht, daß sie zu dem V o r z ü g l i c h s t e n zu rechnen sei, das ihm in dieser Gattung nur vor die Augen gekommen. (K. Fr. Hermann B. J. f. w. Kr. 1842, Nr. 17, S. 135). Nur ungerne versagen wir uns das Vergnügen, zur Begründung dieses Lobes, welchem, wenn es überhaupt gesteigert werden könnte, die Versichrung unsers vollkommnen Einverständnisses nur ein geringes Gewicht beifügen würde, dem Leser einige hervorstechende Proben der glänzenden und gediegnen Darstellungsweise des Verfassers vorzulegen. Die Grenzen dieser Anzeige beschränken uns auf einige Andeutungen, deren Berücksichtigung von Seiten des Verfassers wir wünschten, wenn ihm einst eine angemessenere Lage und Muße genug zu Theil geworden sein wird, um ihn diese Skizze zu einer detaillirten Geschichte Athens ausführen zu lassen, einer Arbeit, zu

welcher er vor Vielen befähigt zu sein scheint. Wir haben zunächst den Schluß des Buches im Auge, dessen Beschränkung auf die Periode bis zu den Dreißig er dadurch rechtfertigt, (S. 87) daß in den spätren Zeiten des athenischen Staates keine andern Arten von Hetärien aufkommen, als die waren, welche im Verlauf dieser Abhandlung dargestellt sind. Aber theils ist es nicht die Aufgabe der fortlaufenden Darstellung, historische Erscheinungen nach gewissen äußren Aehnlichkeiten in Arten zu classificiren, theils ließen sich bei einem so gewaltsamen Verfahren auch in der behandelten Epoche manche Hetärien in gemeinsame Schemata einzwängen, wie denn der Verfasser selbst das Analoge in Perikles und Alcibiades Auftreten hervorhebt (S. 71) und Isagoras', Kimon's und des ältren Thukydides Bestrebungen noch leichter sich zusammenfassen ließen; endlich und hauptsächlich ist eine bloße Repetition derselben Verhältnisse, wie überhaupt in der Geschichte unerhört, so vor allen in dem bunten Wechsel der athenischen, die so durchaus von den Persönlichkeiten der Volksführer bestimmt wird, unglaublich. Aehnlichkeiten, Analogien werden sich allerdings aufzeigen lassen; dessen wird uns der Verfasser gewiß nicht überreden, daß die Hetärien des Thimotheos Lysithides, des Kephalos und Aristophon, daß die Machinationen des Chares, und vor allem die durch Philipps Einmischung in die hellenischen Verhältnisse hervorgerufnen Faktionen und ihre Kämpfe wie durch Schablonen den frühren nachgezeichnet, nicht eine reiche Mannigfaltigkeit von Situationen und charakteristischen Schattirungen in sich schließen sollten. Ja wir sind zu der Ueberzeugung berechtigt, daß gerade das Talent des Verfassers, wenn er die Arbeit weiter fortgeführt hätte, uns lichtvolle Perspectiven in diese Mannigfaltigkeit neuer Verhältnisse eröffnet haben würde, daß er vor Vielen den Nachweis hätte geben können, wie auch jede der folgenden Hetärien ihre eigne Art für sich gebildet hat. Wir haben das Zutrauen zu ihm, daß er uns ermüdende Wiederholungen erspart hätte, aber eben deßwegen erlauben wir uns auch die Conjectur, daß der Verdruß und die Wehmuth, die den Verfasser bei dem Gedanken überschlich, den Verfall und Untergang einer schönen Volksbildung mit grausamer Genauigkeit in seine Einzelheiten verfolgen zu müssen, ihn von dem Vorhaben zurückschreckte, und daß er sich deßhalb jener willkommnen Selbsttäuschung hingab, als sei diese Ausführung für den Zweck nicht wesentlich. Aber hätte das Gefühl von dem wahren Verhalten ihm nicht vorgeschwebt, wozu wäre es nöthig gewesen am Schlusse zu entschuldigen, daß das Buch nicht mehr leiste, als was sein Titel ankündigt?

Die zweite Bemerkung aber gelte einer der schönsten Stellen des Buchs (S. 36), wo er in der Schildrung des Perikles diesem Manne das Verdienst beimißt, daß unter seiner Leitung die Athener dazu gelangt seien, in sich die Blüthe alles desjenigen zu entfalten, was überhaupt an positiver weltgeschichtlicher Bedeutung der antiken Welt zugetheilt war. Wenn er nun aber erläuternd fortfährt: „Diese positive weltgeschichtliche Bedeutung aber ist in unsrer höhern Auffassungsweise dasselbe, was Perikles unsterblichen Ruhm nennt; seine Gesinnung in dieser Hinsicht ist die Vollendung desjenigen, was den eigenthümlich griechischen Heldenmuth ausmacht," — wenn er also somit die obige durchaus wahre Behauptung auf die Wirksamkeit für den Staat und in ihm beschränkt, so bedarf es für den Verfasser nur eben der Andeutung, daß er hier, den Blick auf die politische Entwicklung des hellenischen Volkes gerichtet, die ganze Welt des Schönen, und seine Production durch die Kunst außer Augen gelassen hat, in welcher das Alterthum, das hellenische, das attische Volk, in welcher gerade die Perikleische Zeit ein wahrlich positives und ewiges Erbe der Nachwelt hinterlassen hat. Endlich würde die treffende Parallele und Entgegensetzung des attischen und des modernen Staatslebens (S. 45 — 47) noch schärfer ausgefallen sein, und die durch Athens größte Staatsmänner durchgesetzte Betheiligung der ganzen Menge am Staat eine mildre Beurtheilung gefunden haben, wenn er die in der That unvergleichlich hohe Bildung des ganzen athenischen Volkes mit in Betracht gezogen hätte, eine Bildung, deren Umfang und Tiefe nicht nur die ewig erstaunungswürdigen Kunstleistungen möglich, und der Menge verständlich machte, sondern die selbst für das Ideal eines attischen Lumpen, für die mit allen Prädicaten der Gemeinheit und Ignoranz überhäufte Carrikatur des Aristophanischen Wursthändlers, wenn sie den Zeitgenossen nicht schlechthin unmöglich erscheinen sollte, eine wiewohl stümperhafte Elementarbildung, die Kenntniß wenigstens der γράμματα, übrig lassen mußte. Arist. Eqq. v. 189.

W. Hertzberg.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 270. **12. November.** **1842.**

Der politische Roman.

Von A. S.

Der Congreß von Verona. Ein Roman in zwei Bänden von Julius Mosen. Berlin 1842. Dunker u. Humblot.

Poesie und Leben stehn in engster Wechselwirkung. Alle wahre Poesie ist ein Kind ihrer Zeit, deren Lieben und Hassen, Thun und Leiden sie ausspricht. Sie ist das erfüllte Pathos des Einzelnen, das sich zu dem der Gesammtheit zu machen strebt und dem dunklen Drange der Masse das Wort auf die Zunge legt. Die Zeit und der sie bewegende Inhalt ist es, der die Poeten gebiert, und die Poeten sind es, die diesen Zeitinhalt in Gestalten verwandeln, in denen wir unser Fleisch und Blut erkennen. Alle ächten Dichter verhalten sich umwälzend — das Genie ist überall revolutionär — zu ihrer Zeit, d. h. zu den veralteten Erscheinungen derselben. Auch in ihnen ist die Negation, — die vielverschrieene, mächtig, und ihre Negationen sind zugleich die handgreiflichsten Positionen, die man sich denken kann. Als heute vor siebzig Jahren Goethe's Werther wie ein Blitzstrahl den trüben Dunstkreis der deutschen Lebenszustände durchbrach, und die Gewitterschläge seiner dramatischen und lyrischen Jugenddichtung die Herzen der Nation aufrüttelten, war es die Freiheit des Einzelnen, des Subjects in der Familie und bürgerlichen Gesellschaft, welche geltend gemacht, und die Knechtschaft und der Druck der versteinten Formen dieses Lebens, welche negirt wurden. Mit welchem Erfolge, ist heute selbst dem Blindesten klar. Die ganze Jugend — elektrisch durchzuckt von jenen Dichtungen, die ihre innerste Seele aussprachen, warf sich mit Begeisterung in die neue Kampfbahn, und die Maaßlosigkeiten und Ueberschwänglichkeiten, welche jenen Umschwung begleiteten, übertreffen im Grunde Alles, was in neuerer Zeit auf ähnlichen Gebieten versucht worden ist.

Seitdem blieb die Familie, die bürgerliche Gesellschaft der Boden, auf dem sich unsre Poesie bewegte, und in immer erneuten Gestaltungen die Berechtigungen der Subjectivität, des Gemüths, des Herzens, der Neigung, gegenüber den gefesteten Verhältnissen, den starren Formen, den widerstrebenden Schranken der „Welt," das hieß eben der Familie und bürgerlichen Gesellschaft, verfocht. Wie weit im Betreff der letztern jene Goethe'sche Zeit hinter uns liegt, wie fremd die Welt, gegen welche sich dort in gesellschaftlicher Beziehung das Subject bis zum Zerbrechen stemmt, unserm Bewußtsein bereits geworden ist, läßt sich an einem Zuge des Werther auf das schlagendste darthun. Da muß sich Werther, der feingebildete bürgerliche Secretair des Gesandten, von dem Grafen C., der ihn obenein „distinguirt" und „liebt" und bei dem er so eben Mittags privatim zur Tafel gezogen worden, bei dem Eintritt der hochadeligen Abendgesellschaft buchstäblich aus dem Hause weisen lassen, weil die gesammte hochadlige Gesellschaft über den Gräuel, eine bürgerliche Canaille in den geweihten Räumen zu sehen, gänzlich außer Fassung geräth. Und er „streicht sich sachte" aus der vornehmen Gesellschaft, setzt sich in ein Cabriolet und fährt nach einem Hügel, um dort die Sonne untergehn zu sehn und dabei in seinem Homer den herrlichen Gesang zu lesen, wie Ulyß von dem trefflichen Schweinhirten bewirthet wird. Und noch denkt der Herausgeworfene nichts Arges, sondern erst, als ihn Abends im Wirthshause die Menschen bedauern und es sich zeigt, daß die Sache „überall herum" ist, da erst setzt es böses Blut, erst da beißt er die Zähne zusammen über die Niederträchtigkeit. O es war doch eine goldne Zeit, damals als noch die gescheutesten Bürgerlichen so ein Herausgeworfenwerden aus der adligen Gesellschaft ganz in der Ordnung fanden, wenn es nur mit der Manier und im Stillen geschah, nicht wahr, meine Gnädige?

Dieser eine Zug ist nur ein Haar aus dem dicken Zopfe jener Zeit, aber heutigen Tages würde es stark genug sein, das ganze Interesse an einem modernen Romanhelden damit zu stranguliren, dem so etwas passiren könnte. Allein das ist eine Unmöglichkeit, und daß eben solche Dinge Unmöglichkeiten geworden sind, daß diese Unwürdigkeit geknechteter Zustände des socialen Verkehrs der Menschen mit einander weit, weit ab von dem heutigen Bewußtsein liegt, das verdanken wir nicht zum geringsten Theile eben auch den Poeten. Durch ihren siegreichen Kampf ist zuletzt, wie Gervinus am Schlusse seiner Geschichte der deutschen Nationallitteratur sagt, „die Gewalt der Convenienz, Mißstand und Unnatur des Privatlebens so gebrochen, daß es

den Mann von Geist und Energie nicht mehr unterdrücken kann; hier ist seinem Widerstande kein Object gegeben. Nur das Staatsleben beugt die freie Entwicklung noch nieder; und ehe dieses reformirt ist, werden wir vergebens auf eine große Zeit in irgend einer Richtung warten dürfen. Das hatte Goethe in seiner Jugend, dem großen britischen Tragöden gegenüber, schon empfunden, daß es das mangelnde Staatsleben war, was unsre Litteratur darniederhielt; denn nur wo sich die Dichtung auf den großen Markt des Lebens wagt, das Gefahrvollste und Größte zu ihrem Gegenstande zu nehmen sich nicht scheut, mit dem öffentlichen Leben Bund macht und mit dem Leben selber rivalisirt — nur da sondert sich ächter Weizen aus der Spreu, und während bei uns das dürftige Talent mit dem ächten Genius in einerlei Joche geht, ist unter freiern Ordnungen dem Laufe freie Bahn gegeben, und die Kraft scheidet sich von dem Unvermögen." Gervinus setzt dann hinzu, wie Goethe selbst noch im späten Alter derselben Einsicht gewesen, und nur geäußert: „daß er der Nation die Umwälzungen nicht wünschen wolle, die in Deutschland classische Werke hervorbringen könnten." So viel steht indessen jetzt schon fest, daß diese Umwälzungen bereits in den verschiedensten Gebieten begonnen haben. Von Religion und Philosophie zu geschweigen, deren heutige Fauste schwerlich den Ausgang ihres Goethe'schen Ahnherrn im zweiten Theile zu nehmen gesonnen sein möchten, und wo die „Classicität" der umwälzenden „Werke" wohl unbestreitbar ist, — so haben bereits Lyrik, Roman und Drama den Boden des Familien- und Privatlebens verlassen, nachdem sie ihn bis zur Erschöpfung cultivirt hatten. Von der Lyrik ist dies augenfällige Thatsache. Diese Liebes-, Schmerz- und Sehnsuchtspoesie, dieser ewig sich wiederholende Dudelsack romantischer Empfindelei pfeift auf dem letzten Loche. Die kriegerischen Weisen todesbegeisterten, siegesfrohen Thatendranges und die schwertscharfen Spottlieder der ihre nächste Gegenwart keck beim Schopfe fassenden politischen Satire haben sie verdrängt, und es ist in diesen Jahrbüchern bereits gnügend dargethan worden, daß und warum dies geschehen mußte. Auch im Drama beginnt bereits derselbe Verlauf der Entwicklung, wenn gleich hinter der Lyrik zurückstehend, und durch den gefesselten Zustand der deutschen Bühne, gegen den die Censur der Presse fast republikanische Freiheit ist, wesentlich gehemmt, wie das ein andermal dargethan werden soll. Weit entschiedner dagegen ist der Fortschritt im Roman. Schon Goethe stand im Wilhelm Meister und in den Wanderjahren nicht mehr auf dem Standpunkte der Unbefangenheit des reinen Familien- und Privatlebens. Geheimbunde und Associationen schreiten bereits über dessen engezogenen Kreis hinaus und suchen die Freiheit des Subjects auf ganz eigenthümlichen Wegen zu realisiren. Aber unpoetisch und störend, wie dieses ganze Maschinenwesen in der Harmonie des Kunstwerks nach Goethe's eignem Eingeständnisse war, entbehrte es andrerseits auch jedes festen Bodens der Wirklichkeit, und ward, indem es den Anschluß an die letztere absichtlich floh, in sich hohl, abstract und unerquicklich, ja verlor sich zuletzt in das Abgeschmackte und Barocke pädagogischer Provinzen, oder setzte, wie in der „natürlichen Tochter," die lebendigen Persönlichkeiten und Individualitäten zu abstracten Typen und Schemen herab.

Seitdem verging eine geraume Zeit, ehe der Roman sich zu neuen, mit neuem Geiste befruchteten Schöpfungen wieder zusammennahm. Diese Mittelzeit füllte das Genre der Novellistik, insbesondere der Reisenovellistik aus. Sie bildet gleichsam den Uebergangspunkt zum neuern Roman, indem sie sich der unmittelbaren Gegenwart zuwendend, Tendenzen und Persönlichkeiten, Zustände und Ereignisse in der subjectivsten Weise abspiegelnd, wenn auch formlos und zwitterhaft ihrem Wesen und Begriffe nach, doch den ersten Versuch machte, sich auf einen höhern Standpunkt zu schwingen, weitere Uebersichten zu gewinnen und das Leben in seiner Oeffentlichkeit dem Poeten und seinen Gestalten zu vindiciren. Selbstreisen und Selbstsehen war an der Tagesordnung und ward befördert durch die immer zunehmenden Erleichterungen des Verkehrs der Einzelnen und der Völker. Die Romanlitteratur war auf Reisen und suchte das junge Deutschland und das junge Europa. Selbst Immermann schrieb ein „Reisejournal," ehe er mit seinen „Epigonen" heraustrat, der ersten bedeutenden, die Aufmerksamkeit der Nation nachhaltig in Anspruch nehmenden Production des modernen Romans. Hier erweiterte sich bereits das eng umgränzte Privatleben zu den fest ausgeprägten Formen des gesammten Lebens der bürgerlichen Gesellschaft und ihrer politisch-socialen Zustände. Wenn im Werther die Aristokratie den Bürgerlichen zur Thür hinaustrieb, im Meister ihn durch einen Gnadenact vermittelst jener Humanitäts- und philanthropischen Bundmaschinerie zu sich, als der herrschenden Lebensfraction erhob, so steigt in den Epigonen das Bürgerthum mit Industrie und Geldmacht dem Adel und seinen feudalistisch-romantischen Ansprüchen zu Häupten, und der aus dem Salon herausgewiesene tiers-état treibt den alten Gegner und Zwingherrn dafür von Schloß und Landbesitz. Dazu wurzelt das Ganze überall — statt wie jene Goethe'schen Dichtungen über dem abstracten Boden irgend eines (deutschen) Landes zu schweben, — tief in Grund und Boden des geistig bedeutendsten deutschen Staats, und Kampf und Conflict der Parteien, bald komödirt und verspottet, bald ernster, ja tragisch gezeichnet, schimmern und scheinen überall hindurch. Die Burschen-

schaft, Berlin, die politischen Untersuchungscommissionen, die Julitage, die politischen Fragen in Preußens innerer Entwicklung, sind die Fäden, aus denen hier der Einschlag des Romans gewebt ist. Dieselben Fragen, derselbe politische Hintergrund drängt sich in Mügge's „Tänzerin und Gräfin" noch näher hervor, und selbst durch und durch romantische Romanproductionen, wie „der Maler Nolten" des genialen Schwaben Mörike u. a. m. entbehren des politischen Ingrediens nicht ganz, während die schnelle Vergessenheit, in die sie, ohne eigentlich Aufsehn gemacht zu haben, gerathen, gänzlich beweist, wie entfernt das ausschließlich Romantische und Sentimentale bereits der Theilnahme der Nation steht. Ja der Roman verläßt mehr und mehr den Boden des Privatlebens so sehr, daß er sich, wie Mügge im „Toussaint," Mundt im „Thomas Münzer," Kühne in den „Rebellen von Irland" u. s. w. geradezu dem Geschichtlichen hinwendet, und jetzt in Mosen's „Congreß von Verona" der Gegenwart selbst und den Hauptfactoren ihrer politischen Bewegung unmittelbar auf den Leib zu rücken Miene macht. Allerdings gab es „historische Romane" auch früher; wer denkt nicht an den großen Schotten und seine deutschen Schatten? Aber — und das ist der Unterschied, jene schottische Romandichtung verhielt sich zu ihrem historischen Gegenstande durchaus unbefangen. Sie läßt ihn meist ohne alle Verbindung mit ihrer Zeit und deren gegenwärtigen Interessen. Der moderne historische Roman ist aber keineswegs unbefangen. Der moderne Dichter schildert und bildet keineswegs die historischen Erscheinungen so lediglich um ihrer selbst willen, daß sie dastehn lebensselig und still befriedigt in sich, wie die olympischen Götter. Er spielt ein gewagteres Spiel, um so gewagter, je näher der Gegenwart. Denn es ist sein Haß und seine Liebe, sein Wünschen und sein Hoffen, oder vielmehr nicht das seinige, sondern das seiner Zeit, dem er Worte leiht; es ist sein Volk, dem er in dem Spiegel der poetisch reproduceirten nächsten Vergangenheit das Bild der Zukunft vorhält. Der deutsche Dichter ist geworden, was die Dichter des begabtesten, des gottgeliebtesten, des freiesten Volks der Erde waren, politischer Dichter. Er schreibt nicht wie der von dem Pesthauch der Tyrannei umgebene Römer, „sine ira et studio, quorum causas procul habet," sondern mit Zorn und Eifer, deren Ursachen in seiner nächsten Nähe sind. Dies sine ira et studio ist Sprich- und Stichwort der Lauwarmen, oder wie die Sprache sie auch mit einem bewundernswerthen Doppelsinne nennt, der Verschlagenen geworden. Und doch, wo giebt es eine *ira*, wenn man ihr Donnergrollen nicht in Tacitus ehernen Werken vernimmt! Und wenn der grimmste Feind der Knechtschaft und Tyrannei ohne studium schrieb, so war es, weil seine Seele, hoffnungslos dem Untergange einer Welt entgegenblickend, umgeben von Verworfenheit und allen Ausgeburten scheußlichster Tyrannei, die einzige Befriedigung nur noch im Aussprechen der ira finden konnte. — Also der Roman unsrer Zeit sucht sich einen andern Boden zu erringen. Es ist genug geliebt und gelitten worden, und Liebesleid und Liebeslust werden auch nimmer von der Erde verschwinden, so lange noch der Frühling Blüthen und Nachtigallen bringt. Aber die Poesie hat entschieden Feierabend gemacht mit dem Tagewerk des Besingens und Darstellens dieser Liebesaffairen. Der Sybaritismus dieser „Dichtungs- und Empfindungsschwelgerei," der uns, um mit dem Heißsporn zu reden, „grades Wegs dazu geführt hat, Schneider zu werden oder Rothkehlchen abzurichten," hat bei dem edelsten und besten Theile der Nation Werth und Geltung verloren.

> Lieben? ist dies 'ne Welt
> Zum Puppenspielen und mit Lippen fechten?

„Der Wettkampf der Kunst ist vollendet; jetzt sollten wir uns das andre Ziel stecken, das noch kein Schütze bei uns getroffen hat, ob uns auch da Apollo den Ruhm gewährt, den er uns dort nicht versagte." Mit diesem Ausspruche schließt der erste große Geschichtschreiber unsrer poetischen Nationallitteratur sein Werk. Aber das Ziel ist schon gesteckt, und die Pfeile schwirren lustig dahin, immer dichter, und immer näher treffend dem Schwarzen, dem „springenden Punkte" der Freiheit. Und die Dichter — nicht bleiben sie zurück und daheim oder schleichen im Felde still und wild, gespannt das Feuerrohr, um die Geliebte seufzend im Mondenschein, sondern sie erklimmen, wie Tell, der Schütze der Freiheit, den Felsengrat an der hohlen Gasse, durch welche die Tyrannei daherzieht mit ihren Dienern und Schergen zur Jagd auf das gehetzte Wild der Freiheit.

Es hat lange genug bei den Deutschen als ein Dogma gegolten, daß Poesie und Politik nichts mit einander zu schaffen hätten, daß politische Stoffe keine poetischen seien. Aber wie? Die letzte Spitze, in welcher sich das Leben des Menschen als Staatsbürgers zusammenfaßt, sollte nicht poetisch, die Geschicke der Völker und Nationen von Menschen geleitet und bestimmt, die Entwicklung der Menschheit mit ihren Hemmnissen und Förderungen, ihrem Vor- und Rückwärtsschreiten nicht dichterischer Gestaltung eben so fähig als werth und würdig sein? Sind die Meisterwerke der epischen und dramatischen Poesie aller Zeiten etwa nicht diesem Boden entsprossen? Sind Homer und Aeschylus, Sophokles und Aristophanes, Tasso und Shakspeare, ist Schiller selbst kein politischer Dichter? Ist nicht Goethe selbst mit seinem „Groß-Kophta" und seinem „Bürgergeneral" unmittelbar an die ungeheuern politischen Bewegungen der Gegenwart herangetreten, und lag es etwa an den Stoffen, oder an der kleinlich unwürdigen Behandlung derselben, wenn beide Productionen von Mit- und Nachwelt unbeachtet geblieben sind? Goethe freilich schien sich für das Erstere entscheiden zu wollen, und hielt seitdem an jenem Dogma nur um so fester. Wir können diesen Irrthum des großen Mannes übersehn, eben weil wir jetzt wissen, wie Großes, Einziges, nie Wiederzuerreichendes er in einer andern Sphäre geleistet hat, und der Narren lachen, die sich, wie sein letzter zweibändiger Götzendiener, die Pritsche zur Ergötzung des Publikums um die eignen Ohren schlagen. Und dennoch fühlte sich der Dichter der Subjectivität und der Familie von den Weltbegebenheiten so unwiderstehlich ergriffen, daß dieser neu erwachende Geist von Egmont an in fast allen seinen größern Productionen zu spüren ist. Man denke nur an die „natürliche Tochter," in welcher er sich „ein Gefäß bereiten wollte, worin er Alles, was er so manches Jahr über die französische Revolution und deren Folgen geschrieben und gedacht, mit geziemendem Ernste niederzulegen hoffte;" an Herrmann und Dorothea, wo er

„das Reinmenschliche der Existenz einer kleinen Stadt in dem epischen Tiegel von seinen Schlacken abzuscheiden, und zugleich die großen Bewegungen und Veränderungen des Welttheaters aus einem kleinen Spiegel zurückzuwerfen getrachtet" (Brief an Heinrich Meyer vom 28. April 1797). Man betrachte ferner, daß die „Unterhaltungen der deutschen Auswanderer," die „Aufgeregten," und ein andres, unvollendet gebliebnes „Revolutionsstück" aus denselben Impulsen ihren Ursprung ableiteten, daß die Symbolik im Faust zweiten Theils nicht undeutlich in die größten Weltbegebenheiten hineinsymbolisirt, und daß der vorsichtige Dichter in „Epimenides Erwachen" sich bestrebte: „Dasselbige, was sich die Deutschen bisher so oft in dürrer Prosa vorgesagt, symbolisch zu wiederholen, daß sie nämlich so viele Jahre das Unerträgliche geduldet, sich sodann aber auf eine herrliche Weise von diesen Leiden befreit, und daß, wie Jedermann hinzufügen werde, neue **Thatkraft** nöthig sei, um das Errungene zu schützen und zu erhalten" (Goethe in den Briefen an Knebel). Als das Stück gedruckt erschienen war, sandte es Goethe an Knebel mit den bezeichnenden Worten: „Freilich ist die Einwirkung einer großen politischen Atmosphärenveränderung an jedem, selbst dem stillsten häuslichen Barometer zu spüren, und eine völlig veränderte Weltansicht waltet in jedem Gemüthe! Man weiß wahrlich nicht, woran man besser thut, ob sich über die Zustände aufzuklären, oder sich darüber zu verdüstern. Ja! Beides will nicht gelingen: wer sollte sich die Kräfte, die jetzt in Bewegung sind, und ihre Wirkungen klar machen; und wer könnte jetzt im Dunkeln und Trüben verweilen, da jeder Tag die Wolken, die er bringt, auseinanderreißt. Epimenides selbst würde dießmal nicht in einem heilsamen Schlummer verharren!"

Wie ganz anders stellt sich dagegen heute die Aufgabe. Wer schwankt wohl jetzt noch darüber, ob es besser gethan sei, „sich über die Zustände aufzuklären, oder sich darüber zu verdüstern? Wir sind vielmehr nach Möglichkeit bestrebt, uns „die Kräfte, die jetzt in Bewegung sind, und ihre Wirkungen klar zu machen," und legen alles Gewicht auf den zweiten Theil der Göthe'schen Frage: „wer könnte jetzt im Dunkeln und Trüben verweilen, da jeder Tag die Wolken, die er bringt, auseinanderreißt?" Ja selbst die Poesie begnügt sich nicht mehr, in der „silberstiftartigen" Manier Goethe'scher Symbolik nur von fern und leise anzudeuten, sondern wagt es, kräftige Pinselstriche zu thun und grelle Farben der Naturwahrheit anzuwenden.

Der Verfasser des Romans, welcher zu diesen Bemerkungen veranlaßte, hat es sich zur Aufgabe gemacht, ein Bild aus der Zeit vor uns aufzurollen, in welcher die Restauration und ihre Bestrebungen in höchster Blüte standen, und jede Bewegung der Völker Europa's zur Freiheit mit eiserner Hand unterdrückt ward. Es war der Congreß zu Verona, auf welchem über die spanische Constitution, und den todesmuthigen Freiheitskampf der griechischen „Rebellen," wie sie Hr. v. Genz (Schriften, herausg. von G. Schlesier, III. S. 256) nannte, von den Diplomaten der Stab gebrochen wurde; jene Zeit, in welcher derselbe Genz das damalige politische System der Reaction als „den letzten Anker der gesellschaftlichen Ordnung in Europa, die letzte Schutzwehr der civilisirten Welt gegen den Einbruch der neuen Barbaren" pries, und demselben ein siegreiches, unerschüttertes Fortbestehn weissagte. — Es giebt ein Wort Rahels, der Sibylle von Berlin, über die Diplomatie und die Diplomaten dieser Zeit, ein furchtbares, centnerschweres Wort, in welchem die Seherin verkündet: es werde die Zeit kommen, wo die Menschen wissen würden, was Diplomaten seien, und wo der Name zum Appellativum werden würde, um das Wesen von Menschen zu bezeichnen, für die die Sprache kein Wort besitzt. Mosen's Buch und seine Schilderung eines Jüngers dieser Kunst ist ein Anfang zur Erfüllung dieser Weissagung, und wer diese poetische Schilderung zu übertrieben finden sollte, den wollen wir auf einen Gewährsmann verweisen, dessen Gewicht jede Kritik zum Schweigen zu bringen geeignet sein dürfte. Nach der Schlacht von Austerlitz und der Unterredung des alten Kaisers Franz mit Napoleon schreibt Genz, „von Wuth und Schmerz übermannt," an Joh. v. Müller, nachdem er die Verlassenheit des alten Kaisers geschildert: „da das Wiener Kabinett nun (nach Alexanders edelmüthigem Verzichten) frei, d. h. seiner eigenthümlichen Infamie ohne Schranken überlassen ist, so wird der sogenannte Friede bald genug zu Stande kommen. Den Kothseelen ist Alles gleich; wenn er nur Wien herausgiebt. In Troppau sagte der Finanzminister Zichy in meiner Gegenwart: Mit Tyrol, Venedig und einem Stück von Oberöstreich ist der Friede wohlfeil gekauft. Ach! wenn **diese** nun untergingen, welche Wollust wäre der Sturz der Monarchie. Aber die Provinzen, die Ehre, Deutschland, Europa, verlieren, und — die Zichy, die Ugarte, die Cobenzl, die Collenbach, die Lamberti, die Dietrichstein u. s. w. (ein schreckliches „u. s. w."!) behalten zu müssen, keine Genugthuung, keine Rache, nicht einer der Hunde gehängt oder geviertheilt — das ist unmöglich zu verdauen." — Und Genzen wird man wenigstens nicht vorwerfen, daß er jene Regionen nicht gekannt habe. Er kannte sie, wie Keiner, er „wußte mehr als ein Mensch auf der Welt weiß," von den Thatsachen und Persönlichkeiten der Diplomatie seiner Zeit. Aber er beschloß, sein Wissen mit sich ins Grab zu nehmen, denn er war nach seinem eignen Geständniß,, zu blasirt, zu faul, zu indifferent und zu boshaft" geworden in dieser Atmosphäre. — *Ἡμεῖς δὲ κλέος οἶον ἀκούομεν οὐδέ τι ἴδμεν.* —

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 271. 14. November. 1842.

Der politische Roman.

(Fortsetzung.)

Aber bedarf es denn wirklich dieser Genzischen Detailkenntnisse, wenn ein Dichter Diplomatik und Diplomaten des 19. Jahrhunderts schildern und eine Scene aus dem großen Drama, in welchem diese Mächte die Hauptfactoren sind oder zu sein glauben, als den Grund benutzen will, in den er seine Staffage hineinmalt? Ich glaube nicht. Denn einmal ist, Dank der Indiscretion anbetender Verehrer, so viel aus der Schule geschwatzt, es sind so viele „allergeheimste" und „vertraulichste" Mittheilungen aus der drückenden Enge des Briefcouverts und verstäubter Portefeuilles an das freche Tageslicht gezogen worden, daß sich aus den Klauen der ganze Löwe ohne besondre Schwierigkeit darstellen läßt. Und ist denn die Geschichte, die blut- und thränenreiche Geschichte der Völker Nichts? Was der Mensch thut, das ist er selbst. Und welches sind nun die Thaten der Geschichtsmacher in den Jahren der Restauration, als sie „den Bösen" losgeworden war? Haben sie mit allen ihren Künsten bis Anno 30 die Stupidität und Bigotterie des fanatischen Absolutismus in Frankreich und Spanien gesichert, die unnatürliche Ehe Hollands und Belgiens vor blutiger Scheidung bewahrt, Deutschland stark, mächtig und einheitsvoll gemacht, ja haben sie auch nur ein armes, schwaches Volk, wie die Griechen, seinem „rechtmäßigen Souverain" wieder zu unterwerfen vermocht? Wie einst aus dem verachteten Flecken Nazareth das Licht kommender Jahrtausende hervorging, so erhob sich in dem von schnödester Barbarei zertretenen, von viehischer Tyrannei entwürdigten Winkel Europa's, unter einem Volke, welches seine europäischen Mitbrüder für ewig aus der Reihe der Nationen ausgestrichen wähnten, mit blutrothem Scheine die Sonne der Freiheit über die von tausend Netzen der Knechtschaft umgarnte Welt. Griechenlands Erhebung riß die Sympathie von Europa mit sich fort und spaltete eine unausfüllbare Kluft zwischen den Völkern und der Diplomatie. Als die letztere ihr Princip auf die Spitze getrieben hatte, als sie, taub gegen die Stimme der Menschlichkeit, der Ehre, der Gerechtigkeit, der Religion, das bluttriefende, zu ihr um Hülfe schreiende „christliche" Brudervolk von sich weg in die zermalmenden Arme der türkischen Zwingherrschaft stieß, da begann der „Anfang des Endes" jenes von Hrn. v. Gentz als das allein heilbringende gepriesenen Systems. „Empörer" und „Rebellen" nannte der östreichische Beobachter die Griechen, aber Millionen Herzen stimmten mit ein, als Wilhelm Müller sang:

> Du nanntest uns „Empörer," so nenn' uns immerfort;
> Empor! Empor! so heißet der Griechen Losungswort.
> Empor zu deinem Ruhme! empor zu deinem Recht!
> Empor zu deinen Vätern, entwürdigtes Geschlecht!

Und ein deutscher Staatsmann, Niebuhr, erhob seine Stimme und setzte der Diplomatie jener Zeit einen Denkstein, welcher dauern wird, so lange die Welt von deutscher Sprache wissen wird. Ich will die Worte, wie er sie nach dem Falle Missolunghi's niederschrieb, in ihrem ganzen Zusammenhange (Römische Gesch. Bd. I, S. 320 — 321 der Ausgabe von 1827) hier hersetzen: „In jenen glücklicheren Zeiten, als die Barbarei und Verruchtheit des türkischen Reichs es ungehindert auflös'te und zum Untergang führte, und die Unterjochten die zunehmende Starrheit, den Geiz und die Kurzsichtigkeit ihrer Tyrannen benutzten, für ihre Nachkommen Freiheit zu begründen, deren Erlangung nur die Hölle selbst hat vereiteln, und die hehrsten Hoffnungen in verzweifelnden Jammer verkehren können: — in jenen glücklicheren Zeiten, wo Edles und Herrliches dort mitunter unbemerkt übersehen blieb, und dann nicht zertreten und vertilgt ward, — zogen freigesinnte epirotische Christen von verschiedenen Orten auf das Gebürge von Suli. Hier bildete sich das Volk, das durch Heldenmuth und Unglück die Messenier weit übertroffen hat, über dessen von Franken bewirkte Vertilgung die Nachwelt, wenn längst alle Schuldigen von Gott gerichtet sein werden, unsre Zeit verfluchen wird." — Nicht einmal der Trost war dem dieser Verhältnisse kundigen Manne damals möglich: „daß die allgemeine Theilnahme die Regierungen, d. h. die Diplomaten überwältigen müsse" (Lebensnachrichten von B. G. Niebuhr. Bd. III, S. 173). „Ach, das kennst du nicht," rief er dem Tröster entgegen, „und kennst nicht die Kraft des Paralysirens." „Wehe denen, die vor 7 Jahren nicht begriffen, auch nicht begreifen

wollten, daß man Kaiser Alexander's Leitbarkeit benutzen müsse, um wirklich ein neues christliches Reich im Osten zu stiften, ohne daß benachbarte sich erweiteten. Wehe denen, die 1821 nicht handelten." Er „verabscheut" die Beschützer und Vertheidiger der Türken aus seiner tiefsten Seele.

In das Treiben und Leben dieser Zeit, in die vom letzten furchtbaren Weltsturme noch aufgeregten Wogen der Geschichte führt uns Julius Mosen in dem Romane ein, dessen Titel an der Spitze dieser Zeilen steht. Ein Weltbrand scheint im Entstehn. Hier und da schlagen aus der mühsam gedämpften Glut noch einige Flammenblitze züngelnd auf, während von Osten und Westen, von Spanien und Griechenland her, der blutige Widerschein des Flammenmeers bis an die Zinnen von Verona daherstrahlt, in dessen Mauern der Congreß der gekrönten Häupter und Diplomaten die großartigsten Löschanstalten leitet. Die Aufgabe solcher Schilderung gehört zu den kühnsten, an die sich die Poesie unsrer Zeit noch gewagt hat, und selbst ein halbes Gelingen darf hier auf Anerkennung vollen Anspruch erheben. Sehn wir zu, was Mosen geleistet hat.

Das erste und zweite Buch giebt die Exposition und den Unterbau, auf dessen Quadern das Ganze ruht. „Es war im Herbste des Jahres 1822, als die Herrscher Europa's sich vereinigten zum Congresse von Verona, um sich über die geeigneten Mittel zur Unterdrückung der Revolutionen in den Bourbonischen Staaten und in der europäischen Türkei zu berathen. Bereits hatte Oestreich die Carbonaja in Neapel und Piemont gedämpft, noch aber stand Spanien im hellen Feuer des Bürgerkrieges, und Griechenland ringend, blutend und hilferufend im Kampfe gegen die Türken zu Land und Meer." Wir sind in Verona, wo die Nachricht, daß Kaiser, Könige, Fürsten und Herren von ganz Europa heranzögen, Alles in Bewegung gesetzt hat. Bei dem Arzte Antonio finden wir einen jungen deutschen Gelehrten, Arnold, der die Interessen der weiland deutschen Burschenschaft, dieses alten jungen Deutschlands von Anno 22, auf dem Congresse zu wahren gesandt ist, als Gast, und mit ihm den Pater Benedetto, der für den Gesandten der Regierung in Seo d'Urgel, Ritter Malavilla, Quartier in einem alten Hintergebäude der Wohnung Antonio's bestellt, dessen Ausrüstung mit dem nöthigen Geräth und einem Vorrathe altväterischen Hausraths ironisch genug der deutsche Freiheitsmann aus reinem antiquarischen Eifer übernimmt. Die Könige und Fürsten ziehen ein in die Stadt, deren Podesta zur Feier der ihr widerfahrnen Gunst bereits eine dreitägige Kirchenfeier und Andacht hat anordnen lassen. Mit ihnen auch heimlich gar manche Freunde und Parteigänger der Völker. So der Deutsche Arnold, der Franzose Jouy, Mitarbeiter am „Constitutionel," und der Neugrieche Achilleus, Unterhändler um Zulassung der hellenischen Gesandtschaft zum Congreß, und Freund Antonio's und Arnold's. Für sie ist Antonio's Haus der Sammelplatz, wo wir im zweiten Kapitel ihre Ansichten, Hoffnungen und Befürchtungen kennen lernen. Eine prächtige Schilderung des Einzugs Kaiser Alexander's, ein Meisterstück, das sich jeder berühmten Beschreibung ähnlicher Scenen an die Seite setzen kann, schließt das erste Buch. Der Franzose Jouy macht dabei, wie weiland Helena auf Troja's Mauer, den Cicerone und Nomenclator, indem er die bedeutendsten Persönlichkeiten mit allerhand Notizen an Antonio vorüberführt, und zugleich Notizen für den Constitutionel skizzirt. Der Verfasser des génie du christianisme und der Regulator der europäischen Diplomatie, Wellington und Nesselrode rollen vorüber. „Voilà die europäische Aristokratie auf der Völkerwanderung," sagt Jouy. Zuletzt der alte spanische Gesandte mit seiner jungen schönen Tochter Isabella. Sehr sinnig ist hier die erste Begegnung der letztern mit Achilleus, dem Hellenen, angebracht, dessen männliche Schönheit und Adel der Gestalt in der reichen griechischen Nationaltracht selbst dem Kaiser Alexander unter den Tausenden des wogenden Menschengewimmels auffällt, und zu dem Ausrufe gegen seinen Nachbar, Kaiser Franz, bewegt: „Griechenland sorgt, daß wir es nicht vergessen." Mit gleicher Feinheit ist in dem zweiten Kapitel alle Aufmerksamkeit auf Antonio's Schwester, die prächtige Francesca, gewendet, die feurig und flammend, ein Bild schöner südlicher, von geistiger Kraft geadelter Sinnlichkeit, bei dem Einzuge der Monarchen in Verona zuerst den schon früher von ihr verehrten Kaiser Alexander erblickt und sein Bild tief in ihre Seele drückt, während der Kaiser, den von ihren Händen zu ihm niedergleitenden Lorbeerkranz aufhebend, mit dem Blicke dankender Huld zugleich die vollendete Schönheit der Geberin unvergeßlich sich empfrägt. So sind zwei Hauptfäden der Composition angeknüpft, welche sich, der eine in morgenrother Helle, der andre in tragischer Nacht endend, durch das ganze reiche Gemälde hindurchziehn. In die Mitte zwischen beide Verhältnisse tritt der Graf Joseph von Frankenstein, ein Employé des österreichischen Cabinets und Begünstigter von dessen oberstem Leiter, einer von den Menschen, „welche die wildesten verzehrendsten Leidenschaften im Busen mit der kühlsten Besonnenheit vereinigen können, indem sie mit dem Teufel ihres Bluts einen Vertrag gemacht zu haben scheinen, in welchem sie ihm zwar ihre Seele verschrieben, doch unter der Bedingung, daß er nie die Etiquette verletze und die Stellung zur Welt gefährde." Er hatte bei einem frühern Aufenthalte in Verona der schönen Francesca seine Huldigungen dargebracht, und war zuletzt von ihr mit einem einzigen Wörtchen für immer abgewiesen und tödtlich beleidigt worden. Dies Wort, welches als Antwort mit feinen Silberstiftzügen auf seinem letzten ihm zurückgesandten Briefe stand, hieß: Spione! — Von da an schwur er ihr tödtliche, ausgesuchte Rache, sie zu verderben an Seele und Leib vollständig, rettungslos. Das zweite Buch exponirt seine deßhalb gefaßten Pläne, und zeigt uns zugleich die aufkeimende Nebenbuhlerschaft des Grafen gegen den Griechen Achilleus in dem ersten Beginne einer erwiederten Neigung des letztern zu Isabella de Malavilla, deren holde Schönheit des Grafen Sinnlichkeit, und der hohe Adel ihrer Geburt dem Stolze des Edelmanns

von wenig Ahnen schmeichelt. Die diplomatischen Verhandlungen mit dem alten spanischen Ritter, als deren Resultat Graf Joseph die Zustimmung seines Kabinets zu Frankreichs Intervention in Spanien in Aussicht stellt, geben ihm Gelegenheit, sich Isabellen zu nähern, und zugleich ihrer Hausgenossin und Freundin Vertrauen zu gewinnen, indem er ihr mit scheinbarer Großmuth gewisse, ihren Bruder bei den österreichischen Behörden als Carbonaro compromittirende Briefe aushändigt. Das dritte Buch zeigt uns den Congreß in einem jener zahlreichen Glanzfeste, umstrahlt von Orden und Diamanten, während zu gleicher Zeit der Chevalier Bartolo, Polizeispion in Graf Josephs Diensten, in seinem einsamen Gemache Hunderte von Briefen, welche ihm Bestechung eines Postofficianten verschafft, und unter diesen selbst einen, gegen ihn gerichteten seines Chefs und Gönners kunstgeübt erbrechend, excerpirend und wieder schließend, uns einen Blick in die Werkstätte diplomatischer Allwissenheit thun läßt. — Es ist dieselbe Nacht, in welcher fünf Mitglieder der über Italien verbreiteten revolutionären Verbindung über den Verräther Bartolo in einer verfallnen Hütte außerhalb Verona's das Todesloos werfen. Diese Kontraste sind mit ausgezeichneter Kunst behandelt. Eben so geschickt ist Achilleus des Griechen Eintritt in den Kreis Antonio's und seiner Hausgenossen, und das Interesse der letztern, und namentlich Isabella's an ihm und der Sache seines Volks vermittelt, und die Kunst, mit welcher des Grafen und seines erlauchten Gönners erstes Verhalten zur griechischen Sache, und ihre Ansichten über dieselbe mit wenigen glücklichen Strichen skizzirt sind, dürfte nichts zu wünschen übrig lassen. Graf Joseph ist anfangs geneigt, nach dem Grundsatze, daß es die große Aufgabe der Diplomatie sei, „das Unvermeidliche der Zukunft freiwillig und affectlos, kurz vorher, ehe es sich selbst Bahn gebrochen, mit dem Stempel der Loyalität zu plombiren, und dadurch die weiter fortwirkende Kraft desselben zu schwächen," seines Chefs Aufmerksamkeit auf die Nothwendigkeit der Anerkennung Griechenlands hinzulenken (S. 85); allein bald sieht er sich von seinem Meister belehrt, „daß die Aufgabe der Diplomatie vielmehr die sei, nicht neue politische Zustände herbeizuführen, sondern das Bestehende gegen das revolutionäre Princip zu beschützen, in welcher Form dieses auch erscheinen mag." Eine Revolution, belehrt ihn der Fürst weiter, kann nur siegen durch unzeitige Nachgiebigkeit derjenigen, welche sie zu bekämpfen haben. Je gefährlicher die Krisis zu sein scheint, desto näher ist die Zeit der Abspannung; und die Diplomatie hat weiter nichts zu thun, als diesen Zeitpunkt abzuwarten, um dann plötzlich mit aller aufgesparten Kraft zu reagiren."

„Die böhmischen Zustände, wie sie vorhanden in der Beseitigung der alten hussitischen Bewegung, die französischen Verhältnisse in der Bewältigung der Revolution, sind solche Meisterstücke der alten Schule der Diplomatie. Die Bewegungen in Spanien und Italien sind schwache Nachwehen des bereits beschwichtigten Revolutionsfiebers."

„Der griechische Aufstand gehört in diese Kategorie, und er ist um so behutsamer zu nehmen, als die nordische Macht ihn zu ihren alten Plänen auf Constantinopel benutzen kann. Unsre ganze Aufmerksamkeit muß jetzt darauf gerichtet sein, diese vor ihrem eignen Schatten einzuschüchtern." Diese Aufgabe behält sich der Meister selbst vor — aber von ihrer Ausführung erscheint nichts weiter in dem Romane, und mit der später erfolgenden Abweisung der griechischen Gesandten, die nicht zum Congresse nach Verona gelassen werden, und einigen polizeilichen Verfolgungen ihres Delegirten, Achillens, ist die politische Seite des ersten Bandes beschlossen. Statt dessen tritt das Liebesverhältniß des Griechen und der Spanierin in den Vordergrund, um das sich in wunderlicher Arabeskenform die mährchenhafte Liebesgeschichte des träumerischen deutschen Romantikers Arnold und das zart angedeutete Verhältniß desselben zu Francesca, so wie die nicht minder romantische Neigung Francesca's zu dem, von ihrer Schönheit bezauberten Kaiser Alerander und die giftgetränkte Benutzung desselben von Seiten des Grafen Joseph zu ihrem Untergange hindurchschlingt. Nur in den allgemeinen Sätzen, mit welchen der Meister der Politik jezuweilen den gelehrigen Schüler zurechtweiset, kehrt das politische Interesse von Zeit zu Zeit wieder, wie zu Anfange des vierten Buchs, wo der Erstere ein Memoire des Grafen über die griechischen Angelegenheiten, welches den Ursprung des hellenischen Aufstandes bis auf die französische Revolution zurückleitet, mit der Kritik der feinsten Diplomatik als „zu gründlich" zurückweiset. „Ohne daß Sie es wollen (sagt er zum Grafen), haben Sie sich auf den Standpunct eines Robespierre gestellt. Um recht gründlich in Irrthümer zu gerathen, muß man einen beliebigen Grundsatz in seine äußerste Consequenz hinaustreiben, und diese dann mit Fanatismus zu verwirklichen suchen. Ein Diplomat muß sich zuerst hüten, von allgemeinen Principien sich gefangen nehmen zu lassen, er darf auch nicht damit spielen, denn er stellt sich damit oft ein Präjudiz, welches in der Hand der Gegner zur gefährlichen Waffe werden kann." — Doch wir kommen auf dies interessante Gespräch wohl noch später zurück; für jetzt verfolgen wir den Gang der Begebenheiten des Romans skizzirend weiter. Graf Joseph, der sich indessen offen und mit Unterstützung seines Gönners um Isabella's Hand bei dem alten Ritter beworben, und des letztern Zusage erhalten hat, erhält von der Begünstigung seines Nebenbuhlers Achillens so überzeugende Beweise, daß er diesen durch Hilfe des Chevalier Bartolo aus dem Wege zu schaffen beschließt. Der Anschlag mißlingt indessen, und endet mit der tödtlichen Verwundung des Chevaliers durch einen Abgesandten der von ihm verrathnen Verbündeten, welcher sich unter seine Helfershelfer einzuschleichen gewußt hat. Die Behandlung dieser Intrigue, deren Einzelnheiten zum Nachtheile des Ganzen zu sehr an das gewöhnliche Wesen der Romanbanditen erinnert und mit den Verhältnissen und Zuständen der geschilderten Zeit nicht recht in Einklang steht, ist eine der schwächern Partien des Werks. In derselben Nacht verloben sich die beiden Liebenden auf ewig in der Hauskapelle Antonio's, während am andern Morgen der alte Ritter den Notar bestellt, um den Ehecontract zwischen seiner Tochter und dem Grafen Joseph von Frankenstein aufzusetzen. Das sechste Buch führt uns nach Roveredo, zur gemeinsamen Berathschlagung der griechischen Deputirten Metara, Fehelo, Mauromichalis und Germanos mit Achilleus, der ihnen entmuthigt die Erfolglosigkeit seiner Versuche bei den Veroneser Diplomaten berichtet, und durch

die Fassung und Klugheit der würdigen Helden wieder aufgerichtet wird, welche selbst aus dem Fehlschlagen ihrer Hoffnungen auf die Theilnahme der europäischen Machthaber mit richtigem politischen Gefühl die Verstärkung ihrer Aussichten durch die vermehrte Sympathie der Völker Europa's als Trost zu ziehen wissen. Dicht an diese Scene reiht sich eine sehr contrastirende, welche uns den Grafen Joseph mit einigen seiner Freunde bei einem déjeuner dinatoire zeigt. Unter ihnen ist der Hofrath von Gentz mit besondrer Vorliebe in all seiner bekannten Genialität des verfeinertsten Epikuräismus in den Vordergrund gehoben. Graf Joseph fragt unter anderm, während gerade die Strahlen der Novembersonne einen großen königlichen Gnadenblick auf die silbernen und krystallnen Gefäße des Nachtisches werfen, den Hofrath, für den von den Gaumengenüssen allein noch das Frühstück einiges Interesse hat: welche Töne er in dem Entwurfe des Ultimatum an die spanischen Cortes angeschlagen, mit dem er soeben sich zum „Fürsten" zu verfügen im Begriff ist. „Die melancholischen der Mundharmonika," antwortete der Hofrath. „Um zu Völkern zu sprechen, muß man die Worte, welche man gebraucht, unmerklich mit dem Molltone alter Balladen anhauchen; selbst wüthige Elephanten bringt man eher mit der Flöte als mit der Peitsche zur Besinnung. Unsre Depesche soll vor den französischen Bajonetten einhergehn, wie der weinende Genius der spanischen Nation."

Indessen gelangt Graf Joseph an das Ziel seiner Wünsche. An demselben Tage, an welchem er die Braut des Griechen heimführt und diesem Kerker und Gefangenschaft bereitet, an demselben Tage stürzt er auch durch den Fürsten Iwan, einen Günstling Alexanders, die von ihm tödtlich gehaßte Francesca in Schande und freiwilligen Tod. Aber unhörbaren Trittes sind ihm die Eumeniden nachgeschlichen, und in der Nacht desselben Tages schmettert ihn die Hand des Geschicks, durch den von ihm verfolgten Achilleus, bei nächtlicher Begegnung, diesem unbewußt von der Brücke über welche er zu seinem jungen Weibe von Eifersucht gequält hineilt, nieder auf das Marmorpflaster des Hofes. Achilleus entkommt glücklich nach Marseille. Antonio, den nach der Schwester Tode nichts mehr in Verona hält, verkauft Haus und Habe und zieht mit Arnold als Philhellene nach Marseille. Mit beiden Isabella, des Grafen Joseph jungfräuliche Wittwe, nachdem sie das Vermögen ihres Gatten den Armen Verona's geschenkt hat. Und mit einer Schaar kampfmuthiger Philhellenen segeln die glücklich vereinten Liebenden von den treuen Freunden und Achilleus eignen Angehörigen begleitet gen Hellas dem blutigen Morgenrothe der Freiheit entgegen.

Soweit unsre Skizze, oder vielmehr das nackte, blut-, fleisch- und farblose Gerippe der Mosenschen Composition. Allein das Buch ist bereits in Aller Händen, und das Aufsehen, welches es gleich bei seinem ersten Erscheinen gemacht, bezeugt den Antheil, welchen die Zeit an demselben genommen. Dieser Antheil beruht nicht allein auf der glücklichen Wahl des Stoffes — auch der glückliche Griff in solchen Dingen ist ja nicht bloßes Ungefähr und bloße Willkür des dichtenden Subjects. Er beruht auch nicht allein auf der Gesinnung, auf dem lebendigen Geiste der Freiheit, der das Ganze durchströmt und durchathmet. Er gründet sich ebenso sehr auf der unwidersprechlichen Erkenntniß, daß hier ein Dichter im ächten Sinne des Worts zum Erstenmal Leid und Lust der einzelnen Menschenbrust in unsrer Zeit unabgetrennt von dem realen Boden des öffentlichen Daseins des Menschen im Staate dargestellt, daß er den schwierigen, kühnen Versuch gewagt hat, die gewaltigen Ereignisse und die großen Fragen der Zeit mit den Geschicken der Einzelnen zu verweben, und historische Figuren, zum Theil noch lebende Staatsmänner mit ihren Plänen und Ansichten, ihrem Wirken und Weben am Gewande der Zeit hinzustellen neben die Geschöpfe seiner Phantasie, die idealen Träger der Zukunft. Freilich läßt sich ebenso wenig verkennen, daß die Größe seiner Aufgabe ihn nicht überall als derselben mächtig erscheinen läßt, daß das Bewußtsein von dem Gehalte der Dinge, die er zu Tage fördert, seine Hand hie und da befangen macht; und daß sein Blick zuweilen ängstlich nach der Censurparze hinübergleitet, deren aufgespannte Scheere ihm manches Wort, manchen Zug der Darstellung, vielleicht manche in dem Ganzen empfindlich vermißte Gestalt in der Geburt abschneidet. Seine Licht- und Schattenmassen sind oft zu grell, zu ungleich vertheilt; Graf Joseph ist ein zu wenig menschlicher Bösewicht, seine Sippen sind wahre Caricaturen, (die ganze Erbschaftsepisode ist störend und wie alles zu Absichtliche widerwärtig). In dem Repräsentanten deutscher Begeistrung der Jugend jener Zeit ist meist (namentlich zu Anfange) nur die komische Seite hervorgehoben, und der Dichter hätte leicht für jene Bestrebungen, deren historische Bedeutung jetzt wohl Niemand mehr verkennt — einen würdigeren Träger finden können. Man kann wie gesagt dies Alles zugeben, man kann es auch zugeben, daß die komischen Partien zum Theil schwach, der Gang der Ereignisse nicht selten etwas schleppend ist (wir sind ja auf einem Congresse), und daß der Verfasser, wie ihm neulich ein Brockhausischer Unterhaltungsrecensent vorwarf, den Unterhaltungston der höhern und höchsten Gesellschaft nicht gründlich studirt hat. — Dennoch wird das Werk, selbst in seiner unvollkommnen Gestalt, eine Epoche in der deutschen Romandichtung bezeichnen, und sich Immermanns Epigonen nicht unwürdig anreihen. Auch die Materialisten und Männer des Nutzens können sich beruhigen, denn dieser Roman wird Nutzen schaffen, und zwar einen bedeutenden. Er wird die Thaten und Meinungen der Diplomatie, welche die christlichen Brüder in Hellas den blutigen Türken kalten Blutes überantwortete, vor allerlei Volk predigen, und Erkenntniß verbreiten, aus welchem Stoffe „christliche Diplomatik" gemacht ist. Und vor Allem wird das sechste Kapitel des achten Buchs von Seite 236—238 manchen Freunden der Veroneser Diplomatie etwas zu denken geben, und ihnen vielleicht jenes angenehme „Greuelplaisir" verschaffen, von welchem der selige Hofrath von Gentz gestand, daß es zu den höchsten Genüssen blasirter Seelen gehöre.

Adolf Stahr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 272. 15. November. 1842.

1. Der Jacobiner in Wien. Oesterreichische Memoiren aus dem letzten Decennium des 18ten Jahrhunderts. Zürich und Winterthur 1842. Litteratur=Comptoir.

Von dem Tode Joseph's II. bis zu dem Sturm auf das Hotel des französischen Gesandten Bernadotte — eine Hof=, Cabinets= und Intriguengeschichte in Verbindung mit der sogenannten Hebenstreitschen Verschwörung, — Alles aus dem bürgerlich liberalen Gesichtspuncte zusammengestellt. In unsern beiden Hauptstädten, in Berlin, wie in Wien, ist man seit Jahrhunderten gewohnt, Alles an die Person des Regenten zu knüpfen und von den Maßregeln der Regierung Alles, von der Bildung und dem Willen der Bürger Nichts zu erwarten. Friedrich der Große und Joseph II. konnten eben darum, weil sie persönlich und mit ihren großen Maßregeln so schwer ins Gewicht fielen, nicht dazu dienen, andre Hoffnungssterne und andre Regionen ihres Auf= und Niederganges zu bezeichnen. Gegenwärtig sind es in Oesterreich — Ungarn und Böhmen, in Preußen — der Rhein und Ostpreußen, in beiden Reichen also die entlegensten Provinzen (wenn man die polnischen und italienischen aus sehr begreiflichen Ursachen bei Seite läßt), wo man selbständigen und von Selbstgefühl begleiteten Geistesregungen von politischer Bedeutung begegnet; was dagegen unter dem nächsten Einfluß der Hauptstädte fühlt und denkt, dessen politisches Leben ist in das todte Maßregelwesen zusammengeschrumpft. Das Ordnen und Anordnen von Oben und von Außen charakterisirt die polizeiliche Staatsbewegung; die Menschen aber gewöhnen sich dabei, die Regierung zu beobachten, wo sie sich selbst beobachten und erkennen sollten, und abzuwarten, was man von Oben her befiehlt, anstatt selbst zu handeln und ihre Einsicht in entschiednen Willensäußrungen an den Tag zu legen. Weil sich die Menschen nicht selbst regieren, so fällt Regierung und Volk sowohl im Bewußtsein, als im Handeln auseinander.

Die neue Zeit hat nun allerdings diesen politischen Zwiespalt dem Grundsatze nach aufgelöst. Die Revolution wurde dadurch die erste Manifestation eines reellen und allumfassenden politischen Lebens in Europa, und Alles, was sich jetzt liberal nennt, kann im Allgemeinen kein andres Ziel haben, als eben die Auflösung eines politischen Zwiespaltes, der im letzten Grunde nichts Geringres bedeutet, als Tod und Ohnmacht beider Seiten. Dennoch ist es sehr verschieden, wie jener Liberalismus sich anknüpft. Ein großer Theil seiner Anhänger setzt alle Hoffnungen auf sogenannte geeignete Maßregeln, und nur wenige sind so radical, daß sie gleich bei sich selber beginnen und überall den letzten Grund der Freiheit in ihrer eignen Einsicht und ihrem eignen Charakter suchen. Auch unser Verf., so liberal er ist, gehört zu den polizeilich, nicht zu den philosophisch Liberalen. Freilich mußte er sich bei alledem nach der freien Schweiz flüchten; aber was will die freie Schweiz bedeuten? Was ist Freiheit? Sehr viel bedeutet die Form der Regierung, Alles die Bildung und der Charakter des Volks. So könnte man sich gar wohl vorstellen, daß die „österreichischen Memoiren" ein freier Schweizer geschrieben hätte. Denn so sehr auch die Schweiz den Beweis davon liefert, daß nur Bildung und Volkscharakter die freie Form wirklich frei macht und daß eine Republik von Luzern, von Uri und Unterwalden, von Stadt Basel und St. Gallen nicht freier ist, als die Beschränktheit ihrer Bürger zuläßt; so vielfältig herrscht dennoch auch in der Schweiz der wien=berliner Aberglaube, daß Alles von Oben herab gemacht werden könne.

Wir wollen unserm anonymen Verf. nicht Schuld geben, daß er diesem Aberglauben gänzlich verfallen sei, aber der bürgerliche oder der polizeiliche Liberalismus kann sich ihm nicht gänzlich entziehen, am allerwenigsten in einem Stoffe, wie der vorliegende, wo wirklich der alte zwiespältige Staat noch vorhanden ist, wo aber seine Selbsterhaltung ihm verdacht und bei den Gegnern des Zwiespalts, wie bei Hebenstreit und seinen Freunden, eine solche Gegnerschaft nicht einmal zugegeben wird. Die Folge ist, daß dieser Liberalismus an dem Staat des Zwiespaltes nicht ernstlich zu zweifeln wagt und dennoch seiner Regierung aus theoretischen und moralischen Gründen zumuthet, sie selbst solle Maßregeln zu seiner Aufhebung ergreifen.

Lehrreicher als die Aufzählung der falschen Maßregeln wäre die Begründung der Reflexion gewesen, daß Oesterreich nur aus dem Grunde, weil es nichts weiter war als der zwiespältige Staat, vor Napoleon, dem General der Republik, zusammensank. Indessen auch ohne diese Reflexion

begreift man schon aus dem Material, welches die Memoiren an die Hand geben, ein solches Resultat. Nur sind es nicht die falschen Maßregeln der Regierung, welche dem Kriege die Wendung geben, die er bis zum Frieden von Campo-Formio nimmt; die Sache ist viel einfacher; der Polizeikrieg unterlag dem Principienkriege: und es war in den Siegen Napoleon's über Deutschland nichts Andres die Seele, als später in den Siegen Deutschlands über ihn.

Das Romanhafte im Buche tritt sehr zurück. Es taucht zwar an verschiedenen Stellen mit Energie wieder auf, wenn man es fast verloren giebt, aber ohne Kraft der Charakteristik und ohne Spannung der Fabel. Das Buch behält dadurch etwas Mysteriöses. Man wird nicht klar, was es eigentlich sein will, ob Roman oder Memoiren. Man wird sich aber desto klarer darüber, was es eigentlich ausrichtet. Es läßt uns in eine sehr verkommne Geschichtswelt blicken; und wäre eine Parallele des alten Deutschlands mit China gezogen, so würde mancher Leser boshaft gnug sein, viel Aehnlichkeit zu finden.

Ohne Zweifel ist seitdem ein großer Umschwung in Oesterreich vor sich gegangen, und wenn die Enthusiasten, welche noch einmal Preßfreiheit in Wien erwarten, auch ohne Zweifel diesmal so lange werden Geduld haben müssen, bis das Volk philosophirt und der Bürger politische Thaten thut; so leidet es doch keinen Zweifel mehr, daß eine Bildung und ein politischer Sinn bei den Oesterreichern erwacht ist, die unendlich viel mehr bedeuten, als man für gewöhnlich sich vorstellt.

---

2. Pia desideria eines österreichischen Schriftstellers. gr. 8. 1842. Brosch. 16 Ngr. Otto Wigand.

Hätte man nicht Gelegenheit, aus persönlichem Umgange das lebhafte Interesse der Oesterreicher für die norddeutsche Bildung und für ein freieres Staatsleben kennen zu lernen, so müßte man sich von dieser kleinen Schrift überrascht finden. Und dies um so mehr, da sie nicht bei der leeren Betrachtung stehen bleibt, sondern, wie es nach dem Vorworte scheint, geradezu einer Supplik an „einen ausgezeichneten österreichischen Staatsmann" zur Grundlage dienen wird, um den wesentlichen Uebelständen, unter denen Schriftsteller und Verleger in Oesterreich jetzt leiden, eine Abhilfe zu bereiten. Sie sieht nach Oben, sie wendet sich vertrauensvoll an die Behörde; vielleicht daß es ihr gelingt, ein Censurgesetz durch ein andres zu reformiren; denn das ist es in der That, worauf es hinausläuft. Zugleich ist aber die Bildung des Verf., seine Verwicklung in unsre Fragen und die Thatsache, daß Oesterreich an Allem, was dort nicht gedruckt wird, dennoch den lebhaftesten Antheil nimmt, die Seite der Realität und die des Volksgeistes den Maßregeln gegenüber. Insofern ist der kleinen Schrift ihre Bedeutung gesichert, auch wenn ihr nächster und praktischer Zweck nicht erreicht werden sollte.

Der Verfasser spricht mit vieler Einsicht über unser Geistesleben und belehrt uns mit Ruhe und Klarheit über die große moralische Umwandlung des wiener Mittelstandes und überhaupt des österreichischen Volkes. Er belehrt uns darüber, welche Folgen der industrielle Aufschwung für den Ernst der Menschen, für die geselligen Vereine und für die Discussion allgemeiner Angelegenheiten in ihnen gehabt habe, er weist uns darauf hin, aus welchem Geiste A. Grün und Nicolaus Lenau hervorgegangen, und indem er ihren politischen und religiösen Inhalt betont, setzt er beide über Herwegh und Prutz, welche „nur Abstractionen in Verse brächten." „Macht euch erst frei, schafft euch ein Leben und dann singt, wenn ihr Stimme habt. Aber dieses neue Leben, das ihr singend erschaffen wollt, taugt vor der Hand blutwenig; dieses politische, puritanische Leben, ohne Wein und Mädchen, ist ein langweiliges, abstractes Leben," ruft er ihnen zu. Er nimmt eine „angeborne poetische Zeugungskraft" an, diese nennt er mit dem bekannten romantisch-mystischen Accent, als etwas Unsagbares und eine ganz spezifische Begabung, „Poesie." „In Schiller vereinigt sich Gesinnung und Poesie; Börne hat Gesinnung ohne Poesie, allein er war klug genug in Prosa zu schreiben; Heine hat Poesie ohne Gesinnung." Grün und Lenau seien jetzt, so zu sagen, auch schon in Oesterreich legitim geworden. „Ihre Wirkung werde eine dauernde sein, weil sie die politische und religiösspeculative Idee an einem Wirklichen und Vorhandnen entwickelt" und eben damit mehr gethan hätten, als eine Gesinnung herauszusingen und „Abstractionen in Verse zu bringen." Man hört dem Verf. gerne zu, er motivirt sein Urtheil, er geht ein in die Sache, er versteht zu denken und wesentliche Seiten seines Gegenstandes fest und entschieden hervorzuheben. Die Ansicht von der Wirklichkeit, welche die Poesie zu verarbeiten habe, ist vortrefflich; nur verkennt sie, daß der politische Lyriker an dieser Wirklichkeit und an diesem Vorhandnen, dem Geist der Zeit, die allerbreiteste Basis hat, die man sich denken kann. Geht das nun so tief ins Mark, wie die Herweghsche Lyrik, so ist es die Lyrik des Zeitgeistes selber, und will man sie abstract nennen gegen Epik und Dramatik, nun so mag man es thun; die Lyrik singt nur ihr Gefühl und was ihr Herz im Busen bewegt, sie gestaltet nicht den objectiven Charakter und componirt nicht die gegliederte Begebenheit; aber diese Abstraction trifft alle Lyrik, nicht die von Herwegh und Prutz allein. Man kann noch weiter gehn und die Tendenz- und Gelegenheits-Lyrik nicht sonderlich hoch stellen; man kann die Gefahr bezeichnen, die der prosaische Zweck immer mit sich führt: aber weder ist der Zweck alle-

mal prosaisch (ein äußerlicher und nicht freigeistiger), noch ist jede Gelegenheit eine störende und kleinliche. Der Verf. rügt es selbst, daß die Deutschen nicht für die Nation, sondern nur für den Menschen schrieben; die politische oder die publike Lyrik ist entweder gar keine oder sie ist Nationallyrik: und wenn es nun auch wahr ist, daß Oesterreich viel weiter ist, als es scheint, so ist es doch darin zurück, daß es zu einer Nationallyrik noch niemals sich zusammengerafft hat. Bei uns ist dies in Körner und Arndt, theilweise auch in Schenkendorf schon einmal geschehn; bei den Franzosen in Béranger, in der Marseillaise früher; und jetzt treibt keineswegs die kalte Reflexion, sondern der innerlich kochende Geist, der neunundzwanzig Jahre alt ist und seit der Leipziger Schlacht ziemlich ausgegoren hat, sich als neues gereinigtes Feuer ans Licht. Mißgriffe in der Gestaltung dieser Lyrik kommen vor, das war auch im Freiheitskriege der Fall; aber das ganze Genre für ein Product abstracter Theorien zu halten, während es gerade das qualitative Umschlagen in die Praxis ist, das kann nur einem Manne begegnen, der unsre Freuden und Leiden nicht theilt, sondern nur von ferne mit ansieht. In diesem Falle ist unser österreichische Freund. Seine Welt ist noch lange nicht so in Fluß, wie die unsrige. Wenn sie es wäre; so würden wir ihm zurufen: „schafft euch eine Litteratur voll Gegensatz und Leben, macht euch erst frei, und dann petitionirt um vernünftige Censur — oder nein, dann braucht ihr nicht mehr zu petitioniren, wie wir es in der Wissenschaft und in der Poesie denn in der That nicht mehr brauchen.“ Unser theoretisches Geistesleben ist Herr über die Censur; und nur noch wenige Jahre, wie die zwei letzten, nur noch viele Lieder, viele Fragen und Antworten, wie in ihnen: und unser politisches Leben wird eben so der Censur entwachsen sein, wie das wissenschaftliche. Eben so darf man aber von Oesterreich sagen: nur noch mehr solche Manifestationen, wie seine jetzigen Dichter und selbst, wie diese „frommen Wünsche;“ und es wird unmöglich sein, die jetzigen abnormen Censurzustände länger aufrecht zu erhalten.

---

3. Deutschlands politische Zeitungen. Zürich und Winterthur 1842. Litteratur-Comptoir.

Gegen die Censur aus der Bildung des preußischen bürgerlichen Liberalismus. Wir begegnen durchweg einer guten Charakteristik der Zeitungen, zum Schluß einer Anrufung des Königs von Preußen, um Preßfreiheit. Das Schriftchen beginnt eben so, wie die pia desideria, mit dem „Schlummer der Deutschen“ und hofft, daß „man sie endlich vollends aufwecken werde.“ Sehr nahe liegt der Rath: „selbst aufzuwachen.“ Der Verfasser ist übrigens philosophisch angeflogen, und daß er, wie die galiläischen Männer, steht und nach Oben schaut, beruht wohl mehr auf einer liebenswürdigen Convenienz, als auf seiner Ueberzeugung.

---

4. Die Verfassungsfrage in Preußen nach ihrem geschichtlichen Verlauf von L. Buhl. Zürich und Winterthur 1842. Litteratur-Comptoir.

Ein Abdruck aus Buddeus' Staatsarchiv. Er enthält alle Documente, außer den vier Fragen und ihrer Einwirkung, reicht bis zur Berufung der Ausschüsse und giebt in Beilage Nr. III das ganze: „Woher und Wohin?“ jenes vielbesprochnen Schriftchen von Schön.

Arnold Ruge.

Gedichte, ältre und neuere, von Friedrich Freiherrn von Pechlin. gr. 8. 172 S. Stuttgart und Tübingen 1842. Cotta.

Wir werden uns hüten, diesem Dichter zu nahe zu treten. Wär' es nicht ehrfurchtsvolle Bewundrung allein, die uns davon zurückhielte, so würde schon — wir gestehen es offen — plebejische Furchtsamkeit uns jeden Tadel verbieten. Dem Dichter möchten über Nacht die Flügel wachsen, die er sich in dem, vorläufig auch ohne sie genommnen „Aufschwung“ zu Anfang seiner Gedichte wünscht, und wehe dann jedem, seinem Genius nicht unbedingt huldigenden Recensenten, der denn doch unfehlbar für einen jener Krächzer gelten würde, wovon jener sagt:

> Die Raben, meinen Flug umkrächzend,
> Die träf' ich mit den Adlerklauen,
> Und die Miseren mich umächzend,
> Die ließ' ich die Miseren brauen.

Der Himmel bewahre jede befiederte und unbefiederte bürgerliche Haut vor den adlichen Klauen! Um sicher davor zu sein, erklären wir uns durch diese, bei Cotta erschienene und schon deßhalb classische Gedichtsammlung in Demuth belehrt, was es heißt, keine Miseren zu brauen, und begnügen uns hinsichtlich derselben mit einer kurzen und besonders jedem Tadel entsagenden Anzeige, wogegen der Adler en herbe hoffentlich nichts wird einzuwenden haben.

Vermuthlich um einem längst schmerzlich gefühlten Mangel der deutschen Litteratur endlich abzuhelfen, läßt die freiherrliche Muse — man gestatte uns das schöne Wort des ehrwürdigen Gottsched! — sich vorzugsweise in Natur- und sanften Gefühlspoesien vernehmen — fast sämmtlich so originell und geistreich aufgefaßt, so tief empfunden, so vollendet in Form und Ausführung, wie die Mehrzahl der lyrischen Gedichte in den wenigen tausend Bänden, worauf sich die alljährliche Production in dieser Gattung in Deutschland leider noch immer beschränkt. Wie

viel entbehren wir nicht dadurch, daß nicht einige tausend Söhne der deutschen Eichenwälder mehr uns, wie Herr Freiherr von Pechlin und die paar Legionen seiner Sangesgenossen, in Canzonen, Sonetten, Terzinen, Freiligrathschen Alexandrinern, in Jamben, Trochäen und Daktylen jeglichen Maßes ihre März- und Maifreuden, ihre Sonnen- und Mondandachten, ihre Jagd- und Seefahrten vorsingen, uns nicht, wie er, ihre rührenden Privatgefühle mittheilen über das azurne Blau des Himmels und die Purpurgluth der grünen Matten, über die monotone Fläche der Haide und den März, welcher der Erde den Puder vom Gewande klopft, über Haideblumen, Nachtviolen, Schneeglöckchen, Krokusbeete und das „liebe kleine Veilchen", über Haide- und Feldlerchen, über Schwarzspechte, Störche, Kraniche, Kiebitze und verschiedne Seevögel, über das „Kack, Kack" des Auerhahns, womit dieser „alte Liebesheld" seine Hennen ruft, und über andres geflügeltes und vierfüßiges Gethier; daß sie uns endlich nicht, wie er, ausführlichst berichten, wie sie in der Kindheit bunte Ostereier gesucht oder im Winter als „kleine Unbekannte, die wohl mitunter Gassenbuben heißen", weiße Bälle geschickt „hinter die Passanten" geschleudert, wie sie ferner der Schnepfe Ruf vernommen, „wann Oculi gekommen", oder wie sie einem Mädchen, das vor einem Jahre das Nervenfieber gehabt, als Resultat eines zwanzigstrophigen Wechselgedichts, ein Küßchen geraubt. So gewiß der Schatz deutscher Lyrik solcher und ähnlicher seltnen Juwelen nie gnug besitzen kann, so sicher ist für das Verdienst, ihn nach Kräften damit bereichert zu haben, Herrn von Pechlin der Dank seiner Zeitgenossen, und so augenscheinlich könnte nur niedre Mißgunst seinen Lesern jene Geduld mit „seiner Gaben Mängeln" wünschen, für die er seiner Adele dankt, oder ihm nachsagen, daß er den Schlaf nicht bloß preise, sondern ihm redlich in die Hände arbeite (in dem segensreichen Berufe:

Milde zu schließen
Augen, die fließen
Ueber von Thränen
Um unser Sehnen ꝛc.)

oder ihm gar rathen, lieber ausschließlich seinen geliebten „Pferden sich und Hunden zu gesellen, die wenig reden und durchaus nicht lügen", als es mit dem widerspenstigen, geschwätzigen und durchaus nicht immer ehrlichen und aufrichtigen Flügelroß zu versuchen. Derartige platte und hämische Redensarten würden natürlich sämmtlich in die Kategorie jener ächzenden Miseren gehören, die sich selbst brauen sollen — ein Ausdruck, der ohne Zweifel so tief und geistreich ist, wie die meisten in den vorliegenden Gedichten, weßhalb Ref. innig bedauert, keinen völlig so deutlichen Begriff, wie vermuthlich der Dichter, damit verbinden zu können.

Zum Glück für jeden wohldenkenden Leser übrigens beschränkt Hr. von Pechlin seines „Herzens Träume" nicht einzig auf die angedeuteten allebigen, für die deutsche Poesie fast jungfräulichen Stoffe, sondern wenn er sich auch versagen muß, „über Wälderkronen, über Meere, Berge, Thürme in ferne ewig grüne Zonen" zu streifen und „im Staube das Gewürme" zu lassen, so wehren ihm doch die „eingelegten Zügel" nicht, sich in das andern Dichtern aus triftigen Gründen unzugängliche Gebiet der Politik und in das noch erhabnere Empyreum der Ascetik zu schwingen, um in diesem den heiligen Chor der Johann Arnd, Spitta ꝛc. zu vermehren, in jenem aber seinen Beruf zum Tyrtäus der (sogenannten) Legitimität, zum Rouget der Reaction, bis jetzt freilich nur durch wenige zerstreute Echantillons, auf die jedoch das Ex ungue leonem in voller Kraft anwendbar, aufs Glänzendste zu beurkunden. Nur schnöde Verkleinrungssucht könnte auch hier wieder behaupten wollen: der Dunstkreis, welcher den Dichter umgebe, erscheine je nach der verschiednen Beleuchtung seiner religiös-ascetischen und philosophisch-didaktischen Gedichte bisweilen als die mattgleißende Aureole eines modernen Heiligen von Profession, noch öfter aber als die, der Himmel weiß durch welchen Anstoß aufgewirbelte Puderwolke einer zufällig conservirten Allongenperrücke Albrecht's von Haller, die aber schwerlich jemals dessen Haupt, sondern höchstens seinen Perrückenstock bedeckt habe; nur schamlose Frivolität eben so verblendeter, als nach des Dichters und aller Wohlgesinnten Urtheil strafbarer, politischer Schwindler könnte die Meinung aufzustellen sich erfrechen, für die politische Muse des Rückschrittes schicke sich noch besser, als die Lyra, die ominöse zweite Tuba, womit Voltaire seine Fama ausstattet, und der Krebs besser, als der Pegasus.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 273. 16. November. 1842.

v. Pechlin „Gedichte.“

(Schluß.)

Um solchem etwa denkbaren Rabengekrächz zu begegnen, halten wir es für das Ersprießlichste, einige der prägnantesten Kraftstellen aus den Tendenzgedichten des Freiherrn von Pechlin hervorzuheben. Besonders reich daran ist das Gedicht „der Gefangne von Christiansoe“, wo Betrachtungen über das Verbrechen und die Strafe des auf jener wüsten Insel gefangen sitzenden Dampe zu dem energischen und doch durch den Geist christlicher Liebe so rührend gemilderten politischen Glaubensbekenntniß Veranlassung geben:

Wohl hör' ich zu denen,
Die abgeschmackt wähnen
Den neuen Begriff,
Daß besser zu leiten
In stürmischen Zeiten
Von vielen das Schiff.

(Ist unter dem Schiffe in diesem überraschend neuen Gleichnisse auch das deutsche Vaterland zu verstehen, so sieht man, mit welcher fast bedenklichen Kühnheit Hr. v. Pechlin gegen die Tessarakontarchie des D. B. sich erklärt.)

Und Strafe muß bleiben
Politischem Treiben
Nach eigenem Rath.
Doch walte die Milde
Auch neben dem Schilde,
Der schützet den Staat.

Sie walte in Zeiten,
Wo Lehrer verleiten
Die Jugend zum Wahn,
Im Wirken zum Wanken
Bestehender Schranken
Dem Heile zu nahn.

Doch kann wer verüben
Aus niedrigen Trieben
Am Staate Verrath,
So strafet die Oede
Gelinde die schnöde,
Die ruchlose That.

Ist solches Verbrechen
Am Sträfling zu rächen,
Der weckte mein Leid,
So giebt ihm sein Sünden
Im eignen Empfinden
Vom Rechte Bescheid.

Er schaue die Wellen,
Ihr tobendes Schwellen
Die Küsten entlang.
So rasen die Wogen
Der Freiheit, entzogen
Gesetzlichem Zwang.

Daß dieser „gesetzliche Zwang“ ausschließlich durch eine völlig absolute Regierungsform bedingt sei, versteht sich von selbst und erhellt überdies aus verschiednen Lobgedichten auf die gepriesensten Koryphäen des absolutistischen Systems, auf den verstorbnen Herzog von Nassau und auf jenen „Staatsmann auf der Zeiten Höhe“, von dem es heißt, daß „er als Stern von erster Helle der Poesie geweihtem Kreise“ angehört, und den, wie der Dichter mit Recht bemerkt, jeder auch ohne Namen leicht erkennt. Freilich könnte der Gedanke an die geheime Polizei den Leser einen Augenblick irre machen, wenn es von jenem heißt:

Bewahrung jedes Rechtsbestandes,
Bei der Gesetze offnen Wegen,
War ihm die Kraft des Staatsverbandes,
War ihm das Heil, der wahre Segen.

Doch der unmittelbar darauf gerühmte Eifer gegen den hohlen Ruf der Freiheit und für das Himmelskind Censur beseitigt sogleich jeden Zweifel:

An diesen hehren Pfeilern rütteln,
Um nach der Freiheit hohlstem Rufe
Das Joch der Knechtschaft abzuschütteln,
Hieß ihm des Schwindels höchste Stufe.
Bewahrt ward Deutschland vor dem Schwanken,
Worin Begriff und Wunsch verfallen
Bei einer Presse ohne Schranken.

Der Herzog von Nassau heißt ein Stern,
Der strahlte hell am deutschen Horizonte,
Am hellsten, als ihn Dunkelheit umzogen,
Die als ein Licht nur Blinde täuschen konnte,
Die Irrlichtsschimmer in sein Netz gelogen.
Ein Pfeiler auf dem angeerbten Rechte,
Ein deutscher Fürst im Sinne der Geschichte, (sic!)
Dem nur die Wahrheit galt als einzig ächte,
Die sie bewährt nach ewigem Gewichte,
So bliebst du frei auf deinem hohen Stande,
Als man ein neues Recht die Völker lehrte,
Von der Verzagtheit, der Verblendung Schande,
Die freie Bahn dem Frankenthum gewährte u. s. w.

Daß der „edle Herzog,“ dessen Auge zu helle war „für das Gewebe blendender Phantome,“ abgesehen von andern Be-

weisen seiner erhabnen Denkungsart, namentlich durch die Einkerkerung vorlauter Volksvertreter, so wie durch die reichlichen, zum Vortheil seiner ihn mit deßhalb ohne Zweifel vergötternden Unterthanen, dem Don Carlos nach Spanien gesandten Subsidien, der obigen und ähnlicher Lobsprüche sich würdig zeigte, ist bekannt. Loyale Nassauer bedauern vielleicht, neben seinem Enkomion nicht noch ein besondres auf Herrn von Marschall zu finden. Möchte doch keinem der ums Vaterland gleich verdienten Herrn eine gleich begeisternde Parentation ausbleiben! — Noch mehr, als eine solche, hat Hr. v. P. in dem Liede „die deutsche Eiche" dem Kaiser Franz zugedacht, weil unter seiner Regierung das Wrack des deutschen Reiches vollends in Trümmer ging, ein Standbild nämlich, zu errichten aus aufgelesenen Reisern der alten deutschen Eiche und (nach dem Plane eines deutschen Patrioten, wie uns die Note belehrt) mit der Inschrift zu versehen: „die Deutschen ihrem letzten Kaiser." Nachdem nämlich die, aus den Splittern der blitzzerschmetterten alten Eiche zu „Deutschlands größter Schmach" gezimmerten Throne durch Gottes Rathschluß in Trümmer gestürzt (alle?), das Feld frei, die Herzen eins waren, ward, heißt es, der neue Bund geschlossen, dem aber kein innres Leben geworden, „bis er aus altem Stamm gesprossen." Dies neue Leben soll sich nun in der, jeden Hader bannenden Einigkeit beim Regen des Erbfeindes (1840) gezeigt haben, worauf denn Deutschland verjüngt „aus seiner Geister hohem Stande" hervorgeht und die neue Eiche, das funfzehnjährige Wunderkind, gleich so groß und mächtig, wie die alte tausendjährige, emporschießt.

> Und Brüder reichen sich die Hand,
> Sie lesen auf der alten Reiser,
> Es weihn sie als der Eintracht Pfand
> „Die Deutschen ihrem letzten Kaiser."

In diesem, wie in andern Liedern, athmet jener glühende Franzosen- oder Frankenhaß, ohne den bekanntlich kein echter, loyaler, censurprobehaltiger deutscher Patriotismus denkbar ist, und namentlich in dem, vorzugsweise sogenannten, „deutschen Liede" spricht sich, nur in ausführlicherer Fassung, ganz dieselbe Gesinnung aus, welche der erhabnen Becker'schen Nationalhymne die Unsterblichkeit sichert. Doch nicht bloß in ihren Beziehungen zu Deutschland werden die Franzosen gebührend abgefertigt, auch in ihren eignen Angelegenheiten trifft sie, wo sie es verdienen, Herrn von Pechlin's strenge Rüge. Mit einem jener verrufnen Schwindler und hohlen Freiheitsrufer unsrer Tage in diesem Puncte zusammentreffend eifert er gegen die Zurückführung der Asche Napoleons; aber um wieviel nobler motivirt ist die Mißbilligung des Freiherrn, als der Zornruf des Plebejers. Herwegh hadert mit den Franken, daß sie „ihren Unvergeßnen entrückt dem Schooß der heil'gen Wogen, den Helden aus dem Unermeßnen in ihres Babels Koth gezogen." Herr v. Pechlin zuckt aus einem gewichtigern Grunde die Achseln:

> Der Größe, die beherrschte unsre Zeiten,
> Ist nun bei vielen andern Seltenheiten
> Ein bürgerliches Monument beschieden.

Ein eben so scharfes und gerechtes Gericht, als über die Franzosen, ergeht über das „Mustervolk," über „die Freiheitsmänner" in Amerika, als in deren republikanischer Verfassung ohne Zweifel die, ihnen sammt und sonders zur Last gelegten, barbarischen Hundekriege gegen die Indianer begründet sind. Befremden könnte dagegen das milde Urtheil über den blutdürstigen Demagogen Robespierre, kennte man nicht des Dichters, im Interesse der Religion die größten Verbrechen, selbst Freiheitsschwindel verzeihende Frömmigkeit. In Betracht dieser darf man sich nicht wundern, dem Helden des 18. Floréal (7. Mai, 1794), obgleich er „ein Verworfner" genannt wird, doch „die Menge der Scheußlichkeiten," die seinen Tugenden sich beigesellten, „als ihn die Fluten stellten der Volksbewegung an die höchste Spitze," nicht zu hoch angerechnet, ja, ihn selbst mit einer Art Glorie geschmückt zu sehen, weil er den, durch Chaumette und Consorten abgeschafften Glauben an ein höchstes Wesen und die Unsterblichkeit durch einen Volksbeschluß wieder eingeführt.

> — Die Ehre läßt sich ihm erwerben:
> Als Gott verläugnen, wollt' er lieber sterben.

Nicht auf gleiche Nachsicht durften die Philosophen rechnen, die „gewaltigen Herrn," welche „die Welt hinter ihrem Ofen zerlegen" und über die der Dichter besonders in dem langen Lehrgedicht „die Hölle" eine volle Schale heiligen Zornes ausgießt. Wie wir in einer Anmerkung belehrt werden, sind „nur die atheistischen oder pantheistischen Richtungen der Philosophie gemeint;" für einen Atheisten gilt aber natürlich Jeder, der unter der Gottheit etwas Andres zu verstehen sich erkühnt, als den außerweltlichen, eifrigen Jehova der Schrift. Auf seiner und der streng orthodoxen Christuslehre ruht, heißt es, „der Bau der Staaten," und wohl beherzige jeder, einer unchristlichen Toleranz Huldigende das warnende Wort des Dichters:

> Wer dieser Lehre Göttlichkeit verneint,
> Er ist der Menschen und der Staaten Feind.

In dem Gedicht „die Himmelsforscher und die Orthodoxie" beseitigt Herr v. Pechlin die Unvereinbarkeit unsrer jetzigen Kenntniß des Weltsystems mit den Dogmen der Schrift ganz einfach, indem er für die Erkenntniß des Göttlichen mit den Worten des Heilandes Rückkehr zur Einfalt der Kinder empfiehlt, ohne welche wir nicht ins Himmelreich kommen könnten, daneben aber freie Forschung in weltlichen Dingen gestattet:

Doch nur Verblendung könnte finden
Um dieses beigezählt den Sünden
Den Durst des **Wissens** durch die Schrift.
Ihr heil'ger Sinn gilt andern Zwecken,
Wo neben Forschung mag entdecken,
Die freiste, was die **Welt** betrifft.

Schade nur, daß die Grenzlinie zwischen den somit streng zu scheidenden Gebieten des heiligen Glaubens und des profanen Wissens nicht genau angegeben ist, damit, wer in ersteres zu gelangen wünscht, die Contumazanstalt nicht verfehle, wo er sich der anderwärts unschuldigen, dort aber als gefährliches Miasma nicht zu duldenden Sucht des Denkens und Forschens zu entledigen hat. — Da wir es uns versagen müssen, noch Mehreres aus den Paraphrasen biblischer Sprüche und den übrigen geistlichen Liedern des Dichters anzuführen, so beschränken wir uns darauf, sie im Allgemeinen den Frommen zur Erbauung und Stärkung im Glauben, den Weltkindern dagegen, die sich besonders das Wort merken mögen:

Den Bösen geht es hier und künftig schlimm,
Indeß das Land, die harren, werden erben —

zur Buße und Bekehrung zu empfehlen. Schließlich aber wünschen wir aufrichtigen Herzens der Sache, für die Herr v. **Pechlin** in die Schranken reitet, recht viele gleich rüstige und wirksame Verfechter. L.

Noch ein Wort über: „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit von Dr. O. F. Gruppe. Berlin 1842."

Wollte man in Deutschland die **Komödie des Dilettantismus** schreiben, so wäre Herr Dr. O. F. **Gruppe** die unentbehrliche Person. Das Schicksal hat diesen Mann mit jener eisernen Zähigkeit ausgerüstet, deren die großen Männer nicht entrathen können, am wenigsten die großen Männer des Dilettantismus. Enden auch seine meisten Abentheuer, wie die des Sancho Pansa, mit zweideutigen Zeichen der Anerkennung, so wird diese Monotonie des Erfolgs mannigfach gehoben und variirt durch die komische Unbefangenheit und die rührende Naivität, womit Herr Gruppe seine Lorbeeren entgegennimmt. Man kann sogar eine Art von Seelengröße nicht verkennen in der Consequenz, die den Herrn Gruppe schließen lehrt: Weil ich aus der Schulstube der Philologie herausgeworfen worden bin, so wird es mein Beruf sein, auch aus dem Ballsaal der Aesthetik und aus den Hallen der Philosophie herausgeworfen zu werden. Aber das ist viel, es ist nicht alles. Meine Rolle ist erst durchgespielt, wenn ich aus dem Tempel der Theologie herausgeworfen werde: und Herr Gruppe ist gewissenhaft genug, — seine Rolle durchzuspielen.

Allein Herr Gruppe hat bei seinem letzten Auftreten einigermaßen die Höhe seines Standpuncts verläugnet. Wir zweifeln zwar keinen Augenblick, daß seine letzte Schrift: „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit" keineswegs „im Dienst einer Partei oder unter einem Einfluß" geschrieben ist. Herr Gruppe empfand die Nothwendigkeit, aus der Theologie herausgeworfen zu werden, aber die **Weltklugheit** griff hier seinem komischen Instinkt unter die Arme. Herr Gruppe hat, wie es komischen Charakteren ziemt, bisher mit dem ergötzlichsten Ernst und seltsamster Wichtigthuerei gearbeitet. Die Halbheit, die Oberflächlichkeit, die Mißverständnisse waren sein **Schicksal**, aber sie waren nicht seine **Tendenz**. Der große Mann spielte seine Natur, aber er spielte sie für sich und nicht für andre. Er war **Hanswurst aus Beruf**: wir können nicht zweifeln, daß er in seinem letzten Auftreten **Hanswurst auf Bestellung und Recompens** ist. Die böse Absicht, die gewissenlose Entstellung, die gemeine Perfidie werden auch den Leser nicht zweifeln lassen.

Es wäre wider unsre Ansicht von den komischen Naturen, weitläufigen kritischen Apparat an Herrn Gruppe zu verschwenden. Wer verlangt eine kritische Geschichte Eulenspiegels? Man verlangt **Anekdoten** und wir geben von Herrn Gruppe eine Anekdote, welche **die Anekdote seiner Broschüre** ist. Sie betrifft Bauer's Auslegung des Matthäus 12, V. 39—42. Der gütige Leser wird sich einen Augenblick mit theologicis behelligen müssen, aber er wird nicht vergessen, daß Herr Gruppe und nicht die Theologie unser Zweck ist. Er wird es billig finden, daß die Charakteristik von Bauer's Gegnern vor das Zeitungspublikum gebracht wird, nachdem man Bauer's Charakter und Lehre zu einer Zeitungsmythe gemacht hat.

Wir setzen die fragliche Stelle des Matthäus in ihrem ganzen Umfange her.

„Da antworteten etliche unter den Schriftgelehrten und Pharisäern und sprachen: Meister, wir wollten gern ein Zeichen von dir sehn."

„Und er antwortete und sprach zu ihnen: Die böse und ehebrecherische Art sucht ein Zeichen, und es wird ihr **kein Zeichen** gegeben werden, denn das Zeichen des Propheten **Jonas**." „Denn gleichwie Jonas war drei Tage und drei Nächte in des Wallfisches Bauch; also wird des Menschen Sohn drei Tage und drei Nächte mitten in der Erde sein." „Die Leute von Ninive werden auftreten am jüngsten Gericht mit diesem Geschlecht und werden es verdammen: denn sie **thaten Buße** nach der **Predigt des Jonas. Und siehe, hier ist mehr, denn Jonas**." „Die Königin von Mittag wird auftreten am jüngsten Gericht mit diesem Geschlecht, und wird es verdammen; denn sie kam vom Ende der Erde her, **Salomon's Weisheit** zu hören. **Und siehe, hier ist mehr denn Salomon**."

Den protestantischen Theologen fiel der Widerspruch auf, daß Jesus hier die Wunder verwirft; während er sonst Wunder verrichtet. Ihnen fiel der größre Widerspruch auf, daß der Herr in demselben Momente, wo er die Fordrung der Wunder von sich weist, ein Wunder verspricht und zwar ein großes Wunder, seinen dreitägigen Aufenthalt in der Unterwelt.

Da nun die protestantischen Theologen zu gottlos sind, um einen Widerspruch der Schrift mit ihrem Verstande, da sie zu scheinheilig sind, um einen Widerspruch ihres Verstandes mit der Schrift zuzugeben, so verfälschen, entstellen und verdrehen sie die klaren Worte und den einfachen Sinn der Schrift. Sie behaupten, daß Jesus hier nicht seine Lehre und seine geistige Persönlichkeit der Fordrung der Zeichen entgegen stellt; sie behaupten, daß: „er von dem Ganzen seiner Erscheinung spreche, die mehr sei als die Erscheinung Salomon's und des Jonas, und wozu „ins Besondre" auch seine Wunder gehörten."

Bauer weist ihnen nun durch die gründlichste Exegese das Ungeräumte dieser Auslegung nach. Er citirt ihnen dann den Lukas, wo die störende Stelle von dem Wallfisch und dem dreitägigen Aufenthalt in der Erde fehlt. Es heißt dort: „Dieß Geschlecht ist böse: ein Zeichen fordert es und ein Zeichen wird ihm nicht gegeben werden, außer dem Zeichen des Jonas. Denn wie Jonas ein Zeichen war den Niniviten, so wird es des Menschen Sohn diesem Geschlecht sein," worauf Lukas den Herrn sagen läßt, wie die Niniviten auf die Predigt des Jonas Buße gethan und die Königin des Mittags von den Enden der Erde her gereist sei, um Salomon's Weisheit zu hören. Noch einfacher, zeigt Bauer, findet sich der Kern bei Markus. „Was, sagt Jesus, was fordert dieß Geschlecht ein Zeichen? Wahrlich, ich sage euch, es wird diesem Geschlecht kein Zeichen gegeben. Da ließ sie Jesus stehn."

Gegen die falsche Deutung und die willkürliche Schriftentstellung der Theologen erhebt sich nun Bauer und verweist sie auf das, was geschrieben steht, indem er noch einmal den Sinn der Rede Jesu zusammenfaßt, in folgenden Worten:

„Hebe dich weg von mir, Theologe! denn es stehet geschrieben: hier ist mehr als Jonas, mehr als Salomo, d. h. die Niniviten haben auf die Predigt des Jonas Buße gethan, die Königin des Mittags kommt von dem Ende der Erde, um die Weisheit Salomon's zu hören, ihr aber habt meinen Worten, meiner Rede keinen Glauben geschenkt und dennoch sind diese Worte der Ausdruck einer Persönlichkeit, deren geistiger Umfang unendlich ist, während Jonas und Salomo noch beschränkte Persönlichkeiten waren. Es soll aber dabei bleiben, nur das Zeichen des Jonas soll euch gegeben werden, ein andres Zeichen sollt ihr nicht sehen, als diese meine Person und ihren, wenn auch unendlichen Ausdruck im Wort." Nachdem Bauer dergestalt die Rede Jesu erklärt, fügt er hinzu: „Wo bleiben also insbesondre die Wunder?"

Und Herr Gruppe? Herr Gruppe sagt: „Das Sonderbarste ist es dabei, daß B. in seiner barocken Weise sich selbst als einen Propheten darstellt. S. 296 lesen wir die emphatische Stelle: Hebe dich weg von mir, Theologe! ꝛc." (S. 20.)

Herrn Gruppe's Schamlosigkeit will dem Leser aufbürden, Bauer rede von sich selbst, er gebe sich selbst für die unendliche Persönlichkeit aus, während Bauer die Rede Jesu exegesirt. So sehr wir auch wünschen, wir können dieses Qui pro quo, diese Eulenspiegelei, nicht mit der notorischen Verstandesschwäche und dilettirenden Ignoranz des Herrn Gruppe entschuldigen. Der Betrug liegt auf der Hand. Nicht nur, daß Herr Gruppe dem Leser verschweigt, wovon es sich handelt! Wir könnten immer noch glauben, der Dilettant habe zufällig S. 296 in Bauer's Schrift aufgeschlagen und in der muntern Flüchtigkeit seiner Buchmacherei keine Zeit gehabt, die vorhergehende und die nachfolgende Entwicklung zu lesen. Aber Herr Gruppe unterschlägt den Schluß der „emphatischen Stelle," den über alles Mißverstehen erhabenen Schluß: „Es soll aber dabei bleiben, nur das Zeichen des Jonas soll euch gegeben werden, ein andres Zeichen sollt ihr nicht sehn, als diese meine Person und ihren, wenn auch unendlichen Ausdruck im Wort. Wo bleiben also „insbesondre" die Wunder?"

Herr Gruppe sah ein: auch den befangenen Leser, den Leser, der so thöricht wäre, Bauer nicht in Bauer's Schriften, sondern in den Schriften des Herrn Gruppe zu suchen, auch ihn müßten diese Worte überzeugen, daß Bauer nicht von sich, daß er von dem spreche, was geschrieben steht. Abgesehn von allen andern Abgeschmacktheiten, was sollten sonst die Worte: „Wo bleiben also insbesondre die Wunder?"

Wir zweifeln, ob die deutsche Litteratur eine ähnliche Schamlosigkeit aufzuweisen hat.

Herr Gruppe sagt in der Vorrede: „Mir ist während meiner Arbeit immer anschaulicher geworden, daß wir in einer Zeit der Rhetoren und Sophisten leben." (S. IV.) Soll dieß ein Selbstbekenntniß sein, so müssen wir ernstlich dagegen protestiren. Herr Gruppe ist weder ein Rhetor, noch ein Sophist. Er war bis zur Epoche der Broschüre über Bauer ein komischer Charakter, er war ein Schelm im naiven Sinn, er hat seitdem nichts verloren als seine Naivität und ist also jetzt — doch das sage ihm sein Gewissen. Uebrigens mag es Bauer als Anerkennung seiner geistigen Ueberlegenheit betrachten, daß man nur Männer gegen ihn schicken kann, die unter allem Geist und außer jeder Ueberlegenheit sind, die er also nur treffen könnte, wenn er sich fallen ließe. K. M.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 274. 17. November. 1842.

Die Juden-Frage.

Von B. Bauer.

„Freiheit, Rechte der Menschheit, Emancipation und Vergütigung eines tausendjährigen Unrechts" sind so große Rechte und Pflichten, daß schon die bloße Appellation an dieselben in jedem Ehrenmanne einen Widerklang zu finden gewiß sein kann, ja die bloßen Worte schon oft hinreichen, die Sache, zu deren Vertheidigung sie gebraucht werden, populär zu machen.

Allein nur zu oft glaubt man eine Sache schon gewonnen zu haben, wenn man für sie nur Worte gebraucht, die gleichsam als ein heiliges Zeichen dienen, dem Niemand widersprechen darf, wer nicht für einen Unmenschen, Spötter oder Freund der Tyrannei gelten will. Man kann in dieser Weise augenblickliche Erfolge erreichen, aber die Sache nicht gewinnen, die wirklichen Schwierigkeiten nicht bezwingen.

In den jetzigen Verhandlungen über die Judenfrage sind die großen Worte „Freiheit, Menschen-Rechte, Emancipation" oft gehört und mit vielem Beifall aufgenommen worden; die Sache selbst aber haben sie nicht viel weiter gebracht und es wird vielleicht von Nutzen sein, sie einmal weniger oft zu gebrauchen und dafür ernstlicher an den Gegenstand zu denken, um den es sich handelt.

Wenn die Sache der Juden eine populäre geworden ist, so kann es nicht ein Verdienst ihrer Vertheidiger, sondern nur daraus zu erklären sein, daß das Volk den Zusammenhang ahnet, in welchem die Emancipation der Juden mit der Entwicklung unsrer gesammten Zustände steht.

Die Vertheidiger der Judenemancipation haben diesen Zusammenhang aufgesucht und wirklich dargestellt. In einer Zeit, in welcher die Kritik sich an Alles, was die Welt bisher beherrschte, gewagt hat, haben sie die Juden und das Judenthum kurz und gut das sein lassen, was sie sind, oder vielmehr man fragt nicht einmal, was sie sind, und ohne zu untersuchen, ob ihr Wesen mit der Freiheit verträglich ist, will man sie zur Freiheit erheben.

Man schreit sogar wie über einen Verrath an der Menschlichkeit, wenn die Kritik sich dazu anschickt, das Wesen, welches dem Juden als Juden eigen ist, zu untersuchen. Dieselben vielleicht, die mit Vergnügen zusehen, wenn die Kritik sich des Christenthums bemächtigt, oder diese Kritik für nothwendig halten und selbst verlangen, sind im Stande denjenigen zu verdammen, der nun auch das Judenthum der Kritik unterwirft.

Das Judenthum soll also ein Privilegium haben: jetzt, wo die Privilegien unter den Streichen der Kritik fallen, und auch später noch, wenn sie alle gefallen sind?

Die Vertheidiger der Judenemancipation haben sich daher die sonderbare Stellung gegeben, daß sie gegen die Privilegien kämpfen und in demselben Augenblick dem Judenthum das Privilegium der Unveränderlichkeit, Unverletzlichkeit und Unverantwortlichkeit geben. Sie kämpfen in der besten Meinung für die Juden, aber die wahre Begeistrung fehlt ihnen, da sie die Sache der Juden als eine ihnen fremde behandeln. Wenn sie für den Fortschritt, für die Fortbildung der Menschheit Partei genommen haben, so schließen sie die Juden von ihrer Partei aus. Von den Christen und von dem christlichen Staate verlangen sie, daß sie die Vorurtheile, die ihnen nicht nur ans Herz gewachsen sind, sondern ihr Herz und ihr Wesen bilden, aufgeben sollen, von den Juden aber nicht. Dem Judenthum soll man nicht ans Herz greifen.

Die christliche Welt muß die Geburt der neuen Zeit, die sich jetzt bildet, noch große Schmerzen kosten: sollen die Juden keine Schmerzen leiden, sollen sie mit denen, die für die neue Zeit gekämpft und gelitten haben, gleiche Rechte haben? Als ob sie es könnten! Als ob sie in einer Welt, die sie nicht gemacht haben, nicht machen halfen und der sie durch ihr unverändertes Wesen vielmehr widersprechen müssen, sich wohl und zu Hause fühlen könnten!

Diejenigen sind also die ärgsten Feinde der Juden, welche sie die Schmerzen der Kritik, die jetzt Alles ergriffen hat, nicht fühlen lassen wollen. Ohne durch das Feuer der Kritik gegangen zu sein, wird Nichts in die neue Welt, die nahe herbei gekommen ist, eingehen können.

Ihr habt die Sache der Juden auch noch nicht zu einer wirklich populären, zu einer allgemeinen Volkssache gemacht. Ihr habt über die Ungerechtigkeiten der christlichen Staaten gesprochen, aber noch nicht gefragt, ob diese Ungerechtigkeiten und Härten nicht im Wesen der bisherigen Staatsverfassungen begründet sind.

Ist das Benehmen des christlichen Staates gegen die Juden in seinem Wesen begründet, so ist die Emancipation der Juden nur unter der Voraussetzung einer totalen Umändrung jenes Wesens möglich — falls nämlich und so weit die Juden selbst ihr Wesen aufgeben — d. h. die Judenfrage ist nur ein Theil der großen und allgemeinen Frage, an deren Lösung unsre Zeit arbeitet.

Die Gegner der Judenemancipation waren bisher den Vertheidigern derselben bei weitem überlegen, da sie den Gegensatz, in welchem der Jude als solcher zu dem christlichen Staate steht, wirklich ins Auge gefaßt haben. Ihr Fehler war nur der, daß sie den christlichen Staat als den einzig wahren voraussetzten und nicht derselben Kritik unterwarfen, mit der sie das Judenthum betrachteten. Ihre Auffassung des Judenthums schien nur deßhalb hart und ungerecht, weil sie nicht zugleich den Staat, der ihnen die Freiheit versagte und versagen mußte, kritisch untersuchten.

Wir werden die Kritik gegen beide Seiten des Gegensatzes richten: nur so und nicht anders wird er seine Auflösung finden. Es kann sein, daß unsre Auffassung des Judenthums noch härter scheinen wird als diejenige, die man bisher von den Gegnern der Judenemancipation gewohnt war. Es kann sein, daß sie wirklich härter ist: allein meine einzige Sorge kann nur die sein, ob sie wahr ist, die einzige Frage wird immer die bleiben, ob ein Uebel gründlich gehoben wird, wenn man ihm nicht an die Wurzel geht, und wer durchaus klagen will, klage allein die Freiheit an, daß sie nicht nur von andern Völkern, sondern auch von den Juden die Aufopfrung veralteter Traditionen verlangt, ehe sie sich ihnen hingiebt. Scheint die Kritik auch hart oder ist sie es wirklich, so wird sie doch und nur sie allein zur Freiheit führen.

Wir fangen damit an, der Frage ihre richtige Stellung zu geben und die falschen Wendungen, die man ihr bisher gegeben hat, aufzulösen.

I.

Die richtige Stellung der Frage.

Womit die Advokaten aufzuhören pflegen, daß sie nämlich die Richter und das Publicum zu rühren suchen, wäre es auch nur, daß sie zeigten, wie ihre Clienten durch die Noth etwas über die gerade Linie getrieben seien, damit fangen gewöhnlich die Vertheidiger der Juden an. Entweder klagen sie über den Druck, unter welchem die Juden in der christlichen Welt gelebt haben, oder wenn sie einige von den Vorwürfen, die sich auf Gesinnung, Gemüthsart und Zustand der Juden beziehen, zum Theil zugeben, so machen sie jenen Druck nur noch gehässiger, indem sie behaupten, er sei allein an jener Gemüthsart und an dem gesunkenen Zustand des Judenthums schuld.

Die Unschuld der Juden.

Wer in dieser Weise die Juden zu vertheidigen sucht und zu retten meint, thut ihnen im Gegentheil die größte Unehre an und gibt ihre Sache verloren.

Von Märtyrern sagt man gewöhnlich, sie seien unschuldig getödtete — — es gibt keine größere Beleidigung, die man ihnen anthun könnte. Hätten sie denn Nichts gethan, wofür sie litten? War das, was sie gethan haben, der Lebensweise und den Vorstellungen ihrer Gegner nicht entgegengesetzt? Je größer und bedeutender sie als Märtyrer sind, um so größer muß ihre That gewesen sein, die gegen das Bestehende verstieß, d. h. um so größer ist ihre Schuld gegen das Bestehende gewesen.

Von den Juden wird man doch wenigstens sagen wollen, daß sie für ihr Gesetz, für ihre Lebensweise und für ihre Nationalität gelitten haben oder Märtyrer waren? Nun, dann waren sie auch Schuld an dem Druck, den sie erlitten haben, denn sie riefen ihn durch die Anhänglichkeit an ihr Gesetz, an ihre Sprache, an ihr ganzes Wesen hervor. Ein Nichts kann man nicht drücken; was man drückt, muß durch sein ganzes Sein und durch die Art und Weise desselben den Druck verursacht haben.

Nichts steht in der Geschichte außerhalb des Causalitätsgesetzes; die Juden konnten am wenigsten außerhalb desselben stehen, da sie durch die Zähigkeit, mit der sie an ihrer Nationalität festgehalten haben und die ihre Vertheidiger selbst an ihnen rühmen und bewundern, gegen die Bewegungen und Veränderungen der Geschichte reagirten. Die Geschichte will Entwicklung, neue Gestaltungen, Fortschritt und Umändrungen; die Juden wollten immer dieselben bleiben, sie stritten also gegen das erste Gesetz der Geschichte — riefen sie nun etwa nicht, nachdem sie zuerst gegen die mächtigste Springfeder, die es gibt, gedrückt hatten, den Gegendruck hervor?

Die Juden sind gedrückt worden, weil sie zuerst gedrückt und sich gegen das Rad der Geschichte gestemmt hatten.

Ständen die Juden außerhalb dieses Spieles des Causalitätsgesetzes, wären sie rein passiv gewesen, hätten sie sich nicht auch von ihrer Seite aus in Spannung gegen die christliche Welt befunden, dann würde auch jedes Band fehlen, das sie mit der Geschichte verknüpfte, und sie würden nimmermehr in die neuere Entwicklung der Geschichte eintreten und eingreifen können. Ihre Sache wäre schlechthin verloren.

Gebt also den Juden die Ehre, daß sie den Druck, den sie erlitten haben, durch ihr Wesen verschuldeten, daß sie also auch die Verhärtung ihres Wesens, die durch den Druck herbeigeführt wurde, selbst verursacht haben, und ihr macht sie zu einem wenn auch noch so untergeordnetem Gliede einer zweitausendjährigen Geschichte, aber doch zu

einem Gliede derselben, welches fähig ist und endlich die Verpflichtung hat, sich mit ihr fort zu entwickeln.

Die Vertheidiger des Judenthums vergessen es selbst zuweilen, daß sie ihm die rein passive Rolle des Dulders zuschreiben, und rühmen an ihm auf einmal einen höchst wohlthätigen Einfluß auf das Gedeihen der Staaten.

Ein Beispiel!

Spanien.

Seht! rufen sie, was ist aus Spanien geworden, nachdem die allerkatholischsten Majestäten die betriebsame, thätige und aufgeklärte jüdische Bevölkerung zu dem Exil verdammt hatten!

Allein Spanien ist nicht deßhalb gesunken, weil ihm die jüdische Bevölkrung fehlte, sondern weil die Intoleranz, Unfreiheit und Verfolgungssucht das Princip seiner Regierung war. Es ist durch seine eigne Schuld gesunken und mußte unter dem Druck jener Principien sinken, wenn auch die gesammte jüdische Bevölkrung im Reiche geblieben wäre. War der Zustand Frankreichs deßhalb etwa ein verzweifelter geworden, weil die Widerrufung des Edicts von Nantes Schaaren von Hugenotten in die Verbannung trieb? Nein! die Willkür seiner Regierung, die Befestigung der Standesprivilegien, die Bevormundung des Volks, die Exemtionen, welche Adel und Geistlichkeit genossen, das und nur das hat Frankreich dahin gebracht, daß es sich nur durch die Revolution helfen konnte. Wer weiß, ob die starrköpfigen Hugenotten zur Befreiung ihres Vaterlandes besonders viel beigetragen hätten: genug, Fránkreich ist auch ohne sie fertig geworden.

Spanien hat sich auch ohne die Juden von dem Druck der allerkatholischsten Regierung befreit und es ist sehr die Frage, ob die Juden, wenn sie in Spanien geblieben wären, zu dieser Befreiung bedeutend mitgewirkt hätten.

Wenn die christlichen Staaten den Fall und das Steigen ihrer Macht nur sich selbst zu verdanken haben und selbst dann, wenn die Juden ins Spiel kommen, die Art und Weise, wie es geschieht, von dem Princip des christlichen Staates vorgeschrieben ist, so können wir sie auch auf der andern Seite von dem Vorwurfe, sie hätten den Ruin eines Staates z. B. Polens herbeigeführt, reinigen.

Polen.

Die Verfassung, welche zwischen der herrschenden Aristokratie und der Masse der Leibeignen jene ungeheure Lücke ließ und den Juden es möglich machte, in einer so großen Anzahl wie sonst nirgends sich einzudrängen, eine Verfassung also, welche die Stelle, die im westlichen Europa der dritte Stand sich zu erwerben wußte, leer gelassen hatte, und um sie auszufüllen, eines fremden Elements bedurfte, diese Verfassung hat Polen dem Untergange entgegengeführt.

Polen ist selbst an seinem Unglück schuld und es ist auch daran schuld, daß sich eine fremde Bevölkrung in ihm einnistete, die nur dazu beitrug, daß die Wunde des Volkslebens noch gefährlicher und tödtlicher wurde.

Ist nun Polen in dieser Weise an seinem Geschick selber schuld, so spricht es doch auf der andern Seite eben nicht zu Gunsten der Juden, daß sie nur in dem unvollkommensten Staatswesen Europa's in einer Anzahl, die der Gesammtzahl der andern europäischen Juden ungefähr gleich ist, sich eine Stellung zu verschaffen gewußt haben, die man fast eine für dieses Staatswesen nothwendige und ein wesentliches Complement desselben nennen kann; daß sie sich nur in einem Staate, der so viel wie möglich keiner ist, einhausen konnten, spricht gegen ihre Fähigkeit, sich zu den Gliedern eines wirklichen Staates zu machen; noch mehr spricht es gegen sie, daß sie die Unvollkommenheit der polnischen Verfassung nur zu ihrem Privat-Vortheil benutzten, die Lücke des polnischen Volkslebens also nur noch erweiterten und befestigten, statt das Material zu bilden, welches sie in einer organischen oder vielmehr politischen Weise ausfüllte.

Ein Gegner der Judenemancipation bemerkt und klagt darüber, daß „alle Brantweinbrennereien Galiziens sich in dem alleinigen Besitze des Juden concentriren, mit diesem aber die moralische Kraft der Einwohner in seine Hand gegeben ist." Als ob die Juden daran schuld wären, daß die moralische Kraft eines Volks in dem Brantwein im Glase enthalten ist oder in diesem Glase verloren gehen könne! Der Gegner der Juden muß es selbst eingestehen, daß das polnische Volk im Brantwein „sein einziges Labsal für alle Mühseligkeiten seines Lebens und für jede Bedrükkung seines Gutsherrn sucht." Nun, dann ist es der Druck der Verfassung, welcher den Bauer an den Juden verweist, dann ist es die Geistlosigkeit des allgemeinen Lebens, welche es dahin gebracht hat, daß der Bauer seinen Geist im Brantweinglase sucht und die geistige Kraft des Volks in der Hand des Juden befindlich ist, wenn dieser die sämmtlichen Branntweinbrennereien besitzt.

Die Verfassung hat dem Juden seine große Bedeutung gegeben und ihn in den Besitz des Volks-Geistes gesetzt — allein ist es ein Ruhm des Juden, daß er sich innerhalb einer solchen Verfassung die Stellung gegeben hat, daß er dem Bauer den Geist giebt, den ihm die Verfassung übrig gelassen hat? Ist es sein Ruhm, daß er die letzte, geistige Consequenz der Verfassung auspreßt und destillirt? Spricht es für ihn, daß er sich dazu hergiebt und darin sogar sein einziges Geschäft sieht, die Opfer der Verfassung noch einmal zu drücken? Die Verfassung ist schuldig, wenn sie den geschundnen Bauer ihm zuführt, aber seine Schuld ist es, daß er sich dazu hergiebt, nur die schlechtesten Consequenzen der Verfassung zu ziehen.

Im Allgemeinen wiederholt sich dies Verhältniß in der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt.

Die bürgerliche Gesellschaft.

Das Bedürfniß ist die mächtige Triebfeder, welche die bürgerliche Gesellschaft in Bewegung setzt. Jeder benutzt den Andern, um seinem Bedürfniß Befriedigung zu schaffen, und wird von diesem wieder zu demselben Zwecke benutzt. Der Schneider benutzt mein Bedürfniß, um sich und seine Familie zu ernähren; ich benutze ihn, um mein Bedürfniß zu befriedigen.

Das egoistische Treiben der bürgerlichen Gesellschaft hat der christliche Staat durch Formen eingeschränkt, die ihm seine Häßlichkeit nehmen und es endlich mit dem Interesse der Ehre verknüpft haben. Die besondern Arten, das Bedürfniß zu befriedigen, sind in Ständen vereinigt und derjenige Stand, in welchem das Bedürfniß des Augenblicks die größte Gewalt hat, also auch die Selbstsucht am Lebhaftesten unterhalten muß, der gewerbetreibende Stand hatte sich sogar in dem christlichen Staate in der Form von Corporationen gegliedert. Das Standes-Glied hat als solches die Verpflichtung, nicht nur sein persönliches, sondern das allgemeine Interesse seines Standes zugleich zu verfolgen, das Standes-Interesse setzt seinem eignen eine nothwendige Schranke und es weiß sich geehrt, indem es als Glied eines Standes nicht mehr nur für den Einzelnen, der es in Nahrung setzt, sondern für das Bedürfniß der bürgerlichen Gesellschaft überhaupt sorgt.

Wo aber einmal das Bedürfniß mit seinen zufälligen Capricen und Launen herrscht, noch dazu das Bedürfniß, dessen Befriedigung selbst wieder von zufälligen Naturereignissen abhängig ist, da kann der Einzelne seine Ehrenhaftigkeit bewahren, aber nicht verhindern, daß er sich nicht einem plötzlichen, unvorhergesehenen, über seine Berechnung hinausliegenden Wechsel preisgegeben sieht. Gerade ihre Grundlage, das Bedürfniß, welches der bürgerlichen Gesellschaft ihr Bestehen sichert und ihre Nothwendigkeit garantirt, setzt ihr Bestehen beständigen Gefahren aus, unterhält in ihr ein unsicheres Element und bringt jene in beständigem Wechsel begriffne Mischung von Armuth und Reichthum, Noth und Gedeihen, überhaupt den Wechsel hervor.

Dieses unsichre Element haben die Juden nicht geschaffen — es gehört zur bürgerlichen Gesellschaft — sie sind unschuldig daran, daß es vorhanden ist, aber eine andre Frage ist die, ob es ihnen etwa als Verdienst anzurechnen ist, daß sie es — vermittelst des Wuchers — ausgebeutet und ausschließlich, nämlich ohne in den andern Kreisen der bürgerlichen Gesellschaft mitzuarbeiten, zu ihrer Domäne gemacht haben.

Wie die Götter Epikurs in den Zwischenräumen der Welt wohnen, wo sie der bestimmten Arbeit überhoben sind, so haben sich die Juden außerhalb der bestimmten Standes- und Corporationsinteressen firirt, in den Ritzen und Spalten der bürgerlichen Gesellschaft eingenistet und die Opfer, welche das unsichre Element der bürgerlichen Gesellschaft verlangt, sich angeeignet.

Aber man hat ihnen, entgegnen uns die Vertheidiger der Emancipation, den Zutritt zu den Ständen und Corporationen verwehrt. Die Frage ist aber die, ob es ihnen, da sie sich als Volk betrachten, möglich war, eine wirkliche und aufrichtige Stellung in jenen Kreisen einzunehmen, ob sie sich also nicht selbst ausgeschlossen haben und ob sie als Volk außerhalb der Interessen der Völker überhaupt stehen, auch außerhalb der Standes- und Corporationsinteressen ihre Stellung nehmen mußten.

Wie? entgegnet man weiter, die Betriebsamkeit der Juden, ihre Frugalität, die Emsigkeit, mit der sie ihrem Erwerbe nachgehn, ihre Erfindsamkeit, wenn es gilt, neue Erwerbsquellen aufzusuchen, diese unermüdliche Ausdauer wollt ihr nicht anerkennen? Wir haben es ja so eben gethan und erlauben uns nur noch zwei Fragen.

Die Betriebsamkeit der Juden.

Wer hat achtzehnhundert Jahre hindurch an der Bildung Europa's gearbeitet? Wer hat die Schlachten geschlagen, in welchen eine Hierarchie, die über ihre Zeit hinaus ihre Herrschaft behaupten wollte, zur Niederlage gebracht wurde? Wer hat die christliche und die moderne Kunst geschaffen und die Städte Europa's mit ewigen Denkmalen angefüllt? Wer hat die Wissenschaften ausgebildet? Wer hat über die Theorie der Staatsverfassungen gesonnen?

Kein einziger Jude ist zu nennen. Spinoza war kein Jude mehr, als er sein System schuf, und Moses Mendelssohn starb vor Gram, als er hörte, daß Lessing, sein verstorbner Freund, ein Spinozist gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 275. 18. November. 1842.

Die Juden-Frage.

(Fortsetzung.)

Nun die zweite Frage! Gut! Die europäischen Völker haben die Juden von ihren allgemeinen Angelegenheiten ausgeschlossen. War es ihnen aber möglich, wenn sich die Juden nicht selbst ausschlossen? Kann der Jude als Jude, ohne aufzuhören, Jude zu sein, für die Fortbildung der Kunst und Wissenschaft arbeiten, für Freiheit gegen die Hierarchie kämpfen, sich für den Staat wirklich interessiren und über die allgemeinen Gesetze desselben nachdenken? Andrerseits: sind Kunst und Wissenschaft Dinge, die durch ein willkührliches Verbot oder durch die zufällige Lage, in die sich Jemand durch seine Geburt eingezwängt findet, unzugänglich gemacht werden können? Sind sie nicht allgemeine Güter, die nicht verboten werden können? Wie viele, die in Kunst und Wissenschaft bedeutend eingegriffen haben, sind aus den untersten Ständen der Gesellschaft hervorgegangen und haben außerordentliche Hindernisse überwinden müssen, um sich den Zugang zu dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft zu verschaffen? Warum haben die Juden sich nicht hinaufgearbeitet? Es wird wohl daran liegen, daß ihr besondrer Volksgeist den allgemeinen Interessen der Kunst und Wissenschaft widerspricht.

Die Betriebsamkeit der Juden ist eine solche, die mit den Interessen der Geschichte Nichts zu thun hat.

Aehnlich verhält es sich mit der Zähigkeit, die man an dem jüdischen Volksgeiste zu rühmen pflegt.

Die Zähigkeit des jüdischen Volksgeistes.

Es wäre nicht grausam, sondern nur recht und billig, wenn wir unsern Gegnern die Volksstämme nennen wollten, die sich gleichfalls trotz allen Stürmen der Geschichte, und zwar auch in der Zerstreuung, unter den civilisirten Völkern erhalten haben. Wir werden aber auch ohne das die Sache in ihre richtige Stellung bringen können.

Macht es den Volksstämmen, aus deren Verschmelzung das französische Volk entstanden ist, Schande, daß sie ihre Selbstständigkeit aufgegeben und verloren haben? Gewiß nicht! Ihre Hingabe und Auflösung in dem Ganzen beweist nur ihre geschichtliche Bildungsfähigkeit, so wie ihre Fähigkeit, zur Bildung dieses bestimmten geschichtlichen Volksgeistes einen Beitrag zu liefern.

Haben die Volksstämme, aus deren Zusammenströmen die Bevölkerung der großen modernen Republik in Nordamerika sich gebildet hat, ihre frühere besondre Eigenthümlichkeit beibehalten? Nein! Noch jetzt nehmen z. B. die deutschen Zuflüsse in kurzer Zeit den Charakter an, welcher das Ganze auszeichnet, und es gereicht ihnen wahrlich nicht zur Unehre; es beweist nur ihre Fähigkeit, sich in die allgemeine Richtung des dortigen Volkslebens zu finden und in ihr einzuleben.

Erhalten sich überhaupt die europäischen Völker in der Zähigkeit, die man an den Juden rühmt? Im Gegentheil, sie verändern ihren Charakter, und die Geschichte will diese Veränderungen haben.

Statt die Zähigkeit des jüdischen Volksgeistes zu rühmen und als einen Vorzug zu betrachten, sollte man vielmehr fragen, was sie im Grunde ist und woher sie kommt.

Sie ist der Mangel an geschichtlicher Entwicklungsfähigkeit, sie begründet den völlig ungeschichtlichen Charakter dieses Volks und sie ist wiederum in dem orientalischen Wesen desselben begründet. Im Orient ist dieses stationäre Volkswesen zu Hause, weil die Freiheit des Menschen, also auch die Möglichkeit der Entwicklung dort noch beschränkt ist. Im Orient, in Indien finden wir noch Parsen, die das heilige Feuer des Ormuzd verehren, in der Zerstreuung lebend.

Das Individuum und so auch das Volk, welches in seinem Denken und Thun allgemeinen Gesetzen folgt, wird sich auch geschichtlich entwickeln, denn allgemeine Gesetze haben ihren Grund in der Vernunft und Freiheit, entwickeln sich mit den Fortschritten der Vernunft, und diese Fortschritte sind um so gewisser zu erwarten und leichter auszuführen, da die Vernunft es in ihren Gesetzen mit ihren eignen Erzeugnissen zu thun hat, und wenn sie dieselben verändern will, nicht erst eine fremde, überirdische Gewalt um Erlaubniß zu bitten braucht.

Im Orient aber hat der Mensch noch nicht gewußt, daß er frei und vernünftig ist, also auch die Freiheit und Vernunft noch nicht als sein Wesen gekannt, sondern seine wesentliche und höchste Aufgabe in die Vollziehung verstand- und grundloser Ceremonien gesetzt. Der Orientale

hat also auch noch keine Geschichte, wenn Geschichte nur das genannt zu werden verdient, was eine Entwicklung der allgemeinen menschlichen Freiheit ist. Unter dem Feigenbaum und Weinstock sitzen, ist dem Orientalen das Höchste, was dem Menschen beschieden ist, und seine religiösen Ceremonieen verrichtet er fort und fort, ihre unveränderte Verrichtung betrachtet er als seine höchste Pflicht und beruhigt sich dabei, daß sie gerade so und so sind, so und so sein müssen, weil er sich von alle dem keinen andern Grund anzugeben weiß, als daß es einmal so ist und nach einem höhern, unerforschlichen Willen so sein soll.

Ein solcher Charakter, ein solches Gesetz muß einem Volke allerdings eine besondre Zähigkeit geben, ihm aber auch jede Möglichkeit einer geschichtlichen Entwicklung rauben.

Mit Recht sprechen die Juden von dem Zaun des Gesetzes: das Gesetz hat sie gegen die Einflüsse der Geschichte abgezäunt und um so mehr abgezäunt, da gerade ihr Gesetz von vornherein die Abschließung vor den Völkern gebot.

Sie haben sich erhalten: aber es fragt sich, ob das Gesetz von einem so tiefen Gehalt ist, daß sie zu preisen sind, weil sie sich mit ihm unverändert erhalten haben.

Sind die Berge deßhalb etwas Größeres und mehr unsrer Anerkennung und Bewunderung werth, als das griechische Volk, weil sie heute noch unverändert stehen, während die Griechen des Homer, des Sophokles, Perikles und Aristoteles nicht mehr leben?

Moses Mendelssohn setzte den Vorzug der jüdischen Religion darein, daß sie nicht allgemeine Wahrheiten lehre, sondern nur positive Gesetze vorschreibe, von denen sich kein allgemeiner Grund angeben lasse. Er erklärte demnach — und zwar mit Recht, denn was über meinen Horizont geht und wovon ich mir keine Rechenschaft geben kann, darüber habe ich auch keine Gewalt — das Gesetz behalte für den Juden seine Gültigkeit, bis es Jehova eben so bestimmt und ausdrücklich aufhebe, wie er es auf dem Sinai offenbart habe.

Ist diese Zähigkeit ein Ruhm? Macht sie das Volk, dessen Existenz sie erhält, zu einem geschichtlichen Volke? Sie erhält es nur gegen die Geschichte.

Das Leben unter dem Drucke.

Wenn ein Volk mit der Geschichte nicht fortschreitet, also auch von der Begeisterung, welche zum Kampfe für neue geschichtliche Ideen nothwendig ist, sich nicht durchglühen, von den geschichtlichen Leidenschaften sich nicht ergreifen läßt, so fehlt ihm eines der bedeutendsten Mittel zur Hebung und Läuterung der Sittlichkeit. Es kümmert sich zuletzt gar nicht mehr um allgemeine menschliche Interessen, die Sorge für den Privatvortheil wird seine einzige Angelegenheit und das Gefühl für wahre Ehre geht verloren.

Bei dem Drucke, unter dem die Juden lebten, antwortet man, war es aber auch nicht anders möglich, als daß die edlern Empfindungen in ihnen unterdrückt wurden. Will man ihnen den Mangel an Sittlichkeit vorwerfen, wenn man sie von den Angelegenheiten und Interessen, die dem Geiste der europäischen Völker immer neue Schwungkraft geben, ausgeschlossen hat?

Dagegen hat man bereits bemerkt, daß der Druck die Menschen sonst vielmehr zu bessern pflegt und ihr Gefühl für Ehre und Sittlichkeit schärft. Der Druck, unter welchem die Christen während der ersten drei Jahrhunderte ihrer Zeitrechnung lebten, trieb sie nur noch mehr an, die Tugenden auszubilden, mit deren Hilfe sie das römische Weltreich stürzten. Die Juden haben aber während des Druckes, unter dem sie bisher gelebt haben, kein Moralprincip gefunden und aufgestellt, welches der Welt oder zunächst ihnen selbst eine neue Gestalt geben könnte.

Nun, wenn der Druck die Juden nicht gebessert hat, so hebt ihn auf, gebt ihnen volle, unbeschränkte Freiheit und seht, ob sie nicht ohne den Druck besser werden!

Noch ein anderer Grund müßte zu diesem Schritte und Versuche treiben. Es ist nicht wahr, daß der Druck wahrhaft bessert und den Weg zur wirklichen Sittlichkeit öffnet. Er macht nur starr, isolirt den Menschen, schneidet ihm vielmehr den Weg zur wahren Sittlichkeit ab, indem er ihm die Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten des Staatslebens unmöglich macht, und giebt den Privattugenden entweder einen herben Charakter oder verwandelt sie zur egoistischen Sorge für die Privatangelegenheiten, die allein zwischen den vier Pfählen des eignen Hauses vorgehn. Das kann nicht wahrhaft sittlich genannt werden, wenn die ersten Christen, unbekümmert um die allgemeinen Angelegenheiten des römischen Reichs, oder vielmehr auf jeden Luftzug lauschend, ob er nicht der Vorbote eines Sturmes wäre, der ihm ein Ende machte, nur mit sich allein beschäftigt waren und nur für ihre Seelen, wäre es auch für die Seligkeit derselben — sorgten.

Um so dringender ist also die Nothwendigkeit, daß der Druck, unter dem die Juden bisher gelebt haben, aufgehoben werde!

Halt! Man frage doch erst, ob die Juden als Juden sich nicht von den Völkern absondern müssen, ob sie es also nicht selbst so haben wollen, daß der Wagen der Geschichte über sie hinweggeht.

Da sie noch als Volk selbständig waren, athmeten sie etwa freier, war ihre Brust so weit, daß sie allgemein menschlicher Gefühle fähig waren, fühlten sie sich weniger gedrückt?

Nein! Auch damals hielten sie sich für das Volk, welches vorzugsweise das gedrückte sei, und sie waren es in der That, weil ihre Prätension, die ihr wahres Wesen bildete,

immer unbefriedigt sein mußte. Sie wollten und mußten nach ihrer Grundanschauung das Volk schlechthin, das einzige Volk, d. h. das Volk sein, neben dem die andern Völker nicht das Recht hätten, Volk zu sein. Jedes andre Volk war im Vergleich mit ihnen nicht wirklich Volk, sie waren als das auserwählte Volk das einzigwahre Volk, das Volk, welches Alles sein und die Welt einnehmen sollte.

Dadurch also, daß überhaupt Völker existirten, waren sie gedrückt; das Bestehen, Gedeihen, Glück und Fortkommen andrer Völker war ihr Leiden, d. h. ihre Existenz war ausschließend, also immer eine leidende, da die Existenz andrer Völker das Wesen ihrer Existenz — die Ausschließlichkeit — selbst wieder ausschloß, verneinte und verspottete.

Gebt ihnen also volle Selbständigkeit und sie werden dieselbe immer wieder selbst aufheben, so lange sie Juden bleiben und sich als das auserwählte, einzig berechtigte Volk betrachten. Ihre gesetzliche Idee von sich selber wird von der Realität und wirklichen Geschichte nicht nur bedroht, sondern vollständig widerlegt, sie sind also nothwendig gedrückt und ihr Leiden ist unheilbar.

Nach dem Bisherigen werden wir auch im Stande sein, die oft wiederholte Bemerkung, daß es unter den Juden verhältnißmäßig weniger Verbrechen gebe, als unter den Christen, in deren Mitte sie leben, richtig zu würdigen.

Die Anzahl der Verbrecher.

Nicht auf die Anzahl, sondern auf die Art der Verbrechen kommt es an, nicht auf die juristische Abschätzung der Verbrechen, die sich in dem Grade der Bestrafung abspricht, sondern auf ihre sittliche Beurtheilung, welche den Zusammenhang des Verbrechens mit den socialen Verhältnissen mit in Berechnung zieht.

Ein Verbrechen kann juristisch als sehr gering taxirt werden und doch von einem sehr tiefen Verfall der innern sittlichen Verfassung zeugen; auf ein andres kann der Richter eine sehr hohe Strafe setzen, während es von demjenigen, der zugleich auf den Grund sieht, als die gewaltsame Lösung eines tiefen sittlichen Kampfes, dessen der geringre Verbrecher nicht fähig war, erkannt wird.

Es kommt ferner darauf an, in welchem Gebiete der rechtlichen und sittlichen Interessen die Verbrechen begangen sind.

Dort, wo die mannigfaltigsten Interessen z. B. der unterschiednen Stände sich durchkreuzen, wo veraltete Gesetze mit neuen Ansprüchen noch im Kampfe liegen, können mehr Verbrechen begangen werden als in einer Region, wo nicht so bedeutende Interessen sich reiben, also auch weniger Gelegenheit zu Collisionen gegeben ist, und dennoch wird die verhältnißmäßige Mehrzahl der Verbrechen, die dort begangen werden, nicht den Satz umstoßen, daß mitten in dem Haufen dieser Verbrechen eine neue höhere sittliche Ordnung sich bildet. Dagegen kann es sein, daß da, wo weniger und geringre Verbrechen begangen werden, nicht nur die Gelegenheit und Kraft zu größern, sondern auch die Kraft fehlt, die neue sociale Verhältnisse zu schaffen im Stande ist. —

Wir werden nun der Frage, so weit das Christenthum und der christliche Staat ins Spiel kommen, ihre richtige Stellung geben.

Die Feindseligkeit der christlichen Welt gegen die Juden hat man geradezu unerklärlich genannt. Das Judenthum sei doch die Mutter des Christenthums, die mosaische Religion die Vorbereitung der christlichen; woher nun der christliche Haß gegen die Juden, diese bodenlose Undankbarkeit der Consequenz gegen ihren Grund, der Tochter gegen ihre Mutter?

Das Benehmen der Consequenz gegen ihre Voraussetzung.

Warum zersprengt die Blüthe den Verschluß der Knospe? Warum stößt die Frucht die Blüthenblätter ab? Warum sprengt der reife Same die Fruchtkapsel? Weil das Folgende nicht sein kann, wenn das Vorhergehende bestehen bleibt, weil es nie zur Erscheinung käme, wenn es auf das Vorhergehende ankäme.

In geistigen, geschichtlichen Verhältnissen besteht die Voraussetzung wirklich noch und sie will durchaus bestehen, trotzdem, daß ihre Consequenz vorhanden ist. Sie läugnet also ihrer Consequenz gerade ihre Bedeutung ab, daß sie die Consequenz ist, welche ihr Wesen richtig gedeutet, entwickelt und vollendet hat; sie bestreitet ihrer Consequenz das Recht zu bestehen. Nicht die Tochter ist undankbar gegen ihre Mutter, sondern die Mutter will ihre Tochter nicht anerkennen. Die Tochter hat im Grunde das höhere Recht, weil sie das wahre Wesen des Frühern ist, und das Frühere, wenn seine Consequenz erschienen ist, sein wahres Wesen verloren hat. Will man beide Seiten egoistisch nennen, so ist das Spätre egoistisch, weil es sich und die Entwicklung will, das Frühere, weil es sich, aber nicht die Entwicklung will.

Das Frühere hat den Keim der Entwicklung, aber es will im Kampfe mit seiner Consequenz die Entwicklung für Andre nicht zugeben und selbst nicht in die Entwicklung eingehen. Es „hat den Schlüssel der Erkenntniß, aber es kommt nicht hinein und wehret denen, so hinein wollen.“

Die Feindseligkeit der christlichen Welt gegen das Judenthum ist also vollkommen erklärlich und in ihrem beiderseitigen wesentlichen Verhältnisse begründet. Keines von Beiden kann das Andre bestehen lassen und anerkennen; wenn das Eine besteht, besteht das Andre nicht; jedes von beiden glaubt die absolute Wahrheit zu sein, wenn es also

das Andre anerkennt und sich verläugnet, so läugnet es, daß es die Wahrheit sei.

Widerspricht aber nicht, entgegnet man, diese Ausschließlichkeit des Christenthums der Liebe, die es als sein Princip bezeichnet? Wir werden sehen.

Der Eifer und die Ausschließlichkeit der christlichen Liebe.

Das Christenthum bekennt sich zum Gesetz der Liebe, aber es hat auch das Gesetz des Glaubens zu beobachten. Die christliche Liebe ist eifrig und umfassend, aber beides nur im Interesse des Glaubens. Sie bezieht sich auf die ganze Welt, aber nur deßhalb, um ihr den Schatz des Glaubens zu schenken. Sie bezieht sich nicht auf den Menschen als solchen, sondern auf den Menschen als Gläubigen und als solchen, der gläubig werden kann oder vielmehr gläubig werden soll und es werden muß, wenn er nicht verdammt werden will.

Wenn geschrieben steht, daß Gott als der Gott der Liebe die Person nicht ansieht, daß ihm vielmehr: — allerlei Volk, wer ihn fürchtet und Recht thut, angenehm ist, so heißt das nur, daß Gott unter den Völkern keinen Unterschied macht, sondern Alle in sein Reich aufnimmt, die den wahren Glauben annehmen wollen.

Die christliche Liebe ist allgemein, weil sie keine Völkerunterschiede anerkennt, vielmehr allen Völkern das Geschenk des Glaubens anbietet. Also ist auch ihr Eifer allgemein, da sie Alles ausschließt, was dem Glauben widerspricht und entgegensteht.

Die christliche Religion ist die Aufhebung des Judenthums, also auch der jüdischen Ausschließlichkeit. Aber diese Aufhebung ist sie nur, indem sie die Vollendung des Judenthums und seiner Ausschließlichkeit ist.

Das Judenthum läugnete das Recht der andern Völker, aber ließ diese noch bestehen. Sein Fanatismus und seine Ausschließlichkeit war noch nicht That, das Wort noch nicht Fleisch geworden, das Feuer der ausschließlichen Religion noch nicht in die Welt geworfen.

„Ich bin gekommen, daß ich ein Feuer anzünde auf Erden, heißt es im Evangelium; was wollte ich lieber, denn es brennete schon."

Das Christenthum hat mit der Ausschließlichkeit des Judenthums Ernst gemacht, sie zur That erhoben und gegen alle Volksunterschiede gerichtet.

Der Glaubenseifer ist nichts als diese ausschließliche Haltung des christlichen Princips oder das Feuer der christlichen Liebe. Dieses Feuer durchzieht die ganze Geschichte der christlichen Kirche und bricht in besonders auserwählten Epochen hervor, um ihnen einen besondern Glanz zu verleihen. Augustinus z. B. schürte es gegen die Schismatiker in Nordafrika auf, in seinem Scheine schrieb er die Stellen seiner Schriften, in denen er die Verfolgung der Ketzer gebot, dieses Feuer wies als eine neue Feuersäule den Kreuzfahrern den Weg in den Orient, leuchtete den Spaniern auf ihrem Bekehrungskriege gegen die Völker Amerika's, es blitzte in der Bartholomäusnacht und bei den Dragonaden.

Richtete sich nun der christliche Eifer auch gegen das Judenthum, so liegt darin nichts Unerklärliches, und das Judenthum hat keinen Grund, sich darüber zu beklagen. Von dem Judenthum hat die christliche Religion den Eifer, die Ausschließlichkeit und die polemische Richtung gegen Alles, was ihr widerspricht, überkommen. Der christliche Eifer ist nur die Vollendung, die Consequenz, die ernste und thatsächliche Durchführung des jüdischen; wenn er sich daher auch gegen das Judenthum richtet, so wird dieses nur von seiner Consequenz getroffen; es liegt aber in der Natur der Consequenz, sich gegen das zu richten, woraus sie hervorging. Wenn sich daher das Christenthum gegen das Judenthum richtet, so heißt das nur: der vollendete Eifer richtet sich gegen den noch beschränkten oder energielosen Eifer.

Von christlicher und von jüdischer Seite aus hat man bemerkt, „daß es einige Juden und Christen giebt, die sich gegenseitig hassen, sei nicht Schuld ihrer Religion, sondern Mißverstand ihrer Religion." Ein außerordentlich milder Ausdruck, dieses „Einige"! Waren es also nur „einige" Juden und Christen, die sich achtzehn Jahrhunderte hindurch gehaßt, verfolgt und gedrückt haben? Haben sie Alle ihre Religion mißverstanden? Nein, sie haßten sich, weil sie noch wirklich Religion hatten, wußten, was Religion sei, und wirklich den Geboten ihrer Religion nachkamen.

Wenn nach einem zweitausendjährigen Beweis des Gegentheils Einige die Behauptung aufstellen, nur aus dem Mißverstand der Religion könne der Haß der Religionsparteien hervorgehen, so liegt darin vielmehr der Beweis, daß sie selbst sich nicht mehr auf die Religion verstehen. Hat der gegenseitige Haß wirklich nachgelassen, so kann es nur daher rühren, weil der wahre Religionseifer nachgelassen, d. h. da die Religion eifrig sein muß, die Religion selbst ihre Kraft verloren hat.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst.

№ 276. 19. November. 1842.

Die Juden-Frage.

(Fortsetzung.)

Wenn man nun aber der gegenseitigen Ausschließung ein Ende machen zu können meint und dennoch es für möglich hält, daß die Religiosität beider Theile unverändert bestehen bleiben könne, so wäre der Friede, der auf einer solchen Grundlage geschlossen würde, nicht nur unsicher, sondern ein falscher Friede, so gut wie kein Friede, da ein zufälliger Luftzug auch den schwächsten Funken des Feuereifers, der in der Religiosität nothwendig immer noch enthalten ist, anfachen und zur Flamme entwickeln kann.

Die Selbsttäuschung, in welcher die jüdischen und christlichen Vertheidiger der Juden-Emancipation bisher gestanden haben, zeigt sich uns auf ihrem Gipfel, wenn sie fragen, wie in aller Welt darin, daß die Juden „in Religion und Lebensart in ewiger Absondrung von den Christen leben, ein Grund liegen könne, sie der Rechte der Menschheit und des Bürgers zu berauben."

Die Menschen-Rechte und der christliche Staat.

Die Frage ist vielmehr, ob der Jude als solcher, d. h. der Jude, der selber eingesteht, daß er durch sein wahres Wesen gezwungen ist, in ewiger Absondrung von Andern zu leben, fähig sei, die allgemeinen Menschenrechte zu empfangen und Andern zuzugestehen. Seine Religion und Lebensart verpflichten ihn zu ewiger Absondrung: warum? weil sie sein Wesen sind, als dies Wesen aber demjenigen, was Andere für ihr Wesen halten, widersprechen, entgegengesetzt sind und es ausschließen. Sein Wesen macht ihn nicht zum Menschen, sondern zum Juden, so wie das Wesen, was Andre beseelt, sie auch nicht zu Menschen, sondern zu Christen, zu Muhamedanern macht.

Als Menschen können sich Juden und Christen erst betrachten und gegenseitig behandeln, wenn sie das besondre Wesen, welches sie trennt und zu „ewiger Absondrung" verpflichtet, aufgeben, das allgemeine Wesen des Menschen anerkennen und als ihr wahres Wesen betrachten.

Der Gedanke der Menschenrechte ist für die christliche Welt erst im vorigen Jahrhunderte entdeckt worden. Er ist dem Menschen nicht angeboren, er wird vielmehr nur erobert im Kampfe gegen die geschichtlichen Traditionen, in denen der Mensch bisher erzogen wurde. So sind die Menschenrechte nicht ein Geschenk der Natur, keine Mitgift der bisherigen Geschichte, sondern der Preis des Kampfes gegen den Zufall der Geburt und gegen die Privilegien, welche die Geschichte von Generation auf Generation bis jetzt vererbt hat. Sie sind das Resultat der Bildung und derjenige kann sie nur besitzen, der sie sich erworben und verdient hat.

Kann sie nun der Jude wirklich in Besitz nehmen, so lange er als Jude in ewiger Absondrung von Andern leben, also auch erklären muß, daß die Andern nicht wirklich seine Mitmenschen sind? So lange er Jude ist, muß über das menschliche Wesen, welches ihn als Menschen mit Menschen verbinden sollte, das beschränkte Wesen, das ihn zum Juden macht, den Sieg davontragen und ihn von den Nicht-Juden absondern. Er erklärt durch diese Absondrung, daß das besondre Wesen, das ihn zum Juden macht, sein wahres, höchstes Wesen ist, vor welchem das Wesen des Menschen zurücktreten muß.

In derselben Weise kann der Christ als Christ keine Menschenrechte gewähren.

Was keine von beiden Seiten besitzt, kann sie der andern auch nicht geben, von der andern nicht empfangen.

Aber Staatsbürger können doch die Juden werden? die Rechte des Bürgers können ihnen doch nicht entzogen werden?

Die Frage ist vielmehr, ob es im christlichen Staate als solchem allgemeine Rechte und nicht nur besondre Privilegien, d. h. eine größre oder geringre Summe von Vorrechten d. h. von besondren Rechten gebe, die nur für den Einen ein Recht und für den Andern ein Nicht-Recht sind, ohne deßhalb ein Unrecht zu sein, da der Andre wieder besondre Rechte hat, die jenem fehlen, man müßte denn sagen, daß die Summe der besondern Rechte eine gleiche Summe von Rechtsverletzungen oder der Mangel des allgemeinen Rechts das allgemeine Unrecht sei.

„Bürger" wollen die Juden im christlichen Staat werden? Fragt doch erst, ob dieser Bürger und nicht nur Unterthanen kennt, ob das Judenviertel ein Widerspruch ist, wenn die Unterthanen nach den Privilegien der besondern Stände unterschieden sind, und ob es sogar auffallen kann,

wenn den Juden eine besondre Tracht oder ein besondres Abzeichen geboten wird, sobald die Stände, wenn sie als solche auftreten, sich auch durch ihre besondre Tracht unterscheiden müssen.

Man beruft sich auf die Concessionen, die der christliche Staat in Zeiten der Noth gegeben hat — Concessionen, die fast so umfassend waren, daß sie in einer völligen Gleichstellung der Juden mit den Christen bestanden. Man sollte aber vorher fragen, ob nicht eben der christliche Staat in solchen Zeiten sich in Noth und Lebensgefahr befand und nur deßhalb den Juden Concessionen machte, weil er um nicht vollständig unterzugehen selber einer höhern Staats-Idee Concessionen zugestehen mußte. Klagt aber doch nur nicht allein darüber, daß man den Juden die in der Zeit der Noth zugestandnen Concessionen später beschränkte oder zum Theil zurücknahm! Leiden denn die Juden allein? Ist ihre Erfahrung nicht eine allgemeine? Wenn sie wieder zu einer bloß privilegirten Existenz verurtheilt sind oder verurtheilt werden sollen, kommt es nicht allein daher, weil das Privilegium überhaupt zur Herrschaft gekommen ist oder gebracht werden soll? Fragt doch auch vielmehr, was sie indessen bis jetzt gethan haben, wodurch sie der bloß privilegirten Existenz entwachsen wären!

Noch Eine Frage haben wir in ihre richtige Stellung zu bringen.

Am schwierigsten, ja rein unmöglich muß die Lösung sein, wenn der Gegensatz rein religiös gefaßt wird, weil die Religion die Ausschließlichkeit selber ist und zwei Religionen, so lange sie als Religion, als das Höchste und Geoffenbarte anerkannt werden, niemals mit einander Frieden schließen können.

Der religiöse Gegensatz des Judenthums und Christenthums.

Die Juden, sagt man, halten Jesum nicht für den Messias, sie läugnen das Höchste, was der Christ kennt und was ihm als das einzig wahre Band aller Einheit gilt, sie können also nie mit ihm in eine aufrichtige Verbindung treten. Da sie das Höchste des Christen für Lug und Betrug halten, so ist die Gemeinschaft mit ihnen von Gott selbst untersagt. Mit dem Antichristen darf der Christ in keinerlei Verbindung treten.

Allein: läugnet denn der Jude, wenn er dem Evangelium widersteht, wirklich ein Wesen, welches über der Menschheit erhaben ist, und für seine Ehre eifert? Hat er es in seinem Widerstande mit einem göttlichen Wesen zu thun, dem, ohne ewige Verdammniß erwarten zu müssen, der Mensch nicht widersprechen darf? Oder liegt sein Vergehen nicht vielmehr darin, daß er eine reinmenschliche Entwicklung der Geschichte, eine Entwicklung des menschlichen Bewußtseins und zwar eine Entwicklung seines eignen gesetzlichen Bewußtseins nicht anerkennt? Ist der Gegensatz nicht im Grunde nur der Gegensatz verschiedner Entwicklungsstufen des menschlichen Geistes und nur für das Bewußtsein der beiden Parteien ein religiöser d. h. ein solcher, der von einem jenseitigen höchsten und über der Geschichte stehenden Wesen geboten wird? Ist der Gegensatz nicht bedeutend gemildert und die Möglichkeit seiner Lösung gegeben, wenn er als ein nur menschlicher und geschichtlicher erkannt wird und aufhört, ein religiöser zu sein?

Wenn der Gegensatz nicht mehr religiös ist, wenn er ein wissenschaftlicher geworden ist und die Form der Kritik angenommen hat, der Jude also den Christen zeigt, daß seine Religions-Anschauung nur das geschichtliche Erzeugniß dieser und jener Factoren ist, so ist der Gegensatz gelöst, da er nun im Grunde nicht einmal mehr als ein wissenschaftlicher möglich ist. Sobald nämlich der Jude die wirkliche, wissenschaftliche, nicht mehr bloß die rohe religiöse Kritik gegen das Christenthum richtet, so muß er sie zuvor auch gegen das Judenthum gerichtet haben, oder zugleich gegen dasselbe richten, da er das Christenthum als ein nothwendiges Product von jenem begreifen muß. Richten aber beide Parteien jede gegen die andere also auch jede gegen sich selbst die wissenschaftliche Kritik, so sind sie in der Wissenschaft Eins, die religiöse Befangenheit trennt sie nicht mehr und Differenzen in der Wissenschaft lösen sich durch die Wissenschaft selbst.

Die Lösung des Gegensatzes besteht darin, daß er vollständig wegfällt und die Juden aufhören können Juden zu sein, ohne es nöthig zu haben, daß sie Christen werden, oder vielmehr aufhören müssen, Juden zu sein, und Christen nicht werden dürfen.

Was haben sie aber gethan, um diese Lösung des Gegensatzes möglich zu machen und herbeizuführen? Haben sie kritisirt? die Kritik gegen das Judenthum und Christenthum, gegen alle Religion gerichtet? Haben sie den religiösen Gegensatz zu einem Gegensatz der geschichtlichen Entwicklung gemacht?

Oder haben sie die Fabel, daß sie besondre geheime Nachrichten über Jesum und seine Zeit hätten, eine Fabel, mit der sich jetzt noch mancher Jude brüstet, durch eine wirkliche Kritik der heiligen Geschichte als eine Narrheit, als ein schmutziges Erzeugniß des religiösen Gegensatzes widerlegt?

Wie weit ferner sind sie fähig, sich zu der Freiheit jenes Standpunctes zu erheben, auf welchem der religiöse Gegensatz gelöst ist?

Wenn der Jude, wie es in der Natur der Aufklärung, die eine Religion gegen die andre richtet, begründet ist, das Evangelium für Betrug erklärt, giebt ihm diesen Vorwurf in religiöser Form der Christ zurück, indem er sagt, der unglückselige Zustand, in dem er sich seit dem Unter-

gange seines Staats befinde, sei eine Folge des göttlichen Fluches, der auf den Widersachern des Messias liege. Allein worin besteht das Unglück der Juden? Etwa nur darin, daß sie von den Christen verfolgt und gedrückt sind? Als ob nicht auch Märtyrer verfolgt und gedrückt wären! Als ob Druck und Verfolgung nicht auch das Loos derjenigen wäre, die um einer höhern Idee willen ihrer Zeit widersprechen und von der Zukunft mit vollkommner Gewißheit ihre Rechtfertigung erwarten dürfen. Wie also sind die Juden unter der Herrschaft des Christenthums verfolgt und gedrückt worden? Nicht als Märtyrer für eine höhere Idee, nicht als Märtyrer der Zukunft, sondern als Märtyrer einer Vergangenheit, deren Entwicklung, die Entwicklung, in der sie selbst leben, sie nicht anerkennen. Was man den göttlichen Fluch nennt, ist Nichts als die natürliche Folge eines Gesetzes, welches an sich schon chimärisch und unfähig die Seele eines wirklichen Volkslebens zu bilden, der Entwicklung, die ihm allein noch einigen Halt geben konnte, widerspricht und sich von ihr losgetrennt erhalten will. Der vermeintliche göttliche Fluch besteht in nichts Anderm als den natürlichen Folgen des Widerspruchs, in welchen sich die Juden mit der ganzen Geschichte und mit ihrem Gesetz gebracht haben.

Sogar darin wollte ein würtembergischer Deputirter (im Jahr 1828) ein Zeichen des Fluches sehen, der auf den Juden liege, daß selbst der Druck, unter dem sie bisher gelebt haben, ihnen nicht zum Heil ausgeschlagen sei: „es gehöre ausschließlich zu den Segnungen des Christenthums, daß dessen Anhänger durch den Druck gebessert und veredelt werden, ein Segen, dessen die Juden nicht theilhaftig sind."

Allein gesetzt den Fall, daß der Druck wirklich veredle und beßre — was nicht einmal, so wie man es gewöhnlich sentimental gnug meint, der Fall ist — bedarf es einer übernatürlichen Erklärung und der Zuflucht zu einer übernatürlichen Fügung, wenn der Druck das Einemal nicht die Folgen hat, die ihm das andre Mal folgen? Müssen wir die Frage durch ihre religiöse Beantwortung zu einem unlösbaren Räthsel, den Gegensatz durch seine religiöse Beleuchtung zu einem ewigen machen? Es ist wahr, der Druck kann erheben, stärken, zur Fortentwicklung reizen; wenn er aber den Juden nicht in dieser Weise geholfen hat, so kommt es nur daher, weil sie nicht wie die Christen die Partei waren, die den Fortschritt repräsentirte und an welche die Möglichkeit des weltgeschichtlichen Fortschritts geknüpft war, denn nur dieser kann der Druck helfen, wenn er überhaupt durch Stärkung der Elasticität einer Partei helfen kann.

Wir haben die Fragen in ihre richtige Stellung gebracht, in die Stellung, wo sich ihre Beantwortung mit unwidersprechlicher Nothwendigkeit ergiebt.

Wir geben nun die Antwort selbst.

II.

Kritische Betrachtung des Judenthums.

Man wird sehr leicht berechnen können, wie hoch ein Staat steht, wenn Männer, die immer und immer wieder zu behaupten wagen, die Juden, die sich über die Beobachtung ihres alterthümlichen Gesetzes hinwegsetzen und Neuerungen in ihrer Religions-Verfassung vornehmen, verlören bei den Christen an Achtung, in ihm als Staatsmänner gelten. Wenn man endlich einmal zur Sache kommen will, so könnte die Frage doch allein die sein, ob die Juden ihr alterthümliches Gesetz befolgen können, ob ihr gegenwärtiges Verhältniß zum Gesetz ihre Sittlichkeit heben, ob es überhaupt ein sittliches sein könne, ja es ist sogar die Frage, welches ihr Gesetz ist.

Ist es das mosaische Gesetz oder der Talmud?

Im Allgemeinen rühmen sich die Juden ihrer Anhänglichkeit an die Religion ihrer Väter als eines Beweises, wie sehr sie das Heilige festzuhalten vermögen. Wenn es ihnen darauf ankommt, die Widersacher, die ihre Emancipation für unmöglich halten, zurückzuschlagen, so bezeichnen sie ihre Religion kurzweg als die mächtigste Stütze der geselligen und bürgerlichen Tugenden: aber welches ist diese Religion? Das mosaische Gesetz enthält nach ihrer Voraussetzung die reinste Sittenlehre, sie halten sich für Diener des mosaischen Gesetzes, und im Gedränge, wenn ihre Gegner die Ansichten und Gebote des Talmud als Waffe gegen sie benutzen, aber auch selbst von der Aufklärung ergriffen, die ihnen die talmudischen Satzungen verleidet hat, erklären sie meistens, daß die Rückkehr zum reinen oder zu einem gereinigten Mosaismus hinreichend, aber auch nothwendig sei, um den gesunknen Zustand ihres Volks zu heben.

Allein, was ist der „reine Mosaismus"? Diese bestimmte Verfassung, welche diesen bestimmten Opferritus, diese Priesterordnung, diese Eigenthumsverhältnisse vorschreibt, die nur in Canaan, nur unter der Voraussetzung der Souveränität des Volks möglich, d. h. gegenwärtig schlechthin unmöglich sind.

Oder wovon will man den Mosaismus „reinigen"? Von allem, was sich auf den Opferritus, die alte Priester-Verfassung und die gesetzlichen Eigenthums-Verhältnisse bezieht? Dann möge man zusehen, was vom Ganzen übrig bleibt! Jene Bestimmungen sind nicht nur ein bestimmter, auch nicht nur ein Haupttheil der sogenannten mosaischen Verfassung, sondern der Mittelpunct, auf den sich alle andern Gebote beziehen, der Boden, den sie haben müssen, wenn sie nicht in der Luft stehen sollen, der Rückhalt, ohne den sie fallen müssen.

Daß das mosaische Gesetz im Princip und in seinen wesentlichsten Bestimmungen alle Härten des Rabbinismus enthält, daß also auch weder die Rückkehr zu seiner Reinheit noch seine Reinigung, wenn sie nicht seine völlige Auflösung sein soll, von den Satzungen des Talmud wirklich befreien kann, wollen wir nicht einmal erwähnen.

Genug, das mosaische Gesetz kann in keiner Weise mehr befolgt werden. Das Lob, das ihm gespendet wird, straft sich also mindestens durch seine Unfruchtbarkeit selber Lügen. Was für ein Lob, das so wenig ernstlich gemeint ist, daß es in der That und vom ganzen Leben desavouirt wird! Was für eine Sittenlehre, die ohne allen Einfluß auf das wirkliche Leben bleibt, deren Gebote wenigstens nicht ausgeführt werden! Was für ein Moralprincip, das unausführbar wird, wenn ich über die Grenze des Landes trete, in welchem es allein befolgt werden kann!

Rühmen daher die Juden den Mosaismus als die reinste Sittenlehre, als die mächtigste Stütze der geselligen und bürgerlichen Tugenden, so sind diese Tugenden sehr schlimm daran: sie müssen sich wenigstens sehr lange selbst helfen und sich auf ihre eigne innre Vortrefflichkeit verlassen, da ihre „mächtigste Stütze" von der Geschichte längst zerbrochen und noch lange keine Aussicht dazu vorhanden ist, daß sie jemals wieder hergestellt werden könne.

Die allerweisesten Staatsmänner aber, die den Juden nur achten wollen, wenn er seinem altväterlichen Gesetze anhängt, mögen dafür sorgen, daß sämmtliche Juden wieder in Canaan versammelt werden, aber auch dafür, daß sie wieder den alten Glauben haben, also auch dafür, daß sie mitten unter den stammverwandten Horden wohnen, deren Umgebung ihren Fanatismus reizen und immer in Aufregung erhalten muß. Verschaffen sie den Juden diese ihre alte geschichtliche Existenz nicht und sind sie nicht im Stande, sie ihnen wieder zu verschaffen, so ist ihr Gerede von der Anhänglichkeit am Alten wenigstens eben so leer, wie dasjenige der Juden von ihrer Verehrung des Heiligen, dem die Väter gedient haben.

Der Gedanke des Juden, er lebe im Gehorsam unter einem Gesetze, welches er in der That nicht ausführt, nicht ausführen kann, ist im günstigsten Falle und auf das Gelindeste ausgedrückt, phantastisch. Es ist eine Selbsttäuschung und Illusion, die sich nur dadurch erhalten kann, daß von der Masse der Gebote, die jetzt unausführbar sind, abgesehen wird. Endlich aber muß es zur grenzenlosen Sophistik führen, wenn die einzelnen unmöglich gewordnen Gebote wirklich beachtet werden und auf Mittel und Wege gesonnen werden muß, wie sie illusorisch und zum Schein befolgt werden können. Die Sophistik, die Casuistik, die Anhäufung von zahllosen Distinctionen und die Zerspaltung von diesen wieder in die kleinlichsten Unterscheidungen wird endlich das Surrogat für die wirkliche Befolgung des Gesetzes oder vielmehr die einzige — und wie wir sehen werden, die einzig richtige — Befolgung desselben. Das Gesetz wird zum Gesetz einer chimärischen Welt und nimmt selbst eine chimärische Gestalt an.

Das chimärisch gewordne mosaische Gesetz, der idealisirte, d. h. der fortspintisirte, der im Kopf des Sophisten lebende, der in die Luft versetzte Mosaismus ist der jetzt einzig passende Mosaismus.

Nun, dieser Mosaismus braucht nicht erst erfunden zu werden: er ist im Talmud gegeben. Der Talmud ist die Fortentwicklung des mosaischen Gesetzes und des ganzen A. T., aber die chimärische, illusorische, geistlose Fortentwicklung. Illusorisch ist diese Fortentwicklung, weil sie ein bloßes Zerspalten des Alten, ein Markten und Feilschen mit dem Alten, eine verdünnte Wiederholung desselben, aber keine neue Schöpfung ist. Geistlos und chimärisch ist sie, weil sie mit dem Alten, noch dazu mit dem unmöglich gewordnen Alten nicht zu brechen wagt, die wesentlichen Lebensbedingungen des Alten aufgeben muß und dennoch nicht den Muth hat, aus einem neuen Princip heraus eine neue Welt zu schaffen. Sie kämpft nicht einmal mit dem Alten: wo hat es aber jemals eine kräftige und belebende Entwicklung gegeben, die nicht im Kampfe mit dem Alten dem neuen Princip erst seine Gestalt gegeben und die Anerkennung verschafft hätte? Der Talmud zerbricht nicht die Form des Alten, um dem geistigen Inhalt Luft zu verschaffen, sondern er ist nur eine Sammlung der Scherben und Splitter, in welche das Alte zerfallen war, nachdem es der Geist zersprengt hatte, um sich eine weitre Form zu suchen. Die Fortbildung des A. T. im Talmud ist überhaupt kein Act der Freiheit, nicht eine von jenen Heroenthaten der Geschichte, die ein Zeugniß von der Kraft und schöpfrischen Entwicklungsfähigkeit des menschlichen Geistes sind, sondern die Rabbinen haben nur die Scherben aufgelesen, nachdem eine geschichtliche Revolution, die sie nicht herbeigeführt haben, das Alte zertrümmert hatte. Höchstens haben sie die Scherben noch feiner zerstoßen und vollends pulverisirt.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 277. 21. November. 1842.

Die Juden-Frage.

(Fortsetzung.)

Der wirkliche Mosaismus ist ein Ding der Unmöglichkeit geworden. Der Jude, der einfach dem mosaischen Gesetz zu gehorchen meint, lebt in einer Illusion. Der Talmud ist der bodenlos gewordne Mosaismus. Diejenigen unter den Juden haben daher allein Recht, welche Nichts von einer Rückkehr zum Mosaismus wissen wollen, aber nur so weit, als sie dieselbe nicht zugeben wollen: wenn sie angeben, was sie an die Stelle des Mosaismus zu setzen und wenn sie zugleich über den Talmud hinauszugehen beabsichtigen, so kommen sie auch nur zu dem illusorischen Mosaismus zurück, welcher der Vereinigungspunct aller jüdischen Parteien ist.

„Der Rücktritt zum A. T., heißt es in „dem Gesuch der Bekenner des jüdischen Glaubens an den Herzog Wilhelm von Braunschweig" 1831, wäre nichts Andres als ein Bildungsrückschritt. Der Talmud ist die allmälige Fortbildung des Moses und der Propheten und der Uebergang zu dem jetzigen, in ewigem Fortschreiten begriffnen Judenthum. Der Standpunct, auf dem unsre Religion sich jetzt befindet, ist ein bei Weitem höherer als der des sogenannten Mosaismus."

Ein höhrer ist er wirklich, aber nur deßhalb, weil er sich höher in die Luftregion der chimärischen Welt erhoben hat. Dagegen hat er aber, indem er sich höher hinauf erhoben, seine Wurzeln nicht tiefer in die wirkliche Welt geschlagen, sich nicht fester mit den sittlichen Interessen der Menschheit verflochten. Er ist die Erhebung über das Vorurtheil, aber zugleich die Erhebung des Vorurtheils in eine abstractre Kategorie. Das Vorurtheil ist gestorben, aber auf diesem höhern Standpuncte zu einem einförmigen unsterblichen Leben auferstanden. Es hat seine groben Bestandtheile verloren, aber führt nun ein ewiges Schattenleben.

Auf diesem höhern Standpuncte hat „Israel", wie z. B. Herr Salomo in seinem „Sendschreiben an Herrn Frankel" (1842) erklärt, den Gedanken an eine „nationale Selbständigkeit" aufgegeben, es knüpft sein Heil nicht mehr an „den Besitz eines Winkels der Erde", es hat sogar auf eine künftige Befreiung durch den Messias resignirt. Seine „Messiaszeit" sei vielmehr mit der Emancipation gekommen und seine Erwartung des Messias nichts Andres, als sein Wunsch, „von politischer Knechtschaft und politischem Druck" befreit zu werden.

Unter diesen Bedingungen — und sie sind wirklich vorhanden, jene „Erklärungen" im Namen Israels sind aufrichtig gemeint, auf jenem Standpuncte denkt Israel wirklich nicht mehr an nationale Selbständigkeit, an Canaan und den Messias — sollte es scheinen, daß die Emancipation augenblicklich ausgeführt werden könnte, falls nämlich die Staaten, in denen die Juden leben, von ihrer Seite aus auch die Bedingungen erfüllt haben, die zu diesem Werke unerläßlich sind. Allein hier gerade, wo die Nationalität des Juden und Alles, was ihn zum Juden macht, verschwunden zu sein scheint, zeigt sich das jüdische Wesen in seiner höchsten Macht, da es sich gerade in seinem Verluste zu erhalten weiß, also auch, wenn es überhaupt die Emancipation unmöglich macht, in dem Augenblicke, wo es derselben am nächsten zu stehen scheint, sich am weitesten von ihr entfernt.

Daß und ob die Emancipation komme, müßte doch einzig und allein aus der politischen Verfassung oder aus der Zukunft der Staaten, in denen die Juden leben, so wie aus ihrem eignen Verhältnisse zu denselben und aus ihrer Entwicklungsfähigkeit geschlossen werden. Allein auch auf diesem Standpuncte des aufgeklärten Judenthums sind die Augen so wenig für die wirklichen Verhältnisse dieser Welt geöffnet, daß der Blick allein nach oben, nämlich auf die chimärische, religiöse und politische Prärogative Israels gerichtet bleibt. „Die Gottheit, heißt es nun, hat Großes mit den Juden vor" — als ob die Frage nicht allein die wäre, wie viel noch an der Entwicklung der Staats-Verhältnisse und an der Bildung der Juden fehle, damit die Schranke, die jetzt den Juden von dem Unterthan der christlichen Regierungen trennt, beseitigt werden könne, d. h. als ob es nicht darauf ankäme, daß von beiden Seiten her die Schranke aufgehoben werde. Ferner spricht man es auch auf diesem Standpuncte aus, daß man „den Gedanken, der Name der Juden werde wieder frei und unabhängig hervortreten, nicht in das Gebiet der Unmöglichkeit verlege" — — das wäre also die Emancipation, die der aufgeklärte Jude haben will, das wäre wirk-

liches Einleben in die Staats-Interessen, bürgerliche Gleichstellung mit den Mitbürgern oder gar eine aufrichtige Theilnahme an den allgemeinen Interessen der Menschheit, wenn der Jude es erreicht hat, daß sein Name als solcher wieder frei und unabhängig hervortritt? Wenn der Jude, ohne daß er es weiß, statt der Emancipation vielmehr die selbständige Existenz seines Volks fordert — also das Unding, daß er seine Geschichte wieder von vorn anfangen könne, oder eine überflüssige Mühe, denn seine zweite Geschichte würde dieselbe sein und eben so enden wie die erste — so muß er seinem jüdischen Bewußtsein noch die Genugthuung geben, die letzte Consequenz seines Particularismus zu ziehen. Salomo z. B. in dem genannten Sendschreiben spricht es aus, daß die jüdische Religion die Weltreligion, also die Religion sei, welche den Stolz und Dünkel der positiven Religionen aufheben müsse, d. h. daß es der Ausschließlichkeit des Judenthums endlich gelingen werde, alle andern ausschließlichen Religionen — alle aber müssen ausschließlich sein — auszuschließen.

Alle Versichrungen auch des aufgeklärtesten Juden, daß er an eine selbständige Nationalität „seines Volks" nicht denke, sind, so aufrichtig es mit ihnen auch gemeint sein mag, illusorisch. Indem er sie ausspricht, muß er sie in demselben Augenblicke und mit denselben Worten, mit denen er sie vorträgt, revociren und verläugnen. So lange er Jude sein will, kann und darf er sein Wesen, die Ausschließlichkeit, den Gedanken seiner besondern Bestimmung, der Alleinherrschaft, kurz die Chimäre des ungeheuersten Privilegiums nicht verläugnen und es ist nur um so schlimmer für ihn, wenn er diese Chimäre in demselben Augenblicke, da er gegen sie protestirt, noch hegt und sich zu ihr bekennt — — es ist der Beweis, daß der Gedanke des Privilegiums mit seinem Wesen verwachsen ist.

Und wollte er sich, obwohl es nicht möglich ist, in seiner Sprache vor allen Wendungen, die seine Versichrungen Lügen strafen, hüten und sie fern halten — aber noch einmal! es ist nicht möglich! — so würde er seine schönsten Reden von Gleichstellung mit Andern und von Menschlichkeit doch durch die That widerlegen, da er alle Andern außer den Juden für unrein erklärt und als Jude für unrein erklären muß. Seine Speisegesetze sind die Erklärung, daß alle Andern außer den Juden nicht seines Gleichen, nicht Mit-Menschen sind.

Kurz, der Mosaismus hat immer und bis jetzt seine Herrschaft unter den Juden zu behaupten gewußt. Als sophistisch gewordner Mosaismus herrscht er im Talmud, Illusion ist es, wenn einige Aufklärer zum reinen Mosaismus zurückkehren zu können meinen, und bei denen, die der Gleichstellung mit den Unterthanen der christlichen Regierungen oder mit den Bürgern freierer Staaten schon sehr nahe zu stehen glauben, geht die Illusion so weit, daß sie das Privilegium, welches der Mosaismus den Seinigen verleiht, noch festzuhalten suchen, während sie es aufgegeben zu haben meinen. Alles ist hier Illusion!

Aber noch mehr! Illusion war der Mosaismus auch damals, als das Volk noch selbständig bestand und geschichtliches Leben hatte.

Wir werden einen Theil des Beweises liefern, indem wir zeigen, wie inconsequent das jüdische Volksbewußtsein gegen die Consequenzen seiner geschichtlichen Entwicklung verfuhr, d. h. seine eigne Entwicklung zu einer Illusion herabsetzte.

Die Haltungslosigkeit und Starrheit des jüdischen Volksbewußtseins.

Bei jedem Schritt, den man in religiösen Verhandlungen thun will, muß man darauf gefaßt sein, daß das theologische Vorurtheil sich anstrengen wird, ihn aufzuhalten. So haben wir es bei dem Schritte, den wir jetzt zu thun im Begriffe sind, mit den christlichen und jüdischen Theologen zu thun, welche für die Behauptung kämpfen, daß das alttestamentliche Gesetz die allgemeine Menschenliebe und Moralität lehre.

Diese Angelegenheit ist in den Briefen über Herrn Dr. Hengstenberg (1839. Berlin) so, daß jede Widerlegung unmöglich ist, behandelt und gegen diejenigen entschieden, die das Gesetz durchaus zu einem moralischen machen wollen.

Für das Interesse, welches uns hier beschäftigt, werden folgende Bemerkungen hinreichen.

Dem Juden ist nur sein Volksgenosse Bruder und Nächster und alle andern Völker außer ihm gelten ihm und müssen — müssen ihm nach dem Gesetze als unberechtigt und rechtslos erscheinen.

Haben nun die andern Völker neben ihm kein Recht zu bestehen, so muß der Unterschied zwischen ihnen und dem Volke, welches allein alles Recht und alle Wahrheit im Besitze hat, verschwinden und die Glieder der fremden Nationen innerhalb der wahren, der einzigen Nation verschwinden. Mit den Fremdlingen, von denen das Gesetz öfter spricht, ist dies zum Theil geschehen. Es wird von ihnen vorausgesetzt, daß sie sich zu dem gesetzlichen Wesen des Volkes hinneigen und eben dieser Hinneigung wegen sich in seiner Mitte aufhalten. Sie sind also zum Theil keine Fremden mehr und so weit sie es nicht mehr sind, werden sie der Theilnahme des Volks empfohlen. In demselben Augenblicke aber, wo das Gesetz dem Gedanken der allgemeinen Menschenliebe näher zu treten scheint, entfernt es sich von ihm und tritt es wieder in die Schranke der ausschließenden Nationalität zurück. Die Milde oder vielmehr die einzelnen Wohlthaten, die dem Fremdling erwiesen werden sollen, sind ihm als Fremden zu erweisen. Er ist und bleibt Fremdling, und wenn der Jude mit ihm in

Verhältniß steht, so steht er zu ihm nicht als Mensch zum Menschen im Verhältniß; wenn er ihm Wohlthaten erweist, so erweist er sie nicht als Mensch seinem Mit-Menschen, sondern der Jude bleibt Jude, der Fremdling Fremdling. Er bleibt Fremdling so wie das Volk — an dieß Verhältniß wird sogar vom Gesetze ausdrücklich erinnert — in Aegypten auch Fremdling war.

Es hilft dem Fremdling Nichts, daß er sich zum gesetzlichen Wesen des Volks hinneigt, am Ende hilft es auch Nichts, daß das Gesetz selber den Unterschied zwischen dem Volke und den Völkern als einen Schein, der eigentlich nicht sein soll, betrachten muß: es stellt den Unterschied vielmehr immer selbst wieder her, wenn es den Fremdling als Fremdling zu betrachten nicht aufhört. Es würde nicht mehr das Gesetz sein, welches jenen Unterschied als einen unrechtmäßigen Schein betrachtet, wenn es ihn nicht immer wieder setzte und befestigte.

In einem größern Umfange entwickelt sich dieser Widerspruch, wenn es heißt, daß Jehova — in der Zeit des Messias — sich als den Gott der Völker offenbaren und sie in seine Gemeinde aufnehmen werde. In denselben Widerspruch verwickelt sich die Erklärung, daß Jehova an der Liebe, nicht am Opfer Lust habe.

Alle diese Anschauungen und Erklärungen sind zu Nichts weniger geeignet als zu der Ehrenrettung des Judenthums, zu der sie jüdische und christliche Apologeten haben benutzen wollen; sie dienen vielmehr nur dazu, seine Schuld größer und seine Härten in ihrer ganzen Härte kenntlich zu machen.

Sie sind Verstöße gegen das specifische Princip des gesetzlichen Judenthums — — Anschauungen, die sich im Kampfe gegen den Fanatismus, die Beschränktheit und Aeußerlichkeit des Gesetzes bildeten — — Versuche des Judenthums, seine ursprüngliche Grenze zu überschreiten, also Inconsequenzen des Judenthums gegen sich selbst.

Aber sie bleiben Inconsequenzen. Es ist das Wesen des Judenthums, inconsequent zu sein. Seine Consequenz besteht darin, inconsequent zu sein und zu bleiben.

Jene Erklärungen sind Verstöße gegen das Bestehende, ein Attentat gegen dasjenige, was unter dem Volke gilt; die Männer, die solche Verstöße sich zu Schulden kommen ließen, sind daher vom Volke verlassen, verläugnet, verfolgt, gesteinigt worden.

Als Inconsequenzen und einzelne Anschauungen sind sie von dem Ganzen, dem herrschenden Geist des Gesetzes und von dem Positiven, wirklich Geltenden verstoßen und desavouirt.

Die ganze jüdische Geschichte hat sie als Inconsequenzen behandelt d. h. der jüdische Volksgeist war während seiner geschichtlichen Entwicklung so inconsequent, daß er nicht daran dachte, die reformatorischen Anschauungen, die sich ihm dargeboten haben, zur That zu machen. Wenn es auch hieß, Jehova wolle alle Völker annehmen, so blieb doch die Ausschließlichkeit des Gesetzes und des Volkslebens in ungeschwächter Kraft bestehen und der Gedanke, daß Jehova an der Liebe, nicht am Opfer Lust habe, bewog keinen Juden, an die Stelle des Opfercultus das Gesetz der Liebe zu setzen.

Ueber die Inconsequenz siegte vielmehr die Consequenz der Ausschließlichkeit, der Beschränktheit und des seelenlosen Mechanismus, in welchen alles äußerliche Opferwesen verfallen muß.

Diese Macht der Consequenz geht so weit, daß sie selbst in demselben individuellen Bewußtsein, in welchem sich jene höhern Anschauungen gebildet hatten, den Sieg davon trug. Derselbe Schriftsteller, der ausdrücklich und zu wiederholtenmalen jeden Unterschied zwischen den Juden und den Völkern aufhebt, z. B. der Verfasser des sogenannten zweiten Theiles des Jesaias ist der Inconsequenz fähig, diesen Unterschied in der härtesten Weise wieder herzustellen und zu sagen, die Völker würden in der Zukunft die Knechte der Juden sein.

Es gibt keinen unsicherern und inconsequentern Volksgeist als den jüdischen: — er entwickelt sich im Gegensatz zu seiner Beschränktheit und geht zu Anschauungen fort, die sein Gesetz aufheben müßten, aber er macht nicht Ernst mit dem Fortschritt, schreitet nicht wirklich vorwärts, verlegt das, was ihm als die eigentliche Wahrheit erscheint, in die ferne Zukunft, so daß es ihn für die Gegenwart nicht alterirt; er weiß aber zugleich dafür zu sorgen, daß auch in der Zukunft mit der Wahrheit nicht Ernst gemacht und seiner Beschränktheit vielmehr der Sieg vorbehalten wird — d. h. es gibt keinen consequenteren Volksgeist als den jüdischen, da er im Fortschreiten wirklich nicht fortschreitet, in der Entwicklung sich nicht entwickelt und trotz der höheren Ideen, die sich ihm aufgedrängt haben, bleibt, was er ist.

Diese Consequenz ist Nichts als die egoistische Hartnäckigkeit, welche die wahren Consequenzen der geschichtlichen Entwicklung verläugnet und als Inconsequenzen verfolgt.

Wenn die jüdische Religion der Glaube dieses bestimmten Volks an seiner Einzigkeit war, so mußte ihre geschichtliche Entwicklung den Unglauben des Volks an sich selbst zum Erfolge haben, da es im Besitz der allgemeinen Wahrheit zu sein glaubte, die Wahrheit also auch als allgemeinen Besitz Aller setzen und seine nationale Beschränktheit zersprengen mußte. Als jüdisch und soweit es jüdisch und überhaupt das Volk bleiben will, in dessen besondrem Besitz die Wahrheit ist, darf das Volk dieses Ziel seiner geschichtlichen Entwicklung nicht erreichen und nicht zugeben, daß es erreicht sei. Seine Geschichte darf nicht mit sich selbst fertig werden. Sein Glaube an sich selbst verbietet dem

Juden eine Geschichte zu haben und wenn er dennoch der geschichtlichen Entwicklung nicht entgehen konnte, so muß er sie, wenn sie eingetreten ist, verläugnen. Sein Glaube an sich selbst, d. h. seine Religion, die ihn zum Unglauben an sich selbst führen muß, gebietet ihm zugleich zu bleiben, was er ist.

Unter diesen Umständen ist er aber nicht mehr, was er war: (der Jude, der dieser bestimmten Entwicklung fähig war, sie vor sich hatte und sie nothwendig setzen mußte): nach der Entwicklung und wenn er sie verläugnet hat, ist er vielmehr der Jude, der gegen die Absicht seiner Geschichte, also auch trotz seiner Geschichte existirt, der Jude, der im Gegensatz gegen seine Bestimmung existirt, — kurz der geschichtswidrige Jude.

Der Jude ist starr und consequent, aber nur in der Haltlosigkeit und Inconsequenz. Daß er so starr und haltlos sein muß, weil er nicht mehr der gesetzliche und ausschließliche d. h. der wirkliche Jude sein kann, wenn er die Ideen, zu welchen ihn seine Geschichte und sein Glaube an sich selbst führten, verwirklichte, macht sein ganzes Wesen zu einem Widerspruch, seine Existenz zu einer krankhaften, ja zu einem Unrecht.

Dadurch, daß er in seiner Ausschließlichkeit beharrt und die kleinlichen Vorschriften des Gesetzes als die höchsten und ewigen Gebote befolgt, trotz dem, daß alles dieß, seine Ausschließlichkeit und sein gesetzliches Wesen als eine Unwahrheit erkannt war, setzt er die Wahrheiten, die seine Propheten aussprechen, zu einer Unwahrheit herab und die Propheten selbst, weil sie aus dem jüdischen Volksgeist heraus empfinden und sprechen und aus ihrem Volk nicht heraustreten, verlegen die Ausführung jener Wahrheiten in die Zukunft.

Was für Wahrheiten, die als göttliche ewig und auch jetzt schon giltig sein müßten und erst in der Zukunft gelten sollen! Was für Ideen, die keinen Einfluß auf das Volksleben haben dürfen, wenn das Privilegium des Volks nicht aufgegeben werden soll! Das Volk mußte an einem Widerspruch leiden, an dem es endlich unterging.

Die sittliche Entwicklung eines Volks kann nur darin bestehen, daß es die höchsten Ideen, die seinem Bewußtsein aufgegangen sind, ernsthaft ausführt, für sie leidenschaftlich arbeitet und es selbst darauf ankommen läßt, daß es sich für sie aufopfern muß. Das jüdische Volk hat gegen diesen Stachel der Entwicklung geleckt und wenn es leidenschaftlich erregt war — das war es aber sehr oft und konnte es in einem sehr hohen Grade sein — so war es nur für sein Privilegium und wenn es sich endlich als Volk aufopferte, so litt es nur dafür, daß es einen Standpunct behaupten wollte, der von dem Resultat seiner eignen Entwicklung als ein unwahrer bezeichnet war.

Wenn es sich so mit den höheren Ideen verhält, zu denen sich das jüdische Bewußtsein erhoben hatte, so ist noch die Frage, ob das Bestehende, das Positive, das Gesetz das Volk sittlich machen konnte.

Das gesetzliche Leben des Juden.

Die Frage ist vielmehr nach den Aufklärungen, die uns die neuere Kritik über die Art und Weise, wie sich Völker und religiöse Gemeinden entwickeln, gegeben hat, richtig so zu stellen, ob ein Volk, welches ein Gesetz, wie das mosaische war, hervorgebracht, wahre Sittlichkeit kennen und besitzen konnte.

Die religiösen Gesetze sind der aus den Völkern selbst hervorgegangene Ausdruck dessen, was sie für ihr wahres Wesen halten, ein Ausdruck, den sie in der heiligen Geschichte z. B. der Erzväter, der Propheten und heiligen Könige, in der Form der idealen Ausführung ihres Wesens wiedergegeben haben. In ihren Gesetzen und in ihrer heiligen Geschichte haben die Völker ihr Innres aufgedeckt, verrathen und ausgesprochen, und wenn dieser Ausdruck ihres Wesens wieder auf sie zurückwirkt, so sind die Folgen ihnen allein als ihr Verdienst oder als ihre Schuld anzurechnen.

Was sind also die Juden nach ihren eignen Aussagen, die wir in ihrem Gesetz und in ihrer heiligen Geschichte besitzen?

Vor allem ein unfreies Volk. Sie wußten noch nicht, daß Gesetze aus der Natur der Verhältnisse genommen werden und als die innern, natürlichen Gesetze dieser Verhältnisse gelten. Sie konnten sich daher über das, was bei ihnen Gesetz hieß, noch keine Rechenschaft geben. So wie sich das, was wir nur uneigentlich Gesetz nennen können, wenn wir an unsre Vorstellung von einem Gesetz der weltlichen Verhältnisse denken, bei ihnen bildete, so galt es ihnen als etwas Fremdes, Unerklärliches, schlechthin Unverhältnißmäßiges, als der Wille Jehova's, kurz als eine Bestimmung, die mit der Natur der Verhältnisse, für die es Gesetz sein soll, gar nichts zu thun hat. Das Gesetz ist schlechthin willkürlich und sie sind seine Knechte, die ihm unbedingt, ohne zu wissen warum? ja, ohne danach fragen zu dürfen, gehorchen müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 278. 22. November. 1842.

Die Juden-Frage.

(Fortsetzung.)

Ein Volksgeist, der sich in dieser Weise Gesetze gibt und zu ihnen in Verhältniß setzt, ist innerlich dumpf und verschlossen. Er entwickelt sich, aber weiß nicht wie, seine Entwicklung ist ohne freies Bewußtsein, also auch ohne einen allgemeinen menschlichen Gehalt. Er öffnet sich aus seiner Verschlossenheit, um auszusprechen, was ihm als das Rechte und Wahre gilt, aber nur augenblicklich, um sich sogleich wieder gegen das, was er ausgesprochen, zu verschließen. Sein eignes Werk gilt ihm nun als Wille und That einer fremden, nämlich der göttlichen Macht.

Aus einem so eingeengten und verschloßnen Innern können keine allgemeinen Wahrheiten hervorgehen. Kommt es einmal dazu, daß im alten Testament allgemeine Sätze aufgestellt werden, z. B.: ihr sollt heilig sein, denn ich bin heilig, so sind auch diese Sätze gleichsam nur gewaltsam hervorgestoßen, sie sind abgerissen, abgebrochen, es fehlt ihnen jede innre Entwicklung, Begründung, jeder Zusammenhang — denn warum soll z. B. das Volk heilig sein, wenn Jehova es ist? Welches ist das wesentliche Band zwischen beiden? Warum ist es gerade dieses Volk, welches heilig sein soll, weil Jehova es ist? — kurz diese allgemeinen Sätze sind selbst willkürlich.

So sind alle Gesetze auf diesem Standpuncte willkürlich und ihr Inhalt der zufälligste. Daß z. B. Oel überhaupt das Mittel ist, durch welches einer Person der Charakter der Heiligkeit mitgetheilt wird, ist weder in der Natur des Oels noch in dem Wesen der Heiligkeit begründet — (darauf, daß die Heiligkeit überhaupt die willkürliche Absondrung von den natürlichen und geistigen Interessen der Menschen ist, mithin als die Willkür selbst auch willkürlich die Mittel wählen kann, durch welche sie ihre Absondrung ausdrückt, darauf reflectiren wir hier nicht: wir fassen die Heiligkeit hier überhaupt als die allgemeine Bestimmung, als welche sie das alte Testament voraussetzt) — daß nun aber gar das Salböl gerade aus diesen und diesen Ingredienzien zusammengesetzt sein soll, daß die Ingredienzien gerade in diesen bestimmten Quantitäten gewählt werden sollen, daß die Kleidung bestimmter Personen aus diesen bestimmten Stoffen verfertigt werden soll, die Stoffe genau von dieser oder jener Farbe sein sollen, daß Sünden durch den Tod von unvernünftigen Thieren gesühnt werden, die Thiere für bestimmte Fälle gerade diese bestimmten sein, von den Thieren in besondern Fällen gerade diese oder jene Theile verbrannt werden sollen, das ist doch die Willkür selbst.

Die neuere Wissenschaft begreift diese Willkür, so wie die Kritik die Riten und Ceremonien des jüdischen Cultus zu deuten weiß, d. h. dahinter gekommen ist, wie sie entstanden sind, welchen Sinn und Zusammenhang mit der geistigen Idee des Ganzen die einzelnen Theile haben. Aber erstlich giebt es doch auch manche Riten, die völlig willkürlich und gar nicht zu deuten sind; sodann sind die Gebräuche, deren Deutung möglich ist, immer ein höchst unangemeßner Ausdruck für innre menschliche Empfindungen und Angelegenheiten und ihr Zusammenhang mit dem Innern des Menschen beschränkt sich auf einen höchst unklaren Anklang mit denselben; endlich aber darf der gesetzliche Jude die Vorschriften des Gesetzes gar nicht deuten oder gedeutet wissen wollen.

Sein wahres Leben ist die Befolgung unverstandner und willkürlicher Riten. Das Willkürliche ist ihm das Wesentliche, sein Wesen selbst und dieser oder jener Schnitt der Kleider, diese oder jene Farbe derselben eine wesentliche Angelegenheit.

Das Willkürliche und Zufällige darf daher nicht willkürlich und als zufällig behandelt werden. Es giebt hier überhaupt keinen Unterschied zwischen Zufälligem und Nothwendigem. Das Zufällige ist das Wahre und Nothwendige und das Wesentliche ist das Geringfügige und Gleichgiltige. Der Bau eines Hauses, die Reparatur desselben, die Behandlung der Kochgeschirre, zufällige Krankheiten, die Auswahl der Speisen, alles dies Willkürliche ist der Willkür oder seiner eignen Natur und Beschaffenheit vollständig entrückt und in die Welt des Einen Wesens erhoben, deren einzigen Inhalt es ausmacht. Die Heilung der Krankheiten ist nicht medicinisch, die Auswahl der Speisen nicht eine diätetische, die Reinigung der Töpfe nicht eine Wirthschaftssache, sondern eine Religionsangelegenheit.

Dieselbe Unfreiheit und Abhängigkeit von dem an sich Gleichgiltigen beweist der Jude in seiner Anschauung, daß die Seele, der menschliche Geist, durch die Natur alterirt,

z. B. durch bestimmte Speisen, durch natürliche Entwicklungen des Leibes, durch die Berührung von Leichnamen verunreinigt werden könne. Wenn der Geist sich vor der Natur fürchtet und der Ueberzeugung ist, er könne von ihr befleckt werden, so hat er sich von der Natur noch nicht vollständig unterschieden oder mit andern Worten, die Natur gilt ihm unmittelbar als geistig und zwar als eine geistige Uebermacht.

Für Kunst und Wissenschaft war der Jude deßhalb unfähig, weil seinem Geiste die Liberalität und Ausdehnung fehlte, die zur Anknüpfung eines freien, menschlichen Verhältnisses mit andern Völkern, so wie zur theoretischen, freien Beschäftigung mit der Natur und mit den menschlichen Interessen nothwendig ist. Sein ganzes Wesen ist von vornherein eingeengt und zusammengezogen und endlich in die fremdartigsten, geringfügigsten und gleichgiltigsten Sachen, in die Kochtöpfe, in die Hausgeräthe, in die Kleider und Salbennäpfe eingesperrt.

Nur eine der bestimmten Arten, wie sich der jüdische Volksgeist zusammengeschürt hat, ist die Hierarchie, die Kastenordnung. Hierarchie ist überall da, wo der Volksgeist noch nicht in sämmtlichen Gliedern des Volks zu existiren die Kraft, Liberalität, Beweglichkeit oder Entwicklungsfähigkeit hat. Innerhalb des Volks bedarf er eines besondern Volks, um seine eigentliche Existenz zu erhalten, d. h. die eigeengte und zusammengeschnürte Existenz zu erhalten, die dem geringen Grade seiner Bildung entspricht, und innerhalb dieser eingeengten Existenz wählt er sich oder läßt er sich von der Natur und Geburt wieder ein einziges Individuum geben, in dem er erst seine wahre und eigentliche Existenz gewinnt — den Hohenpriester. Dieser ist erst das wahre, das eigentliche Volk.

Das höchste Wesen des gesetzlichen Juden — oder vielmehr der Eine, in dessen ausschließliche, besondre und zuzufällige Existenz es zusammengeschnürt ist — dieses höchste Wesen ist in sich selber haltungslos, da es nicht durch die That beweist, daß es allgemein ist, sich vielmehr nur für Kleinlichkeiten interessirt und sich in der Willkür offenbart. Es ist der Widerspruch selbst, und um sich zu behaupten, muß es sich gewaltsam anstrengen und eifern. Sein Eifer ist daher nicht eine vernünftige Entwicklung seiner allgemeinen Bedeutung, sondern hat die Form eines plötzlichen jähzornigen Herausfahrens und der Rache, die bei aller Plötzlichkeit nur dann sich einer theoretischen Ausdehnung fähig zeigt, wenn es gilt, in der Firirung der sinnlichen Strafen erfindrisch sein. Die Theorie ist nur für den Strafcoder da.

Diese Haltungslosigkeit seines Wesens drückt das Volk in seiner ganzen Geschichte, in seiner Sprache, in seinem ganzen Charakter aus. Es will Alles, das Einzige, Eine, Allgemeine sein. Einzig ist es aber nur darin, daß es mit einer so heftigen Gewaltsamkeit sein ganzes Wesen in diese eine, einzige Spitze zusammengeschnürt hat, daß für allgemeine Interessen kein Platz gelassen ist, also auch alles Andre außer dieser Einen Spitze als Unrecht, Abgötterei und Sünde verläugnet und gemieden werden muß.

Der Hochmuth und Dünkel eines Volks, welches nur an sich glaubt und als dies Eine Volk Alles sein will, werden dadurch, daß es Völker überhaupt giebt, gereizt und unterhalten, aber auch zugleich beunruhigt und unsicher gemacht. Das Einzige Volk ist nicht, was es sein soll, das Eine und einzige und allgemeine, wenn es Völker giebt. Es wird an sich selber irre, wenn es glückliche und mächtige Völker giebt, und um nicht völlig elend zu werden und an sich selbst zu verzweifeln, muß es um so krampfhafter an dem Gedanken seiner Einzigkeit festhalten und sich in seiner Ueberzeugung von dem Unrecht der Völker — sie haben aber schon darin Unrecht, daß sie als Völker, d. h. unter dem Schein des Volkswesens existiren, welches allein dem Einen, wahren Volke zukommt — zu berauschen.

Härte, Rohheit, Wildheit und Grausamkeit waren diesem Volke in seinen Kriegen eigen und mußten ihm eigen sein, da es mit Völkern kämpfte, die ihm als schlechthin unberechtigt galten.

Man hat von der Tapferkeit der Juden gesprochen: Tapferkeit aber, d. h. die Ruhe und Sicherheit mitten im Kampfe, das Bewußtsein für einen Zweck zu kämpfen, den man auch für den Fall, wenn man als Einzelner unterliegt oder wenn einmal der Zufall einer Schlacht ungünstig entschieden hat, gesichert und unverletzlich weiß — diese Tapferkeit findet sich erst bei den Griechen und Römern. Was man bei den Juden Tapferkeit genannt hat, war nur ein wildes Ausfahren gegen einen unberechtigten Gegensatz, Wuth der Vertilgung, das verzehrende Feuer des Thiergeistes, ein maß- und haltloses Ausfahren, dem im Falle des Unglücks und Mißlingens eine eben so haltlose Verzagtheit, d. h. wieder eine um so krampfhaftre Erhebung zu dem Gedanken der ausschließlichen Prärogative des Volkes folgt.

Nirgends also und in keinem Verhältnisse Sittlichkeit, sittliche Haltung und wahre Humanität! — ein Mangel, der in seiner ganzen Blöße sich zeigen wird, wenn wir das Verhältniß des Volks zu seinem Gesetze überhaupt ins Auge fassen.

Die erste Bedingung zu einer innern Beruhigung und Consolidirung des Volksgeistes fehlte, wenn die Wirklichkeit, die Existenz neben andern Völkern, hinter der Idee, daß dieses Eine Volk das einzige wirkliche Volk sein sollte, zurückblieb und dieselbe Lügen strafte. Jeder Tag, jede Bewegung der Geschichte war ein Beweis, daß das Volk unendlich weit von seiner Idee entfernt sei; die nationale Existenz des Volks war selbst ein beständiger Abfall von seiner Idee.

Wenn es sich nun aber gar einmal wirklich als Volk

fühlte, die Leidenschaften des Volkswesens durchlebte und den natürlichen Empfindungen, die den Völkern eigen sind, sich öffnete, so widersprach es auch thatsächlich seiner Idee, nach welcher es heilig sein, von den natürlichen Empfindungen andrer Völker sich abziehen, also ein völlig abgezognes und abgeschiednes Leben führen sollte. Konnte es sich nun bloß auf Kosten seiner Idee als wirkliches, weltliches Volk fühlen, so mußte dieses Selbstgefühl, weil es von jeder Idee, von jedem allgemeinen Gesetz entfernt und entblößt war, nur wüste, chaotisch, trübe und ein verworrenes, dumpfes Brüten oder innerliches Kämpfen sein. Die Juden haben es nie zu einer Einheit, zu einem Staatsganzen, zu innrer Ordnung bringen können.

Ihr Gesetz war endlich an ihm selber schon der Abfall von sich selbst. Wenn es in dem Augenblicke, da es entstand, dem Volke als ein fremder, ihm aufgenöthigter Wille erschien und als einen solchen sich präsentirte, so schließt es sich selbst von dem Volksleben aus und reißt es sich von dem Herzen, in dem es wohnen sollte, los. So wie es entsteht, stößt es das Volk von sich zurück und dieses thut von seiner Seite dasselbe: es stößt das Gesetz zurück. Die jüdische Geschichte erzählt nur von einer ununterbrochnen Reihe von Empörungen gegen das Gesetz, Abfall folgte auf Abfall; nur auf Augenblicke wurde das Gesetz zu einer Art von Anerkennung gebracht, d. h. nur dafür gesorgt, daß die Empörung von Neuem beginnen könne.

Die Juden sind also daß einzige Volk in der Weltgeschichte, welches nie mit seinem Gesetz sich hat einigen können und es erst ausführte, als es aufhörte Volk zu sein und seine nationale Selbständigkeit verloren hatte. So war es natürlich und nicht anders zu erwarten, wenn das Gesetz nur in der Entfremdung gegen das Volkswesen sich halten, also auch mit nichts weniger als mit wirklichen Volksangelegenheiten eine vernünftige Berührung haben konnte, wenn seine Aufgabe vielmehr nur darin bestand, alle Volksverhältnisse auf den Kopf zu stellen.

Es ist das Gesetz — wenn das noch Gesetz heißen kann, — was in einer Wunderwelt herrscht. Die gleiche Vertheilung des Eigenthums, die das Gesetz vorschreibt und voraussetzt, ist unmöglich und nie unter den Juden vorhanden gewesen; die Anordnungen, die der Pentateuch trifft, um diese Gleichheit zu erhalten, sind reine Postulate und arithmetische Luftgespinnste; ein Jubeljahr, wie es das Gesetz haben will, ist unmöglich und so, wie es das Gesetz vorschreibt, nie gefeiert worden. Die ganze Beziehung des Volkslebens auf das Heiligthum, wie sie das Gesetz verlangt, hat nie stattgefunden und ist nicht nur unmöglich — nur in einer Wunderwelt können z. B. alle Männer eines Volks dreimal des Jahres zu gleicher Zeit ihre Häuser verlassen, und während sie vor dem Heiligthum die hohen Feste feiern, die Enden des Landes ohne Schaden wehrlos machen — sondern die meisten der hiehergehörigen Gesetze sind sogar erst ergrübelt und sie alle sind erst in ihren idealen Zusammenhang gebracht, als das Heiligthum, dessen Bestehen sie voraussetzen, längst nicht mehr existirte.

Volk und Gesetz waren der reine Gegensatz und mußten es sein, ohne jemals den Gegensatz ausfüllen oder ausgleichen zu können. Das Gesetz war eine Ironie auf Volks- und Weltverhältnisse und das Volk hielt es für sein Wesen und seine Bestimmung, kein wirkliches Volk, d. h. kein Volk neben andern Völkern zu sein. Es wollte das Volk des Wunders sein, konnte also auch nur das Gesetz des Wunders haben und nirgends weniger als in dieser Welt und in ihren wirklichen und sittlichen Gesetzen sich einleben.

Wenn es beim Gesetz bleiben soll und das Judenthum als solches sich erhalten will, so ist der Rabbinismus die wahre Form des Gesetzes und das Leben in der Gefangenschaft die richtige Erfüllung des Gesetzes. Das jüdische Volk wollte kein Volk sein wie die andern Völker, kein eigentliches Volk, kein Volk neben andern. Wohlan! es ist geworden, was es sein wollte: ein Volk wie kein andres: es ist wirklich nicht mehr ein Volk neben andern und hat doch nicht aufgehört, ein Volk zu sein. Es ist nun wirklich das Volk des Wunders geworden, das Volk der Illusion und Chimäre. Eben so ist das Gesetz vollständig geworden, was es im Grunde immer war, das Gesetz einer Wunderwelt, die der wirklichen Welt, in der seine Diener leben, absolut entgegengesetzt ist — das Gesetz der Illusion, der Chimäre und einer phantastischen oder sophistischen Berechnung und Combination.

Die Frage nach dem sittlichen Standpuncte des spätern Judenthums hat sich damit bereits beantwortet. Wir brauchen die Antwort nur noch in einer kurzen Umschreibung wiederzugeben.

Der sittliche Standpunct des spätern Judenthums.

Das Gesetz bleibt unausführbar und unfähig, dem Volke einen innern sittlichen Halt zu geben.

Weil es aus willkürlichen Bestimmungen besteht und auf die Natur der wirklichen Verhältnisse, in denen das Volk lebt, keine Rücksicht nimmt, wird es demselben eine außerordentliche Zähigkeit geben und möglich machen, daß es sich unverändert mitten unter den andern Völkern erhält, aber nur dadurch wird es diesen seinen Zweck erreichen, daß es das Volk daran verhindert, sich in die Interessen andrer Völker einzuleben oder auch nur eine Ahnung von dem zu gewinnen, wovon das geschichtliche Leben derselben bewegt wird.

Der Gehorsam gegen das ganze Gesetz, da er in der That unmöglich ist — wie er es immer war — wird nur der theoretische sein können: die Grübelei, die Casuistik und

Sophistik. Die Härte und Gewaltsamkeit dieser Sophistik wird um so größer sein, da sie es nicht mit Bestimmungen über allgemeine menschliche Verhältnisse zu thun hat, sondern mit Verordnungen, die sich auf dieses besondre Volk und zwar auf dieses Volk in dieser besondern Situation im heiligen Lande, in der Umgebung von Völkern, die noch im Naturdienst und in der Naturreligion befangen und eher Thiergeistern als Volksgeistern ähnlich waren, und auf den Zusammenhang dieses Volks mit dem gesetzlichen Heiligthum beziehen.

Nur einige wenige Gesetzbestimmungen — solche nämlich, die sich auf das Aeußerliche beziehen, z. B. auf Beobachtung bestimmter Zeiten, auf die religiöse Behandlung des Leibes, auf die Speise, die also allenfalls von dem Boden des heiligen Landes auf jeden andern übertragen werden können — nur solche Bestimmungen werden von den Juden im Exil befolgt werden können.

Aber nein! Es ist doch nicht möglich. Ihre Befolgung ist zu einem seelenlosen Schein geworden, da ihr eigentlicher Sinn, ihr Gegensatz gegen die Naturreligion, also auch ihr Zusammenhang mit derselben jetzt verloren gegangen ist. Das Gebot z. B. der Reinigkeit und der Enthaltung von gewissen Speisen hat seinen Sinn nur in einer Welt, wo die, welche es befolgen so wohl wie die, zu denen seine Befolgung einen Gegensatz setzen soll, in der Natur einen geistigen Feind, das Böse und ein Reich der Sünde sehen. In Europa hat es seinen ursprünglichen Sinn verloren.

Um den seelenlosen Schein aufrecht zu erhalten, muß man endlich zur Heuchelei seine Zuflucht nehmen. Am Sabbath braucht der Jude z. B. christliche Dienstboten, die das Feuer in seinem Hause unterhalten, als ob er nicht dafür verantwortlich wäre, was der Dienstbote auf sein Geheiß und zu seinem Genuß verrichtet.

Gerade jetzt aber, da ihre Ausübung sinnlos und ein bloßer Schein geworden ist, sondern seine Gebräuche den Juden erst recht und um so mehr von den Völkern ab, da der bodenlose und falsche Ernst, der auf den bloßen Schein verwandt wird, den Juden, der in diesem Schein sein wahres, höchstes Wesen und sein Volkswesen sieht, zu dem Ernste, mit dem die europäischen Völker ihre großen Angelegenheiten betreiben, in einen schroffern Gegensatz stellen muß, als ihn die frühere Ausübung dieser Gebräuche zu den canaanitischen Horden gestellt hatte.

Jetzt, da er mitten unter den Völkern wohnt, hat die ausschließende Kraft des Juden nicht nur erst recht die Gelegenheit bekommen, sich zu bewähren, sondern sie hat auch ihren höchsten Grad erreicht. Er ist immer noch das Glied des auserwählten Volkes, um dessentwillen die Welt steht, die Sonne auf- und untergeht, bis seine Zeit kommt, die Zeit, die es zum herrschenden macht. Das jetzige Leben in der Gefangenschaft ist nur eine Prüfungszeit, die abgelaufen ist, wenn der Messias kommt.

Diejenigen, die sofort und ohne Umschweif die Emancipation der Juden ins Werk gestellt sehen wollen, z. B. Mirabeau, haben gesagt, die Erwartung des Messias werde die Juden eben so wenig daran hindern, gute Bürger zu sein, als die Erwartung der Zukunft Christi die ersten Christen dazu untüchtig gemacht habe. Sie hätten aber nur erst beweisen sollen, daß die ersten Christen trotz ihrer Erwartungen wirkliche Bürger dieser Welt waren, daß ihre Erwartung des Herrn sie nicht vielmehr gegen die Angelegenheiten des römischen Reichs gleichgiltig machte — in der That aber waren sie nur insofern nicht gleichgiltig, als sie auf jede Bewegung achteten, ob sie nicht der Vorbote des Gerichts sei, welches dem Reiche dieser Welt ein Ende machen würde — jene Vertheidiger der Emancipation müßten also zuvor den schlechterdings unmöglichen Beweis führen, daß eine Gemeinschaft, die nur in der Zukunft oder im Himmel den Schatz sieht, an dem ihr Herz hängt, den Angelegenheiten des Staats und der Geschichte dieser Welt eine aufrichtige und herzliche Theilnahme widmen könne. Kann aber das Herz zweien Herren ergeben sein? Kann es auf der Erde und im Himmel zu gleicher Zeit sein? Wenn es im Himmel ist, befindet sich auf der Erde nur die herz- und seelenlose Hülle des Leibes.

Die Juden als solche können sich nicht mit den Völkern amalgamiren und ihr Loos mit deren Loos zusammenwerfen. Als Juden müssen sie eine besondre Zukunft erwarten, die ihnen als diesem bestimmten Volke allein beschеert ist und die Weltherrschaft sichert. Als Juden glauben sie nur an ihr Volk, dieser Glaube ist der einzige, dessen sie fähig und zu dem sie verpflichtet sind: für die andern Völker haben sie nur den Unglauben und dieser Unglaube ist ihnen nothwendig und geboten, damit der Glaube an ihr Privilegium nicht erlösche. Ihr Glaube an sich allein muß sich fortwährend an dem Unglauben, mit dem sie die andern Völker betrachten, entzünden.

Durch die Art und Weise, wie wir die Sache gefaßt haben — wir haben sie aber nur so gefaßt, wie es auch die ganze bisherige Geschichte gethan hat und der Natur der Sache nach thun mußte — scheint die Angelegenheit der Juden zu einer fast verzweifelten geworden zu sein.

Ihre Lösung wird auch noch nicht erleichtert scheinen, wenn wir nun die Stellung des Christenthums zum Judenthum bezeichnen und den Beweis für den Satz führen werden, daß das Judenthum von Seiten des Christenthums und des christlichen Staats her von seinen eignen, aber von seinen wirklich durchgeführten Consequenzen getroffen wurde.

Wenn aber eine Lösung vorhanden ist, so wird sie gewiß nur da zu finden sein, wo die Schwierigkeit ihre höchste Spitze erreicht hat.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 279. 23. November. 1842.

Die Juden-Frage.

(Fortsetzung.)

III.

Die Stellung des Christenthums zum Judenthum.

Von jeher war es orthodoxe Lehre, daß das Judenthum die Vorbereitung des Christenthums und dieses die Erfüllung von jenem sei. Man wird es daher in der Ordnung finden, wenn wir sagen, das Christenthum ist das mit sich fertig gewordne Judenthum und dieses das noch unvollendete, unfertige Christenthum.

Das Judenthum hatte es sich selbst zum Ziel gesetzt, daß der Messias kommen, der Opferritus aufhören und das Gesetz zum innern Gesetz der Moralität und eignen Ueberzeugung veredelt werde. Aber es hatte nicht den Muth, dieses Ziel zu erreichen.

Die christliche Gemeinde — wir setzen für diesen Satz die Richtigkeit der Beweise der neuern Kritik voraus, — entstand damit, daß das Judenthum erklärte, es habe seinen Lauf beendigt und seine Grenze erreicht. Sie ist das Judenthum, welches zu sich selbst sagt: Punctum! das Ziel ist erreicht. Ich bin, was ich werden wollte, ich habe, was ich besitzen sollte. Die Gemeinde, das Judenthum, das diesen gewaltigen Strich zog, ist daher ausgestoßen und hat sich abgesondert von dem Judenthum, welches bleiben wollte, was es von jeher war, welches also sein Ziel und sein Ende nicht erreichen wollte.

Wenn aber das Christenthum das vollendete Judenthum ist, so ist es nicht gnug, daß es erklärt, das Ziel sei erreicht, der Messias gekommen, das Gesetz erfüllt, sondern es muß auch für jene endlose Entwicklung, worin das Judenthum sein Wesen und seine Bestimmung sieht, das Gegenbild schaffen. Es muß daher zugleich erklären, das Ziel sei nicht erreicht, die wahre Ankunft des Messias, die nun zu seiner zweiten Ankunft, zur Wiederkunft geworden ist, sei noch zu erwarten. Der Messias ist zwar dagewesen, aber seine wahre Offenbarung, diejenige Offenbarung, in der er sich in seiner wahren Herrlichkeit offenbaren und die Weltherrschaft antreten wird, steht noch bevor. Die Gemeinde ist also noch nicht geworden, was sie sein sollte, sie hat noch nicht, was sie besitzen sollte — sie muß wie das Judenthum Alles von der Zukunft erwarten.

Das Judenthum ist der Unglaube, der sich gegen alle Völker und Volksverhältnisse richtet, es ist daher inconsequent, wenn es noch der Glaube an dieß Eine Volk ist und den Versuch macht, sich auf Volksverhältnisse zu stützen.

Das Christenthum hebt diese Inconsequenz auf. Es macht den Unglauben an die Völker zum allgemeinen, nimmt auch nicht das Eine Volk von seinem Unglauben aus und richtet seine Revolution gegen alle Staats- und Volks-Verhältnisse. „Haus, Geschwister, Eltern, Weib und Kinder" muß man um des Evangelium willen verlassen, um alles das hundertfältig wiederzugewinnen. Die Heimath aber, Eltern, Geschwister, Weib und Kinder, die man hundertfältig gewinnt, sind nicht mehr eine wirkliche irdische Heimath, nicht mehr wirkliche Geschwister, Eltern, Kinder, das hundertfältig gewonnene Weib ist nicht mehr das wirkliche Weib, sondern das hundertfältig Gewonnene ist nur der Schein von dem, was man aufgegeben und verloren hat: sein himmlischer Widerschein. Das Christenthum hat gethan, was das Judenthum nur unvollkommen und nicht consequent gethan hat; es hat den Menschen aus seinem Hause, seiner Heimath, seinen weltlichen Verhältnissen und Verbindungen, auch aus seiner Verbindung mit dem Staat und dem Volke heraus vertrieben, um ihm Alles das, was er um des Evangelium willen verloren hat, in einer wunderbaren Form wiederzugeben, eine wunderbare Heimath, ein wunderbares Haus, einen wunderbaren Vater, eine wunderbare Mutter, wunderbare Kinder, wunderbare Geschwister, ein wunderbares Weib.

Das Christenthum trat ein, als die Völker den Glauben an sich selbst verloren hatten und an ihrem politischen Leben verzweifelten. Es ist der religiöse Ausdruck dieses Unglaubens, den die Völker gegen sich selbst gerichtet hatten, und die Auflösung der politischen und bürgerlichen Verhältnisse in ihr wunderbares Gegenbild.

Das jüdische Volk war das Volk, das eigentlich kein Volk war, das Volk der Chimäre, und nur darin noch inconsequent, daß es als wirkliches Volk existiren wollte. Das Christenthum hebt diese Inconsequenz, diesen falschen Schein der Volksexistenz auf und schafft das wunderbare,

das heilige Volk, das Volk der „königlichen Priesterschaft."

Das Christenthum hob die Volks-Schranken auf und stiftete die allgemeine Gemeinde, aber es vollendete das Judenthum auch nach der Seite hin, daß es den Particularismus, die Ausschließlichkeit vollkommen und allgemein machte. Das Judenthum schloß nur die andern Völker außer dem Einen Volke aus: die christliche Gemeinde dagegen schließt jegliches Volkswesen, alle Volksthümlichkeit aus und richtet seinen Eifer gegen jedes Volkswesen, welches an sich selbst glauben und aus seinem Glauben an sich selbst und in der Zuversicht zu seiner Berechtigung sich seine Gesetze geben wollte. Es schließt überhaupt jeden aus, der sich auf sich selbst, auf seine Rechte, die er als Mensch besitzt, also auf die Rechte der Menschheit verläßt. Es will nicht den wirklichen Menschen haben, sondern den Menschen, der aus seiner wahren Menschheit vertrieben ist, den wiedergebornen, den wunderbaren Menschen.

Nach dem jüdischen Gesetze kann der Mensch dem Unvermeidlichen nicht entgehen, daß er sich in verschiedner Weise verunreinige. Die Natur, in der er lebt, stellt ihm nach, ist sein Feind und zieht ihm Verunreinigungen zu, von denen er sich durch heilige Waschungen wieder befreien muß.

Mit der Unvermeidlichkeit der Befleckung macht das Christenthum Ernst und die unreine Natur, in der der Mensch lebt, erhebt es zur allgemeinen, zur Natur des Menschen überhaupt. Der Mensch ist von Natur unrein; er bedarf also auch einer Waschung, die nicht einzelne Flecken, sondern die Unreinheit überhaupt hinwegnimmt. Dafür ist die Taufe eingesetzt.

Das Judenthum unterscheidet zwischen besondern reinen und besondern unreinen Speisen und übersieht dabei, daß alle Einen und denselben Ursprung haben. Das Christenthum erlaubt daher alle Speisen, wie sie die Natur liefert, macht es sich dadurch aber nur möglich, die Unterscheidung zwischen der reinen und unreinen Speise zu vollenden: der täglichen, natürlichen Speise setzt es die Eine, die wahre, eigentliche, die wahrhaft nährende, die heilige und wunderbare Speise, die im Abendmahl gereicht wird, entgegen.

Seine Reinigkeits- und Speise-Gesetze sondern den Juden von den andern Völkern ab; den Christen schließen die Taufe und das Abendmahl von allen andern Menschen ab. Er ist wunderbar gereinigt und alle Andern leben in der Unreinheit, die nach seinem Glauben der menschlichen Natur anklebt. Ihm ist der Mensch als solcher unrein.

Das jüdische Volk hat kein wirkliches Staats- und Volks-Gesetz hervorbringen können und war nur eine Sammlung von Atomen. Diese Isolirung ist im Wesen des Judenthums begründet, mußte also im Christenthum vollendet werden und wurde Pflicht und höchste Bestimmung des Gläubigen. Der Gläubige muß sich selbst zu einer Privatsache machen und diese zu seiner höchsten Angelegenheit. Für Nichts soll er mehr sorgen als für sich selbst, seine Seele und deren Seligkeit, und diese muß er so hoch achten, daß er im Nothfalle Alles, was sonst unter Menschen gilt und für das Höchste geachtet wird, ihr aufzuopfern verpflichtet ist.

Der Jude muß in beständigem Hypochonder darüber wachen, daß er nicht durch irgend einen Zufall verunreinigt werde, und darüber nachgrübeln, ob er nicht vielleicht sich wirklich verunreinigt habe. Der Christ lebt in einer Natur, die überhaupt unrein — in der menschlichen Natur, die durch den Sündenfall verderbt ist; er hat daher noch mehr Ursache dazu, zu grübeln und hypochondrisch zu sein. Seine einzige Sorge und Frage darf allein die sein, ob er rein oder nicht, erwählt oder verworfen ist. Weiter hat er Nichts zu fragen, für Nichts weiter zu sorgen.

Um dieser hypochondrischen Isolirung willen ist das wunderbare und heilige Volk der Gemeinde der Auserwählten noch weniger als das jüdische Volk ein wirkliches Volk. Es ist nicht selber Volk, auch nicht durch sich selbst Volk, nicht durch und durch, ganz und gar Volk; in sich selber ist es überhaupt Nichts. Es ist nur in seinem Hohenpriester wirklich vorhanden, in dem Haupte, welches für es denkt und in allen Angelegenheiten entscheidet und beschließt — im Messias.

Wenn das Volk als solches Nichts ist und Alles nur in dem Hohenpriester und durch denselben geschieht, so haben auch die allgemeinen, moralischen Bestimmungen, die sich in diesem wunderbaren Volke gebildet haben, nicht deßhalb ihre Geltung, weil in ihnen das Volk seine Volksstimme abgegeben hat und seinen Willen sieht, auch deßhalb nicht, weil sie in ihnen selbst wahr sind und um ihrer selbst willen gelten müssen, sondern deßhalb allein gelten sie, weil sie von dem Einen, der allein für das Ganze denkt und entscheidet, vorgeschrieben und geoffenbart sind. Sie hören somit auf, moralisch zu sein, und bilden vielmehr die Spitze, zu welcher sich die positive Natur des Judenthums nur hat aufschwingen können.

Im Judenthum war Kunst und Wissenschaft unmöglich: in seiner Consequenz noch mehr, da in ihr Alles das vollendet und zum Extrem getrieben ist, was im Judenthum selbst die freie und aufrichtige Beschäftigung mit der Welt und ihren allgemeinen Gesetzen unmöglich machte. Kunst und Wissenschaft sind immer erst dann möglich, wenn die Sorge für das persönliche Bedürfniß den Menschen nicht mehr allein in Anspruch nimmt. In der Gemeinde soll aber der Mensch nie auf den Gedanken kommen, daß er sich der Sorge für seine Bedürfnisse entschlagen könne, er soll durchaus und schlechterdings der Bedürfniß-

volle, in sich selber Leere und Nichtige sein, also von der Sorge für sich selbst niemals frei werden: Kunst und Wissenschaft, die ihn mit Einem Schlage über seine Nichtigkeit erheben und seiner egoistischen und hypochondrischen Sorge für sich selbst ein Ende machen würden, sind daher unmöglich oder streng verboten.

Kurz, wenn das neue Gesetz das vollendete Judenthum und die Erfüllung des alten Gesetzes ist, so ist es auch die Vollendung des Gegensatzes, in welchem dasselbe zu der Welt und deren wirklichen Verhältnissen stand.

Ferner: wenn das alte Gesetz der Widerspruch mit sich selbst war und seine Consequenz darin bestand, daß es seine Consequenzen zurücknahm und verläugnete, also zu Inconsequenzen herabsetzte, so wird dieser Widerspruch im neuen Gesetze seinen Gipfel erreichen. Die Consequenzen, zu denen es seine Allgemeinheit und Universalität führen müßte, wird es aufheben, und um so mehr aufheben müssen, da seine Allgemeinheit im Grunde nur die vollendete Ausschließlichkeit ist.

Die richtige Ausführung des alten Gesetzes ist die Casuistik. Sehen wir nun, worin die Ausführung des neuen besteht. Die Juden-Frage giebt uns dazu die beste Gelegenheit.

Wir werden unsre Unparteilichkeit in Jedermanns Augen sicher stellen, wenn wir einen Mann für uns reden lassen, dem man den Ruhm wird lassen müssen, daß er das evangelische Gesetz richtig erklärt hat.

Der Proselyt Fränkel sagt in seiner Schrift: „die Unmöglichkeit der Emancipation der Juden im christlichen Staate" (1842): „das Christenthum widerstreitet der weltlichen Emancipation des Juden als Menschen keineswegs, im Gegentheil das Christenthum predigt und lehrt die Liebe des Nächsten, und menschliche Armseligkeiten, ob ein Jude als Beamter, als Lehrer, als Kaufmann oder als Bettler sein Brot verdienen und essen soll, liegen wahrlich tief unter seiner Erhabenheit."

Erstlich kommt es aber sehr darauf an, von welcher Art diese Erhabenheit ist: ob es die Erhabenheit ist, die sich nur darin beweist, daß man Etwas wegwirft, oder die andre, die z. B. der Mensch beweist, wenn er in jenen verschiednen Arten seiner Existenz ein freier und seiner Würde bewußter Mensch bleibt oder den Menschen, den er in diesen unterschiednen Lagen vorfindet, als Menschen anerkennt. Das Christenthum müßte die letzte Art der Erhabenheit für die wahre anerkennen, da es, wie Herr Fränkel bemerkt, dem Juden als Menschen nicht entgegen ist und überhaupt die Liebe des Nächsten predigt.

Aber führt es seine Lehren auch aus? Handelt es nach dem, was es predigt? Erkennt es den Menschen in den zufälligen Unterschieden, in denen es ihn vorfindet, auch wirklich an? Wenn es den Menschen von der zufälligen Bestimmtheit, in der er lebt, unterscheidet, hält es ihn als solchen wirklich höher als seine zufällige Art zu sein? Oder läßt es den Menschen für seine zufällige Bestimmtheit büßen? Nimmt es seine Liebe zum Menschen nicht wegen der Unterschiede, in denen er lebt, zurück? Oder vergißt es den Menschen über den Juden, Türken, Heiden?

Herr Fränkel gibt uns die richtige Antwort: „das Christenthum widerstrebt nicht der weltlichen Emancipation des Juden als Mensch, aber es bekämpft die Emancipation des Menschen, wenn er als Jude die Wahrheit seiner Religion außer Christo will geltend machen;" d. h. es unterscheidet den Menschen und den Juden, das Abstractum und das Concretum, die Chimäre und die Wirklichkeit; im Abstracten, Unwirklichen, in der chimärischen Gedankenwelt ist es Liebe; im Concreten, in der Wirklichkeit, da wo es beweisen sollte, daß es ihm mit der Liebe Ernst ist, nimmt es dieselbe zurück. Der Mensch büßt für den Juden. Oder vielmehr, der Mensch ist noch gar nicht wirklich da, noch nicht anerkannt. Nur der Jude ist da und kann nicht in Anspruch nehmen, nicht erhalten, was dem Menschen gewährt werden würde, wenn er wirklich vorhanden wäre. Aber er ist noch nicht da. Der Jude gilt noch nicht als Mensch, auch nicht als Jude und Mensch, sondern schlechthin nur als Jude, d. h. als ein andres Wesen denn der Christe ist, als ein Wesen, mit dem der Christ als solcher keine Gemeinschaft haben darf.

Warum muß aber die Liebe sich verläugnen und der Mensch hinter dem Juden zurücktreten? „Weil der Lehre Christi zufolge, antwortet Herr Fränkel, außer Christo kein Heil für den Menschen besteht." Weil der Christ dieß Heil in Besitz hat, muß er alle Andern, die es nicht besitzen, als fremde Wesen betrachten. Die Liebe, die er als Christ den Andern gelobt hat, muß er als Christ zugleich wieder zurücknehmen. Er muß es: denn, bemerkt Herr Fränkel, „der Egoismus der Welt muß und wird endlich auch dem christlichen Streben nach Einheit — (d. h. dem heiligen und einzig berechtigten Egoismus) — unterliegen."

„Nun sind aber, fährt Herr Fränkel fort, die liberalen Ideen der Zeit (zu denen auch die Idee der Emancipation gehört) mit dem Egoismus der Welt identisch und haben einen gemeinsamen Boden außer Christo, wohingegen das Christenthum eine Liebe predigt, welche nur in Christo wurzelt und aus diesem ewigen Quell des Rechts, der Wahrheit und der Gleichheit ihre wunderbare Nahrung schöpft." Diese wunderbar genährte, also selbst wunderbare Liebe gründet sich nicht auf die Natur der menschlichen Lebens-Verhältnisse, zieht ihren Reiz und ihre Nahrung nicht aus dem Inhalt dieser Verhältnisse und aus den Verwicklungen, zu denen sie Anlaß geben; den Trieb nach Gleichheit zieht sie nicht aus dem lebendigen Mitgefühl mit Allem, was

menschlich ist — (homo sum, nihil humani a me alienum puto) — sondern außerhalb der wirklichen Menschheit zieht sie ihre Nahrung, sie ist eine übermenschliche, keine Menschenliebe, sie ist übernatürlich und die Gleichheit, nach der sie strebt, ist eine wunderbare Gleichheit, die an den Unterschieden in dieser Welt nur Anstoß nehmen, sie aber nicht wirklich aufheben d. h. den Menschen, der in diesen Unterschieden lebt, nicht anerkennen kann.

Die Juden betrachten sich als ein besondres Volk; „das Christenthum aber, bemerkt dagegen Herr Fränkel sehr richtig, erkennt keine andre Nationalität an als die, welche in Christo Jesu wurzelt." Die wirklichen Nationalitäten pflegen sonst in den Naturanlagen der Menschheit zu wurzeln und in der Geschichte sich zu entwickeln. Wenn sich Völker ausschließen und bekämpfen, so thun sie es deßhalb, weil ihre Interessen in Collision gerathen sind; sie schließen Frieden, wenn sie ihre Interessen gegenseitig anerkennen; sie vereinigen sich zu gemeinsamen Unternehmungen, wenn sie die höhere Idee vereint, die gerade dieser Vereinigung von Naturanlagen bedarf, um sie zur Ausführung zu bringen; im wirklichen Staat und in der Staatengeschichte muß der Jude als solcher immer ein fremdes Element bleiben, nicht deßhalb, weil er eine besondre Nationalität hat, sondern deßhalb, weil seine Nationalität eine chimärische, keine wirkliche, also auch nicht fähig ist, mit den wirklichen Nationalitäten sich zu verbrüdern oder zu verschmelzen. Vom christlichen Standpunct aus wird die Sache ganz anders angesehen: da gelten alle wirklichen Nationalitäten als null und nichtig, als bloße Chimären und die jüdische nur als eine besondre Chimäre, die eben so wenig gilt wie jede andre Nationalität, da sie wie alle übrigen eine andre Wurzel hat als die einzige Nationalität, welche das Christenthum kennt und die einzig und allein „in Christo Jesu wurzelt." Das Christenthum will keine wirklichen Nationalitäten, es will auch nicht diese bestimmte Chimäre von Nationalität, deren sich die Juden rühmen: es will nur Eine, nur Eine wunderbare Nationalität, diejenige nämlich, in der jede wirkliche und jede andre chimärische untergegangen ist.

„Die Juden berufen sich auf ihre Sittlichkeit, auf die Fortschritte der Cultur und Civilisation, aber, gibt ihnen Herr Fränkel zu bedenken, das Christenthum schätzt die christliche Liebe höher als alles Wissen," — es kann sich die Sache also auch sehr leicht machen und braucht nicht zu untersuchen, ob die Sittlichkeit, deren sich die Juden rühmen, wirklich Sittlichkeit, nämlich diejenige ist, die zum Staatsleben fähig macht: es braucht vielmehr nur von vornherein die Liebe mit der Cultur in Collision zu bringen, um ihr sogleich den Sieg zu geben. —

„Die Juden schützen vor, an Gott zu glauben;" man hat öfter die Meinung ausgesprochen, daß der Glaube an Einen und denselben Gott Juden und Christen mit einander vereinigen müsse, „aber, bemerkt dagegen Herr Fränkel sehr richtig, das Christenthum erklärt jeden Geist, der nicht bekennt, daß Jesus Christus ist in das Fleisch gekommen, für den Geist des Antichristen." Der Gott der Christen ist ein andrer Gott als der Gott der Juden. Die Juden läugnen den Gott der Christen und diese dürfen mit denen, die ihr höchstes Wesen läugnen, keine Gemeinschaft haben.

„Die Juden, fährt Herr Fränkel fort, sind wohlthätig und dankbar gegen Andersglaubende, aber Christus sagt, wer nicht mit mir ist, ist wider mich;" — d. h. die christliche Liebe ist und bleibt ausschließlich, unbestechlich, unbeweglich, unerbittlich.

Es hilft daher den Juden nichts, gar nichts, daß „sie sich in Sitten und Gebräuchen den Christen nähern, in politischen Ansichten, in der weltlichen Litteratur, in Kunst und Wissenschaft mit den Christen übereinstimmen, in commercieller Gegenseitigkeit mit ihnen stehen, ja selbst in gemeinschaftlichem Kriegsdienst" — es hilft ihnen Alles nichts, denn „alle diese Eigenschaften, Bestrebungen, und Attribute" bemerkt Herr Fränkel, „sind bloß von dieser Welt und wenn auch die Welt darauf achtet und auch in der That darauf achten muß," so sagt uns doch der Apostel Paulus, wie wir das Alles zu achten und zu betrachten haben, wenn er Röm. 12, 2 „sehr ernstlich gegen eine Gleichstellung mit der Welt warnt."

Das einzig richtige Verhältniß, in welchem Juden und Christen mit einander stehen können, ist daher dasjenige der gegenseitigen Ausschließung. Die Juden haben sich vorher exclusiv verhalten: was sie den Völkern angethan haben, das geben ihnen die Christen in vollem Maaße zurück. In dem Benehmen der Christen werden sie von ihrer eignen Ausschließlichkeit getroffen, welche die Christen von ihnen geerbt und nur noch vervollkommnet haben.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 280. 24. November. 1842.

Die Juden-Frage.

(Fortsetzung.)

Der christliche Staat kann Juden und Christen in kein andres Verhältniß setzen, als nur in dasjenige, welches von ihrem religiösen Wesen und Bekenntniß geboten ist.

Kein Zweifel an unsrer Unpartheilichkeit wird übrig bleiben, wenn wir einen Juden bestimmen lassen, wie sein Volk im christlichen Staat gestellt werden soll.

„Nicht durch das Aufheben unsrer Eigenthümlichkeiten, sagt ein andrer Fränkel, der im Namen der Juden auftritt (die Cultus-Ordnung der Juden in Preußen 1842), gewinnt der Staat, wohl aber durch Erhaltung derselben, weil er seiner Religion Gehorsam leistet, diesen auch seinen Vorgesetzten nicht entziehen kann, weil er die Heiligkeit seines Glaubens anerkennt, diesen auch den Menschenrechten, den Humanitätsgesetzen nicht vorenthalten wird. Die Religion ist das Alles Umfassende, das Weitausgedehnte, die Totalität, und wer sie in sich aufnimmt und treu bewahrt, muß auch das Einzelne, das Partielle, das Individuelle, die Moralität hochachten."

Die Moralität, die Sittlichkeit, der Verkehr des Menschen mit Menschen, das Menschliche überhaupt, die Menschenrechte, das Humanitätsgesetz — Alles das ist also nur ein Einzelnes, Individuelles, Partielles — eine Particularität? Der Mensch ist nur etwas Partielles, der Religiöse das Allgemeine? Doch wozu noch der Worte! Indem der Religiöse es ausspricht, was sein wahres Wesen ist, spricht er es auch aus, daß das Menschliche, die Humanität nicht mehr sein Wesen, sondern nur ein Partielles ist, welches vor dem Wesentlichen, zu dem er sich bekennt, zurücktreten und in Collisionsfällen sich völlig verläugnen muß.

Wohlan! der Jude will seine Religion erhalten wissen, sie ist sein Wesen, seine Totalität, die Anerkennung der Menschenrechte will er von der Anerkennung und Heilighaltung der Religion abhängig machen. Wohlan also! Der christliche Staat thut, was er selber haben will und handelt nach seinen Worten: sein Schicksal wird er sich also im christlichen Staate selbst bereiten, er wird hier wie überall von seinen eignen Consequenzen getroffen werden, sich also auch nicht mehr beklagen können.

IV.

Die Stellung des Juden im christlichen Staate.

Der christliche Staat thut, was der Jude haben will, was der Jude selbst, so lange seine Theokratie bestand, versucht hatte: er erklärt die Religion für das Wesen und die Grundlage des Staats, nur daß der christliche Staat die Consequenz des Judenthums für sein Wesen erklärt.

Der christliche Staat evangelisirt oder wie es der Proselyt Fränkel ausdrückt: „im christlichen Staate wird das Evangelisiren als ein göttliches — wir setzen hinzu: als das erste — Gebot betrachtet und ausgeübt." Ist nun das Evangelium die Vollendung des Gesetzes, so ist auch der christliche Staat die vollendete Ausführung dessen, was die gesetzliche Theokratie als ihr Ideal betrachtete; kein Jota vom Gesetz ist in seiner Verfassung übersehen oder gar umgekommen.

Man hat neuerlich, um die Unmöglichkeit oder Nicht-Existenz eines christlichen Staats zu beweisen, öfter auf diejenigen Aussprüche in den Evangelien hingewiesen, die der jetzige Staat nicht nur nicht befolgt, sondern auch nicht einmal befolgen kann, wenn er sich nicht als Staat vollständig auflösen will.

So leicht aber ist die Sache nicht abgemacht. Was verlangen denn jene evangelischen Sprüche? Die übernatürliche Selbstverläugnung, die Unterwerfung unter die Autorität der Offenbarung, die Abwendung vom Staat, die Aufhebung der weltlichen Verhältnisse. Nun, Alles das verlangt und leistet der christliche Staat. Er hat den Geist des Evangeliums sich angeeignet und wenn er ihn nicht mit denselben Buchstaben wiedergiebt, mit denen ihn das Evangelium ausdrückt, so kommt das nur daher, weil er diesen Geist in Staatsformen, d. h. in Formen ausdrückt, die zwar dem Staatswesen und dieser Welt entlehnt sind, aber in der religiösen Wiedergeburt, die sie erfahren müssen, zum Schein herabgesetzt werden.

Das wiedergeborne Volk hat die Pflicht, sich von allen wirklichen Volksverhältnissen fern zu halten, ja sich zu einem Nicht-Volk zu machen. Es hat keinen eignen Willen mehr, ist sich nicht selbst genug, für sich selbst soll es vielmehr Nichts sein. Es ist „das Volk des Eigenthums,"

aber das Eigenthum eines Andern. Sein wahres Dasein ist nur in der Spitze und in dem Haupte, dem es unterthan, welches ihm aber ursprünglich und seiner Natur nach fremd d. h. von Gott gegeben und ohne sein eignes Zuthun zu ihm gekommen ist. Seine Gesetze sind nicht sein Werk, sondern positive Offenbarungen, denen er unbedingt und ohne die Kritik gegen sie richten zu dürfen gehorchen muß. Die Macht und Gewalt, welche das eigentliche Volk, wenigstens Alles ist, bedarf einer Schaar von Vermittlern, welche sie an allen Orten und Enden für das Nicht-Volk, für das uneigentliche Volk d. h. für die Unmündigen repräsentiren. Dieser Mittlerstand ist eine Prärogative, ein Privilegium, welches entweder von der Natur und Geburt gegeben oder willkürlich und aus Gnaden von der Macht ertheilt wird oder an die Leistung gewisser Bedingungen, die aber mit dem Mittleramte nicht in der geringsten innern Verwandtschaft oder Beziehung zu stehen brauchen, geknüpft ist. Da endlich die Masse des uneigentlichen Volks eben nur die Masse ist, die keine allgemeinen Rechte hat und kein allgemeines Bewußtsein haben darf, so zerfällt sie in eine Menge besondrer Kreise, welche der Zufall bildet und bestimmt, die sich durch ihre Interessen, besondern Leidenschaften und Vorurtheile unterscheiden und als Privilegium die Erlaubniß bekommen, sich gegenseitig von einander abzuschließen, damit die Wahrnehmung ihrer besondern Interessen — es gibt aber unter dieser Masse nur besondre Interessen — gesichert werde. Eine allgemeine Angelegenheit haben sie nicht, können sie nicht und dürfen sie nicht haben: damit sie aber auch nicht einmal auf den Gedanken kommen, allgemeine Angelegenheiten zu haben, wird ihnen in der Besorgung ihrer besondern Angelegenheiten Selbständigkeit und eine Privat-Autorität eingeräumt, so aber daß kein Kreis Rechte bekommt, welche ihm irgend eine Gewalt über den andern geben könnten.

Herr Hermes hatte daher vollkommen Recht, wenn er in der Kölnischen Zeitung sagte, der christliche Staat dürfe nicht nach allgemeinen Grundsätzen aufgebaut werden, sondern seine „Einrichtungen müßten auf Leidenschaften und Vorurtheile berechnet sein."

Wenn dagegen Herr Philippson in der Rheinischen Zeitung bemerkte, „weil die Menschen voll Leidenschaft und Vorurtheilen seien, so müsse das Gesetz vielmehr über diese erhaben stehen" — so hatte er Recht, insofern es sich um den Begriff des Gesetzes handelt, Unrecht aber, wenn die Gesetze sich nicht in der Luft bilden, sondern den wirklichen Verhältnissen entsprechen, das Wesen und die Gesetze des Bestehenden sind und wenn überhaupt die wirkliche Welt ins Auge gefaßt wird. Das Gesetz drückt immer nur das aus, was in der Wirklichkeit für das Wesen gilt. Ist es nun das Vorurtheil, welches dieser Ehre genießt, für das Wesen zu gelten, so kann das Gesetz nichts Andres als die Sanction und Legitimation des Vorurtheils sein. Nun hält sich der Jude für etwas Besondres in Vergleich mit dem Christen — also wird ihn auch das Gesetz als etwas Besondres behandeln. Der Jude hat das Vorurtheil, daß gewisse Speisen und Berührungen verunreinigen. Sich von diesen Befleckungen rein zu erhalten, hält er für sein Wesen, sein Wesen sondert ihn also auch von jedem Nicht-Juden — soll nun das Gesetz auf das Wesen des Juden nicht Rücksicht nehmen, nicht der Ausdruck dieses Wesens, die Vollziehung des Vorurtheils des Juden sein, d. h. ihn von Andern absondern? Es thut ja nur, was er haben will. Dem Juden gilt das allgemeine Wesen des Menschen noch nicht als mehr und höher denn sein besondres Wesen — darf ihm das Gesetz ein andres Wesen aufdringen, als er haben will?

Herr Philippson sagt, die Religion werde nur „zum Deckmantel der Heuchelei, zum Vorwand der Menschenbedrückung, Gewissenszwang gemacht." Wie? Nimmt Er etwa die alttestamentlichen Speise- und Reinigkeits-Gesetze zum „Vorwand", um sich um andrer Zwecke willen von Andern abzusondern? Nun, so wenig er das zugeben und so wenig es uns beifallen wird, eine Behauptung von dieser Absurdität aufzustellen, eben so wenig sollte man sagen, der christliche Staat benutze die Religion nur als „Vorwand der Unterdrückung." Nein! der Jude sondert sich ab, weil er das Wesen des Menschen nicht höher hält als sein besondres Wesen, weil er das Wesen des Menschen überhaupt noch nicht für sein Wesen achtet; so kennt der christliche Staat auch nur deßhalb bloß die Ausschließlichkeit der Gewalt, der hierarchischen Beamtenordnung und der Corporationen, weil er und die ihm Angehörigen die Gewalt allein und die Corporation als ihr Wesen kennen.

Wie Herr Hermes, so hat auch der elberfelder Fränkel das Wesen des christlichen Staats vollkommen richtig erklärt, wenn er sagt: „es unterliegt keinem Zweifel — (gewiß nicht!) — daß die Regierung das Recht hat, die Verleihung von gewissen Prärogativen — (die also und mit Fug und Recht als Prärogativen vorausgesetzt sind) — Privilegien und Aemtern an gewisse Bedingnisse zu knüpfen, z. B. an die Eidesleistung auf die Wahrheit der Schriften des A. und N. T."

Man sage dagegen nicht, die Verrichtung „bestimmter kirchlichen Ceremonien gebe dem Staat keinen Maßstab und nicht die geringste Bürgschaft für die Tüchtigkeit seiner Angehörigen." Wenn dasjenige, was seiner Natur nach ein allgemeines Recht und eine Verpflichtung für das Allgemeine ist und als solches ertheilt und übernommen werden sollte, vielmehr als Privilegium und Prärogative vorausgesetzt, ertheilt und in Beschlag genommen wird, so kann die Bedingung, unter der es ertheilt und in Besitz genommen wird, jede beliebige und willkürliche sein, und sie

braucht so wenig eine innre Beziehung zu dem sonstigen Wesen des Verliehenen zu haben als jene Ceremonien, die der Vasall im Mittelalter für die Belehnung bei besondern Gelegenheiten zu verrichten hatte. Jene Bedingungen müssen sogar willkürlich und außerhalb des Bereichs der Sache liegen, damit die Verleihung des Privilegium als reine Gnadensache bezeichnet und anerkannt werde.

Das allgemeinste, also auch ausschließlichste Privilegium ist der Glaube. Den Glauben — so will er es selbst, daß man ihn betrachten soll, und er hat Recht, da er nicht freie That, sondern Ausdruck und Folge des Leidens ist — den Glauben giebt sich der Mensch nicht selbst, entwickelt sich der Mensch nicht aus der Vernunft, über den Glauben kann er also auch nicht willkürlich schalten und bestimmen wie er will, er ist vielmehr Geschenk der Gnade, die ihn nach ihrem Belieben vertheilt und zum Gnadenstand beruft, wenn sie will. Sein Privilegium muß daher der Christ schlechthin anerkennen, als Richtschnur seines Lebens betrachten und nach ihm Verkehr, Benehmen und Liebe und Wohlthun regeln. „Lasset uns Gutes thun, sagt der heilige Apostel, und Herr Fränkel beruft sich mit Recht auf diesen Spruch, lasset uns Gutes thun an Jedermann, allermeist aber an des Glaubens Genossen!"

Wie das wunderbare Volk der Gläubigen rühmt sich auch das Volk Israel eines besondern Privilegiums. Ein Privilegium steht also dem andern gegenüber: eins schließt das andre aus. Der christliche Staat ist verpflichtet, die Privilegien zu achten, zu schützen, zu pflegen und sein Gebäude auf sie zu stützen; der Jude betrachtet sein Wesen als ein Privilegium: seine einzig mögliche Stellung im christlichen Staate kann also auch nur eine privilegirte, seine Existenz nur die einer besondern Corporation sein.

V.
Schluß.

Das Verlangen der Juden nach Emancipation und die Unterstützung, welche dasselbe bei den Christen gefunden hat, sind ein Zeichen, daß von beiden Seiten her die Schranke, die Beide bisher trennte, durchbrochen zu werden anfängt. Der orthodoxe Jude dürfte gar nicht die Emancipation verlangen, weil ihre wirkliche Gewährung und Benutzung ihn in Verhältnisse und Situationen führen müßte, in denen er sein Gesetz nicht mehr beobachten kann. Wenn der Christ für die Emancipation des Juden spricht, so beweist er, mag er sich nun darüber selber klar geworden sein oder nicht, daß der Mensch über den Christen das Uebergewicht erhalten hat. Daß endlich einzelne Staaten — während der Revolutionskriege — den Juden bedeutende Concessionen machten und so weit gingen, ihnen das volle Staatsbürgerrecht fast zu geben oder wenigstens zu versprechen: das war nur möglich, weil in den Stürmen jener Zeit die Form des christlichen Staats nicht mehr festhielt und auf der Stelle wenigstens ein Theil der Privilegien geopfert werden mußte.

In der Zeit der Restauration wurde es anders: die verheißnen Zugeständnisse wurden zurückgenommen, die bereits vollzognen beschränkt, die Privilegien wurden wiederhergestellt und die Juden sogar von Neuem verfolgt. Sie litten aber nicht allein: Alles litt in jener Zeit: die Vernunft, der gesunde Menschenverstand, die allgemeinen Menschen-Rechte.

Es mußte so kommen und diese Epoche mußte eine allgemeine Leidensepoche werden, weil man vorher den Irrthum begangen hatte, die Emancipation für möglich zu halten, wenn die Privilegien der religiösen Schranken stehen blieben, ja in der Emancipation selbst anerkannt würden. So hatte man dem Juden als Juden Concessionen ertheilt, ließ ihn also auch nachher als Juden, das heißt als ein Wesen, welches alle Andern von sich ausschließen muß, bestehen und die wahre Emancipation sich selbst unmöglich machen. Alles litt an diesem Irrthum, da der Muth, Mensch zu sein, Allen noch fehlte. Wenn einzelne Privilegien in jener Zeit geopfert waren, so war doch das Hauptprivilegium, das Urprivilegium geblieben, welches immer von Neuem alle andern aus sich erzeugen muß.

Die Emancipation der Juden ist auf eine gründliche, erfolgreiche und sichre Weise erst möglich, wenn sie nicht als Juden, d. h. als Wesen, die den Christen immer fremd bleiben müssen, emancipirt werden, sondern wenn sie sich zu Menschen machen, die durch keine, auch durch keine fälschlich für wesentlich gehaltne Schranke mehr von ihren Mitmenschen getrennt sind.

Die Emancipation kann also auch nicht an die Bedingung geknüpft werden, daß sie Christen würden — eine Bedingung, unter der sie nur in einer andern Weise als sie es vorher waren, privilegirt würden. Ein Privilegium würde nur mit dem andern vertauscht. Das Privilegium bliebe, wenn es auch auf Mehrere, ja wenn es selbst auf Alle — auf alle Menschen ausgedehnt würde.

Die Emancipationsfrage hat man daher bis jetzt nach allen Seiten hin, bis in die einzelnsten Puncte, die zur Sprache gekommen sind, recht gründlich falsch gefaßt, wenn man sie nur als eine einseitige, als die Judenfrage behandelte. In dieser Weise natürlich hat man sie weder theoretisch, noch wird man sie jemals praktisch lösen können.

Wer selbst nicht frei ist, kann auch Andern nicht zur Freiheit verhelfen. Der Knecht kann nicht emancipiren. Ein Unmündiger kann den andern nicht von der Bevormundung befreien und ein Privilegium kann wohl das andre beschränken, d. h. durch die Beschränkung gerade als Privilegium anerkennen und kenntlich machen, aber nimmermehr wird es an die Stelle des Privilegium das allgemeine

Menschenrecht setzen können, wenn es sich nicht selbst aufhebt.

Die Emancipationsfrage ist eine allgemeine Frage, die Frage unsrer Zeit überhaupt. Nicht nur die Juden, sondern auch wir wollen emancipirt sein. Deßhalb nur, weil Alles nicht frei war und die Bevormundung und das Privilegium bisher geherrscht hat, konnten auch die Juden nicht frei sein. Wir schlossen uns Alle durch unsre Beschränktheit aus; Alles war beschränkt und an das Judenviertel grenzen nothwendig die Viertel, in die wir rubricirt sind.

Nicht nur die Juden, sondern auch wir wollen uns nicht mehr mit der Chimäre begnügen; auch wir wollen wirkliches Volk, wirkliche Völker werden.

Wollen die Juden wirkliches Volk werden — sie können es aber nicht in ihrer chimärischen Nationalität, sondern nur in den geschichtsfähigen und geschichtlichen Nationen unsrer Zeit werden — so müssen sie die chimärische Prärogative aufgeben, die, so lange sie dieselbe festhalten, sie immer von den Völkern trennen und der Geschichte entfremden wird. Ihren Unglauben an die Völker und den ausschließlichen Glauben an ihre bodenlose Nationalität müssen sie zum Opfer bringen, ehe sie sich auch nur im Entferntesten in Stand setzen können, an wirklichen Staats- und Volksangelegenheiten aufrichtig und ohne geheimen Vorbehalt Theil zu nehmen.

Wir aber müssen den Unglauben an die Welt überhaupt und an die Berechtigung des Menschen, also den ausschließlichen Glauben an das Monopol und die Unmündigkeit aufgeben, ehe wir daran denken können, wirkliche Völker und innerhalb des Volkslebens wahre Menschen zu sein und zu bleiben.

Es ist unmöglich, daß die Thaten der neuern Kritik und der allgemeine Schrei nach Emancipation und Befreiung von der Bevormundung selbst für die allernächste Zukunft ohne Erfolg sein sollten. Wie groß der Erfolg für die Nächst sein wird, hängt von Ereignissen ab, deren Umfang und erster entscheidender Erfolg in voraus nicht berechnet werden kann. Das Eine ist aber gewiß: alle Mittel werden nur Palliativmittel bleiben, den Zwiespalt nur unterhalten und zu neuen Kämpfen um derselben Frage willen Anlaß geben, so lange nicht das Einzige Mittel, welches Noth thut, angewandt ist. Dieses Eine Mittel heißt: vollständiger Unglaube an die Unfreiheit und Glaube an die Freiheit und Menschlichkeit. Dieser Glaube wird endlich auch einmal seinen Feuereifer beweisen — einen Eifer, der eben so groß und unüberwindlich sein wird, wie auch der Mensch größer ist als das Privilegium und Monopol.

„Das ist ja extrem! Zu extrem!" wird man vielleicht sagen.

Nun, so höre man die Weisheit, zu der es das juste milieu bringt!

VI.

Die französischen Juden im Verhältniß zur Religion der Mehrzahl der Franzosen.

Man lasse die Sachen nur ruhig gehen, ist der Trostspruch auf dem Standpuncte, wo man die Unentschiedenheit und Unbequemlichkeit der Gegenwart zwar auch nicht gern für immer beibehalten möchte, aber sich auch nicht dazu verstehen kann, die entscheidende und extreme Maßregel zu ergreifen: man lasse die Sachen nur ruhig selber gehen und es wird sich Alles schon von selbst machen. Vor Allem glaubt nur nicht, daß ihr mit der Theorie irgend Etwas werdet ausrichten können. Die Theorie ist grausam, erfinderisch in Grausamkeiten und ihre größte Lust ist es, aus den geringsten Schwierigkeiten Collisionen zu bilden, die leichtesten Verwicklungen so eng zusammenzuziehen, bis sie beide Parteien erwürgen, überhaupt Alles auf die Spitze und zum Extrem zu treiben. Das Leben dagegen ist reich an Mitteln, die Schwierigkeiten zu umgehen, gefahrlos zu machen und abzustumpfen; es stillt die theoretische Erhitzung und Entzündung und gießt Oel in die Wunden, welche die Theorie geschlagen hat.

So wird man auch unsrer bisherigen Auseinandersetzung den Vorwurf machen, wir hätten die Schwierigkeit unnöthigerweise übertrieben und alle jene Mittel unbeachtet gelassen, in deren Besitz das Leben ist und die es immer zur rechten Zeit anwendet und glücklich anwendet, während die Theorie die Situation als so gefährlich darstellt, daß man glauben sollte, jeden Augenblick müsse die düsterste Tragödie beginnen.

Wir verachten das gewöhnliche Leben keineswegs, aber es ist auch nicht wahrhaft hochzuachten, wenn wir das nur hochzuachten haben, was sich frei und aufrichtig zu seinem Gesetze verhält, d. h. sich wirklich das Gesetz giebt, das sein höchstes Bewußtsein ausdrückt, und das Gesetz, was es in der That desavouirt, auch wirklich aufhebt; wenn also überhaupt das nur achtungswürdig ist, was sein Gesetz anerkennt.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 281. 25. November. 1842.

Die Juden-Frage.

(Fortsetzung.)

In diesem Sinne ist das sogenannte gewöhnliche Leben, auf dessen wundenheilende Kraft die Gegner der extremen Theorie sich berufen, nicht achtungswerth; es wird vielmehr immer an einem Puncte ankommen müssen, wo es im höchsten Grade verachtet werden muß.

Mit seinen einschläfernden Hilfsmitteln besänftigt es nämlich nicht nur die rasende und wüthende Theorie überhaupt, nicht nur die Theorie des Denkers, sondern in dieser zugleich seine eigne Theorie. So kann der Christ gegen den Juden sich wohlwollend, wohlthätig und menschenfreundlich beweisen d. h. seine Theorie, die ihn als Christen verpflichtet, mit dem Juden keine Gemeinschaft zu haben, desavouiren und im Juden den Menschen anerkennen d. h. sich selbst nicht als Christen, sondern als Menschen beweisen. Das gewöhnliche Leben ist nun aber so inconsequent, seine Theorie und Voraussetzung, die es in der That aufhebt, nicht auch im Gesetz und mit vollständigem Bewußtsein aufzuheben. Seine That, mit der es seine unvollkommne Theorie aufhebt, wagt es nicht, zur herrschenden Theorie zu machen. Es läßt das Gesetz bestehen, welches dem Juden die allgemeinen Menschenrechte versagt, d. h. es ist selbst noch unfähig, das allgemeine Recht des Menschen gesetzlich anzuerkennen, nur augenblicklich und in einer zufälligen Erregung des menschlichen Mitgefühls läßt es den Juden als Menschen gelten, sonst aber im herrschenden Gesetz und in den rechtlichen Verhältnissen, die nicht nur nach der zufälligen Aufwallung des Gefühls geregelt werden können und ihrer exceptionellen Großmuth nicht einmal preisgegeben werden dürfen, weil sie das Interesse Aller, nicht nur dasjenige einzelner empfindsamer Gemüther betreffen, in diesen Verhältnissen behält es die grausame Theorie bei und nur darin bleibt es weichherzig und muthlos, daß es sich nicht dazu verstehen kann, so grausam zu sein und jene Theorie der Grausamkeit aufzuheben.

Das gewöhnliche Leben kann also nur insofern der Theorie entgegengesetzt werden, als es sich seiner eignen hartherzigen Theorie an seiner Oberfläche zuweilen und nur für Augenblicke entzieht. Im Grunde aber und in seinem gewöhnlichen Verlauf ist es von seiner Theorie beherrscht, die nur von der wahren grausamen, d. h. von der Theorie, die den Muth hat, der Grausamkeit ein Ende zu machen, überwunden werden kann.

Für Augenblicke steht das gewöhnliche Leben seiner eignen Theorie, für immer der wahren Theorie entgegen, weil es selbst dann, wenn es die seinige einmal aufhebt, sich davor fürchtet, diese Aufhebung als Gesetz und als die wahre Theorie anzuerkennen.

Je höher das gewöhnliche Leben steht und je freier es ist, um so barbarischer wird es sein und um so roher seine Theorie, wenn es die Freiheit, nach der es lebt, nicht als sein höchstes Gesetz anerkennen will.

In diesem Falle wird es die Verwicklungen, in die es geräth, nicht damit lösen, daß es die Freiheit zum Gesetz erhebt, sondern auf Auskunftsmittel sinnen, welche die Freiheit, die im Leben gilt, beschränken.

Das Gesetz, welches die Collision lösen soll, wird die herrschende Freiheit Lügen strafen; eine Freiheit aber, die sich in dieser Weise verspotten läßt, ist auch dann, wenn sie im gewöhnlichen Leben zu herrschen scheint, eben nur ein Schein.

Nicht die Theorie grübelt diese Widersprüche, an denen das gewöhnliche Leben leidet, aus, sondern das Leben macht sie sehr fühlbar; nicht die Theorie macht die Collision gefährlich, sondern das gewöhnliche Leben, weil es sich seine Widersprüche nicht gestehen und in der wahren Theorie auflösen will, reißt seine Wunden auf, ohne sie zu verbinden, und muß es nothgedrungen bekennen, daß ihm der schmerzstillende und heilende Balsam fehlt, so lange es sich vor der grausamen, extremen Theorie fürchtet.

Frankreich hat uns neuerlich in Bezug auf die Judenfrage — so wie in allen andern politischen Fragen seit der Julirevolution beständig — den Anblick eines Lebens gegeben, welches frei ist, aber seine Freiheit im Gesetz revocirt, also auch für einen Schein erklärt und auf der andern Seite sein freies Gesetz durch die That widerlegt.

Die Julirevolution hat die Staatsreligion als solche aufgehoben, den Staat von der Kirche emancipirt, von jedem kirchlichen Einfluß befreit und die Theilnahme an allen bürgerlichen und politischen Rechten von dem religiösen und kirchlichen Bekenntniß unabhängig gemacht. Die französischen Juden sind demnach vollkommen freie Staatsbür-

ger und z. B. fähig geworden, ihre Mitbürger ohne Unterschied der Religion im Parlament zu vertreten. Herr Fould hat sich als Mitglied der Deputirtenkammer einen Namen gemacht und die Collision, mit welcher sich unsre Theorie und die Praxis in Deutschland beschäftigt, scheint somit gelöst zu sein.

Sie ist es aber noch nicht wirklich — weder im Gesetz, noch im Leben.

Der Jude z. B. müßte aufgehört haben Jude zu sein, wenn er sich durch sein Gesetz nicht verhindern läßt, seine Pflichten gegen den Staat und seine Mitbürger zu erfüllen, also z. B. am Sabbath in die Deputirtenkammer geht und an den öffentlichen Verhandlungen Theil nimmt. Jedes religiöse Privilegium überhaupt, also auch das Monopol einer bevorrechteten Kirche müßte aufgehoben und wenn Einige oder Mehrere oder auch die überwiegende Mehrzahl noch religiöse Pflichten glaubten erfüllen zu müssen, so müßte diese Erfüllung als eine reine Privatsache ihnen selbst überlassen sein.

Die allgemeine Freiheit ist aber auch in Frankreich noch nicht Gesetz, die Judenfrage also auch noch nicht gelöst, weil die gesetzliche Freiheit — (daß Alle Bürger gleich sind) — im Leben, welches von den religiösen Privilegien noch beherrscht und zertheilt ist, beschränkt wird und diese Unfreiheit des Lebens auf das Gesetz zurückwirkt und dieses zwingt, die Unterscheidung der an sich freien Bürger in Unterdrückte und Unterdrücker zu sanctioniren.

Die Verhandlungen der Deputirtenkammer über das Gesetz, welches die Arbeitszeiten für die Kinder in den Fabriken regeln sollte, gaben der noch ungelösten Collision Anlaß, in ihrer ganzen Schwierigkeit hervorzutreten. In der Sitzung vom 26. December 1840, als der vierte Artikel des Gesetzesvorschlags, daß die Kinder unter sechzehn Jahren Sonntags und an den vom Gesetz anerkannten Feiertagen nicht beschäftigt werden können, zur Verhandlung kam, schlug Herr Lüneau folgende Fassung desselben vor: die Kinder unter sechzehn Jahren können nur sechs Tage in der Woche beschäftigt werden.

Diese Fassung war von den Principien der Julirevolution geboten. Was können nach dieser Revolution Feiertage, die von dem Gesetz anerkannt sind, heißen? Entweder sind alle anerkannt oder keine besondern: d. h. in beiden Fällen: das Staatsgesetz schreibt keine Feiertage vor, ordnet alle dem Staatsinteresse unter und überläßt es dem Privatwillen, Feiertage so viel wie er will zu setzen, wenn er nur nicht mit dem allgemeinen Interesse des Staats in Collision tritt.

„Ein Tag der Ruhe ist nothwendig, sagt das Journal des Débats vom 27. December, allein darf das Gesetz soweit gehen, ihn zu bestimmen? warum den Sonntag wählen und die Feiertage des katholischen Cultus? Ist es nicht besser die Bestimmung des Ruhetages der Freiheit eines Jeden zu überlassen? Alle „abweichenden" Culte sind in Frankreich anerkannt — man höre: „abweichenden" dissidens! — und genießen daselbst derselben Freiheit: warum also den Fabrikherrn zwingen, seine Werkstatt am Sonntag zu schließen, wenn sein Feiertag der Samstag ist?"

Nach der Ansicht des Journals des Débats hat die Kammer dennoch mit Recht das Amendement des Herrn Lüneau verworfen: „denn obwohl alle Culte vor dem Gesetze gleich sind, obwohl es keine privilegirte Religion mehr gibt, so gibt es doch immer eine Religion der Mehrzahl, welche dem Juden nicht geopfert werden darf. Aus dem Gesetze die Erwähnung des Sonntags ausmerzen, das hieße erklären, daß es in Frankreich keine Religion mehr geben werde."

Richtig! es gibt keine Religion mehr, wenn es keine privilegirte Religion mehr gibt. Nehmt der Religion ihre ausschließende Kraft, und sie existirt nicht mehr.

Herr Martin du Nord, der wegen seiner Bekämpfung des Amendements des Hrn. Lüneau vom Journal des Débats ausdrücklich belobt wird, bemerkte, der Artikel der Commission stehe mit der Charte von 1830 nicht in Widerspruch und enthalte Nichts, was der Religionsfreiheit der Bürger entgegen sei. Deßhalb, weil der Sonntag im Gesetze erwähnt sei, werde Niemand gezwungen, an einem Tage zu arbeiten, wo er nach dem Gebote seiner Religion feiern müsse. Dürfen die Juden an einem bestimmten Tage der Woche nicht arbeiten, so hindert sie das Gesetz nicht im Geringsten, sich der Arbeit zu enthalten.

Aber dabei bleibt es, daß sie doch gezwungen sind, am Sonntag und an den christlichen Feiertagen, die für sie keine religiösen Tage sind, zu feiern. Sie müssen sich nach dem richten, was die christliche Religion, die Religion der Mehrheit der Franzosen, die Religion gebietet, zu der sich die Franzosen fast mit Stimmeneinhelligkeit bekennen.

Darauf also beschränkt sich die den Juden gewährte Freiheit, daß sie nicht gezwungen werden, ihr Sabbathsgesetz zu verletzen — wenn sie wollen, so können sie am Sabbath arbeiten — aber das christliche Religionsgesetz, welches der Staat ausdrücklich als Norm seiner Gesetze anerkennt, zwingt sie noch an andern Tagen außer ihren Feiertagen zu feiern. Das Gesetz zwingt sie zu keiner thätlichen Vergehung gegen ihr Religionsgesetz, aber setzt sie, wenn sie ihren Sabbath eben so gewissenhaft feiern, wie die Christen ihre Feiertage feiern müssen, in zeitlichen Interessen gegen die Christen in Nachtheil. Das christliche Religionsgesetz hält der Staat allein für werth, mit seinen Gesetzen zu unterstützen — damit, wie Hr. Martin du Nord sagt, die Religion nicht Gefahr laufe und diejenigen, die täglich die Grundlagen der Religion untergraben wollen, nicht vom Gesetz Succurs erhielten, müssen der Sonntag und die

christlichen Feiertage ausdrücklich im Gesetz erwähnt werden — im Interesse des Christenthums hält er es dagegen der Mühe nicht für werth, auch dafür zu sorgen, daß die Bekenner einer andern Religion, z. B. die Juden die von ihren Religionsgesetzen gebotnen Pflichten erfüllen. Er sorgt nur für das Christenthum, für andre Religionen und deren Heilighaltung nicht: natürlich! man kann nicht zweien Herren dienen, sagt die heilige Schrift, denn den einen muß man lieben, den andern hassen. Der Christ muß religiös sein — so will es das Staatsgesetz — der Jude kann es halten, wie er will: als ob, wenn das Judenthum sich selbst überlassen wird und im Genuß dieser Freiheit für die Religion kein Nachtheil zu befürchten ist, vom Staat wenigstens nicht befürchtet wird, das Christenthum nicht in derselben Weise freigelassen werden könnte.

Warum ist aber das Christenthum dazu privilegirt, daß es der Staat ausdrücklich schützt und zu dem Zwecke schützt, damit nicht, wenn die von ihm gebotnen Feiertage vom Gesetze nicht besonders autorisirt sind, der Untergang der Religion überhaupt zu befürchten sei? Warum hat das Christenthum allein das Vorrecht, daß mit seinen kirchlichen Gebräuchen ein Gesetz in Einklang gesetzt wird, welches ursprünglich nur zum Zwecke hat, die physische Abnutzung der Kinder in den Fabriken zu verhüten? Warum steht es im Vortheil, warum ist es privilegirt gegen das Judenthum?

Weil es die Religion der Mehrzahl ist; weil sich die Franzosen fast mit Stimmeneinhelligkeit zu ihm bekennen.

Die Religionsfreiheit besteht also nicht darin, daß alle Religionen gleiche Rechte haben, sie besteht nicht in der Gleichstellung unterschiedner Religionen, sondern in der Monopolisirung Einer Religion, die fast die einzige und Eine Aller ist. Die verhältnißmäßig „unendlich" wenigen kommen nicht in Betracht, und der Nachtheil, in den sie gesetzt werden, der Druck und Abbruch, den sie erleiden, ist keiner, das Decret, welches sie für den Staat annullirt, ist kein Unrecht, weil sie so unendlich wenig sind. Sie leiden nicht und haben sich nicht zu beklagen, weil für das Ganze oder vielmehr für die unendliche Mehrzahl der Bevorzugten der Druck, den sie leiden, von dem Vortheil der Mehrzahl überwogen wird.

Im christlichen Staat, der sich als solchen bekennt und die christliche Religion als die Staatsreligion bezeichnet, ist es ein Recht, was die Juden drückt, wenn auch nur das Recht, also das Unrecht des Monopols. Wenn aber eine Religion als die Religion der bloßen Mehrzahl die andere beeinträchtigt, so ist an die Stelle des Scheins des Rechts die reine Gewalt, das Recht der größern Masse getreten — oder an die Stelle des Rechts die simple Thatsache, daß die christlichen Franzosen mehr als die Juden sind und diese sich also in Collisionsfällen jenen fügen müssen.

Ist das nun die ruhige Lösung, die nach den Lobeserhebungen des Juste-milieu das Leben immer in Collisionen bereit zu haben pflegt? Das wäre eine Lösung der Streitfrage, wenn die Minderzahl, um deren Rechte es sich eben handelt, schlechtweg unterdrückt wird? Das heißt Balsam in die Wunden gießen, wenn der Minderzahl erklärt wird, sie habe sich gar nicht zu beklagen, da die Freiheit von vornherein nur der überwiegenden Mehrzahl zukomme? Das heißt vielmehr nur die Wunden aufreißen und über den Patienten, wenn er über Schmerz klagen wollte, spotten.

Die Julirevolution war gegen die Privilegien gerichtet, also auch gegen die Staatskirche. Wenn es daher in der revidirten Charte heißt, die christliche Religion ist die Religion der Mehrzahl der Franzosen, so ist mit diesem Satze nur ein Factum ausgesprochen, welches die Bekenner einer andern Religion in ihrem Antheil an den Staatsrechten nicht beeinträchtigen kann.

Man wagte es nicht, nach der Julirevolution noch von einer privilegirten Religion zu sprechen.

Aber man hatte auch nicht den Muth, sich die Freiheit, die in der Revolution erobert war, zu gestehen: da nun eine Freiheit, die man sich nicht gesteht, keine ist, so hatte man überhaupt nicht den Muth frei zu sein. Vor der Staatskirche fürchtete man sich, die völlige Freiheit schien nicht weniger fürchterlich: man wählte daher den gefahrlos scheinenden Ausweg, das Factum, daß die Mehrzahl der Franzosen einer bestimmten Religion angehöre, einfach ad Acta zu nehmen.

Im gewöhnlichen Leben herrscht nun allerdings Freiheit: der Jude z. B., der sich zur Religion der Minderzahl bekennt, stößt auf keine Hindernisse, wenn er an den Rechten Aller Theil nehmen will, da die Mehrzahl als solche und in ihrem numerischen Verhältnisse keine besonderen Rechte hat. Aber er stößt nur auf keine Hindernisse, aber er ist nicht ausdrücklich durch das Gesetz berechtigt, sondern nur stillschweigend dadurch, daß der bloße Ausdruck Staatskirche unterdrückt ist und die Mehrzahl die Güte hat, das Uebergewicht, welches ihr die Zahl giebt, wenigstens geben könnte, zu vergessen.

Sobald aber die Interessen der Mehrzahl und der Minderzahl auseinandergehen — und es liegt in der Willkür der Mehrzahl und kein Gesetz kann es ihr verwehren, sobald sie will, ihr besonderes Interesse zu behaupten und von demjenigen der Minderzahl zu sondern — so hat die Mehrzahl allein Recht und die Minderzahl muß sich ihrem Willen unbedingt fügen.

Wenn also das Leben frei ist — der Jude z. B. als freier Staatsbürger gilt — so beruht die Freiheit nur auf einer willkürlichen und beliebigen Convenienz der gesellschaftlichen Praxis, die aber in der Theorie, im Gesetz, in der Kategorie der Mehrheit ihren unbesiegten Feind

hat — einen Feind, der in jeder Collision — er kann aber aus Allem eine Collision machen, jeden Augenblick eine Collision herbeiführen — seine Ueberlegenheit beweisen kann.

Was bleibt nun der Minderzahl zu thun übrig? Wenn sie kühn ist und sich eines guten Rechts bewußt wäre, darf sie sich bei dem Loos, welches ihr die Uebermacht der Mehrzahl, die nicht einmal durch das Gesetz ausdrücklich garantirt ist, zuweist, nicht beruhigen. Ist das Gesetz ihr entgegen und ist sie in der Bildung so weit fortgeschritten, daß sie überhaupt, auch für sich keine Privilegien haben will, so muß sie auf die Aufhebung des Gesetzes antragen und die privilegirte Majorität, die nur als privilegirt und kraft des Privilegiums gelten will, bekämpfen. Ist dagegen der Feind im Gesetze nicht offen sondern nur heimlicher Weise privilegirt, so vertreibe sie ihn aus seinem Versteck und trage sie auf die Abänderung des Gesetzes an.

Wenn sie sich aber selbst noch nicht sicher weiß und ein religiöses Privilegium für sich in Anspruch nimmt, welches sie nur deßhalb nicht zur Herrschaft bringen kann, weil sie die Minderzahl ist, so wird sie sich stillschweigend fügen und sich damit trösten, daß sie nur das erleidet, was sie den Andern zugefügt haben würde, wenn sie sich in der Majorität befände.

Hat sie endlich weder die Entschiedenheit, sich gegen alles und jedes Privilegium aufzulehnen, noch den Muth, sich zu gestehen, daß sie auch noch an einem religiösen Privilegium hängt, ist also dieselbe Halbheit, welche die Majorität charakterisirt, auch ihr Wesen, so wird sie die Formen der gebildeten Gesellschaft beobachten, mit Anstand das Unrecht, das ihr gethan wird, ertragen, thun, als ob nichts vorgefallen wäre, und aus Edelmuth sich hüten, die Majorität mit Klagen oder Protesten zu belästigen und die Sache so weit zu treiben, daß die Collision wirklich zur Sprache kommt. Sie wird Alles thun — sollte sie sich zu dem Ende selbst verläugnen müssen — um die Sache zu vertuschen, in der Hoffnung und Gewißheit, daß man nachher Alles wieder gehen lassen wird, wie es die bisherige Halbheit und Unentschiedenheit mit sich brachte, und daß Alle sich so viel wie möglich hüten werden, zu Collisionen Anlaß zu geben.

Herr Fould hat die letztere Rolle gespielt; er hat, wie das Journal des débats von ihm rühmt, „mit Anstand und Edelmuth“ die Gelegenheit, welche Herr Lüneau zu einer ernsthaften Behandlung der Frage darbot, zurückgewiesen.

Die Juden „als die Minorität der Nation,“ sagte er, „wollen nicht das Gewissen von 33 Millionen Bewohnern Frankreichs belästigen. Der Sonntag ist ein Feiertag der Majorität: und meinen Religionsgenossen muß er wenigstens ein Ruhetag sein. Sie sind zufrieden mit der Lage, die man ihnen gewährt hat. Sie verlangen nicht mehr. Man hat gesagt, das heiße, sie zwingen, zwei Tage in der Woche feiern. Das ist ein Irrthum. Es ist wahr, sie haben an einem andern Tage als dem Sonntag religiöse Pflichten zu erfüllen. Aber eine Stunde ist ihnen genug und diese Toleranz wird man ihnen in keiner Fabrik verweigern.“

Das Journal des débats berichtet über diesen Ausgang der Verhandlungen, Herr Fould habe „im Namen der israelitischen Religion“ den Succurs, den man ihr angeboten habe, als überflüssig und unnöthig zurückgewiesen; es hätte aber auch berichten sollen, ob Herr Fould ein Creditiv vorgewiesen habe, welches ihn als bevollmächtigt zu einer so officiellen Erklärung beglaubigte, es hätte endlich seinen Lesern auch darüber Aufschluß geben sollen, wie es Herrn Fould überhaupt möglich sein konnte, mit einer Erklärung aufzutreten, deren Sinn, wenn sie ernsthaft genommen wird, kein geringerer ist als der, daß die Religion seiner Religionsgenossen nicht mehr bestehe. Herr Fould ist aber nicht allein von Juden, nicht als Jude, nicht als Vertreter der Juden, nicht mit der Vollmacht, die Willensmeinung und die Ansichten seiner Religionsgenossen zu vertreten und zu interpretiren, sondern als Deputirter Frankreichs gewählt, und in die Wahlkammer geschickt. Er hat also gar nicht dieses einseitige Recht zu erklären, daß für die Juden in Frankreich der Sabbath nicht mehr existire — er würde nämlich nicht mehr gelten, wenn das Gebot der völligen Ruhe aufgehoben und die Tagesruhe auf die Ruhe während einer einzigen Stunde beschränkt würde — er hat also auch nicht das Recht zu erklären, daß das Judenthum in Frankreich aufgehört habe zu existiren — so gut nämlich, wie Herr Martin du Nord in dem Vorschlag, die Erwähnung des Sonntags im Gesetz zu unterlassen, den Antrag auf die Erklärung sah, daß das Christenthum aufgehört habe zu existiren, mit demselben Rechte (und dies Recht ist vollkommen begründet) würde die Erklärung, daß das Sabbathgesetz für den Juden keine Verbindlichkeit mehr habe, die Proclamation der Auflösung des Judenthums sein. Herr Fould hatte aber kein Recht zu dieser einseitigen Erklärung, als Deputirter Frankreichs hatte er nur die Pflicht, das allgemeine Interesse des Landes im Auge zu behalten, wenn eine Collision eintrat, dieselbe klar darzustellen, wenn eine Partei — und wäre es auch die Partei der überwiegenden Mehrzahl — eine Religion privilegiren und das Gesetz dem Privilegium unterordnen wollte, dagegen zu protestiren und auf die Aufhebung des religiösen Privilegiums d. h. wie er das Judenthum dem Gesetze gegenüber aufgab, auf die völlige Lostrennung auch des Christenthums vom Staats-Gesetz und auf die Erklärung, daß das Christenthum nicht weniger als das Judenthum als eine bloße Privatsache dem Privaturtheil jedes Einzelnen mit Vorbehalt der Unverletzlichkeit der Staatsinteressen überlassen sein müsse, anzutragen.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 282. 26. November. 1842.

Die Juden-Frage.

(Schluß.)

Er konnte aber nicht so handeln, weil er kein Recht dazu hatte, sich nicht im guten Rechte wußte, nämlich nicht ernsthaft meinen konnte, daß für die Juden in Frankreich überhaupt das Sabbathsgesetz keine Verbindlichkeit mehr habe. Hätte er wirklich die Ueberzeugung gehabt, daß für seine Religions-Genossen diese Verbindlichkeit aufgehört habe, so würde er anders gehandelt und die allerchristlichste Kammer auf das tiefste beschämt haben, indem er von ihr für das Opfer des jüdischen Privilegiums das gerechte Gegenopfer fordern durfte und gewiß auch gefordert hätte.

Er handelte aber in demselben Geiste wie die Majorität, die das Amendement des Herrn Lüneau verwarf, als Vertreter des juste-milieu. Im Sinne dieses Systems gab er nach und ließ er sich und seine Glaubensgenossen einem Privilegium opfern: in demselben Sinne forderte und nahm die Majorität das Opfer hin.

Das juste-milieu ist die Reaction gegen den christlichen Staat, gegen religiöses und kirchliches Privilegium, gegen die Herrschaft der Religion überhaupt, aber es setzt noch nicht Alles für die Freiheit und gegen die religiöse Beschränkung ein: es bleibt auf dem halben Wege stehen und kann nicht anders, da es nur Aufklärung in der Religion, aber nicht die Freiheit von der Religion und vom Privilegium ist: das Monopol, welches es gestürzt hat, wird es also immer wieder, aber in einer rohen, rechtlosen Gestalt — da es das wahre, das ausschließliche Recht der Religion nicht anerkennt — wiederherstellen.

Das Leben im juste-milieu ist frei, denn das Monopol ist gestürzt und jeder Bürger hat gleiche Rechte — aber das Gesetz ist unfrei, es gesteht die Freiheit nicht ein und stellt eine überwiegende Mehrzahl, die durch ihr religiöses Bekenntniß von der Minderzahl specifisch verschieden ist, dieser als eine drohende Macht gegenüber.

Das juste-milieu ist im Gesetze frei, denn den Umstand, daß die überwiegende Mehrzahl von der Minderzahl durch ihr religiöses Bekenntniß sich unterscheidet, stellt es in seinem Grundgesetze als ein an sich höchst gleichgiltiges Factum dar, in der Praxis aber, im Leben und wenn es auf bestimmte Gesetze ankommt, ist es unfrei und opfert es die Minderzahl der Mehrzahl.

Im Princip giebt das juste-milieu die Möglichkeit einer Collision zwischen den religiösen und den bürgerlichen und Staatsinteressen nicht zu: in der Praxis läugnet es die Collision, weil die Minderzahl so unendlich gering sei, daß jedes Unrecht, das ihr zugefügt werde, kaum ein Unrecht genannt werden könne.

Die Opfer des juste-milieu, die um des Princips willen und im Bewußtsein des Princips, dem sie selber dienen, leiden müssen, reichen sich gegenseitig den Dolch mit den Worten: non dolet, und trösten sich mit dem Gedanken, daß eigentlich gar keine Collision vorhanden sei, weil sie nicht nur die Minderzahl bilden, sondern auch durchaus keinen Anlaß zu einer Collision geben können. In der Praxis aber und im gewöhnlichen Leben behalten sie das Princip bei, welches sie von der Mehrzahl specifisch unterscheidet und immer wieder zu Collisionen Anlaß geben muß, da sie eben so wenig wie die Mehrzahl die Frage, ob das, was sie trennt, wirklich das Recht habe, sie zu trennen, ob es überhaupt dem Staatsgesetz gegenüber berechtigt sei, nicht zur Verhandlung zu bringen wagen.

Kurz, beide Seiten haben ihre Privilegien aufgegeben und beweisen doch in jedem Incidenzpuncte, wo es sich zeigen sollte, daß es wirklich geschehen ist, daß sie sie vielmehr Beide beibehalten haben.

Keine von beiden Seiten wagt das Privilegium der andern ernsthaft anzugreifen, weil sie für das ihrige Gefahr fürchtet und dasselbe in der That aufgeben müßte, ehe sie das der andern Seite mit Erfolg angreifen dürfte. Die Kunst des juste-milieu besteht daher darin, daß man die Sachen gehen läßt, wie sie wollen, vom Widerspruch der Theorie und des gewöhnlichen Lebens absieht, wenn eine Collision eintritt, sie heuchlerisch vertuscht und sich mit der Hoffnung tröstet, es werde nicht sobald wieder ein streitiger Fall eintreten, bis der nächste Tag diese Lebens-Kunst Lügen straft und ein jüngster Tag anbricht, der die wahre, aufrichtige Theorie zur Herrschaft bringt.

Der christliche Staat bekennt sich in der Theorie zum Privilegium und bleibt sich in der Praxis gleich, wenn er den Juden eine privilegirte Existenz giebt. Das juste-milieu dagegen ist der geschilderte Widerspruch der Freiheit

in der Theorie, die sich in der Praxis desavouirt, und der Freiheit in der Praxis, die sich in der Theorie, im Gesetz verläugnet. Die Collision, von welcher die sogenannte Juden-Frage nur Einen Theil bildet, hat es daher auch noch nicht lösen können. B. Bauer.

Zur Verfassungsfrage.

Die ständische Monarchie. Berlin, Posen und Bromberg. 1842. Mittler.

Zur Zeit, als wir Preußen keinen Schimmer von freier Bewegung der Presse hatten, galt es, zunächst in der Beamtenwelt, für einen unumstößlichen Glaubenssatz, daß der preußische Staat der erste und vollkommenste auf der Erde, daß er im Ganzen fertig ausgebaut sei. Höchstens, meinte man, fehlten noch einige unerhebliche Bequemlichkeiten, und einige architektonische Verzierungen würden das Werk ein für allemal krönen. Allein die darauf gefolgte Enttäuschung ist eine der merkwürdigsten unsrer an Enttäuschungen so reichen Zeit. Sobald die Ueberzeugungen der verschiedensten Bildungsstufen und Persönlichkeiten den geringsten Boden zur Entfaltung gewannen, wies sich die Künstlichkeit und unergründliche Heuchelei des preußischen Optimismus schon in beträchtlichem Grade aus. Ein neuer Beleg für die Wahrheit, daß niemals ein bloßer Glaubenssatz unumstößlich ist, und daß Festigkeit, vollkommnes Eigenthum nur im Wissen erreicht wird; denn das Wissen ruht auf Gründen und Beweisen, das Glauben nicht. Der Glaube ist ein Ergebniß der Willkür und Zufälligkeit. — Wie würde erst gar das naturgetreue Bild von Preußen ausfallen, wenn die Preßfreiheit es malte? Die Umrisse aber und manche Einzelheiten sind auch jetzt schon zur öffentlichen Kenntniß gelangt. Eine Menge Specialfragen, welche der Antwort dringend bedürfen, haben schon das äußerlich glänzende Kartenhaus, welches die Bureaumenschen sich construirt hatten, umgestürzt. Die Fragezeichen sind zwar nicht Jedermann bequem; sie drücken Zweifel, Unruhe, Verlangen, Ungestüm aus. Aber desto heilsamer sind sie der Gesammtheit; ja sie sind schlechterdings nothwendig. Ein Staat muß eben so gut, wie der einzelne Mensch, tagtäglich sich fragen und antworten; sonst wird aus beiden nichts. Wer nicht in lebendigster Thätigkeit bleibt, wer nicht mit dem Pfunde seiner Kraft wuchert, der wird zuletzt schwach, und bei Gelegenheit muß er sich von Andern stoßen und schlagen lassen. Hoffentlich wird Preußen nie wieder in den Zustand innerer Oede und Lautlosigkeit versinken. Es hat sehr viel zu thun, schon am Nachholen dessen, was längst geschehen mußte. Das Gleiche gilt für ganz Deutschland. Doch werden alle Wünsche, Ansichten und Bestrebungen erst zu ihrem Rechte kommen, wenn sie sprechen dürfen, wie es ihnen um's Herz ist. Darum: Censeo, censuram esse delendam! Mancher Censor, welcher den Fluch seines Amtes fühlt, wird mir beistimmen.

Unter allen preußischen Fragen ist ohne allen Anstand die Verfassungsfrage als Inhaberin des lichtesten Vordergrundes zu bezeichnen. Das ist von allen Organen des öffentlichen Willens anerkannt. Die Stände und die Presse erblicken die Lebensfrage des Landes darin, welcher Verfassung es bedürfe. Für diejenigen Grundsätze, welche noch kein Feld der Thätigkeit im wirklichen Leben haben, ist die Presse die einzige Form der Wirksamkeit. Flugschriften und Zeitungsartikel, welche das Nichtgeltende vertheidigen und empfehlen, sind dessen Thaten und Thatsachen. Angenehmer haben es diejenigen, welche die Macht des Bestehenden in die Wagschale ihrer Meinungen legen dürfen. Zu ihnen gehört der unbekannte Verfasser folgender Flugschrift, die hier näher untersucht werden soll:

> „Die ständische Monarchie. Versuch einer staatsrechtlich-historischen Begründung des Princips des Stände-Wesens in der heutigen Monarchie, mit besonderer Bezugnahme auf Preußen und Deutschland.“ Berlin, Posen und Bromberg, 1842. Mittler.

Obgleich das Schriftchen nur ein Paar Bogen stark ist, so hat man doch Mühe, die trockne scholastische Vertheidigung der alleinseligmachenden Monarchie, nämlich der ständischen, hinunterzuwürgen. Der Verfasser befindet sich ziemlich auf demselben Boden, der die rechte Seite der Hegelschen Philosophie genannt wird. Derselbe wüste Charakter, dieselbe schwerfällige Dialektik, dieselben verwirrenden Bestimmungen. Und was ist das Endziel dieses überspeculativen Gehampels, dieser erhabnen und leeren Phrasen? Das Bestehende! Solch ein Denker hört mit dem Anfange auf; der Luftballon trägt ihn in die Höhe, so daß man ihn ganz aus den Augen verliert, und siehe da! nach einigen Stunden kommt der Mann ganz nüchtern und entleert nieder, auf einem Rübenfelde bei Teltow oder auf einem Haufen von schlimmster Beschaffenheit. Oder wenn Jemand gewaltige Anstalten macht und hohe Gerüste errichtet, um einen Lehmkoben zu bauen: thut nicht dasselbe ein „Philosoph,“ welcher im neunzehnten Jahrhundert uns den Ständestaat im Schematismus der Gelahrtheit anpreisen will? Nach allen großen Umwälzungen in den Geistern und Staaten sollen wir nun noch mit dem allerordinärsten Ständethum vorlieb nehmen? Das wäre blos ein durch Kategorieeneinschachtelung verstecktes Mittelalter.

Wenn ein unklarer Kopf Vergnügen findet, sich die Welt auf ganz aparte Weise zurechtzulegen, wenn Jemand sich den Staat der Neuzeit nicht anders als mit starrem

Ständewesen vollkommen denken kann, so geht das im Grunde keinen Menschen weiter etwas an. Aber die Sache stellt sich dadurch ganz anders, daß der unerquickliche Ständestaat der großen Mehrzahl der Staatsmitglieder den ausgedehntesten Schaden verursacht, und daß die Phantasieen eines einzelnen Kopfes zur Rechtfertigung und Vermehrung dieses Schadens beitragen können. Deßhalb ist jeder, der Beruf in sich fühlt, verpflichtet, Staat und Volk gegen verkehrte Zumuthungen zu wahren. Wer keine Macht zu Thaten hat, bediene sich des Wortes.

Mit seinem Ständethum und seiner Bevorzugung eines Standes vor allen andern befindet sich Preußen auf falschem Wege. Statt innerer Trennungen bedarf es der Verschmelzung und der daraus erwachsenden Stärke. Seine Stellung als Großmacht muß eine naturgemäßere Grundlage bekommen, als z. B. das mit der Hälfte des Staatseinkommens erkaufte stehende Heer. Preußen muß seine wahre Kraft nach außen in der vollständigen und unverstümmelten Volksbewaffnung suchen. Ist aber die wahrhaft volksthümliche Wehrverfassung mit dem zerstückelnden Ständethum vereinbar?

Doch sehn wir, was der Verf. vorbringt. Im Allgemeinen ist zu bemerken, daß er mit gewissen Kategorieen und Begriffen sehr freigebig ist, wo sie gar nicht hingehören. Den Gegensatz von abstract und concret gebraucht er, daß einem der Kopf davon summt. Der unglücklichste Stecken aber, mit welchem er dem Staatsrecht alle Augenblicke zwischen die Beine fährt, ist die Unterscheidung zwischen menschlich und göttlich. Mit diesem Gegensatze verliert man den positiven Boden der Wirklichkeit und wird ein Spiel aller Winde. Sobald der Einfluß jener unbekannten Größe, des Göttlichen, auf die menschlichen Verhältnisse zugelassen wird, gehen alle Begriffe kraus durch einander. Was ist die erste Folge, wenn das Göttliche in den Staat eingeschwärzt wird? Die Forderung, der Staat müsse nach dem Muster der göttlichen Hierarchie geordnet werden, die Erde ein Abbild des Himmels sein. Damit fange einer etwas an. So viel Köpfe, so viel Himmel; Gott wird bald so, bald so geformt und gedichtet. Aber noch mehr. Es dauert nicht lange, so wird aus dem gottähnlichen Staate frischweg ein — Priesterstaat; denn kein Mensch versteht sich natürlich besser auf das Göttliche und die Theokratie, als eben die Priester. Das hat man davon, wenn man sich an seinem eignen Zopfe in die Höhe heben will. Gott und das Göttliche gehört in das Gebiet der Phantasie, des Gemüths, der Erbauung, der Mystik, meinetwegen auch der „speculativen" Philosophie, wenn sie dunkle, aber liebgewordne Bezeichnungen nicht aufgeben will; aber in der klaren Erfassung und geistigen Durchdringung der Menschengeschichte und des Staatslebens muß man bei der Stange bleiben, d. h. menschliche Dinge menschlich erklären und ordnen. Was soll uns da das „Göttliche"? Es verwirrt und verdunkelt blos, und ist ein Freibrief, um die abentheuerlichsten und unbegreiflichsten Bestandtheile in die ruhigen Forschungen über die menschliche Natur zu werfen. Die Weltgeschichte wird dadurch zum Hexenkessel. Wer in der Geschichtserklärung zum Göttlichen seine Zuflucht nimmt, thut einen Machtspruch und schneidet die vernunftgemäße Forschung gewaltsam ab. Wenn wir die Erde irdisch und die Menschen menschlich begreifen, so ist das wahrlich alle Menschenmöglichkeit, und damit fällt uns schließlich das Göttliche ganz von selber zu, ohne daß wir gleich von Anfang an den Mund davon voll nehmen und uns gebärden, als besäßen wir Wunder wie tiefe göttliche Geheimnisse. Und doch sind es durchsichtige Lumpen, unter denen man seine Blöße verbergen möchte.

Sagen wir auch einmal dem Himmel Dank: so ist es dafür, daß er sich endlich mehr von uns entfernt hat, daß wir seiner Nähe einigermaaßen ledig sind. Seit der physische und geistige Himmel in die Unendlichkeit hinausgetrieben ist, athmet die Menschheit freier und fühlt sich zu größern Dingen berufen. Kann es nun noch an der Zeit sein, nach alter Weise die göttlichen und menschlichen Dinge mit Weltgeschichte und Staatswissenschaft zusammenzurühren? Hat der Bannfluch, mit welchem eine einseitige Auffassung die Menschheit in Engbrüstigkeit und Geisteskuechtschaft niederhielt, nicht lange genug gedauert? Im Namen Gottes ist die Freiheit Jahrtausende unterdrückt worden, und die Himmelsfahne ist das Leichentuch der frohen Erde gewesen. Von Priestern ist alles Große angefeindet oder verpfuscht worden. Aber die schönen Tage sind vorüber. Die Menschen haben nachgerade schon die Erde als ihre wahre Heimath kennen und lieben lernen. Sie werden in dieser Richtung noch große Fortschritte machen. Es kommt eine Zeit, da man es für sündhaft halten wird, die Kinderköpfe mit Theologie vollzupfropfen, sie durch Gegenstände, welche in die Reife des Selbstdenkens gehören, zu entnerven und zu verdrehen.

Doch treten wir in das Gebäude der „ständischen Monarchie" selbst ein. Die erste Abtheilung hat der Verf. überschrieben: „Historisch-staatsrechtliche Bedeutung des Princips der ständischen Monarchie." Er unterscheidet dreierlei Corporationen: 1) Stände, 2) Communen, 3) Zünfte und corporative Institute. Je nachdem die Corporation mit dem Staate identisch ist oder in ihm vorherrscht, müssen Corporationsstaaten und Corporativstaaten unterschieden werden. — Die Stände (d. h. die Genossenschaften der nach ihren socialen Verhältnissen im Staate gleichberechtigten Volksclassen) werden Repräsentativ-Stände, sobald „sie erscheinen als Repräsentanten der allgemeinen Interessen des Volks, indem sie die

letztern in sich verkörpern, d. h. individualisiren und zum Selbstbewußtsein erheben." Die Repräsentativstände „verdanken zwar ihre rechtliche Existenz als Korporation der Garantie des Staats, vertreten aber demnächst gegenüber dem Staate sich selbst in ihrem eignen Interesse und in ihrer eignen freien Selbstbestimmung, ihr selbstbewußter Wille ist nicht identisch mit dem nur als Abstractum denkbaren Volkswillen. Sie repräsentiren also nicht eine Staatsgewalt, sondern nur die in den Ständen individualisirten allgemeinen Interessen des Volks gegenüber der Staatsgewalt." Was ist mit solcher nebelhaften Theorie auszurichten? Erstens ist gar nichts ausdrücklich darüber bestimmt, wie weit die Macht der Repräsentativstände gehen soll, ob sie berathende oder beschließende sein sollen. Allerdings kann man aus der nachfolgenden Theorie der Souveränität abnehmen, daß die Repräsentativstände mehr zum Schein, zur Parade da sein sollen. Andrerseits aber sollen sie auch wieder gegenüber der Staatsgewalt etwas zu bedeuten haben; ein Verhältniß, welches der Verfasser an der konstitutionellen Monarchie stark rügt. Zweitens ist es nicht wahr, daß die einzelnen Stände die „allgemeinen Interessen des Volks" repräsentiren. Ein Volk ist eine Gesammtheit, und sein einheitliches Interesse etwas andres als die Zusammenzählung der ständischen Interessen. Sich selbst widersprechend, gibt der Verfasser dies auch zu: „der Wille der Stände ist nicht identisch mit dem Volkswillen." Aus der ganzen Verwirrung kann unmöglich eine andere Theorie entnommen werden, als die des Kastenstaates mit privilegirten Classen des alten atomistischen Staates mit allem innern Widerstreit, mit aller Sprödigkeit der Bestandtheile gegen einander. Wozu soll unsrer Zeit noch dies Aggregat von Ständen, Zünften und Innungen dienen? Den Feudalstaat haben wir längst abgemacht; der Verfasser steckt in einem gewaltigen historischen Irrthum, indem er die in früheren Jahrhunderten verbrauchte „ständische Monarchie" als etwas Neues, ja als das Heil der Zukunft anpreist. Vielleicht aber geht seine Bemühung doch auf etwas Besonderes aus. Er scheint eine Combination des Feudalstaates, des Ständestaates überhaupt, mit der absoluten Monarchie zu bezwecken. Das volle Experiment müßte allerdings ergötzlich ausfallen, nach den theilweisen Proben zu schließen, welche die Geschichte bereits geliefert hat.

Die streng monarchische Theorie des Verfassers spricht sich in folgendem Satze aus: Die Staatsgewalt sei völlig identisch mit der herrschenden Gewalt, und verkörpere sich ungetheilt im Souverain. „Die Seele des großen untheilbaren Staatskörpers ist die Staatsgewalt, sein selbstbewußter Wille, sein Ich ist der Souverain." Kann Jemand hier einen Unterschied von dem L'état c'est moi finden? Das liebe Bild von Seele und Körper des Staats, diese rohe grobsinnliche Anschauung, wird nun weiter ausgeführt. Mit der größten Naivität schließt der Verfasser: Wenn der Souverain das Ich, die Seele des Staats ist, „so repräsentirt das Volk das physische Leben, und seine Organe entsprechen den Sinnen des Menschen." Ja, wenn das Wenn und das Aber nicht wäre! Aber es ist die hohlste aller Abstractionen, vor welchen der Verfasser doch sonst eine gewaltige Scheu ausspricht, den Souverän als Seele, das Volk als Körper zu erdichten. Hat denn der Souverän keinen Körper und das Volk keine Seele? Und bedeuten Millionen Seelen weniger als eine einzige? Ohne das Volk ist ja gar kein Staat möglich, dasselbe ist die Grundlage, der Inhalt und das Subjekt des Staats. Wie wagt man es also, die substantielle Ursache unter die accidentelle Erscheinung herabzuwürdigen? Der „Souverän," bestehe er aus einer oder mehreren Personen, ist ein Ausfluß des Volkes und durch dasselbe bedingt. Ohne das Volk giebt es gar keine Souveränität; folglich ist es die Quelle derselben. Jedes Volk ist sein eigener Souverän, und wo es sich selbst an monarchischem oder oligarchischem Absolutismus verlor, hat es die vollkommene berechtigte unvertilgbare Neigung, seine ursprüngliche Autonomie wieder in Besitz zu nehmen. In der Wissenschaft ist die Ansicht, als stehe die Staatsgewalt zusammenhanglos über dem Volke und außerhalb desselben, wegen ihres Mechanismus und ihrer Herabwürdigung der menschlichen Natur eine veraltete.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 283. 28. November. 1842.

Zur Verfassungsfrage.

(Schluß.)

Wie malt nun der Verfasser sein Bild weiter aus? „Der vernünftige Wille des Menschen ist sein Gesetz. Der vernünftige Wille des Souveräns sei das Gesetz des Staats. Wie aber im Menschen kein vernünftiges Wollen und Thun möglich ist ohne Hilfe der sinnlichen Organe, die alle äußeren Wahrnehmungen der Seele zuführen, und die bei diesem Geschäft nach ewigen unwandelbaren Naturgesetzen verfahren, so versuche (!) der Souverän im Staate nicht zu wollen und zu handeln, ohne dem Gehör zu geben, was seine treuen Sinne ihm verkünden." Wenn einmal zugestanden wird: „der vernünftige Wille des Menschen ist sein Gesetz," folgt nicht logisch daraus: der vernünftige Wille des Staats (der Menschen) ist sein Gesetz? Aber nein, da kommt der „Souverän" und in der Glorie einer einzelnen Person muß der ganze Staat verschwinden. „Der vernünftige Wille des Souveräns sei das Gesetz des Staats!" So stürzt man sich kopfüber in die einfältigsten Abstractionen. Und doch legt der Verfasser wenige Zeilen weiter viel Nachdruck auf den Unterschied zwischen Scholastik und Lebenswahrheit: „Wirklichkeit und Abstraction sind unversöhnbare Gegensätze; denn der Begriff des Abstracten ist eben nur die Negation des Concreten." Ist es nun abstract oder concret, daß Ein Mensch über den Willen und das Schicksal von Millionen Menschen verfüge? In Rußland, in China und anderswo sehen wir diese Erscheinung in concretester Weise; dennoch ist sie durch und durch abstract für Europäer, und theilweise auch schon für Asiaten. Es heißt die Philosophie schlecht verstehn und ihre Kunstwörter mißhandeln, wenn man sie als Feuerwerk und Illumination zu Ehren der unvollkommnen, beengenden Gegenwart gebraucht. Auf reine Illusion kommt auch die Fordrung hinaus, der Souverän solle sich der öffentlichen Organe bedienen, um das Rechte zu treffen. Der Souverän, so geht es doch gemeiniglich, hört und sieht nur so viel, als er will und als seine Umgebung will. Und den günstigsten Fall angenommen, er wisse Alles, so ist es noch himmelweit bis zum Thun. Meistens wissen ja die Fürsten am besten, was dem „wahren Heile" der Völker dienlich ist, und den letztern bleibt das geduldige Warten, ob ihre Wünsche Gehör finden oder nicht. Ein hochweiser Rath, den der Verfasser giebt: der Souverän versuche! u. s. w. Wie trostreich, daß alle öffentlichen Verhältnisse den Stoff zu Stylübungen eines Individuums hergeben! — Bald darauf treffen wir folgende Behauptung: „Die vollkommene Uebereinstimmung des souveränen Willens und seiner Organe mit denen des Volks wird allein das Wohlsein, das Bestehen und die Kraft eines Staats ausmachen." Diese Uebereinstimmung sei bloß in der ständischen Monarchie zu erreichen. Wir sehen hier einen Beleg, wie die Gewalt des Wesens der Dinge auch die Widerstrebenden in die rechte Bahn schleudert. Hat der Verfasser bedacht, was „vollkommene Uebereinstimmung" ist? Ist sie anders möglich, als durch absolute Identität? Eins von beiden: entweder müssen Alle sich unbedingt nach Einem richten (asiatischer Staat), oder Alle gehorchen Allen, mithin Jeder sich selbst (Freistaat). „Vollkommene Uebereinstimmung" des Volks und des Souveräns ist die Einheit beider.

Das ganze Bild des Verfassers muß umgedreht werden, soll es der „concreten" Wirklichkeit entsprechen. Das Volk ist eben so gut die Seele des Staats, als es dessen Leib ist; wie könnte überhaupt ein Leib ohne Seele sein? Als Leichnam allerdings; und weiter ist auch in des Verfassers Bilde das Volk nichts. Er reißt dem Volke die Seele aus dem Leibe und verlegt sie in ein Individuum. Für Millionen entseelter Leiber soll Eine ihnen ganz äußerliche Seele genügen. Mit nichten! Das Volk macht den Staat; und wird dieser als Organismus gefaßt, so ist die Staatsgewalt etwa das Muskelsystem, welches die Befehle der Seele vollstreckt.

Spricht man einmal vom monarchischen Princip, so ist es schwer, davon loszukommen, wenn auch nicht so schwer auf dem Papier, als im Leben. Die Vertheidiger desselben wissen davon so unendlich viel Gutes zu sagen, daß seine Gegner schon mit dem Dämpferaufsetzen vollauf zu thun haben. „Der beste Souverän wird derjenige sein, in dem sich die Souveränität in ihrer Einheit und Untheilbarkeit am vollkommensten und unwandelbarsten darzustellen vermag. Gewiß ist es allerdings, daß der Wille eines einzelnen Individuums nicht der absolut vernünftige sein kann. Eben so gewiß ist es aber,

daß der übereinstimmende Wille Mehrerer oder eines ganzen Volks dies nicht sein wird. Das absolut Vernünftige ist ein Ideal, was sich nie und nirgend verwirklichen läßt, dem nur nachzustreben ist, und nachgestrebt werden muß. Darum hat die Einzelherrschaft, und zwar die gesichertste und unabhängigste Form derselben — das ständische Erbkönigthum — den Vorzug vor den übrigen heutigen Staatsformen" u. s. w. Ich wüßte an dieser Betrachtung nichts zu rühmen, als die Ehrlichkeit; aber wie viele ehrliche Menschen giebt es, denen es an Urtheil gebricht. Der veraltete Monarchismus ist am wenigsten in einer Zeit haltbar, welche die allseitige Bildung zum Eigenthum aller Classen machen will und großentheils schon gemacht hat. Wo aber Bildung ist, da muß auch Macht sein. „Einheit und Untheilbarkeit" der Souveränität in einer Person ist geradezu eine Unmöglichkeit; und wo sie als Schein besteht, ist sie verderblich. Die Geschichte aller absoluten Monarchien erhärtet es. Doch bleiben wir bei den Begriffen selbst. Beständig wird die „Abstraction" wiederholt und die uralte Fiction auf Treu und Glauben verkauft, daß ein Monarch die Souveränität besitze. Denn daß die letzte Entscheidung bei ihm stehe, ist eine sehr unbehilfliche Ausflucht. Sowohl in der Gesetzgebung als der Verwaltung ist der Monarch wesentlich abhängig vom geheimen Rathe, vom Staatsrathe, von den Staatsministern und andern hohen Beamten. Diese wieder sind von dem ganzen Beamtenheere abhängig. Statt daß also die „eine und untheilbare" Souveränität in der Person des Monarchen zusammen wäre, ist sie vielmehr zerstückelt und vertheilt unter Tausende. Die Beamtenhierarchie ist der wahre Souverän. Selbst in Angelegenheiten, wo die höchste Entscheidung vom Monarchen ausgeht, ist er für gewöhnlich nur die Siegelpresse. Das höchste, was die Wirklichkeit zugesteht, ist, daß der Monarch den größten Theil seiner Souveränität weggiebt und nur einen ganz kleinen Theil für sich behält, jedoch auch diesen, wenn er die Bequemlichkeit liebt oder es ihm an Einsicht mangelt, zu Gunsten und zum Genusse für die nähere Hofumgebung. Selbst Monarchen von der Thätigkeit und dem umfassenden Geiste Friedrichs des Großen (und wie oft sieht man solchen weißen Raben auf dem Throne?) sind außer Stande, ihre Souveränität ungetheilt bei sich zu behalten. Auch sie bleiben auf tausend Personen und Verhältnisse angewiesen.

Wir müssen nun das „absolut Vernünftige" ein wenig beleuchten. Ob es ein „Ideal" sei oder nicht, kommt am Ende auf einen Wortstreit hinaus. Genug, daß für Menschen das möglichst Tüchtige auch das absolut Vernünftige sein muß. Darum ist es eine ganz leere Floskel: der Wille eines ganzen Volks sei nicht der absolut vernünftige. Ein Volk hat einmal keine höhere Instanz, als sich selbst. Und nun gar die wunderbare Behauptung: der Wille eines einzelnen Individuums, obgleich er auch nicht der absolut vernünftige sei, verdiene doch den Vorzug vor dem Gesammtwillen. Da müßte doch wenigstens erwiesen werden, daß der Einzelwille sich der „absoluten Vernunft" weit mehr nähere, als der Gesammtwille. Sonst ist gar nicht abzusehen, warum die Souveränität „am vollkommensten und unwandelbarsten" in einer Person aufgehoben sei. Daß aber der Gesammtwille unbedingt vernünftiger ist, als der Einzelwille, können wohl Hofleute in Abrede stellen, doch schwerlich ein Unbefangener. Ein sich selbst gehorchendes Volk ist in Freiheit; diese ist aber allemal ein höherer Zustand als die Unfreiheit.

Nach den Grundsätzen des Verfassers selbst ist es reine Willkür, daß die „vollkommenste und unwandelbarste Repräsentation des einigen und untheilbaren souveränen Willens" in „das ständische Erbkönigthum" verlegt wird. Wo den Ständen irgend etwas eingeräumt wird, ist die Monarchie nicht mehr „unabhängig." Des Verfassers Souveränität, die einige ungetheilte, kann, so weit es auf Erden möglich, bloß in der unumschränkten Autokratie ohne alle Stände verwirklicht werden; das „ständische Königthum" ist schon ein Zugeständniß an den vom Verfasser verworfenen Constitutionalismus. Daß auch der letztere nicht die vollkommenste Verfassung darstellt, geben wir gern zu; dieselben Gründe, welche gegen die Herrschaft Eines sprechen, gelten auch gegen die Herrschaft Weniger oder eines Theils der Nation, und für die Herrschaft Aller. Giebt man den Einen auf, so gelangt man nothwendig zur Gesammtheit, und mit ihr hat man statt der erdichteten Einheit die wahrhafte. Die vielgepriesene Einzelherrschaft ist in Wirklichkeit Vielherrschaft, weil sie zahlreicher Werkzeuge bedarf und den zufälligsten Einflüssen unterliegt. Dagegen die Allherrschaft, die nationale Autonomie, ist die eigentlich „unwandelbare" Einherrschaft, weil eine des Namens werthe Nation als Ganzes eine gemeinschaftliche Gesinnung und in wesentlichen Dingen Einen Willen hat. Allerdings bedarf auch die Volksherrschaft der Beamten; aber diese, ohnehin von sehr beschränkter Anzahl, sind vom Volke gewählt und ihm verantwortlich. Die Oeffentlichkeit des freien Staats macht, daß Aller Augen und Ohren über die zeitweiligen Inhaber der Amtsgewalt wachen.

Die Allherrschaft ist die allein rationelle Verfassung. Alle übrigen sind mehr oder weniger genäherte Vorstufen. Man muß immer wieder darauf zurückkommen. Wird der Nation die Souveränität abgesprochen, so ist dies Fiction. Die weitläufigen Untersuchungen, wo und bei wem man die Souveränität zu suchen habe, ermahnen an die veralteten Forschungen nach dem Sitze der Seele. Vor allen Dingen sicher ist doch, daß, wie die Seele sich im Orga=

nismus des Einzelmenschen befindet, so die Souveränität im Organismus des Volksganzen wohnt. Sache der Verfassung ist, die Bedingungen zum Staatsbürgerthum und zur Ausübung der Souveränität festzustellen. Daß das Volk sich selbst Zweck sei, ist eine ewige Wahrheit, obschon sie nicht immer anerkannt wird. Selbst die absoluteste Monarchie kann des Lehrsatzes der Volkssouveränität nicht entbehren. Die Souveränität ist ja erst mit dem Volke und kraft desselben vorhanden, vorher und ohne dasselbe nicht. Eine Nation gehört sich selbst an; und verkaufte sie sich sogar sammt und sonders an einen Herrn oder eine Kaste, so würde dies Geistesabwesenheit und schon für die folgende Generation der Contract rechtsungiltig sein.

Macht man dagegen den alten Satz geltend, der Fürst herrsche von Gottes Gnaden, seine Souveränität sei vom Himmel herabgestiegen, nun so ist doch ein Volk mindestens eben so sehr von Gottes Gnaden vorhanden, und die Frage um nichts vorgerückt. Mit dem „Willen des Himmels" läßt sich nichts entscheiden, weil jeder ihn zum Nachdruck seines eigenen Willens macht.

Die bisher untersuchten Stellen charakterisiren den Verfasser zur Genüge. Für das Uebrige können wir uns kurz fassen. In der zweiten Abtheilung giebt er: „Staatsrechtlich-historische Begründung des Princips der ständischen Monarchie." Es ist unnöthig, in diese geschichtlichen Betrachtungen zu folgen; von göttlichem Rechte und Menschenrecht wird erbaulich-speculativ gesprochen. Für die, welche den Versuch machen wollen, ob sie sich zur „ständischen Monarchie" bekehren können, ist folgende Stelle klassisch: „Das Werk der Versöhnung des herrschenden und des Volkswillens ist die Aufgabe der ständischen Monarchie, derjenigen Monarchie, welche das Recht der freien vernünftigen (?) Selbstbestimmung dem Königthum (das ist glaublich) wie dem Volke (das ist unglaublich; das Volk läuft hier Ehrenhalber nebenher) als ein untheilbares, unmittelbares und göttliches zu verleihen und zu bewahren hat. In dieser Staatsform erlangt jedes (??) Element des Staatslebens sein volles Recht, die Corporation wie die Familie, die Familie wie das Individuum, sowohl in Beziehung unter einander als in Beziehung zum Staate. (Wirklich? O individueller Michel, schmeichle dir weder in der einen noch der andern „Beziehung"). Die ständische Monarchie, als die vollendetste Form des christlichen Staats (ein Denkmal für den Erfinder des allerchristlichsten Staats!) wird auch in den internationalen Beziehungen das höchste sittliche Recht zur alleinigen Regel erheben vermöge der überwiegenden Macht im europäischen Staatensystem, die ihr nothwendig vorbehalten sein muß, um ihre Mission in der Weltgeschichte zu erfüllen." Von dieser Mission handelt näher die

Dritte Abtheilung: „Verwirklichung des Princips der ständischen Monarchie durch Deutschland und Preußen." Der Verfasser spricht seine Ueberzeugung aus: „daß im gegenwärtigen Augenblick Deutschland, und innerhalb Deutschlands Preußen als politisch leitende Macht, den Beruf zu erfüllen haben, das neueste höchste Princip des Staatslebens zu seiner Erscheinung in die Weltgeschichte einzuführen." Man müßte an Europa verzweifeln, wenn das „neueste höchste Princip" nichts besseres wäre, als eine neue Ausdeutung einer alten Inschrift aus dem Mittelalter, als ein blank gescheuertes Ständethum mit einem prachtvoll glänzenden Knaufe obenauf. — Viel Genuß hat uns die Bemerkung gewährt, daß der preußisch-deutsche Nationalcharakter manches, einerseits von den Gallo-Romanen, andrerseits besonders von den Slaven, aufgenommen habe. „Hier rechnen wir vor Allem den in der slavischen Welt einheimischen Begriff des Gehorsams; dort unbedingte Unterwerfung des eigenen Willens unter den höheren, in Preußen die aus vernünftiger Selbstbestimmung (?) hervorgehende strenge Unterordnung des individuellen Willens unter den vernünftig (?) bestimmten höheren Willen. Das preußische Volk ist ein Volk, erzogen in Waffen, in Freiheit und in Gehorsam. (Der Gehorsam ist männiglich bekannt; aber um die Adresse der preußischen Freiheit müssen wir den Verfasser ersuchen). Diese Drei machen es zum Vorkämpfer deutscher nationaler Freiheit, zum Begründer deutscher Weltmacht." Auch zum Vortänzer des Gehorsams? Dieser darf bei Leibe nicht vergessen werden. Aus den Deutschen kann nicht eher etwas Tüchtiges werden, als bis sie auch, wie die Preußen, dieser Adel der Deutschen, in Gehorsam erzogen sind. Es ist ein gar zu wildes Volk. Man glaubt gar nicht, was für ein fürchterlicher Mensch so ein Deutscher sein kann, besonders wenn er will. — —

Der begeisterte Verfasser schließt mit der Prophezeiung: „Preußens Stimme zählt schon jetzt in der europäischen Pentarchie; Preußen, nach Außen gleich bedeutend mit dem einigen nationalen Deutschland, wird der deutschen Nation das verlorene Erbtheil der europäischen Hegemonie wieder gewinnen." Preußen mit seinem gegenwärtigen Princip? Nimmermehr! Der Demokratie gehört die Zukunft. Ohne sie ist keine politische Größe mehr denkbar. Die Nationen kommen immer mehr zu sich selbst; und im Verhältniß hiermit erobert sich jede ihren eigenen Staat durch Ausscheidung des Fremdartigen zurück.

Karl Nauwerck.

Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken, aus den Quellen bearbeitet von Dr. Heinrich Wilhelm Bensen. VI u. 593 Seiten. Erlangen 1840. In der Palmschen Verlagshandlung.

In unsrer litterarisch so vielseitig angeregten Zeit darf es nicht wundern, daß der Bauernkrieg in so kurzer Zeit wiederholt Gegenstand der Untersuchung und Darstellung geworden ist. Kaum ist das treffliche Werk, das hier angezeigt werden soll, erschienen, so hat sich bereits eine neue Bearbeitung des Stoffs von einem im historischen Fache geübten Schriftsteller, Dr. W. Zimmermann, mit Ausgabe der ersten Hefte angekündigt. Fragt man nach dem Grunde dieser Erscheinung, so wird man in den gegenwärtigen Zeitverhältnissen zwar keinen unmittelbaren Berührungspunct finden, an welchen sich eine besondre Sympathie für diesen Gegenstand anschließen möchte. Wohl aber nimmt derselbe in dem Zusammenhange der geschichtlichen Entwicklungen, dem er angehört, eine so eigenthümliche Stelle ein, das geschichtliche Material ist zum großen Theil noch so wenig urkundlich ermittelt, der Gang der Ereignisse hin und wieder noch so sehr zerrissen und zerstückelt, das historische Urtheil über die Erscheinung im Ganzen noch so wenig zu unbefangner Freiheit gekommen, daß dieselbe noch füglich als eine dunkle, der Aufhellung bedürftige Partie in der Geschichte betrachtet, und jeder Versuch, dieselbe in ein hellres Licht zu setzen, als eine sehr dankenswerthe Arbeit begrüßt werden muß.

Herr Bensen hat sich schon durch seine historischen Untersuchungen über Rotenburg als einen unermüdlichen Quellenforscher erprobt, zugleich aber ein seltnes Talent für historische Darstellung im edelsten Sinne an den Tag gelegt. In seiner Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken bewährt er diese Eigenschaften auf so glückliche Weise, daß sie ihm ohne Frage eine sehr ehrenvolle Stelle unter den Geschichtschreibern der Gegenwart sichert. Jenem falschen Pragmatismus, jener übeln Gewohnheit, den historischen Stoff in subjectiven Reflexionen zu verwaschen, jener Klippe, an welcher so viele neure Geschichtschreiber scheitern, fremd, geht er überall nur dem objectiven Wesen seines Gegenstandes nach, verfolgt er ihn mit einem gewissen feinen Tastsinne in seinen realen Beziehungen und Zusammenhängen, weiß er, achtsam auf alle Züge und Fährten derselben, den zerrißnen Stoff in ein geschloßnes Ganzes zu verbinden, das den Eindruck dramatischer Vollendung zurückläßt. Dabei ist er doch weit entfernt, in einen trocknen, langweilenden Chronikenton zu fallen. Mitten unter der Masse des vereinzelten Stoffes, der ihm aus den verschiedensten Quellen zufließt, verliert sich ihm vielmehr die allgemeine Bedeutung, die sein Gegenstand in der Zeitgeschichte behauptet, eben so wenig aus den Augen, als dieselbe seinen kritisch sichtenden Blick zu trüben vermag, und überall treten die engen Bezüge, in welchen derselbe zu den allgemeinen Richtungen und Triebfedern steht, von denen das Leben der Zeit im Ganzen bewegt ist, klar und bestimmt hervor. Er hat sich ganz in seinen Gegenstand hineingelebt, aber ohne in demselben untergegangen zu sein. Er hat ihn mit dem lebendigsten subjectiven Interesse aufgefaßt, aber ohne demselben auch nur auf einem Puncte seine objective Haltung, die Ruhe und Unbefangenheit des Historikers zum Opfer zu bringen. Die Sympathie, die ihn beherrscht, ist nur die unerbittliche Gerechtigkeit der Geschichte selbst, die nirgends parteiisch, überall Partei ist, die schonungslos mit den Gefühlen des Beobachters spielt, ihnen nirgends eine einseitige Haltung gestattet, überall nur die Ereignisse in ihrer kernhaften Bestimmtheit reflectirt. Diese ganze Haltung, welche er seinem Gegenstande gegenüber einnimmt, verleiht seiner Darstellung einen ächt antiken Charakter. Herr Bensen ist der Tacitus des Bauernkriegs; er ist es um so mehr, je weniger er irgend auch nur die entfernteste Absicht verräth, es zu sein. Seine Sprache hat dieselbe rhapsodische Kürze, dieselbe feste Gedrungenheit, dieselbe gewichtige Schwere, die das Eigenthümliche der taciteischen Diction ist. Sie gleicht einem Gewitterstrom, der seine dunkeln Wogen nur allmälig sammelt, langsam mit schwerem Fall, aber unwiderstehlichem Drange sie daher wälzt, Hindernisse entweder wegräumt oder überfluthet, Alles mit sich fortdrängt.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 284. 29. November. 1842.

Bensen „Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken."

(Fortsetzung.)

Aber dieser antike, taciteische Charakter der geschichtlichen Darstellungsart unsers Verf. tritt noch in einem andern Merkmal, das in der Natur seines Gegenstandes begründet ist, ganz besonders hervor. Der Bauernkrieg fällt in eine jener großen Gährungsperioden der Geschichte, in welchen der unterwühlte Grund der bestehenden Ordnung zusammenbricht, und ein neues Lebensprincip sich zu festen Gestaltungen hervorzuarbeiten beginnt. Insgemein sind die Anfänge solcher Perioden von wilden und stürmischen Bewegungen bezeichnet. Die Kraft des jugendlichen Lebens drängt sich mit jäher Hast der gesuchten Wirklichkeit entgegen; sie entbehrt in ihrem gährenden Uebermuth der Ruhe und Besinnung, sich in einen allmäligen Gestaltungsproceß einzulassen; sie überspringt die unerläßlichen historischen Vermittlungen, und begräbt sich, ein frühreifes geschichtloses Resultat, mit den bestehenden Formen, die sie in Trümmer riß. Mit der Ordnung des Bestehenden hat sie gebrochen, und die Abgelebtheit und innre Zerfallenheit der Formen dieser Ordnung begründet das Recht ihres Thuns. Aber dieses Recht hat sich noch nicht als ein festes Bewußtsein entwickelt; nur von einer dunkeln Ahnung fühlt sich das allgemeine Leben ergriffen, von einer geheimen, in der Tiefe der Verhältnisse lauernden Macht fortgerissen. Nirgends ist noch eine entwickelte, klare Idee des neu zu begründenden Zustandes der Dinge, nirgends ein sich an die Vermittlungen der Geschichte anschließendes Bewußtsein allgemeiner Zwecke, nirgends ordnende Principien, nirgends gestaltende Kräfte. Der Gang der Ereignisse wird zum verworrenen Spiele der abstracten Subjectivität, indem die sittlichen Mächte der zertrümmerten alten Ordnung aus der Gebundenheit ihrer historisch fixirten Formen befreit, in ihre elementarische Naturrohheit zurückgehen. Der entfesselte Egoismus erhebt sich in der verworrenen Masse kleinlicher Interessen und Tendenzen, pflanzt diese in der engherzigsten Form ihrer Particularität als allgemeine Ziele und Zwecke auf, und spreizt sich mit der ganzen tyrannischen Härte, die dem Standpunct der abstracten Subjectivität eigen ist, gegen den ruhigen und steten Entwicklungsgang des allgemeinen Lebens auf. Der Widerspruch, in welchem diese Form der Bewegung mit dem ihre Basis bildenden Rechte steht, verbreitet über ihre ganze Erscheinung den Charakter einer tiefen Ironie, die sich durch einen fortlaufenden Wechsel komisch-humoristischer und tragischer Effecte hinzieht, und unaufhaltsam einer gewaltsamen Lösung des Dramas entgegenstrebt. Indem sie den Faden der Geschichte abriß, statt ihn fortzuspinnen, indem sie den gordischen Knoten zerhieb, statt ihn zu lösen, verfällt die ganze Bewegung dem unerbittlichen Gericht der Geschichte, deren Geist ihre ihm fremden, rohen Naturgebilde zermalmt, über die Leichen ihrer Organe mit eisigem Fuße wegschreitet, und eine Katastrophe herbeiführt, die dem spätern Geschlecht ein gewaltsames Mitgefühl erweckt, weil es mit den Opfern ihr Recht zu Boden getreten sieht, ohne ihre Schuld ihnen zurechnen zu können. Nur indem der objective Geist der Geschichte, mit Blut gesühnt, denn doch jenes Recht allmälig in geheimem Weben zur Reife fördert, behält der Geist der Versöhnung am Ende das Feld. Herr Bensen hat diesen dramatischen Charakter seines Stoffs vollkommen begriffen, nicht daß er denselben zum Gegenstand seines Räsonnements machte; sondern er hat ihn frischweg an seiner Darstellung bethätigt. Das Gefühl des Rechts, das dem wilden Spiele des Bauernkriegs zu Grunde liegt, hat ihn ganz durchdrungen. Aber nicht in weichherzigen Ergießnngen, nicht in sympathetischen Declamationen macht sich dieses Gefühl Luft; sondern in schnellen elektrischen Schlägen, in momentanen leuchtenden Blitzen bricht es hervor, schlägt es in die Seele des Lesers ein, ohne die Wirkung dadurch zu paralysiren, daß sie zergliedert wird. Ein verhaltner Zorn, eine schneidende Bitterkeit, ein Schicksalsgroll zieht sich durch das ganze Buch, aber nur eine kurze, rhapsodische Bemerkung, ein rascher Satz, ein Ausdruck, eine eigenthümliche Wortstellung sind die Zeichen, in denen diese Stimmung hervortritt. Aber auch die ironische Stellung, in welche das wilde, ungeschlachte Treiben der Bauern mit sich selbst und seinem Rechtsgrunde tritt, wird darüber nicht übersehen, und macht sich in scheinbar nachlässigen Zügen der Darstellung fühlbar, bei denen bald Humor und Laune, bald schneidende Kälte und rücksichtslose Strenge den Pinsel

führt, je nachdem die Situationen mehr dem drolligen und naiven oder dem rohen, gemeinen und bösartigen Element des Volkscharakters angehörten. Es sind meist Anekdoten, authentische Dicta, Charakteristiken handelnder Personen, oder eine in der alten Sprache eines Zeitgenossen vorgetragne Erzählung von Thatsachen, wodurch diese Wirkung erzielt wird, um so gewisser erzielt wird, als die Subjectivität des Verf. sich im Hintergrund hält, nur unter der Maske objectiver Momente agirt, hinter den Coulissen thätig ist. So sich selbst beschränkend in der Aeußrung seiner persönlichen Sympathie, ergiebt sich ihm der doppelte Vortheil, daß seine Darstellung durch einen Reichthum einzelner und mannigfaltiger Züge belebt wird, welche trefflich gewählt und kunstlos angebracht, überall als Schlaglichter wirken, während sie nie die Ruhe und Haltung der ächten objectiven Geschichtschreibung verliert. So regt er die Empfindung des Lesers aufs Mächtigste an; aber indem er ihr nie Zeit gewährt, sich auszuleeren, indem er sie nur um den kalt und fest fortschreitenden geschichtlichen Fluß herspielen läßt, erhält er sie frisch und in jedem Momente entzündlich. Die genaue Detailkenntniß, die er von den geschichtlichen Zuständen der einzelnen Städte und Landestheile, über welche sich der Bauernkrieg verbreitete, besitzt, verwendet er zu Episoden, die eben so wohl Ruhepuncte sind, in denen sich die leidenschaftlich aufgeregte Theilnahme des Lesers abspannt und vergißt, als sie dazu dienen, in den vorhandnen Verhältnissen die Richtungen nachzuweisen, welche sich als Anknüpfungspuncte für den Ausbruch der Gährung darboten. Diese objective Ruhe verläßt ihn nicht selbst bei dem Anzug der Katastrophe. Er zeigt die Fehler und Mißgriffe der Bauern, und wie die Unternehmungen derselben in all ihren Wechselfällen von Anfang an bestimmte Prodigien des letzten Ausgangs darbieten. Nun dieser eintritt, schreitet die Erzählung, wie die Geschichte selbst, von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, malt mit unbeugsamer Festigkeit, mit schneidender Kälte, ohne die mindeste mildernde Zuthat, ohne ein Beben der Hand, das Gewühl der Kämpfenden, das Würgen und Schlachten der Besiegten, die Blutgerichte der Sieger. Endlich zum Ziele gelangt, nach vollendeter Katastrophe, ruft er auch noch den Geist der Versöhnung auf und zeigt, daß, was im Sturme leidenschaftlicher Gährung umsonst zu erringen versucht wurde, was dem Widerstand einer rohen Zeit unterlag, nach seinem Rechte in dem geheimnißvollen Schooße der Geschichte geborgen bleibe, bis es durch die leise, aber unwiderstehlich arbeitenden Mächte derselben doch noch zum Tage der Wirklichkeit reife. So ist Herr Bensen der Tacitus des Bauernkriegs, er ist der Tacitus der deutschen Geschichtschreibung im Allgemeinen, und nur darin möchte er sich von dem Römer unterscheiden, daß ihn dieses in sich beruhigte Vertrauen auf den Sieg der Idee und der sittlichen Macht der Geschichte weit über den galligten und verbitterten Unmuth des Letztern erhebt.

Gehen wir von dieser allgemeinen Charakteristik der Bensenschen Schrift zu dem Inhalt derselben im Einzelnen über, so drängt die geschichtliche Stellung des Bauernkriegs zunächst die Frage auf nach dem Verhältniß, in welchem derselbe zu der Reformation stehe. Noch bis auf die neuste Zeit wurden die rohen Vorgänge des Bauernkriegs, sei es aus Unkenntniß seiner wahren Motive, aus Mangel an Einsicht in das centrale Princip der Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts überhaupt, aus feigem Servilismus oder aus protestantischer Engherzigkeit von den Historikern auf eine Weise perhorrescirt, daß sie mit leidenschaftlicher Entrüstung jeden Zusammenhang derselben mit der kirchlichen Reformation von der Hand wiesen. Von dem höhern Standpunct der Geschichtsbetrachtung erscheint eine solche Trennung der politischen und religiösen Interessen eines lebendig verbundnen und bewegten Gemeinwesens als die unnatürlichste Abstraction, und Ranke's treffliche „deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation", die der Verf. leider nicht mehr gnügend benutzen konnte (s. Vorrede III), hat die innige, untrennbare Verbindung, welche zwischen den kirchlichen und politischen Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts bestand, aufs Ueberzeugendste hervorgekehrt. Er hat dadurch die Geschichte dieses Zeitalters in ein ganz neues, eigenthümliches Licht gestellt, in welchem sie erst als ein geschloßnes Ganzes erscheint, einen Gesichtspunct für dieselbe geltend gemacht, von welchem aus man sagen muß, die Reformation der Kirche wäre so wenig ohne die gleichzeitigen politischen Strebungen der deutschen Nation zu Stande gekommen, als der Bauernkrieg ohne die Anregungen, welche die kirchliche Reform mit sich führte, ausgebrochen wäre. Verfolgt man die Zusammenhänge, durch welche die kirchliche Reformation nach Vor- und Rückwärts in die Geschichte eingreift, faßt man ihr Princip nach seiner ganzen Weltstellung ins Auge: so bildet sie in der That einen Ansatz neuer Entwicklungen, welche die Interessen des socialen Lebens nach allen seinen Formen und Richtungen in Bewegung setzten. Die religiöse oder kirchliche Gährung tritt nur in den Vordergrund als der feste Kern des Zeitlebens, an welchen die übrigen, noch minder entwickelten Strebungen und Elemente desselben mit unwiderstehlicher Gewalt anschießen, um aus ihrem noch embryonisch flüssigen Zustande mehr und mehr zu fester Bestimmtheit zu gelangen.

Die deutsche Geschichte der frühern Jahrhunderte ist durchaus als der Proceß aufzufassen, durch welchen die Germanen aus dem Bildungsstand der Natürlichkeit und Vereinzlung der Lebensinteressen sich zur Einheit eines nationellen Lebens heraufzuarbeiten suchen. Die römische Hierarchie, mächtig durch die Idee der kirchlichen Einheit,

durch die Erfahrung von Jahrhunderten gereift in allen Kunstgriffen der Politik, als Vermittlerin der religiösen Befriedigung alle Fäden des Lebens bis in die einzelnsten Verhältnisse der Einzelnen beherrschend, gestützt auf die geschloßne Masse des Klerus, hatte von dem Beginne seiner geschichtlichen Entwicklung an ein Netz über den Körper des deutschen Volkes gebreitet, das jede freie geistige Auflebung desselben sogleich erstickte, und jedem Ansatz nationellen Selbstgefühls feindselig entgegentrat. Auf der andern Seite hatte die Idee des Kaiserthums den Kräften und Tendenzen der deutschen Nation eine vorherrschende Richtung über die Grenzen des Nationellen hinaus gegeben; und während die übrigen Nationen sich in sich selbst concentrirten und ordneten, verzehrte das deutsche Volk sein bestes und eigenstes Leben in den phantastischen Bemühungen um eine Stellung, die ihre Bedeutung nicht in sich selber trug, die es der Knechtschaft der römischen Curie auslieferte. Nur erst als die ursprüngliche Idee des Kaiserthums mit dem hohenstaufenschen Hause unterging, als die Leiche desselben in eine weite Vielheit einzelner Glieder zerrissen wurde, die sich auch in der kleinsten Ausdehnung verselbständigten, wurde die deutsche Nation auf sich selber zurückgedrängt, und allmälig bereitete sich ein nationeller Entwicklungsproceß vor, der unmittelbar auch auf die Emancipation von der päpstlichen Herrschaft gerichtet war, die ihrerseits ihre Stellung, seit die Idee des Kaiserthums zum Phantom geworden aufhörte ihr zu imponiren, durch ihre excentrische Entartung paralysirte. In dem Gange dieses Processes schieden sich allmälig die Hauptmassen, in welche das deutsche Nationalleben aus einander ging, die Kirche mit ihren Gerechtsamen, ihrem habsüchtigen Plündrungssystem, die Fürsten, in deren Mitte der Kaiser nur als Erster unter Gleichen mit gleichen Tendenzen und Interessen stand, eifersüchtig auf die Erweitrung ihrer Macht und ihres Gebietes, das Ritterthum mit seinem ungebändigten Streben nach altgermanischer Freiheit, seinen phantastischen Begriffen von Ehre und Tapferkeit, seinen Wegelagereien, seinem Durst nach Waffenthaten und Handstreichen, jeder Entwicklung einer kräftigen Staatsgewalt widerstrebend, die Städte mit ihrem Handel und Gewerbfleiß, und dem daraus entspringenden Egoismus, endlich das gemeine Volk mit seinen unerschwinglichen Lasten, seiner bürgerlichen Rechtlosigkeit, seiner zunehmenden Verarmung und seinem Glauben. Je bestimmter sich diese Massen ausbildeten, um so härter mußten die Conflicte sein, in welche sie geriethen, um so herber die Reibungen, die diese herbeiführten, um so mächtiger mußte sich das Bedürfniß nach Ordnung und organischer Gestaltung erheben. In bestem Zuge war der Proceß dieser Gestaltung beim Uebergang des fünfzehnten ins sechzehnte Jahrhundert. Unter dem Einfluß des Churfürsten Berthold von Mainz, des deutschen Mannes, kam die Eintheilung des Reichs zu Stande, wurden Entwürfe zu Ordnung des Heerwesens, der Besteuerung, der Rechtspflege berathen, wurde das Kammergericht und Reichsregiment auf die Bahn gebracht, Institutionen, deren Idee ebenso gesund und für die Bedürfnisse der Nation berechnet, als die Wirklichkeit, welche sie heilen sollten, krank und von selbstsüchtigem Widerstreben beherrscht war. Berthold vermochte seine Zeitgenossen durch die Gewalt seiner Begeistrung auf Augenblicke fortzureißen, aber er besaß die mehr als menschliche Kraft nicht, ihnen die edeln und selbstverläugnenden Motive derselben nachhaltig einzuhauchen. Die Idee unterlag der Wirklichkeit; aber das einmal geweckte Bedürfniß der Zeit wurde durch diese Täuschung nur um so mächtiger aufgeregt, je mehr dieselbe den krankhaften Zustand des allgemeinen Lebens befördern mußte. Die Unmacht und der Egoismus des Kaisers, die Conflicte der Fürsten, die ungehinderten Räubereien des Adels, die Unzahl der kleinen Herren, deren ganze Subsistenz in ihrer Faust lag, das raffinirte Aussaugesystem des Klerus, die Plündrungszüge der Mönche und päpstlichen Legaten, der selbstsüchtige Particularismus der Städte trieb die Verwirrung des Reichs, die allgemeine Unsicherheit der öffentlichen Zustände auf den Grad des Unerträglichen. Alles war in Auflösung, Alles auf Selbsthilfe angewiesen. Alle wußten sich auch diese Hilfe zu geben, und den Wirkungen des allgemeinen Nothstandes sich zu entziehen; nur der gemeine Mann war ihm wehrlos preisgegeben. Fürsten, Städte, Adel standen wider einander; sie vereinigten sich in dem Haß und der Klage gegen die Fremden, den Klerus; sie vereinigten sich mit diesem darin, daß sie von dem Schweiß und Blut des gemeinen Volkes zehrten. Im Jahr 1517, demselben Jahr, da Luther auftrat, klagen die Reichsstände über das Kammergericht, das mit Untauglichen besetzt sei, die Streitsachen Jahre lang hinausziehe, Appellationen in geringen Sachen annehme, und die großen liegen lasse; das Gericht werde oft gehemmt; die Urtheile finden keine Execution, der Gegner bewirke leicht Mandate zu Verhindrung derselben; die Acht und Aberacht sei gering geachtet, auch die Geächteten finden Schutz; die übrigen Gerichte seien nicht anders besetzt, ihre Procedur nicht besser; die Missethäter werden geschont; daher allgemeiner Unfriede, alle Wege zu Land und zu Wasser unsicher; kein Geleite geschont; der Unterthan nicht geschirmt; der Bauer gedrückt; Wittwen und Waisen ohne Hilfe; überall großer Luxus in Kleidung und Zehrung; das Geld gehe nach Rom; die Kriegsknechte, die eben erst gegen Kaiser und Reich gekämpft, ziehen ruhig nach Haus und erzeugen Meuterei im gemeinen Bauersmann (vergl. Ranke I, S. 219).

Wenn es Herr Bensen übersieht, den in diesen Symptomen gährenden und seiner Geburt entgegenringenden neuen

Geist aus dem Gang der allgemeinen deutschen Geschichte als das Drängen und Ringen des deutschen Geistes nach nationeller Selbständigkeit zu begreifen, wenn ihm dieses Band; durch welches die Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts mit der frühren Entwicklung des deutschen Volkslebens aufs Genauste zusammenhängen, und ihre Erfolge erst in das rechte Licht treten, entgeht: so hat er dagegen in der Einleitung seines Buchs eine sehr vollständige Sammlung der einzelnen Momente gegeben, welche für seinen begrenzten Gegenstand von Bedeutung sind. Er gibt zunächst eine ausführliche, historische Entwicklung der materiellen Lasten, die den fränkischen Bauernstand drückten, der raffinirten Kunstgriffe, durch welche die Pfaffen und Herren besonders in Franken diese Lasten zu erfinden und zu erweitern verstanden, dabei überall die Darstellung belebend durch kurze charakteristische Belege, in einer kalten ironischen Sprache hingeworfen, welche den Betrug, die Gewalt, das Unrecht dabei schonungslos bloßlegt. Einer der treffendsten Belege dieser Art ist in Beil. I. (S. 512) gegeben, wie aus einem magern Hahn, den ein Bäuerlein einem Kloster jährlich zu entrichten hatte, durch angemeßne ovidische Verwandlung ein fetter Ochse geworden. Um ihre Güter zu erweitern, kaufte z. B. „die Kirche dem Einen einen Theil seines Schlosses oder seiner Güter ab, und gab ihm das Verkaufte zurück, wenn er das Ganze von ihr zu Lehen nahm. Ein Andrer konnte vom Kirchenbau nicht loskommen, wenn er nicht Vasall wurde. Ein Dritter wollte seine Allodien mit dem Lehengut nicht zusammenwerfen lassen; da wurde er als ungehorsamer Vasall befehdet, in seiner Burg überfallen, und mit seinem Geschlecht niedergemacht. Dem unmündigen Sohne, der übrig blieb, oder einem Seitenverwandten gab die Kirche großmüthig sämmtliche Güter als Lehen zurück" u. s. w. (S. 15.) Karl der Gr. hatte der Kirche, als der Trägerin der Cultur, den Zehenten bewilligt. „Wenn der Pfarrer denselben bezog, so dachte er zunächst an die Beschlüsse der gallischen Synoden und den Leviticus, aber nicht an Kaiser Karls weise Staatszwecke. — Den Zehnten aus Gärten des Kammerguts nannte er kleinen Zehnten, und dachte dabei an die frommen Pharisäer, welche sogar die Krausemünze verzehrten" (S. 16). „In einem Hungerjahre erklärten die Priester, die Aehren seien von den Dämonen zerfressen worden, und sie wollten Stimmen aus denselben gehört haben, daß die Nachlässigkeit im Zehntengeben daran Schuld sei. Dieses, d. h. der Teufel und seine Gesellen bewog die Reichsversammlung zu Frankfurt im J. 794 zu dem Beschluß, daß jeder, der von der Kirche ein Dienstgut habe, von demselben den Zehnten und Neunten, von seinem freien Eigenthum aber den Zehnten zu entrichten habe." Wenn über eine ganze Reichsversammlung, wie vielmehr mußten diese Priester über das Volk mit ihren Lügen und Gaukeleien Einfluß üben, diese Priester, „aus den überrheinischen Seminarien gekommen, keine Deutschen, sondern Iren, gallische Römer und dergl., aufgewachsen in den Begriffen der gallischen Synoden, ein schlaues, in jeder Täuschung geübtes Geschlecht." Milde Gaben wurden von der Kirche in Rechtstitel verkehrt, sie betrachtete sich durch einfache Begriffsverwechslung bald als Obereigenthümerin der Gemeindemarkung; mäkelte in dieser Eigenschaft bei jeder Zehntgabe, sistirte die Weinerndte zur bequemeren Beaufsichtigung u. s. w.; maßte sich das Neubruchland, den Blutzehent, und in allem Ernst, selbst den Zehnt von allen Handelsgütern an, „was gewiß die wohlfeilste Art einzukaufen gewesen wäre, wenn man es nur hätte durchsetzen können" (S. 18). Dem Bischof gebührte nur der vierte Theil eines Zehnten; aus den Urkunden sieht man, daß dennoch oft der ganze Kirchenzehnte durch Belohnung, Verkauf oder Tausch von den Bischöfen an die Laien entfremdet wurde. „Wie denn überhaupt eine Pfarrkirche nicht nur mit ihren Naturaleinkünften, sondern selbst in Bezug auf die Stolgebühren und ihr Einkommen durch fromme Hand vermöge der Verworfenheit der Priester und des Geizes der Großen nicht anders, als ein Fischteich behandelt wurde, aus dem man alljährlich einen großen Theil des Ertrags zu seinem eignen Genuß verwenden und verschmausen kann, wenn nur einige Brut zur Erhaltung bleibt" (S. 19).

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 285. 30. November. 1842.

Bensen „Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken."

(Fortsetzung.)

Besonders trefflich und ins Detail ausgeführt sind die für den Bauernkrieg so bedeutenden unerschwinglichen Belästigungen des gemeinen Mannes durch die Gutsherrschaften, die Zehenten, Grundzinse, Handlöhne, Sterbfälle, Frohndienste, Gerichtssporteln, Bannrechte, besonders die Kriegssteuer, welche freie Gemeinden an Herren bezahlten, dafür, daß diese sie im Heerbanndienst vertreten, und welche dadurch von wesentlichen Folgen war, daß das Volk sich des Rechts der Waffen begab. Denn „ein Volk, das sich entwaffnen läßt, geräth in Knechtschaft." — „Die Deutschen schienen nur darum von den Italienern etwas Finanzwissenschaft erlernt zu haben, um die Erpressungen systematischer zu treiben. Weßwegen auch der Name Finanzen mit Zöllner und Sünder gleichbedeutend wurde. — Gar sinnreich waren die Erfindungen. Man band ihnen z. B. unter dem Namen des Wildbannrechts die Hände, — dann verlangte man von ihnen eine Jagdfrohn, um das Wild zu jagen, und endlich erpreßte man eine Wildsteuer, damit das Wild auch wirklich erlegt würde. Die Markgrafen von Onolzbach gingen noch um einen kleinen Schritt weiter und legten ihre Jagdhunde den Müllern zur Ernährung in die Häuser." Hieran knüpften sich die Plackereien mit dem Schirmgeld, Schirmhaber u. s. w. Dazu die wucherische Erwerbung von Gütern oder einer ewigen Herrengült auf dieselben gegen ein Darlehen; die verheerenden Fehden, in welchen man feindliches Vieh und feindliche Bauren einfing, die sich um Geld wieder lösen mußten; dann die Wegelagereien, der Straßenraub oft der eigenen Herren, endlich die indirecten Steuern, — „diese treffliche Erfindung, die mit dem Armen ißt und trinkt," — wie die Klauensteuer, im Rotenburgschen ein Hauptgrund der Erhebung des Landvolks. „So schlimm auch die Habsucht der Priester war, so weit ärger waren doch die Erpressungen des Adels und der Städte, daß in Franken das Sprüchwort entstehen konnte: unter dem Krummstab ist gut wohnen." Und „ein römischer Legat erklärte kurz vor der Reformation: es sei unnöthig, dem fränkischen Landvolk Fasttage anzusetzen, da es ohnehin keine andre Speise habe, als Hülsenfrüchte. Als nach dem Sieg der Herren im Würzburger Land ein junger Bauer zum Tode geführt wurde, rief er aus: o weh! ich soll schon sterben, und habe mich kaum im Leben zweimal an Brod satt gegessen!" So ist die Einleitung des Buchs überaus reich an einschlagenden Notizen. Sie verbreitet sich ferner über die Verarmung des Adels, über den in der innern Einrichtung der freien Städte sich entwickelnden Gährungsstoff, worauf der Verf. in der Geschichte selbst je bei den betreffenden Städten immer wieder besonders zurückkommt, über den Umschwung der Bildungsverhältnisse der Zeit im Allgemeinen, des Kriegswesens und Handels, den gänzlichen Sittenzerfall des Klerus, dessen Habsucht, Liederlichkeit, Herrschsucht und Unwissenheit er in wenigen schlagenden Zügen schildert, ferner über die mit dem 15ten Jahrhundert beginnende kirchliche Opposition, das Aufleben der Wissenschaft, in welchem Zusammenhang man einer kräftigen Charakterzeichnung Ulrich's v. Hutten begegnet, endlich über die dem Baurenkrieg vorangehenden einzelnen Baurenaufstände. Die Erhebung Sickingen's wird zu kurz berührt (S. 47ff.). Sie trug gewiß wesentlich zur Entwicklung des Geistes der Freiheit und Unruhe im Volke bei. „In dem Landadel lag ein bedeutendes Element zu einer Reichsreform, wenn er seine Stellung verstand und sich zu den Gemeinfreien gesellte. Zwischen ihnen war nicht eine Kluft der Interessen, sondern des Vorurtheils. Jedoch nur höhere Naturen hätten vermocht, sie auszugleichen. Aber Ulrich von Hutten und Franz v. Sickingen waren todt, und Götz v. Berlichingen, den man nun als Vermittler zwischen Adel und Bauren wählte, war unfähig und treulos!!" (S. 31).

Die Reformation bildete unter diesen Verhältnissen den äußern Impuls, der die hart gespannten Lebenskräfte der Zeit zum Ausbruch brachte. Das Evangelium war die Losung, die den in der Tiefe arbeitenden, den Boden der Gesellschaft unterwühlenden Geist ins Leben rief, der Funke, der den massenhaft gesammelten Gährungsstoff entzündete. Schon der innige Zusammenhang, in welchem die Verderbtheit der Kirche mit dem allgemeinen Elende stand, das über die Classe des niedern Volkes verbreitet war, mußte der Reformation in der Auffassung des Volks unvermeidlich eine unmittelbare Beziehung zu dem allgemeinen materiellen

Nothstande geben. Dieser war zum großen Theil die Bedingung ihrer wirklichen Erfolge. Ohne jene Gährung und Gereiztheit des allgemeinen Lebens hätten die dogmatischen Thesen Luther's nicht über den Raum der Schule hinausgegriffen. Die praktischen Wirkungen einer Idee bestimmen sich nach der allgemeinen Disposition der Zeit. Sie werden mächtig und tief sein, wenn die Idee den wunden Fleck trifft, an welchem die Zeit krankt, wenn das Seufzen und Sehnen der Gesellschaft ihr entgegen kommt. Religiöse Erregbarkeit und Sehnsucht aber stehen in der engsten Beziehung zu materiellem Elend und Druck. Die Religion ist das Gebiet, auf dem das verkümmerte Lebensgefühl sich erholt, der Gemißhandelte seiner Menschenrechte inne wird, das Unrecht, unter dem er sich windet, in dem Gedanken der Freiheit und Gleichheit Aller auf Augenblicke vergißt. Fand das religiöse Mitgefühl der Fürsten in der Reformation das willkommne Heilmittel für die Gebrechen der Kirche, ihre Politik einen mächtigen Hebel für Gründung und Befestigung ihrer Unabhängigkeit: so begrüßte der Bauer in dem wieder aufgefrischten Evangelium die Botschaft einer von oben gebrachten Heilung seines materiellen Elends, eine Macht, die ihm wieder aus seinem rechtlosen Zustand zum Genuß seiner Menschenrechte helfen, die die schreiende Ungleichheit der Stände ausgleichen werde. Diese innige Verbindung des religiösen und politischen Elements, diese Ueberstrahlung des einen in das andre läßt sich durch alle religiösen Bewegungen der Geschichte verfolgen. Der Umschwung der kirchlichen Verhältnisse, welchen Wiclef in England bewirkte, hatte sogleich Tendenzen auf Gleichmachung des Edelmanns und des Bauern zum Geleite; in den Stürmen der Hussiten hatte das religiöse Element das politische gar aufgezehrt. Der Bundschuh im Speierschen in den Jahren 1502 bis 1505 hatte das „Feldgeschrei: Unsre liebe Frau und St. Johann der Evangelist; Erkennungsreime: loset, was ist nun für ein Wesen? Antwort: wir mögen vor den Pfaffen nit genesen." (S. 49.)

Mit richtigem Takte knüpft daher Herr Bensen den Ausbruch und die Verbreitung des Baurenkrieges überall mit den kirchlichen Reformen zusammen. Er hat vorzüglich nur den Baurenkrieg in Ostfranken zum Gegenstand seiner Bearbeitung gemacht, wozu seine äußre Stellung in der Mitte dieses Schauplatzes ihm reiche Hilfsmittel darbot. Wenn er in dieser Absicht die Stadt Rotenburg zum Mittelpunct seiner ganzen Geschichte gemacht hat, so leitete ihn hiebei die Thatsache, daß von dem Rotenburgschen einer der ersten Anlässe zu dem Aufstande in Ostfranken ausging, und daß das Blutgericht in Rotenburg einer der letzten Acte des Kriegs war. Sicher gewann er hiedurch einen Standpunct, von welchem aus das Bruchstück des ganzen Baurenkriegs, das er zu bearbeiten wählte, eine selbständige Rundung, einen dramatisch geschloßnen Charakter erhielt. Dennoch wäre im Interesse einer leichten und klaren Einsicht in die Entwicklung der Geschichte eine andre Anlage zu wünschen gewesen. Die Rotenburger Aufstände waren gewiß nur vereinzelte Ereignisse, die um das Ganze der Bewegung, die ihren Mittelpunct nie eigentlich in Rotenburg hatte, herspielen, wie die ähnlichen Vorgänge in Bamberg, Mergentheim und andern Städten. Der frühe Zug eines großen Baurenhaufen aus dem Rotenburgschen in den Taubergrund war, abgesehen davon, daß seiner Einfügung Schwierigkeiten im Wege stehen (vergl. S. 102, 108, 109), höchstens eine der vielen Bewegungen, aus deren Verbindung das Ganze sich erst als solches gestaltete. Der geschichtliche Pragmatismus forderte vielmehr, daß eine Uebersicht der zeitlich früheren Aufstände in Oberschwaben an der Iller, im Allgäu, und am Bodensee vorausgeschickt würde, und die Skizze, welche der Verf. über dieselben §. 21 nachträglich entwirft, um den Zug des Truchseß von Anfang an zu verfolgen, hätte, statt daß sie nun dort die Entwicklung des Ganges der Ereignisse störend unterbricht, ihre passende und geschichtsgemäße Stelle bei Eröffnung des Ganzen gefunden. Sie wäre das erklärende Prius der Vorgänge in Franken gewesen, die nun ziemlich unvermittelt erscheinen. Die Bewegungen in Franken mochten immerhin mit der Erhebung der Ohrenbacher eröffnet und zu Erklärung derselben etwa der Einfluß der Reformation auf Rotenburg geschildert werden, was den Inhalt von S. 1—4 bildet. Dagegen würde die Darstellung der weiteren Reformen in der städtischen Verfassung Rotenburgs (§. 6, 7, 9) einen schon für die Uebersicht weit geeigneteren Platz finden, wenn sie bei der Erzählung von dem Zug der Bauren dahin und dem Bund mit Rotenburg eingereiht würde; auch wären dann Wiederholungen weggefallen, wie sie diese Zerstücklung des Berichts über die Verhältnisse der Stadt mit sich führte, wenn z. B. die militärische Bedeutung derselben S. 90, 142 und 232, die Erwerbung ihrer Freiheiten S. 56. 82. 92. wiederholt erzählt werden. So, wie sie jetzt gestellt sind, bilden die §§. 6. 7. 9. Episoden, die den Gang der eigentlichen Geschichte unterbrechen, indem die Vorgänge in Rotenburg und mit den Bauren, die vor dieser Stadt blieben, mit dem Hauptzug der Ereignisse nicht in directem Zusammenhang standen. Allein hiedurch hätte sich, wie gesagt, der ganze Standpunkt, den der Verf. für die Behandlung seines Gegenstandes nahm, wesentlich verrückt. Rotenburg hätte aufgehört, der Mittelpunct, von dem die Darstellung ausging, auf den sie immer wieder zurückkam, zu sein. Das ganze Werk hätte an dramatischer Haltung verloren, an geschichtlicher dagegen gewonnen.

(Fortsetzung folgt.)

Luines. Trauerspiel von J. L. Klein. Berlin 1842. Verlag von Carl J. Klemann.

Die Fortsetzung der Maria von Medici, und ein neuer, interessanter Versuch, die Tragödie in dem Sinn und Geist unsrer Zeit zu beleben. Der Fortschritt des Dichters selbst ist unverkennbar. Er hat die epische Breite überwunden, seinen Stoff auf eine darstellungsfähige Form zusammengedrängt und den Inhalt desselben mit dem persönlichen Leben der Handelnden in eine nähere Verbindung gebracht. Noch ist ihm freilich auch dieses nicht in vollem Maße gelungen, der Gipfel der Individualisirung ist auch hier noch lange nicht erreicht, aber der Geist und die Kraft der Innerlichkeit sind vorhanden, aus welchen eine solche hervorgehen kann und — muß.

Die Kritiker, welche sich gegen die Maria von Medici entschieden, haben dies entweder nicht verstanden oder nicht scharf gnug aufgefaßt. Sie konnten sich nicht zu der Ansicht erheben, daß der dramatische Dichter unsrer Epoche etwas mehr darzustellen habe, als das tragische Geschick eines einzelnen Menschen, der durch irgend ein Unglück und die Verkettung von Umständen zu Grunde geht. Wir wollen den Menschen als Product seiner Zeit, als Repräsentanten einer Generation in solchen Verhältnissen vor uns sehen, in denen wir die substantielle Basis der Geschichte erblicken, und das Interesse des Menschlichen, welches uns daraus hervorgeht, beruht in dem Kampfe der Freien gegen die Unfreien, in dem Schicksal, welches aus dem nothwendigen Conflict der Zustände sich ergiebt.

Es ist das Problem der Freiheit und Nothwendigkeit, welches sich hier poetisch, wie in der Philosophie der Geschichte philosophisch auflösen soll. Jeder Mensch ist frei und legt seinen Willen nach dem Maße seiner Kraft in die Wagschale der Zeit, aber indem er dies auf die ihm von seiner Zeit gebotne Weise thut, gehorcht er zugleich der Nothwendigkeit, welche über ihm steht, und erscheint so als wahrhafter Mensch, indem er sein Geschick als ein Theil der Menschheit erfüllt. Er kann nichts Höheres vollbringen, als für die Idee, welcher seine Natur ihn zutreibt, sich opfern, und selbst diejenigen, welche dies im verkehrten, der Unfreiheit zugewandten Sinne thun, müssen uns von wesentlichem Interesse sein. Denn auch sie sind, so weit sie wirken, nothwendige Organe des Fortschrittes. Einen vollkommnen Helden kann es für diese Anschauung nicht mehr geben, kein Mensch steht höher als seine Zeit, und kann als deren Musterbild gelten, aber desto mehr Raum gewinnen wir für die Schildrung der Menschlichkeit, und ein solches Drama, welches alle Phasen des historischen Lebens durchliefe, alle Momente des Handelns, wie es die Wirklichkeit darbietet, erfaßte, müßte eine ungleich tiefre Psychologie ins Leben rufen, als es bisher geschehen ist; selbst Shakspeare's Tragödien müßten von diesem Drama der neuern Zeit weit übertroffen werden, weil wir im Stande sind, die Geschichte in weit universalerm Sinne aufzufassen, als er, der noch an der nationalen Einseitigkeit leidet und dadurch leicht ins Karrikiren geräth. Der deutsche Geist ist dazu berufen, poetisch eben so universal zu sein, als er es wissenschaftlich ist.

Aber was ist poetisch? wird man uns fragen. Was historisch bedeutend ist und für das Schicksal eines Volkes entscheidend war, bietet auch Stoff für die Poesie dar, ist unsre einfache Antwort. Sind Shakspeare's historische Tragödien weniger werth, als Lear und Romeo und Julie? Wer will das behaupten! Und ist nicht selbst Romeo und Julie, die Tragödie der Liebe, nur darum so schön und ergreifend, weil sie sich auf dem Hintergrund des Kampfes der Familien erhebt? Eine gewöhnliche Liebesgeschichte wird uns nie tragisches Interesse abgewinnen, dazu ist die Liebe nicht substantiell gnug.

Es handelt sich in der dramatischen Poesie nicht um Geschichte, sondern um den Geist der Geschichte, um solche Schildrungen, welche allgemein bedeutend sind, ein wirklich ideelles Leben darstellen. Jene, die nackte Dramatisirung führt zu Raupach, diese, die ideelle Belebung des historischen Stoffes zu Schiller. Hätte dieser zugleich Goethe's Sinn für das Reale und Individuelle besessen, so wäre er der größte Dramatiker geworden; wie er ist, hat er nur das Streben nach der Idee, nicht aber ihre Verwirklichung darzustellen vermocht.

Unsre künftigen Dramatiker müssen sich unfehlbar in dieser Richtung, welche sie auf Schiller, Goethe und Shakspeare zugleich verweist, bewegen.

Die Anfänge einer Neugestaltung des Dramas, welche wir bis jetzt erlebt haben, sind zu doctrinär gewesen. Klein hat in seiner Maria von Medici zu viel Politik, Werder in seinem Columbus zu viel Biographie, Gutzkow in seinem Patkul zu viel idealistische, Laube in seinem Monaldeschi zu viel sociale Phrasen gegeben. Prutz' Karl von Bourbon ist gemäßigt, aber auch zu kalt. Die meiste Theaterroutine hat Gutzkow, das meiste dramatische Talent Klein bewiesen. Großartige Situationen, Umrisse zu bedeutenden Charakteren, das Streben, auch den Volksgeist zu erfassen, so wie das Vertiefen in die mannigfaltigsten psychologischen Zustände waren in der Maria von Medici durchaus nicht wegzuläugnen, aber alles dies strömte noch über das Maß hinaus, und die eben so über den natürlichen Fluß des Ausdrucks hinausschweifende Sprache machte vollends irre, zumal da man es sich gestehen mußte, daß man es hier mit einem tiefsinnigen Kopfe zu thun hatte, der über die Anfänge der Schriftstellerei längst hinaus war. Aber für das Drama war Klein dennoch ein Anfänger, und der Versuch, die Ideen der Politik in dieser universalen Tiefe dramatisch zu gestalten, ganz neu, diese Bahn für unsre Zeit noch gar nicht betreten. War es daher ein Wunder, daß hier viel gefehlt, und war es nicht besser, daß hier zu viel, als zu wenig gethan wurde? Und gilt nicht wie in der Geschichte so auch in der Litteratur das Wort: „Recht hat jeder eigne Charakter"? Wer nur ein wirkliches und wahres Ziel verfolgt, wird dieses auch erreichen.

Klein hat sich daher trotz alles Schreiens über das Monstrum einer politischen Tragödie nicht irre machen lassen, sondern sich selbst fortbildend ruhig weitergedichtet, und daher auch bereits die Genugthuung erfahren, daß seiner zweiten Tragödie Luines die Darstellung auf der berliner Bühne zugesagt worden ist. Mag es sich dann entscheiden, wie weit die politischen Ideen dem Theaterpublicum taugen oder nicht.

Luines ist ein politisches Intriguenstück, und wir erleben in ihm den weitern Auflösungsproceß des französischen Staats. Die Nichtigkeit Anere's und die Principlosigkeit Maria's von Medici hatte alle Parteien gegen sich empört, und Alle hatten sich zum Sturz dieser Regierung vereinigt. Der Jesuitenzögling Luines, der Günstling des jungen Königs, zog aber den ersten Nutzen von diesem Sturz, er wurde jetzt der Allmächtige, der Frankreich beherrschte. Maria von Medici

wurde nach Blois verbannt, und ihr folgte sehr bald der kluge Richelieu, welcher einsah, daß er mit Luines nicht zusammen wirken könne, sondern diesen stürzen müsse, um zu *seinem* Ziele zu gelangen. Unter Luines' Herrschaft geht es zu, wie es überall zugeht, wo die theologische Richtung sich in die Regierungsmaximen drängt. Der Unterricht der Jugend und selbst die Aufsicht der Universitäten wird der Geistlichkeit übergeben, damit die Opposition gegen den unfreien Staat im Keime unterdrückt werde. Jeder, der auf das Recht der Nation, die freie Entwicklung ihrer geistigen Kraft dringt, wird als Hochverräther an der königlichen Autorität betrachtet und der Richterstand gezwungen, seine Unabhängigkeit preiszugeben, indem man ihm die Ansichten des Royalismus zu insinuiren weiß. Der Adel wird begünstigt oder mindestens zufriedengestellt, und im Kleinen und Einzelnen wird so lange intriguirt, bis man die feindlich Gesinnten, die widerwärtigen Personen beseitigt. Aber das Intriguiren ist ein schlechtes Handwerk, je größer die Verhältnisse sind, desto schimpflicher wird es; zu desto niedrigern Mitteln muß es greifen, um Personen aus dem Wege zu schaffen, welche hinderlich sind, und deren Beseitigung doch nur ein gemeines Verbrechen ist, das, wenn es entdeckt wird, den Anstifter schändet und ins Verderben stürzt.

So geht es Luines. Er hat die Tochter des Herzogs von Montbazon, der ihm Dank schuldet, geheirathet, aber er besitzt deren Liebe nicht, ja, sie haßt ihn und wendet ihr Herz dem Geliebten ihrer Jugend, einem edlen, ganz für sie lebenden Jüngling, La Ferté, zu. Diesen sucht Luines auf alle ihm zu Gebote stehende Mittel zu verderben. Er läßt ihn verfolgen, einkerkern, und als seine Gemahlin dessen Befreiung von ihm erbeten hat, dem Verzweifelnden heimlich Gift reichen, so daß er nur sterbend zu der Geliebten eilen kann. Die Entdeckung dieser Schandthat entfernt den Herzog von Montbazon, der schon bereit stand, seine Tochter zu verurtheilen, von Luines, und sein Abfall entscheidet dessen Schicksal. Die Anhänger der Königin sind unter Waffen getreten, Richelieu hat das Unternehmen geleitet, und Luines bleibt, von Montbazon's Reitern zu Tode verwundet, auf dem Schlachtfelde. Sterbend muß er Richelieu, dem der junge König zufällt, die höchste Macht ausüben sehen. Er hat umsonst gelebt und stirbt seiner würdig, von den Seinen verlassen, ja mit Mord bedroht, einen qualerischen schmachvollen Tod. An Handlung fehlt es dem Stücke, wie man aus dieser Uebersicht schon entnehmen wird, nicht, eben so wenig an Mannigfaltigkeit der Situationen.

Was vorzüglich hervorgehoben zu werden verdient, ist die ungemein zarte und schöne Behandlung des Liebesverhältnisses zwischen der Herzogin und La Ferté. Die Heirath mit Luines ist erst vor Kurzem geschlossen worden, die Herzogin hat Luines bisher von sich fern gehalten, weil sie zur Bedingung ihres Besitzes gemacht, daß er sich erst um ihre Liebe bewerben solle. Luines läßt dies, da ihm wenig an einem Weibe liegt, geschehen, desto stürmischer aber dringt La Ferté auf den Besitz der Geliebten. Er fleht die Cousine der Herzogin, die junge Gräfin Talsy, um eine Zusammenkunft, und diese, in deren eignem Herzen sich Liebe zu dem schönen Jüngling regt, hat nicht die Kraft, ihm sie zu verweigern. Er kommt zur Gräfin, aber in demselben Moment wird auch das Haus umstellt und er in dem Zimmer derselben verhaftet. Die Gräfin selbst kommt dadurch in den Verdacht, mit La Ferté in einem Verhältniß gestanden zu haben, und sie ist gezwungen, die süße Schuld für die geliebte Freundin auf sich zu nehmen. Sie wird verbannt, kehrt aber heimlich wieder und weiß sich in dem Kleide eines Mönchs Zugang zu La Ferté zu verschaffen. Aber auch dadurch vermag sie nicht, ihn zu retten. Der Jüngling, welcher an dem Verderben der Geliebten Schuld zu sein glaubt, und den man auf alle Weise zu schrecken sucht, nimmt das dargebotne Gift und die Gräfin hat nur die furchtbaren Schrecken dieser That zu erfahren. Verzweiflungsvoll erdolcht auch sie sich über dem Leichnam des Geliebten. Die Liebe der Herzogin wird dadurch gereinigt und gesühnt, sie verschmäht den Tod, um den Stachel der Rache desto tiefer in die Brust zu drücken. Ihr ist, wie wir vom Dichter wissen, in dem dritten Stück der Trilogie, im Richelieu, noch eine große Rolle vorbehalten. Die Reinheit und Keuschheit dieses Liebesverhältnisses macht einen ungemein wohlthuenden Eindruck und bildet ein richtiges Gegengewicht gegen die Schlechtigkeit der Welt, in die es gestellt ist. Nur müßte La Ferté kräftiger und männlicher gehalten sein; sein Hindrängen zum Tode ist unnatürlich, er dürfte sich nicht so wie er es thut einschüchtern lassen und so knabenhaft verzweifeln. Sein Tod hätte sich auf tiefre Weise motiviren lassen, wenn er, wozu selbst die Anlage im Stücke da ist, Theil hätte an der Verschwörung gegen Luines, und es würde dadurch zugleich ein Pathos gewonnen sein, welches jetzt mangelt. Die Stimmung des Landes wird zu wenig laut. Wir hören wohl den Richter, welchen Luines ins Gefängniß schickt, weil er nicht für den Tod der Galigai stimmen will, über Frankreichs Schicksal jammern, wir erhalten zum Schluß der Tragödie eine Savoyardenscene, in welcher der Volksspott über Luines sich Luft macht, aber wir erfahren doch nicht, wie das eigentliche Volk denkt, das Volk, das wir bei Picard's Aufruhr gegen den Marschall Ancre so kräftig sich erheben sahen. Der Dichter hat dies auch gefühlt, denn er hat in der Theaterbearbeitung zu Anfang des Stücks eine Scene hinzugefügt, welche diesen Mangel einigermaßen ergänzt und auch La Ferté mit dieser Stimmung des Volks in Verbindung bringt.

Die übrigen Elemente des Stückes beruhen nun in dem Intriguengeiste, welcher sich in Luines und seinen Creaturen, Deageant und Modene, so wie in Richelieu und dessen Emissären und in den verschiednen Priestercharakteren abspiegelt. Die Intriguen wechseln hin und her, schießen herüber und hinüber, Jeder intriguirt mit dem Ganzen und für sein Interesse zugleich, aber nur Einer ist Meister in dieser Kunst, weil er nach einem Princip will, *Richelieu*. Als er zum Schluß des Stücks hervortritt, fühlt man, er muß siegen, ihm müssen Alle weichen, denn er denkt, wenn auch an sich, doch zugleich an das Wohl des Staates, und dieses muß den schlechten Egoismus der bloß persönlichen Interessen paralysiren. Richelieu ist der Mann, der Frankreich nothwendig geworden ist, ihm muß daher auch die Herrschaft zufallen. Er hat Luines, den Herzog von Epernon und die Königin überlistet, deßhalb muß der König sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben. Richelieu ist der Allmächtige, der nun seinerseits principiell regieren wird, aber doch auch in Willkür und Ungerechtigkeit gerathen muß, weil er die Herrschaft in eine Person concentrirt. Er ist der Schöpfer des absoluten Staats, dessen natürliche Consequenz die Revolution ist. Das Volk wird es jetzt inne, was es heißt, eine ordentliche Regierung führen, und es ist sehr natürlich, daß es, sobald die Unordnung wieder einreißt, auf Ordnung besteht und den König zur Ordnung zwingt, wie ihm voranschreitend hier ein mächtiger Geist ihn dazu treibt.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 286. 1. December. 1842.

Bensen „Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken."

(Fortsetzung.)

In anschaulicher, gediegner Sprache entwickelt der Verf. §. 1 die historischen Verhältnisse Rotenburgs, die Erhebung, die Blüthe und Freiheit der Stadt, den Glanz des kirchlichen Lebens daselbst, „da es mit unaufhörlichem Läuten, Schellen und Klingeln, Schreien und Plärren erschrecklich muß gelärmet und gethönet haben" (alte Handschrift); dann aber auch die Anfänge der Reformation, die Thätigkeit, welche der Pfarrer Dr. Deuschlin, der einst fanatisch die Synagoge der Juden in eine Marienkapelle umschuf, nun die h. Jungfrau „ein Grasmaydlein" nannte, und der blinde Mönch, Hans Schmid, genannt der Fuchs, für dieselbe zeigte, die mächtigen Einflüsse, welche die Prädicanten und die Flugschriften auf die Volksstimmung übten, — die Prädicanten, Leute aus allen Ständen, „Edle, Bauern, Gelehrte und Handwerker, zumal Schuhmacher", die von Luther's Lehren ergriffen, von Ort zu Ort zogen, zu predigen, „wo ihnen nicht erlaubt war, die Kanzel zu besteigen, eine Gerichtslinde, oder eine frische Wiese zu ihrem Gotteshaus wählten", von den Geistlichen, „wenn sie aus der Abnahme der Gaben oder im Beichtstuhl die Verbreitung der neuen Lehren vermerkten, aufgespürt und gejagt wurden, wie das Wild; selten dem gewaltsamen Tod entgingen"; — die Flugschriften, unter denen die bekannten 12 Artikel, über deren dunkle Entstehung S. 294 ein nicht unbedeutender Wink gegeben ist, eine wahre Macht in jener Zeit wurden. (Vergl. S. 65, wo der Verf. noch andre nennt, z. B. der „Lutherisch Strebketz" mit Randzeichnungen u. A. m.)

Der Aufenthalt Carlstadt's giebt dem Verf. Anlaß, das Verhältniß desselben zu Luther und der Reformation zu beleuchten und die Charaktere beider Männer in ihrer scharfen Verschiedenheit zu zeichnen; Luther, überall geleitet von einer wunderbaren Einsicht in den Gang der Begebenheiten und in die Tiefen der menschlichen Seele, ganz geeignet, eine Sache mit großer Klarheit aufzufassen und sie mit ergreifender Energie durchzuführen; überall mit der Stärke auftretend, welche die Ueberzeugung verleiht, fortschreitend erst, wie seine Erkenntniß wächst, im Gefühl dieser Stärke unberührt von der Rücksicht auf die Folgen; aber setzen wir hinzu: wo ihm die den Gegenstand beherrschende Einsicht mangelt, unbeugsam, hart bis zur Ungerechtigkeit, willkürlich bis zur Tyrannei. „Man sagt: Luther sei von den Begebenheiten fortgerissen worden. — Ja! er war absichtslos, wie ein Werkzeug des Allmächtigen." Dagegen Carlstadt scholastisch gelehrt, seine Beredtsamkeit schwülstig und dunkel, „in einer Verkehrtheit, die bei unklaren Gemüthern nicht selten ist, suchend gerade in dem zu wirken, wozu er am wenigsten taugte" (S. 69). Diesen Charakter bewährten Beide in ihrer Stellung zum Bauernkrieg. Carlstadt wendet sich auf seiner Flucht gerade in die aufgeregten Landestheile, und verbirgt sich in Rotenburg über die Zeit der Stürme. Sein Antheil an diesen läßt sich nicht bestimmen; er war jedenfalls nur indirect und ist wohl nicht so hoch anzuschlagen, als der Verf. geneigt ist zu thun. Als Ehrenfried Kumpf dem von den Bürgern und Bauern bedrängten Rath der Stadt vorschlug, den von ihm bisher geheim beherbergten Dr. Carlstadt zu hören, ließ man sich nicht darauf ein (S. 101), doch predigt er bald heftig gegen das Sacrament, und trug viel zu dem Bildersturm in den Kirchen der Stadt bei (S. 131, 132). Als Carlstadt in das Lager der Bauern in Würzburg kommen wollte, wurde er nicht angenommen, und bei seiner Rückkehr wollte man ihn nicht mehr in Rotenburg einlassen. Luther's Verhältniß zum Bauernkrieg wird eigens §. 19 gezeichnet. Gegen gewaltsame Empörung spricht er sich entschieden aus; es kann seinem Blick nicht entgehen, wie sehr dadurch seine Sache compromittirt wurde. Dennoch flößt ihm sein geschärftes Rechtsgefühl Theilnahme für die Sache der Bauern ein, und so stark seine Sprache an die Fürsten war, so glimpflich redet er anfangs zu den Bauern. Nach der weinsberger That ändert sich diese Sprache, und er predigt Mord und Todtschlag gegen die Bauern. „Es soll sie zerschmeißen, würgen und stechen, heimlich und öffentlich, wer da kann. — Darumb, liebe Herren, loset hie, rettet hie, helft hie, erbarmet euch der armen Leut, steche, schlage, würge hie, wer da kann u. s. w." Die Nutzanwendung, die er aus der ganzen Geschichte der Bewegung zieht, ist, „für die Bauern, daß sie Gott danken lernten, wenn sie Eine Kuh geben müßten, auf daß sie die andern im Frieden genießen könnten, und

für die Fürsten, damit sie erkennen lernten, was hinter dem Pöbel stecke, der nur mit Gewalt regiert werden könne." Ja, selbst die, welche Barmherzigkeit für die Bauern wollten, will er gestraft wissen. Man wird ganz irre, wenn man diese Aeußerungen liest und bedenkt, wie Luther sonst so sehr das menschliche Freiheits- und Rechtsgefühl des Volks für seine Sache in Anspruch nahm, wie das ganze Werk der Reformation auf der Belebung dieses Gefühls beruhte, auf einen Bruch zwischen dem Volksleben und den Formen des Bestehenden ausging. Der Widerspruch erklärt sich daraus, daß eben Luther selbst, von dem dunkeln Gefühl desselben befangen, irre ward; ja als nun „die lieben Herren" nach dem Sieg über die Bauern dem guten Rath getreulich folgten, und mit der größten Blutgier wütheten", als der Unwille gegen Luther's Sprache allgemein wurde, verlor er ganz die Fassung, und „seine erbitterte Verantwortung ist so voller Widersprüche, daß man kaum verstehen kann, wie er die Bauern behandelt wissen wolle (S. 274). In der That aber weiß man nicht, was man zu Melanchthon's Votum sagen soll, das er dem Churfürsten von der Pfalz abgab, der, von wirklich menschlichen Gefühlen getrieben, ihn, einen gebornen Pfälzer, „der als Schriftgelehrter offenbar zum Frieden und zur Gerechtigkeit geneigt sei", über die 12 Artikel befragte? (S. 308). Es spricht sich darin ein verbißner Grimm, mit dem widrigsten Servilismus gepaart, aus, der einen tiefen Schatten auf den Charakter des Mannes wirft. Vergebens sucht man in den Worten des frommen Mannes auch nur eine Spur von Humanität und Milde, von jenem Gerechtigkeitssinne, der Luther'n nie ganz verließ, vergebens auch nur einen Zug von patriotischem Mitgefühl. Ist es nicht, als schämte sich der Mann, ein Deutscher zu sein? „Während die alte katholische Kirche, sagt der Verf., die Unterdrückungen der einzelnen Fürsten niemals billigte, sondern die Rechte des Menschen und des Volkes selbst den Kaisern gegenüber kräftig und meistens siegreich vertheidigte, haben sich die evangelischen Reformatoren den Vorwurf zugezogen, unter den Germanen zuerst den Knechtssinn und die Gewaltherrschaft feierlich gepredigt und gelehrt zu haben" (S. 276).

Ganz aus dem Leben des Volks gegriffen ist nach Form und Inhalt die Darstellung, die der Verf. von den Entstehungsarten der Bauernaufstände giebt. Im Rotenburgschen ist es ein herkömmliches Trinken, eine Kirchweih, was den Anlaß zur Zusammenrottung giebt (S. 88, 89). In Ballenberg ist es ein herabgekommner, liederlicher Wirth, Georg Mezler, „der seine Tage mehrentheils mit Spielen, Prassen und in Ueppigkeit zugebracht hatte", der nur im Aufruhr Hilfe sah (S. 108), zugleich ein ebenso energischer als intriguanter Mann, der frühe mit den Unzufriednen sich verbindet. Unter diesen ist Wendel Hippler, der „listig, gewaltthätig, habsüchtig und unermüdlich, wie er war" (S. 116), nachher durch die berechnetsten und klügsten Rathschläge sich auszeichnete, die nur freilich nicht immer befolgt wurden, z. B. seine Anträge im Kriegsrath zu Gundelsheim, berechnet auf Herstellung der Disciplin im Felddienst, und Bildung einer Kerntruppe aus geübten Lanzenknechten (S. 161, 410), sein Antrag bei der herauziehenden Gefahr, ein festes Lager in Krautheim zu bilden (S. 264). Auf seinen klugen Rath wurde Göz von Berlichingen zum Hauptmann erwählt (S. 166), und ihn sandten die Würzburger nach Heilbronn zu der Commission, die über die Reichsreform berieth (S. 277), und deren Mittelpunct er war. Schon den 23. März sprach Hippler zu einem Knecht der Grafen von Hohenlohe: „ich bin an einem Ort gewesen, da hab' ich deinen Herrn zu Werk geschnitten, daran sie dies Jahr zu arbeiten haben werden." Er und Mezler beriefen sich zuerst auf die 12 Artikel (S. 108). Wäre es durchgreifend nach seinem Sinne gegangen, so hätte die Bewegung wohl schwerlich das jämmerliche Ende genommen, das sie nahm. — Die Empörung im Hallischen führten sieben vom Wein erhitzte Bauern zu Braunsbach herbei; sie ist von ergötzlichen Umständen begleitet, in denen sich das naive, planlose, sinnlich-drollige Wesen der Bauern darlegt. Ueberall ist es nur der Lärm, Fressen und Saufen, worauf sie aus sind; wenn es Ernst wird, laufen sie davon (S. 114, 115). Ebenso sind in Kitzingen einige bezechte Gesellen die Urheber des Aufstandes (S. 392, vergl. auch S. 403, 286). — Ernsthafter und berechneter ist der Aufstand in Oehringen, wo Hippler und andre Individuen seines Sinnes die Sache planmäßig leiten (S. 116 f.). — Das Gegenstück des Hällischen Aufstandes bildet der Heilbronner Haufe. Hier ist der Bauer Jäcklein Rohrbach (S. 119, 154 u. öft.) der Mittelpunct der Bewegung, ein gescheidter, unternehmender Mann, durch Gewaltthaten berüchtigt, von Schulden bedrängt, ein Charakter, in welchem sich die ganze bösartige und gemeine Rohheit ausspricht, deren das ungebildete Ich fähig ist, wenn es in seinem materiellen Bestande ruinirt, sich mit der sittlichen Ordnung der Gesellschaft im Wesen und Innern abwirft, ohne öffentlich und äußerlich mit ihr zu brechen, sich in seiner beschränkten Sphäre derselben entgegensperrt, und sich in dieser Stellung durch hinterhaltiges Lauern und durch eine zeitgemäße Frechheit zu behaupten weiß, welche über alle geselligen Schranken sich ironisch wegsetzt, übrigens die Umstände vorsichtig zu berechnen, den Augenblick rasch zu benützen weiß.

Die erste Sammlung der Bauern im Fränkischen fand in Schefftersheim statt, wo sie den evangelischen Bund beschworen. Dieses nennt der Verf. den Tauberhaufen (S. 112). Eine größre Vereinigung mehrerer Haufen war in Schönthal. Sie bestand aus den Odenwäldern unter Mez-

ler, dem heilbronner und hohenloher Haufen unter Jäcklein, und der schwarzen Schaar oder den Bauern aus dem Rotenburgischen, diese unter Florian Geier, einem Edelmann, „dem tüchtigsten und treuesten Anführer, der mit frommem Sinn und bewußter Kraft seine Sache führte“ (S. 112, vergl. 124). Der Verf. zeichnet diesen Führer mit besondrer Vorliebe als einen edeln, ritterlichen Charakter, der sich nie in die Gemeinheiten des Bauernpöbels einließ, immer eine gewisse Unabhängigkeit behauptete, immer die gute Seite der Sache im Auge behielt. Seine Tapferkeit bewies er bei dem Sturm auf die Weibertreu, seine Thätigkeit für die Volkssache durch die Verbrüdrung der neun mainzischen Städte im Odenwald mit den Bauern (S. 169), seinen Freiheitssinn durch die vielen von ihm zerstörten Burgen (S. 152, 158), „ein Edelmann solle nicht mehr, als eine einzige Thür haben, gleich einem Bauern;“ aber das vollste Licht wirft auf seine reinen und großartigen Tendenzen die Rede, die er als Gesandter der Bauern in Rotenburg hielt (S. 240), in welcher er sich nicht minder gegen die Anarchie der Bauern als die Tyrannei der Herren und Städte ausspricht.

(Fortsetzung folgt.)

Klein „Luines.“

(Schluß.)

Sehr interessant ist die Scene, in welcher Luines sich mit den Jesuiten über Lehrfreiheit und Universitäten unterhält. Die Jesuiten dringen durchaus auf die Beaufsichtigung der Universitäten, weil diese der Sitz aller Häresie seien. Sie wollen die gottlosen Bibelzersetzer, die Vernichtiger Gottes ecrasirt wissen. Wir begegnen hier Phrasen aus der evangelischen Kirchenzeitung, die sich in der Jesuitenkutte vortrefflich ausnehmen. Die katholische Orthodoxie der damaligen Zeit hatte gegen den Geist der Reformation gerade dieselbe Stellung, wie die protestantische Orthodoxie gegen die freie Philosophie. Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer werden an dieser Scene ihre Freude haben. So tritt auch bereits der Dichter für sie in die Schranken. Der Geist der wahrhaften katholischen Religiosität ist dagegen in Vincentius von Paula repräsentirt. Ihn ruft die verzweifelnde Maria von Medici, als sie nicht weiß, ob sie ruhig in Blois verharren oder den Anmuthungen ihrer Partei Gehör geben soll. Vincentius redet ihr strenge Buße ins Gewissen. Klein hat hier den originellen Versuch gemacht, in diesem Stoff mit den Alten zu wetteifern. Er hat die Scene in Trimetern gedichtet, und die volle Pracht der katholischen Anschauung darin entfaltet. Wären nur nicht manche Ausdrücke zu gräcisirt, blickte nicht das Studium des Aeschylus und Sophokles zu deutlich hindurch, so verdiente dieses Ringen um den Effect der antiken Poesie in dem modernen Stoffe entschiednes Lob. Was darin gelungen ist, macht eine großartige, erhabne Wirkung. Vortrefflich ist die Scene damit zu Ende geführt, daß gleich darauf, als Vincentius sich entfernt hat, der Beichtiger der Königin, ein Jesuit, die Königin belehrt, daß sie den Schwur, welchen sie Vincentius geleistet, sich ruhig zu verhalten, nicht halten dürfe, weil — sie ihn gar nicht hätte schwören dürfen. Das ist sehr probabel, und der Bruch des Schwurs daher auch sehr natürlich. So blickt man in das Wesen der katholischen Kirche. Richelieu, der am tiefsten über sie denkt, sieht in ihrem Gott einen „thatenvoll geschichtlichen.“ Er will keinen Fetisch, kein erstarrt schamanisches Symbol, sondern das Begreifen Gottes als einen lebendigen, der aber doch über die Schranke der Kirche nicht hinausgehen darf. Er denkt darüber, wie die Männer der historischen Schule auch jetzt wieder denken. Und so ist auch er nur Jesuit, wenn auch für einen festen, bestimmten Staatszweck.

Gehen wir nun zur Kritik der Charakteristik über, so müssen wir mit Klein's Eigenthümlichkeit beginnen. Es ist sein Unglück, daß er nicht mehr Selbstverläugnung besitzt. Er ist begabter wie irgend ein andrer jüngrer Schriftsteller, ihm steht eine Anschauung der Phantasie und eine ideelle Kraft des Geistes zu Gebote, wie man sie nur wünschen kann, aber er weiß diese Begabung auch so wenig zu beherrschen, daß er nicht zu dem Maß des Schönen gelangt und die Kunst des Individualisirens ihm verschlossen bleibt. Alle Personen seiner Dramen, auch die der niedrigsten Sphäre, haben Kleinsche Gedanken und sprechen in Kleinschen Bildern, und der Eindruck des Natürlichen wird dadurch fortwährend gestört. Klein's Bildersprache ist meistentheils genial, aus der tiefsten Anschauung hervorgegangen, aber sie verfehlt wie bei Jean Paul sehr häufig ihren Zweck, weil sie sich überstürzt. Ferner folgt der Verstand bei ihm dem Gefühl so dicht auf der Ferse, daß er keine Gefühle schildern kann, ohne sie zugleich verständig zu reflectiren. Die Eindrücke und die Sprache des Gemüths sind einfach, schmucklos und ohne Ansprüche auf Schönrednerei; erst wenn die Leidenschaft den Geist bewegt, darf die dialektische Lebendigkeit hervortreten, welche nach Gleichnissen sucht und selbst nach dem Witze greift, um den Gegner zu entwaffnen.

In solchen Zuständen, wo das Pathos eintritt, zeigt daher auch Klein seine eigentliche Kraft, da ist er wahr und tief, da versenkt er sich ganz in die Substantialität der Situation und die Charaktere gewinnen hier eine scharfe gediegne Prägung. Ein festes Bild der Personen geht daher immer aus seiner Dichtung hervor und die Bedeutung derselben verbirgt sich nicht. Aber der Punct, in dem dieses substantielle Pathos mit dem Persönlichen sich verbindet, wie bei Shakspeare, ist noch nicht gefunden, und es fragt sich, ob es Klein nach seiner Eigenthümlichkeit je gelingen wird, ihn zu erreichen. Indeß läßt sich nach dem Fortschritt, den er von der Maria von Medici zum Luines gemacht, immer noch viel von ihm erwarten, sobald er nur erst den Entschluß faßt, sich der Sprache, und nicht diese sich unterzuordnen. Die Litteratur kann eine solche Despotie, wie sie Klein an der Sprache übt, nicht dulden. Er ist unerschöpflich in neuen Wortbildungen, viele sind gut, aber viele auch schlecht. Neue Begriffe mögen sich auch neue Formen schaffen, aber nicht jede phantastische Anschauung hat das Recht, sich ein willkürliches Dasein zu gründen. Der Grund der Sprachbildung muß ein logischer sein, und das Bild darf den Begriff nicht überwuchern wollen. Bei Klein ist dies aber trotz seines sonst so tiefen Denkens der Fall und er ist hier offenbar seiner selbst nicht Herr. Seine Genialität vermag nicht ihn vor Bizarrerie und Geschmacklosigkeit zu schützen. Deßhalb ist es ihm auch nicht gelungen, den Geist der Lyrik in sich aufzunehmen; seine ly-

rischen Gedichte sind, wenn auch geistvoll in der Conception, doch so vernachlässigt in der Form, daß sie eher abstoßen als anziehen. Dies sollte ihn zur Besinnung bringen und er sollte einsehen lernen, daß er sich beherrschen und einfacher schreiben müsse, um auf das Volk und die Litteratur zu wirken. Die Aufführung seines Dramas wird es ihm zeigen, wie unnütz verschwendrisch er mit seinem Sprachbildungstalent gewesen ist, und welche Hindernisse ihm daraus erwachsen. Viele Schauspieler werden diese Verse gar nicht memoriren können, und jeder Stümper von Journalist wird glauben, ein Recht zu haben, sich über seine Sprache lustig zu machen, und doch ist diese, wo sie natürlich ist, groß und schön, doch ist Vieles in Shakspearschem Geist gedacht und gedichtet. Wir wollen hoffen, daß die Bühne für Klein eine gute und erfolgreiche Schule bilden wird.

Sehen wir nun ab von diesem Mangel der vollendeten Individualisirung und wenden uns der substantiellen Bedeutung der Charaktere zu, was haben wir an dem Luines gewonnen? Luines, wird man sagen, ist ein gemeiner niedriger Charakter, La Ferté ist ein verliebter Knabe, Richelieu sehen wir nicht handeln, an wem soll unser Interesse eigentlich haften? An dem sittlichen Eindruck des Ganzen, an der darin durchgeführten Idee, daß jeder Betrug, den der Mensch an dem Staat begeht, sich nothwendig an ihm selber rächt, und daß dieser, wenn er die Maske der Religion und des Kircheninteresses vornimmt, nur um so strafwürdiger wird. Die Stufenfolge des Intriguirens in Travail, Modene, Deageant, Luines und Richelieu ist eine wahre Lehrschule der Politik, und wir müssen es Klein zugestehen, daß er mit vieler Schärfe diese Elemente aufgefaßt und mit wahrhafter Menschenkenntniß durchgeführt hat. Allen diesen Personen wohnt ein reiches geistiges Leben ein und wir begreifen ihre Zwecke und Absichten. Es sind bedeutungsvolle Gestalten, auch da sie nicht so menschlich wahr hingestellt sind, wie bei Shakspeare, weil sie den Raum, welcher ihnen angewiesen ist, geistig ausfüllen, weil sie thun, was sie denken, und denken, was sie thun.

Richard III. steht uns menschlich näher und ist deßhalb eine größre Gestalt, als Luines, aber auch dieser ist uns interessant, weil er rücksichtslos sein Princip verfolgt und nur um dessen willen schlecht und grausam ist. Er handelt, wie er als Jesuitenzögling handeln muß, und er geht zu Grunde, weil er nur Jesuit und als solcher unfähig ist, einen höhern ideellen Gesichtspunct der Staatskunst zu erringen. Dieser Untergang gewährt uns einen nicht minder sittlichen und erfreulichen Anblick, als Richard's Unterliegen, der nur aus persönlichen Motiven grausam ist, und dessen Charakter, Shakspeare's Kunst in Ehren, noch tiefer aufgefaßt werden könnte, wenn er mit dem Staatsleben seiner Zeit mehr verflochten erschiene. Luines füllt diese Lücke aus, er ist der politische Bösewicht, der Held der schlechten Intriguenkunst und des Jesuitismus. Deageant und Modene bilden die natürliche Folie für Luines, und Travail ergänzt wieder diese; dort der gemeine Egoismus, hier die Wildheit des Verbrechens. Dieser mordet, Jene tödten, um zu ihrem Zweck zu gelangen; Luines beseitigt seine Feinde, Richelieu läßt sie offen hinrichten. Er allein steht auf einem Rechtsgrunde. Luines wollte versuchen, sich auf einen solchen zu stellen, allein er strauchelte, weil er persönlich zu schlecht dazu war. Die Herzogin, die Gräfin Talsy und La Ferté sind reine, vom Weltleben noch ungetrübte Charaktere, vielleicht zu rein, wie wir bei La Ferté schon oben ausgeführt, aber in sich doch wahr und auf das Gemüth des Zuschauers gewiß von größer Wirkung. Maria von Medici erscheint im Unglück größer als im Glücke, wenn sie auch eben so schwankend bleibt. Richelieu verkündet, was er künftig sein wird, er ist hier großentheils nur der unsichtbare Schwerpunct des Ganzen, aber man fühlt auch hier schon sein Gewicht. Die übrigen Priester sind meistentheils treffend gezeichnet, besonders der Beichtiger der Königin. Der Abbé Rossi ist nicht gnug entwickelt, um uns zu interessiren, eben so der Herzog von Epernon, sie sind offenbar zu kurz gekommen.

Blicken wir nun noch einmal auf das Ganze zurück, so muß uns der Einfluß, welchen die Idee unsrer Zeit auf diese Dichtung gehabt, in die Augen fallen. Wie in der Maria von Medici das Auftauchen des dritten Standes, das Ringen nach Volksvertretung und die Kraft des unruhig im Hintergrunde grollenden Volksgeistes gegenüber der Tyrannei des absoluten Königthums, dem Uebermuth des Adels und der Heimtücke der Hierarchie geschildert wurden, so sehen wir in Luines die Darstellung der Politik oder Intrigue, welche durch List das Volk um sein Recht der Freiheit zu betrügen sucht. Es ist noch nicht die Freiheit selbst, aber wohl der negative Zustand, in dem die Freiheit von den Völkern errungen wird, welcher uns hier entgegentritt. Schiller hat einst den Idealismus der Freiheit besungen, der Poesie unsrer Zeit kommt es zu, die Verwirklichung derselben zu verherrlichen. Die Revolution, Napoleon und der Völkerkampf gegen ihn sind die Stoffe, welche uns am nächsten liegen und über kurz oder lang in die Poesie treten müssen, ja theilweise auch schon von ihr berührt worden sind. Aber der negative Zustand, in dem wir selbst leben, läßt die volle Entfaltung dieser Poesie der Freiheit noch nicht zu, und es ist charakteristisch für unsre Epoche, daß sie auch in der Poesie darnach trachtet, ihre Negation auszusprechen, bevor sie die Freiheit selbst zu feiern wagt. Würde jetzt eine Gestalt wie Danton, wenn sie auf der Bühne erschiene, schon verstanden werden? In Frankreich wohl, aber nicht in Deutschland. Wir leben noch in der Zeit Ludwig's XIII. und Ludwig's XIV., und darum ist es gut, daß uns deren Abbild vorgeführt wird. Die Jesuitenscene des Luines würde, wenn eine Bühne den Muth hätte, sie darzustellen, nur zu wohl verstanden werden. Der trockne, poesielose Raupach hat einst einen Cromwell und einen Richelieu im royalistischen Sinne gedichtet. Sie sind von dem freien Geist der Deutschen mit Verachtung zurückgewiesen worden. Sehen wir, welche Wirkung die Stücke des phantasievollen Klein, die im demokratischen Sinne gedichtet sind, hervorbringen!

E. Meyen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 287. 2. December. **1842.**

Bensen „Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken.“

(Fortsetzung.)

Die erzwungne Verbrüdrung der Grafen von Hohenlohe ist der erste namhafte Erfolg der Bauern, deren Rohheit dieselben in vollem Maße erfuhren (S. 124). Der Verf. beschreibt hierauf den Zug des Tauberhaufens oder fränkischen Heeres gegen Würzburg, wobei wieder die grundlose Zerstücklung des Stoffs in zwei Hälften §. 10 u. §. 15 auf die Uebersicht des Zusammenhangs störend wirkt. Plündern, Raufen und Schlemmen bezeichnen den Zug, besonders aber der Haß gegen Klöster, Raubschlösser und Burgen, der sogar die Zerstörung des Schlosses von Mergentheim gegen Eid und Vertrag (S. 137) zur Folge hatte. Die Behandlung der tapfern Vertheidiger von Lauda ist einer der empörenden Züge (S. 139) in dem Treiben der Bauern, welche die Nemesis unvermeidlich aufrufen mußten. „Weil es nur in Lustbarkeit und ohne Gefahren weiter ging, so schien nicht Wenigen das ganze Unternehmen ein ausgelaßner Scherz und sie nannten sich unter einander: Kistenfeger und Seckelleerer“ (S. 218). Dieses wüste und brutale Treiben zeichnet der Verf. in einer Reihe von thatsächlichen Zügen so anschaulich, daß die ganze tragische Wendung des Kriegs erforderlich ist, um den Bauern das Mitgefühl des Lesers wieder zuzuwenden. — Von großem Einfluß war der Umstand, daß überall in den Städten die Bürger, durch den Druck der Patricier oder ihrer Herrschaften in eine ähnliche Lage versetzt, mit den Bauern fraternisirten, so in Mergentheim, Oehringen, Rotenburg. Die bürgerlichen Unruhen in dieser Stadt hat der Verf. mit großer Vorliebe und Gründlichkeit geschildert, und überall weiß er durch geübte Verarbeitung des reichen Details, besonders durch geschickte Zeichnung der handelnden Charaktere seine Darstellung zu beleben. Hier die Unschlüssigkeit und Verzagtheit des Raths, seine reichsstädtische, eben so feige als egoistische Politik (S. 135), die nur sucht, sich immer noch eine Hinterthüre offen zu halten, zu laviren und Zeit zu gewinnen, dagegen die gährende Bürgerschaft, die im Sturm die Verfassung ändert und in dem Gemeindeausschuß ein bürgerliches Element in die Regierung bringt, dazwischen die scharf abgezeichneten Figuren der handelnden Personen, eines Ehrenfried Kumpf, Lienhard Stock, des alten Speltz und besonders des Stephan Menzingen, der die Seele der Bewegung ist, das Alles bildet ein vollendetes Charaktergemälde dieser Zeitverhältnisse, das sich, jedoch immer neu gehalten, immer ansprechend, nur in engern Rahmen wiederholt, wo der Verf. auf andre Städte, Schweinfurt, Bamberg, Nürnberg zu reden kommt. Man lese nur die Unterhandlungen zwischen Rotenburg und den Bauern §. 16. 17, wie sie der Verf. verfolgt und erzählt, und man bewundert seine Meisterschaft in der Geschichtsdarstellung, für welche eine solche durch Detailbilder, deren jedes wieder in seiner Art ein Ganzes ist, sich vollendende Zeichnung, die ihren Stoff aus der untern Sphäre des geselligen Lebens nimmt, weit schwieriger ist, als die Entwicklung des allgemein Bedeutenden, der großen Thatsachen der Geschichte. Nach dem Uebergang Rotenburgs zieht das fränkische Heer nach Würzburg.

Das evangelische Heer, bestehend aus den Odenwäldern, Hohenlohern, dem heilbronner und schwarzen Haufen (der sich jedoch bald nach der weinsberger That dem fränkischen Heer anschloß), war indessen dem Neckar zugezogen gegen Weinsberg. Das Verfahren der Bauern in dieser Stadt hat die Entrüstung der Zeitgenossen nicht minder, als später der Geschichtschreiber erregt. Der Verf. unterwirft dasselbe einer gerechten und unparteiischen Untersuchung, und benutzt hiebei besonders die Angaben des Thomas Zweifel, eines Zeitgenossen, dessen handschriftliches Werk von 660 Blättern in Fol. über „der Bauern Aufruhr“, zu deren Feinden derselbe sich hielt, ihm in dem rotenburger Archiv zu Gebot stand. (Vergl. hierüber die Notiz in der Uebersicht der Quellenschriften Nr. 1, S. 584.) Die Absicht der Bauern ging auf Neckarsulm, um die Güter des Teutschordens zu plündern. Die Besatzung in Weinsberg hatte Unterhandlungen mit ihnen angeknüpft, während derselben aber nicht aufgehört, ihnen so viel Schaden als möglich durch Ueberfälle zuzufügen. Dadurch wurden die Bauern gereizt. Während der Graf v. Helfenstein eine unbegreifliche Gleichgiltigkeit in Vertheidigung der Stadt an den Tag legte, zogen die Bauern heran, nicht jedoch ohne Herolde zu schicken mit der Botschaft: „eröffnet Schloß und Stadt dem hellen christlichen Haufen, wo nit, so bitten wir um Gottes willen, thut Weib und Kind aus ihr.“

Ehe der Graf mit ihnen sprechen konnte, ließ Dietrich von Weiler seine Reisige auf die Herolde schießen. Der eine stürzte schwer verwundet nieder u. s. w. (S. 148). Erkennt man hierin eine Aeußrung jenes Junkerstolzes, für welchen der Bauer kaum etwas Beßres ist, als ein Stück Wild, der Gesinnung des Adels jener Zeit, für welche der gemeine Mann ohne Recht und Schutz war, und welche der mächtigste Vertheidigungsgrund des ganzen Bauernkriegs ist: so tritt nun auch die weinsberger That in ein andres Licht. So empörend die viehische Rohheit und Fühllosigkeit der Bauern ist, welche die einzelnen Umstände begleitete (S. 150 ff.), so ist doch die durch wiederholte Treulosigkeit aufgeregte Wuth eines empörten, seiner selbst nicht mehr mächtigen Pöbels anders zu beurtheilen, als die berechnete und blutdürstige Kälte und Grausamkeit des Truchseß. Dazu war es ja nicht das ganze Heer, sondern vornehmlich nur die Schaar des Jäcklein, was die gräßliche That verübte. Und „erwägt man, sagt der Verf., daß Herr Truchseß nach dem Treffen bei Leipheim den Prediger Jacob Wehe hinrichten ließ, — — so erscheint das grausame Verfahren der Bauern nur als Wiedervergeltung." Die Darstellung des Verf. ist meisterhaft. „Als die Herolde entflohen, hatte Dieterich von Weiler ausgerufen: lieben Freunde! sie kommen nicht, wollen uns also schrecken und meinen, wir hätten von Hasen das Herz. Wie aber die Ritter den ernstlichen Sturm sahen, wie die Pallisaden schnell ausgerissen waren, die schweren Hämmer und Balken gegen das untre Thor schmetterten, überkam sie ein furchtbares Grauen. Sie warfen sich schnell auf die Rosse und wollten zum obern Thor hinausjagen, denn dort war noch Raum zum Entrinnen. Aber die Bürger verrammelten das Thor und riefen: wollt ihr uns allein in der Brühe stecken lassen?" . . „Ein kleines unbeachtetes Thorlein war in der Nähe der Kirche. Dort hieb ein Bauer von Außen, und ein Weinsberger von Innen, bis es aufsprang. Eine andre Schaar drang vom Schloß her. In dem Augenblicke des Verzagens wurden die Thore geöffnet und herein stürzten die Stürmenden im wilden Gedränge. Den Bürgern riefen sie zu: „begebt euch in eure Häuser mit Weib und Kind, so soll euch Nichts widerfahren." Doch was Stiefel und Sporn trug, war zum Verderben bestimmt. ... Einer von Oehringen stieß 5 Reiter nieder. Clemens Pfeifer von Weinsberg rühmte sich, den Burgpfaffen ermordet zu haben. Hans Becker von Brackenheim, ein meineidiger, siegelbrüchiger Mann, trat auf den Leichnam des Forstmeisters Leonhard Schmalz und fluchte ihm gräßlich. Dieterich v. Weiler, der stärkste und schönste unter den Rittern, erreichte den Kirchthurm und rief um Erbarmen herab. Hohnlachend schlugen die Bauern ihre Büchsen auf ihn an und schrieen: Rache, Rache! für die sieben tausend bei Wurzach Gefallnen. Er fiel nach Innen. Da rannten sie den Thurm hinauf und warfen den Sterbenden von der Höhe herab auf den Kirchhof u. s. w." Der Graf Helfenstein bot 30,000 fl. zur Auslösung; umsonst; nur den letzten Trost gewährten sie ihm. „Wie der Graf kein Erbarmen sah, stürzte er in die Spieße und wurde mit vielen Wunden getödtet. Dem Gefallnen stieß die schwarze Hofmännin (ein altes Hexenweib, das über die Bauern den Segen vor dem Sturm gesprochen hatte, S. 148) ihr Messer in den Leib und schmierte mit dem herausträufelnden Fett ihre Schuhe. Andreas Rymy von Zimmern steckte die Helmfedern des Ermordeten auf seinen Hut, Jäcklein nahm den Koller u. s. w. Nicht einmal die armen Reitersjungen fanden Erbarmen. Die Wuth der Bauern, einmal entzündet, war unerbittlich. Man sah einen Mann, „der Haut und Haar eines Ermordeten auf einem Spieße herumtrug" u. s. w. Dann die Behandlung der Gräfin, die auf einem Mistkarren nach Heilbronn geführt wurde, — die Tochter Kaisers Maximilian u. s. w. So geht die Erzählung fort, mit unerschütterlicher Kälte, nirgends verweilend, keine Weichheit duldend, jedes Gefühl gewaltsam zurückdrängend, von Zug zu Zug, von Thatsache zu Thatsache, den ernsten, furchtbaren Charakter derselben getreu abspiegelnd. Die erste Sühne für die in Weinsberg Gefallnen war der Ueberfall der Bauern durch den Marschall von Habern. „Die Bauern schrieen trotzig: sie wollten dem Marschall den Häbern recht dreschen, und sollten sie ihne vorm Churfürsten im Schloß erstechen. Die Sache sollte aber einen andern Gang nehmen" (S. 154). Der weitre Zug des evangelischen Heeres nach Würzburg ist zunächst durch seinen vorhergehenden Besuch in Heilbronn merkwürdig, wo die Bürger bereits schwierig waren. „Auch die Festesten wankten jetzt, und der Rath begann zu verzagen. Ein Zeuge sagte später aus: er wollt ihn mit einem Finger umgestoßen haben. Auf Bürgerzwist ist immer dasselbe Ende gefolgt, nämlich Ueberwältigung und Niederlage" (S. 156). Die Stadt mußte sich anschließen. — Weiterhin ist die Feigheit und Perfidie des Teutschmeisters zu bemerken (S. 159). Besonders wichtig aber ist der Kriegsrath in Gundelsheim, vorzüglich durch die Wahl des Götz von Berlichingen, der ein Freund des Truchseß und Frundsberg, Schwager Sickingen's war, zum Hauptmann der Bauern. Der Verf. handelt ausführlich über diese Sache, über den Charakter, den Bildungsstand, die frühere Geschichte dieses merkwürdigen Mannes. Seine Wahl war unfreiwillig; vielleicht kein Ereigniß so klug gemeint: aber im Erfolg so hemmend und verderblich für die Sache der Bauern, bei denen er mehr als Gefangner, denn als Hauptmann lebte. Die Disciplin, die dem Heer so noth that, konnte dadurch nicht befördert werden. „Viele der gemeinen Landleute waren dagegen. Wir haben einen Bauernkrieg, was bedürfen wir des Adels? . . Als die

Räthe daran erinnerten, wie sehr Götz zu fürchten sei, so fragte der Hause ganz einfach: warum henkt man ihn nit an einen Baum?" — „Als Marx Stumpf ihm Glück wünschte, sagte Götz: Gott mir nit, das thue der Teuffel, warum thustu es nit, thue es an meiner Statt! . . und oftmals wünschte er, lieber in dem bösesten Thurm zu liegen, der in der Türkei wäre" (S. 167). Götz wich den Umständen und verrieth die Sache, die er führen sollte, bei jeder Gelegenheit (vergl. 174, sein Benehmen in Betreff der 12 Artikel, und 175, gegen Georg v. Wertheim). „Er war unfähig und treulos" (S. 31). Als die Bauern in Bedrängniß kamen, verließ er sie als ein Feiger (S. 415).

Vor Würzburg erreichte die Bauernsache ihren höchsten Stand. Der Verf. verleiht dieser Partie ein besondres Interesse durch das Kapitel „die Bischöfe und die Gemeinde von Würzburg" §. 13., in welchem er durch eine geschichtliche Uebersicht der Verhältnisse dieser beiden die Ereignisse motivirt. Die Bauern fanden in Würzburg die Grenze ihres Unternehmens. An der Belagrung des Frauenbergs scheiterte ihre Kraft. Die Zeichnung, welche der Verf. von dieser That entwirft, ist wohl die gelungenste Partie des ganzen Buchs. Die Umstände, unter denen Angriff und Vertheidigung vor sich gingen, sind bis aufs Aeußerste berechnet und aufs Kunstreichste zu einem Gesammtbilde verbunden, dem die einfache Sprache, die ruhige Haltung, die antike, ich möchte sagen, epische Entfaltung der Darstellung eine unbeschreibliche Wirkung verleiht, — ein Gemälde, das mit jeder ähnlichen Schildrung eines Tacitus oder Thucydides wetteifert.

Schon zog indessen wie eine ferne Wetterwolke der Truchseß mit seinem Glück und dem Heer des Bundes am Horizont herauf. Zuerst verlautet von ihm in unsichern Gerüchten schon während der Unterhandlungen mit Rotenburg. (S. 223.) Die Charakterzeichnung des Truchseß bewährt die historische Tüchtigkeit des Verf. wieder vollkommen. So sehr der Verf. persönlich geneigt ist, die Sache der Bauren von der Seite ihres Rechtes vorzugsweise aufzufassen, so läßt er dem Truchseß doch volles Recht widerfahren (S. 283 ff.). Da ist kein Zug, durch welchen er aus Vorliebe für die Gegenseite sein Bild verzeichnet, und die kräftige Heldengestalt des unter Kampf und Streit gehärteten Ritters, sein kriegerisches, Erfahrung, Klugheit und Tapferkeit in glücklichem Ebenmaaß verbindendes Genie, sein unwandelbaees Glück selbst (S. 288. 290. 291. 417 und öft.) flößt eine Bewundrung ein, welche dem Mitleid mit den hingeschlachteten Schaaren der Bauern im Gemüthe des Lesers die Herrschaft streitig macht. In einem gedrängten Umriß holt der Verf. die Schildrung der Bewegungen der Bauern in Oberschwaben, im Allgäu, an der Iller, am Bodensee nach, und knüpft daran die Erzählung der Thaten des Truchseß bei Leipheim, Wurzach. Eine drollige Episode bildet das in Beil. Nr. 22 (S. 560) erzählte Fastnachtsspiel des Bauers Kunli zu Ottobeuren, der sich daselbst zum Abt aufwarf und seine Würde durch anständiges Schlemmen wohl zu behaupten wußte. Indem sich der Truchseß einer Weisung des schwäbischen Bundes zufolge Stuttgart zuwendet, flicht der Verf. die Notizen über die Bauernhaufen von Geildorf, Ellwangen, Bottwar, vom Zabergäu ein. Feuerbacher, Führer der Bottwarer, zeichnete sich durch Disciplin und planmäßiges Verfahren in Ausbreitung des Aufstandes aus (S. 297. 99). Nach vergeblichen Unterhandlungen kam es zur Schlacht bei Böblingen. Uneinigkeit hatte die Bauern geschwächt, die Wahl eines adligen Führers ihre Sache preisgegeben. (S. 304.) Sie wurden besiegt, die Flüchtigen wie das Wild gejagt und niedergestochen, 2000 bis 8000 Bauern wurden getödtet. Seine ganze Grausamkeit zeigte Truchseß an dem in Sindelfingen, aus einem Taubenschlag hervorgezognen Pfeifer, der bei der Ermordung des Grafen Helfenstein aufgespielt hatte. Er ließ ihn mit einer Kette an einen Baum binden und in umhergelegtem Feuer lebendig rösten (S. 307).

Hier flicht der Verf. die Geschichte des Aufstandes in Rheinfranken ein. (§. 22, S. 307 ff.) Durch die Milde und Klugheit des Churfürsten wurde der vertragsmäßig beigelegt (S. 314). Alles war beruhigt, als er, durch die Ereignisse, ermuthigt, die Bischöffe v. Speier und Würzburg gestachelt, von Melanchthon eines Bessern belehrt, plötzlich mit Heeresmacht über seine Unterthanen herfiel, sengend und plündernd von Dorf zu Dorf streifte, und in Bruchsal ein Blutgericht zu halten anfing, das nur die Bitten der Herren und Grafen hemmten (S. 322). Episodisch ist der Zug und das meineidige grausame Verfahren der Lothringer gegen die Bauern im Elsaß erzählt (S. 316 f.). Hierauf wendet sich der Verf. zu den Bewegungen in Oberfranken, deren Mittelpunct das Lager von Bildhausen war (S. 333). Obgleich in der Nähe von Würzburg stehend, hatten doch diese Haufen die Verbindung mit denen von Würzburg abgelehnt (S. 217. 194). Ihre Tendenzen waren sehr bestimmt, ihre Ordnung bemerkenswerth (S. 204. 197). Offenbar ist es daher ein Fehler in der Einordnung dieser ganz isolirten Gruppe, daß der Verf. ihre Entstehung und erste Geschichte schon §. 14. 15. den Bewegungen in Würzburg einreiht, da sie auf diese ganz ohne Einfluß waren. Selbständig auf sich abgeschlossen duldete die Geschichte dieser Erscheinung keine Trennung, zumal da das Werk des Verf. im Ganzen nur nach den realen Verhältnissen der einzelnen Theile des Stoffes geordnet ist, nicht nach der zeitlichen Folge der Ereignisse, die eine unheilvolle Zerstücklung und Verwirrung mit sich gebracht hätte. Aber eben darum hätte der Rücksicht auf die letztre auch hier keine Folge gegeben werden sollen. Auch mit den Münzerschen in Fulda hatten die Oberfranken jede Verbindung abgelehnt

(S. 204. 327). Da sie indeß derselben Macht, welche jene erdrückt hatte, unterlagen, erzählt der Verf. auch kurz die Geschichte des Münzerschen Aufstandes, wie er entstand, um sich griff, wie der fromme Landgraf Philipp Fulda einnimmt, etliche hundert Gefangne in dem trocknen Schloßgraben verhungern läßt (S. 327), wie die Bauern sich bei Frankenhausen sammelten, und „ohne Münzern zu fragen," sich zum Frieden erbieten (S. 332), auch die Mehrzahl keinen Theil an dem Angriff Münzers nimmt, dafür aber unter dem Singen des Liedes „komm heiliger Geist" wehrlos überfallen und gemetzelt wird, wie denn bei der Verfolgung der Flüchtigen „das Gebot Luther's: zu würgen und niederzuschlagen, wörtlich erfüllt," 5000 Bauern niedergestochen, alle männliche Einwohnerschaft in Frankenhausen niedergemacht, 300 Bauern, die man daselbst fing, auf der Stelle geköpft werden u. s. w. (S. 333). Statt aber nun hier den Zug des milden Churfürsten Johann von Sachsen gegen Meinungen, und das Schicksal der der Rache des Bischofs Conrad preisgegebnen Oberfranken folgen zu lassen, geht der Verf. auf Andres über, und nimmt den Faden erst S. 451 wieder auf.

Die Geschichte der Würzburger führt der Verf. §. 24 mit dem vergeblichen Landtag in Schweinfurt weiter, ein Schritt, der groß und bedeutend gewesen wäre, wäre er früher geschehen, indem er dem Unternehmen der Bauern, durch das Glück ihrer Sache unterstützt, eine feste Basis in der öffentlichen Meinung, durch Verbindung der Kräfte von Ostfranken eine starke Stellung verliehen hätte. Nun erschien er als ein Beweis ihrer Schwäche und Furcht. „Denn ihre Sache war schon gerichtet und verloren, ehe noch der letzte Schlag geführt war." Nachdem noch das kluge und humane Benehmen Nürnbergs und Bambergs im Bauernkrieg (§. 25. 27.), und mit besondrer Ausführlichkeit, jedoch auch seltsam zerstückelt (§. 26. 28. 30. 31.), das des Markgrafen Casimir gegen die Reformation und die Bauern erzählt worden, geht die Geschichte ihrer Katastrophe entgegen durch Erzählung der Schlachten von Königshofen (§. 29), und von Stilzdorf und Ingolstadt (§. 30), letztere wieder ein Meisterstück historischer Kunst, und den damit verbundnen Metzeleien. Die verzweifelte Tapferkeit des schwarzen Haufens bildet einen hellen Punct in diesem gräßlichen Würgen; ein kleiner Theil desselben schlug sich durch. Sein Führer unermüdlich in Verfolgung seiner Entwürfe büßte endlich seine Beharrlichkeit mit dem Leben (S. 442).

War das Würgen in den Schlachten gräßlich, so war es durch Köpfen und Hängen der Bauern, durch Blutdurst der Fürsten und Bischöfe nicht minder wie hin und wieder durch arge Treulosigkeit bezeichnet. Der Raubzug des Pfalzgrafen durch sehr wehrloses vertragsmäßig befriedigtes Land hatte eine neue Erhebung und einen neuen Zug zu Folge. In Pfeddersheim ergaben sich die Bauern, worauf 800 Wehrlose getödtet wurden; der Churfürst von Trier legte selbst Hand an; dann köpfte man noch etliche achzig. An Brandschatzung soll der Pfalzgraf 200,000 Gulden zusammengebracht haben (S. 485). In Bamberg war ein förmlicher Vertrag mit dem Bischof Weigant geschlossen (S. 384), Alles war beruhigt. Da rief der meineidige Bischof unter dem Vorwand schwerer Bedrängniß den Truchseß herbei. Dieser kam; kein Feind zeigte sich. Der Vertrag wurde aufgehoben, geändert. Dann ging es ans Köpfen. Die Verhaftung von 9 reichen, ehrenhaften, um den Bischof und die Ruhe verdienten Männern, um ihre Güter an Andere, darunter seinen Schreiber, zu verschenken, wirft auf den Charakter des Truchseß einen finstern Schatten (S. 458).

(Schluß folgt.)

Druckfehler. In Nr. 274 dieser Jahrbücher 1. Spalte Zeile 30 ist in dem Artikel „Die Judenfrage" vor den Worten: aufgesucht und wirklich dargestellt „nicht" ausgelassen!

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 288. 3. December. 1842.

Bensen „Geschichte des Bauernkrieges in Ostfranken."

(Schluß.)

Der Markgraf Casimir, dessen arglistige Politik die Täuschung der Bauern bis auf den äußersten Punct getrieben hatte, war besonders raffinirt in seinem Strafverfahren. Das Köpfen war ihm gewöhnlich geworden (S. 405. 451. 459). Den Kitzingern hatte er das Leben versprochen. „Am andern Tag gab Casimir eine sehr umfassende Erklärung, wie er die zugesagte Begnadigung verstanden habe; denn er ließ 57 Bürgern auf einmal und später noch 2 Brüdern durch den Henker die Augen ausstechen. Vielen wurden die Finger abgehauen, — von den Geblendeten sah man noch lange Viele an den Landstraßen betteln und den Markgrafen verfluchen, der schon in der Gruft zu Heilbronn moderte" (S. 451). Noch tyrannischer war das Verfahren gegen die Leute auf dem Gebirge, die sich gar nicht empört hatten. „Desto größerer Kunst bedurfte es, um Aufrührer für die Gefängnisse und Hinrichtungen aufzuspüren. War einer einmal angeschuldigt, so half die Folter seinem Gedächtniß wunderbar nach.." Zu bemerken ist noch die geistliche Rundreise des Bischofs Conrad von Würzburg, auf welcher der priesterliche Herr zusammen 272 Opfer abschlachten ließ (S. 492). Den Gang des Truchseß bezeichnen überall Blutspuren. Die Anzündung von Dörfern war bei ihm strategisches Mittel (S. 290. u. öft.) wie vielmehr ein Werk der Rache (S. 412. 459. u. öft.); Weinsberg wurde bis auf den Boden mit allen Vorräthen, die nicht geplündert werden durften, verbrannt, und mit einer harten Urfehde (vgl. Beil. 27. S. 567.) belegt, obgleich die Bürger schuldlos waren (S. 412). Nach der Uebergabe Weinsbergs versammelte sich das Volk auf dem Markt, die grauen Rathsherrn entblößten Hauptes in der Mitte. „Herr Georg sprach sie mit rauhen Worten an: wie sie Alle gegen ihren Herrn meineidig und treulos geworden wären, und den Tod verdient hätten. Vier Nachrichter, die mit ihren breiten Schwertern bereit standen, gaben dieser Rede einen fürchterlichen Nachdruck. Da fielen sämmtliche Bürger auf die Knie und baten um Gnade u. s. w." Dann wird wieder eingekerkert und geköpft, zuerst 5, dann 13 Bürger der Stadt, 19 von denen der Landstädte, ferner 36 Bauernhauptleute. Der Truchseß wollte im Ganzen 200 Köpfe, die Edelleute baten alle bis auf 75 los. „Nach diesem edeln Tagewerk gingen die Fürsten wieder in die Canzellei und nahmen einen erquickenden Trunk zu sich... Die Leichname der Hingerichteten ließ man bis auf den dritten Tag untergraben liegen" (S. 448). Die entwaffneten Bauern wurden von den Bündischen niedergestochen. Die unbegreifliche Geduld, womit sich die immer noch 5000 starken Bauern ausliefern und abschlachten ließen, erklärt der Verf. daraus, daß der Würzburger Rath, um sich zu sichern, heimlichen Verrath übte (S. 449). Eher erklärt es sich aus der Plan- und Sorglosigkeit der Masse, und dem Mangel an einem treuen Führer. Endlich das Blutgericht in Rotenburg (§. 32), vom Truchseß dem Markgrafen übertragen. Der Rath gab die Bauern preis. „Ersparte man doch durch diese Preisgebung einen Gulden in jedem Haus der Stadt!" Viele der Schuldigsten, darunter Ehrenfried Kumpf, wanderten aus. Menzingen wurde vom Rath gefangen gesetzt, Brettheim und Ohrenbach, wo der Aufstand angehoben hatte, verbannt. Um die Hauptaufrührer zu ermitteln, gab man der Denunciation freies Spiel. Die Flucht und Thomas Zweifel's Unerschrockenkeit und Klugheit retteten die Meisten der 96 Proscribirten. Nur 14 waren noch zum Köpfen da, denen Menzingen, Deuschlin und der blinde Mönch folgten (S. 477). Auf die große Rache folgte noch die kleine des Raths mit allerlei besondern Curiositäten. Noch redet der Verf. von dem Schicksal der einzelnen Häupter. Wie der Truchseß den Jäcklein Rohrbach in Neckergartuch fing und lebendig röstete, ist schon S. 411 erzählt. Viele flüchteten sich wohl mit den gewonnenen Geldsummen außer Lands; so vielleicht Mezler, der nach der Schlacht bei Königshofen verschwindet. Eine ganze Bande Flüchtiger trieb sich bettelnd umher, hatte ihre Versammlungen bei Königshofen auf dem Schlachtfeld, ihre Erkennungszeichen (S. 493), gab sich durch Brandstiftungen gegen ihre Verfolger kund u. s. w. Einen Pater Ambrosius, der die Bauern einmal eingesegnet hatte (S. 492) ließ Bischof Conrad verbrennen (S. 492). Von Carlstadt ist S. 497 die Rede; auch den klugen Wendel Hippler traf sein Geschick; er starb im Gefängniß. Die Darstellung, die der Verf. von dem spätern Schicksal des Götz gibt, ver-

söhnt das Urtheil über den von seinen Feinden gebrochnen Mann, denen er als Hauptmann der Bauern allein genützt hatte (S. 497).

Zum Schluß läßt sich der Verf. noch über die Folgen des Bauernkriegs aus. Sie waren zunächst bedenklich genug für den Zustand der Gemeinfreien, nicht etwa wegen der Verarmung, welche die großen Brandschatzungen nach sich zogen, sondern darum, weil nun die großen und kleinen Herren einen Vorwand hatten, die Schranken ihrer Gewaltherrschaft, die letzten Reste altgermanischer Freiheit zu zerstören. Das Recht der Association, des Widerstandes gegen willkürliche Besteurung, das Waffenrecht gingen dem Volke verloren, und wenn auch die Rücksicht auf den eignen Vortheil den Adel, die Fürsten des Reichs später zu theilweisen Einräumungen bestimmte, so waren dieselben unwesentlich und ohne bedeutende Wirkung. Der Heerd des deutschen Lebens war unterwühlt; derjenige Factor desselben, auf welchem die Macht und Stärke des deutschen Wesens beruhte, war gebrochen. Die Fürsten, bisher immer noch durch gewisse Schranken, in denen sich die Tradition der bürgerlichen Entstehungsweise ihrer Macht erhalten hatte, moralisch gebunden, traten nun über die Sphäre des Volks hinaus, das selbstlos und rechtlos der unfreie Gegenstand ihrer Willkür, der diplomatischen Verfügungen der Höfe wurde. Die bittern Folgen blieben nicht aus. Deutschland ward der Spielball der Fremden, „die sich nährten von unserem Mark.“ Aber hier tritt nun der Verf. auf einen höheren geschichtlichen Standpunct heraus, von welchem aus selbst die Bitterkeit, die sich an jene Erfolge der großen Niederlage der Gemeinfreien knüpft, versöhnt wird, und die Demüthigung und Schwächung des deutschen Wesens, die daraus entsprang, gerade als das vermittelnde Moment zu neuer Begründung desselben erscheint. Sie ist eine lange Krankheit, die unaufhaltsam einer mächtigen Krisis entgegenführte. Das Reich brach in sich selber zusammen; „der Sturm der Zeit, welcher die Spreu vom Weizen sondert, traf die kleinen Tyrannen ungerüstet, und siehe da, wie sie auf die Wurfschaufel kamen, wurden sie zu leicht erfunden.“ Das Volk war es, das durch neue Erhebung und mächtige Entwicklung eines deutschen Gemeinbewußtseins die Fürsten rettete, die ihm dafür feierlich die vertragsmäßige Feststellung seiner Rechte verbürgten. Indem aber der Verf. durch diese Betrachtungen das durch den tragischen Stoff seines Werkes aufgeregte Gefühl zu besänftigen und einen Geist der Versöhnung aus dem Schooße der Zukunft heraufzubeschwören sucht, verläßt ihn doch die Schärfe des Blickes, die seine Begeistrung für die Rechte und Interessen des deutschen Volkes überall begleitet, nicht. „Doch täuschen wir uns nicht! ruft er aus. Auch nicht des weisesten Fürsten Wille vermag binnen wenigen Jahren ein verfallenes Volksleben wieder herzustellen. Wir stehen noch in den Anfängen.“ Selbst da, wo die Weisheit und Gerechtigkeit edler Fürsten in den Verfassungen, die sie ihrem Volke gaben, „die gesetzliche Wiedergeburt der Gemeinfreien, wie die Ansprüche auf Weiterausbildung des öffentlichen Lebens“ begründeten, „schießt doch in der frischgrünen Saat der neuen Zeit noch mancher übrig gebliebene Saame von Beamtenhoffart, Söldnerservilismus, Pfaffenthum und ähnlichem Pflanzenwerk aus der alten Reichswüste auf; und auch im Volke selbst sind noch zu viele Spuren von der früheren moralischen Zerrüttung übrig.“ — „Nur von der allmäligen Ausbildung, dem geduldigen Ausharren, der Läuterung der Begriffe und vor Allem von der Kraft der Wissenschaft und der freien Rede ist, — und von diesem Gesichtspunct aus werden wir selbst mit Luther's Stellung zum Bauernkriege versöhnt, — die Reform der politischen und socialen Verhältnisse zu erwarten.“ Ja, aber setzen wir hinzu, noch haben die Fürsten ihr Werk nur theilweise gelöst, und so lange ist der schöne Zustand, dessen Grundzüge der Verf. in den authentischen Werken eines edeln Fürsten zum Schlusse darlegt, und wie sie die Basis der Verhältnisse der süddeutschen Stämme bilden, für das deutsche Volk als deutsches Volk nichts mehr, als ein fernes Ideal. Einer weitern Zukunft erst ist es vorbehalten, allgemein zu verwirklichen, was der deutsche Geist einst mit dem Werke der Reformation in Wahrheit suchte und wollte, was ihm im Drang der Ereignisse und im dumpfen Rauch dogmatischer Zänkereien damals sich verflüchtigte.

So scheiden wir von einem Buche, das, wie kein andres seiner Classe, reich an Inhalt, angemessen in seiner Form, sich in einem Kreise von Interessen bewegt, die in die abgeschiedne Zeit des mittelalterlichen Lebens hinauf-, wie in die Fragen der Gegenwart herabgreifend, die vermittelnden Puncte für beide Epochen bilden. Wir haben den Verf. den Tacitus des Bauernkrieges genannt; er verbindet die Vorzüge, wie die Fehler des Römers, wohin wir die nicht selten ins Harte und Dunkle streifende Gedrungenheit der Darstellung, die oft unvermittelten Uebergänge und Episoden rechnen. Aber wie übel stände es wohl heut zu Tage mit dem berühmten Lateiner, hätte er seine Werke mit einem so übermäßigen Ballast von Schreibfehlern vom Stapel gehen lassen, als der Verfasser das seinige mit Druckfehlern überladen dem Publicum übergab, des grauen, unscheinbaren Papiers nicht zu gedenken! Möchte es ihm vergönnt sein, diese Sünden bald in einer neuen Auflage abzubüßen!

L. Georgii.

(Antikritik.)

Hr. Fr. Daumer, ein kurzweiliger Molochs-fänger.

„Der arme Mann hatte nur das eine (Gedanken-) Schäfchen, und selbst dieses ward ihm vom reichen Manne entwendet."
2. Sam. 12, 3.

In Nr. 233 der „Deutschen Jahrbücher" beliebte Herr Daumer, Verf. der kürzlich erschienenen Schrift „der Molochdienst der Hebräer", mich eines in meinen „Göttern Syriens" an ihm begangnen Plagiats aus seiner im Jahre 1839 erschienenen Broschüre „Sabbat, Moloch und Tabu" zu beschuldigen, und zeigt als corpus delicti vier Sätze vor, die ich von ihm abgeschrieben. In jenen vier Sätzen, welche meinen Ruf viertheilen sollen, hätte ich, klagt er, seine Entdeckung, daß Jehovah ein Krypto-Moloch sei, für die meinige ausgegeben und ihm sogar die citirten Bibelstellen nachgeschrieben. Hingegen in obgedachter Schrift „der Molochdienst" citirt er S. 55 eine im Jahre 1838 von mir edirte Schrift zur Befestigung seiner Molochs-Hypothese, welche Stelle lautet: „Zwar verbietet Mose die Molochsopfer, aber war nicht die Sitte, die erstgebornen Kinder dem Saturn zu opfern, nur scheinbar aufgehoben, nur gemildert in dem Gebote wieder zum Vorschein gekommen, welches befahl, alles Erstgeborne dem Jehovah zu heiligen, Kinder aber durch eine Abgabe an den Priester loszukaufen?" (Das Leben Mosis 1838 S. 202.)

Hrn. Daumer's Broschürchen, aus welchem ich diese Verwandtschaftsbeweise des Moloch und Jehovah entlehnt haben soll, erschien erst im Jahre 1839 in Nürnberg. Ueberdies hat auch der Recensent seines Broschürchens in der Jenaer Litteratur-Zeitung ihn als einen Nachtreter auf der von mir vorgezeichneten Bahn erkannt. Demungeachtet soll ich Daumer seine Idee entwendet haben! und dieser Frevel mußte schon im Jahre 1838 zum ersten Mal von mir verübt worden sein, obgleich seine Broschüre erst 1839 gedruckt wurde! Ferner beschuldigt er mich, seine in Nr. 46 der Jahrbb. 1842 aufgestellten Sätze gleichfalls benutzt zu haben, worauf ich mit meinem Ehrenwort versichern und mit bestem Gewissen eidlich bekräftigen kann, daß ich von dem heurigen Jahrgang der „Deutschen Jahrbücher" bis zur Nr. 233, auf die ein Freund mich aufmerksam machte, auch nicht Eine Zeile zu Gesichte bekam! Wenn ich aber jene vier Sätze von Daumer entlehnte, so geschah dies nach dem Wiedervergeltungsrechte, er hatte im Jahre 1839 meine ein Jahr vorher ausgesprochne Idee als die seinige hingestellt, so nahm ich mir mein Eigenthum in der von ihm gegebnen Einkleidung eben so geräuschlos zurück; eine Aufmerksamkeit ist der andern werth! In seiner größern Schrift wies er allenfalls auf mich als seinen Gewährsmann hin, da waren aber meine Repressalien bereits gedruckt.

Daumer schließt seine Anklage mit folgenden Worten: „Ich zweifle nicht, daß Hr. Nork, da er hebräischen Geschlechts ist, aus jüdischen Quellen viel Bestätigendes (!) beibringen könnte, was mir noch unbekannt ist, und hier würde er sich ein eigentliches Verdienst um Wahrheit und Wissenschaft erwerben!" Dieses Verdienst wäre nach Daumer's Begriff, wenn ich die empörendste Lüge des Mittelalters, die er in dem Ereignisse zu Damaskus bewahrheitet wähnt, das Dürsten der Juden nach Christenblut (vgl. S. 71), durch seine Lieblingshypothese unterstützende Belege noch mehr bekräftigen wollte. Und ein solches Geschäft hält er für Verbreitung wissenschaftlicher Wahrheiten!! Indem ich nun für sein in mich gesetztes Vertrauen danke, will ich ihn diesmal aus andern als jüdischen Quellen unterrichten, nämlich ihm eine Lection im Griechischen ertheilen, deren er sehr bedarf, wie folgende in seinem „Molochdienst" enthaltnen kindischen Etymologien beweisen helfen sollen:

S. 99 empfiehlt er anstatt Ἀΐδης (Nichtsehender, so heißt der Hades als das Schattenreich) Ἀιτης (Geliebter) zu lesen, weil der Hades ein Moloch sei, dessen Opfer eine Todesbraut! Risum teneatis! Ebendas. wird der Ortsname Hebron von habar lieben (?) abgeleitet, weil der Molochdiener David diese Stadt als seine Residenz in eine Molochstätte verwandelt haben mag.

S. 103 wird der Name Boreas vom hebr. bor, Grube, und Zephyr vom arab. zaphar sterben, zephira Unterwelt abgeleitet!!

S. 105. Europa stammt vom arab. aruba i. e. dilecta conjugi, denn die vom Stier Geraubte war ein Opfer des Molochstiers.

S. 107. Chimära bedeutet Judenpech, welches im Hebr. chemar heißt ꝛc. (Daß Daumer auch bei dieser Etymologie Pech hatte, ist gewiß keine Chimäre.)

S. 170. Rhea (Ῥεία die Fließende d. i. das feuchte Naturprincip, eine andre Personification der aus dem Wasser entstandnen Aphrodite) bedeutet eine Freundin, Gespielin (hebr. Raja), denn als Gemahlin des Saturnus ist sie eine Todesbraut, Gespielin des Moloch!

S. 213. Λύκη (lux Licht) übersetzt Daumer durch Nacht (!!), Apollon λυκαῖος, obgleich Tagesgott, heißt ihm: der Nächtliche, und der von Apoll erlegte Drache Python soll nicht von πύθω, puteo den Namen haben, sondern ist das hebr. beten: Mutterleib, diesen vernichtet der lebenfeindliche Apollo!!

S. 218. Eris (Ἔρις von ἀρη Schaden) die Zwietracht leitet ihren Namen vom hebr. aras verlobt sein her.

S. 220. Nephele (νεφέλη von νέφος, nubes) heißt nicht Wolke, sondern ist ein hebr. Wort: nebala und bedeutet Schlechtigkeit! (O über den etymologisirenden Ixion, der Nebel und Dunst anstatt der Wahrheit in seine Arme schließt!)

Nachdem wir ihn bei seinen etymologischen Capriolen belauscht haben, wollen wir ihn auf dem Gebiete der historischen Kritik debütiren sehen:

S. 39. „Abraham verschonte den letzten, ihm im Alter gebornen, und dennoch der Gottheit zum Opfer geweihten Sohn, nachdem er die frühern Erzeugnisse seiner Ehe wirklich geopfert." Dies soll 2. Chr. 28, 3 beweisen, wo Achas seine Söhne opfert. Und der gerettete Isaak heißt dennoch nach dem Schmerzgelächter des Sterbenden! „Jedoch ist dieser Name nicht der eines Einzelnen, sondern ein Wort der molochistischen Cultussprache, das ein zu jenem Sterbegelächter bestimmtes Menschenopfer bezeichnete" (S. 111). Also Isaak ist als letzter Sohn Abraham's ein Individuum und dennoch ein Gattungsbegriff, ein nomen collectivum, heißt nach dem Sterbegelächter, obgleich er nicht geopfert wird!!

S. 100 sieht Daumer das Bett des Königs Og für einen Ofen des Moloch an!

S. 123: Ararona, der Jebusiter, von welchem David eine Dreschtenne kaufte, hieß eigentlich Arona, denn er war ein Molochspriester, „wobei sich leicht der Name Aaron vergleicht, der Hohepriester überhaupt (sic!) bedeutet." Bei dieser Gelegenheit belehrt er, daß auf den Sandwichinseln das Oberhaupt der Priesterschaft Orono heißt, und daß Abraham's Opferplatz Moria an die Kinderopferplätze des stillen Mannes erinnern, welche Morai heißen.

S. 126, Anmerkung 1, wird des Molochdieners David's Sohn, Ammon, weil er seine Schwester nothzüchtigte, für den Opfer heischenden Molochgötzen selbst gehalten, welcher grausame Cultus den Absalon gegen seinen Vater empörte.

S. 243 bedeutet die egyptische Provinz Gosen, wo das jüdische Nomadenvölkchen wohnte, nicht Hirtenland (sanskr. Goshana), sondern Zigeunerbezirk!

S. 276 belehrt, daß das amerik. tabu (Verbot) das hebr. Toeba (Abscheu; Skr. aba) sei!

S. 299 werden die mexikanischen Otomias von Adam und Edom zugleich abgeleitet.

S. 303 zufolge hieß Jakob ein glatter Mann, weil er nach australisch-amerikanischem Gebrauch die Haare an seinem Leibe mit der Wurzel auszog!!

In der That ist Daumer mit dem cannibalischen Alterthum eben so vertraut als mit dem Geist der hellenischen und biblischen Mythenwelt unbekannt. Sein Buch wimmelt von Spolien aus der Reiselitteratur Amerika's. Mit dem Gott Vizlipuzli steht er auf so freundschaftlichem Fuße, als hätte er mehrmals zu Nacht mit ihm gespeist.

Als Symboliker stellt er S. 150 folgende Regel auf: Stier: zerstörendes Molochfeuer, Esel: schaffendes Wasserelement; obgleich Cultus und Mythen diesem Satze widersprechen, denn der Sonnenstier Osiris ist Genius des Nil, der Flußgott Achelous hat Stierhörner, hingegen der hitzige Esel ist Lieblingsthier des hyperboräischen Apollo, des Mars, Typhon, welche alle Personificationen der Glutsonne sind. Aber als erklärter Molochsfeind konnte Daumer nur die Partei des Esels ergreifen (vgl. S. 159).

Nun auch ein Pröbchen von seinen exegetischen Kunststücken. Die messianische Hauptstelle (Ps. 2, 12): „Küsset den Sohn (bar), daß er nicht zürne ꝛc." verbösert er: „Küsset den (Molochs-) Stier (par), daß er nicht zürne" — und dieser den Opfertod Jesu aus dem Molochcult herleitende Christ (?!) macht mir, welcher ich diese Entdeckung gern als die seinige anerkenne, die hebräische Abstammung zum Vorwurfe!! Hr. Daumer bekennt sich demnach zu jener Menschenclasse, welche Saphir in den „Nesselblättern" mit folgenden Worten abskizzirte: „Auf eine wohlfeilere Weise kann ein fader Mensch nicht zu einem Charakter kommen, als wenn er sich für einen Judenfeind ausgiebt. Mit seiner Judenfeindschaft sucht er sich liebenswürdig zu machen, und belächelt selbstgefällig seine eignen Einfälle, indem er zu sich selbst sagt: Ich bin doch ein liebreizendes Bürschchen, und es kann mir Niemand absprechen, daß ich ein interessanter Judenfeind bin!"

Endlich kann ich zum Schlusse meiner Erwidrung übergehen. Daumer hat nichts Geringres im Plan, als ein Patent auf seine Erfindung der Jehovah-Molochs-Idee lösen zu wollen. Meine mit seinem „Molochcult" gleichzeitig erschienenen „Götter Syriens" kamen ihm daher sehr ungelegen; und er beeilte sich nun diese Schrift nach der seinigen als überflüssig zu erklären, klagt, daß ich einen bereits 1838 ausgesprochnen Gedanken aus seiner 1839 gedruckten Zweibogenbroschüre buchstäblich in den „Göttern Syriens" wieder aufnahm, ohne ihn als die Quelle zu nennen. Dort hatte er meine hingeworfne Andeutung einer Verwandtschaft zwischen Jehovaheult und Molochdienst zu einer zwei Bogen starken Abhandlung ausgereckt, aber vielleicht noch nicht daran gedacht, den Moloch auch außerhalb Palästina's zu suchen. Muthmaßlich hat er nun einen Verleger gefunden, der sich erklärte, die eingefangnen Moloche nach der Quantität zu bezahlen, wie unsre Landwirthe die Maikäfer und Feldmäuse. Seitdem ging er Tag und Nacht sonder Rast und Ruh auf die Molochsjagd aus. Eines Tages begegnete ihm nun der blondlockige, freundliche Apollo, als unser Molochfänger sich eben der veralteten Etymologie des Namens Ἀπόλλων (von ἀπόλλυμι verderben) erinnerte. „Es ist richtig", brummt er vor sich hin, „Apollon ist Apollyon: der Verderber, also ein böser Molch" — und sogleich streckt er die Hand nach seiner Beute aus. Umsonst stellt ihm der Tagesgott vor, er sei es ja, der allen Wesen durch sein bloßes Erscheinen schon neues Leben einflöße; er sei nichts weniger als ein Feind der Natur, er habe bei den Assyrern Belus, bei den Kretensern Abellio, bei den Doriern Apellon, bei den Etruskern Aplu, niemals aber Apollyon geheißen, sein Name bedeute einen Erzeuger und Kraftverleiher (Pollens), nicht aber einen Zerstörer ꝛc. Daumer giebt aber keinen Pardon, sondern antwortet mit Vorwürfen: Wo sind die Hyacinthe und Cyparisse, die Daphnen und Leucethoen und andre schöne Knaben und Jungfrauen? sind sie nicht dir zum Opfer verbrannt worden, wenn auch die Mythographen es nicht mit denselben Worten erzählen? (vgl. S. 102.) Und schon steht Apollo auf der Proscriptionsliste.

Einige Schritte weiter gewahrt unser Molochsfänger den Hirten Paris auf dem Ida seine Schafe weidend, und an nichts Böses denkend, am wenigsten an unsern Daumer. Da fällt diesem plötzlich ein: Im Hebräischen heißt Par: Farr, Moloch hat einen Ochsenkopf, folglich ist Paris Moloch. Diese Entdeckung zeichnet er sogleich in seine Schreibtafel mit dem Zusatze: Helena wurde diesem Götzen geopfert wie Europa dem Zeus, wie Pasiphae dem Minotaur; alle diese sind nicht Buhlinnen, sondern Todesbräute (vgl. S. 105).

Jetzt fällt sein Blick auf den Helden Hector, er wischt die Brille und fixirt seinen Mann etwas scharf. Plötzlich springt er auf ihn zu: „Herr! trügt mich meine Kenntniß in orientalibus nicht, so sind Sie der leibhafte Moloch! denn im Hebräischen bedeutet Hek einen Ofen (?) und Thor einen Stier, also richtig, Sie sind ein zum Opfern geheizter Molochsofen" (s. S. 214). Sogleich faßt er ihn, den nur Achilles bändigen konnte, beim Genicke, schnbs! ist wieder ein Moloch im Sack.

In der nächsten Gasse kommt ihm Ulysses in den Weg. Er bleibt sinnend stehen und fragt sich: „Sollte das nicht auch ein Moloch sein? Odysseus heißt doch ein Zürnender (von ὀδύω, odio habere), darum ist er auch Städteverwüster (πτολιπόρθης), also wieder so ein giftiger Molch. Und seine Frau Liebste ist wohl auch um nichts besser, denn sie trennt alle ihre Gewebe wieder auf, sie ist eine Naturfeindin, eine böse Kröte. Und ihre von Ulysses getödteten Freier, wer wären sie sonst als arme Molochsopfer? Ihr Lachen (Odyss. XX, 347) ist das sardonische Schmerzgelächter der in den Flammen Sterbenden (S. 223), ihre Schmausereien gründen sich darauf, daß sie der amerikanischen Sitte gemäß zum Opfer gemästet werden (S. 224). Nun ist es auch um den „herrlichen Dulder Odysseus" geschehen.

Daumer aber wirkt noch lange rastlos fort, bis nach gehaltner Zählung sich richtig fünf Dutzende eingefangner Moloche vorfinden. Dies giebt ein volles Schock; nun ist sein Tagewerk vollbracht, er geht zu seinem Verleger, zählt ihm die Eingefangnen, Stück für Stück, wie Türkenköpfe, vor, und als die Summe zutrifft, bittet er sich seine Belohnung aus. Dies ist die Entstehungsgeschichte des Daumerschen Buches.

F. Nork.

In dem dritten so eben erschienenen Bande der Kritik der evangelischen Geschichte der Synoptiker und des Johannes sind folgende Druckfehler zu verbessern:

S. 33 Z. 10 v. u. statt: übernahmen lies: übernehmen.
= 37 = 10 v. u. st. Geist l. Christ.
= 39 = 17 v. o. vor: Hier einzufügen: so beweist der Zusammenhang selbst, in dem wir diese Reflexion vorfinden und in dem sie ihre ursprüngliche Stelle hat, daß sie keineswegs jenen Werth hat, den man ihr bisher beigelegt hat.
= 58 = 21 v. o. st. in l. und.
= 71 = 1 v. o. st. welcher l. welchen.
= 71 = 12 v. u. st. den l. der.
= 76 = 1 v. o. st. nun l. nur.
= 94 = 8 v. o. nach: noch setze: mehr.
= 116 = 9 v. o. st. Hurer l. Huren.
= 130 = 6 v. u. st. Verband l. verband.
= 151 = 3 v. o. st. unsern l. unsere.
= 167 = 16 v. u. nach beide streiche das Komma.
= 174 = 1 v. u. st. Schaaren l. Schaam.
= 174 = 3 v. u. st. versteckterweise: l. versteckterweise?
= 225 = 14 v. o. st. sie l. hin.
= 229 = 1 v. o. nach: Sollen setze: sie.
= 238 = 8 v. o. st. Besonderes l. besonderes.
= 283 = 15 v. o. st. ist nun l. ist nur.
= 288 = 4 v. u. st. daß l. das.
= 296 = 10 v. o. vor: mußte setze: er.
= 299 = 7 v. u. st. den Vierten l. dem Vierten.
= 336 = 11 v. o. st. der Vierte l. Der Vierte.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 289. **5. December.** **1842.**

1. Prophetenstimmen. An das Geschlecht dieser Zeit nach den Aussprüchen der heiligen Seher des Morgenlandes von Leopold Haupt.
2. Laienevangelium. Jamben von Friedrich von Sallet. Leipzig 1842. Friedr. Volkmar.

Niemand wird aus dem Titel der erstern Schrift, so breit er auch ist, den Inhalt, geschweige den Sinn und Charakter derselben errathen. Das ist darum schon unmöglich, weil der Titel einen Widerspruch, einen Anachronismus enthält. Den Anachronismus setzen wir nicht etwa in die „Prophetenstimmen an das Geschlecht unsrer Zeit," denn der Begriff des Prophetischen hat längst seine engere historische Bedeutung verloren; jede Zeit hat ihre eignen Propheten, d. h. ihre Träger und Interpreten der allgemeinen Begeistrung. Der Titel enthält aber die weitre Bestimmung: „nach den Aussprüchen der heiligen Seher des Morgenlandes." Damit wird der zunächst nur formale Begriff des Prophetischen auch material bestimmt. Und wenn man zunächst das Epitheton „heilig" übersieht, woran man einestheils gewöhnt und wozu man anderntheils durch den gäng- und gäben Mißbrauch berechtigt ist, so könnte man an das heidnische Morgenland, an indische und arabische &c. Weisheit denken. In dieser Vermuthung würde man sich bestätigt sehen durch die ersten Worte der Vorrede, in denen der Verfasser in seiner bombastischen Weise erklärt, durch Rückert's „Weisheit des Brahmanen" zu seinem Unternehmen angeregt worden zu sein. („Des lebensfrischen, unerschöpflichen, alles Fremde in ein heimisches Eigenthum mit unnachahmlicher Gewandtheit umschaffenden Friedr. Rückert „Weisheit des Brahmanen" war der Feuerstein, an welchen der Stahl meines Geistes schlug und als sprühende Funken die Prophetenstimmen hervorlockte".) Aber um der Ungewißheit endlich ein Ende zu machen, der Verf. meint unter den Prophetenstimmen nichts andres, als eine freie Uebersetzung des Jesaias. Dies sollen Prophetenstimmen an das Geschlecht unsrer Zeit sein!! Damit ist nun freilich der Anachronismus des Titels consequent in das Buch selber versetzt. Der Verf. kennt entweder den Jesaias oder unsere Zeit nicht; oder, was noch richtiger, aber auch noch schlimmer ist, keins von beiden. Wenn Rückert nach dem Vorbilde Andrer morgenländische Poesie und Philosophie (wenn man so sagen darf) einheimisch bei uns zu machen gesucht hat, so ist das ein Verdienst; er hat damit den Zugang geöffnet zu den ersten Quellen aller menschlichen Bildung, in denen die einzelnen Stücke derselben: Poesie, Philosophie, Religion &c. noch nicht getheilt, gleichsam noch in einem Bette vereinigt sind. Zu diesem Einfachen läßt man sich aus der Vereinzelung und Verselbständigung der einzelnen Kreise, und aus deren Gliederung und manchfaltigen Verwicklung, gern zurückführen: denn von der Gefahr, sich daran als an das Tiefere und Wahrere zu verlieren, kann in unsern Zeiten nicht mehr die Rede sein. Davor bewahrt die überallhin verbreitete histor. Einsicht, daß kein überschrittner Standpunct der Bildung als das Vollkommnere gegen das Spätre zu betrachten sei: und den Nimbus der morgenländischen Weisheit insbesondre hat Hegel, wenn es dessen noch bedurfte, gründlich zerstört. Aus diesem Gesichtspuncte läßt man sich eine Uebertragung der morgenländischen Poesie und Weisheit gerne gefallen. Man findet sich darin mit Leichtigkeit und Behagen zurecht; es hat Alles einen menschlichen, allgemein ansprechenden Sinn und Klang; es sind Betrachtungen über das Wesen Gottes und der Natur und die allgemeinen Fundamente und die speciellen Fälle der Moral.

Unser Verf. setzt nun zwar durch die Beziehung seines Buchs auf die Rückertschen die Propheten des A. T. in eine Kategorie mit den morgenländischen Weisen überhaupt. Damit setzt er sich in Opposition wider die orthodoxen Theologen, welche die hebräische Litteratur gleich der des Neuen Test., nachdem sie die wesentliche Einheit derselben entweder nur behauptet oder scholastisch argumentirt haben, absolut setzen, und jede Gleichstellung derselben mit jeder andern Litteratur perhorresciren. Hierin haben die orthodoren Theologen einmal vollkommen Recht: wir perhorresciren, gleich ihnen, die Gleichstellung der hebr. Litteratur mit den übrigen, nur aus andern Gründen. Zwar können überhaupt keine „Prophetenstimmen an das Geschlecht unsrer Zeit" ertönen aus irgend einer morgenländ. Litteratur; wenn wir noch nicht unsere eignen Propheten hätten (die freilich nicht unter diesem Titel aufgetreten sind), so hätten wir sie nicht im Morgenlande, in der Welt der

Hierarchien und des Despotismus, zu suchen; sondern da, wo sie unsre Vorfahren wirklich gefunden haben, von wo die Erneuerung und Befreiung des Geistes der neuen Zeit ausgegangen ist, und noch fort und fort ausgeht, — in der Welt der rein-menschlichen Bildung und der Freiheit.

Kanonische Autorität ist freilich für uns überhaupt keine Epoche der Litteratur, seitdem das Geheimniß von dem vernünftigen Gesetze des historischen Processes an den Tag gekommen ist, und seitdem man weiß, daß auch die Litteraturen in den allgemeinen Organismus der Geschichte verflochten und als Phänomene, als Zweige desselben zu betrachten sind. Auch die hebr. Litteratur hat zu unserer Zeit keine unmittelbare Beziehung und für dieselbe keine unmittelbare Geltung. Sie ist, wie jede andre, der Ausdruck und das Bild einer gewissen Zeit und eines gewissen Volkes. Auf das Wesen dieser besondern Bildung und ihrer Unterschiede näher einzugehen, ist hier nicht am Orte, und überhaupt nicht nöthig, da sie sehr einleuchtend und unter Andern von Feuerbach („Wesen des Christenthums") explicirt sind. Zum Verständniß der hebr. Litteratur und namentlich der prophetischen, gehört eine Menge histor. Voraussetzungen, ohne deren Kenntniß es niemandem gelingen würde, sich in diesen oriental. Prophetenstimmen zu orientiren, wenn sie eine treue Uebersetzung des Jesaias wären. Aber das Uebel ist viel ärger, das Verständniß und der dadurch bedingte Genuß ist geradezu unmöglich dadurch, daß der Verf. die Beziehung und die Anwendung auf die Bildung und die Zustände unsrer Zeit fortwährend gewaltsam dazwischendrängt. Dadurch ist das Ganze nicht ein Poëma, sondern ein Chaos, ein Durcheinanderwogen der heterogensten Elemente. Von diesem Chaos moderner und alttestament. Vorstellungen giebt gleich ein abschreckendes Bild die Inhaltsanzeige, — 138 Ueberschriften, z. B. 25 — 35: „Die unnütze Befestigung. Das Gleichgewicht und der Bund. Gottvertrauen. Die unerschöpfliche Quelle. Die Weltfragen. Die Erlösung. Hindernisse des Segens. Wider die gesetzliche Unsittlichkeitsfördrung. Vergebliche Mühe. Der Stolzen Thorheit" rc. Eine noch ärgere Verwirrung ist natürlich in der Ausführung selbst. Den allerbestimmtesten speciellsten Zügen wird willkürlich eine allgemeine Bedeutung gegeben; eine bestimmte Richtung und Gesinnung ist durch das Ganze hindurch nicht zu erkennen. Dazu kömmt noch das Letzte, was sich freilich aus dem Bisherigen von selbst ergiebt, die Mangelhaftigkeit der Form. Denn wie wäre es wohl möglich, einen unverstandnen (man hat fast nie am Ende eines der unzähligen Abschnitte eine klare Vorstellung) und durch einander gemischten Inhalt in schöne Verse zu bringen und zu einem übersichtlichen schönen Ganzen zu machen!? Wir greifen zur Belegung zum ersten besten Beispiel: 9. „Großer Mangel."

„Allen Vorrath nimmt der Höchste, alles Wasser, alles Brot;
Alle Starken, alle Helden, alle Richter liegen todt.
Die Propheten und die Weisen und die Aeltesten dazu,
Die Werkleute und die Räthe und die Redner gehn zur Ruh.
Säuglinge setzt er zu Fürsten, Kinder auf den Königsthron,
Daß das Volk mit den Gesetzen treibe seinen Spott und Hohn,
Daß die Jungen stolz sich heben über das ergraute Haupt,
Und den Edlen ihre Ehre von Ehrlosen wird geraubt.
Dann wird einer seinen Bruder greifen aus des Vaters Haus:
„Du hast Ansehn, sei du König, hilf in dieser Noth uns aus!"
Und er wird dagegen sprechen: „Geh! ich bin ein Arzt doch nicht:
Leget nur auf einen Andern Königswürd' und Herrscherpflicht."

In diesem schleppenden Versmaße ist bei weitem das meiste geschrieben, und Ausgänge wie der vorletzte („doch nicht") haben unzählig viele Verse: und wenn denn auch das eine oder andre Stück davon frei wäre, so machen schöne Verse noch immer kein Gedicht.

Wenn der Verf. sich nicht für die Ideen, den Drang und die Bewegung unserer Zeit zu begeistern versteht, so wäre ihm vielleicht zu rathen, sein Formtalent andern Stoffen zuzuwenden: unser Heil kommt nicht von den Juden, sondern, wenn aus einer alten Zeit, von den Griechen.

2. Laienevangelium. Was hier unter den Laien zu verstehen sei, weiß man schon aus dem Laienbrevier, denn dem ist der Name unsers Werkchens gewiß nachgebildet. Der Name ist bezeichnend genug. Während im Katholicismus wenigstens ein Theil der Menschen, und zwar der größere, Fug und Recht hatte, in der Welt und mit den Dingen der Welt beschäftigt zu leben, vertrat der andere Theil, der Klerus, das wahre Leben, das Leben des Geistes. So war der Dualismus von Gott und Welt, Geist und Natur aus der Theorie in die Praxis, ins Leben versetzt, und zwar auf die einzig consequente Weise: denn so lange die beiden Seiten nicht innerlich ihrem Begriffe nach als Eins gefaßt sind, bleibt nichts anders übrig, als sie auch in der Wirklichkeit in zwei verschiedne Massen zu vertheilen. Durch die Vorstellung des allgemeinen Priesterthums hob der Protestantismus den factischen Dualismus auf, ohne auf den Grund zu gehen, ohne die ganze dualistische Weltbetrachtung anzugreifen. Daher kömmt das Verworrene, das Verschrobene des ganzen protestant. Systems. In Einem sollen Zwei sein, von denen das Eine das Andre ausschließt. Der abstracte Begriff des Priesterthums ist geblieben, und doch soll's allgemein sein; Offenbarung (göttliches Wissen) und Vernunft (menschliches Wissen); Kirche und Staat u. s. w. Die trüben, verworrenen, willkürlichen Weisen, diese verschiednen Elemente theils aufs schroffste zu sondern, theils aufs engste zu verknüpfen, sind bekannt. Die Bildung der neuen Welt hat sich aus dieser Verwirrung befreit, sie hat den Dualismus an der Wurzel angefaßt, in seinem Begriffe aufgelöst. Und während die Jünger der alten, abstract-religiösen Weltbetrachtung Priester

sind, und Priester zu sein prätendiren, dürfen die Genossen der neuen, freien, rein=menschlichen Bildung von diesem Gesichtspuncte aus wohl Laien genannt werden.

Mit dem Bisherigen ist der Standpunct des Verf. im Allgemeinem angedeutet. Nun hat zwar auch unser Verf., gleich dem vorigen, einen vorgefundenen Stoff, die evangel. Geschichte; aber zu diesem Stoffe hat unsere Bildung, so groß auch der Bruch ist, der zwischen beiden stattfindet, ein viel näheres Verhältniß. Das Wesentlichere ist jedoch dieß, daß der Verf. die Unterschiede und Widersprüche nicht neben einander bestehen läßt. Er verfährt kritisch, und zwar gleichmäßig gegen die Historie und das Dogma. Das Vernünftige und Wahre wird mit Liebe und tiefem Gemüthe ergriffen, das Abergläubische und Verkehrte zornig bekämpft. Jene Liebe und dieser Zorn sind das abwechselnde und doch gleiche Pathos, sie sind das poetische Element des Buches. Zum Zorne gibt's denn wohl Veranlassung genug. Zum Beispiel gleich im 2. Stück:

Das Geschlechtsregister.

„Der war ein Sohn, der war ein Sohn, der war ein Sohn —
„Der zeugte den, der zeugte den, der zeugte den" —
So schleppt sich's fort in trägem Leierton,
Bis todte Namen wirr im Hirn sich drehn.

Stammbäume, von beschränktem Thorensinn
Plump eingeflickt, wo nicht von schnöder Hand,
Für Junker, eitle Weiber zum Gewinn,
Daß sie nicht glauben, unter ihrem Stand —

Aus reiß ich euch. Was soll das dürre Blatt
Im heil'gen Buch voll frischer Palmenpracht?
Was ist's ob Hinz den Kunz gezeuget hat,
Herab zu dem, der frei die Welt gemacht?

Ist: „Gottes Sohn" euch Titels nicht genug?
Braucht ihr durchaus des Potentaten Sohn,
Der einem Weibe Ehr und Mann erschlug,
Und fromme Lieder sang im schönsten Ton?

Wißt: aus des Königs Saal, des Adels Schloß
Kam selten die gesunde, keusche Kraft.
Was David's Sohn! — Des Volkes ächter Sproß
War's, der das Volk zu Gott emporgerafft.

Man sieht zwar in diesem Abschnitte nicht recht, was Dogma und was Bild sein soll, aber man sieht, wie geschickt der Verf. den Weg gefunden hat zu einem Thema unsrer Zeit. Ein solches behandelt er vortrefflich in:

Der Bethlehemitische Kindermord.

„Wo mag der neugeborne König hausen?
Wir sahen seinen Stern im Morgenlande."
Herodes hört es; ihn erfaßt ein Grausen,
Und ganz Jerusalem erschrickt. O Schande.

Plump herrschen und sich dumpf beherrschen lassen,
Der Schlendrian behagt so dem, wie jenen,
Daß sie, da Höh'res ihnen naht, erblassen,
Weil's aufschreckt sie, da sie bequem sich dehnen. —

Und die Gelehrten und die Priester kramen
Und finden's glücklich in den alten Schriften:
Es wird im Städtlein, Bethlehem mit Namen,
Geboren, der das neue Reich soll stiften.

„Geht hin! forscht aus das Kindlein," spricht Herodes,
„Und sagt mir's, daß ich komm', es anzubeten."
Doch in sich dräut er: „Knab', du bist des Todes!
Dir wankt mein Thron, drum muß ich Dich zertreten." —

Die Weisen aber, ihrer Thorheit innen,
Vom Wolf des Lammes Lager zu erfragen,
Zogen vom Kindlein andern Wegs von hinnen,
Und ließen ihn in Ungewißheit zagen.

Gefahr und Angst sich schnell vom Hals zu schaffen,
Greift er zum plumpsten Fürstenmittel munter;
Die Kindlein all läßt er durch's Schwert hinraffen:
„Das rechte (denkt er) ist gewiß darunter."

Du Thor! kein Schwert traf je den Gottgeweihten,
Bevor er seine neue Zukunft stifte.
Hin geht der Geist, erfüllend seine Zeiten,
Trotz Ketten und Schaffot, trotz Dolch und Gifte. —

Doch ihr, verzärtelte, neumod'ge Leute!
Voll Ekel wendet ihr euch ab und Grauen.
Solch roh Gemetzel, unerhört ist's heute,
Wo zahme Sitt' und Ordnung rings zu schauen.

Horcht auf! Es waltet heut ein schlimmres Morden,
Daß, bis zum Tod verletzt, die Besten kranken.
Die Herrn der Welt, manierlicher geworden,
Sie tödten keine Kinder, blos Gedanken.

Da blitzt kein Stahl. Mit leichtem Federschwenken
Wird Geistestodtschlag säuberlich vollzogen.
Nur dieß und das dürft ihr nicht lernen denken —
Sonst bleibt man euch ja väterlichst gewogen.

Es summt 'ne alte, ahnungsvolle Sage
Den Herrn der Welt alltäglich in den Ohren:
Einst, an des Geistes frohem Siegestage,
Geht Königsmacht und Herrscherglanz verloren.

Geht hin und forscht! (Sie sagen's, wie zum Hohne)
Zeigt ihn! wir sind bereit, ihn anzubeten,
Doch heimlich heißt's: „Ihm wanken unsre Throne,
Drum müssen wir ihn nach und nach zertreten."

Wider den Geist ihr Sünder! Federstrichen
Erliegt er nicht. Er lebt tief in uns Allen.
Einst aus der Freistatt, da er hin entwichen,
Kommt er, und eure Throne werden fallen.

Nicht immer entfernt sich der Verf. vom Texte so weit, wie hier. — Die Form hat trotz der Glätte und Rundung, das läßt sich nicht läugnen, ihre großen Mängel; aber man bedenke, mit welchem Stoffe der Verf. zu kämpfen hat. Klar und verständlich und ansprechend ist das Ganze, und vielleicht offenbaren sich manchem in diesen Jamben die Mysterien der althegelschen Weisheit. An Strauß wird man freilich noch öfter erinnert; aber zuweilen ist der Standpunct des Verf. noch transcendent, und solche Stel=

len machen einen störenden Eindruck. Er acceptirt bestens (S. 46) einen tiefen und wahren Sinn in den Worten von der Selbstentmannung um des Himmelreichs willen u. dgl. Doch genug! Die frommen Laien werden sich trotz des Geschrei's der Priester an diesem Evangelium erbauen; — werden aber nicht vergessen, daß ihre Religion sich nicht an die evangel. Geschichte, überhaupt nicht an alte Geschichten, sondern an die Geschichte der Gegenwart anknüpft. Kl.

Noch ein Wort über die Philosophie der Mathematik bei Gelegenheit der Schrift des Herrn Frantz *).

Philosophie und Mathematik haben schon seit alten Zeiten gar vielerlei Verbindungen mit einander eingegangen. Die alten Philosophen waren in der Regel auch Mathematiker, und mathematische Kategorien bilden die Grundlage mancher ihrer Systeme. Auch die neuere Philosophie hat es nicht verschmäht, sich mit der Mathematik in Verbindung zu setzen, sei es nun, um aus der Mathematik Nutzen zu ziehn oder um selbst der Mathematik etwas von ihrem Ueberflusse mitzutheilen. Jenes geschah, wenn, wie von Spinoza, die Philosophie nach der Weise der mathematischen Methode behandelt und in Axiome, Definitionen, Lehrsätze gezwängt wurde, oder wenn Herbart philosophische Sätze mit Hilfe mathematischer Formeln beweist und mit den Seelenvermögen differentiirt und integrirt, daß es eine wahre Lust ist; ob freilich zum Besten der Philosophie, ist eine andere Frage. Zu dem Zweiten, daß die Philosophie der Mathematik sich annahm und diese zum Gegenstand ihrer Betrachtung machte, zu einer Philosophie der Mathematik hat Hegel in der Logik den Grund gelegt, aber wenig Nachfolger gefunden. Die vorliegende Schrift enthält die erste selbstständige Bearbeitung dieses Gegenstandes von Hegel'schen Principien aus.

Ehe wir jedoch auf den Inhalt der Schrift selbst näher eingehen können, muß zuvor eine Vorfrage erledigt werden, die aber für unsern gegenwärtigen Zweck eine Hauptfrage bildet, die Frage nach der Berechtigung einer Philosophie der Mathematik. Für den Verfasser ist diese absolute Voraussetzung und mit Recht von seinem Standpunkte aus. Aber ebenso erlaubt muß es auch dem Referent sein, von seinem, dem mathematischen Standpunkte aus jene Berechtigung der Philosophie vorerst in Zweifel zu ziehn, schon darum, weil doch die Philosophie nicht die ganze Mathematik in sich aufnehmen kann, also jedenfalls durch die Kritik die Grenze festzusetzen ist, wo die Philosophie aufhört und die Mathematik beginnt. Um nun aber jene Frage entscheiden zu können, müssen wir zuvor wissen, was die Mathematik selbst ist, welche Stellung im System der Wissenschaften sie einnimmt und namentlich wie sie sich zur Philosophie verhält. Da der Verfasser diesen Punkt nur gelegentlich an einzelnen Stellen berührt, auch die Meinungen der Gegenwart hierüber keineswegs einstimmig sind, so glaubt Referent sich hierauf etwas näher einlassen zu müssen.

Man theilt die Wissenschaften im Allgemeinen ein in empirische und apriorische. Unter jenen versteht man solche, welche die Erfahrung zur Grundlage und zum Gegenstand haben, deren Aufgabe nur darin besteht, die Erfahrungen zu beobachten, zu sammeln, zu ordnen und — das Höchste was die Empirie erreichen kann — das allgemeine Gesetz aufzufinden, welchem eine bestimmte Summe einzelner Erfahrungen unterworfen ist, nach welchem die eine aus der andern nothwendig folgt und die einzelnen, die vorher gleichgiltig gegen einander nur aggregaterweise wegen äußerer Aehnlichkeit zusammengestellt waren, zu einem schönen Ganzen sich zusammenschließen. Diesen empirischen Wissenschaften gegenüber sind die apriorischen solche, welche ihren Gegenstand abgesehen von aller Erfahrung rein aus sich selbst heraus nach den formal logischen Gesetzen entwickeln. Soll der Mathematik in dieser Eintheilung ihre Stelle angewiesen werden, zu welcher von beiden Classen dieselbe gehöre, so wird die allgemeine Antwort sein: zu der letztern, zu den apriorischen Wissenschaften. Denn die Mathematik sieht ab von aller und jeder Erfahrung; von ihren Grundbegriffen aus schreitet sie mit streng logischer Consequenz weiter, ohne sich um die Welt außer ihr zu kümmern. Ob ein Dreieck wirklich existirt oder nicht, ist für die Mathematik vollkommen gleichgiltig; es ist dennoch unumstößlich gewiß, daß die drei Winkel desselben zusammen zweien rechten gleich sind.

(Fortsetzung folgt.)

*) Vorliegender Aufsatz war bereits niedergeschrieben, als Referent die Recension desselben Werkes von Hrn. Dr. Menzzer in diesen Jahrbüchern Nr. 196 — 198 zu Gesicht bekam. Hr. Dr. Menzzer jedoch betrachtet das Werk rein nach seiner philosophischen Seite, Referent dagegen, da dasselbe jedenfalls auch für Mathematiker geschrieben ist, vom mathematischen Standpunkte aus, so daß sich beide Beurtheilungen gegenseitig ergänzen.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 290. 6. December. 1842.

Noch ein Wort über die Philosophie der Mathematik bei Gelegenheit der Schrift des Herrn Frantz.

(Fortsetzung.)

Jeder, der einmal die Elemente der Mathematik gefaßt hat, kann, wenn er gesunden Menschenverstand besitzt und folgerichtig schließt, von selbst neue mathematische Wahrheiten entdecken, so viel er will, ohne irgend die Erfahrung zu Rathe zu ziehn. Die letztere kann zwar manchmal zur Probe dienen, oft sogar Fingerzeige geben, wie die Lösung einer Aufgabe zu versuchen ist; aber diese Lösung selbst ist darum doch von der Erfahrung unabhängig; was schon daraus hervorgeht, daß die Erfahrung selbst nirgends als Beweis gebraucht werden kann, sondern ein solcher immer rein apriorisch, nur aus dem Verstande zu führen ist. So sehr nun aber von dieser Seite betrachtet der Mathematik die Stellung unter den apriorischen Wissenschaften zu vindiciren ist, so läßt sich doch auch auf der andern Seite nicht Unerhebliches anführen, was ihr dieses Recht wieder streitig machen könnte. Die hauptsächlichste, wenn nicht die einzige, wahrhaft apriorische Wissenschaft ist die Philosophie. Betrachten wir nun das Verhältniß der Mathematik zu dieser, so scheint eben das, was die Mathematik von derselben unterscheidet, sie in das Gebiet der empirischen Wissenschaften hinüberzuweisen. So viel wird Jedermann zugeben, daß die Mathematik nicht Philosophie ist — Philosophie natürlich im gewöhnlichen deutschen Sinne genommen; dem Engländer freilich ist die Mathematik eigentlich allein Philosophie. — Die Mathematik unterscheidet sich also von der Philosophie. Wodurch nun? Sehen wir zunächst auf die Form, so ist die Philosophie wesentlich System; das soll aber die Mathematik auch sein, wenn sie es auch bis jetzt noch nicht wäre. Systematisch müssen beide sein, aber doch in verschiedenem Sinne. Systematisch ist die Philosophie nicht bloß in ihrer äußern Anordnung, so daß nichts gesagt wird, was nicht seinen Grund im Vorhergehenden hätte, sondern auch in Beziehung auf ihren Inhalt. Ist der Begriff einer philosophischen Disciplin gegeben, so muß sich aus diesem mit Nothwendigkeit auch der Inhalt derselben ergeben; die ganze Disciplin muß aus dem Begriff heraus construirt werden, wenn sie eine philosophische sein soll. Nicht so bei der Mathematik. Das Systematische, was auch in der Behandlung dieser gefordert werden muß, bezieht sich bloß auf die äußere Darstellung und die Methode; der Inhalt dagegen ist dem System ganz fremd. Während in eine Kantische Metaphysik Hegelsche Ideen unmöglich eingereiht werden können, würde dagegen Euler nicht die mindeste Schwierigkeit haben, die neuern Entdeckungen und Erweiterungen der Mathematik vollkommen sich anzueignen; und umgekehrt während jedes philosophische System zwar die ihm vorangehenden zur nothwendigen Grundlage hat, aber diese doch nicht als solche in sich aufnehmen kann, sondern negativ gegen dieselben sich verhalten muß; so baut dagegen die Mathematik nur weiter auf dem Grunde, der einmal für immer gelegt ist; was einmal bewiesen ist, ist für immer wahr und kann von keiner Zukunft umgestoßen werden. Diese Erscheinung ließe sich gar nicht begreifen, wenn nicht der Inhalt der Mathematik als solcher gegen das System, gegen die Methode ganz gleichgiltig wäre. Die Methode der Mathematik hat auch eine Entwicklung, einen Fortschritt, wie die Philosophie, aber nicht der Inhalt, eben weil dieser nicht aus dem Begriff der Mathematik selbst heraus construirt werden kann, also nicht mit der Methode zugleich gegeben ist, wie bei der Philosophie. Dagegen sagt unser Verfasser S. 2: der Inhalt der Mathematik sei allerdings äußerlich bestimmt durch das Belieben gesetzt, aber dennoch habe derselbe *an sich* ein Princip der Ordnung; er sei nicht bloßes Zusammen- und Anhäufen desselben, er enthalte Entwicklung an sich. Allein wo wäre denn dieses Princip der Entwicklung zu suchen? In dem Stoff selbst kann dasselbe nicht liegen, da überhaupt in einem bloßen Stoff an sich keine Entwicklung ist; Entwicklung entsteht erst durch die Methode. Aber diese verhält sich ja in der Mathematik nur äußerlich zum Stoff, kann also auch jenes Princip für die Entwicklung des Stoffs nicht enthalten. Wo Stoff und Methode aus einander fallen, was der Verfasser von der Mathematik selbst zugibt, da hört alle immanente Entwicklung auf und ist nur eine äußerliche Verbindung möglich.

Diese Verschiedenheit zwischen Mathematik und Philosophie, daß bei der Mathematik an eine immanente

Entwicklung ihres Inhalts nicht zu denken ist, zeigt sich auch äußerlich darin, daß es nicht möglich ist, das begrifflich Zusammengehörige auch immer zusammenzustellen, daß vielmehr gewisse Lehren selbst in einem System der Mathematik nur in einzelne Stücke zerrissen und durch anderweitige Materien getrennt vorgetragen werden können. Das beste Beispiel hierfür ist die Lehre von den Potenzen. Ehe ich Potenzen mit imaginären Dignanden und imaginären Exponenten definiren kann, müssen Untersuchungen vorausgeschickt werden, die selbst wieder die Lehre von den ganzen Potenzen zur Voraussetzung haben. So sehr also die imaginären Potenzen und die ganzen Potenzen begrifflich eng zusammengehören, müssen doch beide im System durch jene andern Untersuchungen getrennt werden, welche zunächst der Lehre von den Potenzen fremd sind. Die Anordnung des mathematischen Stoffs hat so nur den äußerlichen Zweck, daß keine Behauptung unerwiesen dastehe, sondern auf Vorhergehendes sich stütze. Der Inhalt als solcher ist gegen diese Anordnung vollkommen gleichgiltig. Ob ich in der ebenen Geometrie die Lehre von der Aehnlichkeit der Figuren der Lehre vom Kreise vorausschicke oder nachfolgen lasse, ist für das Ganze von keinem Moment; die Entscheidung können höchstens pädagogische Rücksichten geben.

Von dieser Seite betrachtet daher stellt sich die Mathematik den empirischen Wissenschaften ganz zur Seite. Wie das ganze Geschäft jener nur darin besteht, das einmal Gewonnene zu sammeln und systematisch zu ordnen, so haben auch die empirischen Wissenschaften nur die Aufgabe, die verschiedenen Entdeckungen und Erfahrungen zu sammeln und zu einem logisch geordneten Ganzen zu vereinigen. Wie hier von einem Abschlusse des Systems nie die Rede sein kann, da jeder Tag Neues bringt, so ist das Gebiet der Mathematik ein unbegrenztes. Es sind nicht blos Berichtigungen, Erweiterungen in einzelnen Punkten möglich, wie bei einem geschlossenen philosophischen Systeme; sondern ganz neue Gebiete können eröffnet, ganz neue Betrachtungsweisen entdeckt werden, und dennoch reihen sie sich alle ganz leicht in das alte System ein, gerade wie bei den Naturwissenschaften neue Entdeckungen an die alten sich anschließen, ohne diese aufzuheben. Aber trotz dieser großen Aehnlichkeit wird doch Niemand die Mathematik eine Erfahrungswissenschaft nennen. So sehr sich die Mathematik von der Philosophie, so sehr unterscheidet sie sich auf der andern Seite auch von den empirischen Wissenschaften. Diese gehen von dem Einzelnen aus und suchen zu diesem das Allgemeine zu gewinnen, ihre Methode ist daher wesentlich Induction. Die Mathematik hat dagegen das Allgemeine schon zu seiner Voraussetzung, von einer eigentlichen Induction kann bei ihr nicht die Rede sein, — denn die sogenannte Beweisform der vollkommenen Induction ist eben, weil dieselbe eine vollkommene sein soll, keine Induction mehr, und verschwindet auch von selbst, je mehr es gelingt in das Wesen der Sache einzudringen. — Den empirischen Wissenschaften ist das Einzelne von außen gegeben, während die Mathematik das Einzelne aus sich selbst entwickelt, alle mathematischen Begriffe, Sätze u. s. w. sind gewissermaßen nur Explicationen der allgemeinen Voraussetzungen der Mathematik.

Ist so in Betreff der Form die Mathematik mit den empirischen Wissenschaften und der Philosophie auf der einen Seite verwandt, auf der andern aber auch von beiden geschieden: so gilt dasselbe in Beziehung auf den Inhalt; und jenes Verhältniß in Betreff der Form ist nur die nothwendige Folge aus der Beschaffenheit des Gegenstandes, mit dem sich die Mathematik beschäftigt. Die Philosophie ist voraussetzungslos, ihr Gegenstand ist nicht ein äußerlich vorgefundener, sondern sie schafft ihn sich selbst, sie erzeugt ihn aus sich selbst; sie ist Denken über das Denken. Der Inhalt der empirischen Wissenschaften auf der andern Seite ist als solcher, als dieser einzelne unmittelbar von außen gegeben, die einzelnen Erfahrungen, Experimente u. s. w., und nichts gehört in dieselben, was nicht so von außen in der Natur gegeben ist. Der Inhalt der Mathematik dagegen ist weder schlechthin gegeben, noch construirt sie sich denselben rein aus sich selbst. Die Mathematik hat zu ihrem Gegenstande theils die verschiedenen Verbindungen, welche mehrere Zahlen mit einander eingehen, die Operationen mit Zahlen, theils die Betrachtung der Verhältnisse des Raums, theils, in der Mechanik, die Untersuchung der Beziehungen, welche zwischen mehreren Kräften stattfinden. Die Zahlen, die Räume, die Kräfte sind nun der Mathematik schlechthin gegeben, sie hat diese Begriffe zu ihrer nothwendigen Voraussetzung und kann dieselben nicht aus sich selbst erzeugen; aber diese Zahlen, Räume, Kräfte sind nicht der Gegenstand der Mathematik als solche, sondern nur ihre Verhältnisse, ihre Beziehungen zu einander; und diese letztern sind das reine Product des Verstandes und kommen in der Mathematik auch nur insofern in Betracht, als sie rein apriorisch aus jenen allgemeinen Grundbegriffen abgeleitet sind. Es kann einen Kreis in der Natur geben, aber in der Mathematik betrachte ich nicht diesen von außen mir gegebenen Kreis; um das Verhältniß von Umfang und Durchmesser zu finden, messe ich nicht beide an einem empirischen Kreise und suche so ihr Verhältniß, sondern rein apriorisch aus dem Begriff des Kreises selbst muß sich das Gesuchte ergeben. Die Mathematik entwickelt ihren Inhalt im Einzelnen rein apriorisch, und dieß ist die Seite, nach welcher sie der Philosophie sich nähert und von den empirischen Wissenschaften sich scheidet; sie hat aber ihre allge-

meine Grundlage als etwas Vorgefundenes, und nach dieser Seite unterscheidet sie sich von der Philosophie und bekommt eine gewisse Aehnlichkeit mit den empirischen Wissenschaften. In der Philosophie ist das Allgemeine und das Einzelne, das ganze System Erzeugniß des Denkens; in der Mathematik ist das Allgemeine gegeben, das Einzelne dagegen Produkt des Verstandes; in den empirischen Wissenschaften ist das Einzelne als solches unmittelbar gegeben und das Allgemeine, das Naturgesetz, gesucht.

Woher hat nun aber die Mathematik jene ihre allgemeine Grundlage? Woher jene Begriffe von Zahlen, Räumen, Kräften? Offenbar aus der Natur. Eben darauf beruht die allgemeine Anwendbarkeit der Mathematik auf Naturerscheinungen, daß sie ihre allgemeine Grundlage nur von diesen entlehnt hat. Näher ist es nicht die Natur überhaupt, aus welcher die Mathematik ihren Stoff erhält, sondern die todte Natur, die Natur, sofern sie nach mechanischen Gesetzen wirkt. Das Dynamische, das Lebendige, das Freie fällt nicht unter die Mathematik; die Geschichte wird man nie mathematisch berechnen können; und nur insofern kann auch auf diese Gegenstände die Mathematik Anwendung finden, sofern sie als todte Masse, als mechanischen Gesetzen unterworfen betrachtet werden, wie dieß in der Wahrscheinlichkeitsrechnung geschieht, die sich allerdings ihrem Wesen nach auf das Freie, Zufällige bezieht, aber eben nur in so weit, als auch das Zufällige im großen Ganzen betrachtet einer gesetzmäßigen Nothwendigkeit unterworfen ist. Aus der todten Natur also nimmt die Mathematik ihren Gegenstand; aber auch in dieser findet sich derselbe nicht als solcher. Die Zahl, der Raum an sich, die Kraft existiren nicht als solche, sondern diese Begriffe, wie sie die Mathematik voraussetzt, sind bloße Abstractionen aus der Natur, nirgends wirklich, aber doch die Form alles Seienden. Die Mathematik verhält sich so zu den Naturwissenschaften, wie die allgemeine Größenlehre zu den besondern, der Geometrie und Mechanik. Wie in jener die Voraussetzungen dieser enthalten sind, wie jene betrachtet, was auf diese gemeinschaftlich Anwendung findet; so betrachtet die Mathematik die allgemeinen Formen alles Natürlichen, noch ganz abgesehen von der Erfüllung mit concretem Inhalt; sie stellt die allgemeinen Normen und Gesetze auf, nach welchen alle Naturerscheinungen sich richten müssen. Wenn irgendwo in der Natur die Verhältnisse eintreffen, die Voraussetzungen stattfinden, welche die Mathematik macht, so gelten nothwendig auch die Consequenzen, welche diese aus jenen zieht. Wenn in der Natur ein Kreis existirt, so hat er nothwendig dasselbe Verhältniß von Umfang und Durchmesser, wie das in der Geometrie apriorisch gefundene. Die Mathematik arbeitet so den Naturwissenschaften vor, sie erleichtert diesen ihr Geschäft, indem sie alle die Consequenzen schon zum Voraus zieht, welche ohne Rücksicht auf den besondern Inhalt sich ziehn lassen. Soll daher bestimmt entschieden werden, so möchte Referent die Mathematik lieber den empirischen als den apriorischen Wissenschaften zutheilen, da sie ihren Stoff von jenen entlehnt und die allgemeine Grundlage derselben zu werden bestimmt ist; hiermit ist auch der Verfasser vorliegender Schrift S. 113 vollkommen einverstanden.

Die Philosophie nun hat vermöge ihres Begriffs nothwendig das Bestreben in sich, zur Wissenschaft κατ᾽ ἐξοχήν zu werden und so das, was in den andern sogenannten Wissenschaften, den historischen, den Naturwissenschaften und der Mathematik Wissenschaftliches ist, in ihr Gebiet zu ziehn; sie wird so zur Philosophie der Geschichte, Naturphilosophie, Philosophie der Mathematik. Es fragt sich: inwiefern ist die Philosophie dazu berechtigt? Die Philosophie ist Denken und zwar Denken im höchsten Sinn, ideales Denken, die Wissenschaft der Ideen. In ihr Gebiet gehört Alles, sofern es eine ideale Seite an ihm hat und nur sofern es diese hat. Das was schlechterdings der Idee unzugänglich, nicht einmal Moment der Idee werden kann, ist nothwendig von der Philosophie ausgeschlossen. Sehn wir nun die empirischen Wissenschaften darauf an, ob sie dieser Bedingung entsprechen, so ist zu sagen, daß in der Natur allerdings eine Entwicklung, ein idealer Fortschritt sich zeigt, und zwar um so mehr, je mehr wir uns dem freien Geiste nähern. Die Naturphilosophie ist daher vollkommen berechtigt, sofern sie bei dem Allgemeinen stehn bleibt, nicht weiter als die allgemeinen Ideen der Natur zu deduciren sich unterfängt. Sobald dieselbe sich aber in das Einzelne einläßt, laufen nothwendig Willkürlichkeiten und in Folge derselben der Erfahrung widersprechende Resultate mit unter; um so mehr, je todter, je abstracter die Erscheinung ist, die deducirt werden soll. Hegel's Naturphilosophie gibt davon Beispiele genug; Referent erinnert nur an die Deduction der Kepler'schen Gesetze und des Fallgesetzes, die bisher noch Niemand verstanden hat. Hegel beschränkt sich hier nicht auf das wahrhaft Ideale in der Natur, auch das abstract Mathematische in derselben sollte deducirt werden, und so ist es kein Wunder, wenn kein befriedigendes Resultat herauskam. Unser Verfasser sucht zwar diese Deductionen nach Kräften zu verbessern, aber mit keinem günstigen Erfolge. Diese Beschränkung auf das Allgemeine kann aber für die Philosophie so wenig eine wahre Schranke sein, daß vielmehr gerade ihr Stolz darin besteht. Das Einzelne hat immer die Seite der Zufälligkeit an ihm und als solches ist es ein der Philosophie unwürdiges Object. Referent stimmt in dieser Beziehung ganz dem bei, was der Verfasser S. 61 bemerkt: „die Philosophie findet daran eine nothwendige Schranke, daß

die Natur eine unendliche, unmittelbar bestimmte Mannichfaltigkeit ist, welche ebenso nur unmittelbar erkannt d. i. sinnlich aufgenommen werden kann; aber diese Schranke ist für die Philosophie keine, da sie eben nur auf den Begriff geht, der in solchen sinnlichen Einzelnheiten sich nicht als solcher manifestirt. Es gehört der Empirie an, in diesem Gebiete die Gesetzmäßigkeit zu erkennen."

Wie steht es nun aber in dieser Rücksicht mit der Mathematik? Wie weit kann auch die Mathematik Gegenstand der Philosophie werden? Das ist jedenfalls klar, daß die mathematischen Kategorien nothwendige Denkformen sind und daher an ihrem Ort in der Logik zur Sprache kommen müssen. Weiter bildet das mathematische Erkennen eine nothwendige Entwicklungsstufe des menschlichen Geistes, und die Philosophie hat daher aufzuzeigen, wie der Geist dazu kommt; es muß aufgezeigt werden, wie die mathematischen Abstractionen, die Begriffe der Zahlen, Räume, Kräfte für das Bewußtsein entstehn. Endlich ist die Philosophie Wissenschaftslehre und als solche ist sie befugt, nachdem der Begriff der Mathematik und die Voraussetzungen derselben deducirt sind, die hieraus nothwendig sich ergebende Methode der Mathematik zu bestimmen. Aber damit ist auch ihr Geschäft zu Ende. Das Nothwendige an der Mathematik, das wahrhaft Begriffliche sind eben nur ihr Begriff selbst, ihre Grundvoraussetzungen und ihre Methode. Alles Weitere d. h. der ganze Inhalt der Mathematik ist als äußerlich bestimmter, als blos abstracter kein Gegenstand der Philosophie; er hat kein Princip der Entwicklung in sich und kann daher auch nicht deducirt werden. Die Philosophie als das ideale Denken kann nun und nimmermehr auf blos abstracte Sätze, die in sich selbst kein Leben haben, sich richten; und thut sie dieß dennoch, so muß sich dies auch a posteriori zeigen durch die Willkür, mit der sie dabei nothwendig verfährt. Dies finden wir vollkommen bestätigt, wenn wir die vorliegende Schrift ihrem Inhalte nach näher betrachten.

Den ersten Theil „vom Element der Mathematik" übergeht Referent, weil es sich hier blos um rein philosophische Bestimmungen handelt. Der zweite Theil enthält das mathematische Erkennen, die Methode der Mathematik. Hier ist allerdings noch Manches zu leisten. Dem Mathematiker als solchem ist in der Regel die Erweiterung seiner Wissenschaft die Hauptsache; die Methode kommt nur so nebenbei auch in Betracht, da man sich einmal nicht aller Methode geradezu entschlagen kann. Aber dieses Reflectiren auf die Methode wird dem Mathematiker um so schwerer, weil er dabei über sein eigentliches Gebiet hinausgehn und auf das Feld der Philosophie sich hinüberbegeben muß. So geschieht es, daß gerade in der Gegenwart so mannichfach über die Methode der Mathematik von den Mathematikern selbst gestritten wird, aber gewöhnlich mit blindem Eifer ohne deutliches Bewußtsein, was man denn eigentlich wolle; man bewegt sich immer nur innerhalb der Mathematik selbst, ohne auf die Principien derselben zurückzugehen, was doch nothwendig ist, wenn über die Methode etwas entschieden werden soll. Aus dem oben über den Begriff der Mathematik und besonders über ihr Verhältniß zu den Naturwissenschaften Gesagten lassen sich in dieser Beziehung die fruchtbarsten Bestimmungen ableiten; Bestimmungen, welche practisch in den Werken Ohm's, wenn gleich nicht vollkommen rein, durchgeführt sind. Der Verfasser hätte sich um die Mathematik ein großes Verdienst erwerben können, wenn er darauf seine Aufmerksamkeit gerichtet, wenn er z. B. den Streit über das Rechnen mit allgemeinen unendlichen Reihen und Aehnliches im Lichte der Philosophie betrachtet hätte. Statt dessen finden wir ziemlich müßige, ja oft triviale Reflexionen über das ganz Aeußerliche der Methode, daß der mathematische Stoff in Form von Axiomen, Definitionen, Lehrsätzen zusammengestellt werden müsse; über die Stellung der verschiedenen Theile der Planimetrie; über analytische und synthetische Methode, die er, beiläufig bemerkt, mit den Methoden der Arithmetik und Geometrie identificirt, etwa durch den Namen Analysis verleitet? Von dem, was man erwartet, von dem wahren Wesen der mathematischen Methode ist keine Spur vorhanden. Der Verfasser mag Philosoph sein, er mag schöne naturwissenschaftliche Kenntnisse besitzen, wie er denn damit zu prunken liebt; Mathematiker ist er keiner; von der Hauptfrage unserer Zeit in Betreff der mathematischen Methode hat er auch nicht die entfernteste Ahnung.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 291. 7. December. 1842.

Noch ein Wort über die Philosophie der Mathematik bei Gelegenheit der Schrift des Herrn Frantz.

(Schluß.)

Der dritte Theil behandelt die Entwicklung der Mathematik, die angebliche Deduction des mathematischen Stoffes. Aber hier gerade bestätigt sich unsere obige Behauptung, daß die Philosophie bei einem solchen Unternehmen nothwendig Willkürlichkeiten genug sich zu Schulden kommen lasse. Schon das muß zum Voraus auffallen, daß bei dieser ganzen Deduction ein wesentlicher Theil der reinen Mathematik ganz mit Stillschweigen übergangen ist, die Mechanik nämlich. Zwar tritt in dieser die Anwendung weit stärker und unmittelbarer hervor, als bei der Geometrie, aber darum ist dieselbe doch nicht bloße angewandte Mathematik. Vielmehr abgesehen von allen Anwendungen bleibt noch ein schöner Theil der Mechanik zurück, gerade das worauf es vor Allem ankommt. Wie aber die Geometrie nicht den Raum als solchen, sondern die verschiedenen Gestaltungen in demselben betrachtet, so die Mechanik nicht die abstracte Kraft als solche, sondern die mit verschiedenen Eigenschaften begabt gedachten Kräfte. Wie die Geometrie Figuren betrachtet ganz abgesehen von ihrem empirischen Vorkommen, so die Mechanik bestimmte Kräfte, mögen diese wirklich in der Natur existiren oder nicht. Darum so wenig die Geometrie angewandte Mathematik ist, so wenig die Mechanik. Und auch das kann keinen Unterschied begründen, daß die Mechanik die Geometrie voraussetzt; denn diese setzt wiederum die Analysis voraus und ist darum doch nicht blos angewandte Analysis. Dagegen sagt der Verfasser S. 181: eben insofern die Mechanik Wissenschaft der Kräfte und Bewegungen sei, sei sie ein Theil der Naturwissenschaft und nicht der Mathematik. Die Meinung dabei kann doch nur die sein: weil die Kräfte und Bewegungen in der Natur sich finden, so müsse die Wissenschaft, welche mit jenen sich beschäftige, zu den Naturwissenschaften gehören. Dieser Satz ist an sich richtig, paßt aber nicht auf die Mechanik; denn diese beschäftigt sich ja nicht mit den Kräften und Bewegungen, sofern sie in der Natur vorkommen, sondern nur sofern sie durch den Verstand apriorisch gesetzte besondere Modificationen des abstracten Begriffs der Kraft sind. Aus demselben Grunde müßte auch die Stereometrie zu den Naturwissenschaften gerechnet werden, weil ja in der Natur auch Körper vorkommen.

Weiter zeigt sich die Willkür des Verfassers darin, daß er Geometrie und Analysis — das Wort im weitesten Sinne genommen als den ganzen rechnenden Theil der Mathematik umfassend — bunt durch einander wirft und beide durch einander bedingt sein läßt, besonders aber darin, daß er sich so gern auf die abstracte Allgemeinheit der Mathematik beruft, vermöge welcher dieselbe es nicht beim Begrifflichen bewenden lasse, sondern stets über dasselbe zur schlechten Allgemeinheit hinausgehe. Dies ist freilich eine bequeme Kategorie, um die Nichtdeduction dessen zu entschuldigen, was sich nicht unter das Joch philosophischer Formeln zwängen lassen will. So wird mit dem mathematischen Stoff ganz frei geschaltet, bald weggelassen, bald hinzugefügt, wie es dem Verfasser gerade in den Sinn kommt. Alles anzuführen, würde zu weit führen; Referent beschränkt sich daher darauf, einzelnes Wichtigere hervorzuheben.

S. 118 ff. finden wir eine neue Paralleltheorie, die aber ebenso verunglückt ist, wie ihre Vorgängerinnen. Der bekannte Euklidische Grundsatz wird verworfen und ein neuer an dessen Stelle gesetzt, der aber nicht minder ein zu erweisender Lehrsatz ist, als jener. Aber auch diesen Grundsatz zugegeben, wird die Paralleltheorie doch dadurch um nichts besser. Dieselbe besteht aus fünf Lehrsätzen, die ohne Beweise hingestellt werden. Für die drei ersten biete zwar die Planimetrie noch keine Beweise dar; aber dieselben seien so einfach, daß sich der Verfasser ihrer füglich enthalte. Aber von diesen ist der dritte gerade die crux, um die es sich handelt, der Hauptsatz der ganzen Parallelentheorie, dessen Beweis, nicht dessen Aussage erwünscht wäre; und was zum Beweis desselben die beiden ersten Sätze beitragen sollen oder in welcher Verbindung sie überhaupt damit stehen, ist nicht klar*).

*) Herr Dr. Menzzer, l. c. S. 791, citirt die Parallelentheorie des Verfassers als „eine Probe des Einflusses, welchen die philosophische Betrachtungsweise auf die Entwicklung des Systems der Mathematik selbst ausübe.“ Wahrlich

S. 129 ff. werden ganz mit Anschließung an Hegel die verschiedenen Rechnungsarten der Arithmetik deducirt. Die erste Stelle hierbei nimmt das Numeriren ein. Allein dieses gehört gar nicht in die allgemeine Arithmetik. Denn soll, wie die Erklärung ist, darunter verstanden werden das Entstehen der Zahlen als solcher, so gehört dies gar nicht in die Mathematik; die Zahlen sind für diese Voraussetzung. Versteht man aber darunter, wie gewöhnlich, die Lehre von der Bezeichnung der Zahlen, so kann diese keine besondere Rechnungsart begründen, am wenigsten die erste, da die Principien derselben erst in den eigentlichen Rechnungsarten, namentlich in der Lehre von den Potenzen begründet sind. Das Numeriren in diesem letztern Sinn setzt immer schon ein bestimmtes Zahlensystem voraus und findet daher in der allgemeinen Arithmetik keine Stelle.

Von der Potenz gibt der Verfasser S. 131 die Hegelsche Definition, sie sei die Einheit der Einheit und der Anzahl, also das Quadrat. Die höhern Potenzen stellen die Potenzenbestimmung veräußerlicht und verschlechtert dar. In den höhern Potenzen sei so viel von dem Wesen der Potenz, als Quadratisches in ihnen sei. Deßhalb seien alle Regeln über die Potenzenrechnung, auch alle weitern Formen, die aus der Potenz hervorgehen, an dem Quadrat vollkommen zu erkennen, und die Operationen mit höhern Potenzen recurriren auf das Quadrat. Es ist kaum glaublich, wie dies Jemand behaupten kann, der auch nur oberflächlich in das nächste beste Lehrbuch der niedern Analysis einen Blick geworfen hat. Um nur Ein Beispiel anzuführen, der Logarithme ist doch eine Form, die aus der Potenz hervorgeht; wie wäre man aber vom bloßen Quadrat aus je zu den Logarithmen gekommen? wie ist es irgend möglich dieselben an dem Quadrat „vollkommen zu erkennen?“ Das Quadrat als solches ist eben an sich nur Product und nichts weiter; der Begriff der Potenz selbst ergibt sich erst, wenn man zu den höhern Potenzen weitergeht. Daß der Verfasser hier überhaupt in das Verständniß der Sache nicht einzudringen vermochte, gesteht er selbst, wenn er S. 132 sagt: „daß überhaupt die nte Potenz n Wurzeln hat, wie es die Mathematik beweist und die Formen derselben entwickelt, davon muß ich gestehen den Grund nicht angeben zu können.“ Solche Resultate haben keinen philosophischen, sondern nur einen mathematischen Grund und beweisen eben dadurch, daß die Philosophie sich enthalten sollte, auch den Inhalt der Mathematik deduciren zu wollen.

War das Numeriren ohne Grund den Rechnungsarten hinzugefügt, so wird dagegen das Logarithmiren übergangen. „Will man, heißt es S. 131, die Rechnungsarten nicht ohne allen Begriff blos nach der Aeußerlichkeit der Operationen bestimmen, so kann der Logarithme keine besondere Rechnungsart begründen. So oft könnte man eben so gut eine Sinus- oder Cosinus-Rechnung aufstellen.“ Mit diesem Einwurf zeigt aber der Verfasser nur, daß ihm die wahre Einsicht in das Wesen der Logarithmen im Gegensatz gegen die trigonometrischen Functionen fehlt. Sinus, Cosinus sind blos abgekürzte Bezeichnungen für unendliche Reihen und weiter nichts, und können daher allerdings keine besondere Rechnungsart begründen. Der Logarithme dagegen ist mit der Potenz zugleich gegeben, der Logarithme ist ein bestimmter Ausdruck, nicht blos eine unendliche Reihe. Es läßt sich von demselben eine bestimmte Definition geben, was bei dem Sinus und Cosinus nicht der Fall ist, da die geometrischen Definitionen derselben für die Analysis keine Bedeutung haben und für das, was die Analysis darunter versteht, auch nicht ausreichen würden. Es wird aber gegen das Logarithmiren noch eine weitere Instanz geltend gemacht. Insofern die Logarithmenrechnung die Aufgabe enthielte, für jede beliebige Zahl den Logarithmen zu finden, sei dieselbe durch die ein für allemal berechneten Tafeln abgemacht und ebendamit für keine allgemeine Rechnungsart erklärt. Allein abgesehen davon, daß noch keine Tafeln existiren, um für jede Basis den Logarithmen jeder Zahl zu finden, so ist eben jenes nur eine sehr untergeordnete Aufgabe der Lehre von den Logarithmen; gerade wie das Einmaleins nur eine sehr untergeordnete Aufgabe der Lehre vom Multipliciren bildet und dieses dadurch keineswegs als besondere Rechnungsart abgethan ist. Der Logarithme hat nicht blos Bedeutung, sofern er der Logarithme einer bestimmten Zahl ist und zur Abkürzung der Rechnung dient; seine Hauptbedeutung besteht in dem Gebrauch, den die Analysis von dem ganz allgemeinen Logarithmen macht.

Wir bekommen so sieben Rechnungsarten. Daß gerade so viele sind, davon läßt sich leicht auch ein rationeller Grund angeben. Wir haben zunächst drei direkte Operationen, Addiren, Multipliciren, Potenziren; warum es nur drei sind, wird sich sogleich zeigen. Jeder dieser directen Operationen entsprechen nun dem Begriffe nach zwei indirekte. Nämlich die Summe, das Product, die Potenz entstehen stets durch die Verbindung zweier Zahlen — wenn ich drei Zahlen addire, so muß ich doch zuerst die zwei ersten addiren und dann erst zu der Summe derselben die dritte. — Das Umgekehrte des Addirens, Mul-

wenn die Philosophie noch nichts Besseres für die Mathematik geleistet hätte, würde sie besser daran thun zu schweigen. Hr. M. selbst übrigens ist mit des Verfassers Theorie auch nicht ganz einverstanden. Seine eigene Definition aber setzt voraus, daß zwei Linien, die mit einer dritten gleiche Winkel bilden, auch mit jeder andern gleiche Winkel bilden, was zu beweisen wieder eigenthümliche Schwierigkeiten haben möchte. Das jedoch ist anzuerkennen, daß wenn von Parallellinien eine adäquate Definition gegeben werden soll, auf den Begriff der Richtung zu recurriren ist.

tiplicirens, Potenzirens wird daher sein, daß ich von der Summe, dem Product, der Potenz nach einander zu den beiden Zahlen zurückgehe, durch deren Verbindung sie entstanden sind. Versucht man dies, so findet man, daß die beiden dem Addiren und ebenso die beiden dem Multipliciren entsprechenden indirecten Rechnungsarten je in eine zusammenfallen, weil die beiden Zahlen, die die Summe und das Product bilden, gegen die Summe und das Product sich gleich verhalten; ich mag sie vertauschen wie ich will, die Summe, das Product bleiben dieselben. Nicht so bei der Potenz. Hier dürfen Dignand und Exponent nicht mit einander vertauscht werden, und darum gibt es hier zwei indirecte Rechnungsarten, das Radiciren wenn ich von der Potenz aus zum Dignanden, das Logarithmiren wenn ich zum Exponenten zurückgehe. Eben darin aber, daß bei der Summe und dem Product die beiden Zahlen sich gleich verhalten, liegt die Nothwendigkeit von der Summe zum Product und vom Product zur Potenz weiter zu gehen. Eine weitere directe Rechnungsart als die Potenz aber ist nicht möglich, weil hier jener Umstand nicht mehr stattfindet.

Das Wesen der Differentialrechnung fand Hegel in dem Potenzenverhältniß, darin daß die Potenzen durch das Differentiiren auf einen niedrigern Grad herabgesetzt werden. Daß diese Auffassung einseitig ist, gibt unser Verfasser zu und setzt an die Stelle des Potenzenverhältnisses den Begriff des variabeln Verhältnisses überhaupt. Gegen diese Bestimmung läßt sich von mathematischer Seite nichts einwenden, weil sie nur der philosophische Ausdruck für eine bestimmte Betrachtungsweise der höhern Analysis, für die Methode der Grenzen ist. Der Verfasser kehrt aber dieses Verhältniß um; während er offenbar durch diese Methode auf seine Deduction der Differentialrechnung gekommen ist, gibt er sich den Schein, als ob er erst um dieser Deduction willen sich für die Methode der Grenzen entschiede. „Die Grenzenmethode enthält, heißt es S. 170, weil auf den Begriff gegründet, die allein wahrhafte Darstellung des Differentialquotienten. Da die Deduction des Differentialquotienten, welche diese Methode bedingt, die Entwicklung des Begriffs selbst ist, so ist dieselbe hiermit absolut gerechtfertigt, und alle Einwürfe, die von Seiten einer blos verständigen Reflexion dagegen gemacht werden können, von vorn herein abgewiesen, über welche es somit überflüssig ist ein Weiteres zu sagen." Allerdings eine bequeme Manier, eine Ansicht zu widerlegen. Aber in der Mathematik gilt ja eben nicht der Begriff, wie der Verfasser auf jeder Seite wiederholt. Die Grenzenmethode ist in Folge verständiger Reflexion aus der Methode des Unendlichkleinen hervorgegangen und darf sich daher selbst auch gegen eine verständige Reflexion nicht wehren, vor welcher sie allerdings nicht Stand zu halten vermag. Darin zwar ist Referent mit dem Verfasser vollkommen einverstanden, daß die Resultate der Methode des Unendlichkleinen zwar genau richtig, aber mit dem Schein der Ungenauigkeit behaftet sind, und daß darum jene Methode wissenschaftlich nicht anzuerkennen, aber für die Praxis vollkommen ausreichend und bequem ist. Aber sofern die Grenzenmethode zu ihrem Vortheil von dieser Methode sich unterscheidet, ist sie mit der Functionenrechnung Lagrange's, für welche sich auch Hegel entscheidet, identisch; sofern sie aber von dieser abweicht, treffen sie alle Vorwürfe, die der Methode des Unendlichkleinen gemacht werden können.

Zum Schlusse werden noch ganz kurz, als an die Differentialrechnung sich anschließend, die Integral-, die Variations- und die Differenzenrechnung berührt. Es ist hier wieder dieselbe Willkür, welche diese Lehren nur als den unwichtigern, unbegrifflichen Theil der höhern Analysis neben der Differentialrechnung gelten lassen will. Von der Differenzenrechnung ist es ohnedem ganz unrichtig, daß sie sich an die Differentialrechnung anschließe; sie ist vielmehr von dieser durchaus unabhängig und derselben eher coordinirt zu nennen.

Der Verfasser hat sich den Zweck gesetzt, durch seine Philosophie der Mathematik die Mathematik selbst zu fördern. Durch die Trennung von Philosophie und Mathematik, sagt er im Vorwort, habe nur die letztere verloren, welche in der Philosophie die Norm für ihre eigene wissenschaftliche Ausbildung haben müsse und nur in dieser sich selbst erkennen könne. Und wenn es selbst von Mathematikern zugestanden werde, daß ihre Wissenschaft noch dunkle Puncte habe, so sollte jene Dunkelheiten aufzuhellen ihr um so mehr Aufgabe sein, je mehr sie auf ihre sonstige Evidenz stolz sei; welches aber ohne Philosophie nicht geschehen könne. Allein der Verfasser täuscht sich sehr, wenn er glaubt, daß seine Schrift auf die Mathematik irgend einen Einfluß äußern werde. Auch wenn er, was er nicht gethan hat, die streitigen Puncte in Betreff der Methode vollkommen gelöst hätte, so würde doch die Form, in welcher er seine Resultate darbietet, jeden Mathematiker zurückschrecken. Der Mathematiker verachtet die Philosophie, weil dieselbe mit all ihren Kategorien und Deductionen ihm stets etwas Unklares bleibt, ihn über das was er will nicht aufzuhellen vermag. Die Philosophie kann allerdings, wie wir gesehen haben, in Betreff der Methode der Mathematik noch Manches leisten; aber diese Untersuchungen dürfen, wenn sie für die Mathematik wirklich von Nutzen sein sollen, nicht in Form philosophischer Deductionen und in Hegelsche Kategorien verhüllt, die der Mathematiker niemals verstehen wird, angestellt werden, sondern als Einleitung in die Mathematik, die mehr in der Form der Empirie den Mathematiker

über das Wesen seiner Wissenschaft aufklärt und Folgerungen für die Methode derselben daraus zieht. Die Logik mag die Kategorien der Mathematik deduciren; aber eine eigene Philosophie der Mathematik, die auch die mathematische Methode zu deduciren sich vorsetzt, wird stets ein verfehltes Unternehmen bleiben, sofern sie für den Philosophen als solchen von keinem Interesse und für den Mathematiker von keinem Nutzen ist. J. Z.

Die historischen Landes-Rechte in Schleswig und Holstein urkundlich. Mit einem Vorwort des Herrn Etatsrath N. Falck, Commandeur rc. Kiel 1842. Verlag von Christ. Bünsow.

Der Herausgeber dieser Schrift ist „der Sohn eines ehrlichen Historikers;" er ist durch diese Bezeichnung jedem gebildeten Bewohner der Herzogthümer Schleswig und Holstein bekannt, und wir dürfen ihn daher auch wohl den Auswärtigen namhaft machen als den geistreichen Arzt und Politiker Etatsrath Hegewisch in Kiel; der Vorredner aber ist vielleicht unter allen Gelehrten der Herzogthümer im Besitz des umfangreichsten Wissens besonders von den Rechten dieser Lande. Die Schrift ist „den beiden Ständeversammlungen und allen Wählern ehrerbietigst gewidmet" und mit dem schönen Motto aus der Frithiofs-Sage versehen:

„Vier Säulen, sagt man, tragen des Himmels Rund,
Es trägt das Recht, die Eine, des Thrones Grund.
Wenn Macht im Rath entscheidet, wird Unheil kommen,
Doch Recht bringt Ruhm dem König, dem Lande Frommen."

Mit diesem Motto ist der Zustand bezeichnet, der in den mit Dänemark verbundnen beiden deutschen Herzogthümern Schleswig und Holstein sich vorfindet. Diese Lande haben ein gemeinsames Recht, aber das Recht kam in Conflict mit der Macht und mußte unterliegen; die Macht entschied seit ihrem Siege allein und nur Unheil ist daraus entsprungen. Dies lehrt die Geschichte dieser Lande klar; dies könnte man hier nachweisen, wenn es jetzt unsre Aufgabe wäre. Worin das ehedem wirksame, jetzt ruhende, aber nicht aufgehobne Recht bestand, dies dem Volke Schleswig-Holsteins, den zur Theilnahme an der neuen Gestaltung seines Rechtszustandes Berufnen, den Wählern und den Abgeordneten besonders, klar zu machen und ans Herz zu legen, ist Zweck des Herausgebers und Vorredners. Auch wir wollen dies zuvörderst den Lesern dieser Blätter vor Augen stellen. Als die Stände Schleswigs und Holsteins auf gemeinschaftlichem Landtage im Jahre 1460 den König Christian I. von Dänemark, der zehn Jahre zuvor zum König von Dänemark gewählt worden, auch zum Regenten Schleswig-Holsteins wählten, jedoch so, daß er hier nicht gelten solle als ein König zu Dänemark, sondern in ganz andrer Qualität, fixirte er die theils hergebrachten, theils vermehrten Rechte des Landes in zwei Documenten, die in plattdeutscher Sprache abgefaßt, seitdem als die Grundlage des positiven Staatsrechts gelten. Diese beiden Documente sind hier in der Ursprache und mit gegenüberstehender deutscher Uebersetzung von Neuem abgedruckt; hinzugefügt sind Anmerkungen und Bestätigungen dieser „Magna Charta" theils mit bloßer Anführung, theils mit Auszügen aus den bezüglichen Documenten. Alle schleswig-holsteinischen Herzöge aber, sie mochten zugleich Könige von Dänemark sein oder nicht, haben ihre Bestätigung gegeben, der jetzt regierende Herzog am 13. März 1840. Beachtungswerth sind die Worte in der Bestätigung Christian III.: „Wir wollen und sollen auf alle und jede vorbeschriebene der Prälaten, Ritterschaft, Mannschaft und Städte Privilegien, Begnadigungen und Freiheiten, wie sie allenthalben in Schrift gestellt und verfaßt, wie sie in ihrem natürlichen Verstand, Meinung und Buchstaben stehen und begriffen sind, deuten und auslegen, und nicht anders deuten, auslegen und verstehen lassen, und alles derentwegen ihnen gnädig zum Besten kehren." Die wesentlichsten und auch für die jetzige Zeit noch wichtigen Rechte waren aber: 1) daß die beiden Lande Schleswig und Holstein ewig zusammen ungetheilt bleiben sollten; 2) daß keine Steuern auferlegt werden sollen den Einwohnern dieser Lande sammt und sonders ohne vorherige Einsicht und Bewilligung der zum Landtage versammelten Stände; 3) daß auch sonst über des Landes Wohl und innre Verwaltung mit dessen Vertretern verhandelt werde; 4) daß beider Lande Beamte aus beider Lande Einwohnern genommen werden sollen; 5) daß die Münze gleich sein solle der in Hamburg und Lübeck. Man sieht also, daß hier im Wesentlichen die constitutionellen Rechte jetziger Zeit enthalten sind, nämlich, das Recht der Steuerbewilligung und der Theilnahme an der Gesetzgebung, daß daneben eine Verwahrung der Selbständigkeit gegen Dänemark lag und eine Anschließung an das übrige Deutschland, also dieselbe Richtung, die gegenwärtig sehr lebendig hervortritt.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 292. 8. December. 1842.

„Die historischen Landes-Rechte in Schleswig und Holstein urkundlich."

(Fortsetzung.)

Zu Schleswig-Holstein gehörte zu der Zeit, als diese Verfassungsrechte constituirt wurden, theils mehr theils weniger, als jetzt dazu gehört; es gehörten dazu noch die Städte Hamburg und Lübeck und das Fürstenthum Eutin, es gehörte nicht dazu Dithmarschen und Nordfriesland. Diese nicht dazu gehörenden Landestheile beschickten, als sie später dazu kamen, nicht den schleswig-holsteinischen Landtag, allein sie übten doch gleiche Rechte aus in ihren Landesversammlungen. Die Vertretung des Landes entwickelte sich der Form nach allerdings mangelhaft, wie es in dem damaligen Zeitverhältnisse lag, denn sie entsprangen aus den Versammlungen des ganzen Volkes, der freien Ansäßigen des Volks nämlich, unter freiem Himmel, als man noch von keiner Sondrung der Stände wußte, als in diesen Landen noch der Landbauende — der Bauernstand — Alles in sich befaßte. Sie entwickelte sich daher auch gewohnheitsmäßig und wurde nie durch ein Wahlgesetz oder ein Reglement geordnet; indeß ist so viel gewiß, daß später vier Stände den Landtag besuchten oder beschickten: die hohe Geistlichkeit, die Besitzer größrer Landstrecken (die Ritterschaft), die Städte und der Bauernstand. Daß dieser letzte Stand nicht von vornherein vom Landtage ausgeschlossen war, liegt schon in der Natur der Sache, ist auch vom Professor Michelsen nachgewiesen; allein weil er in der Bildung zurückblieb, weil er zum Theil in Leibeigenschaft gerieth, blieben seine Vertreter weg und wurden auch wohl von den andern Ständen zurückgedrängt. Von der Geistlichkeit erschienen die Bischöfe und Prälaten, nach der Reformation, als Kirchengewalt und Kirchengut an die Fürsten kam, letztre und zwar als die Vorsteher der vier als Versorgungsanstalten für unverheirathete Töchter der Ritterschaft übrig gebliebnen Klöster, allein; von der Ritterschaft, wie es scheint, alle Besitzer von Gütern, so weit sie zum Kommen Neigung hatten, von den Städten aber gewöhnlich zwei Mitglieder des Magistrats. Man sieht leicht, daß der Landtag damit ziemlich aristokratisch war, und obgleich er des Landes Beste wahrzunehmen hatte, doch wohl nur an seine Mitglieder und seine Stände dachte. So wurde der unvertretne Bauernstand vielfach bedrückt und belastet und die Städte mußten sich manches gefallen lassen, selbst als sie noch vertreten waren, was der mächtige Adel von sich abzuwenden wußte. Zu dem letzten Landtage aber, im Jahre 1712, wurden die Städte gar nicht mehr convocirt. Unerwähnt darf man jedoch nicht lassen, daß Prälaten und Ritterschaft deren Berufung von der Regierung verlangten, indeß vergebens. Von dieser Zeit an aber sahen Prälaten und Ritterschaft sich als Depositäre der Landesrechte an, deren Documente sich auch in ihren Händen befanden; sie drangen im Verlauf des vorigen Jahrhunderts verschiedentlich auf einen Landtag, wurden aber von der Regierung vertröstet. Diese beobachtete jedoch immer gegen sie manche Rücksichten; sie wurden mehrentheils mit neuen Steuern verschont, die man nun Städtern und Bauern ohne Weitres auferlegte; ihnen wurden allgemeine Gesetze zur Begutachtung mitgetheilt, und gegen sie darin manche Exception gemacht, während der Bürger- und Bauersmann sich danach fügen mußte, sie mochten gut und passend sein oder nicht. Zu Anfang dieses Jahrhunderts aber fing die Regierung an, die Besitzer adlicher Güter ebensowohl zu besteuern als Bürger und Bauern und handelte damit gewiß gerechter als bisher, wenn sie einmal das allgemeine Steuerbewilligungsrecht nach den Anforderungen der Zeit nicht in Kraft treten lassen wollte. Nun erhoben sich die Eximirten und selbst der Präsident der deutschen Canzlei, Graf Cajus Reventlow legte sein Amt nieder, weil er diese allgemeine Besteuerung nicht hindern konnte. Hegewisch hebt dies hervor, und es mag des Hervorhebens immer verdienen, in so weit es in den combinirten dänisch-deutschen Staaten, wie in allen rechtlich oder factisch unbeschränkten Monarchien, immer eine Seltenheit ist, daß ein hochgestellter Beamter wegen eines Grundsatzes oder eines öffentlichen Ereignisses sein Amt niederlegt, da es gewöhnlich unter jeder Bedingung festgehalten wird, selbst wenn die höchste Unfähigkeit oder Unpopularität sich herausstellt. Aber als eine Handlung zum öffentlichen Wohl, als eine Handlung aus Liebe zu Recht und Verfassung kann sie nicht gelobt werden; denn, so viel man weiß, lehnte Cajus Reventlow sich nicht gegen die einseitige Besteuerung überhaupt auf, sondern nur gegen die einseitige Besteuerung der adlichen Güter, und wenn er von einem

Landtage gesprochen hat, was nicht bekannt ist und was wir bezweifeln, so hat er schwerlich von einem Landtage gesprochen, wie ihn die Zeit verlangte, sondern von einer Zusammenkunft der adlichen Gutsbesitzer, höchstens mit Zuziehung einiger städtischen Beamten. Das aber konnte wenig nützen; diese Stände hatten ein Jahrhundert lang geschlafen, waren der jetzigen Zeit fremd geworden, mit ihnen konnte höchstens noch ein Wort gesprochen werden über ihr gänzliches Aufhören und die Uebertragung der von ihnen bewahrten Gerechtsame des Landes auf eine neue Repräsentation des ganzen Landes. Dies lag indeß wieder nicht im Geist und Willen der Regierung, so wenig als wahrscheinlich des Grafen Cajus Reventlow, denn dort waren zwei Gedanken vorherrschend und gewissermaßen stationär geworden: der Gedanke, die deutschen Herzogthümer mit Dänemark zu verschmelzen, selbst bis zur Austilgung der deutschen Nationalität, und der, in diesem verschmolznen Staat die absolute Souveränität zu behaupten als eine patriarchalische Regierungsform, deren Segnungen damals dem unwissenden gläubigen Volke fast ohne Widerspruch von Kanzeln und Lehrstühlen jeder Art gepredigt und gepriesen wurden. Mehr Beachtung verdienten die Bemühungen der Ritterschaft und übrigen adlichen Gutsbesitzer von 1815—23. Besonders unter Dahlmann's Leitung. Da sprach man von Herstellung einer Verfassung, wie sie die Zeit forderte, da berief man sich auf die historischen Landesrechte, eben als auf allgemeine Rechte des Landes, und um daraus das Recht des Landes auf eine zeitgemäße Verfassung zu deduciren. Damals war zwar die Ueberlastung und das pecuniäre Bedrängniß überhaupt das nächste Motiv, aber das deutsche Nationalgefühl war doch auch in Schleswig-Holstein nach dem Freiheitskriege wieder lebendig geworden, die constitutionellen Bestrebungen fanden auch bei der schleswig-holsteinischen Ritterschaft Anklang. Ihre Bestrebungen bei der Regierung, und dann, sofern es Holstein betraf, beim deutschen Bundestage, verdienen alle Anerkennung, weil sich darin ein deutsch-patriotischer Geist offenbarte und nicht von Standes-, sondern nur von Landesrechten, von einer Landesverfassung und von allgemeiner Repräsentation die Rede war. Leider war das Volk damals zu wenig aufgeklärt, der Bauernstand hatte gar keine Ahnung von Rechten und Verfassung, die Bewohner der Städte sehr wenig; daher schlossen sich auch nur einige wenige Städte, mittelst Petitionen an die Regierung, der Ritterschaft an. Aber es geschah auch zu wenig, das Volk mit den alten Rechten, den neuen Ideen und Bestrebungen bekannt zu machen. Viel Verdienst erwarben sich zwar die Männer, welche die „Kieler Blätter" gründeten und mit ihren Geisteserzeugnissen füllten, die mehrsten damaligen Lehrer der kieler Universität, die sich zu der Zeit wirklich als unabhängige Männer, als Diener der Wahrheit und der Gerechtigkeit bewiesen. Hier verdienen allerdings Dahlmann und Falck, unser Vorredner, besonders Erwähnung. Allein die „Kieler Blätter" waren doch eigentlich nur auf die höher Gebildeten berechnet, populäre Volksblätter gab es damals gar nicht, und man dachte auch nicht daran, sie zu gründen, obgleich man noch zu der Zeit, wo die Presse noch in Schleswig-Holstein ganz frei war, auf den Volksgeist einen großen Einfluß hätte ausüben können. Der Ausgang ist bekannt. Die Majorität der Bundesversammlung wies die Reclamanten zurück, gab aber die beruhigende Versichrung, der Bundestag werde darüber wachen, daß der Artikel 13 der Bundesacte, wonach alle Bundesstaaten ständische Verfassungen haben sollen, auch für Holstein zur Ausführung komme, und die Regierung versprach eine Verfassung für Schleswig wie für Holstein, für Schleswig-Holstein. Wirklich wurden auch Männer aus den verschiednen Ständen Schleswig-Holsteins zur Berathung über eine solche Verfassung zu einer Commission nach Kopenhagen zusammenberufen, aber es ging mit dieser Commission, wie es mit vielen in den dänisch-deutschen Landen gegangen ist, sie berieth lange und wurde dann vertagt, ohne wieder einberufen zu werden. Von ihren Arbeiten ist nie etwas bekannt geworden und Resultate haben sie nicht ergeben.

Die Restaurationsperiode war aber überhaupt solchen Bestrebungen nicht günstig; der in ihr herrschende Geist bemächtigte sich auch bald der schleswig-holsteinischen Ritterschaft mit ihrem Anhange, den adlichen Gutsbesitzern bürgerlichen Standes. Sie pflegten der Ruhe und freuten sich der Hofgunst. Da kam ein Mann aus Kopenhagen zurück, nach Schleswig-Holstein, der die Begeistrung der Freiheitsperiode in sich aufgenommen und nicht im Actenstaube auf dem Expeditionsbüreau der schleswig-holstein-lauenburgischen Canzlei wieder verloren hatte, der Nordfriese Uwe Jens Lornsen. Dieser mußte in vorliegender Schrift ganz besonders hervorgehoben werden, denn von seinem Erscheinen in Kiel datirt eigentlich die neue Zeit für Schleswig-Holstein. Klar und eindringlich sagte er, was für Schleswig-Holstein Noth that, und das Volk faßte seine Ideen mit Begeistrung auf, die leider gegen die Theorie der kieler Politiker eben so oft anstießen als sein männliches Handeln gegen ihre Umsichtigkeit. Gewiß ist, daß wenn die Intelligenten damals Lornsen's Vaterlandsliebe, Aufopfrungsfähigkeit und Energie besessen, wenn nicht Prälaten und Ritterschaft sich selbst untreu geworden wären, sich nicht servil und denuncirend gegen das Verfassungswerk erklärt hätten, das Resultat dieser Bewegung ein andres geworden, als berathende Provinzialstände, getrennt für Schleswig und für Holstein; denn das Volk bot eine gute Stütze dar und die Regierung war zu Concessio-

nen geneigt. Zu den Freunden Lornsen's in Kiel gehörten auch Hegewisch und Falck; beide Männer haben sich ihm später in seinem Exil als persönliche Freunde edel bewährt, ob sie aber zur Zeit seiner Agitation, als es darauf ankam, ersprießliche Resultate für das Land zu erwirken, ihm mit ihrem Ansehen thätig gnug zur Seite gestanden, mögen sie sich selbst sagen. Lornsen ist das Opfer geworden seiner Begeistrung und seines Strebens; „wegen Handlungen, die hätten gefährlich werden können"(!), ward er zu einem Jahr Festungsarrest verurtheilt; unzufrieden mit seinen läßigen Landsleuten und körperlich krank ging er ins Ausland und kehrte nicht wieder heim. Aber es kam in die Heimath das Resultat seines Forschens, Sinnens und Denkens für sein Heimathsland, das von Professor Beseler herausgegebne opus posthumum, „die Unionsverfassung Schleswig-Holsteins und Dänemarks", ein theures Vermächtniß, den Weg zeigend, die Mittel bietend zu einem geordneten Rechtszustande in Schleswig-Holstein. — Erwähnt ist ferner als Entwicklungspunct „die erste 6jährige Periode der Stände-Versammlungen in Schleswig und in Itzehoe." Fragen wir nun aber, was haben die berathenden Provinzialstände zur Herbeiführung eines Rechtszustandes in Schleswig-Holstein gethan, dazu gethan, daß die Principien des politischen Rechts, wie sie documentirt und in vorliegender Schrift aufgeführt sind, zur Wirklichkeit werden, so müssen wir leider sagen: so viel als gar nichts. Sie haben in der ganzen Periode keine Verfassung für Schleswig-Holstein begehrt, sondern sich mit einigen Reformen der Verwaltung begnügt, die auch nur immer sehr mangelhaft ausgefallen sind. „Die zweite Periode beginnt", und hier ruft der Herausgeber den Ständeversammlungen das alte Sprichwort zu, „thue Recht und schene Niemand." Wir meinen, es solle besagen: die Stände müssen die dem Lande Schleswig-Holstein zukommenden Rechte verlangen ohne Rücksicht auf Personen, die holsteinischen Stände z. B. ohne Rücksicht auf ihre freundliche Beziehung zu dem königlichen Commissarius und seinen freundlichen Abmahnungen. Wir können schon in Etwas hinzufügen, was diese gethan haben. Die uns eben zu Gesicht kommenden Ständezeitungen weisen nach, daß sie in ihrer Adresse an den König so gut wie einstimmig eine entscheidende Stimme bei der Besteurung und der Gesetzgebung verlangt haben, also eine Verfassung, weisen aber leider auch nach, daß dieselben Stände gleich darauf den Antrag des ausgezeichneten Volksvertreters Löck auf gänzliche Trennung Schleswig-Holsteins von Dänemark hinsichtlich der Verwaltung, der Finanzen und der Militärverfassung, mit einer ziemlich großen Majorität verworfen haben, obgleich die Majorität die Wahrheit der Darstellung, das Wünschenswerthe der Verwirklichung anerkennen mußte, obgleich nur der königliche Commissarius freundlich abmahnte und nur Ein Mitglied einige Worte äußerte über die Freundlichkeit der Regierung, die man durch Eingehen auf diese Proposition stören könne. Sollte denn hier keine Rücksicht auf Person und persönliche Beziehungen obgewaltet haben?? Gewiß ist, daß die Majorität sich dadurch selbst ein Dementi gegeben, mit sich selbst in Widerspruch gerathen ist, denn eine Verfassung für Schleswig-Holstein verlangen und nicht zugleich eine Trennung von Dänemark verlangen, eine Stellung Schleswig-Holsteins zu Dänemark wie Norwegen zu Schweden, ist der ärgste Widerspruch.

Die staatsrechtliche Stellung Schleswig-Holsteins zu Dänemark aufzuhellen, ist ersichtlich ein Hauptmotiv mit gewesen zur Herausgabe vorliegender Schrift. Die Landesrechte besagen darüber, daß Schleswig-Holstein ewig zusammenbleiben soll ungetheilt, daß der Regent dieser Lande hier nicht gelten solle als König von Dänemark. Mit diesem Thema beschäftigt sich Falck ganz besonders in der Vorrede, weil eben die Gültigkeit jener urkundlichen Bestimmungen in neuester Zeit von den Dänen, anfangs in Beziehung auf Schleswig und Holstein, zuletzt nur in Beziehung auf Schleswig, angefochten ist. Falck behauptet nun von vorn herein die fortbestehende Gültigkeit der Grundbestimmungen und die noch jetzt zu Recht bestehende Selbständigkeit Schleswig-Holsteins, er behauptet, „daß Christian VIII. nicht bloß König von Dänemark ist, sondern daneben, — obgleich wir ihn par courtoisie unsern König nennen — zugleich Herzog von Schleswig und Holstein", und vertheidigt seine Behauptungen sodann mit schlagenden Gründen gegen die erhobnen Zweifel und Anfechtungen. Die urkundliche Bestimmung sei nicht verändert, sondern vielmehr anerkannt durch die 1533 zuerst errichtete und nachher erweiterte ewige Union mit Dänemark, sei rechtlich nicht verletzt durch die unglücklichen Landestheilungen unter mehrern schleswig-holsteinischen Herzögen, sei nicht verletzt, sondern noch mehr befestigt dadurch, daß 1658 die dänische Lehnsherrschaft über Schleswig aufgehoben, sei nicht verletzt, sondern habe vielmehr factisch gewonnen durch den Vorgang des Jahres 1721, als der Herzog von Holstein-Gottorf seinen Theil an Schleswig verlor, den der König urkundlich nicht mit seinem Königreiche Dänemark, sondern mit seinem Antheil an dem Herzogthum Schleswig vereinigt habe, wie es auch rechtlich nicht anders geschehen konnte. Darauf, daß seit der Zeit die Landesrechte in zwei verschiednen Urkunden bestätigt worden, besonders für Schleswig und besonders für Holstein, sei gar kein Gewicht zu legen. Wir stimmen dem Herrn Etatsrath Falck vollkommen bei und freuen uns sehr seiner gewichtigen Erklärungen und Auseinandersetzungen, da wir selbst öfter dasselbe behauptet haben. Falck kommt zum Vergleich auf das Verhältniß Lauenburgs.

Lauenburg stehe selbständig mit eigenthümlicher Verfassung da, und werde in seiner Selbständigkeit nicht angetastet, dieselbe Selbständigkeit habe Schleswig-Holstein Dänemark gegenüber und denselben Anspruch auf Unabhängigkeit. Wir hätten gerne gesehen, daß Falck sich in Kürze auch über das Wünschenswerthe eines Anschlußes Lauenburgs an Schleswig-Holstein so wohl für dieses als für Lauenburg selbst geäußert hätte, was deßhalb gewiß nicht unpassend gewesen wäre, weil „Lauenburg noch kein Verlangen danach gezeigt."

Aber Einige haben hingewiesen auf das Recht der Erbfolge in den Herzogthümern; dies sei verschieden, sagen sie, und deßhalb könnte eine Trennung Schleswig-Holsteins in Zukunft eintreten. So nicht allein Dänen, sondern auch Schleswig-Holsteiner; und es ist in neuester Zeit darüber im „Kieler Correspondenzblatte" ein eben so weitläuftiger als langweiliger Streit geführt worden. Wäre nun das Recht der Erbfolge in den verschieduen Landestheilen Schleswig-Holsteins verschieden, so würde doch so viel gewiß sein, daß freilich eine sehr nachtheilige formelle Trennung entstehen könne, daß aber eine materielle Trennung deßhalb nicht statthaft wäre, vielmehr nur ein Condominat der verschiednen Fürsten eintreten würde und eine einseitige Aendrung in der Gesetzgebung, eine Trennung in den ständischen Versammlungen nicht erlaubt wäre. Falck erklärt sich nun dahin, daß seit den eingeführten Primogeniturgesetzen 1608 und 1650 in Schleswig-Holstein in dieser Hinsicht keine Verändrung eingetreten sei, danach aber sei die männliche Descendenz allein thronberechtigt, auch habe die ältre Mannslinie (Holstein-Gottorf) gegen das königliche Haus ihren Ansprüchen auf Schleswig nur zu Gunsten der männlichen Descendenz des königlichen Hauses entsagt. So viel wäre also gewiß, daß Schleswig-Holstein beim Aussterben der jetzt regierenden Mannslinie gänzlich von Dänemark, wo die weibliche Linie zur Regierung kommt, würde getrennt werden; aber darüber, ob dann nicht verschiedne Branchen des Mannsstammes Ansprüche machen könnten und auf verschiedne Theile, wie früher seine Meinung war, spricht Falck sich hier nicht klar aus; jedoch nach dem Ganzen zu schließen, wird er wohl der Ansicht sein, daß der derzeitige Chef des Hauses Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg gegründete Ansprüche habe auf das unzertrennliche Schleswig-Holstein.

Noch nimmt Falck, gleichfalls zur Aufhellung und Feststellung des Verhältnisses Schleswig-Holsteins zu Dänemark, Veranlassung über die Nationalität zu sprechen, mit besondrer Beziehung auf die Nationalität des nördlichen Schleswig. Das nördliche Schleswig nämlich hat eine gemischte Bevölkerung, das Landvolk ist der Sprache nach überwiegend dänisch, es spricht nämlich ein dänisches Patois, ein Gemisch aus Dänisch und Plattdeutsch; die Sprache in Kirchen und Schulen ist aber die dänische Schriftsprache, so weit sich die Lehrer nicht zu Accommodationen genöthigt sehen; die Städte aber sind überwiegend deutsch. Weil nun die Gesetzgebung natürlich für ganz Schleswig-Holstein eine gleiche war, ursprünglich in plattdeutscher Sprache ausgesprochen, später in hochdeutscher, so war auch die Sprache vor Gericht durchweg die deutsche, jedoch wurde mit den Parteien selbst dänisch verhandelt, ihnen Alles in ihrer Sprache erklärt und in Verwaltungsangelegenheiten ebenfalls je nach Verlangen die dänische oder die deutsche Sprache gebraucht. Dieser natürliche Gebrauch der deutschen Sprache vor Gericht war nun schon zu Anfang dieses Jahrhunderts, als man erst den Gedanken auffaßte von einer „Staatseinheit", nämlich zwischen Dänemark und den deutschen Herzogthümern, und die Herzogthümer dänisch zu machen suchte, ein Stein des Anstoßes, den man aber nicht wegräumen konnte, weil die Gesetzgebung eben deutsch und die Beamten und Advocaten der dänischen Sprache nicht mächtig waren. Die Einführung der dänischen Sprache als Gerichtssprache mußte daher wider Willen aufgehoben werden. Als aber in neuester Zeit in Dänemark das Nationalgefühl einen besondern Aufschwung nahm, dachte man dort auch wieder an die Dänisirung der Herzogthümer und Schleswigs besonders, dachte man zuerst an die Erhebung der dänischen Sprache zur officiellen im nördlichen Schleswig. Man betrieb die Sache von Dänemark aus sehr eifrig, und nicht ohne Grund ist hier von einer Propaganda gesprochen. In den Herzogthümern faßten besonders der Professor des dänischen Rechts und der Lector der dänischen Sprache auf der Universität zu Kiel die Sache auf und man wirkte nun von Dänemark wie von Kiel aus gleich bei Eröffnung der ersten Ständeversammlung auf die ungebildete Landbevölkerung Nordschleswigs. Es gelang auch eine Petition zu Stande zu bringen, und obgleich die vielen Deutschen unter den Landbewohnern, die Städte und die Gebildeten überhaupt, widersprachen, ließ sich dadurch doch eine geringe Majorität und besonders durch Falck's Autorität bewegen, die Petition zu unterstützen. Was man zwar nicht nach den vielen abschlägigen Bescheiden, wohl aber bei dieser Angelegenheit erwarten konnte, geschah.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 293. 9. December. 1842.

„Die historischen Landesrechte in Schleswig und Holstein urkundlich."

(Schluß.)

Bald nach der Thronbesteigung Christian VIII., der sich für einen Dänen erklärte „mit Leib und Seele", erschien jenes Rescript, das die dänische Sprache zur officiellen stempelte in dem nördlichen Schleswig. Dies rief große Aufregung hervor; die Advocaten und Beamten erklärten, sie seien der dänischen Sprache nicht mächtig, die Gesetzkundigen und Politiker machten auf die Widersprüche und die Folgen aufmerksam, die Deutschen in Nordschleswig erklärten sich jetzt beeinträchtigt und die Abgeordneten, welche früher in der Majorität gestimmt hatten, nahmen ihr Votum schon vor Eröffnung der neuen Ständeversammlung öffentlich zurück. In dieser aber ward förmlich widerrufen und auch auf Widerruf bei der Regierung angetragen. Falck kam hier in die Enge. Auf seine Autorität hin hatten die Mehrsten früher aus eigner Unkenntniß der Sprache gestimmt; Falck mußte einsehen, daß es mit der Maßregel nicht gehe, er sah jetzt ein, daß die Dänen die Sprachsache nur als Vehikel zu ihren politisch-propagandischen Absichten benutzten; aber Falck konnte jetzt doch so wenig entschieden handeln als früher, er konnte nur für eine provisorische Aufhebung des Rescripts stimmen. Auf solche limitirende Weise sucht er sich auch hier zu helfen. Er weist zwar die Projecte der Dänen zurück, aber er spricht doch nicht für eine klare Gestaltung der Sache. Seine Deductionen sind diese: das Wort Nationalität habe zwiefache Bedeutung, es werde theils ethnographisch genommen, theils politisch. Weil man diese Begriffe verwechsele, daher sei alles Unheil, alle Verwirrung entstanden. Mit nichten! müssen wir antworten. Es ist nur immer von Nationalität in der gewöhnlichen, in der ethnographischen Bedeutung gesprochen; die politische Bedeutung muß, wie sie überhaupt in neuerer Zeit außer Gewicht und außer Gebrauch gekommen, auch hier nicht gebraucht werden, würde hier auch eine etwas lächerliche Gestalt gewinnen. Wie wäre nämlich wohl politisch hier die Nationalität zu bezeichnen? Dänisch? Dagegen würden die Schleswig-Holsteiner protestiren, die keine Staatseinheit zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein annehmen — und mit ihnen müßte es folgerichtig Falck selbst. Schleswig-Holsteinisch? Das würde wieder Anfechtung erleiden von Holstein und Schleswig aus, von Deutschen und Dänen. Schleswigsch? dies scheint Falck im Sinn zu haben, obgleich er das Prädicat nicht gebraucht, überhaupt gar kein Prädicat; denn er giebt einem Abgeordneten recht, welcher sagt, die Nordschleswiger seien keine Dänen, sondern Schleswiger, welche dänisch sprächen. Alsdann verlöre sich ja wieder die Einheit Schleswig-Holsteins. Es ist also nichts als eine Spitzfindigkeit, wenn Falck diese Unterscheidung noch hervorhebt. Das Wort Nationalität können wir nur in der gewöhnlichen Bedeutung gebrauchen. Aber mit dem, was Falck dadurch bezeichnen und hervorheben will, hat er bis zu einem gewissen Puncte Recht. Er hat Recht, wenn er sagt, das positive Staatsrecht Schleswig-Holsteins verbindet alle Theile, dies Staatsrecht gilt in Nordschleswig wie in Südschleswig und in Holstein, danach kann kein Theil von dem Ganzen getrennt werden, mag nun ein Theil der Bewohner in Nordschleswig dänisch reden oder nicht, sie gehören deßhalb nicht zu Dänemark, und Dänemark hat deßhalb kein Recht auf sie. Nun steht aber das Naturrecht oft über dem positiven Recht, auch dem positiven Staatsrecht, wie sich das in neuerer Zeit mehrfach offenbart hat. Das Naturrecht aber verbindet die Völker eben nach Abstammung, Sitte und Sprache, und die Sprache ist das bedeutendste Kriterium, die Sprache besonders vereint die Menschen zu einem Volke und das Volk eint sich wieder zum Staat. Das ist Naturverhältniß, das ist die sicherste Grundlage der Staaten, das ist das feste Bindungsmittel, fester als jedes documentirte Wort. Wohl hat die Diplomatie oft die verschiedensten Völker zu Staaten zusammengewürfelt und geworfen, allein ohne daß diese eine Festigkeit in sich hatten. Das Beispiel des ehemaligen Königreichs der Niederlande gnügt für alle. Das ist aber eine Frucht der Bildung und des erwachten Volksgefühls, daß die Völker von und zu einander streben, je nachdem sie zu einander gehören, und Gesellschaften, Staaten bilden wollen, so wie die Natur sie angewiesen hat. Wenden wir dies auf das nördliche Schleswig an, so ist hier auch allerdings die Nationalität in ihrer wahren Bedeutung von Gewicht, von größerm Gewicht als das positive Staatsrecht, oder wie Falck sagt, die politische Nationalität. Völker mit einander in Verbindung erhalten, die einander fremd

sind, die nicht zu einander gehören, und wieder Völker trennen, die eigentlich ein Volk sind, wäre ungerecht, wäre ein Handeln, das nur aus selbstischen Zwecken hervorgehen könnte. Sind daher die Bewohner Nordschleswigs wirklich Dänen d. h. ihrer Sprache und ihrer Abstammung nach, und wollen nicht mit Schleswig-Holstein und somit mit Deutschland in staatlicher Verbindung stehen, sondern mit Dänemark, nun wohlan, so soll man sie von dieser Seite auch nicht halten wollen. Allein ob das denn auch wirklich der Fall ist, das ist näher zu untersuchen und zu erforschen, und da stellt sich die Sache nach unsrer Forschung also: die Bevölkrung Nordschleswigs ist nicht rein dänisch, ist gemischt, besteht, wie oben angedeutet, aus Dänen und aus Deutschen. Viele der größern Landbesitzer, nicht Gutsbesitzer bloß, sind Deutsche, gleichfalls die mehrsten Beamten, Advocaten, die mehrsten Bewohner der Städte, überhaupt im Allgemeinen die Gebildeten. Diese nun erklären sich auf das Entschiedenste gegen einen Anschluß an Dänemark, hegen die lebhaftesten Sympathien für Deutschland, zeigen gerade in ihrem Kampfe gegen das Dänenthum das regste Streben nach einer engern Verbindung Schleswigs mit Deutschland. Also wäre hier schon eine Schwierigkeit für den Anschluß des nördlichen Schleswigs an Dänemark, denn es ließen sich keine Grenzen bilden, ohne daß man dem einen Theil Gewalt anthäte, wenn man dem andern zu Willen handelte. Aber auch die minder oder mehr dänische Bevölkerung hat noch keineswegs das Verlangen ausgesprochen für einen Anschluß an Dänemark. Kein Nordschleswiger hat sich dahin erklärt, sondern solche Erklärungen oder Andeutungen sind nur von Dänen ausgegangen; vielmehr haben sie, wenn sie von einem Recht der dänischen Sprache redeten, sich dabei ausdrücklich gegen eine Einverleibung in Dänemark verwahrt, selbst aber die Sprachangelegenheit haben s i e nur lau betrieben, haben, indem sie für die dänische Sprache auf fremde Eingebung petitionirten, aus eignem Antriebe um Unterricht in der deutschen Sprache in ihren Volksschulen petitionirt.

Man sieht daraus, daß in Nordschleswig eigentlich kein dänisches Nationalgefühl sich findet, man sieht, daß die deutsche Bevölkerung darnach strebt, das vorhandene staatsrechtliche Band mehr zu befestigen, die dänische aber nicht darnach, es aufzulösen, und deßhalb darf es nicht gelöst werden, deßhalb eben haben weder die Dänen in Kiel noch die Dänen in Kopenhagen oder in Jütland sich darein zu mischen. Allein so wie die Sache steht, kann sie auch nicht bleiben, obgleich einige schleswig-holsteinische Publicisten sich jetzt gewaltig über eine Erhaltung des status quo freuen. Weil der dänische Theil der Bevölkrung Nordschleswigs nicht zu Dänemark treten, nicht ganz dänisch werden will, und auch nicht ohne den deutschen Theil zu Dänemark kommen kann, dieser aber entschieden zu Deutschland will, so muß darauf hingewirkt werden, daß Nordschleswig ganz deutsch werde, daß diejenigen wenigstens ein Nationalgefühl gewinnen, die jetzt desselben ganz baar sind. Man wolle mich nicht mißverstehen. Ich will keine Gewaltmaßregeln, aber ich will Maßregeln, welche allmälige und möglichrasche Bildung verbreiten und deutsche Bildung bezwecken, ich will, daß die deutsche Sprache nicht aus dem Recht gesetzt werde, was sie dort gewonnen. Die Stände haben dies schon verlangt, aber nicht aus diesem Gesichtspuncte und bei weitem nicht consequent genug, sie haben dabei sich weder von nationalen noch von politischen Principien leiten lassen, sondern nur von untergeordneten privatrechtlichen. Am wenigsten habe ich dies bei Falck gefunden, sei es in seiner Qualität als Abgeordneter oder als Publicist.

Und nun zum Schluß, die historischen Landesrechte sind in dieser Ausgabe „den beiden Ständeversammlungen und allen Wählern ehrerbietigst gewidmet.“ In welcher Absicht dieses? Bloß damit sie solche kennen lernen oder auch, damit sie darnach handeln, damit die Stände mit aller Macht dahin streben, daß in Wirklichkeit trete, was hier nur auf dem Papier steht, und damit die Wähler Repräsentanten nach Itzehoe und Schleswig schicken, die solches Streben an den Tag legen? Ich möchte letztres annehmen, wenn ich gleich mit Rücksicht auf das öffentliche Handeln des Herausgebers und des Vorredners wieder zweifelhaft werden könnte. Beide haben viel für die Aufhellung der historischen Landesrechte gethan und manches treffliche Wort für ihre rechtliche Gültigkeit gesprochen, wofür das Land ihnen dankbar sein muß; aber dafür, daß diese Rechte auch nach den Anforderungen der Zeit in Wirksamkeit treten, dafür haben sie wenig gesprochen und noch weniger gethan. Wir wissen von Hegewisch auch gar nicht einmal, was er in dieser Beziehung eigentlich will und wünscht. Nach seinem Systeme ist er für zwei Kammern (wovon freilich die historischen Rechte nichts wissen), ist er für einen überwiegenden Einfluß der Aristokratie. Er weiß aber, daß diese Ansichten weder in den Ständeversammlungen noch in dem Volke und selbst nicht einmal in der Regierung, außer etwa bei einzelnen Individuen, Beifall finden. Würde er denn hier dem Streben nach einer Verfassung mit Einer Kammer, ähnlich wie Lornsen angegeben, seinen Beifall geben? Hegewisch wurde von seiner Vaterstadt mit großer Majorität bei der ersten Wahl zum Abgeordneten für die Versammlung der Provinzialstände gewählt, lehnte aber die Wahl ab, weil den Ständen keine der historischen Rechte, namentlich kein Steuerbewilligungsrecht beiwohnte, weil sie nur Provinzialstände und nur berathende Provinzialstände waren. Hätte er nicht die Wahl annehmen sollen, um das Mangelnde zu erringen? Es scheint uns ein Widerspruch obzuwalten, wenn er jetzt den Ständen das Streben darnach

empfiehlt. Hegewisch ist stets voller Theilnahme gewesen für das Geschick Schleswig-Holsteins, aber hat er sich nicht auch zuweilen etwas zurückgezogen oder zurückgehalten, wenn es nur auf eine Adresse, eine Demonstration ankam?

Was Falck betrifft, so hat er stets gelehrt, was er hier lehrt, wenn auch nicht immer so deutlich; aber er empfahl dennoch das Institut der berathenden Provinzialstände, aber er erschien in den Ständeversammlungen, sowie es auf das Handeln ankam, stets schwankend, suchte sogar zu beschwichtigen und abzumahnen, als entschiedne Männer die Verwirklichung der historischen Rechte in zeitgemäßer Form verlangten, und ihm ist es besonders zuzuschreiben, daß die deßfalsige Proposition in der letzten schleswigschen Ständeversammlung nicht an ein Comité kam. Sollten wir also nicht fehl schließen, wenn wir meinen, daß beide Männer nicht bloß den Ständeversammlungen und den Wählern eine Kunde von den historischen Rechten geben, sondern ihnen auch ein Handeln empfehlen möchten zur Erlangung einer Verfassung, wie die historischen Rechte sie andeuten und die jetzige Zeit sie fordert? Wir werden sehen; aber wir hoffen, daß wir nicht fehlschließen, wir hoffen, daß sie sich bald bestimmt erklären werden, daß namentlich Falck als Mitglied der nächsten schleswigschen Ständeversammlung mit den Verfassungsfreunden stimmen werde, was unsere große Hochachtung gegen beide noch um ein Bedeutendes vermehren wird. H.

---

1) Ueber die heutige Gestalt des Eherechts. 2. Aufl. Berlin 1842. Oehmigke.

2) Ueber außergerichtliche Sühneversuche durch Geistliche in Ehesachen. Zwei Bemerkungen zu dem, in Nr. 32 — 34 der Evang. Kirchen-Zeitung vorigen Jahres enthaltenen Aufsatze: Die geistlichen Gerichte in Neu-Vor-Pommern. Von C. Ziemssen, Dr. der Theol. und Philos., Past. primar. in Stralsund. Stralsund 1842. Löffler.

Die Christen, und namentlich ihre Geistlichen sind doch gar zu seltsame Wesen. Sie wollen mehr als Menschen sein und dünken sich über den Nichtchristen weit erhaben. Sie verachten die natürliche Vernunft und glauben an das Wort Gottes. In einigen Stücken leben sie auch wohl danach; für das Uebrige drücken sie ein Auge zu. Der Glaube und das Bekenntniß bleibt immer die Hauptsache, die wirkliche Realisirung und das Nachleben Nebensache, und so haben wir denn die stattlichste Heuchelei in der Christenheit. Unsere „Christen" sind weder Christen noch Menschen; rein und ganz sind sie keins von beiden. Katholiken und Protestanten verletzen die göttliche Offenbarung durch Halbheit und Inconsequenz der Annahme; sie wählen sich nach Belieben von dem aus, was im A. und N. T. steht. Bei den Katholiken ist bloß Eine Menschenklasse durch Zwangsvorrecht mit der Ehelosigkeit begabt. Die Christen belügen sich selbst, indem sie zwischen den zwei einzig möglichen Verfahrungsarten durchschlüpfen; entweder sollten sie unbedingt die ganze Bibel befolgen, weil sie ganz und gar von Gott eingegeben ist, oder sich frei machen von aller und jeder Autorität. Das erstere hat allerdings einige Uebelstände im Gefolge; die Vernunft, besonders diejenige unsrer Zeit, lehnt sich gegen die vollständige Christlichkeit und das reine Bibelthum auf. Aber was geht das euch an, ihr Christen? Ist nicht euer Glaube, wie ihr selbst sagt, höher denn alle Vernunft? Ihr werdet doch den ewigen göttlichen Wahrheiten der Bibel nicht den Schimpf anthun, daß ihr sie vor dem irdischen Entwicklungsgange erniedrigt? Ihr solltet doch das Vertrauen haben, daß ihr mit Hilfe der göttlichen Gnade die Pforten der Hölle überwinden und vor allen Dingen die unheilige, schmutzige Natur und ihre Anfordrungen besiegen würdet.

Warum ihr euch z. B. verehlicht, begreife ich nicht. Erinnert euch, daß ihr „Christen" seid. Heirathet nicht! Ich beschwöre euch bei eurer Seelen Seligkeit. Das Fleisch bleibet immer unrein und geziemet den Kindern des Herrn nicht; wenn es auch hundertmal gesegnet und gekreuziget wird, die Sünde bleibet doch im Fleische stecken. Heirathet nicht! Auch Jesus Christus hatte kein Weib. Warum soll er nicht auch hierin euer Herr und Meister und Vorbild sein? Und das ganze N. T. hat euch mit Buchstaben und Geist so wenig durchdrungen, daß ihr die Ehe über die Enthaltsamkeit stellt? Wisset ihr nicht, daß geschrieben stehet: „Wer verheirathet, thut gut; wer nicht verheirathet, thut besser;" und wiederum: „Es ist dem Menschen gut, daß er kein Weib berühre." Die Ehe ist von euch bloß als widriger Nothstand zu betrachten. Der Apostel Paulus hat euch klar genug die Wahrheit gesagt. Freilich „es ist besser freien, denn Brunst leiden"; aber die lebenslängliche Keuschheit erst verdient die volle Palme. Lernt doch das 7. Kap. des 2. Korintherbriefs auswendig, an dessen Schluße der weiberfeindliche Apostel, der Alle so wie sich selbst sehen möchte, betheuert: „Ich halte aber, ich habe auch den Geist Gottes." — Der Fromme sollte immer nach der höchsten Stufe der Heiligkeit trachten, z. B. wenn er sich nicht anders helfen kann, gleich dem Origenes bei sich selbst den Anfang machen. Wer bloß seine Umgebung zur Keuschheit erzieht, gleich dem verehelichten Pfarrer, welcher einen unsittlichen Hahn nebst Henne vor seinem Fenster wegjagte, der ist doch ein gar zu dürftiger Christ und kann schwerlich auf das Himmelreich Anspruch machen.

Ein solcher Mann scheint der Verfasser von Nr. 1 zu sein. Allerdings führt er die salbungsreichste Sprache und dringt nachdrücklich auf alten christlichen Ernst und auf frommen heiligen Wandel. Aber dem „schwachen Sünder" mangelt noch viel, sehr viel, um des vollen Sonnenscheins der göttlichen Gnade würdig zu sein. Ich wette, daß er verheirathet ist. Die Liebe ist so süß, daß selbst die Frommen ihren Stricken erliegen und sich die irdischen Freuden trefflich schmecken lassen. Freilich ist die Erde ein Jammerthal und am ersten muß man nach dem Himmelreiche trachten. Indessen bis dahin nimmt der Fromme noch mit, was sich darbietet; er pflückt unterwegs die Rosen, an welchen Gemüth und Sinne sich laben. Das Gewissen wird dadurch beschwichtigt, daß Alles im Namen Jesu Christi geschieht, daß die Ehe für ein heiliges, von Gott selbst eingesetztes Institut ausgegeben wird. Aber wie gesagt, der G e i s t des N. T. müßte zur strengsten Ascetik führen, und unsere „christlichen" Matadore sollten nicht über Ehe und Eherecht schreiben, sondern die Ehelosigkeit und jungfräuliche Unbeflecktheit mit aller Macht vertheidigen. Statt ihr Fleisch zu laben, sollten sie es kasteien.

In der Schrift: „Ueber die heutige Gestalt des Eherechts" wird geweint und gezürnt über den Verfall und die Verweltlichung der Ehe, und gefordert, daß sie ihrer christlichen Beschaffenheit auf allen Wegen wieder zugeführt werde. Vorzüglich hält sich der Verf. bei der Ehescheidung auf, welche er wesentlich beschränkt haben will. Zweck und Ziel des frommen Mannes ist eine ganz gemüthliche Theokratie d. h. Priesterherrschaft. Mit rührender Großmuth opfern die Geistlichen sich auf, damit sie den Laien das ewige Leben verschaffen. Die Ehesachen sind wie gemacht für das Eingreifen des „christlichen Ernstes" und der „Kirchenzucht." Die „christlich gesinnten Theologen und Staatsmänner" sollen Hand anlegen. „Ist man der Sache erst näher getreten, so werden sich Erfahrungen ergeben, welche w e i t e r f ü h r e n. Man hüte sich nur, darum nichts zu thun, weil nicht sofort a l l e s, oder nicht so viel als man w ü n s c h t e, zu erreichen ist." Also Schritt vor Schritt mit der gehörigen Ausdauer. Erst strengere Sonntagsfeier, — etwas für die Gemeinde; dann strengere Ehegesetze, — etwas für die Familie; dann Beschränkung der Lehrfreiheit, strengere Kirchengemeinschaft, Glaubenseramina — lauter schöne Sachen für das Individuum. Wir haben offenbar zu wenig Sakramente; zuvörderst sei die Ehe das dritte. Der Würde des Abendmahls muß man beispringen. Gleichwie schon die kirchliche Trauung und die Taufe von Staatswegen geboten ist, muß auch logisch die Theilnahme am Abendmahl gesetzlich zur Pflicht gemacht werden. Der einmalige Genuß bei der Confirmation reicht doch nicht für das ganze Leben aus. Warum soll das eine Sakrament vor dem andern privilegirt sein?

Schade, daß der Verf. vermuthlich bloß ein einfacher Pfarrer ist. Seine ungemein praktische Ueberzeugung von der Kirche und dem Beruf der Geistlichkeit berechtigt ihn zum Amte eines Oberbischofs oder Primas unsrer ganzen Kirche. Wie gut weiß er seinen Macchiavell auswendig! „Der Geistliche muß Gott mehr gehorchen als den Menschen." Allerdings wird auch gelehrt, sein Gewissen könne und solle sich bei der Unterordnung unter die Kirche als Ganzes beruhigen, aber bloß aus dem Grunde: „weil die Kirche nicht ein willkürliches Menschen-, sondern ein Gotteswerk ist." Zur Wirksamkeit aufgerufen wird: „die reine Lehre und der heilige Wandel der Kirche, die das Salz der Erde ist." Es ist doch wirklich Schade, und die Weltgeschichte kann es gar nicht verantworten, daß die Kirche des Mittelalters so jämmerlich heruntergekommen ist. Wie pikant war damals das Leben der Gläubigen, wie vollkommen war der Staat, die ganze Gesellschaft von der Kirche gesalzen! Gar keine Frage, daß für einen strebsamen Geistlichen sich in der katholischen Kirche viel mehr machen läßt, als bei uns.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung O t t o W i g a n d.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

Nº 294. **10. December.** **1842.**

1) „Ueber die heutige Gestalt des Eherechts.“

2) Ziemssen „Ueber außergerichtliche Sühneversuche durch Geistliche in Ehesachen.“

(Schluß.)

Der Satz, mit welchem unser Verf. sein Schriftchen beginnt, ist eines Propheten und Apostels würdig: „Unsere Staats-Gebäude haben ihre Fundamente in den Tiefen der Gebote Gottes und des Christenthums. Die Grundsteine derselben sind die Ehe und die Familie.“ Das ist ganz gewiß, eher werden wir keinen frommen, „christlichen“ Staat haben, als bis die Priester Fürsten und die Fürsten Priester sind. So war es in grauer Vorzeit, so soll es wieder sein. Da die Kirche das Salz der Erde ist, und da die Priester Gott am nächsten stehen, seine unmittelbaren Werkzeuge und Bevollmächtigten sind, so müssen sie die oberste Staatsgewalt inne haben und alle Aemter verwalten. Sie wissen am besten, wie das Gebot Gottes in allen Staatsverhältnissen zu vollstrecken ist. Ehe und Familie zu beaufsichtigen, gehört ohnehin schon jetzt ein wenig zum Amte der Geistlichen; sie sollten aber geradezu väterliche Censoren des Privatlebens werden. Mit geistlicher Polizei und Staatsverwaltung würden wir uns dem Ideal eines Kirchenstaats nähern, wo die Kirche den Staat hätte.

Wir begreifen daher vollkommen den Stoßseufzer: „O wäre die Geistlichkeit ihrem Berufe treu, und entschieden, muthig und unerschrocken im Dienste des Herrn, wie viel könnte sie beitragen zum Bau der Mauern von Zion!“ Die Geistlichen sollen sich nicht mehr hergeben, um die Ehen Geschiedener ohne weiteres einzusegnen. „Dadurch wird die Kirche zur Sklavin des Staats herabgewürdigt, denn sie wird behandelt als ob sie rechtlos wäre, als ob ihr Alles, auch das ihrer innersten Natur widersprechendste, ungescheut zugemuthet werden dürfe. Dem Staate zu dienen ist zwar ihr Beruf, — ist doch ihr Haupt auf Erden gekommen, „nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene.“ Aber es ist dies ein edler, ein freier Dienst, wie der, den die Mutter ihrem Kinde, der König seinen Unterthanen leistet, — ein Dienst, den der Staat erwiedert, denn auch seine höchste Ehre, die wahre Quelle seiner Majestät, ist dem Haupte der Kirche, mithin auch ihr, zu dienen, so wie die, welchen zu dienen Christus Mensch geworden ist, dennoch ihn als ihren Herrn, sich als seine Diener mit Freuden anerkennen, und in seinem Dienste ihre wahre Freiheit, ihren rechten Adel finden, — es ist ein Dienst, der nie darin bestehen darf, daß sie ihres Herrn und Hauptes Gebote verläugnet, daß sie seine Rechte preisgibt.“ Hört ihr's? Die Kirche ist Mutter und König, ihr seid ihre Kinder und Unterthanen! Des Staates höchste Ehre ist, der Kirche zu dienen! O alte, ehrwürdige Priesterweisheit! Immer und überall dieselbe Melodie. Gerade so sprachen auch die Gregore, Innocenze und Bonifaze; und was der protestantische Knecht Gottes in Berlin verkündigt, ist bloßer Nachdruck des Münchner Athanasius. Auch der Bruder in Halle wird von unserm Verf. vorgeführt, daß er zeuge von Gottes Allmacht und Weisheit. Leo's, des gewaltigen Recken, Tigersprünge auf die Humanität werden zu Hilfe genommen.

„Dies ist das Wort, womit der ganzen Elendigkeit und Bodenlosigkeit der Bildung des vorigen Jahrhunderts der Mantel umgehängt worden ist.“ Die „liederliche Humanität substituirte den ehrwürdigen, in die Jahrtausende sich verlierenden Quellen des bestehenden Rechts neu entworfne Gesetzbücher.“ Wirklich himmelschreiend, daß man alle die herrlichen Zwangsjacken der sündigen Menschheit, als Inquisition, Folter, Leibeigenschaft, Ketzer- und Hexenprocesse, scharfe Kirchenzucht, Körperstrafen für fleischliche Vergehen u. s. w. u. s. w. abgeschafft hat! Bloß den „Segnungen des Christenthums“ ist es zu verdanken, daß wir durch die Aufklärung nicht schon „in den Zustand der Wildheit, ja der Thierheit“ gerathen sind. „Aber bis auf diesen Tag hat bei uns der Zerstörungsproceß seinen ungehinderten Fortgang.“

Mit heiligem Ernste predigt der Verf. für die Heilighaltung der Ehe und die schriftmäßige Beschränkung der Ehescheidung. Die Ehe soll durch und durch christlich sein und „der Mensch soll nicht scheiden, was Gott verbunden.“ Nämlich bei jeder Eheschließung assistirt Gott selbst in der Person des Priesters; da nun der letztre bei der Ehescheidung fehlt, so ist sie gottlos. Unschuldig wie die Engel und klug wie die Kinder der Welt, so sind die Priester überall.

Am besten, wenn unser Herr Jesus Christus selbst mit seinem „es sei denn um Ehebruch" ins Gebet genommen wird. „Dem Ernste wenigstens, der zu einer christlichen Ausbildung des Eherechts das erste Erforderniß wäre, ist England treu geblieben, wo noch heute die Unauflöslichkeit der Ehe, wie in der Römischen Kirche, gilt, und nur von Königin und Parlament, nach einem sehr strengen Proceß verfahren, durch eine förmliche Akte, die nur sehr schwer und mit vielen Kosten gleich einem Landesgesetze zu erlangen ist, hie und da eine einzelne Ehe geschieden wird." Nicht wahr, das ist noch ein christliches Land, wo die Ehegatten, welche sich tödtlich hassen, nicht gesetzlich einander loswerden können, ausgenommen wenn sie ihre Häuslichkeiten vor aller Welt auszukramen den Muth haben, und hauptsächlich, wenn sie Geld, viel Geld besitzen. Der Arme ist außer Stande, um Ehescheidung zu processiren; so wie ihm in England der Civilproceß überhaupt unerschwinglich theuer ist und er sehr gewöhnlich sein Recht aufgeben muß.

„Schon im frühern Mittelalter kamen alle Ehesachen in die Hände der geistlichen Gerichte." Warum ist dies goldne Zeitalter der Menschheit hingeschwunden? „Die Reformation erstreckte auch ihre oft ausgesprochne und nie durchgeführte Trennung von Kirche und Staat, von geistlichem und weltlichem Regiment, auf das Gebiet des Eherechts; Luther insbesondre trachtete, die Ehesachen gänzlich der weltlichen Obrigkeit zu überweisen, ohne jedoch jemals damit zu Stande zu kommen." Leider ist es wahr, die Reformatoren gingen schon zu weit und Luther verstand sich schlecht auf die Interessen der Priesterkaste. Unser Verf. ist sehr ungehalten, daß unsre Geistlichen Geschiedne trauen müssen, „ohne daß die Ehescheidungen selbst einer kirchlichen Prüfung unterlegen haben, ja, ohne daß das System des Eherechts, auf dessen Grund die Scheidungen erfolgt sind, irgend Anspruch darauf macht, in Beziehung zum Christenthum, geschweige denn in Uebereinstimmung mit demselben zu stehen." Ist das nicht Rebellion gegen Gott und seine heiligen Diener? Die ruchlosen Menschen: sie freien sich, ohne bei der Stola um Erlaubniß zu fragen! Sie scheiden sich, ohne daß der Beichtvater um Rath oder Beifall angegangen wird.

Mit gutem Grunde wirft der Verf. zärtlich-schmachtende Blicke auf die römisch-katholische Kirche, deren Geistliche ihren Segen hübsch zu Rathe halten und nicht gezwungen sind, jede Ehe ohne Umstände zu bekreuzen. „Warum genießen die evangelischen Geistlichen nicht dieselbe Freiheit?" Wir müssen ein eben so festes Eherecht haben, wie das Römische. „Welche Verantwortung haben wir zu erwarten vor dem Richterstuhle des Hauptes unsrer Kirche, wenn wir die durch die Reformation gewonnene Freiheit zu so lüderlicher Vergeudung der evangelischen Gnadenschätze mißbrauchen!" — „Hier sind es die Römisch-Katholischen, die den Geboten Christi treu bleiben, wir aber die, welche Gottes Wort dem Zeitgeiste unterordnen" rc. Mit allen diesen Klagen sind wir vollkommen einverstanden. Die Kirche kann nicht anders; ihre Grundsätze machen consequent die Beherrschung aller Lebensverhältnisse durch die Geistlichkeit nothwendig. Wenn also der Staat diese Grundsätze anerkennt, wenn er ein „christlicher" sein will, so lege er ehrlich den vollständigen Talar an und unterwerfe sich und alle die Seinigen dem Schlüsselamte derer, welche binden und lösen.

Das Wenigste, was die Geistlichkeit in einem „christlichen Staate" verlangen kann, ist, daß die heilige Schrift unser einziges Gesetzbuch sei. Wie berechtigt ist der fromme Schmerz, mit welchem der Verf. diese Anekdote erzählt: „Als die jetzige Ehegesetzgebung berathen wurde, schlug ein Edelmann die Einführung der Vielweiberei vor, indem er aus der heiligen Schrift deren Rechtmäßigkeit und Nothwendigkeit darzuthun sich bemühte. Er wurde mit seinem Vorschlage aus dem Grunde zurückgewiesen, weil es auf die heilige Schrift bei der neuen Ehegesetzgebung nicht ankommen könne." O über die ungläubige, heidnische Zeit! Sonst würde ein Christenmensch heutzutage vielleicht nach dem A. T. Hunderte von Frauen, nach dem N. T. gar keine haben dürfen. —

Gegenüber dem halbchristlichen Staate ist die Rüge der Inconsequenz, daß „priesterliche Trauung zur gültigen Eingehung einer Ehe erforderlich", durchaus berechtigt. Möge der Staat Buße thun und die ihm noch mangelnde Christlichkeit nachholen, damit der Gegensatz der „wahrhaft christlichen Ehe mit der Ehe der Welt" recht strahlend werde. Aber, so spricht der Herr durch den Mund seines Knechtes, „eine gründliche Reform des Eherechts läßt sich ohne eine Reform der Kirche überhaupt weder hoffen, noch auch nur als möglich denken, — es muß ihr eine Ausgießung des Geistes vorangehen, von welcher die seit einigen Jahrzehnten zu spürenden neuen Lebensregungen der evangelischen Kirche nur als ein schwacher Vorschmack gelten können." Ich möchte die letztern Ausdrücke tadeln, sie sind für ein Kind, das da im Lichte wandelt, zu saftig, zu sinnlich. Die Sache betreffend, so glauben wir ebenfalls, daß eine Ausgießung des Geistes bei der jetzt herrschenden weltlichen Dürre dringendes Zeitbedürfniß ist. Warum werden keine Kirchengebete deßhalb veranstaltet? Die königsberger Ausgießungen scheinen noch nicht angeschlagen zu haben; das Heil muß aus Berlin kommen. Wo der meiste Sand ist, möchte sich der reichlichste Geistesguß finden, so wie der fleischige, saftige Hauswurz auf den dürrsten Dächern wächst. —

Die Schrift Nr. 2, deren Verfasser kürzlich Regierungs- und evangelischer geistlicher Rath bei der Regierung

zu Stralsund geworden ist, bemüht sich, die Wichtigkeit der geistlichen Sühnversuche bei uneinigen Ehegatten ins Licht zu setzen, und hegt im Allgemeinen die Ueberzeugung: „daß es bei der gerichtlichen Behandlung der Ehesachen in den alten Provinzen auf eine Wurzel-Heilung ankommt.“ Wir freuen uns immer, wenn wir einem radicalen Manne begegnen, sollte er auch geistlichen Gerichten das Wort reden. „In der kleinsten Provinz des Vaterlandes hat sich eine bewährte, kirchliche und staatliche Einrichtung erhalten, welche anderswo in einer, nur das Neue billigenden Zeit aufgehoben worden ist.“ Bekanntlich hat man dem preußischen Publicum schon einige Mal den Puls befühlt, ob es wohl Lust hätte, sich mit den geistlichen Gerichten von Neuvorpommern beglücken zu lassen. Aber die Menschen sind gar zu sehr in Weltlichkeit versunken und verkennen die reichen Schätze der Kirche. Vielleicht liegt es auch daran, daß die Evangelische Kirchenzeitung nicht fleißig gnug gelesen wird. In einem Aufsatz derselben: „Noch zur Charakteristik der geistlichen Ehepflege in Neu-Vor-Pommern“, heißt es: „Die geistlichen Gerichte können überall nur ein einzelnes Moment, wenn auch ein sehr bedeutungsvolles, der geistlichen Ehepflege im weitern Sinne bilden. Nur wo es dieser nicht gelang, die Ehe vor größern Mißverhältnissen zu schützen, treten jene als die höchste Instanz der ordnenden, bewahrenden, züchtigenden Thätigkeit der Kirche, mit dem Ernste der objectiven Gesetze ein.“ — „Leider entbehrt die Ehepflege in diesem weitern Sinne in der vaterländischen Kirche zur Zeit beinahe aller organischen und gesetzlichen Einrichtungen. Bloß Neu-Vor-Pommern erfreut sich noch mancher dieser Einrichtungen“ ꝛc. Glück auf auch zu diesem Siege des Patriarchalismus!

Der Verf. findet die Bestimmungen der allgemeinen Gerichts-Ordnungen über die geistlichen Sühneversuche in Ehesachen unzureichend, und wünscht die Anwendung dieses Heilmittels beträchtlich erweitert zu sehen. Die Sühneversuche sollten nicht bloß „bei Ehescheidungs-Processen, sondern auch bei Klagen ad supplendum consensum und bei Klagen aus Ehegelöbnissen“ vorgeschrieben sein. Ferner (und dies ist Hauptzweck der Schrift) bemüht er sich zu beweisen, daß Sühneversuche im Gericht, auch wenn es ein geistliches ist, nicht gnügen; vielmehr müssen auch, aus Rücksicht auf die Ehe und die Kirche überhaupt und auf das seelsorgerliche Moment im kirchlichen Leben insbesondre, außergerichtliche geistliche Sühneversuche in Ehesachen, während des im Gange befindlichen Processes, statt haben.“ Auch wird vor allen Dingen eingeschärft, „daß alle Sühneversuche in Ehesachen durch Geistliche gemacht werden müssen.“

Lebhaft können wir dem Verfasser, welcher selbst Mitglied eines geistlichen Gerichts ist, den Schmerz über die „Entfernung der Kirche von dem eigentlich gerichtlichen Verfahren in Ehesachen“ nachfühlen. Man habe „zwar nicht gewagt, die Kirche, die bei Schließung der Ehe so wirksam ist, bei der in Frage kommenden Trennung derselben aller Thätigkeit zu berauben, diese jedoch zu einer so geringen, wie möglich gemacht“ ꝛc. Ganz richtig; die Beschränkung der Kirche auf Trauung und Sühnversuch ist eine unselige Halbheit. Die Ehe muß entweder ganz ein bürgerliches, auf der menschlichen Natur als solcher beruhendes Institut sein, oder das geistliche Gewand von Kopf bis zu Füßen tragen und der Botmäßigkeit der Kirche unterworfen sein. Das Mindeste, was die, denen das Menschenthum das erreichbar Höchste ist, verlangen können, ist, daß unsre Gesetzbücher und Gerichtsordnungen die doppelte Ehe anerkennen, die bürgerliche und die kirchliche. Dann kann sich jeder nach seinem Bedürfnisse auswählen; der eine kann sich seine Häuslichkeit so geistlich und heilig einrichten, wie er will, der andre jeden, auch den formellen, Einfluß der Kirche, welcher er bloß durch die Zwangstaufe, sonst gar nicht angehört, fernhalten.

Ich kann nicht läugnen, daß ich ein wunderbares Behagen bei dem Gedanken daran empfinde, daß nächstens vielleicht in ganz Preußen geistliche Gerichte (und in Verbindung damit ein vollständiges System der Kirchenzucht) eingeführt werden. Da würden wir einmal etwas Ganzes, Solides haben; — und das Facit: Preußen würde sich endlich ein für allemal mit der Kirche auseinandersetzen.

K. Nauwerck.

Kritik und Partei.

Der Vorwurf gegen die neueste Geistesentwicklung.

Ruhe ist im Grabe.

Man spricht bereits nicht mehr zu vereinzelten Individuen, sondern zu einem Publicum, wenn man behauptet, die Philosophie habe es, weil weder mit einem bloßen Sein, noch mit einem bloßen Sollen, damit zu thun, „realisirte Zwecke“ zu begreifen, speculativ sich zu verhalten, indem sie eine totale geistige Welt zum Bewußtsein und zur Geltung bringt. Wie aber wenn man den Versuch machte, auch den Fortschritt selbst speculativ zu betrachten und ihn in der Art, wie er uns in der Wirklichkeit längst vorgezeichnet ist, zum Begriff zu erheben. Vielleicht ergäben sich daraus Folgerungen, welche die neueste Philosophie auch theoretisch demselben nichts weniger als abhold erscheinen ließen. Der Versuch ist zu interessant, als daß er unterlassen werden sollte. — Es versteht sich von selbst, soll ein Fortschritt überhaupt nur denkbar sein (und man könnte zunächst an das allgemeine

Bedürfniß darnach appelliren), so dürfen wir nicht bei dem Sein der Dinge, der jetzt vielleicht wahren Wirklichkeit beharren. Der letzte Grund dieses stets nothwendigen Fortschritts aber liegt darin, daß jede Bestimmtheit und also auch jede Wirklichkeit eine Schranke ist; diese ihre Endlichkeit bewirkt es, daß ihr Sein zugleich auch als Nichtsein sich fassen läßt und somit ein Bruch in sie selbst hineinkommt; wir haben es eigentlich schon gesagt, was wir meinen, es wird und muß die Kritik kommen und nach der Legitimation der „wahren" Wirklichkeit fragen. Bist du wirklich, sagt sie zu ihr, das, wofür du dich ausgiebst, so bin ich dir gegenüber noch viel weniger als der Geist, der stets verneint und stets das Böse will, doch stets das Gute schafft; denn alsdann werde ich gar nichts schaffen. Bist du aber eine unwahr gewordne Wirklichkeit, so werde ich deine Mängel entdecken und aufdecken. Die wissenschaftliche Kritik ist der Baumeister, der das Fundament untersucht und darum vielleicht dem Erdboden tiefe Wunden schlägt, damit nicht das blendende Haus die sichern Leute unter seinem Einsturz begrabe. Sie ist der Sturmwind, der zwar umwirft, was scheinbar, sogar sehr feststeht und auch wohl noch eine Zeit lang leben könnte, aber auch die Atmosphäre von bösen Dünsten befreit, das Gährungsmittel, das die erdigen Theile ausstößt, ein Scheidewasser auf dem Probierstein, und wehe dem was nicht ächt ist! Die Kritik hat die Function des Magens, sie nimmt in letzter Instanz den Dingen die Form, welche sie nicht mehr haben sollen und läßt nur das Brauchbare von ihnen übrig. Wir Kleingläubigen aber, die wir auf den Schulbänken schon die Fabel von der Empörung der Glieder wider den Magen hörten, wir wissen noch nicht die Moral davon, daß ohne seine Function der Körper zu Grunde geht. Die unterdrückte Kritik allein ist das Schädliche; giebt man sie frei, so verhindert sie durch Absorbirung und Ausscheidung der Schlakken, daß ein chronisches Uebel im Körper sich entwickle, und beweist sich so als ein Fieber, daß einen Krankheitsstoff ausstößt. Wem es indessen beliebt, die Unterdrückung dieses umwälzenden Gährungsmittels in geistigem Rheuma und Muckerthum, in eigentlichen und figürlichen pontinischen Sümpfen rc. zu kosten, der thue es. Aber er denke nur nicht, die Gährung und die Unbequemlichkeit des Processes auf diese Weise zu verhindern. Könnten wir nur die Krankheitsstoffe aus dem Leben der Nationen verbannen, könnten wir es abwenden, daß Aergerniß komme, d. h. daß das Endliche nicht endlich sei, wir wären die Ersten, die inniges Behagen an der Verknöchrung fänden, die das Anathema über „kritische und negative Richtungen in Religion, Staat und Kirche" aussprächen. Es ist aber keinem Kundigen unbekannt, ob unsre Zeit mehr Gefahr laufe durch „auflösende Tendenzen" oder durch deren Gegentheil. Die Kritik, diese Frage nach der Legitimation, hat freilich, wie das nicht anders sein kann, das Gehässige der Polizei zu ihrem Schicksal. Denn die allermeisten Menschen halten sich, ihres Läugnens ungeachtet, doch im Grunde ihrer Seele für unübertreffliche Muster. Was ist natürlicher, als daß diese „conservativ" sein wollen, daß ihnen das Kritteln und Tadeln lästig fällt? Wollte man aber doch einmal die Erfahrung beherzigen, daß in dieser endlichen Welt noch kein einziges Princip sich zu erhalten vermocht hat, — auch das Griechenthum mußte fallen, es blieb schön bis zuletzt, aber wurde unwahr! Wem freilich das Seiende bloß deßhalb, weil es ist, als das Ewige und Göttliche gilt, der wird sich allerdings stets gegen diese Wahrheit sträuben und nimmer einsehen, daß die Geschichte in ihrem Fortgange stets nur eine immer herrlichere Offenbarung des ewigen Geistes gewesen ist. Ihr mit euerm Christenthum der drei ersten Jahrhunderte, ihr mit euerm durch bloßes Denken nie zu schaffenden „naturwüchsigen" Rechte, ihr Romantiker mit euerm herrlichen Mittelalter und all ihr sonstigen Motten aus Faust's lange nicht geschütteltem Pelze, begreift dies und bedenkt es. Doch ich dachte nicht daran, daß unsre Zeit der „Mißbräuche" und der „subjectiven Eitelkeit" dahin erst reagirt werden muß.

> O! les't nie die Geschichte
> Und das Alte gehet doch zu Nichte!

Wir aber wissen, daß in ihr nicht der Zufall, sondern die ewige Vernunft zu Gericht sitzt und daß in neuerer Zeit nur die Völker unter der Last ihrer eignen Schuld verkümmern, die den Glauben an sie d. h. an sich selbst verloren haben.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 295. 12. December. 1842.

Kritik und Partei.

(Fortsetzung.)

Wenn alles Wirkliche endlich ist, so gilt dies auch vom erschienenen Geiste und es findet darin eine größre Coincidenz desselben statt, als namentlich die Althegelianer zugeben. Nicht bloß die Naturproducte leiden an dieser Ohnmacht, daß sie nicht über sich selbst hinauskommen können, ein Hirsch etwa keinen Menschen zeugen kann, eine wenigstens ähnliche Verfestigung findet auch bei der erschienenen Idee statt. Im Rechte z. B. gestalten sich in der Wirklichkeit, welche die in der begrifflichen Entwicklung nicht nur sich setzenden, sondern auch sich wieder auflösenden Daseinsweisen der Idee in bestehenden Formen festhält, die Momente eines Rechtsbegriffs zu eben so vielen einzelnen Rechten. Eigenthum z. B. enthält danach das Recht auf Gebrauch und Verbrauch, auf Fruchtgenuß ꝛc. (Bitzer: Philosophie des Privatrechts S. 71.) Eben so pflegt man die verschiednen Staatsformen als undurchdrungne Einheiten zu fassen, als sich gänzlich ausschließend, bestimmt für einzelne Völker oder einzelne Zeiten, weil sich das in der Wirklichkeit so verhält, während in der wahrhaften Staatsidee diese Gestaltungen eben auch nur als sich setzende und auflösende Daseinsweisen derselben zu fassen sind. Damit hat freilich die Naturwüchsigkeit des Staats aufgehört und die behauptete Unmöglichkeit einer Uebertragung fremder Institutionen auf andere Völker ist eine Chimäre geworden. Denn mit der Erkenntniß einer inadäquaten Gestalt des Staats entsteht zugleich das Bedürfniß, ihn möglichst zur Idee hinzuführen, was aber nicht ausschließt, daß die Befriedigung des Bedürfnisses wieder, weil Erscheinung geworden, sich als unzureichend fassen läßt. Jedesmal hingegen, wenn der Staat seine Einrichtungen als vollkommen hinstellt und sie der Discussion entzieht, tritt aus dem angedeuteten Grunde Verknöcherung ein. Man klagt z. B. jetzt in öffentlichen Blättern nicht ohne Grund über die Unlebendigkeit der Generation, welche in den letzten funfzehn Jahren in Preußen ihre Bildung abgeschlossen hat, so daß alle geistigen Größen aus früherer Zeit datirten, eine natürliche Folge davon, daß man Alles „österreichisch“ hat machen und den Staat wegen bereits erlangter Unübertrefflichkeit als vom Bewußtsein nur aufzunehmen hat hinstellen wollen.

Das Recht bedarf zu seiner Verwirklichung stets des Hinblicks auf die Idee, erweist sich in seiner Wirklichkeit fortwährend als Nichtseiendes und diese Procedur hört niemals auf, weil die erschienene Idee stets die Schranke an sich hat. Ein Gesetzbuch für alle Zeiten ist ein Unding. Jeder Staat hat ferner das Bedürfniß, wirklicher Begriffsstaat zu werden. Er kann in seinen Institutionen nie abschließen. Die Bemühung der Staatsmänner, ein „absolut Bleibendes“ zu finden, ist die Quadratur des Cirkels in der Politik. Die Kirche und zwar deren beste Form, die protestantische, bedarf gerade deßhalb, weil auf sie bereits die ungeheuerste geistige Arbeit verwendet worden ist, recht sehr der unsichtbaren Kirche, der Begriffskirche — der Wissenschaft. Die Wissenschaft endlich. . . . .

Kurz, wohin wir blicken, immer wieder Endlichkeit. Was wir an der Idee in der Erscheinung haben, ist sie niemals ganz, ist Bruchstück, ausreichend höchstens für eine gewisse Zeit, so lange die Negation daran noch nicht hervorgetreten ist. Aber es ist doch Wasser vom lebendigen Quell für dich endliches Individuum genug, auch deinen heißesten Durst zu stillen und Angst braucht dir nicht zu kommen, denn jener Quell versiegt nicht. Wir predigen den Idealismus, aber nicht den von der Unerreichbarkeit der absolut jenseitigen Idee, sondern wir behaupten, daß die Erscheinung die Idee enthält, der wahrhafte Zeitgeist der absolute Herr ist, aber weil Zeitgeist auch wieder vergehen muß, daß aber dennoch in unsere Nacht Strahlen genug des ewigen Lichts fallen und gefallen sind, welche einen schönen Tag geben. — Herrscht so überall das Bedürfniß der Bewegung, so gilt das national- ökonomische Princip der Arbeit allerdings nicht bloß für das Materielle, sondern auch für den Geist. Das Resultat? Es ist zuzugeben, daß Tadel und Negation nur der erste Schritt zur Beßrung sind. Aber nicht der erschienenen und bestechenden, sondern der durch jene beiden verklärten Idee gegenüber sind sie etwas Leeres und unwahr, die Wirklichkeit dagegen wie sie geht und steht ist ihnen gegenüber unberechtigt. Der Geist bedarf des Schutts und würde sich dergleichen schaffen, wenn nicht (ohne Ironie) die Conservativen, dieses Bleigewicht an den Schwingen der Zeit, das sie am Flattern,

aber nicht am Fliegen verhindert, bereits da wären. Eine fix und fertige, immerwährende Doctrin giebt es nur nach katholischem Kirchen= und Staats=Dogma. Der Katholicismus empfiehlt sich aus diesem Grunde so sehr den kurzsichtigen Staatsmännern, weil Kirchen= und Staatsdogma, als abgeschlossen, nur aufgenommen zu werden brauchen. Subjective Grübelei, Neuerungssucht, geistige Wehen scheinen dadurch so glücklich beseitigt*). Da indeß diese absolut fertige, nur zu lernende, nie zu wissende Objectivität damit eben stets äußerlich für die Menschen bleibt, kein vernünftiges Verhältniß zwischen Subject und Object, keine Möglichkeit einer vollkommnen Versöhnung zwischen beiden stattfindet, so reicht diese Ansicht nur aus, wenn es gelänge den Menschen zur reinen Maschine zu machen. Er hat aber leider, gegen diese gehalten, als Lebendiges den Fehler der Spontaneität, des Willens, und es kann ihm daher, wie einer gezähmten Bestie, über Nacht einfallen, diese ihm nur äußerliche Objectivität zu zertrümmern. Es giebt kein Sicherheitsventil gegen solchen revolutionären Schwindel. Millionen Jesuiten und Klöster rc. reichen dazu nicht aus und es erweist sich damit jene Doctrin als die allergefährlichste für Staat und Kirche. Es liegt hierin der Grund, warum der Boden der modernen Geschichte nur bei katholischen und halbkatholischen Völkern vulkanisch war und warum nur dort Revolutionen sich gezeigt haben. Es wird hier nämlich der Entwicklungstrieb in den Körpern der Nationen gehemmt und zeigt sich darum nicht als friedliche Umgestaltung, sondern als Revolution. Man kann in dieser Beziehung z. B. eine interessante Parallele zwischen der französischen Revolution und der Reformen in Preußen (von 1807 — 1811) ziehen, und sprechen den Wunsch aus, die spätern Parallelen möchten immer eben so vortheilhaft ausfallen. — Weil gegen eine absolutfertige Objectivität, wie sie die katholische Kirche zu sein behauptet, die Individualität des einzelnen Menschen, wie des einzelnen Staats und der einzelnen Zeit durchaus werthlos ist, indem nämlich ihre selbsteigne Gestaltung und Wirklichkeit gar nicht etwa als an sich vernünftig anerkannt wird, die Idee vielmehr ganz und fertig in der absoluten Objectivität und nur in ihr vorhanden sein soll; so ist es nicht nur erlaubt, nein es bleibt sogar zur Bändigung dieser „schlechten Welt" ohne selbsteigne Gerechtigkeit weiter nichts übrig, als die äußerlichen Mittel des Zwanges und der List. Man muß nur recht pfiffig und der zu Bekämpfende wo möglich recht dumm sein, so hat man gewonnen Spiel. Wo List nicht hilft, da finden sich dann immer noch einige Ravaillac's oder Torquemada's, sporadische oder collegialische Gewalt. Denn solche Saaten erzeugen solche Frucht. Aber wer besitzt denn jene allein richtige Objectivität? Offenbar kein Andrer als das Individuum in Rom mit seinen Legaten, Delegaten rc. Weil unser Verhältniß indeß zu jenem vermuthlich ewigen, allem Wechsel der Zeiten enthobnen Individuum dieses ist, daß wir meinen, es sei das Menschengeschlecht kein Katzengeschlecht, für das die bessern Mittel der Liebe rc. unnütz seien, weil ihm etwa die Wahrheit nie zur andern und eignen Natur werden könne, so können wir nicht anders sagen, als ceterum censemus, Romam esse delendam. (Der Ausdruck „gebildeter Katholik" ist entweder eine Gedankenlosigkeit; denn Bildung setzt den eben verpönten Gebrauch der Subjectivität voraus, oder es wird darunter nur eine zwitterhafte Halbheit und Inconsequenz verstanden.) Wenn vom römischen Stuhle und von jedem wirklich mächtigen Pfaffensitz herab von Mitleid, Liebe, Erbarmen gesprochen wird, so ists klar, daß man nur die Klaue zurückgezogen hat. Aber wehe dem Menschen, der Dinge tadeln wollte, wovon er „nichts versteht," sich auch nur leise bewegen und damit seine Würde zeigen wollte, das Sammetpfötchen wäre verschwunden! Und dies System der absolut fertigen Objectivität mit seiner absoluten Verhältnißlosigkeit zum Bewußtsein des Menschen, welches man in der Hierarchie und im Absolutismus verwirklicht findet, wonach der Mensch wissenschaftlich nur receptiv religiös und politisch selbstlos ist, soll die Staaten vor Revolutionen zu bewahren im Stande sein?

Aber, wird man einwenden, der Protestantismus, der ein republicanisches Gemeinwesen, sich rastlos in wissenschaftlichen und zwar principiellen Kämpfen bewegt, thut es auch nicht; denn er stößt ja das um, was heute galt, um morgen etwas Andres dafür zu setzen. Nun allerdings, Stagnation darf er nicht eintreten lassen. Aber wenn die Wahrheit niemals fertig ist, Keiner also Recht hat, so haben ja eigentlich alle Menschen und alle Zeiten Recht (Les extrêmes se touchent.) Alle Zeiten haben Recht, jede für das Maß ihrer Bildung und als diese bestimmte Stufe der ganzen Entwicklung. Nur dann also, wenn ich es ihnen zu beweisen verstehe, daß sie mir gegenüber Unrecht haben, daß sie mir gegenüber in der Unwahrheit befangen sind, gehe ich über sie hinaus. Ob ein ausdrücklicher Beweis noch nöthig sei, entscheiden die Umstände; wenn der Gegner sich selbst die Anerkennung nimmt, so brauche ich es nicht zu thun; äußere Gewalt aber ist vollkommen überflüssig, nicht nur deßhalb, weil bei gebesserten Ansichten des Gegners dieser sich schon selbst bezwungen hat, sondern auch, weil ich mit der Gewalt mein Ziel nur unvollkommen erreichen würde; denn habe ich nicht das Innere meines Gegners erobert, so kann er mir

*) Ein Oesterreicher meinte neulich wörtlich: „Wir brauchen nur zu genießen, Metternich denkt für uns alle." Wenn der Mensch bloß aus einem Magen bestände, wäre diese Ansicht richtig. Freilich muß man auf diesem Standpuncte vor dem Geist am Ende zum Taumel des Genusses und der Sinnlichkeit flüchten.

bei nächster Gelegenheit wieder untreu werden; aber List und Gewalt dringt nie in dieses Innre, weil der Mensch eben seinen Willen hat, der erst mein eigen werden muß, wenn ich ihn für meine Idee verwenden und mit ihm das Reich der Freiheit neu gestalten will. Mit Gewalt und List lade ich sogar möglicher Weise doppeltes Unrecht auf mich; denn ich nehme vielleicht nicht nur dem Gegner die Wahrheit, indem ich ihm meine Unwahrheit als Wahrheit aufdringe, sondern ich versperre mir selbst dazu den Weg, indem ich hartnäckig genug wähne, im vollen Besitze derselben zu sein und mich nur nicht herablassen will, fremde Ueberzeugungen zu prüfen. Gerade also das Princip der neuern Zeit, die wir mit Recht im prägnanten Sinne die protestantische nennen, weil in ihr nie und nirgends die Objectivität als fertige existirt, vielmehr die Negation als Moment anerkannt werden muß, gerade dieser Grundsatz mit seinen Consequenzen, treu und wahr befolgt, würde die Welt zu gleicher Zeit vor Stagnation und vor äußerlicher Gewalt und Revolution bewahren. Dies unendliche Vertrauen, daß, wenn ich nur für die Wahrheit offen bin und sie in mich einziehen lasse, daß ich dann auch und dann jedenfalls ihr werde Geltung verschaffen können, das ist die einzige und sicherste Schutzwehr, welche es wider gewaltsame Staatsumwälzungen giebt, während sie Reformen nicht hindert. Werden wir also nur nicht irre an der Zeit, die Systeme auf Systeme folgen läßt, und hoffen wir, daß mit der neuesten „positiven" Philosophie Schelling's der Geschichte zum letztenmale zugemuthet sei, ihre bisherigen Gestaltungen als für die Ewigkeit construirte anzuerkennen.

Wie der gleichgültige Unterschied logisch zum feindlichen Gegensatze fortgetrieben wird, so steigert sich die theoretische Kritik nothwendig zur Praxis des Handelns, zur P a r t e i, wenn sich die neue Form der Freiheit in die Köpfe der Menschen eingenistet und das Alte ihr gegenüber nun dennoch beharrt (die theoretische Vernunft führt nothwendig zur praktischen). Partei! Man erschrickt, wenn dies schreckliche Wort in einem vernünftigen Zusammenhange auftritt; denn über nichts ist wohl so oft schon größres Lamento erhoben worden, als eben über das Parteiwesen — dieses „Unwesen." Ließe sich doch das Glück erjagen, Alles hübsch unter Einen Gott und Einen Glauben zu bringen! (sollte darob auch selbst die Seligkeit langweilig werden!) So lautet der Refrain so vieler Klagelieder. Allein es kommt, mit Spinoza zu reden, niemals darauf an, die menschlichen Dinge zu betrauern oder zu verlachen, sondern sie zu begreifen; und da sollte denn doch schon die gemeinste Erfahrung beweisen, daß ein Extrem immer mit Nothwendigkeit das andere hervorruft, ja daß nur dort überhaupt Entwicklung und Leben existirt, wo noch Gegensätze auszugleichen sind, wo es Kampf kostet und Ueberwindung. Die Völker, denen die Natur Alles halb im Schlafe giebt, erschlaffen am ersten zu thatloser Beschaulichkeit. Das von Boden und Klima ungleich weniger als Oesterreich begünstigte Preußen mit seiner Mark, der „Erzstreusandbüchse des heil. Röm. Reichs" als Basis, steht nicht nur in administrativer Beziehung sondern in der Geschichte des menschlichen Geistes höher, als jenes. Politisches und religiöses Interesse herrscht nur dort, wo Meinungen unausgeglichen sich gegenüberstehen. Es wird dort allein eine Form der Freiheit geschätzt und geschützt, wo sie als ruhiger Niederschlag aus der Gährung der Parteien hervorgeht. Was wäre die Tugend, wenn es kein Princip des Bösen im Menschen gäbe? Es ist gerade ein Beweis für die Wahrheit der Hegelschen Philosophie, daß sie „so schmählich" in sich zerfallen ist. Die Geschichte ist überreich an Beispielen, welche beweisen, daß Parteien Zeichen der höchsten Lebendigkeit gewesen sind, z. B. blühen im Mittelalter in den italienischen und flandrischen Städten vorzugsweise aus diesem Grunde Industrie und Künste — das Individuum war frei darin. Weil das Princip des Protestantismus jede Ueberzeugung gewähren läßt, weil die Menschheit darin die theoretische Kampf = Freiheit mit ihrem theuersten Blute erkauft hat, deßhalb ist ihm in den drei letzten Jahrhunderten aller geschichtliche Fortschritt anheim gefallen. Aus den großen Parteikämpfen ging Englands Größe, aus den Parteiungen der Revolution Frankreichs Größe und Macht hervor. Ja selbst in der Natur ist Frühling, Blüthe und Jugend aus gleichem Grunde schöner und poetischer, weil ahnungsreicher an Gegensätzen als Herbst, Frucht und Alter. Kurz diese Wahrheit ist auch erfahrungsmäßig so einfach und einleuchtend, daß man nicht begreift, wie sie nicht längst zu größrer Duldung zwar nicht der Ansichten, wohl aber ihrer Vertreter zu führen vermocht hat, wie man es nicht einsehen kann, „daß ein Gegner aus Ueberzeugung eben so viel werth und eben so achtbar ist, wie ein Freund," daß es erhabner ist, wenn z. B. Peel und Russell Hand in Hand im Parlamente eintreten und nachher sich die feindseligsten Anträge stellen, oder wenn die Königsberger Zeitung den zurückgetretenen Minister von Rochow lobt als einen Mann von Charakter und seine Ansichten tadelt, als wenn man einen machtlosen Gegner noch mit Koth bewirft, dann etwa die Theilnahme daran desavouirt und so an der Person sich rächt, wo nur die Sache verantwortlich sein sollte. Leider fehlt es in Deutschland durchaus nicht an Beispielen. Wann endlich wird auch in politischer Beziehung die schöne Zeit erscheinen, wo man den Menschen als Person wegen seiner Ansichten über Staatsangelegenheiten zu hassen aufhört, eine Zeit, die man in vielen fanatischen Winkeln Deutschlands auch in der religiösen Sphäre wieder rückgängig machen möchte. Dem Menschen Freund, der Sache Feind, ist ein großes Wort.

Zeitweise berechtigt ist die Partei indeß nur, wenn ihre Träger eben Träger eines Princips sind; bloße Personen sind allemal ekelhaft, wenn sie als Partei hypostasirt werden. Es scheint hierin der Grund zu liegen, warum z. B. die französische Geschichte vor der Julirevolution so interessant war, warum sie seitdem uns im Ganzen so kalt läßt. Namentlich ist jetzt Herr Thiers ein solches principloses widerwärtiges Subject. Jede Partei muß wissen, daß nicht bloß ein reales Ich an ihrer Spitze sie erhält, sondern das ideale über ihr. Sie muß in sich selbst die Wahrheit, die Unwahrheit dagegen an der andern Partei haben, und

die Unbestimmtheit, die im bloßen Gegensatze liegt, muß vielmehr zur größten und bewußtesten principiellen Bestimmtheit fortgehen. Wo dies nicht der Fall ist, gewähren Parteien denjenigen trübseligen Anblick, den die Gegner aller Partei für ihre wahre und constante Erscheinung auszugeben bemüht sind. Wenn z. B. die Regierungspartei diejenigen bedeutet, welche die Aemter haben, und die Opposition die, welche danach haschen, oder wenn in einem geschichtlich nicht mehr mitzählenden Volke intrignante Parteien sich herumschlagen (Byzanz), so ist dies allerdings miserabel anzusehen. Daß solche Gegensätze aber sehr bald ihre Nichtigkeit aufweisen, dazu verhilft uns die Geschichte, sobald wir ihr nur freien Lauf lassen. Sie ist nicht ein bloßes Gewebe von Wirkungen, hervorgegangen aus den nächst vorangegangnen Ursachen, in ihr behält nur das Geltung, was eben die Macht der Zeit ist. Weil es unmöglich ist, in ihre Gliedrung beliebig mit Verachtung des Zeitgeistes einzugreifen, darum kann man alle Einseitigkeiten ruhig gewähren lassen. Ist ihre Zeit vorüber, oder haben sie gar niemals eine Zeit gehabt, so werden sie am sichersten sich selbst widerlegen. Ist das nicht der Fall, so sind sie eben an der Zeit. Die geschichtliche Idee einer Zeit kann nur durch die Idee selbst widerlegt werden. Bloße Gewalt, und wäre sie überdem noch so schlau, ja wäre sie schlauer, als selbst die Inquisition und aller sonst von der Reaction erfundne Castrirapparat zur Verhindrung geistiger Zeugungen und zur Fixirung von Männerstimmen im unreifen Discant, gelangt nicht zum Ziele. Ist Euch daher eine Partei lästig, so zeigt ihre Unwahrheit auf, und ihre Lebensader ist auf immer zerschnitten.

Schon oben beim Zweifel lag es nahe, Preßfreiheit und constitutionelles Leben als Probleme der Gegenwart und das Gegentheil als Abfall vom Principe der Zeit zu bezeichnen. Hier erhellt dies noch deutlicher. Einseitigkeiten und ihre Ausgleichung ist das Leben der Geschichte und sicher und schnell geschieht die Ausgleichung nur durch gegenseitigen Gedankenaustausch, dadurch, daß „jeder Mensch von Geist ein Brennpunct seines Volks ist.“ Wo Gedankenaustausch fehlt, sind Revolutionen schon im Keime vorhanden. Es fehlt das Bewußtsein von der Allmacht des Denkens, damit fehlt das Vertrauen auf die siegende Kraft der Wahrheit, und die Idee, des theoretischen systematischen Fortschritts beraubt, ist gezwungen, gleich unmittelbar praktisch aufzutreten, gleichviel, ob in berechtigter oder unberechtigter Form. Sie nimmt vorlieb mit letztrer, wenn sie muß, und macht dann vielleicht sogar ihre Feinde zu ihren Dienern, wenn sie ein Volk überhaupt noch unter den geschichtlich mitzählenden belassen will. Das sicherste Mittel freilich, ihr gewaltsames Auftreten zu vermeiden, wäre natürlich, sie gar nicht auftreten zu lassen, also die Unterdrückung aller geistigen Dämpfe durch Löschung des ganzen Gedanken-Feuers in der Staatsmaschine, d. h. der der Bildung überhaupt, und wenn dies gelungen, ein hermetisches Verschließen gegen das Ausland, von welchem doch wieder die Zeitbildung herüber kommen könnte. Der Einfall ist groß und seine Väter werden unsterblichen Ruhm haben, wenn er sich bewährt. Leider ist aber kein Staat klein gnug, auch nur das physische Licht von sich auszuschließen, geschweige denn das geistige. Die Geschichte überhaupt und nicht bloß die freie Presse ist „ein Abbild der Gravitation des Weltsystems“, die Gegensätze machen sie aus und sie erhält sich darin im steten Fortschritt. Constitutionelles Leben und Preßfreiheit sind nur zwei ihrer Mittel dazu und zwar ihrer modernen Mittel, die denn freilich als solche oft auch zur bloßen Form herabsinken können, weil sie, bloß als Form gefaßt, nicht Erzeugerinnen des Zeitgedankens sind, sondern dieser weit über sie hinaus greift. Die neuere Menschheit fühlte, daß ihre Erscheinung in Zeit und Raum ihrer Geistigkeit hinderlich sei und negirt werden müsse. Deßhalb gab ihr unter andern ihr Genius jene beiden, als sie ihrer bedurfte (wie er ihr das Schießpulver gab, als sie es brauchte), theils damit Jeder in sich schon ein Mikrokosmus sei, theils damit die Außenwelt ihm alsbald zur Innerlichkeit werden könne. Die nothwendigen Extreme werden durch sie zwar schneller hervorgerufen und allgemeiner verbreitet, aber auch leichter ausgeglichen. Wir werden sie überall bekennen, wenn die Einsicht allgemein geworden ist, daß so und nicht anders der Welt Lauf sein muß, daß einerseits menschliche Kräfte nicht gnügen, den Zeitgeist aufzuhalten, Abgestorbnes sich nur als Mumie und mit dem Schein eines Lebendigen conserviren läßt, daß andrerseits die größten Staatsmänner die Geschichte nicht gemacht haben, sondern, wenn sie gewaltsame Revolutionen verhüteten, niemals mehr waren, als die geschickten Wehmütter ihrer Zeit. Man giebt es zu, daß das menschliche Individuum sich nicht vor Erkältung schützt, wenn es in einen Federtopf kriecht und sich verweichlicht. Bei Staaten ist man noch vielfach andrer Meinung. Da fürchtet man das Kaltwasserbad der Oeffentlichkeit. Bei dem von uns dargestellten Sachverhältniß kann aber, mit der preußischen Staatszeitung zu reden, „der Journalismus (wir setzen hinzu das Parteiwesen überhaupt) nur da gefährlich werden, wo bereits ein Substrat politischer Krankhaftigkeit sich vorfindet, weil die politischen Systeme der Regierung falsch oder die sittlichen Zustände der Völker in ihrer Tiefe verderbt waren“, d. h. eben dann, wenn der lange zurückgehaltne Zeitstrom mit desto ungestümerer Gewalt aus seinen Deichen hervorbricht.

Das Zerfallen in Gegensätze, wo es in der Idee liegt, ist niemals ein Auseinandergehen zur Verwesung, wo die Theile selbständig werden, sondern ein Streben zur concretern Einheit. Wer das nicht begreifen kann, der beantworte es sich, warum denn England mit seinen schroffsten Parteigegensätzen der bedeutendste Staat der Gegenwart geworden ist. Oder warum eine stete Harmonie in der Musik unerträglich wäre. Oder, warum ein Trauerspiel, wo doch sogar sittliche Mächte in Conflict gerathen, solchen Genuß gewährt, obgleich darin die Versöhnung nicht sinnlich zur Darstellung kommt, sondern nur vermittelst der Reflexion empfunden wird, wir möchten sagen, in einem Mollaccord anklingt.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 296. 13. December. 1842.

Kritik und Partei.

(Schluß.)

Wir sagten oben, daß die Geschichte der neuern Welt nur die Völker unter der Last ihrer Schuld verkümmern lasse, welche den Glauben zu sich selbst verloren hätten. Der hierin bestehende wesentliche Unterschied des Alterthums und der Gegenwart läßt sich hier zweckmäßig erörtern. Hegel bemerkt sehr treffend in der Philosophie der Geschichte, daß die germanische Welt eigentlich nichts Ursprüngliches habe, ihre Religion und Wissenschaft, das, was den Menschen auszeichnet, habe sie aus der Fremde erhalten. Daraus folgt aber auch umgekehrt ihre unendliche Unabhängigkeit von einer naturwüchsigen Sittlichkeit. Die Griechen und Römer scheinen zuletzt das weltgeschichtliche Princip ihrer Sittlichkeit als ein ihnen ein für allemal gegebnes, als ihnen s. z. s. angeboren vorgefunden zu haben, welches sie dann nur geltend zu machen hatten, das aber auch mit seiner Realisirung sie selbst als überflüssig erscheinen ließ. Man spricht mit Recht von einer griechischen und römischen, nicht aber von einer spanischen, französischen rc. Zeit. Denn der Mensch ist erlöst worden von dem Drucke einer bloß naturbestimmten Sitlichkeit in Form eines Volksgeistes, in welcher Erlösung der wahre Werth des Christenthums beruht. Christus ist der Wendepunct der Geschichte, weil er sein Kreuz auf sich genommen, gegen sich und seine Natürlichkeit in den Kampf trat. Der Mensch ist von nun an selbst das Gefäß, in welches aller Inhalt hineinkommen kann, wenn er bereit ist, ihn aufzunehmen. Es giebt in der neuern Welt nichts Gegebnes, als die Idee selbst mit den Gegensätzen innerhalb dieser. Es kann daher, bei der vernichteten Schroffheit der Nationalitäten, Etwas mit dem größten Erfolge bei den einzelnen Völkern eingeführt werden, was vorher noch nicht eristirte, ohne sie zu stören, z. B. Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren*). Im Alterthum gleicht die Art und Weise des Fortschritts einer einfachen Melodie, die in sich abgeschlossen ist. Dies hat in neurer Zeit aufgehört. In der Gegenwart muß die Substanz mit sich selbst in einer und derselben Nation in Conflict gerathen, weil jeder der Gegensätze darin berechtigt ist als Vertreter eines Sittlichen. Während im Oriente der Fortschritt nur in die Bewegung der Völker einander gegenüber fällt, während weiter im griechischen und römischen Alterthume die Parteien in den Staaten entweder nur durch bloße Personen getragen werden oder endliche Zwecke verfolgen, so daß ihr Auftreten regelmäßig den Keim zur Staatsverwesung enthält, während dessen kann die neuere Zeit nicht nur innerhalb der einzelnen Staaten Gegensätze ertragen, sondern sie scheinen deren sogar zu **bedürfen**. Während im Alterthume das Princip der jedesmaligen Sittlichkeit so zu sagen aus Einem Gusse war, haben die neuern Staaten in verschiednen Zeitepochen eine so durchaus verschiedenartige Entwicklung, daß sie sich fast nicht mehr gleichen und doch sogar bei einer totalen Umändrung ihrer Verfassung an Lebendigkeit zunehmen. Weil im Alterthume das Sittliche nur als Eines absolute Berechtigung hatte, in Griechenland etwa als Staat, in Rom als atome Person, war auch die Auflösung desselben mit dem Hervortreten seiner Endlichkeit absolut und es blieb nach der zernagenden Aetze durch Kritik und Parteien nichts Festes mehr übrig. Es schadeten diese letztern, weil sie die Leere hervorriefen. Denn mit der Zerstörung des Volksgeistes in seiner bestimmten, in allen Phasen festgehaltnen Gestaltung*) war die ideale Stütze des Individuums verloren. Ganz anders in der neuern Zeit. Da giebt es nicht bloß einen Widerspruch im Verhältniß des **Individuums** zur Sittlichkeit, sondern Gegensätze in dieser selbst. Die moderne Zeit kann es ertragen, daß eine Form des Sittlichen ihr abhanden kommt; denn sie weiß, daß über ihrer Einseitigkeit die allumfassende Idee thront. England, Frankreich, Norwegen, Preußen rc. haben die wesentlichsten Verändrungen in ihrer Verfassung vorgenommen und erst darin ein höheres Gedeihen gefunden. Kurz, man wird zu der Annahme genöthigt, daß praktische Gegensätze dem modernen Staate nothwendig sind, daß deren Widerlegung eben darum nur geistig geschehen könne, daß aber auch, weil jeder derselben

*) Welcker in seinem Schwurgericht betritt ein unfruchtbares Feld, wenn er zeigen will, es sei jenes national deutsch. Im abstract Nationalen liegt heutzutage nie mehr das Zweckmäßige einer Institution.

*) Es giebt in der griechischen und römischen Geschichte nur drei Epochen: Entwicklung, Blüthe und Verfall.

ein wenn gleich einseitiges Vernünftiges vertritt, seine Negirung nie mehr in die absolute Leere, sondern nur in die größre Vollkommenheit zu führen vermag, so daß sich vielleicht damit sogar die Hoffnung einer nur theoretischen Widerlegung und eines Verschwindens aller äußerlichen Gewalt in der Welt verknüpfen ließe. Jedenfalls ist das Freigeben und Constituiren der Parteibewegung in der Politik ganz das, was das Freigeben der geistigen Gegensätze in der Wissenschaft, die Freiheit der Forschung und der Geltendmachung des Gedankens in der Theorie ist. Aengstliche Gemüther mögen sich deßhalb wegen des hier ausgesprochnen Lobes der Partei beruhigen. Es ist in Wahrheit nicht eine Anleitung zur Revolution, sondern eine Angabe, wie sie gründlich zu vermeiden sei. Es wird freilich consequent behauptet, daß es mindestens eben so sehr ein Vorzug als ein Mangel der neuern Zeit sei, Religionskriege gehabt zu haben, und damit zu schließen, daß es nun (zu Novalis großem Bedauern) nicht mehr Eine Christenheit giebt, sondern daß religiöse Parteien existiren, deren zeitweiliges Zusammengehen Knotenlinien bildet, die immer wieder entstehen werden. Es wird ferner consequent behauptet, es sei ein Vorzug, daß innerhalb des praktisch-politisch gebildetsten Staats in Europa sich zwei durchaus feindselige Parteien gegenüberstehen, durch deren Reibung er erst seinen wahren Glanz erlangt hat. Eben so aber wie diese Gegensätze in der Wirklichkeit nicht zur Aufhebung, sondern vielmehr zur Erhebung von Religion und Staat geführt haben, eben so müssen wir es mit der vollsten Consequenz ablehnen, daß die Losung: Kritik und Partei die reine Negativität, die ein Nichts zum Resultat haben soll, inthronisiren wolle. Wer die befruchtende Macht der Negativität nicht versteht, der kennt weder die Geschichte, noch die Philosophie; jedenfalls ist seine Voraussetzung immer blind, wenn er die Macht des Negirens, den negirenden Geist, für nichts positiv Wirkliches, sondern für ein leeres Nichts ansieht. Wir sagen ihm nur: Er sehe sich zu Kopfe!

Das Theater in Stuttgart.

Die dramatische Poesie, so lange Zeit herabgedrückt und der Anarchie preisgegeben, gewinnt wieder neues Leben. Die besten Kräfte unsrer Litteratur wenden sich mit mehr oder weniger Erfolg ihr zu; ein Beweis ihres neuen Aufstrebens, ihrer Verjüngung. Und ist auch in neuester Zeit noch kein Product entstanden, das eine entschiedne Bedeutsamkeit erreicht und den Erzeugnissen ältrer Dichter an die Seite zu stellen wäre, so läßt sich doch das neue Lebensprincip nicht verkennen. Und wie die neueste Lyrik bereits einen hohen Schwung genommen und in der Litteratur sich fest eingegraben — so ist zu hoffen, daß auch das Drama endlich mit verjüngter Kraft hervortreten und sein Recht als die höchste Blüthe der Poesie behaupten werde. —

Es muß der jetzigen Verwaltung der stuttgarter Bühne zugestanden werden, daß sie sich mit Liebe und Wärme den neuen Bestrebungen hingiebt, und mit aller Energie die bisherigen hemmenden Mißbräuche immer mehr beseitigend, die Wege zugänglich macht, die der kommende Genius zu betreten hat. Wie aber jede Entwicklungsperiode etwas Unerquickliches mit sich bringt, da das Veraltete, Abgelebte noch immer auf Leben Anspruch macht, und in der Gewohnheit der Masse so lange einen festen Haltpunct einnimmt, bis es von dem frischen Leben mit entschiedner Kraft verdrängt wird: so tritt auch das Unhaltbare, Unschöne um so auffallender und unerfreulicher hervor, als das Beßre die Aufgabe einer solchen Kunstanstalt geworden. In dem Vorwurf, den man ihr alsdann macht, liegt zugleich ihr Verdienst. Sie gleicht einem Staate, dem es mit den Verbeßrungen ernst ist; aber weil er sie unternimmt, treten die eingeschläferten Mißbräuche um so schroffer hervor, und die lang unterdrückten Anforderungen werden immer lauter. Aber wie die öffentliche Meinung durch ihre Vertreterin, die Presse, dem Staate am Förderlichsten ist: so muß auch eine aufrichtige unparteiische Kritik der aufstrebenden Kunstanstalt zur Seite stehen.

Die Wiedereröffnung des hiesigen Theaters nach den Sommerferien begann am 28. August, am Geburtstage Goethe's, mit dem Götz von Berlichingen, dem aber trotz der mannigfaltigen, mit Recht gepriesnen Schönheiten, wie allen dramatischen Erzeugnissen Goethe's, die eigentliche dramatische Gewalt abgeht; es ergreift, es packt nicht. — Die erste Bedingung eines Bühnenstücks aber ist, daß es Wirkung hervorbringe, daß es unmittelbar in die Seele greife. Diese Wirkung gleicht dem Pflug, welcher die Erde auflockert und sie zur Aufnahme der Samenkörner empfänglich macht; auf die Oberfläche geworfen, werden sie ungeachtet ihres innern Keimvermögens nicht emporblühen. Das Theaterpublicum hat nicht Zeit, die einzelnen Schönheiten in sich aufzunehmen, um für das Ganze Interesse zu gewinnen; vielmehr muß das Interesse des Ganzen für die einzelnen Schönheiten empfänglich machen. Der Inhalt des Stückes kann die Herzen unsrer Zeit nicht besonders mehr erregen. Ein reinmenschliches Interesse, irgend eine große Leidenschaft, ist im Götz nicht enthalten. Das Historische aber, welches den Kampf des Ritterthums gegen eine zahmre Zeit darstellt, ist ein für uns veraltetes. In unsern Tagen, wo die geistige Macht die materielle immer mehr zu überwinden strebt, und höhere Begriffe von Freiheit bedingt, können wir mit jener Willkür des Ritterthums nicht mehr so sympathisiren, daß sein nothwendiger Untergang eine tragische Wirkung hervorbringe. Auch sind die historischen Elemente, welche den Gegensatz bilden, nur schwach, in spießbürgerlicher Einseitigkeit aufgetragen, so daß wir von ihrer Nothwendigkeit nicht hinlänglich durchdrungen sind. In einer Tragödie aber muß vor Allem jene Nothwendigkeit so lebhaft vor Augen gestellt sein, daß sie den göttlichen Gang des Schicksals bildet, woran der Mensch, von einer Leidenschaft oder einer ganzen Zeitrichtung bewegt, in seinen einseitigen Bestrebungen scheitert. — Auch das rein menschliche Interesse, welches sich an Weislingen knüpft, muß bald erkalten, da dieser aller sittlichen Größe entbehrt. Vielleicht wollte der Dichter in diesem Charakter jenes allgemeine, unerquickliche Schwanken ausdrücken, das sich im Uebergang von einer Zeitrichtung zur andern zu zeigen pflegt. Allein wir fragen im Drama wenig nach dem Symbolischen eines Charakters; er soll uns als solcher, als handelnde Person inter-

essiren. Auch eine Schwäche kann unsre Theilnahme in Anspruch nehmen, wenn sie aus einem Kampf, einer Leidenschaft hervorgeht, wenn sie — mit einem Wort — als Gegensatz der eignen Kraft erscheint. Eine solche monotone Schwäche aber, wie sie im Weislingen erscheint, kann auch nur eine schwache Theilnahme für sein Schicksal erregen. — Die vielen Schönheiten, die in dem Stücke enthalten sind, namentlich die kernige Sprache, die künstlerisch durchgeführte Charakterzeichnung, die frische Eichenluft, welche das Ganze durchweht, werden uns immer den großen Dichter erkennen lassen. Allein vom dramatischen Standpunct aus betrachtet, und hauptsächlich, wenn von einer Verjüngung der Bühne die Rede ist, so erscheint das Stück sowohl der Form als dem Inhalt nach wenig geeignet, dazu beizutragen. Höchstens könnte man sich noch davon angeregt fühlen, wenn sämmtliche Schauspieler so künstlerisch durchgebildet wären, daß uns in der Darstellung wie im Stück, in gleichem Verhältniß die Schönheiten vor Augen gestellt würden. Allein auf diesen Kunstgenuß von der Bühne aus werden wir noch lange verzichten müssen. Unsre heutigen Scha spieler sind durch zwei entgegengesetzte falsche Richtungen ganz und gar verdorben werden. Auf der einen Seite fußen sie noch auf dem Jambenpathos der Raupachschen Stücke, denen es an aller Natur, an aller Wahrheit gebricht. — Wie Raupach sich die Schillersche Form angeeignet, ohne von dessen dichterischer Gluth durchdrungen zu sein, so ist auch der Pathos, welchen die Schauspieler aus dieser Richtung davongetragen, zu einer hohlen Form geworden. Von daher schreibt sich die Unnatur, die Coulissenreißerei. — Auf der andern Seite machten sich die faden Conversationsstücke mit ihrer platten Alltäglichkeit geltend, die sogar allen Schein der Poesie abgeworfen, und die „gemeine Deutlichkeit der Dinge" an der Stirne tragen. In diesen Extremen mußte sich der Schauspieler bewegen. Wie sollte er hiebei zu einer poetischen Anschauung der Wirklichkeit, zu einer künstlerischen Begeisterung gelangen? Der Schauspieler empfängt immer erst aus zweiter Hand, durch die Vermittlung des Dichters; an diesem bildet er sich und mit diesem geht er unter. Eine förmliche Regeneration der Schauspielkunst ist daher erst dann wieder zu hoffen, wenn jene angeführten Uebel gänzlich getilgt sind, und aus den vielen Versuchen neuerer Dichter endlich eine lebenskräftige dramatische Poesie hervorgeht. — Aber deßwegen eben verdient die hiesige Bühne Beachtung, weil sie danach strebt, durch alle ihr zu Gebote stehende Mittel jene falsche Richtung zu überwinden. Namentlich gebührt dieses Verdienst dem Oberregisseur Moritz, der auf die Verwaltung den bedeutendsten Einfluß übt. Er selbst ist von allem falschen Pathos frei, ihm gilt vor Allem die Wahrheit in der Darstellung, und sollte es auch mit Aufopfrung aller bestechenden Effecte geschehen. Daher faßt er auch die Rollen ganz anders auf, als wir es an andern Bühnen gewohnt sind; und selbst sein Max Piccolomini, sein Mortimer sind Menschen, die wie Menschen sprechen und sich geberden, wobei zwar der schreiende Pathos, nicht aber der ideale Standpunct verloren geht. Mit diesem Trachten nach Natur und Wahrheit verbindet er eine Feinheit im Motiviren, die der Nichtkenner nicht zu schätzen vermag. Er ist mit einem Wort ein ächter Künstler, d. h. er ist durch die Kunst zur Natur zurückgekehrt; und weil er eben so wahr und natürlich ist, glaubt der ungebildetere Theil des Publicums die Kunst zu vermissen, indem er nur die Kunststücke vermißt.

Ganz und gar den Gegensatz von Moritz bildet Döring, ohne Zweifel einer der begabtesten unsrer lebenden Schauspieler. — Wie Moritz alle schroffen Stellen, alle hervorragenden zackigen Merkmale auszugleichen sucht, so bewegt sich Döring, dem kühnen Gemsenjäger gleich, am liebsten auf schwindelnder Höhe und läßt oft die übrige Welt weit unter sich zurück. — Moritz sucht sich stets dem Ganzen anzufügen, er bleibt immer, wenn auch sein Spiel noch so ausgezeichnet ist, ein Glied des Ganzen, er ordnet sich dem allgemeinen Bilde unter. Döring dagegen folgt seinem kühnen Schwung; auch in der unbedeutendsten Rolle bildet er die hervorragende Gestalt und nimmt wenig Rücksicht auf das Ganze. Noch einen Schritt zurück, und die poetischen Gestalten, die Moritz darstellt, würden durch sein natürliches Spiel, durch welches er sie der Wirklichkeit anzueignen sucht, ihre poetische Bedeutung verlieren. Noch einen Schritt vorwärts und Döring's Charaktere würden zur Carrikatur werden. Darin liegt aber der künstlerische Tact Beider, daß sie jene Grenzen nicht überschreiten, sondern auf verschiedne Weise uns an die äußerste Schönheitslinie führend, diese um so eindringlicher erkennen lassen. — Döring befindet sich nicht auf dem Culminationspunct seiner Kunst. Manches erscheint noch als rohe Naturanlage, durch kein durchdringendes Bewußtsein zur Kunst vermittelt. Und wenn er auch vermöge seines Genies stets eine intensive Kraft ausübt, durch welche alle seine Rollen Leben und Farbe erhalten, so läßt sich doch nicht läugnen, daß er manche derselben eben aus Mangel an tieferm Studium einseitig auffaßt, ja zuweilen ganz und gar verfehlt. Seine Motivirung, das merkwürdige Colorit, das er zu geben weiß, bietet uns doch mehr die Mannigfaltigkeit eines einseitig aufgefaßten Charakters, als die Einheit der Mannigfaltigkeit desselben. Daher gelingen ihm bis jetzt solche Charaktere am besten, die in ihrer äußern Erscheinung sogleich das Gepräge eines deutlich ausgesprochnen Innern tragen. So kann z. B. der Vansen im Egmont nicht vortrefflicher gegeben werden; die ganze Erscheinung wie jede Bewegung derselben ist ein vollendetes niederländisches Bild. Dieselbe Meisterschaft bewährt er in den komischen Alten, so wie in allen denjenigen Rollen, die mit einem Wurf gleich eingefangen sind. Weit weniger dagegen gelingen ihm Charaktere wie Jago im Othello und Marinelli in Emilie Galotti. Hier faßt er nur die eine grelle Seite auf, die er in den verschiedensten Nüancen wiedergiebt. Sein Jago erscheint uns sogleich als der entschiedne Bösewicht in seiner ganzen teuflischen Gestalt. Wir können weder den Othello noch die übrige Umgebung begreifen, die einen solchen Menschen bis zur letzten Katastrophe nur „den guten Jago" nennt. Der feine Charakterzeichner Shakspeare hat aber dieser Gestalt, bei all ihrer Schlechtigkeit, eine gewisse Bonhommie beigelegt, und fehlt ihr auch alles Gemüth, so ist doch eine gewisse Gemüthlichkeit in ihrem Wesen nicht zu verkennen. Diese nun hervorschimmern zu lassen und das grelle Bild gleichsam damit zu umschleiern, wäre die Aufgabe des Künstlers, die aber durch Döring nicht gelöst wird. Eben so einseitig und grell faßt er den Marinelli auf, ohne zu bedenken, daß dieser ein feiner und gewandter Hofmann ist, der durch seine Formen den Fürsten wie alle Welt besticht. Doch bei Döring's Mitteln wird es ihm gelingen, auch in diesen Fächern eine Kunstleistung hervorzubringen, wenn ihm anders die abgerundete Wahrheit eines durchgeführten Charakters mehr am Herzen liegt als die bestechenden Effecte eines einseitig aufgefaßten.

Auch Herr Maurer, welcher Helden und sogenannte Hel-

denväter spielt, ist mit guten Mitteln versehen. Allein die Anwendung derselben kann einen gebildeten Geschmack nicht immer befriedigen. Es kommt uns zuweilen vor, als wären die Worte Hamlet's: „O es ärgert mich in der Seele" 2c. an ihn gerichtet. Doch hat er zu seinem Vortheil neulich als Götz eingesehen, daß ein Held und ein Ausrufer zweierlei sind. Wenn er in dieser Mäßigkeit fortfährt und mehr von innen herausspielt, so wird er immer einen Rang unter den bessern Schauspielern behaupten. In den Conversationsstücken ist an seinen Anstandsrollen überhaupt wenig auszusetzen, und in den komischen Charakteren entwickelt er vielen Humor.

Der Gegensatz von Maurer ist Löwe, ein noch junger Schauspieler von Geist und Talent. Wie aber jener in seinem Spiel mehr äußerlich ist, so besitzt dieser nicht alle Mittel, die innre Auffassung zur Anschauung zu bringen. Die Reflexion ist bei ihm vorherrschend; er wird daher nie einen Charakter vergreifen, aber auch nur selten zu jener Unmittelbarkeit gelangen, die starke Eindrücke hervorbringt. Das Fach der Liebhaber, dem er gewidmet ist, wird er daher nicht behaupten können, sondern ein solches wählen müssen, das mehr Feinheit des Verstandes, als das Hervortreten der Leidenschaft erfordert. — Ueberhaupt sind die Liebhaberrollen die allerschwierigsten, so leicht sie auch scheinen mögen. In jedem andern Fache wird die geforderte Naturwahrheit nicht so sehr vermißt; sie läßt sich auf eine oder die andre Weise ersetzen. Die Liebe aber ist die ewige Lyrik im Drama; und wie auch ein verständiger Schriftsteller ohne eigentliches poetisches Talent in jeder andern Dichtungsart Erhebliches zu leisten vermag, ausgenommen in der Lyrik, wozu der poetische Stempel der Seele gehört: so kann Verstand und Studium jedes andre Rollenfach, wenn auch nicht mit der Kraft des Genies, aber doch auf eine befriedigende Weise ausfüllen; der Liebhaber hingegen wie der lyrische Dichter muß geboren sein. Und doch reicht Begabung der Natur nicht hin. Denn wie jede andre Kunst, so muß auch die Schauspielkunst eine vermittelnde sein zwischen Geist und Natur. Der zu behandelnde Gegenstand muß in das Bewußtsein aufgenommen, dort verarbeitet werden und dann mit aller Freiheit zur Naturwahrheit zurückkehren. Die Schwierigkeit liegt nur darin, daß durch diesen Proceß die Gluth, die Leidenschaft nicht erkaltet, daß durch diese Vermittlung das Feuer der Unmittelbarkeit nicht verloren geht. Nun aber vergehen oft viele Jahre, bevor der Schauspieler es zu einer solchen Vollendung bringt, daß er durch die Kunst zur Natur zurückkehrt. Und dann hat der Liebhaber meist ein solches Alter erreicht, daß die Illusion selten eine vollkommne ist. Daher kommt es, daß das Fach der Liebhaber fast ausgestorben ist. Freilich giebt es Liebhaber gnug wie lyrische Dichter. Allein wie man bei der großen Zahl dieser nur angeeignete Redensarten ohne alle Begeistrung findet, so bewegen sich die meisten Liebhaber in herkömmlichen Manieren, und flößen uns, wie jene, Langeweile und Ekel ein, da jede Erscheinung, die als Schönheit gelten will und es nicht ist, in das Gegentheil umschlägt. —

Nehmen wir noch Herrn Knauth aus, der in der Sphäre des Niedrigkomischen Vortreffliches leistet, so sind die übrigen männlichen Mitglieder unsres Schauspiels nur als Staffagen zu betrachten, als Beiwerk, wie man es mehr oder minder gut an jeder Bühne findet. Gelingt es auch Einem oder dem Andern, eine Rolle nicht zu verderben, so ist doch von keiner Kunst, von dem Heraustreten aus der Mittelmäßigkeit, dabei die Rede. — Dagegen erblicken wir unter dem weiblichen Personal in Fräulein von Stubenrauch eine Künstlerin ersten Ranges. Mit einer edlen Gestalt verbindet sie eine Seelentiefe, aus welcher die schönsten Gebilde der Kunst in lebendiger Wahrheit hervorgehen. Wenn sie auch in einzelnen Partien die einfache Größe der Schröder nicht erreicht, so übertrifft sie diese doch an objectiver Mannigfaltigkeit, indem sie mit derselben Kunst die innre Majestät einer Heldin als die feine Gewandtheit einer Weltdame zu veranschaulichen weiß. Ihr Pathos ist die wirkliche Sprache der Leidenschaft oder der Würde, und alle ihre Worte wie ihre Bewegungen sind beseelt. Diese Künstlerin, obgleich sie als solche einen Ruf erlangt, ist bei weitem noch nicht gnug anerkannt; denn das Publicum pflegt nur die grellen in die Augen springenden Umrisse zu beurtheilen, nicht aber die feinen Schattirungen eines künstlerisch durchgebildeten Spiels. — Eine andre beliebte Schauspielerin ist Mad. Wittmann, welche in allen ihren Rollen einen Liebreiz um sich verbreitet. Sie ist mehr eine subjectiv lyrische Erscheinung als eine objectiv dramatische Künstlerin. Daher ist ihre Persönlichkeit stets anregend, vermag aber nicht in eine andre, namentlich in eine hochtragische überzugehen. Die übrigen Mitglieder unsres weiblichen Personals erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit und gehen vielmehr in ihren Rollen unter als auf.

Fragen wir nun, wie mit diesen Mitteln eine vollkommne Darstellung möglich sei, so werden wir allerdings bedeutenden Lücken begegnen. Jeder gebildete Leser von einiger Phantasie wird beim Lesen eines Dichterwerks die verschiednen Charaktere in ihrer Individualität auffassen und sich einen unverkümmerten Kunstgenuß bereiten. Ein solcher aber ist bei dem Standpunct unsrer Bühne kaum möglich, da wir uns nur an Einzelnem erfreuen können, aber gerade, je mehr sich dieses geltend macht, uns über das Uebrige ärgern. — Wie soll z. B. ein Shakspearsches Stück die gehörige Wirkung hervorbringen? Hier sind alle Charaktere scharf gezeichnet, und selbst der unbedeutendste Bediente will in seiner Individualität erfaßt und dargestellt sein. Nun aber haben unsre untergeordneten Schauspieler, die bei einem großen Personal meist aus dem Sängerchor genommen werden, auch nicht den leisesten Begriff weder von Individualisirung noch von Shakspeare. Von Darstellung eines Charakters, der zu dem ganzen Gemälde seine nothwendige Farbe beiträgt, kann gar keine Rede sein, wenn wir uns bei einer solchen Erscheinung nur langweilen, sie hinwegwünschen, wenn sie uns nicht durch irgend eine Lächerlichkeit alle Illusion vernichtet. Dieser Uebelstand ist es, der die Trauerspiele in Verruf gebracht. Und können wir es den Leuten verdenken, wenn sie lieber in eine Oper gehen, wo bei der schlechtesten Darstellung sich doch die Musik nicht abtödten läßt, oder in eine Posse, wo man doch mindestens vor Langeweile geschützt ist, als in ein classisches Trauerspiel, das durch seine farblose Darstellung uns den Dichter kaum mehr erkennen läßt? — Wie aber ist diesem Uebelstand abzuhelfen? — Man muß vor allen Dingen bedenken, daß die Schauspielkunst eine Kunst ist, und daß der dargestellte Gegenstand, wie in jeder andern, ein Kunstwerk in allen seinen Theilen sein muß. Wer dazu beiträgt, muß auch auf seine Weise dazu berechtigt sein. Das Genie ist aber etwas Außerordentliches und auch der eigentliche Beruf nur etwas Seltnes. Und wo ein oder das andre vorhanden, da wird der Schauspieler ein ihm zusagendes Fach wählen und sich mit Nebenrollen nicht befassen. — Wo nun aber der eigentliche Beruf fehlt, da läßt er sich auf keine andre Weise als durch Bildung ersetzen; wo nichts von innen nach außen geht, da muß es von außen nach innen angeeignet werden. Um es sich aber geschickt anzueignen, dazu gehört ein durch Studium gebildeter Verstand: erst wo dieser vorhanden, hat man die äußern Mittel zu berücksichtigen. Der Schauspieler, auch der untergeordnetste, muß daher in dem Fach, dem er sich widmet, zu Hause sein; er muß wie der Maler, wie jeder andre Künstler, die nothwendigen Vorstudien gemacht haben, bevor er die Laufbahn betritt. Wie weit diese Studien sich erstrecken müssen, das bedürfte einer genauern Erörtrung; jedenfalls müßten sie auf Psychologie, auf Geschichte im Allgemeinen und auf Kunstgeschichte im Besondern gegründet sein. Erst wenn auf diese Weise die Bühne zu der Würde einer Kunstanstalt gelangt, dann haben wir einen reinen Kunstgenuß von derselben zu erwarten.

J. Ehrenbaum.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 297. 14. December. 1842.

Geschichte Europa's seit der ersten französischen Revolution von Archibald Alison, deutsch von Dr. Ludwig Meyer*). Erster und zweiter Band. Leipzig 1842. Otto Wigand.

Mit der sogenannten unparteiischen Geschichtschreibung ist es nichts. Welches Geschichtswerk ist auch in der That unparteiisch? Höchstens Jahreszahltabellen und Compendien: und die kaum**). Wenn nun gar Jemand die Geschichte der Revolution schreibt mit der Prätention, unparteiisch sein zu wollen, welch eine überfluthende Fülle gutmüthiger Phrasen und philisterhafter Langweiligkeiten muß da herauskommen! Diese sogenannte unparteiische Geschichtschreibung glaubt ihren Standpunct in der Mitte zu haben, wenn sie gar keinen hat: sie will die Person des Schreibenden nicht hervortreten lassen und zeigt uns daher nichts weiter als diese blöde, urtheilsscheue Aengstlichkeit: sie giebt uns nicht einmal die Facta rein und klar, weil sie immer nur mit Abwägen und Beschneiden beschäftigt ist: sie will Alles, auch das Nichtsnutzige zu seinem Rechte kommen lassen und ist daher die Ungerechtigkeit selber: sie bedenkt nicht, daß auch das Verdammen zum Amte des Richters gehört. Diese unparteiische Geschichtschreibung paßt für keine, nicht einmal für die ruhigste Periode der Geschichte; geschweige für die Ereignisse der Revolution.

Wie? bei der Betrachtung dieser Begebenheiten, in denen sich zum ersten Male die ganze Anlage der Menschheit zu dem, was sie sein kann, zeigte, dieser Kämpfe, welche alle Kräfte, alle Principien, alle Vernunft und alles Vorurtheil gegen einander hetzten, und welche jetzt noch nicht geendet sind, hier sollte der Mensch das höchste Recht aufgeben, das er besitzt, das Recht, eine selbständige Meinung zu haben?

Die Revolution liegt selbst noch im Kampf, und ihr Geschichtschreiber will nicht kämpfen; sie liegt in Geburtswehen, und er will sie, wie einen abgestorbnen Cadaver, seciren? Hier, wo die Menschheit all ihre Energie entfaltet, hier will der Geschichtschreiber energielos, das heißt gedankenlos sein? Unparteiisch wird hier nur der sein wollen, der es entweder nicht wagt, selbständig zu denken, oder der sich seiner Gedanken schämt und sie unter dem Mantel der Liebe einschwärzen möchte.

Freilich, es giebt eigentlich nur zwei wahre Parteien; die eine steht ganz links, die andre ganz rechts. Wenn wir nämlich Partei nur die nennen dürfen, welche ein consequent durchgeführtes Princip hat. Die eine ist die Partei des Volks, der Freiheit, der Menschheit; die andre ist die Partei der Legitimität, der Bevormundung von Gottes Gnaden, der Abhängigkeit und des Autoritätsglauben. Die eine will nur den Respect vor sich selber; die andre hat sich rings mit Rücksichten umstellt. Die Eine schaut zurück und will das Bestehende um jeden Preis erhalten, die andre schaut vorwärts und will zerstören, weil sie weiß, daß nur aus einer vollständigen Vernichtung das Neue erstehen kann.

Nur die Extreme wissen, was sie an der Revolution haben; denn sie haben ein Princip. Alles, was zwischen ihnen liegt, ist vom Uebel. Alles, was dazwischen liegt, ist Halbheit, ist ein kleinmüthiges und weichmüthiges Hin- und Herdämmern. „Es konnte auch anders kommen, aber es mußte eigentlich so kommen; es konnte Blut gespart werden, aber Blut mußte eigentlich vergossen werden." Das ist das hochweise Räsonnement dieser Mittler; „so weit mußte man gehen; hier mußte man stehen bleiben", sagen sie, und weil ihr eigner Horizont beschränkt ist, glauben sie, die ganze Geschichte müßte denselben bornirten Horizont haben.

Nur die Extreme wissen, was sie gewonnen, was sie verloren haben. Ja, sie werden entweder verwünschen, oder sie werden aufjauchzen. Sie werden Nichts oder sie werden Alles anerkennen. Die Absolutisten werden mit all ihren Vorurtheilen, mit all ihrer Gläubigkeit, ihrer Legitimitätsleidenschaft angezogen kommen; sie werden Wehe rufen,

---

*) Ueber die Verändrungen seiner Uebersetzung, die dadurch wesentlich zur Bearbeitung geworden ist, spricht sich Herr Meyer in der Vorrede aus. Daß aber der Standpunct doch im Grunde derselbe geblieben ist, ergiebt sich aus unsrer Kritik.

**) So nennt Kruse in seinen Tabellen die polnische Revolution von 1830 einen „Revolutionsversuch" und die Pestelmurawiewsche Verschwörung von 1826 beschreibt er mit den Worten: „Einige Verkehrte erregen einen Auflauf, werden aber durch den persönlichen Heldenmuth des Kaisers bald zur Ruhe gebracht." Selbst Kruse und selbst seine Tabellen judiciren und sind Partei.

aber sie werden doch einen festen Gesichtspunct haben, wenn er auch rückwärts liegt. Und der freie Mann, der alle Schranken, die ihn von der Menschheit absperren, und, als wahrer Sansculotte, nicht nur die Hosen, sondern auch das Hemde des alten Menschen abgeworfen, wird sich freiheitjauchzend in das Gewoge der Begebenheit stürzen, und um so leichter, um so freudiger mit dem Strome mitschwimmen, als er durch nichts sich gehemmt fühlt.

Also man verwerfe entweder alle Thatsachen, alle Fortschritte der Revolution, und sehe in ihnen nichts als die heillosen, aber unausweichlichen Folgen jenes ersten Abfalles vom Princip der Legitimität, oder man erkenne den ganzen Verlauf der Revolution an, man bleibe nicht feig bei einem Puncte stehen; nein, man habe den Muth, in ihrem Fortgange bis zur höchsten Spitze die nothwendigen Consequenzen des Freiheitsprincips zu erblicken.

Nur Eine Art giebt es, auf die man die Geschichte der Revolution richtig betrachten kann. Diese hat man bis jetzt fast noch gar nicht angewandt, dafür aber tausend andre. Vor allen ist es die Moral, welche sich vordrängen, welche ihren Gesichtspunct für den einzig richtigen ausgeben möchte. Dieser ist aber so beschränkt und dabei so unsicher und schwankend, daß er benutzt werden kann, um alles mögliche zu beweisen. Und gewöhnlich sind es Reactionärs, die, wenn sie mit politischen Gründen nicht mehr auskommen, zur Moral flüchten, um zu verketzern, was sie nicht widerlegen können.

Wenn die ganze Weltgeschichte nur dazu da wäre, um aus ihr ein philiströses fabula docet zu ziehen, so begreife ich nicht, warum man nicht auch die Geschichte von jener Frau, die ein neues Kleid haben wollte, und von jenem Manne, der mit seinem Sohn und mit einem Esel auf Reisen ging, in das Bereich der Weltgeschichte zieht.

Das Beste ist, daß bei der moralischen Betrachtungsweise Nichts, gar Nichts herauskommt. In der Vorrede zu dem vorliegenden Buche heißt es zum Beispiel: „das größte Interesse aber erweckt die innre Geschichte der Revolution" — man glaubt schon, der Verfasser verstehe unter „innerer Geschichte" den Entwicklungsgang, welchen die Revolution nahm, da erklärt er seinen Ausdruck sogleich dahin: — „die herzzerreißenden Leiden der verfolgten Tugend, und die Mittel, wodurch die Vorsehung in den Verbrechen der Revolutionsmänner ihre eigne w o h l v e r d i e n t e und denkwürdige Bestrafung herbeiführte."

Der Verfasser stellt seine moralischen Betrachtungen vom legitimistischen Standpuncte aus an. Setzen wir nun einmal voraus, ein Revolutionär betrachte die Revolutionsgeschichte moralisch — was freilich nicht oft geschehen mag — wie würde der nun die Sache darstellen? Er würde sagen: der Tyrann erhielt für seine eignen und für die Verbrechen seiner Vorfahren seine wohlverdiente und denkwürdige Bestrafung; die Vorsehung trieb den Tyrannen durch seine eigne Verblendung ins Verderben; welchen großartigen Eindruck macht dagegen das Schicksal der Freiheitshelden, welche, ein Opfer ihrer Vaterlandsliebe, fielen.

Die moralische Geschichtsanschauung führt also zu gar nichts; da es rein von ihr abhängt, ob sie ein unglückliches Schicksal als Strafe oder als Martyrium auffassen will. Dabei hat sie die Anmaßung, ihre eignen willkürlichen und beschränkten Ansichten einer sogenannten Vorsehung in die Schuhe zu schieben. Diese Vorsehung ist ihr Puppenspieldirector, der, wenn das herzbrechende Drama zu Nutz und Frommen eines geehrten Publicums vorbei ist, alle seine Helden in Einen Kasten zusammenpackt.

Die moralische Anschauung sieht in der Geschichte nur Variationen nach demselben Thema, eine Ineinanderschachtelung diverser Vorkommnisse, kleine Genrebilderchen mit Figuren, denen ein Zettel aus dem Munde fliegt, worauf irgend eine passende Nutzanwendung verzeichnet steht.

Sie kann sich nicht bis zu der Ansicht erheben, daß der Mensch im Dienste einer Idee stehe, mit ihr triumphire, mit ihr stürze; sie sieht in der Geschichte keinen Kampf der Ideen, sondern nur ein gewöhnliches Geplänkel gewöhnlicher Menschen, die durch ihre egoistischen Interessen gegeneinandergetrieben werden und sich gegenseitig aufreiben.

Nicht Menschen wurden verjagt in der Revolution, sondern Meinungen, die Ideen einer ganzen vergangnen Zeit; nicht Menschen wurden geköpft, sondern Meinungen und Ideen einer alten und einer neuen Zeit.

Auf diese Weise, als den Kampf von Ideen, muß man die Revolution betrachten, wenn man sich mit all ihren sogenannten Schrecknissen versöhnen will. Ja, dann wird man bewundern, wo der Moralische schaudert, man wird Enthusiasmus fühlen, wo der Moralische sich nicht über seine schmutzige Angst erheben kann.

Die französische Revolution war nichts als eine praktische Durchführung der Freiheitstheorie, sie war nichts als eine Definition der Worte: liberté, egalité. Ist es nun nicht groß, daß die Männer, welche in dieser großen Geschichtslogik die einzelnen Kategorien abgeben, mit ihren Ideen eng verwachsen, ja die personificirten Ideen, wuchsen, triumphirten, untergingen; daß sie die Meinung, für die sie gekämpft, nicht überlebten, weil sie dann ja doch nur eine Scheinexistenz geführt hätten? Ist es nicht groß, daß Theorie und Praxis in der Revolution so eng verbunden waren?

Die Revolution als solch ein Kampf von Meinungen betrachtet, und das Blut, welches sie gekostet, scheint uns nicht umsonst vergossen.

Jede Theorie, wenn sie in die Praxis übergeht, wird ein um so größres Blutvergießen hervorrufen, je energischer, je lebenskräftiger sie ist. So lange das Alte, das

Legitime noch stark gnug ist, um die Theorie vom Uebergange auf das Gebiet der Praxis abzuhalten — mit andern Worten — so lange die Theorie noch nicht nach allen Seiten beleuchtet, so lange sie sich noch selber unklar ist, so lange wird der Kampf um sie ein unblutiger sein, und dieser unblutige Kampf wird nur gar zu leicht das Vorurtheil erwecken, als ob die Theorie überhaupt in ihrer ganzen Entwicklung auf unblutiger Bahn vorwärtsschreiten werde.

Endlich aber steht sie durch die Bewegung der Geister nach allen Seiten hin- und hergetrieben, nach allen Richtungen beleuchtet, fertig da. Jetzt erst offenbart sie ihre ganze Macht, jetzt schickt sie nicht mehr bloß Gedanken gegen Gedanken, sie schickt Menschen gegen Menschen zu Felde, in das Leben eingreifend verletzt sie alle Interessen, welche sich auf ein überlebtes Princip stützen; in stürmischem Gange fortschreitend findet sie nicht mehr in ruhiger, gedankenmäßiger Widerlegung, sondern in der praktischen Gewalt, die sie ausübt, den Beweis für ihre Macht. Die Theorie ist es, welche jetzt ganze Völker unter ihr Panier beruft, sie ist es, welche eine geringe Zahl Begeisterter über furchtbare, aber gedankenlose Massen triumphiren läßt, sie ist es, welche über Leben oder Tod entscheidet; welche nicht eher ruht, als bis sie sich nach allen Seiten entfaltet, als bis sie all ihre Feinde bewältigt hat.

Die französische Revolution hatte eine solche Theorie; und man mag ihre Geschichte noch so moralisch betrachten, Niemand wird sich davon losmachen können, in dem Wahnsinn, wofür er jene Geschichte hält, wenigstens Methode zu finden. Ja, es ist beinahe Mode geworden, in den gründlichern Geschichten der Revolution so ziemlich von Adam und Eva anzufangen. Ein sicherer Beweis, daß man allgemein die Revolution in den Zusammenhang der ganzen Weltgeschichte stellt, daß man sie für ein nothwendiges Ergebniß ihrer Vergangenheit und für eine Prophezeiung der Zukunft hält.

Auch unser Buch fängt von Adam an. I. 21: „Der Kampf zwischen Hohen und Niedrigen, dem Thron und dem Volk dauert schon seit langer Zeit; doch erst in den neuern Zeiten haben sich die Grundsätze allgemeiner Freiheit festgestellt, oder sind die Mächte, welche seit den frühesten Zeiten gegenseitig sich gerüstet hatten, in Kampf gerathen. Wie gerecht aber auch die Fordrung sein mag, daß das Wohl und die Interessen des Volks vor den Eingriffen der Mächtigen gesichert seien, so ist doch auch nichts gewisser, als daß dies der ursprüngliche Zustand der Gesellschaft nicht immer gewesen. Die Mannigfaltigkeit des menschlichen Charakters, die verschiednen Stufen geistiger und physischer Kraft, mit der die Menschen begabt sind, die Folgen von Zufall, Unglück oder Verbrechen, die Entblößung und der hilflose Zustand der Armen in der Kindheit der Civilisation führen frühzeitig einen Unterschied des Standes ein, und stürzen die untern Stände in jenen Zustand der Abhängigkeit von den Höhern, der unter dem Namen der Sclaverei bekannt ist. Diese Einrichtung, wie gehässig auch mit Recht ihr Name geworden, ist in ihrem ersten Entstehen kein Uebel."

Hier hören wir einen englischen Aristokraten philosophiren. Wir hören eine Philosophie, welche alle Verhältnisse geradezu auf den Kopf stellt. Wie? Schon in der „Kindheit der Civilisation" sollte sich jener Unterschied zwischen Reichthum und „hilfloser Armuth" zeigen? Dieser Gegensatz, welcher gerade das Ergebniß der Civilisation ist? Wie? die „Entblößung und Hilflosigkeit der Armuth" sollte in der Natur des Menschen begründet sein? Der Aristokrat macht hier überhaupt Alles, was Folge der Civilisation ist, zu ihrer Voraussetzung, um so die Empörung gegen diese Civilisation zu einer Empörung gegen die menschliche Natur zu machen. Die Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die Verschiedenartigkeit geistiger und physischer Kraft, Zufall, Unglück, Verbrechen, Alles dies kann sich auch erst im Zustande der Civilisation zeigen.

Also nicht diese Sachen bringen den Unterschied der Stände hervor; dieser Unterschied der Stände ist gleichfalls nicht in der Natur und natürlichen Verschiedenheit der Menschen begründet, sondern auch er ist ein Erzeugniß der Civilisation. — Ob übrigens die Sclaverei in ihrem Entstehen kein Uebel sei, diese Frage soll der Verfasser sich von den spartanischen Heloten beantworten lassen.

Sehen wir aber erst, worein der Verfasser die Ursachen der Freiheit und Civilisation setzt. Erstens: die Araber, die Scythen waren frei, weil sie, unabhängige Hirtenvölker, in der unbeschränkten Ausdehnung der Ebenen, die vor ihnen lagen, in der Unendlichkeit der Wildnisse, welche sie durchzogen, eine Garantie ihrer Freiheit hatten; „und dem umherschweifenden Leben unsrer Vordern, welche sich aus den Ebenen Mittelasiens nach den Küsten des atlantischen Oceans ausbreiteten, muß die Freiheit der neuern Zeiten hauptsächlich zugeschrieben werden, und aller Glanz europäischer Civilisation: die Künste Griechenlands, der Waffenruhm Roms, die ritterliche Sitte Frankreichs und die Flotte Englands sind ihr entsprungen."

Zweitens: der Reichthum ummauerter Städte war ein großer Schutz der Freiheit und Anlaß der Civilisation.

Drittens: die abgeschloßne Lage und die unabhängigen Gewohnheiten der Bergbewohner, an deren armen Felsen sich die Wogen der Geschichte brechen, ohne sie erschüttern zu können, „sind die letzte Quelle der Freiheit."

Diese Philosophie eines Aristokraten ist sehr tröstlich. Es fehlt nur noch das Viertens, welches dergleichen Philosophen stets bei der Hand haben und wonach zum Beispiel die Freiheit Englands Folge seiner insularen Lage ist.

Ein gewöhnlicher Sansculotte sagt, daß die Freiheit das Wesen des Menschen sei und daß er im Laufe der Geschichte dies sein Wesen herausarbeite, daß er immer mehr alle Hemmnisse, die ihm sein Wesen verkümmern, zu vernichten trachte, so daß die Freiheit, welche anfangs ihm nur natürlich gehörte, jetzt sein wohlerworbner, unantastbarer Besitz sei.

Der Aristokrat, der schärfer sieht und wohl weiß was ihm frommt, macht diese Freiheit von Zufälligkeiten abhängig, um, wenn er irgendwo Unfreiheit antrifft, beweisen zu können, daß auch diese aus Zufälligkeit nothwendig sei. Und dabei ist es ihm nun ganz gleich, was für Gründe er für die Freiheit des Menschen angiebt, wenn sie nur außerhalb des Menschen liegen. Hier ist es die unbegrenzte Ebene, die Jedermann zugänglich ist, und das umherschweifende Leben. Dort sind es die Berge, die kein Erobrer besteigen kann und auf welche die Bewohner fortwährend fixirt sind, ohne sich um die langweilige Weltgeschichte zu bekümmern. Dort sind es wieder die ummauerten Städte, wo reiche Leute wohnen, die natürlich ihren Besitz gern unabhängig und unangefochten erhalten möchten. Bei dem Letztern fragen wir nur, wie die Leute zu Besitz und Reichthum kamen, wenn nicht als freie Leute.

Solch eine Logik müssen also alle die Aristokraten haben, welche das Wesen des Menschen nicht als das seinige, sondern nur als das Ergebniß von Zufällen anerkennen möchten. Es würde ihnen gar nichts darauf ankommen, die zufällige Unfreiheit eines Landes aus seiner offnen Lage oder aus seinen ummauerten Städten oder aus seiner abgeschloßnen Lage herzuleiten.

Und nun gar: „alle Freiheit der neuern Zeiten und aller Glanz europäischer Civilisation muß dem umherschweifenden Leben unsrer Vordern zugeschrieben werden." Diese unsre sogenannten Vordern, „welche sich aus den Ebenen Mittelasiens nach den Küsten des atlantischen Oceans ausbreiteten", haben „die Künste Griechenlands, den Waffenruhm Roms, die englische Flotte" ins Leben gerufen. Wenn wir einmal diesen Vorfahren etwas verdanken sollen, so ist es doch nicht, weil sie als rohe, zusammenhanglose Horden umherschweiften, sondern weil sie ihr Wanderleben, somit ihren natürlichen Charakter aufgaben, sich festsetzten, hiemit den Anfang zu einem Staat machten und den Anstoß zur Civilisation gaben.

Nachdem der Verfasser auf diese Weise über die Freiheit philosophirt, fährt er fort: „die Freiheit der alten Welt erstarb im Laufe der Zeiten wegen der engbegrenzten Zahl derer, welche sich ihrer Wohlthaten freuten." Die Freiheit sei bei den Griechen wie bei den Römern Privilegium gewesen.

Dies ist sehr richtig. Aber ebenso richtig ist, daß man die Freiheit der Griechen und Römer, eben weil sie Privilegium war, gar nicht Freiheit nennen darf. Was wir wenigstens unter Freiheit verstehen. Die moderne Freiheit schließt alle Aristokratie aus, der griechische und römische Bürger war aber stets Aristokrat. Die moderne Freiheit sucht eben ihr Wesen darin, daß sie sich auf die ganze Menschheit erstreckt und daß sie jeden schon deßhalb, weil er Mensch heißt, nicht aber weil er so und so viel hat oder so und so viel weiß, für fähig hält, frei zu sein. Die moderne Freiheit findet nicht ihre Stütze in der Unfreiheit Andrer; sie stützt sich allein durch sich selber und erklärt nur dann zu ihrer wahren Existenz gelangt zu sein, wenn sie rings um sich eine unbedingte Gleichheit sieht.

Dieser Begriff der modernen Freiheit ist das Ergebniß der Weltgeschichte. Sie ist das Wesen des Menschen und der Mensch soll wissen, daß sie sein Wesen ist. Dies Bewußtsein über sich selber hat sich der Mensch im Laufe der Geschichte errungen. Ist er aber bis zu diesem Bewußtsein gelangt, so schüttelt er alle Autorität ab, die ihn bisher hinderte, er selber zu sein. Er hat vor Nichts mehr Respect, als vor sich selbst. Alle Tradition, aller Glaube, alle Demuth, alle Beherrschung muß seinem siegenden Selbstbewußtsein weichen, und hiemit hat der Mensch erst den Boden gewonnen, auf dem er als Mensch handeln kann, er hat den Anfang zu einer wahrhaft menschlichen Geschichte gefunden. Denn jetzt erst ist ihm die Möglichkeit geworden, einen wirklichen Staat zu gründen, in wahrhaft *menschlicher* Gesellschaft zu leben.

Betrachten wir von diesem Gesichtspuncte aus die bisherige Geschichte, d. h. die Voraussetzungen der französischen Revolution als des Anfanges einer wahren Menschheitgeschichte, so müssen wir sagen, daß wir in der alten Geschichte am wenigsten einem Gebilde begegnen, welches wir Staat nennen könnten. Die Angelegenheiten der alten Republiken waren nichts als Privatangelegenheiten, denn sie waren die Angelegenheiten einer privilegirten Kaste. Die alten Staaten waren nicht über ihren zufälligen, natürlichen Anfang hinausgekommen, sie hatten nicht die Kraft, ein *allgemeines*, vernünftiges Recht in sich zu entwickeln. In Gesellschaft zu leben, ist dem Menschen natürlich; in der Gesellschaft aber das Recht und das Bewußtsein des Rechtes, der Freiheit zu erzeugen, ist seine eigene That. Zu dieser That gelangten die alten Staaten nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 298. **15. December.** **1842.**

„Geschichte Europa's seit der ersten französischen Revolution von Archibald Alison, deutsch von Dr. Ludwig Meyer."

(Fortsetzung.)

Was für einen Einfluß hatte nun die sogenannte Völkerwandrung? Der Verfasser sagt S. 25: „die Barbaren, welche das römische Reich stürzten, brachten aus ihren Wüsten die Freiheit und die Energie eines wilden Lebens mit. In die ersterbende Asche der Civilisation warfen sie die Flammen barbarischer Unabhängigkeit, auf den abgelebten Stamm städtischer Freiheit pflanzten sie die kräftigen Schößlinge des freien Hirtenlebens."

Das ist die gewöhnliche Ansicht von der Völkerwandrung, daß die Barbarenhorden durch den freien Sinn, durch die Naturwüchsigkeit, welche sie mitbrachten, ein neues Element zu neuer Gesittung in die Weltgeschichte gebracht hätten. Doch wie? Kann man die rohe Ungebundenheit und Uncultur jener Horden Freiheit nennen? Und das war eine saubere Freiheit, welche die Leibeigenschaft und den Kastengeist des Mittelalters erzeugte. Das eine saubre Naturwüchsigkeit, welche, wie der Verf. selber gesteht, nur gar zu bald ermattete und dem üppigsten Hochmuth, der niederträchtigsten Faulheit Platz machte.

Die Barbaren des Nordens brachten zu dem weichlichen Raffinement und zu der blasirten Abgelebtheit der alten Welt Nichts als die Rohheit von Völkern, die bisher jeder vernünftigen Civilisation ferngestanden. Konnten nun diese beiden Factoren etwas Gutes zu Stande bringen? Die Barbaren des Nordens machten nur die Rohheit und Uncultur vollkommen. Wenn das Privilegium bisher noch beschränkt gewesen war, so waren es jetzt ganze, große, unzählige Völker, welche privilegirt sein wollten und ihr Privilegium durchsetzten. Mochten sie immerhin in ihren Steppen „frei" gewesen sein; diese natürliche, unbewußte Freiheit des Hirtenlebens konnten sie nicht in ihre neuen Wohnsitze übertragen. Hier wurden sie die Tyrannen, die Privilegirten.

Die natürliche, die egoistische Freiheit äußert sich stets als Privilegium, als Sucht, zu besitzen, auf Grund des Eigenthums Vorrechte des Landes in Anspruch zu nehmen und den, der Nichts hat, zu unterdrücken, zu benutzen. Das ganze Mittelalter zeigt uns eine solche Nebeneinanderhäufung von Privilegien, die sich natürlich wiederum gegenseitig bekämpfen. Besitzen zu dürfen, ist Privilegium, Waffen tragen zu dürfen, dichten zu dürfen, denken zu dürfen, Alles ist Privilegium. Wo ein allgemeinres Interesse auftaucht, da ist es das Interesse einer Corporation, die natürlich auch ihre Privilegien hat und zu der gehören zu dürfen, ein Privilegium ist. Das ist der Charakter des Mittelalters, das ausgebildete und consequent durchgeführte Privilegium.

Gegenseitigen Schutz fand man nur in der Corporation; an eine Einheit, eine Allgemeinheit war nicht zu denken. So zeigt uns die ganze Geschichte des Mittelalters nichts weiter als dies Bestehen des Einzelnen, des Egoisten auf seinem Rechte, diesen Kampf roher Freiheiten: an Freiheit ist nicht zu denken.

Wenn das nicht schon von vornherein Verfall war, so führte es wenigstens die Nothwendigkeit des Verfalls mit sich. „Die Ansicht wurde allgemein," sagt der Verfasser, „daß Staaten wie Individuen nur eine gewisse Zeit des Lebens zuertheilt sei, die zu verlängern auf keine Weise möglich wäre, und daß auf eine Zeit der Thatkraft nothwendig eine andre der Ermattung und der Verderbniß folge."

Abgesehen davon, daß von „Staaten" im Mittelalter gar nicht die Rede sein kann, so kann man doch immer fragen, wie aus jenen Elementen, die ja Verderbniß und Auflösung in sich trugen, Staaten entstehen konnten. „Andre Ursachen, meint der Verfasser, theilten dem gesellschaftlichen System eine noch unbekannte Kraft mit, und geben den neueren Staaten, selbst in den Zeiten scheinbaren Verfalls einen Antheil unverwelklicher Jugend." (I, 39.)

Die erste dieser Ursachen sei die christliche Religion gewesen.

Diese Behauptung, die christliche Religion habe die Staaten erhalten und gebe auch fernerhin eine Garantie für ihr Bestehen, wird so oft ausgesprochen, daß man sich nicht die Mühe verdrießen lassen darf, sie immer von Neuem zu widerlegen. — Das ist nicht zu läugnen, die Kirche war im Mittelalter das allgemeine Band; aber gerade, daß sie dies Band war, ist der Grund, daß es im Mittelalter keine Staaten gab. Die Religion kann nie der Kitt für eine wahre bürgerliche Gesellschaft sein, am wenigsten die christ-

liche, weil diese die Weltlichkeit nicht anerkennt. Es ist wahr, die Kirche des Mittelalters erklärte, daß alle Macht vor ihr Nichts sei, daß der Höchste, wie der Geringste vor ihr dieselbe Geltung habe. Sie war also ein Element, welches jeden Unterschied auflöste, aber sie war nur die Nacht, in der alle Kühe schwarz sind; die Unterschiede waren nur scheinbar verwischt und behielten ihre Geltung, wenn diese Nacht nicht da war. Die Gleichheit, welche die Kirche predigte, war nur eine abstracte, äußerliche. Die Unterschiede waren nichtig, nicht weil sie es wirklich, weil sie es an und für sich selbst sind, sondern weil sie gegen die abstracte Macht der Kirche gleichgültig waren. Die Kirche hob sie nicht auf, sie erkannte sie nur nicht an. Die Gleichheit war keine durch sich selbst, durch ihre eigne Vernünftigkeit gebotene und bewiesene.

Ebendarum ließ auch die Kirche die sogenannte Weltlichkeit und ihren Egoismus ganz frei und unangefochten. Ich konnte leibeigen sein, das schadete Nichts, vor Gott war ich ja meinem Herren gleich: vor Gott, im Himmel, was durfte ich mehr verlangen, mein weltliches Verhältniß war ja bloßer Schein. Ein Bischof konnte unermeßliche Besitzungen haben, er konnte den „Sünden der Sinnlichkeit" nachgehen, was schadete das; die Welt war ihm doch nur Trug und Wind, und vor Gott war er eben so arm, wie der ärmste Kirchendiener.

Das Band, welches die Kirche abgab, und ihre Macht war also rein abstract, und weit entfernt, Anlaß zu einer vernünftigen Gliederung der menschlichen Gesellschaft zu geben, begünstigte sie vielmehr das ärgste Kunterbunt, die unvernünftigste und sinnloseste Durcheinanderwürfelung der staatlichen Elemente.

Erst als diese abstracte Macht der Kirche durch die Reformation gestürzt wurde, erst damals entstand auch die erste Möglichkeit einer vernünftigen Staatenbildung.

Aber wie die Reformation nur eine religiöse war, und über das Gebiet der Religion nicht hinauskonnte, so waren die Staaten, welche sich mit dem Beginn der neueren Zeit bilden, ebenfalls nur religiös. Die Macht des Papstes ging an die einzelnen Fürsten über, welche nun nur Päpste im Kleinen wurden. Das heißt die absoluten Fürsten der neuren Zeit waren auch nur so ein abstractes Band, welches einen abstracten Staat zusammenhält. Vor ihrer Macht schwand zwar das Privilegium zusammen, aber ohne daß sie es praktisch aufhoben, sie ließen es bestehen, weil es ihrer Autorität gleichgültig war, weil sie für den Höchsten wie für den Geringsten dieselbe Macht hatten und — weil ihre Macht selber nur ein Privilegium war.

Also mit dem Beginnen der absoluten Fürstenmacht fängt zwar auch die Möglichkeit eines Staates an, weil die Idee einer Einheit, einer Nationalität, sogar einer Gleichheit da ist; aber — wie gesagt, diese absoluten Staaten waren religiös. Das heißt, jene Gleichheit war fürs erste nur die Gleichheit der Sclaverei, der Unterthänigkeit gegen den Einen. Jene Einheit war nicht dem Staate selber wesentlich, sie wurde nur äußerlich in jener abstracten Persönlichkeit des Fürsten angeschaut.

Wie nun in neurer Zeit die Reformation durch die Kritik vollendet ist, so, daß die Kritik die Reformation aufgehoben hat: so hat die Revolution die Staatenbildung, welche mit dem absoluten Herrscherthum begann, vollendet, indem sie die absolute Herrschaft aufhob. Sie vernichtete das religiöse Verhältniß der Unterthanen zum Staate; denn sie machte den Unterthanen zum Bürger, zeigte ihm, daß der Staat nicht eine ihm äußerliche Macht ist, sondern daß er in ihm, dem Bürger, und in seinem bürgerlichen Bewußtsein seine einzige Existenz habe.

Wie die Kritik den Religiösen zum Menschen gemacht hat, so hat die Revolution den Unterthanen zum Bürger gemacht; der Staat ist für den Bürger nichts Heiliges, das er anbetet und dem er blindlings gehorcht, sondern er ist etwas, das er macht und von dem er weiß, daß es ohne ihn kein Bestehen haben kann.

Hatte nun die Revolution dies Princip, den blindgläubigen, sclavischen Unterthanen zum selbständigen, selbstbewußten Bürger zu machen, wollte sie ein wahrhaftes Volk, eine wahrhaft lebendige Nation ins Leben rufen, so konnte sie dies ihr Freiheitsprincip nicht anders durchsetzen, als indem sie eine vollständige Gleichheit proclamirte und ins Leben rief. Mußte sie nicht jedes Privilegium aufheben? Mußte sie nicht jede Regierung, die nicht im Volke selbst sondern in einer Tradition ihre Grundlage hatte, vernichten? Konnte sie eher ruhen, als bis sie jedem Einzelnen, auch dem Niedrigsten im Staate bewiesen hatte, daß er Mensch sei, daß er Bürger sei und als solcher keine Autorität, die nicht sein Product, über sich anzuerkennen brauche? —

Das zweite, was „der Sache der Freiheit eine wichtige Hilfe erwuchs," war nach der Meinung des Verfassers die Buchdruckerkunst (I, 40). Der Verf. sagt hiemit eine alte Wahrheit, wunderbar ist aber, daß er gar nicht weiß, was er hiemit sagt. „Wenn auch, meint er, manche Uebel aus dieser neuen Gestaltung der Dinge sich erzeugten, indem schlechte Grundsätze sich schneller und allgemeiner verbreiteten und die Kämpfe der Gesellschaft nicht mehr auf einzelne Classen beschränkt waren, und an Heftigkeit und allgemeiner Theilnahme alle früheren übertrafen, so kann man doch sagen, daß die den menschlichen Angelegenheiten nachtheiligen Elemente großentheils untergegangen, während die Ursachen zur wachsenden Vervollkommnung dauernd geworden sind."

Ist es nicht gerade das wesentliche Verdienst der Buchdruckerkunst, daß sie die geistigen Kämpfe aus dem lang-

weiligen Kerker der Gelehrtenstuben befreite, und sie zu Kämpfen aller Classen machte? Sie vernichtete die hochmüthigste und empörendste Aristokratie, die es geben kann, die Gelehrten-Aristokratie; wenigstens ist es das Streben unsrer Zeit, die geistigen Kämpfe zu Kämpfen der Gesellschaft zu machen. Und hier sollen alle Classen theilnehmen, wenn wir in Sachen der Theorie überhaupt von Classen reden dürfen. Nichts ist ekelhafter, als jener Eigendünkel der Gelehrten, daß sie ihre Sachen unter sich auszumachen hätten: sie brauchten ja dann nur von den Resultaten dem Volke dasjenige mitzutheilen, was sie für dienlich hielten. Eine solche suffisante Bevormundung trägt ihre Strafe in sich selber; denn die Zeit verschmäht sie: immermehr ist es dahin gekommen, daß das Volk einsieht, nichts sei von Interesse, was nicht ein Volksinteresse hat: daß alle Kämpfe nur für die Gesellschaft gekämpft werden: daß das Volk zum einzigen legitimen Richter in Bezug auf geistige Kämpfe gemacht wird.

Allgemeine Theilnahme ist also fortan das Lebenselement für dieselben, und weit entfernt, daß Leidenschaft und Heftigkeit schadeten, sind sie vielmehr unerläßliche Bedingung. Freilich sagt der Verf.: „Beschleunigung stürzt ins Verderben; die französische Revolution ist mehr als irgend ein andres Ereigniß darauf berechnet, die Wahrheit dieser Bemerkungen zu erweisen. Sie zeigt das unwiderstehliche Wachsthum der Freiheit und zugleich wohin ein unkluges Uebereilen des Laufes der Natur führt."

Das sei nun unsre Aufgabe, zu zeigen, wie gerade diese Leidenschaft, dieser Fanatismus nöthig war, um so große Resultate zu erreichen, wie die Revolution erreicht hat. Wir wollen nachweisen, daß nur jene sogenannte Beschleunigung des seiner Natur nach unaufhaltsamen Laufes der Revolution alle großen Fragen lösen konnte, welche die Revolution von Anfang an aufstellte. Wir wollen beweisen, daß die Entwicklung, welche die Revolution nahm, nichts anderes ist, als die Entwicklung der Freiheit selber. Wir wollen nachweisen, daß die Revolution nicht an Uebereilung gestorben ist, sondern daß gerade die Rapidität, die wüthende Energie, mit der sie ablief, eine Garantie ihrer Unvergänglichkeit ist.

Man hat zu beweisen gesucht, daß der Zustand des französischen Volkes vor der Revolution gar nicht so arg gewesen sei, als man ihn immer schildern will, um die extreme Gewalt dieser Revolution zu motiviren. Wollte der Himmel, daß dieser Beweis recht klar und bündig geliefert werde; denn dann wäre es ja unläugbar, daß ein Volk, selbst wenn es materiell nicht so sehr bedrückt ist, dennoch ideeller Interessen wegen sich zu erheben vermag.

Wirklich konnte selbst ein noch empörenderer Ständeunterschied, eine noch schwerere Schuldenlast, eine noch ungerechtere Vertheilung der Abgaben, ein noch schrecklicherer Despotismus immer noch nicht Grund genug sein zu einer Revolution — denn gab und giebt es nicht Völker, die noch Aergeres duldeten, ohne sich zu erheben? — wenn nicht die ideelle Macht des Gedankens, des Princips, wenn nicht die Gewalt der Theorie hinzukam. Die Zeit war danach, daß der, welcher klar sah, der, welcher wußte was er wollte und das Extrem immer im Auge hatte, siegen mußte. Die Zeit war danach, daß der, welcher seiner Geistesanlage oder seiner Stellung nach auf Schwankung und Halbheit angewiesen war, untergehen mußte. Die Zeit war danach, daß man endlich eingesehen hatte, wie wenig die Erkenntniß der menschlichen Rechte und die äußere Erscheinung, die Praxis mit einander harmonirten. Und weil man es eingesehen hatte, suchte man für die neue Theorie auch eine neue Praxis.

Darin stimmen Alle, Absolutisten und Republicaner überein, daß jene krassen Ständeunterschiede nicht zu dem, was man als Menschenrecht erkannt hatte, stimmten. Warum sträuben sich nun die ersteren so gegen die Consequenzen ihres Zugeständnisses? Warum sträuben sie sich so dagegen, daß man überhaupt gar keine Ständeunterschiede mehr will? Ja, sagen sie, Vorrechte sollen nicht sein, aber Stände müssen sein. Nun frage ich aber: woran erkennt man die Stände, als an den Unterschieden gegen andre Stände? Und wodurch können sie sich unterscheiden, als durch Rechte, durch Ausschließlichkeiten, die sie vor den andern voraushaben? Sollen nun die Vorrechte fallen? Nun gut, dann ist der Ständeunterschied ein Unsinn, denn es fehlt ihm das, wodurch er sich äußerlich manifestirt, dann giebt es gar keine Stände mehr. Doch, der Stand soll nur nicht im Zufall, er soll nicht in der Geburt, im Vermögen, er soll in der Intelligenz seine Berechtigung finden? Das ist bloße Redensart! Ein Stand ist nur dann etwas, wenn ich durch mich selbst nicht über ihn hinauskann, wenn ich schon in ihm geboren werde. Stände, die fortwährend wechseln, die in ewigem Flusse befindlich sind, wie das jene Intelligenzstände müßten, sind ein Unding. Und dann: wäre es nicht die äußerste Sinnlosigkeit, wenn die Intelligenz für sich ein äußerliches Ständeabzeichen forderte?

Also die Revolution handelte ganz consequent, als sie bis zur vollständigen Vernichtung des Ständeunterschieds fortging. Unaufhaltsam schritt sie vorwärts. Sie hob zuerst in der Nacht des vierten August die Privilegien des Adels auf und nahm den dritten Stand in den Staat auf. Die Constituante vollbrachte diese Revolution des tiers état. Die Girondisten sind dann die Repräsentanten der Intelligenzaristokratie, sie sind die Repräsentanten des auf seine Bildung stolzen dritten Standes, der auf den armen Sansculotten mit Verachtung herabschaut. Sie sind die verkörperte Theorie, die sich aber vor der rohen, rücksichtslosen Gewalt scheut, ja die sich zu profaniren fürchtet, wenn man

sie in die Praxis einzuführen sucht. Die Girondisten scheuten sich daher auch stets vor den Consequenzen ihres eignen Princips. Sie machten den 10. August und desavouirten den 21. Januar; darum war es ihnen auch unmöglich, rücksichtslos und energisch aufzutreten, als sie merkten, daß man sie durch energische Maßregeln los zu werden suchte.

Der 31. Mai stürzte diese intelligente Aristokratie des dritten Standes. Der Berg und der Sansculotte siegten. Auch der, welcher Nichts hatte als seinen Patriotismus und Nichts wußte als sein Vaterland, auch der gehörte jetzt zum Staate.

Die Familie, die Nation war vollständig. Nun wird es begreiflich, warum der eine Ruf: es lebe die Nation! über alle barbarischen Heere des alten Europa siegen konnte. Jetzt war erst der Begriff einer Nation, welche einen jeden Einzelnen in der Gesammtheit mit denselben Rechten begabt, klar geworden. Jetzt war eine wahrhaft lebensvolle Allgemeinheit, ein Ganzes, welches nicht mehr bloß durch ein abstractes Band zusammengehalten wurde, entstanden. Jeder Einzelne war ein Spiegel, ein nothwendiges Bestandtheil des Ganzen. Jetzt erst gab es Menschen, und nicht mehr Bevorrechtete und Sclaven.

Der Sansculotte hatte Nichts — das ist wahr; der Staat erhielt ihn, und der Besitzende mußte sein Eigenthum zum Besten des Staates hergeben. Hieran besonders stößt man sich; man ist empört über die Unsicherheit des Eigenthums, man nennt die ganze Revolution eine Erhebung dessen, der nichts hat, gegen den Besitzenden. Dies Letztre ist ganz richtig, nur müssen wir gestehen, daß gerade an diesem Puncte die Revolution unklar ist, inconsequent, und nicht bis zu dem auch theoretisch bewußten Extrem fortging.

Also was die Sicherheit des Eigenthums angeht, so verwickelte sich die Revolution in Bezug auf diesen Punct in Widersprüche, die man auch nicht ermangelt hat, ihr vorzuwerfen. Die Revolution proclamirte im Anfange die natürlichen Rechte des Menschen, und nahm unter diese auch die Sicherheit des Eigenthums auf.

Hiermit war schon unmittelbar gegeben, daß derjenige, welcher Nichts hatte, seines Menschen- und Bürgerrechtes verlustig ging; es war also eine Aristokratie der Besitzenden organisirt.

Doch schon von vornherein ist zu fragen, ob der Mensch überhaupt natürliche Rechte hat. Alle Rechte des Menschen sind nicht Rechte der Natur, sondern Rechte der Erkenntniß. Die Gesellschaft hat so viel Rechte, als sie als die ihrigen erkannt hat. Der Mensch ist überall sein eigen Werk. So wenig ihn die Natur zeugte mit Kleidern, mit Waffen oder mit dem Pfluge, so wenig zeugte sie ihn mit Rechten. Der Sklave, der Unterthan werden eben als dies Naturerzeugniß betrachtet, welches auf dieser Scholle, die ich besitze, hervorgebracht ist, und das ich benutzen darf, wie ich einen Aepfelbaum benutze.

Es ist daher klar, daß die Rechte stets mit der Theorie Hand in Hand gehen werden; und schon dadurch, daß die Nationalversammlung die Naturrechte d e c r e t i r t e, bewies sie, daß diese Rechte nicht durch die Natur, sondern nur durch vernünftiges Decret zu geben seien. Die Natur hat gerade den Menschen darauf angewiesen, nicht bloßes Naturerzeugniß zu bleiben, sondern seine eigne That zu werden. Die Civilisation ist diese That des Menschen, und sie ist sein Segen wie sein Fluch. Sein Fluch ist sie, wenn sie sich als etwas Legitimes behaupten will, selbständig gegen den freien Willen des Menschen, wenn sie dem Menschen Regeln geben will und sich dagegen sträubt, von seiner Intelligenz die Regel und Richtschnur ihres Fortschreitens zu empfangen. Sein Fluch ist sie, wenn sie die eine Stufe, welche sie erstiegen hat, gegen eine fortgeschrittne Erkenntniß als die höchste festhalten will, wenn sie zum Beispiel die Stufe, auf welcher der Mensch durch Stände, durch Besitz ꝛc. geschieden ist, heilig sprechen und für ewige Zeiten legitim machen will.

Es giebt also keine Naturrechte; es giebt nur Rechte der Civilisation, und da die Civilisation nichts Feststehendes ist, so stehen auch die Rechte des Menschen nicht fest, sondern sind in einer ewigen Weiterentwicklung begriffen.

Von Natur hat der Mensch keinen Besitz; es war daher ein Fehler, wenn die Nationalversammlung die Sicherheit des Eigenthums unter die N a t u rrechte aufnahm. Das Eigenthum ist eine Schöpfung der Civilisation, und es kommt auf die verschiednen Stufen derselben an, was man unter Eigenthum versteht und ob man dasselbe als mehr oder weniger heilig betrachtet.

Man hat der Constituante mit Recht vorgeworfen, daß sie die Privilegien, Titel ꝛc. des Adels aufhob, während diese Privilegien, diese Titel doch ererbter Besitz des Adels waren.

Die Constituante handelte hier offenbar im Widerspruch mit sich selber oder vielmehr, sie war es sich nicht bewußt, daß sie die Ansichten zweier Civilisationen jesuitisch zu vermitteln trachtete. Die eine kannte nur den Privatbesitz. Königsherrschaft, Lehnsgut, Titel, Amt, dies Alles war nach der frühern Civilisation Privatbesitz. Meinte nun die Constituante dieses Eigenthum, als sie die Sicherheit desselben unter die Naturrechte aufnahm?

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung O t t o W i g a n d.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 299. 16. December. 1842.

„Geschichte Europa's seit der ersten französischen Revolution von Archibald Alison, deutsch von Dr. Ludwig Meyer."

(Schluß.)

Nein! Ihre Anschauungen waren ihr durch eine neue Civilisation gegeben, welche nichts Privates anerkannte, Alles auf die Allgemeinheit des Staats, Alles auf den Vortheil des Volkes zurückführte. Hienach gab es kein Eigenthum, welches das Interesse des Volkes verletzte; alles Eigenthum war unberechtigt, welches nicht durch die Bestätigung der Nation sanctionirt war.

Das war aber in der That die Aufhebung des Privateigenthums. Es war hiedurch das Volk, der Staat zum alleinigen Besitzer geworden, und wenn die Aufgebung des Eigenthums zum Besten der Allgemeinheit unbedingt vom Staate gefordert werden konnte, so gab es in Wirklichkeit kein wahres Eigenthum mehr, d. h. keinen Besitz, der mir, als dieser bestimmten Einzelheit gehörte.

Ueber diesen ihren Widerspruch wurde sich die Constituante, wurde sich die Revolution überhaupt nicht klar, und daß es ihr nicht gelang, auf diesem Puncte die alte Civilisation zu überwinden, war der Grund, weßhalb diese später scheinbar wieder über sie triumphirte. Es waren aber in der That noch viele andre Fragen zu lösen, ehe man an diese letzte gehen konnte — und sie sind noch zu lösen.

Auch das Königthum war ein Eigenthum, und doch wagte sich schon die Constituante daran.

Ludwig XVI. ist auf Seite 96—97 richtig charakterisirt. Er ging an den Fragen der Civilisation unter, obgleich man ihm die Ehre lassen muß, die Revolution gemacht zu haben. Er kam zu einer Zeit auf den Thron, wo er eigentlich nicht recht wissen konnte, was ein König zu bedeuten habe. Der Glaube an die unbedingte absolute Macht des Königs, als König, war schon verschwunden. Man glaubte nicht mehr des Herrschens wegen, man glaubte wegen des Wohles der Völker zum Throne berufen zu sein. Schon also suchte man halb und halb im Volke die rechtliche Begründung der eignen Macht. Dieser Satz, daß man für das Volk des bien public wegen da sei, mußte zuerst die königliche Macht untergraben. Denn konnte nicht endlich des Volkes Wohl es erheischen, daß der Herrscher vom Throne stiege?

Eben darum kann ein König jenen Grundsatz vom öffentlichen Wohle nie unbedingt annehmen, er wird das Recht zu herrschen immer noch in etwas Anderm, als in dem Volke, begründet finden. Schon dies Schwanken zwischen dem Könige des öffentlichen Wohles und dem Könige, der absolut legitim ist quand même, mußte in dem Charakter Ludwig's XVI. eine gewisse Halbheit erzeugen. Dies Schwanken mußte ihn verhindern, in irgend einer Sache fest und mit sichrer Umsicht aufzutreten. Kurz, Alles, was er vornahm, mußte ihm zum Spiele werden.

So berief er die Generalstände, ohne eigentlich zu wissen, was er that. Er spielte mit den états généraux und unter der Hand wurden sie ihm zum Ernst. Er glaubte, daß neben ihrer Berufung seine Macht als absoluter König noch bestehen könne. Als sie nun aber aus sich selber Ernst machten, als mit ihrem festern Auftreten sich neben der Königsmacht eine andre, die des Volkes, aufthat, da öffneten sich seine Augen, und er wollte dem Spiele, was er begonnen, ein Ende machen. Aber auch jetzt wagte er nicht entschieden aufzutreten, weil die Vorstellung von einer unbedingt heiligen königlichen Autorität ihm unter den Füßen weggezogen, ihm unbewußt entschlüpft war. Die königliche Sitzung am 23. Juni ging spurlos vorüber, nur daß das Bewußtsein der Volksvertreter durch ihren Sieg an diesem Tage noch mehr erhoben wurde. Der König dagegen wagte nichts, weil er in seiner königlichen Autorität nicht Fond gnug für ein stolzes Selbstbewußtsein fand; als der Adel sich anbot, mit ihm gegen die Nationalversammlung zu stehen, antwortete er: „Nein ich darf meinen treuen Adel zu einem so ungleichen Kampfe nicht führen. Das ist meinem Wunsche wie meiner Pflicht, ihn vor offnen Gefahren zu bewahren, zuwider. Meinetwegen soll Niemand umkommen, ich bin entschlossen" (I, 126). Aber er war zu nichts entschlossen. Als vor der Erstürmung der Bastille die Truppen zusammengezogen wurden, sagte er zum Marschall Broglie: „Meine letzte Hoffnung liegt in Ihrer Ehre, in Ihrer Treue. Sie werden die theuersten Wünsche meines Herzens erfüllen, wenn Sie ohne Gewalt und Blutvergießen die Absichten derer vereiteln, welche den Thron bedrohen" (I, 128). Er zieht Truppen zusammen

und will kein Blutvergießen, er setzt seine letzte Hoffnung in die Treue eines alten Soldaten — und will kein Blutvergießen.

Das Volk aber war entschloßner; denn es wußte was es wollte; wenigstens zeigte sich ihm schon eine unklare Aussicht auf unendliche Macht; es blickte vor sich und sah eine Sonne aufgehen; der Hof aber sah nur hinter sich und erblickte nichts als das traurige Schauspiel einer untergehenden Sonne. „Bürger!" rief Camille Desmoulins, „der Augenblick zum Handeln ist da. Uns bleibt nur eine Hilfe, die Waffen zu ergreifen" (I, 129).

Und was that der König nach der Erstürmung der Bastille? Er trat in die Ständeversammlung und erklärte, „daß er sich für immer mit der Nation vereinige" (I, 134). Konnte das nach seinen frühern Ansichten und Hoffnungen etwas weiter als Redensart sein? Es ist möglich, daß er für den ersten Augenblick überrascht durch die Kraft, welche die Nation entwickelte, entschlossen war, sich der Nation zu beugen, ja es ist möglich, daß er zuerst vermeinte, seine Autorität werde neben der des Volkes hergehen können; aber es ist unmöglich, daß eine solche Meinung lange vorhalten konnte. Befand sich doch die Constituante selber noch in der Illusion, daß sie zwischen den Ansichten und Autoritäten einer veralteten und zwischen denen einer neuen Civilisation würde vermitteln können? Baute sie nicht ein eignes System zurecht, nach welchem Königsmacht und Volksmacht sich einigen, ein eignes Gerüst, auf welchem König und Volk friedlich neben einander stehen sollten?

Gerade hier in ihren Verfassungsbestrebungen befindet sich die Constituante in einer Halbheit, ließ sie sich einen Jesuitismus zu Schulden kommen, der freilich unvermeidlich war.

Sie selbst, alle ihre Beschlüsse hatten einzig und allein im Volke eine rechtliche Grundlage. Der Wille des Volkes wurde als die einzig legitime Macht im Staate ausgesprochen, und obgleich nun ein lebendiger Volksstaat das Königthum ausschließt, so glaubte die Constituante dennoch Volksthum und Königthum vermitteln zu können, indem sie die Fiction aufstellte, daß das Königthum durch den Willen des Volkes bestätigt sei und so jetzt erst seine rechtliche Begründung erhalten habe. Consequent durchgeführt konnte eine solche Ansicht vom Königthum nichts Andres heißen, als: der König sei Magistratsperson, welche das Volk eingesetzt: der König sei also Creatur des Volkes, deren sich zu entledigen das Volk ein Recht habe, so wie sie gegen den Willen des Volkes handle.

Aber diese Consequenz sprach die Constituante nicht aus. Sie machte vielmehr den Thron zu einer gegen das Volk selbständigen Macht, welche nicht in der Vernunft des Staates und in dem Willen der Gesellschaft allein das Recht ihrer Existenz habe. Sie vindicirte dem Könige ein Veto gegen die Nationalrepräsentation; sie erklärte ihn für unantastbar, sie machte die Königswürde zu einer erblichen, also auf Zufall und Familienbesitz gegründeten.

Hiedurch hatte sie nicht vermittelt; sie hatte nur neben einander gestellt zwei Elemente, die, wenn sie es mit sich selber ernst meinten, in einen unvermeidlichen Kampf gerathen mußten. Die Constituante hatte das Königthum zum Theil seiner Würde, von Gottes Gnaden zu sein, beraubt, und ihm doch nicht alle Selbständigkeit nehmen können. Und dem Volk hatte sie auch nur theilweise seine Würde gegeben. Sie hatte den Staat getheilt, zwei selbständige Mächte in ihm geschaffen, was ein Widerspruch ist.

In welche mißliche und krittliche Lage mußte nun der König gerathen! Widersprach er den Decreten der Volksrepräsentanten, so machte er nur von seinem Rechte Gebrauch, beleidigte aber den Volkswillen, der ein unbedingtes Recht, sich auszusprechen und geltend zu machen, in Anspruch nahm. Bestätigte er dagegen nur jene Decrete, so war er Nichts weiter als Maschine, ohne Willen, ohne Thatkraft, er beraubte sich seiner Würde, seiner Selbständigkeit. Der König also mußte unausbleiblich in einen Zustand des Schwankens, der Rathlosigkeit verfallen, die ihn in einer Zeit, welche so sehr auf die Ausarbeitung der Consequenzen und Extreme losging, nothwendigerweise ans Schaffot führte.

Es war unmöglich, daß der König mit irgend etwas, was er vornahm, Ernst machte. Sein ganzes Wesen war in zwei sich widersprechende Seiten auseinander getheilt, und wenn die eine Seite etwas that, so mußte die andre darüber spotten. Ludwig XVI. spielte jetzt nicht mehr mit den Fragen der Zeit, aber er selber war zum Spiele derselben geworden. Durch jene Schwankungen, welche die Verfassung der Constituante mit sich führte, war Ludwig dem Sechzehnten der letzte Fond für ein in sich sichres Selbstbewußtsein entzogen. Die Handlungen, die er vornahm, eigenmächtig vornahm, waren weder mehr mit dem Glanze der Legitimität umgeben, noch wurden sie durch den Volkswillen sanctionirt.

Mit einem Worte: wenn er handeln wollte, so war er jetzt darauf angewiesen, als einfache Person, als Privatperson zu handeln. Dann mußte er aber auch als Privatperson für seine Thaten einstehen. Und dazu gehörte ein großer Muth, eine ungeheure Charakterfestigkeit, welche Ludwig XVI. nicht hatte, nicht haben konnte. Auf die vielen Vorschläge, welche ihm gemacht wurden, wie er sich gegen die „Insolenz" des Volkes schützen könne, antwortete er stets damit, daß er, seiner Person wegen, keinen Bürgerkrieg hervorrufen wolle. Es war also mit einem absoluten Könige, mit einem Nachfolger des l'état c'est moi, dahin gekommen, daß er seine Person ganz und gar von dem Staate trennte.

Hatte er es selber gethan, so ermangelte auch der Staat nicht, sich von ihm zu trennen. Ludwig XVI. fiel, ein Opfer der Widersprüche, welche die Constituante hinstellte und welche die Legislative löste, lösen mußte. Eine der beiden selbständigen Mächte, welche durch die Constituante in den Staat gebracht waren, mußte sich zur einzigen zu machen suchen, und der Widerspruch löste sich durch die Republik.

Daß er sich aber so schnell löste, ist nur ein Beweis dafür, mit welcher Gründlichkeit und Energie man sich der Beantwortung der Fragen hingab, die durch eine neue Civilisation in die Welt geworfen waren.

Es war also die rücksichtslose Dialektik der Geschichte selber, welche Ludwig XVI. dem Schaffot zuführte. Mit ihm sind Viele, Revolutionärs wie Reactionärs, dieser Dialektik zum Opfer gefallen. Warum bedauert man jenes Eine Opfer so sehr, warum nicht alle andern, den Robespierre, den Danton, den Marat mit ihm? Doch der Geschichtschreiber soll nicht bedauern, eben so wenig als die Geschichte bedauert. Sentimentalität ist in der Geschichte nicht angebracht, und der Geschichtschreiber soll die Kraft haben, gelassen über das Schicksal von Tausenden dahinzugehen.

Die Revolution hat viel Blut gekostet — das ist wahr; aber giebt es irgend eine Theorie, die, wenn sie in die Praxis einging, einen unblutigen Sieg gefeiert hätte? Der Muhamedanismus, das Christenthum, die Reformation, hat nicht die Göttin der Vernichtung an ihrer Wiege gestanden?

Der Tod des Königs, „diese furchbare Katastrophe wurde nur durch die Unentschlossenheit des Königs, durch die Schwäche seiner Regierung herbeigeführt. Seine Scheu vor Blutvergießen, sein ängstliches Streben, jeden Schein zu vermeiden, als wolle er sich dem Willen seines Volkes widersetzen, dem er doch wieder in Augenblicken der Aufregung und des gekränkten Stolzes hart und streng entgegenzutreten wagte, waren die einzigen Ursachen des namenlosen Elends, das über Frankreich hereinbrach.

Ganz richtig: nur muß dabei gesagt werden, daß jene Schwäche Folge der Umstände, jene Unentschlossenheit weniger Schuld des Charakters als der Geschichte, jenes Schwanken von Stolz und Aufregung zu vollkommner Willenlosigkeit und Aengstlichkeit eine Consequenz der Verfassung war, welche das Volk sich gegeben hatte. Jenes namenlose Elend — eine Redensart, die aus jeder vernünftigen Revolutionsgeschichte verschwinden sollte, — ist also keiner Person, es ist rein und allein der Geschichte anzurechnen und daher kein Elend. —

Uebrigens ist die vorliegende Geschichte eine treffliche Zusammenstellung aller wissenswerthen Facta. Es giebt viele Leute, welche am unparteiischsten zu sein und die selbständigste Meinung haben zu können glauben, wenn sie gar keine Meinung hören. Jedes tiefer gehende Räsonnement ist ihnen verhaßt, weil sie selber am liebsten räsonniren. Solchen Lesern ist die vorliegende Geschichte, weil sie die Facta gründlich giebt, zu empfehlen.

Edgar Bauer.

Briefe aus Paris von Karl Gutzkow. 2 Thle. Leipzig. Brockhaus.

Wir sehen Frankreich und Deutschland sich mehr als je mit einander beschäftigen. Dies ist Interesse, ja es ist Zuneigung, es ist trotz aller Protestationen unhistorischer Köpfe die immer mehr zur sichern Ueberzeugung sich gestaltende Ahnung der gleichen weltgeschichtlichen Aufgabe, welche die zwei Nationen verbinden wird. Merkwürdig ist dabei das Verhältniß gegenseitiger Beurtheilung. Während der Franzose gewöhnlich bei gänzlicher Unkenntniß des Materials, des Details, dennoch im Ganzen einen richtigen, geschichtlichen Ueberblick über Deutschland hat, ist es bei den Deutschen gerade umgekehrt. Sie kennen Frankreich in seinen kleinsten Verhältnissen, in seinem innersten Haushalt so genau wie jeder Franzose, sind aber in der Beurtheilung des Ganzen ungeschickt und abstract. Und doch ist dieses Verhältniß natürlich, denn der im Handeln Begriffne wird besser den Zustand des dazu sich Vorbereitenden beurtheilen können, wie umgekehrt. — Der Vorbereitende ist immer theoretisch, die Theorie aber kennt nur Resultate, concentrirte Geschichte, sie hat keine Ahnung von dem Detail des Kampfes. — Sie will vollendete Geschichte in jeder That, in jeder Person vor sich haben und bedenkt nicht, daß oft ganze Reiche nur zu Factoren derselben dienen. — Daher denn das deutsche Gejammer über Parteiengetriebe, Intriguen und Egoismus, die das politische Leben der Franzosen ausschließlich beherrschen sollen, statt sich zu freuen, daß die Parteien nicht mehr Personen, sondern geschichtliche Begriffe an die Spitze stellen, um bestehen zu können, hier absolute, dort constitutionelle Monarchie, hier Republik, dort sociale Reform; — daß Intriguen und Egoismus nicht mehr im Dunkel, sondern am hellen Tage, vor allem Volke, und zwar immer, wenn auch nur zum Scheine, im Dienste der Geschichte arbeiten müssen. — An solcher abstracten Auffassung Frankreichs, an solcher Verkennung wahren politischen Lebens leidet auch Gutzkow's Buch, welches wir gerne unbesprochen gelassen hätten, da Gutzkow durch jede Kritik nur erbittert, nicht geändert wird, welches aber eine solche Verunglimpfung Frankreichs und seiner neuesten Geschichte enthält, daß es Pflicht ist, das Seinige zur Abwehr beizutragen. — Bei Gutzkow kommt zu der abstracten Anschauung noch der Mangel sittlichen Gehaltes hinzu, an dem das junge Deutschland

schon frühe Schiffbruch litt, und aus welchem Gutzkow sich nur durch seinen größern Verstand, der zu rechter Zeit Concessionen zu machen wußte, einigermaßen rettete. Er war und blieb aber ein zweifelhafter Charakter, ein eigentlicher Litterat, welcher schreibt um zu schreiben, nicht um irgend eine sein Leben bestimmende sittliche Idee verwirklichen zu helfen. — So ist er denn auch nach Paris gereist, das Schlimmste was er thun konnte, denn hier mußte er entweder den alten Adam gänzlich ausziehen oder das abstracte Litteratenthum in seiner ganzen Nichtigkeit darstellen. Das Letztre ist ihm leider nur zu gut gelungen.

Diese Briefe enthalten ohne weitern Zusammenhang und Plan Beschreibungen der bedeutendsten Erscheinungen in Paris, — der Salon, die George Sand, der Communismus, das Pantheon, die Kammern, Cormenin, das Invalidenhaus, Thiers &c. folgen sich in bunter Reihe; sowie aber der äußre, hier unwesentliche Zusammenhang fehlt, so fehlt auch der durchaus wesentliche unsichtbare rothe Faden, der die einzelnen Stücke zusammenhält, und ohne den das Ganze zum geistlosen Potpourri heruntersinkt. — Nur eins ist durchgehend in diesem Buche, dies ist eine Mißstimmung, eine Unbehaglichkeit des Autors, wofür er Frankreich büßen läßt. — Am merkwürdigsten sind Gutzkow's Unterredungen mit Guizot, Thiers, Villemain, Cormenin und andern, die wir auf guten Glauben hinnehmen; wir sehen mit Erstaunen, daß solche hochgestellte Männer sich gegen einen, ihnen wahrscheinlich gänzlich unbekannten deutschen Litteraten frei und offen aussprechen, daß in Frankreich die Politik nicht mehr als Geheimniß behandelt, sondern als Gemeinsache Aller betrachtet wird. Man denke sich einen französischen Litteraten, ebenso unbekannt in Deutschland, wie Gutzkow in Frankreich, würde er Zutritt erhalten bei deutschen Staatsmännern? Und erhielte er solchen, würde man sich offen gegen ihn aussprechen? Und wenn auch dies Undenkbare geschehen, würde man ihn nicht über die Grenze bringen lassen, wenn er wagen sollte, ein Buch darüber zu schreiben? — Solche Betrachtungen macht freilich Gutzkow nicht, er ist darüber erhaben, er geht im Gefühle eines Schulmeisters zu all diesen Männern, ihnen das Pensum zu corrigiren. — Gutzkow steht ja so hoch über all diesem egoistischen Parteiengetriebe, er, der sich in Deutschland dem Lobe der Kleinen gewidmet, er, der auch in diesem Buche über fast unbekannte deutsche Litteraten, die wir nicht nennen, um nicht den Schein herbeizuführen, als wollten wir solche harmlose Existenzen befehden, das Schmeichelhafteste zu sagen weiß, er läßt keine geschichtliche Größe Frankreichs bestehen, für sie kennt er keine Gnade; — er, der noch vor einiger Zeit Biedermann tadelte, und seiner Monatsschrift baldigen Untergang prophezeite, weil er sich mit derselben nicht irgend einer litterarischen Cotterie angeschlossen, er verfolgt mit Wuth das Parteiengetriebe der französischen Presse, die doch weniger Partei nach Personen, als der Sache nach macht. So geht Gutzkow nach Paris ohne Börne's sittlichen Grimm, ohne Heine's tiefblickende Poesie, er hat nur einen Begleiter, seine Mißstimmung, sein Unbehagen einem Lande gegenüber, welches allerdings keinen fruchtbaren Boden für solche unbestimmte, schwankende Existenz, wie die Gutzkowsche, bietet.

So schauert vor der Lieb' ein Herz
Als wie von Untergang bedroht.
Denn wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot.
Laß Du ihn sterben in der Nacht,
Und athme frei im Morgenroth.
(Dschelalleddin Rumi.)

Aber zum Sterben und zur Wiedergeburt gehört Muth und Entschluß, vor der Hand ist er aber noch zu egoistisch, um sich mit Jauchzen in den lebendigen, segelreichen Strom eines großen Volkslebens zu werfen. — Die lächerliche Schildrung, die er Th. II. S. 146 von Dingelstedt macht, der im pariser Salon sich die Haare streichend von Fulda träumen soll, im freien Paris vom pfaffen- und polizeigeknechteten Fulda, paßt auf Gutzkow selbst. Mitten im bewegungsreichen Paris findet er nur Halt, wenn er seine locale Bedeutsamkeit in der Heimath aufsucht, und diese sodann wie die sogenannte Innerlichkeit seines Gemüths polemisch gegen Frankreich und dessen zur That veräußertes Gemüth geltend macht. — Pectus est quod facit disertum, sagt Gutzkow vom Schneider Weithling, dem Redacteur der „communistischen jungen Generation", von einem Manne, der roh und ungebildet sein soll, und wahrscheinlich wenig oder nichts von Gelehrsamkeit besitzt. — Wenn das Herz, das Pathos, kurz die ethische Leidenschaft einen Schneider zur Beredtsamkeit verhelfen, der nichts weiß und kennt als die Noth und Bedrückung seines Handwerkerstandes, was hätte sie aus Gutzkow machen können, der viel gelernt, viel Verstand, einen schönen Styl und ziemlich viel Phantasie hat. Doch wie gesagt, Gutzkow hat einen andern Reisegefährten, der alle diese Gaben zerstört und unwirksam macht. Ein echter Litterat denkt nicht an sich, sondern an seine Abnehmer; Deutschland spielt jetzt mit der Marotte der ausschließenden Nationalität, welch bessern Begleiter also für Gutzkow, als sein deutsches, in dicke, egoistische Baumwolle gewickeltes Gemüth! —

(Fortsetzung folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 300. 17. December. 1842.

Gutzkow „Briefe aus Paris."

(Fortsetzung.)

Da erscheint denn freilich das Pantheon kalt und feucht, und statt dort Gedanken, wie Tacitus bei den Germanen, zu haben, und etwa einen Vergleich mit der Walhalla anzustellen, fallen ihm einfältige Kindermährchen ein, hört doch: Rousseau, dem Verfasser des Emil, wächst die Hand aus dem Grabe, weil er seine Kinder nicht ehrte! d. h. Frankreich schmückte seinen Sarg mit einer Hand, die eine Fackel trägt, um anzudeuten, wie er noch heute die Welt beleuchte, unter andern auch die Kindererziehung. Bei Rousseau erinnert sich Gutzkow an seine Kinder im Findelhause, bei Voltaire an seine Eitelkeit, und bei Frankreich überhaupt, wie beide Bände bezeugen, nur an den Bodensatz, den seine Bewegung nach oben getrieben, nicht an die Bewegung und ihre Hebel selbst. — O dieses Gutzkowsche Gemüth, wie unbehaglich befindet es sich in Paris, wie erscheint ihm Alles grau und frostig, das Pantheon, die Sand, welche er kalt, mürrisch, gelangweilt nennt, der Salon, wo er nur gemalte Kupferstiche, Long-champs, wo er nur geputztes Elend sieht, es schaudert zurück vor den kalten, wenig besuchten Kirchen in Paris, preist dagegen (I, 36) Reliquienverehrer glücklich: „Glücklicher, frommer Wahn! Glücklich durch das, was du glaubst! Eine zweifelnde Seele sieht diese Knochen nur mit Wehmuth an, mit Wehmuth, daß der Himmel ihr den Gedanken gab und daß es keine andern Reliquien der Ideenwelt, keine Heiligthümer der Gedanken giebt, als die Gedanken selbst! Ihr küßt diese Knochen, ihr frommen Kranken, und ihr seid genesen! Ihr weint in diese heiligen Tücher, ihr Leidtragenden, und ihr seid getröstet! Wir, die wir nichts glauben als den Zweifel, wir Armen, die wir unsichtbar den Gott suchen, den ihr sichtbar an eure Lippen drückt, wir Schmerzzerrißnen und Ungetrösteten — wir haben keine Linnen, keine Gebeine, keine Kreuze. Unsre Reliquie ist Gott, unsre Religion der Schmerz, unser Gottesdienst die Thräne." — Der arme Gutzkow, er verschmachtet, ein neuer Tantalus, vor Hunger und Durst, während Speise und Erquickung zu seinen Füßen liegt. — Warum bückt er sich nicht, warum sich selbst so quälen? — O dies Gutzkowsche Gemüth, wie viele Opfer werden ihm in dem gemüthlosen Paris gebracht werden müssen, damit es nur einigermaßen befriedigt nach Hause kehre?

Gleich anfangs werden wir mit folgender Betrachtung in Paris eingeführt: „Deutschland hat Kraft gewonnen, Frankreich Kraft verloren. In Frankreich ist der Bodensatz der Gährung aus Tageslicht gekommen, bei uns hat die Gährung, die wir Frankreich verdanken, unsre edlern Bestandtheile zum Vorschein gebracht. Frankreich fällt in seine historische Alltagsstimmung zurück, Deutschland ist in der nämlichen Gefahr, wenn auch der Umweg, den wir neuerdings genommen haben, sehr neu, großartig und bedeutend scheint" rc. — Wahrlich so viel Sätze, so viel Paradoxen! Deutschland macht Anstalten, seine Kräfte zu gebrauchen, Frankreich gebraucht sie seit Langem und wird sie gebrauchen trotz Guizot und Louis Philipp, in Frankreich sind durch die Bewegung endlich auch die untersten Volksclassen, von Aristokraten der Bodensatz genannt, zum Leben erwacht, und beginnen nun gegen den Mittelstand einen ähnlichen historischen Proceß, wie dieser vor Zeiten gegen die Aristokratie; bei uns hat die Gährung, die wir Frankreich verdanken, noch nicht einmal die sogenannten edlern Bestandtheile, d. h. den Mittelstand ergriffen, des eigentlichen Volkes gar nicht zu erwähnen. — Frankreich mag in seine historische Alltagsstimmung zurückgefallen sein oder nicht, jedenfalls ist es in historischer Stimmung; Deutschland freilich ist noch nicht in seine historische Alltagsstimmung zurückgefallen, weil es noch in keiner Feiertagsstimmung war, Gutzkow müßte sie denn so nennen, weil Deutschland bisher nur in Domban- und andern Feierlichkeiten einen Anlauf zu historischer Stimmung nahm. Nach diesem Eingang folgen sich denn dergleichen paradoxe Aperçüs in schneller Folge, schon früher wurden S. 50 die politischen Processe in Belgien und Frankreich als Farcen bezeichnet. S. 61 heißen die Pariser gedankenlos, weil sie an der Holzpflasterung vorbeigehen, ohne zu merken, daß ihnen die Pflastersteine zu Emeuten genommen würden, wahrscheinlich aber meinten sie gedankenvoller als Gutzkow, daß ein freies Volk sich auch ohne Pflastersteine helfen könne. S. 120 macht Gutzkow die neue Entdeckung, daß die Franzosen eigentlich servil seien, weil Titel und Rang bei ihnen Alles gelten. II, 168 heißt es, man habe die Charte erfunden, um sie dann und wann zu verletzen,

überhaupt um Frankreich zu amüsiren. S. 274 erfahren wir, wie man Minister in Frankreich wird. Es ist so leicht und angenehm, daß wir es durchaus unsern Lesern mittheilen müssen, vielleicht findet sich der eine oder andre bewogen, diese dornenlose Laufbahn einzuschlagen: „Ein junger Deputirter tritt zum ersten Male auf. Er wartet fünf Minuten, bis der Lärm der schwatzhaften Volksvertreter sich verzogen hat, er setzt einige Male an, aus dem neben ihm stehenden Glase Zuckerwasser zu trinken, er beginnt: „Meine Herren!“ Erst kritisirt man das Organ, dann seinen Dialect, ob er aus dem Norden oder Süden ist, dann folgt man seiner Action, dann seinen Pausen, seinem Tonfall, endlich ungefähr seinem System, zuletzt der Ansicht, die er über den vorliegenden Fall vorträgt. Ist die letzte, wenn nicht richtig, doch scharfsinnig, hat er witzige Wendungen, merkt man nicht die eingelernten Phrasen des Gerichtshofes, des Katheders, den hohlen Schwulst eines Odillon Barrot, merkt man nicht die trockne Nüchternheit eines schmucklosen Republikaners, gefällt das Organ, die Aussprache, die Manier, replicirt er sogar mit Verstand und Geistesgegenwart auf Zwischeneinwürfe, so ist das Glück eines solchen Anfängers in Paris gemacht. Noch ehe die Rede endet, hat der König schon Bericht von dem neuen Genie. Des Abends sprechen von ihm alle Journale. Die Minister wären glücklich, einen solchen Redner zum Vertheidiger ihrer Handlungen zu machen. Bei der nächsten Ministerialcombination hat man einen Minister, der vor einem Jahre noch von der Gnade eines Buchhändlers lebte.“ — Sonderbar, daß bei dieser leichtfertigen Procedur doch immer so talent- und kenntnißreiche Männer in Frankreich Minister sind! — Eins der merkwürdigsten Beispiele, wie Gutzkow der Geschichte zum Trotz überall etwas Neues entdecken will, ist S. 127 die Behauptung: Die bedeutendern Kräfte der französischen Litteratur, die Träumer, die Dichter seien arm, wie in Deutschland. —

Nun sind zwar wie wir wissen Lamartine, Victor Hugo, Scribe, Balzac, George Sand, und Beranger, — Beranger, ein Dichter so groß, daß er sogar von unverkennbarem Einfluß auf die neuste deutsche Lyrik ist, — alle reich oder wohlhabend, Gutzkow sah aber „schweigsam ernste Lustwandler am Quai des Augustins rc. — Sie blicken in die immer bewegte und dunkle Seine, sie verfolgen die gelben Lichter, mit denen die scheidende Sonne die letzten Spitzen der Thürme vergoldet, sie stellen sich an einen der unzähligen Büchertrödler hin, die zu beiden Seiten der Seine aufgeschichtet sind. Sie behandeln ein altes, vergessenes Buch. Es ist ihnen zu theuer. Sie schreiten weiter, blasse Mienen, ein tiefliegendes Auge, das Haar lang und schwarz, eine trübe, finstre Erscheinung, die mich fesselt, seitdem die Passagen und die Boulevards mit ihrem ewigen Einerlei mir langweilig sind. Diese einsamen Träumer sind die Dichter, die Denker Frankreichs, die eine Zukunft haben werden, weil sie sich vorbereiten durch Entsagung.“ — Gutzkow ist in der That ein Physiognomiker trotz Lavater. — Auf dem Gebiete der Entdeckungen ist er unerschöpflich; so theilte die Rhein. Zeit. vor längerer Zeit die Brochüre Cormenin's über Centralisation als Muster einer populären politischen Flugschrift mit, Gutzkow belehrt uns, nachdem er merkwürdigerweise die Brochüre benutzt, um mit ihren Worten Frankreichs Kraft und Centralisation zu beschreiben, sie sei eine „unwürdige Anschürung der Nationaleitelkeit,“ und (S. 259) Cormenin schreibe solche Sachen nur für Geld! — In der That es ist erstaunlich! — Als man unter Louis Philipp den Herzog von Nemours auf Kosten des Volkes dotiren wollte, da trat Cormenin auf, warnte das Volk und ermahnte es mit seinen Nationalreichthümern sparsam umzugehn; als in der Eisenbahnfrage der Lokalgeist der Departements das Intresse des Staates zu gefährden drohte, da rief Cormenin den Franzosen die Centralisation als die Hauptstütze ihrer Kraft ins Gedächtniß zurück, es war ihm freilich nicht darum geistreiche Phrasen zu drechseln, neue Entdeckungen zu machen, sondern den Bürger und Landmann von alten politischen Wahrheiten zu überzeugen, und wem ist dies gelungen gleich ihm? — Ob er nun solche Brochüren für Geld schreibt oder nicht, kann uns ziemlich gleichgültig sein, jedenfalls hat er das Geld verdient wie kein Andrer. — Und wie vernünftig äußert sich Cormenin in der Unterredung mit Gutzkow über Deutschland: Gutzkow „versprach überall, wo er gefragt wurde, où marche l'Allemagne? noch weit mehr als Frankreich besitzt. Ich versprach Preußen eine Verfassung, sagte für alle Könige und Großherzöge der lieben Heimath gut, fingirte eine große militärische Kraftentwicklung, garantirte für Oesterreich und decretirte die Preßfreiheit. (Würde Gutzkow doch Minister!) Man machte mir regelmäßig dieselben Gegeneinwände, les quatre questions, Bruno Bauer*), les Hallischen Jahrbuck etc. etc.; aber ich meinte, das wären kleine bedenkliche Blasen, die bald wieder zerplatzen würden. Ich wiederhole nochmals, daß man in Paris immer besser thut, die Miene anzunehmen, als ginge Deutschland einer großen und glänzenden Zukunft entgegen. Dies hinderte aber den schlauen Cormenin nicht, zu sagen: „Wir glauben nicht daran, wir glauben nicht an die Einheit von dreißig Terrains, wo sich die Sitten des Volks und die Ansprüche der Fürsten fortwährend widersprechen. Indessen wäre uns diese Einheit

*) Gutzkow scheint in der Kenntniß deutscher Zustände hinter den Franzosen zurückgeblieben zu sein, denn im zweiten Bande kennt er Bauer gar nicht: „einem jungen Docenten der Theologie in Bonn sei die Erlaubniß, Vorlesungen zu halten, entzogen worden.“ Oder wollte G. nur B. ignoriren, dann mußte er es geschickter anfangen.

sehr erwünscht. Sie würde aus Deutschland einen starken Wall gegen Rußland machen: das Unglück ist nur, die Deutschen werden von ihren Schriftstellern nicht gut berathen, sie haben Dichter und Philosophen, aber keine Publicisten und keine Logiker. Sie lassen sich Balladen vorsingen, statt sich aufklären zu lassen über das, was dem Ganzen und dem Einzelnen noth ist." — Wie gut doch, daß solch ein Mann so viel schreibt und sei es auch nur für Geld. — Nachdem er nun noch gezeigt wie wichtig es sei, daß man kleine Broschüren schreibe, damit das Volk sie lese, macht Gutzkow die Bemerkung: „Eins hatte aber der gute (wie protegirend!) Cormenin vergessen. In Frankreich muß man die Bücher schon deßhalb so dünn wie möglich einrichten, weil es den untern Volksklassen so schwer wird sie zu lesen. Das kleine Büchlein von der Centralisation zu lesen, kostet dem Weinbauer der Bourgogne einen Monat Zeit. In einem Dorfe können vielleicht drei Leute lesen, und diese verstehen unter lesen eigentlich buchstabiren! Welche Anstrengung, ein solches Riesenwerk, wie eine solche Broschüre von 6 Bogen zu dechiffriren!" Es ist wahrlich himmelschreiend: der deutsche Bauer und Handwerker kann lesen und schreiben, und doch nutzt es ihm nichts, ja wenn es 100 deutsche Cormenin's gäbe, ihre Brochüren würden nicht zu ihm dringen, nicht jenen festen Wall durchbrechen, den Pfaffen, Polizei und eigne Apathie besonders um unsern Landmann bilden. — Ehre dagegen dem französischen niedern Volke, welches die Mißgunst des Geschickes in der formellen Schulbildung zurückbleiben ließ, und vor welchem trotzdem kein Ruf des Vaterlandes ungehört vorübergeht. — Wahrlich jener communistische Schneider Mr. Blondin, den Gutzkow so lächerlich findet, der nicht lesen und schreiben kann, der sich aber eine Nätherin hält, die ihm und seinen ungebildeten Gesellen jeden Morgen die Zeitung vorliest, erscheint uns noch weit achtungswürdiger, als so mancher wohlgebildete berliner Schneider, der weder an Politik noch an die Bildung seiner Gesellen denkt.

Gutzkow bekennt im Anfang S. 60: er habe Mühe seine Gesichtspuncte nicht zu verlieren; die Mühe war schlecht angewandt, denn welch traurigern Gesichtspunct kann es geben, als den dieser Briefe, die in Frankreich nur nach den Fehlern herumstöbern und sie in Deutschland übersehn. Wir wollen die Fehler der Franzosen nicht leugnen, aber der Zeitpunct scheint uns noch fern zu liegen, wo Deutschland das Recht hätte sie zu rügen. Wenn ein thatenloser Träumer sich von seinem Ruhebette erhebt, und herein tritt zu einem Manne, der im Kampfe des Lebens Schweiß und Blut vergossen, dessen Stirne gefurcht ist von den drängenden Sorgen der Zeit, dessen Hände hart und voll Schwielen geworden in der Arbeit des Tages, hat der ein Recht diesem gegenüber sein glattes Gesicht, seine weißen Hände zu rühmen? Hat Gutzkow ein Recht nach Frankreichs Fehlern so emsig zu forschen, er, der bei gleichem Fleiße in seinem Vaterlande eine Herkules-Arbeit haben würde, die er daher auch bis jetzt wohlweislich vermied. Bei alledem wollten wir uns noch zufriedenstellen, wenn Gutzkow einen ungetrübten, wahrhaftigen Blick hätte, und nicht geflissentlich so vieles darum schlecht fände weil es französisch ist. — Daß die Zuckungen, die der deutsche Michel im Traume macht, mit Frankreichs gewaltigen, auch jetzt noch gewaltigen, wenn auch blöden Augen nicht so sichtbaren Kämpfen auch von Gutzkow z. B. S. 59 verglichen, ja darüber gesetzt werden, das ist nationales Bewußtsein oder Gott weiß was; daß aber das französische Volk das Durchsuchungsrecht Englands, ein Recht welches materiell schädlich, und ideell entwürdigend ist, nicht dulden will, das ist Nationaleitelkeit (II, 190). Daß man in Frankreich sich als Minister erhalten könne, wenn man die Gesetze, nicht aber wenn man die Nationaleitelkeit verletze (II, 190), erzählt uns Gutzkow zur Charakterisirung Guizot's; daß man in Deutschland beides kann und doch Minister bleibt, sagt er nicht. — Daß in Frankreich sich so viele Leute von Ansehn Inconsequenzen, Gesinnungsveränderungen, kurz ihre Antecedentien zum schweren Vorwurf müssen machen lassen, entlockt Gutzkow den Ausruf: „Es ist traurig, daß in Frankreich die Greise nicht das Ehrwürdigste sind!" — Daß aber in Deutschland Leute wie Hardenberg, Gentz, Görres, Schelling, Steffens und Leo auch nicht gern an ihre Vergangenheit erinnert waren und sind, daß die meisten ehemaligen Demagogen jetzt ins Gegentheil umschlagen, daß es ein junges Deutschland gab, zu dem Laube, Mundt und Gutzkow gehörten, welches recht artige Antecedentien aufweisen kann, darüber sagt Gutzkow kein Wort. — Er hätte allenfalls sagen können, die französischen Antecedentien unterscheiden sich von den deutschen dadurch, daß jene zum Vorwurf gereichen, weil die betreffenden Personen besser wurden, und vom Strome der Geschichte fortgerissen, sich der Volkssache zuwandten, diese aber in den meisten Fällen ein beschämender Spiegel sind, in dem man ein verlornes besseres Selbst zeigen könnte. —

Doch unsre Leser werden begierig sein zu erfahren, was Gutzkow über die Regierung, die Staatsmänner und Staatsgewalten Frankreichs sagt, denn daß ein deutscher Tourist solche Dinge alle gründlich besprechen muß, versteht sich von selbst. — Im 17. Briefe wird eine Sitzung der Deputirtenkammer sehr dramatisch und schön beschrieben, aber Gutzkow kann das Bild uns nicht ungetrübt übergeben, wir bekommen noch Bemerkungen wie folgende in den Kauf: „Ich sah die Nullität und die Größe dieses Staatskörpers, ich sah etwas Erhabnes und etwas Gemeines, ich sah die Vorhalle des Pantheons und eine Bedientenstube." Ist Gutzkow nach Paris gereist, um sich in da-

rocker Antithesen=Macherei zu üben? „Ich glaube nicht, daß dieser Kammer Frankreich ein großes Glück verdankt, aber ich glaube, daß sie Frankreich vor Unglück bewahrt. Ich glaube, daß Staatsmänner in Frankreich diese Versammlung umgehn können, aber nur für Gutes, das sie thun wollen, nicht für Schlechtes. Diese Kammer ist schwach als Initiative, aber stark als Controlle. Sie ist nicht Frankreichs größter Reichthum, und doch würde das Land ohne sie arm sein." Statt dieser nur auf Effekt berechneten, zum Theil ganz unwahren, zum Theil halbwahren Phrasen hätte Gutzkow uns lieber zeigen sollen, wie ein schlechtes Wahlgesetz und Louis Philipps schlaue Politik allmälig diese Staatsgewalt untergraben, wie das linke Centrum bei der Gesammtheit der Wähler in der Majorität und bei den Wahlen in der Minorität ist, auf wie schwachen Füßen demnach das System der Reaction beruht. So freilich wie Gutzkow Louis Philipp schildert, ist es schwer zu begreifen, daß ein so unbedeutender Mann in die Räder von Frankreichs Geschichte einzugreifen wagt. „Man hat im Allgemeinen über Louis Philipp keine richtige Ansicht. Man hält ihn für einen schweigsamen, zurückhaltenden, mit großer Klugheit seinen persönlichen Zweck verfolgenden Charakter. Man schreibt ihm etwas von Ludwig XI., etwas von Cromwell zu, man findet in dem wechselseitig die Parteien aufreibenden Zwiespalt der Ministerien das Werk seines großen politischen Verstandes. — Von dem Allen nichts. —

Louis Philipp ist der redseligste, unruhigste, unsicherste Charakter in Frankreich. Mit natürlicher Leutseligkeit begabt, hängt er sich an jede Persönlichkeit, um sich gegen sie auszusprechen. Unbehaglich sich fühlend in der Einsamkeit, bedarf er empfänglicher Umgebungen, denen er sich mittheilen kann. Louis Philipp ist gutmüthig, unterrichtet, scharfsehend, aber ohne alle Kraft, ohne allen festen Willen. Der ewig gährende Drang des Herzens beruhigt sich nur in Worten: reden, sich mittheilen, sich rechtfertigen, ist Louis Philipp's einzige Erholung. Louis Philipp ist in diesem Sinne wahlverwandt mit Thiers." — .... „Louis Philipp gehört nicht zu denen, von denen Talleyrand sagte, die Sprache sei erfunden, um ihre Gedanken zu verbergen. Louis Philipp würde weit eher sagen, die Sprache sei erfunden, um keine Gedanken zu haben. Louis Philipp denkt vielleicht, aber zu laut, er hat Gedanken, aber er verbindet sie nicht, er hat kein System. Louis Philipp lebt ewig außer sich. Mit sich allein zu sein, ängstigt ihn. Er fällt beständig aus seinem Mittelpunct in die Peripherie: er sucht sehr Anklang, Geräusch, er lehrt gern, er theilt gern mit, er plaudert gern aus. Bildung, Gutmüthigkeit, Indiscretion sind bei ihm so in einander gemischt, daß man nicht weiß, welcher Bestandtheil vorwaltet. So viel sieht man, daß ihm nicht ein einziges der ihm gewöhnlich zuerkannten Merkmale gebührt. Statt verschlossen, ist er offen, statt schweigsam, redselig, statt selbständig, nach allen Seiten hin bedürftig der Anlehnung." — Später heißt es: „Er möchte sich das französische Volk wie die Dienstboten eines vornehmen Hauses durch Trinkgelder geneigt machen, (sind dies etwa die Septembergesetze, die Dotationen, der Julivertrag?) „er kommt zu keinem Entschluß, zu keinem System; er bleibt dabei, sich für einen Begriff, sein Leben für eine moralische Nothwendigkeit zu halten, und begnügt sich damit, daß er ist, vegetirt und so lange wie möglich sich erhält. Ist das Regierung? Ist das Politik? — Nun man braucht aber nicht 1½ Monate in Paris gewesen zu sein, um die Lächerlichkeit dieser Beschreibung einzusehn.

Als Zugabe erhalten wir noch die Phrase: „Ich habe gesagt, Louis Philipp fürchte die Franzosen. Hohe Staatsbeamte haben mich versichert, er verachte sie." — Wäre Louis Philipp Redacteur der Augsburgischen Zeitung, so könnte er dies ohne Gefahr thun, auf dem Throne Frankreichs war selbst Napoleon einer solchen Verachtung nicht gewachsen, und nun gar der nach Gutzkow „gute, willensschwache, rath- und thatlose Louis Philipp"; — was er sich doch für Mährchen erzählen läßt. — Aber freilich ein Frankreich, wie es Gutzkow beschreibt, kann auch von seinem, Pseudo-Louis-Philipp regiert und verachtet werden; hören wir: „Was ist die Folge dieser Fahrlässigkeit, dieser Wahl eines guten, aber willensschwachen, rath- und thatlosen Mannes zum Könige? Daß Frankreich aus allen seinen Fugen ist, das es zum Spott für Europa geworden, daß seine Minister vor einem Ja oder Nein Robert Peel's zittern, daß es in keine Frage der Zeit mehr das Gewicht, geschweige das Schwert seiner Entscheidung legt, daß der plumpste Materialismus die Herrschaft des Innern und die Ausbeutung des Nationalvermögens an sich gerissen hat, daß alle Gemüther erschlaffen, alle Herzen matt werden, alle Entschlüsse siechen, alle Charaktere schwanken und sich ein furchtbarer und das Aeußerste still vorbereitender Dämon in die Herzen der Franzosen schleicht, die Langeweile, eine Hydra, die mehr Köpfe hat als die Anarchie." —

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 301. 19. December. 1842.

Gutzkow „Briefe aus Paris."

(Schluß.)

Der Leser wird erstaunen, daß Gutzkow nach all diesen Vorwürfen, die doch fast nur der jetzigen Regierung gelten, nach dieser Geisselung des Friedens à tout prix dennoch S. 202, II. Guizot „für den Augenblick berufensten Staatsmann Frankreichs" erklärt, das heißt aber nicht viel, denn gleich darauf heißt es S. 204. „Das Guizotsche Frankreich ist ein schlummerndes, gähnendes, erschöpftes Frankreich. Dies Frankreich will keinen Krieg, weil es ihn nicht aushalten würde." — Guizot ist also der beste Minister, weil er der beste Nachtwächter ist. — Gutzkow hat unverkennbar viel Vorliebe für Guizot, der, als Gutzkow ihn besuchte, wie ein Deutscher zuerst über das Theater spricht (S. 191) und ebenso abstrakte Gegensätze über Deutschland aufstellt, als Gutzkow über Frankreich; z. B. sagt er zu diesem: „Soviel ich mir über den politischen Charakter Ihres Volkes klar machen konnte: so schien mir dieser aus zwei Triebfedern zusammengesetzt, die eine ist die des Fortschrittes. Sie haben ein ungestümes Verlangen der Neuerung, einen schnellen Reiz an neuen Ideen, sie haben den Trieb, de marcher en avant, de marcher, comme vous l'appellez vorwaerts. Das andre Element ist ein stabiles, etwas Träumerisches, Unentschlossenes, ja Unpraktisches. Dies verhindert sie, von ihren Ideen eine dem allgemeinen Wohle ersprießliche Anwendung zu machen, (d. h. es ginge wohl, aber es geht nicht). Ich gestehe Ihnen indessen doch, daß mir an dem gegenwärtigen Gange der Angelegenheiten in Deutschland Vieles fremd und sogar befremdlich ist." Wahrscheinlich die ersten Regungen des deutschen Volkslebens; hoffentlich wird Guizot nicht mehr lange so zärtlich auf Deutschland blicken. — Im Laufe des Briefes erfahren wir dann noch, daß auch Guizot die Franzosen verachtet (S. 212), es ist dies eine gefährliche Indiscretion von Gutzkow, das Schloß Ham ist zwar gerade besetzt, aber der Umschwung der Begebenheiten geht rasch vor sich in Paris. —

Die intressante Unterredung Gutzkow's mit Thiers ward schon von mehren deutschen Journalen mitgetheilt, merkwürdig daran ist, daß Thiers ebenso wie Cormenin vernünftiger über Deutschland urtheilt wie Gutzkow. Es ist wirklich erschrecklich, wenn auf solche gesunde, klare Worte wie sie Thiers sprach, nun der unselige deutsche Litterat beginnt: „Deutschlands gegenwärtige Bewegung ist mehr national, als liberal. Lassen Sie diese nationale Bewegung, sie wird dahin führen, daß Ihnen und den Franzosen Deutschland liberal erscheint. Lassen Sie uns an unsrer Einheit arbeiten, sie ist nicht gegen Frankreich gerichtet, nicht gegen England und Rußland, sie soll kein Geschenk für unsre Bundesgenossen werden, sondern bewirken, daß wir der Bundesgenossen überhaupt nicht mehr bedürfen." rc. Von Bundesgenossen kann überhaupt nur bei ganz rohen Völkerzuständen die Rede sein, bei uns aber von politischen Sympathien, d. h. von gleicher weltgeschichtlicher Aufgabe; wollte Deutschland diese verkennen, so würde es nach wie vor ein todter Körper bleiben. Was die illiberale Nationalität, die den Franzosen liberal scheinen soll, heißen mag, verstehe ein Andrer. —

Den Glanzpunct Gutzkowscher Princip- und Gesinnungslosigkeit bildet aber seine Charakterisirung der französischen Presse. — Gutzkow beginnt mit derselben Phrase, womit er uns in Frankreich überhaupt einführte: „Daß die politische Journalistik in demselben Grade wie sie in Deutschland an Macht gewonnen hat, in Frankreich an Macht verlor, ist Thatsache." — Es ist gerade als wollte man sagen: jener dreijährige Junge hat an Kraft zugenommen, während dieser starke Mann an Kraft abgenommen, denn er hatte neulich den Schnupfen. — Dieser Betrachtung folgt eine mehr statistische Uebersicht der Pariser Blätter, und zum Schluß folgende Betrachtung: „Uebertrag' ich mein deutsches Gefühl auf dieses tosende Marktgedräng, so würd' ich mir einen Standpunct außer ihm suchen müssen, ich hielte diese Monotonie eines und desselben Mühlengeklappers nicht aus. Wer in Frankreich sich vom Journal befreit, kann es nur, wenn er über den Journalismus erhaben ist. Den Gelehrten, den Philosophen, den Dichter kümmert dieses ewige Dreschen leeren Strohes wenig: er leidet selbst zu sehr darunter, als daß er für irgend einen dieser trügerischen Faktoren der öffentlichen Meinung Partei nehmen sollte. Staatsmänner aber, die sich über diese Debatten erheben könnten, die heute legitimistisch, morgen demokratisch urtheilten, „sind jetzt noch seltene Ausnahmen, eine der glänzendsten Lamartine (der zum Glück in neuster Zeit die Lächerlichkeit seiner capriziösen Isolirung eingesehn, und

sich zur Linken geschlagen hat, trotz Gutzkow). Journalisten, die sich in Frankreich eine selbständige Bahn brechen, kommen nur alle zehn Jahre einmal vor. Man macht sich als Tagesschriftsteller in Paris noch immer nicht anders geltend, als durch ein Journal: man macht ein Journal nicht anders geltend als durch eine Partei." Kurz vorher hatte uns Gutzkow gesagt: „Im Auslande erfindet man sich zu jedem Journale einen Anhang, den man in Paris nirgends findet." Doch über solche Widersprüche sind wir nun schon gewohnt ihn harmlos wegschreiten zu sehn. — Was Gutzkow aber darunter versteht „sich selbständig Bahn brechen," erfahren wir durch die Männer, die er uns als solche vorführt, denen dieses gelungen: es sind dieses Henri Fonfrède und Emile de Girardin! Was kümmert es Gutzkow, daß der erste verhaßt, der zweite verachtet wird, sie haben sich selbständig Bahn gebrochen, sie haben sich ohne Partei geltend gemacht, weil zu solchen Führern sich keine Jünger fanden; — was kümmert es ihn, daß Fonfrède die Geschichte mit Füßen tretend, ein öder, einsamer Wegweiser, den Pfad zur absoluten Monarchie einem Volke wies, welches diesen längst für alle Zeiten verrammelt hatte, daß Emile de Girardin, so wie er selbst um des materiellen Vortheils willen überall seine Ehre geopfert, dem französischen Volke ein Gleiches zumuthet, was kümmert es ihn, der nichts Schrecklicheres kennt als: „von dem Riesen der Oeffentlichkeit verbraucht zu werden!" — Ja hier liegt der ganze Knoten, Gutzkow sah mit Schauder in Paris, wie ein großes geschichtliches Völkerleben viele Aufopfrung und Selbstentäußrung verlangt, er sah, wie man der Frage der Gegenwart hingegeben, wenn man nicht groß genug zum Führer ist, nur Geführter d. h. Partei sein könne, er sah, daß bei solch großartigem Treiben die eigensinnigen Scrupel jedes Litteraten, die belletristischen Blätter und Blättchen nicht die Beachtung erhalten könnten wie in Deutschland, und dies verdroß ihn, man höre ihn nur selbst: „das rauscht! das fluthet! das spendet Ungeheures, das verbraucht Ungeheures! Der Einzelne gleitet mit der Welle mit. Wohl ihm, wenn sie ihn sanft über die Klippen hinüberträgt, wenn ihn die Felsen nicht zerschellen. Man kann hier in seiner Lebensbahn steigen, fliegen, aber nicht Schritt vor Schritt mit männlichem Ernst ein würdiges Ziel verfolgen" (d. h. man kann nicht gegen den Strom schwimmen, noch ihn in ein andres Bette leiten). „Man lebt, wenn man von dem Riesen der Oeffentlichkeit verbraucht werden, leben nennen kann. Man wird verdaut, zermalmt, man hat Willen zum Lieben, Freiheit zum Schwärmen, aber keinen Willen und keine Freiheit für eine lebendige That, für den Genuß seines Rechts, für die Erfüllung seiner Pflicht;" — d. h. man hat keinen Spielraum für sein liebes, egoistisches Ich, darum Ade, du Land, in dem man Gesinnung haben, und wo man sich dem Geist der Zeit hingeben muß mit Leib und Seele; willkommen Vaterland, wo jeder Vogel seine eigne Weise pfeift und nicht das Publikum, sondern nur die Polizei ein Einsehn hat. —

Wir wünschten, daß Gutzkow uns denn das Ideal seiner Presse mitgetheilt hätte: wir hielten bis jetzt die französische für die beste. Die deutsche hat erst seit einem Jahre einige Journale wie die rheinische Zeitung und die königsberger aufzuweisen, die etwas andres sind als Hofbulletins. Die englische ist so roh und parteiisch, daß sie keinen Vergleich mit der französischen aushält. Hier handelt es sich allerdings mehr um Personen, als um die Sache, hier heißt es Whig oder Tory, Russell oder Peel, der eine macht alles vortrefflich, der andre ist geradezu ein Schurke. Und wie behandelt sie das Ausland, man denke nur an die fortwährenden, in einer wahren Matrosensprache geschriebnen Schimpfartikel über Frankreich. — Gutzkow lobt doch Guizot und Thiers in vieler Beziehung, er hielt Lamartine für die Zukunft Frankreichs, nun ist es da nicht höchst erfreulich, daß Journale wie die Débats, der Constitutionel und die Patrie, tagtäglich den Geist solcher Männer dem Volke klar machen? Er sagt I, 190: „das linke Centrum ist die eigentliche Kraft der Kammer." Ist es da nicht herrlich, daß diese eigentliche Kraft tagtäglich dem Volke durch den Courier eingeimpft werde? Und gehn wir über zu den Revues, welch eine Fülle lebendiger Kräfte sind in der revue des deux mondes, und in der revue independante vereinigt? Will Gutzkow mit ihnen etwa den erbärmlichen Freihafen und die geistlose Vierteljahrschrift ꝛc. vergleichen? Deutschland ist Frankreich nur in eigentlich wissenschaftlichen Journalen überlegen, doch davon spricht Gutzkow nicht. —

Möchte Deutschland es sich zum warnenden Beispiel dienen lassen dieses Buch von Gutzkow! — Geist, Talent und Gelehrsamkeit, was nützt es ihm, was nützt es Deutschland ohne das alles belebende, alles befruchtende ethische Pathos, ohne den sittlichen Trieb, welcher alle diese Kräfte concentrirt und einem großen Zwecke dienstbar macht? — Wer sein eignes Ich, seine Kräfte nicht an ein ideales Gemeinwesen veräußert, wie kann der sich an das Werk Andrer hingeben? — Er schreckt zurück vor allem Großen, was Menschen, besonders aber was Völker vollbracht, und zieht sich zurück in sein egoistisches, eigensinniges Gemüth, und macht seine Verkehrtheit und Verstocktheit zum Maßstabe der Welt.

Jung.

Irma und Nanka. Von J. Bruno. Zwei Theile. Leipzig 1842. Brockhaus.

Gegen Romane, wie der vorliegende, ist wenig zu sagen, aber noch weniger dafür. Gut gemeint sind sie, allein sie bringen keinen Fortschritt in die Litteratur, können nicht einmal als die unmittelbaren Früchte eines Umschwungs der Poe-

sie angesehen werden, sondern sind eher die Folge der durch die Literatur erzielten allgemeineren Bildung, die ihren Gewinn in gleicher Münze zurückzuzahlen trachtet. Wesentlich Neues kommt nicht zur Sprache, sondern höchstens erleben die Ideen, welche auf dem Gebiet des Geschmacks zum Besitz gelangten, und gänge und gäbe wurden, eine neue Auflage, zugleich aber schleicht sich so viel Indifferentes, Gehaltloses ein, daß man wirklich wünschen muß, unsere ästhetische Begeistrung möge etwas weniger ins Papier und etwas mehr in unsere realen Verhältnisse einschlagen. Was der allgemeine Geschmack, der sich an moderner Romanlectüre bildete und sättigte, von einem Kunstwerk dieser Art etwa überschläglich erwartet, wird auch im vorliegenden Werke geleistet. Der Roman hat Abwechselung, verständige Harmonie und Klarheit in der Structur, Gewandtheit im Dialog; seine Charaktere sind sauber gezeichnet; er spornt, überrascht auch wohl einmal; das Gute und Edle wird begünstigt und was allgemein verwerflich genannt werden würde, verfällt auch hier der dramatischen Gerechtigkeit. Allein wenn man dem Bau des Ganzen auf den Grund sieht, seinen historischen Riß nach strengen Gesetzen und im Bewußtsein der wahren Höhe unserer Poesie prüft, einen Grundton sucht, wie er etwa Schiller's Drama durchwebt, den Charakteren tiefer in die Seele blickt, so nimmt man doch eine peinliche Oberflächlichkeit und Leere wahr. — Obwohl die Handlung bestimmt in das Jahr 1830 und in ein wirkliches Staatsleben, nach Ungarn verlegt ist, fehlt doch der feste, bedeutsame Rückhalt historischer Zustände und Ereignisse; die Erzählung verliert außerhalb der Leihbibliothek den Grund und Boden, die Thatsachen bekommen den Anstrich bloßer Fiction und sie nicht minder als die geschilderten Personen erinnern an die Dörfer, welche Potemkin für Katharina II. auf ihrer Reise durch Rußland erbauen ließ.

Wir können uns unmöglich auf die Skizzirung alles Einzelnen einlassen, es rückt zu wenig aus dem gewöhnlichen Gleise. Drei Elemente sind in dem Roman zu unterscheiden: eins, die feinen Saloninteressen hoher Gesellschaft, wo die Damen die Hauptrolle spielen; dann das rohe Treiben der Magnaten bei Gelag, Jagd, Ehrenhändel und endlich ein romantisches Stück Räuberleben, wo die im Voraus aufgeklärten Geistererscheinungen wo möglich noch uninteressanter sind, als unaufgeklärte, und ein gleich anfangs vom Räuberhauptmann zum Schutz gegen seine Bande überreichter Ring einen gar zu Quedlinburg-Basseschen Eindruck macht. — Ein Richter und Arzt sind nur da, um zu Episoden behilflich zu sein, und die freilich ohne Kenntniß dieses Standes behandelten Bauern treten nur des Kontrastes wegen, wie es scheint, in die Scene herein.

Wo diese vorgiebt, eine feste Position zu der Zeit einzunehmen, da hätte auch die Wirklichkeit mehr berücksichtigt werden müssen, um der schon zum Ueberdruß dagewesenen Räubergroßmuth und Räuberjustiz die Handhabung der eigentlichen dramatischen Wendungen noch länger anzuvertrauen. Daß der ehrenwerthe Räuberführer Janosch, der an dem Grafen Thurzo das Verderben seiner Schwester und die Hinopferung seines Vaters zu rächen hat, den Moment dazu mehrere Mal unter Knalleffecten hinausschiebt, kann nur ein ungeübtes Ohr sinnreich finden; wer genauer aufmerkt, der wird bei dergleichen die psychologische Möglichkeit und somit den Ernst des Vorganges vermissen. Mag die Poesie auch die äußersten Consequenzen des Räuberhandwerks vertuschen und die gemeinen Leidenschaften der Habgier, der rohsten Schadenfreude u. s. w., die ihm doch wirklich zum Grunde liegen, nicht zum Ausbruch kommen lassen, dennoch möchten wir diese Naturwüchsigkeit besonders den überfeinen Nerven der feinsten Gesellschaft gegenüber abgethan wissen. Schreiten wir von der Freiheit des Vagabunden zu der Freiheit des Bürgers fort. Macht auch der Roman den Ansatz, die durch das historische Recht begründete ungleiche Gütervertheilung auf diese Weise anzugreifen, indem er den Bauer in den Schutz des Räubers stellt, nur die adligen Grundbesitzer von diesem beunruhigen und verfolgen läßt und wenn auch ganz entfernt allgemeine Menschenrechte zu vertheidigen scheint, so ist dies Problem doch viel zu flüchtig behandelt, als daß wir dadurch poetische, geschweige denn practische Aufschlüsse bekämen: man hat eine Glocke läuten hören, weiß aber nicht, wo; in dieser Form richten solche Ideen nicht einmal Verwirrung an, wie viel weniger kann von einer Lösung der Frage die Rede sein!

Die Schilderung des Magnatenthums hat zu wenig Individuelles. Wir bekommen allgemeine Umrisse, welche mit wenigen Modificationen und einige Uebertreibungen abgerechnet, auf jeden Landadel passen würden, der auf seinem Grundbesitz den Herrn der Welt spielt, seine Bauern quält und seine Zeit nicht anders, als mit Junkerstreichen hinzubringen weiß. Es fehlt die sichere Zeichnung, die den ungarischen Magnaten z. B. von dem polnischen unterscheidet und ihn hinter dem nationalen Kostüm auch in der Eigenthümlichkeit seines ganzen Wesens zeigt. Die geschilderten Personen sind zwar nicht ohne innere Geschlossenheit, so daß man sie als Charakter gelten lassen darf; namentlich sind im Grafen Thurzo die Ausbrüche finsterer Grausamkeit, boshafter Verschlossenheit und feigen geschmeidigen Wesens in einem consequenten Contraste gehalten; allein wenn Thurzo ohne sittliche Würde, ohne Kraft, nach augenblicklicher Laune handeln sollte, so mußte es wenigstens in der Weise geschehen, daß der Leser in der Motivlosigkeit des Menschen nicht bloß die baare Beschränktheit, in der Feigheit nicht bloß das Auseinanderklaffen von Prahlerei und Furcht, in der Geschmeidigkeit nicht bloß einen Mechanismus erblickte; sondern hinter dem, was den mithandelnden Personen als die Ausbrüche unbedachter Laune erschien, mußte doch für den Beobachter eine stillere List lauern, die Feigheit mußte, wenn sie nicht ins Unpoetische hinabsinken sollte, so viel Selbstbewußtsein haben, um ihre Handlungsweise gerechtfertigt zu glauben und auf Schlauheit neben dem befangensten Egoismus beruhn, um nicht eine häßliche abstracte Bosheit, sondern einen ironischen Teufel durchblicken zu lassen. Die übrigen Magnaten siud geistig sehr karg ausgestattet. Sie wissen zwar zu schwelgen, doch geschieht es nie mit Genie, das die vornehme Alltäglichkeit und alltägliche Vornehmheit einmal verschmitzt unterbräche. Die Abentheuer kommen, wie schon angedeutet, meist von Räubern her.

Eben so besteht die dritte Gruppe, welcher der Verfasser das, was er selbst für edel und erstrebenswerth zu halten scheint, anvertraut hat, nur aus Dilettanten des Lebens. Die Gestalten sind schlank, gewandt, voll Tournure, vor allen Dingen elegant, allein es fehlt ihnen die Durchbildung. Die Gräfinnen Irma und Nanka und Graf Steinach, ein Deutscher, haben Welt und sie nehmen ein flüchtiges Interesse in Anspruch. Und doch hat ihre weltmännische Haltung keinen Accent. Ihr ganzes Wesen geht in Phantasie auf, ohne die Einfachheit des Denkens und ursprüngliche Aufrichtigkeit der Empfindung zu bewähren, die bei wahrhaft poetischen Gestalten, mögen sie den Purpur des Fürsten oder den kurzen Man-

tel des Republikaners tragen, uns stets in eine freiere Region des menschlichen Selbstbewußtseins versetzen. — Man behauptet wohl, die allgemeine Bildung schleife die Charaktere ab, verwische ihr ursprüngliches Gepräge und die Poesie, welche dem gemäß die scharfen mittelalterlichen Profile aufzugeben habe, und moderne Feinheit, Zierlichkeit, Artigkeit annehme, müsse damit auf Thaten, Leidenschaft, Gluth verzichten, dürfe keine finstere Stirn, nur selige Blicke zeigen, müsse ihre Tendenzen auf dem gefahrlosen Wege stiller Verständigung, bescheidener Nachgiebigkeit, selbstverleugnungsvoller Toleranz, mildesten Wohlwollens verfolgen. Man verwechselt moderne Bildung und Humanität mit moderner, freilich oft genug vorkommender Blasirtheit und Verzärtelung. Allerdings soll die Poesie die Voraussetzungen der heutigen Bildung in sich aufnehmen, sie muß Gewandtheit, Umsicht, Raschheit, kluge Uebersicht über die menschlichen Verhältnisse, sichere Berechnung des Augenblicks an die Stelle unbehilflichen Eigensinns, der zu oft Charakterstärke genannt wurde, und einseitigen Urtheilens und bornirten Wollens setzen. Durch die ihm selbst bewußte Position zur Außenwelt wird aber das Individuum in seiner Selbstständigkeit nicht beeinträchtigt, sondern nur befestigt. Der poetische Charakter, welcher sich in der Gegenwart bewegt, bedarf allerdings der Vielseitigkeit, aber noch mehr, die Vielseitigkeit muß zur Einheit durchgedrungen sein; er muß über den Dilettantismus hinaus zu einer ernsten Tendenz fortgeschritten sein; er muß vor allen Dingen eine Kleinigkeit haben, die man Genie nennt, um die Oede, den Indifferentismus, das schon tausendmal Dagewesene zu verdrängen, zu beleben, mit neuen Gestaltungen zu bevölkern. Hellsehender Enthusiasmus und den freien Blick trübende Leidenschaft, jeden Augenblick sich selbst bestimmende Unverdrossenheit und Zähigkeit für die Verwirklichung des Guten und Schönen sind weit verschieden von ungalantem Starrsinn, der nicht weiter sehen will, als das Bret vor dem Kopfe gestattet. Unsere schönen Geister meinen nur allzuhäufig, die Blüthe moderner Bildung bestehe darin, beim ästhetischen Thee unter der Leitung einer angeblich geistreichen Dame die wichtigsten Fragen, welche unsere ganze geistige Existenz bedingen, in blühender Rede abzumachen. Man vermeidet die Erörterungen, welche roth und blaß machen könnten und findet es bedenklich durch einen gerechten Zorn oder herzhafte Begeisterung die gemüthliche Conversation zu unterbrechen oder wohl gar die ewige Verbindlichkeit einmal durch schulgerechte Grobheit abzulösen. Und so vereitelt es auch die beständige Höflichkeit und sorgfältige Beobachtung des geschnürtesten Anstandes im vorliegenden Roman, daß der Salon einmal der Schauplatz entschiedenen Handelns werde. Die „interessante" Conversation muß Alles ausfüllen und Alles kommt darauf an, die Etikette nicht zu verletzen. Diese gesellige Gewandtheit bleibt an sich stets anerkennungswerth: allein wo die ganze Lebensphilosophie auf den unbedeutenden Satz hinausläuft, daß „ein kindliches Herz und eine Beschäftigung, die man liebt, allein im Leben Befriedigung zu gewähren vermöge und alles Uebrige eitel sei," da ist wenig Thatkraft, wenig Gestaltungslust, Drang und Hast, das Geistlose wegzuräumen, das Ideegemäße herzustellen. Der Mann hat gar keine Beschäftigung, er weiß nicht was er will und macht aus der Erholung ein Geschäft! Und so fehlt selbst den lebhaftesten Charakteren die Wissenschaft Woher und Wohin, den gewandtesten der Sinn, ernstere Ereignisse zu begreifen; und Abentheuer gewöhnlichster Romantik müssen Aushilfe gewähren, weil die Schwierigkeiten eines verständigen Pragmatismus, der endlich unsere epische Dichtung erfüllen sollte, vermuthlich gescheut wurden.

Zwar ist Gräfin eine kleine Heldin, die zu zankenden Bauern „nicht als Gräfin sondern als Mensch zu Menschen spricht," wie sie sich selbst ausdrückt, aber viel klüger nicht dabei hätte sagen sollen. Sie steht in einem geheimen Männerbunde, läßt sich indeß, noch ehe wir etwas Näheres darüber erfahren, von dieser Marotte durch sanften Zuspruch ohne Widerstreben heilen. Sie liebt einen Italiener, der ihr durch ihren jetzigen Gemahl, den despotischen, ungeliebten, heimtückischen Grafen Thurzo entfremdet wurde; will mit ihm, der ein politischer Flüchtling wieder zu ihr kommt und die Mißverständnisse aufklärt, nach dem im Aufstande begriffenen Polen fliehen, läßt sich aber auch davon zurückbringen, indem sie einsieht, dergleichen passe nicht für ihren Stand. Außerdem können ihr die mannichfachsten Prüfungen des Schicksals nichts anhaben; und das ist brav von ihr, nur müßten die Ereignisse selbst weniger gemacht erscheinen, dann würde die Seele, ohne sich überwältigen zu lassen, sich mehr hineinversenkt haben. So aber kommt es nicht zur Illusion beim Leser, wenn Irma von dem Verluste ihres Sohns, der geraubt oder umgekommen ist, überrascht, dennoch ihren Gast aufs Angelegentlichste bekomplimentirt. Daß der Schmerz nicht unschön werde, dafür hatte allerdings der Dichter zu sorgen; wenn jener aber Bedacht nimmt, die Höflichkeit nicht zu verletzen und einen Fremden um alles in der Welt keine Stunde allein, ohne Unterhaltung lassen will, so bezweifeln wir nicht bloß die Aufrichtigkeit des Schmerzes, sondern sogleich die Wahrheit des Vorgangs. Dieser Fehler macht sich hier durchgehends bemerkbar. Auch Gräfin Nanka verbirgt die größte Angst für einen Geliebten, der vor ihren Augen verwundet wurde, und den größten Abscheu gegen einen perfiden Anbeter, nicht etwa aus Furcht vor einer noch größeren Gefahr, sondern um der Höflichkeit und Etikette willen; und eine übrigens liebevolle Mutter muß ihre Tochter ebenfalls des Anstands wegen für höchst glücklich halten, während dieselbe innerlich aufs Grausamste gefoltert wird. Diese häßliche Heuchelei des Anstandes geht durch alle die Scenen, wo die vom Verfasser offenbar mit Vorliebe behandelten Charaktere auftreten. Es möchte noch drum sein, daß Menschen darin ihre höchste Lebensweisheit suchten; nur mußte der Leser selbst durch die ganze Auffassung zu einer kräftigeren Ansicht erhoben werden. Allein Graf Steinach, der offenbar ein Muster edler Männlichkeit sein soll, ist wirklich ein Schwächling und Oberflächling. Er hat sich aus dem Staatsdienst, wie solche Herrn zu thun pflegen, zurückgezogen, um der Held des Romans zu werden. Er vertändelt seine Zeit in der Landluft, er interessirt sich für einen wunderlichen Arzt, der aus der Handschrift eines Menschen sein ganzes Wesen mit großem Fleiß zu entziffern trachtet; aber selbst als der Graf sich ernstlich anschickt, Irmas kleinen Sohn zu suchen, geschieht es mit allen Zurüstungen des Amusements. Einige Philanthropie will wenig bedeuten, um Jemanden zu einem tüchtigen Menschen zu machen. Und wahrhaft ärgerlich ist es, daß der Graf, da er denn endlich heirathen will und eine Stellung nöthig hat, durch Vermittelung einer Dame, wie gewöhnlich in die diplomatische Laufbahn gebracht wird. Wir dürfen es uns in der Poesie nicht mehr gefallen lassen, daß Menschen, die ihren ganzen Scharfsinn darin erschöpfen, Geist (esprit) und Verstand, wie früher beständig Genie und Talent, zu unterscheiden, und gegen Damen sehr artig sein können, die Angelegenheiten ganzer Nationen leiten sollen! Doch nein, wir vergaßen, daß Graf Steinach Charaden machen kann und das andert Manches. —

A. Bock.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 302. 20. December. 1842.

Johann Christian Edelmann oder Spinoza unter den Theologen.

Wie? Saul unter den Propheten? Spinoza unter den Theologen?

Allerdings muß es auffallen und ein eigenthümliches Schauspiel sein, den Mann, der allen Vorurtheilen Feind war, in einer Gesellschaft zu sehen, die nur von Voraussetzungen lebt. Nein! es ist unmöglich! Der Mann, der seine Weisheit in die Beherrschung der Affecte und Begierden setzte, in einem Kreise, wo die Leidenschaft für die Voraussetzungen den Haß, die Verfolgungssucht, die Wuth und Raserei erzeugt?

Spinoza kann nicht außer sich kommen. Er kann nicht unter die Theologen fahren, die Leidenschaft der Gottesgelehrten erregen und sich selbst in theologische Aufregung versetzen.

Oldenburg hatte ihm mit der Schwäche und Timidität, Blyenberg mit der Aufdringlichkeit, Albert Burgh mit dem Fanatismus der religiösen und theologischen Voraussetzung zugesetzt; aber sie hatten sich ihm Alle mit den leidenschaftlichen Sorgen und Quälereien ihrer Voraussetzungen aufgedrängt, er hatte diese ihm peinliche Berührung nicht gesucht, und mit welcher Ruhe und Sicherheit weist er die Aufdringlichen zurück, wie beschämt er die Angst und Schwäche des Vorurtheils durch den männlich festen Ausdruck seines Muths, und wenn er den aufgedunsenen und aufgespreizten Fanatismus in sein Nichts zusammenfallen läßt, so kann das nicht einmal Kampf, sondern von vornherein nur Sieg genannt werden: er erhebt uns nicht allmälig über die Beschränktheit, er erspart uns den Anblick der Leidenschaften, des Gewühles und Gemetzels einer Schlacht: mit ihm sind wir vielmehr von vornherein in die Region erhoben, wo die Leidenschaften zum Schweigen gebracht, die Vorurtheile gehoben, alle Angriffe zurückgewiesen sind.

Spinoza, der ruhige, edle, über den Kampf erhabne Spinoza sollte also in die Schlacht zurück, die er durch seine muthige Erhebung zu jenem Standpuncte der Betrachtung, wo nicht mehr Einzelnes mit dem Andern kämpfen und in Zwiespalt treten kann, sondern die Idee des Ganzen die Gegensätze aufgelöst hat, beendigt und siegreich beendigt hatte? Spinoza, der mit Einem Blicke in den streitenden Gegensätzen die Einheit erkennt und den falschen Schein auflöst, soll in das Gewühl des Kampfes zurück, wo die streitenden Parteien toben und brüllen, soll sich in das Gedränge begeben, wo der Eingeengte selbst nur durch einen kräftigen Schrei sich Luft verschaffen kann?

Allerdings muß er von seiner Höhe herunter. Durch seine Erhebung hat er die bestehenden Vorurtheile nur noch mehr gereizt, ihnen eine neue Schärfe gegeben, die sie vorher nicht besaßen: — immer nämlich, wenn ein neues Princip auftritt, nimmt es dem Alten die Unbefangenheit, in der es noch die Keime des Neuen enthielt, also mit der Möglichkeit seines Gegensatzes noch verwickelt war — er muß also mit den von ihm erst eigentlich geschaffnen Vorurtheilen den Kampf übernehmen.

Indem Spinoza sein Princip aufstellte, hat er den Fehde-Handschuh der Theologie hingeworfen. Er hatte aber auch selber bereits den Angriff begonnen, indem er die von seinem Princip gebotne Kritik gegen die Voraussetzungen der Theologie, gegen die gläubige Vorstellung von der Offenbarung, gegen den Glauben an Wunder und gegen die Abhängigkeit von der heiligen Schrift richtete.

Er fuhr aber nicht nur wie ein böser, zerstörender Geist unter die Theologen, sondern auch als Theologe trat er mitten unter sie: der Logos ward Fleisch, die Philosophie Abhängigkeit von dem Glauben der Menge, die Kritik Vorurtheil. Spinoza beschäftigt sich z. B. nicht nur mit der Erklärung der vorgegebnen Offenbarungen, der berichteten Wunder und mit der Bestimmung des Ursprungs der heiligen Schrift, sondern er setzt noch das Factische der Offenbarungen und Wunder voraus und erklärt sie nur natürlich. Er kritisirt nicht nur die frühern Ansichten vom Ursprung der Schrift, sondern stellt auch neue, gewagte Ansichten, selbst wieder unkritisch aufgenommne Hypothesen darüber auf: im Ganzen aber glaubt er an die Ur-Hypothese, an die allgemeine, kirchliche Ueberliefrung.

Theologisch und religiös endlich ist er zugleich, wenn er die allgemeinen Bestimmungen seines Princips noch in religiöse Formeln — Gott, Sohn Gottes, Weisheit Gottes, Christus — zusammenfaßte und zwischen Aberglauben und Religion in der Weise unterschied, daß die Christen die wahre Religion, den wahren Glauben, indem sie ihm die

Unwissenheit, den Glauben an die Wunder zur Grundlage gaben, in Aberglauben verwandelt hätten.

Dafür mußte er büßen. Oder wenn er nicht mehr selbst büßte — die vorwiegende Reinheit seines Princips und seine Liebe zur Speculation, zur Ruhe und zum Frieden bewahrten ihn noch vor dieser Pönitenz — so mußte doch sein Princip und System büßen. Im Grunde noch mit der Religion und Theologie verwickelt, mußten sie sich ganz und gar in das Vorurtheil hineinstürzen, sich mit ihm herumschlagen, die häßlichste Berührung und Befleckung nicht scheuen und den Versuch wagen, das Reich des Vorurtheils, statt es durch eine einfache Erhebung zu überschreiten, vielmehr in ihm selbst zu zerstören.

Johann Christian Edelmann — ein Deutscher, auf den sein Vaterland stolz sein müßte, wenn es nicht in seiner Art läge, die Männer, die ihm zur Freiheit vom Vorurtheil verhelfen wollten, zu verlassen und zu vergessen, die Tapfern, die es aus seiner Unmündigkeit reißen wollen, als fremdartige Erscheinungen anzusehen und für Narren zu erklären, d. h. wenn es nicht vielleicht zu seiner Natur gehört, nur in einzelnen Männern groß und frei zu sein und in seiner Masse der Unfreiheit, Bevormundung und Sclaverei zu huldigen und der Größe und Freiheit jener Männer dadurch einen größern Werth zu geben, indem es ihnen recht sauer macht, frei und Männer zu werden — Edelmann ist dieser theologisch gewordne Spinoza, Spinoza, wie er für seine Verwicklung mit der Theologie büßt und vollständig unter die Theologen gerathen ist — der außer sich gekommne, der gefangne, der rasende und tobende, der brüllende und endlich seine Fesseln zerreißende Spinoza.

Der Philosoph in Ketten mag immerhin frei und gefaßt sein: wenn aber die ganze Welt sein Gefängniß ist und überall, wo er nur sein mag, die vier Wände des Vorurtheils ihn einschließen und ihm so nahe auf den Leib rücken, daß sie ihn zu erdrücken drohen, dann mag er immer noch gefaßt, aber er wird nicht ruhig bleiben — wenn man unter Ruhe die Apathie versteht, die mit sich geschehen läßt, was auch geschehen mag — er wird und muß sich vielmehr gegen die Wände entgegenstemmen und wenn er es kann, die vier Pfähle, innerhalb deren sich das Vorurtheil, die Furcht und Trägheit wohl befinden, ausreißen und etwas grob und unsanft die Schläfer und Furchtsamen, die nicht von der Stelle wollen, mit ihnen treffen und den Schwachen auf die Beine verhelfen. Wenn er selbst noch innerlich und bei sich selbst es mit dem Vorurtheil zu thun hat, so wird sein Benehmen noch heftiger und gewaltsamer sein, aber nur die Zähigkeit des Vorurtheils wird man anklagen dürfen, die Anstrengung, von ihm loszukommen, bewundern müssen. Wenn aber der gefangne Philosoph seine Mitgefangnen — alle Andern aber, unter denen er lebt, sind seine Mitgefangnen — befreien will und die Sclaven, indem er das befreiende Zauberwort auszusprechen im Begriffe ist, allesammt auf ihn losspringen und ihn zu erwürgen drohen, so wird die Melodie, mit der er es ausspricht, eben nicht sanft und ruhig fließend, sondern ein Schrei und endlich ein Donner über die Sclaven sein.

„Edelmann ist auch in dieser Schrift Edelmann", sagt einer seiner Gegner, indem er von einer seiner Schriften spricht, „das ist, er schilt, er schimpft, er lästert, er raset."

Als ob es nicht für einen Mann, der endlich nach mancherlei Irrungen in Spinoza die Wahrheit gefunden hatte und sowohl durch seinen Muth und seine innre Verwicklung mit der Theologie als auch durch seine Gegner gezwungen wurde, sie gegen das Vorurtheil zu vertheidigen, zum Rasendwerden sein mußte, das Vorurtheil zumal, nachdem es durch den Gegensatz gegen Spinoza's kritische Arbeiten sich erst recht befestigt und verhärtet hatte, überall herrschen, die Freiheit als Verruchtheit bezeichnen und die Schriften, die es nicht widerlegen konnte, durch den Henkerknecht verbrennen zu sehen.

Es ist wahr, Edelmann beehrt seine Gegner und die heiligen Wahrheiten und Gegenstände, die sie verehrten, sehr häufig mit schimpflichen Bezeichnungen. Seine Theorie war zuweilen sehr praktisch. Allein waren denn die Theologen und Geistlichen, die ihm gegenüberstanden, und die bürgerliche Obrigkeit, die ihnen diente, so gar theoretisch, daß sie nur fragten, wer von beiden Seiten Recht habe? Waren sie nicht vielmehr sammt den Heiligthümern und Geheimnissen und Mysterien, die sie vertheidigten, sehr aufdringlich, so daß Niemand damals sich seiner Haut vor ihren Nachstellungen wehren konnte? Waren sie es nicht vielmehr, die Jeden, der ihre Aufdringlichkeit und Nachstellungen nicht dulden oder sich ihnen nur ein wenig entziehen wollte, sogleich als Sünder, Verbrecher und Gegenstand des göttlichen Zorns bezeichneten? Also war es auch nicht nur zu entschuldigen, wenn derjenige, der ihrem Unterricht längst entwachsen war und dennoch von ihrer Aufdringlichkeit geplagt wurde, im höchsten Unwillen einmal und öfter mit einigen fühlbaren und die Lage der Sache recht deutlich bezeichnenden Ausdrücken zu erkennen gab, wofür er sie und ihre Sache halte, sondern es war sogar nothwendig und gehörte zur Sache selbst, daß er ihnen sagte, wie hoch er sie und ihr Heiligthum schätze, d. h. daß er ihnen auf die einzig für sie passende und ihnen verständliche Weise — denn die Theorie verstanden sie doch nicht — bekannte, wie wenig sie und ihre Mysterien ihm heilig seien, d. h. wie wenig das Heilige auf seinen Respect rechnen könne.

Edelmann schimpft und ras't aber nicht immer und nicht überhaupt, wie ihm seine Gegner vorwarfen: was diese als Tobsucht und Raserei anklagten, war vielmehr gewöhnlich die siegreiche Gewalt, mit der er das Netz ihrer Vor-

aussetzungen durchbrach, die von ihnen verkehrte Ordnung der Welt wieder herstellte, ihre falschen Gegensätze auflöste, ihre Nachstellungen vereitelte und endlich ihre ganze Glaubens- und Religionsansicht als das Princip des Hasses und aller Täuschung bloßstellte. Die französischen Materialisten und die Schöpfer des Systems der Natur sind gewandter, leichter und glatter als der Spinoza unter den Theologen und als der deutsche Spinoza — sie sind der geistreich fortgebildete Spinoza: dafür übertrifft sie aber Edelmann an Kraft des Ausdrucks, wenn es gilt, die Verkehrtheit und das Lügnerische der bisherigen Welt-Anschauung und Bildung dem Spott und der Verachtung preiszugeben und sie in ihren eignen Widersprüchen zu erdrücken. Keiner hat in so scharfen und reinen Antithesen, wie er, diese Widersprüche aufgestellt und damit lächerlich und unschädlich gemacht. Sein Witz ist glücklich, seine Munterkeit und Heiterkeit — der Beweis seiner Ueberlegenheit über die ganze Schaar seiner Gegner — verläßt ihn nie, sein Styl ist vollendet, wenn er die Lügenhaftigkeit der Apologetik aufdeckt und die falschen Gegensätze der Theologie Lügen straft, und wird endlich wahrhaft begeisternd, wenn er den Sieg und die Befreiung der bis dahin gefangen genommnen Vernunft verkündet, den völligen Ruin des Gefängnisses weissagt und das Gelübde ablegt, Alles zu thun, was ihm seine Kräfte erlauben, zur Herbeiführung dieses Ruins beizutragen.

Die Richtung, welche die Entwicklung einschlug, die uns zur letzten Lösung der allgemeinen Weltfrage führen sollte, brachte es so mit sich, daß wir selbst die bedeutendsten Thaten der frühern Aufklärung aus den Augen verloren und vergaßen. Jetzt aber, da wir aus der Höhle hervorgetreten sind und im Lichte uns befinden, ist es an der Zeit, auch zurückzusehen, uns der Männer zu erinnern, deren Thaten, wenn wir es auch nicht wußten, uns gleichwohl geholfen haben, und sie mit uns, nachdem sie schon geraume Zeit vor uns auf die Lichtöffnung der Höhle hingewiesen haben, ins Freie herauszuführen und im Lichten aufathmen zu lassen. Edelmann ist einer der Ersten, dessen Andenken wieder zu beleben, die Pflicht Deutschlands sowohl als der Kritik ist.

Edelmann sagte öfter, daß seine Feinde am meisten dazu beitragen, seine Sache bekannt zu machen und die Aufmerksamkeit auf sie zu richten — eine Bemerkung, die auch heute noch richtig ist. Der gottselige Lilienthal gab mir durch die Citate aus seinen Schriften (in der „guten Sache der göttlichen Offenbarung") zuerst eine Vorstellung davon, welch einen tüchtigen und gediegnen Mann Deutschland in Edelmann vergessen habe, und machte mich begierig, ihn aus seinen Schriften selbst kennen zu lernen, von denen mir die hauptsächlichsten jetzt zugänglich geworden sind. Ihr reicher und tiefer Gehalt machte, daß ich mich entschloß, ihrem kräftigen und wackern Urheber durch eine Darstellung seiner kritischen Thaten wieder einen Platz im Andenken seines Volks zu verschaffen.

Es sind nun gerade hundert Jahre, daß Edelmann zu der Klarheit kam, die ihm in seiner Zeit möglich war, im Jahre 1745 legte er vor dem Consistorio zu Neuwied das Glaubensbekenntniß ab, welches ihm Gelegenheit gab, seinen Bruch mit aller und jeder Dogmatik öffentlich zu erklären und ausführlich zu motiviren — es wäre also eine Säcular-Feier, die stattfände, wenn das Andenken eines der edelsten Deutschen erneuert würde, — eine Säcularfeier, die an Bedeutung und wegen ihres Anlasses, sowie wegen der epochemachenden Zeit, in die sie fällt, sich mit mancher andern messen dürfte. Selten wenigstens trifft es sich so, daß in der Zeit, in welcher das hundertjährige Andenken eines Mannes gefeiert wird, dasjenige wirklich vollendet ist, was er wollte und nur noch nicht vollständig ausführen konnte. Würde Edelmann's auch nicht gedacht, so würde die jetzige Kritik dennoch die Säcularfeier seines Andenkens sein.

In gegenwärtiger Mittheilung werde ich aus der mittlern Periode der Entwicklung Edelmann's, deren Abschluß, wie gesagt, im „Glaubensbekenntniß" vorliegt, eine Probe von seinem Kampfe mit der theologischen Apologetik geben. Ich nehme sie aus dem Anhange zu seiner Schrift: „die Göttlichkeit der Vernunft", in welchem er „die Vernunftmäßigkeit des Christenthums'„ die der Professor Edwards gegen Locke bestritten hatte, zu vertheidigen sucht.

In dem altonaischen Reichspostreuter vom Jahre 1750 No. LXXVII las man folgende Nachricht: „Nachdem von I. Kaiserlich. Majestät die von dem bekannten Joh. Christ. Edelmann herausgegebnen Schriften, nämlich dessen sogenanntes Glaubensbekenntniß, Moses mit aufgedecktem Angesichte und die sogenannte Epistel St. Harenberg's, als ärgerliche und gottlose Schriften schon gegen dem Ausgange des verfloßnen (1749) Jahres allergnädigst aufgegeben, auch derselbe von einem löblichen kaiserl. Bücher-Commissariat obgedachte Schriften öffentlich verbrennen zu lassen requiriret worden und denn ein hochlöblicher Stadtmagistrat — (zu Frankfurth) — unterm 30. April jüngsthin in Conformität dessen ein Conclusum abgefaßt; als ist am verwichnen Sonnabend, den 9ten dieses (May-Monats) die Execution dessen mit gewöhnlichen Solennitäten und unter erstaunlichem Zulauf des Volks durch des Scharfrichters Hände Vormittags um 9 Uhr vollzogen, auch vermittelst eines bestellten Notarii mit Zeugen, um ein förmliches Instrument darüber zu verfertigen, der ganze Actus genau beobachtet worden."

Die Zeit, da Spinoza als ein todter Hund betrachtet wurde, ist nicht mehr. Wird aber Edelmann noch der tolle Hund sein, nach dem zu schlagen ein Verdienst und

Pflicht ist? Sollen seine Bücher verbrannt und das Werk des Scharfrichters bestehen bleiben? Will man auch jetzt noch, daß sein Name in der Litteratur-Geschichte des deutschen Volks, die ohnehin an wahren Männern nicht überreich ist, für immer gestrichen werde? Wird man uns eine litterar-historische Arbeit verbieten und leben seine Gegner immer noch? Wir werden sehen.

Ab Jove principium! das hieß damals: mit dem Glauben muß man anfangen: die Orthodoxen verstanden diesen Anfang so, daß sie vor allem den Glauben forderten und zwar den Glauben gerade für die Satzungen, die sie für die rechte Wahrheit hielten und gegen die sie keinen Widerspruch duldeten; die Aufklärer so, daß sie die wilde Fruchtbarkeit, welche die Kirche in der Hervorbringung wirklich zahlloser Glaubens-Bekenntnisse und Glaubens-Artikel bewiesen habe, und den Haß, welchen die Bekenner des Einen Glaubens gegen die des andern bewiesen, zuerst denuncirten.

„Weil dann, fährt Edelmann nach diesem ersten Angriff fort, kluge Leute wohl sehen, daß auf die Art die Clerisey mit den Glaubens-Articuln ein ordentliches Monopolium treibt, und daß kein andrer Glaube im Lande gilt, als der, welchen die ordentlich gemieteten Pfarrer und Professores mit Erlaubniß ihrer Obrigkeit zu verkaufen haben: alle Monopolia aber mit andrer Leute Schaden nur ihren eignen Nutzen suchen und daher auf tausenderley Betrügereien bedacht sein müssen: wer kann es denen, die diese Betrügereien einsehen (und es mit ihren zur Abreise aus dem Lande der Falschheit sich allmälig wieder anschickenden Brüdern redlich meinen), vor übel halten, wenn sie endlich einen rechtmäßigen Verdacht auf alles werfen, was man ihnen unter dem Namen des Glaubens und der Glaubens-Articul feil bietet. Denn seitdem alle Buchläden so voll Glaubens sind, daß sie strotzen und wir doch den Zeiten immer näher kommen, von welchen Christus gefraget: Meinest du, daß des Menschen Sohn auch werde Glauben finden auf Erden; seitdem ist es wahrlich hohe Zeit, von der Kunst Nichts zu glauben, etwas gründlicher mit einander zu sprechen, wenn man nicht betrogen werden will" (S. 451, 452).

Die englischen Deisten blieben noch so weit im Zusammenhange mit dem Christenthum, daß sie behaupteten, „Alles, was Jesus Christus zum wesentlichen Christenthum erfordert, sei in der That nichts andres, als ein Zunehmen in der natürlichen Religion." Auch Edelmann hatte damals, als er diesen Anhang schrieb, in seinem System noch einen Punct, wo er mit jenem deistischen Grundsatz sich einverstanden erklären konnte, und macht von hieraus einen ergötzlichen Angriff auf den Orthodoxen, der „klüger als sein Herr und Meister seln und sich zum Herrn über die Gewissen seiner Brüder machen will." Er erinnert (S. 456, 457) an jenes Gespräch Jesu mit dem Schriftgelehrten über das erste Gebot und an die Bemerkung Jesu, daß der Mann, der die Liebe gegen Gott und zu dem Nächsten über Opfer setzte, vom Himmelreich nicht ferne sei; ja, fährt er fort, „wenn unser Herr Edwards dabei gewesen wäre, würde er seinem Meister sonder Zweifel gezeiget haben, daß das die Summa des Deismi wäre und daß dieser Schriftgelehrte ein gefährlicher Deist sei."

Ein Beispiel von der Munterkeit, mit der Edelmann beweist, daß alle Anschläge ihrer Gegner der Sache der Vernunft zum Besten gereichen müssen. Ein Engländer war in einem „Schreiben an die Deisten" für Locke aufgetreten und hatte unter Andern gesagt: „Sind gleich die Priester und Kanzel-Herren dieser Zeiten noch so unerträglich, unser Locke machet, worin sie sich verstoßen, alles wieder gut: diese große Figur ersetzt den Fehler aller Ziffern."

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher
für
Wissenschaft und Kunst.

№ 303. 21. December. 1842.

Johann Christian Edelmann oder Spinoza unter den Theologen.

(Schluß.)

„Der Herr Edwards, sagt Edelmann, konnte es nicht übers Herze bringen, diese Stelle so stillschweigend vorbeizugehen, sondern mußte sie mit einrücken, damit man, wie er schreibet, „den Charakter dieses Autoris desto besser erkennen möchte", und damit hat uns der gute Mann in der That eben den Dienst gethan, den uns Lukas noch thut, wenn er uns den Charakter Stephani und Pauli zu erkennen giebt, indem er uns aufgezeichnet, mit was vor Freimüthigkeit diese theuern Zeugen die ruchlose Priesterschaft ihrer Zeiten tractiret, und wir sind ihm vor diese Nachricht in der That sehr verbunden. Denn wir sehen daraus, daß der Herr unser Gott auch außer unserm deutschen Vaterlande seinen Geist auszugießen und der bisherigen Spötter seiner Majestät mit großem Nachdruck spotten zu lassen angefangen. Es macht uns das einen desto größern Muth, der gar zu übermüthigen Clerisey unsers Orts gleichfalls mit gebührendem Ernst zu begegnen und ihren Charakter unsern Brüdern noch deutlicher zu zeigen, als sie im Stande sind, den unsrigen vorzustellen." Sie seien es aber gar nicht im Stande, setzt Edelmann nachher auseinander, da sie ja „bei Beurtheilung geistlicher und göttlicher Dinge zufolge ihrer Bibel ihre Vernunft gefangen nehmen müssen."

„Wer ist aber auch noch so thöricht (S. 461), eine Secte, die vor dem, was alle Menschen zu Menschen macht, einen solchen Abscheu bezeugt, vor die wahre Religion und vor die Lehre Christi zu halten?"

„Ihr seid freilich (S. 465) Diener Gottes, aber nicht anders als die Gaukler, Taschen-Spieler und Comödianten Diener der Obrigkeit sind, die mit Erlaubniß derselben dem müßigen Volke vors Geld eine Kurzweil machen, damit sie nicht was Schlimmres vornehmen: was würdet ihr aber sprechen, wenn sich diese guten Brüder, nachdem sie entweder selber die Erlaubniß, vor dem Volke zu haseliren, von der Obrigkeit erbettelt, oder weil das Volk einmal an diese Narrenspossen gewöhnt, von derselben wirklich darzu bestellt wären, der Thorheit des Volks ein Genüge zu thun, sich alsdann mit ihrem Berufe breit machen, vor Gesandte der Obrigkeit angesehen sein und die Leute bereden wollten, sie wären von derselbigen darzu bestellt, sie zu unterweisen, wie sie ihrer Obrigkeit gefällig dienen sollten, und zwar könnten sie diesen Dienst nicht besser ausrichten, als wenn sie fleißig ihre Schauspiele besuchten und das Hocus-Pocus, so sie ihnen vorgaukelten, vor besondre obrigkeitliche Geheimnisse hielten; darbei den Respect gegen sie als Diener der Obrigkeit nicht an die Seite setzen, sondern denselben auf alle ersinnliche Weise mit unterstützen helfen würden: ich frage euch, meine lieben Pfarrer, Doctores und Professores, würdet ihr diese eure Brüder nicht auslachen, wenn sie fähig wären, jetzt erwähnte Schwachheit zu begehen?"

„So nehmt es dann nicht übel, wann es vernünftige und nur mit ernsthaften Dingen umzugehen gewohnte Leute in Ansehung eurer auch so machen. Denn eben auf die Art, wie die Gaukler, Taschenspieler und Comödianten Diener der weltlichen Obrigkeit sind, so seid auch ihr Diener Gottes." Ja „in der Bibel, die ihr vor euer Creditiv ausgebet", „hat euer Beruf und Gesandtschaft an die zur Thorheit und Aberglauben geneigten Menschen noch kaum so viel Erlaubniß von dem Könige aller Könige aufzuweisen, als diese eure Brüder in Ansehung ihrer Gaukeleien von der weltlichen Obrigkeit Erlaubniß aufzuweisen haben."

„Weiter nichts seid ihr als Mimi und possirliche Nachahmer der wahren Gesandten Gottes, die vor tausend und mehr Jahren zu den Juden und Heiden gekommen sind, mit Einem Worte geistliche Comödianten und Gaukler, und das um so vielmehr, da ihr nicht einmal die bloßen Personagen der ehemaligen Gesandten Gottes eher vor der Welt präsentiren dürft, es erlaube euch denn solches die weltliche Obrigkeit, welche Erlaubniß hernach ganz possirlicher Weise von euch ein göttlicher Beruf genennet wird, ob ihr schon keinen einzigen von den ehemaligen Gesandten Gottes aufstellen könnt, der auf die Art seinen Beruf von Gott erhalten hätte" (S. 471).

„Des Herrn Edwards Beschwerden, die er wider den Herrn Locke führet, gereichen demselben eben so wenig zum Nachtheil oder zur Schande, als einem ernsthaften und ehrbaren Manne zur Schande gereichen würde, wenn ein Comödiante oder Gaukler von ihm schreiben wollte: Sim-

plicismus oder Catonismus und ein natürlicher Widersinn wider die Comödianten-Bande (das ist wider alle treue Diener der Obrigkeit und Anführer zur Honetteté und aufgeweckte Lebensart) wären die nothwendigen Beschaffenheiten der Compagnons eines solchen ernsthaften Mannes" (S. 472).

„Nichts Fremdes, nichts Nachgeahmtes!" ist der Grundsatz Edelmann's. Statt fremde, vergangne Personagen nachzumachen, die zu ihrer Zeit Wahrheit waren, jetzt aber die Unwahrheit selber sein würden und nicht einmal wirklich nachgemacht werden könnten, wenn es nicht bei einem falschen Schein sein Bewenden haben soll, muß der Mensch den Muth haben, er selber zu sein und das aus sich zu machen, was die jetzige Entwicklung seines Wesens aus ihm gemacht haben will. Zu jenem Fremden, und jetzt noch dazu unmöglich gewordnen Fremden gehört auch die Bibel.

„Denn Gott redete mit einem jeden Volk, das Ohren hat zu hören, in seiner Sprache deutlich und vernehmlich, wie eure Bibel selbst noch zeuget, die nirgend meldet, daß er mit den Juden in einer andern als ihrer Muttersprache geredet oder sie auf die Bibeln der Griechen und andrer fremder Völker, als sein unfehlbares Wort verwiesen, wie ihr thut, indem ihr uns, unter dem schönen Vorwand, uns Gottes alleinseligmachendes Wort zu verkündigen, auf fremder Völker Bücher weiset, über deren Auslegung und Verstand ihr euch doch selber auf den heutigen Tag nicht vergleichen könnt" (S. 506).

„Das sollt ihr wissen, daß der Herr, wider den ihr euch mit solcher Frechheit auflehnt, immer deutscher in seinen Knechten mit euch reden und sie mächtig machen wird, nicht nur alle eure bisherigen Abgötter mit Stumpf und Stiel in denen, die ihn von ganzem Herzen suchen, gänzlich auszurotten, sondern auch die Wuth, mit welcher ihr euch ihrem Vorhaben entgegensetzen werdet, mit standhaftem Muthe auszuhalten" (S. 507, 508).

Nichts Fremdes und nichts Ausschließliches! Es giebt „weit mehr von Gott eingegebne Bücher und Schriften, als die Hand voll, die ihr armen Leute den Juden abgestohlen."

Ihr gebet die Bibel für die Regul und Richtschnur eures Lebens und Wandels aus, aber es bleibt bei einem puren Gesage und ihr könnt nicht den geringsten Beweis aufbringen, daß dieses euer Vorgeben nur ein wenig Grund habe: „der Herr befiehlet seinen Jüngern in alle Welt zu gehen; ihr bleibt auf euern Pfarren und Universitäten hinterm Ofen sitzen: Er heißet sie die Leute erst lehren und hernach taufen; ihr kehret es um und tauft sie erst, hernach lehret ihr sie: die Taufe, die der Herr einsatzte, bestand in einer völligen Untertauchung des ganzen Leibes; ihr bespritzt die Kinder kaum mit einer Hand voll Wasser: der Herr satzte ein Abendmahl ein; ihr gebt den Leuten ein Frühstück: der Herr befahl seinen Jüngern, was sie umsonst bekommen hatten, auch umsonst wiederzugeben; ihr aber verkaufet alle Worte und Tritte um Geld, folget also unwidersprechlich, daß ihr entweder Nichts umsonst von euerm Herrn bekommen haben müsset oder daß ihr ungehorsame und treulose Knechte seid."

Socinianer mußte zu jener Zeit Jeder heißen, der Nichts glauben wollte, „was wider die Vernunft streitet", und die Apologeten hielten daher nichts für ihre dringendere Pflicht, als gegen die Socinianer und ihr Pochen auf die Vernunft zu streiten. Herr Edwards thut auch seine Pflicht und Edelmann dagegen die seine.

„Nun will ich jetzo gar nicht untersuchen, sagt er S. 517, ob alle Lehrsätze der Socinianer so beschaffen, daß keiner derselben wider die Vernunft streite. Denn ich finde, daß die guten Leute eben so stark und bisweilen noch stärker buchstäbeln als ihre Gegner, und den Buchstaben der Schrift manchmal eben so arg als jene martern." Wenn aber Herr Edwards den Grundsatz der Socinianer, daß Alles, was die Probe der Vernunft nicht halten könne, kein Stück des Christenthums sei, gefährlich nennt, da hat er freilich, fährt Edelmann fort, die größte Räson. „Denn mit demselben wird freilich der papstenzenden Clerisey und allen unvernünftigen Glaubens-Articul-Machern recht das Messer an die Kehle gesetzt, daß man es den armen Leuten nicht verdenken kann, wenn sie über Gefahr klagen. Nur muß man lachen, wenn sie vorgeben, daß die christliche Religion leide, wenn eine andre christliche Secte ihre nach und nach ausgebreiteten und gemeiniglich mit Feuer und Schwert bewiesenen Hirnfratzen nicht vor Glaubensarticul erkennen will."

„Ist die christliche Religion, fragt nun Edelmann, eine vernünftige oder unvernünftige Religion? Nun weiß ich schon voraus, daß keiner dieser elenden Leute sich zu sagen getrauen wird, daß die christliche Religion eine unvernünftige Religion sei. Denn wenn er gleich ein Schlupfloch suchen und um der Vernunft das Regiment nicht zu lassen, sprechen will: sie sei eine geheimnißvolle Religion, so frage ich ihn gleich weiter: sind die Geheimnisse, die sie vorträgt, vernünftig oder unvernünftig? und da soll er mir gewiß damit nicht echappiren, daß er sprechen will: die Geheimnisse sind über die Vernunft." Denn, zeigt ihm Edelmann, die Vernunft vielmehr ist über alle Geheimnisse.

„Das Kurzweiligste bei diesem Handel (S. 521) ist dieses, daß, da sie Alle so lange schon die Vernunft gefangen halten, sie doch noch ihre Religion in Gefahr sehen müssen, daß sie heute oder morgen von den Knechten der Vernunft werde übern Haufen gerissen werden: da hingegen die Gönner der Vernunft vor dieser Bekümmerniß ganz ruhig schlafen können. Wer siehet doch nicht, was vor eine elende Religion das sein müsse, die sich noch vor den Knech-

ten einer armen Gefangnen fürchten und in Gefahr stehen muß, von denselben übern Haufen gerissen zu werden? Und was vor einen Begriff muß man doch von Christo haben, wenn man sich von ihm einbilden kann, daß er eine Religion gestiftet, bei welcher die Menschen dasjenige, was sie hauptsächlich zu Menschen macht, durchaus nicht brauchen können."

Die Vernunft ist aber frei, sie hat noch so viel Macht, „den Verstand andrer Leute diesen guten Herren (wie Herrn Edwards und seinen Cameraden) gleichsam vor der Nase zuzuschließen" (daß sie nämlich mit ihren phantastischen Glaubensartikeln „nirgend mehr einen Eingang in denselben finden können") und die Gegner der Vernunft täuschen sich sehr, wenn sie dieselbe für eine Sache ansehen, mit der sie „nach ihrem Belieben umgehen und sie entweder frei lassen oder gefangen nehmen könnten." „Ist die Vernunft eurer Willkür unterworfen, warum befehlet ihr denn derselben nicht, daß sie sich aus euch hinaus packen und euch in euern Phantasien ungestört lassen soll? Warum müßt ihr denn leiden, daß sie euerm Verstande oftmals Dinge zu vernehmen gebe, die ihr mit aller eurer Macht nicht anders sehen könnt, als sie euch vorstellet, z. E. daß 2 mal 2 vier ist u. s. w.? Ist es euch also mit alle eurer Macht nicht möglich, der Vernunft nur in solchen Kleinigkeiten Gesetze vorzuschreiben, daß sie euch die Dinge nicht anders zu vernehmen geben muß, als sie in der That sind, welcher Wahnsinn treibt euch dann, daß ihr dieselbe in höhern Dingen eurer Willkür zu unterwerfen gedenket?" (S. 603.)

Kein Lamentiren des Herrn Edwards und seiner Cameraden wird uns daran hindern, die Glaubensarticul der Clerisey zu prüfen, und wenn sie unvernünftig befunden werden, zu verwerfen: „denn es gehet unsre Seligkeit an, die wir nicht dem Gutbefinden solcher Leute in die Hände stellen können, die gutwillig gestehen, daß sie dasjenige, was sie vornehmlich zu Menschen macht, auf alle Weise zu unterdrücken suchen" (S. 524).

„Es ist aber recht possirlich, daß der Herr Edwards die ungeräumtesten Träume seiner Secte vor die größten Geheimnisse des Christenthums ausgeben darf, da er doch greifen könnte, daß Dinge, die auch den ruchlosesten Buben seiner Secte bekannt seien und die er und seine lieben Cameraden recht wie sauer Bier ausbieten und doch bei Leuten von gesundem Geschmacke auf keine Weise los werden können, nimmermehr Geheimnisse des Christenthums heißen können" (525).

Edelmann beleuchtet nun die beiden vorgegebnen Geheimnisse der Menschwerdung Gottes und der Dreifaltigkeit. In beiden Geheimnissen sieht er nur die phantastische Einschränkung des allgemeinen Wesens in die Grenze der beschränkten Person. Christus sei so wenig etwas Persönliches als das göttliche Wesen überhaupt in der Form besondrer Personen zu denken sei.

„Gewiß diese gar zu thörichten und unbesonnenen Gedanken sind so beschaffen, daß Spinoza noch viel zu wenig gesagt hat, wenn er geschrieben, es sei eben so unmöglich, daß Gott menschliche Natur annehmen könne, als unmöglich es sei, daß ein Circul die Natur eines Trianguls annehmen könne. Denn zwischen diesen beiden Figuren ist doch noch lange kein solcher Abstand als zwischen dem Quell aller Dinge und zwischen einem Tröpflein, so aus diesem Quelle entsprungen. Dieses muß zwar die Natur seiner Quelle annehmen: aber die Quelle kann nun und nimmermehr die Natur eines Tröpfleins annehmen, sonst müßte sie aufhören, eine Quelle zu sein" (S. 562, 563).

„Wenn wir nur irgend einen Finger irgendwo einklemmen, wie geschwind sendet nicht unser Geist der beklemmten Kraft dieses Fingers mächtigre Kräfte zu Hilfe, ihn aus seiner Beklemmung wieder zu befreien und der vorigen Ruhe und Glückseligkeit wieder theilhaftig zu machen." Eben so sei auch das, was man Erlösung nennt, nichts als ein fortgehender und niemals aufhörender, auf keine besondre Zeit beschränkter Beweis und Aeußrung unsers Zusammenhangs mit unserm Wesen. Was den Juden und Türken so sehr zum Aergerniß gereiche und so sehr wie nichts in der Welt der Natur des Menschen widerstehe, sei die Phantasie, daß der ewige Christus, d. h. die ewige Vernunft „mit der Person unsers Bruders Jesu vermenget ward" (S. 569—571).

„Jedoch dem Herrn sei Preis, das Babel, das auf diesem heillosen Grund erbauet und mit henkermäßigen Beweisen vertheidigt worden, fängt allmälig an zu krachen und neiget sich je länger je tiefer zu seinem endlichen Untergange. Christus oder die göttliche Weisheit und Vernunft kommt mit großer Kraft in einer Menge vieler tausend Heiligen, als mit einer Wolke von Zeugen umgeben, Gericht zu halten über Alle, die Gott nicht erkennen und zu überzeugen alle ihre Ruchlose" (S. 572).

Der Name Christus „kann auf keine Weise nur an die einzige Person unsers Bruders Jesu verbunden gewesen sein. Jesus war vor Andern, aber nicht mit Ausschließung Andrer ein Christus" (S. 587, 588). „Die Erkenntniß Christi hat der Welt viele tausend unüberwindliche Helden und Blutzeugen unter Juden, Türken, Heiden und Christen vor Augen gestellet. Ein jeder derselben hat durch den ihn mächtig machenden Christum oder durch die unüberwindliche Kraft und Weisheit des Allerhöchsten gelitten, wenn er um der Wahrheit willen an seinem Theile gelitten." „Auf die Art wird der Herr, der lebendige Gott als ein Heiland aller Menschen erkannt; der Messias der Juden, der Herkules ἀλεξίκακος oder Jupiter opitulator der Heiden, der Heiland der Türken und Christen ist mitten unter sie getreten" (S. 578, 579).

„Man betrachte nur das Wort Obrigkeit oder Herrschaft — welchem vernünftigen Menschen ist, so lange die Welt stehet, eingefallen, daß diese Worte an sich betrachtet absonderliche Personen, oder gar nur eine einzige wären, gleich wie man sich von dem Worte Christus nun schon so lange eingebildet hat?" (S. 586.)

„Welcher Verstand ist capable, sich nur eine unsichtbare, uneingeschränkte und unendliche Person vorzustellen? Nichtsdestoweniger muthet man einander zu, gar drei der-

gleichen Personen zu glauben und schreiet diejenigen, denen das nicht möglich ist, vor die ärgsten Atheisten und Gotteslästerer aus" (S. 592).

Wahrlich, die Dreieinigkeit, die der Chymiste, der Mathematiker, der Mechaniker, der Metaphysiker, der Logiker, der Moraliste, jeder in seinem Fache kennet, „weil sie sich (Glaubensbekenntniß p. 36) in der ganzen Natur zeiget," — diese wirkliche Dreieinigkeit „läugnet kein vernünftiger Mensch auf Erden: wohl aber alle diejenigen unseligern Phantasten, die ihre Brüder zwingen wollen, sich drei unterschiedene Personen in dem einigen ungetheilten Wesen Gottes einzubilden." (p. 593.)

Das beweisen die Theologen selbst.

„Wenn Andere, etwas tiefer sehende Männer haben darthun wollen, daß auch Plato, Plotinus, Aristoteles und andre vernünftige Heiden rc. das Geheimniß der göttlichen Dreieinigkeit eingesehen," so erwidern die Theologen: „es wäre nur eine eingebildete und keine wahre, eine erschaffene und keine unerschaffene, nämlich nicht drei Personen, sondern nur drei Wirkungen. Man kann die gar zu plumpe Keckheit dieser armen Leute nicht genug belachen, indem sie allemal Andern beimessen, was sie im höchsten Grade selber thun. Ich frage einen jeden dieser unseligen Zänker auf sein Gewissen, bei welcher Dreieinigkeit die Einbildung mehr zu thun bekomme, bei der vernünftigen heidnischen oder bei der neu erträumten Schulweisheit, wenn wir uns wider alle Natur und Fähigkeit des menschlichen Verstandes in einem schlechterdings unsichtbaren und untheilbaren Wesen drei absonderliche und von einander unterschiedene Personen einzubilden genöthigt werden. Ein Kind kann begreifen, daß die Einbildung bei dieser, allen Bösewichtern und Buben bekannten und doch vor ein erstaunendes Geheimniß ausgegebnen Dreiheit alle ihre Hände voll zu thun bekommt und doch auf keine Weise zuwege bringen kann, dem Verstande nur eine einzige, geschweige drei unsichtbare Personen vorzustellen: dahingegen bei der Betrachtung der uralten und in der Natur eines jeden Menschen sich gegenwärtig zeigenden Dreieinigkeit die Phantasie und Einbildung nichts zu thun hat, weil nicht der geringste sinnliche Begriff vorhanden, der sie dem Verstande einbilden könnte. Nichts desto weniger muß doch diese wahre und mit der ganzen Natur des Menschen harmonirende Dreieinigkeit bei diesen verkehrten Gelehrten eine eingebildete, hingegen ihre phantastische die wahre Dreieinigkeit heißen." (p. 594 — 596.)

Herrlich! Herrlich! Mit diesen Worten hat Edelmann der ganzen Litteratur, die bis jetzt über „das Christliche in Plato" und in andern vernünftigen „Heiden" zusammengeschrieben ist, im voraus ihr Schicksal verkündigt: daß sie völlig vergessen werden wird, weil die Frage im theologischen Interesse falsch gestellt war, also auch nicht beantwortet werden konnte. Edelmann hat die Frage richtig gestellt und richtig beantwortet.

Wenn man es uns erlaubt und Edelmann nicht mehr zu befürchten hat, daß man seine trefflichen Entwicklungen mit äußrer Gewalt widerlegt, so werden wir aus seinem Glaubensbekenntniß einige Probestücke mittheilen, welche die Frage nach der Entstehung des Christenthums und nach dem Wesen desselben so sicher auffassen und so entscheidend beantworten und überhaupt so munter und lebendig sind, daß sie nicht nur noch für unsre Zeit, sondern in der That für alle Zeiten passen.

Sollte man es aber immer noch für gefährlich halten, einen „tollen Hund" wie Edelmann unter die Leute zu lassen, so wird dieser Hund doch nicht mehr lange in dem dunkeln Loche, in welches ihn seine gläubigen Verfolger endlich glücklich eingesperrt zu haben meinten, verborgen bleiben. Der Hund wird bald als einer der wenigen Menschen und Männer, die es damals in Deutschland gab, anerkannt werden.

So viel bleibt aber gewiß: nur was wahrhaft menschlich und von der Vernunft geboren und beseelt ist, erhält sich in allen Zeiten, bleibt ewig jung und erhält sich in jedem Fall. Nach des Trinius Freidenkerlexikon ist die „Unvernunft und Bosheit" Edelmann's in 166 Schriften, die von seinen gläubigen Zeitgenossen abgefaßt worden, dargethan und gestraft worden — (des heiligen Magisters Ziegra „Nichtigkeit der Gründe, mit welchen der Antichrist unsrer Zeiten J. C. Edelmann seinen Irrthum, daß Jesus nicht eigentlich der Sohn Gottes sei, zu schmücken sucht. Hamburg 1748." bildet Nr. 166) — meint man, daß aus dem Convolut dieser Schriften auch nur Ein Satz auszuziehen sei, der für die Nachwelt von Interesse sein könne? Welcher unter den neueren Theologen, auch nur denen, die noch jetzt dem Edelmann Stillschweigen auferlegen möchten, schmeichelt sich mit der Hoffnung, daß seine Vota und Erklärungen gegen die Kritik — nicht nach hundert, sondern auch nur — nach ein Paar Jahren die Menschheit interessiren werden? Alle, alle leben dieser Hoffnung! Aber irret euch nicht; die Vernunft, die Menschheit lassen sich nicht spotten. Im Feuer der Kritik gehen eure Bibliotheken unter, während die Blätter, die von der Vernunft zeugen, aus dem Scheiterhaufen, in den ihr sie geworfen habt, um sie für ewig zu vernichten, unversehrt hervorgezogen werden.

So wird auch Edelmann wieder aufleben.

Doch nicht allein! Da die Vernunft nicht nur von sich selbst, sondern auch von ihrem Gegentheil zeuget und sich überhaupt im Gegensatze entwickelt, so wird das Wiedererwachen Edelmann's auch einem Ziegra, Wagner, Pfotenhauer zu gute kommen; wir werden sie in der Darstellung der Edelmannschen Kritik auch wieder sprechen lassen — aber als Zeugen von dem Siege der Vernunft.

Für diese Unparteilichkeit, dächten wir, wäre es nur die Ausübung einer billigen Gegenseitigkeit, wenn man das Decret Ihrer Kaiserlichen Majestät und eines hochlöblichen Stadtmagistrats von Frankfurt, welcher die Hauptschriften Edelmann's dem Feuer übergab, endlich einmal wieder aufhöbe.

B.

Berichtigung.

Der Verfasser der zu Ende der Nr. 239 d. J. angezeigten Schrift heißt nicht Zöpel, sondern Zöpfl.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

N° 304. 22. December. 1842.

Zur Charakteristik des Catullus.

Mauricii Hauptii quaestiones Catullianae. Lipsiae in libraria Weidmannia. MDCCCXXXVII. gr. 8. 100 S.

Mauricii Hauptii observationes criticae. Lipsiae ap. Weidmannos. MDCCCXLI. gr. 8. 70 S.

Die Zeit ist vorüber, wo eine in ihrer Art höchst achtbare und zum Aufhäufen des Materials für künftige Kritik nothwendige einseitige Erudition jedes durch die Autorität älterer und neuerer Kunstrichter hervorgehobene Product des antiken Geistes als vollendetes Muster anzuempfehlen für gut fand. Der kritische Geist ist zum Bewußtsein gekommen und sieht sich stark genug, den hergebrachten Vorurtheilen entgegenzutreten, und mancher Schriftsteller des Alterthums, der früher auf seinem erhabenen Göttersitze von der gläubigen Menge demuthsvoll verehrt wurde, muß es jetzt erleben, daß sein Cultus mehr und mehr aus der Mode kommt und daß die blinde Verehrung, welche ihm früher zu Theil ward, einer verständigen Würdigung der Stellung Platz macht, welche er in der Culturentwicklung seines Volkes einnimmt*). Denn nur von solchen Bestrebungen können wir anerkennend reden, welche nach gründlichen Untersuchungen und nach besonnener Berücksichtigung dessen, was jede Zeit und jedes Volk vermag, die relative Bedeutung jeder literarischen Erscheinung für ihre Zeit, so wie den bleibenden Werth dessen, was wahrhaft schön ist, zu würdigen vermögen. In welcher Beziehung aber, dürfte man hier wohl fragen, stehn diese Bemerkungen zu den oben angeführten Abhandlungen, in welchen Herr Professor Haupt nach einer gelehrten Erörterung (quaest. p. 1 — 9) über den zu Verona im 14. Jahrh. aufgefundenen Codex des Catull, die Quelle aller und daher auch der beiden vorzüglichsten Handschriften, aus denen C. Lachmann mit sorgfältiger Prüfung der Lesarten der übrigen Exemplare und der Emendationen der sogenannten Itali seinen Text des Catull constituirte, theils mehrere schwierige Stellen des Dichters mit Scharfsinn und Gelehrsamkeit behandelt, theils einzelne an solche Stellen geknüpfte Resultate seiner gelehrten Untersuchungen über die lateinische Sprache mitgetheilt hat? Wird doch darin von dem Werthe einzelner Gedichte desselben nur in gelegentlichen Andeutungen gesprochen, durch welche weder zu der Anerkennung des freiern Urtheils noch im entgegengesetzten Falle zu der Zurückweisung der befangenen Ansicht von dem in den obigen Bemerkungen gegebenen Standpuncte aus Veranlassung gegeben zu sein scheint. Aber doch wirken auch die erwähnten Abhandlungen m i t t e l b a r auf jene richtigere Würdigung des Alterthums hin. Denn wenn ein so geistvoller und vielseitig gebildeter Gelehrter, wie Herr Haupt, das Interesse für seinen Liebling vor seinen Zuhörern durch gehaltreiche Vorträge und vor dem gelehrten Publikum durch interessante Abhandlungen zu beleben unternimmt, so wird dieses Interesse, wenn es ein berechtigtes ist, nothwendig die unberechtigte Vorliebe für andere, nur durch die Gunst der Umstände bevorzugte Schriftsteller zurückdrängen und die Verkehrtheit der altgläubigen Bewunderung der g a n z e n alten Literatur immer mehr zum Bewußtsein bringen. — Ob aber und in wie weit dieses Interesse für Catull ein berechtigtes sei, wollen wir mit Beziehung auf jene Abhandlungen in einzelnen Andeutungen zu erörtern suchen, welche vielleicht zum Theil in Haupt's wohl nächstens zu erwartendem Buche de vita et carminibus Catulli (vergl. observ. crit. p. 24.) ihre weitere Entwickelung und Begründung finden werden*).

Wenn auch die auf unsere Zeit gekommene Sammlung der Gedichte Catulls unvollständig, ungeordnet und verderbt ist, so genügt sie dennoch völlig, um ein sicheres Urtheil über ihn als Dichter zu fällen. Auch von seinen Lebensumständen wissen wir wenig, doch können wir aus dem Wenigen alles Bedeutende herausfinden, was im Allgemeinen zur Erläuterung des Charakters seiner Produc-

*) So hat z. B. Teuffel in seiner Charakteristik des Horaz, Leipzig 1842, manches treffende Wort über diesen Dichter gesagt. Nur mußte man von der weiter ausgeführten und mit größerer P r ä t e n s i o n als besonderes Buch erschienenen Abhandlung ein tieferes Eingehn in die Sache und eine gründlichere Nachweisung der allgemeinen Urtheile an einzelnen bedeutenden Gedichten fordern, was in dem jenen Gegenstand nur kurz erörternden Aufsatze in diesen Jahrbüchern billiger Weise noch erlassen werden konnte.

*) Schon 1792 hat Fr. Jacobs in einem kleinen Aufsatze über Catull in den Nachträgen zu Sulzer's Theorie B. 1. St. 1. Manches, was hierher gehört, zur Sprache gebracht.

tionen nothwendig ist. Er lebte bekanntlich in dem letzten Jahrhunderte der römischen Republik (nach Haupt quaest. Catull. p. 13 ff. 76—46 v. Chr.), in einer Zeit, in welcher sich theils die alte Kraft des specifisch römischen Wesens im politischen Kampfe egoistischer Parteien und in sittlicher Verwilderung selbstsüchtiger Individuen nach und nach aufzehrte, theils in der regen wissenschaftlichen Beschäftigung mit der griechischen Philosophie und Poesie sich ein fremdes Element geltend machte, dessen Entwickelung auf dem fremden Boden zunächst vorzugsweise für die praktischen Disciplinen benutzt wurde, bald aber durch die Vernichtung der Freiheit in diesen Kreisen gehemmt in einer Poesie zur Vollendung kam, wie sie nur ein zwar immer noch inhaltreiches, aber doch sehr abgeschwächtes Geistesleben zu erzeugen vermochte.

An den politischen Bestrebungen jener Zeit konnte ein Mann vom Charakter des Catull unmöglich theilnehmen. Er war durchaus ohne politischen Ehrgeiz — keine Spur davon tritt in seinen Gedichten hervor: sein ganzes gemüthliches Wesen neigte sich so sehr zum geselligen Genusse hin, daß er sich in der Stellung eines Beamten der Republik unmöglich gefallen konnte. Hatte ihm nicht schon das tirocinium in der Begleitung des Prätors Memmius alle Lust zu politischer Carriere verleidet? (C. 10. v. 6—13.) Machte er nicht an Freunden dieselbe Erfahrung? (c. 28 u. 47.) Ja das ironische: pete nobiles amicos, welches er c. 28. v. 13 seinen Freunden zuruft, ist deutlich der Ausdruck eines durch Erfahrung gewonnenen Grundsatzes, dem er nicht untreu werden konnte. Und diese frühzeitig entstandene Verbitterung, welche nicht etwa nach 10, 8 in der fehlgeschlagenen Hoffnung auf reichen Gewinn in der Provinz, welche man einem jungen Römer damaliger Zeit nicht hoch anrechnen darf, sondern in einem tiefer liegenden sittlichen Grunde wurzelte, (c. 28. v. 15) war es auch, die ihn zu beißenden Jamben, wie c. 52. gegen Vatinius (quid est, Catulle, quid moraris emori?*)) und gegen den mächtigen Cäsar aufregte, welchen er impudicus, vorax, aleo, ja sogar cinaedus nennt und zugleich mit Rücksicht auf Pompejus mit den Worten anredet: Eone nomine .., socer generque, perdidistis omnia?**) c. 29, 24 u. 25; c. 54, 6: Irascere iterum meis jambis Immerentibus, unice imperator. (Vgl. c. 47 u. 93). In solchen Gedichten tritt die edle, die sittliche Freimüthigkeit des Republikaners hervor, welche natürlich auch Interesse am Vaterlande verräth. Daß dieses nicht entschiedener, nicht geläuterter hervortreten konnte, lag natürlich theils in den allgemeinen Zuständen, theils in der eigenthümlichen Lebensrichtung, welche Catull seinem Charakter und seinen Verhältnissen nach genommen hatte. — Daß aber diese politischen Gedichte als Aeußerungen der höchsten Indignation in ziemlich gemeiner Form keinen poetischen Werth haben, braucht nicht erst näher erwiesen zu werden.

Wir wollen nun aber auch die sittliche Zerfallenheit und Verwilderung jener Zeit, in welcher Catull lebte, näher ins Auge fassen und sehn, wie er sich dazu verhielt. Sahen wir in seinen Gedichten hier und da eine derbe Opposition gegen die politischen Bestrebungen einzelner Männer seiner Zeit aus der scheinbaren Gleichgiltigkeit gegen dieselben entschieden hervortreten, so bemerken wir dagegen, wie er sich der Unsittlichkeit in gewissen Beziehungen, welche die allgemeine Liederlichkeit als harmlose Genüsse erscheinen ließ, auch harmlos hingab, in andern aber, gegen die sich ein unverdorbener Kern sittlicher Gesinnung und das Gefühl der männlichen Würde empörte, derselben sehr entschieden entgegentrat und dem Ingrimm darüber in beißenden Jamben Luft machte. Zu jenen Unsittlichkeiten gehören seine Liebschaften mit Mädchen und mit schönen Knaben. Hier zeigt er sich zwar nicht als ein gemeiner Libertin, der nach Befriedigung der Lust mit raffinirter Sagacität wieder andere Abenteuer sucht. Nein im Gegentheil, er war einer innigen und dauernden Liebe fähig, wie später bei der genauern Darstellung seines Verhältnisses zur Lesbia nachgewiesen werden wird. Doch mag er besonders nach Auflösung dieses Verhältnisses gelegentlich solchen Zeitvertreib nicht verschmäht haben. Hierher gehört, daß er wie bei Freunden, so auch für sich selbst, anmuthige und anständige Liebschaften, delicias lepidas, elegantes (c. 6.) gern hatte, daß er hübschen und anmuthigen Mädchen (scortis lepidis et venustis) und Knaben, wie dem Juventius gefallen wollte (c. 10, 16. c. 99), daß er Mädchen verhöhnt, welche für den Liebesdienst zu viel verlangt, oder die, wie Aufilena, ihn um den Liebeslohn betrogen hatten (c. 41. 110), endlich daß er eine gewisse Ipsithille um ein Rendez-vous bittet. Fragen wir nun aber, wie sich dieses sinnliche Interesse poetisch darstellt, so finden wir mit Ausnahme der Lieder an Lesbia und Juventius, die hier nicht in Betracht kommen, weiter nichts, als die gemeine Darstellung gemeiner Sinnlichkeit, welche in dem zuletzt genannten Gedichte an Ipsithille unstreitig ihren Höhepunkt findet, wo nach einem ganz gewöhnlichen Eingange von V. 7 an die gemeinste Prosa aller Poesie Hohn spricht. Hier also erhebt sich

---

*) Nicht ohne Bedeutung ist es, daß dieses Gedicht wahrscheinlich eines der letzten des Dichters war. (Haupt quaest. p. 15.)

**) Die Lücke im Texte ist von Skaliger willkürlich mit dem nach v. 21 im Texte stehenden imperator unice ausgefüllt worden. Was hier gestanden hat, läßt sich aus der Vulgata: urbis opulentissime (Haupt: orbis, o piissime) eben so wenig sicher ermitteln, als der 30. Vers auf eine befriedigende Weise emendiren. Lachmann hat: Time Britannia, hunc timete Galliae. Dies würde nun passen, wenn Mamurra noch nicht in Gallien war. Aber vergl. v. 3 u. 4. Uebrigens treffliche Erläuterung zu diesem Gedichte bei Haupt quaest. p. 15 ff.

der Dichter durchaus nicht über die gewöhnlichen Menschen seiner Zeit: seine Sinnlichkeit ist hier ohne Feuer und ohne plastische Kraft, wie sie z. B. bei Ovidius hervortritt, und schon die geringe Zahl seiner Gedichte, welche diese Verhältnisse in den angegebenen Beziehungen berühren, zeigt deutlich, daß er sich in ihnen nicht sehr zu poetischen Productionen angeregt fühlte. Desto größer ist aber die Zahl derjenigen Gedichte, in welchen er seine bereits erwähnte Opposition gegen manche mit solchen Verhältnissen verbundene Unsittlichkeiten und Albernheiten geltend machte, und hier tritt, wie in den früher erwähnten politischen Gedichten, die eine Hauptrichtung seiner Productivität in satirischen Jamben hervor. Zwar darf hier weder seine c. 16 v. 3 ff. gegen die Cinäden Aurelius und Furius gerühmte Züchtigkeit geltend gemacht werden, weil er in diesem Gedichte die ihm vorgeworfene unsittliche Weichlichkeit seines zarten Verhältnisses zur Lesbia nicht im Ernste, sondern nur in der Absicht zurückweisen will, seine Tadler zu ärgern, indem er sagt, er habe solchen Leuten damit nur den Mund wäßrig machen wollen, noch darf das treffliche 76. Gedicht sehr herausgehoben werden, worin er sich ehrfurchtsvoll (pius) und treu und einen Feind jeder Täuschung nennt, weil er diese Grundsätze hier und bei der Rückerinnerung an sein durch die Untreue der Geliebten aufgelöstes Verhältniß in Bezug auf Lesbia ausspricht und dieselben mit Ausnahme der oben erwähnten politischen Anspielungen in seinen satirischen Productionen nicht weiter hervortreten läßt. (Vgl. Epith. Pel. 398.) Desto mehr aber tritt diese Satire in den geselligen Kreisen hervor, in denen er sich bewegte, gegen habgierige Buhlerinnen, gegen diebische Knaben, gegen schmuzige Lüstlinge und Cinäden, die sich sogar zum passiven Dienstverhältniß in der Wollust herabwürdigten: dagegen empörte sich die specifische Sittlichkeit und der Männerstolz eines Mannes, wie Catull war. Ist es nun aber ausgemacht, daß jede Satire als ein reines Product der Reflexion der Prosa näher steht, als der Poesie: so müssen wir fast alle Gedichte dieser Art bei Catull, wenn sie sich auch aus dem Charakter der Römer für ihre Zeit rechtfertigen lassen, um so mehr allen poetischen Werth, ja selbst alles Interesse absprechen, je niedriger die Sphäre ist, in welcher sich die Indignation des Dichters bewegt, die sich zwar einfach und ohne Affectation aber doch meistens in ganz unbedeutender und witzloser Form, ja oft auf eine schauderhaft gemeine Weise äußert. Denn, um nur einige dieser Gedichte hervorzuheben, wer soll jetzt noch ein Interesse daran nehmen, wenn Catull c. 15 auf die gemeinste Art den Aurelius bittet, daß er des Dichters Liebling mit seinen Zumuthungen verschone, und c. 16 ihm und seinen Genossen mit den Worten droht: paedicabo ego vos et irrumabo, und wenn er c. 23 sich in der Verhöhnung der Armuth dieses Cinäden sogar bis zur unsaubern Analyse seines Stuhlganges verleiten läßt, wenn er ferner c. 37 eine ekelhafte Bordelscene ausmalt, c. 39 den Egnatius verspottet, welcher immer albern lacht, um seine mit Urin geputzten Zähne zu zeigen, wenn er endlich c. 69 u. 71 auf den hircus unter den Achseln, c. 59 u. 88—91 auf die Gemeinheit der Rufa und auf die Blutschande und unnatürliche Unzucht des ausgemergelten Gellius und 79 u. 97 auf den übelriechenden Athem der gemeinsten Wüstlinge gemeine Verse macht, zu deren Gedanken wir analoge Ausdrücke kaum unter unserm Pöbel finden dürften? — Unter allen diesen und ähnlichen Productionen kann nur das 10te Gedicht als ein sehr altes Genrebild aus dem damaligen römischen Leben und allenfalls das 42te Gedicht als gefällige Einkleidung der Verspottung einer diebischen Buhlerin einiges Interesse erregen. Kann man aber in allen erwähnten Gedichten dieser Art, wenn auch nicht mit dem gewählten Stoffe und der Darstellung desselben, doch mit der Gesinnung des indignirten Dichters einverstanden sein, aus welcher jene Productionen hervorgingen, so muß doch die Art und Weise, wie Catull den rigoristischen Cato verhöhnt, selbst wenn dieser sich Blößen geben mochte, welche zum Spotte reizten, höchst unangenehm berühren*). — Betrachten wir endlich noch die wenigen satirischen Productionen des Dichters, in welchen er Thorheiten und Albernheiten anderer Art verspottet, so werden wir nicht nur durch den Inhalt weniger verletzt, sondern auch die Darstellung ist meistens gefällig. Wie launig ist z. B. c. 17, worin er den Bewohnern einer colonia eine neue Brücke statt der alten, welche einzustürzen droht, wünscht, wenn sie seinen einfältigen und indolenten Landsmann, der sich um seine junge, hübsche Frau nicht kümmre, von der Brücke herab in das Sumpfwasser werfen und so aus seiner Indolenz aufrütteln wollten. In dem sonst nicht sehr bedeutenden Gedichte, worin die hohe Meinung, welche der schlechte Dichter Suffenus von sich hatte, verspottet wird (c. 22), ist die Persiflage, mit welcher der Dichter zum Schlusse sich selbst und wohl auch seinen Freund Varrus belächelt, nicht übel. Vgl. c. 14. Ein andrer schlechter Dichter Volusius wird c. 36 auf eine sehr ergötzliche Weise durchgehechelt (vgl. c. 95). Und dazu mag noch c. 44 gerechnet werden, in dem sich freilich die Abspannung des bei der Mahlzeit gelangweilten Dichters deutlich erkennen läßt. Sehr unbedeutend sind die Epigramme über die Leichtfertigkeit der Mädchen c. 70 und über die schlechte Aussprache des Arrius c. 84. Auch die Epigramme auf den Schwätzer Vettius c. 98 und auf

---

*) Ich vermuthe nämlich, daß der in dem Gedichte erwähnte Cato der bekannte sittenstrenge Patriot war, welcher über einen Vorfall, wie er hier erzählt wird, schwerlich lachen konnte.

Mentula 114 u. 115 sind gedankenarm und theilweise schmutzig: dagegen ist c. 105 gegen denselben Mentula wenigstens ein guter Einfall.

Diese bisher erwähnten satirischen Gedichte waren es nun, welche im Alterthume die meiste Aufmerksamkeit auf Catull lenken machten. Die in denselben herrschende libertas und acerbitas gefiel den Zeitgenossen gewiß mehr, als die Kunst seiner griechisch gefärbten Elegieen und die Anmuth und Innigkeit seiner andern lyrischen Gedichte, weßhalb wohl auch Quintilian in seiner zuweilen treffenden aber beispiellos flüchtigen Kritik der römischen Dichter nur die satirischen Iamben des Catull erwähnt. Wir aber können ihm freilich meist nur sprachlichen und historischen Werth zugestehen und wollen uns nun zu den eben erwähnten andern Productionen des Dichters und zwar zunächst zu seinen Versuchen in der elegischen Kunstpoesie wenden. —

Wie oben erwähnt worden ist, hatte sich zu Catulls Zeiten in dem Eifer für wissenschaftliche Bestrebungen ein dem Römerthume ursprünglich ganz fremdes, griechisches Element in dem römischen Leben geltend gemacht. Das Interesse an der Alexandrinischen Kunstpoesie, die sich freilich, wie alle Kunstpoesie, leichter nachmachen ließ, als die frühere Naturdichtung, war unter den Römern mächtig erwacht: sie eröffnete ihnen ein reiches Feld poetischer Mythen in anmuthiger Form und ließ sie bei der in der vorherrschenden Tendenz auf das Practische, aus dem sie ihr eigenes Leben herausgebildet hatten, begründeten eigenen Armuth das Gekünstelte, das Gemachte in vielen solchen gelehrten Dichtungen übersehn. Man wurde überrascht und erhielt so, ehe man zum Bewußtsein der eigentlichen Poesie gekommen war, von Außen her eine fremdartige Dichtung, welche man bei der gelehrten Richtung der Zeit, wie sie Cicero repräsentirt, für wahre Poesie hielt*). — Ja auch der, welcher in sich einen Fond zu eigenthümlicher poetischer Gestaltung hatte, mußte von dieser glänzenden Erscheinung um so mehr geblendet werden, je weniger er bei der Subjectivität seiner lyrischen Erzeugnisse auf die allgemeine Anerkennung rechnen konnte, welche ihm entweder durch satirische Gedichte oder zunächst durch das Studium und die Nachbildung der begünstigten objectiven Kunstpoesie zu Theil wurde. Kein Wunder also, daß Catull, selbst wenn er eigenthümlich zur poetischen Entfaltung seines innern Lebens begabt war, dieser Richtung sich hingab und als doctus poëta, als gelehrter Uebersetzer und Bearbeiter der Alexandriner Ruhm suchte. Und daß er diesen in seiner Zeit fand, daß er hierdurch der in ihrer Art so reich und schön entwickelten Kunstpoesie des Augusteischen Zeitalters glücklich vorarbeitete und dennoch in der Entwickelung der römischen Poesie auch in dieser Beziehung eine wichtige Stellung einnimmt, wer wollte dies leugnen? Auch werden wir es begreiflich finden, daß viele früheren Erklärer solcher Gedichte, welche gewissermaßen nur in dieser Sphäre lebten, auf diesem niedern und im eigentlichen Sinne des Wortes beschränkten Standpuncte stehen blieben und, wie noch der verstorbene Döring, ihre Extase über die unübertrefflichen Schönheiten solcher Gedichte in den seltsamsten Exclamationen zum Besten gaben. Etwas ganz andres ist es aber, wenn wir diese Richtung von einem höhern und feinern Standpuncte aus beobachten und beurtheilen. Da müssen wir freilich dieser gemachten Poesie, welche nicht das reine Product eines kräftigen Geistes, nicht das freie Gewächs ein heimischen Bodens, sondern das künstliche Erzeugniß einer unnatürlichen Anstrengung, die mühsam entwickelte Pflanze eines nothdürftig erwärmten Treibhauses war, eine sehr untergeordnete Stellung anweisen. Einige Andeutungen über die hierher gehörigen Gedichte mögen als Belege zu unsrer Ansicht dienen.

(Schluß folgt.)

*) Ueber ähnliche Erscheinungen in der Entwickelung der deutschen Nationalliteratur mag Gervinus verglichen werden, dessen bekanntes Werk den Philologen gewiß zugänglicher ist, als Teuffel meint, welcher in seiner Schrift über Horaz den Abdruck einer Stelle aus jenem Werke mit der höchst naiven Bemerkung rechtfertigen will, daß wohl wenig Philologen von jenem Buche etwas wissen dürften.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 305. 23. December. 1842.

Zur Charakteristik des Catullus.

(Schluß.)

Daß sich Catull viel mit den Elegien des Callimachus beschäftigte, ist aus carm. 65, v. 16 u. c. 116 bekannt. Doch besitzen wir nur noch Catulls Uebertragung des Gedichtes de coma Berenices und diese läßt uns dies ganze Genre genügend beurtheilen. Ohne uns durch die begeisterten Exclamationen der Interpreten irren zu lassen, appelliren wir an den gesunden Sinn jedes unbefangenen Lesers. Kann man sich — um nur Einiges herauszuheben — etwas Geschmackloseres und Gesuchteres denken, als wenn das den Göttern geweihte und unter die Sterne versetzte Haupthaar der Königin zuerst den Konon, dem es das Bekanntwerden seines Ehrenplatzes unter den Sternen verdankt, wegen seiner mathematischen Kenntnisse rühmt (v. 1 — 8), sodann später nach der Versicherung, daß es die Königin ungern verlassen habe, die Gewalt des Eisens beklagt, dem ja auch der Berg Athos habe weichen müssen, und die Chalyber und den, welcher das Eisen zuerst erfunden, verwünscht (40 — 50) und endlich mit der niedrigsten Ziererei gesuchter Gelehrsamkeit die Versetzung unter die Sterne und die Sehnsucht nach Berenike erzählt (v. 51 — 78). — Solche Beschäftigung mußte natürlich auch auf andere Gedichte Catulls einwirken und daher finden wir hier und da, besonders in solchen Gedichten, bei welchen der Dichter an dem Gegenstand subjectiv weniger betheiligt war und wo er des Herzens Empfindung nicht unwillkürlich ausdrückte, etwas Gesuchtes und Gemachtes, was sich zuweilen in ungeschickter Anlage des Stoffes, mit dem der Dichter nicht fertig werden konnte, so wie in unpassenden Gleichnissen und Episoden und anderm gelehrten Apparate zur Huldigung der doctae virgines (c. 65, 2) kund giebt. Berücksichtigen wir zuerst die eigentlichen Kunstgedichte, in welchen sich der Dichter eines ihm eigentlich fern liegenden Stoffs zu bemächtigen sucht, und zwar zunächst das berühmte epithalamium Pelei - Thetidos, so zeichnet sich zwar die Exposition dieses beschreibenden Gedichtes durch einfachen Schmuck aus, welcher die Veranlassung der Bekanntschaft des Peleus mit der Meergöttin und die Vorbereitung zum Hochzeitfeste zur lebendigen Anschauung bringt, und eben ist in der Beschreibung der kunstvollen Arbeiten auf der Decke des hochzeitlichen Lagers die Schilderung der erwachenden Liebe der Ariadne zu Theseus, ihre Verzweiflung, als sie sich auf Dia verlassen fühlt, so wie die Trauer des den Sohn entlassenden Aegeus mit einer Natürlichkeit und Innigkeit geschrieben, daß man sieht, wie der Dichter von diesem Gegenstande seiner Darstellung ergriffen war (man vergleiche nur 53 — 70, 91 — 104, 116 — 131, 160 — 164, 214 ff.); aber eben in jener langen Episode von Ariadnens Schicksalen, welche den größten Theil des Gedichtes, 215 Verse, umfaßt und zum Inhalte des Epithalamium nicht paßt, so wie in der ausgedehnten Klagrede derselben und in den dem Gedichte angehängten Betrachtungen über das Verschwinden der Götter von der Erde (386 — 408) und endlich in einzelnen Stellen, wie 89, 105 f. 143 f. 154 f. zeigen sich deutlich die oben gerügten Fehler des Dichters, welcher gegen sein besseres Gefühl hier dem fremden Muster nachstrebte und damit nicht zurechte kommen konnte. — Ferner gehört hierher der Attis (63). Zwar hat der Dichter in diesem seltsamen Gedichte die Raserei des Fanatismus der Diener der Cybele, sowie die lichten Momente desselben und den Rückfall auf eine sehr geschickte Weise dargestellt; aber es liegt doch die ganze Idee unsrer Anschauungsweise zu fern, als daß wir an einer solchen Darstellung Geschmack finden könnten. Weist sie doch der lebensfrohe Dichter selbst am Schlusse des Gedichtes sehr entschieden zurück. Auch der Hymnus — nicht carmen seculare; H. quaest. p. 14 — an Diana 34 ist hier zu erwähnen: es ist die gewöhnlichste griechische Hymnenpoesie ohne Betheiligung der Subjectivität des Dichters. Das 51. Gedicht endlich ist bekanntlich Bearbeitung eines Gedichtes der Sappho, in dem Catull vielleicht seine Gefühle wiederfand. Der von Döring seltsamer Weise bewunderte Schluß steht entweder an unrechter Stelle oder der Dichter hat sich und seine Uebersetzung darin selber persiflirt. Von Gelegenheitsgedichten des Catull haben wir c. 61 u. 62. In dem carmen amoebaeum 62 (Haupt quaest. p. 27 f.) scheint uns trotz der beiden an und für sich poetischen, recht hübsch entgegenstehenden Gedanken v. 39 f. und 49 f. im Ausdrucke die Meditation und Reflexion des Dichters, etwas Besonderes zu sagen, störend hervorzutreten. Dagegen zeichnet

sich das andere, das Hochzeitgedicht auf Manlius und die Vinnia durchweg durch Lebendigkeit der Empfindung und Anschauung aus: man sieht hier, daß der Dichter das Fest des Freundes mit der innigsten Theilnahme besingt (vgl. besonders den schönen Schluß 216 ff.)

Und so haben wir uns zu denjenigen Gedichten Catulls den Weg gebahnt, in denen weder das der Poesie wenig förderliche specifisch römische Wesen, noch das Eigenthümliche der griechischen Kunstdichtung hervortritt, sondern wo er die Kraft seiner allgemein menschlichen Eigenthümlichkeit, sein innerstes poetisches Wesen, wie es sich unwillkürlich gestaltet, ohne Reflexion und ohne Prätension objectivirt. Hier ist er ganz und gar Dichter und zwar ein Dichter einzig in seiner Art unter den römischen Dichtern, voll inniger Zartheit der Empfindung und naiver Anmuth des Ausdrucks, wie wir es bei keinem andern Römer finden. —

Berücksichtigen wir zuerst die Gedichte auf Lesbia. Nach einer bekannten Nachricht des Appulejus (Apol. I. Coly. p. 311) war es Clodia jedenfalls, die durch Cicero's Briefe und durch seine Rede für den M. Cälius Rufus genugsam bekannte Clodia, ältere Schwester des Tribunen P. Clodius. Catull lernte sie, als er noch sehr jung war (noch vor dem Tode ihres Gatten Metellus Celer 59 v. Chr.) in Rom im Hause seines Freundes Man. Allius, ihres Liebhabers, kennen. (Vgl. Catulls sehr anmuthige Beschreibung seines Zusammentreffens mit ihr c. 68, v. 67 ff. 131—148 ff. c. 83.) Ein solches unsittliches Verhältniß zweier Freunde mit einer verheiratheten Frau kann uns bei den Ansichten jener Zeit nicht auffällig sein. — Daß es aber nicht eine gewöhnliche flüchtige Neigung war, daß Catulls ganzes Gemüth von dieser Liebe ergriffen ward, erklärt sich aus dem Zauber, mit welchem das sinnlich reizende und geistreiche Weib (wie er sie selbst c. 86 mit wenigen Worten trefflich beschreibt) den jugendlichen Dichter gefesselt haben mochte. —

Hierher gehören zuerst die beiden niedlichen Gedichte auf den Sperling der Lesbia c. 2 (leider unvollständig) 3, und die Tändeleien 5 u. 7, in welchen letztern selbst die gelehrte Affectation v. 3—7 recht gut zum Ganzen paßt: sie sind wahrscheinlich aus der ersten Zeit der innigsten Hingebung des Dichters an die noch von dem Gatten abhängige Geliebte, welche natürlich auch damals von strengen Sittenrichtern getadelt wurde (rumores senum severiorum V, 5). Doch der tiefen Leidenschaft, des gravis ardor (11, 8), welche den Dichter zu Clodien führte und an Clodien fesselte (vgl. 68, 53 ff. 159—160), war dieses Weib nicht fähig. Sie suchte und fand, besonders nach dem Tode ihres Gatten andere Liebhaber, feierte, wie Cic. p. Cael. erzählt, in ihren Gärten in Rom, wie in Bajä die schändlichsten Orgien und gab sich auf die gemeinste Weise preis. Anfangs mag Catull nachsichtig gewesen sein und den Besitz der Geliebten ruhig mit Andern getheilt haben (c. 68 v. 27 ff. 135 ff. Vgl. c. 82). Als er aber erkannt hatte, daß die immer mehr berüchtigte Buhlerin seine Liebe nicht zu würdigen wußte, drückte er seinen Unmuth bald in bittern Gedichten über sie und ihre Liebhaber aus, bald schilderte er mit seltener Innigkeit der Empfindung wie des Ausdruckes die traurige Situation, eine Unwürdige immer noch zu lieben und von ihr nicht lassen zu können. Zu jener ersten Gattung gehört zuerst das so sehr verkannte 11te Gedicht (s. Haupt observ. crit. p. 24), worin er den mit niedriger Dienstfertigkeit stets zu Allem bereiten Schmarotzern (nicht Freunden) Furius und Aurelius nach einem in bittrer Ironie absichtlich prunkvoll gehaltenen Eingange den unerwarteten Auftrag giebt, die treulose Geliebte zu verhöhnen; doch er wird von dem schmerzlichen Gedanken überwältigt, daß er durch sie so unglücklich geworden; und die herbe Satire gegen die Schmarotzer und die Buhlerin schlägt in den Ausdruck der innigsten Wehmuth um. Ferner sind carm. 58, 77 (gegen seinen Rival Caelius) und 77 (wahrscheinlich gegen einen Clodius) hierher zu rechnen. Zur letztern Gattung hingegen gehören die herrlichen Gedichte 8, 72 (wo Catull v. 3 u. 4 so schön den Unterschied seiner Liebe von dem Streben nach Befriedigung gemeiner Sinnenlust schildert), 75 (Haupt quaest. p. 38 f.), 76, 85. Das 107. und wohl auch 109. Gedicht scheinen sich auf die Wiedervereinigung mit der Geliebten nach einem vorübergehenden Mißverständnisse oder nach einem ernsten Bruche (vgl. c. 92 u. 104) zu beziehn, welcher der endlichen völligen Trennung vorausging*). Wie aber Catull in des eignen

*) Diese verschiedenen Situationen würden wir besser verstehn, wenn sich die Zeit der Abfassung der Gedichte Catulls genauer bestimmen ließe. Einige Andeutungen mögen hier genügen. Es läßt sich kaum denken, daß das Verhältniß, welches Veranlassung zu diesen Gedichten gab, über die Zeit der schändlichen Prostitution der Clodia, wie sie Cicero p. Cael. schildert, gedauert habe. Denkt man sich den Anfang der Liebschaft des 17jährigen Dichters 59 v. Chr., in welchem der Gatte der Clodia, Metellus Celer, starb — denn Catull liebte die Clodia, als sie noch verheirathet war —, so hat man bis zum Jahre 56, in welchem Cicero den Caelius vertheidigte, einen Zeitraum von 3 Jahren. Aber auch hiervon muß noch ein Jahr abgezogen werden 57, in welchem Catull den Memmius nach Bithynien begleitete, wenn dieß der C. Memmius Gemellus ist, der ein Jahr nach Cäsars Consulat, also 58 praetor urbanus war (s. Cäs. Suet. 23. Cic. i. Vatin. 14) und demnach 57 als propraetor in die Provinz ging. Ist dieß begründet, so muß auch der Tod des Bruders des Catull in das Jahr 58 fallen, denn in dieser Zeit war nach c. 68 (Eleg. an Man. Allius) sein Verhältniß zur Clodia noch nicht gestört. Demnach würden alle Gedichte an Lesbia in die Jahre 59 u. 58 und die Gedichte 65, 66 und 68 in das Jahr 58 fallen. Auf der Reise nach Bithynien 57 suchte er Trost und Zerstreuung für den doppelten Schmerz, den er über den Tod des Bruders und den Verlust der Geliebten fühlte und besuchte des Bruders Grab auf der Rückreise zu Anfange des Jahres 56. Als er nach Italien

Herzens Tiefen die wahre Liebe erkannt hatte, so fühlt und schildert er sie auch an Freunden. So beschreibt er treue Liebe in dem herrlichen 45. Gedichte von der Akme und dem Septimius, das uns wenigstens an anschaulicher Innigkeit das stets mit Recht ausgezeichnete und freilich in der Form vollendetere Gedicht des Horaz 3, 9 zu übertreffen scheint. Und was ihm nicht vergönnt war, treue Liebe, die über die Zeit des Todes hinauslebt, ist in dem Trostgedichte an den Dichter Calvus, der seine Geliebte durch den Tod verloren, (c. 96) auf eine höchst sinnige Weise ausgesprochen. —

Den Gedichten, in welchen Catull seinen Liebling, den schönen Juventius feiert (48, 81, 99) ist wahre Empfindung durchaus nicht abzusprechen. — Doch noch höhern Werth haben die meisten Gedichte, welche sich auf sein inniges Verhältniß zum Bruder und zu vertrautern Freunden beziehn. Vom Tode des Bruders, der wahrscheinlich sehr frühzeitig (c. 58 s. vor. Anmerk.) in Troas starb, spricht der Dichter sehr innig im 65ten Gedichte an Hortalus*) und in der Elegie an Man. Allius (c. 68 v. 11 ff. 89 ff.): doch scheint bei der Abfassung dieses vom Freunde gewisser Maßen erzwungenen Gedichts der trauernde Dichter nicht in der rechten Stimmung geblieben zu sein, indem in keinem Gedichte desselben die ihm eigenthümliche Wahrheit und Natürlichkeit des Ausdrucks der wechselnden Empfindung der Trauer über den Tod des Bruders und der Freude in der Erinnerung an den Anfang seines Verhältnisses zu Lesbia so auffällig und störend mit dem künstlichen Streben gelehrten Schmuckes in unpassenden Episoden (v. 73 ff.) und geschmacklosen Gleichnissen (v. 53 ff. 107 ff.) gemischt ist. Auch das Gedicht am Grabe des Bruders gehört hierher: es ist natürlich später abgefaßt, als die genannte Elegie und daher etwas matt. Unter den Gedichten, die sich auf freundschaftliche Verhältnisse des Dichters beziehn, müssen die leichthingeworfenen und launigen Gedichte, wie c. 6, 12, 13, 14, 50, 55 theils von solchen, in denen er sich ernster und inniger ausdrückt, wie besonders 9, 35 und 102, theils von denen unterschieden werden, in welchen der verletzte Dichter seinen Unmuth über Theilnahmlosigkeit oder Untreue des Freundes (c. 30. 38) ausspricht: anmuthige Laune, herzliche Zuneigung, sittlicher Ernst prägen sich nach den angegebenen verschiedenen Beziehungen auf eine sehr ansprechende Weise in diesen Gedichten aus. Endlich sind noch die beiden zarten Gedichte 31 u. 46 zu erwähnen, in welchen Catull zuerst bei der Abreise von Bithynien die mit dem Frühlinge erwachende Sehnsucht nach der Heimath ausspricht und dann bei der Ankunft in derselben die Halbinsel Sirmio am lacus Benacus feiert, wo er seine Villa hatte (vgl. die Andeutung über die andere Villa auf dem Gebiete v. Tibur c. 44), denen das etwas künstliche Weihgedicht auf das den Dioskuren gewidmete Schiff, welches ihn in die Heimath gebracht hatte, beigefügt werden kann (c. 4). —

Doch wir glauben hier genug gesagt zu haben, um unser Urtheil über Catulls Poesie zu rechtfertigen. Fassen wir die einzelnen Bemerkungen zusammen, so glauben wir bewiesen zu haben, daß Catulls satirische und griechischen Mustern nachgebildete Gedichte nur einen relativen Werth haben, nämlich den, die Eigenthümlichkeit des römischen Wesens und den Entwickelungsgang der römischen Kunstpoesie begreiflich zu machen: in den eigentlich lyrischen Gedichten aber ist er ein Dichter, dem sich in dieser Art kein anderer römischer Dichter an die Seite stellen darf, und er hat es deßhalb mehr verdient, als mancher andere, daß sein in der Dedication seiner Gedichte an Cornelius Nepos ausgesprochener Wunsch in Erfüllung ging:

Plus uno maneat perenne seclo.

Karl Gustav Helbig.

zurückgekommen war, hörte er von Cicero's Angriff auf Clodia bei der Vertheidigung des Caelius, und vielleicht beziehn sich die Verse des 49. Gedichtes darauf, in welchen das pessimus omnium poëta auf die frühere Verherrlichung der unwürdigen Geliebten hindeuten würde. Nun hatte der 20jährige Dichter seine Leidenschaft völlig überwunden, und dieß erklärt den zuerst im 10ten Gedichte und vielen andern hervortretenden leichtfertigen und nicht selten gemeinen Ton und den mit gereiften Jahren sich entwickelnden herben Ernst des Dichters in seinen satirischen Producten: seine schöne Zeit war vorüber und das, was seinen wahren Ruhm begründet, hatte er größtentheils bereits gedichtet. Nur freundschaftliche Verhältnisse waren es noch, in denen sich sein tiefes Gemüth poetisch entwickeln konnte. —

*) Nur der Schluß vom 19. Verse an, wenn gleich für sich ein hübsches Bild, paßt als Gleichniß nicht zu dem, was vorhergeht. Haupt (quaest. 90) vertheidigt solche Amplificationen des Gleichnisses wie hier und 68, 59 ff. — Wir müssen frei gestehen, daß sie uns in diesen Gedichten ganz unpassend und gezwungen vorkommen.

Wider Herrn Fr. Nork.

Von G. Fr. Daumer.

Ein durchgängiges reines Abgrenzen des Mein und Dein im Reiche des Geistes ist bei der Einheit und Allgemeinheit des vernünftigen Denkens und Erkennens und der Nothwendigkeit seines Entwicklungsganges, besonders in Betreff bestimmter Nationalitäten, Zeitalter und Uebergangsmomente unmöglich; auf Manches wird man zu gleicher Zeit mit Andern hingetrieben; Vieles verdankt man Andern, ohne es zu wissen oder im Augenblicke der Benutzung daran zu denken; es findet eine ewige, nicht immer durch Namen und Citate zu bezeichnende Anregung von außen statt, und fängt ein Gedanke an, Gemeingut zu werden, das Gepräge der Besonderheit zu verlieren, ja bis zur Trivialität herabzusinken, so ist das gerade der Triumph desselben. Alle Gefäße der Eigenthümlichkeit sollen und

müssen auf diese Weise zerschlagen werden, und Schulknaben wissen und treiben am Ende, worüber vormals ernste, reife Männer viele Jahre lang mit aller Anstrengung des Geistes gebrütet haben. Es ist daher sehr engherzig und lächerlich, bei jedem Anlasse über Gedankenraub zu klagen, was man um so lieber thut, je ärmer man an eigenthümlichen Gedanken, je schwächer man im Geiste wird; auch werde ich niemals meine Stimme erheben, wo ich zwar mit Wahrscheinlichkeit, ja mit Gewißheit annehmen kann, daß ein von mir ursprünglich Gedachtes und Mitgetheiltes in nicht ganz redlicher Weise stillschweigend benützt worden sei, wo ich es aber doch eigenthümlich aufgefaßt und verarbeitet oder doch wenigstens nicht mit meinen eignen Worten ausgedrückt finde. Wenn aber Form und Inhalt zugleich entnommen, wenn in langem Zuge wörtlich abgeschrieben ist, ohne daß irgend ein Citat, eine Andeutung auf Quelle und Urheber hinweist, dann liegt ein vollendetes Plagiat entschieden vor und man hat das unbestreitbare Recht, man kann es sogar aus rein objectiven Gründen für gut und nöthig erachten, Beschwerde zu führen, ein Exempel zu statuiren und den Plagiarius in die Schranken eines nicht allzu dreisten und unrechtmäßigen Verfahrens zurückzuweisen; vergl. Hegel, Philosophie des Rechts, Berlin 1833, S. 110 f.

Das Letztre ist geschehn, indem ich in der 233. Nummer der Deutschen Jahrbücher vom 30. Sept. 1842 Hrn. Nork's litterarisches Thun und Treiben beleuchtete und nachwies, wie er in seinem Buche: „Die Götter Syriens", Stuttgart 1842, mein Schriftchen: „Sabbath, Moloch und Tabu", Nürnberg 1839, geplündert. Nun kommt mir zu meinem Erstaunen schon wieder ein Werk von ihm zu Gesichte, das kein andres, als das genannte mit einigen neuen Zusätzen und dem neuen Titel: „Biblische Mythologie des alten und neuen Testamentes" (Stuttgart 1842) ist, welches auch wieder und ohne die mindeste Modification die gerügten Plagiate bringt, zugleich aber einen gegen mich gerichteten, zwischen Vorrede und Inhaltsverzeichniß eingeschalteten Aufsatz enthält, der theils diese Plagiate zu rechtfertigen, theils mein neuestes Werk: „Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer", Braunschweig 1842, zu befehden unternimmt.

Herr Nork behauptet hier erstlich, ich hätte meine Ansichten über den alttestamentlichen Molochdienst aus einigen wenigen von ihm im Jahre 1838 geschriebnen Zeilen geschöpft und dafür habe er „nach dem Wiedervergeltungsrechte" mich ausgeschrieben. Die Nichtigkeit dieser durch die Noth erpreßten Ausflucht springt schon von selbst in die Augen; denn wer wird sich gegen Entwenden durch Entwenden helfen? Es kann jedoch auch bemerkt werden, daß jene Stelle — besonders wegen bestimmter Auseinanderhaltung der für mich identischen Gottheiten Jehova und Saturn — sich nur schwach mit meinen Behauptungen berührt und daß ich die betreffenden, jetzt im „Feuer- und Molochdienst" mit den ausführlichen Beweisführungen entwickelten historischen Erkenntnisse bereits im Jahre 1835, also mehrere Jahre zuvor, mit der größten Bestimmtheit ausgesprochen habe, s. meine „Züge zu einer neuen Philosophie und Religionsgeschichte", Nürnberg 1835, S. 90. Hrn. Nork's in seinem „Leben Mosis" (Leipzig 1838, S. 202) befindliche Aeußrung habe ich im „Feuer und Molochdienst" (S. 55) selbst citirt, auch hier schon auf die angeführten, in meinen „Zügen" zuerst hervorgetretnen Grundgedanken zurückgewiesen. Außerdem sind einige Schriften und Aufsätze zu nennen, die ich unter dem Namen Dr. Amadeus Ottokar schrieb, s. insbesondre „Anti-Satan", Nürnberg 1838, S. 19 ff., 22 ff. und den Aufsatz „über den Zusammenhang der amerikanischen Indianer mit den alten Hebräern" im Augusthefte des Nürnberger Athenäums von 1838, wo S. 46 ff. über Feuer- und Ofendienst und Menschenopfer der alten Hebräer und ihren Zusammenhang theils mit amerikanischem Alterthum, theils mit gewissen Phänomenen spätrer Zeiten gnug gegeben ist, um schon den bestimmtern Uebergang zu den nachher erfolgten Entwicklungen erkennen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 306. **24. December.** **1842.**

Wider Herrn Fr. Nork.

(Schluß.)

Um eine gewisse Gleichheit zwischen mir und ihm noch sonst zu erzielen, behauptet Hr. Nork, ich hätte gethan, was er selbst unaufhörlich thut, hätte Kanne's Werke benützt, ohne sie anzuführen. Auch dies ist unrichtig; ich habe diesen geistreichen Forscher, der allerdings auf mich gewirkt hat, nicht verläugnet, habe ihn an sieben Stellen meines „Feuer- und Molochdienstes" (S. 147, 163, 173 f., 179, 218, 229, 234) genannt und dessen Werke: Verwandtschaft der griechischen und deutschen Sprache, erste Urkunden der Geschichte, Pantheum und System der indischen Mythe citirt.

Weiterhin feindet Hr. Nork mein neuestes Werk herabsetzend an und stellt mich als einen höchst schwachsinnigen, albernen, unwissenden, halb oder ganz verrückten Menschen dar. Das hätte er schon aus Politik und um seiner selbst willen nicht thun sollen; denn wenn ich wirklich ein solcher Mensch bin, so muß er sich auch aus diesem Grunde schämen, mich ausgeschrieben zu haben. Er sucht aber seinen Zweck dadurch zu erreichen, daß er über den Inhalt meines Buches auf eine im höchsten Grade aphoristische, zusammenhangslose, entstellte und unwahre Weise referirt. Diese Verfahrungsart von Punct zu Punct zu erörtern, wäre zu tädiös für mich, wie für das Publicum, ja ginge, hier wenigstens, gar nicht an, da ich entgegnend einen großen Theil meines Werkes abschreiben müßte, um Alles ins Klare zu setzen. Ein paar Beispiele indessen werden gnügen, um das Urtheil festzustellen; im Uebrigen mag wer will mein Buch vergleichen.

Unter den von Hrn. Nork angeführten „unwissenschaftlichen und kindischen" Etymologien, die ich aufgestellt haben soll, ist folgende: „Chimära bedeutet Judenpech, welches im Hebräischen chemar heißt." Das wäre freilich sehr wunderlich; gleichwohl müßte man meine Gründe wissen, um urtheilen zu können, und diese giebt Hr. Nork nicht an. Es ist aber nicht einmal das Factum wahr. Ich habe in der feurigen Chimära das Idol eines semitischen Feuergottes, einen jener Molochgötzen erkannt, wider welche hellenische Menschheit und Menschlichkeit in Kampf trat. Hiebei heißt es S. 107 wörtlich also: „Wenn (der von Herakles erlegte) Cacus drei Köpfe und drei feuerspeiende Rachen gehabt haben soll, so erscheint er der von Bellerophon getödteten dreiköpfigen, feuerspeienden Chimära ähnlich, die dem Hellenen nur durch Umdeutung und Umwandlung eines semitischen Namens in das Griechische zur Ziege χιμαιρα, χιμαρος ward. Denn es ist einleuchtend, daß der Name Chimära in die Verwandtschaft von כמר, camar, entbrannt sein, חמר, im Talmud anbrennen, חמר, chemar, brennbares Erdharz, Asphalt, Judenpech, gehört, und so finden wir auch hier wieder in der Sprache die semitische Spur." Ich habe also nicht gesagt, daß Chimära Judenpech bedeute, sondern nur daß das hebr. chemar, brennbares Erdharz, zu derselben Wörterfamilie, als das semitische Originalwort des zunächst nicht griechischen, sondern nur gräcisirten Namens Chimära gehöre, dessen Wurzel b r e n n e n bedeutet. Und das wird man nicht absurd nennen können, zumal wenn man sich erinnert, wie die Griechen mit Fremdwörtern umzugehen pflegten, wie sie ihnen auch in vielen andern Fällen und mit noch weit größerer Gewaltsamkeit griechische Wortformen und Etymologien unterschoben, worüber sich Herr Nork bei Bohlen in dessen bekanntem Werke: „das alte Indien," Königsberg 1830, 1. Th. S. 142 f. und 2. Th. S. 343, belehren kann. „Es wäre nicht das erstemal," sagt Bohlen, „daß die Griechen in ihrer Weise unverständliche Fremdwörter in eigener Sprache aufgefaßt" u. s. w. Dieselbe Bewandtniß hat es mit mehrern andern von Herrn Nork angeführten Etymologien meines Werkes; worauf es hier zur Beurtheilung der Sache wesentlich ankommt, daß die Griechen nach meiner deutlich ausgedrückten Meinung für das ausländische Wort ein ähnlich klingendes aus ihrer eignen Sprache gesetzt, das, insofern es griechisch ist, natürlich auch eine griechische Wurzel hat, verschweigt er ganz, und thut, als wenn ich das griechische Wort überhaupt und in jeder Beziehung aus dem Semitischen ableitete, von schulgerechten Ableitungen und indogermanischen Zusammenhängen gar nichts wüßte, somit vom Griechischen und dessen Sprachverwandschaften weniger verstände, als jeder Schulknabe. Leite ich griechische Namen aus dem Griechischen selbst ab, finde ich mich bewogen, bei dem Namen Apollon mit den alten Griechen selbst das zunächst liegende απολλυμι zu vergleichen, so ist das Herrn Nork wieder nicht

recht; der Name soll von dem indogermanischen Stammlaute pal, bal, lat. pollco, valco kommen und solche beliebige eigne Meinungen und Erklärungen werden mir als unumstößliche Gewißheiten entgegengehalten.

Ich habe nachgewiesen, daß es im Alterthum eine Tradition gab, nach welcher Abraham mehrere seiner Kinder wirklich opferte, und schloß aus vielen Gründen, daß der zuletzt erfolgten Verschonung des a u c h zum Tode bestimmten Isaak andere ausgeführte Unternehmungen dieser Art vorangegangen seien. Von diesen Nachweisen und Gründen giebt Herr Nork keinen der nächsten und eigentlichen an, sondern sagt, ich stütze mich bei meiner Behauptung einzig darauf, daß auch König Ahas mehrere Kinder geopfert hat. Das ist nicht wahr, s. „Feuer- und Molochdienst" S. 35 ff.; ja Herr Nork selbst, an einer andern Stelle desselben Buchs von jener Behauptung sprechend, zählt nicht weniger als v i e r von mir aufgestellte Gründe auf. Sollte man das für möglich halten?

Noch erstaunlicher aber ist Folgendes. „Als Symboliker," sagt Herr Nork, „stellt Daumer den Satz auf: Stier = zerstörendes Molochfeuer, Esel = schaffendes Wasser-Element, obgleich Mythologie und Cultus diesem Satze widersprechen." Daß der feuerglühende Moloch die Gestalt des Stieres gehabt, ist allbekannt; Hr. Nork selbst spricht wiederholt davon, wie S. 32 und 50 seines Buchs, wo er sich zugestandner Maßen meine Wort- und Bibelerklärungen zu Nutze macht; eben so hebt er hier S. 28 die alttestamentliche Gleichsetzung von Esel, Wasser und Befruchtung selbst hervor. Aehnlich ist es, wenn Hr. Nork S. 50 die Stelle 5 Mos. 33, 17 so übersetzt: „In seinem Stierofen ist ihm Herrlichkeit" u. s. w., wo er m i r folgt, S. 411 aber einer ganz andern Erklärung zufolge sagt, daß dort Joseph „der Erstgeborne des Stieres" heiße. So also verfaßt dieser Schriftsteller seine Bücher, so bekämpft er seine Gegner.

Etwas besser ist es um den witzigen Theil seiner Entgegnung bestellt, insofern der Witz keine Wahrheit zu enthalten braucht. So, wenn er mich skurriler Weise als einen „kurzweiligen Molochfänger" beschreibt. Wollte Gott, die Sache wäre bloß kurzweilig und possenhaft! Aber sie ist fürchterlich ernst und ich verfolge meine leider nicht sehr holdseligen Untersuchungen unter schweren Seufzern über das Unglück der Menschheit, die einem so namenlosen Gräuel in solchem Maße zum Raube werden mußte.

Groß ist Hr. Nork im Fache der Bescheidenheit. Er nennt sich den reichen Mann, der dem armen (mir) sein einziges Gedankenschäfchen entwendet habe; er erklärt sich für einen Heros der Litteratur, einen Achilles, der nur an e i n e m Puncte verwundbar sei. Dieser Punct ist — seine Abstammung. Er sagt nämlich, ich hätte nach seiner Achillesferse gezielt, indem ich bemerkt, er sei hebräischen Geschlechts, und stellt mich hiebei als einen Judenfeind im gemeinsten Sinne des Worts hin, als einen „faden Menschen, der dadurch zu einem C h a r a k t e r (!) zu kommen sucht, daß er sich für einen Judenfeind a u s g i e b t (!)". Ausgegeben habe ich mich nirgend dafür, und daß ich ein solcher Judenfeind in der That nicht bin, kann ich beweisen; man sehe, wie ich in meiner „Bettina," Nürnberg 1837, S. 354 eine Rahel ehre, wie ich Göthe, Bettina und Rahel als eine heilige Trias bezeichne. Ich habe jene Herrn Nork's Abstammung betreffende Bemerkung durchaus nur aus den an Ort und Stelle erklärten, keineswegs feindlichen Absichten gemacht, namentlich, um ihn zu einer fruchtbaren, ächt verdienstlichen Benutzung der ihm wohl mehr, als mir und andern auf gleichem Wege befindlichen Forschern zugänglichen Litteratur seines Volkes aufzufordern. Er weist das erbittert zurück; er will ganz andere Dinge verstehen; er giebt mir die erwähnte „Lection im Griechischen." Das ist Schade. Denn von der Sprache seines semitischen Volkstammes mag er weit mehr wissen, als vom Griechischen, wie aus eben jener Lection erhellt, wo er mich z. B. verhöhnt, daß ich λυκη = λυγη, ηλυγη in der Bedeutung D u n k e l h e i t, F i n s t e r n i ß nehme, vergl. λυκοφως, Dämmerlicht, wie σκιοφως von σκια und φως, λυκαυγης, dämmerhell, und dergleichen. Er kennt nur die Bedeutung L i c h t, lux, nicht die entgegengesetzte. Was kann ich dafür, wenn er etwas nicht weiß und sich nicht darüber aus irgend einer Quelle nachschlagend zu unterrichten vermag? Um zu erkennen, wie die Sprache überhaupt denselben Wurzellauten entgegengesetzte Bedeutung giebt, mag er nur gleich die semitischen Sprachen ins Auge fassen, wo die Erscheinung, daß sich in verschiednen Dialekten und in verschiednen Conjugationen desselben Dialektes unter e i n e m Stammworte geradezu opponirte Begriffe finden, gar nicht selten ist, und wo im Hebräischen das Wort נכר die Bedeutungen k e n n e n und n i c h t k e n n e n vereinigt; außerdem kann ihm Kanne's prolusio academica de vocabulorum enantiosemia, Nürnberg 1819, empfohlen werden, wo S. 30 ff. insbesondre von den Wörtern gehandelt wird, die zugleich L i c h t und F i n s t e r n i ß bedeuten, worunter S. 31 in der Note der obige griechische Fall: „Non lucendi significatio est v. c. in λυγη, caligo, umbra, λυκοφως, crepusculum, nobis H e l l d u n k e l."

Einiges in Herrn Nork's Polemik muß ich unbeantwortet lassen, da es in eine Tiefe reicht, wohin ich ihm nicht folgen kann; so, wenn er behauptet, ich hätte mein Werk ganz nur deßhalb geschrieben, um Geld zu gewinnen. Gründe, auf welche einzugehen wäre, hat er nicht angegeben; was soll ich also sagen? Soll ich etwa Beschuldigung gegen Beschuldigung setzen, soll ich fragen, aus welchem Grunde Herr Nork in der flüchtigsten Weise Bücher auf

Bücher entstehen und ein kaum erschienenes Buch unter verändertem Titel von Neuem erscheinen läßt? Würde das den Adel meiner Gesinnungen beweisen? Nur das kann ich sagen, daß dergleichen Angriffe ohne Weiteres sich selbst und ihren Urheber richten und daß es einem, der tüchtige, die Sache selbst betreffende Gründe in Bereitschaft hat, nicht einfallen kann, auf solche Weise den Gegner herabsetzen zu wollen.

Sollte Herr York seine Polemik gegen mich fortsetzen und ihr nicht einen völlig veränderten Charakter geben, so werde ich ihm, ohne ihn mehr einer Rücksicht zu würdigen, in aller Ruhe das letzte Wort lassen.

Neueste Aristotelische Litteratur.

1.

Seitdem Hegel den Aristoteles so zu sagen neu entdeckte und ihn für denjenigen unter den Alten erklärte, „der am meisten würdig sei, studirt zu werden", hat sich so mancher seiner in diesem Bezuge ausgesprochnen Wünsche und Vorhersagungen erfüllt. Plato ist entschieden in den Hintergrund getreten, Aristoteles von Philologen und Philosophen, und was mehr sagen will, von Männern, die beides zu sein erstreben, hervorgezogen worden. Einzelne treffliche Specialausgaben (wir nennen nur Trendelenburg's Ausgabe der Bücher von der Seele) haben über einzelne Werke neues Licht verbreitet. Kritische Untersuchungen, wie die von Rudolf Glaser und Bonitz, haben die schwierigsten Schriften aufs Neue zum Gegenstande der Forschung gemacht, und von verschiednen Standpuncten aus sich ergänzend Form und Inhalt tiefer zu durchdringen und klarer aufzufassen erstrebt. Gewagte Vermuthungen und verwegne Hypothesen (wir erinnern an Glaser's Schrift über die Metaphysik, und Ritter's Ausgabe der Poetik) haben Streitschriften aller Art veranlaßt, aus denen immer sich eine Fördrung der Erkenntniß Aristotelischer Philosophie und Darstellungsform als Resultat ergab. Auf den Universitäten ist Aristoteles wieder nach Jahrhunderte langer Vernachlässigung Gegenstand von Vorlesungen geworden, und selbst in die Schulen hat ihn Trendelenburg mit seinen Elementis logicae Aristotelicae, welche in kurzer Zeit die zweite Ausgabe (Berlin, bei Bethge 1842) erlebten, wieder eingeführt, und zugleich den Lehrern mit seinen „Erläutrungen zu den Elementen der Aristotelischen Logik" (Berlin, Bethge 1842) ein gründliches und gediegnes Hülfsmittel für den logischen Unterricht in die Hände gegeben. Aber auch ein andrer Wunsch Hegel's ist erfüllt worden, der nämlich, daß es Jemand unternehmen möchte, den Zusammenhang der Aristotelischen Philosophie aus den sämmtlichen Werken des alten Denkers in größrer Vollständigkeit zu entwickeln, als dies von ihm (Hegel) selbst in den Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie geschehen konnte. Nach einem Zeitraume von sieben Jahren liegt jetzt ein Werk vollendet vor uns, dem sich an Tiefe, Umfang und Gründlichkeit schwerlich ein ähnliches auf diesem Gebiete zur Seite stellen läßt. Wir sprechen von dem kürzlich erschienenen zweiten Theile von

Franz Biese's: die Philosophie des Aristoteles in ihrem innern Zusammenhange, mit besondrer Berücksichtigung des philosophischen Sprachgebrauchs, aus dessen Schriften entwickelt. Zweiter Theil. 768 S. 8. Berlin 1842. Reimer.

Ueber den ersten Band dieses Werkes haben wir früher in den Hallischen Jahrbüchern (Jahrgang I, 1838. S. 1398—1416) berichtet, und indem wir, was Plan und Methode des ganzen Werkes betrifft, auf jene Anzeige verweisen, können wir uns hier kürzer fassen. Der erste Band enthielt die Logik und Metaphysik des Aristoteles; der zweite behandelt die besondern Wissenschaften, oder die Vermittlung des Besondern durch das Allgemeine. Nach einer Einleitung über das Wesen der besondern Wissenschaften, und über die Eintheilung derselben in theoretische und praktische Wissenschaften werden denn im ersten Kapitel die theoretischen (die Naturwissenschaften und Mathematik) und im zweiten die praktischen, Ethik, Politik, Rhetorik und Poetik, abgehandelt, und zwar durchgängig in so erschöpfender Vollständigkeit, daß fast überall die eignen Worte des Philosophen bei der Darstellung seiner Ansichten beibehalten, und nur im Gange der Entwicklung, in Stellung und Gruppirung der einzelnen Theile die nöthigen Abweichungen und Aendrungen angewendet worden sind. Die Uebersicht über die letztern wird durch kurze Inhaltsangaben der Aristotelischen Schriften nach der Bücherfolge erleichtert. Nur über die Methode des Aristoteles hätten wir die, jetzt in dem Werke zerstreuten, bald kürzern bald ausführlichern Andeutungen in ein besondres Kapitel vereinigt gewünscht, wodurch ohne Zweifel die Uebersicht gefördert und manche Wiederholung vermieden worden wäre. Ebenso vermissen wir, um das gleich hier zu erwähnen, die von dem Hrn. Verf. in der Vorrede des ersten Bandes versprochne historische Untersuchung über die Art und Weise, wie die Aristotel. Schriften entstanden sind, eine Untersuchung, von der der Verf. selbst zugiebt, daß nur auf ihrem Grunde eine befriedigende Entwicklung der von Aristoteles neu' geschaffnen wissenschaftlichen Sprache und Darstellungsweise gegeben werden kann. Wer des Verf. Werk gelesen hat, kann keinen Augenblick darüber zweifelhaft sein, daß er zur Lösung dieser Aufgabe durch die gründlichsten Studien vollkommen

befähigt sei. Um so mehr ist es zu bedauern, daß auch in diesem Theile die Fülle scharfsinniger einzelner Bemerkungen und Auseinandersetzungen in eine Masse von Noten zersplittert worden ist, die, wenn auch ein guter Inder ihren lexicalischen Gebrauch erleichtert, doch die Lectüre und den Gang der Gedankenentwicklung selbst störend unterbrechen und retardiren.

Hegel hat es irgendwo ausgesprochen, daß die Enthüllung derjenigen Gestaltung der Idee, wie sie der größte Denker des Alterthums gegeben, darum von so unendlicher Wichtigkeit sei, „weil diese Enthüllung derselben durch Aneignung an unsre Gedankenbildung unmittelbar nicht nur ein Verstehen derselben, sondern auch ein Fortschreiten in der Wissenschaft selbst ist.“ Gewiß! Ist es die Aufgabe unsrer Zeit, im Wissen und Können die gestärkte Rückkehr ins Heidenthum auf einem Wege zu unternehmen, auf dem uns unsre größten Denker und Dichter, ein Lessing, Goethe, Schiller, Hegel, bereits vorangegangen sind, so verlohnt es der Mühe, vor allen Dingen den ewigen Gehalt dieser vergangnen Welt, wie ihn beim Scheiden ihrer Blüthe Aristoteles der Menschheit bewahrt hat, uns klar zu machen. Und ist die Wissenschaft vom Leben nicht zu trennen, hat sie nur Werth, insofern ihre Resultate das Leben der Menschheit befruchten und ihre Entwicklung fördern, so muß der „Fortschritt unsrer Wissenschaft“, der aus jenem Wiederbeleben der antiken Gestaltung der Idee folgen soll, auch unserm Leben zu Gute kommen. Nun ist es aber unzweifelhaft, und nur ein Blinder oder Verblendeter kann es leugnen, daß die moderne Entwicklung gerade auf ein Ziel mit allen Kräften hindrängt, dessen relativ vollständigste Erreichung der antiken Welt anerkanntermaßen zugesprochen wird, auf das Staatsleben und seine vernunftgemäße Ausgestaltung zur Freiheit. Von dem Schmutz des Egoismus, der die Freiheit auf die Sclaverei basirte, hat das höhere Princip des Christenthums, dessen Gott will, „daß allen Menschen geholfen werde“, die Welt gereinigt. Dieser große, nothwendige, wenn auch oft gewaltsame Reinigungsproceß liegt hinter uns, und wir leben und athmen in einem unendlich reinern Aether. Jetzt aber gilt es mit gestärkter Kraft und frischen Sinnen den Rückgang in die Welt des Alterthums zu unternehmen; und wie in der Sphäre des Schönen und der Kunst das schöne, freie Subject, wie Goethe, der christliche Heide, diese Rückkehr ins Heidenthum unternommen und durchgeführt hat, indem er sie bereichert durch die Unendlichkeit eines neuen Inhalts unternahm, und die Möglichkeit des rechten Subjectes für den neuen freien Weltzustand bethätigte, so müssen wir auch im Gebiete der Freiheit des Wissens und Denkens auf der einen, so wie des Wollens und Könnens im Staate auf der andern Seite denselben Weg einzuschlagen die Kraft haben, um den rechten Weltzustand im Staate und Staatsleben für das freie Subject zu erringen.

Dies ist der Grund, warum wir aus dem vorliegenden Werke denjenigen Abschnitt hervorheben, welcher das Wissen des Alterthums vom Staate und seiner organischen Gestaltung in der aristotelischen Politik aufzeigt. Die Freunde des „Naturwuchses“ und des „historischen Rechts“ werden freilich geringe Freude an dem alten Philosophen haben, der das Leben des Staates nur in der Entwicklung sieht, und zwar nicht in einer Entwicklung, die sich von selbst, sondern die der Menschengeist macht, und der es mit großer Naivität und Unbefangenheit ausspricht (Polit. II, 8.): „In allen Künsten und Wissenschaften sind die Fortschritte dadurch befördert worden, daß man vom Hergebrachten (Historischen) abgegangen ist. Auch die Staatskunst wird daher ein Gleiches gestatten, wie es die Erfahrung als nothwendig bestätigt. Die Gesetze der Vorfahren tragen die Spuren eines rohen, unentwickelten Zustandes an sich. Ueberhaupt sucht man nicht nach dem Alten, sondern nach dem Guten. Es waren aber die Menschen der Vorzeit in ihren Einsichten noch schwach, so wie die Natur sie gerade geschaffen hatte; es wäre daher thöricht, bei ihren Satzungen zu verharren.“*)

(Schluß folgt.)

*) In demselben Sinne sagte der gefährlichste Gegner aller Stabilität, Schiller zweitausend Jahre später: „Ueberhaupt können wir bei Beurtheilung politischer Anstalten als eine Regel festsetzen, daß sie nur gut und lobenswürdig sind, insofern sie alle Kräfte, die im Menschen liegen, zur Ausbildung bringen, insofern sie das Fortschreiten der Cultur befördern oder wenigstens nicht hemmen. Dieses gilt von Religions- wie von politischen Gesetzen.“ — Wie gut, daß Schiller ein Klassiker ist, dem die Censur nichts mehr anhaben kann!

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 307. 26. December. 1842.

Neueste Aristotelische Litteratur.

(Schluß.)

Verfolgt man die aristotelischen Hauptsätze, welche sich ihm bei der Entwicklung des Staatsorganismus ergeben, so ist es zum Erstaunen, wie groß und gewaltig, wie sicher und ewig gültig sie sind, und wie weit zugleich unsere Zeit noch von einer gleichen Durchdrungenheit politischer Wahrheiten zurück ist, die der Hellene nicht sowohl als Consequenzen eines Systems denn als Ergebnisse wirklicher, concreter Lebensgestaltungen aufstellen durfte. „Wer ist Bürger?" Der, welcher Antheil hat an der Rechtspflege und an der Staatsregierung. Und eine Anzahl solcher Bürger, die zur Selbsthinlänglichkeit (αὐταρκεια) d. h. zur vollständigen Entwicklung und Ausgestaltung des Lebens hinreichend ist, bildet den Staat. Einem Staate anzugehören ist wesentliche Bestimmung des Menschen (φύσει πολιτικὸν ζῶον ἄνθρωπος), und wer aus Unvermögen oder aus Kraftvollkommenheit am bürgerlichen Vereine (κοινωνία) nicht Theil haben kann oder will, der ist entweder ein Thier oder ein Gott. Aus dem Zwecke des Staates folgert Aristoteles ganz einfach auch das Princip des Vorzugs des Einzelnen im vernünftigen Staate. Nicht Geburtsadel oder Reichthum bestimmen die Ungleichheit der Bürger, sondern ihre größre oder geringre Fähigkeit und Thätigkeit zur Realisirung des Staatszwecks.

Wenn Hr. Leo in seinen Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staats, I. S. 2 die Entdeckung macht: daß schon Montesquieu die, noch jetzt (1833) vielen barock erscheinende Wahrheit ausgesprochen habe, daß der Staat früher sei als seine Glieder, und daß seine Existenz die des Einzelnen auf ähnliche Art wie das Ganze die Theile bedinge, so übersah oder vergaß der gelehrte Historiker, daß schon Aristoteles volle 2000 Jahre früher diesen Satz an die Spitze seiner Politik stellte (Polit. I, c. 1, §. 11. Biese I, 333 ff. II, S. 294). Geht hiernach der Einzelne als Bürger ganz in der Idee des Staates auf, so nimmt er doch andrerseits wieder an dessen Selbstbestimmung Theil, sofern das Allgemeine eben nur in den Einzelnen existirend ist. Das Gesetz ist der Souverän des Bürgers d. h. sagt Aristoteles, „die Vernunft, die Gottheit selbst, wer den Menschen dazu macht, setzt noch das Thier hinzu. Denn die Begierde ist etwas der Art, und die Leidenschaft verdreht selbst die besten Menschen, wenn sie herrschen (Polit. III, 16. Biese S. 288. S. 479). Nimmt man also die Freiheit, als die Gewißheit von dem Willen keines andern abhängiger zu sein, als dieser selbst mit uns von den Gesetzen und dem Willen des Ganzen ist, so können alle rechtmäßigen griechischen Staatsformen als republikanisch frei betrachtet werden. (S. Hermann: Staatsalterthümer S. 115 ed. 2.)

Die Politik ist bei Arist. die nothwendige Ergänzung der Ethik. Denn der höchste Zweck des Menschen, der Genuß der höchsten Seligkeit, der Eudämonie ist ihm geknüpft an die ungehinderte Thätigkeit der Seele in vollendeter Tugend, d. h. in der ungehinderten Ausbildung und Entfaltung aller geistigen Kräfte und Fähigkeiten. Da aber die Realisation einer solchen nur im Staate möglich ist, da die Tugend erst im Staate zu wahrhafter Wirklichkeit gelangt, so ist „das Ziel der Staatskunst im antiken Sinne das Schönste, insofern sie alle Sorgfalt darauf verwendet, solche Bürger zu erziehen, welche sittlich gut sind, und thätig alles Schöne und Edle fördern" (Biese S. 295.)

Werfen wir einen Blick auf die Antwort, welche Aristot. auf die Frage nach der besten Staatsverfassung am Schlusse seines Werkes (Buch VII. und VIII.) giebt. Der Zweck des Lebens ist das dem Menschen erreichbare Gut, welches wir so eben näher bestimmten, Glückseligkeit, hervorgehend mit dem Genusse seiner selbst in der tugendgemäßen Thätigkeit, in edlen und schönen Handlungen. Für den Staat und für den Einzelnen ist dieser Zweck derselbe. Mittel zur Realisirung desselben sind für beide Tugend und Einsicht auf der einen, und äußere Güter des Lebens auf der andern Seite. Die beste Verfassung nun wird die sein, „deren innerer Einrichtung zufolge jeder ungestört das Beste ausübt und glücklich lebt." (Biese S. 534). Damit ist zugleich unmittelbar das Princip der höchsten Freiheit der Geistesentwicklung in Wissenschaft und Philosophie implicite, wie in der Ethik auch explicite ausgesprochen. (Biese S. 274 ff.). Das praktisch politische Princip des Alten ist so wenig gemeint die Theorie gegen das praktische Leben herabzusetzen, daß es vielmehr den specifischen Werth beider und die übergreifende Einheit der selbstthätigen Vernunft für das Erkennen sowohl als für das Han=

deln hervorhebt. Denen, welche noch immer Theorie und Praxis als zwei verschiedne und zusammenhangslose Welten auseinanderhalten, empfehlen wir den Abschnitt des Biese-schen Werks (S. 274 ff.), welcher den Begriff des Prakti-schen nach Aristot. so vortrefflich entwickelt. Sie werden dort lernen, daß es nicht der „moderne Aberwitz der Mode-philosophie des Jahrhunderts," sondern daß es Aristoteles, der höchstpraktische Erzieher Alexanders ist, der gerade das Thun der Theorie das wahrhaft praktische nennt, wenn er sagt, „wir schreiben ganz vorzüglich und recht im eigent-lichen Sinne denen das Thun zu, welche durch ihre Ge-danken die nach außen gerichteten Handlungen leiten und beherrschen, und somit die geistigen Werkmeister sind. Auch sind nicht bloß diejenigen Gedanken praktisch, die aus dem Handeln hervorgehn, sondern in weit höherem Grade sind es diejenigen Betrachtungen und Erwägungen, die in sich ihr Ziel und sich selbst zum Zwecke ha-ben." Auch für diese Praxis der Theorie, d. h. für die freie Forschung der Philosophie, soll also die „beste Verfassung" d. h. der vernünftige Staat, die volle Freiheit gewähren! Ist es nicht wunderbar, daß jetzt, wo in dem *κύκλος ἀνθρωπηΐων πραγμάτων*, wie es der alte Herodot nennt, diese schon vor mehr als zweitausend Jahren aufgestellte Forderung des Geistes heute am Vor-abende einer neuen Evolution zur Erreichung der *ἀρίστη πολιτεία* sich wiederholt, — dieselbe für etwas ganz Neues, von den Junghegelianern Ausgehecktes gehalten wird? Daß freilich auch Aristoteles der „Verletzung des Heiligsten" angeklagt wurde, und dem Giftbechergeschick seines philoso-phischen Großvaters nur mit Mühe durch ein freiwilliges Exil und den mächtigen Schutz seines macedonischen Freun-des Antipater entging, ist auch bekannt.

So hoch nun aber auch Aristoteles das theoretische Le-ben des Philosophen stellt, so darf man doch seine Politik nur flüchtig gelesen haben um zu begreifen, daß er von ei-nem solchen Leben, welches von allem Verhältniß zum Staate abstrahiren zu können meint, nichts wissen will.

Unter den äußeren Bedingungen zur Verwirklichung der „besten Verfassung" stellt nun der Philosoph die Qua-lität der Menschenmasse (*πλῆθον τῶν ἀνθρώπων* Polit. VII, 4, §. 1 — 2) obenan. Intellectuelle Kraft des Gei-stes und Muth (*διάνοια* und *θυμός*) sind die natürlichen Qualitäten, deren harmonische Vereinigung ein nothwen-diges Erforderniß für die Bürger eines wahrhaft freien Staates ist. Was er sonst noch unter diesen Bedingungen aufzählt, die Ständeunterschiede der Handwerker, Land-bauer, Vollbürger, Krieger und Priester, die zum Theil an den modernen Communismus streifenden Vorschläge von theilweiser Gemeinschaft des Landeigenthums, Syssitien u. s. w. ist als dem Alterthume und seinen Städtever-fassungen zugehörig für uns von keinem tiefen Interesse. Jede politische Gemeinschaft besteht aus Herrschenden und Beherrschten. Aber hier ist die Frage, sollen diese abwech-seln, oder lebenslänglich dieselben bleiben? Mit andern Worten: soll es eine Klasse geben, die als Beamtete, als Regierung den Staatsbürgern gegenüber den Staat bilden? „Letzteres," sagt Aristot. scherzend: „könnte nur stattfinden, wenn die Einen wie Götter und Heroen vor den andern hervorragten. Doch da dies nicht anzunehmen ist, so müssen alle offen-bar in gleicher Weise abwechselnd herrschen und gehorchen; denn hierin besteht die Gleichheit unter denen, welche gleiche Berechtigung gegen einander haben, und schwer ist es ohne diese Gerechtigkeit die Verfassung dauernd zu erhalten. — Da nun die Tugend des Herrschen-den und des Bürgers übereinstimmt mit der Vollkom-menheit des Menschen überhaupt, und jeder erst gehorchen lernen muß und dann herrschen, so hat der Ge-setzgeber dies zu ermitteln, wie ein Mensch tugendhaft (ein tüchtiger, ganzer Mensch) werde." Auf diese Weise mündet denn die Aristotelische Politik in eine Staatspädagogik aus, deren Ziel ist die harmonische Ausbildung aller physi-schen und geistigen Kräfte, wodurch die Uebereinstimmung der vollendeten Menschen- und Bürgertugend begründet wird, in der sich das rein Menschliche in seiner ganzen Fülle und Kraft herausgestaltet. Und indem die einzelnen Bür-ger des Staats zu einem tugendhaften und sittlichen Leben herangebildet werden, wird Tugend und Sittlichkeit in den verschiednen Sphären des Staatslebens herrschend, und somit durch die Politik dasjenige verwirklicht, wozu die Ethik die Grundlage bildet, nämlich die menschliche Glück-seligkeit, die auf einem der Tugend gemäßen Leben beruht (Biese S. 572).

Als mitwirkend zur Erreichung dieses höchsten Staats-zwecks faßt Biese nun auch die Aristotelische Rhetorik und Aesthetik, welche er am Schlusse des Werks mit einer er-schöpfenden Ausführlichkeit (S. 573 — 732) behandelt. Von der Rhetorik darf dies als Aristotelische Auffassung gelten, für die Aesthetik spricht in dieser Hinsicht die Ana-logie. Wie für die Politik die Uebersetzung des Unterzeich-neten, der dem Verfasser dabei für manche stillschweigende Belehrung und Berichtigung zu danken hat, so sind für die Rhetorik und Poetik die Uebersetzungen Knebel's zu Grunde gelegt worden. Für die Darstellung der Aristotelischen Aesthetik gewährte neben vielen ältern und neuern Versuchen seit Lessing das bekannte Eduard Müllersche Werk eine von dem Verf. wohlbeachtete Vorarbeit. Wir müssen es uns hier versagen, auf das von Hrn. B. selbst in diesem Abschnitte Geleistete näher einzugehn. Ueber Einzelnes, z. B. die Auffassung der Aristotel. Definition der Tragödie haben wir uns überdieß bei einer andern Gelegenheit aus-gesprochen. Aber das können wir uns nicht versagen, am

Schlusse unseres Berichts über seine Arbeit das Geständniß zu wiederholen, daß wir im Gebiete der alten Litteratur wenige Werke kennen, von deren sich die tiefere Erkenntniß und richtigere Würdigung des Alterthums in so reichem Maaße gefördert sehen dürfte, und schwerlich möchte sich in einem Menschenalter Jemand finden, der in diesem Umfange den Schatz der Aristotelischen Philosophie aufs Neue vor uns auszubreiten unternähme. Sollte es dem Verf. selbst, was wir ihm von Herzen wünschen, beschieden sein, sein Werk selbst noch einmal in einer zweiten Ausgabe zu überarbeiten, so werden wir eher dafür stimmen, die Fülle des Umfangs durch Auslassung vieles in Aristoteles Darstellung gehäuften Beispielmaterials zu beschränken, und durch schärfere Umgränzung der großen Hauptzüge die Uebersicht zu erleichtern, als durch Zusätze dieser Art den Umfang zu vergrößern. Aber freilich, wer sich je mit Liebe und Fleiß in diesen goldstrotzenden Schacht des größten alten Denkers versenkte, wird es empfinden können, wie schwer hier der ordnenden und sammelnden Hand das Ausscheiden und Sondern werden muß. Und so lange wir noch keine vollständige deutsche Uebersetzung des Aristoteles besitzen — möchte jene Fülle vielmehr als ein Gewinn zu betrachten sein, der ebensowohl der Philosophie selbst, als den spätern Uebersetzern zu Gute kommen wird.

2.

Die Berufung des Professor Leonhard Spengel von München nach Heidelberg veranlaßte ihn zur Abfassung einer Gelegenheitsschrift pro munere professoris p. o. rite suscipiendo, in welcher der gelehrte Verfasser über das (unächte) zehnte Buch der Aristotelischen Thiergeschichte und über das bekannte räthselhafte Werk *περὶ κόσμου* neue Aufschlüsse giebt*).

Die Geschichte der Kritik des zehnten Buchs der Thiergeschichte ist kurz folgende. Theodor Gaza fand dasselbe in einigen griechischen und lateinischen Handschriften, schloß es aber wegen seines räsonnirenden Inhaltes als nicht zur Thiergeschichte gehörig aus und wollte es mit den Büchern De generatione verbunden wissen. Aldus erhielt dasselbe erst nachdem die neun übrigen Bücher bereits gedruckt waren, und ließ es deßhalb als zehntes Buch nachfolgen, obschon er sah, daß es seinem Inhalte nach nicht an diese Stelle gehöre. So blieb es bei den übrigen Herausgaben an diesem Platze. Denn man weiß wie schwer es in philologischen Dingen ist, ein einmal Hergebrachtes, sei es auch noch so sehr innerlich unbegründet, zu ändern. Neuere Kritiker, wie Camus und Schneider, verwarfen es indeß als unächt. Hr. Spengel zeigt nun (S. 5), daß der Inhalt an und für sich gar wohl in die Thiergeschichte gehöre, daß namentlich der Anfang des 7. Buches darauf hinweise, daß Diogenes in seinem Kataloge eine Abhandlung des Aristoteles unter dem Tiel *ὑπὲρ τοῦ μὴ γεννᾶν* aufführe (vgl. Schneider Tom. IV, p. 524 ff.) und daß endlich Aristoteles' Vorliebe und Kenntniß in ärztlichen Dingen (vgl. auch Aristotelia Th. I, S. 38—39) die Behandlung eines solchen Gegenstandes nicht verabsäumt haben werde. Darauf betrachtet er den Zustand der Bücher selbst. Dieser ist traurig gnug. Das Buch ist voll Corruptelen und Lücken. Aber es ist auch nach Seiten der Sprache voll von ungriechischen und offenbar unaristotelischen Wendungen, ja selbst offenbare Barbarismen fehlen nicht. Was den Inhalt anbetrifft, so hatte schon Schneider nach Camus' Vorgange sich für die Unächtheit ausgesprochen (Arist. Hist. An. Tom. IV. p. 263). Aber gerade nach dieser Seite nimmt Hr. Spengel das Buch in Schutz und verspricht später den Beweis zu führen, daß aus dem Inhalte sich nichts gegen die Aechtheit beweisen lasse. Für jetzt beschränkt er sich auf die kritische Betrachtung der äußern Form, in welcher das Buch erhalten ist. Und hier giebt er, durch die Bekkerschen Collationen unterstützt, ein interessantes Resultat. Bekker fand das Buch nur in vier Handschriften. Keine von diesen geht an Alter über das 13. Jahrhundert zurück. Dagegen findet sich in allen ältern Handschriften zu Ende des neunten (in den Ausgaben des siebenten) Buches, wo von dem *σπασμός* der Kinder die Rede ist, der verstümmelte Anfang eines neuen Satzes mit den Worten *προιούσης δὴ τῆς ἡλικίας.* — Hier scheint das Blatt des ältern Codex abgerissen gewesen zu sein. Mit eben diesen Worten nun beginnt das in Rede stehende zehnte Buch in den neuern Handschriften. Offenbar sind also diese aus einer vollständigen Handschrift geflossen. Allein wie kommt es nun, daß dies zehnte Buch sich dennoch in der sprachlichen Darstellung so wesentlich zu seinem Nachtheil von den übrigen Büchern unterscheidet? Hier giebt eine von Bekker aus einem der von ihm verglichnen neuern Codices (Manianus 212 oder G[a]) gezogne Randnote des Abschreibers wichtige Andeutungen. In dieser heißt es, „er (der Abschreiber) habe auch ein zehntes Buch der Thiergeschichte, dessen Anfang *προϊούσης δὲ τῆς ἡλικίας ἡ τοῦ μὴ — θατέρῳ ἐστίν* laute, *ἐν τῷ λατινικῷ* aufgefunden, wisse jedoch nicht, ob dasselbe auch griechisch (*καὶ ἐν τῷ Ἑλληνικῷ*) existire, da er es bis jetzt nirgends gefunden." Dazu fügt denn eine neuere Hand hinzu: „Aber jetzt haben wir es auch griechisch gefunden und hier abgeschrieben (Arist. ed. Bekkeri p. 633). Hr. Spengel zeigt nun, daß der Ausdruck *ἐν τῷ Λατινικῷ* und ähnliches wie *κατὰ Λατίνους* in den Handschriften sich nicht auf die lateinische Interpreten des 4. bis 6. christlichen Jahrhunderts beziehe, wie neuerlich französische Kritiker (s. Felix Ravaisson: Essai sur la metaphysique d'Aristote, Tom. I, p. 27—30) gemeint, sondern auf die bekannte älteste lateinische Uebersetzung des brabanter Mönchs Wilhelm von Moerbecka (s. Jourdain S. 69—73 der deutschen Uebersetzung). Dies ist eine für die Litteraturgeschichte des Aristoteles wichtige Bemerkung. Und wir halten die Vermuthung des Verfassers, daß aus dieser lateinischen Uebersetzung irgend ein gelehrter Freund des Aristoteles im 14. oder 15ten Jahrhundert das heutige griechische zehnte Buch angefertigt habe, für eine durchaus begründete. Eben so ist der griechische Commentar des Simplicius zu Aristoteles' Schrift de Coelo aus jener lateinischen Uebersetzung des Wilhelm von Moerbecka entstanden, so wie bekanntlich die angeblich Aristotelische Schrift *περὶ φυτῶν* nichts ist als die griechische Uebersetzung eines aus dem Arabischen übertragnen lateinischen Tractats, obschon sie darum noch keineswegs als völlig unaristotelisch gelten darf. (S. Biese, die Philosophie des Aristoteles Th. II, S. 131.) Die Resultate sind also folgende: 1) das zehnte

*) De Aristotelis libro decimo historiae Animalium et incerto autore libri *περὶ κόσμου*. Heidelberg. MDCCCXLII, Reichard.

Buch ist seinem Inhalte nach ächt; 2) der Zustand der Sprache erklärt sich aus dem Entstehen des griechischen Exemplars; 3) das Buch gehört, wie Jul. C. Scaliger schon sah (den Schneider deßhalb mit Unrecht abfertigt Tom. IV, p. 262 ff.), hinter das siebente Buch, mit dem es aufs Engste zusammenhängt. Höchst interessant endlich ist es, daß Albertus Magnus dasselbe Buch in viel reinrer und vollständigrer Gestalt wiedergiebt, und zwar wie es wahrscheinlich ist, nicht nach der arabisch-lateinischen Uebersetzung des Scotus, deren er sich sonst bedient (s. Jourdain p. 301—322), sondern nach einer aus dem Griechischen gemachten lateinischen Uebersetzung. Nähere Aufschlüsse haben die Freunde der Aristotelischen Litteratur von Hrn. Spengel künftig zu erwarten.

Weniger reich an positiven Resultaten ist der zweite Theil der Spengelschen Abhandlung. Allein am Ende ist auch das negative Resultat ein positives. Die Schrift *περὶ κόσμου* gilt seit Jahrhunderten für unaristotelisch, obschon sie getreulich in allen Ausgaben beibehalten wurde. Neuerdings versuchte Weiße sehr unglücklich ihre Rettung. Schon die Sprache allein ist gnügend, ihn zu widerlegen, sie ist gänzlich unaristotelisch (Beisp. Spengel S. 9). Ferner enthält die Schrift eine Menge stoischer Sätze z. B. über die göttliche Providenz, nach denen man sonst im ganzen Aristoteles vergebens sucht. Hr. Spengel geht die neuerdings über jene Schrift aufgestellten Vermuthungen durch. Er verwirft zunächst die von dem Unterzeichneten vor Jahren (s. Aristoteles bei den Römern S. 163 — 183) aufgestellte Ansicht, daß die Schrift eine Uebersetzung der gleichbetitelten Appulejanischen sei. Dagegen spreche das Zeugniß des Philoponus (Arist. bei den Römern S. 167); auch fänden sich Stellen in Appulejus' Schrift, welche diese vielmehr als eine Uebersetzung aus dem Griechischen erscheinen ließen. Die einzige vom Verf. angeführte ist jedoch wenig überzeugend. Eben so widerlegt er aber auch die Ansicht Osann's (Beiträge zur griechischen und römischen Litteraturgeschichte Bd. I, S. 141—284), der in der Aristotelischen Schrift uns ein Werk des Stoikers Chrysippus erhalten glaubte. Dagegen zeigt Spengel, daß die Lehren des Verf. der Schrift *περὶ κόσμου* in manchen Stücken und namentlich die ächt Aristotelischen Sätze über das Universum mit den Chrysippischen bei Stobäus erhaltnen Sätzen über dasselbe und seine Elemente in Widerspruch stehen (cf. Stob. Eclog. phys. p. 446, p. 448). Eine dritte nach dem Vorgange ältrer Philologen wie Aldobrandinus, Huetius, Dan. Heinsius, neuerlich von Jul. Ideler wieder vorgebrachte Ansicht (ad Arist. Meteorol. Tom. II, p. 286), nach welcher Posidonius der Verf. der Schrift *περὶ κόσμου* sein soll, fällt bei genauerer Betrachtung der Fragmente des Posidonius (Bake S. 52) von selbst zusammen, und Spengel gelangt zu dem Resultate, daß es unmöglich sei, Namen und Zeit des Verf. der Schrift genauer zu bestimmen. So viel indessen konnte auch er wohl anerkennen, daß der Grundstoff des in derselben Vorgetragnen Aristotelisch, und daß der Verfasser ein spätrer (nach Brandis' Geschichte der alten Philosophie I, S. 63, 152 unter den ersten Ptolemäern lebender) Peripatetiker war, der aus Chrysipp und vielleicht auch aus andern Stoikern entlehnte, und das ethische Verhältniß Gottes bei den Stoikern mit den physischen Ansichten des Aristoteles zu vermitteln bestrebt war (s. Chr. Petersen in Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik 1836, Nr. 69—71, S. 557). Uebrigens hatte schon Petersen in der angeführten Recension des Osannschen Buches die Ansicht desselben gründlich widerlegt und namentlich aus Alex. Aphrodis. ad Analyt. priora I, p. 586 eine Stelle des Chrysippischen Buchs *περὶ κόσμου* angeführt, welche mit einer andern in der erhaltnen Schrift *περὶ κόσμου* im Widerspruch steht. Was aber das Verhältniß der griechischen zu der Schrift des Appulejus anlangt, so scheint die Ansicht des Unterzeichneten, daß die letztre das Original, jene erstre dagegen die Uebersetzung sei, noch keineswegs hinreichend beseitigt. Doch davon vielleicht ein andermal mehr. Hier kam es nur darauf an, die Freunde der Aristotelischen Litteratur auf eine Schrift aufmerksam zu machen, welche auf wenigen Blättern des Belehrenden und Interessanten viel enthält und uns den versprochnen weitern Forschungen des gründlichen Gelehrten auf diesem Gebiete mit Verlangen entgegensehen läßt.

Endlich haben wir noch zwei Werke zu erwähnen, welche von demselben Gelehrten neuerdings edirt worden sind, nämlich 1) *Incerti autoris paraphrasis Aristotelis elenchorum sophisticorum* ex cod. Monacensi nunc primum edidit *L. Spengel.* Monachii 1842. sumtibb. *Cottae;* und 2) *Alexandri Aphrodisiensis Quaestionum naturalium et moralium* ad *Aristotelis* philosophiam illustrandam libri IV. ex rec. *L. Spengel.* Ebendaselbst. Nr. 1 ist ein ziemlich unbedeutendes Machwerk eines späten christlichen Dilettanten der Philosophie, welches indessen wegen einiger guten Bemerkungen für die Erklärung des Aristotelischen Tractats Beachtung verdient. Ueber Nr. 2 giebt der Herausgeber selbst sein Urtheil in der Vorrede (p. XVII) in folgender Weise ab. Quod si memoria repetimus, quae de Aristotele in his libris leguntur, non possumus, quin multa miremur. Quid enim vult III, 10 epitome Meteorologic. de mari, aut III, 14 quarti libri Meteorologicorum, aliaque id genus plura, *quae quivis nostrum Alexandro vel melius facere potest?* Quaestiones quoque plures si consideres, de *Aristotelis scriptis ejusque philosophia multa majoris momenti ab ejus discipulis tradita esse jure dubites.* Nam si nos tales afferamus dubitationes, facile veniam des (?); at Alexandrum has movisse vix exspectes. Nonne enim Peripatetici talia dudum excusserant et certissime evicerant. Id si non fecerunt (quis enim Alexandrum priores neglexisse credat?) *nihil omnino* praestiterunt, neque artem criticam neque exegeticam in magistri libris dextre exercuerunt. Quae omnia non, ut philosophi libris industrie incumbamus, ejusque sententias ipsi rite examinemus, faciunt, quamvis quae Peripatetici vera nobis tradiderint, pio gratoque animo accipienda sint. Dies Geständniß ist wichtig und kann manchem Philologen viel zu denken geben.

Adolf Stahr.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 308. 27. December. 1842.

Grundzüge einer neuen Naturphilosophie.

Eine positive Kritik der bisherigen Naturwissenschaft.

Erster Artikel.

Es ist ein alter längst anerkannter Satz, daß eine wahre Philosophie mit der Naturwissenschaft stets Hand in Hand gehen müsse. Abgesehen davon, daß der Ursprung aller Philosophie aus Naturanschauung sich herleitet, so hatten viele Verirrungen träumender Speculation einzig und allein ihren Grund im Mangel an empirischer Kenntniß natürlicher Dinge; viele Irrthümer haben aber auch die Naturkunde belastet aus Mangel consequenten Denkens und richtiger Deutung wirklich beobachteter Erscheinungen und konnten sich nicht selten Jahrhunderte lang als falsche Theorien erhalten. Es ist daher ganz unzweifelhaft, daß Philosophie und Naturkunde einander durchaus unentbehrlich sind, einander ergänzen und beide zusammen nur eine wahre Wissenschaft bilden.

Die Natur reagirt Einem wie dem Andern; sie kennt keinen Unterschied der Person. Wer richtig denkt und richtig fragt, dem wird, dem muß die Natur unverzüglich und vollständig antworten.

Zwei Dinge sind aber vor Allem durch die Geschichte der Naturwissenschaft klar; 1) daß, wo eine Masse Material gegeben und gesammelt war, nur die Philosophie dasselbe sichten und sondern und ordnen konnte; 2) daß zum Fortschreiten der Empirie selbst stets Philosophie erforderlich war, ja nicht selten die Philosophie der Empirie vorangehen und ihr den Weg zu neuen Forschungen zeigen mußte; und dazu kommt noch das historische Factum, daß die Philosophie überhaupt es war, die die Richtung aller übrigen Wissenschaften ihrer jedesmaligen Zeit bestimmte und deren Leitstern und Maßstab abgab.

Wir fordern hier viel von der Philosophie, es wird ihr aber auch viel eingeräumt; doch aber bleibt es immerhin eine stille reservatio mentalis, daß auch der Empiriker je zuweilen sein eigner Philosoph wenigstens — sein könne!

Was ein tiefer Forscher in den Gebieten der Natur und des Geistes schon vor mehr als vierzig Jahren gesagt, J. J. Wagner (siehe dessen kleine Schriften, herausgegeben von Adam, Ulm 1839, Bd II. S. 139), ist auch jetzt noch vollkommen an seinem Platze und kann hier nicht übergangen werden, nämlich: „Zwar wird der historische Naturforscher immer behaupten, noch käme eine Theorie zu frühzeitig; allein ohne auch seine Stimme zu hören, wird der Denker das Geistige in der vorhandnen Erfahrung aufgreifen und die Spuren dieses Geistigen werden ihn zu einer umfassenden Ansicht leiten, aus der er mit Hilfe der Philosophie eine Theorie entwickeln wird, die der noch unvollständigen Erfahrung mit sichrer Allgemeinheit vorgreift und so die Lücken der vorhandnen historischen Naturerkenntniß aufdeckt.“ Dieser Satz hat auch jetzt noch seine volle Giltigkeit.

Wahre Wissenschaft und somit Philosophie und Naturkunde soll aber ein Gemeingut Aller werden, und so ist es eine Anfordrung an unsre Zeit, die Naturwissenschaft auch philosophisch zu behandeln.

Dieses ist aber seit lange her nicht geschehen; ein großer Mangel unsrer Zeit.

Man hat von der schwindelnden Speculation der Naturphilosophen zu Anfange des Jahrhunderts abgeschreckt die Naturkunde bis jetzt nur empirisch betrieben, allerdings aber diese Empirie zu hoher Vollkommenheit gebracht.

Die frühern Theorien und Systeme sind aber zum Theile veraltet, zum Theil durch das Resultat spätrer Erfahrungen widerlegt; die neue Zeit macht neue Fordrungen, das empirische Wissen hat reißende Fortschritte gemacht, das Material der Beobachtungen und Erfahrungen ist fast bis zum Unübersehbaren gehäuft — nur fehlt die leitende Theorie; der angehende Forscher erstickt fast in der Masse von Thatsachen ohne ordnendes Princip, es giebt jetzt keine Naturphilosophie, und wir beklagen diese Armuth unsrer sonst so bücherreichen Tage.

Schaller zwar schreibt eine Geschichte, Nees v. Esenbeck ein System der Naturphilosophie, von beiden giebt es aber nur den ersten Band, und Nees v. Esenbeck gefällt sich neben einigen geistreichen Einfällen in einem Schwulst von gesuchten Worten und Chiffernbezeichnung, so daß wir glauben, er komme für unsre Zeit um dreißig Jahre zu frühe oder lieber — zu spät!

Und doch ist sie so lockend die Naturwissenschaft! Das Experimentiren ist einladend und unterhaltend, die Tech-

nicismen leicht und angenehm, schlagende Resultate sind so ansprechend und befriedigend, man findet in einer empirischen Zeit, wie die unsrige, so leicht Anerkennung, wird selbst berühmt, man gedenke nur der Mikroskopie eines Ehrenberg, R. Wagner, J. Vogel; der Lichtbildnerei eines Daguerre, Berres, Grove; der Galvanoplastik eines Jakobi, Kobell, Osann; des Elektromagnetismus von Wagner, Stöhrer ꝛc.; ist das nicht Alles glänzend, rühmlich, ehrenvoll, einträglich sogar? Warum giebt es aber nur Naturforscher, keine Naturphilosophen?

Dazu gelten die Naturwissenschaften für ein unschädliches Treiben, welches man sogar unterstützt und fördert, wo man Andres zu verfolgen und zu hemmen sucht. Den Pflegern und Verehrern der Naturkunde erwachsen Titel, Diplome, Medaillen, Ordensbänder, ja sogar Pensionen (Daguerre, Agassiz). Ist doch die Naturforschung so vortheilhaft, warum giebt es denn keine Naturphilosophie? Wird das Forschen in der Natur so hoch geehrt, warum nicht auch ihre Philosophie? Darum, weil das einzige Wörtchen Philosophie daran hängt. Dieser Appendix ist vom Uebel. Wer einmal ein Hofrath oder gar ein Ritter ist, wer eine rothe Schleife im Knopfloch trägt, wer vollends gar eine Pension bezieht, der darf fortan kein Philosoph mehr — und ein Professor muß heutzutage wenigstens — fromm sein!

Fragen wir aber im Ernste, warum es denn mit einer Naturphilosophie so übel aussehe, so glauben wir einen Hauptgrund davon darin zu finden, daß das speculirende Denken in den Gebieten des Geistes leichter sei, durch eine einzige Beobachtung, eine neue Thatsache u. s. w. nicht so leicht widerlegt, umgestürzt werde, als in der Natur der Dinge; daß Hilfswissenschaften, Experimente, Beobachtungen nöthig sind, die den kühnen Flug der Ideen hemmen, und nicht selten das Resultat einer einzigen Untersuchung das schönste Gebäude der geistreichsten Combinationen in einem Augenblicke über den Haufen wirft.

Die Fortschritte der Naturkunde sowohl in rein wissenschaftlicher Hinsicht, als für das plastisch künstlerische, so wie für das technisch praktische Leben zu preisen, will ich jetzt unterlassen; nur so viel sei gestattet anzudeuten, daß, wenn wir nicht irren, es Berres gelungen ist, selbst das durch das Mikroskop vergrößerte Bild eines Gegenstandes auf einer präparirten Platte daguerrotypirt zu fixiren, so daß solche und ähnliche Bilder mit ihren Platten, nach Grove als Anode zwischen eine galvanische Combination gestellt, geätzt, und jetzt schon zur Vervielfältigung durch den Abdruck benützt oder galvanoplastisch nachgebildet werden können, so daß man nach Grove unter solche Platten setzen muß: „gezeichnet von Licht, geätzt von Elektricität!"

So viel aber ist ausgemacht, daß in der Naturwissenschaft seit langer Zeit ungeheures, fast unübersehbares Material aufgehäuft ist, welches, um zum klaren Selbstbewußtsein zu gelangen, der ordnenden Hand der Philosophie gar sehr bedarf, und daß die Fortschritte der Naturkunde, ja der gesammten Wissenschaften überhaupt eine neue Naturphilosophie als unentbehrlich fordern.

Wir müssen es bedauern, daß wir das Vorhandne nur andeuten, nicht ausführen, auch nicht zugleich gegen den Irrthum polemisch auftreten können. Die Masse des Materials drängt zu sehr, als daß es möglich wäre, alles Bestehende aufzuführen, um das Irrige davon zu bekämpfen; die hier herrschende Kritik besteht vielmehr nur darin, daß sie nur das giebt, was sie selbst für das Beste hält, ohne sich um den Wust zu kümmern, den sie verachtet, und sie kann und darf, daß der Leser das Gewöhnliche und Hergebrachte bereits schon kenne, füglich voraussetzen.

Das All ist das Leben, das Universum ein lebendiges, unendliches ewiges Ganzes, und Individualisirung ist das Gesetz alles Lebens.

Das Individuum tritt heraus aus dem Ganzen zu selbständiger Entwicklung und Gestaltung, das Mineral aus dem Schooße des Stoffes, die Pflanze aus der Vegetation, das Thier aus dem Geschlechte, der Mensch aus dem Geiste. Das Einzelne steht gegenüber dem Ganzen, das Einzelne ist endlich, daß Ganze ist unendlich, das Verhältniß des Einzelnen zum Ganzen ist der erste Gegensatz, also der des Endlichen zum Unendlichen.

Das Gesetz des Gegensatzes ist ein allgemeines. Ist irgend eine Thätigkeit erwacht im Leben der Dinge, so ist sie ein Endliches, ein Bestimmtes, gegenüber dem Unendlichen, Unbestimmten, — es giebt aber keinen wahren Tod, keine absolute Ruhe, das Unbestimmte ist also die entgegengesetzte Thätigkeit des Bestimmten, Action und Reaction ist das Gesetz alles Lebens in seiner Erscheinung.

Wo nun die Tendenz des Individuums, die scheidende, die vereinzelnde erwacht, da wird auch die Tendenz des Generalisirens, die vereinigende, verallgemeinernde ihr entgegen treten. Aus Differenzirung und Indifferenzirung erklärt sich das ganze Leben der Natur. Man kann aber die Masse der Einzelnheiten nicht gewältigen, ohne sie zu ordnen und abzutheilen. Möge auch Jedem das Eintheilungs-Princip des Andern willkürlich erscheinen, so muß doch Jeder eines haben, um seinen Gegenstand in einer vernünftigen Reihenfolge abzuhandeln. So wird denn hier nun eingetheilt: in die sogannte organische und unorganische Natur, und nur von letztrer ist jetzt die Rede. Aber auch diese sogenannte unorganische Natur muß wieder in Unterabtheilungen zerfallen und wird es hier nach verschiedenen Stufen ihres Bestehens.

Die erste Stufe, die prototype, wird bezeichnet als Urleben; sie begreift die Bildung und Entstehung der Sphä-

renſyſteme bis zur Vollendung der einzelnen Sphären als ſolcher, bis zu ihrer Losreißung und Selbſtpoſition aus dem Ganzen und bis zur Regulirung ihrer Umläufe, Achſendrehung u. ſ. w. Die zweite Stufe, die phyſikaliſche, wird bezeichnet als die Dynamik. Hier entſtehen und wirken die Imponderabilien, Licht, Wärme, Magnetismus, Elektricität. Die dritte Stufe, die plaſtiſche, iſt die Chemie. Hier herrſcht gegenſeitiger Verkehr palpabler Stoffe; die vierte Stufe iſt die mechaniſche, erſcheint im Zuſammenhange der Maſſe, Kryſtalliſation, Schwere u. ſ. w.

Werden wir im Verfolge der Abhandlung bei der Chemie zu der Atomiſtik kommen und die Stoffe in ihren Atomen allerdings nicht bis ins Unendliche theilbar erkennen, ſo, daß bei der chemiſchen Miſchung kein eigentliches wechſelſeitiges Durchdringen der Stoffe, ſondern nur ein Nebeneinanderlegen der Atome ſtattfindet, z. B. beim Glauberſalze eben die Atome des Natrums und der Schwefelſäure ſich nebeneinander lagern, ſo daß dieſes jetzt eigentlich nur eine Mengung und keine Miſchung iſt: ſo werden wir in dieſer Aneinanderlagrung der verſchiedenartigen Atome eine Analogie mit der Kryſtalliſation erkennen, bei der nur gleichartige Atome ſich aneinander legen, und es iſt der chemiſche Proceß, den wir in die dritte Stufe verſetzen, eigentlich auch nur ein Mechanismus, wie die Kryſtalliſation, die wir in die vierte Stufe verlegen, nur mit dem Unterſchiede der Ungleichartigkeit und Gleichartigkeit der Atome; dieſe zwei Stufen ſind alſo eigentlich Eins, als Mechanismus der Maſſe ſich verhaltend; während die erſte und zweite Stufe als thätig, lebendig, polariſirend auf dieſe Maſſe wirken. Die ſchöpferiſche Thätigkeit des Urlebens, die lebendige Wirkung der Imponderabilien (d. i. die erſte und zweite Stufe) verhalten ſich alſo zuſammen als Kräfte, und ſo iſt auch hier wiederum der urſprüngliche zweigliedrige Gegenſatz der ſogenannten Kraft und Maſſe oder des Unendlichen zum Endlichen hergeſtellt.

Daß übrigens von den nur zum Behufe der Darſtellung ſcharf getrennten Stufen die verſchiedenartigſten Uebergänge ineinander ſtattfinden, bedarf keiner Erinnrung.

Erſte oder prototype Stufe. Urleben, Kosmogenie, Geologie.

Alles Endliche muß einen Anfang haben, und ſo beginne ich mit unſerm Sphärenſyſtem.

Die Urſubſtanz, aus der Alles ſich bildet und die nicht anders gedacht werden kann, als lebendig, iſt der Aether, alle Zeit hindurch dauernd, allen Raum erfüllend, das Unendliche, das Ewige. Dieſer Aether ſelbſt, allerdings nicht empiriſch erforſcht, nicht chemiſch zerlegt, nicht mikroskopiſch beſchaut, iſt dennoch keine ſupponirte Fiction, kein bloß hypothetiſches Weſen, er exiſtirt wirklich, iſt der Urſtoff alles Seienden, wie denn alles Vorhandne einen Urſprung gehabt haben muß; und alle unſre Stoffe ſcheinen in tiefrer Verkörperung doch nur Kinder des Aethers zu ſein, und die Beſchleunigung im Umlaufe des Enkeſchen Kometen will auch wirklich darauf hindeuten, daß es im Weltenraume noch ſolchen Aether oder wenigſtens etwas ihm ſehr Aehnliches gebe, das freilich nur einem ſo ſehr lockern, ſo wenig dichten Körper als dieſem Kometen einen Widerſtand entgegenzuſetzen vermag, während es auf die um ſo viel dichtern Planeten einen merkbaren Widerſtand auszuüben nicht im Stande iſt. — Nach Olbers ſoll auch noch die Schwächung des Lichtes der Fixſterne, die ſonſt mit einem ungleich hellern Lichte glänzen und die Sonne ſelbſt uns nur als dunkeln Fleck erkennbar machen würden, einen Beweis für das Vorhandenſein des Aethers abgeben.

Die Entdeckung des Aethers verdankt man der phyſikaliſchen Theorie des Lichtes. Nachdem man durch die Beobachtung der Interferenz des Lichtes der Theorie der Vibration den Vorzug vor der Emanation einräumen mußte, nachdem Aehnliches an der Wärme nachgewieſen, und auch die Erſcheinungen des Magnetismus und der Elektricität auf Schwingungen einer höchſt feinen Subſtanz zurückgeführt werden müſſen; nachdem das Verhältniß des Magnetismus und der Elektricität zu einander als Elektromagnetismus und Magnetelektricität wenigſtens einigermaßen erkannt ſind, läßt ſich auf die von Huyghens ausgegangne, von Euler und Young vertheidigte, von Arago und Fresnel beſtätigte Theorie der Lichtwellen viel ſichrer eine Erklärung gründen, und es dürfte nach den Forſchungen und Entdeckungen der ausgezeichnetſten Phyſiker unſrer Zeit am Vorhandenſein und an der Wirkſamkeit des Aethers wohl kaum ein Zweifel mehr beſtehen. Wer daran doch noch Anſtoß findet, vergleiche Mémoire sur le principe général de la Physique par Lamé. Compt. rend. 1842, Nr. 1. p. 35, und Poggendorf's Annalen 1842, Nr. 1. S. 143.

Dieſer Aether, als indifferent und unbeſtimmt geſetzt, ohne alle Beſtimmtheit, Eigenſchaft oder Beſchränkung, iſt die qualitätsloſe Urſubſtanz, um mit Oken zu ſprechen, „die nicht individualiſirte Aetherſphäre iſt das Chaos."

Im unentwickelten einen Ganzen liegt die Möglichkeit der Entwicklung aller ſeiner Theile. Das Ganze gegenüber ſeinen Theilen, oder wie oben gezeigt, das Unendliche gegenüber dem Endlichen iſt der erſte Gegenſatz, und das Leben ſelbſt in ihm treibt zu deſſen Entwicklung. Die Erſcheinung dieſes Gegenſatzes am Ganzen iſt Zerfallen in ſeine Theile und deren einzelne Entwicklung. Es iſt die Differenzirung des Indifferenten; körperlich und äußerlich Trennung der Maſſen. Das Ganze iſt das Allgemeine und aus ihm heraus tritt das Beſondre, das Einzelne. Dieſes beſtimmte Einzelne iſt die Action, und ihm gegenüber im unbeſtimmten Allgemeinen liegt die Reaction. So iſt der Gegenſatz des Beſtimmten und Unbeſtimmten, des Endlichen und Un-

endlichen, der Urgegensatz alles Lebens, aus dem Alles sich entwickelt. Ein Beispiel erläutre. Die Physiker mühen sich ab, die Erscheinung der Elektricität zu erklären, bald ist es eine, bald sind es zwei Flüssigkeiten, bald wird die eine Flüssigkeit in zwei zerlegt u. s. w. Am natürlichsten erkläre ich doch aber folgendermaßen: die Elektricität der Atmosphäre, die unbestimmte, ungespannte, allgemeine ist weder positiv, noch negativ, sondern wie die Physiker sagen $\mp E = o E$. Reibt man nun eine Siegellackstange, so entsteht $-E$; die unbestimmte Elektricität der Atmosphäre tritt aber dieser Action entgegen als Reaction und erscheint als $+E$. Reibt man aber eine Glasröhre, so entsteht $+E$; diesem $+E$ tritt die atmosphärische Elektricität gegenüber als $-E$. Liegen nun Siegellackstange und Glasröhre auf einem Tische bei einander, so ist die allgemeine Elektricität gegen das Glas $-E$, gegen das Siegellack $+E$ und doch immer Eine und dieselbe. So ungefähr verhält sich das Einzelne zum Ganzen.

Das Entwicklungsgesetz der Welt ist Individualisirung (Oken).

Das Ur aber geht durch Zeit und Raum über in das All (Wagner); d. h. das Ursprüngliche, Ungetheilte, Allgemeine, Eine zerfällt durch seine Entwicklungsform in das Einzelne, Endliche, Besondre, Viele, geht aber dadurch über zur Unendlichkeit. „Das Entstandne also ist nothwendig und ins Unendliche endlich, aber es ist dieses nur eine Bezeichnung, denn wahrhaft für sich existirt nie das Endliche, sondern nur die Einheit des Endlichen mit dem Unendlichen." (Der in seinem Bruno 1802 noch jugendliche Schelling.)

Zeit und Raum sind keine Geistesanschauungen, sondern die ersten Relationen des Absoluten, die mit dessen Entwicklung erscheinen.

Die Worte des Raumes sind: Einssein, Ausdehnung, Begrenzung, Unendlichkeit; die Worte der Zeit sind: Gegenwart, Vergangenheit, Zukunft, Ewigkeit.

Auch diese Relationen tragen schon in sich den Gegensatz des Unendlichen und Endlichen. Das Einssein im Raum ist die Ungetheiltheit, das All vor seiner Entwicklung, und wird mit und durch diese, Unendlichkeit, d. h. der einzelnen Erscheinungen, nicht als ob es dieses vorher nicht auch schon wäre. Einssein und Unendlichkeit sind göttlicher Raum, Ausdehnung und Begrenzung sind endlicher, beschränkter, bestimmter, daher menschlicher Raum.

Gegenwart und Ewigkeit in der Zeit, das immer dauernde Sein, ist göttliche Zeit; Vergangenheit und Zukunft ist endliche, bestimmte, beschränkte, daher menschliche Zeit.

Das Eine, Unendliche, Ewige geht aber durch sein Eingehen in Zeit und Raum über zum Endlichen und Bestimmten, oder Zeit und Raum, insofern sie endliche Größen sind, entspringen erst beim Endlich-Werden des Unendlichen! Hier liegt nach unsrer Meinung die wahre Menschwerdung Gottes! Hiermit sind aber auch die Grenzen menschlicher Erkenntniß bestimmt, nur was endlich ist, ist menschlich.

„Der Aether zerfällt in unendlich viele Aethersphären, es kann nicht eine einzige Centralmasse des Weltalls geben, sonst würde das Universum selbst ein endliches sein" (Oken).

Der uranfängliche Aether zerfällt, wird durch Eingehen in Zeit und Raum nun ein bestimmter, endlicher, auf diesen Raum, auf diese Zeit beschränkter; es entsteht Ausdehnung und Begrenzung, der Raum zeigt Nähe und Ferne, er wird meßbar; — die Zeit in der solches geschieht, bildet Perioden, es giebt jetzt eine Vergangenheit und eine Zukunft, und dieses heißt Geschichte. „Alle reale Existenz, d. h. alle Existenz, die wirklich re vera Existenz ist, die ist qualitative, bestimmte und deßwegen endliche Existenz" (Feuerbach). Jetzt ist aber schon etwas festrer Boden für die menschliche Erkenntniß gewonnen, weil es sich jetzt fortan um menschliche, d. h. um endliche, um bestimmte Größen handelt.

Durch diese Sondrung, Differenzirung, wird der ursprünglich qualitätslose Aether dichter, schwerer, materieller, und dieses um so mehr, je weiter er aus dem Ganzen heraus differenzirt und für sich individualisirt ist, und dadurch verkörpert wird.

Solche einzelne bereits differenzirte Aethermassen sind die Nebelflecken, aus denen sich die Sphärensysteme bilden. Auch unser Sphärensystem ist wohl aus einer solchen Nebelmasse hervorgegangen.

Ist man bis dahin gekommen, daß unser Sphärensystem aus einer concentrirten Aethermasse, aus einem sogenannten Nebelflecken entstanden sei, so lehrt die Beobachtung, daß die Bewegung aller Planeten ohne Ausnahme in einer und derselben Richtung von West gegen Ost vor sich geht, alle ihre Satelliten dieselbe Richtung einhalten, und selbst die täglichen Umdrehungen aller dieser Weltkörper in derselben Art erfolgen, zusammen 43 Bewegungen, alle nach einer und derselben Richtung geordnet. Dieses kann nicht Zufall sein, es muß eine gemeinschaftliche Ursache zu Grunde liegen (Littrow).

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 309. 28. December. 1842.

Grundzüge einer neuen Naturphilosophie.

(Schluß.)

Die täglichen und jährlichen Bewegungen der Planeten, die unbedeutende Excentricität und geringe Neigung ihrer Bahnen gegen den Sonnenäquator scheinen auf eine gemeinschaftliche, das ganze System umfassende Ursache hinzudeuten, die bei der Entstehung des Sphärensystems wirksam gewesen.

Dieses hat vorzüglich Laplace hervorgehoben, und er durch Berechnungen, Herschel durch Beobachtungen zu beweisen gesucht, daß diese Kraft, die alle Planeten umfaßt, nur aus einer anfänglich vielleicht luftförmigen Flüssigkeit von ungeheurer Ausdehnung erklärbar werden könne. Es dürfte diese Flüssigkeit, da sie allen Planeten eine gleichförmige Richtung ihrer Bewegung verliehen hat, in Gestalt einer Atmosphäre die Sonne umgeben haben, die damals ein Nebelstern, ein Lichtkern, umgeben von einer Nebelhülle, gewesen sein mag. War nun jener Kern, unsre jetzige Sonne, durch sein Verhältniß zu andern ähnlichen Körpern im Himmels-Raume in eine Bewegung, eine Rotation versetzt, so mußte er ganz nothwendig seine Atmosphäre und alle übrigen Sphären, die sich aus dieser bildeten, mit in diese Richtung seiner Bewegung hineinziehen. Wenn nun durch irgend eine Veranlassung, sei es durch Vorwalten der Anziehung nach Innen, oder Wirkung der Centrifugalkraft nach Außen, Trennung concentrischer Schichten der Sonnenatmosphäre entstand, so mußten auch diese in concentrischen Schichten oder hohlkugelförmiger Gestalt losgerißnen Massen sich um die Sonne drehen. Haben diese Massen sich nun noch mehr verdichtet, sich partieenweise vereinigt, erst zu Ringen, dann zu Kugeln gebildet, so waren allmälig die Planeten unsers Systems gestaltet.

Wie die Planeten selbst entstanden waren, durch Abreißung aus der Atmosphäre der Sonne, so bildeten sich wieder die Satelliten und Trabanten mit ihren Achsendrehungen und Umläufen aus der Atmosphäre der Planeten.

Da die von der Sonne entferntern Theile der Planeten wegen Rotation des ganzen Sonnenkörpers größre Geschwindigkeit hatten, als die dem Kerne näheren, so mußte hieraus die Rotation um ihre eigne Achse in der Richtung der jährlichen Bewegung eintreten.

Es ist aber auch schon hieraus klar, daß die Rotation um die eigne Achse später eingetreten, als der Umlauf um den Centralkörper, worauf wir später Wichtigkeit legen werden.

Diese Hypothese erklärt die Bewegung der Planeten nach derselben Richtung und in derselben Ebene, die Bewegung der Trabanten und deren Achsendrehung in derselben Richtung, die ringförmigen Trabanten (Saturnusringe), die größre Dichtigkeit der der Sonne näher stehenden, die abnehmende Dichtigkeit der ihr ferner kreisenden Planeten, das Vorhandensein der größten Massen (Jupiter) in der Mitte des Systems u. s. w.

Man kennt diese Theorie unter dem Namen der Laplaceschen Nebelhypothese, und wenn auch nicht nur diese, sondern überhaupt alle Hypothesen etwas Nebel in und um sich haben, so ist sie doch so klar, daß sie bis jetzt allgemein angenommen ist.

Der Verlauf unsrer Darstellung ist nun bis dahin gediehen, daß, wenn eine einzelne verdichtete Aethermasse, ein Nebelfleck, aus dem ursprünglichen Aether getrennt, durch seine Außenverhältnisse zu rotiren beginnt, die Planetenbildung um eine Sonne eintritt, und ist dieses vollbracht, hat sich die Masse gebildet, die in ungefährer Kugelgestalt um ihre Sonne rotirt und um ihre Achse sich dreht; so ist der Planet, speciell die Erde gebildet, und die Untersuchung hat wiederum festern Boden gefunden, da sie es jetzt nur mit unsrer Sphäre, mit der Erde zu thun hat.

Kann und soll von dieser so gebildeten Erde irgend etwas ausgesprochen werden, so kann man sagen, daß die Erde jetzt noch als indifferenter, qualitätsloser, völlig gleichförmiger Stoff sich verhalte, als eine in sich selbst noch ununterschiedne Dunst-Kugel um ihre Sonne rotire.

Sobald aber nun die Erde sich von der Sonne getrennt, gleichwohl noch indifferent und qualitätslos in sich selbst, erwächst ihr ein erster Gegensatz, der des Endlichen zu ihrem Unendlichen, ein Verhältniß des Theiles zum Ganzen, des Peripherischen zum Centralen, des Planetarischen zum Solaren, und die gelungne Scheidung, die vollendete Individualisirung, erscheint als — Licht.

Hiermit ist eigentlich die erste Stufe, die prototype, geschlossen, und es beginnt die physikalische; um aber die Wechselverhältnisse und genetische Entwicklung der übrigen Stufen deutlich zu machen, erlauben wir uns hier noch etwas fortzufahren.

Licht ist das individualisirende, das scheidende Princip; und hat die Sonne, oder überhaupt das Centrale (auch das Nervensystem) das Peripherische von sich geschieden, so verkündet es diese Scheidung durch die Strahlen seines Lichtes.

Die planetarische Masse ist aber nicht unendlich verdichtet, sie hat noch eine, wenn gleich endliche Ausdehnung, es ist ein Etwas vorhanden, welches dem Lichte entgegen tritt, welches der Scheidung die Vereinigung, der Vereinzelung die Verallgemeinerung entgegensetzt, und dieses generalisirende Princip ist die Wärme.

Action und Reaction sind eingetreten. Alle Wärme ist Reaction gegen die Individualisirung durch die Wirkung des Lichts, also Generalisirung. Alles Licht ist Reaction gegen die Generalisirung durch die Wärme. Beide Principien bekämpfen einander. Wo das Licht siegt, wird die Wärme frei, wo die Wärme siegt, wird Licht frei. Davon bald mehr.

Das scheidende Princip, die Individualisirung, das Licht, trennt im Urleben schon, und die Expansion der Materie, ihre Ausdehnung, ihre Existenz, daß sie in der Individualisirung nicht völlig untergehe, ist die Wärme. Aller Raum, d. i. bestimmter Raum, ist Wärme; das Licht ist Zeit, d. i. bestimmte Zeit.

Das individualisirende Princip würde die Materie zum mathematischen Puncte verdichten, wäre nicht die Reaction der Wärme. Hat das individualisirende Princip die Massen getrennt und ihnen Umläufe um Centralkörper und Umdrehung um eigne Achsen angewiesen, d. h. sie in bestimmte Zeit gesetzt, so sichert ihnen das generalisirende Princip in der Ausdehnung ihren bestimmten Raum. So wie die ursprüngliche Materie sich scheidet, d. i. individualisirt, so erhält sie ihre Ausdehnung, d. h. sie wird generalisirt, der Action der Trennung folgt das Streben nach Verallgemeinrung, die Sonne sendet Licht, die Erde entwickelt Wärme. — Irdisch geworden und verkörpert ist der Sauerstoff der individualisirende, der Lichtstoff, und individualisirt Alles, und gegen seine Individualisirung reagirt Etwas, es ist die Wärme, die tellurische Wärme. Oxydation aller Stoffe erzeugt Wärme, z. B. die Oxydation der Metalle, die Respiration selbst ist nur ein Verbrennungsproceß durch das Oxygen; Respiration der Pflanzen und Thiere ist ihre Individualisirung durch den Sauerstoff, und dieser Individualisirung widerstrebt, reagirt die Wärme. Specifische, tellurische, organische Wärme ist alles einerlei Reaction gegen das individualisirende Princip, nur mit dem Unterschied, daß im kosmischen Vorgange diese Reaction der Wärme gegen den dynamischen Scheidungsact; im tellurischen Hergange, wo alles verkörpert ist, diese Reaction gegen den fixirenden Sauerstoff erfolgt, in beiden Fällen aber stets gegen den Individualisirungsproceß.

Irdischer Repräsentant des verallgemeinernden Princips ist das Hydrogen oder der Wasserstoff.

Man entschuldige diese Anticipation, die als vorläufige Wiederholung erscheinen dürfte, mit beispielsweiser Anführung, und gestatte jetzt nur noch die Erinnrung, daß Wesen und Begriff von Licht und Wärme, wie Zeit und Raum, nur dann erst eintreten, wenn das Unendliche durch Selbst-Theilung in die Endlichkeit übergegangen ist.

Die Erde läuft um die Sonne, und vermöge der Neigung der Bahn der erstern gegen den Aequator der letztern steigt die Sonne innerhalb der Tropen scheinbar auf und nieder, der Gegensatz der beleuchteten und abwechselnd unbeleuchteten Halbkugel ist der Magnetismus, dessen Pole starr fixirt auseinander liegen, und (mit weniger Abweichung) zwischen sich die Achse fassen; die Erde rotirt um ihre Achse, die eine Halbkugel wird von der Sonne erwärmt, die andre abgekühlt, und dieser Gegensatz der Wärme ist die Elektricität. Der Jahreswechsel macht magnetisch, der Tageswechsel macht elektrisch; der Magnetismus geht vom Lichte, die Elektricität von der Wärme aus. Das Verhältniß der Action und Reaction zwischen Magnetismus und Elektricismus ist, wie zwischen Licht und Wärme, daß im Elektromagnetismus der Magnetismus durch die Elektricität, in der Magnetoelektricität die Elektricität durch den Magnetismus erregt wird.

Da aber der jährliche Umlauf der Erde um die Sonne älter ist, als der tägliche, so ist der Erdmagnetismus älter als die Elektricität der Atmosphäre, und kann daher in keinem Falle das Product elektrischer Strömungen sein.

Die Wirkung des Lichtes erzeugt aber aus der immer noch indifferenten qualitätslosen Masse der rotirenden Dunstkugel ein Princip, welches, wenn das Licht kosmisch, dieses tellurisch, und wo das Licht dynamisch, dieses Princip körperlich ist, ein sonderndes, scheidendes, fixirendes Princip — den Sauerstoff. Der Sauerstoff ist das tellurisch gewordne, das verstoffte verkörperte Licht.

Er hat unter allen Stoffen die geringste lichtbrechende Kraft, d. i. keine Verwandtschaft, keine Anziehung zum Lichte, denn er selbst ist nur verkörpertes Licht. Darum giebt er wenig Wärme, aber selbst viel Licht.

Gegenüber dem Lichte entwickelt die Wärme einen Stoff, der tellurisch ist, was sie selbst kosmisch, es ist der Wasserstoff. Er zeigt unter allen Stoffen die stärkste lichtbrechende Kraft, giebt wenig Licht, aber die größte Wärme ist selbst das dünnste, leichteste, expandirteste Gas. Wasserstoff ist die verkörperte Wärme.

Wie der Sauerstoff analog der Wirkung des Lichtes fixirt, individualisirt, z. B. in jeder Oxydation, so verflüchtigt der Wasserstoff feste Körper, z. B. den Schwefel im Schwefelwasserstoff, das Arsen im Arsenwasserstoff. Aus den Urkräften, man gestatte nun dieses Wort, bilden sich die Urstoffe.

Aber die Bildung schreitet weiter. Die Achse des Magnetismus ist starr, ein fixirtes Auseinanderliegen polarer Gegensätze. Dieser Starrheit entspricht der Kohlenstoff, der nach neuesten Forschungen selbst Basis der Metalle sein soll, und an den Polen, zunächst dem starrsten Hervortreten des Magnetismus, erscheinen die Isolatoren des Magnetismus, Eisen, Mangan, Titan, Kobalt, wie sie selbst die spröden starren Metalle sind, und an dem Aequator, in der Achse Indifferenz gelagert, erscheinen die Magnetoconductoren, Gold, Platin, Silber, in der Mitte zwischen den beiden Reihen Blei, Kupfer, u. s. w. Die höchste Entwicklung des Kohlenstoffes geschieht in der Vegetation, und in der starren Faser der Pflanze ist noch der kohlenstoffige Rest der starren Achse des Magnetismus.

Die Elektricität ist ein Bewegtes, ein ewig Schwankendes, sie bildet sich ein flüchtiges bewegliches Element, sie erzeugt sich den Stickstoff. Stickstoff ist das vorwaltende Element der Atmosphäre. Stickstoff ist das Vorbild der Animalisation. Den ursprünglichen Kräften, Licht, Magnetismus, Elektricität und Wärme entsprechen die ersten Stoffe, Sauerstoff, Kohlenstoff, Stickstoff, Wasserstoff. Wie Licht und Wärme Eins sind im Feuer, so Oxygen und Hydrogen im Wasser. Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Kohlenstoff, sind aber Metalloide, also eigentlich auch Metalle; alle Kalien und Erden sind nur umgewandelte Metalle, sind nur Oxyde von Metallen; entzieht man ihnen ihren Sauerstoff, so sind sie Metall. Die Natur hat also nur Metalle geschaffen, aller Stoff ist Metall, oder in Folge der Verwandlung dessen Modification. Die Metalle haben aber Unterschiede, und dieses ist ihr Verhälniß zum Sauerstoff, ob sie leicht oder schwer verbrennlich sind, durch das Oxygen. Jene, die leichtverbrennlichen nennt man unedle, die schwerverbrennbaren edle. Die neuere Eintheilung der Metalle ist aber namentlich nach Davy und Berzelius nach dem Verhalten derselben zur elektrischen Säule. Hier giebt es elektropositive und elektronegative Metalle. Sauerstoff ist der negativste, Kalium der positivste Körper, die übrigen liegen in der Mitte zwischen diesen.

Fragt man nun, wie die Natur zur Vielheit der Stoffe gelange, so glauben wir — sehr einfach, sie hat nur, und nichts als Metalle geschaffen, und diese in einer Reihe und einem fortlaufenden Zuge vom (so viel bis jetzt bekannt) Kalium zum Sauerstoff; und wie es uns erscheint, werden die verschiednen Metalle aus der einfachen qualitätslosen Indifferenz der rollenden Dunstkugel abgeschieden, herausgebildet, individualisirt, wie gezeigt, durch den Einfluß der Imponderabilien, der Dynamik.

Man hat zwar angenommen und wollte durch chemische Untersuchungen nachweisen, daß überall alle Stoffe vorhanden seien, namentlich Petzholdt in seiner Geologie glaubt, daß zur Zeit des Urnebels vor der Verdichtung überall Gold, überall Eisen, Sauerstoff, Wasserstoff u. s. w. gewesen sei, und bei der Verdichtung zur Kugel sich diese Stoffe je nach ihrer specifischen Schwere gesenkt, die schwersten sich zu unterst gelagert haben u. s. w. und so getrennt worden seien. Wir aber fragen mit Recht, wie sind sie denn dort und damals geschaffen worden, wie kamen sie denn in den Urnebel? Wir glauben, daß unsere Hypothese der Herausdifferenzirung der verschiednen Stoffe aus einem differenzlosen Urstoffe durch Licht, Wärme u. s. w. die einfachere, natürlichere, wenn gleich immer — Hypothese sei!

Wie nun die Einheit eines Sphärensystems in der Vielheit der Sphären sich zur Differenz entfaltet, so auch erzeugt die Einheit jeder einzelnen Sphäre eine Menge von Wesen, welche ebenfalls verschiedne Grade von Selbständigkeit darstellen, bis zum Organischen, von dem man wenigstens im gemeinen Leben sagte, daß es den Grund seines Seins in sich selber trage. Zur Bildung der Stoffe gehört auch noch, was einer unserer geistvollsten Denker, Christian Kapp in Lüdde's Zeitschrift für vergleichende Erdkunde sagt: „der Aether oder die den Weltraum füllende Masse ist dem Grundstoffe nach eben das, was in ihm entstand, und in der Entstehung und durch diese bestimmt sich von ihm unterschied. Die Grundstoffe der Erde in ihrer Totalität sind auch die Grundstoffe des Aethers."

Die Stoffe sind gegeben und jetzt der einfachen Stoffe 55 angenommen, der ursprüngliche Aether ist differenzirt in 55 Stoffe, gleichsam $\frac{x}{55}$.

Der reducirenden Chemie ist es gelungen, die sämmtlichen bekannten Stoffe auf 55 zu bringen, dieses ist aber immer noch zu wenig geleistet, der schöpferische Menschengeist sollte auch diese 55 noch auf einen einzigen reduciren, dann würde er an den Aether oder wenigstens an den tellurischen Urstoff gelangt sein, und dann würde ihm auch die Wandlung der Stoffe, die chemische Transsubstantiation gelingen. Die Wandlung der Stoffe kann nur aus dem Einen geschehen, auf das die Andern zurückgebracht sind, aus dessen erlangter Indifferenz sie wieder polarisirt und differenzirt werden. In den verschiednen gebildeten Stoffen herrscht nun die Wirkung des Lichtes und der Wärme, und jetzt sind Oxydation und Reduction die Hauptprozesse. Alle chemische Verbindung erscheint dem obigen zufolge nur als Metall-Legirung-Oxydation.

Der differenzirende Sauerstoff ergreift alsbald nach ih-

rer Bildung die leicht oxydirbaren Metalle, die Radikale der Kalien und Erden, Kalium, Natrium, Lithium, Baryum, Calcium, Magnesium u. s. w., und wandelt sie zu Kalien und Erden um, als Kali, Natrum, Lithon, Baryt, Kalk, Magnesia u. s. w.; schwerer oxydirbare Metalle, aber immer noch elektronegative, werden mehr, weniger, oxydirt, die sogenannten edlen elektropositiven, als noch schwerer verbrennbar, werden wenig, gar nicht vom Sauerstoff verändert, bleiben gediegen, Gold, Platin. Man sieht, die Natur ist in ihrer Entwicklung in die dritte Stufe, die chemische eingetreten.

Wie aber Sauerstoff wirkt, so wirken auch noch andere Stoffe, nämlich verbrennend auf die ursprünglichen Radikale der Metalle. So wirken Schwefel, Chlor, Brom, Jod, Phosphor u. s. w., und auch diese Stoffe helfen statt Sauerstoff oder an dessen Stelle die ursprünglichen Metalle individualisiren, d. i. aus dem ursprünglichen Zustand des leicht veränderlichen Bestehens herausreißen, und zu schwerer trennbaren Verbindungen fixiren.

Diese Verbrennung der Radikale aber durch Oxygen und Halogen erzeugt Wärme, und dieses ist die tellurische Wärme.

Abermals gerathen wir mit den Geologen in Widerspruch. Ueber Plutonismus und Vulkanismus ist nun kein Streit mehr, und diesen würden wir auch nicht berühren. Aber nur der Ursprung der irdischen Wärme ist jetzt unsere Sache.

Petzholdt z. B., der die Geologie sehr gut entwickelt, nimmt eine ausnehmende Hitze der Sonne und ihrer Atmosphäre an, aus der die Erde sich bildet. Die Nebelmasse der Sonnen-Atmosphäre wird heiß vorausgesetzt, durch ihre Abkühlung wird Verdichtung veranlaßt, und in dem immer noch feurig flüssigen Zustande senken sich die ursprünglich überall vorhandenen Stoffe nach ihrer specifischen Schwere z. B. von den Metallen Platin, Gold u. s. w. nach Unten; Kalium, Natrium und die Radikale der Erden sammeln sich um ihrer Leichtigkeit willen nach Oben an, die abgekühlten äußern Schichten zerreißen bei der durch eben diese Abkühlung bedingten Contraction, und aus den Spalten steigen neue glühend flüssige, wenigstens noch breiartige Massen empor, die die Metalle aus der Tiefe mit sich hervor an die Oberfläche heben.

Woher aber nun diese Wärme, fragen wir? Die erste ursprüngliche Verdichtung des Aethers soll sie erzeugen, gut! Nach Laplaçe war die Sonne bei dem ursprünglichen Zustande des Sonnensystems um ihre Achse rollend von einer Atmosphäre umgeben, welche vermöge einer ausnehmenden Hitze weit über die Bahnen aller Planeten sich hinaus erstreckte u. s. w. (Petzholdt).

Wir haben aber schon oben gezeigt, daß die Begriffe selbst von Licht und Wärme erst entstehen beim Eingehen des Aethers in die Endlichkeit. Wir glauben selbst das Austreten der erwärmenden Kraft der Sonne erst nach Entstehung des Systems dargethan zu haben, Sonne und Erde mußten als solche erst gebildet sein, ehe Wärme eintreten konnte.

Eben so wenig können wir einverstanden sein mit Kapp, wenn er sagt: „das Erdinnere, das Centrum der Erde ist kein abgeschloßner Kern, vielmehr Heerd der höchsten Erdhitze eben so sehr als Mittelpunct der Schwere. Es ist an sich was im Großen der Aether, aber durch und durch individualisirt nach dem Charakter der Erde."

Darauf entgegnen wir, daß wir uns diese Centralhitze nicht recht vorstellen können. Wärme, Hitze, bedingt Expansion, Ausdehnung des Erdinnern muß aber fest contrahirt sein. Dafür spricht die specifische Schwere der Erde. Man bedenke nur, daß drei Viertheile der Erdoberfläche mit dem zum Theile tiefen Meere umgeben sind, dessen specifisches Gewicht allerhöchstens 1, 2 beträgt; daß ferner die Oberfläche des Landes aus Stoffen als Kali, Natrum, Thon, Kalk, Kiesel u. s. w. besteht, deren specifisches Gewicht 2, 5 kaum überschreitet, daß dagegen das specifische Gewicht der ganzen Erde nahe an 5 beträgt; und es ist somit klar, wie Steffens schon vor 40 Jahren angedeutet, daß der Kern der Erde metallisch sein möge. Wir verlassen dieses Gebiet und sprechen unsere Ansicht dahin aus, daß alle tellurische Wärme, d. h. alle Wärme des Erdinnern lediglich von ihm selbst, von der Verbrennung der Radikale der ursprünglichen Metalle durch den Sauerstoff ausgehe. Die bei je 30 Meter um einen Grad steigende Wärme der Tiefe ist uns nicht entgegen, sie ist allerdings vorhanden und durch die aufliegenden starren Schichten zurückgehalten, in die Tiefe aber nicht ins Unendliche gesteigert, und wird in einer Tiefe aufhören, in welcher eine Verbrennung der Radikale noch nicht stattgefunden. Der Bohrbrunnen zu Grenelle ist immerhin eine Tiefe, die, wenn auch mit 1650 Fuß, hier doch noch nicht in Anschlag kommt.

Die Verbrennung nach unsrer Ansicht erzeugt also Hitze, Wärme, die Stoffe werden geschmolzen, selbst verglas't, diese Hitze erzeugt Feuer, Gase, Dämpfe, Explosionen, Eruptionen, Revolutionen der Erde. Die Stoffe werden durch einander geworfen, daher ihre Mengung und scheinbar regellose Lagerung. Aber immer sind die am leichtesten oxydirbaren am stärksten differenzirt. Liegt z. B. Eisen, Blei, Kupfer und Silber neben einander, verbrannt vom Schwefel und Sauerstoff, so wird das Eisen oxydirt, das Blei stark, das Kupfer wenig geschwefelt, das Silber gediegen erscheinen.

Diese chemische Stufe aber bildet die geologischen Perioden der Plutonisten.

Sind die Massen nur chemisch beruhigt, wenigstens die großen stürmischen Zersetzungen vorüber, so tritt die vierte Stufe, der Mechanismus ein. Es erfolgen die Niederschläge, die Gerinnung, Kristallisation u. s. w. nach dem Gesetz der Schwere, die wir wieder in ihrer Wirkung mit der des Lichtes für identisch halten.

(Ende des ersten Artikels.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 310. 29. December. 1842.

Zur politischen Geschichte Deutschlands. Von Dr. Karl Hagen. Stuttgart, bei Franckh.

Dieses Werk, dessen Verfasser sich schon durch seine Darstellung der litterarischen Verhältnisse im Reformationszeitalter verdient gemacht, enthält den Abdruck von vier Abhandlungen, die schon vor mehreren Jahren in der Heidelberger „Braga" gestanden. Wir können dem Herausgeber für diese Erweckung vom Tode nur dankbar sein.

Das Interesse für des Vaterlands Einheit und Freiheit durchzieht, wie ein rother Faden, diese Aufsätze und verknüpft sie durch das Bestreben, aus den verschiedensten Zeiten unserer Geschichte nachzuweisen, daß immer dasselbe noth gethan, stets dieselbe traurige Wahrheit von einzelnen bedeutenden Männern erkannt, und doch durch eine eigenthümliche Verkettung der Geschicke stets verfehlt und vernachlässigt worden ist. Die Wahrheit ist alt, wie die Welt! — Ebenso das Streben nach Freiheit. Die Güter, die uns fehlen, welche wir in Deutschland ersehnen, wurden umkämpft, so alt die deutsche Geschichte ist, — nämlich Gedankenfreiheit, Unabhängigkeit von jeder Hierarchie, auch der durch die Reformation eingeführten Hierarchie der Fürstengewalt, deren Keime allerdings schon in den kaiserlichen Ansprüchen beim Investiturstreit lagen, wo aber Deutschland zwischen zwei Uebeln das Kleinste zu wählen hatte. Solche Bestrebungen gingen Hand in Hand mit dem Ringen des Bürgerthums um Recht und Selbständigkeit gegen den Adel, — und mit der Abwehr des eigentlichen Tiers-état, gegen das übergreifende Eindringen des römischen Rechtes, dessen unverständige, aber von oben begünstigte Ausleger aus jedem Fürsten einen despotischen Cäsar Augustus machten, der über den Gesetzen stand, und aus jedem Hörigen einen ganz rechtlosen Sclaven. —

Alle diese Bestrebungen sind concentrirt und erreichen gleichsam ihre Spitze in dem edlen Ulrich von Hutten, dessen ganzer Charakter und vollstes Talent nur zur Opposition geschaffen schienen, der darum auch früh zu Grunde ging, nachdem er an allen Fehden der Zeit Theil genommen. Zugleich Freiheitsheld und Patriot, unverzagt und treu, ein Freund des vaterländischen Volksrechts, Feind des Adels und der Klerisey, ein unerbittlicher Verfolger fürstlicher Laster und Willkür, — so steht er als das Muster des deutschen Liberalen vor uns. Es ist bekannt, daß die Reformatoren damaliger Zeit, welche den alten und zähen deutschen Wahn hegten, geistige Interessen ließen sich auf rein geistigem Wege durchführen, sowohl Hutten's übermüthige Thatkraft fürchteten, als sie sich auch vor den Bauernkriegen perhorrescirten. Das hat denn dem fürstlichen Despotismus Raum und Mittel zur Ausdehnung gegeben*), da dieser mit den geistigen Interessen nicht so delicat umging. —

Hutten's gewaltige Philippiken gegen die Fürsten und das Hofleben seiner Zeit greifen die Sache beim rechten Ende an. Wie die Sittenrichter der früheren Zeiten, nur weit mächtiger und beredter, geißelt er die deutschen Fürsten und Herren, daß sie nicht einmal ihre eigensten Angelegenheiten besorgten, sondern den Türken (dem Erbfeinde von damals) Land und Ehre der deutschen Nation überließen. Statt auf den Reichstagen ernstlich zu berathen, verschlemmten sie Zeit und Kräfte bei Schmausereien, verwendeten allen Verstand und alles Interesse auf leere Rang- und Cerimonialstreitigkeiten. Von ihren Dienern verlangten sie elende Kriecherei, und bedienten sich derselben bis zur Mißhandlung, nur um den Standesunterschied stets fühlen zu machen, so daß es kein unabhängiger und vernünftiger Mann als Rathgeber je in ihrer Nähe aushielte, u. s. w. —

In solchen Zügen, mit solchen Citaten schildert Hagen den edlen Hutten auf das Genauste, und zwar nicht blos den Ansprüchen gelehrter Forschung genügend, sondern auch in einer Weise, welche diese Anschauungen dem ganzen gebildeten Publikum zugänglich macht. Vielleicht wäre dabei etwas mehr Kunst, eine gewisse dramatische Darstellung zu wünschen. Statt daß er systematisch eine Seite von Hutten's Bestrebungen nach der andren im politischen Rahmen vorbeiführt, hätte eine lebensfrische Biographie die einzelnen Momente der damaligen Zeit weit individueller und charakteristischer einprägen müssen, weil der Leser Alles mit dem Helden inniger empfunden hätte. In geringerem

*) Luther: „Obschon ein Fürst Unrecht thut und schindet und schabt dich, dennoch ist's nicht Recht, Aufruhr anzurichten."

Maße wäre dasselbe auch von der Darstellung Gregor von Heimburg's zu bemerken, eines Mannes, der schon im 15ten Jahrhundert als der Träger der klarsten reformatorischen Ideen gelten konnte. Ein edler und fester Charakter in den Zeiten der Gährung und des Treubruchs! — Von milder Sitte, unterstützte er die Einführung humanistischer Studien und classischer Bildung in Deutschland. Löwenmüthig vertheidigte er das Recht der Städte gegen die Anmaßungen der Fürsten, welche sich damals — im concreten Falle — für ihre Gewaltthätigkeiten der Verantwortlichkeit des kaiserlichen Gerichts entziehen wollten. Wie bezeichnend, wenn er ausruft: „O blindes und unvernünftiges Deutschland! Einen einzigen Kaiser weigerst Du Dich zu tragen und unterwirfst Dich dafür tausend Herren!" —

Und wie ein Märtyrer widerstand Heimburg der päpstlichen Allmacht auf dem baseler Concil, und später an ein allgemeines Concil appellirend. Von den Mächtigen, die ihn benutzt hatten, verlassen und verrathen, spottete er den Makel des Bannes und den ingrimmigen Vorwurf der Ketzerei mit scharfer Logik von sich weg. — „Der Papst sagt ferner," (entgegnet Heimburg,) „ich hätte mich des Majestätsverbrechens schuldig gemacht. Aber ich denke, die Gesetze, wornach ich dies gethan haben sollte, muß er für Mücken und ähnliches Geschmeiß gemacht haben, die sich freilich in solch feinen Gespinnsten leicht fangen: kommt aber einmal eines der kräftigeren Thiere, so zerreißen sie. Aber ich gestehe es: ich liebe die Freimüthigkeit eines Diogenes und eines Cato, und niemals werde ich sie verläugnen." —

„Zuletzt nennt er mich einen Ketzer. Freilich, wenn er den einen Ketzer nennt, der andrer Meinung ist, wie er, dann ist auch Cato in den Augen Cicero's ein Ketzer; dann bin ich auch einer, weil ich sage, das Concilium stände über dem Papst; aber auch der Papst ist ein Ketzer, weil er eine andre Meinung hat, als ich." —

„Und endlich will der Papst meine Güter confisciren. O, wären sie nur so groß, um dem räuberischen Menschen den Rachen zu stopfen." —

Außer diesen beiden Biographien ist noch die erste und letzte Abhandlung des Buches zu erwähnen. Jene behandelt den Wendepunct der deutschen Reichsverfassung unter den Kaisern Heinrich III. und Heinrich IV., — die Entwicklung des Königthums vom Abgange der Karolinger bis zu seinem Höhepunct unter dem weisen und starken Heinrich III., der sich durch ein gerades und gerechtes Benehmen den ehrenden Beinamen „die Linie der Gerechtigkeit" verdient hat. Wiewohl selber fromm, imponirte er doch durch seinen rechtlichen Sinn der Geistlichkeit, und hielt diese, so wie die Stände, kräftig unter seinem Scepter. Die zwei Momente, welche seit Anbeginn die Ordnung des Reichs zu untergraben drohten, die Herrschsucht der Geistlichkeit, welche vermittelst der Simonie auf die Fürsten, und mit Aberglauben auf das Volk wirkte, und die Sucht der kaiserlichen Beamten, die an die Stelle der alten Nationalherzöge getreten waren, als Vasallen ihre Aemter zu erblichen Rechten umzugestalten, — diese Gefährden nagten den Frieden unter der vormundschaftlichen Regierung nach Heinrichs III. Tode wieder an, und fanden dann an Heinrichs IV. unruhigem und selbstsüchtigem Charakter den besten Bundesgenossen. — Dieser seltsam schwankende Charakter, welcher gleichsam der ganzen deutschen Geschichte eine neue Wendung gab, ist von Hagen gar getreu geschildert, ohne die sonst übliche Vorliebe für das Kaiserthum oder Parteinahme gegen das Papstthum. —

Die Darstellung einer Zeit, in welcher alle Anstrengungen der Völker nur zu Gunsten der Aristokratie ausgeschlagen, beschließt Hagen mit den Worten:

„Merkwürdiges Schicksal unseres Volkes! Ausgerüstet mit allen Kräften und Anlagen, um ein tüchtiges Staatsleben zu erschaffen, bildet es sich eine Zeit lang schön und herrlich in seinem Inneren aus; auf die innere Kraft gestützt, erringt es auch gegen Außen eine imposante politische Bedeutung. Da, gleichsam die politische Geltung verschmähend, wirft es sich auf ein geistiges Element, in dessen Ausbildung es nicht minder groß, nicht minder bedeutend erscheint. Aber, indem es dieses geistige Element mit Haß und Begierde verfolgt, vergißt es sich selbst; während es durch die Entwicklung desselben für die ganze Welt etwas zu sein strebt, vergißt es die heimischen Güter: es bringt, möchte ich sagen, für die Menschheit die innere politische Größe, die Nationalgröße, zum Opfer." —

„Ein Schicksal, das wir nicht einmal, das wir schon öfter erfahren. Denn auf ähnliche Weise ging es uns mit der Reformation. Auch hier gaben wir den großen Ideen zu Liebe, die wir der ganzen Menschheit erfochten, unsere nationale Größe, unsere politische Stärke auf." „Und sollte in dieser Erfahrung, welche uns die Geschichte bietet, das lebende Geschlecht nicht einen Fingerzeig für die Zukunft erblicken?"

Manchen Commentar zu diesen Worten kann man aus den am Schluß des Werks gesammelten Flugschriften herauslesen, welche der Verfasser auf der Windsheimer Stadtbibliothek gefunden hat. Es sind deren vier aus dem Reformationskriege von 1546, fünf aus der zweiten Hälfte des 16ten Jahrhunderts, und acht aus dem dreißigjährigen Kriege. Es wäre ein großes Verdienst, mehr solche verwandte Stimmen aus der Ferne und Weite zu sammeln. Politische Tendenzen, selbst revolutionäre, sind hier gar nicht sporadisch. Das gesunde, politisch patriotische Fer=

ment kam meistens aus Frankreich oder auch von den niederländischen Calvinisten her; oder entsprang aus dem Haß gegen die Verbindungen des Kaisers und der Großen mit dem Auslande, namentlich dem Papste und den Wälschen. Während die Theologen über dogmatische Spitzfindigkeiten, die Fürsten in der Wuth des Erwerbs Vaterland und Reich vergaßen, verhallten die sehnenden Stimmen des Volks nach politischer Reform. Die ersten Reformatoren hatten in der Angst, nicht mit Aufrührern verwechselt zu werden, viel verdorben durch ihre ewigen Mahnungen, der rechtmäßigen Obrigkeit zu gehorchen. Diese Zweideutigkeit erinnert stark an ihr Muster: „Gebet Gott, was Gottes ist, und dem Kaiser, was des Kaisers ist," — von welchem Satze Arnim sagt: „Es ist ein wunderlicher Spruch, weil Jeder sich dabei denkt, was ihm beliebt. Man hört es gleich, daß unser Heiland soll in Versuchung geführt werden." — Es fragt sich dabei freilich noch, was denn eigentlich des Kaisers sei, so wie es dort in suspenso bleibt, was wirklich die rechtmäßige und von Gott eingesetzte Obrigkeit wäre. Den König Heinrich VIII. von England und den „Hanswurst von Braunschweig" mindestens scheint Luther eher für des Teufels Werk gehalten zu haben. — Auch Zwingli war nicht so ängstlich, wie ein Melanchthon, Erasmus, oder Camerarius. — Diese frommen Naturen, so hoffnungsreich und vertrauensvoll, wie die berliner Correspondenten in der Leipziger Allgemeinen Zeitung unsrer Jahre, gedachten und wünschten noch zuletzt, daß der Kaiser Papst und Italiener aufgeben, und sich an die Spitze der neuen Ideen in Deutschland stellen möge. — Da hieß es denn:

„Edler Kaiser, nimm es zu Herzen,
Wider Gott mach' kein heimlich Bund;
Gott wendt die Zeit, das Ziel und Stund.
Sein Gewalt gibt er ja, wem er will.
„Ich besorg mich, ich red' zu viel," (!!)
Noch will die Wahrheit sein bekannt.
Mächtiger Kaiser, sei gemahnt,
Mach ein beständig Einigkeit
Zwischen uns und der Geistlichkeit.
Laß uns bleiben auf unserem Sinn,
Laß sie fahren mit ihrem Gewinn.
Gewaltiger Kaiser, nimm die Kron'
Und zier die deutsche Nation. — — "

Solche und ähnliche Illusionen und Paränesen aller Parteien kann man in Hagen's Sammlung finden.

H. B. Oppenheim.

Neuere Gedichte von Wilhelm Wackernagel. 1832—1841. Zürich u. Frauenfeld 1842.

Wir haben vor uns einen Band Gedichte von dem Herausgeber des „deutschen Lesebuches"; und damit hat der Herr Verf. dem „Lesebuche" ein andres an die Seite gestellt, was kein „Lesebuch", d. h. nicht zu lesen ist. Das ist nun zwar höchst wahrscheinlich nicht die Absicht des Herrn Wackernagel: aber warum, könnte man beiläufig fragen, hat Herr Wackernagel diese Gedankenassociation hervorgerufen, warum hat er sein Buch ein „Lesebuch' genannt? Wir glauben unsern Lesern mit der Lösung dieses Räthsels einen kleinen Dienst zu thun. Herr Wackernagel will nämlich schon auf dem Titel einen poetischen Eindruck, eine romantische Illusion hervorbringen, er will uns in die glückliche Zeit unsrer Jugend, ja unsrer unschuldsvollen Kindheit zurück versetzen, wo wir blos von zwei Büchern etwas wußten, einem Lesebuche nämlich und — einem Schreibebuche.

Verbirgt etwa auch der Titel des vorliegenden Buches eine Illusion? „Neuere Gedichte." Vielleicht wären sie alt, vielleicht wären sie nur in der neuern Zeit entstanden, und hätten einen alten Inhalt, ein altes Pathos? Daß sie in der neuern Zeit entstanden sind, ist auf dem Titel noch ausdrücklich bescheinigt: „1832—1841." Ach! eine schöne, eine herrliche Zeit! vom Tode des letzten Mohicaners im Reiche der vornehmen, der exclusiven Poesie, die eine aparte Glückseligkeit und ein eignes olympisches Leben; vom Tode noch andrer Häupter aparter Reiche (Philosophie und Theologie), die den Zusammenhang mit dem Allgemeinen, dem Alles dient, mit dem Geiste, wie er sich in der Geschichte, dem öffentlichen Leben explicirt und verwirklicht, verloren hatten. Diese Zeit der Zertrümmerung des letzten Ueberrestes des alten Kastenwesens, der fixen Unterschiede in der Wissenschaft und allgemeinen Bildung; diese Zeit der Befreiung von allen alten Satzungen und Fesseln der Humanität, wie sie sich in der Restaurationsperiode zum Theil erst wieder eingeschlichen und eingedrängt hatten; diese Zeit der Besinnung des deutschen Geistes auf seine Versunkenheit und seine Bestimmung, des Dranges nach wahrer Freiheit ohne die trüben Illusionen, die Flitter der Romantik; diese Zeit, hoffen wir, wird mit ihren Freuden und Leiden unsern Dichter ergriffen und ihr Gepräge seinen Gedichten aufgedrückt haben. Der Dichter hat feinere Fühlhörner für die Regungen, für die treibenden Kräfte des Geistes der Zeit. — Täuschen wir uns nicht! Von alle dem ist in dem dicken Bande (mit dem 6 Seiten langen Inhaltsverzeichnisse 366 Seiten) keine Spur.

(Schluß folgt.)

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Deutsche Jahrbücher

für

Wissenschaft und Kunst.

№ 311. 312. **31. December.** **1842.**

Wackernagel „Neuere Gedichte."

(Schluß.)

Aus der guten alten Zeit, wo man weiter nichts zu thun hatte, als Bücher zu lesen oder resp. zu schreiben, haben wir ein gutes altes Dictum: es ist kein Buch so schlecht, daß man nichts daraus lernen könnte. Was kann man aus diesem lernen? Hauptsächlich zweierlei: erstens, das man ganze Massen von Gedichten gelesen und herausgegeben haben kann, ohne selbst Dichter zu sein: zweitens, daß die Einsicht immer noch nicht allgemein verbreitet ist, daß Litteratur und Leben oder Geschichte den engsten Zusammenhang haben. Vor der französischen Revolution war die Liebhaberei der französischen Litteratur aus der Aufklärungszeit durch ganz Europa und besonders an allen Höfen verbreitet; aber man spielte nur damit, freilich wie mit Feuer, man hatte daran ein rein ästhetisches Vergnügen, wenn nicht dies schon ein zu edler Ausdruck für eine gesinnungslose, raffinirte Liebhaberei ist. An den Kirchenliedern, die der deutsche Protestantismus im 17. und Anfange des 18. Jahrh. vorzugsweise hervorgebracht hatte (denn alles Andre war meist bis zum Extrem geist- und geschmacklos), hatte man einen Ueberdruß bis zum Ekel: den langen Weg, den die deutsche Litteratur (gründlich gnug) von der Befreiung von der abstract-religiösen Welt- und Lebensbetrachtung durch viele Mittelstufen hindurch bis zur Darstellung der wahren Humanität gemacht hat, fand man zu langweilig. Man machte einen Sprung, man warf sich der französischen Litteratur in die Arme, die natürlich, weil sie den Umweg einer ernsten Erkenntniß und Befreiung im religiösen Gebiete vermieden hatte, schneller am Ziele angekommen war. Aber Ernst wollte man mit alle dem nicht machen: die politischen und socialen Zustände, denen man alle Gesinnung, allen geistigen Antheil entzogen hatte, sollten bleiben, wie sie waren — eine petrefacte Lüge. Die Rückkehr zur Natur, die reine freie Humanität rc. sollten nur schöne und allenfalls wahre Gedanken sein, aber nicht wirklich: die alten Privilegien, die alten Schranken, die alten Lebensformen sollten unangetastet bleiben. Irret euch nicht! die Geschichte läßt sich nicht spotten, sie läßt sich nicht zur Lügnerin machen. Sie hat Hand ans Werk gelegt — ist freilich noch lange nicht damit fertig.

Das ist doch ein frappanter Commentar zu dem Satze der neuern Philosophie von dem Zusammenhange der Litteratur und Geschichte. Aber Herr Wackernagel und unzählig viele Andre mögen das immer noch nicht verstehen; bilden sich immer noch ein, sie dürfen in der Wissenschaft oder Kunst, die mit dem öffentlichen Leben, mit der Zeitgeschichte nichts zu thun haben, ihr Steckenpferd reiten. Sie reiten aber nicht etwa, wie damals die französische Litteratur v o r a n, sondern h i n t e n n a c h, und nicht auf dem Pegasus, sondern wie gesagt, auf einem Steckenpferd.

Nun sie mögen immerhin reiten, aber uns nicht vor der Nase herum, und nicht mit der Prätension, unser Interesse, unser Auge auf sich zu ziehen.

Man könnte Herrn Wackernagel laufen lassen, wie er uns selber, d. h. unsre Geschichte, unsre heiligen Interessen, unsre gegenwärtige Begeistrung laufen läßt; aber Herrn Wackernagel's Buch ist auf äußerst feinem Papier mit wunderschönen Lettern gedruckt; Herr Wackernagel wird von dem Haufen der Nachzügler der Romantik willkommen geheißen werden, und denen möchten wir gern ihre Freude versalzen; Herr Wackernagel könnte endlich mit seiner romantischen Brühe einem Theile der unbefangnen deutschen Jugend den Magen verderben.

Nach alle dem und trotz alle dem haben vielleicht unsre Leser ein Gelüsten, einige Pröbchen zu kosten. Nun wohlan! wir können damit aufwarten. Von welchem Jahrgang? Zaudern Sie nicht, meine Herrn! es ist eins wie's andre, vorne wie hinten, von 1832—1841. Also das erste das beste, oder das erste das schlechteste, wie man will. Das erste:

Endymion.

Die Erde schläft und athmet kaum:
Verstohlen flüstert nur der Bach; (also sonst Niemand)
Die Nachtigall im Blüthenbaum
Singt leis' und leiser allgemach. (Wie schön!)
Hoch oben durch das blaue Meer
Ein stiller Schiffer zieht einher, (Wie schön!)

Der Mond, und in verschwiegner Feier
Entfaltet er den Silberschleier. (Wie schön!)

Wenn Morgens dann die Erd' erwacht,
Und sich den Thau vom Auge wischt,
Halb träumend denkt sie noch der Nacht
Und noch des Traums, der grad' erlischt. (Der Traum erlischt? nun ja! es reimt sich auf „wischt".)
Unglücklicher Endymion! (o weh!)
Die scheue Freundin ist entflohn:
Das dir geträumt, von all dem Lieben
Ist nur der Kummer dir geblieben.

Moral: schlafen und träumen ist besser als wachen.

In diesem romantischen Endymion haben wir alle Ingredienzien der Romantik auf einem Haufen; und das Ende ist — Kummer. Das ist ein kümmerliches Ende. Und diese kümmerliche Empfindung, wir wollen sagen, diese affectirte Empfindung des Kummers ist das Thema zu hundert Variationen; ja! bei Gelegenheiten, wo man's gar nicht erwarten sollte, z. B. S. 9:

Aphrodite.

Sie stieg empor aus salzgen Wellen,
Der Liebe Göttin, unverletzt, (wovon denn?)
Verschönert nur, wie Rosen schwellen,
Verschönt, wenn kühler Thau sie netzt.

Umsonst daß sich dein Auge röthet:
Mit solchen Waffen siegst du nie; (wer? und über wen?)
Nie wird in Thränen sie getödtet:
Geboren wird aus Thränen sie. (Wer? doch wohl die romantische Aphrodite.)

Endlich:

Der Kranz.

Freunde, keine Lorbeerkrone, (Gott bewahre!)
Die der nächste Morgen raubt, (Welche Selbsterkenntniß!)
Einen Kranz von duft'gem Mohne
Windet um des Dichters Haupt!

Denn er hat sich einst vermessen
Froh zu sein durch Lieb' und reich: (sic!)
Da geziemt ein tief Vergessen
Und ein Schlaf, dem Tode gleich.

Nun ja! gute Nacht, Herr Wackernagel! — Der Schlaf überfällt Herrn Wackernagel auch sonst noch; z. B. S. 171:

Durch dunkle Fluten zog mein Kahn;
Nun endlich hab' ich ihn im Hafen:
Ich danke Gott, und leg' ihn an,
Und geh' in Frieden auszuschlafen.

Schlafen Sie wohl, Herr Wackernagel!

Es ist unglaublich, welche Leierei Herr Wackernagel für Poesie ausgiebt. Lauter Empfindungen ohne Gegenstand, ohne Zusammenhang mit der Zeit und wirklichen Welt, d. h. erlogne Empfindungen. Und wenn der Verf. ja einmal gegenwärtige Zustände oder Zeitereignisse berührt, so stumpft er ihnen jede Spitze des Interesses ab, so sieht er sie an mit den Augen eines Philisters. So ruft er S. 139 einem Storche zu, er solle der Schweiz den Frieden bringen.

Wir könnten unsern Lesern Proben von so schaler Reimerei mittheilen, daß ihnen Hören und Sehen vergehen sollte, z. B. Gottes Wort; die Schatzgräber. Aber gnug. Daß die Form bei allem Firniß und allen Flittern gezwungen, holperig und platt ist, versteht sich bei dem Inhalte von selbst.

Ja, ja, Salomo hat recht: Alles hat seine Zeit. Die Romantik hat auch ihre Zeit, oder hat vielmehr ihre Zeit gehabt. Wer aber heute noch in ihrer Weise dichtet und denkt, — blamirt sich. Die junge Welt hat keinen Geschmack mehr dafür. Wer poetisches oder philosophisches Talent hat, der hilft auf den Trümmern der Romantik die neue Welt aufbauen, die Welt der wahren, freien Humanität. Das klingt wie Heidenthum. Meinetwegen. Es bleibt doch wahr, was Gervinus sagt, daß keine Zeit näher daran gewesen ist, auf tiefern und festern Grundlagen als das Alterthum die Welt der totalen und freien Humanität zu verwirklichen, als die unsre. An diese endliche Verwirklichung zu glauben und mit allen geistigen Kräften daran mitzuarbeiten, das ist unsre Religion. Wer daran nicht glaubt, der hat keine Religion, und wenn er das Wort stündlich im Munde führte. Es giebt nur drei Arten, sich zur Geschichte zu verhalten: irreligiös, gleichgiltig (wie Herr Wackernagel) mit Beruhigung in der privaten Glückseligkeit: antireligiös, in leidenschaftlichem Widerspruche gegen den unaufhaltsamen Gang der Geschichte: religiös, im Glauben an den Sieg der Wahrheit und die Verwirklichung der Freiheit.

Herausgegeben unter Verantwortlichkeit der Verlagshandlung Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.